Meyers Konversations-Lexikon

Digitized by Google

ASHEL LIB.

Class

Princeton University.
Elizabeth Association.

JUL 30 1970

Permanent Paper

Meyers

Konversations-Lexikon.

Fünfte Auflage.

Vierter Band.

Chemillé bis Dingelstedt.

Digitized by Google

Holzfreies Papier.

Digitized by Google

Meyers Konversations-Lexikon.

Ein

Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen.

Vierter Band.

Chemillé bis Dingelstedt.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1894.

Digitized by Google

(RECAP)
0982
.639
V.4

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

C.

Chemillé (spr. sch'mijé), Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrond. Cholet, an der Hirôme und der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh., eine eisenhaltige Mineralquelle, Weberei von Leinwand und Sacktüchern (für die Industrie von Cholet, s. d.), Fabrikation von Flanell, Papier und (1891) 3207 Einw. Hier erfochten 12. April 1793 die Vendéer einen Sieg über die Republikaner.

Cheminée (franz., spr. schĕ-), Kamin, Schornstein; in der Alpinistensprache: kehlenförmiger Riß in einer Felswand.

Chemischblau, s. Indigo.

Chemischbraun, s. Bister und Kupferbraun.

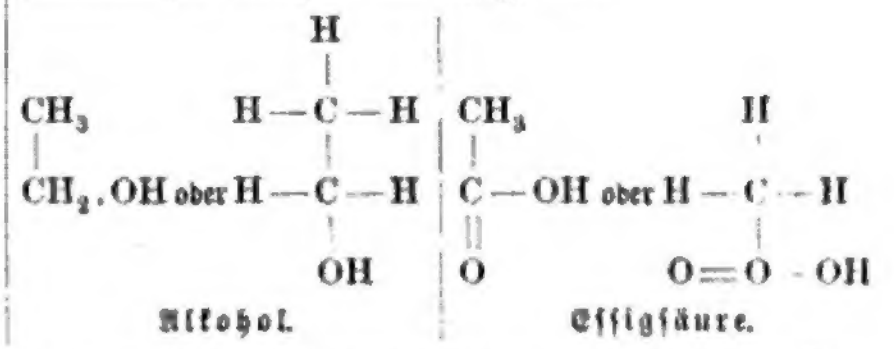
Chemische Anziehung, s. Chemische Verwandtschaft.

Chemische Bestandteile, diejenigen Körper, in welche eine chemische Verbindung zerlegt werden kann. Quecksilberoxyd besteht aus Quecksilber und Sauerstoff und zerfällt in diese Bestandteile beim Erhitzen. Kaliumeisenoxydulsulfat ist ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Eisenoxydul, es enthält diese beiden Salze als nähere Bestandteile. Die Salze sind aber wieder zusammengesetzt: das schwefelsaure Kali besteht aus Kalium und dem Schwefelsäurerest SO_4, das schwefelsaure Eisenoxydul aus Eisen und Schwefelsäurerest. Kalium, Eisen und Schwefelsäurerest sind entferntere Bestandteile des Doppelsalzes. Kalium und Eisen sind Elemente und nicht weiter zersetzbar, der Schwefelsäurerest aber besteht aus Schwefel und Sauerstoff, und diese vier Elemente: Kalium, Eisen, Schwefel, Sauerstoff, sind die elementaren Bestandteile des Doppelsalzes.

Chemische Elemente, s. Elemente.

Chemische Fabriken, s. Chemische Industrie.

Chemische Formeln, die mit Hilfe der chemischen Zeichen (s. d.) hergestellten Symbole der Zusammensetzung chemischer Verbindungen. Die Formel Fe_2Cl_6 kommt dem Eisenchlorid zu und besagt, daß dieser Körper besteht aus 2 Atomen Eisen und 6 Atomen Chlor, und zwar bedeutet die Formel 1 Molekül des Eisenchlorids. Nun sind 2 Atome Eisen $= 55{,}88 \times 2 = 111{,}76$ und 6 Atome Chlor $= 35{,}37 \times 6 = 212{,}22$, mithin das Molekulargewicht des Eisenchlorids $= 323{,}98$. Daraus berechnet sich dann auch leicht die prozentische Zusammensetzung. Eine Formel, welche nichts angibt als die Atome und deren Zahl im Molekül einer Verbindung, also die qualitative und quantitative Zusammensetzung desselben, nennt man eine empirische Formel im Gegensatz zur rationellen oder Konstitutionsformel, welche auch die Gruppierung der Atome im Molekül erkennen läßt. Die empirische Formel des Essigäthers ist $C_4H_8O_2$. Aus gewissen Zersetzungen, welche der Essigäther erleidet, weiß man, daß in demselben nicht alle 4 Atome Kohlenstoff (C), alle 8 Atome Wasserstoff (H) und die 2 Atome Sauerstoff (O) in gleicher Weise miteinander verbunden sind, sondern daß die Elemente vielmehr zwei Gruppen bilden, nämlich $C_2H_3O_2$ und C_2H_5, die bei vielen Zersetzungen des Essigäthers zum Vorschein kommen. Dem Essigäther kommt daher die rationelle Formel $C_2H_3O_2.C_2H_5$ zu, welche einen Einblick in die Konstitution des Körpers gewährt und ihn von einem andern, dem gleichfalls die empirische Formel $C_4H_8O_2$ zukommt, unterscheidet. Noch bessern Einblick in die Zusammensetzung der Körper gewähren die Strukturformeln, welche die Verkettung der Atome im Molekül oder die Struktur des Moleküls erkennen lassen. Die beiden Strukturformeln für Alkohol und Essigsäure:



besagen, daß im Molekül Alkohol zwei vierwertige Kohlenstoffatome durch eine Verwandtschaftseinheit miteinander verbunden sind. Die drei übrigen Verwandtschaftseinheiten des einen Kohlenstoffatoms binden 3 Atome Wasserstoff, die drei übrigen Verwandtschaftseinheiten des andern Kohlenstoffatoms binden 2 Atome Wasserstoff und ein zweiwertiges Sauerstoffatom, welches noch ein Atom Wasserstoff bindet. In der Essigsäure ist das eine Kohlenstoffatom durch 2 Verwandtschaftseinheiten mit 1 Atom Sauerstoff verbunden. Um den Verlauf eines chemischen Prozesses auszudrücken, werden die Formeln zu Gleichungen verbunden. Man verbindet auf der einen Seite die Molekularformeln der aufeinander einwirkenden Körper durch ein + und auf der andern ebenso die gebildeten Produkte: $H_2SO_4 + Fe = FeSO_4 + 2H$. Berechnet

Digitized by Google

man aus den Atomgewichten der betreffenden Elemente die Molekulargewichte der Verbindungen, so ergeben sich ohne weiteres die quantitativen Verhältnisse, welche bei diesem Prozeß obwalten.

Chemische Gleichungen, s. Chemische Formeln.

Chemische Harmonika, s. Schall.

Chemische Industrie, der Teil der Industrie, welcher sich zur Hervorbringung seiner Produkte chemischer Prozesse bedient. In diesem weitern Sinne gehören zur chemischen Industrie auch die Brauerei, Brennerei, Glas-, Seifen-, Leimfabrikation ꝛc., doch faßt man den Begriff in der Regel enger und rechnet zur chemischen Industrie nur die in chemischen Fabriken ausgeführte Herstellung von Chemikalien, wie Schwefelsäure, Salz-, Salpetersäure, Soda, Pottasche, Chlorkalk, Alaun, Borax, Phosphor, anorganische und organische Farbstoffe, Chloroform, Chloralhydrat, Salicylsäure ꝛc. Einige Zweige der chemischen Industrie sind alt und haben sich empirisch entwickelt, andre fußen durchaus auf neuern chemischen Forschungen und haben vielfach in den chemischen Laboratorien gemachte Entdeckungen verwertet. Die meisten dieser Industriezweige haben sich um so glücklicher entwickelt, je intensiver sie den Zusammenhang mit der Wissenschaft aufrecht erhielten. Die Fabriken für Teerfarben, welche völlig auf wissenschaftliche Forschung angewiesen sind, haben denn auch chemische Laboratorien eingerichtet, in welchen oft zahlreiche Chemiker nur für die Zwecke der Fabrik arbeiten. Dies ist namentlich in Deutschland der Fall, und hier hat auch die ch. J. in der jüngsten Zeit die größten Fortschritte gemacht.

Chemische Konstitution, s. Chemische Formeln.

Chemische Körper, alle Körper, welche nur aus einer chemischen Verbindung bestehen. Kochsalz ist ein chemischer Körper, weil es wesentlich nur aus Chlornatrium besteht, Seesalz aber ist kein chemischer Körper, weil es neben Chlornatrium erhebliche Mengen andrer Salze und zwar nicht als Verunreinigungen, sondern als wesentliche Bestandteile enthält. Ch. K. bestehen auch nicht immer durchaus nur aus der einen Verbindung, sie sind nicht immer chemisch rein, sondern häufig durch andre Substanzen verunreinigt. So enthält der Salpeter (salpetersaures Kali) von seiner Bereitung her oft etwas Chlorkalium oder Chlornatrium. Versetzt man seine Lösung mit salpetersaurem Silber, so entsteht bei Gegenwart von Chlor ein weißer Niederschlag oder eine Trübung von Chlorsilber. Nur wenn die Salpeterlösung diese Reaktion auf Chlor nicht zeigt, wenn sie auf Zusatz von salpetersaurem Silber völlig klar bleibt, ist der Salpeter chemisch rein.

Chemische Meßkunst, s. Stöchiometrie.

Chemische Orte, s. Substitution.

Chemische Präparate (Chemikalien), im weitern Sinn alle Produkte, besonders chemische Verbindungen, welche durch chemische Prozesse gewonnen werden; im engern Sinn nur die in besondern chemischen Fabriken oder Laboratorien dargestellten Substanzen. Über Darstellung chemischer Präparate in Laboratorien vgl. Erdmann, Anleitung zur Darstellung chemischer Präparate (Frankf. a. M. 1891); Anleitung zur Darstellung organischer Präparate von Berg (Stuttg. 1887), von Fischer (Würzb. 1887); Bender u. Erdmann, Chemische Präparatenkunde (Bd. 1, Stuttg. 1893). Vgl. Chemische Industrie.

Chemischer Prozeß, der Vorgang der Verbindung oder Zersetzung der Stoffe. Zink bleibt bei gewöhnlicher Temperatur beim Liegen an der Luft unverändert, erhitzt man es aber hinreichend stark bei Zutritt der Luft, so schmilzt es, entzündet sich und verbrennt zu weißem Zinkoxyd, indem es sich mit dem Sauerstoff der Luft verbindet. Zinkoxyd besteht aus Zink und Sauerstoff, seine Bildung ist ein ch. P. und zwar ein synthetischer, weil bei demselben zwei Körper zur Bildung eines neuen Körpers zusammengetreten sind. Erhitzt man kohlensauren Kalk, so tritt Zersetzung ein, es entweicht gasförmige Kohlensäure, und es bleibt Calciumoxyd zurück. Letzteres kann noch weiter in Calcium und Sauerstoff zerlegt werden. Diese chemischen Prozesse, durch welche ein Körper in seine Bestandteile zerlegt wird, nennt man analytische. Die Verbindung des Zinks mit Sauerstoff erfolgt auf Grund der chemischen Verwandtschaft der beiden Elemente zu einander; erhitzt man kohlensauren Kalk, so daß die Kohlensäure entweicht, so wird die chemische Verwandtschaft, welche die Körper vereinigt hielt, durch die hohe Temperatur überwunden. Bringt man Chlorwasserstoff und Eisen miteinander in Berührung, so bildet sich Chloreisen und freier Wasserstoff, indem die Verwandtschaft des Eisens zum Chlor sich stärker erweist als die des Chlors zum Wasserstoff. Mischt man Lösungen von essigsaurem Blei mit schwefelsaurem Zink, so scheidet sich unlösliches schwefelsaures Blei aus, und in Lösung bleibt essigsaures Zink. Derartige chemische Prozesse nennt man Wechselzersetzungen oder Umsetzungen. Wirkt Zink Zn auf Schwefelsäure H_2SO_4, so tritt das Zink an die Stelle des Wasserstoffs H, und es entsteht schwefelsaures Zink $ZnSO_4$, der Wasserstoff wird durch Zink substituiert. Derartige Substitutionsprozesse spielen besonders in der organischen Chemie eine große Rolle, indem z. B. im Ammoniak NH_3 die drei Atome Wasserstoff durch Alkoholradikale ersetzt, substituiert werden können ($NH_2.CH_3$ — $NH(CH_3)_2$ — $N(CH_3)_3$). Erhitzt man Salmiakkristalle, so verwandelt sich der Salmiak (NH_4Cl) in Dampf, und bei genügend hoher Temperatur zerfällt er durch Dissociation in NH_3 und HCl, welche Körper, wenn sie nicht voneinander getrennt werden, bei sinkender Temperatur sich wieder miteinander vereinigen. Auch durch Einwirkung des Lichtes und des elektrischen Stromes können chemische Verbindungen zerlegt werden (Elektrolyse). Chemische Prozesse verlaufen beständig in der Natur, und auch die Technik ruft in zahllosen Fällen solche Prozesse hervor, die sie auf ein bestimmtes Ziel hinleitet. Gesteine verwittern unter dem Einfluß des Wassers, des Sauerstoffs und der Kohlensäure, die in der Atmosphäre enthalten sind, und verwandeln sich in Ackererde, in welcher die Trümmer der gesteinbildenden Mineralien sich weiter zersetzen, neue Verbindungen gebildet und durch die lebenden, in der Erde wurzelnden Pflanzen sowie durch die Reste der abgestorbenen Pflanzen und Tiere zahlreiche chemische Wandlungen eingeleitet werden. In den Pflanzen verlaufen mannigfaltige chemische Prozesse, durch welche Kohlensäure, Wasser und Ammoniak oder Salpetersäure in die überaus verschiedenartigen Pflanzenbestandteile umgebildet werden. Überall entstehen Cellulose, Eiweiß, Stärkemehl, Gerbstoff ꝛc.; aber neben diesen allgemein verbreiteten Pflanzenstoffen werden eigentümliche Substanzen gebildet, deren Auftreten mit der charakteristischen Organisation der einzelnen Pflanzenarten eng verknüpft ist. Obwohl in demselben Boden wurzelnd und auf gleiche Nahrungsstoffe angewiesen, erzeugt die eine Pflanze reichlich ätheri-

Digitized by Google

sches Öl, die andre Farbstoffe, die dritte ein giftiges Alkaloid, ohne daß wir bis jetzt wissen, welche Kräfte die hier verlaufenden chemischen Prozesse in so eigentümliche Bahnen lenken. Bei den Tieren wird Ähnliches beobachtet, aber auch hier sind wir nicht entfernt im stande, das Spiel der Zersetzungen und Verbindungen zu übersehen, welchem die Nahrungsstoffe und die aus ihnen gebildeten Körperbestandteile unterliegen, bis sie, in Substanzen von verhältnismäßig einfacher Zusammensetzung übergeführt, endlich den Körper verlassen. Auf chemische Prozesse sind die Erfolge des Ackerbaues und der Viehzucht, die Entwickelung der Organismen, ihre Gesundheit, ihre Krankheit und ihr Tod zurückzuführen. Die Wirkung der meisten Arzneimittel beruht auf chemischen Prozessen, und ebenso werden die Substanzen, mit welchen die Technik arbeitet, die Metalle, viele Salze, das Glas ꝛc., durch chemische Prozesse gewonnen.

Chemisches Laboratorium, s. Laboratorium.

Chemische Symbole, soviel wie chemische Zeichen.

Chemische Technologie, s. Technologie.

Chemische Tusche, soviel wie lithographische Tinte, s. Lithographie.

Chemische Umsetzungen, s. Chemische Prozesse.

Chemische Verbindungen, s. Elemente.

Chemische Verwandtschaft (chemische Anziehung, Affinität), die Kraft, welche bei der Bildung chemischer Verbindungen zwischen den Atomen thätig ist und die Moleküle in sich zusammenhält. Kein chemischer Prozeß verläuft ohne die Beteiligung der Affinität, neben derselben aber wirken oft unterstützend oder entgegenwirkend andre physikalische Agentien. Durch Reibung, Stoß und Schlag wird die Zersetzung vieler chemischer Verbindungen herbeigeführt, und man muß annehmen, daß in solchen Fällen die chemischen Kräfte oft durch Anstoß oder Auslösung zur Wirksamkeit gelangen. Ähnlich wirkt oft die Wärme. Im übrigen wirkt die Wärme oft entgegengesetzt. Ganz allgemein kann man annehmen, daß die Wärme den Zusammenhang der bestehenden Verbindungen zu lösen strebt, und bei genügend hoher Temperatur werden wahrscheinlich alle Verbindungen vollständig in ihre Elemente zerlegt. Anderseits begünstigt die Wärme oft die Bildung chemischer Verbindungen, die dann wieder bei höherer Temperatur zerfallen. Leitet man durch Lösungen oder durch geschmolzene chemische Verbindungen einen galvanischen Strom, so findet Zersetzung statt, und die Zersetzungsprodukte scheiden sich an den Elektroden aus. Anderseits wird Sauerstoff O_2 durch Elektrizität in Ozon O_3 verwandelt. In ähnlicher Weise wie Wärme wirkt Licht auf manche chemische Verbindungen zersetzend, während es auch die Vereinigung mancher Elemente anregt.

Die ch. V. wirkt von Molekül zu Molekül nur auf sehr kleine Entfernungen hin, die mit gewöhnlichen Hilfsmitteln nicht mehr zu messen sind, deshalb ist erforderlich, daß zwei Stoffe, die chemisch aufeinander einwirken sollen, sich innig berühren. Daher wirken feste Körper nur verhältnismäßig selten direkt aufeinander, und wenn sich auf der Berührungsfläche eine dünne Schicht des festen Reaktionsproduktes bildet, so hindert dies in der Regel die weitere Einwirkung vollständig. Begünstigt wird die Einwirkung fester Körper aufeinander durch feines Pulvern und Zusammenreiben oder sehr starkes Zusammenpressen der Pulver, noch mehr, wenn durch die bei der Vereinigung der beiden Körper entwickelte Wärme Schmelzung des einen Körpers eintritt oder wenn ein flüssiges Reaktionsprodukt gebildet wird, in welchem wenigstens einer der beiden Körper sich löst. Der alte Satz »corpora non agunt nisi fluida« erfordert eine Einschränkung, aber die größte Mehrzahl aller chemischen Vorgänge, welche auf der Wechselwirkung mehrerer verschiedenartiger Stoffe aufeinander beruhen, vollzieht sich unter Beteiligung mindestens Eines flüssigen oder gasförmigen Stoffes. Der tropfbarflüssige Zustand gewährt die günstigsten Bedingungen für die chemische Einwirkung, die Beweglichkeit der Teilchen ist hinreichend groß, und die Dichtigkeit ist erheblich größer als bei den Gasen. Alles, was die innige Mischung der Moleküle begünstigt, befördert auch den Verlauf des chemischen Prozesses. Gießt man zwei ungleich schwere Flüssigkeiten, die chemisch aufeinander einwirken, in ein Gefäß, so lagern sie sich übereinander, und der Prozeß vollzieht sich langsam, indem die Flüssigkeiten durch Diffusion sich mischen. Dagegen wird der Prozeß sehr beschleunigt, wenn man durch Umrühren eine innige Mischung der Flüssigkeiten herbeiführt. Da der flüssige Zustand der günstigste für den Verlauf chemischer Prozesse ist, so wird auch die Reaktionsfähigkeit der Gase erhöht, wenn sie in wässeriger Lösung auftreten. Gase wirken aber auch dann energischer, wenn sie von porösen festen Körpern absorbiert sind. Bei flüssigen Lösungen hängt die Reaktionsfähigkeit von der Konzentration ab; in der Regel wirken konzentrierte Lösungen energischer, und manche Reaktionen treten überhaupt nur bei einer gewissen höhern Konzentration ein, in einzelnen Fällen aber verläuft der chemische Prozeß nur in verdünnten Lösungen. Man muß annehmen, daß der Zustand des gelösten Stoffes durch die Menge des Lösungsmittels wesentlich beeinflußt wird. Solche Zustandsverschiedenheiten beobachtet man auch an festen Körpern, die z. B. im kristallinischen Zustand in der Regel viel schwerer angegriffen werden als im amorphen. Zeigt sich die Reaktionsfähigkeit einer Substanz in einer ihrer Modifikationen besonders auffallend erhöht, so spricht man von einem aktiven Zustand, wie z. B. das Ozon als aktiver Sauerstoff bezeichnet wird. Eine erhöhte Wirksamkeit zeigen manche Körper im Entstehungszustand, in welchem sie, Atom für Atom aus einer Verbindung frei werdend, mit der ganzen chemischen Verwandtschaft des Atoms auf den gegenwärtigen zweiten Körper einwirken, während in dem frei gewordenen Körper die Atome zu Molekülen verbunden sind und mithin ein Teil ihrer Verwandtschaft gesättigt ist. Oft beeinflußt die Gegenwart eines dritten Körpers, der selbst an dem chemischen Prozeß nicht teilzunehmen scheint, den Verlauf dieses letztern (Katalyse, Kontaktwirkung). In solchen Fällen mögen leicht wandelbare Körper entstehen und sich sofort wieder zersetzen, wobei dann ein als Zersetzungsprodukt auftretender Körper im Entstehungszustand wirkt; bei andern derartigen Erscheinungen ist solche Annahme nicht zulässig und eine Erklärung bis jetzt nicht möglich. Dahin gehört auch die Erscheinung, daß manche chemische Vorgänge durch die Gegenwart derjenigen Stoffe eingeleitet oder beschleunigt werden können, welche diese Vorgänge selbst erzeugen (übermangansaures Kali wird durch zugetröpfelte Oxalsäurelösung anfänglich langsam zu Manganosalz reduziert, der Prozeß verläuft aber viel schneller, nachdem sich einmal etwas Manganosalz gebildet hat, oder wenn man von vornherein Manganosalz zusetzt).

Digitized by Google

Der einfachste Vorgang, welcher durch die ch. V. zu stande gebracht werden kann, ist die direkte Vereinigung zweier Stoffe, die Addition; doch ist derselbe, entgegen der frühern Annahme, keineswegs häufig. Wasserstoff (H) und Sauerstoff (O) vereinigen sich direkt zu Wasser (H_2O), aber dies ist keine Addition, denn das Molekül des Sauerstoffs ist O_2, und dasselbe muß also zersetzt werden, wenn sich ein Sauerstoffatom mit H_2 verbinden soll. Sieht man hiervon ab, so ist Thatsache, daß es nur in gewissen Fällen gelingt, einen Körper durch einfache Anlagerung eines andern in eine neue Verbindung überzuführen. Chlorkalium KCl kann nicht durch direkte Addition von O in chlorsaures Kali $KClO_3$ verwandelt werden, ebensowenig Methan CH_4 in Methylalkohol CH_4O, während Kohlenoxyd CO durch Addition eines Chlormoleküls in $COCl_2$ verwandelt wird. Alle chemischen Reaktionen, die nicht als Additionen anzusehen sind, müssen durch die Annahme erklärt werden, daß die Größe der chemischen Verwandtschaft, die Intensität der chemischen Anziehung zwischen verschiedenen Stoffen ungleich groß ist. Wirkt Eisen auf Schwefelquecksilber, also auf eine chemische Verbindung von Quecksilber mit Schwefel, so überwindet die ch. V. des Eisens zum Schwefel diejenige des Quecksilbers zum Schwefel, und es entsteht Schwefeleisen, während Quecksilber frei wird (einfache Wahlverwandtschaft). Treten zwei chemische Verbindungen miteinander in Berührung, so kann ein doppelter Austausch stattfinden: aus Jodkalium und Chlorquecksilber wird Chlorkalium und Jodquecksilber (doppelte Wahlverwandtschaft). Denkt man sich alle in Betracht kommenden Affinitäten gemessen und zu einer algebraischen Summe addiert, indem man diejenigen Kräfte, welche die bestehenden Verbindungen zusammenhalten, als —, diejenigen, welche neue Verbindungen herzustellen streben, als + rechnet, so muß diese Summe im ganzen + sein, wenn eine Reaktion unter dem Einfluß der chemischen Verwandtschaft allein eintreten soll. Wenn dieselbe — wäre, so könnte eine Veränderung nur unter Mitwirkung andrer Agenzien stattfinden. Die Prozesse sind keineswegs immer so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Wenn z. B. Sauerstoff (O) auf Aldehyd C_2H_4O übertragen wird, so entsteht Essigsäure $C_2H_4O_2$; es wirkt hierbei aber keineswegs nur die Verwandtschaft des O zum Aldehyd, sondern es findet eine Umlagerung der Atome im Molekül des Aldehyds statt, aus $CH_3.CHO$ wird $CH_3.COOH$, und die Verwandtschaft, mit welcher die Atome im Aldehyd verkettet sind, muß bei der Aufnahme des O überwunden werden.

Seit langem waren die Chemiker bestrebt, einen Maßstab für die Größe der chemischen Verwandtschaft zu finden und die einzelnen Verwandtschaftsgrößen zu messen. Man hat jedoch nur erreicht, die relative Größe der Verwandtschaftskräfte abzuschätzen, nicht aber den Unterschied in Zahlen auszudrücken. In dem oben angeführten Beispiel von Schwefelquecksilber und Eisen hat offenbar letzteres größere ch. V. zum Schwefel als Quecksilber. Weil Kali die Thonerde aus ihrer Verbindung mit Schwefelsäure verdrängt, und weil wieder Baryt das Kali aus dem schwefelsauren Kali verdrängt, nahm man an, daß Kali größere Verwandtschaft als Thonerde und Baryt noch größere Verwandtschaft als Kali zur Schwefelsäure habe. Auf Grund solcher Beobachtungen konstruierte man Verwandtschaftstafeln, aber man fand gegenüber andern Säuren (oder Basen) oft eine andre Reihenfolge derselben Stoffe, und überdies zeigte sich eine Abhängigkeit der Reihenfolge von der Temperatur und andern Verhältnissen, so daß der Wert der Tafeln mehr und mehr illusorisch wurde. Dazu erwiesen sich oft scheinbar einfachste chemische Vorgänge bei näherer Betrachtung komplizierter, als für die klare Erkenntnis der Affinitätsverhältnisse dienlich ist. Man muß sich daher in der Regel damit begnügen, mehrere einander ähnliche Vorgänge zu vergleichen, bei welchen zum Teil dieselben Affinitäten thätig sind oder Affinitäten, die annähernd als gleich groß betrachtet werden dürfen, um auf die relative Größe der übrigen Kräfte schließen zu können. So fand man z. B., daß die Verwandtschaft von Quecksilber, Kupfer, Zink und Magnesium gegen Sauerstoff in der angeführten Reihenfolge zunehmend größer wird. Man nimmt an, daß die beständigern Verbindungen ihre Bestandteile durch größere ch. V. vereinigt enthalten, und oft gibt die Zersetzbarkeit durch Temperaturerhöhung einen bequemen, leicht anwendbaren Maßstab zur Beurteilung der relativen Größe chemischer Verwandtschaften. Freilich vergleicht man dabei nicht einzelne, sondern stets eine Summe mehrerer Affinitäten, welche zum Teil die bestehenden Verbindungen zu erhalten, zum andern Teil aber die neuen Verbindungen herzustellen streben. Unter solchen Verhältnissen sind die Bemühungen, allgemeine Gesetze zu entdecken, nicht sehr fruchtbringend gewesen. Im allgemeinen haben diejenigen Elemente die größte ch. V. zu einander, deren chemischer Charakter möglichst verschieden ist. Die Metalle bilden mit Sauerstoff, Chlor ꝛc. die meisten beständigen Verbindungen, während die Verbindungen der zuletzt genannten Metalle untereinander sich gewöhnlich sehr leicht zersetzen. Der chemische Gegensatz zwischen elektropositiven und elektronegativen Bestandteilen beherrscht die Mehrzahl aller chemischen Vorgänge. Das Bestreben zur möglichsten Ausgleichung jenes Gegensatzes steht offenbar im engsten ursachlichen Zusammenhang mit dem Wesen der chemischen Verwandtschaft. Bei allen Umsetzungen, bei welchen man positive und negative Bestandteile der reagierenden Stoffe deutlich unterscheiden kann, entstehen meist neutrale Verbindungen, die geringere Neigung zu weitern Umsetzungen haben als nicht neutrale, sich indifferenter verhalten. Faßt man vorzugsweise diejenigen Elemente ins Auge, deren chemischer Charakter durch ihre Stellung in den Atomgewichtsperioden (s. Elemente) am schärfsten definiert ist, so erkennt man, daß die Reaktionsfähigkeit zu dem chemischen Charakter in Beziehung steht. Die stark positiven Anfangsglieder der periodischen Reihen Lithium, Natrium, Kalium, ferner Magnesium, Calcium sind, wie auch die stark negativen Endglieder Fluor, Chlor, Brom, Sauerstoff, Schwefel, am reaktionsfähigsten. Die Reaktionsfähigkeit nimmt ab gegen die Mitte der Atomgewichtsperioden, wo sich mehr oder weniger indifferente Elemente, wie Bor, Kohlenstoff, Silicium, Stickstoff ꝛc., finden.

Der Ausdruck ch. V. entstammt einem längst verlassenen Vorstellungskreis, wird aber noch immer allgemein benutzt. Nach Hippokrates verbinden sich zwei Körper nur dann chemisch miteinander, wenn sie irgend einen gemeinschaftlichen Bestandteil enthalten, und noch Becher (gest. 1682) lehrte, daß zwei Körper um so größere Verwandtschaft zu einander haben, je mehr von einem gemeinschaftlichen Bestandteil sie enthalten. Boerhaave sprach dann wohl zuerst die diametral entgegengesetzte Ansicht aus, daß die Unähnlichkeit der Substanzen ihre ch. V. bedinge. Becher lehrte auch, daß aus einer chemischen Verbindung zweier Körper

der eine durch einen dritten Körper herausgenommen werden kann, wenn letzterer zu jenem größere Verwandtschaft besitzt als die beiden Bestandteile der chemischen Verbindung zu einander. Diese Lehre von verschieden starken Affinitäten wurde besonders durch Boyle weiter entwickelt, und man entwarf Tabellen, in welchen die verschiedenen Substanzen nach der Stärke ihrer Affinitäten geordnet waren. Boyle deutete zuerst an, daß die verschieden starke Anziehung zwischen den Atomen den Verlauf der chemischen Reaktionen bedinge; Newton entwickelte diese Gedanken mit voller Klarheit, wollte aber die Attraktion zwischen den kleinsten Teilchen der Materie nicht mit der allgemeinen Anziehung wägbarer Massen identifizieren, während Bergman und Berthollet diese Identität behaupteten. Ersterer nahm an, daß bei Einwirkung eines Körpers c auf eine Verbindung a b entweder vollständige Zersetzung in a c und b eintrete, oder daß alles unverändert bleibe, ebenso, daß bei Einwirkung zweier Verbindungen a b und c d aufeinander entweder gar keine Veränderung oder vollständige Zersetzung in a c und b d eintrete. Berthollet hob dem gegenüber den unter Umständen entscheidenden Einfluß des physikalischen Zustandes der aufeinander einwirkenden Substanzen hervor. Die Wirkung der chemischen Verwandtschaft, die wesentlich verschieden sein wird, je nach der Kohäsion (Schwerlöslichkeit) oder der Elastizität (dem Bestreben, in den gasförmigen Zustand überzugehen), hängt ab außer von der Attraktion der kleinsten Teilchen von dem Mengenverhältnis, in welchem dieselben aufeinander wirken. Scheidet sich ein Körper im unlöslichen Zustand ab oder entweicht er gasförmig, so wird er der weitern Einwirkung der Affinität entzogen. Wirkt ein Körper c auf die Lösung eines Körpers a b, so erfolgt eine Teilung von b zwischen a und c, je nach der Affinität und der Menge der aufeinander einwirkenden Stoffe. Das Entscheidende ist das Produkt aus der Masse mal der chemischen Verwandtschaft (die masse chymique). Sofern sich nichts Unlösliches abscheidet und kein Gas entweicht, kann von einer vollständigen Verdrängung eines der Bestandteile bei der Einwirkung endlicher Massen nicht die Rede sein, wie groß auch immer die Affinitäten sein mögen. Vielmehr wird sich immer ein durch die Affinitäten und die Mengenverhältnisse bedingtes Teilungsgleichgewicht herstellen, welches erst wieder gestört wird, wenn ein Reaktionsprodukt unlöslich oder gasförmig ausscheidet. Alsdann bildet sich ein neues Gleichgewicht, und das Ende der fortschreitenden Reaktion ist vollständige Zersetzung im Sinne Bergmans. Berthollets Ansichten gewannen zunächst nicht die Beachtung, welche sie verdienten, Berzelius' elektrochemisches System fand allgemeine Anerkennung, und als es durch die Entdeckungen von Faraday und Dumas gestürzt wurde, war man so ausschließlich mit dem Ausbau der organischen Chemie beschäftigt, daß die Affinitätslehre wenig Beachtung fand. Erst in der neuesten Zeit hat man sich der letztern wieder zugewandt, aber nicht, um das Wesen der Affinitätskräfte zu ergründen, sondern um Methoden ausfindig zu machen, welche eine zahlenmäßige Bestimmung der Intensität dieser Kräfte ermöglichen. In diesen Bestrebungen hat die Bertholletsche Theorie ihre Auferstehung gefeiert.

Chemische Wäsche, chemisch trockne Reinigung, s. Waschen.

Chemische Wirkung des Lichtes, s. Licht.

Chemische Zeichen (Symbole), in frühern Zeiten zum Zweck der Abkürzung und der Geheimhaltung chemischer Arbeiten benutzte Symbole für verschiedene Substanzen und Operationen, welche nur dem Eingeweihten verständlich waren. So bedeutete ☉ (Sol) Gold, ☽ (Luna) Silber, ♀ (Venus) Kupfer, ♂ (Mars) Eisen, ♃ (Jupiter) Zinn, ♄ (Saturnus) Blei, ☿ (Mercurius) Quecksilber, ⊖ Salz, ⊕ Salpeter, ▽ Wasser, △ Feuer, ▲ Erde ꝛc. (vgl. Apothekerzeichen). — Gegenwärtig bedient man sich chemischer Zeichen, um die Zusammensetzung einer chemischen Verbindung sowohl in Bezug auf die in ihr enthaltenen Elemente als auch in Bezug auf die Anzahl und Gruppierung der in ihr enthaltenen Atome in bildlicher Weise auszudrücken. Als Zeichen für die Elemente (s. d.) dienen die Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen, und da die Namen vieler Elemente mit denselben Buchstaben anfangen, so muß man oft auch noch einen zweiten Buchstaben des Namens zu Hilfe nehmen. Kohlenstoff, Carboneum, hat das Zeichen C; Kobalt, Cobaltum, hat Co; Mangan hat Mn, Magnesium Mg. Diese Zeichen drücken 1 Atom des betreffenden Elementes aus. Sind zwei Elemente miteinander verbunden, so schreibt man ihre Zeichen unmittelbar nebeneinander: PbO ist eine Verbindung von 1 Atom Blei mit 1 Atom Sauerstoff (Bleioxyd), PbS eine Verbindung von 1 Atom Blei mit 1 Atom Schwefel (Schwefelblei). Früher bezeichnete man Sauerstoff häufig durch einen Punkt, Schwefel durch einen Strich, z. B. Bleioxyd Pb, Schwefelblei Pb, über dem Buchstaben des chemischen Zeichens. Das Zeichen bedeutet bei Elementen stets 1 Atom, bei Verbindungen stets 1 Molekül. 2 Atome Kalium bezeichnet man mit K_2, 1 Molekül Kaliumoxyd, in welchem 2 Atome Kalium mit 1 Atom Sauerstoff verbunden sind, daher mit K_2O, und 2 Moleküle Kaliumoxyd mit $2K_2O$. Manche Elemente treten in Doppelatomen auf; solche Atomkomplexe, welche sich anders verhalten als 2 einfache Atome, bezeichnete man durch das gewöhnliche, aber horizontal durchstrichene Zeichen, z. B. Al. Dies Doppelatom gibt mit 3 Atomen Sauerstoff O_3 Aluminiumoxyd. In neuerer Zeit zieht man vor, das Doppelatom einzuklammern (Al_2) oder läßt auch die Klammern fort. Die Wertigkeit der Elemente und Verbindungen drückt man durch Striche oder römische Zahlen über den Zeichen aus. Fe ist zweiwertig $\overset{II}{Fe}$, das Doppelatom ist sechswertig $\overset{VI}{Fe_2}$. Vgl. Chemische Formeln.

Chemische Zersetzung, s. Chemischer Prozeß.

Chemischgrün, s. Saftgrün.

Chemisch rein, s. Chemische Körper.

Chemischrot, s. Englischrot.

Chemisch-trockne Reinigung, s. Waschen.

Chemise (franz., spr. schemiß), Hemd; Chemisette, Vorhemd, Kragen.

Chemismus (griech.), chemisches Verhältnis; naturphilosophische Theorie, welche die Bildung oder Forterhaltung der Natur durch einen chemischen Prozeß erklären will; auch soviel wie Chemiatrie (s. Chemie, S. 1047).

Chemitropismus, s. Chemotaxis.

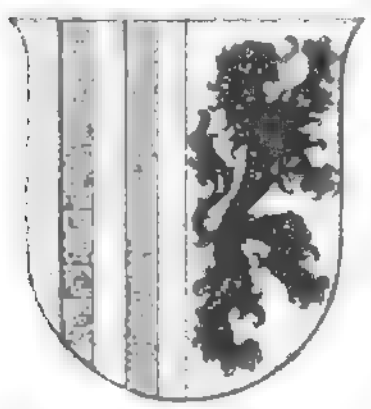
Chemitypie (griech.), das von dem dänischen Goldarbeiter Pitl erfundene Verfahren, Radierungen auf Zink und Kupfer in Relief zum Druck für die Buchdruckpresse herzustellen. Nach demselben wird eine blank polierte Zinkplatte (Kupfer kommt nur selten in Anwendung) mit einem Ätzgrund überzogen; auf diesen wird die Zeichnung gepaust und mit einer Radiernadel bis zur Tiefe der Platte, jedoch nicht in die-

selbe eingegraben. Die sodann geätzte und erforderlichen Falls mit dem Grabstichel vollendete Platte wird gereinigt und über einer Spiritus- oder Gasflamme erhitzt, während gleichzeitig eine leichtflüssige Bleizinnwismutlegierung auf dieselbe gebracht wird, welche die vertieften Linien der Zeichnung ausfüllt und darin erstarrt. Nach Abkühlung der Platte wird das überschüssige Metall weggeschabt, so daß die Zeichnung gleichsam in das Zink eingelegt erscheint. Man ätzt nun mit verdünnter Salpetersäure, welche das ausfüllende Metall nicht angreift, das Zink nach und nach hinweg und erhält so ein Relief, das die vorher vertieften Linien genau erhaben wiedergibt. Die C. ist billiger als Holzschnitt und liefert von Originalradierungen und Stichen, insofern der bildende Künstler selbst zu radieren oder zu gravieren vermag, sehr getreue Faksimiles. Da aber der Feinheit der Linien in der C. gewisse Grenzen gesteckt sind, auch das Metall, dessen sie sich bedient, nicht die Affinität zur Druckfarbe hat wie das Holz, hauptsächlich aber, weil die Zeichner lieber mit dem Bleistift auf der Kreideschicht des Holzes als mit der Nadel in Ätzgrund arbeiten, hat die C. mit dem Holzschnitt nicht zu konkurrieren vermocht. Dagegen wird sie zur Herstellung von Landkarten durch die Buchdruckmaschine verwandt, ist jedoch vielfach durch die verbesserte Zinkätzung und Photozinkographie verdrängt worden.

Chemmis, ägyptische Gottheit, s. Min.

Chemnitz (spr. kemm-), Fluß im Königreich Sachsen, entsteht bei Altchemnitz aus dem Zusammenfluß der Zwönitz und Würschnitz, geht durch die Stadt C. und mündet nach 83 km langem Lauf bei Wechselburg rechts in die Zwickauer Mulde.

Chemnitz (spr. kemm-, hierzu der Stadtplan), Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, liegt 300 m ü. M., am Fuß des Erzgebirges, in einem Kesselthal am Flusse C. und ist Knotenpunkt der Linien Dresden-C., C.-Roßwein, C.-Annaberg, Zwickau-C., C.-Riesa, C.-Stollberg, C.-Adorf, Leipzig-C. und C.-Limbach der Sächs. Staatsbahn. Die engen Gassen der ringförmigen innern Stadt weichen schnell modernen Straßen. Großartig angelegte Vorstädte bilden um die innere Stadt einen vollkommenen Ring, namentlich hat sich die Stadt am Kaßberg, am Sonnenberg und in Schloß-Chemnitz bedeutend erweitert. Den Mittelpunkt bildet der Hauptmarkt mit dem alten Rathaus. Die Errichtung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. und eines Zierbrunnens auf diesem Platz steht in Aussicht. An andern Plätzen und an Anlagen sind bemerkenswert: der an den Hauptmarkt rechtwinkelig anstoßende Neumarkt mit einem Springbrunnen, der Schillerplatz in der Nähe des Bahnhofes, mit schönen Anlagen, der Rosenplatz, Kaiserplatz, Stadtpark, die Schloßteichanlagen ꝛc. C. hat 7 evang. Kirchen, darunter die gotische Jakobikirche mit schönem Portal, die Johanniskirche, die neue Petri- und die neue Nikolaikirche, ferner eine Kirche der separierten Lutheraner, eine römisch-katholische und eine deutsch-kath. Kirche. Von andern Gebäuden sind namentlich die neuen Schulbauten und das neue Rathaus (in der Poststraße) zu nennen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) mit der Garnison (ein Infanterie-Regiment Nr. 104) 138,954 Seelen, darunter 129,753 Evangelische, 7162 Katholiken und 953 Juden. Die Industrie ist großartig; nicht mit Unrecht nennt man C. »das sächsische Manchester«. Am ausgedehntesten ist die Fabrikation von Maschinen, Werkzeugen und Instrumenten mit (1892) 179 Betrieben und 11,622 Arbeitern, dann die Spinnerei, Weberei und Wirkerei mit 160 Betrieben und 13,351 Arbeitern. Von den größern Fabrikanlagen hat die Aktienspinnerei 670 Arbeiter und 71,000 Spindeln, die Sächsische Maschinenfabrik (vormals Hartmann) 3500, die Sächsische Webstuhlfabrik (Schönherr) 1100 und die Werkzeugmaschinenfabrik (Zimmermann) 610 Arbeiter. Die Maschinenfabriken liefern Lokomotiven und andre Dampfmaschinen, Werkzeugmaschinen, Dampfkessel, Spritzen, Pumpen ꝛc., mechanische Webstühle, Spinnerei- und Stickmaschinen (vorzüglich für Plauen), Näh-, Strick-, Wasch-, Garntrocken- und Brauereimaschinen. Die Gesamtproduktion des Maschinenbaues beträgt jährlich 27 Mill. Mk. (1851: 4 Mill. Mk.). Die Webereien fertigen Möbel- und Kleiderstoffe, Tischdecken, Tücher, Baumwollsamt, halbseidene Zeuge und Bänder. Die Wirkwarenfabrikation, die in der Stadt und Umgegend ca. 38—40,000 Arbeiter beschäftigt, liefert Strumpfwaren, Trikotagen und Handschuhe. Die jährliche Produktion beläuft sich auf ca. 70 Mill. Mk. (1851: 7½ Mill. Mk.), darunter für ca. 13 Mill. Mk. Handschuhe. Daneben fabriziert man Leder und Maschinenriemen, Steingut und Zementwaren, Chemikalien, Kopierpressen, Tafel- und Brückenwagen, Geldschränke, Metalldrahtgewebe, Wachstuch, Tapeten, Tinte, Orseille- und Anilinfarben ꝛc.; ferner gibt es ein Elektrizitätswerk, Färbereien, bedeutende Appreturanstalten, große Bleichen, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien; auch hat C. einen Schlacht- und Viehhof. Der Handel wird unterstützt durch eine Handels- und Gewerbekammer, ein Konsulat der Vereinigten Staaten Nordamerikas, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1891: 996½ Mill. Mk.), eine Stadtbank, einen Bankverein, eine Viehmarktsbank, Filialen des Dresdener Bankvereins und der Sächsischen Bank zu Dresden und zahlreiche Bankgeschäfte. Er bewegt sich hauptsächlich in Rohmaterialien und Halbfabrikaten, zum Teil auch in Ganzfabrikaten der genannten Industriezweige, sowie in Getreide und Petroleum. Die Ausfuhr aus dem Konsulatsbezirk C. nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas hatte in dem Zeitraum vom 1. Juli 1889 bis 30. Juni 1890 einen Wert von 49½ Mill. Mk. Dem Verkehr dienen die zahlreichen Eisenbahnlinien, ein verzweigtes Telephonnetz (auch Verbindung mit Leipzig, Altenburg, Zwickau u. a. O.) sowie eine elektrische und eine Pferdebahn für die Stadt und die unmittelbar anliegenden Ortschaften. An Bildungsanstalten besitzt C. ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Realschule, eine Handelslehranstalt, eine höhere Gewerbe-, eine Baugewerk-, eine Werkmeister- und eine Gewerbezeichenschule (die vier letztern vereinigt unter dem Namen technische Staatslehranstalten), ferner eine höhere Web-, eine landwirtschaftliche und eine Wirkschule, Fachschulen für Musiker, Weber, Schneider, Barbiere, Friseure, Glaser, Müller, Färber und Seifensieder, ein Theater, eine Kunsthütte mit dauernder Ausstellung, eine Stadtbibliothek (28,000 Bände), ein Museum für Chemnitzer Geschichte und eine wertvolle naturwissenschaftliche Sammlung. Zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, darunter die von Zimmermannsche Naturheilanstalt, ein Waisenhaus, ein Haus für Obdachlose, mehrere Hospi-



Wappen von Chemnitz.

Digitized by Google

ZELENITA
Zelenita
Zelenita
Zelenita

Bridge Street
Bridge Street
Bridge Street

täler, Krankenhäuser ꝛc. Von Behörden haben ihren Sitz in C.: eine Amtshauptmannschaft, ein Landgericht mit Kammer für Handelssachen, ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt und eine Berginspektion; die städtischen Behörden zählen 25 Magistratsmitglieder und 48 Stadtverordnete. Die städtischen Einnahmen beliefen sich 1891 auf 8 Mill., die Ausgaben auf 7,86 Mill. Mk.; die Stadtschuld beträgt 13,2 Mill., das Kämmereivermögen 28,4 Mill. Mk. Mit der Stadt ist jetzt das ehemalige Dorf Schloß-C. verbunden, von dessen einstigem, von Kaiser Lothar um 1125 gegründetem, 1546 aufgehobenem Benediktinerkloster die Klosterkirche mit reichverziertem Portal, einer sagenreichen vermauerten Kanzel und einem Holzschnitzwerk, die Geißelung Christi darstellend, noch vorhanden ist. Rings um die Stadt liegen dichtbevölkerte Industriedörfer, wie: Kappel, Schönau, Siegmar, Rabenstein, Altendorf, Furth, Gablenz, Altchemnitz, Harthau ꝛc. — Zum Landgerichtsbezirk C. gehören die 16 Amtsgerichte zu: Annaberg, Augustusburg, Burgstädt, C., Ehrenfriedersdorf, Frankenberg, Limbach, Mittweida, Oberwiesenthal, Penig, Rochlitz, Scheibenberg, Stollberg, Waldheim, Wolkenstein und Zschopau.

C. (älteste Namensform Kaminizi) verdankt seine Entstehung dem Kaiser Lothar, indem dieser dem Abt des von ihm und seiner Gemahlin Richenza um 1125 gestifteten Bergklosters die Erbauung eines Ortes gestattete, in welchem seit 1143 freier öffentlicher Markt gehalten werden durfte. Seit 1298 besitzt C. eine ausgebildete städtische Verfassung, doch stammt das älteste Stadtrecht erst von 1414. C. gehörte zum Pleißnerlande, dessen Geschicke, namentlich auch die wiederholten Verpfändungen an die Wettiner, es teilte; seitdem es von Kaiser Ludwig IV. 1329 abermals, nämlich dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften, verpfändet worden, wurde es allmählich zu einer meißnischen Landstadt. C. ist eine der wenigen deutschen Städte, die den Charakter von Industriezentren seit dem Mittelalter bis auf die Gegenwart ununterbrochen bewahrt haben. Schon seit Mitte des 13. Jahrh. ist es die erste Industriestadt des Meißner Landes. Sie verdankt diesen Aufschwung vornehmlich dem Bleichmonopol, das sie fast für dieses ganze Land besaß und infolgedessen sie ein Hauptplatz für den Garn- und Leinwandhandel wurde. Diese Industrie half ihr auch die schweren Heimsuchungen des Hussiten- und des Bruderkrieges schnell überstehen. Bei der Teilung der wettinischen Lande von 1485 fiel C. der Ernestinischen Linie zu und nahm 1539 die Reformation an. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete die Blüte der Stadt völlig. Nachdem sie 1617 abgebrannt und 1632 von den Schweden teilweise in Asche gelegt war, lag sie öde und menschenleer. Hier besiegte Banér 14. April 1639 das sächsische Heer. Erst im Anfang des 18. Jahrh. regte sich daselbst wieder neues Leben. Bald standen Strumpfwirkerei, Zeug- und Leinweberei, besonders auch Baumwollweberei ꝛc. und Bleicherei wieder in schwunghaftem Betrieb; 1730 zählte C. wieder 330 Webermeister mit 400 Gesellen, als der Siebenjährige Krieg neues Unheil brachte. In den folgenden Jahren entwickelten sich neue Industriezweige: die erste Zeugdruckerei ward 1770 begründet, die englische Handspinnerei 1790, die Baumwollspinnmaschine 1799, die Maschinenfabrikation 1826 eingeführt. Vgl. Kretschmar, C. wie es war und ist (Chemn. 1823); K. Limmer, Geschichte des gesamten Pleißnerlandes (Gera 1830—31, 2 Bde.); »Urkundenbuch der Stadt C.« (hrsg. von Ermisch, Leipz. 1879); Zöllner, Geschichte der Fabrik- und Handelsstadt C. (2. Ausg., Chemn. 1891); die »Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte« (seit 1876) und des Statistischen Büreaus (seit 1873); Ehrhardt, Führer durch C. (Chemn. 1891).

Chemnitz, 1) Martin, der bedeutendste luther. Theolog aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., geb. 1522 zu Treuenbrietzen in der Mittelmark, gest. 8. April 1586, mußte das Studium der Mathematik und Astrologie dreimal durch Annahme einer Schulstelle unterbrechen, um die Mittel zur Fortsetzung desselben zu gewinnen. Als er Königsberg, wo er seit 1549 sich der Theologie zugewandt hatte, infolge seiner Parteinahme gegen Osiander verlassen mußte, siedelte er 1553 nach Wittenberg über und wurde 1554 Pfarrer und 1567 Superintendent in Braunschweig. Sein theologischer Ruhm gründet sich auf sein Hauptwerk: »Examen concilii Tridentini« (1565—73, 4 Bde.; neu hrsg. von E. Preuß, Berl. 1862; deutsch von Bendixen und Luthardt, Leipz. 1884). Einflußreich war seine Thätigkeit bei der Feststellung des lutherischen Lehrbegriffs. In Königsberg verfaßte er mit Mörlin 1567 das »Corpus doctrinae Pruthenicum«, in Wittenberg seine »Loci theologici« (hrsg. von Leyser, 1591), in Braunschweig 1569 das »Corpus doctrinae Julium« und beteiligte sich an der Abfassung der Konkordienformel. Vgl. Lentz, Dr. Martin C. (Gotha 1866); Hachfeld, Martin C. nach seinem Leben und Wirken (Leipz. 1867).

2) Philipp Bogislaw von, Geschichtschreiber, Enkel des vorigen, geb. 9. Mai 1605 in Stettin, gest. im Februar 1678 auf seinem Gut Hallstad in Schweden, trat 1627, nachdem er in Rostock und Jena die Rechte studiert hatte, in holländische, dann in schwedische Kriegsdienste, ward von der Königin Christine 1644 zum Rat und deutschen Reichshistoriographen ernannt, 1648 geadelt und 1675 Hofrat. Er schrieb unter dem Pseudonym Hippolytus a Lapide: »Dissertatio de ratione status in imperio nostro romano-germanico« (Freist. 1640, 2. Aufl. 1647), worin er unter leidenschaftlichen Angriffen auf das Haus Habsburg die zu weit ausgedehnten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Schranken zurückwies und einer freiern Behandlung des Staatsrechts Bahn brach. Sein Geschichtswerk »Der königlich schwedische in Deutschland geführte Krieg« (neu hrsg. Stockh. 1855—59, 6 Bde.), von dem C. selbst nur den ersten u. zweiten Teil, 1630—36, herausgegeben hat (Stettin 1648 und Stockh. 1653), ist wegen der ausführlichen Darstellung der Kriegsgeschichte und des wertvollen Urkundenmaterials eine wichtige Quelle zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges; es reicht bis 1636, wozu eine Darstellung der Feldzüge Torstenssons 1641—46 kommt.

3) Johann Hieronymus, Theolog, geb. 10. Okt. 1730 in Magdeburg, gest. 18. Okt. 1800 als Prediger in Kopenhagen, schrieb die Fortsetzung von Martinis »Konchylienkabinett« (Nürnb. 1769—95, 11 Bde.).

4) Matthäus Friedrich, der Dichter des Liedes »Schleswig-Holstein meerumschlungen«, geb. 10. Juni 1815 in Barmstedt, gest. 14. April 1870 in Altona, war Advokat in Schleswig und führte später eine Zeitlang die Redaktion der »Hamburger Nachrichten«. Das oben genannte, in den Jahren 1848—49 und wieder 1863—64 in ganz Deutschland gesungene Lied wurde 1844 in den »Itzehoer Nachrichten« veröffentlicht, von dem Organisten C. G. Bellmann komponiert und auf dem Sängerfest zu Schleswig 24. Juli 1844 zum erstenmal vorgetragen.

Chemnitzer, Iwan Iwanowitsch, russ. Fabeldichter, geb. 16. (5.) Jan. 1745 zu Jenotajewsk im Gouv. Astrachan, wo sein Vater, der aus Sachsen gebürtig war, die Stelle eines Stabsarztes innehatte, siedelte mit diesem 1755 nach Petersburg über und wurde gleichfalls für die medizinische Karriere bestimmt, trat jedoch 1757, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, in den Militärdienst und machte den preußischen und türkischen Feldzug mit. 1769 verließ er die Militärkarriere und ward Hüttenverwalter bei dem Petersburger Bergkadettenkorps, bereiste dann 1776 Deutschland, Frankreich und Holland, nahm 1781 seinen Abschied, ging jedoch im folgenden Jahr als Generalkonsul nach Smyrna, wo er in Melancholie verfiel und 31. (20.) März 1784 starb. Als Dichter ein Schüler Lomonossows, zugleich aber auch ein Verehrer Gellerts und Lafontaines, übertraf er den russischen Dichter an Einfachheit der Stoffe und der Sprache wie an Wärme der Diktion und Natürlichkeit der Gedanken. Selbst Dmitrijew und Krylow, wiewohl sie ihn an Geschmeidigkeit des Versbaues, Schwung und scharfer Zuspitzung der Gedanken übertrafen, konnten seine ländliche Naivität nicht in Schatten stellen. So ist C. noch gegenwärtig ein in seinem Vaterland vielgelesener Dichter, der aber erst nach seinem Tode Anerkennung gefunden hat. Seine »Fabeln und Erzählungen« erschienen anonym (1778—81), erst nach seinem Tode unter seinem wahren Namen und mit seiner Biographie (Petersb. 1799, 3 Tle.) und erlebten seitdem zahlreiche Auflagen. Zu den besten Ausgaben gehören die von Smirdin (Petersb. 1847) und die von J. Grot veranstaltete (mit den Briefen des Dichters, das. 1873).

Chemōsis (griech.), seröse Schwellung der Augenbindehaut, meist das Symptom einer anderweitigen Erkrankung des betreffenden Auges.

Chemotáxis (Chemitropismus, griech.), die durch chemische Reize vermittelte Bewegung gewisser einzelliger Organismen oder der Geschlechtszellen. Lösungen chemischer Körper in Kapillarröhrchen wirken auf die eigenbeweglichen, in einem Wassertropfen befindlichen Zellen anziehend oder abstoßend, wenn man die Mündung des Röhrchens in den Wassertropfen eintaucht. Die chemotaktische Wirkung ist je nach der Art der chemischen Körper, der Konzentration der Lösung und nach den in Frage kommenden Zellen verschieden. Die männlichen Samenfäden der Farnkräuter werden durch Abscheidung von Apfelsäuresalzen, diejenigen der Moose durch Zuckerabscheidung chemotaktisch zum Fruchtorgan gelockt (erotische C.). Auch bei den weißen Blutkörperchen ist chemotaktische Reizbarkeit nachgewiesen worden; dieselbe dürfte bei der Entstehung der Eiterung eine wichtige Rolle spielen.

Chemulpo (Ringseng, Jinsen), der wichtigste der drei Vertragshäfen von Korea, an der Westküste, am südlichen Mündungsarm des Hanflusses, 40 km westlich von der Hauptstadt Söul, ist der Hafen für dieselbe sowie für das nahe Jutschien und besteht aus einem einheimischen, einem japanischen, einem chinesischen und einem Fremdenviertel. Im Juni 1892 zählte man 3135 Fremde, darunter 2541 Japaner, 568 Chinesen, 16 Deutsche, 9 Engländer, 3 Amerikaner, je ein Franzose, Holländer, Italiener; der Schiffsverkehr wird durch den außerordentlich hohen Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser (11,3 m), den Mangel an Schiffahrtszeichen und einer Landungsbrücke sehr erschwert. Dampferverbindung hat C. mit Fusan, Gensan, Nagasaki, Wladiwostok und Schanghai. Die Einfuhr (Baumwollwaren, dann Seidenwaren, Kupfer, Hanfzeug, Metallwaren, Säcke und Seile, Petroleum, Zündhölzchen, Farben ꝛc.) betrug 1891: 3,147,000, die Ausfuhr (Reis, Bohnen, Gold, Häute, Getreide, Fische ꝛc.) 1,541,000 Doll. Eine Telegraphenlinie verbindet C. mit Söul, Piongyang, Uidju, Mukden und Tientsin. Den Verkehr mit Söul vermitteln in der warmen Jahreszeit zwei Dampfer, die bis Mapo, dem einige Stunden von der Hauptstadt entfernten Flußhafen, gehen; im Winter findet nur Landverkehr statt. C. wurde 1881 den Japanern, 1883 auch dem übrigen fremden Handel eröffnet.

Chenavard (spr. schenawár), Paul Joseph, franz. Maler, geb. 9. Dez. 1808 in Lyon, kam 1825 nach Paris, wo er sich zuerst bei Hersent, dann bei Delacroix und bei Ingres der Malerei widmete. 1827 ging er nach Mailand, wo er die Köpfe des Abendmahls kopierte, und von da nach Florenz, Rom und Venedig. Nach Paris zurückgekehrt, trat er im Stil der neuen Romantiker mit einem Luther auf dem Reichstag in Worms auf, der aber keinen Erfolg hatte. Bei einem abermaligen Aufenthalt in Italien faßte er den Plan, die ganze Weltgeschichte in einem Cyklus großartiger philosophischer Kompositionen zu malen. Nachdem er 1848 diesen Cyklus zum Abschluß gebracht, erhielt er von der republikanischen Regierung den Auftrag, ihn in größern monochromen Kartons für Wandgemälde im Panthéon auszuführen. Als er aber den größten Teil dieser Kartons vollendet hatte, wurden sie als atheistisch abgelehnt. Unter seinen übrigen Bildern ist la divina tragedia (Museum des Luxembourg) das bedeutendste.

Chenciny, Stadt, s. Chenzinv.

Chénebier (spr. schén'bjé), franz. Dorf bei Belfort, in der Schlacht bei Belfort (s. d.) Stützpunkt des rechten deutschen Flügels, wurde 16. Jan. von den Franzosen genommen, aber 18. wieder geräumt.

Chenedollé (spr. schän'dolé), Charles Pioult de, franz. Dichter, geb. 4. Nov. 1769 zu Vire in der Normandie, gest. 2. Dez. 1833 in Burey (Depart. Eure), wanderte 1791 aus, machte zwei Feldzüge im Emigrantenheer mit, ging dann nach Holland, Hamburg, wo er 1795 Klopstock und Rivarol kennen lernte, und der Schweiz, kehrte 1799 nach Paris zurück, wurde 1812 zum Inspektor der Akademie von Caen und 1830 zum Generalinspektor des Unterrichts ernannt. Außer den Genannten beeinflußten ihn Chateaubriand und Frau von Staël. Sein großes Gedicht »Génie de l'homme« (1807 u. ö.), ein Thema, woran sich schon Voltaire, Lebrun und Fontanes vergeblich versucht hatten, gewann nicht den Beifall des Publikums. Sein bestes Werk sind seine »Études poétiques« (1820), in denen sich an vielen Stellen wahres Gefühl und schöne Verse finden, und deren moderne Anklänge ihn zum Vorgänger der romantischen Schule machen. Außerdem veröffentlichte er: »Esprit de Rivarol« (1808) und mit Fayolle die Gesamtwerke Rivarols (1808, 5 Bde.). Seine »Œuvres complètes« gab Sainte-Beuve (1864) heraus. Vgl. Sainte-Beuve in der »Revue des Deux Mondes«, Juni 1849; Helland, Étude biographique et littéraire sur C. (Par. 1857).

Chênée (spr. schäné'), Fabrikort in der belg. Provinz und im Arrond. Lüttich, unweit der Vereinigung von Ourthe und Vesdre, an der Staatsbahnlinie Lüttich-Verviers, mit Kupfer- und Zinkhütten, Glasfabriken und (1890) 7043 Einw.

Chenery (spr. tschénnöri), Thomas, engl. Journalist und Orientalist, geb. 1826 auf Barbados, gest.

11. Febr. 1884, ſtudierte in Eton und am Cajus College zu Cambridge und trat zunächſt als Juriſt auf. Tüchtige Leiſtungen auf dem Gebiet der orientaliſchen Philologie führten 1868 zu ſeiner Anſtellung als Lord-Almoner-Profeſſor des Arabiſchen an der Univerſität Oxford, zugleich ward er Mitglied des Christ-Church College und 1870 einer der Reviſoren der autoriſierten Überſetzung des Alten Teſtaments. C. war außerdem Ehrenſekretär der Königl. Aſiatiſchen Geſellſchaft zu London. Als Orientaliſt hat er ſich beſonders durch »The Assemblies of Al Hariri« (Bd. 1, 1867), »The Arabic Language« (1869) ſowie durch die Herausgabe von Alcharizis »Machberoth Ithiel«, nach dem Manuſkript der Bodleyaniſchen Bibliothek (1872), bekannt gemacht. Als Journaliſt hat er am Krimkrieg als Korreſpondent der »Times« teilgenommen und von 1877 bis zu ſeinem Tode als Nachfolger Delanes die »Times« herausgegeben.

Cheng, chineſiſches Blasinſtrument, ſ. Tscheng.

Chénier (ſpr. ſchenje), 1) André Marie de, franz. Dichter, geb. 30. Okt. 1762 in Konſtantinopel, Sohn von Louis de C., einem hiſtoriſchen Schriftſteller, der damals Generalkonſul daſelbſt war (geſt. 1796 in Paris), und einer ſchönen und geiſtreichen Griechin aus dem Hauſe Santi-l'Homaka, kam 1765 nach Frankreich zurück und trat als Cadet-gentilhomme in das Heer, entſagte aber dieſem Beruf bald aus Liebe zur Poeſie. Eine mit ſeinen Freunden unternommene Reiſe nach Italien und Griechenland mußte er aus Kränklichkeit in Italien abbrechen; nach einjähriger Abweſenheit kehrten die Freunde nach Paris zurück. Hier verlebte C. drei glückliche Jahre, nur dem Studium, der Poeſie und dem Vergnügen gewidmet. 1788 verſuchte er es noch einmal mit einer Berufsthätigkeit, indem er Herrn v. Luzerne als Geſandtſchaftsſekretär nach London begleitete. Allein er fühlte ſich dort nicht glücklich und kehrte 1790 in die Heimat zurück. Hier trat er in den Klub der Gemäßigten und verfaßte die berühmte Schrift »Avis aux Français sur leurs véritables ennemis«, in der ſich ſeine leidenſchaftliche Liebe zur Freiheit und zu den Prinzipien der Revolution, aber auch ſeine heftige Abneigung gegen ihre Exzeſſe ausſprach. Bei ſeinen Angriffen auf die Jakobiner im »Journal de Paris« (1792) geriet er mit ſeinem Bruder (ſ. C. 2) in eine peinliche Differenz, die indeſſen bald beigelegt wurde. Seit 1793 war auch ſein Leben in Gefahr; er verbarg ſich im ſtillen Verſailles und erholte ſich durch faſt tägliche Beſuche im nahen Lucienne bei Frau Pourrat, für deren Tochter, Frau v. Lecoulteux (die »Fanny« ſeiner Oden), er eine tiefe Neigung empfand. 1794 wagte er es, nach Paris zurückzukehren; allein ein unglücklicher Zufall führte 7. März ſeine Verhaftung herbei, und 25. Juli, drei Tage vor dem Sturz Robespierres, fiel ſein Haupt. Die Mythen, welche ſich um ſeine Gefangenſchaft und ſeinen Tod bildeten, ſind erſt durch Becq de Fouquières endgültig beſeitigt worden. Chéniers Bildung beruht ganz und gar auf dem klaſſiſchen Altertum. Seine Lieblingsdichter ſind die griechiſchen und römiſchen Lyriker, vor allen Tibull, Properz, Theokrit; mit ſeltener Reinheit und Tiefe ſpiegelt ſich die Harmonie und Schönheit ſeiner Vorbilder in ſeinen Poeſien wider. Aber auch franzöſiſche, engliſche, italieniſche, deutſche Dichter ſtudierte er und beſchäftigte ſich viel mit geographiſchen, hiſtoriſchen und aſtronomiſchen Forſchungen, die er für ſeine beiden großen Lehrgedichte »Hermès« und »L'Amérique« zu verwerten gedachte. Leider ſind von dieſen Epen nur geringe Bruchſtücke vorhanden. Seine bukoliſchen Gedichte ſind zarte, graziöſe Genremalereien, meiſt im Spiegel antiken Lebens; die Elegien ſchildern die Freuden und Leiden des Poeten, ſein Bedürfnis nach Freundſchaft und Liebe, ſeine Sehnſucht nach der Natur und ſeine Befriedigung im Studium; in den Epiſteln ſpricht er von dem hohen Flug, den ſein Genius zu nehmen gedachte. Die ſchönſten Blüten ſeiner Poeſie finden ſich in ſeinen Oden (»A Fanny«, »À Charlotte Corday«, »La jeune captive«, »Versailles«) und in den Jamben (»Comme un dernier rayon«); hier iſt Harmonie und Präziſion der Form mit Innigkeit und Wahrheit des Gefühls aufs glücklichſte verbunden. So tritt C. in ſcharfen Gegenſatz zu der trocknen Verſtandespoeſie des 18. Jahrh., wird aber doch mit Unrecht von den Romantikern zu den Ihrigen gerechnet. Mit größerm Recht nennt ihn Sainte-Beuve »notre plus grand classique en vers depuis Racine et Boileau«. Zu ſeinen Lebzeiten ſind nur zwei ſeiner Gedichte gedruckt worden: das »Jeu de paume« und der Hymnus auf die revoltierenden Schweizer. Seine hinterlaſſenen Gedichte, meiſt Fragmente, wurden teilweiſe 1819 von Latouche veröffentlicht und mit Begeiſterung aufgenommen. Jede neue Ausgabe brachte mehr Material; allein vollſtändig liegen die Poeſien erſt vor ſeit der Ausgabe Gabriel de Chéniers (1874), eines Neffen von André C. Am meiſten zum Verſtändnis des Dichters beigetragen haben die geiſtvollen Studien Sainte-Beuves (in der »Revue des Deux Mondes«, 1839, 1851) und die kritiſchen Ausgaben von Becq de Fouquières (1862, 1872, 1882; 1888 Luxusausgabe mit Radierungen Bidas). Vgl. Todeschini, Étude sur André C. (Mail. 1891); Rouquet, Les Chénier. Portraits, lettres et fragments inédits (Par. 1891); Haraszti, La poésie d'André C. (daſ. 1892). Auch ſchrieb Ed. Wacken ein Drama: »André C.« (Brüſſel 1844).

2) Marie Joſeph de, der Hauptdramatiker der franzöſiſchen Revolution, geb. 11. Febr. 1764 in Konſtantinopel, geſt. 10. Jan. 1811 in Paris, kam mit ſeinem Bruder André ſehr jung nach Paris und trat als Dragoneroffizier in das Heer, ſchied jedoch bald wieder aus, um ſich ungeſtört der Dichtkunſt zu widmen. Mit ſeinen erſten Tragödien fiel er durch; dagegen fand »Charles IX« (1789) rauſchenden Beifall, mehr wegen des revolutionären Inhalts und des Appells an die Leidenſchaften des Volkes als wegen ſeines poetiſchen Wertes. Mit der Titelrolle dieſes Stückes begründete Talma ſeinen Ruhm. Es folgten 1789—94 die Tragödien: »Henri VIII«, »Calas«, »Cajus Gracchus«, »Fénelon«, »Timoléon«, die indeſſen weniger Beifall fanden; ja »Gracchus« und »Timoléon« wurden ſtreng unterdrückt, weil man in ihnen mißbilligende Anſpielungen auf Robespierre argwöhnte. Nachdem C. ſchon Mitglied des Konvents geweſen, trat er auch in den Rat der Fünfhundert und in das Tribunal; auf ſeinen Antrag wurde 1792 die Einrichtung der Primärſchulen beſchloſſen. Er war eins der erſten Mitglieder des Inſtituts, das er hatte errichten helfen, und übernahm 1803 das Amt eines Generalinſpektors des Unterrichts. Sein zur Krönung Napoleons aufgeführtes Drama »Cyrus« gefiel weder dem Publikum noch dem Kaiſer und erlebte nur eine Aufführung; gar nicht aufgeführt wurden die Tragödien: »Philippe II«, »Brutus et Cassius, ou les derniers Romains«, »Tibère«, »Oedipe roi«, »Oedipe à Colone«, »Nathan le Sage« ꝛc., deren Titel zumeiſt ſchon zeigen, woher ſie genommen ſind. Durch den »Tibère« und vollends durch die »Épître à Voltaire« machte C. ſich den Kaiſer zum Feind; er mußte ſein

Amt als Generalinspektor niederlegen und hielt 1806—1807 am Athenäum Vorlesungen über französische Litteraturgeschichte. Seine Tragödien enthalten mehr hohle Phrasen als Handlung, mehr Rhetorik als Poesie; die Charaktere sind mehr skizziert als ausgeführt, es fehlte seiner eiteln, selbstgefälligen Natur die Energie der Arbeit. Derselben Art sind seine Oden und Gesänge, welche er zur Verherrlichung der Revolution dichtete, wie »Hymne à la Raison«, »Hymne à l'Être suprême« ꝛc.; dagegen ist der »Chant du départ« ein berühmtes Volkslied geworden. Am glänzendsten zeigt sich Chéniers Talent in den Episteln und satirischen Gedichten; seine »Épître sur la calomnie« (1795), die Antwort auf den Vorwurf seiner Gegner, er habe die Hinrichtung seines Bruders mit herbeiführen helfen, ist unbestritten sein bestes Werk. Gut sind auch: »Le docteur Pancrace«, »Les nouveaux saints« (1801), zum Teil gegen Chateaubriand gerichtet, »La petite épitre à Jacques Delille« u. a. Unter seinen prosaischen Werken ist das wichtigste das »Tableau de la littérature française depuis 1789« (1816), eine ziemlich oberflächliche Zusammenstellung, welche jedoch neben manchen Ungerechtigkeiten (z. B. gegen Chateaubriand) auch viele treffende Urteile enthält. Seine »Œuvres complètes« sind von Arnault (1824—26, 8 Bde.), mit Einleitung und Untersuchungen von Daunou und Lemercier, herausgegeben.

Chenille (franz., spr. sch'nij', verdeutscht: schenille, »Raupe«), schnurförmiges, behaarten Raupen ähnliches seidenes Fabrikat, das auf folgende Weise dargestellt wird: Man webt taftartige, 9—15 cm breite Bänder, in deren Kette durchgehends 4—6 einfache Seidenfäden mit 2—12 Leinenzwirnfäden wechseln, und deren Einschuß ganz aus mehrfädiger Seide besteht. Diese Bänder zerschneidet man (mitten zwischen den Zwirnfäden durch) mit einer Schere oder einer besondern Maschine (Chenilleschneidemaschine) in schmale Streifchen und zieht den Zwirn heraus, so daß die Schußfäden an beiden Seiten einen Bart bilden. Die Chenilleschneidemaschine besitzt eine rotierende Welle mit kreisförmigen Stahlscheiben, die wie Kreisscheren wirken und das Gewebe beim Durchziehen desselben durch die Scheibe in Streifen zerschneiden. Letztere erhalten im gespannten Zustand eine Drehung gleich den Seilerwaren, so daß sich die Seidenkette bleibend schraubenförmig windet, die Querfädchen aber dichter zusammenrücken und sich nach allen Seiten hin gleichförmig verteilen. Auf den Maschinen von Thiolier und Beyssion wird die C. aus nur zwei Seiden- oder Garnfäden und einem in dichten Schraubenwindungen dazwischengelegten Seidenfaden gebildet, wobei dann der letztere sofort durch ein feststehendes Messer durchschnitten und mittels Verzwirnung von Kern- und Bindefaden zum Flor verwendet wird. Durch regelmäßige Querschwingungen des Messers entsteht hierbei die façonnierte C. Man benutzt C. zu Zierbesatz, Stickereien, künstlichen Blumen, Quasten ꝛc., dann in der Weberei von Shawls, Tüchern, Schärpen als Einschlag (Wien, Annaberg), wobei man bestimmte Muster erhält, wenn vorher die Bandweberei nach Mustern erfolgte (Chenillestoffe) oder die C. zackig geschnitten wurde (façonnierte C.). Blonden und Spitzen mit Figuren aus C. kommen als Chenillespitzen, Chenilleborten in den Handel. Man fertigt auch C. mit baumwollener Kette und selbst ganz aus Baumwolle.

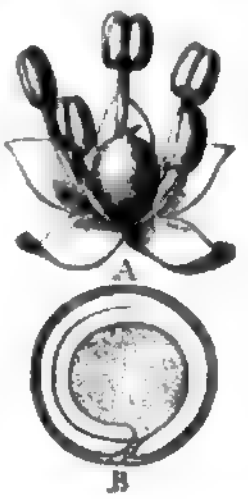
Chenilleteppiche, früher sehr beliebte Teppiche, welche auf beiden Seiten ein samt- oder plüschartiges Ansehen (Flor) mit mannigfaltigem Farbenwechsel besitzen. Zur Darstellung dient ein Grundgewebe aus Leinengarnkette und Schuß in Verbindung mit Chenillefäden aus Kammgarn, welche abwechselnd mit dem Grundschuß als Schuß eingewebt werden. Durch Aufbürsten entsteht aus den Härchen der Chenille (s. d.) auf beiden Seiten der Flor, dessen Farbenmannigfaltigkeit durch die Farben der eingewebten Chenille bedingt ist, also beliebig groß sein kann.

Chénit, Le (spr. scheni), schweizer. Ort, s. Jour.

Chenonceaux (spr. sch'nongßo), Dorf im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrond. Tours, am Cher und der Orléansbahn, hat ein berühmtes Schloß mit Park und (1891) 352 Einw. Das prachtvolle, in das Flußbett des Cher hineingebaute Renaissanceschloß wurde 1524 vom Oberfinanzeinnehmer Thomas Bohier begonnen, von Diana von Poitiers und Katharina von Medicis vergrößert. 1870—88 wurde es restauriert. Es enthält eine schöne Kapelle, eine Galerie und viele mit Gemälden geschmückte Säle.

Chenook (spr. tschinuk), Indianerstamm, s. Tschinuk.

Chenopodiaceen (Chenopodeen, Gänsefußartige), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Zentrospermen, Kräuter, Stauden, auch Sträucher mit nebenblattlosen, bisweilen fleischigen Blättern, die in manchen Fällen, z. B. bei Salicornia, verkümmern. Die Blüten (Fig. A) haben 2—5 leichartige Perigonteile, 1—5 vor den Perigonabschnitten stehende Staubblätter und 2—5 verwachsene Fruchtblätter. Das bei der Fruchtreife stehenbleibende Perigon wird bei manchen Gattungen knorpelig, bei andern fleischig, oder es bildet Fortsätze verschiedener Form aus. Bei einer Abteilung der Gattung Atriplex wird das Perigon der weiblichen Blüten durch zwei bei der Reife sich stark vergrößernde Vorblätter ersetzt; andre Arten derselben Gattung haben zweierlei weibliche Blüten. Das einfächerige Ovar der C. enthält eine einzige grundständige Samenknospe. Die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen, die Samen (Fig. B) haben einen ring- oder hufeisenförmig gekrümmten Keimling. Die meisten der ca. 500 Arten gehören vorzugsweise Europa und Asien an; viele wachsen auf Boden mit ammoniakalischen Bestandteilen, daher in der Nähe menschlicher Wohnungen und auf gedüngten Kulturländereien, andre auf kochsalzhaltigen Territorien, daher am Meeresufer, an Salinen und auf Salzsteppen, in denen sie auch merkwürdige baumartige Formen, z. B. den Saxaul der Wüste Gobi (Haloxylon Ammodendron) vom Aussehen einer blattlosen Kopfweide bilden. Einige geben leichtverdauliche Gemüse, wie z. B. der Spinat (Spinacia oleracea *L.*) und die Gartenmelde (Atriplex hortensis *L.*); aus dem Mehl der Samen des Chenopodium Quinoa *L.*, aus Chile, wird in Amerika Brot gebacken; einige starkriechende Arten von Chenopodium *L.* (C. Botrys *L.* und C. ambrosioides *L.*) werden arzneilich benutzt; die am Meeresufer wachsenden C. liefern verbrannt Soda; den größten Nutzen aber gewährt die Runkelrübe (Beta vulgaris *L.*). Einige Arten von Salsola *L.* kommen fossil in den Tertiärschichten Oningens vor.



A Blüte von Chenopodium.
B Same, Durchschnitt.

Chenopodium *L.* (Gänsefuß, Schmergel, Melde), Gattung aus der Familie der Chenopodiaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Halb-

sträucher mit abwechselnden, ganzen oder buchtig gezahnten oder gelappten bis fast fiederschnittigen Blättern, kleinen, unscheinbaren, in Ähren, Rispen ꝛc. gestellten Blüten und eiförmiger oder fast kugeliger, einsamiger Frucht. Etwa 50 Arten meist in gemäßigten Klimaten. Sie finden sich hauptsächlich in Europa und Asien auf fettem, salzreichem Boden als Unkräuter; einige aber sind als Nahrungs- und Arzneipflanzen wichtig. Besonders gemein sind bei uns C. album *L.*, mit weißlich bestäubten, eiförmigen, grobgezahnten Blättern, und C. polyspermum *L.*, mit kahlen, ganzrandigen, langgestielten, länglich eiförmigen Blättern und verzweigten Blütenähren. Von diesen und andern Arten werden die jungen Triebe als Gemüse gegessen (vgl. Halpern, Bestandteile des Samens von C. album, Halle 1893). C. vulvaria *L.* (Bocksmelde, Buhlkraut, Schamkraut), mit rautenförmig-ovalen, weißgrau bestäubten Blättern und glänzend schwarzen, sehr fein punktierten Samen, wächst auf Schutt- und Düngerhaufen durch ganz Europa, riecht von einem Gehalt an Trimethylamin wie faule Heringslake, schmeckt ekelhaft salzig und wurde früher als Heilmittel benutzt. C. ambrosioides *L.*, einjähriges Kraut mit ganzrandigen oder fast buchtig gezahnten, glänzend grünen, unten mit gelben Drüsen versehenen Blättern, stammt aus Mexiko, Westindien und Südamerika und ist in allen wärmern Ländern, stellenweise auch in Süddeutschland durch die Kultur verwildert. Die Pflanze riecht aromatisch, schmeckt gewürzhaft und enthält ätherisches Öl, welches pfefferminzartig riecht. Das Kraut (Jesuitenthee, mexikanisches Theekraut, Kartäuserthee, Trauben-, Mottenkraut, Pimentkraut, Herba Botryos mexicanae) wird als flüchtig erregendes Mittel bei Nervenleiden, Lähmungen, Konvulsionen und Brustkrämpfen angewendet. C. Botrys *L.* (Traubenschmergel, Traubenkraut), mit länglichen, tiefbuchtigen, stumpf gezahnten Blättern und glänzend schwarzen Samen, wächst auf Sandboden in Süd- und Mitteleuropa. Die Blätter und blühenden Stengelspitzen (Knoten-, Kröten-, Schaben-, Mottenkraut) riechen und schmecken stark gewürzhaft, wurden früher arzneilich benutzt, dienen jetzt aber nur noch zur Vertreibung der Motten. C. anthelminticum *L.* (Wurmsame, Jerusalemseiche), in Nordamerika, Westindien, Südamerika, ausdauernd, strauchartig, riecht stark, widrig, und schmeckt bitter gewürzhaft. Der Same wird gegen Spulwürmer bei Kindern angewendet. C. Quinoa *L.* (Mehlschmergel, kleiner Reis von Peru, s. Tafel »Nahrungspflanzen III«) ist gegen 1 m hoch, ästig, hat ovale und eckige Blätter, in sehr ästigen Rispen vereinigte Blüten und weiße Samen, wächst in Chile und Peru, wird auf den Hochebenen von Peru und in andern Teilen Südamerikas als Getreide angebaut und gewährt Millionen Menschen das Hauptnahrungsmittel. Die Samen enthalten 19,2 Proz. Eiweißstoff, Stärkemehl 38,7 Proz., Zellstoff 8 Proz., Dextrin, Zucker und Extraktivstoff 9,2 Proz., Fett 4,8 Proz., Salze 4,2 Proz., Wasser 16 Proz. Die Blätter geben Gemüse. Die Pflanze wurde auch zur Kultur in Europa vielseitig empfohlen. Einige Arten, wie C. altissimum *Dec.*, 2—2,5 m hoch, von pyramidalem Wuchs, mit schmalen hellgrünen Blättern, C. scoparium *L.* (Sommercypresse), der vorigen ähnlich, aber kleiner, und C. purpurascens *Jacq.*, über 1 m hoch, mit purpurviolett bestäubten Blättern, werden als Zierpflanzen kultiviert.

Chenu (spr. schnü), Jean Charles, Naturforscher und Arzt, geb. 30. Aug. 1808 in Metz, gest. 12. Nov. 1879 in Paris, studierte seit 1825 Medizin in Paris, trat als Militärarzt in die französische Armee, machte den Krimkrieg mit und wurde Bibliothekar an der medizinischen Schule von Val de Grâce. Im deutsch-französischen Kriege leitete er die Ambulancen der Presse in Paris. Er schrieb: »Encyclopédie d'histoire naturelle« (Par. 1850—61, 81 Bde.); »Rapport sur les resultats du service médico-chirurgical aux ambulances de Crimée, etc.« (1865); »Recrutement de l'armée et population de la France« (1867); »Statistique médico-chirurgicale de la campagne d'Italie en 1859« (1869, 2 Bde.); »De la mortalité dans l'armée et des moyens d'économiser la vie humaine« (1870); »Rapport sur le service médico-chirurgical des ambulances et des hôpitaux pendant la guerre de 1870—71« (1874, 2 Bde.); »Aperçu sur les expéditions de Chine, de Cochinchine, de Syrie et de Mexique« (1877); »Manuel de conchyliologie et de paléontologie« (1859—62, 2 Bde.); »Leçons élémentaires sur l'histoire naturelle des oiseaux« (1862—1863, 2 Bde.); »La fauconnerie ancienne et moderne« (1862); »Ornithologie du chasseur« (1870); seine »Illustrations conchyliologiques« (1842—54, 85 Lfgn.) blieben unvollendet.

Chenzíny (poln. Chencíny), Stadt im polnisch-russ. Gouv. Kjelzy, an der Eisenbahn Iwangorod-Dombrowa, hat ein auf hohem Berge gelegenes Schloß und (1890) 6599 Einw. (viele Juden). In der Nähe sind alte Blei- und Silbergruben, die stark bebaut werden, und Marmorbrüche.

Cheops (Chufu), König von Memphis, der vierten Dynastie angehörig, lebte angeblich um 3000 v. Chr. Von ihm rührt die größte der ca. 30 noch erhaltenen Pyramiden her, 147 m hoch und an jeder Seite der Grundfläche 230 m breit, die daher »die Cheopspyramide« genannt wird; an ihr sollen nach Herodot 20 Jahre lang 100,000 Menschen gearbeitet und dabei für Rettiche, Zwiebeln und Knoblauch an 1600 Talente Silber verzehrt haben. C. wird deshalb in den priesterlichen Traditionen der Ägypter als ein harter u. grausamer Zwingherr geschildert. Die Pyramide (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 2) ist in großen, regelmäßigen Stufen aus Granitquadern aufgemauert und mit gelben Kalksteinen bekleidet; in der untern, 200 m unter dem Scheitelpunkt liegenden Grabkammer befindet sich kein Sarkophag, wohl aber in der obern sogen. Königskammer ein einfacher Sarg von rotem Granit ohne Inschrift; an den Wänden andrer kleiner Räume sind die Namen Chufu und Chnumu Chufu angeschrieben. Neben der Pyramide erbaute er einen Tempel der Isis. Sein Bild findet sich auf einem Felsenrelief auf der Halbinsel Sinai, wie er einen vor ihm knieenden Feind am Schopfe fasst.

Chepewyan, Indianerstamm der Athabasken, s. Tschepewaian.

Chephren (Chafre), König von Ägypten und Erbauer der zweitgrößten Pyramide (s. d.).

Chepping-Wycombe (spr. tschipping-uaikŏm), s. Wycombe.

Chepstow (spr. tschépstō), Stadt in Monmouthshire (England), 3 km oberhalb der Mündung des Wye, von einer Burgruine (aus dem 13.—14. Jahrh.) beherrscht, hat Eisengießerei, eine Spulenfabrik, Ziegeleien, lebhaften Handel und (1891) 3378 Einw. In der Nähe der Wyndcliff (275 m) mit schöner Aussicht und Tintern Abbey (s. d.).

Chèque (franz., spr. schäk), s. Check.

Cher (franz., spr. schär), lieb, teuer; mon c., mein Teurer; ma chère, meine Teure.

Cher (spr. schär, der Carus der Alten), Fluß im mittlern Frankreich, entspringt in den Bergen der Auvergne nahe bei Mérinchal im Kanton Auzances (Creuse), fließt erst nördlich, dann westlich und mündet nach einem Laufe von 335 km unterhalb Tours in die Loire. Er ist von Vierzon an schiffbar; doch wird sein Lauf, da von Vierzon bis St.-Aignan der Berrykanal benutzt wird, nur von St.-Aignan 76 km weit befahren. Seine Hauptzuflüsse sind rechts Aumance, Nièvre und Sauldre, links Tardes und Arnon. Er ist sehr fischreich und verheert durch häufige Überschwemmungen das Land. Nach ihm sind die Departements C. und Loir-et-C. benannt.

Das **Departement Cher**, im Zentrum Frankreichs gelegen, nördlich vom Depart. Loiret, östlich von Nièvre, südlich von den Depart. Allier und Creuse und westlich von Indre und Loir-et-C. begrenzt, wurde aus dem ehemaligen Oberberry gebildet und umfaßt 7302 qkm (132 QM.). Die Oberfläche besteht in einer gewellten, mit hohen Flußufern und bewaldeten Hügeln (bis 500 m hoch) besetzten Ebene, welche von der Loire mit dem Allier (Grenzflüsse im O.) und dem Cher mit der Nièvre, der Sauldre und dem Arnon sowie vom Kanal von Berry und dem Seitenkanal der Loire bewässert wird. Zu den minder fruchtbaren Landstrichen gehört der Anteil des Departements an der Sologne (s. d.) im N. Die ehemals sehr ausgedehnten Teiche und Sümpfe (1810 noch 8400 Hektar) sind in neuerer Zeit großenteils ausgetrocknet worden. Vom Areal kommen 3944 qkm auf Ackerland, 1100 auf Wiesen, 135 auf Weinberge, 1324 auf Waldungen und 176 qkm auf Heideland. Das Klima ist im allgemeinen mild und gesund; nur in den sumpfigen Landstrichen im N. ist die Luft nebelig und unzuträglich. Die Bevölkerung zählte 1891: 359,276 Einw. (nur 49 auf 1 qkm). Die landwirtschaftliche Produktion, deren Ertrag den Bedarf der Bevölkerung übersteigt, liefert insbes. Weizen und Hafer (1889 je 1,5 Mill. hl), Kartoffeln, Rüben und andre Futterkräuter, Hanf, Obst und Wein (1889: 110,000 hl). Ziemliche Bedeutung hat ferner die Viehzucht (namentlich Schafe, 499,000 Stück). Unter dem Wild finden sich Wölfe und Füchse vor. Die Flüsse C. und Loire liefern gute Fische (Karpfen, Lachsforellen und Alsen), die beträchtlichen Wälder reichliches Bau- und Brennholz. Mineralische Produkte sind: Eisenerz, Braunstein, guter Baustein, Gips und Thon. Die Industrie umfaßt die Gewinnung von Eisen und Stahl, die Fabrikation von Porzellan, Fayence und Glas, die Schafwoll- und Leinenweberei, Gerberei, Kalkbrennerei ꝛc. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Bourges, St.-Amand und Sancerre; Hauptstadt ist Bourges. Zur Römerzeit wohnten hier die mächtigen Bituriger. Vgl. Frémont, Le département du C. (Bourges 1862); Menault, Histoire agricole du Berry. Monographie agricole du C. (Par. 1891, Bd. 1).

Cheramellabaum, s. Cicca.

Cherasco (spr. kerásko), Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Kreis Mondovì, 2 km vom Zusammenfluß des Stura und Tanaro, an der Eisenbahn Turin-Savona gelegen, mit Mauern umgeben, hat mehrere Kirchen und Paläste, eine Gymnasial- und eine technische Schule, Seidenspinnerei und (1881) 3341 (als Gemeinde 9360) Einw. Die Umgegend ist reich an Getreide, Wein und Trüffeln. — C., nahe dem römischen Pollentia, war im 13. Jahrh. ein ansehnlicher Ort, der sich fast republikanischer Freiheit erfreute, kam durch Karl I. von Anjou unter neapolitanische und später unter savoyische Oberherrschaft. Zu C. fanden mehrere Friedensschlüsse (namentlich 1633 und 1796 zwischen Frankreich und Savoyen) statt. 1801 wurden die im 14. Jahrh. angelegten Festungswerke von den Franzosen geschleift.

Cheráskow, Michail Matwéjewitsch, russ. Dichter, geb. 5. Nov. (25. Okt.) 1733 in Perejaslawlj (Gouv. Poltawa), gest. 27. Sept. 1807 in Moskau, stammt von einem nach Rußland eingewanderten walachischen Bojarengeschlecht ab und wurde im adligen Kadettenkorps in Petersburg erzogen, aus welchem er als Sekondleutnant in die Armee trat. 1754 verließ er den Militärdienst, wurde 1755 als Assessor bei der Moskauer Universität angestellt, 1763 zum Direktor ernannt, 1770 aber nach Petersburg an das Bergkollegium berufen. Zuletzt (1778—1802) war er Kurator der Universität zu Moskau. Die Zeitgenossen haben nach der Mode jener Zeit Ch. den »russischen Homer« genannt, weil er das französische pseudoklassische Epos auf russischem Boden kultiviert und nach den Regeln Boileaus zwei große epische Gedichte zum Ruhm Rußlands verfaßt hat: »Die Rossiade«, in 12 Gesängen (1779), und »Wladimir«, in 18 Gesängen (1786). Im erstern besingt er die Eroberung Kasans durch Iwan den Schrecklichen, im letztern die Erleuchtung Rußlands durch das Christentum. Außer diesen beiden schwerfällig und schwülstig geschriebenen Hauptwerken hat Ch. noch Dramen, Romane, Fabeln, epische Gedichte, Lieder ꝛc. geschrieben. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er zuerst dem Epos und dem Kunstroman in Rußland Bahn gebrochen hat. Von poetischer Schönheit, die den Leser noch jetzt zu fesseln vermöchte, sind bei Ch. nur die Naturbeschreibungen, in denen zuweilen ein großer, majestätischer Zug waltet. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien Moskau 1796 (12 Bde.). Eins seiner Werke, das Poem »Die Schlacht bei Tschesme« (1771), ist auch ins Deutsche übertragen worden (Petersb. 1773).

Cherbourg (spr. schärbur), Arrondissementshauptstadt und Kriegsplatz ersten Ranges im franz. Depart. Manche, liegt an der Mündung der Divette in den Kanal, an einer flachen Bucht der Nordküste der Halbinsel Cotentin, am Ausgangspunkt der von Paris kommenden Eisenbahn und ist besonders wichtig als der stärkste der fünf großen Kriegshäfen Frankreichs, der, 1858 nach mehr als 60jähriger Arbeit und einem Kostenaufwand von 200 Mill. Frank vollendet, zu den großartigsten Werken der neuern Hydrotechnik gehört. Die Stadt zerfällt in die alte bürgerliche und die neue militärische Stadt. Jene liegt auf flachem, vom Meer angeschwemmtem Boden, gruppiert sich mit regelmäßigen Straßen um die Mündung der Divette und hat hinter sich eine Reihe schöner, teils felsiger, teils mit Wald bedeckter Hügel und Thalmulden. Nordwestlich von ihr erstreckt sich die militärische Stadt, welche den Kriegshafen umfaßt und auf der Landseite von einem Graben und einer 5 km langen Linie von Befestigungen umgeben ist. Unter den bürgerlichen Gebäuden Cherbourgs sind hervorzuheben: die Kirche Ste.-Trinité (um 1450 erbaut, neuerlich restauriert), das Stadthaus (mit der reichhaltigen Gemäldesammlung Musée Henri, nebst einem Münzkabinett, einer Naturaliensammlung und einer Bibliothek), das neue Hospital (von 1862) u. a. Auf dem Platz vor dem Stadthaus steht eine Reiterstatue Napoleons I., im

Elsaßlothringischen Landtag, der Deputierte Wetterle, Abgeordneter des Bezirks Colmar, Mitglied der Zentrumspartei, Präsident der Handelskammer Colmar, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Colmarer Bank, Vizepräsident des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Bank, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Eisenbahn, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kraftwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kohlenbergwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Stahlwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Textilwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Brauereien, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Versicherungsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Handelsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Industriegesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Landwirtschaftsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Forstgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Jagdgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Fischereigesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Bergbaugesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Hüttenwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Maschinenfabriken, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Elektrizitätswerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gasanstalten, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Wasserwerke, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Straßenbahnen, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Omnibusgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Taxigesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Autovermietungsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Tankstellengesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Garagengesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Werkstattgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ersatzteilgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Reifengesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Schmierstoffgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Waschanlagengesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Parkhausgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Parkplatzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Verkehrsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Transportgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Lagergesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Speditionsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Zollgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Steuergesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Rechtsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Notargesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Anwaltsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gerichtsvollziehergesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gerichtsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Strafvollzugsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Bewährungshilfegesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Resozialisierungsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Opferschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kriminalitätsverhütungsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Verkehrssicherheitsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Unfallverhütungsgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Arbeitsschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gesundheitsschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Umweltschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Naturschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Landschaftsschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Denkmalschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Heimatschutzgesellschaften, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Trachtenvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Musikvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gesangvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Theatervereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kunstvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Literaturvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Sportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Turnvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Schützenvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Radfahrvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Motorsportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Flugsportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Segelflugvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Modellflugvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Luftsportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ballonsportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Fallschirmsportvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Drachenflugvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gleitschirmvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Hängegleitervereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Paragleitervereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ultraleichtflugvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Hubschraubervereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Autogyrovereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Tragschraubervereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Luftschiffvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Zeppelinvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Starrluftschiffvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Prallluftschiffvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Halbstarrluftschiffvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Heißluftballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Gasballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Montgolfierevereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Charlièrevereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Rozièrevereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kugelballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Zylinderballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Birnenballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Tropfenballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Rotationsellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Prolatellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Oblatellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Kugelballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Zylinderballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Birnenballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Tropfenballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Ellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Rotationsellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Prolatellipsoidballonvereine, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Elsaßlothringischen Oblatellipsoidballonvereine

Übersichtskarte Elsaß-Lothringen

Die Übersichtskarte zeigt Elsaß-Lothringen mit seinen Grenzen zu Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Die Karte ist in Farbe gedruckt und zeigt die Flüsse Rhein, Ill, Moder, Zorn, Saar, Nied, Seille, Mosel, Meurthe, Vezouse, Sarre, Blies, Lauter, Queich, Speyerbach, Isenach, Eckbach, Hochspeyerbach, Rehbach, Modenbach, Erlenbach, Klingbach, Schwarzbach, Rodalbe, Rodalbe-Kanal, Marne-Rhein-Kanal, Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Sarre, Canal de la Moselle, Canal de la Meurthe, Canal de la Seille, Canal de la Nied, Canal de la Saar, Canal de la Blies, Canal de la Lauter, Canal de la Queich, Canal de la Speyerbach, Canal de la Isenach, Canal de la Eckbach, Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Rehbach, Canal de la Modenbach, Canal de la Erlenbach, Canal de la Klingbach, Canal de la Schwarzbach, Canal de la Rodalbe, Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rhein-Rhône-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne au Rhin, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Sarre, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Moselle, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Meurthe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Seille, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Nied, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Saar, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Blies, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Lauter, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Queich, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Speyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Isenach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Eckbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Hochspeyerbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rehbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Modenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Erlenbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Klingbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Schwarzbach, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Rodalbe-Kanal, Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Canal de la Marne-Rhein-Kanal, Canal de la

Festungswerke bedeutend. Eine neue Ära begann für C. im 17. Jahrh. unter Ludwig XIV., der zuerst die Idee faßte, C. zu einem sichern Kriegshafen und zum Schlüssel des Kanals, England gegenüber, zu machen. Unter Baubans Leitung wurden 1687 die Arbeiten begonnen und mit einigen Unterbrechungen bis zur Einnahme der Stadt durch den englischen Admiral Howe 1758 fortgesetzt, der sämtliche Befestigungen von Grund aus zerstören ließ. Ludwig XVI. nahm den Befestigungsplan wieder auf und erweiterte ihn. Das Hauptaugenmerk richtete man nun auf die Schaffung eines Kriegshafens. Erst Ende 1853 stand das Werk vollendet da. Gleichzeitig wurde eifrig an den Befestigungen gearbeitet, so daß die ganze Anlage 6. Aug. 1858 in Gegenwart der Königin Viktoria von England durch Napoleon III. eingeweiht werden konnte, wobei auch die Bildsäule Napoleons I. enthüllt wurde. Vgl. Biaud und Fleury, Histoire de la ville et du port de C. (Rochefort 1845, 2 Bde.); »Les ports maritimes de la France«, Bd. 3 (Par. 1878).

Cherbuliez (spr. schärbülje), einflußreiche Familie in Genf, deren Glieder sich durch wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit auch im Ausland einen ehrenvollen Ruf begründet haben. Stammvater derselben ist Abraham C., ein Verlagsbuchhändler daselbst, der sein Geschäft zu einem der bedeutendsten der französischen Schweiz erhob. Söhne desselben sind:

1) André, Schriftsteller, geb. 1795, gest. 14. Juni 1874 in Genf, lebte nach Beendigung seiner theologischen Studien bis 1825 als Hauslehrer erst bei einer englischen Familie in Italien, später bei dem Fürsten Dolgorukij zu Paris, bekleidete, nach Genf zurückgekehrt, einige Zeit ein Predigeramt und erhielt 1840 die Professur der lateinischen, 1846 die der alten Litteratur an der Genfer Akademie. Von wissenschaftlichem Wert sind seine Schriften: »De libro Job« (Genf 1820) und »Essai sur la satire latine« (das. 1829) sowie mehrere in der »Bibliothèque universelle de Genève« veröffentlichte Abhandlungen.

2) Antoine Elisée, staatswissenschaftl. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 29. Juli 1797, gest. 7. März 1869 in Zürich, studierte die Rechte, war eine Zeitlang Advokat, habilitierte sich dann mit der »Dissertation sur les causes naturelles du droit positif« (Genf 1826) an der Genfer Akademie und wurde 1833 daselbst Professor der Rechte und der politischen Ökonomie. Er nahm mit Auszeichnung Anteil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich als Redakteur einflußreicher Zeitschriften und durch juristische, politische und nationalökonomische Werke bekannt. Die Ansichten Benthams und Dumonts verteidigte er in »L'utilitaire« (Genf 1828—30, 2 Bde.), besprach die sozialen Fragen der Gegenwart in der Schrift »Riche ou pauvre« (das. 1840; in 2. Aufl. u. d. T.: »Richesse ou pauvreté«, Par. 1841) und erörterte in der »Théorie des garanties constitutionnelles« (das. 1838, 2 Bde.) die Grundsätze des konstitutionellen Rechts. In dem geistvollen Buch »De la démocratie en Suisse« (Par. 1843, 2 Bde.) sagte er manches voraus, was später seine Verwirklichung fand. Infolge der Revolution von 1846 legte C. seine Professur nieder und wendete sich nach Paris, wo er zwei Journale redigierte und unter anderm mehrere gegen die Sozialisten und besonders gegen Proudhon gerichtete Schriften veröffentlichte, z. B. »Simples notions de l'ordre sociale à l'usage de tout le monde« (Par. 1848) und »Le potage à la tortue, ou entretiens populaires sur les questions sociales« (das. 1849). Sein wichtigstes Werk sind die »Études sur les causes de la misère tant morale que physique et sur les moyens d'y porter remède« (Par. 1853); sehr geschätzt ist auch sein »Précis de la science économique« (das. 1862, 2 Bde.). 1853 nach der Schweiz zurückgekehrt, wirkte er anfangs in Lausanne, später als Professor am Polytechnikum zu Zürich.

3) Joel, Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1806, gest. 31. Okt. 1870 in Genf, übernahm das väterliche Geschäft und wurde namentlich als Herausgeber der »Revue critique des livres nouveaux« (Paris, später in Genf erschienen, 1833 ff.) bekannt. In einer Art von Roman: »Le lendemain du dernier jour d'un condamné« (Par. 1829), versuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugos Buch gegen die Todesstrafe. Außerdem redigierte er mehrere Jahre hindurch die konservativen Blätter: »Le Fédéral« und »Le Journal de Genève« und schrieb in derselben Richtung für die »Revue des Deux Mondes« den Artikel »Sur l'influence et les chefs du parti radical en Suisse«, welcher eine lebhafte Polemik veranlaßte. Als Geschichtsforscher hat sich C. legitimiert durch sein Werk »Genève, ses institutions, ses mœurs, etc.« (1867).

Von den Schwestern der Genannten machte sich die ältere, Mad. Tourte-C. (geb. 1793, gest. 1863), durch Erzählungen und Romane (»Annette Gervais«, deutsch, Hamb. 1843; »Le journal d'Amélie« u. a.) und die jüngste, Adrienne, geb. 1804, durch ihre Übersetzung von Zschokkes Novellen (Par. 1830—32, 12 Bde.), einiger Novellen von H. v. Kleist (das. 1832, 3 Bde.) bekannt. Über die Familie C. vgl. Rambert, Écrivains nationaux suisses, Bd. 1 (Genf 1874).

4) Victor, Schriftsteller, Sohn von C. 1), geb. 19. Juli 1829 in Genf, studierte hier, in Paris, Bonn und Berlin zuerst Mathematik, dann Philologie und Philosophie und war in seiner Vaterstadt als Lehrer thätig, bis er 1864 einem Ruf, in die Redaktion der Pariser »Revue des Deux Mondes« mit einzutreten, folgte. C. hat sich besonders als Kunstkritiker und Romandichter einen geachteten Namen erworben. Seine Befähigung zu erstgenanntem Beruf bekundet sein geistvolles, Betrachtungen über die bildende Kunst enthaltendes Buch »Un cheval de Phidias. Causeries athéniennes« (2. Aufl. 1864; deutsch, Jena 1861), die Frucht einer Reise nach Griechenland und dem Orient, sowie seine »Études de littérature et d'art«, Aufsätze über deutsche Litteratur und Kunstberichte über den Pariser Salon (1873). Von seinen Romanen, die sich durch feine Analyse der Leidenschaften auszeichnen, welche das Gesellschafts- und Familienleben bewegen, sind zu nennen: »Le comte Kostia« (1863; mehrfach deutsch); »Le prince Vitale« (1864); »Paule Méré« (1865); »Le roman d'une honnête femme« (1866; deutsch, Berl. 1867); »Le grand œuvre« (1867); »Prosper Randoce« (1868); »L'aventure de Ladislas Bolski« (1869; deutsch, Wien 1871); »La revanche de Joseph Noirel« (1872); »Meta Holdenis« (1873); »Miss Rovel« (1875); »Le fiancé de Mlle. Saint-Maur« (1876; deutsch, Berl. 1881); »Samuel Brohl et Comp.« (1877; deutsch, Brem. 1879); »L'idée de Jean Téterol« (1878; deutsch, Leipz. 1880); »Amours fragiles« (1880); »Noirs et rouges« (1881); »La ferme du Choquard« (1883); »Olivier Maugant« (1885); »La Bête« (1887); »La vocation du comte Ghislain« (1888); »Une Gageure« (1890) u. a. Die Bühnenbearbeitungen von »Samuel Brohl« und »Ladislas

Bolski« hatten nur geringen Erfolg. Als politiſcher Schriftſteller machte ſich C. bekannt durch die Schriften: »L'Allemagne politique« (1870; deutſch, Bern 1871); »L'Espagne politique« (1874); »Hommes et choses d'Allemagne« (1877) und »Hommes et choses du temps présent« (1883), die beiden letztern Sonderausgaben ſeiner unter dem Pſeudonym G. Valbert in der »Revue des Deux Mondes« veröffentlichten politiſchen Aufſätze, welche durch ihre ſcharfe Kritik Aufſehen erregten. Seit Dezember 1881 iſt C. Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Cherchez la femme (ſpr. ſchärſché la fämm'), ſ. Où est la femme?

Cherem (hebr.), Bannfluch, Bann (ſ. d.).

Cheribon, Inſel, ſ. Tſcheribon.

Cherimoya (Cherimolia), ſ. Anona.

Chermes, ſ. Blattläuſe.

Cherokee (ſpr. tſcherroki), ſ. Tſcherokeſen.

Cherokee (ſpr. tſcherroki), Hauptort der Grafſchaft C. im nordamerikan. Staat Jowa, am Little Siouxfluß, hat anſehnlichen Getreidehandel und (1890) 341 Einw.

Cherquemolles (ſpr. ſchärkmoll'), oſtind. Baſtgewebe, ſ. Baſt.

Cherrier (ſpr. ſcherrié), Charles Joſeph de, franz. Militär und Hiſtoriker, geb. 6. März 1785 in Neufchâteau (Vogeſen), geſt. daſelbſt 27. Juli 1872, widmete ſich zuerſt den Naturwiſſenſchaften, nahm dann als Eskadronschef und Adjutant des Generals Bertrand teil an den Napoleoniſchen Kriegen in Italien und Deutſchland bis zur Schlacht bei Leipzig, hielt als Oberſtleutnant mit dem 1. Regiment der alten Garde auf dem Schlachtfeld von Waterloo bis zuletzt ſtand und ward nach dem Sturz Napoleons in der Verwaltung angeſtellt. Als er nach der Julirevolution der neuen Dynaſtie den Eid verweigerte, verlor er Anſtellung und militäriſchen Rang und benutzte von nun an ſeine Muße zu hiſtoriſchen Studien, als deren wertvolles Reſultat die »Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe« (Par. 1841—45, 3 Bde.; neue, umgearbeitete Auflage 1858) erſchien. Später veröffentlichte er noch die »Histoire de Charles VIII, roi de France« (Par. 1868, 2 Bde.; 2. Aufl. 1870). Er war ſeit 1854 Mitglied der Akademie.

Cherſiphron, griech. Architekt, zu Knoſos auf Kreta geboren, begann mit ſeinem Sohn Metagenes etwa um 580 v. Chr. den Bau des berühmten Tempels der Artemis zu Epheſos, welcher 356 von Heroſtratos durch Brand zerſtört wurde. Der Bau des Tempels ſoll 120 Jahre gedauert haben (weiteres ſ. Epheſos). C. und Metagenes verfaßten über ihr Werk eine Schrift.

Cherſo (ſpr. kérſo, ſlaw. Čres), öſterreich. Inſel im Quarnero (ſ. d.), zur Bezirksh. Luſſin der Markgrafſchaft Iſtrien gehörig, erſtreckt ſich in einer Länge von 65 km (bei einer Breite von 2—12 km) von N. nach S. und hat eine Fläche von 400 qkm mit (1890) 8803 Einw. (¾ Serbokroaten, ¼ Italiener). Die Inſel wird im NW. vom Feſtlande durch den Kanal von Faraguna, im NO. von der Inſel Veglia durch den Canal di Mezzo geſchieden. Mit der ſüdweſtlich gelegenen Inſel Luſſin iſt ſie bei Oſſero durch eine Drehbrücke verbunden. Ein Kalkgebirge durchzieht die Inſel, deſſen höchſte Spitzen (Monte Syß 637 m) kahl ſind, wogegen an der Küſte, namentlich im S., Wein, Oliven und Südfrüchte gedeihen. Die Waldungen im nördlichen Teile liefern Bau- und Brennholz. In der Mitte der Inſel liegt 13 m ü. M. der 6,5 km lange, 1½ km breite und 56 m tiefe Vranaſee, welcher ohne ſichtbaren Zu- und Abfluß iſt und ſein Waſſer wahrſcheinlich vom Feſtlande durch Spalten unter dem Meeresgrunde erhält (vgl. E. Mayer, Der Vranaſee auf der Inſel C., in den »Mitteilungen auf dem Gebiet des Seeweſens«, Pola 1874). Hauptort iſt die Stadt C., an der Weſtküſte, mit mehreren Kirchen und Klöſtern, einem Bezirksgericht, einem geräumigen Hafen, in welchem 1890: 420 Schiffe mit 50,482 Ton. eingelaufen ſind, und (1890) 4725 Einw., welche Schiffbau, Fiſcherei, Schiffahrt und Handel mit Wein und Südfrüchten betreiben.

Cherſón, Gouvernement im ſüdlichen Rußland, bis 1803 Gouv. Nikolajew genannt, grenzt gegen N. an die Gouv. Podolien, Kiew und Poltawa, gegen O. an Jekaterinoſlaw und Taurien (die weſtliche Nogaier Steppe), gegen S. an das Schwarze Meer und gegen W. an Beſſarabien, mit 71,284 qkm (1294,6 QM.). Das Land iſt großenteils Steppenland, am Meer einförmig und unfruchtbar, je weiter ins Innere hinein, wo es ſich an die Region der ſchwarzen Erde anſchließt, um ſo ergiebiger. Die Flüſſe des Landes ſind der Dnjepr und Dnjeſtr, welche auf den Grenzen im O. und W. fließen, der Bug, Ingul und Ingulez, welche mit ihren Nebenflüſſen die Mitte des Landes durchſtrömen, wo ſie im Frühjahr austreten und fruchtbaren Humus und Schlamm zurücklaſſen. An ihrer Mündung bilden ſie Binnenſeen oder Limane, welche ſalziges Waſſer haben, für die Schiffahrt jedoch von zu geringer Tiefe ſind. An einzelnen Orten hat man der Natur durch künſtliche Hafenbauten nachgeholfen. Das Klima iſt wechſelvoll, im Sommer trocken und heiß, im Winter kühl und ſtürmiſch. Sehr verrufen ſind die Schneeſtürme im Winter, die von NO. her über die Steppe brauſen. Die mittlere Jahrestemperatur iſt 7,5—10° C., für den Sommer 22°, für den Winter —2 bis 3° C. Die Bevölkerung beträgt (1888) 2,140,066 Seelen (30 auf 1 qkm) und gehört größtenteils (ca. 84 Proz.) zur griechiſch-orthodoxen Kirche; außer dieſer gab es 1870: 47,703 Katholiken, 60,413 Proteſtanten, 3332 gregorianiſche Armenier und 131,916 Juden. Das Gouvernement hat nächſt dem Petersburger und Moskauer die relativ zahlreichſte ſtädtiſche Bevölkerung (32 Proz. der Geſamtbevölkerung). C. bildet in Bezug auf die herrſchende Kirche eine eigne Eparchie, an deren Spitze ein Erzbiſchof ſteht, der ſich »Erzbiſchof von C. und Taurien« nennt. Die evangeliſchen Bewohner des Gouvernements gehören zum Petersburger Konſiſtorialbezirk, während die römiſchen Katholiken einen Biſchof in Tiraspol haben. Der Nationalität nach zerfällt die Bevölkerung in Groß- und Kleinruſſen, welche das Gros bilden, in Romanen (Moldo-Walachen), Bulgaren, Serben, Polen, Griechen, Armenier, Deutſche, Schweden, talmudiſche und karaitiſche Juden und Zigeuner. In C. befindet ſich der größte Teil der deutſchen Anſiedelungen Südrußlands, ca. 70 an der Zahl, mit ca. 50,000 Koloniſten. Beſonders zahlreich ſind dieſelben in der Nähe von Odeſſa; hier finden wir Groß-Fontan, Groß-Luſtdorf, Groß- und Klein-Liebenthal, Franzfeld, Straßburg, Leipzig u. a., deren Bewohner, meiſt Schwaben, Odeſſa mit Produkten der Landwirtſchaft verſorgen. Weiter nordweſtlich liegen Baden, Hoffnungsthal, Glücksthal u. a. An Fruchtbäumen gibt es Pfirſich-, Aprikoſen-, Kirſch-, Pflaumen-, Maulbeerbäume; auch zieht man in größerm Umfang Wein. Die Gartenkultur hat hier überhaupt großen Aufſchwung genommen. Tabak (jährlich

ca. 20,000 Pud), Senf, Flachs, Hanf und alle Arten Getreide, worunter arnautischer Weizen, Mais und Hirse, gedeihen vortrefflich, und C. gehört zu den eigentlichen Getreidekulturländern des russischen Staates. Sehr beträchtlich ist die Viehzucht in C., und besonders in Beziehung auf veredelte Schafe ist das Gouvernement die Pflanzschule für das russische Reich. Man zählte 1881: 1,413,088 Merinos und 856,353 gemeine Schafe. Die Gesamtzahl der Pferde betrug 1876: 283,000, der Rinder 761,000, der Schweine 311,000. Die Federviehzucht, Bienen- und Seidenraupenzucht sind im Aufschwung, und der Fischfang im Schwarzen Meer und in den Limanen sowie in den großen Strömen des Landes ist recht bedeutend (allein gegen 10 Mill. Heringe). Die Jagd geht auf Hasen und Springhasen, wilde Katzen und auf Federwild, besonders Trappen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Enten und Wasserhühner. Hummern und Schildkröten liefert das Meer in Menge. An Mineralien gibt es Thon (Produktion von Kaolin 1888: 21,548 Pud), Kreide, Sandstein, Salpeter, Salz (1888: 97,600 Pud Kochsalz) und einen aus einem Konglomerat von Versteinerungen bestehenden Kalkstein. Da es an Holz fehlt, muß man Dünger, Schilf, Stroh ꝛc. als Feuerungsmittel verwenden. Die Industrie macht in dem durch die Nähe des Meeres, durch gute Wasserstraßen und durch Eisenbahnen begünstigten Lande schnelle Fortschritte. Während man 1822: 12, 1830: 77 Fabriken in C. zählte, besaß das Land 1885 ihrer gegen 800 mit 12,500 Arbeitern und einem Produktionswert von 29,7 Mill. Rubel, nämlich 8 Wollwäschereien, 2 Seilereien, 5 Eisengießereien, 24 Mahlmühlen, 14 Maschinenfabriken, 12 Equipagenfabriken, 17 Gerbereien. Die Branntweinbrennereien des Gouvernements, mit Ausschluß Odessas, produzierten 1885: 44,810 hl Spiritus im Werte von 1,250,629 Rubel. Der Absatz sämtlicher Märkte betrug 1880: 14,144,100 Rub., woran Jelissawetgrad allein mit der Hälfte beteiligt war. Große Geschäfte werden besonders gemacht in Wolle, Fellen, Flachs und Hanf, Getreide, Mehl und Vieh. An Hafen- und Handelsstädten besitzt das Gouvernement vornehmlich vier: Cherson, Nikolajew, Otschakow, Odessa; der Binnenhandel konzentriert sich in den Städten Berislaw, Alexandrija, Jelissawetgrad, Wosneissensk, Olwiopol und Tiraspol. Das Gouvernement besitzt eine 1865 errichtete Universität zu Odessa (s. d.), eine Handelsschule, 7 Gymnasien, 5 Realschulen, 2 Progymnasien, 5 andre Mittelschulen, 14 Mädchenschulen und gegen 800 Volksschulen mit 63,000 Zöglingen. Es zerfällt in sechs Kreise: Alexandrija, Ananjew, Cherson, Jelissawetgrad, Odessa, Tiraspol. Das Land verdankt sein Emporkommen der Kolonisationsthätigkeit der Kaiserin Katharina II., welche die Städte C. (1778), Nikolajew (1786), Odessa (1792) u. a. gründete. Als dann die russische Grenze bis zum Pruth vorrückte, nahm die Kolonisation noch größern Umfang an, indem sich auch Deutsche, Serben und Bulgaren (vom Donaudelta), Moldauer und Walachen am Dnjestr, Jugul, Bug und Dnjepr niederließen.

Chersón, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), Hafenstadt am Dnjepr, 30 km vor seiner Mündung, ist malerisch an einem Hügel am rechten Ufer des Stroms gelegen, der hier etwa 7 km breit ist, aber eine Menge schilfbewachsener Eilande trägt, die im Frühling unter Wasser stehen. Die den Kais zunächst liegenden Straßen und Plätze sind durch Dämme und Brustwehren gegen die früher verheerenden Überschwemmungen des Flusses geschützt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat 12 griechisch-katholische, eine römisch-katholische und eine luther. Kirche, 2 Synagogen und 10 jüdische Betstuben. Die Bevölkerung belief sich 1889 auf 64,749 Seelen und nimmt in den letzten Jahren stetig zu. An Lehranstalten bestehen 2 Gymnasien, 2 höhere Mädchenschulen, eine landwirtschaftliche Schule, ein griechisch-orthodoxes Seminar, eine israelitische Schule und mehrere städtische Volksschulen. Die Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf Talg- und Seifensiederei, Wollwäscherei, Bierbrauerei, Tabaksfabrikation und Dampfmühlenbetrieb. Der Handel Chersons entwickelt sich hauptsächlich deshalb, weil sich daselbst die auf dem Dnjepr herabkommenden Waren anstauen, die von dort nach Odessa zur Ausfuhr ins Ausland gehen. Ebenso bildet C. einen Stapelplatz für die stromaufwärts längs des Dnjepr gehenden Waren. Auf dem Troitzki-Jahrmarkt im Juni beläuft sich der Umsatz auf gegen 150,000 Rubel. Die frühern Befestigungen (½ km von C.), von denen nur noch zwei Thore und einige Wälle leidlich erhalten sind, umschließen große Kasernen und Magazine nebst einer Kirche mit dem Grabmal Potemkins, dem in der Stadt auch ein Denkmal gesetzt worden ist. Den städtischen Garten schmückt ein Denkmal des in C. verstorbenen englischen Philanthropen John Howard. Die Stadt ist Sitz der meisten Gouvernementsbehörden sowie eines Kriminal- und Waisengerichts. — C. ist 1778 vom Fürsten Potemkin angelegt. 1787 kamen in C. der Kaiser Joseph II. und die Kaiserin Katharina II. zusammen.

Chersonês, Stadt, s. Inkerman.

Chersonesus (Chersonesos, griech., »Halbinsel«), im Altertum besondere Benennung mehrerer Halbinseln. C. Cimbrica, bei den Römern Name der Jütischen Halbinsel, weil dieselbe bis gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. von den Cimbern bewohnt war. — C. (gewöhnlich mit dem Beinamen Heraclea, den die Denkmäler aber nicht kennen) heißt auch das Vorgebirge auf der Westseite der jetzigen Krim, nahe bei Sebastopol. Von den bithynischen Herakleoten wurde dort im 5. Jahrh. eine Stadt C. gegründet, welche aber um Christi Geburt bereits verfallen war. Eine unweit östlich davon erbaute neue Stadt C. war lange Zeit reich und mächtig; ihr Gebiet war durch eine vom Hafen von Balaklawa nördlich laufende Mauer gegen die Taurier geschützt. Später war sie eine Grenzstadt des byzantinischen Reiches und öfters Verbannungsort für Vornehme. Im Mittelalter diente die Stadt noch den Genuesen als Handelsplatz, und 1578 standen noch die Mauern und ansehnlichen Türme derselben; Bauart und Umfang zeugten von früherer außerordentlicher Pracht. Zu Grunde ging sie durch die Zerstörung der Litauer und Russen im 14. Jahrh., und im 15. Jahrh. schleppten die Türken viele Architekturstücke zur Ausschmückung Stambuls weg. Pallas fand 1794 hier noch ansehnliche Trümmer, die später durch die Russen beim Bau Sebastopols vernichtet worden sind. Vgl. Becker, Die Herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung (Leipz. 1856). — C. Taurica oder Scythica hieß bei den Alten die jetzige Krim. Sie war durch eine sehr schmale Landenge (von Perekop) mit dem Lande der nomadischen Skythen verbunden, welche die nördliche Steppenhälfte der C. (deshalb »Klein-Skythien« genannt) innehatten. Die Halbinsel war der Hauptsitz des alten Bergvolkes der Taurier, welche, vielleicht Reste der vorhistorischen Kimmerier, sich seit der Einwanderung der Skythen auf die südlichsten Berge zogen und als Seeräuber die

schiffbrüchigen Ausländer an dem Vorgebirge Parthenium (südlich vom heutigen Sebastopol) ihrer Artemis opferten. Die Küsten waren meist von Griechen besetzt (Herakleia, Theudosia, Pantikapäon). Die Halbinsel war bevölkerter und fleißiger angebaut, als jetzt die Krim ist, und hatte einen großen Getreidereichtum. In großer Zahl fanden sich hier kleine Pferde vor. Eine Hauptquelle des Wohlstandes war, wie noch heutzutage, der reiche Ertrag der Salzseen und der Fischerei. — C. Thracica, vorzugsweise Chersones genannt, die langgestreckte, schmale, gegen SW. gerichtete Landzunge zwischen dem Thrakischen Meer und dem Hellespont (jetzt Halbinsel von Gallipoli). Eine lange Mauer, welche nördlich von Kardia am Meerbusen Melas begann und an der Propontis bei Kaktya endete, schützte seit ca. 550 v. Chr. die Halbinsel von der Landseite vor den Angriffen der Thraker. Städte, die meist von Fischfang und Handel lebten, waren: Kardia, Kalliupolis, Sestos ꝛc. Die Halbinsel war ursprünglich von thrakischen Dolonkern bewohnt, welche schon frühzeitig mit griechischen Ansiedlern verschmolzen. Der ältere Miltiades gründete dort Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. ein griechisch-thrakisches Fürstentum. In die Gewalt der Perser gekommen, gehörte sie nach deren Verdrängung bald den Athenern, bald den Spartanern, dann den Makedoniern. Nach Besiegung Antiochos' d. Gr. geriet sie unter die Herrschaft der Römer. — C. aurea (»goldene Halbinsel«), die jetzige Halbinsel Malakka in Hinterindien.

Chertsey (spr. tschörtsi), Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, an der Themse, mit 4500 Einw. Dabei St. Ann's Hill, ehemals Landsitz von Ch. J. Fox.

Cherub (in der Mehrzahl Cherubim), Gebilde der religiösen Symbolik des Alten Testaments, deren Grundgestalt die menschliche ist, mit welcher die leiblichen Attribute andrer Wesen, des Löwen, Stieres, Adlers, besonders Flügel, verbunden sind, indem die Gestalt das Vollkommenste aus den geschöpflichen Bildungen zusammenfassen und als Repräsentant der Herrlichkeit der Schöpfung gelten soll. In der Bibel erscheinen die Cherubim als Wächter des Paradieses nach dem Sündenfall, als Beschirmer der Bundeslade, als Vertreter der Gottesmajestät in den Visionen des Ezechiel, als Thron Gottes (Wolken, Blitz und Sturm) in den Psalmen. Eine Verwandtschaft der Cherubgebilde mit den analogen Kompositionen des Heidentums, namentlich den geflügelten und menschenköpfigen Löwen und Stieren zu Ninive und Persepolis, liegt am Tage; aber die hebräischen Cherubim sind nicht Objekt der Anbetung, sondern nur Symbol der Gott anbetenden und lobenden Schöpfung, in der Gott sich offenbart. In der christlichen Poesie ist der C. geradezu zu einem Engel höherer Ordnung geworden, während die vier Gesichter, welche sie bei Ezechiel zeigen (Mensch, Löwe, Stier, Adler), in der christlichen Kunst sich zu Attributen der vier Evangelisten gestalteten. In der mystischen Haggada bilden die Cherubim die erste Reihe der Himmelsscharen, welcher die Ophanim als zweite, die Chajoth als dritte und die Engel (Malachim) als vierte Reihe folgen.

Cherubini (spr. ke-), Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore, Komponist, geb. 14. Sept. 1760 in Florenz, gest. 15. März 1842 in Paris, erhielt seine Ausbildung von 1777 an in Bologna durch Sarti, nachdem er bereits in seiner Vaterstadt gründlichen Musikunterricht genossen und mit verschiedenen geistlichen Kompositionen an die Öffentlichkeit getreten war. 1780 stellte er sich in Alessandria mit der Oper »Quinto Fabio« als dramatischer Komponist vor, und zwar mit solchem Glück, daß er alsbald von verschiedenen Bühnen Italiens Aufträge zu weitern Opern erhielt, die ihn bis 1785 fesselten. Dann begab er sich nach London, wo er zwei neue Opern zur Aufführung brachte, und ließ sich 1788, nachdem er noch zuvor mit seiner »Ifigenia in Aulide« in Turin reichen Beifall geerntet, in Paris nieder. Die hier im folgenden Jahr von dem Friseur der Königin, Léonard, begründete Italienische Oper bot C., der die Leitung des musikalischen Teils übernommen hatte, Gelegenheit, den französischen Geschmack zu studieren, und dies Studium sowie die gleichzeitig gemachte Bekanntschaft mit den Werken Haydns und Mozarts bewirkten eine durchgreifende Änderung seiner Kompositionsweise. Schon seine erste französische Oper: »Démophoon« (1788), hatte sich durch Tiefe der Empfindung, Kühnheit der Harmonien und Rhythmen sowie durch geistreiche Instrumentalbegleitung von seinen bisherigen, für Italien geschriebenen vorteilhaft unterschieden; noch ungleich deutlicher aber traten diese Vorzüge in den folgenden Opern hervor: »Lodoiska« (1791), welche eine Umwälzung der gesamten dramatischen Komposition in Frankreich hervorrief, »Élisa, ou le voyage du Mont Bernard« (1795), »Médée« (1797), vor allen in »Les deux journées« (»Der Wasserträger«, 1800), welche bis zur Gegenwart neben den Opern Mozarts einen Ehrenplatz auf allen Bühnen behauptet hat. Von Napoleon I., der nur die einschmeichelnden Weisen der Neapolitaner Paësiello und Zingarelli liebte, mit entschiedener Mißgunst behandelt, nahm C. 1805 ein Engagement nach Wien an, wo er seine Opern »Lodoiska« und »Faniska« zur Aufführung brachte und dafür von Haydn und Beethoven als der erste dramatische Komponist seiner Zeit gepriesen wurde. Die Abneigung Napoleons gegen ihn sollte er freilich auch hier empfinden, da er während dessen Aufenthalt in Wien und Schönbrunn die Hofkonzerte leiten mußte; sie war es auch, die ihn bei seiner Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, sich für längere Zeit auf das Schloß des ihm befreundeten Fürsten von Chimay zurückzuziehen und sich mehr und mehr der Kirchenkomposition zuzuwenden. Sein erstes Werk dieser Art war eine dreistimmige Messe (1809 vollendet). Von jetzt an zeigte er sich nur noch ausnahmsweise als dramatischer Komponist, z. B. in der einaktigen komischen Oper »Le Crescendo« (1810) und in den »Abencérages« (1813) sowie in den spätern Gelegenheitsopern: »Blanche de Provence« und »Bayard, ou le siége de Mézières«, die er 1814 mit Isouard, Berton, Paër, Boieldieu, Catel und R. Kreutzer gemeinschaftlich schrieb. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde C. zuerst (1816) Oberintendant der königlichen Musik, in welcher Stellung er namentlich verpflichtet war, Kirchenmusik zu schreiben, dann in demselben Jahr Lehrer am Konservatorium und 1821 Direktor desselben, welche Stellung er zum großen Vorteil des Instituts 20 Jahre lang versah. Für die Bühne lieferte er noch im hohen Alter die Oper »Ali Baba« (1833), die eine überraschende Frische der Erfindung zeigte, allein bei der herrschenden Schwärmerei für Rossinische Musik keinen Eindruck beim Publikum hinterließ. Danach schrieb er nur noch für die Kirche und für die Kammer. 1841 legte er wegen hohen Alters die Direktion des Konservatoriums nieder. Von seinen Arbeiten der letztgenannten Gattungen sind namentlich seine beiden »Requiem« und seine den Haydnschen und Mozartschen ebenbürtigen Streich-

quartette hervorzuheben. Hier wie auch in seinen Opern zeigt er sich als einer der genialsten und zugleich gewissenhaftesten Musiker aller Zeiten, besonders als Kontrapunktiker von höchster Gewandtheit, welch letztere Eigenschaft in seinen Bühnenwerken nicht selten zum Nachteil der dramatischen Wirksamkeit vorherrscht; anderseits ist er von dem Vorwurf nicht freizusprechen, als Kirchenkomponist seinen dramatischen Neigungen zu sehr gefolgt zu sein. Stets aber bewahrte ihn sein feiner Kunstverstand vor der Gefahr der Einseitigkeit, und deshalb können seine Arbeiten für alle Zeiten als Muster aufgestellt werden. Äußerst erfolgreich hat sich C. noch als Lehrer bethätigt; zu seinen Schülern im Kontrapunkt gehören auch Auber und Halévy. Das unter seinem Namen veröffentlichte Lehrbuch des Kontrapunktes: »Cours de contrepoint« (Par. 1835; deutsch von Stöpel, Leipz. 1835) ist nur die durch einen seiner Schüler (Halévy) fixierte Darstellung seiner Unterrichtsmethode; dagegen beteiligte sich C. an der Redaktion mehrerer vom Konservatorium herausgegebenen Unterrichtswerke. Vgl. »Luigi C., kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke« (Erfurt 1809); Picchianti, Notizie sulla vita e sulle opere di L. C. (Flor. 1844); Gamucci, Intorno alla vita ed alle opere di Luigi C. (das. 1869); Bellasis, C., memorials illustrative of his life (Lond. 1874); Pougin in der Zeitschrift »Le Ménéstrel« 1882—1883; Crowest, Cherubini (Lond. 1890).

Chéruel (spr. scherüell), Pierre Adolphe, franz. Historiker, geb. 17. Jan. 1809 in Rouen, gest. 2. Mai 1891 in Paris, wurde Professor der Geschichte am Collège zu Rouen, später (1849) Rektor der Normalschule daselbst, 1866 Rektor der Akademie zu Straßburg, dann der zu Poitiers bis 1874. Er gab das »Journal d'Olivier Lefèvre d'Ormesson« heraus (Par. 1860—62, 2 Bde.), ferner die »Mémoires du duc de Saint-Simon« (neue Ausg., mit Reignier, 1873—74), welchen noch die des Fräuleins von Montpensier (neue Ausg. 1866—69) und die »Lettres du cardinal Mazarin pendant son ministère« (1872—91, 6 Bde.) folgten. Von seinen eignen Werken nennen wir: »Histoire de Rouen sous la domination anglaise« (1840); »Histoire de Rouen pendant l'époque communale 1150—1382« (1844, 2 Bde.); »De l'administration de Louis XIV« (1849); »Histoire de l'administration monarchique en France depuis Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV« (1855); »Dictionnaire historique des institutions, mœurs et coutumes de la France« (6. Aufl. 1884, 2 Bde.); »Marie Stuart et Catherine de Médicis« (1858); »Mémoires sur Fouquet« (1862, 2 Bde.); »Saint-Simon considéré comme historien de Louis XIV« (1865); »Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV« (1878—80, 4 Bde.) und »Histoire de France sous le ministère de Mazarin« (1882—83, 3 Bde.). Alle diese Werke zeichnen sich durch Zuverlässigkeit und Fülle des Materials sowie durch ungewöhnliche, durch den Reiz der Mannigfaltigkeit gleichwohl fesselnde Gelehrsamkeit aus.

Cherusker, german. Volk, setzte unter Arminius (s. d.) den Eroberungen der Römer in Germanien durch die Schlacht im Teutoburger Wald 9 n. Chr. ein Ziel, widerstand auch den Angriffen des Germanicus 14—16 noch mit Erfolg und trat den Herrschaftsgelüsten des Markomannenfürsten Marbod 18—20 entgegen, wobei die C. übrigens stets als an der Spitze eines Völkerbundes stehend anzusehen sind. Ihre Wohnsitze sind nicht genau zu bestimmen; sie wohnten jedenfalls an der Weser, und gegen Süden bildete der Harz die Grenze. Unter Claudius erwählten die C. den Neffen des Arminius, den Sohn seines Bruders Flavus, Italicus, der in Rom lebte, zu ihrem König. Italicus erweckte sich aber durch seine römische Lebensweise bald Feindschaft und wurde vertrieben, von den Langobarden jedoch wieder eingesetzt. Zur Zeit Domitians war Chariomer König der C. Noch im 4. Jahrh. treten diese als besonderes Volk auf. Von da an jedoch verschwindet ihr Name, indem sie mit dem sächsischen Völkerbund verschmelzen.

Cherville (spr. schärwil'), Gaspard Georges, Marquis de, franz. Schriftsteller, geb. 1821 in Chartres, diente als Offizier und war dann während einer Reihe von Jahren der eifrigste Gehilfe des ältern Alex. Dumas: etwa 40 Romanbände entstanden bei dieser Mitarbeiterschaft. Daneben beteiligte er sich an dem »Journal des Chasseurs« und wurde Chefredakteur einer Monatsschrift: »La vie à la campagne«, deren Titel auf die Plaudereien überging, welche er seit 1870 regelmäßig im »Temps« veröffentlicht. In Buchform erschienen von ihm seit 1862 die zugleich sachlich und humoristisch gehaltenen Werke: »Les aventures d'un chien de chasse«, »L'histoire naturelle en action«, »Bêtes en robe de chambre«, »Contes de chasse ou de pêche«, »Muguette«, »Lettres de mon jardin«, »Contes d'un coureur des bois«, »Le gibier plume«, »Le gibier poil«, »Mois au champs et au village«, »Au village, légendes et croquis rustiques« (1887) und das von Lambert illustrierte Prachtwerk »Les chiens et les chats« (1888).

Cherwell (spr. tscherr-), Nebenfluß der Themse (s. d.).

Chesapeakebai (spr. tschessipik-), Meerbusen an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 36° 45′ und 39° 36′ nördl. Br., 320 km tief, 10—55 km breit, empfängt durch breite Ästuarien die Flüsse James, York, Rappahannock, Potomac, Patapsco und Susquehanna an der Westseite, den Coptank und Nanticoke an der Ostseite. Die Mündungen einiger derselben bilden vorzügliche Häfen, so die von Baltimore und Norfolk. Die Ufer sind niedrig, die von Inseln besäumte Ostküste sumpfig. Ein Kanal (27 km lang) verbindet die C. mit dem Delaware, ein andrer (70 km) mit dem Albemarlesund. Sie ist an der Ostseite sehr inselreich und gehört in ihrem nördlichen Teil zu Maryland, in ihrem südlichen zu Virginia.

Cheschwan (hebr.), s. Marcheschwan.

Chesham (spr. tscheschäm), Stadt in Buckinghamshire (England), im fruchtbaren Thal des Chess (zum Colne), mit Papierfabriken und (1891) 8018 Einw.

Cheshire (spr. tscheschir), Grafschaft an der Westküste von England, wird nördlich von den Grafschaften Lancashire und Yorkshire, östlich von Derby, südöstlich von Stafford, südlich von Shropshire, westlich von Denbigh und Flint und nordwestlich vom Irischen Meer begrenzt und umfaßt 2659 qkm (48,3 QM.). Die Grafschaft besteht vorwiegend aus einer Ebene, die sich vom Dee bis zum Mersey erstreckt und von dem Weaver und seinen Zuflüssen durchschnitten wird. Der Lehmboden dieser Ebene ist von ungemeiner Fruchtbarkeit, und ihr stets saftiges Gras kommt der Viehzucht sehr zu statten. Im NW. erstreckt sich diese Ebene in die Halbinsel von Wirral hinein, die zwischen den breiten Flutmündungen des Dee und Mersey in das Irische Meer vorspringt. In ihrer Mitte treten einige Hügel auf (Delamere Forest, Beeston Hill), durch welche sie in eine westliche und östliche Hälfte geteilt

wird. Im C. begrenzen die als Congleton Edge und Macclesfield Forest bekannten Höhenzüge die Ebene. Sie sind reich an Kohlen, Eisen und Blei. Weit wertvoller aber als diese Mineralien sind die Steinsalzlager und Solquellen, die im Buntsandstein bei Northwich und anderswo vorkommen und seit ihrer Entdeckung 1670 noch kein Zeichen von Erschöpfung gegeben haben. Die Bevölkerung zählte 1891: 730,052, als Verwaltungsbezirk 587,312 Seelen. Von der Oberfläche sind (1890) 26,1 Proz. Ackerland, 50,6 Proz. Wiesen und Weiden, 3 Proz. Wald. Die Viehzucht (1890: 167,465 Rinder, 106,418 Schafe, 77,464 Schweine) ist wichtiger als der Feldbau, und Chesterkäse geht durch die ganze Welt. An Mineralien werden jährlich über 600,000 Ton. Steinkohlen (1892: 666,773 Ton.) und fast 2 Mill. T. Salz gewonnen. Die Industrie beschäftigt sich vornehmlich mit Baumwoll- und Seidenwarenfabrikation, Maschinenbau, Hut-, Eisen- und Stahlfabrikation und Schiffbau. Chester, die Hauptstadt, Birkenhead und Stockport sind seit 1888 besondere Grafschaften.

Cheshunt (spr. tschéschönt), Stadt in Hertfordshire (England), mit gotischer Kirche (15. Jahrh.), einem berühmten Seminar der Huntingdonianer und (1891) 9620 Einw. In der Nähe Theobalds Park, im 16. Jahrh. Landsitz des Lord Burleigh.

Chesnelong (spr. schän'lóng), Pierre Charles, franz. ultramontaner Parteiführer, geb. 14. April 1820 in Orthez (Niederpyrenäen), erwarb sich durch den Handel mit Bayonner Schinken ein bedeutendes Vermögen. Nachdem er sich für das Kaiserreich erklärt, ward er 1860 Maire von Orthez sowie 1865 und 1869 als offizieller Kandidat in seinem Departement zum Mitglied des Gesetzgebenden Körpers gewählt. Er neigte seit 1869 zu der liberalern Fraktion der bonapartistischen Majorität. Seit 7. Jan. 1872 Mitglied der Nationalversammlung, schloß er sich der äußersten Rechten an, war einer der eifrigsten Legitimisten und gehörte zu den Führern der Partei, die 1873 Thiers stürzten und den Versuch einer monarchischen Restauration machten. C. hatte im Oktober d. J. mit dem Grafen Chambord eine Zusammenkunft in Salzburg und erstattete über die Ansichten und Wünsche des Prätendenten sehr günstige Berichte, die aber von diesem desavouiert wurden, woran die Restauration scheiterte. Während er in der Kammer einen Kampf gegen die Republik fortsetzte, stellte er sich zugleich an die Spitze der klerikalen Agitationen, ward Präsident der katholischen Vereine, betrieb mit großem Eifer die Gründung der katholischen Universitäten und präsidierte den katholischen Parteiversammlungen, in denen seine volkstümliche Beredsamkeit ihm großen Beifall und Einfluß erwarb. 1877 ward er zum unabsetzbaren Senator gewählt.

Chesney (spr. tschésni), 1) Francis Rawdon, engl. General und Reisender, bekannt als der Pionier der Überlandroute von Indien, geb. 1789 zu Ballyrea in Irland, gest. daselbst 31. Jan. 1872, wurde auf der Militärakademie zu Woolwich gebildet und 1815 zum Artilleriekapitän ernannt, diente darauf einige Zeit in Gibraltar und besuchte 1829 die Schlachtfelder des soeben beendeten Türkenkriegs, veröffentlichte aber sein bedeutsames Geschichtswerk »Narrative of the Russo-Turkish campaigns of 1828—29« erst 1854, lange nach dem berühmten und bekanntern Werk des Grafen von Moltke. Von der Türkei aus begab sich C. nach Kleinasien und Ägypten. Eine von ihm bei der englischen Regierung eingereichte Denkschrift vom Oktober 1830, in der er die Durchstechung der Landenge von Suez befürwortete, fand keine Beachtung. C. setzte seine Forschungsreise durch die Wüsten Arabiens und Palästinas fort, erreichte den Euphrat bei Anah und fuhr den Strom auf einem selbsterbauten Floß hinab bis zum Persischen Meerbusen (Januar 1831). Darauf übertrug ihm die Regierung die Leitung einer Expedition, welche 1835 mitten durch Arabien hindurch bis an den Euphrat und den Indischen Ozean vordrang und die Ausführbarkeit einer Postverbindung mit Indien vermittelst des Euphrat und Tigris feststellte. C. berichtete darüber in den Schriften: »Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris« (Lond. 1850, 2 Bde.) und »Narrative of the Euphrates expedition 1835—37« (das. 1868). C. war 1855 zum Generalmajor ernannt worden, 1860 wurde er Generallieutnant, 1866 General. Noch schrieb er: »Observations on the past and present state of fire-arms etc.« (Lond. 1852). Vgl. die von seiner Witwe und Tochter verfaßte Biographie »Life of general F. R. C.« (2. Aufl., Lond. 1893).

2) Charles Cornwallis, engl. Militärschriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 29. Sept. 1826, gest. 19. März 1876, trat 1845 in das englische Ingenieurkorps, stieg bis zum Obersten auf und ward zugleich Lehrer der Kriegsgeschichte an der Generalstabsschule zu Sandhurst. Am bekanntesten wurde er durch seine »Waterloo Lectures« (Lond. 1861, 3. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1869), in denen er im Gegensatz zu der in England herrschenden Ansicht die Entscheidung der Schlacht von Waterloo dem Eingreifen Blüchers beimißt. Außerdem schrieb er unter anderm: »Campaigns in Virginia and Maryland« (1863—1865, 2 Bde.); »The military resources of Prussia and France« (mit Reeve, 1870) und die gehaltvollen »Essays in modern military biography« (1873).

Chessylith, soviel wie Kupferlasur.

Chester (spr. tschester), 1) Stadt und Grafschaft im westlichen England, auf felsiger Anhöhe am schiffbaren Dee, 12 km oberhalb dessen Einmündung in sein seichtes Ästuarium. C. war römisches Castrum (s. unten), und nirgends sonst in England trifft man auf so viele Zeugen der Anwesenheit der alten Römer. Der alte römische Wall aus rotem Sandstein bildet jetzt einen 2850 m langen Spaziergang, der rings um die Stadt führt. Die sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen sind in den Felsen eingehauen und haben teilweise auf beiden Seiten fortlaufende Galerien oder »rows«, zu denen man auf Stufen hinaufsteigt. Viele der Häuser sind aus Holz und Fachwerk errichtet und kehren ihren Giebel der Straße zu. Über den Fluß führen eine alte Brücke von sieben Bogen (wohl älter als die normännische Eroberung) und die neue Grosvenorbrücke in einem Bogen von 60 m Spannung. Von merkwürdigen Gebäuden sind zu erwähnen: die Kathedrale, ein roter Sandsteinbau im normännischen und gotischen Stil, teilweise noch aus dem 12. Jahrh., 1876 restauriert; die danebenstehende Werburghabtei, die schon vor 700 Jahren eine der reichsten Englands war; die jetzt zum Teil verfallene Kirche Johannis des Täufers aus dem 11. Jahrh., außerhalb der Stadtmauern. Von dem alten, von Wilhelm dem Eroberer erbauten Schlosse ist nur ein viereckiger Turm (Cäsar's Tower) erhalten. An seiner Stelle steht jetzt eine Gruppe neuer Gebäude, die als Gerichtshof, Gefängnis und Kasernen dienen. Unter den neuern Bauwerken sind am bedeutendsten das Stadthaus, die in Form einer Kapelle erbaute Musikhalle, das Gros-

venor-Museum (mit römischen Altertümern) und die Kunstschule. Die Bevölkerung zählte 1891: 37,105 Seelen. C. ist allerdings noch Seehafen, aber nur Küstenfahrer gelangen den Fluß aufwärts bis in seinen Hafen, und auch der Ellesmerekanal, der es mit Ellesmere Port am Mersey verbindet, ist nur für kleine Fahrzeuge zugänglich. Von Bedeutung ist der Küstenhandel mit Käse, Salz, Kohlen, Blei und irischer Leinwand. C. ist Sitz eines anglikanischen Bischofs, hat ein Lehrerseminar und eine Lateinschule (King's School). Außerhalb der Mauern liegt die berühmte Rennbahn Roodee, 4 km südlich von der Stadt Eaton Hall, der prächtige, 1878—84 von Waterhouse vollständig umgebaute Landsitz des Herzogs von Westminster. Rowton Moor (Schlacht 1645) liegt südöstlich. — C. ist eine der ältesten Städte Englands. Zur Zeit der Römer hieß sie Deva (von dem Deefluß) und war Standquartier der 20. Legion der Römer (Valeria Victrix). An das römische Castrum erinnert auch der heutige Name der Stadt, und Spuren der alten Befestigungen sowie andre dort gefundene römische Altertümer zeugen von ihrer einstigen Bedeutung. Nach der Eroberung durch die Normannen wurde C. die Hauptstadt einer Grafschaft, die von König Wilhelm dem Hugo von Avranches verliehen, 1237 aber für die Krone eingezogen wurde. Später war C. Hauptfestung gegen Wales; während des Bürgerkrieges war es Hauptstützpunkt der Royalisten und ergab sich erst nach langer Belagerung 1646 der Parlamentsarmee. Vgl. Hemingway, History of the city of C. (Chester 1831, 2 Bde.). — 2) Stadt in der Grafschaft Delaware des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Delaware, 20 km unterhalb Philadelphia, mit einem theologischen Seminar, großen Schiffswerften, Woll- und Baumwollfabriken und (1890) 20,226 Einw. C. ist die älteste Ansiedelung in Pennsylvanien, wurde 1643 von Schweden gegründet und hieß zuerst Upland. Unter William Penn ward hier 1682 die Provinzialversammlung gehalten.

Chesterfield (spr. tschĕstörfild), Stadt im nordöstlichen Derbyshire (England), am Rother, hat eine alte Kirche mit 70 m hohem »hängenden« (crooked) Turm, ein katholisches College (Mount St. Mary's), eine alte Freischule und (1891) 13,242 Einw. Die Stadt hat Gießereien, Spitzen-, Baumwoll- und Seidenmanufaktur, Maschinenbauwerkstätten und Töpfereien. In der Nähe ergiebige Kohlengruben. Südöstlich liegt Hardwick Hall, der Landsitz des Herzogs von Devonshire, 1590—97 erbaut, mit Erinnerungen an Maria Stuart, die in dem benachbarten alten, jetzt verfallenen Schloß als Gefangene weilte.

Chesterfield (spr. tschĕstörfild), 1) Philip Dormer Stanhope, Graf von, engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 22. Sept. 1694 in London, gest. 24. März 1773, studierte in Cambridge, ging 1714 auf das Festland und lebte längere Zeit in Paris. Nach Georgs I. Thronbesteigung wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, nach seines Vaters Tode 1726 Mitglied des Oberhauses und zeichnete sich stets durch liberale Ansichten aus; 1728 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Holland und wandte hier den drohenden Krieg von dem Kurfürstentum Hannover ab. Er ward Oberhofmeister Georgs II., dann Vizekönig von Irland und 1747 Staatssekretär, zog sich aber bald von den Geschäften zurück und widmete sich seinen Studien und seinen Freunden. Großes Aufsehen machten seine »Letters to his son« (Lond. 1774, 2 Bde.; 1810—12, 3 Bde.; hrsg. von Lord Mahon in 5 Bänden, Lond. 1845—53 u. New York 1892; von Lord Carnarvon, 1890; Auswahl von Sayle 1889, von Hill 1890; deutsch, Leipz. 1774—77, 6 Bde., und im Auszug von Wunding, 4. Aufl., Stuttg. 1892). Sie sind in feiner, eleganter Sprache geschrieben, voll witziger und geistreicher Gedanken, enthalten eine genaue Kenntnis des wirklichen Lebens und der Menschen, zumal zu jener Zeit; aber die Lehren, welche der Vater dem Sohn gibt, konzentrieren sich in einer moralisch laxen Nützlichkeitslehre und einem durch feine Form und einschmeichelndes Betragen sich empfehlenden Egoismus. Von Chesterfields übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Miscellaneous works« (Lond. 1777, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1778—80, 3 Bde.) und »Posthumous pieces« (Lond. 1778). Vgl. Browning, The wit and wisdom of Lord C. (Lond. 1874).

2) Grafen von, s. Stanhope.

Chesterfieldinseln (spr. tschĕstörfild-), Gruppe von Riffinseln, westlich von der Nordspitze von Neukaledonien, unter 20° südl. Br. und 158° 30′ östl. L. v. Gr., 0,8 qkm groß, von den Franzosen wegen ihres Guanoreichtums 1878 in Besitz genommen.

Chesterkäse (spr. tsch-), bekannter, in der englischen Grafschaft Cheshire (s. d.) bereiteter Käse.

Chesterrennen (spr. tsch-, Glockenrennen), s. Wettrennen.

Chesterton (spr. tschĕstert'n), Stadt, dicht bei Cambridge (England), mit (1891) 7526 Einw.

Cheta, s. Chetiter.

Chetib, s. K'tib.

Chetiter (Hethiter, bei den Ägyptern Cheta), spr. Volk, zerstörte um 1350 v. Chr. das am obern Euphrat belegene Reich Mitani (Naharina bei den Ägyptern), dessen König Duschratta die neuerdings aufgefundene Korrespondenz mit Amenhotep III. geführt hatte. Welchem Völkerstamm die C. angehörten, ist ungewiß. Die eigentümliche Bilderschrift, welche man auf den den Chetitern zugeschriebenen Denkmälern gefunden hat, ist noch nicht entziffert worden. Jedenfalls gründeten die C. in Nordsyrien ein mächtiges Reich, das mit Ägypten wiederholt Kriege führte, über welche ägyptische Inschriften Auskunft geben. Schon Sethos I. zog gegen die C. Sein Sohn Ramses II. lieferte ihnen im fünften Jahr seiner Herrschaft (also um 1295) bei Kadesch eine Schlacht, die er als großen Sieg verherrlichte, die aber nicht entscheidend war, denn um 1280 kam es zwischen ihm und dem Chetiterkönig Chetasar zum Frieden und Bündnis. Im 12. Jahrh. wurde ihr Reich durch eine Völkerbewegung von Kleinasien her über den Haufen geworfen und zerfiel in eine Anzahl kleiner, ohnmächtiger Fürstentümer, die im 8. Jahrh. von den assyrischen Königen unterjocht wurden. Aus dieser spätern Zeit stammen die vom Berliner Orientkomitee bei Bogaskiöi in Kleinasien, bei Marasch, Saktschegözü und Sendschirli (s. d.) ausgegrabenen Bauten und Denkmäler. In der Bibel beschränkt sich der Name C. auf eine Völkerschaft in der Berglandschaft um Hebron, die nach der Unterwerfung Kanaans durch die Israeliten weiter nördlich in der Gegend von Bethel wohnte und von Salomo unterworfen wurde. Vgl. Sayce, The Hittites (Lond. 1888); Campbell, The Hittites, their inscriptions and their history (das. 1891).

Chetubim (richtiger Ketubim, hebr.), soviel wie Hagiographen; s. Bibel, S. 969.

Cher., bei zoolog. Namen Abkürzung für Aug. Chevrolat, Entomolog, geb. 29. März 1799 in Pa-

ris, geſt. 16. Dez. 1884; bei botan. für François Fulgis **Chevallier**, geb. 2. Juli 1796 in Paris, geſt. 24. Dez. 1840 in Freiburg i. Br. (Flora von Paris, Flechten).

Chevaleresk (ſpr. ſchwă-, franz. chevaleresque), ritterlich.

Chevalerie (franz., ſpr. ſchwall'ri), Ritterſchaft, Rittertum. C. de lecture (lat. milites clerici), im Mittelalter ſoviel wie Doktoren der Theologie auf Univerſitäten, die mit dem Doktordiplom zugleich die ritterliche Würde in Anſpruch nahmen.

Chevalier (franz., ſpr. ſchwallje), Ritter, in Frankreich früher Titel des mittlern Adels. C. d'honneur, Hofkavalier, Ehrenbegleiter einer fürſtlichen Perſon; C. d'industrie, Induſtrie- oder Glücksritter; C. de justice, Juſtizritter, d. h. Rittermovize; C. de grâce, Gnadenritter, ſ. Johanniterorden; C. sans peur et sans reproche, Ritter ohne Furcht und Tadel (Ehrentitel Bayards u. a.).

Chevalier (ſpr. ſchwallje), 1) Michel, franz. Nationalökonom, geb. 13. Jan. 1806 in Limoges, geſt. 28. Nov. 1879 in Montpellier, beſuchte die polytechniſche Schule in Paris, von 1825 an eine bergmänniſche Bildungsanſtalt und erhielt kurz vor der Julirevolution eine Anſtellung als Ingenieur im Norddepartement. Nachdem er aus Geſundheitsrückſichten ſein Amt niedergelegt hatte, ſchrieb er, dem Saint-Simonismus zuneigend, mehrere Artikel in die Saint-Simoniſtiſchen Blätter »Organisateur« und »Globe«. Nach dem Ausbruch des Zerwürfniſſes zwiſchen Bazard und Enfantin folgte er dem letztern 1832 nach deſſen Niederlaſſung (»la Retraite«) zu Ménilmontant und lieferte für das »Livre nouveau«, eine Art Simoniſtiſchen Teſtaments, eine »Esquisse de géologie poétique«. Als die Geſellſchaft Enfantins wegen Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit unter Anklage geſtellt wurde, ward auch C. zu einjähriger Haft verurteilt. Noch vor Beendigung derſelben wieder freigelaſſen, wandte er ſich praktiſchern Studien zu und bereiſte 1833—35 im Auftrag der Regierung Nordamerika, Mexiko und Cuba, um das dortige Kanal- und Straßenbauweſen einzuſehen. Über dieſe Reiſe lieferte er in das »Journal des Débats« intereſſante Berichte, die 1836 geſammelt unter dem Titel: »Lettres sur l'Amérique du Nord« (4. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.; deutſch, Leipz. 1837, 4 Bde.) erſchienen. Im Frühjahr 1837 nach England geſandt, um über die ausgebrochene Handelskriſis zu berichten, erhielt er durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kopfwunde, zu deren Heilung er die Pyrenäenbäder beſuchen mußte. Sein Augenmerk war fortan vornehmlich auf Hebung des Eiſenbahnweſens wie überhaupt der wirtſchaftlichen Intereſſen ſeines Vaterlandes gerichtet. 1836 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion, 1838 zum Staatsrat im außerordentlichen Dienſt, 1840 zum Profeſſor der Nationalökonomie am Collège de France und 1841 zum Oberingenieur des Bergbaues ernannt. Vom Depart. Aveyron 1845 in die Kammer abgeordnet, zeigte er ſich hier dem Freihandel günſtig und wurde deshalb nicht wieder gewählt. Nach dem Staatsſtreich vom 2. Dez. 1851 wurde er Staatsrat im ordentlichen Dienſt, 1860 Senator. An dem Abſchluß des engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrags von 1860, welchen er mit ſeinen britiſchen Geſinnungsgenoſſen Cobden und Bright vorbereitete, nahm er einen hervorragenden Anteil, wie er überhaupt im Senat wie in der Preſſe nachdrücklich für den Freihandel eintrat. Demgemäß bekämpfte er auch nach dem Sturz des Kaiſerreichs die von Thiers angebahnte Handelspolitik. Von ſeinen frühern Schriften ſind noch hervorzuheben: »Des intérêts matériels en France« (1837, 7. Aufl. 1843; deutſch, Stuttg. 1838); »Histoire et description des voies de communication aux États-Unis« (1840–1842, 2 Bde.); die »Essais de politique industrielle« (1843); »Cours d'économie politique« (Bd. 1 u. 2, 1842—44; Bd. 3: »La monnaie«, 1850; 2. Aufl. 1855—66, 3 Bde.; Bd. 1. u. 2. deutſch von Horn: »Zwölf nationalökonomiſche Vorträge«, Leipz. 1856); »L'isthme de Panama, suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez« (1844). Nach der Revolution von 1848 bekämpfte er beſonders die ſozialiſtiſchen Theorien von Louis Blanc in den »Questions de travailleurs« (deutſch von Hauſer, Aachen 1848) ſowie in der »Revue des Deux Mondes« und im »Journal des Débats«. Eine Reihe der in dieſen Zeitſchriften veröffentlichten Artikel erſchien geſammelt unter den Titeln: »Lettres sur l'organisation du travail« (1848) und »Questions politiques et sociales« (1852). Er war Delegierter bei den Weltausſtellungen in London (1862) und Paris (1867) und leitete die Veröffentlichung der umfangreichen Berichte über die letztere (1868, 13 Bde.), deren Einleitung von Horn ins Deutſche überſetzt wurde (»Die Weltinduſtrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«, Leipz. 1869).

2) Sulpice, franz. Zeichner, ſ. Gavarni.

Chevalier d'Eon (ſpr. ſchwallje deóng), Günſtling Ludwigs XV., ſ. Eon de Beaumont.

Chevallier (ſpr. ſchwallje), 1) Jean Baptiſte Alphonſe, Pharmazeut und Chemiker, geb. 19. Juli 1793 in Langres, geſt. 30. Nov. 1879 in Paris, eröffnete daſelbſt eine Apotheke und wurde ſpäter Profeſſor der Chemie an der École de pharmacie. Er ſchrieb: »Traité des réactifs chimiques« (mit Payen, Par. 1824, 3. Ausg. 1829—30); »Dictionnaire des drogues simples et composées« (mit Richard und Guillemain, 1826—29, 5 Bde.); »Dictionnaire des altérations et falsifications des substances alimentaires, médicamenteuses et commerciales« (1850–52, 2 Bde.; 6. Aufl. von Baudrimont, 1883; deutſch von Weſtrumb, Götting. 1856—57, 2 Bde.); »Recherches sur les moyens appliqués à la conservation des substances alimentaires« (1858); »Du café, son histoire, son usage, etc.« (1862); »Traité des désinfectants sous le rapport de l'hygiène publique« (1862). Auch redigierte er das »Journal de chimie médicale« ſeit 1825.

2) François Fulgis, ſ. *Cher*.

Chevandier de Valdrôme (ſpr. ſchwangdjé d'wall-dróm'), Jean Pierre Napoléon Eugène, franz. Politiker, geb. 17. Aug. 1810, geſt. 2. Dez. 1878, wurde Direktor der großen Spiegelmanufaktur in Cirey und Mitglied des Generalrats für den Kanton Lorquin. 1859 trat er als offizieller Kandidat in den Geſetzgebenden Körper, dem er bis 1870 angehörte. Bei Eröffnung der Seſſion vom Juni 1869 beteiligte er ſich an der Interpellation der 116 von der Mittelpartei, wodurch der Rouherſchen Diktatur ein Ende gemacht werden ſollte, trat 2. Jan. 1870 in das neugebildete liberale Miniſterium Ollivier und übernahm das Miniſterium des Innern. Bei dem Plebiszit vom 8. Mai 1870 entwickelte C. eine außerordentliche Thätigkeit, um die Maſſe des Volkes zur Abſtimmung zu treiben. Am 10. Aug. 1870 gab er mit den übrigen Mitgliedern des Miniſteriums Ollivier ſeine Entlaſſung und zog ſich ins Privatleben zurück.

Chevau-légers (franz., ſpr. ſchwo-léscher, oft unrichtig Chevaux-légers geſchrieben), leichte Reiter gleich

den jetzigen Dragonern, entstanden in Frankreich ursprünglich als Haustruppe Heinrichs IV., eine Kompanie aus 240 Edelleuten. 1660 wurden zwei Kompanien C. de la reine errichtet. Nach der Ordonnanz von 1776 sollte jedes Kavallerieregiment aus 5 Schwadronen, darunter eine C., bestehen, und 1779 wurden die 24 Schwadronen C. in 6 Regimenter zusammengezogen und die C. der Garde aufgelöst. Österreich, Italien und einige deutsche Staaten nahmen die Bezeichnung ebenfalls an. In Frankreich wurden aus den C. unter Napoleon I. Chasseurs à cheval und Lanciers, Österreich wandelte sie 1852 in Ulanen um, das Großherzogtum Hessen die seinigen in Dragoner. Jetzt besteht der Name C. nur noch in Bayern und als Cavalleggieri in Italien.

Chevelure (franz., spr. schöw'lür'), Haarwuchs.

Chevening (spr. tschiw'ning), Schloß, s. Sevenoaks.

Cheville, Pas de (spr. pa d' schwij'), ein Bergpfad aus dem Wallis (Sion-Conthey) in das waadtländische Thal des Avençon (Bex), 2036 m. Der Weg bietet eine ergreifende Ansicht der Bergstürze der Diablerets dar, grausige Trümmerfelder, in welche der See von Derborence eingebettet liegt.

Chevillieren (spr. sch'wij-), s. Färberei.

Cheviot (spr. tschiwjöt), die Wolle von den im Cheviotgebirge (s. Cheviots) gezüchteten Schafen der Cheviotrasse. Dann ein geköpertes Gewebe aus gröberer Wolle, nach Art der Kammgarnstoffe oder der tuchartigen Stoffe erzeugt und appretiert, also im letztern Fall gewalkt, gerauht, aber nur wenig geschoren. Es dient zu Damenkleidern sowie zu Herrenkleidern an Stelle der leichten Buckskins.

Cheviots (spr. tschiwjöts, Cheviot Hills), ein Gebirgszug, welcher die Grenze zwischen England und Schottland bildet und bis 814 m Höhe erreicht. Den Kern des Gebirges bildet Porphyr. Die höchsten Erhebungen sind mit Moor bedeckt, aber die Thäler sind fruchtbar und reich an Weiden, und die Schafzucht blüht. Zahlreiche Zuflüsse von Tyne, Tweed und Esk entspringen auf ihm.

Chevîter, kanaanit. Volk in Palästina, wohnten in den Gebirgsthälern um Gibeon und Sichem nordwärts bis zu den Quellen des Orontes und schlossen sich bei der Eroberung des Landes durch die Israeliten diesen freiwillig an; sie wurden daher verschont und nur zum Frondienst gezwungen.

Chevr., Abkürzung für Aug. Chevrolat, s. *Cher.*

Chevreau (franz., spr. schöwrō), Ziegenlamm, auch soviel wie Ziegenleder.

Chèvremont (spr. schwähr'mông), im Mittelalter berühmtes Kloster im SO. von Lüttich, an der Vesdre. In der Nähe lag auf steilem Felsen die Burg C., welche den lothringischen Herzögen in ihren Kämpfen mit den sächsischen Kaisern, besonders mit Otto d. Gr., öfters als Zufluchtsort diente und 980 zerstört ward. An ihrer Stelle steht jetzt eine Marienkapelle.

Chevreul (spr. schöwrōl), Michel Eugène, Chemiker, geb. 31. Aug. 1786 zu Angers (Maine-et-Loire) gest. (fast 103 Jahre alt) 9. April 1889 in Paris, studierte daselbst, wurde 1809 Assistent Vauquelins, 1813 Professor am Lyceum Charlemagne, 1820 Examinator an der polytechnischen Schule, 1824 Direktor der Färberei in der königlichen Manufaktur der Gobelins und 1830 Professor am Collège de France. Er trat 1879 in den Ruhestand. C. schrieb: »Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale« (Par. 1823; neue Ausg. 1889); »Considérations générales sur l'analyse organique et sur ses applications« (das. 1824; deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826); »Recherches sur la teinture« (Par. 1826); »Leçons de chimie appliquée à la teinture« (1831, 2 Bde.); »De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés« (Straßb. u. Par. 1839; neue Ausg. 1890); »Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie« (Lyon 1846); »Recherches chimiques sur la teinture« (Par. 1862 ff.); »Des couleurs et de leurs applications aux arts industriels à l'aide des cercles chromatiques« (das. 1864, neue Ausg. 1888); »Introduction à l'histoire des connaissances chimiques« (1866); »Histoire des principales opinions de la nature chimique des corps« (1869); »Résumé d'une histoire de la matière« (1878); »De la baguette divinatoire, du pendule explorateur et des tables tournantes« (1854). Seine Statue (von Guillaume) wurde 1886 im Naturhistorischen Museum aufgestellt. Vgl. Malloizel, Œuvres scientifiques de M. C. (Rouen 1887).

Chevreuse (spr. schöwrōs'), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Rambouillet, an der Yvette, mit Schloßruinen, alter Kirche (12. Jahrh.), Gerberei und (1891) 1578 Einw. — Früher Baronie, wurde C. 1545 von König Franz I. zu einem Herzogtum, 1612 von Ludwig XIII. zu einer Pairie erhoben und 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amaury eingetauscht.

Chevreuse (spr. schöwrōs'), Marie von Rohan-Montbazon, Herzogin von, geb. 1600, gest. 1679, Tochter des Herzogs Herkules von Rohan-Montbazon, vermählte sich 1617 mit dem Connetable von Luynes und nach dessen frühem Tode 1622 mit Claude de Lorraine, Herzog von C. Schön und geistig hochbegabt, dabei ehrgeizig und leidenschaftlich, stürzte sich C. in die Intrigen des Hofes und wirkte für das Interesse der Königin Anna. Deshalb wurde sie von Richelieu verbannt und kehrte erst nach dessen Tode aus England nach Frankreich zurück. Doch sah sie sich bald durch Mazarin beiseite geschoben und spielte erst wieder zur Zeit der Fronde (1650—51) eine politische Rolle an der Spitze der Gegner Mazarins. Nach dessen Tode zog sie sich von der Politik zurück. Vgl. Cousin, Madame de C. (2. Aufl., Par. 1862).

Chevrolat, August, s. *Cher.*

Chevron (franz., spr. schöwrông), in der Heraldik »Sparren« im Wappen (s. »Heroldsfiguren«, Fig. 10); beim französischen Militär Dienstauszeichnung, ein oder mehrere winkelförmige Tressenstreifen auf dem Ärmel der Montierung, zeigt Rang und Dienstalter bei Unteroffizieren und Soldaten an. Chevronnés, Veteranen und wegen hohen Dienstalters zu Unteroffizieren beförderte Soldaten. Seit 1889 bei der deutschen Kavallerie Auszeichnung für die besten Fechter zu Pferde; bei der deutschen Marine Rangabzeichen für Obermatrosen, Oberheizer ꝛc.

Chevy Chace (spr. tschéwwi tschéß), d. h. Jagd auf den Cheviotbergen, alter Name einer englischen Ballade, die mit einem Wildererzug des Earl Percy von Northumberland in den Forsten seines schottischen Nachbars Douglas anhebt, den Kampf der beiden Parteien in ritterlichster Art schildert und mit einem großen Blutbad endigt. Dies Muster einer Volksballade bezieht sich auf Ereignisse, die um 1400 stattfanden, war in den folgenden Jahrhunderten stets beliebt und wurde durch Addison im »Spectator« 1709 in so hervorragender Weise gerühmt, daß sich seitdem die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die alte

Volkspoesie zu richten begann. Die Strophe, in welcher diese und überhaupt die meisten der eigentlichen Volksballaden vorliegen, besteht aus zwei Langzeilen, gebunden durch Endreime. Der Rhythmus ist lose wie bei unsern Knittelversen; die erste Hälfte jeder Langzeile hat immer vier Hebungen, die zweite Hälfte manchmal auch, gewöhnlich aber drei. Als Beispiel mögen die zwei ersten Langzeilen der ältesten Version von »Chevy Chace« folgen:

The Percy owt of Northómbarlánde, And a vówe to Gód mayd he,
That hé wolde húnte in the móuntains off Chéviot within dayes thré.

Des Versmaß ist nichts andres als der aus dem Lateinischen stammende Septenar der geistlichen Dichter in England, die sich ein Jahrhundert nach der normännischen Eroberung zu ihren Predigtzwecken zuerst wieder der Volkspoesie bedienten. Nur die freie Art der Senkungen ist germanische Tradition. Vgl. das Kapitel »Englische Volkspoesie« in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2 (1892).

Chewsuren (»Schluchtenbewohner«), ein zur Völkerfamilie der Karthwelier (Georgier) gehöriger Volksstamm indo-europäischer Rasse im nördlichen Kaukasus, der, 7000 Köpfe stark, in den Thälern der Zuflüsse des Aragwa und des Argun lebt und zum Teil georgisch, zum Teil aber auch einen so altertümlichen Dialekt spricht, daß er von den eigentlichen Georgiern nur schwer verstanden wird. Die C. scheinen ein Gemisch von Georgiern, Osseten, Kistinen und andern Bergvölkern zu sein. Sie bekennen sich zum Christentum, opfern aber immer noch ihren Götzen. Früher sehr kriegerisch und auch jetzt noch sorgsame Pfleger ihrer Waffen und Rüstungen, sind sie unter russischer Herrschaft friedliche Vieh- u. Bienenzüchter geworden. Vgl. Radde, Die C. und ihr Land (Kassel 1878).

Cheyenne City (spr. schejénn ßitti), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Wyoming, 1851 m ü. M., an der Union-Pacificbahn, mit Kapitol, Bibliothek, Landamt der Union, Pferdebahn, elektrischer Beleuchtung, großen Werkstätten der Union-Pacificbahn, Sitz von 36 Aktiengesellschaften mit 36 Mill. Doll. Kapital, welche Viehzucht treiben, Achatschleiferei und (1890) 11,690 Einw.

Chézy (spr. schesi), 1) Antoine Léonard de, franz. Orientalist, geb. 15. Jan. 1773 in Neuilly, gest. 31. Aug. 1832, war anfangs Zögling der polytechnischen Schule, wandte sich aber später unter Sacys und Langlès' Leitung ausschließlich orientalischen Sprachstudien zu. 1798 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, sollte er Bonaparte auf der Expedition nach Ägypten begleiten, erkrankte aber in Toulon und mußte zurückbleiben. Als Konservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek studierte er sodann Sanskrit und erhielt den eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl dieser Sprache am Collège de France, die erste Sanskritprofessur, welche in Europa begründet wurde. Fr. Bopp, W. v. Humboldt, Fr. v. Schlegel, Rosegarten, Mitscherlich, Burnouf, Langlois u. a. waren seine Schüler und Freunde. Aus der Sanskritlitteratur gab er im Original mit Übersetzung und Anmerkungen unter andern eine Episode des Râmâjana (2. Ausg., Par. 1827) und eine französische Übersetzung der Anthologie des Amaru (das. 1831) heraus und schrieb über indische Metrik (»Théorie du sloka«, das. 1829). Sein Hauptwerk ist die von einer französischen Übersetzung begleitete Ausgabe von Kâlidâsas »Sakuntala« (Par. 1830), der erste Druck dieses berühmten Sanskrittextes.

2) Helmina Christiane von, deutsche Schriftstellerin, Gattin des vorigen, geborne von Klencke, Enkelin der Karschin, geb. 26. Jan. 1783 in Berlin, gest. 28. Febr. 1856 in Genf, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheiratete sich nach einer zu früh geschlossenen, unglücklichen und bald getrennten Ehe 1803 mit C., den sie zu Paris im Kreis Fr. v. Schlegels kennen gelernt hatte. Als auch dies eheliche Verhältnis dasselbe Schicksal hatte, kehrte sie 1810 nach Deutschland zurück und widmete sich, zunächst in Heidelberg, litterarischen Arbeiten. Im Befreiungskrieg 1813 gab sie sich der Pflege verwundeter vaterländischer Krieger mit Eifer hin und lebte später abwechselnd in Berlin, Dresden, Wien, München und Genf, wo sie, erblindet, starb. In ihren Dichtungen schloß sie sich äußerlich an die romantische Schule an. Wir nennen: »Gedichte« (Aschaffenb. 1812, 2 Bde.); »Herzenstöne auf Pilgerwegen« (Sulzbach 1833); das Rittergedicht »Die drei weißen Rosen« (in der »Urania«, 1821); den Roman »Emmas Prüfungen« (Heidelb. 1827); »Erzählungen und Novellen« (Leipz. 1822, 2 Bde.) und »Stundenblumen« (Wien 1824—27, 4 Bdchn.). Auch verfaßte sie den verworrenen, schwächlich romantischen Text zu Webers Oper »Euryanthe« (Wien 1824). Ihre Denkwürdigkeiten (»Unvergessenes«, Leipz. 1859, 2 Tle.) gab Bertha Borngräber heraus.

3) Wilhelm von, Schriftsteller, Sohn der vorigen, geb. 21. März 1806 in Paris, gest. 13. März 1865, studierte in München die Rechte und ließ sich nach öfters gewechseltem Aufenthalt 1850 in Wien nieder, wo er sich bei der Redaktion der »Österreichischen Reichszeitung« beteiligte. Er schrieb eine Reihe von Romanen und Erzählungen, wie: »Der fahrende Schüler« (Zürich 1835), »Die Martinsvögel« (das. 1837), »Die sechs noblen Passionen« (Stuttg. 1842), »Der fromme Jude« (das. 1845), »Das große Malefizbuch« (Landshut 1847), »Der letzte Janitschar« (1853) u. a. Ferner erschienen von ihm: »Der Ehrenhold«, eine Übersicht des Wissenswertesten aus der Wappenkunst (Stuttg. 1848); »Das Rittertum in Bild und Wort« (das. 1848) und »Erinnerungen aus meinem Leben« (Schaffh. 1863—64, 2 Bde.).

Chiabrera (spr. kja-), Gabriello, berühmter ital. Dichter, geb. 8. Juni 1552 zu Savona im Genuesischen, gest. daselbst 14. Okt. 1637, verwaiste früh, erhielt aber durch die Fürsorge eines Oheims in Rom eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, trat daselbst auch in regen Verkehr mit den berühmten Humanisten Paulus Manutius und Muret. Nach dem Tode seines Oheims trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, mußte jedoch infolge eines blutigen Racheaktes an einem römischen Edelmann, der ihn beleidigt hatte, nach seiner Vaterstadt fliehen. Hier bekam er neue Händel, die ihm eine halbjährige Haft zuzogen. Er widmete sich seitdem in seiner Vaterstadt den Wissenschaften und der schönen Litteratur und erwarb sich sehr bald als Dichter einen so berühmten Namen, daß verschiedene italienische Fürsten, insbes. die Großherzöge Ferdinand I. und Cosmo II. von Toscana, Karl Emanuel von Savoyen sowie Papst Urban VIII., ihn mit Gunstbezeigungen überhäuften. Allen Versuchen aber, ihn an irgend einen Hof zu fesseln, wich er aus und bewahrte seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode. C. war ein sehr fruchtbarer Dichter, der sich in fast allen Gattungen der Poesie versuchte, aber nur in einer derselben Ruhm erworben hat. Seine fünf epischen Gedichte sowie seine Dramen erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und sind mit Recht jetzt vergessen. Als

Lyriker aber nimmt er unter den italienischen Dichtern einen vorzüglichen Platz ein. Durch das Studium der Griechen, namentlich des Pindar und des Anakreon, gebildet, verließ er die schwächliche Manier der Petrarchisten und eiferte seinen griechischen Mustern nach. So gelang es ihm, für die italienische Lyrik einen neuen, durch Neuheit und Großartigkeit der Bilder, Erhabenheit des Ausdrucks und kühnern Schwung der Phantasie ausgezeichneten Stil zu schaffen und zugleich die rhythmische Form durch Anwendung neuer Versarten und mannigfaltigerer Strophenformen sowie durch freiere Behandlung des Reims zu erweitern. Seine Reformen erfreuten sich allgemeinsten Beifalls, und die Italiener nennen ihn ihren Pindar und Anakreon. Chiabreras zu seinen Lebzeiten oftmals unter verschiedenen Titeln gedruckte lyrische Gedichte sind am vollständigsten gesammelt unter dem Titel »Rime« (Rom 1718, 3 Bde.; Venedig 1757, 5 Bde.; Mailand 1807, 3 Bde.). Eine Auswahl gab Polidori heraus (Flor. 1865), eine andre Francesia (Turin 1873).

Chiaje, bei zoolog. Namen: Steffano delle Chiaje (spr. kjäje), geb. 1794, gest. 1860 als Professor der Anatomie in Neapel (niedere Tiere).

Chiana (ital., spr. kjä-, Clanis), Wasserlauf in Mittelitalien, Abfluß einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senke, welche sich von dem Knie des Arno bei Arezzo bis zum Tiber (96 km lang und 3—9 km breit) erstreckt und ihr Wasser in zwei Armen beiden Strömen zugleich zusendet, eins der interessantesten Beispiele von der Wirkung der Flußablagerung und der dadurch allmählich herbeigeführten Bodenerhebung. Ursprünglich gehörte nämlich die C. nur dem Tiber an, und ihr Bett bildete ein üppig blühendes Thal. Die vielen kleinen hineinmündenden Apenninenbäche erhöhten jedoch durch Ablagerung ihres Schuttes nach und nach das kaum geneigte Bett so, daß das stagnierende Wasser, Sümpfe bildend, die Ebene verödete und, seit dem 10. Jahrh. ein trüber Wasserarm, von selbst zum Arno lief. Erst 1789—1816 gelang es durch Vertiefung des Chianabettes, namentlich aber 1823 (Graf Fossombroni) durch Ableitungsgräben und dadurch, daß man die Bergströme nötigte, ihren Schutt anderswo abzulagern (Kolmation), die Trockenlegung des Sumpfes zu bewirken und durch Kanalisierung das Wasser zugleich dem Arno und dem Tiber zuzuführen. Der Scheidepunkt (argine di separazione, 250 m ü. M.) befindet sich zwischen den beiden kleinen Seen von Chiusi und Montepulciano. Der nördliche Arm, C. Toscana oder Canale Maestro, größtenteils kanalisiert und schiffbar, fließt gegen N. und mündet nordwestlich von Arezzo in den Arno; der andre, C. Romana, hat südliche Richtung, und gegenwärtig ist das Chianathal wieder eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Italiens. Vgl. Fossombroni, Memorie idraulico-storiche sopra la val di C. (3. Aufl., Montepulciano 1835).

Chianciano (spr. kjantschäno), Flecken in der ital. Provinz Siena, Kreis Montepulciano, an der Eisenbahn Empoli-Chiusi, hat eine Kollegiatkirche mit etruskischen und römischen Inschriften, ein Gymnasium, Steinbrüche, Ölpressen und (1881) 1231 (als Gemeinde 2592) Einw. Dabei Mineralquellen (Säuerlinge) mit Badeanstalt.

Chianti (spr. kjänti), Hügellandschaft in der ital. Provinz Siena, mit Pflanzungen von Oliven- und Maulbeerbäumen, vornehmlich aber mit Wein bedeckt. Der danach benannte wohlschmeckende, leichte Rotwein wird meist in Rom und Florenz konsumiert.

Chiapa (spr. tschiäpa), indian. Volksstamm im mexikan. Staate Chiapas. Stamm- und sprachverwandt mit den Ureinwohnern von Nicaragua, den Manque oder Mangue, bilden sie eine große Sprachinsel inmitten von Mayastämmen.

Chiapa de los Indios (spr. tschiäpa), Stadt im mexikan. Staat Chiapas, am schiffbaren Chiapas, 1527 gegründet, mit (1880) 4324 Einw. (meist Indianer).

Chiapas (spr. tschiäpas, Las C.), Staat der Republik Mexiko, am Stillen Ozean, 55,311 qkm (1004,6 QM.) groß. Die Oberfläche ist größtenteils gebirgig. Über der Küstenebene steigt schroff die Sierra Madre an mit mehreren hohen, ausgebrannten Vulkanen, wie dem Soconusco (2377 m). Dahinter liegt das eigentliche Plateau von C., eine Fortsetzung desjenigen von Guatemala, aber im Durchschnitt kaum über 1000 m hoch, durchschnitten von dem streckenweise schiffbaren Rio C., im untern Laufe Mescalapa und Grijalva genannt, der sich als Tabasco in den Golf von Mexiko ergießt. In diesem, dem fruchtbarsten Teil des Landes, mit herrlichstem Klima, erheben sich mehrere der Sierra Madre parallel laufende Höhenzüge (Hueitepec 2670 m). Von Flüssen ist außer dem Chiapas erwähnenswert nur der Usumacinta, der einen Teil der Grenze gegen Guatemala bildet. Die Seen im Innern sind unbedeutend, aber an der guter Häfen ermangelnden Küste liegen ausgedehnte Lagunen. Das im ganzen gesunde Klima gestattet im Hochland auch den Anbau europäischer Gartenfrüchte. Die Einwohner (1892: 269,710), größtenteils Indianer vom Stamm der Zoque, zerfallen in angesiedelte (avecindados) und freie (lacandones). Vielfache alte Bauwerke, von denen die von Palenque zu den berühmtesten Amerikas gehören, zeigen, daß sie früher auf einer viel höhern Bildungsstufe standen. Den größten Teil des Landes bedecken üppige Urwälder mit wertvollen Holzarten. Ackerbau (Mais, Kakao, Frijolen, spanischer Pfeffer, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Indigo) und Viehzucht sind noch wenig entwickelt. Leinöl bildet einen Ausfuhrartikel. Trotz des Vorkommens von Gold, Silber, Kupfer, Steinkohlen und Petroleum wird kein Bergbau betrieben. Hauptstadt ist San Cristóbal. — Bei der Ankunft der Spanier in Mexiko war C. ein unabhängiger Staat mit republikanischer Verfassung, dessen Bewohner von den Azteken den Kalender und das chronologische System angenommen hatten und geschickte Weber, Schmiede, Korbflechter ꝛc. unter sich zählten. Nach der Eroberung Mexikos durch Cortez wurden aus C. und Soconusco besondere Provinzen gebildet. Diese gehörten später zur Capitania general von Guatemala, von der sie mit Tuxtla und Soconusco die Intendancia von C. bildeten. Nach der Revolution schlossen sich C. und Tuxtla als eigner Staat C. der mexikanischen Föderation an, während sich Soconusco zur Republik von Zentralamerika schlug, bei der es verblieb, bis 1854 Guatemala seine Ansprüche auf C. und Soconusco gegen eine Zahlung von 420,000 Pesos an Mexiko abtrat. S. Karte »Mexiko«.

Chiaramónte Gulfi (spr. kja-), Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), Kreis Modica, hoch gelegen, mit altem Schloß, Weinbau und (1881) 9364 Einw.

Chiaramónti (spr. kja-), Barnaba Ludovico, früherer Name des Papstes Pius VII.; von ihm haben mehrere wissenschaftliche und Kunstsammlungen, z. B. das Museo C. im Vatikan ꝛc., ihren Namen.

Chiaravalle (spr. kjaraw-), Dorf in der ital. Provinz Mailand, an der Eisenbahn Mailand-Pavia, mit

ehemaliger, vom heil. Bernhard von Clairvaux 1135 gegründeter Cistercienserabtei, got. Klosterkirche (1221 geweiht) und (1881) 708 (als Gemeinde 2313) Einw.

Chiari (spr. kiā-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Brescia, an der Eisenbahn Mailand-Verona, mit Gymnasium, technischer Schule, Bibliothek, Industrie in Seide, Baumwolle und Chemikalien und (1881) 5999 (als Gemeinde 10,414) Einw. Ehemals befestigt, ist C. geschichtlich denkwürdig durch den Sieg der Österreicher unter Prinz Eugen über die Franzosen und Spanier unter Villeroy 2. Sept. 1701.

Chiari (spr. kiā-), Pietro, ital. Dichter und Romanschreiber, geb. 1700 in Brescia, gest. daselbst 1788, war anfangs Jesuit, wurde später Weltgeistlicher und lebte ohne öffentliches Amt meistens in Venedig mit dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena. Dort verfaßte er in einer kurzen Reihe von Jahren mehr als 60 Lustspiele, durch welche er mit Goldoni vergebens zu wetteifern suchte. Denn obwohl er einigen seiner Stücke ein gewisses Interesse der Handlung zu verleihen wußte, fehlt es ihm dagegen durchaus an Lebendigkeit und echter komischer Kraft. Noch weit unbedeutender sind seine vier Trauerspiele. Auch seine übrigen Schriften, Romane, philosophische Abhandlungen (z. B. »L'uomo«, Vened. 1755) ꝛc., sind nur mittelmäßig. C. lebte zuletzt wieder in Brescia. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als »Commedie« (Vened. 1756, 10 Bde., und Bologna 1759–62), wozu noch »Nuova raccolta di commedie« (Vened. 1762) u. »Tragedie« (Bologna 1792) kamen.

Chiarini (spr. kia-), Giuseppe, ital. Dichter und Kritiker, geb. 17. Aug. 1833 in Arezzo, wurde 1860 Sekretär im Unterrichtsministerium, 1867 Inspektor der höhern Schulanstalten in Livorno und 1884 Direktor des Lyceums Umberto I in Rom. Während seines Aufenthalts in Turin hatte er die »Rivista italiana« redigiert, dann in Florenz, nachdem er mit der Regierung dahin übergesiedelt war, das »Ateneo italiano« gegründet, das indessen bald wieder einging. Er gab Leopardis »Operette morali« (Livorno 1869—70, 2 Bde.) und die aus dem 15. Jahrh. stammende Schrift »Leggenda e vita di San Guglielmo d'Oringa« (das. 1870) heraus und zeigte sich in einem Band »Poesie« (das. 1874) und in den Gesängen »In memoriam« (Imola 1875) als Lyriker von tiefer Empfindung. Es folgten: »Elogio di Pio IX« (Brescia 1878); die Gedichtsammlungen: »Modeste armonie d'una cetra cristiana« (das. 1879) und »Lacrymae« (2. Aufl., Bologna 1880); »Ombre e figure« (Aufsätze über Swinburne, Shelley, Heine, Foscolo, Leopardi u. a., Rom 1883); »Donne e poeti« (das. 1885); »Letture di storia patria« (Flor. 1887, Bd. 1); »Gli amori di U. Foscolo« (Bologna 1891, 2 Bde.). Außerdem übersetzte er in vorzüglicher Weise Heines »Atta Troll« (Bologna 1878), »Deutschland« (1883) und »Gedichte« (1883) und brach als Kritiker für seinen Freund Carducci eine Lanze in der Schrift »Sopra i critici italiani e la metrica delle odi barbare« (das. 1878).

Chiaroscuro (ital., spr. kia-), s. Helldunkel und Holzschneidekunst.

Chiasma (griech.), die Kreuzung von Nervenfaserbündeln, s. Auge, S. 154.

Chiasmus (griech.), die kreuzweise Stellung nach der Form des griechischen Buchstaben χ (X); in der Grammatik der Wechsel in der Stellung des Subjekts und Prädikats, des Genitivs und seines regierenden Kasus ꝛc., so daß im ersten Satz jenes, im andern letzteres zuerst steht, z. B.: »das Gold der Sonne und des Mondes Silber«.

Chiasso (spr. kia-), Flecken im schweizer. Kanton Tessin, Bezirk Mendrisio, an der Fallopia und der Bahnlinie Lugano-Como, mit italienischem und schweizerischem Zollamt, Tabaksfabriken, Seidenspinnereien und (1888) 2498 Einw.

Chiastolith, s. Andalusit.

Chiastolithschiefer, ein Chiastolith, d. h. Andalusit führender Thonschiefer (s. d.).

Chiavacci (spr. kiawátschi), Vincenz, Schriftsteller, geb. 15. Juni 1847 in Wien, wurde Eisenbahnbeamter daselbst, begann jedoch schon in dieser Stellung litterarisch thätig zu sein. Seit 1883 brachte er, im Laufe der Jahre die Zeitungen wechselnd, allsonntäglich unter der Maske der Frau Sopherl, eines »Weibes vom Stande«, nämlich dem Stande auf dem Wiener Obstmarkt, heitere Betrachtungen in Wiener Mundart über die Vorkommnisse in der abgelaufenen Woche, und diese Maske wußte er mit so viel Humor und Persönlichkeit auszustatten, daß die »Frau Sopherl vom Naschmarkt« 1890 mit ihrem ganzen Anhang von Gevattern und Freundinnen auf die Bühne der Josephstadt gebracht wurde (von L. Krenn und C.) und viel Beifall errang. Seine gemütvollen Bilder aus dem Wiener Volksleben hat C. in mehreren Bändchen gesammelt: »Aus dem Kleinleben der Großstadt« (Wien 1886), »Wiener vom Grund« (2. Aufl., das. 1889), »Bei uns z' Haus« (2. Aufl., das. 1889), »Wo die alten Häuser stehen« (das. 1889), »Kleinbürger aus Groß-Wien« (Stuttg. 1893). In Gemeinschaft mit C. Karlweis hat C. auch ein Volksstück: »Einer vom alten Schlag« (1886), geschrieben, das sich aber nicht erhielt, ebensowenig 1891 das mit L. Ganghofer verfaßte Singspiel: »Der kritische Tag«. Mehr Erfolg hatte 1892 seine mit L. Krenn geschriebene Posse: »Die von der Burgmusik«. Mit L. Ganghofer gab er J. Nestroys gesammelte Werke (Stuttg. 1891) heraus.

Chiavari (spr. kiáw-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Genua, an der Bai von Rapallo (Riviera di Levante) und an der Eisenbahn von Genua nach Pisa gelegen, von reicher Vegetation umgeben, hat mehrere schöne Kirchen und Paläste, ein Lycealgymnasium, eine technische und eine nautische Schule, einen Hafen und (1881) 7659 (als Gemeinde 11,940) Einw., welche Fischerei (Sardellen), Wein- und Ölbau, Fabrikation von Möbeln, insbes. Sesseln, und Handel, besonders mit Wein, Öl und Käse, treiben.

Chiavenna (spr. kiaw-, deutsch Cleven), Stadt in der ital. Provinz Sondrio, nördlich vom Comersee, 300 m ü. M., in einem fruchtbaren, von Bergen umkränzten Thalkessel an der Mera gelegen, wichtiger Schlüsselpunkt an der Eisenbahn Colico-C. und den Alpenstraßen über den Splügen durch das Thal San Giacomo und über den Maloja durch das Bergell-thal, hat eine schöne Renaissancekirche, San Lorenzo, mit schlankem Glockenturm und altem Baptisterium, ein unausgebautes Schloß, Reste einer alten Feste und (1881) 2848 (als Gemeinde 4292) Einw., welche Fabrikation von Teigwaren, Bier, Watte und Baumwollspinnerei betreiben; außerdem werden Thonwaren aus Lavezstein hergestellt und lebhafter Handel mit Früchten und Wein getrieben. An den Gebirgsgehängen finden sich zahlreiche Klüfte, sogen. Ventaroli (»Atemlöcher«), welche zu Wein- und Bierkellern benutzt werden. 4 km östlich das durch einen Bergsturz verschüttete Dorf Plurs (s. d.). — C. erscheint schon 1088 als Hauptort einer eignen

Grafschaft, die im 12. Jahrh. zum Herzogtum Schwaben gehörte. Um den Besitz derselben rivalisierten die Bistümer Chur und Como; 1335 aber kam die Herrschaft darüber an die Visconti von Mailand, welche dieselbe der Familie Balbiani zu Lehen gaben. 1512 eroberte die Republik Graubünden C. und behauptete es nach Niederwerfung eines während des Dreißigjährigen Krieges ausgebrochenen Aufstandes bis 1797. Dann fiel C. an die Cisalpinische Republik, später an das Königreich Italien, auf dem Wiener Kongreß an Österreich und 1859 an das neue Italien. Vgl. Crollalanza, Storia del contado di C. (Mail. 1870).

Chiaves (spr. kjäwes), Desiderato, ital. Dichter und Staatsmann, geb. 2. Okt. 1825 in Turin, studierte die Rechte und nahm bald beträchtlichen Anteil an dem öffentlichen Leben Piemonts und am italienischen Parlament. Ende 1848 war er Regierungskommissar in Canavese, sodann Deputierter; 1865, nachdem er einer der fleißigsten Mitarbeiter des piemontesischen Journals »Le Alpi« gewesen war, ward er zum Justizminister berufen. 1854 wurde er Gemeinderat in Turin, 1857 Abgeordneter; 1870 gehörte er zu den Vizepräsidenten der Kammer. Von seinen kleinen Lustspielen (»Ricreazioni d'un filodrammatico«, Turin 1876) machte besonders »Lo zio Paolo« die Runde über die italienischen Bühnen. Außerdem schrieb er: »Il giudice del fatto« (Turin 1843); »Il giudice mal giudicato« (das. 1879); »Il re« (das. 1881) u. a.

Chiavette (ital., spr. kjawette, Chiave transportate, »versetzte Schlüssel«), in der Musik eine im 15. u. 16. Jahrh. übliche eigentümliche Verwendung der Schlüssel, darin bestehend, daß statt der gewöhnlichen Schlüssel

entweder die die Tonbedeutung des Liniensystems um eine Terz erhöhenden (hohe C.) oder die dieselbe um eine Terz erniedrigenden (tiefe C.)

Hohe Chiavette Tiefe Chiavette

zur Anwendung kamen. Der Komponist wollte damit sagen, daß die Komposition um ebensoviel höher oder tiefer ausgeführt werden sollte, oder modern ausgedrückt: die hohe C. bedeutet soviel, als wenn die gewöhnlichen Schlüssel dastünden, aber mit 3 Been oder 4 Kreuzen (Es dur oder E dur statt C dur; C moll oder Cis moll statt A moll); die tiefe C. (seltener) aber soviel wie die gewöhnlichen Schlüssel mit 3 Kreuzen oder 4 Been (A dur oder As dur, Fis moll oder F moll statt C dur oder A moll).

Chibcha, amerikan. Volksstamm, s. Tschibtscha.

Chibouharz (spr. schibu-), s. Bursera.

Chic (franz., spr. schik). Schick, Geschick, Kunstgriff, Kniff; insbes. die rechte Art des Benehmens, Seins, Aussehens (von Personen und Sachen), namentlich hinsichts der Mode und Eleganz; in der Malerei effektvolle Darstellung mit sicherer Hand.

Chica, s. Chicarot.

Chicago (spr. schikāgo, hierzu der Stadtplan), Stadt in der Grafschaft Cook des nordamerikan. Staates Illinois, die zweitgrößte Stadt der Union, unter 41° 53′ nördl. Br. und 87° 36′ westl. L. v. Gr., 179 m ü. M., am Südende des Michigansees, in den hier der Chicagofluß mündet, bedeckt einen Raum von 448,9 qkm. Die Jahrestemperatur beträgt 8° C. (Juli 22°, Januar —4° C.), der Niederschlag 829 mm (Regen oder Schnee fiel an 136 Tagen), der Luftdruck 763 mm. Die Stadt wird durch den Chicagofluß mit seinem Nebenfluß South Branch in drei Teile (Nord-, Süd- und Westseite) geteilt, die durch 63 Drehbrücken und 2 Tunnels miteinander in Verbindung stehen. Umgeben wird dieselbe von einer großen Anzahl von öffentlichen Parkanlagen (die meisten freilich erst im Werden begriffen), wie der Lincolnpark an der Nordseite mit einem durch Abdämmung vom Michigansee künstlich gebildeten See, mit Reiterstatue des Generals Grant, Standbild Abraham Lincolns, von den Deutschen der Stadt errichteter Bronzestatue Schillers und 25 m hohem, elektrischem Springbrunnen, dann der Humboldt-, Garfield-, Douglas-, Washington-, Jacksonpark, der letzte wieder am See (in ihm die Gebäude der großen Weltausstellung von 1893, Abbildungen s. Tafel »Ausstellungsbauten III« im 2. Bd.). Der weit kleinere Seepark zieht sich hinter dem Außenhafen der Stadt hin. Diese Parks sind miteinander verbunden durch 60,3 km lange Boulevards, die aber gleichfalls fast sämtlich in den ersten Anfängen stehen und erst zu einem Drittel wirklich fertiggestellt sind. Im Innern der Stadt liegen noch zwei kleine Parks: Union- und Lakepark, letzterer mit kleinem Kristallpalast. Die breiten, meist rechtwinkelig sich schneidenden Straßen sind vorwiegend mit Holz gepflastert, sie haben eine Länge von 3277 km und werden durch 24,878 Gaslampen und 422 elektrische Lampen erleuchtet. Hervorragendste Bauten sind das Stadthaus, der Gerichtshof, die zwölf Stockwerke hohe Rookery, ein von Büreaus eingenommener Bau, der Tempel des Frauen-Temperanzvereins, Handelskammer, Zollamt, das Insurance-Exchangegebäude, Zentralmusikhalle u. a., alle mehr durch Größe als durch Schönheit sich auszeichnend. Von den 315 Kirchen (es gibt außerdem noch 148 Gotteshäuser) sind nur wenige erwähnenswert, wie die First und die Second Presbyterian Church, beide mit bemerkenswerten Türmen, die großartig ausgestattete Third Presbyterian Church, die Kirche der Episkopalen mit Glockenspiel, die römisch-kath. Kathedrale und St. Jameskirche mit Glasmalereien, der israelitische Sinaitempel u. a. Viele der großartigen Geschäftshäuser haben 16—20 Stockwerke und sind ganz aus Eisen mit Ziegelverkleidung gebaut; auch Wohnhäuser dieser Art hat man in den letzten Jahren errichtet. Dagegen bestehen die sich weit hinaus erstreckenden Vorstädte zum großen Teil aus ärmlichen Holzhäusern, zwischen die sich aber auch großartige industrielle und kommerzielle Anlagen drängen. Eine mächtige Wasserkunst versorgt die Stadt mit täglich 330 Mill. Lit. Wasser, das durch gewaltige Pumpwerke 40 m hoch auf einen 6,9 km vom Ufer im See stehenden Turm gehoben und durch gemauerte Stollen in die Stadt geleitet wird. Die Nord- und Westseite haben eigne Wasserwerke. Auch hat man mehrere artesische Brunnen erbohrt.

Die Bevölkerung betrug 1840 erst 4853, 1850: 29,963, 1870: 298,977 und 1892: 1,375,335, darunter 14,490 Neger und 450,666 im Ausland Geborne (161,039 Deutsche, 70,028 Irländer, 29,967 Engländer, 9217 Schotten, 24,297 Kanadier, 43,032 Schweden, 21,835 Norweger, 7087 Dänen, 34,086 Polen, 25,105 Böhmen, 7683 Russen, 6043 Österreicher, 5420 Holländer, 5685 Italiener ꝛc.). 1891 wurden 18,000 Ehen geschlossen (ein Drittel deutsch), die Geburten betrugen 25,000, die Todesfälle 27,754.

Lake Michigan
Chicago
Evanston
Oak Park
Cicero
Berwyn
Skokie
Lincoln Park
Lake View
Loop
Near North
Near West
Near South
Hyde Park
Kenwood
Woodlawn
Grand Blvd
Douglas
Lawndale
Austin
Garfield Park
Humboldt Park
Logan Square
Portage Park
Irving Park
Uptown
Rogers Park
Edgewater
Jefferson Park
Norwood Park
Dunning
Belmont Cragin
Hermosa
Avondale
Albany Park
North Park
Forest Glen
Mayfair
Montclare
Beverly
Morgan Park
Roseland
Pullman
South Deering
East Side
West Pullman
Riverdale
Calumet Heights
Chatham
Avalon Park
South Chicago
Burnside
Auburn Gresham
Washington Heights
Mount Greenwood
Ashburn
Clearing
West Lawn
Chicago Lawn
West Elsdon
Gage Park
Hegewisch
Archer Heights
Brighton Park
McKinley Park
Bridgeport
New City
Lower West Side
Douglas Park
Fuller Park
Oakland
Grand Crossing
South Shore
Chatham
Avalon Park
Calumet Heights
Burnside
Auburn Gresham
Beverly
Morgan Park
Mount Greenwood
Ashburn
Clearing
West Lawn
Chicago Lawn
West Elsdon
Gage Park
Hegewisch
Archer Heights
Brighton Park
McKinley Park
Bridgeport
New City
Lower West Side
Douglas Park
Fuller Park
Oakland
Grand Crossing
South Shore
Chatham
Avalon Park
Calumet Heights
Burnside
Auburn Gresham
Beverly
Morgan Park
Mount Greenwood
Ashburn
Clearing
West Lawn
Chicago Lawn
West Elsdon
Gage Park
Hegewisch
Archer Heights
Brighton Park
McKinley Park
Bridgeport
New City
Lower West Side
Douglas Park
Fuller Park
Oakland
Grand Crossing
South Shore

Die Industrie hat in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen; 1890 zählte man 9959 gewerbliche Anstalten, welche 203,108 Arbeiter beschäftigten und Waren im Werte von 632,184,140 Doll. herstellten. Am großartigsten sind die Schlacht- und Verpackungsanstalten, von denen 68 durch 17,878 Arbeiter Waren im Werte von 203,825,092 Doll. herstellten. Der größte der mächtigen Viehhöfe, die Union Stockyards, umfaßt 350 Hektar mit Hürden und Ställen für 25,000 Rinder, 14,000 Schafe und 150,000 Schweine. Die größte der Firmen, Armour u. Komp., beschäftigt 6775 Menschen und verarbeitet täglich 6000 Schweine. Auf den Markt wurden 1891 gebracht: 3,250,350 Rinder, 205,383 Kälber, 2,153,537 Schafe, 8,600,805 Schweine und 94,396 Pferde im Gesamtwert von 239,434,310 Doll. Von andern wichtigen Industrien sind zu nennen: 186 Herrenkleiderfabriken mit 6727 Arbeitern und einer Produktion von 32,517,226 Doll., 212 Gießereien und Maschinenbauanstalten (12,995 Arbeiter und 29,928,816 Doll.), 157 Möbelfabriken (8295 Arbeiter und 13,582,350 Doll.), 7 Eisenbahnwagenfabriken (5878 Arbeiter und 14,517,719 Doll.), darunter die große Fabrik in Pullman City (s. d.), 16 Fabriken landwirtschaftlicher Geräte (3945 Arbeiter und 11,883,976 Doll.), 116 Holzsägewerke (8856 Arbeiter und 17,604,494 Doll.), 15 Seifen- u. Lichtefabriken (978 Arbeiter und 8,987,542 Doll.), 3 Branntweinbrennereien (158 Arbeiter u. 8,030,863 Doll.), ferner Kunstgießereien, Pianoforte- und Orgelfabriken, Backsteinbrennereien, Getreidemühlen, Buchdruckereien u. a. Der Handel ist in schnellem Steigen begriffen, 1891 betrug die Einfuhr 844,916,196 Doll., davon 15,105,775 Doll. für direkt vom Ausland eingeführte Waren, die Ausfuhr einheimischer Waren 872,279,283, der Transithandel 57,497,917 Doll. Haupteinfuhrartikel sind Vieh, Getreide und Mehl, Kohlen, Bauholz und Schindeln (die Holzplätze sind die größten der Welt), Salz, Kartoffeln, Eier, Geflügel, Steinöl, Früchte ꝛc., Hauptausfuhrartikel Getreide, zu dessen Verladen 26 Elevatoren mit einer Lagerungskraft von 30 Mill. Bushel dienen, Pökelfleisch, frisches Fleisch, Schmalz, Häute und Felle, Wolle ꝛc. Man schätzte 1891 den Umsatz des Produktengeschäftes auf 497, des Großhandels auf 517,2 Mill. Doll. In den Hafen liefen 1891 ein: 10,224 Schiffe von 5,824,852 Ton., aus 10,294 Schiffe von 5,506,700 T.; zum Bezirk von C. gehören 384 Schiffe (fast ausschließlich Dampfer) von 65,281 T. Der Hafen der Stadt, gesichert durch großartige Dammbauten, liegt an der Mündung des Chicagoflusses, ein zweiter in Südchicago. Der Binnenschiffahrt dient der Illinois- und Michigankanal. Die Stadt hat acht große Bahnhöfe, in welche 35 Eisenbahnlinien einmünden, und besitzt ein Straßenbahnnetz von 295,8 km; drei Linien von 104,6 km mit unterirdischem Drahtseilbetrieb verbinden die drei äußern Stadtteile mit dem Zentrum. Telegraph und Telephon werden von Privatgesellschaften betrieben. Die Post beförderte 1891: 139,860,372 Briefe und Postkarten, 10,428,516 Stadtbriefe, 39,348,088 Drucksachen und 3,265,528 Einschreibebriefe und Pakete. Von den Geldsendungen im Betrag von 10,501,671 Doll. gingen 380,737 Doll. ins Ausland. Die Einnahmen betrugen 3,693,878, die Ausgaben 1,376,998 Doll. Von den 79 Banken sind 21 Nationalbanken (Kapital 22,3 Mill. Doll.) und 14 Staatsbanken (Kapital 12,5 Mill. Doll.); das Umsatzkapital sämtlicher Banken betrug 1891: 4456,9 Mill. Doll. Es besteht eine Handelskammer; unter den 15 Konsuln auswärtiger Staaten befindet sich auch ein deutscher Berufskonsul. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt C. 11 Krankenhäuser, darunter ein deutsches, ebenso ein deutsches Waisenhaus, Halbwaisenhaus, Waisenhaus für Zeitungsjungen und Stiefelputzer, Findelhaus, Asyle für Unheilbare, gefallene Mädchen, zur Heilung von Trunkenbolden, St. Vincents Kinderasyl mit Hospital für Mütter, ein Armenhaus, ein Heim für alte Frauen, ein deutsches »Altenheim« für Deutsche, ein Irrenhaus, eine deutsche Gesellschaft, welche sich der eingewanderten Deutschen annimmt, ein israelitischer Wohlthätigkeitsverein u. a.

Die öffentlichen Schulen mit 2842 Lehrkräften wurden 1890 besucht von 135,551 Schülern u. Schülerinnen und erforderten einen Aufwand von 4,809,001 Doll. Der Unterricht ist völlig frei. Außerdem wurden 1890 in Privatschulen 7369 Schüler, in Kirchenschulen 50,172, in Kindergärten 3941, in Handelsschulen 3534 Zöglinge unterrichtet. Zu den Freischulen gehören auch eine Handfertigkeitsschule und 5 Schulen für Taubstumme. Auf die Elementarschulen folgen die Grammar Schools und die High Schools (Northwestern University, Lake Forest University u. a.), die letztern Gymnasien, welche auf die 1892 eröffnete University of C., mit (1893) 124 Professoren, 850 Studierenden und einer Bibliothek von 225,000 Bänden, vorbereiten. Von sonstigen Lehranstalten sind zu nennen das Chicago Athenaeum, die deutsch-englische Schule, das kath. St. Ignatius College, die St. Xavier's Academy für junge Mädchen, die Illinois Military Academy, Jewish Manual Training School, mehrere medizinische Schulen, theologische Seminare u. a. Von den Bibliotheken sind die bedeutendsten die im Stadthaus mit (1892) 176,527 Bänden, die Newberry Bibliothek mit 60,614 Bänden, die juristische Bibliothek mit 18,000 Bänden. Die Chicago Historical Society besitzt ebenfalls eine wertvolle Bibliothek von 18,000 Bänden, das Chicago Art Institute eine schöne Kunstsammlung. Unter den zahlreichen Klubs mit hervorragenden eignen Gebäuden befindet sich auch ein deutscher, der »Germania-Männerchor«. Auch die Freimaurerlogen, darunter sechs deutsche, haben eigne, zum Teil stattliche Gebäude. Die 25 Theater sind meist von untergeordnetem Rang. Musik und Gesang (meist unter deutscher Leitung) werden dagegen in hervorragender Weise gepflegt. Es erscheinen 24 tägliche Zeitungen, darunter die deutschen »Illinois-Staats-Zeitung«, »Freie Presse«, beide mit besonderem Sonntagsblatt, »National-Zeitung«, »Abendpost« und die sozialistische »Arbeiter-Zeitung«, ferner 36 halbwöchentliche, 260 wöchentliche und 162 monatliche Zeitschriften. Ferner gibt es 4 schwedische, 2 dänische und eine polnische Zeitung. Die Verwaltung der Stadt besorgen ein Bürgermeister (Mayor) mit einem Registrator, Schatzmeister, Rechtsanwalt und 68 Stadträten, die sämtlich von den Bürgern auf 2 Jahre erwählt werden, während die übrigen Beamten ihre Ernennung vom Bürgermeister erhalten. Die Polizei zählte 1890: 1625 Mann und kostete 979,894 Doll. jährlich, die Feuerwehr, 916 Mann mit 63 Spritzen, kostete 700,437 Doll. Die städtischen Finanzen befinden sich in sehr gutem Zustand; obwohl von 1880—90 der steuerpflichtige Besitz von 117,970,035 auf 218,932,562 sich erhöhte, wuchs doch die Gemeindeschuld von 12,794,271 nur auf 13,180,254 Doll. Das Gesamteinkommen der Stadt betrug 23,5 Mill. Doll.

C. nimmt die Stelle des 1804 zum Schutz der Pelzhändler gegen die Pottawatomie-Indianer gegründeten Fort Dearborn ein. Doch standen 1830 hier erst 13 kleine Häuser, und 1837 hatte die Stadt erst 4179 Einw. Ihr Wachstum, besonders gefördert durch die Ausführung des Illinois- und Michigankanals, hat seitdem mit dem des »Westens« Schritt gehalten. Auch die großen Feuersbrünste 1871 und 1874, die 18,450 Häuser mit fast sämtlichen öffentlichen Gebäuden in Asche legten und einen Schaden von 194 Mill. Doll. anrichteten, konnten das Wachstum der Stadt nicht aufhalten, die vielmehr, dadurch verjüngt und verschönt, seitdem einen selbst in Amerika unerhörten Aufschwung nahm. Vgl. Sheahan, C., seine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (deutsch u. engl., Chicago 1872); Andreas, History of C. (das. 1885, 3 Bde.); Schick, C. and its environs (das. 1891); Seeger, C., die Geschichte einer Wunderstadt (das. 1892); v. Hesse-Wartegg, C., eine Weltstadt im amerikan. Westen (Stuttg. 1893). — Über die 1893 in C. abgehaltene Weltausstellung (Worlds Columbian Exhibition) s. Ausstellungen und Ausstellungsbauten.

Chicane (franz.), s. Schikane.

Chicarot (Chica, Carajuru) $C_9H_8O_3$, roter Farbstoff aus den Blättern der Bignonia Chica *Humb.*, welcher den Indianern, mit Fett vermischt, zum Rotfärben der Haut dient. Man gewinnt C. als Bodensatz aus der erkalteten Abkochung der Blätter; es ist getrocknet zinnoberrot, beim Reiben goldgrün metallisch glänzend, geschmack- und geruchlos, unschmelzbar, nicht löslich in Wasser, schwer in Alkohol, leicht in fetten Ölen und Alkalien. In Nordamerika dient C. zum Rot- und Gelbfärben von Wolle und Seide.

Chicha (spr. tschitscha, Chica), alkoholisches Getränk, welches in Südamerika aus Mais in der Weise dargestellt wird, daß die Frauen die Körner kauen, also mit Speichel durchtränken, welcher bekanntlich Stärkemehl sehr schnell in Zucker verwandelt, dessen Lösung dann leicht in Gärung übergeht. Ehemals über ganz Südamerika verbreitet, findet sich diese Darstellungsmethode jetzt noch in Bolivia. Auf Formosa behandelt man in ähnlicher Weise den Reis und benutzt das gekaute Material für eine größere Menge gekochten Reisbreies als Ferment.

Chichen-Itza (spr. tschitschen, »Brunnen der Itza«), großartige Ruinenstätte im mexikan. Staat Yucatan, 50 km östlich von der Stadt Valladolid, an der Straße nach Izamal, so benannt nach den zwischen den Ruinen befindlichen Sonatos (Teichen) mit steilen Felsrändern von 19,5—65 m Durchmesser und 16—32 m Tiefe, welche als besonders heilig galten. Man brachte in dürren Jahren den Regengottheiten Opfer von kostbaren Steinen und Rindern, die man von einem kleinen Tempel in die Tiefe warf. Die Ruinen liegen in einem Raum von fast 3,2 km Umfang. Zu den großartigsten und am besten untersuchten gehören die von Uxmal (s. d.). Das schönste Gebäude mit der vollendetsten Reliefarbeit, auf drei großen Terrassen stehend, 104,6 m lang, 12,7 m breit und 10 m hoch ist das »Haus des Gouverneurs«, andre heißen das Haus der alten Frau, der Schildkröte, der Nonnen, des Zwerges, der Tauben. Ursprung und Zweck der Gebäude sind noch nicht festgestellt.

Chichester (spr. tschitsch-), Hauptstadt der engl. Grafschaft West-Sussex, auf einer kleinen Anhöhe am Fluß Levant, in der nach ihr benannten fruchtbaren Ebene, unweit der Südküste, ist von Promenaden (den früheren Wällen) umgeben, hat eine schöne Kathedrale, 1187—1336 im frühenglischen Stil errichtet, die einzige fünfschiffige Kirche Englands (der 91 m hohe Mittelturm stürzte 1861 ein, wurde aber unter G. Scotts Leitung wieder aufgebaut), mit einem bemerkenswerten Grabmal (s. Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 8), einen bischöflichen Palast mit schönen Gärten, ein theologisches Seminar, ein Lehrerseminar und (1891) 7842 Einw. In der Nähe Goodwood Park mit einem Schloß des Herzogs von Richmond (große Gemäldesammlung). — C., eine der ältesten Städte Englands, liegt auf der Stelle der römischen Station Regni, wurde im 5. Jahrh. von dem sächsischen König Ella zerstört, aber von seinem Sohn Cissa wieder aufgebaut und zur Residenz erhoben, daher der Name Cissa Ceaster.

Chichimeken (spr. tschitschi-), Volk, s. Meriko.

Chichimkaffie (Chichimsame) } s. Cusein.
Chichonpflanze }

Chickahominy (spr. tschickkähómmini), Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, welcher 12 km oberhalb Jamestown in den York River fließt. An seinen Ufern kämpfte Mac Clellan 31. Mai und 1. Juni 1862 unglücklich gegen die Konföderierten.

Chickamauga (spr. tschickemáoga), Bach im nordamerikan. Staat Georgia, welcher bei Chattanooga in den Tennessee fließt; bekannt durch den blutigen Sieg der Konföderierten unter Bragg 19. und 20. Sept. 1863 über die Bundestruppen unter Rosecrans, infolgedessen die letztern gezwungen wurden, auf Chattanooga zurückzugehen.

Chickasaw (spr. tschickesáo), Indianervolk, s. Tschikasa.

Chiclana de la Frontera (spr. tschi-), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadiz, am Lirio, der sich in den St. Petrikanal ergießt, in fruchtbarer Gegend, mit schönen Landhäusern, ausgezeichnetem Weinbau, Arena für Stierkämpfe, zwei Schwefelquellen (23°) mit Badeanstalt und (1887) 12,348 Einw. In der Nähe (auf der Anhöhe Barosa) 5. März 1811 unentschiedene Schlacht zwischen den Franzosen unter Victor und den vereinigten Engländern (unter Graham) und Spaniern (unter La Peña).

Chiclayo (spr. tschiklájo), Stadt im peruan. Depart. Lambayaque, in der Küstenebene, an der Bahn Pimentel-Ferreñafe, mit (1889) 13,000 Einw. In der Umgegend starker Zuckerrohrbau.

Chicontepec (spr. tschi-), Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Veracruz, 90 km vom Golf von Mexiko, mit Steinkohlenlagern und (1880) 8210 Einw. (im Munizipium).

Chicopee (spr. tschikopi), Stadt in der Grafschaft Hampden des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Connecticut River, mit (1890) 14,050 Einw. Hier und in dem nahen Chicopee Falls große Baumwoll-, Bronze-, Waffen- und Werkzeugfabriken, in letztern namentlich von Ackergeräten.

Chicot, s. Gymnocladus.

Chiddekel (Hiddekel), nach 1. Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, wahrscheinlich der Tigris (vgl. Dan. 10, 4); s. Paradies.

Chidher (Chidhr, »der Grüne«), nach mohammedanischer Sage Wesir eines altpersischen Herrschers, Keikobad, und Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat und nun bis zum Jüngsten Tage lebt. Als Hüter dieser Quelle im Lande der Finsternis führte er auch Alexander zu ihr hin. Das bekannte Gedicht von Rückert: »Chidher, der ewig junge«, gründet sich auf die Sage. C. ist die Personifikation der belebenden Naturkraft, des Frühlings, der Jugend

und wird teils mit Elias, teils mit dem heil. Georg identifiziert.

Chief (engl., spr. tſchīf), soviel wie Chef; Lord C. Justice, Lord-Oberrichter, d. h. der Vorsitzende des obersten Gerichtshofes in England.

Chiemsee, der größte Landsee in Bayern, deshalb auch Bayrisches Meer genannt, liegt im südöstlichen Teil von Oberbayern, am Fuße der Alpen, westlich von Traunstein, 503 m ü. M., ist 18,5 km lang, 11 km breit, hat 80 m Tiefe und einen Flächeninhalt von 192 qkm (3,49 QM.). Er wird von der Achen, Prien und Roth genährt und hat seinen Abfluß durch die in die Traun mündende Alz. Das sumpfige Südgestade und viele nordwestlich gelegene kleine Seen lassen auf einen ehemals viel größern Umfang schließen. Der C. ist von allen Seen der bewegteste und stürmischte, der häufig in der höchsten Aufregung braust. Im SO. und S. bilden die Gebirge einen schönen Hintergrund, namentlich treten die Gipfel des Hochgern und Hochfellen bedeutend hervor; im übrigen sind die unmittelbaren Ufer des Sees flach und reizlos. Desto anmutiger sind die drei Inseln des Sees, die im SW. am Eingang einer Bucht desselben liegen und eine prächtige Aussicht über die imposante Wasserfläche hinweg ins Gebirge bieten. Es sind: Herrenwörth (Herrenchiemsee), die größte (11 km im Umfang, bis 1803 Sitz einer Benediktinerabtei [im 8. Jahrh. gegründet] und von 1215—1805 eines Bistums), mit schönen Waldungen und einem von König Ludwig II. im Versailler Stil erbauten prächtigen Schloß, ferner Frauenwörth (Frauenchiemsee), nur 20 Minuten im Umfang haltend, mit einem 766 gestifteten, durch König Ludwig I. den Benediktinerinnen zurückgegebenen Kloster (Pensionat), einem von Sommergästen vielbesuchten Wirtshaus und einigen Fischerhütten. Das Portal der Klosterkirche gehört zu den ältesten Baudenkmälern bayrischer Kunst. Nahe dabei liegt noch die Krautinsel, mit Gemüsegärten. Die Eisenbahn von München nach Salzburg umschlingt das südliche Ufer des Sees, und ein Dampfschiff befährt ihn, daneben bleibt der aus einem gehöhlten Baumstamm hervorgegangene Einbaum noch immer das charakteristische Fahrzeug des Chiemsees. Der Fischreichtum des Sees gewährt den Bewohnern der Inseln und Ufer einen bedeutenden Nahrungszweig. Vgl. Bayberger in den »Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig«, 1888 und 1890; M. Haushofer, Der C. (Zürich 1893).

Chiemsee, ehemals ein Bistum in Bayern, wurde 1215 vom Erzbischof von Salzburg eingerichtet, weshalb diesem auch das Recht der Ernennung des Bischofs zustand. Bischofsitz war die Insel Herrenchiemsee im Chiemsee, doch weilte der Bischof meist in Salzburg. 1805 wurde das Bistum aufgehoben.

Chienti (spr. kjĕnn-), Fluß in der ital. Provinz Macerata, entspringt am Monte Cavallo im römischen Apennin und mündet nach einem Laufe von 74 km bei Porto di Civitanova in das Adriatische Meer. Im Thale des C. fand die Entscheidungsschlacht von Tolentino (s. d.) 1815 statt.

Chieri (spr. kjēri), Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Zweigbahn Trofarello-C., hat ein Lyceum, Gymnasium, eine technische Schule und (1881) 9494 (als Gemeinde 12,888) Einw., welche ansehnliche Baumwollweberei, Färberei, Ziegelbrennerei und Wermutfabrikation treiben. Südwestlich von der Stadt erhebt sich die große gotische Kirche Santa Maria della Scala. — Zur Zeit der Römer hieß die Stadt Carea. Im Mittelalter nicht unbedeutend, wurde sie 1562 durch Emanuel Philibert dauernd dem Hause Savoyen erworben. Vgl. Cibrario, Delle storie di C. (3. Aufl., Turin 1855).

Chiers (spr. schjĕr oder schjär), Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt im SW. des Großherzogtums Luxemburg (deutsch hier Korn genannt) und ergießt sich nach 142 km langem, gewundenem Lauf, wovon nur 10 km schiffbar sind, oberhalb Sedan in die Maas.

Chiesa libera (ital., spr. kjēsa), s. Freikirchen.

Chiesch, Stadt in der böhm. Bezirksh. Ludiz, an der Strela, hat ein Schloß, Bierbrauerei und (1890) 1321 deutsche Einwohner.

Chiese (spr. kjēse), Fluß in Südtirol und der ital. Provinz Brescia, entspringt am Südabhang der Adamellogruppe, durchfließt das Südtiroler Val Buona, dann in Italien den Idrosee und das Val Sabbia und mündet nach einem Laufe von 140 km bei Canneto in den Oglio.

Chieti (spr. kjēti), ital. Provinz, bis 1871 Abruzzo citeriore genannt, grenzt im O. an das Adriatische Meer, im N. an die Provinz Teramo, im W. an Aquila, im S. an Campobasso und umfaßt 3092 qkm (56 QM.) mit (1881) 343,948 Einw. (Ende 1890 mit 348,320 berechnet). Das Land zerfällt in eine innere Gebirgsgegend (mit der rauhen, 2795 m hohen Majella) und eine flache Küstenregion und wird von zahlreichen Flüssen, unter denen der Pescara, Sangro, Sinello und Trigno die bedeutendsten sind, bewässert. Der Boden ist auf den Höhen größtenteils steril, in den Ebenen und Flußthälern dagegen fruchtbar. Als Hauptprodukte erzeugt die Provinz Weizen und Mais, Kartoffeln, Flachs, Öl und Wein. In den Eichenwäldern gedeiht die Schweinezucht, auf den ausgedehnten Weideflächen die Schafzucht; das Meer liefert Fische, das Mineralreich Asphalt und Erdwachs, Marmor ꝛc. Die Industrie ist gering. Die Provinz zerfällt in die drei Kreise: C., Lanciano, Vasto.

Chieti, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), 330 m ü. M., auf einer Anhöhe über der Pescara, an der Eisenbahn Castellammare Adriatico-Rom gelegen, ist gut gebaut, hat eine imposante Kathedrale (1070 erbaut, 1595 erneuert, mit einer Krypte), Ruinen eines Kastells aus der Normannenzeit sowie Überreste römischer Bauten (Amphitheater, Tempel der Diana Trivia ꝛc.). C. ist Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten; es hat ein Lyceal-gymnasium, eine Normalschule, eine technische Schule, ein Seminar, eine Handelskammer und ein Theater. Die Einwohner, (1881) 12,273 (im Gemeindegebiet 21,835), treiben Fabrikation von Wollwaren, Hüten, Glas, Zündhölzchen ꝛc. sowie Handel mit Wein, Getreide, Öl ꝛc. — Im Altertum hieß C. Theate Marrucinorum und war eine der bedeutendsten Städte dieses sabellischen Stammes. Die Stadt nahm an dem zweiten Samnitischen Kriege gegen die Römer teil und fiel 305 v. Chr. in deren Hände. Nach dem Sturz des römischen Reiches geriet sie unter die Herrschaft der Goten, dann der Langobarden und im 11. Jahrh. der Normannen, unter denen sie zu großer Blüte gedieh. 1524 stiftete hier der heil. Gaetano von Theate den Orden der Theatiner.

Chièvres (spr. schjäwr', das alte Servia), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Ath, am Einfluß der Hunel in die Dender und an der Staatsbahnlinie Ath-St.-Ghislain, hat 2 Kirchen (in der einen schöne Grabmäler), Baumwollspinnerei, Töpferei, Bierbrauerei, bedeutenden Pferdemarkt und

(1890) 3383 Einw. In der Nähe die Ruinen der ehemaligen Abtei Cambron.

Chiewitz, Paul, dän. Schriftsteller, geb. 1817, gest. 1854 in Kopenhagen, trat sowohl mit Romanen auf, unter denen wir als die besten und bekanntesten »Fra Gaden« (1848) und »Japhet« (1852) hervorheben, wie auch als dramatischer Dichter (mit A. Recke) in den Lustspielen: »En höjere Dannelsesanstalt« (1850), »En Fortid« (1853) u. a., die in französisch frivolem Stil, aber nicht ohne Witz die offizielle Moral, die hohle Respektabilität und konventionelle Bildung geißeln.

Chiffer, s. Chiffre.

Chifferschrift, s. Geheimschrift.

Chiffon (franz., spr. schifóng), Stück altes Zeug, Lappen, Lumpen, auch verächtlich für weiblichen Putz; dann (nicht franz.) glattes, ungefärbtes, baumwollenes Gewebe von mittlerer Feinheit, dem Schirting ähnlich und von gleicher Verwendbarkeit.

Chiffonnier (franz., spr. schifonjé), Lumpensammler; Chiffonnière (spr. -njär'), Lumpensammlerin; dann auch Kleiderschrank, Nähtischchen oder -Kästchen.

Chiffonnieren (franz., spr. schif-), zerknittern, zerknüllen, vorzüglich weibliche Kleidungsgegenstände.

Chiffre (franz., spr. schifr', Chiffer), Ziffer, Zahlzeichen; Namenszeichen, Anfangsbuchstabe eines Namens, Monogramm; Geheimzeichen.

Chiffrieren, s. Geheimschrift.

Chigi (spr. kí-dschi), italienische, später gefürstete Familie, aus Siena stammend, ward zuerst berühmt durch den nach Rom übergesiedelten päpstlichen Hofbankier Agostino C. (gest. 10. April 1520), der ebenso durch seinen Reichtum hervorragte, wie er sich durch Pracht und Kunstliebe auszeichnete. Er ließ durch den sienesischen Baukünstler Baldassare Peruzzi die sogen. Villa Farnesina (s. d.) bauen, welche Soddoma und Raffael mit Fresken schmückten. Vgl. Cugnoni, Agostino C. il magnifico (Rom 1881). Ein Nachkomme, Fabio C., bestieg 1655 als Alexander VII. den päpstlichen Thron. Das Geschlecht besitzt das Fürstentum Campagnano in der römischen Campagna, das Herzogtum Ariccia und den Palast C. am Corso in Rom mit Kunstsammlungen und Bibliothek (Handschriften). Auch die Kirche Santa Maria della Pace mit Raffaels Sibyllen in Fresko und eine Kapelle in Santa Maria del Popolo mit nach Raffaels Zeichnungen ausgeführten Mosaiken in der Kuppel sind in ihrem Besitz. Die C. bekleiden seit 1712 das Amt des Marschalls der römischen Kirche, mit dem die Behütung des Konklave verbunden ist, und haben infolge von Erbschaft 1852 den Namen der Albani neben dem ihrigen angenommen. Don Flavio, Fürst C., geb. 1810, war bis 1848 Offizier in der päpstlichen Nobelgarde, trat dann in den geistlichen Stand, wurde, zum Erzbischof von Mira in partibus ernannt, Nunzius in München, dann bis 1873 in Paris; starb als Kardinal und Großprior des Johanniterordens 15. Febr. 1885. Chef des Hauses ist jetzt Don Mario (geb. 1. Nov. 1832).

Chignon (franz., spr. schinjóng), eigentlich Genick, Nacken; dann auch das in einen beutelähnlichen Wulst hinaufgeschlagene und auf dem Scheitel mit einem Kamm befestigte Haar. Diese Haartracht, schon bei den gepuderten Frisuren der Frauen im 18. Jahrh. fast allgemein angewendet, war neuerlich wieder von Paris aus allgemein Mode geworden, wobei die Chignons gewöhnlich von fremdem Haar gefertigt wurden, ist aber bald durch andre, ähnliche Haartrachten (Mozartzopf, griechischer Knoten ꝛc.) verdrängt worden.

Chihuahua (spr. tschi-), Staat im nordöstlichen Mexiko, an der Grenze gegen die Vereinigten Staaten, 228,946 qkm (4157,7 QM.) groß. Der Westen erstreckt sich bis zum Gipfel des als Sierra Madre und Sierra Tarahumare bekannten Randgebirges des mexikanischen Tafellandes, das in den Los Frailecitos 3000 m erreicht und im W. mit tief eingeschnittenen Schluchten (Barrancas) zu den heißen Ebenen von Sonora und Sinaloa abfällt. Den Übergang zum östlichen Tafelland vermitteln bewaldete Gebirgslandschaften mit reichbewässerten Thälern und isolierten Gebirgsgruppen (Bufa de Cosihuiriachi 2380 m). Die östliche Hälfte des Staates nimmt eine wellenförmige, weithin mit Mesquite (Akazien) bedeckte, 1200–1600 m hohe Hochebene ein, deren tiefste Stellen die salzigen Lagunen von Patos, Santa Maria, Guzman u. a. ausfüllen, in welchen die in der Sierra entspringenden Flüsse sich verlieren. Von allen nach O. ziehenden Flüssen erreicht nur der 560 km lange Rio de los Conchos den Rio Grande del Norte. Im SO. geht die Hochebene in die Wüste Bolson de Mapimi über. Die nach W. zum Kalifornischen Meerbusen fließenden Rio Fuerte, Rio Mayo, Rio Yaqui gehören nur in ihrem Oberlauf dem Staat an. Das Klima zeigt im Gebirge ziemlich auffallende Kontraste (heiße Sommer, strenge Winter); auf den Hochebenen herrscht dagegen sehr angenehmes, beständiges Wetter mit klarem Himmel und gemäßigter Temperatur, das nur durch die Regenzeit (Juli und August) unterbrochen wird. Die Bewohner (1892: 298,073), meist seßhafte Indianer (Tarumares) und Mestizen, bewohnen den südwestlichen Teil des Staates, während der Norden und die ausgedehnten Llanos des Ostens noch meist im Besitz von umherschweifenden Apatschen und Concho sind. C. eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau und besitzt zahlreiche Herden von Pferden, Maultieren, Rindern und Schafen. Angebaut werden namentlich: Mais, Weizen, Gerste, Baumwolle, Anis, Hülsenfrüchte und bei El Paso am Rio Grande in 1140 m Höhe der treffliche Pasowein. Außerordentlich ist der Reichtum an Silber; auch Gold, Kupfer, Blei und Eisen werden gefunden. Von den früher bearbeiteten 80 Gruben, die ungeheure Mengen von Silber geliefert haben, sind heute nur noch zu nennen die von Batopillos, Santa Eulalia, Jesus Maria und Parral, deren Bau jetzt teilweise von amerikanischen Gesellschaften betrieben wird. Seit Eröffnung der Eisenbahn, welche den Staat von N. nach S. durchschneidet, fängt die Baumwollindustrie an sich zu entwickeln.

Die Hauptstadt C., 1400 m ü. M., an einem Nebenfluß des Rio de los Conchos reizend gelegen und von Gärten und Orangenhainen umgeben, ist eine der schönsten Städte Mexikos, hat eine stattliche, aus den Erträgen der Silberminen von Santa Eulalia erbaute Kathedrale, ein altes Regierungsgebäude, Münze, Hospital, Jesuitenkollegium an der Plaza de Armas, die ein Denkmal der Insurgentenführer Hidalgo, Allende und Jimenes ziert, eine Rechtsschule, ein Seminar, eine großartige Wasserleitung, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und hat (1890) 25,000 Einw. Die Stadt wurde 1691 gegründet und soll als Sitz des Generalkapitäns der Provincias internos 76,000 Einw. gehabt haben.

Chijs (spr. chhais), Peter Otto van der, niederländ. Numismatiker, geb. 22. Aug. 1802 in Delft, gest. 4. Nov. 1867 in Leiden, studierte daselbst, wurde später Amanuensis am Antiquitätenkabinett zu Leiden und Direktor des Münzkabinetts der Universität. Er

hat sich besonders durch eine Beschreibung der niederländischen Münzen von den ältesten Zeiten bis zur Befreiung Gents (1576) bekannt gemacht (1846, neue Bearbeitung 1866).

Child (spr. tschaild), 1) Sir Josiah, geb. 1630, gest. 22. Juni 1699, ein engl. Kaufmann, welcher, nachdem er als armer Knabe begonnen, einen der Ladenläden in London rein zu fegen, zu großem Reichtum und Ansehen gelangte. Durch klug berechnete Einkäufe von Stammaktien der Ostindischen Kompanie erwarb er sich in kurzer Zeit ein Einkommen von 20,000 Pfd. Sterl., wurde Mitglied des Komitees der Ostindischen Kompanie und brachte die wichtigsten Stellen des Ostindiahauses in London sowie in den indischen Faktoreien in den Besitz seiner Verwandten und Günstlinge. Anfangs zur Whigpartei gehörend, trat C. später, nachdem er 1678 Baronet geworden, als Gouverneur der Ostindischen Kompanie zu den Tories über. Unumschränkter Gebieter im Ostindiahaus, wußte er sich durch kluge Freigebigkeit in der Gunst des Hofes zu behaupten und alle zu gewinnen, welche sich eines hervorragenden Einflusses erfreuten. Selbst Karl II. und Jakob II. nahmen von ihm Geschenke an. Erst nach der Vertreibung von Jakob II. und der Thronbesteigung von Wilhelm III. mußte C. einem andern Gouverneur Platz machen, verstand es aber auch jetzt noch, einen Teil seines frühern Einflusses zu behaupten und vermittelst wohlangewandter 100,000 Pfd. Sterl. für seine Kompanie den Freibrief von neuem bestätigen zu lassen. Erwähnung verdienen seine Schriften: »Brief observations concerning trade and the interest of money« (Lond. 1668), in 5. Auflage unter dem Titel: »A new discourse of trade« (Glasgow 1751). — Sein Bruder Sir John C. starb 4. Febr. 1690 als Gouverneur in Bombay.

2) Lydia Maria, geborne Francis, nordamerikan. Schriftstellerin, geb. 11. Febr. 1802 zu Madford in Massachusetts, seit 1828 verheiratet mit David Lee C. (gest. 1874), starb 20. Okt. 1880 zu Wayland in Massachusetts. Sie hat eine große Reihe schätzenswerter Schriften zur Erziehung, Ausbildung und Veredelung des weiblichen Geschlechts veröffentlicht, die große Verbreitung fanden. Von ihren zahlreichen Erzählungen sind »Hobomok, an Indian story« (1824), »Philothea« (1836), »Looking toward sunset« (1864), »Romance of the republic« (1867), von ihren übrigen Schriften die »History of the condition of women« (1835) und »The progress of religious ideas through successive ages« (1855, neue Ausg. 1870, 3 Bde.) die bekanntesten. Auch für die Sache der Sklavenemanzipation war sie seit 1833 thätig, namentlich in dem »Appeal for that class of Americans called Africans« und den »Letters from New York« (1843). Vgl. »Letters of Lydia M. C.« (mit Biographie von Whittier, neue Ausg., Boston 1891).

3) Francis James, Litteraturforscher und Dichter, geb. 1. Febr. 1825 zu Boston in Massachusetts, studierte am Harvard College daselbst und wurde an derselben Hochschule 1851 Professor für Rhetorik, 1876 für englische Litteratur. Er veröffentlichte zuerst eine Sammlung der englischen und schottischen Volksballaden nach je einer Version (Boston 1857—59, 8 Bde.) und begann dann, nach dem Beispiel Grundtvigs, sie nochmals nach allen vorhandenen Versionen in einer großen Ausgabe zusammenzustellen, die ein Hauptwellenwerk der englischen Philologie bildet (»The English and Scottish popular ballads«, Boston 1884—1891, Bd. 1—8). In der Zwischenzeit druckte er (1867) mit Furnivall das Manuskript, aus welchem 1765 Bischof Percy den wertvollsten Teil seiner »Reliques of ancient English poetry« mitgeteilt hatte. Auch als Grammatiker (über das End-e bei Chaucer) und als Dichter (»Poems of comfort and sorrow«, 1865) hat er sich bekannt gemacht.

Childe (engl., spr. tschaild), Bezeichnung für solche Sprößlinge von englischen adligen Familien, die den Adel noch nicht ererbt oder sich sonstwie verdient haben.

Childebert, Name von zwei fränkischen Königen aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs und Klothildens Sohn, erhielt nach seines Vaters Tode (511) einen von den vier Teilen des Reiches mit der Hauptstadt Paris, schlug 531 bei Narbonne den Westgotenkönig Amalrich II., welcher Childeberts Schwester Klothilde, seine Gemahlin, arg mißhandelt hatte, weil sie den katholischen Glauben nicht mit dem arianischen vertauschen wollte, und eroberte mit seinem Bruder Chlotar 534 das burgundische Reich. Nachdem er seine Neffen, seines 524 gefallenen Bruders Chlodomer Söhne, in Verbindung mit seinem Bruder Chlotar I. ermordet, teilte er mit letzterm ihr Reich. Er starb 558, worauf sein Reich an Chlotar fiel.

2) C. II., Siegberts I. von Austrasien und Brunhildes Sohn, geb. 571, gest. 596, ward nach der Ermordung seines Vaters 575 von Herzog Gundobald gerettet und zum König erhoben. Guntram, König von Burgund, adoptierte ihn 577 und verband sich mit ihm gegen Chilperich I., seinen Bruder; doch fiel C. bald von Guntram ab. Nach Chilperichs I. Ermordung (584) schlossen C. und Guntram 587 den Erbvertrag von Andelot, nach welchem dem Überlebenden das Reich des andern zufallen sollte. C. bekam daher, als Guntram 593 starb, auch Burgund. Seine Angriffe auf das westgotische Septimanien und das langobardische Reich wurden zurückgeschlagen. Ihm folgten seine unmündigen Söhne Theudebert II. und Theuderich II. unter Vormundschaft ihrer Großmutter Brunhilde.

Childerich, Name von drei fränkischen Königen aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., angeblich der Sohn des Merovech, Königs der salischen Franken, ward der Sage nach von den Franken vertrieben, weil er ihre Töchter verführte, und lebte 8 Jahre als Gastfreund bei dem König der Thüringer, dessen Gemahlin Basina ihm folgte, als er von den Franken 463 zurückgerufen und in seine Würde wieder eingesetzt wurde. Sie gebar ihm zu Doornik (Tournai) Chlodwig, den Gründer des Frankenreiches. Er starb 481; sein Grab wurde 1653 bei Doornik gefunden. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige C. und Chlodovech (Götting. 1857); Cochet, Le tombeau de Childéric (Par. 1859).

2) C. II., Sohn Chlodwigs II. von einer Angelsächsin, der heil. Balthilde, war seit 660 König von Austrasien mit dem Sitz in Metz. Er bemächtigte sich, von den unzufriedenen Großen Neustriens und Burgunds gegen den vom Majordomus Ebroin auf den Thron erhobenen Theoderich, seinen Bruder, zu Hilfe gerufen, 669 auch in diesen Reichen der Herrschaft, wurde aber 673 von aufständischen Großen erschlagen.

3) C. III., 743 von Karlmann auf den Thron erhoben, war der letzte Schattenkönig aus dem merowingischen Geschlecht, mußte, als Pippin der Kurze mit Bewilligung des Papstes Zacharias auch den königlichen Namen annahm (751), mit geschornem Haupthaar in das Kloster Sithiu zu St.-Omer gehen, wo er in der Mönchskutte 754 starb.

Childers (spr. tschilders), 1) Hugh Culling Eardley, engl. Staatsmann, geb. 25. Juni 1827 in London, studierte in Cambridge, ward 1850 zum Mitglied der Regierung der australischen Kolonie Victoria ernannt. 1857 als Generalagent der Kolonie nach England zurückgekehrt, ward er 1860 zum Mitglied des Unterhauses gewählt, 1864 von Palmerston zum Lord der Admiralität und 1865 zum Sekretär im Schatzamt ernannt, trat 1866 zurück, wurde unter Gladstone 1868 erster Lord der Admiralität (Marineminister), mußte aber wegen begründeter Angriffe gegen seine die Marine schädigende Sparsamkeit im März 1871 seine Entlassung nehmen. Vom August 1872 bis August 1873 war C. als Kanzler von Lancaster wieder Mitglied des Kabinetts und übernahm dann von neuem das Amt eines Generalagenten für die Kolonie Victoria. In Gladstones zweitem Ministerium war er 1880—82 Staatssekretär des Krieges, dann bis zum Juni 1885 Schatzkanzler, in Gladstones drittem Kabinett vom Januar bis zum August 1886 Minister des Innern.

2) Robert Cesar, hervorragender Kenner des Buddhismus, geb. 1838, gest. 25. Juli 1876, studierte in Oxford und ging 1860 nach Indien. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in Ceylon als englischer Zivilbeamter machte er sich mit Hilfe eines Eingebornen mit dem Pâli (s. d.), der alten heiligen Sprache der Buddhisten, bekannt und gab nach seiner Rückkehr nach England (1864), wo er 1872 Unterbibliothekar an der Bibliothek des India Office in London wurde, in dem Journal der Asiatic Society mehrere Pâlitexte mit Übersetzungen sowie Untersuchungen über das Singhalesische, die einheimische Sprache von Ceylon, heraus, die er als Tochter des Sanskrit nachzuweisen versuchte. Sein Hauptwerk ist das »Dictionary of the Pali language«, mit mehr als 13,000 Wörtern und gegen 40,000 Citaten ꝛc. (Lond. 1875), das eine neue Epoche in dem Studium der Pâlilitteratur und des Buddhismus begründete. An der Herausgabe einer im Manuskript fertigen Pâligrammatik wurde er, inzwischen vom University College in London zum Professor des Pâli und der buddhistischen Litteratur ernannt, durch den Tod gehindert.

Childwall (spr. tschaild-uâl), Dorf im O. von Liverpool (England), mit C. Hall, dem Landsitz des Marquis von Salisbury.

Chile (spr. tschile), Republik an der Westküste Südamerikas (s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), zwischen 17° 47′ und 55° 59′ südl. Br., zieht sich als ein etwa 4297 km langer und meist 140, bisweilen nur 110, in der Provinz Antofagasta aber über 400 km breiter Küstenstrich zwischen dem Stillen Ozean im W. und den Andes im O. hin und grenzt im N. an Peru, im O. an Bolivia und Argentinien. Nach den mit Argentinien (23. Juli 1881), Bolivia (4. April 1884) und Peru (20. Okt. 1883) abgeschlossenen Verträgen gehören das Feuerland westlich von 68° 34′ westl. L. v. Gr. (mit den Inseln Hoste, Navarin, Wollaston, Kap Horn u. a.), die ganze Magalhãesstraße und Patagonien südlich von 52° südl. Br. und westlich vom Kamm der Kordilleren zu C., die Kordilleren bilden die Grenze zwischen C. und Argentinien und vom Vulkan Licancaur (23° 8′ südl. Br.) an auch gegen Bolivia und Peru. Im N. trennt der Rio Camarones das an C. abgetretene Gebiet von der Provinz Tacna (mit Arica), die bis 1894 im Besitz Chiles verbleibt. Dann soll eine Volksabstimmung dieses Gebiets über dessen politische Zugehörigkeit entscheiden. Derjenige Staat, der dies Gebiet erhält, zahlt dem andern eine Entschädigung von 10 Mill. Doll. Zu C. gehören ferner die Juan Fernandez-Inseln (s. d.) und die Osterinsel (s. d.). Ohne letztere umfaßt C. 753,916 qkm (13,228,7 QM.), nach einer in J. Perthes' Geographischer Anstalt vorgenommenen planimetrischen Berechnung 776,000 qkm (14,093 QM).

Die Küste verläuft im größern nördlichen Teil ziemlich gleichmäßig; sie hat zwar eine große Anzahl von Vorgebirgen und Baien, aber diese dringen wenig tief ein und bieten meist geringen Schutz, und jene springen wenig ins Meer vor. Die wenigen vorgelagerten Inseln sind klein und unbedeutend. Von dem 42.° südl. Br. dagegen fällt das große, ganz C. durchziehende Längsthal plötzlich ins Meer und bildet nun einen Kanal, der bis über die Magalhãesstraße hinausreicht. Er trennt so eine Reihe großer Inseln und Inselgruppen ab, wie die Insel Chiloe, den Chonosarchipel, die Inseln Campaña und Wellington, den Madre de Dios-Archipel, Chatham, Hannover, den Königin Adelaide-Archipel, Santa Ines, Feuerland, Navarin, Wollaston u. a.

Physische Verhältnisse.

Den Charakter des Landes bestimmt der Grenzwall der Kordilleren, deren Schneehäupter bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, von der See gesehen, über dem Meer zu hängen scheinen. Südlich vom 42.° südl. Br. steigt die Kordillere (s. d.) unmittelbar vom Meer an, es lagern ihr aber zahlreiche gebirgige Inseln vor. Nördlich tritt dicht an der Küste ein Gebirgszug auf, und die von der Kordillere herabkommenden Flüsse haben durch diese Cordillera de la Costa ihren Durchgang erzwungen und sie somit in ebensoviel Abschnitte, wie es Flüsse gibt, zerschnitten; zwischen Küstengebirge und Kordillere breitet sich eine durch kleinere Höhenzüge abgeteilte Ebene aus, deren Charakter als Längenthal (Llano intermedio) südlich von der Cuesta de Chacabuco (709 m), von wo sie allmählich bis zur Reloncavibai herabsinkt, am deutlichsten hervortritt, im N. aber mehr oder weniger verwischt ist. In den Andes hat C. über 50 Berge, welche von 2000 über 6000 m emporsteigen, der höchste ist der Cerro del Mercenario (6797 m) auf der Grenze gegen Argentinien unter 31° 59′ südl. Br., dagegen gehört der Aconcagua ihm nicht mehr an. In der Küstenkordillere erreichen 17 Gipfel eine 1000 m übersteigende Höhe, der bedeutendste ist der Cerro des Limon Verde unter 22° 45′ südl. Br. (3470 m). Die Schneegrenze steigt in der Kordillere von Atacama bis 4500 und 5000 m hinauf, beträgt in der Breite von Santiago 3300, südlich von Concepcion 2000, in der Kordillere von Llanquihue 1500, im Feuerland nur 1100 m. Gipfel sowohl als Pässe nehmen im allgemeinen an Höhe zu, je weiter man nach N. geht. Der früher von den Missionaren benutzte Bariloche-paß (41° 20′ südl. Br.) hat eine Höhe von nur 840 m, und auch der Pedro-Rosalespaß, etwa 25 km nördlich davon, ist nur 836 m hoch. Die wichtigern Pässe sind sodann der Planchonpaß (2507 m), der Cumbre- oder Uspallatapaß (3960 m), der Portezuelo de Azufre (3645 m), der Come Caballa (4356 m), der Tacorapaß (17° 50′ südl. Br., 4170 m).

Hinsichtlich der geognostischen Beschaffenheit besteht die Küstenkordillere im N. namentlich aus Granit und Porphyrgesteinen, im S. wesentlich aus Gneis und Glimmerschiefer, die auch auf den Inseln Chiloe, Wellington, Madre und Cambridge und an der Westeinfahrt in die Magalhãesstraße herrschen. Einer viel

jüngern Erhebung entspricht die Hauptkette der Andes. Diese ist in ihrem Untergrund, abgesehen von einzelnen Vorkommnissen archäischer Gesteine im S., aus Sedimenten aufgebaut, welche trotz ihrer petrographischen Ähnlichkeit mit silurischen und devonischen Thonschiefern und Grauwacken nicht älter als die permische Zeit zu sein scheinen und in ihren organischen Resten ganz das Gepräge europäischer Jura- und Kreideablagerungen zeigen, dabei aber mächtige Einlagerungen von Porphyr und Porphyrtuffen und Konglomeraten enthalten. Im S. wie im N. sind diesen Bildungen Vulkane aufgesetzt, deren Ströme und Aschen den Untergrund in großer Ausdehnung und Mächtigkeit bedecken. Vielfach sind die Schiefer und Kalke der Jura- und Kreideformation von andesitischen und trachytischen (in Patagonien auch basaltischen) Gesteinen, die oft mit reichen Erzvorkommnissen in nachweisbarem Zusammenhang stehen, durchsetzt. In dem hügeligen Landstrich zwischen der Küstenkordillere und den Andes treten Sedimentgesteine von vorwiegend mesozoischem Alter auf, oft bedeckt von jüngern (auch braunkohlenführenden tertiären) Sedimentärbildungen und Salzablagerungen. An der Küste kommen an mehreren Stellen, in Buchten der kristallinischen Schiefer abgelagert, Kreidesedimente vor und in etwas größerer Ausdehnung tertiäre Gebilde, in denen die berühmten Kohlengruben von Lota, Chiloe sowie die der Magalhãesstraße liegen. Unter den zahlreichen Vulkanen scheinen die bei Chillan (Tinguiririca, Chillan, Antuco, Villarica, Osorno) die thätigsten zu sein. Solfataren und heiße Quellen sind ebenfalls sehr zahlreich vorhanden. Erdbeben kommen außerordentlich häufig vor; sie werden von den Bewohnern in die ungefährlichen und häufigern »Temblores« und die heftigen »Terremotos« eingeteilt. Das furchtbare Erdbeben von 1751 begrub die alte Stadt Concepcion im Meer und zerstörte fast alle Ortschaften von 34—40° südl. Br. 1822 wurde Valparaiso arg verwüstet und 1835 besonders Neu-Concepcion. Im allgemeinen nimmt Stärke und Häufigkeit der Erdbeben gegen S. immer mehr ab (vgl. Amerika, S. 494). Unter den Metallen, an denen C. sehr reich ist, nehmen Kupfer und Silber die erste Stelle ein. Silber findet sich vorzüglich auf Erzgängen in oberjurassischem Kalkstein bei Caracoles und Chanarcillo (am Ausgehenden Chlor-, Brom- und Jodsilber, in der Tiefe gediegen Silber, Rotgülden und Silberglanz); Kupfererze kommen namentlich gangförmig in dioritischen Gesteinen am Ostfuß der Küstenkordillere vor; Gold wurde früher in größern Mengen in Alluvionen und auf Quarzgängen der Küstenkordillere gewonnen. Von andern Metallen wird nur noch Blei und Kobalt ausgebeutet, außerdem aber auch noch Schwefel, Marmor, Steinkohlen (vgl. oben), Steinsalz, Boronatrocalcit, Borax und Salpeter (Chilisalpeter), der ganze Gegenden in der Provinz Atacama überzieht (s. unten: Bergbau).

Die Bewässerung ist im nördlichen Teil von C., wo fast alle Bäche nach kurzem Laufe vom Boden aufgesaugt werden, eine sehr dürftige, viel reichlicher dagegen in der südlichen Hälfte des Landes, obschon nur wenige Flüsse einige Meilen weit aufwärts schiffbar sind. Die wichtigern sind: der Rio Loa, der einzige bedeutendere des Nordens, der Chuapa, der reißende Maipú, der für die Bewässerung des Thales von Santiago so wichtig ist, der noch am weitesten schiffbare Mäule, der Biobio an der Grenze von Araucania, der größte Fluß des Landes, der aber doch im untern Lauf nur von Schiffen mittlerer Größe befahren werden kann, der Cauten (Rio Imperial), der Callecalle oder Rio de Valdivia, der wichtigste von allen wegen des wohlgeschützten Hafens an der Mündung, der Rio Bueno und der Rio Maullin. Auch gibt es im S. viele große und sehr tiefe Seen, z. B. Llanquihue, Ranco, Huanehue ꝛc., wie nicht minder zahlreiche Heilquellen, von denen die von Chillan, von Apoquindo, Cauquenes und Colima benutzt werden.

Das Klima ist bei der großen Ausdehnung des Landes und seinen Höhenunterschieden sehr verschieden. Die nördlichen Küsten Chiles haben passatartige, relativ kühle Süd- und Südwestwinde, während an den südlichen West- und Nordwestwinde vorherrschen, wobei im Sommer die südlichen, im Winter die nördlichen Winde eine größere Ausbreitung haben. Land- und Seewinde wechseln im Sommer mit großer Beständigkeit; erstere haben an der Küste eine außerordentliche Heftigkeit. Auf dem Lande sind die Winde unregelmäßiger. An der Küste und auch in den mittlern Höhenlagen ist die Temperatur sehr gleichmäßig. Mittlere Wärmeextreme (nach Hann): Copiapó 32,1 und 3,1°, Santiago 30,9 und —0,9°, Valdivia 28,9 und —1,4° C. Die nördlichen Küstengebiete haben ausgesprochene, aber sehr spärliche Winterregen, welche nach S. hin nach und nach in reichlichere, über das ganze Jahr mehr oder weniger gleichmäßig verteilte Regen übergehen. Während der Norden fast regenlos ist (Wüstenklima), beginnt schon jenseit des 35. Breitengrades ein außerordentlich regenreiches Gebiet. Die Zunahme der Regenmenge nach S. hin zeigt folgende Zusammenstellung: Copiapó 1, Serena 4, Valparaiso 34, Santiago 36, Talca 50, Valdivia 293, Corral 253, Puerto Monts 245 cm. Gewitter sind sehr seltene Erscheinungen, so daß man in Santiago die Gewitter ebenso fürchtet wie Erdbeben. Die Äquatorialgrenze des Schneefalles reicht an der Küste bis 35° südl. Br., die untere Grenze des alljährlichen Schneefalles in 34° südl. Br. liegt bei 850 m Seehöhe, weiter nach N. hin steigt sie immer mehr an. Die Schneegrenze liegt in 27½° südl. Br. 4500 m hoch; in der Provinz Santiago erreicht sie 3500 m, beim Vulkan von Antuco 2000 m und an dem von Osorno 1460 m. In den südlichen Kordilleren treten auch Gletscher auf, welche von Colchagua südwärts immer häufiger und größer werden. Das Klima gilt für gesund. Häufig sind nur die durch die bedeutenden täglichen Temperaturschwankungen veranlaßten Affektionen der Atmungsorgane und Diarrhöen.

Die Wüste Atacama scheidet die Flora der tropischen Andes von der chilenischen ab. Die chilenischen Andes entbehren zusammenhängender Waldungen. Die Bedingungen des Baumlebens kehren überhaupt erst im Süden von Valparaiso und Santiago wieder, und nun beginnen über Concepcion hinaus jene dichten Wälder, welche dem feuchten Klima von Valdivia und Chiloe entsprechen. Hier ist auch die Zone des Getreidebaues. Der weite Zwischenraum vom Kap Blanco bis Valparaiso ist waldlos. Die Hochebenen zwischen den Kordilleren sind öde Hochsteppen. Baumwuchs auf der Höhe ist zwar nicht ausgeschlossen; besonders erhebt sich der Boldu, eine Lauracee, zu stattlichem Wuchs und allenfalls noch die Rosacee Quillaria saponaria, der Seifenbaum, doch kommt dieser nur zerstreut vor und erreicht eine unbedeutende Stammhöhe. Die Anzahl einheimischer Bäume ist gering. Die meisten sind immergrün und gehören zu den Formen der Oliven (Buddleia), der Tamarinden und Mimoseen. Die einzige Palme ist Jubaea spectabilis, süd-

wärts bis zu 35° reichend. Die Strauchform, ebenfalls nur spärlich vertreten, ist häufig durch Dornenbildung gekennzeichnet (Rhamnus und Berberis). Die dornenlosen Sträucher gehören größtenteils zur Myrten- und Oleanderform. Die übrigen Vegetationsformen sind meist dieselben wie an der pacifischen Abdachung Perus. In den untern Regionen treten an den dürren Gehängen die grotesken Gebilde der Cereen (Cereus Quisco mit armleuchterartig verzweigtem Stamm) und Opuntien auf, nach aufwärts folgen die kugelförmig angeschwollenen Echinocactus- und Mamillaria-Arten. An den Flußufern der Andesthäler ist die südamerikanische Weide (Salix Humboldtiana) häufig. Der durch Verwitterung vulkanischer Gesteine entstandene Thonboden erzeugt eine Menge von Zwiebelgewächsen (Liliaceen u. Amaryllidaceen) und Stauden, auch Bromeliaceen, so daß die Landschaft im Winter und Frühling mit schönfarbigen Blumen geschmückt ist. Zahlreiche Stauden- und Holzgewächse sind durch Absonderung flüchtiger Öle und Harze gekennzeichnet. Mit den sie begleitenden Steppengräsern geben diese niedern Gewächse den schattenlosen Anhöhen Chiles den Wert eines großen Weidelandes. Die klimatischen Analogien Chiles und Europas haben zu einer besonders reichen Ansiedelung europäischer Ruderalpflanzen geführt. Der von Santiago südwärts das Land bekleidende Hochwald enthält die prächtige, gegen 30 m hohe Araucaria imbricata und die um Valdivia herrschende Buche (Fagus obliqua). Die Cypressen vertreten die Gattungen Libocedrus und Fitzroya, welch letztere, Alerce genannt, eins der wichtigsten Nutzhölzer liefert, ebenso wie die immergrüne Lauracee Persea Lingue.

Die Tierwelt Chiles bildet einen Teil der neotropischen Region, und zwar der chilenischen oder patagonischen Subregion. Charakteristisch sind besonders die Nagetiere; in den Andes geht bis zu einer Höhe von 4000 m die als Pelztier sehr wertvolle Wollmaus (Chinchilla), die nahe verwandte Hasenmaus (Lagidium) sogar bis 5000 m; an den Flüssen haust der Sumpfbiber oder Coypú (Myopotamus), und eine Reihe weiterer Arten, besonders der Trugratten (Octodontidae) und echten Mäuse (Muridae), ist ebenfalls charakteristisch für C. Von Raubtieren finden sich in den Wäldern der Puma und in den Andes ein besonderer Bär, der Brillenbär (Tremarctos ornatus). Die Paarzeher sind vertreten durch das charakteristische, seiner weichen Wolle wegen hochgeschätzte Vicuña (Auchenia vicunna), die als Haustiere gehaltenen Lamas und Alpakos und kleine Hirscharten mit einfachem Geweih (Cervus chilensis). Aus der Ordnung der Zahnarmen findet sich in C. die seltene Gürtelmaus oder das Mantelgürteltier (Chlamydophorus truncatus). Unter den Vögeln sind bemerkenswert eine Art Papageien (Henicognathus), zwei Arten Tauben, eine Reihe Wasservögel, unter diesen der chilenische Schwan, eine Anzahl Sperlingsvögel und von den Raubvögeln der die höchsten Andes bewohnende Kondor; im Süden Chiles findet sich auch der patagonische Strauß. Unter den Reptilien besitzt C. einige südamerikanische Arten der Nattern und Baumschlangen und einige auf C. beschränkte Arten der Eidechsen, Geckonen und Iguanas; die Amphibien sind nur durch ungeschwänzte Arten (Frösche und Kröten) vertreten. Von Süßwasserfischen beherbergt C. eine Reihe ihm eigentümliche Arten, die hauptsächlich den Familien der Barsche, Welse und Zahnkarpfen angehören; bemerkenswert ist die Verwandtschaft mehrerer Süßwasserfischarten mit australischen und neuseeländischen Formen. Auch die Insekten zeigen viele eigentümliche Arten, bilden jedoch ein Gemisch tropischer und mehr nördlicher Formen.

Flächeninhalt und Bevölkerung.

Provinzen	QKilom.	QMeil.	Bewohner 1892	Auf 1 QKil.
Aconcagua	16 126	292,9	153 049	9
Antofagasta	187 000	3396,1	33 851	0,2
Arauco	11 000	199,8	86 236	8
Atacama	73 500	3334,8	68 855	0,9
Biobio	10 769	195,6	125 582	11
Cautin	8 100	147,1	12 411	5
Chiloe	10 348	187,9	79 514	8
Colchagua	9 829	178,5	161 788	16
Concepcion	9 155	166,3	223 850	24
Coquimbo	33 423	607,0	191 901	6
Curico	7 545	137,0	104 909	14
Linares	9 086	164,1	116 656	13
Llanquihue	20 260	367,9	74 818	3
Malleco	7 400	134,4	69 892	9
Maule	7 591	137,9	127 771	17
Nuble	9 210	167,3	161 689	18
O'Higgins	6 537	118,7	92 063	14
Santiago	13 527	245,7	383 609	28
Tacna	32 500	408,6	31 303	1
Talca	9 527	173,0	152 719	16
Tarapacá	50 000	908,1	47 750	0,9
Valdivia	21 536	391,1	60 437	3
Valparaiso	4 297	78,0	221 788	51
Territorium Magallanes	195 000	3541,4	3 111	0,01
Zusammen:	753 216	13679,2	2 817 552	3

Unter Zurechnung von 50,000 Indianern und solchen, die sich der Zählung entzogen haben, erhöht sich die Bevölkerungsziffer auf etwa 3,267,000. Von den am 26. Nov. 1883 gezählten 2,527,820 Einw. waren 1,263,784 männlich und 1,263,536 weiblich. Die Zahl der Ausländer betrug 87,011 (51,730 männlich, 35,281 weiblich), darunter 6808 Deutsche, 5303 Engländer, 4198 Franzosen, 4114 Italiener, 2508 Spanier, 1275 Schweizer ꝛc. Die Engländer nehmen im Handel und Bergbau die vornehmste Stelle ein. Die Deutschen behaupten auf allen Gebieten des Handels, des gewerblichen Lebens und der Wissenschaft hervorragende Stellungen. Die einheimische Bevölkerung besteht aus Indianern, Spaniern und Negern nebst Mischlingen. Die Indianer nördlich vom Fluß Biobio sind längst Christen und seßhaft, die südlicher wohnenden hellern Indianer dagegen, die Araukaner, teilen sich in zwei Hauptäste: die Indianos Costinos (Küstenindianer) und die sehr kriegerischen Moluches, Bewohner der an den Andes sich erstreckenden Ebenen (s. Araukaner). Die spanischen Kreolen zeichnen sich vor ihren amerikanischen Stammesverwandten durch größere Körperkraft, Energie, Unternehmungsgeist und wahre Vaterlandsliebe vorteilhaft aus; die als Sklaven eingeführten, seit 1811 freien Neger sind meist durch Vermischung mit andern Stämmen verschwunden. Ferner gibt es zahlreiche Mestizen (Cholos) und Chinos (Kinder von Weißen und Cholos).

Religion. Die römisch-katholische Kirche ist nach der Verfassung Staatskirche, doch sind andre Konfessionen geduldet. Sie steht unter dem Erzbischof von Santiago und drei Bischöfen: von La Serena, Concepcion und Ancud. Deutsche evangelische Kirchengemeinden, meist Lutheraner aus Württemberg, bestehen in Valparaiso, Santiago, Valdivia, Osorno und Puerto Montt. Zivilehe und Standesbücher sind durch Gesetz eingeführt. Der Unterricht ist auf allen Stufen, selbst an der Universität, unentgeltlich, ein Schulzwang

besteht nicht. 1888 wurden in 1029 Staatsschulen (336 Knaben-, 216 Mädchen- und 477 gemischten Schulen) 44,829 Knaben und 39,556 Mädchen unentgeltlich unterrichtet. Dazu kommen 480 Privatschulen (190 Knaben-, 135 Mädchen- und 155 gemischte Schulen) mit 15,150 Knaben und 10,871 Mädchen, so daß die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen 110,436 betrug. Die Ausgaben für das gesamte Unterrichtswesen betrugen 4,957,436 Pesos. Den Sekundärunterricht erteilen das Nationalinstitut in Santiago nebst 9 Lyceen ersten und 9 zweiten Ranges. Von Deutschen wurden gegründet das Jinnasio Chileno, Instituto Internacional, Colejio Aleman, Instituto Aleman und tüchtige deutsche Schulen in Valparaiso, Concepcion, Valdivia, Puerto Montt und Osorno. An der Spitze aller Unterrichtsanstalten steht die 1743 von den Jesuiten begründete Universität in Santiago mit vier Fakultäten (Rechtswissenschaft, Medizin, Theologie und Naturwissenschaften). Für die Ausbildung von Lehrern für die Lyceen besteht ebenfalls in Santiago ein pädagogisches Institut mit Internat. Eine katholische Universität wurde dort 1889 eröffnet. Dem technischen Unterricht dienen eine Kunstgewerbeschule, Akademie der graphischen Künste, Maschinistenschule, Mädchenberufsschule, 2 Bergschulen, ein Ackerbauinstitut, 5 praktische Ackerbauschulen und eine landwirtschaftliche Station. In Santiago besteht auch eine Nationalbibliothek und eine Sternwarte. Es erscheinen 202 Zeitungen und Zeitschriften (16 in Santiago, 15 in Valparaiso), darunter 2 deutsche.

Erwerbsverhältnisse.

Der **Landbau** leidet unter dem Fluch der Latifundienwirtschaft einzelner wie der Klöster, der allerdings für den mittlern Teil des Landes, wo der Feldbau großartige Bewässerungsanstalten bedingt, einige Berechtigung hat. Auch in den später erworbenen südlichen Bezirken hat die Regierung den größten Teil des Landes abermals an große Kapitalisten verkauft und nur kleinere Bezirke für kleinere Landwirte reserviert. Die Majorate, auf denen die Wirtschaft durch Fronbauern (Inquilinos) betrieben wurde, sind bereits 1828 aufgehoben worden, und während es 1832 nur 12,028 ländliche Grundbesitzer gab, zählte man deren 1875 bereits 121,055. Die größern Güter werden jetzt vielfach durch Pachter bewirtschaftet, die einen Teil des Ertrages als Pacht zahlen. Geerntet wird meist noch mit der Sichel und das Ausdreschen durch Pferde besorgt. Weizen ist die Hauptkultur. Sein Anbau wurde zuerst durch die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens, dann durch die Australiens gefördert. Aber durch die zunehmende Produktion dieser Länder, die selbst Ausfuhrgebiete wurden, sowie durch die Argentiniens ist das Absatzgebiet sehr beschränkt worden. Nächstdem wichtig ist der Anbau von Gerste und Mais, dann von Bohnen, Kichererbsen, Kartoffeln, Rüben (seit 1883, ohne aber zu einer Zuckerproduktion zu führen), Tabak (besonders seit Aufhebung des Tabaksmonopols 1880), Linsen, Hanf, Flachs u. a. Europäische Obstbäume gedeihen vorzüglich. Ausgeführt werden Weizen und Gerste (meist nach England), Mehl (Ecuador u. a.), Kartoffeln, Walnüsse ꝛc. Der **Weinbau** (auf 70,000 Hektar mit einer Jahresproduktion von 1½ Mill. hl) ist über ganz C. verbreitet, die jährliche Einfuhr beträgt 40—50,000, die Ausfuhr dagegen an 700,000 Pesos. Palmenhonig wird in großer Menge aus den Palmenbeständen des Nordens gewonnen. Die **Viehzucht** wird begünstigt durch die vortrefflichen Gräser der Ebene wie des Gebirges; 1875 zählte man 586,073 Rinder, 1,183,591 Schafe und Ziegen, 196,174 Pferde. Die Pferde, von andalusischer Rasse, sind lebhaft, gelehrig und unermüdlich, aber als Zugtiere nicht schwer genug. Man hat daher englische und französische Rassen eingeführt. Die Rinder, spanische Rasse, sind von Mittelgröße und stark, geben aber nur wenig Fleisch. Für die Milchwirtschaft hat man englisches Vieh eingeführt. Auch kommt viel Rindvieh aus Argentinien, um auf den fetten Weiden gemästet zu werden. Für Verbesserung der Schafzucht durch Kreuzung ist bereits viel geschehen. An der Sonne getrocknetes Rindfleisch (Charqui) bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel, ebenso Horn, Häute, Knochen, gesalzenes Fleisch, Fett, geräucherte Zungen u. Schinken. Die Bienenzucht (1844 eingeführt) lieferte in den letzten Jahren für 118—50,000 Pesos Honig. Dagegen ist die Fischerei von ganz untergeordneter Bedeutung. Die Wälder des Südens liefern neben Nutzholz noch wertvolle Rinden, wie die des Quillabaumes, die zum Waschen von Wolle benutzt wird, und verschiedene Gerberrinden.

Bergbau. An nutzbaren **Metallen** und **Mineralien** ist C. ungemein reich (s. oben, S. 33). Die weitaus erste Stelle unter den Bergbauprodukten nimmt der Natronsalpeter ein, der in den nördlichen, ehemals Bolivia und Peru gehörigen Provinzen gewonnen wird. Die gesamte Salpeterausfuhr 1878—1889 betrug 4992,5 Mill. kg im Wert von 245,885,758 Pesos; 1890 betrug die Ausfuhr 10,627,207 Ztr. im Wert von 36,950,000 Pesos, wovon 3,019,552 Ztr. in Deutschland, 1,499,516 Ztr. in Frankreich, 1,058,672 Ztr. in England, der Rest in Nordamerika, Belgien, Holland ꝛc. verkauft wurden. Die Verschiffung erfolgt in den Häfen Pisagua, Iquique, Tocopilla, Antofagasta und Taltal. Mit der Produktion von Salpeter steht die von Jod in natürlicher Verbindung; 1890 wurden davon 440,410 kg im Werte von 4,197,000 Pesos ausgeführt. Die ergiebigsten Kupfergruben liegen in der Provinz Atacama. Der größte Teil des Kupfers wird im Lande selbst verschmolzen und in Gestalt von Stangen ausgeführt. Die bedeutendsten Hüttenwerke befinden sich in Lota, Coronel, Talca, Valparaiso, Aconcagua, Huasco, Carrizal, Caldera, Copiapó, Taltal, Chañaral, Antofagasta ꝛc. Sie beschäftigen gegen 6000 Arbeiter. Früher nahm C. als Kupfer produzierendes Land die erste Stelle ein, jetzt behauptet es nur noch die dritte; 1876—89 betrug die Ausfuhr 500,281,717 kg, 1890 allein 265,154 Ztr. im Werte von 7,619,000 Pesos. Hinsichtlich seiner Goldproduktion stand C. im Anfang dieses Jahrhunderts gleich hinter Brasilien und Kolumbien, seitdem ging die Produktion sehr zurück, hob sich indes in letzter Zeit wieder; 1844—88 wurden ausgeführt für 3,773,369 Pesos Gold und für 2,381,887 Pesos Goldminerale. Weit bedeutender ist der Bergbau auf Silber, für den Copiapó den Zentralpunkt bildet; die ergiebigsten Minenreviere sind die von Chañarcillo, Iquique, Antofagasta ꝛc. Die silber- und goldhaltigen Kupfersteine gehen nach Hamburg und England. Von 1844—88 wurden ausgeführt: Silberbarren für 128,010,578, Silberminerale für 16,265,675, silberhaltige Kupfersteine für 22,562,267, Kupfer- und Silberminerale für 1,369,679 Pesos. 1890 betrug die Ausfuhr von Silber und Silbererzen 5,262,000 Pesos. Eisenerze kommen an vielen Stellen vor, ohne indes viel beachtet zu werden. Großartige Kohlenlager wurden Anfang der 50er Jahre bei Lota und

Coronel, südlich vom Biobio entdeckt; die gesamte Ausfuhr betrug 1844—88: 15,698,754, 1890: 1,674,000 Pesos, doch wird auch viel Kohle eingeführt. Reiche Lager von Guano befinden sich auf den Lobosinseln, die unter chilenischer Verwaltung bleiben, bis 1 Mill. Ton. ausgeführt sind (1890 für 1,237,000 Pesos) und dann wieder an Peru zurückkommen sollen.

Die Industrie ist, abgesehen von den Hüttenwerken, der Bierbrauerei, Leder- und Zuckerfabrikation, den Korn- und Sägemühlen (im S.), Seifensiedereien und Stärkefabriken, noch ziemlich unbedeutend. Die Hausindustrie liefert namentlich Gewebe, Stickereien, Teppiche, Körbe und irdene Waren.

Der Handel wird begünstigt durch die langgestreckte Küste mit ihren zahlreichen guten Häfen, unter denen Valparaiso, dann Talcahuano besonders als Einfuhrhäfen die wichtigsten Plätze an der ganzen Westküste Amerikas sind, während bei der Ausfuhr die Salpeterhäfen Iquique und Pisagua, dann Coquimbo, Coronel, Antofagasta und Baldivia hervorragen. Die Einfuhr besteht vornehmlich aus Stabeisen, Eisenblech, Talg, Manufakturwaren, Steinkohlen, Bauholz, Zucker und Rindvieh (aus Argentinien), die Ausfuhr aus Salpeter, Kupfer, Silber und Silbererzen, Jod, Weizen, Gerste, Steinkohlen, Guano, Eisenerzen, Sohlleder, Walnüssen, Wolle ꝛc. Es betrugen in Pesos:

	Einfuhr	Ausfuhr
1889 . . .	65 090 013	65 963 100
1890 . . .	67 889 079	68 391 381
1891 . . .	63 684 737	64 926 528

An der Ein- und Ausfuhr hat England bei weitem den größten Anteil; 1890 wurden ausgeführt nach England für 46, nach Nordamerika für 8,5, nach Deutschland (Hamburg) für 6,4, nach Frankreich für 2,3, nach Peru für 2,2 Mill. Pesos Waren. Die Handelsflotte bestand 1891 aus 191 Schiffen von 90,783 Ton., darunter 60 Dampfer von 22,897 T. Der Schiffsverkehr betrug 1891 im Ein- u. Ausgang 17,856 Schiffe von 16,689,014 Ton., wobei England weitaus die erste Stelle einnimmt; hierauf folgt C. selber, dann Deutschland, Frankreich und Nordamerika. Den Verkehr mit Europa vermitteln 8 Dampfschiffahrtsgesellschaften: 3 englische, 2 deutsche (die Kosmos- und die Hamburg-Pacific-Gesellschaft), eine französische und eine italienische. Von Eisenbahnen waren 1892 im Betrieb 2794 km, davon 1106 km Staats- und 1688 km Privatbahnen. An der Fertigstellung der großen Überlandbahn, die Valparaiso mit Buenos Aires über den Uspallatapaß verbinden soll, wird eifrig gearbeitet, eine zweite Überlandbahn soll Concepcion über den 1600 m hohen Pichachenpaß mit Bahia Blanca und Buenos Aires verbinden. Die Telegraphen des Staates beförderten 1891 durch 304 Ämter über 13,390 km Linien 619,429 Telegramme und hatten eine Einnahme von 149,242 Pesos, die Privattelegraphen und Telephone hatten 149 Ämter und 18,972 km Linien. Ein Kabel geht nach Panama, eine Linie über den Cumbrepaß nach Montevideo. Die Post beförderte 1891 durch 514 Ämter 18,650,868 Briefe und Postkarten, 24,308,877 Zeitungen und Drucksachen ꝛc. Die Banken sind sämtlich Privatbanken, mit dem Recht der Notenausgabe. Die Nationalbank besorgt die Geschäfte der Regierung; andre Banken sind die Caja de Credito Hipotecario, Banco Chileno, de Valparaiso, de Santiago, Agricola, Comercial, Popular Hipotecario, Crédito Unido, Hipotecario etc. Ein deutsches Berufskonsulat besteht in Valparaiso, Handelskonsulate in Antofagasta, Concepcion, Pisagua, Santiago, Tacna, Vizekonsulate in Coronel, Osorno, Puerto Montt, Punta Arenas, Agenturen in Arica, Talcahuano und Traiguen.

Die metrischen Maße und Gewichte sind seit Anfang 1863 gesetzlich, befinden sich aber nicht in ausschließlichem Gebrauch. Man mißt Längen neben der Vara = 0,836 m mit dem englischen Yard, Flüssigkeiten mit dem altenglischen Weingallon, Getreide mit der Zollfanega von 150 Libras = 69,02 kg. Das Fäßchen Mehl enthält 190—200 Libras, und unter der Tonelada versteht man 2000 Libras. Als Goldmünzen sind nach dem Gesetz vom 9. Jan. 1851 geprägt: der Condor von 10, der Doblon von 5, der Escudo von 2 Pesos und der Peso = 3,83 Mk., auch ist die frühere Onza de oro zu 17½ Pesos Zahlmittel. Allein praktisch gilt Silberwährung nach französischer Art der Prägung: der Peso corriente oder Dollar = 4,05 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1) mit Stückelung zu 50, 20, 10 (Decimo) und 5 Centavos. Außerdem gibt es Münzen aus Nickel von 2, 1 und ½ sowie aus Kupfer von 1 und ½ Centavo. Gemäß dem Gesetz vom 26. Nov. 1892 über Reform der Währung soll 1893 ein Viertel, 1894—95 die Hälfte des Einfuhrzolles und Lagergeldes in chilenischen Goldmünzen oder in englischem Gold (1 Pfd. Sterl. = 6,31 Pesos) entrichtet und dieser Teil frei von den 35 Proz. Aufschlag bleiben, der wegen Wertverminderung des Pesos gezahlt werden muß.

Staatliche Verhältnisse.

Die Verfassung, welche 1833 angenommen, aber seitdem mehrfach abgeändert wurde, hat den bis dahin seit der Unabhängigkeitserklärung vom 18. Sept. 1810 bestehenden Bundesstaat in einen einheitlichen verwandelt. Die Souveränität beruht im Volk und wird ausgeübt durch drei Gewalten: die vollziehende, gesetzgebende und richterliche. Die Exekutive hat der Präsident, welcher auf 5 Jahre indirekt vom Volk gewählt wird. Er ist für eine zweite Amtsdauer nicht wählbar und bezieht einen Gehalt von 18,000 Pesos. Ihm zur Seite steht ein Kabinett von sechs Ministern: für das Innere, für Äußeres, Kulte und Kolonisation, für Justiz und Unterricht, für Finanzen, für Krieg und Marine und für Industrie und öffentliche Arbeiten. Die gesetzgebende Gewalt befindet sich in der Hand von zwei Körpern, einer Kammer der Deputierten aus 94 Mitgliedern (eins für je 15,000—30,000 Einw.), welche departementsweise direkt vom Volk auf 3 Jahre gewählt werden, und einem Senat aus 32 Mitgliedern (eins auf je 8 Deputierte), die provinzweise ebenfalls direkt auf 6 Jahre gewählt und alle 3 Jahre zur Hälfte erneuert werden. Zur Wahlberechtigung sind 21 Lebensjahre und zur Wählbarkeit ein Zensus, sowie als Senator 36 und als Deputierter 21 Jahre erforderlich. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt von einem obersten Gerichtshof von 7 Mitgliedern in Santiago, 6 Appellgerichten in Concepcion, Iquique, Santiago, Serena, Talca und Valparaiso, Amtsgerichten in den Departements und Friedensgerichten in den Städten und Gemeinden. Ein Schwurgericht besteht nur für Preßvergehen. Sämtliche Richter werden von dem Präsidenten ernannt und sind unabsetzbar. Die Verfassung gewährleistet Sicherheit der Person und des Eigentums, Freiheit der Presse, des Handels und der Industrie. Die Sklaverei ist seit 1811 aufgehoben. Privilegierte Stände bestehen nicht.

Für die neuere Verwaltung ist C. in 23 Provinzen und ein Territorium (s. Tabelle, S. 34), Departements, Subdelegationen und Distrikte einge-

teilt. Die Intendanten der Provinzen, die Gouverneure der Departements, die Subdelegados und Inspektoren in den Distrikten werden sämtlich von der Zentralregierung ernannt; doch hat jedes Departement einen von den Bürgern gewählten Munizipalrat, in welchem der Gouverneur den Vorsitz führt, und der sich mit dem Polizeidienst, dem Gefängniswesen, dem Straßenbau und andern Lokalangelegenheiten befaßt.

Finanzen. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1890 auf 95,649,231 Pesos, davon 43,667,069 aus Zöllen, die Ausgaben auf 75,063,376 Pesos. Die Staatsschuld betrug 1. Jan. 1892: 110,162,620 Pesos, davon äußere Schuld 46,655,489, innere Schuld 21,124,108, Papiergeld 42,383,023 Pesos.

Heer und Flotte. Das Heer zerfällt in das stehende Heer und in die Nationalgarde. Ersteres wird durch Werbung gebildet, indem die Angeworbenen ein Handgeld von 15—30 Pesos erhalten, wodurch sie sich zu fünfjährigem Dienst bei der Fahne verpflichten. Wer nach Ablauf dieser Frist sich nicht weiter verpflichtet, tritt für die nächsten 7 Jahre in die Nationalgarde ein. Letzterer gehören gesetzlich alle waffenfähigen Männer an, doch werden zu den Mannschaften meist nur Leute der niedern Stände genommen, während die der höhern Stände Offiziersstellen bekleiden oder sich durch Eintritt in die freiwillige Feuerwehr vom Dienst befreien. Auch Geistliche, Lehrer u. a. sind vom Militärdienst befreit. Das stehende Heer besteht aus 8 Regimentern Infanterie, 3 Regimentern Kavallerie und 3 Regimentern Artillerie und Genie, zusammen 6000 Mann mit 959 Offizieren, die Nationalgarde aus 42,120 Mann Infanterie und 8970 Mann Artillerie, zusammen 51,090 Mann. Die Infanterie ist mit Hinterladern, die Kavallerie mit Wincheſterkarabinern bewaffnet, die Artillerie hat Kanonen von Krupp und Armstrong und einige Mitrailleusen. Die Flotte bestand 1892 aus 23 Fahrzeugen von 26,849 Ton. mit 50,970 Pferdekräften und 236 Geschützen, darunter 2 Panzerschiffe, 3 gedeckte Kreuzer, 2 Torpedokreuzer, 3 Korvetten, 2 Kanonenboote, 9 Torpedoboote ꝛc., außerdem aus mehreren kleinern Schiffen und 2 Schulschiffen. Das Personal zählte 130 Offiziere, 215 Beamte und 1285 Mann. Eine Kriegsakademie und eine Kadettenschule bestehen zu Santiago, wo auch zwei militärische Zeitschriften erscheinen. Talcahuano ist Kriegshafen.

Das **Wappen** der Republik ist ein von Blau über Rot quergeteilter Schild, darin ein silberner fünfstrahliger Stern (s. Tafel »Wappen III«); Wappenhalter sind ein Huemul (Art Reh) und ein Kondor, beide mit goldener Krone; auf dem Schilde drei Straußfedern. Die Devise lautet: »Por la razon o la fuerza«. Die **Flagge** besteht aus zwei horizontalen Streifen, der obere im ersten Drittel blau, mit weißem fünfstrahligen Stern, im übrigen weiß; der untere Streifen rot (s. Tafel »Flaggen I«). Die Landesfarben sind Weiß, Blau, Rot.

[Geographisch-statistische Litteratur.] Vgl. außer den Reisewerken von Pöppig, Hall, Myers, Tschudi, v. Bibra, Kahl (Berl. 1866), Boyd (Lond. 1881), Güßfeldt (»Reise in den Andes von C. und Argentinien«, Berl. 1887): Claude Gay, Historia fisica y politica de C. (Par. 1844—54, 24 Bde. mit Atlas; davon Botanik 8 Bde., Zoologie 8 Bde.); Perez-Rosales, Essai sur le Chili (Hamb. 1857); Asta-Buruaga, Diccionario jeografico de la republica de C. (New York 1868); Fonck, C. in der Gegenwart (Berl. 1870); Pissis, Geografia fisica de la republica de C. (Par. 1875); Wiener, Chili et Chiliens (das. 1888); Medina, Los aborigenes de C. (Santiago 1882); Ochsenius, Chile, Land und Leute (Leipz. 1884); »Chile im Jahre 1883« (a. d. Span. von Polakowsky, Berl. 1884); Echevarria y Reyes, Geografia politica de C. (Santiago 1890); Gomez Vidaurre, Historia geografica, natural y civil del reino de C. (Madr. 1890, 2 Bde.); Espinosa, Geografia descriptiva de la republica de C. (das. 1890); Child, The Spanish-American Republics (New York 1891); Kunz, Chile und die deutschen Kolonien (Leipz. 1891); Morant, Chili and the river Plate in 1891 (Lond. 1892); Battier, Le Chili minier, métallurgique, industriel (Par. 1892). Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner bieten auch die seit 1843 erscheinenden »Annales« der Universität von Santiago. Karten von Pissis 1:250,000 (13 Blatt) und Polakowsky und Opitz 1:2,500,000 (2. Aufl. 1891, 4 Blatt).

Geschichte.

Angelockt durch die Fruchtbarkeit Chiles, hatten schon die peruanischen Inka sich zu Herren desselben zu machen gesucht, es aber nur bis zum Flusse Maule unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Nachdem sich die Spanier in Peru festgesetzt hatten, drangen sie 1536 unter Diego Almagro in C. ein und nahmen von dem Land bis zum Copiapothal Besitz; die Versuche, weiter vorzudringen, mißlangen aber. Erst später gelangte Pedro de Valdivia in das Innere des Landes und gründete (25. Febr. 1541) in einer fruchtreichen Ebene am Rio Mapocho die Stadt Santiago di Nueva Estremadura. Nach langen, wechselvollen Kämpfen drängte er die Araukaner über den Biobio zurück, gründete mehrere Städte, darunter Valdivia, wurde aber 1553 von den Eingebornen in einem allgemeinen Aufstand überwältigt, wobei er selbst den Tod fand. Infolge dieser Niederlage gingen alle Ansiedelungen jenseit des Biobio bis auf Valdivia und Imperial wieder zu Grunde. Glücklicher war Valdivias Nachfolger Mendoza. Die Araukaner und andre indianische Stämme wurden zurückgeschlagen, Chiloe 1559 entdeckt, Osorno gegründet und die Ruhe insoweit befestigt, daß der Bergbau wieder aufgenommen und Schiffe ausgesandt werden konnten, um Patagonien zu erforschen. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der Bistümer Santiago (1565), Concepcion und Imperial (1564) sowie die Entdeckung der Inselgruppe Juan Fernandez. Unter Philipp II wurde 1566 für C. eine eigne Audiencia real errichtet, welche aus vier Mitgliedern und einem Schatzmeister bestand und die höchste Leitung der Zivil- und Militärangelegenheiten hatte. Um 1594 faßten die Jesuiten festen Fuß in C., errichteten in den wichtigsten Orten Kollegien und wußten ihren Einfluß bald in dem Grade geltend zu machen, daß sie die Regierung fast ganz in ihre Hände brachten. Bald erschienen auch Holländer und Engländer in diesen Gewässern. So landete 1578 Franz Drake auf der Insel La Mocha, knüpfte Unterhandlungen mit den Indianern an und plünderte Valparaiso. Auch die Flibustier suchten die Küsten Chiles heim und setzten sich auf der Insel Juan Fernandez fest. Im Friedensschluß von Quillen von 1640 wurde der Biobio als Grenze zwischen den Spaniern und Araukanern festgesetzt; letztere erkannten zwar freiwillig die Souveränität des Königs von Spanien an, erneuerten aber stets wieder den Krieg, wobei sie von Holland unterstützt wurden. Unter den Gouverneuren des 18. Jahrh.

machte sich José Manso durch die thätigste Sorge für die Hebung des Landes sehr verdient, indem er die Indianer diesseit des Biobio vereinigte und in Dörfern und Städten ansiedelte. Allein, da die Indianer ein festes und seßhaftes Leben in den Städten nicht liebten, so erhoben sie sich in Masse, und diese Kämpfe dauerten bis zum Friedensschluß von 1775, in welchem den Araukanern gestattet wurde, in Santiago einen indianischen Abgeordneten zu halten, welcher die Rechte seiner Nation vertreten sollte. Als sie 1792 sich Valdivias zu bemächtigen suchten, ließ Gouverneur O'Higgins, ein geborner Irländer, sie in ihrem eignen Land angreifen und zwar mit solchem Erfolg, daß sich fast alle indianischen Fürsten der spanischen Oberhoheit unterwarfen. Seit dieser Zeit blieb C. bis zur Revolution von 1810 ruhig.

An der Spitze der Verwaltung stand seit 1797, als C. eine von Peru unabhängige Kapitanie geworden war, ein Gouverneur, an der Spitze der Justiz die Audiencia, an der jeder Provinz ein Corregidor. Die höchste geistliche Gewalt hatte der Bischof von Lima, dem die beiden Bischöfe von Santiago und Concepcion untergeben waren. Das Heer bestand aus regulären Soldaten, aus Milizen und aus indianischen Hilfstruppen. Da indes die spanische Regierung die Kolonie einseitig für die Interessen des Mutterlandes ausbeutete, so verpflanzte sich die Bewegung, welche die südamerikanischen Kolonien zu Anfang des 19. Jahrh. ergriff, auch nach C., und es bildete sich eine Patriotenpartei, welche nach politischer Selbständigkeit des Landes strebte, geführt von Juan Martinez de Rosas. Doch hatte die spanische Regierung noch eine starke Stütze im Klerus und im niedern Volk. Rosas stand eine Zeitlang an der Spitze der Regierung und unterdrückte im April 1811 einen von der spanischen Partei veranstalteten Militäraufstand, wurde aber von der royalistisch gesinnten Mehrheit des am 14. Juli 1811 eröffneten Kongresses aus der Regierung verdrängt. Dadurch bekam der ehrgeizige Miguel Carrera Gelegenheit, die Gewalt in seine Hand zu bringen und 1811 eine Militärdiktatur einzurichten. Rosas starb kurz darauf (1812), und man wollte an die Begründung einer neuen Verfassung gehen, als der Vizekönig von Peru, Abaskal, unterstützt vom chilenischen Klerus, den General Pareja zur Unterwerfung Chiles sandte. Da dieser aber gegen Carrera nichts ausrichtete, so wurde er durch Sanchez ersetzt, welcher den Krieg mit Erfolg in die Länge zog, um die starke Opposition gegen Carrera zu nähren. In der That setzte die Junta im November 1813 letztern, der sich durch seinen Despotismus verhaßt gemacht hatte, ab und ernannte Bernardo O'Higgins zum Obergeneral, welcher aber dem spanischen General Gainsa nicht standzuhalten vermochte. Zugleich erschien Miguel Carrera, der eine Zeitlang in spanischer Gefangenschaft gewesen war, wieder, und es drohte ein Bürgerkrieg zwischen ihm und O'Higgins auszubrechen, als im Juli 1814 der spanische General Osorio mit neuen Truppen einrückte. Die nun vereinigten Generale Carrera und O'Higgins wurden bei Rancagua 2. Okt. 1814 völlig geschlagen, die Spanier waren wieder Herren des Landes und suchten durch strenge Strafexempel die Revolution zu unterdrücken.

Während der nächsten zwei Jahre vollendeten die La Plata-Staaten ihre Revolution und gewährten dann den Chilenen um so eher Hilfe, als sie es darauf abgesehen hatten, die Spanier aus ganz Amerika zu vertreiben. So überschritt von Buenos Aires aus der General San Martin mit ca. 5000 Mann in kühnem Marsch die 12—15,000 Fuß hohen Pässe der Andes (Dezember 1816 und Januar 1817) und besetzte die Städte Aconcagua und Santa Rosa. Die Chilenen empfingen seine Truppen mit offenen Armen und scharten sich allenthalben in Guerillas. Die Spanier wurden 12. Febr. 1817 im Thal von Chacabuco geschlagen; doch hatte der Krieg längere Zeit keinen rechten Fortgang, San Martin wurde sogar 19. März 1818 von Osorio geschlagen, und erst der Sieg am Maypú (5. April 1818) entschied den Kampf zu gunsten Chiles. Der mit dem Oberbefehl zur See betraute Lord Cochrane nahm 1820 Valdivia, und auch zu Lande wurden die Spanier trotz ihrer numerischen Überlegenheit zurückgedrängt, so daß ihnen nur die Insel Chiloe blieb.

Die Regierung war O'Higgins übertragen worden, welcher aber ein willkürliches Regiment führte und besonders durch die Hinrichtung Miguel Carreras und der zwei Brüder desselben sich verhaßt machte. Obgleich er nun 1823 eine neue Konstitution proklamieren ließ, wurde doch die Unzufriedenheit so stark, daß General Freyre eine neue Regierung errichtete, welche O'Higgins absetzte und seine Verordnungen annullierte. Freyre eroberte zwar 1826 Chiloe, geriet aber mit dem Kongreß in Streitigkeiten, die ihn 1828 zum Rücktritt zwangen. Sein Nachfolger war General Prieto. Unter ihm wurde die 1828 erlassene neue Verfassung 1833 dahin geändert, daß die öffentliche Gewalt zwischen der aus dem Präsidenten, dem Ministerium und dem Staatsrat gebildeten Regierung und dem aus Senat und Abgeordnetenhaus bestehenden Kongreß geteilt ward. Mit Hilfe des Ministers Portales traf Prieto eine Reihe heilsamer Einrichtungen, insbes. zur Beförderung des Handels. Neue Unruhen brachen aber 1836 aus, als der bolivianische Präsident Santa Cruz, nachdem er 1836 Peru mit Bolivia vereinigt hatte, auch C. zum Eintritt in die Union zwingen wollte. Die Chilenen standen dem peruanischen General Gamarra bei seiner Empörung gegen Santa Cruz bei, die dessen Sturz und Flucht (1839) zur Folge hatte. Durch diesen glücklichen Erfolg gewann C. sehr an Ansehen, und 25. April 1844 wurde es von Spanien als unabhängige Republik anerkannt. Prietos Nachfolger in der Präsidentschaft war 1841 General Bulnes, der 1846 von neuem gewählt wurde. Die längere Dauer seiner Regierung trug wesentlich zur Blüte der Republik bei. Als sodann 1851 Manuel Montt, schon bisher die Seele der Verwaltung, Präsident wurde, versuchte zwar der General Santa Cruz durch einen Militäraufstand sich der Gewalt zu bemächtigen, unterlag aber den Truppen der Regierung. Montts Regierung war sehr wohlthätig. Verwaltung, Justiz, Finanzen wurden geordnet, für Kirche und Schulen gesorgt, unbeschränkte Religionsfreiheit eingeführt, mit auswärtigen Mächten Handelsverträge geschlossen, mit Peru und Ecuador ein gemeinsamer Bundestag zur Beratung der gegenseitigen Interessen begründet. Montts Nachfolger war 1861 José Joaquin Perez, ein erfahrener Staatsmann, welcher sich der liberalen Partei zuneigte, aber nicht selten eine schwankende Haltung zeigte.

Im J. 1864 hörte das gute Einvernehmen mit Bolivia auf, indem wegen einer Grenzstreitigkeit, wobei es sich besonders um die Salpeterbergwerke und Guanodistrikte an der Atacamaküste handelte, die Verbindung zwischen den beiden Staaten ganz abgebrochen wurde. Im nächsten Jahre kam es zu einem förmlichen Krieg

mit Spanien. Die Veranlassung gaben die Sympathien, welche C. bei dem 1864 zwischen Peru u. Spanien ausgebrochenen Krieg dem erstern Staat gezeigt hatte. Da mehrere unbegründete Forderungen Spaniens abgewiesen wurden, so schickte dieses 1865 ein Geschwader unter Admiral Pareja vor Valparaiso und forderte Genugthuung. Die feste Haltung Chiles führte dann zur förmlichen Kriegserklärung. Indessen hatte der Krieg einen für Spanien kläglichen Verlauf, und als ein Gefecht zur See für Pareja unglücklich ausfiel und Peru unter dem Präsidenten Prado sich gegen Spanien erklärte, erschoß sich Admiral Pareja, und sein Nachfolger Mendez Nuñez konnte sich nur durch die ebenso feige wie grausame Beschießung von Valparaiso und Callao rächen. Nach diesen Heldenthaten verließ die spanische Flotte die chilenischen Gewässer. Durch Vermittelung der Vereinigten Staaten wurde im Juli 1869, unter Festsetzung eines Schadenersatzes für das Bombardement von Valparaiso, zwischen C. und Spanien ein Waffenstillstand und nach einigen Jahren auch Friede geschlossen. Die innere Entwickelung Chiles schritt von nun an stetig voran, die Zunahme der Bevölkerung war befriedigend, und die fremde Einwanderung steigerte sich. Ende 1866 konnte die wichtige Eisenbahn von San Fernando nach Curico dem Verkehr übergeben werden. Die teilweise Umgestaltung und Kodifizierung der Gesetze ward mit Eifer betrieben und namentlich an einem Handelsgesetzbuch gearbeitet. Der überseeische wie auch der Küstenhandel ließen eine beträchtliche Steigerung erkennen. Daneben nahm die Regierung darauf Bedacht, ihre militärischen und maritimen Kräfte zu verstärken. Die Majorität des Kongresses blieb bei allen Neuwahlen freisinnig und wählte stets liberale Präsidenten, 1871 Erraguriz, 1876 Pinto, ohne daß Unruhen vorkamen oder Aufstandsversuche gemacht wurden.

Im J. 1879 geriet C. in einen neuen Streit mit Bolivia über die Atacamaküste. Ersteres beanspruchte eigentlich deren Besitz bis zum 23. Breitengrad, hatte sich aber in einem Vertrag von 1874 dazu verstanden, auf den Küstenstrich von Caracoles und Antofagasta zu verzichten, wogegen Bolivia die Ausbeutung der dortigen Guano- und Salpeterlager und Silberbergwerke durch Chilenen gestattete und versprach, innerhalb 25 Jahren keine neuen Steuern aufzulegen. Durch Geschick und Betriebsamkeit erlangten nun die Chilenen bei der Ausbeutung der Lager und Bergwerke so glänzende Erfolge, daß sie die Eifersucht Perus und den Neid des bolivianischen Präsidenten Daza erregten und dieser Anfang 1879 die chilenischen Werke und Fabriken mit einer hohen Steuer belegte; als dieselbe nicht sofort bezahlt wurde, konfiszierte Daza die Anlagen. C. besetzte hierauf die Plätze Antofagasta, Caracoles und Mejillones und verlangte die Küste bis zum 23. Breitengrad als sein Eigentum. Als Peru und Bolivia nun ein Bündnis schlossen, erklärte ihnen C. 5. April 1879 den Krieg. Derselbe wurde anfangs zur See geführt und nicht glücklich für C., bis es nach Wegnahme des peruanischen Panzerschiffes Huascar (8. Okt.) Truppen im südlichen Peru ausschiffte, welche die peru-bolivianische Armee 19. Nov. bei Dolores schlugen und die reiche Salpeterprovinz Tarapacá einnahmen. 1880 siegten die Chilenen 27. Mai bei Tacna, eroberten 7. Juni Arica und rückten nach den Siegen von Chorillos (13. Jan. 1881) u. Miraflores (15. Jan.) 17. Jan. in Lima ein. Der 21monatige Krieg endete also mit der völligen Überwindung der Gegner. C. genoß einstweilen die reichen Einkünfte der besetzten Küstenprovinzen und ihrer Guano- und Salpeterlager. Der neue Präsident Santa Maria schloß 23. Juli 1881 auch einen Vertrag mit der Argentinischen Republik ab, der die Grenzstreitigkeiten in Patagonien schlichtete. Erst 1884 hatte sich in Peru eine Regierung gebildet, mit der C. einen Friedensvertrag abschließen konnte. Derselbe wurde 31. März 1884 zu Lima unterzeichnet; C. erhielt die Provinz Tarapacá für immer, Tacna und Arica auf 10 Jahre abgetreten; dasjenige der beiden Länder, zu dessen gunsten die Bewohner sich dann entscheiden, zahlt dem andern 10 Mill. Doll. Mit Bolivia wurde ein Waffenstillstand vereinbart. Im S. besetzten die Chilenen das Araukanergebiet ohne Widerstand.

Nach Ablauf der Amtszeit des Präsidenten Santa Maria wurde 18. Sept. 1886 Balmaceda Präsident. Die ersten Jahre seiner Verwaltung verliefen in voller Ruhe. Es gelang 1886, in London mit dem Hause Rothschild ein günstiges Abkommen zur Konsolidierung der chilenischen Staatsschuld abzuschließen, die Entschädigungsansprüche der Großmächte, eine Folge des pacifischen Krieges, zu allgemeiner Zufriedenheit zu erledigen und eine Versöhnung mit dem heiligen Stuhle herbeizuführen, indem der erzbischöfliche und zwei bischöfliche Stühle im Einverständnis mit Rom besetzt wurden. Balmaceda einigte sich mit dem Kongreß dahin, von den bedeutenden Überschüssen der Jahreseinnahmen regelmäßig einen Teil zum Ankauf von Feinsilbervorräten bis zu der Höhe zu verwenden, daß sie ausgeprägt das Staatspapiergeld entbehrlich machen würden, und gleichzeitig von diesem bestimmte Mengen einzuziehen. Daraufhin erteilte man ihm Vollmachten zu Neubauten von Eisenbahnen, Küstenbefestigungen, Kriegshäfen, Kriegsschiffen, Schulpalästen, Gefängnissen ꝛc., deren Kosten, weil sie alle auf einmal in Angriff genommen wurden, im größten Mißverhältnis zu Chiles verfügbaren Mitteln standen. Infolgedessen beschloß der Kongreß in den jährlichen Ausgabebudgets die für die öffentlichen Arbeiten geforderten Posten zu kürzen, und damit begann das Zerwürfnis mit Balmaceda, der hartnäckig an seinen Forderungen festhielt. Da er einer zuverlässigen Kongreßmajorität bedurfte, so nahm er in seine Ministerien, die er 16mal bis 1891 wechselte, Mitglieder der oppositionellen Fraktionen auf und suchte die verschiedenen Fraktionen untereinander zu verfeinden. Er übergab die Ausführung eines ihm bewilligten Bahnprojektes einer unfähigen nordamerikanischen Gesellschaft, bestimmte nach der in C. üblichen Sitte seinen Amtsnachfolger, wählte jedoch dazu einen unbedeutenden Mann ohne allen Anhang, stellte diesen alsdann als Minister des Innern an die Spitze eines neuen Kabinetts, und es machte keinen Eindruck, als dieser erklärte, er verzichte auf seine Kandidatur. Der Kongreß gab rückhaltslos zu erkennen, die Regierung habe den letzten Rest seines Vertrauens verloren, worauf der Ministerpräsident Sanfuentes entgegnete, seine Kollegen würden auch ohne dieses Vertrauen im Amte bleiben. Mit dem 1. Juli 1890 liefen indessen zwei periodische unentbehrliche Gesetze ab, das der Ermächtigung zur Steuererhebung und das über den Heeresbestand, welches diesem Kabinett niemals bewilligt worden wäre. Dasselbe mußte daher weichen, und an seine Stelle trat ein Ministerium Prats, das aus vertrauens- und achtungswerten Männern bestand und eine vom Kongreß beschlossene radikale Wahlreform annahm, wofür ihm jene benötigten Vollmachten erteilt wurden. Mehr glaubte Balmaceda

nicht zu bedürfen, um in der Folge auch ohne Kongreß auskommen zu können, und das Ministerium der Ehrenmänner mußte abtreten, sobald es diese seine Schuldigkeit gethan hatte. Das neue Kabinett Vicuña schickte den Kongreß inmitten seiner Arbeiten nach Hause, maßregelte die nicht gefügigen Beamten in unerhörter Weise, wies den Staatsschatzmeister an, neue 4 Mill. für Eisenbahnbauten bereit zu stellen, vermehrte das Heer weit über den bewilligten Bestand hinaus, erhöhte willkürlich den Sold um 50 Proz., nahm den größten Teil der Eisenbahnarbeiter vom Bau und steckte ihn mit andern Angeworbenen unter das Militär, welches schließlich von 5000 bis über 25,000 anwuchs, wies den ständigen Kongreßausschuß mit seinen dreimal wiederholten dringlichen Gesuchen, die Kammern behufs Prüfung und Bewilligung des Ausgabebudgets für 1891 vor Jahresschluß einzuberufen, schnöde ab, griff den angesammelten Silberstock des Staatsschatzes an und erließ eine nicht autorisierte Ausgabe von 12 Millionen Staatspapiergeld.

Während das gut besoldete Landheer zum Präsidenten hielt, neigte die Flotte der Kongreßpartei zu, und die Vertreter der letztern gingen in der Nacht des 7. Jan. 1891 in aller Stille an Bord der im Hafen von Valparaiso liegenden Kriegsschiffe und verließen mit ihnen nach Ernennung eines Oberbefehlshabers den Hafen. Damit war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Die Regierung erklärte darauf alle namhaften Teilnehmer an der Oppositionsbewegung in Acht und Bann, brachte diejenigen von ihnen, deren sie habhaft werden konnte, hinter Schloß und Riegel, versiegelte ihre Geschäfte, beschlagnahmte ihre Habe, unterdrückte alle Oppositionsblätter, unterzog den Telegraphen- und Kabeldienst der Zensur, verhängte den Belagerungszustand, schloß die ordentlichen Gerichte und setzte Kriegsgerichte ein. Der neue von Balmaceda einberufene Kongreß, der schon insofern ungesetzlich war, als er nur die von der Regierung besetzten Bezirke vertrat, erklärte alle seit dem 1. Jan. 1891 vollzogenen Regierungshandlungen, auch soweit sie im Normalzustande der Republik gegen die Gesetze und die Verfassung hätten verstoßen können, für rechtsgültig und verlieh dem Diktator die ausgedehntesten Vollmachten, Personen verhaften und ausweisen zu dürfen, beliebige Erhöhung der Land- und Seemacht, Verwendung der öffentlichen Gelder ohne vorher festgesetztes Budget und Benutzung des Staatskredits zur Beschaffung von Geldmitteln, Ein- und Absetzung der öffentlichen Beamten jeden Ranges, Aufhebung oder Beschränkung des Vereinigungsrechtes und der Redefreiheit.

Die Hauptfrage bei beiden Parteien war natürlich die finanzielle. Balmaceda ließ seine Botschaft an den Kongreß vom 20. April, welche seine Lage und seine Kriegserfolge im günstigsten Licht schilderte, in ihrem ganzen Inhalt nach allen Hauptstädten Europas telegraphieren, um seinen Kredit bei den dortigen Bankiers zu heben. Allein zu derselben Zeit ging seitens der gegnerischen Regierung, der in Iquique seßhaften Junta de Gobierno, eine amtliche Depesche ebendahin ab, welche die überaus fragliche Rechtsgültigkeit einer derartigen Anleihe erörterte und erklärte, daß die Kongreßpartei im Falle ihres schließlichen Sieges dieselbe nimmermehr anerkennen würde. So scheiterten diese Geldpläne des Diktators, während die Gegenpartei sich rasch in den Besitz der Salpeter erzeugenden Provinzen und dadurch ergiebiger Einnahmequellen setzte, auch reiche Chilenen ihr bedeutende Vorschüsse leisteten. Als Balmaceda das zur Einlösung des Papiergeldes bestimmte Silber des chilenischen Staatsschatzes angriff, ließen sich weder die Banken der Republik noch fremde Kaufleute auf den ungesetzlichen Kauf ein, auch dann nicht, als der neue, nur aus Kreaturen des Diktators bestehende Kongreß den Verkauf genehmigt hatte. In einem Manifest erklärte die Junta diese Handlung als ein Verbrechen gegen die Nation, das vermutlich dazu bestimmt sei, »ihm nach dem Beispiel andrer Tyrannen die Mittel zu einem verschwenderischen Leben in Europa zu gewähren, wenn er, von der patriotischen Bevölkerung entfernt, aus dem Lande fliehen würde«. Der Schatz sei Nationaleigentum, die Entnahme Raub, der Verkauf nicht allein null und nichtig, sondern auch strafbar, Handlungshäuser und ihre Vertreter würden, gleichviel ob einheimisch oder ausländisch, zur Verantwortung gezogen werden, falls sie den Kredit ihres Namens zur Ermöglichung des Raubes hergeben sollten, und die Truppen seien anzuweisen, von dem Gelde Besitz zu ergreifen, auf welchem Schiffe und an welcher Person es auch immer gefunden werden möge. Trotzdem gelang es, den Silberschatz nach London zu schaffen, wo er in einer Bank untergebracht wurde. Allein die Vertreter der Kongreßpartei in London stellten bei dem zuständigen englischen Gerichtshofe den Antrag, die Sendung mit Beschlag zu belegen, was auch geschah, und so kam der Silberschatz vorläufig in die Gewölbe der Bank von England. Ferner gelang es der Junta, einen Freund Balmacedas, der ihm über eine Million Pesos überbringen wollte, aufzufangen und das Geld zu konfiszieren.

Balmaceda erklärte in einem Erlaß alle Häfen nördlich von Caldera, einer Küstenstadt im Süden der Provinz Atacama, solange dieselben von den Aufständischen gehalten würden, für geschlossen und drohte bei Zuwiderhandlungen mit Konfiskation der Schiffe und deren Ladungen. Allein die chilenische Regierungspartei war nicht im Besitz der Flotte, die Maßregel daher nicht durchführbar und deshalb völkerrechtlich unverbindlich, denn die Pariser Deklaration vom 16. April 1856, der auch C. beigetreten war, stellt den Satz auf: »Die Blockade, um verpflichtend zu sein, muß wirklich bestehen, d. h. durch eine hinreichende Macht ausgeübt werden, um einen Zugang zum feindlichen Küstengebiet thatsächlich zu verhindern.« Deshalb legten Deutschland, England und Frankreich gemeinsam gegen diese Schließung der Ladehäfen Verwahrung ein, und dieselbe mußte wieder aufgehoben werden. Der Versuch Balmacedas, die in Frankreich für ihn erbauten chilenischen Kriegsschiffe Presidente Pinto und Presidente Errazuriz in europäischen Häfen bemannen und ausrüsten zu lassen, mißlang; in Frankreich, Italien, England und Deutschland (in letzterm versuchte es nur der Pinto) wurde ihnen die Aufnahme von Geschützen und Munition sowie die Anwerbung von Mannschaften versagt, weil keine jener Regierungen die Pflichten der Neutralität den chilenischen Kriegsparteien gegenüber verletzen wollte. Die Agenten der Kongreßpartei bemühten sich vergeblich um deren Anerkennung als kriegführende Macht seitens der amerikanischen und europäischen Staaten, nur die Republik Bolivia entschloß sich dazu, was am 30. Juni in Iquique feierlich bekannt gemacht wurde.

Was nun die Kriegsereignisse selbst anbetrifft, so beschränkten sich die Kongressisten, da sie großen Mangel an Bewaffnungsmaterial litten, in den ersten 5 Wochen auf Überfälle der in Balmacedas Händen befindlichen Häfen. So holten sie sich aus dem von Valparaiso den von der Regierung seeklarig gemachten

Kreuzer Huascar, erbeuteten Waffen, Munition und Uniformen, schlugen Mitte Februar in dem Salpetergebiet Tarapacá die Regierungstruppen in der Stärke von etwa 3000 Mann, von denen ein Teil zu ihnen überging, und sprengten die übrigen auseinander. Im Besitz des ganzen ehemals peruanischen Teiles der Republik dehnten sie ihre Okkupation weiter nach S. aus und nahmen Anfang März das früher bolivianische Antofagasta, wobei wiederum viele der gegnerischen Truppen zu ihnen übertraten, so daß ihre Streitmacht sich nunmehr auf 8000 Mann belief. Einen schweren Verlust erlitten die Kongreßisten am 23. April, indem das Panzerschiff Blanco Encalada, ihr stärkstes und schönstes Kriegsschiff, und der Kreuzer Huascar von den Torpedos der Regierung Almirante Lynch und Almirante Condell im Hafen von Caldera in die Luft gesprengt wurden, wobei 150 Mann ertranken. Anfang Mai suchte C. zur Beilegung des Bürgerkriegs die Vermittelung Brasiliens, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreichs nach, und alle drei Mächte versprachen auch, sich ernstlich um die Herstellung des Friedens zu bemühen; allein die Kongreßpartei stellte Forderungen, die der Regierungspartei zu hoch gespannt erschienen, und einige Bombenattentate, die in Santiago auf den Minister des Innern und Balmaceda, wenn auch ohne Erfolg, unternommen und den Gegnern zugeschrieben wurden, trugen dazu bei, daß die Verhandlungen ergebnislos verliefen. Nach verschiedenen Gefechten, bei denen sich beide Teile den Sieg zuschrieben, kam es am 26., 27. und 28. Aug. bei Viña del Mar, fast vor den Thoren Valparaisos, zu einer 3 Tage währenden Schlacht, und die von einem Deutschen, dem seither zum General ernannten Obersten Körner einexerzierten kongreßistischen Streitkräfte, die zum Teil mit dem Mannlicher-Gewehr ausgerüstet waren, welches hier zum erstenmal seine verheerende Wirkung zeigte, blieben Sieger. Valparaiso wurde alsdann dem Befehlshaber des deutschen Geschwaders übergeben, der die Stadt sofort den Kongreßisten überwies. Da 18. Nov. die Präsidentschaft Balmacedas zu Ende ging, so kam es der Kongreßpartei darauf an, den Krieg bis dahin zu beendigen und den Amtsantritt des neugewählten Präsidenten Claudio Vicuño unmöglich zu machen. Schon am Tage nach der Schlacht kapitulierte Santiago, die eigentliche Hauptstadt, der Chef der Junta, Jorge Montt, zog ein und übernahm die Leitung der Geschäfte, berief einen neuen Kongreß und wurde 18. Nov. zum Präsidenten der Republik erwählt. Die Vereinigten Staaten erkannten die neue Ordnung der Dinge an, obgleich ihre Sympathien mit Balmaceda gewesen waren. Dieser hatte sich längere Zeit verborgen, wurde aber entdeckt und endete durch Selbstmord.

[Geschichtslitteratur.] Molina, Geschichte der Eroberung von C. (deutsch, Leipz. 1791); Gay (7 Bde. der Historia, s. oben); Merandez, Manual de historia y cronologia de C. (Par. 1860); Arana, Historia jeneral de la independencia de C. (2. Aufl., Santiago 1855—63, 4 Bde.); Derselbe, Histoire de la guerre du Pacifique 1879—80 (Par. 1881—82, 2 Bde.); Rosales, Historia jeneral del reyno de C. (Valpar. 1877—78, 3 Bde.); Arana, Historia general de C. (Madr. 1885—92, Bd. 1—11); Hervey, Dark days in C., an account of the revolution of 1891 (New York 1892); Kunz, Der Bürgerkrieg in C. (Leipz. 1892); Moreno, Guerra de Pacifico (Valpar. 1885—92, 3 Bde.); Suarez, Biografias de hombres notables de C. (2. Aufl., Par. 1870); »Coleccion de historiadores de C. y documentos relativos a la historia nacional« (Santiago 1861—65, 6 Bde.).

Chilecito (spr. tschilesíto), s. Villa Argentina.

Chiliárch (griech.), im altgriechischen Heer Befehlshaber über 1024 Mann, Oberst; s. Phalanx.

Chilias (Chiliade, griech.), die Zahl Tausend, eine Abteilung von Tausend.

Chiliásmus (griech.), der Glaube an ein künftiges tausendjähriges, mit Christi sichtbarer Wiederkunft anhebendes Gottesreich auf Erden. Der C. ist älter als die christliche Kirche, denn seine Wurzeln liegen im Judentum und in den sinnlichen Vorstellungen desselben von einer irdischen Blütezeit des Reiches Gottes im Gegensatz zu dem nebelhaftern Jenseits des philosophischen Unsterblichkeits- und Vollendungsglaubens. Schon die Propheten hatten ein irdisches Reich des Messias verheißen, in welchem das Glück der Nation sich auch durch äußern Wohlstand und Frieden der verklärten Natur kundgeben werde. Aus dieser prophetischen Perspektive griff das spätere Judentum mit Vorliebe die politische Seite heraus. Neben blutiger Rache an den Unterdrückern forderte man auch für die inzwischen verstorbenen Israeliten Anteil an dem Heil des Messiasreichs. So entstand der jüdische Volkstraum von einem theokratischen Weltreich, in welchem unter der sichtbaren Herrschaft des Messias das aus der Zerstreuung gesammelte und vom Tode erweckte Israel nach Zerstörung der Weltreiche, im alleinigen Dienst Jahves, über die Heiden herrschen werde. Es war eine psychologische Unvermeidlichkeit, daß, als sich die alttestamentliche Messiasidee im Christentum vollendete und verwirklichte, auch der chiliastische Volksglaube mit in die judenchristliche Zukunftshoffnung überging. Daher lehrt die Offenbarung des Johannes (20, 4), daß nach der Wiederkunft Christi seine standhaften Bekenner mit ihm auferstehen und 1000 Jahre herrschen werden. Der Bestimmung der Dauer liegt eine bereits den Juden geläufige Projektion der Schöpfungswoche in sechs oder sieben Jahrtausenden, näher eine Kombination des sogen. Hexaemeron mit Psalm 90, 4 (vgl. 2. Petr. 3, 8) zu Grunde, so daß die 1000 Jahre der Herrschaft der Heiligen dem Sabbat entsprechen. Gleichfalls aus der Johanneischen Offenbarung (20, 7 ff.) stammt die Vorstellung, daß am Ende der 1000 Jahre der Satan wieder los werden und seine letzten Kräfte gegen das Gottesreich aufbieten werde; erst nach seiner Vernichtung beginnt dann die ewige Seligkeit, das reine Jenseits, »ein neuer Himmel und eine neue Erde«. In der Ausmalung der dieser letzten Katastrophe vorangehenden paradiesischen Glückseligkeit gab die urchristliche Phantastik, welche sich mit ihren Zukunftsahnungen jahrhundertelang in dem beschriebenen Rahmen bewegte, der jüdischen nichts nach. Noch bei Papias, dem bis in die Mitte des 2. Jahrh. lebenden Bischof von Hierapolis, finden wir angebliche Aussprüche Jesu über die monströse Fruchtbarkeit der Natur im Tausendjährigen Reich, über die Vortrefflichkeit seiner Weinstöcke ꝛc. Und innerhalb der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts ist der dem Apostelschüler Barnabas zugeschriebene Brief entstanden, welcher jene Herleitung des C. aus dem Sechstagewerk ausdrücklich enthält (Kap. 15). Nicht minder begegnen uns die Grundzüge der chiliastischen Weltanschauung auch bei Cerinth und sämtlichen Richtungen der Ebioniten, im »Hirten« des Hermas und in den Sibyllinischen Büchern, welche, wenn auch nicht den Namen, doch die Sache enthalten und zwar vermischt mit heidnischen Bildern aus dem Idyll

des goldenen Weltalters. Justin der Märtyrer sieht im C. den Schlußstein der orthodoxen Lehre; der 190 schreibende Bischof Irenäus erweist Recht und Wahrheit des C. aus Schrift und Tradition, Tertullian aus der neuen Prophetie des Montanismus. Gerade diese Richtung aber führte durch ihre schwärmerische Übertreibung eine Ernüchterung innerhalb der Kirche herbei, und um 200 tritt in dem römischen Presbyter Cajus der erste Bekämpfer des C. auf. Mit noch größerm Erfolg trat Origenes von seinen spiritualistischen Voraussetzungen aus gegen die sinnliche Zukunftserwartung auf. Tauchen seither auch noch von Nepos und Korakion bis auf Lactantius einzelne Anhänger des C. in der Kirche auf, so war doch dessen unaufhaltsame Niederlage durch die seit Konstantin politisch veränderte Stellung der Kirche besiegelt. Sobald die siegreiche Kirche es sich auf dem Boden dieser Erde wohnlich gemacht hatte, machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, das Tausendjährige Reich sei schon mit dem Christentum selbst gekommen, und Augustin erhob diese Auffassung zur herrschenden. Seitdem galt schlechtweg die Kirche als Reich Gottes und Erfüllung aller Weissagungen einer bessern Zukunft. Um so mehr gaben sich unter den mit der päpstlichen Hierarchie unzufriedenen Sekten, die durch Verfolgungen zu fanatischen Hoffnungen aufgeregt wurden, jeweilig auch chiliastische Anschauungen kund (s. Evangelium, ewiges). Zur Zeit der Reformation aber standen neue Propheten des Tausendjährigen Reiches auf, welche durch radikale Wiedergeburt der verderbten Welt dem Kommen Christi die Bahn brechen wollten. Die Reformatoren selbst teilten zwar den Glauben an die Nähe des Weltendes, verwarfen jedoch schon in der Augsburgischen Konfession (Art. 17) die Zurüstungen der Anabaptisten auf die nahe Offenbarung Christi und deren Errichtung eines neuen Zion als jüdische Träumerei. Hauptherd des C. wurden dagegen die Sekten der reformierten Kirche in England, Holland und später besonders in Amerika. Auch die Theosophie Valentin Weigels (gest. 1588), Jakob Böhmes und der Rosenkreuzer nährte sich von chiliastischen Hoffnungen; gleichzeitig brachten die Böhmischen und Mährischen Brüder chiliastische Propheten hervor, deren Weissagungen Comenius, selbst Chiliast, sammelte. Da Spener nicht unbedingt in das Verdammungsurteil der Orthodoxie über den 1692 als Chiliast abgesetzten Petersen einstimmte, kam er selbst in den Verdacht des C. Sicher ist, daß der Pietismus sich aufs neue mit großer Liebhaberei der Hoffnung auf Besserung der Zustände in der Christenheit, bald auch der Erklärung der Johanneischen Offenbarung als eines prophetischen Kompendiums der Kirchengeschichte annahm und auf diese Weise auch den C. wieder zu Ehren brachte, dem endlich J. A. Bengel (s. d.) das Bürgerrecht in der protestantischen Theologie eroberte. Dieser neuere C. betont übrigens im Gegensatz zum alten mehr den Begriff der Verklärung; namentlich brachte ihn der geistvolle Theosoph Ötinger in Verbindung mit seinem Thema von der Geistleiblichkeit. Die Irvingianer gründeten 1832 ihre apostolische Kirche auf das Feldgeschrei, daß das Reich der Herrlichkeit nahe sei; andre Schwärmer, besonders aus Württemberg, wanderten in ähnlichem Glauben nach dem Morgenland, und die Mormonen haben den Grund zum neuen Zion am Salzsee gelegt. Vgl. Corrodi, Kritische Geschichte des C. (2. Aufl., Zürich 1794, 4 Bde.); Chiapelli, Le idee millenare dei Cristiani (Neapel 1888).

Chilidromia (Hylonnisos), griech. Insel nördlich von Euböa, mit einem Ort gleichen Namens, ist 72 qkm groß, bergig (457 m hoch) und bewaldet und hat ein ergiebiges Braunkohlenlager sowie (1889) 501 Einw. Im Altertum hieß die Insel Ikos und hatte zwei Städte, von deren einer noch Trümmer sichtbar sind. Man zeigte dort das Grab des Peleus.

Chilifichte, s. Araucaria.

Chilisalpeter, s. Salpetersaures Natron.

Chilka (spr. tschil-), See, s. Tschilka.

Chillan (spr. tschiljän, San Bartolomeo de C.), Hauptstadt der chilen. Provinz Nuble, an der Eisenbahn Santiago-Concepcion, 5 km vom Nublefluß, 214 m ü. M., hat eine Kirche der Franziskanermission, ein von Deutschen geleitetes Lehrerseminar, lebhaften Handel und (1885) 20,755 Einw. Ein Erdbeben zerstörte 1751 die 1579 gegründete Stadt, worauf sie an ihrer jetzigen Stelle erbaut wurde; sie ist häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Ehedem war sie Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der Jesuiten. Südöstlich davon in den Andes, 2217 m ü. M., in hochromantischer Umgebung und beim Vulkan von C. (2879 m) die Baños de C. (Schwefelbäder von 35—60° C.), mit Badeeinrichtungen. Im O. der 2879 m hohe, noch 1861 thätige Vulkan Nevado de C.

Chillicothe (spr. schillikoth), 1) Hauptstadt der Grafschaft Roß im nordamerikan. Staat Ohio, am Scioto, hat mehrere höhere Schulen, zahlreiche Fabriken und (1890) 11,288 Einw. In der Nähe Steinkohlen- und Eisengruben. Die Stadt ward 1796 angelegt. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Livingston im nordamerikan. Staat Missouri, nahe dem Grand River, hat mehrere Mühlen und Sägewerke und (1890) 5717 Einw. In der Nähe große Kohlenlager.

Chillon (spr. schijóng), düsteres Inselschloß im schweizer. Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux, auf einem bis zum Wasserspiegel emporragenden Felsen des Genfer Sees erbaut und mit dem nur einige Meter entfernten Ufer durch eine Brücke verbunden. Es besteht aus mehreren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Turm in der Mitte und ist mit seinen weißen Mauern weithin sichtbar. Die Gewölbe sind in den Felsen gehauen. Das Schloß soll von dem Grafen Amadeus IV. 1328 erbaut worden sein, wurde 29. März 1536 von den Bernern erobert, welche den auf Philipps von Savoyen Befehl seit 6 Jahren in einem unterirdischen Kerker gefangen gehaltenen Reformator Franz Bonivard (s. d.) befreiten. Bis 1732 diente C. als Sitz des Berner Landvogts von Vivis und seit 1733 als Staatsgefängnis; jetzt ist es Arsenal des Waadtlandes. Vgl. Bulliemin, C., étude historique (3. Aufl., Lausanne 1863); Rahn, Geschichte (1886) und Beschreibung (1888—89, 2 Tle.) des Schlosses C. (in den »Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft in Zürich«).

Chilo- (spr. kilo), in italienischen Maßbezeichnungen das 1000fache der Einheit, soviel wie Kilo-.

Chiloe (spr. tschilóe, ursprünglich Chilihue, »Ende von Chile«), Insel an der Westküste Südamerikas, zu Chile gehörig, durch den engen Kanal von Chacao im N. und durch eine 50 km breite Straße (der Golf von Ancud im N. und von Corcovado im S.) gegen O. vom Festlande getrennt, 185 km lang, 67 km breit, 8570 qkm (155,7 QM.), mit den meist unbewohnten Nebeninseln aber 9480 qkm (172,2 QM.) groß. Die Küsten sind hoch und steil, die Ostküste reich an Vorsprüngen und Häfen, die Westküste einförmig und ohne Gliederung. Das noch wenig bekannte Innere besteht

im N. aus vulkanischen Felsarten, im W. und S. aus Glimmerschiefer, im Innern aus Granit und Grünstein, steigt im Cerro Contento zu 900 m auf und ist fast durchweg mit lichtem Urwald bedeckt. Das Klima ist mild, außerordentlich feucht (jährliche Regenmenge bei Ancud 3400 mm), aber doch gesund. Die Bewohner (1892: 79,000) sind meist Indianer (Huilliche), die von den Spaniern zum Christentum bekehrt wurden und sich durch Sanftmut des Charakters, Redlichkeit und Sittlichkeit auszeichnen. Hauptbeschäftigung ist nächst dem Fischfang das Fällen des Holzes, das in Gestalt von Balken, Bohlen und Brettern den hauptsächlichsten Handelsartikel bildet; Kartoffeln, Kohl, Gemüse, auch Hafer gedeihen vortrefflich, Weizen, Roggen und Gerste dagegen weniger. Vieh- und Geflügelzucht (Export von Hühnern und Eiern nach Valparaiso) sind ansehnlich, ebenso die Jagd auf Pelztiere und Seehunde. Die Schiffahrt in den Hafenplätzen Ancud, Chacao, Dalcahue, Castro und Conchi ist bedeutend. Hauptort ist Ancud (s. d.). — Die Insel wurde 1558 von Garcia de Mendoza entdeckt und um 1565 von Spanien in Besitz genommen; sie diente den spanischen Schiffen als Station auf der Fahrt um das Kap Horn nach Peru. Als nach der Schlacht am Maipú 1818 Spanien Chile räumte, blieben die Chiloten ihm doch treu, mußten sich aber 1826 Chile unterwerfen.

Chiloe (spr. tschilóe), Provinz der Republik Chile, zwischen 41° 50′ und 47° südl. Br., besteht aus der Insel C., den Chonosinseln (s. d.) und dem diesen Inseln gegenüberliegenden Festland von Patagonien, südlich bis zum Kap Tres Montes, dem äußersten Punkte der großen Halbinsel Taytao, 10,348 qkm (187,9 QM.) groß mit (1892) 79,514 Einw., die fast sämtlich auf der Insel C. wohnen. Nur wenige Indianer hausen auf dem schmalen Festlandstreifen, einem von steilen Küsten eingefaßten und von tiefen Fjorden durchschnittenen Waldland, das an seiner Ostgrenze in zahlreichen Gipfeln (Vulkan Minchimádiva 2438, Volcano del Corcovado 2289, Yanteles 2050, Macá 2960 m) bis über die Schneegrenze aufsteigt. Administrativ wird die Provinz eingeteilt in die drei Departements Ancud, Castro und Quinchao. Hauptort ist Ancud (s. d.).

Chilognathen, Chilopoden, s. Tausendfüßer.

Chilok, rechter Nebenfluß der Selenga in der russisch-sibir. Provinz Transbaikalien, 470 km lang, zum großen Teil schiffbar.

Chilon, s. Cheilon.

Chiloplástik, s. Cheiloplastik.

Chilpancingo (spr. tschilpansíngo), Hauptstadt des mexikan. Staates Guerrero, 1380 m ü. M., auf einer Hochebene zwischen dem Stillen Ozean und dem Rio Mexcalu, hat eine höhere Schule und (1892) 5500 Einw.

Chilperich, Name zweier fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlotars I. Sohn, gewann nach des Vaters Tode (561) durch Geschenke die tapfersten Franken, ging dann nach Paris und bestieg den Thron, mußte aber mit seinen Halbbrüdern Charibert, Guntram und Siegbert das Reich teilen und erhielt Aremorica und das salische Land mit Soissons. Als ein kluger und unternehmender Fürst brachte er auch in den Gebieten seiner schwachen Brüder die eigentliche Gewalt an sich, zumal er die fränkischen Großen für sich zu gewinnen wußte. Seine Gemahlin war die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, Galswintha, welche aber seinem Kebsweib Fredegunde weichen mußte: Galswintha wurde 567 ermordet, weshalb ihre Schwester Brunhilde, die Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, diesen zum Kriege gegen C. antrieb. C. war im Nachteil, wurde aber dadurch von der Gefahr befreit, daß Fredegunde den Siegbert ermorden ließ (575). C. führte darauf mit seinem Bruder Guntram und seinem Neffen Childebert mehrere erfolglose Kriege. Er wurde 584 in Chelles bei Paris auf der Jagd ermordet. C. war ausschweifend, kein Freund der Kirche, daher von Gregor von Tours als Herodes und Nero bezeichnet, despotisch und grausam, dabei aber gebildet, wie er denn lateinische Gedichte machte.

2) C. II., Childerichs II. Sohn, ward nach dem Tode seines Vaters (673) in ein Kloster gesteckt, aber, als Dagobert III. 715 gestorben, von den Neustriern zum König gewählt. Er verband sich 716 mit Ratbod, dem Fürsten der Friesen, gegen Karl Martell, den Majordomus von Austrasien, wurde jedoch von diesem überfallen und geschlagen; 717 kam es bei Vincy zu einer zweiten Schlacht, in welcher C. wieder besiegt wurde. Nach einer abermaligen Niederlage bei Soissons 719 floh C. zu Herzog Eudo von Aquitanien, ward aber nach Chlotars IV. Tode (719) von Karl als Scheinkönig anerkannt und starb 720.

Chiltern Hills (spr. tschilt-), Hügelkette in Buckinghamshire (England), am linken Themseufer, oberhalb Reading, im Wendover Hill 276 m hoch. In den Buchenwäldern, die früher ihre Abhänge bekleideten, hausten Räuberbanden, deren Unterdrückung einem von der Krone ernannten Steward oblag. Das Amt besteht noch und wird Parlamentsmitgliedern verliehen, die sich zurückzuziehen wünschen.

Chiltern hundreds (engl., spr. tschíltern hönnderds), gewisse Besitzungen der englischen Krone in Buckinghamshire und Oxfordshire; nominell (nicht aber wirklich) wird das Amt eines Verwalters derselben (stewardship) an solche Parlamentsmitglieder verliehen, welche ihr Mandat aufgeben wollen, da das englische Recht den Verzicht auf ein Abgeordnetenmandat nicht zuläßt, wohl aber den Verlust desselben an die Annahme eines von der Krone verliehenen Amtes nach erfolgter Wahl knüpft.

Chiltram, s. Luftspiegelung.

Chilvers Coton (spr. tschílwers kotten), Stadt in Warwickshire (England), 1 km südlich von Nuneaton, am Kanal von Coventry, mit (1891) 3720 Einw.

Chimaltenango (spr. tschi-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements in der zentralamerikan. Republik Guatemala, an der Straße Guatemala-Solola, hat besuchte Jahrmärkte und (1880) 2733 Einw.

Chimära, in der griech. Mythologie ein feuerspeiendes Ungeheuer auf dem gleichnamigen, noch heute brennendes Gas ausströmenden Berge (dem heutigen Yanár-tasch) in Lykien, nach Homer von göttlichem Geschlecht, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache, das, vom karischen König Amisodaros aufgezogen, lange das Land verwüstete, bis Bellerophon (s. d.) es erlegte; bei Hesiod eine Tochter des Typhon und der Echidna, mit den drei Köpfen der genannten Tiere. Später vermischten sich beide Vorstellungen zu einer. Das Bild der C. kommt auf Münzen von Korinth, Sikyon und andern Städten, die Erlegung der C. durch Bellerophon auf Vasenbildern, aber auch auf einem der Reliefs des lykischen Heroon von Gjölbaschi (jetzt in Wien) vor. Ein Erzbild der C. enthält das etruskische Museum zu Florenz. C. ist wahrscheinlich die Repräsentantin der vulkanischen Beschaffenheit jenes lykischen Berges. Vgl. F. v. Luschan, Reisen in Lykien, S. 138 und Tafel XVII (Wien 1889).

Chimaera (Seekatze), s. Fische.

Chimäre (franz.), s. Schimäre.

Chimaeridae (Seekatzen), s. Fische.

Chimay (spr. schimä), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Thuin, am Blanchefluß, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Beaumont-C. und der Linie Haftière-Momignies, mit einem Schloß und Park der Fürsten gleichen Namens, 2 Kirchen, Denkmal des Geschichtschreibers Froissart, einem Athenäum, bischöflichem Seminar, zahlreichen Eisenwerken, Hochöfen, berühmten Marmorbrüchen und (1890) 3305 Einw. — Die Herrschaft C. wurde 1470 zur Grafschaft, 1486 zum Fürstentum erhoben und befindet sich seit 1804 im Besitz des Hauses Caraman. Gegenwärtiger Inhaber ist Joseph von Riquet, Fürst von C. und Caraman.

Chimay (spr. schimä), 1) François Joseph Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von, geb. 21. Sept. 1771, gest. 2. März 1843, Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman, des Gemahls der Prinzessin Marie Anne de C., welcher 24. Jan. 1807 in Paris starb, Nachkomme des Peter Paul Riquet, welcher sich durch Unternehmungsgeist und besonders durch den Bau des Kanals von Languedoc vom Gärtner zum berühmten Mann aufschwang und 1666 von Ludwig XIV. geadelt wurde. Beim Ausbruch der Revolution Offizier, verließ C. als Royalist Frankreich, wurde nach der Restauration Ludwigsritter und Oberst der Kavallerie, 1815 vom Depart. Ardennen in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zur Opposition hielt, und lebte seitdem meist in den Niederlanden, wo er vom König 1820 zum Mitglied der Ersten Kammer der Generalstaaten ernannt wurde, in welcher Stelle er stets einen anerkennenswerten Freimut zeigte. Obgleich er bereits seit 1804, als Neffe und Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Haus Boffu, Besitzer der Chimayschen Domänen war, wurde sein Fürstentitel doch erst 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Er war seit 1805 mit Therese von Cabarrus, der Witwe Talliens (s. d.), vermählt.

2) Joseph de Riquet, Fürst von Caraman und C., belg. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 20. Aug. 1808 in Brüssel, gest. 12. März 1886, folgte 1843 seinem Vater in der Fürstenwürde, stand mehrere Jahre im Dienste der belgischen Regierung und vertrat dieselbe als Gesandter im Haag, in Frankfurt a. M. und in Rom. Später lebte er teils auf seinem Schloß C., teils in Brüssel, wo er den seine Güter umfassenden Bezirk Thuin fast fortwährend im Senate vertrat. — Sein ältester Sohn, Joseph von Caraman-C., geb. 9. Okt. 1836, gest. 29. März 1892, früher in diplomatischem Dienst, 1870—78 Gouverneur des Hennegaus, erhielt 1884 im klerikalen Kabinett das Portefeuille des Auswärtigen.

Chimborázo (spr. tschim-), südamerikan. Gipfel der Kordilleren in der Republik Ecuador, unter 1° 47' südl. Br., ein erloschener, vorwiegend trachytischer Vulkan, der sich nach Messungen von Reiß und Stübel 6310 m über das Meer und 3400 m über das Thal von Quito erhebt. Den ersten Versuch der Besteigung machte 1745 La Condamine. A. v. Humboldt und Bonpland gelangten 23. Juni 1802 bis zu 5882 m; Boussingault und Hall drangen 15. und 26. Dez. 1831 bis 6002 m empor, Jules Remy kam 1856 bis nahe an den Gipfel, Stübel im Juni 1872 bis 5810 m, Whymper erstieg endlich den Berg im Januar und Juli 1880 bis zu seiner höchsten Spitze.

Chimborázo (spr. tschim-), Provinz der südamerikan. Republik Ecuador, umfaßt den südlichen Teil der zwischen den beiden Kordilleren liegenden Hochebene von Tacunga und den Abhang der Ostkordillere und hat ein Areal von 14,360 qkm (260,8 QM.) mit (1885) 90,782 Einw., ohne die Indianer. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung, daneben Baumwoll- und Wollweberei. Alaun und Schwefel werden im S. bei Alausi gewonnen, wo ganze Schwefelberge sind. Eine Eisenbahn verbindet die Provinz mit Guayaquil. Hauptstadt ist Riobamba (s. d.).

Chimbóte (spr. tschim-), Hafenort im peruan. Depart. Ancachs am Puerto Ferrol, Ausgangspunkt der Bahn nach Huaraz, mit lebhaftem Handel.

Chimirri (spr. k-), Bruno, ital. Politiker, geb. 1845 in Catanzaro, studierte die Rechte und wurde 1876 zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt, in der er sich den Anhängern von Depretis anschloß. Nach dem Sturz Crispis trat er 7. Febr. 1891 in das Kabinett Rudini als Minister des Ackerbaues, Gewerbes und Handels ein, übernahm dann das Portefeuille der Justiz und nahm 10. Mai 1892 mit Rudini seine Entlassung.

Chimonanthus *Lindl.*, Gattung aus der Familie der Kalykanthaceen mit der einzigen Art C. fragrans *Lindl.* (Calycanthus praecox *L.*), einem 3 m hohen Strauch mit gegenständigen, lanzettförmigen Blättern und einzeln stehenden gelblichweißen, innen roten, sehr wohlriechenden Blüten, die vor den Blättern erscheinen, wächst in Japan und wird bei uns namentlich in der Varietät C. grandiflorus als Ziersträuch kultiviert, hält aber nur in sehr geschützten Lagen Süddeutschlands aus.

Chimsyan (spr. tschimsiän), Indianerstamm der Nordwestküste, s. Tsimschian.

Chimu (spr. tschi-), Thal im peruan. Depart. La Libertad, nahe bei der Stadt Trujillo, zwischen den Thälern von Chicama und Viru, mit den mächtigen Ruinen der großen Stadt Grnn C., der größten und volkreichsten Stadt des alten Peru, vielleicht der Hauptstadt des lange vom Inkareich unabhängig gebliebenen ältern Chimureichs. Es sind lange, massive Mauerlinien, Paläste, Wasserleitungen und Bassins, Kornspeicher, Gefängnisse, Schmelzöfen, Gräber ꝛc. auf einer Fläche von 20—24 km Länge und 8—9 km Breite. Unter den großen Huacas (Pyramidengräbern) hat das von El Obispo eine Höhe von 45 m und bedeckt 3,2 Hektar. Weiterhin stehen die Ruinen eines Sonnentempels, 245 m lang, 141 m breit, über 60 m hoch, der 2,8 Hektar bedeckt. In diesen Bauten sind viele Altertümer gefunden worden, leider hat man die von Gold und Silber meist eingeschmolzen. Das große Chimureich erstreckte sich vom Barrancathal im Depart. Lima bis zum Golf von Guayaquil. Die alte Chimusprache ist eine Yunkasprache (s. Yunka), welche von der Inka- oder Quichuasprache ganz verschieden war. Vgl. Middendorf, Das Muchik oder die Chimusprache (Leipz. 1892).

China (hierzu Karte »China und Japan«), das zweitgrößte Reich Asiens, das nahezu die Hälfte der Bevölkerung dieses Erdteils beansprucht. Der Name ist nicht chinesischen Ursprungs, das Land wurde vielmehr so von den Portugiesen benannt. Es ist das Land der Sinä oder Seres der Alten, das Tschina der Malaien, dessen Name als Sin oder Thin den Europäern durch die Araber bekannt wurde. Von seinen jetzigen Bewohnern wird es Tschungkwa, Reich der Mitte, oder Tschunghwa, Blume der Mitte, auch Taitsingkwa, Reich der Taitsing, benannt, den Ehrentitel »Himmlisches Reich« hat nach Schott C. nie erhalten. Bei den Buddhisten heißt es Schintun, bei den Mohammedanern Tungto, bei den Russen

CHINA und ASIEN
Maßstab 1:30 000 000
Kilometer
Greenwich
Ferro
Peking
Tokio
Yokohama
Nagasaki
Hongkong
Singapore
Batavia
Sydney
Melbourne
Neuseeland
Australien
Java
Sumatra
Borneo
Celebes
Philippinen
Formosa
Japan
Korea
Mandschurei
Mongolei
Tibet
Himalaya
Indien
Ceylon
Hindostan
Vorderindien
Hinterindien
Siam
Annam
Tonkin
Cochinchina
Malakka
Birma
Bengalen
Assam
Nepal
Bhutan
Sikkim
Kaschmir
Afghanistan
Persien
Arabien
Turkestan
Sibirien
Russland
Europa
Afrika
Amerika
Pazifischer Ozean
Indischer Ozean
Chinesisches Meer
Gelbes Meer
Japanisches Meer
Ochotskisches Meer
Beringsmeer
Golf von Bengalen
Arabisches Meer
Rotes Meer
Persischer Golf
Kaspisches Meer
Aralsee
Baikalsee
Kaspische Pforte
Sundastraße
Torresstraße
Malakkastraße
Formosastraße
Koreastraße
Tsugarustraße
Behringstraße
Südchinesisches Meer
Ostchinesisches Meer
Japanisches Meer
Ochotskisches Meer
Beringsmeer
Golf von Bengalen
Arabisches Meer
Rotes Meer
Persischer Golf
Kaspisches Meer
Aralsee
Baikalsee
Kaspische Pforte
Sundastraße
Torresstraße
Malakkastraße
Formosastraße
Koreastraße
Tsugarustraße
Behringstraße

und den Völkern Nordasiens Kitan, Kitai oder Katai, wie auch Marco Polo wenigstens den nördlichen Teil Cathay benannt hatte. Bei den Anamiten heißt C. Sina, bei den Persern Schin. Die Chinesen nannten sich zu verschiedenen Zeiten nach den Dynastien, so Hanjin (163 v. Chr. bis 496 n. Chr.), Tangjin (618—904), Mingjin (1368—1647), jetzt nennen sie sich Tschingjin.

Übersicht des Inhalts:

Lage und Grenzen	S. 45	Unterrichtswesen rc.	S. 52
Bodengestaltung	45	Landwirtschaft	53
Bewässerung	45	Bergbau	54
Geologische Verhältnisse	46	Industrie	55
Klima	46	Handel und Verkehr	55
Pflanzenwelt	46	Staatsverfassung	57
Tierwelt	47	Heerwesen, Flotte	59
Areal u. Bevölkerung	47	Geogr.-statist. Litteratur	59
Kulturverhältnisse	48	Geschichte	60
Religionen	51	Geschichtslitteratur	64

Lage und Grenzen.

C. umfaßt das Hochland Zentralasiens und seine östlichen Stufenländer, indem es sich durch 56 Längengrade (74—135° östl. L. v. Gr.) vom Westende des Karakorum bis zum Japanischen Meer, 5000 km weit, und durch 34 Breitengrade (18° 9′—52° nördl. Br.) vom Südende der Insel Hainan bis zur russischen Grenze im N., 3700 km weit, erstreckt. Der Flächeninhalt dieses ungeheuern Ländergebiets wird zu 11,115,650 qkm (201,870 QM.), die Zahl der Einwohner auf über 360 Mill. berechnet. Die Grenzen sind im N. Sibirien, im W. die Generalgouvernements der Steppe und Turkistan, Bochara und Afghanistan, im S. Britisch-Indien, Nepal, Bhotan, Siam und Tongking, im O. das Südchinesische, Ostchinesische und Gelbe Meer und Korea, das seit dem 17. Jahrh. in einem Vasallenverhältnis zu C. stand, seit 1875 aber seine vollständige Selbständigkeit gewann, wiewohl es jährlich Geschenke an C. sendet. Da das eigentliche C. und die Nebenländer Chinas nach Naturbeschaffenheit und Nationalität ungemein verschieden sind, auch in der lokalen und Provinzverwaltung vielfach Selbständigkeit bewahrt haben, so werden sie am zweckmäßigsten in besondern Artikeln besprochen, und wir beschäftigen uns hier nur mit dem eigentlichen C. Dasselbe umfaßt den südöstlichen Teil des gesamten chinesischen Reiches, der sich östlich von den Alpen Tibets zwischen dem südlichen Abfall der mongolischen Hochebene im N. und den Grenzen Hinterindiens im S. bis an das Meer im O. und S. ausdehnt und ein gegliedertes, aber von Natur geschlossenes Ganze bildet. Hierzu kommen noch zwei weitere Stücke Landes, die, teils im S. der Mandschurei und am Südrand des mongolischen Hochlandes (jenseit der Chinesischen Mauer) gelegen, teils keilförmig in die westlichen Nebenländer hineingreifend, von der Regierung dem unmittelbar regierten Reichsgebiet einverleibt wurden, sowie außerdem auch die Inseln Hainan und Formosa. Die Landmasse des eigentlichen C., abgesehen von jenem keilförmigen Anhängsel, hat demnach ihre Ausdehnung zwischen 20 und 41° nördl. Br. und zwischen 98 und 125° östl. L. v. Gr.; sie ist von N. nach S. wie von O. nach W. etwa 2200 km lang und umfaßt mit den Inseln Hainan und Formosa 5,430,650 qkm (98,626,6 QM.).

Bodengestaltung.

Eine östliche Fortsetzung des Kuenlün, der granitische Tsinlingschan mit den Schneegipfeln Tapaischan (3350 m) und dem Laubing (3700 m) und den sich anschließenden, südostwärts zum Jantsekiang verlaufenden Funfüschan (2400 m) und Hwaigebirge, scheidet Nordchina von Südchina. Auf der Grenze gegen Korea erreicht der Tschangpaischan im Peiktusan 2440 m; mehrere, die gleiche Richtung verfolgende Züge erfüllen die Provinz Schöngking. Von Peking bis über den Jantsekiang hinaus erstreckt sich eine große Alluvialebene, nach O. dem Meer sich öffnend, auf den übrigen Seiten von Bergland begrenzt, ein weites, seenreiches, oft sumpfiges, meist aus Löß bestehendes Kulturland, das Land des Weizens, der Baumwolle und der Hülsenfrüchte. Nordwestlich von Peking ziehen mehrere Parallelketten von NO. nach SW.: Hsiauwutaischan (3490 m), Wutaischan (2780 m), Mantouschan (2750 m), an die sich die zum Huangho streichende steile Mauer des Taihangschan (2225 m) anschließt. Eine weitere Fortsetzung des Kammes, der Föngtiauschan, endet in dem scharfen Winkel des Huangho. Ganz isoliert erheben sich südlich der Mündung des Huangho der bis 1540 m hohe Taischan, der Ischan und Kiumuschan. Südlich vom östlichen Kuenlün sehen wir ein ausgedehntes Faltungsgebiet mit fast parallelen Ketten, zwischen die große beckenartige Felder eingesenkt sind. Die bedeutendsten Erhebungen finden sich im westlichen Setschuan. Hier erreicht der Kiutingschan 5500, der Hongschan 5000, der Berg Dsara 7800 und nahe der Westgrenze der Berg Gambu 7700 m, beide mit ausgedehnten Gletschern. Nach S. und O. senkt sich das Gebirge bedeutend, in Jünnan gehen die höchsten Erhebungen nicht über 2590, in den übrigen Provinzen nicht über 2000 m hinaus. Dieses südliche C. mit seinem tiefdurchschluchteten Gestein und seinen fruchtbaren Alluvialthälern ist das Land des Anbaues von Reis, Thee, Zuckerrohr, des Ölbaums, der Seidengewinnung. Die Pässe, welche über das Gebirge führen, sind nicht hoch, aber für den Verkehr sehr wichtig, so der 1000 m hohe Jünnanpaß zwischen Pongan in Kueitschou und Tschutsching in Jünnan, der Paschan in Setschuan u. a. Auf Formosa erreicht Mount Sylvia 3440, ein südlicherer unbenannter Gipfel 3900, Mount Morrison 3920 m; Hainan wird vom Wutschischan durchzogen.

Die Bewässerung ist in C. reichlicher, sowohl durch Flüsse wie durch Kanäle, als wohl in irgend einem andern Lande. C. hat zwei große Flußsysteme, das des Huangho und des Jantsekiang. Der Huangho (»gelber Fluß«) entspringt in Tibet am Nordabhang des Bajan-Chara, südlich vom Kuenlün, und mündet nach vielfach gewundenem Lauf in den Golf von Petschili, etwas südlich des 38.° nördl. Br. Mit Dampfern kann er nur stellenweise im Mittellauf befahren werden, vom Meere aus ist er nicht schiffbar. Sein Wasser dient vor allem der Bewässerung; weithin verheerend wirkt er durch seine Überschwemmungen (vgl. Huangho). Der zweite große Strom Chinas, der Jantsekiang (von den Chinesen auch Takiang, »großer Fluß«, oder Tschangkiang, »langer Fluß«, genannt), entspringt am Nordabhang des Tanglagebirges in Tibet und mündet in das Gelbe Meer. Er ist die Hauptverkehrsader mit dem Innern des Landes; die größten Handelsstädte liegen an ihm, und die Hauptsumme des chinesischen Kapitals ist hier aufgehäuft. Auch er überschwemmt und verheert im Sommer große Strecken der obern Provinzen, insbes. von Hupei und Nganhui (vgl. Jantsekiang). Von den übrigen Flüssen ist der längste der Sikiang (s. d.), der im südöstlichen Jünnan entspringt und südlich von Kanton mündet. Für größere Fahrzeuge schiffbar ist er nur bis zur Grenze von Kuangsi, sein Oberlauf ist

selbst kleinen Schiffen unzugänglich. Schiffbar ist dagegen bis über Nanning hinaus ein südlicher Nebenfluß, der Jükiang. In den Golf von Liaotung mündet der Liauho, in den von Petschili der Luanho und der Peiho, bei Ningpo der Tsientang, bei Futschou der Minkiang, bei Swatau der Hankiang u. a., von denen viele an ihrer Mündung auch von europäischen Seeschiffen befahren werden.

Mit Landseen ist die Ebene überfäet; der größte, der Tungtinghu, liegt südlich am Jantsekiang; weiter östlich der Pojanghu und nahe der Mündung des Taihu, dem letztern gegenüber am Nordufer der Kaoju und Hungtsöhu. Ein Netz von Kanälen, das an Ausdehnung und vielfachster Verzweigung seinesgleichen nicht hat, bedeckt das Tiefland; sie dienen statt der sehr seltenen Kunststraßen in ergiebiger Weise dem Transport von Personen wie Waren und sind zugleich für die Bewässerung von höchster Wichtigkeit. Leider sind viele verfallen und zum Teil nicht zu benutzen. Der größte und wichtigste, zu dem sich die andern wie Äste und Zweige verhalten, ist der 1100 km lange und 80—330 m breite Kaiserkanal (meist Jünho, »Beförderungsfluß«, genannt), der, seit dem 7. Jahrh. n. Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft vollendet, mit dem Peiho in Verbindung steht, den Huangho wie Jantsekiang quer durchschneidet und bis vor kurzem die große Kommunikationslinie des Reiches bildete; jetzt gibt dieser Riesenbau nur noch Zeugnis der einstigen Größe. Der veränderte Lauf, den der Huangho nahm, verursachte den ersten großen Schaden am Kanalbau; der Teil nordwärts vom alten Bette des Stromes befindet sich in einem ganz verwahrlosten Zustand. Der südliche Teil hat bisher noch einen regelmäßigen Verkehr gestattet; aber wenn der Erhaltung dieses Werkes von seiten der Regierung keine Aufmerksamkeit geschenkt wird und die Vorschläge der fremden Ingenieure wie bisher mit Geringschätzung zurückgewiesen werden, so ist nicht nur der Einsturz eines Teils des Dammes, der den Kanal vom Kaojusee trennt, in Bälde zu befürchten, sondern auch einer der fruchtbarsten Landstriche Chinas der Überschwemmung preisgegeben. Einen großen Teil seiner Wichtigkeit wird der Kaiserkanal durch die geplante Eisenbahn von Schanghai nach Tientsin verlieren.

Die Küste, deren Länge auf 5570 km geschätzt wird, ist durch zahlreiche Buchten und Baien, Vorsprünge und kleine Halbinseln in hohem Maße gegliedert; so besonders auf der Strecke von Hainan bis zur Mündung des Jantsekiang. Von da bis nördlich von Liaotung hin ist das Ufer wegen seiner Untiefen für die Schiffer gefährlich. Für die Beleuchtung der Meeresküste sowie des Jantseflusses ist durch (1885) 75 Leuchtstationen und eine große Zahl von Bojen und andern Warnungszeichen gesorgt. Zwischen den Mündungen der beiden großen Ströme gibt es nur wenige gute Häfen, dagegen bietet die aus lehmfarbigen Klippen bestehende Küstenstrecke von Ningpo bis Hongkong gute und sichere Ankergründe. Große Gefahren bringen die Cyklone oder Taifuns (»Wirbelstürme«), welche in ihrem Bereich alle Schiffe, Häuser ꝛc. vernichten. Größere Golfe sind der von Liaotung und von Petschili im N., der von Tschekiang an der Ostküste und die Busen von Kanton und Tongking an der Südseite. Unter den zahlreichen Inseln, welche die Küste umsäumen, sind außer Hainan und Formosa die Inselgruppen im Golf von Kanton und im Golf von Hangtschou (worunter die größte Tschouschan) hervorzuheben.

Geologische Verhältnisse. Nach Richthofen haben gefaltete azoische Schiefer (Gneis und kristallinische Schiefer, mit Granit, Syenit und Diorit ꝛc.) und diesen aufgelagerte, bis 6000 m mächtige versteinerungsführende Schiefer, Sandsteine und Kalksteine der sogen. sinischen Formation (Kambrium), aber auch noch Ablagerungen der silurischen und devonischen Formation und namentlich der produktiven Steinkohlenformation die weiteste Verbreitung. Ausgedehnte Becken zwischen den archäischen und paläozoischen Gebirgen südlich vom Tepaschan und nördlich vom Wendekreis werden von mesozoischen Bildungen (kohlenführenden Binnenablagerungen der Juraformation, aber auch triadischen Sandsteinen und Schieferthonen mit eingelagerten porphyrischen Eruptivgesteinen) erfüllt. Quartäre Gebilde, und unter diesen namentlich der Löß, erreichen eine ungeahnt große Verbreitung und Mächtigkeit (bis 500 m), besonders im Stromgebiet des Huangho und zumal in dem schluchtenreichen Hügellande längs der Küste zwischen dem 30. und 40. Breitengrad. Jüngere vulkanische Gesteine kommen deckenartig ausgebreitet an der Grenze gegen die Mongolei zwischen dem 112. und 115. Längengrad vor (Basalte), sind aber auch in mehr vereinzelten Vorkommnissen (als Basalt, Phonolith und Trachyt entwickelt) am Nord- und Ostrand der großen Ebene, besonders längs einer von den Miautau-Inseln nach Nanking verlaufenden Linie bekannt geworden. (Vgl. auch den Art. »Asien«, geolog. Verhältnisse, S. 992 f.)

C. gehört seinem Klima nach der Monsunregion Ostasiens an. Als Wirkung des Hochdruckgebietes über Innerasien herrschen im Winter Nord- und Nordwestwinde vor, daher trockne und kalte Winter, im Sommer wegen des niedrigen Luftdruckes über Innerasien Süd- und Südwestwinde, daher sehr feuchte Sommer mit gleichmäßigen Wärmeverhältnissen. Nur im Innern Chinas ist der Monsuncharakter abgeschwächt. Der kälteste Monat ist der Januar, der wärmste meistens der Juli. Die Wärmeschwankungen sind im Winter sowohl in Bezug auf die Monats- als auch auf die Tagesmittel sehr erheblich, dagegen gering in den Sommermonaten. Mittlere und absolute Jahresextreme: Taku 38,3° und —16,1° (absolut 41,7° und —17,2°), Amoy 34,2° und 8,5° (absol. 34,4° und 6,7°), Swatau 36,1° und 5,5° (absol. 37,8° und 4,4°), Wuhu 34,3° und —5,2° (absol. 37,8° und —7,2°), Kiukiang 35,° und —5,8° (absol. 36,7° und —10°), Hankeou 34,8° und —6,4° (absol. 36,1° und —10° C.); die beiden letztern Orte haben eine entschieden kontinentale, die übrigen eine maritime Lage. Die größte Sommerwärme (32—34° Maxima der Sommermonate) ist auf dem Gebiet von Korea bis zur Südgrenze Chinas in einer Ausdehnung von 20 Breitegraden nahezu dieselbe, während der Winter außerordentlich starke Unterschiede aufweist. Die Niederschlagsmengen haben ihr Maximum auf Formosa (333 cm), nach N. hin nehmen sie bedeutend ab (Peking 50—60 cm). Am wenigsten Regen fällt überall in den Wintermonaten, am meisten im Mai und Juli auf kontinentalen Gebieten, im März und in den Sommermonaten auf den Inseln. Die Zahl der Regentage liegt durchschnittlich unter 100. (Vgl. Thiring in der »Meteorologischen Zeitschrift«, 1887 u. 1888.) Die äquatoriale Grenze des Schneefalles reicht bis zur Südküste, die des jährlichen Schneefalles bis Schanghai.

Die Pflanzenwelt Chinas ist ausgezeichnet durch die Mischung europäisch-sibirischer und indischer

Formen, und charakteristisch ist die im Verhältnis zu andern Pflanzenformen sehr hohe Anzahl verschiedenartiger Holzgewächse. Das südliche C. besitzt eine Übergangsflora, nach N. nehmen die tropischen Bestandteile ab. Noch bei Peking wachsen immergrüne Eichen. Unter den Gräsern herrschen die Bambusse vor. Die Bäume sind meist immergrün. Nadelhölzer sind verbunden mit Lorbeerformen. Pinus chinensis bildet bei Kanton die ausschließliche Bewaldung der felsigen Küstenhügel. Endemisch ist ferner die weißlich berindete Kiefer des nördlichen C. (Pinus Bungeana). Die chinesische Cypresse (Cupressus funebris) mit herabhängenden Zweigen und tiefdunkler Belaubung ist charakteristisch für den Gräberkultus. Auch das breitere Olivenblatt tropischer Formen tritt auf (Podocarpus), und die monotypische Gattung Gingko steht darin einzig in ihrer Art da. Daneben zeigen die Wälder zahlreiche immergrüne Eichen, Kätzchenträger, Lauraceen neben Magnoliaceen und Ternströmiaceen. Der Kampferbaum (Cinnamomum Camphora) ist in den nördlichen Breiten wild nicht mehr anzutreffen. Die übrigen Laubholzformen mit periodischer Blattentwickelung, die Linden, Eschen, Sykomoren enthalten in C. besondere Arten, meist aus denselben Gattungen wie in Europa. In der Reihe der Sträucher ist durch die Oleander- und Myrtenform die physiognomische Ähnlichkeit der ostasiatischen Flora mit dem Mittelmeergebiet ausgedrückt. Immergrüne Gebüsche von Kamelien und Theesträucher, breitblätterige Rhododendron-Arten u. der Buchsbaum, sodann Rubiaceen, Myrsineen, Styraceen, Ilicineen und Korneen (Aucuba) sind durch ihr häufiges Auftreten charakteristisch. Auf Formosa wächst die Araliacee Tatsia, aus deren Mark das Reispapier dargestellt wird. Zu derselben Pflanzengruppe gehört auch die von den Chinesen als Arzneimittel geschätzte Ginsengstaude (Panax Ginseng), die im tiefen Waldesschatten der Mandschurei wächst. In einem großen Teil Chinas, besonders in den östlichen Provinzen sind die Wälder durch Kultur oder Holzverbrauch zurückgedrängt. Über die Flora der Wüste Gobi s. d.

Die Tierwelt Chinas gehört zwei verschiedenen tiergeographischen Regionen an; den überwiegenden Teil bildet die mandschurische oder mongolische Subregion der paläarktischen Region; hierher gehört ganz Ostchina vom Amur bis zum Jantsekiang; der südlich dieses Stromes gelegene Teil Chinas gehört zur orientalischen Region, und zwar zu dem als indochinesische Subregion bezeichneten Teil derselben. Die Tierwelt Chinas ist demgemäß und entsprechend der Konfiguration des Landes, welches neben den höchsten Gebirgen gewaltige Flußläufe und ausgedehnte Wüsteneien enthält, eine außerordentlich mannigfaltige, und es können hier nur einige Charaktertiere hervorgehoben werden. Das mächtigste Raubtier ist der Tiger, der von der orientalischen Region bis zum Amur und selbst darüber hinausgeht; neben ihm kommen weitere Katzenarten und andre kleinere Raubtiere vor; die Insektenfresser sind durch eine Reihe typischer Gattungen vertreten; von den Hirscharten ist die merkwürdigste der Milu (Elaphurus Davidianus), der sich nur in einem kaiserlichen Park bei Peking findet, hierzu kommen noch weitere Formen mit kurzem Geweih oder des Geweihes völlig entbehrend. Im südlichen C. finden sich von orientalischen Charaktertieren unter andern der Elefant und der Schabrackentapir. In den Gebirgsgegenden des westlichen C. leben charakteristische Affen, ferner eine eigentümliche Bärenart und das durch die fortgesetzten Nachstellungen immer seltener werdende Moschustier. Unter der Vogelwelt nehmen die weitaus erste Stelle die Fasanen ein, vertreten durch prachtvoll gefiederte, meist in Gefangenschaft gezogene Arten. Die Ränder der Gewässer nähren unzählige Arten von Wasservögeln, namentlich von Gänsen und Enten. Die Reptilien sind im S. häufiger; zu ihnen zählen von Giftschlangen die Brillenschlange (Naja tripudians *Merr.*) und die Pama (Bungarus annularis). Von Amphibien ist die interessanteste Form der Riesensalamander (Sieboldia Davidiana), ein Verwandter des bekannten japanischen Riesensalamanders. In der Fischfauna ragen die karpfenähnlichen Fische, die Cypriniden, hervor. In der Verbreitung der Landmollusken darf C. den Charakter einer eignen Provinz beanspruchen. Von Schmetterlingen und Käfern sind C. viele Gattungen eigen; eine Coccus-Art erzeugt Pflanzenwachs.

Areal und Bevölkerung.

Landesteile	QKilom.	Bevölkerung	Auf 1 QKil.
Eigentliches China:			
Fukian	120 000	20 500 000	170
Formosa	34 550	3 000 000	88
Honan	176 000	22 100 000	120
Hunan	216 000	21 000 000	97
Hupei	185 000	30 000 000	162
Jünnan	380 000	12 000 000	31
Kansu	325 000	9 300 000	18
Kiangsi	180 000	24 600 000	137
Kiangsu	100 000	21 000 000	210
Kuangsi	200 000	5 200 000	26
Kuangtung	259 100	29 700 000	113
Kueitschou	174 000	7 700 000	44
Nganhui	142 000	21 000 000	148
Petschili	300 000	19 350 000	64
Schansi	212 000	11 200 000	54
Schantung	145 000	25 000 000	172
Schensi	195 000	8 300 000	43
Setschuan	566 000	45 500 000	80
Sintsiang	1 426 000	1 000 000	0,7
Tschekiang	95 000	11 800 000	124
Zusammen:	5 430 650	349 250 000	64
Mandschurei	942 000	7 500 000	8
Mongolei	3 543 000	2 000 000	0,6
Tibet	1 200 000	1 500 000	1
Chinesisches Reich:	11 115 650	360 250 000	34

Nach Sakharoffs »Historischer Übersicht der Bevölkerungsverhältnisse Chinas 1858« zählte das Reich 1749 nur 177, stieg aber bis 1780 auf 277 Mill., erreichte 1812 die Ziffer 360 und 1852 die von 420 Mill. Die neuesten Schätzungen blieben hinter dieser Ziffer um 60 Mill. zurück. Allerdings hat C. auch ungeheure Verluste, die sich auf viele Millionen beziffern, in den letzten Jahren durch Überschwemmungen und Hungersnöte erlitten. Die Liebe zur Heimat ist bei den Chinesen sehr groß, aber die Übervölkerung vieler Landschaften und die daraus entstehende Not treibt viele zur Auswanderung, namentlich aus Kuangtung und Fukian, wenngleich sie in ihr Vaterland immer wieder zurückzukehren hoffen. Begräbnis in der Fremde gilt als ein Unglück, dem man dadurch zu entgehen sucht, daß man den Toten wenigstens in heimatliche Erde legt, deren Einfuhr sich nach allen Gegenden lohnt, wo sich chinesische Arbeiter befinden. Das erste Ziel der chinesischen Auswanderer war Hinterindien und der Ostindische Archipel, wohin noch jetzt jährlich viele Tausende ihre Schritte lenken. In Niederländisch-Indien zählte man 1888: 431,134

Chinesen. Die chinesische Bevölkerung von Hinterindien beträgt jetzt an 4 Mill., die Hälfte der Einwohner Bangkoks sind Chinesen. Die Golderntedeckungen in Kalifornien und Australien zogen einen starken Strom von Chinesen dorthin, aber bald trat die öffentliche Meinung so entschieden dagegen auf, daß zunächst Erschwerungen, in Nordamerika sogar Verbote gegen die chinesische Einwanderung erlassen wurden. Dennoch wurden 1890 in der nordamerikanischen Union 107,475 Chinesen gezählt, der größte Teil in den pacifischen Staaten. In den sieben australischen Kolonien lebten 1891: 41,008 Chinesen, gegen früher eine starke Abnahme. Dem Inselreich Hawai, wo man 1890: 15,301 Chinesen zählte, hat diese Einwanderung den Aussatz gebracht. Bei dem Bau der Panamaeisenbahn, ebenso bei dem Kanal hat man Chinesen massenhaft verwandt, wobei die meisten zu Grunde gingen. Ebenso sind Tausende von Chinesen nach Zentral- und Südamerika, Chile, Réunion, nach Britisch-Westindien, besonders aber nach Cuba gezogen worden.

Städte. Über die Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte Chinas gehen die Schätzungen weit auseinander. Als größte Stadt wird Kanton mit 1,600,000 Einw. angenommen, darunter bis zu 1 Mill. haben Siangtan, Singanfu und Tschantschaufu, unter 1 Mill. und bis 500,000 Einw. 9 Städte: Tientsin, Tschingtufu, Hankeou, Futschou, Hangtscheufu, Schaohing, Peking, Sutschou u. Wentschau, unter 500,000 u. bis 200,000 Einw. 16 Städte: Nanking, Fatschan, Schanghai, Jangtschau, Leinkong, Taijuenfu, Tschungking, Ningpo, Waihien, Taiwan (mit Takau), Tengtschaufu, Jongping, Tschangtsiakeu, Tschaujang, Tsinanfu und Wutschang, und unter 200,000—100,000 Einw. 13 Städte: Mukden, Urumtsi, Tschingkiang, Hwangjuen, Kirin, Pautingfu, Tschifu, Tungkung, Hanjang, Hutscheufu, Schäkiung, Tungtscho und Tamsui. Alle chinesischen Städte sehen einander sehr ähnlich. Sie enthalten gewöhnlich einen viereckigen Kern, von hohen Mauern mit Türmen, zuweilen auch von Gräben umgeben. Das Innere dieser Städte dient nur den Beamten zur Wohnung; die Plätze sind daher öde, und Verkehr fehlt. Sitz des Handels dagegen sind die Vorstädte, hier herrscht Leben und reges Treiben. Die Straßen sind auch hier meist krumm und eng, selten breiter als 3—4 m, ja im S. vielfach noch enger und für Wagen nicht passierbar. Daher fehlt es sehr an Lüftung; Wasserabzüge sind nur teilweise vorhanden, und gewöhnlich verpestet noch Unrat die Straßen. Selten entstehen aber bei dem Gedränge Unfriede und Unordnung, und des Nachts herrscht eine merkwürdige Ruhe. Bei Feuersbrünsten zeigen die Regierungsbeamten große Thätigkeit.

Kulturverhältnisse.

(Hierzu die Tafel »Chinesische Kultur I u. II«.)

Die Bevölkerung Chinas bestand ursprünglich aus tibetischen, birmanischen und siamesischen Stämmen, deren Überreste, die Sifan, Yao, Lolo und Miaotse, wir heute in Jünnan, Kueitschou und im NW. der Provinz Kuangtung sehen. Sie wurden in ihre jetzigen Wohnsitze zurückgedrängt durch ein von NW. (nach der chinesischen Mythologie vom Kuenlün) einwanderndes Volk, welches gegenwärtig den Grundstock der mit allerlei andern mongolischen Elementen vermischten eigentlichen Chinesen bildet. Später kamen als Eroberer die Mandschu hinzu, ein zum tungusischen Zweig der Altaier gehöriger Stamm, welche sich des Thrones bemächtigten und heute in den wichtigern Städten, wo sie die sogen. Tatarenstadt bewohnen, die Besatzung bilden. Außer diesen sämtlich der großen mongolischen Rasse und, mit Ausnahme der Mandschu, den Völkern mit einsilbigen Sprachen angehörigen Stämmen wohnten 1891 in den dem fremden Handel geöffneten Vertragshäfen (s. unten) 9067 Europäer, Japaner und Amerikaner.

Die eigentlichen Chinesen (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 17) sind selten über 1,52 m groß, die Frauen meistens noch kleiner. Das Gesicht ist rund; die Augen sind klein, eng geschlitzt, weit voneinander abstehend, stets schwarz, häufig schief gestellt und mit dicken Augenbrauen überzogen; die Backenknochen sind hervorstehend; die Nase ist klein und gedrückt, die Stirn niedrig und unbedeutend; die Lippen sind dicker als bei den Europäern; selten bedeckt ein meist dünner Bart Kinn und Oberlippe; das Haar ist straff und schwarz. Das Haupthaar wird seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644) geschoren bis auf einen Büschel am Scheitel, der in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt. In der Muskelbildung stehen die Chinesen den kaukasischen Rassen nach; eine gewisse Schlaffheit der Gesichtsmuskeln verleiht dem Mann einen weibischen Typus. Die Bewohner des nördlichen C. sind im allgemeinen stärker gebaut als jene der mittlern und südlichen Provinzen; die letztern sind auch dunkler als die mehr rötlichen Bewohner des Nordens, die des mittlern C. dagegen blaßgelb. Die Bewohner der Gebirge zeichnen sich unvorteilhaft durch Roheit und Unzugänglichkeit aus.

Der gesellschaftlichen Stellung nach werden vier Volksklassen unterschieden: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Geburtsadel spielt gegenüber dem Einfluß des Beamtenstandes eine geringe Rolle. Nicht die Prinzen, sondern die mit öffentlichen Ämtern bekleideten Männer bilden die Aristokratie; kaiserliche Prinzen, von denen es etwa 6000 verschiedener Grade gibt, werden, wenn sie kein Amt bekleiden, kaum beachtet. Würden und Titel sind nicht erblich. Der Gelehrtenstand der geachtetste unter allen Ständen, ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen. Nur Gelehrte und die aus ihnen hervorgegangen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Da aber alle Klassen dem Geld nachstreben und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt durch Geschenke ꝛc., statt durch Wissen, sich zu verschaffen, so fehlt es dem Wohlhabenden nicht an Stützen zur Erklimmung der Stufe eines angesehenen Mannes. Die Sklaverei ist eine althergebrachte Einrichtung. Der zum Frondienst verurteilte Verbrecher ist dauernd seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde den Armen gestattet, ihre Kinder zu verkaufen; hieraus entstand die Privatsklaverei. Diese Kaufsklaven werden meist wie Kinder behandelt und sind gegen Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Die weiblichen Haussklaven gehen mit der Verheiratung in die Gewalt des Mannes über. Beschränkungen im Genuß des vollen Bürgerrechts erleiden Schauspieler und Prostituierte, Scharfrichter, Gefängniswärter und unter den Dienern der Großen diejenigen, welche ihren Herren auf der Straße vorausgehen, um ihnen die gebührende Achtung zu verschaffen.

Die Sprache der Chinesen steht unter allen Sprachen der Erde auf der niedrigsten Entwickelungsstufe. Sie besteht durchaus aus einsilbigen Wörtern und entbehrt dabei aller grammatischen Sinnbegrenzungen. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unterscheidung von Hauptwort und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt.

Chinesische Kultur I.

Chinesische Schriftzeichen

Chinesin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

Chinesische Schriftzeichen

Chinesischer Mandarin

1 Porzellanvase, 2 Porzellanschale, 3 Porzellanteekanne, 4 Porzellanteetasse, 5 Porzellanteetasse mit Untertasse, 6 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel, 7 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel, 8 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel, 9 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel, 10 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel, 11 Porzellanteetasse mit Untertasse und Deckel,

Die bestimmte Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche strengen Gesetzen unterworfen ist. Diese im Prinzip überall gleiche Sprache zerfällt in die Schriftsprache und die Umgangssprache. Die Umgangssprache besteht aus zahlreichen Dialekten, welche in Aussprache und Artikulation so sehr voneinander abweichen, daß die Angehörigen einer Provinz die einer andern oft kaum verstehen. Allgemein verbreitet ist das sogen. Kuānhoá (»gemeinsame Verkehrssprache«); als Idiom der nördlichen Provinzen ist es die Sprache des Hofes, der Beamten und der gebildeten Klassen. Die chinesische Schrift ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen. In der ältesten Zeit schrieb man mit einem Bambusgriffel, der in schwarzen Firnis getaucht wurde; seit 220 n. Chr. begann man Tusche zu verfertigen und ersetzte den Bambus durch den Pinsel (vgl. Chinesische Sprache und Litteratur).

Die geistige Befähigung der Chinesen ist nicht gering; sie haben ganz selbständig auf eignem Boden, ohne anregende Berührungen mit fremden Völkern, eine Reihe überraschender Erfindungen gemacht, eine umfassende, besonders encyklopädische Litteratur hervorgerufen sowie in staatlichen Einrichtungen Größeres geschaffen als alle andern asiatischen Nationen. Diese Kultur darf uns aber doch keine besonders hohe Meinung von ihren Anlagen geben. Sie sind nicht umsichtig, orientieren sich schwer und erhalten ihre Ideen immer ausschließlich auf bestimmte Zwecke konzentriert; sie vergessen bei Verfolgung einer Aufgabe, deren Lösung im allgemeinen oder in einem gewissen Sinne sie sich vorgenommen haben, alles andre, führen dafür das Begonnene oft bis in die kleinsten Details mit staunenswerter Genauigkeit und unermüdlicher Geduld aus. Den Charakter der Chinesen kennzeichnet Gleichgültigkeit. Fleißig, nüchtern und mäßig in Speise wie Trank, im Sinne auf das Praktische gerichtet, machen sie als Kaufleute den Europäern auch aus Nationalgefühl erfolgreiche Konkurrenz. Feine und gefällige Umgangsformen findet man durchgehends in den östlichen Provinzen und im mittlern C.; Zudringlichkeit und Unfreundlichkeit treten bei den Bewohnern des Südens hervor; geistig tief stehen und roh in Manieren sind die Bewohner des Westens. Diese Verschiedenheit spricht sich auch im Benehmen gegen die Europäer aus, die bald artiger, bald grober Behandlung ausgesetzt sind. Treubruch und Verschmitztheit sind im Verkehr mit Europäern Grundzüge aller Chinesen.

Die Kleidung ist nach den Provinzen verschieden, doch hat sie einen durchaus ständigen Zuschnitt und ständige Bestandteile. Der gemeine Mann trägt baumwollene Jacke und Beinkleid, der Reichere während des Sommers Beinkleid und ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Ärmeln, das für gewöhnlich frei herunterhängt, aber auch durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An letzterm werden der Fächer in seidener Scheide, ein gestickter Tabaksbeutel, eine Taschenuhr in einem gestickten Beutel, eine Dose mit Feuerstein und Stahl getragen, zuweilen auch ein Messer in einer Scheide und ein Paar Eßstäbchen. Als Kopfbedeckung haben die Beamten im Sommer kegelförmige Kappen aus Bambusgefäde, auf der Spitze mit einem Knopfe versehen, der den Rang des Trägers anzeigt, und von dem ein Büschel von karmesinroter Seide oder roten Pferdehaaren herunterhängt. Die Landleute benutzen im Sommer große, schirmartige Bambushüte, gegen regnerische Witterung eine Art Rohrgestell, an welchem das Wasser abläuft. Im Winter tragen die niedern Volksklassen drei oder mehr baumwollene Kleider übereinander oder wattieren sie mit Baumwollabfall; Reichere kleiden sich in Tuch und Pelz. Die Feier- und Staatsanzüge sind außerordentlich kostbar und möglichst reich mit Seide und Gold bestickt, die Tressen sind jedoch vielfach falsch. Strümpfe, meist aus Baumwolle oder aus Seide gewebt oder auch aus Baumwollzeug zusammengenäht, sind allgemein im Gebrauch. Die Schuhe sind aus baumwollenem oder seidenem Oberzeug gefertigt und mit papierener oder lederner Sohle versehen; Reiche tragen im Winter Schuhe von Tuch, Atlas oder Samt. Der Landmann geht großenteils barfuß, die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen. Vom Tragen weißer Wäsche, ebenso von Tisch- und Betttüchern wissen die Chinesen nichts, wie denn überhaupt Reinlichkeit weder in der Kleidung noch am Körper den Chinesen nachzurühmen ist. Die Frauentracht ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite; ein Schleier wird nie angelegt; Augenbrauen, Wange und Lippen werden geschminkt; das Haar wird, je nach dem Geschmack, bei Verheirateten in allerlei künstlichen Gestalten zusammengeordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen sowie mit natürlichen und künstlichen Blumen aufgeschmückt; die Unverheirateten lassen es in langen Zöpfen herabhängen. Die Männer scheren das Haar am Vorder- und Hinterkopf kahl ab, während es um den Scheitel in einen Zopf zusammengebracht wird, der lang über den Rücken herabhängt. Dieser Zopf, der jetzt als wesentlicher Bestandteil eines echten Chinesen angesehen wird, ist erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitern Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die langgezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachstum des Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert. Indes gilt dies nur von den vornehmern Klassen der Chinesen, bei denen die Eigentümerinnen so verunstalteter Füße »goldene Lilien« heißen. Bei den Mandschufrauen, zu denen auch die Frauen und Nebenfrauen des Kaisers gehören, ist diese Verstümmelung der Füße nicht Sitte.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz auf Schiffen, neben dem Wohnschiff befinden sich oft andre als Schweinestall oder Gemüsegarten. Andre leben auf festgelegten Flößen. Die um einen Hof erbauten Häuser sind einstöckig, höchstens zweistöckig und meist bloß in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst teils aus Brettern, teils aus mit Lehm angestrichenem Flechtwerk oder aus Matten zusammengefügt. Der Boden ist nicht gedielt und uneben; statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen. Der Hausrat besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen. Die Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt und auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen. Die mit den Wohnungen der Reichern verbundenen Parke und Gärten sind geschmackvoll angelegt.

Ein Grundzug für das häusliche und gesellige Leben in C. liegt in der Gestaltung des Familienlebens. Der Hausvater ist im vollsten Sinne des Wortes Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie bekleidet; er ist aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehungen und wird gestraft, wenn ein Familienglied sich eines Verbrechens schuldig macht. Natürlich liegt auch die Verheiratung der Kinder ganz in den Händen des Vaters. Die Mutter teilt alle Ehrerbietung, welche dem Vater zu teil wird, und muß, wenn sie Witwe wird, vom Sohn zeitlebens erhalten werden. Man wünscht sich Söhne; der Unsitte der Tötung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborner Mädchen, welche nach frühern Berichten unter den untern und mittlern Ständen fast Regel sein sollte, ist durch Errichtung von Findelhäusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subskription seitens der Wohlhabenden erhalten werden, einigermaßen entgegengearbeitet worden. Die Mädchen erhalten jedoch eine schlechte Erziehung, wenige können lesen und schreiben; bei den wohlhabendern Klassen dürfen sie mit dem 12. oder 13. Jahr als »Mädchen im Kämmerlein« mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den ältern Brüdern verkehren und nur in dicht verschlossener Sänfte das Haus verlassen. Die Verheiratung findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbständigen hinlänglichen Erwerb zu haben braucht, indem die Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Eltern eintritt. Die Verlobungen erfolgen sehr häufig schon im zarten Kindesalter; ja es werden sogar wenige Tage alte Mädchen mit noch Ungebornen feierlich verlobt. Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Mann und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahmen. Scheidung ist zugelassen; die Sitte erlaubt selbst, daß der Mann seine Frau mit ihrer Zustimmung einem andern Mann als Weib verkauft. Die reichern Klassen leben oft in Vielweiberei, namentlich wenn die erste Frau kinderlos geblieben ist. Indes steht die zweite nur im Verhältnis einer Magd, bis sie nach der Geburt eines Sohnes der ersten Frau mehr zur Seite tritt. Wiederverheiratung ist nur den Männern gestattet; Frauen geben sich zuweilen beim Tode des Mannes unter großen Zeremonien durch Gift u. dgl. den Tod. Der Glaube, daß die, welche auf Erden verheiratet waren, das Eheleben im Jenseits fortsetzen, hat zu der Sitte geführt, Tote zu verheiraten, d. h. die Geister frühzeitig verstorbener Knaben mit den Geistern gleichalteriger Mädchen zu verehelichen. Der Eintritt in das Jünglingsalter wird bei Knaben (vom 12.—15. Jahre) durch die Mützenverleihung gefeiert; bei Mädchen gilt als entsprechendes Zeichen die Schmückung mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen. Sehr zahlreich sind die Zeremonien bei der Leichenbestattung wohlhabender Personen, bei denen die Leiche im wohlverkitteten Sarg oft 40 Tage und länger über der Erde steht; Männer werden in kostbare Seidenstoffe gekleidet, Frauen in Weiß und Silber und in einen hölzernen Sarg gelegt, der in feierlichem Zug zum Begräbnisplatz geleitet und in die Erde versenkt wird, nachdem die bösen Geister ausgetrieben sind. Die Gräber werden öfters im Jahre geziert, wobei Opfer dargebracht werden. Die Trauerzeit für die Eltern, der Frau um ihren Mann dauert 27 Monate, um Kinder und Geschwister und des Mannes um die Frau ein Jahr. Jeder Beamte ist genötigt, abzudanken und kann während der nächsten 3 Jahre zu keinem Amt ernannt werden. Trauerfarben sind Weiß, Blau und Aschgrau. Der Nachlaß gehört den Söhnen gemeinsam, die Ahnentafel bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der oft auch doppelten Anteil hat.

Die Nahrung der Chinesen ist sehr mannigfach; der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich alles, was genießbar ist. Doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich und insbes. das Rindfleischessen für undankbar gegen die guten Dienste, welche Büffel und Ochsen in der Landwirtschaft leisten. Eine Spezialität sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Theekonsum ist zwar enorm, der ärmere Mann begnügt sich indes mit Aufguß über Blätter von wild wachsenden Artemisia- und Ribes-Arten, und selbst mit heißem Wasser allein. In den an den Landstraßen vielfach aus Wohlthätigkeit erbauten Theehäusern wird den Reisenden unentgeltlich Thee gewährt. Abweichend von allen übrigen Asiaten genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhl sitzend; statt einer Gabel bedient er sich zweier kleiner Stäbchen von Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle festen Stücke geschickt herauszufischen versteht. Aus Reis und Hirse wird ein Branntwein hergestellt, der, warm in kleinen Tassen gereicht, die Stelle des Weines zu vertreten hat. Trunksucht ist im allgemeinen kein Laster der Chinesen; dagegen herrscht das entnervende Opiumrauchen unter allen Klassen trotz aller Edikte der Regierung. Tabakrauchen und -Schnupfen sind verbreitet, für den europäischen Markt erfährt der Tabak eine besondere Zubereitung. Bewegung von einem Orte zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst in Tragsesseln aus Bambus; im N. sind zweiräderige Karren im Gebrauch. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen einzelner; das gut organisierte Regierungspostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Korrespondenzen. Die Warenbeförderung wird auf dem Landwege, im S. mittels Schiebkarren, im N. mittels zweiräderiger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maultiere, im W. Kamele sind jedoch die meist benutzten Transportmittel.

Öffentliche Schaugepränge sind beliebt; alle öffentlichen Feste (der Neujahrstag, das Fest der Drachenboote, gestiftet zu Ehren des im 4. Jahrh. v. Chr. lebenden Kinjuen, das Laternenfest am 15. des ersten Monats, das Fischerfest) geben Veranlassung zu allgemeiner Freude und Heiterkeit. Das Spazierengehen ist den Chinesen kein Bedürfnis, dagegen sieht man häufig Erwachsene einen Lieblingsvogel im Käfig stundenlang spazieren tragen. Leibliche Übungen werden nur vom Militär vorgenommen; doch ist das Ballspiel beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin und her gestoßen wird. Die Neigung zum Hasardspiel ist allgemein. Das Schachspiel ist bei den Chinesen seit undenklichen Zeiten üblich, weicht aber vom indischen und abendländischen bedeutend ab (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 24, S. 172). Mechanische Spielereien mit überraschendem Effekt sind von Kindern und Erwachsenen sehr gesucht, einen lohnenden Einfuhrartikel bilden Spieldosen. Theatervorstellungen sind ein Hauptvergnügen, auch Gaukler aller Art sieht man sehr gern. Eine besondere Belustigung für groß und klein ist ferner das Steigenlassen von Papierdrachen, die der berühmte General Hansi 206 v. Chr. erfunden

haben soll. Bewunderungswürdiges leisten endlich die Chinesen in der Kunst der Feuerwerke. Als Eigentümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie beim Schreiben die Wörter nicht in wagerechten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen ꝛc.

Religionen.

Die vorherrschenden Religionsbekenntnisse sind die Lehren des Konfutse, des Laotse, des Buddha und die durch gegenseitige Einwirkung dieser Religionssysteme aufeinander entstandene gegenwärtige Volksreligion. Von großer Bedeutung für einzelne Provinzen ist der Islam, während die Bekenner des Christentums numerisch wie in sozialer Beziehung noch wenig hervortreten. Obschon der Staat keine feierliche Verpflichtung fordert, sich zu irgend einer bestimmten Religion zu bekennen, genießen doch die Bekenner des Konfutianismus politisch höheres Ansehen. Das Christentum ist der chinesischen Regierung besonders anstößig, weil es die Mitglieder mittels eines feierlichen Ritus, eines Sakraments, aufnimmt, als sollte man einer Art geheimer Gesellschaft angehören (vgl. Friedr. Müller, Reise der österreichischen Fregatte Novara, ethnographischer Teil, Wien 1868). Die alte Religion war fast ausschließlich der noch heute bestehende Ahnenkultus. Menschen und Naturgeister werden nicht gänzlich getrennt gedacht; die ganze Natur ist von Geistern (Schin) belebt. Der Himmel (Thian) ist das Höhere, die Erde (Ti) das Niedrigere. An der Spitze aller Geister steht der Himmel oder, wie man auch sagt, der Schangti, der »höchste Herrscher« oder Gott; in der philosophischen Sprache werden diese beiden Gegensätze durch Yang und Yin, etwa das männliche und weibliche oder das lichte und dunkle Prinzip, ausgedrückt. Durch die Zusammenwirkung von Himmel und Erde entstehen alle Wesen und das vorzüglichste derselben, der Mensch. Beim Tode erfolgt die Auflösung des Menschen in einen himmlischen und irdischen Teil. Die verstorbenen Herrscher werden als dem obern Kaiser (Gott) im Himmel zur Seite stehend gedacht; später wird der Aufenthaltsort der Toten unter die Erde verlegt. Von Belohnung oder Bestrafung ist nirgends die Rede, die Gestorbenen bleiben in demselben Verhältnis zu ihren Fürsten ꝛc. wie auf Erden und üben auf das Schicksal ihrer lebenden Nachkommen einen wesentlichen Einfluß. Ein Priesterstand fehlte; der Kaiser, die Vasallenfürsten, zuletzt der Hausvater verrichten die religiösen Zeremonien. Vgl. Plath, Religion und Kultus der alten Chinesen (Münch. 1862—63); »Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 21. — Die Religion, zu der sich jetzt der Kaiser, alle Staatsbeamten und die Gelehrten bekennen, ist die Lehre des Konfutse (s. d.). Auch in dieser blieben Kaiser, Fürsten, Staatsbeamte die vornehmsten Priester, doch gibt es auch Berufspriester, die vom Geschäft des Opferns ꝛc. leben; indes muß man sie als Schwarzkünstler bezeichnen. Die Opfergaben bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen, Seidenzeugen. Die Opferhandlung ist stets ein Fest und wird im Tempel, bei besondern Anlässen auch im Freien vorgenommen. Wallfahrten wird ein großer Wert beigelegt; jeder größere Ort hat seinen Konfutsetempel. Vgl. J. Legge, The life and teachings of Confucius (Lond. 1867). — Das dritte C. eigentümliche Religionssystem ist das des Laotse (s. d.), des Stifters der Taossesekte, die auch in Japan und Hinterindien Verbreitung fand. Ihre Anhänger haben jedoch die ursprünglichen erhabenen Lehren ihres Stifters praktisch zu einem wahren Zerrbild umgebildet und sind jetzt einem groben Mystizismus ergeben. Ihre Hauptsitze sind in der Provinz Kiangsi; sie stehen übrigens in geringem Ansehen.

Der Buddhismus (hier Religion des Fo genannt) kam 65 n. Chr. von Indien nach C., ist aber in der ihm zu teil gewordenen Verunstaltung rohes Heidentum und Götzendienst geworden. Die Indolenz und das Cölibat der Priester machen diese den Anhängern des Konfutse verächtlich, wie nicht minder ihre freiwillige Armut und ihr lästiges Betteln. Ihr Gottesdienst ist aber prunkhaft, der Klerus, die Bettelmönche sind überaus zahlreich vertreten, das Land ist mit buddhistischen Klöstern übersäet. Die große Masse des Volkes gehört ohne Zweifel dem Buddhismus an (s. d.), während die Zahl der Laotseanhänger eine verhältnismäßig geringe ist. Scharfe und bewußte Gegensätze zwischen diesen Religionen bestehen unter der Bevölkerung nicht, vielmehr hat sich auf der Basis des für C. typischen Ahnenkultus eine Volksreligion gebildet, die sich bei den niedern Klassen als Aberglaube zeigt, bei den Gebildeten aber einer flachen Aufklärung mit allerlei nach Religion und Sekte wechselnder Tugendschwätzerei Platz gemacht hat. Der Glaube an Seelenwanderung, eine der alten Religion ganz fremde und entgegengesetzte Vorstellung, kam mit dem Buddhismus ins Land und beherrscht die Anhänger aller Sekten und Religionen.

Der Islam faßte schon 628 in C. Fuß, nachdem ein Vetter Mohammeds, Wah Abi Kabscha, vom Kaiser Taitsong die Erlaubnis erhalten hatte, in Kanton eine Moschee zu errichten. Das Grab des ersten Begründers ihres Glaubens im Lande ist noch jetzt ein Wallfahrtsort für alle in C. lebenden Mohammedaner. 755 sandte der Chalif Abu Giafr dem von dem Rebellenführer Anlo-Chan bedrängten Kaiser Sontsong 4000 arabische Soldaten, die sich später in mehreren Städten niederließen. Freilich wurden in dem 877 ausbrechenden Aufstand unter dem Rebellenführer Wong-Chan Tausende niedergemetzelt. Die größte Zahl der Mohammedaner befindet sich gegenwärtig in den Provinzen Kansu (8,350,000), Schensi (6,500,000) und Jünnan (3,750,000), in viel geringerm Maße in Schantung und Honan (je 200,000), Schansi, Hunan und Hupei, Kweitschou, Setschuan u. a. Die Gesamtzahl aller Mohammedaner im chinesischen Reich wird auf 19,950,000 Seelen berechnet. Juden sollen zuerst unter der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) eingewandert sein; jetzt befindet sich noch eine kleine jüdische Gemeinde zu Kaifungfu in Honan, die aber bereits viel von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt hat.

Das Christentum wurde bereits in der ersten Hälfte des 7. Jahrh., wenigstens in seinen äußerlichen Formen, durch Nestorianer eingeführt, wie die berühmte, in chinesischer und syrischer Sprache abgefaßte Inschrift von Singanfu beweist. Die ersten europäischen Reisenden (Marco Polo u. a.), welche während der Mongolenherrschaft durch Innerasien nach C. gelangten, fanden bereits zahlreiche nestorianische Gemeinden vor. Papst Clemens V. errichtete 1307 den erzbischöflichen Stuhl von Khambalu (Peking), 1313 den bischöflichen Stuhl von Zeitun (Tsieuntscheufu in Fukian), doch bestanden dieselben nur bis 1369. Die eigentliche nachhaltige Einführung des Christentums datiert aber erst seit 1580, denn erst in diesem Jahre gelang es dem Jesuiten Ruggieri, in Kanton festen Fuß zu fassen,

und erst 1601 konnte der Jesuit Ricci in die Hauptstadt Peking eindringen. Ein schon 1552 durch den berühmten Jesuiten Franz Xaver gemachter Versuch war an dessen gleich nach der Ankunft erfolgtem Tode gescheitert. 1696 erschienen auch Dominikaner und Franziskaner in C., doch vermochten sie nicht annähernd gleiche Erfolge zu erzielen wie die Jesuiten, welche sich gewandt den Formen des Buddhismus anzupassen wußten. Als Papst Clemens XI. auf die Anklagen der ersten gegen die Jesuiten den Legaten Tournon zur Untersuchung der Sachlage aussandte, verbannte Kaiser Schöng-tsu 1718 alle Missionare mit Ausnahme der Jesuiten, und auch diese wurden durch den Kaiser Jungtschong und seine Nachfolger heftig verfolgt; 1814 wurde der Bischof Dufresne enthauptet. Durch die Verträge von Tientsin (26. und 27. Juni 1858) und von Peking (24. und 25. Okt. 1860) wurde den Angehörigen aller christlichen Glaubensbekenntnisse Sicherheit der Person und des Eigentums sowie freie Ausübung ihrer Religion und den in das Innere reisenden Missionaren, wenn sie mit Pässen versehen wären, wirksamer Schutz zugesichert. Auch sollte der Übertritt zur christlichen Religion und die Ausübung derselben erlaubt und straflos sein. Doch sind wiederholt und bis in die neueste Zeit Christenverfolgungen vorgekommen, bei denen viele Christen unter Billigung der Behörden ihren Tod fanden, wenn auch die chinesische Regierung auf Drängen Europas und Nordamerikas sich genötigt sah, zu versprechen, an die Hinterbliebenen Entschädigungssummen zu zahlen, was freilich bisher noch nicht geschehen ist. Die Zahl der gegenwärtig in C. thätigen katholischen Orden ist acht, nämlich Augustiner, Belgisches Seminar, Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten, Lazaristen, Mailänder und Pariser Seminar, mit 35 Vikariaten in 18 Provinzen des eigentlichen C., in der Mandschurei, Mongolei, Tibet und Korea. Man zählte 1881: 41 Bischöfe, 664 europäische und 559 eingeborne Priester, 1,092,818 Gemeindemitglieder und Anhänger, 2942 Kirchen und Kapellen, 1850 Schulen mit 31,625 Schülern und 36 Seminare mit 744 Studierenden. Die evangelische Mission, die zuerst 1807, thatkräftiger seit 1842 in C. auftrat, zählt nur 34,550 Anhänger; es arbeiten aber hier gegenwärtig 35 Missionsgesellschaften, darunter 5 deutsche (Rheinische, Berliner, Baseler, Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Berliner Frauen-Missionsverein) auf 12 Stationen mit 17 männlichen und 11 weiblichen europäischen Missionaren, 17 eingebornen Gehilfen und 3127 Gemeindemitgliedern; ferner 17 englische und 12 amerikanische Gesellschaften mit einer Jahresausgabe von 1½ Mill. Mk. Vgl. J. Legge, The religions of C. (Lond. 1880); Piton, La Chine, sa religion, ses mœurs, ses missions (Toulouse 1880); Harlez, Les religions de la Chine (Par. 1891); de Groot, The religious system of C. (Leiden 1892 ff.); die Zeitschrift »Missionary Recorder« (Futschou 1867—72).

Unterrichtswesen. Bildung.

So eigentümlich wie die Religion ist das Unterrichtswesen in C. Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist nicht, wie vielfach angenommen, Reichsordnung, daher es auch keine staatlichen Elementarschulen gibt und kein Schulzwang stattfindet. Es geschieht aber von den Privaten viel für den Unterricht; gewöhnlich vereinigen sich mehrere Familien, oder es nimmt der »Stamm« einen Lehrer an, dem die Knaben, nicht auch die Mädchen, im Alter von 5—6 Jahren so lange anvertraut werden, bis sie lesen und schreiben können; es wird weder Mathematik noch Naturgeschichte gelehrt. Etwa 10 Proz. der Landbevölkerung sollen lesen und schreiben können, eine Kenntnis, die bei der Schwierigkeit der chinesischen Sprache selbst bei großem Fleiß gegen 5 Jahre in Anspruch nimmt. Erst bei der Erwerbung der litterarischen Grade spricht die Regierung ein gewichtiges Wort mit. Es gibt drei Grade: Siutsai (»Kandidat«), Tschüjen oder Küzhön (etwa »Doktor«) und Tschinschih (etwa »Professor«). Die beiden letzten Prüfungen finden alle 3 Jahre statt, und zwar in Prüfungshöfen mit Tausenden kleiner Hütten, in denen die Examinanden mehrere Tage und Nächte eingesperrt leben müssen. Hauptaufgabe der Schüler ist Aneignung sämtlicher Schriftsammlungen des Konfutse; der zweite und dritte Grad befähigen zu Staatsämtern; man bereitet sich zum Studium vor in den vom Staat und von Stiftungen unterhaltenen Seminaren zur Unterstützung junger Gelehrten. Geld, Verwandtschaft und Empfehlung verhelfen jedoch vielen Unwissenden zur Auszeichnung durch diese drei Grade; überhaupt laufen dabei die gröbsten Betrügereien unter. Dagegen werden die Prüfungen in der kaiserlichen Hofburg für die höchste Stufe des Hanlin (Pinselwald) strenger gehandhabt. Diejenigen, welche diese Prüfung bestanden haben, finden Aufnahme in den Hanlinjüan, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, oder werden sonst in hohen Stellungen verwandt. Die zu Tausenden durchfallenden Kandidaten werden Schullehrer, Notare, Schreiber ꝛc. Einziges Ziel des Unterrichts ist, das bestimmte überkommene Maß von Kenntnissen und Wissenschaften dem nachwachsenden Geschlecht zu übermitteln; Schulbesuch der Mädchen ist Ausnahme. Das Wissen auch der Gebildetsten geht über den Bereich ihres Landes selten hinaus. Neuerdings bereitet sich darin eine Änderung vor, 1867 erfolgte die Errichtung eines Kollegiums für fremde Wissenschaften (Tungwenkuan) in Peking, einer Art Universität mit europäischen und amerikanischen Professoren. Auch werden seit 1872 junge Chinesen zu ihrer Ausbildung nach Europa und Amerika gesandt.

In der Zeitrechnung bedient man sich eines 60jährigen Cyklus, der aus einer sechsmaligen Kombination des Dezimalcyklus mit der fünfmaligen des Duodezimalcyklus gebildet ist. Die Tage, von Mitternacht zu Mitternacht, werden in zwölf Stunden geteilt; eine Einteilung der Monate in Wochen ist nicht gebräuchlich. Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes. Im gemeinen Leben hilft man sich mit einem Rechenwerkzeug. Die Anfänge der Kunstübung unter den Chinesen reichen bis in den Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. hinauf; sie zeigen sich aber nicht so sehr in Schöpfungen der monumentalen Kunst als in Werken der Kunstindustrie für den Gebrauch des Gottesdienstes. Die ältesten erhaltenen Denkmäler der chinesischen Kunst sind Bronzegefäße und -Geräte für den Kultus, deren Ornamentierung auf selbständige Nachahmung der Natur deutet. Mit der Einführung des Buddhismus kamen in die chinesische Kunst neue Elemente, die schließlich ihren Charakter bestimmt haben. Indisch-buddhistische Einflüsse zeigen die ältesten uns erhaltenen Baudenkmäler (aus dem 11. Jahrh.), und aus indischen Mustern hat sich auch der eigentliche chinesische Baustil entwickelt, dessen vornehmlichste Eigentümlichkeit in den nach innen gebogenen Dächern der Tempel und in den Glockentürmen, den sogen. Pagoden, besteht, deren zahlreiche Stockwerke mit besondern Dächern

verstehen sind. Obwohl die Chinesen in spätern Jahrhunderten eine große Virtuosität in der Schnitzerei in Elfenbein, Horn und Holz erlangt haben, liegt doch der Schwerpunkt ihrer Kunstübung in der Porzellaninduſtrie und in der Malerei. Die Entwickelung dieſer beiden Kunſtzweige iſt erſt in neueſter Zeit von europäiſchen Gelehrten erforſcht worden. Sie haben ſo viel ermittelt, daß die Kunſt der Malerei nach Japan, deſſen Schöpfungen zuerſt in Europa bekannt geworden ſind, von C. eingeführt worden iſt, wo ſchon im 10. Jahrh. v. Chr. eine Art von Freskomalerei geübt worden ſein ſoll und im 2. Jahrh. n. Chr. die Bildnismalerei bekannt war. Auch die Malerei mit Schmelzfarben auf Thon und Porzellan hat ihren Urſprung in C., von wo ſie nach Japan gekommen iſt (ſ. Porzellan). Bei der Abgeſchloſſenheit des chineſiſchen Reiches ſind die künſtleriſchen Eigenſchaften der Chineſen noch nicht in ihrem vollen Umfange anerkannt und gewürdigt worden. Vgl. Paléologue, L'art chinois (Par. 1887) und beifolgende Tafel »Chineſiſche Kultur I u. II«. Als Meiſter zeigt ſich der Chineſe in der Gartenkunſt, indem er die anmutigſten und geſchmackvollſten Gruppierungen von Bäumen und Raſen zu ſtande zu bringen weiß, obſchon ſeine Vorliebe für das Zwerghafte auch hier ſtörend eingreift. Für die Muſik hat man zahlreiche Inſtrumente: Laute, Guitarre, Flöte und andre Blasinſtrumente, dreiſaitige Geigen, eine Drahtharmonika, die mit zwei Bambusſtäbchen geſchlagen wird, Glocken, Trommeln, Pauken ꝛc. (vgl. Plath in den »Sitzungsberichten der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften«, Bd. 1, S. 116 ff.), doch beſitzen ſie für Akkorde, Melodie oder Harmonie gar kein Verſtändnis. Daß man ſelbſt tanze, statt ſich vortanzen zu laſſen, iſt ihnen unbegreiflich. Sehr beliebt ſind Schauſpiele, doch geht es dabei nicht ohne Obſcönitäten ab. Die Frauenrollen dürfen, ſeitdem der Kaiſer Kienlung im 18. Jahrh. eine Schauſpielerin geheiratet hat, nur von Jünglingen geſpielt werden. Über die dramatiſchen Dichtungen der Chineſen ſowie über die Litteratur derſelben überhaupt ſ. Chineſiſche Sprache und Litteratur. Zeitungen in chineſiſcher Sprache ſind ſehr wenig vorhanden; von 14 einheimiſchen Zeitungen oder Zeitſchriften erſcheinen je 5 in Schanghai und Hongkong und je eine in Amoy, Kanton und Peking. Die älteſte derſelben, zugleich die älteſte Zeitung überhaupt, iſt die »Hauptſtadt-Zeitung« (»King-Pan«) in Peking, eine täglich gedruckt und geſchrieben erſcheinende Sammlung der am Thor des kaiſerlichen Palaſtes angeſchlagenen Bekanntmachungen. Von den Berichten der Beamten der Hauptſtadt und der Provinzen, welche die Regierung in der Staatskanzlei zur Kenntnisnahme der Beamten und Litteraten täglich auslegt, dürfen Private Abſchriften nehmen, welche dann in Heften, meiſt geſchrieben, erſcheinen. Nach europäiſcher Weiſe erſchien zuerſt »Shön-Pan«, das 1870 von dem Engländer Major begründet wurde, jetzt eine monatliche Auflage von 50,000 hat und das gediegenſte und verbreitetſte Blatt Chinas iſt. Ebenfalls in Kanton erſcheint ſeit 1881 in einer Auflage von 60,000 »Hu-Pan«, Eigentum des »North China Daily News«, ferner die illuſtrierten Zeitſchriften »Tien-Shi-Tschai-Hwa-Pans«, ſeit 1887 in einer Auflage von 20,000, von Chineſen herausgegeben, und für jugendliche Leſer von den Miſſionaren herausgegebene Blätter. Die Geſellſchaft Jeſu gibt ſeit 1879 die in ihrer Druckerei in Sükawei bei Schanghai hergeſtellte »Ji-Wen-Luh« (»Der Verbeſſerer der Litteratur«) in einer Auflage von 15,000 heraus. Hongkong beſitzt fünf chineſiſche Zeitungen, von denen »Chung-Wai-Shing-Pan«, »Hwa-Tsze-Juh-Pan«, »Wei-Shing-Juh-Pan« (Auflage je 15,000) und »Jue-Pan« (30,000) europäiſche Gründungen ſind. In Kanton erſcheint ſeit 1886 »Kwang-Pan« (»Kanton-Zeitung«), in Tientſin »Shi-Pan« (»Die Zeit«) in einer Auflage von 30,000, Eigentum engliſcher Kaufleute, gegründet zur Förderung ihrer Handelsintereſſen. Stark vertreten iſt die europäiſche Preſſe, welche zuerſt mit dem »Canton Register« auftrat, welchem der »Chinese Recorder«, »North China Daily News«, »North China Herald«, »The Celestial Empire« (ſämtlich in Schanghai), »Foochow Advertiser« (in Futſchou), »Hankow Times« (in Hankau), »Daily Press«, »China Mail«, »China Review« (in Hongkong) und ebenda auch das portugieſiſche »Echo de Povo«, ſeit 1. Okt. 1886 auch eine deutſche Zeitung: »Der Oſtaſiatiſche Lloyd«, in Schanghai folgten. Ein gelehrtes Journal gibt die North China Branch of the Royal Asiatic Society heraus. Über die Kulturverhältniſſe der Chineſen vgl. Doolittle, The social life of the Chinese (Lond. 1866, 2 Bde.); Gray, C., a history of the laws, manners and customs of the people (das. 1878); Ratſcher, Bilder aus dem chineſiſchen Leben (Leipz. 1881). Der Sinologie gewidmete periodiſche Publikationen ſind: »The C. Review« (zweimonatlich, Hongkong); »The Chinese Recorder« (Schanghai); »Journal of the C. branch of the R. Asiatic Society«.

Erwerbszweige.

[Landwirtſchaft.] Die vorzüglichſte und zugleich in höchſten Ehren ſtehende Beſchäftigung der Chineſen iſt der Landbau. Das Land wird als dem Kaiſer gehörend betrachtet; ſeit dem Ende der dritten Dynaſtie (4. Jahrh. v. Chr.) erhebt jedoch der Staat nur noch eine Abgabe, während früher ein Teil für den Landesfürſten bebaut wurde, u. der Grundbeſitzer iſt jetzt nicht weiter beſchränkt, als daß er des Landes bei Nichtanbau verluſtig wird. (Über Grundeigentum vgl. v. Sacharow, Arbeiten der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Peking über C., Bd. 1.) In der Ebene iſt das Land ſehr parzelliert, hier kann eine Familie von fünf Mitgliedern ſich von 1—2 Hektar Ackerbodens ernähren. Ein Beſitzer von 6 und mehr Hektar gilt als ein vermögender Mann; man findet aber auch Beſitzungen von 600 und, in hügeligen Gegenden, von 12—1800 Hektar. Bei Bearbeitung des Bodens werden am meiſten Hauen und Rechen verſchiedenſter Konſtruktion verwendet; Pflüge und Eggen ſind nur auf größern Gütern im Gebrauch. Das Getreide wird entkörnt durch Ausſchlagen, durch Austreten von Tieren oder mit Dreſchflegeln. Zum Enthülſen von Reis oder Mahlen von Getreide dienen Mühlen, welche durch Menſchenhände, Büffel oder Waſſer bewegt werden, zur Entkörnung und Reinigung der Baumwolle einfache, unſern Anforderungen nicht genügende Geräte. Der Ackerboden beſteht meiſt aus jüngſtem Alluvium; mit Ausnahme des nördlichen C. kann überall das ganze Jahr hindurch im Feld gearbeitet, ja im ſüdlichen C. auch geſäet, gepflanzt und geerntet werden; namentlich ſind es die verſchiedenen Gemüſearten, die man auch mitten im Winter für die Nahrung einſammelt. Die Hauptarbeiten beginnen im März und enden im November. Es wird meiſt in Drillen geſäet und gepflanzt; Gewinnung von Unterfrüchten wird allgemein angeſtrebt. Fruchtwechſelwirtſchaft iſt die Regel; als Dungmittel verwendet man Ölkuchen, menſchliche Exkremente, Dünger von Schweinen, Büffeln und Ochſen, ſelten

von Pferden und Ziegen, Wasserpflanzen, Asche, gebrannten Kalk, Fische. Das wichtigste Bodenprodukt des südlichen und mittlern C. ist Reis, von dem man drei Arten unterscheidet, roten, kleinen und großen. Die Nord- und Nordwestprovinzen, Petschili, Schansi und Setschuan, bringen in Fülle Weizen, Gerste, verschiedene Arten von Hirse hervor; auch Kartoffeln und Bataten, Wein, Baumwolle, Rhabarber, Indigo, Hanf, das sogen. chinesische Gras (Boehmeria nivea), Jute, Lein, Gewürze u. a. Der Zuckerrohrbau, besonders auf Formosa, ist so bedeutend, daß C. große Mengen nach Japan und Indien ausführt. Tabak wird fast von jedem Landwirt zu eignem Gebrauch gebaut, in größerer Menge im nördlichen und südlichen C. sowie in der Provinz Hupei; ausgeführt wurde 1891 für 1,052,358 Haikuan Tael. Der Theestrauch wird ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, meist in hügeligen Distrikten mit schlechtem sandigen Boden. Bis zum Beginn der 70er Jahre war C. fast die alleinige Quelle für die Versorgung der ganzen Menschheit mit Thee. Seit dieser Zeit haben ihm indes Japan und Britisch-Indien eine große Konkurrenz bereitet. Dennoch betrug die Theeausfuhr 1891: 31,515,794 Haikuan Tael. Ölgebende Pflanzen werden vielfach angebaut; sehr wichtig ist auch der Anbau von Mohn für die Opiumgewinnung, vornehmlich in der Provinz Setschuan, dann in Jünnan, Schensi, Hupei, Hunan, Kiangsu und Fukian, der trotz aller Verbote jährlich zunimmt. Von Früchten sind die Litschi- und Longanpflaumen, Pomeranzen, Ananas, Kokosnüsse, Bananen, Mango u. a. zu nennen. Ingwer baut man überall im Innern. Von Gemüse, Wurzel- und Knollengewächsen werden enorme Quantitäten gewonnen. Kunstgärtnerei wird sowohl im Freien als in geschlossenen Räumen mit vieler Sachkenntnis und Sorgfalt betrieben. Die Forstwirtschaft wird dagegen ganz vernachlässigt; auch der eigentliche Wiesenbau, verbunden mit Heugewinnung, wie die Viehzucht sind den Chinesen fremd. Eine besondere Wichtigkeit hat für C. der Seidenbau, der auf einer hohen Stufe der Entwickelung steht; die meiste und beste Seide liefern die mittlern Provinzen und die Umgegend von Kanton. Eine Besonderheit ist hier wie in Japan der Eichenspinner. Die Viehzucht ist unbedeutend. Das Pferd, klein und häßlich, aber knochig und stark, wird hauptsächlich beim Heere und zum Postdienst gebraucht; im Osten zieht man Esel und Maultiere, in Zentralasien zweihöckerige Kamele vor; Rinder züchtet man sehr wenig; sie sind klein, oft nur von der Größe des Esels, dem Zebu ähnlich. Der Büffel, kleiner als der ägyptische und indische, wird nur zum Ziehen gehalten; er ist hellfarbig, haarlos, sehr gelehrig. Das Schaf, im Norden weniger gewöhnlich als die Ziege, ist die Art mit dem Fettschwanz. Die Schweine haben sehr kurze Beine, einen eingedrückten Rücken und sind sehr fettreich; sie gehören zu den nützlichsten Haustieren. Hunde und Katzen werden allgemein gehalten. Gold- und Silberfasanen werden in großer Menge gezogen, ebenso Pfauen und Hühner in unermeßlicher Menge; in den mittlern Provinzen auch die dort heimische, prachtvoll gefiederte Mandarinente. Die Fischerei und zwar das Fischen von Pflanzen wie von Süßwassertieren und einigen Seetieren beschäftigt eine große Menge von Leuten und liefert für die Nahrung der Menschen wie für Düngung der Felder enorme Massen; die Fischerei wird häufig mittels eines abgerichteten Kormorans (Seeraben) ausgeführt. Die künstliche Fischzucht ist den Chinesen schon seit den frühesten Zeiten bekannt. — Zu den Landplagen, welche oft Mißwachs und Hungersnot zur Folge haben, gehören vor allen die Überschwemmungen, weil der Reis meist in den Flußthälern angebaut wird; aber auch Dürre verdirbt die Ernten auf weite Strecken, da jahrhundertelang fortgesetztes Abholzen, ohne für Nachwuchs zu sorgen, dem Lande die regenbildenden Einflüsse der Wälder entzogen hat. Für Zeiten der Hungersnot hat die Regierung wie die Privatwohlthätigkeit Speicher angelegt, wo ein Teil der in Reis entrichteten Grundsteuer oder angekaufte Frucht aufbewahrt wird, bis Mißernte unentgeltliche Abgabe oder Verkauf unter dem Marktpreise nötig macht. Vgl. Plath, Die Landwirtschaft der Chinesen (Münch. 1874).

[Bergbau.] Der große Reichtum Chinas an Mineralschätzen wird noch sehr wenig ausgenützt. Gold findet sich bei Urumtschi, in größerer Menge im obern Jantsekiang, der in diesem Teile deswegen Kinschakiang (Goldsandfluß) heißt, und auch in andern Flüssen Jünnans, das vielleicht die größten Goldwäschereien der Welt hat. In den Minen von Tinkwan arbeiten 2000 Mann. Das meiste Gold kommt indes aus der Nähe des Kuku-Nor, wo es aus den Flüssen und aus dem Schuttlande gewonnen wird, jedoch nur in den Sommermonaten. Auch Schensi besitzt goldreiche Gebirge; die ergiebigsten Minen befinden sich aber in Kueitschou. In Schantung, das schon vor Jahren Goldgräber aus Kalifornien angezogen hatte, hat man bei Ninghai ergiebige Goldadern gefunden, welche seit 1890 von einheimischen Unternehmern ausgebeutet werden. Am Amur werden Goldgruben bei Mohr ausgebeutet, deren Ertrag auf täglich 50 Unzen angegeben wird. Silber findet sich teils in Verbindung mit Blei, wie in Kuangtung, teils rein, wie in Kansu, Hunan, Kuangsi, besonders aber in Jünnan, wo der jährliche Ertrag auf 33 Mill. Mk. berechnet wird. Das in C. gewonnene Seifensilber enthält etwas Gold und soll an Reinheit und Feinheit jedes andre Silber der Welt übertreffen. Eisen findet sich zwar fast überall, wird aber auch viel eingeführt; dasselbe gilt von Blei und Zinn (letzteres wird über Pakhoi ausgeführt) sowie vom Kupfer, das in ansehnlicher Menge in Jünnan und Kueitschou gewonnen wird, wo man auch Nickel findet. Quecksilber, namentlich als Zinnober, gibt es in Schensi, Hunan, Kueitschou und Kansu. Südjünnan liefert Rubine, Amethyste, Saphire, Topase, Granaten, Opale, Malachit, Speckstein (Agalmatolith), woraus man Figuren schnitzt, Schensi u. a. den geschätzten Nustein (Jadeit), der zu Mandarinknöpfen verarbeitet wird, Petschili Karneole. Schöne Bergkristalle kommen aus Fukian, Lapislazuli (zur Ultramarinbereitung), Porphyr und Jaspis aus den Granitbergen von Tscheliang. Porzellanerde findet sich bei Kingtetschin in Kiangsi, bei Schutschou in Honan, bei Lungtsüan in Tscheliang u. a. Schwefel, Graphit und Meerschaum werden in Menge gewonnen. An Kohle, über deren Verwendung zum Heizen schon Marco Polo berichtet, ist C. außerordentlich reich; man schätzt die Ausdehnung seiner Kohlenfelder auf über 495,600 qkm (9000 QM.). In der Provinz Schansi soll ein Areal von 88,100 qkm (1600 QM.) von Kohlenschichten von mehr als 13 m abbauwürdiger Mächtigkeit bedeckt und ein Vorrat von 630,000 Mill. Ton. ausgezeichneten Anthracits und bituminöser Kohle vorhanden sein. Bei Lopbing finden sich Eisenerze und Anthracit dicht nebeneinander. Auch Petschili, Schansi und Formosa, namentlich aber die westlichen Gebirge, besitzen einen fast unglaublichen Reich-

tum an Kohle. Doch sind wegen mangelnder Verkehrswege erst die nahe der Küste gelegenen Lager einigermaßen erschlossen worden, so die Gruben von Kaiping im nordöstlichen Petschili und die von Kilung im nördlichen Formosa, welche durch Eisenbahnen mit den nächsten Hafenplätzen verbunden sind. In geringer Entfernung von der Küste liegen die Gruben von Schimontsai im nordöstlichen Petschili und von Kubuschwei in Schingking an der Societybai des Golfs von Petschili. Gleichfalls in Schingking südöstlich von Mukden liegen die Gruben von Saimaki, westlich und südwestlich von Peking die von Tschaitang, Jangkiafang, Fangschan, Siwan, Hutai und Mentoukou, im nördlichen Schansi die von Tatung; in Honan bei Hwaiking und Schutschou, in Schantung bei Poschanhien, Tschangkiuhien und Weihien, in Kiangsu nordöstlich von Nanking, in Hupei nordöstlich von Huangtschoufu, in Kiangsi bei Lophinghien, in Yunan an sieben Stellen im Thal des Luiho sowie bei Kueijanghien und Siangkianghien, in Kuantung bei Schaotschufu. Salz wird teils aus dem Meerwasser auf der Insel Hainan und an den Küsten von Kuangtung und Fukian, teils aus 500—600 m tiefen Brunnen in Setschuan und Jünnan, in Schansi aus dem Salzsee von Lutsum gewonnen. Seit den frühesten Zeiten ist das Salz Regierungsmonopol; die mit den Salzzolleinnahmen beauftragten Mandarinen sind die höchsten Steuerbeamten, und die Salzhändler sind die reichsten Kaufleute. Längs der Ufer des Peiho gewahrt man endlose Salzschober. Die jährliche Einnahme aus dem Salzzoll beziffert sich auf 12 Mill. Haikuan Tael. Granit, in dessen Bearbeitung die Chinesen Meister sind, wird meist zu architektonischen Zieraten verarbeitet, den vortrefflichen Marmor gebraucht man dagegen nur zu Fliesen, schwarzen aber zu berühmten tönenden Steinen. Heiße Quellen kommen zahlreich in Schensi und Setschuan vor; in letzterer Provinz auch die Feuerbrunnen (Hotsing), welche durch das den Bohrlöchern (nach Salz) entströmende Gas entstanden sind. Dieses Gas, durch Bambusröhren weiter geleitet, dient namentlich zum Verdampfen der Salzsolen.

[Industrie.] Der Erfindungsgeist der Chinesen muß ehemals bedeutender gewesen sein als jetzt, wo sie von ihren Schülern in Korea und Japan in vielen Stücken übertroffen werden. Die Magnetnadeln scheinen sie schon 2500 v. Chr., das Schießpulver lange vor uns gekannt zu haben, doch wurde es nur zu Feuerwerk verwandt, bis das Beispiel der Europäer seinen Nutzen zu Kriegszwecken lehrte. Die metallurgische Kunst ist mittelmäßig; die früher berühmte Metallschmiederei und Bronzegießerei wird jetzt in weit höherm Maße von den Japanern betrieben. Überhaupt sind Geschick und Erfindungsgeist unverkennbar in Abnahme begriffen. Der Maschinen bedürfen sie bei der Billigkeit menschlicher Arbeit kaum. Nur Ölpressen, von Tschien bewegt, und Pumpen zur Hebung des Wassers aus den Kanälen über die Deiche zur Bewässerung der Felder bemerkt man überall. Auch die Getreidemühlen werden von Büffeln bewegt. Die Papierbereitung geht zurück bis 153 n. Chr.; man verwendet jetzt dazu Hanffasern, junge Bambussprosse und Bambusfaser, die Rinde des Papierbaums (Broussonetia papyrifera), Baumwolle, Maulbeerbaumrinde, Rotang, Meeralgen, Reis-, Weizenstroh u. dgl. Die sehr dauerhaften Sorten werden zu Fenstern und Regenschirmüberzügen verarbeitet. Der Gebrauch des Holzstockdrucks reicht bis ins 6. Jahrh. unsrer Zeitrechnung zurück; 992 wurden zum erstenmal Schriften durch Steindruck vervielfältigt. Letterndruck wurde im 11. Jahrh. erfunden, kam aber bei den großen Schwierigkeiten, welche die chinesische Sprache dem Druck mit beweglichen Typen entgegenstellt, erst seit 1662 in Anwendung, als unter dem aufgeklärten Kaiser Khanghi europäische Missionare es dahin brachten, daß 250,000 bewegliche Letternstücke in Kupfer gestochen wurden. Neuerdings werden chinesische Zeitungen, Bibelübersetzungen, Missionsschriften ꝛc. mit beweglichen Lettern gedruckt. Feuerwerkskörper werden fabrikmäßig in der Nähe von Kanton produziert und bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach den Vereinigten Staaten. Chinesisches Email hat jetzt noch seinen besondern Wert; an Porzellan wird heutzutage wenig mehr als Fabrikware geliefert; Form und Ornamentation sind bei den Japanern in dieser Branche viel vorzüglicher, wenigstens was die im Handel vorkommenden Fabrikate betrifft, wenn auch für eigentliche Articles de vertu C. immer noch der klassische Boden ist. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Lackwaren, die an Zierlichkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übriglassen und mit andern kunstgewerblichen Artikeln in Elfenbein, Holz, Kristall, Nephrit, Gold und Silber ihren Hauptmarkt in Kanton finden. Die Schiffbaukunst hat nur in den kaiserlichen Werften unter europäischen Lehrern Fortschritte gemacht. Die chinesischen Händler befrachten jetzt mit Vorliebe europäische Fahrzeuge, deren größere Sicherheit und Seetüchtigkeit, verglichen mit den plumpen, kiellosen, wenig leistungsfähigen Dschonken, sie bald erkannten. In neuester Zeit hat man nach europäischem Muster größere gewerbliche Anstalten errichtet, was indes keineswegs dahin gedeutet werden darf, daß Mandarine und Volk mehr fremdenfreundlich gesinnt sind. So hat der Vizekönig von Hupei und Hunan in seiner Residenzstadt Wutschang Fabriken zur Gewinnung und Bearbeitung von Rohmaterial für den Eisenbahnbau angelegt; in Schanghai wurde eine Baumwollspinnerei und -Weberei und eine Spinnerei errichtet, welche mehrere tausend Arbeiter beschäftigen.

Handel.

Der Handel mit dem Ausland war bis zum Frieden von Nanking (1842) auf dem Landweg nur über Maimatschin, Kiachta gegenüber, für den Seeweg nur über Kanton unter hemmenden Bedingungen gestattet. Im genannten Frieden wurden außer Kanton noch Amoy, Futschou, Ningpo, Schanghai zu Freihäfen erklärt und im Frieden von Tientsin (1858) und später eine Anzahl noch andrer Häfen, zuletzt 1889 die beiden Grenzzollämter von Lungtschau und Mengtsu dem fremden Handel eröffnet, so daß jetzt 21 Vertragshäfen (Traktatshäfen) dem Verkehr offen stehen. Hierzu kommen seit 1887 Lappa bei Macao und Kaulung, Hongkong gegenüber, und am Jantsekiang die Häfen Nganking, Tatung, Wuhu, Lukikou und Schaschi, in denen Waren aus Schiffen fremder Bauart gelöscht werden können. Die 21 Vertragshäfen mit ihrer einheimischen Bevölkerung sind die folgenden:

Kanton	1 600 000	Einw.	Wentschou	80 000	Einw.
Tientsin	950 000	»	Wuhu	79 140	»
Hankou	800 000	»	Kiutschuang	60 000	»
Futschou	636 000	»	Kiukiang	53 000	»
Schanghai	400 000	»	Kiungtschau	40 000	»
Tschungking	250 000	»	Swatau	40 000	»
Ningpo	250 000	»	Itschang	34 000	»
Taiwan	235 000	»	Pakhoi	25 000	»
Tschinkiang	135 000	»	Lungtschou	20 000	»
Tamsui	100 000	»	Mengtsu	12 000	»
Amoy	96 000	»			

In diesen 21 Vertragshäfen befanden sich 1891: 547 fremde Firmen (Banken, Handelshäuser) mit 9067 Angehörigen (Handelsbeflissene, Missionare und Geistliche, Ärzte), davon 345 englische Firmen (3746 Personen), 82 deutsche (667), 31 japanische (883), 27 amerikanische (1209), 24 französische (681), 7 portugiesische (659), 5 spanische (316), 4 italienische (133), 4 dänische (100), 4 österreichische (81), 1 schwedische (270), 1 belgische (29 Personen). Der durch die Vertragshäfen vermittelte Außenhandel betrug in Haikuan Taels (4,75 Mk.):

	Einfuhr	Ausfuhr
1889 . . .	110 884 355	96 947 832
1890 . . .	127 093 481	87 144 480
1891 . . .	136 011 863	100 947 849

Da aber viele Waren auf chinesischen Fahrzeugen, welche der Kontrolle der fremden Zollbehörden nicht unterliegen, verschifft werden, so geben die vorstehenden Zahlen kein vollständiges Bild des Gesamthandels Chinas. Der bei weitem wichtigste Hafen ist Schanghai, das die Hälfte des gesamten Handels vermittelt, ihm zunächst stehen Kaulung, Kanton und Swatau. Von dem Werte der Einfuhr beanspruchen Fabrikate 52,8, Nahrungs- und Genußmittel 34,9, Rohstoffe 12,3 Proz., von der Ausfuhr Rohstoffe 41,8, Nahrungs- und Genußmittel 41,5, Fabrikate 16,7 Proz. Die wichtigsten Handelsartikel der Einfuhr waren 1891 in Millionen Haikuan Taels: Baumwollgewebe 32,3, Opium 28,3, Baumwollgarn 21, Reis 6,6, Petroleum 5,3, ferner Wollgewebe, Eisen, Fische, Holz, Zinn, Zündhölzchen, bei der Ausfuhr Thee 31, Rohseide 29,9, Seidenwaren 7, Baumwolle 3,8, ferner Zucker, Strohgeflechte, Papier, Matten, Feuerwerk. Die Opiumeinfuhr, welche aus Britisch-Indien stammt, ist in den letzten Jahren zurückgegangen, während die einheimische Produktion (s. oben) sehr bedeutend zugenommen hat. Übrigens sind die häufig anzutreffenden Schilderungen über die Demoralisation des chinesischen Volkes durch den Opiumgenuß sehr übertrieben. Jedenfalls richtet der übermäßige Alkoholgenuß in den westlichen Ländern weit größern Schaden an. Der chinesische Thee wird in neuester Zeit in England durch den indischen mehr und mehr verdrängt, so daß der Ausfall in den Einnahmen dadurch ein sehr bedeutender ist. Als Gründe dafür werden nachlässige Behandlung des Thees in C. und zu hohe Besteuerung angegeben, während der ökonomischer bereitete indische Thee keinen Ausfuhrzoll zu zahlen hat. Der japanische Thee, der hauptsächlich in Nordamerika Absatz findet, hat nur ein Viertel der Steuern zu tragen, welche der chinesische Thee in seiner Heimat zahlt. An dem Außenhandel Chinas waren die einzelnen Länder 1891 beteiligt in Millionen Haikuan Taels:

Verkehrsländer	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	29,6	13,8
Hongkong	68,1	37,7
Ostindien	12,5	1,6
Singapur und Straits Settlements	1,8	1,4
Vereinigte Staaten von Nordamerika	7,7	9,0
Europa (Kontinent ohne Rußland)	4,4	14,9
Rußland (über Odessa)	0,9	5,8
Rußland (über Sibirien)	0,2	5,5
Japan	5,7	5,8
Macao	3,7	1,9
Andre Länder	1,4	3,7
Zusammen:	136,0	100,9

Der Schiffsverkehr ist in stetem Steigen begriffen; in den Vertragshäfen verkehrten 1891: 33,992 Schiffe von 27,710,688 Ton., darunter 17,718 britische von 17,438,995 T., 11,802 chinesische von 6,642,273 T. (worunter 3235 Dschonken von 149,082 T.), 2520 deutsche von 1,911,897 T., 604 japanische von 515,236 T., 454 österreichisch-ungarische von 457,250 T., 172 französische von 264,660 T., 113 amerikanische von 67,095 T. ꝛc. Von der Gesamtzahl waren 28,040 Dampfer von 26,720,841 T. und 5952 Segelschiffe von 989,847 T. Konsulate. Das Deutsche Reich unterhält einen Generalkonsul in Schanghai, Konsuln in Amoy, Kanton, Taiwan, Tientsin und Tschifu, Vizekonsuln in Hankou, Ningpo, Swatau und Tschifu.

Der Binnenverkehr wird in den beiden Reichshälften in sehr verschiedener Weise vermittelt. Im nördlichen C. finden wir Wagenstraßen, im südlichen nur Saum- und Fußpfade, im nördlichen Lasttiere (Kamele, Maultiere, Esel) zum Tragen und Fahren, im südlichen ist der Mensch das vornehmste Transportmittel. Für die Schiffahrt bietet der Süden ein weitverzweigtes Wassernetz, während die Flüsse im Lößgebiet ihre Betten mit Sand füllen. Hier ist aber ein sehr verzweigtes, leider verfallendes Kanalsystem angelegt worden. Auf den kleinern Flüssen im Innern dürfen jetzt, was früher verboten war, Dampfer fahren; namentlich geschieht dies in Kuangtung. Anfang 1889 wurde auch das Befahren des Sikiang durch chinesische Dampfer erlaubt.

Gegen Eisenbahnen hat sich C. lange hartnäckig verschlossen; eine 1876 eröffnete Linie von Schanghai nach Kangwan (6 km) mußte schon nach wenigen Monaten wieder beseitigt werden. Auch die geplanten vier großen Linien von Tschinkiang in Kiangsu nach Peking, von Hankou nach Peking, von Peking nach der Mandschurei und nach der Provinz Kansu mit anschließenden Nebenbahnen wurden nicht in Angriff genommen, obschon dieselben für die Landesverteidigung und zur Abwehr von Hungersnot unentbehrlich erschienen. Englische Ingenieure erlangten endlich die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn von Schukautschung bei Tientsin nach Tangtschan bei den Kohlengruben von Kaiping; dieselbe wurde 1880 eröffnet, 1891 bis Linhsi weitergeführt und darauf der Weiterbau bis Schanhai-Kuan begonnen. Die Linie Jenkwang-Tangtschan (87,6 km) heißt Kaiping-Bahn, an sie schließt sich die Linie Taku-Tientsin (77,5 km), die 1888 eröffnet wurde. Die von Tangtschan nach Kaiping führende, 8,85 km lange Neue Kaiping-Bahn wurde Ende 1889 in Betrieb gestellt. Zwar zog die chinesische Regierung die bereits 1888 erteilte Konzession zum Weiterbau der Linie Taku-Tientsin bis Peking wieder zurück, doch wurde der Weiterbau der Kaiping-Bahn zur Hafenstadt Schanhaikwan am Ostende der Großen Mauer genehmigt. Dieselbe wurde Ende 1893 vollendet; ihre Weiterführung über Niutschwan und Mukden nach Kirin in der Mandschurei ist geplant, um aus strategischen Gründen der von Rußland gebauten Sibirischen Bahn näher zu treten. Die Linie zwischen Tientsin und Ninguta, der Hauptstadt der Mandschurei, ist bereits traciert, zum Bau einer Bahn von Hankou am Jantsekiang bis Peking wurde für 700,000 Mk. Eisenbahnmaterial aus Deutschland bezogen. Eine chinesische Gesellschaft hat um die Erlaubnis zum Bau einer Bahn von Kaulung (gegenüber Hongkong) nach Kanton (204 km) nachgesucht, und in Schantung will man eine schmalspurige (1 m) Bahn von den Kohlengruben bei Liukou nach dem Hafen Hutouje (85 km) am Südufer des Golfs von Petschili erbauen. Auf dem Exerzierplatz in der Nähe des Lustschlosses Wanschoutschan bei Peking hat die Regierung eine 5 km lange Eisen-

bahn für einen Zug, bestehend aus einer Lokomotive und drei Wagen, bauen lassen. Die chinesische Regierung hat in das Jahresbudget 2 Mill. Haikuan Tael für Eisenbahnen eingestellt, die von den einzelnen Provinzen aufzubringen sind. In Tientsin wurde 1890 in Verbindung mit der dortigen Kriegsschule eine Eisenbahnschule durch den Vizekönig Lihungtschang errichtet.

Telegraphen. Die erste Linie zwischen Futschou, dem Pagoda-Ankerplatz und dem Arsenal wurde 1874 eröffnet, dieselbe diente aber, wie einige kleinere, nur dem lokalen Bedürfnis. Die erste Linie für den internationalen Dienst (Schanghai-Tientsin, 1510 km) datiert von 1881, worauf schnell andre folgten. Gegenwärtig stehen in Betrieb die Linien Peking-Tientsin-Paotingfu-Taiyuanfu-Hsianfu-Lantschoufu-Sutschou; Tientsin-Niutschuang-Mukden-Kirin-Wladiwostok; Niutschuang-Söul-Chemulpo-Fusan; Niutschuang-Port Arthur; Tientsin-Schanghai; Tsinanfu-Tschifu; Schanghai-Hankou-Itschang-Tschungking; Schanghai-Wusung; Schanghai-Ningpo; Schanghai-Kanton; Kanton-Lungtschau (an der Grenze von Tongking); Kanton-Kiungtschau (Haiman); Kanton-Hongkong; Tschiningtschu-Kaifengfu; Tschungking-Junnanfu-Mengtsu (Grenze gegen Tongking); Nanningfu-Mengtsu; Wutschaufu-Kueilinfu. Peking ist gegenwärtig in elektrischer Verbindung nicht nur mit allen Provinzialhauptstädten, sondern auch mit den verschiedenen Grenzstationen von Tongking, Tibet und längs der russischen Besitzungen. Die Verwaltung steht unter dem Tartai von Tschifu, dem zwei Dänen, ein Oberverwalter und ein Oberingenieur, zur Seite stehen. Außer zehn Dänen sind sämtliche Angestellte Chinesen. Die ursprüngliche Feindseligkeit der Chinesen gegen die Telegraphenanlagen nötigte eine Zeitlang zur Sicherung derselben durch Militär. Die unterseeischen Leitungen an den Küsten, welche C. mit Sibirien, Japan und Europa verbinden, befinden sich im Besitze der Great Northern Telegraph Company und der Eastern Telegraph Company. Die Zahl sämtlicher Telegraphenstationen betrug 1891: 168.

Postwesen. Die chinesische Staats- oder Reichspost gehört zur Abteilung für Gespann und Pferde des Kriegsministeriums in Peking und zerfällt in die gewöhnliche oder Botenpost und die Eilpost. Botenpostämter bestehen nur in 18 Provinzen, und zwar 800, welche außer den 16 in Peking stationierten Postexpedienten von Lokalbehörden verwaltet werden. Die Eilpost mit 2040 Ämtern umfaßt das ganze chinesische Reich und erfordert in 15 von den 20 Provinzen sowie in der Mandschurei eine Jahresausgabe von 1,992,800 Haikuan Tael, der keine Einnahmen gegenüberstehen. Privatposteinrichtungen besorgen den größten Teil des nichtamtlichen Verkehrs.

Bankinstitute. In den Vertragshäfen bestehen die von England aus gegründeten Hongkong and Shanghai Banking Corporation, Chartered Bank of India, Australia and China, Chartered Mercantile Bank of India, London and China, Oriental Banking Corporation, National Bank of India und die Agra-Bank sowie das französische Comptoir d'Escompte de Paris und die 1890 gegründete Deutsch-Asiatische Bank in Schanghai. Chinesische Banken bestanden schon im 1. Jahrh. n. Chr.; heute sind die meisten chinesischen Bankiers zugleich Pfandleiher, bilden als solche eine sehr einflußreiche, angesehene Gilde und erheben für die Regierung Taxen und Steuern. Der Zinsfuß beträgt durchschnittlich 10—15 Proz. Anstatt des früher emittierten Staatspapiergeldes, das wegen der von der Regierung systematisch verübten Betrügereien in Mißkredit kam, geben die chinesischen Banken gegen einige Sicherheit Noten aus. Allein in Tientsin emittieren solche gegen 300 Banken. Dieselben haben ungefähr die Größe europäischer Banknoten, sind auf starkes, grobes Papier gedruckt und mit einer Menge Stempel versehen, um Fälschungen zu verhüten. Die Noten lauten auf 100—10,000 Käsch.

Maße und Gewichte haben bei derselben Bezeichnung nicht überall dieselbe Größe. So wechselt das Tschih = 10 Tsün zwischen 8 und 19 engl. Zoll; in den Vertragshäfen werden dafür meistens 14,1 Zoll = 35,813 cm gerechnet. Lebensmittel ꝛc. handelt man fast immer nach Gewicht. Vertragsmäßig soll der Tan oder Pikul 133⅓ engl. Handelspfund = 60,479 kg enthalten. 1 Pikul = 100 Kin oder Kätt zu 16 Liang oder Tael.

Münz- und Währungsverhältnisse. Als Münzen laufen massenhaft die Tungtsin oder Käsch um; das sind auf einer Seite bezeichnete Rundstücke aus Kupfer mit Zinn, Blei und Zink, von ungleicher Größe und Dicke mit viereckigem Loch. Je 100 werden zu einem Mehß oder Tsien aufgereiht und 10 Schnüre zu einem Liang oder Tael gebündelt. Diesem wurde ein Kegel fast reinen Silbers (engl. sycee) von in Schanghai 34,246 g Gewicht gleich gesetzt; aber man erhält für solches Tael jetzt etwa 1600 oder je nach dem Kurse mehr Käsch. In Haikuan-Tael von 38,246 g oder bei vertragsmäßig 1⅛ Unze Avoirdupois = 37,799 an Wert = 6,804 Mark (Gold zu Silber = 15½ : 1), wenn ganz fein, werden die Zölle bezahlt (s. Taf. »Münzen III«, Fig. 9, u. Taf. IV, Fig. 5). Als wirkliche Münzen, jedoch vielfach verunstaltet, benutzt man mexikanische und andre Dollars, welche auch seit 1873 in Kanton geprägt werden und hier 24,494 g fein wiegen sollen; dieser Dollar von Kanton, = 4,409 Mk. in Silber, erhielt 1890 Gültigkeit im ganzen Reiche, wird aber, wie die übrigen Edelmetallmünzen, außerhalb der Vertragshäfen in der Regel gewogen. Größere Barzahlungen erfolgen in gestempelten Silberbarren von meistens 50 Tael. Außerdem zahlt man in Goldblättern, deren Feinheit der Goldschmied in chinesischer oder englischer Schrift beglaubigt. Alle diese Wertzeichen haben gegeneinander veränderlichen Kurs. Den Geldverkehr mit Europa und Amerika vermitteln in den Vertragshäfen ansässige Banken. Über die Noten der einheimischen s. oben: Bankinstitute.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Die **Staatsverfassung** Chinas ist monarchisch und den Staatsgrundgesetzen nach, wie sie in den ersten vier Büchern des Konfutse enthalten sind, patriarchalisch; in Wirklichkeit ist die Regierung jedoch in eine Willkürherrschaft der Provinzvorstände ausgeartet. Der Kaiser wird als Thientse, »Sohn des Himmels«, oder Hwangti, »erhabener Herrscher«, bezeichnet und besitzt über alle seine Unterthanen unumschränkte Gewalt. Er ist geistliches Oberhaupt, höchster Richter und Anführer im Kriege. Man verehrt ihn in abgöttischer Weise, indem man sich in den Staub wirft, sobald er erscheint; er ist aber einem sehr strengen Zeremoniell unterworfen. Äußeres Zeichen seiner Würde ist die gelbe Kleidung. Der Kaiser wählt seinen Nachfolger unter seinen Söhnen; falls solche nicht vorhanden sind, unter seinen nächsten männlichen Verwandten, doch wird die Wahl erst bei seinem Tode bekannt gemacht. Die **Regierung** des

Landes ist eine ziemlich verwickelte. Ein umfassendes Staatshandbuch in 920 Bänden, das Tatsing Huitien, ist ausschließlich der Darstellung der Regierungsverhältnisse gewidmet. Die Gesetzgebung erfolgt durch den Kaiser, aber auf Anregung und unter Verantwortlichkeit der Minister; Gesetze und Erlasse werden im »King-Pan«, dem Staatsanzeiger, veröffentlicht. Das Ministerium des kaiserlichen Hauses (Tsungjenfu), dessen Mitglieder Prinzen sind, hat unter sich den kaiserlichen Haushalt (Newufu) und die Pekinger Akademie (Hanlinjüan), die alle die Reichsgeschichte und Landeslitteratur betreffenden Dokumente zu redigieren und die Prüfungen zu beaufsichtigen hat. Seit Beginn des 18. Jahrh. werden die wichtigsten Staatsangelegenheiten von dem Hohen Rat (Künkitschu) in Gegenwart des Kaisers, meist in den frühen Morgenstunden (von 5—6 Uhr), verhandelt. Nächst diesem steht nominell die oberste Leitung der Verwaltung bei der »innern Ratskammer« (Nuiko) von vier Mitgliedern (zwei Chinesen und zwei Mandschu). Unter den Befehlen dieser Mitglieder arbeiten die sechs Tribunale (Liupu): für Zivilverwaltung, für Finanzen (Hupu), für Gebräuche und Zeremonien (Lipu), für Kriegswesen (Pingpu), für Justiz (Hsingpu) und für öffentliche Arbeiten (Kungpu). Jedes dieser Ministerien steht unter zwei Präsidenten, einem Mandschu und einem Chinesen, nur das Kriegsministerium hat drei Präsidenten. Außer diesen Ministerien gibt es als weitere höchste Behörden in Peking: das Fremdenamt (Lifanjüan) für die Verwaltung der unterthänigen Landschaften, nur mit Mandschu und Mongolen besetzt, eine 1860 eingesetzte Behörde für die auswärtigen Angelegenheiten (Tsunglijamen), der auch das von einem Engländer mit mehreren andern Europäern geleitete Seezollamt untersteht. Ferner der »Rat der öffentlichen Zensoren« (Tutschajuen) mit dem Vorrecht, gegen jede Regierungsmaßregel auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet zu remonstrieren und dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen. Dieser Rat hat seine Vertreter in jeder Provinz, die teils den Sitzungen der Provinzialbehörden beiwohnen, teils die Provinz bereisen und über ihre Wahrnehmungen an den Rat berichten.

Die Mandschurei ist administrativ in drei Teile geteilt: einen südlichen (Schingking), einen mittlern (Kirin) und einen nördlichen (Holunkiang), jeder unter einem Gouverneur. Die unterthänigen Landschaften Mongolei, Dsungarei, Kuku-Nor, Chinesisch-Turkistan und Tibet stehen unter einem besondern Ministerium (Lifanjüan), von dem die Gouverneure in Urga, Kobdo, Uliassutai, Tarbagatai, Kalgan und Tschengte ressortieren. Für die 18 Provinzen des eigentlichen C. gibt es 8 Generalgouverneure oder Vizekönige (Tsungtu), von welchen die von Petschili und Setschuan über eine Provinz, der von Liangkiang über drei, die übrigen über zwei Provinzen gebieten; in den Provinzen Schantung, Schansi und Honan ist ein Gouverneur (Sünfu) die oberste Zivilstelle, doch hat auch von den unter einem Generalgouverneur stehenden Provinzen jede ihren besondern Gouverneur. Das eigentliche C. (mit Formosa) wird eingeteilt in 20 Provinzen; jede derselben zerfällt in Distrikte: Fu (mit durchschnittlich 2 Mill. Einw.), Tschou, Hien (durchschnittlich 300,000 Einw.), Sse (100 Gemeinden und darüber) u. a. Die Beamten, Kuan (das Wort Mandarin stammt aus dem Indischen und wurde von den Portugiesen zuerst auf chinesische Beamte angewendet, ist aber in C. nicht gebräuchlich), zerfallen in neun Rangstufen, unterschieden durch kleine Kugeln auf den Mützen (einfache und verzierte Koralle, Hellblau, Dunkelblau, Bergkristall, Weiß, Gold) und durch Stickerei des Brustlatzes (Vögel bei den Zivilisten, Vierfüßer beim Militär). Die Gehalte sind außerordentlich niedrig, werden auch durch Strafgelder wegen wirklicher oder angeblicher Verschuldungen (so bei Überschwemmungen, Feuersbrünsten, Hungersnot) häufig verkürzt oder ganz eingezogen, so daß den Beamten nichts übrigbleibt, als sich das nötige Geld durch Erpressungen zu verschaffen. Vgl. Hirth, Über das Beamtenwesen in C. (»Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1882).

Rechtspflege. Das chinesische Kriminalgesetzbuch (Tatsing Lüli, übersetzt von Staunton, engl., Lond. 1810) verliert sich in Kasuistik und belegt eine große Menge von Handlungen mit Strafe. Tötung eines Menschen, Raub, Diebstahl gelten bei weitem nicht für die größten Verbrechen; sehr hart werden dagegen Verfehlungen gegen Moral und Impietät gestraft, weil sie nicht unter dem Drang der äußern Verhältnisse verübt werden, sondern aus schlechtem Charakter entspringen. Bemerkenswert ist, daß ein Recht des Aufstandes gegen Tyrannen anerkannt ist. Um Geständnisse zu erlangen, werden die unglaublichsten Torturen angewendet, und die Behandlung der Gefangenen, die man wie wilde Tiere einsperrt, ist unmenschlich. 10—100 Hiebe mit dem Bambus, Transportation, ewige Verbannung in ferne Provinzen, harte Sklavenarbeit und Tod sind die gesetzlichen Strafen. Enthauptung ist die gewöhnliche Art der Hinrichtung, nur auf Elternmord steht das Lingtschi, d. h. die Strafe, bei lebendigem Leib in Stücke geschnitten zu werden, welcher Qual jedoch in der Praxis durch die Verwandten des Verbrechers durch einen vom Henker erkauften Gnadenstoß vorgebeugt wird. Was die Jurisdiktion über die Unterthanen fremder Staaten betrifft, so gilt das Recht der Exterritorialität, d. h. die Gerichtsbarkeit steht für jeden bei dem Repräsentanten seiner Nation, dem Konsul, nicht bei den Gerichten des Landes. Der Konsul entscheidet über Kriminalfälle wie über zivilrechtliche Streitigkeiten nach den Gesetzen seines Landes; die letzte Instanz ist in der Heimat des Beklagten. Chinesen werden von Fremden bei deren Konsulat und bei dem betreffenden chinesischen Beamten verklagt, ein Beamter des Konsulats wirkt als Beisitzer, in zweiter Instanz ein höherer Beamter (Taotai) und der Konsul. Über weitere Berufungen beschließen in Peking die Gesandten und das Auswärtige Amt.

[Finanzen.] Die Einnahme der Staatsregierung fließt aus einer Land- und Reissteuer, welche direkt den Grundbesitz treffen, aus dem Salzmonopol, aus einer Stempeltaxe, einer Umschreibegebühr von 8 Proz. des Verkaufspreises und aus den Grenz- und Binnenzöllen. Nach einer angeblich vom Finanzminister herrührenden Schätzung betrugen die Einnahmen 1889 in Haikuan Taels:

Grundsteuer . . .	10 Mill.	Salz	12 Mill.
Likin	13 »	Lizenzen, Stempel, Einregistrierung, Branntwein . .	15 »
Zölle unter Verwaltung d. Auslandes	15 »	Theesteuer, Pflanzhaussteuer ꝛc. .	3,5 »
Zölle unter Verwaltung der Chinesen: Opium	10 »	Zusammen:	78,5 Mill.

Unter Likinzöllen versteht man die Abgaben auf den Transport aller Waren im Innern des Landes, insofern sie nicht durch Entrichtung des vom fremden

Zolldienst erhobenen Transitzolles bereits von weiterer Besteuerung befreit sind. Diese Zölle waren von haus aus nur zur Deckung außerordentlicher Bedürfnisse während des Krieges gegen die Taiping-Rebellen eingeführt, sind aber nach Herstellung des Friedens bis heute beibehalten worden.

Die Höhe der innern Schuld wird für 1882 auf 30 Mill. Haikuan Tael angegeben; die erste äußere Anleihe wurde 1874 in Europa im Betrag von 627,675 Pfd. Sterl. zum Zinsfuß von 8 Proz. gegen Verpfändung der Zölle kontrahiert; 1887 schloß die kaiserliche Regierung eine Anleihe mit deutschen Banken, ebenso der frühere Generalgouverneur von Liangkuang eine solche mit deutschen Banken ab. Die lokalen Steuern und Taxen fließen zum größten Teil in die Provinzialkassen. Für die Zentralregierung in Peking ist daher von größter Bedeutung das 1854 geschaffene Inspektorat der Seezölle, dessen Vorstände in jedem Ort Europäer sind. Ursprünglich ins Leben gerufen während der Taiping-Rebellion, als die kaiserlichen Autoritäten sich in Schanghai nicht halten konnten und eine von den auswärtigen Mächten eingesetzte Kommission von Fremden die Zölle für die Regierung provisorisch einnahm, dann aber aufrecht erhalten, um den Eingang der Zolleinnahmen zu überwachen, welche der Bezahlung der Kriegsschuld an die Westmächte als Sicherheit dienen sollten, wurde dieses in Schanghai domizilierende Institut von der Regierung beibehalten, beträchtlich erweitert und einem fremden Generalinspektor, der in Peking residiert, unterstellt. Unter diesem stehen 19 Inspektorate mit Europäern als Beamten an der Spitze, Engländern, Amerikanern, Franzosen, Russen und Deutschen. Die Zolleinnahmen betrugen 1891: 23,518,021 Haikuan Taels, wovon 20,398,240 auf den auswärtigen und 3,119,781 auf den innern Handel entfallen. Sie setzen sich zusammen aus Einfuhrzöllen 7,159,813, Ausfuhrzöllen 8,200,594, Küstenhandel 1,039,927, Tonnengeldern 391,572, Transitzöllen 528,299 und Opiumsteuer 6,197,906 Haikuan Tael. 1858 hatten diese Einnahmen nur 379,000 Haikuan Taels betragen.

[Heer und Flotte.] Die Armee hat eine Nominalstärke von 1,038,000 Mann, von denen aber nur 387,000 Mann im Felde verwendbar sind. Die Streitkräfte einer jeden Provinz des eigentlichen C., der Mandschurei und der unterthänigen Landschaften bilden je einen selbständigen Heereskörper, so daß deren im ganzen 23 bestehen. Sie werden befehligt von den Gouverneuren, in einigen Provinzen von besondern Generalen, denen aber die Kommandeure der Mandschutruppen selbständig gegenüberstehen. Diese Mandschu, die Soldaten »der acht Fahnen«, bilden den alten, mit vielen Vorrechten ausgestatteten Kriegerstand des Reiches. Sie haben eine Stärke von 228,000 Mann, wovon aber nur 90,000 (mit dem 13,000 Mann starken Korps von Peking) in europäischer Weise bewaffnet und ausgebildet sind. Die Bewaffnung der übrigen besteht aus Bogen, Speeren, Hellebarden, zum Teil aus Luntenflinten. Auch von den 539,000 Mann des eigentlichen C. kommen für einen Feldkrieg nur 98,000 Yungs (Freiwillige) und 161,000 Lientschün in Betracht. In Petschili allein stehen 99,000 gut ausgebildete Soldaten (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) mit 581 Geschützen, wovon 245 neuerer Systeme. Auch in Kuangsi und auf Formosa stehen größere Truppenteile mit besserer Ausbildung und Bewaffnung. Von den 30,000 Mann in Ostturkistan, im Kuldschagebiet und in Tarbagatai sind 8100 ausgebildet. In der Mandschurei stehen 27,000 Mann Feldtruppen; die Mongolei hat eine Miliz von 117,100, Tibet von 64,000 Mann (davon in den beiden letzten Ländern 14,000 Reiter), doch stehen nur 30,000 Mann bei der Fahne. Die Hauptstädte der Provinzen sind sämtlich befestigt, doch nicht so, um modernen Waffen widerstehen zu können. Dagegen sind die bedeutendern Häfen durch starke Forts geschützt. Das Riesenbollwerk der Chinesischen Mauer (s. d.) hat jetzt seine Bedeutung verloren. — Die Flotte zerfällt in vier Geschwader: ein nördliches (Peiyang) mit 19 Fahrzeugen von 122,450 Ton. mit 53,160 Pferdekräften, 251 Geschützen und 2600 Mann, wozu 1 Schulschiff und 12 Torpedoboote kommen, das Geschwader von Futschou mit 12 Fahrzeugen von 19,120 T. mit 16,910 Pferdekräften, 112 Geschützen und 1865 Mann, außerdem 2 Radavisos mit 6 Geschützen, das Geschwader von Schanghai mit 11 Fahrzeugen von 9960 T. mit 8300 Pferdekräften, 94 Geschützen und 1060 Mann, außerdem 6 schwimmende Batterien mit 18 Geschützen, die Flotte von Kanton mit 32 Fahrzeugen von 5396 T. mit 7200 Pferdekräften und 155 Geschützen, außerdem 2 Zollkreuzer mit 20 Geschützen und 5 kleine Torpedoboote, so daß sich die Gesamtstärke der chinesischen Flotte auf 104 Fahrzeuge von 156,926 T. mit 85,570 Pferdekräften und 636 Geschützen stellt.

Wappen, Flagge, Orden. Das Staatswappen (s. Tafel »Wappen IV«), zugleich Symbol der kaiserlichen Familie, ist ein gelber Drache mit fünf Klauen an den Füßen und eine geflammte Kugel. Landesfarbe: Gelb. In der viereckigen gelben Kriegsflagge erscheint ein schwarzer Drache. Die Handelsflagge zeigt in Rot eine gelbe Scheibe (s. Tafel »Flaggen I«). Es bestehen vier Orden: der Drachenorden in 4 Klassen, der Orden vom doppelten Drachen in 5 Klassen mit 11 Graden (s. Tafel »Orden III«), der Orden vom Kostbaren Stern in 3 Klassen und der Zivilverdienstorden in 3 Klassen.

Die Entdeckungsgeschichte Chinas ist im Artikel »Asien« (S. 1008) übersichtlich dargestellt.

[Geographisch-statistische Litteratur.] Außer den unter den betreffenden Abschnitten (Kultur, Religionen, Unterricht u. a.) oben bereits aufgeführten Spezialwerken und den Berichten der Forschungsreisenden besitzen wir eine große Zahl Land und Volk im allgemeinen behandelnder Werke. Das älteste derselben ist die 1477 in Nürnberg herausgegebene Übersetzung der Reisen von Marco Polo, dann die Berichte der zwischen 1794 und 1865 von England und Holland nach C. abgeordneten Gesandtschaften. Unter den neuern sind besonders hervorzuheben: der Bericht der »Reise der österreichischen Fregatte Novara«, enthaltend einen beschreibenden, linguistischen und anthropologischen Teil (Wien 1861—68); Scherzers »Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, C. und Japan« (Stuttg. 1872); das offizielle Werk »Die preußische Expedition nach Ostasien« (Berl. 1864—73, 4 Bde.) und der von Kreitner herausgegebene Bericht des Grafen Széchényi (Wien 1881). Zusammenfassende Werke sind namentlich: Hippisley, C., geographical, statistical and political sketch (Schanghai 1876); Eden, C., historical and descriptive (2. Aufl., Lond. 1880); Playfair, Cities and towns of C., a dictionary (das. 1880); Douglas, C. (das. 1882); Exner, C., Skizze von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse (Leipz. 1889); Grunzel,

Die kommerzielle Entwickelung Chinas in den letzten 25 Jahren (das. 1891), und vor allen v. Richthofens großes, noch nicht vollendetes Werk: »C., Ergebnisse eigner Reisen und darauf gegründeter Studien« (Berl. 1877—84, Bd. 1, 2 und 4), mit wichtigen orographischen und geologischen Karten. Zeitschriften: »C.: returns of trade at the treaty ports« und »Reports on trade at the treaty ports«, alljährlich in Schanghai erscheinend.

Geschichte.

Die Aufzeichnungen der chinesischen Geschichtschreiber gehen bis auf 2600 v. Chr. zurück; doch ist die älteste Überlieferung durchaus sagenhaft. Danach drangen in alten Zeiten die Stammväter des »schwarzhaarigen Volkes« aus dem Nordwesten in das Gebiet des Huangho ein und unterjochten die Urbewohner, die ihre Sitten annahmen und sich mit ihnen verschmolzen. Große Herrscher, wie Fuhi, Jao, Schun und Jü, pflanzten die ersten Keime der Gesittung und Bildung, führten den Ackerbau ein, entwässerten das Land durch Kanäle und begründeten die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht der Seidenraupe; sie gewöhnten das Volk an häusliches und geselliges Zusammenleben, an die Ordnung der Ehe, Gehorsam gegen die Gesetze und den Dienst des Himmels. Mit Jüs Sohn begann 2205 v. Chr. die erste erbliche Dynastie Hia (2205—1767). Unter ihr und der nächstfolgenden Schang (1766—1123) erstreckte sich das Reich wohl nur über das Gebiet des Hweiho und des untern Huangho bis zum Meere. Mit Wuwang, dem eigentlichen Gesetzgeber Chinas, bestieg die Dynastie Tscheu den Thron, den sie 1122—256 innehatte; sie dehnte das Reich über das Gebiet des Jantsekiang aus, verlor aber durch Laster haftigkeit und Schwäche alle Macht an die großen Feudalherren, so daß das Reich sich aufzulösen drohte. Diesem Zustand machte Schihoangti aus der Dynastie Tsin (255—206) ein Ende, indem er die Feudalherrschaft der Großen brach, ihre Lehen einzog und alle schriftlichen Denkmale, welche an die frühere Zeit erinnerten, vernichtete; er herrschte mit kräftiger Strenge, hob den Wohlstand des Reiches besonders durch den Bau von Kunststraßen, erweiterte die Grenzen und begann zum Schutz gegen die nördlichen Nomadenvölker den Bau der Großen Mauer. Nach dem Ende der Dynastie Tsin folgte die Dynastie Han (202 v. Chr. bis 263 n. Chr.), welche die Lehren des Konfutse begünstigte und sie zur höchsten Regel der Regierung erhob. Doch breitete sich seit dem 1. Jahrh. n. Chr. auch der Buddhismus von Indien aus in C. aus. Unter der Han-Dynastie erlangte das Reich seine höchste Blüte im Innern und seine größte Ausdehnung nach außen. Auf den Kriegszügen gegen die westlichen Räubervölker drangen die Chinesen bis zum Kaspischen Meer vor und knüpften Handelsbeziehungen an, durch welche das Abendland die erste Kunde von C. erhielt. Der römische Kaiser Marcus Aurelius soll 166 n. Chr. eine Gesandtschaft nach C. geschickt haben. In den letzten Zeiten der Han nahm die Kaisermacht ab, Empörungen brachen aus, und C. zerfiel in die drei Reiche der Heuhan, der Wei und der Wu, die sich gegenseitig bekriegten. Wuti, der Stifter der Dynastie Tsin (263—420), unterwarf mit Waffengewalt das ganze Reich wieder, seine Macht war aber nur von kurzer Dauer. Seit 281 tauchten neben- und nacheinander 17 Nebendynastien auf. Als legitime Kaiser wurden die der im Süden des Reiches herrschenden Dynastien Sung (420—479), Tsi (479—502), Lung und Tschin (502—589) und Sui (589—617) angesehen. Innere Unruhen und Einfälle der Reitervölker des Westens und Nordens zerrütteten das Land. Erst unter dem großen Kaiser Taitsung (627—650) aus der Dynastie Tang (618—906), der die Länder am Tarim und Korea einverleibte, erlebte C. wieder eine Zeit des Glanzes; die Verwaltung wurde verbessert, Handel und Gewerbe blühten auf, Litteratur und Wissenschaft fanden Pflege und Aufmunterung. Nachdem die Blüte des Reiches ein Jahrhundert gedauert hatte, verfiel es wieder unter den spätern Kaisern der Dynastie Tang, die sich von Weibern und Günstlingen beherrschen ließen. Als nach ihrem Untergang Thronstreitigkeiten ausbrachen und 906—961 nicht weniger als fünf Dynastien herrschten, eroberten die tatarischen Khitan die nördlichen Provinzen, und einer ihrer Herrscher nahm 947 den Kaisertitel an. Taitsu, der Gründer der Sung-Dynastie (961—1280), besiegte die Khitan, doch mußte sein Nachfolger seit 1043 ihnen Tribut zahlen und auch die Unabhängigkeit des Reiches Hia in Schensi anerkennen. Als das Reich der Khitan 1114 den mandschurischen Kin erlag, erlangten diese eine noch größere Macht in C. und führten 1127 den Kaiser Kintsung als Gefangenen fort. Da die nördlichen Provinzen abgetreten wurden, verlegte Kaotsung die Residenz nach Süden, erst nach Nanking, dann nach Hangtschou. Im Kriege der Kin gegen die Mongolen standen die Chinesen anfangs auf seiten der letztern, kamen dann aber selbst unter die Herrschaft Kublai-Chans, des Enkels Dschengis-Chans, der 1279 den letzten Kaiser der Dynastie Sung in Gefangenschaft führte. Mit Kublai, der die Residenz nach Peking verlegte, begann die Zeit der mongolischen Dynastie Juan (1280—1367); an seinem Hofe lebte der berühmte venezianische Reisende Marco Polo. Die Mongolen regierten anfangs kräftig, ließen aber das chinesische Wesen bestehen und ordneten sich den bisherigen Institutionen und Gesetzen unter. Die spätern mongolischen Kaiser verfielen in Laster, und die Dynastie wurde durch eine Empörung gestürzt, an deren Spitze sich ein buddhistischer Priester, Tschujuantschang, stellte. Mehrere südliche Provinzen schlossen sich ihm an, er besiegte die Mongolenhäuptlinge, welche den Kaiser Schünti abgesetzt, aber sich entzweit hatten, nahm Peking ein, vertrieb die Mongolen, bestieg unter dem Namen Taitsu den Thron und ward Stifter der 20. Dynastie der Ming (1368—1644), unter der nach Abschüttelung der Fremdherrschaft ein lebhafter Eifer, die alten Erinnerungen und Lehren zu beleben und zu verbreiten, erwachte. Das Reich beschränkte sich auf das eigentliche C., da die Mongolen ihre Unabhängigkeit behaupteten, wurde aber mit Klugheit und Kraft regiert; damals wurde die im wesentlichen noch jetzt geltende Regierungsform ausgebildet. Anfang des 16. Jahrh. setzten sich die Portugiesen zuerst in Ningpo, dann in Macao fest. Auch die Spanier und Niederländer erlangten später, freilich unter großen Beschränkungen, die Erlaubnis, an einigen Plätzen Handel zu treiben. Katholische Missionare, zuerst M. Ricci 1583, erlangten Zutritt. Unter Hoaitoung (1628—44) ward das Reich durch innere Unruhen zerrüttet und von den Mandschu-Tataren bedroht; als der Kaiser seine Hauptstadt verloren sah, tötete er sich selbst.

Mit Schuntschi bestieg 1644 die 21. Dynastie der Mandschu oder Tsing den Thron, welchen sie noch jetzt innehat. Schuntschi hatte den Unterricht des deutschen Jesuiten Adam Schall genossen und räumte diesem großen Einfluß auf sich und die Regierungsangelegen-

heiten ein. Unter Schuntschi, seinem Sohn Schingtsu (Khanghi) und unter Kaotsungtschün (Khianlung) erhob sich C. zu großer Macht. Alle Aufstände im Lande wurden niedergeschlagen, Formosa 1662 den Niederländern entrissen und kolonisiert, der größte Teil der Dsungarei, ganz Turkistan und Tibet unterworfen. Mit den Russen, denen 1646 der Handelsverkehr, wenn auch unter erschwerenden Umständen, gestattet worden war, brach 1684 wegen Grenzstreitigkeiten ein Krieg aus, der 1688 durch eine Gesandtschaft, welche Peter der Große nach C. schickte, beigelegt wurde. Rußland erlangte die Erlaubnis, jährlich einmal eine Karawane nach Peking zu senden, sowohl des Handels wegen als auch um den schuldigen Tribut in Geschenken zu entrichten; seitdem unterhielt Rußland in Peking eine »geistliche Mission« von zehn Mitgliedern, durch deren fleißige Arbeiten die russische Regierung über die chinesischen Verhältnisse zuverlässig und genau unterrichtet wurde. Den Franzosen wurde 1660, den Engländern 1670 der Handel erlaubt; doch wurden die letztern 1693 auf Kanton beschränkt. Die Christen, welche längere Zeit geduldet worden waren, wurden seit 1735 von Khianlung aus politischen Rücksichten hart verfolgt. Unerbittlich gerecht, war dieser Kaiser auch rücksichtslos grausam; im übrigen beförderte er die Wissenschaften und legte vier Bibliotheken der schätzbarsten Bücher an. 1796 entsagte er zu gunsten seines ältesten Sohnes, Kiakhing, der Regierung und starb 1799. Von dieser Zeit an war die Macht der Mandschu im Abnehmen begriffen. Kiakhings Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erregten bald allgemeine Unzufriedenheit; immer neue Verschwörungen wurden angezettelt, Räuberbanden durchzogen verheerend das Land; Seeräuber, die sich in Hainan und Formosa festsetzten, beherrschten nicht allein das Meer und bekämpften hier die chinesischen Flotten mit wechselndem Glück, sondern drangen von den Flußmündungen aus auch in das Innere des Landes plündernd und verwüstend ein, bis ihre Macht endlich durch inneren Zwiespalt zu Grunde gerichtet ward. 1807 kam der erste protestantische Missionar nach C., 1815 wurden alle Katholiken aus dem Reiche verbannt. Auf Kiakhing, der vermutlich durch einige Mißvergnügte ermordet wurde, folgte 1820 Mianning als Kaiser Taokuang (bis 1850). Die Unruhen im Innern des Reiches dauerten unter ihm fort; dazu kamen Konflikte mit den an der Grenze nomadisierenden Buräten und Kirgisen wie mit dem Chan von Chokand, die zu einer Erweiterung der Reichsgrenzen führten.

Nachdem die Engländer durch besondere Gesandtschaften 1792 und 1816 vergeblich die Aufhebung der Beschränkung ihres Handels auf Kanton und die Eröffnung andrer Häfen zu erwirken versucht hatten, führte das chinesische Verbot der Einfuhr von Opium den Ausbruch des Opiumkrieges herbei. Schon 1834 versuchte Lord Napier von Macao aus die Einfuhr des Opiums zu erzwingen, erreichte indes nichts. Doch wurde von englischer Seite der Schmuggel mit Opium schwunghaft betrieben, bis 18. März 1839 ein kaiserliches Edikt befahl, daß alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern sei. Demgemäß wurden 20,283 Kisten Opium im Werte von 2½ Mill. Pfd. Sterl. den chinesischen Behörden übergeben und die Opiumeinfuhr für alle Zukunft mit dem Tode bedroht. Die englischen Kaufleute flüchteten aus Kanton nach Macao. Als englische Matrosen einen Chinesen töteten und die Chinesen wegen Verweigerung einer Genugthuung 2. Nov. die englischen Schiffe angriffen, aber zurückgeschlagen wurden, erklärte ein kaiserliches Edikt vom 5. Jan. 1840 die Engländer für außerhalb des Gesetzes, hob allen Handel mit ihnen für immer auf und bedrohte auch jedes andre Volk, welches sich der Einführung englischer Waren unterziehen würde, mit den härtesten Strafen. Die englische Regierung ließ nun durch den Admiral Sir George Elliot Kanton blockieren und die Insel Tschouschan bei Ningpo besetzen, ferner alle Häfen bis zur Mündung des Jantsekiang in Blockadezustand erklären. Als dies noch nicht half, eroberten die Engländer 7. Jan. 1841 die beiden Forts an der Bocca-Tigris und bereiteten sich zu weiterm Vordringen vor, als die Chinesen um Waffenstillstand baten. Es kam zu einem Präliminarvertrag, in welchem C. die Insel Honglong abtrat und sich zur Zahlung von 6 Mill. Doll. verpflichtete. Da die Ratifikation des Vertrags unter nichtigen Vorwänden hingezogen wurde, begann Elliot die Feindseligkeiten 21. Febr. von neuem, eroberte alle Forts am Perlfluß und stand vor Kanton, als die Chinesen von neuem einen Waffenstillstand erbaten, der am 20. März bewilligt wurde. Trotzdem wurde in einer kaiserlichen Proklamation die Vertreibung der Barbaren von der Küste befohlen, und auf die Köpfe der englischen Befehlshaber hohe Preise gesetzt, worauf die englische Flotte den Fluß hinauf vor Kanton fuhr und die westlich der Stadt gelegenen Forts nahm. Um Kanton zu retten, versprachen die Chinesen die sofortige Bezahlung von 6 Mill. Doll., zahlten aber bis 1. Juni nur 5 Mill. Daher nahmen die Engländer unter Sir Henry Pottinger, der mit Verstärkungen angelangt war, den Kampf wieder auf, besetzten 26. Aug. 1841 Amoy, nahmen Tschouschan und Tschinghai und 13. Okt. auch Ningpo. Der chinesische Kaiser erließ zwar fortwährend grimmige Ausrottungsedikte gegen die rebellischen »rotborstigen« Barbaren, die in Ningpo wie in einem Netz gefangen säßen und dem Zorn des Himmelssohnes nicht entrinnen könnten. Aber als die englische Streitmacht, welche auf 35 Kriegsschiffe und 75 Transportschiffe vermehrt worden war, im Mai 1842 nach dem Flusse Tsientang segelte, die Stadt Tschapu erstürmte, 19. Juni Schanghai und 26. Juli nach blutigem Kampf Tschingkiang am Jantsekiang eroberte und 6. Aug. sich zum Bombardement von Nanking rüstete, lenkte der Kaiser ein und schloß 29. Aug. 1842 mit den Engländern einen Friedensvertrag, in welchem er sich verpflichtete, in 3 Jahren 21 Mill. Doll. zu bezahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und feste und billige Tarife der Ein- und Ausgangszölle sowie auch die Transitzölle für das innere Land festzusetzen. Die Insel Honglong wurde für alle Zeit an England abgetreten und die Inseln Tschouschan und Kolangsu ihnen als Pfand überlassen. Die fünf Häfen eröffnete C. nicht bloß dem Handel der Engländer, sondern aller Nationen und schloß 3. Juli 1844 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie 23. Okt. 1844 mit Frankreich einen Handelsvertrag ab, der beiden Nationen dieselben Zugeständnisse einräumte wie den Engländern. Ein Artikel des französischen Vertrags bestimmte, daß allen Chinesen die Annahme des Christentums gestattet sein solle. Dieser Toleranzartikel führte zu vielen Reibereien und wurde von den chinesischen Beamten vielfach gar nicht beachtet. Der Haß des Volkes gegen die Fremden wuchs immer mehr und führte sogar zur Auflehnung gegen die Behörden. In Kanton wagte die

Regierung nicht, die versprochene Zulassung der Fremden zu genehmigen, da die Bevölkerung zu erbittert gegen dieselben war.

Auf den Kaiser Taokuang folgte 25. Febr. 1850 sein ältester Sohn, Tschu, der sich den Titel Hienfong (»Fülle des Segens«) beilegte. Unter ihm brach der große Taiping-Aufstand aus. Die herrschende Mandschu-Dynastie Tsing wurde von den Chinesen noch immer als eine fremde angesehen, die den Gehorsam des Volkes nur durch die Furcht vor den Mandschutruppen erzwang. Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie der Ming, die Mingschin (Mingleute), versuchten wiederholt durch Verschwörungen die Tsing zu stürzen, und seit dem unglücklichen Ausgang des englischen Krieges, welcher die militärische Schwäche des Reiches enthüllte, führten sie einen erfolgreichen kleinen Krieg gegen die Regierung. Eine wirklich ernste Bedrohung der Dynastie entstand aber durch die Taipingrevolution. Urheber derselben war Hung-Siutsuen, dessen Vater Oberhaupt des Stammes der Hung bei Kanton war. Siutsuen, ein aufgeregter Mensch, der Visionen hatte und zur Herrscherwürde berufen zu sein meinte, war durch den Missionar Gützlaff mit dem Christentum bekannt geworden und warf aus seinem Hause und seiner Schule alle Götzenbilder heraus. Als er auch ein hochgehaltenes Wunderbild zerstörte, schritt die Regierung gegen ihn ein, wobei sein Stamm, die Hung, zu ihm hielt. 1850 rief ihn der Stamm der Hakka an seine Spitze, der mit den Punti in Kampf lag, und sein Anhang mehrte sich so, daß er im Herbst 1851 nach der Einnahme der Stadt Jungngan in Kuangsi als Gründer der neuen Dynastie Taiping (»Großer Friede«) oder Tintwok (»Himmelskönigreich«) ausgerufen wurde. Die Mandarinen versuchten vergeblich der Bewegung durch Hinrichtung der Christen und der Anhänger des neuen Herrschers Herr zu werden und riefen nur blutige Repressalien seitens der Aufständischen hervor. Siegreich zog Siutsuen durch die Provinzen Kuangsi, Hunan, Hupei, Kiangsi, Nganhui und Kiangsu, brachte dadurch alles Land östlich des Tsekiang und südlich des Jantsekiang in seine Gewalt und ergriff 19. März 1853 Besitz von Nanking, der alten Hauptstadt des Reiches, die als Tienking (»Himmelsresidenz«) Mittelpunkt des neuen Reiches wurde. Siutsuen ließ das Alte und Neue Testament in vielen Exemplaren drucken und leistete dem Christentum allen Vorschub, nahm aber selbst die Taufe nicht an. Er stellte sich vielmehr auf gleichen Fuß mit den Kaisern von C. und Japan wie mit dem Dalai Lama in Tibet und proklamierte sich als jüngerer Bruder von Christus. Indessen fehlte es an fester Organisation und Disziplin; es vergingen mehrere Jahre, ohne daß die Taiping, trotz einzelner Erfolge, größere Fortschritte machten, zumal sie durch innere Streitigkeiten sich selbst schwächten. 1858 waren sie aus einem Teil ihres Gebietes bereits verdrängt und konnten sich in Nanking nur mit Mühe behaupten. Da geriet die kaiserliche Regierung durch den Krieg mit England u. Frankreich in die größte Bedrängnis.

Schon seit Jahren mahnte England immer ernstlicher an die Erfüllung des Vertrags von 1842, namentlich an die Zulassung in Kanton, ohne indes etwas zu erreichen. 1856 kam es wegen der Wegnahme eines unter englischer Flagge segelnden Schiffes zu einem offenen Konflikt. Die Engländer verlangten Genugthuung, erstürmten, da diese nicht erfolgte, alle Forts am Perlfluß und die Stadt Kanton selbst, beschossen den Palast des Oberstatthalters Yeh, legten einen Teil der Stadt in Asche und zerstörten 6. Nov. 1856 die kaiserliche Flotte. Da die vorhandenen Streitkräfte indes nicht zur Ausbeutung dieses Erfolges genügten, nahm C. dies als Zeichen der Schwäche und rief in amtlichen Erlassen das Volk, das ohnedies wegen des grausamen Kulihandels gegen die Fremden erbittert war, zu deren völliger Vertilgung auf. Die fortgesetzte Verfolgung aller Europäer führte 1857 zu einem gemeinsamen Vorgehen Englands und Frankreichs. Beide Mächte sandten Kriegsflotten unter den Admiralen Seymour u. Rigault de Genouilly mit 8000 Mann Landungstruppen nach Hongkong, und nachdem Yeh eine gütliche Verständigung abgelehnt, beschossen die Verbündeten 28. Dez. Kanton mit solchem Erfolge, daß die 40,000 Mann chinesische Truppen aus Kanton entflohen und die Stadt sich 29. Dez. ergeben mußte; Yeh wurde gefangen genommen. Inzwischen hatten die Gesandten beider Mächte, Lord Elgin und Baron Gros, denen sich der russische und der amerikanische Gesandte anschlossen, von Schanghai aus Noten nach Peking gerichtet. Als sie keine Antwort erhielten, fuhren sie mit den Kriegsschiffen im April 1858 nach der Mündung des Peiho und ließen 20. Mai die Forts von Taku besetzen. Erst als die Verbündeten den Strom hinauf bis Tientsin, den Hafen von Peking, vordrangen, unterwarf sich der chinesische Hof und schloß erst mit den neutralen Gesandten, dann mit denen der Verbündeten 26. und 27. Juni einen vierfachen Vertrag, wonach in Zukunft europäische Gesandte in Peking zuzulassen, die Ausübung des Christentums ungehindert sein und C. an England 24 Mill., an Frankreich 12 Mill. Mk. Kriegskosten zahlen sollte. Wiederum machte die chinesische Regierung den Versuch, die Ratifikation des Vertrages unter nichtigen Vorwänden hinauszuschieben und ließ gleichzeitig die Befestigungen am Peiho in guten Verteidigungszustand setzen. Auf die Kunde hiervon beschlossen die Engländer 24. Juni 1859 die Befestigungen zu zerstören, mußten aber nach einem mörderischen Kampfe mit einem Verlust von 464 Toten und Verwundeten sich zurückziehen. Um das Ansehen der europäischen Waffen herzustellen, vereinigten sich die Westmächte zu einer größern Unternehmung gegen C. 12,600 Mann englische Truppen (7800 Mann europäische, 4800 indische Soldaten) und 7500 Franzosen unter dem General Cousin-Montauban rückten im Juli 1860 mit den Kriegsschiffen von Taku den Peiho hinauf vor, eroberten sämtliche Forts auf beiden Seiten des Stromes und besetzten Tientsin. Vergeblich bemühten sich die Chinesen durch Unterhändler, deren Zugeständnisse dann vom Hofe verleugnet wurden, den Vormarsch der Verbündeten zu hemmen. Dieselben rückten 9. Sept. bis Tungtschao, 30 km von Peking, vor und beitanden auf dem Einzug der Gesandten in die Reichshauptstadt mit einer Ehrenwache von 1000 Mann. Die englischen und französischen Offiziere indes, welche sich mit den chinesischen Behörden über die Aufnahme der Gesandten und die Unterbringung der Truppen in Peking verständigen sollten, wurden 18. Sept. von tatarischen Soldaten überfallen und entweder im Kampf getötet oder verschmachteten nach unsäglichen Qualen im Gefängnis. Gleichzeitig wurden die Lager der Verbündeten von chinesischen Truppen umstellt. Durch einen kühnen Reiterangriff wurden jedoch ihre Linien durchbrochen und im Treffen bei Palikao 21. Sept. die chinesische Streitmacht, 50,000 Mann, wovon 30,000 Reiter, von 7000 Engländern und Franzosen unter Cousin-

Montauban völlig geschlagen. Nun stand den Verbündeten der Weg nach Peking frei, wohin sie 5. Okt. aufbrachen. Ohne Schwertstreich wurde der kaiserliche Sommerpalast vor Peking von den Franzosen besetzt und die ungeheuern Schätze in demselben geplündert; später wurde der Palast zur Sühne für den Verrat vom 18. Sept. verbrannt. Der Hochmut der Chinesen war hiermit gebrochen; sie gestanden die Übergabe eines Stadtthors von Peking, eine Entschädigung von 4 Mill. Frank für die Opfer des Verrats vom 18. Sept. und den Einzug der verbündeten Gesandten mit je 1000 Mann Ehrenwache in Peking zu. In Peking wurde Ende Oktober 1860 der Friede unterzeichnet und erst nach dessen Ratifikation durch C. Anfang November die Hauptstadt geräumt. Tientsin und die Forts am Peiho blieben noch länger von den Verbündeten besetzt.

Der Kaiser Hienfong starb 22. Aug. 1861; ihm folgte sein Sohn Kitsiang, der, 5. Sept. 1855 geboren, unter eine von seinem Oheim, dem Prinzen Kong, geleitete Regentschaft gestellt ward; als Regierungsname ward ihm Tungtschih (»Vereinigte Ordnung«) gegeben. Da Prinz Kong, der zur Beobachtung der eingegangenen Verträge entschlossen war, in dem Regentschaftsrat auf Opposition stieß, so vereinigte er sich mit der Kaiserin-Mutter, die Mitregentin war, zum Sturze der Regentschaft und setzte eine ihm ergebene Regierung ein. C. trat von nun an mit fast allen Seemächten in vertragsmäßig geregelten diplomatischen und handelspolitischen Verkehr; so wurde auch mit Preußen 2. Sept. 1861 zu Tientsin ein Handelsvertrag abgeschlossen. Europäische Gesandte und Vertreter nahmen ihren Sitz in Peking. Noch immer wütete in mehreren Provinzen der Taipingaufstand. In dem langen Bürgerkrieg hatten sich vielfach Banden organisiert, die unter Vorschützung politischer Zwecke lediglich auf Plünderung ausgingen; in Jünnan wie in Turkistan waren sogar neue Reiche in der Bildung begriffen. Die Regierung betrachtete es als das Dringendste, dem Aufstand ein Ende zu machen, und fand bei England und Frankreich Unterstützung, die von der Fortdauer der Unruhen Gefährdung ihrer Handelsinteressen befürchteten. Sie beauftragten daher ihre Flottenkommandanten in den chinesischen Gewässern, gemeinsam mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen vorzugehen, und erlaubten ihren Offizieren in chinesischen Diensten Flotten zu organisieren und tüchtige Truppenkörper auszubilden; besonders der Engländer Gordon that sich hierbei hervor. Zunächst galt es, Schanghai zu sichern, das die Aufständischen im Februar 1862 vollständig eingeschlossen hatten. Ihre Vertreibung gelang leicht; im April und Mai 1862 wurden viele kleinere feste Punkte genommen, namentlich aber das 9. Dez. 1861 von den Rebellen besetzte Ningpo wieder erobert. Allmählich gelang es, die Taiping von den Seeprovinzen in das Innere zurückzutreiben; 31. März 1864 erzwang das französisch-chinesische Korps nach längerer Belagerung die Übergabe von Hangtschou, der Hauptstadt der Provinz Tscheliang, und Hutschous, während das englisch-chinesische Korps im Dezember 1863 nach sechsmonatiger Belagerung Sutschou und im Januar 1864 Tschangtschou eroberte. Nun waren die Taiping auf Nanking beschränkt, wo der Rebellenkaiser Tienwang residierte. Unter englischer Leitung unternahmen die kaiserlichen Truppen die Belagerung der Stadt und zwangen sie 19. Juli 1864 sich zu ergeben, nachdem Tienwang sich mit seinen Weibern verbrannt hatte. Doch war die Erbitterung der Mandarinen über den Anteil der Fremden an der Unterdrückung der Rebellion so groß, daß schon im Oktober 1864 die Fremdenlegion entlassen wurde. Der Regentschaft blieb noch die Aufgabe, die Nienfei oder die Banden, die aus versprengten Taiping sich gebildet hatten und insbes. Honan und Schantung unsicher machten, sowie andre Räuberbanden im Westen, welche durch die Kopflosigkeit der Regierung 1859 zu bedeutender Macht erstarkt waren und 1861 den größten Teil von Setschuan in ihre Gewalt gebracht hatten, zu vernichten. Im ganzen raffte die Taipingrevolution 2 Mill. Menschen hinweg und schädigte stark die Thee- und Seidendistrikte. Nun konnten auch Aufstände der Mohammedaner unterdrückt werden. Die Dunganen, die muslimischen Bewohner der an die Mongolei grenzenden Provinzen Kansu und Schensi, sahen sich durch Religionsbedrückungen zum Aufstand veranlaßt, durchzogen in Banden von 3—6000 Mann brandschatzend die westlichen Provinzen und plünderten die reichen buddhistischen Klöster. Eine größere Armee wurde ihnen erst 1871 entgegengestellt, und 1876 wurden die Dunganen völlig unterworfen. Ebenso wurde in einem Feldzug gegen die muslimischen Panthai in Jünnan (s. d.) der zum Landesfürsten eingesetzte Suleiman Ibn i Abd ur Rahmân verjagt und das Land vom Raubgesindel gesäubert. Länger hielt sich Jakub Beg, der sich zum Herrscher in Kaschgar in Ostturkistan aufgeschwungen hatte; nach seinem Tode (Juli 1877) folgte ihm sein Sohn Beg Kuli Beg, der aber Anfang 1878 von C. gestürzt wurde, das nun das Land wieder durch seine Beamten regieren ließ.

Der Kaiser Tungtschih starb 13. Jan. 1875 noch nicht 20 Jahre alt an den Blattern, ohne, was zum erstenmal in der Thingdynastie vorkam, einen Sohn als Nachfolger zu hinterlassen. Durch das Los wurde ein Neffe des Verstorbenen, der erst 4 Jahre alte Tsaitien, dessen Regierung Kwangsü (»Glänzender Erfolg«) genannt wird, Kaiser; auch für ihn wurde bis 1889 eine Regentschaft eingesetzt. Die Beziehungen zu den europäischen Staaten gestalteten sich immer befriedigender. Hierzu trug nicht wenig die Errichtung ständiger chinesischer Gesandtschaften in Berlin, Paris, London und St. Petersburg, ferner in Washington, in Birma und Japan bei. Als 1874 Japan an C. Ansprüche auf Entschädigung für Unterthanen, die auf Formosa geplündert worden waren, erhob und beide Teile sich zum Kriege rüsteten, legte sich der englische Gesandte zu Peking ins Mittel, und seinen Bemühungen gelang 12. Nov. 1874 die friedliche Beilegung des Zwistes. Nicht weniger nachgiebig erwies sich C. gegen England 1875 aus Anlaß der Ermordung von Margary an der chinesisch-birmanischen Grenze. Zur unparteiischen Feststellung der Thatumstände gestattete C. Mitgliedern der englischen Gesandtschaft die Überlandreise von Schanghai nach Britisch-Birma und erließ 16. Sept. 1876 die ausbedungene Proklamation (Konvention von Tschifu) des Inhalts, daß die Regierung die Ermordung Margarys bedauere und den Fremden gestatte, das Innere des Landes unter dem Schutze der Behörden zu bereisen. Ein Dekret vom 30. Juni 1875 hatte bereits verboten, sich im Verkehr mit Fremden des Wortes I, d. h. Barbaren, zu bedienen sowie christliche Missionare und Konvertiten zu belästigen und ihren Kirchen Gewalt anzuthun. Das Verdienst, dem See- und Strandräuberunwesen, das seit alters in C. blühte, einigermaßen gesteuert zu haben, gebührt dem Deutschen

Reich. Dasselbe sah sich durch einen räuberischen Angriff auf den Schoner Anna im November 1875 zu Vorstellungen in Peking veranlaßt und schickte, um diesen Nachdruck zu geben, eine Flottille von 11 Schiffen mit 1380 Mann Bemannung nach den chinesischen Gewässern; die Vertragsmächte England, Rußland und Nordamerika sicherten erforderlichenfalls ihre Unterstützung zu, so daß im März 1876 für eine Landung 36 Schiffe mit 340 Geschützen bereit waren. Diese Maßregeln überzeugten C. vom Ernst der deutschen Forderungen; die verlangte Genugthuung wurde gewährt und zugleich eine allgemein gültige Strandordnung erlassen, die gute Wirkung that. Während so C. dem Einfluß der Fremden allmählich nachgab, überflutete der Überschuß seiner Einwohner den Westen von Nordamerika, die Sundainseln und Australien; während die Chinesen sich mit der weißen Bevölkerung nicht verschmolzen, verdrängten sie diese durch ihre billige Arbeit aus lohnenden Beschäftigungen, so daß besonders in Kalifornien und Australien die Ausweisung der Chinesen und die Verhinderung weiterer Einwanderungen gefordert wurde. In Nordamerika nahm der Kongreß 1882 ein Gesetz an, welches für 20 Jahre die chinesische Einwanderung verbot, und ein ähnliches Gesetz verlangten die australischen Kolonien. Um C. nicht zur Ausweisung der nordamerikanischen Bürger zu reizen, vollzog der Präsident der Vereinigten Staaten jenes Gesetz nicht. Erst 1884 wurde das Verbot auf 10 Jahre erlassen und 1892 verschärft.

Nach der Wiedereroberung Kaschgars forderte C. 1878 von Rußland die Rückgabe von Kuldscha, welches die Russen 1871 besetzt hatten, um den Raubeinfällen der Tarantschen ein Ende zu machen. Rußland stellte eine Auslagenrechnung auf und verlangte Garantien für gute Nachbarschaft; zur Führung der Verhandlungen entsandte C. den Würdenträger Tschunghaou nach Petersburg. Dieser schloß 25. Sept. 1879 einen Vertrag über die Rückgabe von Kuldscha ab, wurde aber, da die Regierung denselben für schädlich und demütigend hielt, abberufen und zum Tode verurteilt. Der Vertrag wurde als unannehmbar zurückgewiesen, und beide Teile zogen an der Grenze Truppen zusammen. Indes der Marquis Tseng schloß 14. Febr. 1881 einen neuen, beide Teile befriedigenden Vertrag ab, durch den C. Kuldscha zurückerhielt. Nicht so friedlich verlief eine Verwickelung mit Frankreich, das die Herrschaft über Anam und Tongking beanspruchte, welche Lande die Chinesen als unter ihrer Hoheit stehend betrachteten. Nachdem diplomatische Verhandlungen zwischen C. und Frankreich gescheitert waren, bemächtigte sich letzteres des Flußdelta in Tongking, indem es die chinesischen Truppen bei Sontai und Bacninh vertrieb, und zwang Anam zur Unterwerfung unter seine Schutzherrschaft. Außer stande, seine Ansprüche mit Waffengewalt gegen die Franzosen zu verteidigen, schloß der chinesische Vizekönig Lihungtschan 1884 mit dem französischen Bevollmächtigten Fournier in Tientsin einen Vertrag ab, wonach C. Tongking zu räumen versprach. Bevor die Frist hierzu abgelaufen war, griffen die Franzosen das von den Chinesen besetzte Bacle an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Franzosen erklärten dies für einen verräterischen Vertrauensbruch, forderten eine hohe Geldentschädigung und schritten, als diese abgelehnt wurde, zu Repressalien. Admiral Courbet erzwang die Einfahrt in den Hafen von Futschou, vernichtete mehrere Kriegsschiffe und zerstörte das Arsenal. Ferner setzten sich die Franzosen auf Formosa fest, und es entspannen sich nun an der chinesischen Grenze und auf Formosa zahlreiche Kämpfe, die nicht alle für C. ungünstig endeten; namentlich errangen die Chinesen im März 1885 bei Langson einen Sieg über die Franzosen, und da der kostspielige Krieg in Frankreich heftig getadelt wurde, beeilte sich die französische Regierung unter englischer Vermittelung 9. Juni 1885 den Frieden von Tientsin abzuschließen. C. gestand in demselben Frankreich die Oberherrschaft über Anam sowie die Einverleibung von Tongking zu, nahm aber im übrigen den Standpunkt des Mächtigern ein, der gewährt, um die ruhige Entwickelung im Innern nicht zu gefährden.

Litteratur zur Geschichte: Plath, Geschichte des östlichen Asiens: Die Mandschurei (Götting. 1830—31, 2 Bde.) und dessen viele lehrreiche Abhandlungen in den Denkschriften der bayrischen Akademie der Wissenschaften; A. Pfizmairs geschichtliche Untersuchungen über C. in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften; Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches (Stuttg. 1847); Häuffer, Geschichte von Ostasien (Leipz. 1858—60, 3 Bde.); Derselbe, Überblick über die Geschichte Ostasiens (das. 1864); Neumann, Ostasiatische Geschichte 1840—60 (das. 1861); Sykes, The Taiping rebellion in C. (Lond. 1863); Strauß, La Chine, son histoire, ses ressources (Brüssel 1874); Roß, The Manchus or the reigning dynasty of C. (Lond. 1880); Boulger, History of C. (das 19. Jahrh. umfassend, das. 1881—84, 3 Bde.); Derselbe, A short history of C. (das. 1893); Fries, Abriß der Geschichte Chinas (Wien 1884); Cordier, Bibliotheca sinica (Bibliographie, Par. 1878—81, 2 Bde.).

China, in der Pharmazie soviel wie Chinarinde (s. d.). C. von Ostindien oder von Giava, s. Cedrela; C. nova, s. Kastarillrinde. Vgl. auch Chinarinden, falsche.

China (spr. tschaina), im Englischen soviel wie Porzellan; C.-Clay, Porzellanthon, ein in England zur Darstellung des Frittenporzellans benutzter Thon, dient auch zur Ultramarinfabrikation, als Zusatz zu Satinierfarben, die dadurch beim Reiben schönen Glanz annehmen, in Zeugdruckereien zur Farbenverdickung, in der Appretur und in der Papierfabrikation zur Beschwerung des Papiers.

China-Alkaloide, s. Chinarinden.

China-Äpfel, soviel wie Apfelsinen, s. Citrus.

Chinabasen, s. Chinarinden.

Chinabaum, s. Cinchona.

Chinablau, s. Anilinblau.

Chinage (franz., spr. schinasch'), Chinieren, Herstellung chinierter Stoffe, s. Chiné.

Chinagerbsäure findet sich, zum Teil an Alkaloide gebunden, bis zu 3 Proz. in den Chinarinden, ist amorph, hellgelb, schmeckt säuerlich herb, nicht bitter, ist löslich in Wasser, Alkohol und Äther, zersetzt sich in Lösung an der Luft, schneller beim Behandeln mit verdünnten Säuren in Chinarot und Zucker. Chinarot findet sich auch in der Chinarinde, ist amorph, rotbraun, geruch- und geschmacklos, löslich in Alkohol und Äther, kaum in Wasser.

Chinagras (Fibragras, Fibre, Ramé, Ramié, Rhea fibre, chines. Tschuma, Nankhurahanf, Kalluihanf, chinesischer Hanf, Tsio oder Karao), Bastfaser aus den Stengeln mehrerer nahe verwandter Nesselpflanzen, besonders Boehmeria nivea *Gaud.* und B. tenacissima *Gaud.*, welche behufs der Fasergewinnung vielfach kultiviert werden (s. Boehmeria). Man hat die im Handel vorkommenden Boehmeria-Fasern nach ihrer Abstammung von

verschiedenen Arten unterschieden und das C. von B. nivea, die Ramiéfaser von B. tenacissima abgeleitet; es scheint aber, als ob die Verschiedenheit der Fasern mehr auf die Kultur und die Gewinnungsmethode zurückzuführen sei. Die Gewinnung der Faser erfolgt in verschiedener Weise. In China werden die frisch abgeschnittenen und entblätterten Stengel durch Schaben von der äußern Rinde befreit und einige Tage der Sonne ausgesetzt. Im Morgentau zieht man dann die Bastschicht ab, kocht sie aus und trocknet sie. In Indien zerbricht man die entblätterten Stengel, zieht sofort die Rinde mit dem Bast ab, legt sie in Wasser, streift nach einiger Zeit die äußere Rinde ab, reinigt die Faser durch Streichen mit einem stumpfen Messer und bleicht sie auf dem Rasen. Der Bast der B. nivea ist weißlich, meist gelblich oder grünlich, bildet 0,5—2 m lange Stränge und wird seiner außerordentlichen Festigkeit halber bisweilen zu Seilerarbeiten benutzt. In der Regel aber wird er mit Aschenlauge und Seifenlösung weiterbehandelt und erscheint dann, in die einzelnen Zellen aufgelöst, blendend weiß, seidenartig glänzend. Diese Reinigung (»Bleiche«) der Faser wird jetzt auch in Dundee, Bradford, Rouen, Chemnitz und Oldenburg in größtem Maßstab ausgeführt. Die gereinigte Faser (gebleichtes C., Rhea, Ramié) übertrifft alle andern Pflanzenfasern an Schönheit, besteht aus 10—22 cm langen Bastfasern und ist sehr weich und außerordentlich fest. Die Bastzellen sind unregelmäßig cylindrisch, an den Enden stumpf kegelförmig zugespitzt. Das Lumen erscheint auf dem Querschnitt als dunkle Spalte, die Dicke der Zellen von B. nivea beträgt 0,04—0,08 mm, die Zellen von B. tenacissima sind nur 8 cm lang und 0,016—0,128 mm dick. Die die Zellen verbindende Substanz ist sehr empfindlich gegen Reagenzien, die Zellen lassen sich daher leicht voneinander trennen, aber diese Zersetzlichkeit schließt auch die Anwendung der Wasserröste aus. Man verspinnt das C. auf Flachsspinnmaschinen. Es dürfte eine sehr große Zukunft haben, doch bildet ein eigenartiger Charakter der daraus gefertigten Gewebe vorläufig noch ein Hindernis allgemeinerer Verwendung. Das außerordentlich feine chinesische Grasscloth wird aus ungesponnenen, durch ein Klebmittel endweise aneinander gefügten Bastfasern gewoben und meist in China selbst verbraucht. Indische Nesselfasern kamen zuerst 1810 nach Europa und wurden in Leeds zu Seilerwaren verarbeitet; Spinnversuche in der Erdmannsdorfer Spinnerei blieben ohne Resultat, aber seit 1851 hat die Faser für die europäische Industrie schnell an Bedeutung gewonnen und wird jetzt aus Ostindien, China, Japan, Java und den Sundainseln eingeführt. Man benutzt das C. vielfach zu allerlei Mischgespinsten und Mischgeweben mit Baumwolle und Wolle, die alle dadurch verschönert werden; besonders tauglich ist es für batistartige Gewebe und Damaste. Vgl. Richotte, Traité scientifique et industriel de la ramie (Par. 1891).

Chinagrün, s. Chinesisch Grün.

Chinaldin (α-Methylchinolin) $C_{10}H_9N$ oder $C_6H_4.C_3H_2.CH_3.N$ entsteht, wenn eine Lösung von Orthoamidobenzaldehyd mit Aceton und Natronlauge erhitzt wird, auch beim anhaltenden Erwärmen eines Gemisches von Paraldehyd mit Anilin und Salzsäure. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, ist wenig löslich in Wasser, siedet bei 246—247° und bildet gut kristallisierende Salze. Mit Phthalsäureanhydrid gibt es Chinophthalon, welches als Chinolingelb (s. d.) im Handel ist.

Chinamēca (spr. tschi-), großes Indianerdorf im zentralamerikan. Staat Salvador, 606 m ü. M., am Nordabhang des Vulkans von C. (1280 m), mit (1878) 7015 Einw., die Mais und Hülsenfrüchte bauen.

Chinandēga (spr. tschi-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1888: 23,719 Einw.) im zentralamerikan. Staat Nicaragua, durch Eisenbahn mit dem Hafen Corinto und mit Managua verbunden, 50 km nördlich von Leon, mit lebhaftem Handel und 8000 Einw.

Chinarinden (Fieberrinden), Stamm- und Zweig- (auch Wurzel-) Rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. d.), welche in den Wäldern der Kordilleren von Südamerika zwischen 10° nördl. und 22° südl. Br. wachsen. Die Cascarilleros in Kolumbien, Peru und Bolivia fällen die Bäume, lösen die Rinde in Streifen ab und trocknen sie an der Sonne oder auf Hürden über Feuer. Die dünnere Rinde schwächerer Stammteile rollt sich beim Trocknen zu Röhren auf, während von stärkern Stämmen geschälte und aufeinander geschichtete und belastete Stücke zu ebenen Platten austrocknen. Ein Baum von 20 m Höhe und 1,2 m Durchmesser liefert etwa 10 Ztr. trockne Rinde. Die C. werden auf ungebahnten Wegen an die Küste gebracht. Aus Bolivia und Peru kommt die meiste Rinde nach Callao, Arica, Mollendo und Guajaquil, aus Ecuador nach Payta und Guajaquil, aus Kolumbien nach Cartagena, Barranquilla und Bolivar, aus Venezuela nach Maracaibo und Puerto Cabello, von den Ostabhängen der Kordilleren nach Pará in Brasilien. Die verschiedenen Handelssorten benennt man am häufigsten nach ihrer Herkunft (z. B. Loxa, Huanuco), oft nach dem Ausfuhrhafen (z. B. Cartagena, Payta), mitunter nach ihrer Abstammung, die aber sehr unsicher ist (z. B. Calisaya). Die Sortimente sind: 1) Gelbe C., Königschina, in Röhren mit dunkler, tiefrissiger Borke oder in starken Platten ohne Borke, innen ockergelb oder zimtbraun, mehr bitter als zusammenziehend, stammt von Cinchona Calisaya in Bolivia, stand früher in höchstem Ansehen. Hierher gehören auch die Maracaibo- und Puertocabellorinde, die aber minderwertig sind. 2) Braune oder graue C., dünne Röhren mit graubrauner, längs- und querrissiger Rinde, oft mit weißem Kork, innen hellzimtfarben, von vorwiegend zusammenziehendem Geschmack. Hierher gehören die Kronenchina von Loxa, die Huanuco- und Guajaquilrinden. Sie sind am wenigsten gehaltvoll. 3) Rote C., Stamm- und Astrinden mit Borke und Kork oder unbedeckt, innen rotbraun, von vorwiegend bitterm Geschmack, stammen von Cinchona succirubra und ihren Abarten und sind die gehaltvollsten und teuersten Rinden.

In den regelmäßigen Beständen der auf Java, in Indien rc. (s. Cinchona) kultivierten Chinarindenbäume gewinnt man die Rinde im Schälwaldbetrieb (wie bei uns die Eichenspiegelrinde) oder nach dem Moisingverfahren, indem man die Stämme, denen Rinde entnommen wurde, in Moos hüllt, unter welchem sich sehr bald neue, stärkere und an Alkaloiden reichere Rinde (renoved bark) bildet. Man benutzt auch Ast- und Wurzelrinde und unterscheidet sie im Handel ohne Rücksicht auf die Abstammung nur nach Aussehen und Alkaloidgehalt. Drogistenrinde bildet Röhren, bis 60 cm lang, mit dünnem, graubraunem, längs- und querrissigem Kork, 2—5 mm stark, am Bruch eben oder kurzfaserig, innen braunrot. Das deutsche Arzneibuch schreibt solche kultivierte Rinde (vorzugsweise

der Cinchona succirubra) vor, welche mindestens 5 Proz. Alkaloide enthalten soll. Die Fabrikrinde, hauptsächlich Rossing- und Wurzelrinde, bildet kleine Stücke und Schnitzel, ist oft zu steinharten Ballen zusammengepreßt und wird lediglich nach dem Alkaloidgehalt verkauft. Als unechte C. kamen früher mehr als heute Rinden südamerikanischer Bäume in den Handel, welche der Gattung Cinchona nahe verwandt sind. Diese Rinden (Parachina, China alba granatensis, C. nova, C. rubra brasiliensis von Ladenbergia-Arten, C. caribaea oder jamaicensis und C. Sanctae Luciae von Exostemma-Arten) enthalten aber kein Chinin, manche überhaupt kein Alkaloid und sind daher ziemlich wertlos. Nur die China cuprea von Remijia pedunculata (vielleicht auch von R. Purdieana) in Santander, welche meist in kleinen Bruchstücken in den Handel kommt, in der Farbe angelaufenem Kupfer gleicht, enthält reichlich Chinin und ist auf letzteres verarbeitet worden. Man unterscheidet die falschen C. von den echten am besten durch das Mikroskop. Die letztern sind durch eigentümliche spindelförmige Bastfasern gut charakterisiert.

Die C. riechen sehr schwach aromatisch, die jüngern Rinden schmecken vorherrschend herb, die Stammrinden stark und rein bitter. Sie liefern 0,75—3 Proz. Asche und enthalten außer den gewöhnlichen Pflanzenbestandteilen bis 4 Proz. Chinagerbsäure, von welcher sich das reichlich vorhandene Chinarot ableitet, Chinasäure, einen unkristallisierbaren Bitterstoff, das Chinovin, welches sich leicht in Zucker (Mannitan) und Chinovasäure spaltet. Am wichtigsten sind die Alkaloide (Chinabasen), welche als Derivate des Chinolins zu betrachten sind. Von diesen finden sich in ansehnlicher Menge: Chinin $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Chinidin von gleicher Zusammensetzung, Cinchonin $C_{19}H_{22}N_2O$ und Cinchonidin von gleicher Zusammensetzung. In geringer Menge enthalten die C. ferner Cinchonamin $C_{19}H_{24}N_2O$ in Remijia Purdieana, Homochinin $C_{19}H_{22}N_2O_2$ in China cuprea, Chinamin $C_{19}H_{24}N_2O_2$, Conchinamin von gleicher Zusammensetzung, Cinchamidin $C_{20}H_{26}N_2O$. Diese eigentlichen Chinaalkaloide zeigen eine gewisse Übereinstimmung, auch wohl in physiologischer Beziehung, während vollständig abweichen das Aricin $C_{23}H_{26}N_2O_4$, Paytin $C_{21}H_{24}N_2O$, Cusconin, Cusconidin, Cuscamin, Cuscamidin, Paricin ꝛc. Der Gehalt der C. an Alkaloiden schwankt bedeutend. Die Rinde von auf Java gewachsener Cinchona Calisaya Ledgeriana gab 1,09—12,5, meist über 5 Proz. Alkaloide. Das Chinin schwankte zwischen 0,8 und 11,6 Proz. Als Maximum hat man bei kultivierten Cinchonen 13 Proz. Alkaloide, davon 11,6 Proz. Chinin, beobachtet. Wurzelrinden scheinen alkaloidreicher zu sein als die Stammrinden. Man benutzt C. medizinisch in Form von Pulver, Abkochung, Tinktur und Extrakt. Ihre Wirkung stimmt im wesentlichen mit der des Chinins überein, wird aber vielfach stark modifiziert durch die andern Rindenbestandteile. Diese wirken nicht selten günstig, z. B. bei atonischer Verdauungsschwäche, bei Schwächezuständen, Skorbut ꝛc., bisweilen aber auch ungünstig, wie bei längerm Gebrauch, wo die Rinde mehr als das Alkaloid die Verdauung stört. Da nun der Chiningehalt der Rinde überdies schwankt, so zieht man meist das Alkaloid vor, welches eine sichere Dosierung gestattet. Äußerlich benutzt man C. wohl als adstringierendes Mittel bei schlaffen Geschwüren, Gangräna, Krebs, als Zusatz zu Zahnpulvern ꝛc. 1880 lieferten Kolumbien 6 Mill., Peru und Bolivia 1 Mill., Indien und Ceylon 1,172,000, Java 70,000, Jamaica 21,140 Pfd. C. 10 Jahre später lieferte Ceylon 15,300,000, Java 8,640,000, Südamerika 2,182,000 Pfd. Geschichtliches über die C. und Litteratur s. Cinchona.

Chinarindenbaum, s. Cinchona.

Chinarot, s. Chinagerbsäure.

Chinasäure $C_7H_{12}O_6$ oder $C_6H_7(OH)_4.COOH$ findet sich, an Kalk und Alkaloide gebunden, in Chinarinden (bis zu 5—8 Proz.), im Kraut der Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus) und von Galium Mollugo, in Kaffeebohnen und in vielen andern Pflanzen. Man erhält sie als Nebenprodukt bei der Darstellung des Chinins. Sie bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt stark sauer, ist löslich in Wasser und Alkohol, schmilzt bei 162°, ist nicht flüchtig und bildet meist kristallisierbare, in Wasser lösliche Salze. Sie gibt mit Jodwasserstoff Benzoesäure, mit Braunstein und Schwefelsäure Chinon, Ameisensäure und Kohlensäure. Im Organismus der Pflanzenfresser wird ein kleiner Teil der C. (0,05—0,1 Proz.) in Hippursäure verwandelt.

Chinasilber, galvanisch versilbertes Neusilber.

Chinastechwinde, s. Smilax.

Chinastraße (China Straits), Meeresstraße zwischen dem Südostende Neuguineas und der sich nach O. ziehenden Reihe kleiner Inseln, 1873 von Moresby entdeckt und so benannt, weil sie den Weg von Australien nach China um 300 Seemeilen abkürzt.

Chinatinktur, s. Tinkturen.

Chinawein, ein mit Wein bereiteter Auszug von Chinarinde, nach der »Pharmacopoea germanica«, 2. Ausgabe (1882), eine Mischung von 100 Chinatinktur, 300 Xereswein und 100 Glycerin. Im Handel finden sich sehr verschiedenartige Präparate, über deren Darstellung nichts bekannt ist. Eisenchinawein, der bei Bleichsucht benutzt wird, enthält ein lösliches Eisenpräparat.

Chinawurzel, s. Smilax.

Chincapin, s. Kastanienbaum.

Chincha (spr. tschintscha), (Yunga), Volksstamm, s. Peru.

Chincha Alta (spr. tschintscha), Stadt im peruan. Depart. Ica, nördlich vom Rio Chincha, nahe dessen Mündung der kleine Hafenort Chincha Baja liegt, hat altindianische Altertümer und (1889) 4000 Einw.

Chinchainseln (spr. tschintscha), Inselgruppe an der Küste des peruan. Depart. Ica, unter 13° 38′ südl. Br., vor der Bai von Pisco, besteht aus drei Hauptinseln: Isla del Norte, Isla del Medio und Isla del Sur, nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 60 m Höhe, 1620 Hektar groß, welche eine 30 m hohe Schicht Guano trugen, der aber seit 1874 erschöpft ist, nachdem 1840—67: 7,175,194 Ton. im Werte von 218,7 Mill. Doll. durch die Regierung, die das Monopol der Guanoausbeutung besaß, verschifft worden waren.

Chinchilla (spr. tschintschilja), Pelzwerk von der südamerikanischen C. (Eriomys C., s. den folgenden Artikel), ist silbergrau, schwärzlich meliert, äußerst zart, mit seidenweichem, 3,5 cm langem Haar, wird von der Mode bald ungemein begünstigt, bald wieder vernachlässigt. Es kommen jährlich ca. 100,000 Felle in den Handel; doch liefern dieselben Gegenden auch minder kostbares Pelzwerk: Chinchillone, die groß und schmutzig gelb sind, und kleine u. kurzhaarige Bastardchinchillas. C. heißen auch gewisse sehr feine, langhaarige, silbergraue Wollstoffe.

Chinchilla (spr. tschintschilja, Hasenmaus, Wollmaus, Eriomys *Lichtst.*), Gattung der Nagetiere aus der Familie der Hasenmäuse (Chinchillidae),

kaninchenähnliche Tiere mit dickem Kopf, großen, abgerundeten Ohren, langem, buschigem, nach oben gekrümmtem Schwanz und dichtem, weichem, wolligem Pelz, leben in Südamerika gesellig in bedeutenden Höhen der Gebirge und nähren sich von Wurzeln, Flechten, Zwiebeln, Rinden und Früchten. Die C. (Eriomys *C. Licht.*, s. Tafel »Nagetiere II«), etwa 30 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, hat einen ungemein weichen, zarten Pelz mit seidenartigem, langem, an der Wurzel tief blaugrauem, breit weiß geringeltem Haar; die Unterseite und die Füße sind weiß, der Schwanz hat oben zwei dunkle Binden. Die C. lebt auf den Kordilleren von Peru, Chile und Bolivia in Felsenklüften und Höhlen, ist sehr gewandt, klettert vortrefflich und wird besonders lebhaft in der Dämmerung. Das Weibchen wirft 4—6 Junge. Man hält sie wegen ihres ansprechenden Benehmens häufig in Gefangenschaft. Ihr Haar verarbeiteten die Peruaner schon zur Zeit der Inka zu Tuch und andern Geweben. Gegenwärtig wird sie des kostbaren Pelzes halber stark gejagt und ist bereits stark zurückgedrängt. Nach Europa kamen die ersten Felle im 18. Jahrh. über Spanien und wurden bald ein gewöhnlicher Handelsartikel (s. oben). Die Wollmaus (E. lanigera *Benn.*), 26 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, ist leicht aschgrau mit dunkler Sprenkelung, an der Unterseite und den Füßen matt grau oder gelb angeflogen, wohnt im nördlichen Chile unter der Erde und lebt hauptsächlich von Zwiebeln. Das Weibchen wirft zweimal jährlich 5—6 Junge. Gefangene Wollmäuse werden ungemein zahm. Die alten Peruaner fertigten aus dem Haar Bettdecken und andre Stoffe. Das Fleisch beider Hasenmäuse ist genießbar.

Chinchilla de Monte-Aragon (spr. tschintschilja), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Albacete, am Abhang eines kahlen, von den Ruinen eines Schlosses gekrönten Hügels, welcher viele als Wohnstätten dienende Höhlen enthält, an den Eisenbahnlinien Madrid-Alicante und C.-Cartagena, hat Marmor- und Gipsbrüche, Thonwarenerzeugung und (1887) 6096 Einw.

Chinchillidae (Hasenmäuse), Familie der [Nagetiere (s. d.).

Chinchillone, s. Chinchilla (Pelzwerk).

Chinchina (lat.), Chinarinde.

Chinchoxo, s. Tschintschotscho.

Chiné (franz., spr. schi-, Chinierung, Flammierung), Muster auf glatten Geweben, welches aus länglichen Flecken mit gleichsam verwaschenen Enden besteht, wird erzeugt, indem man die geschorene Kette vor dem Aufbäumen stellenweise färbt. Dies geschieht in der Weise, daß man die Kette an den Stellen, welche keine Farbe annehmen sollen, fest und dicht mit Bindfaden umwickelt und so in den Farbkessel bringt. Diese Kette gibt verwaschen endigende Muster, weil sich die Fäden beim Aufbäumen stets etwas verziehen. Ähnliche Effekte werden durch Bedrucken der Kette erzielt, wobei man die letztere durch wenige Schußfäden zusammenwebt. Bedruckt man die zur Kette oder zum Einschuß bestimmten Garne in der Strähne, so erhält man, da sich die bedruckten Stellen beim Scheren der Kette ganz unregelmäßig verteilen, eine feinflammige Melierung. Man webt auch die Stoffe aus Kettenfäden (oder Einschußfäden), welche aus zwei verschiedenfarbigen Fäden mit schwacher Drehung gezwirnt sind, und benutzt als Einschuß (resp. Kettenfäden) einfache Fäden von einer dritten Farbe.

Chinese, Vogel, s. Amadinen.

Chinesen, die Bewohner von China (s. d., S. 48).

Chineser Gelb, s. Ocker.

Chinesische Kunst, s. China, S. 52.

Chinesische Litteratur, s. Chinesische Sprache und Litteratur.

Chinesische Mauer, der an der Nordgrenze des eigentlichen China errichtete Schutzwall, das riesenhafteste Verteidigungswerk der Erde. Sie heißt mongolisch Japan Kerma, d. h. Weiße Wand, chinesisch Wanlitschangtscheng, d. h. Mauer von 10,000 Li, während sie in Wahrheit nur 5000 Li, d. h. 2450 km, lang ist. Man führt ihre Anfänge auf Erdwälle zurück, die der Kaiser Schihoangti (246—209 v. Chr.) aus der Dynastie Tschin gegen die Einfälle der Tataren aufführen ließ. Vermutlich ist sie nur zum geringen Teil identisch mit der jetzigen Mauer, die nach neuern Forschungen nicht über das Ende des 14. Jahrh. zurückdatiert und sich vielleicht über eine längere Periode während der Dynastie Ming (1368—1644) erstreckt. Sie beginnt im W. von Kansu, bei Sutschou, und zieht sich am Rande des Hochlandes entlang in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Petschili und auf der Grenze von Schinking in nordöstlicher Richtung weiter bis zum Sungarifluß. An manchen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, wie namentlich in der Nähe von Peking. Dort befindet sich in der innern Mauer das berühmte Thor Küjungkwan mit Inschriften von 1345 in Sanskrit, in chinesischer, mongolischer, uigurischer, tibetischer und schutschi-tungusischer Sprache (vgl. Wylie im »Journal of the Royal Asiatic Society«, 1870). Die äußere Mauer besteht größtenteils aus Erdwällen mit Futtermauern, läuft aber als solide Mauer an den steilsten Gebirgswänden und über Abgründe hinweg. Die zweite, innere Reichsmauer ist höher als die äußere; sie hat 11 m Höhe bei 7,5 m Dicke, ist aus Granitplatten zusammengesetzt und mit Zinnen aus Ziegelsteinen gekrönt. Auf den höher gelegenen Punkten erscheint sie durch viereckige Türme verstärkt (s. Tafel »Chinesische Kultur I«, Fig. 8); die Eingangsschlucht Hoanhou enthält auf einer Entfernung von 12—13 km neun Thore, von denen drei paarweise, das letzte zu dritt angelegt ist. Seitdem die Mandschudynastie den chinesischen Thron bestiegen hat (1644), ist die Mauer gegenstandslos geworden, und man hat sie mit Ausnahme einiger wichtiger Pässe, die zu Grenzzollzwecken erhalten wurden, mehr und mehr verfallen lassen. Vgl. v. Möllendorff, Die große chinesische Mauer (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 32).

Chinesischer Hanf, s. Chinagras.

Chinesische Rose, s. Hibiscus.

Chinesischer Speckstein, s. Agalmatolith.

Chinesischer Talg, s. Pflanzentalg.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache und Litteratur, S. 69.

Chinesisches Feuer, unserm schwarzen Schießpulver ähnliche, seit etwa 200 n. Chr. in China gebräuchliche Mischungen, wurden noch 1858 bei Kanton angewandt; auch soviel wie bengalisches Feuer.

Chinesisches Gras, soviel wie Chinagras.

Chinesisches Holzöl, s. Aleurites.

Chinesisches Meer, die große Wasserfläche, welche sich im O. und S. Chinas vom japanischen Inselreich bis in die Gewässer zwischen Hinterindien und Borneo erstreckt und in drei Teile zerfällt: den nördlichsten, das Gelbe Meer (Hwanghai), zwischen Korea und dem nördlichen China, mit den Golfen von

Petschili und Liaotung und der Koreabai; das Chinesische Ostmeer (Tunghai), zwischen den japanischen Inseln und dem mittlern China, und das Chinesische Südmeer (Nanhai), mit dem vorigen durch die Fukianstraße verbunden und die Meerbusen von Tongking und Siam enthaltend.

Chinesische Sprache und Litteratur. Der südöstliche Teil des asiatischen Festlandes, China, Hinterindien mit Ausnahme der Halbinsel Malakka, Tibet und die zwischen diesem und Hinterindien liegenden kleinern Länder, bildet das Gebiet einer Menge von Völkerschaften, die wie physiologisch, so auch sprachlich zusammengehören, und deren Idiome man unter dem Namen des indochinesischen Sprachstammes und der monosyllabisch isolierenden Sprachklasse zusammenzufassen pflegt. Unter diesen Sprachen ist die chinesische die ausgebreitetste und wichtigste, denn sie wird von etwa einem Viertel der Menschen gesprochen, ist auch außerhalb ihres eigentlichen Gebietes unter den Gebildeten von Japan, Korea und Anam vielfach im Gebrauch und hat eine der ältesten und wahrscheinlich die größte Litteratur der Welt. Sie ist aber auch diejenige, in welcher sich der Charakter ihrer Klasse am schärfsten ausgeprägt darstellt; denn mindestens in ihrer ältern Gestalt kennt sie nur einsilbige Wortstämme, kaum zusammengesetzte Wörter und vermag die grammatischen Werte der Wörter, ihre Anwendung als Substantiva, Adjektiva, Verba ꝛc. und das, was unsre Sprachen durch Beugungen zum Ausdruck zu bringen pflegen, nur durch Wortstellungsgesetze und selbständige Hilfswörter kenntlich zu machen. Natürlich hat sie im Lauf der Zeiten vielfache Veränderungen erlitten. Der Gebrauch zusammengesetzter Ausdrücke statt früherer Monosyllaben und die Anwendung der Partikeln haben immer mehr überhandgenommen, alte Ausdrücke sind ungebräuchlich geworden oder werden jetzt in veränderter Bedeutung gebraucht, und vor allen Dingen macht das Lautwesen der heutigen gebildeten Umgangssprache den Eindruck großer Abgeschliffenheit. Wäre die Sprache zu der Zeit, wo die ältesten auf uns gekommenen Volkslieder gesungen wurden, nicht viel lautreicher gewesen, so wären diese Lieder von allem Anfang an den Zuhörern unverständlich gewesen, wie sie es heute sind.

Das Chinesische zerfällt in eine Menge Dialekte, die sich nicht nur lautlich, sondern auch grammatikalisch und lexikalisch oft sehr erheblich voneinander unterscheiden. Die der Provinzen Kuangtung und Fukian sind die für die Europäer wichtigsten und daher bei uns bekanntesten; innerhalb dieser Dialekte variieren aber die Mundarten oft so, daß Leute, die nur wenige Meilen voneinander heimisch sind, Mühe haben sollen, einander im mündlichen Verkehr zu verstehen. Hätten die Chinesen nicht eine Schrift, die ähnlich unsern Zahlzeichen von jedem in seiner Zunge gelesen werden kann, so wäre es nie zu der nun Jahrtausende alten Kultureinheit eines so riesigen Ländergebiets gekommen. Frühzeitig gewann der Dialekt der Hauptstadt Nanking, als der des Hofes, vor den übrigen die Oberhand; er wurde für die Gebildeten des Reiches »gemeinsame Verkehrssprache« – dies (nicht, wie man früher fälschlich übersetzt hat, »Mandarinendialekt«) ist der Sinn des Ausdrucks Kuānhoá –, und unter der Mongolendynastie (1280–1368) begann man ihn in Werken der leichtern Litteratur als Schriftsprache zu verwenden. So bezeichnet Kuānhoá zugleich den Gegensatz zu den Provinzialdialekten und den zu dem kurzen, markigen alten Bücherstil (Kŭwĕn). Daß auch er innerhalb der sechs Jahrhunderte vielfachen Wandlungen unterlegen, versteht sich von selbst. Neuerdings kommt die Mundart von Peking als nördlicher Kuānhoá in immer allgemeinere Aufnahme. Der »alte Stil« aber ist noch heute der der ernstern Litteratur. Wĕntschâng ist eine Mittelform zwischen Kŭwĕn und Kuānhoá. Was das Lautsystem im Chinesischen betrifft, so sind die Vokale a, e, i, o, u, ü und ï (ein dumpfes e oder i), wozu noch mundartlich manche Zwischenschattierungen kommen, wie å, ä, ö ꝛc. Sie können in einer Silbe (Stammworte) bis zu vieren gehäuft werden und sind dann zwar jeder besonders zu hören, doch so auszusprechen, daß sie in Eine Silbe verschmelzen, z. B. ai, iii, ina, inei. Die Konsonanten dagegen treten stets einzeln auf: im Anlaut k, kh, h; p, ph, f; t, th; tsch, tschh; ts, ths; l, m, n; s, sch, j (= weich sch); ng, w, y; dialektisch auch g, b, dsch, d; im Auslaut n, ng; überdies in den Dialekten m, p, k, t. Dazu kommt im Kuānhoá noch eine selbständige Silbe, die aus einem vokalisierten gutturalen r besteht. Es ergibt sich daraus, wie arm die Sprache an Silben sein muß; im Kuānhoá zählt man deren kaum 500. Die südlichen Dialekte sind zwar, dank der größern Zahl ihrer Auslautskonsonanten, hierin reicher (der von Kanton besitzt etwa 700, der von Fukian gegen 850 verschiedene Silben); allein was will das besagen gegenüber dem Wortbedürfnis eines Kulturvolkes? Die bloßen Lautkombinationen würden nicht genügen, um einen hinreichenden Silbenschatz herzustellen, nähme nicht das Chinesische noch einen Faktor zu Hilfe, den wir nur als rhetorischen zu verwerten pflegen, den Ton oder die Stimmbiegungen (Accente). Der Kuānhoá kennt deren vier oder fünf: den gleichen (meist wieder in hohen – und tiefen ₋ geschieden), den steigenden ˊ, den fallenden ˋ und den kurzen ˘. Im folgenden Beispiel wird das deutsche Wort »ja« nacheinander in vieren dieser Accente gesprochen. A. fragt: »Jà?« B. antwortet: »Já«. Darauf A.: »Jă, dann freilich! das hättest du mir jă gleich sagen können!« Für uns ist jedes dieser »Ja« das nämliche Wort; der Chinese aber verbindet mit derselben Silbe, je nachdem sie in der einen oder andern Tonmodulation gesprochen wird, ganz verschiedene Begriffe. So bedeutet tschi wissen, Spinne, Zweig, Fett; tschi anhalten, Insel, Papier, Hagedorn ꝛc.; tschi wollen, gedenken, erreichen, Raubvogel, Pfand, strucheln, Schwein ꝛc.; tschi niederwerfen, fesseln, Saft, aufsteigen, Substanz, Art u. v. a. Das sind nun freilich Mehrdeutigkeiten die Hülle und Fülle, und ohne den steten Gebrauch zahlreicher zusammengesetzter, mehrsilbiger Ausdrücke würde der Kuānhoá trotz der etwa 1500 Silben, die er nun vermöge der Stimmbiegungen besitzt, nicht seinem Zweck als Konversationssprache genügen. Die Dialekte, namentlich die des Südens, sind auch an Tonmodulationen reicher. Die Grammatik des Chinesischen ist in ihren Elementen sehr einfach. Einheimische Gelehrte teilen die Wörter ein in volle und leere (wir würden etwa sagen: Stoffwörter und Form- oder Hilfswörter) und erstere wieder in lebendige, d. h. Verben, und tote, wozu alle übrigen vollen Wörter gehören. Eine so durchgreifende Scheidung der Wörter nach Redeteilen, wie wir sie in unsern Sprachen haben, kennt das Chinesische nicht, am wenigsten im alten Stil. So kann das Wort ngan entweder Substantiv (»Ruhe«) sein, oder Adjektiv (»ruhig«), oder transitives Verbum (»beruhigen«),

oder verbum neutrum (»ruhig sein, ruhen«), oder Passivum (»beruhigt werden«), oder Adverb (»beständig«); immer ist es dasselbe Wort, und nur aus der Konstruktion läßt sich sein jeweiliger Wert erkennen. Die Gesetze der Konstruktion, d. h. der Wortstellung, lassen sich auf vier zurückführen: es tritt nämlich 1) das Subjekt vor das Prädikat, 2) das Objekt hinter sein Regens (aktives Verbum oder Präposition), 3) jedes Wort, das ein andres näher bestimmt, vor dieses letztere, also der Genitiv vor sein Regimen, das Adjektiv und Zahlwort vor das Substantiv, das Adverb vor das Verbum; nur 4) die Apposition wird nachgesetzt. Diese Gesetze gelten in der Hauptsache auch für die Anordnung der Sätze selbst, und sie gestatten nur ganz vereinzelte, vielleicht nur scheinbare Ausnahmen. Und doch würden sie in den meisten Fällen allein nicht hinreichen, um die Funktionen der einzelnen Satzteile erkennen zu lehren. Vor allem helfen hier die Partikeln als wahre Hilfswörter. Diese scheinen ihrer Abstammung und ursprünglichen Bedeutung nach in drei Hauptarten zu zerfallen: 1) pronominale mit determinativer Bedeutung, 2) verbale mit dem Wert von Präpositionen oder Konjunktionen, 3) Schluß- und Empfindungslaute, welche die Modalität anzeigen. Der Leser denke sich, daß wir im Deutschen jedes Punktum, Komma, Fragezeichen ꝛc. aussprechen wollten, und er hat einen Begriff von dem Werte dieser Laute. Um aber ihre Notwendigkeit zu begreifen, denke er daran, daß im Chinesischen die Betonung fest am Wort klebt, und daß die Wortfolge in allen Satzarten die gleiche ist, daß also der Fragesatz sich durch nichts als durch das Fragewort vom behauptenden unterscheidet. Schließlich ist noch eines wichtigen Verdeutlichungsmittels zu gedenken. Der Chinese hat nämlich, besonders in der neuern Sprache, gewisse stereotype Wortverbindungen, z. B. zwei Synonyme, die den ihnen gemeinsamen Begriff, zwei entgegengesetzte Eigenschaftswörter, die das beiden zu Grunde liegende Abstraktum (groß — klein, soviel wie Quantität) ausdrücken; er determiniert Substantiva durch Appositionen (man denke an Tannenbaum) oder Verba durch Hilfsverba oder konventionelle Objekte u. dgl. m.

So viel von den Mitteln der Sprache, nun einiges von ihrer Verwertung. Ein eigentlicher Artikel ist nicht vorhanden. Das Hauptwort hat kein grammatisches Geschlecht; die Mehrzahl und Allheit wird meist gar nicht, wo nötig, durch unbestimmte oder bestimmte, zuweilen konventionelle Zahlwörter (»die fünf Sinne«) oder durch Adverbien, etwa von der Bedeutung »zusammen«, ausgedrückt, oder man setzt das Substantiv als Genitiv vor ein andres, das Klasse, Gesamtheit bedeutet. Die Kasus ergeben sich bald aus der Wortstellung allein, wobei Ablativ, Lokativ und Instrumentalis meist wie Adverbien, erstere beide nach gewissen Verben als deren Objekte behandelt werden; bald dienen Partikeln der ersten und zweiten Art zu ihrer Kennzeichnung. Die Steigerung der Adjektiva ergibt sich bald aus dem Zusammenhang, z. B.: X und Y) wer klug, d. h. wer ist klüger, X oder Y)? oder: Mensch tausend Wesen klug, d. h. der Mensch ist der tausend Wesen kluges, klügstes; weise im Verhältnis zu X, d. h. weiser als X; bald drücken Wörter von der Bedeutung »mehr, sehr« den Komparativ oder Superlativ aus. Die Fürwörter werden fast ganz wie Hauptwörter behandelt. Daß die Verba ebensowenig eine Konjugation wie die Substantiva eine Deklination haben, liegt in der Natur der Sache. Ob ein Verbum als Präsens, Präteritum oder Futurum, ob es als Indikativ, Konjunktiv, Imperativ zu übersetzen, ist oft allein aus dem Zusammenhang, ob es als Aktivum, Passivum oder Neutrum, als Finitum, Partizip oder Infinitiv fungiere, aus der Konstruktion zu entnehmen. Indessen erleichtern, namentlich im neuern Stil, vielfach Adverbien, Hilfsverba und gewisse Partikeln auch hier das Verständnis. Die Konjunktionen »und, oder, wenn« bleiben oft unausgedrückt, ebenso die Kopula, und nicht selten werden auch Personalpronomina verschwiegen. Der häufige Gebrauch von sogen. absoluten Konstruktionen, darin bestehend, daß man Satzteile selbständig stellt, statt sie in den Satz einzufügen, benimmt dem Satzbau die Eintönigkeit. Kürze des Ausdrucks, Wohlklang und Ebenmaß der Satzglieder, Schärfe der Antithesen sind Haupteigenschaften des guten, namentlich des alten Stils. Der chinesischen Sprache ist eine außerordentliche Dehnbarkeit eigen; man kann in wenigen aneinander gereihten Monosyllaben einem Gedanken Ausdruck geben, dessen Übersetzung sehr wortreich ausfallen müßte; man kann den Satz durch Hilfswörter erweitern und schließlich seine Einsilber durch Komposita ersetzen, ohne daß dabei sein Sinn ein andrer wird. Die chinesischen Schriftsteller haben es verstanden, diese Macht ihrer Sprache zu nutzen, um stilistische Meisterwerke zu schaffen, die in den Litteraturen andrer Völker ihresgleichen suchen.

Die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache beruhen, abgesehen von der Aussprache und Schrift, namentlich in der Konstruktion. Immer und immer kehrt die Frage wieder: sind zwei aufeinander folgende Wörter als ein Kompositum oder als durch »und« verbunden zu denken? sind sie Subjekt und Prädikat? oder ist eins dem andern subordiniert, etwa a nähere Bestimmung von b, oder b Regimen von a ꝛc.? Nur eine genaue Kenntnis des Satznexus, des Sprachgebrauchs und der Eigenartigkeit des Stils vermag solche Zweifel zu lösen. Die Anfangsgründe der Sprache bewältigt man bei einiger Ausdauer leicht, und der Verstand hat dabei mehr zu thun als das Gedächtnis, das nicht mit dem Auswendiglernen von Paradigmen oder unregelmäßigen Verben beschwert wird. Sehr bald kann man mit Zuhilfenahme einer treuen Übersetzung und eines Wörterbuchs an die Lektüre leichter Texte gehen, um sich die gelernten Regeln einzuprägen und im Geiste dieser so eigenartigen Sprache und Litteratur heimisch zu werden. An Hilfsmitteln ist kein Mangel. Nur hüte man sich, zu bald der Hilfe des Lehrers oder einer Übersetzung entraten zu wollen; ein solcher Fürwitz pflegt sich durch die ärgerlichsten Mißverständnisse zu rächen. Man bedenke, daß wie jeder Schriftsteller, so auch der chinesische zunächst für seine Landsleute schreibt und bei seinen Lesern alle die Kenntnisse voraussetzt, die man von einem gebildeten Chinesen erwarten kann. Wer ihm also folgen, die zahllosen Citate und Anspielungen, in denen er sich gefällt, verstehen will, dem muß auch ein mehr oder weniger ergiebiger Schatz realen Wissens zur Verfügung stehen. Durch die Schrift aber braucht sich niemand abschrecken zu lassen. Die ersten Schwierigkeiten sind bei einigem Fleiß bald überwunden; was anfangs ein wüstes Wirrsal schien, löst sich nun in eine leichtfaßliche Gruppe einfacher Elemente auf, und ist man erst so weit, so wird sie eher anregend und fördernd als beschwerend und hemmend auf das Studium einwirken. Sie ist eine Wortschrift; ihre Urbestandteile sind rohe, zuweilen symbolische Bilder, z. B.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

⊙ Sonne, ⊥ oben, ⊤ unten. Dazu kamen dann symbolische Bildergruppen, z. B. zwei Bäume = Wald, zwei Weiber = Zank, Weib und Kind = Liebe, Vogel und Mund = Gesang. Alle diese Zeichen entsprechen nun zwar nur Einem Wort, allein mit dessen Laut haben sie von Haus aus nichts zu schaffen. Nun ist aber die Zahl der Wörter von gleichem Laut und verschiedenem Sinn und derer von verwandter Bedeutung und verschiedenem Laut (Synonymen) eine sehr beträchtliche, und jedes Wort mußte daher mindestens Ein besonderes Schriftzeichen haben. Dies erreichte man, indem man zu jenen zwei Klassen noch eine dritte (und zwar weitaus die zahlreichste) schuf, welche Begriffs- und Lautdarstellung in sich vereinigt. Man wählte nämlich das meist selbst wieder zusammengesetzte Zeichen eines gleich oder ähnlich lautenden Wortes, fügte aber diesem Zeichen einen sogen. ideographischen Zusatz bei, um die Begriffskategorie des Wortes zu kennzeichnen. So wird in Zusammensetzungen das Symbol »Herz« für geistige und gemütliche Zustände und Thätigkeiten, »Feuer« für Brennen ꝛc. verwandt. Die Zahl der Schriftzeichen wird alles in allem auf 50—100,000 geschätzt; davon sind jedoch nur die wenigsten in allgemeinem Gebrauch, die meisten bloße Nebenformen (Varianten), viele geradezu fehlerhaft. Wer 2—3000 der gebräuchlichern kennt, wird in der Lektüre selten auf unbekannte stoßen. Da nun die Zeichen teils selbst Elemente, teils aus solchen zusammengesetzt sind, so hat man eine Anzahl der gewöhnlichsten jener Elemente (jetzt 214) als sogen. Radikale oder Schlüssel ausgewählt und unter diesen den ganzen Vorrat der Schriftzeichen in Wörterbüchern übersichtlich geordnet.

Was die Chinesen über Alter und Ursprung ihrer Schrift berichten, muß als Fabel angesehen werden. Die ältesten erhaltenen Inschriften sind nachweislich über 4000 Jahre alt; ehe aber die Schrift die Stufe erreicht hatte, auf der sie sich da schon zeigt, mag wohl eine geraume Zeit verstrichen sein. Mannigfache Formveränderungen hat sie auch später noch erlitten, ehe sie zu dem wurde, wozu Pinsel und Papier sie gemacht. Ihre jetzige Gestalt hat sie etwa seit Anfang unsrer Zeitrechnung, und ebenso alt ist auch die namentlich bei den Geschäftsleuten des südlichen China übliche sogen. »Grasschrift« (thsáo), eine Art Tachygraphie oder Schnellschrift, im Grunde aber ein flüchtiges, oft inkorrektes und schwer zu lesendes Geschmiere. Nachbarvölker, deren Kultur auf chinesischer Grundlage ruht, wie die Japaner, Koreaner und Anamiten, haben ihre Schriftzeichen den chinesischen entlehnt oder nach deren Vorbild erfunden. Bei ihnen ist aber auch die Sprache des Mittelreichs das geworden, was ehemals bei uns das Lateinische war, eine Gelehrtensprache, aus welcher massenhafte Fremdwörter in die Landesidiome aufgenommen wurden. Wir Europäer verdanken unsre ersten genauern Kenntnisse des Chinesischen den katholischen Sendlingen, von denen einer, der Spanier P. Varo, 1703 die erste Grammatik veröffentlichte. Von den Franzosen hat Prémare zuerst die Feinheiten des Stils erschlossen; dessen Werk wurde von Abel Rémusat zu einer höchst brauchbaren Elementargrammatik umgearbeitet. Eingehende, freilich ganz unsystematische Erörterungen verdanken wir Rémusats Nachfolger Stanislas Julien (gest. 1873), während dem Deutschen W. Schott das Verdienst gebührt, zuerst die Sprache aus ihrem Wesen heraus und diesem entsprechend grammatisch dargestellt zu haben. Bazin in Paris und Edkins in Schanghai haben Grammatiken des Kuānhoá geliefert. Sonst haben sich die Engländer namentlich als Lexikographen Verdienste erworben. Wichtigste Wörterbücher: von Basile de Glemona [Deguignes] (Par. 1813), Morrison (Macao 1815—1823, Schanghai 1865), Gonçalves (Macao 1831—1841), Medhurst (Batavia 1842—43), Lobscheid (Lond. 1866 ff., 1871), W. Williams (Schanghai 1874), Eitel (Hongkong 1877—83), Giles (Lond. 1892). Grammatiken: von Fourmont (Par. 1742), Marshman (Serampur 1814), Morrison (das. 1815), Rémusat (Par. 1822—57), Prémare (Malakka 1831, Kanton 1847), Hyakinth Bitschurin (Petersb. 1838), Gützlaff (Batavia 1842), Endlicher (Wien 1845), Bazin (Par. 1856), Edkins (Schanghai 1857), Schott (Berl. 1857), Summers (Oxford 1863), Lobscheid (Hongkong 1864), Julien (Par. 1869—70), G. v. d. Gabelentz (»Chinesische Grammatik«, Leipz. 1881, und »Anfangsgründe der chinesischen Grammatik«, das. 1883). Hierzu kommen zahlreiche Werke über einzelne Dialekte und rein praktische Hilfsbücher, so von Kainz (Wien 1890), v. Möllendorff (2. Aufl., Berl. 1891), Arendt (das. 1892).

Die chinesische Litteratur.

Unsre Kenntnisse der chinesischen Litteratur befinden sich noch immer in den Anfängen. Unsre Kultur beruht auf griechisch-römischen und hebräischen Grundlagen, die Inder und Perser sind uns stammverwandt; mit den Arabern sind wir im Mittelalter in einen geistigen Austausch getreten, dessen Folgen bis auf den heutigen Tag fortdauern; dagegen standen Kunst und Wissen der Chinesen in ihrem Ursprung und bis auf die neueste Zeit auch in ihrer Entwickelung der europäischen Geistesbildung ganz fremd gegenüber: was Wunder also, daß der Kreis ihrer Verehrer ein engerer ist? Und doch handelt es sich um ein Feld von fast unermeßlichem Umfang und von vielversprechender Fruchtbarkeit. Der Bändezahl nach dürften die chinesischen Preßerzeugnisse mit in die erste Reihe, wo nicht obenan zu stellen sein, und an Vielseitigkeit kommt der Litteratur des Mittelreichs keine der andern außereuropäischen gleich. Seit beiläufig vier Jahrtausenden ist sie von dem zahlreichsten Kulturvolk der Erde gepflegt und gemehrt worden unter äußern Umständen, wie sie sich günstiger kaum denken lassen. Litterarische Bildung wurde fast stets von oben gefördert, vom Volk bewundert und erstrebt; seit dem 10. Jahrh. werden die Bücher durch Druck, oft zu Spottpreisen, der Menge zugänglich gemacht.

Der Chinese ist seiner Anlage nach konservativ, und das äußert sich auch in seiner Litteratur. Die Alten werden immer mit gleichem Eifer gelesen, immer aufs neue herausgegeben und kommentiert; sie gründlich kennen, ist erste Voraussetzung der Bildung, Zweck und Ziel des höhern, wir würden sagen des Gymnasialunterrichts. Die Alten aber loben ihrerseits die noch Ältern, immer und immer weisen sie auf das erhabene Vorbild der Vorfahren hin. Dabei hat denn freilich das Neue, Originelle einen schweren Stand. Wird es bei uns von der Leserwelt mit oft unverdientem Entzücken begrüßt, von untergeordneten Schriftstellern erhascht und nachgemacht, so steht ihm dort das allgemeine Mißtrauen, oft selbstgenügsame Gleichgültigkeit entgegen, die zu überwinden nur besonderm Verdienst oder Glück gelingt. Und doch sind Volk und Litteratur des Mittelreichs keineswegs so langweilig uniform, so ganz der Ori-

ginale bar, wie man gemeinhin glaubt. Bahnbrechende Genies haben auch hier dem Geschmack neue Richtungen gegeben, dem Denken neue Gebiete erschlossen, und gerade uns Europäern werden die leichte Anmut, die Lebensfrische und Lebenswahrheit mancher Erzeugnisse der neuern Belletristik mehr zusagen als manches hochgefeierte Werk der alten Weisen. Eigentliche geistige Revolutionen hat China nie erlebt; allerdings hat es wohl auch nie geistige Zwangsjacken getragen, deren Sprengung Reformatorenkräfte erfordert hätte. Die Presse ist frei, religiöse Duldsamkeit allgemein.

Die Chinesen stellen unter ihren Büchern fünf obenan, die sie King (»kanonische«) nennen. Sie sind, gleich unsrer Bibel, nicht einheitlichen Inhalts, sondern eine Sammlung derjenigen alten Schriften, die man als ewig normgebende anerkannt hat. Unter ihnen wieder nimmt das Iking oder »Buch der Wandlungen« die erste Stelle ein, ursprünglich kein eigentliches Buch, sondern eine Tafel von Diagrammen (Kua genannt), die an die Figuren unsrer Punktierbücher erinnern. Sie bestehen aus zwei Elementen, einer ganzen: —— und einer gebrochenen Linie: — —. Kombiniert man diese dreistellig, so erhält man acht Figuren: ☰ ☱ ☲ ☳ ☴ ☵ ☶ ☷ ꝛc.; kombiniert man sie sechsstellig, so ergeben sich 64 Figuren. Man sieht, diese Figuren beruhen auf einem Dualismus; dualistisch aber ist das menschliche Denken und Empfinden von Haus aus, und so lag es nahe, diese Kombinationen zu verwerten, sie metaphysisch zu deuten. Von jeher wurden sie mit fast religiöser Ehrfurcht betrachtet, als enthielten sie die Summe der Weisheit; immer haben sie den Scharfsinn der einen, den Aberglauben der andern gereizt, und heute noch wollen Männer der Wissenschaft kosmologische und moralische Wahrheiten in ihnen entdecken, während Wahrsager sie auf die Lostafeln schreiben, aus deren Fall sie die Zukunft zu künden vorgeben. Die Entstehung dieser Diagramme wird in die mythische Vorzeit Chinas verlegt. Fürst Wenwang und sein Sohn Tscheukong gelten für die ältesten Erklärer; weitere Erläuterungen dazu schrieb Konfutse (Confucius), ein großer Verehrer des Iking selbst, und eine Unzahl Späterer haben sich in fernern Kommentaren des dunkeln Buches versucht. Das Schiking, meisterhaft übersetzt von V. v. Strauß (Heidelb. 1880), ist eine von Konfutse veranstaltete Sammlung lyrischer Gedichte, deren älteste aus dem 18. Jahrh. v. Chr. herrühren. Das Buch enthält teils Volkslieder, nach ihren Heimatsprovinzen geordnet, teils Gelegenheits- und Festgedichte aus den höhern und höchsten Kreisen, teils Lobgesänge auf große Tote. Tiefe Innigkeit, zuweilen beißender Witz, oft hoher poetischer Schwung sind diesen Erzeugnissen eigen; rührende Naivität, sinniges Verbinden der Natureindrücke mit den innern Stimmungen, Verspaare, die sich ahnungsvoll, nur immer leise abgeändert, von Strophe zu Strophe wiederholen, den Refrains unsrer Volkslieder vergleichbar: das alles verleiht ihnen einen ästhetischen Reiz, welcher das ihnen gebührende wissenschaftliche Interesse noch überbietet. Früh schon haben die Chinesen den Wert des Liedes begriffen. In den Gesängen eines Volkes meinte man Äußerungen seines sittlichen und materiellen Befindens zu erkennen, daher während der Feudalzeit des Reiches der Brauch, die Volkslieder amtlich sammeln zu lassen. Das leider nicht mehr vollständig erhaltene Schu (»Buch«) oder Schuking, ein von Konfutse gefertigter Auszug aus amtlichen Urkunden, ist das älteste uns erhaltene geschichtliche Werk der Chinesen. Es umfaßt die Zeit vom 24. bis zum 8. Jahrh. v. Chr., enthält aber weniger geschichtliche Daten als amtliche Erlasse, Ratschläge ꝛc. der Fürsten, die ein Bild alter Staatsweisheit liefern. Das Tschhünthsiéu, das einzige von Konfutse wirklich verfaßte Buch, ist ein überaus trocken und kurz gehaltenes historisches Werk, die Zeit vom 8. bis 5. Jahrh. vor unsrer Zeitrechnung und namentlich die Geschichte des kleinen Staates Lu, aus dem der Weise stammte, behandelnd. Sein hohes Ansehen verdankt es wohl jener Verfasserschaft allein; einen eignen Wert aber hat es in chronologischer Hinsicht wegen der Sorgfalt, mit der es der eingetretenen Sonnenfinsternisse gedenkt. Unter dem Ausdruck Li fassen die Chinesen etwa das zusammen, was sich gebührt: gute Sitte, Zeremoniell, Etikette, aber, dem polizeistaatlichen Wesen der Nation entsprechend, auch sonst das Ordonnanz- und Reglementsmäßige. Es lag nahe, das hierauf Bezügliche in Büchern zu sammeln, die bei aller Verschiedenheit des Inhalts doch verwandten Zweck hatten mit unsern Gesetzbüchern. Aus dem 13. oder 12. Jahrh. v. Chr. stammt das von Biot ins Französische übersetzte Tschéuli, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis der Kulturzustände seiner Zeit, heute wohl auch für die Chinesen nur noch von geschichtlichem Interesse. Das mehr als tausend Jahre jüngere Liki, ein lose gefügtes Sammelwerk aus ältern Quellen, steht dafür noch heute in praktischem Ansehen und pflegt den King angereiht zu werden. Überraschend sinnig ist die Würdigung, welche die Musik in diesem Buch findet: wie das Li die Handlungen, so mäßigt die Tonkunst die Gefühle der Menschen; jenes sondert, diese vereinigt, versöhnt; dort trennende Ordnung, hier verbindende Harmonie.

Den King als klassische Schriften zunächst stehen die Sseschu, worunter man vier kurz nach Konfutses Zeit entstandene philosophische Bücher versteht: das kurze Tahio (»die große Lehre«), ein Abriß der sittlichen und politischen Grundlehren; Tschungyung (etwa »das Beharren in der Mitte«), eine schön geschriebene Abhandlung über das Einhalten der rechten Mittelstraße als Norm des sittlichen Verhaltens; Lüniü (»Gespräche«), eine Aufzeichnung von Aussprüchen des Konfutse, meist in Form kurzer Zwiegespräche, bei aller Trockenheit doch reich an trefflichen Kernsprüchen des Weisen über sittliche und Lebenswahrheiten. Von verwandtem Inhalt, aber von belebterm Stil ist das vierte, das Buch Mengtse, so genannt nach dem gleichnamigen Lebensphilosophen, dem Mencius der katholischen Sendboten, nach heutiger Ansicht dem hervorragendsten Jünger des großen Meisters. Gleich diesem suchte Mengtse praktisch ins Staats- und Volksleben einzugreifen, indem er bei verschiedenen Lehnsfürsten des Reiches in Dienste trat und überall entschieden, wenn schon oft in diplomatisch milderer Form als sein Vorgänger, die ihm begegnenden Mißstände bekämpfte. Das Buch, das einzelne seiner Unterredungen wiedergibt, ist dank der Anmut und der verhältnismäßigen Leichtigkeit seines Stils wie kaum ein zweites geeignet, uns in das Studium der altchinesischen Litteratur einzuführen. Beste Übersetzung der King und Sseschu von Legge (»The Chinese classics«, bisher 8 Bde., Lond. 1861 ff.; 2. Aufl. 1893 ff.), des Mengtse von Stanislas Julien.

Der Jugendunterricht soll zunächst als Vorstufe zur weitern humanistischen Bildung, d. h. zum Verständnis der Sseschu und der King, dienen. Wahre Elementarbücher sind vor allen das Santseking

(»Drei-Wort-Kanon«) und das Tsiantsewen (»Tausend-Wort-Lehre«), gereimte Büchlein, die, auswendig gelernt und nachgeschrieben, den Schüler in die Lese- und Schreibekunst einführen. Das Siaohio (»Kleine Lehre«) enthält Verhaltungsregeln, das Hiaoking (»Pietätskanon«) die Lehre von den kindlichen Pflichten. Für den Unterricht der Mädchen sind analoge Werkchen im Gebrauch.

Was man als chinesische Staatsreligion zu bezeichnen pflegt, ist eben die Lehre des Konfutse und seiner Schüler. In dieser tritt das religiös-dogmatische Element weit hinter dem praktisch-moralischen zurück. Dieses aber ist so menschlich schön darin entfaltet, die Übereinstimmung des wahrhaft Sittlichguten mit dem wahrhaft Nützlichen so entschieden, oft so schlagend darin durchgeführt, daß man begreift, wie der ostasiatische Riesenstaat sich unter der Herrschaft solcher Grundsätze Jahrtausende hindurch behaupten konnte. Pietät gegen die Toten, gegen die Obrigkeit, die Eltern und den ältern Bruder, Wohlwollen und Gerechtigkeit gegen Gleichgestellte und Untergebene sollen das Leben des Volkes und der Familie beherrschen, Lernbegierde und Fleiß das allgemeine Wohl fördern: Achtung daher auch vor der Wissenschaft und ihren Vertretern! Laotse, ein etwas älterer Zeitgenosse des Konfutse, war im Gegensatz zu diesem ein Theosoph von der tiefsinnigsten Mystik. Sein Werk Taoteking, der Kanon von der Vernunft (Gott) und der Tugend, dessen Worte von Stanislas Julien, dessen Geist von Viktor v. Strauß gedeutet worden, steht innerhalb der chinesischen Litteratur fast vereinzelt da. Selbstbefreiung, der Weltvernunft ähnlich werden, ist das Ziel des menschlichen Lebens und Strebens. An Konfutse und Laotse reihen sich fünf, bez. vier spätere Denker an, die, nächst ersterm Meister für die bedeutendsten gehalten, samt Laotse unter dem Namen zehn Philosophen zusammengefaßt werden. Sie schmiegen sich teils dicht an ihre Vorbilder an, teils suchen sie deren Lehren selbständig weiterzubilden, zuweilen sie zu verbessern. Einer von ihnen, Sünking, wendet sich geradezu gegen eine Grundlehre seines Meisters Konfutse, indem er die menschliche Natur nicht, wie dieser, als ursprünglich gut, sondern als von Haus aus böse bezeichnet. Im Gegensatz zu diesen zehn werden zwei selbständige Denker schlechthin als Irrlehrer genannt: Miti, der in allgemeiner gegenseitiger Liebe die Grundlage des irdischen Glückes zu finden meinte und dabei die besondere, vorzügliche Liebe, die man einzelnen schuldet, hintansetzte, und Yangtschü, der im persönlichen Wohlbefinden das höchste Gut erblickte und somit die Moral in ihren Grundlagen verneinte. Beide Irrtümer werden von Mengtse bekämpft.

Der Stil dieser alten Philosophen ist oft bis zur Dunkelheit kurz und sententiös, ihre Gedankenfolge springend, nicht Schritt für Schritt einem Ziel zugehend. Die logischen Mittelglieder wollen gesucht, erraten werden, und oft erschweren Anspielungen auf wenig bekannte Personen und Thatsachen das Verständnis vollends. Und was wir von der altchinesischen Litteratur besitzen, sind doch nur große Trümmer. Denn um 200 v. Chr. hieß Kaiser Schihoangti, der landesüblichen Altertümelei gram, bei Androhung harter Strafe alle im Reich vorhandenen Bücher verbrennen und 460 Gelehrte, die ihre Schätze vor der Vernichtung retten wollten, bei lebendigem Leibe begraben. Was jener Verheerung entging, ist im Verhältnis zu dem Verlornen sehr wenig, und manches, das nachmals aus der Erinnerung alter Leute wieder aufgezeichnet wurde, ist entschieden lücken- und fehlerhaft auf uns gekommen. Man sieht, es gilt viel Dunkles zu erklären, viel Fehlendes zu ergänzen. Der Textkritik und Interpretation ist damit ein Feld geöffnet, das seitdem von den chinesischen Kommentatoren mit namenlosem Fleiß, vielfach mit großer Umsicht bebaut worden ist. Schade nur, daß durch derlei Arbeiten viele der besten Köpfe dem selbständigen Denken entzogen wurden. Unter den Meistern in diesem Fache gebührt dem Tschuhi (gest. 1200 n. Chr.), dem »Fürsten der Litteratur«, der erste Rang. Vielseitiges Wissen, scharfer kritischer Verstand, unermüdlicher Fleiß und fein gebildeter Geschmack sind ihm in gleich hohem Grad eigen. Seine Werke, 18 an der Zahl, zusammen 66 Bücher einnehmend, sind epochemachend geblieben und zählen noch heute zu den tüchtigsten Lehrmitteln. Tschuhi begnügte sich nicht mit der Kritik und Auslegung vorhandener Texte, sondern er faßte auch die Früchte seines eignens Denkens in selbständig geordneten Schriften zusammen, er schuf Kompendien der Moral, der Pädagogik, der Musik, der Naturphilosophie, der Politik ꝛc. Er war, wenigstens unsers Wissens, der letzte Philosoph von Bedeutung. An die Schule des Laotse hat sich unter dem Namen Taosse eine religiöse Sekte angelehnt, deren Lehre mit jener ihres Meisters nur wenig mehr zu schaffen hat. Ihre Bücher, soweit wir von ihnen Kunde haben, sind teils moralischen, teils toll abergläubischen Inhalts; das von Julien übersetzte Spruchbuch »über Belohnungen und Strafen« gehört in die erstere Gattung. Die religiösen Schriften der Buddhisten sind für uns wertvoll, teils weil sie die Entwickelung dieses Glaubens in China abspiegeln, teils weil sie manches im indischen Urtext verloren gegangene Wort aufbewahrt haben. Näheres über sie gehört aber mehr in die Geschichte jener Religion als in die der chinesischen Litteratur.

Das Studium der alten Schriftsteller erheischt das ihrer Sprache, die Richtigstellung und Erklärung der Texte setzt eine Philologie voraus. In dieser Wissenschaft haben die Chinesen Erhebliches geleistet. Freilich sind sie wohl nie darauf verfallen, ihre Sprache grammatisch zu bearbeiten; die Formlosigkeit derselben lud dazu nicht ein. Ihre Wörterbücher aber sind um so bedeutender, das größte derselben umfaßt 237 Bände. Dazu kommen Werke über alte Schriftzeichen und Inschriften, über die Aussprachen der verschiedenen Dialekte, über auffallende Sprachgebräuche einzelner Schriftsteller, endlich Wörterbücher, ja sogar Grammatiken der mongolischen, mandschurischen und noch mancher andrer Sprachen. Bis zu einer vergleichenden Linguistik in unserm Sinne hat man es nicht gebracht. Die chinesische Geschichtschreibung kann, was Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Erzählten betrifft, mustergültig genannt werden, nicht aber hinsichtlich ihrer Darstellungsweise. Der trockne Annalenton des »Tschhünthsiéu« (s. oben) klingt fast überall nach, allenfalls gewinnt das Erzählte durch tieferes Eingehen in Einzelheiten an Lebendigkeit; fast überall aber bleibt ein übersichtliches Bild der jeweiligen Zustände und ein klares Entwickeln der Ereignisse aus diesen zu vermissen. Seit der Dynastie Hia (2207—1767) besteht bis auf den heutigen Tag das Amt der Reichsgeschichtschreiber, und die Vasallenfürsten unterhielten für ihre Staaten ähnliche Ämter. Die damit betrauten Männer, jetzt das ganze Hanlin-Kollegium, scheinen stets eine Unabhängigkeit ge-

wissen zu haben, die Vertrauen in die Wahrheit ihrer Berichte erweckt. Durch den großen Bücherbrand ist natürlich, was sich bis dahin von jenen Quellen erhalten hatte, vollends zu Grunde gegangen. Das Sieki des Ssematsian aus dem 1. Jahrh. v. Chr. ist nächst dem Schuking und dem Tschhünthsiéu das wichtigste Werk für Chinas ältere Geschichte. Der Verfasser hat mit unendlichem Fleiß die vorhandenen Urkunden, Denkmäler und Sagen durchforscht, um so ein Werk zu schaffen, das die Geschichte von beinahe drittehalb Jahrtausenden, vom Kaiser Hoangti bis 122 v. Chr., in sich faßt. Er ordnet seinen Stoff in fünf Teile: 1) Lebensbeschreibungen der Kaiser mit nur kurzer Erwähnung der reichsgeschichtlichen Ereignisse; 2) chronologische Aufzählung von Belehnungen und Ernennungen; 3) Geschichte von Ritual, Musik, Gesetzen, Zeitbestimmung, Astronomie, Opfern, Staatsbauten und Maß und Gewicht; 4) Genealogie der lehnsfürstlichen und andrer durch Grundbesitz bedeutender Häuser; 5) Biographien hervorragender Männer, nicht selten verbunden mit ausführlichen Erzählungen wichtiger geschichtlicher Begebenheiten. Diese Einteilung des Stoffes gilt noch heute der offiziellen Geschichtschreibung als Muster. Das Sieki eröffnet die Reihe der sogen. »vierundzwanzig Geschichtswerke«, d. h. der Reichsannalen. Die nächstfolgenden Werke sind Privatarbeiten; seit dem 7. Jahrh. v. Chr. aber besteht die Einrichtung, daß jede Dynastie amtlich die Geschichte der vorhergehenden bearbeiten läßt. Neben diesen Werken gibt es dann noch die Geschichten einzelner Lehnsreiche und Provinzen und eine Menge zum Teil sehr umfangreicher Privatarbeiten, unter denen das »Thongkian« des Ssemakuang und seiner Nachfolger für das bedeutendste gilt.

Was wir von den Leistungen der Chinesen auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Naturgeschichte und Medizin und andrer Erfahrungswissenschaften kennen, ist wohl durchweg mehr beschreibend und aneinander reihend als systematisch gehalten. Der Wert der einschlägigen, zum Teil sehr umfangreichen Werke beruht in der Art, wie die Thatsachen beobachtet und erzählt, nicht wie sie erklärt werden. Die herkömmliche dualistische Naturphilosophie mit ihrer Theorie von den fünf Elementen: Feuer, Wasser, Erde, Metall und Holz, muß in der Arzneiwissenschaft ersetzen, was an anatomischen, physiologischen, chemischen und physikalischen Kenntnissen fehlt. Die Berichte chinesischer Reisenden über benachbarte Länder aber versprechen eine wahrhaft unschätzbare Ausbeute, desgleichen die Schriften über Ackerbau und Gewerbe. Den uns nur wenig bekannten Werken der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft wird Übersichtlichkeit und logische Konsequenz nachgerühmt. Überaus beliebt sind die Encyklopädien. Der kleine, aus ein, zwei Heften bestehende »Hausschatz« (Kiapao), der in der Wohnung des kleinen Mannes neben dem Kalender und einer Anzahl billiger Erzählungen fürs Volk liegt, ebenso wie die hundert- und tausendbändigen Sammelwerke in den Büchereien der Großen und Gelehrten, alle erfüllen sie den Zweck, ihrem Besitzer innerhalb des Kreises seines Bedürfnisses allseitige Belehrung zu gewähren. Auch haben wissenschaftliche Köpfe ersten Ranges es sich angelegen sein lassen, solche Universalwerke zu verfassen. Obenan unter diesen Encyklopädisten steht Matuanlin (1245—1322), ein Mann von einem Umfang des Wissens, einer Schärfe des Urteils und Arbeitskraft, die ihm den Rang unter den größten Gelehrten der Welt sichern. Sein Buch »Wenhianthongkhao«, ein Riesenwerk von 348 Bänden in 24 Abteilungen, stellt in kraftvoll klarem Stil die gesamte chinesische Landes- und Volkskunde mit Ausschluß gewisser Teile der Naturbeschreibung, aber einschließlich der Staats-, Kultur- und Litteraturgeschichte, Astronomie, merkwürdige Naturereignisse, endlich die Zustände der bekannten ausländischen Nationen dar. Zwei Nachträge Späterer, zusammen gegen 300 Hefte haltend, führen das Werk bis ins 18. Jahrh. hinein weiter. Man begreift, wie einer unsrer Sinologen sagen konnte, ein solches Buch wiege für sich allein eine Bibliothek auf und würde, wäre es das einzige Erzeugnis der chinesischen Litteratur, vollauf die Erlernung der chinesischen Sprache lohnen. Mit zahlreichen Abbildungen versehen, aber kaum ein Sechstel so groß ist das »Santsaithuhoei«, wahrscheinlich in Japan mehr verbreitet als in seinem Vaterland. Wir wissen aber auch, daß die kaiserliche Bibliothek zu Peking eine Encyklopädie von 10,000 und eine von 22,870 Bänden besitzt. Die Anordnung aller dieser Werke ist nicht die bei uns beliebte lexikalische, sondern eine dem Gutdünken der Redaktoren folgende sachliche.

Dichterische Werke gehören nach chinesischer Auffassung nur dann zur höhern Litteratur, wenn sie in gebundener Rede verfaßt sind. Was die Chinesen in dieser Gattung geschaffen haben, mag unzählbar sein: rechnen sie doch Versemachen zu den notwendigen Künsten eines Mannes von feinerer Bildung. Was wir davon außer dem »Schiking« kennen, ist jedenfalls verschwindend wenig. Ihren höchsten Aufschwung nahm die Kunst der Lyrik unter der Dynastie Thang (618—906); damals blühten die beiden berühmtesten Meister, Tufu und Lithaipe, letzterer ein liederliches Genie der interessantesten Art, persönlicher Freund seines Kaisers, der sich den Launen und Flegeleien des seltenen Menschen zu fügen wußte. Die Chinesen sind Naturfreunde, das beweisen ihre Gartenanlagen, und so lieben sie es auch, die Natur bis zu ihren kleinsten Erscheinungen zum Gegenstand ihrer dichterischen Ergüsse zu machen, oft den Gegenstand des Liedes sinnig zu eignen Schicksalen und Seelenzuständen in Beziehung setzend. Das Wortspiel, nach unsern Begriffen eine der niedersten Arten des Witzes, wird vielfach mit recht ernster Wirkung angewendet: die Allegorie läßt durch den Klang gewisser Stichwörter den versteckten Sinn ahnen. Die Chinesen dichten in Reimen, und ihre Versmaße sind nicht minder mannigfaltig als die unsrigen. Die herrschende Vorliebe für allerlei uns fremde Anspielungen macht das Studium ihrer Dichtungen zu einem äußerst schwierigen. Von manchen anmutigen Romanzen und Stimmungsliedern besitzen wir gute Übersetzungen. Wenig entwickelt ist nach unsern Begriffen die dramatische Kunst. In den Bühnenstücken, deren einige uns in Übersetzungen und Bearbeitungen vorliegen, zeigt sich öfters Geschick in der Entwickelung spannender Situationen (s. Drama). Letzteres gilt auch von manchen Romanen. Die Bücher dieser Art sind sämtlich in Prosa geschrieben. Wir kennen deren drei Hauptarten: den märchenhaften Roman, in welchem die Ereignisse von Dämonen und Feen geleitet werden, den historischen und den bürgerlichen oder Familienroman. Einzelne Werke der letztern Gattung haben auch in Europa Beifall gefunden und das mit Recht, denn nirgends wird man so lebenswarme Schilderungen des chinesischen Treibens und Denkens finden wie hier. Wir erinnern an das Jüliaoli (»Geschichte der beiden Kousinen«), welche

Rémusat und Julien, und an das Haokieutschuan (»Die glückliche Vereinigung«), welche Davis u. a. übertragen haben. Das Kinphingmei aber, die Geschichte eines reichen Lüstlings, eigentlich mehr eine erfundene Biographie als ein einheitlicher Roman, würde geradezu eine Encyklopädie des Lebens im Reich der Mitte liefern, wenn es übersetzbar wäre. Der Verfasser muß ein Genie seltener Art gewesen sein: Feinheit und Konsequenz der Charakterzeichnung, lebenswahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise und Vorkommnisse, schlagender, allzeit fertiger Witz, zuweilen wahrhaft ergreifende Poesie und Gemütsinnigkeit, aber dabei (und dies verhindert die Veröffentlichung des Werkes in einer europäischen Übersetzung) neben vielen Längen eine wahre Sucht, das Schmutzigste ohne Scham und Scheu recht grell auszumalen, zeichnen seine Werke aus. Daß Liebe und Heirat in den Lustspielen und Romanen der Chinesen nicht die Alleinherrschaft ausüben, die man ihnen bei uns gönnt, darf nicht wundernehmen; eher, daß wir auch hier nicht selten einer wahrhaft reinen Liebe begegnen. Die endliche Beförderung eines lange verkannten oder unterdrückten Talents zu einer höhern Stelle befriedigt freilich den Sinn des chinesischen Lesers ebensosehr wie uns eine schwer erkämpfte Ehe.

Die Chinesen bedienen sich zum Druck ihrer Bücher des Holzschnittes. Sie bedrucken nur eine Seite ihres dünnen Papiers. Die Blätter werden in der Mitte zusammengefalzt, und der Falz, auf welchem Titel, Heft- und Blattzahl, oft auch die Überschrift des Kapitels oder Buches stehen, bildet die äußere Seite des Blattes. An der entgegengesetzten Seite ist das Buch geheftet. Die innere Einrichtung ist der unsern fast gleich: auf die Vorrede folgt die Inhaltsübersicht, dann der Text. Wo dieser kommentiert ist, stehen die Anmerkungen bald in kleinerm Druck oder eingerückt zwischen dem Text, bald in besondern Querabteilungen über demselben. Minder sorgfältige Drucke entbehren der Interpunktionen. Vgl. Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises (Par. 1811); Davis, On the poetry of the Chinese (in den »Transactions of the Royal Asiatic Society«, Lond. 1829); Bridgman, Chinese chrestomathy (Macao 1841); Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur (Berl. 1854); Derselbe, Chinesische Verskunst (das. 1857); Derselbe, Zur Litteratur des chinesischen Buddhismus (das. 1873); A. Wylie, Notes on Chinese literature (Schanghai (1867), und verschiedene Abhandlungen von Plath und Pfizmaier in den Veröffentlichungen der Münchener und Wiener Akademien der Wissenschaften.

Chinesisches Wachs, s. Pflanzentalg.

Chinesische Tusche, s. Tusche.

Chinesische Winde, Differentialwinde, s. Winde.

Chinesisch Grün (Chinagrün, chinesischer, grüner Indigo, Lokao), Farbstoff, welcher in kleinen, tafelförmigen, dunkelgrünen, etwas violett schimmernden Bruchstücken aus China in den Handel kommt, wird aus der Rinde von Rhamnus utilis und R. chlorophorus gewonnen. Man taucht baumwollene Gewebe in eine starke, mit Soda versetzte Abkochung der Rinde, legt sie auf den Rasen, damit sich die Farbe unter dem Einfluß der Sonne entwickelt, taucht wieder ein, besonnt u. wiederholt diese Operationen 10—15mal. Dabei schlägt sich ein Überschuß von Farbstoff auf die Faser nieder, den man durch Kochen von dem Gewebe trennen kann. Man verdampft die Lösung, streicht sie dann auf Papier und löst den Farbstoff nach dem Trocknen in Form dünner Plättchen ab. Man benutzt das C. G. zum Färben von Baumwolle und Seide; die Farbe erscheint bei künstlichem Licht noch lebhafter als bei Tageslicht. Das Lokao ist ein teilweise löslicher Magnesia-Eisen-Kalklack und gibt an kohlensaures Ammoniak den reinen Farbstoff, das Lokain, ab, welches, wie es scheint, zu den Glykosiden gehört. Zink- und Magnesiasalze verwandeln es in reines Blau. Unsre dornigen Rhamnus-Arten liefern bei ähnlicher Verwendung gleichfalls einen grünen Farbstoff, welcher aber an Glanz und Lebhaftigkeit dem chinesischen nachsteht.

Chinesisch Rot, soviel wie chinesischer Safflor oder Zinnober.

Chinētum, aus der Rinde von Cinchona succirubra in Ostindien dargestelltes Präparat, welches aus einer unreinen Mischung von Chinaalkaloiden besteht, etwa 15—20 Proz. Chinin, 35 Proz. Cinchonidin, 20 Proz. Cinchonin, 30 Proz. amorphe Alkaloide enthält und in Ostindien in sehr großer Menge arzneilich benutzt wird.

Chinga (spr. tsch-), s. Stinktier.

Chingan, lange und schmale, nur 2500 m hohe Gebirgskette, welche die Wüste Gobi von der Mandschurei trennt und bis zur sibirischen Grenze hinzieht. Die Kette bildet nach Richthofen das Endglied des großen vulkanischen Gebietes, welches mit den Basaltkegeln der Provinz Schantung im S. beginnt und sich mit wenigen Unterbrechungen bis nach N. fortsetzt. Der letzte bekannte Ausbruch des C. fand 1720—21 statt. An dieses auch Großer C. genannte Gebirge schließt sich, durch die nach O. streichenden Iljchuri Alin und Dousse Alin verbunden, auf russischem Gebiet der Kleine C. oder das Burejagebirge (s. d.).

Chinhydron, s. Chinone.

Chinidin (Conchinin) $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Alkaloid, welches sich in allen echten Chinarinden, besonders in den Pitayorinden, und im Chinoidin des Handels findet. Es bildet farblose Kristalle mit 2 Molekülen Kristallwasser, schmeckt sehr bitter, ist ziemlich leicht in Alkohol, schwer in Äther löslich, schmilzt bei 168° und bildet meist gut kristallisierende Salze. Unter C. wird bisweilen auch Cinchonidin verstanden.

Chinierte Zeuge (spr. schi-), s. Chiné.

Chinin $C_{20}H_{24}N_2O_2$ oder $C_{19}H_{20}.OCH_3.OH.N_2$, Alkaloid, findet sich in den Rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. Chinarinden), stets begleitet von andern Alkaloiden, und wird dargestellt, indem man die gepulverten Rinden mit angesäuertem Wasser auszieht, den Auszug mit Natronlauge versetzt, den hierdurch entstehenden Niederschlag wäscht, preßt und mit Alkohol extrahiert. Enthält die Rinde viel Cinchonin, so läßt man dies aus dem kochend heiß bereiteten alkoholischen Auszug kristallisieren; andernfalls neutralisiert man den Auszug mit Schwefelsäure, destilliert den Alkohol ab und läßt das schwefelsaure C. kristallisieren, worauf es durch Umkristallisieren gereinigt wird. Aus der Lösung des schwefelsauren Chinins fällt kohlensaures Natron reines C. Dies bildet farb- und geruchlose, mikroskopisch kleine Kristalle, mit 3 Molekülen Kristallwasser, kristallisiert aus Alkohol wasserfrei, schmeckt sehr bitter (noch in Lösungen von 1 : 50,000), ist schwer löslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol, Äther und Chloroform, dreht die Ebene des polarisierten Lichtes stark nach links, schmilzt bei 177°, ist nicht flüchtig und gibt mit Chlorwasser und Ammoniak einen dunkel grasgrünen, harzähnlichen Niederschlag, Thalleiochin (Chiningrün), dessen alkoholische Lösung, mit Wasser verdünnt, Wolle, Seide und mit Eiweiß

gebeizte Baumwolle grün färbt. Bei Destillation des Chinins mit Ätzkali entsteht Chinolin, bei Oxydation gibt es Pyridindikarbonsäure $C_5H_3N.(COOH)_2$ und Pyridintrikarbonsäure $C_5H_2N.(COOH)_3$. C. reagiert alkalisch und bildet mit Säuren zwei Reihen meist gut kristallisierbare, farb- und geruchlose Salze, die intensiv bitter schmecken, und deren Lösungen stark blau fluoreszieren. Das gebräuchlichste Chininsalz ist das neutrale Sulfat $(C_{20}H_{24}N_2O_2)_2H_2SO_4 + 8H_2O$, welches als schwefelsaures C. (Chininum sulfuricum) in den Handel kommt. Es bildet farb- und geruchlose, zarte, seidenglänzende Kristalle, schmeckt stark und anhaltend bitter, phosphoresziert beim Erwärmen, verliert beim Liegen an der Luft 5 Moleküle Kristallwasser, wird bei 120° wasserfrei, schmilzt über 160° und entwickelt purpurrote Dämpfe. Es löst sich in 770 Teilen kaltem Wasser, in 30 Teilen kochendem Wasser und in 120 Teilen Weingeist, wenig in Äther, nicht in Chloroform. Aus der Lösung in schwefelsäurehaltigem Wasser kristallisiert das saure Sulfat $C_{20}H_{24}N_2O_2.H_2SO_4 + 7H_2O$, welches im Handel als saures schwefelsaures C. (Chininum bisulfuricum) vorkommt, farblose Kristalle bildet, an der Luft verwittert und sich in 11 Teilen Wasser, schwerer in Alkohol löst. Die Lösung des schwefelsauren Chinins in Essigsäure gibt mit Jod farblose, im auffallenden Licht prächtig grün metallglänzende Kristalle, welche schwer in Wasser, leicht in Alkohol löslich sind, das Licht fünfmal stärker polarisieren als Turmalin und unter dem Namen Herapathit zu Polarisationsapparaten dienen. Salzsaures C. (Chininum hydrochloratum) $C_{20}H_{24}N_2O_2.HCl + 2H_2O$ erhält man durch Wechselzersetzung aus Chlorbarium und schwefelsaurem C. Es bildet farblose, seidenglänzende Kristalle, schmeckt sehr bitter, löst sich in 30 Teilen Wasser und in 3 Teilen Alkohol, verliert an der Luft 1 Molekül Wasser; die Lösung fluoresziert nicht. Außer diesen Salzen werden noch medizinisch benutzt: gerbsaures C., ein gelblichweißes amorphes Pulver, schwach bitter, wenig in Wasser, leichter in Alkohol löslich; baldriansaures C., farblose Kristalle, schmeckt sehr bitter, riecht nach Baldriansäure; zitronensaures Eisenchinin, dunkelbraune Blättchen, schmeckt eisenartig bitter, löst sich langsam, aber in jedem Verhältnis in Wasser, wenig in Alkohol. C. ist der wirksamste Stoff der Chinarinden. Geringe Dosen, in leicht löslicher Form gegeben, befördern, stärkere stören die Verdauung, reizen Nieren und Blase, erzeugen Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Schwindel, einen rauschartigen Zustand (Chininrausch), Erbrechen, Abgeschlagenheit, sehr große Dosen erzeugen langsam vorübergehende Blindheit, 10—15 g töten durch Lähmung des Atmungszentrums und des Herzens. C. wird fast vollständig und unverändert durch die Nieren wieder ausgeschieden. Bei kleinen Dosen steigt die Zahl der Pulse und der arterielle Druck, große Dosen wirken entgegengesetzt. Am wichtigsten ist die Herabsetzung der Körpertemperatur, besonders bei Fieberzuständen, wobei auch die Ausscheidung der Kohlensäure, des Stickstoff- und Schwefelsäuregehalts des Harns vermindert wird. C. wirkt als sehr heftiges Gift auf das Protoplasma vieler als Fermente auftretender niederer Organismen. Es hindert daher Fäulnis und manche Gärungsprozesse, auch zerstört es die Phosphoreszenz lebender niederer Organismen. Sehr energisch wirkt es auf den Erreger des Wechselfiebers und auf farblose Blutkörperchen, die noch durch sehr geringe Mengen von C. gelähmt werden. Auf andre Protoplasmagebilde, auch auf manche unorganische Fermente (Ptyalin, Pepsin) ist es ohne Wirkung. Es scheint, als ob C. gewisse Zellen weniger empfänglich für die Aufnahme von Sauerstoff macht, während es letztern im Organismus etwas fester an das Hämoglobin bindet. C. setzt die Zahl der weißen Blutkörperchen im Blut herab. Milzanschwellungen, die von Hyperplasie der Lymphfollikel und von dem hiermit gleichzeitig in diesem Organ gesteigerten Stoffwechsel abhängen, werden beseitigt. Auch in andern Organen wird die umsetzende Arbeit durch C. eingeschränkt, und hierauf beruht die Herabsetzung der Körpertemperatur. Auf die äußere Haut wirkt C. reizend, und in Chininfabriken leiden die Arbeiter oft an Ausschlägen an Armen und Beinen, Anschwellung der Augenlider, Lippen ꝛc. Der ungemein bittere Geschmack des Chinins (der am besten durch Chloroform verdeckt wird) erzeugt bisweilen Reflexerscheinungen. Manche Personen bekommen durch kleine Chinindosen nessel- oder scharlachähnliche Hautausschläge, bei andern tritt heftige Reizung der Nieren oder sogen. paradoxes Fieber ein, welche Erscheinungen beim Aussetzen des Chinins wieder verschwinden. Man benutzt C. gegen Wechselfieber, auch als vorbeugendes Mittel, zur Einschränkung beginnender Eiterungen, namentlich in der entzündlichen Leukocytose, zur Beseitigung gewisser Milztumoren, bei ansteckenden Katarrhen, wie Keuchhusten, auch bei solchen Entzündungen des äußern Auges, auf fauligen Wunden und Geschwüren, in kleinen Dosen bei Störung der Verdauung und bei Bleichsucht, hier als tonisches Mittel in Verbindung mit Eisen, dann gegen Neuralgien, besonders des Trigeminus, und als temperaturherabsetzendes Mittel bei Typhus, Lungenentzündung und andern schweren Fiebern. Zwischen den einzelnen Chininsalzen besteht bezüglich ihrer Wirkung nur ein geringer qualitativer Unterschied. Der Verbrauch an C. wurde für 1891 auf 200,000 kg geschätzt. Der Preis betrug 1822 für 1 kg 1370 Mk., 1879 noch 410 Mk., 1892 nur 30 Mk. In den letzten Jahren haben Antipyrin und ähnliche Mittel dem C. starke Konkurrenz gemacht. Die Hauptmenge des Chinins wird in Deutschland hergestellt. C. wurde 1820 von Pelletier und Caventou entdeckt. Vgl. Binz, Das C., nach den neuern pharmakologischen Arbeiten dargestellt (Berl. 1875); Derselbe, Zur Theorie der Salicylsäure- und Chininwirkung (Leipz. 1877); Jerusalimsky, Über die physiologische Wirkung des Chinins (das. 1875).

Chiningrün, **Chininrausch** } s. Chinin.

Chinioidin, s. Chinoidin.

Chinkasee, s. Chankasee.

Chinkiang, Stadt, s. Tschingkiang.

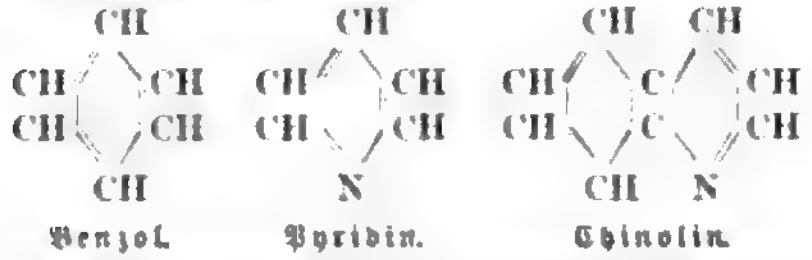
Chino (span., spr. tschino), in Peru Mischling von Indianer und Negerin, in La Plata von Weißem und Indianerin (Cholo), in Mexiko dort geborne Abkömmlinge reiner Neger ꝛc.

Chinoidin (Chinioidin, Chinioidĕum, »Chininähnliches«), die braune, harzartige Substanz, welche aus den bei der Chininbereitung abfallenden Mutterlaugen durch Natronlauge gefällt wird, ist spröde, glänzend, an den Rändern durchscheinend, geruch- und fast geschmacklos, leicht löslich in verdünnter Salzsäure und in Alkohol, wenig in Wasser; die alkoholische Lösung schmeckt sehr bitter und reagiert alkalisch. Aus der filtrierten salzsauren Lösung wird durch Natronlauge das gereinigte C. gefällt, welches dem rohen ähnlich ist. C. ist ein Gemenge der Chinabasen und ihrer Zersetzungsprodukte. Es dient als billiges

Fiebermittel; in starker Dosis mit Säuren verbunden, wirkt es gelind, aber stark abführend. Tinctura Chinoidini, aus 2 Teilen C., 17 Teilen Spiritus und 1 Teil Salzsäure, ist als Fiebertropfen ein beliebtes Volksmittel.

Chinois (spr. schinoá), kleine bittere, überzuckerte Pomeranzen; kommen aus Italien, besonders aus Genua, in den Handel.

Chinolin C_9H_7N entsteht bei Destillation von Chinin mit Kalilauge, findet sich im Steinkohlen- und Knochenteer und entsteht synthetisch beim Erwärmen eines Gemisches von Anilin mit Nitrobenzol, Glycerin und Schwefelsäure. Die Konstitution des Chinolins zeigen folgende Formeln



C. ist eine farblose, ölige, stark lichtbrechende Flüssigkeit, riecht eigentümlich aromatisch, schmeckt brennend, spez. Gew. 1,095 bei 20°, löst sich wenig in Wasser, mischt sich mit Alkohol und Äther, siedet bei 237° und bildet mit Säuren kristallisierbare, in Wasser leicht lösliche Salze. Es färbt sich leicht gelblich und braun. Durch Substitution der Wasserstoffatome des Chinolins durch Alkoholradikale leitet sich von ihm eine Reihe homologer und isomerer Verbindungen, die Chinolinbasen, ab, aus welchen durch Oxydation der Alkylgruppen Mono-, Di- und Trikarbonsäure hervorgehen. Durch Oxydation mit Kaliumpermanganat wird der Benzolkern zerstört, und es entstehen Pyridinkarbonsäuren. Das C. und die Chinolinbasen sind tertiäre Amine, sie vereinigen sich mit Alkyljodiden, und aus den entstandenen Verbindungen scheidet Silberoxyd Ammoniumhydroxyde ab (vgl. Cyanin). C. und Pyridin sind die Stammsubstanzen aller Alkaloide im engern Sinne; vom C. leiten sich nachweislich Chinin und Cinchonin, Kairin und Thallin ab. C. wirkt antipyretisch und antiseptisch, Harn, Blut, Leimlösung werden durch 0,2—0,4 Proz. salzsaures C. vor Fäulnis geschützt, die alkoholische Gärung wird aber durch C. nicht aufgehalten. In einprozentiger Lösung vernichtet es die Gerinnungsfähigkeit des Blutes und drückt die Gerinnungstemperatur des Eiweißes herab. C. setzt auch die Temperatur Fiebernder herab, ist aber durch starken Reiz zum Erbrechen lästig. Man benutzt es zur Darstellung von Teerfarben, arzneilich bei Unterleibstyphus, Keuchhusten, intermittierenden Neuralgien, Wechselfieber und besonders bei Diphtherie zum Bepinseln der Membranen. Vgl. Metzger, Pyridin, C. und deren Derivate (Braunschw. 1885); Reissert, Das C. und seine Derivate (das. 1889).

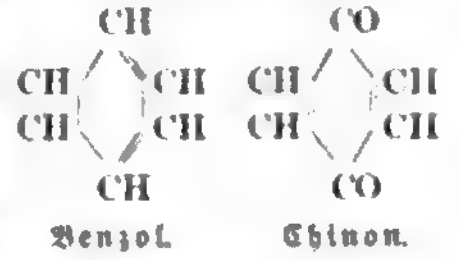
Chinolinblau, s. Cyanin.

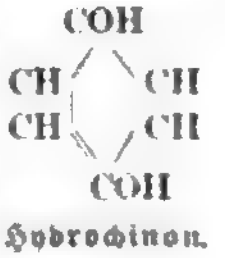
Chinolingelb (Chinophthalon) $C_{18}H_{11}NO_2$ oder $C_9H_6N.CH.C_8H_4.CO.O$ entsteht beim Schmelzen von Chinaldin mit Phthalsäureanhydrid u. Chlorzink; es bildet gelbe Nadeln, löst sich in Alkohol und Chloroform, nicht in Wasser, schmilzt bei 237° und bildet mit Ammoniak Chinophthalin $C_{18}H_{12}N_2O$, dessen gelbe Salze grün fluoreszieren. Das »spritlösliche C.« dient zu Spirituslacken und zum Wachsfärben. Mit rauchender Schwefelsäure gibt es Mono- und Disulfosäure, deren Natronsalze als C. in den Handel kommen. Sie bilden ein gelbes, in Wasser lösliches Pulver und färben Wolle echt grünlichgelb.

Chinolinrot $C_{20}H_{19}N_2Cl$ entsteht bei Einwirkung von Benzotrichlorid auf ein Gemenge von Chinaldin und Isochinolin; es bildet braunrote, bronzeglänzende Nädelchen, löst sich in kochendem Wasser, kaum in kaltem, leichter in Alkohol, die Lösung fluoresziert stark gelbrot. C. färbt Wolle und Seide nicht sehr lichtecht prachtvoll rosa mit gelber Fluorescenz; man benutzt es in der Photographie als Sensibilisator.

Chinon (spr. schinóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, an der Vienne, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Tours-Les Sables d'Olonne, mit den imposanten Ruinen eines alten festen Schlosses, den gotischen Kirchen St.-Maurice und St.-Etienne u. der ehemaligen Kirche St.-Mexme, einem Denkmal des hier gebornen Rabelais, einem Collège und (1891) 4265 (als Gemeinde 6119) Einw., welche Weinbau, Fabrikation von Korb-, Böttcher- und Seilerwaren sowie Handel mit Getreide, Honig, Wachs und getrockneten Pflaumen treiben. — C. war bereits im 5. Jahrh. n. Chr. eine bedeutende Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist das Schloß als Todesstätte Heinrichs II. von England sowie Ludwigs XI. und als Residenz Karls VII. von Frankreich, als die Jungfrau von Orléans zuerst an den Hof kam. Vgl. de Cougny, C. et ses monuments (Chinon 1874).

Chinone, eine Gruppe von Körpern, welche aus aromatischen Kohlenwasserstoffen entstehen, indem zwei Wasserstoffatome meist in der Parastellung durch zwei Sauerstoffatome ersetzt werden. Man erhält sie durch Oxydation von Kohlenwasserstoffen, Phenolen, Aminen und am leichtesten aus Disubstitutionsprodukten. Sie sind meist gelbe oder rote Körper, mit Wasserdämpfen leicht flüchtig, von stechendem Geruch, färben die Haut braun, wirken stark oxydierend, ihr Wasserstoff wird leicht durch Chlor substituiert, und solche gechlorte C. entstehen aus Phenolen mit Braunstein und Salzsäure. Die C. nehmen bei Behandlung mit Reduktionsmitteln, besonders mit schwefliger Säure, 2 Atome Wasserstoff auf und bilden Hydrochinone (als Zwischenprodukte Chinhydrone, Additionsprodukte von 1 Molekül Chinon und 1 Molekül Hydrochinon). Viele Chinonderivate sind wichtige Farbstoffe, wie das Alizarin (Dioxyanthrachinon) und diejenigen Chinonfarbstoffe, welche aus chlorierten Chinonen und tertiären aromatischen Basen entstehen. Das einfachste Chinon, das Benzochinon (Chinon) $C_6H_4O_2$, entsteht bei Destillation der Chinasäure und der Blätter vieler Pflanzen (Liguster, Eiche, Eiche, Epheu, Ulme) mit Braunstein und Schwefelsäure und bei Oxydation zahlreicher Parasubstitutionsprodukte des Benzols. Man stellt es dar durch Oxydation von Anilin mit Chromsäure. Es bildet goldgelbe, glänzende, durchdringend jodähnlich riechende Kristalle, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, ist giftig, sehr leichtflüchtig, schmilzt bei 116°, bildet mit Ammoniak smaragdgrünes Chinonamid und bei vorsichtiger Behandlung mit schwefliger Säure Hydrochinon $C_6H_6O_2$, welches in farblosen Blättchen kristallisiert. Das Zwischenprodukt, Chinhydron (grünes Hydrochinon) $C_{12}H_{10}O_4$, entsteht beim Vermischen der Lösungen von C. und





hydrochinon, bildet schön goldgrün metallisch glänzende Kristalle, ist in Wasser, Alkohol und Äther löslich, sublimiert beim Erhitzen und wurde als Surrogat der metallischen Bronzefarben empfohlen.

Chinook (spr. tschinuk), ein Süd- oder Südwestwind in dem westlichen Teil des englischen Nordamerika, gegenwärtig auch jeder warme und trockne, auf der östlichen Seite des Felsengebirges heftig auftretende Nord- oder Südwestwind. Der C. weht oft sturmartig und ist äußerst trocken und warm; er ist nicht an eine bestimmte Tageszeit gebunden und weht mehrere Stunden, auch mehrere Tage. Seine Entstehung ist öfters mit der des Föhns verglichen, doch tritt der C. auch auf Ebenen auf, die von jeder Bergkette weit entfernt sind, wobei fast stets ein Gebiet niedrigen Luftdrucks gegen N. hin vorhanden ist.

Chinook (spr. tschinuk), Indianerstamm, s. Tschinuk.

Chinophthalōn, s. Chinolingelb.

Chinovin (Chinovabitter) $C_{30}H_{48}O_8$ findet sich in Chinarinden, in der China nova von Cascarilla magnifolia, bildet farblose Kristalle, schmeckt scharf und unangenehm bitter, löst sich leicht in Alkohol, nicht in Wasser, wird durch Säuren in Chinovit $C_6H_{12}O_5$ u. Chinovasäure $C_{24}H_{38}O_4$ gespalten. Die Cuprearinde enthält ein C. mit andern Löslichkeitsverhältnissen.

Chiny (spr. schi-), Stadt in der belg. Provinz Luxemburg, Arrond. Virton, an der Semoy und am Rande des großen Waldes von C., der sich zwischen Neufchâteau und Arlon ausdehnt, mit Leinenindustrie und (1890) 989 Einw. — C. wurde im 10. Jahrh. von den Grafen von C. gegründet, deren Gebiet, zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Herzogtum Luxemburg gelegen, ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörte und später (1364) durch Kauf an das Herzogtum Luxemburg kam. 1681 nahm die Reunionskammer von Metz C. für Frankreich in Anspruch, worauf die franz. Truppen die Grafschaft besetzten; doch wurde sie im Ryswijker Frieden (1697) zurückgegeben.

Chiococca *R. Br.* (Schneebeere), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, oft kletternde Sträucher mit gegenständigen, eiförmigen oder lanzettlichen, glatten Blättern, breiten Nebenblättern, gelblichweißen, in Wickeln oder Rispen vereinigten Blüten und kleinen, meist weißen Steinfrüchten; wenige tropisch südamerikanische Arten. C. racemosa *Jacq.*, ein auf den Antillen, Trinidad, in Florida, Mexiko und Südamerika heimischer Strauch, hat anfangs weiße und geruchlose, dann gelbe und wohlriechende Blüten. C. anguifuga *Mart.*, der vorigen sehr ähnlich, in Argentinien, Brasilien, Peru und Neugranada, liefert in ihrem unterirdischen Stammstück und dem kurzen Wurzelkopf mit seinen Ästen die Caincawurzel (Radix Cainae), deren graubraune, höckerig-runzlige Rinde anhaltend kratzend bitter schmeckt. Die Wurzel enthält Caincin (Caincasäure) $C_{56}H_{84}O_{14}$, welchem sie ihren Geschmack verdankt, und Kaffeegerbsäure und wird von den Eingebornen gegen Schlangenbiß angewandt; sie kam 1825 durch Martius und v. Langsdorff nach Europa und wurde als Diuretikum benutzt.

Chioggia (spr. kiodscha, Chiozza), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Venedig, auf einer Laguneninsel, 26 km südlich von Venedig, 4 km nördlich von der Brentamündung, an der Eisenbahn Rovigo-C. gelegen, ist auf Pfählen erbaut und durch eine schmale, 250 m lange steinerne Brücke von 43 Bogen mit der Düneninsel von Brondolo verbunden. Über die schiffbaren Kanäle Lombardo, der die Stadt umzieht, und Vena, der sie in zwei Hälften teilt, führen zehn Brücken. Der Hafen von C. ist der tiefste in den Lagunen und wird durch die Forts Caroman und San Felice sowie durch die Batterien von Sottomarina geschützt. Längs der Düneninseln von Brondolo (oder Sottomarina) und Pellestrina läuft der »Riesendamm der Murazzi«, 18 km lang, 15 m breit, 10 m hoch, mit der Inschrift: »Ausu Romano, aere Veneto«. Er hat den Zweck, die Zerstörung der Lidi, des Schutzes der Lagunen, zu verhindern. Die Stadt hat eine breite Straße längs des Venakanals mit Arkaden. Hervorragende Gebäude sind die 1633 von Longhena erbaute Kathedrale und die Kornhalle von 1322. C. ist Bischofsitz mit Seminar und Gymnasium und zählt einschließlich von Sottomarina (1881) 25,084 Einw., welche sich durch eigentümliche Tracht und ihren Dialekt charakterisieren und als Erwerbszweige Seilerei, Weberei, Schiffbau, Gemüsezucht, Schiffahrt und Handel, insbes. aber Fischerei, letztere mit (1891) 592 Barken von 5616 Ton. und einer Bemannung von 2368 Köpfen an der dalmatischen Küste und mit 1200 Barken in den Lagunen, betreiben. Im Hafen, welcher mit Venedig in regelmäßiger Dampferverbindung steht, sind 1891 außerdem 564 handelsthätige Schiffe mit 13,545 T. eingelaufen. — C., im Mittelalter Clugia genannt, soll seinen Namen von einem römischen Kanal, Fossa Clodia, erhalten haben. Es gehörte der Republik Venedig und wurde durch einen venezianischen Gastalden, später durch einen Podestà regiert. 1110 verlegte der Bischof von Malamocco seinen Sitz hierher. Im Mai 1379 fiel C. in die Gewalt der Genuesen (Krieg von C. 1379—81), die es jedoch nach ihrer Niederlage bei C. (23. Dez. 1379) schon 24. Juni 1380 wieder an die Venezianer verloren.

Chīon, Schüler Platons, aus Heraklea am Pontus Euxinus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Tyrannen seiner Vaterstadt, Klearchos, und wurde von dessen Leibwache getötet. Unter seinem Namen besitzen wir noch 17 Briefe, die aber höchstwahrscheinlich unecht sind. Zuerst wurden sie in der Sammlung griechischer Briefe von Aldus (Veneb. 1499, 1606) herausgegeben, zuletzt von Hercher (in den »Epistolographi graeci«, Par. 1873).

Chionanthus *L.* (Schneeflockenstrauch), Gattung aus der Familie der Oleaceen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, ganzen und ganzrandigen Blättern, ziemlich großen, schneeweißen Blüten in achsel- oder endständigen Trauben oder Rispen und einfächerigen Steinfrüchten. C. virginica *L.*, von der Ostseite Nordamerikas, wird 3 m hoch, hat gestielte, elliptische, 10 cm lange Blätter und langgestielte, große Blütenrispen, ist eins unsrer schönsten Gehölze, bringt in Europa aber niemals reife Früchte. Die Wurzelrinde wird in Amerika gegen Wechselfieber benutzt. Auch C. retusa *Lindl.*, aus China und Japan, wird als Ziersträuch kultiviert.

Chionides, der älteste uns bekannte komische Dichter Athens, um 450 v. Chr. Die dürftigen Fragmente sind abgedruckt bei Kock (»Comicorum atticorum fragmenta«, Bd. 1, Leipz. 1880).

Chionididae, s. Watvögel.

Chionyphe Carteri *Berk.*, ein Schimmelpilz, welcher das Mycetom (s. Madurafuß) erzeugen soll.

Chios (türk. Sakiz-Adasi, »Mastixinsel«), türk. Insel im Ägäischen Meere, südlich von Lesbos und durch eine 7 km breite Straße von der kleinasiatischen Küste getrennt (s. Karte »Griechenland«), hat einen Flächeninhalt von 827 qkm (15 QM.). Als Vorgebirge nennen die Alten: Poseidion (jetzt Kap Katomeria)

und Phanai (jetzt Kap Mastiko); Melaina (jetzt Kap H. Nikolaos), Pyra gegenüber; Laios und Phlion. Die Insel ist von Bergen durchzogen (darunter im N. der St. Eliasberg, der Pellinäos der Alten, 1260 m), zwar magern Bodens, aber gut angebaut. Das Klima ist mild; mittlere Jahrestemperatur 19,8° C. Erdbeben sind nicht selten (1881 kamen durch ein solches 3558 Menschen um, und Eigentum im Wert von 60—80 Mill. Mark wurde zerstört). Aus den Bergen brach man schon im Altertum berühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern und vorzüglichen Töpferton; in jüngster Zeit bearbeitet man Gruben, welche Antimonglanz und Ocker in großer Mächtigkeit liefern. Die Tierwelt ist arm; Ziegen werden in großen Herden in den Bergen gehalten, außerdem Esel und Maulesel, wenig Kühe und Pferde. Sonst gibt es viele Kaninchen und Marder, von Vögeln große Herden gezähmter Rebhühner, wilde Enten, Bienen, viele Schlangen u. a. Die Seidenraupenzucht erzielt jährlich 5000 Ztr. Kokons (nach Lyon), auch wird die Seide von den Frauen geschickt zu Geweben verarbeitet. Ausgeführt werden besonders Leder (1891 für 7½ Mill. Mk.), Mastix (für ½ Mill. Mk.), Branntwein, Anis, Orangen und Zitronen, Mandeln und Johannisbrot; die Einfuhr umfaßt Häute (■ Mill. Mk.), Bauholz, Alkohol, Reis, Zucker, Kaffee, Getreide. Die Bewohner, etwa 59,600 Seelen (vor dem Blutbad von 1822 weit über 100,000), sind fast sämtlich Griechen. Die Hauptstadt C. (Kastro) hat ein Kastell, einen Hafen mit 2 Leuchttürmen, bedeutenden Handel (1891 liefen 2928 Schiffe, darunter 2109 Küstenfahrer, von 693,291 Ton. ein) und 13,000 Einw. Die Stadt ist zugleich Hauptstadt des Liwa Sakis, Sitz eines griechischen Erzbischofs und mehrerer Konsuln, darunter eines deutschen. Nicht weit davon das prächtige, 1040 von dem Kaiser Konstantin Monomachos und seiner Gemahlin Zoa erbaute Kloster Nea-Moni. Das einzige Altertum der Insel, auf welcher ein erbliches Homeridengeschlecht existierte, die sogen. Schule des Homer, wo der gefeierte Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll, befindet sich am Fuß des Berges Epos, unweit der Küste des Meeres, wohl ein uraltes Heiligtum der Kybele. Der Tragiker Jon, der Historiker Theopompos, der Geograph Skymnos, der Sophist Theokritos hatten C. zum Vaterland. Die alten Chier waren berühmt wegen ihrer Erzählungskunst, woher das Sprichwort stammt: »Wo ein Chier ist, kommt ein Chor nicht zum Wort«. C. besaß die ersten Hypothekenbücher und war namentlich Sitz des griechischen Sklavenhandels.

Die ältesten Bewohner von C. waren Leleger, Kreter und Karier, welche von den Joniern unterworfen und verdrängt wurden. Unter diesen war C. einer der blühendsten Staaten im ionischen Kleinasien. Als sich die Perser über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, bewiesen die Chier keinen hellenischen Gemeinsinn, indem sie den freiheitliebenden, vor der barbarischen Zwingherrschaft flüchtenden Pholäern den Verkauf der Önussischen Inseln aus kleinlicher Besorgnis, ihr Handel möchte dereinst dadurch beeinträchtigt werden, verweigerten und sich 546 v. Chr. Kyros sogar ohne Schwertstreich ergaben. Dagegen nahmen sie 500 an der von Aristagoras geleiteten ionischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Anteil und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit, fielen aber dann wieder unter die Gewalt der Perser. Nach der Schlacht bei Mykale (479) trat die Insel dem Seebund der Athener bei, zu dessen mächtigsten und angesehensten Bundesgenossen die Chier gehörten. 412 traten sie zu den Peloponnesiern über und wandten auch Milet und andre ionische Städte vom Athenischen Bund ab. Zur Strafe verwüsteten die Athener die Insel. Nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges fiel sie infolge erlittener Bedrückung von Sparta ab und ward 376 nach der Schlacht bei Naxos wieder Bundesgenossin Athens. Auch von diesem bedrückt, trat sie 363 mit Theben in Verbindung und verteidigte sich im Bundesgenossenkrieg erfolgreich gegen Chares, so daß die Athener 355 ihre Unabhängigkeit anerkennen mußten. Später wurde der persische Anführer Memnon auf kurze Zeit Herr daselbst. Schwer wurde die Insel im Mithridatischen Kriege mitgenommen; den Römern befreundet, mußten die Einwohner ihre Schiffe dem pontischen König stellen und 2000 Talente bezahlen. Als Bestandteil des oströmischen Reiches teilte darauf die Insel alle Drangsale desselben. 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel, bald darauf Bajesid. In der Folge war C. geraume Zeit im Besitz der Genuesen, bis die Türken 1566 zur Herrschaft der Insel gelangten und einen Aga dort einsetzten. Am 21. Sept. 1694 wurde Kastro von den Venezianern beschossen und erobert, fiel aber schon im Februar 1695 von neuem in die Gewalt der Türken. Die Insel wurde bald die begünstigtste der Sporaden, und die Einkünfte waren Privateigentum der Sultanin. Im griechischen Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier im Februar 1821 gegen die türkische Herrschaft, unterlagen aber, und der türkische Kapudan-Pascha verhängte über die unglückliche Insel im April 1822 ein furchtbares Strafgericht: sie wurde gänzlich verwüstet, 23,000 Einwohner wurden ermordet, 47,000 in die Sklaverei verkauft; nur 5000 entkamen. Auch ein zweiter Befreiungsversuch, den sie 1827, von einem griechischen Hilfskorps unterstützt, machten, mißlang. Bei Errichtung des griechischen Königreichs wurde die Insel von dessen Grenzen ausgeschlossen. Am 3. April 1881 wurde C. von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht und die Stadt C. fast ganz zerstört. Vgl. Eckenbrecher, Die Insel C. (Berl. 1845); Pauli, Die Insel C. (in den »Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg«, 1880/81).

Chiozza (spr. kjoza), s. Chioggia.

Chipolin, gefirnißter Wasserfarbenanstrich auf Holz, erteilt demselben ein porzellanartiges Ansehen.

Chippenham (spr. tschipp'nhäm), alte Stadt im nordwestlichen Wiltshire (England), am Avon, mit einer Kirche aus dem 12. Jahrh. und (1891) 4618 Einw., welche Seidenweberei, Gerberei, Maschinenbau, Herstellung kondensierter Milch und Käsehandel betreiben. 5 km südöstlich liegt Bowood, Landsitz des Marquis von Lansdowne, im italienischen Stil erbaut, mit großer Gemäldesammlung.

Chippewa (spr. tschippe-wä), Fluß im nordamerikan. Staat Wisconsin, entspringt in der Nähe des Obern Sees, nimmt links Manidowish, Jump und Yellow, rechts den Red Cedar auf und mündet, 380 km lang, in den durch eine Verbreiterung des Mississippi gebildeten Lake Pepin.

Chippewa Falls (spr. tschippe-wä fahls), Stadt in der Grafschaft Chippewa des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Chippewafluß, der hier in seinen Fällen bedeutende Triebkraft liefert, Bahnknotenpunkt, mit Holz- und Mehlhandel und (1890) 8670 Einw.

Chippeways (spr. tschippe-wäs, Tschippewäer), Indianerstamm der Algonkin, s. Odschibwä.

Chippewyans (spr. tschippe-wäiäns), Indianerstamm der Athabasken, s. Tschepewain.

Chipping Barnet (spr. tschipp-), s. Barnet.

Chipping Campden (spr. tschipping kämmd'n), alte Stadt in Gloucestershire (England), in den Cotswold Hills, mit schöner gotischer Kirche, altertümlichen Häusern aus dem 15. Jahrh., den Ruinen eines im 17. Jahrh. zerstörten Rathauses und 2015 Einw. Nahebei Campden House, Landsitz des Lord Gainsborough.

Chipping Norton (spr. tschipping nort'n), alte Stadt in Oxfordshire (England), 30 km nordwestlich von Oxford, hat eine gotische Kirche (teilweise aus dem 14. Jahrh.), Fabrikation von Wollenzeugen (Tweeds) und (1891) 4222 Einw. 3 km nördlich die Dörfer Great und Little Rollright, in deren Nähe sich im Kreise aufgestellte Felsblöcke (Menhirs) befinden, ähnlich denen zu Stonehenge.

Chipping Wycombe (spr. tschipping wikkm), s. Wycombe.

Chique (spr. tschike), der Sandfloh, s. Flöhe.

Chiquichiqui (spr. tschiki-tschiki), s. Attalea.

Chiquimula (spr. tschiki-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1889: 64,738 Einw.) im zentralamerikan. Staat Guatemala, in einem von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thal am Fluß C., mit großer Kirche, schönem Marktplatz und (1880) 3744 Einw. Von dem durch Erdbeben zerstörten, nahen Alt-C. sind nur Ruinen einer mächtigen Kirche übrig.

Chiquinquirá (spr. tschikin-kirá), Stadt im Staat Boyacá der Bundesrepublik Kolumbien, 2614 m ü. M., hat eine höhere Schule, ein Hospital, ein wunderthätiges Marienbild, zu dem alle Jahre 20—30,000 Menschen und alle sieben Jahre an 50,000 aus Kolumbien und Venezuela pilgern, und (1870) 18,116 Einw.

Chiquito (spr. tschikito), s. Combretum.

Chiquitos (spr. tschikitos), ein zu den Andesvölkern gezählter Indianerstamm in Bolivia, zwischen den Zuflüssen des Madeira und des Paraguay. Die C. sind mittelgroß, breitschulterig und stark gebaut, mit großem, rundem Kopf, niedriger Stirn, kleinen, aber lebhaften Augen und bronzefarben. Sie sind heiter, gastfrei, lieben Tanz und Musik, sind aber von niedriger Moralität und wohnen, etwa 20,000 Seelen stark, in zehn, ehemals durch die Jesuiten gegründeten Dörfern. Außer den eigentlichen C. rechnet man noch zehn andre Völker als zu dem Stamm gehörig. Den Namen leiten einige von den niedrigen Thüren ihrer Behausungen, in welche sie kriechen mußten (span. chiquito, klein, winzig), andre, wie Waitz, von dem hier bei Völkernamen oft wiederkehrenden Wort Chucu ab. Eine Grammatik ihrer eigentümlichen, sehr formenreichen Sprache lieferten Henry und Adam (Par. 1880).

Chir ..., Chiro (v. griech. cheir), in Zusammensetzungen: Hand, auf die Hand bezüglich.

Chirágon (griech., »Handführer«), Vorrichtung für Blinde zur Handleitung beim Schreiben.

Chirágra (griech.), Gicht in den Händen (Gegensatz: Podagra, Fußgicht; s. Gicht).

Chirimoya (Cherimoya), s. Anona.

Chiriquí (spr. tschiriki), Departement des Staates Panama der südamerikanischen Republik Kolumbien, 17,070 qkm (808,9 QM.) groß mit (1870) 42,033 Einw., wovon 5250 im Bezirk Bocas del Toro um den Doppelgolf Bahia del Almirante und die Laguna de C. Die Cordillera de C. mit dem Cerro de Santiago (2827 m) und Vulkan von C. (3433 m) durchzieht das Land von W. nach O. Dieselbe sinkt nirgends unter 900 m, weshalb auch C. nie für eine interozeanische Verbindung in Betracht kam. Das Land ist üppig bewaldet, namentlich auf der stets feuchten atlantischen Seite. Das Klima ist heiß, aber im Innern gesund. Haupterwerbszweige sind Ackerbau (Tabak, Kaffee, Kakao) und Viehzucht. Die Mineralschätze (Gold sowohl als Steinkohlen an der Bahia del Almirante) werden kaum ausgebeutet. Hauptstadt ist David (s. d.). Vgl. Wagner, Die Provinz C., in »Petermanns Mitteilungen«, 1863.

Chirk (spr. tschörk), anmutig gelegenes Dorf in Denbighshire (Wales), am Ceiriog, dessen Thal hier vom Ellesmere-Kanal und einem Eisenbahnviadukt überschritten wird, mit (1891) 1920 Einw. In der Nähe Brynkinalt, ein moderner gotischer Bau, mit Erinnerungen an Wellington, und 6 km westlich C. Castle, eine von Wällen umgebene Burg aus dem 13. Jahrh., mit schöner Aussicht und altem Park.

Chirka i Scherif (auch Chirkai Seadet, arab.), »der heilige Rock«, d. h. der Mantel Mohammeds, eine der gefeiertsten Reliquien der Mohammedaner. Von Mohammed, der dieses Kleid von schwarzem Kamelott trug, kam es 630 als Ehrengeschenk für ein Loblied auf Gott und den Propheten an den Dichter Kiab Ibn Zohair, dessen Nachkommen es dem Chalifen Moâwija I. verkauften. Von den Omajjaden ging es dann in den Besitz der Abbassiden über und wurde endlich in Kairo wieder aufgefunden und durch Selim II. nach Konstantinopel gebracht, wo es unter den Reichskleinodien in einem besondern Hause des alten Serails aufbewahrt und alljährlich am 15. Tage des Ramasan vom Sultan, als Chalifen, besucht wird. Während der zweiten Hälfte des Ramasan wird diese Reliquie den Andächtigen zum Küssen dargereicht.

Chirnside (spr. tschörnsaid'), Dorf in Berwickshire (Schottland), mit Papiermühle und (1891) 854 Einw.; Geburtsort David Humes.

Chirognōmik (griech.), s. Chiromantie.

Chirogrammatist (griech.), Handschriftendeuter.

Chirogrammatomantie (griech.), s. Handschriftendeutung.

Chirográph (griech.), eigentlich Handschrift; dann soviel wie Schuldverschreibung, Schuldschein; daher chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein chirographarius (creditor) oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel ꝛc. ohne Pfandrecht gründet. Chirographaria actio, die Klage auf Grund einer Handschrift; chirographaria cautio, das handschriftliche Versprechen. Vgl. Buchgläubiger.

Chirologie (griech.), eigentlich Hand- und Fingerkunde, dann Handwahrsagung (s. Chiromantie), ferner Hände-, Fingersprache (s. Gebärdensprache und Taubstummenunterricht). Chirolog, einer, der sich auf die C. versteht.

Chiromantie (auch Chirognomik und Chirologie, griech.), das Wahrsagen aus der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst, aus Bau und Linien der Hand eines Menschen sein Schicksal zu entziffern. Die C., seit ältester Zeit eine der angesehensten Wahrsagungsformen, namentlich der Chaldäer und Juden, geht auf die astrologische Grundvorstellung zurück, daß der Mensch einen Mikrokosmos darstelle, dessen einzelne Organe von Planeten und Gestirnen beeinflußt würden. Danach wurde der Handteller in sieben von den Handlinien begrenzte Planetenregionen und Planetenberge (mons Jovis ꝛc.) geteilt und aus ihrer Ausprägung, Größe und Form, z. B. der um die Daumenwurzel laufenden Lebenslinie, aus ihren

gegenseitigen Begegnungen, Verhältnissen ꝛc. Lebensdauer, Schicksale ꝛc. der Person gelesen.

Die Blütezeit dieser durch eine Stelle der lateinischen Bibelübersetzung (Hiob 37, 7: »In manu omnium Deus signa posuit ut noverint singuli opera sua«) ehemals gegen alle Angriffe der Philosophie geschützten »Wissenschaft« (16.—18. Jahrh.) hat eine reichhaltige Litteratur über die C., meist in der Form akademischer Leitfäden in lateinischer Sprache, hervorgebracht. Die Hauptvertreter derselben sind: Johann von Hagen (um 1522), Ingenbert (1689), Prätorius (1699), Gocklenius (1692). Abuhaly Ben Omars »Astrologia terrestris«, aus dem Arabischen (Freystadt 1703), ist besonders wertvoll für die Kenntnis des Zusammenhanges des astrologischen und chiromantisch-metoposkopischen Systems. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. wurden auf den meisten deutschen Universitäten eigne chiromantische Kollegien gelesen, so in Jena von Herner, in Halle von Nietzky. Der chiromantische Aberglaube findet sich jetzt noch häufig selbst unter Gebildeten. Vornehmlich sind es Zigeuner, welche aus demselben einen Nahrungszweig machen. In neuerer Zeit haben S. d'Arpentigny (»La chirognomonie«, Par. 1843; deutsch, Stuttg. 1846) und K. G. Carus (»Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand«, das. 1846) der C. eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen und einen haltbaren Kern darin nachzuweisen gesucht. Vgl. J. Landsberg, Der Handteller (Posen 1861); Allen, Manual of cheirosophy (Lond. 1885). In neuester Zeit versucht der sogen. Okkultismus die C. zu rehabilitieren. Vgl. Czynski, Das Deuten der Handlinien (2. Aufl., Dresd. 1893); Gessmann, Katechismus der Handlesekunst (Berl. 1889).

Chiromo, Station der engl. Afrikanischen Seengesellschaft am Zusammenfluß des Schire und Buo, ist zu einem Fort ausgebaut, hat ein Hauptpostamt und telegraphische Verbindung mit Quilimane. Gegenüber am andern Ufer des Buo haben die Portugiesen gleichfalls Verschanzungen errichtet.

Chiromyidae, Chiromys, s. Fingertiere.

Chiron, s. Cheiron.

Chironomie (griech.), die mimische Bewegung der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Gebärdensprache; s. Mimik.

Chiroplást (griech., »Handbildner«), eine von Logier (s. d.) erfundene und 1814 patentierte Vorrichtung, welche den Klavierspieler verhinderte, das Handgelenk sinken zu lassen und mit den Fingern anders als senkrecht anzuschlagen. Der C. wurde von Stöpel nachgeahmt, von Kalkbrenner vereinfacht und ist als »Bohrerscher Handleiter« in verbesserter Gestalt neuerdings wieder aufgelebt, kann aber auch in dieser Gestalt sowenig wie in jeder andern empfohlen werden, weil ein Schüler, für den solche Mittel nötig sind, nach Wegfall der mechanischen Nachhilfe immer wieder in die alten Fehler verfallen wird.

Chiroplástik (griech., »Handbildnerei«), die Kunst, mit den Händen aus weichen und knetbaren Massen, wie Thon, Wachs ꝛc., Bildwerke zu formen.

Chiroptera, Ordnung der Säugetiere, soviel wie Handflügler (s. d.).

Chirothéke (griech.), ein die Hand verhüllender, handschuhartiger Verband; auch Name der zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser (s. Tafel »Deutsche Reichskleinodien«) sowie zum Ornat der abendländischen Bischöfe gehörigen Handschuhe. Erstere waren meist von purpurfarbenem Seidenzindel genäht und außen reich mit Laubzierat in Gold- und Perlstickerei bedeckt, letztere ebenfalls aus einem kostbaren Stoff gefertigt und reich verziert (jetzt mit einem gestickten Kreuz). Endlich hieß C. auch ein Folterwerkzeug (eiserner Handschuh mit spitzen Haken).

Chirotherium, s. Stegocephalen.

Chirotheriumsandstein, Abteilung des Buntsandsteins, s. Triasformation.

Chirrheuma (griech.), Rheumatismus der Hand.

Chirurg, Fisch, s. Lederfische.

Chirurg, der Wundarzt.

Chirurgie (griech., »das Arbeiten mit der Hand, Handwerk«; übertragen: die mit den Händen wirkende ärztliche Kunst), ein Teil der Medizin, welcher sich im allgemeinen mit der Behandlung der sogen. äußern Krankheiten beschäftigt und auch Wundarzneikunst genannt wird, weil als äußerlich sichtbare Schäden zunächst die Wunden in Betracht kommen. Sowenig aber eine scharfe Grenze zwischen innern und äußern Krankheiten zu ziehen ist, sowenig läßt sich zwischen der C. und der innern Medizin eine strenge Unterscheidung aufstellen. Beide Zweige der praktischen Medizin schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen vielmehr einander. Früher (in Deutschland bis 1848) war allerdings eine Trennung der innern und äußern Medizin auch im Studium durchgeführt insofern, als auf den Universitäten innere Ärzte (medici puri) und Chirurgen (Wundärzte) ausgebildet wurden. Heute aber ist die Trennung verschwunden; man verlangt gleichmäßig von jedem Arzt die Ablegung des alle Zweige der Medizin umfassenden Examens zum »praktischen Arzt«.

Die C. wendet teils nur Manipulationen (Mechanurgie) an, wie bei der Reponierung von Brüchen, der Einrichtung von Verrenkungen, der Massage ꝛc., teils macht sie operative Eingriffe, bei denen in der Regel Blut fließt (blutige Operationen; Operationslehre, Akiurgie). Einen besondern Teil der C. bildet die Lehre von den Instrumenten und die Verbandlehre. Die Kriegschirurgie besteht nur in der Anwendung allgemein chirurgischer Grundsätze auf die im Kriege vorzugsweise vorkommenden chirurgischen Krankheiten. Zur niedern C., im Gegensatz zur höhern C., rechnet man das Aderlassen, Ansetzen von Schröpfköpfen und Blutegeln, Zahnausziehen ꝛc.

Geschichte. Die C. ist nächst der Geburtshilfe wohl der älteste Teil der gesamten Heilkunde. Ihre Anfänge haben wir wahrscheinlich bei den Ägyptern zu suchen; sie führten Ärzte auf ihren Feldzügen bei sich und führten bereits die Amputationen, den Steinschnitt und andre große Operationen aus. Für viel vollkommener würde die C. der alten Inder gelten müssen, wenn man sicher wäre, daß ihr berühmtes medizinisches Werk »Ayurveda oder Buch der Lebenskunde«, von Susrutas, wirklich das hohe Alter besitze, welches einzelne Gelehrte ihm zuschreiben, die es 1000—1400 v. Chr. zurückdatieren. Bei den Griechen erfreute sich die C. schon zu Hippokrates' Zeiten (460—377) einer großen Blüte; wegen der mangelhaften Ausbildung der Anatomie und Physiologie konnten aber die größern blutigen Operationen bei den Griechen nicht in Aufnahme kommen. Dagegen leisteten die griechischen Ärzte z. B. auf dem Gebiet der Knochenbrüche und Verrenkungen schon Ausgezeichnetes, besonders in der Zeit nach Hippokrates in Alexandria. Zu den Römern wurde die C. von Griechenland aus gebracht. Aulus Cornelius Celsus (1. Jahrh).

n. Chr.) spricht schon von plastischen Operationen, von den Unterleibsbrüchen; auch gibt er eine Amputationsmethode an, welche noch heute geübt wird. Die spätern römischen Ärzte, selbst Galenus (gest. 201), haben die C. nicht wesentlich weitergebildet; doch versuchte Galenus der C. wie der Heilkunde überhaupt eine anatomische Grundlage zu geben. Der Zusammenhang zwischen der römischen und der spätern westeuropäischen Kultur wurde durch die Araber vermittelt, welche auch die Führung in der medizinischen Wissenschaft übernommen hatten. Allein bei ihrer auf religiösen Vorurteilen beruhenden Scheu vor blutigen Operationen brachten sie es nur zu einer größern Sicherheit in der Unterscheidung und Erkennung der chirurgischen Krankheiten, und an Stelle des Messers bedienten sie sich des Glüheisens, das sie in der größten Ausdehnung anwendeten. Als die Hauptrepräsentanten der arabischen C. sind zu nennen Rhazes (850—932), Avicenna (980—1037), Abulkasem (gest. 1106) und Avenzoar (gest. 1162). Nach der Zeit der Araber blühte die Medizin in der Schule zu Salerno in Unteritalien. Der berühmteste Wundarzt dieser Schule ist Roger von Parma (um 1200). Zu neuer Blüte erwachte das Studium der C. im 13. Jahrh. auf den italienischen Universitäten Neapel, Bologna und Padua. Von Italien aus wurde dann die C. vorzugsweise durch die Bemühung Lanfranchis (1295) nach Frankreich verpflanzt, wo bereits 1271 das Kollegium der Chirurgen in Paris gegründet worden war, und wo die C. von nun an eine bleibende Pflegstätte fand. Der berühmteste unter den ältern französischen Chirurgen ist Guy de Chauliac, welcher auch 1363 ein lange in Ansehen stehendes Lehrbuch der C. geschrieben hat. Eine neue Zeit brach für die C. an, als im Lauf des 16. Jahrh. die Anatomie neu begründet und durch den gemeinsamen Fleiß der Ärzte aller Länder wissenschaftlich ausgebildet wurde. An der Spitze dieser Reformation stand der Niederländer Vesalius. Dazu kam der Umstand, daß nach der Erfindung des Schießpulvers der C. ein ganz neues Gebiet, nämlich das der Schußwunden, zufiel, welche als erster Schriftsteller Hieronymus Braunschweig, demnächst der Straßburger Chirurg Gersdorff behandelte; diesem folgten L. Botallo u. a. In dem Buche des letztern (s. unten, S. 82) sind die noch heute gebräuchlichen Trepanationsinstrumente in vollkommenster Weise ausgebildet. — Die Schrift des französischen Chirurgen Ambroise Paré (1517—90) über die Schußwunden und die von ihm eingeführte Arterienunterbindung bildete den Ausgangspunkt für die Umgestaltung der gesamten C. Epochemachend in der Geschichte der C. ist die Gründung der Akademie der C. in Paris 1731, welche in jeder Beziehung der medizinischen Fakultät daselbst gleichgestellt wurde und fast ein Jahrhundert lang für die C. in ganz Europa tonangebend blieb. An der Spitze der chirurgischen Akademie standen Männer wie Petit, Desault, Percy u. a., welche zusammen mit hervorragenden englischen Wundärzten als die Gründer der modernen C. betrachtet werden müssen. Unter die berühmtesten Chirurgen dieser Periode zählen wir Männer wie Pott, William u. John Hunter (1728—93), Benjamin Bell (1749—1806), Cheselden, Alex. Monro u. a. Unter ihnen ist John Hunter ohne Zweifel das größte Genie, ebenso bedeutend als Anatom wie als Chirurg. Hinter den genannten Männern Frankreichs und Englands stehen die deutschen Chirurgen des 18. Jahrh. weit zurück. Der bedeutendste von ihnen ist wohl Lorenz Heister (1683—1758). Mehr Aufschwung kommt in die deutsche C. erst mit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, besonders durch v. Siebold (gest. 1807) und August Gottlob Richter (gest. 1812). Von jetzt an treten, in Deutschland wenigstens, die Professoren der C. wieder in den Vordergrund und behaupten fortan diese Stellung, weil sie, anstatt wie früher nur der Theorie nachzugehen, jetzt die C. auch in Wirklichkeit praktisch ausüben. Doch nehmen noch im Anfang des 19. Jahrh. die französischen Chirurgen den ersten Rang ein; Männer wie Boyer, Delpech, Dupuytren, Larrey, Napoleons I. Leibarzt, welcher unter anderm auch das Verdienst hat, die beweglichen oder fliegenden Lazarette (Feldlazarette) in die Kriegschirurgie eingeführt zu haben, übten auf die Ausbildung der C. den größten und wohlthätigsten Einfluß aus. Neben ihnen erhob sich in England als Autorität Astley Cooper (1768—1841). Die Schriften der genannten englischen und französischen Wundärzte regten zunächst auch in Deutschland das Interesse für die C. an. Bald aber trat auch hier eine selbständige Arbeit auf diesem Felde und zwar in der nachhaltigsten und gediegensten Weise ein. Zu dem Aufschwung der C. in Deutschland, welches zusammen mit England die geistige Führerschaft auf diesem Gebiet an sich gerissen hat und noch festhält, haben zunächst österreichische Ärzte, namentlich Vinzenz v. Kern in Wien, den Anstoß gegeben. Aus seiner Schule stammen Männer wie Rust, v. Gräfe, der Wiedererwecker der plastischen C., Langenbeck der ältere u. a. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts übte den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestalt der C. in Deutschland Dieffenbach (gest. 1847) aus, einer der genialsten und kühnsten Operateure, die es bis dahin gegeben hatte. Je mehr die C. unsrer Tage auf dem Boden anatomischer und physiologischer Studien hervorgewachsen ist, um so bestimmter konnte sie ihre Aufgaben und die Grenzen ihrer Wirksamkeit feststellen. Sie hat ihre wichtigste und schönste Aufgabe nicht im Zerstören und Schneiden, sondern in der Erhaltung der erkrankten Teile erkannt. Auf jedem ihrer Gebiete sind die Grundsätze der konservativen C. zur Herrschaft gelangt. Es ist vorzugsweise das Verdienst Stromeyers und v. Langenbecks, die konservative Richtung der C. begründet zu haben. Gefördert wurde diese Richtung durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkungen der Einatmung von Äther und Chloroform. Durch das Chloroform hat das chirurgische Verfahren unendlich an Sicherheit gewonnen, und die operativen Aufgaben selbst konnten dadurch beträchtlich erweitert werden. Einen Glanzpunkt in der konservativen C. bildet die Behandlung verletzter oder durch schwere Krankheitszustände veränderter Gelenke durch die Resektion v. Langenbecks sowie die ausgedehnte Anwendung der unbeweglichen (Gips-) Verbände, namentlich in der Kriegschirurgie. Auf dem Gebiet der plastischen Operationen, durch welche fehlende Teile, z. B. Defekte der Lippen (Cheiloplastik), der Nase (Rhinoplastik), der Augenlider (Blepharoplastik), der Wangen (Meloplastik) ꝛc., ersetzt werden, stehen in unerreichter Meisterschaft Dieffenbach u. sein Nachfolger v. Langenbeck. Die Überhäutung schwer oder gar nicht heilender Wunden wurde erreicht durch die Überpflanzung gesunder Haut (Transplantation), um welche sich besonders der Franzose Reverdin Verdienste erwarb. Ein wesentlicher Fortschritt war auch die Einführung der Galvanokaustik in die C. durch Middeldorpff, durch welche es gelingt, größere Operationen ohne Blutverlust

auszuführen, ein gleicher die ſubkutane Muskel- und Sehnendurchſchneidung zum Zweck der Beſeitigung von Verkrümmungen der Glieder, des Schielens ꝛc.; die Zertrümmerung der Harnſteine in der Blaſe oder die Lithotripſie, um welche ſich die franzöſiſchen Wundärzte Civiale, Heurteloup und Leroy d'Etiolles, in neueſter Zeit Bigelow (1875) durch Einführung der Litholapaxie (Zertrümmerung des Steines in einer Sitzung), unſterbliche Verdienſte erworben haben; die Anwendung des Kehlkopfſpiegels zum Zweck operativer Eingriffe am Kehlkopf ohne blutige Eröffnung desſelben ꝛc. Die jüngſte Ära in der C. hat vielleicht den Anſpruch auf die Krone aller Verdienſte, da ſie den gefährlichſten Feind aller blutigen Operationen, die Wundinfektionskrankheiten, mit einem Erfolg bekämpft, der die Sterblichkeitsziffer ſelbſt bei den größten Operationen auf ein früher für unmöglich gehaltenes Minimum herabſetzt. Sie datiert vom Ende der 60er Jahre, ſeit Erforſchung der pflanzlichen Krankheitserreger, ſeit der Einführung des antiſeptiſchen Liſterſchen Verbandes, welcher in Deutſchland 1873 durch eine Arbeit des Oberſtabsarzts Schultze (Stettin) allgemeiner bekannt wurde. Um die ſyſtematiſche Anwendung dieſer Methode machten ſich in Deutſchland v. Volkmann, v. Nußbaum, Hueter, Billroth u. a. verdient. Sie wurde im Laufe der Jahre in manchen Punkten verändert, ihre Bedeutung aber dadurch lediglich erhöht. Der von Liſter benutzte Spray kam in Wegfall, die antiſeptiſche Methode wurde für viele Fälle, ſo beſonders für Operationen in der Bauchhöhle, in die aſeptiſche umgewandelt ꝛc. Mit dem nunmehr gebräuchlichen Verfahren iſt es möglich, früher äußerſt gefährliche Eingriffe ohne große Verluſte an Menſchenleben durchzuführen, ſo die Operationen in der Bauchhöhle, die ſich auf alle Organe derſelben erſtrecken können, und von denen die häufigſte die Entfernung von Eierſtocksgeſchwülſten iſt, die Operationen an den Gelenken, in der Schädelhöhle ꝛc. — Die niedere C. (ſ. oben) darf in Deutſchland von Heilgehilfen ausgeübt werden. Die wiſſenſchaftlichen Chirurgen (ſ. oben) ſind zunächſt auch praktiſche Ärzte und werden nur auf den Univerſitäten ausgebildet. Nur in England beſteht noch eine ziemlich ſtrenge Grenze zwiſchen Chirurgen (surgeons) und Ärzten (physicians). Auf Anregung v. Langenbecks traten 1872 die deutſchen Chirurgen zu der Deutſchen Geſellſchaft für Chirurgie zuſammen, welche alljährlich in Berlin einen Chirurgenkongreß abhält und über dieſen in den »Verhandlungen« berichtet. Seit 1892 tagt die Geſellſchaft in einem eignen Hauſe, dem Langenbeckhaus.

Vgl. »A. Corn. Celsi de medicina libri octo« (Zweibrücken 1786); »De Sclopetorum vulneribus curandis, autore Leonardo Botallo« (Venedig 1597); Stromeyer, Handbuch der C. (Freiburg 1844—68, 2 Bde.); Pitha und Billroth, Handbuch der allgemeinen und ſpeziellen C. (Stuttg. 1865—82, 4 Bde.); Bardeleben, Lehrbuch der C. und Operationslehre (8. Aufl., Berl. 1879—82, 4 Bde.); Roſer, Handbuch der anatomiſchen C. (8. Aufl., Tübing. 1883); Billroth, Allgemeine chirurgiſche Pathologie und Therapie (15. Aufl. von Winiwarter, Berl. 1893); König, Lehrbuch der allgemeinen (daſ. 1883—89, 3 Tle.) und Lehrbuch der ſpeziellen C. (6. Aufl., daſ. 1893, 3 Bde.); Albert, Lehrbuch der C. und Operationslehre (4. Aufl., Wien 1889—91, 4 Bde.); Billroth und Lücke, Deutſche C. (Sammelwerk, Stuttg. 1879—86); Hueter, Grundriß der C. (1. Teil: Allgemeine C., 6. Aufl. von Loſſen, Leipz. 1889; 2. Teil: Spezielle C., 7. Aufl. von demſelben, 1893, 3 Bde.); Landerer, Handbuch der allgemeinen chirurgiſchen Pathologie und Therapie (Wien 1890); Leſer, Die ſpezielle C. (Jena 1890); Sprengel, Geſchichte der C. (Halle 1805—19, 2 Bde.); Häſer, Hiſtoriſche Entwickelung der C. und des chirurgiſchen Standes (in Billroths und Lückes »Deutſcher C.«, Bd. 1, Stuttg. 1879); Seydel, Lehrbuch der Kriegschirurgie (daſ. 1893). — Zeitſchriften: »Archiv für kliniſche C.«, begründet von v. Langenbeck (Berl. 1860 ff.); »Deutſche Zeitſchrift für C.« (hrsg. von Lücke und Roſe, Leipz. 1872 ff.); »Zentralblatt für C.« (daſ. 1874 ff.).

Chirurgiſche Anatomie, ſoviel wie topographiſche Anatomie, ſ. Anatomie.

Chirurgiſche Konſulenten, nach der deutſchen Kriegs-Sanitätsordnung hervorragende Chirurgen, welche, im Kriegsfall ernannt, in einem beſtimmten Bezirk den Ärzten der Armee in Kriegs- oder Reſervelazaretten zur Seite ſtehen.

Chirurgiſches Beſteck, ſ. Beſteck.

Chiſlehurſt (Chiſelhurſt, ſpr. tſchiſſl-hörſt), Dorf in der engl. Grafſchaft Kent, 17 km ſüdweſtlich der Londonbrücke, mit zahlreichen Landſitzen, darunter Camden Houſe, ehemals Eigentum des Annaliſten Camden (ſ. d.), und (1891) 6597 Einw. In dieſem Hauſe ſtarb Napoleon III. 9. Jan. 1873, und 16. März 1874 fand dort die Mündigſprechung des kaiſerlichen Prinzen ſtatt. Die Gebeine des Kaiſers und ſeines Sohnes (geſt. 1879) wurden 1888 in das Mauſoleum zu Farnborough übergeführt.

Chiswick (ſpr. tſchiſſik), Vorſtadt von London, in der Grafſchaft Middleſex, 15 km oberhalb der Londonbrücke, mit reizenden Villen und Gärten, worunter das vom Grafen Burlington in Nachahmung der Villa Capra bei Vicenza erbaute, dem Herzog von Devonſhire gehörige Chiswick Houſe, in dem Fox (1806) und Canning (1827) ſtarben. Auf dem Kirchhof iſt das Grab Hogarths (geſt. 1764); auch Ugo Foscolo lag hier begraben, bis ſeine Aſche 1871 nach Florenz übergeführt wurde. Dabei Experimentalgarten der Horticultural Society. C. hat (1891) 21,963 Einw.

Chitarra (ital., ſpr. k-), ſ. Guitarre.

Chitarrone (ital., ſpr. k-, »große Chitarra«), eins von den großen lautenartigen Baßinſtrumenten des 17. und 18. Jahrh., mit Stahlſaiten, geſpielt mit einem Plektron. Vgl. Laute.

Chitin (Entomaderm) $C_{15}H_{30}N_2O_{12}$, die ſtickſtoffhaltige Subſtanz, welche die häutigen und härtern Teile der verſchiedenen Organe von Würmern, Krebſen, Spinnen und Inſekten bildet, häufig innig verbunden mit andern Stoffen, z. B. mit kohlenſaurem Kalk im Panzer der Krebſe. Es iſt völlig widerſtandsfähig gegen die gewöhnlichen Löſungsmittel und wird rein erhalten, wenn man z. B. Maikäferflügeldecken der Reihe nach mit dieſen Löſungsmitteln behandelt und dadurch von den fremden Beimengungen befreit. C. iſt farblos, durchſcheinend, löſt ſich in konzentrierter Schwefelſäure und Salzſäure ohne Färbung und gibt als Hauptzerſetzungsprodukt Glykoſamin $C_6H_{13}NO_5$ und Eſſigſäure, beim Kochen der verdünnten Löſung Ammoniak, Zucker und andre Körper. Von den höhern Wirbeltieren wird es nicht verdaut, wohl aber von Knorpelfiſchen.

Chitōn (griech.), das Unterkleid der Griechen, auf dem bloßen Leib getragen und oft als einziges Kleidungsſtück dienend. Ein oblonges Stück Zeug wurde ſo zuſammengelegt, daß die eine geſchloſſene Seite desſelben die eine Seite des Körpers deckte; unter

ihrem obern Ende wurde durch eine Öffnung ein Arm gesteckt; die andre offene und nur zuweilen an ihrem untern Ende zusammengenähte Seite ward über der andern Schulter zusammengenestelt. Ein Gurt um die Hüften hielt den C. zusammen und gestattete durch Hinaufziehen des Stoffes, wodurch ein »Bausch« (Vertreter unsrer Tasche) gebildet wurde, eine Verkürzung desselben. Dieser bis zu den Knieen reichende C. (Fig. 1), welcher bei dorischen Männern und Frauen zu allen Zeiten üblich war, wurde seit Perikles auch in Athen von Männern getragen, wo bis dahin der längere C. der asiatischen Jonier im Gebrauch gewesen war. Dem bis auf die Füße reichenden Doppelchiton (Fig. 2) fehlte auch das eine Armloch: es wurde zu demselben ein beträchtlich längeres Zeugstück ganz wie der einfache C. zusammengelegt, das obere Drittel desselben aber zurückgeschlagen, so daß es auf Brust und Rücken beinahe bis zur halben Körperhöhe zurückfiel. Während die beiden freien obern Enden ganz wie beim einfachen C. über der einen Schulter zusammengesteckt wurden, faßte eine Agraffe über der andern Schulter den obern Rand des Gewandes von vorn und hinten und bot so eine Öffnung für den andern Arm. Die offene Seite des Doppelchitons ließ also eine Seite des Körpers sichtbar werden, wenn sie nicht, was oft geschah, von den Hüften (halb offener) oder von der Achselhöhle an (geschlossener Doppelchiton) zusammengenäht wurde. Die meisten Wandlungen, welche die griechische Frauenmode mit diesem C. vornahm, bezogen sich auf jenen bald längern, bald kürzern Überwurf, dessen offene Seitenränder oft über dem Oberarm durch Agraffen so miteinander vereinigt wurden, daß sie die Gestalt eines Ärmels erhielten, aber in Zwischenräumen den nackten Arm sichtbar werden ließen. Die Stoffe des C. waren meist wollene Gewebe, die Frauen bevorzugten auch Linnen und Byssus. Erst spät fanden seidene Stoffe in Griechenland Eingang. Im allgemeinen war für den C. die weiße Farbe die vorherrschende; doch trugen ihn namentlich die Frauen häufig auch dunkelfarbig und verzierten ihn mit Verbrämungen, Streifen u. Stickereien.

Fig. 1. Dorischer Chiton (Kriegel).

Fig. 2. Doppelchiton (Statue in Neapel).

Chitone, Beiname der Artemis, angeblich davon, daß sie als Jägerin mit geschürztem Chiton (s. d.) gedacht wurde, oder weil ihr von jungen Müttern Gewänder geweiht wurden.

Chitonidae, s. Käferschnecken.

Chittagongholz, s. Cedrela.

Chittak (Chittack, Chatank, engl., spr. tschittak), Gewicht in Britisch-Ostindien zu 5 Tola des amtlichen indischen Mönn, = 58,319 g gegen 52,919 g beim alten Faktoreigewichte; auch ein bengalisches Flächenmaß zu 20 Gandchs oder Quadrat-Covid = 4,182 qm.

Chittim (nach Luther Kithim, 1. Mos. 10, 4 unter den Nachkommen Javans genannt), in der Bibel ursprünglich Name der einheimischen Bewohner Cyperns (identisch mit dem des in der Urzeit in Syrien verbreiteten Volkes der Chetiter, s. d.); später allgemeiner Name aller entfernten Länder im W., wie nach 1. Makk. 1, 1 Alexander d. Gr. vom »Land C.« aus seinen Zug begann und Dan. 11, 30 der Name auf die Römer angewendet wird.

Chiusa (ital., spr. kjusa, »Klause, Gebirgspaß«), Name mehrerer ital. Ortschaften: 1) C. Sclafani, Stadt in der Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Corleone, nach ihrem Gründer (Graf Sclafani, 1320) benannt, in fruchtbarer Gegend, mit Öl-, Obst- und Sumachkultur und (1881) 6874 Einw. — 2) C. di Pesio, Dorf in der Provinz Cuneo, am Pesio, mit altem Schloß, Weinbau, Seidengewinnung, Thonwarenfabrikation und (1881) 2772 (als Gemeinde 6576) Einw. — 3) C. di San Michele (Clusa Langobardorum), Flecken in der Provinz Turin, Kreis Susa, im Engthal der Dora Riparia, zwischen dem Monte San Michele (mit ehemaligem Benediktinerkloster) und Monte Caprasio, mit alten Befestigungswerken, Feilenfabrik und (1881) 856 Einw. — 4) C. Forte, Gemeinde in der Provinz Udine, Distrikt Moggio, im Engthal der Fella (Canal del Ferro) an der Eisenbahn Pontebba-Udine gelegen, mit (1881) 1185 Einw. — 5) C. di Verona, s. Berner Klause.

Chiusi (spr. kjusi), Stadt in der ital. Provinz Siena, Kreis Montepulciano, auf einem Hügel im Thal der Chiana südlich vom See von C. an den Eisenbahnlinien Florenz-Rom und Empoli-C. gelegen, Bischofsitz, hat einen teilweise aus antiken Baureſten ausgeführten Dom mit Glockenturm, ein Museum etruskischer Altertümer (Sarkophage, Thongefäße, Schmuck, geschnittene Steine, insbes. Skarabäen) und (1881) 1824 (als Gemeinde 5017) Einw., welche Ölproduktion, Ziegelbrennerei ꝛc. betreiben. Bemerkenswert sind die rings um C. gelegenen etruskischen Gräber, zum Teil mit mehreren Grabkammern und Wandmalereien versehen, darunter die Tomba della Scimia mit Darstellungen gymnastischer Spiele. — C. ist eine der ältesten Städte Italiens. Ihr erster Name soll Camars gewesen sein, woraus man auf umbrische Bewohner geschlossen hat. Später gehörte sie unter dem Namen Clusium den Etruskern und war Residenz des Königs Porsenna. 391 wurde C. von den gallischen Senonen belagert, und 295 vernichteten dieselben bei C. eine römische Legion; in den Bürgerkriegen siegten die Sullaner zweimal bei C. Unter den Langobarden war C. Hauptstadt eines Herzogtums, verödete später infolge der Malaria und erhob sich erst seit der Regulierung des Chianalaufes wieder zu einiger Blüte. Vgl. Liverani, Le catacombe di C. (Siena 1872) und Il ducato e le antichità di C. (das. 1875).

Chiva (spr. tschiwa), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valencia, an der Eisenbahn Valencia-Utiel, am Fuße eines von den Ruinen eines maurischen Kastells gekrönten Hügels, mit (1887) 5073 Einw.

Chivasso (spr. kiw-), Stadt in der ital. Provinz Turin, am linken Ufer des Po, von welchem hier der Cavourkanal abgeleitet ist, und an den Eisenbahnlinien Turin-Mailand, C.-Aosta u. C.-Casale sowie an den Dampfstraßenbahnen nach Turin und Brusasco, hat einen Dom, eine große Pobrücke, Gymnasium, technische Schule, Gerberei und Ziegelbrennerei, Getreide-

und Viehhandel und (1881) 4375 (als Gemeinde 9930) Einw. Nahe südlich das Schwefelbad San Genesio. C. war eine alte feste Stadt von Montferrat, deren Befestigungen 1804 von den Franzosen geschleift wurden.

Chivilcoy (spr. tschiwilkoi), Bezirkshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, an der Buenos Aires Western-Eisenbahn, hat Branntweinbrennereien, Fabrikation von Bratpfannen, Dampfmühlen und (1890) 14,000 Einw. (viele Italiener und Basken).

Chiwa (Charesm, Choarizm, Chowarezm, »Land der Niederung«, auch Urgendsch, s. Karte »Zentralasien«), ein Chanat und seit 1873 russ. Vasallenstaat in Westturkistan, im S. des Aralsees, zwischen 41 und 43¼° nördl. Br., begrenzt im O. vom Amu Darja gegen die nach ihm benannte russische Provinz, im S. von der Sandwüste Karakum, im W. von der Transkaspischen Provinz, umfaßt 60,000 qkm (1090 QM.) und besteht hauptsächlich aus Sandwüsten; nur im Delta des Amu Darja zieht sich ein auf dem linken Ufer breiterer Streifen bewässerten und fruchtbaren Landes hin. Im ganzen ist höchstens ein Drittel des Areals produktives Land. Die Sommer sind heiß, die Winter streng, aber kurz, der Regenfall gering, Sandstürme herrschen im Herbst und Winter. Man baut Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Früchte (berühmt sind die Melonen), Flachs, Krapp, Baumwolle, Wein. Dromedare und Schafe werden ganz allgemein gehalten; sehr geschätzt ist das Pferd, Esel sind selten, die Rinder sind klein. In der Steppe gibt es Wölfe, Schakale, Füchse, Hirsche, Antilopen, Adler, Sperber; die letztern werden zur Jagd abgerichtet. Die Bevölkerung, nach Abtretung des Amu Darja-Bezirks an Rußland 500,000 Köpfe, setzt sich aus nomadisierenden und angesessenen Stämmen zusammen. Zu den erstern gehören 10,000 Kirgisen, hauptsächlich in der Umgegend des Dankarasees, 50,000 Karakalpaken (s. d.) in den nördlichen Teilen des Chanats, in der Nähe des Aralsees, des Dankarasees, der Städte Kungrad, Chodscheili und Kiptschak, endlich 170,000 Turkmenen (s. d.), zum größten Teil Jomuden (Bairam Ali), dann Tschoudoren und einige tausend Goklanen. Die angesessene Bevölkerung besteht aus je 100,000 Uzbeken (s. d.) und Sarten und einigen tausend Persern. Die Uzbeken sind die herrschende Bevölkerung (ihnen gehört der Chan an), doch sind ihnen iranische Elemente beigemischt. Sie konzentrieren sich hauptsächlich in der Stadt C., in Gurien, Chasar Asp, Mangyt, Kiptschak. Sie treiben Ackerbau, die türkisch sprechenden Sarten dagegen Handel. Die Perser wurden als Sklaven hierher gebracht. Die Industrie (Töpferei, Teppich-, Baumwoll- und Seidenweberei) ist unbedeutend. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Baumwolle, Seide, Schaffelle und Getreide. — Münzen u. Gewichte. Der Tilla von Gold, = 15,89 Mk., wird 14 Abassi zu 2 Tianie (Tenga) von 40 Pul gleich gerechnet; die Tenga, welche 1895 aus dem Verkehr gezogen werden sollen, sind Silber-, die Pul Kupfer- und Messingmünzen. Russische, persische, bucharische Münzen und holländische Dukaten befinden sich im Umlauf. Das Batman von 40 Sihr wird 48 russischen Pfund gleich gerechnet, also = 19,66 kg. Die Regierung des Chans ist erblich und despotisch, doch hat er die diplomatische Vertretung und das Recht, Verträge abzuschließen, an Rußland abgetreten, dem er auch 2,2 Mill. Rubel schuldet, für die sein Land verpfändet ist. Seine Einnahmen (die Turkmenen sind steuerfrei) beziffern sich im Jahr auf 350—400,000 Rubel. Die Familien- und Handelssteuern werden in Geld, die Grundabgaben (etwa ein Drittel) in Naturalien entrichtet. — Die Hauptstadt C., am Tschirdscheli, einem aus dem Pelwan-abad (Arm des Amu Darja) abgeleiteten Bewässerungskanal, unter 41° 23′ nördl. Br., ist von einer niedrigen Lehmmauer umgeben, innerhalb welcher eine zweite Mauer die Citadelle mit dem Palast des Chans und den Häusern der vornehmsten Beamten einschließt, hat 30 Moscheen, Medressen und Karawanserais, ein Grabmal ihres Schutzpatrons Polvan, besteht aber im übrigen aus ärmlichen Lehmhütten und zählt 10—15,000 Einw. (Uzbeken, Sarten, Perser), die schöne Teppiche, Seiden- und Baumwollwaren erzeugen. Nächst C. ist der bedeutendste Handelsplatz Jani- (Neu-) Urgendsch, mit 3000 Einw.

Geschichte.

Aus der Zeit des persischen Königsgeschlechts der Achämeniden (5. Jahrh. v. Chr.) kennen wir von C. nicht viel mehr als den Namen (Choarizm). Nach Herodot bildeten die Choaresmier mit den Parthern, Sogdiern und Ariern den 16. Distrikt des Perserreichs; im Heer des Xerxes kämpften sie unter eignen Feldherren, und ihr König Pharasmanes stellte sich Alexander vor, als dieser nach Zariaspa kam. Die Herrscher des Landes gehörten wohl den Nomadenvölkern an, welche die Oase damals wie jetzt umgeben. Im 6. Jahrh. n. Chr. war ihr König von dem östlich davon residierenden Chakan der Türken abhängig, aber noch im 11. Jahrh. hatte Choarizm seine eignen Herrscher; die Seldschuken eroberten C. in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Ende desselben Jahrhunderts erhielt Kuthb Eddin Mohammed, der Sohn eines türkischen Sklaven, die Statthalterschaft mit dem Titel eines Charezm-Schahs. Er gewann die Anhänglichkeit der Bewohner des Landes und versammelte viele Gelehrte an seinem Hof. Diese Charezm-Schahs wurden den Seldschuken-Sultanen bald gefährlich und zuletzt die Erben ihrer Macht, büßten sie aber mit dem Einfall Dschengis-Chans ein. In dieser Zeit des Ruhmes und der Blüte erstreckte sich C. im Westen vom Kaspischen Meer hinab bis Bagdad und umfaßte fast ganz Persien, Teile von Afghanistan und die Oxusländer bis zum Sir Darja. Dschengis Chans Sohn Tolui eroberte und verwüstete C. um 1220, zog aber wieder ab. Als Timur im Frühjahr 1372 seinen ersten Feldzug nach C. unternahm, herrschte dort Husein Sofi als Usurpator; Timur machte die Ansprüche seines mongolischen Hauses Dschagatai geltend, allein Husein Sofi warf seine Gesandten ins Gefängnis. Timur drang nun von Bochara aus vor, nahm die Hauptstadt Ket, warf den Gegner in die Stadt Urgendsch zurück und schloß mit dessen Bruder und Nachfolger Jusuf Frieden. Letzterer brach denselben. Timur rückte 1373 aufs neue vor, kehrte indes auf Bitten Jusufs wieder um. Als er 1376 zum drittenmal vor Ket stand, nötigte ihn ein feindlicher Angriff auf seine Hauptstadt Samarkand wieder zur Umkehr. Wieder aufgenommen wurde der Feldzug 1379, Ket wurde gestürmt. 1388, nach dem fünften Raubzug, traf Timur Anstalten zum Wiederaufbau der Städte. Fast ein Jahrhundert lang erfreute sich nun C. der Ruhe, bis türkische Wanderhorden die Hauptstadt eroberten; um 1484 kam das Land auf kurze Zeit an Persien. Als Sunniten wollten die Chiwesen sich der persischen schiitischen Herrschaft nicht fügen, sie riefen den Türken Ilbars zum Chan aus, dieser vertrieb die schiitischen Perser, und seit der Zeit verblieb C. unter der Herrschaft der Uzbeken.

In das 17. Jahrh. fallen die ersten Beziehungen zwischen Rußland und C., durch Kosaken vermittelt. Zu einem positiven Ergebnis führten aber deren Züge unter den Atamanen Netschai und Schemai nicht. Dagegen richtete 1700 der Chan Schanias an Peter d. Gr. die Bitte, C. in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen. Ein Ukas vom 30. Juni (a. St.) 1700 gewährte dieselbe. 1703 wurde dem neuen Chan, Arab Mahomet, dasselbe gewährleistet. 1714 erschien in Petersburg eine chinesische Gesandtschaft, welche die Expedition des Fürsten Bekowitsch Tscherkaski nach C. veranlaßte. Dieselbe mißglückte jedoch vollständig, da mittlerweile in C. die russenfreundliche Stimmung in das Gegenteil umgeschlagen war. Um die Mitte des 18. Jahrh. bemächtigten sich die Kirgisen der kleinen Horde des chinesischen Thrones. Sie wurden von Mehemmed Emin Inag, einem uzbekischen Häuptling, 1792 vertrieben; letzterer begründete die noch heute regierende Dynastie der chinesischen Chane. Unter seinen Nachfolgern Jkasar-Chan (1800—1804), Mehemmed Rehim (1804—26) und Allahkuli-Chan (1826—41) fanden stets Kriege mit Bochara, den Jomuden und Karakalpaken statt. In die Regierung Allahkulis fiel die 1839 von dem General Perowski geleitete Expedition der Russen gegen C. Anlaß dazu waren die von C. geschürten Unruhen der Kirgisen, welche zu russischen Unterthanen geworden waren. Trotz der umfassendsten Vorbereitungen mußte das 4413 Mann starke Expeditionskorps mit einem Troß von 10,400 Kamelen infolge des außergewöhnlich harten Winters umkehren, nur Ak Bulak war erreicht; 1054 Mann lagen tot in der Steppe. Auch unter den folgenden Regenten: Rehimkuli-Chan (1841—43), Mehemmed Emin-Chan (1843—55), Abdullah-Chan (1855—56), Kutluy Murad-Chan (regierte nur 3 Monate) und Seid Mehemmed-Chan (1856 bis etwa 1868), fanden stete Kämpfe, unter den erstern mit Bochara und Persien, unter den letztern mit den turkmenischen Stämmen, statt.

Der Sohn des letztern, Seid Mehemmed Rehim-Chan, leistete der Empörung der Kirgisen gegen die Russen offen Vorschub; alle friedlichen Versuche, ihn zu bestimmen, den räuberischen Einfällen seiner Nomaden in russisches Gebiet Einhalt zu thun und die auf diesen Raubzügen in Gefangenschaft geratenen russischen Unterthanen freizugeben, blieben erfolglos. So mußte Rußland in einen Krieg gegen den übermütigen Chan eintreten, den General Kaufmann 1873 mit 12,000 Mann unternahm. Die Truppen des Chans wurden 20. Mai bei Mandyk besiegt, worauf dieser flüchtete und seine Hauptstadt von den Russen erobert wurde. Erst nachdem sich der Chan dem »weißen Zaren« bedingungslos unterworfen hatte, wurde er wieder in seine Rechte eingesetzt. Zur weitern Regelung der Verhältnisse wurde ihm aber ein Beirat von drei von dem Generalgouverneur ernannten Russen und drei Chinesen zur Seite gestellt. Der General Kaufmann hatte das Bestätigungsrecht aller wichtigen Beschlüsse. Die bisher im Chanat bestandene Sklaverei wurde aufgehoben: 3000 Perser kehrten in ihre Heimat zurück. Den thätigsten Anteil an dem Kriege gegen Rußland hatten die Turkmenen genommen, daher wurde ihnen eine Kontribution von 300,000 Rubel aufgelegt. Da solche aber nicht bezahlt wurde, mußten sie erst durch den General Golowatschew mit den Waffen in der Hand gezwungen werden. Ihr sehr hartnäckiger Widerstand wurde schließlich auch gebrochen, die Kontribution auf 310,000 Rubel erhöht. Am 12. Aug. 1873 wurde der Friede zwischen Rußland und C. geschlossen. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Traktats sind folgende: 1) Alle Besitzungen Chiwas am rechten Ufer des Amu Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu Taldik werden dem russischen Reich einverleibt; von der Mündung dieses Armes zieht die Grenze bis zum Vorgebirge Urga und dann den Südabhang des Usturt entlang bis zum Usboi, dem alten Bette des Amu Darja. 2) C. zahlt an Rußland eine Kriegskostenentschädigung von 2,2 Mill. Rub. in 20jährigen Raten. 3) Die Russen dürfen in C. Handel treiben, ohne zu andern Abgaben verpflichtet zu sein als die muslimischen Händler. 4) C. nimmt Rußland gegenüber die Stellung eines Vasallenstaates ein. Vgl. Vambéry, Reise in Mittelasien (Leipz. 1873); Lerch, Chiwa, seine historischen und geographischen Verhältnisse (Petersb. 1873); E. Schmidt, Die Expedition gegen C. (das. 1874); Stumm, Aus C., Berichte (Berl. 1873); Derselbe, Der russische Feldzug nach C. (das. 1875, Bd. 1); Lansdell, Russian Central Asia (Lond. 1885, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1885, 3 Bde.); Moser, A travers l'Asie centrale (Par. 1886; deutsch, Leipz. 1888).

Chladni, Ernst Florens Friedrich, Physiker, geb. 30. Nov. 1756 in Wittenberg, gest. 4. April 1827 in Breslau, studierte in Wittenberg und Leipzig die Rechte, widmete sich dann aber den Naturwissenschaften, entdeckte bei seinen Untersuchungen über die Schwingungen der Saiten die nach ihm benannten Klangfiguren, konstruierte 1790 ein neues Musikinstrument, das Euphon, und erfand 1800 den Klavicylinder. Seit 1802 bereiste er 10 Jahre lang Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark und hielt akustische Vorlesungen. Von Lichtenberg auf die Sternschnuppen und Feuerkugeln aufmerksam gemacht, warf er sich auf das Studium dieser damals noch ganz rätselhaften Erscheinungen. In seiner Abhandlung »Über den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmasse ꝛc.« (Riga 1794) erklärte er diese für kosmischer Natur und ebenso alle Meteorsteine und Feuerkugeln für Körper, welche aus dem allgemeinen Weltraum zu uns gelangen, eine Behauptung, die anfangs allenthalben verspottet wurde, heute aber als die einzig richtige gilt. Er schrieb noch: »Entdeckungen über die Theorie des Klanges« (Leipz. 1787); »Akustik« (das. 1802, 2. Aufl. 1830; franz., Par. 1809); »Neue Beiträge zur Akustik« (Leipz. 1817); »Über Feuermeteore« (Wien 1820); »Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anwendung zum Bau des Klavicylinders und verwandter Instrumente« (das. 1822). Eine Autobiographie enthält seine »Akustik«. Vgl. Bernhardt, Dr. Ernst C., der Akustiker (Wittenb. 1856); Melde, Chladnis Leben und Wirken (2. Aufl., Marburg 1888).

Chladnische Klangfiguren, s. Schall.

Chladnit, s. Meteorsteine.

Chlamydodera, der Kragenvogel.

Chlamydophorus } s. Gürteltier.
Chlamydotherium }

Chlamys (griech.), kurzer Reit- und Reisemantel der alten Griechen, welcher aus Makedonien oder Thessalien eingeführt war; sie bestand aus einem oblongen Stück Zeug, welches über die linke Schulter geworfen und auf der rechten mit einer Spange zusammengehalten wurde (vgl. Abbildg., S. 86). Die Griechen hatten außer der C. auch eine Chläna im Gebrauch, welche, von stärkerm Stoff, ebenfalls als Mantel getragen und des Nachts zur Bedeckung gebraucht wurde. Die

C. war wie die Chläna aus Wolltuch, bei Armen von der natürlichen Farbe der Wolle, bei Reichen von feinerm Stoff und meist schwarz, und diente besonders den Jünglingen, welche vom 18.—20. Jahr zu Pferde die Wache im Stadtbezirk versahen und sich zum Kriegsdienst vorbereiteten, zur Bedeckung. Die Vornehmern kleideten sich auch in scharlachrote, die höchsten Militärpersonen in purpurne C. Später ging diese Tracht auf alle Stände über. Von den Griechen kam die C. als Kriegskleid zu den Römern, die sie Sagum und Paludamentum nannten oder auch den griechischen Namen beibehielten. Hier wurde die Agraffe in der Folge immer größer und kostbarer. Die hohen Offiziere u. die Kaiser trugen die C. von purpurroter Farbe. Seit dem 3. und 4. Jahrh. n. Chr., wo die Toga immer mehr außer Gebrauch kam, wurde die C. auch Tracht im Frieden.

Chlamys (Statue des Phokion, Rom).

Chläna (grch.), Gewand, s. Chlamys.

Chlänaceen, dikotyle, nur acht Arten umfassende, in Madagaskar einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, zunächst mit den Maregraviaceen und Theaceen verwandt.

Chlapowski, Desiderius, poln. General, geb. 29. Mai 1789 in Turew bei Kosten im Großherzogtum Posen, gest. daselbst 27. März 1879, trat 1807 in das polnische Heer ein, wurde Ordonnanzoffizier Napoleons I. und dann Eskadronschef der Gardelavallerie. Er machte den Feldzug in Rußland mit und wußte sich die Gunst Napoleons zu erwerben, nahm jedoch 1813, weil er sich zurückgesetzt glaubte, seinen Abschied. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 schloß er sich derselben an, ward von Chlopicki zum Brigadegeneral ernannt und zeichnete sich namentlich in der Schlacht von Grochow aus. Er drang sodann nach Litauen vor, unterstützte den dortigen Aufstand und machte gemeinschaftlich mit Gielgud an der Spitze von 5000 Litauern einen Angriff auf Wilna, wurde aber zurückgeschlagen und mußte sich 1831 über die preußische Grenze zurückziehen. Hier streckte er die Waffen, erlitt eine längere Haft und wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Strafsumme verurteilt. Später lebte er wieder auf seinen Gütern in Posen. Er schrieb: »Lettres sur les événements militaires en Pologne et en Lithuanie« (Par. 1832). Vgl. Kalinka, General D. C. (poln., Posen 1885).

Chloanthit (zum Teil auch Weißnickelkies, Arsennickel), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert regulär, und zwar parallelflächig-hemiedrisch, findet sich aber meist derb von feinkörniger bis dichter, zuweilen von stängeliger Zusammensetzung, ist zinnweiß, läuft grau und schwärzlich an, bedeckt sich auch nicht selten mit grüner Nickelblüte (daher der Name: »grün ausschlagend«), Härte 5,5, spez. Gew. 6,4—6,8, besteht aus Nickel und Arsen $NiAs_2$, mit 28,2 Nickel, doch wird oft etwas Nickel durch Eisen und Kobalt ersetzt. Er findet sich auf Gängen bei Schneeberg, Richelsdorf, Ramsdorf, Joachimsthal, Dobschau in Ungarn, Allemont, in Connecticut und dient zur Darstellung von Nickel, Arsen und arseniger Säure.

Chloásma (griech.), Leberfleck (s. d.). C. uterinum, Leberfleck, meist im Gesicht, seltener an andern Körperteilen während der Schwangerschaft und auch im Anschluß an Erkrankungen des Unterleibes. C. traumaticum, Verfärbungen der Haut infolge äußerer Schädlichkeiten, z. B. Braunfärbung der Haut in der Umgebung chronischer Unterschenkelgeschwüre. C. calloricum, dunklere Färbung unbedeckter Körperteile durch Einwirkung der Sonnenhitze.

Chlodio (Chlojo), König der salischen Franken, trat um 428 die Regierung an, fiel im Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambrai, Tournai und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, ward aber, als er diesen Fluß überschritt, von Aëtius geschlagen und starb 448. Er gilt als Ahnherr der fränkischen Könige.

Chlodomer, fränk. König, Chlodwigs I. zweiter Sohn, erhielt nach dessen Tode (511) das Land zwischen Loire und Garonne mit der Hauptstadt Orléans. Mit seinen Brüdern zog er gegen die Burgunderkönige Siegmund und Godomar. C. nahm Siegmund gefangen und ließ ihn mit den Seinen umbringen, fiel aber 524 in der Schlacht bei Véséronce gegen Godomar. Seine Söhne wurden von seinen Brüdern Childebert und Chlotar umgebracht und sein Reich geteilt.

Chlodwig (Chlodovech, soviel wie Ludwig, »berühmter Kämpfer«), Name mehrerer fränkischer Könige aus dem Geschlecht der Merowinger:

1) C. I., Childerichs I. und Basinas Sohn, geb. 465, folgte 481 seinem Vater als König eines Teiles der salischen Franken in Tournai (Doornik). Zuerst eroberte er das Gebiet der Seine 486 durch seinen Sieg über den römischen Statthalter Syagrius bei Soissons, womit er das Frankenreich begründete. Bald darauf nahm er das Land der Thoringer (das Land von Tongern) ein. 493 vermählte er sich mit der Christin Klothilde (Chrotechildis), einer Nichte des burgundischen Königs Gundobad. Als er, von dem ripuarischen König Siegbert zu Hilfe gerufen, gegen die Alemannen zog und in der Entscheidungsschlacht (496) der Sieg sich von ihm abzuwenden schien, gelobte er, Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Als es darauf gelang, die Alemannen zu besiegen, ließ sich C. nebst 3000 Franken zu Reims durch den Bischof Remigius taufen und zwar auf den römisch-katholischen Glauben. Das bei seiner Salbung angeblich gebrauchte heilige Öl (s. Ampulla) diente seitdem bei der Salbung aller fränkischen und französischen Könige. C. fand fortan in der Geistlichkeit eine wesentliche Stütze für seine Herrschaft. Nun unterwarfen sich ihm die unabhängigen katholischen Städte Aremoricas zwischen Seine und Loire freiwillig. 500 zog C. gegen den Burgunderkönig Gundobad, schlug ihn, von dessen Bruder Godegisil unterstützt, bei Dijon und belagerte ihn in Avignon, schloß aber dann gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs Frieden. Angeblich aus Glaubenseifer, in der That aber aus Eroberungssucht, zog C. 507 gegen die arianischen Westgoten unter Alarich, schlug sie bei Voullon unweit Poitiers und drang bis Bordeaux vor, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis an die Grenze von Burgund einnahm. Die weitere Eroberung des westgotischen Reiches hinderte der Ostgotenkönig Theode-

rich, doch blieben den Franken Aquitanien und Toulouse. Vom griechischen Kaiser Anastasius erhielt C. hierfür den Titel eines Patricius und Konsuls. Er verlegte nun seine Residenz nach Paris. Um alle Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, beseitigte er deren Könige mit Hinterlist und Gewalt. Chararich ließ er mit seinem Sohn töten. Als er den Juristen von Cambrai, Ragnachar, und dessen Bruder Richar gefangen genommen, schlug er den ersten mit der Streitaxt nieder, weil er durch seine Feigheit das königliche Geschlecht geschändet habe, und dann auch den letztern, weil er seinem Bruder nicht genug beigestanden. Den Sohn des ripuarischen Königs Siegbert von Köln, Chloderich, verleitete er zur Ermordung seines Vaters und ließ ihn dann selbst ermorden. Er starb 511 in Paris und wurde in der von ihm den heiligen Aposteln zu Ehren erbauten, nachher der heil. Genoveva gewidmeten Kirche bestattet. Sein Reich teilten seine vier Söhne, Theoderich, Chlodomer, Childebert und Chlotar, unter sich. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech (Götting. 1857).

2) C. II., Dagoberts I. zweiter Sohn, geb. 633, ward 638 König von Neustrien und Burgund unter der Vormundschaft seiner Mutter Nantechilde, bemächtigte sich nach König Siegberts von Austrasien Tod (656) und nach Ermordung Grimoalds, des Majordomus desselben, der seinen eignen Sohn auf den Thron erheben wollte, auch Austrasiens und ward so wieder Herr des ganzen Frankenreichs, starb aber schon 656, kaum 23 Jahre alt, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens an Geisteszerrüttung gelitten.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte 690, noch ein Kind, während der Majordomus Pippin von Heristal die Herrschaft ausführte, starb aber schon 694.

Chloë (die »Grünende«), Beiname der Demeter als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurde in Athen am 6. Thargelion (Ende Mai) ein Frühlingsfest (Chloeia) mit Widderopfern und lustigen Spielen begangen. Ihr Tempel lag in der Nähe der Akropolis. C. ist auch Name von Mädchen, besonders Schäferinnen in Schäferromanen u. Schäfergedichten.

Chłopicki (spr. -pitzki), Joseph, poln. General, geb. 24. März 1771 in Galizien aus einer unbemittelten adligen Familie, gest. 30. Sept. 1854 in Krakau, trat in die polnische Armee, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Racławice aus, ward bald darauf Adjutant des Generals Rymkiewicz und war 1797 einer der ersten, die zur Befreiung des Vaterlandes in das französische Heer traten. Er kämpfte mit Auszeichnung 1799—1801 in Italien, 1807 bei Eylau und Friedland, 1808—11 in Spanien und 1812 in Rußland bei Smolensk und an der Moskwa. Da ihm aber die gehoffte Beförderung zum Divisionsgeneral nicht gewährt wurde, nahm er seinen Abschied, kehrte 1815 in sein Vaterland zurück und ward zum Divisionsgeneral in der polnischen Armee ernannt, nahm indes, vom Großfürsten Konstantin bei einer Heerschau beleidigt, seinen Abschied und lebte zurückgezogen bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Obgleich er die Hoffnungen auf ein Gelingen der Erhebung nicht teilen konnte, trat er doch dem Administrationsrat als Oberbefehlshaber bei, übernahm 5. Dez. die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, suchte fortwährend auf Versöhnung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hinzuwirken und legte nach Eröffnung des Reichstag (18. Dez.) jene Würde nieder, ward aber sofort wieder zum Diktator gewählt und bemühte sich auch ferner um eine Verständigung mit Rußland. Dies und seine Strenge bewogen den Patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; daher legte C. 23. Jan. 1831 die Diktatur freiwillig nieder, trat aber zum Erweis seines Patriotismus im Februar als Soldat in die Armee und focht mit Auszeichnung bei Grochow und namentlich bei dem auf sein Anraten unternommenen Angriff auf die russischen Korps unter Schachowski und Geismar (25. Febr.). Zur Heilung der hier erhaltenen Wunde ging er nach Krakau, wo er bis zu seinem Tode in Zurückgezogenheit lebte.

Chlor (Chlorine) Cl, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber sehr verbreitet in Verbindungen, namentlich als Chlornatrium (Steinsalz, Kochsalz), Chlorkalium (Sylvin) und Chlormagnesium, gelöst in Quell-, Fluß- und Meerwasser. Chlorwasserstoff findet sich unter den Exhalationsprodukten der Vulkane, Chlorblei, Chlorkupfer, Chlorsilber in mehreren Mineralien, und so ist das C. eins der verbreitetsten Elemente, welches in keiner Ackererde fehlt und im Organismus der Pflanzen und Tiere eine große Rolle spielt. Zur Darstellung von C. erwärmt man Braunstein (Mangansuperoxyd MnO_2) in einem Glaskolben mit Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure HCl). Der Prozeß verläuft nach der Gleichung $MnO_2 + 4HCl = MnCl_2 + 2Cl + 2H_2O$. Zweckmäßig füllt man den Kolben bis zum Hals mit erbsengroßen Braunsteinstücken und gießt durch ein im durchbohrten Kork steckendes Trichterrohr nur wenig Salzsäure ein; das C. muß dann durch eine hohe Schicht Braunstein streichen und gibt an diesen die Salzsäuredämpfe ab. Man wäscht das entwickelte C. mit Wasser und leitet es, wenn es von Chlorwasserstoff völlig frei sein soll, über schwach glühendes Mangansuperoxyd. Man kann auch statt der Salzsäure ein Gemenge von Kochsalz (NaCl) und Schwefelsäure (H_2SO_4) auf Braunstein einwirken lassen. $MnO_2 + 2NaCl + 2H_2SO_4 = Na_2SO_4 + MnSO_4 + 2H_2O + 2Cl$. In der Technik benutzt man zur Chlorentwickelung große, flaschenförmige Thongefäße, welche in hölzernen verschließbaren Kasten durch Wasserdampf erwärmt werden. Sie besitzen zwei röhrenförmige Öffnungen zur Einführung der Salzsäure und zur Ableitung des Chlors, während durch die mittlere Öffnung ein Siebkorb eingebracht wird, welcher den Braunstein aufnimmt. Für großen Betrieb konstruiert man Apparate aus Sandsteinplatten, welche man in Teer kocht, um sie ganz undurchdringlich zu machen, oder man benutzt einen aus einem Sandsteinblock ausgehauenen Trog. Für die Herstellung des Chlors mit Kochsalz und Schwefelsäure, wobei man stärker erhitzen muß, benutzt man einen dickwandigen gußeisernen Kessel mit aufgeschraubtem Bleicylinder, der durch eine Bleiplatte geschlossen wird. Die Steintröge werden mit Braunstein in Stücken von Hühnereigröße beschickt und, nachdem die Fugen mit fettem Thonbrei verschmiert sind, langsam zu drei Vierteln mit möglichst starker Salzsäure gefüllt. Die Chlorentwickelung beginnt sofort und wird erst nach 8—12 Stunden durch vorsichtiges Einleiten von Dampf unterstützt, wobei die Temperatur schließlich nicht über 90° steigen soll. Die Chlorbereitungsrückstände, welche im wesentlichen aus einer sauren Lösung von Manganchlorür bestehen, hat man als Desinfektionsmittel und zum Reinigen von Leuchtgas benutzt; man stellt daraus auch ein für den Hochofenprozeß oder für die Glasfabrikation geeignetes Manganpräparat, Übermangansäure, Nürnberger

Violett, Manganbister und Chlorbarium dar oder benutzt sie zur Entwickelung von Kohlensäure, zur Extraktion von Kupfererzen, zur Absorption von Ammoniak, zum Reinigen des Braunsteins ꝛc. Viel wichtiger aber ist die Regeneration des verwendeten Braunsteins, d. h. die Darstellung eines an Mangansuperoxyd möglichst reichen Präparats, welches wieder zur Chlorbereitung benutzt werden kann. Zu diesem Zweck neutralisiert man nach Weldon die Rückstände mit kohlensaurem Kalk, wobei Eisen, Thonerde und Schwefelsäure gefällt werden. Die abgezogene Manganchlorürlauge versetzt man auf 1 Mol. Manganchlorür mit 2 Mol. Kalkhydrat und erhält dadurch Manganhydroxydul in einer Chlorcalciumlösung. In diese Mischung wird bei 50—70° ein Luftstrom in feiner Verteilung geleitet, welcher das Manganhydroxydul schnell oxydiert und eine Verbindung von Mangansuperoxyd mit Kalk bildet. Letztere wird durch Absetzen von der Chlorcalciumlauge getrennt und dann direkt in die Chlorentwickelungsgefäße gebracht. Die Chlorcalciumlauge wird in Eismaschinen benutzt, auf Chlorbarium verarbeitet ꝛc. Weldon verdampft auch die Manganchlorürlaugen, bringt sie für sich oder mit Chlormagnesium und mit etwas Magnesium- oder Manganmanganit in eine Retorte und erhitzt sie hier unter Zuführung von Luft. Es entweicht C. und es entsteht Magnesium- oder Manganmanganit, welches mit Salzsäure C. entwickelt. Die Lauge wird wieder verdampft, mit Manganit versetzt ꝛc. Wendet man bei der Chlorbereitung neben Salzsäure so viel Salpetersäure an, daß nach Austreibung des Chlors Mangannitrat zurückbleibt, so kann dies durch Erhitzen in Mangansuperoxyd verwandelt und das entweichende Stickstoffoxyd durch Luft und Wasser wieder in Salpetersäure verwandelt werden.

Von andern Chlorbereitungsmethoden sind die folgenden hervorzuheben: Chlorkalk wird durch Pressen oder durch Mischen mit Gips in feste Stücke geformt, die man im Kippschen Apparat mit Salzsäure behandelt. — Beim Erhitzen eines Gemenges von Magnesiumsulfat, Chlormagnesium und Manganchlorür bei Luftzutritt auf 525° entweicht Salzsäure und C. Der Rückstand $Mg_3Mn_3O_8$ (mit Magnesiumsulfat) gibt bei 425°, in einem Strom von Chlorwasserstoff erhitzt, C. und ein Gemenge von Chlormagnesium und Manganchlorür (mit Magnesiumsulfat). — Chlormagnesiumlösung wird abgedampft und zur Bildung von Magnesiumoxychlorid mit Magnesiumoxyd versetzt. Das Oxychlorid wird zerkleinert, gesiebt und unter 300° getrocknet. Es verliert hierbei 65 Proz. Wasser und 5—8 Proz. C. in Form von Salzsäure. Dann wird es bei Luftzutritt stärker erhitzt und das entweichende Gasgemisch stark abgekühlt, um die darin enthaltene Salzsäure zu verdichten. Man erhält von 100 Teilen C. des Chlormagnesiums 40 Teile als freies C., im Rückstand bleiben 13,3 Teile, und als Salzsäure treten 35,3 Teile auf. Diese 48,6 Teile C. treten wieder in das Verfahren ein. — Löst man rotes chromsaures Kali in Salzsäure, so erhält man Kristalle von Kaliumchromacichlorid, welche bei 100° Chlor entwickeln und rotes chromsaures Kali hinterlassen, das sofort wieder verwendbar ist. — Chromsaurer Kalk, durch Kalcinieren von Chromeisenstein mit Kalk gewonnen, gibt, mit Salzsäure übergossen, Chlorcalcium, Chromchlorid und C. Das Chromchlorid zersetzt man mit Kalkmilch, mischt den Niederschlag, der aus Chromhydroxyd besteht, mit Kalk und röstet ihn, wobei dann chromsaurer Kalk regeneriert wird. — Nach Mallet soll man Kupferchlorür der Luft aussetzen und mit Salzsäure befeuchten; es entsteht dann Kupferchlorid, welches beim Erwärmen auf 300° Kupferchlorür und C. liefert. — Wirkt Schwefelsäure auf eine Mischung von Kochsalz und salpetersaurem Natron, so entsteht schwefelsaures Natron, und es entweicht ein Gemisch von C. mit Untersalpetersäure, welchem man letztere durch konzentrierte Schwefelsäure entziehen kann, die dann in der Schwefelsäurefabrikation zu verwerten ist. — Das Deaconsche Verfahren beruht darauf, daß mit Luft gemengtes Salzsäuregas (Chlorwasserstoff) leicht in C. und Wasser zersetzt wird ($2HCl + O = 2Cl + H_2O$), wenn man es bei 370—400° über poröse, mit Kupfervitriol (und Natriumsulfat) getränkte und ausgeglühte Massen leitet. Das aus dem Apparat austretende Gas, ein Gemisch von Stickstoff (wenig Sauerstoff) und C., wird durch Waschen mit Wasser von unzersetzter Salzsäure befreit und, wenn nötig, mit konzentrierter Schwefelsäure getrocknet. Eine geringe Menge Kupfervitriol kann eine große Menge Chlorwasserstoff zersetzen, doch entweicht stets etwa die Hälfte der Salzsäure unzersetzt aus dem Apparat und muß im Koksturm verdichtet werden. — Vielfach sind auch Versuche gemacht worden, C. elektrolytisch darzustellen. In neuester Zeit wird durch Druck und Abkühlung verflüssigtes C. in den Handel gebracht.

C. ist ein gelblichgrünes Gas und hat von dieser Farbe (griech. chloros) den Namen, es riecht eigentümlich erstickend und erregt auch bei starker Verdünnung mit Luft beim Einatmen heftigen Reiz in der Luftröhre, Husten, Beklemmung, Blutspeien; sein spezifisches Gewicht ist 2,45, oberhalb 1250° nur noch 1,83 (man muß annehmen, daß bei so hoher Temperatur das Molekül sich in zwei Atome spaltet), das Atomgewicht 35,37. Das C. tritt meist einwertig auf. In einer Kältemischung aus starrer Kohlensäure und Äther und bei 15° unter einem Druck von 4 Atmosphären wird es zu einer dunkelgelben Flüssigkeit verdichtet, welche bei 33,6° siedet und bei —102° erstarrt. Das flüssige C. übt einen Druck aus

bei	—10°	0°	10°	20°	30°	40°
Atm.	2,63	3,64	4,93	6,52	8,75	11,50;

1 Volumen Wasser löst

bei	10°	16°	20°	24°	29°	32°
Vol.	2,58	2,31	2,07	1,99	1,83	1,67.

Die grünlichgelbe Lösung bildet das Chlorwasser (Aqua chlorata) und wird am besten erhalten, wenn man eine Retorte mit kaltem Wasser füllt, so aufstellt, daß der Bauch und die Mündung nach oben stehen, und nun durch ein langes Rohr luftfreies C. hineinleitet. Das C. kann dann nicht entweichen und wird beim vorsichtigen Rütteln der Retorte leicht vom Wasser absorbiert. Das Chlorwasser des deutschen Arzneibuches soll 0,4 Proz. C. enthalten. Aus dem Chlorwasser scheidet sich bei 0° blaßgelbes kristallinisches Chlorhydrat ab, eine Verbindung von C. mit Wasser $Cl_2 + 10(8)H_2O$, welche beim Erwärmen wieder zerfällt. Am Licht zersetzt sich Chlorwasser, indem Chlorwasserstoff und Sauerstoff entstehen; man muß es daher in schwarzen Gläsern aufbewahren. C. ist nicht brennbar und verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, sonst aber mit allen übrigen Elementen und bisweilen unter Feuererscheinung. Sein Vereinigungsstreben ist ungemein stark, und besonders zeigt es große Neigung, sich mit Wasserstoff zu verbinden. Eine Mischung beider Gase bleibt im Dunkeln unverändert; wenn aber ein Sonnenstrahl, Magnesiumlicht oder elektrisches Bogenlicht

die Mischung trifft, so erfolgt die sofortige Verbindung beider Gase unter Explosion (Chlorknallgas); im zerstreuten Tageslicht vereinigen sich die Gase allmählich. Auf dieser Verwandtschaft des Chlors zum Wasserstoff beruhen sehr viele Erscheinungen. Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak werden durch C. zersetzt, indem es deren Wasserstoff an sich reißt; Terpentinöl, welches aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, entflammt sogar im C., wobei sich der Kohlenstoff als Ruß ausscheidet. Trifft C. bei Gegenwart von Wasser mit oxydierbaren Körpern zusammen, so zersetzt es das Wasser, dessen Sauerstoff an jene Körper tritt; daher wirkt das C. kräftig oxydierend und zerstört organische Substanzen oft völlig. Mit Alkalien oder alkalischen Erden bei Gegenwart von Wasser bildet C. ein Chlorid und das Salz einer Chlorsäure; so gibt Kalihydrat mit C. je nach den Verhältnissen Kaliumchlorid und unterchlorigsaures oder chlorsaures Kali; bei sehr hoher Temperatur aber entsteht ein Chlorid, und Sauerstoff wird frei. Die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff und Wasserstoff sind sämtlich Säuren; die wichtigsten sind: unterchlorige Säure $HClO$, chlorige Säure $HClO_2$, Chlorsäure $HClO_3$ und Überchlorsäure $HClO_4$; aber auch die Verbindung mit Wasserstoff HCl verhält sich wie eine Säure und heißt, weil sie gewöhnlich aus Kochsalz bereitet wird, Salzsäure. Dies Verhalten, mit Wasserstoff eine Säure zu bilden, teilt das C. mit Brom, Jod, Fluor, welche deshalb eine natürliche Gruppe bilden; sie liefern mit den Metallen direkt ohne Mithilfe von Sauerstoff salzähnliche Körper (Chloride, Bromide, Jodide, Fluoride) und heißen daher Salzbildner oder Halogene (s. d.). Auf organische Körper wirkt C. oft in der Weise, daß 1 Atom C. dem Molekül 1 Atom Wasserstoff entzieht und sich mit demselben verbindet, während ein zweites Atom C. an die Stelle des Wasserstoffs in das Molekül eintritt:

$$C_6H_6 + 2Cl = C_6H_5Cl + HCl.$$

Man benutzt C. zum Bleichen und Desinfizieren, zur Darstellung von Aluminiumchlorid, Zinnchlorid, Chlorschwefel, Chlorphosphor, Chloral, Chlorkalk und andern Bleichmitteln, chlorsaurem Kali, übermangansaurem Kali, Kaliumeisencyanid ꝛc., ferner zur Extraktion von Gold aus kiesigen Erzen, zum Scheiden des Goldes vom Silber, zur Entzinnung von Weißblechabfällen und als Arzneimittel bei Typhus, typösen Geschwüren, Augenkatarrh ꝛc. Die Chlorindustrie, welche meist in Verbindung mit der Sodaindustrie auftritt, schädigt die Arbeiter, welche vielfach in die Lage kommen, Chlorgas einatmen zu müssen. Infolge des Reizes, den das C. auf die Schleimhäute ausübt, entstehen Katarrhe und Lungenentzündungen. Viele Arbeiter gewöhnen sich mit der Zeit an das C., die meisten aber nicht, und wenn man auch nicht von einer eigentlichen chronischen Chlorvergiftung sprechen kann, so sind doch Arbeiter mit krankhaft disponierten Atmungsorganen sehr gefährdet. Auch der Magen pflegt angegriffen zu werden. Bei akuter Chlorvergiftung läßt man vorsichtig Ammoniak, Alkoholdämpfe oder Salpeteräther atmen. Den Hustenreiz mildert man durch Einatmen von Chloroform. Die größte Gefahr liegt bei der Entleerung der Chlorkalkkammern, die vor dem Betreten ventiliert werden müssen. Auch empfiehlt es sich, nasse Schwämme vor Mund und Nase zu tragen. Für die Umgegend ist das Entweichen von C. sehr lästig, da es aber kaum vollständig zu vermeiden sein dürfte, so sollte das Gas wenigstens durch hohe Schornsteine abgeleitet werden. Auch die Abwässer haben vielfache Unzuträglichkeiten herbeigeführt, indem die Manganlauge öffentliche Wasserläufe vergiftet hat.

C. wurde 1774 von Scheele entdeckt und dephlogistisierte Salzsäure genannt; später hielt man es für eine Sauerstoffverbindung des hypothetischen Muriums oder Muriatums und nannte es Muriumsuperoxyd, während Salzsäure als Muriumoxyd betrachtet wurde. Davy wies 1810 nach, daß C. ein einfacher Körper sei. Berthollet lehrte 1785 das Bleichen mit C. und entdeckte 1792 das unterchlorigsaure Kali, während Tennant 1798 zuerst den Chlorkalk darstellte. Die Chlorkalkindustrie entwickelte sich dann in innigster Verbindung mit der Sodaindustrie, da es auf diese Weise möglich wurde, die massenhaft als Nebenprodukt auftretende, bis dahin sehr lästig gewesene Salzsäure vorteilhaft zu verwerten. 1868 tauchte das von Deacon und Hurter angegebene Verfahren der Chlorbereitung auf, und 2 Jahre früher hatte Weldon sein erstes Patent auf Regeneration von Braunstein genommen.

Chloral (Trichloracetaldehyd) C_2HCl_3O oder $CCl_3.COH$, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, wird dargestellt, indem man trocknes Chlor in Alkohol (96—97° Tr.) leitet und die Reaktion, welche unter Entwickelung von Chlorwasserstoff anfangs sehr stürmisch verläuft, durch Kühlung mäßigt, später aber durch Erwärmen bis auf 100° unterstützt. Nach 10—12tägiger Chlorierung erwärmt man das Produkt mit konzentrierter Schwefelsäure, wobei noch viel Salzsäure entweicht, destilliert dann bei 100°, entsäuert mit Kreide und rektifiziert. C. bildet eine farblose, ölartige Flüssigkeit von eigentümlichem, durchdringendem, zu Thränen reizendem Geruch und scheinbar fettigem, scharfem Geschmack, spez. Gew. 1,541 bei 0°, siedet bei 97,2°, mischt sich mit Alkohol und Äther, ist auch in Wasser leicht löslich und verhält sich im allgemeinen wie ein Aldehyd; bei Oxydation gibt es Trichloressigsäure. Bei längerer Aufbewahrung, beim Vermischen mit wenig Wasser oder mit konzentrierter Schwefelsäure verwandelt sich C. in isomeres Metachloral (porzellanartige Modifikation des Chlorals), welches fest, farblos, in kaltem Wasser, in Alkohol und Äther unlöslich ist und beim Erhitzen auf 200° wieder in gewöhnliches C. übergeht. Mit 0,1 seines Gewichts Wasser verbindet sich C. zu Chloralhydrat $CCl_3.CH(OH)_2$. Dies bildet, aus Benzol umkristallisiert, farblose, luftbeständige Kristalle, riecht schwach aromatisch, in der Wärme etwas stechend und schmeckt bitterlich scharf. Es ist leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und Äther, schmilzt bei 57—58°, erstarrt bei 15°, siedet unter Zerfall in C. und Wasser bei 97,5° und ist völlig flüchtig. Beim Erwärmen mit Kalilauge zerfällt es in Ameisensäure und Chloroform. Es erzeugt in Dosen von 1—3 g, innerlich verabreicht, oft schon nach wenigen Minuten einen tiefen, anscheinend normalen Schlaf, aus dem man nach 2—6 Stunden leicht und ohne Beschwerden erwacht. Dabei treten keine übeln Nachwirkungen ein, und man kann das C. längere Zeit gebrauchen, ohne an Empfänglichkeit für dasselbe einzubüßen. Bisweilen treten nach gewöhnlichen Dosen vasomotorische Störungen ein, und statt des Schlafes entsteht Aufregung. Man benutzt C. bei allgemeiner Erregung des Gefäßsystems, bei Geisteskrankheiten, nervöser Aufregung, Eklampsie, Tetanus, bei Entbindungen, äußerlich bei Diphtheritis, auf geschwürigen Flächen, bei Fußgeschwüren, Stinknase ꝛc. Auf der Haut erzeugt es

Blasen wie Spanische Fliegen; auch gegen Seekrankheit und als Ätzmittel ist es empfohlen worden und vielfach Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.) gewesen. Lange fortgesetzter unmäßiger Chloralgenuß erzeugt chronische Chloralvergiftung (Chloralismus) mit Verdauungsstörungen, Hautaffektionen, Atemnot, Neuralgien, peripherischen Lähmungen und zunehmender Körper- und Geistesschwäche. Sehr starke Dosen bewirken Anästhesie, Verlust der Reflexe und eventuell Tod durch Lähmung des Herzens und des Atmungszentrums. Zu Strychnin steht C. in auffälligem Antagonismus, die fünf- bis sechsfach tödliche Strychnindosis läßt sich bei Darreichung von C. überwinden, während umgekehrt Strychnin bei Chloralvergiftung wirkungslos ist. C. wird zum allergrößten Teil als Urochloralsäure durch den Harn ausgeschieden, und seine Wirkung auf den Organismus scheint ihm eigentümlich zu sein (nicht auf Chloroformbildung zu beruhen). In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservierung von Eiweiß und Eigelb. Das C. wurde 1832 von Liebig entdeckt, blieb aber ohne praktisches Interesse, bis Liebreich 1869 seine Anwendung als anästhetisches Mittel versuchte und dabei die vortreffliche einschläfernde Wirkung des Chloralhydrats erkannte. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chloralformamid (fälschlich Chloralamid genannt) $C_3H_4Cl_3O_2$ oder $CCl_3.CH.OH.NH.CHO$ entsteht aus Chloral und Formamid, bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt etwas bitter, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol, schmilzt bei 115° und zerfällt beim Destillieren durch Wasser bei 60°, leichter durch Alkalien in Chloral und Formamid. Dieselbe Zersetzung erleidet das C. wohl auch im Blut, so daß sich seine schlafmachende Wirkung leicht erklärt. Vor dem Chloralhydrat besitzt es den Vorzug, daß es Atmung und Herzthätigkeit nicht beeinflußt, den Blutdruck nicht herabsetzt und die Verdauung nicht beeinträchtigt. Die schlafmachende Wirkung ist indes keine ganz sichere, der Schlaf tritt erst nach ½—3 Stunden ein und dauert 2—9 Stunden.

Chloralhydrat, **Chloralismus** s. Chloral.

Chloralkali, unterchlorigsaures Kali oder Natron.

Chloralum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, soviel wie Aluminiumchlorid.

Chloralurethan, s. Urethan.

Chlorameisensäure (Chlorkohlensäure) $CClHO_2$ oder Cl.COOH, nur in Form ihrer Ester bekannt, welche bei Einwirkung von Karbonylchlorid auf Alkohol entstehen. Es sind flüchtige Flüssigkeiten, die mit Wasser in Alkohol, Kohlensäure und Salzsäure zerfallen. Das Amid (Harnstoffchlorid) $Cl.CONH_2$ entsteht aus Ammoniumchlorid und Karbonylchlorid, riecht stechend, schmilzt bei 50°, siedet bei 61° und wird durch Feuchtigkeit schnell zersetzt.

Chlorammonium, soviel wie Ammoniumchlorid.

Chloranil (Tetrachlorchinon) $C_6Cl_4O_2$ entsteht bei Behandlung von Phenol mit chlorsaurem Kali und Salzsäure, bildet goldglänzende Schuppen, löst sich in heißem Alkohol, leichter in Äther, nicht in Wasser, sublimiert bei 150°, ohne zu schmelzen, löst sich in Kalilauge mit roter Farbe zu chloranilsaurem Kali und dient zur Herstellung von Teerfarbstoffen. Das Chloranilviolett, welches dem Methylviolett nahe steht, bildet sich bei Einwirkung von C. auf Dimethylanilin.

Chloranthaceen, kleine, etwa 40 Arten umfassende dikotyle, in den Tropen und Subtropen einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperalen, zunächst mit den Piperaceen verwandt, von denen sie sich durch die Anheftung der Samenknospen unterscheidet; Kräuter und Sträucher mit gegenständigen Blättern, Nebenblättern und in Ähren oder Trugdolden stehenden Blüten.

Chloranthie, s. Vergrünung.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Gattung aus der Familie der Chloranthaceen, holzige Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in Ähren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, wächst in den Bergwäldern Javas, seine kampferartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende Wurzel wird arzneilich benutzt. Die wohlriechenden Blüten (Chulan) dienen in China zum Parfümieren des Thees.

Chlorantimon, soviel wie Antimonchlorid.

Chlorarsen, soviel wie Arsenchlorid.

Chlorate, soviel wie Chlorsäuresalze, z. B. Kaliumchlorat, chlorsaures Kali.

Chloräther, s. Salzäther.

Chloräthyl (leichter Salzäther), soviel wie Äthylchlorid.

Chloräthyliden, soviel wie Äthylidenchlorid.

Chlorätzpulver, Explosivstoffe, welche als wesentlichen Bestandteil Kaliumchlorat enthalten, sehr brisant und sehr gefährlich sind; man benutzt sie fast nur zu Zündmitteln. Die bekanntesten C. sind: Armstrongs Mischung, Augendres und Berthollets Schießpulver.

Chlorbarium, soviel wie Bariumchlorid.

Chlorbereitungsrückstände, s. Chlor.

Chlorblei, soviel wie Bleichlorid, als Mineral soviel wie Bleihornerz.

Chlorcalcium, soviel wie Calciumchlorid.

Chlorcyan, s. Cyanchlorid.

Chlordioxyd (Chlortetroxyd, Chloroxyd, Chlorperoxyd, Unterchlorsäureanhydrid) ClO_2 entsteht aus chlorsaurem Kali und konzentrierter Schwefelsäure, indem die frei gewordene Chlorsäure sofort in Überchlorsäure, C. und Wasser zerfällt. Es bildet ein grüngelbes Gas, riecht salpetrigen Dämpfen ähnlich, explodiert bei 60° und mit Schwefel, Phosphor, Zucker, zersetzt sich am Tageslicht und wird durch Kälte zu einer rotbraunen, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, die bei —79° kristallinisch erstarrt. Wasser löst C. zu einer rotgelben Flüssigkeit, welche nicht sauer reagiert, oxydierend wirkt und mit Basen chlorsaure und chlorigsaure Salze bildet.

Chloreisen, soviel wie Eisenchlorür u. Eisenchlorid.

Chlorgold, soviel wie Goldchlorid.

Chlorhydrat, s. Chlor.

Chlorhydrine, gechlorte Alkohole, welche durch direkte Vereinigung von Kohlenwasserstoffen C_nH_{2n} mit unterchloriger Säure ClOH (Äthylen $CH_2.CH_2$ gibt Äthylenchlorhydrin $CH_2Cl.CH_2.OH$) und bei Einwirkung von Salzsäure auf mehratomige Alkohole, z. B. Äthylenalkohol, entstehen:

$$C_2H_4.OH.OH + HCl = CH_2Cl.CH_2.OH.$$

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorieren, einen Körper mit geeigneten Mitteln behandeln, um ihn in ein Chlorid zu verwandeln oder Chlor in sein Molekül einzuführen. Häufig läßt man freies Chlor auf die trockne oder gelöste Substanz einwirken. Auch Salzsäure, die Phosphorchloride, Sulfurylchlorid, Antimonchlorid, Chromylchlorid ꝛc. werden zum C. benutzt. Zur Anwendung von Chlor im

Entstehungszustand dient die Chlormischung: Kaliumchlorat, Kaliumdichromat oder Braunstein mit Salzsäure, auch Chlorkalklösung. Bisweilen muß man die Wirkung unterstützen durch Zusatz geringer Mengen von Chlorüberträgern, wie Jod, Antimonchlorür, Molybdän-, Eisenchlorid ꝛc.

Chlorige Säure $HClO_2$, entsteht aus ihrem Anhydrid, dem Chlortrioxyd ClO_3, und Wasser, bildet eine dunkelgelbe Flüssigkeit, schmeckt ätzend, färbt die Haut gelb, wirkt stark oxydierend und zersetzt sich am Licht. Von ihren Salzen entzündet sich das Bleisalz, welches gelbe Flitter bildet, wenn man es mit Schwefel mengt, bei gelindem Druck (Benutzung zu Zündsätzen).

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorine, soviel wie Chlor.

Chloris, 1) in der griech. Mythologie eine Nymphe, Gemahlin des Zephyros, als Frühlingsgöttin Gefährtin der blumenspendenden Aphrodite, auch der Proserpina, von den Römern mit Flora (s. d.) identifiziert. — 2) Tochter der Niobe und des Amphion, Gemahlin des Neleus, Mutter des Nestor, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyklas unter ihren Geschwistern von Apollons und Artemis' Pfeilen verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die »Bleiche«) hieß.

Chlorit, Mineral aus der Ordnung der Silikate und der Chloritgruppe, deren Glieder sowohl in der äußern Erscheinungsweise als in der chemischen Konstitution und in der Weise ihres Auftretens zwischen Glimmern und Talken stehen. Von erstern sind sie durch den großen Gehalt an Wasser und das Fehlen des Kalis, von den letztern durch den Gehalt an Thonerde unterschieden. Man teilt sie in a) Orthochlorite, deutlich kristallisiert, monoklin, isomorphe Mischungen des Serpentinsilikats $H_4Mg_3Si_2O_9$ und des Ameisitsilikats $H_4Mg_2Al_2SiO_9$: Pennin, Klinochlorit, C., Korundophilit, Ameisit; b) Leptochlorite, meist dicht, feinkörnig, feinschuppig, basische Magnesium-Aluminiumsilikate mit viel Eisen: Thuringit, Cronstedtit, Stilpnomelan ꝛc. Der C. (Ripidolith) kristallisiert tafelförmig, findet sich meist derb in blätterigen und schuppigen, kamm- und wulstförmigen Aggregaten und als Chloritschiefer, auch nicht selten andern Mineralien in feinen Schuppen ein- und aufgestreut. Er ist lauch- bis schwärzlichgrün, in Kristallen quer auf die Hauptachse grün durchscheinend, perlmutter- bis fettglänzend, in Lamellen durchsichtig und durchscheinend, biegsam, Härte 1—1,5, spez. Gew. 2,78—2,95; häufiges Verwitterungsmineral von Augit und Hornblende. C. findet sich als Chloritschiefer und körnig schuppiges Chloritgestein mit Magneteisen in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Berggießhübel in Sachsen, Reiter und Trümer in Serpentin bildend, auf Erzgängen und in Drusen mancher kristallinischer Silikatgesteine.

Chloritglimmerschiefer, ein sehr viel Chlorit führender Glimmerschiefer (s. d.) von grüner Farbe.

Chloritschiefer, deutlich schieferiges Gestein, wesentlich aus Chloritschuppen und etwas Quarz bestehend, zu denen zuweilen noch Glimmer und Talk treten. Als accessorische Bestandteile sind zu nennen: Magneteisen (oft auch in größern Kristallen), ferner Titaneisen, Bitterspat, seltener Kalkspat, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, Eisenkies, Kupferkies, Gold. Der C. ist meist lauchgrün und weich beim Anfühlen; er findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, Thonglimmerschiefer und Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet, auch wohl dem Gneis eingelagert und bildet ein Glied der kristallinischen Schiefer oder der huronischen Formation (s. d.). In den Salzburger und Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden, im Veltlin u. a. O. in der Schweiz, auch im Ural und in den Staaten Vermont und Massachusetts von Nordamerika ist er sehr verbreitet. Der Verwitterung ist der C. sehr wenig unterworfen; er zerfällt nur langsam in eine lockere, braungrüne, thonige Masse. Chloritoidschiefer hat man ähnliche dunkelgrüne Schiefer aus den Alpen und aus Kanada, welche Chloritoid anstatt Chlorit enthalten, genannt.

Chlorjod, s. Jodchlorid.

Chlorkadmium, soviel wie Kadmiumchlorid.

Chlorkali, soviel wie unterchlorigsaures Kali.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Chlorkalium, soviel wie Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver), ein meist in den Sodafabriken dargestelltes Präparat, welches erhalten wird, wenn man Chlor auf möglichst reinen, vorsichtig gelöschten Kalk mit 6—8 Proz. Feuchtigkeit einwirken läßt. Die Kammern, in welchen das Chlor auf den Kalk einwirken soll, werden aus Sandsteinplatten, Steinzeug oder Backsteinen mit Hilfe von Asphaltkitt konstruiert und mit Teer sorgfältig überzogen. In diesen Kammern breitet man den Kalk auf Hürden in dünner Schicht aus und leitet kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas, welches gewöhnlich aus Salzsäure und Braunstein hergestellt wird (s. Chlor), hinein, bis bei einem Überschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbiert wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors, läßt den nicht absorbierten Rest in eine zweite und dritte Kammer treten (in die der Reihe nach Chlor geleitet wird) und verbindet vor dem Öffnen die Kammer mit dem Schornstein oder mit einem mit Kalkmilch gespeisten Absorptionsturm, in welchen die chlorhaltige Luft aus der Kammer gesaugt wird. Der C. enthält jetzt 25—30 Proz. wirksames Chlor und wird umgeschaufelt und abermals mit Chlor behandelt, um die im Handel übliche Stärke von 35 Proz. zu gewinnen. Den fertigen C. verpackt man sofort bei möglichster Abhaltung des Lichts, namentlich des Sonnenlichts, in Fässer aus scharf getrocknetem Holz, deren Böden nach dem Zuschlagen mit Gips vergossen werden. Hasenclever hat einen Apparat zur Darstellung von C. angegeben, bei welchem mehrere weite horizontale Röhren, die durch vertikale Stutzen verbunden sind, übereinander liegen. Das Kalkhydrat wird durch ein Rührwerk aus einer Röhre in die andre befördert, während der Chlorstrom dem Kalk entgegenströmt. Für die Bildung eines möglichst kräftigen Chlorkalks ist ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt des Kalkhydrats von wesentlicher Bedeutung, auch darf die Temperatur desselben bei der Absorption des Chlors nicht über 50° steigen, um die Bildung von chlorsaurem Kalk zu vermeiden. C. bildet ein weißes, krümeliges, etwas backendes Pulver, welches eigentümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich ganz zerfließt. Mit etwa 10 Teilen Wasser angemacht, löst sich der größte Teil, während Kalkhydrat zurückbleibt; die Lösung reagiert alkalisch, schmeckt herb salzig und enthält die bleichend wirkenden Bestandteile des Chlorkalks. C. zersetzt sich allmählich selbst bei vollkommenem Luftabschluß, viel schneller im Sonnenlicht (unter Entwickelung von Sauerstoff) und an der Luft. An heißen Sommer-

tagen warm in Fässer verpackter C. explodiert bisweilen ohne jede äußere Veranlassung. Beim Aufbewahren verliert C. im ersten Jahr monatlich 0,5—0,9 Proz. wirksames Chlor, und zwar am meisten in den heißen Monaten. Beim Erwärmen zerfällt er sowohl in Substanz als in Lösung in Chlorcalcium und Sauerstoff unter Bildung von etwas chlorsaurem Kalk. Über die Konstitution des Chlorkalks sind die Ansichten noch geteilt. Die Einwirkung des Chlors auf den Ätzkalk geht niemals so weit wie die auf Kalkmilch. Niemals erhält man C. mit mehr als etwa 40 Proz. wirksamem Chlor, und stets tritt bei Behandlung des Chlorkalks mit Wasser Ätzkalk auf. Man nimmt jetzt an, daß der C. nach $CaOCl_2$ zusammengesetzt sei. Aus der Lösung des Chlorkalks entwickeln Säuren unterchlorige Säure, welche sehr kräftig bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch schon die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, viel schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Größere Mengen starker Säuren machen aus dem C. auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entstehen kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia (Chlormagnesia), Zink, Thonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Thonerde zersetzt. Konzentrierte Lösungen von C. liefern beim Erhitzen Sauerstoff und Chlorcalcium; aus verdünnten entwickelt sich kein Sauerstoff, sondern es entsteht chlorsaurer Kalk. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter aber beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. 1 kg C. gibt auf diese Weise 92,4 Lit. Sauerstoff.

Der C. kommt mit sehr verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt zu ermitteln, ist Aufgabe der Chlorometrie (s. d.). C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. Bleichen); er dient außerdem als fäulniswidriges und desinfizierendes Mittel, zur Darstellung von Chloroform, Chlor, Sauerstoff, als oxydierendes Mittel bei der Darstellung von Farbstoffen und andern Präparaten, zum Entfuseln von Branntwein, in der Kattundruckerei zur Erzeugung weißer Muster auf farbigen Geweben, zum Vertreiben von Ratten, Mäusen, Raupen und anderm Ungeziefer ꝛc. Als Arzneimittel benutzt man C. zu Verbandwässern für torpide Geschwüre, bei alten chronischen Fußgeschwüren, auch bei Gangrän, als Einspritzung bei Tripper ꝛc. Vortrefflich hat sich C. auch als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt; in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein. Der C. hat seiner Transportfähigkeit wegen den sogen. **flüssigen C.**, d. h. eine Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, vollständig verdrängt. Wo aber der Transport nicht in Frage kommt, ist das flüssige Präparat viel vorteilhafter. Man erhält dasselbe, indem man gewaschenes Chlor in ein liegendes Faß treten läßt, in welchem Kalkmilch durch eine Flügelwelle stark bewegt wird. Das über dem Spiegel der Flüssigkeit eintretende Gas wird schnell absorbiert; man muß aber die Operation unterbrechen, bevor aller Kalk gelöst ist, auch darf die Flüssigkeit höchstens ein spezifisches Gewicht von 1,14 erreichen, weil sich sonst chlorsaurer Kalk bildet. Flüssiger C. wurde zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellt, aber schon im folgenden Jahr durch den trocknen C. ersetzt. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorknallgas, s. Chlor.

Chlorkobalt, s. Kobaltchlorür.

Chlorkohlenoxyd, s. Karbonylchlorid.

Chlorkohlensäure, soviel wie Chlorameisensäure.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, soviel wie Kupferchlorür und Kupferchlorid.

Chlorlithium, s. Lithium.

Chlormagnesia, soviel wie unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswertes Bleichmittel für zarte Stoffe; vgl. Chlorkalk.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangan, soviel wie Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormerkurspat, soviel wie Quecksilberhornerz.

Chlormetalle (Chloride), Verbindungen der Metalle mit Chlor, finden sich zum Teil in der Natur, wie das Chlornatrium als Steinsalz, das Chlorkalium als Sylvin, das Chlorsilber, Chlorquecksilber ꝛc. Sie entstehen sehr allgemein, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen sogar unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde und besonders leicht bei Gegenwart von Kohle. Leitet man Chlor in die Lösung eines Alkalimetallhydroxyds, so entsteht Chlormetall neben chlorsaurem oder unterchlorigsaurem Alkali. Sehr allgemein bilden sich C. bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Unlösliche C. werden aus Lösungen der betreffenden Metalle durch Salzsäure oder ein lösliches Chlormetall gefällt. Die C. sind feste oder flüssige Körper, meist kristallisierbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele lassen sich sublimieren oder destillieren. Die schwer schmelzbaren hießen früher Hornmetalle (Hornsilber, Hornblei), weil sie nach dem Schmelzen hornartig erstarren, die leicht schmelzbaren wegen ihrer Konsistenz Metallbutter, die flüssigen Metallöle. Wenige C. werden durch Hitze allein zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmern C. heißen Chlorüre, die chlorreichern Chloride; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Oxyden und die Superchlorüre oder Superchloride den Metallsäuren. Sehr viele C. finden ausgedehnteste technische u. medizinische Verwendung, wie Kochsalz, Chlorkalium, Chlormagnesium, Chloreisen, Chlorkupfer, Chlorquecksilber, Chlorsilber, Chlorgold, Chlorplatin ꝛc.

Chlormethyl, soviel wie Methylchlorid.

Chlormonoxyd (Unterchlorigsäureanhydrid) Cl_2O entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Quecksilberoxyd, bildet ein rötlichgelbes Gas, riecht durchdringend chlorähnlich, wirkt sehr heftig auf die Atmungsorgane, wird bei —40° zu einer blutroten, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, explodiert beim Erwärmen und mit Schwefel und Phosphor, zerfällt

im Sonnenlicht in Chlor und Sauerstoff und löst sich leicht in Wasser unter Bildung von unterchloriger Säure.

Chlornatrium, soviel wie Kochsalz.

Chlornatron, soviel wie unterchlorigsaures Natron, Bestandteil des Eau de Javelle (s. d.).

Chlornickel, s. Nickelchlorür.

Chlorodyne, schmerzstillendes Mittel, besteht wesentlich aus Chloroform, Morphium, Hanftinktur, Pfefferminzöl, Spanischpfeffertinktur und Alkohol und wird äußerlich wie innerlich als krampfstillendes Mittel, Diaphoretikum und Stimulans benutzt.

Chloroform (Formyltrichlorid, Trichlormethan) $CHCl_3$, entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf Grubengas oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol, bei der Destillation von Alkohol mit Chlorkalk und bei der Behandlung von Chloral mit Kalilauge. Zur Darstellung des Chloroforms mischt man guten Chlorkalk in einem Destillationsapparat mit Wasser und Weingeist, erwärmt vorsichtig bis auf etwa 50° und unterstützt die Reaktion nur zuletzt durch abermaliges Erwärmen, solange noch C. destilliert. Das erhaltene rohe C. wäscht man mit Wasser und Kalkmilch, trocknet es mit Chlorcalcium und rektifiziert es aus dem Wasserbad unter 70°. Zur Darstellung aus Chloral schüttelt man dieses mit konzentrierter Schwefelsäure und stellt es beiseite, bis es sich in festes Metachloral verwandelt hat. Dies zerreibt man, wäscht es mit Wasser und erwärmt es gelinde mit Natronlauge. Das Metachloral zerfetzt sich hierbei in Ameisensäure, die sich mit dem Natron verbindet, und in C., welches man abhebt und rektifiziert, nach: $CCl_3.COH + NaOH = CHCl_3 + CHNaO_2$. 100 Teile Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Teile, nach der ersten Methode nur 70 Teile und weniger reines C. C. bildet eine farblose Flüssigkeit von spez. Gew. 1,525, schmeckt eigentümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich. Es mischt sich mit Alkohol und Äther, löst sich schwer in Wasser und ist schwer entzündlich. Es erstarrt bei —70°, ist sehr flüchtig, siedet bei 61°, reagiert neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und enthält dann Salzsäure, Chlor und giftiges Karbonylchlorid; vor dieser Zersetzung wird es durch geringen Alkoholgehalt geschützt, und das offizinelle C. enthält daher etwa 1 Proz. Alkohol und soll das spez. Gew. 1,485—1,489 besitzen. Das unzersetzte C. bleibt beim Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure farblos, während unreines bräunlich bis braun wird. Alkoholische Kalilauge spaltet C. in Ameisensäure und Salzsäure. Es wirkt stark antiseptisch, beeinflußt aber in der Regel nicht die Enzyme. C. löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Guttapercha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb als Lösungsmittel für die letztern zur Darstellung und Trennung derselben voneinander, zur Reinigung der Guttapercha, zum Quellen von Harzen, welche ohne diese Behandlung in Alkohol und Firnis schwer löslich sind, zur Bereitung von Kautschukfirnis, Zahnplomben, Fruchtätzern; auch ist es als Feuerlöschmittel empfohlen worden. Am häufigsten dient es aber als »anästhetisches Mittel« (s. Betäubende Mittel), indem man die Dämpfe vor chirurgischen Operationen, auch zur Linderung der Schmerzen bei heftigen Neuralgien, bei Krämpfen, Asthma rc. einatmen läßt. Innerlich wird es bei Kolik, Seekrankheit, Säuferwahnsinn, Cholera, Schlaflosigkeit, äußerlich gegen Neuralgien, Zahnschmerz, Ohrenzwang rc. angewandt; es erzeugt Brennen, Rötung und selbst Blasen auf der Haut und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bittern oder schlecht schmeckenden Arzneimittel. Das C. wurde 1831 von Liebig entdeckt; seine jetzige Bedeutung erlangte es durch Simpson, welcher 1848 seine anästhesierende Wirkung erkannte.

Chloroformieren, s. Betäubende Mittel.

Chlorōm, dem Lymphosarkom ähnliche bösartige Geschwulstart, besonders an den Schädelknochen, ist durch einen grünen Farbstoff ausgezeichnet.

Chlorometrie (Chlorimetrie, griech.), die Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor. Nach einer der am häufigsten angewandten Methoden zerreibt man eine abgewogene Menge Chlorkalk mit Wasser, verdünnt die Mischung auf ein bestimmtes Volumen, mißt von der umgeschüttelten Flüssigkeit eine Probe ab und läßt zu derselben aus einer Bürette so lange eine Lösung von arsenigsaurem Natron von bestimmtem Gehalt zufließen, bis das wirksame Chlor des in der Probe enthaltenen Chlorkalks vollständig zur Oxydierung von arseniger Säure verbraucht ist. Man erkennt dies durch Jodkaliumstärkepapier, welches durch Betupfen mit der Lösung nicht mehr gebläut werden darf. Aus der Menge des verbrauchten arsenigsauren Natrons läßt sich der Chlorgehalt des Chlorkalks berechnen. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, welche den Gewichtsprozenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 mm Barometerstand an, welche aus 1 kg Chlorkalk entwickelt werden können. Multipliziert man die französischen Grade mit 0,318 (1 Lit. Chlor wiegt 3,178 g), so erhält man die Prozente. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorophān (Pyrosmaragd), rötlich violetter Flußspat, besonders von Nertschinsk, strahlt beim Erwärmen ein schönes grünes Licht aus.

Chlorophyceen, Grünalgen, s. Algen, S. 364.

Chlorophyll (griech., Blattgrün, Pflanzengrün), der Farbstoff, welcher die grüne Färbung der Gewächse bedingt und stets an das Protoplasma der Pflanzenzelle gebunden erscheint. Letzteres bleibt unverändert zurück, wenn man das C. durch Alkohol oder Äther auszieht, in welchem es sich mit grüner Farbe löst. Plasma und Farbstoff zusammen bilden den Chlorophyllkörper, der bei manchen Algen in Form von Spiralbändern, Ringen, Platten rc. auftritt, bei den meisten übrigen Pflanzen aber linsenartig abgeplattete, rundliche oder polyedrische Körner (die Chlorophyllkörner oder Chloroplasten) bildet; die farblose, aus Eiweißstoffen bestehende Grundlage der Körner besitzt den Bau eines zarten Schwammes, in dessen Maschen der grüne Farbstoff eingelagert ist. Letzterer, das Rohchlorophyll, besteht aus zwei verschiedenen Farbstoffen, dem grünen Reinchlorophyll und dem gelben Xanthophyll, die in optischer und chemischer Beziehung abweichende Eigenschaften haben; schüttelt man eine alkoholische Chlorophyllösung mit Benzin, so findet eine allerdings nicht vollständige Trennung der beiden Pigmente statt, indem das Reinchlorophyll von dem Benzin, das Xanthophyll von dem Alkohol aufgenommen wird; besser gelingt die Trennung mit Kalilauge und Äther. Spektroskopisch zeichnet sich das Reinchlorophyll durch vier

Absorptionsstreifen (einen im Rot und Grün, zwei im Gelb) sowie durch völlige Absorption der blauen und violetten Strahlen aus; das Xanthophyll zeigt dagegen zwei Streifen im Blau und Absorption des Violett; das Spektrum des Rohchlorophylls, wie es in grünen Blättern auftritt, ist somit ein Mischspektrum. Reinchlorophyll gibt mit Alkohol, Äther, Chloroform grüne, prachtvoll rot fluoreszierende Lösungen, während die des Xanthophylls diese Eigenschaft nicht besitzen. In chemischer Beziehung sind die beiden Farbstoffe ebenfalls völlig verschieden, indem das Reinchlorophyll stickstoffhaltig, das Xanthophyll aber stickstofffrei ist. Durch verdünnte Mineralsäuren wird an den Chlorophyllkörnern die sogen. **Hypochlorinreaktion** hervorgerufen, bei welcher braune, oft kristallinisch erstarrende Tropfen aus ihnen austreten; konzentrierte Säuren zerstören das C. unter Bildung von blaugrüner **Phyllocyaninsäure**; dieselbe Zersetzung tritt beim Absterben grüner Pflanzenzellen mit saurem Zellsaft häufig ein. Alkalien, mit denen das C. unter Zersetzung eine salzartige Verbindung (Alkalichlorophyll) eingeht, verhindern das Auftreten der Phyllocyaninsäure, weshalb man Pflanzenauszüge durch kleinere Mengen zugesetzten Ammoniaks lange Zeit grün erhalten kann. Tschirch gibt dem Chlorophyllrest in der rein dargestellten Zinkverbindung die Formel $C_{25}H_{47}N_4O_6$.

In der lebenden Pflanze entstehen die Chlorophyllkörper entweder durch Teilung bereits vorhandener Körner oder aus farblosen plasmatischen Gebilden, den sogen. **Chromatophoren**. Der Chlorophyllfarbstoff bildet sich in letztern nur dann aus, wenn der Pflanze Licht von bestimmter Intensität dargeboten wird; im Dunkeln aufwachsende Pflanzen entwickeln einen gelben, vom Xanthophyll wohl nicht wesentlich verschiedenen Farbstoff, der ebenfalls an die Grundlage von Plasmakörnern gebunden ist und, wie es scheint, durch Beleuchtung direkt in C. übergeht; bringt man eine etiolierte (vergeilte) Pflanze vor ihrem Absterben ans Licht, so ergrünt sie nach kurzer Zeit. Eine Ausnahme machen nur die Keimpflanzen der Nadelhölzer und die Farne, welche in tiefster Dunkelheit ergrünen; auch die Keimblätter mancher Pflanzen (z. B. von Evonymus, Lupinus) ergrünen innerhalb einer nicht durchscheinenden Samenschale. Im allgemeinen bewirken die gelben Strahlen des Lichts bei diffuser Beleuchtung das Ergrünen schneller als die roten und blauen, während in direktem Sonnenlicht das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Zum Ergrünen ist ein bestimmter Temperaturgrad erforderlich, der z. B. für Gerstenkeimlinge nicht unter 4—5°, für Kresse nicht unter 8° hinuntergehen darf; das Optimum der Wirkung liegt bei ca. 35°. Ferner entsteht C. nur bei Gegenwart von Eisensalzen im Nährboden der Pflanze; in eisenfreien Nährstofflösungen erzeugt die Pflanze gelblichweiße Blätter und ergrünt erst auf Zusatz von einigen Tropfen Eisenchlorid; das Eisen gehört trotzdem nicht zur organischen Konstitution des Chlorophyllkorns, da das Reinchlorophyll nach Tschirch sich eisenfrei erweist. Der Chlorophyllfarbstoff lebender Pflanzenzellen wird durch konzentriertes Sonnenlicht bei Vorhandensein von Sauerstoff unter gleichzeitigem Abschluß der Wärmestrahlen zerstört, während die Chlorophyllkörner ihre Form behalten; das Gleiche geschieht mit dem Farbstoff einer alkoholischen Chlorophyllösung. Diese Zerstörung wird durch alle Strahlen des Spektrums, besonders energisch durch die stärker brechbaren Strahlen bewirkt.

Die merkwürdigen Beziehungen der Chlorophyllkörner zum Licht zeigen sich auch in Gestalt- und Lageveränderungen, welche dieselben bei Wechsel der Beleuchtung im Innern der lebenden Pflanzenzelle ausführen. In beschatteten Organen haben die Körner im allgemeinen einen kleinern Durchmesser und größere Dicke, während sie bei Besonnung breiter und zugleich dünner werden. Bei mäßigem Licht sammeln sich die Chlorophyllkörner einer Zelle an den Wänden derselben an, welche dem einfallenden Lichtstrahl zugekehrt sind (**Flächenstellung**), während sie bei intensiver Beleuchtung auf die dem Lichtstrahl parallelen Wandungen gleiten (**Profilstellung**); bei völliger Dunkelheit nehmen die Körner eine Eigenstellung mit verschiedener Verteilungsweise an. Diese sowohl in einfach gebauten Pflanzenteilen, wie Moosblättern, Farnvorkeimen, als auch in Blättern vieler höherer Gewächse nachgewiesenen Ortsveränderungen der Chlorophyllkörner kommen durch Bewegung der Protoplasmakörper infolge von Lichtreiz zu stande. Die Verbreitung des Chlorophylls innerhalb des Pflanzenreichs ist eine sehr allgemeine, indem es allen grün erscheinenden Teilen der höhern und niedern Gewächse in reichlichen Mengen zukommt und nur bei gewissen bleichgefärbten Schmarotzerpflanzen (einigen Orchideen, Cytineen, Hydnoreen, Rafflesiaceen, Balanophoreen, Monotropeen und Ruskuteen) in ganz geringen Spuren auftritt; nur bei sämtlichen Pilzen fehlt es völlig. Ein Quadratmeter Blattfläche von Ricinus enthält etwa 0,38 g C. mit 5 Billionen Körnern. Bisweilen ist die Anwesenheit des Chlorophylls durch andre Farbstoffe maskiert; so enthalten unter den Algen die Florideen einen in Wasser löslichen roten Farbstoff, das Phykoerythrin, die Fukaceen und Diatomeen ein in Alkohol lösliches braungelbes Pigment in ihren Chlorophyllkörpern. Auch in einigen nichtgrünen Schmarotzerpflanzen, wie Neottia und den Orobancheen, finden sich Farbstoffkörper, in denen das C. durch ein braunes Pigment verdeckt wird. In andern Fällen erscheinen chlorophyllhaltige Pflanzenteile nicht grün, weil ihre Zellen neben C. im Zellsaft noch andre Pigmente gelöst führen oder von einer Epidermis mit gefärbtem Inhalt überzogen werden; solche Fälle finden sich häufig bei Gartenzierpflanzen, wie z. B. Atriplex hortensis, Celosia cristata, Amarantus und den dunkel rotblätterigen Varietäten mancher Ziergehölze (Blutbuche). Die rote, bläuliche oder violette Färbung bei manchen im Frühjahr erscheinenden Pflanzenteilen wird als eine Schutzeinrichtung gegen zu starke Lichtwirkung, in andern Fällen auch als Mittel der Erwärmung gedeutet. Die sogen. **Panaschierung** der Blätter beruht dagegen auf einer krankhaften lokalen Nichtausbildung des Chlorophylls in streifen- oder fleckenförmigen Partien der Blattsubstanz.

Die **Bedeutung** des Chlorophyllapparats für das Leben der Pflanze beruht darauf, daß die Assimilation, d. h. die Bildung neuer organischer Substanz aus den Elementen der Kohlensäure und des Wassers, nur innerhalb des Chlorophyllkorns unter Einfluß bestimmter Strahlenarten des Lichts stattzufinden vermag. Das Chlorophyllkorn ist demnach das Organ der Kohlensäurezersetzung in allen grünen Pflanzenteilen (vgl. Ernährung der Pflanzen und Assimilation). Aus diesem Grunde zeigen im Dunkeln gezogene, etiolierte Pflanzen keine Zunahme ihres Trockengewichts, ihre organische Substanz vermehrt sich nicht, sondern nimmt im Gegenteil durch Atmung, d. h. durch Oxydation von Körpersubstanz, beständig ab, wenn nicht vorher Er-

zeugung von C. durch Lichtwirkung und damit die Fähigkeit zu normaler Ernährung herbeigeführt wird. Als erstes sichtbares Produkt der Assimilation wird das Stärkemehl (Amylum) angesehen, welches in Form kleiner Körnchen innerhalb der lebenden Chlorophyllkörper bei hinreichender Beleuchtung auftritt; unter anderm bilden sich in stärkefreien Chlorophyllkörpern von Spirogyra im direkten Sonnenlicht schon nach 5 Minuten Amylumkörnchen aus, während dieselben bei Verdunkelung allmählich wieder verschwinden.

Die Gelbfärbung, welche in den Blättern mancher Koniferen oft noch vor Eintritt heftigen Frostes Platz greift, wird dadurch hervorgerufen, daß der grüne Farbstoff infolge der Lichtwirkung zerstört, aber wegen zu niedriger Temperatur nicht neu gebildet wird. In den sich braun färbenden Blättern von Thuja wird das C. in Phyllocyansäure (s. oben) verwandelt, wobei sich die Chlorophyllkörner zu unregelmäßigen Ballen zusammenhäufen und sich von der Zellwand zurückziehen. Die Rotfärbung, welche die Blätter von Sempervivum, Sedum, Mahonia ꝛc. im Winter annehmen, beruht auf dem Auftreten eines im Zellsaft gelösten roten Farbstoffes, der die unveränderten Chlorophyllkörner verdeckt. Werden Pflanzen mit winterlich gefärbten Blättern einer höhern Temperatur ausgesetzt, so ergrünen sie wieder. Bei den im Herbst absterbenden und dabei sich gelb, braun oder rot färbenden, nicht ausdauernden Blättern der Laubbäume findet dagegen eine Regeneration des Chlorophylls niemals statt; es wandern dabei das plasmatische Gerüst der Körner sowie auch der grüne Farbstoff in den Stamm, während das gelbe Xanthophyll in Tropfenform zurückbleibt; gleichzeitig treten nicht selten im Zellsaft rote Farbstoffe (Erythrophyll) auf.

Chlorophyllophyceen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorophyr, älterer Name für die Quarz und Uralit führenden Porphyrite (s. d.) von Quenast und Lessines in Belgien.

Chloroplasten, s. Chlorophyll und Pflanzenzelle.

Chlorops, das Grünauge (s. d.).

Chlorose (Chlorosis), soviel wie Bleichsucht.

Chlorospermeen, Chlorosporeen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorospinell, s. Spinell.

Chlorospiza, der Grünfink.

Chloroxyd, **Chlorperoxyd**, s. Chlordioxyd.

Chlorphosphor, s. Phosphorchloride.

Chlorplatin, soviel wie Platinchlorid.

Chlorquecksilber, soviel wie Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von übeln Dünsten und Ansteckungsstoffen. Man übergießt einige Pfund auf Teller oder Schüsseln verteilten Braunstein mit der fünffachen Menge Salzsäure und sorgt, daß wenigstens 24 Stunden Thüren und Fenster des betreffenden Raumes fest verschlossen bleiben. Metalle werden von dem Chlor sehr stark angegriffen und müssen entfernt werden. Mit Chlor zu räuchern, während sich Menschen in dem betreffenden Raum aufhalten, ist so gut wie zwecklos, da man in diesem Fall viel zu wenig Chlor entwickeln darf, um eine Wirkung erwarten zu können. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehrere Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2 – 3 Teile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Vgl. Desinfektion.

Chlorsäure $HClO_3$ entsteht (an Kali gebunden) bei der Behandlung einer heißen konzentrierten Lösung von Kalihydrat in Wasser mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali, und aus letzterm scheidet man die C. durch Kieselfluorwasserstoff ab. Die so in Freiheit gesetzte C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, riecht stechend, bleicht das zuerst gerötete Lackmuspapier, zersetzt sich schon bei 40°, wirkt stark oxydierend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben, zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser und wird auch durch Licht zersetzt. Mit den Basen bildet sie die Chlorsäuresalze (Chlorate), welche sämtlich in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen, mit Schwefelsäure gelbe, stark bleichend wirkende Dämpfe von Unterchlorsäure entwickeln und höchst kräftig oxydierend wirken. Die schmelzbaren von ihnen detonieren, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung, und ihre Behandlung erheischt daher große Vorsicht.

Chlorsaurer Baryt $Ba(ClO_3)_2$ wird durch Behandeln von kohlensaurem Baryt mit Chlor oder aus chlorsaurem Natron erhalten, indem man dessen Lösung mit Oxalsäure versetzt, sehr stark abkühlt, filtriert und mit kohlensaurem Baryt neutralisiert. Es bildet farblose, leicht lösliche Kristalle und dient in der Feuerwerkerei zu Grünfeuer.

Chlorsaures Kali $KClO_3$ wird durch Einleiten von Chlor in Kalilauge, in der Technik aber mit Hilfe von Kalk dargestellt. Man leitet Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk und erhält dabei eine Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium. Diese vermischt man siedend heiß mit Chlorkalium, filtriert und bringt die Lösung, welche nun chlorsaures Kali und Chlorcalcium enthält, zur Kristallisation. Das ausgeschiedene rohe chlorsaure Kali wird durch Umkristallisieren gereinigt. Es bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige, perlmutterartig glänzende Kristallblättchen vom spez. Gew. 2,33—2,35, schmeckt herb kühlend, löst sich bei 0° in 30 Teilen, bei 15° in 16,5 Teilen, bei 50° in 5 Teilen Wasser; eine gesättigte siedende Lösung enthält auf 100 Teile Wasser 60 Teile Salz; in Alkohol ist es unlöslich, es schmilzt bei 334°, zersetzt sich bei 352° in überchlorsaures Kali und Sauerstoff und hinterläßt bei höherer Temperatur nur Chlorkalium. Mischt man es mit Mangansuperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch und bei viel niedrigerer Temperatur; 100 Teile Salz geben 39,15 Teile Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz entzünden sich bisweilen von selbst, auch durch Einwirkung des Lichts und bei Berührung mit Schwefelsäure; sie explodieren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb darf das chlorsaure Kali niemals mit brennbaren Körpern irgend welcher Art im Mörser zusammengerieben werden, sondern man muß es für sich, am besten mit einigen Tropfen Weingeist, zerreiben und dann auf einem Bogen Papier mit einer Federfahne oder mit dem Finger den andern Pulvern beimischen. Die Lösung des chlorsauren Kalis wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, welche Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydierend. Man benutzt das chlorsaure Kali als oxydierendes und chlorierendes Mittel, zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali, Anilinschwarz,

Alizarin, zu Streichhölzchen, Buntfeuern, Sprengpulvern und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel dient es bei diphtheritischen Prozessen, Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Krupp, bei schlecht eiternden Wunden, als Mundwasser ꝛc. C. K. ist mit großer Vorsicht anzuwenden, es verändert den Blutfarbstoff durch Abgabe von Sauerstoff an denselben und erzeugt Methämoglobin, wodurch die Blutkörperchen ihre Respirationsfähigkeit verlieren. Es scheint schon Glauber bekannt gewesen zu sein, doch wurde es noch später für eine Art Salpeter gehalten, bis Berthollet 1786 die Chlorsäure entdeckte, welche Gay-Lussac 1814 abschied. Das Salz wird jetzt hauptsächlich in England (jährlich ca. 5,5 Mill. kg), weniger in Frankreich (0,55 Mill. kg), Österreich (0,45 Mill. kg), Deutschland (0,30 Mill. kg) dargestellt. Versandt wird es durch die Eisenbahn nur mit den Feuerzügen. Vgl. Jurisch, Die Fabrikation von chlorsaurem Kali und andern Chloraten (Berl. 1888); Mering, Das chlorsaure Kali, seine physiologischen, toxischen und therapeutischen Wirkungen (das. 1885).

Chlorsaures Natron $NaClO_3$, wird wie das Kalisalz erhalten, nur verdampft man zunächst die Lösung der Kalksalze, um das Chlorcalcium, größtenteils durch Kristallisation, zu entfernen, versetzt die verdünnte Lauge dann mit Kalk, entfernt das abgeschiedene Calciumoxychlorid und zersetzt nun die noch gelösten Kalksalze mit schwefelsaurem Natron. Die vom abgeschiedenen schwefelsauren Kalk getrennte Lösung verdampft man stark, um vorhandenes Chlornatrium zu entfernen, und läßt dann kristallisieren. Das chlorsaure Natron bildet farblose, luftbeständige Kristalle, löst sich leicht in Wasser und dient zum Drucken mit Anilinschwarz in der Zeugdruckerei.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, soviel wie Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, soviel wie Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Öl) NCl_3, entsteht bei Einwirkung von Chlor oder unterchloriger Säure auf Salmiaklösung und bildet eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit, riecht eigentümlich stechend, reizt Augen und Nase heftig, ist sehr flüchtig, gefriert selbst bei hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei 71° destillieren. Bei 93—100° explodiert er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist; viel weniger heftig, wenn er völlig trocken ist. C. explodiert aber auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit Phosphor, Arsen, Stickstoffoxydgas, Ätzkali, Ammoniak, fetten und flüchtigen Ölen, Kautschuk. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure. C. wurde 1811 von Dulong entdeckt.

Chlorstrontium, soviel wie Strontiumchlorid.

Chlortetroxyd, s. Chlordioxyd.

Chlortrioxyd (Chlorigsäureanhydrid) Cl_2O_3, entsteht aus chlorsaurem Kali mit Schwefelsäure und arseniger Säure oder mit Metallen, Zucker ꝛc. und Salpetersäure. Es bildet ein dunkel grünlichgelbes Gas, riecht ähnlich wie unterchlorige Säure, reizt Kehle und Lunge stark und wird in der Kälte zu einer dunkel rotbraunen, über 0° explodierenden Flüssigkeit verdichtet, die sich auch im Dunkeln allmählich zersetzt. Das Gas explodiert bei 57° und mit Phosphor und Schwefel. In Wasser löst es sich zu chloriger Säure.

Chlorum solütum, Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorwasserstoff (Chlorwasserstoffsäure), s. Salzsäure.

Chlorwasserstoffäther, soviel wie Äthylchlorür.

Chlorwismut, s. Wismutchlorid.

Chlorzink, soviel wie Zinkchlorid.

Chlorzinkpaste, s. Canquoinsche Paste.

Chlorzinn, soviel wie Zinnchlorür u. Zinnchlorid.

Chlotar (Chlotachar), Name mehrerer fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Klothildens jüngster Sohn, erhielt 511 bei der Teilung des Reiches den nördlichen Teil mit Soissons. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, erwarb er dessen Söhne im Verein mit Childebert und teilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er 530 gegen die Thüringer; 532 eroberte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, das sie sich teilten; 542 durchzog er mit Childebert den größten Teil Spaniens. Als Theudeberts I. Sohn Theudebald 555 und Childebert 558 starben, erhielt C. deren Reiche und vereinigte so das ganze Frankenreich wieder in einer Hand. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chramn, der sich im Arvernerland empörte, zu Felde ziehen; als er ihn besiegt und gefangen genommen hatte, ließ er ihn mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Konflikt mit der Kirche. Er starb 561; das Reich wurde darauf unter seine vier Söhne geteilt.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundes letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reiches als echten Sohn Chilperichs anerkannt hatten. 593 schlug der junge König den Herzog Wintrio, der als Feldherr Childeberts II. sein Reich angriff. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn 596 Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theudebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Dieselben rächten sich aber nach Fredegundes Tod (597) und zwangen C. 600 durch ihren Sieg bei Dormelles, ihnen den größten Teil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Majordomus Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Teil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein, wurde aber von Theoderich bei Etampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, welches Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins zum Beistand gegen C. auf; doch wurden dieselben von dem Majordomus Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger, frommer, aber dabei schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, 613 Herr des ganzen Frankenreiches. 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., Chlodwigs II. und Balthildes ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter; sein

Majordomus war der herrschsüchtige Ebroin. Er starb 670, etwa 15 Jahre alt.

4) C. IV., nach einigen Dagoberts II., nach andern Theoderichs III. Sohn, wurde 717 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in der böhm. Bezirksh. Königgrätz, nordwestlich von Königgrätz, am Fuß einer Anhöhe (336 m) gelegen, mit (1890) 283 Einw. 1745 schlug hier Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg ein Lager gegen die Österreicher auf. Ferner bildete C. 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz den Schlüsselpunkt der österreichischen Aufstellung, wurde aber beim Angriff auf den preußischen linken Flügel (Fransecky) entblößt und plötzlich von der zweiten preußischen Armee des Kronprinzen besetzt, wodurch die Schlacht bei Königgrätz (s. d.) für die Österreicher verloren ging.

Chlumecky (spr. -metzki), Johann, Freiherr von, österreich. Minister, geb. 23. März 1834, studierte in Wien die Rechte, trat sodann in den Staatsdienst, ward Staatsanwaltssubstitut in Brünn und nahm 1865 unter Belcredi seinen Abschied, ward aber 1869 von Giskra zum ersten Statthaltereirat (Stellvertreter des Statthalters) in Brünn ernannt, was er bis 1870 blieb. Dann widmete er sich bloß seiner parlamentarischen Thätigkeit als Mitglied der Verfassungspartei im Reichsrat und im mährischen Landtag, bis er 25. Nov. 1871 zum Ackerbauminister im Ministerium Auersperg, 19. Mai 1875 nach Banhans' Rücktritt zum Handelsminister ernannt wurde. 1879 trat er mit dem verfassungstreuen Ministerium Auersperg zurück und war seitdem einer der Führer der Verfassungspartei oder des Klubs der Linken im Reichsrat und im mährischen Landtag. 1885 wurde C. zum zweiten, 1888 zum ersten Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses, 1892 zum Präsidenten der österreichischen Delegation, 1893 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und 1889 in den Freiherrenstand erhoben. Obwohl liberal und verfassungstreu, vermied er doch jedes schroffe Auftreten gegen die Regierung. C. bildete bis zu seiner Wahl zum Präsidenten mit Plener und Heilsberg den Vorstand der Vereinigten Deutschen Linken des österreichischen Parlaments.

Chlumetz, 1) (tschech. Chlumec nad Cidlinou) Stadt in der böhm. Bezirksh. Neubydžow, 216 m ü. M., in waldreicher Gegend an der Cidlina und an den Linien Prag-Mittelwalde und C.-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky mit Park, ein Denkmal des hier gebornen tschechischen Dramatikers Klicpera, eine Zucker-, eine Maschinenfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfsäge, Viehzucht, Teichfischerei und (1890) mit der Garnison 3817 tschech. Einwohner. — 2) Marktflecken in der böhm. Bezirksh. Wittingau, 491 m ü. M., an einem ausgedehnten Teiche gelegen, mit Station der Staatsbahnlinie Wien-Gmünd-Prag, hat ein Schloß des Erzherzogs Franz von Österreich-Este, eine Wallfahrtskapelle, ein Eisenwerk (Josephsthal) und (1890) 1739 tschech. Einwohner.

Chlynow, früherer Name der russ. Stadt Wjatka.

Chmel, Joseph, österreich. Geschichtsforscher, geb. 18. März 1798 in Olmütz, gest. 28. Nov. 1858 in Wien, wurde in Linz und im Benediktinerkonvikt zu Kremsmünster gebildet, trat 1816 in das Chorherrenstift St. Florian, wo er 1826 Stiftsbibliothekar wurde. 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind besonders zu erwähnen: »Materialien zur österreichischen Geschichte« (das. 1832—40, 2 Bde. in 5 Tln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Tle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.); »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (Stuttg. 1844). Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurde C. Leiter der historischen Kommission derselben und gab als solcher das »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen« und Band 1—3 der »Monumenta Habsburgica« (1473—1576) heraus.

Chmelnizkij (Chmielnicki), 1) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der Saporogischen Kosaken, geb. 1593, gest. 25. Aug. 1657, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaw II. Als er aber bei demselben in Ungnade fiel, floh er zu seinen Landsleuten, den Saporogischen Kosaken am Dnjepr, und gelangte bald bei ihnen zu Ansehen. Nach Wladislaws Tode bewog er sie zum Abfall von Polen, wurde selbst zum Hetman gewählt, schlug die polnischen Heere und eroberte sogar Podolien und Wolhynien. 1649 wurde er von Polen als unabhängiger Hetman anerkannt. Da König Kasimir aber wiederholte Versuche machte, die Kosaken wieder zu unterwerfen, schloß C. 1654 mit dem russischen Zaren Alexei einen Vertrag, durch den er die Oberherrschaft desselben anerkannte und sich zur Heeresfolge mit zehn vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die bisherigen Freiheiten und Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. Sein Andenken wird von den Kosaken noch jetzt in hohen Ehren gehalten, und 1873 wurde ihm eine Reiterstatue in Kiew errichtet. Als die Kosaken nach dem Tode seines ältesten Sohnes den jüngern Sohn, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, riet er ihnen von dieser Wahl ab, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Georg wurde dennoch zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kaniew geschlagen. Er versuchte später, seine Würde wiederzuerlangen, fand aber in diesen Kämpfen seinen Untergang. Vgl. Kostomarows Monographie über C. in dessen »Gesammelten Schriften«.

2) Nikolái Iwánowitsch, russ. Dramatiker, besonders Lustspieldichter, geb. 22. (11.) Aug. 1789 in Petersburg, gest. daselbst 20. (8.) Sept. 1846, nahm 1812—13 am Befreiungskrieg teil, trat 1814 in den Staatsdienst, ward 1829 Gouverneur von Smolensk und 1837 von Archangel, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. war zu seiner Zeit als Lustspieldichter von Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Verbesserung er wesentlich beitrug. Er übersetzte die bessern Werke der Franzosen (Regnard, Molière ꝛc.) und schrieb zahlreiche, durch gewandte Sprache ausgezeichnete Lustspiele, von denen sich jedoch keins auf der Bühne erhalten hat. Zu nennen sind: »Das Zarenwort«, »Der russische Faust«, »Die Quarantäne«, »Der Schwätzer«, »Der Unentschiedene«, »Die Lustschlösser« ꝛc. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Petersb. 1849).

Violett, Manganbister und Chlorbarium dar oder benutzt sie zur Entwickelung von Kohlensäure, zur Extraktion von Kupfererzen, zur Absorption von Ammoniak, zum Reinigen des Braunsteins ꝛc. Viel wichtiger aber ist die Regeneration des verwendeten Braunsteins, d. h. die Darstellung eines an Mangansuperoxyd möglichst reichen Präparats, welches wieder zur Chlorbereitung benutzt werden kann. Zu diesem Zweck neutralisiert man nach Weldon die Rückstände mit kohlensaurem Kalk, wobei Eisen, Thonerde und Schwefelsäure gefällt werden. Die abgezogene Manganchlorürlauge versetzt man auf 1 Mol. Manganchlorür mit 2 Mol. Kalkhydrat und erhält dadurch Manganhydroxydul in einer Chlorcalciumlösung. In diese Mischung wird bei 50—70° ein Luftstrom in feiner Verteilung geleitet, welcher das Manganhydroxydul schnell oxydiert und eine Verbindung von Mangansuperoxyd mit Kalk bildet. Letztere wird durch Absetzen von der Chlorcalciumlauge getrennt und dann direkt in die Chlorentwickelungsgefäße gebracht. Die Chlorcalciumlauge wird in Eismaschinen benutzt, auf Chlorbarium verarbeitet ꝛc. Weldon verdampft auch die Manganchlorürlaugen, bringt sie für sich oder mit Chlormagnesium und mit etwas Magnesium- oder Manganmanganit in eine Retorte und erhitzt sie hier unter Zuführung von Luft. Es entweicht C. und es entsteht Magnesium- oder Manganmanganit, welches mit Salzsäure C. entwickelt. Die Lauge wird wieder verdampft, mit Manganit versetzt ꝛc. Wendet man bei der Chlorbereitung neben Salzsäure so viel Salpetersäure an, daß nach Austreibung des Chlors Mangannitrat zurückbleibt, so kann dies durch Erhitzen in Mangansuperoxyd verwandelt und das entweichende Stickstoffoxyd durch Luft und Wasser wieder in Salpetersäure verwandelt werden.

Von andern Chlorbereitungsmethoden sind die folgenden hervorzuheben: Chlorkalk wird durch Pressen oder durch Mischen mit Gips in feste Stücke geformt, die man im Kippschen Apparat mit Salzsäure behandelt. — Beim Erhitzen eines Gemenges von Magnesiumsulfat, Chlormagnesium und Manganchlorür bei Luftzutritt auf 525° entweicht Salzsäure und C. Der Rückstand $Mg_3Mn_3O_8$ (mit Magnesiumsulfat) gibt bei 425°, in einem Strom von Chlorwasserstoff erhitzt, C. und ein Gemenge von Chlormagnesium und Manganchlorür (mit Magnesiumsulfat). — Chlormagnesiumlösung wird abgedampft und zur Bildung von Magnesiumoxychlorid mit Magnesiumoxyd versetzt. Das Oxychlorid wird zerkleinert, gesiebt und unter 300° getrocknet. Es verliert hierbei 65 Proz. Wasser und 5—8 Proz. C. in Form von Salzsäure. Dann wird es bei Luftzutritt stärker erhitzt und das entweichende Gasgemisch stark abgekühlt, um die darin enthaltene Salzsäure zu verdichten. Man erhält von 100 Teilen C. des Chlormagnesiums 40 Teile als freies C., im Rückstand bleiben 13,3 Teile, und als Salzsäure treten 35,3 Teile auf. Diese 48,6 Teile C. treten wieder in das Verfahren ein. — Löst man rotes chromsaures Kali in Salzsäure, so erhält man Kristalle von Kaliumchromacichlorid, welche bei 100° Chlor entwickeln und rotes chromsaures Kali hinterlassen, das sofort wieder verwendbar ist. — Chromsaurer Kalk, durch Kalcinieren von Chromeisenstein mit Kalk gewonnen, gibt, mit Salzsäure übergossen, Chlorcalcium, Chromchlorid und C. Das Chromchlorid zersetzt man mit Kalkmilch, mischt den Niederschlag, der aus Chromhydroxyd besteht, mit Kalk und röstet ihn, wobei dann chromsaurer Kalk regeneriert wird. — Nach Mallet soll man Kupferchlorür der Luft aussetzen und mit Salzsäure befeuchten; es entsteht dann Kupferchlorid, welches beim Erwärmen auf 300° Kupferchlorür und C. liefert. — Wirkt Schwefelsäure auf eine Mischung von Kochsalz und salpetersaurem Natron, so entsteht schwefelsaures Natron, und es entweicht ein Gemisch von C. mit Untersalpetersäure, welchem man letztere durch konzentrierte Schwefelsäure entziehen kann, die dann in der Schwefelsäurefabrikation zu verwerten ist. — Das Deaconsche Verfahren beruht darauf, daß mit Luft gemengtes Salzsäuregas (Chlorwasserstoff) leicht in C. und Wasser zersetzt wird ($2HCl + O = 2Cl + H_2O$), wenn man es bei 370—400° über poröse, mit Kupfervitriol (und Natriumsulfat) getränkte und ausgeglühte Massen leitet. Das aus dem Apparat austretende Gas, ein Gemisch von Stickstoff (wenig Sauerstoff) und C., wird durch Waschen mit Wasser von unzersetzter Salzsäure befreit und, wenn nötig, mit konzentrierter Schwefelsäure getrocknet. Eine geringe Menge Kupfervitriol kann eine große Menge Chlorwasserstoff zersetzen, doch entweicht stets etwa die Hälfte der Salzsäure unzersetzt aus dem Apparat und muß im Koksturm verdichtet werden. — Vielfach sind auch Versuche gemacht worden, C. elektrolytisch darzustellen. In neuester Zeit wird durch Druck und Abkühlung verflüssigtes C. in den Handel gebracht.

C. ist ein gelblichgrünes Gas und hat von dieser Farbe (griech. chloros) den Namen, es riecht eigentümlich erstickend und erregt auch bei starker Verdünnung mit Luft beim Einatmen heftigen Reiz in der Luftröhre, Husten, Beklemmung, Blutspeien; sein spezifisches Gewicht ist 2,45, oberhalb 1250° nur noch 1,68 (man muß annehmen, daß bei so hoher Temperatur das Molekül sich in zwei Atome spaltet), das Atomgewicht 35,37. Das C. tritt meist einwertig auf. In einer Kältemischung aus starrer Kohlensäure und Äther und bei 15° unter einem Druck von 4 Atmosphären wird es zu einer dunkelgelben Flüssigkeit verdichtet, welche bei 33,6° siedet und bei —102° erstarrt. Das flüssige C. übt einen Druck aus

bei	—10°	0°	10°	20°	30°	40°
Atm.	2,03	3,66	4,95	6,62	8,75	11,50;

1 Volumen Wasser löst

bei	10°	16°	20°	24°	28°	32°
Vol.	2,58	2,32	2,07	1,99	1,83	1,67.

Die grünlichgelbe Lösung bildet das Chlorwasser (Aqua chlorata) und wird am besten erhalten, wenn man eine Retorte mit kaltem Wasser füllt, so aufstellt, daß der Bauch und die Mündung nach oben stehen, und nun durch ein langes Rohr luftfreies C. hineinleitet. Das C. kann dann nicht entweichen und wird beim vorsichtigen Rütteln der Retorte leicht vom Wasser absorbiert. Das Chlorwasser des deutschen Arzneibuches soll 0,4 Proz. C. enthalten. Aus dem Chlorwasser scheidet sich bei 0° blaßgelbes kristallinisches Chlorhydrat ab, eine Verbindung von C. mit Wasser $Cl_2 + 10(8)H_2O$, welche beim Erwärmen wieder zerfällt. Am Licht zersetzt sich Chlorwasser, indem Chlorwasserstoff und Sauerstoff entstehen; man muß es daher in schwarzen Gläsern aufbewahren. C. ist nicht brennbar und verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, sonst aber mit allen übrigen Elementen und bisweilen unter Feuererscheinung. Sein Vereinigungsstreben ist ungemein stark, und besonders zeigt es große Neigung, sich mit Wasserstoff zu verbinden. Eine Mischung beider Gase bleibt im Dunkeln unverändert; wenn aber ein Sonnenstrahl, Magnesiumlicht oder elektrisches Bogenlicht

die Mischung trifft, so erfolgt die sofortige Verbindung beider Gase unter Explosion (Chlorknallgas); im zerstreuten Tageslicht vereinigen sich die Gase allmählich. Auf dieser Verwandtschaft des Chlors zum Wasserstoff beruhen sehr viele Erscheinungen. Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak werden durch C. zersetzt, indem es deren Wasserstoff an sich reißt; Terpentinöl, welches aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, entflammt sogar im C., wobei sich der Kohlenstoff als Ruß ausscheidet. Trifft C. bei Gegenwart von Wasser mit oxydierbaren Körpern zusammen, so zersetzt es das Wasser, dessen Sauerstoff an jene Körper tritt; daher wirkt das C. kräftig oxydierend und zerstört organische Substanzen oft völlig. Mit Alkalien oder alkalischen Erden bei Gegenwart von Wasser bildet C. ein Chlorid und das Salz einer Chlorsäure; so gibt Kalihydrat mit C. je nach den Verhältnissen Kaliumchlorid und unterchlorigsaures oder chlorsaures Kali; bei sehr hoher Temperatur aber entsteht ein Chlorid, und Sauerstoff wird frei. Die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff und Wasserstoff sind sämtlich Säuren; die wichtigsten sind: unterchlorige Säure $HClO$, chlorige Säure $HClO_2$, Chlorsäure $HClO_3$ und Überchlorsäure $HClO_4$; aber auch die Verbindung mit Wasserstoff HCl verhält sich wie eine Säure und heißt, weil sie gewöhnlich aus Kochsalz bereitet wird, Salzsäure. Dies Verhalten, mit Wasserstoff eine Säure zu bilden, teilt das C. mit Brom, Jod, Fluor, welche deshalb eine natürliche Gruppe bilden; sie liefern mit den Metallen direkt ohne Mithilfe von Sauerstoff salzähnliche Körper (Chloride, Bromide, Jodide, Fluoride) und heißen daher Salzbildner oder Halogene (s. d.). Auf organische Körper wirkt C. oft in der Weise, daß 1 Atom C. dem Molekül 1 Atom Wasserstoff entzieht und sich mit demselben verbindet, während ein zweites Atom C. an die Stelle des Wasserstoffs in das Molekül eintritt:

$$C_6H_6 + 2Cl = C_6H_5Cl + HCl.$$

Man benutzt C. zum Bleichen und Desinfizieren, zur Darstellung von Aluminiumchlorid, Zinnchlorid, Chlorschwefel, Chlorphosphor, Chloral, Chlorkalk und andern Bleichmitteln, chlorsaurem Kali, übermangansaurem Kali, Kaliumeisencyanid ꝛc., ferner zur Extraktion von Gold aus kiesigen Erzen, zum Scheiden des Goldes vom Silber, zur Entzinnung von Weißblechabfällen und als Arzneimittel bei Typhus, torpiden Geschwüren, Augenkatarrh ꝛc. Die Chlorindustrie, welche meist in Verbindung mit der Sodaindustrie auftritt, schädigt die Arbeiter, welche vielfach in die Lage kommen, Chlorgas einatmen zu müssen. Infolge des Reizes, den das C. auf die Schleimhäute ausübt, entstehen Katarrhe und Lungenentzündungen. Viele Arbeiter gewöhnen sich mit der Zeit an das C., die meisten aber nicht, und wenn man auch nicht von einer eigentlichen chronischen Chlorvergiftung sprechen kann, so sind doch Arbeiter mit krankhaft disponierten Atmungsorganen sehr gefährdet. Auch der Magen pflegt angegriffen zu werden. Bei akuter Chlorvergiftung läßt man vorsichtig Ammoniak, Alkoholdämpfe oder Salpeteräther atmen. Den Hustenreiz mildert man durch Einatmen von Chloroform. Die größte Gefahr liegt bei der Entleerung der Chlorkalkkammern, die vor dem Betreten ventiliert werden müssen. Auch empfiehlt es sich, nasse Schwämme vor Mund und Nase zu tragen. Für die Umgegend ist das Entweichen von C. sehr lästig, da es aber kaum vollständig zu vermeiden sein dürfte, so sollte das Gas wenigstens durch hohe Schornsteine abgeleitet werden. Auch die Abwässer haben vielfache Unzuträglichkeiten herbeigeführt, indem die Manganlauge öffentliche Wasserläufe vergiftet hat.

C. wurde 1774 von Scheele entdeckt und dephlogistisierte Salzsäure genannt; später hielt man es für eine Sauerstoffverbindung des hypothetischen Muriums oder Muriatums und nannte es Muriumsuperoxyd, während Salzsäure als Muriumoxyd betrachtet wurde. Davy wies 1810 nach, daß C. ein einfacher Körper sei. Berthollet lehrte 1785 das Bleichen mit C. und entdeckte 1792 das unterchlorigsaure Kali, während Tennant 1798 zuerst den Chlorkalk darstellte. Die Chlorkalkindustrie entwickelte sich dann in innigster Verbindung mit der Sodaindustrie, da es auf diese Weise möglich wurde, die massenhaft als Nebenprodukt auftretende, bis dahin sehr lästig gewesene Salzsäure vorteilhaft zu verwerten. 1868 tauchte das von Deacon und Hurter angegebene Verfahren der Chlorbereitung auf, und 2 Jahre früher hatte Weldon sein erstes Patent auf Regeneration von Braunstein genommen.

Chloral (Trichloracetaldehyd) C_2HCl_3O oder $CCl_3.COH$, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, wird dargestellt, indem man trocknes Chlor in Alkohol (96—97° Tr.) leitet und die Reaktion, welche unter Entwickelung von Chlorwasserstoff anfangs sehr stürmisch verläuft, durch Kühlung mäßigt, später aber durch Erwärmen bis auf 100° unterstützt. Nach 10—12tägiger Chlorierung erwärmt man das Produkt mit konzentrierter Schwefelsäure, wobei noch viel Salzsäure entweicht, destilliert dann bei 100°, entsäuert mit Kreide und rektifiziert. C. bildet eine farblose, ölartige Flüssigkeit von eigentümlichem, durchdringendem, zu Thränen reizendem Geruch und scheinbar fettigem, scharfem Geschmack, spez. Gew. 1,541 bei 0°, siedet bei 97,2°, mischt sich mit Alkohol und Äther, ist auch in Wasser leicht löslich und verhält sich im allgemeinen wie ein Aldehyd; bei Oxydation gibt es Trichloressigsäure. Bei längerer Aufbewahrung, beim Vermischen mit wenig Wasser oder mit konzentrierter Schwefelsäure verwandelt sich C. in isomeres Metachloral (porzellanartige Modifikation des Chlorals), welches fest, farblos, in kaltem Wasser, in Alkohol und Äther unlöslich ist und beim Erhitzen auf 200° wieder in gewöhnliches C. übergeht. Mit 0,1 seines Gewichts Wasser verbindet sich C. zu Chloralhydrat $CCl_3.CH(OH)_2$. Dies bildet, aus Benzol umkristallisiert, farblose, luftbeständige Kristalle, riecht schwach aromatisch, in der Wärme etwas stechend und schmeckt bitterlich scharf. Es ist leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und Äther, schmilzt bei 57—58°, erstarrt bei 15°, siedet unter Zerfall in C. und Wasser bei 97,5° und ist völlig flüchtig. Beim Erwärmen mit Kalilauge zerfällt es in Ameisensäure und Chloroform. Es erzeugt in Dosen von 1—3 g, innerlich verabreicht, oft schon nach wenigen Minuten einen tiefen, anscheinend normalen Schlaf, aus dem man nach 2—6 Stunden leicht und ohne Beschwerden erwacht. Dabei treten keine übeln Nachwirkungen ein, und man kann das C. längere Zeit gebrauchen, ohne an Empfänglichkeit für dasselbe einzubüßen. Bisweilen treten nach gewöhnlichen Dosen vasomotorische Störungen ein, und statt des Schlafes entsteht Aufregung. Man benutzt C. bei allgemeiner Erregung des Gefäßsystems, bei Geisteskrankheiten, nervöser Aufregung, Eklampsie, Tetanus, bei Entbindungen, äußerlich bei Diphtheritis, auf geschwürigen Flächen, bei Fußgeschwüren, Stinknase ꝛc. Auf der Haut erzeugt es

Blasen wie Spanische Fliegen; auch gegen Seekrankheit und als Ätzmittel ist es empfohlen worden und vielfach Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.) gewesen. Lange fortgesetzter unmäßiger Chloralgenuß erzeugt chronische Chloralvergiftung (Chloralismus) mit Verdauungsstörungen, Hautaffektionen, Atemnot, Neuralgien, peripherischen Lähmungen und zunehmender Körper- und Geistesschwäche. Sehr starke Dosen bewirken Anästhesie, Verlust der Reflexe und eventuell Tod durch Lähmung des Herzens und des Atmungszentrums. Zu Strychnin steht C. in auffälligem Antagonismus, die fünf- bis sechsfach tödliche Strychnindosis läßt sich bei Darreichung von C. überwinden, während umgekehrt Strychnin bei Chloralvergiftung wirkungslos ist. C. wird zum allergrößten Teil als Urochloralsäure durch den Harn ausgeschieden, und seine Wirkung auf den Organismus scheint ihm eigentümlich zu sein (nicht auf Chloroformbildung zu beruhen). In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservierung von Eiweiß und Eigelb. Das C. wurde 1832 von Liebig entdeckt, blieb aber ohne praktisches Interesse, bis Liebreich 1869 seine Anwendung als anästhetisches Mittel versuchte und dabei die vortreffliche einschläfernde Wirkung des Chloralhydrats erkannte. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chloralformamid (fälschlich Chloralamid genannt) $C_3H_4Cl_3O_2$ oder $CCl_3.CH.OH.NH.CHO$ entsteht aus Chloral und Formamid, bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt etwas bitter, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol, schmilzt bei 115° und zerfällt beim Destillieren durch Wasser bei 60°, leichter durch Alkalien in Chloral und Formamid. Dieselbe Zersetzung erleidet das C. wohl auch im Blut, so daß sich seine schlafmachende Wirkung leicht erklärt. Vor dem Chloralhydrat besitzt es den Vorzug, daß es Atmung und Herztätigkeit nicht beeinflußt, den Blutdruck nicht herabsetzt und die Verdauung nicht beeinträchtigt. Die schlafmachende Wirkung ist indes keine ganz sichere, der Schlaf tritt erst nach ½—3 Stunden ein und dauert 2—8 Stunden.

Chloralhydrat, **Chloralismus** s. Chloral.

Chloralkali, unterchlorigsaures Kali oder Natron.

Chloralum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, soviel wie Aluminiumchlorid.

Chloralurethan, s. Urethan.

Chlorameisensäure (Chlorkohlensäure) $CClHO_2$ oder Cl.COOH, nur in Form ihrer Ester bekannt, welche bei Einwirkung von Karbonylchlorid auf Alkohol entstehen. Es sind flüchtige Flüssigkeiten, die mit Wasser in Alkohol, Kohlensäure und Salzsäure zerfallen. Das Amid (Harnstoffchlorid) $Cl.CONH_2$ entsteht aus Ammoniumchlorid und Karbonylchlorid, riecht stechend, schmilzt bei 50°, siedet bei 61° und wird durch Feuchtigkeit schnell zersetzt.

Chlorammonium, soviel wie Ammoniumchlorid.

Chloranil (Tetrachlorchinon) $C_6Cl_4O_2$ entsteht bei Behandlung von Phenol mit chlorsaurem Kali und Salzsäure, bildet goldglänzende Schuppen, löst sich in heißem Alkohol, leichter in Äther, nicht in Wasser, sublimiert bei 150°, ohne zu schmelzen, löst sich in Kalilauge mit roter Farbe zu chloranilsaurem Kali und dient zur Herstellung von Teerfarbstoffen. Das Chloranilviolett, welches dem Methylviolett nahe steht, bildet sich bei Einwirkung von C. auf Dimethylanilin.

Chloranthaceen, kleine, etwa 40 Arten umfassende dikotyle, in den Tropen und Subtropen einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperalen, zunächst mit den Piperaceen verwandt, von denen sie sich durch die Anheftung der Samenknospen unterscheidet; Kräuter und Sträucher mit gegenständigen Blättern, Nebenblättern und in Ähren oder Trugdolden stehenden Blüten.

Chloranthie, s. Vergrünung.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Gattung aus der Familie der Chloranthaceen, holzige Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in Ähren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, wächst in den Bergwäldern Javas, seine kampferartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende Wurzel wird arzneilich benutzt. Die wohlriechenden Blüten (Chulan) dienen in China zum Parfümieren des Thees.

Chlorantimon, soviel wie Antimonchlorid.

Chlorarsen, soviel wie Arsenchlorid.

Chlorate, soviel wie Chlorsäuresalze, z. B. Kaliumchlorat, chlorsaures Kali.

Chloräther, s. Salzäther.

Chloräthyl (leichter Salzäther), soviel wie Äthylchlorid.

Chloräthyliden, soviel wie Äthylidenchlorid.

Chlorätpulver, Explosivstoffe, welche als wesentlichen Bestandteil Kaliumchlorat enthalten, sehr brisant und sehr gefährlich sind; man benutzt sie fast nur zu Zündmitteln. Die bekanntesten C. sind: Armstrongs Mischung, Augendres und Bertholletts Schießpulver.

Chlorbaryum, soviel wie Baryumchlorid.

Chlorbereitungsrückstände, s. Chlor.

Chlorblei, soviel wie Bleichlorid, als Mineral soviel wie Bleihornerz.

Chlorcalcium, soviel wie Calciumchlorid.

Chlorcyan, s. Cyanchlorid.

Chlordioxyd (Chlortetroxyd, Chloroxyd, Chlorperoxyd, Unterchlorsäureanhydrid) ClO_2, entsteht aus chlorsaurem Kali und konzentrierter Schwefelsäure, indem die frei gewordene Chlorsäure sofort in Überchlorsäure, C. und Wasser zerfällt. Es bildet ein grüngelbes Gas, riecht salpetrigen Dämpfen ähnlich, explodiert bei 60° und mit Schwefel, Phosphor, Zucker, zersetzt sich am Tageslicht und wird durch Kälte zu einer rotbraunen, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, die bei —79° kristallinisch erstarrt. Wasser löst C. zu einer rotgelben Flüssigkeit, welche nicht sauer reagiert, oxydierend wirkt und mit Basen chlorsaure und chlorigsaure Salze bildet.

Chloreisen, soviel wie Eisenchlorür u. Eisenchlorid.

Chlorgold, soviel wie Goldchlorid.

Chlorhydrat, s. Chlor.

Chlorhydrine, gechlorte Alkohole, welche durch direkte Vereinigung von Kohlenwasserstoffen C_nH_{2n} mit unterchloriger Säure ClOH (Äthylen $CH_2.CH_2$ gibt Äthylenchlorhydrin $CH_2Cl.CH_2.OH$) und bei Einwirkung von Salzsäure auf mehratomige Alkohole, z. B. Äthylenalkohol, entstehen:

$$C_2H_4.OH.OH + HCl = CH_2Cl.CH_2.OH.$$

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorieren, einen Körper mit geeigneten Mitteln behandeln, um ihn in ein Chlorid zu verwandeln oder Chlor in sein Molekül einzuführen. Häufig läßt man freies Chlor auf die trockne oder gelöste Substanz einwirken. Auch Salzsäure, die Phosphorchloride, Sulfurylchlorid, Antimonchlorid, Chromylchlorid ꝛc. werden zum C. benutzt. Zur Anwendung von Chlor im

Entstehungszustand dient die Chlormischung: Kaliumchlorat, Kaliumdichromat oder Braunstein mit Salzsäure, auch Chlorkalklösung. Bisweilen muß man die Wirkung unterstützen durch Zusatz geringer Mengen von Chlorüberträgern, wie Jod, Antimonchlorür, Molybdän-, Eisenchlorid ꝛc.

Chlorige Säure $HClO_2$, entsteht aus ihrem Anhydrid, dem Chlortrioxyd ClO_3, und Wasser, bildet eine dunkelgelbe Flüssigkeit, schmeckt ätzend, färbt die Haut gelb, wirkt stark oxydierend und zersetzt sich am Licht. Von ihren Salzen entzündet sich das Bleisalz, welches gelbe Flitter bildet, wenn man es mit Schwefel mengt, bei gelindem Druck (Benutzung zu Zündsätzen).

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorine, soviel wie Chlor.

Chloris, 1) in der griech. Mythologie eine Nymphe, Gemahlin des Zephyros, als Frühlingsgöttin Gefährtin der blumenspendenden Aphrodite, auch der Proserpina, von den Römern mit Flora (s. d.) identifiziert. — 2) Tochter der Niobe und des Amphion, Gemahlin des Neleus, Mutter des Nestor, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyklas unter ihren Geschwistern von Apollons und Artemis' Pfeilen verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die »Bleiche«) hieß.

Chlorit, Mineral aus der Ordnung der Silikate und der Chloritgruppe, deren Glieder sowohl in der äußern Erscheinungsweise als in der chemischen Konstitution und in der Weise ihres Auftretens zwischen Glimmern und Talken stehen. Von erstern sind sie durch den großen Gehalt an Wasser und das Fehlen des Kalis, von den letztern durch den Gehalt an Thonerde unterschieden. Man teilt sie in a) Orthochlorite, deutlich kristallisiert, monoklin, isomorphe Mischungen des Serpentinsilikats $H_4Mg_3Si_2O_9$ und des Amesitsilikats $H_4Mg_2Al_2SiO_9$: Pennin, Klinochlorit, K., Korundophilit, Amesit; b) Leptochlorite, meist dicht, feinkörnig, feinschuppig, basische Magnesium-Aluminiumsilikate mit viel Eisen: Thuringit, Cronstedtit, Stilpnomelan ꝛc. Der C. (Ripidolith) kristallisiert tafelförmig, findet sich meist derb in blätterigen und schuppigen, kamm- und wulstförmigen Aggregaten und als Chloritschiefer, auch nicht selten andern Mineralien in feinen Schuppen ein- und aufgestreut. Er ist lauch- bis schwärzlichgrün, in Kristallen quer auf die Hauptachse grün durchscheinend, perlmutter- bis fettglänzend, in Lamellen durchsichtig und durchscheinend, biegsam, Härte 1—1,5, spez. Gew. 2,78—2,95; häufiges Verwitterungsmineral von Augit und Hornblende. C. findet sich als Chloritschiefer und körnig schuppiges Chloritgestein mit Magneteisen in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Berggießhübel in Sachsen, Reiter und Trümer in Serpentin bildend, auf Erzgängen und in Drusen mancher kristallinischer Silikatgesteine.

Chloritglimmerschiefer, ein sehr viel Chlorit führender Glimmerschiefer (s. d.) von grüner Farbe.

Chloritschiefer, deutlich schieferiges Gestein, wesentlich aus Chloritschuppen und etwas Quarz bestehend, zu denen zuweilen noch Glimmer und Talk treten. Als accessorische Bestandteile sind zu nennen: Magneteisen (oft auch in größern Kristallen), ferner Titaneisen, Bitterspat, seltener Kalkspat, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, Eisenkies, Kupferkies, Gold. Der C. ist meist lauchgrün und weich beim Anfühlen; er findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, Thonglimmerschiefer und Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet, auch wohl dem Gneis eingelagert und bildet ein Glied der kristallinischen Schiefer oder der huronischen Formation (s. d.). In den Salzburger und Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden, im Veltlin u. a. O. in der Schweiz, auch im Ural und in den Staaten Vermont und Massachusetts von Nordamerika ist er sehr verbreitet. Der Verwitterung ist der C. sehr wenig unterworfen; er zerfällt nur langsam in eine lockere, braungrüne, thonige Masse. Chloritoidschiefer hat man ähnliche dunkelgrüne Schiefer aus den Alpen und aus Kanada, welche Chloritoid anstatt Chlorit enthalten, genannt.

Chlorjod, s. Jodchlorid.

Chlorkadmium, soviel wie Kadmiumchlorid.

Chlorkali, soviel wie unterchlorigsaures Kali.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Chlorkalium, soviel wie Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver), ein meist in den Sodafabriken dargestelltes Präparat, welches erhalten wird, wenn man Chlor auf möglichst reinen, vorsichtig gelöschten Kalk mit 6—8 Proz. Feuchtigkeit einwirken läßt. Die Kammern, in welchen das Chlor auf den Kalk einwirken soll, werden aus Sandsteinplatten, Steinzeug oder Backsteinen mit Hilfe von Asphaltkitt konstruiert und mit Teer sorgfältig überzogen. In diesen Kammern breitet man den Kalk auf Hürden in dünner Schicht aus und leitet kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas, welches gewöhnlich aus Salzsäure und Braunstein hergestellt wird (s. Chlor), hinein, bis bei einem Überschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbiert wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors, läßt den nicht absorbierten Rest in eine zweite und dritte Kammer treten (in die der Reihe nach Chlor geleitet wird) und verbindet vor dem Öffnen die Kammer mit dem Schornstein oder mit einem mit Kalkmilch gespeisten Absorptionsturm, in welchen die chlorhaltige Luft aus der Kammer gesaugt wird. Der C. enthält jetzt 25—30 Proz. wirksames Chlor und wird umgeschaufelt und abermals mit Chlor behandelt, um die im Handel übliche Stärke von 35 Proz. zu gewinnen. Den fertigen C. verpackt man sofort bei möglichster Abhaltung des Lichts, namentlich des Sonnenlichts, in Fässer aus scharf getrocknetem Holz, deren Böden nach dem Zuschlagen mit Gips vergossen werden. Hasenclever hat einen Apparat zur Darstellung von C. angegeben, bei welchem mehrere weite horizontale Röhren, die durch vertikale Stutzen verbunden sind, übereinander liegen. Das Kalkhydrat wird durch ein Rührwerk aus einer Röhre in die andre befördert, während der Chlorstrom dem Kalk entgegenströmt. Für die Bildung eines möglichst kräftigen Chlorkalks ist ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt des Kalkhydrats von wesentlicher Bedeutung, auch darf die Temperatur desselben bei der Absorption des Chlors nicht über 50° steigen, um die Bildung von chlorsaurem Kalk zu vermeiden. C. bildet ein weißes, krümeliges, etwas backendes Pulver, welches eigentümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich ganz zerfließt. Mit etwa 10 Teilen Wasser angemacht, löst sich der größte Teil, während Kalkhydrat zurückbleibt; die Lösung reagiert alkalisch, schmeckt herb salzig und enthält die bleichend wirkenden Bestandteile des Chlorkalks. C. zersetzt sich allmählich selbst bei vollkommenem Luftabschluß, viel schneller im Sonnenlicht (unter Entwickelung von Sauerstoff) und an der Luft. An heißen Sommer-

tagen warm in Fässer verpackter C. explodiert bisweilen ohne jede äußere Veranlassung. Beim Aufbewahren verliert C. im ersten Jahr monatlich 0,5—0,9 Proz. wirksames Chlor, und zwar am meisten in den heißen Monaten. Beim Erwärmen zerfällt er sowohl in Substanz als in Lösung in Chlorcalcium und Sauerstoff unter Bildung von etwas chlorsaurem Kalk. Über die Konstitution des Chlorkalks sind die Ansichten noch geteilt. Die Einwirkung des Chlors auf den Ätzkalk geht niemals so weit wie die auf Kalkmilch. Niemals erhält man C. mit mehr als etwa 40 Proz. wirksamem Chlor, und stets tritt bei Behandlung des Chlorkalks mit Wasser Ätzkalk auf. Man nimmt jetzt an, daß der C. nach $CaOCl_2$ zusammengesetzt sei. Aus der Lösung des Chlorkalks entwickeln Säuren unterchlorige Säure, welche sehr kräftig bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch schon die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, viel schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Größere Mengen starker Säuren machen aus dem C. auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entstehen kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia (Chlormagnesia), Zink, Thonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Thonerde zersetzt. Konzentrierte Lösungen von C. liefern beim Erhitzen Sauerstoff und Chlorcalcium; aus verdünnten entwickelt sich kein Sauerstoff, sondern es entsteht chlorsaurer Kalk. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter aber beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. 1 kg C. gibt auf diese Weise 92,4 Lit. Sauerstoff.

Der C. kommt mit sehr verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt zu ermitteln, ist Aufgabe der Chlorometrie (s. d.). C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. Bleichen); er dient außerdem als fäulniswidriges und desinfizierendes Mittel, zur Darstellung von Chloroform, Chlor, Sauerstoff, als oxydierendes Mittel bei der Darstellung von Farbstoffen und andern Präparaten, zum Entfuseln von Branntwein, in der Kattundruckerei zur Erzeugung weißer Muster auf farbigen Geweben, zum Vertreiben von Ratten, Mäusen, Raupen und anderm Ungeziefer ꝛc. Als Arzneimittel benutzt man C. zu Verbandwässern für torpide Geschwüre, bei alten chronischen Fußgeschwüren, auch bei Gangrän, als Einspritzung bei Tripper ꝛc. Vortrefflich hat sich C. auch als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt; in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein. Der C. hat seiner Transportfähigkeit wegen den sogen. **flüssigen C.**, d. h. eine Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, vollständig verdrängt. Wo aber der Transport nicht in Frage kommt, ist das flüssige Präparat viel vorteilhafter. Man erhält dasselbe, indem man gewaschenes Chlor in ein liegendes Faß treten läßt, in welchem Kalkmilch durch eine Flügelwelle stark bewegt wird. Das über dem Spiegel der Flüssigkeit eintretende Gas wird schnell absorbiert; man muß aber die Operation unterbrechen, bevor aller Kalk gelöst ist, auch darf die Flüssigkeit höchstens ein spezifisches Gewicht von 1,14 erreichen, weil sich sonst chlorsaurer Kalk bildet. Flüssiger C. wurde zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellt, aber schon im folgenden Jahr durch den trocknen C. ersetzt. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorknallgas, s. Chlor.

Chlorkobalt, s. Kobaltchlorür.

Chlorkohlenoxyd, s. Karbonylchlorid.

Chlorkohlensäure, soviel wie Chlorameisensäure.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, soviel wie Kupferchlorür und Kupferchlorid.

Chlorlithium, s. Lithium.

Chlormagnesia, soviel wie unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswertes Bleichmittel für zarte Stoffe; vgl. Chlorkalk.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangan, soviel wie Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormerkurspat, soviel wie Quecksilberhornerz.

Chlormetalle (Chloride), Verbindungen der Metalle mit Chlor, finden sich zum Teil in der Natur, wie das Chlornatrium als Steinsalz, das Chlorkalium als Sylvin, das Chlorsilber, Chlorquecksilber ꝛc. Sie entstehen sehr allgemein, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen sogar unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde und besonders leicht bei Gegenwart von Kohle. Leitet man Chlor in die Lösung eines Alkalimetallhydroxyds, so entsteht Chlormetall neben chlorsaurem oder unterchlorigsaurem Alkali. Sehr allgemein bilden sich C. bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Unlösliche C. werden aus Lösungen der betreffenden Metalle durch Salzsäure oder ein lösliches Chlormetall gefällt. Die C. sind feste oder flüssige Körper, meist kristallisierbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele lassen sich sublimieren oder destillieren. Die schwer schmelzbaren hießen früher Hornmetalle (Hornsilber, Hornblei), weil sie nach dem Schmelzen hornartig erstarren, die leicht schmelzbaren wegen ihrer Konsistenz Metallbutter, die flüssigen Metallöle. Wenige C. werden durch Hitze allein zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmern C. heißen Chlorüre, die chlorreichern Chloride; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Oxyden und die Superchlorüre oder Superchloride den Metallsäuren. Sehr viele C. finden ausgedehnteste technische u. medizinische Verwendung, wie Kochsalz, Chlorkalium, Chlormagnesium, Chloreisen, Chlorkupfer, Chlorquecksilber, Chlorsilber, Chlorgold, Chlorplatin ꝛc.

Chlormethyl, soviel wie Methylchlorid.

Chlormonoxyd (Unterchlorigsäureanhydrid) Cl_2O entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Quecksilberoxyd, bildet ein rötlichgelbes Gas, riecht durchdringend chlorähnlich, wirkt sehr heftig auf die Atmungsorgane, wird bei —40° zu einer blutroten, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, explodiert beim Erwärmen und mit Schwefel und Phosphor, zerfällt

im Sonnenlicht in Chlor und Sauerstoff und löst sich leicht in Wasser unter Bildung von unterchloriger Säure.

Chlornatrium, soviel wie Kochsalz.

Chlornatron, soviel wie unterchlorigsaures Natron, Bestandteil des Eau de Javelle (s. d.).

Chlornickel, s. Nickelchlorür.

Chlorodyne, schmerzstillendes Mittel, besteht wesentlich aus Chloroform, Morphium, Hanftinktur, Pfefferminzöl, Spanischpfeffertinktur und Alkohol und wird äußerlich wie innerlich als krampfstillendes Mittel, Diaphoretikum und Stimulans benutzt.

Chloroform (Formyltrichlorid, Trichlormethan) $CHCl_3$, entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf Grubengas oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol, bei der Destillation von Alkohol mit Chlorkalk und bei der Behandlung von Chloral mit Kalilauge. Zur Darstellung des Chloroforms mischt man guten Chlorkalk in einem Destillationsapparat mit Wasser und Weingeist, erwärmt vorsichtig bis auf etwa 50° und unterstützt die Reaktion nur zuletzt durch abermaliges Erwärmen, solange noch C. destilliert. Das erhaltene rohe C. wäscht man mit Wasser und Kalkmilch, trocknet es mit Chlorcalcium und rektifiziert es aus dem Wasserbad unter 70°. Zur Darstellung aus Chloral schüttelt man dieses mit konzentrierter Schwefelsäure und stellt es beiseite, bis es sich in festes Metachloral verwandelt hat. Dies zerreibt man, wäscht es mit Wasser und erwärmt es gelinde mit Natronlauge. Das Metachloral zerfällt sich hierbei in Ameisensäure, die sich mit dem Natron verbindet, und in C., welches man abhebt und rektifiziert, nach: $CCl_3.COH + NaOH = CHCl_3 + CHNaO_2$. 100 Teile Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Teile, nach der ersten Methode nur 70 Teile und weniger reines C. C. bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,525, schmeckt eigentümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich. Es mischt sich mit Alkohol und Äther, löst sich schwer in Wasser und ist schwer entzündlich. Es erstarrt bei —70°, ist sehr flüchtig, siedet bei 61°, reagiert neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und enthält dann Salzsäure, Chlor und giftiges Karbonylchlorid; vor dieser Zersetzung wird es durch geringen Alkoholgehalt geschützt, und das offizinelle C. enthält daher etwa 1 Proz. Alkohol und soll das spez. Gew. 1,488—1,489 besitzen. Das unzersetzte C. bleibt beim Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure farblos, während unreines bräunlich bis braun wird. Alkoholische Kalilauge spaltet C. in Ameisensäure und Salzsäure. Es wirkt stark antiseptisch, beeinflußt aber in der Regel nicht die Enzyme. C. löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Guttapercha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb als Lösungsmittel für die letztern zur Darstellung und Trennung derselben voneinander, zur Reinigung der Guttapercha, zum Quellen von Harzen, welche ohne diese Behandlung in Alkohol und Firnis schwer löslich sind, zur Bereitung von Kautschukfirnis, Zahnplomben, Fruchtäthern; auch ist es als Feuerlöschmittel empfohlen worden. Am häufigsten dient es aber als »anästhetisches Mittel« (s. Betäubende Mittel), indem man die Dämpfe vor chirurgischen Operationen, auch zur Minderung der Schmerzen bei heftigen Neuralgien, bei Krämpfen, Asthma ꝛc. einatmen läßt. Innerlich wird es bei Kolik, Seekrankheit, Säuferwahnsinn, Cholera, Schlaflosigkeit, äußerlich gegen Neuralgien, Zahnschmerz, Ohrenzwang ꝛc. angewandt; es erzeugt Brennen, Rötung und selbst Blasen auf der Haut und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bitter oder schlecht schmeckenden Arzneimittel. Das C. wurde 1831 von Liebig entdeckt; seine jetzige Bedeutung erlangte es durch Simpson, welcher 1848 seine anästhesierende Wirkung erkannte.

Chloroformieren, s. Betäubende Mittel.

Chlorōm, dem Lymphosarkom ähnliche bösartige Geschwulstart, besonders an den Schädelknochen, ist durch einen grünen Farbstoff ausgezeichnet.

Chlorometrie (Chlorimetrie, griech.), die Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor. Nach einer der am häufigsten angewandten Methoden zerreibt man eine abgewogene Menge Chlorkalk mit Wasser, verdünnt die Mischung auf ein bestimmtes Volumen, mißt von der ungeschüttelten Flüssigkeit eine Probe ab und läßt zu derselben aus einer Bürette so lange eine Lösung von arsenigsaurem Natron von bestimmtem Gehalt zufließen, bis das wirksame Chlor des in der Probe enthaltenen Chlorkalks vollständig zur Oxydierung von arseniger Säure verbraucht ist. Man erkennt dies durch Jodkaliumstärkepapier, welches durch Betupfen mit der Lösung nicht mehr gebläut werden darf. Aus der Menge des verbrauchten arsenigsauren Natrons läßt sich der Chlorgehalt des Chlorkalks berechnen. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, welche den Gewichtsprozenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 mm Barometerstand an, welche aus 1 kg Chlorkalk entwickelt werden können. Multipliziert man die französischen Grade mit 0,318 (1 Lit. Chlor wiegt 3,178 g), so erhält man die Prozente. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorophān (Pyrosmaragd), rötlich violetter Flußspat, besonders von Nertschinsk, strahlt beim Erwärmen ein schönes grünes Licht aus.

Chlorophyceen, Grünalgen, s. Algen, S. 364.

Chlorophyll (griech., Blattgrün, Pflanzengrün), der Farbstoff, welcher die grüne Färbung der Gewächse bedingt und stets an das Protoplasma der Pflanzenzelle gebunden erscheint. Letzteres bleibt unverändert zurück, wenn man das C. durch Alkohol oder Äther auszieht, in welchem es sich mit grüner Farbe löst. Plasma und Farbstoff zusammen bilden den Chlorophyllkörper, der bei manchen Algen in Form von Spiralbändern, Ringen, Platten ꝛc. auftritt, bei den meisten übrigen Pflanzen aber linsenartig abgeplattete, rundliche oder polyedrische Körner (die Chlorophyllkörner oder Chloroplasten) bildet; die farblose, aus Eiweißstoffen bestehende Grundlage der Körner besitzt den Bau eines zarten Schwammes, in dessen Maschen der grüne Farbstoff eingelagert ist. Letzterer, das Rohchlorophyll, besteht aus zwei verschiedenen Farbstoffen, dem grünen Reinchlorophyll und dem gelben Xanthophyll, die in optischer und chemischer Beziehung abweichende Eigenschaften haben; schüttelt man eine alkoholische Chlorophyllösung mit Benzin, so findet eine allerdings nicht vollständige Trennung der beiden Pigmente statt, indem das Reinchlorophyll von dem Benzin, das Xanthophyll von dem Alkohol aufgenommen wird; besser gelingt die Trennung mit Kalilauge und Äther. Spektroskopisch zeichnet sich das Reinchlorophyll durch vier

Absorptionsstreifen (einen im Rot und Grün, zwei im Gelb) sowie durch völlige Absorption der blauen und violetten Strahlen aus; das Xanthophyll zeigt dagegen zwei Streifen im Blau und Absorption des Violett; das Spektrum des Rohchlorophylls, wie es in grünen Blättern auftritt, ist somit ein Mischspektrum. Reinchlorophyll gibt mit Alkohol, Äther, Chloroform grüne, prachtvoll rot fluoreszierende Lösungen, während die des Xanthophylls diese Eigenschaft nicht besitzen. In chemischer Beziehung sind die beiden Farbstoffe ebenfalls völlig verschieden, indem das Reinchlorophyll stickstoffhaltig, das Xanthophyll aber stickstofffrei ist. Durch verdünnte Mineralsäuren wird an den Chlorophyllkörnern die sogen. **Hypochlorinreaktion** hervorgerufen, bei welcher braune, oft kristallinisch erstarrende Tropfen aus ihnen austreten; konzentrierte Säuren zerstören das C. unter Bildung von blaugrüner **Phyllocyaninsäure**; dieselbe Zersetzung tritt beim Absterben grüner Pflanzenzellen mit saurem Zellsaft häufig ein. Alkalien, mit denen das C. unter Zersetzung eine salzartige Verbindung (Alkalichlorophyll) eingeht, verhindern das Auftreten der Phyllocyaninsäure, weshalb man Pflanzenauszüge durch kleinere Mengen zugesetzten Ammoniaks lange Zeit grün erhalten kann. Tschirch gibt dem Chlorophyllrest in der rein dargestellten Zinkverbindung die Formel $C_{25}H_{47}N_3O_6$.

In der lebenden Pflanze entstehen die Chlorophyllkörper entweder durch Teilung bereits vorhandener Körner oder aus farblosen plasmatischen Gebilden, den sogen. **Chromatophoren**. Der Chlorophyllfarbstoff bildet sich in letztern nur dann aus, wenn der Pflanze Licht von bestimmter Intensität dargeboten wird; im Dunkeln aufwachsende Pflanzen entwickeln einen gelben, vom Xanthophyll wohl nicht wesentlich verschiedenen Farbstoff, der ebenfalls an die Grundlage von Plasmakörnern gebunden ist und, wie es scheint, durch Beleuchtung direkt in C. übergeht; bringt man eine etiolierte (vergeilte) Pflanze vor ihrem Absterben ans Licht, so ergrünt sie nach kurzer Zeit. Eine Ausnahme machen nur die Keimpflanzen der Nadelhölzer und die Farne, welche in tiefster Dunkelheit ergrünen; auch die Keimblätter mancher Pflanzen (z. B. von Evonymus, Lupinus) ergrünen innerhalb einer nicht durchscheinenden Samenschale. Im allgemeinen bewirken die gelben Strahlen des Lichts bei diffuser Beleuchtung das Ergrünen schneller als die roten und blauen, während in direktem Sonnenlicht das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Zum Ergrünen ist ein bestimmter Temperaturgrad erforderlich, der z. B. für Gerstenkeimlinge nicht unter 4—5°, für Kresse nicht unter 8° hinuntergehen darf; das Optimum der Wirkung liegt bei ca. 35°. Ferner entsteht C. nur bei Gegenwart von Eisensalzen im Nährboden der Pflanze; in eisenfreien Nährstofflösungen erzeugt die Pflanze gelblichweiße Blätter und ergrünt erst auf Zusatz von einigen Tropfen Eisenchlorid; das Eisen gehört trotzdem nicht zur organischen Konstitution des Chlorophyllkorns, da das Reinchlorophyll nach Tschirch sich eisenfrei erweist. Der Chlorophyllfarbstoff lebender Pflanzenzellen wird durch konzentriertes Sonnenlicht bei Vorhandensein von Sauerstoff unter gleichzeitigem Abschluß der Wärmestrahlen zerstört, während die Chlorophyllkörner ihre Form behalten; das Gleiche geschieht mit dem Farbstoff einer alkoholischen Chlorophyllösung. Diese Zerstörung wird durch alle Strahlen des Spektrums, besonders energisch durch die stärker brechbaren Strahlen bewirkt.

Die merkwürdigen Beziehungen der Chlorophyllkörner zum Licht zeigen sich auch in Gestalt- und Lageveränderungen, welche dieselben bei Wechsel der Beleuchtung im Innern der lebenden Pflanzenzelle ausführen. In beschatteten Organen haben die Körner im allgemeinen einen kleinern Durchmesser und größere Dicke, während sie bei Besonnung breiter und zugleich dünner werden. Bei mäßigem Licht sammeln sich die Chlorophyllkörner einer Zelle an den Wänden derselben an, welche dem einfallenden Lichtstrahl zugekehrt sind (**Flächenstellung**), während sie bei intensiver Beleuchtung auf die dem Lichtstrahl parallelen Wandungen gleiten (**Profilstellung**); bei völliger Dunkelheit nehmen die Körner eine Eigenstellung mit verschiedener Verteilungsweise an. Diese sowohl in einfach gebauten Pflanzenteilen, wie Moosblättern, Farnvorkeimen, als auch in Blättern vieler höherer Gewächse nachgewiesenen Ortsveränderungen der Chlorophyllkörner kommen durch Bewegung der Protoplasmakörper infolge von Lichtreiz zu stande. Die Verbreitung des Chlorophylls innerhalb des Pflanzenreichs ist eine sehr allgemeine, indem es allen grün erscheinenden Teilen der höhern und niedern Gewächse in reichlichen Mengen zukommt und nur bei gewissen bleichgefärbten Schmarotzerpflanzen (einigen Orchideen, Cytineen, Hydnoreen, Rafflesiaceen, Balanophoreen, Monotropeen und Ruskuteen) in ganz geringen Spuren auftritt; nur bei sämtlichen Pilzen fehlt es völlig. Ein Quadratmeter Blattfläche von Ricinus enthält etwa 0,88 g C. mit 5 Billionen Körnern. Bisweilen ist die Anwesenheit des Chlorophylls durch andre Farbstoffe maskiert; so enthalten unter den Algen die Florideen einen in Wasser löslichen roten Farbstoff, das Phykoerythrin, die Fukaceen und Diatomeen ein in Alkohol lösliches braungelbes Pigment in ihren Chlorophyllkörpern. Auch in einigen nichtgrünen Schmarotzerpflanzen, wie Neottia und den Orobancheen, finden sich Farbstoffkörper, in denen das C. durch ein braunes Pigment verdeckt wird. In andern Fällen erscheinen chlorophyllhaltige Pflanzenteile nicht grün, weil ihre Zellen neben C. im Zellsaft noch andre Pigmente gelöst führen oder von einer Epidermis mit gefärbtem Inhalt überzogen werden; solche Fälle finden sich häufig bei Gartenzierpflanzen, wie z. B. Atriplex hortensis, Celosia cristata, Amarantus und den dunkel rotblätterigen Varietäten mancher Ziergehölze (Blutbuche). Die rote, bläuliche oder violette Färbung bei manchen im Frühjahr erscheinenden Pflanzenteilen wird als eine Schutzeinrichtung gegen zu starke Lichtwirkung, in andern Fällen auch als Mittel der Erwärmung gedeutet. Die sogen. **Panaschierung** der Blätter beruht dagegen auf einer krankhaften lokalen Nichtausbildung des Chlorophylls in streifen- oder fleckenförmigen Partien der Blattsubstanz.

Die **Bedeutung** des Chlorophyllapparats für das Leben der Pflanze beruht darauf, daß die Assimilation, d. h. die Bildung neuer organischer Substanz aus den Elementen der Kohlensäure und des Wassers, nur innerhalb des Chlorophyllkorns unter Einfluß bestimmter Strahlenarten des Lichts stattzufinden vermag. Das Chlorophyllkorn ist demnach das Organ der Kohlensäurezersetzung in allen grünen Pflanzenteilen (vgl. Ernährung der Pflanzen und Assimilation). Aus diesem Grunde zeigen im Dunkeln gezogene, etiolierte Pflanzen keine Zunahme ihres Trockengewichts, ihre organische Substanz vermehrt sich nicht, sondern nimmt im Gegenteil durch Atmung, d. h. durch Oxydation von Körpersubstanz, beständig ab, wenn nicht vorher Er-

zeugung von C. durch Lichtwirkung und damit die Fähigkeit zu normaler Ernährung herbeigeführt wird. Als erstes sichtbares Produkt der Assimilation wird das Stärkemehl (Amylum) angesehen, welches in Form kleiner Körnchen innerhalb der lebenden Chlorophyllkörper bei hinreichender Beleuchtung auftritt; unter andern bilden sich in stärkefreien Chlorophyllkörpern von Spirogyra im direkten Sonnenlicht schon nach 5 Minuten Amylumkörnchen aus, während dieselben bei Verdunkelung allmählich wieder verschwinden.

Die Gelbfärbung, welche in den Blättern mancher Koniferen oft noch vor Eintritt heftigen Frostes Platz greift, wird dadurch hervorgerufen, daß der grüne Farbstoff infolge der Lichtwirkung zerstört, aber wegen zu niedriger Temperatur nicht neu gebildet wird. In den sich braun färbenden Blättern von Thuja wird das C. in Phyllocyansäure (s. oben) verwandelt, wobei sich die Chlorophyllkörner zu unregelmäßigen Ballen zusammenhäufen und sich von der Zellwand zurückziehen. Die Rotfärbung, welche die Blätter von Sempervivum, Sedum, Mahonia ꝛc. im Winter annehmen, beruht auf dem Auftreten eines im Zellsaft gelösten roten Farbstoffes, der die unveränderten Chlorophyllkörner verdeckt. Werden Pflanzen mit winterlich gefärbten Blättern einer höhern Temperatur ausgesetzt, so ergrünen sie wieder. Bei den im Herbst absterbenden und dabei sich gelb, braun oder rot färbenden, nicht ausdauernden Blättern der Laubbäume findet dagegen eine Regeneration des Chlorophylls niemals statt; es wandern dabei das plasmatische Gerüst der Körner sowie auch der grüne Farbstoff in den Stamm, während das gelbe Xanthophyll in Tropfenform zurückbleibt; gleichzeitig treten nicht selten im Zellsaft rote Farbstoffe (Erythrophyll) auf.

Chlorophyllophyceen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorophyr, älterer Name für die Quarz und Uralit führenden Porphyrite (s. d.) von Quenast und Lessines in Belgien.

Chloroplasten, s. Chlorophyll und Pflanzenzelle.

Chlorops, das Grünauge (s. d.).

Chlorose (Chlorosis), soviel wie Bleichsucht.

Chlorospermeen, Chlorosporeen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorospinell, s. Spinell.

Chlorospiza, der Grünfink.

Chloroxyd, Chlorperoxyd, s. Chlordioxyd.

Chlorphosphor, s. Phosphorchloride.

Chlorplatin, soviel wie Platinchlorid.

Chlorquecksilber, soviel wie Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von übeln Dünsten und Ansteckungsstoffen. Man übergießt einige Pfund auf Teller oder Schüsseln verteilten Braunstein mit der fünffachen Menge Salzsäure und sorgt, daß wenigstens 24 Stunden Thüren und Fenster des betreffenden Raumes fest verschlossen bleiben. Metalle werden von dem Chlor sehr stark angegriffen und müssen entfernt werden. Mit Chlor zu räuchern, während sich Menschen in dem betreffenden Raum aufhalten, ist so gut wie zwecklos, da man in diesem Fall viel zu wenig Chlor entwickeln darf, um eine Wirkung erwarten zu können. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehrere Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2 – 3 Teile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Vgl. Desinfektion.

Chlorsäure $HClO_3$ entsteht (an Kali gebunden) bei der Behandlung einer heißen konzentrierten Lösung von Kalihydrat in Wasser mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali, und aus letzterm scheidet man die C. durch Kieselfluorwasserstoff ab. Die so in Freiheit gesetzte C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, riecht stechend, bleicht das zuerst gerötete Lackmuspapier, zersetzt sich schon bei 40°, wirkt stark oxydierend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben, zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser und wird auch durch Licht zersetzt. Mit den Basen bildet sie die Chlorsäuresalze (Chlorate), welche sämtlich in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen, mit Schwefelsäure gelbe, stark bleichend wirkende Dämpfe von Unterchlorsäure entwickeln und höchst kräftig oxydierend wirken. Die schmelzbaren von ihnen detonieren, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung, und ihre Behandlung erheischt daher große Vorsicht.

Chlorsaurer Baryt $Ba(ClC_3)_2$ wird durch Behandeln von kohlensaurem Baryt mit Chlor oder aus chlorsaurem Natron erhalten, indem man dessen Lösung mit Oxalsäure versetzt, sehr stark abkühlt, filtriert und mit kohlensaurem Baryt neutralisiert. Es bildet farblose, leicht lösliche Kristalle und dient in der Feuerwerkerei zu Grünfeuer.

Chlorsaures Kali $KClO_3$ wird durch Einleiten von Chlor in Kalilauge, in der Technik aber mit Hilfe von Kalk dargestellt. Man leitet Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk und erhält dabei eine Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium. Diese vermischt man siedend heiß mit Chlorkalium, filtriert und bringt die Lösung, welche nun chlorsaures Kali und Chlorcalcium enthält, zur Kristallisation. Das ausgeschiedene rohe chlorsaure Kali wird durch Umkristallisieren gereinigt. Es bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige, perlmutterartig glänzende Kristallblättchen vom spez. Gew. 2,33 — 2,35, schmeckt herb kühlend, löst sich bei 0° in 30 Teilen, bei 15° in 16,5 Teilen, bei 50° in 5 Teilen Wasser; eine gesättigte siedende Lösung enthält auf 100 Teile Wasser 60 Teile Salz; in Alkohol ist es unlöslich, es schmilzt bei 334°, zersetzt sich bei 352° in überchlorsaures Kali und Sauerstoff und hinterläßt bei höherer Temperatur nur Chlorkalium. Mischt man es mit Manganhyperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch und bei viel niedrigerer Temperatur; 100 Teile Salz geben 39,15 Teile Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz entzünden sich bisweilen von selbst, auch durch Einwirkung des Lichts und bei Berührung mit Schwefelsäure; sie explodieren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb darf das chlorsaure Kali niemals mit brennbaren Körpern irgend welcher Art im Mörser zusammengerieben werden, sondern man muß es für sich, am besten mit einigen Tropfen Weingeist, zerreiben und dann auf einem Bogen Papier mit einer Federfahne oder mit dem Finger den andern Pulvern beimischen. Die Lösung des chlorsauren Kalis wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, welche Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydierend. Man benutzt das chlorsaure Kali als oxydierendes und chlorierendes Mittel, zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali, Anilinschwarz,

Alizarin, zu Streichhölzchen, Buntfeuern, Sprengpulvern und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel dient es bei diphtheritischen Prozessen, Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Krupp, bei schlecht eiternden Wunden, als Mundwasser ꝛc. C. K. ist mit großer Vorsicht anzuwenden, es verändert den Blutfarbstoff durch Abgabe von Sauerstoff an denselben und erzeugt Methämoglobin, wodurch die Blutkörperchen ihre Respirationsfähigkeit verlieren. Es scheint schon Glauber bekannt gewesen zu sein, doch wurde es noch später für eine Art Salpeter gehalten, bis Berthollet 1786 die Chlorsäure entdeckte, welche Gay-Lussac 1814 abschied. Das Salz wird jetzt hauptsächlich in England (jährlich ca. 5,5 Mill. kg), weniger in Frankreich (0,55 Mill. kg), Österreich (0,45 Mill. kg), Deutschland (0,30 Mill. kg) dargestellt. Versandt wird es durch die Eisenbahn nur mit den Feuerzügen. Vgl. Jurisch, Die Fabrikation von chlorsaurem Kali und andern Chloraten (Berl. 1888); Mering, Das chlorsaure Kali, seine physiologischen, toxischen und therapeutischen Wirkungen (das. 1885).

Chlorsaures Natron $NaClO_3$, wird wie das Kalisalz erhalten, nur verdampft man zunächst die Lösung der Kalksalze, um das Chlorcalcium, größtenteils durch Kristallisation, zu entfernen, versetzt die verdünnte Lauge dann mit Kalk, entfernt das abgeschiedene Calciumoxychlorid und zersetzt nun die noch gelösten Kalksalze mit schwefelsaurem Natron. Die vom abgeschiedenen schwefelsauren Kalk getrennte Lösung verdampft man stark, um vorhandenes Chlornatrium zu entfernen, und läßt dann kristallisieren. Das chlorsaure Natron bildet farblose, luftbeständige Kristalle, löst sich leicht in Wasser und dient zum Drucken mit Anilinschwarz in der Zeugdruckerei.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, soviel wie Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, soviel wie Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Öl) NCl_3, entsteht bei Einwirkung von Chlor oder unterchloriger Säure auf Salmiaklösung und bildet eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit, riecht eigentümlich stechend, reizt Augen und Nase heftig, ist sehr flüchtig, gefriert selbst bei hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei 71° destillieren. Bei 93—100° explodiert er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist; viel weniger heftig, wenn er völlig trocken ist. C. explodiert aber auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit Phosphor, Arsen, Stickstoffoxydgas, Ätzkali, Ammoniak, fetten und flüchtigen Ölen, Kautschuk. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure. C. wurde 1811 von Dulong entdeckt.

Chlorstrontium, soviel wie Strontiumchlorid.

Chlortetroxyd, s. Chlordioxyd.

Chlortrioxyd (Chlorigsäureanhydrid) Cl_2O_3, entsteht aus chlorsaurem Kali mit Schwefelsäure und arseniger Säure oder mit Metallen, Zucker ꝛc. und Salpetersäure. Es bildet ein dunkel grünlichgelbes Gas, riecht ähnlich wie unterchlorige Säure, reizt Kehle und Lunge stark und wird in der Kälte zu einer dunkel rotbraunen, über 0° explodierenden Flüssigkeit verdichtet, die sich auch im Dunkeln allmählich zersetzt. Das Gas explodiert bei 57° und mit Phosphor und Schwefel. In Wasser löst es sich zu chloriger Säure.

Chlorum solūtum, Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorwasserstoff (Chlorwasserstoffsäure), s. Salzsäure.

Chlorwasserstoffäther, soviel wie Äthylchlorür.

Chlorwismut, s. Wismutchlorid.

Chlorzink, soviel wie Zinkchlorid.

Chlorzinkpaste, s. Canquoinsche Paste.

Chlorzinn, soviel wie Zinnchlorür u. Zinnchlorid.

Chlotar (Chlotachar), Name mehrerer fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Klothildens jüngster Sohn, erhielt 511 bei der Teilung des Reiches den nördlichen Teil mit Soissons. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, ermordete er dessen Söhne im Verein mit Childebert und teilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er 530 gegen die Thüringer; 532 eroberte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, das sie sich teilten; 542 durchzog er mit Childebert den größten Teil Spaniens. Als Theudeberts I. Sohn Theudebald 555 und Childebert 558 starben, erhielt C. deren Reiche und vereinigte so das ganze Frankenreich wieder in einer Hand. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chraum, der sich im Arvernerland empörte, zu Felde ziehen; als er ihn besiegt und gefangen genommen hatte, ließ er ihn mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Konflikt mit der Kirche. Er starb 561; das Reich wurde darauf unter seine vier Söhne geteilt.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundes letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reiches als echten Sohn Chilperichs anerkannt hatten. 593 schlug der junge König den Herzog Wintrio, der als Feldherr Childeberts II. sein Reich angriff. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn 596 Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theudebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Dieselben rächten sich aber nach Fredegundes Tod (597) und zwangen C. 600 durch ihren Sieg bei Dormelles, ihnen den größten Teil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Majordomus Theoderichs, Berthald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Teil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein, wurde aber von Theoderich bei Étampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, welches Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins zum Beistand gegen C. auf; doch wurden dieselben von dem Majordomus Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger, frommer, aber dabei schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, 613 Herr des ganzen Frankenreiches. 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., Chlodwigs II. und Balthildes ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter; sein

Majordomus war der herrschsüchtige Ebroin. Er starb 670, etwa 15 Jahre alt.

4) C. IV., nach einigen Dagoberts II., nach andern Theoderichs III. Sohn, wurde 717 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in der böhm. Bezirksh. Königgrätz, nordwestlich von Königgrätz, am Fuß einer Anhöhe (336 m) gelegen, mit (1890) 283 Einw. 1745 schlug hier Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg sein Lager gegen die Österreicher auf. Ferner bildete C. 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz den Schlüsselpunkt der österreichischen Aufstellung, wurde aber beim Angriff auf den preußischen linken Flügel (Franseckh) entblößt und plötzlich von der zweiten preußischen Armee des Kronprinzen besetzt, wodurch die Schlacht bei Königgrätz (s. d.) für die Österreicher verloren ging.

Chlumecky (spr. -metzki), Johann, Freiherr von, österreich. Minister, geb. 23. März 1834, studierte in Wien die Rechte, trat sodann in den Staatsdienst, ward Staatsanwaltssubstitut in Brünn und nahm 1865 unter Belcredi seinen Abschied, ward aber 1869 von Giskra zum ersten Statthaltereirat (Stellvertreter des Statthalters) in Brünn ernannt, was er bis 1870 blieb. Dann widmete er sich bloß seiner parlamentarischen Thätigkeit als Mitglied der Verfassungspartei im Reichsrat und im mährischen Landtag, bis er 25. Nov. 1871 zum Ackerbauminister im Ministerium Auersperg, 19. Mai 1875 nach Banhans' Rücktritt zum Handelsminister ernannt wurde. 1879 trat er mit dem verfassungstreuen Ministerium Auersperg zurück und war seitdem einer der Führer der Verfassungspartei oder des Klubs der Linken im Reichsrat und im mährischen Landtag. 1885 wurde C. zum zweiten, 1888 zum ersten Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses, 1892 zum Präsidenten der österreichischen Delegation, 1893 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und 1889 in den Freiherrenstand erhoben. Obwohl liberal und verfassungstreu, vermied er doch jedes schroffe Auftreten gegen die Regierung. C. bildete bis zu seiner Wahl zum Präsidenten mit Plener und Heilsberg den Vorstand der Vereinigten Deutschen Linken des österreichischen Parlaments.

Chlumetz, 1) (tschech. Chlumec nad Cidlinou) Stadt in der böhm. Bezirksh. Neubydžow, 216 m ü. M., in waldreicher Gegend an der Cidlina und an den Linien Prag-Mittelwalde und C.-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky mit Park, ein Denkmal des hier gebornen tschechischen Dramatikers Klicpera, eine Zucker-, eine Maschinenfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfsäge, Viehzucht, Teichfischerei und (1890) mit der Garnison 3817 tschech. Einwohner. — 2) Marktflecken in der böhm. Bezirksh. Wittingau, 491 m ü. M. an einem ausgedehnten Teiche gelegen, mit Station der Staatsbahnlinie Wien-Gmünd-Prag, hat ein Schloß des Erzherzogs Franz von Österreich-Este, eine Wallfahrtskapelle, ein Eisenwerk (Josephsthal) und (1890) 1739 tschech. Einwohner.

Chlynow, früherer Name der russ. Stadt Wjatka.

Chmel, Joseph, österreich. Geschichtsforscher, geb. 18. März 1798 in Olmütz, gest. 28. Nov. 1858 in Wien, wurde in Linz und im Benediktinerkonvikt zu Kremsmünster gebildet, trat 1816 in das Chorherrenstift St. Florian, wo er 1826 Stiftsbibliothekar wurde. 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind besonders zu erwähnen: »Materialien zur österreichischen Geschichte« (das. 1832—40, 2 Bde. in 5 Tln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Tle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.); »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (Stuttg. 1844). Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurde C. Leiter der historischen Kommission derselben und gab als solcher das »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen« und Band 1—3 der »Monumenta Habsburgica« (1473—1576) heraus.

Chmelnizkij (Chmielnicki), 1) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der Saporogischen Kosaken, geb. 1593, gest. 25. Aug. 1657, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaw II. Als er aber bei demselben in Ungnade fiel, floh er zu seinen Landsleuten, den Saporogischen Kosaken am Dnjepr, und gelangte bald bei ihnen zu Ansehen. Nach Wladislaws Tode bewog er sie zum Abfall von Polen, wurde selbst zum Hetman gewählt, schlug die polnischen Heere und eroberte sogar Podolien und Wolhynien. 1649 wurde er von Polen als unabhängiger Hetman anerkannt. Da König Kasimir aber wiederholte Versuche machte, die Kosaken wieder zu unterwerfen, schloß C. 1654 mit dem russischen Zaren Alexei einen Vertrag, durch den er die Oberherrschaft desselben anerkannte und sich zur Heeresfolge mit zehn vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die bisherigen Freiheiten und Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. Sein Andenken wird von den Kosaken noch jetzt in hohen Ehren gehalten, und 1873 wurde ihm eine Reiterstatue in Kiew errichtet. Als die Kosaken nach dem Tode seines ältesten Sohnes den jüngern Sohn, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, riet er ihnen von dieser Wahl ab, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Georg wurde dennoch zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kaniew geschlagen. Er versuchte später, seine Würde wiederzuerlangen, fand aber in diesen Kämpfen seinen Untergang. Vgl. Kostomarows Monographie über C. in dessen »Gesammelten Schriften«.

2) Nikolái Iwánowitsch, russ. Dramatiker, besonders Lustspieldichter, geb. 22. (11.) Aug. 1789 in Petersburg, gest. daselbst 20. (8.) Sept. 1846, nahm 1812—13 am Befreiungskrieg teil, trat 1814 in den Staatsdienst, ward 1829 Gouverneur von Smolensk und 1837 von Archangel, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. war zu seiner Zeit als Lustspieldichter von Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Verbesserung er wesentlich beitrug. Er übersetzte die bessern Werke der Franzosen (Regnard, Molière ꝛc.) und schrieb zahlreiche, durch gewandte Sprache ausgezeichnete Lustspiele, von denen sich jedoch keins auf der Bühne erhalten hat. Zu nennen sind: »Das Zarenwort«, »Der russische Faust«, »Die Quarantäne«, »Der Schwätzer«, »Der Unentschiedene«, »Die Lustschlösser« ꝛc. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Petersb. 1849).

Chmielnik, 1) Stadt im russisch-poln. Gouv. Kjelzy, Kreis Stopniza, mit 2 Kirchen, einer Synagoge und (1890) 7349 Einw. (viele Juden). In der Nähe sehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eisengruben. — 2) Stadt im Kreis Litin des russ. Gouv. Podolien, am Bug, mit mehreren griechischen und einer kath. Kirche, einer Synagoge und (1885) 12,228 Einw., die Ackerbau und hauptsächlich Schuhmacherei treiben. C. wird schon im 15. Jahrh. genannt.

Chmielowski (spr. chmje-), Peter, poln. Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1848 in Podolien, studierte in Warschau und Leipzig und übernahm 1881 die Redaktion des Warschauer »Ateneum«. Außer zahlreichen, den gediegenen Kritiker und gewandten Stilisten verratenden Beiträgen für verschiedene Zeitschriften schrieb er: »Die polnischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts« (Warsch. 1885); »Adam Mickiewicz, ein biographisch-litterarischer Abriß (Krak. 1886, 2 Bde.); »Die Frauen bei Mickiewicz, Slowacki und Krasiński« (3. Aufl., das. 1886); »Abriß der polnischen Litteratur in den letzten 20 Jahren« (2. Aufl., das. 1886); »Studien und Skizzen aus der Geschichte der polnischen Litteratur« (das. 1886, 2 Bde.), die Biographie »J. J. Kraszewski« (das. 1888) u. a.

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrh. n. Chr., erhielt vom Kaiser Konstantin das Land zwischen dem Rhein und dem Wasgau, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 abgetreten, ward aber 357 vom Cäsar Julianus bei Straßburg geschlagen und gefangen genommen und starb in Gefangenschaft in den Castris Peregrinis auf dem Cälischen Berg.

Chnum (Chnuphis, Kneph), ein ägypt. Gott mit dem Attribut der Widderhörner oder des Widderkopfes mit seitwärts gehenden Hörnern (s. Abbildung), in späterer Zeit dem Ammon gleichgesetzt, wird in den Inschriften als »Herr der Überschwemmungen«, als »Wasserspender« bezeichnet. Er wurde besonders an den Katarakten von Syene verehrt; doch drang sein Kultus, verschmolzen mit dem des Ammon, der ebenso wie C. widderköpfig dargestellt wurde, auch in die Libysche Wüste bis zur Oase Siwah vor, wo noch heute die Reste eines ansehnlichen Tempels des widderköpfigen Gottes vorhanden sind. Die Begleiterinnen des C. sind die Kataraktengöttinnen Anukis und Satis.

Chnum.

Chnuphis, ägypt. Gottheit, s. Chnum.

Choánen (griech., Choanae narium), die beiden innern Öffnungen der Nasengänge (s. Nase).

Choapa, s. Chuapa.

Choaspes, Fluß, s. Kercha.

Chochól (russ., »Schopf«), Spottname, der den Kleinrussen von den Großrussen beigelegt wird.

Chocim, Festung, s. Chotin.

Choco (spr. tschoko), Landschaft, s. Cáuca 2).

Choctaw (spr. tschokta), nordamerikan. Indianerstamm, s. Tschokta.

Chodau, Stadt in der böhm. Bezirksh. Falkenau, an der Linie Komotau-Eger der Buschtěhrader Bahn und der Lokalbahn C.-Neudek gelegen, hat eine alte Kirche, Braunkohlenbergbau, Porzellanfabrik und (1890) 3855 deutsche Einwohner.

Chodawendikjar, türk. Wilajet in Kleinasien, umfaßt etwa das alte Mysien, Phrygien und das südwestliche Bithynien, d. h. den Nordwesten der Halbinsel im S. des Marmarameeres, und zählt auf etwa 73,000 qkm ca. 1,300,000 Einw. Es zerfällt in fünf Sandschaks: Brussa, Karasi, Ertoghrul, Kiutahia und Afiun-Karahissar. Hauptstadt ist Brussa.

Choden, Bewohner des Böhmerwaldes in der Gegend von Taus, Pfraumberg und Tachau in Böhmen; sie waren ursprünglich nur tschechischen Stammes, später wurden auch deutsche C. angesiedelt.

Choderlos de Laclos, s. Laclos.

Chodkjéwicz (spr. -witsch, Chodkiewic), Jan Karol, poln. Feldherr, geb. 1560, gest. 1621 in Chotin, Sprößling eines angesehenen Geschlechts in Litauen, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland, nahm teil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebellischen Kosaken und zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Feldhetman von Litauen erhoben wurde. 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland, siegte bei Dorpat und Weißenstein über die Schweden, ward dafür Großhetman von Litauen und schlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX., konnte aber den Sieg wegen mangelnden Soldes nicht ausnutzen. 1611 schloß er mit den Schweden einen Waffenstillstand und ward von Siegmund III. zur Fortsetzung des Krieges mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius begonnen hatten; die schlechte Disziplin des Heeres, die er mit aller Mühe nur wenig verbessern konnte, zwang ihn jedoch, Moskau, das er besetzt hielt, zu verlassen und in Rußland umherzuziehen, bis ihm der Vertrag von Dywlin (1618) freien Rückzug nach Polen gestattete. 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und blieb in mehreren Treffen Sieger. Sein Leben beschrieb Naruszewicz (neue Aufl., Leipz. 1837).

Chodorów, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Bobrka, an der Staatsbahnlinie Lemberg-Czernowitz, in der Nähe von Teichen gelegen, mit Bezirksgericht, Gipsbrennerei, Ölerzeugung u. (1890) 3050 poln. Einw.

Chodowiecki (spr. -wjetzki), 1) Daniel Nikolaus, Maler und Kupferstecher, geb. 16. Okt. 1726 in Danzig, gest. 7. Febr. 1801 in Berlin, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, lernte dann als Kaufmann in Danzig und Berlin, jede müßige Stunde für seine Kunst benutzend. In der Folge gab er das Handelsfach ganz auf, machte bedeutende Fortschritte im Zeichnen und in der Komposition, wobei er sich in der Zeichnung an die Werke von Watteau und Boucher, in der Malerei an die Berliner Künstler Haid und Rode hielt, malte dabei fortwährend in Miniatur, versuchte sich 1756 auch im Radieren, lieferte mehrere kleine geätzte Blätter und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für den von ihr herausgegebenen Kalender zu fertigen. Da sich die Aufträge häuften, gab er die Miniaturmalerei ganz auf. Seit 1764 Rektor, seit 1788 Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, wurde er 1793 zu deren wirklichem Direktor ernannt. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maß; es erschien fast kein

künstlerisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eignem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Zieten vor dem König sitzend; 12 Blätter zu »Minna von Barnhelm«; 12 Blätter zum »Don Quichotte«; die Blätter zu Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«; 12 Blätter zum »Landprediger von Wakefield«; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaires Schriften; 6 Blätter zu Schillers »Räubern«; 12 Blätter zu Yoriks »Empfindsamer Reise«; 12 Blätter zu Shakespeares »Heinrich IV.«; 12 Blätter zum »Hamlet«; 12 Blätter brandenburgische Kriegsszenen; 12 Blätter zu Shakespeares »Lustigen Weibern von Windsor«; 12 Blätter zu »Coriolanus«; 12 Blätter zu Shakespeares »Sturm«; 12 Blätter zu »Macbeth«; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Kosegartens »Clarissa«; 6 Blätter zur »Luise« von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 3 Blätter zur Geschichte Peters d. Gr.; 12 Blätter Modethorheiten u. a. C. ist wegen der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er Figuren seiner Zeit darstellte, als der Gründer einer neuen Kunstgattung zu betrachten und in der naiven Unbefangenheit seiner Darstellung der Vorläufer der realistischen Genre- und Charaktermalerei des 19. Jahrh. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Überall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spott geißelt, und dies alles auf kleinem Raum. In kleinern Vignetten war er glücklicher als in größern Versuchen, und in der ihm eigentümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wahrer und lebendiger als in den idealen Darstellungen. Die Berliner Akademie besitzt 100 Tusch- und Federzeichnungen des Meisters, darstellend seine Reise nach Danzig, mit Laune und Liebe entworfene Blätter (in Lichtdruck hrsg. Berl. 1882). Es gibt von ihm auch einzelne (unbedeutende) Ölbilder, deren zwei das Berliner Museum besitzt. Vgl. Jacobi, Verzeichnis von Chodowieckis sämtlichen Kupferstichen (Leipz. 1814); W. Engelmann, Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche (daf. 1857, Nachträge 1860); F. Meyer, Daniel C., der Peintre-Graveur (Berl. 1887). Eine Auswahl seiner Stiche und Radierungen in Lichtdruck erschien 1882 (136 Stiche) und 1885 (135 Stiche) in Berlin.

2) Gottfried, Maler und Kupferstecher, Bruder des vorigen, geb. 11. Juli 1728 in Danzig, gest. 1781, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden und Pferdestücke, und radierte mehreres teils nach eigner, teils nach seines Bruders Erfindung.

3) Wilhelm, Kupferstecher, Sohn von C. 1), geb. 1765, gest. 1805, arbeitete, von seinem Vater gebildet, als Kupferstecher zu Berlin in dessen Manier mit solchem Erfolg, daß jener des Sohnes frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte.

Chodscha Saleh, Dorf in Bochara, links am Amu Darja und an der Straße von Balch nach der Stadt Bochara, war 1886 Sitz der russisch-engl. Kommission zur Regulierung der Nordgrenze Afghanistans.

Chodshent, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (22,802,6 qkm [410 QM.] mit 246,700 Einw.) im Sir Darja-Distrikt des russ. Generalgouvernements Turkistan, nahe dem Einfluß des Chodscha Bakargan in den Sir Darja, unter 40° 17′ nördl. Br., 256 m ü. M., hat eine doppelte Mauer, eine Citadelle, 202 Moscheen, 24 Medressen, 40 Schulen, einen großen Bazar, ausgezeichnete Seidenspinnereien und (1885) 34,800 Einw., meist Tadschik, Uzbeken und Russen. Die Stadt ist von Gärten umgeben, leidet aber an Wassermangel und hat ein ungesundes Klima. — C. gilt für die älteste Stadt ganz Zentralasiens. Es bildete mit Dschisak und Ura Tjube und deren Umgebung eine selbständige Herrschaft, die zeitweise von unabhängigen Beks regiert wurde. Der hervorragendste unter diesen ist der Uzbeke Al Buta-Bek zu Anfang des 18. Jahrh. Er befestigte die Stadt und besserte die Citadelle aus. Den Gulbach, die Wohnstätte der Beks, erbaute Schadman-Bek. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde C. von dem Beherrscher von Choland, Alim-Chan, genommen und verlor seitdem seine Selbständigkeit; bald hatten es die Chokander, bald die Bocharen in Besitz, bis es 5. Juni 1865 von den Russen besetzt wurde.

Chodziesen, s. Kolmar.

Chodzko, 1) Ignacy, poln. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1795 zu Zabloczyzna in Litauen, gest. 1. Aug. 1861, studierte 1811—14 in Wilna und schrieb zuerst Oden und anakreontische Lieder im »klassischen Stil«. Später veröffentlichte er eine Reihe von trefflichen Schilderungen der litauischen Zustände, welche unter den Titeln: »Litauische Bilder« (Wilna 1840—62, 13 Bde. in 6 Serien) und »Litauische Überlieferungen« (daf. 1852—58, 4 Serien) erschienen. Einiges davon findet sich, ins Deutsche übersetzt, in Woyckes »Sitten- und Charakterbildern aus Polen und Litthauen« (Berl. 1862, 2 Tle.).

2) Leonard, poln. Geschichtschreiber, geb. 6. Nov. 1800 in Oborel an der Beresina (Gouv. Wilna), gest. 12. März 1871 in Poitiers, studierte in Wilna, wurde 1819 Sekretär des Fürsten Ogiński, mit dem er große Reisen machte, und ließ sich 1826 in Paris nieder. In der Julirevolution (1830) focht er auf seiten der Liberalen und ward Lafayettes Adjutant. Zuletzt war er Bibliothekar im Unterrichtsministerium. Ch. veröffentlichte in polnischer und französischer Sprache eine große Anzahl biographischer, historischer und geographischer Schriften, unter denen »La Pologne historique, littéraire, monumentale et pittoresque« (Par. 1835—36, 3 Bde.) und seine illustrierte »Histoire populaire de la Pologne« (daf. 1835) zahlreiche Auflagen erlebten.

3) Alexander, poln. Schriftsteller und Sprachgelehrter, geb. 11. Juli 1804 zu Strzywicze in Litauen, gest. 20. Dez. 1891 in Juvisy, studierte zu Wilna, wo er innige Freundschaft mit Mickiewicz schloß, darauf an der orientalischen Akademie zu Petersburg, war dann 1829—41 russischer Konsul in der persischen Stadt Rescht am Kaspischen Meer und begab sich von da 1842 nach Paris, wo er 1858 an Mickiewicz' Stelle die Professur der slawischen Litteratur am Collège de France erhielt, die er bis 1884 bekleidete. C. veröffentlichte (1829) romantische Balladen und Übersetzungen neugriechischer Gedichte, die poetische Erzählung »Derar«, Übersetzungen persischer Romane und Dramen (»Théâtre persan«, Par. 1878) sowie altslawischer Legenden (»Légendes slaves du moyen-âge«, daf. 1859), ferner in französischer und englischer Sprache wissenschaftliche Werke über persische Poesie und Grammatik (»Grammaire persane«, daf. 1852,

Blasen wie Spanische Fliegen; auch gegen Seekrankheit und als Ätzmittel ist es empfohlen worden und vielfach Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.) gewesen. Lange fortgesetzter unmäßiger Chloralgenuß erzeugt chronische Chloralvergiftung (Chloralismus) mit Verdauungsstörungen, Hautaffektionen, Atemnot, Neuralgien, peripherischen Lähmungen und zunehmender Körper- und Geistesschwäche. Sehr starke Dosen bewirken Anästhesie, Verlust der Reflexe und eventuell Tod durch Lähmung des Herzens und des Atmungszentrums. Zu Strychnin steht C. in auffälligem Antagonismus, die fünf- bis sechsfach tödliche Strychnindosis läßt sich bei Darreichung von C. überwinden, während umgekehrt Strychnin bei Chloralvergiftung wirkungslos ist. C. wird zum allergrößten Teil als Urochloralsäure durch den Harn ausgeschieden, und seine Wirkung auf den Organismus scheint ihm eigentümlich zu sein (nicht auf Chloroformbildung zu beruhen). In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservierung von Eiweiß und Eigelb. Das C. wurde 1832 von Liebig entdeckt, blieb aber ohne praktisches Interesse, bis Liebreich 1869 seine Anwendung als anästhetisches Mittel versuchte und dabei die vortreffliche einschläfernde Wirkung des Chloralhydrats erkannte. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chloralformamid (fälschlich Chloralamid genannt) $C_3H_4Cl_3O_2$ oder $CCl_3.CH.OH.NH.CHO$ entsteht aus Chloral und Formamid, bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt etwas bitter, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol, schmilzt bei 115° und zerfällt beim Destillieren durch Wasser bei 60°, leichter durch Alkalien in Chloral und Formamid. Dieselbe Zersetzung erleidet das C. wohl auch im Blut, so daß sich seine schlafmachende Wirkung leicht erklärt. Vor dem Chloralhydrat besitzt es den Vorzug, daß es Atmung und Herztätigkeit nicht beeinflußt, den Blutdruck nicht herabsetzt und die Verdauung nicht beeinträchtigt. Die schlafmachende Wirkung ist indes keine ganz sichere, der Schlaf tritt erst nach ½—3 Stunden ein und dauert 2—8 Stunden.

Chloralhydrat, **Chloralismus** s. Chloral.

Chloralkali, unterchlorigsaures Kali oder Natron.

Chloralum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, soviel wie Aluminiumchlorid.

Chloralurethan, s. Urethan.

Chlorameisensäure (Chlorkohlensäure) $CClHO_2$ oder Cl.COOH, nur in Form ihrer Ester bekannt, welche bei Einwirkung von Karbonylchlorid auf Alkohol entstehen. Es sind flüchtige Flüssigkeiten, die mit Wasser in Alkohol, Kohlensäure und Salzsäure zerfallen. Das Amid (Harnstoffchlorid) $Cl.CONH_2$ entsteht aus Ammoniumchlorid und Karbonylchlorid, riecht stechend, schmilzt bei 50°, siedet bei 61° und wird durch Feuchtigkeit schnell zersetzt.

Chlorammonium, soviel wie Ammoniumchlorid.

Chloranil (Tetrachlorchinon) $C_6Cl_4O_2$ entsteht bei Behandlung von Phenol mit chlorsaurem Kali und Salzsäure, bildet goldglänzende Schuppen, löst sich in heißem Alkohol, leichter in Äther, nicht in Wasser, sublimiert bei 150°, ohne zu schmelzen, löst sich in Kalilauge mit roter Farbe zu chloranilsaurem Kali und dient zur Herstellung von Teerfarbstoffen. Das Chloranilviolett, welches dem Methylviolett nahe steht, bildet sich bei Einwirkung von C. auf Dimethylanilin.

Chloranthaceen, kleine, etwa 40 Arten umfassende dikotyle, in den Tropen und Subtropen einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperalen, zunächst mit den Piperaceen verwandt, von denen sie sich durch die Anheftung der Samenknospen unterscheidet; Kräuter und Sträucher mit gegenständigen Blättern, Nebenblättern und in Ähren oder Trugdolden stehenden Blüten.

Chloranthie, s. Vergrünung.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Gattung aus der Familie der Chloranthaceen, holzige Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in Ähren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, wächst in den Bergwäldern Javas, seine kampferartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende Wurzel wird arzneilich benutzt. Die wohlriechenden Blüten (Chulan) dienen in China zum Parfümieren des Thees.

Chlorantimon, soviel wie Antimonchlorid.

Chlorarsen, soviel wie Arsenchlorid.

Chlorate, soviel wie Chlorsäuresalze, z. B. Kaliumchlorat, chlorsaures Kali.

Chloräther, s. Salzäther.

Chloräthyl (leichter Salzäther), soviel wie Äthylchlorid.

Chloräthyliden, soviel wie Äthylidenchlorid.

Chlorätpulver, Explosivstoffe, welche als wesentlichen Bestandteil Kaliumchlorat enthalten, sehr brisant und sehr gefährlich sind; man benutzt sie fast nur zu Zündmitteln. Die bekanntesten C. sind: Armstrongs Mischung, Augendres und Bertholletes Schießpulver.

Chlorbarium, soviel wie Bariumchlorid.

Chlorbereitungsrückstände, s. Chlor.

Chlorblei, soviel wie Bleichlorid, als Mineral soviel wie Bleihornerz.

Chlorcalcium, soviel wie Calciumchlorid.

Chlorcyan, s. Cyanchlorid.

Chlordioxyd (Chlortetroxyd, Chloroxyd, Chlorperoxyd, Unterchlorsäureanhydrid) ClO_2, entsteht aus chlorsaurem Kali und konzentrierter Schwefelsäure, indem die frei gewordene Chlorsäure sofort in Überchlorsäure, C. und Wasser zerfällt. Es bildet ein grüngelbes Gas, riecht salpetrigen Dämpfen ähnlich, explodiert bei 60° und mit Schwefel, Phosphor, Zucker, zersetzt sich am Tageslicht und wird durch Kälte zu einer rotbraunen, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, die bei —79° kristallinisch erstarrt. Wasser löst C. zu einer rotgelben Flüssigkeit, welche nicht sauer reagiert, oxydierend wirkt und mit Basen chlorsaure und chlorigsaure Salze bildet.

Chloreisen, soviel wie Eisenchlorür u. Eisenchlorid.

Chlorgold, soviel wie Goldchlorid.

Chlorhydrat, s. Chlor.

Chlorhydrine, gechlorte Alkohole, welche durch direkte Vereinigung von Kohlenwasserstoffen C_nH_{2n} mit unterchloriger Säure ClOH (Äthylen $CH_2.CH_2$ gibt Äthylenchlorhydrin $CH_2Cl.CH_2.OH$) und bei Einwirkung von Salzsäure auf mehratomige Alkohole, z. B. Äthylenalkohol, entstehen:

$$C_2H_4.OH.OH + HCl = CH_2Cl.CH_2.OH.$$

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorieren, einen Körper mit geeigneten Mitteln behandeln, um ihn in ein Chlorid zu verwandeln oder Chlor in sein Molekül einzuführen. Häufig läßt man freies Chlor auf die trockne oder gelöste Substanz einwirken. Auch Salzsäure, die Phosphorchloride, Sulfurylchlorid, Antimonchlorid, Chromylchlorid ꝛc. werden zum C. benutzt. Zur Anwendung von Chlor im

Entstehungszustand dient die Chlormischung: Kaliumchlorat, Kaliumdichromat oder Braunstein mit Salzsäure, auch Chlorkalklösung. Bisweilen muß man die Wirkung unterstützen durch Zusatz geringer Mengen von Chlorüberträgern, wie Jod, Antimonchlorür, Molybdän-, Eisenchlorid ꝛc.

Chlorige Säure $HClO_2$, entsteht aus ihrem Anhydrid, dem Chlortrioxyd ClO_3, und Wasser, bildet eine dunkelgelbe Flüssigkeit, schmeckt ätzend, färbt die Haut gelb, wirkt stark oxydierend und zersetzt sich am Licht. Von ihren Salzen entzündet sich das Bleisalz, welches gelbe Flitter bildet, wenn man es mit Schwefel mengt, bei gelindem Druck (Benutzung zu Zündsätzen).

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorīne, soviel wie Chlor.

Chloris, 1) in der griech. Mythologie eine Nymphe, Gemahlin des Zephyros, als Frühlingsgöttin Gefährtin der blumenspendenden Aphrodite, auch der Proserpina, von den Römern mit Flora (s. d.) identifiziert. — 2) Tochter der Niobe und des Amphion, Gemahlin des Neleus, Mutter des Nestor, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyklas unter ihren Geschwistern von Apollons und Artemis' Pfeilen verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die »Bleiche«) hieß.

Chlorīt, Mineral aus der Ordnung der Silikate und der Chloritgruppe, deren Glieder sowohl in der äußern Erscheinungsweise als in der chemischen Konstitution und in der Weise ihres Auftretens zwischen Glimmern und Talken stehen. Von erstern sind sie durch den großen Gehalt an Wasser und das Fehlen des Kalis, von den letztern durch den Gehalt an Thonerde unterschieden. Man teilt sie in a) Orthochlorite, deutlich kristallisiert, monoklin, isomorphe Mischungen des Serpentinsilikats $H_4Mg_3Si_2O_9$ und des Amesitsilikats $H_4Mg_2Al_2SiO_9$: Pennin, Klinochlorit, C., Korundophilit, Amesit; b) Leptochlorite, meist dicht, feinkörnig, feinschuppig, basische Magnesium-Aluminiumsilikate mit viel Eisen: Thuringit, Cronstedtit, Stilpnomelan ꝛc. Der C. (Ripidolith) kristallisiert tafelförmig, findet sich meist derb in blätterigen und schuppigen, kamm- und wulstförmigen Aggregaten und als Chloritschiefer, auch nicht selten andern Mineralien in feinen Schuppen ein- und aufgestreut. Er ist lauch- bis schwärzlichgrün, in Kristallen quer auf die Hauptachse grün durchscheinend, perlmutter- bis fettglänzend, in Lamellen durchsichtig und durchscheinend, biegsam, Härte 1—1,5, spez. Gew. 2,78—2,95; häufiges Verwitterungsmineral von Augit und Hornblende. C. findet sich als Chloritschiefer und körnig schuppiges Chloritgestein mit Magneteisen in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Berggießhübel in Sachsen, Reiter und Trümer in Serpentin bildend, auf Erzgängen und in Drusen mancher kristallinischer Silikatgesteine.

Chloritglimmerschiefer, ein sehr viel Chlorit führender Glimmerschiefer (s. d.) von grüner Farbe.

Chloritschiefer, deutlich schieferiges Gestein, wesentlich aus Chloritschuppen und etwas Quarz bestehend, zu denen zuweilen noch Glimmer und Talk treten. Als accessorische Bestandteile sind zu nennen: Magneteisen (oft auch in größern Kristallen), ferner Titaneisen, Bitterspat, seltener Kalkspat, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, Eisenkies, Kupferkies, Gold. Der C. ist meist lauchgrün und weich beim Anfühlen; er findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, Thonglimmerschiefer und Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet, auch wohl dem Gneis eingelagert und bildet ein Glied der kristallinischen Schiefer oder der huronischen Formation (s. d.). In den Salzburger und Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden, im Veltlin u. a. O. in der Schweiz, auch im Ural und in den Staaten Vermont und Massachusetts von Nordamerika ist er sehr verbreitet. Der Verwitterung ist der C. sehr wenig unterworfen; er zerfällt nur langsam in eine lockere, braungrüne, thonige Masse. Chloritoidschiefer hat man ähnliche dunkelgrüne Schiefer aus den Alpen und aus Kanada, welche Chloritoid anstatt Chlorit enthalten, genannt.

Chlorjod, s. Jodchlorid.

Chlorkadmium, soviel wie Kadmiumchlorid.

Chlorkali, soviel wie unterchlorigsaures Kali.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Chlorkalium, soviel wie Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver), ein meist in den Sodafabriken dargestelltes Präparat, welches erhalten wird, wenn man Chlor auf möglichst reinen, vorsichtig gelöschten Kalk mit 6—8 Proz. Feuchtigkeit einwirken läßt. Die Kammern, in welchen das Chlor auf den Kalk einwirken soll, werden aus Sandsteinplatten, Steinzeug oder Backsteinen mit Hilfe von Asphaltkitt konstruiert und mit Teer sorgfältig überzogen. In diesen Kammern breitet man den Kalk auf Hürden in dünner Schicht aus und leitet kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas, welches gewöhnlich aus Salzsäure und Braunstein hergestellt wird (s. Chlor), hinein, bis bei einem Überschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbiert wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors, läßt den nicht absorbierten Rest in eine zweite und dritte Kammer treten (in die der Reihe nach Chlor geleitet wird) und verbindet vor dem Öffnen die Kammer mit dem Schornstein oder mit einem mit Kalkmilch gespeisten Absorptionsturm, in welchen die chlorhaltige Luft aus der Kammer gesaugt wird. Der C. enthält jetzt 25—30 Proz. wirksames Chlor und wird umgeschaufelt und abermals mit Chlor behandelt, um die im Handel übliche Stärke von 35 Proz. zu gewinnen. Den fertigen C. verpackt man sofort bei möglichster Abhaltung des Lichts, namentlich des Sonnenlichts, in Fässer aus scharf getrocknetem Holz, deren Böden nach dem Zuschlagen mit Gips vergossen werden. Hasenclever hat einen Apparat zur Darstellung von C. angegeben, bei welchem mehrere weite horizontale Röhren, die durch vertikale Stutzen verbunden sind, übereinander liegen. Das Kalkhydrat wird durch ein Rührwerk aus einer Röhre in die andre befördert, während der Chlorstrom dem Kalk entgegenströmt. Für die Bildung eines möglichst kräftigen Chlorkalks ist ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt des Kalkhydrats von wesentlicher Bedeutung, auch darf die Temperatur desselben bei der Absorption des Chlors nicht über 50° steigen, um die Bildung von chlorsaurem Kalk zu vermeiden. C. bildet ein weißes, krümeliges, etwas backendes Pulver, welches eigentümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich ganz zerfließt. Mit etwa 10 Teilen Wasser angemacht, löst sich der größte Teil, während Kalkhydrat zurückbleibt; die Lösung reagiert alkalisch, schmeckt herb salzig und enthält die bleichend wirkenden Bestandteile des Chlorkalks. C. zersetzt sich allmählich selbst bei vollkommenem Luftabschluß, viel schneller im Sonnenlicht (unter Entwickelung von Sauerstoff) und an der Luft. An heißen Sommer-

tagen warm in Fässer verpackter C. explodiert bisweilen ohne jede äußere Veranlassung. Beim Aufbewahren verliert C. im ersten Jahr monatlich 0,5—0,9 Proz. wirksames Chlor, und zwar am meisten in den heißen Monaten. Beim Erwärmen zerfällt er sowohl in Substanz als in Lösung in Chlorcalcium und Sauerstoff unter Bildung von etwas chlorsaurem Kalk. Über die Konstitution des Chlorkalks sind die Ansichten noch geteilt. Die Einwirkung des Chlors auf den Ätzkalk geht niemals so weit wie die auf Kalkmilch. Niemals erhält man C. mit mehr als etwa 40 Proz. wirksamem Chlor, und stets tritt bei Behandlung des Chlorkalks mit Wasser Ätzkalk auf. Man nimmt jetzt an, daß der C. nach $CaOCl_2$ zusammengesetzt sei. Aus der Lösung des Chlorkalks entwickeln Säuren unterchlorige Säure, welche sehr kräftig bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch schon die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, viel schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Größere Mengen starker Säuren machen aus dem C. auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entstehen kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia (Chlormagnesia), Zink, Thonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Thonerde zersetzt. Konzentrierte Lösungen von C. liefern beim Erhitzen Sauerstoff und Chlorcalcium; aus verdünnten entwickelt sich kein Sauerstoff, sondern es entsteht chlorsaurer Kalk. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter aber beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. 1 kg C. gibt auf diese Weise 92,4 Lit. Sauerstoff.

Der C. kommt mit sehr verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt zu ermitteln, ist Aufgabe der Chlorometrie (s. d.). C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. Bleichen); er dient außerdem als fäulniswidriges und desinfizierendes Mittel, zur Darstellung von Chloroform, Chlor, Sauerstoff, als oxydierendes Mittel bei der Darstellung von Farbstoffen und andern Präparaten, zum Entfuseln von Branntwein, in der Kattundruckerei zur Erzeugung weißer Muster auf farbigen Geweben, zum Vertreiben von Ratten, Mäusen, Raupen und anderm Ungeziefer ꝛc. Als Arzneimittel benutzt man C. zu Verbandwässern für torpide Geschwüre, bei alten chronischen Fußgeschwüren, auch bei Gangrän, als Einspritzung bei Tripper ꝛc. Vortrefflich hat sich C. auch als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt; in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein. Der C. hat seiner Transportfähigkeit wegen den sogen. **flüssigen C.**, d. h. eine Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, vollständig verdrängt. Wo aber der Transport nicht in Frage kommt, ist das flüssige Präparat viel vorteilhafter. Man erhält dasselbe, indem man gewaschenes Chlor in ein liegendes Faß treten läßt, in welchem Kalkmilch durch eine Flügelwelle stark bewegt wird. Das über dem Spiegel der Flüssigkeit eintretende Gas wird schnell absorbiert; man muß aber die Operation unterbrechen, bevor aller Kalk gelöst ist, auch darf die Flüssigkeit höchstens ein spezifisches Gewicht von 1,14 erreichen, weil sich sonst chlorsaurer Kalk bildet. Flüssiger C. wurde zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellt, aber schon im folgenden Jahr durch den trocknen C. ersetzt. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorknallgas, s. Chlor.

Chlorkobalt, s. Kobaltchlorür.

Chlorkohlenoxyd, s. Karbonylchlorid.

Chlorkohlensäure, soviel wie Chlorameisensäure.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, soviel wie Kupferchlorür und Kupferchlorid.

Chlorlithium, s. Lithium.

Chlormagnesia, soviel wie unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswertes Bleichmittel für zarte Stoffe; vgl. Chlorkalk.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangan, soviel wie Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormerkurspat, soviel wie Quecksilberhornerz.

Chlormetalle (Chloride), Verbindungen der Metalle mit Chlor, finden sich zum Teil in der Natur, wie das Chlornatrium als Steinsalz, das Chlorkalium als Sylvin, das Chlorsilber, Chlorquecksilber ꝛc. Sie entstehen sehr allgemein, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen sogar unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde und besonders leicht bei Gegenwart von Kohle. Leitet man Chlor in die Lösung eines Alkalimetallhydroxyds, so entsteht Chlormetall neben chlorsaurem oder unterchlorigsaurem Alkali. Sehr allgemein bilden sich C. bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Unlösliche C. werden aus Lösungen der betreffenden Metalle durch Salzsäure oder ein lösliches Chlormetall gefällt. Die C. sind feste oder flüssige Körper, meist kristallisierbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele lassen sich sublimieren oder destillieren. Die schwer schmelzbaren hießen früher **Hornmetalle** (Hornsilber, Hornblei), weil sie nach dem Schmelzen hornartig erstarren, die leicht schmelzbaren wegen ihrer Konsistenz **Metallbutter**, die flüssigen **Metallöle**. Wenige C. werden durch Hitze allein zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmern C. heißen **Chlorüre**, die chlorreichern **Chloride**; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Oxyden und die **Superchlorüre** oder **Superchloride** den Metallsäuren. Sehr viele C. finden ausgedehnteste technische u. medizinische Verwendung, wie Kochsalz, Chlorkalium, Chlormagnesium, Chloreisen, Chlorkupfer, Chlorquecksilber, Chlorsilber, Chlorgold, Chlorplatin ꝛc.

Chlormethyl, soviel wie Methylchlorid.

Chlormonoxyd (Unterchlorigsäureanhydrid) Cl_2O entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Quecksilberoxyd, bildet ein rötlichgelbes Gas, riecht durchdringend chlorähnlich, wirkt sehr heftig auf die Atmungsorgane, wird bei —40° zu einer blutroten, höchst explosiven Flüssigkeit verdichtet, explodiert beim Erwärmen und mit Schwefel und Phosphor, zerfällt

im Sonnenlicht in Chlor und Sauerstoff und löst sich leicht in Wasser unter Bildung von unterchloriger Säure.

Chlornatrium, soviel wie Kochsalz.

Chlornatron, soviel wie unterchlorigsaures Natron, Bestandteil des Eau de Javelle (s. d.).

Chlornickel, s. Nickelchlorür.

Chlorodyne, schmerzstillendes Mittel, besteht wesentlich aus Chloroform, Morphium, Hanftinktur, Pfefferminzöl, Spanischpfeffertinktur und Alkohol und wird äußerlich wie innerlich als krampfstillendes Mittel, Diaphoretikum und Stimulans benutzt.

Chloroform (Formyltrichlorid, Trichlormethan) $CHCl_3$, entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf Grubengas oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol, bei der Destillation von Alkohol mit Chlorkalk und bei der Behandlung von Chloral mit Kalilauge. Zur Darstellung des Chloroforms nimmt man guten Chlorkalk in einem Destillationsapparat mit Wasser und Weingeist, erwärmt vorsichtig bis auf etwa 50° und unterstützt die Reaktion nur zuletzt durch abermaliges Erwärmen, solange noch C. destilliert. Das erhaltene rohe C. wäscht man mit Wasser und Kalkmilch, trocknet es mit Chlorcalcium und rektifiziert es aus dem Wasserbad unter 70°. Zur Darstellung aus Chloral schüttelt man dieses mit konzentrierter Schwefelsäure und stellt es beiseite, bis es sich in festes Metachloral verwandelt hat. Dies zerreibt man, wäscht es mit Wasser und erwärmt es gelinde mit Natronlauge. Das Metachloral zersetzt sich hierbei in Ameisensäure, die sich mit dem Natron verbindet, und in C., welches man abhebt und rektifiziert, nach: $CCl_3.COH + NaOH = CHCl_3 + CHNaO_2$. 100 Teile Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Teile, nach der ersten Methode nur 70 Teile und weniger reines C. C. bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,525, schmeckt eigentümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich. Es mischt sich mit Alkohol und Äther, löst sich schwer in Wasser und ist schwer entzündlich. Es erstarrt bei —70°, ist sehr flüchtig, siedet bei 61°, reagiert neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und enthält dann Salzsäure, Chlor und giftiges Karbonylchlorid; vor dieser Zersetzung wird es durch geringen Alkoholgehalt geschützt, und das offizinelle C. enthält daher etwa 1 Proz. Alkohol und soll das spez. Gew. 1,485—1,489 besitzen. Das unzersetzte C. bleibt beim Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure farblos, während unreines bräunlich bis braun wird. Alkoholische Kalilauge spaltet C. in Ameisensäure und Salzsäure. Es wirkt stark antiseptisch, beeinflußt aber in der Regel nicht die Enzyme. C. löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Guttapercha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb als Lösungsmittel für die letztern zur Darstellung und Trennung derselben voneinander, zur Reinigung der Guttapercha, zum Quellen von Harzen, welche ohne diese Behandlung in Alkohol und Firnis schwer löslich sind, zur Bereitung von Kautschukfirnis, Zahnplomben, Fruchtäthern; auch ist es als Feuerlöschmittel empfohlen worden. Am häufigsten dient es aber als »anästhetisches Mittel« (s. Betäubende Mittel), indem man die Dämpfe vor chirurgischen Operationen, auch zur Minderung der Schmerzen bei heftigen Neuralgien, bei Krämpfen, Asthma ꝛc. einatmen läßt. Innerlich wird es bei Kolik, Seekrankheit, Säuferwahnsinn, Cholera, Schlaflosigkeit, äußerlich gegen Neuralgien, Zahnschmerz, Ohrenzwang ꝛc. angewandt; es erzeugt Brennen, Rötung und selbst Blasen auf der Haut und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bitter oder schlecht schmeckenden Arzneimittel. Das C. wurde 1831 von Liebig entdeckt; seine jetzige Bedeutung erlangte es durch Simpson, welcher 1848 seine anästhesierende Wirkung erkannte.

Chloroformieren, s. Betäubende Mittel.

Chlorom, dem Lymphosarkom ähnliche bösartige Geschwulstart, besonders an den Schädelknochen, ist durch einen grünen Farbstoff ausgezeichnet.

Chlorometrie (Chlorimetrie, griech.), die Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor. Nach einer der am häufigsten angewandten Methoden zerreibt man eine abgewogene Menge Chlorkalk mit Wasser, verdünnt die Mischung auf ein bestimmtes Volumen, mißt von der umgeschüttelten Flüssigkeit eine Probe ab und läßt zu derselben aus einer Bürette so lange eine Lösung von arsenigsaurem Natron von bestimmtem Gehalt zufließen, bis das wirksame Chlor des in der Probe enthaltenen Chlorkalks vollständig zur Oxydierung von arseniger Säure verbraucht ist. Man erkennt dies durch Jodkaliumstärkepapier, welches durch Betupfen mit der Lösung nicht mehr gebläut werden darf. Aus der Menge des verbrauchten arsenigsauren Natrons läßt sich der Chlorgehalt des Chlorkalks berechnen. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, welche den Gewichtsprozenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 mm Barometerstand an, welche aus 1 kg Chlorkalk entwickelt werden können. Multipliziert man die französischen Grade mit 0,318 (1 Lit. Chlor wiegt 3,178 g), so erhält man die Prozente. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1893, 2 Bde.).

Chlorophān (Pyrosmaragd), rötlich violetter Flußspat, besonders von Nertschinsk, strahlt beim Erwärmen ein schönes grünes Licht aus.

Chlorophyceen, Grünalgen, s. Algen, S. 364.

Chlorophyll (griech., Blattgrün, Pflanzengrün), der Farbstoff, welcher die grüne Färbung der Gewächse bedingt und stets an das Protoplasma der Pflanzenzelle gebunden erscheint. Letzteres bleibt unverändert zurück, wenn man das C. durch Alkohol oder Äther auszieht, in welchem es sich mit grüner Farbe löst. Plasma und Farbstoff zusammen bilden den Chlorophyllkörper, der bei manchen Algen in Form von Spiralbändern, Ringen, Platten ꝛc. auftritt, bei den meisten übrigen Pflanzen aber linsenartig abgeplattete, rundliche oder polyedrische Körner (die Chlorophyllkörner oder Chloroplasten) bildet; die farblose, aus Eiweißstoffen bestehende Grundlage der Körner besitzt den Bau eines zarten Schwammes, in dessen Maschen der grüne Farbstoff eingelagert ist. Letzterer, das Rohchlorophyll, besteht aus zwei verschiedenen Farbstoffen, dem grünen Reinchlorophyll und dem gelben Xanthophyll, die in optischer und chemischer Beziehung abweichende Eigenschaften haben; schüttelt man eine alkoholische Chlorophyllösung mit Benzin, so findet eine allerdings nicht vollständige Trennung der beiden Pigmente statt, indem das Reinchlorophyll von dem Benzin, das Xanthophyll von dem Alkohol aufgenommen wird; besser gelingt die Trennung mit Kalilauge und Äther. Spektroskopisch zeichnet sich das Reinchlorophyll durch vier

Absorptionsstreifen (einen im Rot und Grün, zwei im Gelb) sowie durch völlige Absorption der blauen und violetten Strahlen aus; das Xanthophyll zeigt dagegen zwei Streifen im Blau und Absorption des Violett; das Spektrum des Rohchlorophylls, wie es in grünen Blättern auftritt, ist somit ein Mischspektrum. Reinchlorophyll gibt mit Alkohol, Äther, Chloroform grüne, prachtvoll rot fluoreszierende Lösungen, während die des Xanthophylls diese Eigenschaft nicht besitzen. In chemischer Beziehung sind die beiden Farbstoffe ebenfalls völlig verschieden, indem das Reinchlorophyll stickstoffhaltig, das Xanthophyll aber stickstofffrei ist. Durch verdünnte Mineralsäuren wird an den Chlorophyllkörnern die sogen. Hypochlorinreaktion hervorgerufen, bei welcher braune, oft kristallinisch erstarrende Tropfen aus ihnen austreten; konzentrierte Säuren zerstören das C. unter Bildung von blaugrüner Phyllocyaninsäure; dieselbe Zersetzung tritt beim Absterben grüner Pflanzenzellen mit saurem Zellsaft häufig ein. Alkalien, mit denen das C. unter Zersetzung eine salzartige Verbindung (Alkalichlorophyll) eingeht, verhindern das Auftreten der Phyllocyaninsäure, weshalb man Pflanzenauszüge durch kleinere Mengen zugesetzten Ammoniaks lange Zeit grün erhalten kann. Tschirch gibt dem Chlorophyllrest in der rein dargestellten Zinkverbindung die Formel $C_{25}H_{17}N_3O_6$.

In der lebenden Pflanze entstehen die Chlorophyllkörper entweder durch Teilung bereits vorhandener Körner oder aus farblosen plasmatischen Gebilden, den sogen. Chromatophoren. Der Chlorophyllfarbstoff bildet sich in letztern nur dann aus, wenn der Pflanze Licht von bestimmter Intensität dargeboten wird; im Dunkeln aufwachsende Pflanzen entwickeln einen gelben, vom Xanthophyll wohl nicht wesentlich verschiedenen Farbstoff, der ebenfalls an die Grundlage von Plasmakörnern gebunden ist und, wie es scheint, durch Beleuchtung direkt in C. übergeht; bringt man eine etiolierte (vergeilte) Pflanze vor ihrem Absterben ans Licht, so ergrünt sie nach kurzer Zeit. Eine Ausnahme machen nur die Keimpflanzen der Nadelhölzer und die Farne, welche in tiefster Dunkelheit ergrünen; auch die Keimblätter mancher Pflanzen (z. B. von Evonymus, Lupinus) ergrünen innerhalb einer nicht durchscheinenden Samenschale. Im allgemeinen bewirken die gelben Strahlen des Lichts bei diffuser Beleuchtung das Ergrünen schneller als die roten und blauen, während in direktem Sonnenlicht das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Zum Ergrünen ist ein bestimmter Temperaturgrad erforderlich, der z. B. für Gerstenkeimlinge nicht unter 4—5°, für Kresse nicht unter 8° hinuntergehen darf; das Optimum der Wirkung liegt bei ca. 35°. Ferner entsteht C. nur bei Gegenwart von Eisensalzen im Nährboden der Pflanze; in eisenfreien Nährstofflösungen erzeugt die Pflanze gelblichweiße Blätter und ergrünt erst auf Zusatz von einigen Tropfen Eisenchlorid; das Eisen gehört trotzdem nicht zur organischen Konstitution des Chlorophyllkorns, da das Reinchlorophyll nach Tschirch sich eisenfrei erweist. Der Chlorophyllfarbstoff lebender Pflanzenzellen wird durch konzentriertes Sonnenlicht bei Vorhandensein von Sauerstoff unter gleichzeitigem Abschluß der Wärmestrahlen zerstört, während die Chlorophyllkörner ihre Form behalten; das Gleiche geschieht mit dem Farbstoff einer alkoholischen Chlorophyllösung. Diese Zerstörung wird durch alle Strahlen des Spektrums, besonders energisch durch die stärker brechbaren Strahlen bewirkt.

Die merkwürdigen Beziehungen der Chlorophyllkörner zum Licht zeigen sich auch in Gestalt- und Lageveränderungen, welche dieselben bei Wechsel der Beleuchtung im Innern der lebenden Pflanzenzelle ausführen. In beschatteten Organen haben die Körner im allgemeinen einen kleinern Durchmesser und größere Dicke, während sie bei Besonnung breiter und zugleich dünner werden. Bei mäßigem Licht sammeln sich die Chlorophyllkörner einer Zelle an den Wänden derselben an, welche dem einfallenden Lichtstrahl zugekehrt sind (Flächenstellung), während sie bei intensiver Beleuchtung auf die dem Lichtstrahl parallelen Wandungen gleiten (Profilstellung); bei völliger Dunkelheit nehmen die Körner eine Eigenstellung mit verschiedener Verteilungsweise an. Diese sowohl in einfach gebauten Pflanzenteilen, wie Moosblättern, Farnvorkeimen, als auch in Blättern vieler höherer Gewächse nachgewiesenen Ortsveränderungen der Chlorophyllkörner kommen durch Bewegung der Protoplasmakörper infolge von Lichtreiz zu stande. Die Verbreitung des Chlorophylls innerhalb des Pflanzenreichs ist eine sehr allgemeine, indem es allen grün erscheinenden Teilen der höhern und niedern Gewächse in reichlichen Mengen zukommt und nur bei gewissen bleichgefärbten Schmarotzerpflanzen (einigen Orchideen, Cytineen, Hydnoreen, Rafflesiaceen, Balanophoreen, Monotropeen und Kuskuteen) in ganz geringen Spuren auftritt; nur bei sämtlichen Pilzen fehlt es völlig. Ein Quadratmeter Blattfläche von Ricinus enthält etwa 0,8 g C. mit 5 Billionen Körnern. Bisweilen ist die Anwesenheit des Chlorophylls durch andre Farbstoffe maskiert; so enthalten unter den Algen die Florideen einen in Wasser löslichen roten Farbstoff, das Phykoerythrin, die Fukaceen und Diatomeen ein in Alkohol lösliches braungelbes Pigment in ihren Chlorophyllkörpern. Auch in einigen nichtgrünen Schmarotzerpflanzen, wie Neottia und den Orobancheen, finden sich Farbstoffkörper, in denen das C. durch ein braunes Pigment verdeckt wird. In andern Fällen erscheinen chlorophyllhaltige Pflanzenteile nicht grün, weil ihre Zellen neben C. im Zellsaft noch andre Pigmente gelöst führen oder von einer Epidermis mit gefärbtem Inhalt überzogen werden; solche Fälle finden sich häufig bei Gartenzierpflanzen, wie z. B. Atriplex hortensis, Celosia cristata, Amarantus und den dunkel rotblätterigen Varietäten mancher Ziergehölze (Blutbuche). Die rote, bläuliche oder violette Färbung bei manchen im Frühjahr erscheinenden Pflanzenteilen wird als eine Schutzeinrichtung gegen zu starke Lichtwirkung, in andern Fällen auch als Mittel der Erwärmung gedeutet. Die sogen. Panaschierung der Blätter beruht dagegen auf einer krankhaften lokalen Nichtausbildung des Chlorophylls in streifen- oder fleckenförmigen Partien der Blattsubstanz.

Die Bedeutung des Chlorophyllapparats für das Leben der Pflanze beruht darauf, daß die Assimilation, d. h. die Bildung neuer organischer Substanz aus den Elementen der Kohlensäure und des Wassers, nur innerhalb des Chlorophyllkorns unter Einfluß bestimmter Strahlenarten des Lichts stattzufinden vermag. Das Chlorophyllkorn ist demnach das Organ der Kohlensäurezersetzung in allen grünen Pflanzenteilen (vgl. Ernährung der Pflanzen und Assimilation). Aus diesem Grunde zeigen im Dunkeln gezogene, etiolierte Pflanzen keine Zunahme ihres Trockengewichts, ihre organische Substanz vermehrt sich nicht, sondern nimmt im Gegenteil durch Atmung, d. h. durch Oxydation von Körpersubstanz, beständig ab, wenn nicht vorher Er-

zeugung von C. durch Lichtwirkung und damit die Fähigkeit zu normaler Ernährung herbeigeführt wird. Als erstes sichtbares Produkt der Assimilation wird das Stärkemehl (Amylum) angesehen, welches in Form kleiner Körnchen innerhalb der lebenden Chlorophyllkörper bei hinreichender Beleuchtung auftritt; unter anderm bilden sich in stärkefreien Chlorophyllkörpern von Spirogyra im direkten Sonnenlicht schon nach 5 Minuten Amylumkörnchen aus, während dieselben bei Verdunkelung allmählich wieder verschwinden.

Die Gelbfärbung, welche in den Blättern mancher Koniferen oft noch vor Eintritt heftigen Frostes Platz greift, wird dadurch hervorgerufen, daß der grüne Farbstoff infolge der Lichtwirkung zerstört, aber wegen zu niedriger Temperatur nicht neu gebildet wird. In den sich braun färbenden Blättern von Thuja wird das C. in Phyllocyansäure (s. oben) verwandelt, wobei sich die Chlorophyllkörner zu unregelmäßigen Ballen zusammenhäufen und sich von der Zellwand zurückziehen. Die Rotfärbung, welche die Blätter von Sempervivum, Sedum, Mahonia ꝛc. im Winter annehmen, beruht auf dem Auftreten eines im Zellsaft gelösten roten Farbstoffes, der die unveränderten Chlorophyllkörner verdeckt. Werden Pflanzen mit winterlich gefärbten Blättern einer höhern Temperatur ausgesetzt, so ergrünen sie wieder. Bei den im Herbst absterbenden und dabei sich gelb, braun oder rot färbenden, nicht ausdauernden Blättern der Laubbäume findet dagegen eine Regeneration des Chlorophylls niemals statt; es wandern dabei das plasmatische Gerüst der Körner sowie auch der grüne Farbstoff in den Stamm, während das gelbe Xanthophyll in Tropfenform zurückbleibt; gleichzeitig treten nicht selten im Zellsaft rote Farbstoffe (Erythrophyll) auf.

Chlorophyllophyceen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorophyr, älterer Name für die Quarz und Uralit führenden Porphyrite (s. d.) von Quenast und Lessines in Belgien.

Chloroplasten, s. Chlorophyll und Pflanzenzelle.

Chlorops, das Grünauge (s. d.).

Chlorose (Chlorosis), soviel wie Bleichsucht.

Chlorosphaeen, Chlorosporeen, soviel wie Chlorophyceen.

Chlorospinell, s. Spinell.

Chlorospiza, der Grünfink.

Chloroxyd, Chlorperoxyd, s. Chlordioxyd.

Chlorphosphor, s. Phosphorchloride.

Chlorplatin, soviel wie Platinchlorid.

Chlorquecksilber, soviel wie Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von übeln Dünsten und Ansteckungsstoffen. Man übergießt einige Pfund auf Teller oder Schüsseln verteilten Braunstein mit der fünffachen Menge Salzsäure und sorgt, daß wenigstens 24 Stunden Thüren und Fenster des betreffenden Raumes fest verschlossen bleiben. Metalle werden von dem Chlor sehr stark angegriffen und müssen entfernt werden. Mit Chlor zu räuchern, während sich Menschen in dem betreffenden Raum aufhalten, ist so gut wie zwecklos, da man in diesem Fall viel zu wenig Chlor entwickeln darf, um eine Wirkung erwarten zu können. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehrere Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2 – 3 Teile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Vgl. Desinfektion.

Chlorsäure $HClO_3$ entsteht (an Kali gebunden) bei der Behandlung einer heißen konzentrierten Lösung von Kalihydrat in Wasser mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali, und aus letzterm scheidet man die C. durch Kieselfluorwasserstoff ab. Die so in Freiheit gesetzte C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, riecht stechend, bleicht das zuerst gerötete Lackmuspapier, zersetzt sich schon bei 40°, wirkt stark oxydierend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben, zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser und wird auch durch Licht zersetzt. Mit den Basen bildet sie die Chlorsäuresalze (Chlorate), welche sämtlich in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen, mit Schwefelsäure gelbe, stark bleichend wirkende Dämpfe von Unterchlorsäure entwickeln und höchst kräftig oxydierend wirken. Die schmelzbaren von ihnen detonieren, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung, und ihre Behandlung erheischt daher große Vorsicht.

Chlorsaurer Baryt $Ba(ClO_3)_2$ wird durch Behandeln von kohlensaurem Baryt mit Chlor oder aus chlorsaurem Natron erhalten, indem man dessen Lösung mit Oxalsäure versetzt, sehr stark abkühlt, filtriert und mit kohlensaurem Baryt neutralisiert. Es bildet farblose, leicht lösliche Kristalle und dient in der Feuerwerkerei zu Grünfeuer.

Chlorsaures Kali $KClO_3$ wird durch Einleiten von Chlor in Kalilauge, in der Technik aber mit Hilfe von Kalk dargestellt. Man leitet Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk und erhält dabei eine Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium. Diese vermischt man siedend heiß mit Chlorkalium, filtriert und bringt die Lösung, welche nun chlorsaures Kali und Chlorcalcium enthält, zur Kristallisation. Das ausgeschiedene rohe chlorsaure Kali wird durch Umkristallisieren gereinigt. Es bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige, perlmutterartig glänzende Kristallblättchen vom spez. Gew. 2,33—2,35, schmeckt herb kühlend, löst sich bei 0° in 30 Teilen, bei 15° in 16,5 Teilen, bei 50° in 5 Teilen Wasser; eine gesättigte siedende Lösung enthält auf 100 Teile Wasser 60 Teile Salz; in Alkohol ist es unlöslich, es schmilzt bei 334°, zersetzt sich bei 352° in überchlorsaures Kali und Sauerstoff und hinterläßt bei höherer Temperatur nur Chlorkalium. Mischt man es mit Manganhyperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch und bei viel niedrigerer Temperatur; 100 Teile Salz geben 39,15 Teile Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz entzünden sich bisweilen von selbst, auch durch Einwirkung des Lichts und bei Berührung mit Schwefelsäure; sie explodieren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb darf das chlorsaure Kali niemals mit brennbaren Körpern irgend welcher Art im Mörser zusammengerieben werden, sondern man muß es für sich, am besten mit einigen Tropfen Weingeist, zerreiben und dann auf einem Bogen Papier mit einer Federfahne oder mit dem Finger den andern Pulvern beimischen. Die Lösung des chlorsauren Kalis wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, welche Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydierend. Man benutzt das chlorsaure Kali als oxydierendes und chlorierendes Mittel, zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali, Anilinschwarz,

Alizarin, zu Streichhölzchen, Buntfeuern, Sprengpulvern und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel dient es bei diphtheritischen Prozessen, Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Krupp, bei schlecht eiternden Wunden, als Mundwasser ꝛc. C. K. ist mit großer Vorsicht anzuwenden, es verändert den Blutfarbstoff durch Abgabe von Sauerstoff an denselben und erzeugt Methämoglobin, wodurch die Blutkörperchen ihre Respirationsfähigkeit verlieren. Es scheint schon Glauber bekannt gewesen zu sein, doch wurde es noch später für eine Art Salpeter gehalten, bis Berthollet 1786 die Chlorsäure entdeckte, welche Gay-Lussac 1814 abschied. Das Salz wird jetzt hauptsächlich in England (jährlich ca. 5,5 Mill. kg), weniger in Frankreich (0,55 Mill. kg), Österreich (0,45 Mill. kg), Deutschland (0,30 Mill. kg) dargestellt. Versandt wird es durch die Eisenbahn nur mit den Feuerzügen. Vgl. Jurisch, Die Fabrikation von chlorsaurem Kali und andern Chloraten (Berl. 1888); Mering, Das chlorsaure Kali, seine physiologischen, toxischen und therapeutischen Wirkungen (das. 1885).

Chlorsaures Natron $NaClO_3$, wird wie das Kalisalz erhalten, nur verdampft man zunächst die Lösung der Kalksalze, um das Chlorcalcium, größtenteils durch Kristallisation, zu entfernen, versetzt die verdünnte Lauge dann mit Kalk, entfernt das abgeschiedene Calciumoxychlorid und zersetzt nun die noch gelösten Kalksalze mit schwefelsaurem Natron. Die vom abgeschiedenen schwefelsauren Kalk getrennte Lösung verdampft man stark, um vorhandenes Chlornatrium zu entfernen, und läßt dann kristallisieren. Das chlorsaure Natron bildet farblose, luftbeständige Kristalle, löst sich leicht in Wasser und dient zum Drucken mit Anilinschwarz in der Zeugdruckerei.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, soviel wie Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, soviel wie Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Öl) NCl_3, entsteht bei Einwirkung von Chlor oder unterchloriger Säure auf Salmiaklösung und bildet eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit, riecht eigentümlich stechend, reizt Augen und Nase heftig, ist sehr flüchtig, gefriert selbst bei hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei 71° destillieren. Bei 93—100° explodiert er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist; viel weniger heftig, wenn er völlig trocken ist. C. explodiert aber auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit Phosphor, Arsen, Stickstoffoxydgas, Ätzkali, Ammoniak, fetten und flüchtigen Ölen, Kautschuk. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure. C. wurde 1811 von Dulong entdeckt.

Chlorstrontium, soviel wie Strontiumchlorid.

Chlortetroxyd, s. Chlordioxyd.

Chlortrioxyd (Chlorigsäureanhydrid) Cl_2O_3, entsteht aus chlorsaurem Kali mit Schwefelsäure und arseniger Säure oder mit Metallen, Zucker ꝛc. und Salpetersäure. Es bildet ein dunkel grünlichgelbes Gas, riecht ähnlich wie unterchlorige Säure, reizt Kehle und Lunge stark und wird in der Kälte zu einer dunkel rotbraunen, über 0° explodierenden Flüssigkeit verdichtet, die sich auch im Dunkeln allmählich zersetzt. Das Gas explodiert bei 57° und mit Phosphor und Schwefel. In Wasser löst es sich zu chloriger Säure.

Chlorum solūtum, Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor.

Chlorwasserstoff (Chlorwasserstoffsäure), s. Salzsäure.

Chlorwasserstoffäther, soviel wie Äthylchlorür.

Chlorwismut, s. Wismutchlorid.

Chlorzink, soviel wie Zinkchlorid.

Chlorzinkpaste, s. Canquoinsche Paste.

Chlorzinn, soviel wie Zinnchlorür u. Zinnchlorid.

Chlotar (Chlotachar), Name mehrerer fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Klothildens jüngster Sohn, erhielt 511 bei der Teilung des Reiches den nördlichen Teil mit Soissons. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, ermordete er dessen Söhne im Verein mit Childebert und teilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er 530 gegen die Thüringer; 532 eroberte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, das sie sich teilten; 542 durchzog er mit Childebert den größten Teil Spaniens. Als Theudeberts I. Sohn Theudebald 555 und Childebert 558 starben, erhielt C. deren Reiche und vereinigte so das ganze Frankenreich wieder in einer Hand. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chramn, der sich im Arvernerland empörte, zu Felde ziehen; als er ihn besiegt und gefangen genommen hatte, ließ er ihn mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Konflikt mit der Kirche. Er starb 561; das Reich wurde darauf unter seine vier Söhne geteilt.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundes letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reiches als echten Sohn Chilperichs anerkannt hatten. 593 schlug der junge König den Herzog Wintrio, der als Feldherr Childeberts II. sein Reich angriff. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn 596 Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theudebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Dieselben rächten sich aber nach Fredegundes Tod (597) und zwangen C. 600 durch ihren Sieg bei Dormelles, ihnen den größten Teil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Majordomus Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Teil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein, wurde aber von Theoderich bei Etampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, welches Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins zum Beistand gegen C. auf; doch wurden dieselben von dem Majordomus Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger, frommer, aber dabei schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, 613 Herr des ganzen Frankenreiches. 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., Chlodwigs II. und Balthildes ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter; sein

Majordomus war der herrschsüchtige Ebroin. Er starb 670, etwa 15 Jahre alt.

4) C. IV., nach einigen Dagoberts II., nach andern Theoderichs III. Sohn, wurde 717 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in der böhm. Bezirksh. Königgrätz, nordwestlich von Königgrätz, am Fuß einer Anhöhe (336 m) gelegen, mit (1890) 283 Einw. 1745 schlug hier Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg ein Lager gegen die Österreicher auf. Ferner bildete C. 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz den Schlüsselpunkt der österreichischen Aufstellung, wurde aber beim Angriff auf den preußischen linken Flügel (Fransecky) entblößt und plötzlich von der zweiten preußischen Armee des Kronprinzen besetzt, wodurch die Schlacht bei Königgrätz (s. d.) für die Österreicher verloren ging.

Chlumecky (for. -metzki), Johann, Freiherr von, österreich. Minister, geb. 23. März 1834, studierte in Wien die Rechte, trat sodann in den Staatsdienst, ward Staatsanwaltssubstitut in Brünn und nahm 1865 unter Belcredi seinen Abschied, ward aber 1869 von Giskra zum ersten Statthaltereirat (Stellvertreter des Statthalters) in Brünn ernannt, was er bis 1870 blieb. Dann widmete er sich bloß seiner parlamentarischen Thätigkeit als Mitglied der Verfassungspartei im Reichsrat und im mährischen Landtag, bis er 25. Nov. 1871 zum Ackerbauminister im Ministerium Auersperg, 19. Mai 1875 nach Banhans' Rücktritt zum Handelsminister ernannt wurde. 1879 trat er mit dem verfassungstreuen Ministerium Auersperg zurück und war seitdem einer der Führer der Verfassungspartei oder des Klubs der Linken im Reichsrat und im mährischen Landtag. 1885 wurde C. zum zweiten, 1888 zum ersten Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses, 1892 zum Präsidenten der österreichischen Delegation, 1893 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und 1889 in den Freiherrenstand erhoben. Obwohl liberal und verfassungstreu, vermied er doch jedes schroffe Auftreten gegen die Regierung. C. bildete bis zu seiner Wahl zum Präsidenten mit Plener und Heilsberg den Vorstand der Vereinigten Deutschen Linken des österreichischen Parlaments.

Chlumetz, 1) (tschech. Chlumec nad Cidlinou) Stadt in der böhm. Bezirksh. Neubydžow, 216 m ü. M., in waldreicher Gegend an der Cidlina und an den Linien Prag-Mittelwalde und C.-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky mit Park, ein Denkmal des hier gebornen tschechischen Dramatikers Klicpera, eine Zucker-, eine Kaichinenfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfsäge, Viehzucht, Teichfischerei und (1890) mit der Garnison 3817 tschech. Einwohner. — 2) Marktflecken in der böhm. Bezirksh. Wittingau, 491 m ü. M. an einem ausgedehnten Teiche gelegen, mit Station der Staatsbahnlinie Wien-Gmünd-Prag, hat ein Schloß des Erzherzogs Franz von Österreich-Este, eine Wallfahrtskapelle, ein Eisenwerk (Josephsthal) und (1890) 1739 tschech. Einwohner.

Chlynow, früherer Name der russ. Stadt Wjatka.

Chmel, Joseph, österreich. Geschichtsforscher, geb. 18. März 1798 in Olmütz, gest. 28. Nov. 1858 in Wien, wurde in Linz und im Benediktinerkonvikt zu Kremsmünster gebildet, trat 1816 in das Chorherrenstift St. Florian, wo er 1826 Stiftsbibliothekar wurde. 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind besonders zu erwähnen: »Materialien zur österreichischen Geschichte« (das. 1832—40, 2 Bde. in 5 Tln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Tle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.); »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (Stuttg. 1844). Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurde C. Leiter der historischen Kommission derselben und gab als solcher das »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen« und Band 1—3 der »Monumenta Habsburgica« (1473—1576) heraus.

Chmelnizkij (Chmielnicki), 1) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der Saporogischen Kosaken, geb. 1593, gest. 25. Aug. 1657, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaw II. Als er aber bei demselben in Ungnade fiel, floh er zu seinen Landsleuten, den Saporogischen Kosaken am Dnjepr, und gelangte bald bei ihnen zu Ansehen. Nach Wladislaws Tode bewog er sie zum Abfall von Polen, wurde selbst zum Hetman gewählt, schlug die polnischen Heere und eroberte sogar Podolien und Wolhynien. 1649 wurde er von Polen als unabhängiger Hetman anerkannt. Da König Kasimir aber wiederholte Versuche machte, die Kosaken wieder zu unterwerfen, schloß C. 1654 mit dem russischen Zaren Alexei einen Vertrag, durch den er die Oberherrschaft desselben anerkannte und sich zur Heeresfolge mit zehn vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die bisherigen Freiheiten und Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. Sein Andenken wird von den Kosaken noch jetzt in hohen Ehren gehalten, und 1873 wurde ihm eine Reiterstatue in Kiew errichtet. Als die Kosaken nach dem Tode seines ältesten Sohnes den jüngern Sohn, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, riet er ihnen von dieser Wahl ab, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Georg wurde dennoch zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kaniew geschlagen. Er versuchte später, seine Würde wiederzuerlangen, fand aber in diesen Kämpfen seinen Untergang. Vgl. Kostomarows Monographie über C. in dessen »Gesammelten Schriften«.

2) Nikolái Iwánowitsch, russ. Dramatiker, besonders Lustspieldichter, geb. 22. (11.) Aug. 1789 in Petersburg, gest. daselbst 20. (8.) Sept. 1846, nahm 1812—13 am Befreiungskrieg teil, trat 1814 in den Staatsdienst, ward 1829 Gouverneur von Smolensk und 1837 von Archangel, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. war zu seiner Zeit als Lustspieldichter von Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Verbesserung er wesentlich beitrug. Er übersetzte die bessern Werke der Franzosen (Regnard, Molière ꝛc.) und schrieb zahlreiche, durch gewandte Sprache ausgezeichnete Lustspiele, von denen sich jedoch keins auf der Bühne erhalten hat. Zu nennen sind: »Das Zarenwort«, »Der russische Faust«, »Die Quarantäne«, »Der Schwätzer«, »Der Unentschiedene«, »Die Lustschlösser« ꝛc. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Petersb. 1849).

Chmielnik, 1) Stadt im ruſſiſch-poln. Gouv. Kielzy, Kreis Stopniza, mit 2 Kirchen, einer Synagoge und (1890) 7349 Einw. (viele Juden). In der Nähe ſehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eiſengruben. — 2) Stadt im Kreis Litin des ruſſ. Gouv. Podolien, am Bug, mit mehreren griechiſchen und einer kath. Kirche, einer Synagoge und (1885) 12,228 Einw., die Ackerbau und hauptſächlich Schuhmacherei treiben. C. wird ſchon im 15. Jahrh. genannt.

Chmielowſki (ſpr. chmje-), Peter, poln. Schriftſteller, geb. 19. Febr. 1848 in Podolien, ſtudierte in Warſchau und Leipzig und übernahm 1881 die Redaktion des Warſchauer »Ateneum«. Außer zahlreichen, den gediegenen Kritiker und gewandten Stiliſten verratenden Beiträgen für verſchiedene Zeitſchriften ſchrieb er: »Die polniſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrhunderts« (Warſch. 1885); »Adam Mickiewicz, ein biographiſch-litterariſcher Abriß (Krak. 1886, 2 Bde.); »Die Frauen bei Mickiewicz, Słowacki und Kraſiński« (3. Aufl., daſ. 1886); »Abriß der polniſchen Litteratur in den letzten 20 Jahren« (2. Aufl., daſ. 1886); »Studien und Skizzen aus der Geſchichte der polniſchen Litteratur« (daſ. 1886, 2 Bde.), die Biographie »J. J. Kraszewski« (daſ. 1888) u. a.

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrh. n. Chr., erhielt vom Kaiſer Konſtantin das Land zwiſchen dem Rhein und dem Wasgau, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 abgetreten, ward aber 357 vom Cäſar Julianus bei Straßburg geſchlagen und gefangen genommen und ſtarb in Gefangenſchaft in den Castris Peregrinis auf dem Cäliſchen Berg.

Chnum (Chnuphis, Kneph), ein ägypt. Gott mit dem Attribut der Widderhörner oder des Widderkopfes mit ſeitwärts gehenden Hörnern (ſ. Abbildung), in ſpäterer Zeit dem Ammon gleichgeſetzt, wird in den Inſchriften als »Herr der Überſchwemmungen«, als »Waſſerſpender« bezeichnet. Er wurde beſonders an den Katarakten von Syene verehrt; doch drang ſein Kultus, verſchmolzen mit dem des Ammon, der ebenſo wie C. widderköpfig dargeſtellt wurde, auch in die Libyſche Wüſte bis zur Oaſe Siwah vor, wo noch heute die Reſte eines anſehnlichen Tempels des widderköpfigen Gottes vorhanden ſind. Die Begleiterinnen des C. ſind die Kataraktengöttinnen Anukis und Satis.

Chnum.

Chnuphis, ägypt. Gottheit, ſ. Chnum.

Choánen (griech., Choanae narium), die beiden innern Öffnungen der Naſengänge (ſ. Naſe).

Choapa, ſ. Chuapa.

Choaspes, Fluß, ſ. Kercha.

Chöchól (ruſſ., »Schopf«), Spottname, der den Kleinruſſen von den Großruſſen beigelegt wird.

Choeim, Feſtung, ſ. Chotin.

Choco (ſpr. tſchoko), Landſchaft, ſ. Cáuca 2).

Choctaw (ſpr. tſchokta), nordamerikan. Indianerſtamm, ſ. Tſchokta.

Chodan, Stadt in der böhm. Bezirksh. Falkenau, an der Linie Komotau-Eger der Buſchtěhrader Bahn und der Lokalbahn C.-Neudek gelegen, hat eine alte Kirche, Braunkohlenbergbau, Porzellanfabrik und (1890) 3855 deutſche Einwohner.

Chodawendikjar, türk. Wilajet in Kleinaſien, umfaßt etwa das alte Myſien, Phrygien und das ſüdweſtliche Bithynien, d. h. den Nordweſten der Halbinſel im S. des Marmarameeres, und zählt auf etwa 73,000 qkm ca. 1,300,000 Einw. Es zerfällt in fünf Sandſchaks: Bruſſa, Karaſi, Ertoghrul, Kiutahia und Afiun-Karahiſſar. Hauptſtadt iſt Bruſſa.

Choden, Bewohner des Böhmerwaldes in der Gegend von Taus, Pfraumberg und Tachau in Böhmen; ſie waren urſprünglich nur tſchechiſchen Stammes, ſpäter wurden auch deutſche C. angeſiedelt.

Choderlos de Laclos, ſ. Laclos.

Chodkjéwicz (ſpr. -witſch, Chodkwic), Jan Karol, poln. Feldherr, geb. 1560, geſt. 1621 in Chotin, Sprößling eines angeſehenen Geſchlechts in Litauen, beſuchte die Jeſuitenakademie zu Wilna, bereiſte dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutſchland, nahm teil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebelliſchen Koſaken und zeichnete ſich ſo ſehr aus, daß er zum Feldhetman von Litauen erhoben wurde. 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polniſche Heer in Livland, ſiegte bei Dorpat und Weißenſtein über die Schweden, ward dafür Großhetman von Litauen und ſchlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX., konnte aber den Sieg wegen mangelnden Soldes nicht ausnutzen. 1611 ſchloß er mit den Schweden einen Waffenſtillſtand und ward von Siegmund III. zur Fortſetzung des Krieges mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterſtützung des falſchen Demetrius begonnen hatten; die ſchlechte Disziplin des Heeres, die er mit aller Mühe nur wenig verbeſſern konnte, zwang ihn jedoch, Moskau, das er beſetzt hielt, zu verlaſſen und in Rußland umherzuziehen, bis ihm der Vertrag von Dywlin (1618) freien Rückzug nach Polen geſtattete. 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und blieb in mehreren Treffen Sieger. Sein Leben beſchrieb Naruszewicz (neue Aufl., Leipz. 1837).

Chodorów, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Bobrka, an der Staatsbahnlinie Lemberg-Czernowitz, in der Nähe von Teichen gelegen, mit Bezirksgericht, Gipsbrennerei, Ölerzeugung u. (1890) 3050 poln. Einw.

Chodowiecki (ſpr. -wjetzki), 1) Daniel Nikolaus, Maler und Kupferſtecher, geb. 16. Okt. 1726 in Danzig, geſt. 7. Febr. 1801 in Berlin, erhielt von ſeinem Vater, einem Kaufmann und enthuſiaſtiſchen Kunſtliebhaber, den erſten Unterricht in der Miniaturmalerei, lernte dann als Kaufmann in Danzig und Berlin, jede müßige Stunde für ſeine Kunſt benutzend. In der Folge gab er das Handelsfach ganz auf, machte bedeutende Fortſchritte im Zeichnen und in der Kompoſition, wobei er ſich in der Zeichnung an die Werke von Watteau und Boucher, in der Malerei an die Berliner Künſtler Haid und Rode hielt, malte dabei fortwährend in Miniatur, verſuchte ſich 1756 auch im Radieren, lieferte mehrere kleine geätzte Blätter und erregte dadurch die Aufmerkſamkeit der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für den von ihr herausgegebenen Kalender zu fertigen. Da ſich die Aufträge häuften, gab er die Miniaturmalerei ganz auf. Seit 1764 Rektor, ſeit 1788 Vizedirektor der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin, wurde er 1793 zu deren wirklichem Direktor ernannt. C. fand die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen in reichem Maß; es erſchien faſt kein

künstlerisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eignem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Zieten vor dem König sitzend; 12 Blätter zu »Minna von Barnhelm«; 12 Blätter zum »Don Quichotte«; die Blätter zu Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«; 12 Blätter zum »Landprediger von Wakefield«; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaires Schriften; 6 Blätter zu Schillers »Räubern«; 12 Blätter zu Yoriks »Empfindsamer Reise«; 12 Blätter zu Shakespeares »Heinrich IV.«; 12 Blätter zum »Hamlet«; 12 Blätter brandenburgische Kriegsszenen; 12 Blätter zu Shakespeares »Lustigen Weibern von Windsor«; 12 Blätter zu »Coriolanus«; 12 Blätter zu Shakespeares »Sturm«; 12 Blätter zu »Macbeth«; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Kosegartens »Clarissa«; 6 Blätter zur »Luise« von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 3 Blätter zur Geschichte Peters d. Gr.; 12 Blätter Modethorheiten u. a. C. ist wegen der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er Figuren seiner Zeit darstellte, als der Gründer einer neuen Kunstgattung zu betrachten und in der naiven Unbefangenheit seiner Darstellung der Vorläufer der realistischen Genre- und Charaktermalerei des 19. Jahrh. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Überall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spott geißelt, und dies alles auf kleinem Raum. In kleinern Vignetten war er glücklicher als in größern Versuchen, und in der ihm eigentümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wahrer und lebendiger als in den idealen Darstellungen. Die Berliner Akademie besitzt 100 Tusch- und Federzeichnungen des Meisters, darstellend seine Reise nach Danzig, mit Laune und Liebe entworfene Blätter (in Lichtdruck hrsg. Berl. 1882). Es gibt von ihm auch einzelne (unbedeutende) Ölbilder, deren zwei das Berliner Museum besitzt. Vgl. Jacobi, Verzeichnis von Chodowieckis sämtlichen Kupferstichen (Leipz. 1814); W. Engelmann, Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche (das. 1857, Nachträge 1860); F. Meyer, Daniel C., der Peintre-Graveur (Berl. 1887). Eine Auswahl seiner Stiche und Radierungen in Lichtdruck erschien 1882 (136 Stiche) und 1885 (135 Stiche) in Berlin.

2) Gottfried, Maler und Kupferstecher, Bruder des vorigen, geb. 11. Juli 1728 in Danzig, gest. 1781, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden und Pferdestücke, und radierte mehreres teils nach eigner, teils nach seines Bruders Erfindung.

3) Wilhelm, Kupferstecher, Sohn von C. 1), geb. 1765, gest. 1805, arbeitete, von seinem Vater gebildet, als Kupferstecher zu Berlin in dessen Manier mit solchem Erfolg, daß jener des Sohnes frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte.

Chodscha Saleh, Dorf in Bochara, links am Amu Darja und an der Straße von Balch nach der Stadt Bochara, war 1886 Sitz der russisch-engl. Kommission zur Regulierung der Nordgrenze Afghanistans.

Chodschent, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (22,862,6 qkm [410 QM.] mit 246,700 Einw.) im Sir Darja-Distrikt des russ. Generalgouvernements Turkistan, nahe dem Einfluß des Chodscha Bakargan in den Sir Darja, unter 40° 17′ nördl. Br., 256 m ü. M., hat eine doppelte Mauer, eine Citadelle, 202 Moscheen, 24 Medressen, 40 Schulen, einen großen Bazar, ausgezeichnete Seidenspinnereien und (1885) 34,800 Einw., meist Tadschik, Uzbeken und Russen. Die Stadt ist von Gärten umgeben, leidet aber an Wassermangel und hat ein ungesundes Klima. — C. gilt für die älteste Stadt ganz Zentralasiens. Es bildete mit Dschisak und Ura Tjube und deren Umgebung eine selbständige Herrschaft, die zeitweise von unabhängigen Beks regiert wurde. Der hervorragendste unter diesen ist der Uzbeke Al Buta-Bek zu Anfang des 18. Jahrh. Er befestigte die Stadt und besserte die Citadelle aus. Den Gulbach, die Wohnstätte der Beks, erbaute Schadman-Bek. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde C. von dem Beherrscher von Choland, Alim-Chan, genommen und verlor seitdem seine Selbständigkeit; bald hatten es die Chokander, bald die Bocharen in Besitz, bis es 5. Juni 1865 von den Russen besetzt wurde.

Chodziesen, s. Kolmar.

Chodzko, 1) Ignacy, poln. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1795 zu Zabloczyzna in Litauen, gest. 1. Aug. 1861, studierte 1811—14 in Wilna und schrieb zuerst Oden und anakreontische Lieder im »klassischen Stil«. Später veröffentlichte er eine Reihe von trefflichen Schilderungen der litauischen Zustände, welche unter den Titeln: »Litauische Bilder« (Wilna 1840—62, 13 Bde. in 6 Serien) und »Litauische Überlieferungen« (das. 1852—58, 4 Serien) erschienen. Einiges davon findet sich, ins Deutsche übersetzt, in Woyckes »Sitten- und Charakterbildern aus Polen und Litthauen« (Berl. 1862, 2 Tle.).

2) Leonard, poln. Geschichtschreiber, geb. 6. Nov. 1800 in Oborek an der Beresina (Gouv. Wilna), gest. 12. März 1871 in Poitiers, studierte in Wilna, wurde 1819 Sekretär des Fürsten Ogiński, mit dem er große Reisen machte, und ließ sich 1826 in Paris nieder. In der Julirevolution (1830) focht er auf seiten der Liberalen und ward Lafayettes Adjutant. Zuletzt war er Bibliothekar im Unterrichtsministerium. Ch. veröffentlichte in polnischer und französischer Sprache eine große Anzahl biographischer, historischer und geographischer Schriften, unter denen »La Pologne historique, littéraire, monumentale et pittoresque« (Par. 1835—36, 3 Bde.) und seine illustrierte »Histoire populaire de la Pologne« (das. 1835) zahlreiche Auflagen erlebten.

3) Alexander, poln. Schriftsteller und Sprachgelehrter, geb. 11. Juli 1804 zu Krzywicze in Litauen, gest. 20. Dez. 1891 in Juvisy, studierte zu Wilna, wo er innige Freundschaft mit Mickiewicz schloß, darauf an der orientalischen Akademie zu Petersburg, war dann 1829—41 russischer Konsul in der persischen Stadt Rescht am Kaspischen Meer und begab sich von da 1842 nach Paris, wo er 1858 an Mickiewicz' Stelle die Professur der slawischen Litteratur am Collège de France erhielt, die er bis 1884 bekleidete. C. veröffentlichte (1829) romantische Balladen und Übersetzungen neugriechischer Gedichte, die poetische Erzählung »Derar«, Übersetzungen persischer Romane und Dramen (»Théâtre persan«, Par. 1878) sowie altslawischer Legenden (»Légendes slaves du moyen-âge«, das. 1859), ferner in französischer und englischer Sprache wissenschaftliche Werke über persische Poesie und Grammatik (»Grammaire persane«, das. 1852,

2. Aufl. 1883) sowie auch eine Reihe slawistischer Werke, worunter die »Grammaire paléoslave« (das. 1869) und die »Études bulgares« (das. 1875) die wichtigsten sind.

Choës (das »Kannenfest«), athenisches Fest, der zweite Tag der Anthesterien (s. Anthesterion), an welchem bei öffentlichem Schmaus der neue Wein aus Kannen unter Trompetenschall um die Wette getrunken wurde und die Vermählung der Basilissa, der Gattin des Archon Basileus, als Vertreterin des Landes, mit Dionysos stattfand.

Choi, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, unweit des Aturflusses und an der Karawanenstraße von Tebriz nach Erzerum 1200 m hoch gelegen, eine der schönsten Städte Persiens, hat breite, regelmäßige, von Kanälen durchschnittene und von Bäumen beschattete Straßen, eine armenische Vorstadt mit 2 Kirchen, eine große Karawanserai und 20—30,000 meist pers. Einwohner. Die Umgegend ist einer der bevölkertsten Teile Persiens, mit starkem Reis-, Obst-, Korn- und Baumwollbau.

Choiromyces, s. Trüffel.

Chois., bei botan. Namen Abkürzung für Jacques Denys Choisy (spr. schuasi), geb. 5. April 1799 in Jussy bei Genf, gest. als Professor der Botanik 26. Nov. 1859 in Genf, schrieb viele Monographien über einzelne Pflanzenfamilien, besonders für den »Prodromus«.

Choiseul, eine der deutschen Salomoninseln, zwischen Bougainville im NW. und Isabella im SO., von jenem durch die Bougainvillestraße, von diesem durch die Manning- oder Pittstraße getrennt, 5850 qkm (106,2 QM.) groß, wird von einer hohen, steil abfallenden Kette durchzogen; der Nordwestteil ist eine mäßig hohe, gut bewaldete Ebene.

Choiseul (spr. schuasöl), Name einer alten franz. Adelsfamilie, der von dem kleinen Flecken Choiseul im Depart. Obermarne herrührt. Die Familie stammte von den Grafen von Langres ab und teilte sich in mehrere Zweige; mehrere berühmte Marschälle und Staatsmänner gehörten ihr an. Die wichtigsten sind:

1) Etienne François, Herzog von C.-Amboise, Marquis von Stainville, franz. Staatsmann, geb. 28. Juni 1719, gest. 7. Mai 1785, ursprünglich Graf Stainville, trat in den Militärdienst und zeichnete sich im Österreichischen Erbfolgekrieg bei Prag (1741) so aus, daß er ein Infanterieregiment erhielt. Nach seiner Rückkehr ging er zum Hofdienst über; geistreich, gewandt, aufgeklärt und taktvoll, wurde der junge Edelmann ein Günstling und Vertrauter der Marquise von Pompadour, welche seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit für ihre Zwecke benutzte. Durch ihre Gunst wurde er 1748 zum Generalleutnant und 1758 zum Herzog von C. erhoben, eine Würde, welche Choiseuls Großvater aufgegeben hatte. Er heiratete die Tochter des reichen Bankiers Crozat, mit der er in glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte. Die Pompadour machte ihn 1756 zum Gesandten in Rom und dann in Wien, wo er die Allianz mit Österreich gegen Friedrich d. Gr. zu stande zu bringen wußte. Obwohl diese Politik Frankreich die größten Opfer auferlegte und sehr unpopulär war, hielt C., der nach Bernis' Sturz (Oktober 1758) das Ministerium des Auswärtigen übernahm, auf das Geheiß seiner Beschützerin daran fest, konnte aber ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit nichts ausrichten, da die Generale fast alle unfähige Hofleute waren. C. übernahm daher, um den Krieg nachdrücklicher zu führen, 1761 das Kriegs-, später auch das Marineministerium und überließ das Auswärtige seinem Vetter C., nachmaligem Herzog von Praslin. Auch brachte er zur Hebung des französischen Einflusses das bourbonische Familienbündnis zwischen Frankreich, Spanien, Parma und Sizilien zu stande, das in späterer Zeit von großer Bedeutung wurde. Erst als C. 1763 Frieden schloß, machte er sich populär und wurde dies noch mehr, als er den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich bewog, eine Maßregel, die von der Pompadour begünstigt wurde, da die Jesuiten gegen sie intrigierten. Selbst der Tod der Pompadour (1764) erschütterte nicht die Stellung Choiseuls, der sich durch Liebenswürdigkeit, Gewandtheit und im ganzen vernünftige Politik dem König unentbehrlich machte. Er befolgte ein festes politisches System: möglichste Freiheit und Versöhnlichkeit im Innern, nach außen Isolierung Englands, um baldmöglichst an demselben wegen der im Siebenjährigen Krieg erlittenen Niederlagen Rache zu nehmen. In der innern Verwaltung bethätigte C. dieses Programm, indem er den jesuitischen Einfluß bekämpfte, die Jansenisten und Protestanten in Schutz nahm und die Parlamente begünstigte. Auch Handel und Industrie sowie die wissenschaftliche Thätigkeit förderte er nach Kräften. An dem Bündnis mit Österreich hielt er fest, wie er denn die Vermählung der Kaisertochter Marie Antoinette mit dem Dauphin zu stande brachte. Er war es, der Frankreich durch einen Vertrag mit der Republik Genua (1768) und durch treffliche militärische Maßregeln bis zum Juni 1769 den Besitz der Insel Corsica verschaffte. Die Gunst des Königs verlor C. durch die unwürdige neue Mätresse Ludwigs XV., die Dubarry, der C. offen seinen Widerwillen zeigte, und die dem Herrscher einredete, daß jener in dem zwischen der Krone und den Parlamenten neuerdings ausgebrochenen Streit heimlich die letztern begünstige. Als nun C., um sich unentbehrlich zu machen, den Ausbruch des Rachekrieges gegen England zu beschleunigen suchte und sich zu diesem Behufe auf das engste an Spanien anschloß, ließ ihn Ludwig XV. fallen und sandte ihm zugleich mit dem Abschied 24. Dez. 1770 einen Verhaftsbefehl. Doch durfte sich C. nach seinem Landsitz Chanteloup an der Loire begeben, wo er fast fürstlich Hof hielt. Ludwig XVI. gestattete bei seiner Thronbesteigung 1774 C., in der Hauptstadt zu wohnen und wieder am Hof zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Seine Witwe opferte ihr Vermögen, um seine Schulden zu bezahlen. Die 1790 unter seinem Namen herausgegebenen »Memoiren« sind unecht. Vgl. A. v. Schlözer, C. und seine Zeit (2. Aufl., Berl. 1857); Daubigny, C. et la France d'outremer (Par. 1892); Graffet, Madame de C. et son temps (das. 1874); Maugras, Mad. de C. et le patriarche de Ferney (das. 1889).

2) Marie Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, franz. Diplomat und Altertumsforscher, geb. 27. Sept. 1752, gest. 30. Juni 1817, legte die Resultate seiner Forschungen auf einer 1776 nach Griechenland unternommenen Reise in der »Voyage pittoresque de la Grèce« (1780—1824, 3 Bde., mit 300 Kupfertafeln) nieder, einem Werk, das ihm 1784 die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Bald darauf zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, konnte er seine Studien mit Eifer weiter verfolgen; doch zogen ihm seine Sympathien für Griechenland manche Anfechtungen zu. Als die Revolution ausbrach und das Königtum gestürzt wurde, weigerte er sich, die Republik anzuerkennen,

und richtete seine diplomatischen Noten an die Brüder Ludwigs XVI. Mit Verhaftung bedroht, floh er nach Rußland und wurde von Katharina II. ehrenvoll aufgenommen. Paul I. ernannte ihn zum Staatsrat, zum Direktor der Kunstakademie und zum kaiserlichen Bibliothekar. Nach Alexanders I. Thronbesteigung (1801) kehrte er nach Frankreich zurück und lebte nur den Wissenschaften. Vielen jungen Gelehrten gewährte er Schutz und Hilfe. Nach der Restauration wurde er Pair von Frankreich, Staatsminister und Mitglied des Kabinettsrats. Seine Sammlung von Altertümern wurde mit dem Museum im Louvre vereinigt; eine neue Ausgabe seiner »Voyage pittoresque«, von Miller und Hase besorgt, erschien Paris 1840—52.

Choisy, J. D., s. *Chois*.

Choisy-le-Roi (spr. schoasi-lö-rŏá), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, am linken Ufer der Seine, über welche eine steinerne Brücke führt, und an der Orléansbahn, 11 km südlich von Paris, hat Reste eines 1797 zerstörten königlichen Lustschlosses, ein Denkmal des hier gestorbenen Rouget de l'Isle, Fabrikation von Porzellan, Hüten, Glas, Chemikalien ꝛc. und (1891) 8433 Einw. C. war 30. Sept. 1870 Schauplatz eines siegreichen Gefechtes des 6. deutschen Korps gegen französische Ausfallstruppen unter Vinoy. Ferner richtete sich ein Ausfall in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. gegen C., wobei es den Franzosen gelang, sich des Bahnhofs für einige Zeit zu bemächtigen.

Choc (franz. Choc, spr. schock), gewaltsamer Zusammenstoß zweier Körper, speziell das gewaltsame Anrennen einer Reiterlinie. Soll der C. wirksam sein, so muß er mit der höchsten Wucht ausgeführt werden. Der Anlauf zum C. in voller Karriere beginnt erst etwa 80 m vom Feinde. Die Reiter halten den Degen oder Säbel weit vorgestreckt (Auslage vorwärts), die gesamte deutsche Kavallerie führt den C. mit eingelegter Lanze aus. Kavallerie in Kolonne geht zum C. meist nur im Galopp, in Linie stets in der Karriere; vgl. Attacke.

Chokand (Kokan), ehemaliges Chanat in Zentralasien, die jetzige Provinz Ferghana (s. d. und Karte »Zentralasien«). Nach der großen Invasion der Mongolen kamen auch hier die Uzbeken zur Herrschaft. Timur entthronte die Nachkommen von Dschengis-Chan; seine Nachkommen regierten lange, Baber war der letzte. Als dieser von Obeidullah (1511) geschlagen war, verlor C. seine Selbständigkeit, welche es erst nach dem Sturz der Scheibaniden (s. Bochara) wiederherstellte. Unter der schlaffen Regierung der letzten Aschtarchaniden (s. d.) waren die Herrscher Chokands nur wenig oder gar nicht beunruhigt. Mit dem Auftreten des Hauses Mangit (s. d.) änderte sich aber das Verhältnis. Emir Maasum führte wegen Chodschent einen blutigen Krieg, und sein Enkel Nasrullah suchte sich Chokands zu bemächtigen, dem Mehemmed Ali-Chan von C. durch Grenzerweiterung und durch Hebung des innern Wohlstandes einen gewissen Glanz verliehen hatte. Daraus entstanden seit 1841 langwierige Kämpfe, in welchen Mehemmed den Tod fand, und in die sich endlich die Russen einmischten. Mehemmeds Enkel, Chudajar-Chan, der seine Residenz in Samarkand aufgeschlagen hatte, vermochte dem Vorschreiten der Russen keinen Damm entgegenzusetzen: 1864 fiel die Stadt Turkistan in ihre Hände, dann Tschemkent und Taschkent. Jetzt nahm sich der Emir von Bochara Chudajars an, eroberte das östliche C. und setzte ihn hier als Chan ein. Gegen die Russen aber verlor er die Schlacht bei Jirdschar 20. Mai 1866; bald fiel auch Chodschent. Chudajar mußte die Thalgegend des Sir Darja von Mehrem ab abtreten, seine Städte den Russen öffnen und eine Kriegskontribution zahlen. Die äußere Politik wurde ausschließlich von Taschkent aus geleitet, in den innern Angelegenheiten blieb er indes sein eigner Herr. Infolge seiner Bedrückungen empörte sich jedoch 1875 sein Volk und zwang ihn, auf russisches Gebiet zu fliehen; an seiner Stelle wurde sein Sohn Nassr eddin von dem Kiptschaken Abd ur Rahmân zum Herrscher von C. eingesetzt. Darauf überschritten die Aufständischen die russische Grenze. Aber das Gefecht bei Tejjan, die Einnahme der Feste Machram und von Kokan zwangen Nassr eddin zur Abtretung des rechten Ufers des Sir Darja von der russischen Grenze bis zum Naryn. Bald brachen aber im südlich des Sir Darja gelegenen Gebiet Unruhen aus, die sich selbst in dem nunmehr russischen Territorium ausbreiteten. Pulat-Bek wurde von Abd ur Rahmân zum Chan ausgerufen, nach der Einnahme von Andidschan 20. Jan. 1876 jedoch mit diesem gefangen genommen und die Ruhe wiederhergestellt. Nassr eddin kehrte als Chan zurück, geriet jedoch bald wieder in die Hände der russenfeindlichen Partei und verpflichtete sich sogar, den Krieg von neuem zu beginnen. Daraufhin erging unter dem 3. März von Petersburg aus der Befehl, das bisherige Chanat C. als Gebiet Ferghana dem Generalgouvernement Turkistan einzuverleiben. Vgl. Vambéry, Geschichte Bocharas (Stuttg. 1872); Derselbe, Reise in Mittelasien von Teheran nach Chiwa, Bochara und Samarkand (2. Aufl., Leipz. 1873); Krahmer, Die Eroberungen der Russen in Mittelasien (»Grenzboten« 1877); Kalitkin, Geschichte des Chanats C. (russ.; franz. von Dozon, Par. 1889).

Choke bore, s. Jagdgewehre.

Chokieren (spr. scho-, v. franz. choquer), stoßen, anstoßen, beleidigen, mißfallen; chokant (franz. choquant), anstößig, auffällig, beleidigend.

Chokolade, s. Schokolade.

Chol (spr. tschol), Volksstamm der Maya (s. d.), mit besonderm Dialekt, im mexikan. Staat Chiapas, bewohnt gegenwärtig nur fünf Dörfer des Depart. Palenque. In ihrem Gebiet liegen inmitten von Urwald die großartigen Ruinen von Palenque (s. d.).

Cholagōga, Galle abführende Mittel (s. d.).

Cholālsäure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholämie (griech.), Beimischung von Galle zum Blut, s. Gelbsucht.

Cholecystektasie (griech.), Gallenblasenerweiterung; Cholecystektomie, operative Entfernung der Gallenblase; Cholecystenterostomie, operative Verbindung der Gallenblase mit dem Darm bei Verschluß der Gallenwege; Cholecystitis, Entzündung der Gallenblase.

Cholecystotomie (griech.), die operative Eröffnung der Gallenblase; sie wird vorgenommen wegen Anfüllung derselben mit wässeriger Flüssigkeit (Hydrops) oder mit Eiter (Empyem), beides infolge von Entzündung der Gallenblase (Cholecystitis), ferner wegen Verschlusses des Ausführungsganges, insbes. durch Gallensteine, oder wegen der Anwesenheit von Gallensteinen in der Gallenblase, wenn dieselben besonders bedrohliche Erscheinungen (Schmerz, Fieber, Gelbsucht) hervorrufen.

Choledochus, der Gallengang.

Choleinsäure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholelithiasis (griech.), s. Gallensteine.

Cholen, s. Saigon.

Cholera (nach einigen v. hebr. chólé-ra, »die böse Krankheit«, nach andern v. griech. choléra, Dachrinne, weil die Flüssigkeiten aus dem Körper wie aus einer Rinne strömen), ursprünglich Bezeichnung verschiedener Krankheiten des Darmes, welche unter stürmischen Durchfällen und Erbrechen verlaufen. Heute braucht man den Namen C. für zwei Formen, deren eine als einheimische C. (C. nostras), deren andre als asiatische C. (C. asiatica) bekannt ist. Die Ursache der einheimischen C. ist unbekannt. Sie ist eine außerhalb der Choleraepidemien seltene Krankheit, kommt aber in jeder Epidemie asiatischer C. in auffallend großer Zahl zur Beobachtung. Die asiatische C. dagegen ist nach Ursache, epidemischer Verbreitung und Verlauf eine einheitliche Infektionskrankheit. Beide sind in ihren Krankheitserscheinungen ungemein ähnlich, bei beiden sind schnell aufeinander folgende reichliche, anfangs dünne, später geradezu wässerige Stühle das Hauptsymptom, bei beiden kommen Erbrechen, Wadenkrämpfe, starke Erschöpfung vor, und dennoch sind sie durchaus verschiedene Formen: die einheimische ist gutartig und nicht ansteckend; die asiatische dagegen ist eminent bösartig, tritt als verheerende Seuche auf und kommt niemals sporadisch vor, ohne daß eine Übertragung des Choleramkeimes stattgefunden hätte.

Die einheimische Cholera.

Die einheimische C. (Brechdurchfall, Brechkolik, Cholerine, C. nostras s. europaea, sporadica) tritt zu Zeiten, in denen C. asiatica nicht herrscht, nur selten, dann aber in der Regel in den heißen Sommermonaten auf, nach Diätfehlern, besonders nach unvorsichtigem Genuß rohen und unreifen Obstes, schlechten Bieres, bei Kindern nach Genuß sauer gewordener Milch und andrer Speisen, welche die Verdauung stören. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in allen Fällen abnorme Gärungen oder Zersetzungen des Magen- und Darminhalts vorliegen, welche durch die angeführten Diätfehler verursacht oder begünstigt werden. Zweifellos aber spielen dabei einerseits Mikroorganismen eine große Rolle, anderseits ist es auch denkbar, daß es bei den in Gärung und Fäulnis übergehenden in den Darm eingeführten Substanzen zur Bildung von Giftstoffen (Ptomainen) kommt, welche Teile des Darmes in entzündlichen Zustand zu versetzen im stande sind. Einen bestimmten Mikroorganismus hat man als Erreger der C. nostras nicht nachzuweisen vermocht. Auch der Finkler-Priorsche Bacillus ist bestimmt nicht der Erreger der C. nostras, da niemand denselben, seitdem er aufgefunden, jemals wiedergesehen hat, außer daß man ihn einmal im Darme eines Gesunden, eines Selbstmörders, nachwies. Zuweilen gehen der Krankheit Vorboten voraus, die mehrere Tage anhalten können und in Unbehaglichkeit, Leibschneiden, Kollern im Leib, Appetitlosigkeit, leichten Diarrhöen und Übelkeit bestehen. Häufig stellt sich die Krankheit plötzlich, oft während der Nacht ein, indem reichliche Stuhlausleerungen erfolgen, welche anfänglich aus den gewöhnlichen Kotmassen bestehen, später aber eine schleimige, gelbliche oder bräunliche Flüssigkeit darstellen. Seltener sind dieselben ganz ungefärbt, reiswasserähnlich. Diesen Diarrhöen geht zuweilen heftiges Erbrechen voraus, oder dieses tritt ein, nachdem schon einigemal Stuhlentleerungen erfolgt waren. Das Erbrochene besteht anfänglich aus den genossenen Nahrungsmitteln, wird später schleimig-wässerig, grünlich gefärbt und ist von saurem Geschmack. Die Kranken fühlen sich dabei äußerst matt und hinfällig, klagen über brennenden Durst, eingenommenen Kopf, bittern Geschmack. Der Leib ist weich, dabei gegen Druck meist unempfindlich. Jedes Trinken erregt von neuem Erbrechen. Die Kranken sehen blaß aus, hohläugig, zusammengefallen und sind sehr unruhig; Füße und Hände sind kalt, oft durch schmerzhafte Krämpfe der Muskeln der Waden ꝛc. zusammengezogen. Der Puls ist sehr beschleunigt, fadenförmig klein, kaum fühlbar, der Urin äußerst sparsam, oft fehlend, die Zunge trocken; kalter, klebriger Schweiß bedeckt den ganzen Körper. Fast immer geht der Anfall vorüber, die Haut wird wieder warm, ein leichter Schweiß erscheint, die Urinabsonderung stellt sich wieder ein, die Entleerungen werden seltener, die Kranken verfallen in einen ruhigen Schlaf, aus dem sie mit besserm Aussehen und kräftiger erwachen. Doch bleibt in den meisten Fällen noch eine Zeitlang ein mehr oder weniger hoher Grad von Hinfälligkeit und Empfindlichkeit der Verdauungsorgane zurück. Die einheimische C. verläuft in der Regel in 8—24 Stunden und tötet nur geschwächte Individuen, namentlich Kinder und Greise.

In der Behandlung empfiehlt es sich, anfangs, d. h. solange noch Speiseinhalt des Magens entleert wird, das Erbrechen durch warmen Kamillenthee zu unterstützen und erst dann, wenn die Ausleerungen gallig und flüssig werden, diese zu hemmen. Man gebe dem Kranken Eisstückchen in den Mund und kohlensäurehaltiges Wasser in kleinen Mengen zum Getränk. Auf den Leib lege man heiße Tücher oder warme Breiumschläge von Leinsamenmehlabkochungen. Innerlich dienen als sicherstes Mittel 5—10 Tropfen Opiumtinktur. Droht der Kranke zu schwach zu werden und verfällt sichtlich, so reiche man einige Eßlöffel voll Wein, am besten moussierenden, oder einige Tropfen Äther (Hoffmanns Tropfen) und reibe den Körper mit gewärmten Tüchern. In der ersten Zeit nach dem Anfall muß der Kranke sich noch auf flüssige Nahrung, Fleischbrühe mit Schleim, Milch ꝛc., beschränken, sich sorgfältig vor Erkältung, besonders des Unterleibes, hüten und kann erst allmählich zur frühern Lebensweise zurückkehren.

Auch die sogen. C. der Kinder (C. infantum), welche im Sommer in großen Städten geradezu ungeheure Sterblichkeitsziffern erreicht, ist auf abnorme Zersetzung der Nahrung, sehr oft allein verursacht durch Unsauberkeit der Milchflaschen und Gefäße, zurückzuführen. Am häufigsten betrifft diese Krankheit Säuglinge jeden Alters, welche künstlich aufgefüttert werden, sowie Kinder, welche schnell von der Mutterbrust entwöhnt worden sind. Die Kinder erbrechen bei dieser Krankheit alles Genossene. Getrunkene Milch kommt nicht verkäst, wie bei gesunden Kindern, sondern ungeronnen wieder zum Vorschein. Gleichzeitig mit dem Erbrechen werden auch die Ausleerungen abnorm. Dieselben bestehen aus einer sauer riechenden, meist grünlichen, dünnflüssigen Masse, vermischt mit weißlichen Klumpen, später aus fast rein wässerigen Ausscheidungen. Die Kinder verfallen dabei sehr schnell, magern ab, das Gesicht wird faltig und greisenhaft, Lippen und Hände sind bläulich und fühlen sich kühl an, es treten krampfhafte Zuckungen ein, und bald folgt der Tod durch Erschöpfung. Der ganze Verlauf der Krankheit drängt sich oft auf wenige Stunden zusammen. Manchmal geht der choleraähnliche Anfall in eine leichtere Form des Darmkatarrhs über. Die Behandlung bezweckt durch Abführmittel oder durch solche Medikamente, die den Darm zu desinfizieren vermögen (Kalomel), die einmal eingeleiteten sauren oder sonst schädlichen Gärungen zu hemmen und der Wieder-

holung solcher Zersetzungen vorzubeugen. Man verabreicht gut sterilisierte Milch (mittels des Apparates von Soxhlet), falls das Kind nicht von der Mutter oder einer Amme genährt wird.

Die asiatische Cholera.

Die asiatische C. (C. morbus, C. orientalis, asiatica, indica, epidemica) hat ihre Heimat in Ostindien, im Gebiet zwischen Ganges und Brahmaputra, wo sie nie ausstirbt, also endemisch ist. Erst 1817 trat die C. in Indien in größerer, seuchenartiger Ausbreitung auf und fing an, sich auf die Nachbarländer auszudehnen und diese allmählich furchtbar zu verheeren. Seitdem ist sie in Indien nie mehr erloschen. Die Seuche, deren eigentliche Ursache unbekannt war und blieb, begann fast an jedem Ort, wo sie sich zeigte, mit der äußersten Bösartigkeit, nahm dann an Heftigkeit ab und dauerte meist nur 2—3 Wochen; an einzelnen Orten freilich, z. B. in Kalkutta, hatte sie einen jahrelangen Bestand. Schon damals bemerkte man, daß die Seuche sich vorzugsweise im Verlauf der großen Verkehrswege, der Flüsse und Landstraßen, verbreitete. Von Indien aus ging die C. zunächst nach Hinterindien, Sumatra, Mauritius (1819), überzog dann ganz China, die Philippinen, Java (1820—21); von 1821 an nahm sie ihren Lauf nach Westen u. Norden und verheerte Persien und Arabien. Im September 1823 erreichte die C., durch Schiffsverkehr von Indien verschleppt, Astrachan, verbreitete sich aber, wahrscheinlich infolge Eintretens starker Kälte, von dort nicht weiter. Erst 1829 brach die Krankheit in Orenburg und 1830 von neuem in Astrachan am Kaspischen Meer aus, und von hier aus drang sie im Thal der Wolga aufwärts und erreichte binnen zwei Monaten Moskau (1830). Ganz Rußland wurde im Laufe dieses Jahres von der C. überzogen; auch gelangte sie, begünstigt durch den russisch-polnischen Krieg, 1831 nach Westen zu bis Polen. In das Jahr 1831 fallen auch die ersten deutschen Epidemien, namentlich die von Berlin, Wien ꝛc. Die Verbreitung der Krankheit in diesem Jahre war ungeheuer: im Norden reichte sie bis Archangel, im Süden bis Ägypten, über die Türkei und einen Teil von Griechenland. 1832 kam die C. zum erstenmal nach London und über Calais nach Paris, auch erschien sie damals zuerst, von England aus importiert, in Amerika (Quebec). Nun folgten sich in Europa bis 1838 viele bald mehr zerstreute, bald in offenbarem Zusammenhang stehende Epidemien, von denen teils bisher verschonte Strecken, teils schon früher durchseuchte Orte befallen wurden. Vom Jahre 1838 an aber blieb Europa fast zehn Jahre lang frei von der C.

Im J. 1846 begann ein neuer Zug der C. von Indien aus. Sie ging über Persien und einen Teil der asiatischen Türkei bis Syrien und gleichzeitig in nordwestlicher Richtung über den Kaukasus nach Rußland. Die weitere Verbreitung geschah in großer Schnelligkeit nach Süden (Mekka 1847) und Nordwesten (Moskau im September 1847). 1848 fand eine rasche Verbreitung der Krankheit über ganz Ost-, Nord- und Mitteleuropa (Petersburg, Berlin, Hamburg, London) statt. Zu Ende jenes Jahres erschien sie auch wieder in New York und New Orleans. Im Frühling 1849 fand eine große Epidemie in Paris statt, worauf sich die C. über Frankreich und Belgien ausbreitete. Auch in Deutschland gewann die C. in den Jahren 1849 und 1850 große Verbreitung. Das Jahr 1851 war für Deutschland cholerafrei; dagegen brach sie im folgenden Jahr von Polen her in den östlichen Teilen Deutschlands aus, kam aber diesmal nicht über Berlin hinaus. Bis zum Jahr 1859 traten in den verschiedensten Ländern innerhalb und außerhalb Europas größere Seuchen auf. In diesem Jahre aber schien die Krankheit ihren zweiten großen Verheerungszug im wesentlichen beendigt zu haben. Ihren dritten großen Zug über den asiatischen und europäischen Kontinent trat sie 1865 an. Namentlich wurden 1866 viele Opfer durch die C. hinweggerafft, z. B. während des Krieges in Böhmen, in Leipzig, Berlin, an den Küsten der Ostsee ꝛc. Während des Krieges 1870/71 blieb Deutschland frei; erst 1873 ist die Krankheit wieder von Galizien aus teils nach Wien, Prag, München, Speyer, Würzburg verschleppt worden, teils gelangte sie die Weichsel entlang in die Städte der preußischen Ostseeküste. Eine weitere europäische Epidemie brach, wieder durch Schiffsverkehr eingeschleppt, 1884 in Toulon aus, diesem sanitär so ungünstigen Hafen, welcher schon früher das Einfallsthor der Seuche gewesen war, und beschränkte sich im allgemeinen auf Toulon, Marseille und Umgegend, während eine ziemlich heftige Epidemie in Unteritalien, namentlich in Neapel, wütete. Anfang 1885 wurde Spanien heimgesucht, im August 1885 abermals Marseille. 1886 herrschte die C. in Triest u. Ungarn, 1887 in sehr schwerer Weise in Italien und zwar wiederum besonders furchtbar in Neapel. Deutschland blieb verschont bis 1892. Im August d. J. brach aber explosionsartig in Hamburg, offenbar wiederum auf dem Seewege nach dort verschleppt, die Seuche mit außerordentlicher Heftigkeit aus, so daß in der Zeit von einigen Wochen bei einer Bevölkerung von 569,260 Einw. 17,965 Leute an C. erkrankten, von denen 7611 starben. In Preußen erkrankten in derselben Zeit 1548 Leute, von denen 892 der Seuche erlagen. Der Hauptteil der preußischen Ziffern kommt auf Altona. Berlin blieb, abgesehen von sporadischen Fällen, frei von der Seuche, eine Folge der umfassenden Sicherheitsmaßregeln, welche man getroffen, um das durch die einzelnen Erkrankten eingeschleppte Choleragift zu zerstören, und, da dies gelang, einer der großartigsten Triumphe der Hygiene.

Berlin wurde seit 1831 elfmal von der C. heimgesucht, wie nachfolgende Tabelle zeigt:

Jahr	Dauer der Epidemie	Es erkrankten	Es starben	Von 100 Erkrankten starben	Einwohnerzahl	Es erkrankte einer von	Es starb einer von
1831	30. Aug. 1831 bis 26. Jan. 1832	2274	1423	62,6	229 843	101 Einw.	161 Einw.
1832	17. Juni 1832 „ 14. März 1833	613	412	67,2	234 171	382 „	568 „
1837	11. Aug. „ 6. Dez.	3557	2338	65,7	265 394	74 „	113 „
1848	27. Juli „ 9. Dez.	2401	1595	66,3	400 557	166 „	251 „
1849	30. Mai „ 1. Dez.	5361	3552	66,2	401 802	74 „	113 „
1850	6. Aug. „ 24. Nov.	1165	711	60,0	405 704	342 „	570 „
1852	4. Sept. „ 31. Dez.	247	165	66,8	413 517	1647 „	2506 „
1853	7. Aug. „ 30. Nov.	1405	940	66,9	415 425	295 „	441 „
1855	26. Juli „ 26. Nov.	2172	1385	63,7	419 241	193 „	302 „
1866	14. Juni „ 17. Nov.	8186	5457	66,6	658 251	84 „	120 „
1873	21. Juli „ 23. Sept.	788	531	67,1	927 679	1177 „	1747 „

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Die Geschichte der C. lehrt demnach aufs bestimmteste, daß die Krankheit in Europa nicht selbständig entsteht und immer wieder nach kürzerer oder längerer Dauer verschwindet. Einzelne Erkrankungsfälle können überall, auf Schiffen und am Lande, vorkommen, wohin immer Cholerakranke oder Wäsche von solchen oder Gegenstände, welche mit dem Darminhalt verunreinigt waren, gelangen, denn immer gehört zur Entstehung der C. die Übertragung des Choleragiftes, bez. des Trägers desselben: des Cholerabacillus. Dieser Cholerabacillus wurde 1883 in Indien von Robert Koch entdeckt, unter dessen Leitung eine Expedition zunächst nach Ägypten, sodann nach Indien gesandt worden war, um diese Frage zu lösen. Koch fand in dem Darminhalt von Cholerakranken, in der Darmwand von Choleraleichen, in der Wäsche und im Boden infizierter Ortschaften einen eigentümlichen, noch bei 1000facher Vergrößerung sehr kleinen, stäbchenförmigen Spaltpilz, welcher wegen seiner leicht gekrümmten Form von ihm als **Kommabacillus** bezeichnet wurde (s. Tafel »Bakterien«, Fig. 5). Dieser Pilz fand sich konstant in jeder Choleraleiche, aber nur im Darm, nicht im Blut oder in andern Organen. Die Menge der Pilze war zuweilen eine ungeheure; sie stand in geradem Verhältnis zur Schwere der Darmerkrankung, zuweilen waren alle andern sonst im Darm vorkommenden Bakterien durch den Kommabacillus verdrängt. Übertragungen des Pilzes in den Magen von Tieren blieben freilich unschädlich, jedoch scheint z. B. beim Meerschweinchen eine wirkliche C. zu entstehen, wenn der Mageninhalt vor dem Einbringen der Kommabacillen neutralisiert oder alkalisch gemacht und durch Opium die Darmbewegung gehemmt wird. Eine natürliche Übertragung, welche Koch in Indien beobachtete, ersetzt indessen den Mangel exakter Tierversuche, da der Bacillus sich in von der Seuche befallenen Ortschaften in den Pfützen und Wasserlöchern, aus welchen die sehr unsaubern indischen Bewohner Kalkuttas ihr Trinkwasser entnehmen, vorfand, während er sicher **immer** in dem Wasser cholerafreier Orte fehlte. Es gelang Koch, den Pilz rein zu züchten, wobei sich ein Aussehen und ein Verhalten beim Wachstum herausstellten, durch die sich der Kommabacillus von ähnlichen Mikroben wesentlich unterscheidet. Zu letztern gehörte unter anderm ein Kommabacillus, der in der Mundhöhle vorkommt, aus dieser in den Darm gelangen und so bei C. zu Irrtümern wohl Veranlassung geben kann. Ist der Mundkommabacillus unter dem Mikroskop auch schmäler, länger und weniger gekrümmt als der Cholerabacillus, ist er oft an den Enden zugespitzt, so ist doch die Unterscheidung nur durch das Mikroskop schwer zu treffen. Man muß daher mittels des Gelatineplatten-Verfahrens Züchtungsversuche machen. Nachdem man aus Choleraentleerungen ein Schleimflöckchen, das in der Regel Bacillen enthält, durch Schütteln in der auf 37° abgekühlten Gelatinelösung verteilt hat, gießt man letztere, entsprechend verdünnt, auf eine Glasplatte aus, auf der sie erstarrt. Nach 20—24 Stunden, in der die Platte einer Temperatur von 20—24° ausgesetzt sein muß, erkennt man bei 70—90maliger Vergrößerung die unregelmäßig begrenzten, fast mit gezacktem Umriß versehenen Kolonien des Cholerabacillus. Ihr Inneres scheint aus stark lichtbrechenden Bröckchen zu bestehen und sinkt, infolge der Verflüssigung der Gelatine in der Umgebung der Kolonien, krater- oder trichterförmig zusammen, wodurch sich die Kolonien des Cholerabacillus von denen aller andern ähnlichen Mikroben unterscheiden, denn die Mundkommabacillen wachsen auf der Nährgelatine überhaupt nicht zu Kolonien aus, und andre im Darm vorkommende Bacillen verflüssigen die Gelatine nicht und zeigen auch nicht jene lichtbrechenden Bröckchen. Da der lichtbrechende Trichter der Cholerakolonie wirkt, wie wenn eine Konkavlinse zwischen Spiegel und Objekt eingeschoben wäre, so leuchtet die Cholerakolonie sternartig auf, wenn man absichtlich den Tubus unter die Einstellungsebene senkt, und wird dunkel bei zu hoher Einstellung. Die nicht verflüssigenden Kolonien wirken wie eine Konvexlinse, sehen daher bei tiefer Einstellung dunkel aus und erscheinen hell beim Heben des Tubus (Pfeiffer). Da nun der Cholerabacillus überall gefunden worden ist, wo es C. gibt, da er ferner nirgendwo anders gefunden worden ist, so ist gar kein Zweifel mehr möglich, daß der Cholerabacillus die Ursache der C. ist, bez. daß der vom Kommabacillus im Körper erzeugte Giftstoff die Krankheitssymptome hervorruft, welche wir unter dem Namen C. zusammenfassen. Genauere Beobachtungen haben ergeben, daß schon in den ersten Stühlen eines Cholerakranken massenhafte Bacillen vorhanden sind, daß aber bei länger dauernder Krankheit, frühestens vom fünften Tage ab, die Bacillen auch wieder aus den Stuhlentleerungen der Kranken verschwinden.

Trotz der Klarheit, welche die Entdeckung des Kommabacillus uns bezüglich des Wesens der C. gebracht hat, herrschen doch noch bezüglich der Verbreitung der Seuche verschiedene Ansichten. Daß eine individuelle Disposition notwendig ist, um die Infektion des Individuums zu ermöglichen, d. h. daß eine Störung der Magenfunktion vorhanden sein muß, damit der mit dem Trinkwasser oder der Nahrung zugeführte Kommabacillus ungestört den Magen passiere und in den Darm gelange, bestreitet heute niemand (vgl. auch unten). Indes nimmt eine Anzahl Ärzte, v. Pettenkofer an der Spitze, auch noch eine örtliche und zeitliche Disposition des von der C. ergriffenen Ortes an (**lokalistische Theorie**), wobei ein niedriger Grundwasserstand und große Trockenheit die Entwickelung einer Choleraepidemie außerordentlich begünstigen sollen. Nach v. Pettenkofer ist die C. weder von Kranken unmittelbar, noch mittelbar durch das Trinkwasser auf den gesunden Menschen übertragbar. Nach ihm muß der Cholerakeim erst in den Boden gelangen, muß dort erst, wenn die nötigen Bedingungen vorhanden, den nötigen Grad von Giftigkeit erreichen und erzeugt dann erst, durch Luft und Einatmung in den Menschen gelangend, die C. So war auch nach v. Pettenkofer in Hamburg nur infolge der 1892 fast 50 Proz. unter der gewöhnlichen Durchschnittsziffer zurückbleibenden Trockenheit eine so enorme Explosion der Epidemie möglich, während die Gegner v. Pettenkofers behaupten, daß die über alle Begriffe elenden Wasser- und Wohnverhältnisse Hamburgs, dessen niedere Bevölkerung durch Einwirkung jener beiden Faktoren im höchsten Grade zur Aufnahme der Seuche disponiert war, einen noch schlimmern Ausbruch der Seuche gerechtfertigt hätten. Hatte doch Hamburg eine Wasserleitung, welche fast inmitten Hamburgs geschöpftes, unfiltriertes Elbwasser führte. Jedenfalls ist in diesen Verhältnissen noch manches aufzuklären, da man allerdings den Kommabacillus **nur** bei **C. asiatica**, aber auch bei Leuten in Massen gefunden hat, welche außer einem leichten Durchfall kein weiteres Krankheitsanzeichen aufwiesen. Man ist daher heute geneigt anzunehmen, daß der Kommabacillus zwar die spezifische

Ursache der C. ist, aber doch nur unter bestimmten Bedingungen, vielleicht nur in Gegenwart bestimmter andrer Bakterien, wie z. B. der Tetanusbacillus nur in Gegenwart der eitererregenden Mikroben, nie aber für sich allein Tetanus erzeugt, zu seiner vollen Wirkung gelangt (Mischinfektion). Unter allen Umständen ist den heutigen Ergebnissen der Beobachtung des Kommabacillus nach die v. Pettenkofersche Theorie nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Die Heimat des Kommabacillus verlegt Koch in den südlichen Teil des Gangesdelta, wo eine zwischen den Flußläufen gelegene Niederung mit üppigster Vegetation regelmäßigen Überschwemmungen zur Zeit der Meeresflut unterliegt und bei der hohen Temperatur eine wahre Brutstätte für alle Bakterien bildet, denn von hier aus verbreitet sich die C. regelmäßig nach Norden über das übrige Gangesdelta, und zwar wird die Verschleppung in Indien selbst durch ein außerordentlich lebhaftes Pilgerwesen sehr begünstigt. Von hier aus wird die C. auf den verschiedensten Wegen des Verkehrs von Land zu Land verschleppt, bald durch Personen, bald durch Kleider und Waren; ja, es kann durch eine Person die Verschleppung über Hunderte von Meilen erfolgen, wie dies z. B. 1866 geschah, wo die C. von Odessa direkt nach Altenburg importiert wurde. Die Verbreitung der Seuche von Indien nach Europa ist durch die Verkürzung des Seewegs durch den Suezkanal erleichtert. Es ist nicht nötig, daß die Person, welche die Verschleppung bewirkt, selbst an schwerer C. erkrankt; vielmehr können schon die Stuhlentleerungen von einem leichten Choleraanfall, der als solcher noch gar nicht erkannt ist, in einen bisher von C. freien Ort die C. einschleppen. Häufig wurde die C. durch die Wäsche Cholerakranker weiterverbreitet, so daß z. B. Frauen, welche derartige Wäsche gewaschen hatten, an C. erkrankten. Auch durch andre Beispiele ist es außer Zweifel gestellt, daß die C. unmittelbar vom Kranken auf die gesunden Leute seiner nächsten Umgebung übertragen werden kann und übertragen worden ist.

Ganz besonders ist aber das Trinkwasser für die mittelbare Verbreitung der C. wichtig. So sank in Kalkutta die Cholerasterblichkeit 1870 nach Eröffnung der Wasserleitung auf ein Drittel der frühern Höhe, und dieses Drittel hielt sich in der nicht mit der Wasserleitung verbundenen Vorstadt. Das großartigste Experiment lieferte in dieser Hinsicht ungewollt Hamburg 1892. In Hamburg erkrankten 30 vom Tausend der Einwohner, in Altona, welches mit Hamburg nur eine Stadt bildet, aber eine eigne Wasserleitung mit gut filtriertem Elbwasser hat, nur 4 vom Tausend, in Wandsbek, welches sein Wasser aus Landseen nimmt, nur 3 vom Tausend; dabei blieben mitten in Hamburg gelegene Anstalten mit je einigen Hunderten von Bewohnern, die nicht an die Leitung angeschlossen waren, sondern eigne Brunnen hatten, völlig verschont. Einmal in das Wasser hineingelangt, halten sich die Bacillen in demselben mehrere Tage, und selbst wenn sie sich nicht vermehren, so scheint für die Erzeugung einer Epidemie die Konservierung der Bacillen völlig ausreichend zu sein. Wiederholt hat man jetzt bei Epidemien in verdächtigem Wasser Kommabacillen aufgefunden, seitdem man nicht nur wenige Tröpfchen untersucht. Man mischt jetzt mehrere Kolben mit je 100 g des Wassers mit konzentriertem alkalischen Peptonwasser, bis eine einprozentige Peptonlösung entsteht, läßt diese 10 Stunden bei 17° stehen und bringt dann Proben von der Oberfläche auf Nährgelatine.

Meist gelangt also der Kommabacillus mit dem Trinkwasser in Magen und Darm, da nach Ewald bekanntlich der kleinere Teil eines eben gethanen Schluckes Wasser sofort in den Dünndarm übergeht, während der größere etwa eine Stunde später folgt, ebenfalls ohne saure Reaktion zu besitzen, so daß also auf diese Weise die Bacillen, der Einwirkung des sauren Magensaftes entgangen, im Dünndarm ungeschwächt ihre Wirkung zu entfalten vermögen. Auf diese Weise spielt das Trinkwasser eine große, ja wohl die größte Rolle für die Verbreitung der C. Gelangen Bacillen in eine Leitung, so sieht man von einem Zentralpunkt aus eine allgemeine Epidemie ausbrechen, sind in einen Brunnen Choleraexkremente gelangt, so entsteht, dem Versorgungsbezirk des Brunnens entsprechend, eine lokale Epidemie. Einer gewissen Temperatur bedarf der Cholerabacillus zum Leben, er gedeiht am üppigsten bei 20—24°, geht aber zu Grunde bei Temperaturen über 56° und bei solchen unter 17°.

Außer durch Trinkwasser gelangt der Kommabacillus auch mit feuchten Nahrungsmitteln, auf welche Fliegen ihn abgesetzt haben, in den Verdauungskanal, oder auch mit Nahrungsmitteln, an welche der Bacillus durch Berührung unsauberer Hände gebracht wurde. In den letztern Fällen kommt er aber nur zur Wirkung, wenn der Magen nicht in normaler Weise funktioniert, da bei ungestörter Verdauung die Pilze im Magen zu Grunde gehen, und wir sehen deshalb die C. in der Regel nur bei solchen Personen auftreten, welche an Verdauungsstörungen leiden (individuelle Disposition). Eine Übertragung der Krankheitserreger durch die Luft ist unmöglich, da dieselben nach Koch in trocknem Zustand (und anders können sie durch die Luft nicht fortgeführt werden) zu Grunde gehen. Im Darmkanal, zumal wenn derselbe bereits durch Verdauungsstörungen gelitten, vermehren sich die Kommabacillen äußerst schnell, gelangen aber selbst nicht in die Blutbahn; vielmehr werden die schweren Krankheitssymptome und der häufig so plötzliche Tod wahrscheinlich durch die Aufnahme von giftigen Stoffen bedingt, welche diese Bakterien erzeugen, und welche dann in die Blutbahn übergehen. Letztere Ansicht gewinnt einigen Halt durch die Versuche Alts. Letzterer hatte beobachtet, daß Schlangengift zum Teil durch den Magen wieder ausgeschieden wurde; er untersuchte darauf das Erbrochene Cholerakranker und fand in demselben allerdings schwere Giftstoffe, die er den Toxalbuminen anreiht. Danach würde es falsch sein, das Erbrechen bei Cholerakranken hemmen zu wollen.

Auf diesen immerhin noch nicht völlig geklärten Erfahrungen, welche man über das Wesen und die Verbreitungsweise des Choleragiftes gesammelt hat, beruhen die Maßregeln, welche man zur Abwehr dieses schlimmen Feindes ergriffen hat. Zunächst ist hiernach dem Eisenbahngrenzverkehr an denjenigen Orten besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo ein erheblicher Zutritt von Reisenden stattfindet. Die Reisenden sind in den Eisenbahnkoupees von Ärzten zu besichtigen, wobei das Zugpersonal und die Mitreisenden wichtige Aufschlüsse über etwanige Krankheitserscheinungen geben können. Koupees, in denen Kranke gefunden sind, müssen geräumt und desinfiziert, die Kranken in Isolierbaracken untergebracht werden. Gesunde Reisende und deren Gepäck zu desinfizieren, hat gar keinen Sinn und ist nur eine den Verkehr störende Maßregel, durch welche auch die Reiseeffekten teilweise und völlig unnötig zerstört werden. — Die Sanitätsbehörden, welche durch besondere Sanitätskommissionen in den einzelnen Ortschaften

unterstützt werden müssen, haben dafür zu sorgen, daß nicht durch gelegentliche, an sich unerhebliche Erkrankungen, namentlich der Verdauungsorgane, individuelle Dispositionen für die C. hervorgerufen werden. Sie haben die örtlichen Verhältnisse genau zu überwachen, besonders für möglichste Sauberhaltung der Straßen und Plätze, häufige Reinigung und Desinfizierung der Rinnsteine mit Kalkmilch zu sorgen; ferner ist zu verhüten, daß Abtritte und Dunggruben in der Nähe von Brunnen angelegt werden, überhaupt muß ein Durchsickern fäulnisfähiger Stoffe ins Erdreich auf das sorgfältigste vermieden werden. Brunnenwasser ist vor allen Verunreinigungen zu schützen und da, wo Wasserleitungen bestehen, möglichst vom Gebrauch auszuschließen. Wenn letzteres nicht angeht, ist die möglichste Sicherheit durch regelmäßige chemisch-bakteriologische Kontrolle des Wassers zu gewährleisten. Jedes Feilhalten von gesundheitsschädlichen Nahrungsmitteln ist strengstens zu verbieten und vorkommenden Falls zu ahnden. Herbergen, Logierhäuser und Massenquartiere von Arbeitern sind vor Überfüllung zu bewahren und auf ihre Sauberkeit hin, ebenso wie auf Ausführung der gebotenen Desinfektion der Aborte mit Kalkmilch (pro Tag und pro Sitz eines Aborts 1 Lit.) ꝛc. zu kontrollieren. Für den Fall des Ausbruchs der C. an einem Ort ist für Entsendung genügend zahlreicher Ärzte, besonders in die ärmern Distrikte, zu sorgen, Märkte und Messen sind eventuell aufzuheben, ebenso erforderlichen Falls die Schulen zu schließen. In erster Linie ist aber eine strenge Anzeigepflicht einzuführen, danach zu streben, auftretende eingeschleppte Fälle als Cholerafälle möglichst bald zu erkennen und im zutreffenden Falle den Kranken zu isolieren; alles, was mit ihm in Berührung gekommen, ist zu desinfizieren, und die Cholerastühle sind sorgfältig zu beseitigen, um so den weitern Ausbruch der Seuche zu verhüten, wie dies thatsächlich 1892 in Berlin gelang. Die Kranken selbst sind entweder in ihrer Wohnung zu isolieren oder nach einer Krankenanstalt überzuführen. Die zum Transport des Kranken dienenden Tragen und Wagen sind durch Karbolseifenlösung (3 Teile Schmierseife in 100 Teilen heißem Wasser, dazu 3—5 Teile Karbol), Betten ꝛc. durch strömenden Wasserdampf, Wäsche durch tüchtiges Kochen ꝛc. zu desinfizieren. Das Spülen von Gefäßen ꝛc., welche mit Cholerakranken in Berührung waren, an Brunnen ist strengstens zu verbieten und das Genießen von Speisen in Krankenräumen, auch wenn dieselben bereits geleert sind, zu vermeiden. Die Leichen sind womöglich in besondere Räume zu bringen, die Ausstellung derselben vor dem Begräbnis ist zu untersagen und das Leichengefolge möglichst zu beschränken. Eine Beunruhigung der Bevölkerung ist durchaus zu vermeiden, es muß darauf hingewirkt werden, daß jeder sich der größten Mäßigkeit und Reinlichkeit an seinem Körper befleißigt und bei jeder Verdauungsstörung, auch wenn dieselbe ihm gering erscheint, den Arzt aufsucht. Ganz besonders suche man die Reinlichkeitsmaßregel zu verbreiten, daß vor Einnahme jeder Mahlzeit die Hände ordentlich gewaschen werden. Wichtig ist, wie oben bereits bemerkt, eine derartige Beseitigung der Stühle, daß sie öffentliche Wasserläufe nicht infizieren können. In dieser Beziehung scheint sich ein in den Petersburger Choleralazaretten eingeführtes Verfahren zu bewähren, nämlich das Kochen sämtlicher Choleraentleerungen in besonders zu diesem Zweck von Sangalli konstruierten Kochapparaten bis zur vollkommenen Sterilisation, die thatsächlich erreicht wird. Virchow empfahl die Apparate, die er aus eigner Anschauung kennen gelernt, lebhaft für Berlin. Wertlose Gegenstände sind am besten zu verbrennen; über die Desinfektion der Räume ꝛc. s. Desinfektion.

Der Ausbruch einer Choleraepidemie geschieht in verschiedener Weise. Häufig gelangen die ersten Fälle sehr vereinzelt zur Kenntnis, und es dauert einige Zeit, bis plötzlich gleichzeitig, explosionsartig, eine große Anzahl von Menschen erkrankt. In der Mehrzahl der Fälle jedoch nimmt eine anfangs kleinere Zahl der Erkrankungen schnell zu, erreicht ungefähr in der 3.—4. Woche ihr Maximum und nimmt dann allmählich wieder ab. Ebenso steigt auch die Bösartigkeit der Erkrankungen und demgemäß die Zahl der Todesfälle bis zu einem gewissen Kulminationspunkt und nimmt darauf langsamer, als sie angestiegen, wieder ab. Es kommt auch vor, daß ein Kranker, der bis dahin nur geringe Symptome zeigte, plötzlich zusammenbricht und binnen kurzem stirbt. In größern Städten kommen ganz gewöhnlich Nachschübe in der Zahl und Intensität der Erkrankungen vor. Die Dauer einer Epidemie ist sehr verschieden, in großen Städten länger als in kleinen; so dauerten z. B. alle bisherigen Berliner Epidemien zwischen 3 und 6 Monaten, während sie in kleinern Städten in 2—3 Monaten zu erlöschen pflegen. In jeder befallenen Stadt gibt es ferner einzelne Straßen und in diesen wieder einzelne Häuser, welche in hervorragender Weise von der C. heimgesucht werden. Selten bleibt ein Erkrankungsfall vereinzelt in einem Hause, dagegen kommt es manchmal vor, daß fast die ganze Bewohnerschaft eines Hauses im Verlauf einer Epidemie stirbt. Die Sterblichkeit beträgt im Säuglingsalter fast 100 Proz., ist auch im fernern Kindesalter noch sehr ungünstig, am günstigsten zwischen dem 10. und 20. (40—50 Proz.) und auch noch bis zum 30. Lebensjahr, wird mit zunehmendem Alter wieder ungünstiger, so daß nach dem 70. Lebensjahr die Sterblichkeit wieder gegen 90 Proz. der Erkrankten beträgt. Das weibliche Geschlecht weist im allgemeinen weniger große Sterblichkeitsziffern auf.

Die Empfänglichkeit der Menschen für das Choleragift ist eine fast allgemeine. Kein Lebensalter und Geschlecht, keine Konstitution ist frei davon. Zu Zeiten, wo die Krankheit in einem gewissen Bereich herrscht, leiden fast alle Menschen, auch die, welche von schwereren Krankheitsformen verschont bleiben, an gewissen Unterleibsbeschwerden, welche wahrscheinlich von einer schwachen Einwirkung des Choleragiftes abhängen. Der Krankheitsverlauf beginnt nach einer zwischen Ansteckung und Ausbruch liegenden freien oder Inkubationszeit von einigen bis 72 Stunden Dauer. Die leichteste Form, unter welcher die C. auftritt, ist die eines einfachen Durchfalls, welcher zu keinen erheblichen Störungen des Allgemeinbefindens oder einzelner Körperverrichtungen führt. Die Ausleerungen sind gewöhnlich sehr reichlich, wässerig, aber weder geruchlos noch entfärbt. Nur der Nachweis der Kommabacillen kennzeichnet den Fall als C. An jene leichteste Form der Krankheit schließen sich andre Fälle an, in welchen zu den Durchfällen stürmisches Erbrechen hinzutritt, und wo die Darmentleerungen die dünne, wässerige, geruchlose Beschaffenheit annehmen, wegen deren man sie als Reiswasserstühle bezeichnet hat. Mit dem Eintritt der letztern geht das Gefühl heftigen Durstes einher, welches sich zu einer quälenden Höhe steigern kann. Zu dem Durste, der

Mattigkeit und Hinfälligkeit treten noch krampfhafte Zusammenziehungen gewisser Muskelgruppen, namentlich der Wadenmuskeln, hinzu, welche sich nach längern oder kürzern Pausen wiederholen. In günstig verlaufenden Fällen werden die Ausleerungen allmählich seltener und weniger reichlich, erscheinen auch wieder stärker gefärbt; endlich hört der Durchfall auf, und der Kranke geht der Genesung entgegen, welche indessen gewöhnlich eine langsame ist. In andern Fällen verschlimmert sich die Krankheit von neuem und erreicht eine bedrohliche Höhe, oder es tritt überhaupt keine Besserung ein, und die Cholerine geht in das Bild der sogen. asphyktischen (pulslosen) C. über. Dies ist die schwerste Form der C., sie beruht wahrscheinlich auf einer Vergiftung durch die von dem Kommabacillus erzeugten Zersetzungsprodukte. Die asphyktische C. entwickelt sich in vielen Fällen aus einer Diarrhöe, welche mehrere Tage lang bestanden hatte; oft aber tritt sie auch schon wenige Stunden nach dem ersten Choleradurchfall ein. Zu quälendem Durst, Wadenkrämpfen, unaufhörlich nach jedem Trunk sich wiederholendem Erbrechen gesellt sich sehr rasch ein erschreckender Kräfteverfall. Das Aussehen des Kranken ist furchtbar verändert: das Antlitz ist eingefallen, hohläugig, die Nase spitz, Gesicht und Hände sind bläulich gefärbt, der Puls ist nicht mehr zu fühlen, auch der Herzstoß nicht wahrnehmbar, die ganze Körperoberfläche fühlt sich kalt wie die eines Leichnams an (Kältestadium, Stadium algidum). Selten klagen die Kranken dabei über Kopfschmerz, häufiger über Schwarzwerden vor den Augen, Ohrensausen und Schwindel. Das Bewußtsein ist nicht getrübt, aber die meisten Kranken sind auffallend gleichgültig gegen die ihnen drohende Gefahr und klagen nur über den Durst und die Wadenkrämpfe. Die asphyktische C. verläuft sehr schnell, die Kranken sterben oft schon nach 6, 12—24 Stunden, selten dauert das Kältestadium länger als 2 Tage. In günstig verlaufenden Fällen bilden sich diese hochgradigen Erscheinungen allmählich wieder zurück. An das Kältestadium der C., namentlich wenn es lange dauerte, schließen sich häufig anderweite fieberhafte Erkrankungen an, welche gewöhnlich mit schweren Symptomen von seiten des Nervensystems verbunden sind, einen typhusähnlichen Charakter tragen und deshalb mit dem Namen des Choleratyphoids bezeichnet zu werden pflegen. Am häufigsten läßt sich die unter dem Bilde des Choleratyphoids verlaufende Nachkrankheit auf eine akute Entzündung der Nieren zurückführen, wobei ein stark eiweißhaltiger Harn in sehr geringer Menge oder überhaupt gar kein Harn abgeschieden wird. Der Puls ist dabei frequent, klein, oft doppelschlägig, und häufig ist dabei starkes Fieber vorhanden. Die Kranken klagen über heftigen Kopfschmerz und bekommen von neuem Erbrechen; es stellen sich Zuckungen der Muskeln, dann Unbesinnlichkeit, Schlafsucht und endlich der Tod ein. Nur sehr selten wird ein Patient gerettet, welcher unter dem Bilde des Choleratyphoids erkrankt war.

Die Behandlung beginnt wie für ganze Völker so auch für den Einzelnen mit Vorsichtsmaßregeln. Wer zum Verharren in einem bedrohten oder schon befallenen Bezirk gezwungen ist, hüte sich streng vor Diätfehlern, vor Erkältung, großen Strapazen, kurz vor allen Schädlichkeiten, welche geeignet sind, den Körper zu schwächen und in seiner Widerstandsfähigkeit zu beeinträchtigen. Auch Gesunde müssen eine wollene Leibbinde tragen und bei den geringfügigsten Beschwerden sofort ärztliche Hilfe nachsuchen. Speisen und Trinkwasser sollten nur nach gründlichem Kochen genossen werden. Ist die C. zum Ausbruch gekommen, so kann sich in Ermangelung eines wirksamen Mittels gegen den Kommabacillus selbst die Behandlung nur gegen die Symptome richten. Sie hat zweierlei vorzugsweise zu bekämpfen: 1) die aus der Eindickung des Blutes infolge Wasserverlustes drohenden Gefahren; 2) die infolge der chemischen Vergiftung durch die Produkte des Kommabacillus erzeugten Gefahren. Man gebe daher zu Anfang Kalomel, mache warme Umschläge auf den Leib, lasse gegen den Durst den Kranken kleine Portionen eiskalten Wassers oder kleine Eisstückchen in kurzen Pausen verschlucken. Sobald der Puls sehr klein wird und der Kranke sichtlich verfällt, ist der Gebrauch von Reizmitteln gegen die drohende Herzlähmung dringend angezeigt. Ein vortreffliches Reizmittel ist in Eis gestellter Champagner; auch Rum oder Arrak, mit Wasser verdünnt, starke Weine u. dgl. thun gute Dienste. Auch kann man abwechselnd Eis oder Eiswasser und starken heißen Kaffee reichen. Auch Äthereinspritzungen können hier und da nützlich sein. Bei starken Leib- und Wadenkrämpfen ist auch Opium mit Erfolg gegeben worden. Eine ganz außerordentliche Bedeutung hat in der letzten Epidemie die Zuführung von Kochsalzlösung (0,65 : 100) in das Blut gewonnen. Schon im asphyktischen Stadium befindliche Kranken erholten sich wieder, so daß der Puls zurückkehrte. Trat der Kollaps von neuem ein, so mußte die Infusion wiederholt werden. Cantani empfahl zuerst die Hypodermoklyse, indem er durch Einstechen langer Hohlnadeln unter die Bauchhaut oder Haut des Brustkastens größere Quantitäten Wasser dem Körper zuführte, während er gleichzeitig durch Eingießen großer Mengen (bis zu mehreren Litern) gerbsaurer Flüssigkeit durch den After in den Darm (heiße gerbsaure Enteroklyse) die Bacillen zu töten versuchte. In Hamburg zeigte sich, daß die intravenöse Infusion, d. h. Einfließen des Kochsalzwassers in eine Vene, nur selten an einem Menschen so oft ausführbar ist, wie sie bei der C. notwendig werden kann. Auch ist sie, abgesehen von der freilich vermeidbaren Gefahr des Lufteintritts in die Venen, auch noch gefährlich durch die Möglichkeit, daß mit dem übergeleiteten Wasser Watteflöckchen, Fädchen oder dergleichen mit in die Blutadern übergehen und, wie es vorgekommen, Embolie erzeugen können. Infolgedessen hat man in Hamburg die subkutane und die intramuskuläre Zufuhr der sogen. physiologischen Kochsalzlösung vorgezogen und hat damit zweifellos sehr gute Erfolge erzielt, einerseits weil die vermehrte Flüssigkeitszufuhr an sich anregend auf die Herzthätigkeit wirkte, anderseits weil dadurch die natürlichen Funktionen des Körpers sich wiederherstellen konnten. Jedenfalls erscheint diese Behandlung als die der Zukunft. Vgl. Griesinger, Infektionskrankheiten (2. Aufl., Erlang. 1864); Pettenkofer: Choleraregulativ (mit Griesinger und Wunderlich, Münch. 1867), Was man gegen die C. thun kann (das. 1873), Verbreitungsart der C. in Indien (Braunschw. 1871), Über den gegenwärtigen Stand der Cholerafrage (das. 1873 u. 1887); Kochs Arbeiten in der Denkschrift der Cholerakommission für das Deutsche Reich (Berl. 1873), im Bericht der Konferenz zur Erörterung der Cholerafrage (das. 1884), in der »Deutschen medizinischen Wochenschrift« (1884, 1885 u. 1886) und in den Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt (Bd. 3, 1888); Roßbach, C. indica und C.

nostras (in Ziemssens Handbuch, Bd. 2, Leipz. 1886); Riedel, Die C. (Berl. 1887); Fayrer, Geschichte und Epidemiologie der C. (Münch. 1889); Flügge, Verbreitungsweise und Abwehr der C. (Leipz. 1893).

Cholera des Geflügels, s. Hühnercholera.

Choleradistel, s. Xanthium.

Choleratyphoid, s. Cholera.

Choleriker, Mensch mit cholerischem Temperament (s. Temperament).

Choleríne, soviel wie Brechdurchfall, s. Cholera.

Choles (spr. tschos), Indianervolk im kolumb. Staat Panama, zum Mayastamm gehörig, bewohnt die Küste im S. des Golfes von Darien, wo es seine Wohnungen am Wasser auf Pfählen 2—2,5 m über dem Boden zu bauen pflegt, und ist durch Sprache und Lebensweise von den übrigen Indianern des Isthmus verschieden.

Cholesteatōm (griech., Perlgeschwulst), eine weiße, glänzende Geschwulst oder geschwulstähnliche Bildung, besteht aus dicht geschichteten, verhornten Epidermiszellen und findet sich in den Gehirnhäuten, in den Gehirnkammern und besonders auch im äußern Gehörgang und im Warzenfortsatz, in der äußern Haut des Hodens ꝛc.

Cholesterīn (Cholestearin, Gallenfett) $C_{26}H_{44}O$ oder $C_{26}H_{43}OH$ findet sich in der Galle der höhern Tiere, in der Nervensubstanz, im Blut, Eigelb, in den Exkrementen, im Hauttalg, im Wollschweiß (teils an Öl-, Palmitin- und Stearinsäure gebunden), pathologisch in Gallensteinen, im Eiter, im Cholesteatom, in zerfallenden Tuberkeln und Carcinomen, dann aber auch in Erbsen, Bohnen, Mandeln, im Mandel- und Olivenöl, im Getreide und wahrscheinlich sehr verbreitet in Samen, Blüten und im jungen Pflanzengrün; man erhält es aus den mit Wasser ausgekochten Gallensteinen durch Ausziehen mit Äther. Es bildet farblose, perlglänzende Kristalle, ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Äther und fetten Ölen, schmilzt bei 145°, destilliert bei 360°, verhält sich chemisch wie ein Alkohol und bildet z. B. mit organischen Säuren unter Austritt von Wasser Ester; bei der Oxydation liefert es Cholesterinsäure, welche auf gleiche Weise aus Gallensäuren erhalten wird. Im Wollfett findet sich noch Isocholesterin (Schmelzpunkt 137°), in Pflanzen Phytocholesterin (Schmelzpunkt 132°) ꝛc. Über die Rolle, welche das C. im Organismus spielt, ist nichts Sicheres bekannt.

Cholet (spr. schollä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, an der Moine, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie La Roissonnière-Niort, hat eine moderne Kirche, ein Collège, eine Gewerbekammer, blühende Industrie in Flanell, Baumwoll- und Leinenstoffen, welche in der Stadt und der Umgebung 50—60,000 Arbeiter beschäftigt, bedeutende Viehmärkte, Granitbrüche und (1891) 15,051 Einw. In der Umgegend finden sich mehrere megalithische Monumente.

Cholevius, Johannes Karl Leo, Litterarhistoriker, geb. 11. März 1814 zu Barten in Ostpreußen, gest. 13. Dez. 1878 zu Königsberg i. Pr., studierte 1833—37 daselbst, wo er (nach mehrjähriger Lehrthätigkeit in Rastenburg) von 1839—78 am Kneiphöfischen Gymnasium ersprießlich wirkte. 1857 wurde er zum Professor, 1862 von der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg zum Doctor honoris causa ernannt. Von seinen litterarhistorischen Arbeiten verdienen besondere Erwähnung die vortreffliche »Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen« (Leipz. 1854—56, 2 Bde.) sowie »Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur« (das. 1866), ein Werk erstaunlichen Fleißes, das durch seine guten Inhaltsangaben für den Litteraturforscher von großem Wert ist. Wir nennen ferner die »Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea« (2. Aufl., Leipz. 1877); in Schulkreisen fanden große Anerkennung seine »Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen« (Bd. 1, 10. Aufl., das. 1887; Bd. 2, 8. Aufl., 1886), sowie die »Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze« (6. Aufl., das. 1893).

Choliambus, s. Skazon.

Cholin, s. Galle.

Cholm, 1) (poln. Chełm) Kreisstadt im polnisch-russ. Gouv. Lublin, an der Ufer, die dem Bug zufließt, in getreidereicher Gegend, Knotenpunkt der Eisenbahnen Kowel-Wlawa und Brest-C., hat ein Schloß, mehrere griechische und kath. Kirchen, ein Gymnasium und (1890) 11,240 Einw., welche bedeutenden Handel mit Vieh und Cerealien treiben. C. ist Sitz eines griechischen Bischofs. — 2) Stadt im russ. Gouv. Pskow, an dem sich hier mit der Kunja verbindenden und in den Ilmensee fallenden schiffbaren Lowatfluß und an den äußersten Vorbergen des Waldaiplateaus, mit (1889) 5360 Einw., welche lebhaften Handel mit Cerealien, Flachs und Hanf, Holzwaren und besonders Brennholz nach St. Petersburg betreiben.

Cholmogory (»Hügelberge«), alte Stadt im russ. Gouv. Archangel, in hügeliger Gegend am westlichen Ufer der Dwina, 119 km von der Mündung des Stromes entfernt, hat mehrere Kirchen, eine Navigationsschule, einen kleinen Kaufhof und (1889) 1116 Einw., die hauptsächlich Viehzucht und Viehhandel treiben. Die Cholmogorysche Rindviehrasse, von besonderer Schönheit und großem Milchreichtum, wird in ganz Rußland mit Vorliebe gezüchtet. C. ist Geburtsort des Dichters Lomonossow, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Cholo (spr. tschō-), s. Chino.

Choloepus, das Faultier.

Cholosen (griech.), alle mit Übertritt von Galle in das Blut verbundenen Krankheiten.

Cholsäure, s. Gallensäuren.

Cholui, Marktflecken im russ. Gouv. Wladimir, Kreis Wjasniki, an der großen Straße von Moskau über Wladimir nach Nishnij Nowgorod, hat eine griechische Hauptkirche, einen großen Kaufhof und (1885) 2560 Einw., welche sich vorzugsweise mit dem Malen von Heiligenbildern (jährlich ½ Mill. Stück) beschäftigen. C. hat fünf Jahrmärkte, auf denen ein lebhafter Handel mit Baumwollfabrikaten betrieben wird.

Cholúla (spr. tscho-, San Pedro), Stadt im mexikan. Staat Puebla, 10 km westlich von Puebla, 2138 m ü. M., war zur Zeit der Eroberung des Landes durch Cortez eine industriereiche (Metall- und Töpferwaren, Baumwoll- und Agavezeuge) und lebhaften Handel betreibende Stadt, besonders aber Hauptsitz des mexikanischen Religionskultus, mit mehr als 400 Tempeln und mindestens 150,000, heute nur 9000 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch den berühmten Teokalli (»Gotteshaus«), das riesenhafteste Bauwerk aus der Aztekenzeit, aus ungebrannten Backsteinen zu Ehren des Gottes Quetzacoatl errichtet. Es bildet eine abgestumpfte Pyramide aus vier Abteilungen übereinander, 54 m hoch, mit einer Grundfläche von 11 Hektar. Auf der 4200 qm großen Plattform waren tempel-

ähnliche Gebäude errichtet; jetzt steht in der Mitte derselben eine von Cypressen umgebene Kirche.

Choluteca (spr. tscho-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (4691 qkm mit [1887] 43,588 Einw., darunter 4565 Eingeborne) im zentralamerikan. Staat Honduras, am schiffbaren Fluß C., 60 km oberhalb dessen Mündung in die Fonsecabai des Stillen Ozeans, mit 4000 Einw. Der Handel geht über die in der Bai liegende Insel Tigre mit dem Freihafen Amalapa.

Chômage-Versicherung (franz. chômage, spr. schomâsch', das Feiern, Stillestehen, Unbeschäftigtsein) nennt man die Versicherung gegen die Verluste, welche neben dem direkten, die Versicherungsgesellschaften zum Ersatz verpflichtenden Schaden durch die aus letzterm entstandene Störung im Geschäftsbetrieb dem Versicherten erwachsen. Sie hat sich von Frankreich nach Italien, Belgien ꝛc. verbreitet, in Deutschland aber noch wenig Platz gegriffen und wird bis jetzt nicht selbständig, sondern nur als Erweiterung andrer Versicherungen, insbes. der Feuerversicherung, doch auch der Unfallversicherung, eingegangen.

Chomer (hebr., »Haufe«), Hohlmaß der alten Hebräer für trockne und flüssige Dinge, 10 Baths enthaltend. Luther übersetzt bald Malter, bald Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomjakôw, Alexéj Stepánowitsch, russ. Dichter, geb. 13. (1.) Mai 1804 in Moskau, gest. daselbst (an der Cholera) 5. Okt. (23. Sept.) 1860, erhielt eine sorgfältige Erziehung, diente 1822—25 in einem Gardekavallerieregiment, ging dann ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Paris, wo er seinen ersten dramatischen Versuch »Jermak« (gedruckt Mosk. 1832) verfaßte, und dann in den westslawischen Ländern auf. 1828—29 machte er im weißrussischen Husarenregiment den türkischen Feldzug mit und lebte dann in Moskau und auf seinen Gütern einzig der Litteratur. Aus dieser Periode stammen seine Tragödie »Der Pseudo-Demetrius« (»Dmitrij Samozvanec«, Mosk. 1833) und seine lyrischen »Gedichte« (das. 1844, 4. Ausg. 1888). Seine Dichtungen und ebenso seine spätern zahlreichen historischen, philosophischen und theologischen Abhandlungen, die er vielfach deutsch, englisch oder französisch schrieb, dokumentieren sich als Ergüsse eines, wenn auch wahrhaften, so doch oft zu weit gehenden Patriotismus, der, alles Fremde verschmähend, das Gute nur im Vaterlande aufsuchte und in der Machtentfaltung des Slawentums, gegenüber dem Germanen- und Romanentum, den Beginn einer neuen Weltordnung erkennen wollte. Diese Ansicht findet man am schärfsten ausgesprochen in seinem »Sendschreiben an die Serben aus Moskau« (russisch und serbisch, Leipz. 1860). 1846—47 machte er von neuem Reisen durch ganz Europa und legte nach seiner Rückkehr die Resultate seiner Beobachtungen in der slawophilen »Russkaja Beseda« nieder, an deren Herausgabe er seit 1856 den thätigsten Anteil nahm. Von 1858 bis zu seinem Tode war er Präsident der »Moskauer Gesellschaft russischer Litteraturfreunde«. Eine Sammlung seiner Werke, herausgegeben von J. Samarin, erschien in Moskau 1861 ff. in 4 Bänden (Bd. 2, Prag 1867; Bd. 1 u. 3 in 2. Aufl., Mosk. 1880).

Chon, eine ägypt. Gottheit, dem griechischen Herakles entsprechend; ihm soll die Nilmündung bei Kanobos geweiht gewesen sein.

Chonä, Stadt, s. Kolossä.

Chondodéndron *Ruiz. et Pav.*, Gattung der Menispermaceen, schlingende Sträucher mit großen pfeil- oder herzförmigen Blättern, achsel- oder endständigen Blütentrauben und gestielten Steinfrüchten. Von den ca. sechs südamerikanischen Arten liefert C. tomentosum *R. et P.*, in Peru und Brasilien, die Pareirawurzel (Grieswurzel), welche als wirksamen Bestandteil Pelosin enthält und arzneilich benutzt wird. Die falsche Pareirawurzel stammt von Cissampelos Pareira.

Chondren, s. Meteorsteine.

Chondrin (Knorpelleim), ein dem Leim ähnlicher Stoff, der durch anhaltendes Kochen mit Wasser aus allen nicht verknöchernden Knorpeln, aus Knochen vor ihrer Ossifikation, aus den Hautknochen und der Hornhaut des Auges, am besten aber aus den Rippenknorpeln erhalten wird, indem man diese reinigt und anhaltend mit Wasser kocht. Es gleicht in seinen Eigenschaften ungemein dem Leim (Glutin) und besteht aus einer lockern Verbindung von Glutin mit chondroitschwefelsauren Alkalien. Beim Digerieren von echtem Knorpel mit Magensaft entsteht eine Verbindung von Leimpepton mit Chondroitschwefelsäure $C_{18}H_{27}NSO_{17}$, welch letztere nicht isoliert werden kann und beim Kochen mit Säuren eine Amidosäure, Chondrosin $C_{12}H_{21}NO_{11}$, abspaltet. Mit verdünnter Salzsäure gekocht gibt C. neben stickstoffhaltigen Substanzen einen schwer vergärbaren Zucker, Chondroglykose. Das C. entsteht überall aus dem Chondrogēn; dieses liefert aber, wenn man es mit Kalihydrat behandelt und dann das Kali wieder fortschafft, beim Kochen mit Wasser nicht mehr C., sondern Leim.

Chondrit, s. Meteorsteine.

Chondrites *Sternb.*, fossile Seetanggattung mit vielfach verzweigten Formen, findet sich vom Silur bis Tertiär und gilt als Leitfossil für Untersilur, Unterdevon, Jura und das untere Tertiär der Voralpen.

Chondrītis, Knorpelentzündung.

Chondrogēn, s. Chondrin und Leimgebende Materien.

Chondroglykōse (griech.), s. Chondrin.

Chondroiten, soviel wie Schleimsteine.

Chondroitschwefelsäure, s. Chondrin.

Chondrologie (griech.), Lehre von den Knorpeln.

Chondrōma, s. Knorpelgeschwulst.

Chondropterygii, s. Fische.

Chondrōse (griech.), Verknorpelung.

Chondrosin, s. Chondrin.

Chondrus *Lam.* (Knorpeltang), Algengattung aus der Ordnung der Florideen, s. Carragaheen.

Chonetes, s. Armfüßer.

Chonia, in den ältern Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste Italiens, welchen vor den griechischen Ansiedelungen die Chones (deren auch in Epirus vorkommender Name auf illyrischen Ursprung weist) bewohnten. Derselbe umfaßte die östlichen Apenninenabhänge Lukaniens zwischen den spätern Städten Siris und Kroton.

Choniátes, Niketas Akominatos, byzantin. Geschichtschreiber, s. Niketas 1).

Chonosinseln (spr. tscho-, Guaytecasinseln), Archipel der chilen. Provinz Chiloe, zwischen der Insel Chiloe im N. und der großen Halbinsel Taytao im S., besteht aus 45 größern Inseln und unzähligen Inselchen und Klippen, zusammen 12,200 qkm (221,5 QM.) groß und von 800 Chonosindianern bewohnt. Sie bestehen im O. aus altvulkanischem Gestein, im W. aus Glimmerschiefer, sind hoch mit schneebedeckten Berggipfeln und reich an Wald und wilden Kartoffeln; die Tierwelt ist dagegen arm, das Klima gleicht dem des Feuerlandes. Die größte Insel, Magdalena, ist im Motalat 1660 m hoch, 2225 qkm

(40,4 QM.) groß und durch den Kanal von Puyuguapi vom Festland, durch den von Moraleda von den übrigen Inseln getrennt. Der beste Hafen ist Port Low.

Chons, ägypt. Gott, Sohn des Ammon und der Mut, besonders in Theben verehrt; als jugendlicher Gott wie Harpokrates durch die Seitenlocke ausgezeichnet. Er ist wie Thoth ein Mondgott und trägt als solcher Mondscheibe und Sichel auf dem Haupte. Der neunte ägyptische Monat (Paschons, d. h. der dem C. geweihte) hat seinen Namen von dieser Gottheit.

Chontales (spr. tschon-), Departement des zentralamerikan. Staates Nicaragua, im O. des Nicaraguasees, 30,853 qkm (560,3 QM.) groß mit (1888) 31,068 Einw., zum großen Teil »wilde« Indianer (Populaco), während die nur 20,000 Seelen starke zivilisierte Bevölkerung teils um die Hauptstadt Acoyapa und den Flecken Juigalpa, teils an den von englischen Gesellschaften betriebenen Gold- und Silbergruben von Libertad am Ostabhang der Kordillere wohnt. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt geht über San Ubaldo am Nicaraguasee.

Choorie (Chooriebutter), s. Bassia.

Chopartsche Operation, die von dem franz. Arzt Chopart (1743—95) angegebene Exartikulation des Fußes in den Gelenken der Tarsalknochen.

Choper (russ. Chopjór), Fluß im europäischen Rußland, welcher beim Dorf Kutschak im Kreis Pensa entspringt, die Gouv. Pensa, Saratow, Tambow, Woronesh und das Land der Donischen Kosaken durchfließt und nach einem sehr gewundenen Laufe von etwa 740 km unfern Jelanskaja links in den Don fällt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist die Worona; außerdem münden in ihn der Kolytlei, Sawala, Mitkirei, Arkadak, Karai, deren Ufer mit zahlreichen Kolonistendörfern besetzt sind. Der C. ist ein echter Steppenfluß, oben 200—300 m, an der Mündung kaum 160 m breit. Sein rechtes Ufer ist fast überall steil, meist bewaldet mit den schönsten Laubhölzern und mit Hunderten von Grabhügeln (Kurganen) bedeckt; das linke ist meist niedrig und bebuscht, nur bei Balaschow ebenfalls hoch. Im Sommer hat der Fluß wenig Wasser, während er im Frühjahr sein ganzes Thal überschwemmt und 4—7 km breit wird; dann ist er für etwa 14 Tage oberhalb der Woronamündung von zahlreichen Barken bedeckt, die Cerealien, Spiritus und animalische Produkte, als Häute, Wolle ꝛc., verschiffen. Später ist er dann nur unterhalb der Woronamündung schiffbar. Der Fischfang im C. liefert besonders schöne Sandarte und Hechte. [Staniza.

Choperskt, s. Nowochoperskt und Ust-Medwedizkaja

Choperskische Steppe, ein aus fruchtbaren Wiesen und Waldflächen bestehender wellenförmiger Landstrich im südöstlichen Rußland, zu beiden Seiten des Choperflusses, dehnt sich besonders im Gouv. Woronesh zwischen den Orten Nowochoperskt und Borissoglebskt aus und erzeugt treffliches Getreide sowie kräftiges Vieh; auch gedeihen verschiedene Obstsorten, namentlich Kirschen und Pflaumen. Letztere liefern den Choperskischen Pflaumengeist und werden gedörrt durch das ganze russische Reich verschickt. Bei Borissoglebskt schließt sich die sogen. Tambowsche Steppe an, welche die Worona (Nebenfluß des Choper) auf ihren beiden Uferseiten bis ins Gouv. Pensa hinein begleitet.

Chopi, Fluß im Gouv. Kutais der russ. Statthalterschaft Kaukasien, entspringt am Omjaschberg an der Grenze von Swanetien, durchfließt Mingrelien und mündet nach 110 km langem Lauf bei Redutkalé ins Schwarze Meer. Der C. ist der Chobus der Alten.

Chopin (spr. schopäng), Friedrich Franz, Klavierspieler und Komponist, geb. 1. März 1809 in Zelazowa Wola bei Warschau von französisch-polnischen Eltern, gest. 17. Okt. 1849 in Paris, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von Zywni, während ihm Fürst Anton Radziwill, der sein Talent erkannt hatte, die Mittel zur Erwerbung höherer Schulbildung gewährte. Später vollendete er seine Ausbildung im Klavierspiel und in der Komposition unter Elsner, dem Direktor des Warschauer Konservatoriums, sowie auf wiederholten Reisen nach Deutschland. 1829 trat er in Wien zuerst öffentlich auf und erregte durch seinen ausdrucksvollen Vortrag alsbald die Aufmerksamkeit der Kenner. Die durch die polnische Revolution 1830 in seinem Vaterland eingetretenen Verhältnisse veranlaßten ihn, auswärts seine Existenz zu suchen und sich 1831 in Paris niederzulassen, wo er, mit Ausnahme eines 1838—39 in Gesellschaft der Schriftstellerin George Sand in Mallorca verbrachten Winters, fortan blieb und als Lehrer und Konzertspieler wirkte. In Chopins künstlerischer Persönlichkeit findet sich das Hauptmerkmal der musikalischen Romantik Frankreichs, die Vereinigung des Kunstgeistes verschiedener Nationalitäten, besonders deutlich ausgeprägt; der ritterliche Sinn und der geschichtliche Schmerz des Polen, die leichte Anmut und Grazie des Franzosen, der romantische Tiefsinn des Deutschen, die schon Heine an C. hervorhob, vereinigen sich bei ihm zu einem Ganzen von solcher Originalität, daß seine Musik, obwohl lediglich für das Klavier erdacht, doch auch über das Gebiet dieses Instruments hinaus befruchtend wirken konnte. Seine charakteristischen Eigenschaften finden sich in allen seinen Kompositionen, gelangen jedoch besonders entschieden da zum Ausdruck, wo der Künstler die Fesseln der Sonatenform abwirft und seiner Phantasie volle Freiheit läßt, wie z. B. in seinen Etüden, Notturnos, Präludien, Impromptus, Tänzen (Walzer, Polonäsen, Mazurkas) und namentlich in seiner herrlichen »Fantaisie« (Op. 49). Doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Arbeiten bei aller Freiheit der Tongestaltung doch die höchste formale Vollendung zeigen, und daß C., wenn er, wie in seinen berühmten Konzerten in E moll und F moll sowie in seinem Trio Op. 8, die klassischen Formen reproduziert, auch diese mit völliger Meisterschaft beherrscht. Ein thematisches Verzeichnis seiner in mehreren Gesamtausgaben erschienenen Kompositionen, von denen außer den oben genannten hier noch die Don Juan-Variationen über »La ci darem la mano« als sein erstes Aufsehen erregendes Werk sowie eine Sammlung von 17 polnischen Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung hervorzuheben sind, erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf u. Härtel (neu bearbeitet 1888). Vgl. Karasowski, Friedrich C., sein Leben, seine Werke und Briefe (3. Aufl., Dresd. 1881; polnisch 1882 mit neuen Briefen); Liszt, Frédéric C. (4. Aufl., Leipz. 1890; deutsch von La Mara, das. 1880), eine geistvolle Charakteristik seiner Werke; Barbedette, F. C., essai de critique musicale (2. Aufl., Par. 1869); Niecks, Frederick C. as a man and musician (Lond. 1889, 2 Bde.; deutsch von Langhans, Leipz. 1890); Willeby, Frederick C., a biography (Lond. 1892).

Chopine (franz., spr. schopin', vom deutschen Schoppen), altfranz. Flüssigkeitsmaß, in Paris = 0,5 Pinte = 0,465 Lit.; in Kneipen soviel wie halbe Flasche.

Choquettes (franz., spr. schokett'), Kolons kranker Seidenraupen.

Choquieren, s. Cholieren.

Chor (griech.), eigentlich ein umgrenzter Tanzplatz, dann der Rund- und Reigentanz selbst, insbes. der mit Gesang verbundene, bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren einer Gottheit aufgeführte Reigen und das ihn aufführende Personal. Dergleichen Aufführungen, bald ernst und feierlich, bald lustig und ausgelassen, bildeten bei den Dionysischen Festen den ursprünglichen und hauptsächlichen Bestandteil der Festfeier, und als sich aus den Dithyrambenchören (s. Dithyrambos) in Athen das Drama entwickelte, wurde der C. als Hauptelement der dionysischen Feier beibehalten, und seine Gesänge und Tänze hatten bei den ältern Dramatikern noch ein entschiedenes Übergewicht über die eigentliche Handlung. Mit der weitern Ausbildung des Dramas trat eine Beschränkung des Chores ein, und er erhielt eine mehr und mehr untergeordnete Stellung, wie sie die noch vorhandenen Dramen zeigen, gewissermaßen als ein ideales Publikum, von Greisen, Männern oder Frauen gebildet (in der Tragödie anfangs 12, seit Sophokles 15, ebensoviel wahrscheinlich im Satyrdrama, in der Komödie 24), welches zu den handelnden Personen in irgend einer Beziehung steht, an den dargestellten Vorgängen selbst ein gewisses Interesse hat, von der Orchestra aus die Handlung mit ruhiger Teilnahme begleitet, bisweilen auch in dieselbe, wenn auch nicht thätig, durch Vermittelung des Chorführers (Koryphaios) eingreift und in den Hauptabschnitten des Stückes lyrische Stücke, von Flötenspiel begleitet, unter angemessenen mimischen und Tanzbewegungen vorträgt. Gewöhnlich erfolgt nach der ersten Szene der feierliche Einzug des Chores (Parodos) in die Orchestra, auf der er in der Regel bis zum Schluß des Stückes verblieb (ein Abtreten und Wiedererscheinen während des Stückes fand selten statt). Zum Unterschied von der kreisförmigen Ordnung des Dithyrambos war seine Aufstellung viereckig; während des Spieles trat er, um den Blick auf die Bühne nicht zu hindern, in zwei sich gegenüberstehende Abteilungen auseinander, änderte aber nach Beschaffenheit des Stückes und der Gesänge die Stellung und führte allerlei künstliche Bewegungen und Tänze auf. Die Gesänge des tragischen Chores waren dreifacher Art: der erste gemeinsame Gesang beim Einzug in die Orchestra, die Parodos, das die Dialogpartien unterbrechende und in der Regel bei leerer Bühne bald vom ganzen C., bald von Halbchören, kleinern Abteilungen oder einzeln Mitgliedern (Choreuten) vorgetragene Stasimon und der Kommos, ein von einzelnen Choreuten oder Abteilungen abwechselnd mit einer Person auf der Bühne gesungenes Klagelied. Die Stasima waren antistrophisch, d. h. jeder Strophe entsprach eine zweite von genau demselben Umfang und Bau, die Antistrophe; beiden folgte bisweilen noch ein selbständig gebauter Abgesang, die Epodos. Außer der lyrischen Form, welche die ganze Mannigfaltigkeit der ausgebildeten dorischen Metrik zeigt, unterscheiden sich diese Lieder auch sprachlich von dem Dialog, indem der attische Dialekt leicht mit dorischen Formen gemischt ist. Dem Inhalt nach schließen sich die Chorgesänge in der guten Zeit stets eng an die Handlung an (schon bei Euripides lockert sich die Verbindung, noch mehr bei den spätern Tragikern seit Agathon) und äußern, was sich aus dem Vorgang derselben aufdrängt: Klage oder Jubel, Warnung oder Trost, Belehrung über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Hymnen, Gebete ꝛc. Indem so der C. die Handlung begleitet, lehrte er den Zuschauer das Ganze seiner sittlichen Tiefe nach zu erfassen. Die tragischen Chöre sind neben Pindars Epinikien die erhabensten Reste griechischer Lyrik. Der C. der ältern Komödie, welcher der Handlung wie dem Zuschauer erheblich näher trat als der tragische, hatte nicht nur seine Parodos und seine Stasima, sondern griff auch beständig mit kleinen Gesängen und durch Organisierung förmlicher Streitszenen in die Handlung ein. Speziell an das Publikum gerichtet war der Hauptchorgesang, die Parabase (so genannt von dem Umschwenken des bisher der Bühne zugewandten Chores zum Zuschauerraum), in halb launiger, halb würdevoller Sprache, aber mit ernster Tendenz und in einer Weise abgefaßt, welche die Komödie in einen neuen Gegensatz zur Tragödie stellte, insofern hier die Person des Dichters gelegentlich stark hervortrat. Die vollständige Parabase (nicht immer war sie vollständig) zählte sieben Teile: das Kommation, ein einleitendes, Wünsche für den Schauspieler enthaltendes Liedchen; die eigentliche Parabase, eine Ansprache an das Publikum über den Dichter oder eine sonstige Angelegenheit, meist in anapästischen Tetrametern; das sie beschließende, in ununterbrochenen Anapästen abgefaßte Makron oder Pnigos; die Ode, ein aus Ernst und Scherz gemischtes Loblied an die Götter; das bloß der ausgelassenen Laune dienende Epirrhema, meist in trochäischen Tetrametern; schließlich beiden letztern in Form und Inhalt entsprechend die Antode und das Antepirrhema. Die ältern Stücke des Aristophanes haben zwei Parabasen, von denen die zweite nur aus den vier letzten Teilen besteht. Über die musikalische Komposition sind wir ebenso unzureichend unterrichtet wie über die orchestische Aufführung; wir wissen nur, daß die tragische Tanzweise, Emmeleia genannt, sich durch Würde und Ruhe von der lebhaftern des Satyrspiels, der Sikinnis, und der ausgelassenen der Komödie, dem Kordax, unterschied. — Das zu einem C. erforderliche Personal zusammenzubringen, zu besolden, von einem Gesang- und Tanzlehrer (Chorodidaskalos) einüben zu lassen, während der Zeit zu beköstigen und schließlich mit der nötigen, oft prachtvollen Ausrüstung zu versehen, war eine der sogen. Staatsleistungen oder Leiturgien und kam einem vermögenden Bürger, dem Choregen, zu (s. Choregie). In zwei uns bekannten Fällen beliefen sich die Kosten für den tragischen C. auf 2400, für den komischen auf 1280 Mk. Der Chorege, der bei den dramatischen Wettkämpfen den Sieg davontrug, erhielt als Preis einen Kranz und einen kunstvoll gearbeiteten Dreifuß, den er als Denkmal seines Sieges, mit einer Inschrift versehen, einer Gottheit weihte oder auf einem tempelartigen Bau öffentlich aufstellte. Viele solcher Denkmäler enthielt die danach benannte Dreifuß- oder Tripodenstraße zu Athen (s. Choregische Monumente). Als nach dem Peloponnesischen Kriege Athens Wohlstand gesunken war, ließ sich die zu den Festen erforderliche Zahl von Choregen nicht immer aufbringen, so daß der Staat die Choregie übernehmen mußte und manche Chöre ganz eingingen, wie der komische schon in den letzten Jahren des Aristophanes, daher auch der sogen. mittlern und neuern Komödie und der aus der letztern hervorgegangenen römischen der C. fehlte. Dagegen besaß ihn die der griechischen nachgebildete römische Tragödie, in der er jedoch wegen der fehlenden Orchestra gleich den Schauspielern seinen Platz auf der Bühne hatte.

Bei dem Charakter dieses antiken Chores, der ganz im öffentlichen Leben des griechischen Volkes wurzelte, ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen, wie sie

z. B. Schiller in der »Braut von Meſſina« verſuchte, keinen allgemeinen Anklang fanden. Mehr Glück machten in Platens (freilich nur geleſenen) ariſtophaniſchen Stücken die Parabaſen, obwohl auch ſie als vorwiegend litterariſchen Inhalts nur in den entſprechenden Kreiſen.

Chor, in der Muſik zunächſt eine Vereinigung mehrerer Perſonen zum gemeinſchaftlichen Vortrag eines Geſangſtücks (Sängerchor). Je nachdem er nur aus Männer- oder nur aus Frauenſtimmen (gleichen Stimmen, lat. voces aequales) oder aber aus beiden gemiſcht beſteht, iſt der C. ein Männerchor (Tenöre und Bäſſe), Frauenchor (Soprane und Alte) oder aber ein gemiſchter, auch vollſtändiger C., bei dem alle vier menſchlichen Stimmgattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) beteiligt ſind. Jede einzelne dieſer Stimmgattungen kann wieder in Unterabteilungen (erſter und zweiter Sopran ꝛc.) zerfallen, je nachdem dieſes zur Ausführung eines mehrſtimmigen Chorgeſangs erforderlich iſt. Metonymiſch bedeutet C. auch das Muſikſtück ſelbſt, welches beſtimmt iſt, von einem Verein von Sängern vorgetragen zu werden, und welches daher in der Regel für mehrere harmoniſch ſich vereinigende Stimmen (Melodien) komponiert iſt. Nach der Anzahl dieſer Stimmen ſind die Chöre weniger- oder mehrſtimmig; dieſelben können vom einſtimmigen bis zum achtſtimmigen, ja zuweilen noch viel weiter fortſchreiten. Sind die vielſtimmigen Chöre ſo eingerichtet, daß dieſelben in ſelbſtändigen Gruppen ſich darſtellen, ſo entſtehen die Doppelchöre, die dreifachen, vierfachen ꝛc. Chöre. Am gewöhnlichſten ſind die vierſtimmigen Chöre, weil der vierſtimmige Satz den vier Gattungen der menſchlichen Stimme am natürlichſten entſpricht, und weil er für die Vollſtändigkeit der Harmonie der geeignetſte iſt. Zu den Chören kann Inſtrumentalbegleitung hinzutreten, welche entweder eine bloß die einzelnen Stimmen verſtärkende oder eine ſelbſtändige iſt; doch muß auch im letztern Fall die Begleitung als dem Geſang untergeordnet betrachtet werden. Dagegen kann aber der C., wo er ſich einer Soloſtimme zugeſellt, als dieſer untergeordnet anzuſehen ſein (z. B. in Brahms' Rhapſodie, Op. 53). Beethoven führt in ſeiner 9. Symphonie (Op. 125) den C. (mit Soli) als Steigerung der Orcheſterwirkung ein. Da ein C. immer in Maſſen, im Gegenſatz zu der im Sologeſang mehr hervortretenden Individualität, wirkt, ſo verlangt er darum auch weniger fein detaillierte Züge und möglichſt wenig Schwierigkeiten für die Ausführung, weshalb feinere Züge da, wo ſie in einen C. eingewebt werden ſollen, am füglichſten durch Zwiſchenſätze von Soloſtimmen ausgeſprochen werden. — Von dem kirchlichen Sängerchor ging der Name C. auch auf den Platz vor der Orgel über, wo derſelbe aufgeſtellt wurde (vgl. den folg. Artikel). Ebenſo heißt eine Vereinigung von Inſtrumentenſpielern ein C., wie man z. B. ein kleines Orcheſter ein Muſikchor (beſſer Muſikkorps) nennt. Innerhalb des Orcheſters werden wieder die Hauptabteilungen der Inſtrumente nach ihren Gattungsbegriffen Chöre genannt, und man ſpricht z. B. vom C. der Streich- und dem der Blasinſtrumente, welch letztere wieder in den C. der Holz- und den der Blechinſtrumente zerfallen. Ferner heißt C. bei Klavierinſtrumenten der Inbegriff gleichgeſtimmter Saiten, welche durch eine einzige Taſte angeſchlagen werden. Man nennt ſolche Inſtrumente zwei-, drei- oder mehrchörig, je nachdem zwei, drei oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desſelben Tones beſtimmt ſind und mit Einem Hammer angeſchlagen werden. In demſelben Sinne nennt man auch im allgemeinen ſämtliche zu einer und derſelben Taſte gehörende Pfeifen der Orgelregiſter ein C. (Pfeifenchor); insbeſ. werden die zu einer Taſte gehörenden Pfeifen der Orgelmixturen Chöre genannt.

Chor (das oder der), in der kirchlichen Baukunſt derjenige Teil eines Kirchengebäudes, wo der Hauptaltar ſteht, und der für die Prieſter beſtimmt iſt, im Gegenſatz zum Schiff, das der Gemeinde zur Verſammlung dient und von jenem durch den ſogen. Triumphbogen und eine aufſteigende Stufenreihe (daher auch hohes C. genannt), bisweilen auch durch Schranken (Kanzellen) abgeſondert iſt (ſ. Chorſchranken). Ein bedeutend erhöhtes C. läßt ſtets auf das Vorhandenſein einer darunter befindlichen Krypte (ſ. d.) ſchließen. Mit der Anlage des Chores begannen in der Regel die mittelalterlichen Kirchenbauten. In Dom- und Stiftskirchen ſind an den Seiten des Chores die meiſt aus Holz geſchnitzten Sitze für die vornehme Geiſtlichkeit (ſ. Chorſtühle) angebracht. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erſcheint das C. als ein beſonderer, an der öſtlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, bei romaniſchen Kirchen gewöhnlich halbrunder, bei gotiſchen Kirchen fünf-, ſieben- oder mehreckiger, bisweilen noch mit einem Chorumgang oder Kapellenkranz umgebener, bei deutſchen Kirchen romaniſchen Stils auch von runden oder eckigen Türmen (Chortürmen) flankierter Anbau, der ſich meiſt ſchon äußerlich durch reichere Formen auszeichnet. — Den Namen C. führt in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Kirchen auch der für Sänger und Muſiker beſtimmte Raum vor der Orgel, gewöhnlich dem Altar gegenüber.

Chora, 1) Stadt auf der türk. Inſel Samos, Sitz eines Biſchofs, mit ca. 1000 Einw. Unweit öſtlich die Stätte der antiken Stadt Samos. — 2) S. Skiathos.

Chorāg, Chorāgiſche Monumente, ſ. Choreg ꝛc.

Choragium (lat.), ſ. Choregeion.

Choral (Cantus choralis, lat.), der beim chriſtlichen Gottesdienſt übliche »Chorgeſang«. Er beſteht in der katholiſchen Kirche urſprünglich in dem aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtentums ſtammenden ſogen. Gregorianiſchen Geſang (ſ. d.) und wird als Concentus unterſchieden von dem mehr bloß recitierenden Accentus (ſ. Accentus ecclesiastici) der von einem einzelnen Prieſter vorgetragenen Lektionen ꝛc. Der Choralgeſang begreift die Hallelujageſänge, Antiphonien, Reſponſorien, Hymnen, Sequenzen ꝛc.; er entbehrt des Rhythmus (daher auch Cantus non mensuratus oder Cantus planus, franz. Plain chant genannt) und iſt, wie er heute trotz weitverbreiteter Reſtaurationsbeſtrebungen zumeiſt geübt wird, eine Folge gleichlanger Töne von ermüdender Monotonie; doch iſt er dies erſt im Laufe der Zeit, beſonders ſeit Aufkommen des Discantus im 12. Jahrh., geworden. Urſprünglich war er ſogar ſehr lebendig bewegt, und beſonders der Halleluja- und Pſalmengeſang wird von den frühmittelalterlichen Schriftſtellern einem Jauchzen und Jubilieren verglichen. Mit dem Aufkommen der mehrſtimmigen Muſik geſellte ſich zu dem als Cantus firmus oder Tenor unantaſtbaren Choralgeſang zunächſt eine parallel in Oktaven oder Quinten (Quarten) mitgehende Stimme (Organum), der man in der Folge die ſtete Gegenbewegung zur Norm machte (Discantus), und die bald freier geſtaltet wurde und einen verzierten Geſang über den C. ausführte (Cantus figuratus). So gewöhnte man ſich allmählich, den C. als ein ſtarres Gerippe zu behandeln, welches die Kontrapunktiſten mit dem Fleiſch und Blut belebter Stimmen

umkleideten. Der größte Teil der reichen Musikliteratur des 12.—16. Jahrh. (Motetten, Magnifikats, Messen) ist auf Tenore aus dem Cantus planus aufgebaut, und noch heute legen die Kirchenkomponisten vielfach ihren Werken Choralmotive zu Grunde.

Die ältesten Bestandteile des katholischen Choralgesangs sind der von den Juden übernommene Halleluja- und Psalmengesang, sodann kam zuerst in der griechischen Kirche der Antiphonengesang, der von Ambrosius (gest. 397) in die abendländische Kirche eingeführt wurde; eine Abart desselben, der Gradualgesang, entwickelte sich in der römischen Kirche wohl nur wenig später. Der Hymnengesang ist wahrscheinlich heidnischen Ursprungs und wurde besonders von Ambrosius kultiviert, die Sequenzen brachte das 9. Jahrh. (vgl. Kirchenmusik). Der neuere Kirchengesang bewahrt den Gregorianischen C. im Gesang der Priester, während der Chor mehrstimmig gesetzte, ausgeführte Kompositionen derselben Texte mit oder ohne Zugrundelegung alter Choralmotive vorträgt. Wie der reichverzierte Gesang der ältern Zeit, so forderte später der kunstvolle mehrstimmige Satz wohlgeschulte Sänger, und die Kirche hat es sich daher stets zur Aufgabe gemacht, gute Sänger auszubilden. Bereits Papst Hilarius (5. Jahrh.) soll zu Rom eine Sängerschule gegründet haben, aus der die Kapellsänger der Sixtina hervorgingen; nach ihrem Muster wurden die Gesangschulen zu St. Gallen, Metz, Fulda, Korvei, Mainz, Trier und Hersfeld eingerichtet. Das Volk blieb nach wie vor beim Kirchengesang unthätig, um so mehr, da mit den Gregorianischen Gesängen auch die lateinische Sprache in den Kirchen des Abendlandes Eingang fand. Bloß das »Kyrie eleïson« und »Christe eleïson« wurden vom Volk mitgesungen. Erst seit dem 12. Jahrh. begann sich in Deutschland aus den Wallfahrts-, Marien-, Oster-, Pfingst- und Bußgesängen ein Gemeindegesang zu entwickeln, welcher in der Folge durch die Zulassung der Landessprache beim Gottesdienst seine weitere Ausbildung fand.

Der protestantische C. hat eine ganz ähnliche Geschichte wie der katholische. Als es galt, für die junge reformierte Kirche auch frische, nicht an die Erstarrung des römischen Dogmas erinnernde Gesänge zu schaffen, griff Luther zum Volkslied und der damals in hoher Blüte stehenden Komposition mehrstimmiger volksmäßiger Gesänge und nahm dieselben dreist herüber, indem er ihnen geistlichen Text unterlegte. Manche Choräle sind freilich damals gleich für die Kirche komponiert worden, aber doch in derselben Form und auch die Dichtung an das einfache Strophenlied von zwei Stollen und Abgesang anlehnend. Auch wurden einzelne katholische Hymnen ähnlichen Charakters mit herübergenommen. Alle diese Choräle waren von einer prägnanten Rhythmik, sind aber wie der Gregorianische Gesang mit der Zeit zu einer Folge gleichlanger Töne erstarrt. Die Versuche, den ursprünglichen rhythmischen C. wieder aufleben zu lassen, sind bis jetzt gescheitert. Es scheint, daß an der Zerstörung des Rhythmus der Choräle wiederum die Kontrapunktisten schuld sind, diesmal die deutschen Organisten, welche, wie früher die Kapellsänger, die Hauptvertreter der Komposition wurden. Auch mag der Umstand, daß noch im Laufe des 16. Jahrh. die Gemeinde anfing, den C. mitzusingen, wesentlich mit darauf hingedrängt haben, die Melodie so zu gestalten, daß sie sich für den gemeinschaftlichen Gesang einer Menge eignete. In dem Maße, wie die Melodie selbst verlangsamte und des Rhythmus verlustig ging, wurde aber eine belebtere Begleitung Bedürfnissache, und die Figuration der Choräle (s. Choralbearbeitung) entwickelte sich daher bereits im 17. Jahrh. zu großer Künstlichkeit. Eine andre, noch wirkungsvollere, in manchen Kirchen eingeführte Abwechselung bringt der strophenweise Wechselgesang in den Choralgesang, wobei je eine Strophe von der gesamten Gemeinde in der gewöhnlichen einfachen Weise und unter Begleitung der Orgel abgesungen, die folgende aber von einem kleinern musikalisch gebildeten mehrstimmigen Chor, oder auch von Solostimmen mit nur leiser Orgelbegleitung, oder auch ohne alle Begleitung vorgetragen wird. Es ist außerdem zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen Halt (Fermate) zu machen und eine längere Pause eintreten zu lassen, welchen die Organisten durch Zwischenspiele ausfüllen.

Die geschichtliche Entwickelung des protestantischen Chorals war eine verhältnismäßig schnelle. Luther, selbst Kenner der Tonsetzkunst, verdeutschte und verbesserte mit Hilfe seiner Freunde Walter und Senfl alte lateinische und deutsche Gesänge und dichtete selbst neue. Diese Lieder wurden zuerst nur von Gesangskundigen in der Kirche vorgetragen; nach und nach aber lernte auch das Volk in den Kirchengesang einstimmen. Schon 1524 erschien zu Wittenberg eine Sammlung von Kirchenliedern im Druck. Der Vorrat von Chorälen wurde namentlich durch das »Cantional der Böhmischen und Mährischen Brüder« (hrsg. von Wylmschweerer, Jungbunzlau 1531 und Ulm 1538 u. 1539, enthaltend 136 Lieder mit 111 beigedruckten Melodien) sowie durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von A. Lobwasser in Königsberg nachgedichteten französischen Psalmen Clément Marots und Theodor Bezas, die ebenfalls meist nach Volksweisen gesungen wurden, bereichert. Die eigentliche Blüte des evangelischen Choralgesangs datiert von der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und dauert bis in die ersten Jahrzehnte des 17., wo der französische Geschmack und die Opernmusik einigermaßen Einfluß auf denselben gewannen und ihn eines Teiles seiner alten kirchlichen Würde entkleideten. Zur neuen, wenn auch nur vorübergehenden Hebung desselben hat Seb. Bach wesentlich beigetragen. Als Tonsetzer und Förderer des Choralgesangs seit der Reformation sind besonders zu nennen: Arnold von Bruck (kaiserlicher Kapellmeister 1534); Heinrich Fink (polnischer Kapellmeister 1536); Georg Rhaw (Kantor in Leipzig); Martin Agricola (Kantor in Magdeburg); Joh. Kugelmann (Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Brandenburg 1539); Nikol. Herrmann (Kantor zu Joachimsthal in Böhmen); Nik. Selnecker (Superintendent in Leipzig); Joh. Eccard (Kapellmeister zu Königsberg i. Pr.); Ehrh. Bodenschatz (Pastor in Osterhausen, gest. 1636); Moritz, Landgraf von Hessen; Melchior Frank (Kapellmeister in Koburg); Mich. Altenburg (Pfarrer in Erfurt); Heinrich Albert (Kapellmeister in Königsberg); Joh. Krüger (Kantor in Berlin); Johann Georg Eberling (Musikdirektor in Berlin); Joh. Herm. Schein (Kantor der Thomasschule in Leipzig); Joh. Rosenmüller (Kapellmeister in Wolfenbüttel); Andr. Hammerschmidt (Organist in Zittau); Georg Neumark; Joh. Rud. Ahle (Bürgermeister in Mühlhausen); Joh. Schopp (um 1550 Kapellmeister in Hamburg); Jak. Prätorius oder Schulze (1651 in Hamburg); Thom. Selle (1651); Joh. Ulich (1674); Adam Drese (1698). Die Bedeutung Seb. Bachs für den C. wurde bereits hervorgehoben. Nach ihm machten sich sein

Sohn Emanuel Bach, Friedr. Doles, Quantz und Adam Hiller sowie J. G. Schicht, namentlich durch Kompositionen Gellertscher Lieder, um Förderung des Choralgesangs verdient. Über Sammlungen protestantischer Choräle s. Choralbuch. — In der reformierten Kirche war Zwingli ohne alles Interesse für Kirchengesang. Dieser kam in der schweizerisch-reformierten Kirche erst zu Calvins Zeit auf, besonders infolge der trefflichen Leistungen Claude Goudimels, der 16 Psalmen, vierstimmig u. motettenartig nach Volksmelodien komponiert, herausgab (1562). In der deutsch-reformierten Kirche ward der Choralgesang von Andr. Lobwasser eingeführt und zwar durch Herübernahme französischer Psalmodien, zu denen später auch Lieder aus der lutherischen Kirche hinzukamen. In der reformierten Kirche Frankreichs erlitten Goudimels Psalmen durch Courart und La Bastide 1679 eine Umarbeitung und fanden in derselben, von Dathen (1566) übersetzt, auch in der niederländisch-reformierten Kirche Eingang. Die englische Hochkirche führte zum Zweck des Gemeindegesangs Psalmen ein, die versifiziert und mit einfachen, aber etwas arienmäßigen Melodien ausgestattet wurden.

Für die katholische Kirche veranstalteten Sammlungen von Liedern der alten Kirche Behse (Leipz. 1537), Leisentritt (Budissin 1557 u. ö.), später Corner (Wien 1631), G. Kopp (Passau 1659) u. a. Im 18. Jahrh. fand der deutsche Gemeindegesang auch im katholischen Gottesdienst bis zu dem Grade Förderung, daß selbst zur Messe deutsche Lieder gesungen wurden. Auch wurden für die katholischen Gesangbücher teils neue Lieder gedichtet und komponiert, teils viele evangelische, namentlich aus dem Gellertschen Dichterkreis, mehr oder weniger verändert aufgenommen. Deutsche Gesangbücher für die katholische Kirche lieferten namentlich Riedel (Wien 1773), Kohlbrenner (Münch. 1777), Werkmeister (Stuttg. 1784, Münch. 1810), v. Wessenberg (Konstanz 1828), Brosig, Haberl u. a. Vgl. »Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit« (Landshut 1831). In der griechisch-katholischen Kirche Rußlands suchte Jaroslaw 1051 den Kirchengesang durch griechische Sänger zu verbessern. Von dem 1040 gegründeten Höhlenkloster zu Kiew erhielt eine neue Sangweise, die sich vor der eintönigen abendländischen durch Mehrstimmigkeit auszeichnete, den Namen der Kiewschen. Zu dieser kamen 1180 noch die bulgarische und griechische Sangweise hinzu, beide von demselben Charakter wie die Kiewsche. Dem späterhin (1605) durch den tatarischen Usurpator Grischka Otrepiew gemachten Versuch der Einführung des abendländischen Kirchengesangs in die russische Kirche stellte (1656) der Metropolit Nikon von Nowgorod den alten Partiturgesang für sieben Stimmen entgegen, welcher, durch die Einwirkung italienischer Meister geläutert, noch jetzt in Rußland vorherrschend ist.

[Litteratur.] v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang (Leipz. 1843—47, 3 Bde.); Häuser, Geschichte des christlichen Kirchengesangs und der Kirchenmusik (Quedlinb. 1834); Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesangs im 1. Jahrh. der Reformation (Leipz. 1848, 2 Bde.); Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs (3. Aufl., Stuttg. 1866—76, 8 Bde.); Wetzstein, Das deutsche Kirchenlied im 16., 17. und 18. Jahrh. (Neustrelitz 1888); Fischer, Kirchenlieder-Lexikon (Gotha 1879, Suppl. 1886); Wolfrum, Die Entstehung und erste Entwickelung des deutschen evang. Kirchenliedes in musikalischer Beziehung (Leipz. 1890); Schöberlein, Schatz des liturgischen Chor- und Gemeinde-Gesanges (Götting. 1865—72, 3 Bde.); Kümmerle, Encyklopädie der evang. Kirchenmusik (Gütersl. 1888—93, 3 Bde.); J. Zahn, Die Melodien der deutschen evang. Kirche aus den Quellen geschöpft (das. 1887—93). Über den kathol. Choralgesang: Haberl, Magister choralis (10. Aufl., Regensb. 1893); Kienle, Choralschule (3. Aufl., Freiburg 1890); Pothier, Der gregorianische C. (deutsch von Kienle, Tournay 1881); Schlecht, Geschichte der Kirchenmusik (Regensb. 1871); Katschthaler, Geschichte der Kirchenmusik (das. 1893); Kornmüller, Lexikon der kirchlichen Tonkunst (2. Aufl., das. 1891). Vgl. ferner Vollens, Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche (Tübing. 1851); Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen (Freiburg 1883—91, 3 Bde.); Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12. bis 15. Jahrh. (Paderb. 1853); Derselbe, Katholische Kirchenlieder aus den ältesten Gesang- und Gebetbüchern (Würzb. 1859—63, 2 Bde.); Gärtner, Te Deum laudamus! Katholisches geistliches Liederbuch aus allen christlichen Zeiträumen (Wien 1855—57, 3 Bde.).

Choralbearbeitung, die kontrapunktische Behandlung des protestantischen Chorals entweder als einfachen vierstimmigen (oder mehrstimmigen) Satzes (Note gegen Note) oder mit freien Figurationen in mehreren oder allen Stimmen, mit dem Choral als Cantus firmus (figurierter Choral) oder mit kanonischen Führungen, sei es der Choralmelodie selbst oder der begleitenden Stimmen (Choralkanon), oder endlich in Gestalt einer Fuge (Choralfuge). Diese kommt ebenfalls wieder in zweierlei Gestalt vor, nämlich als Fuge mit einem Choral als Cantus firmus oder als Fugierung des Choralthemas selbst. Sämtliche Formen der C. kommen sowohl vokal als instrumental vor. Der figurierte Choral mit Cantus firmus eignet sich als Orgelbegleitung des Gemeindegesangs, fand aber noch häufiger seine Verwendung als Choralvorspiel. Der größte Meister in der C. war Joh. Seb. Bach.

Choralbuch, eine Sammlung von Chorälen, meist in schlichter vierstimmiger Bearbeitung oder nur Melodien mit bezifferten Bässen, zum Gebrauch der Organisten für die Begleitung des Gemeindegesangs der protestantischen Kirche. Bis ins 18. Jahrh. war das Gesangbuch zugleich C., da den Liedern die Melodien mit bezifferten Baß vorgedruckt wurden. Das umfangreichste C. des 18. Jahrh. ist J. Balthasar Königs »Harmonischer Liederschatz« (1738, 2. Aufl. 1776; 2000 Choräle zu 9000 Liedern). Von Bedeutung sind ferner die Choralbücher von Doles (1785), J. Chr. Kühnau (1786), J. Ad. Hiller (1793), C. G. Umbreit (1811), J. G. Schicht (1819), J. Chr. H. Rinck (1829), C. F. Becker (1844), L. Erk (1863), Jakob und Richter (1873) und J. Faißt (1876).

Choralnote, im Gegensatz zur Mensuralnotierung die Notierungsweise des Gregorianischen Gesangs, welche nicht den Rhythmus ausdrückte, sondern nur die Tonhöhenveränderungen. Alle Noten der Musica plana oder des Cantus planus, wie man den Gregorianischen Gesang später wegen des mangelnden Rhythmus nannte, sind schwarz und haben die quadratische Gestalt ■, weshalb sie auch Notae quadratae oder quadriquartae genannt wurden. Mit den Mensuralwerten der Longa, Brevis und Semibrevis haben diese Zeichen trotz der Gleichheit der Gestalt nichts zu thun. Die im 12. Jahrh. aufkommende

Mensuralmusik benutzte einfach die Notenzeichen der C. und verlieh ihnen bestimmte rhythmische Bedeutung.

Choraltar, soviel wie Hochaltar, s. Altar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorasān (»Sonnenland«), pers. Provinz, umfaßt den nordöstlichen Teil des Reiches im N. von dem (jetzt russischen) Gebiet der Tekke-Turkmenen, im O. von Afghanistan, im S. von Kirman, im W. von Jezd, Semnan-Daughan, Bostam und Astrabad umschlossen. Die Provinz ist teils Tafel-, teils Berg-, teils Stufenland. Der nördlichste Teil wird von parallelen Randketten (bis 3000 m) durchzogen, zwischen welche sich langgestreckte, weite Thalmulden von 1000—1200 m Höhe lagern. Über die südlichere Kette zieht die seit alten Zeiten begangene Karawanenstraße, die das westliche Persien mit Turan und Afghanistan verbindet. Nur äußerst enge Schluchten führen durch den Nordrand zum vorgelagerten Tiefland von Turan. Die Mulde von Meschhed, welche der Keschef bis zu seiner Mündung in den Heri Rud an der Ostgrenze durchzieht, setzt sich nordwestlich im Thal des Atrek fort, der dem Kaspischen Meer zuströmt. Der südlichste Teil der Provinz (Kohistan) ist gleichfalls teilweise gebirgig; hier vereinigen sich bei Birdschan die von W. kommenden Straßen und laufen nordöstlich nach Herat, südöstlich nach Kandahar weiter. Ein großer Teil der Provinz ist Wüste: im W. reicht die Große Salzsteppe (Kewir) weit hinein, im südlichen Teil von Kirman her die Wüste Lut; auch im SO. sind große Wüstenstrecken. Doch hat C. auch fruchtbare Striche und erzeugt Getreide, Reis, Gemüse, viel Obst und andre Früchte, Tabak, Baumwolle, Seide, Hanf, viel medizinische Pflanzen, Manna; Holz mangelt. Die großen Weiden begünstigen die nomadische Viehzucht (Pferde, Kamele und Ziegen). Die Wüste ist reich an Wild, auch an Schakalen, Panthern und Tigern sowie an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser genießen. C. zählte 1875 nach Mac Gregor 693,000 Einw. (für die Gegenwart liegen weder für Areal noch für Bevölkerung Daten vor), welche in den Städten eine nicht unbedeutende Industrie betreiben und Seidenzeuge, Teppiche, Leinwand und vorzügliche Waffen, besonders Säbel, anfertigen. C., das »Schwert Persiens« genannt, ist durch seine Lage ein sehr wichtiges Land, weil der, welcher im Besitz von C. ist, zugleich ganz Iran beherrscht. Den Einfällen der Turkmenen, welche die Gebirgsthäler des Nordens regelmäßig heimsuchten und nicht nur Feldfrüchte, sondern auch Menschen raubten und als Sklaven in die Chanate von Turkistan verkauften, ist durch die Unterwerfung Chiwas und der Turkmenen durch die Russen gesteuert worden. Hauptstadt ist Meschhed. Sowohl die persische Provinz C. als das jetzige Herat waren Teile des alten Hyrkanien, Parthien und Margiana und standen im Altertum unter persischer Herrschaft. Zu Alexanders d. Gr. Zeit war hier Bessos Statthalter. Nach Alexanders Tode gehörte es zum syrischen Reich der Seleukiden. 256 v. Chr. tötete Arsakes I. den seleukidischen Statthalter und gründete in C. das Partherreich (s. d.), das 226 n. Chr. unter die Herrschaft der Neuperser fiel; 646 eroberten es die Chalifen, unter deren Herrschaft es bis 820 blieb. Damals gründete der Statthalter Tahir die Dynastie der Tahiriden. Dieselbe wurde aber schon 873 von den Saffariden gestürzt, welche C. ihrem Reich einverleibten. Nach kurzer Herrschaft der Ghasnawiden nahmen 1037 die Seldschuken den westlichen Teil in Besitz, und Sandschar, Bruder des Sultans Barjarok, vereinigte nach dessen Tode (1114) mit C. das ganze Reich der persischen Seldschuken. Seit 1220 stand das Land unter der Herrschaft Dschengis-Chans und seiner Nachfolger; im 14. Jahrh. herrschte im S. zu Herat ein Zweig der Guriden, im N. zu Sebsewar die Dynastie der Serbedare, die nach Abu Said, dem letzten Sprossen von Dschengis-Chans Geschlecht, sich dort erhoben hatten. Timur unterwarf sich den Herrscher zu Sebsewar, Chodscha Ali Muajet, worauf dieser als Vasall im Besitz des Reiches blieb. Der Herrscher zu Herat, Ghajaß Eddin Pir Ali, leistete zwar anfangs Widerstand; nachdem jedoch die stärkste Festung, Fuschendsch, gefallen war, unterwarf auch er sich Timur. Dieser setzte nun seinen Sohn Schah Roch als Statthalter daselbst ein und überließ ihm 1396 C. nebst Seistan und Masenderan als ein Königreich. Seit dem 16. Jahrh. war das Land fortwährend der Zankapfel zwischen den Uzbeken, welche es den Timuriden abnahmen, den Persern und den Afghanen, auch zum Teil Schauplatz des Krieges der Briten in Afghanistan. Vgl. Khanikow, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale (Petersb. 1863); Mac Gregor, Narrative of a journey through the province of Khorassan etc. (Lond. 1879, 2 Bde.).

Chorasmien, soviel wie Charesm, s. Chiwa.

Chorāzin, Ort in Galiläa, wo Christus mehrere Wunderthaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, unweit Kapernaum. Heute Ruinen Kerāze.

Chorbischöfe (Chorepiscopi, griech.; Landbischöfe, Episcopi ruris), in der alten christlichen Kirche die selbständigen Bischöfe größerer Landgemeinden im Orient, die aber, durch die Konzile des 4. Jahrh. immer mehr in ihren Rechten beschränkt, den Stadtbischöfen unterstellt wurden u. sich nur bis ins 6. Jahrh. erhielten. Eine ganz andre Sache ist es um die Chorbischöfe, welche seit dem 8. Jahrh. im Frankenreich vorkommen und keineswegs bloß Landgemeinden vorgesetzt waren. Dieselben gerieten seit Mitte des 9. Jahrh. mit ihren Diözesanbischöfen in Kompetenzstreitigkeiten, welche, da auch die pseudo-isidorischen Dekretalen sich gegen sie wandten, im 10. Jahrh. zur Auflösung des Instituts führten.

Chorda (lat.), Sehne, Saite; C. Achillis, Achillessehne (s. d.); C. tympani, Paukensaite (s. d.); in der Mathematik die geradlinige Entfernung zweier Punkte einer krummen Linie oder Fläche.

Chorda dorsālis (Rückenstab, Rückensaite, Wirbelsaite, Notochord), eine stabförmige Knorpelbildung, welche im Embryo der Wirbeltiere die Grundlage und zentrale Achse der Wirbelsäule bildet und bei Urwirbeltieren (Protovertebraten, Amphioxus) dieselbe überhaupt vertritt.

Chordaria, Chordāta (Chordatiere), s. Chordonier.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Teil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Die alte katholische Kirche hatte die Beobachtung der in der Synagoge üblichen Gebetzeiten (außer bei Aufgang und Untergang der Sonne 3 Uhr nachmittags) dem Klerus wie den Laien zur Pflicht gemacht (aber verlegt auf 9, 12 und 3 Uhr des Tages). Hierzu kam im 4. Jahrh. in den Klöstern das Gebet um Mitternacht, beim Anbruch des Tages und der Nacht sowie beim Schlafengehen. Durch die Vita canonica wurden diese Gebetstunden den Kapiteln als C. zur Regel gemacht und ihnen bestimmte Gebete vorgeschrieben (s. Brevier). Die Sitte, die Gebetstunden gemeinsam abzuhalten, kam im Mittelalter immer mehr in Verfall,

so daß, nachdem das eigentliche Volk dem C. schon längst entfremdet war, seit dem 14. Jahrh. nur noch die Profeſſen der Klöſter und die Kanoniker zu dem öffentlichen und gemeinſchaftlichen Gebet zu beſtimmten Stunden im Chor, die übrigen Geiſtlichen aber zur privaten Verrichtung des täglichen Gebets verbunden ſind. [bänder.

Chorditis (griech.), Entzündung der Stimm-

Chordometer (griech.), ſ. Saitenmeſſer.

Chordonier (Chordata), mit einer Chorda (Achſenſtab oder Rückenſtrang) verſehene Tiere, d. h. nicht nur die Wirbeltiere, ſondern auch ihre noch nicht mit Wirbeln verſehenen Vorgänger (ſ. Chorda dorsalis), die auch als Chordatiere im engern Sinne (Chordaria) unterſchieden werden.

Chorēa (griech.), ſoviel wie Veitstanz (ſ. d.); auch ſoviel wie Choreomanie, Tanzwut.

Chorēg (Choregos, griech., auch Chorag), Chorführer; der, welcher im griech. Drama die Choregie (ſ. d.) übernahm. Vgl. Chor, S. 111.

Choregeion (griech., lat. Choragium), im Theater der Alten der Teil hinter der Szene, wo der Chor eingeübt und die Kleidungsſtücke, muſikaliſchen Inſtrumente ꝛc. aufbewahrt wurden.

Choregie (griech., »Reigenführung«), eine der koſtſpieligſten öffentlichen Leiſtungen (Leiturgien) atheniſcher Staatsbürger, welche in der Beſorgung der an den Feſten des Dionyſos, des Apollon und der Athene zur Ausführung der dramatiſchen Dichtungen nötigen Männer-, Knaben-, Tänzer- und Flötenſpielerchöre beſtand. Anfangs haben die Dichter für die Beſchaffung und Einübung des Chores wohl ſelbſt Sorge getragen, wenigſtens wird es von Äſchylos beſtimmt berichtet; in der Folge ward es zur Ehrenſache der vermögendern Bürger gemacht. Kein Geſetz ſchrieb die Koſten vor, aber auch kein Geſetz ſchützte den Geizigen vor der Geißel der Komödiendichter. In ſchweren Zeiten traten wohl auch zwei zur Beſtreitung der Koſten für eine C. zuſammen, oder der Staat ſelbſt übernahm ſie. Vgl. Chor, S. 111.

Choregiſche (Choragiſche) **Monumente,** Bildwerke und Denkmäler, die zur Erinnerung an einen in den griechiſchen Feſtſpielen mit Hilfe eines Chores errungenen Sieg geſtiftet wurden (vgl. Chor, S. 111). Viele ſtanden in Athen bei dem Dionyſostheater in der ſogen. Dreifußſtraße. Erhalten ſind davon nur das Denkmal des Lyſikrates (ſ. Tafel »Architektur III«, Fig. 9), welches einſt auf ſeiner Spitze das Weihgeſchenk, einen bronzenen Dreifuß, trug, und Teile des Denkmals des Thraſyllos (319 v. Chr.). Das Denkmal des Lyſikrates, dem Dionyſos vom Sieger geweiht, daher ein Relieffries am Gebälk eine Wunderthat des Gottes (die Beſtrafung der tyrrheniſchen Seeräuber) ſchildert, wurde 334 v. Chr. errichtet und iſt auch unter dem volkstümlichen Namen »Laterne des Demoſthenes« bekannt. Ähnliche Bedeutung hatten die ſogen. choregiſchen Reliefs, Weihgeſchenke von Siegern in den muſikaliſchen Wettkämpfen zu Delphi, daher ſie in typiſcher Weiſe Apollon als Kitharaſpieler und Sänger, in langem Künſtlergewand, begleitet von Artemis und Leto, darſtellen; ihnen gegenüber und ſie bewillkommnend eine Nike mit Kanne und Schale. Dieſe Darſtellungen ſind in nachgeahmt altertümlichem Stil gehalten.

Chorēographie (griech.), die Kunſt, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht ſich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken und auf die Schritte mit dem Grade ihrer Geſchwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Als Erfinder der C. gilt Thoinot Arbeau (Anagramm von Jehan Tabourot), der in ſeinem Werk »Orchésographie« (Langres 1588; deutſch von A. Czerwinſky: »Tänze des 16. Jahrhunderts«, Danzig 1878) zu jedem Tanztonſtück unter den Noten die Schritte vorzeichnete; doch hat man Belege dafür, daß dieſes Verfahren in Frankreich ſchon weit früher im Gebrauch war. Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. iſt Beauchamps, Tanzmeiſter Ludwigs XIV.; Noverre erklärte ſich gegen die C. Le Feuillet eignete ſich die Erfindung zu und gab eine »Chorégraphie, ou l'art d'ecrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs« (2. Aufl., Par. 1701; deutſch in Tauberts »Rechtſchaffenem Tanzmeiſter«, Leipz. 1717) heraus. Eine Verbeſſerung der C. wurde durch Ch. Blaſis (»Traité de l'art de danse«, 1820) angebahnt. Jetzt iſt jeder Ballettmeiſter ſein eigner Choreograph. Vgl. Saint-Léon, Stenochorégraphie, ou l'art d'ecrire promptement la danse (Par. 1852); Schriften von Dürholz (Berleburg 1855), Oldenburg (Zwickau 1891) u. a.

Choreomanie (griech.), Tanzwut.

Chorepiscōpi (lat.), ſoviel wie Chorbiſchöfe.

Chorēus (griech.), Versfuß, ſoviel wie Trochäus.

Choreutik (griech.), die Tanzkunſt; Choreut oder Chorēt, der Tänzer, auch ſoviel wie Choriſt; choreutiſch, auf Tanzkunſt bezüglich.

Chorfrau, ſ. Kanoniſſinnen.

Chorgeſang, ſ. Chor, S. 111 f., und Choral.

Chorgeſtühl, ſ. Chorſtühle.

Chorhaupt, in der Architektur die außen ſichtbare halbkreisförmige oder polygone Apſis (ſ. d.) oder der Abſchluß des Chores einer Kirche.

Chorhemd, das weite, weiße, mit Spitzen gezierte Hemd der katholiſchen Prieſter, das auch von den Chorknaben getragen wird. Es reichte im 14. und 15. Jahrh. bis über die Kniee herab, wurde aber ſpäter verkürzt und mit engern Ärmeln verſehen und hieß dann Chorrock. Auch in der engl. Kirche bedient man ſich des Chorhemdes. Vgl. Alba (mit Abbildung).

Chorherr, ſ. Kanoniker.

Choriambus (griech.), ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zuſammengeſetzter Versfuß: ⏑ – – ⏑ (z. B. impatiens, wonneberauſcht, Roſengebüſch).

Chörilos, 1) C. der Tragiker, von Athen, einer der älteſten griech. Dramatiker, trat ſchon 520 v. Chr. auf und war ein Nebenbuhler des Pratinas, Phrynichos und Äſchylos. Er ſcheint vorwiegend Satyrſpiele gedichtet zu haben, die noch lange geſchätzt waren.

2) C. der Epiker, aus Samos, um 470 v. Chr. geboren, mit Herodot und ſpäter mit dem Spartaner Lyſander befreundet, lebte in Athen und ſtarb um 400 hochgeehrt am Hofe des makedoniſchen Königs Archelaos. Er iſt dadurch merkwürdig, daß er in ſeinem Epos »Perſeis« zuerſt einen hiſtoriſchen Stoff der jüngſten Vergangenheit, den Perſerkrieg, behandelte. Das Gedicht, das nach einer Nachricht in Athen neben Homer in den Schulen geleſen ward, wurde von den Spätern nur wenig geſchätzt. Sammlung der Bruchſtücke von Näke (»Opuscula«, Bd. 3, Bonn 1842) und von Kinkel in »Epicorum graecorum fragmenta«, Bd. 1 (Leipz. 1877).

3) C. von Jaſos in Karien, gleichfalls epiſcher Dichter, aber höchſt unbedeutend und erwähnenswert nur als Begleiter Alexanders d. Gr., der ihm für jeden gelungenen Vers über ſeine Thaten ein Gold-

stück versprochen haben soll, aber lieber der Thersites des Homer als des C. Achill sein wollte.

Chorin, Bahnhof und Oberförsterei im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, an der Linie Berlin-Stettin der Preußischen Staatsbahn. Dabei die prächtige Ruine des ehemaligen Cistercienserklosters C. mit den Grabstätten brandenburgischer Markgrafen. Dieses war 1231 auf einer Insel im Paarsteiner See unter dem Namen Gottesstadt gegründet, wurde 1270 nach C. verlegt, anfangs nach seiner Schutzheiligen Marienfee genannt und 1542 aufgehoben.

Chorioblastōsen (Choriodesmosen), Hautkrankheiten, welche auf Wachstumsanomalien des Bindegewebes der Haut beruhen.

Chorioïdea (griech.), Aderhaut des Auges; Chorioiditis, Aderhautentzündung.

Chorion (griech., lat. corium), Haut, Leder, in der Zoologie die äußere Eischale, speziell bei den höhern Wirbeltieren die äußerste Hülle des Embryos. S. Embryonalhüllen.

Chorioretinitis (griech.), Entzündung der Aderhaut und Netzhaut des Auges.

Choripetalen (griech., »Getrenntblumenblättrige«, auch Polypetalen oder Eleutheropetalen), Gewächse mit freien Blumenblättern, eine Abteilung in ältern Pflanzensystemen, welche alle Dikotyledonen mit freien Blumenblättern umfaßt. Engler zieht auch die Apetalen, d. h. die blumenblattlosen Gewächse, dazu, weil in vielen natürlichen Gruppen der C. die Blumenblätter verkümmern können oder ganz unterdrückt erscheinen (s. Archichlamydeen).

Chorise (griech.), Spaltung (Verdoppelung, franz. dédoublement), in der Botanik die während der Bildung eines Organs (z. B. einer Staubblattanlage) erfolgende Teilung desselben in zwei Hälften, die beide das Aussehen des einfachen Organs besitzen; in engerm Sinne spricht man von Organispaltung nur dann, wenn die in der Mehrzahl auftretenden Glieder Teile des ganzen Organs darstellen, wie z. B. bei den halbierten Staubgefäßen von Malva. Kongenitale Verdoppelung liegt vor, wenn zwei Glieder an Stelle eines einfachen schon in den jüngsten Entwickelungsstadien auftreten, wie z. B. bei den medianen Staubblättern der Kruciferen.

Chorisia *H. B. Kth.*, Gattung aus der Familie der Bombacaceen, mächtige Bäume mit angeschwollenem Stamm, der reichlich mit Stacheln besetzt ist, gefingerten Blättern mit 5—7 Blättchen, großen, einzeln oder gebüschelt stehenden, oft aus altem Holz hervorkommenden, außen wolligen Blüten und fünfklappiger, aufspringender Kapsel. Von den drei Arten in Südamerika wird der wollige Überzug der Samen als Polstermaterial benutzt.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Konzert ꝛc.

Chorizēma *Labill.*, Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, immergrüne, kleine Sträucher in Neuholland (etwa 15 Arten) mit einfachen, ganzrandigen, oft sehr kleinen Blättern und meist in Trauben gestellten roten, gelben, auch bunten Blüten, die bei uns in mehreren Arten (C. cordatum *Lindl.*, C. ilicifolium *Sm.*) als ungemein reich blühende Kalthauspflanzen kultiviert werden.

Chorizonten (griech., »Sonderer«) hießen bei den Griechen diejenigen Kritiker, welche für die »Ilias« und »Odyssee« verschiedene Verfasser annahmen und nur die »Ilias« für ein Werk Homers erklärten.

Chorknaben, s. Kapellknaben.

Chörlein, ein polygon vorspringender, meist von Konsolen getragener Erker, welcher sich an Gebäuden des Mittelalters und der Renaissance vorfindet. Berühmt ist das reich geschmückte C. am Pfarrhof von St. Sebaldus in Nürnberg.

Chorley (spr. tschórli), Fabrikstadt in Lancashire (England), 13 km südlich von Preston, hat Baumwollfabriken, Kattundruckereien, Wagenbau, Eisenwerke und (1891) 23,087 Einw. In der Nähe sind Kohlengruben und Steinbrüche.

Chorley (spr. tschórli), Henry Fothergill, engl. Schriftsteller und hervorragender Musikkenner, geb. 18. Dez. 1808 zu Ashton le Willows in Lancashire, gest. 16. Febr. 1872, erhielt seine Erziehung in der Royal Institution zu Liverpool, wurde Kaufmann, trat aber 1834 als Mitarbeiter beim »Athenaeum« ein, mit dem er fast 35 Jahre lang in ununterbrochenem Verband blieb. Hauptsächlich lagen ihm die Musikrezensionen ob, und er galt auf dem Gebiete dieser seit frühester Jugend auch praktisch von ihm gepflegten Kunst als Autorität. Unter seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: »Memorials of Mrs. Hemans« (1836); »Music and manners in France and Germany« (1841, 3 Bde.); »Modern German music« (1854, 2 Bde.) und »Thirty years' musical recollections« (1862, 2 Bde.). C. hat außerdem einige Dramen und Novellen geschrieben. Nach seinem Tode erschienen noch seine »Autobiography and letters« (1873, 2 Bde.) und »National music of the world« (1880).

Chorographie (griech.), Beschreibung einer Landschaft und größerer Teile derselben, im Gegensatz zur Topographie, der Beschreibung einzelner Orte.

Choroïdea, soviel wie Chorioidea.

Chorol, Kreisstadt im russ. Gouv. Poltawa, an dem zum Psiol gehenden gleichnamigen Fluß, hat vier besuchte Jahrmärkte, ansehnlichen Getreidebau, Viehzucht und (1889) 6631 Einw.

Chorologie (griech.), Pflanzen- und Tiergeographie.

Chorometrie (griech.), Feldmeßkunst.

Choron (spr. schorông), Alexandre Etienne, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 21. Okt. 1772 in Caen, gest. 29. Juni 1834 in Paris, bildete sich erst zum Mathematiker, von 1792 an in Paris unter Abbé Roze und Bonesi in der Komposition aus und trat 1804 mit einer Arbeit: »Les principes d'accompagnement des écoles d'Italie« (Par. 1804), welche er in Gemeinschaft mit dem Sänger Fiocchi verfaßt hatte, an die Öffentlichkeit. 1808 veröffentlichte er eine dreibändige, aus den Werken verschiedener Theoretiker zusammengestellte Kompositionslehre: »Principes de composition des écoles d'Italie«, sowie 1810—11 (mit Fayolle) ein »Dictionnaire des musiciens«, das ihm die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der französischen Akademie eintrug. 1816 wurde er Direktor der Großen Oper und rief das von der Restauration aufgehobene Konservatorium unter dem Namen École royale de chant et de déclamation wieder ins Leben, 1817 begründete er eine eigne Schule unter dem Namen Conservatoire de musique classique et religieuse zu dem Zweck, für die von der Revolution aufgehobenen Kirchengesangschulen (maitrises) einen Ersatz zu liefern. Dieser Anstalt, deren wohlthätiger Einfluß sich in der Folge über ganz Frankreich verbreitete, widmete er seine volle Kraft bis zu seinem Tode. Von seinen Unterrichtswerken sind noch zu nennen: »Méthode concertante de musique à plusieurs parties d'une dif-

ficulté graduelle« (Par. 1817); »Méthode concertante de plain-chant et de contre-point ecclésiastique« (daſ. 1819). Nach ſeinem Tode erſchien: »Nouveau manuel complet de musique vocale et instrumentale« (hrsg. von Adrien de Lafage, Par. 1839, 7 Bde.). Als Komponiſt hat er ſich namentlich durch ſeine Romanzen, unter denen »La sentinelle« (»Die Schildwache«) auch über Frankreichs Grenzen hinaus populär geworden iſt, einen Namen gemacht.

Chorregent (Regens chori), Dirigent eines Kirchenchors.

Chorremabad, Hauptſtadt der perſ. Provinz Luriſtan, am Fluß Keſchgân, der dem Kercha zufließt, mit einer Burg auf einem einzelnen Felſen und etwa 5000 Einw.

Chorrillos (ſpr. tſchorilljos), Seebad in Peru, am Fuß des ſteilen Morro Solar, 15 km von Lima, mit dem es eine Eiſenbahn verbindet, mit (1889) 3000 Einw.

Chorrock, ſoviel wie Chorhemd (ſ. d.), Prieſterrock.

Chorſabad (Khorſabad), Dorf im aſiatiſch-türk. Wilajet Moſul, 25 km nordöſtlich von Moſul, hat in neuerer Zeit eine große Bedeutung erhalten durch die Nachgrabungen von Botta und Place in den Ruinen des altaſſyriſchen Dur-Scharukin (Sargonsſtadt), welches dort ſtand. Vgl. Tafel »Architektur II«, Fig. 1 und 2, und »Bildhauerkunſt I«, Fig. 9; auch Tafel »Ornamente I«, Fig. 3—5.

Chorſchranken, hölzerne, ſteinerne und metallene Brüſtungen und Gitter, welche in den romaniſchen und gotiſchen Kirchen das Chor gegen das Schiff der Kirche und die Kapellen des Chorumgangs gegen dieſen abſchließen. Die C. ſind meiſt mit Bildwerk verziert. Die künſtleriſch bedeutendſten C. befinden ſich in der Liebfrauenkirche zu Halberſtadt, in der Marienkirche zu Lübeck, in den Kathedralen zu Amiens, Chartres und Albi in Frankreich.

Chorſchweſter, ſ. Nonne.

Chorſtörer (Turbatores chori), vor alters in einigen Mönchsklöſtern (beſonders in Preußen) angeſtellte Individuen, deren Funktion darin beſtand, die feierlichſten Stellen des Chorgeſangs durch ein widerliches Geplärr zu unterbrechen. Nach der Meinung einiger ſollte dieſes Geplärr das Hohnlachen des Satans darſtellen.

Chorſtühle (Chorgeſtühl), in Kloſter- und Stiftskirchen die zu beiden Seiten des Hohen Chors befindlichen hölzernen Sitzreihen für die Geiſtlichkeit, gewöhnlich zu zwei Reihen hintereinander, ſo daß die hintere Reihe eine Stufe höher liegt. Die vordere Sitzreihe iſt durch eine Bruſtwehr mit den darauf befindlichen Betpulten nach dem Chor zu abgegrenzt und jeder einzelne Sitz durch eine Scheidewand von dem benachbarten Sitz getrennt. Die Sitze ſind meiſt zum Aufklappen eingerichtet und an der untern Seite mit den ſogen. Miſerikordien, kleinen, konſolenartigen Vorſprüngen, auf die ſich der Geiſtliche während des vorgeſchriebenen Stehens ſtützen kann, verſehen. Die Rückſeite der hintern Sitzreihe pflegt meiſt von einem Baldachin überragt zu ſein, der an beiden Enden von einer hohen Stirnwand getragen wird. Vom 14. Jahrh. an bis zur Renaiſſance wurden die C. mit Schnitzereien verziert, die teils bibliſchen Inhalts ſind, teils auch das bürgerliche Leben wie das Leben der Geiſtlichen in ernſter und ſatiriſcher Auffaſſung ſchildern, häufig auch Darſtellungen aus der Tierfabel und Tierſymbolik enthalten. Künſtleriſch beſonders ausgezeichnet ſind die C. im Münſter zu Ulm (1469—74, von Jörg Syrlin dem ältern), in der Spitalkirche zu Stuttgart, der Stephanskirche zu Wien, der Stiftskirche zu Herrenberg, in San Domenico zu Bologna, im Dom zu Siena, in San Giorgio Maggiore zu Venedig u. a. Auch in franzöſiſchen und engliſchen Kirchen finden ſich wertvolle C. Die Form eines Chorſtuhls veranſchaulicht Fig. 7 auf Tafel »Möbel«.

Chortatzis, Georg, ſ. Neugriechiſche Litteratur.

Chortitza, 1) ruſſ. Inſel im Dnjepr, im ruſſ. Gouv. Jekaterinoslaw, 14 km lang, 4 km breit, bewohnt von 551 deutſchen Mennoniten, gehört zu der am Ufer liegenden Kolonie C. Die Inſel diente abwechſelnd Koſaken, Polen, krimſchen oder nogaiiſchen Tataren, Ruſſen und Deutſchen zum Aufenthalt. — 2) (Chortizkaja) Hauptort der von preußiſchen Mennoniten aus der Danziger Gegend 1788 angelegten Kolonien im Dnjeprland, im ruſſiſchen Gouv. Jekaterinoslaw, am Ufer des Dnjepr, gegenüber der Inſel C., da, wo ſich der letzte Katarakt (der Porog Wolnenskoi) befindet, iſt ganz von Granitfelſen umgeben, die oft 30 m hoch ſind, ſteil abfallen und von unzähligen Pilzen bedeckt ſind, hat ca. 2000 Einw., die lebhaften Handel mit den umwohnenden Ruſſen, Tataren, Juden und Armeniern unterhalten und ſehr wohlhabend ſind. Das Gemeindekapital betrug 1888: 2½ Mill. Rubel.

Chorton (Orgelton), diejenige Stimmung, welche früher für die Orgeln gebräuchlich war und ſich vom ſogen. Kammerton (ſ. d.) inſofern unterſchied, als ſie um einen ganzen Ton höher war als dieſer.

Chortürme, ſ. Chor, S. 112.

Chorun, ſ. Kohren.

Chorys, ſ. Lerche.

Chorzow, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kattowitz, nahe bei Königshütte, an der Linie Tarnowitz-Emanuelſegen der Preußiſchen Staatsbahn (mit Abzweigung nach der Gräfin Laura-Grube), hat eine neue kath. Kirche, Steinkohlen- und Eiſenerzbergbau, Kalk- und Sandſteinbrüche und (1890) 4025 (als Gemeinde 4980) faſt nur kath. Einwohner. Dabei der Redernberg mit einem Denkmal des Grafen Redern, des Begründers des oberſchleſiſchen Steinkohlenbergbaues (ſeit 1781).

Choſchen (hebr., C. hammiſchpath), der Bruſtſchild, welchen der jüdiſche Hoheprieſter beim Eingang ins Allerheiligſte auf der Bruſt trug; er war mit goldenen, gewundenen Ketten an den Einfaſſungen der Edelſteine auf den Achſeln befeſtigt (2. Moſ. 28, 22 ff.; 39, 8—21). Auf dieſem Schild waren 12 Edelſteine in 4 Reihen, in Gold gefaßt, befeſtigt, in welche die Namen der 12 Stämme Israels gegraben waren.

Choſchoten, ſ. Kalmücken.

Chose (franz., ſpr. ſchos), Sache, Ding; Choſen, Poſſen, Schwänke.

Chosrew Pascha, türk. Staatsmann, ein abchaſiſcher Sklave des Admirals Kutſchuk Huſſein, erlangte deſſen Gunſt und die Freilaſſung und wurde 1804 Paſcha von Ägypten. Er erhob Mehemed Ali zum Kaimakam. Nachdem dieſer tapfer gegen die Beis gekämpft, empörte er ſich gegen C., und dieſer mußte ihm 1806 weichen. Seit 1822 Großadmiral, eroberte C. 1824 die Inſel Ipſara, erlitt aber 1825 bei Andros eine Niederlage. Nachdem er alle Janitſcharen auf der Flotte hatte ertränken laſſen, unterſtützte er den Sultan Mahmud II. als Seraskier (Kriegsminiſter) bei ſeinen durchgreifenden Reformen, reorganiſierte die Armee mit Hilfe preußiſcher Inſtrukteure und erlangte beim Sultan herrſchenden Einfluß. Seit 1838 Großweſir, führte er nach dem Tode des Sultans Mahmud das Staatsruder faſt allein. 1840 der Teil-

nahme an empörerischen Verbindungen gegen Abd ul Medschid verdächtigt, wurde er abgesetzt und nach Rodosto gebracht, doch 1846 wieder in das Ministerium ohne Portefeuille berufen. Er starb 26. Febr. 1855 auf einem Landsitz am Bosporus.

Chosroes Nuschirwan (Chosro Anoschirwan, »der Gerechte«), der Große, König von Persien, aus dem Haus der Sassaniden, folgte seinem Vater Kobad unter Zustimmung der Großen 531 n. Chr. auf dem Thron, obwohl er nicht der älteste Sohn war. Er förderte die Rechtspflege, begünstigte den Ackerbau und war bemüht, sowohl Armut und Elend aus seinem Reiche zu verbannen, als die Volksbildung zu heben und die Wissenschaften heimisch zu machen; er nahm mehrere von Justinian verfolgte byzantinische Philosophen an seinem Hofe auf. In seiner Residenz Ktesiphon erbaute er einen großen Palast, dessen Ruine Tak Kesra heißt. Um dem Anwachsen der Macht des oströmischen Reichs vorzubeugen, begann er 540 einen Krieg gegen dasselbe mit plündernden Einfällen in Mesopotamien und Syrien und dehnte durch einen zweiten Krieg in Kolchis (549—561) seine Herrschaft bis zum Schwarzen Meer aus. Doch unterlag er dem Feldherrn des Kaisers Justinus, Tiberius, u. starb 578. Sein Enkel Chosroes II. herrschte 591—628.

Chotan (Iltschi), Stadt im chines. Ostturkistan, unter 37° 8′ nördl. Br. und 80° östl. L. v. Gr., am Fluß C., einem Nebenfluß des Tarim, 1340 m ü. M., an der großen Karawanenstraße von Indien nach Kaschgar, einst Hauptstadt des Chanats C. und damals 89,000, jetzt nur noch 40,000 Einw. zählend, nachdem es, erst durch die Chinesen, dann durch die Mongolen erobert, im Dunganenaufstand (1864—75) und im Kriege Jakub Chans öfters verwüstet wurde. Doch hat ihm seine für den Handel günstige Lage stets eine gewisse Bedeutung gesichert. Die gewerbliche Thätigkeit (Kupfergefäße, Seidenwaren, Filze, Teppiche, Baumwollzeuge) ist bedeutend. Der Handel vertreibt neben den genannten Fabrikaten namentlich Moschus, Gold und Nephrit aus dem sehr mineralreichen Gebirge im S. der Stadt. Besucht wurde dieselbe nur von drei Europäern: Marco Polo, dem Jesuiten Grejz und Johnston (1863). Vgl. Johnston, Report on the journey to Ilchi (im »Journal of the Royal Geogr. Society«, 1867).

Chotebor (spr. chótjeborsch), Stadt im südöstlichen Böhmen, 487 m ü. M., an der Österreichischen Nordwestbahn (Deutsch-Brod-Liebau), Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Schloß, Pfründnerspital, Buntweberei, Lederfabrik, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei u. (1890) 3621 tschech. Einwohnern.

Chotek, altes Adelsgeschlecht in Böhmen und Österreich, das 1723 in den böhmischen Grafenstand und 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, und von dessen Gliedern hervorzuheben sind:

1) Johann Rudolf, Graf von Chotkowa und Wognin (Wojnín), geb. 17. Mai 1748, gest. 26. Aug. 1824 in Wien, ward 1770 niederösterreichischer Regierungsrat, 1776 Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei und bald darauf Kanzler derselben. 1788 nahm er angeblich aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung, hauptsächlich aber deshalb, weil er kein Freund des rastlosen Neuerungsdranges Kaiser Josephs II. war. Unter Kaiser Leopold II., 1790, erhielt er die Leitung der neuerrichteten Finanzhofstelle; 1793 demissionierte er abermals, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben. Als solcher beförderte er namentlich den Straßenbau und legte Manufakturen mit englischen Webstühlen und Spinnmaschinen an. 1805—1809 war er Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Wiener Frieden Präses der normalen Hofkommission in politischen Gesetzsachen. Vgl. A. Wolf, Graf Rud. C. (Wien 1853).

2) Karl, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1783, gest. 28. Dez. 1868 in Prag, studierte in Wien und Prag die Rechte, trat 1803 in den Staatsdienst, ward 1809 Gubernialrat in Brünn, 1812 Kreishauptmann zu Prerau in Mähren, organisierte nachher das nachmalige Triester Kreisamt, wobei er sich eine gründliche Kenntnis der Landesbedürfnisse erwarb, ward 1815 nach der Besiegung Murats Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 Hofrat bei der dortigen Regierung und Präsident derselben, 1818 Geheimrat und Vizepräsident in Tirol, 1819 Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, als welcher er sehr segensreich wirkte, 1825 Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission zu Wien und endlich 1826 Oberstburggraf in Böhmen und Präsident des k. k. böhmischen Guberniums. In dieser Stellung hat er sich durch Hebung des Schulwesens, Beförderung des Straßenbaues, Errichtung von Armenversorgungsanstalten ꝛc. um Böhmen große Verdienste erworben. Ende Juli 1843 wurde er auf sein Ansuchen seiner Stelle enthoben. Vgl. Wolf, Graf Karl C. (Prag 1869). — Sein Sohn Bohuslaw, Graf von C., geb. 4. Juli 1829, war 1867—69 österreichischer Gesandter in Stuttgart, 1869—71 in Petersburg, unter Hohenwart Leiter der böhmischen Statthalterei, 1872 Gesandter in Madrid, 1873 in Brüssel, später in Dresden. Haupt der Familie ist Graf Rudolf von C., geb. 23. Juni 1832, Mitglied des Herrenhauses.

Chotin (poln. Chocim), Kreisstadt im russ. Gouv. Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, nahe der österreichischen Grenze, hat eine armenische, 2 römisch-katholische und 5 griechisch-kath. Kirchen, eine Synagoge nebst 16 israelitischen Betstuben, einige Schulen, mehrere Leder- und Lichtefabriken, bedeutende Schuhwarenfabrikation, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien und (1889) 20,070 Einw. Dicht bei der Stadt C. liegen alte Befestigungen mit altertümlicher, im 13. Jahrh. von den Genuesen erbauter Citadelle, die 1856 in den Besitz der Stadt übergegangen ist, weil sie ihrer Lage nach als Befestigung untauglich gefunden wurde. — C., welches als Deckungsort eines der frequentesten Dnjestrübergänge von jeher Bedeutung hatte, hat abwechselnd Polen, Türken, Österreicher und Russen zu Herren gehabt. 1621 und 1673 erfochten die Polen unter Wladislaw IV. und Johann Sobieski hier über die Türken zwei Siege. Am 28. Aug. 1739 siegte hier der russische General Münnich über die Türken, wogegen diese 30. Okt. 1768 die russischen Truppen unter den Mauern der Festung schlugen. 1769 wurde C. von den Russen, 1788 von den Österreichern, 1806 wieder von den Russen erobert, denen es 1812 mit Bessarabien im Bukarester Frieden definitiv zufiel.

Chotkowski, Ladislaus, poln. Politiker, geb. 15. März 1843 zu Mielczyn bei Gnesen in der preuß. Provinz Posen, besuchte die Priesterseminare zu Posen und Gnesen und ward 1868 zum Priester geweiht. Nachdem er 1869 zu Münster auf Grund der Dissertation: »Res gestae Ecclesiae Ruthenae« die Doktorwürde erlangt und, auf dem vatikanischen Konzil in Rom anwesend, eine Geschichte desselben geschrieben hatte, wurde er 1872 zum Religionslehrer an der Real-

schule zu Bromberg, sodann zum Rektor des Szoldetischen Konvikts in Posen ernannt. 1882 wurde er als Professor der Kirchengeschichte an die Universität Krakau berufen und 1891 zum Rektor derselben gewählt. Seit 1885 ist er Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses und gehört dem Polenklub an, in welchem er den streng klerikalen Standpunkt vertritt.

Chotusitz, Marktflecken in der böhm. Bezirksh. Caslau, mit (1890) 1423 tschech. Einwohnern. Der Ort ist bekannt durch die Schlacht 17. Mai 1742, in welcher 24,000 Preußen unter Friedrich II. über 28,000 Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen siegten. Letztere wurden nach Erfolgen ihres rechten Flügels von Friedrich II. in der linken Flanke angegriffen und geschlagen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 4800 Tote und Verwundete, der der Österreicher auf 6200 Tote, Verwundete und Gefangene nebst 18 Kanonen. Diese Schlacht führte unmittelbar zum Frieden von Breslau, der den ersten Schlesischen Krieg auf eine für Preußen so vorteilhafte Weise endete. Vgl. Droysen, Zur Schlacht von C. (Berl. 1873).

Chotzen (tschech. Choceň), Stadt in der böhm. Bezirksh. Hohenmauth, 278 m ü. M., an der Stillen Adler und den Linien Wien-Brünn-Prag, C.-Halbstadt und C.-Leitomischl der Staatseisenbahn gelegen, hat ein fürstlich Kinskysches Schloß mit Park, Flachsspinnerei, Bierbrauerei, Maschinenfabrik, Kunstmühlen, Holzdrahtfabrik und (1890) 3869 tschech. Einwohner.

Chouans (spr. schuáng), Name der aufständischen Bauern in der Bretagne und der untern Maine während der französischen Revolution, welcher von ihrem ersten Führer, Jean Cottereau, herrührte, der als Schleichhändler den Beinamen Chouan (Chat-huant, Eule, von dem ihm eigentümlichen Schrei) erhalten hatte. Cottereau begann an der Spitze eines Haufens (Chouanerie) 1792 bei Gelegenheit einer Retrutierung einen Aufstand und kämpfte seit 1793 im Verein mit den Vendéern, auf welche der Name C. auch oft ausgedehnt wird, für das Königtum. Ihm schlossen sich Cadoudal und der Graf Puisaye an. Sie führten den kleinen Krieg mit Kühnheit und nicht ohne Erfolg, begingen dabei aber auch viele Plünderungen und Rohheiten. Nach dem Tode Cottereaus, der 2. Febr. 1794 bei Beaufort fiel, befehligte die C. der kühne Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin. Der Konvent unterhandelte mit ihm sowie mit Charette de la Contrie und schloß 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, wonach die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber beiden Teilen war es nicht Ernst mit diesem Vertrag. Cormatin wurde zwar bald darauf verhaftet und nach Cherbourg gebracht, aber Georges Cadoudal und Scépeaux wußten den Mut der Insurgenten aufs neue zu beleben und ihre Zahl auf 10,000 zu vermehren. Endlich erschien im Juni 1795 Puisaye mit einer Expedition von Engländern und Emigranten an der französischen Küste. Der Aufstand verbreitete sich rasch, aber die Uneinigkeit der Führer verhinderte größere Erfolge. Der republikanische General Hoche schlug einen Angriff der C. auf das Lager von Ste.-Barbe zurück und ließ dann die einzelnen zerstreuten Haufen auseinander sprengen und aufreiben. Viele flüchteten auf die Halbinsel Quiberon, wo sie in die Katastrophe vom 20. Juli verwickelt wurden. Die Anführer Vieuville, Sérent u. a. fielen, Scépeaux und Georges Cadoudal mußten die Waffen niederlegen, Frotté floh nach England und Puisaye nach Amerika. Die Chouanerie schien somit vernichtet. Nochmals aber erhob sie sich, von England aus organisiert, 1799 unter Frotté, Cadoudal, Bourmont u. a. Allein Bonaparte sandte den General Brune an die Loire, welcher die C. schnell zerstreute; die Anführer nahmen die allgemeine Amnestie an bis auf Frotté, der den Kampf fortsetzte, jedoch ergriffen und erschossen wurde. Nach einmal brach 1814 und 1815 die Chouanerie auf beiden Ufern der Loire zugleich los, doch machte die Schlacht bei Waterloo diesem Aufstand bald ein Ende. Die Anführer der C. wurden von den Bourbonen zu Feldmarschällen und Generalleutnants erhoben, mehrere unter die Pairs aufgenommen. Vgl. Kérigant, Les C. (Par. 1882).

Choulant (spr. schulâng), 1) Ludwig, Mediziner, geb. 12. Nov. 1791 in Dresden, gest. 18. Juli 1861, studierte seit 1811 in Dresden und Leipzig, praktizierte seit 1817 in Altenburg, ward 1821 an das Krankenstift nach Dresden berufen, 1823 Professor der theoretischen, 1828 der praktischen Heilkunde und Direktor der therapeutischen Klinik, erhielt 1842 das Direktorium der Akademie und ward 1844 Medizinalreferent beim Ministerium. Er schrieb: »Tafeln zur Geschichte der Medizin« (Leipz. 1822); »Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie des Menschen« (das. 1831 u. öfter; neu bearbeitet von H. E. Richter, 4. Aufl. 1860); »Anleitung zur ärztlichen Rezeptierkunst« (2. Aufl., das. 1834); »Anleitung zur ärztlichen Praxis« (das. 1836); »Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medizin« (2. Aufl., das. 1841); »Bibliotheca medico-historica« (das. 1841); »Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildung« (das. 1852); »Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im Abendland« (Dresd. 1857); »Graphische Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin« (Leipz. 1858). Auch gab er die »Opere« des Benvenuto Cellini (Leipz. 1833—35, 3 Bde.) heraus.

2) Ludwig Theodor, Maler und Architekt, Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1827 in Dresden, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Architekten und Architekturmaler aus und genoß vorzugsweise den Unterricht Sempers. 1850 und 1851 bereiste er Italien und Sizilien, nahm später einen längern Aufenthalt in Rom und besuchte 1864 sowie 1873 und 1874 wiederum Venedig und Florenz. Seine Ölbilder und Aquarelle sind vortrefflich gezeichnet und von glücklicher Farbenwirkung. Eine Ansicht der Engelsburg besitzt die Galerie zu Dresden, wo er im Wappensaal des königlichen Schlosses die acht Stammburgen des sächsischen Hauses und mehrere landschaftliche Wandgemälde in den Vestibülen des Hoftheaters ausgeführt hat. Als Architekt hat er sich bei dem Bau der katholischen Kirche in Dresden-Neustadt und mehrerer Villen bewährt. 1868 wurde er sächsischer Hofmaler.

Chouquet (spr. schuckä), Adolphe Gustave, Musikschriftsteller, geb. 16. April 1819 in Havre, gest. 30. Jan. 1886 in Paris, lebte 1840—60 als Musiklehrer in Amerika, seitdem in Paris, ausschließlich mit musikhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er von der Pariser Akademie für eine Darstellung der Musikgeschichte vom 14.—18. Jahrh. mit dem Preis Bordin und 1868 mit demselben Preis für die »Histoire de la musique dramatique en France« (gedruckt 1873) ausgezeichnet. C. war seit 1871 Konservator der hochbedeutenden Musikinstrumentensammlung des Konservatoriums, von der er einen beschreibenden Katalog (2. Aufl. 1884) veröffentlichte.

Chow, Wertmaß für Perlen, s. Tschoh.

Chowan (spr. tscho-ähn), Fluß im nordamerikan. Staat Nordcarolina, entsteht aus den in Virginia

entspringenden Nottaway, Meherrin und Blackwater und mündet nördlich von Roanoke in den Albemarlesund. Für größere Fahrzeuge ist er bis Murfreesboro am Meherrin 70 km aufwärts schiffbar.

Chowarezm, s. Chiwa.

Chr. (griech. *XP.*), gewöhnlich auch bezeichnet mit: , Abkürzung für Christus (s. Christusmonogramm); auch für chrēsimon (»brauchbar«), in der Handschriftenkunde ein kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chraft, Stadt in der böhm. Bezirksh. Chrudim, 285 m ü. M., an der Nordwestbahn (Deutsch-Brod-Liebau) gelegen, hat ein Schloß des Königgrätzer Bischofs mit Park, Bierbrauerei, Schuhwaren- und Zündhölzchenfabrik und (1890) 1828 tschech. Einwohner.

Chrematistik (griech.), der Erwerb von Gütern durch Tausch im Gegensatz zu dem durch eigne Produktion.

Chrematologie (griech.), Lehre vom Geld; Chrematonomie, Lehre von der Anwendung des Geldes; Chrematopöie, Gelderwerb.

Chrême (franz., spr. trähm'), das geweihte Öl der Katholiken, Chrisam; s. Chrisma.

Chresmologia (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologos, Orakelgeber, Weissager, Prophet; Chresterion, Ort, wo Orakel erteilt werden.

Chrestien de Troyes (spr. trehtjäng dö trüá), s. Christian von Troyes.

Chrestomathie (griech.), Sammlung des Wissenswertesten, insbes. für den Unterricht Brauchbarsten, namentlich aus Prosaschriftstellern (vgl. Anthologie). Eine ganze Litteratur solcher Sammlungen entstand gegen Ende des Altertums; eine der ältesten scheint die zum Teil erhaltene des Proklos (s. d.) zu sein. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blütezeit der Chrestomathien aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich Herodot, Thukydides, Cicero, Livius, Horaz, Ovid u. a. In neuerer Zeit nennt man C. vorzugsweise einen für Schulen eingerichteten Auszug aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten. Der Gebrauch derselben auf Gelehrtenschulen ist jedoch von vielen Pädagogen nicht gebilligt und daher beschränkt worden.

Chrestus, nach Sueton (»Vit. Claud.«, 25) Haupt einer jüdischen Partei, die unter Kaiser Claudius Unruhen in Rom erregte, wurde irrtümlich mit Christus identifiziert.

Chrétien de Troyes, s. Christian von Troyes.

Chrie (griech., »Gebrauch«), die Ausarbeitung eines Themas nach einer eigentümlichen vorgeschriebenen Anordnung. Dieselbe muß enthalten: a) den zu behandelnden Satz nebst dem Lob des Autors (dictum cum laude autoris); b) die erläuternde Umschreibung (periphrasis); c) den Beweis (aetiologia); d) das Gegenteil (contrarium) des Satzes, wodurch dessen Anwendung auf gewisse Grenzen eingeschränkt und er zugleich in helleres Licht gesetzt wird; e) das Gleichnis (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugnis (testimonium); h) den Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Man stellt auch folgende Disposition auf: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar 1) das Gegenteil, 2) das Gleichnis, 3) das Beispiel, 4) das Zeugnis; endlich: Schluß.

Chriemhild, s. Kriemhild.

Chrisam, soviel wie Chrisma.

Chrischona, fabelhafte Heilige, die auf einem Berg bei Basel eine Kapelle erbaut haben soll; ebendaselbst wurde 1840 eine in streng pietistischem Geist geleitete Evangelistenstation (»Pilgermission«) gegründet.

Chrisfal, Pseudonym für Christovam Falcão; s. Portugiesische Litteratur (16. Jahrh.).

Chrisma (griech.), Salbe, besonders in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche das feierlich geweihte Salböl zum Gebrauch bei gewissen Zeremonien. Schon im Alten Bund wurden Propheten, Priester und Könige bei der Übernahme ihres Amtes gesalbt. Wie nämlich der Zweck des im Morgenland gewöhnlichen Salbens des Körpers in der Verbreitung der Lebensfrische und des Wohlseins, der Erhöhung aller Geistes- und Lebenskräfte bestand, so sollte jene feierliche Handlung die Ausrüstung zum Dienst Gottes, insonderheit die Mitteilung des göttlichen Geistes, versinnbildlichen. In der christlichen Kirche tauchte der Gebrauch der Salbung mit einem dazu vom Bischof besonders eingesegneten Öl schon im 3. Jahrh. bei der Taufe auf (s. Firmung). Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden; es kommt zur Anwendung bei der Taufe, Firmung, Priesterweihe, Letzten Ölung, Krönung und Weihe von Kirchen und heiligen Geräten; die Bezeichnung mit demselben geschieht stets in Kreuzesform.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismāle (griech.), ein weißes Tuch, welches dem Getauften, Gefirmten ꝛc. um die Stirn gebunden wird, damit das Salböl nicht herabfließe.

Chrismarium (Chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmung vollzogen wird.

Chrismon, eine mehr oder weniger verzierte Buchstabenfigur, in späterer Zeit fast stets in der C-Gestalt, die von den Zeiten der Merowinger bis zum 13. Jahrh. in Urkunden, meist im Anfang, wo sie ein symbolisches Zeichen für die Invokation sein soll, vorkommt. In den Urkunden der Merowinger und ältern Karolinger findet sich ein C. auch häufig vor den Signumszeilen. Die mittelalterlichen Formelbücher erklären das Zeichen als monogrammatische Darstellung des Namens Christi, der bei dem verbrieften Wert anzurufen sei. Tironische Noten, die sich bisweilen in den Chrismen von Urkunden aus der Merowingerzeit finden, und die ante omnia Christus, oder Christus, oder amen aufzulösen sind, bestätigen dies. Der Gebrauch des Chrismons in den Urkunden der deutschen Könige erlischt in der Zeit des Interregnums, in den Urkunden Wilhelms von Holland findet es sich nur noch vereinzelt, später gar nicht mehr. Auch in den Privaturkunden ist das Zeichen am Ende des 13. Jahrh. völlig geschwunden.

Christ, 1) Johann Friedrich, Humanist, geb. im April 1700 in Koburg, gest. 3. Sept. 1756 in Leipzig, bezog 1720 die Universität Jena, ging 1726 als Hofmeister nach Halle, 1729 als ebensolcher nach Leipzig und wurde 1731 außerordentlicher Professor der Geschichte daselbst, nach größern Reisen mit seinem Zögling 1739 auch ordentlicher Professor der Dichtkunst. Scharfsinnig und von weltmännischer Bildung, war C. der erste deutsche Universitätslehrer, der auch die bildlichen Denkmäler des Altertums behandelte, und wurde hierdurch der Begründer der Kunstarchäologie in Deutschland; Heyne, Lessing, auch Winckelmann sind durch ihn beeinflußt worden. Von seinen archäologischen Schriften heben wir hervor: »Musei Richteriani dac-

tyliotheca« (Leipz. 1743), Vorrede und Text zu den ersten beiden Tausenden der von Lippert herausgegebenen »Dactyliothecae universalis exempla« (das. 1755 u. 1756), »Anzeige und Auslegung der Monogrammatum« (von Malern u. dgl., das. 1747) sowie die aus Nachschriften seines »Collegium litterarium« von Zeune herausgegebenen »Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke vornehmlich des Altertums« (das. 1776). Von seinen historischen Schriften nennen wir: »De Machiavello libri III« (Leipz. 1731), von seinen lateinischen Gedichten »Suselitium« (eine Beschreibung des Schlosses Seußlitz bei Meißen, das. 1732, 3. Aufl. 1746) und die von ihm nach alten Quellen in Senaren gedichteten »Fabularum Aesopiarum libri II« (das. 1749). Vgl. Dörffel, Joh. Friedr. C. (Leipz. 1878).

2) Joseph Anton, Schauspieler, geb. 1744 in Wien, gest. 25. März 1823 in Dresden, entfloh dem Jesuiteninstitut, in welchem er erzogen werden sollte, nahm als Husar am Siebenjährigen Kriege teil und ließ sich 1765 bei der Algenerischen Schauspielergesellschaft in Salzburg engagieren. 1777 spielte er neben Döbbelin in Berlin erste Liebhaberrollen und junge Helden, trat dann in Hamburg, 1779 unter Boudini in Dresden auf, ging 1783 nach Rußland, wo er mehrere Jahre blieb, 1790 nach Mainz und trat schließlich (1794) bei der Secondaschen Truppe ein, mit der er in Prag, Dresden und Leipzig thätig war. C. wirkte mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtig und übertraf in dieser Beziehung sogar Iffland. Die Natur war ihm in allem Vorbild. — Seine Tochter Friederike, seit 1808 mit dem Schauspieler Schirmer verheiratet, gehörte lange Zeit (namentlich im Fach der Mütter und Anstandsdamen) zu den Zierden des Hoftheaters in Dresden; sie starb 31. März 1833.

3) Wilhelm, Philolog, geb. 2. Aug. 1831 zu Geisenheim im Nassauischen, studierte in München und Berlin, wurde 1854 Lehrer am Maximilians-Gymnasium in München und 1860 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität daselbst. 1876 wurde ihm der Verdienstorden der bayrischen Krone und damit der persönliche Adel verliehen. Von seinen Veröffentlichungen sind besonders anzuführen: »Grundzüge der griechischen Lautlehre« (Leipz. 1859); »Pindari carmina« (das. 1869, 2. Aufl. 1873); »Anthologia graeca carminum christianorum« (das. 1871, in Gemeinschaft mit Paranikas); »Metrik der Griechen und Römer« (das. 1874, 2. Aufl. 1879); »Aristotelis de arte poetica liber« (das. 1878); eine kritische Ausgabe von Homers »Ilias« (das. 1884, 2 Bde.); »Aristotelis metaphysica« (das. 1886); »Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians« (Münch. 1888, 2. Aufl. 1890; zugleich 7. Bd. von Iwan Müllers »Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft«).

Christabend, s. Weihnachten.

Christaller, Gottlieb, Missionar, geb. 19. Nov. 1827 zu Winnenden in Württemberg, wirkte 1853—1868 im Dienste der Baseler Missionsgesellschaft an der Goldküste und lebte danach zu Schorndorf in Württemberg. Er hat sich besonders um die Erforschung westafrikanischer Sprachen verdient gemacht und schrieb außer einer Übersetzung der Bibel in die Tschisprache (Basel 1871): »A grammar of the Asante and Fante (Tshi) language« (Basel 1875); »3600 Tshi proverbs« (Tschi-Sprichwörtersammlung, das. 1879); »Tshi and English dictionary« (das. 1881); »Übungen in der Akra- oder Gã-Sprache« (das. 1890) u. a.

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christburg, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Stuhm, an der Sorge, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Molkerei und (1890) 3113 Einw., darunter 998 Katholiken und 193 Juden. Die Gebäude des ehemaligen Franziskanerklosters dienen jetzt Schulzwecken. — C. wurde um 1247 von den Deutschen Rittern angelegt und in wiederholten Kämpfen gegen die Preußen und den Herzog Swantopolk von Pommerellen behauptet. Es wurde 1250 Sitz eines Komturs. Die um die Burg entstehende Stadt erhielt 1288 Stadtrecht. C. war in der Folge eine der drei Münzstätten Preußens, worin 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers. 1400 brannte die Stadt ab, das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tannenberg zerstört und die Ordenskommende nach Preußisch-Mark verlegt.

Christchurch (spr. kraist-tschörtsch), 1) Stadt in Hampshire (England), an der Mündung des Avon und Stour in den Englischen Kanal, mit stattlicher anglo-normännischer Abteikirche (darin ein Denkmal des Dichters Shelley), Fabrikation von »Schnecken« (für Uhren) und Handschuhen und (1891) 3994 Einw. In der Nähe die Seebäder Southborne on Sea, Bournemouth (s. d.) und Rudeford sowie Schloß Highcliffe mit Sammlungen mittelalterlicher Raritäten. — 2) Hauptstadt der neuseeländ. Provinz Canterbury, unter 43° 32′ südl. Br. und 172° 39′ östl. L. v. Gr., am Avonfluß und an der Midlandbahn, auch durch Eisenbahn mit seinem Hafen Lyttelton (s. d.) verbunden, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat ein Museum mit der bedeutendsten Sammlung von Skeletten in der südlichen Hemisphäre, College, Regierungsgebäude, eine schöne Kathedrale und 19 andre Kirchen, eine Synagoge, 3 höhere Schulen, einen botanischen Garten, Schuhfabrikation und (1891) 37,336 Einw.

Christ-cross-row (engl., spr. krist-kroß-ro), Abc-Fibel, weil sich auf der ersten Seite derselben ein Kreuz befand. Ebenso bei den Italienern Santa Croce.

Christdorn, soviel wie Stechpalme, Ilex aquifolium; Brustbeerenbaum, Zizyphus spina Christi; Weißdorn, Crataegus oxyacantha; auch die Weinrose, Rosa rubiginosa.

Christen, Ada, Pseudonym, s. Breden.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christentum.

Christenlehre, im Unterschied von der Kinderlehre, als dem religiösen Elementarunterricht, die an Sonn- und Feiertagen in der Kirche, gewöhnlich nachmittags, stattfindende Unterweisung der gereiften Jugend im Katechismus.

Christensaft, soviel wie Lakritzen.

Christentum, die von Jesus von Nazareth als dem »Christ«, d. h. Messias (s. d.), gestiftete Religion, im weitern Sinn auch die ganze geschichtbildende Macht, die sich in jenem Namen verkörpert hat, mit der ganzen Summe ihrer innern Antriebe und äußern gesellschaftlichen Wirkungen, mit der gesamten Gedankenwelt, welche sie heraufgeführt, und mit allen neuen Ordnungen und Sitten des Völker- und des Menschheitslebens, die in ihrem Gefolge einhergehen. Die Geburtsverhältnisse dieser weltbewegenden Macht sind schwer bis ins einzelne zu durchschauen und zu beschreiben, zumal da zu den Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, sofort noch die mancherlei Unklarheiten und Mißverständnisse hinzutreten, welche aus der Einmischung religiöser Interessen mit Notwendigkeit sich ergeben mußten. Noch jetzt wird ein erbitterter Kampf

Artikel, die unter C vermißt werden sind unter K oder Z nachzuschlagen.

darüber geführt, ob das C. als ein »neuer Anfang« zu betrachten, d. h. übernatürliche Eigenschaften von seinem Stifter auszusagen, übernatürliche Wirkungen an sein Auftreten zu knüpfen seien, oder ob es vielmehr in der Gesamtentwickelung des religiösen Geistes einen Glanz- und Höhepunkt darstelle, der aber seine geschichtliche Bedingtheit in den vorausgegangenen Stadien des Gottesbewußtseins erkennen lasse. Anerkannt wird immerhin von beiden Seiten, daß das C. zunächst aus dem alttestamentlichen Gottesglauben herausgewachsen ist, dessen Vollendung es darstellt. Derjenige Teil der Menschheit, welchem die Lösung der religiösen Fragen vorzugsweise angelegen war, das hebräische als das eigentliche Religionsvolk der alten Welt, hatte den Glauben an den einen Gott als Ergebnis seiner eignen Entwickelung durch den Sturm und Drang der Jahrhunderte gerettet; es hatte im Verlauf des prophetischen Zeitalters diesen Glauben sittlich vertieft und vergeistigt und den Dienst des »Heiligen in Israel« immer bewußter in Reinigung des Herzens und Lebens gesetzt. Freilich stellt das gesetzlich verfeitigte Judentum der nachexilischen und neutestamentlichen Zeit mit seinem pharisäischen Äußerlichkeitsgeist einen auffallenden Rückschritt gegenüber den prophetischen Errungenschaften dar. Eine um so unmittelbarere Fortsetzung und Vollendung fanden die letztern dort, wo der eigentliche Erklärungsgrund für die ganze Lebensfülle und schöpferische Kraft liegt, die das C. offenbarte, im Selbstbewußtsein Jesu. Denn nicht die Verhältnisse haben das C. zu dem gemacht, was es geworden ist, sondern Christus selbst; an der Person seines Stifters hängt schließlich vorzugsweise die geschichtliche Bedeutung des Christentums. Eine originale Persönlichkeit aber, ein religiös-schöpferischer Geist zumal behält immer für eine die Erscheinungen in ihre Elemente auflösende und auf ihre Herkunft befragende Wissenschaft etwas Undurchdringliches und Geheimnisvolles. Thatsache ist, daß in dem religiösen Bewußtsein Jesu das Verhältnis von Gottheit und Menschheit eine von allem Unreinen so durchgängig geläuterte, für die Lösung der sittlichen Aufgabe des ganzen Geschlechts so eminent fruchtbare Auffassung und zugleich auch, trotz aller unumgänglichen Bildlichkeit und sonstigen Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden sprachlichen Mittel, einen so reinen, unmittelbaren, ewig jungen und zugkräftigen Ausdruck gewonnen hat, wie ein zweites Beispiel in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewußtseins nicht wieder vorliegt. Was aber darum als »Sohn Gottes« Jesus Christus (s. d.) ist, das sollen alle, zu denen sein Evangelium dringt, werden: »Kinder« oder, wie es im neutestamentlichen Text eigentlich heißt, »Söhne Gottes«. Ein solcher Übergang des eignen Reichtums in das Bewußtsein andrer setzt voraus, daß der ideale Inhalt eine ihm entsprechende, geschichtlich gegebene Form vorfindet, in welcher er sowohl schon dem Bahnbrecher selbst sich darbietet, als auch für die Zeitgenossen greifbar und faßlich wird. Diese Form, dieses Losungs- und Schlagwort, vermöge dessen das neue Gottesbewußtsein eine geschichtliche Macht zu werden vermochte, bot die alttestamentliche Messiasidee, welche Jesus sittlich und geistig neu belebte und zum Bekenntnis seiner Jüngergemeinde erhob (Matth. 16, 15—17). Jesus wußte sich, weil als »Sohn« im Verhältnis zu Gott überhaupt, so auch als den von den Propheten vor Jahrhunderten dem jüdischen Volk verheißenen Gottessohn oder Messias (s. d.). Darin lag das geschichtlich Bedingte, das Nationale und Zeitliche in seinem Selbstbewußtsein, denn die Messiasidee war ein durchaus hebräisches Gewächs. Daran hielten sich, während jenes erste, rein menschliche Moment mehr zurücktrat, die ältesten, aus dem Judentum hervorgegangenen Gemeinden, die Stiftungen der zwölf Apostel, überhaupt die Judenchristen. Was diese von den gewöhnlichen Juden unterschied, war lediglich der Glaube an den nicht mehr bloß zu erwartenden, sondern schon gekommenen Messias. Das erste C. ist einfach messiasgläubiges Judentum, genauer die Gemeinschaft des erfüllten Messianismus. Aber in der Thatsache, daß dieser Messias nicht in der erwarteten Gestalt eines theokratischen Herrschers und Heidenbezwingers aufgetreten war, sondern in der Demut und Niedrigkeit eines anspruchslosen Lehrers und Hirten, eines Befreiers nicht unterworfener Nationen, sondern gebrechteter Willenskräfte, und ebendeshalb verachtet und verworfen von den Obersten seines Volkes, war ein Impuls gegeben, welcher nach einer andern Richtung treiben mußte. In der nachwirkenden Kraft dieses von Jesus selbst so stark betonten Gegensatzes zum jüdischen Ideal lag der wirksamste Grund für die Ablösung der neuen Religion von der alten, die sich zunächst in der Form des Paulinismus vollziehen sollte. Infolge des starken Anstoßes, welchen das »Ärgernis des Kreuzes« (Gal. 5, 11) für die rechtgläubige Messiasidee und für die einfachsten Folgerungen aus dem jüdischen Gottesglauben darbot, kam es christlicherseits zu einer Weiterbildung des Messiasbegriffs, in deren Verlauf der Kreuzestod als gottgewollter, notwendiger Durchgangspunkt, der Messias selbst als ein gottähnliches, zum Zweck der Erlösung und Versöhnung der schuldbeladenen Menschheit auf Erden erschienenes Wesen zur Geltung kam, welches gerade im Tode nur die sinnliche Hülle abstreift, um sofort vermöge seiner Auferstehung und Erhöhung göttliche Würde und Hoheit anzutreten. Der nähere Verlauf dieser für die christliche Weltanschauung entscheidenden Gedankengänge gehört nicht hierher (s. Christologie). Von selbst erhellt übrigens, wie dem der Geschichte verfallenen dogmatischen Prozeß zugleich religiöse Ideen und sittliche Werte zu Grunde liegen, die von allgemeiner Bedeutung und Tragweite sind und dem C. seine bleibende, weltgeschichtliche Signatur gegeben haben. So ist nicht bloß dem ganzen religiösen Verhältnis dadurch, daß der Zweck des Auftretens des Messias in die Erlösung und Heiligung seines Volkes gesetzt wird, eine entschiedene Wendung und Richtung auf das Gebiet des sittlichen Lebens, auf die Zubereitung eines in Gott befreiten Willens, gegeben; es ist zugleich dadurch, daß dieser Erlöser trotz seiner göttlichen Würde erst »durch Leiden des Todes vollendet« (Hebr. 2, 9. 10) werden mußte, nicht etwa bloß der Schmerz verklärt, das Leid und Wehe des Lebens mit einer selbst der tragischen Kunst des klassischen Altertums unerreichbaren Weihe geheiligt, sondern es ist dieses Dulden und Leiden geradezu zum Gegengift wider Sünde und Schuld, zur Existenzbedingung für alles erhoben worden, was sich im endlichen Leben als gereifter und bleibender Gehalt, was sich im menschlichen Dasein als göttlicher Kern bewähren soll. Zugleich ist mit dieser Lehre vom leidenden Sohn Gottes und von der durch sein Leiden versöhnten Welt der Gottesbegriff selbst der starren Einheit und überweltlichen Ferne, welche seine Merkmale im Judentum ausmachen, entkleidet worden. Diese durch die Lehre von Christus als seinem Sohn bedingte Veränderung in dem Begriff und Bild Gottes spiegelt sich innerhalb

der christlichen Theologie besonders in den Dogmen von der Trinität (s. d.) und Menschwerdung (s. d.) ab.

Nächster Zweck der Erscheinung des Messias war die Herstellung und Aufrichtung des »Gottesreichs«, der Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden. Wenn die Idee Gottes als des Vaters und das Selbstbekenntnis zur Sohnschaft (s. Menschensohn) zwei leitende Gedanken des Auftretens Jesu bilden, so darf man ihnen getrost die Idee des Reiches Gottes als einen dritten, jene unter sich verbindenden Gedanken zur Seite stellen. Dieses »Reich Gottes« (s. d.) stellt den weitern Kreis dar, welcher sich um den in der Person Jesu gegebenen Mittelpunkt bildet. Aber es konnte auch ganz ebenso unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden wie der »Sohn Gottes«. An sich war es auf eine Neubelebung aller gesellschaftlichen Zustände vermöge der übergreifenden Triebkraft des neuen Gottesbewußtseins, auf Herstellung eines Gesamtlebens, in dem sich nur göttliche Zwecke realisieren, abgesehen. Im vierten Evangelium, welches die christlichen Ideen zwar schon mit zum Teil griechischen Ausdrucksmitteln, aber eben deshalb auch in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung, in ihrer durchsichtigsten Reinheit und Klarheit zur Darstellung bringt, erscheint das Reich Gottes geradezu als die Gemeinschaft der aus dem Fleisch in den Geist umgeschaffenen Menschheit (Joh. 3, 3), als das nicht von dieser Welt stammende, aber in dieser Welt sich verwirklichende Reich der sittlichen Zwecke, der religiösen Wahrheit (Joh. 18, 37). Freilich konnte diese Idee in das Bewußtsein der Menschheit nur eintreten, indem sie an die jüdisch-volkstümlichen Begriffe von Gottesherrschaft und politischem Königtum anknüpfte. Indem sich Jesus als Messias erklärte, erstrebte er allerdings zunächst eine Umgestaltung des ihn unmittelbar umgebenden Volkslebens nach den Idealen der Propheten. Noch viel entschiedener aber bewegte sich das Bewußtsein seiner ersten Jünger und Gemeinden innerhalb dieses volkstümlich gefärbten Kreises, ja sie gingen merklich hinter den vorgeschobenen Standpunkt zurück, welchen Jesus selbst eingenommen hatte. Während er als Messias sich kühn über alles »Kleine am Gesetz« stellen konnte, fand innerhalb seiner ersten Anhängerschaft zunächst geradezu eine auch äußerliche Vereinigung mit der jüdischen Theokratie statt. Man nahm am nationalen Gottesdienst in Jerusalem teil, brachte levitische Opfer, beobachtete die väterliche Kultussitte und hatte davon, daß das C. etwas grundsatzmäßig Neues sei, kaum eine Ahnung (Apostelgesch. 2, 46; 3, 1; 5, 20. 42; 21, 20—27). Es war überhaupt nicht das Judentum im Mutterland Palästina, sondern es war das hellenistische Judentum der Diaspora (s. d.), welches schon längst einen griechisch-philosophischen Zug mit dem hebräischen Glaubensgehalt verbunden hatte, worin nunmehr auch das C. den Weg ins Freie finden sollte. Hier erst gelangte die Überzeugung, daß dasselbe bestimmt sei zur Zusammenfassung der bisher getrennten Teile der Menschheit, der Heiden und der Juden, zum Durchbruch und zum Ausdruck. Aus den Synagogen Kleinasiens, Griechenlands und Roms, um welche sich Proselyten aus dem Heidentum schon zuvor in großer Menge gesammelt hatten, ging endlich die vom Judentum abgelöste Heiden- und Weltkirche hervor.

Hier ist nun der Ort, daran zu erinnern, daß das C., abgesehen von dem Stammkapital, welches ihm im Gottes- und Selbstbewußtsein seines Stifters zugewachsen war, keineswegs lediglich von hebräischen Bildungselementen lebt. Schwerlich wäre es im Verlauf weniger Jahrhunderte die Religion des Morgen- und Abendlandes geworden, wenn nicht auch der griechische Geist auf die Gestaltung seiner Weltanschauung mächtig eingewirkt hätte. Schon vor der Zeit Jesu hatte das Judentum in Alexandria angefangen, in der Nachfolge der griechischen Philosophen den Gottesbegriff der eignen heiligen Bücher nach den Normen der Platonischen und der stoischen Philosophie umzubilden und zu vergeistigen (s. Alexandrinische Schule). Im C. fand sowohl die mythologisierende als die philosophierende Richtung des religiösen Griechentums, die Arbeit der Phantasie und diejenige des Gedankens, unmittelbare Fortsetzung: jene, insofern die ursprünglich theokratisch-messianische, von Jesus verinnerlichte und versittlichte Idee des »Sohnes Gottes« erklärt wurde als eine physische Gottessohnschaft, welche auf direkter Erzeugung nach Analogie der griechischen Halbgötter und Heroen beruhte; diese, insofern die Platonisch-stoische Unterscheidung des »Wortes« Gottes, des sogen. Logos (s. d.), von Gott selbst wie von den alexandrinischen Juden, so nunmehr auch von den philosophierenden Christen, erstmalig im Johanneischen Evangelium, aufgenommen und auf ihrem Grund eine Lehre von dem Verhältnis des Vaters zum Sohn erbaut wurde, welche sich dann unter Hinzutritt eines dritten zu berücksichtigenden Faktors, des Heiligen Geistes, im Trinitätsdogma abrundete.

Aber nicht bloß auf religiösem, auch auf sittlichem Gebiet hatte der griechische Geist eine gewaltige Vorarbeit geliefert. Schon Sokrates bedurfte zur Begründung seiner Sittenlehre keiner von außen oder von oben kommenden Gebote mehr, da er dieselbe echt griechisch aus den Tiefen des gottverwandten Geistes ableitete, weshalb man von ihm gesagt hat, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht habe. Er lieferte damit wenigstens einen allgemeinen Typus für das, was später das C. leistete, indem es den Geist freier Sittlichkeit von der Beschränktheit alttestamentlicher Gesetzlichkeit entband. Das unvergleichlich Größte aber hat Platon gethan, um die hellenische Gedankenwelt auf eine Stufe zu heben, auf welcher sie fähig war, sich mit den religiösen Erträgnissen des semitischen Orients, insonderheit mit dem Hebraismus, zu berühren und eine aus beiden bisher sich fliehenden Elementen gemischte Weltanschauung zu erzeugen. Als eine solche aber muß diejenige des Christentums, wie es sich in der Geschichte ausbreitete, bezeichnet werden. Semitisch und hebräisch ist das Gewebe historischer Fäden, an welchem es seine Gottes- und Weltanschauung zur Darstellung bringt; griechisch und Platonisch ist der metaphysische Hintergrund, welchen es der geschichtlichen Fortbewegung seiner Ideen verleiht, jene ganze Grundanschauung, wonach eine höhere, übersinnliche Welt als ein dem endlichen Verstand überlegenes, nur mit dem Glauben zu fassendes Etwas in unser Sinnenleben hereinspielt, so daß, was von geistigem Reiz und göttlichem Gehalt in diesem Leben vorkommt, was von sittlichen Aufgaben es sich stellt, aus solchem Hereinleuchten sich erklärt. Ganz besonders brauchbar, wo es galt, die Verluste, die man durch Preisgeben des ursprünglichen Idealismus erlitten hatte, durch neubezogene Gewinne zu decken, fand man die Umbildung, welche die Gedanken Platons in dem nachgebornen System des Neuplatonismus erfuhren. Auf Grund dieses Systems also in seinen alten und neuen Formen haben Kirchenväter und Scholastiker ein Jahrtausend lang die christlichen Dogmen zuerst gebildet

und bearbeitet, dann erklärt und bewiesen. Nächst dem Platonismus war es endlich noch die Stoa, welche mit ihrer Lehre von der Gottverwandtheit und Gleichheit der menschlichen Natur Einfluß ausübte. Alle Menschen sind schon nach Chrysipp als Mitgenossen und Mitbürger zu betrachten, damit die Welt erscheine »wie Eine verbundene Herde, die durch Ein gemeinsames Gesetz geleitet wird« (Johann 10, 16). Eine Menge direkter Parallelen zu Paulus ist aus Seneca zusammenzulesen. Auch das Wort, daß alle Menschen Brüder sind, hat man zuerst in der Stoa gehört. Wie schon das Altertum solchen Aussprüchen eine weltgeschichtliche Bedeutung beimaß, zeigt Plutarch, welcher meint, was Zenon gewollt, habe Alexander vollbracht. Alexanders Gedanke aber wurde im Grund erst durch das römische Weltreich verwirklicht, und als dieses eben unter dem ersten Kaiser seinen dauernden Zusammenschluß gefunden hatte, entstand in einem seiner entlegenen Winkel auch diejenige Religion, welche unter allen dagewesenen Religionen allein eine solche Unabhängigkeit von jedweder national-partikularistischen Bedingtheit erlangen konnte und sollte, daß sie fähig wurde, den ungeheuern Riesenleib jenes Reiches gleichmäßig zu beseelen, ja sogar, als derselbe allmählich abstarb und zerfiel, ihn als europäische Weltreligion zu überdauern und eine neue, weltgeschichtlich noch verheißungsvollere Verbindung mit dem germanischen Element einzugehen.

Eine solche Dauerhaftigkeit, wie sie das C. unter dem Zusammensturz aller Kultur- und Staatsmächte der alten Welt an den Tag legte, setzt freilich voraus, daß dasselbe sich zuvor schon in bestimmt gegliederten Verfassungsformen verfestigt hatte, daß es Kirche (s. d.) geworden war. Das aber ist es keineswegs etwa von vornherein schon gewesen. Vielmehr hatte man ursprünglich mit der gesamten Wirklichkeit und mit jeder Zuversicht auf die Entwickelungsfähigkeit derselben so gründlich gebrochen, daß der urchristlichen Phantasie zunächst auch die durch den Glauben an Jesu Messianität gebildete Gemeinde nur durch das direkte Wunder der Wiederkunft ihres Stifters zur Erbin der alten Weltreiche erhoben werden zu können schien. Der Schwerpunkt der urchristlichen Zukunftsgedanken fiel noch ganz in das sogen. Tausendjährige Reich (s. Chiliasmus). Erst allmählich übte die in den Paulinischen und Johanneischen Schriften angelegte Auffassung, wonach Christus als göttliches Prinzip in der Gemeinde seiner Gläubigen waltet und diese letztere zur Trägerin seines Bewußtseins, zur Fortsetzerin seines Willens wird, einen umgestaltenden und versöhnenden Einfluß, während die Kirche sich zugleich immer unumgänglicher auf einen längern irdischen Bestand einrichten mußte. Schon die Ausscheidung der Montanisten (s. d.) bedeutet im Grunde den Entschluß der Kirche, unter Verzicht auf ihre ursprüngliche Ausstattung und Idealität eine Weltmission im großen zu beginnen und die Völker zu erziehen. Diese Art von Realismus gewann dem ursprünglichen Transcendentalismus im 3. Jahrh. massenhaftes Terrain ab. Die Kirche wurde ein Staat im Staate; sie unternahm es, den Weltstaat zu christianisieren, indem sie zugleich seine Bildung und Philosophie, seine Rechtsordnung und seine Kulte in den eignen Dienst nahm, bez. sich diesen akkommodierte. Vollends seitdem sie Staatskirche geworden war (s. Konstantin d. Gr.), schiebt sich der Schwerpunkt des christlich-frommen Bewußtseins von der apokalyptischen Zukunftshoffnung hinweg in den gegenwärtigen, von der Kirche verbürgten und in ihr gegebenen Heilsbesitz. Das Band, welches von nun an die Christenheit zusammenhält, ist nicht mehr die selbst von Heiden der frühern Jahrhunderte gepriesene Bruderliebe und die gemeinsame Hoffnung auf die große Endkatastrophe, sondern eine hierarchische Ordnung, welche mit der christlichen Mündigkeit und Freiheit leicht auch die brüderliche Gesinnung ersticken konnte. Das höchste und umfassendste aller sittlichen Ideale des Stifters, das Reich Gottes, fiel diesem Katholizismus (s. d.) eben schon in Eins zusammen mit der empirischen Kirche, während der Protestantismus (s. d.) als ein neuer Versuch zur Realisierung des christlichen Prinzips beide Gedanken wieder voneinander zu scheiden unternahm. — Die gegenwärtige Zahl aller Christen der Erde beträgt etwa 460 Mill. (vgl. die »Religions- und Missionskarte der Erde«). Weiteres bezüglich der äußern Ausbreitung, welche das hier aus einigen wesentlichen Motiven seiner Entstehung charakterisierte C. im Laufe von beinahe zwei Jahrtausenden gefunden hat, s. Mission und Religion.

Christentumsgesellschaft, Deutsche, religiöser Verein der evangelischen Kirche, ward 1780 durch Johann Urlsperger (gest. 1. Dez. 1806) zu Basel gegründet (ursprünglich Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit). Zusammenkünfte und Korrespondenz sollten den Zweck der Vereinigung aller lebendigen und bibelgläubigen Christen fördern. Seit 1784 erschienen als Organ die monatlichen »Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit«. Späterhin sind aus der Gesellschaft selbständige Vereine hervorgegangen, wie die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die Evangelische Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt in Beuggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820), der Verein für Freunde Israels, der Traktatverein, die Taubstummenanstalt zu Riehen, die Pilgermission auf Chrischona u. a., fast sämtlich von C. F. Spittler ins Leben gerufen.

Christenverfolgungen, die notwendige Gegenwirkung des Heidentums auf das innerhalb seines Gebietes sich ausbreitende Christentum. Den Römern war bekanntlich die Religion vorzugsweise Staatsangelegenheit. Lediglich aus Staatsklugheit hatte man den unterjochten Völkern ihre Götter gelassen, auch den Juden die Ausübung ihrer Religion erlaubt. Je mehr sich aber das Christentum vom Judentum loslöste, desto mehr verlor es das Recht einer erlaubten Religion (religio licita); die Aufnahme und Verbreitung einer unerlaubten (religio illicita) aber galt, zumal in der gegen alle Neuerungen und Vereine so argwöhnischen Kaiserzeit, als Verbrechen gegen die Staatsgesetze. Überdies mußte gerade diese Religion, um welche es sich in dem besondern Fall handelte, neu und gewissermaßen unfaßbar, weil ohne jede Volkstümlichkeit, ohne Götterbilder, ohne Tempel, Altäre und Opfer, dazu in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bald vom Schleier des Geheimnisses umgeben, als ganz besonders verdächtig erscheinen, zumal da ihre Anhänger sich weigerten, die Zeremonien der römischen Staatsreligion als allgemeine Bürgerpflicht zu verrichten, der Büste des Kaisers als Ausdruck der Unterthanenehrfurcht Weihrauch zu streuen oder an kaiserlichen Geburtstagen, bei Siegesfesten u. dgl. an den heidnischen öffentlichen Lustbarkeiten teilzunehmen. Nun sollten aber die Teilnehmer an unerlaubten und geheimen Versammlungen (collegia illicita) sowie die der Ehrfurchtsverletzung gegen

die Kaiser (impietas in principes) Angeklagten nach römischem Gesetz gefoltert, die Geringern (humiliores) unter ihnen den Bestien vorgeworfen oder lebendig verbrannt, die Vornehmern (honestiores) zum Tode durch das Schwert verurteilt werden. Speziell wurde der Dienst eines unsichtbaren, nicht abzubildenden Gottes als Atheismus und Sakrilegium betrachtet; die sacrilegi aber verdammte das römische Gesetz zum Kampf mit wilden Tieren oder zum Kreuzestod. Wirkliche oder angebliche Heilungen, der von den Christen ausgeübte Exorzismus, gaben Anlaß zur Beschuldigung der Magie, die den erwiesenen Zauberern den Flammentod, den übrigen an der magischen Handlung Beteiligten die Strafe der Kreuzigung ꝛc. nach römischem Gesetz zuzog. Hatte in dem religiösen Verhalten der Christen der Staat somit eine gewisse Veranlassung, dieselben der Auflehnung gegen seine Einrichtungen und Gesetze zu beschuldigen und zu bestrafen, so gingen doch die Verfolgungen noch häufiger vom heidnischen Volk aus, das im Götzendienst den Quell seines Erwerbes (heidnische Priester, Goëten, Götzenbildverfertiger und Händler) verteidigte und voll Haß jede Handlung eines Christen mit Argwohn betrachtete; so ward von ihm der Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl, die allgemeine Bruderliebe als Vorwand der Unzucht verdächtigt. Alle öffentlichen Unglücksfälle wurden sofort als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter dargestellt. Den Vornehmen und im Geiste der alten Welt Gebildeten endlich war das Christentum der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels. Zu den eigentlichen und planmäßigen Verfolgungen sind die Vorfälle des 1. Jahrh. noch nicht zu zählen, wie z. B. wenn bald auf dem Boden Palästinas in der Nachfolge des Meisters selbst zahlreiche Opfer dem pharisäischen Haß fallen, bald in Rom (64 n. Chr.) die tyrannische Laune eines Nero die Schuld an dem Brande der Stadt auf die Christen wälzt und sie kreuzigen oder in die Felle wilder Tiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung vorwerfen oder, mit brennbaren Stoffen überzogen, gleich Fackeln anzünden läßt. Auch unter Domitian (81—96) wurde die Anklage auf Christentum als eine Art Hochverrat nur benutzt, um einzelne Konfiskationen, Verbannungen und Hinrichtungen, wie es scheint selbst gegen zwei Mitglieder der kaiserlichen Familie, T. Flavius Clemens und Flavia Domitilla, durchzusetzen. Erst seit den Zeiten des Kaisers Trajan beginnt der eigentliche Christenprozeß. Wer auf eine förmliche Anklage nicht von der verbotenen Verbindung zurücktreten und dies durch religiöse Huldigung vor dem Kaiserbilde beweisen wollte, verfiel dem Tode. Das Edikt Trajans vom Jahr 112, welches den Christenprozeß in der angegebenen Weise instruiert hatte, blieb Reichsgesetz und wurde unter Trajans Nachfolgern bald laxer, bald strenger gehandhabt. Ersteres gilt namentlich von Hadrian (117—138), unter welchem jedoch eine um so grausamere Verfolgung die Christen seitens der rebellischen Juden in Palästina unter Bar-Kochba (s. d.) betroffen hat. Aber auch die Wut des heidnischen Volkes hat sich unter dem Eindruck gehäufter öffentlicher Unglücksfälle öfters gegen die Götterfeinde entladen. Eine etwas härtere Praxis begann unter Antoninus Pius (138—161), unter dessen Regierung wohl die Verfolgung in Smyrna, die dem Bischof Polykarp das Martyrium bereitete (155—156), fällt, und noch mehr Ernst war es damit dem Marcus Aurelius (161—180), unter dessen Regierung namentlich die blutige Verfolgung in Lugdunum (Lyon) und Vienna (Vienne) im südlichen Gallien (177) stattfand. Nach einer 20jährigen, nur von einzelnen Martyrien unterbrochenen Zeit der Ruhe erhob sich eine neue Verfolgung unter Septimius Severus infolge eines Edikts, welches den Übertritt vom Heidentum zum Judentum oder Christentum untersagte, 202 über die Christen in Ägypten und im prokonsularischen Afrika. Alexander Severus (222—235), beeinflußt von seiner Mutter Julia Mammäa, stellte dagegen das Bild Christi unter seine Hausgötter. Ebendies war für seinen Mörder und Nachfolger Maximinus Thrax (235—238) Grund genug zu entgegengesetzter Praxis. Eine nur kurze Zeit der Ruhe kam unter Philippus Arabs (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen sein soll. Dagegen erging unter Decius (249—251) die erste planmäßige Verfolgung aus national-religiösen Motiven über die Christenheit des ganzen Reiches. Unter Gallus (251—253) und Valerianus (253—260) dauerten, mit besonderer Heftigkeit seit 257, diese Leiden fort; man suchte die Kirche hauptsächlich durch Verfolgung der Kirchenbeamten zu Grunde zu richten. Erst Gallienus hob 260 die Verfolgungen auf und gab dadurch auf mehr als 40 Jahre Frieden. Der Kaiser Diocletianus (284—305) zeigte sich anfangs aus politischer Klugheit den Christen gewogen, begann dann aber teils infolge seines Bestrebens, die alte Herrlichkeit des Reiches, somit auch die alte Staatsreligion wiederherzustellen, teils auch angereizt von seinem Schwiegersohn, dem Cäsar Galerius, gegen die Christen einen Kampf auf Leben und Tod. Dieser Kampf hob an mit der Zerstörung der Kirche von Nikomedia (303). Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christlichen Staatsbeamten sollten ihre Würden genommen, römische Bürger zu Sklaven degradiert werden, Sklaven die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewandt werden. Ein neues Gesetz gebot, die Christen durch jedes erdenkliche Mittel zum Opfern zu zwingen. Fast durchs ganze Reich wüteten die Verfolgungen. Einhalt wurde erst geboten, als Diocletianus 305 die Regierung niederlegte und der Christenfreund Constantius Chlorus mit Galerius zum Augustus erhoben wurde. Galerius, die Vergeblichkeit seines blutigen Beginnens einsehend, erließ 311 ein Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staates unternähmen, vollkommene Duldung gewährt wurde. Im Abendland nahmen die Dinge ohnedies unter des Constantius Chlorus Sohn Constantinus (seit 306) die günstigste Wendung (s. Konstantin d. Gr.). Maximinus' Niederlage und Tod (313) befreite die Kirche von ihrem letzten und unversöhnlichsten Feinde. Vgl. Overbeck, Studien zur Geschichte der alten Kirche (Chemn. 1875); Aubé, Histoire des persécutions de l'Église (Par. 1875 u. 1878); Derselbe, Les Chrétiens dans l'empire romain de la fin des Antonins, etc. (daf. 1881); Derselbe, L'Église et l'État dans la seconde moitié du III. siècle (daf. 1885); Keim, Aus dem Urchristentum (Zürich 1878); Derselbe, Rom und das Christentum (Berl. 1881); Böhringer, Das Christentum unter Diokletian (2. Aufl., Stuttg. 1874); Matson, The persecution of Diocletian (Lond. 1876); Burckhardt, Die Zeit Konstantins d. Gr. (2. Aufl., Leipz. 1880); Görres in Kraus' »Realencyklopädie

der christlichen Altertümer«, Bd. 1 (Freiburg 1882); Allard, Histoire des persécutions du I. au IV. siècle (Par. 1885—90, 5 Bde.; neue Ausg. 1893); Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diokletian (Bd. 1, Leipz. 1890).

Christfest, s. Weihnachten.

Christfestthaler, Münzen und Medaillen, auf welchen Christi Geburt dargestellt ist, und die daher vorzüglich zu Christgeschenken bestimmt waren. Besonders geschätzt ist der C., welchen um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ.

Christholz, s. Liquidambar und Styrax.

Christian (lat. Christianus, »Christ«), Name zahlreicher Fürsten. Bemerkenswert sind:

[Anhalt.] 1) C. I. oder der ältere, Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, ausgezeichnet als Fürst und Feldherr, geb. 11. Mai 1568 in Bernburg als der zweite Sohn Joachims II. Ernst und der Gräfin Agnes von Barby, gest. 17. April 1630 in Bernburg, erhielt eine für die damalige Zeit ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, bereiste die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien, lebte dann längere Zeit am kursächsischen Hof und kommandierte 1591 als französischer Generalleutnant ein Korps von 16,000 Mann, welches deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hilfe schickten. Nachdem er Calvinist geworden, trat er als Statthalter der Oberpfalz in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und blieb auch in dieser Stellung, als ihm 1603 durch eine neue Teilung der anhaltischen Lande das Fürstentum Bernburg zufiel. Er beteiligte sich eifrig an der Stiftung der evangelischen Union (1608), übernahm das Kommando über die Truppen derselben und führte auch meist die Unterhandlungen der protestantischen Fürsten mit Heinrich IV. von Frankreich und mit Kaiser Rudolf II. Als Friedrich V. von der Pfalz 1619 zum König von Böhmen gewählt worden war, zog er diesem zu Hilfe, erhielt 1620 den Oberbefehl über das böhmische Heer, wurde aber 8. Nov. am Weißen Berge geschlagen und mußte nach Dänemark flüchten; doch gelang es ihm, sich 1624 mit dem Kaiser auszusöhnen und die Wiederaufhebung der Acht zu erlangen. Seine Ehe mit Anna, Gräfin von Bentheim und Tecklenburg, war mit Kindern reich gesegnet. Vgl. Krebs, C. von Anhalt und die kurpfälzische Politik am Beginn des Dreißigjährigen Krieges (Leipz. 1872).

2) Christian II., der jüngere, Fürst von Anhalt, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1599, gest. 21. Sept. 1656, geriet 1620 in der Schlacht am Weißen Berg in kaiserliche Gefangenschaft, erwarb die Gunst des Kaisers Ferdinand II. und vermittelte die Versöhnung desselben mit seinem Vater. Er folgte seinem Vater 1630 im Fürstentum. Über seine zahlreichen Reisen hinterließ er ein Tagebuch (hrsg. von G. Krause, Leipz. 1858).

[Brandenburg.] 3) C. Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, Administrator des Erzstifts Magdeburg, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, geb. 28. Aug. 1587, gest. 1. Jan. 1665, wurde 1598 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und nahm 1614 seiner Verheiratung halber den Titel eines Administrators an. Während des Dreißigjährigen Krieges ließ er sich in ein Bündnis mit Dänemark ein, übernahm 1626 beim niedersächsischen Kriegsheer ein Kommando, kämpfte in der Schlacht an der Dessauer Brücke mit, wurde dann von Wallenstein verjagt und 1628 vom Domkapitel abgesetzt. C. flüchtete 1629 nach Schweden zu Gustav Adolf, mit dem er 1630 zugleich den deutschen Boden betrat. Er erlangte dann durch das Versprechen schwedischen Beistandes seine Aufnahme in die Stadt Magdeburg; seine Versuche aber, das Erzstift wiederzuerobern, mißglückten, und er wurde 1631 bei der Eroberung Magdeburgs gefährlich verwundet, ins Pappenheimsche Lager abgeführt und 1632 von den Jesuiten zum Übertritt zur katholischen Kirche überredet, ein Schritt, welchen eine in seinem Namen erschienene Schrift: »Speculum veritatis«, rechtfertigen sollte. C. wurde hierauf auf freien Fuß gesetzt und ihm im Prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstiftes Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Thlr., 1648 die Ämter Loburg und Zinna angewiesen.

4) Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 1581, gest. 30. Mai 1655, wurde nach Erlöschen der ältern fränkischen Hohenzollern gemäß dem Geraer Hausvertrag 1603 Markgraf von Bayreuth. Er war ein eifriger Anhänger der protestantischen Sache und Gustav Adolfs, brachte aber dadurch sein kleines Land in große Bedrängnis. Um dieselbe abzuwenden, trat er 1635 dem Prager Frieden bei.

5) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Bayreuth, Enkel des vorigen, geb. 27. Juli 1644, gest. 10. Mai 1712 in Erlangen, ward am Hofe des Großen Kurfürsten erzogen, studierte in Straßburg, ging dann auf Reisen und trat 1661 die Regierung an. Er unterstützte den Großen Kurfürsten mit Truppen, als derselbe 1672 für Holland gegen Frankreich eintrat, nahm an dem weitern Kriege bis 1678 teil, ward kaiserlicher Feldmarschall und 1676 auf einige Zeit Oberbefehlshaber der gesamten Reichsarmee, zeichnete sich auch 1683 beim Entsatz von Wien durch große Tapferkeit aus. Im Spanischen Erbfolgekrieg nahm er noch 1707 als Reichsfeldherr, doch ohne Erfolge zu erringen, teil. Auch um die Hebung seines Landes erwarb er sich Verdienste, nahm viele französische Flüchtlinge auf und wies ihnen Wohnsitze, namentlich in und um Erlangen, an. Seine Finanznot trieb ihn eine Zeitlang alchemistischen Abenteurern in die Arme. Vgl. Ebrard, C. Ernst von Brandenburg-Bayreuth (Gütersloh 1885).

[Braunschweig.] 6) C. der ältere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof von Minden, geb. 9. Nov. 1566, gest. 8. Nov. 1633, zweiter Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stiftes Minden erwählt und trat 1599 die Regierung daselbst an. Nach dem Tode seines ältern Bruders, Ernst II. (1611), übernahm er die Regierung der braunschweigischen Lande und erwarb 1617 das Fürstentum Grubenhagen. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hielt er mit dem Herzog Friedrich von Holstein zur Partei des Kaisers, wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen und suchte ängstlich den Krieg von seinen Landen fern zu halten. Als die Stände Niedersachsens 1625 zur Abwehr gegen Tilly rüsteten, legte C. sein Amt als Kreisoberst nieder. Durch das Restitutionsedikt verlor er 1629 Minden. Er starb unvermählt.

7) C. der jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der Kriegsobersten des Dreißigjährigen Krieges (»der tolle Halberstädter« genannt), dritter Sohn des Herzogs Heinrich Julius (gest. 1613) und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, geb. 20. Sept. 1599 zu Gröningen im Stift Halber-

stadt, gest. 16. Juni 1626 in Wolfenbüttel. C. wurde 1616 Bischof von Halberstadt und 1617 Propst zu Braunschweig und lernte das Kriegswesen unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Als Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone verlor, trat C. in dessen Dienst und schwur der Königin Elisabeth, nicht rasten zu wollen, bis er ihr das verlorne Königreich wieder verschafft habe. Er machte 1621 mit einem geworbenen Heer von 15,000 Mann einen Zug ins Kurmainzische; von da zurückgeschlagen, plünderte er die reichen westfälischen Bistümer und ließ in Paderborn den heil. Liborius und die zwölf silbernen Apostel zu Münzen einschmelzen mit den Inschriften: »Tout avec Dieu« und »Gottes Freund, der Pfaffen Feind«. Unter fortgesetzten Plünderungen drang er durch das Fuldaische und die Wetterau an den Main vor und eroberte Höchst, erlitt aber hier 20. Juni 1622 von Tilly eine schwere Niederlage; doch gelang es ihm, zu Bensheim an der Bergstraße seine Vereinigung mit dem Grafen Ernst von Mansfeld zu bewirken. Sie zogen nun vereint in das Elsaß, dann, nachdem sie von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz des Dienstes entlassen worden, nach den Niederlanden und erzwangen sich durch den Sieg über die Spanier bei Fleurus 29. Aug. den Durchzug; C. verlor hier den linken Arm, den er durch einen silbernen ersetzen ließ. 1623 fiel C. von den Niederlanden aus in Niedersachsen ein, wo die protestantischen Stände sich vergeblich seiner zu entledigen suchten, stieß mehrmals mit Tilly zusammen und wurde von diesem 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn vollständig geschlagen. C. entkam mit dem Rest seiner Truppen nach Arnheim und ward nochmals von den Generalstaaten auf 3 Monate in Dienst genommen, wegen der Zügellosigkeit seiner Truppen aber bald wieder entlassen. Er zog darauf zu Mansfeld nach Ostfriesland, wurde aber zugleich mit diesem durch Mangel zur Entlassung des Restes seiner Truppen genötigt und ging darauf mit Mansfeld nach England, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde. 1625 zogen beide Feldherren, von England und Frankreich unterstützt, mit 14,000 Mann nach Niedersachsen und stellten sich unter den Oberbefehl des Königs Christian von Dänemark. C. errang auch einige Erfolge über Tilly an der Weser, wurde aber im Winter 1625/26 von einem schleichenden Fieber befallen, an dem er, noch nicht 27 Jahre alt, in Wolfenbüttel starb.

[Dänemark.] 8) C. I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, Sohn Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Hedwig von Holstein, geb. 1426, gest. 21. Mai 1481, wurde 1448 nach dem Tode König Christophs, dessen Witwe er heiratete, zum König von Dänemark und Norwegen gewählt und erlangte nach mehrjährigem Kampf gegen Karl Knutson, der von einer Partei in Schweden als König aufgestellt worden war, 1457 auch die schwedische Krone, wodurch die 1448 aufgelöste Kalmarische Union wieder in Geltung kam. 1460 wurde er nach dem Tode Adolfs von Schleswig-Holstein von den Ständen zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt und begründete dadurch die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark (wobei zugleich die Ungeteiltheit der beiden Länder und die Privilegien der Stände ausdrücklich bestimmt wurden), verlor aber die Krone von Schweden 1463 und definitiv durch die Schlacht am Brunkeberg 10. Okt. 1471. 1478 gründete er die Universität Kopenhagen.

9) C. II., genannt der Böse, König von Dänemark, Sohn des Königs Johann, geb. 1. Juli 1481 in Nyborg auf Fünen, gest. 25. Jan. 1559, ein Mann von Talent und Energie, aber despotisch und leidenschaftlich. Nach dem Tode seines Vaters, in dessen Auftrag er schon 1508 einen Aufstand in Norwegen mit großer Härte niedergeschlagen hatte, bestieg er 1513 den Thron von Norwegen und Dänemark. Obgleich seit 1515 vermählt mit einer Schwester Kaiser Karls V., Elisabeth, wurde er doch von seiner Geliebten, Düveke (Täubchen) aus Holland, die er in Bergen kennen gelernt, und noch mehr von deren Mutter Sigbrit Willems beherrscht, die auch nach dem Tode Düvekes (1517) ihren Einfluß behauptete. Um die Kalmarische Union zu erneuern, unternahm er 1517 einen Angriff gegen Sten Sture den jüngern, den schwedischen Reichsvorsteher, der in bittern Streit mit dem mächtigen Erzbischof G. Trolle verwickelt war. C. ward indessen bei Vädla und Brännkyrka (1518) geschlagen. Bei einem neuen Einfall in Schweden (1520) ward Sten Sture bei Bogesund tödlich verwundet und C. bald als König anerkannt. Um seinen Thron zu befestigen, ließ er ca. 600 Häupter der Gegenpartei in Stockholm und in den Provinzen (Stockholmer Blutbad 8. Nov. 1520) hinrichten. Allein diese Grausamkeit erregte eine Empörung, die ihn der schwedischen Krone beraubte. Auch in Dänemark, wo C. den Bürger- und Bauernstand auf Kosten des Adels begünstigt hatte, brach ein von Lübeck und dem Herzog von Holstein unterstützter Aufstand aus, durch welchen C. aus dem Lande vertrieben wurde. Er floh im April 1523 mit seiner Familie und seinen Schätzen nach den Niederlanden. Zwar versuchte er 1531 mit Hilfe der katholischen Partei seine Krone wiederzugewinnen und landete in Norwegen, ließ sich aber verlocken, nach Kopenhagen zu kommen, wurde hier gefangen genommen und von dem an seiner Stelle gewählten Friedrich I. auf dem Schlosse Sonderburg in strenger, seit 1549, nachdem er 1546 auf die Krone verzichtet, im Schloß Kallundborg auf Seeland in milderer Haft gehalten. Er hinterließ keine männliche Nachkommenschaft; seine ältere Tochter, Dorothea, war mit dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, die jüngere, Christina, mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählt. Vgl. Behrmann, Kong Christiern den Andens Historie (Kopenh. 1815, 2 Bde.).

10) C. III., König von Dänemark und Norwegen, Sohn Friedrichs I., geb. 12. Aug. 1503, gest. 1. Jan. 1559, mußte nach dem Tode seines Vaters (1533) mit den Hanseaten und einem großen Teil seiner Unterthanen um die Krone kämpfen, wurde erst 1534 zum König gewählt und gelangte 1536 zum ruhigen Besitz derselben. Unter ihm wurde die lutherische Reformation allgemein eingeführt, und die Universität erfuhr bedeutende Verbesserungen. Zum Schaden gereichte seiner Regierung die Ausdehnung der Adelsmacht, welche die meisten Güter der aufgehobenen Bistümer und Klöster an sich zu ziehen wußte und das Königtum eng umstrickte. Dagegen ließ C. den geringen Rest norwegischen Adels vollends verkommen. Mit Karl V. in Krieg verwickelt, fügte er diesem teils an den Küsten von Flandern, teils durch Schließung des Sundes Schaden zu und erzwang dadurch 1544 den Frieden von Speyer. Holstein teilte er mit seinen Brüdern. Handel und Industrie erfreuten sich seines besondern Schutzes.

11) C. IV., König von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn Friedrichs II.

und der Prinzessin Sophie von Mecklenburg, geb. 12. April 1577 in Frederiksborg auf Seeland, gest. 28. Febr. 1648 in Kopenhagen, bestieg nach dem Tode seines Vaters 4. April 1588 durch Wahl der Stände den Thron. Anfangs unter Vormundschaft stehend, wurde er 1593 in den Herzogtümern, 1596 in den Königreichen für volljährig erklärt und übernahm darauf selbst die Regierung. Um die Grenzen des Reiches genau kennen zu lernen, machte er 1599 eine Reise um das Nordkap. Er beförderte Handel und Schiffbau und legte den Grund zur dänischen Marine. Mit Schweden stand er fast stets in gespannten Verhältnissen, die zweimal zum Kriege führten. Der erste (1611—13) wurde durch den Frieden zu Knäröd auf eine für Dänemark sehr vorteilhafte Weise beendigt; der zweite (1643—45) verlief dagegen so unglücklich für C., daß er im Frieden zu Brömsebro sehr bedeutende Abtretungen in den übersundischen Landen machen mußte. Auch seine Beteiligung am Dreißigjährigen Kriege (s. d.), in welchem er an der Spitze der niedersächsischen Stände 1625 den Kampf gegen den Kaiser und die Liga begann, aber 27. Aug. 1626 von Tilly bei Lutter am Barenberg besiegt wurde, brachte ihm keinen Ruhm, wiewohl der Friede von Lübeck (1629) ihm keine Opfer an Land und Leuten auferlegte. Erfolgreicher war sein friedliches Wirken. Er schuf eine Seemacht von größern und bessern Schiffen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des Landes bis nach Ostindien aus, wo er Trankebar erwarb, und förderte den inländischen Handel, besonders durch die Beschränkung der Hansestädte. Ebenso verbesserte er die Gesetzgebung und führte eine verständige Finanzverwaltung ein. Zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands und zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er, freilich erfolglos, mehrere Expeditionen aus. Sein Versuch, die Leibeigenschaft des Bauernstandes aufzuheben, scheiterte nur am Widerstand des Adels. Daher war C. trotz seines Unglücks im Kriege sehr populär. Das Volkslied »König C. stand am hohen Mast« verherrlicht seinen Heldenmut in der Seeschlacht gegen die Schweden bei Fehmarn (1644). In der Regierung von Schleswig-Holstein hatte er mehrfache Konflikte mit seinem Mitregenten, Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, vereinigte sich aber 1616 mit demselben zur Aufhebung des ständischen Wahlrechts und Einführung der Primogenitur. Er gründete mehrere Städte, darunter Christiania in Norwegen, das er an Stelle des 1624 durch Brand zerstörten Oslo anlegte, und wo ihm 1880 eine Statue errichtet wurde. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III. Er war in erster Ehe mit Anna Katharina von Brandenburg, in zweiter morganatisch mit Kirsten Munk vermählt, deren eine Tochter Korfiz Ulfeldt (s. d.) heiratete. Seine Biographie schrieben Slange (Kopenh. 1749) und Höst (das. 1839); seine Tagebücher gab Nyerup (das. 1825), seine Briefe und Akten Molbech (das. 1848; fortgesetzt von Bricka und Fridericia, 1878—91, 5 Bde.) heraus. Vgl. auch »C. IV. von Dänemark« (a. d. Dän. von v. Jensen-Tusch, Hannov. 1864); Lind, Kong Kristian den fjerde og hans maend (Kopenh. 1889).

12) C. V., der erste dänische König aus dem oldenburgischen Haus, dem die Krone nicht durch Wahl, sondern durch das 1660 festgesetzte Erbrecht zufiel, Sohn Friedrichs III., geb. 15. April 1646, gest. 25. Aug. 1699, folgte seinem Vater 1670. Als Bundesgenosse des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden beabsichtigte er die Eroberung der 1645 verlornen Provinzen, erwarb aber im Friedensschluß zu Lund keinen Vorteil. Auch Hamburg suchte C. 1686 vergeblich seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Sein Regierungssystem war, solange er dem Rat seines tüchtigen Ministers Griffenfeldt (s. d.) folgte, ein lobenswertes: die Gesetzgebung wurde verbessert, Straßen- und Bergbau, Handel und Gewerbe fanden Förderung, und Bauten des Luxus und des Nutzens zeugten von gutem Stande der Finanzen; mehrere Handelsgesellschaften wurden gestiftet, die westindischen Inseln St. Thomas und St. John für Dänemark gewonnen und dadurch der Spekulation neue Bahnen geöffnet. Zum großen Nachteil gereichten dem Land aber seit Griffenfeldts Sturz (1676) Christians außerordentliche Vergnügungssucht, die Einführung der höfischen Spielereien und raffinierten Unsittlichkeiten von Paris und Versailles und die dadurch verursachte Verschleuderung ungeheurer Summen. C. ist Stifter des Danebrog- und des Elefantenordens; auch führte er die Grafen- und Freiherrenwürde als neuen Köder in des Monarchen Hand im dänischen Adel ein. Ihm folgte in der Regierung Friedrich IV. Vgl. Riegels, Forsøg til Femte Christians Historie (Kopenh. 1792); Molbech, Kong Christians den Femtes egenhaendige Dagboger (2 Bde.).

13) C. VI., König von Dänemark, Sohn Friedrichs IV., geb. 30. Nov. 1699, gest. 6. Aug. 1746, bestieg 1730 den Thron und führte eine durchaus friedliche Regierung. Von dem frömmelnden Pfarrer Bluhme geleitet, bemühte er sich durch strenge Verordnungen die Kirchenzucht und Frömmigkeit zu heben und durch eine scharfe Zensur die Litteratur von unreligiösen Werken zu reinigen, womit er aber keine Erfolge erzielte. Obgleich der König wohlmeinend und arbeitsam war, ist seine Regierung doch nicht in allem wohlthätig gewesen; so wurden die Bauern mit neuen Abgaben belastet. Dagegen sind Handel und Gewerbe nicht vernachlässigt worden. Seine prachtliebende Gemahlin Sophie Magdalene von Brandenburg-Kulmbach verschwendete einen großen Teil der Staatseinkünfte für großartige Prachtbauten. Auf Bernstorffs Betreiben erhielt C. Sitz und Stimme im deutschen Fürstenkollegium. Ihm folgte in der Regierung Friedrich V. Vgl. Koch, C. den sjettes historie (Kopenh. 1886).

14) C. VII., König von Dänemark, Friedrichs V. und der Prinzessin Luise von England Sohn, geb. 29. Jan. 1749 in Kopenhagen, gest. 13. März 1808, folgte nach einer strengen Erziehung und mangelhaftem Unterricht 14. Jan. 1766 seinem Vater auf den Thron, wobei ihm Bernstorff als Minister zur Seite stand. Bald trat bei ihm infolge seiner jugendlichen Ausschweifungen eine Geistesstörung ein, die sich in den tollsten, rohesten Streichen äußerte, und die ihn bald zur selbständigen Regierung unfähig machte; diese wurde nach Bernstorffs Entfernung (1769) von der Königin Karoline Mathilde (s. d.), einer englischen Prinzessin, und namentlich von dem zum ersten Minister und Grafen erhobenen Leibarzt Struensee (s. d.) geführt. Da aber dessen Auftreten in der Weise des damaligen aufgeklärten Despotismus die nationalen Rechte und Gefühle verletzte und allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, so wurde er von seinen Gegnern, an deren Spitze die Königin-Mutter Juliane von Braunschweig und der Erbprinz und Stiefbruder des Königs, Friedrich, standen, im Januar 1772 gestürzt und hingerichtet und die Königin von ihrem Gemahl geschieden (1772). Hierauf führten die Königin-Mutter und der Erbprinz Friedrich mit dem

Minister Guldberg 12 Jahre lang die Regierung, bis im April 1784 der Kronprinz Friedrich VI., der Sohn Karoline Mathildes, durch eine Palastrevolution sich der Regierung bemächtigte, welche er ununterbrochen behielt. C. selbst starb geisteskrank in Rendsburg. Vgl. Höst, Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christians VII. (Kopenh. 1813—16, 3 Bde.); Baden, Christian den syvendes Regjerings Aarbog 1766—1784 (das. 1838).

15) C. VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich, Stiefbruders Christians VII., geb. 18. Sept. 1786, gest. 20. Jan. 1848, vermählte sich 1806 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin und, 1809 von dieser geschieden, 1815 mit der Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (gest. 10. März 1881). C. war Statthalter in Norwegen, als der Friede von Kiel (14. Jan. 1814) dieses Königreich von Dänemark losriß und dessen Übergabe an Schweden befahl. Ein Versuch Christians, mit Hilfe des norwegischen Volkes ein besonderes Königreich Norwegen zu errichten, mißlang. Bereits 25. Febr. zu Drontheim als Regent von Norwegen proklamiert, wurde er nach Vereinbarung einer Verfassung auf dem Reichstag von Eidsvold 17. Mai zum Erbkönig von Norwegen gewählt, mußte aber, als eine englische Flotte die norwegische Küste blockierte und ein schwedisches Heer in Norwegen einrückte, 14. Aug. den Waffenstillstand zu Moß schließen und 10. Okt. der norwegischen Krone entsagen. Nach Dänemark zurückgekehrt, lebte er in Kopenhagen den Wissenschaften und Künsten und unternahm mehrere Reisen, welche für seine Lieblingsstudien, Mineralogie, Geognosie und Geologie, wertvolle Ausbeute lieferten (eine Frucht dieser Studien sind seine »Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahr 1820«). Durch den Tod seines Vetters Friedrich VI. (3. Dez. 1839) gelangte C. auf den dänischen Thron. Da er den dänischen Staatshaushalt in der traurigsten Verfassung, die Finanzen zerrüttet, Mißbräuche und Schlendrian in allen Zweigen der Verwaltung vorfand, so suchte er diese Übelstände zu beseitigen, regierte aber in ganz absolutistischer Weise und weigerte sich, die von den Liberalen gewünschte konstitutionelle Verfassung zu geben. Seine schleswig-holsteinische Politik hatte die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den »dänischen Gesamtstaat« zum Zweck, wodurch er mit den Herzogtümern in Konflikt geriet, vollends als er durch seinen »Offenen Brief« vom 8. Juli 1846 den Entschluß aussprach, die Integrität des dänischen Gesamtstaates durch Einführung der dänischen Erbfolge auch in den Herzogtümern sicher zu stellen. Als die Stände der Herzogtümer und die Agnaten hiergegen Protest einlegten und auch der Deutsche Bund durch Beschluß vom 7. Sept. 1846 die bestehenden Rechte wahrte, erließ C. zur Beruhigung eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, welche aber an der Integrität Dänemarks festhielt und daher ihren Zweck verfehlte. Er entschloß sich nun zu einem letzten Versuch, dem Bruch zwischen Dänemark und den Herzogtümern vorzubeugen, indem er durch Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung die letztern der Vereinigung mit Dänemark geneigt zu machen gedachte, doch starb er vor der Verkündigung der Verfassung. Vgl. Gießing, Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII. (Altona 1852).

16) C. IX., geb. 8. April 1818 auf dem Schloß Luisenlund bei Schleswig als der vierte Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, vermählte sich 26. Mai 1842 mit Luise, der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte, Schwester Christians VIII. von Dänemark, nahm seinen Wohnsitz in Kopenhagen und erwarb dadurch einige Aussicht auf den dänischen Thron, weswegen er sich auch ganz als Däne benahm. Er unterzeichnete den Protest des schleswig-holsteinischen Gesamthauses aus Anlaß des »Offenen Briefs« von 1846 nicht und war der einzige Prinz von Schleswig-Holstein, welcher 1848—50 in dänischen Kriegsdiensten blieb. So schien er die geeignete Persönlichkeit, um bei dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Mannesstammes in dessen Erbe einzutreten. Wirklich ward er zuerst im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 und dann im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als Thronfolger in der gesamten dänischen Monarchie bezeichnet. Durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 ward er Erbprinz von Dänemark. Für das eigentliche Königreich Dänemark erlangte dieses Gesetz nach Verzicht der Agnaten und Zustimmung des Reichstags sofort Gültigkeit. Auch in den drei Herzogtümern wurde dasselbe verkündigt; aber hier fehlte ihm die Zustimmung der Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes. Gleichwohl trat C., nachdem Friedrich VII. 15. Nov. 1863 gestorben war, die Regierung in der ganzen Monarchie an, und seine erste Regierungshandlung war, daß er, von der Bevölkerung Kopenhagens gedrängt, 18. Nov. die eiderdänische Verfassung bestätigte, durch welche das Herzogtum Schleswig mit dem Königreich ganz verschmolzen werden sollte. Dies führte zum Krieg mit Preußen und Österreich und endlich zum Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864, in welchem C. Schleswig, Holstein und Lauenburg an die deutschen Großmächte abtreten mußte. Im Innern geriet C. bald in Konflikt mit dem Folkething, da er nur konservative Ministerien berief, obwohl im Thing seit langem die Linke die Majorität hatte. Auf das konservative Landsthing sich stützend, weigerte er sich hartnäckig, das Ministerium Estrup zu entlassen, das die Befestigung Kopenhagens durchführte und schließlich auch den Widerstand des Folkethings überwand. C. hat sechs Kinder. Sein ältester Sohn, Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, ist seit 1869 mit der Prinzessin Luise, Tochter König Karls XV. von Schweden, vermählt; sein zweiter Sohn bestieg 6. Juni 1863 als Georg I. (s. d.) den Thron von Griechenland. Von den Töchtern ist die älteste, Prinzessin Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, seit 1863 mit dem Prinzen von Wales, die zweite, Prinzessin Dagmar, geb. 26. Nov. 1847, seit 1866 mit dem russischen Thronfolger, jetzigen Kaiser Alexander III., die dritte, Prinzessin Thyra, seit 21. Dez. 1881 mit dem hannöverschen Prätendenten, Herzog von Cumberland, vermählt. Durch diese verwandtschaftlichen Beziehungen nimmt C. unter den europäischen Monarchen eine hervorragende Stellung ein. Vgl. Barfod, Kong C. IX. (Kopenh. 1888).

[Sachsen.] 17) C. I., Kurfürst von Sachsen, geb. 29. Okt. 1560, gest. 25. Sept. 1591, ward als einziger überlebender Sohn seines Vaters August 1588 Kurfürst. Schwächlich, sanft und wenig begabt, überließ er sich ganz der Leitung seines Kanzlers Crell, der ihn bewog, das von seinem Vater begünstigte starre Lutherтum fallen zu lassen, in der kirchlichen Frage einer freiern Richtung zu folgen und für eine Einigung der Protestanten in Deutschland und die Unterstützung

der Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden einzutreten; hierbei folgte er auch dem Rat seines Schwagers, des Pfalzgrafen Johann Kasimir. Er war prachtliebend, schmückte Dresden mit Bauten und schuf den Königstein zu einer Festung um. Sein früher Tod wurde durch seine Schwelgerei verursacht. Unter seinem Sohne, Kurfürst Christian II., geb. 23. Sept. 1583, gest. 23. Juli 1611, der 1601 selbst die Regierung antrat, siegte die lutherische Orthodoxie wieder; Crell wurde hingerichtet, und Sachsen brach mit der evangelischen Partei im Reiche, ohne vom Kaiser Dank dafür zu ernten.

[Schleswig-Holstein.] 18) C. Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 19. Juli 1798 in Kopenhagen, gest. 11. März 1869 in Primkenau, Sohn des Herzogs Friedrich Christian und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, der einzigen Tochter Christians VII. (s. Christian 14) und der unglücklichen Königin Karoline Mathilde, machte 1817—20 mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, Prinzen von Noer, ausgedehnte Reisen und vermählte sich 1820 mit der Gräfin Danneskjold-Samsöe. Er lebte dann zurückgezogen auf seinen Gütern in Schleswig. Als Chef der jüngern königlichen Linie des Hauses Oldenburg stand ihm im Fall des Aussterbens des Mannesstammes der ältern regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zu. Dies Recht wahrte er mit Entschiedenheit, zumal es der sicherste Schutz der Herzogtümer gegen die dänischen Einverleibungsgelüste war, und trat nach dem »Offenen Brief« Christians VIII. und nach Ausbruch des Krieges 1848 mit seiner ganzen Familie in die Bewegung ein. Sein Bruder, Prinz Friedrich von Noer, stellte sich an die Spitze der provisorischen Regierung, seine Söhne traten in die schleswig-holsteinische Armee ein, während der Herzog selbst nicht öffentlich hervortrat, sondern nur in gelegentlichen Missionen und in der schleswigschen Ständeversammlung thätig war. Nach der Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogtümern 1851—52 ward der Herzog von der sogen. Amnestie ausgeschlossen und die ganze Familie aus der dänischen Monarchie verbannt. Als das Kopenhagener Kabinett mit der Konfiskation seiner sequestrierten Güter drohte, vollzog der Herzog, auch von Rußland und Preußen gedrängt, 30. Dez. 1852 eine Akte, wodurch er seine Stammgüter gegen eine Kaufsumme von 2,250,000 Thlr. an Dänemark abtrat und in seinem und seiner Familie Namen versprach, der neuen Erbfolgeordnung in Dänemark in keiner Weise entgegentreten zu wollen. Er kaufte darauf die Herrschaft Primkenau in Niederschlesien, wo er sich niederließ. 1863 entsagte C. seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein zu gunsten seines Sohnes Friedrich.

Christian, 1) erster Bischof von Preußen, ein Cisterciensermönch, wirkte seit 1209 als Apostel unter den heidnischen Preußen mit vielem Erfolg und wurde von Innocenz III. 1215 zum Bischof von Preußen ernannt. Da aber bald darauf eine Reaktion des Heidentums eintrat und C. zu seiner Hilfe Kreuzfahrer, namentlich die polnischen Herzöge mit ihren Mannen, herbeirief, ward er aus seiner Diözese vertrieben, und die Preußen machten öfters Verheerungszüge in die benachbarten polnischen Gebiete. Dies bewog den Herzog Konrad von Masovien, den Deutschen Orden, welcher damals unter Hermann von Salza einen hohen Aufschwung gewonnen hatte, zu Hilfe zu rufen. Der Orden leistete dem Rufe Folge und begann 1230 mit Hilfe von Kreuzfahrern den Kampf gegen die Heiden. C. suchte, als die Ritter erobernd die Weichsel hinab vordrangen, seine Mission im Samland fortzusetzen, geriet aber 1233 in die Gefangenschaft der Preußen. Inzwischen verlieh auch Papst Gregor IX. 1234 Preußen dem Deutschen Orden als Besitztum, und obgleich der Bischof 1238 befreit worden, teilte 1243 der päpstliche Legat Wilhelm von Modena das Land zwischen Weichsel und Memel in vier Diözesen, in denen der Besitzstand so geregelt werden sollte, daß der Orden zwei Teile, der Bischof einen Teil des Landes erhielt. C., welcher diese neuen Verhältnisse nicht anerkennen wollte, geriet zunächst mit dem Orden in Zwiespalt und fiel, da er der päpstlichen Weisung, sich eins der vier Bistümer zu wählen, nicht nachkommen wollte, schließlich sogar in Ungnade bei dem apostolischen Stuhl. Er starb 1245.

2) C. (von Buch?), Erzbischof von Mainz, war aus Thüringen gebürtig, ward Propst von Merseburg, 1162 von Kaiser Friedrich I., den er nach Italien begleitete, zum Reichskanzler ernannt und 1165, als der Erzbischof Konrad von Wittelsbach sich gegen den Kaiser erhob, auf den Mainzer erzbischöflichen Stuhl gesetzt. Er war ein Mann voll Mut und Energie, der als tapferer Krieger selbst das Schwert führte und die Sache des Kaisers gegen den Papst aufs entschiedenste vertrat; auch war er ein geschickter Diplomat mit bedeutenden Sprachkenntnissen. Seine Lebensweise war durchaus weltlich. Schon als Kanzler schützte er in Italien 1165 den kaiserlichen Gegenpapst Paschalis gegen Alexander III.; Pfingsten 1167 schlug er eine weit überlegene römische Kriegsmacht bei Tusculum und bewirkte auf dem Reichstag zu Bamberg 1169 die Wahl des vierjährigen Heinrich, Sohnes von Friedrich, zum deutschen König. 1168 übernahm er ein diplomatische Sendung nach Rouen, 1170 eine nach Konstantinopel. Dann führte er wieder die Sache des Kaisers in Italien, belagerte 1173, freilich erfolglos, Ancona gemeinsam mit den Venezianern und riet nach der Niederlage von Legnano (1176) dem Kaiser eifrig, mit Alexander III. 1177 den Frieden von Venedig zu schließen. Nun auch von Alexander im Besitz seiner erzbischöflichen Würde anerkannt, führte er den mit dem Kaiser versöhnten Papst nach Rom zurück und schützte ihn wie dessen Nachfolger Lucius III. gegen die widerspenstigen Römer. Er starb am Fieber 25. Aug. 1183 in Tusculum. Vgl. Varrentrapp, Erzbischof C. I. von Mainz (Berl. 1867).

Christian von Troyes (Chrestien, Chrétien oder Crestin von Troyes), altfranz. Romanschreiber, über dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er am Hofe der Gräfin Marie von Champagne lebte und zuletzt mit dem Grafen Philipp von Elsaß und Flandern (gest. 1191) in Beziehung stand. Er hat die Arthurromane in die Mode gebracht und war der beliebteste Erzähler des französischen Mittelalters. Sein erstes Werk (»Tristan«) ist verloren; von seinen Übersetzungen aus »Ovid« nur die »Philomele« erhalten. Außerdem haben wir von ihm fünf Minnelieder, den von Hartmann v. Aue deutsch bearbeiteten »Erec«; den »Cligés«, dessen deutsche Übersetzung von Konrad Flecke bis auf ein Bruchstück verloren ist; den »Lancelot oder Karrenritter« (um 1170), an dessen Abfassung die Gräfin Marie lebhaften Anteil nahm, dessen Vollendung Christian jedoch seinem Freunde Godefroi de Leigni überließ; den »Ywain oder Löwenritter« (deutsch bearbeitet von Hartmann v. Aue); den »Wil-

helm von England« und als letztes Werk den »Perceval oder Conte del Graal«, der zu Wolframs »Parzival« in einer nicht völlig aufgehellten Beziehung steht. Das letzte Werk, das im Auftrag des Grafen Philipp unternommen wurde und unvollendet blieb, wurde nach Christians Tode von mehreren Dichtern fortgesetzt. In seiner Gesamtausgabe von Christians Werken hat W. Förster den »Erec«, »Cligés« und »Yvain« erscheinen lassen (Halle 1884—90). Der »Lancelot« ist von Jonckbloet (Haag 1850), der »Wilhelm« von Michel (in Band 3 der »Chroniques anglo-normandes«), der »Perceval« von Potvin (Mons 1867—72, II Bde.) herausgegeben. Vgl. Holland, Crestien von Troies, eine litterargeschichtliche Untersuchung (Tübing. 1854); Potvin, Bibliographie de Chrestien de Troyes (Brüssel 1863).

Christiand'or, dän. Goldmünze, seit 1775 zu $^{65}/_{72}$ fein mit 6,032 g Gold = 16,829 Mk.; seit 1827 (Frederikd'or) zu $^{43}/_{48}$ fein mit 5,95 g = 16,601 Mk., auch in Doppelstücken; 1874 eingezogen.

Christiania (Kristiania), norweg. Stift (früher Akershus genannt) im südöstlichen Teil des Reiches, grenzt im N. an das Stift Hamar, im W. an die Stifter Bergen und Christiansand, im S. an letzteres und an das Skagerrak, im O. an Schweden und umfaßt die vier Ämter: Akershus, Smaalenene, Buskerud, Jarlsberg mit Laurvik, ferner die Stadt C. Der Größe nach ist es jetzt das kleinste unter den sechs Stiftern Norwegens: 26,798 qkm (486,7 QM.); aber es umfaßt die fruchtbarsten und angebautesten Teile des Landes und ist daher von allen am besten bevölkert (1891: 572,452 Einw.). Die Bevölkerung treibt Viehzucht, Ackerbau, Waldkultur, Fischfang, Schiffahrt und Handel (s. unten). Es wird geteilt in 14 Propsteien mit 106 Pastoraten.

Christiania (Kristiania; hierzu der Stadtplan), Hauptstadt des gleichnamigen norweg. Stiftes (s. oben) und zugleich des Königreichs, ganz umgeben von dem Amt Akershus, mit einem Gebiet von 17 qkm, liegt im Hintergrund des malerischen, 110 km langen Christianiafjords (s. d.) in einer schönen Gegend am Fuße des Ekebergs. Die Stadt wird von dem Flüßchen Akerselv durchflossen u. umfaßt außer der eigentlichen Stadt mehrere Stadtteile u. ehemalige Vorstädte, wie Oslo oder Gamle-Byen (»Altstadt«), Piperviken, Ruselökken, Hammersborg, Grünerlökken, Sagene, Rodelökken, Grönland und Vaterland, welche sich fortwährend vergrößern. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind meist breit und gerade. Nur in den alten Vorstädten trifft man noch unregelmäßige Straßen und Hütten, die aber mehr und mehr zeitgemäßen Bauten weichen müssen. Überall sind die Straßen mit Kloaken versehen und werden mit Gas oder elektrischem Licht erleuchtet; gutes und reichliches Trinkwasser erhält die Stadt durch zwei Wasserleitungen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,3° C., doch ist der Unterschied zwischen Wintertemperatur (Januar —5°) u. Sommertemperatur (Juli 16½° C.) groß. Die breite Karl Johanns-Gade, die unmittelbar nach der imposanten weißen Fronte des königlichen Schlosses (Slottet, auf einer Anhöhe hinter der Stadt) führt, ist jeder europäischen Hauptstadt würdig. Unter den übrigen Straßen ist die Viktoria-Terrasse hervorzuheben. Außer der Kathedrale, »Vor Frelsers Kirke« genannt, besitzt die Stadt noch 12 lutherische, eine anglikanische und 2 kath. Kirchen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Börse, das Sitzungshaus des Storthings, das Rechtslokal, die neue Freimaurerloge, die Universität und das Skulpturenmuseum zu nennen. Am alten Marktplatz steht eine hübsche Markthalle, ein Ziegelbau in halbbyzantinischem Stil. Das alte Schloß, Akershus, der Sitz der norwegisch-dänischen Könige bis 1719, wird als Arsenal benutzt; das neue, von Karl Johann erbaute ist ein großes, aber einfaches Gebäude. Die Bevölkerung Christianias ist in raschem Wachstum begriffen; sie betrug 1801 nur 8931, 1835: 24,045, 1855: 39,958, 1865: 65,514, 1876: 76,866 (ohne die Vorstädte), 1885 mit diesen 128,301, 1893: 161,121 Einw. Die industrielle Thätigkeit in der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- und Ölmühlen, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, zahlreiche Sägemühlen, Ziegelbrennereien ꝛc. In Rücksicht des Handels ist C. die wichtigste Stadt des Landes und hat Bergen schon überflügelt. In den sichern und geräumigen Hafen, der im Winter durch Eisbrecher offen gehalten wird, liefen vom Auslande 1891: 2300 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 936,829 Ton. ein sowie 1452 Schiffe mit 628,412 T. aus. Der Wert der Einfuhr betrug 1892: 107,825,700 Kronen, der der Ausfuhr 31,449,000 Kronen. Die Zolleinnahmen betrugen 1892: 11,276,909 Kronen. Die Stadt selbst besaß 1891: 297 Segelschiffe von 166,302 T. und 104 Dampfschiffe von 37,341 T. Dampfboote vermitteln die Verbindung mit der nächsten Umgebung und mit allen norwegischen Städten längs der ganzen Küste bis Vadsö sowie mit Gotenburg, Frederikshavn, Kopenhagen, Stettin, Lübeck, London, den Niederlanden, Frankreich und Nordamerika. Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit Schweden (über Kongsvinger und Frederikshald) und mit dem Binnenland: nach Skien, Kongsberg, Kröderen, Speriken und Randsfjord und über Hamar und Röros nach Drontheim.

Wappen von Christiania.

Unter den Bildungsanstalten, welche C. zum wissenschaftlichen Mittelpunkt des Landes machen, steht die Universität Fridericiana (1811 durch freiwillige Beiträge gegründet) obenan. Die Zahl der ordentlichen Professoren beträgt 54, wozu noch eine Anzahl sogen. Stipendiaten (d. h. Dozenten) kommt; die der Studierenden ca. 1400. Mit der Universität verbunden sind naturhistorische Museen, ein Münzkabinett, ein Museum skandinavischer Altertümer, ein ethnographisches Museum, eine Bibliothek von 330,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein astronomisches und magnetisches Observatorium. Außerdem besitzt C. eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, mehrere Gymnasien und Bürgerschulen, Erziehungsinstitute, eine technische Schule und eine Kunst- und Zeichenschule, eine Nationalgalerie; von sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehrere Spitäler, Kleinkinderschulen, ein Bußgefängnis, Zuchthaus, Armenhäuser u. dgl. Auch gibt es daselbst mehrere Bankinstitute sowie gelehrte und künstlerische Gesellschaften. C. ist Sitz des Storthings, der Regierung von Norwegen, des höchsten Gerichts, des Stiftsamtmannes und eines Bischofs sowie eines deutschen Berufskonsuls. Die Umgebungen Christianias sind überaus schön. Aus dem ruhigen Becken des Fjords, welcher zwischen blauen Inseln nach S. hin verschwindet, er-

Digitized by Google

CHRISTIANIA.

1:24000

Meter

Bibliographisches Institut in Leipzig

Digitized by Google

hebt sich das Land allmählich nach allen Seiten, bedeckt mit freundlichen Landsitzen und Bauernhäusern und, wo diese verschwinden, bis auf die Gipfel der Berge mit Wald bedeckt. Die alte Feste Akershus (s. oben), die auf einem Felsen emporragt, ist jetzt zum großen Teil geschleift; sie bietet schöne Spaziergänge mit Aussichten über die Stadt und den buchten- und inselreichen Fjord, die zu den lieblichsten im nördlichen Europa gehören. Gegen NW. ziehen sich hochliegende Wälder hin, die zum Teil der Stadt gehören; dort oben liegen sehr besuchte Hotels und Restaurationen (Holmenkollen, Frognersäteren), zu denen der Kaiser Wilhelm-Weg führt. Im W. der Stadt liegt die Halbinsel Ladegaardsöen oder Bygdö mit einem großen und schönen Park und dem Lustschloß Oskarshall, das mit zahlreichen Malereien norwegischer Künstler ausgestattet ist; im Fjord, der Festung Akershus gegenüber, das Inselchen Hovedö mit den Ruinen eines alten Cistercienserklosters.

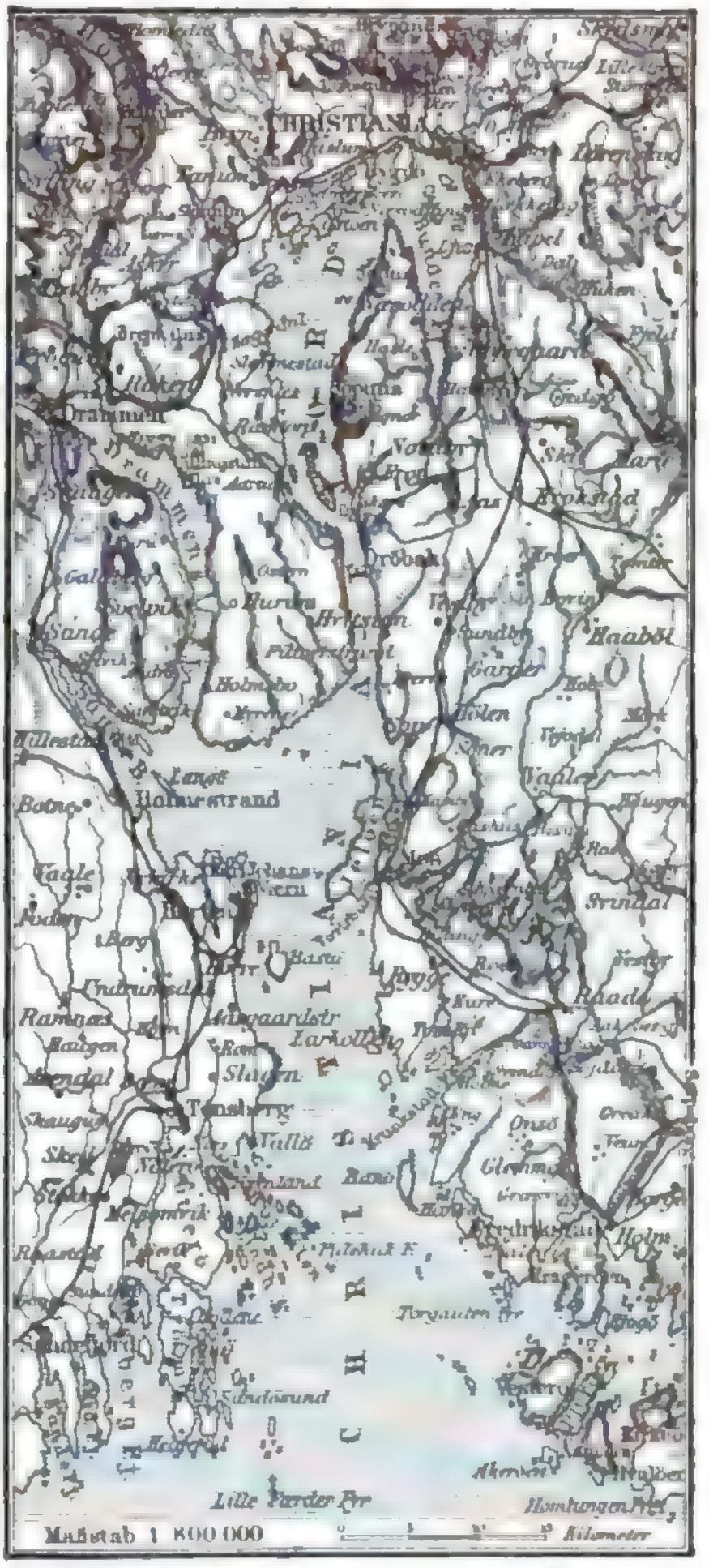
Geschichte. Die alte Stadt (Oslo) wurde 1054 von Harald III., Hardraade, gegründet und war frühzeitig Sitz eines Bischofs, mit einer Kathedrale, einer Kollegiatkirche (Marienkirche), welche die zweite in der Ordnung der 14 dem König unmittelbar untergeordneten Kapellen war, nebst mehreren andern Kirchen und drei Klöstern. Im spätern Mittelalter (der Unionszeit) war Oslo die eigentliche Hauptstadt Norwegens, ohne jedoch zu großer Bedeutung zu gelangen. Ihr Handel war zu Ende des 13. Jahrh. meistens in den Händen hanseatischer Kaufleute, wie denn auch zahlreiche deutsche Handwerker (sogen. Schuhmacher) sich daselbst niedergelassen hatten. Nachdem die Macht der Hansa gebrochen war, begann auch der Handel der eingebornen Bürger sich etwas zu heben; doch wirkten dem Aufblühen des Wohlstandes verheerende Feuersbrünste, welche die Stadt im 16. und 17. Jahrh. wiederholt heimsuchten, störend entgegen. Nach der letzten derselben (1624) gründete Christian IV. auf der andern Seite des Fjords das eigentliche C., das anfänglich befestigt war, bis infolge der wachsenden Bevölkerung und abermaliger Feuersbrünste zu Ende des 17. Jahrh. die Wälle geschleift wurden. 1716 war C. einen Monat lang von der Armee Karls XII. von Schweden besetzt, der vergeblich Akershus belagerte und der Stadt großen Schaden zufügte. Diesen Drangsalen folgte während des 18. Jahrh. eine Periode blühenden Handelsverkehrs und großen Wohlstandes.

Christianiafjord, der größte Meerbusen im südlichen Norwegen, umgeben von reizenden und fruchtbaren Ufern, die den vier Ämtern des Stiftes Christiania angehören, erstreckt sich von S. gegen N. einen ganzen Breitengrad von Hvalöer im O. und Tjömö im W. bis Christiania, wo er an der östlichen Seite um die bewaldete und gebirgige Halbinsel Nesodden ganz gegen S. abbiegt und den 22 km langen, von hohen und bewaldeten Ufern umgebenen Bundefjord bildet. In dem südlichen Teil ist die Breite ansehnlich (15 km und darüber), auch liegen dort mehrere Inseln; darauf, nachdem er gegen NW. den über 22 km langen Dramsfjord abgeschickt hat, verengert er sich bei Dröbak, um bei Christiania noch einmal ein bedeutendes, mit zahlreichen Inseln geschmücktes Wasserbecken zu bilden. S. das nebenstehende Kärtchen.

Christianissimus rex (lat.), s. Allerchristlichste Majestät.

Christianit, soviel wie Anorthit, s. auch Phillipsit.

Christians Amt (Kristians Amt), Amt im südlichen Norwegen, zum Stift Hamar gehörig, 25,362 qkm (460,7 QM.) groß mit (1891) 108,579 Einw., zerfällt in fünf Vogteien: Toten, Söndre Gudbrandsdalen, Nordre Gudbrandsdalen, Hadeland und Valdres. Über die Hälfte des Landes, das Gebiet des Laagen, vom Mjösensee hinauf bis zum Sneehätta, ist Hochgebirge. Die beiden Städte des Amtes sind



Kärtchen des Christianiafjords.

Lillehammer (s. d.) und Gjövik (an der Westseite des Mjösen, mit 1417 Einw.).

Christiansand (Kristiansand), das südlichste Stift Norwegens, im O. und N. von den Stiftern Christiania und Bergen, im W. und S. von dem Skagerrak und der Nordsee begrenzt, umfaßt die vier Ämter: Bratsberg, Lister Mandal, Nedenes und Stavanger und enthält 40,948 qkm (743,6 QM.) mit (1891) 359,198 Einw. Es zerfällt in 18 Propsteien und 99 Pastorate. — Die gleichnamige Stadt daselbst, im Amt Lister-Mandal, angelegt 1641 auf einer

ebenen, sandigen Landzunge an der Mündung der Torrisdalelv in die Christiansandbucht des Skagerrak, die regelmäßigste Stadt in Norwegen, der Bewohnerzahl nach (1891: 12,543) die sechste, ist Sitz des Stiftsamtmannes und des Bischofs, einer Abteilung der Norwegischen Bank und eines deutschen Konsuls, hat eine Domkirche (nach einer Feuersbrunst 1885 neuerbaut), eine Gelehrten- und eine Navigationsschule und 4 Schiffswerften. Die Stadt hat einen vortrefflichen, leicht zugänglichen Hafen, den die vorbeisegelnden Schiffe bei Stürmen aufsuchen, und in welchem die von Christiania nach Bergen, Hull, London, Hamburg, Rotterdam und die von Drontheim nach Hamburg, Kopenhagen und Stettin gehenden Dampfschiffe anlegen. Die Festungswerke, welche vorzeiten an den den Hafen beschützenden Inseln angelegt worden sind, haben alle Bedeutung verloren, ebenso die etwa 7 km entfernt liegende Festung Flekkerö. Bedeutend ist die Fischerei sowie auch Schiffahrt und Handel. 1891 besaß die Stadt 125 Fahrzeuge. Es kamen vom Ausland an 445 Fahrzeuge von 89,003 Ton. und gingen dorthin ab 578 Schiffe von 154,934 T. Der Wert der Ausfuhr, hauptsächlich in Holzwaren und in Fischen bestehend, betrug 2,268,200, der der Einfuhr 5,651,100 Kronen.

Christiansborg, Schloß, s. Kopenhagen.

Christiansen, Arne Einar, dän. Dichter, geb. 20. Juli 1861 in Kopenhagen, veröffentlichte schon als junger Student sein erstes viel versprechendes Prosalustspiel »Lindows Börn« (»Lindows Kinder«, 1881). 1885 folgte die Prosatragödie »Nero«; unterdessen hatte er 1883—87 eine lange Reise ins Ausland unternommen, die sich bis in den Orient erstreckte. Nach seiner Rückkunft gab er die Schauspiele: »Fröken Bodil og hendes Broder« (»Fräulein Bodil und ihr Bruder«, 1888, ungedruckt), »Generationer« (1889), den Roman »Joppe« (1889), das Proverbe »Folkesnak« (1891) und das Lustspiel »Annette« (1892) heraus. Gleichzeitig schlug er aber mit den Versdramen »Broder Rus« (1888), »Peter Plus« (1890) und »Letizia« (1891) eine neuromantische, historische und märchenhafte Richtung ein. Als geschickter und selbständiger Dramatiker hat sich C. von litterarischen Modeströmungen ganz unabhängig und sehr hoffnungsvoll entwickelt. Seit 1892 redigiert er die dänische »Illustrierte Zeitung«.

Christiansfeld, Flecken im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Hadersleben, eine Gründung der evangelischen Brüdergemeinde (seit 1773), 25 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Gerberei, Seifensiederei, Molkerei und (1890) 587 Einw.

Christianshavn, der auf der Insel Amak liegende Teil von Kopenhagen (s. d.).

Christiansö, drei dän. Felseneilande in der Ostsee, ca. 19 km von der nordöstlichen Küste der Insel Bornholm entfernt, zum Amt Bornholm gehörig, ehemals Ertholme (Erbseninseln), jetzt aber C. benannt, obgleich der Name eigentlich nur die ehemalige Seefestung bezeichnet, welche auf den Inseln Christiansholm und Frederiksholm liegt. Da in Bornholm ein guter Kriegshafen fehlt, hier aber zwischen den erwähnten Inseln ein solcher mit einer Tiefe von 4—5,5 m vorhanden ist, so ließ Christian V. 1684 den Hafen anlegen, welcher durch eine Floßbrücke in einen nördlichen und einen südlichen Teil geteilt ist. Der nördliche Teil hat selbst für größere Schiffe ausreichende Tiefe, ist aber so kurz und schmal, daß nur für wenige Schiffe Platz ist und große Fahrzeuge ein- und ausbugsiert werden müssen. Der südliche, kleinere Hafen ist nur ca. 4 m tief. Die Inseln sind sehr klein: Christiansholm ist ca. 700 m lang, Frederiksholm ca. 440 m; noch kleiner ist die Insel Gräsholm (Grasinsel), wo Eidergänse in zahlloser Menge nisten. Die Festungswerke liegen größtenteils auf Christiansholm, woselbst auch die Staatsgefängnisse und die Wohnungen der Beamten sowie die Kirche sich befinden. Da man aber die Unhaltbarkeit dieser Festung anerkannte, so wurde sie als solche 1855 aufgehoben. Die Zahl der Einwohner, die vornehmlich Fischfang und Gartenbau treiben, ist (1890) 274, eingerechnet die militärische Besatzung, welche notwendig ist, weil noch einige Hafenbatterien montiert bleiben. Die Inseln sind mit Riffen umgeben, die um so gefährlicher sind, als alle Schiffe dicht daran vorbeisegeln müssen. Daher ist ein 25 km weit sichtbares Leuchtfeuer errichtet.

Christianstad (Kristianstad), schwed. Län im SW. des Landes, im W. an das Kattegat, im N. an Halland und Småland, im O. an Blekinge und die Ostsee, im S. an das Län Malmöhus grenzend, umfaßt den nördlichen und östlichen, weniger fruchtbaren Teil von Schonen und enthält 6512 qkm (118 QM.) mit (1890) 221,691 Einw. Der nördliche Teil des Landes ist sumpfig und reich an Seen, der mittlere ein fruchtbares und hügeliges Thalland; die Küste enthält strichweise Flugsand. Von dem Areal entfallen (1890) 34,6 Proz. auf Acker, 9 auf natürliche Weideflächen und 37,7 Proz. auf Wald. 1890 zählte man 40,895 Pferde, 120,365 Stück Rindvieh, 69,370 Schafe, 85,339 Schweine. Erwerbszweige sind: Ackerbau, Waldkultur, Fischfang und Bergbau in den Marmorbrüchen.

Christianstad (Kristianstad), Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), ehemals befestigt, 22,5 km von der Ostsee gelegen, in sumpfiger Niederung am Fluß Helge, über den eine 490 m lange Brücke führt, und mit Hessleholm, Sölvesborg, Åhus und Glimåkra durch Eisenbahnen verbunden, ist regelmäßig angelegt, hat eine schöne Kirche, ein Arsenal, Theater, eine gelehrte Schule und das Länshospital für Irre. Der Flecken Åhus (s. d.) an der Mündung der Helge dient als Hafen. Die Einwohner, (1890) 10,670 an der Zahl, treiben Fabrikation von Guß- und Eisenwaren, Tabak, Bier und Handschuhen und einigen Handel mit Getreide, Spiritus u. dgl. C. wurde 1612 vom König Christian IV. von Dänemark als Festung gegründet. Im Frieden von Roeskilde 1658 wurde sie an Schweden abgetreten.

Christianstadt, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Sorau, am Bober und an der (1893 noch im Bau befindlichen) Linie Sorau-C. der Preußischen Staatsbahn, der schlesischen Stadt Naumburg gegenüber, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Leinenspinnerei, Bleicherei, Mahlmühlen u. (1890) 1653 evang. Einwohner. — C. hieß früher Neudorf und wurde 1659 infolge der Ansiedelung zahlreicher aus Schlesien ausgewanderter Protestanten vom Herzog Christian von Sachsen zur Stadt erhoben und C. genannt.

Christianstaed, Hauptstadt des dän. Westindien, an der Nordküste der Insel Ste.-Croix, mit sicherm Hafen, drei Forts, Sternwarte und (1880) 9600 Einw.

Christiansund (Kristiansund), Seestadt im norweg. Amt Romsdal, ursprünglich Lille-Fosen geheißen, seit 1742 nach König Christian VI., der sie mit Privilegien versah, C. genannt, liegt auf den drei Inseln: Indlandet, Kirkelandet und Nordlandet, welche einen Hafen umgeben, der eine ganze Flotte aufneh-

men kann. Die Lage ist nicht schön, und dem früher oft empfindlichen Wassermangel ist erst vor kurzem durch eine Wasserleitung abgeholfen worden. Die Einwohner, (1891) 10,386 an der Zahl, nähren sich hauptsächlich von Fischerei (besonders Klippfische), Schiffahrt und Handel. Die Stadt besaß Ende 1891: 140 Fahrzeuge von 14,578 Ton. Tragfähigkeit; es kamen vom Ausland 69 Schiffe von 21,928 T. an und gingen dorthin ab 69 Schiffe von 18,963 T. Der Wert der Einfuhr betrug 1892: 1,595,900 Kronen und der der Ausfuhr (fast ausschließlich Fische) 9,204,200 Kronen. C. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Christianswurz (Christwurz), s. Helleborus.

Christian Union Churches (spr. tristjän jūnjön tschörtschis), eine auf Einheit der Kirche lossteuernde baptistische Sekte in Nordamerika, etwa 130,000 Mitglieder zählend.

Christiānus (lat.), Christ; Christian.

Christiānus Democritus, Pseudonym für Johann Konrad Dippel (s. d.).

Christić (spr. -itsch), Philipp, serb. Staatsmann, geb. 1819 in Belgrad, trat 1836 in den Staatsdienst, ward 1839—41 in Wien auf Kosten der Regierung weiter ausgebildet, studierte 1841—48 in Paris die Rechte, erwarb daselbst das Doktordiplom, wurde dann Sekretär im serbischen Unterrichtsministerium, 1856 Rat am obersten Gerichtshof, 1858 Staatsrat, 1859 Kabinettssekretär des Fürsten Miloš, 1860 Minister des Auswärtigen und 1870 Gesandter in Konstantinopel. 1873—74 war er Unterrichtsminister und übernahm 1878 wieder die Gesandtschaft in Konstantinopel, 1879 in Wien und 1882 in London. Seit 1885 ist er Gouverneur der Serbischen Nationalbank.

Christie, William Henry Malony, Astronom, geb. 1. Okt. 1845 in Woolwich, studierte seit 1864 am Trinity College in Cambridge, wo er später Fellow, 1868 Baccalaureus und 1871 Magister wurde. Nachdem er seit 1870 als Assistent an der Sternwarte in Greenwich thätig gewesen, wurde er 1881 nach Airys Rücktritt Direktor der Sternwarte und königlicher Astronom von England. Er erfand ein Spektroskop, ein Instrument zur Bestimmung der Farbe und Helligkeit der Sterne, ein polarisierendes Augenglas für Sonnenbeobachtungen und ein Registriermikrometer.

Christiern (dän.), soviel wie Christian.

Christine, 1) C., Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs und der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore, geb. 17. Dez. 1626, gest. 19. April 1689 in Rom, ward noch vor der Abreise Gustav Adolfs nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin desselben anerkannt. Nach dem Tode ihres Vaters 1632 wurde sie unter eine von Oxenstierna geleitete vormundschaftliche Regierung gestellt. Dabei trieb sie allerlei Studien, besonders sprachliche, verriet aber auch bald ihren bizarren Charakter, indem sie sich als Mann gebärdete, ritt und jagte und selbst in Mannskleidern öffentlich erschien. Schon 1643 war sie in den Reichsrat zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und hatte durch ihre Umsicht, ihren Scharfsinn und ihre Fassungsgabe Staunen erregt. Am 17. Dez. 1644 ward ihr von den Ständen die Regierung feierlich übertragen, und sie begann sogleich, diese mit großer Energie und Selbständigkeit zu führen. Sie schloß mit Dänemark 1645 den Frieden zu Brömsebro, welcher der schwedischen Krone mehrere Provinzen und verschiedene Handelsvorteile einbrachte. Den Reichskanzler Oxenstierna erhob sie zwar zum Grafen, entzog sich aber mehr und mehr seinem Einfluß. Gegen die Ehe hatte sie eine unüberwindliche Abneigung und wies alle Bewerber ab. Sie hatte dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken schon im zarten Alter ihre Hand versprochen, und auch die Reichsstände erklärten sich damit zufrieden. Als sie daher unvermählt zu bleiben beschloß, bestimmte sie den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger und brachte es bei den anfangs widerstrebenden Reichsständen dahin, daß sie denselben 1649 feierlich zu ihrem Thronfolger ernannten. Im Oktober 1650 ließ sie sich mit großer Pracht in Stockholm krönen. Während sie die Zügel der Staatsregierung mit männlichem Geist führte, versammelte sie zugleich ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, wie Grotius, Salmasius, Descartes u. a., um ihren Thron, suchte oft in Upsala im Umgang mit Gelehrten Erholung, bereicherte die Universität mannigfach und stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Auch Dichter und Künstler zog sie an ihren Hof und brachte mit vielen Kosten wertvolle Sammlungen von Gemälden, Antiken und Münzen zusammen. Kein Wunder daher, wenn das Lob der »Pallas suecica«, der »zehnten Muse«, der »Sibylle des Nordens« von allen Zungen tönte. Um so unzufriedener waren aber bald die Stände mit ihrer Regierung, das Volk mit ihrer Verschwendung des Staatsschatzes, der Adel mit ihrer Begünstigung der Talente ohne Rücksicht auf Geburt und Stand. Bei der Geistlichkeit erregte ihr Verkehr mit Calvinisten und Jesuiten Anstoß. Es kam endlich sogar zu Verschwörungen und Aufstandsversuchen gegen ihre Regierung. Die Finanznot, politische Verwickelungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, Überdruß an der Regierung und Sehnsucht nach Freiheit brachten endlich in der Königin den Entschluß, abzudanken, zur Reife, und sie erklärte denselben 11. Febr. 1654 dem Reichsrat, forderte aber 600,000 Mk. jährliche Revenuen, mit der Berechtigung, diese Summe im Ausland verzehren zu dürfen. Am 16. Juni 1654 wurde auf dem Reichstag zu Upsala ihre Abdankungsurkunde verlesen und noch an demselben Tag Karl Gustav zum König gekrönt. C. begab sich über Hamburg und Münster nach Brüssel. Hier nahm ihr der Dominikaner Pater Guenes im Palast des Erzherzogs Leopold heimlich das katholische Glaubensbekenntnis ab. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen Protonotarius Holstenius nach Innsbruck, vor dem sie 1655 ihr öffentliches Glaubensbekenntnis ablegte. In den Staaten des Papstes wurde C. mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Im Amazonengewand und zu Pferde hielt sie in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmte sie, wobei sie den Namen Maria Alexandra erhielt. Bald aber verbreiteten die Jesuiten die gehässigsten Gerüchte über den leichtfertigen Lebenswandel und die ärgerlichen Reden der neuen Konvertitin. Daher verließ sie im Sommer 1656 Rom, um sich nach Frankreich und dann nach Deutschland zu begeben. Im September 1656 kehrte sie nach Italien zurück, ging aber schon 1657 abermals nach Frankreich. Im königlichen Schloß zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblichen Hochverrats nach abgehaltenem Gericht von einigen Trabanten mit Dolch- und Degenstößen ermorden. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rom begab sie sich 1660 nach Karl Gustavs Tode nach Schweden, um sich der regelmäßigen Zahlung ihrer Einkünfte zu versichern. Sie ward zu Stockholm mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, ent-

fremdete sich aber die Herzen dadurch, daß sie sogleich eine katholische Kapelle errichten ließ. Auf Befehl der Regierung wurde diese Kapelle niedergerissen, und da C. die Absicht merken ließ, ihre Ansprüche auf den Thron im Fall einer Erledigung desselben zu erneuern, so mußte sie eine neue, vollständige Entsagungsakte ausstellen. Während ihres Aufenthalts in Hamburg 1661 und 1667 und einer zweiten Anwesenheit in Schweden 1662 gab sie von neuem durch ihre Begünstigung der katholischen Kirche Anstoß, weshalb sie nach Rom zurückkehrte. Nach Clemens' IX. Tode (1670) gefiel sie sich nicht mehr in Rom, obwohl sie dort der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise war und eine Akademie um sich versammelt hatte, aus der später die Accademia clementina o. reale zur Veredelung der italienischen Sprache und Dichtkunst hervorging. 1672 begab sie sich nach Frankreich, von wo aus sie nach Johann Kasimirs Tode als dessen nächste Wasasche Verwandte auf dessen Güter in Polen und Neapel Ansprüche erhob. Der Papst unterstützte ihre Forderung, allein ihre sechsjährigen Bemühungen in dieser Sache blieben infolge ihrer Mittellosigkeit ohne Resultat. Ihre letzten Lebensjahre verlebte sie in Rom. Sie ward in der Peterskirche beigesetzt, wo ihr der Papst ein Denkmal errichten ließ. Sie war von kleiner Statur, blendend weißer Hautfarbe, hatte blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar, auf das sie jedoch wenig Sorgfalt verwandte. Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes, vermochte sie doch in vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwächen zu erheben; dahin gehörten ihr launenhafter Religionswechsel, ihre Reizbarkeit, ihre Herrschsucht, selbst nachdem sie freiwillig das Zepter niedergelegt. Ihre (französisch abgefaßten) Schriften finden sich größtenteils in Arckenholz, Memoiren der Königin C. (Berl. 1751—60, 4 Bde.). Vgl. Grauert, C., Königin von Schweden und ihr Hof (Bonn 1838—42, 2 Bde.); Woodhead, Memoirs of Christina, queen of Sweden (Lond. 1863, 2 Bde.); Bain, Christina, queen of Sweden (das. 1889); Claretta, La regina Cristina di Svezia in Italia (Turin 1892); Campori, Cristina di Svezia e gli Estensi (Modena 1877); Buffon, C. von Schweden in Tirol (Innsbr. 1884).

2) Marie C., Königin und Regentin von Spanien, Tochter des Königs beider Sizilien, Franz I., und der Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, geb. 27. April 1806 in Neapel, gest. 22. Aug. 1878 in Le Havre, wurde 11. Dez. 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien. Auf ihren greisen Gemahl erlangte sie bald einen herrschenden Einfluß und zog sich hierdurch den Haß der apostolischen Partei sowie des Bruders des Königs, Don Karlos, seiner Gemahlin und seiner Schwägerin, der Prinzessin von Beira, zu, der sich noch steigerte, als Ferdinand VII. 29. März 1830 das Auto arrodado vom 10. Mai 1713 umstieß und durch Wiederherstellung der alten kastilischen Erbfolgeordnung auch einer Tochter seiner Gemahlin die Thronfolge sicherte, seinen Bruder und dessen Partei also der bisher ganz sichern Aussicht auf die Herrschaft beraubte. Als nun 10. Okt. 1830 C. wirklich eine Tochter gebar, entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen den Apostolischen unter Don Karlos und der Königin, welche sich zu den Liberalen hinneigte. Auch Christines zweites Kind, das sie 30. Jan. 1832 gebar, war eine Tochter. Sie behauptete sich jedoch in ihrem Einfluß auf den König, und als Ferdinand VII. 29. Sept. 1833 starb, wurden seine dreijährige Tochter Isabella in Madrid als Königin und C. als Regentin ausgerufen. Schon 28. Dez. 1833 vermählte sich C. in morganatischer Ehe mit Don Fernando Muñoz (geb. 4. Mai 1808) aus Tarancon in Cuenca, der damals in der königlichen Leibgarde diente, und den sie später zum Herzog von Rianzares erhob. Aber im Oktober 1833 brach in Aragonien und in den baskischen Provinzen ein Aufstand zu gunsten des Don Karlos aus. Um eine Stütze gegen diesen zu gewinnen, neigte sich C. offen der liberalen Partei zu, deren Glieder daher Cristinos genannt wurden. Ihre der französischen Charte nachgebildete Verfassung, das Estatuto real, genügte bald den extremen Parteien nicht mehr und wurde durch andre rasch aufeinander folgende Verfassungen verdrängt, wie denn C. stets auf das Regierungssystem ihres jedesmaligen Ministers einging. Doch konnte sich C. nicht dauernd in der Herrschaft befestigen, obwohl sie über Don Karlos endlich den Sieg davontrug. Infolge einer durch das Gesetz über die Ayuntamientos (s. d.) veranlaßten Volksbewegung dankte sie 10. Okt. 1840 als Regentin ab und begab sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen nach Frankreich. Nach Esparteros Sturz kehrte sie 1843 wieder nach Madrid zurück und ließ sich 13. Okt. 1844 mit Muñoz, dem sie mehrere Kinder geboren hatte, kirchlich trauen; derselbe starb 12. Sept. 1873. Die meisten Vorgänge in Spanien seit 1843: die spanischen Heiraten, die reaktionären Ministerien von Narvaez und Bravo-Murillo, die Verbannung von Narvaez ꝛc., erfolgten unter ihrer Einwirkung; doch zog sie sich durch ihre Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten den Haß eines großen Teiles des Volkes in dem Maße zu, daß sie sich beim Ausbruch der Revolution 1854 zu fliehen genötigt sah. Ende September 1864 kehrte sie nach einer mehr als zehnjährigen Abwesenheit nach Spanien zurück. Indes war ihr Aufenthalt in Madrid kein dauernder, und sie lebte meist im Ausland, wo sie ihr Vermögen in Sicherheit gebracht, bald in Italien, bald in Frankreich.

Christine de Pisan (spr. -sang), franz. Dichterin, geb. um 1363 in Venedig, gest. um 1431 im Kloster, wohin sie sich im Alter zurückgezogen hatte. 1368 kam sie mit ihrem Vater, der als Astronom berufen war, an den Hof König Karls V. Schon mit 15 Jahren an Etienne du Castel verheiratet, verlor sie diesen bereits 1389 und flüchtete sich, Trost und das tägliche Brot suchend, auf das Gebiet der Litteratur. Die Weichheit ihres Gemüts spiegelt sich in ihrer Ausdrucksweise und verleiht ihren Schriften einen Grad von Interesse, welches der sonstige Stil jenes Zeitalters nicht zu erwecken im stande ist. Ihre hauptsächlichsten poetischen Werke, von denen sie die meisten dem Herzog Johann von Berry widmete, sind: »Cent ballades et autres petits poèmes«; »Dicts moraux«; »Les cent histoires de Troye«; »Le poème de la Pucelle« (zuletzt Orléans 1865), von Quicherat auch im »Procès de Jeanne d'Arc« (1841—49, 5 Bde.) abgedruckt; »Le chemin de long estude« (1403, hrsg. von Püschel, Berl. 1881). Von ihren prosaischen Werken sind die interessantesten: »Le livre des faits et bonnes mœurs de Charles V« (1405, abgedruckt in Michaud und Poujoulats »Collection des mémoires«, Bd. 2) und »Le trésor de la cité des dames« (Par. 1497, 1503). Außerdem schrieb sie: »Le livre des faits d'armes et de chevalerie«; »Épîtres sur le roman de la Rose« (1399), eine strenge Kritik dieses Werkes, woran sich eine litterarische Polemik schloß. Ihre »Œuvres poé-

1. Der gute Hirt (Cömeterium Santa Agnese bei Rom). Vgl. Tafel II, Fig. 1.

2. Nische mit einem Märtyrergrab (sogen. Arcosolium) in den Katakomben zu Rom.

3. Moses (Cömeterium Santa Agnese bei Rom). Vgl. Tafel II, Fig. 1.

4. Gegenwärtiger Zustand.

5. Restaurierte Ansicht. (Nach de Rossi.)

4 u. 5. Die Papstkrypta der Calixtus-Katakomben zu Rom.

6. Sarkophag (Reliefdarstellung der Arche Noahs). Trier. 5. Jahrh.

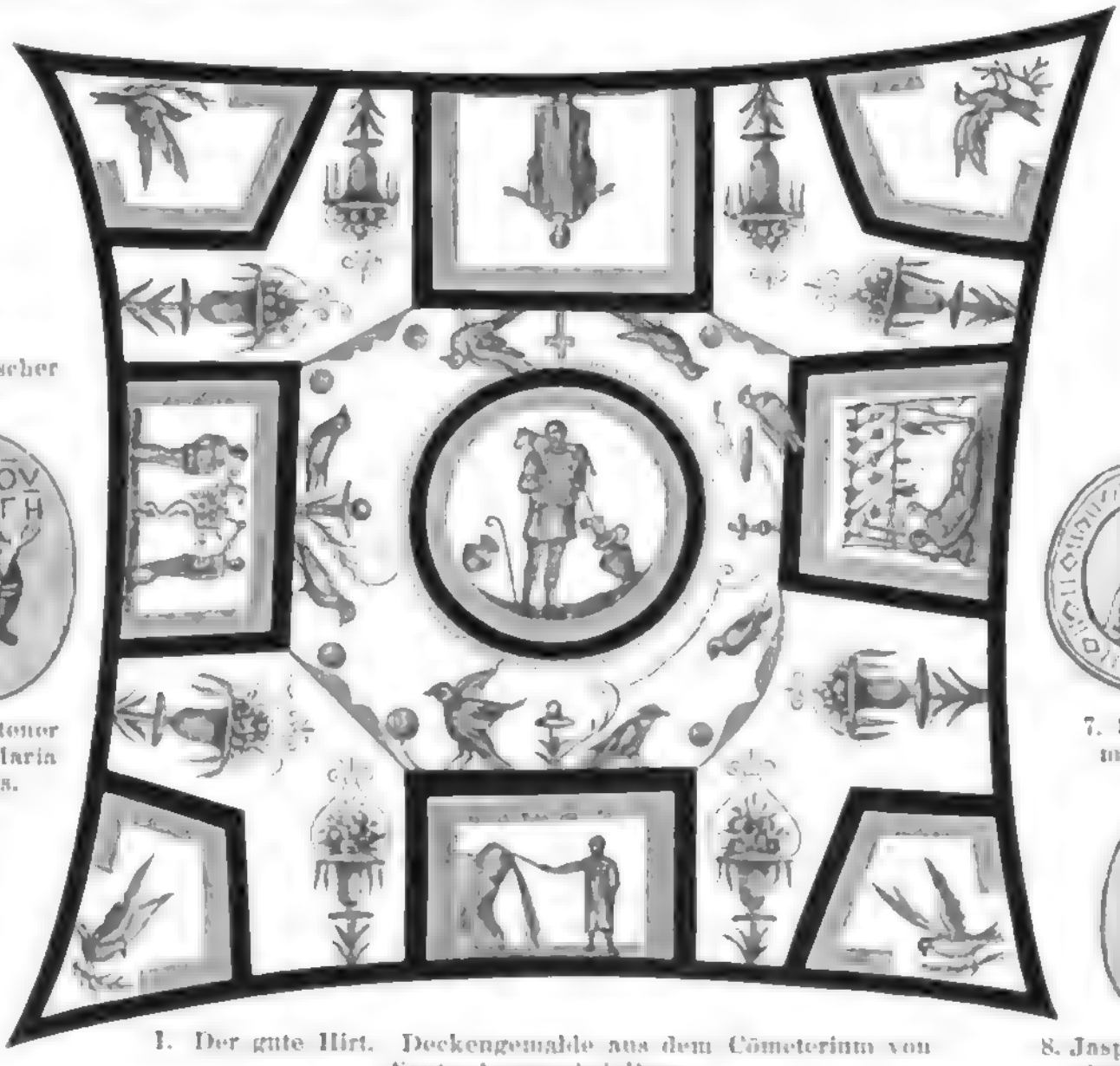
Digitized by Google

Christliche Altertümer II.

2. Eucharistischer Löffel.

3. Geschnittener Stein mit Maria und Jesus.

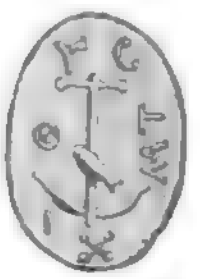
4. Ring mit Fisch und Anker.



1. Der gute Hirt. Deckengemälde aus dem Cömeterium von Santa Agnese bei Rom.

6. Löffel.

7. Elfenbeinmedaillon.

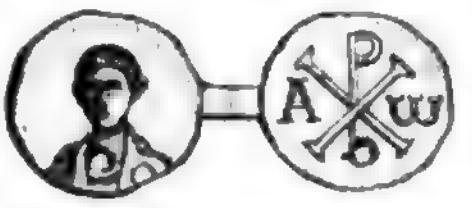


8. Jaspis des Berliner Antiquariums.

5. Ring mit Aω (Alpha und Omega).

9. Löffel aus Aquileja mit der Taufe eines Kindes.

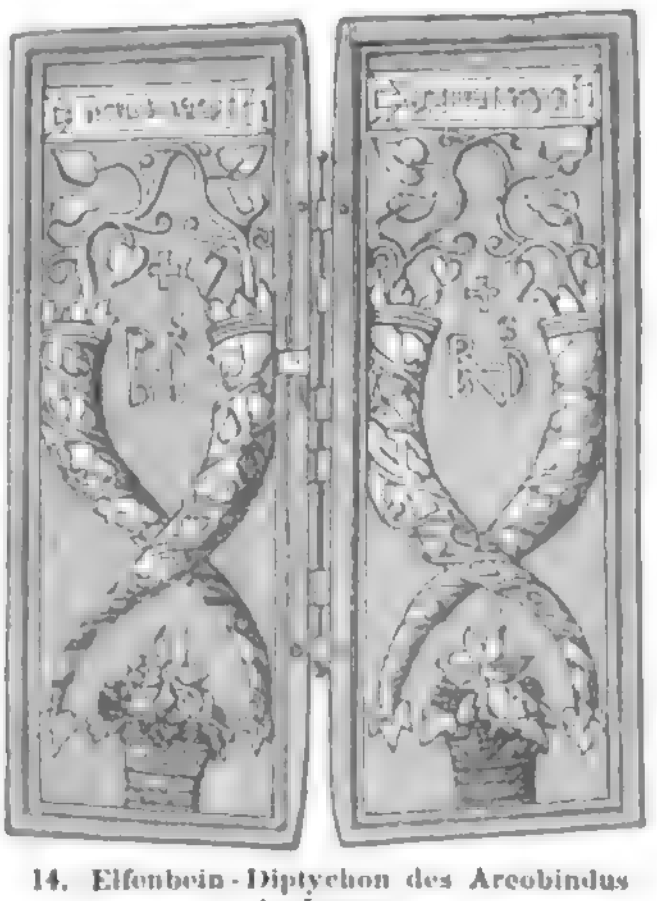
12. Amula (Weingefäß). (Christliches Museum des Vatikans.)



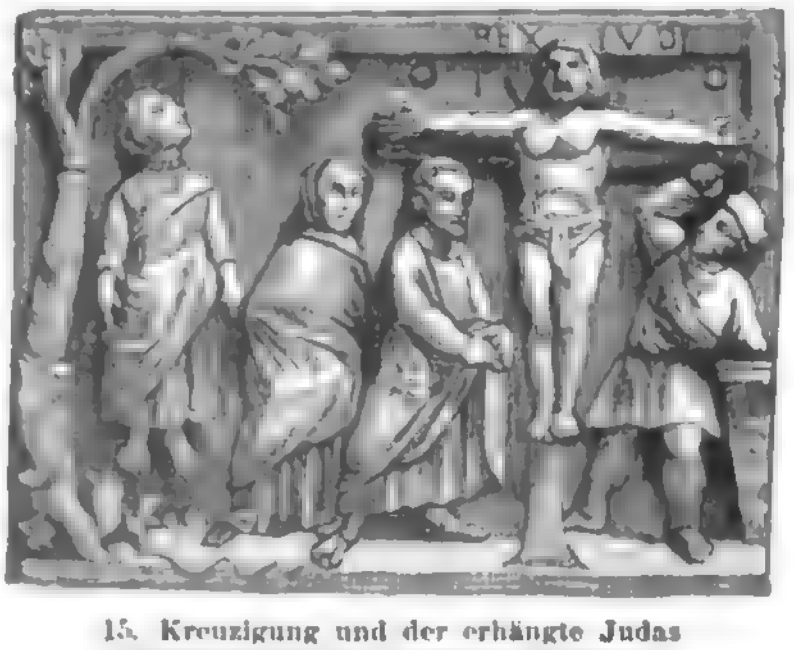
10. Medaillon mit Brustbild des Eigentümers und Christusmonogramm.

11. Goldglas.

13. Glasbecher aus Trier.



14. Elfenbein-Diptychon des Areobindus in Lucca.



15. Kreuzigung und der erhängte Judas (Elfenbeinrelief im Britischen Museum).

Digitized by Google

tiques« gibt Roy heraus (Par. 1886—91, Bd. 1 u. 2). Vgl. J. Boivin, Vie de C. (in den »Memoiren der Akademie der Inschriften«, Bd. 2); Thomassy, Essai sur les écrits politiques de C. (Par. 1838); Robineau, C., sa vie, ses œuvres (das. 1882); Koch, Leben und Werke der C. (Goslar 1885).

Christinehamn (Kristinehamn), Stadt im schwed. Län Wermland, an den Flüssen Lötelf und Varna, welche bald darauf vereinigt sich in den Wenersee ergießen, und an der Eisenbahn Stockholm-Christiania, mit Zweigbahn nach Persberg, hat eine Navigations- und eine gelehrte Schule, eine mechanische Werkstatt, eine Tabaksfabrik, treibt lebhaften Handel mit Bergwerksprodukten (vornehmlich Eisen), Getreide und Holzwaren u. hat (1890) 5933 Einw. Über den Wenersee besteht regelmäßige Dampfschiffahrt nach Gotenburg.

Christineukraut, s. Pulicaria.

Christinos, s. Cristinos.

Christliche Altertümer (hierzu Tafel »Christliche Altertümer I u. II«), im weitern Sinne alle auf die Anfänge des Christentums bezüglichen Schrift- und Kunstdenkmäler bis zum Beginn der byzantinischen Kunstepoche, im engern Sinne die Erzeugnisse der Kunst und des Kunsthandwerks, die in den unterirdischen Begräbnisstätten der ersten Christen, vornehmlich in den Katakomben (s. d.) in und bei Rom, erhalten worden sind. Diese ersten Äußerungen der christlichen Kunst schließen sich in der Kunstform wie in der Technik eng an die heidnisch-römische Kunst an, aus der sie hervorgegangen sind. Sie unterschieden sich von jener anfangs nur durch die Symbole, die auch später noch das einzig charakteristische Merkmal blieben. Die künstlerische Ausschmückung der Katakomben war in erster Linie dem Gedächtnis der Toten, dann der Erbauung der Überlebenden gewidmet, die sich an den Gedächtnistagen der Märtyrer heimlich in den unterirdischen Begräbnisstätten versammelten. Die Einrichtung der Begräbnisstätten mit ihren übereinander gereihten Nischengräbern (Tafel I, Fig. 2, 4 u. 5) ist den römischen Kolumbarien (s. d.) nachgebildet, ebenso wie die Form der römischen Sarkophage beibehalten wurde, nur daß an Stelle der mythologischen Darstellungen solche aus dem Alten Testament und später auch aus den Evangelien traten (Taf. I, Fig. 6, und Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 2). Die Behandlung der Körperformen und der Tracht wich nicht von dem in der römischen Kaiserzeit üblichen Stil ab. Die Ausführung der plastischen und gemalten Kunstwerke ist freilich meist roh und flüchtig, was sich zum Teil aus der gebotenen Schnelligkeit der Herstellung, zum Teil aus dem allgemeinen Verfall der Kunst im römischen Reiche erklären mag. Die Decken- und Wandmalereien hängen in ihrer Einteilung und Umrahmung, in der Belebung der Flächen mit Vögeln, Rankenornamenten, Palmettenverzierungen, Fruchtschnüren ꝛc. völlig von der aus den Überresten in Pompeji und Rom bekannten griechisch-römischen Wanddekoration ab (Tafel II, Fig. 1). An die Stelle der Götter, Heroen, Nymphen und Satyrn sind dagegen die Gestalten des Alten Testaments und die Symbole getreten, die vor der Darstellung des gekreuzigten und segnenden Christus diesen geraume Zeit ersetzen mußten. Das älteste figürliche Sinnbild Christi scheint der Gute Hirt mit dem Lamm gewesen zu sein (Tafel I, Fig. 1, und Tafel II, Fig. 1), der sehr häufig auf Wand- und Deckenmalereien und auch in plastischen Darstellungen vorkommt (seit Ende des 2. Jahrh.). In Verbindung mit ihm, als Prototyp aus dem Alten Testament, erscheint Moses, der das Wasser aus dem Felsen hervorspringen läßt, wie Christus das lebendige Wort Gottes (Tafel I, Fig. 3). — Von großer Mannigfaltigkeit sind die Werke der Kleinkunst, die zumeist als Gräberbeigaben in den Katakomben und in andern altchristlichen Begräbnisstätten gefunden worden sind. Es sind teils Kultusgeräte, wie z. B. die Löffel, mit denen das Abendmahl in der griechischen Kirche gereicht wurde (Tafel II, Fig. 2 u. 6), und das Gefäß, in dem der Abendmahlswein auf dem Altar aufbewahrt wurde (Tafel II, Fig. 12), zum größern Teil aber private Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, die sowohl als Erkennungszeichen der ältesten Christen wie als Amulette zum Schutze gegen die Heiden dienten, Lampen mit dem Christusmonogramm (Abbild. s. bei »Lampen«), Glasgefäße (Tafel II, Fig. 11 u. 13), Elfenbeinschnitzereien, darunter auch solche für Bücherdeckel nach Art der römischen Diptycha (Tafel II, Fig. 7, 14 u. 15), silberne Löffel als Taufgeschenke (Tafel II, Fig. 9), Medaillons, geschnittene Steine und Ringe (Tafel II, Fig. 3—5, 8 u. 10), die durch Bilder Christi und der Madonna, durch Symbole (Fische, Kreuz, Anker) oder durch Monogramme und Inschriften als altchristlichen Ursprungs bezeugt sind. Nachdem das Christentum unter Konstantin d. Gr. Staatsreligion geworden war, erlosch die Kunstthätigkeit für den geheimen Totenkult, und an die Stelle der Symbole trat die Darstellung der göttlichen und biblischen Personen, die zum Gegenstand des allgemeinen Kunstschaffens im Abendland wurde. Vgl. Art. »Archäologie«, S. 813 u. 814, und die dort angeführte Litteratur.

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Kunst, im weitern Sinn die Kunst des spätern Römerreichs, des Mittelalters und der Neuzeit im Gegensatz zur heidnischen Kunst des klassischen und orientalischen Altertums, im engern Sinn die Kunst in Beziehung zur christlichen Kirche. Unter frühchristlicher oder altchristlicher Kunst versteht man jene unter dem Einfluß christlicher Ideen erfolgte Umwandlung der antiken Kunst, deren Schöpfungen in den Begräbnisstätten (meist Katakomben) der ersten Christen erhalten sind. Weiteres im Artikel »Christliche Altertümer«, nebst Tafel. Vgl. auch Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 1 u. 2; über christliche Archäologie s. d.

Christliche Religion, s. Christentum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christlich-soziale Reformbestrebungen, Bestrebungen, welche soziale Schäden dadurch heilen wollen, daß sie die Gesellschaft durch das Christentum von dem Übel des einseitigen Individualismus erlösen. Sie erkennen Eigentum und private Unternehmungen als berechtigt an, doch sollen dieselben auf christlicher Grundlage ruhen. Solche Bestrebungen traten in England nach dem Untergang des Chartismus (s. d.) auf, und zwar besonders gefördert durch J. D. Maurice (s. d.), Kingsley (s. d.) und Ludlow. 1850 bildete sich eine christlich-soziale Gesellschaft zur Förderung von Arbeiterassociationen. Die Fabian Society wirkt durch Abhaltung von Vorlesungen und Ausgabe von Flugschriften und Traktaten; die 1889 in Oxford gegründete Christian Social Union will der Autorität des christlichen Lebens im sozialen Leben und Wirken Geltung verschaffen. In Deutschland sind zu unterscheiden die katholische und die protestantische Richtung, jene vorzüglich angeregt durch Bischof v. Ketteler seit 1848 und gepflegt durch die 1876 gegründete Görresgesellschaft (s. d.). Die evan-

gelisch-sozialen Bestrebungen wirkten früher nur auf einzelnen Gebieten. Eine allgemeinere Bedeutung erlangten sie in der christlich-sozialen Arbeiterpartei, welche 1878 durch Hofprediger Stöcker (s. d.) in Berlin gegründet wurde, und die mit Hilfe der Kirche die Sozialdemokratie überwinden will. Ursprünglich in geistigem Zusammenhang mit dem orthodox-konservativen Verein für Sozialreform, der ebenfalls die Sozialdemokratie zu bekämpfen sich zum Ziel setzte, jedoch bald dahingesiecht ist, blieb diese Partei auch nach Erlaß des Sozialistengesetzes noch weiter bestehen, indem ihr nun der Kampf gegen die liberalen Anschauungen auf kirchlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet als Aufgabe gesetzt wurde. Das Programm derselben enthält neben Betonung des christlichen Glaubens die Forderung nach obligatorischen Innungen, Einführung des Normalarbeitstags, Wiederherstellung der Wuchergesetze, obligatorische Hilfskassen für Witwen, Waisen, Invaliden ꝛc. Auch in Österreich wurde Ende der 80er Jahre von hochkonservativer Seite der Versuch gemacht, eine Organisation der Arbeiter auf christlich-sozialer Grundlage zu stande zu bringen und mit deren Hilfe insbes. die Gewerbegesetzgebung zu beeinflussen; doch hatte derselbe wenig Erfolg. Vgl. Wach, Die christlich-soziale Arbeiterpartei (Leipz. 1878); Stöcker, Christlich-sozial (2. Aufl., Berl. 1890); A. v. Öttingen, Was heißt christlich-sozial? (Leipz. 1886).

Christlieb, Theodor, evangel. Theolog, geb. 7. März 1833 zu Birkenfeld in Württemberg, gest. 16. Aug. 1889 in Bonn, wurde Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in London, dann Pfarrer zu Friedrichshafen am Bodensee und 1868 Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger in Bonn. Er veröffentlichte außer Predigten: »Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena« (Gotha 1860), »Moderne Zweifel am christlichen Glauben« (2. Aufl., Basel 1870), »Der Missionsberuf des evangelischen Deutschland nach Idee und Geschichte« (Gütersl. 1876), »Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen« (2. Aufl., das. 1878), »Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission« (4. Aufl., das. 1880); »Ärztliche Missionen« (das. 1884). Vgl. »Zum Gedächtnis Th. Christliebs« (Bonn 1889).

Christmas (engl., spr. krißmäs, »Christmesse«), eigentlich der Christtag oder C.-day (25. Dez.), dann die ganze Weihnachtszeit, die ehemals in England bis zum 2. Febr. währte und jetzt mit dem twelfth-day oder »zwölften Tag« (6. Jan.) endigt.

Christmas-box (engl., spr. krißmäs-bocks), in England das Weihnachtsgeschenk; Boxing-day (spr. -dē), der zweite Weihnachtsfeiertag, an welchem dasselbe verabreicht wird.

Christmas Carols (engl., spr. krißmäs kärrols), Weihnachtsgesänge, zum Teil sehr alten Ursprungs, da sie noch des heidnischen Julebers gedenken und (mit lateinischem Text) noch 1840 im Queen's College zu Oxford bei Auftragung des Eberhauptes gesungen wurden. Eine Sammlung solcher alten C. C. gab bereits Wynkyn de Worde 1521 gedruckt heraus, und das Eberlied wurde bereits 1170 am Hofe König Heinrichs I. gesungen.

Christmas-Pantomime (engl., spr. krißmäs-pântomaim), Name der komischen Zauberballette, die auf den Nationaltheatern Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten mit großer Pracht aufgeführt werden. Der Ursprung dieser Pantomimen ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrh. zu setzen, doch erhielten sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnen sie mit einem Vorspiel, das ein Märchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Harlekin, Kolombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Harlekinade erfolgt. Tagesneuigkeiten aller Art werden dabei lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofes nicht verschont.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags bei Licht gehalten wird.

Christmonat, deutscher Monatsname, soviel wie [Dezember.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfest mit Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodōros, griech. Dichter, aus Koptos in Ägypten, verfaßte um 500 n. Chr. in 416 Hexametern eine für die Kunstgeschichte wichtige, geschmackvolle und anschauliche Beschreibung der Statuen im Zeuxippos-Gymnasium zu Byzanz, das, von Septimius Severus erbaut, die Werke der ältesten Meister enthielt und 532 verbrannte. Das Gedicht bildet das zweite Buch der griechischen Anthologie (s. d.).

Christodūlos (griech., soviel wie Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos (s. d.).

Christofāni, Buonamico, Maler, s. Buffalmacco.

Christoffel, Elwin Bruno, Mathematiker, geb. 10. Nov. 1829 in Montjoie, studierte in Berlin, habilitierte sich daselbst 1859 als Privatdozent, wurde 1862 Professor am Polytechnikum in Zürich, dann an der Gewerbeakademie in Berlin und 1872 in Straßburg. Er arbeitete über höhere Analysis, mathematische Physik, über die Theorie der geodätischen Dreiecke ꝛc.

Christofle (spr. -stoffl'), Charles, Industrieller, geb. 1805 in Paris, gest. 13. Dez. 1863 in Brunoy (Seine-et-Marne), war Leiter eines Gold- und Silberwarengeschäfts und begründete später in Paris und Karlsruhe Etablissements, in welchen er die galvanische Vergoldung und Versilberung ungemein ausbildete. Er erreichte vorher nie gesehene Effekte, schuf große plastische Werke, welche allen Anforderungen der Kunst entsprachen, ebenso auch zahllose Gegenstände für den täglichen Gebrauch und namentlich vorzügliche Kunstbronzen und emaillierte Metallarbeiten. Das von ihm gelieferte galvanisch versilberte Neusilber mit 2 Proz. Silbergehalt ist als Christoflemetall allgemein bekannt geworden. Er schrieb: »Observations sur les lois qui régissent le commerce de la bijouterie« (Par. 1835); »Projet de loi sur les marques de fabrique et de commerce« (1847); »Histoire de la dorure et de l'argenture électrochimique« (1851).

Christolatrie (griech.), »Christusverehrung« mit Hintansetzung der Verehrung Gottes, wie solche z. B. der Brüdergemeinde schuld gegeben wird.

Christologie (griech.), die »Lehre von Christus«, und zwar von seiner Person in erster, in zweiter Linie auch von seinem Werk, der wichtigste Teil der christlichen Glaubenslehre. Sofern, von der Seite der Theologie (s. d.) im engern Sinn betrachtet, die Leistung des Christentums (s. d.) nur als höchste Blüte und Vollendung aller bereits auf der alttestamentlichen Vorstufe wirksamen Kräfte eines im Volk Israel heimischen Gottesbewußtseins erscheint, hätte eine Trennung vom Judentum keineswegs zu den notwendigen Ergebnissen des christlichen Gedankenfortschritts gehört. Was diese Wirkung mit sich führte, war vielmehr der Anspruch Jesu, Messias (s. d.) zu sein. Nun erscheint freilich die Messiasidee selbst wieder

nur als eine reife Frucht der gesamten alttestamentlichen Entwickelung, und wenn Jesus von Nazareth sich jederzeit »Menschensohn« nannte und auch von andern, wenigstens gegen das Ende seines öffentlichen Auftretens, »Davidssohn« und »Gottessohn« nennen ließ, so that er dies eben in dem Sinn, wie schon das Alte Testament mit allen diesen Ausdrücken den Messias gekennzeichnet hatte (s. Jesus Christus). So lautet denn auch das erste christliche Dogma selbst bei dem paulinisch gesinnten Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte einfach dahin: »Jesus von Nazareth ist der Messias« (Apostelgesch. 9, 22); er wird als solcher »das Reich Israel wieder aufrichten« (Luk. 24, 21; Apostelgesch. 1, 6), »auf Davids Thron sitzen« (Luk. 1, 32; Apostelgesch. 2, 30), sein Volk »erretten von seinen Feinden« (Luk. 1, 71). So weit war das Christentum vollständig eingetreten in den volksmäßigen Vorstellungskreis des Judentums. Um so weniger aber ließ sich mit der jüdischen Rechtgläubigkeit und dem gesamten religiösen Bewußtsein des Volkes die Thatsache in Übereinstimmung setzen, daß dieser Messias den schimpflichen und gottverlassenen Verbrechertod am Kreuz gestorben war. Wie stimmte dies zu der Überzeugung von der messianischen Hoheit Jesu als des »Sohnes Gottes«? Dies war die erste brennende Frage im Christentum. Die Urgemeinde beruhigte sich hierüber zunächst im Bewußtsein, daß die Thatsache des Todes ausgeglichen sei durch das einzigartige Wunder der Auferstehung. Dazu kam als ein zweites Moment der Glaube an die Wiederkunft Jesu. Im Anschluß an seine Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (welcher nach Dan. 7, 13. 14 mit den Wolken des Himmels kommt und ein ewiges Reich stiftet) erwartete man von der allernächsten Zukunft die Wiederkunft des Messias zum Gericht und zur Errichtung des Tausendjährigen Reiches (s. Chiliasmus). Damit war die erste folgenreiche Fortbildung der jüdischen Messiaslehre gegeben. Diese wußte nur von einer einmaligen Erscheinung des Messias; das Christentum lehrte eine doppelte, die eine der Vergangenheit angehörig, die andre der Zukunft; jene eine Erscheinung in Schwachheit, diese in Herrlichkeit. Aber wozu war denn jenes am Kreuz endende Vorspiel überhaupt nötig? Stand es doch mit dem von den Propheten so glänzend ausgemalten Bilde des theokratischen Königs in grellem Widerspruch! Nein! sagte schon das vorpaulinische Christentum, das alttestamentliche Bild ist nicht richtig aufgefaßt, wenn man neben den Lichtseiten die Schattenseiten übersieht. Eine im Hinblick auf die vollendete Thatsache erfolgende neue Durchforschung der Schrift führte vielmehr zu dem Resultat, daß schon die alttestamentlichen Bücher vertraut seien mit der Idee eines leidenden Messias. Die Jünger gedachten des leidenden Gerechten (Psalm 22 u. 69), des büßenden Knechtes Gottes (Jes. 53), und ihr »Herz brannte« (Luk. 24, 32) bei solchen Aussichten auf Lösung des quälenden Widerspruchs. Jetzt fingen innerhalb der christlichen Gemeinde die Reden an von »bestimmtem Ratschluß und Vorhersehen Gottes«, wodurch der Messias bei seinem ersten Auftreten den Händen der Gottlosen überantwortet worden sei (Apostelgesch. 2, 23). Den Zweck dieses Dahingebens der edelsten Frucht Israels in den Tod legte man dann, prophetischer Andeutung (Jes. 53, 4. 5. 12) folgend, in die Errettung der großen sündigen Menge des Volkes, d. h. man faßte den Tod Jesu unter dem Gesichtspunkt der Sühne »für unsre Sünden« auf (1. Kor. 15, 3. 4).

Bei aller Entschiedenheit der Gegensätze, welche das Urchristentum in sich barg, lag somit ein dogmatischer Einheitspunkt im Glauben an den Sühnetod und die Auferstehung des Stifters, an seine Wiederkunft zur Errichtung des Reiches (1. Kor. 15, 11). Je gewisser man sich in dieser Verehrung des »Sohnes Gottes« mit Gott selbst geeinigt und versöhnt wußte, desto mehr mußte auch der Ausdruck »Sohn Gottes« an Inhalt und Bedeutung gewinnen und das Bekenntnis von der Messianität Jesu einer über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Anschauung von seiner Natur und Würde zustreben. In der Offenbarung des Johannes erscheint darum Jesus bereits als »der Erste und der Letzte« (1, 17), als »der Anfang der Kreatur« (3, 14), als »das Wort Gottes« (19, 13). So gewiß sich Ähnliches auch in der jüdischen Messiaslehre findet, so unleugbar berührt sich die C. der judenchristlichen Offenbarung bereits mit der Paulinischen Theologie auf der einen, mit der Johanneischen auf der andern Seite. Diese beiden Formen stellen die fortgeschrittensten, alles Judentum bereits entschieden überbietenden Typen der neutestamentlichen C. dar. In der Paulinischen und Johanneischen Theologie erscheint Christus nicht mehr bloß als letztes Glied in der Entwickelung des Alten Bundes, sondern aus dem idealen Repräsentanten des jüdischen Volkes, dem Messias, ist schon bei Paulus das Urbild der Menschheit und Ebenbild der Gottheit, aus einer einzelnen, erst im Verlauf der Geschichte ins Leben getretenen, das religiöse Leben auf seinen Gipfel führenden Erscheinung ist ein schöpferisches Prinzip dieser ganzen Geschichte, ein Organ der göttlichen Schöpferkraft in der Weltregierung geworden, durch welches Gott von vornherein alles ins Werk gesetzt hat (1. Kor. 8, 6). Die Mittel, durch welche Paulus mit seiner C. dergestalt die populären jüdischen Messiasbegriffe überbot, waren ihm durch die damalige Schultheologie an die Hand gegeben, welche sich allen begrifflichen Primat in der Form einer zeitlichen Priorität anschaulich zu machen pflegte. So ist auch Christus hier eine vor ihrem geschichtlichen Sein schon dagewesene Persönlichkeit, ein präexistentes Wesen geworden (1. Kor. 10, 4). Als Mensch aber mußte er auftreten, um den Tod erleiden zu können. Jene zuvor schon eingeleitete Beziehung des Todes Christi zur Sünde hat nämlich Paulus dahin erweitert und vertieft, daß er denselben nach Analogie der levitischen Opferordnung als Sühnopfer (Röm. 3, 25), als notwendiges Mittel zur Lösung des vom Gesetz auf die sündige Menschheit geworfenen Fluches (Gal. 3, 10. 13), als schlechthinnige Voraussetzung aller Erlösung und Versöhnung, als Quellpunkt einer neuen Gerechtigkeit der Gotteskinder faßte (Röm. 4, 25). Eine der Sache nach das gleiche Ziel, aber mit andern Mitteln erreichende Lehrform war es, wenn der im Hebräerbrief und besonders im vierten Evangelium vertretene christliche Alexandrinismus ohne weiteres die Platonisch-stoische Logoslehre, welche schon der Jude Philo mit dem alttestamentlichen Gottesbegriff in Verbindung gesetzt hatte, auf die historische Persönlichkeit Jesu anwandte, wodurch dieselbe in eine neue Beleuchtung trat und endgültig als der schon bei der Weltschöpfung beteiligte, zur vorausbestimmten Zeit ins Fleisch eingetretene und nach vollbrachter Versöhnung wieder zu Gott zurückgekehrte Logos erschien (s. Menschwerdung). Diesen Schritt that erst der vierte Evangelist, während zwei frühere sich damit begnügt hatten, einen nachweisbar ältern Typus der evangelischen Geschichte, darin Jesus als Sohn

Josephs und Marias auftritt (Mark. 6, 3; Matth. 13, 53), mit einer Vorgeschichte zu vermehren, kraft welcher die Gottessohnschaft, die man sich sonst als im Moment der Taufe beginnend vorgestellt, auf die Zeugung selbst bezogen und nahezu physisch gefaßt wurde (Matth. 1, 18. 23; Luk. 1, 35). So hört schon im Verlauf der neutestamentlichen Entwickelung die C. auf, Messiaslehre zu sein, und wird statt dessen ein Stück Gotteslehre. Man hielt zwar die menschlichen Anschauungen von Christus in der Form fest, daß auch Paulinische und Johanneische Kreise noch in ihm den beglaubigten und bevollmächtigten Durchführer der göttlichen Zwecke in der Menschenwelt erblickten; zugleich aber faßte man ihn als ein Wesen auf, dessen Daseinskreis irgendwie mit dem göttlichen selbst sich deckte oder doch in denselben hineinfiel. Abgestreift aber und als häretisch gebrandmarkt war schon gegen Ende des 2. Jahrh. die Vorstellung der entschiedenen Judenchristen (s. Nazarener), der sogen. Ebionitismus, welcher die Göttlichkeit Christi in die höchste Stufe der Geistesbegabung, in die Vollendung des alttestamentlichen Prophetentums, verlegte, ihn selbst aber lediglich als Menschen gelten ließ.

War aber Christus für die jetzt entstehende katholische Kirche eine ewige und göttliche Persönlichkeit, so schien der streng und schlechthin einheitliche Gottesbegriff aufgehoben. Hinwiederum wollte und konnte man auch nicht zwei Götter lehren, denn damit wäre man in das Heidentum zurückgesunken. Es erfolgte daher eine Ausgleichung beider Seiten, eine Lösung des geschlungenen Rätsels in doppelter Weise. Anschließend an die Johanneische Lehre, wonach zwischen Gott und seinem in dem geschichtlichen Jesus verleiblichten Wort ein eigentümliches Verhältnis der Wesenseinheit besteht, erkannte schon eine im Laufe des 2. Jahrh. populär gewordene Vorstellung eine Verschiedenheit der Subjekte kaum mehr an; man sah in Christus einfach die Erscheinung des Vaters (Monarchianismus, Modalismus). Der so sich ergebenden Gefahr, Gott im Menschen oder den Menschen in Gott zu verlieren, begegneten die hervorragendsten Kirchenlehrer des 3. Jahrh., indem sie sich wieder mehr an die Paulinische Lehre anschlossen, welche den Sohn so bestimmt persönlich vom Vater unterscheidet, daß sie ihn zu dem letztern sogar in ein entschiedenes Verhältnis der Abhängigkeit setzt (Hypostasianismus, Subordinatianismus). Eine einigende Formel wurde in dieser Zeit noch nicht gefunden; erst im Arianischen Streit (s. d.), welcher fast das ganze 4. Jahrh. erfüllte, gelangte der Prozeß zwischen beiden Parteien zum Austrag. Auf den das Verhältnis des Vaters zum Sohn definitiv feststellenden Kirchenversammlungen von Nikäa (325) und Konstantinopel (381) wurden die bestehenden Gegensätze einfach nebeneinander gestellt, d. h. man stellte als Glaubensgeheimnis die Sätze auf, der Sohn sei dem Vater gleich an Wesen, aber doch eine verschiedene Person, also nicht ungezeugt, wie der Vater, aber doch auch nicht geschaffen, wie die Welt, sondern in ewiger Weise vom Vater erzeugt, »wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott«.

Dieser ganzen Bewegung lag das religiöse Interesse zu Grunde, sich der unendlichen Bedeutung des christlichen Heils in der Anschauung der Person dessen bewußt zu werden, welcher dasselbe gebracht und ein für allemal begründet hatte. Die C. galt der Kirche als Ausdruck des Wertes des ganzen Christentums. Wie dieser ein absoluter, so war die Person seines Stifters eine absolute, und es konnte die Entwickelung des dogmatischen Denkens über diese Person zu ihrem Ruhepunkt erst da gelangen, wo dieselbe unter Wahrung ihres menschlichen Charakters zugleich in einem Verhältnis zu Gott stand, welches keine Steigerung mehr zuließ. Ist Christus nach dem christlichen Gesamtbewußtsein der ausschließliche Vermittler der Vateroffenbarung Gottes, der eigentliche Schöpfer eines nach dem Urteil der gläubigen Christenheit ausreichenden Gottesbewußtseins, so ist er darum auch das Organ, womit diese christliche Menschheit Gott wahrnimmt, wie das Auge das Organ ist, womit die natürliche Menschheit das Licht wahrnimmt. Wie für diese das Licht im Auge, so ist für jene Gott in Christus, und das Bekenntnis von der Gottheit Christi, die Quintessenz der C., ist etwa nach Analogie des Satzes zu verstehen: »Das Auge ist das Licht des Leibes« (Matth. 6, 12). Die alte Kirche aber setzte gemäß den Denkformen, in welchen sie sich zu bewegen hatte, an die Stelle dieser religiösen Beurteilung eines religiösen Verhältnisses eine metaphysische Betrachtung und kam so nach durchgekämpften arianischen, nestorianischen, monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten endlich am Schluß des 7. Jahrh. zu dem fertigen Christusbild der Dogmatik: Eine gottmenschliche Person mit zwei Naturen und zwei Willen, wesensgleich nach der einen Seite mit dem »ungezeugten« Vater, nach der andern mit den »geschaffenen« Menschen (ausgenommen die Sünde), selbst aber weder ungezeugt noch geschaffen, sondern »von Ewigkeit gezeugt«.

Während auf Innehaltung dieser Bestimmungen der C. seitens der Kirche mit vollkommener Ausschließlichkeit gedrungen wurde und bald keiner, der sich in diesen Gang der Entwickelung nicht zu schicken wußte, noch ein Recht der Existenz in der Kirche, ja auf der Welt überhaupt mehr besaß, konnte man während eines ganzen Jahrtausends hinsichtlich des Werkes Christi, jener zweiten Hälfte der C., die verschiedenartigsten und unfertigsten Lehrmeinungen vernehmen. Erst die Scholastik hielt sich wieder enger an die Paulinischen Vorstellungen. Der erste, der dieselben in einen dialektisch gefaßten, durch die juristische Schablone des Mittelalters bedingten Ausdruck brachte, war Erzbischof Anselm von Canterbury, welcher in einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit der Argumentation den Gedanken durchführte, daß Gott zur Wiederherstellung der ihm durch die Sünde entzogenen Ehre und zugefügten Beleidigung notwendig habe Mensch werden müssen, um so als Gottmensch durch freiwilligen Tod die Schuld abzutragen, die außer ihm niemand abtragen konnte, und den Widerstreit der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit auszugleichen (s. Versöhnung). Über diese sogen. Satisfaktionstheorie entbrannte ein heftiger Streit zwischen den Schulen des Thomas von Aquino und des Duns Scotus, als ersterer, in Anselms Fußstapfen tretend, besonderes Gewicht auf das »überschüssige Verdienst« des Todes Jesu legte, letzterer hingegen das Zureichende desselben in Abrede stellte und die Lehre von der sogen. Acceptilation (s. d.) anbahnte. Die Mystiker versenkten sich bald mit Verzichtleistung auf dogmatische Bestimmungen rein mit dem Gefühl und der Phantasie in den Abgrund der am Kreuz gestorbenen Liebe (die Jesusmystik des heil. Bernhard), bald suchten sie den Tod des Sohnes Gottes durch asketische »Entwerdung« und Selbstvernichtung zu ergänzen. Das Reformationszeitalter ließ die Lehre von den beiden Naturen in Christus als gemeinchristliche Fundamentallehre unan-

getastet stehen; einzig zwischen den Lutheranern und Reformierten erhob sich im Zusammenhang mit dem Abendmahlsstreit eine Differenz. Während die Reformierten vermöge ihrer Voraussetzung eines schlechthinnigen Unterschieds zwischen Unendlichem und Endlichem die Menschheit des Fleisch gewordenen Logos als eine wirklich innerhalb der Schranken irdischen Menschendaseins sich entwickelnde faßten, darüber derselbe Logos vermöge seiner Gottheit immer noch unendlich hinausrage, stellte die Konkordienformel als Stütze der lutherischen Abendmahlstheorie die Lehre auf, daß in Christus göttliche und menschliche Natur in eine ganze und bleibende Vereinigung (unio personalis) getreten seien, vermöge deren eine solche Gemeinschaft der beiden Naturen (communio naturarum) stattfinde, daß der Logos fortan nur noch »im Fleisch« existiert, seine göttliche Natur nur noch in der mit ihr persönlich vereinigten menschlichen und durch dieselbe sich bethätigt, ebendarum aber dieser auch ihre wesentlich göttlichen Eigenschaften mitteile (communicatio idiomatum) und z. B. Christus auch seiner menschlichen Gestalt nach allgegenwärtig, also mit seinem Fleisch und Blut in den Abendmahlselementen sein könne. Die reformierte Kirche erklärte eine solche Mitteilung der Idiome für eine bloß rednerische Vertauschung der Ausdrücke (alloeosis) und beschuldigte die lutherische Theologie der Vermischung der beiden Naturen. Das Werk Christi anlangend, hat der Protestantismus die Anselmische Lehre unter Abstreifung ihres privatrechtlichen Charakters und unter Verbindung derselben mit der biblischen Opferidee dahin ausgebildet, daß der Gottmensch durch sein im Tode übernommenes stellvertretendes Strafleiden ein schlechthin entsprechendes Sühnopfer für die Sünden der ganzen Menschheit gebracht, den gerechten Zorn Gottes gestillt und die Zuwendung der sündenvergebenden Gnade Gottes an die Gläubigen objektiv ermöglicht habe. Dabei betonen beide protestantische Konfessionen neben dem leidenden Gehorsam Christi auch seinen thätigen, d. h. die vollkommene Erfüllung des Gesetzes, und handeln daneben noch von den beiden Ständen (status) Christi, nämlich demjenigen der Erniedrigung (status exinanitionis) und dem der Erhöhung (status exaltationis), mit welchem auch seine menschliche Natur in den reellen Besitz und Gebrauch göttlicher Herrlichkeit eingetreten sei. Dabei streiten Lutheraner und Reformierte, ob die sogen. Höllenfahrt (s. d.) schon zu diesem oder noch zu jenem Stand gehöre.

Einen ersten Schritt zur Auflösung dieses dem dogmatischen Denken angehörigen Christusbildes thaten, indem sie zu einfachern neutestamentlichen Vorstellungen zurückkehrten, die Socinianer; einen weitern die Rationalisten, indem sie das, was der Mensch Jesus an sich war, auch wieder von dem unterschieden, was er dem Paulus und dem Johannes war, und dem Tode Jesu nur die Bedeutung eines den Sieg seiner Sache bedingenden Martyriums vindizierten; einen dritten die spekulative Theologie, indem sie die Dogmen von der Gottmenschheit und Versöhnung als Formen behandelte, in welchen die ewige Wahrheit von der Einheit des unendlichen und des endlichen Geistes der populären Vorstellung faßbar und an dem klassischen Exempel Jesu gleichsam ad oculos demonstriert werde; einen vierten die mit Strauß anhebende kritische Behandlung des Lebens Jesu, vermöge welcher die Person Jesu immer mehr in den Kreis der wirklichen Geschichte hereingezogen worden ist (s. Jesus Christus); einen fünften und letzten die von den Fesseln der Dogmatik emanzipierte kirchen- und dogmengeschichtliche Forschung, welche den ganzen Prozeß des Werdens der C. klargelegt und zum objektiven Verständnis gebracht hat. Auf denselben historischen Prozeß stützen sich anderseits aber auch die konservativen Richtungen, indem sie demselben ein sei es dogmatisch verfestigtes, sei es spekulativ konstruierbares Resultat abgewinnen, teilweise auch die ganze christologische Metaphysik vor der sittlichen Bedeutung Jesu als des Stifters des Reiches Gottes, darin sich alle Zwecke Gottes mit der Menschheit zusammenfassen, verstummen heißen. Vgl. F. C. Baur, Die christliche Lehre von der Versöhnung (Tübing. 1838); Derselbe, Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes (das. 1841—43, 3 Bde.); Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (2. Aufl., Stuttg. 1845—56, 4 Bde.); Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (Bonn 1870—74; 3. Aufl. 1888—89, 3 Bde.); H. Schultz, Die Lehre von der Gottheit Christi (Gotha 1881); Geß, Christi Person und Werk (Basel 1870—87, 3 Bde.).

Christoph, Heiliger (lat. Christophŏrus, »Christusträger«; auch der große C. oder Christophel genannt), einer der 14 Nothelfer der katholischen Kirche, nach der Legende ein Mann von 12 Fuß Länge und ungewöhnlicher Stärke. Im Gefühl seiner Kraft wollte er seine Dienste nur dem Mächtigsten weihen und diente daher erst einem König, dann, da er dessen Furcht vor dem Teufel merkte, diesem, und als derselbe einst einem Christusbild ängstlich auswich, beschloß er, Christus seine Dienste zu weihen. An einem großen Fluß erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt und ließ sich von ihm über den Fluß tragen, worauf er den Namen C. erhielt. Nach der ältesten Gestalt der Legende soll C. in Syrien gelebt und unter Kaiser Decius das Martyrium erlitten haben. Die morgenländische Kirche feiert Christophs Gedächtnis am 9. Mai, die abendländische am 25. Juli. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, das Christuskind auf seinen Schultern, wie er, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte aufwendet, um der immer wachsenden Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423 dar. Vgl. Sinemus, Die Legende vom heiligen C. in der Plastik und Malerei (Hannov. 1868); Mainguet, Saint Christophe, sa vie et son culte (Tours 1891).

Christoph, Name zahlreicher Fürsten, von denen bemerkenswert sind:

[Bayern.] 1) C. der Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geb. 6. Jan. 1449, gest. 15. Aug. 1493, war einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit, erhielt, während sein Bruder Albrecht sich 1467 der Alleinherrschaft in Bayern bemächtigte, nur einige Güter und Schlösser, beanspruchte aber Teilnahme an der Regierung und stiftete einen Bund, »Gesellschaft der Böckler des Einhorns«, mit welchem er jene erzwingen wollte, wurde jedoch auf Albrechts Befehl 1471 im Bad ergriffen und in der Neuen Feste zu München gefangen gesetzt, aus welcher er erst nach 19 Monaten auf Einsprache der Stände wieder entlassen wurde. Ein abermaliger Empörungsversuch mißglückte ebenfalls, und C. trat nun endlich 1475 seinen Anteil an der Herrschaft auf 10 Jahre förmlich an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Pähl und die Stadt

Weilheim. Heldenruhm erwarb er sich im flandrischen Krieg sowie in dem Heer des Herzogs Georg, welches dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hilfe eilte; C. war der erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wünschten die C. übergebenen Städte von dessen harter Herrschaft erlöst zu werden, und zugleich kündigten 59 Adlige C. Fehde an, so daß dieser der Übermacht weichen mußte. Er stellte sich an die Spitze des Löwlerbundes, den der unzufriedene Adel gegen Albrecht gestiftet hatte, zog dann in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen nach Palästina und starb, mit seinem Bruder versöhnt, auf der Rückreise auf Rhodos. Die Sagen über C. behandelt: Trautmann, Die Abenteuer Herzogs C. von Bayern (3. Aufl., Regensb. 1880).

[Könige von Dänemark.] 2) C. I., Sohn Waldemars II., folgte 1252 seinem Bruder Abel auf dem dänischen Thron, trat dann aber Schleswig an dessen Sohn ab. Durch den Übermut des Erzbischofs von Lund, Jakob Erlandson, in Kampf mit der Hierarchie verwickelt, ließ C. denselben verhaften und nahm alle den Geistlichen verliehenen Freiheiten zurück. Sofort traf das ganze Land der Bann, den nur Jütland unbeachtet ließ, und infolgedessen sich das Volk mehrfach gegen C. erhob. Er fand seinen Tode 1259 durch Gift, das ihm von einem Bischof im heiligen Abendmahl gereicht worden sein soll.

3) C. II., Sohn des Königs Erich (VI.) Glipping und der Prinzessin Agnete von Brandenburg, folgte seinem Bruder Erich Menved 1319 durch die Wahl der Stände, nachdem er eine Wahlhandfeste beschworen. Seine drückende, willkürliche Regierung rief bald Aufstände hervor, und 1326 wurde er vertrieben. Zwar kehrte er 1330 auf den Thron zurück, wurde aber schon 1331 vom Grafen Gerhard von Holstein besiegt und starb 2. Aug. 1332 auf der Flucht.

4) C. III. (als König von Schweden C. I.), Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, Sohn Johanns von Bayern und der Prinzessin Sophie von Dänemark und Schweden, geb. 26. Febr. 1418, gest. 6. Jan. 1448, folgte dem Bruder seiner Mutter, König Erich X. (XIII.), der in Dänemark u. Schweden des Thrones für verlustig erklärt worden war, 1439 als König von Dänemark und Norwegen, 1440 auch von Schweden. Er regierte bis 1448 ruhig und glücklich, übertrug das Herzogtum Schleswig als erbliches Fahnenlehen dem Grafen Adolf von Schauenburg, verlegte die Residenz von Roeskilde nach Kopenhagen, erregte jedoch dadurch Unwillen gegen sich, daß er viele deutsche, namentlich bayrische Familien ins Land zog und bevorzugte. Seine auswärtige Politik war auf die Beschränkung der hanseatischen Macht gerichtet; in Schweden ward unter C. das alte Landesgesetz 1442 umgearbeitet. Nach Christophs Tode kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron.

[Oldenburg.] 5) C., Graf von Oldenburg, geb. 1502 oder 1504 als jüngerer Sohn des Grafen Johann XIV., gest. 4. Aug. 1566, trat in den geistlichen Stand und erlangte außer andern Pfründen eine Domherrenstelle in Köln und eine Propstei in Bremen. Er lebte meist am Hofe des Landgrafen Philipp von Hessen und nahm in dessen Gefolge an der Schlacht von Frankenhausen teil. Er wandte sich mit Eifer der Reformation zu und trug zu deren Einführung in seiner Heimat wesentlich bei. Zu gunsten seines Vetters, des entthronten Königs Christian II. von Dänemark, stellte sich C. in der sogen. Grafenfehde 1531 an die Spitze des Lübeckischen Heeres, eroberte Holstein und Kopenhagen und ließ sich 1534 als Gubernator des dänischen Reiches huldigen. 1537 wurde er jedoch durch Christian III. aus Dänemark vertrieben. Er lebte fortan meist auf seinem Familiensitz zu Rastede der Förderung der evangelischen Lehre und humanistischen Studien. Nur 1546—47 nahm er als Oberst im evangelischen Heere am Schmalkaldischen Kriege teil und schlug mit Albrecht von Mansfeld den Herzog Erich von Braunschweig 23. Mai 1547 bei Drakenborg. Milde Stiftungen, die er reich ausstattete, erhielten seinen Namen der Nachwelt. Vgl. v. Alten, Graf C. von Oldenburg und die Grafenfehde (Hamb. 1853).

[Württemberg.] 6) C., der vierte Herzog von Württemberg, geb. 12. Mai 1515 in Urach, gest. 28. Dez. 1568 in Stuttgart, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs und der bayrischen Prinzessin Sabina. Er wurde nach der Vertreibung seines Vaters durch den Schwäbischen Bund 1520—32 an den Höfen Ferdinands von Österreich und Karls V. erzogen. Da der Kaiser die Absicht hatte, das Herzogtum Württemberg, welches der Schwäbische Bund an ihn verkauft hatte, dauernd an das habsburgische Haus zu bringen, und es seinem Bruder, dem König Ferdinand, auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 als erbliches Lehen gab, während C. dem Kaiser nach Italien und Spanien folgen sollte, vielleicht um in einem Kloster zu verschwinden, entfloh C. mit Hilfe seines Freundes und Lehrers Tiffernus und verbarg sich eine Zeitlang bei seinen Verwandten in Bayern. Als Herzog Ulrich durch den Sieg bei Lauffen (13. Mai 1534) sein Herzogtum wiedererobert hatte, kehrte auch C. in die Heimat zurück, fand aber bei dem mißtrauischen Vater keine freundliche Aufnahme und trat daher in französische Kriegsdienste. 1542 von Ulrich zurückgerufen, übernahm er die Statthalterschaft von Mömpelgard und vermählte sich 1544 mit der Prinzessin Anna Maria von Ansbach. Nach dem Tode Ulrichs (1550) trat er die Regierung in Württemberg an, gerade da das durch den Krieg zerrüttete Land als durch Ulrichs Teilnahme am Schmalkaldischen Kriege verwirktes Afterlehen dem österreichischen Hause zugesprochen werden sollte. Durch Festigkeit und Klugheit überwand C. alle Schwierigkeiten und erhielt im Vertrag von Passau 1553 gegen Anerkennung der Lehnshoheit Österreichs und Zahlung einer Summe von 250,000 Gulden den erblichen Besitz Württembergs zugesichert. C., einer der trefflichsten Regenten Württembergs, wandte seine eifrigste Sorge den innern Angelegenheiten zu. Er erneuerte den Tübinger Vertrag, die Grundlage der landständischen Verfassung, ließ das sogen. württembergische Landrecht abfassen, förderte Ackerbau, Handel und Gewerbe und widmete den kirchlichen Einrichtungen eine besondere Aufmerksamkeit: 1559 erließ er die sogen. große Kirchenordnung, führte die reine lutherische Lehre anstatt des Interims ein, gründete Klosterschulen zur Bildung evangelischer Theologen, erweiterte die Universität Tübingen und schuf aus den Gütern und Einkünften der frühern Klöster das reich ausgestattete Kirchengut der evangelischen Kirche Württembergs. An den damaligen kirchlichen Angelegenheiten des Reiches nahm C. den lebhaftesten Anteil, indem er, freilich vergeblich, eifrig bemüht war, nicht bloß unter den beiden protestantischen Konfessionen die Einigkeit aufrecht zu erhalten, sondern auch mit den Katholiken wenigstens in Deutschland eine Verständigung herbeizuführen. Er erschien persönlich auf zahlreichen Zusammenkünften in Religionssachen

und führte einen ausgedehnten Briefwechsel; bei Kaiser Maximilian II. stand er in hoher Gunst. Auch nahm er sich der Protestanten in Österreich, Graubünden und Friaul an. In Stuttgart baute er das jetzt sogen. alte Schloß. Er wurde in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt; 1889 ward ihm ein Erzstandbild auf dem Schloßplatz in Stuttgart errichtet. Vgl. B. Kugler, C., Herzog zu Wirtemberg (Stuttg. 1868—72, 2 Bde.). Seinen Briefwechsel mit P. Vergerius gab der Stuttgarter Litterarische Verein (1875), Bruchstücke desjenigen mit Herzog Albrecht von Preußen Th. Wichert (Königsb. 1877) heraus.

Christophania (griech.), Erscheinung Christi.

Christophe, Henri, als Heinrich I. Kaiser von Haïti, geb. 6. Okt. 1767 als Negersklave auf der Insel Grenada, kam früh nach Haïti, schwang sich nach Ausbruch des Aufstandes gegen die Franzosen 1793 zum Brigadegeneral empor und verteidigte 1802 mit Glück Cap Haïti. Als Haupt der Partei der Neger empörte er sich mit dem Mulatten Pétion 1805 gegen Dessalines, welchen er 1806 ermorden ließ. Darauf kämpfte er mit Pétion um die Alleinherrschaft, bis sie 1808 das Land so teilten, daß C. den von den Negern bewohnten nördlichen Teil erhielt. Diesen verwandelte er 1811 in eine erbliche Monarchie und ließ sich als Heinrich I. zum Kaiser krönen. Er herrschte mit Festigkeit und nicht ohne Einsicht, machte sich aber durch die Nachahmung der Napoleonischen Einrichtungen lächerlich, indem er einen Code Henri erließ und einen von den komischten Titeln und Hofämtern strotzenden Hofstaat einrichtete. Da er infolge wiederholter Aufstände immer grausamer regierte, brach im September 1820 eine allgemeine Empörung gegen ihn aus; als diese siegte, erschoß sich C. 8. Okt., um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen.

Christophle (spr. -ofl'), Albert, franz. Politiker, geb. 13. Juli 1830 in Domfront (Orne), wurde 1856 Advokat in Paris. Nach dem Sturz Napoleons III. war er einige Monate Präfekt des Depart. Orne, wurde im Februar 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, in der er sich dem linken Zentrum anschloß, und war einer der eifrigsten Anhänger von Thiers. Seit Februar 1876 Deputierter, verwaltete er vom März 1876 bis zum Mai 1877 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und wurde 1878 zum Gouverneur des Crédit foncier ernannt. Um das Zustandekommen und den Erfolg der Weltausstellung von 1889 erwarb er sich große Verdienste.

Christophskraut, s. Actaea.

Christophsthal, s. Freudenstadt.

Christópulos, Athanasios, neugriech. Dichter und Grammatiker, geb. 1772 zu Kastoria in Makedonien, gest. im Januar 1847, erhielt seine Jugendbildung zu Bukarest, studierte in Pest und Padua Medizin, wurde Erzieher der Söhne des Fürsten der Walachei, Alexander Murusis, und unter dessen Nachfolger Karadschas mit der Redaktion eines neuen Gesetzbuches für die Walachei betraut. Später lebte er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien teils in Griechenland, teils in den Moldaufürstentümern. C. hat sich besonders durch seine in anakreontischem Geist gehaltenen Liebes- und Trinklieder bekannt gemacht (»Ἐρωτικά, Βακχικά«, Wien 1811—12 u. ö.), von denen eine Auswahl in deutscher Übersetzung von Bolz (»Lieder des Athanasios C.«, Leipz. 1880), eine andre von Mitzschke (in den »Burschenschaftlichen Blättern«, 1893) erschien. Seine übrigen Dichtungen sowie seine grammatischen Arbeiten sind ohne Wert.

Christpalme, s. Ricinus.

Christpalmöl, soviel wie Rizinusöl.

Christus, griech. Übersetzung des hebräischen Messias (maschiach), der Gesalbte, daher der Ehren- und Amtsname Jesu, der nach der Kirchenlehre vom Heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Vgl. Christologie, Messias, Amt Christi.

Christusakazie, s. Gleditschia.

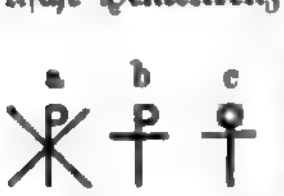
Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Die frühesten C. fanden sich nach Irenäus bei den Gnostikern, die vorgaben, solche von Pilatus her nach dem Urbild zu besitzen. Wahrscheinlich war das von Kaiser Alexander Severus in dessen Hauskapelle neben Abraham, Orpheus u. a. aufgestellte Christusbild dieser Art, ebenso das bei Eusebios 7, 18 erwähnte. Sonst bediente man sich nur des Monogramms vom Namen Christus (s. Christusmonogramm) und der Symbole, wie des Fisches (griech. *ΙΧΘΥΣ*), der gezeichnet oder geschrieben die Anfangsbuchstaben der Worte *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) enthielt. Obwohl nach Jes. 52, 14 sich Justinus Martyr und Tertullian Christus häßlich, Origenes aber laut Psalm 45 schön vorstellten, blieb es anfangs beim Symbol, wozu dann Szenen des Neuen und Alten Testaments kamen, worin Christus, in römischer Form und Haltung, lehrend, Blinde und Gichtbrüchige heilend, den Lazarus erweckend, jugendlich und ohne Versuch von Porträt dargestellt oder im Isaak, Moses, Jonas, Daniel vorgebildet war. Gemälde und Sarkophage der Katakomben zeigen öfters »den guten Hirten« (s. Tafel »Christliche Altertümer I«, Fig. 1, und Tafel II, Fig. 1) in der Tracht der Zeit. Laut Augustin und Eusebios hatte das 4. Jahrh. noch keinen bestimmten Typus für C. Bald aber weiß die Apokryphenlitteratur den auch von Eusebios 1, 14 erwähnten Briefwechsel zwischen Christus und König Abgar zu Edessa mit einem angeblich in einem Brief wunderbar eingedrückten Bildnis Christi in Verbindung zu bringen, das, in Edessa aufbewahrt, später (944) nach Konstantinopel und dann nach Rom gekommen sein soll (s. Abgar). Danach schildert Johannes Damascenus im 8. Jahrh. das Bild Christi, womit der im 11. Jahrh. bekannt gewordene Bericht des Lentulus und die byzantinischen C. harmonieren, z. B. die in Ravenna und Rom, welche Christus mit kurzem, gespaltenem Bart, langem, in der Mitte gescheiteltem Haar und edeln Zügen darstellen. Die C. in den Katakomben des Pontianus und Calixtus, Medaillons (s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 7), Amulette u. dgl. m. stammen aus dieser Zeit. So bleibt der Typus in den Mosaiken, auf dem Smaragdbildnis, das Papst Innocenz VIII. aus Konstantinopel erhielt, das aber nicht vor dem 15. Jahrh. gefertigt war, und in Bilderhandschriften, bis Giotto im 13. Jahrh. ihn veredelt, Fiesole vertieft und Leonardo da Vinci im Abendmahl (zu Mailand) vollendet. Seit Giotto und der gleichzeitigen Skulptur an französischen Portalen erscheinen die künstlerische Auffassung und die Betonung der menschlichen Schönheit maßgebend, so daß jeder Künstler darin ein Ideal der Würde, Heiligkeit und Schönheit zu verkörpern sucht, wie Michelangelo, Raffael und Tizian. Die hervorragendsten C. der frühern Malerei sind von J. van Eyck, Dürer und den Genannten, aus der Neuzeit von Thorwaldsen, Cornelius, Heinrich Heß, Schraudolph und Schlotthauer. Diesen hat der moderne Realismus besonders durch E. v. Gebhardt einen neuen, historisch-realistisch gebildeten Christustypus entgegen-

gestellt, der von F. v. Uhde und seinen Nachahmern im Sinne des modernen Naturalismus mit Neigung zum Sozialismus umgebildet worden ist. Einer andern Reihe von Christusbildern gehören die »Veronikabilder« an, wo das »Schmerzensangesicht« auf dem Schweißtuch erscheint, nach der Legende gleichfalls wunderbar entstanden und daher die andre Gattung der »Acheiropoieta«, d. h. nicht von Menschenhand herrührend, bildend (s. Veronikabild). Vgl. Wilh. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C. (Abhandlungen der Berliner Akademie, 1842); Glückselig, Christusarchäologie (Prag 1862); Wessely, Ikonographie Gottes und der Heiligen (Leipz. 1874); Dietrichson, Christusbilledet (Kopenh. 1880); Hauck, Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst (Heidelb. 1880); Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer, Bd. 2, S. 15—22 (Freiburg 1886).

Christusdorn, s. Christdorn.

Christusfisch, s. Sonnenfisch.

Christusmonogramm, die als Inschrift sehr häufig angewandte abgekürzte Bezeichnung des Namens Christi. Die ältesten Formen sind ein Schrägkreuz oder *X* (griech. chi) und die Zusammensetzung der beiden Anfangsbuchstaben des Namens: *X* (Ch) und *P* (R), und zwar in der Weise, daß das *P* mitten in das Kreuz hineingesetzt, dieses aber entweder liegend (⨯) oder stehend (+) genommen wurde (Fig. a u. b). Mit der letztern Form nahe verwandt ist das ägyptische Henkelkreuz (Fig. c), das Zeichen des Lebens, das ägyptische Christen geradezu statt des Kreuzes gebrauchten. Die andre Form tritt seit dem 4. Jahrh. auf Grabdenkmälern und Grabgeräten auf und wurde von Konstantin d. Gr. auch auf das Labarum und die Schilde der Soldaten gesetzt. Schon sehr früh fügte man diesem Zeichen das *A Ω* (A und O, s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 5 u. 10), später auch einen Olivenkranz oder die Taube des Heiligen Geistes hinzu. Neben diesen ältern Zeichen erscheinen seit Anfang des 12. Jahrh. auf Münzen und Bildwerken die Buchstaben XC und XPC oder XPS (d. h. die beiden ersten und der letzte Buchstabe des Wortes Christus) und die ähnliche Abkürzung des Namens Jesus: IH und IHC oder IHS. Letzteres Monogramm gelangte besonders zu Ausgang des Mittelalters durch Bernhardin von Siena, der am Schlusse seiner Predigten eine Tafel mit diesem Namenszug in goldenen Buchstaben zur Verehrung ausstellte, zu großem Ansehen und wurde auch von den Jesuiten als Ordenszeichen adoptiert. Vgl. Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer, Bd. 2: Artikel »Kreuz« und »Monogramm Christi« (Freib. 1886).



Christusorden, portugiesischer, päpstlicher und brasil. Orden, entstand dadurch, daß die Güter und Statuten des Templerordens in Portugal von König Dionysius auf einen neugestifteten Orden, die »Ritter Christi«, übertragen wurden, der 1319 die päpstliche Bestätigung erhielt. Da dieser Orden, dem alle Eroberungen zufielen, welche derselbe im Dienste des Königs, namentlich in Indien, machte, durch seinen wachsenden Besitz dem Königtum gefährlich zu werden drohte, so vereinigte Papst Julius III. 1550 das Großmeistertum mit der Krone von Portugal. 1789 wurde der Orden säkularisiert. Das ursprüngliche Ordenszeichen war ein goldenes, rot emailliertes, durchbrochenes Christuskreuz mit goldener Einfassung, dessen Enden in zwei Zacken ausliefen, über dem Kreuz eine goldene Krone und darüber, wenn der Orden an Militärs verliehen ward, kriegerische Embleme. Dieses Kreuz ist jetzt in der Mitte des neuen Christuskreuzes angebracht, eines achtspitzigen goldenen, weiß emaillierten Kreuzes mit goldenen Knöpfen, dessen Arme durch einen Kranz und vier schwarze Schilde mit den fünf Pfennigen verbunden sind, und das nur von einer goldenen Krone gehalten wird. Die Großkreuze tragen es am breiten, ponceauroten Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, die Komture am Hals und die Ritter im Knopfloch. Über dem Kreuz der Großkreuze befindet sich ein achtspitziger Stern mit rotem, grün umranktem Herzen in der Mitte. Außerdem tragen die Großkreuze und Komture auf der Brust einen silbernen Stern von 22 Strahlen, in dessen Mitte in einem goldenen Reif das Christuskreuz des Ordens und darüber ein Herz und ein Kreuz sich befinden (s. Tafel »Orden II«, Fig. 22). — Bei der Bestätigung des Ordens behielt sich Papst Johann XXII. das Recht vor, Ritter zu ernennen, unterwarf aber den Orden den Mönchsregeln. Der päpstliche Orden hat nur Eine sehr hochgeschätzte, in gleicher Weise für Zivil- wie für Militärverdienste verliehene Klasse in der Form des alten portugiesischen Ritterkreuzes, bei Militärs mit den kriegerischen Emblemen über der Krone, und wird an rotem Band um den Hals oder im Knopfloch getragen, dazu ein achtstrahliger silberner Stern mit dem roten Christuskreuz, umgeben von einem goldenen Kranz in der Mitte, auf der Brust. — Der portugiesische Orden folgte der königlichen Familie von Portugal nach Brasilien und wurde durch ein Dekret vom 20. Okt. 1823 nationalisiert, durch ein weiteres Dekret vom 9. Sept. 1843 seines geistlichen Charakters entkleidet und als bürgerlicher und politischer Orden zur Belohnung der Dienste von In- und Ausländern bestimmt. Die Insignien wurden nur insofern geändert, als an die Stelle der portugiesischen Königskrone die brasilische Kaiserkrone trat und das Band einen blauen Rand erhielt. 1890 wurde der Orden durch die Republik aufgehoben.

Christuspalme, s. Ricinus.

Christvogel, soviel wie Kreuzschnabel.

Christwurz, s. Helleborus.

Chrjänow, großes Kirchdorf im Kreis Bobrow des Gouv. Woronesh, mit über 4000 Einw. Bei demselben befindet sich das größte, von dem Grafen Alexei Orlow begründete Reichsgestüt Rußlands mit (1881) 41 Hengsten und 230 Stuten. Gegenwärtig ist deren Zahl noch weientlich vermehrt worden.

Chrodegang, der Heilige, aus vornehmem Geschlecht, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell, seit 742 Bischof zu Metz und starb 6. März 766. Er stellte eine strenge Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit her, indem er die von Benedikt von Nursia für die Regularen festgesetzte Ordnung und Lebensweise auch auf die Weltgeistlichen übertrug. Seine Regel des kanonischen Lebens verpflichtete die Kleriker zum Zusammenleben in Einem Haus (monasterium, Münster), zum gemeinsamen Speisen und Schlafen sowie zum vereinten Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae); s. Chordienst, Kapitel. Vgl. »Chrodegangi Metensis episcopi regula« (hrsg. von Schmitz, Hannov. 1889).

Chroicocephalus, s. Möwe.

Chrom (Chromium) Cr, Metall, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit u. Schönheit der Farben seiner Verbindungen, findet sich als Chromeisenstein,

eine Verbindung von Eisenoxydul mit Chromoxyd $FeCrO_4$, seltener als Chromocker, Rotbleierz (chromsaures Blei) und Vauquelinit (chromsaures Blei mit chromsaurem Kupfer). In geringen Mengen findet sich C. im Glimmer, Serpentin, Smaragd, Spinell, Olivin sowie im Meteoreisen. Man erhält C., indem man Chromchlorid mit Chlorkalium, Chlornatrium und Zink zusammenschmelzt und das überschüssige Zink in verdünnter Salpetersäure löst. Das erhaltene kristallinische C. ist grau, äußerst hart und spröde, fast unschmelzbar, Atomgewicht 52,45, spez. Gew. 6,81, wird, wenn es vollkommen eisenfrei ist, vom Magnet nicht angezogen. An der Luft und im Wasser ist es beständiger als das Eisen, es löst sich leicht in Salzsäure und erwärmter verdünnter Schwefelsäure und gibt, mit Salpeter geschmolzen, chromsaures Kali. Das C. ist zweiwertig, die Atomgruppe Cr_2 tritt aber sechswertig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Chroms kennt man Chromoxydul CrO, Chromoxyd Cr_2O_3, Chromoxyduloxyd Cr_3O_4, Chromsäureanhydrid CrO_3 und Überchromsäure. C. wurde 1797 von Vauquelin im Rotbleierz entdeckt; es findet selbst keine Anwendung in der Technik, aber viele seiner Verbindungen sind von großer Bedeutung.

Chromalaun (Kalichromalaun, schwefelsaures Chromoxydkali) $Cr_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, ein dem gewöhnlichen Alaun analog zusammengesetztes Doppelsalz, welches an Stelle der Thonerde Chromoxyd enthält, wird erhalten, indem man eine mit Schwefelsäure versetzte Lösung von chromsaurem Kali mit Alkohol vermischt oder mit schwefliger Säure behandelt, bis die Chromsäure zu Chromoxyd reduziert ist. Der in 24 Stunden sich ausscheidende Alaun wird aus einer Lösung von 35° umkristallisiert. Gegenwärtig wird C. bei der Darstellung gewisser Teerfarben als Nebenprodukt gewonnen. Er bildet tief amethystrote, bei auffallendem Licht fast schwarze Kristalle, löst sich in 7 Teilen Wasser bei 15° und wird aus der rötlichblauen Lösung durch Weingeist gefällt. Bei 75° wird die Lösung grün und verliert das Vermögen, zu kristallisieren; nach einigen Wochen aber kehrt die violette Farbe und mit ihr die Kristallisierbarkeit zurück. Bei 25—30° verliert der C. die Hälfte seines Kristallwassers, bei 100° wird er unter weiterm Verlust von Wasser grün, bei 350° wasserfrei, und bei höherer Temperatur wird er vollständig zersetzt. Aus der grünen Lösung des Chromalauns schlägt Weingeist eine zähe, grüne Masse nieder, die zum Färben von Ölfirnis, Kautschukmasse und zur Bereitung grüner Tinte benutzt wird. C. dient in der Färberei und Kattundruckerei als Beize zu Dampffarben, ferner zum Unlöslichmachen von Leim und Gummi, zur Darstellung von wasserdichten Geweben und chromgarem Leder. Chromoxyd und Chromoxydsalzen. Viel C. wird auf chromsaures Kali oder Chromgelb verarbeitet.

Chromascianēter (griech.), von Holmgren konstruierter Apparat zur Prüfung des Farbensinnes durch Kontrastfarben (farbige Schatten); ähnlich ist Cohns Chromascioptikon.

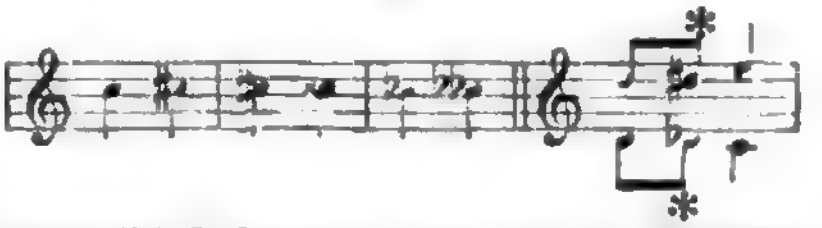
Chromate, soviel wie Chromsäuresalze, z. B. Kalumchromat, chromsaures Kali.

Chromathidrōsis (griech.), s. Chromhidrosis.

Chromátik (griech.), die Lehre von den Farben.

Chromatin, s. Pflanzenzelle.

Chromátisch (griech., »gefärbt«, von chroma, die Farbe), in der Musik Bezeichnung der Intervalle, die auf derselben Stufe der Tonleiter stehende und sich nur durch Versetzungszeichen unterscheidende Töne bilden:



Chromatische Instrumente nennt man solche Blechblasinstrumente (Hörner, Trompeten, Bügelhörner), denen die vollständig chromatische Skala zur Verfügung steht, also die mit Ventilen (oder früher mit Klappen) versehenen, im Gegensatz zu den nur über die Aliquottöne (s. d.) des Grundtons verfügenden Naturinstrumenten.

Chromatische Aberration, s. Achromatismus.

Chromatische Anpassung, s. Schutzeinrichtungen.

Chromatische Klaviatur, eine fortgesetzt in Halbtonabständen zwischen Ober- und Untertasten wechselnde Klaviatur, wie solche neuerdings vielfach (von H. J. Vincent, A. Hahn u. a.) einzuführen versucht wurde. In verbesserter Gestalt brachte sie seit 1882 P. v. Janko (s. d.) zu einiger Verbreitung.

Chromatische Polarisation, s. Polarisation.

Chromatische Tonleiter, die durch die zwölf Halbtöne des temperierten Systems laufende Skala. Dieselbe ist zu definieren als eine Ausfüllung einer diatonischen Skala durch chromatische Zwischentöne, und zwar führt die steigende chromatische Tonleiter erhöhte, die fallende erniedrigte chromatische Töne ein.

Chromatodysopsie (Dyschromatopsie, griech.), Unvermögen, einzelne Farben zu unterscheiden, Farbenblindheit.

Chromatologie (griech.), Farbenlehre.

Chromatophōren (griech., »Farbenträger«), die Farbstoffzellen mancher Tiere, finden sich besonders in der Haut vor und können sich in der Regel zusammenziehen und ausdehnen, wodurch die Farbe des betreffenden Teiles sich ändert. Bei den Tintenschnecken gehört der Farbenwechsel infolge dieses Spieles der C. zu den auffälligsten Erscheinungen. Hier sind die C. in der Ruhe zu je einem kleinen Punkt zusammengezogen, und dann ist die Haut fast rein weiß mit dunkeln Punkten; wenn hingegen die im Umkreis jeder Chromatophore strahlenförmig angebrachten Muskeln sich zusammenziehen, so dehnen sich die C. bis zu gegenseitiger Berührung aus und geben so dem Tier ein dunkelbraunes Aussehen. Beide Zustände können in einem Augenblick wechseln; das nervöse Zentrum, von welchem aus die Radiärmuskeln gereizt werden, liegt in der Nähe der Augenganglien und scheint mit ihnen in der Art verbunden zu sein, daß willkürlich oder unwillkürlich gewisse von den Augen aufgenommene Eindrücke die C. zur Thätigkeit anregen. Auch manche Fische und Krebse können ihre Farbe durch das Spiel der C. ändern und mit ihrer Umgebung in Einklang bringen, also auf hellem Grund heller, auf dunklem dunkler werden (sogen. chromatische Anpassung, s. Schutzeinrichtungen), solange sie noch zu sehen im stande sind, während sie nach Zerstörung des Sehnervs oder anderweitiger Blendung dieses Vermögen einbüßen. Auch das Chamäleon (s. d.) wechselt infolge seiner kontraktilen C. die Farbe ziemlich rasch. Vgl. Krukenberg, Vergleichend-physiologische Studien an den Küsten der Adria (Heidelb. 1880). Über C. der Pflanzen s. Chlorophyll und Pflanzenzelle.

Chromatōsis (griech.), Auftreten eines aus dem Blutfarbstoff entstehenden braunen Farbstoffes in Zellen und Geweben, besonders in der Haut.

Chromatoskōp (griech.), ein Kaleidoskop, bei welchem die das Bild gebenden Objekte nicht lose zwischen zwei Glasplatten liegen, sondern auf einer Walze befestigt sind, welche bei ihrer Drehung zahlreich sich modifizierende Bilder liefert.

Chromatrōp (griech., Farben- und Linienspiel), Vorrichtung, die aus zwei runden, konzentrisch übereinander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten, ebenen Glasplatten besteht, welche sich mittels einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Bringt man diesen Apparat in einer Laterna magika (s. d.) an und setzt ihn in Kreisbewegung, so lassen sich mittels desselben auf einer weißen Fläche die mannigfaltigsten Figuren, Rosetten, Sterne ꝛc., in steter, bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat verbunden.

Chromaturie (griech.), Entleerung eines abnorm gefärbten Harns (s. Melanurie).

Chromatypie (griech.), das von Kramer in Leipzig Ende der 50er Jahre erfundene Verfahren, auf der Buchdruckpresse hergestellte Farbendruckbilder auf Porzellangeschirr zu übertragen und so eine Dekorierung zu erzeugen, welche die gewöhnlichen billigen Malereien weit übertrifft. S. Metachromatypie.

Chromaventurin, s. Aventuringlas.

Chrombleispat, soviel wie Rotbleierz.

Chrombronze, s. Chromchlorid und Chromoxyd.

Chromchlorid Cr_2Cl_6 entsteht, wenn man über ein glühendes Gemisch von Chromoxyd und Kohle trocknes Chlorgas leitet. Es sublimiert in violetten, metallisch glänzenden Blättchen, die sich wie Talk auf die Haut einreiben lassen, löst sich nicht in Wasser, gibt aber mit Wasser, welches ein Minimum ($^1/_{4000}$) Chromchlorür enthält, leicht eine grüne Lösung. Eine solche entsteht auch beim Lösen von Chromoxyd in Salzsäure. Sie gibt beim Verdampfen grüne, wasserhaltige Kristalle, die beim Erhitzen in trocknem Chlorwasserstoff pfirsichblütrotes, lösliches C. liefern, welches als unlösliches, violettes C. sublimiert. Violettes C. eignet sich als Bronzefarbe (Chrombronze), während die grüne Lösung zum Schwarzfärben benutzt werden kann. Beim Erhitzen von C. in Salmiakdampf oder im Wasserstoffstrom entsteht Chromchlorür $CrCl_2$ als weiße, perlmutterglänzende, zerfließliche Masse, dessen salzsaure Lösung sich an der Luft leicht oxydiert.

Chromeisenstein (Chromit, oktaedrisches Chromerz, Chromeisenerz, Eisenchrom), ein dem Magneteisenstein ähnliches und analog zusammengesetztes Mineral aus der Ordnung der Anhydride, dessen selten vorkommende Kristalle sehr kleine Oktaeder bilden. Es findet sich gewöhnlich derb und eingesprengt, ist eisen- bis pechschwarz, von halbmetallischem Glanz, undurchsichtig, bisweilen magnetisch; Härte 5,5, spez. Gew. 4,4—4,6. Es besteht aus Eisenoxydul mit Chromoxyd (30—65 Proz.), enthält aber auch Thonerde, Magnesia und Eisenoxyd und entspricht im allgemeinen der Formel $(FeMg)(Cr)O + (Cr_2Al_2Fe_2)O_3$. Kristallisiert kennt man das Mineral bis jetzt nur von Barehills bei Baltimore, wo es überhaupt in größter Menge auftritt, und von kleinen Inseln um Santo Domingo. Derb mit körniger oder blätteriger Struktur erscheint es auf Lagern, in Nestern, auf schmalen Gängen, in kristallinischen Gesteinen mit Talk, Serpentin, Feldspat, Asbest, Glimmer, Granat. Hauptsächliche Fundorte sind: Silberberg und Grochau in Schlesien, Hrubschitz in Mähren, Krieglach und Kraubat in Steiermark, Roeraas in Norwegen, Sibirien, der Ural, Hermanjick in Kleinasien, die Shetlandinseln, Maryland, Pennsylvanien, Massachusetts, Kalifornien und Australien. C. wird hauptsächlich auf chromsaures Kali verarbeitet.

Chromerz, soviel wie Chromeisenstein.

Chromfluorid Cr_2Fl_6 entsteht beim Lösen von Chromhydroxyd in Fluorwasserstoffsäure, bildet dunkelgrüne, luftbeständige Kristalle mit 8 Molekülen Kristallwasser, ist leicht löslich in Wasser, wird beim Erhitzen wasserfrei und sehr schwer löslich, sublimiert in sehr hoher Temperatur. Man benutzt es als Beizmittel in Färberei und Zeugdruck.

Chromgelatine, soviel wie Chromleim, s. Chromsaures Kali.

Chromgelb, s. Chromsaures Blei.

Chromgrün, soviel wie Chromoxyd und Chromhydroxyd, dann gemischte Farbkörper aus Berliner Blau und Chromgelb in den verschiedensten Verhältnissen und oft mit großem Zusatz von Schwerspatpulver, Thon, Gips ꝛc. Dergleichen Farben kommen als Ölgrün, Zinnobergrün, grüner Zinnober, Amerikanisches Grün, Laub-, Moos-, Reseda-, Myrten-, Deckgrün, Seidengrün, Bronze-, Smaragdgrün, Chromgrünextrakt in den Handel. Zur Darstellung derselben mischt man beide Farbkörper im breiförmigen Zustand und läßt sie naß durch die Mühle gehen, oder man rührt das noch feuchte Berliner Blau in der Flüssigkeit auf, in welcher das Chromgelb gefällt werden soll. Diese Grüne decken als Ölfarbe vortrefflich, trocknen sehr gut und sind an nicht zu hell belichteten Stellen ziemlich haltbar. Als Wasserfarbe sind sie weniger brauchbar und auch veränderlich, doch werden sie viel im Tapetendruck benutzt.

Chromhidrōsis (Chromathidrosis, griech.), Absonderung von rotem oder blauem Schweiß, welcher seine Farbe wohl Bakterien verdankt.

Chromhydroxyd (Chromoxydhydrat) $Cr_2H_6O_6$ wird aus Chromoxydsalzen durch Ammoniak gefällt, und zwar aus den roten Salzlösungen im allgemeinen als graublaues Pulver, welches von Säuren mit roter Farbe gelöst wird, und aus den grünen Salzlösungen als graugrünes, in Säuren mit grüner Farbe lösliches Pulver. Ammoniak löst beide Hydrate zu einer roten Flüssigkeit, und Kalilauge fällt auch aus den roten Salzen grünes C. C. bildet mit Säuren die Chromoxydsalze, gegen starke Basen verhält es sich aber wie eine Säure. Es dient als Farbstoff und Beize in der Färberei. Erhitzt man rotes chromsaures Kali mit Borsäure in einem für diesen Zweck konstruierten Flammofen und laugt die Masse mit Wasser aus, so erhält man ein feurig dunkelgrünes C., welches stets etwas nicht leicht zu beseitigende Borsäure enthält, sich weder in Säuren noch Alkalien löst, auch an Luft und Licht sich nicht verändert und im Tapeten- und Kattundruck benutzt wird. Es kommt als Pannetiers, Guignets Grün, Mittlers Grün, Smaragdgrün, Chromgrün in den Handel. Durch Zusatz von Permanentweiß wird seine Deckkraft erhöht, und wenn man dann ein feuriges Gelb hinzufügt, so kommt es dem Schweinfurter Grün sehr nahe. Derartige mit Zinkgelb hergestellte Mischungen sind das Viktoria- und Permanentgrün. Auch die Nürnberger Grüne gehören hierher. Kocht man eine Lösung von rotem chromsaurem Kali mit Zucker, Phosphorsäure

und Chlorbarium, so erhält man das Matthieu- oder Plessys Grün.

Chromisalze, dem Chromoxyd entsprechende Salze.

Chromit, soviel wie Chromeisenstein.

Chromite, Verbindungen des Chromoxyds mit starken Basen. Ferrochromit ist Chromeisenstein.

Chromleder, s. Leder.

Chromleim, s. Chromsaures Kali.

Chromo... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie Farbe... oder farbig.

Chromocker, Mineral aus der Ordnung der Silikate, findet sich derb und eingesprengt, auch als Überzug und erdig, ist grasgrün bis zeisiggrün, matt, durchscheinend oder undurchsichtig, besteht aus chromoxydhaltigem Thon und findet sich als Begleiter des Chromeisensteins, so auf der Shetlandinsel Unst u. a. O., auch als Zersetzungsprodukt von Porphyren, wie zu Halle und Waldenburg in Schlesien, bei Creuzot ꝛc.

Chromogēne (griech.), s. Farbstoffe.

Chromograph (griech.), s. Hektograph.

Chromolith, hartes, unglasiertes Steinzeug mit vertieften, durch eine andersfarbige Masse ausgefüllten Verzierungen, Fabrikat von Villeroy u. Bloch in Mettlach.

Chromolithographie (griech.), s. Lithographie und Ölfarbendruck.

Chromopapier, Buntdruckpapier, s. Papier.

Chromophōr, s. Farbstoffe.

Chromophotographie, farbige Photographie.

Chromophototherapie, s. Photochromatische Therapie.

Chromophototypie, Farbenlichtdruck, s. Lichtdruck.

Chromoplasten, s. Blütenfarben und Pflanzenzelle.

Chromopsie (griech.), s. Farbensehen.

Chromorange, s. Chromsaures Blei.

Chromosalze, dem Chromoxydul entsprechende Salze.

Chromoskōp, Instrument zur Bestimmung der Farbenintensität einer Flüssigkeit durch Vergleichung mit einer Normallösung.

Chromosōmen, s. Pflanzenzelle.

Chromosphäre, s. Sonne.

Chromotrope, »beizenziehende« Azofarbstoffe, die sich von Dioxynaphthalindisulfosäure (Chromotropsäure) ableiten und Wolle rot färben. Auf der gefärbten Wolle kann die Farbe durch nachträgliche Behandlung mit Beizen verändert werden.

Chromotypie, jeder Buchdruck in mehreren Farben, besonders der mehrfarbige Druck von Autotypien, also der feinere Bilderdruck auf der Buchdruckpresse.

Chromotypographie, die Herstellung von Drucken in verschiedenen Farben auf der Buchdruckpresse, namentlich in Bezug auf Typendruck.

Chromoxyd Cr_2O_3 findet sich in der Natur als Chromocker, mit Eisenoxydul verbunden als Chromeisenstein; künstlich erhält man es je nach der Bereitung bald in dunkelgrünen, fast schwarz erscheinenden, metallglänzenden Kristallen, die so hart sind, daß sie Glas schneiden, bald in metallisch grün schimmernden Blättchen, oder als dunkel- oder hellgrünes, mehr oder weniger kompaktes Pulver, welches im Gebläsefeuer schmilzt und kristallinisch schwarz erstarrt. Man stellt es dar aus chromsaurem Quecksilberoxydul (sehr zart und dunkelgrün, besonders schön, wenn die Luft beim Glühen gut abgehalten wurde), aus rotem chromsaurem Kali durch Glühen mit gleich viel Schwefel (um so heller, je mehr Schwefel angewandt wurde), oder mit Salmiak (dunkelgrün und bei hoher Temperatur kristallinisch und fast schwarz), oder mit Kartoffelstärke oder Holzcellulose. Das Produkt wird mit Wasser ausgezogen und dann noch einmal geglüht. Bei Weißglühhitze entstehen aus rotem chromsaurem Kali in Farben spielende Flitter von C. Leichter zersetzt sich das Salz beim Glühen mit Kochsalz. Besonders schönes C. erhält man durch Erhitzen von zweifachchromsaurem Ammoniak und durch Erhitzen von Chromchlorid an der Luft. Geglühtes C. ist in Säuren fast unlöslich, gibt beim Glühen mit Salpeter oder mit Alkalien an der Luft chromsaures Alkali, wird in sehr hoher Temperatur durch Kohle zu metallischem Chrom reduziert und färbt Glasflüsse schön grün. Man benutzt es in der Glasmalerei als höchst beständige grüne Farbe (Chromgrün), auch als unzerstörbare, photographisch nicht reproduzierbare Druckfarbe für Banknoten und als Schleifmaterial für Rasiermesser ꝛc. Als metallisch schimmernde Chrombronze erhält man das C. durch sehr heftiges Glühen gleicher Teile von Kochsalz und rotem chromsaurem Kali unter einer Kochsalzdecke und Ausziehen mit Wasser. Ein fast reines C. ist das Casaligrün, welches durch Glühen von rotem chromsaurem Kali mit Gips und Auskochen der Masse mit sehr verdünnter Salzsäure erhalten wird.

Chromoxydhydrat, soviel wie Chromhydroxyd.

Chromoxydkali, schwefelsaures, s. Chromalaun.

Chromoxydsalze (Chromsalze, Chromisalze) entstehen, indem 2 Atome Chrom an die Stelle von 6 Wasserstoffatomen der Säuren treten; man kennt sie in zwei Modifikationen. Die konzentrierten Lösungen der einen Modifikation sind tiefrot, ins Blaue schillernd, die der andern grün. Die roten Lösungen werden beim Erhitzen grün und die grünen nach dem Erkalten rot. Durch geringe Mengen basischer Substanzen werden die violetten Lösungen sogleich grün, durch wenig Säure die grünen wieder violett. Nur die roten Lösungen geben Kristalle (blaue oder violette, im durchfallenden Licht rote). Die löslichen C. reagieren sauer, schmecken unangenehm zusammenziehend und werden durch Lösen von Chromhydroxyd in Säuren dargestellt, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Auch durch Reduktion eines Chromsäuresalzes bei Gegenwart einer freien Säure erhält man C. Aus den Lösungen der C. fällt Ätzkali bläulichgrünes Chromhydroxyd, welches sich in überschüssigem Kali mit grüner Farbe löst. Schwefelwasserstoff bewirkt keine Fällung, Schwefelammonium fällt Chromhydroxyd unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Beim Schmelzen mit Salpeter geben die C. Chromsäuresalze.

Chromoxylographie, die Herstellung farbiger Drucke mittels einer Anzahl von Holzschnittplatten auf der Buchdruckpresse.

Chromozinkographie, Mehrfarbendruck von Zinkätzungen auf der Buchdruckpresse, s. Zinkographie.

Chromrot, s. Chromsaures Blei.

Chromsalze, s. Chromoxydsalze.

Chromsalz, rotes, s. Chromsaures Kali.

Chromsäure H_2CrO_4 findet sich in der Natur im Rotbleierz, Phönicit und Vauquelinit und wird durch Schwefelsäure aus den Chromsäuresalzen abgeschieden. Sie ist aber nur in Lösungen bekannt, denn aus diesen kristallisiert bei hinreichender Konzentration Chromsäureanhydrid (Chromtrioxyd) CrO_3. Zur Darstellung des letztern versetzt man eine konzentrierte Lösung von rotem chromsaurem Kali mit konzentrierter Schwefelsäure, entfernt das auskristalli-

sierende saure schwefelsaure Kali, fügt zu der Lösung Schwefelsäure und dann Wasser hinzu, bis sich das ausgeschiedene Chromsäureanhydrid wieder gelöst hat, und verdampft, bis sich eine Kristallhaut zeigt. Die nach dem Abkühlen erhaltenen Kristalle befreit man in einem mit Glaswolle verstopften Trichter von der Mutterlauge, wäscht sie mit konzentrierter reiner Salpetersäure und trocknet sie bei 80°. Chromsäureanhydrid bildet scharlachrote, wasserfreie, zerfließliche, geruchlose, anfangs sauer, dann herb schmeckende, stark ätzend wirkende Kristalle, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, wird beim Erhitzen fast schwarz, schmilzt bei 198°, zerfällt bei 250° in Chromoxyd und Sauerstoff, entwickelt beim Erhitzen mit konzentrierter Schwefelsäure Sauerstoff, mit Salzsäure Chlor, wirkt äußerst kräftig oxydierend, zerstört Papier, entzündet auf die Kristalle getröpfelten Alkohol und verwandelt denselben in verdünnter Lösung in Aldehyd und Essigsäure. Mit Basen bildet C. die Chromsäuresalze. Man benutzt C. (in der Regel eine Mischung von rotem chromsaurem Kali und Schwefelsäure) als Oxydationsmittel zur Darstellung vieler Präparate, als Ersatz der Salpetersäure in galvanischen Elementen und zum Färben von Wolle und Seide, welche dann auch noch andre Farbstoffe aufnehmen und damit verschiedene Farbentöne erzeugen. In der Medizin dient C. bisweilen als Ätzmittel in sehr verdünnter Lösung gegen Fußschweiß. In 4—6 Teilen Wasser gelöst, veranlaßt sie eine Schrumpfung der tierischen Faser, und man behandelt deshalb tierische Gewebe mit C., um daraus leichter dünne Schnitte für das Mikroskop anfertigen zu können.

Chromsaurer Baryt (Barytumchromat) $BaCrO_4$ wird aus chromsaurem Kali durch Chlorbaryum gefällt, ist gelb, in Wasser unlöslich, löslich in Säuren, sehr beständig, wenig giftig, dient zur Darstellung von Reibzündhölzchen, auch unter dem Namen Barytgelb (Gelbin, Steinbühler Gelb) als Malerfarbe.

Chromsäuresalze (Chromate), Verbindungen der Chromsäure mit Basen, finden sich zum Teil in der Natur und werden direkt aus Säure und Basen oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung erhalten. Sie sind meist gelb oder gelbrot, großenteils in Wasser unlöslich und werden durch Glühen zersetzt. Ihre mit Schwefelsäure versetzte Lösung wird durch Alkohol, schweflige Säure und Schwefelwasserstoff zu Chromoxydsalz reduziert. Man kennt neutrale Salze der Chromsäure (Monochromate) H_2CrO_4 und sogen. saure C., welche nach der Formel $R_2Cr_2O_7$ zusammengesetzt sind und als neutrale Salze der Dichromsäure $H_2Cr_2O_7$ (Dichromate) betrachtet werden. Monochromsäure und Dichromsäure sind zweibasisch, bilden aber nur neutrale Salze. Die Monochromate geben auf Zusatz einer Säure Dichromate und diese auf Zusatz einer Base Monochromate.

Chromsaures Ammoniak (Ammoniumchromat) $(NH_4)_2CrO_4$ kristallisiert aus mit Ammoniak übersättigter Chromsäurelösung in gelben, luftbeständigen, leicht löslichen Kristallen, verliert an der Luft Ammoniak und gibt mit Chromsäure saures chromsaures (dichromsaures) Ammoniak (Ammoniumdichromat) $(NH_4)_2Cr_2O_7$, welches auch aus Natriumdichromat dargestellt wird, große, luftbeständige, rote Kristalle bildet, sich dreimal so leicht wie das Kalisalz löst, beim Erhitzen Chromoxyd hinterläßt und zur Darstellung dieses letztern und des Ammoniakchromalauns dient.

Chromsaures Blei $PbCrO_4$ findet sich in der Natur als Rotbleierz und Phönicit, mit chromsaurem Kupfer als Vauquelinit und wird aus einer Lösung von Bleizucker durch rotes chromsaures Kali als schön gelbes Pulver gefällt. Es ist fast unlöslich in Wasser, löslich in verdünnter Salpetersäure und Kalilauge, entwickelt beim Erhitzen Sauerstoff und hinterläßt einen Rückstand von basisch chromsaurem Blei und Chromoxyd. Beim Erhitzen mit organischen Substanzen oxydiert es diese zu Kohlensäure und Wasser und wird dabei in Bleioxyd und Chromoxyd verwandelt. Es wird im großen aus Bleizucker, Bleinitrat, Chlorblei, Bleioxyd, Bleiweiß und Bleisulfat unter Vermeidung der Bildung freier Säure bei der Fällung dargestellt und bildet unter dem Namen Chromgelb die schönste gelbe Mineralfarbe, welche je nach dem Aggregatzustand, in welchem sie auftritt, bei gleicher chemischer Zusammensetzung verschiedene Nüancen besitzt. Bei Überschuß von chromsaurem Kali erhält man es kristallinisch, dunkler, strohfarbig, bei Überschuß von Bleisalz dagegen wollig, leicht und hell. Fällt man Bleisalzlösung mit einer Lösung von chromsaurem Kali, welche so viel Schwefelsäure wie Chromsäure enthält, so resultiert ein ganz helles Chromgelb, vielleicht eine Verbindung von schwefelsaurem mit chromsaurem Blei. Dies Präparat gibt mit Pariser Blau das reinste Grün (Chromgrün). Chromgelb dient als Wasser- und Ölfarbe, es übertrifft an Deckkraft und Schönheit alle andern gelben Farbstoffe und hat deshalb diese auch fast sämtlich verdrängt. Es trocknet leicht in Öl, widersteht dem Licht und der Luft, auch verdünnten Säuren, nicht aber alkalischen Laugen, dem Ätzkalk und Seifen; ebensowenig kann es mit Wasserglas verarbeitet werden, und Schwefelwasserstoff bräunt es langsam. Sehr häufig wird Chromgelb mit Gips, Schwerspat, Blanc fixe gemischt (Neugelb, Pariser Gelb mit oft nur 10 Proz. chromsaurem Blei). Entzieht man dem Chromgelb durch Einwirkung von Alkalien Chromsäure, so entsteht rotes basisch chromsaures Blei $PbCrO_4.PbOH_2O$, und Gemische dieser Verbindung mit dem Chromgelb bilden das Chromorange. Letzteres wird aus einer heißen Lösung von basisch essigsaurem Blei (Bleiessig) durch neutrales chromsaures Kali gefällt. Das basisch chromsaure Blei bildet das Chromrot des Handels. Es tritt ebenfalls in verschiedenen Nüancen auf und erreicht im kristallinischen Zustand das Feuer und die Intensität des Zinnobers; beim Zerreiben aber, oder wenn man bei seiner Darstellung durch beständiges Umrühren der Flüssigkeit die Kristallbildung hemmt, nimmt es die Nüance des Chromorange an. Man erhält Chromrot, indem man Chromgelb mit konzentrierter Ätzlauge übergießt, auswäscht und trocknet, die dunkelste Nüance aber durch Eintragen von trocknem Chromgelb in geschmolzenen Salpeter, solange noch Aufschäumen erfolgt, Abgießen des noch flüssigen Kalisalzes und Auswaschen des Präparats unter einem Wasserstrahl. Man benutzt Chromrot als Wasser-, Öl- und Kalkfarbe, es trocknet sehr schnell in Öl, ist sehr beständig, wird aber durch Säuren gelb und durch Schwefelwasserstoff geschwärzt. Es kommt als Chromzinnober (Zinnoberimitation, österreichischer Zinnober) in den Handel und ist bisweilen durch eine rote Teerfarbe nüanciert. Alle Chromgelbarten sind giftig.

Chromsaures Chromoxyd (Chromichromat) entsteht durch Lösen von 1 Molekül Chromhydroxyd in wässeriger Lösung von 3 Molekülen Chrom-

säure. Beim Verdampfen erhält man lange Nadeln von $Cr_2(CrO_4)_3 + 9H_2O$. Viel zersetzlicher ist ein basisches Salz $Cr_2(CrO_4)_2(OH)_2$. Man benutzt diese Präparate zum Druck von Dampffarben auf Baumwolle.

Chromsaures Eisenoxyd (Ferrichromat) scheidet sich bei längerm Erwärmen einer Lösung von neutralem Eisenchlorid mit einer Lösung von rotem chromsaurem Kali aus. Es ist feurig gelb, luft- und lichtbeständig, kommt als Sideringelb in den Handel und kann als Wasser- und Ölfarbe benutzt werden, eignet sich aber besonders zur Benutzung in Wasserglas, mit welchem es einen schnell trocknenden, sehr harten Anstrich liefert.

Chromsaures Kali (saures oder rotes chromsaures Kali, dichromsaures Kali, Kaliumdichromat, rotes Chromsalz) $K_2Cr_2O_7$ bildet den Ausgangspunkt für die Darstellung der zahlreichen Chrompräparate und wird aus Chromeisenstein (Eisenoxydul mit Chromoxyd) dargestellt. Man röstet das geglühte, gepochte und gemahlene Erz (welches 30—65 Proz. Chromoxyd enthält) mit möglichst reinem gebrannten Kalk unter beständigem Umrühren im Flammofen, verteilt die gemahlene Masse in heißem Wasser, setzt Schwefelsäure bis zur schwach sauren Reaktion hinzu, um das Calciumchromat in Dichromat zu verwandeln, und zersetzt dies mit Kaliumkarbonat. Die vom gefällten Calciumkarbonat abgezogene Lösung gibt beim Verdampfen Kristalle von Kaliumdichromat. Das in Teerfarbenfabriken abfallende Chromoxyd wird durch Rösten mit Kalk ꝛc. ebenfalls auf c. K. verarbeitet. Kaliumdichromat bildet morgenrote, wasserfreie, luftbeständige Kristalle vom spez. Gew. 2,702, schmeckt kühlend bitterlich, herb metallisch, ist sehr giftig, wirkt ätzend, löst sich nicht in Alkohol, während 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	40°	50°	60°	70°	80°	90°	100°
4,6	7,4	12,4	18,4	25,9	35	45	56,7	68,6	81,1	94,1.

Es reagiert sauer, schmilzt unter Rotglut, wirkt energisch oxydierend, gibt bei starkem Erhitzen gelbes c. K., Chromoxyd und Sauerstoff, beim Erhitzen mit Schwefelsäure schwefelsaures Chromoxydkali und Sauerstoff, wird durch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff, beim Glühen auch durch Schwefel und Salmiak zu Chromoxyd reduziert, entwickelt mit Salzsäure Chlor und liefert aus der Lösung in Salzsäure, wenn die Chlorentwickelung vermieden wird, rote, flache Prismen von chromsaurem Chlorkalium (Kaliumchromacichlorid, chlordichromsaurem Kali) $K_2Cr_2Cl_2O_6$. Dieses Salz verliert bei 100° alles Chlor und kann durch Auflösen des Rückstandes in Salzsäure sofort regeneriert werden, weshalb es zur Chlorentwickelung geeignet ist. Mit chromsaurem Kali vermischter Leim (Chromleim, Chromgelatine) wird durch Einwirkung des Lichtes unlöslich, so daß eine mit dieser Mischung überzogene Platte, unter einem Negativ belichtet und mit Wasser behandelt, ein Bild gibt. Kaliumdichromat dient zur Darstellung von gelbem chromsaurem Kali, Chromgelb, Chromgrün ꝛc., in der Färberei und Zeugdruckerei, zum Bleichen von Palmöl, zum Reinigen des Holzessigs, zum Entfuseln des Branntweins, zu Zündmassen, zur Darstellung von Anilin und Anthracenfarben, zur Chlorentwickelung, in der Photographie und Photolithographie, zum Härten und Konservieren anatomischer Präparate, zu galvanischen Batterien, zum Gerben, zu Lunten, Zündmassen, als adstringierendes und austrocknendes Mittel, auch gegen Syphilis ꝛc. Die Produktion beschränkt sich auf wenige Fabriken und beträgt 60,000 Ztr. Die Fabrikation des Dichromats ist nicht ungefährlich. Beim Pulvern des Chromeisensteins entsteht ein Staub, welcher der Lunge nachteilig werden, Siderosis erzeugen kann, wenn das Pulvern nicht in staubdichten Apparaten vorgenommen wird. Wird die heiße Schmelze in Wasser eingetragen, so verbreiten sich Wasserdämpfe in dem ganzen Arbeitsraum, welche mit chromsaurem Alkali beladen sind. Das Salz wirkt namentlich auf die Nasenschleimhaut der Arbeiter und erzeugt Geschwüre und Zerstörung der knorpeligen Nasenscheidewand. Auch sonst entwickelt sich Chromatstaub in mehreren Phasen der Fabrikation, und die Laugen, mit denen die Arbeiter umgehen, erzeugen an Händen und Füßen Geschwüre. Gegen diese Gefahren schützen nur vor die Nase gebundene Schwämme, Respiratoren, eine geeignete Bekleidung und regelmäßige Waschungen und Bäder. Die Abwässer dürfen, wenn sie Chromat enthalten, nicht in öffentliche Wasserläufe abgelassen werden, sondern sind mit Kalk zu behandeln.

Neutralisiert man das rote chromsaure Kali mit Pottasche und verdampft die Lösung zur Kristallisation, so erhält man gelbes c. K. (neutrales c. K., Kaliumchromat) K_2CrO_4. Dies Salz wird auch direkt aus Chromeisenstein durch Schmelzen mit Pottasche und Salpeter dargestellt. Aus der Lösung entfernt man durch Holzessig Thonerde und Kieselsäure und verdampft zur Kristallisation. Das Salz bildet zitronengelbe, wasserfreie, luftbeständige Säulen, schmeckt kühlend bitter metallisch, ist in Wasser, nicht in Alkohol löslich und reagiert alkalisch. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	50°	70°	90°	100°
58,90	60,92	62,94	64,96	69,0	73,04	77,08	79,10 Teile.

Es dient in der Färberei, zur Darstellung von Chromgelb und Chromtinte.

Chromsaures Natron (saures od. rotes c. N., dichromsaures Natron, Natriumdichromat) $Na_2Cr_2O_7$ wird aus Chromeisenstein durch Glühen mit Kalk und Soda, Auslaugen, Zersetzen des neutralen Salzes mit Säure und Verdampfen zur Kristallisation dargestellt. Es bildet dünne, rote, zerfließliche Prismen. Das neutrale Salz $Na_2CrO_4 + 10H_2O$ bildet gelbe Prismen, schmeckt herb metallisch, reagiert alkalisch, ist zerfließlich und schmilzt sehr leicht. Aus warmer Lösung (über 30°) kristallisiert wasserfreies Salz.

Chromsaures Quecksilberoxydul (Merkurochromat) Hg_2CrO_4 wird aus salpetersaurem Quecksilberoxydul durch chromsaures Kali ziegelrot gefällt und gibt beim Erhitzen höchst zartes Chromoxyd.

Chromsaures Silber, saures (dichromsaures Silber, Silberdichromat) $Ag_2Cr_2O_7$ wird aus salpetersaurem Silber durch dichromsaures Kali gefällt, ist purpurrot, in Wasser unlöslich, dient als sehr schöne, aber teure Malerfarbe.

Chromsaures Zink (Zinkchromat) $ZnCrO_4$ wird aus Zinksalzlösungen durch gelbes chromsaures Kali abgeschieden und bildet ein unlösliches gelbes Pulver, welches bei längerm Stehen in der Flüssigkeit pomeranzengelb wird. Dies Präparat erhält man auch beim Behandeln von frisch gefälltem Zinkhydroxyd mit überschüssiger Lösung von rotem chromsaurem Kali. Es wird im großen dargestellt, indem man Zinkweiß mit Ätznatronlauge kocht, dann mit Zinkvitriollösung neutralisiert und überschüssiges rotes chromsaures Kali hinzufügt. Man erhält ein Doppelsalz $ZnCrO_4 + K_2Cr_2O_7$, welches auch unverändertes Zinkoxyd enthält und ein zartes, aber sehr feuriges Gelb zeigt (Zinkgelb). Dasselbe deckt viel weniger gut als Chromgelb, ist aber weniger giftig und licht-

beständiger. Mehr als 80 Proz. des produzierten Zinkgelbs wird mit Pariser Blau auf Zinkgrün verarbeitet. Wird Zinkweiß mit Salzsäure übergossen, bis es sich fast vollständig gelöst hat, dann mit Chlorcalcium und gelbem chromsaurem Kali versetzt, so erhält man das gelbe Ultramarin. Dies ist eine Verbindung von chromsaurem Zink mit chromsaurem Kalk.

Chromschwarz, ein mit Blauholz und chromsaurem Kali auf Wolle und Baumwolle darstellbares Schwarz.

Chromtrioxyd, s. Chromsäure.

Chromviolett, s. Mauvein.

Chromzinnober, s. Chromsaures Blei.

Chronegk, Ludwig, Schauspieler und Leiter der Meininger Hoftheatergesellschaft, geb. 3. Nov. 1837 in Brandenburg, gest. 8. Juli 1891 in Meiningen, erhielt seine Ausbildung auf den Gymnasien zu Berlin und Potsdam und studierte dann in Paris während eines einjährigen Aufenthalts die französischen Theaterverhältnisse. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich von Görner für die Bühne vorbereiten und betrat diese 1856 zum erstenmal im Krollschen Theater zu Berlin. Bis er in den Mitgliederverband des Meininger Hoftheaters eintrat (1866), gehörte er den Bühnen zu Liegnitz und Görlitz, verschiedenen Berliner Theatern, dem Hamburger Thalia- und Leipziger Stadttheater an. Seine schauspielerische Thätigkeit, die ihn besonders in komischen Rollen sehr befähigt erscheinen ließ, gab C. 1877 gänzlich auf, um sich ausschließlich dem Regiegeschäft zu widmen. Schon 1871 zum Regisseur ernannt, ward er 1877 Direktor und später Intendant und hat neben dem künstlerischen Wirken des Herzogs von Meiningen vornehmlich den Ruf der Meininger (s. d.) mitbegründen helfen.

Chronicon Gottwicense, s. Göttweih.

Chronicon Montis serēni, s. Petersberg.

Chronicon paschāle (Passahchronik), von ihrer genauen Bezeichnung der Ostercyklen herrührende Benennung einer anonymen, bis 1042 n. Chr. reichenden Weltchronik, herausgegeben von Dindorf (Bonn 1832, 2 Bde.).

Chrōnik (griech., »Zeitbuch«), ein Buch, das die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte oder die einzelner Völker und Stämme oder einzelner Städte, Körperschaften ꝛc. lediglich der Zeitfolge nach, ohne Rücksicht auf den ursachlichen Zusammenhang, einfach aneinander reiht. Von den Annalen unterscheiden sich die Chroniken dadurch, daß in erstern die Folge der Jahre streng beobachtet wird, während für letztere die Regierungszeiten der Kaiser, Päpste, Bischöfe, Äbte ꝛc. das chronologische Gerippe abgeben. Viele Klöster legten im Mittelalter eine C. an. Besonders wichtig sind die seit dem Anfang des 14. Jahrh. immer massenhafter auftretenden Städtechroniken, die nicht mehr, wie die frühern, von Geistlichen, sondern von Laien geschrieben sind. Sie werden von der Historischen Kommission in München herausgegeben. Genaue bibliographische und kritische Nachweise über die für die Geschichtschreibung wichtigen Chroniken des deutschen Mittelalters geben die Werke über »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter« von W. Wattenbach (bis zur Mitte des 13. Jahrh.; 6. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.) und O. Lorenz (bis Ende des 14. Jahrh.; 2. Aufl., das. 1875); mit mehr bibliographischen Details und nicht bloß für Deutschland Potthasts »Bibliotheca historica medii aevi« (das. 1862, Nachtrag 1868). Vgl. Annalen und Geschichte.

Chrōnik, zwei Bücher der, das im dritten Teil des jüdischen Kanons stehende Geschichtswerk, hebräisch »Worte der Tage«, d. h. Buch der Zeitereignisse, griechisch Paralipomena, d. h. Supplemente, lateinisch seit Hieronymus Chronica genannt. Ursprünglich gehörten auch die Bücher Esra und Nehemia zu dem von einem levitischen Verfasser herrührenden Werk, welches somit, was den Inhalt anlangt, dem ältern Geschichtswerk (Bücher Samuelis und der Könige) parallel läuft und mit demselben vielfach gemeinsame Quellen benutzt, während die Darstellung selbst weniger zuverlässig, einseitiger (nur dem Reich Juda gerecht werdend) und durchaus parteiisch (im Interesse des Levitismus) gefärbt ist. Die griechische Herrschaft hatte zur Zeit der Abfassung schon begonnen. Vgl. Bertheau, Die Bücher der C., Kommentar (2. Aufl., Leipz. 1874).

Chronique scandaleuse (franz., spr. kronik skangdalös'), geheime (namentlich auch böswillig übertriebene) Geschichte von den Thorheiten und Lastern einer Person oder eines Ortes. Hofchroniken dieser Art kommen in Frankreich sehr früh vor, Jean de Troyes schrieb bereits eine »Chronique du roy Louis XI, autrement dite la C. s.« Der unglückliche Dichter Claude le Petit, welcher unter Ludwig XIV. wegen Blasphemie auf dem Greveplatz verbrannt wurde, veröffentlichte 1668 seine »C. s. de Paris«, welche aber ein unschuldiges satirisches Gedicht über die Straßen, Plätze, Brücken und Paläste von Paris war.

Chronische Krankheiten, Krankheiten, welche im Gegensatz zu den akuten (s. d.) oder plötzlich auftretenden und schnell verlaufenden meist allmählich einsetzen und sich langsam, schleichend entwickeln. Eine scharfe Grenze zwischen beiden gibt es nicht. Die ältern Ärzte nannten jede Krankheit chronisch, wenn sie länger als 40 Tage dauerte. In der neuern Zeit berücksichtigt man hauptsächlich den gewöhnlichen Verlauf der einzelnen Krankheiten. Da z. B. die Schwindsucht gewöhnlich mehrere Jahre dauert, so nennt man sie schon akut, wenn sie mehr oder weniger plötzlich auftritt und einmal in 2 oder 3 Monaten verläuft. Umgekehrt nennt man Krankheiten, welche plötzlich auftreten und einen typischen Verlauf nehmen, wie der Typhus, auch dann noch akut, wenn sie 1—2 Monate dauern. Akute Krankheiten werden nicht selten chronisch, und im Verlauf von chronischen Krankheiten treten häufig sogen. akute Exacerbationen, d. h. plötzliche Verschlimmerungen, meist in Form fieberhafter Steigerungen, ein. Häufig werden die fieberlosen, weil schleichend verlaufenden Krankheiten als chronische, die fieberhaften als akute bezeichnet. Dies ist nicht für alle Fälle richtig, denn es gibt schnell verlaufende Krankheiten ohne Fieber, und c. K. mit Fieber.

Chronist, Verfasser einer Chronik (s. d.).

Chronodeik (griech.), von Chandler angegebenes Instrument zur genauen Bestimmung des wahren Mittags.

Chronodistichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronogramm (griech., Zahlinschrift), ein lat. Satz, in welchem die darin vorkommenden römischen Zahlbuchstaben zusammengezählt die Jahreszahl einer Begebenheit bilden, auf welche die Worte sich beziehen. So enthalten das Jahr der Pariser Bluthochzeit die Worte: LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt = 1572 (nämlich M = 1000, D = 500, L = 50, vier V = 20, zwei I = 2). Bildet die Inschrift einen Vers, so heißt sie Chronóstichon oder Eteóstichon (Jahrvers), Chronodístichon aber, wenn ein Distichon die Jahreszahl enthält, wie z. B. auf den Hubertsburger Frieden 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIt bona gratIa paCIs.
O sI parta foret soMper In orbe qVIes!

Die Zahlinschrift muß möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen sein. Zur Hilfe des Gedächtnisses benutzt man zuweilen den Reim oder knüpft die Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf Christi Kreuz: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM die Zahl 1532, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg.

Chronograph (griech.), s. Chronoskop.

Chronographie (griech.), Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronoisothermen, Kurven, welche den täglichen und jährlichen periodischen Gang der Temperatur gleichzeitig darstellen. Gewöhnlich werden die Perioden, welche die meteorologischen Größen zeigen, aus Mittelwerten abgeleitet, welche entweder durch Rechnung oder durch graphische Zeichnung gefunden sind. Die erstere Methode hat den Nachteil, daß die charakteristischen Züge der Kurven verwischt und diese besonders an den Wendepunkten abgeflacht erscheinen, während die zweite zwar den Unterschied zwischen den zwölf Monatskurven angibt, aber nicht erkennen läßt, wie diese Kurven ineinander übergehen, und wie sich der Wert für eine bestimmte Stunde im Laufe des Jahres ändert. Im allgemeinen ist die Temperatur, für welche die C. eingeführt sind, eine Funktion von dem Monat und der Tagesstunde und kann daher durch eine Oberfläche im Raum angegeben werden, für welche die Stunden und die Monate die beiden horizontalen und die Temperatur die vertikale Koordinate ausdrücken. Um diese Oberfläche bildlich darzustellen, schneidet man sie, ebenso wie es bei der Zeichnung verschiedener Terrainverhältnisse üblich ist, bei welchen die Isohypsen gelegt werden, durch äquidistante horizontale Ebenen, von denen jede eine Kurve auf der Oberfläche bildet, deren Punkte derselben Temperatur entsprechen. Werden diese Kurven auf die Horizontalebene projiziert, so entsteht ein System von Kurven, welches die Eigenschaften der Oberfläche erkennen läßt. Derartige Höhenschichtenkurven, welche gleichen Funktionswerten entsprechen, werden allgemein mit dem Namen Isoplethen (Kurven von gleichem Zahlenwert) bezeichnet und können, je nachdem die vertikale Koordinate die Temperatur, den Luftdruck ꝛc. angibt, Thermoisoplethen, Isoplethen des Luftdrucks ꝛc. genannt werden. In neuerer Zeit ist diese Art der Darstellung für den Gang der Temperatur mehrfach zur Anwendung gebracht. Scott, welcher die Temperaturverhältnisse von Greenwich durch derartige Kurven dargestellt hat, bezeichnet diese mit dem Namen Chronoisothermalen, an dessen Stelle später die Bezeichnung C. eingeführt ist, weil die Kurven Linien gleicher Temperatur darstellen und ihre horizontalen Koordinaten durch die Zeit bestimmt sind. Abgesehen davon, daß diese Kurven gestatten, die Periode der Temperatur für jeden Tag des Jahres von Mitternacht bis Mitternacht und für jede Tagesstunde im Laufe des Jahres mit einem Blick zu erkennen, bieten sie auch noch manche andre Vorteile und ermöglichen z. B. unter Benutzung von stündlichen Beobachtungen einer Normalstation die Reduktion von Terminsbeobachtungen auf 24stündige.

Chronologie (griech., Zeitkunde), die Wissenschaft von der Zeiteinteilung und Zeitrechnung, durch welche in die Reihenfolge der historischen Ereignisse Ordnung und Klarheit gebracht wird. Die erste und sicherste Grundlage für die C. bilden die regelmäßigen periodischen Erscheinungen am Himmel, welche bestimmte Haltepunkte für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten gewähren. Man unterscheidet astronomische und historische oder technische C.; jene beschäftigt sich mit den von der Astronomie gelehrten Bewegungen der Himmelskörper, sofern sie auf die Bestimmung und Vergleichung der Zeiteinheiten Bezug haben; diese lehrt, wie bei den verschiedenen Völkern die Zeit eingeteilt war und wie hiernach die historischen Begebenheiten in ein richtiges Zeitverhältnis zu bringen sind. Als die natürlichsten Zeitabschnitte boten sich dar und wurden von allen Völkern eingeführt: der Tag, bestimmt durch die Zeit, welche zwischen zwei aufeinander folgenden Kulminationen der Sonne verfließt; der Monat, bestimmt durch die Phasen des Mondes; das Jahr, bestimmt durch den Kreislauf der Erde um die Sonne. Die Berechnung der Monate und Jahre war nicht überall dieselbe; namentlich unterscheidet man Sonnen- und Mondjahre, je nachdem der Lauf der Sonne oder die Erscheinungen des Mondes zu Grunde gelegt wurden. Die Mondjahre wurden von den meisten Völkern zuerst eingeführt, sie enthielten anfänglich 12 Monate zu je 30 Tagen; da jedoch bald erkannt wurde, daß der Mondwechsel nur wenig mehr als 29½ Tage beanspruchte, so wurde das Jahr zu 6 Monaten mit 30 Tagen und 6 Monaten mit 29 Tagen gerechnet, enthielt also 354 Tage, war mithin 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr. Hierdurch trat aber eine Verschiebung der jährlich wiederkehrenden Witterungsverhältnisse und Erscheinungen der Pflanzenwelt ein, welche bald die meisten Völker zur Einführung des Sonnenjahres führte.

Die Ägypter gingen, hauptsächlich durch die jährlich fast unmittelbar nach der Sommersonnenwende wiederkehrenden Überschwemmungen des Nils veranlaßt, schon früh zum Sonnenjahr von 365 Tagen über, welches 12 Monate mit 30 Tagen und 5 Ergänzungstage enthielt und mit dem heliakischen Aufgang (s. Aufgang) des Sirius (Hundsstern) begann. Weil aber in Wirklichkeit das Jahr um ¼ Tag zu kurz gerechnet war, so mußte sich nach 4 Jahren der heliakische Aufgang des Sirius um einen Tag verschoben haben und nach $4 \times 365 = 1460$ Jahren um ein ganzes Jahr, so daß 1461 ägyptische Jahre 1460 wirklichen Jahren entsprachen. Diese Periode wurde die Hundssternperiode (Sirius- oder Sothisperiode, Cyclus canicularis) genannt. Eine andre Periode war die Phönixperiode, die zur Ausgleichung des siderischen mit dem kirchlichen Jahre diente. Von Ägypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit Modifikationen über die damalige gebildete Welt, zunächst zu den Babyloniern und Chaldäern. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die alte Einteilung des Tages und der Nacht in je 12 Stunden bedienten sie sich der Sonnen- und Wasseruhren. Die Juden besaßen das alte Mondjahr zu 354 Tagen, dem sie jedoch, um den Jahresanfang an eine bestimmte Jahreszeit zu knüpfen, Schaltmonate hinzufügten und auch einzelne Tage aus- und einschalteten, so daß ihr Jahr zwischen 354 und 385 Tagen schwankte. Den Jahresanfang bildete (wenigstens im bürgerlichen Leben) der Monat Tisri (s. d.); den Tag begannen sie mit dem Abend. Von der Einteilung von Tag und und Nacht in je 12 Stunden wird im Alten Testament nichts gesagt, doch war sie den Juden ohne Zweifel von Babylon her bekannt. Gewöhnlich teilte man den Tag in vier, die Nacht in drei Teile ab. Sieben Tage bil-

deten eine Woche, welche mit dem Sabbat endigte. Den Anfang des Monats bestimmte der Neumond, welcher mit religiöser Feier begangen wurde.

Die Araber gründen ihre Zeiteinteilung ausschließlich auf den Mondlauf. Sie beginnen ihre Monate, wie die Juden, mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; 12 solcher Monate bilden ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Jahresanfang in einem Zeitraum von 33 der unsern durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der siebentägigen Woche ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern über, obwohl bei den Türken auch das julianische Jahr, das sie aber mit dem 1. März beginnen, im Gebrauch ist und die arabischen Astronomen für wissenschaftliche Zwecke auch das Sonnenjahr benutzen. Auch die Perser gaben ihre ältere, vollkommnere Form für diese arabische hin.

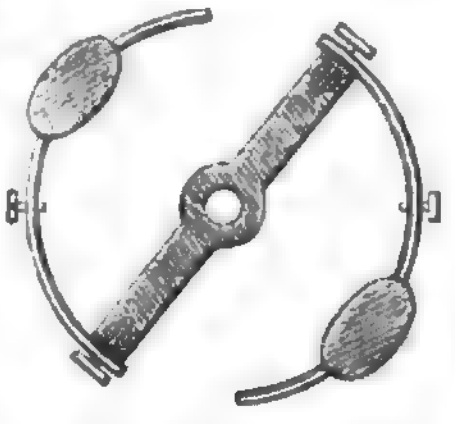
Die Griechen hatten ursprünglich auch das sogen. gebundene Mondjahr von 354 Tagen, bei welchem jedoch die bald fühlbar werdende Verschiebung der Jahreszeiten zur Einführung von Schaltmonaten führte, bis es 433 v. Chr. dem Athener Meton gelang, durch Einführung seines Cyklus von 235 auf 19 Jahre verteilten Monaten (vgl. Kalender) die Zeitrechnung nach Sonne und Mond in Übereinstimmung zu bringen. Eine bei den Griechen auch häufig gebrauchte Zeitrechnung ist die nach Olympiaden, die je einen Zeitraum von 4 Jahren umfaßten und von Timäus im 3. Jahrh. v. Chr. in Anlehnung an das alle 4 Jahre in Olympia gefeierte Nationalfest eingeführt wurden, wobei er die erste Olympiade 776 v. Chr. beginnen ließ. Die Römer hatten ursprünglich ebenfalls ein Mondjahr von 354 Tagen, bei welchem jedoch 4 Monate je 31 Tage zählten, 7 andre je 29 und der zwölfte Monat nur 27 Tage; später versuchte man durch Einschaltung von 22 und 23 Tagen in jedem zweiten Jahre eine Übereinstimmung der Jahreszeiten herbeizuführen, bis 46 v. Chr. Julius Cäsar den nach ihm benannten julianischen Kalender einführte, der ein Jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen im Mittel hat und auch in die Christenheit überging. Die Abweichung des julianischen Jahres vom Sonnenjahr, die in 129 Jahren ungefähr einen Tag beträgt, veranlaßte dann 1582 die Kalenderverbesserung des Papstes Gregor XIII.; vgl. Kalender.

Der Jahresanfang, gegenwärtig im christlichen Kalender der 1. Januar, war früher ziemlich verschieden. Bei den griechischen Stämmen fing das Jahr bald mit der Herbstnachtgleiche, bald mit der Sommer- oder Wintersonnenwende an. Den Römern diente zuerst der 1. März, später der 1. Januar als Jahresanfang, und die Juden wählten den Neumond dazu, der dem Herbstäquinoktium zunächst liegt (vgl. Neujahr). Das Kirchenjahr beginnt noch jetzt in der griechischen Kirche mit dem 1. September, in der abendländischen mit dem Advent (s. d.). Den Tag fängt man mit Mitternacht an und zählt die Stunden in doppelter Reihe von 1—12; nur in Italien zählt man noch hier und da von 1—24. Eine oft gebrauchte Berechnung ist die nach Generationen, deren man gewöhnlich drei auf ein Jahrhundert rechnete. Die Zählung der Jahre von einem bestimmten, durch ein merkwürdiges Ereignis bezeichneten Termin an heißt eine Ära (s. d.).

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk »De emendatione temporum« (zuerst 1583) und seinen »Thesaurus temporum« (1606), Calvisius durch sein »Opus chronologicum« (1605), Petavius durch sein Werk »De doctrina temporum« (1627), die »Tabulae chronologicae« (1628) und das »Rationarium temporum« (1630) und die Verfasser der »Art de vérifier les dates« (neu hrsg. von Courcelles, Par. 1821–44, 19 Bde.). Von den neuern die gesamte C. behandelnden Handbüchern vgl. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen C. (Berl. 1825—26, 2 Bde.; neuer Abdruck, Bresl. 1883); Derselbe, Lehrbuch der C. (Berl. 1831); Matzka, Die C. in ihrem ganzen Umfang (Wien 1844); Brinckmeier, Handbuch der historischen C. (2. Aufl., Berl. 1882); Brockmann, System der C. (Stuttg. 1883); Lersch, Einleitung in die C. (Aachen 1889). Über die C. der alten Völker schrieben Seyfarth, Gumprecht, v. Gutschmid; über die ägyptische speziell Lepsius, Brugsch, Dümichen; über die biblische C. und Zeitrechnung der Hebräer E. Mahler (Wien 1886); über die griechische besonders Böckh, A. Mommsen, Bergk, Ad. Schmidt (»Handbuch der griechischen C.«, Jena 1888); über die römische Th. Mommsen, Matzat (Berl. 1883 u. 1889), Holzapfel (Leipz. 1885), Soltau (Freiburg 1889). Für die C. des Mittelalters vgl. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi (Regensb. 1855); Grotefend, Handbuch der historischen C. des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannov. 1872); Derselbe, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (das. 1891 ff.); Dahis, Abriß der christlichen und römischen Zeitrechnung (Berl. 1873). Vergleichungstabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung hat Wüstenfeld gegeben (Leipz. 1854; Fortsetzung von Mahler, das. 1887).

Chronológisch (griech.), der Zeitfolge nach geordnet.

Chronométer (griech., »Zeitmesser«), nächst den mit Kompensationspendel versehenen Uhren die besten Zeitmesser, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Taschenuhren hauptsächlich durch die Konstruktion der »Unruhe«, von welcher, als dem Schwungrad des Uhrwerkes, der gleichmäßige Gang desselben abhängig ist. Bei den Taschenuhren besteht die Unruhe aus einem Rad mit Spiralfedern, deren Metall sich bei Temperaturerhöhung ausdehnt, so daß das Trägheitsmoment desselben größer, die Schwingungsdauer verlängert und der Gang der Uhr verlangsamt wird. Gleichzeitig verliert die Spirale an Elastizität und wird länger; das Umgekehrte bewirkt Temperaturerniedrigung, die Uhr geht vor. Bei dem C. besteht der Umfang der Unruhe (s. Figur) aus zwei aneinander gelöteten Streifen von verschiedenem Metall, und zwar gewöhnlich aus Stahl an der Innenseite, Messing an der Außenseite. Dieser Reif ist in zwei Halbkreise durchschnitten, die mit je einem Ende durch eine die Speiche des Rades bildende Stahllamelle verbunden sind. Jeder Halbreifen trägt nahe seinem freien Ende ein kleines Gewicht. Wenn sich bei Erwärmung das Metall



Chronometerunruhe.

ausdehnt, so biegt sich das Ende beider Halbreifen nach innen, weil das Messing sich stärker ausdehnt als der Stahl, die Gewichte werden dem Zentrum genähert und dadurch die durch die Ausdehnung der Metalle hervorgebrachte Vergrößerung des Trägheitsmoments kompensiert. Für den Seemann ist das C. die Grundlage für die geographische Längenbestimmung auf See. Indem es nämlich die Zeit eines bestimmten Meridians, gewöhnlich des von Greenwich, angibt, erhält der Schiffer aus dem Vergleich dieser mit der auf See durch astronomische Beobachtungen bestimmten Ortszeit des Schiffsortes die geographische Länge des letztern. Die deutschen Kriegsschiffe werden mit drei, auch vier Chronometern ausgerüstet, wodurch einesteils eine gegenseitige Kontrolle der Instrumente ausgeübt und etwanige Störungen bei dem einen oder andern bemerkt werden können, anderseits eine größere Sicherheit und Zuverlässigkeit in den Chronometerangaben gewährleistet ist. Andre Schiffe führen nur einen oder zwei C. Die C. werden in einem besondern, inwendig ausgepolsterten und gut abgedichteten Chronometeripind in zwei konzentrischen Ringen, welche sie den Schiffsbewegungen möglichst entziehen sollen, aufgehängt (kardanische Aufhängung) und an Bord an einer Stelle, wo die Schiffsbewegungen und sonstige Erschütterungen möglichst wenig fühlbar, die Temperaturschwankungen und der Feuchtigkeitsgehalt gering sind, gewöhnlich im Zwischendeck, aufgestellt. In neuerer Zeit sind in der kaiserlichen Marine besonders konstruierte luftdichte Chronometergehäuse eingeführt. Der Unterschied zwischen der Angabe des Chronometers und der Zeit des Meridians von Greenwich nennt man den Stand des Chronometers, und zwar rechnet man denselben positiv, wenn die Angabe des Chronometers kleiner ist als die Greenwicher Zeit. Die tägliche Veränderung des Standes heißt der Gang, und zwar ist für die Güte eines Chronometers nicht die Kleinheit, sondern die Regelmäßigkeit des Ganges maßgebend. Die Veränderungen an Stand und Gang und die Vergleichungen werden stets in das Chronometerjournal eingetragen. Der Stand des Chronometers wird bestimmt durch Beobachtung des Zeitballes oder durch Zeitbestimmungen durch korrespondierende Sonnenhöhen am Lande oder Monddistanzen auf See mittels Sextanten. Während alle den Gang des Chronometers störenden Einflüsse unregelmäßiger Natur sind und sich in ihren Ursachen und Wirkungen mehr oder weniger einer Beurteilung entziehen, hat man für die Temperatureinflüsse, welche übrigens von allen die hervorragendsten sind, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit zwischen Temperatur und Chronometergang festgestellt, und zwar der Art, daß sich dieselbe zur Berechnung des Ganges verwerten läßt. Für jedes C. kann man Temperatur-Koeffizienten bestimmen, durch welche sich die Änderung des Ganges bei einer Änderung der Temperatur ausdrücken läßt. Für die deutsche Marine werden von sämtlichen Chronometern diese Koeffizienten auf dem C.-Observatorium zu Kiel und dem Observatorium zu Wilhelmshaven festgestellt und den Schiffen bei Anbordgabe der Instrumente mitgegeben, um bei den täglichen Berechnungen Verwendung zu finden. Für die C. der deutschen Kauffahrteischiffe macht die Seewarte zu Hamburg die nötigen Untersuchungen und bestimmt die Temperatur-Koeffizienten. Zur Hebung der deutschen C.-Industrie werden auf letzterm Institut nach Anordnung des Staatssekretärs des Reichsmarineamts jährlich Konkurrenzprüfungen von Marinechronometern veranstaltet, zu denen es jedem im Gebiete des Deutschen Reiches etablierten Uhrmacher freisteht, eine bestimmte Anzahl in seiner Werkstatt hergestellter C. einzusenden. Für die besten C. sind Prämien von 700—300 Mk. ausgesetzt. Ein gutes C. darf täglich nur um wenige Hundertstel einer Sekunde abweichen und gestattet, die Länge auf einige Bogenminuten genau zu geben. Auf Newtons Anregung konstruierten John Harrison u. Sohn Seeuhren, die allerdings von der Temperatur noch nicht unabhängig waren. Le Roy in Paris (1717—85) gelang eine bessere Kompensation für die Temperatur, und 1772 fertigten Arnold und Kendal Seeuhren, welche die Länge auf 0,2° genau angaben. Vgl. Aved de Magnac, Recherches sur l'emploi des chronomètres à la mer (Par. 1874); »Handbuch der Navigation« (amtlich, 3. Aufl., Berl. 1891); Caspari, Untersuchungen über C. (deutsch, Bautzen 1893).

Chronometrie (griech.), Zeitmessung.

Chronos (griech.), die Zeit; auch die personifizierte Zeit, welche in der orphischen Kosmogonie die Rolle eines Urgrundes aller Dinge spielte. Bildlich dargestellt erscheint C. auf der sogen. Apotheose Homers, und zwar als alter Mann mit Flügeln versehen. Die aus dem Altertum stammende Gleichsetzung von C. und Kronos (s. d.) ist nicht haltbar.

Chronoskop (auch Chronograph, griech.), Instrument zur genauen Bestimmung des Eintrittes einer Erscheinung oder zur Messung der Dauer eines Vorganges. Winnert benutzte 1831 ein Uhrwerk mit zwei Sekundenzeigern, von denen der eine, auf Null eingestellte durch Druck auf einen Knopf eingerückt wird und mitgeht, bis er durch abermaligen Druck auf einen Knopf gehemmt wird. Bei Fouchers C. besitzt der Sekundenzeiger an seiner Spitze ein kleines Farbengefäß, durch welches beim Druck auf einen Knopf ein mit dem Sekundenzeiger umgehender Stift dringt, welcher auf dem Zifferblatt einen Punkt macht. Ein zweiter Druck markiert das Ende des Vorganges. 1848 konstruierten Bond und Walker für astronomische Zwecke einen Registrierapparat, bei welchem eine Pendeluhr (Registrieruhr) mit einem elektrischen Kontakt versehen ist, der jede Sekunde den Strom einer galvanischen Batterie schließt. Dieser Strom wirkt auf einen Elektromagneten, dessen Anker bei jedem Anziehen des Magneten ein Zeichen auf einen mit gleichmäßiger Geschwindigkeit sich fortbewegenden Papierstreifen gibt. Neben diesem Elektromagneten ist noch ein zweiter ähnlicher vorhanden, dessen Anker, wenn der Strom durch den Beobachter geschlossen wird, auf dem Papierstreifen ebenfalls ein Zeichen gibt, aus dessen Lage gegen die fortlaufenden Sekundenzeichen die Zeit des Stromschlusses bestimmt werden kann. Man unterscheidet Cylinder- und Streifen-Chronographen; bei den erstern geschieht die Registrierung der Signale auf einen mit einem Papierbogen überspannten Cylinder, der mit gleichmäßiger Geschwindigkeit durch ein Uhrwerk in Rotation gehalten wird, während die Elektromagnete durch einen auf Schienen laufenden Wagen langsam weiter bewegt und die mit den Ankern derselben verbundenen Federn über den ganzen Cylinder geführt werden. Beim Anziehen der Anker werden die Federn seitlich verschoben, und es entsteht dadurch auf dem ganzen Cylinder eine gezackte Schraubenlinie. Die Streifen-Chronographen haben im wesentlichen die Einrichtung der Morsetelegraphenapparate. Sehr verbreitet ist der Chronograph von Fueß, mit wel-

chem man die Zeit bis auf 0,001 Sekunde bestimmen kann. Bei Streifen-Chronographen sind die Elektromagnete senkrecht zur Fortbewegungsrichtung der Papierstreifen aufgestellt, und mit den Ankern derselben sind Schreibfedern verbunden, welche beständig auf den Papierstreifen eine farbige Linie aufzeichnen; werden die Anker angezogen, so werden die Federn senkrecht zur Fortbewegungsrichtung des Papierstreifens verschoben, und es entstehen gezackte Linien, von denen die eine die fortlaufenden Sekundenzeichen, die andre die Beobachtungsmomente angibt. Der Chronograph dient in der Astronomie hauptsächlich zur Bestimmung der Durchgangszeiten von Sternen durch das Fadennetz eines Fernrohrs. Während man bei Beobachtung der Antritte eines Sternes an die verschiedenen Fäden ohne Anwendung des Chronographen die Sekundenschläge einer in der Nähe des Fernrohrs aufgestellten Pendeluhr nach dem Gehör mitzählt und die Zehntelsekunden, welche nach dem letzten Sekundenschlag bis zum Antritt des Sternes

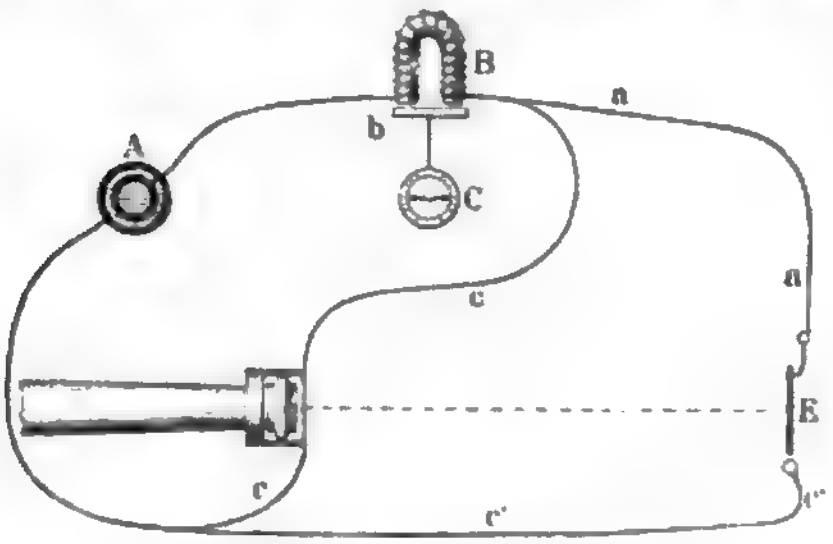


Fig. 1. Wheatstones Chronoskop.

an den Faden verflossen sind, schätzt (Auge- und Ohrmethode) und dann die betreffende Zahl notiert, drückt man bei Anwendung des Chronographen nur im Moment des Fadenantritts den Taster nieder (Registrier- oder Auge- und Handmethode), um nachher auf dem Chronographen die Zeit dieses Signals genau verzeichnet zu finden. Der Beobachter kann also seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erscheinung selbst verwenden und in viel schnellerer Folge Notierungen vornehmen als bei der Auge- und Ohrmethode. Außerdem kann der Beobachter seine Notierungen in jeder beliebigen Entfernung von der Uhr und dem Chronographen machen, selbst auf dem C. einer andern Sternwarte, wie dies bei den telegraphischen Längenbestimmungen geschieht.

Die beschriebenen Chronographen setzen voraus, daß die zu beobachtende Erscheinung langsam genug sich abspielt, um sie mit dem Auge zu verfolgen und durch den Druck auf den Knopf zu markieren. Handelt es sich dagegen um Geschwindigkeiten, die der direkten Beobachtung sich entziehen, so muß das C. selbstthätig funktionieren. Das erste derartige C. ließ die preußische Artillerieprüfungskommission 1838 anfertigen. Bei dem 1840 von Wheatstone angegebenen Apparat wird ein Uhrwerk genau beim Beginn der zu messenden kurzen Zeit in Bewegung gesetzt und mit dem Ablauf der Zeit wieder angehalten. Mit dem einen Pol einer elektrischen Batterie A (Fig. 1) ist ein Elektromagnet B verbunden, dessen Anker b, solange er angezogen wird, ein Uhrwerk C hemmt. Erlischt die Kraft des Magnets, so zieht eine Feder den Anker ab, und das Uhrwerk kommt in Gang, bis der Magnet von neuem wirkt. Nun läuft ein Draht c von der Batterie dicht vor der Mündung des Geschützes vorbei zum Elektromagnet und schließt mithin den Strom. Feuert man das Geschütz ab, so zerreißt der Draht, das Uhrwerk kommt in Gang. In dem Moment aber, wo die Kugel das Ziel berührt, stellt ein Metallstückchen E die Verbindung zwischen zwei Drähten c' und a her, von denen der eine zur Batterie, der andre zum Elektromagnet führt. Dadurch wird der Strom von neuem geschlossen und das Uhrwerk angehalten. Man kann dann unmittelbar die Zeit ablesen, welche die Kugel zum Durchlaufen der Strecke brauchte. Dieser Apparat enthält einige Fehlerquellen, welche in der von Hipp angegebenen Konstruktion vermieden sind. Hipps Apparat (Fig. 2) besteht aus einem Uhrwerk C mit zwei Zifferblättern, welche Hundertstel und Tausendstel einer Sekunde angeben und durch einen Elektromagnet außer Verbindung mit dem immerfort gehenden Uhrwerk gesetzt werden, sobald der Strom geschlossen wird. Wird aber dieser Strom geöffnet,

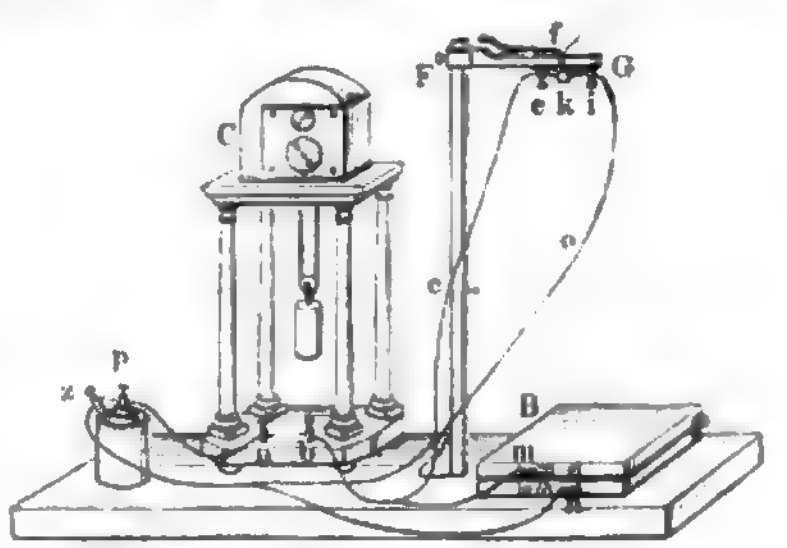


Fig. 2. Hipps Chronoskop.

so kommen die Zeiger auch wieder in Verbindung mit dem Uhrwerk und bewegen sich weiter. Um z. B. die Fallzeit zu messen, geht der Draht von der Kette bei p zur Uhr bei a, dann um das Hufeisen der Uhr und von b durch c zu einem Galgen FG an zwei Federn e und i, zwischen denen die metallene Fallkugel k sitzt, und dann durch o zur Kette bei z zurück. Von den beiden letzten Drahtteilen gehen indes auch Zweige zu zwei Teilen eines Brettes B unter dem Galgen, die zwei sich nahezu berührende Metallstreifen m und n tragen. Der Strom ist in diesem Fall oben an der Kugel geschlossen, an dem Doppelbrett nicht; sobald aber die Kugel durch einen Druck auf f fällt, wird der Strom geöffnet und erst wieder geschlossen, wenn die Kugel auf das Brett schlägt und dadurch die Metallstreifen in Berührung bringt. Die auf den Zifferblättern abgelesene Zeit ist die Fallzeit. — Bei dem Funkeninduktor von Siemens (Poggendorffs »Annalen«, 1845, Bd. 66, S. 435) erfolgt die Markierung der Zeitpunkte auf einem sich drehenden berußten Cylinder durch elektrische Funken, die auf ihn überschlagen und an den betreffenden Punkten den Ruß wegbrennen. Bei dem ähnlichen Apparat von Martin de Brettes rotiert um einen mit chemisch präpariertem Papier umspannten Metallcylinder ein Platinstift, der den Anfang und das Ende der zu beobachtenden Erscheinung dadurch markiert, daß in diesen Augenblicken die Kette für eine Induktionsspirale geöffnet wird; dadurch springt zwischen Cylinder und Markierstift jedesmal ein Induktionsfunke über, der das Papier durchbohrt und so die zu untersuchenden Phasen der Erscheinung durch kleine Punkte markiert. Durch eine sehr sinn-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

reiche Vorrichtung wird ermöglicht, mittels dieses Apparats die Geschwindigkeit des Geschosses an verschiedenen Stellen seiner Bahn zu untersuchen. Die Kugel berührt nämlich während ihres Laufes mehrere Ziele, welche bei der Berührung die Kette für die Induktionsspirale öffnen; aber gleichzeitig wirken diese Ziele noch auf eine andre Kette, welche den mit Papier umspannten Metallcylinder parallel zu seiner Achse verschiebt, so daß die durch den Stift hervorgebrachten Marken nicht in Einer Linie erscheinen.

Der von Pouillet 1844 angegebene Apparat beruht darauf, daß die Größe des Ausschlags einer Multiplikatornadel, welchen ein an der Nadel vorübergehender Strom bewirkt, abhängig ist von der Stärke dieses Stromes, aber auch von der Zeit, während welcher er auf die Nadel wirkt, wenn dieselbe überhaupt nur klein ist. Aus dem unter verschiedenen Umständen erfolgenden Ausschlag kann man also auf die Zeit schließen, wenn immer ein gleichstarker Strom angewandt wird und das Verhältnis zwischen Zeit und Ausschlag bekannt ist. Bei Anwendung dieses Verfahrens auf ballistische Versuche wird ein galvanischer Strom, in welchen ein Multiplikator eingeschaltet ist, durch die den Lauf des Geschützes verlassende Kugel geschlossen und erst in dem Moment wieder geöffnet, in welchem die Kugel ihr Ziel erreicht. Diese Methode ist in der von Helmholtz ihr gegebenen Vervollkommnung die exakteste von allen; sie erfordert aber sehr gute Apparate, eine isolierte oder feste Aufstellung derselben und geübte Beobachter. Für die Praxis eignet sich daher besser das von Navez angegebene Verfahren, welches die Wirkung der Schwerkraft auf einen frei (oder über eine schiefe Ebene) fallenden Körper oder auf ein Vertikalpendel genau auf die Zeit beschränkt, während welcher das Geschoß einen bestimmten Teil seiner Bahn durchfliegt. Das Navezsche elektroballistische Pendel (vgl. Navez, Sur l'appareil électroballistique. Par. 1859) besteht aus einem Pendel, mit dem mittelbar ein auf einer Kreisteilung laufender Zeiger verbunden ist. Das Pendel wird bis auf den Anfangspunkt seiner Bewegung erhoben und in dieser Stellung, bei welcher der Zeiger auf Null zeigt, durch einen Elektromagnet festgehalten. Wird nun, etwa durch die den Lauf verlassende Kugel, der den Elektromagnet umkreisende Strom geöffnet, so fällt das Pendel und durchläuft seinen Schwingungsbogen, und mit ihm bewegt sich der Zeiger. Sobald aber die Kugel das Ziel berührt, schließt sie einen Strom und erregt dadurch einen Elektromagnet, dessen Anker als Hemmapparat wirkt und den Zeiger sofort anhält. Dieser ergibt dann genau den von dem Pendel durchlaufenen Weg, aus welchem sich auf die Zeit schließen läßt. Dieser sehr praktische Apparat, welcher freilich manche Fehlerquellen und Unsicherheiten einschließt, ist durch den belgischen Obersten Leurs vereinfacht worden. Ein andres, von Le Boulengé (»Mémoire sur un chronographe électro-ballistique«, 1864, und »Description et l'emploi du chronographe Le Boulengé«, 1869; vgl. Ruhn, Über den elektroballistischen Chronographen von Le Boulengé, in Dinglers »Polytechnischem Journal«, Bd. 179) angegebenes C. steht dem Apparat von Navez sehr nahe und kann als elektromagnetischer Fallapparat für ballistische Zwecke (Flugzeitmesser) bezeichnet werden. Man berechnet das zu bestimmende Zeitintervall nach den Gesetzen aus der während desselben zurückgelegten Fallhöhe. Der Apparat enthält einen durch einen Elektromagnet gehaltenen Metallstab mit Papierhülse, welcher in einem gegebenen Moment frei herabfällt, außerdem einen zweiten gleichfalls von einem Elektromagnet gehaltenen Fallkörper, welcher im Fall eine Feder auslöst und dadurch einen scharfen Stahlmeißel gegen die Papierhülse des fallenden Stabes drückt, so daß auf der Hülse ein Strich gemacht wird. Unterbricht man die zu den beiden Elektromagneten laufenden Ströme durch einen Ausschalter gleichzeitig, so fallen beide Fallkörper in demselben Zeitpunkt herab, und von dem zweiten Körper wird dann die Feder in dem Moment ausgelöst, in welchem der untere Teil des fallenden Stabes bei dem Meißel vorbeigeht. Beim Gebrauch des Apparats durchschlägt die Kugel zuerst den zum Elektromagnet des Stabes führenden Draht und, nachdem sie eine weitere Strecke ihres Weges zurückgelegt hat, den Draht, welcher zum Elektromagnet des zweiten Fallkörpers führt. Der Metallstab wird also zuerst fallen, und der Meißel, welcher durch den fallenden zweiten Körper in Bewegung gesetzt wird, trifft den Stab in seinem obern Teil. Es ist dann leicht aus dem Abstand der Striche, d. h. aus dem Unterschied der Fallhöhen, die Zeit zu berechnen, in welcher das Geschoß die Strecke zwischen beiden Drähten durchlief. Vergleichende Versuche haben ergeben, daß die Resultate bei diesem Apparat viel besser untereinander übereinstimmen als bei dem von Navez; indes birgt er immer noch manche Fehlerquellen, und der Umfang, innerhalb dessen von dem Apparat die Zeitangabe gemacht wird, beträgt höchstens 0,5 Sekunden. Diesen Übelstand suchte Le Boulengé dadurch zu vermeiden, daß er das auf elektromagnetischem Wege geregelte Ausfließen einer Flüssigkeit als C. benutzte, indem er die Zeit aus dem Gewicht der Ausflußmenge bestimmte, welche er während der zu messenden Intervalle erhalten hatte (elektrischer Klepsyder). Mittels des Chronographen von Bashforth, bei welchem, ähnlich dem Apparat von Martin de Brettes, ein sich drehender Cylinder und ein Markierstift die Hauptrolle spielen, kann die Geschwindigkeit des Geschosses an vielen Stellen seiner Bahn bestimmt werden. Der Chronograph von Noble mißt die Geschoßgeschwindigkeit innerhalb des Rohres: In die Wandung des Geschützrohrs werden nämlich eine Reihe von Cylindern senkrecht zur Geschützachse so eingeschraubt, daß sie bis in die Seele hineinragen und hier mit Scharnierklappen versehen werden können. Das Geschoß drückt auf seinem Lauf eine Klappe nach der andern nieder, zerschneidet auf diese Weise in jedem Cylinder einen Draht und unterbricht dadurch ebenso viele galvanische Ströme, welche zu zeichengebenden Apparaten in Beziehung stehen. Man hat mit denselben die Messung ungemein kurzer Zeiten möglich gemacht; Glöseners Apparat gestattet z. B. die Messung von $^1/_{10000}$ und die Schätzung von $^1/_{100000}$ Sekunde; mit dem Apparat von Schulz und Lissajous soll sogar $^1/_{400000}$ Sekunde gemessen werden können. Bei den neuern Chronoskopen wird die Schwingungszahl einer Stimmgabel benutzt, um kleine Zeiträume zu messen. Solche sogen. Vibrations-Chronoskope sind die von v. Babo und v. Beetz (»Poggendorffs Annalen«, S. 135, und Edelmanns »Neuere Apparate«), der Chronograph von Depretz zur Ermittelung des zeitlichen Verlaufs des Druckes in Geschützrohren (»L'Électricien«, 1883), das Velocimeter von Sébert und der Chronograph von Fr. J. Smith (»Philos. Magazine«, 1890). Der letztere, welcher aus Anlaß einer Untersuchung über Explosionen konstruiert wurde, hat

die Aufgabe, eine große Zahl von Ereignissen, die sehr rasch auf einander folgen, zeitlich zu fixieren. Vgl. die Werke über angewandte Elektrizitätslehre von Kuhn, Du Moncel und Glösener; auch Upmann, Das Schießpulver ꝛc. (in Volleys »Handbuch der chemischen Technologie«, Bd. 6, Braunschw. 1874); Saunier, Lehrbuch der Uhrmacherei (deutsch von Großmann, 2. Aufl., Bautzen 1890).

Chronostichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronothermometer, s. Thermointegrator.

Chroolepus *Ag.* (Trentepohlia *Mart.*), Algengattung aus der Ordnung der Chätophoreen, Luftalgen, welche als rote, räschen- oder krustenförmige Überzüge häufig an Baumrinden, Mauern, Felsen u. dgl. leben. Sie bilden kurze, liegende oder aufrechte, ästige Fäden mit dickwandigen Gliederzellen. C. Jolithus *Ag.* (Veilchenmoos) wächst in Gebirgsgegenden auf Steinen (Veilchensteine) und behält seinen Veilchengeruch auch nach dem Absterben. Die Fortpflanzung dieser Algen geschieht durch Gameten und Schwärmsporen, welche sich aber nur, wenn die Pflänzchen von Wasser benetzt werden, also z. B. nach Regen, ausbilden. Mit den Zellen des C. stimmen die rot gefärbten Gonidien im Thallus der Schriftflechten überein (vgl. Flechten).

Chropaczow, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, bei Königshütte, hat Steinkohlenbergbau und (1890) 3922 (als Gemeinde 4993) Einw.

Chroscziitz (spr. chroschtschütz), Dorf im preuß. Regbez. u. Kreis Oppeln, hat Korbflechterei u. (1890) 2424 Einw.

Chrotta, ein altes Streichinstrument, das bereits der Dichter Venantius Fortunatus (6. Jahrh.) erwähnt. Es scheint, daß die C. (crwth, crowd, crouth, cruit), vielleicht das älteste Streichinstrument, ursprünglich ein britannisches Instrument war, das in seiner eigentümlichen Form sich nur in Großbritannien und in der Bretagne längere Zeit gehalten hat, während es sich in Frankreich und Deutschland schnell umbildete. Von den hier seit dem 9. Jahrh. vorkommenden Streichinstrumenten (Lyra, Rebeca, Rubeba, Viella) unterscheidet es sich durch den »Bügel«, der vom Wirbelkopf auf beiden Seiten zum Schallkörper hinabreicht; die Saiten (fünf) laufen teils über, teils neben einem schmalen Griffbrett (ohne Bund), das sich vom Bügel bis fast in die Mitte des Schallkastens erstreckt. Schallöcher und Steg sind gleichfalls vertreten. Die C. existierte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer alten Gestalt bei der Landbevölkerung in Irland, Wales und in der Bretagne.

Chrudim, Stadt im östlichen Böhmen, liegt 270 m ü. M. in fruchtbarer Gegend an der Chrudimka, welche oberhalb Hlinsko entspringt und nach 82 km langem Laufe bei Pardubitz in die Elbe mündet, an der Nordwestbahn (Linie Deutsch-Brod-Liebau), hat eine gotische, neuestens restaurierte Kirche aus dem 13. Jahrh., 3 andre Kirchen, ein Kapuzinerkloster und (1890) 12,128 tschech. Einwohner. Die Industrie beschäftigt Fabriken für Zucker, Spiritus, Mehl, Bier, Malz, Leder und Schuhwaren, Tuch und landwirtschaftliche Maschinen. Auch werden hier größere Pferdemärkte abgehalten. C. hat ein Oberrealgymnasium, eine Handelsakademie, eine landwirtschaftliche Mittelschule, eine Fachschule für Holzindustrie und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion. Es ist Geburtsort des Erfinders der Schiffsschraube, J. Ressel.

Chrysolith, soviel wie Krysolith.

Chrysalinida, s. Rhizopoden.

Chrysalis (Chrysalide, griech., »Goldpuppe«), die Puppe der Dornraupe, welche gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert ist, daher der Name; dann überhaupt soviel wie Puppe; s. Insekten.

Chrysamin $C_{20}H_{16}N_4O_6Na_2$, ein Azofarbstoff aus Tetrazodiphenylchlorid und Salicylsäure, ein braunes, in Wasser schwer, in Alkalien leichter lösliches Pulver, färbt Baumwolle im alkalischen Seifenbad gelb. Ein andres C. aus Tetrazoditolylchlorid und Salicylsäure färbt Baumwolle etwas röter.

Chrysaminsäure (Polychromsäure, Aloesäure, Tetranitrodioxyanthrachinon, Tetranitrochrysazin) $C_{14}H_4N_4O_{12}$ oder $C_{14}H_2(NO_2)_4(OH)_2O_2$ entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Aloe oder Chrysophansäure, bildet gelbe Kristalle, schmeckt sehr bitter, löst sich in Alkohol, schwer in Wasser, färbt dasselbe aber purpurrot, verpufft beim Erhitzen und bildet mit Basen schwer lösliche, grün metallisch glänzende oder purpurrote, beim Erhitzen verpuffende Salze. Beim Kochen mit einem alkalischen Sulfid entsteht eine tiefblaue Flüssigkeit, aus welcher kupferrotes, in durchfallendem Licht blaues Hydrochrysamid (Tetramidodioxyanthrachinon) kristallisiert. C. färbt Wolle dunkelbraun, Seide purpurbraun, mit essigsaurer Thonerde gebeizte Baumwolle violett.

Chrysander, Friedrich, Musikhistoriker, geb. 8. Juli 1826 in Lübtheen im Mecklenburgischen, studierte in Rostock Philosophie und lebte, nachdem er hier die philosophische Doktorwürde erworben, längere Zeit im Ausland, namentlich in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich teils zu Lauenburg, teils zu Bellahne in Mecklenburg auf; seit 1866 hat er seinen Wohnsitz zu Bergedorf bei Hamburg. Chrysanders Hauptwerk ist die noch unvollendete Biographie Händels (Leipz. 1858—67, Bd. 1—3, erste Hälfte), die zu den bedeutendsten Leistungen auf musikgeschichtlichem Gebiet gehört. Außerdem schrieb er »Über die Molltonart im Volksgesang und über das Oratorium« (Schwerin 1853), gab die »Jahrbücher für Musikwissenschaft« (Leipz. 1863—67, 2 Bde.; nicht fortgesetzt) sowie von 1885 an mit Ph. Spitta und G. Adler die »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft« heraus und lieferte Aufsätze verschiedenen Inhalts in die Leipziger »Allgemeine musikalische Zeitung«, deren Redaktion er mit Unterbrechung der Jahre 1871—75 von 1868 bis zu ihrem Eingehen (1882) geführt hat. Als Musikhistoriker genießt C. allgemeine Anerkennung; dagegen haben seine Versuche, auf das Gebiet der praktischen Musik überzugreifen, besonders seine Klavierauszüge Händelscher Oratorien und Opern (in der hauptsächlich von ihm redigierten Ausgabe der deutschen Händel-Gesellschaft) scharfe Anfechtungen erfahren.

Chrysanilin, bei der Fuchsinfabrikation entstehender Farbstoff, dessen Base Diamidophenylakridin $C_{19}H_{15}N_3$ ist und auch bei Oxydation des aus Nitrobenzaldehyd und Anilin gebildeten Triamidotriphenylmethans mit Arsensäure entsteht. Das C. des Handels (Phosphin, Ledergelb, Philadelphiagelb) $C_{19}H_{16}N_4O_3$ ist das Nitrat des Diamidophenylakridins, gemengt mit Nitraten homologer Basen, und dient besonders zum Färben von Leder.

Chrysanthemum *L.* (Goldblume, Wucherblume), Gattung aus der Familie der Kompositen, meist einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Halbsträucher mit großen Blütenköpfen. Gegen 100 Arten in Europa, Nord- und Mittelasien, auch in Nordamerika und Nordafrika. Eine einjährige Art,

C. carinatum *Schousb.*, mit weißen Strahl- und schwarzroten Scheibenblumen, aus Marokko und Nordafrika, wird in vielen Varietäten mit ein- und mehrfarbigen, einfachen und gefüllten Blüten als Zierpflanze kultiviert, ebenso C. coronarium *L.*, aus Südeuropa, u. a. C. Leucanthemum *L.* (gemeine Wucherblume, große Maßliebe, große Gänseblume, Johannisblume, Marienblume), ausdauernd, mit weißen Strahl- und gelben Scheibenblütchen, ist in Europa auf Wiesen und Rainen gemein, gilt als schlechtes Futterkraut und wurde früher arzneilich benutzt. Die zarten Sprosse werden in Italien als Salat gegessen. C. segetum *L.*, mit ansehnlichen goldgelben Strahl- und Scheibenblüten, ist ein in manchen Gegenden überaus lästiges, schwer ausrottbares Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, dessen Bekämpfung durch polizeiliche Maßregeln gesichert werden mußte. Man hat es zur Pottaschenbereitung empfohlen, da 1 Ztr. frisches Kraut 0,5 kg Pottasche liefert. Blumistisch sehr wertvoll ist das Herbstchrysanthemum (Goldaster, C. indicum *L.*), in China und Japan, welches in zahlreichen Varietäten mit weißen, gelben, orangefarbenen, roten, auch zweifarbigen Blüten, bei denen nur die Randblüten oder auch die Scheibenblüten zungen- oder röhrenförmig (Röhrenaster) und mannigfach abweichend sind, kultiviert wird (s. Abbildung). Man unterscheidet einfache und gefüllte, anemonenblütige und japanische, klein- und groß-, früh- und spätblütige und kultiviert sie als hervorragendste Modepflanzen für das Zimmer, das Gewächshaus und den Wintergarten. Namentlich in England sind die Herbstchrysanthemen zu sehr großer Vollkommenheit gebracht worden. In der japanischen Gärtnerei und Kunstindustrie spielt sowohl die Stammform des Herbstchrysanthemum (Nogiku) wie seine Varietäten (Kiku) eine große Rolle. Man zieht die Pflanze reisbesenartig und fächerförmig, macht außerdem aber auch viele Formspielereien und bildet z. B. aus blühendem Chrysanthemum Puppen von 10 m Höhe, die dramatische Begebenheiten, Märchen ꝛc. darstellen. Am 9. Sept. feiert man ein Jahresfest, welches der Kiku, dem Sinnbild langen Lebens, gewidmet ist; die kaiserliche Familie hat eine Kikublume im Wappen (s. Tafel »Wappen IV«), und ihr höchster Orden ist der Chrysanthemum-Orden (s. d.). Schon 1688 kultivierte man in Holland 6 Spielarten von C., aber erst 100 Jahre später fand die Pflanze größere Verbreitung, und 1847 erzielte Libois das erste gefüllte C. Später brachte Fortune eine große Anzahl chinesischer und japanischer Varietäten nach Europa. C. fruticescens *L.* und C. grandiflorum *Brouss.*, von den Kanarischen Inseln, sind in Frankreich sehr beliebte Zierpflanzen mit gelben Scheiben- und weißen Randblüten. Vgl. Burbidge, The Chrysanthemum, its history, culture, etc. (Lond. 1884); Credner, C. indicum und seine Kultur (Leipz. 1889); Lebl, Das C. (Berl. 1892).

Varietäten von Chrysanthemum indicum. a Stammform.

Chrysanthemum-Orden, kaiserlich japan. Orden (Goldblumenorden), gestiftet vom Mikado 27. Dez. 1876, wird nur an gekrönte Häupter und höchste Staatsbeamte verliehen. Die Dekoration besteht aus einem Stern in Kreuzesform von 32 weiß emaillierten, goldenen Strahlen; zwischen den vier durch verkürzte Strahlen gebildeten Winkeln befindet sich je eine Goldblume zwischen zwei grün emaillierten Blättern. Der rote Mittelschild ohne Inschrift ist von einem goldenen Ring umgeben. Den obersten Strahl verbindet eine Goldblume, deren Rückseite vier japanische Buchstaben, »Erhabene Thaten und ehrenvolle Handlungen« bedeutend, zeigt, mit einem goldenen Ring. Der Bruststern zu der erstern Dekoration ist gleich. Das Band ist rot, dunkelblau gerändert und wird über die Schulter getragen. S. Tafel »Orden III«.

Chrysaor (»der mit dem goldenen Schwert«), ein Ungeheuer der griech. Mythe, entsprang mit Pegasos aus dem Blute der Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand. C. heißt auch der Sohn der Medusa von Poseidon; er zeugte mit der Okeanide Kallirrhoë den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna. Der Mythus versinnbildlicht wohl Vorgänge des Gewitters.

Chrysarobin $C_{30}H_{30}O_7$, findet sich neben wenig Mineralstoffen in dem gelben bis rotbraunen Goapulver aus den Höhlungen der Stämme von Andira

Digitized by Google

Araroba und wird aus diesem durch Benzol ausgezogen. Aus Eisessig umkristallisiert, bildet es gelbe Nadeln oder Blättchen, ist löslich in Benzol, Chloroform, Eisessig, schwer löslich in Alkohol und Äther, kaum in Wasser, sublimiert und oxydiert sich in alkalischer Lösung leicht zu Chrysophansäure. Bei Reduktion durch Zinkstaub wird es in Methylanthracen verwandelt. C. wirkt brechenerregend und abführend und reizt zugleich Nieren und Blase; äußerlich wird es mit Vorteil bei Hautkrankheiten, namentlich bei Psoriasis und parasitären Leiden, angewandt.

Chrysaurein, s. Tropäolin.

Chryseïs (eigentlich Astynome), Tochter des Apollopriesters Chryses, der zu Chryse, einer Kultstätte am Fuß des Ida, wohnte, wurde von Achill bei der Zerstörung Thebes (am Berg Plakos, unweit des Ida) erbeutet und dem Agamemnon als Sklavin zugeteilt. Als darauf Apollon eine Pest ins Lager der Griechen sandte, gab sie der Oberfeldherr ihrem Vater zurück.

Chryselephantin (von chrysos, Gold, und elephas, Elfenbein), s. Goldelfenbeinkunst.

Chrysen $C_{18}H_{12}$ findet sich im Steinkohlenteer und entsteht aus Phenylnaphthyläthan bei Rotglut. Es bildet farb- und geruchlose Blättchen (schwer von einer goldgelb färbenden Beimengung zu reinigen), fluoresziert intensiv rotviolett, löst sich wenig in Alkohol und Äther, schmilzt bei 250°, siedet bei 436°, und gibt bei Oxydation mit Chromsäure Chrysochinon $C_{18}H_{10}O_2$. Dies bildet gelbrote Nadeln und wird aus seiner blauen Lösung in Vitriolöl unter völliger Entfärbung unverändert gefällt.

Chrysolin, s. Tropäolin.

Chrysididae, s. Goldwespen.

Chrysippos, im griech. Mythus Sohn des Pelops und der Nymphe Axioche, Halbbruder des Atreus und Thyestes. Der Thebaner Laïos, von Zethos und Amphion aus der Heimat vertrieben und von Pelops gastlich aufgenommen, gewann den schönen Jüngling lieb (das erste Beispiel von Knabenliebe bei den Hellenen), unterrichtete ihn im Wagenlenken und entführte ihn auf seinem Wagen nach Theben. C. tötete sich aus Scham, während Pelops den Fluch über Laïos aussprach, wodurch alles Unglück über die Labdakiden kam. Nach peloponnesischer Sage fand C. seinen Tod durch Atreus und Thyestes, welche deren Mutter, die eifersüchtige Hippodeima, dazu anreizte.

Chrysippos, griech. Philosoph, geboren um 282 v. Chr. in Soli (nach andern in Tarsos), kam etwa 262 nach Athen, wo er die Stoiker Zenon und Kleanthes sowie die Akademiker Arkesilaos und Lakydes hörte, und war Leiter der stoischen Schule nach Kleanthes von 232 bis zu seinem Tode um 208. Durch seine Dialektik und seinen schriftstellerischen Fleiß (er soll nach Diogenes Laërtius über 700 Schriften verfaßt haben) wurde er gleichsam der zweite Begründer der Stoa, so daß man sagte: Wenn C. nicht gewesen wäre, gäbe es keine Stoa. Von seinen Werken sind uns viele Bruchstücke (besonders bei Plutarch) erhalten. In seiner Lehre hielt er sich im ganzen an die Sätze des Zenon und Kleanthes und führte diese nur systematisch aus. Als Dialektiker behandelte er mit Vorliebe die hypothetischen und lemmatischen Schlüsse; als Physiker lehrte er, daß der Urstoff Feuer sei, daß ein Teil desselben in dichtere Stoffe sich verwandle, der feinere Stoff, Feuer oder Luft, in diesem als das leitende, belebende, formende Prinzip walte und so die Einzeldinge bilde, daß sich schließlich alles wieder in Feuer auflöse. Das Feuer ist ihm gleich der Weltseele oder gleich Zeus. Als Psycholog lehrte er, daß die Seele körperlich sei, da nur Körper aufeinander zu wirken vermöchten, daß sie in der Brust, nicht im Haupte wohne, da die Stimme, der Ausdruck der Gedanken, von dorther komme, und daß nur die Seele des Weisen unsterblich sei. Als Theolog behauptete er, daß auch die Gottheit als alle Dinge durchdringender Verstand körperlicher, wenngleich der menschlichen weit überlegener Natur und die alles beherrschende Notwendigkeit nichtsdestoweniger mit der menschlichen Freiheit verträglich sei. Als Ethiker bezeichnete er diejenige Natur, mit welcher in Harmonie zu leben Tugend sei, als die Einheit der menschlichen und der allgemeinen Natur, weil die Bestandteile der erstern (Seele und Leib) zugleich Teile der Natur überhaupt (Weltseele und Weltstoff) seien. Seine Büste findet sich auf einer Herme der Villa Albani zu Rom. Die Fragmente hat Baguet, freilich sehr unvollständig, gesammelt (Löwen 1822). Vgl. Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Altona u. Hamb. 1827); Gercke, Chrysippea (Leipz. 1884).

Chryso ... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie Gold ...

Chrysobalanoideen, Unterfamilie der Rosaceen, s. d.

Chrysobalānus *L.* (Beerenzwetsche), Gattung aus der Familie der Rosaceen, Sträucher und Bäumchen im tropischen Amerika und Afrika, mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern, weißlichen Blüten in Trauben oder Rispen und Steinfrüchten mit einsamigem, fünfeckigem Steinkern. C. Icaco *L.* (Akakopflaumenbaum, Kokospflaume) ist ein baumartiger, 2,5—3 m hoher Strauch in Carolina, Westindien und Südamerika, mit kurzgestielten, glänzenden Blättern und rundlich-ovalen Steinfrüchten (Akako, Guajera), die gegen 2,5 cm dick, glatt oder gefurcht, rot, violett, gelb, weißlich und gefleckt sind, angenehm süß zusammenziehend schmecken und roh, gekocht oder mit Zucker eingemacht genossen werden. Auch die öligen, wohlriechenden Samen sollen sehr wohlschmeckend sein; von C. ellipticus *Smeathm.* und C. luteus *Soland.*, Bäumen auf Sierra Leone, werden die Früchte gleichfalls gegessen.

Chrysoberyll (Cymophān), Mineral aus der Ordnung der Anhydride, findet sich in kurz und breit säulenförmigen oder dick tafelartigen, rhombischen Kristallen, eingewachsen oder lose, auch in abgerundeten Fragmenten oder Körnern; er ist grünlichweiß bis smaragdgrün mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen mit schönem Trichroismus oder bläulichem Lichtschein, Härte 8,5, spez. Gew. 3,65—3,8, und besteht aus Berylliumaluminat $BeAl_2O_4$. Der C. wurde bisher hauptsächlich in losen Kristallen, Körnern und Geschieben im Flußsand auf Ceylon, Borneo, in Pegu und Brasilien gefunden. In Gneis eingewachsen kommt er bei Haddam in Connecticut, Saratoga Springs in New York und zu Marschendorf in Mähren, mit Faserkiesel, Spinell und Granat in grobkörnigem Gneis vor. Ein gras- bis smaragdgrüner, in durchfallendem Kerzenlicht blutrot erscheinender C., welcher in Kristallen von 6,5 cm Durchmesser in den Smaragdgruben der Tokowaja im Ural, auch in Ceylon aufgefunden ward, ist der Alexandrit. Derselbe kommt in ausgezeichneten Drillingskristallen von täuschend hexagonalem Habitus vor. Die schön grünen, reinen Geschiebe von Ceylon und Brasilien werden als Schmucksteine verarbeitet und wie Diamanten verschliffen. Höher im Wert stehen

die, welche bläulichweißen Lichtschein zeigen und, en cabochon geschliffen, im Handel gewöhnlich den Namen schillernder oder opalisierender Chrysolith, C.-Katzenaugen führen. Im Handel heißt der C. auch orientalischer Chrysolith. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 19.

Chrysochinōn, s. Chrysen.

Chrysographie (griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den Byzantinern, die nicht nur in geschätzten Büchern oder Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit Goldblättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, und von den sogen. Briefmalern oder Illuminatoren des frühern Mittelalters angewendet. Solche ganz in goldenen Buchstaben ausgeführte Pergamenthandschriften (Codices aurei, und zwar Evangelienbücher) sind uns noch mehrfach erhalten, z. B. die von einem Gottschalk (8. Jahrh.) in der Bibliothek des Louvre, auf rötlichem Pergament, die Evangelienhandschrift in der Stadtbibliothek zu Trier, eine andre in der königlichen Bibliothek zu München (um 870), eine in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Ende des 10. Jahrh.) und ein lateinischer Evangelienkodex auf Purpurpergament aus dem 7. Jahrh. (früher im Besitz Heinrichs VIII., dann in der Hamiltonischen Sammlung und jetzt in englischem Privatbesitz).

Chrysoidīn, s. Diazobenzol.

Chrysoin, s. Tropäolin.

Chrysokolla, s. Kupfergrün und Borax. Die C. der Alten dürfte ein natürliches Kupfergrün gewesen sein.

Chrysolin, Teerfarbstoff, das Natriumsalz des Benzylfluoresceins $C_{27}H_{18}O_5Na_2$, wird durch Erhitzen von Resorcin mit Phthalsäureanhydrid und Benzylchlorid bei Gegenwart von konzentrierter Schwefelsäure dargestellt, bildet eine kantharidengrün glänzende Masse, ist in Wasser und Alkohol leicht löslich und dient besonders zum Gelbfärben von Seide.

Chrysolith, bei den Alten ein Edelstein von goldgelber Farbe, jetzt soviel wie Olivin; im Handel versteht man unter orientalischem C. den Chrysoberyll oder gelbgrünen Saphir (s. Korund); über ceylanischen C. s. Turmalin, über sächsischen C. s. Topas.

Chrysolōras, Manuel, der erste bedeutendere Lehrer des Griechischen in Italien, geb. um die Mitte des 14. Jahrh. aus einer edlen konstantinopolitanischen Familie, gest. 15. April 1415 in Konstanz, war bereits um 1391 im Auftrag seines Kaisers in Italien, um Hilfe gegen die Türken zu erwirken, und begeisterte 1397—1400 als Lehrer in Florenz zu den griechischen Studien. 1402 finden wir ihn in Pavia als Prokurator des byzantinischen Kaisers und Lehrer an der Universität. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, landete er 1408 wieder in Venedig und ging dann zu politischen Zwecken nach Rom. Auch dort lehrte er und wirkte für die vom Papst beabsichtigte Vereinigung der römischen und griechischen Kirche. 1414 begleitete er Johann XXIII. auf das Konstanzer Konzil. Als Lehrer von epochemachender Bedeutung und wegen seiner milden Humanität und Unbescholtenheit allgemein verehrt, hat er als Schriftsteller weniger gewirkt. Sein wichtigstes Werk sind seine »Erotemata« (Venedig 1484 u. ö.), die erste griechische Grammatik für Lateiner. Sonst hinterließ er eine lateinische Übersetzung von Platons »Republik« und Briefe.

Chrysomallos, in der griech. Mythe der Widder »mit dem Goldfell«, welcher den Phrixos nach Kolchis trug. Er war ein Sohn des Poseidon und kam von Hermes an die Nephele, von dieser an Phrixos. Mit Sprache begabt, befahl er diesem, ihn zu schlachten. Sein Fell, das goldene Vlies, wurde im Hain des Ares aufgehängt und von Jason entführt. Vgl. Argonauten.

Chrysomanīe (griech.), Goldgier.

Chrysomelidae, s. Blattkäfer.

Chrysomelīe, s. Citrus.

Chrysomītris, der Zeisig.

Chrysomorphisch (griech.), goldgestaltig, goldartig.

Chrysomyxa, s. Rostpilze.

Chrysopa, die Florfliege.

Chrysopāl (auch Smaragdopal), gemeiner Opal von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophānsäure (Methydioxyanthrachinon) $C_{15}H_{10}O_4$ oder $C_{14}H_5(CH_3)O_2(OH)_2$, findet sich in der Schüsselflechte (Parmelia parietina), in Rhabarberwurzel, in Blättern und Wurzeln von Sauerampferarten, in Sennesblättern und wird dargestellt, indem man Rhabarber mit kalihaltigem Alkohol auszieht und den Auszug mit Kohlensäure fällt. Sie entsteht auch bei Oxydation von Chrysarobin. C. bildet orangegelbe, goldglänzende, geruch- und fast geschmacklose Kristalle, löst sich in Alkohol, Äther und kochendem Wasser, schmilzt bei 162° und sublimiert zum Teil unzersetzt. In Alkalien löst sie sich mit purpurroter Farbe.

Chrysophenīn, gelber Azofarbstoff, wird durch Äthylierung des Brillantgelbs erhalten, bildet ein rotgelbes, in kaltem Wasser schwer lösliches Pulver und färbt Baumwolle im Seifenbade schön gelb.

Chrysophrys, die Goldbrasse.

Chrysophyllum *L.* (Goldblatt), Gattung aus der Familie der Sapotaceen, Milchsaft führende Bäume mit lederigen Blättern, kleinen, in Büscheln stehenden Blüten und fleischigen oder lederartigen Beeren. Etwa 60 meist tropisch-amerikanische Arten. C. glycyphloeum *Casaretti* (C. Buranhem *Ried.*), in Brasilien, liefert die früher arzneilich benutzte Monesiarinde von süßholzartigem, etwas bitterm, adstringierendem Geschmack, welche Saponin, Glycyrrhizin und bis 32 Proz. Gerbstoff enthält und auch als Gerbmaterial in den europäischen Handel gekommen ist. C. Cainito *L.* (C. coeruleum *Jacq.*), ein schöner, 9—12 m hoher Baum in Westindien, wild und angepflanzt, mit oben glatten, unten filzigen, goldglänzenden, großen Blättern, kleinen purpurroten Blüten und purpurroten, glatten, runden, wohlschmeckenden Früchten, welche als Sternäpfel (s. Tafel »Tropische Früchte«, Fig. 5) ein beliebtes Obst bilden. C. glabrum *Jacq.*, ein 4,5 m hoher Baum in den Wäldern auf Martinique, mit länglichen Blättern und olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack, hat sehr hartes Holz (indisches Eichenholz), welches zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen dient. C. monopyrenum *Sw.* (C. acuminatum *Lam.*), ein Baum in Westindien und am Orinoko an überschwemmten Stellen, mit länglichen, unten rotfilzigen Blättern, liefert die bläulichen, wohlschmeckenden Damaszener Pflaumen.

Chrysopolis, s. Skutari 2).

Chrysopras (grüner Chalcedon), ein durch Nickel zart grün gefärbter Chalcedon, findet sich derb, in Platten und knolligen Stücken in Schlesien bei Kosemitz, Gläsendorf, Grochau und Baumgarten unweit Frankenstein in einem aufgelösten, fast erdigen Serpentinfelsen dicht unter der Dammerde, im Stubachthal (Salzburg), bei Ruda in Siebenbürgen, in Douglas County (Nordamerika). Der C., im Altertum und Mittelalter hochgeschätzt, kam in neuerer Zeit durch Friedrich d. Gr. in Aufnahme, der Sans-

souci damit schmückte. Dort befinden sich noch zwei Tische mit 94 cm langen, 63 cm breiten und 5 cm dicken Platten von C. Der Stein wird vorzugsweise in Schlesien verschliffen und zu Siegelringen, Broschen, Arm- und Gürtelspangen ꝛc. verarbeitet. Bei längerm Liegen an trocknen und warmen Orten und namentlich beim Gebrauch zum Siegeln verliert er seine Farbe zum Teil; doch kann man die verloren gegangene Farbe wiederherstellen, wenn man den erblaßten Stein einige Zeit in feuchte Erde eingegraben oder in befeuchtete Baumwolle eingewickelt liegen läßt, noch leichter aber, wenn man ihn mit einer erwärmten salpetersauren Nickellösung behandelt. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 10.

Chrysops, s. Bremsen.

Chrysorhamnin, s. Gelbbeeren.

Chrysorin (Mosaikgold, mosaisches Gold), feurig glänzende, goldähnliche Legierungen aus Kupfer und Zink mit feinkörnigem Bruch, welche sich gut an der Luft halten, wenn sie angelaufen sind, durch bloßes Abwischen ihren Glanz wiedererhalten und sich mit sehr wenig Gold gut vergolden lassen. Man benutzt sie namentlich zu gegossenen Luxusartikeln. Ganz ähnliche Legierungen sind: Prinzmetall, Prinz Ruprechts-Metall, Bristoler Messing.

Chrysorrhoas (»Goldstrom«, hebr. Amāna, jetzt Nahr Barada), Fluß in Syrien, entspringt am Antilibanon, durchfließt in zahlreichen Armen Damaskus, dessen Umgegend durch ihn nach mohammedanischer Anschauung zu einem der vier Paradiese auf Erden gemacht wird, und verliert sich östlich von der Stadt in einen Sumpfsee (See von Atebe).

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium *L.* (Milzkraut), Gattung aus der Familie der Saxifragaceen, ein- oder mehrjährige, etwas fleischige, zarte, bleichgrüne, niedrige Kräuter mit abwechselnden oder gegenständigen, gekerbten Blättern, kleinen, einzel- oder wenigblütigen, achsel- oder endständigen Blütenständen; 15 Arten in Europa, Mittelasien und dem außertropischen Amerika. C. alternifolium *L.* (Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse), mit abwechselnden, nierenförmigen Blättern, goldgelben, im ersten Frühjahr erscheinenden Blüten, wächst an Quellen und Bächen durch ganz Europa. Früher wurde das sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen arzneilich benutzt. C. oppositifolium *L.*, mit gegenüberstehenden Blättern, ist seltener.

Chrysostomos (griech. »Goldmund«), 1) Johannes, Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, geboren um 347 in Antiochia, wurde nach dem Tode seines Vaters Secundus von seiner frommen Mutter Anthusa trefflich erzogen und von dem berühmten heidnischen Rhetor Libanius unterrichtet, empfing nach drei Unterrichtsjahren und darauf erfolgter Taufe in seinem 23. Jahr die Weihe zum Amt eines Vorlesers der Heiligen Schrift und unterwarf sich in der Nähe von Antiochia schweren Kasteiungen, bis ihn eine Krankheit 380 zur Rückkehr nach Antiochia nötigte. Hier zum Diakonus und dann zum Presbyter geweiht, entwickelte er ein seltenes Rednertalent, besonders in den 21 Homilien »De statuis ad populum Antiochenum«, als er 387 nach einem Aufstand der Antiochener diese zur Buße rief. 398 berief ihn der Kaiser zum Bischof der Hauptstadt. Die Strenge seiner Forderungen zog ihm in den höhern Klassen zahlreiche Feinde zu, welche Anklage wegen Lästerung der Kaiserin Eudoxia und wegen Verschleuderung von Kirchengütern gegen ihn erhoben. Von einer bei dem kaiserlichen Landgut »Zur Eiche« (daher die Synode ad quercum genannt) in der Nähe von Chalcedon abgehaltenen Versammlung von Bischöfen unter dem Vorsitz des Theophilus von Alexandria, seines erbittertsten Gegners, ward er abgesetzt, begab sich 403 in die Verbannung, ward aber auf einstimmige Forderung seiner Gemeinde bald wieder zurückgerufen. Jedoch neue Ausfälle gegen die Kaiserin hatten schon 404 seine abermalige Verbannung zur Folge, zuerst nach Nikäa, dann nach Kukusus in den Wüsten des Taurus und zuletzt, da auch hier sein frommer Eifer nicht müßig blieb, nach Pitynus am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres, starb aber auf der Deportationsreise dahin 14. Sept. 407. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tode beigelegt und sollte die Fülle seiner Beredsamkeit bezeichnen. Die griechische Kirche feiert sein Gedächtnis 13. Nov., die römische 27. Jan. Den Charakter des C. zeichnet ein streng sittlicher, mit Liebe gepaarter Ernst aus, der sich ein Denkmal gesetzt hat in der Schrift »Über den Priesterstand«. Das Volk nannte ihn »Johannes den Almosenspender«. Im großen und ganzen legt C. in seinen Predigten und Homilien, welche sich fast über das ganze Alte und Neue Testament erstrecken, die Bibel auf eine ungezwungene Weise aus und weiß sie auch mit großer Meisterschaft fruchtbar anzuwenden. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Montfaucon (Par. 1718—1738, 13 Bde.; das. u. Leipz. 1834—40), eine Auswahl Dübner (Par. 1861—62, 2 Bde.). Übersetzt wurden seine Homilien von Cramer (Leipz. 1748—1751, 10 Bde.), in Auswahl von Lutz (2. Aufl., Tübingen 1853) und Mitterrutzner (Kempt. 1869—85, 10 Bde.). Vgl. Neander, Joh. C. (3. Aufl., Berl. 1848); Lutz, C. und die berühmtesten Redner (2. Aufl., Tübing. 1859); Thierry, C. et l'impératrice Eudoxie (2. Aufl., Par. 1874); Förster, C. in seinem Verhältnis zur antiochenischen Schule (Gotha 1869); Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. 9 (2. Aufl., Stuttg. 1876); Stephens, Life and times of St. Chrysostom (3. Aufl., Lond. 1883); Bush, Life and times of Chrysostom (das. 1885); Chase, Chrysostom (das. 1887).

2) Griech. Redner, s. Dion Chrysostomos.

Chrysothemis, in der griechischen Sage 1) Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, 2) Sohn des Apollopriesters Karmanor, welcher in dem ältesten musischen Wettkampfe zu Delphi den Sieg davontrug.

Chrysotil (schillernder Asbest, Serpentinasbest), ein asbestähnliches, in feinen Fasern biegsames, weiches Mineral aus der Ordnung der Silikate (Talkgruppe), von lebhaftem, metallisch schillerndem Seiden- oder Fettglanz, wenig durchscheinend, meist dunkelgrün, durchzieht in Schnüren den Serpentin, mit welchem es in chemischer Hinsicht vollkommen übereinstimmt, findet sich bei Reichenstein, Zöblitz (Sachsen), Elopes in den Vogesen, in den Alpen ꝛc.

Chrysotis, s. Papageien.

Chrysun Keras (Goldenes Horn), tief einschneidender Meerbusen nördlich von der Halbinsel, auf welcher das alte Byzantion (s. d.) erbaut war, im Altertum berühmt durch seinen reichen Thunfischfang; s. Konstantinopel.

Chrzanów (spr. chrschanoff), Stadt in Galizien, an der Nordbahn (Wien-Krakau), hat (1890) 7713 meist poln. Einwohner, Branntweinbrennerei, Zichorienfabrikation, lebhaften Handel, Landwirtschaft u. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts.

Chrzanowski (spr. chschanówski), Adalbert, poln. General, geb. um 1788 in der Woiwodschaft Krakau, gest. 5. März 1861 in Paris, nahm an den Feldzügen von 1812 und 1813 als Ingenieuroffizier teil und wohnte dem Feldzug von 1829 gegen die Türken als Hauptmann im Generalstab der russischen Armee bei. 1830 schloß er sich der polnischen Insurrektion an, wurde Kommandant von Modlin, kam 1831 in das Korps des Generals Zymierski und ward hierauf Chef des Generalstabs Skrzyneckis, von dem er im Mai als Brigadegeneral mit 6500 Mann nach Wolhynien entsendet wurde. Ungünstige Umstände aber zwangen ihn, schleunigst nach Zamosc zurückzukehren, von wo er später eine bedeutende Zahl Geschütze nach Warschau brachte. Vor der Übergabe Warschaus war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Gesellschaften und stimmte endlich für die Übergabe. Durch sein ganzes Verhalten erregte er bei seinen Landsleuten den Verdacht, daß er im geheimen Einverständnis mit den Russen stehe. Er ging auch mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich mit seinem frühern Rang als Oberstleutnant wieder in russische Dienste und ward später Oberst. Im Frühling 1849 wurde C. zur Reorganisation des piemontesischen Heeres nach Turin berufen und war der eigentlich verantwortliche Obergeneral in dem verhängnisvollen fünftägigen Feldzug von 1849. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde, daß der Feind ihn zu umgehen suche, den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs entlassen, überreichte er dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht über seine Kriegführung und begab sich 1850 nach Frankreich.

Chthonios (griech., der »Unterirdische«), Beiname mehrerer Götter, welche mit der Erdtiefe (Chthon) in Berührung standen, so des Unterweltgottes Pluton, des Dionysos als Gottes der Erdfruchtbarkeit, des Hermes als Geleiters der Seelen in die Unterwelt. Auch Demeter und Persephone führten den Beinamen Chthonia.

Chthonisothermen (griech.), die im Erdinnern gedachten Flächen von gleicher Temperatur.

Chiapa (spr. tschia-, Choapa, Illapel), Fluß in Chile, entspringt unter 32° südl. Br. am Cerro del Mercedario (6798 m), bildet die Grenze zwischen Aconcagua und Coquimbo und mündet, 193 km lang, unterhalb Porto Manso Asiento in den Großen Ozean.

Chubut (spr. tschu-), Fluß in der Argentinischen Republik, entspringt im Gouv. Rio Negro am Ostabhang der Andes aus dem See Nahuel-Huapi, fließt in engem Thal erst südlich und südöstlich, dann östlich und mündet, der Schiffahrt unzugänglich, unter 43° 18′ südl. Br. und 65° 15′ westl. L. v. Gr. in den Atlantischen Ozean. Von N. her erhält er einige wenig bekannte Zuflüsse, von S. den bedeutenden Senga, welcher aus dem See Fontana in den Kordilleren kommt und später die Seen Musters und Colhue durchfließt. — Das Gouvernement C., ein noch sehr wenig bekanntes Gebiet, zwischen dem 42.° südl. Br. im N., dem Atlantischen Meer im O., dem 46.° im S. und den Andes im W., umfaßt 247,331 qkm (4491,8 QM.) und besteht aus einem öden Plateau, durch welches der Fluß C. mitten hindurchzieht; in den Vorbergen der Andes trifft man fruchtbare Thäler. Der Fluß teilt das Gouvernement in zwei Departements. 40 km von seiner Mündung liegt die Kolonie C. mit den Orten Gaiman, Trelew und Rawson, der letztere Hauptort des Gouvernements, 5 km von der Flußmündung, von wo eine 70 km lange Eisenbahn nach Puerto Madrin im Golfo Nuevo führt.

Chudawend (pers., »Herr«), Name für Gott.

Chudleigh (spr. tschödli), engl. Adelsgeschlecht, s. Clifford.

Chudleigh, Elisabeth, s. Kingston, Herzogin von.

Chufu, s. Cheops.

Chulachondac-Orden (Cholachaumklor-Orden), siames. Orden, gestiftet 16. Nov. 1873 vom König von Siam zu Ehren seiner Krönung, in fünf Klassen: Großkreuze, Ritterkommandeure, Kommandeure, Ritter und fünfte Klasse (welche nur eine Medaille trägt). Das Ordenszeichen zeigt die Büste des Königs in blauer europäischer Uniform auf rotem Feld, umgeben von einem blauen Ring mit Goldschrift, von dem acht rote Spitzen ausgehen, mit Goldstrahlen in den Winkeln. Das Ganze ist von einem grünen Lorbeerkranz umsäumt und von der Königskrone überragt. Die Halskette besteht aus Chiffern, goldenen Blumen und phantastischen Tiergestalten, zusammengehalten von einem dreiköpfigen gekrönten Elefanten. Der Bruststern ist ein achtstrahliger Silberstern, mit rotem Mittelschild in blauer Einfassung mit Inschrift und der königlichen Chiffer. Das Band ist rot gewässert.

Chulan, s. Chloranthus.

Chulm (Chulam), früher ein selbständiges Chanat mit 300,000 Einw., seit 1850 zu Afghanistan gehörig, im nordöstlichsten Teil desselben, zwischen Balch und Kunduz, vom Fluß C. durchzogen, der im Nara Koh-Gebirge, 3100 m ü. M., entspringt, aber, in viele Bewässerungskanäle abgeleitet, den Amu Darja nicht erreicht. Die ehemalige große Hauptstadt C. oder Tschulam liegt jetzt in Ruinen; ihre Stelle nimmt die 7 km südlich davon angelegte und von Kanälen durchzogene Stadt Taschkurgan ein, mit Obst- und Blumenzucht, lebhaftem Handel und 10,000 Einw.

Chūlos (span., spr. tsch-), s. Stiergefechte.

Chun, Karl, Zoolog, geb. 1. Okt. 1852 in Höchst am Main, studierte 1872—75 in Göttingen und Leipzig, habilitierte sich 1878 in Leipzig und wurde daselbst Assistent Leuckarts, ging 1883 als Professor nach Königsberg und 1891 nach Breslau. C. lieferte besonders wertvolle Arbeiten über niedere Tiere und über die Fauna des Meeres. Er schrieb: »Das Nervensystem und die Muskulatur der Rippenquallen« (Frankf. a. M. 1878); »Die Ktenophoren des Golfs von Neapel« (Leipz. 1880); »Die kanarischen Siphonophoren« (Frankf. a. M. 1891, Heft 1); »Die pelagische Tierwelt in größern Meerestiefen« (in der von Leuckart und C. begründeten »Bibliotheca zoologica«, Kassel 1888). In Bronns »Klassen und Ordnungen des Tierreichs« bearbeitet C. die Cölenteraten.

Chunsach, Hauptort des transkaukasischen Bezirks Awarien, früher Residenz des Chans der Awaren, jetzt eine von den Kanonen eines russischen Forts beherrschte Ruinenstadt.

Chupe (spr. tsch-), Lieblingsgericht der südamerikan. Indianer und Mestizen: Fleisch mit Kartoffeln, Gewürz, Käse, Eiern ꝛc.

Chuppa (hebr., »Brautgemach, Baldachin«), der auf vier Stangen befestigte Trauhimmel, unter welchem die jüdische Trauung stattfindet; s. Hochzeit. C. und Kidduschin (s. d.), religiöse Eheschließung.

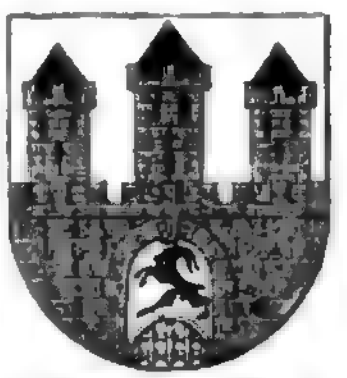
Chuquet (spr. schükä), 1) Nikolas, Mathematiker, »Vater der franz. Algebra«, Pariser Bachelier der Medizin, lebte um 1484 in Lyon und verfaßte ein

Werk: »Triparty«, dessen Manuskript in dem ältesten französischen gedruckten Werk über Algebra: »L'arismethique nouvellement composée par maistre Estienne de la Roche dict Villefranche natif de Lyon« (Lyon 1520), als verloren erwähnt wird. Dies Manuskript wurde in der Bibliothèque nationale aufgefunden und von Marre 1880 mit Erläuterungen im »Bulletin Boncompagni XIII« abgedruckt. Der Verfasser zeigt sich darin zwar als abhängig von Pacinolo, doch als höher begabter Mathematiker. Die »Triparty« enthält zum erstenmal die Potenzen in unsrer heutigen Schreibweise wie auch den Grundgedanken zur Logarithmenrechnung: den Vergleich der geometrischen Reihe der Potenzen mit der arithmetischen der Exponenten; die Aufgaben im Anhang zeigen, daß C. mit den negativen Lösungen der Gleichungen völlig vertraut war.

2) Arthur Maxime, franz. Geschichtsforscher, geb. 13. März 1854 in Rocroi (Ardennen), studierte bis 1876 in Leipzig und wurde darauf am Lycée St.-Louis zu Paris als Lehrer des Deutschen angestellt, 1887 nach Erlangung des Doktorgrades zum Maître de conférences (Repetent) an der Normalschule befördert. Er schrieb: »Le général Chanzy« (1883), eine von der Akademie mit einem Preis gekrönte Biographie; »Les guerres de la Révolution« (in Einzelschriften, bis jetzt 9 Bde., 1886—98); »La campagne de l'Argonne«, Doktordissertation (1887), und »De Ewaldi Kleistii vita et scriptis« (1887). Auch besorgte er sehr geschätzte Ausgaben einiger Werke von Goethe (»Campagne in Frankreich«, »Götz von Berlichingen«, »Hermann und Dorothea«) und Schiller (»Wallensteins Lager«) und war Mitarbeiter am »Magazin für die Litteratur des Auslandes« und andern Zeitschriften. 1888 übernahm er die Leitung der »Revue critique d'histoire et de littérature«, der er schon seit 1876 als Mitredakteur angehört hatte.

Chuquisáca (spr. tschuki-), Departement der Republik Bolivia, grenzt im W. an das Depart. Potosí, im N. an Cochabamba und Santa Cruz, im S. an Tarija, im O. an Brasilien, 188,535 qkm (3424 QM.) groß mit (1889) 123,347 Einw., ohne die 50,000 freien Indianer in dem großen östlichen Teil. Letzterer besteht aus weiten Tiefebenen mit sumpfigen Urwäldern, während der Westen von den stufenartigen Abfällen der östlichen Kordilleren durchschnitten wird, mit hohen Gipfeln und schönen reichen Thälern. Der westliche Teil ist reich bewässert (Pilcomayo, Rio Grande), der östliche dagegen gehört zum Chaco, nur an der Ostgrenze berührt der Paraguay das Departement. Das Klima ist im Westteil gesund und angenehm, im Ostteil heiß und ungesund. Haupterwerbszweige sind Landbau und Viehzucht. Gold, Silber, Kupfer und Blei werden in geringem Maße gewonnen. Eingeteilt wird das Departement in die Provinzen Yampares, Cinti und Tomina-Azero. Hauptstadt ist Sucre (s. d.).

Chur (rätoroman. Cuera, ital. Coira, franz. Coire), Hauptstadt des schweizer. Kantons Graubünden, 594 m ü. M., Endpunkt der Bahn Sargans-Rorschach (bez. Zürich), im Churer Rheinthal da gelegen, wo die Pleißur aus dem Schanfigg heraustritt, und wo die Splügenstraße und die Julierstraße auseinander gehen. In abgesondertem, höherm Stadtteil thront der »Hof«, die bischöfliche Residenz, mit altem, merkwürdigem Dom (teilweise aus dem 8. Jahrh.) im romanischen Stil und mit Wandgemälden nach Holbeins Totentanz. Vor dem Dom steht das Denkmal des 1865 verstorbenen Kapuzinerpaters Theodosius. Mit dem Bischofspalast in Verbindung steht der hohe Römerturm Marsöl (mit Archiv und Bibliothek); ein zweiter (Spinöl) ist fast gänzlich abgetragen. Die Stadt zählt (1888) 9380 Einw. (2729 Katholiken). Solange die Graubündener Pässe nicht die übermächtige Konkurrenz der Alpenbahnen erdrückte, besaß C. eine ansehnliche Spedition. Seither hat die Durchfuhr von Waren und Personen abgenommen; nur der Zudrang von Touristen und Kurgästen ist größer geworden. C. hat 2 Banken, unbedeutende Industrie (Stickereien, Gerbereien, 2 mechanische Werkstätten, 2 Möbelfabriken, mehrere Bierbrauereien), eine paritätische Kantonsschule (Gymnasium, Industrieschule und Lehrerseminar umfassend), ein Priesterseminar in dem ehemaligen Prämonstratenserkloster St. Luci, ein rätisches Museum, eine Kantonsbibliothek von 50,000 Bänden. Die Stadt, ziemlich eng und düster gebaut, ist römischen Ursprungs (Curia Raetorum) und wurde früh Bischofsitz, als solcher schon 451 erwähnt. Nach und nach vom Bischof unabhängig geworden, erhielt sie 1489 durch Erwerbung der Vogtei die Rechte einer Reichsstadt. 1524 wurde die Reformation daselbst eingeführt. Zu Anfang des 17. Jahrh. war C. der Schauplatz wilder Parteikämpfe; 1798—99 ward es durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Österreichern mitgenommen. In der Umgegend ist die Sauer- und Salzquelle von Pasugg und höher, an der »obern« Straße und in lieblichem, voralpinem Thal (1212 m ü. M.) gelegen, der Luftkurort Churwalden (s. d.) zu erwähnen. Vgl. Planta, Verfassungsgeschichte der Stadt C. im Mittelalter (Chur 1879).



Wappen von Chur.

Chur, pers. Ort, s. Biabanak.

Church (engl., spr. tschörtsch), Kirche.

Church (spr. tschörtsch), Fabrikort, s. Accrington.

Church (spr. tschörtsch), 1) Sir Richard, griech. General, geb. 1785 in der Grafschaft Cork, gest. 20. März 1873 in Athen, trat 1800 in die britische Armee ein, nahm an den Expeditionen nach Ferrol, Malta und Ägypten teil, ging dann in den Dienst des Königs Joachim Murat von Neapel über, ward 1812 Oberstleutnant in der britischen Armee, kommandierte 1813 und 1814 in Zante ein griechisches Regiment in englischen Diensten und bot, nachdem er als britischer General in Sizilien und auf Malta gestanden hatte, 1826 den Griechen seine Dienste an. Durch den Einfluß des ihm befreundeten Kolokotronis wurde er, nachdem er mit Cochrane die beiden feindlichen Parteien der Griechen zum Kongreß in Damala vereinigt hatte, 15. April 1827 zum Oberbefehlshaber der griechischen Landmacht ernannt und mit der Aufgabe, Athen zu entsetzen, betraut. Er bemächtigte sich auch des St. Spiridionklosters, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs in seinen Operationen gehemmt und wurde 6. Mai bei seinem Angriff auf die Türken mit großem Verlust zurückgeschlagen, worauf die Akropolis fiel. Nach der Seeschlacht bei Navarino marschierte er mit 5000 Mann gegen Akarnanien, besetzte den ganzen Distrikt bis zum Golf von Arta, zwang 1828 Reschid Pascha zum Rückzug und 17. Mai 1829 Prevesa zur Kapitulation. Da C. den Präsidenten Kapo d'Istrias haßte und nicht unter dem Kommando von dessen Bruder Augustin stehen wollte, reichte er 1. Jan. 1830 seine Entlassung ein

und zog sich nach Argos zurück, trat nach Kapo d'Istrias' Ermordung wieder hervor, erklärte sich offen gegen die neue, unter Augustin Kapo d'Istrias zusammengesetzte Regierung und trat an die Spitze der antirussischen Opposition; 1835 ward er vom König Otto in den Staatsrat berufen und zum Senator ernannt. Seine militärischen Ämter verlor er 1844. Er ist der Verfasser der »Observations on an eligible line of frontier for Greece« (Lond. 1840). Vgl. St. L. Pool, Sir R. C., commander in chief of the Greeks in the war of independence (Lond. 1890).

2) Frederick Edwin, nordamerikan. Maler, geb. 14. März 1826 in Hartford (Connecticut), schloß sich an den 1819 nach Catskill (New York) ausgewanderten englischen Landschaftsmaler Thomas Cole (gest. 1848) an und wurde durch dessen Unterricht sehr gefördert. Mit Cole ließ er sich am Fuß des Catskillgebirges nieder und durchstreifte diese reiche Fundgrube landschaftlicher Motive nach allen Seiten. Eins seiner ersten Werke war der East Rock bei New Haven, dann der kommende Sturm, der Abend nach dem Sturm. 1853 bereiste er Südamerika und schuf unter anderm ein Bild der Bergkette von Neugranada. Die Früchte einer zweiten Reise (1857) waren unter anderm: das Herz der Andesgebirge, der Chimborazo und der Cotopaxi. Einige Jahre später wanderte er nach dem Norden, studierte die Natur der arktischen Regionen und brachte 1868 auf die Londoner Ausstellung sein Bild: die Eisberge. 1868 besuchte er auch Europa und den Orient. Seine Bilder nach den dort gemachten Studien sind mehr auf den äußern Effekt berechnet als von tieferer Erfindung beseelt.

Churchill (spr. tschörtschill, der Missinippi der Algonkin), Fluß in Amerika, entspringt als Biberfluß unter 54° 30′ nördl. Br. auf der Landhöhe zwischen dem Nordzweig des Saskatchewan und dem Athabasca, fließt erst östlich, dann in scharfer Wendung nördlich, nimmt unter 56° nördl. Br. und 107° 40′ westl. L. v. Gr., wo er sich wieder nach O. wendet, den Namen C. an, empfängt die Abflüsse zahlreicher Seen, darunter den Deerfluß, der ihm die Gewässer des Lake Wollaston und des Reindeer Lake zuführt, schlägt bei 100° westl. L. eine nordöstliche Richtung ein, durchfließt die Seen Nelson, Granville und mündet nach einem Laufe von 1700 km unter 58° 40′ nördl. Br. und 94° westl. L. v. Gr. bei Fort C. in die Hudsonbai. Er ist voll von Stromschnellen, wird aber doch mit Booten befahren, welche bei den schwierigsten Stellen auf den sogen. Portagen über Land transportiert werden.

Churchill (spr. tschörtschill), 1) Charles, engl. Satiriker, geb. im Februar 1731 in Westminster, wo sein Vater Prediger war, gest. 4. Nov. 1764 in Boulogne. Er besuchte die Westminsterschule und ließ sich dann in Cambridge immatrikulieren, ohne jedoch persönlich dort erscheinen zu können, weil er sich mit 17 Jahren schon verheiratet hatte. Nach seines Vaters Tode ward er dessen Nachfolger. Durch Unklugheit in Not geraten, schrieb er Satiren; für die erste, »The Bard«, in Hudibras-Versen, fand er keinen Verleger, wohl aber für die »Rosciad« (1761), worin er die Schauspieler seiner Zeit verspottete und nur Garrick samt den beliebtesten Schauspielerinnen lobte. Seit Popes »Dunciad« hatte keine Satire so eingeschlagen; Pope und noch mehr Dryden waren auch Churchills Vorbilder. Er wurde berühmt, gefürchtet, für seine weitern Satiren gut bezahlt, aber auch übermütig, trennte sich von seiner Frau und lebte zügellos. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er endlich verhaftet werden, floh aber nach Frankreich und starb dort bald nach seiner Ankunft. Die bedeutendsten seiner Satiren außer der genannten sind: »Apology to the critical reviewers«, durch eine schiefe Beurteilung seiner »Rosciad« veranlaßt, »The Ghost«, »The Farewell«, »The Conference«, »The Author« und »The prophecy of famine«, letztere veranlaßt durch den Einfluß des schottischen Ministers Bute auf Georg III. Churchills Satire ist beißend, aber ohne Adel der Seele und Charakterwürde, fast stets persönlich und, wo sie sich zum Allgemeinen erhebt, oft oberflächlich und matt. Seine »Works« erschienen zuerst gesammelt 1763, in 5. Aufl. 1774 (Lond., 4 Bde.). Die Aldine edition seiner Poesien enthält eine Lebensbeschreibung und Anmerkungen (Lond. 1804, 3. Aufl. 1886). Southey (»Cowper«, Bd. 1, S. 69—105) hat über ihn und seinen Kreis am besten gehandelt.

2) Randolph Henry Spencer, Lord, dritter Sohn des sechsten Herzogs von Marlborough, engl. Politiker, geb. 13. Febr. 1849, studierte zu Oxford und wurde 1874 für Woodstock ins Unterhaus gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß. Seit 1880 trennte er sich mit wenigen Freunden von seiner Partei und bildete die sogen. fourth party, deren Führer er wurde. C. und seine Freunde gehörten zu den Anhängern der extremsten konservativen Grundsätze auf dem Gebiet der Religion und Politik und bereiteten der liberalen Regierung durch ihre unermüdlichen Angriffe viele Verlegenheiten. Aber auch die alte Torypartei bekämpfte er und suchte die Konservativen dadurch populärer zu machen, daß er sich für allgemeines Stimmrecht und staatssozialistische Ideen erklärte. Auch gründete er zu diesem Zweck den Primelnbund (Primrose League), durch welchen auch Beaconsfields Andenken gefeiert werden sollte. Sein Ansehen nötigte die konservativen Parteiführer, ihn als Vorsitzenden des Nationalverbandes der konservativen Vereine anzuerkennen und ihm im Juni 1885 in ihrem Ministerium das Staatssekretariat für Indien zu übertragen, das er bis Januar 1886 bekleidete. Im zweiten Kabinett Salisbury ward C. im Juli 1886 Schatzkanzler und Führer des Unterhauses, reichte aber schon 23. Dez. 1886 seine Entlassung ein, weil er Ersparnisse im Heer- und Flottenbudget verlangte, welche seine Kollegen nicht bewilligen wollten. Auch in den nächsten Jahren nahm C. eine unabhängige Stellung im Unterhaus ein, obwohl er im ganzen die konservative Regierung unterstützte. Vom Mai 1891 bis Januar 1892 bereiste er Südafrika und berichtete über diese Reise im »Daily Graphic«. In der Session von 1893 gehörte C. zu den heftigsten Gegnern der Homerule-Bill Gladstones. Eine Sammlung seiner Reden (1880—88) erschien 1889 in London.

Church Missionary Society (for Africa and the East), »kirchliche Missionsgesellschaft für Afrika und den Osten«, eine 1799 begründete englische Missionsgesellschaft, die in engem Zusammenhang mit der englischen Staatskirche steht. Sie entsendet nur ordinierte, im Missionsseminar zu Islington ausgebildete Prediger, Lehrer ꝛc. und hat gegenwärtig über 300 Stationen in Afrika, Persien, Indien, Ostasien, Neuseeland und Nordamerika. Ihre Organe sind: »The Church Missionary Intelligencer and Record«, »The Church Missionary Gleaner« und »Proceedings«.

Churfirsten, Bergkette der Säntisgruppe im schweizer. Kanton St. Gallen, gekrönt mit wunderlichen Zacken, vom Spiegel des Walensees schroff auf-

gebaut, mit einer Kammhöhe von 2100—2300 m. Da man der Felszinken gewöhnlich sieben zählt, so spricht man auch von Sieben Kurfürsten, während freilich die Benennung den Bergfirst bezeichnet, der das einst rätoromanische Churer Gebiet von dem deutschen trennte. Dieses ganze Berggebiet ist von der St. Gallischen Regierung als »Freiberg«, d. h. als unverletzliches Asyl der Gemsen, erklärt worden.

Churfürst, soviel wie Kurfürst.

Churriguerésk (spr. tschurrige-), Bezeichnung für eine übertriebene Richtung des spanischen Barockstils, nach dem Architekten José Churriguera.

Churros (spr. tsch-), span. Schafe mit grober, meist schwarzer Wolle.

Churrus, s. Haschisch.

Churwalden, Dorf im schweizer. Kanton Graubünden, Bezirk Plessur, 7 km südlich von Chur, an der Straße von Chur über die Lenzer Heide nach dem Oberengadin, 1225 m ü. M., als Luftkurort besucht, mit (1888) 671 Einw.

Churwelsch, das in Graubünden gesprochene romanische Idiom. Man nannte die Gegend früher das Curwall; s. Romanische Sprachen.

Chusan, chines. Insel, s. Tschoushan.

Chutbe (arab., »Ansprache, Rede«), das öffentliche Gebet der Mohammedaner, welches Freitags beim Mittagsgottesdienst von der allein zu diesem Zweck dienenden Kanzel, dem Minber, durch einen besondern Geistlichen, den Chatib, verrichtet wird. C. wird in der Regel nur in großen Moscheen (Dschami) abgehalten und erst, nachdem vom Chalifen, d. h. vom Sultan, die Ermächtigung dazu erteilt ist. Sie zerfällt in zwei Teile: die Chutbet-ul-Wa'z (Predigt, Ermahnung) und die Chutbet-ul-na't (Lobrede). Die Lobrede besteht aus Gebeten für den Propheten und seine Genossen und für den herrschenden Chalifen. Wenn der Name des Sultans der Türkei, der die Chalifenwürde beansprucht, in der C. nicht erwähnt wird, so bedeutet dies so viel, daß in dem betreffenden mohammedanischen Lande (z. B. in Indien, in Marokko ꝛc.) der türkische Sultan nicht als Chalif, d. h. als geistliches Oberhaupt des Islam, anerkannt wird. Nach Beendigung der C. steigt der Chatib von der Kanzel herab und leitet, wenn er zugleich als Imam fungiert, das Gebet in der Versammlung. Der Chatib ist aber nicht immer zugleich Imam. In einigen Ländern hält der Chatib während der Predigt ein hölzernes Schwert in der Hand. Die C. muß immer in arabischer Sprache abgehalten werden und gleicht eher einer Hymne als einer Predigt, indem sie in singendem Tone vorgetragen zu werden pflegt.

Chute (franz., spr. schüt', »Fall«), Name einer Verzierung in der ältern Klaviermusik, identisch mit dem heutigen langen Vorschlag von oben (verlangt durch ein Häkchen oder einen schiefen Balken vor der Note).

Chútor (russ.), Meierei; bei den Kleinrussen ein Dorf ohne Kirche.

Chuzistan (auch Arabistan genannt, das Susiana der Alten), pers. Provinz, grenzt südlich an den Persischen Golf, östlich an Farsistan, nördlich an Ispahan und Luristan, westlich an das Tiefland des Euphrat und Tigris (Irak Arabi). Das Areal läßt sich bei der Unbestimmtheit und dem häufigen Wechsel der Grenzen nicht angeben. Der Norden und Nordosten der Provinz ist von zahllosen parallelen, von NW. nach SO. streichenden und bis zu 5000 m ansteigenden Gebirgsketten erfüllt, welche Hausknecht näher erforschte. Der Süden und Westen ist ebenes Alluvialland, aber nur fruchtbar, soweit es bewässert werden kann, im übrigen teils sandige Wüste, teils Sumpfgebiet. Hauptflüsse sind: der Kercha und der Karun, die beide in den Schatt el Arab fließen, der Dscherrahi und der Zohre (Zob). Die Sommer sind heiß, die Winter mild, so daß auch die alten persischen Könige die Winter in Susa, dessen Ruinen unweit des heutigen Dizful liegen, die Sommer dagegen in dem höher und kühler gelegenen Ekbatana zubrachten. Schnee zeigt sich nur auf den Gipfeln der Berge; Regen herrscht von Dezember bis Ende März. Der schwärzliche Boden ist, wenn ihm durch künstliche Bewässerung die nötige Feuchtigkeit zugeführt wird, so fruchtbar, daß er jährlich zwei Ernten gibt und alle in Persien einheimischen Arten von Getreide und Obst hervorbringt. Zucker wurde früher sehr reichlich gezogen, Indigo wird auch jetzt noch gebaut, desgleichen Tabak und Mohn, der berühmtes Opium liefert. Die Bevölkerung, über deren Zahl nichts Genaues bekannt ist, besteht aus Persern, Arabern, Luren und Bachtiaren. Die bedeutendsten Städte sind: Schuschter, Dizful und Behehan. S. Karte »Persien«.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrh. Anwohner des Kaspischen Meers, an dessen Westseite am Einfluß der Wolga, daher das Kaspische Meer auch das chwalynskische genannt wurde.

Chwalynsk, Kreisstadt im ostruss. Gouv. Saratow, an der Wolga, mit 5 Kirchen, 1 Moschee, mehreren Schulen, 14 Fabriken, einem bedeutenden Flußhafen, vielen Obstgärten und (1889) 22,642 Einw. Die wesentlichsten Handels- und Ausfuhrartikel sind Getreide, Äpfel und Salz (zusammen gegen 4 Mill. Pud).

Chwolson, Daniel, Altertumsforscher, geb. 10. Dez. 1820 in Wilna von jüdischen Eltern, wurde früh in den talmudischen Wissenschaften unterrichtet, studierte von 1840 ab in Breslau orientalische Sprachen, ging 1847 zur Benutzung orientalischer Handschriften nach Wien und setzte seit 1850 seine Studien in St. Petersburg fort, wo er 1855, zum Christentum übergetreten, zum Professor der orientalischen Sprachen an der Universität und 1858 zum Professor an der russischen geistlichen Akademie ernannt wurde. Er schrieb: »Die Ssabier und der Ssabismus« (Petersb. 1856, 2 Bde.), ein für die Religionswissenschaft viel Neues bietendes Werk, dessen Herausgabe die kaiserliche Akademie übernahm; »über die Überreste der altbabylonischen Litteratur in arabischen Übersetzungen« (1859); »über Tammuz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern« (1860); »über einige mittelalterliche Beschuldigungen gegen die Juden« (russ., 1861); »Achtzehn hebräische Grabschriften aus der Krim« (1865); »Die semitischen Völker, Versuch einer Charakteristik« (Berl. 1872); »Das letzte Abendmahl und der Todestag Christi« (russ., 2. Aufl., Petersb. 1880); »Corpus inscriptionum hebraicarum« (hebräische Grabinschriften aus der Krim ꝛc., das. 1882); »Syrische Grabinschriften aus Semirjetschie« (1886) u. a.

Chwoschtschinskaja, Nadéshda Dmitrijewna, russ. Schriftstellerin, s. Kreisowskij 2).

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf, russ. Staatsmann und Dichter, geb. 19. Juli 1757 in Petersburg als Sprößling einer altadligen Familie, gest. daselbst 3. Nov. 1835, nahm an dem Türkenkrieg 1788 und an den Kämpfen in Polen 1794 teil. Bald darauf erbat er seinen Abschied und trat in die Zivillaufbahn über. 1797 ward er Oberprokurator des Senats, 1798 Mitglied des Heiligen dirigierenden Synods, 1799 Geheimrat und Mitglied des Reichsrats und vom König von Sardinien, Karl Ema-

muel IV., in den Grafenstand erhoben. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde er auch wirkliches Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied der dortigen Akademie der Kunst. Unter seinen Dichtungen zeichnen sich namentlich verschiedene Lieder und Oden durch Frische und Schwung aus. Eine Gesamtausgabe seiner Werke, seine sämtlichen Lustspiele, lyrischen und didaktischen Gedichte ꝛc. umfassend, veranstaltete er selbst (Petersb. 1817, 4 Bde.).

Chydenius, Anders, schwed. Nationalökonom, geb. 1729, gest. 1803, wurde 1754 Magister der Philosophie, 1770 Pfarrer in Gamla Karleby (in Finnland) und erhielt 1779 die theologische Doktorwürde. C. war ein Vorgänger von Adam Smith und wurde infolge seiner scharfen Kritik über das prohibitive Finanzsystem seines Landes 1766 von dem Reichstag ausgeschlossen. Er schrieb: »Källan till rikets vanmakt« (»Die Ursache der Schwäche des Reiches«, 1764); »Rikets hjelp genom en naturlig finance-system« (»Wie dem Reich durch ein natürliches Finanzsystem aufzuhelfen«, 1766). Die Selbstbiographie des merkwürdigen Mannes erschien 1780 (in »Göteborgs Vetenskabs og Vitterhets-samhälles samlingar«). Seine politischen Schriften wurden von Palmén (Stockholm 1877—78) herausgegeben.

Chylangion (griech.), umschriebene krankhafte Erweiterung von Chylusgefäßen in der Darmwand oder dem Gekröse, analog dem Lymphangion.

Chylifikation (Chylopoiesis), die Bereitung des Chylus.

Chylopoiesis (griech.), s. Chylifikation.

Chylorrhöe (griech.), bei Diarrhöe eine Beimischung so großer Mengen Schleim zu den Exkrementen, daß diese milchig erscheinen, ein chylusähnliches Aussehen erhalten.

Chylurie (griech.), eine in den Tropen und bei Reisenden, welche diese besucht haben, sonst aber selten in Europa vorkommende Krankheit, bei welcher der Harn Eiweiß enthält, durch hohen Gehalt von fein verteiltem Fett undurchsichtig, milchähnlich wird und beim Stehen gerinnt. Die Patienten werden hierbei bleich, mager und kraftlos, erholen sich aber wieder, wenn der Krankheitsprozeß zurückgeht, und bleiben gesund, bis er nach kurzer Zeit von neuem eintritt. Dieser regellose Verlauf der C. kann Jahre hindurch anhalten, führt aber endlich in den meisten Fällen durch Erschöpfung zum Tode. Die Krankheit beruht wahrscheinlich auf Erguß von Chylus (s. d.) aus den Lymph- und Chylusgefäßen in die Harnwege hinein und soll nach Wucherer (1866 in Brasilien) und Lewis (1868 in Kalkutta) in den tropischen Fällen durch im Blut schmarotzende Nematoden (Filaria sanguinis hominis, Embryos von Filaria Bancrofti *Cobb.*), welche Verstopfung und Zerreißung der Lymphgefäße veranlassen, verursacht werden. In Europa hat man die parasitäre C. nur bei Leuten konstatiert, welche längere Zeit in den Tropen gelebt hatten; niemals fand man die Filaria sanguinis bei andern in Europa beobachteten Fällen, weshalb Siegmund eine Chyluria endemica und eine Chyluria nostras unterscheidet. Auffallend und bisher unerklärt ist die Thatsache, daß der Chylusharn nur in der Nacht gelassen wird, und daß man bei parasitärer C. auch die Rundwürmer nur zur Nachtzeit im Blute nachweisen konnte.

Chylus (griech., Milchsaft, Speisesaft), der Inhalt der Lymphgefäße des Darmes und des Gekröses, die deshalb auch Chylusgefäße genannt werden, und des die ganze Darmlymphe sammelnden und ins Blut überführenden Milchbrustganges (Ductus thoracicus). Der C. zeigt nicht zu allen Zeiten die gleiche chemische Zusammensetzung und das gleiche Aussehen. Ist der Verdauungsapparat frei von Nahrungsstoffen, so unterscheidet er sich weder in seinem Äußern noch in seiner chemischen Zusammensetzung von der gewöhnlichen Lymphe. Zur Zeit der Verdauung hingegen hat er ein milchartiges Aussehen, was von der Beimengung massenhafter kleinster Fetttröpfchen, die von der Darmhöhle aus in ihn übergegangen sind (s. Resorption), herrührt. Die Lymphgefäße des Darmes mit ihrem milchartigen Inhalt zur Zeit der Verdauung wurden 1622 von Aselli entdeckt.

Chyluskörperchen, soviel wie Lymphkörperchen, s. Lymphe.

Chymifikation (Chymosis), Bildung des Speisebreies oder Chymus.

Chymus (griech., Speisebrei), der durch die Einwirkung der Verdauungssäfte auf die Speisen entstandene, im Magen und im Dünndarm enthaltene Brei, eine Mischung von gelösten und ungelösten Nahrungsstoffen, teils chemisch bereits verändert, teils unverändert und nur aufgeweicht.

Chytawa, s. Zittau.

Chyträus (eigentlich Rochhafe), David, einflußreicher luther. Theolog, geb. 26. Febr. 1530 im Württembergischen, gest. 25. Mai 1600 als Professor der Theologie und Mitglied des Konsistoriums in Rostock. Er war in Wittenberg Melanchthons Schüler und Hausgenosse, später sein Amtsgenosse. 1551 Professor in Rostock, half 1569 das evangelische Kirchenwesen in Österreich, später in Steiermark ordnen und hatte auch Anteil an der Abfassung der Konkordienformel. Gesammelt erschienen seine »Opera theologica« in Leipzig 1599. Seine Biographie schrieben Pressel (Elberf. 1863) und Krabbe (Rostock 1870).

Chytridieen, s. Pilze.

Ciaccona (ital., spr. tscha-), Tanz, s. Chaconne.

Cialdini (spr. tschaldíni), Enrico, Herzog von Gaeta, ital. General, geb. 10. Aug. 1811 zu Castelvetro im Modenischen, gest. 8. Sept. 1892, Sohn eines Ingenieurs, beteiligte sich 1831 an dem Aufstand im Kirchenstaat und flüchtete nach dessen Scheitern nach Frankreich, von wo er sich 1833 nach Portugal begab, um in der Fremdenlegion gegen Dom Miguel zu kämpfen. 1835 trat er in die spanische Armee über, avancierte infolge seiner in den Karlistenkriegen bewiesenen Tapferkeit zum Oberstleutnant, wurde aber 1841 wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung gegen Espartero entlassen. 1843 von Narvaez wieder angestellt, kehrte er, nachdem er sich mit einer reichen Valencianerin vermählt hatte, in sein Vaterland zurück, wurde vom General Durando zur Verteidigung Vicenzas verwendet und, nachdem er aus der Gefangenschaft, in die er infolge einer Verwundung geraten war, entlassen worden, mit Organisierung eines Freiwilligenregiments beauftragt, das er 1849 bei Novara befehligte. Er blieb darauf im sardinischen Heer und kommandierte 1855 eine Brigade in der Krim. Nach seiner Rückkehr wurde er Adjutant des Königs Viktor Emanuel und Inspektor der Kriegsschule zu Ivrea. 1859 erzwang er als Befehlshaber der 4. Division bei Palestro den Übergang über die Sesia und ward dafür zum Generalleutnant befördert. Nach Garibaldis Einfall in Neapel 1860 rückte er an der Spitze eines sardinischen Heeres in den Kirchenstaat ein, schlug 18. Sept. die päpstliche Armee bei Castelfidardo, drang dann ins Neapolitanische vor, besiegte ein neapolitanisches Korps

bei Isernia (17. Okt.) und Sessa, zwang (2. Nov.) Capua, nach 90tägiger Belagerung (13. Febr. 1861) Gaeta und (13. März) die Citadelle von Messina zur Kapitulation. Er wurde nun zum Herzog von Gaeta, General der Armee und Statthalter von Neapel ernannt, wo er das Räuberwesen kräftig bekämpfte, trat aber schon 1. Nov. 1862 wegen Differenzen mit der Regierung seinen Posten an Lamarmora ab. Beim Aufstand Garibaldis 1862 wurde C. als Militärdiktator nach Sizilien geschickt, um Garibaldi zu bekämpfen, dessen Gefangennahme bei Aspromonte aber seiner Mission bald ein Ende machte. Er erhielt darauf das Militärkommando in Bologna und ward im März 1864 zum Senator ernannt. Im Krieg von 1866 sollte er an der Spitze des rechten Flügels über den untern Po gehen, wurde aber durch die Schlacht bei Custozza, nach welcher er an der Stelle Lamarmoras zum Generalstabschef ernannt ward, und nachdem er im Juli über den Po gegangen war und Venetien fast ohne Schwertstreich besetzt hatte, durch den Frieden an weitern Operationen verhindert. 1870 begleitete er den zum König von Spanien gewählten Herzog von Aosta, Amadeo, nach Spanien, bekleidete aber während dessen kurzer Regierung kein Amt. Am 1. Dez. 1873 erhielt C. das Generalkommando in Florenz, ward 1876 zum Botschafter in Paris ernannt, nahm 1879 seine Entlassung, weil eine Depesche von ihm wider seinen Willen veröffentlicht war, und ging im November als außerordentlicher Botschafter nach Madrid, um seinen König bei der Hochzeit Alfons' XII. zu vertreten. Im Juni 1880 wurde er abermals zum Botschafter in Paris ernannt, zog sich aber im Mai 1881 nach der französischen Okkupation von Tunis endgültig aus der diplomatischen Laufbahn zurück, deren Erfolge seinen militärischen Lorbeeren nicht entsprachen. Vgl. Risco, Cialdini e i suoi tempi (Neapel 1893).

Ciampi (spr. tschámpi), 1) Sebastiano, ital. Schriftsteller, geb. 30. Okt. 1769 in Pistoja, gest. 14. Dez. 1847, wurde 1803 Professor an der Universität in Pisa und 1818 in Warschau, wo er die Studien über polnisch-russische Geschichte begann. 1822 nach Italien zurückgekehrt, lebte er meist zu Florenz. Von seinen die Litteratur- und Kunstgeschichte betreffenden Schriften sind die bemerkenswertesten: »Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja« (Pisa 1808), welche er später mit einer kritischen Ausgabe des Dichters (das. 1813; 2. Ausg., Pistoja 1826, 2 Bde.) verband; »Monumenti d'un manuscritto autografo di Giov. Boccaccio da Certaldo« (Flor. 1827, 2. Aufl. 1830); »Lettera di Michel Angelo Buonarroti« (das. 1834; mitgeteilt in Reumonts »Beitrag zum Leben M. A. Buonarrotis«, Stuttg. 1834); »Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, Polonia, ecc.« (Flor. 1834—42, 3 Bde.) u. a. Auch übersetzte er den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab eine Sammlung von Übersetzungen der griechischen Erotiker, aus der Litteratur des Mittelalters (Flor. 1822), die »Gesta Caroli Magni« des Pseudo-Turpinus u. a. heraus.

2) Ignazio, ital. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Juli 1824 in Rom, gest. daselbst 21. Jan. 1880, studierte in Rom die Rechte, erwarb sich den Ruf eines geschickten Sachwalters und wurde Mitglied des römischen Staatsrats, folgte dabei aber auch seiner Neigung für Poesie und historische Studien. 1874 übernahm er den Lehrstuhl für moderne Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt, den er bis an seinen Tod bekleidete. Von seinen Schriften auf dem Gebiet der Dichtung sind zu nennen: die Nachbildung von Puschkins Gedichten (1855); »Serena«, Novelle (1857); »Poesie varie« (1857); »Stella«, Dichtung in fünf Gesängen (1858); »Nuove poesie« (1861); »Poesie« (vollständige Sammlung 1880); »Storie, novelle, ecc.« (1880). Außerdem schrieb er eine Anzahl sehr beifällig aufgenommener Komödien (2 Bde.) sowie litterarhistorische Werke, wie: »La commedia italiana del secolo XVII« (1856); »La vita artistica di Carlo Goldoni« (1860); »Le rappresentazioni sacre del medio evo considerate nella parte comica« (1865); »La commedia italiana del Cinquecento« (1867). Geschätzt sind auch seine historischen Arbeiten, wie: »La città etrusca« (1866); »I Cassiodori nel V. e nel VI. secolo« (1876); »La fine di Donna Olimpia Pamfili« (1877); »Innocenzo X. e la sua corte« (1878); »Della vita e delle opere di Pietro della Valle il Pellegrino« (1880). Aus seinem Nachlaß erschienen: »Storia moderna della scoperta dell' America alla pace di Westfalia« (1881—83, 2 Bde.) sowie »Opuscoli vari storici e critici« (1887).

Ciampoli (spr. tschám-), Domenico, ital. Dichter, geb. 25. Aug. 1855 zu Ateſſa in den Abruzzen, bekleidet gegenwärtig die Stelle eines Professors der Litteraturgeschichte am Lyceum zu Ancona. Im Lauf weniger Jahre hat sich C. mit einer Reihe beachtenswerter Leistungen auf dem Gebiet der Prosaerzählung hervorgethan. Seinen ersten Novellen: »Fiori di monte« (1878), folgten die »Fiabe abruzzesi« (1877), die »Conti abruzzesi« (1880) und eine weitere Sammlung von Erzählungen aus den Abruzzen: »Treece nere« (1882), originelle, zum Teil geniale Schilderungen des volkstümlichen Lebens im süditalienischen Gebirgsland, von denen einige auch ins Deutsche übersetzt wurden. Später veröffentlichte C. die Romane: »Diana«, »L'Ignoto«, »Cicuta« (1883), »Roccamorina« (1890, 2 Bde.); die Novellen »Fra le selve« (1890). Ein besonderes Studium widmete er auch den slawischen Litteraturen, wie seine »Melodie russe« (1881), die »Studi slavi« und »Letterature slave« (1889—90, 2 Bde.) bezeugen. Zuletzt veröffentlichte er »Studi letterari« (1891).

Cianciana (spr. tschantschána), Stadt in der ital. Provinz Girgenti, Kreis Bivona, 380 m ü. M., mit Weinbau, Schwefelbergwerken und (1881) 5691 Einw.

Ciará, Provinz, s. Ceará.

Ciardi (spr. tschar-), Guglielmo, ital. Maler, geb. 13. Sept. 1844 in Treviso, bildete sich seit 1861 auf der Akademie zu Venedig zum Landschafts- und Marinemaler aus und machte von da häufig Reisen nach andern Gegenden Italiens, nach München und Paris. Die Motive zu seinen Landschaften und Marinen, die auch in Deutschland, Paris und London wegen ihrer wirksamen Beleuchtung, klaren Färbung und naturwahren Auffassung großen Beifall gefunden haben, wählt er zumeist aus Venedig und seiner Umgebung, von den Kanälen und Lagunen. Seine Hauptwerke sind: der Sommer (1872), gegen Abend, die Arbeit, Chioggia, Torcello, Porto d'Anzio, Canal Grande und venezianische Fischerbarken (beide in der königlichen Galerie zu Monza), Rückkehr von der Weide (im Museum zu Turin), Messidoro (Motiv aus der venezianischen Campagna, in der Galeria Nazionale in Rom), das ihm 1886 die kleine goldene Medaille der Berliner Jubiläumsausstellung einbrachte, Frühlingswolken, der Morgen in Venedig und das Thal von Primiero.

Cibalä, im Altertum Stadt in Unterpannonien, im Lande der Skordisker, beim heutigen Vinkovce,

Geburtsort des Kaisers Valentinian; bekannt durch den Sieg Konstantins d. Gr. über Licinius 314 n. Chr.

Cibber (spr. ßibber), 1) Colley, engl. Lustspieldichter und Schauspieler, geb. im November 1671 in London, gest. 12. Dez. 1757. Er folgte den Fahnen des Prinzen von Oranien, betrat dann das Drurylane-Theater und fand ein seiner Natur angemessenes Fach in den sogen. »Grims« oder Murrköpfen. 1695 brachte er sein eignes Lustspiel »Love's last shift« mit Erfolg auf die Bühne. Da es ihm an Erfindungsgabe mangelte, bearbeitete er ältere englische und ausländische Stücke. Allmählich gewann er höhere Rollen, wie Jago, und wurde 1710 der eigentliche Direktor des Drurylane-Theaters. Infolge politischer Bestrebungen 1730 unverdienterweise zum Poeta laureatus ernannt und dadurch in eine sorgenfreie Lage versetzt, zog er sich vom Theater zurück und betrat es erst als 75jähriger Greis wieder, um sich noch einmal in seiner Lieblingsrolle zu zeigen; auch von der Direktion des Drurylane-Theaters trat er 1731 zurück. Die bekanntesten seiner Stücke, welche alle die Unanständigkeit der Restaurationskomödie zu vermeiden trachten, aber wenig Tiefe und poetische Schönheiten haben, sind außer dem genannten: »Love makes a man«, »She would and she would not«, »The careless husband«, das noch heute gegeben wird, und »The nonjuror«, eine Nachahmung des Tartüffe. Pope machte ihn zum Spotthelden der »Dunciad«, aber C. verteidigte sich mit Glück in der »Apology for his own life« (Lond. 1740; neue Ausgabe von R. W. Lowe, mit Anmerkungen, das. 1889 in 2 Bdn.), einem auch für die Geschichte des englischen Theaters interessanten Werk. Ausgaben seiner dramatischen Werke erschienen London 1721, 2 Bde., und 1777, 5 Bde.

2) Theophilus, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 1703, starb infolge eines Schiffbruchs auf der Reise nach Dublin im Oktober 1758. Als Künstler wie als Theaterdichter unbedeutend, wurde er bekannt durch das Werk »The lives of the poets of Great Britain and Ireland from the time of Dean Swift« (Lond. 1753, 5 Bde.), welches jedoch hauptsächlich von Robert Shiels (Johnsons Amanuensis) herrührt und von C. nur revidiert und vermehrt wurde. — Seine Gattin Susanna Maria, geb. 1716, Schwester des Komponisten Arne und eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, auch ausgezeichnete Sängerin, debütierte 1734 am Drurylane-Theater und heiratete den Obigen, von dem sie indes 1739 wieder geschieden wurde. Sie starb 30. Jan. 1766.

Cibeben, soviel wie Rosinen.

Cibin (spr. ßibin), Fluß, entspringt im Cibiner Gebirge (s. Karpathen) im S. des ungar. Komitats Hermannstadt, fließt bogenförmig an Hermannstadt vorbei und wendet sich sodann gegen S., um nächst dem Rotenturmpaß in die Aluta zu münden.

Cibinium, neulat. Name für Hermannstadt.

Ciborium (lat., griech. Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), welches die Ägypter als Trinkgeschirr benutzten; daher Name metallener Trinkgeschirre bei den Griechen und Römern. Im katholischen Kult heißt C. der baldachinartige Überbau des Altars, welcher in der alten Zeit auf vier frei stehenden Säulen ruhte und durch Vorhänge verhüllt werden konnte; viele künstlerisch geschmückte Ciborien dieser Art finden sich in italienischen Kirchen. Ferner bedeutet C. soviel wie Tabernakel oder Sakramentshäuschen (s. d.) und endlich das Gefäß, welches in einer Pyxis (s. d.) die heilige Hostie enthielt. In letzterer Bedeutung hatte das C. entweder die Gestalt eines Kelches oder eines Türmchens, häufig auch einer aus Gold oder Silber gebildeten Taube (daher auch Peristerium [s. d.] genannt), die, auf einem Teller stehend, an drei Kettchen vom Gewölbe des Baldachins herabhing.

Cibotium *Kaulf.*, Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen. C. Barometz *J. Sm.*, auf den Sundainseln, in Südchina und Hinterindien, besitzt einen dicken, niederliegenden Stamm, der mit goldbraunen Haaren dicht besetzt ist, welche als blutstillendes Mittel geschätzt sind und als Pili Cibotii und Paleae Cibotii in Anwendung kommen. Im Mittelalter wurden über Stammstücke dieses Farnes, die die zufällige Gestalt eines vierbeinigen Tieres hatten und skythisches Lamm (Agnus scythicus) genannt wurden, allerlei Fabeln erzählt (s. Baranetz). Die Haare ähnlicher südasiatischer Cyatheaceen finden als Paku Kidang bisweilen arzneiliche Verwendung.

Ciboure (spr. ßibur'), s. Saint-Jean-de-Luz.

Cibrario (spr. tschi-), Giovanni Antonio Luigi, Graf, ital. Geschichtsforscher und Staatsmann, geb. 13. Febr. 1802 in Turin, gest. 1. Okt. 1870 in Salò, studierte die Rechte, trat 1824 in den Staatsdienst und wurde 1842 Mitglied der Oberrechnungskammer. Infolge seiner Schrift über die Reformen des Königs Karl Albert diesem nahe getreten, wurde er im Juli 1848 zum königlichen Kommissar in Venedig ernannt und nahm von dieser Stadt (7. Aug.) für Piemont Besitz. 1850 organisierte er als Generalintendant der Zölle die Grenzaufsicht, führte eine Handelsstatistik ein und schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich. Vom Mai bis November 1852 war C. im Kabinett d'Azeglios Finanzminister, dann bis zum Mai 1855 unter Cavour Unterrichtsminister und übernahm darauf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, trat aber im Mai 1856, unzufrieden mit Sardiniens Beteiligung am Krimkrieg, zurück und entwickelte fortan als Mitglied des Senats und der Akademie der Wissenschaften und Vizepräsident der Kommission zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen eine sehr fruchtbare Thätigkeit. Zahlreiche Abhandlungen von ihm erschienen in den »Atti« der Akademie zu Turin. Hervorzuheben sind: »Della economia politica del medio evo« (Tur. 1839; 5. Aufl. 1861, 2 Bde.); »Storia della monarchia di Savoia« (1840—44, 3 Bde.); »Storia e descrizione della Badia d'Altacomba« (1844, 3. Aufl. 1855); »Delle artiglierie dal 1300 al 1700« (3. Aufl. 1854); »Storia di Torino« (1847, 2 Bde.); »Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto« (1850); »Origine e progressi delle istituzioni della monarchia di Savoia« (2. Aufl. 1868); »Epigrafi latine ed italiane« (1867); »Della schiavitù e del servaggio e specialmente dei servi agricoltori« (1868—69, 2 Bde.). Mit Carlo Promis (s. d.) bearbeitete er die »Documenti, sigilli e monete raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia« (1833) und »Sigilli dei principi di Savoia« (1834). C. veröffentlichte auch mehrere ältere Litteraturwerke, so: die »Rime« Petrarcas (Tur. 1825); die »Lettere di principi e d'uomini illustri« (das. 1828); die »Relazioni dello stato di Savoia degli ambasciatori Veneti« (das. 1830) ꝛc. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt in »Opuscoli storici e letterarii« (Mail. 1835), »Opuscoli« (Tur. 1841), »Studi storici« (das. 1851, 2 Bde.), »Operette e frammenti storici« (Flor. 1856), »Operette varie« (Tur. 1860) und »Memorie storiche«

(daf. 1868). Vgl. Odorici, Il conte Luigi C. e i suoi tempi (Flor. 1873).

Cicada, Cikade; Cicadaria. Cikaden, Gruppe aus der Ordnung der Halbflügler; ſ. Cikaden.

Cicadellidae (Kleinzirpen) | ſ. Cikaden.
Cicadidae (Singzirpen) |

Cicātrix (lat.), Narbe, Blattnarbe (ſ. d.).

Cicca *L.* (Cheramellabaum), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Bäume oder Sträucher mit unſcheinbaren einhäuſigen Blüten und fleiſchigen Kapſeln; wenige Arten in den Tropen der Alten und der Neuen Welt. C. disticha *L.*, ein 2,5—3 m hohes Bäumchen mit gefiederten Blättern, ſehr kleinen rötlichen, wohlriechenden Blüten, wird in Oſt- und Weſtindien kultiviert. Die grünlichen, kirſchgroßen Früchte mit 6—8 Längsfurchen und ſaftreichem, ſäuerlichem, ſchmackhaftem Fleiſch ſind ein beliebtes Obſt. Die innen dunkelrote Wurzel enthält einen ſcharfen Milchſaft und wird als Brech- und Abführmittel gebraucht. C. racemosa *Lour.*, in Kotſchinchina, wird ebenfalls der eßbaren ſäuerlichen Früchte wegen häufig kultiviert.

Cicci (ſpr. tſchitſchi), Maria Luigia, ital. Dichterin, geb. 14. Nov. 1760 in Piſa, geſt. 8. März 1794, erhielt ihre erſte Bildung in einem Kloſter und kehrte, 15 Jahre alt, in das Haus ihres Vaters, eines Juriſten, zurück, um ſich dichteriſchen Studien zu widmen; vorzüglich begeiſterte ſie Dante. Daneben beſchäftigte ſie ſich mit Philoſophie, Phyſik und Geſchichte und erlernte die engliſche und franzöſiſche Sprache. Die Arkadier nahmen ſie als »Ermenia Tindarida« unter ſich auf. Ihre Dichtungen, ausgezeichnet durch Eleganz und Anmut des Stils, erſchienen zu Parma 1796 mit ihrer Biographie.

Cicer *Tourn.* (Kichererbſe, Kicherling, Kaffee-Erbſe), Gattung aus der Familie der Leguminoſen und der Unterfamilie der Papilionaten, ein- oder mehrjährige, oft drüſig behaarte Kräuter mit unpaarig oder paarig gefiederten Blättern, gezahnten oder eingeſchnittenen Fiedern, einzeln oder in armblütigen Trauben ſtehenden weißen, blauen oder violetten Blüten und eiförmiger oder oblonger, aufgeblaſener, ein- oder vielſamiger Hülſe mit kugeligen oder unregelmäßig verkehrt eiförmigen Samen. Sieben Arten im Mittelmeergebiet. C. arietinum *L.* (gemeine Kichererbſe, ſ. Tafel »Nahrungspflanzen III«), eine einjährige Pflanze mit aufrechtem, 20—25 cm hohem, abſtehend drüſig behaartem Stengel, unpaarig gefiederten Blättern, tief und ſcharf gezahnten Blättchen, kleinen, einzeln ſtehenden purpurnen Blüten, behaarten zweiſamigen Hülſen und rötlichen, einem Widderkopf ähnlichen Samen. Die Kichererbſe iſt in Südeuropa und im Orient heimiſch und wird in Nordafrika bis Ägypten, in Spanien, Oſtindien und China ſchon ſeit alten Zeiten vielfach kultiviert; ſie verlangt ein warmes, kräftiges Sandland und gedeiht in Gegenden, wo Bohnen, Erbſen, Linſen vertrocknen. Man baut mehrere Varietäten, ſchwarze (welche bei uns am beſten gedeihen), rote (Venuskichern), gelbe und weißgelbe (die beſten). Sie kochen ſich weicher als Bohnen, ohne breiig zu werden, und ſind wohlſchmeckender als jene. In Spanien bilden die Garbanzos das tägliche Gericht der niedern und mittlern Volksklaſſen. In Deutſchland werden ſie hin und wieder als Kaffeeſurrogat angebaut; ſie eignen ſich auch ſehr gut zur Mäſtung des Federviehes; das Kraut wird von Pferden gern gefreſſen.

Cicĕro, Schriftgattung, mit welcher zuerſt Ciceros Briefe von Sweynheym und Pamartz in Rom 1467 gedruckt worden ſind. Der Kegel der C. iſt zwölf typographiſche Punkte (ſ. Schriftarten).

Cicĕro, 1) Marcus Tullius, der berühmte Staatsmann und Redner, geb. 3. Jan. 106 v. Chr. in Arpinum, geſt. auf dem Landgut bei Formiä 7. Dez. 43, aus ritterlichem Geſchlecht, das aber noch nicht die Nobilität beſaß. Seine Ausbildung erhielt er mit ſeinem jüngern Bruder Quintus in Rom. Nachdem er, etwa 16 Jahre alt, die toga virilis erhalten, widmete er ſich rhetoriſchen, philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien. Als Redner trat er zuerſt in Zivilprozeſſen auf; von ſeinen erhaltenen Reden iſt die älteſte die für P. Quintius (81). Seinen Ruf begründete die (80) in einem Kriminalprozeß gehaltene Verteidigungsrede für S. Roscius von Ameria, worin er einem Günſtling Sullas entgegentrat. Um ſeine angegriffene Geſundheit zu ſtärken, trat er 79 eine zweijährige Reiſe nach Griechenland und Aſien an, auf der er überall Gelegenheit nahm, ſeine philoſophiſche und redneriſche Ausbildung zu fördern. 77 nach Rom zurückgekehrt, verwaltete er 75 die Quäſtur in Lilybäum auf Sizilien mit größter Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennützigkeit und gewann dann in Rom durch Ausübung ſeines Rednertalents immer größeres Anſehen; eine beſonders günſtige Gelegenheit dazu bot ihm im Jahr 70 der Prozeß gegen den frühern Prätor in Sizilien, Gajus Verres. 69 bekleidete er die kuruliſche Ädilität; 66 unterſtützte er als Prätor in der Rede für das Maniliſche Geſetz, ſeiner erſten Staatsrede, die Übertragung des Oberbefehls im Mithridatiſchen Krieg an Pompejus, an den er ſich in dieſer Zeit aufs engſte anſchloß. Für das Jahr 63 zum Konſul erwählt, erwarb er ſich durch Entdeckung und Unterdrückung der Catilinariſchen Verſchwörung ein großes Verdienſt, welches ihm den Ehrennamen »Vater des Vaterlandes« eintrug. Indeſſen ebendieſes Konſulat bezeichnet den Wendepunkt ſeines Lebens. Als Pompejus, Cäſar und Craſſus ſich zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke vereinigt hatten (60), wurde C., der ſich ſeit der großen Rolle, die er als Konſul geſpielt hatte, zu ſehr als Vertreter des Senats und der Nobilität fühlte, den Triumvirn bald läſtig. Durch ein Werkzeug derſelben, P. Clodius, ſeinen perſönlichen Feind, wegen der Hinrichtung der Genoſſen Catilinas mit einer Anklage bedroht, ging er (Anfang April 58) nach Theſſalonika in Makedonien in freiwillige Verbannung. Durch die Anſtrengungen ſeiner Freunde im Auguſt 57 zurückberufen, ſah er ſich einesteils durch die Übermacht der Triumvirn von jeder bedeutenden öffentlichen Thätigkeit ausgeſchloſſen, anderteils durch die eintretende Spannung zwiſchen den Triumvirn öfters in die größte Verlegenheit geſetzt und zu Nachgiebigkeiten verleitet, die ſeiner wenig würdig waren. In dieſe Zeit des Schwankens und einer faſt ununterbrochenen Verſtimmtheit, von ſeiner Zurückberufung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs zwiſchen Pompejus und Cäſar, fallen einige ſchriftſtelleriſche Arbeiten (die Abfaſſung der Bücher: »De oratore« und »De re publica« in den Jahren 55 und 54), ferner ſeine Ernennung zum Augur im J. 53 und die Verwaltung der Provinz Kilikien 51—50, zu der er wider ſeinen Willen durch ein Geſetz des Pompejus genötigt wurde, die er aber mit großem Eifer und damals unerhörter Uneigennützigkeit führte. Als er aus der Provinz zurückkehrte (Ende November 50), war der Bruch zwiſchen Pompejus und Cäſar unabwendbar. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs (Anfang 49) konnte er anfänglich zu keinem feſten Entſchluß kommen;

endlich entschied er sich für Pompejus und folgte ihm nach Griechenland, trat aber nach der Schlacht bei Pharsalos von dessen Partei zurück und erwirkte sich von Cäsar Verzeihung und die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren. Die Zeit bis zur Ermordung Cäsars (15. März 44) brachte er wiederum in einer ähnlichen, durch häusliches Unglück nur noch viel gedrücktern Lage und Stimmung zu als vor dem Bürgerkrieg, obgleich Cäsar ihm auf alle Art seine Achtung und Gunst bewies; den einzigen Trost suchte und fand er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, der wir aus dieser Zeit die meisten seiner Werke verdanken. Cäsars Ermordung begrüßte er mit größter Freude, obwohl er nicht selbst zu den Verschwornen gehörte; er sah indes seine Hoffnungen bald völlig zerstört, da Antonius statt Cäsars sich der Herrschaft in Rom bemächtigte. Schon im Begriff, Italien ganz zu verlassen und sich nach Athen zu begeben, wurde er durch günstigere Nachrichten aus Rom zur Umkehr nach der Hauptstadt bewogen. Hier begann er mit der ersten, 2. Sept. 44 gehaltenen Philippischen Rede seinen Kampf gegen Antonius, der ihn noch einmal an die Spitze des Staates erhob, ihm aber zuletzt nach kurzem scheinbaren Sieg den Untergang bereitete. Nach Antonius' Niederlage im Mutinensischen Krieg schien die Herrschaft des Senats wiederhergestellt, als Oktavian, mit dessen Hilfe der Sieg gewonnen war, seine Waffen gegen den Senat kehrte, mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat schloß und das gemeinsame Werk im Verein mit diesen durch die berüchtigten Proskriptionen eröffnete. Eins der ersten Opfer derselben war C. Im Begriff, sich durch die Flucht in das Lager des M. Brutus zu retten, wurde er auf seinem Landgut bei Formiä von den nach ihm ausgesandten Mördern ereilt und getötet (7. Dez. 43). Seinen Kopf und seine rechte Hand stellte Antonius auf der Rednerbühne in Rom aus. C. war nicht ohne Schwächen, namentlich gingen ihm Charakterfestigkeit und Entschlossenheit ab, die in so sturmbewegten Zeiten für einen Staatsmann unerläßliches Erfordernis waren. Auch tritt in allem seinen Thun und Reden eine maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervor. Auf der andern Seite bilden sein auf das Ideale gerichteter Sinn, seine Liebe zum Vaterland, sein warmes Herz für Freunde und Angehörige, seine Gutherzigkeit, Sittenreinheit und Begeisterung für das Edle und Schöne, seine nie rastende Thätigkeit und seine rednerischen Leistungen, die das Höchste darstellen, was in Rom in der Beredsamkeit geleistet worden ist, Lichtseiten in seinem Bilde, die von seinen Tadlern, namentlich Drumann (»Geschichte der Stadt Rom«, Bd. 5, 6) und Mommsen (»Römische Geschichte«, Bd. 3), nicht genügend anerkannt werden. Wie er lange Zeit durch unbedingtes Lob zu hoch erhoben worden ist, so hat man ihn in neuerer Zeit vielfach ungebührlich herabgesetzt. Über Ciceros Familienverhältnisse ist zu bemerken, daß er von seiner Gemahlin Terentia, von der er sich nach 33jähriger Ehe (46) trennte, zwei Kinder hatte, eine Tochter, Tullia, die in dritter unglücklicher Ehe 45 zum größten Schmerz des Vaters starb, und einen ihm gleichnamigen Sohn (s. Cicero 3). Antike Büsten von C. gibt es mehrere; die vortrefflichste ist die im Apsley House zu London (früher in der Villa Mattei zu Rom). Bei einer Büste in Madrid ist der untere Teil mit der Inschrift antik, der Kopf modern.

Ciceros schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich vielseitig; die Zahl der auf uns gekommenen Schriften ist, obwohl nicht wenige verloren gegangen sind, sehr bedeutend. Hervorzuheben sind folgende: 1) Reden. Die Zahl der erhaltenen Reden ist 57; außerdem besitzen wir von ungefähr 20 Bruchstücke, von 35 kennen wir die Titel; doch ist damit die Zahl der von ihm gehaltenen Reden nicht erschöpft. Von den erhaltenen verdienen teils wegen ihres Gegenstandes, teils wegen ihrer Vortrefflichkeit hervorgehoben zu werden: »Pro Roscio Amerino« (80), die 7 »In Verrem« (70), »Pro lege Manilia« (66), die 4 »In Catilinam« (63), »Pro Murena« (63), »Pro Archia poeta« (62), »Pro Sestio« (56), »Pro Plancio« (54), »Pro Milone« (52) und die 14 »Orationes Philippicae« (44 und 43). Sie zeichnen sich durch lebendigen Fluß der Darstellung, kunstvollen Bau der Perioden, (freilich oft allzu rhetorische) Fülle des Ausdrucks, öfters auch durch geistvollen, wenngleich nicht immer zu rechter Zeit und in rechter Weise angebrachten Witz aus, während sie freilich den Demosthenischen an Einfachheit, Kraft und Gesinnungstüchtigkeit weit nachstehen. Sie wurden oft herausgegeben, so von Klotz (Leipz. 1835—39, 3 Bde.), in Auswahl für den Schulgebrauch unter andern von Madvig (4. Aufl., Kopenh. 1858), Halm-Laubmann (in der Weidmannschen Sammlung, 7 Bdchn.), Müller (Leipz. 1889, 2 Bde.), Nohl (das. 1884 ff.), Heine (22. Aufl., Halle 1893). 2) Rhetorische Schriften, über die Theorie der Beredsamkeit, wobei C. namentlich seine eigne Stellung als Redner darlegt und begründet. Die bedeutendsten sind: »De oratore«, in 3 Büchern, verfaßt 55, eingekleidet in ein Gespräch zwischen den beiden größten ältern Rednern, L. Crassus und M. Antonius (hrsg. von Ellendt, Königsb. 1840; Piderit-Harnecker, 6. Aufl., Leipz. 1890; Bake, Amsterd. 1863; Sorof, 2. Aufl., Berl. 1882; Wilkins, 2 Bde., 2. Aufl., Lond. 1888 ff.); »Brutus, s. de claris oratoribus«, verfaßt 46, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit und für uns daher sehr wertvoll (hrsg. von Ellendt, Königsb. 1844; Jahn-Eberhard, 4. Aufl., Berl. 1877; Piderit-Friedrich, 3. Aufl., Leipz. 1889, u. a.); »Orator«, an M. Brutus gerichtet, verfaßt 46, über das Ideal eines Redners (hrsg. unter andern von Jahn-Eberhard, 4. Aufl., Berl. 1869; Piderit, 2. Aufl., Leipz. 1876; Heerdegen, das. 1884; Sandys, Cambridge 1885). 3) Briefe, 864, in 4 Sammlungen, eine unerschöpfliche und unschätzbare Quelle für die Zeitgeschichte, worin sich zugleich Ciceros Innerstes rückhaltlos aufschließt. Die 4 Sammlungen (kritische Hauptausgabe von Mendelssohn, Leipz. 1893 ff.) sind: »Ad familiares«, an verschiedene Freunde, 16 Bücher, von 62—43; »Ad Atticum«, ebenfalls 16 Bücher, von 68—43 (Ausg. von Boot, Amsterd. 1865, 2 Bde.); »Ad Quintum« (Ciceros Bruder), 3 Bücher, von 60—54, und von dem Briefwechsel zwischen C. und M. Brutus 2 Bücher, aus der Zeit nach Cäsars Tode. Gesamtausgaben der Briefe von Wesenberg (Leipz. 1872—73, 2 Bde.), Tyrrell (Lond. 1890, 3 Bde.); in Auswahl von Hofmann-Andresen-Lehmann (6. Aufl., Berl. 1892 ff.), Süpfle-Böckel (9. Aufl., Karlsr. 1893), Frey (4. Aufl., Leipz. 1888) u. a.; übersetzt von Wieland (Zürich 1808—21, 7 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1840—41, 12 Bde.). Vgl. Abeken, C. in seinen Briefen (Hannov. 1835); Schmidt, Briefwechsel des C. von seinem Prokonsulat bis zu Cäsars Ermordung (Leipz. 1893). 4) Philosophische Schriften, inhaltlich zwar ohne selbständigen Wert, weil überwiegend aus griechischen Quellen geschöpft (vgl. Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften, Leipz. 1876—83, 3 Bde.), aber doch höchst verdienstlich, weil C. damit seinen Lands-

leuten die griechische Philosophie in römischer Sprache erst zugänglich gemacht und für philosophische Begriffe und Entwickelungen erst die lateinische Terminologie geschaffen hat: »De re publica«, 6 Bücher, verfaßt 54, nur teilweise erhalten (Ausg. von Mai, Rom 1822 u. 1846; Osann, Götting. 1847); »De legibus«, um 52 verfaßt, 3 Bücher, aber unvollendet (Ausg. von Bake, Leid. 1842; Vahlen, 2. Aufl., Berl. 1883; Du Mesnil, Leipz. 1880); »Paradoxa Stoicorum«, von 46 (hrsg. von Moser, Götting. 1846); ferner aus dem Jahr 45: »De finibus bonorum et malorum«, 5 Bücher (Ausg. von Madvig, 3. Aufl., Kopenh. 1876; Holstein, Leipz. 1873; deutsch von J. H. v. Kirchmann, das. 1874), und »Academica« (davon erhalten das 2. Buch einer ersten und das 1. einer zweiten Bearbeitung; Ausg. von Orelli, Zürich 1827); aus dem Jahr 44: »Tusculanae quaestiones«, 5 Bücher (Ausg. von Kühner, 5. Aufl., Hannov. 1874; Tischer-Soroj, 8. Aufl., Berl. 1884; Seyffert, Leipz. 1864; Cavallin, Lund 1870; Heine, 3. Aufl., Leipz. 1881, u. a.); »De natura deorum«, 3 Bücher (Ausg. von Schömann, 4. Aufl., Berl. 1876; Goethe, Leipz. 1887; Mayor, Cambridge 1885, 3 Bde.); »Cato maior, s. de senectute« (Ausg. von Sommerbrodt, 10. Aufl., Berl. 1885; Lahmeyer, 4. Aufl., Leipz. 1877, u. a.); »De divinatione«, 2 Bücher (hrsg. von Giese, das. 1829); »Laelius, s. de amicitia« (Ausg. von Seyffert, 2. Aufl., das. 1876; Nauck, 9. Aufl., Berl. 1884; Lahmeyer, 4. Aufl., Leipz. 1881); »De officiis«, 3 Bücher (Ausg. von Zumpt, Braunschw. 1838; Heine, 6. Aufl., Berl. 1885; Schiche, Prag 1885; übersetzt von Kühner, Stuttg. 1859, u. a.). Gesamtausgabe der »Philosophica« von Görenz (Leipz. 1809—12, 3 Bde.). Auch als Dichter hat sich C. versucht, in seiner Jugendzeit zur Übung (von seiner Übersetzung des Aratos sind noch bedeutende Bruchstücke vorhanden; hrsg. in Bährens' »Poetae latini minores«, Bd. 1, Leipz. 1879), später vornehmlich aus Eitelkeit zur Verherrlichung seiner Erlebnisse, freilich ohne viel Glück.

Neuere Ausgaben sämtlicher Werke: Garatoni (unvollständig, Neap. 1777); Orelli (Zürich 1826 ff., 4 Bde.; 5. Bd. 1833, enthaltend die Scholiasten; 6.—8. Bd. 1836—38, das »Onomasticon Tullianum«; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Baiter und Halm, das. 1845—62, 4 Bde., die kritische Hauptausgabe); Klotz (2. Aufl., Leipz. 1863—71, 11 Bde.); Baiter und Kayser (das. 1861—69, 11 Bde.); neueste Textausgabe von Müller (das. 1878 ff.). Lexika zu Ciceros Werken: von Nizolius (»Thesaurus Ciceronianus«, Basel 1559 u. ö.; zuletzt Lond. 1820); Schütz (Leipz. 1817—21, 4 Bde.); Merguet (zu den Reden, Jena 1884, 4 Bde.; zu den philosophischen Schriften, das. 1887 ff.). Neuere Übersetzungen in der Metzlerschen Sammlung römischer Prosaiker (von Osiander u. a.) und der Hoffmannschen (jetzt Langenscheidtschen) Übersetzungsbibliothek römischer Klassiker (von Kühner, Mezger, Binder u. a.). Vgl. Gerlach, M. Tullius C. (Basel 1864); Forsyth, Life of C. (2. Aufl., Lond. 1869, 2 Bde.); Teuffel, Studien und Charakteristiken (2. Aufl., Leipz. 1889); Aly, C., sein Leben und seine Schriften (Berl. 1891); G. Boissier, Cicéron et ses amis (7. Aufl., Par. 1892; deutsch von Döhler, Leipz. 1870); Weißenfels, C. als Schulschriftsteller (Leipz. 1892).

2) Quintus, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 102 v. Chr., brachte es bis zur Prätur 62 und war Legat Cäsars in Gallien 54—52, seines Bruders in Kilikien 51. Im Bürgerkrieg Anhänger des Pompejus, wurde er von Cäsar begnadigt, 43 wie sein Bruder von den Triumvirn proskribiert und getötet. Er beschäftigte sich auch litterarisch, unter anderm schrieb er Tragödien. Wir besitzen von ihm vier Briefe und eine kleine, freilich hinsichtlich ihrer Echtheit angezweifelte Schrift: »De petitione consulatus« (hrsg. von Bücheler, Leipz. 1869).

3) Marcus Tullius, Sohn des Redners, aber ihm weder in Begabung noch in Charakter ähnlich, der letzte seines Geschlechts, geb. 65 v. Chr. Von seinem Vater aufs sorgfältigste erzogen, nahm er nach Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar auf seiten des erstern als Reiteranführer an dem Kriege mit Auszeichnung teil, begab sich, von Cäsar begnadigt, im J. 45 zur Fortsetzung seiner Studien nach Athen, unterbrach dieselben aber 44, um dem Heer des M. Brutus zu folgen, dem er, vom Glück begünstigt, wiederum als Reiteranführer nicht unwesentliche Dienste leistete. Nach Besiegung des Brutus floh er zu Sextus Pompejus und kehrte erst 39 nach dem Vertrag von Misenum in die Hauptstadt zurück, wo er sich auf die Seite des Oktavian stellte und von diesem mannigfache Auszeichnungen erfuhr, sogar 30 zum Konsul ernannt wurde. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Cicerone (ital., spr. tschitsche), in Italien Bezeichnung der Fremdenführer, vielleicht wegen ihrer Redseligkeit als Anspielung auf Cicero.

Cichoriceen, Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cichorium *Tourn.* (Wegwart, Zichorie), Gattung aus der Familie der Kompositen, gespreizt ästige, kahle oder spärlich behaarte Kräuter mit fiederspaltigen oder grob gezahnten Blättern, ziemlich großen blaublütigen Köpfen und fast fünfkantigen, kahlen Achenen mit ein- bis dreireihigem Pappus. Wenige Arten in der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt. C. Endivia *L.* (Endivie, s. Tafel »Gemüse III«, Fig. 11—13), 60—150 cm hoch, fast kahl, mit länglichen, buchtig gezahnten untern, eiförmigen, stengelumfassenden obern Blättern und paarigen Blütenstielen, von denen der kürzere mehrblütig ist, heimisch in Ostindien, Ägypten, Griechenland und der Levante, wird häufig in Gärten kultiviert, indem man die grundständigen, lockere Rosetten bildenden und meist zu Köpfen zusammenschließenden Blätter, besonders von der krausen Varietät (C. crispum *Mill.*), zu Salat benutzt. Sie werden gewöhnlich durch Lichtentziehung gebleicht und sind dann ungemein zart, aber immer härter und starrer als Kopfsalat. C. Intybus *L.* (Zichorie, Feldwegwart, Sonnenwende), bis 1,25 m hoch, mit schrotsägezahnigen Wurzel- und lanzettlichen Stengelblättern und paarigen, kurzgestielten blauen Blüten, findet sich von Japan und China durch Vorderasien und ganz Europa bis hoch nach Norwegen und auch in Nordamerika. Ihre lange, möhrenförmige Wurzel (Wegtungenwurzel) schmeckt unangenehm bitter und ist getrocknet ganz geruchlos. Sie wird arzneilich benutzt und bildet, mit Zucker eingemacht, die Hindläufte der Konditoren. Das Kraut ist ein gutes Viehfutter, wird auch zur Fettweide für Hämmel gebaut und dient jung als Salat. Für diesen Zweck kultiviert man besondere Formen, besonders in Belgien den Brüsseler Witloof und in Frankreich den Kapuzinerbart, dessen Wurzeln, in einem dunkeln Keller in Pferdedünger eingepflanzt, farblose, äußerst zarte Blätter treiben. In großem Maßstab kultiviert man die Zichorie, um die Wurzel als Kaffeesurrogat zu benutzen, besonders im Magdeburgischen, Braun-

schweigischen, Hannöverschen, in Thüringen, im Breisgau und in Schlesien (im Deutschen Reich auf 11,000 Hektar), Böhmen, Mähren, Österreich, Ungarn, Belgien, Holland und Frankreich. Die Zichorie verlangt einen tiefen, mürben, thonhaltigen, kalkreichen, in guter Dungkraft stehenden Boden und sonnige Lage, gedeiht aber auch noch auf sandigem Lehmboden und wird am besten in zweiter Tracht gebaut. Man säet im April und Mai, am besten mit der Drillmaschine, 3—4 kg pro Hektar. Die jungen Pflänzchen müssen behackt werden, später ersticken sie alles Unkraut. Die Ernte erfolgt im Oktober; doch kann man die Wurzeln auch über Winter in der Erde lassen, da sie nicht erfrieren. Man gewinnt etwa 20—30,000 kg Wurzeln und 80 kg grüne Blätter von 1 Hektar. Die Zichorie nimmt die Bodenkraft sehr stark in Anspruch, und gewöhnlich muß der Boden für die Nachfrucht wieder gedüngt werden. Die kultivierte Wurzel ist stärker als die wild gewachsene, fleischig, mit verhältnismäßig breiterer Rinde. Sie enthält außer einem Bitterstoff und Spuren von Gerbstoff 3—4 Proz. Zucker, 16—23 Proz. stickstofffreie, 2—4 Proz. stickstoffhaltige organische Substanz, 2—5 Proz. Holzfaser und Mineralstoffe und 70—80 Proz. Wasser. Zur Bereitung des Kaffeesurrogats (deutscher Kaffee), zu welchem sich die Wurzel eigentlich durch nichts empfiehlt, werden die Wurzeln in rotierenden Trommeln gewaschen, auf Maschinen zerschnitten, auf Darren getrocknet, dann in cylindrischen oder kugelförmigen eisernen Trommeln geröstet und auf Rollergängen oder Scheibenmühlen gemahlen. Zur Herstellung besserer Ware versetzt man die Wurzeln beim Rösten mit 1—5 Proz. Sesam- oder Erdnußöl, welches Geruch und Geschmack verbessert. Das Mehl wird in Pakete verpackt und in feuchten Lokalen oder auf Horden in Kammern, in welche Dampf geleitet wird, aufbewahrt. Hier zieht das Pulver sehr viel Wasser an und bildet dann die feste, bröckelige, bisweilen etwas schmierige Masse, wie sie im Handel vorkommt. Diese ist braun oder braunschwarz und gibt an Wasser 13 Proz. lösliche Bestandteile ab, die dasselbe dunkel färben und ihm einen bittern, zugleich süßlichen Geschmack mitteilen. Von den wirksamen Bestandteilen des Kaffees enthält die Zichorie nichts, und nur das brenzlige, durch das Rösten entwickelte Öl ist allenfalls entfernt mit dem Aroma des Kaffees zu vergleichen. Man darf daher auch nicht die Wirkungen des Kaffees von der Zichorie erwarten; dagegen soll sie bei anhaltender Benutzung auf die Verdauung nachteilig einwirken. Der Zichorienkaffee ist vielfachen Verfälschungen (namentlich mit gerösteten Runkelrübenpreßlingen) unterworfen, und nicht selten enthält er 20—40 Proz. erdige Beimengungen, als Ziegelmehl, Ocker, Thon, Beinschwarz aus Zuckerfabriken ꝛc. Zichorienwurzeln wurden seit mehr als 100 Jahren in Haushaltungen am Nordrand des Harzes geröstet, um sie als Kaffeesurrogat zu benutzen. Um 1763 lenkten Förster und Major v. Heine die Aufmerksamkeit auf dies Präparat, und nach 1790 begannen Braunschweiger und Magdeburger Kaufleute Zichorienkaffee für den Handel herzustellen. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde die erste Fabrik errichtet, welche besonders während der Kontinentalsperre ihr Fabrikat bei der armen Bevölkerung einzubürgern vermochte. Gegenwärtig besitzt das Deutsche Reich über 100, Europa 450 Zichorienfabriken. Deutschland liefert für rund 9 Mill. Mk. Rohstoffe und für 15 Mill. Mk. Fabrikate. Die Einfuhr an getrockneten und gedörrten Wurzeln betrug 1890: 5363,6 Ton., die Ausfuhr 8954,2 T., die Einfuhr an Zichorienfabrikaten 1340,1 T., die Ausfuhr 2651,5 T. Die Produktion ist im Abnehmen begriffen, weil der Zusatz zum Kaffee weniger beliebt ist als früher. Dagegen wurde die Zichorienwurzel in neuerer Zeit der Aufmerksamkeit der Spiritusfabrikanten empfohlen. Vgl. Fries, Praktische Anleitung zum Kaffeezichorienbau (2. Aufl., Stuttg. 1886).

Cicindēla, s. Sandkäfer.

Cicinnūrus, s. Paradiesvögel.

Cicinöl, s. Jatropha.

Cicisbeāt (spr. tschitschis-), die früher in Italien unter den höhern Ständen herrschende Sitte, daß sich eine verheiratete Dame stets von einem Hausfreund (Cicisbēo) in Gesellschaften, zu öffentlichen Vergnügungen, in die Kirche ꝛc. begleiten ließ, während der gute Ton verlangte, daß der Ehemann mit seiner Frau nur im Haus umging. Der Cicisbeo erschien daher morgens, um sich für den Tag Verhaltungsmaßregeln zu erbitten, und sein Name wäre nach Wilh. Müller von Flüstern abzuleiten, weil er bei Festen und im Theater flüsternd hinter dem Stuhl seiner Herrin stand. Bei aller scheinbarer Anstößigkeit war das Verhältnis meist kein unsittliches, und die Damen bedangen im Heiratskontrakt die Gestattung des C. Die Sitte entstammt der Zeit der Galanterie und Minnehöfe, ist jedoch im Abnehmen begriffen und in Mißkredit geraten, so daß heute in Italien wie in Deutschland Cicisbeo einen Hausfreund mit verdächtigen Nebenabsichten und Cicisben einfach eine Buhlerin bedeutet.

Cicogna (spr. tschikonnja), Emanuele Antonio, ital. Geschichtsforscher und Archäolog, geb. 17. Jan. 1789 in Venedig, gest. daselbst 22. Febr. 1868, studierte in Udine, trat dann in den Staatsdienst und bekleidete verschiedene richterliche Ämter in Venedig. Seine ersten Arbeiten veröffentlichte er 1808—10 unter dem Pseudonym Angelo Eugenio Mentice Mantovano. Sein Hauptwerk betitelt sich »Delle iscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate« (Veneb. 1824—53, 7 Bde., mit Tafeln). Cicognas kleinere Arbeiten betrafen ebenfalls meist die venezianische Geschichte, Altertumskunde und Kunstgeschichte. Ferner lieferte er biographische Arbeiten über venezianische Geschlechter (»Vite di N. N. di J. Tiepoli«, 1828, u. a.). Auch gab er bis dahin ungedruckte Novellen alter italienischer Autoren (»Novelle inedite«, Veneb. 1822, 2 Bde.), ein »Saggio di bibliografia veneziana« (das. 1847) und ein in vielen Auflagen verbreitetes »Ristretto di ortografia da saccoccia« (das. 1816) heraus. Seine bedeutende Bibliothek (darunter über 3000 Manuskripte) und seine Sammlungen vermachte er dem städtischen Museum zu Venedig.

Cicognāra (spr. tschikonj-), Leopoldo, Graf von, ital. Kunstschriftsteller, geb. 17. Nov. 1767 in Ferrara, gest. 5. März 1834 in Venedig, zeigte schon in früher Jugend Vorliebe für die schönen Künste, beschäftigte sich später in Rom eifrig mit ihnen und der schönen Litteratur und ging sodann nach Neapel und Sizilien. 1795 ließ er sich in Modena nieder, wo er bis 1807 verschiedene diplomatische und administrative Stellungen innehatte und endlich Staatsrat wurde. 1808 schied er aus dem Staatsdienst und erhielt bald darauf die Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig. Auf seinen Reisen sammelte er viele Kunstgegenstände und namentlich Niellos, auf die er zuerst die Aufmerksamkeit hinlenkte. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: »Memorie storiche dei letterati ed artisti ferraresi«

(Ferrara 1811); »Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia« (Veneb. 1813—18, 3 Bde., mit Kupfern, sein Hauptwerk; 2. Aufl., Prato 1823—24, 7 Bde., mit Atlas); »Le fabriche più cospicue di Venezia« (Veneb. 1815—20; 2. Aufl. 1833—42, 2. Bde.). Vgl. Zanetti, Cenni biografici di L. C. (daf. 1834), den Katalog der kostbaren Kupferstichsammlung Cicognaras: »Le premier siècle de la calcographie, ou catalogue raisonné des estampes du cabinet de L. C.« (daf. 1837) und Malamuni, Memorie del conte L. C. (daf. 1888, 2 Bde.).

Ciconi (spr. tschi-), Tebaldo, ital. Luſtſpieldichter, geb. 20. Dez. 1824 zu San Daniele in Friaul, geſt. 27. April 1863 in Mailand, veröffentlichte noch während ſeiner Studien zu Padua eine Tragödie: »Speronella« (1844), nahm 1848 perſönlich teil an den nationalen Kämpfen in Toscana und in Rom und bekleidete dann den Poſten eines Sekretärs des venezianiſchen Kriegsminiſters. Nach Unterdrückung der Revolution widmete er ſich wieder der Poeſie. Eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte (1853) fand wenig Anklang, und auch ſein Drama »Eleonora di Toldo« errang nur einen mäßigen Erfolg; dagegen that er 1857 mit dem Luſtſpiel »Le pecorelle smarrite«, das mit großem Beifall über die italieniſchen Bühnen ging, einen um ſo glücklichern Wurf. Nicht geringern Erfolg hatten in den nächſten Jahren die Komödien: »Il troppo tardi«, »I Garibaldini«, »Le mosche bianche«, »La rivincita«, »La statua di carne« und »La figlia unica«. Auch als Journaliſt glänzte C. durch Lebhaftigkeit des Witzes, durch pikanten und ſarkaſtiſchen Humor.

Ciconia, Storch (ſ. d.); Ciconiidae (Störche), Familie der Watvögel (ſ. d.).

Cicūta *L.* (Waſſerſchierling, Wüterich), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde, hohe, kahle Waſſerkräuter mit hohlem Stengel, gefiederten oder fiederig zuſammengeſetzten Blättern, ohne oder mit wenigblätterigen Hüllen, vielblätterigen Hüllchen, weißen Blüten und faſt kugeliger, zweiknöpfiger Frucht. Drei Arten in der nördlichen gemäßigten Zone. C. virosa *L.* (Wutſchierling, Parzenkraut, Scherte, ſ. Tafel »Giftpflanzen I«) hat einen dicken weißen, hohlen, querfächerigen Wurzelſtock, einen runden, hohlen, leicht geſtreiften Stengel, ſehr große, kahle, dreifach gefiederte Blätter mit lanzettförmigen, ſcharf geſägten Blättchen, gewölbte, vielſtielige Dolden ohne Hülle und halbkugelförmige Döldchen; die Frucht iſt kugelförmig von der Seite zuſammengedrückt. Die Pflanze wächſt an Flußufern, in Sümpfen, Gräben und Teichen durch Europa und Nordafrika und iſt eine der gefährlichſten Giftpflanzen Deutſchlands; ſie riecht ſtark, betäubend, dillähnlich, ſchmeckt peterſilienartig, ſpäter brennend. Die Wurzel iſt der giftigſte Teil der Pflanze; beim Zerſchneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb, zuletzt rötlich wird und unangenehm widerlich riecht. Der Genuß der friſchen Wurzel verurſacht Angſt, Betäubung, Entzündung des Magens, Brand, Wut und endlich einen qualvollen Tod. Wirkſamer Beſtandteil iſt ein flüchtiges Alkaloid, das Cicutin; ein aus der Wurzel dargeſtelltes ätheriſches Öl beſteht im weſentlichen aus einem Kohlenwaſſerſtoff, Cicutēn, und iſt nicht giftig; das ätheriſche Öl des Samens riecht wie römiſcher Kümmel und beſteht aus Kuminaldehyd und Cymol. In den europäiſchen Apotheken verſteht man unter Herba Cicutae jederzeit das Kraut von Conium maculatum *L.* und nie das von C. virosa. Auch die C. der Römer war unſer Conium, denn der Waſſerſchierling wächſt gar nicht im Süden; die Namensverwechſelung ſchlich ſich im Mittelalter ein. Vgl. Regel, Beiträge zur Geſchichte des Schierlings und des Waſſerſchierlings (Moskau 1876—77).

Cidāde (portug., ſpr. ſi-), Stadt.

Cidāris, ſ. Seeigel.

Cid Campeador (»Kämpfer-Held«), der in Geſchichten, Sagen und Liedern gefeierte Nationalheld der Spanier, deſſen eigentlicher Name Ruy (Rodrigo) Diaz de Bivar iſt. Die Geſchichte ſeines Lebens ſcheint ſo reich mit mythiſchem Schmuck umgeben, daß manche ſchon geneigt waren, ihm die hiſtoriſche Exiſtenz ganz abzuſprechen. Erſt den gründlichen Unterſuchungen der Neuzeit (namentlich Dozys, ſ. unten) iſt es gelungen, die wirklich hiſtoriſchen Daten feſtzuſtellen und ſo eine vollſtändige Biographie des Helden zu geben, deren weſentlichſter Inhalt ſich auf folgendes beſchränkt: Der C. ſtammte von Lain Calvo ab und war als Sohn eines kaſtiliſchen Granden gegen die Mitte des 11. Jahrh. geboren. Seine erſten Heldenthaten verrichtete er in einem Krieg, den Sancho II., Sohn Ferdinands d. Gr., gegen ſeinen Vetter Sancho von Navarra führte. Der C. ſtand auf Sanchos Seite und riet ihm im Kampf der Söhne Ferdinands über die Erbteilung, ſeinen Bruder Alfons zu überfallen, wodurch dieſer gezwungen ward, zum König Ali Maimon nach Toledo zu flüchten. Schon damals ſollen ihm ſeine Landsleute den Ehrennamen Campeador gegeben haben, während der Name Cid od. Mio Cid, »mein Herr« (arab. Seid, »Herr«) von den Mauren herrührt. Nach Beſiegung ſeiner Brüder zog Sancho auch gegen Zamora, das Erbteil ſeiner Schweſter Urraca, fand indeſſen vor dieſer Stadt durch Meuchelmord den Tod. Alfons wurde nun Herr von Kaſtilien, mußte aber auf Verlangen des C. vorher beſchwören, daß er keinen Anteil an dem Morde des Bruders gehabt habe. Infolgedeſſen nährte Alfons Haß gegen den C., obſchon er ihn vorerſt verbarg. Ja, Rodrigo vermählte ſich mit Ximena, einer Nichte des Königs, und begleitete dieſen auf einer Wallfahrt nach Santiago de Compoſtella. 1087 wurde er indeſſen auf Anſtiften des Garcia Ordoñez vom König verbannt. Er begibt ſich nach Saragoſſa zu einem mauriſchen Fürſten aus dem Stamm der Beni Hud, dem er im Kampf gegen ſeinen Bruder und deſſen ſpaniſche Bundesgenoſſen beiſteht, und verrichtet hier Heldenthaten, die ſeine Zurückberufung durch Alfons zur Folge haben. Voll Mißtrauen gegen dieſen wendet er ſich aber bald wieder nach Saragoſſa, kehrt abermals zu Alfons zurück und ſteht ſo, je nach Veranlaſſung und ſeinem Vorteil gemäß, abwechſelnd auf beiden Seiten, verbindet äußerſten Heroismus mit großer Schlauheit und dient lediglich ſeinem eignen Intereſſe. Er wird der Schrecken der Mauren und erobert 1094 für ſich Valencia, wobei er jedoch die bei der Übergabe eingegangenen Bedingungen treulos bricht und trotz verſprochener Schonung mit barbariſcher Grauſamkeit verfährt. Nachdem er ſich unter ſteten Kämpfen gegen das ganze Heer der andrängenden Mauren 5 Jahre lang in der Stadt behauptet, ſtirbt er 1099. Ximena verteidigte die Stadt noch 7 Monate lang, aber trotz Alfons' Hilfe ziehen die Mauren wieder ein. Ximena brachte den Leichnam des Helden nach dem Kloſter San Pedro de Cardeña unfern Burgos, von wo die Gebeine ſpäter nach Burgos übergeführt und nebſt denen ſeiner Gemahlin Ximena im Rathaus beigeſetzt wurden. Nachdem ſie von hier 1808 von den Fran-

sofen fortgeschleppt worden, kamen sie in den Besitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, wurden von diesem aber 1883 dem König Alfons von Spanien zurückgegeben, der sie von neuem in Burgos beisetzen ließ. An der Stelle seines Wohnhauses zu Vivar (bei Burgos) wurde dem Helden ein Denkmal gesetzt. Die beiden Töchter des C., Cristina und Maria, vermählten sich, die eine mit dem Infanten von Navarra, wodurch das Blut des Recken in das Königshaus von Kastilien kam, und die zweite mit Berengar von Barcelona. C. erscheint somit nicht als ein nach heutigen Begriffen reiner, edelgesinnter Charakter; allein zu seiner Zeit sah man in einer kriegerischen Erscheinung von höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sie darstellte, das Muster eines Helden, und so wurde er der ideale Grundtypus eines Nationalheros, welchen der Mund des Volkes und die Dichtung in der Folgezeit immer mehr verklärten. Daß er seinem Lehnsherrn untreu wurde, daß er den Mauren diente, that ihm in der Beurteilung seines Volkes keinen Abbruch; es verehrte in ihm den ritterlichen spanischen Häuptling und liebte den ungerecht Verfolgten.

Das älteste der vorhandenen Gedichte, welche den Helden feiern, ist das »Poëma del Cid«, das noch aus dem 12. Jahrh. stammt und offenbar aus Volksliedern hervorgegangen ist. Die Bemerkung: »Per Abbat le escribio en el mes de Mayo en era de mill è CCCXLV annos«, nach unsrer Zeitrechnung also 1307, bezieht sich auf den Schreiber der einzigen erhaltenen Handschrift des Heldengedichtes. Diese wurde lange zu Vivar im Haus des C. aufbewahrt und 1779 von Sanchez in seiner »Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV« (Madr., 4 Bde.; neue Ausg. von E. Ochoa, Par. 1842), dann von Janer in Ribadeneyras Sammlung »Poetas castellanos anteriores al siglo XV« (Madr. 1864) sowie neuerdings von Vollmöller (Halle 1879 ff., mit Glossar) nach der Madrider Handschrift herausgegeben und von C. L. B. Wolff (Jena 1850) ins Deutsche, von Damas-Hinard ins Französische (Par. 1858), von Ormsby ins Englische (Lond. 1879) übersetzt. Die Anfangsblätter des Gedichts fehlen sowie auch hin und wieder einzelne Verse. Das »Poëma« schildert den C. als Krieger, Gatten, Vater und Freund, gibt aber seine historische Gestalt schon sehr veredelt wieder, das Rühmliche hervorhebend und alles Unrühmliche verschweigend, doch ohne daß die historische Wahrheit gänzlich verloren wäre. Als hauptsächlichste Eigenschaft wird darin seine unbedingte Lehnstreue hervorgehoben. Refrainmäßig kehrt der Ausruf wieder: »Gott, welch guter Lehnsmann, hätte er einen guten Herrn!« Dabei nimmt sich der C. dem König gegenüber des Volkes an und verteidigt dessen Rechte gegen die Granden. Verschieden von diesem »Poëma« ist die »Crónica rimada del Cid«, welche, ein halbes Jahrhundert später entstanden, zuerst von Fr. Michel im 116. Bande der »Wiener Jahrbücher« (und später im »Romancero« von Duran) herausgegeben wurde und nicht nur in Einzelheiten von der Erzählung des »Poëma« abweicht, sondern auch den Charakter des Helden in anderm Licht erscheinen läßt. Hier ist der Cid, der als jugendlicher Kraftbursche dargestellt wird, der Repräsentant der Gesamtheit der Granden, die gegen die Idee einer absoluten Monarchie kämpfen. Mehrere Jahrhunderte hindurch wechselten diese beiden Cid-Auffassungen, bis Kastilien ganz dem Monarchismus huldigen mußte, und damit wird der Cid-Typus des »Poëma« feststehend. So in der »Crónica general de España« aus dem Ende des 13. und in der »Crónica del Cid« aus dem 14. Jahrh. Die Lieder selbst, aus denen der alte Kunstdichter schon so früh ein Ganzes geschaffen, haben sich bis auf den heutigen Tag in sich immer verjüngenden Formen, den berühmten Cid-Romanzen, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über den Anfang des 16. Jahrh. zurückreicht, deren Grundlagen und Urformen aber älter als das »Poëma« sein müssen. Sie gehören teils der Volks-, teils der Kunstpoesie an, und man darf daher in ihnen nicht die strenge Charaktereinheit des Helden suchen, weil sie sich in die beiden Haupttypen, die von ihm entstanden waren, teilen und in ihrer Gesamtheit das Bild desselben durch viele individuelle Züge vervollständigen. Da diese Gedichte alle im C. ein ritterliches Ideal aufzustellen suchen, zu der Ritterlichkeit des romantischen Zeitalters aber auch die Liebe gehörte, so erleidet auch die Darstellung der Jimena Veränderungen. Einzelne Romanzen vom C. erschienen zuerst gedruckt in den allgemeinen Romanzensammlungen, so die ältesten und echtesten in der »Silva de varios romances« (1550), im »Cancionero de romances« (1550), im »Romancero de Sepulveda« (1566), andre im »Romancero general« (1604) ꝛc., dann in besondern Sammlungen, wie in der von Escobar (Lissab. 1605, Alcalá 1612; neueste Auflagen von Requero, Madrid 1818 und Frankf. 1828) und in der von Metge (Barcelona 1626); zu einem Ganzen geeint in Durans »Romancero de romances caballerescos é historicos« (Madrid 1832) und in dessen »Romancero general« (das. 1849—51, 2 Bde.); in besondrem Abdruck als »Romancero del Cid« herausgegeben von Keller (Stuttg. 1840), am vollständigsten von Karol. Michaelis (Leipz. 1872); neuerdings mehrmals in Madrid (1876 u. 1878), in gediegener Auswahl von Milá y Fontanals (1884).

Die erste und bekannteste deutsche Bearbeitung der Romanzen ist die von Herder (1806; neue Ausg. von Julian Schmidt, mit Erläuterungen von Karol. Michaelis, Leipz. 1868), womit den Deutschen zuerst ein voller Blick in die Welt spanischer Dichtung eröffnet wurde. Indessen gibt diese Übertragung kein treues Abbild des Originals; der Herdersche C. ist ein in deutsch-humanistischer Gesinnungsweise aufgefaßter Held und zum größern Teil Übersetzung einer französischen Prosabearbeitung der Cid-Romanzen, die sich mit willkürlichen Änderungen und Hinzufügungen in der »Bibliothèque universelle des romans« von 1783 findet (vgl. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle, Leipz. 1867, und Vögelin, Herders Cid. Die französischen und spanischen Quellen zusammengestellt, Heilbronn 1879). Wirkliche Übersetzungen der echten Cid-Romanzen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer (Leipz. 1841 und 1886), Regis (Stuttg. 1842; neue Ausg., das. 1893) und Eitner (Hildburgh. 1871 u. ö.). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuze de Lesser (2. Aufl., 1821), Renard (Burgos 1830, 2 Bde.) und Renal (1843, 2 Bde.), engl. von G. Lewes (»Ballads«, 1883) und Young Gibson (1887), eine italienische von Pietro Monti (Mail. 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Jimenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen (zuerst Antwerp. 1568); Guillen de Castro (gest. 1631) behandelte die Jugendthaten und die Liebesgeschichte des C. dramatisch, und sein Stück (»Las mocedades del Cid«) ist die Quelle von Corneilles berühmtem Drama »Cid« (s. Castro 3).

Historische Berichte über den C. finden sich in größerm Umfang erst seit dem 13. Jahrh. bei christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammende »Genealogia del Cid Ruy Diaz« und die von Risco im Kloster San Isidoro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werkes »La Castilla y el mas famoso Castellano« (Madrid 1792) abgedruckte lateinische Spezialchronik »Gesta Roderici Campidocti«, welche zum Teil Sagenhaftes enthält. Noch mehr entstellt sind die den C. betreffenden Teile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten »Crónica general« und die von den Mönchen von Cardeña herausgegebene »Crónica particular del Cid« (Burgos 1512 u. ö.; am besten von Huber, Marb. 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Teil der »Crónica general« unter dem Titel: »Crónica del Cid Ruy Diaz« (Sevilla 1498 u. ö.) und wurde Volksbuch. Von den neuern Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Thaten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissab. 1731 und 1751), die Spanier Risco (1792), Quintana (Madr. 1807) und Malo de Molina (das. 1857), der Engländer Southey (Lond. 1808; hrsg. von Morley 1883) und Johannes v. Müller (1806, im 8. Band seiner Werke), die aber alle von der »Kritischen Geschichte des C.« von B. A. Huber (Bremen 1829) übertroffen wurden. Die neuesten und gründlichsten Forschungen über den historischen C. verdankt man Dozy in seinen »Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge« (Leiden 1849; 3. veränderte Aufl., das. 1881), neben welchem noch Willemaers, Le Cid. Son histoire, ses légendes, ses poètes (Brüssel 1873) zu erwähnen ist.

Cider, soviel wie Obstwein.

Ci-devant (franz., spr. si-d'wäng), ehemals, gewesen, weiland; Ci-devants (les ci-devant), zur Zeit der französischen Revolution Bezeichnung der vormals adligen und fürstlichen Personen.

Cidlina, rechter Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt im Rosakowgebirge bei Lomnitz, nimmt die Bistritz auf und mündet nach 56 km langem Laufe bei Podiebrad.

Cie, Abkürzung für Compagnie (Kompanie) in [einer Gesellschaftsfirma.

Ciechanow, Stadt, s. Tschechanow.

Cieco d'Adria (spr. tschéko, »Der Blinde von Adria«), ital. Dichter, s. Grotto.

Cieco da Ferrara (spr. tschéko, eigentlich Francesco Bello), ital. Dichter aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., lebte in Blindheit (daher sein Beiname) und Armut teils in Mantua, teils in Ferrara und war der erste ferrarische Dichter, der die Pflege des Epos unternahm. Sein großes Heldengedicht »Il Mambriano«, das in 45 Gesängen die Abenteuer eines morgenländischen Fürsten besingt, erschien unter dem Titel: »Libro d'arme e d'amore, nomato Mambriano« (zuerst Ferrara 1509; beste Ausg., Bened. 1549). Das Ganze ist ohne Einheit und leidet an Planlosigkeit und der wunderlichsten Vermischung christlicher Vorstellungen mit antiker Mythologie; indessen fehlt es ihm nicht an einzelnen guten Erfindungen und geistreichen Einfällen. Tasso hat einiges aus ihm entlehnt.

Ciénaga, La (San Juan de la C.), Stadt im Depart. Magdalena der Republik Kolumbien, am Eingang der Boca de C., durch Eisenbahn mit Santa Marta verbunden, besteht meist aus palmstrohgedeckten Hütten und hat 8000 Einw., die ansehnlichen Handel, Landwirtschaft, namentlich Tabaksbau, und Fischerei treiben.

Cienfuegos (spr. thienfuehgos), Hafenstadt in der Provinz Santa Clara der Insel Cuba, an der Bahia de Jagua, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat Maschinenbau, Ausfuhr von Zucker, Sirup, Rum, Tabak, Häuten, Guano, Mahagoni- und Zedernholz und (1887) 40,964 Einw., darunter 18,538 Farbige.

Cienfuegos (spr. thienfuehgos), Nicasio Alvarez de, span. Dichter, geb. 14. Dez. 1764 in Madrid, gest. im Juli 1809, studierte in Salamanca und schloß sich hier der durch Cadalso und Melendez gegründeten neuern Dichterschule an. Wegen seiner Teilnahme am Volksaufstand vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid während des Unabhängigkeitskrieges zum Tode verurteilt, aber zur Deportation nach Frankreich begnadigt, starb er kurz nach seiner Ankunft in Orthez. Seine dramatischen Hauptwerke sind die Tragödien: »Pitaco«, welche ihm die Pforten der Madrider Akademie öffnete, »Idomeneo«, aus welchem er, Alfieri nachahmend, die Liebe ausgeschlossen hatte, »La condesa de Castilla« und die aus alten Sagen geschöpfte »Zoraida«. Sie verraten alle einen edlen und hochsinnigen Geist, haben aber mehr lyrischen als dramatischen Charakter und leiden unter dem damals herrschenden Pseudoklassizismus. Von der Bühne sind sie längst verschwunden. Seine Gedichte (1798), bestehend aus anakreontischen Liedern, Oden, Romanzen, Elegien ꝛc., zeugen von wahrer Begeisterung und schönem Talent. Die vollständigste Ausgabe seiner »Obras poéticas« erschien Madrid 1816 in 2 Bänden (neuere Ausg., Par. 1821, und im 67. Bande der Biblioteca de autor. espaÑ.); eine Auswahl findet man in Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas« (das. 1837).

Cieszanów (spr. tschanoff), Marktflecken in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß und (1890) 2935 meist poln. Einwohner.

Cieszkowski (spr. tschkoffski), August, Graf, poln. Philosoph, geb. 14. Sept. 1814 in Podlachien, studierte in Berlin, wo er ein eifriger Anhänger der Hegelschen Schule wurde, war Mitarbeiter an der »Biblioteka Warszawska«, kaufte sich 1847 im Posenschen an, war wiederholt Mitglied des preußischen Landtags und lebt gegenwärtig in Posen. Er schrieb »Prolegomena zur Historiosophie« (Berl. 1838), »Gott und die Palingenesie« (das. 1842), ferner das namhafte Werk »Ojcze nasz« (»Das Vaterunser«, Par. 1848, 2. Aufl. 1870), außerdem verschiedene philosophische und nationalökonomische Abhandlungen in polnischer, deutscher und französischer Sprache.

Cieza (spr. thi-éza), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Murcia, auf einer Anhöhe, links am Segura und an der Eisenbahn Chinchilla-Cartagena, von fruchtbarer Huerta umgeben, mit Ruinen einer römischen Festung und (1887) 10,905 Einw.

cif (auch caf), im Handel gebräuchliche Abkürzung für »cost, insurance (assurance), freight« (engl.), bedeutet, daß der Verkäufer die Kosten für Verladung, Versicherung und Fracht bis zu dem genannten Orte zu tragen hat.

Cifra, Antonio, Komponist, geb. 1575 im Kirchenstaat, gest. um 1638 in Loreto, Schüler von Palestrina und Nanini, war zuerst Kapellmeister des deutschen Kollegs zu Rom, dann in Loreto, 1620 am Lateran, 1622 im Dienste des Erzherzogs Karl von Österreich, seit 1629 wieder in Loreto. C. war einer

Ausländische Cikaden.

Digitized by Google

[Zum Artikel *Cikaden.*]

Inhalt der Tafel „Ausländische Cikaden".

1. Vierpunktige Walzencikade (Tettigonia quadripunctata).
2. Doppeltbandierte Stirnzirpe (Cercopis bivittata).
3. Netzaderige Knotenzirpe (Heteronotus reticulatus).
4. Schlangenzirpe (Hypsauchenia balista).
5. Hohe Helmzirpe (Membracis elevata).
6. Membracis cruenta.
7. Stierzirpe (Hemiptycha punctata).
8. Chinesischer Laternenträger (Fulgora candelaria).
9. Prächtige Singzirpe (Cicada speciosa).
10. Diactor bilineatus (eine Randwanze).

Digitized by Google

der besten Komponisten der römischen Schule, von dem eine große Zahl Messen, Motetten (bis zu zwölf Stimmen), Psalmen, sowie auch Madrigale ꝛc. in Drucken von 1600—38 auf uns gekommen sind.

Cigala, Troubadour, s. Lanfranc Cigala.

Cigarren und **Cigarretten**, s. Zigarren.

Cigliano (spr. tschilj-), Flecken in der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, wichtiger Straßenknotenpunkt, mit Reisbau und (1881) 5591 Einw.

Cignani (spr. tschinjáni), Carlo, ital. Maler, geb. 15. Mai 1628 in Bologna, gest. 6. Sept. 1719 in Forlì, lernte zuerst bei Giov. Batt. Cairo, dann bei Albani und studierte daneben die Werke der Carracci und Correggios. In Bologna malte er im Farnesischen Palast zwei Gemälde in Fresko, den König Franz I. darstellend, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug Papst Pauls III., ferner die Empfängnis der Maria für die Kirche dieses Namens. Sein Hauptwerk, woran er 20 Jahre arbeitete, sind die Fresken in der Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forlì, die Himmelfahrt der Maria darstellend. In seinem 80. Jahr führte er für den Kurfürsten von der Pfalz die Geburt Jupiters (jetzt in der Münchener Pinakothek) aus. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Maleraklademie zu Bologna, der Herzog Ranuccio von Parma zum Ritter. C. war der letzte bedeutende Maler der Bologneser Schule. Sein Stil ist originell, die Auffassung geistreich, seine Zeichnung richtig, sein Kolorit heiter, aber nicht ohne Wärme; seine weiblichen und Kinderfiguren sind voll Geschmack und Anmut.

Cignaroli (spr. tschinjarōli), Giambettino, ital. Maler, geb. 1706 in Verona, gest. daselbst 1770, Schüler Santo Prunatis und Balestras, studierte in Venedig, lebte dann meist in seiner Vaterstadt und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruf; doch zählt er nur zu den veronesischen Malern zweiten Ranges. Zu seinen wertvollsten Gemälden gehören einige Altarblätter in italienischen Kirchen, wie zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona ꝛc. Größeres Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura.

Cigoli (spr. tschi-), eigentlich Lodovico Cardi, ital. Maler und Architekt, geb. 1559 in Cigoli bei Florenz, gest. 1613 in Rom, war A. Allloris und S. Titis Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto, Correggio und Barocrio, wahrte sich dabei aber seinen eignen Stil, dessen Hauptvorzüge treffliches Kolorit und inniger Ausdruck sind. Die Großherzöge von Toscana, Ferdinand I. und Cosimo II., waren seine Gönner, und Papst Paul V. berief ihn nach Rom, wo er kurz vor seinem Tode vom Großmeister des Malteserordens zum Ritter ernannt wurde. Die bedeutendsten seiner Gemälde sind: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche; die Marter des heil. Stephan, in den Uffizien zu Florenz; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, während auch der junge Tobias ihm Perlenschnüre anbietet, in der Eremitage von St. Petersburg. Auch als Architekt, zu dem ihn Buontalenti gebildet, hat sich C. hervorgethan; er vollendete den Palast Pitti in Florenz, baute das Thor und die Treppe des Gartens der Gaddi, die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters Santa Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi und den Palast Rinuccini. Er schrieb auch einen Traktat über die fünf Säulenordnungen.

Cikaden (Zirpen, Cicadaria, hierzu Tafel »Ausländische Cikaden«), Insektengruppe aus der Ordnung der Halbflügler, mit dem Körper schräg, dachförmig anliegenden Flügeln, umfaßt vier Familien: Singzirpen, Leuchtzirpen, Buckelzirpen und Kleinzirpen. Die Singzirpen (Cicadidae, Stridulantia) sind plump gebaute Tiere mit kurzem, senkrecht stehendem Kopf und blasenartig aufgetriebener, querfaltiger Stirn, hervorquellenden Augen, drei deutlichen Nebenaugen auf dem Scheitel, borstenförmigen, kurzen Fühlern, glasartigen, unbehaarten oder gefärbten und behaarten Vorderflügeln und verdicktem, unten stachligem Vorderschenkel. Sie gehören meist den Tropen an, halten sich am Tage im Laub der Bäume versteckt und saugen die jungen Triebe aus. Die Männchen bringen sehr helle, schrillende oder pfeifende Töne hervor, welche schon die Aufmerksamkeit der alten Dichter und Naturbeobachter erregten (»Glücklich sind die C., denn ihre Weiber sind stumm«, Xenarchos). Die Tettix der Griechen wurde von den Dichtern, besonders von Anakreon, besungen, und eine auf einer Harfe sitzende Cikade galt als Sinnbild der Musik. Wie schon Réaumur 1740 wußte, ist am Anfang des Hinterleibes rechts und links je eine runde Stelle der Haut äußerst dünn und kann von einem starken Muskel in rasche Schwingungen versetzt werden. Die so erzeugten Töne werden dadurch verstärkt, daß fast der ganze mit Luft erfüllte Hinterleib als Resonator dient. Die dünnen Stellen der Haut werden von Hautfalten, die sich wie Deckel darüber hinwölben, geschützt. Die Weibchen bohren mit einem in der Längsspalte des Bauches verborgenen Legstachel junge Triebe bis zum Mark an, um ihre Eier abzulegen; die Larven saugen am Baum, auch an den Wurzeln. Von 400 — 500 Arten gehören nur 18 dem südlichen Europa an. Cicada plebeja *Scop.* spannt mit den Flügeln über 8 cm, ist schwarz, auf dem Schildchen und auf dem Prothorax rostgelb, am Hinterleib seitlich weiß, auf den Flügeln gelbbraun geädert und bewohnt Süddeutschland. Größere Arten finden sich in Nordamerika und Brasilien. Die Mannacikade (C. orni *L.*, s. Tafel »Halbflügler«), mit elf braunen Punkten auf jedem der wasserhellen Vorderflügel und braunem, gelb gefleckten und weiß behaartem Körper, sticht in Südeuropa die Blätter der Mannaesche an, um ihre Eier darin abzulegen. Auf der Wunde bilden sich Mannatröpfchen, doch hat dies Produkt für den Handel keine Bedeutung. Von den alten Griechen wurden Cikadenlarven gegessen.

Die Leuchtzirpen (Fulgoridae) haben einen vielgestaltigen Kopf mit scharfen Leisten; die Augen sind klein, jederseits oft mit einem Nebenauge, die Fühler meist ganz klein, warzenförmig. Die Vorderflügel sind dünnhäutig, derb oder lederartig. Viele Arten von beträchtlicher Größe und lebhafter, bunter Färbung bewohnen vorwiegend die Tropen; Europa besitzt nur unscheinbare Arten. Ihren Namen haben sie von dem surinamischen Laternenträger (s. d.), von welchem man glaubte, daß er nachts leuchte; sie zirpen aber nicht. Durch die Körperbedeckung hindurch sondern sie eine wachsartige Substanz aus, welche in besonderer Dichtigkeit und oft in langen, fadenförmigen Strängen die Oberfläche des Hinterleibes bedeckt. Das Wachs der chinesischen Flata limbata *Fabr.* kommt in den Handel.

Die Buckelzirpen (Membracidae) sind kleine bis mittelgroße, springende, nicht zirpende Tiere mit extravaganten Bildungen des Prothorax, unter welchem oft Mittel- und Hinterrücken, selbst Flügel und Hinterleib verborgen liegen; der Kopf ist nach unten gerückt, zwischen den Augen liegen zwei Nebenaugen, die Fühler sind sehr kurz, unter dem Stirnrand ver-

borgen. Sie bewohnen bis auf eine Gattung Amerika und sind dort ungemein zahlreich vertreten. Die gehörnte Dornzirpe (Centrotus cornutus *L.*), 6—9 mm lang, schwarz, fein seidig behaart, an Knieen, Schienen, Tarsen und Rückenkiel rostrot, mit zwei seitlichen ohrartigen Fortsätzen und einem hintern langen, scharf gekielten Dorn am Mesothorax, findet sich bei uns im Herbst häufig auf Haselgebüsch.

Die Kleinzirpen (Cicadellidae) haben einen frei hervortretenden Kopf, die Nebenaugen stehen zu zweien oder fehlen; die Fühler sind kurz, mit Endborste, der Prothorax ist meist einfach und bedeckt den Mesothorax bis zum Schildchen, die Oberflügel sind lederartig, die Hinterbeine verlängert. Sie springen, zirpen aber nicht, und finden sich in zahlreichen Arten in Europa. Die Schaumcikade (Aphrophora spumaria *L.*, s. Tafel »Halbflügler«) ist 11 mm lang, gelbgrau mit zwei schrägen hellern Binden auf den Deckflügeln; das Weibchen legt im Herbst die Eier in Rindenrisse der Weide oder an den Wurzelstock einiger Wiesenpflanzen, die im Frühjahr erscheinende Larve sticht die Futterpflanze an und saugt deren Saft; ihre Extremente treten als Bläschen aus, welche das Tier vollständig mit einem dichten Schaum umhüllen (Kuckucksspeichel). Sitzen viele Larven auf einer Weide bei einander, so fließen die Schaumbläschen zu Tröpfchen zusammen und fallen herab (thränende Weiden). Nach der letzten Häutung kommt die Cikade aus dem Schaum hervor und lebt auf Gräsern und Gebüsch. Die sechsfleckige Kleinzirpe (Jassus sexnotatus *Fall.*), 3,75 mm lang, hellgelb mit dunkelbrauner Zeichnung, oft fast ganz braun, lebt auf Wiesen an Gras, tritt bisweilen massenhaft auf und wird dann auf Getreidefeldern der Sommersaat sehr schädlich (besonders im östlichen Deutschland). Man vernichtet sie durch Besprengen des Getreides mit einer Lösung von Schmierseife mit Karbolsäure oder Ammoniak. Eine Anzahl durch eigentümliche Formen oder Farbenpracht ausgezeichneter C. s. auf beifolgender Tafel.

Cilento (spr. tschi-, aus cis Alentum, »diesseit des Alento«), Gebirgslandschaft in der ital. Provinz Salerno, westlich vom Fluß Alento, erzeugt vortrefflichen Wein.

Cilia (lat.), die Augenwimpern; ciliar, die Wimpern betreffend; Ciliargefäße, die Blutgefäße der Aderhaut, welche das gesamte Sehorgan mit Ausnahme des nervösen Teiles der Netzhaut und des Glaskörpers versorgen. Ciliarkörper, der vordere Teil der Aderhaut, dessen Falten, die Ciliarfortsätze, die Linse strahlenkranzartig umgeben und dessen glatte Muskeln, die Ciliarmuskeln, durch ihre Zusammenziehung die Linse für das Nahesehen stärker wölben. Ciliarnerven, die aus dem ersten Ast des dreigeteilten Nervs und aus dem Ciliarganglion, einem größern Nervenknoten in der Augenhöhle, entspringenden Nerven, senden sensible Zweige zum Augapfel.

Ciliarneuralgie (lat.-griech.), Schmerz im Augapfel.

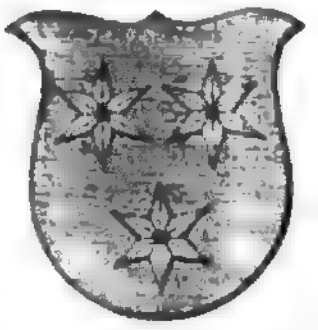
Ciliāten, s. Infusorien.

Cilicia, Landschaft, s. Kilikien.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus dem Haar der kilikischen Ziegen verfertigter Stoff, der zu Reisemänteln, Decken ꝛc. gebraucht wurde; später auch das grobe härene Gewand der Einsiedler und Büßer.

Cilien (lat. Cilia), s. Flimmer.

Cilli (slowen. Celje), Stadt mit eignem Statut in Steiermark, 241 m ü. M., in schöner Lage an der Sann, der Südbahnlinie Wien-Triest und der Lokalbahn C.-Wöllan, hat eine Stadtpfarrkirche mit schöner gotischer Kapelle, eine deutsche Kirche, ein Denkmal Josephs II. und (1890) mit der Garnison (454 Mann) 6264 Einw. (¾ Deutsche, ¼ Slowenen), welche Leder-, Furnier-, Parkett-, Sprengpulver- und Thonwarenfabrikation, Verhüttung von Zinkerzen (Staatsbetrieb), Bierbrauerei, ansehnlichen Handel, Wein- u. Obstbau betreiben. Die Stadt hat ein Obergymnasium, ein Museum, Theater, einen schönen Stadtpark, Flußbäder, Gasanstalt und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), eines Kreisgerichts und eines Revierbergamtes. Auf dem südöstlich von der Stadt gelegenen waldigen Schloßberg erhebt sich die Burgruine Ober-C., einst Residenz der Grafen von C. — C. ist die alte römische Kolonie Celeja Claudia, Hauptort im mittlern Noricum, wo der berühmte Marstempel stand. Vor Ende des 6. Jahrh. zerstörten es die Slawen. Die Stadt kam zu neuer Blüte unter den Grafen von C., die von Friedrich von Soneck abstammten, der 1341 zum Grafen erhoben wurde, besonders aber durch die Gunst Kaiser Siegmunds, der eine Barbara von C. zur Gemahlin hatte. Dieses Geschlecht starb 1456 mit Ulrich III. aus, worauf Stadt, Burg (Alt.-C.) und Umgegend an das Haus Österreich fielen. Vgl. Hoisel, C. und dessen Sannbäder (Wien 1877); Glantschnigg, C. und Umgebung (Cilli 1887); Knittl, Cilli (das. 1890); »C. 1867—1892« (Wien 1893).



Wappen von Cilli.

Cilli, Bergland von, östliche Vorlage der Alpen in Untersteiermark, von der Sann durchflossen und südlich von der Save begrenzt, erreicht im Wachberg 1023 m und setzt sich östlich im Matzel- und Ivanščicagebirge fort.

Cilnier, altes, mächtiges etruriſches Patriziergeschlecht (Lukumonen) zu Arretium, in der Geschichte berühmt durch C. Cilnius Mäcenas (s. d.), den Freund des Augustus und Gönner des Horaz.

Cima (ital., spr. tschi-, »Gipfel«), Bezeichnung vieler Berge im italienischen Sprachgebiet der Alpen, wie C. dei Gelas (3188 m) in den Seealpen, C. di Jazzi (3818 m) in den Penninischen Alpen, C. di Castello (3402 m) in den Berninaalpen, C. Presanella (3564 m) in der Adamellogruppe; C. di Bezzana (3191 m), C. di Boè (3151 m), C. d'Asta (2848 m), C. di Lagorei (2613 m) in den Südtiroler Dolomitalpen; C. Dodici (2341 m) in den Lessinischen Alpen.

Cima (spr. tschi-, C. da Conegliano), Giovanni Battista, ital. Maler, geb. um 1460 wahrscheinlich in Conegliano, bildete sich in Venedig nach G. Bellini und Antonello da Messina und ließ sich dann in Conegliano nieder, hielt sich aber auch zeitweise in Venedig und Udine auf. Die am spätesten datierten Werke von ihm sind von 1508. C. wandelte in den Bahnen Bellinis, war jedoch herber als dieser, immerhin aber ein Maler, dem es an kräftig leuchtender Farbe und ernster Charakteristik nicht gebrach. Seine religiösen Gemälde sind sehr häufig, so in Parma, Venedig, Conegliano, Paris, Berlin u. a. O.

Cimabūe (spr. tschi-), Giovanni, ital. Maler, geb. um 1240 in Florenz, gest. nach 1302, bildete sich wahrscheinlich nach byzantinischen Mustern, suchte aber ihrer starren und typischen Manier entgegenzuarbeiten und wurde so der Begründer der neuern italienischen Malerei. Von seinen Werken ist nur eins urkundlich

beglaubigt, ein Mosaikbild des thronenden Heilandes und des Evangelisten Johannes in der Chornische des Domes zu Pisa, welches er 1301—1302 im altertümlichen Stil ausführte. Es wurde erst 1321 durch die Hinzufügung einer Maria von andrer Hand vollendet. Auf die Autorität Vasaris werden C. noch folgende Werke zugeschrieben: drei Madonnenbilder auf Goldgrund in Santa Maria Novella in Florenz, in der dortigen Akademie und im Louvre zu Paris und eine Reihe von Fresken in der Grabeskirche des heil. Franz zu Assisi. Während seine Madonnenbilder durch milde Ruhe und edle Feierlichkeit sich auszeichnen, zeigt sich in den Wandbildern bereits das Streben nach Lebhaftigkeit in Bewegung und Empfindung. Vgl. Strzygowski, Cimabue und Rom (Wien 1888).

Cimarosa (spr. tschi-), Domenico, gefeierter ital. Opernkomponist, geb. 17. Dez. 1749 zu Aversa im Königreich Neapel von armen Eltern, welche nicht lange nach seiner Geburt nach Neapel übersiedelten, gest. 11. Jan. 1801 in Venedig, erhielt seinen ersten Musikunterricht am Konservatorium der heil. Maria von Loreto, seine weitere Ausbildung im Kontrapunkt und im dramatischen Stil durch Fenaroli und Piccini. Seine erste Oper: »Le stravaganze del conte«, brachte er 1772 in Neapel auf die Bühne; ihr folgte 1773 »La finta Parisina« und in den folgenden Jahren eine Reihe andrer, an verschiedenen Orten aufgeführter Opern, unter welchen »L'Italiana in Londra« und »Cajo Mario« (1779 in Rom), »Giannina e Bernardone«, »Il convito« (1781 in Venedig), »Il pittore Parigino« (1782 in Rom), »Le trame deluse« (1786 in Neapel) mit Auszeichnung zu nennen sind. 1789 folgte er einem Ruf als Kammerkomponist der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg; auf der Reise dahin wurde er in Wien vom Kaiser Joseph II. ehrenvoll aufgenommen und beschenkt. Während der 2 Jahre seines russischen Aufenthalts schrieb er die Opern: »La vergine del sole« (»Idalide«), »Cleopatra« und zwei dramatische Kantaten und erntete mit denselben reichen Beifall. Da er jedoch das nordische Klima nicht vertrug, so wandte er sich 1792 nach Wien, wo er vom Kaiser Leopold II. unter glänzenden Bedingungen als Hofkapellmeister angestellt wurde und noch in demselben Jahr sein Meisterwerk: »Il matrimonio segreto« (»Die heimliche Ehe«), mit größtem Erfolg auf die Bühne brachte, ein Leben und Geist sprudelndes, in allen Teilen vollendetes Werk, das zu den besten der italienischen Opera buffa gehört. Außerdem komponierte C. in Wien noch »La calamità de' cuori«, »L'amor rende sagace« u. a. und kehrte dann 1793 nach Neapel zurück, wo sein »Matrimonio segreto« an 70mal hintereinander mit immer neuem Beifall gehört wurde. Bis zum Ausgang des Jahrhunderts bereicherte er noch das Repertoire der größern Opernbühnen seines Vaterlandes um mehr als ein Dutzend mit größerm oder geringerm Erfolg aufgeführter Werke. An den revolutionären Bewegungen in Neapel (1799) nahm er lebhaften Anteil und soll infolgedessen sogar eingekerkert gewesen sein. Jedenfalls verließ er 1800 Neapel und begab sich nach Padua und zuletzt nach Venedig, wo er über der Komposition der Oper »L'Artemisia« starb. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben denen Sacchinis und Paisiellos aufgestellt. Außer der großen Reihe von Opern schrieb C. noch eine Anzahl geistlicher Kompositionen, Messen, Litaneien u. a. Als Opernkomponist läßt C. den Einfluß Mozarts deutlich erkennen, indem er mit den Vorzügen der italienischen Musik, dem anmutigen Melodienfluß, der dramatischen Lebendigkeit und der wirkungsvollen Behandlung der menschlichen Stimme, die dem deutschen Meister eigne Gedankentiefe verbindet und namentlich durch geistreiche Harmonie und Instrumentierung die meisten seiner italienischen Kunstgenossen übertrifft.

Cimarrones, die verwilderten Pferde der südamerikanischen Pampas, sollen von den Pferden abstammen, die zurückblieben, als Buenos Aires von den Gründern der Niederlassung aufgegeben wurde.

Cimbal, s. Cymbal und Hackbrett.

Cimbern und **Teutonen,** zwei germanische Völker, welche als die ersten Germanen mit den Römern in Berührung kamen und so in die Geschichte eintraten. Die C. (Kimbern, d. h. Kämpfer) verließen ihre ursprünglichen Wohnsitze auf der Jütischen Halbinsel (der sogen. Cimbrischen Chersonesus) infolge einer verheerenden Sturmflut, wandten sich, wie erzählt wird, nach dem Schwarzen Meer und stießen auf dem Rückweg von da auf die in Böhmen wohnenden Bojer, von welchen sie gegen Süden gedrängt wurden. So erschienen sie 113 v. Chr. in der römischen Provinz Noricum (Kärnten und Krain) und verlangten von dem Prokonsul Gnäus Papirius Carbo Land. Dieser suchte sich ihrer durch Hinterlist zu entledigen, wurde aber bei Noreja (Neumarkt) von ihnen völlig geschlagen. Dennoch wandten sich die Cimbern wieder nach Norden, umgingen die Alpen, zogen aus der jetzigen Schweiz helvetische Stämme, die Tiguriner und Toygener, sowie die Ambronen, deren Abstammung und frühere Wohnsitze man nicht kennt, an sich, vereinigten sich am Rhein mit den Teutonen, welche ebenfalls auf der Jütischen Halbinsel gewohnt und gleichzeitig mit den Cimbern ihre Heimat verlassen hatten (ob sie an der Schlacht bei Noreja teilgenommen, ist unsicher), und plünderten nun vereinigt, 300,000 streitbare Männer, das Land zwischen Rhône und Pyrenäen. Die Römer suchten sie aufzuhalten; aber 109 wurde der Konsul M. Junius Silanus, 108 der Konsul M. Aurelius Scaurus von ihnen geschlagen. Zwar eroberte 106 der Konsul Servilius Cäpio Tolosa wieder, ward aber mit seinem Kollegen Manlius 105 bei Arausio (Orange) gänzlich geschlagen, wobei 80,000 Römer umgekommen sein sollen. Daher entstand in Rom der sprichwörtlich gewordene »cimbrische Schrecken« (terror cimbricus), und 104 wurde Gajus Marius, der eben den Jugurthinischen Krieg glücklich beendigt hatte, zum Konsul und Feldherrn gewählt. Dieser nahm seine Stellung an dem Rhône und hatte Zeit, sein Heer schlagfertig zu machen, da die Feinde, welche sich zunächst im nördlichen Gallien und in Spanien herumtrieben, erst 102 wieder erschienen. Die Cimbern und Tiguriner zogen gegen Südosten, um durch das heutige Tirol in Italien einzudringen; die Teutonen und Ambronen wandten sich gegen Marius, wurden aber von diesem bei Aquä Sextiä (Aix) 102 vollständig aufgerieben. Die Cimbern schlugen nach ihrer Ankunft in Oberitalien 102 den Konsul Q. Lutatius Catulus zurück, wurden aber, als Marius 101 sich mit Catulus vereinigt hatte, 30. Juli 101 auf dem Raudischen Feld bei Vercellä (zwischen Turin und Mailand) völlig vernichtet. Die ganze Volksmenge, Männer, Weiber und Kinder, fand entweder den Tod auf dem Schlachtfeld oder geriet in römische Gefangenschaft. Ein Teil der Cimbern war in der Heimat zurückgeblieben und schickte später an Augustus Gesandte, um die Thaten der Stammesgenossen zu

entschuldigen. Auch Teutonnuarier (Dithmarschen) werden als Bewohner der südlichen Jütischen Halbinsel genannt. Vgl. Wallmann, Die Cimbern und Teutonen (Berl. 1870); Sepp, Die Wanderungen der Cimbern und Teutonen (Münch. 1882).

Cimbex, Gattung der Blattwespen (s. d.).

Cimbrische Halbinsel (Chersonesus Cimbrica), s. Chersonesus.

Cimelien (v. griech. keimēlion), Kostbarkeiten, Kleinodien, besonders der Kirchenschatz; daher Cimeliarch, Schatzmeister der Kirchen und Klöster.

Ciment, soviel wie Zement.

Cimentieren, soviel wie Eichen.

Cimex, die Wanze.

Cimiez (spr. simjäh), s. Nizza.

Ciminius (Lacus C.), der heutige Lago di Vico, nordwestlich von Rom. Der gleichnamige Berg nördlich vom See heißt noch jetzt Monte Cimino (s. folg. Art.).

Cimino, Monte (spr. tschi-), im Altertum Mons Ciminius), ein mit Tuffschichten bedeckter Trachytberg in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, 1056 m hoch; südwestlich davon der Lago di Vico (Lacus Ciminius), 507 m ü. M., ein 14,6 qkm großer Kratersee.

Cimmerier, s. Kimmerier.

Cimolit (cimolische Erde, Creta cimolia), schmutzig weißer Thon, findet sich auf der griechischen Insel Argentiera (im Altertum Kimolos) und wird dort, wie auf den übrigen Inseln des Archipels, heute noch wie im Altertum statt Seife zum Waschen benutzt. Man verwendet ihn auch zum Walken der Tücher und zum Ausziehen von Fettflecken.

Cimone, Monte (spr. tschi-), Gipfel des Etruskischen Apennin in der ital. Provinz Modena, oberhalb Fiumalbo, von konischer Gestalt, 2167 m hoch.

Cinaloa, Staat und Stadt in Mexiko, s. Sinaloa.

Cinca, Fluß in der span. Provinz Huesca, entspringt in den Mittelpyrenäen am Montperdu, durchfließt das wilde Gebirgsthal von Bielsa, nimmt den aus dem romantischen Thal von Gistain kommenden Cinqueta, dann die Flüsse Esera und Alcanadre auf und mündet nach einem Laufe vom 180 km rechts in den Segre, kurz vor dessen Einfluß in den Ebro.

Cinchona *L.* (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, so genannt zum Andenken an die Gräfin von Chinchon, Gemahlin des Vizekönigs von Peru (s. unten), Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, elliptischen oder lanzettlichen, meist lederartigen, ganzrandigen, gestielten, oft auf der Unterseite purpurroten oder kurz vor dem Abfallen sich purpurviolett färbenden Blättern, rosaroten oder gelblich weißen, wohlriechenden Blüten in endständigen, dekussiert ästigen, oft ansehnlichen Blütenrispen, vom Kelchsaum gekrönten, zweifächerigen, vielsamigen Kapseln und zusammengedrückten, kleinen, ringsum geflügelten Samen. Die Cinchonen sind höchst elegante Gewächse und stimmen so sehr untereinander überein, daß eine befriedigende Feststellung der Arten, deren Zahl gegenwärtig auf etwa 30—40 bestimmt wird, noch nicht erreicht ist; Spielarten und Bastarde vereinigen die Arten zu einer fast ununterbrochenen Reihe, und Weddell nimmt nur 5 Arten an, die übrigen nur als Formen betrachtend. Die Cinchonen wachsen in den Kordilleren von Südamerika von 10° nördl. bis etwa 19° südl. Br.; der eigentliche Mittelpunkt der besten Cinchonen (Cascarillos finos) ist aber die Provinz Loxa im südlichsten Teil von Ecuador von 7° nördl. bis 15° südl. Br. Sie lieben ein wechselvolles, feuchtes Klima und eine mittlere Temperatur von 12—20° und finden diese klimatischen Verhältnisse besonders in einem Höhengürtel von 1600—2400 m, doch kommt C. succirubra *Pav.* noch bei 600 und C. officinalis *Hook. fil.*, wenn auch krüppelig, bei 3300 m vor. Dem Charakter der tropischen Vegetation entsprechend wachsen die Cinchonen meist zerstreut, höchstens da und dort zu kleinern Gruppen vereinigt, und nur C. corymbosa *Karsten* bildet waldartige Bestände. C. Calisaya *Weddl.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), ein hoher, dickstämmiger Baum mit ausgebreiteter, reichbelaubter Krone, verkehrt eiförmig-länglichen, 8—15 cm langen Blättern, mit bisweilen rötlichen Blattstielen und rötlichen Mittelrippen, eiförmigen oder fast doldentraubigen Blütenrispen und fleischroten weichhaarigen Blüten, wächst in den bolivischen Provinzen Enquisivi, Yungas, Larecaja, Caupolican und in der peruanischen Provinz Carabaya zwischen 1500 und 1800 m Seehöhe. C. Ledgeriana *Moens.* (auch als Form von C. Calisaya betrachtet) stammt aus Samen, welche am Rio Mamore in Bolivia gesammelt wurden und durch Ledger nach Java kamen. Sie hat schmal elliptische, unterseits rote, kahle Blätter, kleine gelbliche, nickende Blüten und fast kreisförmige Kapseln. Sie ist bei weitem am reichsten an Alkaloiden und enthält bis 11,6 Proz. Chinin. C. succirubra *Pav.*, ein Baum von 15—25 m Höhe, dessen aus der verletzten Rinde ausquellender milchiger Saft bald intensiv rot wird (daher der Name), mit 50 cm langen, krautigen, breit elliptischen Blättern, pyramidaler Rispe, kurzhaarigen purpurnen Blüten und sehr langen Kapseln, wächst in Ecuador, vorzüglich im Gebirgsstock des Chimborazo, bei 600—1500 m Seehöhe. C. officinalis *Hook. fil.*, ein 10—15 m hoher Baum mit fast eiförmiger Krone, 5—12 cm langen, ei-lanzettlichen oder lanzettlichen Blättern, fast doldentraubiger Rispe und rosenroten Blüten, wächst in Ecuador, Provinz Loxa, bei 1600—2400 m Seehöhe und ist sehr veränderlich. C. micrantha *Ruiz* et *Pav.*, ein 6—20 m hoher Baum mit 23 cm langen, breit eiförmigen Blättern, großer, pyramidaler, vielblütiger Rispe und weißen Blüten, wächst in Bolivia und Peru.

Diese Arten liefern hauptsächlich die Chinarinden (s. d.), welche namentlich wegen ihres Gehalts an Chinin und Cinchonin zu den vorzüglichsten Arzneimitteln gehören. Das Holz enthält nur Spuren dieser Körper neben viel Chinovin und ist technisch nicht brauchbar. Die Blätter schmecken säuerlich bitter, riechen theeähnlich und enthalten wenig Alkaloide, aber bis 2 Proz. Chinovin. Die Blüten schmecken bitterer als die Blätter, aber in den angenehm schmeckenden wässerigen Aufguß geht diese Bitterkeit nicht über. Auch die Samen schmecken bitter. Bei dem nicht eigentlich massenhaften Auftreten der Cinchonen und der rücksichtslosen Ausbeutung derselben erwuchs berechtigte Befürchtung wegen der gänzlichen Ausrottung der kostbaren Bäume; man ging deshalb zu einem vorsichtigern Verfahren über und verschont z. B. in Loxa beim Schälen kleinerer Bäume einen breiten Rindenstreifen, von welchem aus sich die ganze Rinde allmählich wieder erneuert, wobei eine sehr geschätzte Ware entsteht. Wichtiger aber zeigte sich die Übersiedelung der Cinchonen nach andern Ländern. Nachdem Condamines Bemühungen, lebende Cinchonen nach Europa zu bringen, mißglückt waren, gelang es Weddell, Samen herbeizuschaffen, welche in Paris keimten. 1851 kamen durch Vermittelung der Jesuiten Cinchonen nach Algerien, doch hatten die

Akklimatisationsversuche hier und 1866 auch auf Réunion keinen nennenswerten Erfolg. Auf Miquels Veranlassung schickte der holländische Kolonialminister Pahud den Botaniker Hasskarl nach Südamerika, welchem es 1854 gelang, in Wardschen Kasten junge C.-Pflänzlinge nach Batavia zu bringen und Samen nach Holland zu schicken. 1852 kauften die Holländer C. Calisaya von einem Pariser Handelsgärtner und siedelten sie auf Java an; Karsten brachte 1854 Samen der C. lancifolia var. discolor dorthin, und bald lieferten auch die Hasskarlschen Samen kräftige Pflanzen. 1876 besaß man bereits über 2 Mill. Cinchonen. 1859 fingen die Engländer an, die Übersiedelung der C. nach Indien zu betreiben. Sie erhielten namentlich durch Markham ungleich wertvollere alkaloidreiche Arten, die zunächst in Utakamand angepflanzt wurden. Weitere Ansiedelungen wurden begonnen 1861 in Hakgalla im zentralen, bis 1570 m aufsteigenden Gebirgsland Ceylons, 1862 in Dardschiling, im südlichen Teil von Sikkim, im südöstlichen Himalaja, 1865 in Neuseeland, 1866 auf dem australischen Kontinent in Brisbane (Queensland). In Westindien hat namentlich Jamaica Erfolg mit der Cinchonenkultur gehabt, die aber auch in Bolivia und Ecuador eingeführt worden ist. Von den verschiedenen Arten werden jetzt C. Ledgeriana und C. succirubra (Ceylon, Java) bevorzugt. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Kultur den Chiningehalt der Rinden steigert, so daß z. B. C. officinalis, welche in Amerika eine wenig gehaltreiche Rinde liefert, auf Java bis 4,6 Proz. Chinin erzeugt. Auch hat man gefunden, daß nach dem Schälen in Moos eingehüllte Stämme dickere, alkaloidreichere Rinde entwickeln. Vgl. Chinarinden.

Die frühere Geschichte der Chinarinden verliert sich in ungewisse Angaben. Das Wort Quina (Rinde) gehört der Inkasprache an; aber es scheint, daß die früheste Kenntnis der China auf die Gegend von Loxa beschränkt geblieben war. Dort soll 1630 der spanische Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Cañizares, durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden sein, und als nun 1638 die Gemahlin des Vizekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, in Lima am Fieber erkrankte, sandte jener Corregidor Chinarinde an den vizeköniglichen Leibarzt Juan de Vega, dem es auch gelang, die Gräfin damit zu heilen (daher Polvo de la condesa, »Gräfinpulver«). Durch Vega kam die Rinde 1639 nach Spanien; 1643 erhielt der Kardinal de Lugo in Rom Chinarinde aus Peru, und so wurde Rom der erste Stapelplatz des Mittels, welches nun als Polvo de los Jesuitos weitere Verbreitung fand. 1655 gelangte die Rinde nach England, wo sie der Londoner Arzt Robert Talbor zuerst in richtiger Dosis anwandte. 1669 fand sich die Chinarinde auch in deutschen Apotheken. Über die Stammpflanze der Chinarinde berichtete zuerst Condamine, welcher 1737 bei Loxa die jetzt als C. officinalis var. und Condaminea bekannten Pflanzen sammelte und eine Beschreibung nebst Abbildung 1740 der Pariser Akademie vorlegen ließ. A. de Jussieu sammelte 1739 bei Loxa die später als C. pubescens bezeichnete Art, und 1742 stellte dann Linné die Gattung C. auf. Durch Mutis, Ruiz und Pavon wurde die weitere Verbreitung der Cinchonen in den Kordilleren bekannt, und so traten allmählich gegen 1785 Mittel- und Südperu und Neugranada mit Loxa in Konkurrenz. Die botanische und pharmakognostische Erkenntnis der Chinarinden wurde besonders durch H. v. Bergen, Schleiden, Delondre und Bouchardat (1826), Berg, Weddell, Howard u. a. gefördert.

Vgl. Weddell, Histoire naturelle des quinquinas (Par. 1849; deutsch, Wien 1865); Derselbe, Notes sur les quinquinas (deutsch von Flückiger, Schaffh. 1870); Delondre und Bouchardat, Quinologie (Par. 1854); Karsten, Die medizinischen Chinarinden Neugranadas (Berl. 1858); Derselbe, Flora Columbiae terrarumque adjacent. specim. select. (daf. 1858—69); Howard, Illustrations of the Nueva Quinologia of Pavon (Lond. 1862; deutsch, daf. 1862); Derselbe, Quinology of the East India plantations (daf. 1869 u. 1876, 3 Bde.); Markham, The C. species of New Granada (daf. 1867); Triana, Nouvelles études sur les quinquinas (Par. 1872); Phoebus, Die Delondre-Bourchardatschen Chinarinden (Gießen 1864); Planchon, Des quinquinas (Par. u. Montpellier 1864); Berg, Die Chinarinden der pharmakognostischen Sammlung zu Berlin (Berl. 1865); Markham, Notes on the culture of Cinchonas (Lond. 1859); Derselbe, Account of Peruvian bark and its introduction into British India etc. (daf. 1880); Mac Ivor, Cultivation of Cinchonae in India (Madr. 1863); Gorkom, Die Chinakultur auf Java (deutsch von Hasskarl, Leipz. 1869); King, A manual of C. cultivation in India (Kalk. 1876); Kuntze, Cinchona. Arten, Hybriden und Kultur der Chinabäume (Leipz. 1878); Flückiger, Die Chinarinden in pharmakognostischer Hinsicht dargestellt (Berl. 1882).

Cinchonidin (Chinidin) $C_{19}H_{22}N_2O$, Alkaloid, isomer mit Cinchonin, findet sich in allen echten Chinarinden und bildet farb- und geruchlose Kristalle. Es schmeckt weniger bitter als Chinin, ist schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther und fluoresziert schwach. Seine Salze sind meist leichter löslich als Chininsalze. Es dient als Fiebermittel.

Cinchonin $C_{19}H_{22}N_2O$, Alkaloid, isomer mit Cinchonidin, findet sich in zahlreichen Chinarinden, stets begleitet von Chinin, am reichlichsten in Huanucorinde, wird aus der Mutterlauge des Chinins durch Natronlauge gefällt, umkristallisiert und an Schwefelsäure gebunden, worauf man das Sulfat durch Umkristallisieren reinigt. Es bildet farb- und geruchlose, luftbeständige, wasserfreie Kristalle, schmeckt anfangs kaum, dann ziemlich stark bitter, ist sehr schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, fluoresziert nicht in saurer Lösung, schmilzt bei 248—252°, kann aber bei 220° im Wasserstoffstrom sublimiert werden. Es reagiert alkalisch und bildet zwei Reihen meist kristallisierbarer Salze, welche im allgemeinen löslicher sind als die Chininsalze, stark bitter schmecken und im Sonnenlicht rotbraun werden. Beim Erhitzen mit Kalihydrat bildet es Chinolin. Das C. wirkt auf den Organismus ähnlich wie Chinin, aber viel schwächer; es verdient als tonisches (stärkendes) Arzneimittel Beachtung, zumal es als Nebenprodukt bei der Chininbereitung viel billiger ist als Chinin.

Cinchonoideen, Unterfamilie der Rubiaceen (s. d.).

Cincinnati (spr. sinßinäti), Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im nordamerikan. Staat Ohio, eine der bedeutendsten Handels- und Fabrikstädte Amerikas, genannt die »Königin des Westens«, obschon es von Chicago, St. Louis und San Francisco bereits überholt ist, unter 39° 6′ nördl. Br. und 84° 27′ westl. L. v. Gr., 130—165 m ü. M., am rechten Ufer des 600 m breiten Flusses Ohio, auf zwei Terrassen, von denen die obere allmählich zum

Auburn- und andern Hügeln ansteigt, die, von Landhäusern und Weingärten bedeckt, die Stadt in großem Halbkreis einfassen. Der innere Teil der Stadt ist dicht bebaut, doch sind auch hier die Straßen breit und teilweise mit Bäumen besetzt. Die Hauptstraße (Main Street) läuft vom Anlegeplatz der Dampfschiffe 2,5 km weit nach N.; sie ist Hauptsitz des Großhandels und wird von 14 Straßen rechtwinkelig durchschnitten. Von diesen ist Pearl Street namentlich den Geldgeschäften gewidmet, Fourth Street (»vierte Straße«) dient als fashionable Promenade, und die Fifth Street (»fünfte Straße«) enthält die schönsten Kaufmannsläden, mehrere Markthallen und den in München hergestellten Tyler Davidson-Brunnen auf dem Fountain Square. Der Miamikanal teilt die Stadt in zwei Hälften, von welchen die östliche fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist und daher scherzweise Little Germany (»Kleindeutschland«) genannt wird, während man dem Kanal den Namen »Rhein« beilegt. Zur Zierde gereichen der Stadt einige größere Parke, wie Eden Park (86 Hektar) im O., Burnett Woods Park (69 Hektar) im N., der kleinere Hopkins Park auf Mount Auburn, Lincoln- und Base Ball Park. Unter den Friedhöfen ist der von Spring Grove (240 Hektar) der schönste. Eine großartige Wasserleitung mit Reservoirs im Eden Park versieht die Stadt mit gutem Trinkwasser. Hervorragende Bauten sind das Regierungsgebäude mit Postamt, Zollamt und den Gerichtshöfen, die Handelskammer, das Stadthaus, das Kunstmuseum. Unter den 180 Kirchen sind die hervorragendsten die protestantische St. Paulskirche und die katholische St. Peterskathedrale; bemerkenswert ist auch die Synagoge. Die Bevölkerung der 1788 gegründeten Stadt betrug 1810 erst 2540, ist aber, wenn auch langsamer als in andern amerikanischen Städten, bis 1890 auf 296,908 Seelen gestiegen. Davon waren im Ausland geboren 71,408 (in Deutschland 49,415, in Irland 12,323). Die Industrie ist sehr bedeutend und in schnellem Aufschwung begriffen; 1890 beschäftigte dieselbe in 7684 Anstalten 89,528 Arbeiter, welche Waren im Werte von 178,650,185 Doll. herstellten. Am hervorragendsten sind 28 Schuhzeugfabriken (3416 Arbeiter, Wert der Produkte 5,032,987 Doll.), 102 Wagenbauanstalten (4650 Arbeiter, 9,969,388 Doll.), 459 Kleiderfabriken (15,233 Arbeiter, 17,982,123 Doll.), 130 Gießereien und Maschinenbauanstalten (7536 Arbeiter, 12,981,803 Doll.), 25 Brauereien und Brennereien (1575 Arbeiter, 16,796,890 Doll.), ferner Fabriken von Möbeln, Seife und Lichten, Leder, Geschirr, für Zubereitung und Verpackung von Schweinefleisch (1890 wurden 456,000 Schweine geschlachtet und verpackt). Der großartige Handel vertreibt namentlich Getreide, Schweinefleisch, Tabak und Steinkohlen, unterstützt durch 14 Eisenbahnen, welche hier in fünf Bahnhöfen zusammentreffen und den Ohio auf drei Brücken kreuzen, während zwei andre (darunter eine 685 m lange Hängebrücke) den sonstigen Verkehr mit den auf dem andern Ufer in Kentucky liegenden Städten Newport, Covington und Ludlow vermitteln. Dorthin führen auch, wie durch alle Hauptstraßen der Stadt, elektrische, Kabel- und Pferdebahnen. Auf dem Ohio besteht ein reger Schiffsverkehr. Da der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand aber 19 m beträgt, so müssen Schiffe an schwimmenden Landungsbrücken (floating wharves) anlegen. Für die großen Mississippidampfer (von New Orleans, St. Louis ꝛc.) ist C. Endstation. Kleinere Dampfer können selbst bei niedrigem Wasserstand bis Pittsburg (690 km aufwärts) gehen. Der Miami- und Eriekanal (465 km) verbindet C. mit Toledo am Eriesee. Fähren gehen nach Covington und Ludlow. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt die Stadt ein großartiges Krankenhaus, eine Irrenanstalt (im Dorf Carthage, 15 km im Norden der Stadt), ein Zuchthaus, Armenhaus und Waisenhaus, abgesehen von den zahlreichen Privatwohlthätigkeitsgesellschaften und Unterstützungsvereinen, besonders unter den Deutschen. Unter den öffentlichen Bildungsanstalten behauptet die Universität von C. mit Rechts- und Zeichenschule und 200 Studenten den vornehmsten Rang. Außerdem verdienen Erwähnung: das Medical College von Ohio, das Miami Medical College, eine Schule für Zahnärzte, die Kunstakademie (400 Schüler), ein theologisches Seminar der Presbyterianer (Lane College), das von den Jesuiten geleitete St. Xavier's College mit geologischem Museum. Neben der städtischen Bibliothek von 190,000 Bänden bestehen noch zahlreiche Büchersammlungen als Besitz wissenschaftlicher und andrer Vereine. Zu nennen sind hier: die Historical and Philosophical Society, die Naturhistorische Gesellschaft, die Academy of Medicine, die Astronomische Gesellschaft (mit Sternwarte auf Mount Adams, seit 1843), das Mechanics Institute und der Jünglingsverein. Unter den Klubs behauptet die deutsche »Alemannia« einen hervorragenden Rang, und auch die Freimaurer, die Odd Fellows, die deutschen Turner, Sänger und Arbeiter sind im Besitz von großen »Hallen«. Unter den acht Theatern ist eins deutsch; auch fehlt es nicht an Konzerthallen und deutschen »Biergärten«. Die städtische Verwaltung steht unter einem auf 2 Jahre gewählten Mayor, 25 Aldermen und 50 Ratsherren. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1890: 177,773,240, die städtische Schuld 24,737,611 Doll. C. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls. Es wurde 1788 auf einer den Indianern vom Richter Symmes abgekauften Landparzelle durch Auswanderer aus Neuengland und New Jersey an der Stelle des frühern Forts Washington gegründet und nach dem am Ende des Freiheitskriegs von Offizieren gestifteten Orden der C. (s. unten) benannt.

Cincinnātus (»der Gelockte«), L. Quinctius, hochgefeiertes Muster altrömischer Tugend und Einfachheit, der Vorkämpfer des patrizischen Standes in dessen Streit mit den Plebejern, besonders als Konsul 460, in welchem Jahr er dem Terentilischen Gesetz den energischten Widerstand entgegensetzte. Doch aber richteten sich alle Augen auf ihn, als 458 der Konsul Minucius von den Äquern eingeschlossen wurde. Vom Pflug wurde er weggeholt, um die Diktatur zu übernehmen, schlug die Äquer, ließ sie unter dem Joch durchgehen, feierte einen Triumph, legte aber schon nach 16 Tagen die Diktatur wieder nieder und kehrte in die Stille seines kleinen Landgutes zurück. Zum zweitenmal ward er 439 als 80jähriger Greis zum Diktator ernannt, als der Plebejer Spurius Mälius, der bei einer Hungersnot an die Armen Getreide verteilt hatte, des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward, und wußte durch sein persönliches Ansehen die durch die Ermordung des Mälius aufgeregte Menge von Gewaltthaten abzubringen. Er starb in hohem Alter.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikan. Union, der nach dem Befreiungskrieg 1783 von den Offizieren der Armee zur Aufrechthaltung der er-

rungenen Rechte und Freiheiten gestiftet wurde. Sie nannten sich Cincinnati, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampf zu ihrem Herd zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, dem drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrund seine Ehefrau, an der Hütte stehend, nebst Pflug und Ackergerät, von den Worten umgeben: »Omnia relinquit servare rem publicam« (»Alles verläßt er, dem Staat zu dienen«). Die Dekoration sollte erblich sein. Erster Präsident wurde Washington. Da aber gegen den Orden als ein unrepublikanisches Institut protestiert wurde, so ward beschlossen, keine neuen Mitglieder aufzunehmen, weshalb er mit den bereits Dekorierten erlosch.

Cincinnus (lat.), Wickel, Form des Blütenstandes (s. d., S. 137).

Cincius, L. C. Alimentus, einer der ältesten röm. Annalisten, Mitkämpfer des zweiten Punischen Krieges, Prätor 210 v. Chr., verfaßte in griechischer Sprache eine Geschichte Roms von dessen Gründung bis auf seine eigne Zeit, die oft anerkennend erwähnt wird. Die dürftigen Bruchstücke in Peters »Historicorum romanorum reliquiae«, Bd. 1 (Leipz. 1870) und »Histor. roman. fragmenta« (das. 1883). Vgl. M. Hertz, De Cinciis (Berl. 1842) und Plüß (Bonn [1865).

Cinclus, der Wasserstar.

Cinctus Gabinus, s. Toga.

Cinders (engl., spr. sinds; fälschlich Zünder, Koksklein), durch den Rost der Feuerungen gefallene, mehr oder weniger verkokte Steinkohle, welche sich in dem Wasserbecken des Aschenfalles gelöscht hat. Sie beträgt oft zwei Drittel der ganzen Asche und wird daher bei großem Betrieb durch Sortiertrommeln, welche zuerst die reine Asche und die ganz groben Schlacken aussondern, abgeschieden und auf Waschkasten in Koks und Schlacke geschieden, welch letztere unten aus dem Kasten fällt, während die reinen Koks oben ausgetragen werden. Die C. werden als billiges Brennmaterial auch zur Gasfeuerung verwertet.

Cinéas, griech. Redner, s. Kineas.

Cinellen, soviel wie türkische Becken (s. d.).

Cineöl $C_{10}H_{18}O$, isomer mit Borneol, findet sich im ätherischen Wurmsamen-, Eukalyptus- und Rajeputöl, es bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht eigentümlich, kampferartig, spez. Gew. 0,923 bei 16°, siedet bei 176°, bildet mit Salzsäure kristallisierendes Cineolchlorhydrat $(C_{10}H_{18}O)_2HCl$, welches beim Erhitzen Cinen (Dipenten) $C_{10}H_{16}$ liefert. Dies ist eine farblose Flüssigkeit, riecht sehr angenehm nach Zitronen und gibt mit konzentrierter Schwefelsäure Cymol.

Cineraria *Less.* (Aschenpflanze, Aschenkraut), Gattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter oder Halbsträucher mit Blättern, welche oft auf einer oder beiden Seiten mit weißlichem, oft mehlartigem, aschenähnlichem (daher der Name) Filz bedeckt sind. Von den 25, meist in Südafrika wachsenden Arten werden mehrere und namentlich Varietäten und Bastarde von C. hybrida *W.*, C. cruenta *Curt.*, C. populifolia *L.* u. a. bei uns als früh und lange blühende Zierpflanzen von großer blumistischer Vollkommenheit mit sehr großen, auch gefüllten Blüten in allen Farben kultiviert. C. maritima *L.*, ein Halbstrauch vom Mittelmeer, wird wegen der weißlichen Blätter auf Teppichbeeten mit Erfolg benutzt.

Cinerarium (lat.), Gefäß für die Asche der verbrannten Toten, s. Urne; im katholischen Kultuswesen Behältnis mit der Asche von Heiligen.

Ciney (spr. sini), Flecken in der belg. Provinz Namur, Arrond. Dinant, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel-Luxemburg und C.-Landen, mit altertümlicher Kirche, Steinbrüchen und (1890) 4187 Einw. C. ist Hauptort der Landschaft Condroz.

Cingŏli (spr. tschin-), Stadt in der ital. Provinz Macerata, am Musone, Bischofsitz, mit Gymnasium, altem Stadthaus, römischem Aquädukt, Gipsbrennereien, Pulvermühlen, Ölpressen, Seidenraupenzucht und (1881) 1566 (als Gemeinde 12,136) Einw. Es ist das alte Cingulum, von Labienus angelegt, fiel 1443 an den Kirchenstaat und ist Vaterstadt des Papstes Pius VIII.

Cingŭlum (lat.), bei den Römern der um die Hüften geschlungene Gurt, besonders bei Frauen (daher auch der Brautgürtel), bei Militärbeamten der Degengurt (C. militare), oft von kostbarer Arbeit und so von den Kaisern als Auszeichnung verliehen, auch geradezu als Bezeichnung des Soldatenstandes gebraucht. Bei den katholischen Geistlichen der Gürtel für die Alba, in Form eines mit Stickerei geschmückten Bandes, das nicht selber zusammengeschleift wird, sondern innerhalb mit zwei Schnüren versehen ist, so daß, wenn es damit befestigt worden, die beiden bis zur Mitte der Oberschenkel herabhängenden Enden einander nicht decken. Auch die zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser gehörende Alba wurde mit einem noch vorhandenen C. gegürtet, bestehend aus einer breiten gewebten Goldborte mit grotesken Tiergestalten und kleeblattförmigen, silbervergoldeten Schließen. Auch die Gürtelschnur der Mönche heißt C.

Cinis (lat.), Asche; Cineres clavellati, kohlensaures Kali; Cineres Jovis, Zinnoxyd.

Cinisi (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), an der Eisenbahn Palermo-Trapani, nahe am Meerbusen von Castellamare, mit (1881) 5474 Einw., welche Wein und treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) L. Cornelius, Römer aus patrizischem Geschlecht, diente als Legat im Bundesgenossenkrieg und ward, obwohl zur Volkspartei gehörend, für das Jahr 87 v. Chr. mit Gnäus Octavius zum Konsul erwählt, nachdem er Sulla eidlich versprochen hatte, nichts gegen die von ihm nach Besiegung der Marianer getroffenen Einrichtungen unternehmen zu wollen. Kaum war aber Sulla nach Asien zum Kriege gegen Mithridates abgegangen, als C. offen gegen dieselben auftrat. Zwar wurde er nach einem blutigen Straßenkampf abgesetzt und aus der Stadt vertrieben, brachte aber aus den Truppen des Appius Claudius, welche gerade Nola belagerten, und von den Bundesgenossen ein großes Heer zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und zwang Rom, sich zu ergeben. Fünf Tage dauerte das Morden, und noch war der Rachedurst des Marius nicht gestillt; da setzte ihm endlich C. im Verein mit Sertorius ein Ziel, indem er seine Banden niederhauen ließ. Die demokratische Verfassung wurde wiederhergestellt, eigenmächtig bekleidete er im J. 86 zusammen mit Marius und nach dessen baldigem Tode mit Lucius Valerius Flaccus das Konsulat und führte auch 85 und 84 als Konsul in Rom eine unumschränkte Herrschaft. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüstete sich C., ihm nach Griechenland entgegenzuziehen; seine Soldaten aber weigerten sich, ihm zu folgen, und ermordeten ihn 84 in einem Aufstand. Vgl. Marius und Sulla.

2) Lucius Cornelius, Sohn des vorigen, hatte sich schon als Jüngling 78 v. Chr. mit dem Konsul

M. Lepidus zum Umsturz der Sullanischen Verfassung verbunden, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, zu Sertorius nach Spanien, wurde durch seines Schwagers Cäsar Vermittelung zurückgerufen und 44 zum Prätor befördert. Nach Cäsars Tod erbitterte er durch die Art seines Auftretens für die Mörder das Volk und wäre von ihm erschlagen worden, wenn es nicht den Gajus Helvius C., einen treuen Anhänger Cäsars, mit ihm verwechselt und statt seiner getötet hätte. Seitdem verschwand er vom Schauplatz.

3) Gnäus Cornelius, des vorigen und der Tochter des Pompejus, Pompeja, Sohn, ward, wiewohl er bei Aktion auf der Seite des Antonius gestanden, dennoch von Augustus durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet. Als er demungeachtet im Jahr 4 n. Chr. eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers anstiftete, wurde er von demselben nicht nur nochmals begnadigt, sondern sogar für das folgende Jahr zum Konsul ernannt, dadurch aber dauernd für ihn gewonnen.

Cinnabăris, der Zinnober.

Cinnabarit, soviel wie Zinnober.

Cinnabarite, soviel wie Blenden (s. d.).

Cinnamein, s. Zimtsäure.

Cinnamōmum *Burm.* (Zimtbaum), Gattung aus der Familie der Lauraceen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit gegen- oder wechselständigen, meist dreinervigen, lederartigen Blättern, weißen oder gelblichen Blüten in achsel- oder endständigen Rispen und einsamigen Beeren. Etwa 50 Arten im tropischen und subtropischen Asien. C. ceylanicum *Breyn* (s. Tafel »Gewürzpflanzen«), ein bis 10 m hoher Baum mit eiförmigen, ganzrandigen, dreinervigen, dunkelgrünen, oben glänzenden, unterseits netzaderigen graugrünen Blättern, end- und achselständigen, grau seidenhaarigen, schwach, aber unangenehm riechenden Blütenrispen mit kleinen gelben Blüten und ovalen bläulichbraunen Beeren, ursprünglich heimisch auf Ceylon und vielleicht auch in Kotschinchina, wird seiner Innenrinde halber, welche den Ceylonzimt liefert, hauptsächlich im südwestlichen Küstenstrich Ceylons, mit viel geringerm Erfolg in andern Teilen der Insel, in Vorderindien, Java, Sumatra, Malakka, Cayenne, Brasilien, Westindien ꝛc. kultiviert. Die Zimtgärten fordern einen feinen weißen Quarzsand oder sehr sandigen Thonboden mit gutem Untergrund, reichliches Sonnenlicht und viel Regen. Die besten Zimtgärten liegen auf Ceylon ausschließlich auf dem 4—5 Stunden breiten ebenen Küstensaum zwischen Negumbo, Kolombo und Madura bis höchstens 330 m ü. M. Man kultiviert den Zimtbaum als Strauch von 4—5 etwa 3 m hohen Schößlingen (Stockausschlägen), welche im Alter von 1½—2 Jahren, wo sie etwa 1,5 cm dick sind, geschnitten werden. Durch Aussaat oder Stecklinge werden von Zeit zu Zeit die ganzen Pflanzungen erneuert, damit die Wurzel nicht zu alt werde. In 2—3 Jahren kann man von Sämlingen gute Rinde gewinnen. Den feinsten Zimt liefern die Spitzen der in der Mitte des Strauches stehenden Schößlinge. Die Haupternte erfolgt im Frühjahr, die Nachernte im Spätjahr. Von der abgelösten Rinde wird die bitterlich zusammenziehend schmeckende Außenrinde entfernt und der größte Teil der Mittelrinde abgeschält; man steckt 8—10 Halbröhren derselben ineinander, schneidet sie in bestimmter Länge ab, trocknet sie im Schatten und verpackt sie in kleinere und dann in größere Bündel (Zardelen), welche in den Schiffen mit schwarzem Pfeffer bedeckt werden, angeblich, um die Feuchtigkeit von dem Zimt abzuhalten. Letzterer besteht also fast nur aus den 0,25—0,5 mm dicken Platten der Innenrinde. Aus der Beere gewinnt man ein schwach aromatisches, festes Fett, aus der Wurzel durch Destillation mit Wasser Kampfer, welcher aber nicht in den Handel kommt; die Blätter riechen und schmecken beim Zerreiben nelkenartig und geben ein schweres, dunkles, ätherisches Öl, welches dem Gewürznelkenöl sehr ähnlich ist und wohl auch unter diesem Namen in den Handel kommt. Das Holz ist sehr wenig gewürzhaft, aber aus den Rindenabfällen destilliert man ätherisches Zimtöl. Der Ceylonzimt ist bei der Kultur in andern Ländern überall ausgeartet; der etwas dickere Javazimt riecht und schmeckt schwächer; die in Cayenne und Brasilien gezogene Rinde ist viel stärker, dunkler, schmeckt schleimig und stark adstringierend. Die auf dem Festland Indiens (Malabar, Silhet und Ostbengalen) gezogene Pflanze artete vollständig aus und wurde schon von Linné als Laurus Cassia beschrieben; ihre Rinde (Holzkassie, Malabarzimt, Cassia lignea) riecht und schmeckt schwach zimtartig, nicht angenehm, vorherrschend schleimig und herb. C. Cassia *Blume*, ein Baum von höherm Wuchs, mit hellgrünen, lanzettlichen, dreinervigen, unterseits bogig geaderten, bläulichgrünen, kurz weichhaarigen Blättern, in Kotschinchina und den chinesischen Provinzen Kuangsi (»Zimtwald«), Kuangtung und Kueitschou heimisch und dort wie auf den Sundainseln und in Vorderindien (Malabar), aber nicht mit gleicher Sorgfalt wie der Ceylonzimt kultiviert, liefert den chinesischen Zimt (Zimtkassie, Cassia vera). Der Baum wird niedrig gehalten, und wenn er 10 Jahre alt ist, werden die Zweige abgeschnitten und geschält, worauf er 10 Jahre ruht. Die die unreifen Früchte einschließenden abgeblühten Blumenkronen kommen als Zimtblüten (Flores Cassiae) in den Handel. C. Culilawan *Nees*, ein hoher Baum auf den Molukken, mit eirund-länglichen, kahlen, unten graugrünen Blättern und achselständigen, grauflaumhaarigen Blütenrispen, liefert den aromatisch nelkenartig schmeckenden und eigentümlich riechenden Kulilabanzimt (Kulilabanrinde), aus welchem man ein ätherisches Öl zum Parfümieren von Seife bereitet. C. dulce *Nees* (C. chinense *Blume*), ein Baum mit länglichen, kahlen, oben und unten gleichfarbigen Blättern und end- oder achselständigen Blütenrispen, in China und Japan, liefert Zimtblüten. Ebenso C. Loureirii *Nees*, ein Baum mit fast ovalen, an beiden Enden verschmälerten, lang zugespitzten, unterseits feinschuppigen Blättern und ähnlichen Blütenrispen wie C. dulce, in Japan. C. Tamala *Nees*, ein Baum mit länglich-lanzettlichen, kahlen Blättern und fast end- und achselständigen, ausgespreizten Blütenrispen, in Ostindien, liefert in der Rinde den echten Mutterzimt (Cortex Malabathri).

Zimt ist wohl das am frühesten in Gebrauch gezogene Gewürz und wird schon in einem chinesischen Kräuterbuch 2700 v. Chr. erwähnt; ebenso war es im frühesten Altertum in Ägypten bekannt, und die Phöniker lieferten dem hebräischen Altertum die beiden Zimtsorten C. und Kasia. Auch Theophrast erwähnt beide Gewürze, die damals zu den größten Kostbarkeiten zählten, und wahrscheinlich verstand man unter Kasia ungeschälte Zimtzweige, wie sie noch jetzt in China einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Das Zimtland des Altertums war zweifellos China. Auch im Mittelalter blieb Zimt zunächst eine kostbare Droge, von welcher man wußte, daß sie aus China

stammte. Über den Ceylonzimt fehlen Nachrichten aus dem Altertum; als Produkt der Insel wird er erst gegen Ende des 13. Jahrh. genannt, aber schon damals galt der Zimt aus Südindien weniger als der der Insel. Bedeutend dürfte der Zimthandel Ceylons zu jener Zeit sicher nicht gewesen sein, und die große Menge des auf den Weltmarkt gelangenden Zimts war gewiß stets chinesischen Ursprungs. Zimtkultur bestand 1590 noch nicht auf Ceylon, doch scheint die Ausbeutung der Wälder bereits organisiert gewesen zu sein. Der holländische Gouverneur Falk versuchte zuerst die Aussaat des Zimtbaums, und alsbald wurde die Zimtkultur an der Südwestküste der Insel mit so gutem Erfolg betrieben, daß die Holländer von dem Kandireich, in dessen Wäldern bisher der Zimt geschnitten worden war, unabhängig wurden und jährlich 400,000 Pfd. auszuführen, damit den ganzen europäischen Bedarf zu decken und dies Geschäft völlig zu beherrschen vermochten. Nach der Besitznahme Ceylons durch England (1796) wurde der Zimthandel Monopol der Englisch-Ostindischen Kompanie, welche nun wieder mehr Zimt aus den Wäldern ausführte. Doch scheint die jährliche Produktion höchstens ½ Mill. Pfd. erreicht zu haben. 1833 wurde das Monopol der Kompanie, 1853 der hohe Ausfuhrzoll aufgehoben, unter welchem die Kultur durch die Konkurrenz des Javazimts und des chinesischen Zimts stark gelitten hat. In neuester Zeit haben andre Kulturen den Zimt auf Ceylon mehr und mehr zurückgedrängt, und China ist wieder der Hauptlieferant von Zimt. C. Camphora, s. Camphora. Vgl. Schumann, Die Zimtländer (Ergänzungsheft 73 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1883).

Cinnamus, Johannes, byzantinischer Geschichtschreiber, s. Kinnamos.

Cinnamylalkohol, s. Zimtalkohol.

Cino da Pistoja (spr. tschi-), eigentlich Guittone Sinibaldi oder Sinibuldi, ital. Dichter u. Rechtsgelehrter, geb. 1270 in Pistoja, gest. daselbst 1337 (nach andern 1341), studierte in Bologna die Rechte, wurde alsdann Richter in seiner Vaterstadt, mußte aber als eifriger Ghibelline, nachdem die Guelfen ans Ruder gekommen waren, die Stadt verlassen und fand eine Zuflucht bei seinem Parteigenossen Filippo Vergiolesi in dem festen Ort Piteccio an der Grenze der Lombardei. Hier verliebte er sich in Filippos Tochter Selvaggia, die er in seinen Gedichten besungen hat. Nach deren bald erfolgtem Tode scheint er eine Zeitlang außerhalb Italiens zugebracht zu haben. Als Heinrichs VII. Römerzug die Hoffnungen der Ghibellinen aufs neue belebte, kehrte er zurück und folgte dem Kaiser nach Rom. Um diese Zeit erschien sein berühmter Kommentar über die neun ersten Bücher des Justinianischen Kodex, durch welchen er sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Juristen seiner Zeit und den Doktorhut von der Universität Bologna erwarb. Zugleich wetteiferten die bedeutendsten Hochschulen Italiens, ihn für sich zu gewinnen, und er lehrte seit 1318 anfangs in Treviso, am längsten und mit dem größten Ruhm in Perugia und von 1334 an in Florenz. Allgemeiner berühmt als durch sein juristisches Werk ist C. als Dichter. Seine ganz der Verherrlichung seiner geliebten Selvaggia gewidmeten Gedichte zeichnen sich durch große Zartheit und Lieblichkeit aus und weisen ihm unter den Vorläufern Petrarcas einen der ersten Plätze an. Sie wurden zuerst gedruckt in den »Rime antiche« (Flor. 1527, Rom 1559 u. öfter), besonders herausgegeben unter dem Titel »Poesie« von Ciampi (Pisa 1813; Pistoja 1826, 2 Bde.), der auch eine Biographie des Dichters (»Memorie della vita di C.«, Pisa 1808; 3. Ausg. 1826) verfaßte; später unter dem Titel: »Rime« von Carducci (Flor. 1864), von E. Brindi und P. Fanfani (Pistoja 1878). Vgl. Chiapelli, Vita e opere giuridiche di C. (Turin 1881).

Cinq-Mars (spr. sänk-mars oder -mar), Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de, Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, zweiter Sohn des Marschalls Marquis d'Effiat, geb. 1620, gest. 12. Sept. 1642, wurde, fast noch Knabe, von Richelieu, einem Freund seiner Familie, welcher durch ihn seinen Einfluß auf Ludwig XIII. befestigen wollte, zum Großstallmeister des Königs ernannt und gewann bald durch seine liebenswürdigen geistigen und körperlichen Eigenschaften dessen Gunst. Doch strebte der ehrgeizige, talentvolle Günstling noch höher, er wollte Herzog und Pair sein, die Prinzessin Maria von Gonzaga heiraten und politischen und militärischen Einfluß besitzen. Als Richelieu diese Wünsche zurückwies, beschloß C., den Kardinal zu stürzen, zumal er wußte, daß der König diesen fürchtete, aber auch haßte. Er ging so weit, daß er durch den Parlamentsrat de Thou sich mit dem Herzog Gaston von Orléans, Bruder des Königs, zur Ermordung Richelieus verband. Zugleich wurde mit Spanien unterhandelt und mit diesem 1642 ein verräterisches Bündnis abgeschlossen. Indessen wurde das Komplott entdeckt und C. 14. Juni 1642 zugleich mit dem Herzog von Bouillon und seinem Freunde de Thou in Narbonne verhaftet. C. leugnete anfangs alles, aber die Zeugnisse Orléans', welcher dadurch sein Leben rettete, überwiesen ihn des Bündnisses mit dem Landesfeind. C. und de Thou wurden zum Tode durchs Schwert verurteilt und in Lyon hingerichtet. Der Herzog von Bouillon erhielt seine Freiheit erst nach Abtretung seiner unabhängigen Herrschaft Sedan wieder. Vgl. »Neuer Plutarch«, Bd. 4 (Leipz. 1843). A. de Vigny benutzte die Geschichte des C. zu seinem Roman »C., ou une conjuration sous Louis XIII«.

Cinquecento (ital., spr. tschinkwe-tschento, »fünfhundert«), in der Geschichte der ital. Kunst und Litteratur herkömmliche Bezeichnung des 16. Jahrh. und des Stiles, der sich während dieses Zeitraums durch die Wiederbelebung der Antike auf beiden Gebieten entwickelte (vgl. Renaissance). Daher Cinquecentisten, die Künstler und Schriftsteller des 16. Jahrh., vorzugsweise die Begründer und Meister dieses neuen Stiles, wie in den bildenden Künsten Bramante, Michelangelo, Raffael, Correggio, Tizian, Cellini ꝛc., in der Poesie Berni, Ariosto, Tasso, Machiavelli u. a.

Cinquefronde (spr. tschinkwe-), Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Kreis Palmi, am Golf von Gioja, mit Seidenraupenzucht und (1881) 4884 Einw.

Cinque Ports (spr. sink pōrts, »Fünfhäfen«), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüberliegenden Seehäfen: Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich, die gleichsam die Wiege der englischen Seemacht bilden, und zu denen später noch Winchelsea und Rye kamen, so daß es im ganzen sieben Fünfhäfen gibt. Sie wurden als die besten Verteidigungspunkte gegen Frankreich stark befestigt und gegen gewisse Leistungen mit großen Vorrechten begabt. Ein eigner Oberrichter, der den Titel Lord Warden of the Cinque Ports führte, zugleich Admiralitätsjurisdiktion ausübte und auf dem Schloß Walmer bei Deal (s. d.) förmlich Hof hielt, mußte über die Aufrechthaltung der Rechte dieser Orte wachen.

Jetzt sind die Häfen dieser Städte durch das Zurücktreten des Meeres größtenteils versandet, aber das Amt eines Lord Warden als Sinekure mit 1025 Pfd. Sterl. Gehalt besteht noch immer fort.

Cinthius, Geraldus, ital. Dichter, s. Giraldi.

Cinti, Stadt in Bolivia, s. Camargo 2).

Cinto, Monte (spr. tschinto), höchster Berg der Insel Corsica, im nordwestlichen Teil derselben (2710 m).

Cintra (spr. ßintra), Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Estremadura), 350 m ü. M., in reizender, klimatisch begünstigter Lage am nördlichen Abhang der Serra de C. (529 m), an der Eisenbahn Lissabon-Cacem-C., beliebter Sommeraufenthalt, hat ein zur Zeit der Maurenherrschaft erbautes Schloß (Sommerresidenz des königlichen Hauses), schöne Villen, Marmorbrüche, Weinbau und (1878) 4751 Einw. Auf steilem Felsen südlich von C. liegt das prächtige königliche Schloß Palacio da Penha (ehemals Hieronymitenkloster) mit herrlicher Aussicht und schönen Gartenanlagen, die auch die Ruinen eines maurischen Kastells einschließen. In der Nähe die Villen Cook (ehemaliges Kloster Monserrate), mit schönem Park, und Penha Verde, mit dem Grabmal des João de Castro, dann das 1560 gegründete Korkkloster (Capucho) Santa Cruz, dessen Zellen in den Felsen gehauen und mit Korkplatten belegt sind. Geschichtlich denkwürdig ist C. durch die Konvention von C. vom 30. Aug. 1808 zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot, der gemäß Portugal von den Franzosen geräumt wurde.

Cinxia (lat.), Beiname der Juno als Ehegöttin, welche gleichsam den Gürtel der Braut schürzt und löst.

Cinzio (spr. tschinßo), ital. Dichter, s. Giraldi.

Cione (spr. tschone), Andrea, Maler, s. Orcagna.

Ciotat, La (spr. ßjotá), Stadt im franz. Depart. Rhönemündungen, Arrond. Marseille, an der Bai von C. (oder von Lèques) des Mittelmeeres und der Eisenbahn Marseille-Nizza (mit Zweiglinie zur Stadt), hat einen Hafen, welcher vom Kap Bec de l'Aigle und der Ile Verte geschützt und mit zwei Dämmen und Leuchttürmen versehen ist (in denselben sind 1890: 198 beladene Schiffe mit 104,028 Ton. ein- und 453 beladene Schiffe mit 62,527 T. ausgelaufen), eine Schiffahrtsschule, Handelsgericht, eine große Schiffsbauanstalt der Messageries maritimes (3000 Arbeiter), Fischerei, Handel, ein Seebad, eine schöne Promenade und (1891) 10,474 Einw. — C. ist das von Marseille aus 160 v. Chr. gegründete Citharista Portus und wurde im 14. Jahrh. Stadt.

Cipaquira, Stadt in Kolumbien, s. Zipaquira.

Cipipamehl, soviel wie Tapiokamehl, s. Kassawa.

Cipolla (spr. tschi-), Carlo, Graf, ital. Historiker, geb. 26. Sept. 1854 in Verona, besuchte die Universität Padua, erwarb daselbst 1873 die Doktorwürde für Philosophie und 1874 für Geschichte und wurde 1882 Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Turin. Außer zahlreichen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, besonders über die Geschichte von Venedig und Asti, schrieb er unter anderm: »Storia delle signorie italiane dalla morte di Enrico VII alla discesa di Carlo VIII« (in Ballardis »Italia«, Mail. 1878 ff.); »Federico Barbarossa a Vaccaldo« (das. 1882); »Una congiura contro la repubblica di Venezia negli anni 1522—29« (Rom 1889). Auch gab er die ältern Veroneser Chroniken heraus: »Antiche Cronache Veronesi« (Venedig 1890).

Cipollino (ital., spr. tschi-), Zwiebelmarmor, durch schalige Absonderung ausgezeichneter Marmor.

Cippus (lat.), viereckige, ziemlich spitz zulaufende Säule mit Inschrift, diente bei den Alten als Grenzstein, Wegweiser und Grabdenkmal (als solches in der Regel auch mit Reliefs verziert; s. Tafel »Architektur IV«, Fig. 11); später soviel wie Opferstock.

Cipriani (spr. tschi-), 1) Giovanni Battista, ital. Maler, geb. 1727 in Florenz, gest. 14. Dez. 1785 in London, bildete sich in Rom aus. 1754 von Lord Tilney nach London eingeladen, wurde er hier eins der ersten Mitglieder der königlichen Akademie. Zu seinen größern Werken gehören die Deckengemälde in Queen's House zu Landsdown und in Melbourne (jetzt York) House. C. war ein oberflächlicher Maler, seine Figuren zeigen kein tiefes Verständnis der Form und sind nur auf den flüchtigen Schein mit heiterer Farbe und oberflächlichem Schönheitssinn gemalt. Die englischen Kupferstecher, namentlich Bartolozzi, beeiferten sich, seine süßlichen Zeichnungen wiederzugeben.

2) Amilcare, ital. Revolutionär, geb. 1845 in Rimini, desertierte aus dem Heer, beteiligte sich an Garibaldis Zug gegen Rom 1862, wurde nach dem Gefecht von Aspromonte zum Tode verurteilt, floh nach dem Orient, nahm am Aufstand in Kreta teil und folgte von da Flourens nach Paris, wo er während der Belagerung 1870/71 in einem Marschbataillon bei Champigny und Montretout kämpfte und sich dann der Kommune anschloß. Nach deren Unterdrückung wurde er wieder zum Tode verurteilt und zur Deportation nach Numea begnadigt, von wo er nach der Amnestie von 1879 nach Paris zurückkehrte. Wegen neuer Wühlereien und Widerstands gegen die Polizei wurde er aber 1880 ausgewiesen und begab sich 1881 nach Italien, wo er wegen revolutionärer Umtriebe bald verhaftet und zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. Darauf wurde er in Ravenna und Forli zum Deputierten gewählt; diese Wahlen wurden von der Kammer für ungültig erklärt, aber trotzdem mehrfach erneuert.

Cirage (franz., spr. ßiráseh'), Malerei in brauner Farbe auf braunem Grund, s. Kamaieu.

Circa (lat., »um, herum«, meist abgekürzt ca., circa), ungefähr, etwa, gegen (bei Zahlenangaben).

Circaëtus, der Schlangenbussard, s. Bussarde.

Circäisches Vorgebirge, s. Circeo, Monte.

Circars (spr. ßir-; Sirkars, genauer Sarkar, »Regierung«), in Vorderindien früher Name der obersten Regierungsgewalt, dann unter den Mohammedanern Bezeichnung für Bezirk, Provinz. »Nördliche C.« nannte man die heutigen Küstendistrikte: Kistna, Godaweri, Vizagapatam und Ganjam in der Präsidentschaft Madras, zwischen 16 und 20° nördl. Br., von zusammen 64,700 qkm (1175 QM.) mit 4,5 Mill. Einw. Die Franzosen erhielten das Land vom Nizam (s. d.) 1752 für geleistete militärische Hilfe; dann war es ein Zankapfel zwischen ihnen, den Engländern und dem Nizam, bis es 1768 ganz in britische Gewalt kam.

Circassienne (franz., spr. ßir-, Zirkaß), dünner, leichter Stoff, aus feinen Streichwollgarnen, auch mit Kette aus Baumwoll- oder Leinengarn nach Art des vierbindigen, beidrechten Köpers gewebt, der durch die leichte Wolldecke sehr deutlich hindurchschimmert. Das Zeug wird schwächer als Tuch gewalkt, einmal gerauht und wie das feinste Tuch mehrmals geschoren. Es dient zu Sommerröcken, Mänteln ꝛc. Halbwollene Circassiennes sind nicht wesentlich verschieden von Kassinetts.

Circător (auch Circuitor, lat.), s. Kloster.

Circe, s. Kirke.

Circenſiſche Spiele (Ludi circenses), die älteſten römiſchen Spiele, die als Pferde- und Wagenrennen ſchon in der Königszeit gefeiert wurden; aber auch ſpäter deutet ſich ihr hoher Rang darin an, daß man mit ihnen gerade gern ein Feſt ſchließen ließ. So war es beim Feſt der Ceres (19. April), des Apollon (13. Juli), der »großen Mutter« (10. April), der Flora (3. Mai), des Auguſtus (12. Okt.). Nur circenſiſch war das Marsfeſt (12. Mai). Im allgemeinen gewannen die circenſiſchen Spiele der Römer eine weit höhere Bedeutung als die Hippodromien der Griechen. Was ſie an religiöſer Bedeutung einbüßten, gewannen ſie reichlich an politiſcher: in den Zeiten der Republik ſuchten die höhern Magiſtrate durch ſie das ſouveräne Volk bei guter Laune zu erhalten. Dies überbieten der Kräfte brachte die im Zirkus vorgenommenen Spiele auf die Zahl von ſieben. Voraus ging dem Schauſpiel ſelbſt in der Regel ein Aufzug (pompa circensis) vom Kapitol aus mitten durch die Stadt zum Circus maximus. Der Beamte, welcher die Spiele veranſtaltete, eröffnete den Zug; es folgten die Götterbilder, auf prächtigen Wagen gefahren, oder kleinere Bildniſſe derſelben, auf den Schultern getragen; dann kamen die zum Wettkampf beſtimmten Roſſe, Wagen und Kämpfer, die Magiſtrate und Prieſter, endlich Opfertiere, Geräte ꝛc. Nachdem der Zug die Spina im Zirkus einigemal umſchritten, wurde ein Opfer gebracht, worauf die eigentlichen Spiele begannen. Unter jenen ſieben Arten ſtand das Pferde-, namentlich aber das Wagenrennen obenan. Gewöhnlich fuhren je vier Geſpanne in die Schranken (carceres) vor, wo ſie das Signal erwarteten. Jedes einzelne Rennen (missus) beſtand aus vier Geſpannen, von denen jedes durch eine beſondere Farbe, die weiße, rote, grüne oder blaue, ausgezeichnet war, deren jede unter den Zuſchauern ihre Partei hatte. Domitian fügte noch die goldene und purpurne hinzu, welche indes nicht lange beſtanden zu haben ſcheinen. Dieſe Faktionen erregten oft ſtürmiſche Auftritte, beſonders die Grünen und Blauen. Gewöhnlich wurden 24 Rennen nacheinander aufgeführt, bisweilen noch mehr. Die Renner, gewöhnlich von den beſten Raſſen, wurden zu keinen anderweitigen Verrichtungen gebraucht und lange zuvor eingeübt. Beſonders mußte das Roß der linken Seite, wegen der Wendung um die Meta, gut dreſſiert ſein, wie auch hier hauptſächlich die Kunſt des Wagenlenkers (auriga oder agitator, ſ. Abbildung) ſich zeigte. Die Stellung der Wagenlenker, welche in den erſten Zeiten nur Sklaven, nachher auch Freie aus niederm Stande waren, der Wagen und Pferde und von allem, was zur Ausſtattung der Spiele gehörte, wurde von Kapitaliſtengeſellſchaften übernommen, die eben dieſes zu ihrem Geſchäfte machten. Erſt ſpäter ward das Lenken des Wagens noble Paſſion, und ſelbſt Kaiſer, z. B. Nero, Domitian, Commodus, Caracalla, Heliogabal, traten als Wagenlenker auf. Jedes Rennen beſtand in ſieben Umläufen (ſ. Circus). Die Preiſe waren anfangs Palmenzweige und Kränze, ſpäter verwandelten ſie ſich in anſehnliche Geldbelohnungen. Überſtieg man die Zahl der 24 Rennen, ſo beſchränkte man die der Umläufe um die Meta auf fünf; bisweilen erhöhte man auch die Zahl der zu einem Miſſus nötigen Wagen. Auguſtus führte ſtatt des Zwei-, Drei- und Viergeſpannes das Sechsgeſpann ein; in der Folge kamen auch Geſpanne von Hirſchen und andern Tieren vor. Dem Wagen pflegte ein Reiter voranzuſprengen, genau gekleidet wie der Wagenlenker. Obgleich man unter circenſiſchen Spielen im engern Sinne nur das Pferde- und Wagenrennen zu verſtehen hat, ſo wurden doch auch andre Spiele im Zirkus veranſtaltet, namentlich gymnaſtiſche, wie Laufen, Ringen und Fauſtkampf; ferner eine Art Turnier (ludus Trojae), ein Scheingefecht zu Pferde; militäriſche Evolutionen und Manöver, von jungen Bürgern (je 60 und mehr gegeneinander) ausgeführt, ſchon zur Zeit der Puniſchen Kriege üblich und noch unter Hadrian beliebt; endlich die Sechsmännerſpiele beim Marsfeſt (ſeit Auguſtus), ausgeführt von den ſechs Turmen der Ritterſchaft. Dagegen wurden Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe, für welche das Amphitheater die Arena bot, nur ſelten und immer nur ausnahmsweiſe im Zirkus veranſtaltet. — Wie ſchon angedeutet, wandte das Volk jenen Wettkämpfen das regſte Intereſſe zu, und zur Zeit der Republik gewann mancher Ehrgeizige das ſouveräne Volk durch Spiele im Zirkus; in der Hand der Kaiſer vollends waren ſie ein Mittel, um die große Maſſe von aller Politik abzuziehen. »Duas tantum res anxius optat, panem et circenses!« (»Es verlangt nur nach zwei Dingen: nach Brot und circenſiſchen Spielen!«) grollt Juvenal (Sat. X, 81). Man eilte ſchon um Mitternacht nach dem Zirkus, um noch Freiplätze zu finden. Auch in den Provinzen fanden die circenſiſchen Spiele bald Eingang. So erbaten einſt die Trevirer, nachdem ihre Stadt zerſtört worden, vom Kaiſer nichts angelegentlicher als Zirkusſpiele, und zu Alexandria wie zu Antiochia in Syrien kam es zwiſchen den verſchiedenfarbigen Faktionen nicht ſelten zu blutigen Auftritten. Es erhielten ſich dieſe circenſiſchen Spiele noch lange nach der Kaiſerzeit, am längſten die Wagen- und Pferderennen; ja, noch 1204 ſah man dergleichen von den Venezianern nach der Eroberung Konſtantinopels in dem dortigen Hippodrom aufführen. Tier- und Menſchenhatzen ſcheinen, jedoch ohne die pompa circensis, noch in den Zeiten Theoderichs ſtattgefunden zu haben. Das ſiegende Chriſtentum machte dem Unweſen als öffentlicher Feſtfeier allmählich ein Ende. Die bildenden Künſte brachten Szenen aus den circenſiſchen Spielen auf die vielfachſte Weiſe zur Anſchauung, beſonders finden ſich Wagen- und Pferderennen häufig in Moſaiken, auf Reliefs, Lampen, geſchnittenen Steinen, Münzen ꝛc. Vgl. Marquardt-Mommſens »Handbuch der römiſchen Altertümer«, Bd. 3; Friedländer, Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms, Bd. 2, S. 295 ff. (6. Aufl., Leipz. 1889).

Wagenlenker (Statue, Rom).

Circēo, Monte (ſpr. tſchirtſch-, auch Promontorio Circeo oder Monte San Felice, im Altertum Circaeus mons, Circejum promontorium), Bergrücken und Vorgebirge an der Weſtküſte Italiens, am Tyrrheniſchen Meere, 18 km weſtlich von Terracina, am Südende der Pontiniſchen Sümpfe gelegen, die Homeriſche Inſel der Kirke (ſ. d.), 541 m ü. M., mit herrlicher Ausſicht. Der Bergrücken iſt mit ſüdlicher Vegetation bedeckt, trägt Wein, Feigen, Myrthen (die ſich von hier aus über Italien verbreiteten) und enthält Ruinen des alten Circeji. Am Strande befinden

ſich mehrere Grotten, darunter die »della Maga«. In einer Mulde am ſüdöſtlichen Abhange liegt das Dorf San Felice Circeo mit (1881) 1128 Einw.

Circeſium, Stadt, ſ. Kirkeſion.

Circitōres (auch Circuitores, lat.), bei den alten Römern die Wächter, im Militärweſen die Runde, ſpäter eine beſondere Abteilung von Reitern.

Circius, ſ. Miſtral.

Circleville (ſpr. ßörkelwil), Hauptſtadt der Grafſchaft Pickaway im nordamerikan. Staat Ohio, rechts am Scioto und am Ohio-Erielanal, 40 km ſüdlich von Columbus, Mittelpunkt einer reichen Ackerbaulandſchaft mit lebhaftem Getreidehandel und (1890) 6556 Einw.

Circuit (engl., ſpr. ßörkit; v. lat. circuitus, »Umkreis«), im engl. Gerichtsweſen die Rundreiſe, welche jeder Richter des Obergerichts (High Court of Justice) in Weſtminſter Hall viermal im Jahre zur Abhaltung von Geſchwornengerichten in den Grafſchaftshauptſtädten zu machen hat; dann Bezeichnung der (ſieben) Kreiſe, in welche England und Wales (Wales mit zwei Unterabteilungen) zerfällt, und in deren je einem die Rundreiſe von den Richtern abwechſelnd gemacht wird. Mit verſchiedenen Modifikationen iſt dieſe Einrichtung auch in mehreren Staaten Nordamerikas (z. B. Maſſachuſetts) eingeführt worden, und die Union ſelbſt iſt in neun Circuits eingeteilt, in deren jedem ein Richter des Obergerichts aus Waſhington und ein eignes Gericht (Circuit-Court) ihren Sitz haben. Vgl. Schuſter, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 5, 18 (Berl. 1887).

Circuitōres (lat.), früher zur Viſitation von Landgemeinden ausgeſandte Presbyter und Diakone. S. Circitores.

Circulaire (franz., ſpr. ßirkulär'), ſ. Zirkular.

Circulātor (lat.), Marktſchreier; in der katholiſchen Kirche derjenige Geiſtliche, welcher die Kirchen zu viſitieren hat, jetzt Kuraldekan; in der proteſtantiſchen Kirche ſoviel wie Kircheninſpektor.

Circŭlus (lat.), Kreis; c. aequinoctialis, Äquator; c. horarius, Stundenkreis, c. meridionalis, Mittagskreis; c. parallelus, Parallel-, Breitenkreis; c. polaris, Polarkreis (c. arcticus, nördlicher, c. antarcticus, ſüdlicher); c. tropicus, Wendekreis; c. in demonstrando, probando, c. vitiosus, Kreis-, Zirkelſchluß oder -Beweis.

Circum . . ., ſ. Zirkum . . .

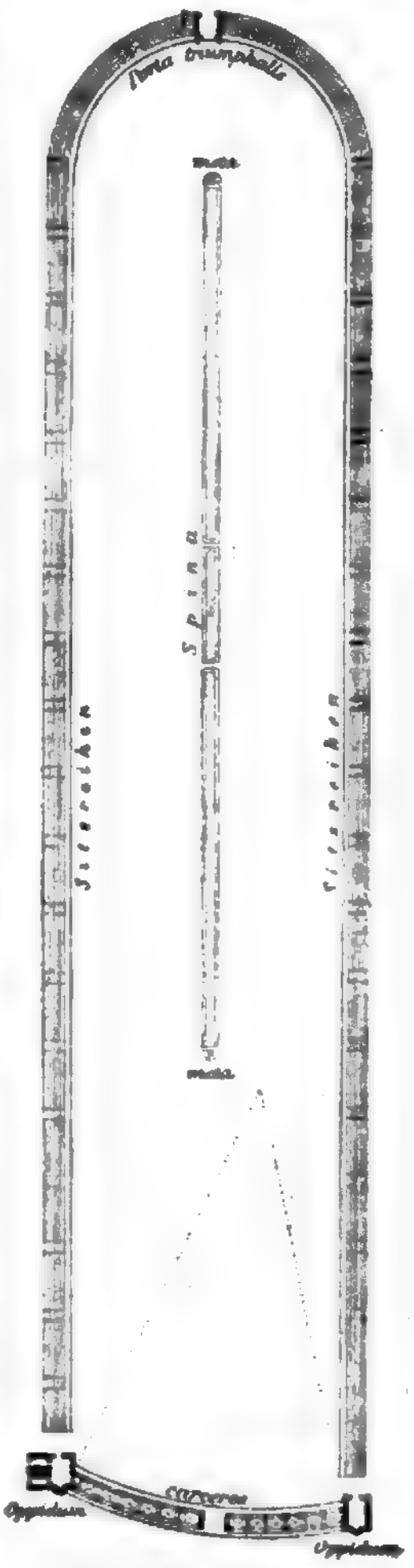
Circumcellio (lat.), Landſtreicher; Bettelmönch.

Circumcisio (lat.), die Beſchneidung (ſ. d.). Circumcisionis festum, Feſt der Beſchneidung Chriſti; circumcisi, Beſchnittene.

Circumstantia (lat.), ſ. Zirkumſtanz.

Circus, Feldweih, ſ. Weihen; Circinae (Feldweihen), Unterfamilie der Falken, ſ. Raubvögel.

Circus (lat., Zirkus), Kampfſpielplatz im alten Rom, urſprünglich für Roß- und Wagenrennen, ſpäter für alle Arten der circenſiſchen Spiele (ſ. d.) beſtimmt. Unter den erſten Königen mag das Marsfeld (ſ. d.) dieſen Zwecken gedient haben; der Sage nach erbaute Tarquinius Priscus in der Thalmulde zwiſchen dem Palatin und Aventin aus der im Kriege mit den Latinern gewonnenen Beute den ſpäter ſo berühmten C. maximus. Die Arena desſelben hatte nach dem von Cäſar beendeten Ausbau eine Länge von 640 m bei einer Breite von 130 m; Arkaden in drei Stockwerken ſchloſſen ſie ein, in deren Innern ſich die Sitzreihen amphitheatraliſch erhoben. Die unterſte, ſteinerne Reihe (podium) war für die Senatoren beſtimmt, unter denen auch die kaiſerliche Familie ſpäter ihre Logen hatte, die nächſt höhere für die Ritter, die übrigen für den dritten Stand. Die Zahl der Plätze war zu verſchiedenen Zeiten verſchieden und wurde wiederholt durch Umbauten erhöht. Sie belief ſich zu Cäſars Zeit auf 150,000, unter Titus wird ſie zu 250,000 angegeben, im 4. Jahrh. war ſie auf 385,000 geſtiegen. Die äußere Einfaſſung des C. bildete eine Säulenhalle mit einer hinreichenden Zahl von Treppen und Zugängen; hier befanden ſich auch zahlreiche Verkaufsbuden. Das ganze überaus reich ausgeſtattete Gebäude war unbedeckt, doch konnten die Zuſchauer durch übergeſpannte Tücher vor der Sonnenglut geſchützt werden. An beiden Enden der Rennbahn waren, um die Richtung des Laufes zu beſtimmen, je drei Kegelſäulen (metae) aufgeſtellt; eine niedrige Mauer (spina), mit einem (ſpäter zwei) noch heute erhaltenen Obelisken (ſeit 1588 auf dem Platz vor dem Laterranpalaſt ſtehend), Säulen u. Götterbildern geſchmückt, verband dieſelben. Hier befanden ſich auch auf zwei Gerüſten je ſieben Delphine oder ſieben Eier, von denen nach jedem gemachten Umlauf eins weggenommen wurde, um die Zuſchauer über den Stand des Kampfes zu orientieren. Neben dem Haupteingang an der einen Schmalſeite lagen die rechts u. links von einem Turm (oppidum) flankierten Schuppen (carceres), die je ein Viergeſpann, mit dem gefahren wurde, aufnahmen, und deren Gatterflügel gleichzeitig nach dem C. hin geöffnet werden konnten. Am entgegengeſetzten Ende befand ſich die porta triumphalis, durch welche der triumphierende Feldherr bei ſeinem Zug nach der Stadt in den C. einfuhr. Nach dem Muſter dieſes älteſten und berühmteſten C. wurden in Rom wie anderwärts ſpäter noch andre gebaut, und zuletzt war keine größere Stadt des Reiches ohne einen ſolchen. Um 220 v. Chr. entſtand im Weſten des Kapitols der C. des Flami-



Circus zu Bovillä (Italien).

nius, den Augustus einst mit Wasser füllen ließ und zum Schauplatz einer Krokodilsjagd machte. Der C. des Nero (auch C. des Caligula und vatikanischer C. genannt), von Caligula begonnen, von Nero vollendet, ist besonders durch die von Nero dort gegen die Christen verübten Grausamkeiten bekannt. Der einzige römische C., der noch heute leidlich erhalten ist, ist der, welcher nach dem römischen Kaiser Caracalla den Namen führt, indes erst ein Jahrhundert später von Romulus, dem Sohn des Maxentius, erbaut worden ist; er liegt außerhalb der ehemaligen Porta Capena (jetzt Porta San Sebastiano). Sein Obelisk schmückt seit 1651 die Piazza Navona. Hier waren die acht Carceres samt dem in ihrer Mitte befindlichen Eingang in einer schrägen Linie angelegt, deren linkes Ende sich am weitesten in den C. hinein erstreckte. Da der Lauf der Wagen stets rechts herum geschah, so suchte man so die hierdurch entstehende Benachteiligung der am weitesten nach links postierten Gespanne wieder gut zu machen. Dieselbe Eigentümlichkeit zeigt auch der 1823 in den Ruinen des alten Bovillä am Fuß des Albanergebirges an der Appischen Straße aufgedeckte C. (vgl. den Grundriß, S. 186); derselbe ist zwar klein, zeigt aber die wesentlichsten Bestandteile der ganzen Anlage vortrefflich erhalten. — Der ausgezeichnetste C. der Neuzeit ist der Cirque olympique in den Elysäischen Feldern zu Paris, von Hittorf errichtet, mit Raum für 6000 Personen. Neben ihm besteht der Hippodrom, der ausschließlich zur Aufführung großer Reitergefechte, militärischer Episoden u. dgl. bestimmt ist. In Spanien hat jede ansehnlichere Provinzialstadt dergleichen Bauten für Stiergefechte; doch sind dieselben, selbst der große C. zu Madrid, der 12,000 Zuschauer faßt, in architektonischer Beziehung ohne Bedeutung.

Cirencester (spr. ßißißter oder ßißiter), Stadt in Gloucestershire (England), in den Cotswoldhügeln, am Churn (Quellfluß der Themse), hat eine prächtige Kirche aus dem 15. Jahrh. (St. John's), ein Altertumsmuseum, Manufaktur von Tuch, Teppichen und Messern, lebhaften Handel mit Wolle und Korn und (1891) 7441 Einw. Dabei Oakley Park, Landsitz des Lord Bathurst, und eine landwirtschaftliche Akademie. C. ist das römische Corinium oder Durocornovium.

Cirey (spr. ßirä), 1) Flecken im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrond. Lunéville, nahe der Quelle der Vezouse, an der Ostbahn, mit altem Schloß, Ruinen einer Cistercienerabtei (von 1146), Eisenminen, bedeutender, der Gesellschaft St.-Gobain gehöriger Spiegelmanufaktur, Papierfabrikation, Holzhandel und (1891) 2200 Einw. — 2) C.-sur-Blaise, Dorf im franz. Depart. Obermarne, Arrond. Vassy, an der Blaise, hat ein Schloß, in welchem sich Voltaire 1738—49 bei der Marquise von Châtelet aufhielt, einen Hochofen und (1891) 396 Einw.

Ciriaco de' Pizzicolli (spr. tschi-), ital. Altertumsforscher, geb. um 1391 in Ancona, gest. 1450 in Cremona, wurde in siebenjähriger Lehrzeit zum Kaufmann ausgebildet, war aber von einer so unbändigen Lust, die Fernen der Welt zu sehen, beseelt, daß sein Beruf, wie tüchtig er auch in demselben war, nur als Mittel für seine Forschungsreisen erscheint. Während er nach größern Reisen als Unterschreiber nach Ägypten und 1418 als Oberschreiber nach Byzanz die oberste Kassenverwaltung in Ancona bei der Reparatur des Hafens führte, lernte er an Vergil Latein, und es erwachte in ihm der Wunsch, die Denkmäler des Altertums aufzusuchen und zu erforschen. Im Dezember 1424 begab er sich zu diesem Zweck auf 40 Tage nach Rom. 1425 ging er über Byzanz, wo er schnell etwas von den Anfangsgründen des Griechischen lernte, nach Chios, Rhodos, Beirut, Damaskus, erwarb im cyprischen Leukosia eine alte Ilias, die nun sein vornehmster Lehrmeister im Griechischen wurde, und kehrte über Rhodos, Halikarnaß, Adrianopel, Kyzikos, Smyrna zurück. Wahrscheinlich 1434 unternahm er seine zweite Reise nach Ägypten, auf der er über Alexandria nach Saïs, Memphis und zu den Pyramiden kam. Seit dem Herbst 1435 besuchte er die Ostküste des Adriatischen Meeres von Dalmatien bis zu den Küsten des Korinthischen Busens sowie Athen. 1437 setzte er von Apulien nach dem Peloponnes über. Seit April 1442 finden wir ihn etwa 5 Jahre lang an den Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres, in Griechenland, Makedonien, Thrakien. Dabei durchwanderte er in den Zwischenzeiten alle Teile Italiens. Durchaus Autodidakt, ohne regelrechte Ausbildung, macht er zwar oft genug den Eindruck eines Dilettanten und prahlt mit seinen antiquarischen Schätzen und Fetzen klassischer Gelehrsamkeit. Doch indem er überall die unbeweglichen Monumente und Trümmer maß, zeichnete und beschrieb, alte Münzen, Bronzen, Gemmen, Bücher, Statuen, Kunstgeräte und Merkwürdigkeiten aller Art kaufte und sammelte, hat er die Kenntnis des Altertums unendlich bereichert. Insbesondere hat er um die Kenntnis griechischer und lateinischer Inschriften bleibende Verdienste. Leider sind die »Antiquarum rerum commentaria«, eine bunte Mischung von Tagebuchblättern und Notizen, Abrissen und Zeichnungen, Inschriften und Münzlegenden, Versen und Briefen, kleinen Abhandlungen ꝛc., in Ancona verzettelt worden.

Cirié (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Eisenbahn Turin-Lanzo, hat eine gotische Kirche (von 1250), einen Palast Doria mit Park, bedeutende Seidenspinnereien, Band-, Posamenten- und Papierfabriken, Gerbereien und (1881) 2865 (als Gemeinde 5049) Einw.

Ciris, Titel eines latein. Gedichts, welches die Geschichte von dem Verrat der megarischen Königstochter Scylla an ihrem Vater Nisus und ihrer Verwandlung in den Vogel C., eine Art Möwe, behandelt. Es wurde im Altertum fälschlich dem Vergil zugeschrieben (außer in den Ausgaben des Vergil hrsg. von Bährens in »Poetae lat. minores«, Bd. 2, Leipz. 1880; übersetzt von Karl, Würzb. 1853).

Cirkassier, Volk, soviel wie Tscherkessen (s. d.).

Cirkel und Zusammensetzungen, s. Zirkel.

Cirknica, s. Zirknitz.

Cirksena, Fürstengeschlecht, s. Ostfriesland.

Cirkulär, Cirkulation, Cirkum..., s. Zirkular ꝛc.

Cirò (spr. tschi-), Flecken in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Cotrone, 5 km vom Jonischen Meer gelegen, Station der Eisenbahn Metaponto-Reggio, hat (1881) 3694 (als Gemeinde 6002) Einw., welche Seidenspinnerei und Sardellenfang treiben. Der Ort litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirpan (spr. tschir-, Tschirpan), Stadt in Bulgarien (Ostrumelien), Kreis Stara Zagora, östlich von Philippopel an der nach Sliwen führenden Straße, mit (1888) 11,024 Einw.

Cirrhōsis (griech.), eine durch Vermehrung der Bindegewebselemente auf Kosten der eigentlichen funktionellen elementaren Bestandteile drüsiger Organe ꝛc. verursachte Verhärtung und Schrumpfung der Organe;

die C. kommt besonders in Leber, Nieren und Lunge vor (s. Leberkrankheiten ꝛc.).

Cirriform (lat.), rankenförmig, rankig.

Cirripēden (Cirripedier), s. Rankenfüßer.

Cirrocumŭlus (lat.), die federige Haufenwolke; Cirrostrātus, die federige Schichtwolke; s. Wolken.

Cirrus (lat., »Locke«), in der Botanik soviel wie Ranke (s. d.); in der Zoologie ein rankenähnliches Organ bei niedern Tieren, z. B. die Gliedmaßen bei den Rankenfüßern (s. d.), gewisse Anhänge am Kopf und Leib von Borstenwürmern ꝛc. In der von Howard aufgestellten Einteilung der verschiedenen Wolkenformen die Federwolke, s. Wolken.

Cirsium *Tournef.* (Kratzdistel), Gattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde oder zweijährige Kräuter in allen Teilen der Erde, besonders in dem gemäßigten Europa und Asien, von den echten Disteln (Carduus) durch die federigen Samenkronen unterschieden, mit herablaufenden, meist dornigen Blättern und roten oder blaßgelben Blüten. Etwa 150 Arten der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt. Von C. oleraceum *Scop.* (Kohldistel), bis 1,5 m hoch, mit stechend gewimperten, fiederspaltigen Blättern und gelblichweißen Blüten, auf nassen Wiesen und an Gräbern in Europa und Sibirien, werden die jungen Blätter als Gemüse genossen. C. arvense *Scop.* (Ackerdistel, Haferdistel), mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und rispenartigen roten Blüten, wächst in Europa, Asien und Amerika als lästiges Unkraut im Getreide, liefert in den Samenkronen Polstermaterial und gibt jung vortreffliches Viehfutter ab. C. palustre *Scop.* (Sumpfdistel), mit ganz herablaufenden, doppelt-fiederspaltigen Blättern, rispig gruppierten, am Ende der Zweige gehäuften purpurroten Blüten u. purpurrotem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa, gilt wie C. oleraceum als gutes Milchfutter und wird auch jung als Gemüse genossen. Von C. lanceolatum *Scop.* (Wegdistel), mit rauhen, zweimal fiederspaltigen Blättern und purpurroten oder weißen Blüten, in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. Von C. eriophorum *Scop.*, einem zweijährigen Gewächs auf Gebirgen in Südeuropa, auch in Deutschland, mit 1—1,5 m hohem Stengel, lebhaft grünen, zottigen, unterseits weißlichfilzigen Blättern mit langstachligen Lappen, großen purpurroten Blüten, sind die jungen Triebe und der unentfaltete Blütenboden genießbar, auch kultiviert man diese Art als Zierpflanze.

Cirsocēle (griech.), s. Krampfaderbruch.

Cirsomphălus, durch krampfaderartige Anschwellung der Venen um den Nabel herum gebildete Wulst (Medusenhaupt), entsteht bei Stauung im Pfortaderkreislauf, indem das Blut andre als die gewöhnlichen Abflußwege sucht.

Cirta (»Stadt«), Stadt im Gebiet der Massylier in Numidien, Residenz des Micipsa, der es durch Zuziehung griechischer Kolonisten erweiterte, und seiner Nachfolger, wurde von Kaiser Konstantin wiederhergestellt und ihm zu Ehren Constantina umgetauft; das heutige Konstantine (s. d.) in Algerien.

Cis (lat., »diesseit«) wird häufig Namen von Meeren, Flüssen, Bergen vorgesetzt, z. B. cisrhenanisch, diesseit des Rheins; cisalpinisch, diesseit der Alpen; cisleithanisch, diesseit der Leitha. Gegensatz trans.

Cis (ital. Do diesi, franz. Ut dièse, engl. E sharp), das durch ♯ erhöhte C.

Cisa, eine alemannische Göttin, die nach mittelalterlicher Tradition in Augsburg (Cisāris) und Umgegend verehrt worden sein soll. Die Echtheit der Überlieferung ist jedoch angefochten.

Cisa, La (spr. tschisa), 1041 m hoher Paß des Etruskischen Apennin, über welchen die Straße von Parma nach Spezia geht (die Eisenbahn wird weiter westlich vom Tarothal aus über den Apennin geführt).

Cisalien (franz. cisailles), zerschnittene oder abgeführte Münzen, wohl auch Münzen mit verdorbenem Gepräge.

Cisalpīnisch, Name der Länder, welche für die Römer diesseit der Alpen lagen.

Cisalpinische Gerichtsordnung (Lex Rubria de Gallia cisalpina), die Prozeßordnung für das 49 n. Chr. dem römischen Reich einverleibte Gallien, existiert nur in einem Bruchstück auf einer 1760 in den Ruinen von Velleja aufgefundenen ehernen Tafel, welche gegenwärtig im Museum zu Parma aufbewahrt wird. Vgl. F. Ritschl, Legis Rubriae pars superstes (Berl. 1851); Mommsen, Corpus inscriptionum latinarum, Bd. 1, S. 118 (das. 1863—84).

Cisalpinische Republik, der im Sommer 1797 vom General Bonaparte aus der Cis- und Transpadanischen Republik (s. d.) gebildete, nach dem Muster der französischen Republik organisierte und von Österreich im Frieden von Campo Formio anerkannte italienische Staat, umfaßte die Lombardei mit Mantua, Bergamo, Brescia und Cremona, Verona und Rovigo, das Herzogtum Modena, die Fürstentümer Massa und Carrara und die Legationen Bologna, Ferrara und Mesola nebst der Romagna und Teilen des Herzogtums Parma, seit dem 22. Okt. d. J. auch noch das Veltlin mit Bormio und Chiavenna vom schweizerischen Kanton Graubünden, im ganzen einen Flächenraum von 43,000 qkm (771 QM.) mit 3½ Mill. Einw. Sitz des Direktoriums von 5 Mitgliedern und der Gesetzgebenden Versammlungen, eines Rates der Alten von 80 und eines Großen Rates von 160 Mitgliedern, war Mailand. Durch ein Schutzbündnis und einen Handelsvertrag war die C. R. eng mit Frankreich verbunden, dessen Truppen das Land besetzt hielten. Bonaparte ernannte die ersten Direktoren. Im Mai 1799 durch die Siege der Russen und Österreicher aufgelöst, von Bonaparte 1800 nach seinem Siege bei Marengo wiederhergestellt, erhielt die C. R. eine neue Verfassung, indem ein Rat von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde von 9 Mitgliedern unter einem Präsidenten als oberstem Magistrat eingesetzt wurden. Seit dem 6. Sept. d. J. durch Hinzufügung piemontesischer Gebietsteile vergrößert, ward sie im Lüneviller Frieden von Österreich aufs neue anerkannt, nahm 25. Jan. 1802 den Namen Italienische Republik an und wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten, der seinerseits Francesco Melzi zum Vizepräsidenten ernannte. Am 15. Febr. 1802 erhielt die Republik abermals eine neue Verfassung, verwandelte sich aber schon nach 3 Jahren in eine Monarchie, das Königreich Italien, dessen Krone Napoleon 17. März 1805 annahm und sich 26. April in Mailand aufs Haupt setzte.

Cisalpinisches Gallien, s. Gallien.

Ciselieren, s. Ziselieren.

Cisio-Janus, die vor Einführung unsrer heutigen Kalender üblichen lateinischen Verse, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Da man früher das Datum meist nach Festen und besonders Heiligentagen zu bestimmen

pflegte, ſo hatte man die wichtigern derſelben in jedem Monat in eine Art lateiniſcher Hexameter gebracht, aus denen ſich ihr Tag leicht erkennen ließ. Man ordnete nämlich in je zwei Hexametern die Namen der wichtigſten Feſte und Heiligen ſo, daß jede Silbe der beiden Verſe einen Tag bezeichnete und der Name ſelbſt mit derjenigen Silbe begann, welche die Tagezählung des Monats erforderte. So bedeutete das Wort Cisio ſoviel wie Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigte, daß dieſes Feſt auf den 1. Januar falle. Bei Verdeutſchungen benutzte man Reimverſe, in welchen die einzelnen Worte, ja die einzelnen Verſe den Tagen entſprachen. Noch im Anfang des 17. Jahrh. findet man den Namen eines Kalenderheiligen ſtatt des Datums in Urkunden angegeben, und bis dahin wurde auch der C. in den Schulen auswendig gelernt. Obgleich Ph. Melanchthon demſelben mehr Geſchmack zu geben verſucht hatte, ſo legte man doch den ältern C. wegen der größern Heiligenzahl immer von neuem auf. So erſchienen: »Lucae Losii C., h. e. Calendarium syllabicum« (Wittenb. 1551) und »Chytraei Chronologia« (Helmſt. 1586, Roſtock 1592). Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde der C. vom Kalender verdrängt. Der poetiſch wertvollſte C. iſt »Das heilige Namenbuch« von Konrad Dankrotzheim (1435; hrsg. von Pickel, Straßb. 1878).

Cisium (lat.), bei den alten Römern ein leichter, zweiräderiger, unbedeckter Wagen zu ſchnellen Reiſen.

Ciskaukaſien, der nördlich von der Hauptkette des Kaukaſus gelegene Teil von Kaukaſien (ſ. d.), im Gegenſatz zu Transkaukaſien, umfaßt das jetzige Gouvernement Stawropol nebſt den Gebieten Kuban, Terek und Dagheſtan.

Cisleithanien (das Staatsgebiet diesſeit der Leitha), im Gegenſatz zu Transleithanien (den »Ländern der ungariſchen Krone«) gebräuchliche (nicht offizielle) Bezeichnung der im öſterreichiſchen Reichsrat vertretenen Länder der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, umfaßt außer den früher zum Deutſchen Bund gehörigen Kronländern (Öſterreich unter und ob der Enns, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, öſterreichiſch-illyriſches Küſtenland, Tirol mit Vorarlberg, Böhmen, Mähren und Schleſien) noch Galizien, die Bukowina und Dalmatien, insgeſamt 300,026 qkm (5449 QM.) mit (1890) 23,895,413 Einw. (ſ. Öſterreich).

Cismar (ehedem Cycismore), Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Oldenburg, unweit der Oſtſee an dem jetzt ausgetrockneten Kloterſee, hat eine Oberförſterei (in Kattenberg), ein Strandamt, ein ehemaliges Ciſterzienſerkloſter, das 1231 von Lübeck aus gegründet und im 16. Jahrh. aufgehoben wurde, und 516 Einw.

Cispadāniſch, in Bezug auf Rom diesſeit des [Padus (Po).

Cispadaniſche Republik, der nach dem ſiegreichen Feldzug von 1796 vom General Bonaparte diesſeit des Po (von Italien aus, alſo ſüdlich desſelben) gebildete Staat, der, anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna beſtehend und, von der Transpadaniſchen Schweſterrepublik durch den Po getrennt, ganz nach dem Muſter der Republik Frankreich konſtituiert ward, aber ſchon 1797 wie jene in der Cisalpiniſchen Republik (ſ. d.) aufging.

Cispadaniſches Gallien, ſ. Gallien.

Cisrhenānisch, diesſeit des Rheins (liegend).

Cisrhenaniſche Republik, ein Staat, der ſich, als 1797 infolge der Operationen der franzöſiſchen Armee auf dem linken Rheinufer die deutſchen Regierungen aufgelöſt wurden, aus den Städten Köln, Bonn und Aachen gebildet hatte und unter den Schutz der franzöſiſchen Republik geſtellt werden ſollte, deſſen Organiſation aber nicht zu ſtande kam, da im Frieden zu Campo Formio Öſterreich laut eines geheimen Artikels in die Abtretung des linken Rheinufers an die franzöſiſche Republik willigte.

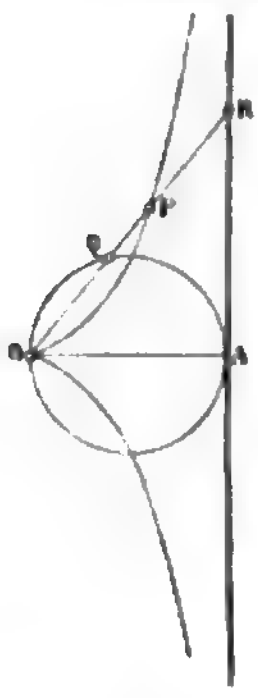
Cissampĕlos *L.*, Gattung aus der Familie der Menispermaceen, krautige oder holzige Schlingpflanzen mit unſcheinbaren, diöziſchen, in Trauben oder Doldentrauben ſtehenden Blüten und faſt kugeliger Steinfrucht. 18 tropiſche Arten, meiſt in Amerika und Afrika. C. Pareira *L.*, Schlingſtrauch in Weſtindien, Mexiko und Indien, mit rundlichen, ſamtartig behaarten Blättern und rundlichen roten Beeren. Dieſe Pflanze galt lange als Stammpflanze der Grieswurzel (Radix Pareirae), welche indes von Chondodendron tomentosum ſtammt. Wie dieſe, enthalten auch die Wurzeln von C. Pareira (falſche Grieswurzel) Peloſin.

Cis-Satledſchſtaaten (Cis-Sutlej-Hill-States), 20 kleine Fürſtentümer im weſtlichen Himalaja, am linken Ufer des Satledſch, zum Regbez. Ambala der britiſch-ind. Provinz Pandſchab gehörig, 17,050 qkm (309 QM.) groß mit (1891) 494,334 Einw. Das bedeutendſte Fürſtentum (Sirmur oder Nahan) hat 124,134, das kleinſte (Darkuli) nur 595 Einw.

Ciſſey (ſpr. ſiſſä), Erneſt Louis Octave Courtot de, franz. General, geb. 23. Dez. 1810 in Paris aus einer adligen Familie der Bourgogne, geſt. 15. Juni 1882, diente mehrere Jahre in Afrika mit Auszeichnung, nahm an der Eroberung von Konſtantine, dem Sieg von Isly und andern Unternehmungen teil, machte dann den Krimkrieg mit und wurde wegen ſeines tapfern Verhaltens in der Schlacht von Inkſerman 1854 zum Brigadegeneral ernannt. Bei Ausbruch des Krieges von 1870 Diviſionsgeneral, wurde er dem 4. Armeekorps (Ladmirault) als Befehlshaber der 1. Diviſion zugeteilt. In dieſer Stellung nahm er an den Kämpfen vor Metz 14., 16. und 18. Aug. und an der Schlacht von Roiſſeville teil und drängte vergeblich zu Durchbruchsverſuchen. Er führte darauf 25. und 26. Okt. mit dem preußiſchen General v. Stiehle im Schloß Frescaty die Verhandlungen über die Kapitulation von Metz, infolge deren er als Kriegsgefangener nach Deutſchland kam. Nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien kehrte er nach Frankreich zurück, trat in die unter Mac Mahon ſtehende Verſailler Armee, welche den Aufſtand der Kommune zu bekämpfen hatte, leitete die Angriffe auf die Südſeite von Paris, drang 22. Mai 1871 in die Stadt ein und bemächtigte ſich des ganzen linken Seineufers. Am 8. Febr. zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt, wurde er 6. Juni zum Kriegsminiſter ernannt und arbeitete aufs eifrigſte an der Reorganiſation der Armee. Als Thiers abdankte, trat C. 24. Mai 1873 ebenfalls zurück und wurde zum Kommandeur des 9. Korps in Tours ernannt. Am 22. Mai 1874, nach dem Sturz des Miniſteriums Broglie, übernahm C. die Vizepräſidentſchaft des Konſeils und das Kriegsminiſterium. Erſtere trat er im März 1875 an Buffet ab, blieb aber Kriegsminiſter bis zum 16. Aug. 1876, um die Heeresorganiſation durchzuführen. 1876 wurde er in den Senat gewählt und 1878 zum Kommandeur des 11. Armeekorps in Nantes ernannt. 1880 ward er durch einen Preßprozeß, der ſeine intimen Beziehungen zu einer Abenteurerin, v. Kaulla, enthüllte, arg bloßgeſtellt, wenn-

gleich ihm keine wirklichen Pflichtverletzungen bewiesen werden konnten, und seines Kommandos enthoben.

Cissoide (griech., »die Epheuähnliche«), eine ebene Kurve dritter Ordnung, von der man beliebige Punkte P (s. Figur) erhält, wenn man über einem Durchmesser OA einen Kreis konstruiert, in A eine Tangente an letztern legt, von O aus eine willkürliche Gerade zieht und OP gleich dem Stück QR dieser Geraden macht, das zwischen ihrem zweiten Schnittpunkt Q mit dem Kreis und der Tangente liegt. Die C. ist symmetrisch zu OA, hat in O eine Spitze, kehrt sowohl OA als der Tangente die erhabene Seite zu u. nähert sich beiderseits asymptotisch der Kreistangente. Sie ist von dem griechischen Geometer Diokles zur Lösung des Delischen Problems erfunden worden.



Cissoide.

Cissus *L.* (Klimme), Gattung aus der Familie der Ampelidaceen, kletternde Sträucher mit wechselständigen Blättern, den Blättern gegenüberstehenden Wickelranken, blattwinkelständigen, unscheinbaren Blüten und kleinen, ein- bis viersamigen Beeren. Mehrere Arten treten in den Wäldern der Tropen als Lianen auf, und einige werden wegen der Schönheit ihrer Blätter kultiviert. C. antarctica *Vent.*, aus Neuholland, mit rostfarbigen, weichhaarigen Ästen und Blattstielen, großen, eirunden, fast herzförmigen, gesägten, glänzend dunkelgrünen Blättern, ist eine sehr empfehlenswerte Zierpflanze für nicht zu warme Zimmer, in welchen sie sich so gut hält wie Epheu. Aus ihren Beeren wird im südlichen Australien der sogen. Känguruhwein bereitet. C. discolor *Blume* (s. Tafel »Blattpflanzen II«), von Java, mit dunkelroten Ästen, rosenroten Ranken, 13—16 cm langen, länglich herzförmigen, sägezahnigen, prachtvoll sammtartig dunkelgrün, violett purpurrot und weißlich gezeichneten Blättern, ist eine Zierde feuchter Warmhäuser und hält sich über Sommer auch im Zimmer, geht aber im Winter ein und muß im Frühjahr neu angetrieben werden.

Cista (lat., griech. kistē, davon unsre »Kiste«), eine Art runder Kästchen, die zu den verschiedensten Zwecken verwendet wurden. Die C. mystica war aus Weidenruten geflochten und enthielt die bei Festen des Bakchos und der Demeter gebrauchten heiligen Geräte; sie wird auf Kunstdenkmälern, z. B. auf Münzen, besonders kleinasiatischen (s. Cistophoren), Thonreliefs, auch an der Neapeler Kolossalgruppe des Farnesischen Stiers, in der Regel halbgeöffnet dargestellt, so daß die heilige Schlange aus ihr herausschlüpfen kann. Ferner bezeichnet man als Cisten die kleinen, cylindrischen Bronzekästchen, welche in Etrurien, besonders in Präneste, für den Hausgebrauch, zur Aufbewahrung der Toilettenartikel, gearbeitet wurden, und deren Seitenflächen gewöhnlich mit eingravierten Figuren geschmückt sind, während auf dem Deckel sich kleine Bronzefiguren aufgelötet finden. Die bedeutendste Sammlung solcher Cisten enthält die Barberinische Bibliothek in Rom. Berühmt ist besonders die sogen. Ficoronische C. (s. d.) in Rom. Andre Bestimmung hatten die etruskischen, aus Thon gefertigten, vierseitigen Aschencisten, welche die Asche der Verstorbenen enthielten und daher auf den Totenkult bezügliche Reliefdarstellungen, häufig auch Szenen aus dem trojischen Sagenkreis zeigen. Sie sind zusammengestellt von H. Brunn in dem Werk: »I rilievi delle urne etrusche« (Rom 1870).

Cistaceen (Cistusgewächse), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher mit ganzen Blättern und meist ansehnlichen, bunten Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf in der Knospenlage gedrehten Blumenblättern, zahlreichen Staubblättern und einem drei- bis fünfzähligen, in der Regel einfächerigen Ovar mit wandständigen Placenten bestehen. Von den ca. 160 Arten dieser Familie gehören die meisten den Ländern um das Mittelländische Meer, wenige Nordamerika, noch weniger dem mittlern Europa an. Verschiedene Cistus-Arten liefern das Ladanumharz.

Cistenröschen, s. Cistus.

Cistensänger (Cisticola *Less.*), Gattung aus der Familie der Timalien, Vögel mit kurzem, zartem, leicht gebogenem Schnabel, langläufigen, großzehigen Füßen, kurzen, gerundeten Flügeln und wenig gerundetem, kurzem Schwanz. Etwa 30 Arten in der afrikanischen und orientalischen Region bis Australien. Der C. (C. schoenicola *Bp.*), 11 cm lang, oberseits braun, dunkler gefleckt, auf dem Kopf gestreift, an Nacken, Kehle und Unterleib weiß, an Brust und Seiten rostgelb, an den Schwingen grauschwarz, die Schwanzfedern am Ende weiß gerandet, lebt in Südeuropa, Nordafrika, auch in Asien und nährt sich von Insekten und kleinen Schnecken. Sein Nest steht im Gras und Binsenbusch auf Blättern und Halmen, gleicht einem eiförmigen Beutel und ist von Blättern umgeben, die durch Spinnewebfäden zusammen- und an die Umgebung angenäht werden. Im obern Drittel des Nestes ist das runde Eingangsloch. Die Eier sind einfarbig blau oder gefleckt, das Weibchen brütet, während das Männchen noch am Nest baut.

Cistercienser (Orden von Citeaux), Mönchsorden, gestiftet von dem Benediktinerabt Robert aus der Champagne, der nach verschiedenen Versuchen einer Reformation des verweltlichten Klosterlebens zuerst in dem Walde von Molesme, endlich mit 20 Gleichgesinnten in dem Walddickicht von Citeaux (Cistercium) bei Dijon 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heil. Benedikt gründete. Auf Befehl des Papstes mußte zwar Robert schon 1099 nach Molesme zurückkehren, woselbst er 1108 starb; aber sein Nachfolger Alberich (gest. 1109) wußte dem Kloster die päpstliche Gunst zu verschaffen, setzte die »Instituta monachorum Cisterciensium« auf, worin die neue Stiftung als einzig wahres Benediktinertum hingestellt wurde, und gab den Mönchen für das Kloster die weiße, für die Welt die schwarze Kutte (daher die Bezeichnung Schwarze oder Weiße Brüder); sein Nachfolger Stephan Harding regierte in seinem Geiste. Dennoch war Citeaux dem Erlöschen nahe, als der nachmals so berühmte heil. Bernhard von Clairvaux (s. d.) mit 30 Brüdern in den Orden trat und ihn zum höchsten Ansehen brachte (1113), so daß der Abt Stephan 1119 für die um zwölf Klöster vergrößerte Mönchsgemeinschaft eine neue Regel (Charta charitatis) erließ, welche durchweg im Gegensatz zu derjenigen von Cluny (s. d.) steht. Außer Frankreich, woselbst sie sich jetzt auch Bernhardiner nannten, gewannen die C. großen Zuzug in Spanien und Portugal, und bis Mitte des 13. Jahrh. war der Orden bis zu 2000 Abteien angewachsen. Die C. waren zu reichen Klosterherren geworden, und umsonst ergingen von Päpsten Gesetze

zur Herstellung der alten Strenge und Einigkeit; die spanischen Abteien rissen sich los, und auch in Frankreich und Italien entstanden besondere Kongregationen, so die Feuillanten (s. d.) und die Trappisten (s. d.). Während die C. in der Geschichte der Wissenschaften fast gar keine Rolle spielen, sind sie von um so größerer Bedeutung für die Landwirtschaft als Kultivatoren des Bodens und in Deutschland für die Germanisierung des Ostens von entscheidendem Einfluß gewesen. In der Geschichte der Baukunst stehen sie als die konsequentesten Verbreiter der in Frankreich, ihrem Heimatsland, gebornen Gotik während des 12. und 13. Jahrh. da. Bei Gelegenheit des »Klostersturms« 1880 wurden auch sie aus Frankreich verwiesen. Unter den Frauenklöstern der C. (Bernhardinerinnen) ist Port Royal des Champs bei Chevreuse (Seine-et-Oise) das wichtigste geworden. Auch sie verweltlichten aber im Lauf der Zeit und sind jetzt bis auf etwa 40 ausgestorben. Vgl. Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens (Leipz. 1869); Sharpe, The architecture of the Cistercians (Lond. 1874); Winter, Die C. des nordöstlichen Deutschland (Gotha 1868—71, 3 Bde.); Janauschek, Origines Cisterciensium (Wien 1877, Bd. 1); Brunner, Ein Cistercienserbuch (Würzb. 1881); Gieseke, Über den Gegensatz der Cluniacenser und C. (Magdeb. 1886).

Cisterna di Roma (spr. tschi-), Flecken in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, an der Via Appia, am Nordende der Pontinischen Sümpfe, mit (1881) 1916 (als Gemeinde 3096) Einw.; in der Nähe Ruinen, welche wahrscheinlich von dem Tres tabernae der Apostelgeschichte (28, 15) stammen.

Cisternen, s. Zisternen.

Cisternino (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Bari, mit Station der Eisenbahn Bari-Brindisi, hübscher Pfarrkirche, Ölgewinnung und (1881) 3199 (als Gemeinde 6049) Einw.

Cistiflören, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, umfaßte nach Eichler die Familien der Resedaceen, Violaceen, Droseraceen, Sarraceniaceen, Nepenthaceen, Cistaceen, Hypericaceen, Frankeniaceen, Elatinaceen, Tamaricaceen, Ternströmiaceen, Dilleniaceen, Klusiaceen, Ochnaceen, Chlänaceen und Dipterokarpaceen, welche jetzt den Ordnungen der Rhöadalen, Sarracenialen Parietalen zugeteilt werden.

Cistole (Citole), s. Zither.

Cistophören (griech.), die gangbarste kleinasiat. Silbermünze seit dem Beginn der Herrschaft der Römer (133 v. Chr.), namentlich häufig in Ephesos, Pergamon, Laodikeia, Tralles ꝛc. ausgeprägt. Sie hatten einen Kurswert von 3, später 2½ römischen Denaren und ein Gewicht von 12,4—12,6 g. Das Gepräge war die auf den Dionysosdienst bezügliche Cista (s. d.), aus welcher sich eine Schlange erhebt, auf der Rückseite zwei sich um das Futteral eines Bogens oder um einen Dreifuß oder Tempel windende Schlangen. Merkwürdig sind die C. durch ihre Jahreszahlen und die auf ihnen genannten römischen Beamten, darunter auch (z. B. in Apameia) der Redner Cicero als Prokonsul. C. wurden bis in das 3. Jahrh. n. Chr. geprägt. Vgl. Pinder, Über die C. (Berl. 1856).

Cistrose, s. Cistus.

Cistūdo, s. Schildkröten.

Cistus *L.* (Cist- oder Zistrose, Zistenröschen), Gattung aus der Familie der Cistaceen, immergrüne, ästige Sträucher oder Halbsträucher mit ganzen, gegenständigen Blättern, schönen, hinfälligen Blüten und vielsamigen Kapseln. Von den 20 im Mittelmeergebiet heimischen Arten liefern mehrere ein wohlriechendes Harz, welches als Ladanum (s. d.) in den Handel kommt, namentlich C. creticus *L.*, ein 1,5 m hoher Strauch mit großen purpurroten Blüten, auf Kreta, Sizilien, in Griechenland, Kalabrien, Syrien, dessen Blätter, wie die von C. salvifolius, in Griechenland als Theesurrogat dienen. Auch C. cyprius *Lam.*, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer, bis 1 m hoher Strauch mit großen weißen Blüten, und C. ladaniferus *L.*, in Spanien, Portugal und Südfrankreich, welcher z. B. in der Sierra Morena große Strecken bedeckt, mit großen, ganz weißen oder am Grunde der Kronblätter mit schwarzroten Flecken gezierten Blüten, liefern Ladanum. Die letztere Art ist die Wappenblume Spaniens. Manche Arten werden bei uns als Ziersträucher in Kalthäusern kultiviert.

Cistusgewächse, s. Cistaceen.

Citadelle, eine kleine Festung neben oder innerhalb einer größern. Die C. soll der Besatzung als Zufluchtsort dienen, von wo aus sie nach Eroberung der Festung die Verteidigung noch fortsetzen, zugleich aber in volkreichen Städten die Einwohnerschaft bei vorkommenden Unruhen im Zaum halten kann. Damit sie die Stadt gehörig zu beherrschen vermag, legt man sie auf die dominierendste Stelle des Festungsterrains und trennt sie durch eine Esplanade (s. d.) von den Häusern der Stadt. In der neuern Befestigungsweise, große Plätze mit einem Gürtel detachierter Forts zu umgeben, hat die C. ihre Bedeutung verloren.

Citadellschiff, s. Panzerschiff.

Citadine (franz., spr. ßit-), ehemals ein einspänniger Omnibus in Paris.

Citara (ital.), die Zither.

Citāt (lat.), eine zur Bestätigung, Erläuterung oder weiteren Ausführung eines Ausspruchs wörtlich angeführte Stelle aus einem Schriftsteller; sie wird im Druck in der Regel durch Anführungszeichen (s. d.) hervorgehoben. Gewisse (meist kurze) Citate, welche in die allgemeine Verkehrssprache übergegangen sind und hier (oft merkwürdig verändert) wie Sprichwörter angewendet werden, heißen »Geflügelte Worte« (s. d.). Vgl. Büchmann, Geflügelte Worte (17. Aufl., Berl. 1892); Zeuschner-Nehry, Citatenschatz (Leipz. 1889); weitere Sammlungen von Kosahl (das. 1889), Haek (Halle 1889), Fried (2 Tle., in Reclams »Universal-Bibliothek«); Fournier, L'esprit des autres (6. Aufl. 1881). Citatenjäger, einer, der mit Citaten prunkt, um seine Belesenheit zu zeigen.

Citation (lat.), Ladung, namentlich gerichtliche (s. Ladung); daher Ediktalcitation, öffentliche Ladung oder Aufgebot (s. d.); Realcitation, Vorführung des auf schriftliche oder mündliche Ladung (Verbalcitation) nicht Erschienenen vor die zuständige Behörde; Pönalcitation, die mit Androhung einer Strafe für den Fall ungehorsamen Ausbleibens ergehende Ladung.

Citāto loco (lat.), an der citierten Stelle, am angeführten Ort (meist abgekürzt: c. l., a. a. O.).

Cité (franz., spr. ßi-), Stadt, besonders Altstadt im Gegensatz zu den neuen Anbauten und Vorstädten; bisweilen auch soviel wie Bürgerschaft. La C., die Seineinsel in Paris. C. ouvrière, Arbeiterstadt, z. B. ein Teil von Mülhausen, in welchem sich die für die Arbeiter erbauten Wohnhäuser befinden.

Cîteaux (spr. ßto, St.-Nicolas-lès-C.), Dorf im franz. Depart. Côte d'Or, Arrond. Beaune, mit der ehemaligen, 1098 gegründeten Abtei C. (Cistercium)

des hiernach benannten Ordens der Cistercienser (s. d.), gegenwärtig Ackerbaukolonie (mit 132 jugendlichen Sträflingen) und großer Kirche mit den Grabmälern mehrerer burgundischer Herzöge, hat (1891) 502 Einw. Vgl. Michel, La colonie de C. (Par. 1874).

Citerior (lat.), im Altertum Beiname von Ländern, welche in Beziehung auf Rom diesseit eines Gebirges (z. B. der Alpen, daher Gallia c.) oder eines Flusses (z. B. des Iberus, daher Hispania c.) lagen.

Citharexylon *L.* (Geigenholzbaum), Gattung aus der Familie der Verbenaceen, große Bäume und Sträucher mit bisweilen dornigen Zweigen, gegen- oder quirlständigen Blättern und kleinen Blüten in Trauben; etwa 20 Arten in Brasilien und Westindien, von denen C. quadrangulare *Jacq.*, in den Wäldern von Jamaica, ein 20 m hoher Baum mit gräulicher Rinde, die in Fetzen wie Hanf herunterhängt, und weißen, wohlriechenden Blüten, gelbe, bei der Reife schwarze Pflaumenfrüchte trägt. Das Holz (weißes Eisenholz) dient zum Bauen, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen. Auch wird der Baum seiner Schönheit wegen häufig angepflanzt.

Cither, s. Zither.

Citieren (lat.), anführen; vorladen (s. Citation).

Citium, Stadt auf Cypern, s. Kition.

Citlaltépetl, soviel wie Orizaba.

Cito, citissime (lat.), »schnell«, »aufs schnellste« zu besorgen (veraltete Aufschrift auf Briefen).

Cito, tuto, jucunde (lat.), »schnell, sicher, angenehm«.

Citoyen (franz., spr. sitoajäng), Bürger (citoyenne, Bürgerin), in Frankreich ursprünglich der stimm- und wahlfähige Bürger der Cité, der Stadtbürger, dann jeder Staatsbürger; während der Revolution 1792 durch besondere Dekrete für die Umgangssprache eingeführte Anrede, welche das aristokratische Monsieur und Madame verdrängen sollte. Diese Anrede wurde eine Zeitlang allgemein und noch unter dem Direktorium und Konsulat amtlich ausschließlich gebraucht; sie kam erst unter dem Kaiserreich ab. Nach der Februarrevolution von 1848 kam die Anrede C. amtlich und in den Klubs, hie und da auch im geselligen Leben auf kurze Zeit wieder in Aufnahme. Nach französischem Recht wird jeder Franzose mit dem 21. Jahr C., d. h. Staatsbürger.

Citracōnsäure, s. Zitronensäure.

Citraga (Tschitraga), ein hieroglyphisches Zeichen, das die Inder mit rotem Sandelholz oder Asche von Kuhmist oder heiliger Erde auf Brust und Stirn malen, um die religiöse oder philosophische Sekte anzudeuten, zu der sie sich bekennen. Am Stoff der Farbe erkennt man den Gott, den man verehrt. Das Malen selbst wird jeden Tag nach den gewöhnlichen Abwaschungen unter Hersagung eigner Gebetsformeln vorgenommen.

Citrāte, zitronensaures Natron, Zitronensäuresalze, z. B. Natriumcitrat.

Citrēn, s. Zitronenöl.

Citridinsäure, s. Aconitsäure.

Citrīn, weingelbe bis gelblichweiße Varietät des Quarzes (s. d.).

Citrullengurke, s. Melone.

Citrullus *Necker*, Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, ein- oder mehrjährige, liegende, unangenehm oder nach Moschus riechende Kräuter mit einfachen oder ästigen Ranken, tief drei- bis fünflappigen Blättern mit gelappten oder eingeschnittenen Segmenten, monözischen, einzeln achselständigen, ziemlich großen gelben Blüten und kugeligen oder länglichen, nicht aufspringenden, vielsamigen Früchten. Vier Arten im tropischen Afrika und Asien. C. Colocynthis *Arnott* (Koloquinte, Pomaquinte, Alhandal, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), ausdauernd, mit dünnem, krautartigem, scharf behaartem Stengel, zerstreuten, gestielten, fünfteiligen, steif behaarten Blättern, deren Zipfel buchtig fiederspaltig sind, gelben, grün geäderten Blüten und kahler, außen gelber Frucht, deren dünne, zerbrechliche Rinde ein weißes, schwammiges, sehr bitteres, leichtes Fleisch einschließt, in welchem sechs Gruppen eilänglicher Samen eingebettet liegen. Die Koloquinte wächst, vielfach kultiviert und zum Teil verwildert, von der Südküste des Kaspischen Meeres durch ganz Persien bis zum Persischen Golf, in Mesopotamien, auf Melos, im Gebiet des Roten Meeres und des Nils, durch die Sahara bis Marokko und tief nach dem Sudân, in Ostindien, auf Ceylon, in Japan und am Kap, wird auch auf Cypern und in Spanien angebaut. Die getrockneten, geschälten Früchte von Apfelgröße (Fructus Colocynthidis) kommen aus Marokko, Spanien, Syrien, Cypern, komprimiert aus Persien in den Handel; sie enthalten einen gefährlich abführend wirkenden, schwer kristallisierbaren Bitterstoff, Kolocynthin (in dem schwammigen Fleisch 0,6 Proz.), welcher durch Säuren in Zucker und harzartiges Kolocynthein gespalten wird. Das Pulver, mit einem Fünftel Gummi arabikum zu einer Paste angestoßen, liefert die Masse zu den Trochisci Alhandal (präparierten Koloquinten). Die Wirkung der Koloquinte gleicht derjenigen der Aloe, ist aber ungleich stärker. Man benutzt sie als Arzneimittel, auch zur Vertreibung des Ungeziefers, indem man mit der Abkochung Bettstellen wäscht und Tünche und Tapetenkleister damit vermischt. Die gerösteten Samen werden von der ärmern Bevölkerung der Sahara gegessen. Die Koloquinte war schon den Alten bekannt, bei den Arabern unter dem Namen Handal. Was Karl d. Gr. anzubauen gebot, war wohl Momordica Elaterium *Rich.*; auch andre Kukurbitaceen sind als Surrogat der Koloquinte in Anwendung gekommen, so die brasilische Luffa purgans *Mart.* und L. drastica *Mart.*; in Südeuropa Cucurbita aurantiaca *Willd.*; C. vulgaris *Schrad.* (Wassermelone), s. Melone.

Citrum (lat.), bei den alten Römern das duftende, unzerstörbare Holz von Koniferen, Wacholderarten, Zedern, besonders von Callitris quadrivalvis (Thuja articulata), welches seit alter Zeit aus Afrika eingeführt und zu Tempelthüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet sowie zum Belegen von Geräten aller Art gebraucht ward. Die Masern und die vom Stamm seinem Durchmesser nach geschnittenen Scheiben (orbes) waren Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen und standen in ungeheuern Preisen. Solche Scheiben (oft 1,25 m im Durchmesser) wurden von einer elfenbeinernen Säule getragen und daher auch Monopodia genannt.

Citrus *L.* (Orangenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, oft dornige Bäume oder Sträucher mit immergrünen, abwechselnden, lederartigen, einfachen, durchscheinend punktierten Blättern, gegen die Blattspreite abgegliedertem, häufig geflügeltem Blattstiel, weißen, sehr wohlriechenden, einzeln oder in achselständigen Doldentrauben stehenden Blüten, fleischigen, drüsigen Blumenblättern und fleischiger, vielfächeriger Beere (Orangen-, Hesperidenfrucht), die mit einem von Saft strotzenden, zelligen Mus erfüllt und mit einer meist gelben,

fleischigen, ölreichen, nach innen lederartigen oder pelzigen Schale bedeckt ist. Die Samen haben bisweilen mehrere, selbst vier Keime. Die wenigen Arten sind im nördlichen Ostindien (Garwhal, Khassia, Sikkim), Kotschinchina u. zum Teil im südlichen China heimisch und werden in zahlreichen Varietäten in allen wärmern Klimaten gebaut. C. Bigaradia *Risso* (C. vulgaris *Dc.*, gemeiner oder bitterer Pomeranzenbaum, Bigaradie), ein 8—12 m hoher Baum mit vieläftiger Krone, über 10 cm langen, elliptischen, zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, verkehrt-eirundem bis kurz herzförmigem, geflügeltem Blattstiel, kugelrunder orangegelber Frucht ohne Zitzenwarze mit bitterm oder saurem Fleisch, stammt aus dem südlichen Asien und findet sich in den Mittelmeerländern in sehr zahlreichen Varietäten (kernlose, C. B. asperma; mit Früchten, die halb pomeranzen-, halb zitronenartig sind, C. B. bizarria; mit hornartigen Auswüchsen an den Früchten, C. B. corniculata; krausblätterige, C. B. crispifolia ꝛc.) kultiviert und verwildert. Man benutzt die Blätter (Folia Aurantii), welche etwas bitter schmecken, zerrieben stark riechen, wenig Bitterstoff und 0,3 Proz. ätherisches Öl enthalten, bei nervösen und hysterischen Beschwerden. Die Blüten, von ungemein lieblichem, starkem Geruch, kommen getrocknet (dann fast geruchlos) und eingesalzen in den Handel; sie dienen zur Darstellung des Neroliöls (Oleum florum Aurantii, Oleum florum Naphae) und des Orangenblütenwassers. Die erbsen- bis kirschgroßen unreifen Früchte, Pomeranzenäpfelchen (Orangettes, Aranzinetti, Fructus Aurantii immaturi), sind kugelrund, hart, grünlichschwarz oder graugrün, auf der Oberfläche grubig; sie riechen angenehm gewürzhaft, schmecken bitter und dienen zu Tinkturen, Elixiren, Likören, zur Darstellung des ätherischen Petitgrainöls und, gedrechselt, zu Rosenkränzen. Mit der Schale der frischen, unreifen Früchte bereitet man Bischof. Die reifen Früchte kommen wie Apfelsinen und Zitronen, aber viel seltener auf den Markt, da nur ihre Schale zum Würzen von Punsch, Likören ꝛc. benutzt wird. Die getrockneten Schalen (Cortex fructus Aurantii), besonders die von Malaga, werden bisweilen arzneilich benutzt und zu diesem Zweck nach dem Einweichen in Wasser von der innern weißen Schicht befreit. Die übrigbleibende äußere Schicht bildet die Flavedo (50 Proz.). Die vorzügliche Curassaoschale, von einer auf Curassao und Barbados vorkommenden grünfruchtigen Varietät, in dünnen, außen braun- oder dunkel schmutziggrünen Stücken, findet sich selten im Handel. Die Flavedo der Malagasorte enthält 1,25 Proz. ätherisches Öl und 25 Proz. bittern Extraktivstoff. Pomeranzenschalen dienen auch zu Likören, Branntweinen und warmen Getränken. Die Arbeiter, welche die Pomeranzen schälen, bekommen oft Ausschläge an den Händen; auch treten bedeutende Störungen in der Verdauung, Schwindel, Ohrensausen, Muskelzuckungen, selbst epileptiforme Konvulsionen ein. Aus den frischen Schalen gewinnt man ätherisches Öl (Pomeranzenschalenöl). Von einer Varietät, C. spatafora *Risso*, wird die frische Schale in Zucker eingemacht und als Orangeat (Confectio Aurantiorum) in den Handel gebracht. Der Pomeranzenbaum wird besonders in Italien, Sizilien, Südtirol, in der Provence, in Spanien und Portugal, auf Malta, den Jonischen Inseln, sehr stark auf den Azoren, in Nordafrika und im Orient kultiviert. Man erntet die Früchte vom September bis März. C. B. sinensis *Risso* (C. japonica *Thunb.*, Zwergpomeranze), mit niedrigem Stamm, kleinen zugespitzten Blättern, kugeligen, kleinen, rötlichgelben, sauren und bittern Früchten, und die ähnliche C. B. myrtifolia *Risso* (Myrtenorange) werden als Zierpflanzen kultiviert und halten auch im Zimmer aus. C. Bergamia *Risso* (Bergamottenorange), mit dornigen oder unbewehrten Zweigen, nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, oblongen bis verkehrt-eiförmigen Blättern, kleinen, sehr wohlriechenden Blüten und mittelgroßen, birnförmigen oder flachkugeligen, oben eingedrückten, wulstigen Früchten mit glatter, dünner, blaß goldgelber Schale und bitterlich-säuerlichem Fleisch, in Asien, wird in Italien, Sizilien, Griechenland, Spanien und Südfrankreich kultiviert. Die Früchte reifen im Februar, aus der Fruchtschale gewinnt man das Bergamottöl. Eine Varietät, Mellarosa (Rosenapfelbergamotte), mit dornenlosen Zweigen, sehr dicht stehenden länglich ovalen Blättern und ganz kleinen, runden, gerippten oder gegitterten, sehr bittern und herben Früchten, liefert ein sehr wohlriechendes Öl und besonders wohlschmeckende Konfitüren. C. Aurantium *Risso* (C. Aurantium *β L.*, Apfelsine, Orange, Sinaapfel, Chinnapfel), ein 6—12 m hoher Baum mit schwärzlicher Rinde, eiförmig-länglichen, gekerbten Blättern, schmal oder kaum geflügelten Blattstielen, weißen, wohlriechenden, in kleinen Doldentrauben stehenden Blüten und kugelrunder, heller oder dunkler orangegelber Frucht ohne Zitzenwarze, stammt aus dem östlichen Asien, wird in ganz Südeuropa und auf den Mittelmeerinseln, in Nordafrika, auf den Azoren, im Orient, am Kap (wo der Baum die Größe unsrer Eichbäume erreicht) und in Südamerika in vielen Varietäten (kernlose, C. A. asperma; mit rotem Mark, C. A. hierochontica [Orange von Jericho]; Malitensis, Malteser Orange ꝛc.) kultiviert. Man erntet im Oktober, Dezember und im Frühjahr, aber nur die noch nicht völlig reif abgenommenen Früchte ertragen längern Transport, für welchen sie einzeln in ungeleimtes Papier gewickelt werden. Hauptversandplätze: Messina, Genua, Nizza, Mentone, Cadiz, Malaga, Lissabon und Santarem. Azoren, Malta, Venezuela liefern besonders für England (jährliche Einfuhr 650 Mill. Stück), Algier, Mallorca nach Frankreich; Süditalien und Sizilien führen für 200 Mill. Frank aus, Griechenland 50 Mill. Stück, Portugal 170 Mill. Auch Neusüdwales kultiviert viele Apfelsinen. Der Saft der Apfelsine, mit Wasser und Zucker vermischt, wird als Orangeade besonders in Frankreich genossen; man bereitet mit Apfelsinen auch Punsch und aus den Schalen, die wenig Bitterstoff und ätherisches Öl enthalten, ein bischofähnliches Getränk und einen Likör, Apfelsinen-Rosoglio, welcher besonders von Bologna, Udine und Florenz bezogen wird. Die unreifen Früchte werden wie unreife Pomeranzen benutzt. C. Limonum *Risso* (Limonenbaum, Zitronenbaum), ein 3— 5 m hoher Baum mit bewehrten oder unbewehrten jüngern Zweigen, oblongen, zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, ungeflügelten Blattstielen, wenig wohlriechenden, außen roten Blüten und oblonger oder ovaler, oben oder an beiden Enden zitzenwarziger, gelber, drüsiger, 5—7 cm langer Frucht mit sehr saurem Fleisch und dünner, unebener Schale, stammt aus dem nördlichen Ostindien und findet sich in den Mittelmeerländern, besonders in Spanien, Portugal, Italien, auf den Griechischen Inseln, in Nordafrika, Westindien und Südasien in mehreren Varietäten kultiviert und verwildert. Die vor ihrer völligen Reife abgenommene Frucht ist die Zitrone unsers Handels,

die im Süden Limone genannt wird. Der Baum blüht das ganze Jahr hindurch und trägt daher oft gleichzeitig Blüten, grüne und gelbe Früchte. Die erste Ernte fällt von Ende Juli bis Mitte September, die zweite in den November, die dritte in den Januar. Die Zitronengärten in Oberitalien sind eine Art Kalthäuser; die Bäume stehen an hohen Mauern, und zwischen ihnen sind Pfeiler errichtet, so daß die ganze Pflanzung im Winter mit Brettern eingedacht werden kann. An kalten Tagen wird sogar geheizt. Erst im Neapolitanischen und in Sizilien gleichen die Zitronengärten unsern Obstgärten. Zu uns kommen die meisten Zitronen aus Italien, von Nizza, Genua, Messina, Neapel, aus der Lombardei, vom Gardasee, von Rovereto in Südtirol, aus Malaga, gewöhnlich in Papier gewickelt und in Kisten verpackt, die 400—700 Stück fassen. Auch marinierte Zitronen kommen im Handel vor und in großen Quantitäten Zitronensaft und getrocknete Zitronenschalen. Der Saft enthält 5 bis 6 Proz. Zitronensäure, die Schalen sind reich an ätherischem Öl, in den Samen findet sich kristallisierbares, weißes, geruchloses, stark bitteres, neutrales Limonin, in der schwammigen Schicht der Schale kristallisierbares, weißes, geruch- und geschmackloses, neutrales Hesperidin. Die Zitronen werden in der Küche, Konditorei ꝛc. benutzt, ein großer Teil derselben wird auf Zitronensäure und Zitronenöl verarbeitet; die Schalen dienen zur Likörbereitung. Varietäten des Limonenbaums sind: C. L. Bignetta *Risso* (Bignette), äußerst fruchtbar, mit kugeligen, stumpfzitzenförmigen, dünnschaligen, gelben, sauren, sehr saftreichen Früchten, die den Transport gut vertragen; C. L. Rosolinum *Risso* (Rosoline, Wachslimone), mit 1 kg schwerer, genießbarer Frucht; C. L. pongiunum (Pongia), mit großer, umgekehrt-eiförmiger, unten rippiger, dickschaliger, wenig saurer Frucht. C. Lumia *Risso* (süße Limone, Lumie), mit süßem Fruchtfleisch, wird vielfach in Italien kultiviert. Hierher gehört die Romturbirne, C. L. piriformis, mit großer, birnförmiger, blaß gelblichgrüner Frucht und angenehm säuerlichem Mark. C. medica *Risso* (C. medica *α L.*, Cedratbaum, Zitronatbaum), ein 9—18 m hoher Baum aus Nordindien, mit kurzen, steifen, häufig dornigen Zweigen, oblongen, zugespitzten, kerbzahnigen Blättern, flügellosen Blattstielen, einzeln oder traubig stehenden, außen purpurfarbigen Blüten und länglicher, zitzenwarziger, oft kopfgroßer Frucht mit sehr dicker, runzeliger oder höckeriger, zitronengelber, sehr ölreicher Fruchtschale, aber nur säuerlichem Mark, wie der vorige vielfach kultiviert, liefert den größten Teil der Zitronenschalen des Handels und sehr viel Zitronenöl; die frischen Schalen werden eingemacht und bilden dann das Zitronat oder die Sukkade. Man unterscheidet Ponzinen (Ponziren) mit wachsfarbenen Höckern, wie C. m. cucurbitina, mit kürbisförmiger Frucht, C. m. maxima (Genua, mit Früchten bis zu 15 kg) und echte Cedrate, wie C. m. dulcis mit süßen Früchten. C. nobilis *Lour.* (C. deliciosa *Fenore*, Mandarinenorange), ein dornenloser Baum mit lanzettförmigen Blättern, ungeflügelten Blattstielen und kleinen, abgeplatteten, feinschaligen, orangeroten, sehr wohlschmeckenden Früchten, stammt aus Kotschinchina und wird in Italien kultiviert. C. Limetta *Risso* (Limettenbaum), mit nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, eirunden, gesägten Blättern, kleinen weißen Blüten und eiförmiger oder rundlicher, blaßgelber, dickschaliger, säuerlich-süßer Frucht mit zitzenförmigen Enden, stammt aus Asien und wird in Italien kultiviert. Aus der Schale gewinnt man das dem Zitronenöl ähnliche Limettenöl. Als Varietäten sind bemerkenswert: C. Peretta *Risso* (Perettenbaum), ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezahnten, stachelspitzigen Blättern und blaßgelber, birnförmiger Frucht mit weniger saurem Mus und höchst wohlriechender Schale, liefert sehr schmackhafte Konfitüre; C. auratus *Risso* (Chrysomelie, Goldhesperide), mit sehr schmackhaften, großen, rundlich birnförmigen Früchten. Über C. Pomum Adami *Risso* s. Adamsapfel. C. decumana *L.* (C. Pompelmos *Risso*, Pompelmus, Paradiesapfel), dem Pomeranzenbaum ähnlich, dornig oder unbewehrt, mit großen, stumpfen, ausgerandeten Blättern, breit geflügeltem Blattstiel, sehr großen weißen Blüten, 6 kg schwerer, kugeliger oder platt birnförmiger Frucht mit glatter, sehr dicker, an ätherischem Öl reicher Schale und saftreichem, süßsäuerlichem Fruchtfleisch, in Ostindien heimisch, wird in Südeuropa und Amerika kultiviert. Das Fruchtfleisch wird gegessen und in den Tropen besonders bei Akklimatisationskrankheiten empfohlen. Das Holz des Baumes ist hart, blaßgelb, zu Werkzeugen geeignet. Eine Abart, C. P. decumana (C. decumana *Sieber*, Melonen- oder Kürbiszitrone, Pompoleon-Pompelmus), mit Früchten bis zu 40 cm Durchmesser, ist eine Zierde der türkischen Gärten und besitzt eine sehr dicke Schale, welche als Delikatesse gilt, wogegen das Fleisch sehr sauer ist. C. P. racemosa trägt faustgroße, zu Trauben vereinigte Früchte. C. trifoliata *L.*, dorniger, spärlich belaubter Strauch mit ungenießbaren Früchten, wird als Ziersträuch kultiviert und ist in mildern Gegenden Deutschlands winterhart. — Die Citrus-Arten bilden eine Hauptzierde unsrer Kalthäuser (welche nach ihnen auch Orangerien genannt werden) und im Sommer der Gärten. Man zieht sie in großen Kübeln und meist mit kugelrunder Krone. Sämlinge aus Zitronen- oder Apfelsinenkernen werden durch Okulieren, Kopulieren oder Pfropfen veredelt. C. sinensis zieht man aus Stecklingen. Die Orangenbäume lieben eine fette, weder zu leichte, noch zu schwere, bindige Erde, in welcher alle Teile gut verwest sind. Im Sommer verlangen sie reichliches, im Winter sehr mäßiges Begießen. Das Überwinterungslokal muß hell sein und darf nie über 8° geheizt werden; soviel wie möglich ist frische Luft zu geben und durch häufiges Bespritzen angemessene Feuchtigkeit. Junge Pflanzen werden alle 2 Jahre, ältere in 3—5 Jahren einmal verpflanzt. In vollem Ertrag stehende Bäume liefern große Erträge; Apfelsinen geben 4000, Pomeranzen 3000, Limonen bis 6000 Früchte, doch tragen Apfelsinen und Pomeranzen nur ein um das andre Jahr reichlich.

Geschichtliches. Die Citrus-Arten waren den Alten in ihrer besten Zeit unbekannt; erst durch die Kriegszüge Alexanders d. Gr. erfuhren die Griechen von einem Wunderbaum mit goldenen, aber ungenießbaren Früchten in Persien und Medien, den Theophrast zuerst beschrieb. Dieser medische Apfel erschien nach Gründung der griechischen Königreiche in Vorderasien auf dem europäischen Markt und wurde den Hesperidenäpfeln verglichen, unter welch letztern aber schwerlich die Citrusfrüchte zu verstehen sein möchten. Die angebliche Eigenschaft medischer Äpfel, Ungeziefer abzuwehren, verschaffte ihnen den Namen C., Malum citreum; denn als Kedros wurden die duftenden, unzerstörbaren Koniferenhölzer bezeichnet, welche selbst den Würmern widerstanden und die Kleider vor In-

selten bewahrten. Plinius erzählt von vergeblichen Versuchen, lebende Pflanzen in Kübeln nach Europa zu bringen; sie starben ab oder setzten wenigstens keine Früchte an. Ein oder anderthalb Jahrhunderte nach Plinius muß aber der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein; Florentinus beschreibt im 3. Jahrh. n. Chr. die Kultur der Kitreai ganz in der Art der noch heute in Oberitalien gebräuchlichen. Nach Palladius (Mitte des 4. Jahrh.) wuchsen Citrusbäume auf Sardinien und bei Neapel im Winter und Sommer unter freiem Himmel. Der medische Apfel der Alten, welcher zuerst bekannt geworden war, war die Frucht des Cedratbaums (C. medica *Risso*), welcher sich in der persischen Provinz Gilan, einem Teil des alten Medien, noch ganz in dem Habitus, welchen Theophrast beschreibt, findet, und auf dessen Frucht allein die gelegentlichen Äußerungen der Alten passen. Sie kam zur Zeit der ersten römischen Kaiser nach Italien. Unsre Zitrone, die Limone des Südens, heißt so nach dem arabischen limun, welches aus dem Persischen, indirekt aus dem Indischen (limu) stammt. Damit ist die Herkunft der Limone angegeben; um das 10. Jahrh. kam sie nach Ägypten und Palästina, und wir wissen, daß sie 1240 in Europa noch nicht wuchs. Kreuzfahrer oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber brachten die Zitrone zuerst nach Europa, und ihr stark saurer Saft diente hier wie im Orient bald als beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen und gab mit dem zu gleicher Zeit bekannter werdenden Zucker die vielbegehrte Limonata ab. Auch die Pomeranze kam um diese Zeit durch Araber oder Kreuzfahrer nach Europa; aus Indien hatte man sie (912) nach Persien gebracht, wo sie narang genannt wurde; die Araber nannten sie narang, und daraus wurde byzantinisch nerantzion. Schon in Westasien hatte die Frucht viel von dem süßen Duft und der schönen Farbe verloren, welche sie einst in Indien besaß, und bei dem weiten Übergang nach Europa verblich sie noch mehr; aber trotzdem entstand der französische Name orange nach dem hineinspielenden Begriff von or, aurum, Gold. Die Apfelsine, ital. portogallo, kam erst nach Ausbreitung der portugiesischen Schiffahrt aus dem südlichen China, angeblich zuerst 1548, nach Europa, und der europäische Urbaum stand noch lange zu Lissabon im Hause des Grafen von St.-Laurent; von dort gelangte sie bald nach Rom und verbreitete sich an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis tief nach Westasien hinein. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Die Mandarinenorangen wurden erst im 19. Jahrh. bekannt; die Bergamotte kannte man seit dem Ende des 17. Jahrh. Vgl. Ferrari, Hesperides sive de malorum aureorum cultura et usu (Rom 1646); Gallesio, Traité de C. (Par. 1811); Risso, Essai sur l'histoire naturelle des orangers (daf. 1813); Risso und Poiteau, Histoire naturelle et culture des orangers (daf. 1818—19; neue Ausg. von Du Breuil, 1872).

Città (ital., spr. tschittá, v. lat. civitas), »Stadt«, in Zusammensetzungen auch häufig Cività, Anfang vieler italienischer Städtenamen.

Cittadella (spr. tschi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, an den Eisenbahnlinien Treviso-Vicenza und Padua-Bassano, hat eine schöne Hauptkirche, einen botanischen Garten und (1881) 3881 (als Gemeinde 9087) Einw., welche Ölgewinnung, Wollspinnerei, Färberei, Hausweberei ꝛc. betreiben. Die Stadt wurde 1220 als Grenzfestung gegen Treviso angelegt und ist noch mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben.

Città della Pieve (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Orvieto, nahe dem linken Ufer der Chiana, Bischofsitz, mit Gymnasium, technischer Schule und (1881) 2258 (als Gemeinde 7315) Einw. C. ist Geburtsort des Malers Pietro Perugino (1446), von dem in den Kirchen der Stadt noch mehrere Altarwerke vorhanden sind.

Città di Castello (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, am Tiber und an der Eisenbahn Arezzo-Fossato, Bischofsitz, hat einen 1482—1540 im Renaissancestil erbauten Dom, mehrere andre Kirchen und Paläste, eine Gemäldesammlung, Seidenspinnerei, Wein- und Ölbau, Mineralquellen und (1881) 5433 (als Gemeinde 24,002) Einw. — C. ist das alte Tifernum, für das Plinius der jüngere, der Patron der Stadt, einen Tempel (angeblich das jetzige Fundament des Domes) erbaute. Im Mittelalter hieß der Ort Castellum Felicitatis und später Civitas Castellana. Seit 1503 gehörte C. zum Kirchenstaat. Vgl. Muzi, Memorie ecclesiastiche e civili di C. (1842—49, 5 Bde.). In der Kunstgeschichte ist C. bekannt als diejenige Stadt Italiens, welche schon um 1500 Bestellungen bei Raffael machte, von denen sich ein Kruzifix (in Dudley-House, London) und die Vermählung Mariä (in der Brera zu Mailand) erhalten haben. Auch ist hier Luca Signorelli durch einige wertvolle Gemälde vertreten.

Cittaducāle (spr. tschi-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Aquila, am Velino, am Südfuß des Monte Terminillo (2213 m) und an der Eisenbahn Terni-Solmona, hat eine Kirche mit schönem Portal, einen gotischen Brunnen und (1881) 1862 (als Gemeinde 4098) Einw. 3 km östlich Mineralquellen (Bagni di Paterno) mit Trümmern von Cutiliä, wo Vespasian 79 starb.

Cittanōva (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Kreis Palmi, am Nordabhang des Aspromonte gelegen, mit 2 Kirchen und (1881) 11,399 Einw. — C. erhob sich aus den Ruinen des 1783 durch Erdbeben gänzlich zerstörten Fleckens Casalnuovo und erhielt 1852 seinen jetzigen Namen.

Cittanōva (spr. tschi-), Stadt in der österreich. Markgrafschaft Istrien, Bezirksh. Parenzo, auf einer Landzunge am Mündungsbusen des Quieto, mit Hafen, Seefischerei und (1890) 1740 ital. Einwohnern.

Città Sant' Angelo (spr. tschittá sant andschelo), Stadt in der ital. Provinz Teramo, Kreis Penne, am Salino, 5 km vom Adriatischen Meer, hat Handel mit Getreide, Wein und Öl und (1881) 2739 (als Gemeinde 6799) Einw.; im Altertum eine der vier Städte der Vestiner. In der Nähe Spuren der alten Salzwerke, welche die Anwohner der Via Salaria bis in das Sabinerland hinein mit Salz versorgten.

Cittavecchia (spr. tschittawekkja, slaw. Stari Grad), Stadt in Dalmatien, an einer geräumigen Bucht der Nordküste der Insel Lesina, hat ein Bezirksgericht, Dominikanerkloster, einen Hafen, Schiffbau, Fischerei und (1890) 3386 (als Gemeinde 4723) Einw. Der Ort wurde aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut; in der Umgegend finden sich Altertümer.

Città Vecchia (spr. tschitta wekkja, auch Notabile, von den Eingebornen arabisch Medina genannt), ehemalige Hauptstadt der Insel Malta, hoch auf der Spitze des Inselfelsens gelegen, der durch Katakomben

ausgehöhlt ist, mit verfallenen Mauern, zahlreichen Palästen (jetzt teilweise zu Klöstern und Schulen umgewandelt), einer bedeutenden Kathedrale und (1881) 6152 Einw. Dabei Verdala, Sommerresidenz des Gouverneurs.

City (engl., spr. ßiti; franz. Cité), Stadt im allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, welche Bischofsitze sind oder es waren; insbes. führt auch der älteste Stadtteil von London (s. d.) den Namen C., wie in ähnlicher Weise der älteste Teil der Stadt Paris la Cité heißt. In Nordamerika heißt C. jede Ortschaft (town), welche inkorporiert ist und von einem Mayor nebst Aldermen regiert wird.

Ciudād (span., spr. thiu-; v. lat. civitas), in Spanien und den von hier aus kolonisierten Ländern eine Stadt ersten Ranges, im Unterschied von der Villa (s. d.); daher mit Zusätzen Benennung spanischer Städte (s. die folgenden Artikel).

Ciudād Bolívar (früher Angostura), Hauptstadt des Staates Bolivar in Venezuela, liegt amphitheatralisch am rechten Ufer und an einer Enge (Angostura) des hier nur 778 m breiten Orinoko, 380 km oberhalb dessen Mündung, ist Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls und hat (1888) 11,686 Einw. In der 1764 gegründeten Stadt wurde 15. Febr. 1819 von Venezuela und Neugranada die Zentralrepublik Kolumbien gegründet, eine Schöpfung Bolivars, dem zu Ehren die Stadt ihren neuen Namen erhielt. Während des Unabhängigkeitskrieges geriet sie in Verfall, hebt sich jedoch in neuerer Zeit wieder.

Ciudād de la Asunción, Hauptstadt der Insel Margarita im Staat Guzman Blanco (Venezuela), in fruchtbarer Ebene, 343 m ü. M., mit Steuermannsschule und 3000 Einw.

Ciudād de las Casas, s. San Christóbal.

Ciudadēla, Stadt (früher Hauptstadt) auf der span. Insel Menorca, an einer Bucht der Westküste gelegen, hat eine gotische Kathedrale, verfallene Festungswerke, viele alte Adelspaläste, einen kleinen Hafen und (1887) 8447 Einw. C., das alte Jamno, ist Bischofsitz. In der Nähe ist die Tropfsteinhöhle Cava Perella.

Ciudād Morēlos, Stadt in Mexiko, s. Morelos.

Ciudād Reāl, span. Provinz in Neukastilien, umfaßt den größten Teil der Mancha, grenzt gegen N. an die Provinz Toledo, gegen NO. an Cuenca, gegen O. an Albacete, gegen S. an Jaen und Cordoba und gegen W. an Badajoz und hat ein Areal von 19,608 qkm (356 QM.). Das Land ist im allgemeinen ein Hochplateau, welches nur in dem nordwestlichen Teile von den Bergketten von Toledo, im S. und SW. von den Bergketten der Sierra Morena durchzogen wird. Das Plateau selbst ist kahl, trocken und öde. Hauptfluß ist der Guadiana mit den Nebenflüssen Zancara, Azuel, Jabalon. Die Bevölkerung (1887: 292,291 Seelen) ist sehr dünn (15 Einw. auf das QKilometer). Trotz der großen Ernteschäden, welche häufig die Dürre und die Landplage der Heuschrecken verursachen, u. obgleich der Boden wenig geteilt, im ganzen auch ziemlich schlecht angebaut ist, ergibt der Getreidebau infolge der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens große Produktionsmengen. Der Weinbau liefert gute Sorten, namentlich den berühmten Valdepeñaswein. Auch die Viehzucht wird sehr stark betrieben; die Stiere sind für Stiergefechte sehr gesucht, die Maultiere die berühmtesten von Spanien. Bergwerksprodukte sind: Quecksilber und Zinnober (von Almaden), Eisen, Galmei, Antimon u. a. Auch an Mineralquellen ist die Provinz reich. Die Industrie hat, abgesehen von der Verarbeitung der Bergbauprodukte, nur lokalen Charakter. Die Provinz umfaßt zehn Gerichtsbezirke.

Ciudād Reāl, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 650 m ü. M. in fruchtbarer, nördlich vom Guadiana, südlich vom Jabalon begrenzter Ebene an den Eisenbahnen Madrid-Badajoz und Manzanares-C., hat Reste alter Mauern, ein bemerkenswertes Thor (von Toledo), eine gotische Kirche und (1887) 14,702 Einw., welche etwas Fabrikation von ordinärem Tuch und Handschuhen, Öl und Mehl, dann Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend betreiben. Von Bedeutung sind auch die Esel- und Maultiermärkte von C. Es ist Sitz eines Gouverneurs und eines Bischofs. — Geschichtlich denkwürdig ist die Stadt durch einen hier 27. März 1809 von den Franzosen unter Sébastiani über die Spanier unter Cartojal erfochtenen Sieg.

Ciudād Rodrigo, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Salamanca, auf steilem Hügel rechts am Agueda, an der Eisenbahn Salamanca-Villarformoso, 24 km von der portugiesischen Grenze, Festung zweiten Ranges, hat alte Mauern, ein Kastell aus dem 13. Jahrh., Reste einer römischen Wasserleitung, eine gotische Kathedrale, ein bischöfliches Seminar und (1887) 8330 Einw., welche Weberei, Gerberei, Seifenfabrikation und Handel betreiben. C. ist Bischofsitz. — Es wurde im Anfang des 13. Jahrh. von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit als Waffenplatz in der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit. Eingenommen wurde C. zuerst im Spanischen Erbfolgekrieg 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon 4. Okt. 1707 von den Franzosen unter Bay wiedererobert. Von großer Bedeutung wurde es im Kampfe Napoleons I. gegen Spanien. Im Beginn des Juni 1810 begann Marschall Ney mit 50,000 Mann die Belagerung von C., das von 4000 Spaniern unter Andreas Herrasti heldenmütig verteidigt wurde. Erst als die Franzosen auf der Bresche des Hauptwalles standen, ergab sich die Stadt (9. Juli). Für die Verteidiger stiftete König Ferdinand 1815 in Anerkennung ihrer Tapferkeit ein besonderes Ehrenzeichen. Nachdem die Franzosen 18 Monate lang im Besitz von C. gewesen waren und die Festungswerke wieder in gehörigen Stand gesetzt hatten, schlossen die Engländer unter Wellington 8. Jan. 1812 die Stadt ein und nahmen sie bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. trotz des tapfern Widerstandes der Besatzung. Wellington ward dafür von den spanischen Cortes zum »Herzog von C.« und Granden erster Klasse erhoben.

Ciudād Victoria, Stadt in Mexiko, s. Victoria.

Ciuda Vieja (spr. wjécha), s. Guatemala.

Ciullo d'Alcamo (Cielo d'Alcamo, spr. tschullo oder tschélo d'álcamo), angeblich Verfasser eines altitalienischen, in dialogischer Form gehaltenen Gedichts, welches entweder als »Contrasto« oder (nach seinen Anfangsworten) als »Rosa fresca« bezeichnet wird und vermutlich bald nach 1231 in Neapel oder Sizilien entstanden ist. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß der vermeintliche Dichtername auf einem Lesefehler beruht, und daß in Wirklichkeit der Verfasser des »Contrasto« unbekannt ist. Vgl. d'Ancona, Studj sulla letteratura italiana de' primi secoli (Ancona 1884).

Civetta (spr. tschiw-), 3220 m hoher, schwer zu ersteigender Berg der Südtiroler Dolomitalpen, erhebt sich südöstlich vom Alleghesee in der ital. Provinz Belluno.

Civetta (spr. tschiw-), niederländ. Maler, s. Bles 1).

Civette, s. Zibettatze.

Civiale (spr. siwjall'), Jean, Wundarzt, geb. im Juli 1792 in Thiézac (Cantal), gest. 18. Juni 1867 in Paris, studierte dort, wurde Arzt am Hôtel-Dieu daselbst und begründete 1824 seinen Ruf durch Erfindung der Lithotripsie oder Steinzertrümmerung ohne Eröffnung der Harnblase. Er schrieb: »Lettres sur la lithotritie« (1827, 2. Aufl. 1848; deutsch von Remer, Bresl. 1827); »Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux« (1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837); »Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires« (1841, 3 Bde.; 3. Aufl. 1858—60; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipz. 1843); »Traité pratique et historique de la lithotritie« (1846; deutsch von Krupp, Leipz. 1847); »De l'urétrotomie« (1849); »La lithotritie et la taille« (aus dem Nachlaß, 1870).

Cividāle del Friuli (spr. tschiwi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Udine, am Natisone, über welchen eine Brücke aus dem 15. Jahrh. führt, und an der Eisenbahn Udine-C., hat alte Mauern, einen Dom mit schöner Fassade (von 1502), Baptisterium (von 736) und guten Gemälden, eine reichgeschmückte Klosterkapelle, ein Archiv mit wertvollen Handschriften, ein nach Palladios Plänen erbautes Stadthaus, ein Altertumsmuseum, Seiden- und Baumwollspinnerei, Gerberei, Papierfabrikation, Handel und (1881) 3823 (als Gemeinde 8205) Einw. — C. ist wahrscheinlich Cäsars Forum Julii, woraus Friuli, Friaul entstand. Die Langobarden nannten die Stadt auch Civitas Austriae; bei den Slawen heißt sie Staro Mjesto (»Altstadt«). Um 611 wurde die Stadt von den Avaren zerstört; später kämpfte sie lange mit den Patriarchen von Aquileja um ihre Unabhängigkeit, bis sie sich 1419 der venezianischen Republik unterwarf. 1509 ward sie von den Truppen Maximilians I. vergeblich belagert.

Civil (und Zusammensetzungen), s. Zivil.

Civile jus (lat.), s. Zivilrecht.

Civilis, Julius, der Anführer der Bataver im Aufstand gegen die Römer 69—70 n. Chr. C. faßte nämlich, erbittert darüber, daß er wegen angeblicher Empörung gegen die römische Herrschaft zweimal gefangen gesetzt worden war und beinahe hingerichtet worden wäre, 69 den Plan, sein Volk zu befreien, und benutzte schlau den damaligen Bürgerkrieg zwischen Vitellius und Vespasian, indem er als Anhänger des letztern auftrat. In Verbindung mit den Kaninefaten und Friesen besiegte er das römische Landheer, bemächtigte sich der Flotte, warf den vom Statthalter von Obergermanien gegen ihn geschickten Legaten Munius Lupercus nach Vetera (bei Xanten) zurück und belagerte ihn daselbst. Nach verschiedenen Versuchen der Römer, Vetera zu entsetzen, und nachdem in den sich immer wiederholenden Meutereien der römischen Truppen endlich sowohl der Statthalter Hordeonius Flaccus als sein thatkräftigster Legat, Didius Flaccus, ermordet worden waren (70), ließ sich das ganze römische Heer durch zwei Anführer der in demselben dienenden gallischen Hilfsvölker, Julius Classicus und Julius Tutor, zum Abfall von Rom und zur Vereinigung mit C. verlocken, und nun schloß sich auch ganz Gallien an C. an, so daß man schon ein großes, von Rom unabhängiges Reich plante. Indessen eben hierüber brachen unter den verschiedenen zu einem Staatskörper zu vereinigenden Völkern Haß und Feindschaft aus, und da mittlerweile der Bürgerkrieg durch Vespasian beendigt worden war und C. seiner Aufforderung, die Waffen niederzulegen, nicht Folge leistete, wurden von Rom aus kräftige Anstalten zur Unterdrückung des Aufstandes getroffen. Petilius Cerialis drang mit einem starken Heer in das Land ein, die Gallier traten zu ihm über, auch die meuterischen Truppen kehrten wieder zum Gehorsam zurück, und so wurde C. nach tapferster Gegenwehr genötigt, sich auf die Bataverinsel zurückzuziehen und endlich auf einen ihm von Cerialis entgegengebrachten Vergleich einzugehen, durch welchen den Batavern die Rückkehr in den alten Stand gewährt wurde. Über die weitern Schicksale des C. ist nichts überliefert. Vgl. E. Meyer, Der Freiheitskrieg der Bataven unter C. (Hamb. 1856); Völker (Elberf. 1861—63).

Civilis actio (lat.), s. Klage.

Civiloquium (lat.), Bürger- oder Bauer- (Bur-) Sprache, ehedem die Vorlesung der Rechte und Pflichten der Bürger.

Civiltà cattolica, La (spr. tschiw-), Titel des aller 14 Tage erscheinenden Hauptorgans der Jesuitenpartei in Rom, das auf die päpstliche Politik von Einfluß ist. 1850 in Neapel gegründet, wurde es später nach Rom, 1870 nach Florenz und später wieder nach Rom verlegt. Seine Tendenz ist gegen die Anerkennung des Königreichs Italien durch den Papst, auf eine Wiederherstellung der klerikalen Suprematie in allen Ländern und Bekämpfung aller nationalen Bestrebungen gerichtet.

Civis (lat.), Bürger. C. academicus, akademischer Bürger (s. Universitäten).

Città (ital., spr. tschiwitā), »Stadt«; vgl. Città.

Civita Castellāna (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, auf schroffem Tuffelsen, welcher durch eine 50 m hohe Brücke zugänglich ist, an der Treja und der Via Flaminia malerisch gelegen, Station der Eisenbahn Rom-Orte, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale mit romanischer Vorhalle von 1210, eine unter Alexander VI. von Antonio da Sangallo erbaute Citadelle (jetzt Staatsgefängnis) und (1881) 4251 Einw. In der Nähe Spuren des alten etruskischen Falerii (s. d.). Hier 4. Dez. 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner.

Civita Lavinia (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, an der Eisenbahn Rom-Terracina, mit Resten des alten Lanuvium (s. d.), mittelalterlichen Mauern und Türmen, Weinbau und (1881) 1124 Einw.

Civitāli (auch Civitale, spr. tschiw-), Matteo, ital. Bildhauer, geb. 1435 in Lucca, gest. daselbst 1501, scheint sich nach den frühzeitigen florentinischen Meistern gebildet zu haben, wenigstens ist seine Kunst von ihnen, besonders von Desiderio da Settignano, abhängig. Im Dom zu Lucca findet man seine Hauptwerke. Das Grabmal des Pietro da Noceto (1472) zeigt den Mitstrebenden Desiderios, aber schon auf einer ungleich höhern Stufe der Ausbildung. In den betenden Engeln auf dem Altar der Sakramentskapelle verbindet sich der edle Stil des 15. Jahrh. mit dem Ausdruck einer inbrünstigen Andacht und hoher jugendlicher Schönheit. Die drei untern Statuen des prächtigen Regulusaltars (1484), darunter der heil. Sebastian (s. Tafel »Bildhauerkunst VIII«, Fig. 2), entsprechen dem Großartigsten der damaligen Historienmalerei, und die Engel mit den Kandelabern sowie die Madonna haben schon etwas von der freien Lieblichkeit des Andrea Sansovino. Die sechs Seitenstatuen in der Johanniskapelle im Dom zu Genua, Adam, Eva, Jesaias, Habakuk, Elisabeth und Zacharias, 1496 vollendet, erreichen die ungesuchte Schönheit der andern Arbeiten nicht. Seine Biographie schrieb Yriarte (Par. 1886).

Civitanova Marche (spr. tschiwitanóva marke), Stadt in der ital. Provinz Macerata, auf einer Anhöhe 3 km vom Adriatischen Meer gelegen, hat eine schöne Kirche, Fabrikation von Öl, Holz- und Thonwaren, Hausweberei und (1881) 1899 (als Gemeinde 9539) Einw. Zum Gemeindegebiet gehört auch der an der Meeresküste, nördlich von der Mündung des Chienti an der Eisenbahn Ancona-Foggia und Zweigbahn nach Fabriano gelegene Ort Porto di C. mit Hafen, in welchen 1891: 111 Schiffe von 3241 Ton. einliefen, und (1881) 2718 Einw.

Civitas (lat.), im röm. Recht der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis) im Gegensatz zum freien Ausländer (peregrinus) sowie zur Latinität (s. d.). Nach älterm römischen Recht war das römische Bürgerrecht die Bedingung für die Anteilnahme an den Rechtsverhältnissen des Privatrechts, welche auf dem sogen. jus civile proprium Romanorum (s. Zivilrecht) beruhten. Dann ist C. auch Bezeichnung der zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft, des städtischen Gemeinwesens.

Civität (lat.), Bürgerschaft, Bürgerrecht.

Civitavecchia (spr. tschiwitawékkja), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Rom, liegt 71 km nordwestlich von der Hauptstadt am Tyrrhenischen Meer, an der Eisenbahn Rom-Pisa und an der alten Via Aurelia in öder und ungesunder Gegend. Der Hafen von C., zugleich Kriegs- und Handelshafen, ist dazu bestimmt, abseits der Mündung des Tiber, durch dessen Sinkstoffe alle Hafenanlagen des alten Rom verlandet wurden, Rom den Verkehr mit dem Meer zu sichern. Er besteht aus einem von zwei Molen bogenförmig umspannten und von einem Wellenbrecher geschützten Bassin. Die Molen haben eine Ausdehnung von 170, bez. 250 m, der Hafen hat eine Fläche von 87 Hektar und eine Tiefe von 6 m. Auf dem nördlichen Damm erhebt sich ein Leuchtturm, auf dem südlichen die nach Bramantes und Michelangelos Plänen erbaute Citadelle. Der Hafen enthält Schiffswerften, ein von Bernini erbautes Arsenal, einen Bagno und Magazine. Auf der Landseite ist die Stadt durch Mauern und Bastionen (von A. Sangallo) geschützt. C. hat eine schöne Kathedrale, ein Theater, eine Trinkwasserleitung (mit antikem Aquädukt) und (1881) 9210 Einw., welche hauptsächlich Handel treiben. Im Hafen, welcher mit Genua, Livorno, Neapel, Cagliari in regelmäßiger Dampferverbindung steht, sind 1891: 1318 Handelsschiffe mit 317,416 Ton. eingelaufen. Der Warenverkehr bezifferte sich mit 257,211 T. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, mehrerer Konsulate (darunter eines deutschen), hat eine Handelskammer, ein Gymnasium und ein Seminar. In der Nähe sind stark besuchte Seebäder und Schwefelquellen (mit antiken Baureſten der Aquae Taurinae). — C. hieß in ältester Zeit Centumcellae; zu Ehren Trajans, der den Hafen erbaute, wurde es später Portus Trajani genannt. Den Namen C. erhielt es im 9. Jahrh., als die Bewohner, 812 von den Sarazenen vertrieben, nach langem Exil wieder in ihre »alte Stadt« zurückkehrten. Unter Justinian war C. Zankapfel zwischen Griechen und Goten, ward von Belisar genommen, dann von Totilas zurückerobert, von Narses 553 aber wiedergewonnen. Papst Urban VIII. erbaute die Festungswerke, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696). 1849—70 war es von den Franzosen besetzt.

Civitella del Tronto (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Teramo, auf steilem Felsen am rechten Ufer des Salinello, hat Mauern und Türme, eine Citadelle und (1881) 826 (als Gemeinde 7706) Einw. — C. widerstand 1557 den Franzosen unter dem Herzog von Guise, ward dagegen 1798 und 1805 von den Franzosen und 1861 von den Italienern unter Mezzacapo genommen.

Civray (spr. siwrä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vienne, an der Charente, Knotenpunkt an der Orléansbahn, hat eine romanische Kirche (St.-Nicolas) aus dem 12. Jahrh. (mit schöner Fassade), ein Collège, Handel mit Kastanien, Trüffeln, Vieh ꝛc. und (1891) 2479 Einw.

Civry (spr. siwri), Gräfin von, natürliche Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und einer Engländerin, Lady Colville, wurde von Lacordaire zum Katholizismus bekehrt und deswegen vom Herzog verstoßen, gegen den sie mehrere Prozesse, doch ohne Erfolg, anstrengte, um ihre Ansprüche an dessen Vermögen zu sichern. Auch ihre Anfechtung des herzoglichen Testaments war fruchtlos. Nach ihrem Tode (1880) setzte ihr Sohn Ulrich Eugen Welf Honoré de Collin de Bar, Vicomte de C. (geb. 1853 aus ihrer Ehe mit einem Grafen C.) diese Bemühungen, das Vermögen des Herzogs Karl zu erlangen, fort, zumal er durch zügelloses Leben in Bedrängnis geraten und wegen Betrügereien sogar zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt worden war; sowohl in Genf als in Braunschweig von den Gerichten mit seinen Ansprüchen abgewiesen, hat C. endlich 1891 vor dem Pariser Gericht seinen Prozeß gewonnen.

Ciwa, ind. Gott, s. Siwa.

Cl, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Chlor.

Claar, 1) Emil, Schauspieler und Dichter, geb. 7. Okt. 1842 in Lemberg, kam, für das Studium der Medizin bestimmt, frühzeitig nach Wien, trat dann auf Wunsch seiner Eltern zum Handelsstand über und entschloß sich endlich nach langen Kämpfen, Schauspieler zu werden. Er debütierte 1860 im Wiener Burgtheater, spielte später in Graz, Linz und am Hoftheater in Berlin, folgte dann einem Ruf an das Leipziger Stadttheater, wo er 5 Jahre thätig war, zuletzt als dramaturgischer Mitarbeiter Laubes, und ging dann als Regisseur an das Hoftheater in Weimar, wo er bis 1872 blieb. Hierauf war er Oberregisseur des Landestheaters zu Prag, übernahm 1876 die Direktion des Berliner Residenztheaters und ist seit 1. Juli 1879 Intendant der vereinigten Stadttheater in Frankfurt a. M. Er veröffentlichte zwei Bände »Gedichte« (Leipz. 1868 u. Berl. 1885) sowie mehrere dramatische Arbeiten, wie »Simson und Delila«, Lustspiel (1869), »Shelley«, Trauerspiel (1874), u. a.

2) (Claar-Delia) Hermine, eigentlich Deligah, Schauspielerin, Gattin des vorigen, geb. 8. April 1848 in Wien, betrat 1864 in Pest zum erstenmal die Bühne, kam von hier an das Thaliatheater in Hamburg und nach kurzer Zeit als jugendliche Liebhaberin an das Hoftheater in Berlin, das sie 1866 mit der Schweriner Hofbühne vertauschte. Nach anderthalbjähriger Thätigkeit an dieser nahm sie 1869 Engagement am Stadttheater in Leipzig und folgte 1872 einem Ruf nach Prag. Seit 1871 mit Emil C. verheiratet, war sie seit 1876, als jener die Leitung des Berliner Residenztheaters übernahm, Mitglied dieser Bühne und leistete hier namentlich im sensationellen Genre, unter anderm als Frau Bernard (»Fourchambault«), Fürstin Zita (»Dora«), Messalina (»Arria und Messalina«) Treffliches. 1879 folgte sie ihrem Gatten nach Frankfurt a. M. und ist seitdem nur wenig aufgetreten.

Clabulāre (Clavulare, sc. vehiculum, lat.), bei den alten Römern ein großer offener Transportwagen mit Seiten aus Gitterwerk (clavulae).

Clackmannan (spr. klakmännen), Hauptort der nach ihm benannten schott. Grafschaft, am Devon und in der Nähe des Forth, mit nur (1891) 1779 Einw. Das alte Schloß bewohnte 1329 Robert Bruce. Die Devon-Eisenhütten sind in der Nähe.

Clackmannanshire (spr. klakmännenschir), Grafschaft im südlichen Schottland, die kleinste des Landes, umfaßt 129 qkm (2,3 QM.). Das Ländchen steigt von der Küste des Forth an allmählich nach den Ochillshügeln hin, welche im Ben Cleuch eine Höhe von 717 m erreichen. Hauptfluß ist der Devon, dessen Thal wegen seiner landschaftlichen Schönheiten und zahlreichen Wasserfälle (namentlich des Caldron Linn, etwa 15 km oberhalb Dollar) berühmt ist. Die Bevölkerung betrug 1891: 28,432 Seelen. Der Boden längs des Forth ist fruchtbar; 34,2 Proz. sind (1890) Ackerland, 16,2 Proz. Weide, (1888) 9 Proz. Wald. An Vieh zählte man 3930 Rinder, 10,656 Schafe. Man gewinnt Eisen und Steinkohlen. Die Industrie liefert Wollwaren, Whisky, Gußwaren, Papier, Maschinen, Glas und irdene Waren. Hauptort ist Clackmannan.

Clabel (spr. klabell), Léon, franz. Romanschriftsteller, geb. 13. März 1835 in Montauban (Tarn-et-Garonne), gest. 21. Juli 1892, Sohn eines Handwerkers, studierte in Toulouse die Rechte, wandte sich dann nach Paris, wo er sich ganz litterarischen Beschäftigungen hingab, und erregte zuerst mit dem Sittenroman »Les martyrs ridicules« (1862), einer satirischen Schilderung des niedern Litteratentreibens in Paris, die durch eine meisterhafte Vorrede Charles Baudelaires eingeführt wurde, in Schriftstellerkreisen Aufsehen. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in seiner Heimat verfaßte er eine Reihe trefflicher Novellen, wie: »Eral le dompteur« (1865), »Le nommé Qouael« (1868), »Achille et Patrocle« (1869) u. a., und befestigte nach der Rückkehr in die Hauptstadt seinen Ruf mit den die Serie »Mes paysans« bildenden Romanen: »Le Bouscassier« (1869) und »La fête votive de St.-Barthelomée Porte-Glaive« (1872). Von seinen übrigen, durchweg dem Volksleben entnommenen Werken nennen wir: die Skizzen- und Novellensammlung »Les va-nu-pieds« (1874); die Novelle »Une maudite« (1876), welche ihm wegen ihrer Anstößigkeit eine Gefängnisstrafe von 4 Wochen zuzog; »Crete-Rouge« (1875); »N'a qu'un œil« (1880); »Eaux fortes«, sechs Litteraturrisse (1880); »Le deuxième mystère de l'incarnation« (1883); »Urbains et ruraux« (1884); »Héros et pantins« (1885); »Titi Foyssac IV, ût la République et la Chrétienté« (1886); »Raca« (1888); »Seize morceaux de littérature« (1889) u. a.

Cladium *Schrad.* et *Spreng.* (Sumpfgras), Gattung aus der Familie der Cyperaceen, hohe, grasartige, meist australische Gewächse mit in Köpfchen gedrängten, ein- bis zweiblütigen Zwitterähren. Etwa 30 Arten in Australien, in der Alten und Neuen Welt. C. Mariscus *R. Br.*, mit hohem, beblättertem Halm, sichlig-zahnigen, breit linealischen Blättern und braunen Blüten in Scheindolden, wächst in Sümpfen und auf nassen Wiesen in Nordeuropa, Nordamerika und Neuholland und bildet vorzüglich in Gotland schwimmende Inseln. Es dient zum Decken der Dächer und jung als Viehfutter.

Cladius, s. Blattwespen.

Cladocĕra (Wasserflöhe), s. Blattfüßer.

Cladonia *Hoffm.* (Säulchenflechte, Korallenmoos, Knopfflechte, Becherflechte, Becher-, Geweihstuppe), Gattung der Strauchflechten, mit schuppig-blattartigem, bisweilen auch nur krustig-körnigem Thallus, aus welchem die sogen. Träger (Podetien) entspringen. Dies sind hohle, spitz endende Stiele, die sich zuweilen wiederholt zerteilen und zierliche, strauchartige Formen bilden; bisweilen verbreitert sich der Stiel nach oben in einen weiten, regelmäßigen Becher, von dessen Rande nicht selten neue Stiele sich erheben, welche ebenfalls nach oben hin becherartig werden. Auf den Enden der Podetien sitzen die knopfförmigen braunen oder roten Apothecien. Die zahlreichen Arten wachsen meist gesellig, rasenartig auf der Erde und zwischen Moos in trocknen Wäldern, auf Heiden und Hügeln und sind fast alle, je nach dem Standort, äußerst veränderlich. Die wichtigsten Arten sind: C. pyxidata *Hoffm.* (Becherflechte, Becher- oder Fiebermoos, Feuerkraut, s. Tafel »Flechten I«), mit kreiselförmigem Stiel und braunen Apothecien; C. fimbriata *Fr.* (Säulenflechte, s. Tafel »Flechten II«), mit walzenförmigen, dünnbestäubten, weißlichgrünen Podetien, ganzrandigen oder gekerbten, bisweilen sprossenden Bechern, sehr vielgestaltig, in Deutschland die gemeinste Art; C. coccifera *Hoffm.* (Scharlachmoos, Kochenilleflechte, Büchsenmoos, Feuerkraut), mit unregelmäßig becherförmigen Trägern und großen scharlachroten, kopfförmigen Apothecien, und C. rangiferina *Hoffm.* (Renntiermoos, Renntierflechte, Astflechte, s. Tafel »Flechten II«), mit zahlreichen blaßgrünen, strauchförmigen, dreigabeligen Podetien und braunen Apothecien. Sie ist sehr gemein in trocknen Nadelwäldern und bedeckt große Landstrecken des Nordens (Flechtentundra); in Lappland bildet sie die Hauptnahrung der Renntiere während des Winters und wird auch bei uns in strengen Wintern von den Hirschen aufgesucht. In Skandinavien verarbeitet man sie auf Spiritus. C. macilenta *Hoffm.* (s. Tafel »Flechten I«), mit kleinblätterigem Thallus, nicht schuppigen, grau bestäubten Podetien und am Rande meist in viele Strahlen geteilten Bechern mit kleinen Apothecien. Vgl. Krabbe, Entwickelungsgeschichte und Morphologie der polymorphen Flechtengattung C. (Leipz. 1891).

Cladophŏra *Ktz.*, Algengattung aus der Ordnung der Chlorophyceen mit vielen über die ganze Erde verbreiteten, größtenteils im Meer lebenden Arten. Sie haben einen fadenförmigen, reichverzweigten Thallus und sind entweder auf Steinen, Pflanzen ꝛc. festgewachsen, gestreckte, flutende Rasen bildend, oder sie schwimmen frei in großen wolligen Watten, oder sie sind zu dichten, kugeligen, schwammartigen Ballen verfilzt. C. tracta *Ktz.* bedeckt oft große Flächen des Wassers und bildet nach dem Austrocknen Meteorpapier (s. d.). C. glomerata *Ktz.* ist in fließenden Wässern gemein.

Cladosporium, s. Pleospora.

Cladothrix dichotŏma *Cohn.*, eine Bakterienart, welche schwimmende Flöckchen, auf festem Material 1—2 mm hohe Räschen bildet. Die Fäden machen Pseudoverzweigungen, indem einzelne Stäbchen seitwärts ausbiegen und durch fortgesetzte Teilung sich zu Fädchen verlängern. Die Fäden erscheinen in Langstäbchen, später in Kurzstäbchen und Kokken gegliedert. Bisweilen werden abgeknickte Zweigstücke schwärmfähig, auch entstehen bisweilen Zweige mit regelmäßigen spiraligen Windungen. C. wächst häufig in verunreinigten Wässern, Abwässern von Fabriken ꝛc., ihre krankheiterregende Bedeutung ist gering.

Claesz (spr. klās), Pieter, niederländ. Maler, geb. um 1590 in Steinfurt, gest. 1660 in Haarlem, bildete sich unter dem Einfluß von Frans Hals und malte ausschließlich Stilleben mit Frühstücken, welche durch eine getreue Nachbildung der Viktualien und Geräte ausgezeichnet sind. Bilder von ihm finden sich im Haag, in Berlin, Dresden, München, Schwerin, Kassel ꝛc. Er war der Vater von Nik. Berchem.

Claim (engl., spr. klēm), Anspruch, Reklamation.

Clain (spr. klāng), Fluß im franz. Depart. Vienne, mündet nach 120 km langem Lauf oberhalb Châtellerault in die Vienne.

Clairac (spr. klārak), Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrond. Marmande, am Lot, hat (1891) 2004 (als Gemeinde 3562) Einw., welche feine weiße Weine (vins pourris) bauen und Pflaumenhandel treiben. C. war die erste Stadt in Frankreich, die sich zur reformierten Kirche bekannte.

Clairault (Clairaut, spr. klārō), Alexis Claude, Mathematiker, geb. 7. Mai 1713 in Paris, gest. 17. Mai 1765, las schon im 12. Jahr eine Abhandlung über neue Kurven vor der Pariser Akademie, wurde, 18 Jahre alt, auf Grund seiner »Recherches sur les courbes à double courbure« (Par. 1731) Mitglied der Akademie, führte 1736 mit Maupertuis in Lappland die große Meridianvermessung aus, teilte 1743 der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde mit (»Théorie de la figure de la terre«, das. 1743, 2. Aufl. 1808) und ward so der erste französische Mathematiker, der die Entdeckungen Newtons weiterführte und den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten gab. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondes (»Théorie de la lune«, Par. 1752, 2. Aufl. 1765). Auch schrieb er: »Recherches sur les comètes des années 1531, 1607, 1682 et 1759« (Par. 1760).

Clairée (spr. klārē), Fluß, s. Durance. [S. 222.

Claires (franz., spr. klār), Austernteiche, s. Austern,

Claires (franz., spr. klār), Gewebe, s. Kambrais.

Clairet (franz., spr. klārā), in Frankreich jeder blaßrote Wein; auch Kräuterwein, Würzwein.

Clairette (franz., spr. klāret'), blaßroter Likör, besonders Kirschlikör; in Südfrankreich (Clarette) leichter Weißwein.

Clairfayt, österreich. Feldherr, s. Clerfait.

Clair-obscur (franz., spr. klär-obskür), s. Helldunkel. Im Buchdruck die Herstellung eines Bildes in einer Farbe in verschiedenen Abtönungen, meist auch unter Zuhilfenahme der Farbe des Papiers für die hohen Lichter durch Aussparungen in der Druckplatte, für welche vorzugsweise der Holzschnitt benutzt wird. Als Erfinder des C. wird gewöhnlich der Italiener Ugo da Carpi genannt, doch trägt der früheste ihm zugeschriebene derartige Druck die Jahreszahl 1518, während in Deutschland von Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien u. a. entworfene und in C.-Druck ausgeführte Blätter frühern Datums vorhanden sind. Gegenwärtig wird C.-Druck auch durch Übereinanderdruck photozinkographischer Platten hergestellt.

Clairon (franz., spr. klārong), Bügelhorn (Signalhorn); vgl. Clarino.

Clairon (spr. klārong, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude), franz. Schauspielerin, geb. 1723 in der Nähe von Condé in Flandern, gest. 18. Jan. 1803 in Paris, trat schon im 12. Jahr in der Italienischen Komödie als Soubrette auf, war dann 4 Jahre Mitglied der Bühne in Rouen, hierauf an den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent engagiert, bis sie als Sängerin 1743 in der Großen Oper zu Paris angestellt wurde. Trotz eines entschiedenen Erfolgs ging sie schon nach 5 Monaten von der Oper zur Comédie-Française über. Sie begann ihr Debüt mit der Phädra, feierte einen glänzenden Triumph und ward bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil. Nachdem sie 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte, aufzutreten, 1765 ins Gefängnis gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Auf eine Einladung des Markgrafen von Ansbach begab sie sich, bereits 50 Jahre alt, an dessen Hof, wo sie bis 1791 blieb, und kehrte dann nach Paris zurück. Stolz von Natur, mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido und vor allen Medea vorzüglich. Voltaire sagte von ihr: »Sie hat im Ton der Stimme, was die Dumesnil im Herzen.« Sehr lehrreich sind ihre »Mémoires d'Hippolyte C. et réflexions sur la déclamation théâtrale« (Par. 1799; neue Ausgaben 1822, mit Biographie von Andrieux) und in Barrières »Bibl. des mémoires«, Bd. 6 (1847). Ihre Biographie schrieb E. de Goncourt (Par. 1890).

Clairv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Josephe de Clairville (spr. klārwil'), geb. 1742, gest. 31. Juli 1830 in Winterthur. Schrieb: »Entomologie helvétique« (Zürich 1798 u. 1806, 2 Bde.); »Manuel d'herborisation en Suisse et en Valais« (Winterth. 1811, Genf 1819).

Clairvaux (spr. klārwō), ehemalige berühmte Cistercienserabtei im franz. Depart. Aube, Arrond. Bar, Gemeinde Ville-sous-la-Ferté, an der Aube und der Ostbahn, gestiftet vom heil. Bernhard 1115 und von ihm bis zu seinem Ende geleitet. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, von den Mönchen urbar gemacht und Clara Vallis genannt wurde. Bei Bernhards Tod (1153) zählte die Stiftung schon 700 Mönche. Durch die französische Revolution aufgehoben, dient die Abtei mit ihren umfangreichen Gebäuden gegenwärtig als Zentralgefängnis mit durchschnittlich 1500 Insassen. Vgl. Arbois de Jubainville, Études sur l'état intérieur des abbayes cisterciennes et principalement de C. (Par. 1858).

Clairville (spr. klārwil'), 1) Louis François, eigentlich Nicolaie, franz. Bühnendichter, geb. 28. Jan. 1811 in Lyon als Sohn eines Schauspielers, gest. 7. Febr. 1879 in Paris. Seine fast zahllosen, rasch und flüchtig hingeworfenen Produktionen gehören sämtlich der niedern Komik (Vaudevillepossе) an und üben durch glücklich angebrachte Anspielungen, Parodien, Calembourgs und witzige Kouplets, allerdings auch durch die Würze schlüpfriger Zweideutigkeiten eine große Zugkraft aus. Es seien davon nur einige Operetten genannt, die auch den Weg nach Deutschland gefunden haben, wie denn C. als das Vorbild der Berliner Possendichter anzusehen ist: »Daphnis et Chloë« (mit Musik von Offenbach), »La fille de Madame Angot« (Musik von Lecoq); ferner die Zauberstücke: »Les sept châteaux du diable«, »Cendrillon«, »La lanterne magique«. Ein Band »Chansons et poésies« von ihm war 1853 erschienen.

2) Josephe, de, s. *Clairv.*

Clairvoyance (spr. klārwoajangs'), s. Hypnotismus.

Claix (spr. klā), Flecken im franz. Depart. Isère, Arrond. Grenoble, unfern des Drac, über welchen

eine alte Brücke (von 1611) mit einem 46 m weiten Bogen und eine gleich kühn gewölbte neue Brücke (52 m Öffnung) führen, mit (1891) 887 (als Gemeinde 1223) Einw.

Clajus (eigentlich Klaj), 1) Johannes, der erste, der mit einer deutschen Grammatik (auf Luthers Schriften gegründet) ein etwas dauernderes Anziehen gewann. Geboren 1535 in Herzberg an der Schwarzen Elster, studierte er in Leipzig, war dann Schulmann zu Herzberg, Goldberg, Frankenstein, Nordhausen, endlich seit 1573 Pfarrer zu Bendeleben in Thüringen, wo er 11. April 1592 starb. Neben zahlreichen philologischen und theologischen Schriften verfaßte er die »Grammatica germanicae linguae« (Leipz. 1578; neu hrsg. von Weidling, Straßb. 1893), die Frucht 20jähriger Arbeit, die vielfach Eingang in den Schulen gefunden hat. Vgl. Perschmann, Johannes C. des ältern Leben und Schriften (Nordhausen 1874).

2) Johann C. der jüngere, Dichter, s. Klaj.

Clam, Muschel, s. Clams.

Clam, Burg, s. Grein (Stadt).

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen und Österreich, hieß früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenperg in Kärnten. Christoph Perger kaufte 1524 von dem Grafen von Hardeck Burg und Herrschaft C. bei Grein in Oberösterreich. Christophs Urenkel Johann Gottfried von C., geb. 1598, wurde samt seinen Brüdern und Vettern 22. Nov. 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Urenkel Ferdinand Joseph von C., geb. 1700, hinterließ fünf Söhne, welche 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Von diesen fünf Söhnen hatte der älteste, Johann Gottlieb von C., einen Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geb. 1759 in Linz, gest. 26. Sept. 1826 (1824—26 böhmischer Oberstlandkämmerer), welcher sich 1792 mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinitz, vermählte und seitdem als Stifter einer besondern Linie, wie seine Kinder, den Namen **C.-Martinitz** führte. Sein Sohn war Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von C.-Martinitz, österreichischer Feldmarschalleutnant, geb. 23. Mai 1792 in Prag, gest. 29. Jan. 1840. Er studierte anfangs die Rechte, trat 1809 in das Freikorps des Grafen Kinsky und war in den Feldzügen von 1812—14 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugeteilt. Mit dem Feldmarschalleutnant Koller begleitete er Napoleon I. nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des Wiener Kongresses gezogen. 1821 vermählte er sich mit Selina, Lady Maade, der Tochter des Lords Guilford, eines irischen Peers, stand als Oberst eines Kürassierregiments in Ungarn, ging 1824 in einer diplomatischen Sendung nach Petersburg, ward 1830 Generalmajor und Hofkriegsrat und mehrfach in diplomatischen Missionen, auch an den preußischen Hof, verwendet, wobei er eifrig für die Metternichsche Reaktionspolitik thätig war. 1835 ward er Kaiser Ferdinands Generaladjutant, 1836 Geheimrat und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrat und 1837 Feldmarschalleutnant. Da er stets in unmittelbarer Umgebung des Kaisers war, so hatte er großen Einfluß, welchen er zur Unterdrückung aller liberalen, besonders konstitutionellen Bestrebungen und zur Geltendmachung der aristokratischen Prärogativen zu benutzen suchte. Sein Sohn Heinrich Jaroslaw, Graf von C.-Martinitz, geb. 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn, gest. 5. Juni 1887 in Prag, studierte die Rechte und begann nach den Märzbewegungen von 1848 unter dem Grafen Stadion seine amtliche Laufbahn. Er ward 1853 Statthaltereirat in Ofen, im Februar 1856 Hofrat und im Mai d. J. Landespräsident zu Krakau, schied aber 1859, gekränkt, wie es heißt, durch eine abfällige Kritik einer für den Kaiser bestimmten Staatsschrift, aus dem Staatsdienst aus und ward 1860 in den »verstärkten Reichsrat« berufen, in welchem er zu den eifrigsten Vertretern des föderalistisch-feudalen Prinzips der »historisch-politischen Individualitäten« zählte. Als Führer der tschechischen Adelspartei, die sich in dem politischen Tagesblatt »Das Vaterland« (1. Sept. 1860) ihr eignes Organ schuf, wirkte er namentlich für das Zustandekommen des sogen. Oktoberdiploms, trat aber 1861 infolge des Februarpatents zur föderalistischen Opposition über. 1861 zum Präsidenten des Böhmischen Museums erwählt, schied er 1862 aus dem Reichsrat und beschränkte sich auf die Thätigkeit im böhmischen Landtag, welche dem föderalistischen Prinzip in dem Ministerium des Grafen Hohenwart 1871 zu einem vorübergehenden Siege verhalf. Nachdem er 1879, die von ihm bisher vertretene Abstinenzpolitik aufgebend, mit den Tschechen wieder in den Reichsrat eingetreten war und hier wieder eine führende Rolle gespielt hatte, starb er kinderlos; seine Güter gingen auf seinen Neffen, Grafen Heinrich C., über. — Sein jüngerer Bruder, Graf Richard C., geb. 12. März 1832, gest. 15. Nov. 1891, war seit 1879 Mitglied, von 1882—88 Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, legte aber dieses Amt und sein Abgeordnetenmandat nieder, als er 1. Jan. 1889 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt wurde.

Die zweite Linie, **C.-Gallas**, stammt ab von Johann Christoph von C., Bruder des obgenannten Ferdinand Joseph. Johann Christophs Sohn Christian Philipp erbte 1757 die reichen Besitzungen seines Oheims, des Grafen Gallas, und nahm daher den Namen C.-Gallas an. Sein Sohn ist der durch Kunstsinn und Wohlthätigkeit bekannte Graf Christian Christoph (geb. 1771, gest. 1838), dessen einziger Sohn Graf Eduard von C.-Gallas, geb. 14. März 1805 in Prag, gest. 17. März 1891 in Wien. Er trat 1823 in die österreichische Armee ein, wurde 1839 Oberst, 1846 Generalmajor, zeichnete sich als solcher 1848 an der Spitze einer Brigade bei Santa Lucia, Goito, Vicenza und bei Custozza aus, auch im ungarischen Feldzug 1849 als Feldmarschalleutnant gegen Bem. Er besetzte Kronstadt, schlug die Ungarn bei Illyefalva, besetzte Vásárhely und hielt von da aus das Szeklerland im Zaum. 1850 erhielt er das Kommando über das 1. Armeekorps in Böhmen. Dieses befehligte er auch im italienischen Krieg von 1859 in den Schlachten bei Magenta und Solferino. Er ward darauf als General der Kavallerie Kommandant von Böhmen, 1861 Herrenhausmitglied und 1865 Obersthofmeister des Kaisers. Im Feldzug von 1866 kommandierte er die am weitesten gegen Norden vorgeschobene Armee mit dem Auftrag, den Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth aufzuhalten. Allein teils wegen strategischer und taktischer Fehler, teils und ganz besonders wegen des Mangels an Einheit in der obersten Leitung wurde C. in einer Reihe von Gefechten (bei Münchengrätz, Podol, Hühnerwasser und Gitschin) geschlagen, was ihm eine Anklage vor dem Kriegsgericht eintrug; dieses erklärte ihn indes für schuldlos. Dennoch nahm er seinen Abschied und zog sich auf seine reichen Besitzungen in Böhmen (Friedland und Reichenberg) zurück.

Clamart (spr. -mär), Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, 9 km südwestlich von Paris, am Fuße des Plateaus von Châtillon, nahe dem Walde von Meudon, an der Westbahn und der Straßenbahn Paris-C. gelegen, hat eine gotische Kirche, Steinbrüche, Wäschereien und (1891) 5491 Einw. — Das Plateau von C. und Châtillon (180 m ü. M.) beherrscht die ältern Pariser Forts der Südwestseite. Es wurde daher bei der Zernierung von Paris 19. Sept. 1870 von den Deutschen besetzt (vgl. Chatillon 6) und verschaffte ihnen die Möglichkeit, sowohl die Stadt als die Forts zu bombardieren. Ausfälle gegen diese Höhen fanden statt 13. Okt. 1870 und 10. Jan. 1871. Seither ist das Plateau in die Pariser Befestigung einbezogen und mit dem Fort Châtillon versehen worden.

Clamatōres (Schreivögel), s. Sperlingsvögel.

Clamecy (spr. klam'ßi), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Nièvre, 146 m ü. M., an der Mündung des Beuvron in die Yonne, am Canal du Nivernais, Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine gotische Kirche, ein Collège, eine Bibliothek, ein Handelsgericht, bedeutenden Handel mit Holz (welches von hier nach Paris geflößt wird), Kohle, Wein, Vieh ꝛc. und (1891) 4646 Einw. C. war bis 1789 Sitz des hier 1211 gegründeten Bistums von Bethlehem in part.

Clams, allerlei Muscheln, die in Nordamerika als Nahrung dienen. Am wichtigsten ist die Hard Clam (Venus mercenaria), welche sich in riesigen Haufen längs der ganzen atlantischen Küste findet. Der dunkle Fleck im Innern der dicken Schale, welche früher von den Indianern als Schmuck getragen wurde, gab ausgeschnitten und mühsam abgeschliffen die wertvollste Sorte des Muschelgeldes (Wampum) derselben. 1880 wurden über 300 Mill. gefangen. Die Soft Clam (Mya arenaria) ist nördlich vom Kap Hatteras, also im Bereich der kalten Küstenströmung, gemein in allen Flußmündungen und an sandigen Strandstellen. Genossen wird sie fast nur gekocht und gebraten, seltener eingemacht; große Mengen dienen als Fischköder. Mit Austern ist sie von der Ostküste auch nach Kalifornien gekommen und findet sich jetzt in der Bai von San Francisco in Menge. 1880 wurden gegen 200 Mill. gefangen. Bei Bridgeport (Connecticut) wird sie gezüchtet, indem man junge Exemplare an seichten Stellen in den Sand einpflügt und nach 4—5 Jahren sammelt. Die riesige Sea Clam (Mactra solidissima) kommt nur nördlich von New Jersey vor und wird hauptsächlich bei Cape Cod gesammelt. Sie lebt in flachem Wasser und wird nach Stürmen oft massenhaft lebend ans Land geworfen. Sie kommt hauptsächlich in Boston auf den Markt, wird aber mehr als Köder beim Fischfang oder als Schweinefutter verwendet; die dicken Schalen dienen zu Wegebauten und zum Kalkbrennen. Die Razor Clam (Solen americanus), naheverwandt den gleichfalls eßbaren Cannolicchie von Neapel (s. Messerscheide), wird von Long Island bis New Jersey gefischt, aber fast nur als Köder gebraucht.

Clam, vi aut precario (lat.), »heimlich, gewaltsam oder bittweise«, juristische Formel. Der Umstand, daß jemand auf solche Weise gegenüber einem andern den Besitz einer Sache erlangt hat, schließt den Schutz gegen Besitzstörung seitens dieses andern aus, ebenso wie eine auf solche Weise gegenüber dem Eigentümer einer Sache vorgenommene Ausübung von Servituten deren erwerbende Verjährung (»Ersitzung«, s. Verjährung) unmöglich macht.

Clan (kelt., spr. klänn), eigentlich Familie; in Hochschottland, auf den Orkney- und den Shetlandinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen, auf Familienzusammengehörigkeit begründeten Lehnsverbandes zwischen einem Gutsherrn (laird), als dem mit patriarchalischer Obergewalt ausgestatteten Stammoberhaupt eines Bezirks, und seinen Unterthanen; einer der berühmtesten Clans ist der der Campbells, als dessen Oberhaupt die Herzöge von Argyll galten. Die Clanverfassung wurde nach dem Aufstand von 1745 aufgehoben. Vgl. Johnston und Robertson, Historical geography of the clans of Scotland (Lond. 1872).

Clanis, Fluß, s. Chiana.

Clan-na-Gael (»Sprößlinge Gäliens«), geheimer Bund, welchen fanatische Iren, besonders O'Donovan Rossa, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stifteten, um durch Dynamitattentate in England Regierung und Volk einzuschüchtern und zur Erfüllung der irischen Forderungen zu bewegen. Doch mißlangen die meisten Attentate, und 1889 löste sich der Bund auf.

Clanship (engl., spr. klänschipp, Clanschaft), soviel wie Kastengeist, esprit de corps im übeln Sinn.

Clanwilliam, Distrikt der britisch-afrikan. Kapkolonie, im westlichen Teil derselben, 15,659 qkm (284,4 QM.) groß mit (1891) 11,586 Einw. (4486 Weiße, 6973 Hottentoten), wird im W. vom Atlantischen Ozean begrenzt und von den Cedarbergen (Sneeuw Kop 1930 m) u. dem Olifantfluß durchzogen, den Westen erfüllt das Zandveld. Der gleichnamige Hauptort in tiefem Thal, am Olifantfluß, ist Missionsstation und hat (1891) 708 Einw.

Clap., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Edouard Claparède, geb. 24. April 1832 in Genf, gest. 31. Mai 1871 in Siena; schrieb: »Études sur les infusoires et les rhizopodes« (mit Lachmann, Genf 1858—61, 2 Bde.).

Clapham (spr. klāpphäm), Vorstadt im SW. Londons, in Surrey, 5 km von der Westminsterbrücke, hoch gelegen, mit Gemeindewiese (common) von 81 Hektar und (1891) 43,698 Einw.

Clapperton (spr. klāpperr'n), Hugh, engl. Afrikareisender, geb. 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, gest. 13. April 1827 in Sokoto, machte von seinem 13. Jahr an mehrere Seereisen auf Handelsschiffen, trat dann in die Marine ein und kam 1814 als Seekadett auf die Flotte, die auf den Kanadischen Seen gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet ward. 1817 als Leutnant nach England zurückgekehrt, beteiligte er sich mit Denham (s. d.) an einer von Oudney im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft geleiteten Expedition, welche 1822 von Tripolis nach Bornu vordrang, wo Oudney 12. Jan. 1824 starb, während Denham und C. bis Sokoto gelangten. Ihre Reiseberichte enthält das gemeinschaftlich herausgegebene Werk »Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa« (Lond. 1826). Nach seiner Rückkehr 1825 zum Kapitän ernannt, erhielt C. von Lord Bathurst den Auftrag, von der Bucht von Benin nach Sokoto und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen, was ihm in Begleitung seines Dieners Lander (s. d.) zuerst von allen Europäern auch teilweise gelang. In Sokoto verbot ihm aber der Sultan Bello die Weiterreise. Diese Täuschung und übergroße Anstrengungen führten seinen Tod herbei. Seinen Reisebericht veröffentlichte Barrow nach den von Lander mitgebrachten Papieren unter dem Titel: »Journal of a second expedition into the interior of Africa«

(Lond. 1829; deutsch, Weimar 1830). Ergänzungen dazu enthalten Landers »Records of Clapperton's last expedition to Africa« (Lond. 1830, 2 Bde.).

Claque (franz., spr. klack', »Klatsch, Schlag mit der flachen Hand«), die Gesamtheit der Claqueurs (s. d.).

Claqueurs (franz., spr. klakör), die bezahlten »Klatscher« in den Theatern, deren Gesamtheit während einer Vorstellung oder überhaupt die Claque genannt wird. In Paris entstanden, erstreckt sich die Claque jetzt auch auf andre Städte und blüht in Deutschland vornehmlich in Berlin und Wien. Sie hat zunächst den Zweck, das Publikum zum Applaus zu reizen und dadurch einem Stück oder Darsteller Erfolg zu sichern. Schon 1820 errichtete in Paris ein gewisser Sauton eine Assurance de succès dramatiques, welche die C. in der nötigen Zahl stellte und ebenso einen Applaus besorgte, wie sie auch für eine bestimmte Summe einen Nebenbuhler auspfeifen ließ. Die C. werden in Paris gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie sich meist in die Mitte des Parterres unter den Kronleuchter setzen. Eingeteilt werden sie in Tapageurs, die häufig und stark applaudieren; Connaisseurs, die nur durch beifälliges Murmeln oder gelegentliche Bemerkungen ihrem Nachbar den Dichter oder Schauspieler zu empfehlen suchen; Rieurs, die so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; Pleureurs, die gleiches Geschick im Gerührtsein haben; Chatouilleurs, die vor Anfang des Stückes und in den Zwischenakten die Nachbarn freundlich stimmen; Chauffeurs, die bei Tage vor den ausgehängten Theaterzetteln stehen bleiben und die Schönheit des Stückes preisen, in Kaffeehäusern günstige Rezensionen vorlesen, ungünstige beiseite schaffen rc.; Bisseurs, Dakaporufer. Durch alle diese, bez. auch die gegenteiligen Mittel leiten die C. das Publikum entweder zum Applaudieren oder auch zum Auspfeifen an. In neuester Zeit sind in Paris auch weibliche C. aufgetaucht. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden. Das französische Publikum kennt dieses höchst nachteilige Unwesen und übt gegen die C. nicht selten strenge Justiz aus, wenn sie ihre Unverschämtheit übertreiben, während das deutsche Publikum sich bisher noch sehr nachsichtig gezeigt hat.

Clara (Sankta C.), Heilige, Stifterin des Ordens der Klarissinnen (s. d.).

Clara voce (lat.), mit heller, lauter Stimme.

Clare (spr. klär), 1) Insel an der Westküste Irlands, an der Öffnung von Clew Bay, ist 26 qkm groß, steigt bis 463 m an und hat etwa 800 Bewohner. Die Insel gehört zur Grafschaft Mayo. — 2) Stadt in der engl. Grafschaft West-Suffolk, am Stour, mit einer gotischen Kirche, den Ruinen eines alten, festen Schlosses und einer Augustinerabtei aus dem 13. Jahrh., Seidenweberei und (1891) 1657 Einw.

Clare (spr. klär), Küstengrafschaft in der irischen Provinz Munster, breitet sich halbinselartig zwischen der Galwaybai und dem Ästuar des Shannon aus und umfaßt 3351 qkm (60,8 QM.). Sie bildet ein fruchtbares Hügelland, welches durch die fruchtbare Ebene des dem Shannon zufließenden Fergus in zwei Hälften geteilt wird. Slieve Bernagh (529 m) im O. ist der höchste Punkt. Periodische Seen (sogen. turloghs), die nur im Winter Wasser haben, und unterirdische Flußläufe sind häufig. Die Grafschaft zählt (1891) 124,483 Einw. Landbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige. Angebaut sind 1890: 18,3 Proz. der Oberfläche; 59,6 Proz. sind Weiden, 1 Proz. Wald. 1890 gab es 18,640 Pferde, 171,036 Rinder, 133,508 Schafe, 52,315 Schweine. Der Fischfang ist von Bedeutung. Steinkohlen, Eisen, Blei und Mangan kommen vor; Schiefer, Marmor und Bausteine werden gebrochen. Die Industrie beschränkt sich auf Herstellung grober Wollenzeuge. Hauptstadt ist jetzt Ennis. Der Name der Grafschaft stammt von dem Dorf C. an der Mündung des Fergus in den Shannon.

Clare (spr. klär), John, engl. Naturdichter, als einer der besten Beschreiber des Landlebens bekannt, geb. 13. Juli 1793 in Helpstone (Northamptonshire) als Sohn eines Tagelöhners, gest. 20. Mai 1864 in einer Irrenanstalt. Er entwickelte sich trotz sehr geringer Bildungsmittel glücklich und schnell. Thomsons »Seasons« weckten sein poetisches Talent und begeisterten den 13jährigen Knaben zu dem Lied »The morning walk« und dessen Gegenstück »The evening walk«. John Turnill in Helpstone nahm sich seiner an und unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen. Durch Handarbeiten und Violinspiel sich seinen Unterhalt erwerbend, besang C. ohne Aufmunterung zu eigner Freude Gott und die Natur. 1819 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, und dieser veranlaßte die Ausgabe einer Sammlung von Clares »Poems descriptive of rural life and scenerey« (Lond. 1820), die allgemeine Teilnahme erregte. Eine andre, ebenso erfolgreiche Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: »The village minstrel, and other poems« (Lond. 1821, 2 Bde.). Darauf ließ sich C. in Helpstone häuslich nieder, geriet aber durch unglückliche Landspekulation in Verluste und ernährte seine zahlreiche Familie durch Tagelohn, bis ihn Versuche mit einer eignen Farm ganz ins Elend brachten. Seine Biographie schrieben Martin (Lond. 1865) und Cherry (mit nachgelassenen Gedichten, das. 1873).

Claremont (spr. klärmönt), 1) Stadt in der Grafschaft Sullivan des nordamerikan. Staates New Hampshire, im Thal des Connecticut, mit Woll-, Baumwoll- und Papierfabriken und (1890) 5565 Einw. — 2) Ort in der britisch-afrikan. Kapkolonie, 8 km östlich von der Kapstadt, mit der C. durch Eisenbahn verbunden ist, am Fuße des Tafelbergs, hat viele Landsitze und (1891) 6252 Einw. — 3) Schloß, s. Esher.

Clarenbach, Adolf, Märtyrer der evangelischen Kirche, in der Gegend von Lennep geboren, suchte seit 1523 als Lehrer die reformatorischen Grundsätze zu Münster, dann in Wesel zu verbreiten, wurde deshalb vom Fürsten von Kleve seines Amtes entsetzt, begab sich 1525 nach Osnabrück, ward auch hier, dann zu Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld vertrieben und endlich in Köln nach anderthalbjähriger Gefangenschaft zugleich mit seinem Glaubensgenossen Peter Fliesteden 28. Sept. 1529 verbrannt. Vgl. Natorp, A. C. und die evangelische Diaspora am Niederrhein (Barm. 1879), Krafft, Geschichte der beiden Märtyrer C. und Fliesteden (Elberf. 1886).

Clarence (engl., spr. klärrens), geschlossener vierräderiger Wagen mit Sitz für zwei Personen.

Clarence (spr. klärrens), Fluß im nördlichen Teil der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, entspringt am Südabhang der Macphersonkette und fällt nach 380 km langem Lauf in die Shoalbai des Stillen Ozeans. Bis Grafton, 72 km von der Mündung, ist er für Dampfer fahrbar.

Clarence (spr. klärrens), Herzog von, Name jüngerer Prinzen des englischen Königshauses, wird ab-

geleitet von Clarenza (Chiarenza) in Morea, wo zur Zeit der Kreuzzüge ein engliſcher Ritter Herzog war. Hervorzuheben ſind: 1) Thomas, Herzog von C., zweiter Sohn Heinrichs IV. von England, begleitete ſeinen Bruder Heinrich V. nach Frankreich 1415 und fiel in einem Treffen bei Beaugé in Anjou 23. März 1421.

2) George, Herzog von, Sohn des Herzogs Richard von York, geb. 1449, vermählte ſich 1469 mit Iſabella, einer Tochter des Grafen von Warwick, und empörte ſich mit dieſem gegen ſeinen Bruder Eduard IV. 1470 floh er nach Frankreich, kehrte aber ſchon im September nach England zurück. 1471 verſöhnte er ſich mit ſeinem Bruder und focht mit ihm bei Barnet und Tewksbury gegen die Anhänger Heinrichs VI. Wegen ſeiner Habgier und Gewaltthätigkeit entzweite er ſich bald aufs neue mit Eduard IV., wurde des Hochverrats angeklagt, 1478 zum Tode verurteilt und im Tower getötet, angeblich durch Ertränkung in einem Faß voll Malvaſierwein.

3) Albert Viktor, Herzog von C. und Avondale, Graf von Athlone, geb. 8. Jan. 1864, geſt. 14. Jan. 1892, älteſter Sohn des Prinzen von Wales und der Prinzeſſin Alexandra von Dänemark, ſtudierte in Oxford, unternahm größere Reiſen und wurde 1890 zum Herzog von C. ernannt, ſtarb aber ſchon 2 Jahre darauf, kurze Zeit nach ſeiner Verlobung mit der Prinzeſſin Viktoria Mary von Teck. Vgl. Vincent, Memoir of the late duke of C. (Lond. 1893).

Clarenceſtraße (ſpr. klärrens-), Meeresſtraße zwiſchen der Nordküſte des Auſtralkontinents (Nordterritorium) und der Inſel Melville, welche das Timormeer mit dem Vandiemengolf verbindet.

Clarencetown (ſpr. klärrenstaun), ſ. Fernando Po.

Clarendon (ſpr. klärrend'n), 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geb. 18. Febr. 1609 zu Dinton in Wiltſhire, geſt. 9. Dez. 1674, gehörte ſeit 1640 im Parlament anfangs zur Reformpartei, trat aber den auf eine Änderung der Verfaſſung abzielenden Plänen derſelben entgegen und begab ſich 1642 nach York zum König, der ihn 1643 zum Mitglied des Geheimen Rates und Kanzler der Schatzkammer ernannte. Späterhin ward er dem Prinzen von Wales (nachmals Karl II.) beigegeben, den er 1646 nach der Scillyinſel und nach Jerſey begleitete, und dem er 1648 nach Frankreich folgte. Er übernahm für denſelben verſchiedene diplomatiſche Sendungen nach Madrid, Paris und dem Haag und war ſeit 1654 der eigentliche Leiter der Politik des Prinzen. 1658 zum Lord-Kanzler ernannt, leitete er die Verhandlungen über die Reſtauration der Stuarts und wurde nach derſelben in ſeinem Amte beſtätigt ſowie zum Peer mit den Titeln Baron Hyde, Viscount Cornbury und Graf von C. und zum Kanzler der Univerſität Oxford ernannt. Er führte die Wiederherſtellung der biſchöflichen Kirche durch, trat aber den Abſichten des Königs, welcher die Katholiken zu begünſtigen beabſichtigte, entgegen, während er das Parlament reizte, indem er deſſen Recht der Kontrolle über die Verwendung der bewilligten Einkünfte beſtritt und deſſen Auflöſung anriet. Da nun auch der von ihm begonnene Krieg mit Holland unglücklichen Verlauf nahm, ließ Karl ihn fallen; C. ward 30. Aug. 1667 abgeſetzt und floh, des Hochverrats angeklagt, nach Frankreich, wo er in Rouen ſtarb. Sein Leichnam ward ſpäter in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Unter ſeinen Schriften iſt die »History of the rebellion and civil wars in England« (Oxford 1702, 3 Bde.; zuletzt 1849 in 7 Bdn.), ergänzt durch »The history of the civil war in Ireland« (Lond. 1721; neue Ausg. beider Werke in 1 Bd., Oxford 1842), die bedeutendſte; ſie hat lange die hiſtoriſche Auffaſſung der engliſchen Revolution beherrſcht. Vgl. außerdem: »Calendar of the Clarendon's state papers« (Oxford 1767—86); »The life of Edward, Earl of C.« (daſ. 1761, 3 Bde.; neue Ausg., daſ. 1857) ſowie Liſter, Life and administration of C. (Lond. 1838). — Seine Tochter Anna Hyde, geb. 12. März 1637, verlobte ſich im November 1659 insgeheim mit dem Bruder des Königs, Jakob, Herzog von York, dem nachmaligen König Jakob II.; die Verbindung ward vom König nach der Reſtauration genehmigt, und im September 1660 fand die Heirat ſtatt. Aus dieſer Ehe entſproſſen zwei Töchter, Anna und Maria, beide Königinnen von England.

2) George William Frederick Villiers, Graf von, engl. Staatsmann, Enkel des Thomas Villiers, eines Sohnes des Grafen von Jerſey, der ſich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde, geb. 12. Jan. 1800, geſt. 27. Juni 1870, ſtudierte in Cambridge und Oxford, betrat 1820 als Geſandtſchaftsattaché in St. Petersburg die diplomatiſche Laufbahn und wurde 1833 zum Geſandten in Madrid ernannt, wo er beſonders zum Abſchluß der Quadrupelallianz von 1834 ſowie des Vertrags zur Unterdrückung des Sklavenhandels in den ſpaniſchen Kolonien beitrug. Durch den Tod ſeines Oheims 1838 Lord C. geworden, kehrte er nach England zurück, nahm ſeinen Sitz im Oberhaus ein und wurde im Miniſterium Melbourne im Januar 1840 zum Geheimſiegelbewahrer, im Oktober aber zum Kanzler des Herzogtums Lancaſter ernannt. Nach Auflöſung des Whigminiſteriums im September 1841 war er ein thätiges Mitglied der Oppoſition, unterſtützte aber die Handelspolitik des Miniſteriums Peel. Im Whigkabinett des Jahres 1846 wurde C. Präſident des Handelsamtes, ging aber ſchon im Juni 1847 als Vizekönig nach Irland. Er bekleidete dieſen wichtigen Poſten während einer Zeit, wo Irland nacheinander von Hungersnot und Revolution zu leiden hatte, und wußte in dieſen ſchwierigen Verhältniſſen Energie mit weiſer Mäßigung zu verbinden. Der Amtsantritt des Miniſteriums Derby im Februar 1852 rief ihn von ſeinem Amt ab, doch wurde ihm noch 28. Dez. d. J. das Miniſterium des Auswärtigen im Koalitionskabinett Aberdeen-Ruſſell übertragen. In dieſer Stellung war er namentlich beteiligt an den Verhandlungen vor dem Krimkrieg und während der Wiener Konferenzen, am Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen Frankreich, der Türkei, Sardinien und England und an der diplomatiſchen Unterſtützung Sardiniens bei deſſen Streitigkeiten mit Öſterreich. Er behielt ſein Portefeuille auch unter Lord Palmerſton, vertrat auf den Pariſer Konferenzen die antiruſſiſche Politik und bewirkte eine freundlichere Stellung zu Öſterreich, verletzte aber das Nationalgefühl durch allzu eifrige Unterſtützung der nach dem Attentat auf Ludwig Napoleon eingebrachten Konſpirationsbill. Mit dem Sturz Palmerſtons im Februar 1858 trat C. ins Privatleben zurück und ward 1859 in deſſen neues Miniſterium nicht wieder aufgenommen. Erſt im März 1864 trat er als Kanzler des Herzogtums Lancaſter wieder in das Kabinett ein, ging bald darauf in geheimer Sendung zu Napoleon III. nach Vichy und war zweiter Bevollmächtigter Englands bei den Londoner

Konferenzen über den deutſch-däniſchen Streit. Als nach dem Tode Palmerſtons im Oktober 1865 Ruſſell den Vorſitz im Kabinett übernahm, ging das Auswärtige Amt wieder an C. über, das er bis Juni 1866 bekleidete. Anfang 1868 ging er in geheimer diplomatiſcher Miſſion nach Turin und Rom und trat nach dem Sturz des Miniſteriums Disraeli (Dezember 1868) wieder als Miniſter des Äußern ins Gladſtoneſche Kabinett, dem er bis zu ſeinem Tode angehörte. Die Peerswürde erbte ſein älteſter Sohn. Edward Hyde Villiers, fünfter Graf C., geb. 11. Febr. 1846.

Clarendon Caſtle (ſpr. klärrend'n kahſl), ehemaliger königlich engliſcher Palaſt, 5 km ſüdweſtlich von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichsverſammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der »Constitutions of Clarendon« bekannten Beſchlüſſe gegen die Hierarchie vereinbarte (ſ. Großbritannien, Geſchichte).

Clarendon Press (Oxford University Press), die berühmte Buchdruckerei mit Verlagsanſtalt der Univerſität Oxford, deren Gründung (urſprünglich Privatunternehmen) bis ins Jahr 1588 zurückreicht. 1632 erlangte die Univerſität ſelbſt das Privilegium des Buchdrucks; 1714 wurde die Druckerei im »Clarendon-Haus« (nach Clarendon 1 benannt) untergebracht, 1832 in das neue Clarendon-Haus verlegt. Die C., mit allen techniſchen Einrichtungen des modernen Buchgewerbes ausgeſtattet (eigne Papierfabriken in Wolvercote bei Oxford, eigne Buchbinderei in London), beſchäftigt im Clarendon-Haus allein ca. 600 Perſonen. Ihre Thätigkeit erſtreckt ſich auf wiſſenſchaftliche Werke aller Art, vornehmlich aber auf den Druck engliſcher Bibeln. Die C. iſt die größte Bibeldruckerei der Welt; das Recht des Bibeldrucks beſitzt außer der C. nur die Pitt Press der Univerſität Cambridge.

Clarēni Fratres (Clareniner), Kongregation von Minoriten ſtrenger Obſervanz, wurde 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona geſtiftet, der Beaufſichtigung durch die Obern des Ordens der Minoriten entzogen und über viele Klöſter Italiens verbreitet.

Clarens (ſpr. -rängs), ſ. Montreux.

Claret (ſpr. klärrett), in England Name des roten Bordeauxweines. Der Name bezeichnete urſprünglich einen künſtlichen Würzwein und wurde auf das ihn erſetzende Produkt übertragen.

Claretie (ſpr. klaretí), Jules, franz. Schriftſteller, geb. 3. Dez. 1840 in Limoges als Sohn eines Fayencefabrikanten, veröffentlichte ſchon als Schüler des Lycée Bonaparte eine Novelle, wandte ſich dann ganz der Belletriſtik zu und gehörte bald zu den beliebteſten Chroniqueurs, Kunſt- und Theaterkritikern der Tagespreſſe. Durch eine Reihe von Romanen, von denen wir »Madeleine Bertin« (1868), »Le train 17« (1877), »Le troisième dessous« (1878), »Monsieur le ministre« (1881), »Le Million« (1882), »Le prince Zilah« (1884), »Jean Mornas« (1885), »Candidat!« (1886), »Puyjoli« (1890) als die bekannteſten nennen, ſetzte er ſich immer feſter in der Gunſt des Publikums. Zugleich kultivierte er mit mehreren Serien, ſo mit der Studie »Les derniers montagnards« (1867), der »Histoire de la révolution de 1870—71« (neue Ausg. 1875—76, 5 Bde.), den patriotiſch-ſentimentalen oder tendenziös-antideutſchen Schriften: »Cinq ans après, l'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion« (1876), »Les Prussiens chez eux« (1872) u. a., das hiſtoriſche Genre und erſtreckte ſchließlich ſeine Thätigkeit auch auf das Theater, wo er, ohne beſondern Erfolg, mit dem Stück »La famille des Gueux« (mit Petrucelli della Gattina, 1869) debütierte. Erſt ſpäter faßte er mit ſeinen geſchichtlichen Tableaus aus der Zeit der großen Revolution: »Les Muscadins« (1874), »Le régiment de Champagne« (1877) und »Les Mirabeau« (1878), »Monsieur le Ministre« (1883), »Le prince Zilah« (1885), Bearbeitungen der gleichnamigen Romane, und »Petit Jacques« (mit W. Busnach, nach einem Roman von Noël Rambert, 1885) auf der Bühne feſtern Fuß. Er wurde Ende 1885 zum Adminiſtrator der Comédie-Française ernannt und im Januar 1888 in die Akademie aufgenommen.

Claretta, Gnudenzio, Baron, ital. Hiſtoriker, geb. 21. Nov. 1833 in Turin, ſtudierte daſelbſt die Rechte und erwarb 1857 die Doktorwürde, widmete ſich aber ſeitdem ganz geſchichtlichen Studien und wurde 1872 Mitglied der Akademie in Turin ſowie 1873 Sekretär der königlichen Deputation für vaterländiſche Geſchichte. Er ſchrieb: »Vita di Maria-Francesca-Elisabetta di Savoia-Nemours, regina di Portogalla« (Turin 1865); »Storia della reggenza di Cristina di Francia, duchessa di Savoia« (daſ. 1868—85, 3 Bde.); »Storia del regno e dei tempi di Carlo Emanuele II, duca di Savoia« (Genua 1877—79, 3 Bde.); »Sui principali storici piemontesi« (Turin 1875); »La regina Cristina di Svezia in Italia« (daſ. 1892) u. a.

Clarette (franz.), ſ. Clairette.

Clari, Giovanni Carlo Maria, ital. Komponiſt, geb. 1669 in Piſtoja, war ein Schüler von Colonna in Bologna und lebte als Kapellmeiſter in Piſa, wo er in hohem Alter 1754 ſtarb. C. komponierte für Bologna eine Oper: »Il savio delirante« (1695), ſchuf vortreffliche und kunſtvolle Kirchenmuſikwerke (Meſſen, ein Requiem, Pſalmen, auch drei Oratorien), wurde aber namentlich berühmt durch ſeine 1720 und 1743 im Druck erſchienenen Kammerduette und Terzette mit Continuo, die ſich denen von Steffani (ſ. d.) würdig anſchloſſen.

Claridēn, ſ. Tödi.

Clarigatio (lat.), die bei den Römern übliche, nach Verſagung der ebenfalls feierlich geforderten Genugthuung in beſtimmter Form abgegebene Kriegserklärung (vgl. Fetialen).

Clarinda, Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft im nordamerikan. Staat Jowa, am Nodawayfluß, mit Wollenfabrik und (1890) 3262 Einw.

Clarīno (ital.; franz. Clarin, Clairon; engl. Clarion), 1) Name der hohen Solotrompete älterer Zeit (bei Virdung, »Muſika getutſcht«, 1511, heißt die Trompete auch Clareta), die ſich von der tiefern (ſogen. Prinzipaltrompete) durch ein engeres Mundſtück unterſchied. Das Clarinblaſen war daher ein Blaſen in den höchſten, heute nicht mehr benutzten Regionen der Trompete. Der Baßpart einer Trompetenmuſik, in der Regel übereinſtimmend mit dem nur zwei Töne benutzenden Paukenpart, hieß (vermutlich aus ebendieſem Grunde) Toccato. Vgl. Eichborn, Die Trompete alter und neuer Zeit (Leipz. 1881). — 2) In der Orgel ein Vierfuß-, d. h. hohes Zungenpfeifenregiſter (Oktavtrompete).

Clarissimus vir (lat.), ſchon früher Ehrenbezeichnung des Senators, wurde unter den Kaiſern Diokletian und Konſtantin d. Gr. (um 300 n. Chr.) bei der Ordnung des Hofbeamtentums Titel für diejenigen höhern Beamten, welche der dritten Rangklaſſe zugehörten.

Clark, Alvan, Verfertiger großer aſtronomiſcher Refraktoren, geb. 8. März 1804 zu Aſhfield in Maſſachuſetts, geſt. 19. Aug. 1887. Anfangs Porträtmaler und Graveur, begann er 1836 in Cambridgeport bei Boſton ſich mit Herſtellung von Fernrohren zu beſchäftigen. Anfangs beſchränkte er ſich auf kleinere Inſtrumente; nachdem er aber mit einem Refraktor von 4½ Zoll Öffnung einige Doppelſterne entdeckt hatte, ging er zu größern über, deren vorzügliche Ausführung ſeinen Ruf bald begründete. Bei der Prüfung der Objektivlinſe von 47 cm Durchmeſſer des großen Refraktors der Dearborn-Sternwarte in Evanston (Illinois) entdeckte er 31. Jan. 1861 den Begleiter des Sirius. Unterſtützt von ſeinen beiden Söhnen Alvan und John, von denen der erſtere die optiſchen, der zweite die mechaniſchen Arbeiten leitete, ging nun C. in der Herſtellung von Objektivlinſen weit über die bis dahin erreichte Größe hinaus. Während die beiden größten Refraktoren von Merz auf den Sternwarten in Mailand und Straßburg nur 49 cm Öffnung beſitzen, lieferte C. einen Refraktor von 59 cm Öffnung der Sternwarte in Princeton (New Jerſey), von 66 cm den Sternwarten in Waſhington und Virginia und von 76 cm Öffnung der Sternwarte in Pulkowa (Abbildung desſelben ſ. Tafel »Äquatorial«). Seine Söhne, die das Geſchäft nach des Vaters Tode fortführten, lieferten das größte bis jetzt exiſtierende Objektiv von 92 cm Durchmeſſer für die Lick-Sternwarte auf Mount Hamilton in Kalifornien und ſind zur Zeit mit der Herſtellung eines noch größern Objektivs von 102 cm Öffnung für die neu zu erbauende Univerſitätsſternwarte in Chicago beſchäftigt. Eine Zuſammenſtellung der von Alvan C. entdeckten Doppelſterne enthalten die »Monthly Notices of the Royal Astronomical Society« (Lond., Bd. 17, Nr. 9).

Clarke (ſpr. klark), 1) Samuel, engl. Philoſoph und Theolog, geb. 11. Okt. 1675 in Norwich, geſt. 17. Mai 1729, widmete ſich ſeit 1691 in Cambridge philoſophiſchen und mathematiſchen, dann theologiſchen Studien, kam 1698 als Kaplan zu dem Biſchof von Norwich und wurde 1704 und 1705 berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigſten Grundſätze der natürlichen und geoffenbarten Religion geſtifteten Vorleſungen zu halten. Daraus entſtanden ſeine Werke: »Demonstration of the being and attributes of God« (Lond. 1705—1706, 2 Bde.) und »Verity and certitude of natural and revealed religion« (daſ. 1705). Wie in dieſen beiden die natürliche oder vernünftige Religion gegenüber dem Pantheismus und Atheismus begründet werden ſollte, ſo in ſeinem dritten Hauptwerk: »Discourse concerning the inalterable obligations of natural religion« (Lond. 1708), eine natürliche Moral. Durch die beiden erſtern Schriften wurde er das Haupt der rationaliſtiſchen Richtung in der engliſchen Theologie, in der dritten ſuchte er dem Subjektivismus von Hobbes und Locke gegenüber zu allgemein gültigen ſittlichen Grundſätzen zu gelangen, indem er das Weſen der Tugend in die der eigentümlichen Beſchaffenheit der Dinge angemeſſene Behandlung derſelben (fitness of things) ſetzte, ſo daß die Normen für die Sittlichkeit in der unwandelbaren Natur der Dinge lägen. Durch die Behauptung, daß die Heilige Schrift nichts der Vernunft Widerſprechendes enthalte, geriet er bei der orthodoxen engliſchen Geiſtlichkeit in den Verdacht der Ketzerei und wurde infolge ſeines vorgeblich arianiſch gefärbten Buches »The scripture doctrine of the trinity« (Lond. 1712, 1719) ſogar aus der Zahl der königlichen Kabinettsgeiſtlichen geſtrichen. Am berühmteſten iſt er durch ſeinen unbeendigten Streit mit Leibniz geworden, in welchem dieſer ſeine und C. Newtons Philoſophie verteidigte. Die Aktenſtücke desſelben erſchienen unter dem Titel: »A collection of papers, which passed between Leibniz and C.« (zuerſt Lond. 1717; franz., Amſterd. 1719 u. 1740; nach den Originalen in Gerhardt, »Philoſophiſche Schriften von Leibniz«, 7. Bd., Berl. 1890; deutſch, Frankf. a. M. 1720). Eine Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Werke erſchien zu London 1732—42 in 4 Bänden. Vgl. R. Zimmermann, Samuel Clarkes Leben und Lehre (Wien 1870).

2) Henri Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marſchall und Pair von Frankreich, irländiſcher Abkunft, geb. 17. Okt. 1765 zu Landrecies im Hennegau, geſt. 28. Okt. 1818, ward 1782 Militär, nach der Schlacht bei Landau 1793 Brigadegeneral und Stabschef, aber 1795 als verdächtig abgeſetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit lebte er im Elſaß, wurde bald durch Carnot Chef des topographiſchen Büreaus, ſpäter vom Direktorium als Diviſionsgeneral mit geheimen Aufträgen nach Wien und Italien geſandt, zugleich um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verſtändigten ſich, und C. ſandte nur Berichte ab, die der General geleſen hatte. Nach dem 18. Brumaire machte ihn Bonaparte wieder zum Chef des topographiſchen Büreaus. Drei Jahre war er Geſandter am Hofe des Königs von Etrurien und wurde dann Staatsrat und Kabinettsſekretär des Kaiſers für das Kriegs- und Seeweſen. Im Feldzug gegen Öſterreich 1805 wurde er Gouverneur von Wien, 1806 Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. 1807 kehrte er nach Paris zurück und wurde Kriegsminiſter. Er verwaltete dieſes ſchwierige Amt mit großem Geſchick und ſeltener Uneigennützigkeit, aber auch mit rückſichtsloſer Strenge. Die glückliche Vereitelung der Unternehmung der Engländer gegen Vliſſingen verſchaffte ihm 1809 den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er bereits zum Grafen von Hüneburg erhoben worden war. Bei Napoleons Sturze zeigte er ſich undankbar, ſtimmte für die Abſetzung des Kaiſers und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. 1815 wurde er aufs neue zur Verwaltung des Kriegsminiſteriums an die Stelle Gouvion Saint-Cyrs berufen, mußte es aber 1817 an dieſen zurückgeben und wurde zum Marſchall des Reiches und zum Gouverneur der 15. Militärdiviſion ernannt.

3) Edward Daniel, engl. Reiſender und Reiſeſchriftſteller, geb. 5. Juni 1769 zu Willington in Eſſex, geſt. 9. März 1822, ſtudierte zu Cambridge und bereiſte 1791—1802 einen großen Teil Europas ſowie Kleinaſien, Syrien und Ägypten. Nach ſeiner Rückkehr ließ er ſich 1805 ordinieren und erhielt das Vikariat zu Harlton; 1807 hielt er in Cambridge Vorleſungen über Mineralogie und fand ſo außerordentlichen Beifall, daß ihm zu Ehren eine eigne Profeſſur der Oryktognoſie errichtet wurde. Seine chemiſchen Verſuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslötrohrs. 1817 ward er Unterbibliothekar in Cambridge und bewies bei der Stiftung der Philoſophical Society große Thätigkeit. Seine griechiſchen und orientaliſchen Manuſkripte, darunter einen von ihm auf Patmos entdeckten berühmten Kodex des Platon, kaufte die Bodleyſche Bibliothek zu Oxford für 1000 Pfd. Sterl. Seine Reiſen beſchrieb er in mehreren Werken, welche geſammelt unter dem Titel: »Travels in va-

rions countries of Europe, Asia and Africa« (Lond. 1819—24, 11 Bde.) erschienen.

4) Mary Cowden, engl. Schriftstellerin, geb. im Juni 1809 in London als die Tochter des Musikalienhändlers Novello und Schwester der Sängerin Clara Novello, heiratete 1828 den Vorleser und Schriftsteller Charles Cowden C. (gest. 13. März 1877 in Genua), den Freund von Lamb, Keats, Hazlitt und Leigh Hunt, und hat sich in der Litteratur als Hilfsarbeiterin einen ehrenwerten Platz erworben. 16 Jahre verwendete sie auf die »Complete concordance of Shakespeare«, die 1845 erschien und, dem Shakespeare-Forscher unentbehrlich, seitdem oft aufgelegt wurde (zuletzt Lond. 1881). Aus ihrer Feder gingen ferner hervor: »The adventures of Kit Bam or the yarns of an old mariner« (1848); »The girlhood of Shakespeare's heroines« (1850, 3 Bde.; neue Ausg. 1892, 5 Bde.); die Novelle »The iron cousin« (1854); »World-noted women« (1857); »Trust and remittance«, Liebesgeschichten (1873); »A rambling story« (1874). In Gemeinschaft mit ihrem Gatten gab sie »Many happy returns of the day: a birthday book« (1847, neue Ausg. 1869) und »The Shakespeare key« (1879), einen Nachtrag zu der erwähnten Shakespeare-Konkordanz, heraus. Ferner veröffentlichte sie eine Parodie von Longfellows »Hiawatha« und Ausgaben von Shakespeares Dramen und Gedichten (1869), auch einige Gedichte: »Honey from the weed« (1881).

5) James Freeman, nordamerikan. Unitarier, geb. 4. April 1810 zu Hanover in New Hampshire, war 7 Jahre Prediger zu Louisville in Kentucky, woselbst er die Zeitschrift »Western Messenger« herausgab. 1840 gründete er in Boston eine eigne Gemeinde, als deren Prediger er 8. Juni 1888 starb. Er veröffentlichte: »Christian doctrine of forgiveness« (5. Aufl. 1879); »Christian doctrine of prayer« (8. Aufl. 1874); »Orthodoxy, its truths and errors« (1856, 12. Aufl. 1878); »Steps of belief« (1870, 6. Aufl. 1876); »Ten great religions« (1871—83, 6 Bde.); »Common sense in religion« (1873); »Essentials and non-essentials in religion« (1878); »Exotics« (1875); »Memorial and biographical sketches« (1878); »Events and epochs in religious history« (1881); »The life and times of Jesus as related by Thomas Didymus« (1887). Seine Autobiographie erschien 1891 in Boston.

6) Hyde, vielseitiger engl. Schriftsteller, geb. 1815 in London, gest. daselbst 22. Dez. 1878, wurde dort 1836 als Zivilingenieur angestellt und war dann als Diplomat, zugleich als Ingenieur, Sprachforscher, Ethnolog und Nationalökonom thätig. Von seinen Schriften seien erwähnt: »Theory of railway-investment«; »Engineering of Holland« (1849); »Colonization in our Indian empire« (1857); »Comparative philology« (1858); »Sovereign and quasi-sovereign states, debts etc.« (1878, 2. Aufl. 1879). Auch eine englische Grammatik und ein Wörterbuch hat er herausgegeben (1852) und zahlreiche Denkschriften zur Ethnologie und vergleichenden Mythologie veröffentlicht, z. B. »The prae-Hellenic inhabitants of Asia minor« (1864); »Examination of the legend of Atlantis« (1886) u. a.

7) Jakob Augustus Lockhart, Mediziner, geb. 1817 in London, gest. 25. Jan. 1880, studierte am Guys- und St. Thomashospital, praktizierte als Arzt in Pemlico und wurde 1871 Arzt am Hospital for Epilepsy and Paralysis. Er lieferte Untersuchungen über Bau und Verrichtungen des Gehirns und Rückenmarks und über die Pathologie des Zentralnervensystems. Nach ihm wurden Ganglienzellenhaufen, welche im Rückenmark jederseits am mittlern Rande des Hinterhorns nahe seiner Basis liegen, Clarkesche Säulen (Columnae vesiculares) genannt.

Clarke's Fork, einer der Quellströme des Columbiaflusses, entsteht durch Vereinigung der Flüsse Flathead und Bitter Root. Ersterer entspringt auf britischem Gebiet, in der Nähe des Kutanaypasses, fließt in südlicher Richtung durch den Flatheadsee (862 m) und vereinigt sich unter 47° 21′ nördl. Br. und 117° 45′ westl. L. v. Gr. mit dem am Clarke's Paß entspringenden und beim Hellgate (Höllenthor) ein enges Defilee durchfließenden Bitter Root. Der vereinigte Fluß hält im allgemeinen eine nordwestliche Richtung bei, durchfließt den Kalispelum- oder Pend d'Oreille-See und mündet, mit Hinzurechnung eines der Quellflüsse 1040 km lang, unter 48° 50′ nördl. Br. auf britischem Gebiet in den Columbia.

Clarkia *Pursh*, Gattung aus der Familie der Onagraceen, Sommergewächse in Kalifornien, werden häufig als Zierpflanzen kultiviert. C. elegans *Dougl.* hat einen 50 cm hohen, grünlich rosenroten Stengel, eirunde, gezähnelte, bläulichgrüne, glatte Blätter und einzelne, winkelständige lila- oder fleischfarbige Blüten. C. pulchella *Pursh*, mit purpurroten Blüten, wird wie die vorige in zahlreichen Varietäten, auch mit gefüllten Blüten kultiviert.

Clarksburg, Hauptstadt der Grafschaft Harrison im nordamerikan. Staat Westvirginia, am Monongahelafluß, inmitten eines Kohlenreviers, hat zahlreiche Fabriken und (1890) 3008 Einw.

Clarksville, Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Tennessee, am Cumberlandfluß, Bahnknotenpunkt, hat bedeutenden Tabakshandel und (1890) 7924 Einw. In der Nähe Eisengruben.

Clarone, soviel wie großes Clarino, daher im Gegensatz zur Klarinette das größere und tiefere Bassetthorn (s. d.).

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Österreich und Böhmen, dessen Ahn Bernhard von Clary, ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat erhielt. Franz von Clary, der sich 1623 ansehnliche Güter in Böhmen erwarb, wurde 1641 vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn Hieronymus, geb. 1610, gest. 1671, diente im kaiserlichen Heer von der Pike auf bis zum Generalmajor, ererbte durch seine Heirat (1637) mit Anna, der Schwester des Reichsgrafen von Aldringen (s. Aldringen), die Aldringenschen Güter und Titel und ward 1666 zum Grafen von C. erhoben. Sein Urenkel Franz Wenzel, geb. 8. März 1706, gest. 21. Juni 1788, k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Obersthof- und Landjägermeister, wurde 2. Febr. 1767 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben. Von dieser fürstlichen Linie sind Leopold, geb. 2. Jan. 1736 in Prag, gest. 23. Nov. 1800 in Wien, als Jurist, Staatsmann (1775 Hofvizekanzler) und Historiker thätig, und Karl Joseph, geb. 2. Dez. 1777 in Wien, gest. 31. Mai 1831 daselbst, Enkel des Fürsten von Ligne, Litteratur- und Kunstfreund, zu nennen. Die Besitzungen dieser Familie, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (88 qkm mit 12,000 Einw.) noch die Schutzstadt Graupen (25 qkm mit 2800 Einw.) und die Herrschaft Binsdorf (68 qkm mit 6200 Einw.) gehören, sind gegenwärtig in der Hand des Fürsten

Edmund Moritz, geb. 8. Febr. 1813, k. k. Kämmerers, seit 1841 mit einer Tochter des österreichischen Staatsministers Grafen von Ficquelmont vermählt. Er wurde wiederholt vom deutschen verfassungstreuen Großgrundbesitz in den böhmischen Landtag entsendet und gehört als erbliches Mitglied des Herrenhauses zur verfassungstreuen Linken desselben.

Clary wine (engl., spr. klâri uain), s. Salvia.

Clasen, 1) Karl, Maler, geb. 1812 in Düsseldorf, ward 1830 Schüler der Düsseldorfer Akademie, wurde aber durch widrige Verhältnisse gezwungen, einige Zeit der Lithographie obzuliegen, und bildete sich dann unter der Leitung des Direktors Wilhelm v. Schadow zum Historienmaler aus. Unter seinen frühern Bildern hat sich Graf Rudolf von Habsburg, dem zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überlassend, den meisten Beifall erworben. Nächstdem sind der heil. Sixtus auf seinem Todesgang und die Wiedererweckung von Jairi Töchterlein hervorzuheben. Seine bedeutendste Zeichnung ist die allegorische Darstellung des menschlichen Lebenswegs.

2) Lorenz, Maler, geb. 14. Dez. 1812 in Düsseldorf, Vetter des vorigen, trat 1829 als Schüler in die dortige Akademie und malte hier unter Leitung Theodor Hildebrands und später Schadows, wobei er zugleich auch schriftstellerisch thätig war und Kunstkritiken für verschiedene Blätter schrieb. 1850 siedelte er nach Berlin und später nach Leipzig über. Die ersten seiner Bilder behandelten biblische Gegenstände. Bedeutender waren seine historischen Gemälde: der Sängerkrieg auf der Wartburg, Chlodwigs Bekehrung durch Klothilde, Konrad der Salier und Gisela, wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft von den Bischöfen von Mainz und Trier zur Scheidung aufgefordert (1847), sowie das Bild Kaiser Konrads II. für den Römer in Frankfurt a. M. Im Rathaussaal zu Elberfeld führte er 1844 das Fresko: die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes in historisch-symbolischer Darstellung aus. Das bekannteste Werk Clasens ist eine große Germania auf der Wacht am Rhein (im Rathaus zu Krefeld und 1871 wiederholt), die in zahllosen Nachbildungen, namentlich während des Krieges von 1870/71, verbreitet wurde und in der Germania auf dem Meer ein Seitenstück fand. Er schrieb: »Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers« (Leipz. 1887).

Clasp (engl.), eine metallene »Spange«, die, mit dem Namen einer hervorragenden Kriegsbegebenheit oder der Jahreszahl eines Feldzugs versehen, auf dem Band militärischer Ehrenzeichen getragen wird. Ursprünglich englisch, ist der C. auch in Frankreich und andern Staaten gebräuchlich geworden.

Classen, Johannes, Philolog, geb. 21. Nov. 1805 in Hamburg, gest. daselbst 31. Aug. 1891, studierte seit 1825 in Leipzig und Bonn, war seit 1827 als Erzieher in Niebuhrs Haus, habilitierte sich 1829 in Bonn, wurde 1832 als Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin angestellt, 1833 Professor am Katharineum in Lübeck, 1853 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M., 1864 des Johanneums in Hamburg; 1874 trat er in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des Thukydides mit deutschen Anmerkungen (Berl. 1862—78, 8 Bde.; 4. Aufl. von Steup, seit 1889). Außerdem besorgte er den 3. Band von Niebuhrs »Römischer Geschichte« (Berl. 1832), edierte den Theophanes (im »Corpus histor. Byzant.«, Bonn 1839—41, 2 Bde.) und schrieb die »Symbolae criticae« (3 Tle., Frankf. 1859—63 und Hamb. 1866) sowie die scharfsinnigen »Beobachtungen über den Homerischen Sprachgebrauch« (Frankf. 1867). Auch verdanken wir ihm treffliche Biographien von Fr. Jacob, Direktor des Katharineums in Lübeck (Jena 1855), dem Philologen Jak. Micyllus (Frankf. 1859) und Barthold Georg Niebuhr (Gotha 1876). Für die Schule besorgte er seit 1847 die neuen Auflagen der griechischen und lateinischen Elementarbücher von Jacobs und Döring. Vgl. Schultetz, Johannes C. (Hamb. 1892).

Classici autōres (lat.), s. Klassiker.

Classicus, Julius, ein Häuptling der Trevirer, der anfangs im römischen Heer gegen die unter Civilis (s. d.) aufgestandenen Bataver diente, aber bei dem glücklichen Fortgang des Aufstandes sich mit seinen Landsleuten an Civilis anschloß. Er kämpfte längere Zeit gemeinschaftlich mit Civilis, wurde aber nach der Unterwerfung des letztern zur Rückkehr nach Gallien gezwungen und verschwindet seitdem aus der Geschichte.

Classis (Portus Classis), der von Augustus angelegte Hafen von Ravenna, welcher für die Kriegsflotte des Adriatischen Meeres bestimmt war, durch einen Kanal, die Fossa Augusta, vom Padus (Po) sein Wasser erhielt und einen Leuchtturm besaß; ward um 750 von dem Langobarden Luitprand zerstört. Seinen Namen bewahrt die aus dem 6. Jahrh. stammende Kirche Sant' Apollinare in Classe.

Clathrocystis roseo-persicina, die netzförmige Zoogläa von Beggiatoa roseo-persicina, s. Beggiatoa.

Clathroptĕris *Schimp.*, vorweltliche Farngattung von zweifelhafter Verwandtschaft, kommt in mehreren Arten im Rät und Lias vor.

Clathrus *L.* (Gitterschwamm), Gattung aus der Ordnung der Bauchpilze, charakterisiert durch die kugelige oder eiförmige Peridie, deren innere Haut ein aus fleischigen und netzförmig zusammenhängenden Säulen bestehendes Gitter bildet, welches bei der Reife nach dem Zerreißen der äußern Peridie sich ausdehnt, hervortritt und die von ihm umschlossene, im reifen Zustand zerfließende Gleba mit emporhebt. C. cancellatus *L.* (s. Abbildung) ist anfangs kugelig, von 4 cm Durchmesser, mit weißer, lederartiger äußerer Peridie, während das außerhalb scharlachrot glänzende Gitter 10,5 cm hoch und 5—8 cm breit wird. Der zerfließende Sporenbrei riecht aasartig und läßt das Gitterwerk allein zurück. Der Pilz findet sich in Süd- und Mitteleuropa (in Süddeutschland zerstreut), in Nordafrika und in Amerika in Laubwäldern auf der Erde. Eine ähnliche australische und neuseeländische Art wird von den Eingebornen gegessen.

Clathrus cancellatus (Gitterschwamm).

Claudātur (lat.), es werde geschlossen.

Claude (spr. klôd'), Johann, theolog. Schriftsteller der französisch-reformierten Kirche, geb. 1619 im südlichen Frankreich, gest. 1687 im Haag, wurde 1654 nach Nimes als Prediger und Professor berufen, aber sowohl hier als in Montauban von der Regierung zum Stillschweigen verurteilt. In Paris, wohin er sich begab, erwarb er sich durch seine »Défense de la reformation« (Rouen 1673, 4 Bde.) einen bedeutenden Namen und bekleidete von 1666 an die Pfarrstelle von Charenton bei Paris. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes erhielt er den Befehl, Frankreich

dennen 24 Stunden zu verlassen, und begab sich nach dem Haag, wo er die »Plaintes des protestants cruellement opprimés dans le royaume de France« (Köln 1686) schrieb. Seine sämtlichen Werke erschienen unter dem Titel: »Œuvres posthumes de J. Claude« (Amsterd. 1688, 5 Bde.).

Claude Lorrain (spr. klod' lorräng, eigentlich Claude Gellée oder Gelée), franz. Maler, geb. um 1600 im Marktflecken Chamagne bei Mirecourt in Lothringen, gest. 21. Nov. 1682 in Rom, verlor im 12. Jahr seine Eltern, weshalb er sich nach Freiburg i. Br. zu seinem Bruder Jean begab, der ihn im Zeichnen unterrichtete. Von da ging er nach Rom, später nach Neapel. Nach Rom zurückgekehrt, genoß er bei dem Landschaftsmaler A. Tassi bis 1625 fernern Unterricht, bildete sich daneben aber auch nach P. Bril, Elsheimer und Annibale Carracci. Dann studierte er in Venedig Tizians Landschaften und kehrte von da nach der Heimat zurück, wo er in Nancy thätig war. 1627 kam er wieder nach Rom, wo zwei Landschaften, die er für den Kardinal Bentivoglio malte, seinen Ruf begründeten und ihm große Bestellungen einbrachten. C. war Idealist in seiner Kunst. Er bezweckte nicht, die italienischen Szenerien treu darzustellen, sondern ihre Motive zu landschaftlichen Gedichten zu verwerten. Ein zarter Duft, ein klares, aber gemäßigtes und fein abgetöntes Licht ergießen sich über seine Bilder, deren Komposition poetisch und großartig zu sein pflegt; man fühlt sich in ihnen wie in einer höhern Welt, in welcher paradiesische Klarheit und Feierlichkeit herrschen und harte, schroffe Formen das Auge nicht verletzen. C. ist das eine Haupt der »idealen« Landschaftsmalerei, Poussin das andre: der erste lieblicher, märchenhaft duftiger, der andre erhabener, ernster; der erste mit zartem Pinsel ausführend, der zweite mit breiten, großen Strichen. Bisweilen haben Claude Lorrains Gemälde freilich etwas zu Konventionelles, seine Formen sind häufig zu gesucht. Unangenehm sind seine Architekturen und mangelhaft seine menschlichen und Tierfiguren, auf die er selbst keinen Wert legte; oft malten andre ihm die Staffage. C. fand viele Nachfolger, sein Einfluß erhielt sich noch während des ganzen 18. Jahrh. Die Zahl seiner Zeichnungen ist nicht gering, besonders in England. Von den Landschaften, die er gemalt, pflegte er leichte Zeichnungen in Tusche zu machen und in sein »Buch der Wahrheit« aufzunehmen, damit Liebhaber seiner Werke diese von nachgeahmten unterscheiden konnten. Drei bedeutende Gemälde von ihm befinden sich im Palast Doria, von denen besonders das eine unter dem Namen der »Mühle« bekannt ist. Die Nationalgalerie in London besitzt eine Landschaft mit Narcissus und Echo; eine kleine Landschaft mit Hagar in der Wüste; eine Landschaft bei Sonnenuntergang, den Tod der Prokris enthaltend; die heil. Ursula, mit ihren Jungfrauen sich einschiffend; die Königin von Saba. Die Bridgewater-Galerie hat eine große Landschaft mit einem prächtigen Baum in der Mitte, links Moses am feurigen Busch; ein Seestück mit einer großen Baumgruppe und Ruinen am Ufer; eine große Landschaft mit tanzenden Nymphen und dem Schäfer des Apuleius. In Sammlung des Herzogs von Devonshire besitzt das genannte Liber veritatis, das unter dem Titel: »Liber veritatis, or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain, etc.« (Lond. 1774—77) in Stichen von Earlom erschien. In Longford Castle bei Salisbury sind zwei große Bilder: ein Seehafen bei Sonnenaufgang und ein Sonnenuntergang mit antiken Ruinen und einer Wasserleitung. In Holkham, dem Landsitz des Grafen Leicester, befinden sich zahlreiche Bilder von seiner Hand, meist reiche landschaftliche Kompositionen. Das Britische Museum besitzt viele Zeichnungen des Meisters; ein Band enthält deren allein 222 Stück. Im Louvre zu Paris befinden sich folgende Gemälde von C.: die Hochzeit unter Bäumen; der Campo Vaccino, 1660 gemalt; die Landung der Kleopatra; eine Landschaft mit der Salbung Davids durch Samuel; eine Marine mit reichbeladenen Schiffen; die Zubereitung zum Opfer; ein Seehafen bei Sonnenuntergang; eine Marine bei Sonnenuntergang; eine Landschaft mit einem Fluß, in welchem der Hirt die Herde tränkt; ein Landungsplatz mit Schiffen; eine Marine mit einem Leuchtturm; zwei Landschaften mit Vieh; zwei unter dem Namen Siége de la Rochelle und Le Pas de Suze bekannte Bilder. Das Museum zu Neapel besitzt einen Sonnenuntergang am Meer und die Grotte der Egeria, die Eremitage in Petersburg die vier Jahreszeiten. In der Pinakothek zu München sind ebenfalls meisterhafte Bilder von C.: eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne; die untergehende Sonne, während eine Herde durch das spiegelnde Wasser geht; Abraham, die Hagar mit Ismael verweisend. Im Berliner Museum befindet sich eine italienische Küstenlandschaft mit Schäfern und eine Landschaft mit Diana, Hippolyt und der Nymphe Aricia. In der Dresdener Galerie sind zwei Landschaften von C. mit Acis und Galatea und der Flucht nach Ägypten. C. radierte auch 42 Blätter, die sehr geschätzt sind. Vgl. Graf von Lepel, Œuvres de Claude Gellée, dit le Lorrain (Dresd. 1806); Mad. Mark Pattison, C., sa vie et ses œuvres (Par. 1884); Dullea, Claude Gellée le Lorrain (Lond. 1887).

Claudetit, s. Arsenige Säure.

Claudia (Claude de France), Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Annas von Bretagne, geb. 1499 in Romorantin, gest. 1524, war anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt, wurde aber noch 1514 mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogtum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht schön, wußte sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens ihren Gemahl zu fesseln und die Liebe des Volkes, das sie nur die »gute Königin« nannte, zu erwerben. Nach ihr wurde eine Pflaumenart »Reine-Claude« genannt. Vgl. Zeller, Claude de France (Par. 1892).

Claudiānum senatusconsultum, Senatsbeschluß unter Kaiser Claudius, wonach eine Freie, die trotz dreimaliger Warnung mit einem fremden Sklaven im Contubernium (s. d.) lebt, dem Herrn des Sklaven samt ihrem Vermögen zu eigen gehören solle. Es wurde wegen häufigen Mißbrauchs von Kaiser Justinian wieder aufgehoben.

Claudiānus, 1) Claudius, röm. Dichter, aus Alexandria, kam 395 n. Chr. nach Rom, wo er sich durch sein Dichtertalent Gunst und Freundschaft des mächtigen Vandalen Stilicho gewann, die Patrizierwürde erhielt, wichtige Ämter bekleidete und von den Kaisern Honorius und Arcadius auf Antrag des Senats mit einem Standbild in Neapel geehrt wurde, dessen Inschrift noch vorhanden ist. Den Sturz des Stilicho (408) scheint er nicht überlebt zu haben. Daß

er Heide war, ist ausdrücklich bezeugt. Durch umfängliche Kenntnis der griechischen und römischen Litteratur, bedeutende poetische und sprachliche wie metrische Gewandtheit nimmt C. unter den spätern Dichtern die hervorragendste Stellung ein, wiewohl er nicht frei ist von den Fehlern der Zeit: Neigung zu rhetorischem Schwulst und übertriebener Schmeichelei gegen Große in seinen politischen Gedichten, die von nicht geringem historischen Wert, aber wegen ihrer panegyrischen Haltung mit Vorsicht zu benutzen sind. Dieselben dienen namentlich der Verherrlichung des Honorius (»De III., IV., VI. consulatu Honorii«; »De nuptiis Honorii fescennina«; »Epithalamium de nuptiis Honorii et Mariae«; »De bello Gildonico«) und des Stilicho (»De consulatu Stilichonis«, 3 Bücher; »De bello Pollentino«; »Laus Serenae«, der Gemahlin des Stilicho). Gegen die Leiter des oströmischen Reiches, Rufinus und Eutropius, sind Schmähgedichte von je zwei Büchern gerichtet. Am glänzendsten zeigt sich seine Meisterschaft der poetischen Schilderung in der unvollendeten epischen Erzählung vom Raub der Proserpina in 3 Büchern (»De raptu Proserpinae«). Außerdem besitzen wir von ihm poetische Briefe, eine Reihe kleinerer Gedichte, zum Teil naturbeschreibenden und erzählenden Inhalts, und das Bruchstück einer Gigantomachie. Ausgaben von Matth. Gesner (Hauptwerk für die Erklärung, Leipz. 1759), Jeep (das. 1876—79, 2 Bde.), Birt (kritische Hauptausgabe, Berl. 1892) und Koch (Leipz. 1893); Übersetzung von v. Wedekind (Darmst. 1868).

2) C. Ecdicius Mamertus, um die Mitte des 5. Jahrh. Presbyter zu Vienne, Verfasser und Einführer der »kleinen Litaneien«, welche noch jetzt in einigen katholischen Kirchen drei Tage vor Himmelfahrt gesungen werden, des Passionshymnus »Pange, lingua gloriosi« und der Schrift »De statu animae«. Seine Werke gab Engelbrecht (Wien 1885) heraus.

Claudicantes (lat.), Beiname der Kalixtiner.

Claudicatio spontanea (lat.), freiwilliges Hinken.

Claudiopolis, früher Bithynium genannt, Stadt in Bithynien, Geburtsort des dort als Gott verehrten Antinoos (s. d.); heute Boli (s. d.).

Claudius (Claudia gens). Es gab in Rom zwei Claudische Geschlechter, ein plebejisches, von welchem am bekanntesten die Marceller (s. d.) sind, und ein patrizisches, welches nach der Tradition im 3. Jahrh. der Stadt aus dem Sabinischen in Rom einwanderte und seitdem in der Geschichte Roms eine bedeutende Rolle spielte. Im allgemeinen zeichneten sich die Claudier durch aristokratischen Stolz und starre Opposition gegen die Gleichheitsbestrebungen der Plebejer aus. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus (Regillensis), aus Regillum im Sabinerland, wo er Atta Clausus genannt worden war, der Ahnherr des Geschlechts, siedelte, von seiner Vaterstadt als Römerfreund angefeindet, um 504 v. Chr. nach Rom über, wo er mit seinen Begleitern eine eigne Tribus, die Claudische, bildete. Er war ein sehr entschiedener Verfechter der patrizischen Vorrechte und einer der leidenschaftlichsten unter denen, welche 494 durch die Härte, mit der sie einer Milderung des Schuldrechts entgegentraten, die Auswanderung der Plebejer auf den Heiligen Berg verursachten.

2) Appius C., Enkel des vorigen, wurde 451 v. Chr., als auf seinen Antrag statt der Konsuln und der übrigen Magistrate Dezemvirn zur Aufzeichnung der Gesetze ernannt wurden, selbst zum Dezemvir gewählt und bemühte sich als solcher zunächst aufs eifrigste, sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Er erreichte es dadurch, daß er auch für das Jahr 450 wieder gewählt wurde, zeigte aber nunmehr seine wahre Gesinnung, indem er sich zum Gewaltherrscher aufwarf und auch 449 nebst seinen Kollegen widergesetzlich sein Amt fortführte. Seine fortgesetzten Gewaltthaten aber und schließlich der Frevel gegen Virginia (s. d.) riefen einen Aufstand hervor, der seinen Sturz herbeiführte. C. wurde ins Gefängnis gesetzt und gab sich hier selbst den Tod.

3) Appius C. Cäcus bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Zensors, ernannte als solcher Nachkommen von Freigelassenen zu Senatoren und nahm die Niedriggebornen unter die Tribus auf, um sich dadurch sowohl im Senat als in den Tributkomitien Einfluß zu sichern. Außerdem ist seine Zensur merkwürdig durch den Bau der großen Wasserleitung und der Appischen Straße, der ersten Kunststraße Roms. Nach wiederholter Verwaltung des Konsulats im höhern Greisenalter erblindet, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück, ließ sich aber, als 280 Pyrrhus nach seinem Sieg über Valerius Lävinus den Cineas nach Rom sandte, um den Römern Frieden und Freundschaft anzutragen, in den Senat tragen und bewog diesen, der sich schon willfährig gezeigt hatte, zu dem Bescheid: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er um Frieden bitten. C. wird von den Alten auch als der Begründer der Jurisprudenz gerühmt.

4) Publius C. Pulcher, Sohn des vorigen, war Konsul 249 v. Chr., befehligte die römische Flotte, als die Römer während des ersten Punischen Krieges Lilybäum belagerten, und erlitt von den Karthagern eine völlige Niederlage, welche auf seine Verachtung der Auspizien geschoben wurde. Deshalb vom Senat zurückberufen und von zwei Tribunen angeklagt, entging er der Verurteilung nur durch einen Zufall, starb aber kurz darauf.

Claudius, 1) Tiberius C. Nero, röm. Kaiser, s. Tiberius.

2) Tiberius C. Drusus Nero Germanicus, der vierte röm. Kaiser (41—54 n. Chr.), Sohn von des Augustus Stiefsohn Drusus und der Antonia, Neffe des Kaisers Tiberius. 10 v. Chr. in Lugdunum (Lyon) geboren, ward er als geistig schwach von Augustus und Tiberius zurückgesetzt und erst von Caligula zu hohen Ämtern befördert. Nach dem Tode des Caligula wurde er aus einem Versteck hervorgezogen und von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen, was der Senat genehmigen mußte. C. war nicht zum Herrschen erzogen, sondern frühzeitig gelehrten Studien zugeführt worden, und hat die Vorliebe für solche stets behalten und durch mehrere gelehrte, meist historische Werke bethätigt, auch das lateinische Alphabet um drei neue Buchstaben bereichert, die freilich die Zeit seiner Regierung nicht überdauert haben. Wie er jedoch hier geringen Geschmack und wenig Urteil entwickelte und ohne Anerkennung blieb, so entbehrte sein gesamtes Auftreten infolge seines unbeholfenen, linkischen Wesens, seiner ungeschickten körperlichen Erscheinung und der Schwäche seines Charakters alles Ansehens und jeder Würde, und so kam es, daß nach einem Besseres versprechenden Anfang seine Freigelassenen (Narcissus und Pallas) und Frauen die Herrschaft an sich reißen konnten und sie, obwohl C. persönlich harmlos und wohlgesinnt und ein Freund

der Rechtspflege war, in der schmählichsten Weise mißbrauchten. Das sittenlose Treiben seiner Gemahlin Messalina sah er ruhig mit an, bis diese es wagte, bei seinen Lebzeiten und ohne von ihm geschieden zu sein, eine neue Ehe in aller Form zu schließen; noch mehr aber wurde Rom von ihrer grausamen und ränkesüchtigen Nachfolgerin Agrippina (s. d.) gedrückt, die endlich sogar, um ihrem Sohne Nero die Herrschaft zu sichern, C. selbst, wie es hieß durch ein Pilzgericht, vergiftete. Dagegen hat sich C. durch seine Bauten, die Claudische Wasserleitung (s. Tafel »Architektur V«, Fig. 3) und den Hafen von Ostia, großes Verdienst erworben; auch die auswärtige Politik ist unter seiner Regierung energisch geleitet worden; fast an allen Grenzen war sie thätig, besonders machte sie Mauretanien zur Provinz und begann in der richtigen Erkenntnis, daß Gallien nur durch die Unterwerfung Britanniens zu bleibender Ruhe gebracht werden könne, die Eroberung dieser Insel. Vgl. Lehmann, C. und seine Zeit (Gotha 1858).

3) Gajus C. Nero, röm. Kaiser, s. Nero.

4) C. II., Marcus Aurelius C. Gothicus, röm. Kaiser 268—270 n. Chr., Illyrier von Geburt, wurde als tapferer Offizier nach dem Tode des Kaisers Gallienus von den Soldaten zum Augustus erhoben und besiegte zunächst die Alemannen, die über den Brenner schon bis an den Gardasee vorgedrungen waren. Im folgenden Jahr erfolgte ein furchtbarer Einfall der Goten, deren einer Teil die Donauländer, der andre die Küsten des Ägäischen Meeres verheerte. C. wandte sich gegen die erstern, erfocht bei Naissus in Mösien einen glänzenden Sieg und verdiente sich den Beinamen Gothicus. 270 starb er zu Sirmium, wo er den Winter mit einem Heer zur Beobachtung der Goten zubrachte, an der Pest, 56 Jahre alt, ein schwerer Verlust für das verfallende Reich.

Claudius, Matthias, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1740 als Sohn eines Pfarrers zu Reinfeld im Holsteinischen, gest. 21. Jan. 1815 im Hause seines Schwiegersohnes Joh. G. Justus Perthes (s. d.) in Hamburg, studierte 1759—63 in Jena erst Theologie, dann Rechtswissenschaft und lebte danach in Kopenhagen, Reinfeld, Hamburg und Wandsbek bei Hamburg, wo er 1770—75 unter dem Namen Asmus den »Wandsbecker Boten« herausgab. 1776 wurde er auf Herders Empfehlung nach Darmstadt berufen, um die neue »Landzeitung« zu schreiben, aber schon 1777 kehrte er nach Wandsbek zurück, wo er sich nun dauernd niederließ. Sein erstes Werk sind »Tändeleien und Erzählungen« (Jena 1763), eine schwache Nachahmung von Gerstenbergs »Tändeleien«. Den Wirkungskreis, der seiner geistigen Eigenart entsprach, fand er als Volksschriftsteller. Ohne diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlassen, wurde er 1778 Revisor bei der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel: »Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten« (Hamb. und Wandsbek 1775, 2 Tle.; Hamb. 1790—1812, 8 Tle.; 12. Aufl., mit Anmerkungen und einer Nachlese von Redlich, Gotha 1882, 2 Bde.). Außerdem übersetzte er englische und französische Werke. C., dessen Anschauungen der wunderbaren Verbindung des kraftgenialen Dranges der 70er Jahre und des aus älterer Zeit stammenden gemütsinnigen Pietismus entstammen, war einer der ersten unter den deutschen Schriftstellern, die mit Bewußtsein auf das Volk zu wirken suchten und unbewußt zugleich eine litterarische Bedeutung erhielten, die für alle Klassen verständlich und genießbar, zugleich naiv einfach und geistreich zu schreiben wußten, und deren volkstümlicher Witz nie in das Gemeine und Flache herabsank. Bieder, derb, kräftig, witzig, scharf satirisch, war er doch auch wieder gemütlich, sinnig, launig und poetisch zart. Das Höchste leistete er im einfach sinnigen und im launigen Lied. Sein Rheinweinlied (»Bekränzt mit Laub«), »Der Mond ist aufgegangen«, »Wenn jemand eine Reise thut«, »Der Riese Goliath« u. a. wurden mit Recht volkstümlich und offenbaren die ganze Liebenswürdigkeit seiner anspruchslosen und frischen Natur. Mit zunehmenden Jahren verstärkte sich der Zug zum Pietismus in ihm und machte ihn einseitiger und unduldsamer. Vgl. W. Herbst, Matthias C., der Wandsbecker Bote (4. Aufl., Gotha 1878).

Claudius von Turin, reformator. Bischof des 9. Jahrh., war erst Lehrer an der Hochschule Ludwigs des Frommen, wurde dann von diesem 820 nach Turin geschickt, um hier dem Aberglauben und besonders dem Bilderdienst entgegenzuarbeiten, schritt aber bis zur Bekämpfung der kirchlichen Lehren vom Verdienst der guten Werke, der Interzession der Heiligen, der Verdienstlichkeit des Mönchslebens und der Autorität des Papsttums fort; vielfach angefochten, starb er 839. C. hinterließ zahlreiche biblische Kommentare und eine Verteidigungsschrift (»Apologeticum«) gegen den ihn der Ketzerei beschuldigenden Abt Theodemir. Vgl. Förster, Drei Erzbischöfe vor 1000 Jahren (Gütersloh 1874).

Clauert, Hans, aus Trebbin in der Mark, wo er 1566 an der Pest starb, war in seiner Heimat wegen seiner lustigen Einfälle und Streiche berühmt. Eine Sammlung von Geschichten, die ihm nacherzählt wurden, veranstaltete Bartholomäus Krüger unter dem Titel: »Hans Clawerts werckliche Historien« (1587; neu hrsg. in den »Neudrucken deutscher Litteraturwerke«, Nr. 33, Halle 1882).

Clauren, Heinrich, Pseudonym, s. Heun.

Claus, Karl, Zoolog, geb. 2. Jan. 1835 in Kassel, studierte seit 1854 in Marburg, seit 1856 in Gießen, habilitierte sich 1858 in Marburg und 1859 in Würzburg, wurde daselbst 1860 außerordentlicher Professor, 1863 ordentlicher Professor in Marburg, 1870 in Göttingen und 1873 in Wien, von wo aus er auch die Leitung der zoologischen Station in Triest übernahm. C. hat sich um die Kenntnis der niedern Tiere, namentlich der Cölenteraten und Krustaceen, sehr verdient gemacht. Er trat mehrfach als Gegner Häckels, Nägelis und Weismanns auf, betonte die Bedeutung der funktionellen Anpassung und betrachtet die Zuchtwahl lediglich als Regulator. Er schrieb: »Über Physophora hydrostatica« (Leipz. 1860); »Die frei lebenden Kopepoden« (das. 1863); »Über die Grenze des tierischen und pflanzlichen Lebens« (das. 1863); »Die Kopepodenfauna von Nizza« (Marb. 1866); »Beobachtungen über Lernaeocera, Penicilus und Lernaea« (das. 1868); »Die Metamorphose der Squilliden« (Götting. 1871); »Bau und Entwickelung von Branchipus stagnalis und Apus cancriformis« (das. 1872); »Der Bienenstaat« (Berl. 1873); »Die Typenlehre in Häckels sogen. Gasträatheorie« (Wien 1874); »Untersuchung zur Erforschung der genealogischen Grundlage des Krustaceensystems« (das. 1876); »Studien über Polypen und Quallen der Adria« (das. 1877); »Über Halistemma Tergestinum und über den feinern Bau der Physophoriden« (das. 1878); »Grundzüge der

Zoologie« (Marb. 1866, 4. Aufl. 1879—82, 2 Bde.; daraus in beſonderm Abdruck: »Grundzüge der allgemeinen Zoologie«); »Lehrbuch der Zoologie« (daſ. 1880, 5. Aufl. 1891); »Unterſuchungen über die Organiſation und Entwickelung der Meduſen« (Prag 1883); »Die Platyſceliden« (Wien 1887); »Lamarck als Begründer der Deſzendenzlehre« (daſ. 1888); »Über die Wertſchätzung der natürlichen Zuchtwahl« (daſ. 1888). Seit 1878 gibt er die »Arbeiten aus dem zoologiſchen Inſtitut der Univerſität Wien und der zoologiſchen Station zu Trieſt« (Wien) heraus.

Clauſel (Clauzel, ſpr. klosél), Bertrand, Graf, franz. Marſchall, geb. 12. Dez. 1772 in Mirepoix (Ariège), geſt. 21. April 1842 in Secourieu bei Toulouſe, trat 1791 in Kriegsdienſte, machte 1794 und 1795 die Feldzüge in den Pyrenäen mit, kommandierte 1799 in Italien eine Brigade, folgte 1802 dem General Leclerc nach San Domingo und zeichnete ſich als Diviſionsgeneral 1809 im Feldzug gegen Öſterreich, beſonders aber ſeit 1810 in Spanien aus, wo er ein franzöſiſches Korps aus Portugal zurückführte, 1812 nach der Verwundung Marmonts in der Schlacht bei Salamanca den Oberbefehl über deſſen Heer übernahm und 1813 nach der Schlacht bei Vitoria den Rückzug nach Frankreich deckte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinſpektor der Infanterie; doch erklärte ſich C. bei Napoleons I. Rückkehr 1815 ſofort für dieſen, wurde Pair, erhielt das Kommando des Pyrenäenheeres und leiſtete den Bourbonen den kräftigſten Widerſtand. Durch königliche Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräter erklärt, floh er nach Amerika und ward 11. Sept. 1816 in contumaciam zum Tode verurteilt. Dennoch durfte er 1819 nach Frankreich zurückkehren, wurde 1827 und 1830 zum Deputierten gewählt und unterzeichnete die Adreſſe der 221. Nach der Julirevolution wurde er Gouverneur von Algerien und unternahm im November 1830 den ſiegreichen Zug in die Provinz Titteri, wofür er die Marſchallswürde erhielt. Nach der unglücklichen Expedition gegen Konſtantine 1836 kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm ſeine Selbſtverteidigung gegen Anſchuldigungen teils in den »Explications du maréchal de C.«, teils auf der Tribüne. In der Deputiertenkammer gehörte er ſeit 1838 zur entſchiedenen Oppoſition. Während ſeines Aufenthaltes in Amerika gab er eine Rechtfertigung ſeines politiſchen Lebens heraus und ſchrieb außerdem: »Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement à Alger« (Par. 1830) und »Nouvelles observations de M. le maréchal C. sur la colonisation d'Alger« (daſ. 1833).

Clauſen, 1) Henrik Nikolai, dän. Theolog, geb. 1793 in Maribo auf Laaland, geſt. 28. März 1877 in Kopenhagen, bereiſte nach erworbener philoſophiſcher Doktorwürde 1818—20 Deutſchland, Italien und Frankreich. Inſonderheit gewann Schleiermacher auf ſeine theologiſche Richtung Einfluß. 1821 wurde er als Lektor und bald darauf als Profeſſor der Theologie an der Kopenhagener Univerſität angeſtellt. Seither nahm C. in der innern Geſchichte ſeines Vaterlandes einen namhaften Platz ein. Standhafter Vertreter der konſtitutionellen Beſtrebungen unter der Regierung Chriſtians VIII., wurde er Mitglied der Provinzialſtände in Roeskilde (1840—48), in den letzten 3 Jahren ihr Präſident, trat als Führer der Oppoſition nach dem Tode Chriſtians VIII. in der mit ſeinem Freund J. F. Schouw verfaßten Flugſchrift »Der Thronwechſel« (Kopenh. 1848) auf, wurde Mitglied der geſetzgebenden Reichsverſammlung von 1848—49, Miniſter ohne Portefeuille 1848—51 und blieb auch ſpäter noch Mitglied des Reichstags und des Reichsrats. 1874 legte C. ſein Lehramt nieder. Von ſeinen theologiſchen Schriften, die durch ihren Rationalismus die Oppoſition Grundtvigs und Lindbergs hervorriefen, ſind erwähnenswert: »Katholizismus und Proteſtantismus; Kirchenverfaſſung, Lehre und Ritus« (Kopenh. 1825; deutſch von Fries, 1828); »Hermeneutik des Neuen Teſtaments« (daſ. 1840; deutſch von Schmidt-Phiſeldeck, Leipz. 1841); »Erklärung der ſynoptiſchen Evangelien« (Kopenh. 1848—50); »Chriſtliche Glaubenslehre« (daſ. 1853). Nach Clauſens Tode erſchienen: »Aufzeichnungen aus der Geſchichte meines Lebens u. meiner Zeit« (Kopenh. 1877).

2) Thomas, Aſtronom, geb. 16. Jan. 1801 zu Rübel in Schleswig, geſt. 25. Mai 1885 in Dorpat, widmete ſich mathematiſchen Studien, ward 1824 Aſſiſtent der Sternwarte zu Altona, trat 1827 in das optiſche Inſtitut von Utzſchneider in München, kehrte aber nach einigen Jahren als Obſervator nach Altona zurück. 1842 wurde er als Obſervator der Sternwarte nach Dorpat berufen und übernahm 1865 das Direktorium derſelben. 1872 trat er in den Ruheſtand. Seine aſtronomiſchen Arbeiten beziehen ſich hauptſächlich auf die Berechnung elliptiſcher Kometenbahnen, auch berechnete er die Ludolfſche Zahl π auf 250 Dezimalſtellen.

Clauſewitz, Karl von, preuß. General und Militärſchriftſteller, geb. 1. Juni 1780 in Burg, geſt. 16. Nov. 1831 in Breslau, trat 1792 in Neuruppin als Fähnrich in die preußiſche Armee und wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rhein bei. Er beſuchte 1801—1803 die Berliner Akademie für junge Offiziere und erwarb ſich hier die Gunſt Scharnhorſts. In dem Feldzug von 1806 begleitete er den Prinzen Auguſt als Adjutant, wurde infolge der Kapitulation von Prenzlau Gefangener, arbeitete nach ſeiner Auswechſelung bis 1812 als Major im Generalſtab und war ſeit 1809 unter Scharnhorſt im Kriegsminiſterium thätig. Beim Ausbruch des ruſſiſchen Krieges trat er in ruſſiſche Dienſte und war zuerſt Adjutant Phulls, dann Quartiermeiſter bei Pahlen, wurde von Kaluga aus zur Wittgenſteinſchen Armee verſetzt und war, von Diebitſch beauftragt, beim Abſchluß der Konvention von Tauroggen beteiligt. Sodann bearbeitete er den Entwurf zur Bildung der oſtpreußiſchen Landwehr im Sinne Scharnhorſts. Im Feldzug von 1813 war er Chef des Generalſtabs in Wallmodens Korps und leitete das Gefecht an der Göhrde. Während des Waffenſtillſtandes ſchrieb er: »Überſicht des Feldzuges von 1813« (Leipz. 1814). Nach dem Frieden von 1814 trat er wieder ins preußiſche Heer und wurde 1815 Chef des Generalſtabs des 3. Korps unter Thielemann. In dieſer Stellung blieb er in Koblenz bis 1818 und wurde dann Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsſchule. Im Frühjahr 1830 ward er Artillerieinſpekteur, ſpäter Chef des Generalſtabs des Feldmarſchalls Gneiſenau. Seine zuerſt als »Hinterlaſſene Werke über Krieg und Kriegführung« (Berl. 1832—37, 10 Bde.) erſchienenen Schriften nehmen in der Theorie der Kriegskunſt eine bedeutende Stellung ein, namentlich: »Vom Krieg« (4. Aufl. 1880; gleichzeitig Bearbeitung von v. Scherff. Berl. 1880); »Der Feldzug von 1796 in Italien« (3. Aufl. 1889); »Der Feldzug von 1815«; »Über das Leben und den Charakter von Scharnhorſt«; »Nachrichten über Preußen in ſeiner großen Kataſtrophe

1806« (hinterlaſſene Handſchrift des Generals v. C., herausgegeben in den »Kriegsgeſchichtlichen Einzelſchriften des Großen Generalſtabs«, 1888). Vgl. Schwartz, Leben des Generals v. C. (Berl. 1877, 2 Bde.); v. Meerheimb, K. v. C. (daſ. 1875). 1889 erhielt ihm zu Ehren das oberſchleſiſche Feldartillerieregiment Nr. 21 den Namen Feldartillerieregiment von C.

Clausilia, ſ. Schließmundſchnecken.

Clauſius, Rudolf, Phyſiker, geb. 2. Jan. 1822 in Köslin, geſt. 24. Aug. 1888 in Bonn, ſtudierte ſeit 1840 in Berlin, habilitierte ſich daſelbſt als Privatdozent, ward Lehrer an der Artillerieſchule, ging 1855 als Profeſſor an die polytechniſche Schule in Zürich, erhielt 1857 auch eine ordentliche Profeſſur an der dortigen Univerſität und folgte 1867 einem Ruf nach Würzburg und 1869 nach Bonn. C. gilt als der eigentliche Begründer der mechaniſchen Wärmetheorie. In ſeiner Arbeit »Über die bewegende Kraft der Wärme und die Geſetze, welche ſich daraus für die Wärme ſelbſt ableiten laſſen« (Poggendorffs »Annalen«, 1850) ſind die Grundzüge der mechaniſchen Wärmetheorie gegeben, die dem Satz von der Äquivalenz von Wärme und Arbeit entſprechenden Folgerungen gezogen und der Carnotſche Satz, daß die von der Wärme geleiſtete Arbeit dem Quantum der aus dem Keſſel der Dampfmaſchine in den Kondenſator übergeführten Wärme proportional ſei, ohne daß Wärme verbraucht werde, dahin korrigiert, daß die in Arbeit verwandelte Wärme der übergeführten Wärme und der Temperaturdifferenz von Keſſel und Kondenſator proportional ſei. C.' weitere Arbeiten beteiligten ſich nicht nur in hervorragender Weiſe an dem Ausbau der mechaniſchen Wärmetheorie, ſondern erſchloſſen mit der Abhandlung »Über die Art der Bewegung, welche wir Wärme nennen«, ein neues Gebiet, das der dynamiſchen Gastheorie. In ſeinen Arbeiten über Elektrizität verwertete er teils die Prinzipien der mechaniſchen Wärmetheorie für die elektriſchen Erſcheinungen, teils entwickelte er ein neues elektrodynamiſches Grundgeſetz. Seine »Abhandlungen über die mechaniſche Wärmetheorie« (Braunſchw. 1864–67) erſchienen in 2. Auflage in Form einer ſyſtematiſchen Behandlung, Bd. 1: »Die mechaniſche Wärmetheorie« (1876, 3. Aufl. 1887), Bd. 2: »Die mechaniſche Behandlung der Elektrizität« (1879), Bd. 3: »Entwickelung der beſondern Vorſtellungen von der Natur der Wärme als eine Art der Bewegung« (auch u. d. T.: »Kinetiſche Theorie der Gaſe«, hrsg. von Planck u. Pulfrich, 1889–91). Außerdem ſchrieb C.: »Über das Weſen der Wärme« (Zürich 1857); »Die Potentialfunktion und das Potential« (4. Aufl., Leipz. 1885). Vgl. Riecke, Rudolf C. (Götting. 1889).

Clauſon-Kaas, Adolf von, dän. Volksfreund und Pädagog, geb. 16. Mai 1826 in Langenfelde bei Altona, verließ infolge des Wiener Friedens 1866 als Dragonerrittmeiſter das däniſche Heer, um ſich von Kopenhagen aus ganz der Gründung von Arbeitsſchulen für die ſchulpflichtige und die erwachſene Jugend beider Geſchlechter und der Beförderung des gewerblichen Hand- und Hausfleißes zu widmen. Seine Bemühungen haben in Dänemark wie im Ausland, beſonders in Deutſchland, beachtenswerten Erfolg gehabt, zumal ſeit der am 18. Febr. 1873 erfolgten Gründung einer eignen däniſchen »Hausfleißgeſellſchaft«. Auf Reiſen durch Deutſchland, Holland, Rußland, Frankreich gab er durch Vorträge, Abhaltung von Lehrkurſen den Anſtoß zur Wiederbelebung der Knabenarbeitsſchulen, zu deren Förderung er ſeit 1883 in Dresden lebt. Er ſchrieb: »Über Arbeitsſchulen und Förderung des Hausfleißes« (Brem. 1881). Auch erſcheinen unter ſeiner Leitung in Kopenhagen die Zeitſchriften: »Nordisk Husflidstidende« und »Husflidsmeddelelser«. Vgl. »Arbeiterfreund«, Bd. 14 ff.

Clauß, Wilhelmine, Klavierſpielerin, geb. 13. Dez. 1834 in Prag, erhielt ihre Ausbildung in dem Muſikinſtitut von Proſch daſelbſt, trat 1849 öffentlich auf und unternahm darauf größere Kunſtreiſen, die ihr den Ruf einer ausgezeichneten Interpretin klaſſiſcher Kammermuſikwerke eintrugen, den ſie in Paris, wo ſie ſeit Mitte der 50er Jahre lebt, befeſtigt hat. Seit 1855 war ſie mit dem Schriftſteller Fr. Szárvady, ehemals Sekretär der ungariſchen Geſandtſchaft in Paris, geſt. 1. März 1882, verheiratet.

Claustrales (lat.), ſoviel wie Mönche.

Claustrenses (lat.), ſoviel wie Nonnen.

Claustrum (lat.), ſoviel wie Kloſter.

Clausula (lat.), Vorbehalt (ſ. Klauſel); in der Muſik ſoviel wie Kadenz (ſ. d.).

Clausūra (lat.), ſ. Klauſur.

Clausūra nigromantica (lat.), »der magiſche Einſchluß«, nach Theophraſtus Paracelſus eine beſondere Zauberei, wodurch in den menſchlichen Körper etwas Widernatürliches ohne irgend welche äußere Verletzung eingebracht werden kann. Hierher gehören die aus dem Körper geſchnittenen Stecknadeln, Haarballen ꝛc. der Hexenprozeſſe; ſ. Hexenſchuß.

Clauzel, franz. Marſchall, ſ. Clauſel.

Clavadel, ſchweizer. Badeort, ſ. Davos.

Clavaria *Vaill.* (Keulenſchwamm, Hirſchſchwamm, Handpilz), Gattung aus der Ordnung der Hymenomyceten, anſehnliche Pilze mit fleiſchigem, ſtrauchförmig äſtigem oder einfach keuligem Fruchtträger, deſſen glatte Oberfläche am obern Teil gleichmäßig von dem Sporenlager (Hymenium) überzogen iſt. Letzteres beſteht aus dicht ſtehenden Baſidien, welche an ihrer Spitze je 2–4 einfache Sporen abſchnüren, die bei der Reife ſich als Staub ablöſen. Die wichtigſten eßbaren Arten ſind: der weiße Korallenſchwamm (C. coralloides *L.*), der gelbe Hirſchſchwamm, Hahnenkamm oder Ziegenbart (C. flava *Schäff.*, ſ. Tafel »Pilze I«) und der letzterm ſehr ähnliche rote Hirſchſchwamm, Bärentatze (C. Botrytis *Pers.*).

Clavecin (franz., ſpr. klaw'ſäng), ſoviel wie Clavicembalo, ſ. Klavier.

Clavellina, ſ. Seeſcheiden.

Clavenna, Ort, ſ. Chiavenna.

Claves St. Petri (lat.), Schlüſſel des heil. Petrus, ſoviel wie Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit.

Clavicembalo (ital., ſpr. klawitſchembo), der Kielflügel, das größte der bis zur Erfindung des Hammerklaviers und noch bis zu Anfang unſers Jahrhunderts gebräuchlichen Klavierinſtrumente (ſ. Klavier).

Clavicēps *Tul.*, Pilzgattung aus der Unterklaſſe der Askomyceten, mit zuſammengeſetztem Fruchtkörper von geſtielt kopfförmiger Geſtalt, in deſſen Kopf die Peritheciен in großer Anzahl oberflächlich eingeſenkt ſind. Dieſe Fruchtkörper wachſen aus einer beſondern Myceliumform hervor, nämlich aus verſchieden geſtalteten, knollenähnlichen Körpern (Sklerotien), die erſt nach einer Ruheperiode zu jener Entwickelung fähig ſind, wenn ſie auf feuchte Unterlage ausgelegt werden (vgl. Pilze). Die Sklerotien von C. purpurea *Tul.* ſind als Mutterkorn (ſ. d.) des Getreides bekannt.

Clavicula (lat.), Schlüſſelbein, ſ. Schultergürtel.

Clavicularius (Claviger, lat.), jemand, der die Schlüſſel zu etwas führt, daher Petrus als Inhaber

der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière (spr. klawjär'), Etienne, franz. Staatsmann, geb. 27. Jan. 1735 in Genf, gest. 2. Juni 1793 in Paris, war in seiner Vaterstadt Kaufmann und 1770—82 Mitglied des Hohen Rates. Als 1782 in Genf durch fremde Intervention eine oligarchische Regierung eingesetzt ward, wurde C. verbannt, ging nach Frankreich und schloß sich Mirabeau an, dem er nach Ausbruch der Revolution wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Staatsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Necker leistete und ganze Reden ausarbeitete. 1791 ward er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und gehörte zur Partei der Girondisten. Im März 1792 zum Finanzminister ernannt, mußte er schon im Juni von diesem Posten wieder zurücktreten. Nach dem 10. Aug. wurde er wieder Finanzminister; am 2. Juni 1793 mit den Häuptern der Gironde auf Verlangen der Jakobiner verhaftet und in Anklagestand versetzt, stieß er sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage nachher. C. schrieb für die patriotischen Tagesblätter, namentlich für die »Chronique de Paris«; auch hatte er großen Anteil an dem Werke »De la France et des États-Unis«. Selbständig gab er heraus: »Foi publique envers les créanciers de l'État« (Par. 1789) und »C.; correspondance de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Genève« (das. 1792) u. a.

Claviger (lat.), soviel wie Schlüsselträger (von clavis, Schlüssel), Übersetzung des griechischen Kleiduchos (s. d.), Beiname des Janus als des Gottes der Eingänge; auch Keulenträger (von clava, Keule), Beiname des Herakles (s. d.) von seiner Keule.

Clavijo y Fajardo (spr. klawicho), José, span. Gelehrter in Madrid, geb. um 1730 auf den Kanarischen Inseln, war von 1762 an Redakteur des Journals »El Pensador«, sodann seit 1773 des »Mercurio historico y politico de Madrid«, übersetzte Buffons Naturgeschichte ins Spanische (Madr. 1785—90, 12 Bde.) und starb 1806 als Vizedirektor des naturhistorischen Kabinetts. Allgemeiner bekannt machte er sich durch sein Duell mit Beaumarchais, der ihn wegen Auflösung eines Liebesverhältnisses mit seiner Schwester Marie Louise Caron forderte. Goethe machte ihn nach Beaumarchais' Memoiren zum Helden eines Dramas, doch sind der wirkliche Clavijo und der Clavigo der Dichtung zwei grundverschiedene Charaktere.

Clavis (Mehrzahl Claves, lat., »Schlüssel«), Name der Tasten der Orgel, welche in der That eine dem Schlüssel ähnliche Funktion hatten, sofern sie dem Winde den Weg zur Pfeife öffneten. Von dem Gebrauch, auf die Orgeltasten die Namen der Töne (Buchstaben A—G) aufzuschreiben, welcher nachweislich im 10. Jahrh. stattfand, ging der Name C. auf die Tonbuchstaben selbst über. Als im 11. Jahrh. die Buchstabennotierung durch das Liniensystem abgekürzt wurde, sofern nur noch einige Buchstaben als Merkzeichen vor die Linien gezeichnet wurden (Claves signatae), behielten diese speziell den Namen C. (unser Schlüssel); daneben verblieb aber auch den Tasten der Name C. und ging von der Orgel auf die Klaviere und alle ähnlichen Instrumente über. — In der Orgel heißt auch die Stange, vermittelst deren die Bälge aufgezogen (getreten) werden, C. (Balgklavis). Endlich wird C. auch als Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker sowie der Bibel gebraucht, wie Ernestis »C. Ciceroniana« (6. Aufl., Leipz. 1831); Patrits »C. Homerica« (zuletzt Edinb. 1811); Wahls »C. Novi Testamenti« (3. Aufl., Leipz. 1843) u. a.

Clavus (lat.), Nagel; Purpurstreifen auf der Tunika (s. d.) der römischen Ritter und Senatoren. C. annalis, der Nagel, der in der ältern Zeit in Rom zum Zählen der Jahre jährlich 13. Sept. vom Konsul oder vom Diktator in die rechte Seite des Jupitertempels eingeschlagen ward. Auch soviel wie Hühnerauge (s. d.); C. hystericus, der meist auf eine kleine Stelle neben der Pfeilnaht fixierte bohrende, gleichsam als wie durch einen eingetriebenen Nagel hervorgerufene Kopfschmerz hysterischer Personen.

Clawert, s. Clauert.

Clay (spr. klē), 1) Henry, amerikan. Staatsmann, geb. 12. April 1777 zu Hanover in Virginia, gest. 29. Juni 1852 in Washington, erhielt, früh verwaist, eine notdürftige Erziehung, widmete sich dann dem Studium der Rechte und begann schon im 20. Jahr seine Rechtspraxis. Er ließ sich zu Lexington in Kentucky nieder, wurde 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur und 1806 von dieser in den Bundessenat gewählt, wo er sich den Demokraten anschloß. 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, ward er 1813 zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt. Er suchte zwischen den Sklaven- und den freien Nordstaaten zu vermitteln, indem er den zweijährigen Streit über die Frage, ob im neuen Staat Missouri die Sklaverei eingeführt werden sollte, 1820 durch den sogen. Missourikompromiß beendigte, wonach Missouri Sklavenstaat sein, dagegen fortan die Sklaverei in keinem Staat nördlich vom 36° 30′ nördl. Br. gelten dürfe. Unter dem Präsidenten Adams, dem C. zum Siege verholfen, ward er 1825 Staatssekretär. Als 1829 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staates Kentucky, stellte sich an die Spitze der Whigpartei und vertrat mit Energie den neuen schutzzöllnerischen Tarif im Interesse der Nordstaaten. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten van Buren sowie 1844 gegen Polk und zog sich nun für längere Zeit auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 ein neuer heftiger Streit zwischen dem Norden und Süden in Bezug auf die Sklavenfrage in Kalifornien und New Mexico entbrannte, ließ sich C. von Kentucky wieder in den Senat wählen und bewirkte 1850 nochmals die Annahme eines Kompromisses, wonach Kalifornien ein freier Staat sein, für New Mexico die Entscheidung über die Sklavenfrage vorbehalten bleiben und der Sklavenhandel in der Hauptstadt der Union verboten, dagegen zum Vorteil der Sklavenstaaten ein strenges Gesetz über Verfolgung und Auslieferung flüchtiger Sklaven erlassen werden sollte. Clays Biographie schrieben unter andern Colton (New York 1846, 2 Bde.), welcher auch seinen Briefwechsel u. seine Reden (das. 1846–57, 6 Bde.; neue Ausg. 1864) veröffentlichte, u. K. Schurz (Boston 1885—87, 2 Bde.).

2) Cassius Marcellus, nordamerikan. Staatsmann, Neffe des vorigen und Sohn des Generals Green C., geb. 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison in Kentucky, studierte im Yale College (Connecticut) und wurde dann in seiner Heimat Advokat. Nachdem er 1835–40 mehrmals Mitglied der Legislatur seines Staates gewesen, trat er als entschiedener Gegner der Sklaverei auf. Von dem von der Pflanzeraristokratie aufgehetzten Pöbel in seiner Heimat angefeindet, siedelte er 1845 nach Cincinnati über. Wäh-

rend des mexikanischen Krieges war er der Führer der Avantgarde, die nach dem heldenmütigsten Widerstand in die Hände der Mexikaner fiel und in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis General Scott ihre Befreiung bewirkte. In einem in Kentucky durch die Sklavenfrage hervorgerufenen Kampf schwerverwundet, nahm er dennoch nach seiner Genesung den Kampf gegen die Sklaverei mit unerschüttertem Mut wieder auf. Nach Lincolns Erwählung zum Präsidenten ward C. als hervorragendes Mitglied der nunmehr siegreichen Partei zum Gesandten in Petersburg ernannt. 1862 kehrte er nach Amerika zurück und trug viel dazu bei, Lincoln zu den letzten, entscheidenden Schritten gegen die Sklaverei zu drängen, namentlich zum Erlaß der Proklamation vom 1. Jan. 1863, welche in allen Staaten die Sklaverei aufhob. Im März 1863 ging er wieder nach Petersburg und übernahm den dortigen Gesandtschaftsposten bis 1869. Eine Sammlung seiner Reden wurde 1848 von H. Greeley herausgegeben. C. selbst veröffentlichte sie nebst andern Schriften und seiner Selbstbiographie in: »The life, memoirs, writings and speeches of Cassius M. C.« (Cincinnati 1886, 2 Bde.).

Clay Center (spr. klä ßenter), Hauptort der Grafschaft Clay im nordamerikan. Staat Kansas, am Republican River, Bahnknotenpunkt, hat Fabriken und (1890) 2802 Einw.

Clay Cross (spr. klä kroß), Stadt im nordöstlichen Derbyshire (England), mit Kohlengruben und Eisenwerken und (1891) 7727 Einw.

Claye-Souilly (spr. klä-ßuji), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, an der Beuvronne (Zufluß der Marne) und dem Canal de l'Ourcq, hat Kalk- und Gipsbrüche, Fabriken für bedruckte Stoffe, Bürsten ꝛc. u. (1891) 1630 Einw. C. war während der Zernierung von Paris 1870/71 ein wichtiger Etappenplatz mit Lazarett für die deutsche Armee.

Clayton (spr. klä'n), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), westlich von Bradford, mit Wollwarenfabrikation und (1891) 4707 Einw.

Clayton (spr. klä'n), John Middleton, nordamerikan. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 in Dagsborough im Staate Delaware, gest. 9. Nov. 1856 in New York, ward Advokat und zeichnete sich, in die Legislatur seines Staates gewählt, als Verteidiger der Grundsätze der Whigs aus. Nachdem er dann eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er 1849 von dem Präsidenten Taylor auf den Posten eines Staatssekretärs berufen und mit der Bildung des Kabinetts betraut. Sein konsequentes Festhalten an der Nichtinterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festland zog ihm den Unwillen der Demokraten zu, während ihn seine Hinneigung zum Süden mit den nördlichen Whigs in Zerwürfnis brachte. Auch der von ihm mit England 1850 abgeschlossene Nicaraguavertrag (der sogen. C.-Bulwervertrag, über die Neutralität des projektierten Kanals zur Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Meer) erregte Unzufriedenheit. Nach dem Ableben Taylors (9. Juli 1850) nahm er daher mit dem ganzen Kabinett seine Entlassung. Als einer der tüchtigsten Sachwalter in der Union hochgeachtet, kehrte er zu dieser Beschäftigung zurück und gehörte seit 1851 bis zu seinem Tode wieder dem Senat an.

Clayton le Moors (spr. klä'n li mürs), s. Accrington.

Claytonscher Ofen, s. Mauersteine.

Clear (spr. klir), Insel an der Südwestküste Irlands, Grafschaft Cork, 4,5 km lang, von Fischern bewohnt, bildet an der Südseite das steile, 81 m hohe Kap C. Südwestlich davon das Fastnet Rock mit 28 km weit sichtbarem Leuchthaus und auf dem nahen Festland das Fischerdörfchen Baltimore.

Clearinghaus (engl., spr. klíring-, Liquidationskontor, Ausgleichungs-, Abrechnungshaus), eine Anstalt, an welcher mehrere Bankiers ihre gegenseitigen Forderungen aus Wechseln, Checks, überhaupt aus auf Sicht zahlbaren Papieren begleichen. Die älteste derartige Einrichtung wurde 1775 in London ins Leben gerufen. Sie ist eine Privatanstalt, deren geringe Kosten von den Mitgliedern bestritten werden. Gegenwärtig gehören dem Londoner Clearinghouse außer der Bank von England 28 Bankfirmen an, deren Kommis sich täglich in einem bestimmten Hause der City versammeln, um zuerst auf besondern Listen (Skontroblatt) festzustellen, wieviel jede der Firmen von jeder der andern zu fordern und wieviel sie an dieselbe zu zahlen hat, und um dann den Saldo dieser beiden Beträge zu begleichen oder resp. einzunehmen. 1854 wurden die großen Londoner Joint-Stock-Banken im C. aufgenommen, 1864 trat ihm die Bank von England bei. Seit 1865 sind auch die Effekten von Banken, welche nicht in London ihren Sitz haben, aber Korrespondenten einer der Clearingbanken sind, durch sogen. Country-Clearing in die Kompensation einbezogen. Da alle bedeutenden Handelshäuser und viele reiche Privatleute ihre Einkassierungen und Auszahlungen durch eins jener Mitglieder des C. besorgen lassen, so konzentriert sich fast der ganze Geldverkehr Londons und ein großer Teil des Geldverkehrs der Provinz im C. Früher wurden die Saldos in bar beglichen. Seit 1864 hat die Bank von England (daher bankers' bank genannt) die Ausgleichung übernommen (etwa ⅔ Proz. aller Umsätze). Jedes Mitglied berechnet aus den Einzelsaldos, die sich bei der Abrechnung ergeben, einen Gesamtsaldo, der ein aktiver oder ein passiver ist. Dieser wird dann dadurch beglichen, daß mittels eines Übertragungsscheines (transfer-ticket) der Englischen Bank, bei welcher alle Mitglieder ein Konto haben, beauftragt wird, den entsprechenden Betrag dem betreffenden Mitglied gutzuschreiben, bez. zu belasten. Die Umsätze waren in Millionen Pfund Sterling:

Jahr	Am 4. jeden Monats	An den Börsenarrangementstagen	An den Konsolearrangementstagen	Gesamtumsatz
1868	155	523	135	3425
1873	272	1038	250	6071
1877	233	744	228	5042
1881	253	1383	279	6357
1885	222	935	249	5511
1890	289	1417	359	7801
1892	280	1023	299	6482

Am 4. jeden Monats sind verhältnismäßig viele Wechsel fällig und erfolgen die kaufmännischen Abrechnungen. Auch in Manchester, Liverpool, Newcastle, Edinburg, Glasgow, Dublin sind Clearinghäuser eingerichtet.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen gegenwärtig 49 Clearinghäuser. Die Umsätze derselben beliefen sich 1890/91 auf 56,803 Mill. Doll. Das bedeutendste derselben ist das von New York, gegründet 1853, an welchem zuerst 50, jetzt 63 Banken beteiligt sind. Die Umsätze desselben waren in Millionen Dollar je in den am 1. Okt. endenden Jahren:

1854:	5750	1873:	35461	1881:	48566
1863:	14868	1876:	21597	1891:	34054

An Barmitteln zur Ausgleichung waren jährlich 3,5—6,5 Proz. nötig. Nach dem Vorbilde des Londoner C. sind seit 1883 in größern deutschen Handelsstädten Abrechnungsstellen eingerichtet (s. Abrechnung). Gleichen Zwecken dient der 1864 in Wien und der 1888 in Budapest errichtete Saldierungsverein, die in sieben italienischen Städten (Livorno, Genua, Mailand, Rom, Bologna, Catania, Florenz) bestehenden Stanze di Compensazione, die 1872 in Paris eingerichtete Chambre de compensation des banquiers, neben welcher die Bank von Frankreich (ebenso wie die österreichisch-ungarische und die deutsche Reichsbank) den Giroverkehr (s. d.) eifrig pflegt. Seit 1847 besorgt ein besonderes C. für die englischen Eisenbahngesellschaften die Berechnung der Anteile, welche den einzelnen am Ertrag des durchgehenden Verkehrs zukommen, und vermittelt die Auszahlung der Beträge; ebenso das österreichische Eisenbahn-Abrechnungsbüreau. Ähnlichen Aufgaben dienen die Abwickelungen der Lieferungsgeschäfte bei Börsen, wie die des Londoner Stock-exchange-clearing, der Liquidationsverein in Berlin, das Arrangementsbüreau in Wien. Vgl. Seyd, Das Londoner Bank-, Check- und Clearinghousesystem (Leipz. 1874); Jevons, Geld und Geldverkehr (deutsch, das. 1876); Rauchberg, Der Clearing- und Giroverkehr (Wien 1886); W. Howarth, Our Clearing-system and Clearing-Houses (Lond. 1884).

Cleator Moor (spr. klíter mūr), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, 3 km von Whitehaven (s. d.), mit Kohlengruben und (1891) 9464 Einw.

Clebsch, Rudolf Friedrich Alfred, Mathematiker, geb. 14. Jan. 1833 zu Königsberg i. Pr., gest. 7. Nov. 1872 in Göttingen, studierte in Königsberg Mathematik und Physik, wirkte dann in Berlin als Lehrer und habilitierte sich 1858 an der Universität für mathematische Physik, ging aber noch in demselben Jahr als Professor der analytischen Mechanik an die polytechnische Schule in Karlsruhe, 1863 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Gießen und 1868 nach Göttingen, wohin er 1872 die erste deutsche Mathematikerzusammenkunft berief. Sein Lehrerfolg war außerordentlich. Er schrieb: »Theorie der Elastizität fester Körper« (Leipz. 1863); »Theorie der Abelschen Funktionen« (mit Gordan, das. 1866) und »Theorie der binären algebraischen Formen« (das. 1871). Mit Neumann begründete er 1868 die »Mathematischen Annalen«. Seine »Vorlesungen über Geometrie« gab Lindemann heraus (Bd. 1, Götting. 1875—76; Bd. 2, 1891 ff.). Vgl. »Alfred C.; Versuch einer Darstellung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten« (Leipz. 1873).

Cleburne (spr. klíbern), Hauptstadt der Grafschaft Johnson im nordamerikan. Staat Texas, Bahnknotenpunkt mit (1890) 3278 Einw.

Cleckheaton (spr. klecht'n), Fabrikstadt im Westriding von Yorkshire (England), nordwestlich von Dewsbury, mit Kunstwoll- und Tuchfabrikation und (1891) 11,826 Einw.

Clee Hills (spr. klí), Höhenzug in Shropshire (England), begrenzt das Thal der Severn auf der rechten Seite und steigt bis 550 m an.

Cleethorpes (spr. klíthorps), Badeort in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), 4 km südöstlich von Grimsby, an der Nordsee, hat besuchte Seebäder und (1891) mit dem benachbarten Thrunscoe 4306 Einw.

Cleeve Hill (spr. klíw'), Berg, s. Cotswold Hills.

Clemanges (spr. -mānglsch', lat. Clemangius oder de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, franz. Gelehrter, geb. 1360 im Dorf Clemanges in der Champagne, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu Paris durch Peter d'Ailly und Johann Gerson, ward 1391 Baccalaureus der Theologie und Lehrer derselben an der Universität und 1393 Rektor der letztern. Trotz seines freimütigen Auftretens gegen die Kurie wurde er als Geheimschreiber an den päpstlichen Hof zu Avignon berufen, mußte aber diese Stelle wieder aufgeben, weil Benedikt XIII. 1407 den König Karl VI. von Frankreich in den Bann that, und lebte in einem selbstgewählten Exil bei den Kartäusern, von wo er seine reformatorischen Schriften an das Konstanzer Konzil richtete und für Zurückführung der theologischen Studien auf ihre biblische Basis thätig war. Wann der seit 1425 wieder öffentlich am Kollegium von Navarra wirkende C. gestorben, ist unsicher. Seine Werke wurden von J. M. Lydius (1613), aber unvollständig und inkorrekt, herausgegeben. Vgl. Münz, Nicolas C., sa vie et ses écrits (Straßb. 1846).

Clematis *L.* (Waldrebe), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ausdauernde Kräuter, kletternde Halbsträucher oder Sträucher mit gegenständigen, meist dreizähligen oder gefiederten Blättern, einzeln oder in Rispen stehenden Blüten und einsamiger, nußartiger, von dem kurzen oder fadenförmig verlängerten Griffel gekrönter Frucht. Etwa 100 Arten in allen gemäßigten Klimaten. C. recta *L.* (Brennkraut), mit aufrechtem Stengel, fiederschnittigen Blättern und weißen Blüten, an Waldrändern im mittlern und südlichen Europa und in Sibirien, enthält einen brennend-scharfen, oft blasenziehenden Stoff und wurde früher als Brennwaldrebenkraut (Feuerkraut) äußerlich und innerlich benutzt; jetzt kultiviert man sie als Zierpflanze. C. Flammula *L.*, eine niedrig bleibende, kletternde Pflanze in Südeuropa und dem Orient, mit doppelt gefiederten untern und einfach gefiederten obern Blättern, weißen, wohlriechenden Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, besitzt dieselbe Schärfe wie die vorige Art und wird als Zierpflanze kultiviert. C. Vitalba *L.*, ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Ästen, einfach gefiederten Blättern, zahlreichen weißen Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, findet sich überall in Deutschland in buschigen Wäldern und rankt als eine unsrer schönsten Lianen an Bäumen hoch hinauf. Die ganze Pflanze ist in allen ihren Teilen so brennend scharf, daß sie auf der Haut leicht Blasen und Geschwüre hervorruft; Blätter und Stengel wurden früher arzneilich benutzt. C. Viorna *L.* (glockenblütige Waldrebe), aus Nordamerika, mit gefiederten Blättern und 2,6 cm langen purpurvioletten, einzeln oder zu drei zusammenstehenden Blüten, rankt 3—4 m empor. C. Viticella *L.* (blaue Waldrebe), mit kletterndem Stengel, gefiederten Blättern, einzeln stehenden blauvioletten, langgestielten Blüten, findet sich in Südeuropa, den Kaukasusländern und Kleinasien und dient in vielen Varietäten zu Lauben- und Wandbekleidungen. C. patens *Moor.* et *Dne.*, mit gefiederten Blättern und schönen blauen Blüten von 8 cm Durchmesser, stammt aus Japan und ist dort eine beliebte Zierpflanze, erträgt den süddeutschen Winter sehr gut, muß aber im Norden gedeckt werden. C. lanuginosa *Lindl.*, gleichfalls aus Japan, hat sogar 16 cm im Durchmesser haltende hellblaue Blüten und große, herzförmige, etwas lederartige Blätter. Man hat diese Arten wie auch die japanische C. florida *Thumb.* untereinander und mit C. viticella gekreuzt und eine Menge neuer Formen mit sehr großen, prachtvollen Blüten ge-

women. Vgl. Kunze, Monographie der Gattung C. (Berl. 1855); Hartwig und Heinemann, Die C. (2. Aufl., Leipz. 1891).

Clémenceau (spr. -mangßo), Eugène, franz. Politiker, geb. 28. Sept. 1841 in Mouilleron-en-Pareds (Vendée), ließ sich in Paris als Arzt nieder. Zugleich schloß er sich der radikalen Partei an und erlangte einigen Einfluß, weswegen er nach dem 4. Sept. 1870 zum Maire des 18. Arrondissements (Montmartre) erwählt wurde. Er zeigte sich aber dieser Stellung in dem unruhigen Viertel durchaus nicht gewachsen. Als die Versuche der Pariser Maires, zwischen der Kommune und der Nationalversammlung zu vermitteln, scheiterten, legte C. sowohl das Amt eines Maires als sein Mandat für die Nationalversammlung nieder. Im November 1871 wurde er zum Mitglied des Gemeinderats und 1876 für das Departement der Seine zum Mitglied der Deputiertenkammer erwählt, der er seitdem angehörte. C. trat der äußersten Linken bei und ward Führer der radikalen Republikaner, deren Ansicht er auch in seiner Zeitung »La Justice« verficht. Ehrgeizig und anmaßend, pflegte er zum Sturz der Ministerien das meiste beizutragen, ohne selbst ein Kabinett bilden zu können. Wegen seiner Beziehungen zu dem durch den Panamaskandal berüchtigten Cornelius Herz und seiner Feindschaft gegen das russische Bündnis ward er bei den Wahlen im August 1893 nicht wieder zum Deputierten gewählt.

Clemens (lat., »der Milde«), Name von 17 Päpsten, von denen drei als schismatische in der römischen Kirche nicht mitgezählt werden:

1) C. I., nach altkirchlicher Ansicht ein Schüler des Petrus, einer der sogen. apostolischen Väter, von C. Alexandrinus durch den Beinamen Romanus unterschieden, wird in der Papstsage als dritter, nach andrer Überlieferung aber auch als zweiter Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom aufgeführt. Vielleicht ist er identisch mit dem unter Domitian um 95 wegen Hinneigung zum Judentum und Verachtung der Götter hingerichteten Konsul Flavius C., einem Vetter des Kaisers. Nach der Legende soll er 9 Jahre Papst gewesen und unter Trajan als Märtyrer gestorben sein; sein Tag ist der 23. November. Es werden ihm zugeschrieben: zwei nach ihm benannte Briefe, von denen aber der zweite kein Brief, sondern eine Homilie ist; die »Clementinae«, d. h. 20 Homilien, 10 Bücher Rekognitionen nebst zwei Epitomae, in welchen insbes. die romanhafte Geschichte des aus kaiserlichem Geschlecht hervorgegangenen und von Petrus zum Christentum bekehrten Römers C. erzählt wird (s. Clementinae); ferner die Apostolischen Konstitutionen und Kanones (s. d.), kirchliche Verordnungen in 8 Büchern, die weit spätern Ursprunges sind. Echt könnte von diesen Schriften nur das als erster Brief des C. an die Korinther seit etwa 170 in der Kirche in Ansehen stehende und erst seit 1875 vollständig bekannte Sendschreiben der römischen Gemeinde an die korinthische aus der Zeit Domitians oder Hadrians sein; dasselbe ist nicht nur dogmatisch wichtig, sondern auch als erster Versuch der römischen Gemeinde, kirchliche Autorität über eine andre christliche Gemeinde auszuüben. Die Briefe des C. wurden herausgegeben von Lightfoot (Lond. 1869, Nachtrag 1877), Hilgenfeld (2. Aufl., Leipz. 1876), Bryennios (Konstant. 1875), Harnack u. Gebhardt (2. Aufl., Leipz. 1876) und Funk (Tübing. 1881), die Rekognitionen (in der allein erhaltenen lateinischen Übersetzung des Rufinus) von Gersdorf (Leipz. 1838), die Homilien am besten von de Lagarde (das. 1865). Vgl. Schliemann, Die Clementinen (Hamb. 1844); Hilgenfeld, Die clementinischen Rekognitionen (Jena 1848); Uhlhorn, Die Homilien und Rekognitionen des C. nach ihrem Ursprung und Inhalt (Götting. 1854); Lehmann, Die Clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr litterarisches Verhältnis (Gotha 1869); Lutterbeck, Die Clementinen und ihr Verhältnis zum Unfehlbarkeitsdogma (Gießen 1872); Lightfoot, St. Clement of Rome (Lond. 1890); Langen, Die Klemensromane, ihre Entstehung und ihre Tendenzen (Gotha 1890).

2) C. II., vorher Bischof Suidger von Bamberg, ward 24. Dez. 1046 durch Heinrich III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben und krönte diesen zum Kaiser. Er starb schon 9. Okt. 1047 und ward in Bamberg begraben.

3) C. (III.), früher Wibert aus Parma, 1058—63 Kanzler Heinrichs IV., seit 1072 Erzbischof von Ravenna, wurde 1080 von der Partei Heinrichs IV. gegen Gregor VII. zum Papst gewählt und 24. März 1084 zu Rom inthronisiert, worauf er Heinrich zum Kaiser krönte. Auch nach dem Tode Gregors (1085) wurde er von der kirchlichen Partei, die ihm nacheinander Viktor III., Urban II. und Paschalis II. entgegensetzte, nicht als Papst anerkannt. Er starb 8. Sept. 1100 in Cività Castellana. Vgl. Köhncke, Wibert von Ravenna (Papst Clemens III., Leipz. 1888).

4) C. III., Römer, eigentlich Paolo Scolari, Kardinalbischof von Palestrina, gelangte 19. Dez. 1187 zur päpstlichen Würde, mußte aber vorerst seinen Aufenthalt in Pisa nehmen, da die Römer schon seit mehreren Jahren mit den Päpsten in Streit lagen. Er erkaufte sich 1188 die Rückkehr durch die Bewilligung munizipaler Selbständigkeit an die Stadt Rom und bewog Friedrich Barbarossa, Philipp August und Richard Löwenherz zum dritten Kreuzzug. 1190 übertrug er Tankred, dem Nebenbuhler Heinrichs VI., die Krone von Sizilien; er starb im März 1191.

5) C. IV., früher Guido Le Gros Fulcodi, aus St.-Gilles am Rhône, war Rechtsgelehrter und Rat Ludwigs IX. von Frankreich, trat um 1247 nach dem Tode seiner Gemahlin in den geistlichen Stand, wurde 1257 Bischof zu Puy, 1259 Erzbischof von Narbonne, 1262 Kardinalbischof von Sabina und 5. Febr. 1265 zum Papst gewählt. Um die Herrschaft der Hohenstaufen zu stürzen, belehnte er 1265 Karl von Anjou mit Sizilien und unterstützte ihn gegen Manfred und Konradin, den er bannte. Er starb 29. Nov. 1268. Vgl. Jordan, Les registres de Clément IV (Par. 1893 ff.).

6) C. V., früher Bertrand del Goth, Sohn eines Edelmanns zu Villandraud (Gironde), gelangte, schon unter Bonifacius VIII. Bischof zu Comminges und seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, 5. Juni 1305 durch den Einfluß des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zur päpstlichen Würde. In Lyon geweiht, verlegte er, dem Wunsch des Königs entsprechend, seine Residenz nach Avignon (1309), womit das sogen. babylonische Exil der Päpste begann. Er nahm fast ausschließlich Franzosen in sein Kardinalkollegium auf, verwilligte dem König den Zehnten von allen geistlichen Einkünften auf 5 Jahre und widerrief die vom Papst Bonifacius VIII. (s. d.) erlassenen Bullen: »Clericis laïcos« und »Unam sanctam«. Dagegen unterstützte er Philipps Plan, nach Ermordung Albrechts I. (1308) die römische Kaiserwürde seinem Bruder Karl von Valois zuzuwenden, nicht und bestätigte 1309 die Erwählung Heinrichs VII. von Luxemburg, geriet aber später mit diesem in heftigen

Konflikt. Behufs Aufhebung des Templerordens (s. d.), welche König Philipp wünschte, berief C. 1311 ein Konzil nach Vienne und verfügte sie im geheimen Konsistorium 22. März 1312. C. starb 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Simonie und Habsucht herrschten an seinem Hof. Die von ihm gegebenen, auf die Reform des Klerus bezüglichen »Clementinae constitutiones« wurden erst von seinem Nachfolger Johann XXII. bestätigt. Vgl. »Regestum Clementis Papae V. etc.« (8 Bde., Rom 1885 ff.); Rabanis, Clément V et Philippe le Bel (Par. 1858); Wenck, C. V. und Heinrich VII. (Halle 1881).

7) C. VI., ein Franzose aus dem Limousin, Namens Peter Roger, Benediktiner, Abt zu Fécamp in der Normandie, Bischof von Arras, 1329 Erzbischof von Sens, 1330 von Rouen und Kardinal, bestieg 7. Mai 1342 in Avignon den päpstlichen Stuhl. Der Streit seiner Vorgänger mit Kaiser Ludwig dem Bayern wurde auch von ihm mit Erbitterung fortgesetzt; er sprach den Bann über Ludwig aus und brachte es dahin, daß die Kurfürsten 11. Juli 1346 zu Rhens den Thron für erledigt erklärten und des Papstes ehemaligen Zögling, Karl von Mähren (Kaiser Karl IV.) zum römischen König erwählten. C. feierte 1350 das zweite Jubeljahr (s. d.) und übertraf im Nepotismus die meisten seiner Vorgänger. Von der Königin von Neapel als Gräfin von Provence erkaufte er 1348 Stadt und Gebiet von Avignon. Er starb 6. Dez. 1352. Vgl. Werunsky, Auszüge aus den Regesten C.' VI. und Innocenz VI. (Innsbruck 1885).

8) C. (VII.), vorher Robert von Genf, Bischof von Cambrai, seit 1372 Kardinal, wurde 1378 zum Gegenpapst Urbans VI. gewählt; durch schamlose Gelderpressung berüchtigt. Mit ihm begann das große Schisma in der römischen Kirche; er starb 16. Sept. 1394 in Avignon.

9) C. (VIII.), vorher Ägidius Muñoz, Kanonikus in Barcelona, wurde 1424 nach Benedikts XIII. Tode von drei Kardinälen zum Papst gewählt, mußte aber 1429 entsagen, wurde Bischof von Mallorca und starb 28. Dez. 1446.

10) C. VII., vorher Giulio de' Medici, unehelicher Sohn des 1478 ermordeten Giuliano I. de' Medici, ward 1513 Kardinal und Erzbischof von Florenz und 18. Nov. 1523 zum Papst gewählt. Vor allem auf Vermehrung seiner politischen Macht bedacht, schloß er 1526 nach dem Frieden von Madrid gegen Karl V. mit Frankreich, Mailand, Venedig und Florenz die Heilige Liga von Cognac. Karl V. ließ jedoch mit Beihilfe des Kardinals Colonna seine Truppen in Rom einrücken und nötigte C. zu einem Vergleich, in welchem dieser seine Truppen von dem verbündeten Heer abzurufen und an der Familie Colonna keine Rache zu nehmen versprach. Da aber C. den Vergleich brach, so belagerte der Connetable von Bourbon Rom; er selbst fiel, Rom wurde 6. Mai 1527 erstürmt, der Papst, der sich in die Engelsburg einschloß, mußte sich 5. Juni in die kaiserliche Gefangenschaft ergeben, aus der er erst 8. Dez. verkleidet entfliehen konnte. Längere Zeit zwischen beiden Parteien schwankend, schloß C. endlich mit dem Kaiser 29. Juni 1529 den Frieden von Barcelona, in welchem er dessen Machtstellung in Italien anerkannte, wogegen der Kaiser die Medici in Florenz herzustellen versprach. Darauf krönte C. Karl V. im Februar 1530 zu Bologna zum Kaiser. Da der Papst im Frieden auch versprochen hatte, die Ehe des englischen Königs Heinrich VIII. mit Katharina von Aragonien nicht zu lösen, und 1534 dem König mit dem Bann drohte, falls er eigenmächtig die Ehe aufhebe, so riß sich dieser vom römischen Stuhle los. C. starb 23. Sept. 1534. Vgl. Balan, La politica di Clemente VII (Rom 1884); Grethen, Die politischen Beziehungen C.' VII. zu Karl V. (Hannov. 1887).

11) C. VIII., vorher Ippolito Aldobrandini, geb. 1536 in Fano aus einem florentinischen Geschlecht, gest. 5. März 1605, ward 1585 Kardinal und 30. Jan. 1592 Papst. Er sprach 1595 König Heinrich IV. von Frankreich nach dessen Übertritt zum Katholizismus vom Bann los. Nach Alfons' II., Herzogs von Ferrara, Tode (1597) zog er Ferrara als erledigtes Lehen für den römischen Stuhl ein. In dem Streit der Jesuiten und Dominikaner de auxiliis gratiae neigte sich C. den letztern zu, ohne eine endgültige Entscheidung zu treffen. C. begünstigte die Wissenschaften, erhob Baronius, Bellarmin u. a. zu Kardinälen und veranstaltete eine neue Ausgabe der »Vulgata«, die nach ihm »Clementina« genannt wird.

12) C. IX., vorher Giulio Rospigliosi, geb. 1600 in Pistoja, gest. 9. Dez. 1669, ward päpstlicher Nunzius in Spanien, Kardinal, Staatssekretär und 20. Juni 1667 Papst. Er unterstützte die Republik Venedig in ihren Unternehmungen gegen die Türken und half 1668 den Aachener Frieden zwischen Ludwig XIV. und Spanien vermitteln. Den jansenistischen Streit schlichtete er 1668 durch den Clementinischen Frieden (Pax Clementina). Vgl. Beani, Clemente IX (Prato 1893).

13) C. X., vorher Kardinal Emilio Altieri, geb. 1590 aus einer römischen Patrizierfamilie, gest. 22. Juli 1676, ward 1669 Kardinal, 29. April 1670, schon 80 Jahre alt, Papst und überließ daher die Regierung ganz seinem Nepoten, dem Kardinal Paluzzi.

14) C. XI., vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 22. Juli 1649 in Urbino, gest. 19. März 1721, studierte in Rom besonders die alten Sprachen und die Rechtsgelehrsamkeit, ward unter Innocenz XI. Sekretär der Breven, 1690 Kardinaldiakon und 23. Nov. 1700 Papst. Da er im Spanischen Erbfolgekrieg Frankreich begünstigte, ließ Joseph I. 1706 Parma und Piacenza, über welche die römische Kurie die Oberlehnsherrschaft behauptete, besetzen und 1708 seine Truppen, welche die päpstlichen vor sich her trieben, in den Kirchenstaat selbst vorrücken, bis der Papst nachgab und Karl III. als König von Spanien anerkannte. Nach dem Utrechter Frieden (1713) geriet C. mit Viktor Amadeus von Savoyen, den er als König von Sizilien nicht anerkannte, aber auch mit dessen Gegner Philipp V. von Spanien in Konflikt, ohne irgend welche Erfolge zu erzielen: bei dem Frieden von 1720, durch welchen Sizilien an den Kaiser kam, blieben die päpstlichen Lehnsansprüche unbeachtet. Wirkungslos blieb auch 1701 der Protest des Papstes gegen die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König. In dem Jansenistenstreit (s. Jansenisten) bestätigte er die Verurteilung der fünf Sätze Jansens durch die Bulle Vineam Domini Sabaoth (1705) und verdammte in der Bulle Unigenitus (1713) 101 Sätze des Paters Quesnel. Daneben erwarb sich C. Verdienste um Künste und Wissenschaften. So bereicherte er die vatikanische Bibliothek mit einer bedeutenden Zahl orientalischer Manuskripte und errichtete zu Bologna eine Akademie der Künste, die später mit der daselbst bestehenden naturwissenschaftlichen vereinigt wurde. Vgl. Reboulet, Histoire de Clément XI (Avignon 1752, 2 Bde.).

15) C. XII., vorher Lorenzo Corsini, geb. 1652 in Rom, gest. 7. Febr. 1741, ward unter Alexander VIII. Erzbischof von Nikomedia in partibus, unter Inno-

cen; XII. apostolischer Schatzmeister, 1706 Kardinal und bestieg, 78 Jahre alt, 12. Juli 1730 den päpstlichen Stuhl. Vergebens erneuerte er 1731 die alten Ansprüche Roms auf Parma und Piacenza. Unter seiner Regierung litt der Kirchenstaat vielfach durch die kriegerischen Ereignisse in Italien 1734—36. Sein Versuch, die protestantischen Fürsten Deutschlands mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, schlug fehl. Dagegen erwarb sich C. dadurch ein Verdienst, daß er 1735 alle Freistätten für Mörder aufhob und überhaupt die Justizpflege in Rom wesentlich verbesserte. In Ancona erweiterte er den Handelshafen, Rom verschönerte er vielfach durch Neubauten und den Ankauf von Kunstwerken. Vgl. Fabroni, De vita et rebus gestis Clementis XII. (Rom 1760).

16) C. XIII., vorher Carlo Rezzonico, geb. 1693 in Venedig, gest. 2. Febr. 1769, ward nacheinander päpstlicher Kaplan und Protonotarius, Auditor der Rota, 1737 Kardinal, 1743 Bischof von Padua und 6. Juli 1758 Papst. Fromm, aber unselbständig, glaubte er alle Ansprüche der päpstlichen Hierarchie behaupten zu müssen und ließ sich von den Jesuiten vollständig beherrschen. Daher war die ganze Zeit seines Kirchenregiments durch den Streit mit den meisten europäischen Mächten erfüllt, welche die Aufhebung des Ordens verlangten. Seine Bulle Apostolicum pascendi munus (1. Jan. 1765), welche sich unbedingt auf Seite der Jesuiten stellte und gegen ihre Widersacher mit den härtesten Kirchenstrafen einschritt, war eine Kriegserklärung an die meisten katholischen Staaten und wurde in Frankreich, Portugal, Neapel, Mailand und Venedig verboten; infolgedessen und der von C. 1768 ausgesprochenen Exkommunikation des Herzogs von Parma, der kirchliche Neuerungen in seinem Lande vorgenommen hatte, ließ der König von Frankreich Avignon und Benaissin, der König von Sizilien aber Benevent und Pontecorvo in Besitz nehmen. Vgl. Ravignan, Clément XIII et C. XIV (2. Aufl., Le Mans 1856, 2 Bde.).

17) C. XIV., vorher Lorenzo Ganganelli, geb. 31. Okt. 1705 als der Sohn eines Arztes in Sant' Arcangelo bei Rimini, gest. 22. Sept. 1774, trat, früh verwaist, in seinem 18. Lebensjahr in den Minoritenorden, studierte Philosophie und Theologie und lehrte sodann diese Wissenschaften mit großem Beifall zu Ascoli, Bologna und Mailand. Benedikt XIV. ernannte ihn zum Konsultor der Inquisition und C. XIII. 1759 zum Kardinal. Die Freimütigkeit, mit welcher er die Notwendigkeit darlegte, in der Jesuitenfrage dem Willen der Fürsten nachzugeben, machte ihm zwar die römischen Kardinäle wenig geneigt; dafür aber setzten die spanischen und französischen Kardinäle nach einem stürmischen Konklave seine Wahl zum Papst 19. Mai 1769 durch. Seine vielfach liberalen Anschauungen, wie er denn z. B. die Verlesung der Bulle In coena domini suspendierte, sein in der Verwaltung eingeführtes Sparsystem und überhaupt sein selbständiges Auftreten machten ihn bei der strengen Partei mißliebig. Die durch die Hartnäckigkeit seines Vorgängers hervorgerufenen Mißverhältnisse mit den Höfen glich C. durch weise Mäßigung allmählich wieder aus. Die von den Monarchen geforderte Aufhebung des Jesuitenordens vollzog er 21. Juli 1773 durch die Bulle Dominus ac redemptor noster und erwarb hierdurch dem römischen Stuhl den Besitz von Avignon, Benaissin, Benevent und Pontecorvo zurück. Das Gerücht, daß er von den Jesuiten vergiftet sei, ist völlig unerweislich, unwahr die von diesen verbreitete Fabel, daß der Papst verrückt gewesen sei. Ein von ihm im Vatikan gestiftetes Museum trägt seinen Namen. Die Briefsammlung von Caraccioli (Par. 1776, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1777—80, 4 Bde.) ist nicht authentisch; dagegen gab Theiner eine Auswahl von seinen Briefen und seinen Breven heraus (Par. 1852). Vgl. Caraccioli, La vie du pape Clément XIV (Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776); v. Reumont, Ganganelli. Papst C. XIV., seine Briefe und seine Zeit (anonym, Berl. 1847); A. Theiner, Geschichte des Pontifikats C.' XIV. (Par. 1853, 2 Bde.); Ilschner, C. XIV. (2. Aufl., Berl. 1867); Goetting, Ein verrückter Papst? (das. 1886).

Clemens, 1) Friedrich Jakob, philosoph. Schriftsteller, geb. 1815 in Koblenz, im Jesuitenkollegium zu Freiburg gebildet, seit 1843 Privatdozent in Bonn, seit 1856 Professor der Philosophie zu Münster; gest. 1862 in Rom. Er verfolgte die mittelalterlich-kirchliche Tendenz, die Unterordnung der Philosophie unter Offenbarung und kirchliche Lehrautorität zu verlangen, besonders in seiner historisch wertvollen Schrift »Giordano Bruno und Nikolaus von Cusa« (Bonn 1847) sowie als Gegner Günthers und Kuhns in den Streitschriften: »Die spekulative Theologie A. Günthers und die katholische Kirchenlehre« (Köln 1853) und »Die Wahrheit in dem Streit über Philosophie und Theologie« (Münster 1860).

2) Samuel Langhorne, unter dem Namen Mark Twain bekannter amerikan. Humorist, geb. 30. Nov. 1835 zu Florida in Missouri, verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Hannibal am Mississippi, arbeitete dann als Setzer in verschiedenen Städten und kehrte mit 17 Jahren in die Heimat zurück, wo er den Lotsendienst auf dem Mississippi erlernte. Wie C. in seinem Buch »Adventures of Tom Sawyer« (1876) seine Knabenjahre, so schilderte er in den »Mississippi sketches« (gesammelt 1883) sein an Abenteuern und Erfahrungen reiches Leben auf und am »Vater der Ströme«. Später verließ C. diesen Beruf und folgte seinem zum Vizegouverneur von Nevada ernannten Bruder als dessen Sekretär, vertauschte aber diese Stelle bald mit der eines Gold- und Silbergräbers. Da er dabei kein Glück hatte, wurde er Redakteur in Virginia City, und seine humoristischen Skizzen machten seinen dort angenommenen Namen Mark Twain (eine Erinnerung an den Mississippi, wo die Lotsen beim Niederlassen des Senkbleies mark twain anstatt mark two riefen) bald im ganzen Westen bekannt. 1864 finden wir ihn in einer ähnlichen Stellung in San Francisco und einige Jahre später als Korrespondenten einer Zeitung auf den Sandwichinseln. Es folgten zweimalige längere Reisen nach Europa, welche in »The innocents abroad« und in »A tramp abroad« mit unwiderstehlicher Komik beschrieben sind. C. hat gegenwärtig seinen Wohnsitz in Hartford (Connecticut) aufgeschlagen. Er ist ein Meister des harmlosen Humors, welcher auf feiner Beobachtung der Eigenschaften des menschlichen Herzens und dichterischer Empfindung für die Erscheinungen der Natur beruht. Bei allen Ausschreitungen seines häufig clownhaft sich gebärdenden witzigen Geistes ist er doch selten seicht. Sein idealstes Wesen hat C. in der kindlich schlichten Erzählung »The prince and the panper« offenbart. Außerdem hat er zusammen mit Dudley Warner den Roman »The gilded age« geschrieben; im übrigen kehrt er immer wieder zur humoristischen Skizze zurück, von welcher Gattung bereits mehrere Sammlungen erschienen sind, eine neuere Sammlung mit dem Titel:

»The stolen white elefant« (Lond. 1882). Noch ist »Roughing it« (Hartford 1872) zu erwähnen, worin er das Leben und Treiben bei den nordamerikanischen Gold- und Silbergräbern beschreibt, und der Roman »The American Claimant« (1892). »Ausgewählte humoristische Schriften« erschienen deutsch in 6 Bänden (Stuttg. 1893); die Hauptschriften hat auch Wor. Busch übersetzt (Leip. 1876—77).

Clemens von Alexandria (Titus Flavius), altkirchlicher Schriftsteller, ein vielgereister heidnischer Philosoph, trat erst im reifern Alter zum Christentum über und ward später durch Vermittelung seines Lehrers Pantänus Presbyter und Lehrer an der Katechetenschule in Alexandria, nach dem Tode jenes Vorsteher derselben und als solcher Lehrer des Origenes. Während der Christenverfolgungen von 202 flüchtete er nach Palästina und starb, zurückgekehrt, um 220. Wir besitzen von ihm noch drei zusammenhängende Werke, welche eine philosophisch freie Auffassung des Christentums bekunden: »Exhortatio ad gentes«, eine Ermahnungsrede an die Hellenen, das Christentum anzunehmen; »Paedagogus«, eine christliche Moral, und »Stromata«, in 8 Büchern, vermischte Abhandlungen über Gegenstände des Glaubens. Neue Ausgaben seiner Werke besorgten Klotz (Leipz. 1831—34, 4 Bde.) und Dindorf (Oxford 1868, 4 Bde.). Vgl. Merk, C. Alexandrinus in seiner Abhängigkeit von der griechischen Philosophie (Leipz. 1879); Winter, Die Ethik des C. (das. 1882).

Clemens August, Kurfürst von Köln, Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern, geb. 16. Aug. 1700 in Brüssel, wo sein Vater damals als Gouverneur der Niederlande residierte, gest. 6. Febr. 1761 in Ehrenbreitstein, machte in Rom unter Leitung des Papstes Clemens XI. seine Studien und ward 1719 Bischof von Paderborn und von Münster, 1723 als Nachfolger seines Oheims Joseph Clemens Kurfürst von Köln, 1724 noch Bischof von Hildesheim und Osnabrück und 10 Jahre später Großmeister des Deutschen Ordens. Nachdem er 1725 zum Priester geweiht worden, übernahm er die Regierung seiner geistlichen Fürstentümer. Gleich seinem Bruder Karl Albert schloß er sich ganz an Frankreich an, mit dem er 1734 und 1740 enge Bündnisse einging. Die Waffenerfolge der Verbündeten im Österreichischen Erbfolgekrieg zwangen ihn aber 1743, sich von Kaiser Karl VII., seinem Bruder, und Frankreich loszusagen. Während des Siebenjährigen Krieges ward sein Stift von französischen Truppen besetzt. C. war einer der reichsten geistlichen Fürsten seiner Zeit und befriedigte seine Prachtliebe durch zahlreiche stattliche Bauten von Residenz- und Jagdschlössern. Die Regierung überließ er bei seiner Liebe zur Jagd und zum Reisen meist seinen Ministern. Vgl. Mering, C. August (Köln 1851).

Clemens Joseph, Kurfürst von Köln, s. Joseph Clemens.

Clemens Romanus, s. Clemens (Päpste) 1).

Clemens Wenceslaus, letzter Kurfürst von Trier, geb. 28. Sept. 1739, gest. 27. Juli 1812, Sohn Friedrich Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, trat 1760 zu Wien in österreichischen Kriegsdienst, nahm als Feldmarschalleutnant an der Schlacht bei Torgau (3. Nov. 1760) teil, entschied sich aber körperlicher Gebrechen wegen für den geistlichen Stand und ward 1763 Bischof von Freising und von Regensburg, gab jedoch 1768 diese Bistümer ab, um Erzbischof und Kurfürst von Trier und Bischof von Augsburg zu werden; auch erhielt er später die gefürstete Propstei Ellwangen. Den Aufklärungsideen nicht abgeneigt, förderte er in Trier besonders das Schulwesen und suchte durch ein Toleranzedikt (1783) sowie durch mancherlei gemeinnützige Anstalten Bildung und Wohlstand zu heben. Seine Haltung in kirchlichen Dingen war eine schwankende; er behielt die Jesuiten auch nach Aufhebung des Ordens im Lande, protestierte gegen Josephs II., seines Vetters, radikale Reformen in Religionssachen, schützte aber Hontheim (s. d.) und stellte die Emser Punktationen 1786 mit auf; auch verbot er die Prozessionen und hob viele Feiertage auf. Obwohl für seine Person einfach und anspruchslos, hielt er doch einen prächtigen Hofhalt und erbaute in Koblenz, wohin er 1786 seine Residenz von Ehrenbreitstein verlegte, ein schönes Schloß. Besonders die Musik wurde an seinem Hofe gepflegt. Erschreckt durch den Ausbruch der französischen Revolution, stellte er alle Reformen ein und führte ein strengeres Regiment. Den Emigranten und den flüchtigen Mitgliedern des ihm verwandten französischen Hofes bot er eine Zufluchtsstätte, und Koblenz ward der Mittelpunkt der französischen Royalisten. Er ward vom Sieg der Revolution auch zumeist betroffen: im Lüneviller Frieden verlor er den linksrheinischen, größten Teil des Kurstaates, 1803 auch den Rest sowie Augsburg und Ellwangen. Mit einer Pension von 100,000 Gulden zog er sich nach Augsburg zurück und starb 1812 zu Oberstdorf im Algäu. Vgl. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier (Kobl. 1869).

Clément (spr. -mäng), 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geb. im Dorf Sarbon bei Reims, war 25 Jahre alt und noch nicht lange im Orden der Dominikaner, als ihn der Parteigeist der Ligue auf den Gedanken brachte, den König, der vor dem aufrührerischen Paris stand, zu ermorden. Am 31. Juli 1589 wurde er in St.-Cloud als Überbringer wichtiger Nachrichten vor den König geführt und durchbohrte ihn, während dieser den ihm dargereichten Brief las. Die herbeigeeilten Diener warfen C. zu Boden und töteten ihn. Der Leichnam ward zum Fenster hinausgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Von der dem König feindlichen Partei wurde C. als Heiliger und Märtyrer gepriesen.

2) Jean Pierre, franz. Historiker und Staatsökonom, geb. 2. Juni 1809 in Draguignan, gest. 8. Nov. 1870 in Paris, ward 1855 Mitglied des Institut de France und erwarb sich, außer durch seine rein historischen Arbeiten, besonders durch zahlreiche Schriften über Finanzverhältnisse einen in der Wissenschaft sehr geachteten Namen. Seine bedeutendsten Werke sind: die von der Akademie gekrönte »Histoire de la vie et de l'administration de Colbert« (1846; neue Bearbeitung 1874, 2 Bde.), ferner »Le gouvernement de Louis XIV« (1848), die Fortsetzung des vorigen Werkes, die ihm den Preis Gobert einbrachte; »Jacques Cœur et Charles VII ou la France au XV. siècle« (1853, 2 Bde.; 4. Aufl. 1874); »Histoire du système protecteur en France depuis Colbert jusqu'à la révolution de 1848« (1854); »Portraits historiques« (1854); »Études financières et d'économie sociale« (1859); »Lettres, instructions et mémoires de Colbert« (1863—73, 7 Bde.); »La police sous Louis XIV« (1866); »Madame de Montespan et Louis XIV« (1868) u. a.

3) Charles, franz. Kunstschriftsteller, geb. 1821 in Rouen, gest. 4. Juli 1887 in Paris, war eine Zeit-

lang stellvertretender Konservator des Musée Napoléon III. lebte aber später ganz seinen Studien, deren Ergebnisse er besonders in der »Revue des Deux Mondes« und der »Gazette des beaux-arts« sowie im »Journal des Débats« veröffentlichte. Seine Hauptwerke sind: »Michel Ange, Léonard de Vinci, Raphaël« (1861, 4. Aufl. 1881; deutsch von Clauß, Lpz. 1870); »Géricault«, eine biographische Studie (1868, 3. Aufl. 1879); »Prud'hon, sa vie, ses œuvres et sa correspondance« (1872, 3. Aufl. 1880); »Léopold Robert d'après sa correspondance inédite« (1874); »Artistes anciens et modernes« (1876); »Charles Gleyre« (1877); »Decamps« (1886).

Clementi, Muzio, Klavierspieler und Komponist, geb. 1752 in Rom, gest. 10. März 1832 zu Evesham in Warwickshire (England), entwickelte sich schon sehr früh zu einem tüchtigen Orgel- und Klavierspieler, studierte später unter Santarelli und Carpini Gesang und Kontrapunkt und trat mit einer Messe als Komponist in die Öffentlichkeit. 1766 siedelte er nach England über, wo ihm die Protektion eines Herrn Beckford weitere gründliche Studien ermöglichte. Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in London (1780) erregte er durch die glänzende Fertigkeit seines Spieles sowie durch die Gediegenheit seiner Kompositionen Aufsehen. Auf einer Kunstreise, die ihn über Paris nach Wien führte (1781), trat er mit Mozart, Haydn u. a. in nähere Verbindung und hatte mit dem erstern vor Kaiser Joseph einen Wettkampf zu bestehen. Nach London zurückgekehrt, entfaltete er eine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit, so daß er bald das Haupt einer Klavierschule wurde, welche mit der von Mozart ausgegangenen Wiener Schule wetteifern konnte. Von 1802—21 unternahm er wiederholte Kunstreisen auf dem Kontinent, meist in Begleitung seiner Schüler, unter denen sich besonders John Field, Alex. Klengel, J. Bapt. Cramer und Ludw. Berger (der Lehrer Mendelssohns) später selbständig ausgezeichnet haben. Die reichen Erfahrungen seiner Künstlerpraxis legte er in seinem Studienwerk »Gradus ad Parnassum« nieder, welches noch heute mit Recht als einer der wertvollsten Schätze der Klavierunterrichts-Litteratur gilt. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, welches er zum Teil einer um 1800 zu London von ihm begründeten Musikalienhandlung und Klavierfabrik verdankte, zog er sich in seinem Alter auf einen behaglichen Landsitz zu Evesham zurück. Über die Vortrefflichkeit seines Spieles herrschte nur eine Stimme, und seine Fertigkeit soll, selbst nach jetzigem Maßstab gemessen, bedeutend gewesen sein; namentlich soll er Terzenläufe mit ungemeiner Leichtigkeit und Gleichmäßigkeit ausgeführt haben. Seine Kompositionen sind elegant, fließend und vortrefflich gearbeitet; doch fehlt es unter ihnen auch nicht an Sätzen von kühner Kombination und packender Gewalt wie anderseits solchen von sinniger Empfindung. Seine Werke bestehen im ganzen in 106 Sonaten (davon 46 mit Begleitung von Violine oder Flöte und Violoncello), einem Duo für zwei Klaviere, 4 Duos zu vier Händen, einer Toccata, 3 Kapricen, 24 Walzern, verschiedenen andern Klavierstücken und dem erwähnten, in verschiedenen Ausgaben (unter andern in Auswahl von Tausig, auch von Riemann) erschienenen »Gradus ad Parnassum«. Seine Orchesterkompositionen sind nicht im Druck erschienen.

Clementia (lat.), Milde, Gnade, insbes. die Personifikation der Milde Cäsars, nach seiner Ermordung zur Göttin erhoben. In gleicher Weise wurde die C. der Kaiser (C. Augusta) göttlicher Ehren teilhaftig, dargestellt, der Juno ähnlich, mit Schale und Zepter. Später wurde C. zu einer bloßen Titulatur des Kaisers. Zuletzt trat an Stelle der C. Augusta die C. temporum (»die Milde der Zeiten«).

Clementinae (Klementinen), eine Anzahl griechischer und lateinischer Schriften, welche schon im 2. oder 3. Jahrh. dem römischen Bischof Clemens I. untergeschoben wurden, der Anfang der christlichen Romanlitteratur; der darin vertretene Lehrbegriff ist derjenige der essäischen Ebioniten (s. d.). Litteratur s. Clemens 1).

Clementinae constitutiones, s. Corpus juris.

Clemgia, Nebenfluß des Inn, s. Scarl.

Clent Hills, ein Hügelzug in Worcestershire (England), 307 m hoch.

Cleome *L.* (Pillenbaum), Gattung aus der Familie der Kapparidaceen, Sommergewächse oder Sträucher mit einfachen oder drei- bis siebenzähligen Blättern, gelben oder purpurroten, meist in Trauben stehenden Blüten und einfächeriger, vielsamiger Kapsel. Die Arten sind in den wärmern Gegenden über die ganze Erde zerstreut und finden sich besonders zahlreich in Amerika und Arabien. C. pentaphylla *L.* (Zwitterkapper) ist ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisch widrig riechendes Kraut durch Kochen die Schärfe verliert und ein gesundes Gemüse gibt. Die Samen enthalten viel fettes Öl und Schärfe. C. triphylla *L.*, ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, wird wie die vorige Art auch in Westindien angebaut und als antiskorbutisches Mittel benutzt. Auch bereitet man in Amerika Wein und Sirup daraus. Andre Arten werden als Zierpflanzen bei uns kultiviert. Von C. ornithopodioides *L.* (levantinischer Senf), in Kleinasien, wird der Same wie Senf benutzt.

Cleonus, s. Hohlrüßler.

Clerc (franz., spr. klär, engl. Clerk, v. lat. clericus), eigentlich Geistlicher und zwar jetzt nur noch subalterner Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch soviel wie Schreiber, Kanzlist, Büreaubeamter (die Clercs bildeten im 13. und 14. Jahrh. zu Paris eine besondere Gilde, s. Basoche). Auch in Belgien und den Niederlanden ist das Wort C. für gewisse Beamte gebräuchlich. In Frankreich müssen diejenigen, welche sich dem Beruf eines Anwalts, Huissiers oder Notars widmen, zu ihrer praktischen Ausbildung als Clercs mehrere Jahre hindurch arbeiten; diese Vorbereitungszeit wird Cléricature genannt. S. Clerk.

Clere (spr. klär, lat. Clericus), Johannes, Theolog, geb. 19. März 1657 in Genf, gest. 8. Jan. 1736, erhielt, zu den Arminianern übergetreten, in Amsterdam 1684 die Professur der Philosophie und später auch den Lehrstuhl der Kirchengeschichte. Seine außerordentliche litterarische Thätigkeit, die ihn in eine Menge gelehrter Streitigkeiten verwickelte, setzte er fort, bis ihm 1728 ein Schlagfluß die Sprache raubte und seine Geisteskräfte schwächte. Von seinen theologischen Werken ist vornehmlich die Ausgabe der apostolischen Väter von Cotelerius (Amsterd. 1698 u. 1714) zu nennen.

Clerck, bei zoolog. Namen für Karl Clerck, geb. 1710, gest. 1765, Schüler Linnés, Maler; veröffentlichte »Aranei Suecici« (Stockh. 1757); »Icones insectorum rariorum« (das. 1759); »Nomenclator rerum naturalium« (das. 1759).

Clerfait (spr. klärfä, Clairfayt), Karl Joseph de Croix, Graf von, österreich. Feldmarschall, geb.

14. Okt. 1733 auf Schloß Bruille im Hennegau, gest. 21. Juli 1798 in Wien, avancierte im Siebenjährigen Kriege zum Obersten, focht 1788 und 1789 im Türkenkrieg als Feldmarschalleutnant und ward 1790, in welchem Jahr er die Türken bei Kalafat (27. Juli) schlug, zum Feldzeugmeister befördert. 1792 warf er mit Beaulieu die Franzosen aus den Niederlanden zurück und erhielt dann dort statt des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen das Kommando gegen Dumouriez. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie zur Aufhebung der Belagerung von Maastricht und entschied 18. März bei Neerwinden den Sieg. 1794 schlug er in Flandern mehrere Angriffe der Feinde zurück, konnte aber nach der Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, den Feind nicht mehr aufhalten. In Koburgs Stelle eingerückt, führte er die Armee in Ordnung auf das rechte Rheinufer. 1795 erhielt er als Reichsfeldzeugmeister den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee am Mittel- und Niederrhein. Als im Herbst Jourdan bei Düsseldorf und Pichegru bei Mannheim über den Fluß drangen, warf sich C. auf ersteren, schlug ihn 10. Okt. bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf eilte er nach Mainz, das von 70,000 Franzosen eingeschlossen war, eroberte die für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen und trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis nach Alzey. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er 21. Dez. einen Waffenstillstand und kehrte im Januar 1796 nach Wien zurück. Wegen Zwistigkeiten mit dem Minister Thugut in betreff des Waffenstillstandes und zufolge des Tadels, zu wenig rasch die Initiative ergriffen zu haben, erhielt er den Oberbefehl nicht wieder, sondern die militärische Verwaltung Ungarns übertragen, und trat in den Hofkriegsrat, starb jedoch, fortwährend kränkelnd, schon nach 2 Jahren, von der Stadt Wien durch ein würdiges Grabmal in Hernals geehrt. C. zu Ehren erhielt 1888 das österreichische Infanterieregiment Nr. 9 seinen Namen. Vgl. v. Vivenot, Thugut, C. und Wurmser (Wien 1869).

Clergé (franz., spr. -schē), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), die Tonsur.

Cléricature (franz., spr. -tür'), s. Clerc.

Clericus (lat.), kath. Geistlicher; c. clericum non decimat, ein Geistlicher nimmt von dem andern keinen Zehnten, sprichwörtlich soviel wie: Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Cleridae, s. Buntkäfer.

Clerk (engl.), in England und Nordamerika soviel wie Schreiber, Aktuar, Sekretär. C. of the Parliaments ist im englischen Parlament der Titel desjenigen Beamten des Oberhauses, welcher unter Beihilfe eines C. Assistant und eines Reading C. ähnliche Obliegenheiten hat wie die Schriftführer und Quästoren im deutschen Reichstag. Er wird wie der ebenfalls von zwei Clerks assistant unterstützte C. of the House of Commons von der Krone ernannt. S. Clerc.

Clerke (spr. klark), Charles, engl. Seefahrer, geb. 1741, gest. 22. Aug. 1779, Begleiter Byrons und Cooks auf ihren Entdeckungsreisen nach der Südsee. Nachdem letzterer auf Hawai erschlagen war, machte C. noch einen vergeblichen Versuch zur Auffindung der nördlichen Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean. Auf der Rückkehr starb er angesichts des kamtschadalischen Hafens St. Peter und Paul.

Clerkenwell (spr. klärken-uell), Stadtteil im C. Londons, Hauptsitz der Uhrmacher und Juweliere, mit (1891) 66,216 Einw.

Clermont (spr. klärmong, lat. Clarus mons oder Clarimontium), Name mehrerer Städte in Frankreich. 1) (C.-en-Beauvaisis oder C.-de-l'Oise) Arrondissementshauptstadt im Depart. Oise, 118 m ü. M., auf einer Anhöhe über der Bresche, Knotenpunkt an der Nordbahn, hat eine Kirche und ein Stadthaus aus dem 14. Jahrh., ein Zuchthaus für weibliche Sträflinge, an Stelle eines Schlosses, von dem noch ein Turm (aus dem 11. Jahrh.) erhalten ist, ein großes Irrenhaus (samt Filialen, für 1400 Kranke), ein Collège, eine Bibliothek und (1891) 5617 Einw., welche Baumwollstoffe und Wirkwaren fabrizieren sowie Mastvieh- und Pferdehandel treiben. — C., Geburtsort Philipps des Schönen, war seit 1054 Sitz der Grafen von C., fiel aber 1218 an die französische Krone. Ludwig IX. übertrug die Grafschaft C. seinem Sohn Robert; später kam sie an das Haus Condé.

2) (C.-Ferrand) Hauptstadt des franz. Depart. Puy-de-Dôme, 407 m ü. M., auf einem Hügel in einer weiten, von Gebirgszügen umkränzten und vom Puy de Dôme beherrschten Ebene, Knotenpunkt an der Lyoner- und der Orléansbahn, hat meist enge, krumme und abschüssige Straßen. Unter den vorwiegend aus dunkler Lava aufgeführten Gebäuden sind die gotische Kathedrale, welche 1248 begonnen und erst in den letzten Jahren durch Ausbau der Westfassade und der zwei 80 m hohen Türme vollendet wurde (alte Glasmalereien), sowie die schöne, 1834 restaurierte Kirche Notre Dame du Port (aus dem 11. Jahrh., im romanischen Stil), das Präfekturgebäude (ehemaliges Kloster von 1250), das neue Fakultätsgebäude und das moderne Rathaus (zugleich Gerichtsgebäude) namhaft zu machen. C. besitzt Denkmäler von Desaix und Pascal und eine schöne Fontaine (von 1515). Die Stadt zählt (1891) 45,083 (als Gemeinde 50,119) Einw., welche besonders Teigwaren, kandierte Früchte, Kaffeesurrogate, Kerzen, chemische Produkte, Seilerwaren, Hüte, Maschinen ꝛc. erzeugen und bedeutenden Handel mit Getreide, Wein, Hanf, Obst, Vieh, Butter, Käse, Holz und Leder betreiben. C. besitzt mehrere Mineralquellen mit Badeetablissements, darunter den stark inkrustierenden Eisensäuerling St.-Allyre (18° C.). Die Stadt ist Sitz des 13. Korpskommandos, des Präfekten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts und besitzt Fakultäten für Naturwissenschaften und Litteratur, eine medizinische Schule, ein Lyceum, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Zeichen-, eine Bau- und andre Fachschulen, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (50,000 Bände), ein Kunst-, ein Altertums-, ein naturhistorisches und ein Handelsmuseum, einen botanischen Garten, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Bankfiliale, eine Börse ꝛc. C. ist Geburtsort Gregors von Tours und Pascals. Einen Stadtteil von C. bildet das nordöstlich gelegene Montferrand mit einer Kirche aus dem 14. Jahrh. Zwischen beiden Stadtteilen liegt das militärische Viertel mit ausgedehnten Kasernen. — C. war eine alte Stadt im Lande der Arverner, die den Namen Nemossus (Nemetum, d. h. Heiligtum) führte; die Römer nannten sie Augustonemetum. Sie hatte ein Schloß, Clarus mons, woraus der heutige Name entstand. 253 bekehrte St. Austramonius die Einwohner der Stadt zum Christentum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bistums. Die Blüte der Stadt bestand bis in das 8. Jahrh., wo sie 761 von den Franken unter Pippin gänzlich zerstört wurde. 976 erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Normannen. Im Mittelalter wurden hier sieben

Kirchenverſammlungen gehalten, worunter die merkwürdigſte die von 1095, das große Konzil von C., iſt, dem Papſt Urban II. ſelbſt beiwohnte, und auf welchem der erſte Kreuzzug beſchloſſen wurde. Später wurde C. Hauptſtadt der Auvergne. Als König Philipp Auguſt 1212 dem Grafen Guido die Grafſchaft genommen hatte, kam die Stadt in die Hände des Biſchofs. Katharina von Medici nahm ſie als Gräfin von Auvergne wieder an ſich. Ludwig XIII. verband 1633 C. mit Montferrand und nannte die Stadt C.-Ferrand. Vgl. Tardieu, Histoire de la ville de C.-Ferrand (1873, 2 Bde.).

3) (C.-l'Hérault oder C.-de-Lodève) Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Lodève, an der Südbahn, hat Schloßruinen, eine gotiſche Kirche (St.-Paul), ein Collège, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer und (1891) 4813 Einw., welche beſonders Militärtuch, Papier und Leder fabrizieren, auch Handel mit Getreide, Wein u. a. treiben. — 4) (C.-en-Argonne) Stadt im franz. Depart. Maas, Arrond. Verdun, 295 m ü. M., am Abhange einer Höhe über der Aire, Knotenpunkt an der Oſtbahn, nahe dem Argonnerwalde, hat Phosphatbrüche, Ziegelbrennerei und (1891) 1346 Einw. C. war vormals die feſte Hauptſtadt der alten Grafſchaft Clermontais, welche 1564 der Biſchof von Verdun an Karl II. von Lothringen, dieſes aber 1641 an Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Feſtungswerke ſchleifen und verlieh die Grafſchaft dem Prinzen Condé.

Clermont-Tonnerre (ſpr. klärmóng-tonär), 1) Stanislas, Graf von, geb. 1747, geſt. 10. Aug. 1792, Sprößling eines alten Adelsgeſchlechts, deſſen Stammſitz, Clermont, in der Gegend von Grenoble liegt, und das noch in mehreren Linien blüht, war vor der Revolution Oberſt, trat 1789 als Abgeordneter des Adels in die Verſammlung der Reichsſtände, ſtimmte zwar für die Vereinigung der drei Stände, für Abſchaffung der Privilegien und für eine Konſtitution, aber auch für Bildung zweier Kammern, für das königliche Veto und andre Prärogativen der konſtitutionellen Krone. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet u. a. den Klub der Freunde der Monarchie (Club des amis de la monarchie), der ſich aber, von Barnave als eine Geſellſchaft von Verſchwornen dargeſtellt, auflöſen mußte. Auch das »Journal des impartiaux«, das er mit Fontanes herausgab, wurde nach 2 Monaten unterdrückt und C. in ſeinem Hotel von dem Pöbel bedroht. Bei dem Sturze des Königtums wurde er dann von einem wütenden Volkshaufen ermordet. Eine Sammlung ſeiner politiſchen Schriften (»Recueil des opinions de Stanislas de C.«) erſchien 1791 in 4 Bänden.

2) Aimé Marie Gaspard, Marquis von, franz. Miniſter, geb. 27. Nov. 1779 in Paris, geſt. 8. Jan. 1865 auf ſeinem Schloß Gliſſolles, machte die Feldzüge in Italien, Deutſchland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs Joachim Murat von Neapel, in deſſen Gunſt und Dienſt er fortan blieb. Nach 1814 trat er in die franzöſiſche Armee zurück, ward Maréchal de Camp und nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Gardekavallerie. Er ſtand auf ſeiten der gemäßigt konſervativen Partei und ward 1820 unter Villèle Marineminiſter und Generalleutnant. 1823 vertauſchte er das Miniſterium der Marine mit dem des Krieges und betrieb mit Energie die Reorganiſation des Heerweſens. Nach der Julirevolution weigerte er ſich, der neuen Regierung den Eid der Treue zu leiſten, und zog ſich ins Privatleben zurück. Vgl. Rouſſet, Le marquis de C. (Par. 1885).

Clerodendron *L.* (Losbaum, Schickſalsbaum, Volkameria oder Volkmannie), Gattung aus der Familie der Verbenaceen, tropiſche Sträucher und Bäume mit großen, ganzen, meiſt breiten, ſelten gelappten, gegenſtändigen oder zu drei ſtehenden, ziemlich langgeſtielten Blättern, in achſelſtändigen Trugdolden oder endſtändigen Riſpen geordneten, meiſt wohlriechenden Blüten und vierſamiger Steinfrucht. Beliebte Zierpflanzen ſind: C. fragrans *Willd.* (Volkameria fragrans *Vent.*), mit 1—2 m hohem Stengel, filzigen Äſten, großen, herzförmigen, gezahnten, etwas filzigen Blättern und ſchönen weißen oder rötlichweißen, ſehr wohlriechenden, meiſt gefüllten Blüten in dichten Doldentrauben, welche aber des Nachts faſt betäubend riechen, eine der älteſten Zierpflanzen, aus Japan; C. squamatum *Vahl* (Volkameria Kaempheri *Willd.*), mit herzförmigen, ganzrandigen Blättern und ſchönen gelblich ſcharlachroten, in reichblumigen Riſpen ſtehenden Blüten mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan und Oſtindien; C. Bungei *Steud.*, halbſtrauchig, mit großen, herzförmigen Blättern und roten Blüten in dichten Doldentrauben, ſtammt aus Nordchina und muß im Kalthaus überwintert werden.

Clerval (ſpr. -wall), Flecken im franz. Depart. Doubs, Arrond. Baume-les-Dames, an Doubs und an der Lyoner Bahn, mit Schloßruinen, Holzhandel und (1891) 1070 Einw. Hier während des deutſch-franzöſiſchen Krieges Gefechte 12. Nov. 1870 und 3. Jan. 1871.

Cléry (C.-ſur-Loire), Städtchen im franz. Depart. Loiret, Arrond. Orléans, unweit der Loire, hat eine gotiſche Kirche (Notre Dame) mit dem Grabmal Ludwigs XI. und (1891) 1535 (Gemeinde 2745) Einw.

Cles, Marktflecken in Südtirol, Hauptort des Nonsberges, 656 m ü. M., auf einer Hochebene über dem rechten Ufer des Noce, über welchen ſüdöſtlich von C. die neue, ſchöne St. Giuſtinabrücke führt, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotiſche Kirche, ein Schloß (aus dem 16. Jahrh.), ein Franziskanerkloſter, eine Strohflechtſchule und (1890) 2186 (als Gemeinde 2754) ital. Einwohner, welche Seidenzucht, Seidenſpinnerei, Thonwarenerzeugung und Handel betreiben. In der Nähe Fundorte römiſcher Altertümer.

Cléſinger (in Frankreich: Kleſängſché geſprochen), Jean Baptiſte Auguſte, franz. Bildhauer, geb. 22. Okt. 1814 in Beſançon, geſt. 7. Jan. 1883 in Paris, war erſt Schüler ſeines Vaters und ging dann nach Italien. Nach ſeiner Rückkehr ſtellte er von 1843 an im Pariſer Salon zuerſt Porträtbüſten, dann auch größere Figuren aus, von denen die von einer Schlange geſtochene Frau, die junge Nereide und die Bacchantin (1847 und 1848) den Künſtler ſchnell bekannt machten. Er ging dabei von der franzöſiſchen Bildhauerei des 17. und 18. Jahrh. aus; weiche Behandlung des Marmors und ein Hinarbeiten auf den ſinnlichen, ja lüſternen Effekt hat er dieſen Vorbildern entnommen; daneben verſchmäht er auch nicht ganz unkünſtleriſche Reizmittel, wie er ſeiner Phryne ein wirkliches, abnehmbares Juwelenhalsband umgehängt hatte. Da er hiermit den Neigungen des franzöſiſchen Publikums entgegenkam und auch von bedeutender Formgewandtheit unterſtützt wurde, ſo erklären ſich ſeine Erfolge. An ſtrengem monumentalen Formgefühl gebrach es ihm völlig. Von ſeinen übrigen Werken ſind noch zu nennen: zwei Darſtellungen der Sappho (1859),

Cornelia mit ihren Kindern, ruhende Diana (1861), Faun, Bacchantin (1863), Kleopatra vor Cäſar (1869), Phryne vor dem Areopag, Tänzerin mit Kaſtagnetten, Ariadne auf dem Tiger, Entführung der Europa (1872). Großen Beifall fanden Cléſingers zahlreiche Büſten.

Cleſſe (ſpr. klähß'), Antoine, belg. Liederdichter, geb. 30. Mai 1816 im Haag, geſt. 9. März 1889 in Mons, trat in das Geſchäft ſeines Vaters, eines Waffenſchmiedes, ein, wurde durch das Studium von Boileaus »Art poétique« veranlaßt, ſich in der Dichtkunſt zu verſuchen, und trat zuerſt mit einigen Oden und dramatiſchen Skizzen auf. 1839 erhielt er eine goldene Medaille für ſein Gedicht »Godefroi de Bouillon«. 1840 veröffentlichte er ein größeres Gedicht: »Rubens«, 1841 das Luſtſpiel »Un poète«, dann »Poésies diverses«, in denen ſich zuerſt ſeine außergewöhnliche Begabung für das volkstümliche Lied offenbarte. Seine von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe und Sittlichkeit getragenen Lieder ſind Gemeingut des Volkes geworden. Sie erſchienen als »Chansons« (1845—48), »Chansons nouvelles« (1848), »Chansons, édition complète avec les airs notés« (1866), »Nouvelles chansons et poésies« (1888).

Clethra *Gärtn.* (Laubheide, Scheineller), Gattung aus der Familie der Klethraceen, Sträucher und Bäume mit abwechſelnden, lederartigen, ganzen Blättern, weißen, in endſtändige Trauben geſtellten Blüten und dreifächeriger, vielſamiger Kapſel. 25 Arten auf den Kanaren, in Nordamerika und Oſtaſien. C. alnifolia *L.*, mit 1,5 m hohem Stamm, verkehrt eiförmigen, ſcharf geſägten Blättern und wohlriechenden Blüten, aus Nordamerika, wird mit einigen andern Arten in unſern Gärten als Zierſtrauch kultiviert; C. arborea *Ait.*, ein ſchöner immergrüner, baumartiger Strauch von 4—6 m Höhe, mit länglich-lanzettförmigen Blättern und wohlriechenden Blüten in großen, riſpenförmigen, zuſammengeſetzten Endtrauben, auf Madeira, muß als Zierſtrauch froſtfrei überwintert werden. Das ſehr feſte Holz dient zu Spazierſtöcken.

Cletus, nach der Papſtſage der zweite oder dritte Nachfolger des Petrus auf dem römiſchen Biſchofſtuhl, iſt identiſch mit Anacletus I. (ſ. d.).

Clevedon (ſpr. klíwdön), Seebad in Somerſetſhire (England), unweit Briſtol, am Fuß des Dial Hill, mit alter Pfarrkirche und (1891) 5418 Einw. Dabei Schloß Clevedon Court (14. Jahrh.) und Cadbury Camp, eine britiſche Verſchanzung.

Cleveland (ſpr. klíwländ, »Felſenland«), ein meiſt wüſter Hügelbezirk in Yorkſhire (England), ſüdlich vom Tees, früher faſt nur wegen ſeiner Zucht von braunen Pferden berühmt, iſt ſeit Entdeckung ungewöhnlich reicher Lager von Roteiſenerz neben Steinkohlen ein Hauptſitz der engliſchen Eiſen- und Stahlinduſtrie geworden. 1891 betrug die Roheiſenproduktion 2,622,732 Ton. (1881: 2,870,339 T.). Middlesborough iſt Hauptort, und außerdem liegen dort die Orte Guisborough, Skelton, Loftus, Normanby und Ormesby, ſämtlich mit Eiſen- und Stahlwerken.

Cleveland (ſpr. klíwländ), Hauptſtadt der Grafſchaft Cuyahoga im nordamerikan. Staat Ohio, unter 41° 30′ nördl. Br. und 80°47′ weſtl. L. v. Gr., 177 m ü. M., am Südufer des Eriſees, an der Mündung des kleinen Cuyahogafluſſes, macht mit ſeinen breiten, gut gepflaſterten Straßen, ſeinen grünen Raſenplätzen und ſeinen zahlreichen Bäumen (daher Foreſt City, »Waldſtadt« genannt) einen ungemein freundlichen Eindruck. Hauptverkehrsader iſt Superior Street, die ſich zum Monumental Part mit Denkmälern des Commodore Perry und General Cleveland erweitert, und an dem das Poſt- und Zollamt, der alte Gerichtshof und das ſtattliche Gebäude der Society for Savings mit Spareinlagen von 20 Mill. Doll. liegen. Andre nennenswerte öffentliche Gebäude ſind: das Rathaus, ein Zuchthaus und ein ſtädtiſches Gefängnis, und unter den ungemein zahlreichen Kirchen ragen die proteſtantiſchen und katholiſchen Kathedralen hervor. C. hat (1890) 261,353 Einw., worunter 97,095 im Ausland Geborne (39,893 in Deutſchland), und iſt eine der bedeutendſten Fabrikſtädte der Union. In 2300 gewerblichen Anlagen waren 1890: 48,771 Arbeiter beſchäftigt, welche Waren im Werte von 104,199,169 Doll. herſtellten. Voran ſtehen 21 Eiſen- und Stahlwerke mit 9310 Arbeitern und einer Produktion von 23,933,430 Doll., 104 Gießereien und Maſchinenbauanſtalten (8155 Arbeiter, 13,432,334 Doll.), 21 Großſchlächtereien und Verpackungsanſtalten (474 Arbeiter, die 1892: 303,282 Schweine verpackten, Produktionswert 8,673,966 Doll.), ferner 8 große Schiffswerften, 93 Druckereien, 15 Säge- und Hobelwerke, 24 Kleiderfabriken, 8 große Dampfmühlen, 16 Brauereien und Brennereien u. a. Die meiſten Fabriken liegen im Flußthal, unterhalb des Stadtniveaus, oder in Weſtcleveland. C. iſt Sitz der Standard Oil Company und treibt von ſeinem trefflichen, durch zwei Wellenbrecher geſchützten Hafen am Eriſee einen ſehr bedeutenden Handel. Die mächtigen Erzdocks der New York-, Pennſylvania- und Ohiobahn enthalten bisweilen 2 Mill. Ton. Eiſenerz. In C. münden fünf Eiſenbahnen; zahlreiche Brücken überſchreiten den Cuyahoga, darunter ein 325 m langer Viadukt, 1878 mit einem Koſtenaufwand von 2,2 Mill. Doll. vollendet. Straßenbahnen durchziehen die Hauptſtraßen nach allen Richtungen. Von Wohlthätigkeitsanſtalten ſind ein Irrenhaus, ein ſtädtiſches Krankenhaus, das Marienhoſpital zu nennen. An höhern Schulen beſtehen: eine mediziniſche Schule, eine Rechtsſchule und ein Damenſeminar. Neben einer ſtädtiſchen Bibliothek (70,000 Bände) gibt es eine Library Aſſociation, die ihren Sitz in der Caſe Hall, einem Prachtbau mit Bibliothek von 30,000 Bänden und Konzerthalle, hat. Unter den fünf größern Theatern iſt auch ein deutſches. Mit Waſſer wird die Stadt durch ein großartiges Pumpwerk aus dem Eriſee verſorgt. Das ſteuerpflichtige Eigentum betrug 1890: 99,614,055, die ſtädtiſche Schuld 6,143,206 Doll. C. wurde 1796 gegründet, zählte aber 1830 erſt 1000 Einw., 1860 dagegen bereits 43,550. Unweit der Stadt, auf dem Eriſee, ſchlug der Kommodore Perry 1814 die Engländer.

Cleveland (ſpr. klíwländ). Den Titel Herzog von C. verlieh Karl II. 1679 ſeiner Mätreſſe Barbara Villiers, Tochter des iriſchen Viscount Grandiſon; als ſie 1709 ſtarb, ging er auf ihren Sohn Charles Fitzroy (geſt. 1730) und dann auf deſſen Sohn George Fitzroy (geſt. 1774) über, die beide auch Herzöge von Southampton waren. 1827 wurde William Henry Vane, Graf von Darlington, ein Nachkomme des aus der Zeit der engliſchen Revolution bekannten Sir Henry Vane (ſ. d.), zum Marquis und 1833 zum Herzog von C. erhoben. Sein Sohn Harry George Vane, geb. 1803, der vierte Herzog von C., nahm 1834 den Familiennamen Powlett an und ſtarb 22. Aug. 1891, womit der Herzogstitel erloſch.

Cleveland (ſpr. klíwländ), Grover, Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 1837,

studierte die Rechte und ließ sich in New York als Advokat nieder. Nachdem er zum Bürgermeister von Buffalo erwählt und die dortige Verwaltung reorganisiert hatte, ward er auf den Posten eines Gouverneurs des Staates New York berufen und zeichnete sich hier durch Uneigennützigkeit, Energie und Verwaltungstalent aus. Daher ward er 1884 von der demokratischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und siegte bei den Wahlen im November über seinen republikanischen Nebenbuhler Blaine. Er trat 4. März 1885 sein Amt an und war eifrig bemüht, eine unparteiische Regierung zu führen, die Begehrlichkeit der demokratischen Partei zu zügeln und der Verschwendung der durch die Schutzzölle über Bedürfnis angeschwollenen Staatseinnahmen zu steuern; er legte daher 1887 gegen eine neue Pensionsbill sein Veto ein. Obwohl C. in der Fischereifrage energisch gegen England auftrat und dem englischen Gesandten Sackville, der sich zu einer Einmischung in die Präsidentenwahl zu seinen (Clevelands) gunsten hatte verleiten lassen, die Pässe senden ließ, so wurde er von seinen Gegnern so erfolgreich angegriffen, daß er bei der Wahl der Elektoren 6. Nov. 1888 nur 162 gegen 239 Stimmen erhielt. 1892 wurde er wiederum als demokratischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt und zog 1. April 1893 aufs neue als Präsident ins Weiße Haus zu Washington ein. Vgl. King, Life and public services of Grover C. (New York 1885); Parker, The writings and speeches of Grover C. (das. 1892).

Cleven, Ort, s. Chiavenna.

Clewbai (spr. klū-), Meeresbucht an der Westküste von Irland, Grafschaft Mayo, etwa 23 km tief und 15 km breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Insel Clare, an ihrer Mündung, am bedeutendsten ist. In ihrem Hintergrund liegen Westport und Newport. Am Süduser erhebt sich der Croagh Patrick zu 765 m Höhe.

Clianthus *Soland.* (Prachtblume), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Kräuter oder Halbsträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, prachtvollen Blüten in Trauben und langen braunschwarzen Hülsen mit kleinen, nierenförmigen Samen. C. puniceus *Soland.* ist ein Strauch auf Neuseeland, mit aufrechtem, 1—1,5 m hohem, glattem Stengel und großen, prächtigen, karmesinroten, in kurzen, wenigblumigen, aber zahlreichen, herabhängenden, etwas filzigen Trauben stehenden Blüten, wird wie C. Dampieri *Hort. Angl.*, aus den Wüsten Australiens, dem vorigen ähnlich, kleiner, aber mit größern und noch schöner gefärbten Blüten, als Zierpflanze kultiviert. Die Varietät Deutsche Flagge hat weiße, rot gerandete, in der Mitte schwarz gefleckte Blüten.

Cliché (franz., Klischee), Abklatsch, Abguß von Buchdruckletttern, Holzschnitten oder andern zum Druck in der Buchdruckpresse bestimmten Formen; weiteres s. Klischieren.

Clichy (spr. klischi), 1) (C.-la-Garenne) Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, nordwestlich von Paris, zwischen der Enceinte und dem rechten Seineufer, an der Westbahn und der Straßenbahn Paris-Gennevilliers gelegen, hat Fabriken für Stärke, Kautschuk, Glas, Konserven, Chemikalien ꝛc., Bleichereien und (1891) 30,698 Einw. C. war unter dem Namen Clippiacum merowingische Residenz. 1612 war daselbst Vinzenz von Paul Priester. — 2) (C.-sous-Bois) Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, 11 km nordöstlich von Paris, im Walde von Bondy, mit einem Schloß, einer Wallfahrtskapelle und (1891) 452 Einw., ein wichtiger Punkt bei der Zernierung von Paris 1870/71.

Cliens, Clientēla (lat.), s. Klient, Klientel.

Cliff-dwellings (engl., »Felsklippenwohnungen«), s. Amerikanische Altertümer, S. 508.

Clifford (spr. -förd), 1) Rosamunde, Tochter von Walter de C., Großtochter von Richard Fitz-Ponce, war die Geliebte König Heinrichs II., der sie um 1175 offen als solche anerkannte. Im Nonnenkloster Godstow bei Oxford ist sie begraben. Die Überlieferung, daß sie die Mutter zweier Söhne des Königs, des Erzbischofs Gottfried von York und des Grafen von Salisbury, Wilhelm Langschwert, gewesen sei, ist späten Ursprungs und unglaubwürdig. Gleichfalls ungeschichtlich, aber älter ist die bekannte Sage, der zufolge Rosamunde von Eleonore, Heinrichs eifersüchtiger Gemahlin, schwere Verfolgungen zu erdulden hatte und zu Woodstock verborgen gehalten wurde, bis Eleonore in Abwesenheit des Königs in das Schloß eindrang und sie durch Gift töten ließ. Ihr Schicksal war ein Lieblingsthema der altenglischen Volksdichtung und wurde auch von mehreren neuern Dichtern, wie Addison und Th. Körner, behandelt.

2) George C., Graf von Cumberland, geb. 8. Aug. 1558 auf dem Schloß Brougham in Westmoreland, gest. 30. Okt. 1605, studierte zu Cambridge und zeichnete sich am Hof durch Pracht und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so aus, daß ihn die Königin zu ihrem Ritter erhob. 1586 gehörte er zu den Richtern im Prozeß der Königin Maria Stuart. Während der Kämpfe Elisabeths gegen Spanien rüstete er zu wiederholten Malen Kaperflotten aus, mit welchen er feindliche Schiffe sowie die afrikanischen und westindischen Besitzungen Spaniens und Portugals angriff; doch hatte er keine bedeutenden Erfolge, wie seine bei seinem Tode zerrütteten Vermögensverhältnisse bewiesen. Bei der Königin stand er in hoher Gunst. Seine Tochter Anna C., geb. 1590, gest. 1676, in erster Ehe Gräfin von Dorset, in zweiter Gräfin von Pembroke, hat sich durch ihre vielen prächtigen Schloß- und Kirchenbauten bekannt gemacht.

3) Thomas, Lord, geb. 1. Aug. 1630, gest. im Herbst 1673, ward 1660 Mitglied des Unterhauses, wirkte bei Karls II. Zurückberufung mit, zeichnete sich in dem Seekrieg gegen die Holländer aus und ward dafür 1666 zum Mitglied des Geheimen Rates und 1668 zum Schatzmeister des Königs ernannt. Er war Mitglied des berüchtigten Cabalministeriums und wurde 1672 mit dem Titel Baron C. of Chudleigh zum Peer und zum Großschatzmeister von England erhoben, legte aber nach Annahme der Testakte sein Amt nieder. Ob und wann er zum Katholizismus übergetreten ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen.

Clifford (spr. -förd, Clifford), George, engl. Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gut Hartecamp bei Haarlem hatte er den prächtigsten und reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Tiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein reiches Herbarium. Er wählte Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens und bestritt die Kosten der Herausgabe von dessen »Hortus Cliffortianus«. Er starb 1750.

Clifton (spr. klifft'n), 1) Vorstadt von Bristol, in reizender und gesunder Lage (s. Bristol 1). — 2) Dorf

in der kanadischen Provinz Ontario, bei den Niagarafällen (s. Niagara).

Clinchant (spr. klängschäng), Justin, franz. General, geb. 24. Dez. 1820 in Thiaucourt (Meurthe), gest. 20. März 1881, trat 1841 als Unterleutnant in ein Infanterieregiment, ward nach der Schlacht von Solferino Oberstleutnant, zeichnete sich in Mexiko aus und befehligte 1870 eine Brigade im 3. Korps bei der Rheinarmee. Er machte die Kämpfe von Metz mit, und während der Kapitulation gelang es ihm, zu entkommen. Darauf stellte er sich der Pariser Regierung zur Verfügung, erhielt bei der Organisation der Bourbakischen Ostarmee das Kommando des 20. Armeekorps mit dem Rang eines Divisionsgenerals und wohnte dem Treffen bei Villersexel (9. und 10. Jan. 1871) und der dreitägigen Schlacht vor Belfort bei. Als Bourbaki 25. Jan. den Oberbefehl niederlegte, übernahm ihn C. und schloß, als er in Pontarlier den weitern Weg versperrt fand und Manteuffel bedingungslose Waffenstreckung forderte, mit dem schweizerischen General Herzog 1. Febr. eine Konvention, wonach er mit der 85,000 Mann starken Armee auf den Boden der Schweiz übertrat. Nach Unterzeichnung der Präliminarien von Versailles kehrte er nach Frankreich zurück, wurde zum Kommandanten des 5. Korps in der Armee Mac Mahons ernannt und drang 23. Mai mit seinen Truppen in Paris ein. Bei der Reorganisation der Armee 1873 erhielt er das Kommando über ein Armeekorps und ward 1880, da er als eifriger Republikaner von Gambetta begünstigt wurde, zum Gouverneur von Paris ernannt.

Clinch River (spr. klintsch riwwer), Fluß in den nordamerikan. Staaten Virginia und Tennessee, entspringt in jenem, fließt dann in südwestlicher Richtung durch Tennessee und mündet nach einem Laufe von 320 km, wovon über die Hälfte für Boote schiffbar, in den Tennessee.

Clinici (lat., »Bettlägerige«), in der ersten christlichen Zeit in Rom Christen, welche auf dem Krankenbett bei Todesgefahr getauft wurden. Man besprengte sie nur mit Wasser, während Gesunde ganz untergetaucht wurden.

Clinicum (lat.), soviel wie Klinik.

Clinton (spr. klint'n), 1) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Iowa, Fulton gegenüber, am Mississippi, über den eine 520 m lange Eisenbahnbrücke führt, mit Sägemühlen, Eisenbahnwerkstätten und (1890) 13,619 Einw. — 2) Fabrikstadt in Massachusetts, am Nashuafluß, mit sehr bedeutender Fabrikation von Ginghams und Plaids und (1890) 10,424 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Henry in Missouri, mit Zigarrenfabriken und (1890) 4737 Einw.

Clinton (spr. klint'n), Sir Henry, engl. General, geb. um 1738 als Enkel des sechsten Grafen von Lincoln, gest. 23. Dez. 1795, diente im Siebenjährigen Kriege in Deutschland und zeichnete sich 1775, mit Burgoyne und Howe als Generalmajor nach Nordamerika gesandt, besonders durch die Einnahme von New York so aus, daß er 1778 an Stelle Howes das Oberkommando erhielt. Er mußte zwar vor Washington Philadelphia räumen, leitete aber den Rückmarsch mit großer Geschicklichkeit. 1779 griff er die Südstaaten an und nahm im Mai 1780 Charleston, so daß Georgia und Südcarolina in den Händen der Engländer waren. Nachdem aber das Korps des Lord Cornwallis 19. Okt. 1781 zu Yorktown kapituliert hatte, legte C. 1782 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. Er wurde 1790 ins Parlament gewählt, 1793 General und 1794 Gouverneur von Gibraltar. C. schrieb: »Narrative of Lieut. Gen. Sir Henry C. relative to his conduct during part of his command of the King's troops in North-America« (Lond. 1783).

Clintongruppe, obersilurische Schieferthone, s. Silurische Formation.

Clio, Muse, s. Kleio.

Clione *Pall.*, Gattung der Ruderschnecken, kleine Tiere mit nacktem, spindelförmigem Leib, deutlichem Kopf, zwei Paar Fühlern, einem Paar Flossen, einem meist hufeisenförmigen Anhang dazwischen und ohne Kiemen. C. limacina *Pall.* (Clio borealis *Brug.*), bis 4 cm lang, ist überaus häufig im Grönländischen Meer und bildet die gewöhnliche Nahrung mehrerer Raubfische, der Möwen und Walfische.

Clipĕus (lat.), ein runder ehemer Schild, den im altrömischen Heer die zwei ersten Glieder der Phalanx führten. In der Zeit der Republik trat an seine Stelle das scutum; s. Schild.

Clique (franz., spr. klik, auch Koterie), eine von einer größern Gesamtheit sich absondernde Partei oder Genossenschaft, deren Mitglieder sich eng aneinander schließen, entweder weil sie sich besser und vornehmer dünken als die andern, oder weil sie besondere Absichten verfolgen. Diese letztern sind in der Regel egoistische; die C. setzt ihr Interesse über alles andre und sucht dasselbe auf jede Weise, selbst auf Kosten der Wahrheit und durch Ränke, zu fördern. In handelspolitischer Beziehung ist der Name Ring (s. d.) für solche Vereinigungen in Aufnahme gekommen.

Clissa (slaw. Klis), Dorf in Dalmatien, Bezirksh. Spalato, 360 m ü. M., in der Einsattelung zwischen dem Mossor- und dem Caitellagebirge an der Straße von Spalato nach Sinj gelegen, mit alter Bergfeste und (1890) 1442 (als Gemeinde 3775) Einw.

Clisson (spr. -ong), Stadt im franz. Depart. Niederloire, Arrond. Nantes, in schöner Lage an der Mündung der Moine in die Sèvre Nantaise, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Nantes-La Rochelle-Angoulême, hat imposante Ruinen eines 1793 im Vendéekriege zerstörten Schlosses mit Parkanlagen, Woll- und Baumwollspinnerei, Gerberei, Kerzenfabrikation und (1891) 2343 Einw.

Clisson (spr. -ong), Olivier de, franz. Ritter, geb. 1336 in der Bretagne, gest. 1407 auf seinem Schlosse Josselin, kämpfte im Dienste des Grafen von Montfort in der Schlacht von Auray (1364), trat 1368 zu den Franzosen über und ward Duguesclins Waffenbruder. Seiner Grausamkeit wegen hieß er der Schlächter (le boucher). Er vernichtete mit Duguesclin die Söldnerhaufen (grandes compagnies) und entriß den Engländern alles Gebiet nördlich der Garonne. 1380 wurde er Duguesclins Nachfolger als Connetable, entschied 1382 den Sieg bei Rosebeke über die Flämen und übte seitdem großen Einfluß auf König Karl VI.; nachdem dieser aber in Wahnsinn verfallen und es ruchbar geworden war, welche Reichtümer C. angehäuft, ward er von den Herzögen von Berry und Burgund gestürzt und 1392 vom Parlament zur Verbannung und zu 100,000 Mark Silber Strafe verurteilt. Vgl. Mazas, Vies des grands capitaines français, Bd. 3 (4. Aufl., Par. 1875).

Clitellum, s. Regenwurm.

Clitheroe (spr. klibbero), Stadt in Lancashire (England), in malerischer Lage am Ribble, oberhalb Preston, hat Spinnereien, Kattundruckereien und (1891) 10,815 Einw. Auf dem benachbarten Pendle Hill (553 m) wächst Rubus chamaemorus, eine arktische Pflanze.

Clitoria *L.* (Klitorie, Schamblume, Schmetterkraut), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Kräuter oder Sträucher teils mit windendem Stengel, mit Bohnenblättern, großen, lebhaft gefärbten Blumen und schmaler, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. 30 Arten in allen wärmern Gegenden. C. Ternatea *L.*, mit großen blauen oder weißen Blüten, auf den Molukken und in Ostindien, schlingt sich so fest um die Bäume, daß sie Kerben in die Rinde macht. Die jungen Blätter werden als Gemüse gegessen, mit den Blüten färbt man den Reis blau. Die dünne, faserige Wurzel, Blätter und Samen wirken brechenerregend; man kultiviert diese und andere Arten bei uns als Zierpflanzen.

Clitoris, der Kitzler, s. Geschlechtsorgane.

Clitumnus (jetzt Clitunno), ein mittelbarer, wegen seiner Klarheit gepriesener Nebenfluß des Tiber in Umbrien, an dessen Quelle zwischen Trebia (Trevi) und Spoletium (Spoleto) ein Tempel des Flußgottes C. sowie zahlreiche Tempelchen geringerer Gottheiten (meist kleinerer Quellgötter) standen, deren eins sich bis heute als christliche Kapelle (San Salvatore) erhalten hat. Die Gegend war sowohl durch ihre landschaftliche Schönheit als durch ihren Reichtum an Rindern von prächtiger weißer Farbe berühmt.

Clive (spr. klaiw'), Robert, Lord, Gründer der britischen Macht in Ostindien, geb. 29. Sept. 1725 als Sohn eines Rechtsgelehrten auf dem Familiengut Styche in Shropshire, gest. 22. Nov. 1774, trat 1743 als Schreiber in die Dienste der Ostindischen Kompanie, die ihn nach Madras sandte. Hier vertauschte er die Feder mit dem Degen, wurde mit 21 Jahren Fähnrich, dann Kriegskommissar mit dem Rang eines Hauptmanns und zeichnete sich namentlich 1751 durch die Eroberung der Hauptstadt des Nabobs von Karnatik aus, die er mit 500 Mann gegen weit überlegene Streitkräfte bewirkte. 1753 nach England zurückgekehrt, trat er für den rotten-borough St. Michael ins Parlament; aber seine Wahl wurde kassiert. 1755 kehrte er als Oberstleutnant nach Ostindien zurück und zwang den Nabob von Bengalen, Surahjah Dowla, der in die britischen Besitzungen eingefallen war, mit geringer Macht zum Frieden und zur Aufgabe des von ihm eroberten Kalkutta. Ein von demselben, abermals im Bunde mit Frankreich, zusammengebrachtes Heer von 15,000 Reitern und 40,000 Fußgängern schlug C. mit etwa 3000 Mann 26. Juni 1757 bei Plassey vollständig, eroberte die Hauptstadt von Bengalen, Murschidabad, und ernannte, nachdem der Nabob auf der Flucht getötet war, dessen Verwandten Mir Jaffier gegen Bezahlung einer ungeheuern Summe, von welcher C. 260,000 Pf. Sterl. erhielt, zum Nachfolger. Dieser Sieg legte den Grund zur britischen Macht in Ostindien. C. kehrte 1760 nach England zurück, wurde 1762 vom König zum irischen Peer mit dem Titel Baron C. von Plassey ernannt und 1761 ins Unterhaus gewählt. 1764 wurde er, als wegen der schlechten Verwaltung neue Unruhen in Bengalen ausbrachen, zum drittenmal als Gouverneur von Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht nach Ostindien gesandt. Bei seiner Ankunft 1765 war der Nabob von Audh schon geschlagen, und der Mogul hatte sich unter englischen Schutz begeben. C. ließ sich von letzterm mit den Provinzen Bengalen, Bihar und Orissa belehnen und gewann so der Kompanie ein Gebiet mit mehr als 15 Mill. Einw. Nachdem er die Finanzen geordnet und die Verwaltung reorganisiert hatte, kehrte er im Januar 1767 mit ungeheuern Reichtümern nach England zurück. Hier wurde er von dem Unterhaus angeklagt, seine Vollmachten, namentlich um sich zu bereichern, mißbraucht zu haben. Zwar kam es nicht zu einem förmlichen Prozeß oder Tadelsvotum gegen ihn, doch verdüsterte diese Anklage sein Gemüt; er ergab sich dem Opiumgenuß und machte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Seine Nachkommen nahmen den Familiennamen Herbert an und führen seit 1804 den Titel Grafen von Powis. Seine Biographie schrieben Caraccioli (Lond. 1775—76, 4 Bde.), Malcolm (das. 1836, 3 Bde.), Gleig (neue Ausg. 1861), Sir Ch. Wilson (das. 1890) und Malleson (das. 1893). Vgl. auch den Essay von Macaulay: »Lord C.« (1851).

Clivia *Lindl.*, Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, ausdauernde Zwiebelgewächse mit langen, rinnenförmigen Blättern und glocken- oder röhrenförmigen Blüten in Dolden auf starken Schäften. Von den drei Arten am Kap wird am häufigsten C. miniata *Lindl.* (Imantophyllum miniatum *Hook.*) mit mennigroten Blüten in mehreren Varietäten im Gewächshaus und Zimmer kultiviert. Auch C. nobilis *Lindl.*, mit geneigten, röhrenförmigen, scharlachroten Blüten, ist sehr beliebt.

Clivia, neulat. Name der Stadt Kleve.

Cloăca maxĭma, der noch aus dem Altertum erhaltene unterirdische Abzugskanal in Rom, s. Kloake.

Clodia, Schwester des Publius Clodius Pulcher (s. Clodius 1).

Clodius, 1) Publius C. Pulcher, einer der gewaltthätigsten Parteiführer in der letzten Zeit der römischen Republik, aus dem patrizischen Geschlecht der Claudier (die Namensform C., welche bei ihm die gewöhnliche ist, kommt auch sonst vereinzelt bei andern Gliedern des Claudischen Geschlechts vor), entwickelte seine Neigung zu Umtrieben schon in jungen Jahren, als er im Osten militärische Dienste that, und begann seine Laufbahn in Rom damit, daß er durch die Art seiner Anklage die Freisprechung des Catilina, der wegen Erpressungen vor Gericht gezogen war, bewirkte. 62 zog er sich dadurch, daß er sich in die Festfeier der Bona Dea, bei welcher die Anwesenheit von Männern aufs strengste verboten war, einer Liebesintrige wegen einzuschleichen suchte, eine schwere Anklage zu, die durch die Bestechlichkeit der Richter mit seiner Freisprechung endete, dann aber durch das Zeugnis, welches Cicero gegen ihn abgelegt hatte, die Veranlassung zu der Feindschaft zwischen den beiden Männern wurde, die von nun an auf die Schicksale und Handlungen beider den größten Einfluß geübt hat. Zunächst war C. 61 als Quästor in Sizilien abwesend; unter Cäsars Konsulat aber erreichte er es 59 durch dessen Einfluß, daß er, nachdem er durch Adoption in den Plebejerstand übergetreten, für 58 zum Volkstribun erwählt wurde. Als solcher stellte er, nachdem er durch eine Reihe andrer Gesetze teils die Macht der Senatspartei zu schwächen, teils die Volksgunst für sich zu gewinnen gesucht hatte, den Antrag, daß derjenige, welcher einen römischen Bürger ohne richterliches Verfahren getötet, geächtet werden solle, und nötigte Cicero, gegen den er gerichtet war, ins Exil zu gehen, da er seine Verurteilung voraussah. Von nun an, schon in seinem Tribunat, namentlich aber in den folgenden unruhigen Jahren 57—53, verübte er an der Spitze einer gedungenen Gladiatorenbande teils im Dienste der

Triumvirn, teils aber auch im Gegensatz gegen dieselben, namentlich gegen Pompejus, die gröbsten Gewaltthätigkeiten, so daß die Stadt nicht selten der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen ihm und Milo, der sich zum Vorkämpfer der Senatspartei aufwarf, wurde. Den höchsten Grad von Erbitterung erreichte der Streit, als sich für das Jahr 52 C. um die Prätur, Milo um das Konsulat bewarb. Wie sie sich daher 19. Jan. 52 auf der Appischen Straße unweit Bovillä begegneten, entspann sich zwischen beider Gefolge ein Streit. C. wurde verwundet und noch lebend in ein nahes Gasthaus gebracht, darauf aber auf Befehl Milos wieder herausgerissen und auf der Straße ermordet. Seinen Leichnam trug das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier auf einem Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die nahegelegene Basilica Porcia in Feuer aufgingen. — Des C. Schwester Clodia, ebenfalls mit Cicero verfeindet, von großer Schönheit, aber so sittenlos, daß sie den Spottnamen Quadrantaria (von quadrans, ein Viertelas) erhielt, und berüchtigt als Gattenmörderin, verstand es gleichwohl, den Dichter Catullus in ihre Netze zu ziehen, und ist von ihm als Lesbia verherrlicht worden.

2) Decimus C. Albinus, s. Albinus.

Clodius, 1) Christian August, Philosoph und Dichter, geb. 1738 in Annaberg, gest. 30. Nov. 1784 in Leipzig, studierte daselbst Theologie und schöne Wissenschaften, wurde hier schon in seinem 21. Jahr Professor der Philosophie und erhielt 1782 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Werke hat er selber gesammelt: »Versuche aus der Litteratur und Moral« (Leipz. 1767—69); »Neue vermischte Schriften« (das. 1780—87, 6 Bde.), und »Odeum« (das. 1784, 2 Bde.). C. wäre längst vergessen, wenn nicht Goethe, der in Leipzig sein Zuhörer war, ihn im 2. Band von »Dichtung und Wahrheit« erwähnte; er erzählt dort, wie ihm des C. Schauspiel »Medon« (1764) wegen seines faden Tugendgeredes und sein Prolog zur Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig (1766) wegen seines hohlen Pathos Anlaß zu Spottgedichten gab. Das Spottgedicht auf den Prolog ist eins der ersten Gedichte Goethes, die im Druck erschienen. — Auch C.' Gattin Julie Friederike Henriette, geborne Stölzel, gest. 1805 in Dresden, war litterarisch vielfach thätig.

2) Christian August Heinrich, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1772 in Altenburg, gest. 1836 in Leipzig, war daselbst Professor der praktischen Philosophie. Er übersetzte mehreres aus dem Französischen, gab Klopstocks »Nachlaß« (das. 1821, 2 Bde.) heraus, ergänzte Seumes Selbstbiographie (1813) und schrieb mehrere philosophische Werke (»Grundriß der allgemeinen Religionslehre«, Leipz. 1808).

Clodt-Jürgensburg, 1) Peter, Baron von, russ. Bildhauer, geb. 29. Mai 1805 in Reval als Sohn eines Generalmajors, gest. 20. Nov. 1867 in Petersburg, trat in die Artillerieschule zu Petersburg ein und avancierte bald zum Offizier; doch siegte die Liebe zur Kunst, und wie er schon als Knabe am Studium des Pferdes sein größtes Wohlgefallen gehabt, so neigte er sich jetzt vorwiegend der künstlerischen Darstellung des Pferdes zu. Er trat als Schüler in die Petersburger Akademie der Künste ein, und seine Pferdestudien fanden bald allgemeine Anerkennung. Besonders liebte er es, das sich bäumende, ankämpfende, den Aufruhr der Muskeln zeigende Pferd bald in Holz, bald in Gips und danach in Guß darzustellen. Auf der 1838 errichteten Triumfalnaja Worota (Siegespforte) in Petersburg sind die vier wild dahin brausenden Rosse der Quadriga sein Werk. Auch die kolossalen Gruppen der Rossebändiger auf der auf dem Newskij-Prospekt in Petersburg befindlichen Anitschkowschen Brücke sind von C. modelliert. Eine Nachbildung davon befindet sich in Berlin vor dem königlichen Schloß auf der Terrasse am Lustgarten (s. Tafel »Bildhauerkunst XIII«, Fig. 5). Von ihm ist auch die 19 Fuß hohe Reiterstatue des Kaisers Nikolaus in Petersburg. Daneben hat er kleinere Darstellungen von Kosaken- und Steppenpferden geschaffen, welche für Künstler und für Pferdeliebhaber anziehend sind.

2) Michael Konstantinowitsch, russ. Maler, geb. 1832 in Petersburg, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Landschaftsmaler aus und erhielt 1853 den ersten Preis. 1864 wurde er Professor der Akademie. Die Motive zu seinen Landschaften, die durch feine Lichtwirkung ausgezeichnet sind, entlehnt er der russischen Heimat. Eine Straße im Herbstregen, Rückkehr vom Feld, Partie aus dem Gouvernement Orel, Ebene mit Viehherde, Ansicht der Wolga bei Simbirsk sind seine hervorragendsten Werke.

3) Michael Petrowitsch, russ. Maler, Sohn von C. 1), geb. 1835 in Petersburg, widmete sich auf der dortigen Akademie der Kunst und erhielt 1855 für ein Genrebild die erste Auszeichnung. 1867 wurde er Mitglied der Akademie. Von seinen durch Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Genrebildern sind zu nennen: die schwarze Bank (finnisches Sittenbild), vor der Abreise, der Antiquar, der Märtyrer, der Besuch bei den Gefangenen und der letzte Frühling.

Cloghanns (spr. klogg-hanns), englisch-irische Bezeichnung für gewisse prähistorische Wohnstätten.

Clogher (spr. klochher), Dorf in der irischen Grafschaft Tyrone, mit prot. Kathedrale, früher von Bedeutung, jetzt ein armer Ort von 240 Einw.

Cloisonné (franz., spr. kloasonné), s. Emailmalerei.

Clölia, eine röm. Jungfrau, welche, nach der römischen Sage dem König Porsena als Geisel ausgeliefert, heimlich zu den Ihrigen zurückkehrte, nachdem sie den Tiber durchschwommen, dann vom Senat zurückgeschickt, aber von Porsena in Anerkennung ihres Mutes wieder freigegeben wurde. Eine Reiterstatue in Rom (auf der sacra via) erhielt ihr Andenken.

Clonakilty, Stadt in der irischen Grafschaft Cork, an der gleichnamigen Bai, südwestlich von Bandon, größtenteils seit 1790 erbaut, mit Küstenhandel, Fischerei und (1891) 3221 Einw. Der Hafen ist durch eine Barre mit nur 3,6 m Wasser geschlossen.

Clones (spr. klons), Stadt in der irischen Grafschaft Monaghan, am Inny, mit Klosterruinen aus dem 5. Jahrh. und (1891) 2032 Einw.

Clonmel, Hauptstadt des Südriding der irischen Grafschaft Tipperary, am schiffbaren Suir, über den drei Brücken führen, ist in einem reizenden Thal gelegen und schön gebaut, hat einen Gerichtshof, eine Kunstschule, ein Hospital und Irrenhaus, Handel mit Landesprodukten und (1891) 8480 Einw. Die Festungswerke wurden 1650 von Cromwell geschleift. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Clontarf, Vorstadt von Dublin, nordöstlich davon am Meer gelegen, mit altem Schloß und (1891) 5104 Einw. Hier erfocht Brian Boroimhe 1014 seinen letzten Sieg über die Dänen.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grâce, Baron von, gewöhnlich Anacharsis C. genannt, einer der seltsamsten Schwärmer während der fran-

zösischen Revolution, geb. 24. Juni 1755 auf Schloß Gnadenthal bei Kleve, gest. 24. März 1794, wurde vom elften Jahr an zu Paris erzogen. Durch das eifrige Studium der Alten begeisterte er sich für die altgriechische Demokratie so, daß er unter dem Namen **Anacharsis** Europa bereiste, um für Herstellung derselben zu wirken; die Vereinigung aller Völker zu einer Familie war sein Ideal. Die französische Revolution schien ihm die Verwirklichung desselben zu verheißen; im Namen aller Völker überreichte er der Nationalversammlung eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen und bat um Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft. Seitdem nannte er sich den Redner des Menschengeschlechts (orateur du genre humain). Er betrieb vor allem die Verbreitung der Revolution in den Nachbarlanden. 1793 von dem Oisedepartement in den Konvent gewählt, beantragte er als Feind des Königtums und des Christentums (er bezeichnete sich als persönlichen Feind Jesu) eine radikale Reform in Politik und Religion. Als Adliger und Reicher wurde er endlich aus dem Klub der Jakobiner ausgeschlossen, in den Fall Héberts verwickelt, 15. März 1794 verhaftet und 24. März hingerichtet. Er hinterließ eine Menge Schriften, darunter: »Certitude des preuves du Mohamétanisme« (Lond. 1780); »L'orateur du genre humain, ou dépêches du prussien Cloots au prussien Herzberg« (1791) und »Base constitutionnelle de la république du genre humain« (1793). Vgl. G. Avenel, Anacharsis C., orateur du genre humain (Par. 1865, 2 Bde.).

Clofen, Karl, Freiherr von, bayr. Staatsmann, geb. 1786 in Zweibrücken aus einem altadligen Geschlecht, gest. 19. Sept. 1856 auf seinem Gut Gern bei Eggenfelden, Sohn Ludwig v. Clofens (geb. 1755, gest. 1830), der im amerikanischen Freiheitskrieg 1780—83 als Adjutant Rochambeaus unter Washington focht und später in französischen Diensten bis zum Maréchal de Camp vorrückte. C. studierte 1802—1804 zu Wien und Landshut, ward 1814 Kreisrat, machte den Feldzug von 1814 unter Wrede mit, wurde 1817 Regierungsrat im Ministerium des Innern, 1819 Ministerialrat und wohnte als Abgeordneter der adligen Gutsbesitzer allen Landtagen bis 1831 bei. Wegen seiner liberalen Opposition in Ruhestand versetzt, widmete er sich der Landwirtschaft. 1831 verweigerte ihm die Regierung den Eintritt in die Kammer, und 1833 wurde sogar eine Kriminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn eröffnet, welche erst 1839 mit seiner Freisprechung endigte. Wieder in die Kammer der Abgeordneten zugelassen, wirkte er hier 1846—48 vermittelnd. Im Vorparlament zu Frankfurt zum Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte er nur wenigen Sitzungen desselben bei, da er vom König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, dann zum Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt ernannt wurde. Nach dem Rücktritt des bayrischen Märzministeriums wurde er zum außerordentlichen Staatsrat ernannt. Er schrieb: »Kritische Zusammensetzung der bayrischen Landkulturgesetze« (Münch. 1818); »Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation« (das. 1850, Zusätze 1851); »Die preußische Landwehr« (das. 1855).

Clofener, Fritsche (Friedrich), Straßburger Chronist, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. und war Präbendar an der St. Katharinenkapelle des Münsters; starb 1384. Seine Chronik ist eine der frühesten in deutscher Sprache geschriebenen und der erste Versuch, die Geschichte einer einzelnen Stadt an die Universalgeschichte anzuknüpfen. Die Geschichte seiner eignen Zeit (bis 1362) ist anschaulich und belehrend, der Ausdruck einfach, das Urteil verständig. Die ganz vergessene und verloren geglaubte Chronik wurde von Strobel zu Paris in der Originalhandschrift wieder aufgefunden und in der Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins (1843, Bd. 1), dann von Hegel in »Chroniken der deutschen Städte« (»Straßburg«, Bd. 1, Leipz. 1870) herausgegeben. Vgl. Schneegans, Notice sur C. et Königshoven (Straßb. 1842); Schulte in den »Straßburger Studien« 1882, Heft 2 u. 3.

Clostridium (lat.), die Spindelform, welche an den Enden zugespitzte Stäbchenbakterien annehmen, wenn es bei der Ausbildung der mittelständigen Sporen zu einer Auftreibung des Stäbchens kommt.

Clos Vougeot, Le (spr. lo wusho), berühmte Weinberglage im franz. Depart. Côte d'Or, 11 km südlich von Dijon, ca. 50 Hektar umfassend, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, wurde im 12. Jahrh. von der Abtei Cîteaux angepflanzt.

Clot (spr. klo), Antoine, bekannter unter dem Namen Clot Bei, der Begründer des ägyptischen Medizinalwesens, geb. 7. Nov. 1793 in Grenoble, gest. 28. Aug. 1868 in Marseille, studierte in Montpellier, war dann Arzt in Marseille und ging 1822 nach Ägypten. In Kairo errichtete er den Gesundheitsrat des Heeres und zu Abu Zabel eine medizinische Lehranstalt, an die er auswärtige Lehrer berief, während er selbst die Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm; ferner gründete er daselbst eine Apotheker- und Veterinärschule und ein Hebammeninstitut. 1832 wurde er zum Bei ernannt. C. ordnete auch den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine, wurde 1836 Generalstabsarzt der Armee und Chef des gesamten Medizinalwesens und nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch 1837 die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach Mehemed Alis Tode nahm er seinen Aufenthalt wiederum in Marseille, kehrte jedoch 1854 nach Ägypten zurück und wurde 1855 Leibarzt des Vizekönigs Said Pascha. C. schrieb: »Compte rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel 1827—1832, etc.« (Marseille 1832—33); »Relation des épidémies de choléra-morbus qui ont regné à l'Heggiaz, à Suez et en Égypte« (das. 1832); »De la peste observée en Égypte« (Par. 1840); »Aperçu général sur l'Égypte« (das. 1840, 2 Bde.); »Coup d'œil sur la peste et les quarantaines« (das. 1851); »Méhémet Ali, vice-roi d'Égypte« (Marseille 1862); »De l'ophthalmie, du trichiasis, de l'entropion et de la cataracte observés en Égypte« (Par. 1864); »Derniers mots sur la non-contagion de la peste« (Marseille 1866).

Clotho arietans, Buffotter, s. Vipern.

Clôture (franz., spr. -tür', »Einschließung, Umzäunung«), in der parlamentarischen Sprache Frankreichs und Englands soviel wie Schluß der Verhandlung; auch der hierauf gerichtete Antrag (Schlußantrag). Unter der Restauration bezeichnete C. auch das Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der französischen Kammer die liberalen Redner unterbrach, um zur Abstimmung zu kommen. Die Mitglieder dieser Partei hießen danach Clôturiers.

Clou de Biskra (franz., spr. klu), soviel wie Aleppobeule (s. d.).

Cloué (spr. kluë), Georges Charles, franz. Admiral, geb. 20. Aug. 1817, gest. 25. Dez. 1889, trat 1832 in die Marine ein, ward 1862 Linienschiffskapi-

tän, 1867 Konteradmiral, dann zum Gouverneur von Martinique ernannt. 1874 erhielt er den Rang eines Vizeadmirals und die Seepräfektur in Cherbourg. Darauf ward er Chef des hydrographischen Büreaus. Am 22. Sept. 1880 übernahm er im Kabinett Ferry das Marineministerium, trat aber im November 1881 wieder zurück. Er schrieb: »Renseignements hydrographiques sur la mer d'Azof« (1856); »Pilote de Terre-Neuve« (1870, 2 Bde.); »Le filage de l'huile, son action sur les brisants de la mer« (3. Aufl. 1887) u. a. Vgl. Buchard, L'amiral C. (Par. 1893).

Clouet (spr. klue), 1) François, franz. Maler, Sohn des niederländischen Malers Jean C., der sich zu Tours und dann zu Paris niedergelassen. Dieser wurde nach seinem Vornamen Janet (eigentlich Jehannet) genannt, welcher Name auf den Sohn überging. François ward um 1510 in Tours geboren, erhielt 1541 das französische Bürgerrecht, war Hofmaler von Franz I., Heinrich II. und Karl IX. und starb um 1572. Seine Hauptwerke sind: das Bildnis der Katharina von Medici mit ihren vier Kindern, zu Howard Castle in England, und das Bildnis Karls IX., in der kaiserlichen Galerie zu Wien, beide lebensgroß und in ganzer Figur. Das Louvre zu Paris besitzt die Bildnisse Karls IX. und der Elisabeth von Österreich. Eine Sammlung von 88 mit schwarzer und roter Kreide gezeichneten Bildnissen von Mitgliedern des französischen Hofes befindet sich in Howard Castle. Clouets Gemälde tragen deutlich die Spur seiner niederländischen Abkunft an sich; sie sind sehr fein ausgeführt, mit vorherrschend silbergrauem Ton, der die Modellierung des Fleisches etwas platt erscheinen läßt. Mit Holbein, dem seine Bilder häufig zugeschrieben werden, kann er sich nicht messen.

2) (Clouwet, Clowet) Peter, niederländ. Kupferstecher, geb. 1606 in Antwerpen, besuchte Italien und Frankreich und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er 1677 starb. Seine besten Blätter sind: Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, der Liebesgarten, der Tod des heil. Antonius, die Kreuzabnahme, St. Michael, der den Teufel bekämpft, alle nach Rubens; die heilige Jungfrau reicht dem Kinde die Brust, nach van Dyck; eine Gesellschaft bei Tisch, nach Diepenbeeck. Mit gleichem Erfolg stach er Porträte, Historien und Landschaften.

3) Albert, Kupferstecher, Neffe des vorigen, geb. 1624 in Antwerpen, gest. daselbst 1687, bildete sich in Rom unter Bloemaert und lebte lange hier. Das beste seiner Blätter historischen Inhalts ist die Empfängnis der heiligen Jungfrau, nach P. da Cortona. Er hat auch eine Menge Bildnisse gestochen.

Clough (spr. klof), Arthur Hugh, Dichter, geb. 1819 in Liverpool, gest. 1861 auf einer Reise in Florenz, wurde in Rugby erzogen, studierte in Oxford, gewann 1841 ein Fellowship in Oriel College und schrieb: The bothie of Toper-na-Vuolich« (Oxford 1848), eine Idylle in Hexametern, die einen Ferienaufenthalt in Hochschottland schildert. Er folgte mit Interesse der Oxforder Bewegung, trat aber nicht zum Katholizismus über, sondern ging nach Paris, um die Früchte der Julirevolution zu genießen, und war in Rom während der Belagerung durch die Franzosen im Juli 1849. In diesem Jahre schrieb er die »Amours de voyage«. Seine Verse spiegeln einen edlen Charakter, oft mit einem frischen Humor, immer mit hohem Empfinden, aber jedesmal abfallend in elegische Passivität. Wordsworth hat am tiefsten auf ihn gewirkt, namentlich was Landschaftsauffassung betrifft. 1852 begab er sich nach Boston in Amerika, wo er Drydens Übersetzung des Plutarch zu revidieren begann (Boston 1859 und 1864, Lond. 1876). Nach London zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Sekretärs bei der Militärerziehungskommission. Lowell, Carlyle, Thackeray, Matthew Arnold wandten ihm ihre Hochschätzung und Liebe zu. Nach seinem Tode erschienen »Poems, with a memoir« (von Palgrave, Lond. 1862) und »Poems and prose remains, with letters and a memoir« (hrsg. von seiner Witwe, das. 1869, 2 Bde.; neue Ausg. 1888). Vgl. Baddington, Arthur Hugh C. (Lond. 1883).

Clouwet, s. Clouet 2).

Clove (spr. klow'), Wollgewicht in England zu 7 Pfund Avdp. = 3,175 kg; auch Butter- oder Käsegewicht, = 3,623 kg.

Clovio, Giulio, zubenannt Macedo, Miniaturmaler, geb. 1498 in Grizane, einem Dorf des kroatischen Küstenlandes, gest. 1578 in Rom, bildete sich 1516—19 in Italien zum Künstler aus, und zwar widmete er sich mit Vorliebe der Miniaturmalerei im Anschluß an Raffael und Michelangelo. Er malte viele Heiligenbilder, die ihm einen so großen Ruf erwarben, daß ihn König Ludwig II. von Ungarn 1524 nach Ofen als Hofmaler berief. Hier blieb C. bis zur Schlacht von Mohács und kehrte dann nach Italien zurück. In Rom 1527 in die Gefangenschaft der Söldner Karls von Bourbon geraten, that er das Gelübde, daß er, wenn er die Freiheit wiedererhalten sollte, der Welt entsagen wollte. Er ward demzufolge 1528 Mönch des Skopetinerordens im strengen Kloster des heil. Rufinus zu Mantua, ließ aber nach 3 Jahren sein Klostergelübde lösen. Seine folgenden Arbeiten schuf er in Perugia für den Kardinal Grimani. Ein Manuskript mit der Erklärung des Briefes an die Römer stattete er mit drei Gemälden aus (in London im Museum von Loane). Für Grimani malte er ferner ein lateinisches Meßbuch (gegenwärtig in Besitz des Lords Holford in England). Auch versah er für seinen Gönner ein Manuskript der Gedichte Petrarcas mit prächtigen Bildern (gegenwärtig in der Bibliothek der Familie Trivulzio in Mailand). Der Kardinal Alessandro Farnese berief ihn im Namen des Papstes Paul III. 1540 nach Rom. Hier stattete C. Psalmen- und Meßbücher mit Miniaturen aus und lieferte auch selbständige Gemälde in diesem Genre. In Florenz malte er für Herzog Cosimo I. unter anderm einen Kopf Christi nach einem alten, einst Gottfried von Bouillon zugehörigen Bilde, das als das getreueste Abbild Christi galt. Für Philipp II. von Spanien schmückte er ein Manuskript mit zwölf Szenen aus dem Leben Karls V. und für den König von Portugal, Johann III., ein Psalmenbuch, wofür er 2000 Golddukaten erhielt. Sein bestes Werk, das er 1549 nach neunjähriger Arbeit vollendete, ist ein kleines Gebetbüchlein für den Kardinal Farnese, dessen Einband Benvenuto Cellini besorgte. Dieses mit vielen Edelsteinen geschmückte und auf mehr als 30,000 Dukaten geschätzte Kunstwerk befindet sich in der Privatbibliothek des ehemaligen Königs von Neapel. Vgl. J. v. Kukuljevic-Sakcinski, Das Leben des G. C. (Agram 1852); Beadley, The life, times and works of G. C. (Lond. 1890).

Clovis (franz., spr. -wis), soviel wie Chlodwig.

Clown (engl., spr. klaun), Bauer, Tölpel, Rüpel; der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht, zu improvi-

sieren. Je derber und zügelloser seine Späße, um so lieber war er dem Volk. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der Shakespeareschen Stücke, in die Pantomime und in die Seiltänzerbude verwiesen. Seine größte Wirksamkeit behauptete der C. in den Weihnachtspantomimen (Christmas pantomimes) auf den Theatern Drurylane und Covent Garden, wo ihm Joe Grimaldi in neuerer Zeit einen besondern Ruf gab. Von da ist er in den Zirkus übergegangen, worin er sich zu einer großen Vielseitigkeit entwickelt hat, indem er nicht bloß den Spaßmacher u. den gehänselten Tölpel (in Berlin »August« genannt) spielt, sondern sich auch als Gymnastiker, Jongleur, Musikkomiker, Tierdresseur u. dgl. m. hervorthut.

Cloyne (spr. kleun), berühmte alte Stadt in der irischen Grafschaft Cork, mit einer Kathedrale, 30 m hohem Rundturm und 1400 Einw.

Club (engl., spr. klöbb), s. Klub.

Clugny (spr. klüni), s. Cluny.

Clumber-Spaniol, s. Hund (Tafel II, Fig. 16).

Clunes (spr. klüns), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Victoria, durch Eisenbahn mit Melbourne verbunden, mit (1891) 3486 Einw., die namentlich Bergbau auf Gold in Quarzriffen betreiben. Seit 1851 wurde hier für weit über 2 Mill. Pfd. Sterl. Gold gewonnen.

Clunia, Stadt, s. Aranda de Duero.

Cluniacenser, Kongregation von Cluny, s. Cluny.

Cluny (Clugny, spr. klüni, lat. Cluniacum), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Mâcon, an der Grosne (Nebenfluß der Saône), Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine berühmte ehemalige Benediktinerabtei, in welcher sich gegenwärtig eine Gewerbeschule befindet, Reste der romanischen Abteikirche, mehrere andre Kirchen, eine Bibliothek, ein Museum und (1891) 3418 Einw., welche Papierfabrikation und Töpferei betreiben. — Die Abtei C. wurde vom Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und dem aus burgundischem Grafengeschlecht stammenden Abt Berno (910) übergeben, welcher die Klosterzucht nach der Benediktinerregel wiederherstellte. In allgemeinen Ruf kam die Abtei besonders durch den zweiten Abt, Odo (927—941), welcher die Ordensregel verschärfte. Neue Klöster wurden von C. aus angelegt, alte reformiert, und so entstand in dem Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. h. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem gemeinsamen Oberhaupt, dem Abt von C.; dieser führte deshalb den Titel »Erzabt«, und die Abtei zu C. wurde »Archimonasterium« genannt. Die Statuten dieser Kongregation, Consuetudines genannt, regelten das klösterliche Leben bis in seine kleinsten Einzelheiten, zwängten selbst die Wohlthätigkeit in bestimmte Grenzen ein und ließen, indem sie Kleidung, Speise, selbst die Erholung durch Vorschriften ordneten, der individuellen Entwickelung gar keinen Spielraum. Bezeichnend ist besonders das Gebot des Schweigens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten, daher für dieselben eine Art Zeichensprache eingeführt wurde. C. wurde der Ausgangspunkt der auf Befreiung der Kirche von der Herrschaft des Staates und insbesondere des Kaisertums gerichteten Reformation. Der Cluniacensermönch Hildebrand suchte als Papst Gregor VII. das Ideal seines Klosters zu verwirklichen. Ihre Gunst bezeigten die Päpste durch die zahlreichen der Kongregation und den Äbten verliehenen Privilegien und Auszeichnungen, durch welche die letztern den Bischöfen gleichgestellt und dem römischen Stuhl unmittelbar verpflichtet wurden. Der ausschweifende Übermut der Mönche zu C., namentlich unter dem Abt Pontius (1109—25), fand allerdings noch einmal seinen Bändiger an dem ausgezeichneten Abt Petrus Venerabilis (s. d.) 1122—56. Mit den anwachsenden Reichtümern stellte sich aber die Verweltlichung immer mehr ein. Die Reformversuche der Äbte Hugo V. und Yvo im 13. Jahrh. sowie des Abtes Heinrich I. im 14. Jahrh. scheiterten an der unbezwingbaren Zuchtlosigkeit der Cluniacenser; 1528 geriet der Orden in vollständige Abhängigkeit von den Guisen. Spätere Reformen der sehr verbreiteten Kongregation, wie z. B. die von Richelieu versuchte Vereinigung mit den Maurinern 1634, gaben Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, welche erst mit der Aufhebung der Abtei und des ganzen Ordens 1790 endeten. Die Tracht der Cluniacenser war im Gegensatz zu der weißen der Cistercienser schwarz. Der von den Äbten von C. in Paris erbaute Palast, das Hôtel de C., ward 1833 von Du Sommérard zur Aufstellung seiner reichen Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen erworben und ging 1842 mit dieser (Musée de C.) an den Staat über. Vgl. Champly, Histoire de l'abbaye de C. (2 Aufl., Mâcon 1879); Greeven, Die Wirksamkeit der Cluniacenser auf kirchlichem und politischem Gebiet im 11. Jahrhundert (Wesel 1870); Cucherat, C. au XI. siècle, son influence, etc. (4. Aufl., Autun 1886); Penjon, C., la ville et l'abbaye (2. Aufl., Cluny 1884); Sackur, Die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Halle 1891, Bd. 1). S. Benediktiner.

Clupea, Hering; Clupeidae (Heringe), Familie der Fische (s. d.).

Clupeus (lat.), s. Schild.

Cluse (franz., spr. klüs), Bezeichnung für die tiefen, engen Querthäler (Cañons, s. d.) in den Ketten des schweizerischen und französischen Jura, durch welche die Gewässer ihren Weg in die Ebene hinaus finden; so in Vallorbe, Val de Travers, St.-Imier, Val Moutier, im Dünnernthal. Im Val de Travers kommt das Wort in der Diminutivform Clusette vor. Auch im Alpengebiet, am Eingang ins Prätigau, an der Tamina, an der Kander u. a. O., ist die romanische Form Klus gebräuchlich, in Tirol und anderwärts Klause genannt. Vgl. auch Klamm.

Cluse-et-Mijoux, La (spr. klüs-e-mischu), Dorf im franz. Depart. Doubs, Arrond. Pontarlier, 850 m ü. M., in einer Schlucht am rechten Ufer des Doubs, an der Straße und Eisenbahn von Pontarlier nach Neuchâtel, welche von den unfern gelegenen Forts Joux und Larmont beherrscht werden, hat Holzhandel, Fabrikation von hydraulischem Kalk und (1891) 904 Einw. Am 1. Febr. 1871 lieferten die Franzosen hier den Deutschen ein Gefecht, um ihren Abmarsch nach dem Schweizergebiet zu decken.

Cluseret (spr. klüsrä), Gustave Paul, franz. Kommunist, geb. 13. Juni 1823 in Paris, wurde 1843 Unterleutnant, zeichnete sich bei Bekämpfung des Juniaufstandes von 1848 aus und wurde 1855 Kapitän eines Jägerregiments. Er machte den Krimkrieg mit und diente dann in Afrika, nahm aber seinen Abschied, begab sich mit einer Schar Freiwilliger nach Italien, um Garibaldi bei der Eroberung Neapels beizustehen, und ging 1861 nach Amerika, als eben der Bürgerkrieg dort ausbrach. Als Oberst einer Freiwilligenschar trat er in die Unionsarmee ein, ward Adjutant Mac Clellans und 1862 General. Nach dem Kriege gründete er in New York das Journal

»New Nation«, um die Kandidatur Fremonts für die Präsidentschaft zu unterstützen. 1868 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde Mitarbeiter mehrerer radikaler Blätter, sah sich aber durch mehrere Anklagen veranlaßt, nach England überzusiedeln. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 ging er nach Lyon und organisierte dort den Aufstand vom 28. Sept., nach dessen unglücklichem Ausgang er nach Marseille floh, wo er eine Liga des Südens gründete und sich zum Chef der militärischen Streitkräfte Südfrankreichs ausrufen ließ, aber schließlich auch vertrieben wurde. Als der Aufstand der Kommune in Paris 18. März 1871 ausbrach, eilte er dorthin, wurde 2. April zum Delegierten des Kriegswesens ernannt und leitete die Angriffe auf die Versailler Truppen 3. und 4. April, die mit einer Niederlage der Aufständischen endigten. Darauf suchte er das Militärwesen der Kommune besser zu organisieren und entfernte die Unfähigen aus den höhern Kommandos. Das Zentralkomitee behandelte er sehr verächtlich. Er wurde daher der Bestechung durch die Versailler Regierung beschuldigt, seines Postens enthoben und nach dem Gefängnis Mazas gebracht. Am 24. Mai, als die Regierungstruppen schon in den Straßen von Paris kämpften, wurde C. frei, entkam aus der Stadt, floh nach England und von da nach Amerika, endlich in die Schweiz. Das Kriegsgericht zu Versailles verurteilte ihn in contumaciam zum Tode. 1880 amnestiert, kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1888 zum Mitglied der Deputiertenkammer erwählt. C. schrieb: »Mémoires du général C. Le deuxième siège de Paris. La fin de l'Empire« (Par. 1887–88, 3 Bde.).

Cluses (spr. küs), Stadt im franz. Depart. Obersavoyen, Arrond. Bonneville, 495 m ü. M., an der Arve und der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 16. Jahrh., eine Uhrmacherschule, Uhrenfabrikation und (1891) 1562 Einw.

Clusia *L.* (Klusie), Gattung aus der Familie der Klusiaceen, Sträucher und Bäume, etwa 60 Arten, meist im tropischen Amerika, mit gegenständigen, ganzen Blättern, schönen, meist einzeln stehenden, diözischen oder polygamischen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel, enthalten einen zähen, balsamischen Saft, und ihre übrigen Samen bleiben beim Herabfallen oft am Stamm hängen und keimen, wenn sie zufällig in eine Rindenspalte gelangen. Von *C. flava L.*, mit dicken Blättern und gelben Blüten, auf Jamaica, dient der balsamische Saft (Schweinsgummi) häufig als Wundmittel sowie als Surrogat des Kopaivabalsams. Verwundete wilde Schweine sollen sich so lange an den Stämmen reiben, bis der Saft herausfließt. *C. rosea L.*, ein sehr schöner Baum mit großen rosenroten, schönen Blüten und gerippten Früchten von der Größe eines Apfels mit scharlachrotem Fleisch, auf Haiti, in Carolina, enthält einen bittern Balsam, welcher, wie das aus der Rinde ausschwitzende Gummiharz, zum Kalfatern der Schiffe dient.

Clusium, Stadt, s. Chiusi.

Clusius, Arzt und Botaniker, s. Lecluse.

Clusone (das römische Clausonium), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Bergamo, im Thal des Serio, 660 m ü. M., hat eine Pfarrkirche mit Skulpturen und Gemälden, eine Misericordiakirche mit Fresken aus dem 15. Jahrh. an der Außenwand, einen Totentanz darstellend, römische Altertümer, ein Gymnasium und (1881) 2870 Einw., welche Gerberei und bedeutenden Marktverkehr betreiben.

Clusu, rumän. Name für Klausenburg (s. d.).

Cluver (lat. Cluverius), Philipp, der Begründer der historischen Geographie, geb. 1580 in Danzig, sollte seit 1600 in Leiden die Rechte studieren, widmete sich aber der Erd- und Altertumskunde, weshalb ihm sein Vater jede Unterstützung entzog. Die Not zwang ihn, 2 Jahre lang österreichische Militärdienste zu nehmen; er machte hierauf 1607–13 Reisen durch Norwegen, England, Schottland, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien und ließ sich endlich 1615 in Leiden nieder, wo er nach dem Erscheinen seiner »Germania antiqua« (1616) zum Geographus Academicus ernannt wurde und seinen litterarischen Bestrebungen sorgenfreier leben konnte. 1617–18 durchwanderte er nochmals unter großen Anstrengungen Italien und Sizilien und starb bereits am 31. Dez. 1622 in dürftigen Verhältnissen. C. schrieb: »De tribus Rheni alveis atque ostiis« (Leiden 1611); »Germaniae antiquae libri tres« (das. 1616 und 1631); »Sicilia antiqua . . ., item Sardinia et Corsica« (das. 1619); »Italia antiqua« (das. 1624), sein Hauptwerk. Ebenfalls nach seinem Tode erschien das häufig aufgelegte, aber inhaltlich schwächste seiner Bücher, die »Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam« (Leiden 1624 u. ö.; am vollständigsten die Ausgabe von A. Bruzen de la Martinière, Amsterd. 1729; deutsch, Nürnberg 1679), welche ein Jahrhundert lang das geographische Lehrbuch der gelehrten Schulen geblieben ist. Vgl. Partsch, Philipp C. (Wien 1891).

Clwyd (spr. klúidd), Küstenfluß in Denbighshire (Nordwales), mündet nach einem Laufe von 50 km Länge bei Rhyl in die Irische See.

Clydach (spr. klaidach), berühmte Eisenhütte am Usk, im südöstlichen Winkel von Brecknockshire (Wales).

Clyde (spr. klaid), Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Bergen des südlichen Lanarkshire, fließt in nordwestlicher Richtung bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und fällt nach einem Laufe von 157 km unterhalb Greenock in den Clydebusen (Firth of Clyde) der Irischen See. Bei Lanark bildet er mehrere schöne Wasserfälle (Corra Linn, 25 m hoch). Bis Glasgow, wohin die Flut geht, ist er für Seeschiffe von 5,5 m Tiefgang schiffbar gemacht worden. Sein Flußgebiet, Clydesdale (4092 qkm), ist reich an Obst, Pferden, Kohlen und Eisen, und innerhalb desselben wohnt fast der dritte Teil der ganzen Bevölkerung Schottlands. Ein Kanal (s. Forth- und Glasgowkanal) verbindet den C. mit dem Forth. Vgl. Millar, The C. from the source to the sea (1888); Pollock, Dictionary of the C. (1888).

Clyde (spr. klaid), Lord, s. Campbell 4).

Clydesdale (spr. klaidsdēl), soviel wie Strathclyde.

Clymenia *Münster*, Gattung der Cephalopoden, deren Glieder durch die rückenständige Lage des Sipho und die seltene Ausbildung des Außenlobus gekennzeichnet sind. Die Clymenien scheinen ein rasch erlöschender Zweig der Ammoniten zu sein; sie sind bisher nur in der obersten Abteilung des Oberdevon in Deutschland, den Ostalpen, in Frankreich, Belgien, England und am Ural gefunden worden.

Clymenienkalk, eine Abteilung der obern devonischen Formation (s. d.).

Clypeastridēa, s. Seeigel.

Clysma (griech.), das Klystier.

cm, amtlich vorgeschriebene Abkürzung für Zentimeter, cmm für Kubikmillimeter, cm^3, in Frankreich und Österreich Abkürzung für Kubikzentimeter.

C moll (ital. Do minore, franz. Ut mineur, engl. C minor), soviel wie C mit kleiner (weicher) Terz. Der C moll-Akkord = c es g. Über die C moll-Tonart, drei ♭ vorgezeichnet, s. Tonart.

Cn., Abkürzung des röm. Vornamens Cnejus, Cnäus, auch Gnäus und Cneus.

CN, chemisches Zeichen für 1 Molekül Cyan (bestehend aus 1 Atom Kohlenstoff und 1 Atom Stickstoff).

Cnemidōtus, s. Wasserkäfer.

Cneōrum *L.* (Zeilnud), Gattung aus der Familie der Kneoraceen, kleine Sträucher mit einfachen, lederartigen Blättern und zwitterigen Blüten. 12 Arten im Mittelmeergebiet. C. tricoccum *L.* (kleiner Ölbaum) ist ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropas und Nordafrikas, an der Meeresküste, mit gelben Blüten und kleinen roten Früchten, welche, wie die ganze Pflanze, scharf und bitter schmecken. Die Blätter und Früchte wirken stark abführend. C. pulverulentum *Vent.*, ein Strauch auf den Kanarischen Inseln, mit grau bestäubten Blättern, soll als Ersatzmittel der China gebraucht werden.

Cnethocampa, s. Prozessionsspinner.

Cnicus *L.* (Heildistel, Benediktenkraut), Gattung aus der Familie der Kompositen mit der einzigen Art C. benedictus *L.* (Centaurea benedicta *L.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, Bernhardinerkraut, Spinnendistel), ein einjähriges Gewächs in Südosteuropa und Vorderasien, kommt im südlichen Europa verwildert vor und ist durch Gartenkultur bis in das südliche Norwegen und nach Nordamerika verbreitet worden. Das Kardobenediktenkraut ist 40 cm hoch, mit spinnwebfilzigem Stengel, wechselständigen, buchtig fiederteiligen, stachligen, zottig behaarten Blättern und mit gelben Blüten in fast kugelförmigen, einzeln endständigen Köpfchen. Das Kraut schmeckt stark und sehr rein bitter, nicht aromatisch, enthält einen kristallisierbaren Bitterstoff, Cnicin, und wird bei Dyspepsie, chronischen Bronchialkatarrhen und Krankheiten des Pfortadersystems benutzt. Größere Dosen erregen leicht Übelkeit, selbst Erbrechen. Die Pflanze wurde von Arnoldus Villanovanus um 1350 in den Arzneischatz eingeführt.

Cnidaria, s. Cölenteraten.

Co, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Kobalt (Cobaltum).

Co., Abkürzung für Kompanie (Handelsgesellschaft); in England und Nordamerika Abkürzung für County.

Côa, Fluß in Portugal, Distrikt Guarda, entspringt nahe der spanischen Grenze in der Serra de las Mesas und mündet nach einem Laufe von 140 km links in den Douro.

Coach (engl., spr. kōtsch), Kutsche, Reisewagen; auf engl. Kriegsschiffen: Kapitänskajütte am Heck.

Coagŭlum (lat.), Gerinnsel, s. Koagulieren.

Coahuīla (Cohahuila), Staat der Republik Mexiko, zwischen 25° und 29° 50′ nördl. Br., grenzt im O. an Nuevo Leon und Tamaulipas, im S. an Zacatecas, im W. an Durango und Chihuahua, im N. an Texas, von diesem durch den Rio Grande getrennt, 156,731 qkm (2846,4 QM.) groß mit (1892) 177,793 Einw. (meist Mischlingen, dann reinen Weißen und wenig Indianern). Der südliche Teil des Landes ist ziemlich gebirgig, indem von Nuevo Leon der einige Zweige der Ostkordilleren hereinziehen; der nördliche Teil verflacht sich allmählich gegen den Rio Grande hin, und auf seiner wellenförmigen Oberfläche wechseln große Waldungen mit grasreichen Ebenen und fruchtbaren Thälern. Der südwestlichste Teil gehört zur großen Wüste des Bolson de Mapimi (s. d.). Die bedeutendsten Flüsse sind im nördlichen Teil der Rio Salado, der den Rio Sabinas aufnimmt, im S. Zuflüsse des San Juan. Die größten Seen sind die durch eine Verbreiterung des Rio de Nazas (Quellfluß des San Juan) gebildete Laguna del Muerto, die Laguna de Parras, ein Salzsee südlich davon, und der an der Westgrenze liegende Salzsumpf Laguna del Tlahualila. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, doch mit großen Kontrasten zwischen kalten Wintern und sehr warmen Sommern mit ausdörrenden Winden. Haupterwerbszweig ist Viehzucht, daneben wird Weizen, Mais, Gerste, Kaffee, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, spanischer Pfeffer, im Südwesten und in den Parras Baumwolle und Wein gewonnen; auch europäische Gartenfrüchte gedeihen gut. Die Berge sind reich an Silber und Eisen; auch Gold, Kupfer, Blei, Steinkohlen und Salz kommen vor, doch werden dieselben nur sehr lässig (so bei San Fernando de Rosas) ausgebeutet. Seitdem das Land von N. nach S. und von O. nach W. von Eisenbahnen durchschnitten wird, hat es sich sichtlich gehoben, und auch mehrere Fabriken (namentlich für Baumwollweberei) sind von eingewanderten Amerikanern gegründet worden. Hauptstadt ist Saltillo (s. d.). S. Karte »Mexiko«.

Coaks (engl., spr. koks), unrichtige oder weniger gute Schreibweise für Cokes, s. Koks.

Coalbrookdale (spr. kōlbrukdēl), Teil des städtischen Bezirks Madeley (s. d.) in Shropshire (England), am Severn, mit Eisenwerken (seit 1709) und Gießereien.

Coal-Grit (spr. kōl-), ein grobkörniger Sandstein, s. Grit.

Coal-Measures (spr. kōl-mēſchers), die aus Schieferthonen, Sandsteinen und Kohlenflözen bestehenden oberkarbonischen Schichten auf den britischen Inseln, s. Steinkohlenformation.

Coanza, s. Koanza.

Coast Castle, Stadt, s. Cape Coast Castle.

Coast Range (spr. kōst rēndsch, »Küstenkette«), ein Längengebirge an der Küste des Stillen Ozeans in Nordamerika, erstreckt sich, vielfach gegliedert, über 2000 km weit vom untern Colorado an bis zur Juan de Fuca-Straße und findet einerseits in den Gebirgszügen von Vancouver und andrer Küsteninseln seine natürliche Fortsetzung im N. wie in dem Gebirgszug der kalifornischen Halbinsel im S. Der mittlere Teil des Gebirges gehört der Kreidebildung an, an den Enden aber treten eocänische Gesteine auf; vulkanische Durchbrüche kommen vor, doch keine aktiven Vulkane. Durchbrochen wird das Gebirge von dem Columbiastrom und von der Goldenen Pforte von San Francisco, und diese Durchbrüche geben Zutritt zu breiten Längenthälern oder Thalmulden, die zwischen den Küstenketten und dem weiter östlich streichenden Kaskadengebirge und der Sierra Nevada eingelagert sind. Die bedeutendern Gipfel sind der Olympus an der Juan de Fuca-Straße (2480 m), Mount Valley (1938 m) und der erloschene Vulkan Helena (1324 m) im nördlichen Kalifornien, Monte Diablo (1175 m) bei der San Francisco-Bai und der San Bernardino (2590 m) im SO.

Coast-Survey (spr. kōst-sörwē), wissenschaftliches Staatsinstitut der Vereinigten Staaten, welches ähnliche Zwecke verfolgt wie die europäische Gradmessung, ursprünglich aber nur Küstenvermessungen machte.

Coaetanĕus (lat.), Alters- oder Zeitgenosse, besonders der mit andern zu gleichem Zweck an demselben Ort lebt, z. B. auf der Universität.

Coatbridge (spr. kōtbridsch), Stadt in Lanarkshire (Schottland), 15 km östlich von Glasgow, am Monklandkanal, mit Eisenwerken und (1891) 30,034 Einw.

Coatesville (spr. kōtswil), Ort in der Grafschaft Chester des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Brandywine Creek, Bahnknotenpunkt, mit vielseitiger Industrie und (1890) 3680 Einw.

Coati, s. Nasenbär.

Coaticooke (spr. kōtikuk), Stadt in der Provinz Quebec (Kanada) an der Grenze von Vermont, am Fluß C., mit Zollamt, ansehnlichem Handel und (1891) 3086 Einw.

Coating (engl., spr. kōt-, Fries, Flaus), langhaariges Tuchgewebe, leinwandartig (glatter C.) oder geköpert (Köper-C.), stark gewalkt, einfarbig, meliert, geflammt oder gefleckt, von verschiedener Stärke: leichter C. (Lady-C.), schwerer C. (Kastorin).

Coatzacoálcos, Hafenstadt im mexikan. Staat Veracruz, an der Mündung des Flusses C. in den Golf von Campeche, Ausgangspunkt der bis Suchil vollendeten Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec und des projektierten Kanals über den Isthmus.

Coba, Landschaft in Afrika, s. Loba.

Cobaea *Cavan.* (Kobäe), Gattung aus der Familie der Polemoniaceen, schön blühende mexikanische und tropisch-südamerikanische Schlingpflanzen mit wechselständigen, fiederschnittigen, am Ende gabelrankigen Blättern, einzeln blattwinkelständigen, gestielten, glockenförmigen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel. C. scandens *Cavan.*, mit dreipaarig gefiederten Blättern und langstieligen, nickenden, anfangs grünen, dann violetten Blüten, bildet in den Wäldern Mexikos von einem Baum zum andern schöne Guirlanden und wird bei uns als reichblühende Zierpflanze kultiviert.

Cobaltum, Kobalt, früher auch soviel wie metallisches Arsen.

Coban, Hauptstadt des Depart. Alta Verapaz im zentralamerikan. Staat Guatemala, am Fluß Cojabon, Nebenfluß des Polochic, Sitz eines deutschen Vizekonsuls, mit großer Hauptkirche und (1880) 18,076 Einw., meist Ackerbau und Gewerbe treibenden Indianern. C. war früher Mittelpunkt der Thätigkeit der Dominikaner.

Cobar, Bergwerksstadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, unter 31° 25′ südl. Br. und 145° 31′ östl. L. v. Gr., mit (1891) 1189 Einw. Dabei reiche Kupfergruben, die früher 600—700 Menschen beschäftigten, in jüngster Zeit aber fast verlassen sind, während reiche Goldgruben erschlossen wurden.

Cobbe, Stadt, s. Kobeyh.

Cobbett, William, engl. Publizist, geb. 9. März 1762 als Sohn eines Bauern zu Farnham in Surrey, gest. 18. Juni 1835, trat 1784 in Chatham ins Militär ein und ging 1785 mit seinem Regiment nach Neuschottland, kehrte aber 1791 als Sergeant nach England zurück, nahm seinen Abschied und wanderte 1792 nach Amerika aus. Rastloser Eifer im Studieren hatte inzwischen die Mängel seiner frühern Erziehung ersetzt. Er trat zu Philadelphia unter dem Namen Peter Porcupine (»Stachelschwein«) als Schriftsteller auf, wurde Buchhändler und gab die Zeitschrift »Porcupine's Gazette« heraus. Wegen einer Schmähschrift zu einer hohen Geldbuße verurteilt, kehrte er 1801 nach London zurück und redigierte bis an seinen Tod die Wochenschrift »Weekly political Register«, die ein Muster geistreicher Polemik war und den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung, namentlich auf die breiten Schichten des kleinen Bürgerstandes ausübte. Um 1804 trat er infolge eines Preßprozesses, der wegen einiger in seiner Zeitschrift veröffentlichter Artikel gegen ihn angestrengt war, zur radikalen Partei über. 1810 zog ihm ein Artikel über die Prügelstrafe im Heer eine Verurteilung zu zweijähriger Gefängnisstrafe und 1000 Pfd. Sterl. Geldbuße zu. 1817 ging er für zwei Jahre nach Amerika, kehrte aber dann zurück, nahm seine Thätigkeit wieder auf und wurde der Führer der journalistischen Agitation für Parlamentsreform. Seit 1832 saß er für Oldham im Unterhaus, wo er jedoch keine bedeutende Stellung gewann. Von seinen Schriften sind zu nennen: »The works of Peter Porcupine« (Lond. 1801, 12 Bde.); »Treatise on Cobbett's Corn« (das. 1828); »English grammar« (neue Ausg. 1883), in welcher die Beispiele eine fortgehende Satire auf das Königtum sind (für Deutschland bearbeitet von Pleßner; 2. Aufl. von Kaltschmidt, Leipz. 1839); »Collection of state trials« (Lond. 1809—10, 3 Bde.); »Parliamentary debates« (das. 1803—18, 20 Bde.); »History of the Protestant reformation« (neue Ausg. 1867; deutsch, 4. Aufl., Mainz 1862). Eine Auswahl seiner »Political works« erschien zu London 1848 in 6 Bänden. Vgl. H. Lytton-Bulwer, Geschichtliche Charaktere, Bd. 2 (deutsch, Leipz. 1871), und Edw. Smith, William C. (Lond. 1878, 2 Bde.).

Cobbler, amerikan. Getränk aus Wein (besonders Sherry), Zucker, Orangenschalen und gestoßenem Eis, wird durch einen Strohhalm getrunken.

Cobden, Richard, der berühmte Vertreter des Freihandels, geb. 3. Juni 1804 in Dunford bei Midhurst in Sussex als Sohn eines kleinen Grundeigentümers, gest. 2. April 1865 in London. Nachdem er in seiner Jugend hatte Schafe hüten müssen, verließ er früh das elterliche Haus und fand Beschäftigung in London bei einem Verwandten, der eine Kattunfabrik besaß. Durch Fleiß und Tüchtigkeit schwang er sich zum auswärtigen Agenten für sein Haus empor, als welcher er Nordamerika und einen großen Teil von Europa bereiste, und wurde dann Teilhaber eines Kattungeschäfts in Manchester. Die Fabrikation eines bessern Kattuns, namentlich geschmackvollerer Dessins, als Manchester zuvor erzeugt hatte, brachte ihn bald in den Besitz eines blühenden Geschäfts. Die Aufmerksamkeit des Publikums zog er zuerst durch zwei Flugschriften: »England, Irland und Amerika« und »Rußland«, auf sich. Die letztere war bestimmt, den Glauben an die unermeßlichen Hilfsquellen Rußlands zu beseitigen und nachzuweisen, daß die große nordische Macht zur Freundin Englands nur durch Herstellung freien Verkehrs zwischen beiden Ländern zu machen sei. Auch die erstere Schrift entwickelte ein System des Friedens und verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Mächte. Den Einfluß, den beide Schriften dem Verfasser bei der industriellen Aristokratie Lancashires eintrugen, benutzte er 1835 zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den Fabriken und Kontoren Manchesters beschäftigten jungen Leute gewidmeten Instituts. Manchester befand sich damals noch unter der Jurisdiktion eines aristokratischen Grundherrn. C. brachte es dahin, daß der Lord of the manor einem Gemeinderat Platz machte, in welchen er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er auch Präsident der Handelskammer. Inzwischen hatte er auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen industriellen Zustände stu-

diert, besuchte dann Ägypten, die Türkei, Griechenland und 1838 Deutschland. Hier faßte er die Idee eines Vereins zum Schutz der Interessen des Mittelstandes gegen die Übergriffe der Aristokratie, welche zur Gründung der Anti-Cornlaw-League (s. d.) führte. Als 1838 die Handelskammer über eine Petition wegen Modifikation der Korngesetze beratschlagte, forderte C. die gänzliche Abschaffung derselben; sein Amendement erhielt die Stimmenmehrheit. Die 13. Dez. 1838 an das Parlament gerichtete Vorstellung fand in den industriellen Kreisen großen Anklang, und zahllose Petitionen schlossen sich an. Mit der jetzt erfolgenden Gründung der League begann Cobdens öffentliche Wirksamkeit. Von der Stadt Stockport 1841 in das Parlament gewählt, ergriff er das Wort fast nur in der Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle. So setzte er in der Session von 1843 bei dem Antrag auf Untersuchung des Notstandes im Lande in meisterhafter Rede die Verschiedenheit des Interesses der Bodenaristokratie von dem des eigentlichen Landmanns in klares Licht, entwarf ein erschütterndes Gemälde der Leiden des Volkes im Norden von England und machte den Premierminister als Hauptstütze der Korngesetze für alles Unglück verantwortlich. Den Bestrebungen der League kamen 1845 die Aussichten auf eine sehr geringe Ernte zu statten, infolge deren der Unwille der Mittelklassen gegen die Korngesetze so bedenklich stieg, daß der begabteste Staatsmann der gegnerischen Seite, Sir Robert Peel, die Notwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Druck von außen nachzugeben. C. aber erklärte sich, als Peel Anfang 1846 seinen Plan zur Abschaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die hierfür festgesetzte dreijährige Frist und drang auf vollständige Aufhebung dieser Zölle. Erkrankung hielt ihn lange von dem Parlament fern, und erst in den letzten Sitzungen der sogen. Monsterdebatte über die Peelsche Bill und den von der Torypeite gestellten Antrag auf Verwerfung derselben war er wieder gegenwärtig. Als mit der Annahme der Peelschen Korngesetzbill in beiden Häusern des Parlaments der Sieg der League entschieden war, beantragte C. ihre Auflösung. Peel selbst hatte ihn in seiner berühmten Rede vom 26. Juni 1846 als denjenigen bezeichnet, dem allein das Verdienst dieser Reform gebühre. Die siebenjährige Agitation hatte nicht nur Cobdens Gesundheit, sondern auch seinem Vermögen große Nachteile gebracht. Die Erkenntlichkeit seines Volkes suchte ihn durch Eröffnung einer Subskription, die 100,000 Pfd. Sterl. eintrug, zu entschädigen. Er unternahm sodann eine Erholungsreise nach dem Kontinent. Von dem Wahlkreis York (Westriding) ins Parlament gewählt, gab er sein Geschäft auf und widmete sich ganz der Politik. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte. Seine Bestrebungen galten fortan der Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und der Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts. Zugleich bewies er sich als Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren Versammlungen er sich eifrig beteiligte. Von dieser Tendenz war auch sein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, welcher zwar 1849 durchfiel, aber, 1851 erneuert, die Erklärung Lord Palmerstons hervorrief, daß er die Grundsätze desselben gutheiße und möglichst anzuwenden suchen werde. In seiner Flugschrift »1793 and 1853« suchte er zu beweisen, daß die ganze Schuld des Revolutionskrieges von 1793 vielmehr England und seinen Verbündeten als dem Pariser Konvent zuzuschreiben seien. Seine Parteinahme für Rußland während des russisch-türkischen Krieges sowie das von ihm 1857 beantragte Tadelsvotum gegen Sir John Bowrings kriegerisches Verhalten in China, welches eine Niederlage Palmerstons und die Auflösung des Parlaments zur Folge hatte, entzogen ihm einen Teil seiner Popularität. Nachdem er einige Zeit in Amerika zugebracht, ward er nach seiner Rückkehr von Rochdale wieder ins Parlament gewählt, wo er sich als schlagfertiger Gegner jeder Kriegs- und Einmischungspolitik hervorthat. 1860 nahm er in Paris am Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags thätigen Anteil. Außer in seinem Vaterland wurde ihm auch in Verviers ein Standbild gesetzt. Zum Andenken an ihn ist ein Cobden-Klub gestiftet worden, welcher die Herausgabe und Verbreitung freihändlerischer Schriften bezweckt. Cobdens Schriften und Reden erschienen gesammelt als »Political writings« (2. Aufl., Lond. 1867, 2 Bde.) und »Speeches on questions of public policy« (hrsg. von J. Bright und Rogers, das. 1870, 2 Bde.). Vgl. F. v. Holtzendorff, Richard C. (3. Aufl., Berl. 1874); Mad. Salis-Schwabe, Richard C. Notes sur ses voyages, correspondances, etc. (Par. 1879); John Morley, Life of Richard C. (Lond. 1881, 2. Bde.); Walcker, R. Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten (Hamb. 1885).

Cobenzl, ein kärntnisches Adelsgeschlecht, welches schon im 13. Jahrh. urkundlich nachweisbar ist. 1564 wurde Ulrich II. in den Reichsfreiherrenstand, 1675 Johann Philipp II. in den Grafenstand erhoben. Historisch bemerkbar machten sich: 1) Johann Philipp, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 28. Mai 1741 in Laibach, gest. 30. Aug. 1810 in Wien, hier und in Salzburg geschult, ward zuerst in Brüssel angestellt, 1767 Staatsrat, Schöpfer des Mautdepartements in Wien, 1772 Hofrat, begleitete Kaiser Joseph II. nach Frankreich und unterhandelte den Frieden zu Teschen (1779) als bevollmächtigter Minister. Darauf zum Vize-Hof- und Staatskanzler ernannt, sollte er (1789) während der Unruhen in Brabant dort verhandeln, mußte sich aber, von den Ständen genötigt, nach Luxemburg zurückziehen, ward 1792 nach Kaunitz' Rücktritt Minister des Auswärtigen, betrieb ohne Erfolg den Austausch Belgiens und verhinderte nicht die zweite polnische Teilung. Er ward daher 1793 von der Leitung der auswärtigen Geschäfte enthoben und zum Kanzler der italienischen Provinzen ernannt. Später lebte er bis zum Lüneviller Frieden auf seinen Gütern, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Seit 1805 lebte er in Wien. Er war der letzte seines Stammes. Vgl. v. Vivenot, Die Politik des österreichischen Vizestaatskanzlers Grafen Phil. v. C. unter Kaiser Franz II. (Wien 1874); Arneth, Graf Philipp C. und seine Memoiren (das. 1885).

2) Johann Ludwig Joseph, Graf von, österreich. Staatsmann, Sohn des österreichischen Ministers Joh. Karl Philipp von C. (geb. 1712, gest. 1770), der weitaus begabtere und tüchtigere Vetter des vorigen, geb. 21. Nov. 1753 in Brüssel, gest. 22. Febr. 1809 in Wien, ging 1774 als Gesandter nach Kopenhagen, fungierte 1775—78 als solcher in Berlin und 1779—97 als Botschafter am russischen Hof. Da er sich bei der Kaiserin Katharina namentlich durch seine geselligen Talente in Gunst setzte, gelang es ihm, alle Versuche Preußens, das Bündnis Rußlands und Österreichs zu trennen, zu vereiteln. 1797 unterhan-

delte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete 17. Okt. den Frieden von Campo Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastatt bei und trat 1798 in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. 1801 schloß er mit Joseph Bonaparte den Lüneviller Frieden und leitete als Vizekanzler bis zum Jahre 1805 die auswärtigen Angelegenheiten Österreichs. C. bewies sich in seiner staatsmännischen Thätigkeit als entschiedenen Verfechter der alten Regierungsweise und unermüdlichen Bekämpfer der aus der französischen Revolution hervorgegangenen politischen Institutionen. Vgl. Fournier, Gentz und C. (Wien 1880).

Cobequid Hills, Höhenzug in der britisch-nordamerikan. Provinz Neuschottland, erstreckt sich vom Kap Chignecto an der Fundybai bis zum Gut of Canso 280 km weit, dicht bewaldet, bis 335 m hoch, besteht aus Granit und Porphyr und hat an der Minenbai und an der Nordseite reiche Lager von Steinkohlen und Eisen.

Cobet, Carel Gabriel, holländ. Hellenist, geb. 28. Nov. 1813 in Paris, gest. 26. Okt. 1889 in Leiden, studierte 1831—36 in Leiden, verblieb daselbst, bis er 1840 auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise nach Italien antrat, wo er 5 Jahre verblieb, und erhielt 1846 an der Universität Leiden eine Professur. Einer der bedeutendsten Kritiker auf dem Gebiet der griechischen Litteratur, hat er sich besonders um die Feststellung des attischen Dialekts verdient gemacht. Seine kritischen Hauptwerke sind: »Variae lectiones« (Leiden 1854, 2. Aufl. 1873); »Novae lectiones« (das. 1858); »Miscellanea critica« (besonders zu Homer und Demosthenes, das. 1876), und »Collectanea critica« (das. 1878). Dazu kommen: »Observationes criticae in Platonis comici reliquias« (Amsterd. 1840) und »Observationes criticae et palaeographicae ad Dionysii Halicarnassensis antiquitates romanas« (Leiden 1877). Herausgegeben hat er: »Diogenes Laërtius« (Par. 1850); »Hyperidis orationes duae« (Leiden 1853—58, 2. Aufl. 1877); Xenophons »Anabasis« (das. 1859, 3. Aufl. 1881) und »Hellenika« (Amsterd. 1862, 2. Aufl. 1880); Lysias (das. 1863); von den Lateinern den Cornelius Nepos (Leiden 1881). Auch war C. Mitherausgeber der »Mnemosyne«. Seine Briefe aus Italien an Geel wurden von Fruin und van der Mey herausgegeben (Leiden 1891).

Cobham (spr. tóbäm), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 5 km von Gravesend, mit 968 Einw. und einem von W. Brooke und Inigo Jones erbauten Schloß des Grafen Darnley, welches eine wertvolle Gemäldesammlung (darin Werke von Tizian, Paul Veronese, Rubens, van Dyck) enthält und von einem großen Park umgeben ist.

Cobido (Covid), arab. Längenmaß, = 0,483 m.

Cobija (spr. tobicha), Hafenort in der chilen. Provinz Antofagasta, an seichter Bai, mit starker Brandung, unter 22°34′ südl. Br., war früher als Puerto la Mar der einzige Hafen Bolivias und zählte 2000 Einw., hat aber, nachdem der Verkehr sich nach Antofagasta und Tocopilla gewendet hat, nur noch 429 Einw.

Cobitis, die Schmerle.

Cobla (provenzal., v. lat. copula), in der Lyrik der Provenzalen soviel wie Strophe.

Cobourg, Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), am Eriesee, mit gutem Hafen, hat tägliche Dampferverbindung mit Charlotte im Staat New York, eine wesleyanische Universität, Dampfmühlen, Sägewerke und Gerbereien, Ausfuhr von Holz, Eisenerz und Getreide und (1891) 4829 Einw.

Cobra di Capello (port.), die Brillenschlange.

Cobre (Hum C., »ein Kupfer«), ältere brasil. Münze von 26,7 g Kupfer, = 2 Vintems von 20 Reis.

Cobs (engl.), edle Reitpferde, die zwischen den Ponies und größern Pferden stehen.

Coburg, 1) Stadt in der Grafschaft Bourke der britisch-austral. Kolonie Victoria, 8 km nördlich von Melbourne, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, mit großem Gefängnis (Pentridge Stockade) und (1891) 4599 Einw. — 2) S. Koburg.

Coburgia Belladonna, s. Amaryllis.

Coca, s. Erythroxylon.

Cocagna (ital., spr. -kannja), früher Karnevalslustbarkeit der Neapolitaner, wobei ein pyramidenförmiges Gerüst mit allerlei Eßwaren, dessen Seiten durch Fett schlüpfrig gemacht waren, erklettert werden mußte, um die Speisen als Beute und Preis zu erlangen. Die auf Kosten des Königs erfolgende Veranstaltung ist vielleicht auf die in der römischen Kaiserzeit üblichen Fruchtverteilungen an das Volk (congiarium) zurückzuführen. Daher französisch Pays de Cocagne, soviel wie Schlaraffenland.

Cocanada, s. Kakinada.

Cocca, Pizzo di, höchster Gipfel der Bergamasker Alpen, 3052 m, von Bondione im Seriothal aus (schwierig) zu besteigen.

Coccapieller, Francesco, ital. Politiker, geb. 4. Okt. 1831 in Rom, von schweizerischer Abkunft, trat in das päpstliche Heer, beteiligte sich 1848—49 an dem römischen Aufstand, floh dann nach Piemont und diente 1860 und 1866 in Garibaldis Freischaren. 1870 kehrte er nach Rom zurück, lebte dann längere Zeit in England und Frankreich und war seit 1882 in Rom als Journalist thätig. Er griff in besonders gegründeten Zeitungen hochstehende Männer aller Parteien, insbes. aber die Radikalen aufs heftigste an, indem er sie der Korruption und Ausbeutung des Volkes beschuldigte. Er ward deswegen angeklagt und zu Gefängnis verurteilt, aber infolge seiner Wahl in die Deputiertenkammer im Oktober 1882 aus der Haft entlassen. Da er in der Kammer keinen Anklang für sein Verhalten fand, das Anhänglichkeit an das Haus Savoyen mit den heftigsten Anklagen gegen die Regierung vereinigte, legte er 9. Juni 1883 sein Mandat nieder und ward von neuem wegen Verleumdung zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt, von der ihn seine Neuwahl zum Deputierten von Rom im September 1886 befreite.

Coccēji, 1) Heinrich von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 in Bremen, gest. 18. Aug. 1719, studierte in Leiden und in England, wurde 1672 zu Heidelberg, 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. O. und 1713 in den Adelstand erhoben. Sein Hauptwerk: »Juris publici prudentia« (Frankf. 1695 u. ö.), war lange Zeit das allgemeine Kompendium für die Disziplin des deutschen Staatsrechts. Viel gebraucht war auch seine »Anatomia juris gentium« (Frankf. 1718).

2) Samuel, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des vorigen, geb. 20. Okt. 1679 in Heidelberg, gest. 4. Okt. 1755, ward 1702 ordentlicher Professor in Frankfurt a. O., 1704 Regierungsrat zu Halberstadt, 1710 Direktor der Regierung daselbst, 1714 Geheimer Justiz- und Oberappellationsrat in Berlin, 1723 Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Oberkurator aller

Universitäten, 1731 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Landen, 1747 Großkanzler. 1749 erhob ihn der König in den Freiherrenstand. Sein Hauptverdienst war die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen. Auf dem Gebiete des materiellen Rechts hat das von ihm auf naturrechtlicher Grundlage ausgearbeitete »Projekt des Corporis juris Fridericiani« (Halle 1749—51, 2 Tle.) keine Gültigkeit erlangt und wurde auch den 1780 von neuem begonnenen Vorarbeiten für das allgemeine preußische Landrecht nicht zu Grunde gelegt. Er schrieb noch: »Novum systema jurisprudentiae naturalis et romanae«, ursprünglich als Einleitung zu seines Vaters Werk »Grotius illustratus« (Bresl. 1744—52, 4 Bde.), dessen Herausgabe er besorgte. Vgl. Trendelenburg, Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler S. v. C. (Berl. 1863).

Coccējus (eigentlich Koch oder Koken), Johannes, holländ. Theolog, geb. 1603 in Bremen, wurde 1629 Professor daselbst, 1636 in Franeker und 1650 zu Leiden, woselbst er bis zu seinem Tode (5. Nov. 1669) wirkte und Gründer einer eigentümlichen Richtung (s. Bundestheologie) wurde. Seine »Summa doctrinae de foedere et testamento Dei« (5. Ausg., Leiden 1683) hat die reformierte Scholastik erstmalig erschüttert, indem sie die kirchliche Dogmatik erfolgreich aus der biblischen Theologie zu erneuern und zu bereichern unternahm. Sein »Lexicon et commentarius sermonis hebraici et chaldaici Veteris Testamenti« (Leiden 1669) ist das erste vollständige Wörterbuch der hebräischen Sprache.

Coccidae, s. Coccus.

Coccidium *Leuck.*, Protozoengattung der Gregarinen, im Jugendzustand hüllenlose, ovale oder kugelige Gebilde mit deutlichem Kern und stark granuliertem Protoplasma, welche in Epithelzellen verschiedener Organe bei Wirbeltieren, Mollusken und Gliedertieren schmarotzen und bei dem gewöhnlich massenhaften Vorkommen für ihre Träger nicht unbedenklich sind. Im weitern Wachstum, während dessen sie die beherbergenden Zellen stark aufblähen und schließlich zerstören, scheiden sie auf ihrer Oberfläche eine Kapsel aus, deren Inhalt sich zu Psorospermien, Sporen, resp. Pseudonavicellen, kleinen kahnförmigen Gebilden, umwandelt. Diese entwickeln noch im Körper des Wirtes oder außerhalb desselben sichelförmige Gebilde, die sich im Körper des Wirtes in amöboide Formen verwandeln, welche den jungen Coccidien gleichen. C. oviforme *Leuck.* lebt in der Leber des Kaninchens und des Menschen in den Epithelzellen der Gallengänge, gelangt im eingekapselten Zustand in den Darm und aus diesem ins Freie, wo es sich weiter entwickelt. Bei massenhaftem Auftreten bilden die Coccidien in der Leber krebsartige, kastanien- bis hühnereigroße Knoten, welche einen graugelben Brei mit vielen weißen Körperchen enthalten. Durch Vernichtung zahlreicher Epithelzellen führen die Coccidien ernste Funktionsstörungen der betreffenden Organe herbei und können das Leben bedrohen, event. vernichten. Die Infektion des Menschen geschieht wohl durch Kaninchen, mit deren Exkrementen Sporen in das Trinkwasser oder sonst an Orte gelangen, von wo eine Übertragung auf den Menschen möglich ist. Die Behandlung muß sich auf die Bekämpfung der Symptome und Verhinderung weiterer Infektion richten. C. perforans *Leuck.*, kleiner als das vorige, lebt in den Epithelzellen des Darmkanals von Hund, Katze, Kaninchen, auch vom Menschen und entwickelt sich vollständig in dem Wirte, so daß bei einmaliger Infektion, die wohl von den genannten Tieren ausgeht, eine Vermehrung der Parasiten an Ort und Stelle stattfindet. Dieselbe bewirkt Zerstörung des Epithels, Schwellung und Infiltration der Schleimhaut, Verstopfung der Lieberkühnschen Drüsen, Geschwürsbildung mit ihren symptomatischen Erscheinungen. Da die eingekapselten Coccidien sehr widerstandsfähig sind, kann sich die Behandlung nur gegen die junge Brut richten. Die Hauptsache ist Vermeidung der Ansteckung durch die genannten Haustiere.

Coccinella, der Marienkäfer; Coccinellidae, Marienkäfer, Familie aus der Ordnung der Käfer, s. Marienkäfer.

Coccionella, die Kochenille.

Coccium, s. Ribchester.

Coccius, Ernst Adolf, Augenarzt, geb. 19. Sept. 1825 in Knauthain bei Leipzig, gest. 23. Nov. 1890 in Leipzig, studierte hier und in Prag, war 1849—57 Hausarzt an der Leipziger Augenheilanstalt, habilitierte sich 1851 als Privatdozent für Augenheilkunde an der Universität und ward 1858 außerordentlicher Professor der Medizin; auch gründete er eine eigne Augenklinik und leitete dieselbe bis 1867. In diesem Jahr wurde er ordentlicher Professor und Direktor der Augenheilanstalt. Er schrieb: »Über die Ernährungsweise der Hornhaut und die serumführenden Gefäße des menschlichen Körpers« (Leipz. 1852); »Über die Anwendung des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments« (das. 1853); »Über die Neubildung von Glashäuten im Auge« (das. 1857); »Über Glaukom, Entzündung und die Autopsie mit dem Augenspiegel« (das. 1859); »Über das Gewebe und die Entzündung des menschlichen Glaskörpers« (das. 1860); »Der Mechanismus der Akkommodation des menschlichen Auges nach Beobachtungen im Leben« (das. 1867); »De instrumentis quibus in operationibus oculorum palpebrae fixae tenentur« (das. 1869); »Über Augenverletzungen und ihre Behandlung« (das. 1871); mit Wilhelmi: »Die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig« (das. 1870); »Über die Augenerkrankungen, welche bei Pocken in der Augenheilanstalt beobachtet wurden« (das. 1871); »Ophthalmometrie und Spannungsmessung am kranken Auge« (1872); »Über die Diagnose des Sehpurpurs im Leben« (1877); »Über den Druck des Tensor chorioideae auf den Glaskörper beim Nahesehen des menschlichen Auges« (7. internationaler Ophthalmologenkongreß, Wiesbaden 1888). C. war ein ausgezeichneter Operateur und hat sich auch um die Physiologie, Anatomie und Pathologie des Auges verdient gemacht. Er verband zur Untersuchung des Augenhintergrundes im polarisierten Lichte den Augenspiegel mit einem Polarisationsapparat und vermochte dadurch die feinsten Veränderungen der Aderhaut genau zu diagnostizieren. Auch gab er eine Methode zur ophthalmoskopischen Diagnose des Astigmatismus an, eine Methode, sein eignes Auge im Spiegel zu untersuchen, und ein neues Ophthalmometer.

Coccolōba *L.* (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Gattung aus der Familie der Polygonaceen, Bäume und Sträucher des tropischen Amerika, mit abwechselnden, großen Blättern, diesen gegenüberstehenden langen Blütenähren oder -Trauben und beerenartiger, dreikantiger Nuß. C. uvifera *L.*, ein ansehnlicher Baum Westindiens und Südamerikas, welcher am Strande und oft im Wasser wächst, hat herzförmige, lederartige, glänzende, stachel-

spitzige Blätter mit oft roten Rippen, weißliche, wohlriechende Blüten in sehr langen Trauben und kirschgroße rote Früchte. Er liefert das westindische oder amerikanische Kino; die säuerlich-süßen Früchte werden in Amerika gegessen, die bittere und adstringierende Wurzel und Rinde dient gegen Durchfälle ꝛc. Das Holz ist geädert, hart und schwer und wird zu Möbeln ꝛc. verarbeitet. C. pubescens *L.*, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 20—25 m hoch, hat sehr große, fast kreisrunde, weich behaarte Blätter, Blüten in länglichen Trauben und eßbare Früchte. Man kultiviert diese und andre Arten in unsern Warmhäusern.

Coccostĕus, s. Fische.

Coccothraustes, der Kernbeißer.

Cocculīn, soviel wie Pikrotoxin.

Cocculus palmātus, s. Jateorhiza.

Coccus, soviel wie Micrococcus, s. Bakterien.

Coccus, Schildlaus; Coccidae, Schildläuse; Familie aus der Ordnung der Halbflügler; s. Schildläuse.

Coccygĕum, das Steißbein.

Coccygodynie (griech.), Neurose im Gebiet des Steißbeines, welche als Teilerscheinung der Hysterie (mit oder ohne lokale Erkrankung im Bereich der weiblichen Geschlechtsorgane) oder nach Verwundung oder Entzündung der Wirbel des Steißbeines vorkommt, findet sich besonders beim weiblichen Geschlecht, wo durch Geburten derartige Verletzungen häufiger vorkommen. Auch die durch Parametritis veranlaßten Narben verursachen C. Die Behandlung richtet sich nach dem Ergebnis der Untersuchung.

Coccygomorphae, nach Huxley die Kuckucksvögel.

Cocentāina, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Fuße des Moncabrer (1386 m), nördlich von Alcoy gelegen, hat Reste alter Mauern und Türme, ein Schloß der Herzöge von Medinaceli, Papierfabrikation und (1887) 7758 Einw.

Cochabamba (spr. kotscha-), Departement der Republik Bolivia (s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), grenzt im S. an Chuquisaca und Potosí, im W. an La Paz, im N. an Beni und im O. an Santa Cruz, 69,380 qkm (1260 QM.) groß, mit (1889) 196,766 Einw. Das Land, von den Abhängen der östlichen Kordilleren bedeckt und bis auf einzelne Hochebenen sehr gebirgig, wird namentlich von einer von den Anden nach O. ziehenden Gebirgskette mitten durchzogen, von welcher Quellflüsse des Beni und Mamore nach N., Rio Grande mit Mizque nach SO. abfließen. Der größte Teil seiner Gewässer gehört dem Rio Guapay an. Das Klima ist gemäßigt und gesund, und bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens bildet das Departement daher den schönsten und ergiebigsten Teil der Republik; nur an Metallreichtum steht es den westlichern Gegenden nach. Hauptbeschäftigung ist Landbau, nächstdem Viehzucht; der Verkehr ist dagegen seiner Schwierigkeit halber wenig bedeutend. — Die Hauptstadt C., unter 17° 21′ südl. Br. und 66° 12′ westl. L. v. Gr., 2560 m ü. M., an einem Zufluß des Rio Grande, in einem fruchtbaren Thal, ist Sitz eines Bischofs, eines deutschen Konsuls, hat 15 Kirchen, 10 Klöster, ein Hospital, eine sogen. Universität, eine höhere Schule und (1886) 19,507 Einw., welche Wollen- und Baumwollenstoffe, Leder, Sättel, Töpferwaren u. a. erzeugen und Handel mit Getreide und namentlich mit Fieberrinde aus den benachbarten Wäldern betreiben. Die Stadt wurde 1565 als Ciudad de Oropesa gegründet, doch ist der spanische Name durch den indianischen verdrängt worden.

Cochery (spr. toschĕrĭ), Louis Adolphe, franz. Minister, geb. 1820 in Paris, ließ sich als Advokat daselbst nieder. Nach der Februarrevolution ward er zum Kabinettschef des Justizministers ernannt, dann Substitut des Generalprokurators, legte indes diesen Posten bald nieder und kehrte zur Advokatur zurück, um besonders in politischen und Preßprozessen zu plaidieren. Bei den Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper 1869 wurde er als unabhängiger Kandidat gewählt; er nahm in der Kammer seinen Sitz auf der Linken. Am 5. Juli 1870 gab er durch seine Interpellation über die spanische Thronkandidatur Gramont zu der kriegerischen Rede vom 6. Juli Gelegenheit, stimmte aber dann gegen den Kriegskredit. Ende Oktober begleitete er Thiers nach Versailles zu den Waffenstillstandsverhandlungen, erwarb sich dabei durch seine Geschicklichkeit dessen Beifall und blieb fortan sein treuer Anhänger und Freund. In die Nationalversammlung gewählt, trat er dem linken Zentrum bei. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, ward er 1877 zum Mitglied des Weltausstellungskomitees ernannt und bekleidete vom 6. Febr. 1879 bis 1885 das neuerrichtete Ministerium für Posten und Telegraphen. Seit 1888 ist C. Senator.

Cochin, ind. Vasallenstaat, s. Kotschin.

Cochin (spr. toschäng), Charles Nicolas, franz. Kupferstecher, geb. 1688 in Paris, arbeitete nach alten und neuen Meistern, wurde 1731 Mitglied der Akademie und starb 1754. Seine Zeichnungen sind mit Geist und Geschmack ausgeführt, doch war er in kleinern Blättern glücklicher als in großen. — Sein Sohn und Schüler Charles Nicolas, geb. 22. Febr. 1715 in Paris, gest. daselbst 29. April 1790, bereiste Italien, über dessen Kunstschätze er ein Buch: »Voyage d'Italie, etc.« (Par. 1758, 3 Bde.), schrieb, wurde 1752 Inspektor des königlichen Kupferstichkabinetts und 1757 geadelt. C. war der gewandte und rasch fertige Illustrator des damaligen französischen Buchhandels. Er lieferte an 2000 Blätter. Doch gibt es auch viele Stiche von ihm, welche mit größern Ansprüchen auftreten, so die von ihm nach Vernet radierten zwölf Prospekte französischer Seehäfen und verschiedene Blätter aus der heiligen Geschichte. Mit Gravelot gab er »Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes« (Par., 4 Bde.) heraus. Vgl. »Mémoires inédits de Ch. Nic. C.« (hrsg. von Henry, Par. 1881).

Cochinchina, Land, s. Kotschinchina.

Cochläus (eigentlich Dobeneck), Johann, Gegner Luthers, geb. um 1479 in Wendelstein bei Nürnberg, gest. 1552 in Breslau, war Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. und Kleriker in Mainz, 1527—39 Domherr zu Meißen und endlich Kanonikus am Dom in Breslau. Er bot Luther in Worms einen theologischen Zweikampf an und erfuhr von diesem eine scharfe Abweisung in der Schrift »Wider den gewappneten Mann C.« (1523); später war er Mitarbeiter an der Augsburger Konfutation, auch auf dem Regensburger Kolloquium von 1546 thätig und schrieb unter anderm: »Martin Luther, das ist kurze Beschreibung seiner Handlungen und Inschriften der Zeit nach vom 1517. bis auf das 1546. Jahr seines Ableibens« (a. d. Lat. ins Deutsche übersetzt von Hüber, Ingolst. 1582). Vgl. Otto, Johann C. (Bresl. 1874); Geß, Joh. C., der Gegner Luthers (Oppeln 1886).

Cochlĕa (lat.), die Schnecke im Ohr (s. d.); Cochleae, die gehäusetragenden Schnecken.

Cochlearia *L.* (Löffelkraut), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ausdauernde oder einjährige Kräuter mit abwechselnden, ganzen oder fiederteiligen Blättern, meist weißen Blüten in endständigen Trauben und oblongen oder kugeligen Schötchen. Etwa 25 Arten in den gemäßigten und kalten Klimaten der nördlichen Erdhälfte, meist am Meeresstrande oder auf Salzboden. C. officinalis *L.* (Scharbockskraut, Storbutkraut), eine ein- oder zweijährige Pflanze mit dicken, gestielten, breit eiförmigen, am Grunde herzförmigen Wurzelblättern, länglichen, gezahnten und etwas buchtigen Stengelblättern, weißen Blüten und fast kugeligen Schötchen, wächst an den Küsten von Mittel- und Nordeuropa und ist eine der am weitesten gegen den Pol gehenden Phanerogamen. Auch findet sie sich hier und da an Salzquellen und auf den Voralpen Berns in mehr als 1000 m Meereshöhe. Sie wird als Salatpflanze und zum medizinischen Gebrauch (gegen Storbut) kultiviert. Beim Zerreiben riecht das frische Kraut schwach senfartig und schmeckt scharf und salzig; es liefert 0,25—0,5 Proz. ätherisches Öl, welches zum Senföl in naher Beziehung steht, und enthält viel an Salpetersäure und organische Säuren gebundenes Alkali. Der Spiritus Cochleariae (Löffelkrautspiritus), durch Destillation von Spiritus über blühendem Löffelkraut gewonnen, dient zu Mundwassern, bei storbutischer Affektion des Zahnfleisches. C. armoracia *L.* (C. rusticana *Lam.*, Armoracia rusticana *Flor. Wetter.*, gemeiner Meerrettich, Marettig, Green, Kren, Fleischkraut, s. Tafel »Gemüse II«) ist eine ausdauernde Pflanze mit sehr großen, oblongen, gekerbten Wurzelblättern, 0,6—0,9 m hohem Stengel, fiederspaltigen untern u. lanzettlichen, gekerbt-gesägten obern Stengelblättern, weißen Blüten in schmächtigen Trauben und elliptischen Schötchen, in Osteuropa und dem Orient heimisch, findet sich verwildert an Flußufern durch ganz Europa und wird der Wurzel halber vielfach kultiviert (besonders bei Bamberg und Lübbenau). Man legt im April die von allen Nebenzweigen befreiten Würzlinge reihenweise 0,30 m voneinander in schief laufende Löcher, bedeckt sie bis auf das Kronenende, legt sie um Johannis bloß, um alle Seitenwurzeln zu entfernen, und erntet im November. Die dicken, 60 cm langen und längern Hauptwurzeln (Stangen) werden zum Gebrauch aufbewahrt, die dünnen Wurzeln sowie die Nebenwurzeln zu künftigen Setzlingen bestimmt. Die frische Wurzel hat beim Zerreiben einen flüchtig-scharfen, höchst durchdringenden, zu Thränen reizenden Geruch und einen scharfen, brennenden und beißenden Geschmack; sie rötet die Haut und zieht Blasen auf derselben. Früher wurde sie medizinisch benutzt, jetzt ausschließlich als Küchengewürz und Gemüsewurzel. Der wirksame Bestandteil ist ein beim Zerreiben der Wurzel sich bildendes ätherisches Öl, welches, wie es scheint, mit dem ätherischen Senföl völlig übereinstimmt.

Cochlearium (lat.), bei den alten Römern Behältnis zum Mästen der eßbaren Weinbergschnecken.

Cochliodus, s. Haifische.

Cochlospérmum *Kunth*, Gattung aus der Familie der Bixaceen, Sträucher und Bäume, besonders im tropischen Asien und Australien, mit handförmig geteilten Blättern, großen gelben Blüten in Trauben und Fruchtkapseln, deren Samen lange Wollhaare besitzen. Von den elf Arten liefert C. Gossypium *Dec.*, ein schöner Baum auf den Küsten von Koromandel, Travankur und in Ceylon mit auf der untern Seite filzigen, sehr großen, gestielten Blättern und hellgelben Blüten, die schon vor den Blättern erscheinen, ein braunes, im Wasser nur teilweise lösliches tragantartiges Gummi (Kuteragummi); die rote Samenwolle dient zum Polstern. Von C. tinctorium *Perot.*, einem Halbstrauch in Senegambien, dient die Wurzel, Racine de fayar, zum Färben.

Cochon (franz., spr. -schóng), Schwein; unsauberer Mensch; Cochonnerie, Schweinerei, Unflätigkeit.

Cochonnet (franz., spr. koschónä), s. Boccia.

Cochrane (spr. kókrēn), 1) Thomas C., Graf von Dundonald, brit. Seeheld, geb. 14. Dez. 1775, Sohn des als Chemiker namhaften Archibald C., Grafen von Dundonald, gest. 31. Okt. 1860, trat 1793 auf einem von seinem Oheim, dem spätern Admiral Alexander C., befehligten Schiff in den Seedienst. Als Leutnant erhielt er 1800 das Kommando der Brigg Speedy, mit welcher er im Mai 1801 eine spanische Fregatte bei Barcelona und im ganzen in 10 Monaten mehr als 50 Schiffe mit 122 Kanonen wegnahm, wofür er zum Kapitän befördert wurde. Im Juli 1801 mußte er vor einem Geschwader von drei französischen Linienschiffen die Flagge streichen, ward jedoch bald ausgewechselt. 1805 erhielt er den Befehl der Pallas, einer Fregatte von 32 Kanonen, und that sich in den Kämpfen gegen die französische Flotte aufs rühmlichste hervor; auch blieb er auf der See, als er 1806 ins Parlament gewählt worden war. 1809 vernichtete er auf der Reede von Aix, unweit Rochefort, einen Teil der französischen Flotte, geriet aber bei dieser Gelegenheit mit seinem Vorgesetzten, Lord Gambier, und mit der Admiralität in Konflikt und wurde auf Halbsold gestellt. Nachdem C. infolge dessen die Admiralität heftig angegriffen hatte, ward er 1814 angeklagt, bei der Ausbreitung falscher politischer Nachrichten behufs einer Börsenspekulation beteiligt gewesen zu sein, und ohne Beweis seiner Schuld zu 1000 Pfd. Sterl. Geldstrafe, zwölfmonatigem Gefängnis und Ausstellung am Pranger verurteilt sowie mit Ausstoßung aus dem Haus der Gemeinen, Verlust seines Ranges in der Flotte und des Bathordens bestraft. Das Land war entrüstet über diese Härte, und die Wähler von Westminster wählten C. wieder zu ihrem Vertreter. Nach einjähriger Haft (der Pranger war ihm erlassen worden) trat er im Parlament als Gegner des Ministeriums auf, ging aber 1818 als Admiral in den Dienst der neuen Republik Chile, zeichnete sich in dem Unabhängigkeitskrieg derselben außerordentlich aus und nahm 1820 Valdivia und 1821 Lima. 1823—25 stand C. als Admiral im Dienste des Kaisers Dom Pedro von Brasilien, 1827 übernahm er den Befehl der griechischen Flotte, legte denselben aber schon Ende 1828 wieder nieder, da er nicht die nötige Unterstützung fand. Nach England zurückgekehrt, ward C. nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. 1831 in seinen frühern Rang in der Flotte wieder eingesetzt und wenige Tage darauf zum Konteradmiral ernannt. Durch den Tod seines Vaters 1831 ward C. Graf von Dundonald. In der Folge beschäftigte er sich besonders mit dem Studium nautischer und mechanischer Erfindungen; er avancierte 1842 zum Vizeadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward 1848 Oberbefehlshaber der in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern stationierten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang eines Admirals zurückkehrte. 1854 ward er Rear-Admiral von Großbritannien. Über sein Leben berichtete er in »Narrative of services in the libe-

ration of Chile, Peru and Brazil« (Lond. 1859) und in der »Autobiography of a seaman« (1860, 2 Bde.; neue Ausg. 1873). Letztere fand in dem »Life of Lord C.« von seinem Sohn Thomas C. (1869, 2 Bde.) ihren Abschluß.

2) Sir Thomas John, Vetter des vorigen, ältester Sohn des oben genannten Admirals Sir Alexander C., geb. 5. Febr. 1789, gest. 19. Okt. 1872, widmete sich gleichfalls dem Seedienst, ward 1806 im Alter von 17 Jahren von seinem Vater zum Kapitän befördert, nahm 1807 das französische Schiff La Favorite und trug viel zur Unterwerfung der Dänemark gehörigen westindischen Inseln bei. 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, stimmte er mit der konservativen Partei. 1841 wurde er Konteradmiral und 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des Indischen Archipels und bemächtigte sich 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo. 1850 wurde er Vizeadmiral, 1856 Admiral, 1865 Admiral der Flotte.

3) Alexander Dundas Roß Baillie, Lord Lamington, ältester Sohn des vorigen, geb. im November 1816, gest. 15. Febr. 1890, erzogen zu Eton und zu Cambridge, war seit 1841 zu verschiedenen Malen Parlamentsmitglied (seit 1870 für die Insel Wight) und hat sich als Politiker wie als Schriftsteller einen Namen gemacht, so besonders durch sein Werk »Young Italy« (Lond. 1850), worin er als eifriger Verfechter der konservativen Politik auftrat. Auch im Parlament griff er mehrfach, namentlich im Juni 1850, Lord Palmerston an und nahm die österreichische und neapolitanische Regierung gegen die liberale Partei in Schutz. 1880 wurde er beim Rücktritt des Kabinetts Beaconsfield zum Mitglied des Oberhauses mit dem Titel Baron Lamington ernannt. Seine »Lucille Belmont« (1848) und »Ernest Vane« (1849) sind schwache Nachahmungen von Bulwers Romanen. Außerdem veröffentlichte er unter anderm: »Poems« (1838); »Exeter Hall or Church-Polemics« (1841); »The Morea with other poems« (2. Ausg. 1841); »Florence the Beautiful« (1854, 2 Bde.); »The kingdom of Greece« (1862); »Young artist's life« (1864); »Historic pictures« (1865, 2 Bde.); »Francis I., and other historic studies« (1870, 2 Bde.); »Historic châteaux: Blois, Fontainebleau, Vincennes« (1876); »The Théâtre Français in the reign of Louis XV.« (1879).

4) John, berühmter engl. Schachspieler, geb. 1798, gest. 1878, Zeitgenosse Stauntons, mit welchem er bei zeitweiligem Aufenthalt in England (1841—42) viele Partien wechselte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte C. als Rechtsgelehrter in Kalkutta, wo er seine in der Schachwelt wohlbekannten, meist siegreichen Kämpfe mit den Brahmanen Moheschunder und Saumchurn Guttack ausfocht. Nach ihm ist eine lebhafte Variante des Königsspringer-Gambits »C.-Gambit« genannt worden.

Cöcilien, s. Blindwühler.

Cock (engl.), Hahn; C.-pit, Platz oder Gebäude für Hahnenkämpfe.

Cockburn (spr. tobörn), 1) Inselland im Arktischen Meer, nördlich von der Halbinsel Melville; s. Nordpolarländer. — 2) Insel am Nordufer des Huronensees, zur kanadischen Provinz Ontario gehörig, zwischen der Insel Great Manitoulin und der zu Michigan gehörigen Insel Drummond.

Cockerell, Charles Robert, engl. Architekt und Archäolog, geb. 28. April 1788 in London, gest. daselbst 17. Sept. 1863, Schüler seines Vaters Samuel C. (gest. 1827), war 1809 am Wiederaufbau des Covent Garden-Theaters beschäftigt und studierte von 1810—17 die antike Architektur in Italien, Griechenland und Kleinasien. Er beteiligte sich an der Durchforschung des Athenetempels in Ägina und fand mit Haller die Figuren der Giebelfelder, die später nach München verkauft wurden. Auch nahm er an den Ausgrabungen teil, welche den Fries des Apollontempels in Phigalia (Britisches Museum) zu Tage förderten. Nach London zurückgekehrt, lieferte er die Entwürfe für das philosophische Institut zu Bristol, die Hanover-Kapelle in London (1825), einen Flügel der Universitätsbibliothek zu Cambridge, das Feueramt zu Westminster und ein Versicherungsgebäude in Liverpool. Er gab heraus: »Die Altertümer von Athen«, »Der Tempel des olympischen Jupiter in Agrigentum« (1830), »Die Ikonographie der Westfronte der Kathedrale in Wells« (1851) und »Die Tempel des Jupiter Panhellenios und des Apollon Epikurios« (1860).

Cockerill, John, Industrieller, geb. 3. Aug. 1790 zu Haslington in Lancashire, gest. 19. Juni 1840 in Warschau, übernahm 1807 mit seinem Bruder James eine vom Vater in Lüttich eingerichtete Maschinenfabrik und entwickelte hier ein bedeutendes industrielles Talent. Der Zentralpunkt seiner allmählich vielfach verzweigten Thätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, welche er mit James 1816 mit einem Anlagekapital von 16 Mill. Frank einrichtete. Sie beschäftigte zur Zeit ihrer Blüte 2500 Arbeiter und wurde mit 22 Dampfmaschinen von fast 1000 Pferdekräften betrieben. Der wöchentliche Bedarf an Eisen betrug 80 Ton., an Arbeitslöhnen 70,000 Fr. 1825 verkaufte James C. seinen Anteil an diesem Etablissement in Seraing an den König von Holland, welcher nun Johns industrielle Spekulationen mit allem Nachdruck unterstützte. 1833 wurde C. alleiniger Besitzer von Seraing, welches sich fortan mächtiger als je entwickelte. C. wurde in gewissem Sinne der Träger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde, und legte auch an andern Orten in Belgien, Frankreich, Deutschland, z. B. zu Aachen, Stolberg bei Aachen, Kottbus ꝛc., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten (in Lüttich, Val-Benoit, Verviers, Aachen, Decazeville, Bezèche, Petersburg, Surinam), Spinnereien (in Lüttich, Namur, Spa, Aachen, St.-Denis), Tuchfabriken (in Kottbus und Polen), eine Glasfabrik, eine Papierfabrik ꝛc. Er war auch einer der Hauptgründer der Belgischen Bank. Die kriegerische Situation Belgiens 1838 erschütterte jedoch das Vertrauen zu den so ausgedehnten Cockerillschen Unternehmungen, und als die Belgische Bank ihre Zahlungen einstellte, geriet C. Anfang 1839 in finanzielle Verlegenheiten und veräußerte alle Besitzungen bis auf die Etablissements in Seraing und Lüttich. Er begab sich darauf nach Rußland, um im Auftrag der dortigen Regierung neue Unternehmungen zu beginnen, doch ereilte ihn auf der Rückreise der Tod. 1872 wurde ihm in Brüssel ein Standbild errichtet.

Cockermouth (spr. tóckermauth), Stadt im W. der engl. Grafschaft Cumberland, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat Ruinen einer 1648 geschleiften Normannenburg, Baumwoll- und Wollindustrie, Papiermühlen und (1891) 5464 Einw. C. ist Geburtsort des Dichters Wordsworth. In der Nähe Kohlengruben.

Cockney (engl., spr. kŏkni), alter Spitzname für die untern Mittelklassen von London. Durch Volksetymologie ist er so erklärt worden, als hätte ein Londoner, der zum erstenmal einen Hahn krähen hörte, ausgerufen, der Hahn wiehere (the cock neighs). Thatsächlich aber stammt der Name von walisisch coeginaidd (eitel, eingebildet und zugleich weichlich) mit Anlehnung an mittelenglisch cokeney (Hähnchen). Schon Chaucer gebraucht das Wort in dieser spöttischen Bedeutung. Die Ableitung von Cockeigne (Schlaraffenland) ist sprachlich unmöglich.

Cocksdorp, niederländ. Dorf im Eierland (s. d.).

Cock-tail (engl., spr. kŏk-tēl, »Hahnenschwanz«), kalter Grog aus bitterm Likör und Kognak oder statt des letztern mit Weißwein oder Schaumwein und Zugabe von einem Eigelb und Eis. Im Sport Bezeichnung für ein Rennpferd, das nicht Vollblut ist.

Cocoanadehanf, soviel wie Sunhanf, s. Crotalaria.

Cocoawurzel, s. Colocasia.

Cocodès (franz., spr. -dä), Liebhaber einer Kokotte (Cocodette), Pariser junger Geck.

Cocodrillo (ital., »Krokodil«), ruhmredriger Kapitän, Charaktermaske der alten Komödie.

Cocon (franz., spr. -kóng), s. Kokon.

Cocos *L.* (Kokospalme, Kokosnuß), Gattung aus der Familie der Palmen, stachellose, hohe Bäume mit glattem, geringeltem oder mit den bleibenden Blattstielblasen schuppig besetztem, innen weichem und schwammigem Stamm, gefiederten Blättern mit linienförmigen Segmenten, in den Achsen der untern Blätter stehenden Blütenkolben mit kahnförmiger Holzscheide und gelben männlichen und grünen weiblichen Blüten, elliptischen oder eiförmigen, einsamigen Früchten mit dicker, faseriger Hülle, knochenhartem, an der Basis dreiporigem Stein und hohlem Samen. Die Portugiesen erblicken eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Basis einer Kokosnuß mit den drei Löchern und dem Kopf eines Affen (Cocos, Coquin) und nannten danach den Baum Coqueiro. Die artenreiche Gattung ist hauptsächlich in Brasilien vertreten, einige Arten finden sich in Nordargentinien, Ostbolivien, Columbia und auf den Antillen. Sehr viel weiter verbreitet ist C. nucifera *L.* (gemeine oder echte Kokospalme, s. Tafel »Ölpflanzen«), ein bis 30 m hoher Baum mit schlankem, etwas gebogenem, ungleichmäßig geringeltem Stamm, 10—12 nach allen Seiten hin ausgebreiteten, gefiederten Blättern von 4—6 m Länge, deren Stiele am Grunde von einem zähen, braunen Geflecht umgeben sind, und 1 m langer Blütenscheide. Der Baum trägt vom 8. Jahr an fast das ganze Jahr hindurch an jedem Kolben 10—30 Früchte, unter günstigen Umständen 150 und mehr. Sie erreichen die Größe eines Menschenkopfes und sind von melonenähnlicher, undeutlich dreikantiger Gestalt. Unter der anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhaut liegt eine dicke Bastschicht, welche den Steinkern umhüllt. Die Schale des letztern ist braun und beinhart. Sie enthält anfangs einen milchig-flüssigen Saft (Kokosmilch), welcher sich mit der Reife zu einem festen weißen Kern verdickt. Der Baum wächst sehr schnell und erreicht ein Alter von 90—100 Jahren. Seine wehende Blätterkrone bildet einen der schönsten und charakteristischen Züge tropischer Landschaftsbilder. In seiner Vollkraft ist er vom 20.—60. Jahr. Die Kokospalme wächst am üppigsten in der Nähe des Meeres; doch gedeiht sie auch im Binnenland, weit entfernt von der Küste. Das Zentrum ihres Verbreitungsbezirkes sind die Inseln und Küsten des Indischen und Stillen Ozeans. Wo sie die Wendekreise überschreitet, verliert sie an Schönheit und Ergiebigkeit, wie z. B. auf den Sandwichinseln. Am schönsten gedeiht sie zwischen 15° nördl. und 12° südl. Br. Unter dem Äquator steigt sie bis zu einer Höhe von 1200 m ü. M. empor. Den reichsten Ertrag an Früchten liefert sie auf den Sundainseln, den Philippinen, Karolinen, Marianen und Lakadiven. An der Westküste von Afrika reicht sie vom 6.° nördl. bis 16.° südl. Br., während sie auf Madagaskar noch unter 25° vorkommt. In den westlich von Indien gelegenen Ländern Asiens wächst sie nicht; an der Westseite von Vorderindien findet sie sich bis etwa 22° nördl. Br., im Innern bis 25° (bei Patna); an der Küste des Bengalischen Meerbusens gedeiht sie überall und selbst noch in China bis 25° nördl. Br. Die nördlichste Grenze ihres Gedeihens scheinen die südlichsten Boninsinseln zu bilden; die südlichste bezeichnet Pitcairn unter 25° südl. Br. in Australien, so daß sie über eine Zone von 51° verbreitet ist. In Amerika findet sie sich auf der Westküste zwischen 18° nördl. und 18° südl. Br., auf der Ostküste zwischen 24° nördl. und 27° südl. Br. Über die Heimat der Kokospalme weiß man nichts Bestimmtes; aber es ist bezeichnend, daß Asiaten und Polynesier den Baum in der mannigfachsten Weise verwerten, während die Amerikaner nur die Nuß verzehren. Die unreifen Kokosnüsse geben in der erwähnten Milch ein sehr erfrischendes, süß und etwas zusammenziehend schmeckendes Getränk, welches gegoren Branntwein liefert und auf Ceylon wegen seiner bindenden Kraft auch zum Tünchen benutzt wird; die reifern Nüsse enthalten einen anfangs sehr zarten, haselnußartig schmeckenden, nahrhaften Kern, der in vielerlei Zubereitungen genossen wird. Die reife Nuß dient zur Gewinnung des Kokosöls (s. d.), welches auch in Europa aus den eingeführten Kernen (Koperah, Kopra, s. d.) bereitet wird. Die Preßkuchen sind ein wertvolles Viehfutter. Auf manchen Inseln des Stillen Ozeans parfümiert man das Öl mit Sandelholz und benutzt es als wohlriechende Hautsalbe. Die faserige Hülle der Kokosnuß (Koya, Coir, Kokosfaser, s. d.) wird in Europa und Nordamerika auf Bürsten, Tauwerk, Matten, Treibriemen ꝛc. verarbeitet. Die sehr harte Schale der Steinfrucht dient zu Gefäßen; sie läßt sich drechseln und polieren und wird zu kleinen Kunstgegenständen verarbeitet. Verkohlt benutzt man sie zu Zahnpulver. Durch Dampf und Druck kann sie in Fasern aufgelöst werden, welche man zu Bürsten, Pinseln, Besen verarbeitet. Die Blätter dienen zum Decken der Dächer; auch werden Vorhänge, Teppiche, Matten, Körbe, Schirme ꝛc. daraus bereitet. Sonst spielten sie eine Rolle in den religiösen Zeremonien der Tahitier und waren ein Sinnbild obrigkeitlicher Würde. Das wie Haselnuß schmeckende junge Mark unter der Endknospe (Palmhirn) wird wie die jungen, zarten Blätter (Palmkohl) genossen. Aus den Blütenscheiden sowie aus alten Blättern bereitet man Fackeln ähnlich wie aus abgestorbenen Kakteen. Die Asche der Blätter liefert Pottasche. Aus dem Netzwerk am Grunde der Blätter fertigt man Durchschläge und Kleidungsstücke, die im Wasser sehr haltbar sind und daher besonders von Fischern getragen werden. Alte Palmen liefern Nutzholz (Stachelschwein- oder Palmyraholz). Die Rinde dient in Indien zum Gerben, ein aus der Rinde gewonnenes Gummi zum Einsalben der Haare. Aus den Blütenkolben gewinnt man vor dem Aufbrechen der Blüten Toddy, welcher, eingekocht, Palmzucker (Jaggery, s. d.) und

durch Gärung Palmwein (s. d.) liefert. Aus dem gegornen Safte destilliert man einen Arrak; sauer gewordener Palmwein wird als Essig benutzt. Man zieht die Kokospalme aus der Frucht, welche in etwa 18 Tagen keimt, wobei der Keim in Gestalt eines kleinen Elefantenzahnes hervorkommt. Er ist von süßem Geschmack und gilt roh oder geröstet als Leckerbissen.

C. butyracea *L.* (Königspalme), ein majestätischer Baum in Neugranada und Venezuela, liefert Kokosöl, Palmwein, Bau- und Werkholz. C. guinensis *Jacq.*, ein 4 m hoher Baum mit nur 2,5 cm im Durchmesser haltendem Stamm, wächst namentlich auf Tobago, von wo die Stämme als Spazierstöcke (Tobagorohre) besonders nach Frankreich ausgeführt werden. C. aculeata *Jacq.* (Makawbaum, Makajebapalme), in Westindien, Guayana und Brasilien, liefert eßbare Früchte und ein sehr wohlriechendes Palmöl, das zu Toilettenseifen und arzneilich benutzt wird. Von C. vinifera *Örst.*, in Nicaragua und Costarica, geben die Früchte ebenfalls Öl, während der Stamm einen Zuckersaft enthält, aus welchem eine Art Wein (Cogelwein) bereitet wird. C. coronata *Mart.*, in Brasilien, enthält ein Mark, aus welchem die Eingebornen Brot backen, und eine Nuß, aus der Öl gepreßt wird. Einige Arten werden bei uns in Gewächshäusern kultiviert, und C. flexuosa *Mart.* (s. Tafel »Blattpflanzen I«), in Brasilien und weit südlich, C. Romanzoffiana *Cham.*, im außertropischen Brasilien, C. australis *Mart.*, von Brasilien bis Uruguay und den La Plata-Staaten (sehr hart), und C. Weddelliana, letztere mit sehr schmalen Fiederblättchen, sind vorzügliche Zimmerpflanzen.

Cocos chilensis, s. Jubaea.

Cocosinsel, s. Kokosinsel.

Coeu (franz., spr. koköh), Hahnrei.

Coecum (lat.), der Blinddarm, s. Darm.

Cocuzzo, Monte, Gipfel im Kalabrischen Apennin, 1542 m hoch.

Coeg, Gonsael, Maler, s. Coques.

Coegie, Michel van, Maler, s. Coxie.

Cocytus, s. Kokytos.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital., »Schweif«), in der ital. Poetik eine oder mehrere Terzinen, welche zuweilen dem regelmäßigen Sonett am Schluß noch angehängt werden. Der erste Vers dieser C. muß ein siebensilbiger sein und mit dem letzten des Sonetts reimen; die beiden andern elfsilbigen Verse reimen unter sich, jedoch mit keinem Vers des Sonetts. Auch muß der Sinn des Sonetts mit dem 14. Vers vollständig erschöpft sein und die C. nur einen unwesentlichen Anhang bringen, weshalb sie vorzugsweise bei komischen Stücken in Anwendung kommt. Auch der Schlußteil der gleichgebauten Strophen der Kanzone wird C. genannt. — In der Musik ist C. ein Anhang, welcher Tonstücken, deren Hauptperioden wiederholt werden, zuweilen noch als letzte Schlußperiode angefügt wird, z. B. beim Scherzo, wo nach dem Trio das Scherzo wiederholt und dann die C. gespielt wird (scherzo da capo e poi la coda).

Codde, Pieter, holländ. Maler, geb. 1599 oder 1600, gest. 1678 in Amsterdam, wahrscheinlich ein Schüler des Frans Hals in Haarlem, war vornehmlich in Amsterdam thätig, wo er 1637 den Auftrag erhielt, das von F. Hals begonnene Bild der Schützengesellschaft zu vollenden. Er malte mit feinem, zartem Pinsel und in geschmackvollem, aber kühlem Kolorit Gesellschaftsstücke, Herren und Damen bei der Mahlzeit, bei Musik, Spiel und Tanz, und Soldaten in der Wachtstube. Gemälde von ihm befinden sich in den Museen und Galerien des Haag, von Haarlem, Berlin, Wien, Dresden, Schwerin.

Code (franz., spr. kodd', v. lat. codex), Gesetzbuch, insbes. Bezeichnung der fünf napoleonischen Gesetzbücher, nämlich des C. civil des Français oder C. Napoléon (bürgerliches Gesetzbuch) vom 21. März 1804, des C. de procédure civile (Zivilprozeßordnung) vom 14. April 1806, mit Gesetzeskraft vom 1. Jan. 1807, des C. de commerce (Handelsgesetzbuch) vom 15. Sept. 1807, mit Gesetzeskraft vom 1. Jan. 1808, des C. d'instruction criminelle (Strafprozeßordnung) vom 17. Nov., bez. 26. Dez. 1808 und des C. pénal (Strafgesetzbuch) vom 22. Febr. 1810. — Vor der Revolution war Frankreich geteilt in die Länder des geschriebenen (hauptsächlich römischen) Rechts, pays du droit écrit, und die Länder des (auf germanischem Ursprung beruhenden) Gewohnheitsrechts, pays du droit coutumier. Nur die königlichen Verordnungen hatten für ganz Frankreich verbindende Kraft. Die Konstitution des Jahres 1791 sah die Erlassung eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches für ganz Frankreich vor. Zur Ausführung kam dasselbe erst, nachdem Napoleon zum ersten Konsul erhoben worden war. Es wurde eine Kommission von vier Mitgliedern (Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu, Maleville) eingesetzt, welche in 4 Monaten den Entwurf herstellte. Nach vielfachen Hindernissen wurden in den Jahren 1803 und 1804 die verschiedenen Gesetze, welche jetzt den C. Napoléon bilden, nach und nach von der Gesetzgebenden Versammlung beschlossen und durch Gesetz vom 30. Ventôse XII (21. März 1804) zu einem Ganzen unter dem Namen C. civil des Français vereinigt. Nach Umgestaltung der Republik in die Monarchie wurde eine neue Ausgabe des C. civil mit unwesentlichen Änderungen unter dem Titel: C. Napoléon veranstaltet. Der C. besteht aus einem titre préliminaire und drei Büchern, von denen das erste vom Personen- und Familienrecht (des personnes), das zweite vom Sachenrecht (des biens et des différentes modifications de la propriété) und das dritte vom Rechtserwerb durch Erbschaft und Singularsuccession mit Einschluß des Obligationenrechts (des différentes manières dont on acquiert la propriété) handelt. Der C. Napoléon hat in den linksrheinischen Teilen Deutschlands die unter der französischen Herrschaft erlangte Geltung bis heute behauptet und ist in Baden als badisches Landrecht in offizieller Übersetzung eingeführt. — Die Bezeichnung C. führt außer den genannten auch das Forstgesetz vom 21. Mai 1827: Le Code forestier; sie wird zuweilen willkürlich auch auf andre französische Gesetze angewendet (z. B. C. rural, C. de la pêche, de la chasse, C. constitutionnel). — Vgl. »Der C. civil« (franz. und deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1887); Sirey und Gilbert, Les codes annotés (3. Aufl., Par. 1891); »C. civil« (das. 1882—1886). — Im Telegraphenwesen heißt C. eine vereinbarte Wörtersammlung zur Abkürzung von Telegrammen (»Telegrammkodex«); vgl. Geheimschrift.

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codemo, Luigia, ital. Schriftstellerin, geb. 5. Sept. 1828 in Treviso, gewann auf ausgedehnten und ununterbrochenen Reisen, auf denen sie 1838—50 ihre Eltern begleitete, eine bedeutende Welt- und Lebenskenntnis, verheiratete sich 1851 in Venedig mit dem Ritter Carlo v. Gerstenbrand (gest. 1880) und betrat zuerst 1856 mit ihren »Memorie di un contadino« (3. Aufl. 1889) das Feld der schriftstellerischen

Thätigkeit, auf dem sie seitdem eine große Fruchtbarkeit entwickelt hat. Wir nennen von ihren Schriften, die fast ausschließlich Schilderungen des Volks- und Familienlebens enthalten: »Berta« (1858); »Miserie e splendori della povera gente« (3. Aufl. 1865); »L'ultimo Delmosti«, Drama (1867); »La rivoluzione in casa« (2. Ausg. 1872); »Un processo in famiglia«, Drama, und »Una donna di cuore«, Lustspiel (1869); »Scene e descrizioni« (1871); »Chioggia e Schio«, Studien (1872); »I nuovi ricchi« (1876); »Andrea« (2. Ausg., 1877); »Pagine famigliari« (2. Aufl. 1878); »Svago e buona scuola« (1880); »Scene varie. Racconti, bozzetti e produzioni drammatiche« (1882, 2 Bde.); »Scene marinare« (1879); »Le Zattere« (1881); »Nohant« (1884); »Scene campestri, popolari e storiche« (1885); »Patire, non morire, scene artistiche« (1886); »Un viaggio a bordo« (1886); »A guerra finita« (1887) u. a.

Code Napoléon, s. Code.

Codex (lat.), s. Kodex.

Codex Gregorianus, eine im oströmischen Reichsgebiet um 300 n. Chr. entstandene Privatzusammenstellung von kaiserlichen Reskripten aus der Zeit von Hadrian bis Diokletian. Sie war in Bücher und Titel eingeteilt. Wir besitzen sie nur sehr stückweise. Zusammenstellung der Bruchstücke bei Krüger, Mommsen, Studemund: »Collectio librorum juris antejustiniani«, Bd. 3, S. 223 ff. (Berl. 1890).

Codex Hermogenianus, eine wie der Codex Gregorianus im östlichen Teile des römischen Reiches entstandene Privatzusammenstellung von kaiserlichen Reskripten aus der Periode von Hadrian bis Diokletian, stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. und ist in Titel eingeteilt gewesen. Die wenigen uns erhaltenen Bruchstücke finden sich in der »Collectio librorum juris antejustiniani« von Krüger, Mommsen, Studemund, Bd. 3, S. 234 ff. (Berl. 1890).

Codex Justinianus, s. Corpus juris.

Codex Theodosianus, s. Theodosianus codex.

Codia, soviel wie Mohnköpfe.

Codiaeum *Rumph.*, Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, immergrüne Sträucher mit lederartigen, ganzen Blättern und unscheinbaren, in Trauben stehenden Blüten. Vier Arten auf den Südseeinseln. C. variegatum *Müll.* (Croton pictum *Lodd.*), von den Molukken, mit oval lanzettlichen, gelb geaderten Blättern, wird in zahlreichen Formen mit überaus mannigfach geformten (ausgebuchteten, selbst dreilappigen), gezeichneten und gefärbten Blättern unter dem Gartennamen Croton in Warmhäusern kultiviert.

Codicillāris clausŭla (lat.), Kodizillarklausel.

Codicilli (lat.), s. Kodizill.

Codigōro, Flecken in der ital. Provinz Ferrara, Kreis Comacchio, an der Mündung des Canale di Goro in den Po di Volano in sumpfiger Gegend gelegen, mit Torfstichen und (1881) 2018 (als Gemeinde 6415) Einw. 5 km östlich das ehemalige Benediktinerkloster Pomposa mit sehenswerten Fresken und Mosaikboden in der Kirche.

Codille (span. codillo, spr. -lljo), Kunstausdruck für besonders starken Verlust im L'hombrespiel. C. ist der Spieler, wenn einer der beiden Gegner mehr Stiche macht, als er selbst; dieser Gegner macht codille.

Cod. Ms. (lat.), Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift.

Codo (span., »Ellbogen«), älteres span. Längenmaß, ½ Vara = 0,418 m. Der C. di Ribera der Arsenale zu 2 Piés = 0,557 m.

Codogno (spr. -donnjo), Stadt in der ital. Provinz Mailand, Kreis Lodi, Knotenpunkt der Eisenbahnen Mailand-Piacenza und Pavia-Cremona, hat ein Gymnasium, eine technische Schule und (1881) 8935 Einw., welche Seidenweberei und Gerberei, vornehmlich aber Handel mit Parmesankäse betreiben.

Codöl, soviel wie Leberthran.

Codrington (spr. kŏdrĭngt'n), 1) Sir Edward, engl. Admiral, geb. 27. April 1770, gest. 28. April 1851, trat 1783 in die Marine, wurde 1798 Leutnant, befehligte bei Trafalgar als Kapitän das Linienschiff Orion, nahm 1809 an der Expedition nach Walcheren und 1810—13 an den Kämpfen an der spanischen Küste gegen die Franzosen teil. Unter dem Admiral Sir Alexander Cochrane diente er darauf in Amerika, ward 1814 Konteradmiral, 1821 Vizeadmiral und 1826 Befehlshaber der englischen Flotte im Mittelmeer. Im Verein mit dem französischen Geschwader unter dem Admiral de Rigny nötigte er Ibrahim Pascha, den Befehlshaber der ägyptisch-türkischen Kriegsmacht in Morea, 25. Sept. 1827 zu einem Waffenstillstand. Als Ibrahim, allerdings durch griechische Feindseligkeiten gereizt, denselben verletzte und Morea verwüstete, übernahm C. über die vereinigte englisch-französische Flotte, zu der auch das russische Geschwader unter Admiral Heyden stieß, den Oberbefehl. Man wollte Ibrahim Pascha zur Beobachtung des Waffenstillstandes zwingen; aber das voreilige Feuer der Türken führte 20. Okt. zur Schlacht bei Navarino (s. d.), in welcher der größte Teil der türkisch-ägyptischen Flotte vernichtet ward. Während die öffentliche Meinung in England über den Sieg höchst erfreut war, sah die Toryregierung aus politischen Gründen denselben keineswegs als ein durchaus willkommenes Ereignis an; C. wurde im Sommer 1828 abberufen und fand erst nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. wieder Anerkennung. 1831 befehligte C. die Kanalflotte; 1837 ward er zum Admiral ernannt. Seit 1832 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament und stimmte mit den Whigs, legte aber 1839 sein Mandat nieder, als er zum Oberbefehlshaber in Portsmouth ernannt wurde. Vgl. »Memoirs of the life of Admiral Sir E. C.« (hrsg. von seiner Tochter Lady Bourchier, Lond. 1873—75, 2 Bde.).

2) Sir William John, engl. General, zweiter Sohn des vorigen, geb. 26. Nov. 1804, gest. 6. Aug. 1884, trat 1821 in die Armee und ward 1846 Oberst. Beim Beginn des orientalischen Krieges im Juni 1854 zum Generalmajor ernannt, führte er an der Alma und bei Inkjerman eine Brigade. Im November 1855 übernahm C. nach dem Rücktritt des Generals Simpson mit dem Rang eines Generalleutnants das Oberkommando über die englische Armee in der Krim, wurde jedoch an bedeutendern Aktionen durch den bald erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes gehindert. 1857 trat er für Greenwich ins Parlament. 1859—65 war er Generalgouverneur von Gibraltar, und 1863 wurde er General. Im Oktober 1877 trat er in den Ruhestand. — Sein jüngerer Bruder, Sir Henry John, geb. 1808, trat 1823 in die Marine und starb 4. Aug. 1877 als Admiral der Flotte.

Codroipo (das römische Quadruvium), Distrikthauptstadt in der ital. Provinz Udine, an der Stella und der Eisenbahn Venedig-Udine, hat Seidenspinnerei und (1881) 2158 (als Gemeinde 4830) Einw.

Cody (spr. kōdi), William Frederick, unter dem Namen Buffalo Bill bekannter amerikan. Büffel-

jäger und Abenteurer, geb. 26. Febr. 1845 in Scott County (Iowa), diente während des Bürgerkrieges und in spätern Feldzügen gegen die Indianer den Regierungstruppen als Kundschafter und Führer und war inzwischen auch als Schauspieler thätig. 1883 organisierte er ein großartiges Zirkusunternehmen, das unter dem Namen »Wild West« ein lebensvolles Bild des Grenzlebens im amerikanischen Westen geben sollte, und bereiste mit diesem seit 1887 auch Europa.

Coehoorn (spr. ku-), Menno van, Ingenieur, geb. 1641 bei Leeuwarden in Friesland, gest. 17. März 1704 zu Wijkel in Friesland, wurde, 16 Jahre alt, Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm an der Verteidigung von Maastricht und der Belagerung von Grave 1673 teil, wo sich die nach ihm benannten tragbaren Handmörser (Coehörner) zuerst bewährten. 1674 wurde C. wegen besonderer Tapferkeit bei Seneffe zum Obersten ernannt und hat von dieser Zeit an die meisten der zahlreichen niederländischen Festungen teils verbessert, teils vollständig umgebaut. Er focht als Brigadier 1690 bei Fleurus, verteidigte 1692 das von ihm umgebaute Namur gegen Vauban, erlag aber schließlich der Übermacht; 1694 belagerte er Huy und half 1695 Namur zurückerobern. Als Generalleutnant und Inspekteur der niederländischen Festungen eroberte er im Spanischen Erbfolgekrieg das Fort Donatus, leitete unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken die Belagerung von Venloo und Roermonde und nahm Lüttich, Kaiserswerth und Bonn, namentlich durch die Anwendung seiner Mörser. Nachdem er mit Sparre und Tilly die Franzosen aus den Verschanzungen bei Stetene vertrieben, eroberte er noch Huy und Limburg. C. war neben Vauban der bedeutendste Ingenieur seiner Zeit, seine Systeme sind aber so wesentlich auf die Bodenverhältnisse seines Vaterlandes basiert, daß sie außerhalb desselben fast nirgends haben Anwendung finden können (vgl. Festung). C. schrieb: »Versterkinge des vijfhoeks met alle sijne buytenwerken« (Leeuwarden 1682); »Niewe vestingbouw« (das. 1685; deutsch, Düsseld. 1709). Sein Leben beschrieb sein Sohn G. T. van C. (neu hrsg. von Sypestein, Leeuwarden 1860).

Coehörner (spr. ku-), s. Coehoorn.

Coelemans (spr. kul-), Jakob, niederländ. Kupferstecher, geb. 1670 in Antwerpen, Schüler des Cornelius Vermeulen, starb 1735 in Aix. Sein Hauptwerk ist die 1709 vollendete, 1744 herausgegebene, aus 118 Blättern bestehende Sammlung, die er für das Kabinett des Boyer d'Aiguilles in Aix stach.

Coelho (spr. kuéljo), Francisco Adolpho, hervorragender portug. Sprachgelehrter, geb. 1847 in Coimbra, seit 1878 Professor am Curso superior de letras in Lissabon und Direktor einer Bürgerschule Sampaio, Ehrendoktor der Universität Göttingen (seit 1887). Seine philologischen, durch strenge wissenschaftliche Methode ausgezeichneten Schriften beziehen sich auf die Entwickelungsgeschichte der portugiesischen Sprache, so: »A lingua portugueza« (Coimbra 1868), »Origem da lingua portugueza« (Lissabon 1870), »Theoria da conjugação em latim e portuguez« (das. 1871), »Questões da lingua portugueza« (Porto 1874) und »Noções de glottologia geral e especial portugueza« (das. 1881, 2. Aufl. 1888), denen sich neuerdings die Werke »Os dialectos romanicos ou neo-latinos na Africa, Asia e América« (Lissab. 1880—82) und »Os Ciganos« (1892) anschlossen. 1873 gründete er eine wissenschaftliche Zeitschrift: »Bibliographia critica de historia e litteratura«, die es aber nur zu einem Band brachte; 1880 gab er eine »Revista d'ethnologia e de glottologia« heraus. Außerdem veröffentlichte er die erste Sammlung portugiesischer Märchen: »Contos populares portuguezes« (Lissab. 1879) und griff durch mehrere Schriften (z. B. »A questão do ensino« ꝛc.) auch in die Unterrichts- und Erziehungsfragen Portugals ein.

Coello (spr. koéljo), 1) Alonso Sanchez, span. Maler, geb. um 1515 in Benifayro bei Valencia, bildete sich in Madrid bei Anthonis Mor, ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien und starb 1590 in Madrid. In Spanien gibt es noch viele Werke dieses Künstlers, z. B. das Bildnis des Infanten Don Karlos und der Donna Isabella (in der Galerie zu Madrid), die Vermählung der heil. Katharina (im Escorial), Sebastian mit Christus und Maria (in der Klosterkirche San Geronimo zu Madrid) ꝛc. Am ausgezeichnetsten war C. im Porträt; seine Köpfe haben einen seelenvollen Ausdruck, seine Zeichnung ist sorgfältig, die Auffassung streng, wenn auch etwas steif.

2) Claudio, span. Maler, geb. 1621 in Madrid, Schüler von Rizi, erwarb sich großen Ruf, wurde aber durch Giordanos Ankunft, der die Periode des Verfalls der spanischen Kunst einleitete, verdunkelt und starb aus Gram darüber 20. April 1693 in Madrid. Er hinterließ in Madrid, San Ildefonso, im Escorial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro u. a. O. religiöse Bilder, die sich durch kräftige Auffassung auszeichnen. C. ist der letzte bedeutende spanische Maler der klassischen Zeit.

Coëmtio in manum, s. Koëmtion.

Coen (spr. kun), Jan Pieterszoon, geb. 1587 in Hoorn, gest. 1629 in Batavia, Begründer der holländischen Kolonialmacht in Indien, wo er 1617—21 und 1627—29 als Generalgouverneur mit eiserner Hand und großer kommerzieller und politischer Einsicht die Regierung führte. Er stiftete auf den Trümmern der verbrannten javanischen Stadt Jakatra die neue Stadt Batavia (1619) und vertrieb die Engländer beinahe völlig aus dem Archipel. In Hoorn und Batavia sind ihm Standbilder errichtet worden.

Cœur (franz., spr. kör), Herz; eine Farbe der französischen Spielkarte, welche durch ein rotes Herz bezeichnet wird; C. de lion, Löwenherz, Beiname König Richards I. von England; de bon c., von Herzen gern, bereitwilligst.

Cœur (spr. kör), Jacques, franz. Kaufmann, geb. um 1400 als Sohn eines Pelzhändlers in Bourges, gest. 1456, gewann durch Handel in der Levante ein großes Vermögen und unterstützte 1439 den König Karl VII. mit reichlichen Geldmitteln, um den Krieg gegen England erfolgreich zu führen, die Finanzen und Steuern zu ordnen und ein stehendes Heer aufzustellen. 1440 adelte ihn der König, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn zum Finanzminister. Durch den Handel mit Ägypten und Syrien immer reicher geworden und im Besitz vieler Schlösser und Landgüter, zählte C. bald die Mächtigsten des Hofes unter seinen Schuldnern. Diese stürzten ihn aus Neid und Habgier. Wegen Münzfälschung, Vergiftung der Agnes Sorel und Hochverrats angeklagt, ward er 31. Juli 1451 gefangen gesetzt, seiner Güter im Wert von einer Million Goldthaler (etwa 200 Mill. Mark nach heutigem Geldwert) beraubt und zur immerwährenden Verbannung aus Frankreich verurteilt (1455). Er floh über Italien nach der Insel Chios, wo er starb. Seine Kinder, von dem sterbenden

Vater Karl VII. aufs dringendſte empfohlen, erhielten einen Teil ihrer Güter zurück. Das verdammende Urteil wurde unter Ludwig XI. 1463 kaſſiert. Coeurs prächtiges, im gotiſchen Stil erbautes Haus in Bourges iſt noch erhalten. Vgl. Clément, Jacques C. et Charles VII (4. Aufl., Par. 1874); Deslys, Jacques C., récit historique (daſ. 1888).

Coffea, ſ. Kaffeebaum.

Cofferdam, ſ. Koffердam.

Coffeyš Blaſe, ſ. Deſtillation.

Cōge intrāre (oder Compelle intrare, lat., »nötige [ſie] hereinzukommen«), der aus der mißgedeuteten Bibelſtelle Luk. 14, 23 hergeleitete Grundſatz zur Rechtfertigung der gegen Ketzer angewendeten Gewalt oder argliſtigen Proſelytenmacherei.

Cogelwein, ſ. Cocos.

Coghetti, Francesco, ital. Maler, geb. 4. Okt. 1804 in Bergamo, geſt. 21. April 1875 in Rom, bildete ſich daſelbſt bei Camuccini und durch das Studium Raffaels zum Hiſtorienmaler aus. Er ſchloß ſich an die klaſſizziſtiſche Richtung an und war eine Reihe von Jahren hindurch Präſident der Akademie von San Luca in Rom. C. hat zahlreiche Altarbilder und Fresken in Kirchen und Paläſten zu Bergamo, Rom (Palazzo Torlonia) und Savona ausgeführt.

Cogito, ergo sum (lat., »ich denke, alſo bin ich«), oberſter Grundſatz des Descartes, der als unmittelbar gewiſſe Wahrheit an der Spitze ſeines philoſophiſchen Syſtems ſteht. Vgl. Descartes.

Cognac, Getränk, ſ. Kognak.

Cognac (ſpr. konnjak), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Charente, an der Charente und der Staatsbahnlinie Nantes-La Rochelle-Angoulême, altertümlich und eng gebaut, hat eine romaniſche Kirche (aus dem 12. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Collège und (1891) 17,052 Einw. C. iſt der Mittelpunkt der Erzeugung des berühmten feinen Branntweins gleichen Namens. Auch werden in C. Fäſſer, Korkſtöpſel ꝛc. erzeugt und Handel mit Wein, Vieh, Getreide ꝛc. betrieben. In dem noch teilweiſe erhaltenen Schloß von C. wurde Franz I. geboren, dem in der Stadt eine bronzene Reiterſtatue errichtet worden iſt. — C. iſt das Condate der Alten; ſpäter hieß es Coniacum, ſeit dem 12. Jahrh. Coignac. Früher hatte es eigne Herren; im 12. Jahrh. kam es als beſondere Grafſchaft an die Grafen von Angoumois und fiel ſpäter an die Krone. Hier ward 22. Mai 1526 zwiſchen Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Herzog Franz Sforza von Mailand und dem Papſt Clemens VII. die »Heilige Liga« gegen Kaiſer Karl V. geſchloſſen. 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen und 1569 vergebens vom Herzog von Anjou wie vom Prinzen Condé belagert.

Cognatio (lat., natürliche Verwandtſchaft, Blutsverwandtſchaft), das Verhältnis zweier Perſonen, die voneinander oder beide von einem Dritten abſtammen; der Inbegriff der Kognaten iſt die Familie im natürlichen Sinn. Im römiſchen Recht wird der C. die Agnatio (C. civilis) gegenübergeſtellt, deren Grund die väterliche Gewalt iſt (ſ. Agnaten). C. spiritualis, die kanoniſch-rechtliche Verwandtſchaft, welche durch Mitwirkung bei der Taufe und Firmung begründet wird und juriſtiſch nur inſofern in Betracht kommt, als ſie nach kanoniſchem Recht ein Ehehindernis zwiſchen dem Täufling und den Paten begründet. Vgl. Verwandtſchaft.

Cogniard (ſpr. konnjär), Hippolyte und Théodore, zwei Brüder und franz. Vaudevilleſchreiber, jener geb. 20. Nov. 1807 (geſt. 6. Febr. 1882), dieſer 30. April 1806 (geſt. 14. März 1872), entwickelten in der Stellung als Theaterdirektoren (der Porte St.-Martin und der Variétés) in gemeinſchaftlicher Arbeit eine beinahe fabelhafte Thätigkeit als Dramenfabrikanten. Das unzählige Male aufgeführte Zauberſtück »La biche au bois« wie auch die verwandten Stücke: »La chatte blanche« und »La poudre de Perlimpinpin« nebſt dem militäriſchen Spektakelſtück »Masséna, l'enfant chéri de la victoire« entſtammen ihrer Feder. In dem am 19. März 1831 zuerſt gegebenen Vaudeville »La cocarde tricolore« tritt ein begeiſterter Soldat, Namens Chauvin, auf, wodurch dieſe Bezeichnung, wenn nicht aufgebracht, doch populär wurde.

Cogniet (ſpr. konnjä), Léon, franz. Maler, geb. 29. Aug. 1794 in Paris, geſt. daſelbſt 20. Nov. 1880, war als Schüler Guérins und der römiſchen Akademie in den Traditionen der klaſſiſchen Schule Davids aufgewachſen und befeſtigte ſich darin durch einen vierjährigen Aufenthalt in Rom. Zugleich aber verſchloß er ſich nicht den Beſtrebungen der romantiſchen Schule. Das erſte Bild, mit welchem er nach ſeiner Rückkehr einen Erfolg errang, Marius auf den Trümmern von Karthago (1824), zeigt ſchon Figuren von einer Natürlichkeit, welche dem Pathos der klaſſiſchen Schule nicht gegeben war; noch ſelbſtändiger iſt eine Szene aus dem bethlehemitiſchen Kindermord, ebenfalls von 1824, welche ſich in der Auffaſſung des Stoffes noch mehr der romantiſchen Schule zuneigt. Die pſychologiſche Feinheit, welche dieſem Bild unter den gleichzeitigen Werken einen hohen Rang anweiſt, konnte in den monumentalen Aufgaben, welche C. bald darauf geſtellt wurden, wenig zur Geltung kommen. Ein Plafondgemälde im Louvre: Napoleon auf der ägyptiſchen Expedition im Kreis der Altertumsforſcher, ſowie die religiöſen Bilder: der heil. Stephanus in St.-Nicolas-des-Champs und der Engel, Magdalenen die Auferſtehung Jeſu verkündend, in der Madeleine (1827), ſtehen ſeinen übrigen Werken nicht gleich, zeichnen ſich jedoch durch Kraft und Wärme des Kolorits aus. Bald kehrte C. zu lebendig bewegten, pſychologiſch intereſſanten Motiven zurück und malte 1831 nach Walter Scotts »Ivanhoe« die Entführung Rebekkas durch den Tempelherrn aus dem brennenden Schloß. Noch beſſer gelungen iſt ihm der Ausmarſch der Pariſer Nationalgarde 1792, gemalt 1836 (im Verſailler Muſeum). Seinen bedeutendſten Erfolg errang C. im Salon von 1843 mit Tintoretto, der an dem Totenbett ſeiner Tochter die geliebten Züge der Verſtorbenen noch einmal malt. Cogniets Bedeutung beruht namentlich in ſeiner ausgebreiteten Lehrthätigkeit; Meiſſonier und Bonnat gehören zu ſeinen Schülern. Auch aus Deutſchland zogen viele Maler zu ihm, um von ihm das Geheimnis ſeines glänzenden Kolorits zu lernen. In den letzten Jahren malte er nur noch Porträte.

Cognitio (lat.), ſ. Causae cognitio.

Cognitor (lat.), im ältern röm. Prozeßrecht ein Parteivertreter, welcher, im Gegenſatz zum procurator (ſ. d.), von der Partei perſönlich vor dem richterlichen Magiſtrat (in jure) mittels beſtimmter feierlicher, an den Gegner gerichteter Worte beſtellt wurde. Später hieß C. ein fiskaliſcher Beamter, der die Schuldner des Fiskus zur Bezahlung anzutreiben, die Gerechtſame des Fiskus zu verteidigen ꝛc. hatte. Sein Amt hieß Cognitura. Vgl. Keller, Römiſcher Zivilprozeß, § 52 ff. (6. Ausg., Leipz. 1883); Eiſele, Kognitur und Prokuratur (Freiburg 1881).

Cognōmen (lat.), Zuname, s. Name.

Cogolēto, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Golf von Genua und an der Eisenbahn Genua-Nizza, mit Fabrikation von Bleiweiß, Kalk, Öl, Wirkwaren, Papier, einem Hafen und (1881) 980 (als Gemeinde 2494) Einw. C. bestreitet Genua den Ruhm, Geburtsort des Columbus zu sein; man zeigt hier sein angebliches Geburtshaus.

Cogulniceanu (spr. -nutsch-), Michael, rumän. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 6. Sept. 1817 in Jassy, gest. 2. Juli 1891 in Paris, erhielt 1835—1838 in Deutschland seine Bildung, schrieb eine »Histoire de la Valachie et de la Moldavie« (Berl. 1837, Bd. 1), gab in Verbindung mit dem Dichter Alecsandri und mit Negruzzi 1840 eine wissenschaftliche und belletristische Revue, die »Dacia litteraria«, heraus und veröffentlichte »Archiva romanesca«, eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten, und unter dem Titel: »Lepotisitz« 3 Bände rumänischer Chroniken (1845—52). 1848 stand er in Jassy an der Spitze der Erhebung gegen den Fürsten M. Sturdza und flüchtete vor den Russen nach Paris. Seit der Erwählung Alexander Cusas zum Fürsten der Moldau und Walachei (1859) nahm C., der absolutistisch und russisch gesinnt war, den thätigsten Anteil an den politischen Angelegenheiten des Landes und war mehrmals Minister und Ministerpräsident. Als Unterrichtsminister begründete er die Universität Jassy. Am 24. Okt. 1863 übernahm er die Ministerpräsidentschaft, half Cusa 14. Mai 1864 seinen Staatsstreich durchführen und erließ das die Fronen gegen Entschädigung aufhebende Ruralgesetz. Am 7. Febr. 1865 als Ministerpräsident entlassen, war C. unter der Regierung des Fürsten Karl Mitglied der Abgeordnetenkammer und vom November 1868 bis Februar 1870 Minister des Innern im Kabinett Demeter Ghikas. 1877 übernahm er unter Bratianu das auswärtige Ministerium, war 1779—80 Minister des Innern und wurde dann Gesandter in Paris. Doch wurde er schon 1881 von da abgerufen. Schon früher als eifriger Russenfreund ein Gegner Bratianus, trat er jetzt offen gegen denselben auf und bekämpfte mit allen Mitteln dessen zu Österreich und Deutschland hinneigende Politik, doch ohne Erfolg, da sein Ansehen auch durch zweideutige finanzielle Operationen erschüttert war.

Cohahuila, s. Coahuila.

Cohausen, Karl August von, Militäringenieur und Altertumsforscher, geb. 17. April 1812 in Rom, trat 1831 in Koblenz in die 8. Pionierabteilung der preußischen Armee, wurde 1833 Offizier, nahm aber 1840 seinen Abschied, um die Leitung der Steingutfabrik zu Mettlach zu übernehmen, und war dann auch im Baufach thätig. 1848 trat er wieder in das Ingenieurkorps, unternahm 1850—51 Ausgrabungen von alten Verschanzungen und Gräbern auf dem Hunsrück und bereiste 1857 das Deutschordensland und Italien zum Studium mittelalterlicher Befestigungen, war 1858—66 der Bundesmilitärkommission in Frankfurt a. M. beigegeben, wurde 1866 zur preußischen Gesandtschaft nach Paris kommandiert, war 1870 Platzingenieur von Minden, dann bis Frühjahr 1871 von Koblenz und wurde 1871 zum Konservator der Altertümer in Wiesbaden ernannt. Im Auftrag Napoleons III. stellte er für dessen »Leben Cäsars« 1862 archäologische Untersuchungen im Maas- und Rheinland an. Seit 1874 gehört er dem Verwaltungsrat des Römisch-germanischen Museums in Mainz, seit 1885 auch dem des Germanischen Museums in Nürnberg an. Außer zahlreichen Arbeiten in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte er: »Cäsars Rheinbrücken« (Leipz. 1867); »Römische Steinbrüche an der Bergstraße« (Darmst. 1876); »Das Römerkastell Saalburg« (Homb. 1878 u. 1889); »Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung« (Wiesb. 1884, mit Atlas; Nachtrag 1886); »Die Altertümer im Rheinland«, Wegweiser (das. 1890).

Cohen, Emil, Mineralog und Geolog, geb. 12. Okt. 1842 zu Aalsaer in Jütland, studierte in Berlin und Heidelberg, wurde 1867 Assistent am mineralogischen Institut daselbst und habilitierte sich 1871. Vom April 1872 bis Oktober 1878 bereiste er in Südafrika die Diamantfelder und die Goldfelder in Transvaal und gelangte bis zur Ostküste zwischen Lydenburg und der Delagoabai. 1878 wurde er als Professor der Petrographie, Direktor des petrographischen Instituts und geschäftsführendes Mitglied der Kommission für die geologische Landesuntersuchung nach Straßburg berufen. 1885 ging er als Professor der Mineralogie nach Greifswald. C. beschäftigte sich besonders mit der Untersuchung der mikroskopischen Struktur und Zusammensetzung der Gesteine, z. B. der Felsitporphyre, der basischen Glaslaven des australischen Archipels ꝛc., und gab eine »Sammlung von Mikrophotographien zur Veranschaulichung der mikroskopischen Struktur von Mineralien und Gesteinen« (2. Aufl., Stuttg. 1884, 80 Tafeln) heraus. Er schrieb noch: »Über die Dyas im südlichen Odenwald« (Heidelb. 1871); »Geognostisch-petrographische Skizzen aus Südafrika« (Stuttg. 1874); »Erläuternde Bemerkungen zu der Routenkarte einer Reise von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoabai im östlichen Südafrika« (Hamb. 1875); »Struktur und Zusammensetzung der Meteoreisen« (mit Brezina, Stuttg. 1886 ff.). Mit Benecke lieferte er eine von Erläuterungen begleitete geognostische Karte der Umgegend Heidelbergs (Straßb. 1874—77, 2 Blätter).

Cohēres (lat.), Miterbe.

Cohn, 1) Ferdinand Julius, Botaniker, geb. 24. Jan. 1828 in Breslau, studierte seit 1844 daselbst und in Berlin, habilitierte sich 1850 in Breslau und ward 1859 zum außerordentlichen, 1871 zum ordentlichen Professor der Botanik daselbst ernannt. C. ist auch Direktor des von ihm 1866 begründeten pflanzenphysiologischen Instituts. Seine Untersuchungen galten besonders der Morphologie und Entwickelungsgeschichte der niedern Algen und Pilze, der Rädertiere ꝛc. Nachdem C. 1854 die Bakterien und Bibrionen als niedere Pflanzen aus der Verwandtschaft der Oszillarien und Chroolokkaceen erkannt und in seiner Monographie von Empusa Muscae die Entwickelungsgeschichte einer durch parasitische Pilze veranlaßten Epidemie bei den Stubenfliegen gegeben, beschäftigte er sich in letzter Zeit hauptsächlich mit der Biologie der Bakterien. C. schrieb: »Zur Naturgeschichte des Protococcus pluvialis« (Bonn 1851); »Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der mikroskopischen Algen und Pilze« (das. 1854); »Neue Untersuchungen über Bakterien« (das. 1872—75); seit 1875 gibt er »Beiträge zur Biologie der Pflanzen« heraus. Populäre Arbeiten sind: »Die Menschheit und die Pflanzenwelt« (Bresl. 1851); »Der Haushalt der Pflanzen« (Leipz. 1854); »Die Pflanze«, Vorträge (das. 1882), u. a.

2) Hermann, Augenarzt, geb. 4. Juni 1838 in Breslau, studierte seit 1857 in Breslau, Heidelberg und Berlin, ließ sich 1864 in Breslau als Arzt nieder und wurde Assistenzarzt an der Försterschen Augen-

klinik. 1866 begründete er eine Privataugenklinik in Breslau, habilitierte sich 1868 an der Universität als Dozent für Augenheilkunde und wurde 1874 zum außerordentlichen Professor ernannt. C. arbeitete über Hygiene des Auges und namentlich über die Schulhygiene. Bemerkenswert sind seine Untersuchungen über das Photographieren des Innern des Auges. Er schrieb: »Untersuchungen der Augen von 10,060 Schulkindern, nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen nachteiligen Schuleinrichtungen« (Leipz. 1867); »Schußverletzungen des Auges« (Erlang. 1872); »Vorarbeiten für eine Geographie der Augenkrankheiten« (Jena 1874); »Studien über angeborne Farbenblindheit« (Bresl. 1879); »Die Augen der Frauen« (daf. 1879); »Die Hygiene des Auges in den Schulen« (Wien 1883, auch engl. u. ruff.); »Das Auge und die künstliche Beleuchtung« (Braunschw. 1883); »Beleuchtungswert der Lampengloden« (Wiesb. 1885); »Über die Notwendigkeit der Einführung von Schulärzten« (Leipz. 1886); »Die ärztliche Überwachung der Schulen zur Verhütung der Verbreitung der Kurzsichtigkeit« (Wien 1887); »Die Schule der Zukunft« (Hamb. 1890); »Über den Einfluß hygienischer Maßregeln auf die Schulmyopie« (daf. 1890); »Lehrbuch der Hygiene des Auges« (Wien 1891).

3) **Gustav**, Nationalökonom, geb. 12. Dez. 1840 in Marienwerder, studierte in Berlin und Jena, habilitierte sich 1869 an der Universität Heidelberg, wurde noch im selben Jahr an das Polytechnikum in Riga berufen, machte 1873 eine Studienreise nach England, wurde 1875 Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und 1884 an der Universität Göttingen. Er schrieb: »Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik« (Leipz. 1874—75, 2 Bde.); »Die englische Eisenbahnpolitik der letzten zehn Jahre« (daf. 1883); »System der Nationalökonomie« (Stuttg. 1885—89, 2 Bde.) sowie zahlreiche Abhandlungen, die als »Volkswirtschaftliche Aufsätze« (daf. 1882) und »Nationalökonomische Studien« (daf. 1886) gesammelt erschienen.

Cohnheim, Julius, Mediziner, geb. 20. Juli 1839 in Demmin, gest. 15. Aug. 1884 in Leipzig, studierte seit 1856 in Berlin, Würzburg, Greifswald und Prag, praktizierte 1862—63 in Berlin, ward 1864 Assistent am pathologischen Institut daselbst, 1868 Professor der pathologischen Anatomie in Kiel, 1872 in Breslau, 1876 Professor der allgemeinen Pathologie und Direktor des pathologischen Instituts in Leipzig. C. gelangte durch experimentelle Untersuchungen zu dem Schluß, daß bei jeder Entzündung der größte Teil der Eiterkörperchen aus den durch die Wandungen der Venen und Kapillaren ausgewanderten weißen Blutkörperchen besteht, und daß mithin ohne Blutgefäße keine Entzündung möglich ist. Er benutzte auch zuerst die Gefriermethode zur Untersuchung frischer Objekte und schrieb: »Untersuchungen über die embolischen Prozesse« (Berl. 1872); »Neue Untersuchungen über die Entzündung« (daf. 1873); »Vorlesungen über allgemeine Pathologie« (daf. 1877—80, 2 Bde.; 2. Aufl. 1882); »Die Tuberkulose vom Standpunkt der Infektionslehre« (2. Aufl., Leipz. 1881). Seine »Gesammelten Abhandlungen« gab E. Wagner heraus (mit Biographie von Kühne, Berl. 1885). Vgl. Ponfick, Gedächtnisrede auf C. (Bresl. 1884).

Cohoes (spr. kohss), Fabrikstadt im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Albany, bei den 23 m hohen, 270 m breiten Fällen des Mohawk, den man auf langer Brücke überschreitet, und nahe der Mündung dieses Flusses in den Hudson sowie des Champlainkanals in den Eriekanal, hat (1890) 210 gewerbliche Anstalten mit 8711 Arbeitern und einer Produktion von 10,326,460 Doll., darunter 29 Baumwoll- und Strickwarenfabriken (4126 Arbeiter, Produktionswert 5,058,882 Doll.), und 22,509 Einw. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1890: 11,671,837, die städtische Schuld 254,319 Doll.

Cohrasdruck, Zeugdruck, bei welchem das Gewebe mit einer schützenden fettigen Masse bedruckt und dann gefärbt wird.

Coiba, Insel im Stillen Ozean an der Südküste des Depart. Panama in Kolumbien, 25 km vom Festland, 518 qkm groß, mit gutem Hafen, teilweise von Perlenfischern besucht.

Coiffeur (franz., spr. koafför), Haarschneider, Friseur; Coiffure, Haarputz.

Coignet (spr. koanjä), Jules Louis Philippe, franz. Maler, geb. 2. Dez. 1798 in Paris, gest. daselbst 1. April 1860, ging frühzeitig nach Italien und stellte dann von 1824 an zahlreiche, meist nach italienischen Motiven entstandene Landschaften aus. Wiederholte Reisen in Frankreich, dann in die Schweiz und Tirol wie nach Syrien und Ägypten (1845) brachten neue Motive. C. beteiligte sich eifrig an den Bestrebungen der französischen Maler, die Farbe mehr auszubilden, und verstand es, sie harmonisch zu gestalten und dabei doch dem Gegenstand einen idealen Charakter zu wahren. Ein charakteristisches Ölbild von ihm: die Ruinen von Pästum (1844), besitzt die Münchener Neue Pinakothek.

Coimbatore, Stadt, s. Koimbatur.

Coimbra (spr. kuing-), Hauptstadt des gleichnamigen portug. Distrikts in der Provinz Beira, 91 m ü. M., am Abhange eines Hügels rechts am Mondego, über welchen eine schöne steinerne Brücke führt, und an der Eisenbahn Lissabon-Porto, hat sehr mildes Klima und zerfällt in die winkelige Unter- und die freundliche Oberstadt. C. hat eine neue und eine alte (gotische) Kathedrale, eine Kirche (Santa Cruz), mit den Grabmälern der ersten Könige von Portugal, Alfons' I. und Sanchos I., und eine Wasserleitung von 21 Bogen. Ihre Bedeutung verdankt jedoch die Stadt ihrer Universität (»Instituto de C.«). Sie wurde (die einzige in Portugal) 1290 vom König Diniz gestiftet, besteht gegenwärtig aus fünf Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin Mathematik und Philosophie) und zählt durchschnittlich 74 Professoren und 1100 Studenten. Mit der Universität verbunden sind: eine Sternwarte, ein Museum mit wertvollen ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen, ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek von 60,000 Bänden und ein schöner botanischer Garten. Außerdem hat C. ein Lyceum und ein geistliches Seminar. Die Zahl der Bewohner betrug 1878: 13,369, welche lebhaften Handel, namentlich mit Wein und Orangen, treiben und Thonwaren, Hornsachen u. a. herstellen. C. ist Bischofsitz. Hier wurde Portugals größter Dichter, Camões, geboren. In der Nähe das Kloster Santa Clara mit Kirche aus dem Jahre 1132, den Gräbern mehrerer Könige von Portugal, insbes. dem schönen Grabmal der Gründerin des Klosters, Elisabeth, mehreren Skulpturwerken und prachtvollem Park und die Quinta das Lagrimas (»Landhaus der Thränen«) zwischen Orangenhainen, wo einst Ines de Castro gefangen saß und 1530 ermordet ward. — C. soll seinen Namen von der Römerstadt Conimbria erhalten haben, die etwas südlicher lag, und von der noch jetzt Ruinen einer Wasserleitung und einer Brücke zu sehen sind.

Es ward den Mauren 1064 durch Sisnand, einen dort gebornen christlichen Ritter, entrissen. Heinrich I. von Portugal verlieh dem Ort Stadtrecht, und die Stadt war bis zur Eroberung Lissabons durch die Christen (1147) die Residenz der portugiesischen Könige. Einige portugiesische Prinzen führten von ihr den Titel »Herzöge von C.«. 1755 litt C. durch das Erdbeben großen Schaden. Am 27. und 29. Sept. 1810 wurde hier, bei Busaco, Wellington von Masséna zum Rückzug gezwungen und C. von seinen Einwohnern verlassen. Vom 12.—15. März 1811 lieferte hier die französische Nachhut den Engländern eine Reihe von Gefechten, welche die Räumung Coimbras durch die Franzosen zur Folge hatten. 1834 verlegte Dom Miguel seinen Sitz hierher, und 7. Juli 1846 brach zu C. ein miguelistischer Aufstand aus, welcher 4. Jan. 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Sieg bei Torres-Vedras zur Folge hatte.

Coin, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Malaga, am Nordabhang der Sierra de Mijas, mit Marmorbrüchen und (1887) 9825 Einw.

Coincy (spr. kuängßi), Gautier de, s. Contes.

Coir, soviel wie Kokosfaser, s. Cocos.

Coire (spr. kuär'), franz. Name für Chur (ital. Coira).

Coiron berge (spr. kuarong»), s. Cevennen.

Coiter (Koyter), Volcher, Anatom, geb. 1534 in Groningen, gest. 1590, studierte in Pisa, Rom, Bologna, Montpellier, wurde 1569 Stadtarzt in Nürnberg und trat dann als Arzt in die Armee des Pfalzgrafen Johann Kasimir. Er entdeckte die Ganglien an den Rückenmarksnerven, gab die ersten Abbildungen des fötalen Skeletts und veröffentlichte den ersten topographischen Atlas. Er schrieb: »Tractatus anatomicus de ossibus foetus abortivi et infantis dimidium anni nati« (in Eyssonius, »De ossibus infantis«, Groning. 1859); »Tabulae externarum et internarum humani corporis partium« (Nürnb. 1573, Löwen 1653).

Coitus (lat.), Beischlaf; C. anticipatus, Beischlaf vor der Ehe; C. damnatus, illicitus, Blutschande.

Coity Castle (spr. kuoiti kaßl), Burgruine, s. Bridgend.

Coix *L.* (Thränengras), Gattung aus der Familie der Gramineen, hohe, breitblätterige Gräser mit eingeschlechtigen Blüten und großen, kugelrunden, steinharten Scheinfrüchten, deren Schale aus der gemeinsamen Hülle der Ährchen entstanden ist. Drei Arten in den tropischen und subtropischen Gegenden der ganzen Welt. C. Lacryma *L.* (Hiobsthränen), einjährig, mit 1,25 m hohem, markigem Halm, ziemlich breiten Blättern, männlichen Blüten in schlaffen, ästigen Ährchen, an deren Grunde die kleinen weiblichen Ährchen stehen, und weiß- oder bläulichgrauen, glänzenden, einer fallenden Thräne ähnlichen Körnern, wird in Ostindien, China und Afrika häufig als Getreide, bei uns als Zierpflanze kultiviert und findet sich in Südeuropa verwildert. Die Samen werden auch zu Rosenkränzen, Halsbändern benutzt. C. agrestis *Lour.*, ein ausdauerndes, gegen 2 m hohes Gras in Ostindien, dessen wohlschmeckende erbsengroße Körner häufig, wie Reis gekocht, als Gemüse genossen werden.

Cojedes (spr. -chédes), s. Concepcion 5).

Cojutepeque (spr. -chutepéke), Hauptstadt des Depart. Cuscatlan im zentralamerikan. Staat Salvador, an der Straße von San Salvador nach San Vincente, nahe dem See C., mit großen Jahrmärkten und (1878) 4154 Einw.

Coke (spr. kuk), 1) Sir Edward, engl. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 1. Febr. 1552 zu Mileham in der Grafschaft Norfolk, gest. 3. Sept. 1634, ward 1592 Solicitor general der Königin Elisabeth, 1593 Sprecher im Haus der Gemeinen und 1594 Attorney general. Unter Jakob II. erwarb er sich die Gunst des Königs durch sein Verhalten im Prozeß Raleighs und bei der Untersuchung gegen die Teilnehmer der Pulververschwörung, so daß er 1606 zum Oberrichter der Common Pleas und 1613 zum Oberrichter der King's Bench ernannt wurde. Als aber C. die richterliche Unabhängigkeit gegenüber den Wünschen des Hofes zu wahren strebte, wurde er 1616 abgesetzt. 1620 ins Parlament gewählt, wurde er eins der einflußreichsten Mitglieder der Opposition und ließ sich in seiner Wirksamkeit auch durch eine Haft im Tower, die der König 1621—22 über ihn verhängte, nicht behindern. Cokes Hauptwerk ist: »Institutes of the laws of England« (Lond. 1628, 19. Aufl. 1832). Seine Biographie schrieben Woolrych (Lond. 1826) und Johnson (das. 1837, 2 Bde.).

2) Thomas William C., Graf von Leicester, Landwirt, geb. 4. Mai 1752, gest. 30. Juni 1842, vertrat 1774—1832 die Grafschaft Norfolk fast ohne Unterbrechung im Parlament und erwarb sich durch seine Musterwirtschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des sogen. Norfolker Fruchtwechsels in vier Feldern, des Mais- und Turnipsbaues, der verbesserten Rindviehzucht und einer auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden Bodenkultur. Auch erfand er eine Säemaschine. 1837 wurde er Peer als Graf Leicester von Holkham. Vgl. Rigby, Holkham. its agriculture etc. (Lond. 1821); Mulard, Système d'agriculture, suivi par M. C. (Par. 1820).

Cokes (engl., spr. kuks), s. Koks.

Col (Colle), franz., bez. ital. Bezeichnung der Einsattelung eines Gebirgskammes, eines Passes, wie C. di Tenda (1873 m), C. de Larche (1995 m), C. de Lautaret (2075 m), C. de la Vanoise (2527 m), C. de Fenêtre (Montblancgruppe, 2699 m) u. a. in den Westalpen, C. de Fenêtre (Monte Rosagruppe, 2786 m), C. d'Hérens (3480 m), C. de Colon (3130 m), C. della Rossa (2475 m) u. a. in den Mittelalpen, C. de Pertus (290 m), C. de la Perche (1610 m) in den Pyrenäen.

Col., Abkürzung für Colorado (Staat).

Col., bei botan. Namen Abkürzung für W. Colenso, Botaniker und Reisender in Neuseeland.

Cola (lat.), auf Rezepten: »seihe durch«.

Cola *Schott.*, Gattung aus der Familie der Sterkuliaceen, mittelhohe Bäume mit ungeteilten oder gelappten, seltener gefingerten, glatten, zottigen, seltener schuppigen Blättern, seitenständigen, in Rispen geordneten Blüten und vielsamigen, großen, lederartigen oder holzigen Balgfrüchten. 14 Arten in Afrika, die meisten in Guinea und im Mosambik-Distrikt. C. acuminata *R. Br.* (s. Tafel »Genußmittelpflanzen«) ist ein 10—20 m hoher Baum mit bis zum Boden herabhängenden Ästen, 20—30 cm langen, länglich-eiförmigen Blättern, polygamen gelben, rot gefleckten Blüten, halbholziger, brauner Frucht und länglichen, abgestumpften rötlich violetten oder weißen Samen von der Größe einer Kastanie. Der Baum wächst wild an der Westküste Afrikas zwischen der Sierra Leone und dem Kongo u. Niederguinea (10° nördl. u. 5° südl. Br.) und erstreckt sich 500 Meilen in das Innere des Landes hinein. Die Nüsse, Kola- und Gurunüsse, schmecken süßlich aromatisch, hinterher etwas bitter, die getrockneten süß; sie enthalten über 2 Proz. Kaffein und stehen als Kaumittel bei den Negerstämmen Westafrikas von Senegambien bis einschließlich Angola in hohem Ansehen. Ihr Gebrauch hat sich in den letz-

ten Jahrhunderten stets vermehrt, und so veranlaßten sie einen lebhaften Handelsverkehr zwischen den Küstendistrikten und Zentralafrika, selbst bis zu den Küstenplätzen des Mittelmeers. Sie müssen sehr sorgfältig geerntet und behandelt werden, um sie frisch zu erhalten. Beginnen sie zu schrumpfen, so werden sie schnell getrocknet und gemahlen, bilden dann ebenfalls einen bedeutenden Handelsartikel bis in das Herz von Afrika und dienen zur Bereitung eines Getränkes. Die Kolanuß vermehrt und regelt den Appetit, läßt die schädlichen klimatischen Einflüsse leichter ertragen, verbessert das Trinkwasser und wirkt schlafverscheuchend, so daß die Eingebornen nach ihrem Genuß die Gelage zu verlängern vermögen. Sie täuscht über Müdigkeit und Hunger hinweg und erleichtert das Ertragen großer Anstrengungen, auch beseitigt sie den Rausch und mindert die Neigung zur Trunksucht. An die Darreichung von Kolanüssen knüpft sich in Afrika die Zusicherung von Gastfreundschaft und Schutz, und ohne dieselbe ist kein Geschäft anzubahnen. Sie werden auch als Münze benutzt. Wegen der günstigen Wirkungen, welche der Genuß der Kolanüsse auf die Neger ausübt, hat man den Baum auch auf Mauritius, in Westindien, Brasilien, Mexiko und in andern ausgedehnten Strecken des amerikanischen Kontinents, wo viele Neger leben, angepflanzt. In Europa werden aus den Nüssen medizinisch und diätetisch benutzte Präparate, besonders Tinkturen, Extrakte, Liköre und Kolaschokolade, dargestellt, welche im wesentlichen die Wirkung des Kaffeins zeigen. Zum Unterschied von der echten Kolanuß, die als weibliche bezeichnet wird, nennt man die Frucht von Garcinia C. *Heckel* bittere oder männliche Kolanuß; diese enthält kein Kaffein. Auch die Früchte von Heritiera litoralis *Heckel* und Parkia africana *R. Br.* sind mit der Kola verwechselt worden. Vgl. Schuchardt, Die Kolanuß (2. Aufl., Rostock 1891).

Cola (ital.), Abkürzung des Namens Niccolò.

Cölakanthen, s. Fische.

Colani, Timothée, reform. Theolog, geb. 1824 in Lemé (Aisne), gest. 2. Sept. 1888 in Grindelwald, Führer der liberalen Partei innerhalb der reformierten Kirche Frankreichs, wurde 1847 Lizentiat und 1854 Doktor der Theologie und seit 1851 einer der beliebtesten Prediger in Straßburg. Er gab von 1850—69 die »Revue de théologie« in Verbindung mit der Straßburger Fakultät heraus, wurde 1861 zum Professor der französischen Litteratur am protestantischen Seminar, 1864 zum Professor der praktischen Theologie an der theologischen Fakultät ernannt. Der Widerstand, welchen die orthodoxe Partei beiden Ernennungen entgegensetzte, rief 1861 die Union protestante libérale ins Leben. Nachdem er durch seine Predigten (deutsch von Richard, Dresd. 1858) und sein Werk »Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps« (1. und 2. Aufl. 1864) sowie durch zahlreiche Beiträge zur »Revue des Deux Mondes« sich bekannt gemacht, legte er 1870 seine Stelle nieder und zog sich nach Frankreich ins Privatleben zurück. Seitdem war er, aus dem geistlichen Stand ausgetreten, als Führer der liberalen Partei auf der im Juni und Juli 1872 zu Paris tagenden Generalsynode der reformierten Kirche Frankreichs thätig. (Jahrb.).

Colarbeau (spr. -bō), s. Französische Litteratur (18.

Colascione (Calascione, spr. -schone, franz. Colachon), ein in Unteritalien gebräuchliches, der Mandoline ähnliches Griffbrettinstrument, das mit einem Plektron gespielt wird.

Colban, Adolphine Marie, geborne Schmidt, norweg. Dichterin, geb. 18. Dez. 1814, gest. 27. März 1884 in Rom, verheiratete sich sehr jung, ward aber schon mit 36 Jahren Witwe. Durch die Umstände zur Schriftstellerei gedrängt, übersetzte sie gelehrte Werke ins Französische und kam auf diese Weise nach Paris, wo eine Dame aus der vornehmen Welt die Briefe, die die C. ihr ins Bad schrieb, ohne Wissen derselben als »Lettres d'une barbare« drucken ließ, die so großes Aufsehen machten, daß sie von nun an für französische Journale schrieb und in die erste Gesellschaft kam. So den Winter meist in Paris oder Italien, den Sommer in Norwegen zubringend, trat sie bald auch mit selbständigen Werken in der Sprache der Heimat auf. Es erschienen die Novellen: »Lärerinden« (1869); »Tre Noveller« (Christ. 1878); »Tre nye Noveller« (Kopenh. 1875); »Jeg lever« (das. 1877, vielleicht ihre bedeutendste Arbeit); »En gammel Jomfru« (das. 1879; deutsch: »Eine alte Jungfer«, Stuttg. 1880); endlich »Cleopatra« (1880) und »Thyra« (1881). C. verbindet mit dem fein geistigen, scharf sondierenden Wesen des Nordens die Wärme und Weltgewandtheit des Südens: Norwegen und Frankreich in harmonischer Verschmelzung. Fast ihre sämtlichen Arbeiten wurden ins Deutsche übersetzt.

Colbert (spr. -bär), Jean Baptiste, franz. Finanzminister, geb. 29. Aug. 1619 in Reims, gest. 6. Sept. 1683, Sohn eines mäßig begüterten Kaufmanns, wurde durch reiche Verwandte im Staatsdienst untergebracht und hatte das Glück, in diesem die Augen Mazarins auf sich zu ziehen, der ihn als seinen Vermögensverwalter anstellte. Als solcher wußte er trefflich für sich selbst, aber zugleich mit solchem Scharfsinn und Eifer und so skrupelloser Ergebenheit für die finanziellen Interessen seines Patrons zu sorgen, daß dieser auf dem Sterbebette ihn angelegentlich Ludwig XIV. empfahl. Von diesem zum Finanzkontrolleur ernannt, bekämpfte er durch schonungslose Enthüllungen und Verdächtigungen den Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, und führte 1661 dessen furchtbaren Sturz herbei. C. trat dessen Amt an, wenn er auch erst 1669 den Rang eines Staatsministers sowie Oberintendanten der königlichen Bauwerke, der schönen Künste und Fabriken erhielt; später wurde er auch Marineminister. C. ist als der eigentliche Schöpfer der französischen Kriegsflotte zu betrachten, indem er einerseits die Konskription der seemännischen Bevölkerung einführte, anderseits die Zahl der Kriegsfahrzeuge bis auf 300 erhöhte und endlich eine vorzügliche Instruktion für dieselbe ausarbeitete. Nicht minder hob er durch scharfe Überwachung der Finanzbeamten und Steuerpachter sowie durch geschickte Veranlagung der Abgaben die französischen Finanzen auf eine Höhe (110—112 Mill. Livre jährlich), die damals kein andrer Staat erreichte, und die dem Allerchristlichsten König unerhörte Machtmittel in die Hand gab. Freilich wurden diese Ergebnisse durch steigende Leiden des Volkes erkauft, dessen anfängliche Entlastung bald neuen Bedrückungen Platz machte, und dessen Unwille über die unerträgliche Anziehung der Steuerschraube sich in wiederholten Aufständen mehrerer Provinzen kundgab. Am meisten litt die Landbevölkerung unter Colberts Verwaltungssystem. Seinen merkantilistischen Anschauungen getreu drückte er jene zu gunsten des Gewerbes und Handels durch Verbot der Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse (Zolltarif von 1667) und der Ausfuhr aller Arten von Rohstoffen, ja durch

niedrige Regulierung der Getreidepreise. Für die Industrie Frankreichs hat C. im ganzen fördernd und anregend gewirkt, allerdings mehr für die Großindustrie. Unbekümmert um alle Klagen und Proteste nötigte er den Meistern und Fabrikanten Manufakturen auf, die sie nicht haben wollten, und unterwarf sie eingehendster Regelung und Überwachung durch königliche Beamte. Besondere und einsichtige Sorgfalt wandte er dem tief daniederliegenden französischen Seehandel zu; indem er durch Prämien den Bau einheimischer Fahrzeuge ermutigte, die Fremden in französischen Häfen mit der Abgabe des Tonnengeldes traf, erhob er die französische Handelsmarine zur dritten der Welt. Nach damaliger Sitte gründete er zahlreiche vom Staat unterstützte Gesellschaften, welche ein Monopol für den Handel mit fremden Erdteilen erhielten; die wichtigste von ihnen war die Ostindische Kompanie (gegründet 1664). Überhaupt arbeitete er mit regem Eifer an der Ausdehnung des französischen Kolonialreiches, das sich zumal in Ostindien und über den größten Teil Nordamerikas ausbreitete. Ebenso löblich waren Colberts Bemühungen für Verbesserung der Verkehrsmittel, besonders der Landstraßen und Wasserwege, wie z. B. für Vollendung des großen Kanals von Languedoc, der den Atlantischen Ozean und das Mittelmeer verbindet, durch den trefflichen Ingenieur Riquet (1681). Nicht minder zentralisierend wie auf dem Gebiete des Verkehrs zeigte sich C. auf dem der Verwaltung; er entkleidete die hochadligen Provinzialgouverneure aller ihnen noch gebliebenen administrativen Befugnisse, die er den bürgerlichen, von ihm völlig abhängigen und mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüsteten Intendanten übertrug. Ebenso wurde die Gewalt der Parlamente systematisch beschränkt; die königliche Polizei hielt zumal die Hauptstadt im Zaume und führte jede Laune des königlichen oder ministeriellen Despotismus aus. An der Verwirklichung aller dieser Ideen, die C. dem Königtum und dem Lande für ersprießlich hielt, arbeitete er mit unermüdlicher Thätigkeit (15 Stunden jeden Tag), mit durchdringendem Scharfsinn, umfassendsten Kenntnissen, zäher Ausdauer. Seine harten und grausamen Maßregeln sind ihm weniger zur Last zu legen als den ununterbrochenen Kriegen seines Herrn, gegen die er sich häufig genug mit großem Freimut, aber ohne Erfolg ausgesprochen hat. In religiöser Beziehung war er aufgeklärt, ein Feind pfäffischer Übermacht. Er beschränkte die Zahl der kleinen religiösen Feiertage, bekämpfte den Hexen- und Teufelsglauben und beschützte nach Kräften die Protestanten. Außer für materielle Interessen sorgte C. auch für Kunst und Wissenschaft; er stiftete 1663 die Akademie der Inschriften und 1666 die der Wissenschaften, errichtete 1671 die Bauakademie, reformierte die Malerakademie, stiftete für sie in Rom eine französische Schule, unterstützte Gelehrte und Astronomen, gründete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassinis Leitung die große Vermessung Frankreichs vornehmen, sammelte Kunstschätze, bereicherte die königliche Bibliothek und ließ prächtige Gebäude aufführen. Als er aber sich endlich wiederholt genötigt sah, der Verschwendung und Prachtliebe des Königs entgegenzutreten und zur Sparsamkeit zu mahnen, fiel er bei demselben in Ungnade, so daß Ludwig XIV. ihn nicht einmal auf seinem Sterbelager besuchte. Das Volk war durch die Höhe der Abgaben und die empörende Härte bei ihrer Eintreibung gegen C. so erbittert, daß sein Leichenzug durch Militär gegen die Menge geschützt werden mußte. Dennoch waren die äußern Erfolge des Systems so glänzend, daß es viele Nachahmer fand. C. hinterließ ein Vermögen von 10 Mill. und den Titel eines Marquis de Seignelay, der auf seinen ältesten Sohn überging, welcher später die Verwaltung der Marine erhielt. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene »Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort«. Vgl. Clément, Lettres, instructions et mémoires de C. (Par. 1862—73, 7 Bde.; Nachtrag 1882); Derselbe, Histoire de C. et de son administration (3. Aufl., das. 1892, 2 Bde.); Neymarck, C. et son temps (das. 1877, 2 Bde.); Dussieux, Étude biographique sur C. (das. 1886); de Cosnac, Mazarin et C. (das. 1892). — Sein jüngerer Bruder, Charles, Marquis von C.-Croissy, trat in den diplomatischen Dienst, war Gesandter in England und auf dem Rimwegener Friedenskongreß und erhielt später durch die Gunst der Maintenon das auswärtige Ministerium.

Colbertismus, s. Merkantilsystem.

Colbert-Sauce, nach dem Minister Colbert benannte, schwer herzustellende, feine Sauce aus gedünsteten Zwiebeln, geröstetem Mehl, Champignons und wenig Essig, wird vorzugsweise zu Seefischen gegeben.

Colchagua (spr. kolitschágwa), Provinz der südamerikan. Republik Chile, grenzt gegen N. an Santiago, gegen W. an den Ozean, gegen S. an Curico und gegen O. an Argentinien, 9829 qkm (178,5 QM.) groß mit (1892) 161,788 Einw. Im O. erheben sich die Kordilleren mit dem Vulkan von Tinguiririca (4478 m), im W. das Küstengebirge, zwischen beiden liegt eine hohe Thalebene, der beste und fruchtbarste Teil des Gebietes. Gut bewässert, gehört C. zu den reichsten und ergiebigsten Provinzen Chiles, wenngleich in der Ebene der Landbau noch immer der künstlichen Bewässerung bedarf. Gebaut werden Weizen, Gerste, Mais, Bohnen. Die Weiden sind vortrefflich, der Viehreichtum ist sehr groß. Gold und Kupfer sowie Seesalz werden gewonnen. Die Eisenbahn Santiago-Talca (mit Abzweigung nach der Küste) durchschneidet das Land. Hauptstadt ist San Fernando (s. d.).

Colchester (spr. toltschester), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am schiffbaren Colne, 12 km oberhalb dessen Mündung bei Brightlingsea und Schiffen von 120 Ton. zugänglich, hat einen gewaltigen Schloßturm aus der Zeit Wilhelms des Eroberers (jetzt Altertumsmuseum), die Ruine der St. Botolphspropstei aus dem 12. Jahrh. nebst großen Resten von Stadtmauern aus der Römerzeit. Aus neuerer Zeit stammen das Rathaus, die Kornbörse und die ausgedehnten Kasernen. C. hat (1891) 34,559 Einw. Früher Sitz der Wollindustrie und dann der Seidenweberei, ist C. jetzt namentlich seiner Austernzucht wegen bekannt. Zum Hafen gehörten 1891: 187 Seeschiffe von 5351 Ton. und 488 Fischerboote von 5192 T. — C. gilt für das alte Camulodunum, eine Stadt der Trinobanter im römischen Britannien, das Kaiser Claudius zur Kolonie erhob. Zahlreiche römische Altertümer, die hier gefunden sind, zeugen von der einstigen Blüte, die der Ort später nicht behaupten konnte. Eine Anzahl Blämen, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterland vertrieben, verpflanzte 1571 ihre Industrie hierher. 1648 ward C. als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen unter Fairfax genommen. Vgl. Cromwell, History and

description of the ancient town and borough of C. (Lond. 1825, 2 Bde.). — 2) Stadt in der Grafschaft Chittenden des nordamerikan. Staates Vermont, mit vielseitiger Industrie und (1890) 5143 Einw.

Colchester (spr. kŏltschestr), 1) Charles Abbot, Lord, geb. 14. Okt. 1757 in Abingdon, gest. 7. Mai 1829, studierte unter anderm in Genf, wo er zu Johann von Müller in nähere Beziehung trat, saß seit 1795 im Parlament, wurde 1801 unter Addington Obersekretär für Irland und 1802 Sprecher des Unterhauses, welches Amt er 15 Jahre bekleidete. Als er 1817 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, wurde er Peer mit dem Titel Baron C. Vgl. »Diary and correspondence of Lord C.« (hrsg. von seinem Sohn, Lond. 1861, 3 Bde.).

2) Charles Abbot, zweiter Lord, geb. 12. März 1798, gest. 18. Okt. 1867, stieg im Seedienst bis zum Vizeadmiral, war im Ministerium Lord Derbys 1852 Vizepräsident des Handelsamts und Generalzahlmeister, 1858—59 Generalpostmeister, in welcher Stellung er sich durch Abschluß von Postkonventionen mit dem Ausland verdient machte.

Colchicin $C_{17}H_{19}NO_5$, Alkaloid, welches sich in der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, besonders in deren Samen und Knollen findet, wird erhalten, indem man den Samen mit Alkohol und etwas Schwefelsäure auszieht, den Auszug mit etwas Kalk versetzt, das Filtrat mit kohlensaurem Kali fällt und den getrockneten Niederschlag mit Alkohol auszieht. C. ist gelblichweiß, amorph, geruchlos, schmeckt stark bitter, löst sich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 140°, ist nicht flüchtig, reagiert schwach alkalisch, bildet leicht zersetzbare Salze. Es ist stark giftig.

Colchicum *L.* (Zeitlose, Lichtblume), Gattung aus der Familie der Liliaceen, Kräuter mit dicker, von trocknen braunen Hülsen umgebener, meist tief im Boden steckender Knolle, grundständigen, linealischen Blättern, welche bei vielen Arten erst im Frühjahr nach der in den Herbst fallenden Blütezeit erscheinen, meist einzeln (oder zu zwei oder drei) stehenden Blüten mit trichterförmigem Perigon, sehr langer, enger, größtenteils im Boden steckender Röhre und oblonger oder kugeliger, aufgeblasener, dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. Etwa 30 Arten, meist im Orient und in den Mittelmeerländern. C. autumnale *L.* (Herbstzeitlose, s. Tafel »Giftpflanzen I«) findet sich überall in Deutschland, in Mittel-, West- und Südeuropa, auch in Algerien auf feuchten Wiesen. Die hell lilafarbene Blüte erhebt sich im Herbst aus einer kleinen Knolle, welche im Frühjahr sehr kräftig geworden ist und die Blätter und die Frucht über den Boden hervortreten läßt. Die Frucht reift, die Blätter sterben ab, und es entwickelt sich im Herbst eine neue Blüte aus dem bereits früh angelegten neuen Knöspchen. Die Entwickelung ist also zweijährig, und da man im Frühjahr die Fruchtkapseln, im Herbst die Blüten auf den Wiesen sieht, so nannte man die Pflanze filius ante patrem, weil man glaubte, daß sie die Früchte vor der Blüte entwickele. Die frische Knolle, im Spätsommer gesammelt, riecht widrig rettichartig, schmeckt süßlich, dann scharf bitter und kratzend, nach dem Trocknen nur noch bitter; sie enthält als wesentlichen Bestandteil Colchicin in geringer (0,066 Proz.), nach den Jahreszeiten wechselnder Menge. Die Samen sind feingrubig punktiert, braun, durch Ausschwitzung von Zucker etwas schmierig, geruchlos, schmecken sehr bitter und enthalten 0,2—0,3 Proz. Colchicin. Die Herbstzeitlose war schon den Alten bekannt und wurde auch Ephemeron genannt, weil man überzeugt war, daß derjenige, welcher eine Zwiebel esse, an demselben Tage sterben müsse. Die Colchica venena der Alten haben von dieser Pflanze den Namen. Auch Dioskorides warnte vor der giftigen Wurzel der Zeitlose, und durch das ganze Mittelalter waren ihre gefährlichen Wirkungen wohlbekannt; aber erst Störck zog sie 1763 in arzneiliche Anwendung. Als Radix (Tuber) Colchici war sie lange offizinell und auch unter den Namen Wiesensafran-, wilde Safran-, Herbstrosen-, nackte Jungfer-, Hahnenklötenwurzel bekannt. Der Same und daraus bereitete Präparate (Tinktur, Wein) wurden früher mehr als jetzt gegen Gicht, Rheumatismus, Wassersucht ꝛc. angewandt; große Dosen wirken, wie auch die Wurzeln und Blüten, stark giftig. Die Kühe, welche Kraut und Blüten fressen, geben blutige Milch. Bisweilen hat man Colchicumsamen betrügerisch als Hopfensurrogat in der Bierbrauerei angewandt. Als Zierpflanzen kultiviert man auch Spielarten mit weißgelben, rötlichbunten, rosenroten und lilafarbenen Blüten sowie mit weiß gestreiften Blättern auf Rasenplätzen und als Einfassung am Rande kleiner Strauchgruppen. Hierzu eignet sich auch C. variegatum *L.*, in Portugal, Sizilien, auf Kreta und in Kleinasien einheimisch, mit wellenförmigen, lanzettförmigen Blättern und buntwürfelig gefleckten Blüten, welche auch im Herbst erscheinen, die angebliche Stammpflanze der bei den Alten und im Mittelalter sehr geschätzten, platten, herzförmigen, von allen Hüllen befreiten, als Hermodatteln (Hermodactyli) bekannten Knollen. Vgl. Laborde und Houdé, Le colchique et la colchicine (Par. 1887).

Colcotar vitrioli, soviel wie Caput mortuum.

Cold-cream (engl., spr. kōld-krīm, »kalter Rahm«, fälschlich »Goldcreme« genannt, Unguentum leniens), eine sehr milde, weiche Salbe, die namentlich gegen rauhe Haut empfehlenswert ist. Man bereitet sie aus 4 g weißem Wachs, 5 Teilen Walrat, 32 Teilen Mandelöl, 16 Teilen Wasser und auf je 50 g Salbe 1 Tropfen Rosenöl.

Colding, Ludwig August, Physiker, geb. 13. Juli 1815 in Arnakke bei Holbäk, besuchte seit 1837 die polytechnische Schule in Kopenhagen, wurde 1845 Straßenbauinspektor, 1858 Ingenieur der Stadt Kopenhagen und 1865 Professor an der polytechnischen Schule. C. gilt als Mitbegründer der mechanischen Wärmetheorie. Er schrieb: »Die tropischen Cyklonen« (Kopenh. 1871); »Die Bewegungen der unterirdischen Wässer« (das. 1872); »Die Stürme und Verheerungen des Meeres im Jahre 1872« (das. 1881).

Cold Spring, Ort in der Grafschaft Putnam des nordamerikan. Staates New York, am Hudson, Westpoint gegenüber, hat eine Geschützgießerei, Hochöfen und (1890) 3500 Einw.

Coldstream (spr. kōldstrim), Dorf in Berwickshire (Schottland), am Tweed, mit (1891) 1535 Einw. Hier organisierte General Monk das noch bestehende Garderegiment (s. unten).

Coldstream-Guards (spr. kōldstrim-gards), ein zur Gardebrigade gehörendes engl. Infanterieregiment, das, 1656 errichtet, bei der Restauration vorzügliche Dienste leistete und deshalb bei der Auflösung der Armee durch Karl II. 1660 allein bestehen blieb. Es zählt zwei Bataillone und trägt scharlachroten Waffenrock mit weißen Litzen, dunkelblaue Beinkleider und schwarze Bärenmützen mit rotem Busch. Vgl. M'Kinnon, Origin and services of the C. (Lond. 1833).

Coldwater (spr. tōld-uāter), Hauptstadt der Grafschaft Branch im nordamerikan. Staat Michigan, mit Waisenschule des Staates, Gießereien, Mühlen und (1890) 5247 Einw.

Colebrooke (spr. tōlbruk), Henry Thomas, der erste Sanskritist seiner Zeit und Hauptbegründer des Studiums der indischen Litteratur in Europa, geb. 15. Juni 1765 in London, gest. daselbst 18. März 1837, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mirzapur und dann britischer Resident am Hofe zu Berar, kehrte 1816 nach Europa zurück und war bis zu seinem Tode Präsident der Asiatischen Gesellschaft in London. Das erste größere Werk von C. war seine Übersetzung eines umfangreichen indischen Rechtswerks über Erbrecht, Sachen- und Obligationenrecht (»A digest of Hindu law on contracts and successions«, Kalkutta 1798, 3 Bde.; Lond. 1801, 3 Bde.; Madras 1864, 3 Bde.), dem später als Ergänzung seine »Translation of two treatises on the law of inheritance« (das. 1810) folgte (wieder abgedruckt in Stokes' »Hindu law books«, das. 1865). Sorgfalt und philologische Gründlichkeit zeichnet die zahlreichen Essays von C. aus, die fast alle Teile der indischen Litteratur betreffen und zum Teil auch jetzt noch nicht überholt sind, so seine Abhandlungen über die Wedas, über die philosophischen Systeme der Inder, über die indischen Sekten, über das indische Maß- und Münzsystem, über Sanskrit- und Prâkritpoesie, über indische Inschriften, über den indischen und arabischen Tierkreis, über die Pflichten einer indischen Witwe (Witwenverbrennung) und andre Aufsätze, die zuerst in den Veröffentlichungen der Asiatischen Gesellschaften von Kalkutta und London erschienen und später wiederholt gesammelt wurden (zuletzt von Cowell, »Miscellaneous essays by H. T. C.«, Lond. 1873, 2 Bde.; dazu als dritter Band Colebrookes Biographie von seinem Sohn). Grundlegend für das Studium der indischen Grammatiker und Lexikographen wirkten seine leider unvollendete Sanskritgrammatik (Kalkutta 1805), die von ihm veranlaßte erste Ausgabe der Grammatik des Pânini (1809) und das von ihm herausgegebene alte Sanskritwörterbuch »Amarakosha«. Für die Geschichte der Mathematik wichtig ist seine Übertragung aus dem Sanskrit »Algebra of the Hindus« (Lond. 1817). C. erkannte auch als einer der ersten die enge Verwandtschaft des Sanskrit mit den indogermanischen Sprachen Europas.

Coelebs (lat.), eine ehelose Person, s. Cölibat.

Coleford (spr. tōlfōrd), Stadt in Gloucestershire (England), südöstlich von Monmouth am Rande des Dean Forest, mit Kohlengruben, Eisenindustrie und (1891) 2450 Einw.

Colenso (spr. tolénnsō), John William, Bischof von Natal, Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung in der englischen Hochkirche, geb. 1814 in Cornwall, gest. 20. Juni 1883 in Natal, machte seine Universitätsstudien zu Cambridge, wo er seit 1842 vielgebrauchte Lehrbücher der Algebra und Arithmetik schrieb. Seit 1846 wirkte er als Prediger zu Forncett St. Mary in Norfolk und veröffentlichte »Village sermons« (Lond. 1853). Nachdem er 1853 Bischof von Natal im südlichen Afrika geworden, ließ er sich die Bekehrung und Zivilisierung der Eingebornen unermüdet angelegen sein. Das Ärgernis, welches C. gab, als er in seinem Werk »St. Paul's Epistle to the Romans, newly translated« (Lond. 1861) die Ewigkeit der Höllenstrafen in Abrede stellte, wuchs, nachdem er in dem Werk »The Pentateuch and the Book of Joshua, critically examined« (das. 1862—65, 5 Bde.; neue Ausg. 1863—71, 6 Bde.) die Echtheit und Geschichtlichkeit der Mosesbücher in Frage zog. C. wurde zur Verantwortung vor die Konvokation (s. d.) nach England berufen. 40 Bischöfe begehrten, C. solle sein Amt niederlegen. Der Bischof der Kapstadt sprach förmliche Absetzung über ihn aus. Doch C. appellierte 1865 an das Privy Council der Königin und erlangte hier seine Freisprechung. Der in demselben Jahre erschienene fünfte Teil seines Werks über den Pentateuch zeigte einen noch entschiedenern Standpunkt als die frühern, und jetzt wurde in der That ein Gegenbischof wider ihn aufgestellt. Eine Pan-Anglican-Synod, welche 1867 im erzbischöflichen Palast von Lambeth tagte, und zu welcher die anglikanischen Bischöfe aus allen Weltteilen herbeieilten, sollte C. förmlich exkommunizieren. Doch scheiterte diese Absicht daran, daß die sogen. Palmerstonschen Bischöfe, Anhänger der Low-Church, ihre Teilnahme an der Synode verweigerten, und daß der Bischof von London für seinen Beitritt Bedingungen stellte, welche dem Exkommunikationsplan die Spitze abbrachen. C. aber behauptete seine gesetzlich unanfechtbare Stellung als Bischof von Natal bis zu seinem Tod. Seine Biographie schrieb Cox (Lond. 1888, 2 Bde.).

Cölenteraten (Coelenterata, Schlauchtiere), eine große Gruppe niederer Tiere, haben ihren Namen von dem Umstande, daß bei ihnen Leibeshöhle (coeloma) und Darm (enteron) nicht getrennt sind, heißen aber auch Zoophyten (Pflanzentiere). Sie sind meist von sehr einfachem Bau und bestehen im wesentlichen aus einem Sack oder Schlauch, dessen Öffnung, der Mund, in einen weiten Hohlraum führt, der, wie gesagt, Darmkanal (Magen) und Leibeshöhle zugleich ist. Die Wand des Sackes hat zwei oder drei Schichten: zu äußerst das Hautblatt (Ektoderm), zu innerst das Darmblatt (Entoderm), dazwischen unter Umständen das Mittelblatt (Mesoderm), das bei manchen C. sehr dick sein kann. Die im Darmkanal aus der Nahrung zubereitete Flüssigkeit gelangt direkt in Kanäle, welche sich im ganzen Körper verbreiten; eigentliche Blutgefäße fehlen. Sind eine Anzahl Einzeltiere zu einer Kolonie vereinigt, so stehen sie mittels jener Kanäle in Verbindung, und so kommt, was ein Einzeltier erwirbt, der Gesamtheit zu gute. Darum hat sich auch eine eigentümliche Art von Arbeitsteilung ausbilden können, bei welcher in solchen Kolonien gewisse Einzeltiere die Ernährung, andre die Bewegung, wieder andre die Fortpflanzung ꝛc. besorgen. — Die C. wurden als besondere Gruppe des Tierreichs zuerst von Leuckart 1848 aufgestellt und waren bis dahin in dem Cuvierschen Typus der Radiaten (s. d.) enthalten gewesen. Doch umfaßten sie damals noch nicht die Schwämme, welche neuerdings von vielen Zoologen dazu gerechnet werden. Gegenwärtig teilt man sie meist ein in die: 1) Schwämme, 2) Korallpolypen, 3) Akalephen, 4) Hydromedusen und 5) Rippenquallen. Die vier letztgenannten Gruppen werden auch wohl, da sie unter sich vieles gemeinsam haben, als C. im engern Sinne oder als Cnidarier (Cnidaria, Nesseltiere) bezeichnet, weil bei ihnen sich in der Haut die sogen. Nesselorgane entwickeln. Dieses sind Kapseln mit einem spiralförmig aufgerollten Faden im Innern; bei leisester Berührung bersten sie, schießen den Faden hervor und entleeren zugleich eine wahrscheinlich giftige Flüssigkeit, welche dem Faden anhaftet. Kleinere Tiere werden mit diesen zwar mikroskopisch kleinen, aber dafür um so zahlreichern Wurf-

geschossen geradezu getötet, größere gelähmt; auch der Mensch kann schwere Krankheiten von der Berührung einer großen Scheibenqualle davontragen. Solche Nesselorgane fehlen den Schwämmen gänzlich, kommen allerdings auch bei den Rippenquallen nur ganz vereinzelt vor. Gemeinsam ist den Knidariern im Gegensatz zu den Schwämmen ferner der Mangel der Hautporen und das Vorhandensein von Muskeln und Nerven samt Sinnesorganen. — Die Fortpflanzung geschieht meist ungeschlechtlich durch Knospung und Teilung und führt zur Bildung der oft sehr umfangreichen Kolonien. Stets tritt aber auch die geschlechtliche Fortpflanzung hinzu. Selten entstehen beiderlei Zeugungsstoffe (Eier und Samenfäden) in dem Körper desselben Einzeltiers; auch treffen sie meist erst in der Magenhöhle oder außerhalb der Tiere zusammen. Aus dem Ei schlüpft gewöhnlich eine flimmernde Larve, aus welcher durch mehr oder minder komplizierte Metamorphose ein den Eltern ähnliches Wesen hervorgeht. Die Larven vermehren sich aber auch oft durch Sprossung und Knospung und erzeugen so eine Generation von Einzeltieren (Generationswechsel, s. d.). Die C. sind fast sämtlich Meeresbewohner. Näheres über sie vgl. bei den fünf oben genannten Gruppen; s. auch Tafel »Aquarium«.

Coleŏni, Condottiere, s. Colleoni.

Coleophŏra, s. Motten.

Coleoptĕra, soviel wie Käfer.

Coleorrhiza, s. Wurzel.

Coler, 1) (gewöhnlich Colerus) Johann, landwirtschaftl. Schriftsteller, geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg in Schlesien, gest. 23. Okt. 1639 in Parchim, ward zu Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und schrieb: »Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici« (1592, 3. Aufl. 1684) und »Oeconomia ruralis et domestica« (Wittenb. 1591—1601, 6 Tle.), beide zusammen herausgegeben als »Haushaltungsbuch« (beste Ausgaben von seinem Sohn, Frankf. 1672; zuletzt Leipz. 1711), das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist. C. hat zu seiner Zeit einen außerordentlichen Einfluß geübt und drang mehr in die Massen als irgend einer der gleichzeitigen Schriftsteller.

2) Alwin von, preuß. Generalstabsarzt, geb. 15. März 1831 in Gröningen bei Halberstadt, studierte seit 1852 auf dem Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin, trat 1856 in den Militärdienst, wurde 1863 Stabsarzt und, nachdem er sich in den Feldzügen von 1864 und 1866 als Arzt bei der Truppe besonders bewährt hatte, 1867 zum Medizinalstab kommandiert. 1868 trat er in die neuerrichtete Medizinalabteilung des Kriegsministeriums ein, 1879 wurde er Generalarzt und 1889 Generalstabsarzt des preußischen Heers, Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten und Präses der Prüfungskommission für Militärärzte. 1892 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität ernannt. Als Dezernent in der Medizinalabteilung unter Grimm und als Abteilungschef unter Lauer nahm C. hervorragenden Anteil an der Neuordnung des Sanitätsdienstes im Heer. Er erstrebte die gedeihliche Entwickelung und Förderung des militärärztlichen Standes (Schaffung des Sanitätsoffizierkorps), Hebung der militärärztlichen und medizinischen Wissenschaft (Einrichtung von Fortbildungskursen für Militärärzte des aktiven und Beurlaubtenstandes) und die Nutzbarmachung der militärärztlichen Kenntnisse und Kräfte für die Armee. Die von ihm verfaßte Kriegssanitätsordnung (1878) und die Friedenssanitätsordnung (1891) sind für alle Armeen vorbildlich geworden und haben ein beständiges Sinken der Krankheits- und Sterblichkeitsziffer in der Armee bewirkt. Unter seiner Leitung entstanden der »Sanitätsbericht über die deutschen Heere im Kriege 1870/71« (9 Bde.), die jährlich erscheinenden Friedenssanitätsberichte über die Armee, »Die Grippe-Epidemie 1889/90 im deutschen Heer« (Berl. 1890), die Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Militärsanitätswesens und »Die transportable Lazarettbaracke« (mit v. Langenbeck und Werner, 2. Aufl., das. 1890).

Coleraine (spr. kolrēn), Stadt in der irischen Grafschaft Londonderry, am Bann, der einen Hafen für kleine Schiffe bildet, hat ein Schloß, Papiermühlen, Seifensiedereien, Gerbereien, Leinweberei, einigen Handel und (1891) 6845 Einw. Zum Hafengebiet gehören (1891) 6 Seeschiffe von 544 Ton. Gehalt und 138 Fischerboote.

Coleridge (spr. kōlridsch), 1) Samuel Taylor, engl. Dichter, Kritiker und Theolog, der genialste Reformator der englischen Poesie zur Zeit der französischen Revolution, geb. 20. Okt. 1772 zu Ottery St. Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, gest. 25. Juli 1834 in Highgate. Er erhielt seine Vorbildung in der Christ's-Hospitalschule zu London und studierte dann 1791—94 zu Cambridge. Seine Gesinnung war damals ultra-radikal und antidogmatisch, doch immer streng religiös, so daß er in Milton sein Ideal fand. Er verließ daher die Universität, wurde in der äußersten Not für eine Weile Soldat, wollte mit Southey und andern Freunden nach Amerika auswandern, um eine kommunistische Republik zu gründen, vermählte sich zu diesem Behuf mit einer Schwägerin von Southey, sah sich jedoch bald von den Genossen verlassen und zu einem Schriftstellerleben in England gezwungen. In Hymnen und Sonetten Miltonscher Art, in einem mit Southey und Lovell geschriebenen Drama: »The fall of Robespierre« (1794), in einer Zeitung: »The Watchman« (1796) und in einer Reihe öffentlicher Vorlesungen zu Bristol bekundete sich seine Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution. Vor der Not, welche ihn und seine Familie dabei bedrängte, schützte ihn die Einladung des Lohgerbers Poole nach Nether Stowey (Somersetshire), wo er binnen Jahresfrist (1797—98) seine schönsten Gedichte schuf: Landschaftsidyllen wie »Diese Lindenlaube mein Gefängnis« oder »Frost um Mitternacht«, wo durch die realistisch beobachteten Phänomene etwas Übernatürliches, eine Art pantheistisch gedachter Weltseele durchschimmert, und gespenstische Balladen wie »Der alte Matrose« (deutsch von Freiligrath; von Höfer, Berl. 1844) oder »Christabel«. Zum »Alten Matrosen« gab der Traum eines Freundes die Anregung und Shelvockes Weltumseglung das Motiv vom erschossenen Albatroß; »Christabel« beruht auf einer Episode in Spensers »Feenkönigin«; beide Gedichte haben auf Walter Scott, Byron, Shelley und Keats tiefen Eindruck geübt. Die Poesie von C. ist nicht umfangreich, aber stimmungssatt und melodisch, bald gedankenschwer und bald mit einem Märchenreiz ausgestattet, der für die englische Romantik tonangebend wurde. Mit ihren Vorzügen steht es leider in Zusammenhang, daß C. sich gleichzeitig dem Opium ergab, was zur Folge hatte, daß sich sein großes Genie allmählich zwischen Unternehmungsfülle und Energielosigkeit erschöpfte. Zunächst ging er, von den Brüdern Wedgewood unterstützt, nach Deutschland, um Kant zu studieren, trieb in Göttingen mit Eifer deutsche

Litteraturgeschichte (1798—99) und gab nach der Rückkehr in einer klassischen Übersetzung von Schillers »Wallenstein« (Lond. 1800) ein Beispiel, wie deutsche Verse treu und doch idiomatisch in englische zu verwandeln sind. Auch durch kleinere Übersetzungen wirkte er für die Aufnahme deutscher Poesie; in vielbesuchten Vorlesungscyklen importierte er die ästhetischen Entdeckungen von Lessing, Kant, Herder, Jean Paul und Schlegel, so daß für die englische Kunstkritik eine neue Epoche begann; mündlich und schriftlich ward er zum bedeutendsten Interpreten deutscher Metaphysik. Das Hauptprodukt dieser Thätigkeit ist seine »Biographia literaria« (Lond. 1817, 2 Bde.; zuletzt 1876 in Bohns »Standard library«). Seine poetische Kraft war inzwischen erlahmt und zeigte sich noch am ehesten auf dem Gebiete des Romanzendramas: er bearbeitete sein Jugenddrama »Remorse« (1813) für die Bühne und ahmte Shakespeares »Wintermärchen« nach in »Zapolya« (1817). Politisch war er, je mehr die französische Republik erobernd auftrat und in Napoleonischen Despotismus umschlug, ein desto überzeugterer Konservativer geworden, schrieb erfolgreiche Leitartikel für das Regierungsblatt »Morning Post« und vergaß nicht die Metaphysik seines eignen Organes »The Friend« (1809—10, in Buchform neugedruckt 1812, umgearbeitet 1818) in einen Aufruf zu den Befreiungskriegen auslaufen zu lassen. Seine Familie hatte er inzwischen an den Seen in Nordwestengland untergebracht, in Keswick bei seinem Schwager Southey, unweit von Wordsworth, weshalb er mit diesen Dichtern zusammen als lakist bezeichnet wird. Er hielt sich aber dort nur zeitweilig auf; als Publizist hatte er meist in London zu leben. Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1804 für anderthalb Jahre nach Malta als Sekretär des Gouverneurs; seit 1810 genoß er die Pflege befreundeter Familien in Hammersmith und Calne. Die letzte Periode seines Lebens verbrachte er im Hause des Arztes Gilman zu Highgate, seit 1816; dort verfaßte er die christlich sozialen Flugschriften »The statesman's manual, a lay sermon« (1816); »A second lay sermon« (1817; mit erstern zusammen, 3. Aufl. 1852); »On the constitution of the Church and State« (1830, 4. Aufl. 1852); dort entstanden auch die frommen und zugleich freisinnigen »Aids to reflection« (1825, neueste Aufl. 1885), die »Confessions of an inquiring spirit« (erschienen 1849) und »Theory of life« (hrsg. von Watson, 1849). Als »das Orakel von Highgate« hielt er berühmte Gespräche, von denen ein Teil aufgezeichnet und nach seinem Tode als »Table talk« gedruckt wurde (1835, zuletzt 1884). Eine Sammlung seiner kleinern Prosaschriften aus dem Nachlaß erschien als »Literary remains« (1836—38, 4 Bde.; neue Ausg. 1863). Seine »Notes and lectures on Shakespeare«, teilweise von seiner Tochter 1849 herausgegeben, wurden in weiterm Umfange von T. Ashe in einem Neudruck zusammengefaßt (Lond. 1883). Eine gute Ausgabe seiner »Poetical works« ist die von Freiligrath bei Tauchnitz; die vollständigste erschien 1877 bei Pickering (Lond., 4 Bde.) und wurde 1880 in Macmillans Verlag noch mit einem Nachtrag versehen. Von neuern Ausgaben ist die kommentierte Macmillans (1892) zu erwähnen. Biographien gaben Gillman (Lond. 1838), Traill (das. 1884), Brandl (»S. T. C. und die englische Romantik«, Berl. 1886) und H. Caine (Lond. 1887). Vgl. auch A. Swinburne, Essays and studies (Lond. 1888).

2) Hartley, engl. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1796 in Clevedon bei Bristol, gest. 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland, erhielt seine Bildung in Oxford und erregte schon als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen, die aber später nicht ganz erfüllt wurden. Einiges in seinen »Poems« (Lond. 1833) schließt sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst an. Er schrieb außerdem: »Biographia borealis« (eine Sammlung nordischer Biographien, Lond. 1833) und »The worthies of Yorkshire and Lancashire« (1836; neue Ausg. 1852, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner »Essays and marginalia« (1851, 2 Bde.) sowie seiner »Poems« (1852, 2 Bde.) wurde von seinem Bruder Derwent C. veranstaltet. — Seine nicht minder begabte Schwester Sara C., geb. 22. Dez. 1802 in Greta Hall bei Keswick, seit 1829 mit ihrem Vetter Henry Nelson C. verheiratet, gest. 3. Mai 1852, besaß eine gründliche Kenntnis der griechischen und lateinischen sowie der neuern Sprachen und hat sich durch die Herausgabe der Gedichte ihres Vaters (1847), wie früher durch Übersetzungen, z. B. »An account of the Abipones, an equestrian people of Paraguay« (a. d. Lat. des M. Dobrizhoffer, 1822, 3 Bde.) und »Memoirs of the Chevalier Bayard« (a. d. Franz. des 16. Jahrh., 1825), verdient gemacht. Auch schrieb sie: »Pretty lessons for good children« (1834, 6. Aufl. 1874) und »Phantasmion«, eine reizende Feengeschichte (1837, neue Ausg. 1874). Vgl. ihre »Memoirs and letters« (hrsg. von ihrer Tochter, 1873, 2 Bde.).

Colĕrus, Johann, s. Coler 1).

Colesberg, Distrikt der britisch-afrikan. Kapkolonie, nördlich vom Oranjefluß, südlich von den Zourbergen begrenzt, 6200 qkm (112,6 QM.) groß mit (1891) 8285 Einw. (3484 Weiße, 2798 Bantu, 2003 Hottentoten ꝛc.); eine 1000—1200 m hohe, kahle, aber für Schaf- und Straußenzucht trefflich geeignete Hochebene. Der gleichnamige Hauptort an der Bahn Port Elizabeth-Bloemfontein hat eine holländisch-reformierte Kirche, eine anglikanische Kapelle, eine wesleyanische Missionskirche und (1891) 1830 Einw.

Cölestīn (Schützit), Mineral aus der Ordnung der Sulfate, findet sich in säulen- und tafelförmigen, rhombischen Kristallen, gewöhnlich zu Drusen vereinigt, auch derb in stängeligen und schaligen Aggregaten, in Platten und Trümern von parallelfaseriger und in Nieren von feinkörniger bis dichter Zusammensetzung. Er ist durchsichtig bis durchscheinend, farblos, wasserhell, auch grau und blau, wahrscheinlich durch eine bituminöse Substanz, zuweilen rötlich, von Glasglanz in Fettglanz fallend; Härte 3—3,5, spez. Gew. 3,9—4. C. besteht aus schwefelsaurem Strontian $SrSO_4$, findet sich mit Schwefel, Kalkspat, Gips in verschiedenen Kalkformationen, besonders schön und in großer Menge in den Gips- und Schwefellagern der Südküste Siziliens, auf der Strontianinsel im Erieice in Nordamerika, bei Bristol in England, bei Pschow unweit Ratibor, bei Süntel und Nörten in Hannover, auch auf Erzgängen, so zu Herrengrund in Ungarn, zu Leogang im Salzburgischen, zu Meudon und Bougival, auch im Syenit ausgezeichnet schön und in zweifacher Färbung zu Scharfenberg bei Meißen. Der faserige C. findet sich in den Mergellagern des Muschelkalks bei Dornburg in der Nähe von Jena, zu Schönebruch in Sachsen, zu Bristol, Frankstown in Pennsylvanien ꝛc., der dichte C. am Montmartre bei Paris. C. dient zur Darstellung von Strontiansalzen.

Cölestīner, eine Abteilung der Benediktiner, gestiftet um 1254 von dem Anachoreten Petrus von

Murrone, dem nachmaligen Papſt Cöleſtin V. (ſ. d.), und 1264 durch Urban IV. mit anſehnlichen Privilegien beſtätigt. Tochterklöſter erſtanden bald in Italien, Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden; heute iſt der Orden ſo gut wie ausgeſtorben.

Cöleſtiner-Eremiten, ſ. Franziskaner.

Cöleſtinus, Name von fünf Päpſten: 1) C. I., Papſt von 422—432, führte einen unglücklichen Streit mit den Biſchöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom verwarfen, und verdammte den Neſtorius als Irrlehrer. Er wurde heilig geſprochen; ſein Gedächtnistag iſt der 6. April. — 2) C. II., vorher Guido di Caſtello, ein Toscaner, Papſt vom 26. Sept. 1143 bis 8. März 1144, hob auf König Ludwigs VII. Bitte das über Frankreich von ſeinem Vorgänger Innocenz II. ausgeſprochene Interdikt auf. — 3) C. III., vorher Kardinal Hyacinth Orſini, aus römiſchem Adel, gelangte, 85 Jahre alt, 21. März 1191 auf den päpſtlichen Stuhl, den er bis 8. Jan. 1198 innehatte. Er mußte am Oſterfeſt 1191 Heinrich VI. krönen und ſich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaiſers beugen. — 4) C. IV., vorher Biſchof Guifred von Sabina, ein Mailänder aus dem Geſchlecht der Caſtiglione, ſtarb 17 Tage nach ſeiner Wahl, ohne geweiht zu ſein, 10. Nov. 1241. — 5) C. V., vorher Petrus, geboren um 1215, geſt. 19. Mai 1296, lebte lange als Einſiedler auf dem Berg Murrone in den Abruzzen, wo er als Heiliger vom Volk verehrt wurde, war Stifter des Cöleſtinerordens und wurde 5. Juli 1294 zum Papſt gewählt. In weltlichen Geſchäften völlig unerfahren, ſtand er ganz unter dem Einfluß Karls II. von Anjou und zeigte ſich ſeiner Stellung nicht gewachſen. Er entſagte daher ſeiner Würde ſchon 13. Dez. 1294. Sein Nachfolger Bonifacius VIII. ließ ihn verhaften und hielt ihn bis zu ſeinem Tode auf dem Schloß Fumone bei Alatri in ſtrengem Gewahrſam. Unter Clemens V. wurde er 1313 heilig geſprochen. Sein Gedächtnistag iſt der 19. Mai.

Cöleſtius (Cäleſtius), früher Advokat, lernte in Rom den Pelagius kennen und ward gleich ihm Gegner der Lehre Auguſtins von der gänzlichen Verderbnis der menſchlichen Natur und deshalb 412 auf einer Synode zu Karthago exkommuniziert. S. Pelagianer.

Coelesyria, Land, ſ. Köleſyrien.

Colet (ſpr. kolä), Madame, eigentlich Louiſe Revoil (ſpr. röwoáll), franz. Dichterin, geb. 15. Sept. 1810 in Aix, geſt. 8. März 1876 in Paris, erhielt für einige ihrer Gedichte von der Akademie den erſten Preis. Seitdem entwickelte ſie eine erſtaunliche Fruchtbarkeit. Ihre Lyrik iſt nicht ohne Grazie, die Verſe fließen leicht und ungezwungen; bisweilen ſtören aber allzu männliche Accente und eine gewiſſe Affektation heroiſcher Gefühle. Hierher gehören: »Les fleurs du midi« (1836), »Penserosa« (1840), »Le poème de la femme« (1853), »Ce qu'on rêve en aimant« (1854) u. a. Zu einem ihrer Luſtſpiele hat Goethe den Stoff geben müſſen: »La jeunesse de Goethe« (1839). Von Romanen ſind zu erwähnen: »Deux mois d'émotion« (1843); »Folles et saintes« (1844); »Hélène« (1854); »Lui, roman contemporain« (1859) u. a. Ihre Reiſeeindrücke hat ſie niedergelegt in: »Promenade en Hollande« (1859), »Deux mois dans les Pyrénées« (1866), »L'Italie des Italiens« (1862—64, 4 Bde.). Außerdem veröffentlichte ſie: »Les derniers abbés« (1868), »Les dévotes du grand monde« (1873) und »Lettres de Béranger« (1857).

Colette (ſpr. -lett), Heilige, geb. 1380 zu Corbie im Depart. Somme, verwandte ihr Erbteil zu frommen Zwecken und begab ſich zu den Beghinen, dann zu den Franziskanerinnen, endlich zu den Urbaniſtinnen, veranlaßte eine Spaltung zwiſchen dieſen und den armen Klariſſinnen oder Colettinnen, welche dauerte, bis 1517 alle Zweige des Ordens unter dem Namen der Obſervantinerinnen vereinigt wurden. Die C. ſtarb 1446 in Gent, wurde aber erſt 3. März 1807 heilig geſprochen. Vgl. Bizouard, Histoire de sainte C. et des Clarisses (8. Aufl., Beſançon 1890).

Colĕus *Lour* et *Benth.*, Gattung aus der Familie der Labiaten, aromatiſche Kräuter oder Halbſträucher mit großen, gegenſtändigen Blättern und kleinen, unſcheinbaren Blüten. Etwa 60 Arten in Oſtindien, auf den Malaiiſchen Inſeln, in Auſtralien und in Afrika. C. amboinicus *Lour.* (C. aromaticus *Benth.*) iſt ein Halbſtrauch auf den Molukken und in Kotſchinchina, mit ſtark gewürzhaft, etwas zitronenartig riechenden und erhitzend ſchmeckenden Blüten, wird, wie C. barbatus *Benth.*, ein Halbſtrauch in Ägypten und Arabien, mediziniſch benutzt. Mehrere Arten, wie C. Blumei *Benth.*, C. Mackragi *Benth.*, C. Verschaffelti *Lem.*, aus Oſtindien und Java, werden als buntblätterige Zierpflanzen kultiviert. Durch vielfache Kreuzungen hat man eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Blattzeichnungen erhalten, doch erreichen dieſe neuern Sorten die größte Schönheit des Farbenkolorits nur bei Kultur unter Glas. Im Hochſommer werden ſie viel zu Teppichbeeten benutzt.

Colfax (ſpr. kolfäks), Schuyler, Vizepräſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 23. März 1823 in New York, geſt. 13. Jan. 1885 zu Mantato in Minneſota, trat ſchon mit dem zehnten Lebensjahr, um ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, in ein Handlungshaus. Drei Jahre ſpäter zog er nach dem Staat Indiana und erreichte die einträgliche Stellung eines Deputy County Auditor in St. Joſeph County. 1845 gründete er eine Zeitung, durch welche er bald großen Einfluß ausübte. 1848 wählte ihn die Whigpartei zum Delegierten für die in Philadelphia zuſammentretende Nationalkonvention, 1854 ward er als Vertreter der republikaniſchen Partei in den Kongreß gewählt. Schon zu Anfang ſeiner parlamentariſchen Laufbahn hatte er ſich durch eifrige Thätigkeit für Befreiung der Neger einen Namen gemacht. 1861 war er Vorſitzender der Kommiſſion für Verkehrsweſen und beſchäftigte ſich lebhaft mit dem Bau von Eiſenbahnverbindungen nach dem Weſten, die in der Pacificbahn ihre Vollendung fanden. Am 7. Dez. 1863 zum Sprecher des Repräſentantenhauſes gewählt, machte er ſich in dieſer Stellung durch ſeine Mäßigung und Feſtigkeit ſo angeſehen und beliebt, daß er zu dem wichtigen Poſten eines Vizepräſidenten erhoben ward, welchen er 4. März 1869 antrat. Bei der Präſidentenwahl 1872 nicht wieder gewählt, widmete er ſich ſeitdem induſtriellen Unternehmungen. Sein Leben beſchrieb Holliſter (New York 1886).

Colhué, See im argentin. Gouvern. Chubut, zwiſchen 45 und 46° ſüdl. Br. und unter 69° weſtl. L. v. Gr., wird, wie der weſtlich nahebei gelegene See Muſters, vom Senger durchfloſſen.

Cölialgie (griech.), Leibſchmerz, Kolik.

Cölibat (lat.), im allgemeinen der eheloſe Stand, im beſondern die Verpflichtung zur Eheloſigkeit, die für den römiſch-katholiſchen Klerus beſteht. Das Judentum enthält nur die Vorſchrift, daß der Prieſter keine Entweihte oder Geſchiedene, ein Hoherprieſter keine Witwe heiraten durfte, alle aber zur Vorbereitung auf heilige Handlungen des geſchlechtlichen Um-

ganges sich enthalten mußten. Im Neuen Testament gehen zwei Richtungen nebeneinander her. Christus selbst sieht zwar eine urälteste und heilige Gottesordnung in der Ehe (Matth. 19, 4 ff.); wie dieselbe sich aber trotzdem mit seiner eignen Aufgabe und Stellung nicht vertrug, so kennt er unter seinen Nachfolgern, im Gegensatz zu den Eunuchen der Natur und der Verstümmelung, auch Eunuchen des sittlichen Willens (Matth. 19. 12), und in dieser Spur gehen in der That die Offenbarung des Johannes (14, 4) und mit besonderer Entschiedenheit Paulus (1. Kor. 7, 1. 7. 28—38) einher, welcher ausdrücklich erklärte, daß das Nichtheiraten unter bestimmten Umständen, »um der gegenwärtigen Not willen«, besser sei. Die andern Apostel dagegen, Petrus voran, waren beweibt (Matth. 8, 14; 1. Kor. 9, 5), und die Pastoralbriefe fordern gerade auch vom Bischof, daß er als Familienvater ein Vorbild für die Herde (1. Tim. 3, 4 ff.; Tit. 1, 6) und »Eines Weibes Mann sei« (1. Tim. 3, 2; Tit. 3, 6). Nachdem seit dem 2. Jahrh. die sich der Vollkommenheit Befleißigenden freiwillige Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, stellte sich auch mit wachsender Bestimmtheit die Vorstellung ein, daß denen, welche als Priester täglich die heiligen Mysterien handhaben, die Ehe eigentlich nicht anstehe. Seit Anfang des 4. Jahrh. ergehen an mehreren Orten der Kirche schon Gesetze in dieser Richtung, und der auf dem ökumenischen Konzil zu Nikäa (325) von einer asketischen Partei gemachte Versuch, den verheirateten Klerikern bis zum Subdiakon die eheliche Beiwohnung nach erlangter Weihe zu verbieten, scheiterte nur an der Beredsamkeit des Paphnutius, der, obwohl selbst strenger Asket, die Heiligkeit des ehelichen Lebens mit solchem Erfolg verteidigte, daß nur den unverheiratet in den Klerus eintretenden Geistlichen der drei obern Grade nach Erlangung derselben die Eingehung der Ehe untersagt wurde. Hierzu stimmt es, wenn noch die Synode von Gangra 355 einen jeden für anathematisiert erklärte, der an dem Gottesdienst eines verehelichten Priesters teilzunehmen sich weigere. Nichtsdestoweniger wirkte das Vorbild des Mönchsstandes, hinter welchem die Priesterschaft nicht allzuweit zurückbleiben durfte, entscheidend zu gunsten des Cölibats, und es wurde namentlich in der orientalischen Kirche bald vorwaltende Observanz, daß wenigstens die Bischöfe, wenn sie verheiratet waren, aus dem ehelichen Verhältnis heraustraten. Noch strengere Ansichten machten sich im Abendland auf der Synode von Elvira 306 geltend, indem hier von den verheirateten Klerikern der drei höhern Grade die Enthaltung von dem ehelichen Umgang gefordert wurde, und drangen seit 385 durch den römischen Bischof Siricius, der die Ehe der Priester obscoenae cupiditates nannte, im Abendlande durch. Ihm schlossen sich die folgenden Bischöfe (Innocenz I. 404 und 405, Leo I. 446 und 458) an, und auf zahlreichen Synoden wurden Verordnungen erlassen, welche die unbedingte Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben Priestern, Diakonen und Subdiakonen vorschrieben und Verheiratete nur nach abgelegtem Gelübde der Keuschheit zu diesen Graden zu ordinieren erlaubten. Die weltliche Gesetzgebung bestätigte diese Bestimmungen mit dem Zusatz, daß Ehen der Kleriker der höhern Weihen nach ihrer Ordination als nichtig und die aus solchen entsprossenen Kinder als unehelich zu betrachten seien. Ebenso war auch im Morgenland die Gesetzgebung Justinians der Priesterehe durchaus ungünstig. Im geistlichen Amt zu heiraten, war vom Subdiakon aufwärts untersagt; schon Verheiratete wurden jedoch bis zur Weihe des Presbyters zugelassen, und erst die Ordination zum Bischof war durch Ehelosigkeit bedingt. Bei diesen Satzungen, welche das trullanische Konzil 692 bestätigte, blieb das griechische Kirchenrecht stehen.

In der lateinischen Kirche dagegen wurden die alten Verordnungen wider die Priesterehe zwar immer aufs neue und besonders seit dem Pontifikat Leos IX. (1048—54) sehr nachdrücklich wiederholt; aber thatsächlich drangen die Cölibatsgesetze so wenig durch, daß es in allen Ländern und selbst unter den Augen des Papstes viele verheiratete Priester gab. Erst Gregor VII. hat das im Zusammenhang mit seinem Prinzip der Lostrennung der Kirche von jeder weltlichen Macht sowie zur Verhütung der Vererbung der Kirchenämter vom Vater auf den Sohn 1074 auf einer Synode zu Rom erlassene Dekret, daß jeder beweibte Priester, der das Sakrament verwalte, ebenso wie der Laie, welcher aus der Hand eines solchen das Sakrament empfange, mit dem Bann bestraft werden solle, ungeachtet des heftigsten Widerstandes, besonders auf seiten des niedern Klerus, in Vollzug gesetzt. Calixtus II. (1119 und 1123) und Innocenz II. (1139) erklärten sämtliche Priesterehen überhaupt für ungültig. Das spätere kanonische Recht hat diese Bestimmungen zu wiederholten Malen bestätigt, und der von einem Kardinal auf dem Konstanzer Konzil gemachte Vorschlag der Wiedereinführung der Priesterehe sowie die selbst von katholischen Fürsten ausgehenden Bemühungen, das Konzil zu Trient zur Aufhebung des Cölibats zu bewegen, hatten nur die Bestätigung der ältern Bestimmungen zur Folge. Die jetzt bestehende Disziplin hinsichtlich des Cölibats in der römisch-katholischen Kirche ist mithin im wesentlichen folgende: Eine verheiratete Person kann nicht ordiniert werden, denn die Ehe ist unauflöslich und doch mit einem höhern geistlichen Grad unvereinbar. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn sich die Frau bereit erklärt, ins Kloster zu gehen. Schließt ein höherer Kleriker dennoch eine Ehe, so ist dieselbe gesetzlich nichtig. Den Geistlichen trifft zugleich die Exkommunikation und Suspension. Wenn ein Kleriker niedern Grades (minoris ordinis) heiratet, so ist die von ihm geschlossene Ehe zwar gültig, aber Funktion und Pfründe (officium et beneficium) sollen ihm entzogen werden. Dabei darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Klagen über Ausschweifungen der Kleriker im geheimen oder mit den Haushälterinnen so alt und so neu sind, als das C. überhaupt gesetzlich besteht. Mußte doch im Mittelalter auf Drängen der Gemeinden den Geistlichen das Konkubinat gestattet werden, damit nicht ehrbare Frauen und Töchter verführt würden, und Bischöfe begünstigten dasselbe wegen der darauf ruhenden Steuern. In neuerer Zeit wurden Anträge auf Aufhebung des Cölibats wiederholt von verschiedenen Seiten, unter andern von den Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen und andern Ländern, gestellt, blieben aber ohne Wirkung. Selbst der Wunsch, daß Priester in den Laienstand zurücktreten dürften, fand kein Gehör. Gregor XVI. erklärte sich in einem Umlaufschreiben vom 15. Aug. 1832 und in einem Erlaß an die oberrheinische Kirchenprovinz vom 4. Okt. 1833 aufs entschiedenste gegen alle derartigen Bestrebungen. In Frankreich traten zur Zeit der Revolution vereidigte Priester in den Ehestand, aber das Konkordat von 1801 drang auf das C.

In der griechischen Kirche gelten noch die alten Gesetze. Die Geistlichen der höhern Grade dürfen nach erhaltener Weihe nicht heiraten. Da aber bereits

Verheiratete ordiniert werden können, so ist es Observanz geworden, daß jeder angehende Geistliche kurz vor dem Empfang der Weihe zur Ehe schreitet. Die zweite Ehe und die mit einer Witwe schließen vom geistlichen Amt aus. Die Bischöfe müssen stets ehelos gewesen sein und werden daher regelmäßig aus dem Mönchsstand gewählt.

Die evangelische Kirche hat nach ihrem Grundprinzip der Freiheit sogleich von Anfang an ihre Geistlichen von der Verpflichtung zum C. befreit. Schon ehe Luther in der Schrift »Ermahnung an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Verbesserung« 1520 sich ausführlich über die Zulässigkeit der Priesterehe ausgesprochen hatte, setzten sich einige seiner Anhänger unter den Geistlichen über das Cölibatsgesetz hinweg, und Luther selbst machte 1525 von der evangelischen Freiheit Gebrauch. Die symbolischen Bücher und die Kirchenordnungen bestätigen allgemein die Zulässigkeit der Priesterehe. Vgl. Ant. und Aug. Theiner, Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen (neu hrsg. von Rippold, Barmen 1892 f.); v. Holtzendorff, Der Priestercölibat (Berl. 1875); v. Schulte, Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung (Bonn 1876); Laurin, Der C. der Geistlichen nach kanonischem Recht (Wien 1880); Lea, Historical sketch of sacerdotal celibacy (2. erweiterte Ausg., Philad. 1891).

Colica (griech.-lat.), Kolik; C. cuprica, Kupferkolik; C. saturnina, Bleikolik.

Colico, Flecken in der ital. Provinz Como, südlich von der Mündung der Adda in den Comersee, an den Eisenbahnlinien C.-Chiavenna und C.-Sondrio, an welche sich die Alpenstraßen über den Splügen und das Stilfser Joch anschließen, wichtiger Verkehrspunkt für die Dampfschiffahrt auf dem Comersee, mit (1881) 828 (als Gemeinde 3539) Einw. Nordöstlich Ruinen der 1605 von den Spaniern, 1796 von den Franzosen zerstörten Feste Fuentes.

Coligny (spr. kolinji), Flecken im franz. Depart. Ain, Arrond. Bourg, am Fuße des Jura, an der Lyoner Bahn, mit Ruinen des Stammschlosses der Familie C., Branntweinbrennerei und (1891) 1104 Einw.

Coligny (spr. kolinji), 1) Gaspard von Châtillon, Herr von, Admiral von Frankreich, geb. 16. Febr. 1519 in Châtillon-sur-Loing, gest. 24. Aug. 1572, Sprößling eines alten, angesehenen Geschlechts, Sohn des Marschalls Gaspard von C. (1470—1522), kam, 20 Jahre alt, an den Hof Franz' I., schloß hier mit Franz von Guise Freundschaft und begleitete mit diesem 1543 den König in den Krieg. In Italien bewies er wie sein Bruder d'Andelot (s. unten) solche Tapferkeit, daß beide auf dem Schlachtfeld von Cerisoles von dem Grafen von Enghien zu Rittern geschlagen wurden. Er focht dann in der Champagne gegen Karl V. und wohnte der Belagerung von Boulogne bei. Heinrich II. ernannte ihn 1552 zum Generaloberſten der Infanterie. Durch Vermählung mit Charlotte von Laval erwarb er die Herrschaften Tinteniac und Becherel in der Bretagne. 1552 machte er an des Königs Seite den Feldzug nach Lothringen mit und wurde zum Admiral von Frankreich ernannt. Der Sieg bei Renty 1554 vergrößerte seinen Ruhm, entzweite ihn aber mit dem Herzog von Guise, der auf die Ehre des Sieges Anspruch machte. St.-Quentin fiel 1557 trotz der heldenmütigen Verteidigung Colignys in Feindeshand, C. selbst wurde gefangen, 2 Jahre in Sluys, dann in Gent festgehalten und erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freigelassen. Nach dem Tode des Königs Heinrich II., 1559, trat C. mit seinem Bruder d'Andelot, der schon vor ihm zum Calvinismus übergetreten war und C. zum gleichen Schritt bewog, an die Spitze der Hugenotten und eben damit in schroffen Gegensatz zu der Partei der Guisen. Als die Schlacht bei Dreux (1562), in welcher Condé, der Führer der Hugenotten, gefangen wurde, unglücklich für diese ausgefallen war, rettete C. die Trümmer des geschlagenen Heeres durch einen meisterhaft bewerkstelligten Rückzug und wandte sich nach der Normandie, wo er Pont l'Evêque und Caen nahm. Mit dem von Condé abgeschlossenen Frieden von Amboise (1563) war C. nicht einverstanden. Gegen den Rat Colignys begannen die Hugenotten im September 1567 den Bürgerkrieg von neuem, in welchem C. mit Condé und nach dessen Tod bei Jarnac (13. März 1569) allein die Hugenotten befehligte. Voll Gottvertrauen und Zuversicht in die Gerechtigkeit seiner Sache führte er, obwohl vom Pariser Parlament geächtet, den Kampf unter den schwierigsten Verhältnissen fort. Er belagerte vergeblich Poitiers, erlitt bei Moncontour (3. Okt. 1569) eine Niederlage, siegte aber im Juni 1570 über die überlegene Macht des Marschalls Cossé bei Arnay-le-Duc in Burgund, worauf der für die Hugenotten günstige Friede von St.-Germain (8. Aug. 1570) geschlossen wurde. C. begab sich nun an den Hof und machte dem König Karl IX. den Vorschlag, die Niederlande im Kampf gegen Spanien zu unterstützen, teils um die spanische Macht zu schwächen, teils um dem König eine Gelegenheit zu verschaffen, durch die er sich von der ihn beherrschenden Königin-Mutter Katharina von Medici und der Guisenpartei frei machen könnte. Der junge König fühlte sich auch zu dem Helden hingezogen; gerade deshalb aber beschloß die um ihre Herrschaft besorgte Königin seinen Untergang und verband sich zu diesem Zweck mit den Guisen. Bald nach der Vermählung des Königs Heinrich von Navarra mit Margarete von Valois wurde C. 22. Aug. auf offener Straße von einem gedungenen Meuchelmörder, Maurevert, durch einen Büchsenschuß verwundet. Der König stattete C. einen Besuch ab und versprach ihm vollkommene Genugthuung. Aber die Königin-Mutter, die Rache Colignys und der Hugenotten fürchtend, brachte es dahin, daß der schwache König nun den Befehl zu der Metzelei der Bartholomäusnacht gab. C. war das erste Opfer derselben. Sein Leichnam wurde, nachdem er schändlich verstümmelt worden, auf Parlamentsurteil nach dem Richtplatz geschleift und an den Galgen gehängt. Montmorency ließ ihn nach drei Tagen abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren; erst 1599, als Colignys Andenken durch königliche Briefe wieder gereinigt war, wurde er zu Châtillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Seine Tochter Luise vermählte sich 1583 mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien und wurde die Mutter des Prinzen Friedrich Heinrich, Statthalters der Niederlande. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbesondere als Organisator und in der militärischen Leitung schwierigster Verhältnisse ausgezeichnet. Vgl. Tessier, L'amiral C. (Par. 1873); Caraman-Chimay, Gaspard de C. d'après ses contemporains (das. 1873); Jules Delaborde, Gaspard de C. (das. 1879—82, 3 Bde.); Derselbe, Louise de C., princesse d'Orange (das. 1890, 2 Bde.); Bersier, C. avant les guerres de religion (das.

1884; deutsch, Basel 1885); E. Marcks, Gaspard von C. (Stuttg. 1892 ff.). Die Korrespondenz Colignys veröffentlichte Bourquelot (Par. 1858). Der Briefwechsel seiner Tochter Luise, Prinzessin von Oranien, wurde 1887 von Marchegay herausgegeben.

2) Odet de C., genannt der Kardinal von Châtillon, älterer Bruder des vorigen, geb. 10. Juli 1517, gest. 14. Febr. 1571, ward 1530 Prior zu St.-Stephan in Beaume, dann Kardinal und Erzbischof von Toulouse und 1535 zugleich Bischof von Beauvais. Durch seinen Übertritt zur reformierten Kirche verlor er diese Würde und wurde 31. März 1563 exkommuniziert. C. sammelte sich eine Partei, verband sich ohne kirchliche Weihe mit Isabelle Hauteville und trat öffentlich als Anführer der Hugenotten auf. Bei St.-Denis focht er mit Auszeichnung; 1568 floh er nach England und erbat von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Vom Pariser Parlament als Majestätsverbrecher aller Ehren und Ämter für verlustig erklärt, blieb er vorläufig in England, zumal er von dem französischen Hof den geheimen Auftrag hatte, für den Prinzen von Anjou um die Hand der Königin zu werben. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, wurde er von seinem Diener vergiftet. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt. Vgl. Marlet, Le cardinal de C. (Par. 1884); Derselbe, Correspondance d'Odet de C., Cardinal de Châtillon (das. 1885).

3) François de C., Herr von Andelot (Dandelot), Bruder der vorigen, geb. 18. April 1521, gest. 27. Mai 1569, kämpfte ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Gaspard Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. In St.-Quentin 1557 mit jenem gefangen, entfloh er und nahm im folgenden Winter an der Einnahme von Calais und Guines teil. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, ward er auf des Königs Befehl verhaftet und saß ein Jahr als Gefangener in Melun. Wieder frei, trat er als Verteidiger seiner Glaubensgenossen auf. Nachdem er 2. April 1562 Orléans überrumpelt, warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er bei Dreux 1562 Wunder der Tapferkeit that. Orléans verteidigte er gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung der Belagerung ein Ende machte. Nach der Schlacht bei Jarnac beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, starb er am Fieber.

Colima, Staat der Republik Mexiko, zwischen 18° 33′ und 19° 10′ nördl. Br., an der Küste des Stillen Ozeans, im S. von Jalisco, umfaßt mit den Revilla Gigedoinseln 5418 qkm (98,4 QM.) mit (1892) 72,591 Einw. Die Küste ist eben, das Innere Hügelland. Jenseit der Grenze in Jalisco erhebt sich der noch thätige Volcan de C. (3886 m) und nordöstlich davon der erloschene Vulkan Nevado de C. (4300 m), beide bisweilen mit Schnee bedeckt. Der einzige wichtigere Fluß, Rio de la Armeria, mündet östlich von der Lagune von Cuyutlan ins Meer. Die Berge enthalten Silber, Eisen, Kupfer, Blei. Landwirtschaft bildet die Hauptbeschäftigung. Angebaut werden Mais, Bohnen, Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker, Indigo, spanischer Pfeffer. Schönes Bau- und Farbholz kommt in den ausgedehnten Waldungen vor. An der Küste wird Seesalz gewonnen. — Die gleichnamige Hauptstadt, in fruchtbarer Ebene, 451 m ü. M., 65 km von dem Hafen Manzanillo, mit dem eine Eisenbahn sie verbindet, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat eine höhere Schule, Seminar, Baumwollfabriken und (1892) 25,124 Einw.

Cölin, soviel wie Cöruleum.

Colinhahn, s. Baumwachtel.

Colins, Alexander, niederländ. Bildhauer, geboren um 1526 in Mecheln, gest. 17. Aug. 1612 in Innsbruck, kam frühzeitig nach Deutschland, lieferte laut Kontrakt vom 7. März 1558 die plastische Ausschmückung des Otto-Heinrichsbaues im Heidelberger Schloß, ein Werk von frischer, etwas derber Auffassung. 1564 wurde ihm die Fortführung des großen Grabdenkmals Maximilians I. zu Innsbruck übertragen; er scheint die drei von den Gebrüdern Abel begonnenen Reliefs vollendet und die noch fehlenden 21 ganz nach eigner Erfindung ausgeführt zu haben. C. blieb darauf zu Innsbruck und wurde des Kaisers Ferdinand I. Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter welchem das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten ruht. Auch das Denkmal der Philippine Welser, Ferdinands erster Gemahlin, in der Silberkapelle der Hofkirche zu Innsbruck, ein großer weißer Marmorstein mit Reliefs und der liegenden Statue der Verstorbenen, ist von C. Vorzügliche Kunstwerke von C. sind auch der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dessen lebensgroßem Bilde und des Meisters eigner Grabstein auf dem Friedhof zu Innsbruck, die Erweckung des Lazarus darstellend. Vgl. v. Schönherr, Alexander C. und seine Werke (in den »Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses«, Bd. 2, Heidelb. 1889).

Cöliocēle (griech.), der Bauchbruch.

Colisēo (ital.), das Kolosseum (s. d.) in Rom.

Cölius, s. Cälius.

Coelius mons, s. Caelius mons.

Coll, eine der innern Hebrideninseln, nordwestlich von Mull, zur schottischen Grafschaft Argyll gehörig, nur 75 qkm groß, aus Gneis gebildet und im Ben Heynish 144 m hoch. Die meist gälisch sprechenden Bewohner (1891: 522 an Zahl) betreiben etwas Landwirtschaft, Whiskybrennerei und Sodabereitung. Die Hauptansiedelung liegt an der Westseite.

Colla, Indianerstamm, s. Aymara.

Colla destra (ital.), mit der rechten Hand.

Collalto, altes, in Österreich begütertes Adelsgeschlecht ital. Ursprungs, das urkundlich schon im 10. Jahrh. in der trevisanischen Mark auftaucht. Reimbolt XIII., Graf von C., geb. 1575 in Mantua als Sohn des venezianischen Generalissimus Anton IV., trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste und ward, bald Oberst geworden, 1620 von Ferdinand II. an den ungarischen Reichstag in Neusohl abgeordnet, wo er Bethlen Gabor energisch entgegentrat. Nachdem er darauf Gesandter zu Rom und Madrid gewesen war, focht er 1623 unter Tilly am Rhein und Main und wurde 1624 Präsident des Hofkriegsrats in Wien. Zum kaiserlichen Prinzipalkommissar und Generalissimus ernannt, befehligte er im mantuanischen Erbfolgekrieg gegen Karl von Nevers. Der Begünstigung der Venezianer angeklagt, starb er 19. Dez. 1630 in Chur, als er zu seiner Verantwortung nach Wien zurückreisen wollte. Die zu einem Fideikommiß vereinigten ausgedehnten Güter des Hauses in Mähren (Pirnitz, Deutsch-Rudoletz, Cerna u. a.) fielen 1780 an eine jüngere Linie, die 1822 in den österreichischen Fürstenstand erhoben wurde, und sind jetzt im Besitz des Fürsten Emanuel von C., geb. 1854.

Colla parte (ital.), in der Musik soviel wie »mit der Hauptstimme«, Anweisung für die begleitenden Stimmen, sich in Bezug auf Zeitmaß und Ausdruck nach der Hauptstimme zu richten.

Colla piscium, soviel wie Hausenblase.

Collapsus, s. Kollapsus.

Coll' arco (arcato, ital.), »mit dem Bogen«, für die Streichinstrumente nach vorausgegangenem pizzicato das Zeichen, daß wieder mit dem Bogen gestrichen werden soll.

Collares, Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Estremadura), auf einer Anhöhe unfern des Atlantischen Ozeans, nordöstlich vom Cabo da Roca, hat berühmten Weinbau, Brüche schwarzen Marmors und (1878) 3104 Einw.

Colla sinistra (ital.), mit der Linken.

Collasmanier, s. Reliefmaschine.

Collaterālis (lat.), zur Seite stehend, eine Seitenstellung habend, die Seitenverwandtschaft betreffend; s. Kollateral- ...

Collatio, Collātor (lat.), s. Kollation rc.

Colle, Raffaello del, ital. Maler, geboren um 1490 in Borgo San Sepolcro, gest. 12. Jan. 1566, Schüler Raffaels und Giulio Romanos, unterstützte diese mehrfach bei Ausführung ihrer Gemälde in Rom und Mantua, arbeitete aber auch selbständig für verschiedene Kirchen in italienischen Städten, namentlich in Umbrien. 1536 war er mit Vasari bei den zur Feier des Besuchs Kaiser Karls V. in Florenz veranstalteten Malereien beschäftigt. Er fertigte die Kartons zu den Teppichen Cosimos I., wie er auch Vorlagen für die Majolikafabrik von Urbino lieferte.

Collé (franz., »angeleimt«), dicht anliegend, besonders von einem Billardball gebraucht, der nahe an der Bande steht; daher Collé-stoß, ein Stoß von der Bande weg. Höchster Grad: presse-collé (vgl. Billard, S. 1040).

Collé, Charles, franz. Dichter, geb. 1709 in Paris, gest. daselbst 3. Nov. 1783, war Sekretär des Herzogs von Orléans, der ihn zum Theaterdichter an seinem Theater im Palais Royal machte. Seine kleinen Lustspiele, welche sich durch geistreichen Dialog und echte Komik auszeichnen, aber recht schlüpfrige Szenen enthalten, sind herausgegeben unter dem Titel: »Théâtre de société« (Par. 1768, 2 Bde.; 1777, 3 Bde.); die besten sind: »La vérité dans le vin«, »Le galant escroc«, »La tête à perruque«. Von seinen sentimentalen Schauspielen ist das bekannteste: »La partie de chasse de Henri IV« (1774), auch in Deutschland in Weißes Bearbeitung: »Die Jagd«, aufgeführt. Am meisten aber verdient C. Erwähnung wegen seiner »Chansons« (vollständige Ausgabe 1807, 2 Bde.), die er zuerst im »Caveau« vortrug, und deren einzelne an Béranger heranreichen. Sein »Journal historique« (1805—1807, 3 Bde.) enthält meist boshafte und ungerechte Urteile über Personen und litterarische Werke aus den Jahren 1748—72.

Collectandi jus (lat.), das Recht, zu kollektieren, eine Kollekte auszuschreiben.

Collectanēa (lat.), s. Kollektaneen.

Collectivum (lat.), s. Substantivum.

Colle di Val d'Elsa, Stadt in der ital. Provinz Siena, an der Elsa und der Zweigbahn Poggibonsi-C., Bischofsitz, hat eine Kathedrale (aus dem 13. Jahrh.), ein altes Kastell mit Türmen, mehrere Paläste, eine Mineralquelle mit Badeanstalt, bedeutende Eisenhüttenwerke, Fabrikation von Glas, Papier, Leder, Öl rc. und (1881) 5090 (als Gemeinde 8639) Einw. Hier Niederlage der Sienesen durch die Florentiner 11. Juni 1269.

Collēga (lat.), Amtsgenoß, Mitglied eines Kollegiums (s. d.); namentlich an den humanistischen Lehranstalten oder lateinischen Schulen die Amtsgenossen des Rektors (ludi magister, Schulmeister), die oft geradezu den Titel c. primus, secundus rc. führten; s. Kollege.

College (spr. -ĕdsch), in England korporative Institute der Universitäten, die zum Teil dem Mittelalter entstammen, zum Teil in neuerer Zeit nach dem Muster der mittelalterlichen Universitätskollegia (s. Kollegium) gestiftet worden sind. So hat Oxford 20 Colleges, wovon das älteste, University C., angeblich vom König Alfred 872, das neueste, Keble C., 1870 gegründet wurde. Cambridge zählt 17 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1287 bis 1821 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die (wenigstens in Oxford) insofern von jenen abweichen, als sie keine Fellowships haben. Diese Colleges sind meist reich und mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammen wohnen. Jedes C. hat seinen Dirigenten (teils Master, Warden oder Rector, teils auch Provost, President, Principal oder Dean, wie z. B. beim Christ Church C. zu Oxford, genannt) und eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehalte beziehen und sich neuerdings auf besondere Erlaubnis auch verheiraten dürfen. Wird ein Fellow Professor, so steht ihm ohne weiteres das Recht der Verheiratung unter Beibehaltung seines Fellowship zu. Durch verschiedene Gesetze von 1854, 1868 und 1877 ist Veranstaltung getroffen, um die Zahl der idle Fellowships (Fellowstellen ohne Lehramt) zu gunsten einer Vermehrung der wirklichen Professuren allmählich zu verringern. Das eigentliche Lehrerpersonal bilden die Tutors. Der Unterricht beschränkte sich nach altem Herkommen auf die Fächer der allgemeinen Bildung, namentlich Lateinisch, Griechisch und Mathematik; alle Fachstudien waren dem Privatunterricht u. Privatfleiß überlassen. Wegen dieses Mangels der alten Colleges wurde in London neben der Universität 1829 das King's C. gegründet, worin auch die neuern Sprachen, Geschichte, Physik, Rechtswissenschaft rc. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Seitdem ist man mehr und mehr bemüht, unter thunlichster Wahrung der geschichtlich begründeten Formen die reichen Mittel der Colleges den mannigfachen Ansprüchen des modernen Lebens dienstbar zu machen. Ganz analog den Colleges der beiden alten Universitäten sind meistens diejenigen Anstalten eingerichtet, welche für die Universitäten vorbereiten. Auch sie werden großenteils als Colleges bezeichnet, aber auch als Public- oder Grammar-schools. Auch hier wird auf behagliches, anständiges Zusammenleben, körperliche Übungen im Freien rc. großes Gewicht gelegt. Lehrer der Anstalten sind teils die eigentlichen Mitglieder der Korporation (Fellows), die jedoch meist nur zu einer zeitlich begrenzten Anwesenheit (annual residence) im C. angehalten werden können, teils jüngere, von der Körperschaft angestellte Hilfskräfte. Die Schüler tragen wie die Students an den Universitäten vorgeschriebene Kleidung. Diese Anstalten sind teils Internate, wie Eton, Rugby rc., teils Day-schools, die ihre Zöglinge nur an den Schultagen bis Abend beköstigen, selten reine Schulanstalten oder Externate. Die bekanntesten ältern Colleges sind: Winchester C. (1393), Eton C. (1441), St. Paul's School (London,

jetzt Hammersmith; 1508), Westminster School (erneuert 1570), Christ's Hospital (1552), Harrow School (1571), Merchant-Taylors' School, Rugby (1567), Charterhouse School (1611). Die Organisation der Colleges in unterrichtlicher Hinsicht ist sehr mannigfaltig; doch haben sie meist sechs aufsteigende Klassen (Forms oder Books), deren drei untere gemeinsam, deren obere in eine realistische und eine humanistische Abteilung getrennt sind. Das Royal Military C. zu Sandhurst in Berkshire, 1799 gegründet, ist eine Kadettenanstalt. Ähnliche Institute gründete die Ostindische Kompanie zu Addiscomb und zu Haileybury, doch gingen aus letzterm auch ihre Zivilbeamten hervor. Die Colleges in Dulwich, Bromley und Worden sind großartige Armenhäuser, reich dotiert und mit Korporationsrechten versehen. Das medizinische Kollegium (C. of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet und mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das C. of surgeons. Diese Körperschaften haben die angehenden Ärzte zu examinieren und den medizinischen Doktorgrad zu erteilen. Für Schottland und Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das C. of Civilians, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches, für künftige Professoren des Zivilrechts in London gegründet. Hier residieren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court ꝛc., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es eine Menge Colleges, von denen einige an die deutschen Universitäten, die meisten aber an die höhern Klassen der deutschen Gymnasien erinnern. Die ältesten und angesehensten Anstalten dieser Art sind die Harvard University zu Cambridge im Staat Massachusetts, mit einer Bibliothek von etwa 250,000 Bänden (gestiftet 1638), das Yale C. zu New Haven in Connecticut (gestiftet 1700), das Columbia C. in New York, die University of Virginia in Albemarle County (Virginia). Unter den neuern Anstalten ragen die reich ausgestattete, konfessionslose Cornell University in Ithaca (Staat New York) und Lafayette C. in Easton (Pennsylvanien) hervor. 1882 zählte der amtliche »Report« der Zentralbehörde für Unterrichtswesen 364 Colleges und Universities auf, deren große Mehrzahl (280) von kirchlichen Genossenschaften unterhalten wird. Die Einrichtung dieser Anstalten und die Ziele, die sie sich stecken, sind sehr verschieden; sie folgen aber in den Grundzügen meistens dem Vorbild der englischen Colleges. Viele der amerikanischen Colleges sind auch der weiblichen Jugend unterschiedslos geöffnet, andre, im ganzen aber weniger angesehene, nur für diese bestimmt, ohne im Lehrplan von den übrigen wesentlich abzuweichen. Außer jenen der allgemeinen Bildung gewidmeten oder mehrere Fakultäten umfassenden Colleges gibt es noch 123 theologische, 49 juristische, 114 medizinische, 81 mathematisch-naturwissenschaftliche (for sciences) Berufsschulen, die meist ebenfalls den Namen C. führen.

Collège (franz., spr. -lâsch'), in Frankreich und Belgien öffentliche Unterrichtsanstalten, welche junge Leute zum Besuch einer Akademie, Universität oder Fachschule für technische Berufsarten vorbilden und also im allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien oder Realschulen haben. Ihren Namen verdanken sie teils den mittelalterlichen Universitätskollegien (s. Kollegium und Sorbonne), teils den nach diesen benannten Jesuitenkollegien. In Frankreich ursprünglich als allgemeine Bezeichnung für die ganze Klasse von Anstalten im Gebrauch und bisweilen noch jetzt so angewandt, kommt amtlich der Name C. seit der Revolution, in welcher der Konvent 1792 alle alten Collèges aufhob, nur noch den städtischen höhern Schulen im Unterschied von den staatlichen Lycées (80) zu. Solcher Collèges communaux gibt es in Frankreich etwa 250. In ihrer Organisation lehnen sie sich an die staatlichen Lyceen an, sind aber meist weniger vollständig entwickelt und vielfach örtlichen Bedürfnissen angepaßt. Manche bilden in den humanistischen und realistischen Unterrichtsfächern aus, andre beschränken sich auf diese oder auf jene. Vgl. Lycée. — In Belgien stehen ganz ebenso 17 städtische oder provinziale Collèges den 10 königlichen Gymnasien gegenüber, die aber dort Athenäen heißen. Beide Arten von Anstalten enthalten je eine humanistische und eine realistische Abteilung, von denen diese 5, jene 7 aufsteigende Klassen hat. In den obern beiden Klassen der Realabteilung bestehen überdies noch zwei Sektionen, eine gewerblich-kaufmännische und eine wissenschaftliche, nebeneinander.

Collège de France, ein 1529 von Franz I. auf W. Budés (s. Budäus) Anregen gestiftetes Institut für philologische Studien (Collegium trium linguarum) in Paris.

College Point (spr. kolledsch peunt), Ort im nordamerikan. Staat New York, am Long Island Sound, 18 km östlich von New York, mit Fabriken für Gummiwaren, Bändern, Seidenstoffen und (1880) 6127 Einw.

Collegia nationalia oder **pontificia** (lat.), klosterartige Anstalten zur Ausbildung von Jünglingen zum Zweck der Wiedergewinnung der Katholiken in den Heimatsländern jener. Das erste derartige Kollegium ward für Deutschland von Ignaz von Loyola 1552 in Rom gestiftet; dieses sogen. Collegium Germanicum ist dann 1573 von Gregor XIII. einer Neugestaltung unterworfen sowie von demselben als Vorbild bei der Gründung ähnlicher Institute in Rom, wie z. B. eines griechischen, eines englischen, eines maronitischen, eines illyrischen und eines ungarischen Kollegiums (welches jedoch 1589 mit dem Collegium Germanicum vereinigt wurde), benutzt worden. Zu den oben genannten Anstalten fügten Clemens VIII. und Gregor XV. noch weitere, jener ein schottisches (1600), dieser unter andern ein irisches (1628) Kollegium, hinzu. Alle diese Kollegien stehen seit 1622 unter dem Protektorat der Kongregation de propaganda fide (s. Propaganda). Da die Alumnen ihre Ausbildung lediglich unter Leitung der Jesuiten empfangen, so sind sie später als Geistliche bei ihrer Rückkehr in die Heimat in der Regel die gefügigen Werkzeuge des Ultramontanismus und der jesuitischen Verketzerung patriotisch denkender Männer. Darum wurden die Zöglinge des Collegium Germanicum von der Anstellung als Geistliche in Preußen durch das Gesetz vom 11. Mai 1873, welches ein dreijähriges Studium auf einer deutschen Staatsuniversität fordert, ausgeschlossen. Aber ein zweites Gesetz vom 31. Mai 1882, welches den Kultusminister zur Erteilung von Dispensationen berechtigt, hat die Wirkung des erstern neutralisiert. Vgl. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht (Götting. 1852—53, 2 Bde.).

Collegia pietatis (lat.), »Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht«, dergleichen Philipp Jakob

Spener (s. d.), damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, 1670 in seinem Hause einrichtete.

Collegium (lat.), s. Kollegium; C. de propaganda fide, s. Propaganda; C. Germanicum, s. Collegia nationalia; C. sacrum, heiliger Verein, Versammlung der Kardinäle in Rom; C. sanitatis, Medizinalkollegium.

Collēma (Gallertflechte), Gattung der Gallertflechten, mit laubartigem, meist lappig krausem, dunkel olivengrünem oder braunem, gallertartigem, ungeschichtetem (homöomerischem) Thallus. Letzterer besteht aus blaugrünen Gonidien, die verschlungene, perlschnurartige Ketten bilden, und aus farblosen, fadenförmigen Zellen, welche in der Gallertmasse, die von den aufgequollenen Membranen der Gonidien herrührt, hinlaufen. Die Apothecien sind sitzend, becher- oder tellerförmig, gerandet und gewöhnlich braun gefärbt. Die Gonidienschnüre entsprechen genau den als Nostoc bekannten Algen; auch lösen sich häufig aus dem Thallus der C. Gonidienhaufen heraus, welche nicht von fadenförmigen Zellen durchwachsen sind und dann mit Nostoc völlig übereinstimmen (vgl. Flechten). Die Arten dieser Gattung leben meist auf feuchter Erde, an Felsen und alten Bäumen. C. pulposum, s. Tafel »Flechten II«.

Collenbusch, Samuel, Mystiker und Pietist, geb. 1724 in Wichlinghausen bei Bremen, gest. 1803 als Arzt daselbst. Ursprünglich Lutheraner, hat er die Stätte seiner Wirksamkeit in der reformierten Kirche gefunden, wo er, ein Anhänger und Bewunderer Bengels und Ötingers, eine Gruppe von Pietisten zu jener Beobachtung der Stufen und Fortschritte der Heiligung zurückführte, wofür der Pietismus sich von Haus aus interessiert hatte. Zu seinen Anhängern gehörten die Gebrüder Hasenkamp und Wenken (s. d.). Seine Anhänger im jülichschen und bergischen Lande halten sich an die Kirche, verharren aber bei der ihrem Lehrer eigentümlichen Verwerfung der Lehren von der Strafgenugthuung Christi und von der doppelten Prädestination. Seine religiösen Ansichten legte C. nieder in der »Erklärung biblischer Wahrheiten« (Elberf. 1807 f.). Vgl. Krug, Die Lehre des Dr. C. nebst verwandten Richtungen (Elberf. 1846); »Aus Collenbuschs Tagebuch« (2. Aufl., Stuttg. 1883).

Colleōni, Bartolomeo, berühmter Condottiere, geb. 1400 auf Schloß Solza bei Bergamo, gest. 4. Nov. 1475, stand zuerst in neapolitanischen, dann in venezianischen, darauf in mailändischen Kriegsdiensten, ward 1446 von dem Herzog Filippo Maria Visconti, der gegen seine Treue Verdacht schöpfte, gefangen gesetzt und erst nach dessen Tode 1447 frei gelassen. Darauf befehligte er 1447 das mailändische Heer gegen die Franzosen, trat aber im nächsten Jahre abermals bis 1450 und 1453 zum drittenmal in den Dienst der Republik Venedig, die ihn 1455 zum Generalkapitän ihrer Truppen ernannte. Durch sein Testament hinterließ er Venedig 100,000 Golddukaten zur Gründung wohlthätiger Anstalten und bedang sich dafür die Errichtung einer Statue auf dem Markusplatz aus; die Republik ließ die berühmte Reiterstatue Colleonis von Andrea del Verrocchio mit dem Piedestal von Leopardi anfertigen, aber auf dem Platz vor der Kirche San Giovanni e Paolo aufrichten, wo sie noch jetzt steht. Am Dom zu Bergamo ließ C. 1470, »um seine Macht noch nach dem Tode zu zeigen«, von Amadei für 50,000 Goldgulden die schöne Cappella C. mit seinem Grabmal erbauen. Vgl. Bonomi, I conti Martinengo-Colleoni (Bergamo 1884).

Collesāno, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Cefalù, am Nordabhang des Madoniegebirges gelegen, hat trefflichen Weinbau und (1881) 5165 Einw.

Collet (franz., spr. -lä), s. Kollett.

Collet, 1) Jonas, norweg. Staatsmann, geb. 25. März 1772 auf dem Gut Rönnebeksholm in Seeland, gest. 3. Jan. 1851, studierte zu Kopenhagen die Rechtswissenschaft, ward 1795 Landvogt zu Sandsvär und Numedal im norwegischen Amt Buskerud, dann Oberbergamtsassessor in Kongsberg und 1814 Regierungsrat. Im selben Jahr stand er auf seiten der Partei, die dem Kieler Traktat die Anerkennung versagte und den Prinzen Christian als König von Norwegen ausrief, und nahm teil an der Versammlung zu Eidsvold und an der Reichsversammlung, die mit Veröffentlichung der Konstitution die Unabhängigkeit Norwegens erklärte. Sogleich nach Annahme des Grundgesetzes vom 17. Mai zum norwegischen Staatsrat im Departement des Innern erhoben, wirkte er beim Abschluß der Konvention zu Moß 14. Aug. 1814 mit, wodurch Norwegen mit Schweden als selbständiges Reich vereinigt ward. Nach der Vereinigung blieb C. in der norwegischen Regierung und übernahm 1822 das Departement des Finanz-, Handels- und Zollwesens, ward aber wegen des damals auf der norwegischen Regierung lastenden schwedischen Einflusses unpopulär, selbst wegen Verletzung des Staatsgrundgesetzes beim Reichsgericht angeklagt, aber freigesprochen. Als Vorsitzender im Staatsrat seit 1829 gewann er die verlorne Popularität wieder. Als er aber den Beschluß des Königs vom 2. Juli 1836, betreffend die Auflösung des Storthings, letzterm unter der Hand mitteilte, so daß die Versammlung das Budget noch schleunigst votieren und so die Absicht des Hofes vereiteln konnte, sah er sich genötigt, seinen Abschied zu nehmen, und widmete sich fortan den Wissenschaften und dem Landbau.

2) Peter Jonas C., Neffe des vorigen, geb. 12. Sept. 1813 zu Husebý in Norwegen, gest. 18. Dez. 1851 als Professor der Rechte in Christiania, hat sich durch »Forelæsninger over Personretten« (»Vorlesungen über das Personenrecht«, Christiania 1865—66, 2 Bde.) in seinem Vaterland den Ruf eines tüchtigen Juristen erworben, gab auch ästhetisch-kritische Schriften heraus. — Seine Gattin Jakobine Camilla, geborne Wergeland, geb. 23. Jan. 1813 in Christiansand, Schwester des Dichters Henrik Wergeland, seit 1841 mit C. vermählt, hat sich als Romanschriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenemanzipation im Norden einen geachteten Namen erworben. Wir nennen von ihren Werken: »Amtmandens Döttre« (»Die Töchter des Präsidenten«, 1855, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1864); »Fortaellinger« (»Erzählungen«, 1861) und »I de lange Naetter« (»In den langen Nächten«, 1863), eine Schilderung ihrer Kindheit; »Sidste Blade« (»Letzte Blätter«, 1868—73, 5 Bde.); »Fra de Stummes Lejr« (»Aus dem Lager der Stummen«, 1877); »Et lyst Billede i en mörk Ramme« (»Ein helles Bild in einem dunkeln Rahmen«, 1878); »Mod Strömen« (»Gegen den Strom«, 1879) ꝛc. — Ihr Sohn Robert, geb. 1842 in Christiania, lieferte wertvolle Beiträge zur Zoologie Norwegens, so: »Kristiania omegns Fauna« (1864); »Norges Fugle« (1868); »Remarks on the ornithology of the northern Norway« (1872); »Norges Fiske« (1874); »Bemärkninger om Norges Pattedyr« (1876) u. a.

Colletta, Pietro, neapolitan. General, geb. 23. Jan. 1775 in Neapel, gest. 11. Nov. 1831, trat 1796

in das Artilleriekorps, ward wegen seiner politischen Thätigkeit während der französischen Invasion 1798 nach Rückkehr der Bourbonen eingekerkert und nach seiner Freilassung Zivilingenieur. Als Joseph Bonaparte 1806 König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und zeichnete sich bei der Belagerung von Gaeta, der Okkupation von Kalabrien und der Einnahme von Capri so aus, daß ihn Joachim Murat 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens ernannte. 1815 unterhandelte er für denselben mit den Österreichern zu Casalanza. Nach der Restauration der Bourbonen beargwöhnt, blieb er gleichwohl als Kommandeur des Geniekorps im Dienst. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 stellte er als Generalkommandant in Sizilien die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, und nachdem er, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, noch zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell Sant' Elmo und verbannte ihn dann nach Brünn in Mähren. 1823 durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Er schrieb als Fortsetzung zu Giannones Geschichtswerk die zu großer Berühmtheit gelangte »Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825« (Capolago 1834 u. ö., 2 Bde.; deutsch, Grimma 1849—50, 8 Bde.), zu welchem Ulloa »Annotamenti« (Neap. 1878) herausgab. Seine kleinen Schriften erschienen Neapel 1861, 2 Bde.

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo, s. Kollo.

Collie (Colly), schottischer Schäferhund, s. unter »Hund« (Abbildung Tafel I, Fig. 8).

Collier (franz., spr. -lje), Halsband (s. d.), Halsschmuck.

Collier (spr. kolljer), 1) Arthur, engl. Philosoph, geb. 1680 bei Salisbury in Wiltshire, gest. 1732 als Rektor seines Geburtsorts, ist als Philosoph ein Vorgänger Berkeleys insofern, als er die idealistische Ansicht, daß die Existenz der sichtbaren Welt abhängig vom Geiste sei, nach seiner Aussage schon 1703 faßte und 1708 in einer ungedruckt gebliebenen Abhandlung niederlegte. Veröffentlicht wurde seine Lehre erst 1713 in der Abhandlung »Clavis universalis« (deutsch von Eschenbach, 1756). C. wurde über Berkeley, dessen »Principles« schon 1710 erschienen, fast vergessen und erst 1837 durch Benson und Parr wieder hervorgezogen. Vgl. Benson, Memoirs of the life of A. C. (Lond. 1837).

2) John Payne, engl. Litterarhistoriker und Bibliograph, geb. 11. Jan. 1789 in London, gest. im September 1880 in Maidenhead, Sohn eines Buchhändlers, der sich der Schriftstellerei zuwandte und unter anderm das »Monthly register« herausgab, wurde Advokat, wandte sich dann aber der journalistischen Laufbahn zu und zwar bei dem »Morning chronicle«. Durch seine Heirat (1816) in den Stand gesetzt, seinen litterarischen Neigungen ungestörter zu folgen, begann er das Studium der Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth, machte in Beiträgen für das »Edinburgh Magazine« und die »Critical Review« auf die bis dahin vernachlässigten Zeitgenossen und Vorgänger Shakespeares aufmerksam und half in Verbindung mit Lamb, Hazlitt u. a. die dramatischen Werke eines Peele, Greene, Nash, Lodge, Middleton, Marlowe, Webster ꝛc. der Vergessenheit entreißen. In diesem Sinne schrieb er das »Poetical Decamerone« (Edinb. 1820, 2 Bde.), eins seiner frühesten Werke, das eine Reihe von Gesprächen über jene Dichter enthält. In seiner Ausgabe von »Dodsley's old plays« (1825) fügte er sechs bisher unbekannte Dramen hinzu, und in einem Supplementband teilte er fünf weitere, noch unbekannte Dramen aus der Zeit Shakespeares mit. Seine »History of dramatic poetry« (Lond. 1831, 3 Bde.; neue Ausg. 1879, 3 Bde.) erwarb ihm einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire, ein großer Bücherfreund, machte ihn zu seinem Bibliothekar, und viele andre Privatbüchersammlungen standen ihm ausnahmsweise offen. In der des Grafen Ellesmere fand er Aktenstücke, die er in seinen »New facts regarding the life of Shakspeare« (Lond. 1835) veröffentlichte, und denen er »New particulars« (1836) und »Farther particulars« (1839) folgen ließ. Für seine sich hieran anschließende Shakespeare-Ausgabe, die 1842—44 erschien, hatte er wenigstens 20 Jahre lang gesammelt. Bereits Schatzmeister der Camden Society und Direktor der (alten) Shakespeare-Gesellschaft, wurde C. jetzt auch zum Schriftführer der königlichen Untersuchungskommission über die Verwaltung des Britischen Museums ernannt und erhielt aus der Zivilliste einen jährlichen Ehrensold von 100 Pfd. Sterl. Großes Aufsehen erregten 1852 seine »Notes and emendations to the text of Shakspeare's plays«, welche sich auf angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammende Randbemerkungen in einer alten Folioausgabe Shakespeares stützten und eine durchgreifende Revision des Textes der Shakespeareschen Dramen enthielten. Über die Echtheit dieser Bemerkungen entspann sich ein lebhafter Streit, der schließlich gegen C. entschieden ward, so daß er als der Betrogene erschien (vgl. Ingleby, Complete view of the Shakspeare controversy, Lond. 1861). Seit 1820 war C. auch Vizepräsident der Society of Antiquaries, zu deren »Transactions« er kritische Abhandlungen beigetragen hat. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »A book of Roxburgh ballads« (Lond. 1847); »Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare« (das. 1846); »Bibliographical account of rare books« (das. 1865) und »Illustrations of old English literature« (das. 1866, 3 Bde.). Auch gab er 1861 Speniers Werke heraus und begann 1866 die Veröffentlichung einer Reihe von alten und seltenen Gedichten und Flugschriften. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, aber oft flüchtig und kritiklos.

Collin, 1) Heinrich Joseph von, dramatischer Dichter, geb. 26. Dez. 1771 in Wien als Sohn eines Arztes, gest. daselbst 28. Juli 1811, erhielt nach vollendeten juridischen Studien eine Anstellung im Finanzfach, wurde 1803 nebst seinen Geschwistern geadelt und 1809 zum Hofrat ernannt. In den Kriegen von 1805 und 1809 wurde er mit wichtigen Aufträgen betraut. Seine angestrengte Thätigkeit hatte jedoch seine Gesundheit untergraben. Sein »Regulus«, eine Tragödie in klassischem Stil (1801), wurde in Wien sehr überschätzt, aber von den norddeutschen Kritikern, besonders von A. W. v. Schlegel (»Werke«, Bd. 9, S. 180), abgelehnt; bei seinen folgenden Tragödien nahm auch in Wien der Erfolg sehr ab. Unter seinen »Gedichten« (Wien 1812) sind die bekanntesten: »Kaiser Max auf der Martinswand«, »Kaiser Albrechts Hund« und »Herzog Leupold vor Solothurn«. Seine Werke erschienen gesammelt Wien 1812—14, 6 Bde. Sein Denkmal steht in der Karlskirche zu Wien. Vgl. Laban, Heinrich Joseph v. C. (Wien 1879).

2) Matthäus von, Dichter und Ästhetiker, Bruder des vorigen, geb. 3. März 1779 in Wien, gest. 23. Nov. 1824, studierte neben der Rechtswissenschaft Philosophie u. Geschichte, wurde Professor der Ästhetik und der Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau und später Professor der letztern Wissenschaft zu Wien. 1815 übernahm er die Erziehung des Herzogs von Reichstadt, redigierte seit 1818 die »Wiener Jahrbücher der Litteratur«. Er hat die Ausgaben der Werke seines Bruders besorgt und im 6. Band dessen Leben beschrieben. Seine eignen »Dramatischen Dichtungen« erschienen Pest 1815—17 in 4 Bänden; seine »Nachgelassenen Gedichte« gab mit einem biographischen Vorwort J. v. Hammer (Wien 1827, 2 Bde.) heraus.

Collin d'Harleville (spr. kolläng darlöwil'), Jean François, franz. Dichter, geb. 30. Mai 1755 in Mévoisins bei Maintenon, gest. 24. Febr. 1806 in Paris, studierte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann ganz der Litteratur zu und schrieb viele Charakterstücke, die mit ihren schönen Versen, komischen Situationen und ihrer liebenswürdigen Moral großen Beifall fanden, besonders sein Hauptwerk: »Le vieux célibataire« (1792). Seine übrigen Poesien, meist »Épitres«, sind leicht und anmutig im Ausdruck, im allgemeinen aber recht schwach; er spricht darin, wie La Harpe bemerkt, zu viel von sich und seiner Gutmütigkeit. Die beste Ausgabe seiner Werke hat sein Freund Andrieux besorgt unter dem Titel: »Théâtre et poésies fugitives« (Par. 1822, 4 Bde.); seine »Œuvres choisies« erschienen Paris 1826, 3 Bde.; eine Ausgabe seines »Théâtre« besorgte Moland (das. 1876).

Collingwood (spr. -wudd), Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), an der Georgian Bay des Huronensees, mit Seearsenal, lebhaftem Handel mit den Vereinigten Staaten und (1891) 4940 Einw.

Collingwood (spr. -wudd), Cuthberth, Lord, brit. Admiral, geb. 26. Sept. 1750 in Newcastle upon Tyne, gest. 7. März 1810, trat 1761 in den Seedienst, wurde 1775 Leutnant und trat in einige persönliche Beziehungen zu Nelson, mit dem er in Westindien zusammen diente. 1795 und 1796 befehligte er als Kapitän den Hector in der Mittelmeerflotte und zeichnete sich 1797 in dem Gefecht am Kap St. Vincent aus. 1799 zum Konteradmiral erhoben, nahm er teil an der Blockade von Brest. 1804 ward er Vizeadmiral und trug 1805 wesentlich zum Siege bei Trafalgar bei, wofür er zum Peer von England mit dem Titel Baron C. von Coldburne erhoben wurde und eine Pension von 2000 Pfd. Sterl. erhielt. Nach Nelsons Tode befehligte er die britische Seemacht im Mittelmeer bis zu seinem Tode. Sein Schwiegersohn veröffentlichte des Admirals »Memoirs (2 Bde.) u. Correspondence« (Lond. 1828 u. ö.). Vgl. Davies, Lord C. (2. Aufl., Lond. 1878).

Collini, Cosmo Alessandro, Schriftsteller, geb. 14. Okt. 1727 in Florenz, gest. 22. März 1806 in Mannheim als Direktor des naturwissenschaftlichen Kabinetts. Er wandte sich 1750 nach Berlin, wo er 1752 Voltaires Sekretär wurde, an dessen »Annales de l'Empire« er wesentlichen Anteil hat. Er folgte später Voltaire auch auf dessen Landgut bei Genf, trat 1756 als Hofmeister in die Dienste des Grafen Sauer in Straßburg, wurde 1759 Sekretär des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, 1763 Historiograph desselben. Von seinen Schriften nennen wir: »Précis de l'histoire du palatinat du Rhin« (Frankf. 1763), eine der vorzüglichsten Quellen zur Geschichte der Pfalz; »Lettres sur les Allemands« (Mannh. 1784); »Exposé de la capitulation de Mannheim« (1794) und »Mon séjour auprès de Voltaire« (Par. 1807), sein bekanntestes, in glänzendem Französisch geschriebenes Werk. Auch eine Reihe naturhistorischer Schriften hat C. verfaßt.

Collins, 1) John Anthony, engl. Philosoph, geb. 1676 zu Heston in Middlesex, gest. 1729, lernte zeitig Locke kennen, mit dem er bis zu dessen Tode in Briefwechsel stand. Er gehört zu den englischen Freidenkern und Deisten und suchte zu beweisen, daß freies Denken nicht beschränkt werden könne oder dürfe, sogar fleißig geübt werden müsse, um zur richtigen religiösen Erkenntnis zu kommen. C. schrieb: »A discourse of freethinking, occasioned by the rise and growth of a sect called Freethinkers« (Lond. 1713), ins Französische übersetzt: »Discours sur la liberté de penser« (Haag 1714); »A discourse of the grounds and reasons of the Christian religion« (Lond. 1724, anonym). Unter den gegen ihn gerichteten Schriften ist die des Philologen Bentley am bekanntesten: »Phileleutherus Lipsiensis« (1710). Vgl. »Memoirs of the life of Anthony C.« (Lond. 1848—49, 2 Bde.).

2) William, engl. Dichter, geb. 25. Dez. 1721 in Chichester, gest. 12. Juni 1759 in seinem Heimatsort, studierte in Oxford und wandte sich dann (1744) nach London, um sich hier ganz litterarischer Thätigkeit zu widmen. Nachdem er bereits als Schüler zu Winchester seine »Oriental eclogues« (gedruckt 1742) geschrieben hatte, trat er 1747 mit »Odes« hervor, die indessen keine Beachtung fanden. Er beerbte einen reichen Onkel, verfiel aber in Melancholie und suchte 1750 vergebens Heilung unter einem sonnigern Himmelsstrich. Erst lange nach seinem Tode fanden C.' Dichtungen die gebührende Anerkennung und wurden seitdem in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Zu den besten gehören die von Barbauld (Lond. 1797), von Dyce (das. 1827) und Thomas (das. 1858); die beiden letztern mit Biographie.

3) William, engl. Maler, geb. 18. Sept. 1788 in London, gest. daselbst 17. Febr. 1847, malte namentlich Küsten- und Waldszenen, über die er einen eigentümlichen melancholischen Hauch auszugießen wußte. Von einer italienischen Reise brachte er liebliche Bilder neapolitanischer und kalabresischer Gegenden mit anziehender Staffage mit. Zu seinen besten Werken gehören der Sonntagmorgen und: So glücklich wie ein König.

4) William Wilkie, beliebter engl. Novellist, Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1824 in London, gest. daselbst 23. Sept. 1889, trat früh als Lehrling in ein Handelsgeschäft. Sein erster schriftstellerischer Versuch war die Biographie seines Vaters (Lond. 1848, 2 Bde.), die Beifall fand und ihn veranlaßte, sich ganz der Litteratur zu widmen. Er schrieb zunächst den Roman »Antonia, or the fall of Rome« (1850), dem »Basil, a story of modern life« (1852), »Mr. Wray's cash box« (1852) und »Hide and seek« (1854) nachfolgten, und wurde dann Mitarbeiter an Dickens' »Household Words«, in denen er die Novellen: »After dark« (1856) und »The dead secret« (1857) veröffentlichte, welche sein Talent als Sensationsschriftsteller entschieden bekundeten. Am glänzendsten zeigte sich dies in C.' beliebtestem Roman: »The woman in white«, der zuerst 1859—60 erschien. Ihm folgten, derselben Sphäre angehörend: »No name« (1863), »Armadale« (1864), »Moonstone« (1867), »Man and wife« (1870), »Poor Miss

Finch« (1872), »The new Magdalen« (1873) u. a. Auch im Drama wußte C. Erfolge zu erzielen, so namentlich mit »The frozen deep« (1857) und »Light house«, die Zugstücke der Londoner Bühnen wurden. Auch die dramatischen Bearbeitungen einiger seiner Romane: »Armadale« (1866), »The woman in white« (1871) und »The new Magdalen« (1873), fanden günstige Aufnahme. Vgl. E. v. Wolzogen, Wilkie C. (Leipz. 1885).

Collinsia *Nutt.* (Kollinsie), Gattung aus der Familie der Strofulariaceen, nordamerikan. Sommergewächse mit gegen- oder quirlständigen Blättern, schönen, achselständigen, boukettartig gruppierten Blüten und eiförmiger, einfächeriger Kapsel. Von den etwa 12 Arten werden C. bicolor *Benth.*, aus Kalifornien, mit 30 cm hohem, aufrechtem Stengel und hellvioletten Blüten mit weißer Unterlippe, C. grandiflora *Dougl.*, aus Oregon, mit blauen Blüten, C. verna *Nutt.*, aus Ohio, und andre Arten, zum Teil in vielen Varietäten, als schön und dankbar blühende Zierpflanzen in Gärten gezogen.

Collinson, Sir Richard, brit. Seefahrer, geb. 7. Nov. 1801 in Gateshead, gest. 12. Sept. 1883, trat 1823 in die britische Marine, machte mehrere größere Reisen und segelte 1850 in der Enterprise mit Mac Clure (s. d.), der unter ihm den Investigator befehligte, zur Aufsuchung Franklins und zugleich einer nordwestlichen Durchfahrt durch die Beringstraße. Unterwegs aber wurden die beiden Schiffe voneinander getrennt; C. fuhr mit der Enterprise zuerst direkt nach Norden bis über 73° hinaus und dann nach Osten, mußte aber bei der Barrowspitze umkehren und überwinterte in Hongkong. 1851 fuhr er wieder durch die Beringstraße, drang durch die Prince Wales-Straße bis zu ihrer durch Eismassen verschlossenen Mündung und überwinterte in einer Bucht des Prince Albert-Landes, welches er im Frühling genauer untersuchen ließ; eine seiner Schlittenexpeditionen kam sogar bis zur Melvilleinsel. Darauf gelangte er durch die Delphin- und Unionstraße bis in die Deaseitraße und überwinterte 1852/53 in der Cambridgebai, von wo aus er die Küsten noch weiter nach Osten aufnehmen ließ. Dann trat er die Rückreise an, mußte jedoch westlich vom Mackenzie in der Camdenbucht nochmals überwintern und traf erst 1854 wieder in Europa ein, wo Mac Clure, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, schon angelangt war. C. schrieb: »Nine weeks in Canada« (Cambridge 1862); »The three voyages of Martin Frobisher etc. 1576—78« (Lond. 1867). Vgl. »Journal of H. M. S. Enterprise etc.«, herausgegeben von seinem Bruder, Generalmajor T. B. Collinson (mit »Memoir«, Lond. 1889).

Collinsville (spr. kólinswill), Stadt in der Grafschaft Madison des nordamerikan. Staates Illinois, mit (1890) 3498 Einw.

Collioure (spr. kolliúr'), Stadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Céret, malerisch um ein altes Schloß an einer halbkreisförmigen Bucht des Mittelländischen Meeres und an der Südbahn gelegen, von mehreren Forts umgeben, hat einen Hafen, vorzüglichen Weinbau, Korkgewinnung und Pfropfenfabrikation, Seefischerei, Handel mit frischen und gesalzenen Fischen und (1891) 3285 Einw. — C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte bis 1659 den Spaniern, wurde aber im damaligen Pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. Im Dezember 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber 26. März 1794 wieder.

Collipulli (spr. kolljipúlji), Departementshauptstadt in der chilen. Provinz Malleco, am gleichnamigen Fluß und an der Bahn nach Concepcion, mit (1885) 4030 Einw.

Colliquatio (lat.), Knochenfraß.

Collmannmaschine, Collmannsteuerung, s. Dampfmaschine.

Cölln, 1) Friedrich von, deutscher Publizist, geb. 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, gest. 31. Mai 1820 in Berlin, studierte in Marburg, Halle und Jena, trat 1790 in den preußischen Staatsdienst, war erst Kammerreferendar zu Minden, ward 1793 Kriegsrat in Posen, 1800 Kriegs- und Steuerrat zu Glogau und 1805 Kriegs- und Domänenrat in Berlin und Redakteur des »Preußischen Staatsanzeigers«. Seine rücksichtslose Darlegung der Schwächen der preußischen Staatsverwaltung, die er seit 1806 in einer Reihe meist anonymer Schriften veröffentlichte, brachte ihn 1808 auf die Festung Glatz, von wo er 1810 nach Österreich entfloh. Als 1811 die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen wurde, kehrte er nach Preußen zurück und fand eine Anstellung im Büreau des Fürsten Hardenberg. Von seinen Schriften nennen wir nur: »Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tod Friedrichs II.« (Amsterd. u. Köln 1807—1809, 6 Tle.); »Neue Feuerbrände« (Leipz. 1807—1808, 4 Bde.); »Wien und Berlin in Parallele« (das. 1808, 5 Bde.); »Aktenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrats von C.« (das. 1811) und »Freimütige Blätter für Deutsche« (das. 1815—20).

2) Daniel Georg Konrad von, Theolog von rationalistischer Richtung, Neffe des vorigen, geb. 21. Dez. 1788 in Örlinghausen, habilitierte sich 1811 zu Marburg, wurde 1818 Professor der Theologie in Breslau, 1829 Konsistorialrat; starb daselbst 17. Febr. 1833. Sein Hauptwerk, die »Biblische Theologie« (Leipz. 1836, 2 Bde.), ward erst nach seinem Tode von David Schulz herausgegeben.

Collo (ital.), s. Kollo.

Collocallia, die Salangane.

Collodium, s. Kollodium.

Collograph, s. Heliograph.

Collon (Mont C.), s. Colon.

Colloredo, weitverzweigtes österreich. Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von einem alemannischen, nach Friaul eingewanderten Adelsgeschlecht ab, dessen Burg C. bei dem Ort Mels (Melzo, Melso) stand und 1802 von den Brüdern Ottobon und Wilhelm von Mels erbaut wurde. Als Ahnherren dieser Mels, die sich seit dem 14. Jahrh. von C. schrieben, und der mit ihnen urverwandten Herren von Wallsee gelten die schwäbischen Edelleute Liebhart und Heinrich, welche zur Zeit Konrads II. in Friaul eingewandert sein sollen. Liebhart wurde der Stammvater der Mels-C., Heinrich, wieder heimgezogen, der der Wallseer. Wilhelms von Mels drei Söhne begründeten ebenso viele Linien des Hauses: Asquinus die Asquinische Linie, die 1588 zur erbländischen, 1591 als C.-Wallsee zur reichsfreiherrlichen, 1624 zur reichsgräflichen Würde erhoben wurde, aber 1693 erlosch; Bernhard die Bernhardinische Linie, welche wieder in den Mantuaner Ast (der 1624 die Reichsgrafenwürde erhielt und sich abermals in den eigentlichen Mantuaner und den böhmischen Zweig spaltete) und den Venezianer Ast zu Moschelet zerfiel; Weickardt die jüngere fürstliche Linie. Einer von des letztern Nachkommen, Ferdinand, geb. 1635, gest. 1689, gründete durch

seine beiden Söhne Hieronymus und Rudolf zwei Linien, die fürstliche oder die Linie Wallsee und die Rudolfinische. Durch des erstern Sohn Rudolf Joseph wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten- und 1764 in den erbländischen (böhmischen) Fürstenstand erhoben, wozu noch 1765 das ungarische Indigenat trat, und nahm den Namen Wallsee an, während dessen Sohn, Fürst Franz Gundaccar, sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mansfeld, vermählte, 1789 deren Titel und Wappen den seinen hinzusetzte und sich nun Fürst von C.-Mansfeld nannte. Nur das jeweilige Haupt der Familie führt den Titel Fürst. Die jüngere Rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marquisat Santa Sofia, zu welchem später durch Heirat noch das Marquisat Recanati (Provinz Macerata) kam, Marchesen von C.-Santa Sofia und Recanati. Vgl. v. Crollalanza, Das Adelsgeschlecht der Wallsee-Reis und insbes. der Grafen von C. (Wien 1889). Bemerkenswerte Mitglieder des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, aus der Asquinischen Linie, geb. 1582, gest. 1638, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen 1632 ein Regiment, wurde als Generalfeldwachtmeister 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnim geschlagen, was ihm durch kriegsgerichtlichen Spruch eine lange Haft in Ödenburg zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zug nach Burgund, wurde aber 17. März 1636 bei Raon besiegt und gefangen. Er starb als k. k. Feldmarschallleutnant an einer Wunde, die er bei dem Entsatz von St.-Omer erhalten.

2) Rudolf, geb. 2. Nov. 1585 in Prag, gest. daselbst 24. Febr. 1657, Bruder des vorigen, zeichnete sich im Dreißigjährigen Kriege, besonders bei Mantua und Lützen, rühmlich aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. Geheimrat und Feldmarschall, 1637 zum Großprior des Malteserordens zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hof und zum kommandierenden General in Böhmen. Durch seine kühne Verteidigung der Alt- und Neustadt Prag machte C. den Überfall der Schweden 26. Juli 1648 wirkungslos. Er starb als Feldmarschall und Gouverneur von Prag.

3) Joseph Maria, Graf von C.-Reis und Wallsee (Sohn des ersten Fürsten von C., Rudolf Joseph, geb. 1706, gest. 1788, Reichsvizekanzler), geb. 11. Sept. 1735 in Regensburg, gest. 26. Nov. 1818, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege mehrfach aus, wurde 1763 zum Generalmajor ernannt, stieg schnell zum Feldmarschallleutnant und Hofkriegsrat, begleitete 1777 Kaiser Joseph II. nach Frankreich und erhielt sodann die Generaldirektion der Artillerie. Wegen seiner hohen Verdienste um diese Waffe ernannte ihn Joseph II. zum Feldzeugmeister. Im Türkenkrieg wohnte C. dem Angriff auf das feste Schabacz bei und leitete im nächsten Feldzug den Sturm auf Belgrad mit. Als Feldmarschall kommandierte er sodann bis zu den Friedensverhandlungen des Reichenbacher Kongresses die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze. Nach dem Kriege erhielt C. als Staats- und Konferenzminister die Führung der ihm zunächst liegenden Geschäfte des Hofkriegsrats. 1891 erhielt das 4. österreichische Festungsartillerieregiment seinen Namen.

4) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, geb. 23. Mai 1736 in Wien, gest. daselbst 10. März 1806, war anfänglich österreich. Regierungsrat, später Ajo des Erzherzogs Franz in Florenz, der ihn, nach seiner Thronbesteigung 1792, zum geheimen Kabinettsminister ernannte. In den Jahren 1801–1805 teilte sich C. mit Ludwig Cobenzl in die Führung der auswärtigen Geschäfte und war stets der Vertrauensmann des Kaisers Franz. Die Kriegsereignisse von 1805 raubten ihm seine hohe Stellung, ein Verlust, den er kaum ein Jahr lang überlebte.

5) Hieronymus, zweiter Graf von C.-Mansfeld, geb. 30. März 1775 in Wetzlar, gest. 23. Juli 1822 in Wien (Sohn des Reichsvizekanzlers Fürsten Franz de Paula Gundaccar I., geb. 1731, gest. 1807, der 1767–70 als Botschafter in Spanien, 1788–1806 als Reichsvizekanzler diente), trat 1792 als Leutnant in die österreichische Armee und ward 1794 Kapitän. 1796 machte er unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, focht als Oberst bei Hohenlinden, zeichnete sich als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl mit seiner Brigade bei Caldiero aus. 1809 deckte er als Feldmarschallleutnant nach der Schlacht bei Raab den Rückzug nach Komorn. 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Gyulays, ward Feldzeugmeister und kommandierte bei Leipzig das 1. österreichische Armeekorps.

6) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, Sohn von C. 4), geb. 29. Okt. 1799, gest. 26. Okt. 1859, trat frühzeitig in die Armee und ging dann zur diplomatischen Laufbahn über, war 1843–1847 Gesandter Österreichs in Petersburg, 1848 eine Zeitlang Bundespräsident zu Frankfurt, 1852–56 Gesandter in London, dann Botschafter in Rom. Im Juli 1859 von dort abberufen, wohnte er als erster österreichischer Bevollmächtigter der Friedenskonferenz in Zürich bei, starb aber hier plötzlich während der Verhandlungen. Mit ihm erlosch die Linie C.-Wallsee im Mannesstamm.

7) Franz de Paula Gundaccar II., Fürst C.-Mansfeld, Sohn von C. 5), geb. 8. Nov. 1802 in Wien, gest. 29. Mai 1852 in Gräfenberg, trat 1824 als Kadett in die Armee, rückte bis zum Generalmajor auf, war bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag im Juni 1848 thätig, nahm im Oktober d. J. an der Einschließung Wiens teil, machte mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit und kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna und vor Komorn. Zum Feldmarschallleutnant ernannt, suchte er sich auf der Insel Schütt zu halten und blieb dann bei dem Zernierungskorps vor Komorn. Nach dem ungarischen Feldzug erhielt er im Oktober 1850 den Oberbefehl über das 2. Armeekorps.

8) Joseph Franz Hieronymus, Fürst von C.-Mansfeld, österreich. Staatsmann, geb. 26. Febr. 1813, Sohn des durch seine menschenfreundlichen Bemühungen um den Wohlstand Niederösterreichs bekannten Grafen Ferdinand C. (gest. 1848), trat in die Armee, avancierte zum Major, erbte 1852 von seinem Vetter Franz de Paula Gundaccar II. (s. vorigen) den Fürstentitel und bedeutende Fideikommißherrschaften, ward 1857 Kämmerer, 1859 Präsident der Staatsschuldentilgungs-Kommission, 1860 Mitglied des verstärkten Reichsrats, 1861 des Herrenhauses, war 1861–67 Landmarschall des niederösterreichischen Landtags, von 1867 ab Mitglied des böhmischen Landtags und 1868–69 Präsident des Herrenhauses. C. gehört zu den treuesten und einflußreichsten Anhängern der Verfassungspartei. — Sein ältester Sohn, Graf Hieronymus Ferdinand Rudolf, geb. 20. Juli 1842, gest. 29. Juli 1881, diente erst in einem Husarenregiment, widmete sich dann der

Bewirtschaftung einiger Güter in Böhmen und war 1875–78 Ackerbauminister im verfassungstreuen Ministerium Auersperg.

Collot d'Herbois (spr. tollo derbŭa), Jean Marie, franz. Revolutionär, geb. 1751 in Paris, gest. 8. Jan. 1796, zog als Schauspieler und Theaterdichter in Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz umher, trat 1789 in Paris als feuriger Volksredner auf und gab den »Almanac du père Gérard« heraus, wodurch er sich bei den Jakobinern in Gunst setzte. Nach dem 10. Aug. 1792 trat er in den Stadtrat der Pariser Gemeinde und nach den Septembergreueln in den Konvent. Bei Eröffnung desselben beantragte er die Einführung der Republik. Von den Girondisten zurückgewiesen, verfolgte der kalte, berechnende Intrigant mit Robespierre die Girondisten und wurde 13. Juni 1793 Präsident der Jakobinerversammlung sowie im September deren Vertreter im Wohlfahrtsausschuß. Er erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Korrespondenz, ward nach der Einnahme von Lyon dahin geschickt und ließ die Verhafteten in Masse zusammenhauen und niederschießen. Die mit ihm verbündeten Hébertisten opferte er Robespierre auf, um dafür die Vernichtung des verhältnismäßig moderierten Danton und seiner Freunde zu erlangen. Auf Robespierres wachsende Macht eifersüchtig, wirkte er aber eifrig auf dessen Sturz hin. Die Reaktion gegen die Schreckensmänner nach dem 9. Thermidor hatte zur Folge, daß 27. Dez. 1794 C. auf den Antrag Clausels in Anklagezustand versetzt und nach dem jakobinischen Aufstande des 12. Germinal (1. April 1795) zur Deportation nach Cayenne verurteilt wurde. Da er dort die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln versuchte, ward er auf das Fort Sinnamari gebracht, wo er, dem Trunk ergeben, starb. Er schrieb eine große Zahl Dramen, welche längst vergessen sind.

Coll' ottava (ital., »mit der Oktave«) bedeutet bei Musikstücken, wenn über den Noten stehend, daß die höhere Oktave, wenn unter den Noten (im Baß) stehend, die tiefere Oktave mitgegriffen werden soll.

Collotypie, s. Leimdruck. Im Englischen wird der Lichtdruck vielfach mit Collotype bezeichnet.

Collum (lat.), der Hals (s. d.); auch der Halsteil eines Organs, z. B. c. uteri; in der Botanik Wurzelhals.

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colly, s. Collie.

Collyrium, Augenschminke der Griechen und Römer, Augenwasser, wahrscheinlich identisch mit einem von den Frauen im Orient noch jetzt allgemein angewandten Schönheitsmittel für die Augen, welches unter dem arabischen Namen Kochl, Kohol bekannt ist und aus Spießglanzerz (Antimonium, Stibium) bereitet wird. Es wird als schwarze Salbe auf die Augenbrauen und Wimpern aufgetragen.

Colman (spr. kolmän), 1) George, engl. Theaterdichter, geb. im April 1732 in Florenz, wo sein Vater englischer Resident war, gest. 14. Aug. 1794 im Irrenhaus, erhielt seine erste Bildung in der Westminsterschule und wurde in Oxford Magister der freien Künste. Zu gunsten der Poesie, besonders des Dramas, entsagte er dem Rechtsstudium. Gleich sein erstes Stück, die Farce »Polly Honeycomb« (1760), fand großen Beifall, der sich bei »The jealous wife« (1761) noch steigerte. Er verwandte ein ihm zugefallenes Erbe dazu, Mitbesitzer des Coventgarden-Theaters zu werden (1768), vertauschte aber 1778 die Direktion desselben mit der Leitung des Haymarket-Theaters, das sich durch ihn zu außerordentlicher Blüte erhob. Seinen litterarischen Ruf begründete er durch eine Sammlung geistreicher Aufsätze: »The connoisseur« (1758). Man hat von ihm einige dreißig Theaterstücke (darunter Übersetzungen aus dem Französischen), von denen sich mehrere heute noch auf dem Repertoire behaupten. Er gab auch eine Übersetzung der »Ars poetica« des Horaz und der Komödien des Terenz (Lond. 1765) heraus. Seine »Dramatic works« (Auswahl) erschienen 1777 (Lond., 4 Bde.), seine »Miscellaneous works« 1787 (das., 3 Bde.). Vgl. »Some particulars of the life of the late G. C.« (von ihm selbst verfaßt, Lond. 1795).

2) George, der jüngere, ebenfalls Bühnendichter, Sohn des vorigen, geb. 21. Okt. 1762, gest. 17. Okt. 1836 in London, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, dann zu Oxford und Aberdeen. In dieser Stadt veröffentlichte er sein erstes Gedicht: »The man of the people«, eine Satire auf Fox, und schrieb sein erstes Theaterstück: »The female dramatist«, welches ausgezischt wurde. Dagegen wurden »Two to one« (1784) und das Singspiel »Turk and no Turk« (1785) mit Beifall aufgenommen. Als Leiter des Haymarket-Theaters schrieb er für dasselbe eine Reihe von Opern, Possen, Schauspielen und Lustspielen, die sich zum Teil lange auf dem Repertoire hielten. Unter den letztern sind »The iron chest« (1796, nach Godwins Roman »Caleb Williams« bearbeitet), »The poor gentleman« (1802) und »John Bull« (1805, von Walter Scott für das beste neuere Lustspiel erklärt) die vorzüglichsten und zeichnen sich durch Geschmack, Kenntnis des wirklichen Lebens, Humor und Munterkeit aus. Auch war er beteiligt an der Verspottung des deutschen Dramas, besonders der Goetheschen »Stella«, im »Anti-Jacobin« (1797). Noch ist von ihm eine poetische Burleske zu erwähnen, die 1797 unter dem Titel: »My nigthgown and slippers« und später (1802) in einer neuen Auflage mit Zusätzen unter dem Namen: »Broad grins« (8. Aufl. 1839; mit andern humoristischen Stücken neu hrsg. von Buckstone, Lond. 1872) erschien; ferner »Poetical vagaries« (1812), »Vagaries vindicated« (1813) und »Eccentricities for Edinburgh« (Gedichte, 1816), worin aber der Humor nicht immer die Grenzen des Anstandes einhält. Seine »Poetical works« erschienen London 1840. Das letzte Werk Colmans waren seine Memoiren: »Random recollections« (Lond. 1830, 2 Bde.), von bedeutendem Interesse für das Londoner Theaterwesen.

3) Samuel, amerikan. Maler, geb. 1833 in Portland (Maine), zeigte schon als Knabe Talent zum Zeichnen und entwarf Skizzen von Hafen- und Schiffsszenen sowie Landschaften vom Hudsonfluß und vom Georgesee, ging 1860 nach Europa und verlebte zwei Jahre in Paris und in Spanien. 1862 wurde er Mitglied der Akademie in New York und gründete später daselbst die Amerikanische Gesellschaft für Aquarellmalerei, deren Präsident er von 1866—71 war. 1871 arbeitete er wiederum in Paris und in Rom, 1874 in Dresden und kehrte 1876 nach New York zurück, wo er eine große Anzahl seiner in Italien, Frankreich, der Schweiz und Nordafrika gesammelten Skizzen ausstellte. Aus der reichen Zahl seiner Werke sind die zwei Boote auf dem Hudson, der Georgesee, Andernach am Rhein, der Troutfluß in den Adirondacks (1870), die Dämmerung in der westlichen Ebene (1871), die venezianischen Fischerboote (1876), die Ruinen der Moschee von Mansura, der sonnige Nachmittag im Hafen von Algier (1877), die Kaufleute

auf der Wanderung in Algerien und (1878) Flüelen am Vierwaldstätter See hervorzuheben. Neben diesen Ölbildern schuf er zahlreiche Aquarelle.

Colmance (spr. -mängß'), Louis Charles, franz. Volksliederdichter, geb. 26. April 1805 in Paris, gest. daselbst 13. Sept. 1870, Sohn unbemittelter Eltern, kam zu einem Formstecher in die Lehre, wo er in dem heitern Treiben seiner Werkstattgenossen sich seines poetischen Talents bald bewußt ward, und entwickelte nun, besonders seit seiner Aufnahme in die »Lice chansonnière« (einen das Volkslied kultivierenden Dichterverein) eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Er übernahm 1854 die Leitung einer kleinen Speisewirtschaft, aber ohne Glück, ward sodann 1864 Buchtrödler und ließ sich endlich 1869 in Montmartre als Buchhändler nieder. C. behandelt leicht und gewandt die verschiedensten Stoffe; eine zu große Vorliebe für »freie Späße« (gaudrioles) ist ihm nicht abzusprechen. Eine vollständige Ausgabe seiner Chansons erschien 1862.

Colmeiro, Miguel, span. Botaniker, geb. 1820 in Santiago de Galicia, studierte Medizin und Naturwissenschaften, widmete sich jedoch früh der Erforschung der Flora Spaniens und insbes. Galiciens. Nachdem er in Barcelona und Sevilla jahrelang als Professor der Botanik gewirkt, ward er an die Universität Madrid berufen, wo er in den Staatsrat und in die Akademie gewählt ward. C. ist Direktor des botanischen Gartens. Aus der langen Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten: »Catalogo metodico de las plantas observadas en Cataluña« (Madr. 1848); »Apuntes para la Flora de las dos Castillas« (1849); »Recuerdos botanicos de Galicia« (1850); »Curso de Botanica« (1854); »La Botanica y los Botanicos de la Peninsula« (1858); »Plantas de la Peninsula« (1889, 5 Bde.); »Vegetacion espontanea de la Peninsula« (1890); »Nombres vulgares de las plantas« (1891); »Noticia de los trabajos botanicos del abade Pourret« (1891).

Colmenār, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Malaga, mit Weinbau und (1887) 4723 Einw.

Colne (spr. kōn), alte Stadt auf der Grenze zwischen Lancashire und Yorkshire (England), nördlich von Burnley, das Colunio der Römer, hat bedeutende Baumwollindustrie und (1891) 14,023, mit dem Dorf Marsden 16,774 Einw.

Colney-Hatch (spr. kolni-hätsch), ein Weiler in der engl. Grafschaft Middlesex, 11 km nordnordwestlich von der Londonbrücke, mit einem Irrenhaus, das 1847—49 nach dem Entwurf Dances errichtet wurde und Raum für 2000 Kranke hat.

Colobus, der Stummelaffe.

Colocasia *Schott* (Kolokasie), Gattung aus der Familie der Araceen, Stauden mit knolligem oder aufrechtem Stamm, langgestielten, schild- oder eiförmigen, am Grunde herzförmigen Blättern, lang kegelförmigem, pfriemen- oder nur stachelförmigem Anhang des Blütenkolbens und vielsamigen Beeren. Etwa 6 Arten in Ostindien und Hotschinchina. C. antiquorum *Schott* (Caladium esculentum *Vent.*, ägyptische Zehrwurzel, Kalo, Taro, Wasserbrotwurzel, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«) ist in Ostindien heimisch und wurde frühzeitig nach Westen verpflanzt und in Ägypten unter dem Namen Kulkas kultiviert. Von dort ward sie nach Spanien, wo sie jetzt verwildert vorkommt, nach Kreta, Cypern, Kalabrien sowie nach Amerika übergeführt und wird jetzt überall in den Tropen und subtropischen Gegenden der Alten und Neuen Welt kultiviert. Die Wurzel, oft von der Größe eines Kindskopfes und bis 6 kg schwer, ist roh scharf und ätzend, schmeckt aber nach dem Kochen angenehm kastanienartig und enthält sehr viel Stärkemehl. Man benutzt sie daher allgemein als Gemüse und kultiviert sie zu diesem Zweck auf feuchten Feldern und in Sümpfen. Mehrfach wird auch aus der Knolle Stärkemehl dargestellt. Blätter und Blattstiele werden als Gemüse gegessen (karibischer Kohl). Die alten Ägypter benutzten die verschiedenartig gebogenen Blätter als Trinkschalen. Bei uns wird die Kolokasie als Blattpflanze auf Rasen oft in Zusammenstellung mit Ricinus und Canna kultiviert. C. himalaiensis *Royle* (Cocoawurzel), auf dem Himalaja, bildet hier die Hauptnahrung der untern Volksklassen. Die ungekochten Blätter dieser Pflanzen werden wegen ihrer Schärfe arzneilich verwendet.

Coelocline *DC.*, Gattung aus der Familie der Anonaceen. C. polycarpa *Dec.*, in Westafrika, liefert die zum Gelbfärben benutzte Abeocutarinde.

Colocyntis, die Koloquinte, s. Citrullus.

Cölodont (lat.) sind die Zähne, wenn sie eine große Pulpahöhle haben; Gegensatz: pleodont.

Cologna Veneta (spr. -lonnja), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Verona, am Frassine und an der Dampfstraßenbahn Lonigo-C., mit alten Ringmauern, einer Kirche mit Gemälden von Paul Veronese u. a. und (1881) 2154 (als Gemeinde 7801) Einw., welche Seidenraupenzucht, Mandelbäckerei und lebhaften Handel treiben.

Cologne (franz., spr. -lonnj'), soviel wie Köln.

Cölom (grch.-lat.), die Leibeshöhle der Tiere.

Coloman, Schotte, ward 1012 auf einer Reise nach Jerusalem zu Stockerau in Österreich vom Pöbel als slawischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest und wurde daher 1015 nach Melk gebracht, wo C. als ein Landespatron Österreichs verehrt wird. Tag: der 13. Oktober.

Colomb, 1) Ferdinand August Peter von, preuß. General, geb. 1775 in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, gest. 12. Nov. 1854 in Berlin, trat 1792 in das Zietensche Husarenregiment als Junker ein, nahm 1806 unter seinem Schwager Blücher an dem Kriege in Thüringen und der Verteidigung von Lübeck teil, wurde 1811 Rittmeister und führte in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit einem Streifkorps im Rücken der französischen Armee glänzende Thaten aus. So nahm er 29. Mai bei Zwickau mit 82 Mann einen ganzen französischen Artilleriepark weg, dessen Begleitung aus 6 Offizieren, 116 Mann Reiterei, 80 Mann Infanterie und aus mehreren hundert bewaffneter Troßsoldaten bestand. 1815 wurde er Kommandeur des 8. Husarenregiments und 1823 in das Kriegsministerium berufen. 1829 ward er zum Generalmajor und Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neiße, 1838 zum Kommandanten von Köln, 1839 zum Generalleutnant, 1841 zum Kommandanten von Berlin und Chef der gesamten Gendarmerie und endlich 1843 zum kommandierenden General des 5. Armeekorps zu Posen befördert. Bei den Unruhen in der Provinz Posen 1846 schritt er energisch ein. 1849 erhielt er unter Ernennung zum General der Kavallerie seinen Abschied und lebte fortan in Königsberg. Von ihm ist die Schrift »Aus dem Tagebuch des Rittmeisters v. C.« (Berl. 1854).

2) Enno von, preuß. General, geb. 31. Aug. 1812 in Berlin, gest. 10. Febr. 1886 in Kassel, Sohn des vorigen, trat 1831 beim 1. Garde-Ulanenregiment

in Potsdam ein, besuchte 1835—38 die Kriegsakademie, wurde 1839 Adjutant beim Generalkommando des Gardekorps, 1851 Rittmeister, 1858 Major im 1. Garde-Ulanenregiment, 1859 Kommandeur desselben und befehligte es 1866 in der Schlacht bei Königgrätz. Im französischen Kriege 1870/71 nahm C. als Generalmajor und Kommandeur der 3. Brigade in der 2. Kavalleriedivision teil und kämpfte bei Beaumont, bei Sedan, vor Paris, bei Orléans und Le Mans. 1873 wurde er zum Generalleutnant befördert und 1874 zum Kommandanten von Kassel ernannt; 1885 nahm er seinen Abschied. C. schrieb: »Aus dem Tagebuch des Generalmajors v. C. während des Feldzugs 1870/71« (Berl. 1876); »Beiträge zur Geschichte der preußischen Kavallerie« (das. 1880) und gab das Buch »Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815« (das. 1876) heraus.

3) Engl. Admiral, Erfinder des »Colombschen Signalapparats« (s. d.).

Colombat de l'Isère (spr. kolongbá d'ilsär'), Marc, Mediziner, geb. 28. Juli 1797 in Vienne (Isère), gest. 10. Juni 1851 in Paris, studierte in Montpellier, Straßburg und Paris, errichtete daselbst ein orthopädisches Institut für Stotternde, in welchem er seine neuentdeckte Heilmethode, fortgesetzte Übungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nötigen Mundstellungen, mit großem Glück anwandte. Er schrieb: »Du begaiement, etc.« (1830), das in 2. Auflage unter dem Titel: »L'orthophonie« (1834; deutsch, bearbeitet von Flies, Quedlinb. 1840) und in 3. Auflage als »Traité de tous les vices de la parole« (1843) erschien; ferner »Traité des maladies des femmes et de l'hygiène spéciale de leur sexe« (1839—43, 3 Bde.; Bd. 1 u. 2 deutsch von Frankenberg, Leipz. 1841); »Mémoire sur l'histoire physiologique de la ventriloquie« (1840).

Colombes (spr. kolongb'), Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, 11 km nordwestlich von Paris, nahe dem linken Seineufer, Knotenpunkt an der Westbahn, hat einen Rennplatz, Petroleumraffinerien, Essigfabriken und (1891) 18,918 Einw.

Colombey-Nouilly (spr. kolongbé-nuji), zwei Dörfer östlich von Metz, nach denen die erste der vor Metz gelieferten Schlachten deutscherseits benannt wird, während die Franzosen sie nach Borny oder Courcelles benennen (s. den Schlachtplan von Metz). Am 14. Aug. frühmorgens trat das französische Heer seinen Rückzug von Metz an, um in Châlons sich mit Mac Mahon zu vereinigen; zwei Korps waren bereits auf das linke Ufer übergegangen, als nach 8 Uhr von den Generalen der ersten deutschen Armee auf dem rechten Moselufer auf eigne Hand ein Angriff gemacht wurde, um die Franzosen festzuhalten. Das Gefecht wurde von der 26. Infanteriebrigade vom 7. Korps unter Generalmajor v. d. Goltz eröffnet, der den Angriff zunächst gegen Colombey richtete, wo die 3. Division des von General Decaen befehligten 3. Armeekorps stand. Die Franzosen hatten eine geschützte Stellung, die sie auch sehr gut zu benutzen wußten, so daß die Deutschen einen schweren Stand hatten, zumal die Franzosen ihnen auch an Zahl sehr überlegen waren. Erst nachdem der Kampf bei Colombey längere Zeit gedauert hatte, entspann sich nördlich davon ein Gefecht bei Montoy und Noisseville, wo die 1. und 2. deutsche Division gegen die Division Grenier vordrangen und 5 Uhr Montoy nahmen. Zwar drangen die Deutschen bis Rey vor, mußten aber vor den von General Ladmirault gesendeten Verstärkungen wieder auf Montoy zurückweichen, wo ein dreimaliger Angriff der Franzosen unter großem Verlust abgeschlagen wurde. Die hart mitgenommene 26. Brigade erhielt jetzt Unterstützung durch die 25. Brigade unter General Glümer; aber erst als um 6½ Uhr Manteuffel mit der Spitze des 1. Korps und um 6¾ Uhr Kameke mit der 14. Division bei Colombey erschienen, während zugleich die 1. zur zweiten Armee gehörige Kavalleriedivision unter General Hartmann von Süden her gegen Mercy-le-Haut vordrang, wurde der Kampf entschieden. Die Franzosen zogen sich unter die Forts von Metz zurück, die Deutschen nahmen, da sie nicht weiter verfolgen konnten, ihre frühere Stellung wieder ein. Der Gesamtverlust der Deutschen betrug ca. 5000 Mann, der der Franzosen nur 3600 Mann, was sich aus der gedeckten Stellung der Franzosen erklärt. General Decaen starb nachher an seinen Wunden. Der Gewinn des Tages war, daß die Franzosen in ihrem Marsch auf das linke Moselufer aufgehalten wurden, wodurch die Umgehung derselben durch die zweite Armee ermöglicht war.

Colombi, Marchesa (Pseudonym für Frau Maria Torelli-Torriani), beliebte ital. Schriftstellerin, geb. in Novara, bildete sich zur Lehrerin aus, fand aber nicht die gehoffte Anstellung und griff daher zur Feder. Ihre 1869 erfolgte Heirat mit Eugenio Torelli-Viollier, Herausgeber des »Corriere della Sera« in Mailand, enthob sie der Sorge um den täglichen Erwerb, und sie konnte größere Sorgfalt auf ihre litterarischen Schöpfungen verwenden. Ihr erstes Buch: »La gente per bene«, erregte allgemeines Aufsehen; bald darauf folgte der Roman »Tempesta e bonaccia«. Viel bedeutender als dieser war die Erzählung »In Risaia« (1877), welche eine ergreifende Schilderung bäuerlichen Elends enthält. Weitere Veröffentlichungen von ihr sind: »Racconti« (1878, 3 Bde.); »Senz' amore« (1883); »Il tramonto d'un ideale« (1883); »Giornate piovose« (1884); »Dal vero. Racconto pei bambini« (1885); »Racontini e commediole« (1886); »Un triste natale« (1886); »Prima morire« (1887) und »Lungo la vita«, Gedichte (1891).

Colombia, Vereinigte Staaten von, s. Kolumbien.

Colombina (ital., »Täubchen«), die einzige weibliche Maskenfigur der ital. Stegreifkomödie, vielfach die Zofe der Tochter des Pantalone (s. d.), auch die Verlobte des Pantalone oder die Geliebte, resp. Frau des Arlecchino. Sie trägt häufig ein dem Kostüm des letztern ähnlich buntscheckiges Kleid und wird danach Arlecchinetta (Harlekinette) genannt. In andern Fällen ist sie auch gekleidet wie eine Kammerzofe im Putz, willkürlich nach Farbe und Schnitt, aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo, 1) Cristoforo, s. Columbus.

2) Giuseppe, ital. Staatsmann, geb. um 1845 in Mailand, wurde daselbst Ingenieur und Professor des Maschinenbaus am Istituto tecnico superiore und zeichnete sich besonders auf dem Gebiet der Elektrotechnik aus. 1866 kämpfte er als Korporal in den Freischaren Guicciardis. 1886 wurde er für Mailand in die Deputiertenkammer gewählt, wo er auf der Rechten saß und bald einer der Führer der gemäßigten Opposition gegen Crispi wurde. An dessen Sturz hatte er wesentlichen Anteil und war nach demselben vom Februar 1891 bis Mai 1892 Finanzminister im Kabinett di Rudini.

Colombowurzel, s. Jateorhiza.

Colombscher Signalapparat, vom englischen Admiral Colomb angegebener Apparat, welcher an einem gut sichtbaren Teil des Schiffes einen sehr großen schwarzen, zusammenklappbaren Segeltuchcylinder oder ein rahmenartiges Gestell, das durch Drehen von Streifen gefüllt oder durchbrochen erscheint, bald kürzere, bald längere Zeit zeigt. Die längern Erscheinungen bedeuten die Striche, die kürzern die Punkte der Morseschrift. Für die Nacht sind Laternen in gleicher Weise schon seit Jahrzehnten angewandt worden.

Colon, der Grimmdarm, s. Darm.

Colon (Collon, Mont C., spr. *mong kolóng*), das Haupt einer der vier großen Gruppen der Walliser Alpen (3644 m), umlagert von verschiedenen Felshörnern und von Firnmulden, von welchen sich beträchtliche Eisströme zu Thal senken: der Glacier d'Arolla in das Val d'Arolla, d. h. das eine der beiden Quellthäler des Val d'Hérens, der Glacier d'Otemma und der Glacier de Breney in das Val de Bagnes. In einem der Ausläufer ragt der Mont Pleureur (3706 m) auf, der den bösartigen Glacier de Gétroz (s. d.) trägt. Der vergletscherte Col de C. (3130 m) führt aus dem Val Pelline über den Glacier d'Arolla ins Val d'Hérens. Die Gruppe des Mont C. ist eins der Lieblingsgebiete kühner Bergsteiger geworden. Am 11. Aug. 1861 erstieg der Engländer J. W. Jacomb den Mont Gelé (3517 m); dann folgte (1865) die Eroberung der Ruinette (3879 m) durch den Gletscherfahrer Tyndall (6. Juli), des Pigne d'Arolla (3801 m) durch Moore und H. Walker (9. Juli), der Pointe de Rosa Blanche (3348 m) und des Mont Blanc de Cheillon (3871 m) von Weilenmann (10. und 11. Sept.), 1866 diejenige des Montfort (3330 m), des Mont Pleureur und der Serpentine (3691 m) durch E. Hoffmann (11., 13. und 16. Juli), 31. Juli 1867 die Ersteigung des Mont C. selbst (durch den Engländer C. J. Foster).

Colon, 1) Territorium der Republik Venezuela, umfaßt die kleinen Inseln Orchila, Los Roques und Aves im Karibischen Meer, 431 qkm (7,8 QM.) groß, mit einer flottierenden Bevölkerung von (1891) 129 Seelen, darunter 4 Frauen. — 2) Seestadt an der Nordküste des Isthmus von Panama im Staat Panama der Republik Kolumbien, auf der niedrigen Koralleninsel Manzanillo in der Limonbai sehr ungesund gelegen, wurde 1852 von den Nordamerikanern bei Erbauung der Panamabahn gegründet und hieß früher Aspinwall (nach einem New Yorker Kaufmann und Hauptunternehmer der Bahn), hat eine gute, aber zuzeiten von Orkanen heimgesuchte Reede, ist Sitz eines deutschen Konsuls und steht durch acht Dampferlinien mit Europa, Nordamerika und Westindien in Verbindung; 1889 liefen 549 Schiffe mit 758,133 Ton. ein. Die Zahl der Einwohner betrug 1880 kaum 3000 Seelen, meist Neger und Mulatten, stieg aber während des Baues des Panamakanals auf 15,000, hat aber nach Einstellung der Bauten wieder gewaltig abgenommen. Die Importeure sind vorzugsweise Amerikaner, die Kleinhändler fast ausschließlich Chinesen. Die Insel Manzanillo wurde 1852 an die Eisenbahngesellschaft abgetreten; C. ist eine selbständige Freistadt. 1890 brannte der Ort fast vollständig nieder. — 3) Departementshauptstadt in der argentinischen Provinz Entre Rios, am Uruguay, der bis hier größere Seeschiffe zuläßt, mit (1889) 2500 Einw.

Colon, Cristobal, s. Columbus.

Colonel (franz., spr. *-nell*), Oberst; C.-Lieutenant, bis zur französischen Revolution Kommandeur eines Regiments, dessen Chef, eine hochgestellte Person, das Regiment nicht selbst führte; Lieutenant-C., Oberstleutnant; C.-Général, ehemals Generaloberst der französischen Infanterie und Kavallerie (Ehrentitel). Auch im Englischen heißt C. Oberst. — In deutschen Buchdruckereien heißt C. eine Schrift von 7 typographischen Punkten, zwischen Petit und Nonpareille, s. Schriftarten.

Colōni (lat.), Mehrzahl von Colonus (s. d.); C. ecclesiarum, Bauern, welche zur Bestellung der Kirchenäcker verpflichtet sind.

Colonia (lat.), soviel wie Pflanzstadt, Tochterstadt. Die Römer pflegten unterworfenen Völkern ein Drittel ihres Gebietes abzunehmen und dasselbe aus militärischen Gründen, wenn es nicht Staatsländerei blieb oder verkauft wurde, mit römischen Ansiedlern zu besetzen, deren Zahl meist 300 betrug. Diese Kolonisten waren die Patrizier in ihrem Orte gegenüber den unterdrückten ursprünglichen Einwohnern. Sie finden sich in republikanischer Zeit fast nur innerhalb Italiens. Seit der Zeit der Gracchen wurden solche Kolonien hauptsächlich zur Versorgung der ärmsten Bewohner Roms angelegt, seit dem Jahre 100 v. Chr. aber und während der Kaiserzeit zur Belohnung ausgedienter Soldaten durch Grundbesitz.

Colonia Agrippīna, Stadt in Gallia Belgica, bez. Germania inferior, das heutige Köln (s. d.).

Colonia, La, Departement der Republik Uruguay, am Rio de La Plata, unterhalb des Uruguay, teilweise unfruchtbares Hügelland, aber mit ergiebigen Thälern und Niederungen, 5682 qkm (103,2 QM.) groß mit (1890) 38,233 Einw., darunter viele in Kolonien angesiedelte Europäer. Ackerbau (40,500 Hektar) und Viehzucht (1,165,000 Schafe, 161,000 Rinder) bilden die Haupterwerbszweige. Die 1679 gegründete Hauptstadt (C. del Sacramento) am La Plata, 45 km westlich von Montevideo, hat einen guten Hafen, ein Dock, verfallene Befestigungen und 1500 Einw.

Colonial Line (Colonial Mail Line, engl., spr. *kolonjäl mél lain*), eine von der Londoner Rederei Currie, Donald u. Comp. unterhaltene Dampfschiffslinie.

Colonna, berühmtes röm. Adelsgeschlecht, welches, seit 1101 bestimmt nachweisbar, seinen Namen von dem gleichnamigen, an den Albanerbergen gelegenen Ort La C. führt und bis zum Ende des Mittelalters durch seine zahlreichen Schlösser und großen Besitzungen, unter denen vornehmlich die Stadt Palestrina zu nennen ist, und die große Schar seiner Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenstaats und auf die Papstwahlen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst standen die C. meist auf seiten der Ghibellinen. Aus der Familie, welche jetzt noch in vier herzoglichen und fürstlichen Linien, Paliano, Stigliano, Sciarra und Romano, blüht, sind außer dem Papst Martin V. (s. d.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte hervorgegangen. Besonders nennenswert:

1) Stefano, geb. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., floh vor Papst Bonifacius VIII. nach England und Frankreich, kehrte nach dessen Tode zurück und baute das zerstörte Palestrina wieder auf. 1312 schloß er sich Heinrich VII. an, hielt sich aber 1327 von Ludwig dem Bayern zurück und wurde nach dessen Abzug aus Rom Senator der Stadt. Bei der Erhebung des Cola Rienzi stand C. an der Spitze des demselben feindlichen Adels, kehrte nach Colas Sturz im Dezember 1347 nach Rom zurück, starb aber bald darauf, wahrscheinlich 1348.

2) Sciarra, Bruder des vorigen, wurde von Bonifacius VIII. in Palestrina belagert, floh 1298 nach der Übergabe der Stadt und soll an der französischen Küste von Seeräubern gefangen und an die Ruderbank geschmiedet sein, bis ihn der König von Frankreich loskaufte. 1303 kehrte er mit dessen Kanzler Nogaret zurück, überfiel Anagni und nahm Bonifacius gefangen. 1328 öffnete er Kaiser Ludwig dem Bayern die Thore der Hauptstadt und überreichte ihm in der Peterskirche 17. Jan. die Kaiserkrone. Nach Ludwigs Abzug mußte er aus Rom fliehen und starb 1329 im Exil.

3) Prospero, berühmter Condottiere, geb. 1452, gest. 30. Dez. 1523, kämpfte eine Zeitlang für Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einfall in Italien 1494 95, trat aber dann zu den Spaniern über und half dem spanischen General Consalvo de Cordova die Franzosen aus Italien vertreiben. In den folgenden italienischen Kriegen, in denen er General des Papstes wurde, waren der Sieg bei Vicenza 1513 und der Einfall der Schweizer in Piemont sein Werk. 1515 von den Franzosen gefangen, löste er sich mit 350 Pfd. Gold, befehligte dann das gesamte Heer der Verbündeten und entriß den Franzosen Italien. Das neue französische Heer unter Lautrec schlug er bei Bicocca 27. April 1522 und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua.

4) Pompeo, Kardinal, Neffe des vorigen, geb. 12. Mai 1479, gest. 28. Juni 1532, diente im neapolitanischen Kriege unter Consalvo, wurde dann Geistlicher, 1508 Bischof von Rieti, bemächtigte sich 1511 auf das Gerücht vom Tode des Papstes Julius II. durch Überfall des Kapitols und wurde deshalb seiner Würden entsetzt, von Leo X. aber begnadigt und 1517 zum Kardinal ernannt. Er war später Führer der kaiserlichen Partei im Kardinalskollegium und erhob sich zu gunsten Karls V. gegen Clemens VII. 1526, näherte sich aber nach der Plünderung Roms 1527 dem Papst wieder. 1529 wurde er von Karl V. zum Vizekönig von Neapel ernannt und 1531 Erzbischof von Monreale. C. war ein geschmackvoller Dichter; sein Hauptwerk: »De laudibus mulierum«, schrieb er zu Ehren der Vittoria C.

5) Vittoria C., Marchesa von Pescara, die berühmteste Dichterin Italiens, geb. um 1492 in Marino, gest. im Februar 1547 in Rom, Tochter des Fabrizio C., der, anfangs päpstlicher Feldherr gegen die Franzosen, als Connetable von Neapel starb, war ihrer Schönheit und ihres Geistes wegen allgemein bewundert, wurde bereits in ihrem vierten Jahre mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, verlobt und lebte mit diesem dann auch in glücklicher Ehe. Als derselbe 30. Nov. 1525 an den in der Schlacht bei Pavia empfangenen Wunden gestorben war, brachte sie, in der Dichtkunst Trost suchend, sieben Jahre in tiefster Zurückgezogenheit zu Neapel und auf Ischia, sodann in einem Kloster, erst zu Orvieto, dann in Viterbo, zu und ließ sich endlich in Rom nieder. Sie stand mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verkehr und schloß sich namentlich eng an die hervorragenden Männer an, welche damals, zur Zeit Pauls III., eine gründliche Reform der katholischen Kirche anstrebten, wie Juan Valdez, den Kapuzinergeneral Ochino, die Kardinäle Contarini, Poole, Morone u. a. Das innigste Freundschaftsverhältnis aber verknüpfte sie mit Michelangelo, der sie auch in seinen Gedichten feierte; auch Ariost widmete ihr einige glänzende Stanzen seines »Orlando« (Gesang 37). Die Gedichte, welche den Namen Vittorias unsterblich machen, gehören der auf Pescaras Tod folgenden Zeit an; am höchsten unter ihnen standen die religiösen Dichtungen ihrer reifern Jahre, in denen sich in wohllautenden Versen tief innerliche Frömmigkeit, frohe Hoffnung und unwandelbare Überzeugung aussprechen. Sie erschienen zuerst in Parma 1538; später mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin von Giamb. Rota (Bergamo 1760), am vollständigsten von Ercole Visconti herausgegeben (Rom 1840). Eine Übersetzung derselben lieferte Bertha Arndts (Schaffh. 1858, 2 Bde.). Den Briefwechsel der Dichterin gaben Ferrero und Müller (Turin 1888) heraus. Vgl. Mrs. H. Roscoe, V. C., her life and poems (Lond. 1868, 2 Bde.); A. v. Reumont, Vittoria C. (Freib. 1881).

6) Marc Antonio, geb. 1536, gest. 1. Aug. 1584, trat, von Papst Pius IV. aus Rom verbannt, in spanische Dienste und leitete unter Albas Oberbefehl 1556 die Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß der Papst ihn zurückberief. Pius V. vertraute ihm 1571 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition an, welche sich mit der spanischen unter Juan d'Austria vereinigte. Er half den Sieg bei Lepanto erfechten und erhielt dafür nach seiner Rückkehr einen in altrömischer Weise gefeierten Triumph. Darauf verwaltete er Sizilien als spanischer Vizekönig und wollte eben den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er in Medinaceli starb.

Der Palazzo C. in Rom, am Fuß des Quirinals gelegen, stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem 15.—18. Jahrh. und ist berühmt durch seine prachtvolle Gemäldegalerie, die einst 1362 Gemälde zählte, aber auch jetzt noch, obschon durch Erbteilung sehr verkleinert, reich an vortrefflichen Kunstwerken ist (Temperalandschaften von Poussin, Madonna von Palma Vecchio ꝛc.). Aus der Galerie gelangt man in den am Westgehänge des Quirinals in Terrassen emporsteigenden herrlichen Garten (mit Baureisten von den Thermen Konstantins). Vgl. Coppi, Memorie Colonnesi (Rom 1855); A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. 5 (Berl. 1877).

Colonna, Giovanni Paolo, einer der bedeutendsten ital. Kirchenkomponisten des 17. Jahrh, geb. 1640 in Bologna als Sohn eines Orgelbauers, gest. daselbst 28. Nov. 1695, wurde in Rom von Carissimi u. a. in der Komposition unterrichtet und ließ sich dann in Bologna nieder, wo er Kapellmeister an San Petronio, auch wiederholt Vorsitzender der Accademia filarmonica und Haupt der berühmten Bologneser Tonschule wurde. Von seinen Werken erschienen achtstimmige Messen, Psalmen, Litaneien, Lamentationen u. s. w. sowie andre 3—8stimmige Kirchenkompositionen, auch Motetten für eine Stimme mit Streichinstrumenten ꝛc. 1681—94 im Druck, ferner ein Oratorium: »La profezia d'Eliseo« (1688) u. a. Auch gelangten drei Opern von ihm in Bologna zur Aufführung (1672—92). Vieles von seinen Werken befindet sich noch als Manuskript in Wien und Bologna.

Colonna de Castiglione (spr. kastiljóne), Adèle d'Affry, Herzogin von, schweizer. Bildhauerin, in der französischen Kunstwelt unter dem Pseudonym Marcello bekannt, geb. 6. Juli 1837 zu Freiburg in der Schweiz, gest. 22. Juli 1879 in Paris, vermählte sich 5. April 1856 mit dem Herzog Karl Colonna de Castiglione-Aldovrandini und wendete sich, da sie schon nach wenigen Monaten Witwe wurde, der Bildhauerei zu, die sie seit ihrem 15. Jahr studiert hatte. 1863 schuf sie eine Bianca Capello, ferner zwei ausdrucksvolle Köpfe: Marie Antoinette in den Tui-

lerien und Marie Antoinette im Temple, die heil. Klothilde, die Gorgone, eine Koloſſalſtatue: Wilhelm Tell, für Altorf in der Schweiz, die Bacchantin, die Pythia für die Neue Oper in Paris, Redemptor mundi. Sie hinterließ ihrer Vaterſtadt Freiburg eine große Anzahl von Marmorwerken und Gipsmodellen, die zu einem eignen Muſeum vereinigt wurden.

Colonnāto (Colunario), ſ. Säulenpiaſter.

Colonne (ſpr. -lonn'), Edouard, Dirigent, geb. 23. Juli 1838 in Bordeaux, erhielt ſeine muſikaliſche Ausbildung am Pariſer Konſervatorium und iſt beſonders bemerkenswert als der Begründer (1874) und Leiter der Concerts du Châtelet zu Paris, welche namentlich Berlioz kultivieren und für die jüngern franzöſiſchen Komponiſten von ähnlicher Bedeutung waren wie die Aufführungen des Allgemeinen deutſchen Muſikvereins für die jungdeutſchen. 1878 dirigierte er die offiziellen Konzerte der Pariſer Weltausſtellung.

Colonſay und **Oronſay** (ſpr. kólonsse, órronsse), zwei Inſeln der innern Hebriden, nördlich von Islay, nur durch einen ſchmalen Sund voneinander getrennt, der bei niedrigem Waſſerſtand zu Fuß paſſiert werden kann. Sie haben zuſammen etwa 45 qkm Flächeninhalt und (1891) 381 Einw., ſämtlich Gälen, welche vorzugsweiſe Schafzucht und Kalkbrennerei treiben. Auf Colonſay ſoll ſich der heil. Columban niedergelaſſen haben, ehe er nach Jona (ſ. d.) ging.

Colōnus (lat.), in der Sprache der Quellen des römiſchen Rechts: 1) der Pachter; C. partiarius, der Pachter, welcher als Pachtzins eine Ertragsquote bedungen hat. 2) Der halbfreie Grundhold der römiſchen Kaiſerzeit in der vierten Periode der römiſchen Rechtsgeſchichte (von Konſtantin bis Juſtinian), welcher glebae adscriptus (an die Scholle gebunden) war, d. h. ohne Einwilligung des Grundherrn das Landgut, zu dem er in den Steuerkataſtern eingeſchrieben war, nicht verlaſſen durfte. Vgl. Heiſterbergk, Die Entſtehung des Kolonats (Leipz. 1879); Karlowa, Römiſche Rechtsgeſchichte, S. 923 (daſ. 1885); Schulin, Lehrbuch der Geſchichte des römiſchen Rechts, §66 (Stuttg. 1889). Vgl. Kolonat.

Colophonium succini, Bernſteinkolophonium.

Coeloptychium *Gf.*, foſſiler Schwamm mit pilz- oder ſchirmförmigem Körper, verzweigter Wurzel und ebener oder trichterförmig eingeſenkter Platte des in Längsfalten gelegten Hutes, iſt bisher nur aus dem Senon bekannt (Cöloptychienkreide) und findet ſich in Weſtfalen, Hannover, Rußland, Südfrankreich, England.

Color (lat.), die Farbe.

Colorādo, 1) (Rio C. des Weſtens) großer Fluß in Nordamerika, entſteht aus dem Green River und Grand River, von denen der erſtere aus N. vom Gebirgsknoten der Windriver Mountains in Oregon, der andre aus O. vom Middle Park in Colorado kommt, um ſich in Utah unter 38° 20′ nördl. Br. und 110° weſtl. L. v. Gr. zu vereinigen. Von hier fließt der C. durch Arizona, dann, zwiſchen dieſem und Kalifornien die Grenze bildend, durch öde Felſenplateaus erſt gegen SW., dann gegen S., nimmt von N. her den Rio Virgen, von O. den San Juan, Little Colorado, Williamsfluß und, wo er auf mexikaniſches Gebiet übertritt, den Rio Gila auf und mündet unter 31° 55′ nördl. Br., 400 m breit, in die nördlichſte Spitze des Meerbuſens von Kalifornien. Im mittlern Lauf liegt das Flußbett in tiefen, von bis 1500 m hohen Felswänden eingeſchloſſenen ſogen. Cañons (ſ. d.). Dampfer beſonderer Bauart befahren ihn bis zur Mündung des Rio Virgen, 980 km oberhalb ſeiner Mündung, in die eine heftige Flutwelle (Bore) weit aufwärts dringt. Er hat dort bei Nippflut 3, bei Springflut 10 m Tiefe. Sein Gefälle (von der Vereinigung der Quellflüſſe an) beträgt 1,8 m auf das Kilometer, ſeine Länge 2700 km; ſein Flußgebiet begreift 582,000 qkm (10,575 QM.). Bei hohem Waſſerſtand ergießt ſich der untere C. zuweilen in die weſtlich von ihm gelegene Coloradowüſte (ſ. d.), deren tiefſte Stelle 81 m unter dem Meeresſpiegel liegt. Vgl. Powell, Exploration of the C. River (Waſhington 1875). — 2) (Rio C. von Texas) Fluß im nordamerikan. Staate Texas, entſteht aus mehreren Quellflüſſen zwiſchen 32 und 33° nördl. Br., ſüdlich von der Llano Eſtacado, fließt im SO. an Auſtin und Columbus vorüber und mündet (37° 45′ nördl. Br.) nach einem Laufe von 1450 km in die ſeichte Matagordabai des Golfes von Mexiko. Dampfer können ihn 320 km aufwärts bis Auſtin, flache Dampfboote während des Hochwaſſers noch 90 km weiter befahren. Sein Flußgebiet iſt meiſt holzreich und fruchtbar. — 3) (Rio C.) Fluß in Argentinien, entſteht unter 35° ſüdl. Br. in Mendoza aus der Vereinigung der in den Andes entſpringenden Rio Grande und Rio de Barrancas und mündet nach einem Laufe von 1150 km in 40° ſüdl. Br., ſüdlich von Bahia Blanca, in den Atlantiſchen Ozean. Zur Schiffahrt eignet er ſich wenig; ſein indiſcher Name iſt Robu Leufu (Gobu Leobü), »großer Fluß«.

Colorādo (abgekürzt Col.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwiſchen 37—41° nördl. Br. und 102—109° weſtl. L. v. Gr., begrenzt im N. von Wyoming und Nebraska, im O. von Nebraska und Kanſas, im S. vom Indianerterritorium und New Mexico, im W. von Utah, mit einem Areal von 269,150 qkm (4888 QM.). Der Staat zerfällt ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit nach in drei ſcharf getrennte Teile: die großen, einförmigen, faſt baumloſen Ebenen, ein Drittel der Oſthälfte des Staates, den ſich weſtwärts daran anſchließenden, 40—80 km breiten Streifen, reich an Metallen, gut bewäſſert und meiſt fruchtbar, vornehmlich aber ſich zu Weidezwecken eignend, und das große, zum Syſtem der Rocky Mountains gehörige Gebirgsland, das in einer Reihe von ſteil aufſtrebenden, durch tiefe Einſchnitte getrennten Ketten (Medicine Mountains, Colorado Range, Park Range, Sangre de Criſto) mit zahlreichen, durch Querriegel mit ihm verknüpften Gebirgen (Sawatch Range, San Juan Mountains, White Range, Vermillion Bluffs) die ganze Weſthälfte erfüllt. Wohl an hundert Gipfel erheben ſich bis über 4000 m; alle überragt der Blanca Pik (4408 m) im S.; im Park Range erreicht Mount Lincoln 4359, öſtlich davon Pikes Pik 4312 m, im Colorado Range Longs Pik 4371 m. Zahlreiche Päſſe überſchreiten das Gebirge, das zwiſchen Park und Sangre de Criſto Range von der Atchiſon-Topeka und Santa Fé-Eiſenbahn und am Blanca Pik von einem Zweige derſelben überſchritten, an ſeinem ganzen Oſtabhang aber von einer ſolchen begleitet wird. Zwiſchen die Höhenzüge ſind ſchöne, bewaldete, oft mit kleinen Seen geſchmückte Thäler eingeſenkt, welche, wenn ſie einen größern Umfang einnehmen, Parke genannt werden. Solche ſind an der Grenze gegen Wyoming der North Park (2500—2700 m), ſüdlich davon der Middle Park (2500 m), beide zwiſchen dem Park- und Colorado Range, und am Oſtabhang des Gebirges der mit vulkaniſchen Hügeln überſäete South Park (2400—3000 m). Zwiſchen Sangre de Criſto Range und San Juan Range breitet ſich die nach New Mexico hinreichende, große

Sandebene von San Luis (2100—2400 m) aus. Diese Parke scheinen Reste ehemaliger Seen zu sein, von den vorhandenen liegt der Chipayo 3800 m ü. M. Die Flüsse ziehen teils ostwärts zum Missouri, wie der South Platte und Arkansas, oder südwärts zum Golf von Mexiko, wie der Rio Grande del Norte, oder westwärts zum Colorado, wie Taupah, White, Gunnison, Dolores, Don Juan. Von den zahlreichen Mineralquellen werden viele von Heilbedürftigen besucht. Das Klima ist trocken und in allen Höhenlagen gesund. In Denver (1585 m ü. M.) ist das Maximum 36°, das Minimum —29° C. Die Abhänge der Gebirge sind bis 3170 und 3380 m dicht bewaldet; sie tragen die charakteristischen Gewächse der Rocky Mountains. Die östlichen Ebenen sind baumlos, nur die Flußufer werden von Galeriewäldern (Weide, Espe, Baumwollbaum) eingefaßt; in der großen Sandebene von San Luis kommen nur Artemisien, Säulenkaktus, Büschelgras fort. Große Büffelherden schweifen noch in der Ebene umher, werden indes immer mehr ausgerottet, ebenso Millionen von Präriehunden; in den Gebirgen sind Antilopen, Wölfe, Bären, Panther, Wildkatzen, Biber, Ottern häufig, auch das Bergschaf kommt vor. Die Bevölkerung (1870 erst 39,864, 1880: 196,857) beträgt (1890) 412,198 (245,247 männlich, 166,951 weiblich), darunter 83,990 im Ausland (15,151 in Deutschland) Geborne, 6215 Farbige, 1398 Chinesen und 1034 Indianer. Die 1190 Gemeinde- und Privatschulen mit 2534 Lehrkräften (meist Lehrerinnen) wurden 1890 von 73,391 Kindern (nur 25 Farbigen) besucht; vier höhere Schulen hatten 110 Lehrer und 1160 Schüler, das Colorado College 15 Lehrer, 140 Studierende und eine Bibliothek von 9000 Bänden, die Staatsuniversität in Boulder City 59 Lehrer, 286 Studierende und eine Bibliothek von 8400 Bänden. Außerdem hat C. eine Bergbau- und eine Ackerbauschule. Es erscheinen 277 Zeitungen. Ackerbau ist, abgesehen von günstigen Strichen, nur durch künstliche Bewässerung möglich, zu welchem Zweck bereits 596 artesische Brunnen erbohrt wurden. Derselbe entwickelt sich schnell; 1890 waren bestellt mit Weizen 50,799, mit Mais 47,724 Hektar, sonst baut man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln. Für Viehzucht ist der Staat besser geeignet; 1890 zählte man 155,170 Pferde, 7139 Maulesel und Esel, 1½ Mill. Rinder, 1,819,569 Schafe. Jährlich gehen 100,000 Rinder und 60,000 Ztr. Wolle nach dem Osten. Den Hauptreichtum des Staates bilden indes seine Mineralschätze. Seit der 1851 erfolgten Entdeckung von Edelmetallen hat C. für 300 Mill. Doll. Gold und Silber produziert; 1892: 256,387 Unzen Gold und 24 Mill. Unzen Silber. Hinsichtlich der Silbergewinnung nimmt C. den ersten Platz unter den Unionsstaaten ein. Das Gold gewinnt man aus Goldseifen, meist aber aus Gruben. Mit dem Silber wird viel Blei gewonnen; Hauptsitz dieser Industrie ist der Distrikt von Leadville. Die Steinkohlenförderung betrug 1890: 2,360,536 Ton. Auch hat man Eisengruben mit Eisen- und Stahlwerken; von Petroleum gewann man 1890: 368,842 Faß; Kupfer, Salz, Schwefel, Gips sind reichlich vorhanden. Die Gewerbthätigkeit beschränkt sich auf Säge- und Kornmühlen, Eisenhämmer, Fleischverpackungsanstalten. Der Staat hatte 1890 Eisenbahnen (s. oben) von 6400 km Länge, zum größten Teil der Union Pacific Eisenbahn gehörig, und 198 km elektrische Bahnen. Nach der Verfassung von 1875 werden der Gouverneur und die obern Beamten sowohl als die 26 Senatoren auf 4, die 49 Abgeordneten auf 2 Jahre gewählt. In den Senat und in das Repräsentantenhaus entsendet C. je zwei Abgeordnete; bei der Präsidentenwahl hat es vier Stimmen. Die Schulden des Staates betrugen 1890: 599,851, der Grafschaften 4,601,588, der Städte 2,955,962, der Schuldistrikte 253,626 Doll. Die Milizen des Staates bestehen in 781 Mann Infanterie. Hauptstadt ist Denver. — C. wurde bereits 1540 von Vasquez Coronado von Mexiko aus durchzogen und später von Pike (1806), Long (1820) und J. Fremont (1842) durchforscht; aber vor Entdeckung von Gold (1858) lebten in demselben neben Indianern nur wenige Mexikaner und Spanier und einige amerikanische Jäger und Händler. 1861 wurde in C. eine Territorialregierung eingesetzt, und 1876 trat das Gebiet als Staat in die Union ein. Vgl. Flossett, C., its gold and silver mines (New York 1879); Pabor, C. as an agricultural state (das. 1883); H. Bancroft, History of the Pacific States, Bd. 20 (San Francisco 1890).

Coloradokäfer, s. Kartoffelkäfer.

Colorado Springs, Hauptstadt der Grafschaft El Paso im nordamerikan. Staate Colorado, auf 1924 m hohem Tafelland in schöner Gegend, Bahnknotenpunkt, hat ein College, eine Taubstummen- und Blindenanstalt, ein Bergwerksinstitut, Sägemühlen, bedeutenden Viehhandel und (1891) 11,140 Einw. In der Umgegend Gold-, Silber- und Kohlengruben. Die Stadt wird wegen ihres angenehmen Klimas und ihrer landschaftlichen Schönheiten (die kohlensauren Manitouquellen, Göttergarten, Cheyenne Cañons, Pikes Peak, Monumentpark) viel von Sommerfrischlern und Touristen besucht.

Coloradowüste, wüster Landstrich im äußersten Südosten des nordamerikan. Staates Kalifornien, dessen Mitte, ein Salzsumpf, der Salton Lake, 81 m unter Meer liegt. Der Kalifornische Golf scheint sich einst bis zum San Gorgoniopaß ausgedehnt und bei seinem Zurückweichen einen großen Binnensee zurückgelassen zu haben, der allmählich austrocknete und die großen Salzlager bei Salton am Nordwestende hinterließ. Bei hohem Wasserstand tritt der Coloradofluß zuweilen in diese Depression über, und es ist so 1890 bei Salton ein 50 km langer, 16 km breiter und über 1 m tiefer See geschaffen worden. Ein zweiter großer See entstand 1891 weiter südlich. Das Nordostufer begleitet die Southern Pacificbahn, die bei Salton ihren niedrigsten Punkt (80 m u. M.) erreicht.

Colosseum, s. Kolosseum.

Colostrum (lat., Vies- oder Biestmilch), die gelblich gefärbte milchähnliche Flüssigkeit, die in den letzten Wochen der Schwangerschaft und in den ersten Tagen des Wochenbettes von der Brustdrüse abgesondert wird. Das trübe Aussehen des C. rührt von der Beimengung der mikroskopisch kleinen Colostrumkörperchen her. Es sind dies kugelförmige, Fetttröpfchen enthaltende Zellen, die sich in verschiedenen Stadien des Zerfalls befinden, und die aus den milchbereitenden Drüsenbläschen der Brüste stammen. Das C. der Kühe erstarrt beim Kochen zu einer festen Masse, da es reich an Eiweißkörpern ist, die in der Wärme gerinnen (Albumin und Globulin); häufig findet sich auch viel Eiweiß im C. der Frau, doch ist dessen Menge auch oft sehr unbedeutend. In seiner chemischen Zusammensetzung steht das C. den Transsudaten näher als der Milch; allmählich aber ändert sich die Zusammensetzung, das Albumin nimmt ab, Kasein sowie Fett nehmen zu, die Colostrumkörperchen treten immer mehr in den Hintergrund. Die Flüssigkeit enthält immer zahlreichere Milchkügelchen und nimmt endlich

die Beschaffenheit reiner Milch an. Nach Clemm enthält das C. des Menschen:

Bestandteile in 100 Teilen	9 Tage vor der Geburt	2 Tage nach der Geburt	9 Tage nach der Geburt
Wasser	85,855	86,788	88,582
Feste Stoffe . . .	14,145	13,212	11,418
Albumin . . .	8,073	—	—
Kasein	—	2,182	3,691
Fett	2,347	4,863	3,533
Milchzucker . .	3,637	6,099	4,394
Salze	0,544	—	0,169

Nach Fleischmann enthält das C. der Kühe 24 Stunden nach der Geburt im Mittel:

Wasser . . .	78,7 Proz.	Albumin . .	7,5 Proz.
Fett . . .	4,0 »	Kasein . . .	7,8 »
Milchzucker .	1,5 »	Salze . . .	1,0 »

Colquhoun (spr. ko-hún), Patrick, engl. Schriftsteller, geb. 14. März 1745 zu Dumbarton in Schottland, gest. 25. April 1820, ging, früh verwaist, nach Virginia, um sich dem Handel zu widmen, kehrte aber schon 1766 zurück, etablierte sich als Kaufmann in Glasgow, ward 1782 Lord provost dieser Stadt, um die er sich große Verdienste erwarb. Von 1785—89 war er für die Ausdehnung und Verbesserung der englischen Baumwollindustrie und des Baumwollhandels mit bedeutendem Erfolg thätig. 1789 siedelte er nach London über, wo er seit 1792 verschiedene Ehrenämter bekleidete und eine Anzahl gemeinnütziger Anstalten begründete. 1797 ernannte ihn die Universität zu Glasgow zum Doktor der Rechte; 1804 ward er von den Hansestädten zum Residenten und Generalkonsul in London gewählt. C. schrieb unter anderm: »On the police of the Metropolis« (Lond. 1796, 8. Aufl. 1806; deutsch, Leipz. 1802); »Commerce and police of the river Thames« (Lond. 1800); »A new system of education for the labouring people« (das. 1806); »A treatise on indigence« (das. 1807); »On the wealth, power and resources of the British empire« (das. 1814; deutsch, Nürnb. 1815). — Sein Enkel, Sir Patrick Ray Colquhoun de, geb. 1815, gest. 20. Mai 1891 in London, wurde in Westminster, Cambridge und Heidelberg gebildet, war 1851—64 Oberrichter der Jonischen Inseln und ward 1868 königlicher Rat und Rechtsanwalt in London. Er ist Verfasser des »Summary of the Roman civil law« (Lond. 1850—60, 3 Bde.), welches durch Vergleichung des mosaischen, kanonischen, mohammedanischen und andrer Rechte einen besondern Wert hat.

Colsat (Colzat, Colza, franz., spr. kolsa), Raps.

Colt, Samuel, Industrieller, geb. 19. Juli 1814 zu Hartford in Connecticut, gest. 10. Jan. 1862 in Hartford, entlief im Alter von 14 Jahren der Schule, ging als Schiffsjunge nach Ostindien und erfand auf dieser Reise den Revolver. Zurückgekehrt, trat er als Lehrling in eine Färberei in Ware (Massachusetts), erwarb sich auf eigne Hand Kenntnisse in der Chemie und verschaffte sich nach einigen Jahren durch Vorträge über Chemie, welche er in mehreren Städten hielt, die Mittel zur weitern Verfolgung seiner Erfindung. 1835 nahm er sein erstes Patent und errichtete eine Revolverfabrik zu Patterson in New Jersey; dieselbe fallierte aber 1842, und erst während des mexikanischen Krieges 1847 konnte C. die Fabrikation wieder aufnehmen, da ihm die Regierung einen Auftrag auf 1000 Revolver erteilt hatte. Er verlegte seine Fabrik 1850 nach Hartford und konnte bald täglich 1000 Handfeuerwaffen liefern. C. konstruierte auch ein unterseeisches Telegraphenkabel, welches 1843 zwischen Coney und Fire Island einerseits und New York anderseits gelegt worden ist.

Colton (spr. tolt'n), Caleb, engl. Dichter, geb. um 1780, gest. 28. April 1832 in Fontainebleau, ward auf dem College zu Eton erzogen, studierte in Cambridge und gelangte früh zu geistlichen Würden. Als Vikar in Kew und Petersham hatte er nicht unbedeutende Einkünfte, geriet aber durch regelloses Leben in tiefe Not. Diese trieb ihn, nachdem er 1810 sein »Narrative of the Sampford ghost«, 1812 das satirische Gedicht »Hypocrisy« sowie das Gedicht »Napoleon« (1816 als »Lines on the conflagration of Moscow«) herausgegeben, zur Abfassung seines »Lacon, or many things in few words« (zuerst 1820 u. ö., 2. Teil 1822; neue Ausg. 1867), eines aus Kernsprüchen besonders in Anlehnung an Bacon und Burton zusammengestellten philosophischen Werkes, das die Bewunderung von England erregte. Dieser Erfolg verbesserte seine Lage auf kurze Zeit; bald aber war alles vergeudet, und C. sah sich genötigt, nach Amerika zu entweichen. Später wandte er sich nach Paris, wo er nacheinander Gemäldehändler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des »Morning chronicle«, stets aber leidenschaftlicher Spieler war, so daß er sich bald im Besitz ansehnlicher Summen sah, bald wieder betteln ging. Im Widerspruch zu einem seiner Aussprüche im »Lacon« hat er sich aus Furcht vor einer Operation erschossen.

Colúber, Natter; Colubridae, die Familie der Nattern (s. d.); Colubrina, die giftigen und giftlosen Nattern (s. Schlangen).

Columba (lat.), Taube; Columbae, Ordnung der Vögel, s. Taubenvögel; Columbidae, Tauben, Familie der Taubenvögel.

Columba, Sternbild, s. Taube.

Columba, der Apostel Schottlands, geb. 7. Dez. 521 in Irland, ging, als ihn eine Synode ungerechterweise exkommuniziert hatte, 563 oder 565 mit zwölf Schülern nach Schottland, das er von der Hebrideninsel Hy (Jona) aus mit Klöstern versorgte. Als Haupt der kaledonischen Kirche starb er 8. oder 9. Juni 597. Vgl. Cooke, Life and work of saint C. (Lond. 1888).

Columbānus, Heiliger, einer der ältesten Apostel des Christentums bei den Germanen, wurde um 545 in dem irländischen Distrikt Leinster (Lagenorum terra) geboren, ward Mönch des irischen Klosters Bankor, begab sich zwischen 583 und 590 mit zwölf Klosterbrüdern zu Bekehrungszwecken nach Burgund und gründete hier die Klöster Anegray, Luxeuil und Fontaines. Seine Regel war ursprünglich weit strenger als die des heil. Benedikt, welcher sie später freilich ganz weichen mußte. Differenzen mit der berüchtigten Brunhilde hatten zur Folge, daß man ihn 610 nach Nantes führte, um ihn nach Irland einzuschiffen; C. aber floh und begab sich zu Chlotar II., König von Neustrien, später zu Theodebert, König von Austrasien, zog dann mit Schülern, unter denen Gallus (s. d.) hervorragte, den Rhein hinauf tief in das Land der Alemannen hinein und ließ sich endlich in Bregenz nieder, von wo aus er mit Gallus sein Missionsgeschäft betrieb. 613 begab sich C. in die Lombardei, wo seine wichtigste Stiftung das Kloster Bobbio wurde, in dem er 615 starb. Sein Gedächtnistag ist der 21. November. Vgl. Hertel in der »Zeitschrift für historische Theologie«, 1875.

Columbarium (lat.), s. Kolumbarium.

Columbia (Oregon), Fluß im westlichen Nordamerika, entspringt in dem kleinen Columbiasee am Westfuß des Felsengebirges unter 50° 30′ nördl. Br.

und 116° westl. L. v. Gr., fließt nordwestlich bis zum Boat Encampment (52° 10′ nördl. Br., 940 m ü. M.) am Fuß des Mount Hooker, wendet sich dann plötzlich nach S., durchfließt die beiden langgestreckten Arrow Lakes und tritt, nachdem er von O. noch den Kootanie (s. d.) und dicht bei der Grenze den Clark's Fork (s. d.) aufgenommen, bei Fort Shepherd ins Gebiet der Vereinigten Staaten über. Unterhalb Colville bildet er Wasserfälle und Stromschnellen, darunter die 17 m hohen Kettle Falls (Kesselfälle). Auf dieser Strecke nimmt er noch den Spokane von W. und den von N. kommenden Okinane auf. Bis zur Mündung des letztern begleiten ihn Wälder, dann tritt er in die Region der Prärien und Steppen ein. Wo er den Snake River (s. d.), seinen größten Zufluß, empfängt, ist er 1200 m breit. Seine Richtung von hier an ist im wesentlichen westlich. Ehe er in die Küstenregion eintritt, durchbricht er das Kaskadengebirge in den von hohen Basaltwänden gebildeten Dalles (»Rinne«), wo der Fluß auf 75 m Breite eingeklemmt ist, und in den 60 km weiter unterhalb gelegenen Cascades. In seinem Mündungsgebiet erweitert sich der Fluß bis zu 11 km, doch ist seine Einfahrt eng und durch Sandbänke, Winde und Nebel für die Schiffahrt gefährlich. Bei einem Flußgebiet von 772,000 qkm (14,020 QM.) und einer Länge von 2250 km ist der C. nur auf 965 km schiffbar, nämlich von der Mündung bis zum Fuß der Cascades (190 km), von da bis zu den Dalles (80 km), von dort bis zu den Priests Rapids (295 km) und von Colville bis zum Boat Encampment (400 km). Auch der im Unterlauf eintretende Willamette (s. d.) ist eine Strecke weit schiffbar. Wichtiger fast als die Schiffahrt ist auf dem untern C. die Lachsfischerei. Der Bau von Eisenbahnen, welche zum Teil seine Ufer begleiten, und von denen eine an seiner Mündung bei Astoria endet, hat dem Verkehr ganz neue Richtungen geschaffen. — Der C. wurde 1792 von Gray entdeckt und 1804 und 1805 von Lewis und Clarke genauer erforscht.

Columbia (Colombia), Republik, s. Kolumbien.

Columbia (District of C., abgekürzt D. C.), der sogen. Bundesdistrikt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit der Bundeshauptstadt Washington, ein 180 qkm großes Gebiet auf der linken Seite des Potomac, 180 km oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakebai, mit (1890) 230,392 Einw., darunter 18,170 im Ausland (5778 in Deutschland) Geborne und 75,697 Farbige, welche in der Hauptsache in der Bundeshauptstadt Washington (s. d.) wohnen. Das Gebiet wird direkt vom Kongreß der Vereinigten Staaten verwaltet. Die Schuld betrug 1890: 19,781,050 Doll. Das jetzige C. wurde 1788 von Maryland als Bundesgebiet abgetreten. 1789 trat Virginia einen Landstrich von 77,7 qkm jenseit des Potomac ab, der ihm aber 1846 zurückgegeben wurde.

Columbia, Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staates Südcarolina, am Congaree, der hier für Dampfer schiffbar wird, nur wenig unterhalb der berühmten Fälle dieses Flusses, Eisenbahnknotenpunkt, hat 30 m breite, von Bäumen beschattete Straßen, ein in Granit aufgeführtes Kapitol, Rathaus (gleichzeitig Opernhaus), Markthalle, Post- und Revenueamt, Zuchthaus, Irrenhaus, eine Universität, 2 theologische Seminare, bedeutenden Baumwollhandel und (1890) 15,353 Einw., darunter viele Farbige. — 2) Stadt in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvanien, am Susquehanna, mit 1866 m langer Brücke, 54 km unterhalb Harrisburg, hat lebhaften Handel mit Bauholz, Eisenwerke und (1890) 10,599 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Maury in Tennessee, am Duck River, 55 km südsüdwestlich von Nashville, mit 5370 Einw., ist Sitz mehrerer höherer Schulen (Jackson College, Maury Female Academy ꝛc.). — 4) Hauptort der Grafschaft Boone in Missouri, nordwestlich von Jefferson City, Sitz der Staatsuniversität, hat lebhaften Handel und (1890) 4000 Einw. — 5) Hauptort der Grafschaft Whitley im Staat Indiana, mit höherer Schule und (1890) 3027 Einw.

Columbia College (spr. -tóllidsch), s. New York.

Columbiapresse, s. Presse.

Columbidae, s. Columba.

Columbin, Columbosäure, s. Jateorhiza.

Columbit (Columbeisen, Niobit), Mineral aus der Ordnung der Tantalate und Niobate, findet sich in rhombischen, tafelartigen oder kurz säulenförmigen Kristallbildungen, eingewachsen, ist bräunlichschwarz bis eisenschwarz, mit diamantartigem Metallglanz, undurchsichtig, Härte 6, spez. Gew. 5,37—6,39, besteht aus niobsaurem und tantalsaurem Eisenoxydul $Fe(NbTa)_2O_6$ mit Mangangehalt und findet sich, meist in Granit, bei Bodenmais und Tischenreuth in Bayern, Chanteloube in Frankreich, in Finnland, im Ilmengebirge bei Mijask, Connecticut, Massachusetts, Nordcarolina, Colorado u. im grönländischen Kryolith.

Columbrētes (Schlangeninsel), eine zur spanischen Provinz Castellon gehörende Inselgruppe im Mittelmeer, 65 km östlich von der spanischen Küste entfernt, vulkanischen Ursprungs.

Columbus (spr. tolǒmbŭs), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staates Ohio, unter 39° 58′ nördl. Br. und 82° 56′ westl. L. v. Gr., an beiden Ufern des Sciotoflusses, Bahnknotenpunkt, hat 30—40 m breite Straßen, darunter die fast 5 km lange Highstreet, die Hauptverkehrsstraße, und die baumreiche Broadstreet, ein in dorischem Stil erbautes Kapitol, Rathaus, Bundeszeughaus, katholische Kathedrale, bedeutende Industrie, welche 1890 in 407 gewerblichen Anstalten durch 10,776 Arbeiter Waren im Werte von 18,347,675 Doll. herstellte, darunter 16 Wagenbauanstalten (2242 Arbeiter, 3,928,355 Doll.), 18 Eisengießereien und Maschinenbauwerkstätten, 4 Eisen- und Stahlfabriken, 3 große, von Deutschen geleitete Brauereien u. a. C. besitzt eine lutherische Universität, zwei katholische Seminare, eine medizinische Schule (Starling College), eine polytechnisch-landwirtschaftliche Schule, ein großes Opernhaus, Irrenhaus, eine Anstalt für die Erziehung von Geistesschwachen, Taubstummenanstalt, Blindenschule und (1880) 51,665, (1890) 88,150 Einw., darunter 12,488 im Ausland (6882 in Deutschland) Geborne. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1890: 43,663,270, die städtische Schuld 4,423,400 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Muscogee in Georgia, am Chattahoocheefluß, der von Dampfern nach Appalachicola befahren wird, an der Grenze von Alabama, hat Baumwollspinnereien, Mühlen u. a., welchen die Cowetafälle die nötige Betriebskraft liefern, bedeutenden Baumwollhandel und (1890) 17,703 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Bartholomew im Staat Indiana, am östlichen Arm des White River, 65 km südlich von Indianapolis, hat Sägemühlen, Woll- und andre Fabriken und (1880) 6719 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Lowndes im Staat Mississippi, am hohen Ufer

des Tombigbee, der hier schiffbar wird, hat eine Universität, zwei Akademien, starken Baumwollhandel und (1890) 4559 Einw. — 5) Hauptort der Grafschaft Platte im Staat Nebraska, am Plattefluß, mit höherer Schule, mehreren Fabriken und (1890) 3134 Einw.

Columbus, Christoph (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristobal Colon, wie er selbst seinen Namen zeichnete), der Entdecker der Neuen Welt, geb. 1446 oder 1447 in Genua, gest. 21. Mai 1506 in Valladolid. Der erste Abschnitt seines Lebens ist von frühern Biographen durch manche Zuthaten ausgeschmückt worden, so sollte er der Sohn eines Edelmanns gewesen sein und die Universität Pavia besucht haben. Nach neuern Forschungen scheint es, daß er anfangs das Handwerk seines Vaters Domenico, die Wollweberei, betrieb, daneben aber auch kleinere Seereisen unternahm, vielleicht auch Seeräuberei trieb. Seine ersten Reisen führten ihn nach der Levante, wenig glaubwürdig ist dagegen die Angabe über eine Reise, die ihn von Bristol aus 100 spanische Meilen über Thule (Island oder die Färöer) hinaus führte. Wahrscheinlich ging er um 1477 nach Portugal und verheiratete sich in Lissabon mit der Donna Felipa Moñiz-Perestrello, der Tochter des ersten Lehnsherrn der Insel Porto Santo bei Madeira, eines edlen Italieners, der sich ebenfalls als Seemann ausgezeichnet hatte, und aus dessen Karten und Papieren C. die ersten dunkeln Nachrichten von Inseln und Ländern im westlichen Meer empfing. Auch erfuhr er von Seeleuten, welche häufig die Meere jenseit Madeira und der Azoren befahren hatten, mancherlei über die Nähe der westlichen Gefilde. Ein geschnitztes Holz, Stämme fremdartiger Fichten, mächtiges Schilfrohr, zwei Leichen einer unbekannten Menschenrasse waren von Westen her angeschwemmt worden. Alles das unterstützte die Ansichten des Aristoteles, Seneca und Plinius, welche behaupteten, man könne von Cadiz aus in wenigen Tagen nach Indien reisen, und die Berichte Marco Polos, welcher die von Ptolemäos als die östlichsten bezeichneten Regionen weit überschritten hatte. So reifte in C. der Gedanke an die Möglichkeit, einen andern Weg als den um die Südspitze Afrikas nach Japan (Zipangu) und China, den fabelhaften Ländern des Ostens, aufzufinden, ein Gedanke, den freilich schon andre vor ihm, insbes. der Italiener Toscanelli, von welchem C. auch eine Kopie einer den Weg nach Indien zeigenden Weltkarte erhielt, gehegt und befürwortet hatten. Wahrscheinlich 1483 trat C. zuerst mit seinem Plan hervor, den er dem unternehmenden König Johann II. von Portugal in einer Audienz entwickelte. Der König forderte darüber das Gutachten einer gelehrten Kommission ein, welche aber das ganze Projekt für eitel Träumerei erklärte. Nur der Deutsche Martin Behaim, welcher sich damals in Lissabon befand, stimmte demselben bei. Als kurz darauf die Gemahlin des C. starb, verließ dieser 1484 Portugal für immer und begab sich nach Spanien, wo er anfangs keinen günstigen Boden fand. Erst nachdem er 20. Jan. 1486 eine Audienz bei der Königin Isabella erlangt hatte und in das königliche Gefolge aufgenommen worden war, wurde sein Projekt der Universität zu Salamanca zur Prüfung überwiesen. Dort fand sich aber nur einer, der sich des kühnen Planes annahm, und C. wurde auf eine günstigere Zeit nach Beendigung des Krieges gegen Granada vertröstet. Nach 7 Jahren vergeblichen Wartens entschloß sich C. 1491, das Land zu verlassen und Frankreich aufzusuchen. Auf seinem Weg nach Huelva, wo er sich einschiffen wollte, kam C. mit seinem Sohn Diego an der Hand zum Kloster La Rabida am Meer, wo er, von Kummer gebeugt und von Hunger erschöpft, für sich und seinen Knaben Brot und Wasser erbat. Der Mönch Juan Perez de Marchena, Beichtvater der Königin, im Verein mit dem Arzt Garcia Hernandez hörten die Pläne des C., hielten ihn zurück, und der Pater bewirkte bei der Königin, daß C. an den Hof zurückberufen wurde. Mit der Eroberung von Granada im Januar 1492 fiel nun auch die letzte maurische Stadt, und der Weg für C. schien geebnet. Aber neue Schwierigkeiten entstanden durch die ungemein hohen Forderungen, welche C. für den Fall des Gelingens seines Unternehmens für sich und seine Nachkommen stellte, nämlich: Erhebung in den Adelstand, die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Rang nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden; Macht und Titel eines Vizekönigs in den entdeckten Ländern, mit dem Recht, für alle Ämter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtelsanteil an dem Kronbetrieb der etwanigen Handelsmonopole. Da man hierauf nicht einging, so griff C. wieder zum Wanderstab, um über Cordoba nach Frankreich zu gehen, wo, wie er behauptete, man ihm glänzende Versprechungen gemacht hatte. Aber durch den Kardinal Mendoza und den Schatzmeister Sant Angel überredet, entsandte die Königin einen Eilboten, der C. noch vor Santa Fé einholte. Die Kapitulation mit der Krone ward 17. April unterzeichnet, und schon 23. Mai befand sich C. in Palos. Hier wurden binnen 10 Tagen zwei Karavelen ausgerüstet; ein drittes kleines Fahrzeug mußte gemietet werden. Hier auch warb C. seine Begleiter, unter ihnen die drei Brüder Martin Alonso, Vicente Yañez und Francisco Martin Pinzon, aus einer der reichsten Familien zu Palos. Am 3. Aug. 1492 segelte C. von Palos ab. Das größte, mit einem Verdeck versehene der drei Schiffe, Santa Maria, wurde das Admiralschiff; die beiden andern von den Brüdern Pinzon befehligten, Pinta und Niña, hatten nur am Vorder- und Hinterteil erhöhte Verdecke; im ganzen befanden sich 120 Personen auf den Schiffen. C. nahm seinen Lauf in südwestlicher Richtung nach den Kanarischen Inseln, um unter dem Parallelkreis dieser Eilande westwärts über das Fabelland Antilia und Zipangu nach Indien zu segeln. Eine Beschädigung des Steuers der Pinta hielt ihn 4 Wochen im Hafen von Gomera fest, und erst 6. Sept. konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Am 13. Sept. beobachtete C. zuerst die Deklination der Magnetnadel, ein denkwürdiger Zeitpunkt in den Jahrbüchern der nautischen Astronomie. Am 16. Sept. gelangte man in das sogen. Sargassomeer, einen von herumschwimmenden Tangen erfüllten Teil des Atlantischen Ozeans. Durch diese neuen Erscheinungen, wie durch den beständig wehenden Ostpassat, welcher die Möglichkeit einer Rückkehr auszuschließen schien, wurde die Mannschaft immer verzagter, doch sind alle Erzählungen von einer Empörung derselben in das Bereich der Fabel zu verweisen, da das erhaltene Schiffstagebuch des C. nichts hiervon berichtet. Indes trug er in dasselbe, das jedermann zugänglich war, um die Mannschaft nicht durch die Größe der zurückgelegten Meilenzahl zu erschrecken, kleinere Ziffern ein und hielt, um nicht Zweifel an der Festigkeit seiner Überzeugung aufkommen zu lassen, auf der ganzen Fahrt an dem einmal

genommenen Kurse fest; erst am 7. Okt., als verschiedene Anzeichen auf die Nähe von Land schließen ließen, befahl er, eine etwas südwestliche Richtung einzuschlagen. Am 11. Okt., abends 10 Uhr, sah C. in der Ferne zeitweise ein Licht auftauchen und wieder verschwinden, und gegen 2 Uhr nachts gab ein Kanonenschuß von der Pinta das verabredete Zeichen von entdecktem Land, das der Matrose Rodrigo de Triana zuerst erblickt hatte. Als die Sonne des 12. Okt. 1492 über das Meer flammte, stand C. im Angesicht der Neuen Welt. Es war die Insel Guanahani, heute Watlingsinsel genannt, und nicht Cat Island, wie Humboldt, oder Mayaguana, wie Varnhagen annimmt.

C. nahm von der Insel, die er San Salvador nannte, im Namen der spanischen Monarchen feierlich Besitz und ließ sich hierauf als Admiral und Vizekönig den Eid des Gehorsams leisten. Die braunen Insulaner scharten sich harmlos um die fremden Männer, C. teilte Geschenke unter sie aus, und bald eröffnete sich ein gewinnbringender Tauschhandel, da man hier und da goldenen Nasenschmuck gewahrte. Auf die Frage, woher dies Gold stamme, wiesen die Indianer nach Südosten, wo ein unermeßlich reicher König wohne. Auf der weitern Fahrt nach diesem Goldland entdeckte C. außer mehreren kleinen Inseln Cuba und Haïti, welch letzteres er, da die Tier- und Pflanzenwelt lebhaft an Südspanien erinnerte, Hispaniola nannte. An der Küste hinsegelnd, geriet das Admiralschiff auf eine Sandbank; das zweite kleine Schiff vermochte die ganze Mannschaft nicht zu fassen, und so errichtete denn C., da nach dem Bericht des Kaziken sich in den Bergen das ersehnte Gold in großer Menge fand, aus dem Wrack das Fort La Navidad, in dem er 39 seiner tüchtigsten Leute zurückließ. Darauf trat C. 4. Jan. 1493 die Rückfahrt nach Europa an, suchte diesmal aber eine höhere Breite, die der Azoren, zu gewinnen. Zwei Tage nach seiner Abfahrt traf er wieder mit der Pinta zusammen, die sich 21. Nov. 1492 unter Martin Alonso von ihm getrennt und viel Gold eingetauscht hatte. Die Rückfahrt war mit mancherlei Gefahren verknüpft. Am 12. Febr. erhob sich ein furchtbarer Sturm, durch den die Pinta verschlagen wurde. C. suchte den Himmel durch Gelübde zu versöhnen und ließ den auf Pergament geschriebenen Bericht seiner Reise in einem wasserdichten Kistchen über Bord werfen. Endlich legte sich der Sturm; am 16. Febr. erreichte C. die Azoren, 4. März den Hafen von Lissabon, wo er vom König Johann II. empfangen wurde, und 15. März lief er wieder in den Hafen von Palos ein, den auch die Pinta am Abend desselben Tages erreichte.

Seine Reise von da an den Hof nach Barcelona war ein wahrer Triumphzug, und ebenso glänzend der Empfang, der ihn dort erwartete. Spanien holte eiligst die Sanktion des Papstes Alexander VI. ein, welcher durch die von ihm 100 Leguas westlich der Azoren von N. nach S. gezogene Demarkationslinie die Welt zwischen Portugal und Spanien teilte. Zugleich traf man Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition. Eine große Flotte von 14 Karavelen und 3 Lastschiffen wurde ausgerüstet, welche 1200 Bewaffnete und Reiter an Bord nahm. Die europäischen Haustiere sowie Getreide, Gemüse und Weinreben sollten nach Westindien verpflanzt werden. Es war nicht mehr ein bloßes Entdeckungsgeschwader, sondern eine Flotte mit Auswanderern; denn C. beabsichtigte auch Kolonien zu gründen. Viele Adlige schlossen sich diesem Zug an, der glänzenden Gewinn wie mannigfache Abenteuer in Aussicht stellte. Ein von Rom aus ernannter apostolischer Vikar der neuen Länder, der Benediktiner Bernardo Boil, mit elf andern Geistlichen sowie mehrere Beamte der Krone begleiteten die Expedition. Die Leitung der indischen Angelegenheiten erhielt Rodriguez de Fonseca, der noch vor der Abfahrt in Zwistigkeiten mit C. geriet, wodurch der Grund zur tödlichen Feindschaft zwischen beiden gelegt wurde. Am 25. Sept. 1493 stach die Flotte aus der Bucht von Cadiz in See, steuerte zuerst nach den Kanarischen Inseln und erreichte von dort, den Ozean auf einem südlichern Weg in 20 Tagen durchschneidend, die Insel Dominica. Dann entdeckte C. Marie Galante, Guadeloupe, Montserrat, Puerto Rico u. a. und langte 27. Nov. in La Navidad an, wo er das Fort zerstört und die Besatzung erschlagen fand. C. legte 10 Leguas östlich ein neues Fort, Isabella, an und entwarf zugleich den Plan einer Stadt. Eine Expedition unter Alonso Hojeda mit 15 Begleitern fand 7 Tagereisen im Innern Gold in den Bächen. Nun entsandte C. 12 Schiffe nach Spanien mit den zahlreichen, infolge des ungesunden Klimas Erkrankten, er selbst brach mit einer größern Schar nach dem Goldland auf und legte dort ein festes Haus an, in welchem er eine Besatzung von 56 Mann zurückließ. In der Überzeugung, das Ophir Salomos gefunden zu haben, schickte sich nun C. an, den Weg nach Kathai (China) zu vollenden. In der Niederlassung ließ er seinen Bruder Diego als Statthalter zurück und segelte 24. April mit drei Schiffen ab, zunächst nach Cuba. Die Eingebornen erwiesen sich freundlich, und als sie nach Gold gefragt wurden, zeigten sie nach Süden. C. steuerte dieser Richtung nach und fand 5. Mai 1494 die Insel Jamaica. Als aber auch hier kein Gold gefunden wurde, steuerte C. wieder nach Cuba zurück und drang vom Kap Santa Cruz in das Gewirr von Klippen und kleinen Inseln an der Südküste Cubas, das er »Garten der Königin« nannte und für den Archipel von 7000 Inseln hielt, der nach Marco Polo östlich von China liegen sollte. Überzeugt, in Cuba bereits das Festland von Asien erreicht zu haben, verzichtete er auf eine weitere Untersuchung der Küste, wandte sich südöstlich, untersuchte noch die Südküste von Jamaica und Haïti und kehrte dann, unter übermenschlichen Anstrengungen zusammenbrechend, in den Hafen Isabella zurück. Inzwischen langte sein Bruder Bartolomeo mit den erbetenen Lebensmitteln aus Spanien an. C. erhob ihn, da er in ihm eine kräftige Stütze für die Zukunft erblickte, zum Adelantado oder Vizegouverneur, worin jedoch König Ferdinand einen Eingriff in seine Autorität erblickte. Unterdes hatte der Kommandant des Hafens Isabella aus den aristokratischen Elementen der Kolonie eine Partei gegen C. und seine Familie gebildet, der sich auch der Pater Boil und Margarit, der Anführer der Truppen, zugesellten. Mit einem Trupp Mißvergnügter bemächtigte er sich einiger Schiffe und ging nach Spanien unter Segel. Caonabo, der unternehmendste und feindseligste Häuptling der Insel, wagte hierauf, die Festung St. Thomas mit 10,000 Kriegern zu belagern, wurde aber von deren Kommandanten Hojeda zum Abzug gezwungen und bald darauf gefangen genommen. Die Insel wurde dann, nachdem ein allgemeiner Aufstand der Bewohner niedergeschlagen war, in kurzer Zeit unterjocht und den Eingebornen ein schwerer Tribut von Goldstaub auferlegt.

Die Feinde des C. waren unterdessen in Spanien thätig gewesen, sein Ansehen zu untergraben; sie

schilderten Hispaniola als ein unergiebiges Land und beklagten sich über die tyrannische Verwaltung des Admirals und seiner gleich ihm beneideten und als Fremdlinge gehaßten Brüder. C. beschloß daher, zu seiner Verteidigung selbst nach Spanien zurückzukehren, und lief 11. Juni 1496 mit zwei Schiffen, 225 Spaniern, zumeist unnützen, bisher auf Staatskosten erhaltenen Kolonisten, und 30 Indianern im Hafen von Cadiz ein. Wiederum zog C. mit prunkendem Gefolge durch Spanien an den Königshof. Die Monarchen empfingen ihn mit dem größten Wohlwollen, aber in einflußreichen Kreisen machte sich bereits eine offen zu Tage tretende Mißgunst gegen seine kostspieligen Unternehmungen geltend.

Erst am 30. Mai 1498 konnte C. zur **dritten Entdeckungsreise** mit sechs Schiffen aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda auslaufen. Da sich nach den übeln Erfahrungen eine genügende Anzahl freiwilliger Auswanderer nicht fand, so hatte man zu dem Plan gegriffen, alle mit Verbannung zu bestrafenden Verbrecher in die neue Kolonie zu verweisen. Mit solcher Mannschaft segelte C. zu den Kapverdischen Inseln, um das Meer diesmal noch südlicher zu kreuzen, da er in der heißen Zone die wertvollsten Produkte zu finden hoffte. Die Mannschaft litt furchtbar von Hitze und Mangel an Wasser und Lebensmitteln. Am 31. Juli, in der höchsten Not, entdeckte man Land, dem C. einem Gelübde gemäß den Namen Trinidad gab. Während er 1. Aug. die Ufer der Insel beschiffte, erblickte er Land im S., das sich auf mehr denn 20 Meilen erstreckte, segelte aber, obwohl aus der Mächtigkeit des Orinokowassers zu schließen war, daß man hier die Küste eines geräumigen Festlandes vor sich hatte, nachdem er die perlenreichen Inseln Margarita und Cubagua entdeckt, nach Hispaniola, wo er vieles verändert fand. Während seiner Abwesenheit hatte sein Bruder Bartolomeo als Statthalter eine neue Stadt, San Domingo, angelegt und die Häuptlinge zur Anerkennung der spanischen Oberhoheit gebracht; der ihnen auferlegte Tribut bestand in Gold oder andern Landeserzeugnissen. Auch hatte das Bekehrungswerk unter den Eingebornen begonnen. Die Spanier aber gehorchten dem strenge Mannszucht fordernden genuesischen Statthalter nur mit Widerwillen. Und als in der Stadt Isabella während der Abwesenheit des Statthalters ein Aufstand ausbrach, stellte sich der Oberrichter Roldan, den C. selbst emporgehoben, an die Spitze der Unzufriedenen. Zwar wurde der Aufstand unterdrückt, dennoch wuchs die Partei Roldans, und als C. endlich selber eintraf, ließ er sich zu den schimpflichsten Versprechungen bestimmen. In Spanien hatten inzwischen die Klagen gegen C. nicht aufgehört, der auch schließlich den Schutz der Königin verlor, als er, statt der in Aussicht gestellten Schätze von edlem Metall und Gewürzen, Frachten von Sklaven nach Spanien sandte. Ferdinand und Isabella glaubten von der Unfähigkeit des C. zum Befehlen und Regieren hinlänglich überzeugt zu sein. Als daher auf den Wunsch des Vizekönigs, welcher um einen tüchtigen Richter bat, Francisco de Bobadilla abgeordnet wurde, übertrug man diesem auch die ganze Verwaltung und die militärische Gewalt auf der Insel. Bobadilla kam 23. Aug. 1500 in San Domingo an und ließ sogleich C. und seine Brüder Diego und Bartolomeo in Fesseln legen und nach Spanien abführen. Man wollte C. auf dem Schiff die Ketten abnehmen, aber er lehnte es ab; Spanien sollte die Schmach sehen, die ihm als Lohn für seine hohen Verdienste angethan war. Durch die Amme des Prinzen aber wußte er eine Darstellung der Verhältnisse an das Königspaar gelangen zu lassen, noch ehe Bobadillas feindlicher Bericht vorlag. Daß der Entdecker der Neuen Welt in Ketten nach Spanien zurückbefördert wurde, mußte das höchste Aufsehen erregen, und die Monarchen, fühlend, daß diese Schmach ihren Schatten auch auf sie werfe, gaben sofort Befehl, C. mit der höchsten Auszeichnung zu behandeln. Zu gleicher Zeit ließen sie ihm die Summe von 2000 Dukaten zustellen, damit er seinem Range gemäß bei Hofe erscheinen könne. Am 17. Dez. wurde er mit zahlreichem Gefolge empfangen, mußte aber gleichwohl seinen Wunsch, in seine Hoheitsrechte wieder eingesetzt zu werden, unerfüllt sehen. Doch wurde an Stelle Bobadillas der gerechte, unparteiische Ovando ernannt, der das von Bobadilla konfiszierte Vermögen des Statthalters zurückfordern und die dem Vizekönig zustehenden Einkünfte diesem ungeschmälert überweisen sollte. Ovando segelte 13. Febr. 1502 mit 30 Schiffen und 2500 Personen von San Lucar de Barrameda ab und erreichte 15. April sein Ziel. Als aber C., der vier kleine Karavelen ausgerüstet und mit 150 Leuten bemannt hatte, um eine neue, **vierte Entdeckungsfahrt** gegen W. zu unternehmen, 9. Mai 1502 von Cadiz absegelte und 29. Juni vor San Domingo erschien, gestattete ihm Ovando nicht, das Land zu betreten, mißachtete auch des C. Warnung und ließ die zur Rückkehr nach Spanien bereite Flotte auslaufen, so daß der Sturm 20 Schiffe, mit Bobadilla und Roldan an Bord, verschlang und nur ein Fahrzeug mit dem ausgelieferten Vermögen des C. an Bord Spanien erreichte. C. aber segelte 14. Juli von Haïti ab, um die Meerenge aufzufinden, welche nach seiner Ansicht aus dem Karibischen Meer in das Indische führen mußte. Er erreichte zuerst die Insel Guanaja im Golf von Honduras, die er nach dem prächtigen Fichtenwald Isla de Pinos nannte, später das östlichste Vorgebirge von Honduras, das er Gracias á Dios nannte, landete dann 25. Sept. an der Mündung des San Juan, suchte aber, bis in die Nähe der Landenge von Panama hinfahrend, vergeblich nach einer Durchfahrt und mußte hier umkehren. Nachdem der Versuch der Gründung einer Niederlassung in dem goldreichen Veragua an der Feindseligkeit der Indianer gescheitert war, wobei Bartolomeo in die äußerste Gefahr kam, sah sich C. genötigt, seine sinkenden Schiffe an der Küste von Jamaica in der Cristobalsbucht auf den Strand laufen zu lassen. Hier geriet C. in große Not, welche durch die Rebellion eines Teiles der Mannschaft noch gesteigert wurde, bis er nach Jahresfrist durch den Mut und die Ausdauer eines seiner Leute, der in einem Indianerboot nach San Domingo fuhr und Hilfe herbeischaffte, gerettet wurde. Am 12. Sept. 1504 trat C. seine Heimreise an und erreichte nach einer stürmischen Überfahrt Anfang November den spanischen Boden in Cadiz.

Niemand kümmerte sich um die Heimkehr des armen Schiffbrüchigen. Der Jubel, der ihn sonst empfangen, war verstummt, und mit dem bald nach seiner Rückkehr (26. Nov. 1504) erfolgten Tode der Königin Isabella verlor er seine treueste Freundin. Seinen Wohnsitz in Sevilla nehmend, wartete er vergebens auf eine Wiedereinsetzung in seine Rechte und Würden wie auf die Auszahlung der versprochenen Einkünfte und des Anteils an den Erträgnissen der Kolonie. Seine Briefe an den König blieben unbeachtet, und

als er 1505 ſich ſelbſt an den Hof von Segovia begab, machte man ihm den Vorſchlag, ſeine Rechte auf das Königtum gegen Beſitzungen und Titel in Kaſtilien zu vertauſchen. C. wies dies Anſinnen zurück, erklärte ſich aber bereit, zu gunſten ſeines Sohnes Diego auf ſeine indiſchen Würden zu verzichten. Man ging darauf nicht ein. Auch die Ankunft des neuen Königspaars, Philipp und Johanna, 28. April 1506 brachte keine Änderung, und ſo ſtarb C., gebrochen an Geiſt und Körper, ohne die Erfüllung ſeiner Hoffnung geſehen zu haben. Zuerſt im Franziskanerkloſter von Valladolid beigeſetzt, wurde ſeine Leiche 1513 nach Sevilla ins Kloſter Santa Maria de las Cuevas übergeführt, und vermutlich erſt hier erhielt der Sarg die Inſchrift: »A Castilla y á Leon Nuevo Mundo dió Colon« (»Für Kaſtilien und Leon entdeckte Colon die Neue Welt«), welche ſich auch im Wappen des Vizekönigs befand. C. hatte gewünſcht, in San Domingo auf Haïti beigeſetzt zu werden. Dorthin wurden ſeine ſterblichen Überreſte auch 1537 gebracht und in dem Dom beſtattet, in welchem ſpäter ſein Sohn Diego, ſein Bruder Bartolomeo und ſeine Enkel Don Luis und Criſtobal ihre Ruheſtätte fanden. Als 1795 Domingo an Frankreich abgetreten wurde, führte man die vermeintlichen überreſte des großen Entdeckers nach Havana über und ſetzte ſie 19. Jan. 1796 feierlich im dortigen Dom bei. Aber 1877 entdeckte man im Dom von San Domingo beim Öffnen einer neuen Grabkammer einen zweiten mit Inſchriften verſehenen Bleiſarg, den man für den richtigen Sarg des C. hielt, während Ruge u. a. einen Betrug vermuten. Denkmäler wurden ihm errichtet in Genua (von M. Canzio), Mexiko (von Cordier) und zu Cardenas auf Cuba (von Piquer).

Vor der welthiſtoriſchen Größe des C. ſtehen wir mit geteilten Gefühlen. Wir bewundern die Kühnheit, die aus der felſenfeſten Überzeugung von der Richtigkeit ſeiner Theorien und Kombinationen entſprang, wir fühlen uns vielſeitig angeregt durch ſeine treffenden Naturbeobachtungen, in denen wir die erſten Keime einer phyſiſchen Erdkunde erblicken dürfen; aber auf der andern Seite fühlen wir uns abgeſtoßen durch ſeinen blinden Autoritätsglauben, die Zuverſichtlichkeit, mit der er ſeine abenteuerlichen Lehrſätze verkündet, durch die ſchwärmeriſche Anmaßung, mit der er ſich als den Abgeſandten Gottes einführt, endlich durch ſeine Doppelzüngigkeit und goldgierige Grauſamkeit, welche die Hauptſchuld an der ſpätern unmenſchlichen Behandlung der Eingebornen trägt. Er ſtarb, ohne die Tragweite ſeiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; er meinte, daß durch ihn nur eine neue Handelsſtraße zu alten Ländern geöffnet ſei. Das Tagebuch der erſten Reiſe, von C. ſelbſt geſchrieben, veröffentlichte Navarrete in ſeinen »Viajes de los Españoles« (Madr. 1825—26, 2 Bde.; franz. mit Anmerkungen von Rémuſat, Balbi, Cuvier u. a., Par. 1828, 3 Bde.). Eine »Raccolta completa« der Schriften des C. lieferte Torre (Lyon 1864); »Select letters of Chr. C.« gab die Hakluyt-Society in London heraus (Lond. 1870).

Vgl. außer den ältern Biographien von Boſſi (Mail. 1818), Spotorno (Genua 1819; deutſch, Leipz. 1825), W. Irving (deutſch von Meyer, 2. Aufl., Frankf. 1832), Sanguinetti (Genua 1846) u. a.: Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie, etc. (Par. 1835—36; deutſch von Ideler, neue Ausg., Berl. 1852, 3 Bde.); Canale, La vita ed i viaggi di Cristoforo Colombo (Flor. 1863); Helps, The life of C. (Lond. 1869); Ortegay Frias, Vida y viajes de Cristobal Colombo (Madr. 1874, 4 Bde.); Tarducci, Vita di C. Colombo (Mail. 1885 ff., 2 Bde.); Peragallo, Christoforo Colombo e la sua familia (Liſſab. 1889); Aſenſio, Christobal Colón (Barcel. 1891); Harriſſe (ſ. d.), Christophe Colomb, son origine, sa vie, ses voyages, sa famille et ses descendants (Par. 1884, 2 Bde.) und Christophe C. devant l'histoire (daſ. 1892), Hauptwerke; Winſor, Christ. C. and how he received and imparted the spirit of discovery (New York 1891); S. Ruge, Chriſtoph C. (Dresd. 1892); S. Günther, C. und die Erweiterung des kosmiſchen Horizonts (Hamb. 1892); Rein, C. und ſeine vier Reiſen nach dem Weſten (Leipz. 1892). Außerdem erſchienen zahlreiche Feſtſchriften bei Gelegenheit der 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung von Amerika. In Genua, Huelva und Madrid fanden große Feſtlichkeiten ſtatt, verbunden mit Ausſtellungen von Gegenſtänden aus dem Beſitz des C., wozu auch eine Nachbildung der drei Karavelen gehörte, mit welchen die erſte Entdeckungsreiſe gemacht wurde; eine ſolche Ausſtellung war auch mit der Weltausſtellung von Chicago, 1893, verbunden. Des C. Leben gab vielfach Stoff zu poetiſchen Darſtellungen; dramatiſch bearbeitet wurde es von Fr. Rückert (1845), K. Werder (1858), K. Röſting (1863), H. v. Schmid (1875) u. a.

[Familie des Columbus.] Der ältere Bruder des Entdeckers, Bartolomeo, ebenfalls Seemann, geſt. 12. Aug. 1514 auf Hiſpaniola, verließ noch vor jenem ſein Vaterland und erlangte in Liſſabon als Kosmograph und Seekartenzeichner einen gewiſſen Ruf. Im Begriff, nach England zu reiſen, um Heinrich VII. für des Bruders Unternehmen zu gewinnen, fiel er Seeräubern in die Hände, erhielt erſt nach einigen Jahren ſeine Freiheit wieder und kam faſt als Bettler in England an. Seine Bemühungen am engliſchen Hofe blieben aber fruchtlos; auf ſeiner Rückreiſe nach Spanien erfuhr er von den von ſeinem Bruder bereits gemachten Entdeckungen. In Spanien geadelt, folgte er dem Admiral, der ſeine zweite Reiſe eben angetreten, nach Weſtindien und traf mit ihm auf Hiſpaniola zuſammen. Nach ſeines Bruders Abreiſe zu deſſen Stellvertreter (Adelantado) ernannt, gründete er die Stadt San Domingo, machte ſich jedoch durch energiſche Aufrechthaltung der Disziplin bei den zügelloſen Spaniern verhaßt. Auch er ward in Ketten nach Spanien zurückgebracht, hier aber befreit und war auch ferner eine bedeutende Stütze des Admirals. Sein Lohn ſeitens des ſpaniſchen Hofes war die kleine Inſel Mona zwiſchen Haïti und Puerto Rico und die Direktion der Bergwerke auf Cuba. Auch er war ein vollendeter Seemann, kräftig und durchdringend von Verſtand, wie der Admiral, doch weniger Enthuſiaſt. — Der zweite Bruder, Giacomo (ſpan. Diego), geſt. 1515, ward nach der Entdeckung Amerikas ebenfalls geadelt und Gouverneur und Präſident des Rates von Kaſtilien.

Der älteſte und einzige rechtmäßige Sohn des Entdeckers, Don Diego, geb. um 1480, geſt. 23. Febr. 1526 in Montalban, folgte ſeinem Vater in der Würde eines Admirals von Indien und erhielt den Beſitz der Landſchaft Veragua mit dem Titel eines Herzogs von Veragua und Markgrafen von Jamaica, nebſt der Grandeza. — Don Fernando, ein unehelicher Sohn des C. von der Beatrix Enriquez aus Cordoba, geb. 27. Sept. 1488, geſt. 12. Juli 1539 in der Nähe von Sevilla, begleitete den Vater auf ſeiner letzten Reiſe, trat dann in den geiſtlichen Stand und bereiſte Europa.

um Bibliotheken zu sammeln. Seine gegen 12,000 Bände starke Bibliothek (Biblioteca Colombina) hinterließ er der Domkirche zu Sevilla. Er galt lange als Verfasser der Lebensgeschichte seines Vaters, der »Vida del Almirante« (ital. von Alf. Ulloa, Veneb. 1571, neue Aufl. 1614; franz. von Cotolendi, Par. 1681); doch enthält dieselbe so viel legendenhaften Stoff, daß sie unmöglich seiner Feder entstammen kann. — Don Luis, Marqueſe Colon, Herzog von Veragua, Sohn Diegos, geb. 1520, gest. 1572, erhielt statt des Herzogtums Veragua die Stadt La Vega auf Jamaica mit einem weitläufigen Gebiet als Herzogtum und jährlich 10,000 Golddublonen statt des C. versprochenen Zehntels aller Erzeugnisse Indiens. Mit seinem Neffen und Erben Diego starb 1576 die männliche Linie der Familie des C. aus. Vgl. Harriſſe, Les Colombo de France et d'Italie (Par. 1874).

Columella (lat., »Säulchen«, Mittelsäulchen), Bildungen, welche in hohle Pflanzenteile vom Grunde derselben aus hineinragen und die Mitte derselben einnehmen, wie in den Kapseln der Moose und in den Fruchtknoten mit zentraler Placenta (s. Stempel).

Columella, Lucius Junius Moderatus, lat. Ackerbauschriftsteller, aus Gades (Cadiz) in Spanien, nach militärischer Laufbahn Grundbesitzer in Italien, verfaßte um 60 n. Chr. sein Werk: »De re rustica«, in zwölf Büchern, worin er ein umfassendes Bild des gesamten damaligen Wissens vom Landbau entwirft. Er ist für seinen Stoff begeistert und beklagt dessen Vernachlässigung in seiner Zeit. Dem zehnten Buch, vom Gartenbau, hat er als Ergänzung zu Vergil epische Form gegeben. Von einer frühern, kürzern Bearbeitung des Gegenstandes ist nur das Buch »De arboribus« erhalten. Ausgaben von Schneider in den »Scriptores rei rusticae« (Leipz. 1794—97, 4 Bde.) und Reß (Flensb. 1795). Vgl. Barberet, De Columellae vita et scriptis (Nancy 1888).

Columna (lat.), Säule, Ehrensäule.

Columnae Antoninianae (lat.), s. Antoninianische Säulen.

Columnae Hercŭlis (lat.), s. Säulen des Herkules.

Columna itinerarĭa (C. miliaris, lat.), Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenĭa (lat.), Ehrensäule des Gajus Mänius, welcher 338 v. Chr. glücklich gegen die Latiner kämpfte, auf dem römischen Forum. Sie wurde auch kurzweg columna (»Schandsäule«) genannt, weil an ihr Sklaven, Diebe und böse Schuldner gerichtet und bestraft wurden; daher Columnarii, soviel wie Gesindel. Der Volkswitz bezog die Säule auf den Verschwender und Possenreißer Mänius, welcher sich beim Verkauf seines Hauses am Forum an den Zensor Cato eine Säule vorbehalten hatte, um von da aus den Gladiatorenspielen zusehen zu können.

Columna rostrāta (lat.), die mit Schiffsschnäbeln (s. Rostra) verzierte Säule zu Ehren des Seesieges des Gajus Duilius (s. d.) auf dem Forum zu Rom.

Columna Trajāna (lat.), s. Trajanssäule.

Columna vertebrālis (lat.), Wirbelsäule (s. d.).

Columnae vesiculāres, soviel wie Clarkesche Säulen (s. Clarke 7).

Colŭrus, s. Kolur.

Colutēa *L.* (Blasenstrauch, Blasenschote, Blasensenne), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Sträucher, selten Stauden mit unpaarig gefiederten Blättern, achselständigen Blütentrauben mit gelben od. rötlichen Blüten und gestielter, dünnhäutiger, aufgeblasener Hülse. C. arborescens *L.* (Blasenbaum, Linsenbaum), 4 m hoher Strauch Süd- und Mitteleuropas und des nördlichen Orient, mit mattgrünen, auf der Unterseite behaarten Blättchen, gelben Blüten und oft 5 cm langer Hülse, blüht den ganzen Sommer hindurch und wird häufig als Ziersträuch angepflanzt. Die Fiederblättchen (deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter) schmecken widerlich bitter und wirken abführend. Die bitterlichen Samen wirken brechenerregend. Das Holz ist zu feinen Drechslerarbeiten brauchbar. C. cruenta *Ait.*, ein niedriger Strauch Südosteuropas, des Orients und der Tatarei, ist blaugrün belaubt, mit braungelben Blüten und wird ebenfalls häufig als Zierpflanze kultiviert.

Colwyn Bay (spr. kóllwin bē), aufblühendes Seebad in Denbighshire (Nordwales), mit (1891) 4754 Einw.

Colymbidae (Seetaucher), Familie der Schwimmvögel (s. d.).

Colza (Colzat, franz.), der Raps.

Com., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ph. Commerſon (s. d.).

Coma (griech. Koma), Schlafsucht (s. d.); C. diabeticum, s. Harnruhr (Zuckerharnruhr).

Coma (lat.), Haupthaar; Kometenschweif; C. Berenices, Sternbild, s. Berenikes Haupthaar; C. caesarea, Weichselzopf (s. d.).

Comacchio (spr. -mákkio, das alte Comacula), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Ferrara, mitten in der Lagune Valli di C., welche durch Dämme in zahlreiche Bassins geteilt ist und eine Fläche von 430 qkm hat, 5 km vom Adriatischen Meer gelegen, Bischofsitz, hat Mauern, eine Kathedrale und (1881) 7535 Einw., welche Fischerei, insbes. auf Aale (s. d.), und Seesalzgewinnung betreiben. An der Mündung des Kanals, welcher aus der Lagune ins Meer führt, liegt der mit C. durch eine Straße verbundene Ort Magnavacca (845 Einw.), mit Hafen, in welchen 1891: 536 Schiffe von 18,465 Ton. eingelaufen sind. Vgl. Jacoby, Der Fischfang in der Lagune von C. (Berl. 1880).

Comanches (spr. -mántsches), nordamerikan. Indianervolk, s. Komantschen.

Comárca (ital.), Gerichtsbezirk; C. di Roma, das Gebiet der Stadt Rom und seiner Umgebung, welches zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstes eine besondere Provinz des Kirchenstaates bildete.

Comayāgua, Departement der zentralamerikan. Republik Honduras, 11,361 qkm (206,3 QM.) mit (1887) 16,739 Einw., worunter 900 Eingeborne, enthält zahlreiche Ruinen alter Quiché-Städte (Squier zählte 300—400 Terrassen und abgestumpfte Pyramiden, bekannt unter dem Namen Tenampua oder Pueblo Viejo). — Die Hauptstadt C. (Concepcion de C.), 650 m ü. M., am Rio Humay, in einem fruchtbaren Thal, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale u. 10,000 Einw. Die Stadt wurde 1540 als Valladolid la Rueva gegründet, hatte 1827 vor ihrer Zerstörung durch Guatemala 18,000 Einw. und war Hauptstadt der Republik, bis Tegucigalpa ihre Stelle einnahm.

Comb (spr. tōm oder tūm), engl. Hohlmaß, s. Coom.

Comba, Emilio, Waldenser Theolog, geb. 31. Aug. 1839 in St.-Germain-Chesone in Piemont, studierte in Torre Pellice und Genf Theologie, wurde Evangelist und seit 1872 Professor am Waldenser Seminar in Florenz. Unter seinen Veröffentlichungen ragen hervor: »Storia della riforma in Italia« (1. Bd., Flor. 1881); »Histoire des Vaudois d'Italie« (1. Bd., Par. 1887); »Storia dei Valdesi« (Flor. 1892).

Combat (franz., spr. kongbá), Kampf, Gefecht; combats à la foule, Turnierübung, bei der mehrere Ritter auf einmal gegeneinander kämpften: Combattant, s. Kombattanten.

Combe (spr. kömm), 1) Abram, engl. Sozialist, geb. 15. Jan. 1785 in Edinburg, gest. 11. Aug. 1827, war anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg, ward 1820 von Rob. Owen für den Sozialismus gewonnen und gründete zu Edinburg eine Cooperative Society, die aber fehlschlug; 1825 stiftete er mit andern eine noch großartigere ähnliche Anstalt zu Orbiston, für die er 1825—27 in einem eignen Journal Propaganda machte, die jedoch nach seinem Tode bald wieder zerfiel. Er schrieb: »Metaphorical sketches of the old and new systems« (Edinb. 1823), worin er die Owensche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

2) Andrew, Physiolog, geb. 27. Okt. 1797 in Edinburg, gest. 9. Aug. 1847, studierte in Paris und Edinburg, war 1835—36 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, dann der Königin von England. Er schrieb: »Observations on mental derangement« (Edinb. 1841); »Principles of physiology applied to the conservation of health« (das. 1834, 15. Aufl. 1860); »The physiology of digestion« (das. 1836, 10. Aufl. 1860); »Treatise on the physiological and moral management of infancy« (das. 1840, 10. Aufl. 1870). Vgl. »Life and correspondence of C.« (hrsg. von seinem Bruder George C., Lond. 1850, 2 Bde.).

Comber, T. J., engl. Missionar und Afrikareisender, geb. 1852 in London, gest. Ende Juni 1887, ging 1875 im Auftrag der englischen Baptistenmission nach der Station Victoria in Kamerun, wo er sich durch Umwanderung und Besteigung des Kamerungebirges verdient machte. 1878 ging er zum Kongo, zunächst nach San Salvador, ein Versuch aber, von dort direkt zum Stanley Pool zu gelangen, mißlang. 1884 fuhr er mit Grenfell den untern Kongo hinauf bis Bangala und den Kassai aufwärts bis zur Mündung des Kuango. Er starb auf der Heimreise nach Europa. Seine Berichte sind in den Verhandlungen der Londoner Geographischen Gesellschaft veröffentlicht. — Auch sein jüngerer Bruder, Percy C., gest. 23. Jan. 1892, hat sich als englischer Missionar um die Geographie des Kongobeckens verdient gemacht.

Combes (franz., spr. kongb'), die isoklinalen Thäler im Juragebirge (s. Jura, franz.-schweizerischer).

Combes (spr. kongb'), François, franz. Geschichtschreiber, geb. 27. Sept. 1816 in Albi, gest. 7. Febr. 1890 in Bordeaux, ward 1844 Professor der Geschichte am Kollegium in Pamiers, 1848 am Collège Stanislas und 1853 am Lycée Bonaparte in Paris. Nachdem er 1856—60 die Stelle eines Inspekteurs der Akademie in Lons-le-Saunier bekleidet hatte, ward er als Nachfolger Geffroys zum Professor der Geschichte an der Fakultät in Bordeaux ernannt. Er unternahm mehrere wissenschaftliche Reisen nach Holland, Italien und der Schweiz. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »L'abbé Suger« (1853); »Histoire générale de la diplomatie européenne« (1854); »La Russie en face de Constantinople et de l'Europe« (1856); »Histoire de la diplomatie slave et scandinave« (1856); »La princesse des Ursins« (1858); »Correspondance française inédite du grand-pensionnaire Jean de Witt« (1874); »L'entrevue de Bayonne et la question de la Saint-Barthélemy« (1882) und »Madame de Sévigné historien« (1885). Seit den Kriegen von 1866 und 1870 richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die preußische und deutsche Geschichte und schrieb: »Histoire de la monarchie prussienne et de sa fondation«; »Histoire des invasions germaniques en France« (1873) und »Les libérateurs des nations« (1874). Auch verfaßte er zwei Tragödien: »Le maréchal de Montmorency« und »Cathérine de Médicis«.

Combin (Grand C., spr. grang kongbäng, auch Graffeneire), das Haupt einer der vier Gruppen der Walliser Alpen (4317 m), umstanden von andern hohen Felsgipfeln und umlagert von Firnmulden, von welchen sich drei beträchtliche Eisströme thalab senken, voraus der Glacier de Corbassière, dessen Abfluß sich in die Drance des Val de Bagnes ergießt. Nachdem 14. Aug. 1851 G. Studer den C. de Corbassière (3722 m) bestiegen hatte, wurde 1857 der Grand C. durch den Engländer W. Mathews, 15. Aug. 1861 Mont Avril (3341 m) durch den Engländer F. Buxton, 6. Juli 1867 Tournelon blanc (3712 m) durch Hoffmann-Merian, 1872 der Grand C. zum erstenmal von der Südseite durch Isler überwunden. Durch Errichtung einer Klubhütte am östlichen Rande des Corbassièregletschers (1881) sind die Touren in diesem Gebiet wesentlich erleichtert.

Comblain-au-Pont (spr. kongbläng-o-pông), Dorf in der belg. Provinz und Arrond. Lüttich, an der Ourthe und der Staatsbahnlinie Marloie-Lüttich, mit Schieferbrüchen und (1890) 3236 Einw.

Combourg (spr. kongbûr), Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrond. St.-Malo, an der Westbahn, mit einem altertümlichen, von vier Zimentürmen flankierten Schloß (aus dem 14. Jahrh.), in welchem Chateaubriand einen Teil seiner Jugend verlebte, Gerbereien, Marktverkehr und (1891) 1656 (als Gemeinde 5588) Einw.

Combrētum *L.* (Langfaden), Gattung aus der Familie der Kombretaceen, meist kletternde Sträucher oder Bäume mit ganzen Blättern, deren verhärtete, stehen bleibende Blattstiele der Pflanze zum Klettern dienen, achsel- oder endständigen, lebhaft gefärbten, in Ähren stehenden Blüten, langen Staubfäden und steinbeerartiger, einsamiger, vierflügeliger Frucht. Etwa 120 Arten in den Tropen beider Hemisphären, von denen mehrere bei uns in Warmhäusern kultiviert werden. C. grandiflorum *Don.*, auf Sierra Leone, mit scharlach-karmesinroten Blüten in einseitigen, winkel- oder gipfelständigen Trauben; C. purpureum *Vahl*, auf Madagaskar, mit hoch karminroten, in einseitigen Endrispen und Trauben vereinigten Blüten. C. butyraceum *Carnel* (Butterbaum), in Kaffraria und andern Teilen Südostafrikas, liefert aus der Frucht ein aromatisch schmeckendes Speisefett (Chiquito), welches die Kaffern auch ausführen.

Combustibilia (lat.), Brennstoffe.

Combustio (lat.), Verbrennung; s. Sauerstoff.

Come (ital.), wie; C. prima oder sopra, abkürzende musikal. Vortragsbezeichnung: »wie zuerst, wie oben«; C. sta, in der Musik: »wie es dasteht« (ohne Verzierung oder Zuthat); allgemein: »wie geht's?«

Comēdia (span.), in der Blütezeit des span. Theaters Name aller weltlichen Schauspiele in drei Akten, gleichviel ob sie heitern oder ernsten Inhalts waren, im Gegensatz zum Auto (s. d.) und den Possen und Zwischenspielen (pasos, entremeses, loas, sainetes etc.). Torres-Naharro unterschied C. a noticia und C. a fantasia, die er beide in jornadas (Tage, statt Akte) teilte. Die erstere stellte wirkliche (historische) Begebenheiten, die letztere erdichtete dar. Später teilte man die Comedias in C. de capa y espada

(Mantel- und Degenstücke) und C. de ruido oder de teatro (tramoya oder de aparencias, Spektakel- und Ausstattungsstücke). Jene, welche nach dem Kostüm der höhern Stände benannt wurden (der caballeros), in deren Kreisen sie sich bewegten, spielte man ohne dekorative Mittel. Sie waren nur auf die Wirkungen einer feinen Intrige und deren Verwickelungen sowie auf den Reiz des sprachlichen Ausdrucks angewiesen. In dem Gracioso (s. d.), welcher die Idealfiguren zu parodieren hatte, war das komische und satirische Element dieser Stücke gleichsam konzentriert. Die C. de ruido ging dagegen mehr auf die Wirkungen der äußern Handlung und der szenischen Mittel aus (wenn diese auch noch lange bescheiden und unzulänglich blieben), wodurch ein tiefsinnigerer Inhalt aber nicht geradezu ausgeschlossen wurde. Neben diesen beiden Gattungen begegnet man noch der C. de santos und der C. divina, in denen man mit bald tiefsinniger, bald spitzfindiger Symbolik und nicht selten ausschweifender Phantastik heilige Stoffe auf die weltliche Bühne brachte, doch ohne sich, wie bei den alten Autos, an die Liturgie zu halten. Später bildete sich in der C. de figuron noch eine besondere Gattung aus. Ihr Charakteristikum ist, daß sich die Handlung um eine einzige, in charakterisierter Weise ausgeführte Figur bewegt; Moreto erwarb sich darin große Berühmtheit.

Comédie (franz.), Komödie, Lustspiel.

Comédie larmoyante (franz., spr. komédi larmoajángt'), das rührende oder »weinerliche« Lustspiel, wurde von La Chaussée in Frankreich wenn nicht ins Leben gerufen, so doch in die Mode gebracht. Diderot suchte sie ästhetisch zu rechtfertigen; auch Lessing trat dafür ein, wogegen A. W. Schlegel die ästhetische Berechtigung derselben mit Erfolg widerlegte, indem er nachwies, daß sie als eine auf schmelzende Rührung ausgehende Mischung ernster und heiterer Elemente das Maß der Natur überschreitet und, auf außerkünstlerische Wirkungen abzielend, ins Stillose verfällt.

Comēdo (lat., Mehrzahl: Comedōnes), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comen, vläm. Name der Stadt Comines (s. d.).

Comenius (tschech. Komenský), Johann Amos, Theolog und Begründer der neuern Pädagogik, geb. 28. März 1592 in Ungarisch-Brod (Mähren) oder dem benachbarten Dorfe Nivnitz, gest. 15. Nov. 1670 in Amsterdam, entstammte der Gemeinde der Böhmisch-Mährischen Brüder. Früh verwaist, kam er erst 1608 auf die lateinische Schule der Brüdergemeinde zu Prerau. Nachdem er 1611 das berühmte, später zur Universität erhobene Gymnasium zu Herborn bezogen, wo J. H. Alsted mit seiner encyklopädischen Richtung und seinem Chiliasmus tiefen Eindruck auf ihn machte, schloß er seine Studien 1613 mit einer Reise nach Holland und einjährigem Aufenthalt in Heidelberg. Schon 1614 treffen wir ihn als Rektor der Brüderschule in Prerau, wo er, durch Ratichius angeregt, bereits als pädagogischer Schriftsteller mit einer (verlornen) lateinischen Schulgrammatik sich versuchte. 1616 zum Priester geweiht und seit 1618 als Geistlicher in Fulnek thätig, verfaßte C. mehrere erbauliche Schriften und erwarb sich dadurch wie durch sein praktisches Wirken bedeutenden Ruf in seinem Lebenskreise. 1621 verlor er durch die Schlacht am Weißen Berge sein Amt und durch Plünderung seine Habe, 1624 durch die Vertreibung aller evangelischen Prediger aus Böhmen und Mähren sein Asyl zu Brandeis. Zwei edle Männer, Karl von Zerotin und Georg Sadowski von Sloupna, gewährten ihm indes noch jahrelang Aufnahme und Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit (neben mystisch-theologischen Trost- und Mahnschriften auch eine treffliche Karte von Mähren), bis er 1628 sein Vaterland verlassen mußte und zu Lissa in Polen mit vielen andern Brüdern eine Stätte fand für neue, bald weltberühmte Wirksamkeit als Leiter des dortigen Gymnasiums. Seinen pädagogischen Ruf begründeten namentlich die beiden Schriften: »Janua linguarum reserata« (1631) und »Didactica magna, seu omnes omnia docendi artificium« (»Große Unterrichtslehre«, böhmisch vollendet 1632, vollständig lateinisch erschienen Amsterd. 1657; neuer Abdruck, besorgt von Hultgren, Leipz. 1893). Daneben war er seit 1632 Senior der Böhmisch-Mährischen Brüdergemeinden. Den Plan einer tiefgreifenden Unterrichtsreform erweiterte C. alsbald zu der Idee eines allgemeinen Heilmittels für die an blinder Streitwut krankende Zeit in einer friedlichen christlich-humanen Gesamtwissenschaft (pansophia). Durch Vermittelung des in London lebenden Elbingers Samuel Hartlib erschien 1639 sein »Pansophiae prodromus« in Oxford, und schon 1641 folgte C. einer damit in Verbindung stehenden Einladung nach England, wo sich selbst das Parlament mit seinen pädagogischen Reformvorschlägen beschäftigt hatte. Schon vorher hatte er einen Ruf zur Schulreform in Schweden abgelehnt. Da aber auch das englische Projekt durch die Revolutionswirren vereitelt wurde, fand er in dem reichen niederländisch-schwedischen Edelmann, Ludwig de Geer, einen für seine Pläne begeisterten, freigebigen Gönner. Die Reise nach Norrköping zu dem »Patron« brachte C. in persönlichen Verkehr mit dem Kanzler Oxenstierna und mit dem Erzieher Gustav Adolfs, Skyte, welche ihm, in Übereinstimmung mit Geer, Elbing in Preußen (damals schwedisch) als Wohnort anwiesen. Vom Herbst 1642 bis zu Anfang des Jahres 1648 lebte C. daher in Elbing, fieberhaft thätig bald für seine didaktischen, bald für seine pansophischen und irenischen Pläne, bald für das Wohl der Brüder, deren völlige Preisgebung im Westfälischen Frieden im Verein mit häuslichem Leid und persönlichen Mißverständnissen ihn niederbeugte. 1648 wurde er Bischof der Böhmischen Brüder und nahm seinen Wohnsitz wieder in Lissa, wo er die »Methodus linguarum novissima« nebst einigen andern sprachlichen Arbeiten erscheinen ließ. Der Fürst Rákóczy rief ihn 1650 nach Sáros-Patak in Oberungarn, wo er ganz nach seinen Grundsätzen eine höhere Schule einrichten durfte. Aber der Tod des Fürsten nebst andern Hemmnissen störte den Erfolg. Nach zweijährigen Anstrengungen kehrte C. enttäuscht nach Lissa zurück. Als unvergängliche Frucht dieser Episode erschien zu Nürnberg der in Ungarn verfaßte »Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura« (1658, oft aufgelegt und nachgeahmt; zuletzt neu bearbeitet von A. Müller, Nürnb. 1885). Im April 1656 eroberte und zerstörte ein polnisches Heer die von Schweden besetzte Stadt Lissa. Mit Verlust von Hab und Gut, darunter dem größten Teil seiner Handschriften, zog C. über Hamburg, wo er 2 Monate krank lag, nach Amsterdam, wo Lorenz de Geer, Ludwigs Sohn, mit andern reichen Verehrern ihm ruhigen Aufenthalt und die Möglichkeit, eine Gesamtausgabe seiner pädagogischen Werke (1657) zu veranstalten, gewährte. C. wirkte, von jüngern Gehilfen umgeben, auch dort noch vielseitig und unermüdlich für die Ideale seines Lebens: Reform der Erziehung und der wissenschaftlichen Welt-

ansicht überhaupt; friedliche Verständigung der streitenden Kirchen und Ausbreitung des Christentums unter Juden, Mohammedanern, Heiden; Unterstützung und Zusammenhaltung der versprengten Brüdergemeinde. Viel Verdruß bereitete ihm sein überzeugtes Eintreten für die seltsamen Weissagungen der Christina Poniatowia, des Christoph Kotter zu Sprottau und seines einstigen Mitschülers Nikolaus Drabik; doch nichts vermochte ihn in seinem Glauben daran zu erschüttern. Unter seinen spätern Schriften sind die wichtigsten: »Panegersia« (»Allgemeiner Weckruf«) oder »De rerum humanarum emendatione« (Amsterdam 1662; wieder herausgegeben von Buddeus, Halle 1702) und »Unum necessarium« (das. 1668). Seiner Schriften zählt Kvacsala 142 auf. Die bleibende Bedeutung des C. für das Unterrichts- und Erziehungswesen beruht darin, daß er einerseits, ohne die Forderungen des kirchlichen, staatlichen und geselligen Lebens zu verkennen, vor allem auf naturgemäße Erziehung drang, die nach seiner Auffassung mit wahrhaft christlicher Erziehung zusammenfiel, und anderseits, gestützt auf Bacons Vorgang, die Anschauung der wirklichen Welt, nicht die Belehrung aus den Schriften alter oder neuer Gelehrten als Ausgangspunkt für allen Unterricht annahm. Auch in der genauern Ausführung seiner Grundgedanken finden sich neben manchem Seltsamen und überspannten viele geistvolle Gedanken von bleibendem Wert. Allen Unterricht verteilte er auf die vier Stufen der Mutterschule, Muttersprach-, Lateinschule und Akademie, deren jeder er regelmäßig 6 Jahre zuteilte. Noch weiter greifenden Einfluß hat C. auf die gesamte moderne Bildung durch seinen edeln, weitherzigen Humanitätsbegriff ausgeübt, wie ihn besonders die »Panegersia« kurz darlegt, die nächst Herder (»Briefe zur Beförderung der Humanität«) der Philosoph Krause (1811) und dessen Schüler Leonhardi (1869) wieder hervorzogen. C. ward wenige Tage nach seinem Tode in Naarden beigesetzt (22. Nov. 1670); in Brandeis an der Adler wurde ihm 1865, in Prerau 1874 ein Standbild errichtet. Eine Sammlung von C.' »Pädagogischen Schriften« gab deutsch Lion heraus (2. Aufl., Langens. 1883); ebenso Beeger und Zoubek, »J. A. C. nach seinem Leben und seinen Schriften« (Leipz. 1883) und Pappenheim (Langens. 1892). Vgl. außerdem Leutbecher, C.' Lehrkunst (Leipz. 1853); Gindely, Über C.' Leben und Wirksamkeit (2. Aufl., Znaim 1893); Pappenheim, C., der Begründer der neuern Pädagogik (Berl. 1871); Seyffarth, C. nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung (2. Aufl., Leipz. 1872); v. Criegern, J. A. C. als Theolog (das. 1881); Kvacsala, J. A. Comenius (das. 1892); Vrbka, Leben und Schicksale des J. A. C. (Znaim 1892, zweites Heft der »Comenius-Studien«); Kayser, J. A. C., sein Leben und seine Werke (Hannov. 1892); »Korrespondenz von J. A. C.« (hrsg. von Patera, Prag 1892); »Monatshefte ꝛc. der Comeniusgesellschaft« (hrsg. v. Jos. Müller, Leipz., seit 1892).

Der 200jährige Todestag C.' führte zur Gründung der Comeniusstiftung (s. d.), der in der ganzen gebildeten Welt festlich begangene 300jährige Geburtstag zur Stiftung der Comeniusgesellschaft (s. d.).

Comeniusgesellschaft, auf Anregung des Archivrats L. Keller (s. d.) in Münster beim Herannahen des 300jährigen Geburtstages des J. A. Comenius 10. Okt. 1891 in Berlin gegründet. Sie hat den Zweck, den Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer durch Schrift und Rede in der Gegenwart lebendige Verbreitung zu verschaffen und in diesem Geiste bildend auf das heutige Geschlecht zu wirken. Die Gesellschaft steht unter Leitung ihres Gründers Keller. Zahl der Mitglieder Ende 1893: 1058, darunter 258 Körperschaften aus allen gebildeten Nationen. Die Gesellschaft gibt heraus: »Monatshefte« (Leipz., seit 1892), »Mitteilungen« (das., seit 1893), »Vorträge und Aufsätze« (seit 1893).

Comeniusstiftung, Name der am 15. Nov. 1871 vom Leipziger Lehrerverein bei der Gedächtnisfeier für J. A. Comenius auf Antrag von Julius Beeger (s. d.) begründeten und nach dem Plane des Gymnasialdirektors G. Vogt zu Kassel angelegten pädagogischen Zentralbibliothek in Leipzig. Sie zählte Ende 1891 bereits 23,051 Werke in 60,359 Bänden, außer 28,000 Schulprogrammen von 1472 Anstalten, und besitzt seit 1879 die Rechte einer staatlich anerkannten Körperschaft. Vgl. Beeger, Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt (Leipz. 1892).

Comephŏrus, s. Ölfisch.

Comersee (Lago di Como, bei den Alten Lacus Larius, daher auch jetzt Lario genannt), See in Oberitalien, Provinz Como, erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung zwischen den Luganer und den Bergamasker Alpen. Das fjordartige Becken teilt sich ungefähr in der Mitte beim Landvorsprung von Bellagio in zwei Arme, in einen südwestlichen, an dessen Ende die Stadt Como liegt, und in einen südöstlichen, der nach der daranliegenden Stadt Lecco benannt wird. Der See hat eine größte Längenausdehnung von 49 km, wovon 22 km auf den nördlichen Teil bis zur Landspitze von Bellagio und 27 km auf den südwestlichen Arm entfallen (der Arm von Lecco hat nur eine Länge von 18 km). Die größte Breite (bei Cadenabbia) beträgt 4,6 km, das Areal umfaßt 153,6 qkm. Der C. liegt bei mittlerm Wasserstand 213 m ü. M. und hat eine Tiefe bis 400 m. Er wird von der Adda durchflossen, welche, durch die Mera verstärkt, an der Nordspitze mit breitem Delta in den See tritt, um ihn bei Lecco wieder zu verlassen. Außerdem nimmt er 16 kleinere Flüsse und etwa 20 Wildbäche auf. Klimatisch ist namentlich der Como-Arm begünstigt. Zwei periodische Winde durchziehen das Becken: in den Nachmittagsstunden die Breva (Südwind), in der Nacht und am frühen Morgen der Tirano (Nordwind). Von Fischen zählt man 25 verschiedene Sorten, darunter Forellen, Barsche, Hechte und Agoni (Cyprinus lariensis); auch wird der See von vielen Wasservögeln besucht. Den nördlichen Teil begrenzt kristallinisches Gebirge, der größere Teil des Sees aber liegt in Kalkstein und Dolomit. Die Berge, welche den See umgürten, ragen vielfach zu bedeutender Höhe empor (La Grigna am Lecco-Arm 2410 m, Monte Legnone im NO. 2610 m). Die Abhänge und der Fuß der Berge sind trefflich angebaut, die Vegetation namentlich von Bellagio bis Como ist ganz italienisch. Hier gedeihen Agaven, Lorbeer, Myrte, Oliven, Feigen, Cypressen, Pinien im Freien. Die landschaftlichen Schönheiten der Ufer, das milde Klima, die südliche Vegetation, die schönen Villen mit ihren Gärten und Terrassen sowie die zahlreichen Ortschaften am Gestade haben den C. zum genußreichsten aller italienischen Seen erhoben. Die Hauptorte am Ufer sind Como, Lecco, Bellagio, Cadenabbia, Menaggio, Bellano, Dongo, Gravedona und Colico. Unter den Villen sind hervorzuheben die Villa Melzi bei Bellagio, Villa Carlotta bei Cadenabbia, die Villen Pizzo, Este und Raimondi bei Como.

Der C. wird von Dampfbooten befahren, welche zwischen Como, Lecco und Colico als Endstationen mit Anschluß an die Eisenbahnlinien Mailand-Como, Mailand-Lecco, Colico-Chiavenna und Colico-Sondrio verkehren. Von Menaggio führt eine Bahn nach Porlezza am Luganersee. Eine Eisenbahn am Ostufer des C. von Lecco nach Colico ist im Bau. Den wichtigsten Erwerbszweig der Uferbewohner bildet die Seidengewinnung. Vgl. Leonhardi, Der C. und seine Umgebungen (Leipz. 1862).

Comes (lat., »Begleiter«) wurde bei den Römern in der Zeit der Republik und in der Kaiserzeit der ersten Jahrhunderte vorzugsweise zur Bezeichnung derjenigen gebraucht, welche die Statthalter in den Provinzen als Freunde und als Gehilfen in den Verwaltungsgeschäften zu begleiten pflegten. Sie machen zusammen den Comitatus oder die Cohors aus (letzteres öfters mit dem Zusatz comitum oder amicorum) und heißen zuweilen auch Cohors praetoria, wiewohl dies eigentlich die nähere Umgebung des Oberfeldherrn im Kriege ist. Seit Konstantin d. Gr. war C. zuerst Titel für alle Hof- und Staatsbeamten, wurde aber auch den Anführern der in den Provinzen stehenden Truppenkörpern, den Duces (Herzögen), zur Auszeichnung verliehen; später, noch unter ihm selbst oder unter seinen Söhnen, ging C. in die Bedeutung eines wirklichen Amtsnamens über, unter Beifügung der Thätigkeit (z. B. C. sacrarum largitionum, Reichsschatzmeister; C. rei privatae, Schatzmeister des Fürsten). Im Mittelalter wurde C. die lateinische Bezeichnung für Graf (s. d.).

Comes (lat., »Begleiter«), in der Musik die Beantwortung des Fugenthemas; vgl. Fuge.

Coemetērium (lat., griech. koimeterion, »Schlaf-, Ruhestätte«), im Altertum Bezeichnung für Begräbnisstätte, Friedhof; später vorzugsweise angewendet auf die ältesten christlichen Begräbnisstätten in den Katakomben Roms ꝛc. Davon das französische Cimetière.

Comfort (engl., spr. kömmfört), s. Komfort.

Comfortable (engl., spr. kömmfortebl), in Wien Benennung der Einspänner.

Comfrey (engl., spr. kömmfri), s. Symphytum.

Comines (Commines, spr. -min', vläm. Comen), Stadt auf der Grenze von Belgien und Frankreich, Knotenpunkt der belgischen Eisenbahnlinien Courtrai-Hazebrouck, C.-Armentières und der französischen Linie Lille-C., wird durch die Lys in zwei Teile geteilt, deren einer am linken Flußufer, mit (1890) 4819 Einw., zu Belgien (Provinz Westflandern, Arrond. Ypern), der gegenüberliegende, mit (1891) 5435 Einw., seit dem Frieden von Rastatt (1714) zu Frankreich (Depart. Nord, Arrond. Lille) gehört. Letzterer hat einen Belfried aus dem 14. Jahrh., schöne Schloßruinen (La Breche), Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie und bildete mit dem belgischen Teil bis zum 17. Jahrh. eine starke Festung. Die Stadt ist Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Philippe de Comines. Vgl. Meissiaen, Histoire des seigneurs et de la ville de C. (Courtrai 1892, 3 Bde.).

Comines (spr. -min', Cominäus), Philippe de la Clite de, Sieur d'Argenton, franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 1445 aus adligem Geschlecht auf dem Schloß C. in Flandern, gest. 17. Okt. 1509 in Argenton, kam jung an den Hof Philipps des Gütigen von Burgund, ward der Vertraute Karls des Kühnen und leistete diesem wesentliche Dienste, war z. B. Vermittler des Friedens, als Karl den König Ludwig XI. von Frankreich in Péronne gefangen genommen hatte. 1472 trat er in den Dienst Ludwigs XI. von Frankreich über, der ihm seine volle Gunst und ein bei ihm sehr seltenes Vertrauen schenkte, ihn für den Verlust seiner von Karl dem Kühnen eingezogenen Güter aufs glänzendste entschädigte, zum Seneschall von Poitou erhob und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchte. C. gewann dadurch eine so angesehene Stellung, daß er eine Verwandte des Königshauses heiraten durfte. Als Karl VIII. den Thron bestieg, wurde C. wegen verräterischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orléans 1486 verhaftet, im Schloß Loches in Berry 8 Monate in einem eisernen Käfig, dann noch 3 Jahre in Paris gefangen gehalten und endlich mit Verlust eines Teiles seiner Güter auf 10 Jahre vom Hofe verbannt. Doch trat er nach einiger Zeit, nachdem er seine Unschuld bewiesen, in seine frühere Stellung zurück. Auch bei Ludwig XII., dem er als Herzog von Orléans Dienste erwiesen hatte, stand er in hohem Ansehen. Seine »Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—1498« (1. Ausgabe, Par. 1524; die besten Ausgaben von Lenglet Dufresnoy, Lond. u. Par. 1747, 4 Bde., und Dupont, Par. 1840—47, 3 Bde.; fast in alle Sprachen übersetzt) sind die wichtigste Geschichtsquelle über die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh. Seine Darstellung ist kühl und ruhig, aber wahrheitsgetreu, obwohl seine Sympathien für Ludwig XI., dessen staatsmännische Bedeutung er bewundert, deutlich hervortreten. In seinen politischen Anschauungen ist C. ein Vorgänger Machiavellis: Vorteil und Erfolg sind das erste, die Moral muß zurücktreten. Vgl. Kervyn de Lettenhove, Lettres et négociations de Philippe de C. (Brüssel 1867).

Comino (Cumino), Inselchen im Mittelländischen Meer, zwischen Malta und Gozzo gelegen, 2 qkm groß, hat ein starkes Fort, das dem Kastell Rosso auf Malta gegenüberliegt. C. hieß im Altertum Ephaestia.

Comisa, Hafenort der Insel Lissa (s. d.).

Comiso, Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), Kreis Modica, hat eine Fontäne (»Bad der Diana«), ein Theater, Tabaksbau, Fabrikation von Seife und Töpferwaren und (1881) 19,333 Einw.

Comissatio (lat.), bei den alten Römern ein bacchantischer Aufzug vor oder nach Gelagen, vorzugsweise aber das Trinkgelage selbst. Die C. fand nach der Cena statt oder noch später am Abend und dauerte oft bis zum Morgen. Die ursprünglich griechische Sitte der C. artete bei den Römern auf das äußerste aus und wurde für die Sitten um so verderblicher, als außer den Hetären auch die Frauen des Hauses sich daran beteiligten. Vor Beginn der C. wurden Kränze und Salben verabreicht, dann durch Würfel ein Zechkönig (magister bibendi, rex) bestimmt, welcher die Mischung, in welcher der Wein mit Wasser getrunken werden sollte, sowie daß Maß, welches jedesmal zu trinken war, vorschrieb. Zur weitern Unterhaltung der Gäste waren Vorstellungen von Possenreißern, Sängerinnen und Tänzerinnen beliebt.

Comitán (San Domingo C., Comitlán), Stadt im mexikan. Staat Chiapas, am Grijalva, an der Grenze von Guatemala, mit Dominikanerkloster, Schmuggelhandel und (1889) 7000 Einw.

Comitas gentium, C. natiōnum (lat.; franz. Courtoisie internationale), Staatengunst, wohlwollende oder freundschaftliche Rücksichtnahme auf die politischen, rechtlichen oder wirtschaftlichen Interessen andrer Staaten; eine Verfehlung gegen die Pflichten der C. kann Retorsion (s. d.) veranlassen.

Comitātus (lat.), Begleitung, Gefolge; auch Würde eines Comes (s. d. und Komitat).

Comité, s. Komitee.

Comites (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), s. Komitien.

Comitiālis morbus (lat.), bei den alten Römern Name der Epilepsie, weil, wenn jemand von derselben in den Komitien (s. d.) befallen wurde, dies für eine unglückliche Vorbedeutung galt und die Versammlung sofort geschlossen wurde.

Comitium (lat.), der alte Platz für Volksversammlungen und Rechtsprechungen in Rom, später mit dem an seine südliche Grenze anstoßenden Forum vereint.

Comm., bei botan. Namen Abkürzung für P. Commerson (s. d.).

Commagenä, im Altertum Stadt an der Donau, in Noricum, bei Zeiselmauer in Niederösterreich. Die Avaren legten bei C. eine starke Festung an, welche Karl d. Gr. eroberte.

Commagēne, Landschaft, s. Kommagene.

Commeātus (lat.), bei den alten Römern der Urlaub, den die Soldaten auf gewisse Zeiten erhielten; dann auch die Sendung von Lebensmitteln, Zufuhr.

Commēdia (ital.), in Italien ursprünglich Bezeichnung für jedes in der Volkssprache, d. h. italienisch (nicht lateinisch), abgefaßte Gedicht mit tragischem Anfang und fröhlichem Ausgang, daher auch Dante seiner großen Dichtung den einfachen Titel C. gab (dem erst die Nachwelt das Epitheton »divina« hinzufügte); später Bezeichnung für das Drama im allgemeinen und das Lustspiel im besondern.

Commēdia dell' arte (ital.), das einheimische Volkslustspiel der Italiener (Stegreifkomödie) mit festem Scenarium, improvisierten Scherzen und stehenden Charaktermasken (Arlecchino, Pulcinello, Pantalone, Scaramuzzo, Colombina ꝛc.), im Gegensatz zur Commedia erudita, dem akademischen Lustspiel, das sich in Nachahmung des altrömischen Lustspiels entwickelt hatte und teils Charakter-, teils Intrigenstück war. Als Erfinder der Stegreifkomödie wird Francesco Cherea, der Lieblingskomiker Leos X., genannt (s. Komödie). Die italienische C. hat auf die Entwickelung des französischen Lustspiels im 16. und 17. Jahrh. erheblichen Einfluß geübt, der namentlich auch bei Molière wahrnehmbar ist. Auch für die Geschichte des englischen und des deutschen Lustspiels ist die C. nicht unwichtig gewesen. Vgl. Scherillo, La C. in Italia (Turin 1884); Bartoli, Scenari inediti della C. (1884).

Comme il faut (franz., spr. kommilfó), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelin (spr. komm'läng, Commelinus), 1) Hieronymus, Buchdrucker, geb. 1560 zu Douai in Flandern, gest. 1598, übte seine Kunst zuerst in Frankreich, dann in Genf, von wo ihn der Kurfürst von der Pfalz nach Heidelberg berief. Er lieferte sehr korrekte, von ihm mit gelehrten Anmerkungen versehene Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, auch der Kirchenväter.

2) Isaak, Buchdrucker und Neffe des vorigen, geb. 19. Okt. 1598 in Amsterdam, gest. 13. Jan. 1676, lieferte mehrere die holländische Geschichte betreffende Werke, darunter eine »Beschrijvinge van Amsterdam« (mit Urkunden von seinem Sohn herausgegeben, Amsterd. 1693; 2. Aufl. 1726, 2 Bde.).

3) Jan, Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1629 in Amsterdam, gest. 19. Jan. 1692, war Senator und Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er gründete und zum berühmtesten Europas machte. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten Werke gewidmet, besonders: »Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae plantarum descriptio et icones« (1697, Bd. 1).

4) Kaspar, Neffe des vorigen, Botaniker, geb. 1667 in Amsterdam, gest. 25. Dez. 1731, folgte seinem Oheim im Amt, war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten. Er schrieb: »Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae« (Leiden 1706, mit Abbildungen); »Flora malabarica s. horti malabarici catalogus« (das. 1696).

Commelīna *Dill.* (Kommeline), Gattung aus der Familie der Kommelinaceen, meist ausdauernde Kräuter mit ganzen, am Grunde scheidigen Blättern, meist blauen, dreiblätterigen Blüten und dreifächeriger, mehrsamiger Kapsel. Etwa 80 Arten in den tropischen und subtropischen Gegenden Amerikas, Ostindiens und Neuhollands. C. Rumphii *Kostel.*, ein Sommergewächs auf den Molukken, mit langgestielten blauen Blüten, gibt ein wohlschmeckendes Gemüse. Ebenso C. polygama *Roth*, ein Sommergewächs in Ostindien, Kotschinchina und Japan, mit blaßblauen Blüten. C. tuberosa *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Mexiko, mit rauhen Blättern, blauen Blüten und sehr knolliger, genießbarer Wurzel. Diese Arten und C. coelestis *W.*, ein 30—60 cm hohes Knollengewächs aus Mexiko, mit ultramarinblauen Blüten und filzigen Stielen, werden bei uns als Zierpflanzen kultiviert.

Commemoratio (lat.), Erwähnung, Gedächtnis. C. omnium defunctorum oder omnium fidelium, Gedächtnisfest aller Gläubigen (s. Allerseelen); C. omnium Sanctorum, Fest aller Heiligen (s. Allerheiligen).

Comménda (mittellat.), s. Accommenda und Aktie, S. 280.

Commendāmus (lat., »wir empfehlen«), Formel, mit welcher der Papst seine Einwilligung zur Wahl eines Kardinals gibt.

Commendationes (lat., »Empfehlungen«), in der katholischen Kirche Gebete für Verstorbene.

Commendatōre (ital., abgekürzt Comm.), soviel wie Komtur.

Comment (franz.), s. Komment.

Commentitium (lat.), etwas Erdichtetes; daher commentitia emtio, soviel wie Scheinkauf.

Commentry (spr. -mangtrí), Stadt im franz. Depart. Allier, Arrond. Montluçon, Knotenpunkt an der Orléansbahn, hat ein bedeutendes Steinkohlenlager, dessen Ausbeutung (1891: 932,000 Ton.) die Stadt zu rascher Blüte gebracht hat, ein großes Eisenhüttenwerk und (1891) 9316 (als Gemeinde 12,618) Einw.

Commer, Franz, Komponist und Musikhistoriker, geb. 23. Jan. 1813 in Köln, gest. 17. Aug. 1887 in Berlin, erhielt dort auf dem Jesuitengymnasium durch Bernhard Klein und Jos. Leibl sowie von 1832 an in Berlin durch A. W. Bach (Orgel) und Rungenhagen (Komposition) seine Ausbildung. Nachdem er sich in letzterer Stadt niedergelassen und ihm einige Jahre später das Ordnen der Bibliothek des königlichen Instituts für Kirchenmusik übertragen war, widmete er sich mehr und mehr dem Studium der Musikgeschichte, auf welchem Gebiet er, namentlich was die Epoche der niederländischen Kontrapunktisten betrifft, durch das von ihm veröffentlichte Sammelwerk »Collectio operum musicorum Batavorum« (Berl.) eine Autorität wurde. Nicht minder wertvoll sind die übrigen von ihm herausgegebenen Sammlungen älterer Meisterwerke: »Musica sacra«, »Cantica sacra« (Berl.) und

»Collection de compositions pour l'orgue« (Leipz. 1866). C. wurde 1844 zum Regens chori der katholischen St. Hedwigskirche und im folgenden Jahre zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt; seit 1850 war er auch als Gesanglehrer am französischen Gymnasium thätig. Von seinen Kompositionen (Oratorien, Messen, Kantaten ꝛc.) ist nur weniges in die Öffentlichkeit gedrungen.

Commerce (franz., spr. -mérs'), s. Kommerz; auch Name eines franz. Kartenspiels von der Art des deutschen Sequenz (s. d.).

Commercium (lat., »Verkehr«), in der Philosophie die auf Wechselwirkung (s. d.) beruhende Verbindung zweier selbständiger Wesenheiten (Substanzen) zu einem zusammengesetzten Ganzen, z. B. C. animi et corporis, der Zusammenhang zwischen Leib und Seele.

Commercy (spr. -ersí), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Meuse, an der Maas und der Ostbahn, von schönem Wald umgeben, hat ein hübsches Schloß (im 17. Jahrh. erbaut, 1744 durch Stanislaus Leszczynski verschönert, jetzt Kavalleriekaserne), ein altes Benediktinerkloster (jetzt Normalschule), ein Denkmal des Benediktiners Calmet, einen schönen Springbrunnen, ein Collège und (1891) 7218 Einw., welche sich mit Eisenhüttenbetrieb, Erzeugung von Pasteten (Madeleines), Strümpfen, Wirkwaren, Nägeln und Handel mit Vieh, Getreide, Holz ꝛc. beschäftigen. — C. gehörte im Mittelalter einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrücken; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen und fiel 1744 an Frankreich.

Commerson (spr. -sóng), Philibert, Botaniker, geb. 18. Nov. 1727 zu Châtillon-les-Dombes in Bresse, gest. 13. März 1773 auf Mauritius, studierte zu Montpellier Medizin und Botanik und lebte dann als Arzt daselbst. In Linnés Auftrag veranstaltete er für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des Mittelländischen Meeres mit Beschreibungen und benutzte das Honorar dafür zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Châtillon, wo er auch von 1756 an wohnte. Seine Studien galten besonders der Flora Frankreichs und der Mittelmeerländer. 1764 trat er mit Bougainville als Naturforscher eine Reise um die Welt an und sammelte 160 neue Arten. Vgl. Cap, Philibert C. (Par. 1861).

Commines, Stadt, s. Comines.

Comminges (spr. -mängsch'), franz. Landschaft in der Gascogne, gegenwärtig den Depart. Gers und Obergaronne einverleibt, mit der Hauptstadt Lombez.

Commis (franz., spr. -mí), Handlungsgehilfe (s. d.); C. voyageur, Handlungsreisender.

Commissarius loci (Steuerrat) war der Name der 1689 in der Kurmark eingeführten Steuerbeamten, welche die städtische Accise zu kontrollieren und die gesamte Finanz- und Polizeiverwaltung der Städte zu beaufsichtigen hatten. Die Steinsche Städteordnung führte 1808 zu ihrer Beseitigung.

Commissoriale (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), etwas Aufgetragenes, Auftrag; etwas Begangenes, insbes. eine strafbare Handlung, im Gegensatz zu dem durch ein Unterlassen (omissum) begangenen Verbrechen oder Vergehen; commissa haereditas, verwirkte Erbschaft; commissa poena, verwirkte Strafe. Commissa (Mehrzahl), auch bona commissa, bedeuten im Corpus juris civilis häufig die wegen Defraudation des Zolles dem Zollberechtigten verfallenen Sachen.

Commodātum (lat.), eine Sache, die jemand unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird mit der Verpflichtung, dieselbe nach gemachtem Gebrauch dem Überlasser zurückzugeben; auch der diesbezügliche Vertrag, contractus commodati, Gebrauchsleihe, Leihvertrag (s. d.). Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius. Über die aus dem C. entspringenden Ansprüche der Beteiligten s. Contraria actio.

Commodiānus, christlicher Dichter, um 250, ursprünglich Heide, dann durch das Studium der Schrift für das Christentum gewonnen, verfaßte zwei von christlichem Eifer erfüllte Gedichte in rohen, halb quantitierenden, halb accentuierenden Hexametern: »Carmen apologeticum« vom J. 249, eine Ermahnung an die Ungläubigen zur Bekehrung im Hinblick auf das bevorstehende Weltende, und »Instructiones«, aus 80 akrostichisch angelegten Gedichten in 2 Büchern bestehend, worin er die Unhaltbarkeit des Heidentums darlegt, Heiden wie Juden den Übertritt zum Christentum empfiehlt und schließlich ernste Ermahnungen an die Christen, Katechumenen wie Geistliche, richtet (hrsg. von Ludwig, Leipz. 1877—78, 2 Bde., und Dombart, Wien 1888).

Commodité (franz.), soviel wie Abtritt.

Commŏdum (lat.), überhaupt Nutzen, Vorteil; in Vertragsverhältnissen jeder Zuwachs von Ertrag, Früchten u. dgl., welcher aus dem Gegenstand des Vertrages gewonnen wird, z. B. c. rei venditae, der Ertrag, welchen eine verkaufte Sache vom Moment des Verkaufsabschlusses in der Hand des Verkäufers noch abwirft; c. possessionis, der mit dem Besitz verbundene Nutzen; c. publicum, das gemeine Beste; c. temporis, der Vorteil, welchen der Schuldner daraus zieht, daß er die geschuldete Geldsumme nicht sofort zahlt.

Commŏdus, L. Ălius Aurelius, auch Marcus Antoninus, röm. Kaiser 180—192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antoninus und der Faustina, geb. 31. Aug. 161, zeigte sich schon als Jüngling seinem edlen Vater in jeder Hinsicht unähnlich. Letzterer nahm ihn 175 mit sich in den Orient, ließ ihn nach der Rückkehr 176 an der Ehre des Imperatortitels und am Triumph teilnehmen, verlieh ihm die tribunizische Gewalt und machte ihn zum Mitkaiser. C. befand sich in der Umgebung des Vaters, als dieser 180 im Lager bei Vindobona starb, eilte aber, des Krieges überdrüssig, mit den Feinden Frieden zu schließen, und kehrte nach Rom zurück. Hier gab er sich ganz seinen sinnlichen Neigungen hin und ließ Günstlinge an seiner Statt regieren. Seine Grausamkeit wurde durch eine Verschwörung seiner eignen Schwester Lucilla mit Mitgliedern des Senats, der sich durch Hintansetzung seitens des Kaisers schwer verletzt fühlte, geweckt; zahlreiche Hinrichtungen vornehmer Männer hatte ihr Mißlingen zur Folge, und seitdem hörte das Morden in Rom, meist aus nichtigen Gründen, nicht auf; als sein Günstling Perennis 185 seinem Mißtrauen zum Opfer gefallen war, trat der Freigelassene Cleander an seine Stelle, die er in der schmählichsten Weise zu seinem Vorteil ausbeutete, bis die Erbitterung des Volkes seinen Sturz 189 herbeiführte. Indes änderte sich dadurch in der Regierungsweise nichts. Die auswärtigen Kriege wurden von seinen Feldherren nicht ohne Erfolge geleitet, er selbst fand Befriedigung seines Ehrgeizes nur darin, sich öffentlich als Gladiator zu zeigen, und legte sich zuerst den Namen des Herkules, später den eines berühmten Fechters bei. So dauerte seine Regierung bis zum letzten Tage des Jahres 192.

Als an diesem Tage seine Buhlerin Marcia zufällig entdeckte, daß C. sie sowie seinen Freigelassenen Electus und den Prätorianerpräfekten Lätus zum Tode bestimmt habe, brachten ihn diese drei ums Leben und fanden mit dieser That den lebhaftesten Beifall des Senats, der den toten Kaiser für einen Feind des Vaterlandes erklärte. Eine im Senatorenpalast zu Rom aufgestellte Marmorbüste des C. (1874 auf dem Esquilin ausgegraben) stellt ihn dar als Herkules, mit der Löwenhaut auf dem Kopfe, die Keule in der Rechten und die Hesperidenäpfel in der Linken haltend.

Commŏdus Verus, s. Verus.

Commoner (engl.), eigentlich der gemeine Mann, dann überhaupt alle, die nicht zur Nobility, d. h. zu den Mitgliedern des Oberhauses, gehören. Daher sind z. B. die Söhne von Peers Commoners. Nach englischem Recht bildet die Commonalty die zweite Klasse des Zivilstandes und zerfällt, wie die Nobility, in mehrere Abstufungen.

Commonitorium (lat.), Erinnerungsschreiben.

Common law (engl., spr. kŏmm'n lâ), in England soviel wie Herkommen, das durch Verjährung zum Gesetz geworden ist; das englische Landrecht.

Common Prayer Book (engl., spr. kŏmm'n prê'r buk), die engl. Kirchenagende, welche 1549 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Komitee unter Cranmer (s. d.) zusammengestellt ward und durch das Parlament Gesetzeskraft erhielt. Da sie sich in diesem ihrem ersten Entwurf noch sehr an die römische Liturgie anschloß, so erschien 1552 eine Revision, welche den evangelischen Prinzipien mehr Rechnung trug, und 1559 eine solche, mit der sich so ziemlich alle Religionsparteien einverstanden erklärten. Später aber nahmen die Stuarts aus eigner Machtvollkommenheit mehrere Veränderungen in hochkirchlichem Sinne mit dem C. vor. Die Revision von 1662 erhielt die Bestätigung von seiten des Parlaments und ist noch heute im ganzen Bereich der englischen Herrschaft normgebend, nachdem sie 1872 eine letzte Verbesserung erfahren; s. Anglikanische Kirche. Vgl. Daniel, The Prayer Book, its history and contents (15. Aufl., Lond. 1890); Gasquet und Bishop, Edward VI. and the book of Common Prayer (das. 1890).

Common sense (engl., spr. kŏmm'n sens), der »gesunde Menschenverstand«; Philosophie des c. s. heißt deshalb ein System, welches, wie das des Schotten Reid (s. d.) und seiner Anhänger, die Übereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstand zur obersten Richtschnur des philosophischen Denkens macht.

Commons, House of (engl., spr. haus öw kŏmm'ns, »Haus der Gemeinen«), in England im Gegensatz zu dem Oberhaus die gewählte Volksvertretung, das Unterhaus.

Commōtio (lat.), s. Erschütterung.

Commune (franz., spr. -mün'), s. Kommune.

Commune affranchie (franz., spr. -mün affrangschi'), während der Schreckenszeit der französischen Revolution Name der Stadt Lyon (s. d.).

Communes res (lat., res omnium communes), »gemeinschaftliche Dinge«, deren Benutzung jedem freisteht, wie z. B. Luft, Wasser ꝛc.

Communicatio idiomātum (lat.), s. Christologie, S. 141.

Communicatoriae litĕrae (lat), Schreiben, durch welches ein neugeweihter Bischof den übrigen Bischöfen seinen Amtsantritt kundthut.

Communio bonorum (lat.), s. Güterrecht der Ehegatten.

Communiqué (franz., spr. kommüniké), soviel wie Eingesandt (in einer Zeitung), früher besonders im Sinne einer (berichtigenden) Notiz über irgend einen Gegenstand gebraucht, welche einer Zeitung seitens der Regierung zuging.

Communis septimāna (lat.), Gemeinwoche, die Woche nach Michaelis.

Como, ital. Provinz, grenzt im N. an die Schweiz (Tessin), im NO. an die Provinz Sondrio, im O. an Bergamo, im S. an Mailand, im W. an Novara und hat einen Flächenraum von 2796 qkm (50,8 QM.). Es ist ein Voralpenland, welches außer dem Comersee (s. d.) die östlichen Gestade des Lago Maggiore, den Luganersee (soweit er auf italienischem Gebiet liegt), den See von Varese und andre kleinere Alpenseen umfaßt, reich an den herrlichsten Gegenden, im N. ziemlich gebirgig (Monte Legnone 2610 m) mit schönen Thälern, im S. mit sanften Hügeln gegen die Po-Ebene abfallend. An fließenden Gewässern enthält die Provinz die den Comersee durchfließende Adda, die Treia, Olona und zahlreiche Gebirgsbäche. Die Haupterzeugnisse sind Seide (1889: 1¾ Mill. kg Kokons), Wein (105,000 hl), Getreide (Weizen und Mais), Holz, Kastanien, Fische, Marmor, Alabaster und Schleifsteine. Die Einwohner, deren Zahl (1881) 515,050 beträgt (Ende 1891 mit 555,682 berechnet), betreiben außerdem Rindviehzucht, Seidenspinnerei, Weberei und Färberei, Baumwollspinnerei, Papierfabrikation, Eisenindustrie sowie Handel mit den erwähnten Produkten. Das milde, gesunde Klima der Provinz führt viele Fremde hierher. Die Provinz zerfällt in drei Kreise (C., Varese, Lecco).

Como, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt malerisch am Südende des westlichen Armes des Comersees, zwischen rings aufsteigenden, mit Weinreben, Oliven- und Kastanienwäldern bedeckten Anhöhen, an den Eisenbahnlinien Mailand-Chiasso (Gotthardbahn), Mailand-Saronno-C., C.-Lecco und C.-Varese, hat alte Mauern und Türme, einen 1396 im gotischen Stil begonnenen, in schöner Frührenaissance fortgeführten Dom mit reichen Portalen, Skulpturwerken (Pliniusstatuen an der Fassade) und Gemälden, zwei alte, restaurierte Kirchen (Sant' Abbondio und San Fedele), ein gotisches Rathaus (Broletto) aus dem 13. Jahrh. und ein hübsches Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 10,865, mit Einschluß der Vorstädte 25,560, welche bedeutende Seiden- und Samtmanufaktur, Fabrikation von Handschuhen, Strümpfen und Seife, Metallgießerei, Bildhauerei und lebhaften Handel betreiben. Alljährlich wandert eine Anzahl von Einwohnern als herumziehende Händler mit Kurzwaren nach Deutschland und der Schweiz. C. ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden und hat ein Lyceum, eine 50,000 Bände starke Bibliothek, ein Antikenkabinett (im Palazzo Giovio), Gymnasium, bischöfliches Seminar, technische Schule und technisches Institut, Webschule, Handelskammer ꝛc. C. ist die Vaterstadt des ältern und jüngern Plinius, der Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI., des Historikers Giovio sowie des berühmten Physikers Volta, welchem die Stadt 1838 eine Marmorstatue (von Marchesi) errichtete. Auch Garibaldi wurde hier ein Denkmal errichtet. Auf einer Anhöhe (431 m ü. M.) südlich der Stadt thronen die Ruinen der alten zerstörten Burg Baradello; am westlichen Seeufer ziehen sich längs der Strada Regina (mit Straßenbahn nach Cernobbio) schöne Villen mit Gärten hin. — C. hieß im Altertum Comum und war eine

Stadt der Insubrer. Die Römer, namentlich Cäsar (der 5000 Kolonisten, darunter 500 angesehene Griechen, dahin verpflanzte), bemühten sich, C. zu einem starken Posten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Im frühen Mittelalter war C. Stapelplatz für den Handel aus Rätien nach der obern Donau. Eine Hauptstütze der Ghibellinen und »das offene Thor Italiens für die deutschen Kaiser«, wurde C. 1127 von den Mailändern zerstört, doch von Kaiser Friedrich I. 1159 wieder aufgebaut und durch die Besatzung einer nahen Burg geschützt. Später fiel es unter die Signorie der Rusca, dann 1335 der Visconti, von wo an es die Geschicke Mailands teilte. Die Geschichte der Stadt schrieben Cantù (2. Aufl., Flor. 1856, 2 Bde.) und Giovio (Como 1892).

Comoedia, s. Komödie.

Comödo (Comodamente, auch commodo, ital., »bequem«), musikal. Vortragsbezeichnung, soviel wie in behaglichem, gemächlichem Tempo.

Comonfort, Ygnacio, Präsident Mexikos, geb. 12. März 1812 in La Puebla de los Angelos, gest. 13. Nov. 1863, schloß sich, 20 Jahre alt, an den General Santa Anna an, wurde Militärbefehlshaber in Matamoros, verteidigte 1833 die Stadt La Puebla lange erfolgreich, mußte sich aber endlich ergeben und zog sich für mehrere Jahre ins Privatleben zurück. Seine Vaterstadt Puebla wählte ihn 1844 zum Abgeordneten in den Kongreß. C. war hierauf Militärbefehlshaber von Tlapa, wo er sich durch Niederhaltung der rebellischen Indianer sowie durch administratives Geschick, Energie und Ehrlichkeit rühmlichst auszeichnete, 1846 Mitglied des vom General Paredes verjagten Kongresses und Teilnehmer an der Verschwörung der Liberalen im August 1846, dann Bürgermeister der Hauptstadt Mexiko, Präfekt der westlichen Abteilung des Staates Mexiko, Oberst im Kriege mit den Vereinigten Staaten, Abgeordneter auf dem zu Queretaro tagenden Friedenskongreß und Zollhausdirektor in den Hafenstädten Acapulco, Sinaloa und Veracruz, aus welcher Stellung er durch Santa Anna, der 1853 die Gewalt wiederbekam, vertrieben wurde. Dafür nahm C. an dem Aufstand von 1855 gegen Santa Anna teil und ward nach dessen Sturz erst zum Stellvertreter des Präsidenten Alvarez, 10. Dez. aber selbst zum Präsidenten ernannt. Den Widerstand der Armee und der Priesterpartei schlug er 20. März 1856 nieder, und um ihn auch für die Zukunft zu brechen, erließ er die Dekrete vom 31. März 1856, wodurch das Grundeigentum der Kirche eingezogen wurde, und vom 28. Juni 1856, wonach der Klerus kein Grundeigentum mehr erwerben und besitzen durfte. Aber obwohl im November 1857 mit außerordentlicher Gewalt bekleidet und 1. Dez. d. J. als konstitutioneller Präsident proklamiert, vermochte er die Ruhe und Ordnung nicht wiederherzustellen und wurde im Januar 1858 nach blutigem Kampf in der Hauptstadt vom General Zuloaga gezwungen, Mexiko zu verlassen. Er begab sich, nachdem er zuvor Juarez (s. d.) zu seinem Nachfolger bestellt hatte, in die Vereinigten Staaten. Doch kehrte er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück, für das er als General gegen die Franzosen unter den Waffen stand. Er wurde von Guerillas unweit San Luis Potosí ermordet.

Comorin, Kap, die Südspitze von Vorderindien.

Comorōinseln, s. Komoren.

Compagni, Dino, Florentiner, s. Dino Compagni.

Compagnonnage (spr. kongpanjonnāsch'), eine in ihren Anfängen ins Mittelalter zurückreichende Einrichtung französischer Gesellenverbände, welche unter Beobachtung eigentümlicher Gebräuche teils ähnliche Zwecke verfolgten wie die frühern deutschen Gesellenverbände und die heutigen Gewerkvereine, wie Arbeitsvermittelung, Unterstützung auf der Wanderung (»tour de France«) ꝛc. Auch organisierten sie Arbeitseinstellungen und erklärten, wie dies auch in Deutschland vorkam, Städte in Verruf. Früher gab es drei große, verschiedenen Gewerben angehörige Gruppen, welche einander heftig befehdeten. Doch hat sich die C., wenn auch nicht in der frühern Form, noch bis heute in einzelnen Gewerben neben den modernen Gewerkvereinen erhalten. Vgl. Jäger, Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, Bd. 1 (Berl. 1876).

Company (engl., spr. kómpăni), Handels- (Kapital-) Gesellschaft; Companies' Act, englisches Gesetz von 1862 (bez. 1867, 1870 und 1879) über die Handelsgesellschaften. Vgl. Aktie, S. 281.

Comparaison (franz., spr. kongparäsóng), Vergleichung; en c., im Vergleich; sans c., ohne Vergleichung, was jede weitere Vergleichung ausschließt.

Comparatio (lat.), der Vergleich, s. Komparation; c. literarum, Vergleichung einer Handschrift durch Schriftverständige (s. Schriftvergleichung).

Comparetti, Domenico, ital. Philolog, geb. 27. Juni 1835 in Rom, studierte daselbst Naturwissenschaften und Mathematik, trat dann in eine Apotheke ein und beschäftigte sich nebenbei mit linguistischen und philologischen Studien, wurde 1859 Professor des Griechischen an der Universität zu Pisa, später in Florenz, jetzt in Rom. Von seinen Werken sind zu nennen: »Iperide, l'Euxenippea« (Pisa 1861); »Intorno al libro dei Sette Savi« (das. 1865); »Saggi dei dialetti greci nell' Italia meridionale« (das. 1866); »Virgilio nel medio evo« (Livorno 1872, 2 Bde.; deutsch von Dütschke, Leipz. 1875); »Papiro ercolanese« (Turin 1875); »Relazione sui papiri ercolanesi« (Rom 1880); »La commissione omerica di Pisistrato e il ciclo epico« (Turin 1881); »Iscrizioni greche di Olimpia e di Ithaka« (Rom 1881); »La villa ercolanese dei Pisoni« (mit de Petra, Turin 1883); »Le leggi di Gortyna« (Bd. 3 der »Monumenti antichi« der Akademie der Lincei, Mail. 1893). Mit d'Ancona veröffentlichte er »Canti e racconti del popolo italiano« (Turin 1870—89, Bd. 1—8). Auch beteiligte er sich lange an der Redaktion der »Rivista di filologia e d'istruzione classica« (Turin u. Rom, seit 1873) und leitet das »Museo italiano di antichità classica« (Florenz, seit 1884).

Compartimento (ital.), abgeteilter Raum, Fach; Bezirk (in Italien Name der 16 Landschaften, in welche die 69 Provinzen eingeteilt sind); Eisenbahnkoupee.

Compascuum (lat.), in der Zusammensetzung jus compascui: das Weiderecht der Gemeindeglieder auf Gemeindegründen, gemeinsames Weiderecht mehrerer auf fremdem Grunde, gegenseitiges Weiderecht mehrerer Grundeigentümer (s. auch Koppelweide); jus compascendi, Recht des Grundeigentümers, neben dem Weideberechtigten sein Vieh auf die Weide zu treiben.

Compassio Beatae Mariae Virginis (lat., Mariä Schmerzensfeier), Fest, s. Marienfeste.

Compāter (lat.), Gevatter.

Compelle (lat., »nötige«), Nötigungsmittel, gebieterischer, äußerer Beweggrund; C. intrare, s. Coge intrare.

Compensātis compensandis (lat.), mit Ausgleichung des Auszugleichenden.

Compère (franz., spr. kongpär'), Gevatter; auch soviel wie geheimer Gehilfe, z. B. eines Taschenspielers.

Competition (engl., spr. kompetisch'n), Wettbewerb, Konkurrenz; unfair c., soviel wie Concurrence déloyale (s. d.).

Compiègne (spr. kongpjänn'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Oise, in anmutiger Gegend an der Oise, Knotenpunkt an der Nordbahn, hat an bemerkenswerten Gebäuden die Kirchen St.-Germain (aus dem 15. Jahrh.), St.-Antoine (teilweise aus dem 12. Jahrh.), St.-Jacques (aus dem 13. Jahrh.), das gotische Stadthaus mit schönem Turm, ferner ein unter Ludwig XV. umgebautes Schloß mit zahlreichen Gemälden, Kapelle, Theater und schönem Park. An letztern schließt sich der 14½ qkm große Park an, welcher seit Chlodwig den Königen von Frankreich als Lieblingsjagdgrund diente und jährlich 45,000 cbm Holz liefert. Die Stadt hat ferner ein Denkmal der Jungfrau von Orléans, ein Collège, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Kunst- und Altertumsmuseum, ein Handelsgericht, ein großes Spital und (1891) 14,022 Einw., welche Fabrikation von Hanfleinwand, Tauwerk und Zucker, Schiffbau und Handel treiben. — C. soll von den alten Galliern erbaut sein und hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt 876 und nannte sie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Thrones entsetzt. Am 23. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orléans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. In der Nähe das Schloß Pierrefonds (s. d.).

Compiègne (spr. kongpjänn'), Victor, Marquis de, franz. Reisender, geb. 22. Juli 1847 in Fuligny (Aube), gest. 28. Febr. 1877 in Kairo infolge eines Pistolenduells, bereiste 1869 Florida, 1872 Zentralamerika und erforschte 1873—74 mit Marche den Ogowe. Seit 1875 war er Generalsekretär der Ägyptischen Gesellschaft. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachschriften schrieb C.: »L'Afrique équatoriale« (Par. 1875, 2 Tle.) und »Voyages, chasses et guerre« (das. 1876).

Compĭtum (lat., »Kreuzweg«), bei den alten Römern ein Ort, wo sich mehrere Hauptstraßen kreuzten; auch eine Kapelle daselbst, den Lares compitales geweiht, denen zu Ehren jährlich die Compitalia oder Compitalicii ludi gefeiert wurden, die der Prätor besonders ansetzte. Die Opferdiener waren Sklaven nach altem Herkommen, welches diese als zur Familie gehörig betrachtete. Augustus stellte den Dienst wieder her und übertrug die regelmäßige Feier der Compitalia den neueingesetzten Viertelsmeistern (vicorum magistri). Neben den zwei Laren eines jeden C. feierte man nun auch den Genius Augusti.

Complaisance (franz., spr. kongplässängs'), Gefälligkeit, Artigkeit; par c., aus Gefälligkeit; complaisant (spr. -säng), gefällig, artig, dienstfertig.

Complēmentum (lat.), s. Komplement.

Compluvium (lat.), im altröm. Haus der mittlere offene Teil des Daches des Atriums; er gab diesem das bei dem Mangel an Fenstern nötige Licht und konnte zum Schutz gegen die Sonne durch Tücher verdeckt werden. Vgl. Impluvium.

Composé (franz., spr. kong-, ital. composto), zusammengesetzt, komponiert (von Musikstücken).

Compositae, Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Compositeur (franz., spr. kongpositär, ital. Compositore), Komponist, Tonsetzer; auch Schriftsetzer.

Compositio (lat.) heißt im deutschen Mittelalter die zur Beilegung der Fehde wegen eines Rechtsbruchs gezahlte Summe. Zahlung u. Annahme, anfänglich im Einzelfall vereinbart und von der freien Entschließung der Beteiligten abhängig, wurde im Laufe der Jahrhunderte zur Rechtspflicht. Die deutschen Volksrechte setzen die Höhe der zu zahlenden Summe für die verschiedenen Rechtsbrüche in sorgfältiger Abstufung fest; das Strafrecht dieser Zeit beruht, wie man das auszudrücken pflegt, auf dem Kompositionensystem, das erst allmählich durch die öffentliche peinliche Strafe verdrängt wurde. Die wichtigste C. ist das Wergeld (s. d.).

Compositum (lat.), etwas Zusammengesetztes, insbes. ein zusammengesetztes Wort. Vgl. Zusammensetzung.

Compos mentis (lat.), seines Verstandes, seiner Sinne mächtig.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, s. Besitz.

Compostéla, Stadt, s. Santiago de Compostela.

Composto (ital.), soviel wie Composé.

Compounddynamomaschine (Doppelschluß-, Gleichspannungs-, Verbund-Dynamomaschine), eine elektrische Maschine, bei welcher zur Erregung der Magnete nicht nur ein Zweigstrom, sondern auch der Hauptstrom verwendet wird. Die vom Hauptstrom durchflossene Wickelung hält die Spannung der Maschine, welche bei größerer Stromentnahme aus dem Anker das Bestreben hat, nachzulassen, auf gleicher Höhe.

Compoundmaschine (Compound-Receivermaschine), s. Dampfmaschine.

Compoundplatten, s. Panzerplatten.

Compoundräder, s. Zahnräderwerke.

Comprehensiva (sc. nomina, lat.), abgeleitete Wörter, welche die Gesamtheit der im Grundwort bezeichneten Einzeldinge bedeuten, z. B. equitatus (Reiterei) von eques (Reiter).

Compsognāthus, s. Dinosaurier.

Comptant (franz., spr. kongtáng), s. Kontant.

Compte (franz., spr. kongt'), Rechnung, Konto; C. rendu (spr. rangdü), Rechnungsabschluß, Rechenschaftsbericht, Rechnungslegung; auch Sitzungsbericht.

Compteur (franz., spr. kongtör), Hub-, Umdrehungs-, Volumen- ꝛc. Zähler an verschiedenen Maschinen.

Comptoir (franz., spr. kongtoár), s. Kontor.

Compulsoires (franz., spr. kongpülßoár'), das im Code de procédure civile, Art. 846—852, geregelte Verfahren, welches einer Prozeßpartei ermöglicht, von Notaren, Gerichtsvollziehern oder sonstigen Verwahrern von Urkunden Einsicht, Ausfertigungen oder Auszüge von Urkunden zu erlangen, bei deren Aufnahme sie selbst nicht mitbeteiligt war. In diesem Sinne hatte den Ausdruck C. bereits die Ordonnance von 1667 in ihrem Titel XII verwertet.

Compulsor (lat.), in den Klöstern derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Compurgātor (mittellat.), Eideshelfer.

Computus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird. Im mittelalterigen Schulwesen galt der C. als wichtiger Gegenstand des Unterrichts, in dem arithmetische und astronomische Elemente zusammentrafen (vgl. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, Stuttg. 1886). Auch soviel wie Rosenkranz, weil nach ihm die Gebete bestimmt werden.

Comte (franz., spr. kongt', v. lat. comes), Graf.

Comte (spr. kongt'), 1) Isidore Marie Auguste François Xaver, der Begründer der sogen. positiven Philosophie, geb. 19. Jan. 1798 in Montpellier,

geit. 5. Sept. 1857 in Paris, war Zögling der polytechnischen Schule in Montpellier, ging 1816 nach Paris, lernte Saint-Simon kennen, brach aber bald mit dessen Lehren, wurde 1820 Mitarbeiter am »Organisateur«, 1822 an dem neugegründeten Blatt »Le Producteur«. Von 1826 an hielt er Vorträge über sein System, denen eine Zeitlang A. von Humboldt beiwohnte, wurde 1832 Repetent an der polytechnischen Schule, 1837 Examinator für die Aufnahmszöglinge. Als er 1843 zu letzterer Stelle nicht wieder ernannt worden war und dadurch sein Einkommen verlor, ermöglichte ihm eine Gesellschaft in England lebender Verehrer seiner Schriften, unter denen sich Stuart Mill und der Bankier und Geschichtschreiber George Grote befanden, durch eine ansehnliche Jahrespension die Fortsetzung seiner Arbeiten. Seit 1849 hielt er Vorlesungen über die Geschichte der Humanität, durch welche er, von der Liebe zu Clotilde de Vaux begeistert, der Apostel einer Religion der Humanität zu werden hoffte; doch wurden diese Vorlesungen 1851 von der Regierung untersagt. Seine Lehre legte er zuerst in dem »Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société« (Par. 1822; neue Aufl., das. 1824 u. d. T.: »Système de philosophie positive«), dann in seinem Hauptwerk: »Cours de philosophie positive« (das. 1830—42, 6 Bde.; 5. Aufl. 1893), nieder. Einen populären Auszug hieraus lieferte Jules Rig: »La philosophie positive par A. Comte. Résumé« (Par. 1880, 2 Bde.; deutsch von v. Kirchmann, Heidelb. 1883—84, 2 Bde.). Die von ihm selbst so genannte »positive Philosophie« (daher seine in Frankreich, England, Belgien und andern Ländern zerstreuten Anhänger sich »Positivisten« nennen) ist eine Kombination von Empirismus, der aus seiner mathematischen Bildungsepoche stammte, und Sozialismus, den er Saint-Simon verdankte. In der Periode seiner religiösen Begeisterung, die er selbst als seine »subjektive« bezeichnete, schrieb er: »Système de politique positive, ou Traité de sociologie« (1852—54, 4 Bde.; neue Ausg. 1880—83); »Catéchisme positiviste« (3. Aufl. 1890; deutsch von Roschlau, Leipz. 1891); »Appel aux conservateurs« (1855) und »Synthèse subjective« (1856), deren Inhalt von einem Teil seiner Schüler, namentlich von dem bedeutendsten derselben, dem Akademiker Littré (s. d.), nicht als richtig angenommen worden ist. Der Letztgenannte hat unter dem Titel: »A. C. et la philosophie positive« (3. Aufl., Par. 1877) eine Biographie und Darstellung der Lehre Comtes herausgegeben, welcher 1866 eine andre Schrift: »Auguste C. et Stuart Mill«, folgte. Vgl. auch Robinet, Notice sur l'œuvre et sur la vie d'Auguste C. (3. Aufl., Par. 1891). In England haben Miß Martineau (1853), Bridges (1865) und R. Congreve seine Schriften teilweise bearbeitet, Stuart Mill (»A. C. and the positivism«, Lond. 1865; deutsch von Elise Gomperz, Leipz. 1874), Buckle, Lewes, Tylor, Caird (»The social philosophy and religion of C.«, Glasgow 1885, 2. Aufl. 1893) u. a., in Amerika Carey ihn vielfach berücksichtigt. Seine Briefe an Mill erschienen unter dem Titel: »Lettres d'A. C. à John Stuart Mill 1841—46« (Par. 1877). Auch in Italien und Deutschland hat er in neuerer Zeit vielfach Eingang gefunden, aber noch mehr Widerspruch erfahren. Vgl. Gruber, Auguste C. (Freiburg 1889); Derselbe, Der Positivismus vom Tode A. Comtes bis auf unsre Tage (das. 1891). Über das Verhältnis der positiven Philosophie zu Kant hat Zimmermann geschrieben (Wien 1874).

Comtes »Philosophie positive« richtet sich in ihrem negativen Teil gegen jede Metaphysik, jede Einführung von Anfangs- oder Endursachen. Beide Enden der Dinge sind uns unzugänglich, nur die Mitte gehört uns. Der Atheist ist für den Positivisten nur eine Abart des Theologen, der Pantheismus nur eine Form des Atheismus. Theologie und Metaphysik, jeder Versuch, das Universum durch Ursachen zu erklären, die außer ihm sind, ist Transcendenz; Immanenz ist die Wissenschaft, die das Universum durch Ursachen erklärt, die in ihm sind. Seinem positiven Teil nach besteht der Positivismus in einer neuen Auffassung der Entwickelung des Menschengeistes und in einer neuen Anordnung der Wissenschaften. Jener zufolge durchläuft der denkende Geist notwendigerweise drei Stadien (trois états): das theologische, das metaphysische und das positive. Während des ersten werden die Naturerscheinungen durch übernatürliche Ursachen, Wunder und persönliches Eingreifen von Göttern, während des zweiten durch abstrakte Ursachen, scholastische Entitäten, realisierte Abstrakta, erklärt; während des dritten begnügt man sich, den Zusammenhang der Phänomene zu konstatieren durch Beobachtung, hervorzurufen durch das Experiment, kurz, jede Thatsache mit ihren vorangegangenen Bedingungen zu verknüpfen. Diese Methode hat die moderne Wissenschaft geschaffen und ist bestimmt, die Stelle der alten Metaphysik einzunehmen. In dem Maß, als eine wissenschaftliche Frage eine experimentale Lösung zuläßt, tritt sie aus dem metaphysischen Nebel in das klare Licht der Wissenschaft über; was sich nicht experimentell verifizieren läßt, gehört nicht in die Wissenschaft. Die Anordnung des Wissens, (welcher im allgemeinen die Baconische Einteilung der Wissenschaften zu Grunde liegt, und) welche er die »natürliche Hierarchie der Wissenschaften« nennt, geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die Grundlage von allem bildet die Mathematik; dann folgen die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Biologie und die Soziologie, deren jede die Vorstufe und Voraussetzung der nächsten ausmacht. Auf die Gesellschaftswissenschaft legte C. den Hauptwert, da sein ganzes Werk neben der Auffindung allgemeiner Gesetze eine Societätslehre auf positiver Grundlage zu schaffen bezweckte. Diese Wissenschaft ist nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Leben, diese nicht ohne Chemie, die ihrerseits die Physik wie diese die Astronomie und diese die Mathematik zur Basis hat. Diese Ordnung der Logik wird durch die Geschichte bestätigt. Die Psychologie ist nur ein Teil der Physiologie (Phrenologie); die Moral beruht auf dem geselligen Trieb und weist Eigennutz und Selbstsucht zurück, indem sie an die Stelle des eignen Vorteils als Motiv des Handelns (Egoismus) den des »andern« (Altruismus) und das allgemeine Wohl über das jedes Einzelnen setzt. Comtes »Politique positive« aus seiner »subjektiven Periode« enthält das bis ins Detail ausgearbeitete Ideal der künftigen Organisation der menschlichen Gesellschaft, welche dadurch charakteristisch ist, daß in derselben den »positiven« Philosophen (ähnlich wie den Wissenden in der Platonischen Republik) die herrschende Stellung eingeräumt und unter denselben ein Kultus des »großen Wesens«, d. h. der Menschheit, sowie eine Art Hierarchie mit einem Oberhaupt an der Spitze (ähnlich wie im katholischen Priestertum mit dem römischen Papst) eingerichtet wird, daher die »positive« Gesellschaft von Gegnern als »Katholizismus ohne Christentum« bezeichnet worden ist. Nach dem Muster derselben sind

von Anhängern Comtes in England (Rich. Congreve, Bridges u. a.) Poſitiviſtengemeinden gegründet und an verſchiedenen Orten Kirchen, z. B. in London, eröffnet worden, in welchen »poſitiviſtiſcher« Gottesdienſt abgehalten, ein dem katholiſchen nachgebildetes »poſitiviſtiſches« Ritual und ſogar ein »poſitiviſtiſcher« Kalender beobachtet wird. In neuerer Zeit ſind unter den Mitgliedern Spaltungen eingetreten, infolge deren ein Teil der (übrigens niemals zahlreich geweſenen) »Poſitiviſten« ſich der herrſchenden Kirche genähert hat.

2) Pierre Charles, franz. Maler, geb. 23. April 1823 in Lyon, wurde in Paris Schüler von Robert-Fleury und ſtellte 1847 eine Lady Jane Gray aus, die von trefflicher Kompoſition, korrekter Zeichnung und lebensvoller Charakteriſtik, Erwartungen erregte, die er nachher in den Bildern: Heinrichs III. Begegnung mit dem Herzog von Guiſe (1855, im Luxembourg), Jeanne d'Arc bei der Krönung Karls VII. (1861, Muſeum in Reims) und in der Leonore von Eſte, Witwe des Herzogs von Guiſe, die ihren Sohn Heinrich ſchwören läßt, ſeinen ermordeten Vater zu rächen (1864, Muſeum in Lyon), in reichem Maß erfüllte. Unter ſeinen ſpätern Bildern ſind der letzte Beſuch Karls V. im Schloß zu Gent nach ſeiner Thronentſagung (1866), Zigeuner vor dem kranken Ludwig XI. (1869), Katharina von Medici im Schloß Chaumont, Franz I. bei Benvenuto Cellini, Marie Touchet, die Sage von den vergifteten Handſchuhen der Königin Johanna von Navarra, der Mutter Heinrichs IV., die Nichte Don Quichottes (1877) und der 1878 ausgeſtellte Dante hervorzuheben.

Comteſſe (franz., ſpr. kongtäß'), Gräfin, im Deutſchen beſonders für unverheiratete Damen gräflicher Abkunft gebraucht. [(ſ. Comte 1).

Comtismus, ſoviel wie Comtes Poſitivismus

Comum, Stadt, ſ. Como.

Comuneros (Communeros), Name der Aufſtändiſchen in Spanien 1520, welche, vornehmlich aus Bürgern und Bauern beſtehend, ſich zuerſt in Valencia, dann auch in Kaſtilien gegen die drückende Fremdherrſchaft Karls V. erhoben, eine heilige Junta in Avila bildeten und Beſeitigung der Ausländer aus allen Ämtern, Beſteuerung des Adels und der Geiſtlichkeit ſowie Herſtellung der alten Rechte und Freiheiten des Volkes forderten. An der Spitze der Erhebung ſtanden Juan de Padilla und ſeine Gemahlin Maria Pacheco. Zwar trat ein Reichstag im Oktober zu Tordeſillas zuſammen, um die Reformen durchzuführen. Da es aber nicht gelang, die Königin Johanna die Wahnſinnige zu bewegen, ſich an die Spitze der C. zu ſtellen, ſo ſammelte der Adel ſeine Streitkräfte und ſchlug das Heer der C. 21. April 1521 bei Villalar, womit die Bewegung unterdrückt war. Vgl. Höfler, Der Aufſtand der kaſtilianiſchen Städte gegen Kaiſer Karl V. (Prag 1876). — C. oder »Söhne des Padilla« nannte ſich ferner eine geheime politiſche Geſellſchaft in Spanien, welche ſich 1820 aus den ſpaniſchen Freimaurern entwickelte und vollſtändige Volksſouveränität und Gleichheit aller Menſchen anſtrebte. Balleſteros und Romero Alpuente waren ihre erſten Häupter. Schon 1821 wurde in Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzialmerindad geſtiftet und dem entſprechend eine Zentralkaſſe und Provinzialkaſſen errichtet, in welche die freiwilligen Beiträge der Mitglieder floſſen. 1822 zählte die Geſellſchaft 40,000 Ritter, deren Zahl ſpäter auf 70,000 geſtiegen ſein ſoll, und ihre Affiliationen erſtreckten ſich ſelbſt nach Frankreich. Nach der zweiten Reſtauration 1823 wurde die Geſellſchaft aufgehoben und die Teilnahme daran mit ſtrengen Strafen bedroht. Vgl. Brück, Die geheimen Geſellſchaften in Spanien (Mainz 1881).

Comuni (Sette und Tredici C.), die ſogen. ſieben und dreizehn Gemeinden, deutſche, in der Verwelſchung begriffene Sprachinſeln in Oberitalien, an der Tiroler Grenze. Die Sette C. liegen in dem Hochland zwiſchen den Flüſſen Aſtico und Brenta in der Provinz Vicenza und beſtehen aus den Gemeinden Aſiago, Roana, Rotzo, Gallio, Foza, Enego und Luſiana mit zuſammen (1881) 22,767 Einw. In Luſiana und Enego iſt das Deutſche ſchon ſeit längerer Zeit verſchollen; in den übrigen Orten, namentlich in Roana und Rotzo, wird es neben dem Italieniſchen noch geſprochen. Die Tredici C., die dreizehn Gemeinden, in der Provinz Verona, umfaſſen das von mehreren meridionalen Thälern durchfurchte Hochland nördlich von Verona mit den heutigen Gemeinden Badia Calavena, Roverè di Velo, San Marco di Saline, Selva di Progno, Velo Veroneſe, Boſco Chieſanuova, Cerro Veroneſe und Erbezzo, zuſammen mit (1881) 14,945 Einw. Der Gebrauch der deutſchen Sprache iſt hier auf die Bewohner der beiden oberſten Dörfer Campo Fontana und Giazza (Gemeinde Selva di Progno) beſchränkt, aber auch da im Ausſterben begriffen. Man hielt die Bewohner der C., welche ſich ſelbſt Cimbern nennen, früher für Abkömmlinge der alten Cimbern, doch wird dieſe Abkunft neuerlich beſtritten, da ihre Sprache eine dem Bajuvariſchen ähnliche Mundart iſt. Es ſcheint, daß die C. als letzter, in den Bergen längere Zeit vor Verwelſchung geſchützt gebliebener Reſt ehemaliger, bis ins 15. Jahrh. nachweisbarer deutſcher Bevölkerung des obern Vicentiner und Friauler Landes anzuſehen ſind. Die C. bildeten unter der venezianiſchen Herrſchaft eine Art von Republik mit beſondern Vorrechten. Vgl. Schmeller, Deutſche und Romanen in Südtirol (in »Petermanns Mitteilungen«, 1877); Tappeiner, Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette C. (Innsbr. 1883); Meton, Sui popoli antichi e moderni dei Sette Comuni del Vicentino (2. Aufl., Vicenza 1881); andre Schriften von Cipolla (Rom 1884 u. Venedig 1887), Galanti (daſ. 1887).

Comus, Gottheit, ſ. Komos.

Comyn, ein altſchott. Geſchlecht, welches von dem König Donald Bane, Sohn Duncans I., abſtammen wollte und daher Anſprüche auf den ſchottiſchen Thron erhob. 1291 wurden dieſe Anſprüche nach dem kinderloſen Tode Alexanders III. von John C., Herrn von Badenoch, vor Eduard I. von England geltend gemacht. John C. ſchloß ſich nach Abweiſung derſelben an ſeinen Schwager Baliol (ſ. d.) an und wurde nach der Schlacht bei Dunbar 1296 von Eduard gefangen gehalten, 1297 aber freigelaſſen. — Sein Sohn John C., mit ihm gefangen und befreit, nahm in der Folge an den ſchottiſchen Freiheitskämpfen lebhaften Anteil, wurde aber 1306 von Robert Bruce des Verrats beſchuldigt und von deſſen Gefolge ermordet. Zum Hauſe der C. gehören auch die Grafen von Buchan, die im 13. Jahrh. in Schottland eine bedeutende Rolle ſpielten.

Con, ital. Präpoſition: »mit«; kommt in Verbindung mit Subſtantiven als muſikaliſche Vortragsbezeichnung ſehr häufig vor, z. B. c. abbandono, mit Hingabe; c. anima, ſoviel wie Animato ꝛc.

Coena (lat.), ſ. Cena.

Con amōre (ital.), mit Liebe und Luſt.

Coenanthium, Blütenkuchen, ſ. Blütenſtand, S.

Conātus (lat.), ſ. Konat. [137.

Con brio (ital.), ſ. Brioso.

Conc., Abkürzung auf Rezepten für Concisus (ſ. d.).

Conca (ital.), Becken; Muſchel. C. d'oro (»goldene Muſchel«), Beiname der Umgebung von Palermo.

Concarneau (ſpr. konkarnō), Stadt im franz. Depart. Finistère, Arrond. Quimper, an der Bai von La Foreſt und der Orléansbahn, beſteht aus der mit alten Feſtungswerken umgebenen Inſelſtadt und der gegenüberliegenden Neuſtadt und zählt (1891) 5845 Einw. Der durch einen Molo geſchützte, wegen Verſandung aber nur für kleine Schiffe zugängliche Hafen hat namentlich für die Fiſcherei Bedeutung; 658 meiſt zum Sardellenfang (Juni bis Dezember) beſtimmte Boote von 3768 Ton. (mit 2911 Mann Beſatzung) gehörten 1891 den Fiſchern von C.; 22 Unternehmungen befaſſen ſich mit der Zubereitung der Sardinen (jährlich ca. 18 Mill. Büchſen). C. hat auch Seebäder und eine von Coſte (ſ. d.) gegründete Anſtalt für Fiſch- und Kruſtaceenzucht mit zoologiſcher Station.

Concēdo (lat.), ich gebe zu, ich ſtimme bei.

Concentus (lat., »Mitgeſang, Zuſammenklang«), in der Terminologie des Gregorianiſchen Geſanges der eigentliche Geſang (Choral) im Gegenſatz zum Accentus, dem nur recitierenden Vortrag der Lektionen ꝛc.

Concepciōn, chilen. Provinz (ſ. Karte »Argentiniſche Republik ꝛc.«), zwiſchen dem Stillen Ozean und den Kordilleren, 9155 qkm (166 QM.) groß, mit (1892) 223,850 Einw. Den untern Teil durchſchneidet der Fluß Biobio. Das Klima iſt angenehm und geſund. Landbau wird ſehr eifrig betrieben, nächſtdem Viehzucht und die Bearbeitung der reichen Kohlengruben von Lota und Coronel (jährliche Ausbeute 240,000 Ton.).

Concepciōn, 1) Die Hauptſtadt der gleichnamigen chilen. Provinz (ſ. oben), unter 36° 50′ ſüdl. Br. und 72° 50′ weſtl. L. v. Gr., am Biobio, 12 km von deſſen Mündung in die Bai von C., durch Eiſenbahn mit ihrem Hafen Talcahuano (ſ. d.) ſowie mit dem Norden und Süden verbunden, iſt Sitz eines Biſchofs, eines deutſchen Konſuls und des Appellationsgerichts für Südchile, hat eine Kathedrale, ein Stadthaus, Lyceum, eine Ackerbauſchule, ein Prieſter- und ein Lehrerinnenſeminar, ein Krankenhaus, ſehr bedeutenden Handel (zum großen Teil in deutſchen Händen), namentlich Ausfuhr von Kohle, und (1885) 24,180 Einw., worunter viele Deutſche. Von Pedro de Valdivia 1550 dicht am Meer gegründet, wurde die Stadt wiederholt durch die Araukaner und durch Erdbeben verwüſtet und 1764 an ihre jetzige Stelle verlegt, aber 1835 durch ein Seebeben wiederum faſt völlig zerſtört. — 2) (C. del Uruguay) Departementshauptſtadt in der argentin. Provinz Entre Rios, am Uruguay, Endſtation der Bahn Paraná-C., Dampferſtation, hat ein Lehrerſeminar, eine höhere Schule, eine große Schlächterei und (1890) 10,000 Einw. Die Stadt hieß früher Arroyo de China. — 3) (C. de Apolobamba) Stadt im bolivian. Depart. Beni, am Fluß Tuiche, öſtlich vom Gebirgsknoten Nudo de Apolamba, ehemals Miſſion der Franziskaner, deren indianiſche Einwohner Koka und Kakao bauen und in dem Urwald Fieberrinde und Drogen ſammeln. — 4) (Villa de la C.) Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, 80 km weſtlich von der Stadt Chihuahua, im fruchtbaren Hochthal des obern Papigochi, beſonders durch ſeine Äpfel berühmt. Eine Tagereiſe weſtlich davon in der Sierra Tarahumare die früher viel ergiebigern Silbergruben von Jeſus Maria. — 5) (Villa Real de C.) Stadt in der ſüdamerikan. Republik Paraguay, am Fluß Paraguay, 410 km oberhalb Aſuncion, hat Ausfuhr von Paraguaythee und kaum 2000 Einw. — 6) (Cojédes) Stadt im Staate Zamora der ſüdamerikan. Republik Venezuela, am ſchiffbaren Fluß C., mit (1881) 9805 Einw. — 7) C. de Comayagua, ſ. Comayagua. — 8) C. de Vega, ſ. La Vega. — 9) C. del Rio Cuarto, ſ. Rio Cuarto. — 10) C. de Puno, ſ. Puno. — 11) C. del Arauco, ſ. Arauco.

Concēpi (lat.), ich habe es verfaßt. Sein C. unterſchreiben, ſich als Verfaſſer, namentlich einer Rechtsſchrift, unterzeichnen. Vgl. Konzipieren.

Conceptio immaculāta beatae Virginis (lat.), Feſt der unbefleckten Empfängnis Mariä, ſ. Marienfeſte.

Conceptionsbai, Meereseinſchnitt an der Nordküſte der Halbinſel Avelon von Neufundland, öſtlich von St. John, mit vielen Fiſcherdörfern und dem Hafen Harbour Grace.

Concertant (franz., ſpr. konſchertäng, auch ital. concertato oder concertando, ſpr. tonſcher-, »konzertierend«) heißen diejenigen Stimmen eines Tonſtücks, welche die Melodien entweder mit der Hauptſtimme abwechſelnd vortragen und verarbeiten, oder zwiſchen den Sätzen der Hauptſtimme mit Soloſätzen ſich hören laſſen und ſo gewiſſermaßen mit der Hauptſtimme wetteifern (konzertieren). So ſpricht man z. B. von einer Arie mit konzertierender Violine ꝛc. Allgemeiner bedeutet c. auch, daß ein Tonſtück im brillanten Stil gearbeitet iſt, ohne deshalb die Form des Konzerts zu haben. — Duo oder Trio c., Doppel- oder Tripelkonzert, eine Kompoſition für zwei oder drei konzertierende Soloinſtrumente mit Begleitung.

Concertīna, ſoviel wie Ziehharmonika.

Concertīno (ital., ſpr. -tſcher-), Sammelbezeichnung der Soloinſtrumente im Concerto grosso, ſ. Konzert.

Concerto (ital., ſpr. -tſcherto), Konzert (ſ. d.).

Concerts spirituels (franz., ſpr. konſärr ſpirituell, »geiſtliche Konzerte«) hießen im 18. Jahrh. in Paris die an den kirchlichen Feſttagen, wo die Theater geſchloſſen waren, aufgeführten Konzerte. Dieſelben wurden zuerſt von Philidor (1725) ins Leben gerufen und im Schweizerſaal der Tuilerien an 24 Tagen im Jahr abgehalten. Sie wurden fortgeführt, bis die Ereigniſſe der Revolution ihnen ein Ende machten; ihr letzter Dirigent war Le Gros (1791). Die C. hatten eine ähnliche tonangebende Bedeutung wie heute die 1828 von Habeneck gegründeten Concerts du Conservatoire. Gegenwärtig finden C. nur in der Karwoche ſtatt, beſchränken ſich aber auf religiöſe Muſik. Eine bedeutende Konkurrenz der alten C. waren ſeit 1770 die Concerts des amateurs (»Liebhaberkonzerte«) unter Leitung Goſſecs, ſeit 1780 als Concerts de la Loge olympique bekannt, für die Haydn ſechs Symphonien geſchrieben hat.

Concetti (ital., ſpr. -tſchetti), geiſtvoll oder witzig ſein ſollende, in zugeſpitzter Redeform ausgeſprochene Einfälle, Gedankenblitze, wie ſie bei allen bedeutenden Schriftſtellern gelegentlich ſich finden, in gewiſſen Litteraturperioden aber (ſpätere Renaiſſancelitteratur in Italien [Taſſo, Marini u. a.], eliſabethaniſches Zeitalter in England [Lillys »Euphues«, Shakeſpeares Sonette]) mit großer Befliſſentlichkeit und im Übermaß in Proſa- wie in Versdichtungen eingewoben wurden zur großen Benachteiligung der Einfachheit und Klarheit des Stiles, der eben durch allzu reichliche C. den Charakter des Manierierten erhält.

Concha (lat.), Muſchel, Muſchelſchale, Ohrmuſchel. Conchae praeparatae, gereinigte und fein pul-

verisierte Austernschalen, welche als säuretilgendes Mittel, als Zahnpulver ꝛc. Anwendung finden. — In der Architektur ist C. Bezeichnung für ein Muschelgewölbe, eine Halbkuppel, daher soviel wie Apsis.

Concha (spr. konntscha), 1) Don José Gutierrez de la, Marquis von Havana, span. General, geb. nach 1800, diente zuerst in Amerika, dann im Kriege gegen die Karlisten. Nach dem Vertrag von Vergara 1839 wurde er Generalleutnant, war 1843—46 Generalkapitän der baskischen Provinzen, unterdrückte in dieser Stellung die Erhebung von Santiago und wurde zum obersten Chef der spanischen Reiterei ernannt. 1849 wurde er Generalkapitän der Insel Cuba, doch infolge des Einfalls des Abenteurers Lopez 1852 abberufen und durch General Canedo ersetzt. Dies führte ihn in die Reihen der Opposition. 1853 nach Mallorca verbannt, flüchtete er, wie sein Bruder Manuel, nach Frankreich und wurde in Bordeaux interniert. Die Revolution von 1854 führte ihn nach Spanien zurück, wo er eifrigen Anteil an den Sitzungen des Senats nahm und sich als parlamentarischer Redner bemerkbar machte. Im März 1863 trat er als Kriegsminister in das Kabinett Miraflores, bekleidete interimistisch das neugeschaffene Ultramarin- (Kolonien-) Ministerium und wurde im Dezember 1864 Präsident des Senats. Beim Ausbruch der Septemberrevolution 1868 übernahm er nach Bravos Rücktritt das Ministerium, doch konnte er den Thron Isabellas nicht retten. Er schloß sich darauf der alfonsistischen Partei an und war 1874 wieder auf einige Zeit Generalkapitän von Cuba.

2) Don Manuel Gutierrez de la, Marques del Duero, span. General, Bruder des vorigen, geb. 25. April 1808 zu Cordoba in Argentinien, gest. 27. Juni 1874, wurde als Kadett in die königliche Garde aufgenommen. Während des spanischen Bürgerkriegs diente er im Heer der Cristinos und zeichnete sich durch seine Unerschrockenheit in mehreren Gefechten aus. Als Hauptstütze der Partei der Moderados 1843 bei dem Sturz Esparteros beteiligt, wurde er zum Kommandanten in Valencia und Murcia ernannt, zwang Saragossa, das sich für Espartero erhoben hatte, zur Kapitulation und besetzte Barcelona. 1844 unterdrückte er eine progressistische Bewegung in Cartagena, 1845 als Generalkapitän von Katalonien eine Erhebung dieser Provinz gegen den Konskriptionszwang. Bei den Differenzen, welche 1847 Spanien mit Portugal hatte, wurde er mit 6000 Mann nach Portugal geschickt, besetzte Oporto und löste diese portugiesische Frage durch geschickte Unterhandlungen ohne Blutvergießen. Zur Belohnung hierfür wurde er zum Granden erster Klasse und Marques del Duero erhoben. Als Mitglied der Cortes, in welche er mehrmals gewählt wurde, hatte er seinen Sitz auf seiten der gemäßigten Rechten. Bei der römischen Expedition 1849, welche die Revolution in Rom niederschlagen sollte, richtete er mit seinen Truppen nichts aus. 1853 unterzeichnete er mit General O'Donnell und andern eine Adresse an die Königin Isabella, worin ein liberaleres Regiment und die sofortige Einberufung der Cortes gefordert wurden. Deshalb nach den Kanarischen Inseln verwiesen, floh er nach Frankreich. Als infolge der von O'Donnell geleiteten Revolution 1854 Isabella sich genötigt sah, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, kehrte C. nach Spanien zurück, erhielt alle seine Würden wieder und den Titel eines Marschalls. In der Septemberrevolution 1868 stand er nebst seinem Bruder José auf seiten der Königin und übernahm den Oberbefehl in Madrid, begnügte sich aber, da der Bourbonenthron unhaltbar war, mit der Aufrechthaltung der Ordnung, bis die siegreiche Revolutionsarmee ankam. Als Befehlshaber des 8. Korps im Karlistenkrieg 1873 hatte er das Hauptverdienst an der Entsetzung von Bilbao. Daher wurde er im Mai 1874 von Serrano zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt, fiel aber nach einem dreitägigen Angriff auf die festen Stellungen der Karlisten bei Estella an der Spitze seiner Truppen.

Conchagua (spr. -tschágwa), Vulkan in der zentralamerikan. Republik Salvador, an der Westseite der Fonsecabai, 1160 m hoch, der noch in historischen Zeiten Ausbrüche gehabt hat, aber jetzt ruht.

Conchas, Las (spr. lonntschas), Bezirkshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, am La Plata, nördlich von der Stadt Buenos Aires, mit der es durch Eisenbahn verbunden ist, mit (1890) 4000 Einw.

Conches (C.-en-Ouche, spr. konngsch-án-úsch'), Stadt im franz. Depart. Eure, Arrond. Evreux, Knotenpunkt an der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., mit hübschem Turm und Glasmalereien, einen Wartturm aus dem 12. Jahrh., Reste einer Abtei, Eisenwerke, Mineralquellen und (1891) 2193 Einw.

Conchifĕra, s. Muscheln.

Conchinin, s. Chinidin.

Conchophyllum imbricātum *Blume*, Asklepiadacee in Ostindien, lebt epiphytisch auf Bäumen und besitzt paarweise gegenüberstehende, fleischige, unterseits muschelförmig ausgehöhlte Blätter, welche die darunter liegenden, aus dem dünnen Stammteil der Pflanze entspringenden Wurzeln schützen.

Conchos (Rio de los C., spr. konntsch-), Fluß im nördlichen Mexiko, entspringt unter 26° 30′ nördl. Br. auf der Sierra del Duranzo, durchfließt den fruchtbaren Teil des Staates Chihuahua und mündet nach 560 km langem Lauf unweit Presidio del Norte in den Rio Grande. Genannt wird der Fluß nach den Conchosindianern.

Concia (Conzo), älteres Weinmaß in den Etschgegenden, in Venedig (Mastello) = 75,117 Lit.

Concierge (franz., spr. tongsiärsch'), Hausmann, Portier; früher Schloßvogt, Gefängniswärter ꝛc.

Conciergerie (franz., spr. tongsiärsch'ri), Haus- oder Schloßvogtei (Wohnung eines Concierge); insbes. das aus dem Mittelalter stammende, jetzt für Untersuchungsgefangene bestimmte Gefängnis in Paris, das ehedem als königliche Burgvogtei und Fronfeste, nachmals als Parlamentsgefängnis diente und in der ersten französischen Revolution als »Vorhalle der Guillotine« eine Rolle spielte. Dasselbe liegt am Quai de l'Horloge und ist kenntlich durch zwei alte, starke, fast fensterlose Türme, Reste der ältesten Königsresidenz von Paris. Der Burghof mit umlaufenden Gängen rührt aus dem 13. Jahrh. her; den Unterbau bildet eine Reihe gewölbter, dunkler Räume. Hierher wurden während der Schreckenszeit allabendlich die zum Tode Verurteilten gebracht, um tags darauf das Schafott zu besteigen; noch jetzt zeigt man den Kerker, in welchem Danton, Hébert, Chaumette und Robespierre ihre letzte Nacht zubrachten. Unfern davon war die Zelle, welche Marie Antoinette vor ihrer Verurteilung bewohnte; dieselbe wurde 1816 in eine Sühnkapelle umgewandelt, die jedoch im Mai 1871 während des Kommuneaufstandes zerstört wurde. Der westliche Teil der C. ist ganz neu und mit luftigen Zellen versehen; in demselben befindet sich auch

der Kassationshof. Vgl. **Pottet**, Histoire de la C. du palais de Paris (Par. 1887).

Conciliabŭlum (lat.), Sammelplatz, Versammlungsort; auch eine heimliche, unrechtmäßige Versammlung, namentlich kirchliche.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Konzil.

Concino Concini (spr. -tschi-), Marschall, s. Ancre.

Concio (Contio, lat.), Volksversammlung, in der römischen Republik eine Volksversammlung behufs Beisprechung öffentlicher Angelegenheiten im Gegensatz zu den comitia mit der Zuständigkeit zur Beschlußfassung.

Concīsus (lat.), auf Rezepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln ꝛc., oft in Verbindung mit Contusus, zerstoßen. S. Konzis.

Conclamātum est (lat.), sprichwörtliche Redensart, s. Konklamation.

Concludéndo (lat.), schließlich.

Conclusio (lat.), s. Konklusion.

Conclūsum (lat.), Beschluß; C. imperii, Reichsschluß, technischer Ausdruck für die vom Kaiser ratifizierten Beschlüsse des Reichstags im alten Deutschen Reich.

Concône, Giuseppe, Gesanglehrer, geb. 1810 in Turin, gest. daselbst im Juni 1861, war 1838—1848 als Gesanglehrer in Paris ansässig, wurde dann Organist der königlichen Kapelle zu Turin. Von seinen Kompositionen erlangten fünf Hefte Vokalisen allgemeine Verbreitung und werden noch jetzt als Unterrichtsmaterial hochgeschätzt.

Concord (spr. kónn-), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten: 1) Hauptstadt von New Hampshire, an beiden Ufern des vierfach überbrückten und schiffbaren Merrimak, Bahnknotenpunkt, hat ein Kapitol, ein großartiges Gefängnis, Irrenhaus, drei Bibliotheken, Fabriken von Wagen, Lederwaren, Möbeln, Granit- und Marmorschleiferei, Steinbrüche und (1890) 17,004 Einw. — 2) Stadt in Nordcarolina, Grafschaft Cabarrus, mit (1890) 4339 Einw. — 3) Ort in Massachusetts, am C. River, die Heimat von Hawthorne, Emerson, Thoreau und den Alcotts, mit (1890) 4427 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774 sowie dadurch, daß hier 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein 1835 errichteter Granitblock erinnert.

Concordantia (mittellat.), s. Konkordanz.

Concordia (lat.), Eintracht, Einklang, Harmonie; Name mehrerer Schriften, in denen kirchliche Lehrsätze der protestantischen Kirche, worüber sich streitende Parteien vereinigt hatten, aufgestellt wurden. Am bekanntesten ist die Wittenberger C. von 1536, welche die Abendmahlsstreitigkeiten beilegen sollte. Vgl. Konkordienbuch und Konkordienformel.

Concordia, 1) Departementshauptstadt in der argentin. Provinz Entre Rios, am schiffbaren Yuquery, unweit des Uruguay, Dampferstation und Station der Ostbahn, welche die Salto grande genannten Stromschnellen umgeht und C. mit dem aufwärts am Fluß gelegenen La Cruz verbindet, hat eine Straßenbahn, Ölmühlen, Schlachthäuser, starke Ausfuhr von Pökelfleisch und Paraguaythee und (1890) 11,500 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Cloud im nordamerikan. Staat Kansas, am Republican River, mit Normalschule des Staates und (1890) 3184 Einw.

Concordia, bei den Römern die Göttin der Eintracht, welcher mehrmals nach Verfassungskrisen Heiligtümer errichtet wurden. Das berühmteste derselben war der Tempel am Abhang des Kapitols, dessen Unterbau noch erhalten ist. Als C. Augusta wurde C. dann zur besondern Schutzgöttin der kaiserlichen Familie, und ihr Kult gehörte während der Kaiserzeit zu den angesehensten. Ihr Symbol war das Füllhorn. Bisweilen hat sie auch eine Opferschale.

Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, Sprichwort aus Sallust (»Jugurtha«, 10): »Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte«.

Concordia Sagittaria (spr. ßadschi-), Dorf in der ital. Provinz Venedig, Distrikt Portogruaro, am Lemene, hat einen Dom aus dem 10. Jahrh., Baureste der römischen Stadt Concordia und (1881) 1046 (als Gemeinde 2943) Einw.

Concrētum (lat.), s. Konkret.

Concurrence déloyale (franz., spr. kongkürrangß' delŏajall', engl. Unfair competition, »unredlicher Wettbewerb«), unbefugter Gebrauch oder Nachahmung des Namens, der Firma, des Fabrikzeichens oder der Verpackungsart eines andern, dessen Waren beliebt sind, behufs Täuschung des Publikums. Ein solches Vorgehen begründet in Frankreich für den berechtigten Träger des Namens ꝛc. einen Entschädigungsanspruch gegen denjenigen, der sich solches hat zu schulden kommen lassen.

Concursus, das Zusammentreffen. C. actionum, das Zusammentreffen mehrerer Ansprüche derselben Person auf Grund des nämlichen Thatbestandes (s. Klagenkonkurrenz); c. creditorum, das Zusammentreffen mehrerer Gläubiger desselben Schuldners (s. Konkurs); c. delictorum, das Zusammentreffen mehrerer Verbrechen desselben Thäters (s. Konkurrenz der Verbrechen); c. duarum causarum lucrativarum, das Zusammentreffen mehrerer Rechtsgründe für die unentgeltliche Befriedigung eines Anspruches; c. pluriam ad delictum, das Zusammentreffen mehrerer Personen bei Begehung eines Verbrechens (s. Teilnahme).

Concussio (lat.), s. Erpressung.

Condamine, La, s. Lacondamine.

Condamnation conditionnelle (franz., spr. kongdánaßjóng kongdißjonäl'), s. Bedingte Verurteilung.

Condat (Condate, keltisches Wort, soviel wie Zusammenfluß), ehemaliger Name französischer Orte, s. Coëne, Rennes, St.-Claude; kommt auch in der Form Condé (s. d.) vor.

Condé (spr. kóng-), Name zahlreicher französischer Orte (s. Condat), darunter: 1) (C.-sur-l'Escaut) Stadt und Festung im franz. Depart. Nord, Arrond. Valenciennes, nahe der belgischen Grenze, am Zusammenfluß der Haine und Schelde, am Kanal von C. nach Mons und an der Lokalbahn Somain-Peruwelz, in sumpfiger Gegend, hat ein Arsenal, ein Collège und (1891) 3786 Einw., welche Zichorienfabrikation, Bierbrauerei, Gerberei, Schiffbau und Handel treiben. C., der Stammsitz des gleichnamigen Geschlechts, hatte mehrere Belagerungen zu bestehen. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern und behielten sie im Frieden von Nimwegen. 1793 ward sie nach dreimonatiger Verteidigung von den Österreichern eingenommen. — 2 km nördlich von dieser Stadt liegt das Dorf Vieux-C. mit Steinkohlengruben, Eisenindustrie und (1891) 3466 (als Gemeinde 6977) Einw. — 2) (C.-sur-Noireau) Stadt im franz. Depart. Calvados, Arrond. Bire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, an der Westbahn, mit altem Wartturm, Denkmal des hier gebornen Admirals Dumont d'Urville, Collège, Han-

delsgericht, Gewerbekammer, Museum, bedeutenden Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien, Druckereien, Maschinenfabrikation, Handel und (1891) 6151 Einwohnern.

Condé (spr. kongde), altes und berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt C. (s. oben) war. Gottfried von C. (um 1200), der die Hälfte der Herrschaft C. besaß, war Stammvater der Freiherren von C., die aber schon 1391 mit Johann ausstarben. Die andre Hälfte der Herrschaft C. besaßen zu Gottfrieds Zeiten die Herren von Avesnes; durch Maria Avesnes, Gräfin von Blois (gest. 1241), kam sie an Hugo von Châtillon, Grafen von Saint-Pol. Eine Urenkelin derselben, Johanna, Frau auf C., heiratete 1385 Jakob I. von Bourbon, Grafen von La Marche (gest. 1361), und ward Stammmutter des Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt die Herrschaft C., wovon sein Urenkel Ludwig von Bourbon den fürstlichen Titel annahm; derselbe begründete den C. genannten Seitenzweig des Hauses Bourbon. Vgl. Herzog von Aumale, Histoire des princes de C. (Par. 1869—92, 8 Bde.).

1) Ludwig I. von Bourbon, Prinz von, jüngster Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendôme, Bruder des Königs Anton von Navarra, geb. 7. Mai 1530 in Vendôme, gest. 13. März 1569, machte 1549 den Zug nach Boulogne, das damals England gehörte, dann auch nach Metz, Toul und Verdun mit und war 1552 unter den Verteidigern von Metz. 1556 wohnte er der Schlacht bei St.-Quentin sowie 1558 den Belagerungen von Calais und Diedenhofen bei. Beim Ausbruch der Religionskriege, in welchen sich zugleich die Häuser Bourbon und Guise bekämpften, stellte sich C. mit Coligny an die Spitze der Hugenotten. Da er bei der Verschwörung von Amboise, welche die Gefangennahme des Königs zum Zweck hatte, beteiligt war, wurde er 30. Okt. 1560 in Orléans verhaftet und in summarischer Weise zum Tode verurteilt, aber durch den Tod Franz' II. gerettet. Er trat seitdem offen an die Spitze der Hugenotten und eröffnete den Krieg 1562 mit Wegnahme von Orléans, Rouen und andern Städten. Am 19. Dez. 1562 bei Dreux von dem Herzog von Guise geschlagen und gefangen genommen, ging er den ungünstigen Frieden von Amboise (19. März 1563) ein, um sich die Freiheit und damit die Rückkehr zu seinen Vergnügungen und Ausschweifungen zu erkaufen. C. kämpfte darauf für die Regierung vor Havre gegen die Engländer, sah sich aber durch die zweideutige Haltung der Katharina von Medici zu neuen Feindseligkeiten gedrängt. Nach einem vergeblichen Versuch, sich des Königs Karl IX. zu Monceaux zu bemächtigen (1567), erschien er vor Paris, doch ohne Erfolg, und belagerte nach der Schlacht bei St.-Denis (10. Nov.) mit deutschen Hilfstruppen Chartres, worauf 23. März 1568 zu Longjumeau abermals Friede geschlossen wurde, der aber wieder keinen Bestand hatte. Schon Ende 1568 standen sich die Parteien abermals in Waffen gegenüber. Am 13. März 1569 kam es in der Nähe von Jarnac zur Schlacht, in welcher die Hugenotten unter Colignys und Condés Anführung von dem vom Herzog von Anjou befehligten katholischen Heer geschlagen wurden. C. selbst wurde verwundet und gefangen und von Montesquiou, dem Anführer der Schweizergarde, niedergeschossen. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Eleonore de Roye, einer Nichte Colignys (geb. 1535, gest. 23. Juli 1564), die Mutter von acht Kindern wurde und ihren Gemahl hauptsächlich zum standhaften Ausharren für die Hugenotten bewog (vgl. Delaborde, Éléonore de Roye, princesse de C., Par. 1876), dann mit Franziska von Orléans, des Franz von Orléans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm drei Söhne schenkte und 11. Juni 1601 starb. Vgl. »Memoires de Louis de Bourbon, prince de C.« (Straßb. 1589, 3 Bde.; Par. 1743, 6 Bde.).

2) Heinrich I., Prinz von, Herzog von Enghien, geb. 29. Dez. 1552 in La Ferté-sous-Jouarre, gest. 5. März 1588, ältester Sohn des vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny und seines Vetters Heinrich von Navarra 1570 bei Arnay-le-Duc; aus der Metzelei der Pariser Bluthochzeit rettete ihn nur der Übertritt zur katholischen Kirche, zu dem er sich aber erst im Oktober entschloß. Nach dem Tode Karls IX. trat er zum Calvinismus zurück, warb in Deutschland und England Truppen, trat an die Spitze der Hugenotten und erzwang 1576 von dem Hofe für die Reformierten Gewissensfreiheit und unbeschränkte öffentliche Religionsübung; 1577 aber brach der Krieg wieder aus. C. nahm zwar die Festung La Fère in der Picardie, war aber bald genötigt, in Deutschland, England und den Niederlanden Hilfe zu suchen. Unterdes hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt, wodurch auch C. 1580 zur Niederlegung der Waffen genötigt wurde. Aber 1585—86 stand er wieder in Waffen, mußte 1585 nach einem mißlungenen Sturm auf Angers nach Guernsey flüchten, entschied aber mit seiner schweren Reiterei die Schlacht bei Coutras (20. Sept. 1587). Er starb in St.-Jean d'Angely mitten in seinen Bemühungen, sich in Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu gründen.

3) Heinrich II., Prinz von, Herzog von Enghien, Sohn des vorigen und seiner zweiten Gemahlin, Charlotte de la Trémouille, geb. 1. Sept. 1588 nach seines Vaters Tode in St.-Jean d'Angely, gest. 26. Dez. 1646 in Paris. Er kam 1595 an den Hof, wurde als eventueller Thronfolger anerkannt und in der katholischen Religion erzogen. Am 17. Mai 1609 vermählte sich C. mit der schönen Charlotte Margarete von Montmorency, entdeckte aber bald, daß der König diese Heirat nur gestiftet hatte, um die von ihm geliebte Prinzessin in seine Nähe zu bringen. C. floh deshalb mit ihr nach Belgien, von wo er sich, um den Verfolgungen Heinrichs IV. zu entgehen, nach Mailand begab. Erst nach Heinrichs IV. Ermordung zog er 16. Juli 1610 feierlich in Paris ein. Marschall d'Ancres wachsender Einfluß kränkte ihn so, daß er 1614 den Hof verließ und im Juli 1615 zu den Waffen griff. Er erzwang den Vertrag von Loudun vom 20. Jan. 1616, intrigierte aber mit dem rebellischen Herzog von Longueville, bis er 1. Sept. 1616 im Louvre verhaftet und erst nach der Bastille, dann nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Okt. 1619 durch Luynes befreit, war er von nun an ein treuer Diener des königlichen Hauses und focht wiederholt gegen die Reformierten. Die Verurteilung seines Schwagers Montmorency verschaffte ihm einen bedeutenden Güterzuwachs; 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund noch das von Lothringen, befehligte 1636 die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee, mußte aber schon die Belagerung der Grenzstadt Dôle aufgeben und vermochte kaum die Hauptstadt Dijon vor Gallas' Truppen zu retten. 1638 focht er an der spanischen Grenze. Nach Ludwigs XIII. Tode trat er

an die Spitze des Staatsrats. Vgl. Henrard, Henri IV et la princesse de C. (Brüssel 1885).

4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von, der große C. genannt, Sohn des vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, geb. 8. Sept. 1621 in Paris, gest. 11. Dez. 1686 in Fontainebleau, führte bis zum Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Enghien. Er wohnte 1640 der Belagerung von Arras bei, erhielt 1642 den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden, schlug die Spanier bei Rocroi 1643, drang in Flandern und Hennegau ein und nahm Diedenhofen. 1644 eilte er Turenne zu Hilfe nach Süddeutschland, schlug den bayrischen General Mercy in der dreitägigen Schlacht bei Freiburg i. Br. (3.—5. Aug. 1644) und 3. Aug. 1645 bei Allersheim unweit Nördlingen; er selbst wurde verwundet und mußte nach Frankreich zurückkehren. 1646 kommandierte er in den Niederlanden gegen die Spanier und eroberte Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orléans zum ersten Mann Frankreichs. 1647 focht er ohne Glück in Katalonien, war dagegen 1648 siegreich in den Niederlanden, wo er die Schlacht bei Lens 20. Aug. gewann, worauf er durch die Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen wurde. Er stellte sich auf die Seite des Hofes, schloß, als derselbe 6. Jan. 1649 Paris heimlich verlassen, die Stadt ein und brachte den Vertrag von Ruel (1. April) zu stande. Da er sich aber mit den Häuptern der Fronde überwarf und Mazarin zu stürzen drohte, verbanden sich diese gegen den anmaßenden Prinzen und ließen ihn 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, verhaften und nach Vincennes abführen; seine Schwester und ihr Günstling, der Herzog von Larochefoucauld, aber entflohen, und letzterer bewaffnete mit dem Herzog von Bouillon die Stadt Bordeaux wider den Hof. Auch Turenne erklärte sich für die Prinzen und rückte siegreich bis auf eine Tagereise von Vincennes vor, von wo die gefangenen Prinzen nach Le Havre abgeführt wurden. Das Parlament, die Fronde und der Herzog von Orléans forderten die Befreiung der Prinzen, und während Mazarin nach Köln entfloh, trat C. in Paris an dessen Stelle, sah sich aber bald durch die Intrigen der Königin-Mutter und des Kardinals Retz genötigt, Paris zu verlassen, verbündete sich mit den Spaniern, wurde aber von Turenne mit dem königlichen Heer von der Loire bis auf Paris zurückgeworfen. Er behauptete sich 2. Juli 1652 gegen einen Angriff Turennes im Besitz von Paris, verließ es aber 13. Okt., da das Volk von ihm abfiel, und trat als Generalissimus in spanische Dienste; indes die Eifersucht der spanischen Befehlshaber ließ ihn gegen Turenne die Schlacht auf den Dünen (11. Juni 1658) verlieren. Er wurde als Hochverräter zum Tode verurteilt und seiner Güter und Würden verlustig erklärt, erhielt in dem 1659 mit Spanien geschlossenen Frieden zwar völlige Verzeihung und Wiedereinsetzung in die frühern Würden, jedoch erst 1668 wieder ein selbständiges Kommando und eroberte die Franche-Comté. Als 1672 Ludwig XIV. Holland angriff, befehligte C. ein Korps von 30,000 Mann, nahm 4. Juni Wesel und bewerkstelligte 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wurde aber dabei verwundet. Am 11. Aug. 1674 lieferte er den verbündeten Spaniern, Österreichern und Holländern die siegreiche Schlacht bei Seneffe. 1675 erhielt er nach Turennes Tode den Oberbefehl am Oberrhein. Hier nötigte er seinen Gegner Montecuculi, die Belagerung von Hagenau aufzugeben, und entsetzte Zabern; doch zwang ihn Podagra, vom Kriegsschauplatz abzutreten. Er zog sich auf seinen Landsitz zu Chantilly zurück. Vgl. La Coste, Histoire de Louis de Bourbon II du nom, prince de C. (Köln 1695; 3. Ausg., Haag 1738); Desormeaux, Histoire de Louis de Bourbon (Par. 1766—68, 4 Bde.); »Essai sur la vie du grand C. par Louis Joseph de Bourbon, son quatrième descendant« (s. unten 6; Lond. 1806); Fitzpatrick, Great C. and the period of the Fronde (2. Aufl., das. 1874).

5) Ludwig Heinrich, Prinz von, Herzog von Bourbon und von Enghien (unter dem Namen Heinrich von Bourbon bekannt), Urenkel des vorigen, Sohn Ludwigs III. von C., geb. 18. Aug. 1692, gest. 27. Jan. 1740 in Chantilly, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, ward nach Ludwigs XIV. Tode Präsident des Kriegsrats, 1718 Generalleutnant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans, 2. Dez. 1723, ward er Premierminister, als welcher er in der innern und äußern Politik eine thörichte Reaktion gegen alle Bestrebungen Orléans' unternahm. Sein unfähiges und gewissenloses Regiment hatte 11. Juni 1726 seine Verbannung auf das Landgut Chantilly und seine Ersetzung durch Fleury zur Folge. In seiner Muße beschäftigte er sich mit naturwissenschaftlichen Studien.

6) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von, Sohn des vorigen und der Prinzessin Karoline von Hessen-Rheinfels, geb. 9. Aug. 1736, gest. 13. Mai 1818 in Chantilly, erhielt, noch nicht 4 Jahre alt, das Gouvernement von Burgund, nahm an dem Feldzug von 1757 mit Auszeichnung teil und siegte 30. Aug. 1762 unweit Friedberg über den Erbprinzen von Braunschweig. 1771 unterzeichnete er das Memorial an den König sowie den Protest gegen das Edikt vom Dezember 1770, betreffend die Reorganisation der Parlamente, was ihm Verbannung zuzog. Bald zurückgerufen, lebte er meist in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution vertrieb ihn schon 1789 aus Frankreich; er ging nach Brüssel und Turin und bildete 1792 in Koblenz eine Emigrantenarmee, welche sich dem verbündeten Heer bei dem Einfall in Frankreich anschloß. Er kämpfte tapfer, aber ohne erhebliche Erfolge am Oberrhein. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 trat C. in russische Dienste und focht 1799 unter Suworow in der Schweiz gegen die französische Republik. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Lüneviller Frieden genötigt, sein Korps aufzulösen, und ging nach England, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Am 4. Mai 1814 kehrte er nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Nach der zweiten Restauration zog er sich nach Chantilly zurück. Er erbaute das Palais Bourbon, in welchem die Deputiertenkammer tagt. C. schrieb: »Essai sur la vie du grand C.« (Lond. 1806). Vgl. Chamballand, Vie de Louis Joseph, duc de C. (Par. 1819—20, 2 Bde.).

7) Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von, Sohn des vorigen, geb. 13. April 1756, gest. 29. Aug. 1830, schlug sich 1780 mit dem Grafen von Artois, nachmaligem König Karl X., und ward deshalb nach Chantilly verwiesen. In demselben Jahre trennte er sich von seiner Gemahlin Louise Marie Therese von Orléans, die er aus dem Kloster entführt und die

ihm den unglücklichen Herzog von Enghien geboren hatte, unternahm 1782 mit dem Grafen von Artois die Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Später kämpfte er mit Auszeichnung in den Reihen der Emigrierten. Von 1800—1814 lebte er in England, nach seiner Rückkehr nach Frankreich größtenteils in Chantilly mit der Frau seines Adjutanten Barons Feuchères, Sophie Dawes, geborne Clarke, einer englischen Abenteuerin der gemeinsten Art. Nach dem Sturz Karls X. huldigte C. dem König Ludwig Philipp. Bald darauf wurde er in seinem Palast in Paris an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhängt gefunden; kurz vorher hatte er seinen Paten, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt und der Baronin Feuchères 2 Mill. Frank und zwei seiner Güter vermacht. Die Ärzte erklärten, daß der Prinz durch Selbstmord geendet habe; die Seitenverwandten der Condés, die Prinzen von Rohan, und die öffentliche Meinung beschuldigten aber Ludwig Philipp der Erbschleicherei und die Feuchères des Mordes. Dennoch wurde gegen die Feuchères, als eine Voruntersuchung ohne Resultat blieb, keine kriminalgerichtliche Verfolgung eingeleitet, und der Herzog von Aumale gelangte in den Besitz der Condéschen Güter; dessen ältester Sohn, Ludwig (geb. 1845, gest. 1866), führte auch den Titel eines Prinzen von C. Vgl. Billault de Gerainville, Histoire de Louis Philippe, Bd. 3 (Par. 1875). Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.; seine rechtmäßige Gemahlin starb 10. Jan. 1822 in Paris.

8) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Condictio (lat.), römische Bezeichnung gewisser Klagerechte auf Vermögensleistungen, die von einer Form des altrömischen Prozesses herrührt, nach welcher der Prozeß mit der Aufforderung (condictio) des Klägers an den Beklagten zum Wiedererscheinen vor dem judex eingeleitet wurde. Vgl. Baron, Die Condiktionen (Berl. 1881); Derselbe, Geschichte des römischen Rechts, 1. Teil, § 142, Nr. 2; 198 (das. 1884). C. causa data causa non secuta oder c. ob causam datorum, Klage auf Zurückgabe von Sachen, die jemand um eines rechtlichen Zweckes willen, dessen Erreichung vereitelt wurde, in sein Vermögen bekommen hatte; c. certi, Klage auf Zurückgabe eines bestimmten Gegenstandes; c. ex chirographo, Klage aus einer Handschrift; c. ex mutuo, Klage auf Rückzahlung eines Darlehens; c. furtiva, Klage auf Rückgabe von Entwendetem; c. indebiti, Klage auf Rückerstattung einer Zahlung, die man irrtümlich ohne Verpflichtung dazu geleistet hatte; c. ob turpem causam, Klage auf Rückgabe desjenigen, was aus gesetzwidrigem Grund empfangen wurde; c. sine causa, allgemeine Bezeichnung der Klage auf Rückgabe von Sachen, die ohne Rechtsgrund in jemandes Besitz gekommen sind, also die c. causa data, causa non secuta, die c. indebiti ꝛc. umfassend.

Condidit (lat.), er hat gegründet, gestiftet.

Condillac (spr. kongdijack), Étienne Bonnot de Mably de, franz. Philosoph, geb. 30. Sept. 1715 in Grenoble, gest. 3. Aug. 1780 auf seinem Landgut Flux bei Beaugency, aus einer adligen Familie, ward als Abbé Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, 1768 Mitglied der französischen Akademie, die er aber seit dem Tage seiner Aufnahme nicht wieder besucht hat. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit dem »Essai sur l'origine des connaissances humaines« (Amsterd. 1746, 1788; deutsch von Hissmann, 1780). In der Folge erschienen sein vorzüglichstes Werk: »Traité des sensations« (Lond. u. Par. 1754; deutsch von Johnson, Berl. 1870); »Traité des animaux« (Amsterd. 1755); »Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme« (Zweibrücken 1782); »La logique, ou les premiers développements de l'art de penser« (Par. 1781); aus seinem Nachlaß: »La langue des calculs« (1798, neue Ausg. 1877). Seine »Œuvres complètes« erschienen öfters (zuerst Par. 1798, 23 Bde.; dann 1803, 32 Bde.; 1824, 16 Bde.). C. ist der Begründer des Sensualismus, indem er in seinem »Traité des sensations« nicht mehr, wie vorher mit Locke, die innere Wahrnehmung als eine zweite Erkenntnisquelle neben der äußern gelten ließ, sondern aus der letztern als einziger Quelle alle Vorstellungen als Umbildungen der Sinneswahrnehmung (sensations transformées) genetisch abzuleiten suchte. Zu diesem Zweck macht C. die Fiktion, daß einer Marmorstatue nacheinander die einzelnen Sinne gegeben werden, und zwar zunächst der Geruchs-, dann der Tast- und die übrigen Sinne, wodurch die Bildung des Seelenlebens immer reicher und vollkommener werde. Gipfelpunkt desselben ist das Ich als die Gesamtheit aller gehabten Sensationen. Ungeachtet diese Lehre von den Materialisten der Encyklopädie (Diderot, d'Alembert, Holbach) eifrig ergriffen und verteidigt wurde, war C. selbst ein Gegner des Materialismus, da die Materie ausgedehnt und teilbar sei, das Empfinden (und Denken) aber ein einheitliches Subjekt (ein einfaches Seelenwesen) voraussetze. Condillacs Psychologie hat in Frankreich und England großen Einfluß geübt. Vgl. Dewaule, C. et la psychologie anglaise contemporaine (Par. 1892).

Condino, Flecken in Südtirol, Bezirksh. Tione, 441 m ü. M., im gut bebauten Thal des Chiese (Judikarien) gelegen, mit Bezirksgericht, Seidenraupenzucht und (1890) 1437 Einw.

Con discrezione (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Zurückhaltung, besonders in Bezug auf die Begleitung einer Solostimme angewendet.

Conditio (lat.), Bedingung (s. d.); c. sine qua non, Bedingung, ohne welche nicht (nämlich etwas nicht geschehen kann); sub conditione, unter der Bedingung. S. auch Kondition.

Conditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Con dolcezza (ital., spr. -dolzitsch-), musikalische Vortragsbezeichnung: »mit Süßigkeit«, lieblich.

Condom (spr. kongdóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gers, am Zusammenfluß der Baise und der Gèle und an der Südbahn, hat eine schöne gotische Kathedrale (16. Jahrh.) mit Kreuzgang (jetzt Museum), einen ehemaligen Bischofspalast (jetzt Justizgebäude) mit schöner Kapelle, ein Collège, eine Zeichenschule, eine Bibliothek und (1891) 4735 (als Gemeinde 7405) Einw., welche Weberei, Branntweinbrennerei ꝛc. und Handel mit Cerealien, Mehl und Wein treiben. — C. war Hauptstadt der alten gascognischen Landschaft Condomois und Bischofsitz (hiernach führte Bossuet den Bischofstitel, ohne jedoch das Bistum in Besitz zu nehmen). Die Stadt hat in den Hugenottenkriegen sehr gelitten.

Condominium (lat.), Miteigentum, das Eigentum, welches mehreren zusammen an einer Sache zusteht. Vgl. Kondominat.

Condor, Goldmünze in Chile, nach dem Gesetz vom 9. Jan. 1851 = 10 Pesos zu $^{9}/_{10}$ fein mit 13,728 g Gold = 38,3 Mk.; in Neugranada seit 1873 mit 14,76 g

Gold, auch in halben und Fünftel-Stücken, laut Gesetz vom 18. Juli 1857 die halbe Onza = 50 Frank oder 40,5 Mk.

Condorcet (spr. kongdorßä), Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, franz. Gelehrter, geb. 17. Sept. 1743 in Ribemont bei St.-Quentin, gest. 6. April 1794, widmete sich vorzugsweise mathematischen Studien und erlangte, seit 1762 in Paris wohnhaft, durch seinen »Essai sur le calcul intégral« (1765), den er nachmals in erweiterter Form mit dem später erschienenen »Mémoire sur le problème des trois corps« in seinen »Essais d'analyse« veröffentlichte, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren beständiger Sekretär er 1777 ward. Er schloß sich mit Leidenschaft den Encyklopädisten und später der Revolution an, gab mit Cerutti die Zeitschrift »Feuille villageoise« heraus, worin er die Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatsverhältnisse in populärer Weise vortrug, wurde von der Stadt Paris in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und im Februar 1792 deren Präsident. Er bekämpfte die Emigration und verfaßte nach dem 10. Aug. die Adresse an die Franzosen und an Europa über die Abschaffung der Königswürde. Als Deputierter des Depart. Aisne im Nationalkonvent stimmte er meist mit den Girondisten. Nach dem Sturz dieser Partei als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward geächtet, fand aber bei einer Freundin, Madame Verney in Paris, 8 Monate lang ein Asyl und verfaßte in dieser Zeit mehrere schriftstellerische Arbeiten, unter andern sein berühmtes Werkchen »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Par. 1794, neue Ausg. 1864; deutsch von Posselt, Tübing. 1796), worin er die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen darlegt. Endlich wurde er im Wirtshaus zu Clamart bei Bourg-la-Reine als verdächtig verhaftet und tags darauf tot (durch Gift) im Kerker gefunden. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Garat und Cabanis (Par. 1804, 21 Bde.) und F. Arago unter Mitwirkung von A. Condorcet und O'Connor (das. 1847—49, 12 Bde.). Condorcets Briefwechsel mit Turgot gab Henry heraus (Par. 1883). Vgl. Robinet, C., sa vie et son œuvre (Par. 1893).

Condotta (ital.), Führung, Anführung (auch im Kriege), Geleit; Transport; Fracht (per c. di N., durch den Frachtführmann N.).

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerscharen während der Kriege des 14. und 15. Jahrh. in Italien, die für die Aussicht auf Sold und Beute jeder Partei dienten, oft auch auf eigne Hand, um zu plündern und zu brandschatzen, Krieg begannen. Zu den berühmtesten gehörten Franz von Carmagnola im Anfang des 15. Jahrh. und Franz Sforza, welcher sich mit Hilfe seiner Banden zum Herzog von Mailand aufschwang.

Condrieu (spr. kongdrih), Stadt im franz. Depart. Rhône, Arrond. Lyon, am Rhône und an der Lyoner Eisenbahn, hat 3 Kirchen und (1891) 1825 Einw., welche Fabrikation von Hüten, Seidenwaren und Spitzen treiben und guten weißen Wein bauen. C. ist Geburtsort von Janin.

Condroz (spr. kongdrs), fruchtbare Landschaft in Belgien, im Altertum von den Condrusen (s. d.) bewohnt, umfaßt den östlichen Teil der Provinz Namur und den südwestlichen der Provinz Lüttich, wird durch die Maas von der Landschaft Hesbaye getrennt und zerfällt in Ober-C. (Hauptstadt Huy) und Nieder-C. (Hauptorte Ciney und Dinant).

Condrūsi, Volk, s. Kondrusen.

Conductor (lat.), Mieter, Pachter (s. Miete und Pacht). S. Konduktor.

Condurango, Name mehrerer Pflanzen des nördlichen Südamerika, welche gegen Schlangenbiß, Krebs und Syphilis benutzt werden. Die C. aus Ecuador, Gonolobus C. *Triana*, ist eine noch wenig bekannte Schlingpflanze aus der Familie der Asklepiadaceen, wächst besonders an den Westabhängen der Kordilleren, hat herzförmige, ganzrandige Blätter und Blüten, Früchte und Samen von den der Familie eigentümlichen Formen. Von dieser Pflanze kommt die Rinde als Cortex C. in meist gekrümmten, weniger als 10 cm langen, rinnenförmigen grauen Stücken in den Handel. Sie riecht in frischem Zustand aromatisch, schmeckt bitter und enthält mehrere Glykoside (Condurangin). Man benutzt die Rinde, die seit 1871 bekannt und als Mittel gegen Krebs gerühmt wurde, namentlich gegen Magenleiden. Die C. aus Guancabamba besteht aus dicht behaarten Stengeln der Marsdenia C. *Reichenb.* (s. Tafel »Arzneipflanzen III«) aus derselben Familie. Von einer andern Asklepiadacee, Macroscepis Trianae *Dec.*, stammt die C. aus Neugranada, auch Blätter und Stengel einer mittelamerikanischen Kompositе, Mikania Guako *Humb.*, wurden bisweilen als C. bezeichnet. Vgl. Jukna, Über Condurangin (Dorpat 1889).

Condylarthra, ausgestorbene Huftiere (s. d.).

Condylōma (griech.), soviel wie Feigwarze.

Condys Liquid, eine Lösung von übermangansaurem Natron.

Conegliano (spr. -nelljäno), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Treviso, am Abhang eines Hügels, am Flüßchen Monticano und an den Eisenbahnlinien Venedig-Udine und C.-Vittorio gelegen, ist von Mauern umgeben, hat eine Kollegiatkirche mit Hochaltarblatt von Cima da C., Ruinen eines Kastells, eine Loggia mit Denkmälern von Viktor Emanuel u. a., eine technische und Weinbauschule, Seidengewinnung, Weinbau, Faßbinderei und (1881) 4682 (als Gemeinde 8938) Einw. Nach der Stadt erhielt der Marschall Moncey von Napoleon I. den Titel eines Herzogs von C.

Conejera (spr. -chära), span. Insel in der Gruppe der Balearen, zwischen Mallorca und Cabrera gelegen, 1,7 qkm, gegenwärtig unbewohntes Felseneiland, von zahlreichen Kaninchen belebt (daher der Name, soviel wie Kaninchen-insel), angeblich Geburtsort Hannibals.

Con espressiōne (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung, soviel wie espressivo, mit Ausdruck.

Conestabile della Staffa, Gian Carlo, Graf, ital. Archäolog, geb. 2. Jan. 1824 in Perugia, gest. daselbst 21. Juli 1877, studierte auf der dortigen Universität und widmete sich Altertums- und Kunststudien, die er später hauptsächlich auf die Erforschung des alten Etrurien richtete. Die Ergebnisse seiner Entdeckungen veröffentlichte er in folgenden Werken: »Monumenti di Perugia etrusca e romana« (1855—70, 4 Bde.); »Iscrizioni etrusche e etrusco-latine in monumenti che si conservano nell' I. e R. Galleria degli Uffizi di Firenze« (Flor. 1858); »Pitture murali a fresco e suppellettili etrusche etc. scoperte in una necropoli presso Orvieto« (das. 1865). Sein älterer Bruder besaß eine Madonna Raffaels, welche den Beinamen C. erhielt; sie gehört seit 1871 der Eremitage zu Petersburg.

Coney Island (spr. koni ailänd, »Kaninchen-insel«), kleine Insel südlich von New York, das westlichste Stück der Sandbank, welche in einiger Entfernung vom Lande

an der ganzen Südküste von Long Island (s. d.) hinläuft. Der schönste Teil ist Manhattan Beach mit großen Parkanlagen; eine Eisenbahn verbindet es mit Brighton Beach. West Brighton hat unzählige Schaustellungen. Die ständige Bevölkerung zählt (1890) 3313 Einw., während der Badesaison wird die Insel von mindestens 10 Mill. Menschen besucht.

Confarreatio (lat.), bei den Römern die altpatrizische Form der Eheschließung, wobei dem Jupiter in Gegenwart von Priestern und zehn Zeugen ein Kuchen aus Spelt (far) geopfert wurde.

Confectio carnis citri, s. Zitronat.

Confer (lat., abgekürzt cf. oder cfr.), vergleiche; conferatur, es werde verglichen (beim Hinweis auf zu vergleichende Stellen in Schriften).

Conferva *Link* (Konferve, Wasserfaden), Algengattung aus der Familie der Ulotricheen, mehrzellige grüne Algen, deren walzenförmige Zellen zu ästlosen Fäden verbunden sind und anfangs festsitzen. Alle Zellen sind einander gleich, sämtlich vermehrungsfähig durch Querteilung in je zwei gleiche Tochterzellen, wodurch die Fäden zu beträchtlichen Längen heranwachsen. Diese mit der Gattung Microspora *Lagerh.* nahe verwandten Algen wuchern ungemein üppig und vergrößern sich oft rasch zu schlammigen Watten, welche überall stehende oder fließende Gewässer erfüllen. Als Fortpflanzungsorgane sind Ruhe- u. Schwärmsporen bekannt.

Confessio (lat.), Geständnis (s. d.), Bekenntnis; C. judicialis, gerichtliches; extrajudicialis, außergerichtliches; legitima, rechtsgültiges; pura, reines, uneingeschränktes; qualificata, bedingtes; spontanea, freiwilliges; vi extorta, mit Gewalt erzwungenes Geständnis. C. fidei, Glaubensbekenntnis; C. Augustana, Augsburgische Konfession (s. d.); C. tetrapolitana, »Bekenntnis der vier Städte« (Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen) von 1530.

Confessionarius (lat.), Beichtvater (s. d.).

Confessionis sigillum (lat.), Beichtsiegel (s. d.).

Confessor (lat., »Bekenner«), Ehrenbenennung für diejenigen Christen, welche während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannt hatten, aber, im Gegensatz zu den Märtyrern, mit dem Leben davongekommen waren.

Confetti (ital.), Zuckerwerk, Konfekt; Konfektnachbildung aus Gips, womit die Masken beim Karneval in Rom einander zu bewerfen pflegten.

Confidentiarius (lat.), einer, der sich des Verbrechens der Konfidenz (s. d.) schuldig macht.

Confinäle, Monte, Berggipfel in den Ortler Alpen, erhebt sich 3370 m hoch in dem südlichen, von der Hauptkette durch das Val Zebru getrennten Aste auf italienischem Gebiet, gewährt eine schöne Aussicht auf die Hauptkette und wird von Santa Caterina aus bestiegen.

Confinium (lat.), Grenzscheide, Grenzstrich, Grenzland; s. Konfinien.

Confiserie (franz., spr. tongfiri), Bonbon- und Zuckerwarenfabrik od. -Geschäft, Zuckerbäckerei; Confiseur (spr. -sör), Zuckerbäcker.

Confitĕor (lat.), ich bekenne; im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten. Vgl. Messe.

Conflans (spr. tongflăng), 1) (C.-l'Archevêque oder C.-les-Carrières) Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, zur Gemeinde Charenton gehörig, südöstlich von der Enceinte von Paris, nahe dem Zusammenfluß der Marne und der Seine gelegen (daher C., soviel wie confluent), mit ehemaligem Schloß der Erzbischöfe von Paris (jetzt Klosterpensionat) und 610 Einw. 1465 fanden hier Verhandlungen zwischen Ludwig XI. von Frankreich und der sogen. Ligue (s. d.) statt, welche zu dem Frieden von St.-Maur (s. d.) führten. — 2) (C.-Sainte-Honorine) Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, an der Seine, oberhalb der Mündung der Oise und an der Westbahn, 26 km von Paris, mit einer gotischen Kirche (12. Jahrh.), Steinbrüchen, Weinbau und (1891) 2180 Einw. — 3) Stadt im franz. Depart. Savoyen, s. Albertville.

Confluéntes (lat.), röm. Kastell, s. Koblenz.

Confolens (spr. tongfolăng, lat. Confluentes), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Charente, am Zusammenfluß der Vienne und der Goire und an der Orléansbahn, hat Reste eines Schlosses aus dem 12. Jahrh., eine alte Brücke, zwei schöne Kirchen, ein Collège und (1891) 2670 Einw., welche Papierfabrikation und Handel mit Holz und Vieh treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, welche sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. Die diese Erklärung verweigerten, hießen Nonkonformisten; s. Anglikanische Kirche.

Confort (franz., spr. tongfŏr), s. Komfort.

Confrater (lat., franz. Confrère), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen untereinander; Confraternitas, Brüderschaft (besonders fromme), auch Erbverbrüderung.

Confrérie de la Passion (vollständig: et de la Résurrection Notre Seigneur), Verein, in welchem sich Pariser Bürger zum Zweck theatralischer Aufführungen (sogen. Mystères) verbunden hatten. Die C. wird zuerst 1398 erwähnt, wo sie in St.-Maur-les-Fossés bei Paris spielte. 1402 erhielt sie von Karl VI. ein Privilegium für Paris und die Bannmeile und spielte meist im Hôpital de la Trinité, bis das Parlament, dem Druck der Reformation nachgebend, ihr 1548 die Aufführung geistlicher Stücke untersagte und nur noch mystères profanes gestatten wollte. Die C. spielte seitdem noch zuweilen im Hôtel de Bourgogne, sah sich jedoch durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums gezwungen, ihren Saal seit 1607 berufsmäßigen Schauspielern abzutreten. Vgl. Rigal, Esquisse d'une histoire des théâtres de Paris de 1548 à 1635 (Par. 1887).

Con fuŏco (ital.), musik. Vortragsbezeichnung: mit Feuer, feurig.

Confucius, chines. Weiser, s. Konfutse.

Congaree (spr. tongări), Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entsteht aus dem in Nordcarolina entspringenden Broad River und dem vom südlichen Abhang der Blue Ridge kommenden Saluda, die sich bei Columbia vereinigen, heißt nach seinem Zusammenfluß mit dem Catawba Santee (s. d.).

Congé (franz., spr. tongschĕ), Urlaub, Abschied. Pour prendre c. (abgekürzt p. p. c., »um Abschied zu nehmen«), auf Visitenkarten übliche Formel.

Congelatio (lat.), Erfrierung.

Conger, der Meeraal.

Congerienschichten, jungtertiäre Brackwasserschichten des Wiener Beckens, s. Tertiärformation.

Congiarium (lat.), bei den Römern ein Geschirr, in das ein Congius (s. d.) geht; sodann Bezeichnung der Geschenke an Öl, Wein ꝛc., welche Beamte und Behörden, namentlich aber die Kaiser bei gewissen fest-

lichen Gelegenheiten (Geburtstagen ꝛc.) dem Volk zu teil werden ließen. Vgl. Cocagna und Donativum.

Congius (lat.), altröm. Flüssigkeitsmaß, = 3,283 Lit., wurde eingeteilt in 6 Sextarii oder 72 Cyathi; 8 Congii = 1 Amphora.

Congleton (spr. kongl'tn), Stadt in Cheshire (England), am Dane, mit bedeutender Seidenzeug- und Bandfabrikation, einer Lateinschule und (1891) 10,744 [Einw.

Congo, Fluß und Staat, s. Kongo.

Congo Français, Name der franz. Besitzungen am Gabun und Kongo, seit 1891 amtlich eingeführt, s. Französisch-Kongo.

Con gravità (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Würde, mit Ernst und Nachdruck. Vgl. [Grave.

Con grazia (ital.), mit Anmut.

Congreve (spr. -griw'), 1) William, engl. Dichter, Sprößling eines alten Geschlechts in Staffordshire, geb. 5. April 1670 in Bardsey unweit Leeds, gest. 19. Jan. 1729 in London, besuchte zuerst die Schule zu Kilkenny und darauf die Universität zu Dublin, kam 1688 nach London und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, wandte sich aber daneben mit Eifer der Dichtkunst zu. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er unter dem Namen »Cleophil« den Roman »Incognita, or love and duty reconciled«. Sein erstes Lustspiel: »The old bachelor« (1693), erwarb ihm die Gunst des Lords Halifax und infolge derselben mehrere einträgliche Stellen. Es folgten: »The double dealer« (1693); »Love for love« (1695) und das Trauerspiel »The mourning bride« (1697). Die kalte Aufnahme, die sein Schauspiel »The way of the world« (1700) fand, verleidete ihm aber die Bühne, so daß er nur noch eine Maske: »The judgment of Paris« (1701), und eine Oper: »Semele«, schrieb, außerdem »Miscellaneous poems« (1710) herausgab. Gesammelt erschienen seine Werke London 1710, 1753 u. ö.; am besten von Leigh Hunt (das. 1849); neuestens von A. C. Ewald (das. 1887, 2 Bde.). Ein wohlgeschürzter Knoten, feine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog zeichnen seine Lustspiele aus; aber seine gebildeten Herren handeln wie Spitzbuben, und seine Tragik läßt uns kalt. Unter seinen Gedichten sind wenige von Wert. Er wurde reich und lebte schließlich im Hause der zweiten Herzogin von Marlborough als ihr besonderer Liebling. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch die Angriffe des Bischofs Jeremy Collier auf die Unsittlichkeit der englischen Bühne, speziell seiner Lustspiele, verbittert, allmählich auch durch Gicht und ein Augenleiden. Vgl. Wilson, Memoirs of the life of C. (Lond. 1730); Macaulay, Comic dramatists of the Restauration (in seinen »Essays«); E. Gosse, Life of C. (Lond. 1888). Seine Beeinflussung durch Molière behandelt Bennewitz (»C. und Molière«, Leipz. 1889).

2) Sir William, Artillerist und Ingenieur, geb. 20. Mai 1772 in Woolwich, gest. 15. Mai 1828 in Toulouse, trat früh in den Militärdienst, führte mehrere Verbesserungen im Schleusen- und Kanalbau ein, war auch bei den neuen Einrichtungen im englischen Heerwesen thätig und wurde deshalb Chef des königlichen Laboratoriums. 1824 trat er an die Spitze der englischen Gesellschaft für Gasbeleuchtung auf dem Kontinent, wodurch er aber in Geldverlegenheiten geriet. Die von ihm 1804 erfundenen Brandraketen (s. Raketen) wurden zuerst 1806 vor Boulogne und 1807 vor Kopenhagen, später auch bei der Belagerung von Wittenberg und Danzig, bei Leipzig und bei der Göhrde in Anwendung gebracht. Er erfand auch ein Verfahren, in mehreren Farben zugleich zu drucken (s. Buntdruck), und schrieb: »Elementary treatise on the mounting of naval ordnance« (Lond. 1812); »Description of the construction and properties of the hydropneumatical lock« (das. 1815); »Treatise on the Congreve-rocket system« (das. 1827; deutsch, Weimar 1829).

3) Richard, engl. Philosoph und Schriftsteller, geb. 4. Sept. 1818 in Leamington, Grafschaft Warwick, lebt in London als Führer der einflußreichen philosophischen Schule der Positivisten. Seinen Gymnasialunterricht erhielt er unter der Leitung von Thomas Arnold in Rugby, seine Universitätsstudien machte er in Oxford. Er trat mit Comte (s. d. 1) in persönliche Verbindung und nahm längere Zeit unter dessen Anhängern in England die führende Stellung ein. Nach einer Ausgabe von Aristoteles' »Politik« (1855) veröffentlichte er noch in demselben Jahr »The Roman Empire of the West«, nicht bloß ein Geschichtswerk, sondern eine Art von Manifest zu gunsten des wohlwollenden Despotismus und der Herrschaft des Erleuchteten. Ähnlich ist »Elizabeth of England« (1862). Außerdem schrieb er einen »Catechism of positive religion« (1858, 3. Aufl. 1891) und »Essays, political, social and religious« (1874).

Congrevedruck, s. Buntdruck und Congreve 2).

Congrevemaschine, s. Schnellpresse.

Congrevesche Raketen, s. Raketen.

Congrŭa (sc. portio), »das Zuständige«, das zum standesmäßigen Unterhalt des Inhabers einer geistlichen Pfründe gesetzlich bestimmte Minimum der Jahresrente desselben.

Congrŭus (lat.), übereinstimmend, passend; Congrui jus, Gesetzesrecht, besondere Gattung des Näherrechts; de congruo, nach Billigkeit.

Con gusto (ital.), mit Geschmack.

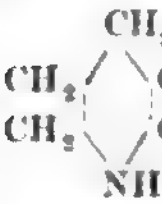
Coni, Provinz und Stadt, s. Cuneo.

Coniferin $C_{16}H_{22}O_8$ findet sich im Safte des in der Bildung begriffenen jungen Holzes der Nadelhölzer und wird erhalten, wenn man zur Zeit der Holzbildung, im Frühjahr und im Anfang des Sommers, frisch gefällte Stämme von Nadelhölzern entrindet, den Kambialsaft durch Abschaben des in der Bildung begriffenen Holzes sammelt, aufkocht, filtriert, verdampft und die ausgeschiedenen unreinen Kristalle reinigt. Es bildet farblose Nadeln mit 2 Molekülen Wasser, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmeckt schwach bitter, ist geruchlos, verwittert an der Luft, schmilzt bei 185°, wird durch Erhitzen mit verdünnten Säuren in Zucker und Coniferylalkohol $C_{10}H_{12}O_3$ gespalten, färbt sich, mit Phenol und konzentrierter Salzsäure befeuchtet, intensiv blau (darauf beruht diese auch an Fichtenholz zu beobachtende Färbung) und gibt mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure Vanillin, welches anfangs aus C., aber bald mit größerm Vorteil aus anderm Material gewonnen wurde.

Coniglobium (lat.), Landkartennetz, womit Kegelformen, als geometrische Figuren gedacht, überzogen werden können.

Coniin $C_8H_{17}N$, Alkaloid, findet sich im Schierling (Conium maculatum *L.*), wahrscheinlich an Äpfelsäure gebunden, in allen Teilen der Pflanze, am reichlichsten in den nicht ganz reifen Früchten und wird aus denselben durch Destillation mit Kalilauge abgeschieden. Die Ausbeute beträgt etwa 1 Proz. C. besitzt die Konstitution von α-Propylpiperidin (s. Formel, S. 800), welches man aus α-Allylpiperidin beim Kochen

mit Alkohol und Natrium erhält. Dies Produkt ist optisch inaktiv, läßt sich aber in zwei Modifikationen zerlegen, von denen die eine wie das natürliche C. die Polarisationsebene des Lichtes nach rechts dreht (erste Synthese eines Alkaloids). Es bildet ein farbloses Öl vom spez. Gew. 0,862 bei 0°, riecht stark, widrig, zu Thränen reizend, schmeckt ekelhaft, scharf, tabakartig, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, verflüchtigt sich an der Luft, siedet bei 166°, kann nur bei Abschluß der Luft unzersetzt destilliert werden, färbt sich an der Luft braun, ist brennbar, reagiert stark alkalisch und bildet mit Säuren kristallisierbare, zerfließliche Salze. C. gehört zu den stärksten Giften und tötet unter allgemeiner peripherischer Lähmung durch Atmungslähmung. Auf der Haut erzeugt es Unempfindlichkeit, und auf Schleimhäute wirkt es ätzend.



Conil, Stadt in der span. Provinz Cadiz, an der Küste des Atlantischen Ozeans, mit Hafen und (1887) 5375 Einw., welche Thunfisch- und Sardellenfang betreiben.

Con impĕto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung, soviel wie impetuoso: mit Ungestüm, Heftigkeit.

Coninxloo, Ägidius (Gillis) van, niederländ. Maler, geb. 24. Jan. 1544 in Antwerpen, gest. im Januar 1607 in Amsterdam, war Schüler von Gillis Mostaert, wurde 1570 Meister, hielt sich 1584—95 in Deutschland auf und ließ sich dann in Amsterdam nieder. Er war einer der Begründer der Gattung niederländischer Landschaftsmalerei, die die Landschaften mit reicher biblischer und mythologischer Staffage versah. In der Liechtensteinschen Galerie zu Wien befindet sich eine Landschaft, in der Kopenhagener Jonas den Niniviten predigend, in der Dresdener eine Landschaft mit dem Urteil des Midas.

Conirostres, soviel wie Kegelschnäbler.

Conisborough Castle (spr. könnisbörro kahsl), s. Doncaster.

Conisterium (lat.), ein Raum in den Palästren der Alten, in dem man den vorher mit Öl eingeriebenen Körper mit Sand oder Staub bestreute, um beim Ringen dem Gegner das Festhalten zu erleichtern.

Coniston, Dorf in Lancashire (England), am 10 km langen malerischen See und am Fuß des Coniston Old Man (802 m) mit (1891) 818 Einw.

Conium *L.* (Schierling), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, zweijährige, hohe, kahle Kräuter mit mehrfach fiederteiligen Blättern, vielstrahligen Dolden, mehr- und kleinblätterigen Hüllen und Hüllchen, weißen Blüten und seitlich zusammengedrückten, eiförmigen Früchten. Zwei Arten, von denen eine in Südafrika und Abessinien, die andre, C. maculatum *L.* (gefleckter Schierling, Erdschierling, Wüterich, Tollkerbel, wilde Petersilie, s. Tafel »Giftpflanzen I«), bei uns wächst. Diese hat eine spindelförmige Wurzel, welche im ersten Jahr nur einen wurzelständigen Blattbüschel, im zweiten einen 1—2 m hohen, rundlichen oder etwas gerillten, hohlen, kahlen, bläulich bereiften, am Grunde meist rot gefleckten Stengel treibt. Die Blätter sind kahl, oberseits dunkelgrün, dreifach gefiedert, die Blättchen lanzettförmig, fiederspaltig glänzend; die Fiedern dritter Ordnung sind lanzettförmig, fast ungeteilt oder eingeschnitten gesägt, die Zähne spitzlich mit einem weißen Stachelspitzchen. Die Blütendolde ist flach, vielstrahlig, die Blüten sind weiß, die Frucht ist grünlichgrau. Die Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich bitter, scharf und ist sehr giftig. Sie findet sich an Hecken, Wegen, auf Schutt durch fast ganz Europa, Nordafrika, Kleinasien, Transkaukasien, Sibirien, eingebürgert in Nord- und Südamerika, immerhin jedoch sehr ungleich verbreitet. Schierling enthält als wirksamsten Bestandteil Coniin $C_8H_{17}N$ (s. d.), dessen Gegenwart sich auch in der getrockneten Pflanze, besonders beim Befeuchten mit Kalilauge, durch einen widerlichen Geruch verrät, außerdem Methylconiin $C_9H_{19}N$ und das durch Aufnahme von Hydroxyl aus ersterm hervorgehende Conhydrin $C_8H_{17}NO$ oder $C_8H_{15}(OH)NH$, auch etwas ätherisches Öl. Am reichlichsten sind diese Alkaloide in den Samen enthalten. Der Schierling kommt häufig in Gärten unter Petersilie vor und kann, solange er noch keinen Stengel hat, mit dieser verwechselt werden; doch geben die Form der Blätter und der beim Zerreiben meist deutlich hervortretende widerliche Geruch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal ab. Er ist für alle Tiere ein heftiges Gift, indem er lähmend auf die motorischen Nerven wirkt; größere Dosen führen durch Lähmung der Atemnerven den Tod herbei. Das Kraut (Herba Conii) wird bei Skrofeln, Drüsengeschwülsten, Krebs ꝛc. äußerlich als schmerzstillendes, die Sensibilität herabsetzendes Mittel benutzt. Als Gegenmittel bei Schierlingsvergiftungen werden Strychnin und Opium angewandt. Die alten Griechen töteten ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank, und auch Sokrates starb auf diese Art; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Die Römer nannten die Pflanze Cicuta. Vgl. Regel, Beiträge zur Geschichte des Schierlings und Wasserschierlings (Mosk. 1876—77).

Conjugātae, Jochalgen, s. Algen, S. 364.

Conjugium (lat.), Ehe.

Conjunctīva (lat.), die Bindehaut des Auges; Conjunctivitis, Bindehautentzündung (s. Augenentzündung).

Conjux (lat.), Gatte, Gattin.

Conkanéehanf, soviel wie Sunhanf, s. Crotalaria.

Conkling, Roscoe, nordamerikan. Staatsmann, geb. 30. Okt. 1829 in Albany (New York), Sohn des Rechtsgelehrten und Kongreßmitgliedes Alfred C., gest. 18. April 1888, erhielt eine vortreffliche akademische Bildung, trat 1846 in Utica in ein Rechtsanwaltsbüreau ein und ward 1849 zum Attorney von Oneida County ernannt. Als Advokat erwarb er sich einen großen Ruf und erlangte auch in politischen Dingen als eifriger Republikaner bedeutenden Einfluß, so daß er 1858 zum Mayor von Utica und 1859 zum Mitglied des Kongresses gewählt wurde. Er bewährte sich als trefflicher Redner und Parteiführer und trat mit Energie und Erfolg für eine entschlossene, thatkräftige Kriegführung während des Bürgerkrieges ein. 1867 ward er Mitglied des Senats für New York, in welchem er Grants Verwaltung und seine Politik gegen den Süden mit seinem ganzen persönlichen Einfluß verteidigte; allerdings machte er sich auch zum Anwalt der immer ärger werdenden Korruption der Beamten und der republikanischen Kongreßmitglieder. 1876 wurde er von den strengen Republikanern als Kandidat für die Präsidentschaftswahl aufgestellt, erhielt aber nicht die Majorität. Wegen seiner Opposition gegen Garfield verlor er 1881 seine Stellung als Senator. Dagegen ernannte ihn der Präsident Arthur 1882 zum Mitglied des obersten Gerichtshofs.

Conlie (spr. konglí), Flecken im franz. Depart. Sarthe, 24 km nordwestlich von Le Mans, an der

Teilbahn, mit (1891) 1267 Einw. Im Kriege von 1870/71 bekannt geworden durch das Lager von C., das im Herbst 1870 zur Ausbildung neu ausgehobener Truppen der Republik, namentlich aus den westlichen Departements, errichtet ward und 50—60,000 Mann aufnahm. Nach der Schlacht von Le Mans (12. Jan. 1871) wurde das Lager von den Deutschen besetzt.

Con moto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: bewegt.

Conn., Abkürzung für Connecticut (Staat).

Connaissance (franz., spr. -näßángß'), Kenntnis, Bekanntschaft.

Connaissance des temps, die seit 1769 vom Bureau des longitudes in Paris jährlich herausgegebenen Ephemeriden, welche auch ein Verzeichnis geographischer Ortsbestimmungen enthalten.

Connaissement (franz., spr. könäßmáng), s. Konnossement.

Connaught (spr. könnáht), die nordwestlichste und kleinste der vier Provinzen Irlands, mit einem Areal von 17,773 qkm (322,8 QM.), verlor erst 1590 ihre Unabhängigkeit und ist der am reinsten keltische Teil der Insel, wo 1881: 44,6 Proz. der Bewohner sich der irischen Sprache bedienten (gegen 39 Proz. im J. 1871). Nirgends in Irland steht es schlimmer um die Volksbildung (1891 waren 25,5 Proz. der über 7 Jahre alten Bevölkerung ohne jede Schulbildung), und wohl nirgends ist die Armut größer. Die Bevölkerung nimmt rasch ab (1891: 724,774 Einw. gegen 1,420,706 im J. 1841); 95,5 Proz. sind römisch-katholisch. C. umfaßt die Grafschaften Galway, Leitrim, Mayo, Roscommon und Sligo. Die Hauptstadt ist Galway (s. Irland). — C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, darauf von den Iren wiedergewonnen, später aber wieder von den Engländern unterworfen wurde. — 1874 wurde der dritte Sohn der Königin Viktoria, Prinz Arthur William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850, zum Herzog von C. ernannt; derselbe vermählte sich 13. März 1879 mit der Prinzessin Margarete von Preußen, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, wurde 1886 zum Höchstkommandierenden der Armee von Bombay in Indien ernannt, kehrte Ende 1889 nach England zurück und übernahm das Kommando des Süddistrikts von England. 1893 wurde er zum Kommandeur des Lagers von Aldershot ernannt.

Conneaut (spr. könne-ǎut), Ort in der Grafschaft Ashtabula des nordamerikan. Staates Ohio, 3 km vom Eriesee, Verschiffungshafen für Ackerbauprodukte, mit (1890) 3241 Einw.

Connecticut (spr. konnéttikŏt, abgekürzt Conn.), einer der 6 Neuenglandstaaten und der 13 ursprünglichen Staaten der nordamerikanischen Union, zwischen 41—42° 3′ nördl. Br. und 71° 55′—73° 50′ westl. L. v. Gr., wird im N. von Massachusetts, im O. von Rhode-Island, im S. von dem Long Island-Sund und im W. von New York begrenzt und hat ein Areal von 12,925 qkm (234,7 QM.). Die Oberfläche ist hügelig, doch betragen die höchsten Erhebungen nicht über 300 m. Vier Hügelreihen durchziehen den Staat in nord-südlicher Richtung: die Taghanic und Hoosac Mountains auf beiden Seiten des Housatonicflusses im W., die Talcott und Chain Hills auf beiden Seiten des Connecticut (s. den folg. Art.) in der Mitte. Geologisch gehört das Land zur archäischen Formation, und im Thale des Connecticut finden sich auch triassischer Sandstein und posttertiäre Terrassen. Gletscherspuren der Eiszeit kommen vereinzelt vor. Die wichtigsten Flüsse sind: Housatonic, Connecticut und Thames, deren Mündungen gute Häfen bilden. Das Klima ist gesund, aber raschen Wechseln und großen Gegensätzen von Wärme und Kälte unterworfen. Auf Schwindsucht entfallen 16 Proz. aller Todesfälle. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,7° C., im Winter —4,6°, im Sommer 22,1° C. Die Bevölkerung betrug 1890: 746,258 Köpfe (369,538 männlich, 376,720 weiblich), darunter 12,302 Farbige, 272 Chinesen, 228 Indianer. Im Ausland geboren waren 183,601, davon 28,176 in Deutschland. Die öffentlichen Schulen hatten 1891: 4149 Lehrkräfte (3319 weibliche), 148,319 weiße und 1432 farbige Schüler. Außerdem gibt es zahlreiche Mittelschulen, eine Normalschule des Staates zu New Britain und 3 Colleges mit 2328 Studierenden, darunter die Yale University zu New Haven mit 187 Lehrern, 1930 Studierenden und einer Bibliothek von 200,000 Bänden. Theologische Institute bestehen in Hartford und Middletown, eine Taubstummenanstalt zu Hartford, Krankenhäuser in New Haven und Hartford, Irrenhäuser in Middletown und Hartford u. a. Es erscheinen im Staate 207 Zeitungen. Der im allgemeinen wenig gute Boden eignet sich mehr für Gras- als für Ackerland; 53 Proz. der Oberfläche sind Acker und Wiesen, 21 Proz. Wald, die Hügelstriche sind zum Teil sehr unfruchtbar. Mit Getreide waren 1891 bestellt 34,278 Hektar, davon 16,178 Hektar mit Mais, 9771 Hektar mit Hafer, der Rest mit Roggen, Buchweizen u. a.; ferner mit vortrefflichem Tabak (1890: 9,603,000 Pfd.), Kartoffeln; sehr stark ist der Obstbau. Der Viehstand betrug 1890: 43,764 Pferde, 240,000 Rinder, 45,824 Schafe, 60,000 Schweine. Fischerei wird an der Küste mit Erfolg betrieben, der früher bedeutende Walfischfang beschäftigte 1890 nur 4 Boote von 402 Ton. Von Metallen gewinnt man nur Kupfer und Eisen, ferner Kalk, Marmor, Thon und Porzellanerde, hydraulischen Kalk, Schiefer, Granit, Sandstein ꝛc. Dagegen ist die sehr vielseitige Industrie in stetigem Aufschwung. Am bedeutendsten sind die 65 Baumwollfabriken mit 18,933 Webstühlen, 934,155 Spindeln und 13,411 Arbeitern (Produktion 15,409,476 Doll.), die 98 Wollfabriken mit 3640 Stühlen, 229,982 Spindeln, 1205 Strickmaschinen und 13,047 Arbeitern (20,843,965 Doll.), 35 Seidenfabriken mit 1168 Stühlen, 141,176 Spindeln und 5076 Arbeitern (8,123,561 Doll.), ferner zahlreiche Fabriken für Kurzwaren, Messing- und Kupferwalzwerke, Gießereien und Maschinenbauanstalten, Fabriken für Korsetts, Hüte und Mützen, plattierte Waren, Standuhren, Gummiwaren ꝛc. Der Handel ist bedeutend; der wichtigste Hafen ist New Haven, nächstdem New London, Fairfield, Middletown und Stonington. Die Handelsflotte zählte 1889: 796 Fahrzeuge (168 Dampfer) von 119,302 Ton. Zahlreiche, den Staat von N. nach S. durchschneidende, untereinander verbundene Eisenbahnlinien fördern den lebhaften Verkehr; von elektrischen Bahnen bestehen 12 km. Nach der Verfassung von 1818 (später abgeändert) steht an der Spitze ein auf 2 Jahre gewählter Gouverneur mit einem Senat aus 24 und einem Repräsentantenhaus aus 250 Mitgliedern, erstere auf 2 Jahre, letztere auf 1 Jahr gewählt. Die Richter werden durch das Repräsentantenhaus auf 8 Jahre ernannt. Zum Senat der Union entsendet C. zwei, zum Repräsentantenhaus vier Mitglieder, bei der Wahl des Bundespräsidenten hat es sechs Stimmen. Die Schuld des Staates betrug 1890:

3,740,200, die der Grafschaften 30,547, der Städte 18,822,371, der Schuldistrikte 1,610,360 Doll. Eingeteilt wird C. in 8 Grafschaften; Hauptstadt ist Hartford. — Die Holländer errichteten 1633 ein Fort am Connecticutfluß (s. den folg. Art.). 1636 ließen sich dort Kolonisten aus Massachusetts nieder und gründeten die Kolonien C. und New Haven. Sie nahmen 1639 eine Verfassung an, die nach der Vereinigung beider Kolonien 1665 durch eine von Karl II. erlassene ersetzt wurde und bis 1818 in Kraft blieb. Den ursprünglich puritanischen Charakter der Bevölkerung hat die seit 1850 stark einsetzende Einwanderung völlig verwischt. Vgl. Dwight, History of C. (New York 1841); Hollister, The history of C. (New Haven 1855); Johnston, History of C. (Boston 1887).

Connecticut River (spr. tonnettikŏt riwwer, v. indian. Quonectacat, »langer Fluß«), der Hauptfluß der Neuenglandstaaten in Nordamerika, entsteht in einem kleinen See an der Grenze Kanadas, fließt in südlicher Richtung, die Grenze zwischen Vermont und Hampshire bildend, dann durch Massachusetts u. Connecticut, um schließlich nach einem Laufe von 542 km in den Long Island-Sund zu münden. Sein Stromgebiet hat 26,500 qkm Oberfläche. In seinem Oberlauf bildet der Fluß zahlreiche Schnellen und Wasserfälle und ist oft zwischen steilen Felswänden eingehemmt, wie bei den Bellows Falls; bei Holyoke aber tritt er in ein breites Thal ein. Der Unterlauf liegt abermals zwischen steilen Ufern. Größere Schiffe gehen bis Middletown (48 km), kleinere von 2,5 m Tiefgang bis Hartford (70 km), kleine Boote aber, welche die Fälle in Kanälen umgehen, 300 km weiter, bis zur Mündung des Wellsflusses.

Connellsville, Stadt in der Grafschaft Fayette des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Youghiogheny River, gegenüber New Haven, hat Eisen- und Messinggießerei, Wagenbau, Kohlenbergwerke und Koksöfen und (1890) 5629 Einw.

Connemara, Landschaft in der irischen Provinz Connaught, der westliche Teil der Grafschaft Galway (s. d.), am Atlantischen Ozean, wegen ihrer wilden Szenerien mit Bergströmen, Seen und Wasserfällen gewöhnlich die Irischen Hochlande genannt. Ihren Namen (»Land der Baien«) verdankt sie den zahlreichen Baien an der Westküste, von denen 20 Schiffen jeder Größe zugänglich sind. In den Bergen von C., welche zahlreiche Gruppen und einzelne durch tiefe und enge Thäler getrennte Höhen bilden, sind die Twelve Pins (730 m) die bedeutendsten Erhebungen. Gesucht sind die in C. gezüchteten Ponies.

Connersville, Hauptstadt der Grafschaft Fayette im nordamerikan. Staat Indiana, Bahnknotenpunkt, hat mehrere höhere Schulen, Fabriken und (1890) 4548 Einw.

Connétable (franz. spr. -tábl', v. lat. comes stabuli, Stallmeister, altfranz. cuenstables). Der comes stabuli war derjenige Beamte des oströmischen Kaiserhofs, welchem die Aufsicht über die Marställe, gewöhnlich zugleich der Oberbefehl über die kaiserliche Reiterei übertragen war. Die fränkischen Könige nahmen mit der byzantinischen Hofeinrichtung diese Hofwürde auf. Unter den Kapetingern entwickelte sich das Amt des C. zu dem eines Befehlshabers über das ganze Landheer mit der Gerichtsbarkeit über alle Heeresangehörigen. Der C. war Reichswürdenträger und Großschwertträger des Königs, er stand über den Marschällen von Frankreich und selbst über den Prinzen. Matthäus II. von Montmorency (12. Jahrh.) war der erste C. in diesem Sinne; das Amt wurde auch von Prinzen, wie Karl von Bourbon, bekleidet. Ludwig XIII. hob nach des tapfern Lesdiguières Tode (1627) die Connetablewürde auf. Napoléon I. ernannte 1804 seinen Bruder Ludwig zum C. des Reichs und Berthier, Fürsten von Wagram und Neuchâtel, zum Vizeconnetable. Unter der Restauration ging die Würde wieder ein. Auch die mächtigern französischen Großen hatten ihre Connétables, deren Würde nicht erblich war. Connétablie bedeutet sowohl die Würde des C. als das Gericht desselben, Marschallsgericht. Aus C. ist das englische Constable (s. d.) entstanden.

Connubium (lat.), Verheiratung, Ehe; das Recht, sich mit jemand oder untereinander zu verheiraten.

Cönobial (griech.-lat.), auf Klöster (coenobia) bezüglich; Cönobiarch, Klostervorsteher.

Cönobiten (griech. Koinobiten, »in Gemeinschaft Lebende«), im 4. Jahrh. in Ägypten diejenigen Mönche, welche, in Städten oder auf dem Lande, in Gebäuden (Cönobien) zusammenlebten, zum Unterschied von den Anachoreten (s. d.), welche einzeln und abgesondert in Einöden lebten. Vgl. Kloster.

Cönobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben, daher soviel wie Kloster; in der Botanik eine zu einer Gemeinschaft vereinigte Zellfamilie gleicher Abstammung bei vielen niedern Algen, wie z. B. Volvox (s. d.).

Conolly, John, Irrenarzt, geb. 27. Mai 1794 in Market-Rasen in Lincolnshire, gest. 5. März 1866 in Hanwell, studierte zu Edinburg, praktizierte einige Zeit als Arzt, war 1828—31 Professor der Medizin in London und wurde 1839 Arzt und Dirigent in der Irrenanstalt Middlesex Asylum zu Hanwell. Hier führte er bis 1843 das von ihm so genannte Non-restraint-System ein, welches die Anwendung mechanischer Zwangsmittel bis auf einzelne Ausnahmefälle vollständig verwirft. 1843 legte er seine Stelle nieder, suchte aber die Sache der Irren unausgesetzt zu fördern und beteiligte sich auch an der Gründung des Idiotenasyls in Earlswood. Sein »Treatment of the insane without mechanical restraints« (Lond. 1856; deutsch von Brosius, Lahr 1860) wurde anfangs allgemein angefeindet, gewann aber allmählich immer mehr Freunde, bis endlich Conollys System überall, wenn auch mehr oder weniger modifiziert, zur Durchführung gelangte. Er schrieb noch: »Inquiry concerning the indications of insanity« (1830); »Construction and government of lunatic asylums« (1847); »Study of Hamlet« (1863).

Conon von Bethune, altfranz. Minnesinger, geb. um 1150, gest. 17. Dez. 1224. (Der Name Conon, Nom. Cuenes, ist das deutsche Kuno.) C. soll zuerst die Gräfin Maria von Champagne besungen haben, was freilich jetzt bezweifelt wird. Er machte den dritten Kreuzzug mit und war als Verwandter des Kaisers Balduin einer der Führer des vierten. Wir haben von ihm zehn Lieder, die Wallenskold (Helsingfors 1891) herausgegeben hat.

Conophallus titanum *Beccari*, s. Amorphophallus.

Conquassatio (lat.), die Quetschung.

Conques (spr. tongk'), Flecken im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Rodez, am Dourdou, mit ehemaliger reicher Benediktiner-Abtei, romanischer Kirche (11. Jahrh.) mit merkwürdigen Skulpturen am Portal u. reichem Kirchenschatz (mittelalterliche Goldschmiedearbeiten) und (1891) 530 Einw.

Conquisitōres (lat.), bei den alten Römern Werbeoffiziere, welche bei eintretendem Mangel an Soldaten den Auftrag erhielten, alle zum Kriegsdienst Tauglichen aufzusuchen und in das Heer zu berufen.

Conrad, 1) Timothy Abbot, Konchолog und Paläontolog, geb. 1803 im Staat New Jersey, gest. 9. Aug. 1877 in Trenton, war 1837 Staatsgeolog von New York und 1838—41 Staatspaläontolog. Er schrieb: »Fossil shells of the tertiary formations of the United States« (1832, Nachtrag 1834); »Monography of the Unionoidae of the United States« (1834—59, Bd. 1—12); »Palaeontology of the State of New York« (1838—40); »Palaeontology of the Pacific Railroad Survey in California« (1854); »Palaeontology of the Mexican Boundary Survey« (1854). C. nahm auch an der Natural History Survey des Staates New York 1838—45 teil.

2) Johannes, Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1839 in Westpreußen, wo sein Vater Gutsbesitzer war, widmete sich anfangs der Landwirtschaft, studierte hierauf Naturwissenschaften sowie in Berlin und Jena Staatswissenschaften, machte hierauf größere Reisen in Italien, England, Frankreich, Polen, Ungarn, habilitierte sich 1868 als Privatdozent in Jena, wurde 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1872 als Ordinarius nach Halle berufen. Er schrieb: »Liebigs Ansicht von der landwirtschaftlichen Bodenerschöpfung« (Jena 1864); »Untersuchungen über den Einfluß von Lebensstellung und Beruf auf die Mortalitätsverhältnisse« (das. 1878); »Das Universitätsstudium in Deutschland« (das. 1884); »Die Statistik der landwirtschaftlichen Produktion«, »Findelanstalten«, »Rodbertus' Rentenprinzip«, »Agrarstatistische Untersuchungen« und andre Abhandlungen in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, die er 1872—1878 in Gemeinschaft mit Bruno Hildebrand, dann bis 1891 allein redigierte; jetzt gibt er sie in Gemeinschaft mit Elster, Lexis und Loening, ebenso mit diesen zusammen das »Handwörterbuch für Staatswissenschaften« (Jena 1891 ff.) heraus. Ferner veröffentlicht er seit 1877 die »Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle«, welch letzteres unter seiner Leitung steht.

3) Michael Georg, Schriftsteller, geb. 5. April 1846 zu Gnodstadt in Franken, studierte neuere Sprachen und Pädagogik, war dann drei Jahre als Lehrer in Genf, darauf in Paris journalistisch thätig und ließ sich später in München nieder. Hier begründete er 1885 die Zeitschrift »Die Gesellschaft«, die der sogen. naturalistischen Schule und Richtung in Kunst und Leben zum Organ dient. In seinen eignen Schriften vertritt er dieselbe Richtung, sein Ideal ist Hutten, aber er liebt auch Zola, Richard Wagner und Nietzsche. Von seinen Schriften sind anzuführen: »Parisiana. Plaudereien über die neueste Litteratur und Kunst der Franzosen« (Münch. 1880); »Französische Charakterköpfe« (Leipz. 1881, 2 Tle.); »Madame Lutetia«, neue Pariser Studien (das. 1883); »Flammen. Für freie Geister« (das. 1882); »Lutetias Töchter« (das. 1883); »Totentanz der Liebe«, Münchener Novellen (das. 1884); »Die klugen Jungfrauen«, Roman (das. 1889, 3 Bde.); »Was die Isar rauscht«, Münchener Roman (das. 1889, 2 Bde.); ferner das Lustspiel »Die Emanzipierten« (das. 1888) und das Drama »Die Firma Goldberg« (das. 1889), beide mit L. Wilfried; »Fantasio«, Novellen (das. 1889); »Deutsche Weckrufe« (das. 1890); »Die Beichte der Narren« (das. 1890); »Gelüftete Masken« (das. 1891). In »Bergfeuer. Evangelische Erzählungen« (Münch. 1893) hat es C. unternommen, die Geschichte des Neuen Testaments mit »modernem« Geist vorzutragen. [ßen (s. d.).

4) Schriftstellername des Prinzen Georg von Preu-

Conrad von Eybesfeld, Siegmund, Freiherr, österreich. Unterrichtsminister, geb. 1821 zu Krainberg in Steiermark, studierte in Graz die Rechte und trat in den Staatsdienst, in welchem er rasch aufrückte; 1854 ward er mit dem Prädikat v. Eybesfeld in den Adelstand erhoben. Er war damals Statthaltereirat in Temesvár, wurde darauf Vizepräsident der Statthalterei in Venedig, dann Landespräsident in Krain, 1871 Statthalter in Oberösterreich und zuletzt in Mähren. Da er zur klerikal-feudalen Partei hinneigte, wurde er 15. Febr. 1880 zum Unterrichtsminister im Ministerium Taaffe ernannt, nahm aber 1885 seinen Abschied, weil er die Ansprüche der Klerikalen und der Tschechen doch nicht befriedigte. Nach seinem Sturz wurde er ins österreich. Herrenhaus berufen, wo er sich zur Mittelpartei hält.

Conräder, Georg, Maler, geb. 8. Mai 1838 in München, besuchte von 1856 ab die dortige Akademie und schloß sich der Richtung Karl Pilotys an. 1859 trat er mit einem durch charaktervolle Gestalten und große Kraft des Kolorits hervorragenden Bilde: Tilly in der Totengräberwohnung zu Leipzig 7. Sept. 1631, auf (Kunsthalle in Hamburg). 1860 nahm er einen Ruf nach Weimar an und schuf dort außer einem Tasso im Gefängnis ein großes Bild: die Zerstörung Karthagos, für das Maximilianeum in München. Nach zwei Jahren kehrte er nach München zurück und malte im Nationalmuseum das Freskobild: die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München. Zu den besten seiner spätern Werke gehören: Maria Stuart und Riccio, Charlotte Corday, die sich vor ihrem Tode malen läßt (1869), das Ende Kaiser Josephs II. (1874) und die Zusammenkunft desselben Kaisers mit Papst Pius VI. in Wien im April 1782.

Conradi, 1) August, Komponist, geb. 27. Juni 1821 in Berlin, gest. daselbst 25. Mai 1873, Schüler von Rungenhagen, war eine Zeitlang Organist in seiner Vaterstadt, von 1849 ab Theaterkapellmeister in Stettin, Köln, Düsseldorf und seit 1856 Kapellmeister am Wallner-Theater in Berlin. Er komponierte mehrere Opern (»Muza Hayreddin, die letzte Maurenkönigin«, »Rübezahl« ꝛc.), ferner zahlreiche Musiken zu Possen und Singspielen für die kleinern Berliner Theater, daneben Klavierjachen im leichten und eleganten Genre, mehrere Symphonien, Ouvertüren, Streichquartette u. a.

2) Hermann, Schriftsteller, geb. 12. Juli 1862 in Jeßnitz, gest. 8. März 1890 in Würzburg, studierte seit 1884 in Berlin, Leipzig und Würzburg und betrat schon früh die litterarische Laufbahn. Er schloß sich den Naturalisten an, und die Kämpfe zwischen der alten idealistischen und der neuen positivistischen Richtung ergriffen ihn heftig. C. fühlte sich als »Übergangsmenschen« und fand in seiner Jugend doch nicht die Kraft, zur Klarheit über die vielen Ideen zu gelangen, die von Ibsen, Tolstoi, Nietzsche, den Naturwissenschaften ꝛc. auf ihn eindrangen. C. wurde einer der rücksichtslosesten Vertreter des Naturalismus, weswegen er durch seinen Roman: »Adam Mensch« (Leipz. 1889) mit der Staatsanwaltschaft in Konflikt geriet, die ihm zugleich mit Wilhelm Walloth und Konrad Alberti den Prozeß wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit machte (April 1890). Er starb

jedoch vor der Gerichtsverhandlung. Außerdem schrieb er die Skizzen: »Brutalitäten« (Zür. 1886); »Lieder eines Sünders« (Leipz. 1887); den Roman: »Phrasen« (das. 1887); »Wilhelm II. und die junge Generation. Eine zeitpsychologische Betrachtung« (das. 1888) und zerstreute kleinere Studien.

Conrart (spr. kong-rár), Valentin, franz. Schriftsteller, geb. 1603 in Paris von protestantischen Eltern, gest. daselbst 23. Sept. 1675, erwarb sich als Kenner der italienischen, spanischen und besonders der französischen Sprache in ihren Feinheiten einen bedeutenden Namen und machte seit 1629 sein Haus zum wöchentlichen Sammelplatz einer Anzahl litterarisch gebildeter Männer, wie Chapelain, Godeau, Pb. Habert, Maleville, Serizay, Boisrobert u. a., die sich gegenseitig daselbst ihre Arbeiten vorlasen und besprachen. Aus dieser Vereinigung ging 1634 durch Richelieus Eingreifen die französische Akademie hervor, deren ständiger Sekretär C. wurde. C. genoß infolge der Reinheit seines Geschmacks und der Sicherheit seines Urteils hohes Ansehen; geschrieben hat er selbst nur wenig, daher der oft angeführte Vers Boileaus: »J'imite de C. le silence prudent«. Dagegen hat er umfangreiche Kollektaneen hinterlassen, die in 42 Bänden auf der Arsenalbibliothek aufbewahrt werden. Außer einigen Gedichten hat man von ihm nur Briefe und »Mémoires sur l'histoire de son temps« (abgedruckt in den »Mémoires pour servir à l'histoire de France« von Petitot und Monmerqué). Vgl. Kerviler und Barthélemy, C., sa vie et sa correspondance (Par. 1881); Bourgoin, C. et son temps (das. 1883).

Conring, Hermann, ostfries. Gelehrter, geb. 9. Nov. 1606 zu Norden in Ostfriesland, gest. 12. Dez. 1681 in Helmstedt, studierte daselbst und in Leiden besonders Theologie und Medizin, ward 1632 Professor der Philosophie, 1636 Professor der Medizin zu Helmstedt. 1650 von der Königin Christine von Schweden zum Leibarzt ernannt, erhielt er noch die Professur der Politik in Helmstedt und wurde 1661 Geheimrat des Herzogs von Braunschweig. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm 1664 eine Pension aus, der König von Dänemark ernannte ihn 1669 zum Etatsrat. Durch sein Hauptwerk: »De origine juris germanici« (Helmstedt 1643), begründete C. die deutsche Rechtsgeschichte. Dem deutschen Staatsrecht brach er durch die »Exercitationes de republica Imperii Germanici« (Helmstedt 1674) eine neue Bahn. Auch um die Medizin erwarb er sich Verdienste, namentlich durch Verbreitung der Harveyschen Lehre vom Blutkreislauf und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmazie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschw. 1730, 6 Bde. nebst Registerband). Seine geistige Begabung wird durch seine charakterlose Servilität gegen den französischen Hof in den Schatten gestellt. Vgl. Stobbe, Hermann C., der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte (Berl. 1870); Goldschlag, Beiträge zur politischen und publizistischen Thätigkeit H. Conrings (das. 1884). — Seine Tochter Elise Sophie, zum zweitenmal mit dem holstein-gottorpschen Kanzler v. Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt und starb 11. April 1718.

Consabūrum, s. Consuegra.

Consacramentales (Compurgatores, lat.), die Eideshelfer im altdeutschen Prozeßverfahren.

Consalvi, Ercole, Marchese, Kardinal, geb. 8. Juni 1757 in Rom, gest. daselbst 24. Jan. 1824, widmete sich theologischen und philosophischen Studien, wurde 1783 Geheimkämmerer Pius' VI. und 1792 Auditor der Rota bei der römischen Kurie. Die Franzosen verbannten ihn zwar bei Besetzung des Kirchenstaates (1798), aber Pius' VII., der seine Wahl in Venedig 1799 hauptsächlich C., der als Sekretär des Konklave fungierte, zu danken hatte, erhob ihn 1800 zum Kardinal und zum Staatssekretär. In dieser Eigenschaft unterhandelte er 1801 in Paris mit Napoleon I. wegen des Konkordats, wobei er sich geschickt und zugleich schmiegsam und nachgiebig zeigte. 1806 legte er, bei Napoleon in Ungnade gefallen, das Staatssekretariat nieder. Nach der Okkupation des Kirchenstaates durch die Franzosen 1809 ging C. zwar auf den Befehl Napoleons nach Paris, weigerte sich aber, die vom Papst nicht genehmigte Ehescheidung des Kaisers anzuerkennen, und wurde daher in Reims interniert, wo er seine Memoiren schrieb. 1814 wurde er päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien und erwarb sich durch Mäßigung und Klugheit die Gunst der Monarchen, auch der nichtkatholischen, bewirkte die Wiederherstellung des Kirchenstaates und übernahm als Staatssekretär wieder die Regierung desselben. Durch den Abschluß von Konkordaten mit den meisten europäischen Staaten regelte er die Beziehungen der katholischen Kirche zu den staatlichen Gewalten. Die Verwaltung des Kirchenstaats ordnete er durch das die Gleichförmigkeit des Polizeistaates herstellende Motu proprio vom 6. Juli 1816; auch führte er eine neue Prozeßordnung ein, vereinfachte die Finanzverwaltung und suchte auch dem Räuberunwesen in den Provinzen zu steuern. Er unterstützte die Wissenschaften, namentlich aber die Künste. Nach Pius' VII. Tode 1823 zog sich C. von den Geschäften zurück. Seine Memoiren gab Crétineau-Joly (Par. 1864, 2 Bde.) heraus. Vgl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C. (Stuttg. 1824); E. Daudet, Le cardinal C. (Par. 1866); Crétineau-Joly, Bonaparte, le Concordat de 1801 et le cardinal C. (das. 1869); Ranke, Die Staatsverwaltung des Kardinals C. (in den »Histor.-biogr. Studien«, Leipz. 1877).

Consanguinei, s. Geschwister.

Conscience, Hendrik, vläm. Novellist und Mitbegründer der neuvlämischen Litteratur, geb. 3. Dez. 1812 in Antwerpen, gest. 10. Sept. 1883 in Brüssel, wurde zuerst Lehrer, trat dann (1830) als Freiwilliger ins Heer, wo er es bis zum Sergeantmajor brachte, und schloß sich nach beendigter Dienstzeit 1836 mit aller Energie der vlämischen Sprachbewegung an, die seinem Wirken wesentliche Förderung verdankt. 1837 schrieb er seinen ersten Roman: »In't wonderjaer. 1566«, der als der erste der neuen vlämischen Litteraturperiode großes Aufsehen machte, und ließ sodann einen Band kleiner Erzählungen: »Phantazy« (1837), und den Roman »De leeuw van Vlaenderen« (1838), der die goldene Sporenschlacht verherrlicht, nachfolgen. Auf Verwendung des Malers Wappers erhielt er 1840 eine königliche Unterstützung und wurde ein Jahr später zum Sekretär der Kunstakademie zu Antwerpen ernannt. Mit dem kleinen Buch »Hoe men schilder wordt« (1843) begann nun die Reihe jener köstlichen kleinen Geschichten und Schilderungen aus dem vlämischen Stillleben, welche seinen Namen in ganz Europa bekannt und beliebt machten, und von denen »Siska van Roosemael« (1844), »De loteling« (»Der Rekrut«, 1850), »Rikketikke-tak« (1851), »De arme edelman« (1851) und »Het geluk van rijk te zijn« (»Das Glück,

reich zu sein«, 1855) als wahre Meisterwerke hervorzuheben sind. C. hatte inzwischen 1845 den Titel eines aggregierten Professors an der Genter Universität erhalten, schied 1854 aus seiner Stellung an der Akademie und lebte als Privatmann in Antwerpen, bis er 1857 zum Kreiskommissar in Kortrijk und 1868 zum Aufseher des Museums Wiertz in Brüssel ernannt ward. Im August 1883 wurde ihm zu Antwerpen ein Denkmal errichtet. Von seinen Werken sind noch zu nennen: »Honten Clara« (1850), »Blinde Rosa« (1850), »Baes Gansendonck« (1850), »De plaeg der dorpen« (»Die Dorfplage«, 1855), »De geldduivel« (»Der Geldteufel«, 1859), »De jonge doctor« (1860), »Moederliefde« (»Mutterliebe«, 1862), »De koopman van Antwerpen« (1863), »Geld en adel« (1881) sowie die historischen Romane: »Jacob van Artevelde« (1849), »De boerenkrijg« (1853), »Hlodwig en Clotildis« (1854), »Simon Turchi« (1858), »De burgemeester van Luik« (1866), »Everard T'Serclaes« (1874), »Het wassenbeeld« (1879) u. a. Auch eine illustrierte »Geschiedenis van Belgie« (Antwerp. 1845; deutsch von Wolff, Leipz. 1847) hat C. veröffentlicht und ein Singspiel: »De dichter en zijn droombeeld« (1872). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien Antwerpen 1867—80 in 10 Bänden, eine deutsche Übersetzung derselben Münster 1846—84 in 75 Bändchen. Er selbst schrieb die »Geschiedenis mijner jeugd«. Seine Biographie schrieb Pol de Mont (Haarlem 1883).

Conscience-money (engl., spr. kónnschens-mönni), »Gewissensgeld«, ohne Namensangabe eingesandte Geldsummen, um welche man, insbes. hinsichtlich der Steuerzahlung, die Staatskasse betrogen hatte.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Consecutio (lat.), Folge; c. temporum, in der Grammatik die Lehre von der durch ihr Abhängigkeitsverhältnis bedingten Aufeinanderfolge der Tempora. Vgl. Verbum.

Conseil (franz., spr. kongßäj; lat. Consilium), Rat, Ratschlag; Rat(geber); Ratsversammlung; dann soviel wie Geheimer Rat oder Ministerrat (Ministerkonseil); Benennung, welche die Stifter gewisser höherer Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Wort Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser Conseils war der C. des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet); C. des prud'hommes, in Frankreich gewerbliches Schiedsgericht mit sachverständigen Vertrauensmännern (s. Gewerbegericht); C. d'état, Staatsrat; C. de préfecture, Präfekturrat, der den französischen Präfekten zur Seite steht; C. d'arrondissement, die Vertretung der Arrondissements; C. général, Generalrat, die Vertretung der Departements; C. municipal, Gemeinderat, die Ortsgemeindevertretung; C. de famille, Familienrat (s. d.). C. de prises, s. Prise; C. supérieur du commerce et de l'industrie, Volkswirtschaftsrat; C. supérieur du travail, Arbeitsrat (s. d.).

Consensus (lat.), Übereinstimmung, Übereinkunft bei dogmatischen Streitigkeiten, daher auch Titel der betreffenden Urkunden und Schriften. Dahin gehört der behufs einer Vereinigung der augsburgischen, böhmischen und helvetischen Konfessionsverwandten der polnischen Provinzen 1570 zu Sendomir vereinbarte C. Sendomiriensis (über die Lehren von der Menschwerdung Christi und dem Abendmahl). Innerhalb der reformierten Kirche sind mehrere C. verabfaßt worden, so: der C. Tigurinus von 1549, welcher, von Calvin in 26 Artikeln über die Lehre vom Abendmahl aufgesetzt, von Bullinger gebilligt, zwischen dem Zwinglischen und Calvinischen Lehrbegriff zu vermitteln suchte, aber nie großes Ansehen erhalten hat; der C. Genevensis (C. pastorum), der, ebenfalls von Calvin 1552 abgefaßt, die Prädestinationslehre im streng Calvinischen Sinn formuliert enthält, indessen von seiten der andern schweizerischen Kirchen keine offizielle Annahme gefunden hat; der C. Helveticus (Formula C. Helvetica), verfaßt 1674 von J. H. Heidegger und Franz Turretin, Professoren in Zürich und Genf, und besonders gegen Amyrauts Lehre von der allgemeinen Gnade in 26 Artikeln gerichtet, 1675 und 1676 in der Schweiz eingeführt, aber infolge des Widerspruchs, welcher in Kurbrandenburg und in England, ja selbst in der Schweiz dagegen erhoben ward, im Beginn des 18. Jahrh. wieder um sein symbolisches Ansehen gebracht. Innerhalb der lutherischen Kirche kamen zustande: der C. Dresdensis von 1571, das Glaubensbekenntnis der kurfürstlich sächsischen Theologen in den der Annahme der Konkordienformel vorangehenden Verhandlungen, und der C. repetitus fidei vere Lutheranae, die gegen G. Calixtus von den sächsischen Theologen 1655 aufgesetzte Vereinigungsformel, die aber kein symbolisches Ansehen erlangt hat. — C. gentium, die bei allen Völkern sich findende gleiche Ansicht; c. matrimonialis, eheliche Übereinkunft; c. principis, landesherrliche Zustimmung. — Funktioneller C., gleichzeitige oder aufeinander folgende und aneinander anschließende Erkrankung paariger Organe, veranlaßt durch einen durch das Nervensystem ausgeübten Einfluß (z. B. die sympathische Erkrankung eines unverletzten Auges nach Verletzung des andern).

Consentes Dii (lat., »die Zusammenseienden«), die zwölf griechisch-italischen Götter (sechs männliche und sechs weibliche), die den hohen Götterrat bildeten: Jupiter und Juno, Neptun und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulkan und Vesta, Merkur und Ceres. Nach Varro standen ihre vergoldeten Bildsäulen zu Rom in einer Halle beim Aufgang vom Forum zum Kapitol, welche 1834 aufgedeckt wurde.

Consentia, alte Bundeshauptstadt der Lukaner, später der Bruttier, nach den Consentes Dii (s. d.) benannt, am obern Crathis; heute Cosenza.

Consentio (lat.), ich stimme bei.

Consett (spr. -ßett), Stadt in Durhamshire (England), mit Steinkohlengruben, Eisenindustrie und (1891) 8175 Einw.

Conshohocken (spr. kónschō-), Ort in der Grafschaft Montgomery des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Schuylkill, hat Walzwerke, Gießereien, Baumwoll- und Wollfabriken und (1890) 5470 Einw. Gegenüber am Westufer der Fabrikort West C. (Mingo) mit (1890) 1666 Einw.

Considérant (spr. kongßiderāng), Victor, franz. Sozialist, geb. 12. Okt. 1808 in Salins (Jura), besuchte die polytechnische Schule in Paris, trat dann in die Armee, verließ aber diese Laufbahn als Genie kapitän, um sich der Verbreitung der sozialistischen Lehre Fouriers (s. d.) zu widmen, und wurde nach dessen Tode (1837) das Haupt der Schule Fouriers, deren Gründung wesentlich sein Verdienst war. Er schrieb zahlreiche Artikel in die »Réforme industrielle«, seit 1832 das Organ des Fourierismus, übernahm später die Leitung der »Phalange« (1836—40) und gewann den reichen Engländer Young für seine Ideen, mit dessen Hilfe er 1832 zu Condé-sur-Vègre ein Phalanstère errichtete. Das Unternehmen scheiterte, und

auch die »Phalange« vermochte sich nicht zu halten, worauf die Anhänger der Schule ein neues Organ, die »Démocratie pacifique«, gründeten, welche 1845 an der »Phalange, revue de la science sociale« eine Hilfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Considérants bedeutendste Schriften handeln von einer vollständigen Weltverbesserung nach »harmonischen« Grundsätzen, so sein Erstlingswerk: »Destinée sociale, exposition élémentaire complète de la théorie sociétaire« (Par. 1834—45, 8 Bde.; neue Aufl. 1851, 2 Bde.). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen fourieristischen Missionen in Frankreich, in der Schweiz, in Belgien und Deutschland. 1848 wurde er vom Depart. Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpartei stimmte. Wegen der Unterschreibung von zwei aufrührerischen Aktenstücken des Hochverrats angeklagt, entfloh er 1849 nach Belgien, wandte sich dann nach Texas, wo er mit den Mitteln einer Gesellschaft die Kolonie La Réunion bei San Antonio gründete. Da der hier angestellte Versuch einer praktischen Durchführung seines Systems scheiterte, so kehrte er 1869 mit seiner Familie nach Frankreich zurück und machte sich 1870 durch einige politische Flugschriften bemerklich. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Théorie de l'éducation naturelle et attrayante« (1835; deutsch, Nordh. 1847); »Manifeste de l'école sociétaire fondée par Fourier, ou bases de la politique positive« (1841); »Exposition abrégée du système phalanstérien de Fourier« (1845); »Principes du socialisme« (1847); »Théorie du droit de propriété et du droit au travail« (1848); »L'apocalypse, ou la prochaine rénovation démocratique et sociale de l'Europe« (1849); »La solution, ou le gouvernement direct du peuple« (1850) u. a. Um auch den Minoritäten in Vertretungskörpern Gehör zu verschaffen, hatte C. ein Proportionalwahlsystem vorgeschlagen. Vgl. Listenabstimmung und Sozialismus.

Consilia evangelica (lat., »evangelische Ratschläge«), nach der Lehre der römischen Kirche solche von den Geboten (praecepta) unterschiedene sittliche Vorschriften, zu deren Befolgung der Christ eigentlich nicht verpflichtet ist, deren Erfüllung jedoch ein außergewöhnliches Verdienst des Menschen begründet. Dieser Theorie begegnen wir schon im Hirten des Hermas, später bei Ambrosius, Hieronymus und selbst bei Augustin sowie im Orient bei Chrysostomos und Gregor von Nazianz; unter den Scholastikern entwickelte sie besonders Thomas von Aquino. Man zählt ihrer im ganzen zwölf, unter denen aber Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam, also die drei Mönchsgelübde, wieder als praecipua c. e. gelten. Die Reformation hat die C. e. im Interesse der Gottwohlgefälligkeit der ordentlichen Berufsleistung verworfen.

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Ausspruch, Rat; im alten Rom auch der Kreis von Rechtsverständigen, mit welchem sich die Magistrate zu umgeben pflegten. Dionysius weist Spuren davon schon in der Königszeit nach; später waren es besonders die Konsuln und Prätoren, welche bei Kriminal- wie Zivilprozessen dergleichen Consiliarii, Assessores ꝛc. zu Rate zogen, die allmählich großen Einfluß auf die Entscheidungen der Magistrate ausübten, wie schon aus der Formel, der Magistrat habe de consilii sententia entschieden, hervorgeht. Auch die Kaiser umgaben sich mit einem solchen Kreise, dem C. principis, später Auditorium, dann Consistorium genannt. Im engern Sinne hieß C. auch ein stehendes Kollegium, welches dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Zivität, Freiheit ꝛc., beistand und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu besorgen hatte. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. Konvent). In Rom bestand das C. aus fünf Senatoren und fünf Rittern.

Consilium abëundi (lat., »der Rat, abzugehen«), nach § 6 des preußischen Gesetzes vom 29. Mai 1879 über die Rechtsverhältnisse der Studierenden und die Disziplin auf den Landesuniversitäten soviel wie Entfernung von der Universität. Diese Strafe verbietet auf immer oder zeitweise nur den Besuch einer bestimmten Universität, während die Relegation oder der Ausschluß vom Universitätsstudium, nur zulässig auf Grund rechtskräftiger Verurteilung wegen einer strafbaren, aus ehrloser Gesinnung entsprungenen Handlung, den Betroffenen von allen deutschen Hochschulen dauernd verbannt. Eine mildere Vorstufe des C. ist die Unterschrift des C. oder die protokollarisch angedrohte Entfernung.

Consistorium (lat.), s. Konsistorium.

Consiva (Consivia), Beiname der röm. Göttin Ops (s. d.).

Consobrīni (lat.), Geschwisterkinder, von zwei Schwestern geboren, aber auch Geschwisterkinder überhaupt.

Consolāto del mare (ital.), s. Seerecht.

Consols (engl.), s. Konsols.

Consommé (franz., spr. kongßomé), Kraftbrühe.

Con sordino, s. Dämpfer.

Conforteria (ital.), Genossenschaft, besonders Name der parlamentarischen Partei in Italien, welche, von Cavour gegründet und anfangs geleitet, 1860—76 die Majorität in der Kammer hatte, und aus der daher die Ministerien dieser Jahre hervorgingen. Den Kern der Partei bildete die Mehrheit der alten sardinischen Kammer, welcher sich die bedeutendsten Geister des übrigen Italien anschlossen. Ihr Ziel war die Vollendung der italienischen Einheit, welche sie jedoch nicht durch revolutionäre Gewaltstreiche, sondern durch Verhandlungen und namentlich im Einvernehmen mit Frankreich zu erreichen strebte, ferner die Begründung einer parlamentarischen Verfassung, die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts und endlich die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf Grund der Cavourschen Formel: »Freie Kirche im freien Staat«. Als die Partei 1870 die italienische Einheit vollendet, durch die Garantiegesetze und die Beseitigung des Defizits im Budget von 1875 auch ihre übrigen Ziele erreicht hatte, fiel sie 1876 auseinander und wurde durch die Radikalen aus der Regierung verdrängt.

Consortes litis (lat.), »Streitgenossen«, die in einem Rechtsstreit in einer Parteirolle, als Mitkläger oder als Mitbeklagte, vereinigte Mehrheit von Personen.

Consp. (lat.), auf Rezepten Abkürzung für consperge, »bestreue«, nämlich die Pillen.

Constable (engl., spr. kónnstebl, ursprünglich verwandt mit dem franz. connétable), Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connetable von Frankreich gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, erlosch aber mit Eduard Stafford, der 1521 wegen Hochverrats verurteilt wurde. Seitdem wird nur für beson-

ders feierliche Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland ist die Würde eines Lord High C. in der Familie Errol erblich. Die Oberconstables (High Constables), die als Gehilfen des Sheriffs für die Erhaltung des Landfriedens zu sorgen haben, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (petty constables) mit gleichen Verpflichtungen. Ihr Amtszeichen ist ein etwa 1 m langer, 4 cm dicker Stab von Holz, oben mit dem königlichen Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 10 cm lang, oben mit einer kleinen Krone versehen. Sie werden jährlich auf Vorschlag der Gemeindevorstände (vestries) von den Friedensrichtern ernannt. Im Notfall kann jeder Bürger aufgefordert werden, als special c. zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen deputy c. vertreten, sind aber für dessen Handlungen verantwortlich. Es war schon lange üblich, besonders in den Städten, zur Unterstützung der Constables, die ein unbesoldetes Ehrenamt verwalten, bezahlte Wächter (watchmen) anzustellen, als Sir Robert Peel 1829 in London eine wohlorganisierte Polizei (police) einführte, die jetzt die Pflichten der Constables versieht. Auch in den andern Städten und auf dem Lande wird jetzt der Polizeidienst von bezahlten Constables versehen. Während die Polizei der Hauptstadt (mit Ausnahme derjenigen der City) vom Minister des Innern abhängt, steht jene der Provinzen unter den städtischen Behörden oder Friedensrichtern. Vgl. Konstabler.

Constable (spr. könnstebl), John, engl. Maler, geb. 11. Juni 1776 zu East Bergholt in Suffolk, gest. 30. Mai 1837 in London, trat 1800 als Schüler in die Londoner Akademie ein, wo er besonders den Unterricht von Reinagle genoß. Seit 1820 lebte er in Hampstead, dessen reizende ländliche Umgebungen ihm Motive für seine Gemälde boten. 1829 wurde er zum Mitglied der Akademie gewählt. Seine Bilder, etwa 100 an der Zahl, geben die englische Landschaft mit der liebevollsten Treue und Wahrheit wieder. C. komponierte nicht und suchte auch nicht besonders pittoreske Punkte auf, er hielt sich an die freundliche Erscheinung des bebauten Landes, der Wiesen, Felder, Sträucher und Hütten. Seine Farbe ist so einfach wie frisch und selbst bei flüchtigerer Ausführung doch immer voll warmen Lebens. C. gehört zu den Begründern der realistischen Landschaft und hat auch auf die französische Malerei bedeutenden Einfluß geübt. Vgl. Leslie, Memoir of the life of John C. (Lond. 1842, mit 22 Stichen). — Sein Sohn Charles, geb. 1821, gest. 18. März 1878, diente seit 1835 in der Flotte der Ostindischen Kompanie und machte sich namentlich durch Küstenaufnahmen im Orient (Arabien, Ägypten, Indien rc.) verdient. Er schrieb den »Persian Gulf pilot«.

Constans, 1) der jüngste von Konstantins d. Gr. drei Söhnen aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geb. 323 (nach andern 320), war seit 333 Cäsar gewesen und hatte seit 335 das westliche Illyrien, Italien und Afrika verwaltet, während Constantius den Orient, Konstantin II. die übrigen westlichen Länder nebst der Hauptstadt Konstantinopel erhalten hatten. Nach des Vaters Tode blieb eine Zeitlang diese Verteilung des Reiches bestehen, bis zwischen C. und Konstantin ein Streit ausbrach, der zum Kriege führte. C. siegte in der Nähe von Aquileja und riß den größten Teil des Anteils des Bruders an sich, da Constantius im Osten beschäftigt war. Seine Unfähigkeit führte indes zu einem Militäraufstand zu Augustodunum (Autun) in Gallien; er mußte fliehen und wurde in der spanischen Küstenstadt Helena (vormals Illiberis) durch Magnentius, den Führer der kaiserlichen Leibgarde, 350 ermordet.

2) C. II., oström. Kaiser, Sohn Konstantins III., wurde 641 (12 Jahre alt) nach dem Sturze des Herakleonas auf den Thron erhoben. Durch seine Grausamkeit, namentlich die Ermordung seines Bruders Theodosios, machte er sich in Konstantinopel verhaßt; er verließ daher 661 die Hauptstadt, begab sich zuerst nach Athen, dann 662 nach Italien, wo er gegen die Langobarden von Benevent Krieg führte und in Rom die Kirchenschätze plünderte, dann nach Sizilien, wo er in Syrakus residierte, bis er 668 ermordet wurde. Der darauf von den Truppen in Sizilien zum Kaiser ausgerufene Mizizios wurde von C.' Sohn Konstantin IV. beseitigt.

Constans (spr. longstáng), Jean Antoine Ernest, franz. Minister, geb. 3. Mai 1833 in Béziers, betrieb mehrere Jahre ein Geschäft in Spanien, dann aber studierte er die Rechte und wurde Professor der Jurisprudenz an der Fakultät zu Douai, hierauf in Dijon, endlich in Toulouse, wo er auch bis 1873 Munizipalrat und Adjunkt war und sich um die Errichtung von Laienschulen große Verdienste erwarb. 1876 wurde er in Toulouse zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt, in welcher er sich der Union républicaine anschloß. 1879 wurde er im Kabinett Freycinet zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und 17. Mai 1880 nach Lepères Rücktritt zum Chef desselben ernannt mit der Aufgabe, die Märzdekrete gegen die Jesuiten und die nicht ermächtigten Kongregationen durchzuführen, was ihm auch gelang. Mit dem Rücktritt des Kabinetts Ferry im November 1881 legte auch C. sein Ministerium nieder. Er ward 1887 zum Generalgouverneur von Indochina ernannt, aber von seinen Gegnern in der Kammer schon 1888 gezwungen, dies Amt niederzulegen. Im Kabinett Tirard übernahm er 21. Febr. 1889 das Ministerium des Innern und schritt sofort mit großer Energie gegen Boulanger und seine Anhänger ein. Er bewirkte die Flucht und Verurteilung Boulangers und bei den Neuwahlen eine Niederlage des Boulangismus, so daß die erschütterte Republik wieder befestigt war. C. selbst wurde Ende 1889 zum Senator gewählt. Wegen Streitigkeiten mit dem Ministerpräsidenten Tirard trat er 2. März 1890 von seinem Amte zurück. Als aber das Kabinett Tirard schon 17. März durch ein Ministerium Freycinet ersetzt wurde, übernahm C. in diesem das Departement des Innern. Er trat gegen die sozialistische Kundgebung des 1. Mai mit großer Entschiedenheit auf sowie, um der Petersburger Regierung gefällig zu sein, gegen die in Paris weilenden russischen Nihilisten. Im Februar 1892 wurde er mit dem Ministerium Freycinet durch eine Koalition der Rechten und der Radikalen gestürzt und fand in dem neuen Kabinett Loubet keine Aufnahme.

Constant (spr. longstáng), Benjamin, franz. Maler, geb. 10. Juni 1845 in Paris, wurde in Toulouse erzogen, gewann dort 1867 den Hauptpreis der École des beaux-arts und begab sich nach Paris, wo er Schüler Cabanels wurde. 1869 stellte er das vom Staat angekaufte Gemälde: Hamlet, und eine Allegorie: Zu spät, im Salon aus; aber erst der Anblick von Fortunys farbenglühendem Gemälde: die Vicaria entschied über seine Zukunft. Er wählte sich den Orient zum Stoffgebiet und unternahm zunächst eine Reise nach Spanien. In Granada schloß er sich der Gesandtschaft Tissots zum Sultan Mohammed an und begann

neue Studien, deren Ergebnisse: die Haremsfrauen und marokkanische Gefangene (Salon von 1874), durch die leuchtende Farbenpracht überraschten. 1875 erhielt er für sein Bild: Janitschar und Eunuch eine Medaille dritter Klasse, 1876 eine zweiter Klasse für das jetzt im Museum zu Toulouse befindliche Gemälde: Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel, eine Schöpfung von großer koloristischer Wirkung und von bedeutender Kraft der Charakteristik, zugleich aber von starker Neigung zum Grauenhaften erfüllt. Von seinen spätern Schöpfungen sind die hervorragendsten: die Favoriten des Emirs (1879), die Tochter der Herodias (1881), Christus im Grabe (1882), der Tag nach einem Siege in der Alhambra, ein Beerdigungstag in Marokko (1889) und Beethovens Mondscheinsonate (1890). Er hat auch dekorative Bilder für einen Saal der Sorbonne, einen Plafond für den Festsaal des Stadthauses (Paris die Welt zu seinen Festen einladend) und Bildnisse gemalt.

Constant, W., Pseudonym, s. Wurzbach.

Constant de Rebecque (spr. kongstáng d'röbéck), Benjamin, berühmter franz. politischer Schriftsteller, den man wegen seines steten Schwankens sola inconstantia constans genannt hat, geb. 23. Okt. 1767 in Lausanne aus einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes emigrierten Familie, gest. 8. Dez. 1830. Er trat in braunschweigische Hofdienste u. begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rate der Fünfhundert mutig die Sache seiner vertriebenen reformierten Landsleute führte. Nach dem 18. Brumaire 1799 Mitglied des Tribunats, vertrat er das Repräsentativsystem und die bürgerliche Freiheit. Seine Reden und Schriften hatten ihm indes die Ungunst des Ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt ward und Paris meiden mußte. Mit Frau v. Staël durchreiste er darauf mehrere Länder, lebte später in Göttingen wissenschaftlicher Beschäftigung und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier trat er, besonders im »Journal des Débats«, für die Sache der Bourbonen auf, ließ sich aber dessenungeachtet im April 1815 von Napoleon I. zum Staatsrat ernennen und arbeitete an der Redaktion der Additionalakte. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ging er nach Brüssel, durfte aber 1816 nach Paris zurückkehren und ward 1819 und 1824 zum Mitglied der Deputiertenkammer erwählt. Hier und in der Presse, namentlich der »Minerva«, bekämpfte er die reaktionäre Politik der Bourbonen. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum konstitutionellen König. Er wurde zum Präsidenten des Staatsrats ernannt. C. schrieb: »Cours de politique constitutionnelle« (Par. 1817—20, 4 Bde.; hrsg. von Laboulaye, 2. Aufl. 1872); »Mélanges de littérature et de politique« (1829). Seine »Discours prononcés à la chambre des députés« erschienen 1833 (3 Bde.; teilweise deutsch von Buß, Freiburg 1834). Zur Ergänzung und Erläuterung des Werkes »De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements« (1824—30, 5 Bde.; deutsch von Peter, Berl. 1824—27, 3 Bde.) hinterließ er die fast vollendete Schrift »Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne« (1833, 2 Bde.). Außerdem schrieb er noch: »Mémoires sur les cent-jours« (1822, 2. Aufl. 1829), den oft aufgelegten Roman »Adolphe« (1816; hrsg. von A. France, 1890; deutsch von Künzel, Frankf. 1839), bearbeitete auch Schillers »Wallenstein« für die französische Bühne und gab Filangieris Werke (1822, 5 Bde.) heraus. Seine Korrespondenz erschien 1844, seine »Œuvres politiques« 1874; seine Briefe an Madame Récamier gab Madame Lenormant (1882), »Lettres de Benj. C. à sa famille, 1775—1830« Jean Menos (1888) heraus.

Constantia (lat.), Beständigkeit, Standhaftigkeit; auch Göttin derselben, auf Münzen dargestellt als sitzende Frau, welche die Rechte nach dem Gesicht zu emporhebt (Ausdruck des Maßes).

Constantia, 1) berühmte Weinberge im Kapdistrikt der Kapkolonie, 11 km südlich von der Kapstadt: Hoch- (Van Reenen), Groß- (Cloete) und Klein-C. (Coligne) erzeugen den geschätzten Constantiawein (s. Kapweine). — 2) Stadt auf Cypern, s. Salamis 2).

Constantia, Name einiger fürstlicher Personen, s. Konstanze.

Constantina, Stadt in der span. Provinz Sevilla, am Südabhang der Sierra Morena, hat Silberminen, bedeutenden Handel mit Wein, Branntwein und Essig und (1887) 11,953 Einw.

Constantine, Stadt, s. Konstantine.

Constantinus, s. Konstantin.

Constantius, 1) C. I. Chlorus, d. h. der Blasse, vollständig Flavius C. Chlorus, Vater Konstantins d. Gr., Sohn eines vornehmen Illyriers, geb. 250 n. Chr., machte sich durch Kriegsthaten einen Namen, ward von den Kaisern Diokletian und Maximian 292 nebst Galerius zum Cäsar gewählt und bald darauf auch von Maximian adoptiert und mit dessen Stieftochter Theodora vermählt, nachdem er seine erste Gemahlin, Helena, verstoßen hatte. Das Reich wurde nun in vier Teile geteilt, von denen C. Gallien und Britannien mit der Hauptstadt Trier erhielt. Britannien war zwar zur Zeit im Besitz des Carausius (s. d.), dieser wurde aber, während C. noch mit den Vorbereitungen zum Kriege gegen ihn beschäftigt war, von seinem Minister Allectus getötet (293). Jedoch auch Allectus, der nun ebenfalls den Kaisertitel annahm, wurde von C. 296 besiegt, so daß Britannien nach zehnjähriger Trennung wieder mit dem übrigen römischen Reich vereinigt werden konnte. Außerdem hatte C. mit den Germanen zu kämpfen, er befreite das Bataverland von den eingedrungenen Franken und sicherte die Rheingrenze durch mehrere Siege über die Alemannen. C. bildete durch seine Milde, Einfachheit und Mäßigung sowie durch seine Hinneigung zum Christentum, obwohl er nicht offen übertrat, einen entschiedenen Gegensatz zu Galerius, der die Christen grausam verfolgte; doch kam es nicht zu offenem Konflikt, da C. bereits 306 auf einem Feldzug gegen die Pikten und Kaledonier in Eboracum (York) starb, 13 Monate nachdem er infolge des Rücktritts Diokletians den Augustustitel angenommen hatte.

2) C. II., Konstantins d. Gr. zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin, Fausta, geb. 317 zu Sirmium in Illyricum, der Lieblingssohn des Vaters und der begabteste von den drei Brüdern, bekam bei der Teilung des Reiches 337 den Orient, Asien und Ägypten. Bei der Leichenfeier seines Vaters in Konstantinopel anwesend, benutzte er einen Soldatenaufstand, um sich aller männlichen Anverwandten seines Hauses mit Ausnahme der beiden Knaben Gallus und Julian zu entledigen, und kam mit dem Jahre 353 in den Besitz des ganzen Reiches, nachdem von seinen Brüdern Constantinus im Kampfe gegen Constans seinen Tod gefunden und der Mörder des Con-

stans, Magnentius, bei Mursa (Essek) an der Drau 28. Sept. 351 und dann noch mehrfach geschlagen, sich auf der Flucht selbst das Leben genommen hatte. Während ihn hier das Glück begünstigte, erlitt er von dem kriegerischen Perserkönig Sapores wiederholte Niederlagen; denn selbst ohne Beanlagung zum Feldherrn, ließ er in seinem Selbstgefühl auch seine Offiziere nicht frei gewähren. Da ihm Kinder versagt waren, mußte er sich nach andern Stützen des Thrones umsehen; zuerst zog er daher seinen Vetter Gallus an sich heran, übertrug ihm 351 die Verwaltung des Ostens, entsetzte ihn aber wieder wegen seiner Unfähigkeit und Grausamkeit 354 und ließ ihn hinrichten. Darauf ernannte er den andern Vetter, Julianus (Apostata), zum Cäsar und Regenten von Gallien; doch erregten dessen große Erfolge in solchem Maße seinen Neid, daß er von ihm den besten Teil seines Heeres zur Beschützung von Asien verlangte. Julian war zwar bereit, dem Befehl Folge zu leisten; die Truppen aber weigerten sich, ihn zu verlassen, und riefen ihn wider seinen Willen zum Kaiser aus. Julian bat C. zuerst auf gütlichem Weg um seine Einwilligung. Dieser aber, ganz von Eunuchen beherrscht, zog sofort seine Truppen von der Grenze Persiens zurück, brach, schon krank, gegen Julian auf und starb auf dem Marsch zu Mopsukrene in Kilikien 3. Nov. 361. C. trat während seiner Regierung entschieden feindselig gegen das Heidentum auf, welches sein Vater noch geduldet hatte, und verbot Opfer und Tempelbesuch durch strenge Edikte. In den innern Streitigkeiten neigte er sich bald auf die Seite der Orthodoxen, bald auf die der Arianer und nährte dadurch die Erbitterung der Parteien. So ist seine Regierung, obwohl er klug und sittenrein war, doch infolge seiner Eifersucht auf andrer Verdienste und seiner kleinlichen Denkweise sowie seiner geringen militärischen Beanlagung zu einem Unglück für das Reich geworden.

Constanza (Constantza, bis 1878 Küstendsche), Hauptstadt eines Distrikts in der rumän. Dobrudscha, am Schwarzen Meer und am Ostende des sogen. Trajanswalles, Ausgangspunkt der von Tschernawoda nach dem Schwarzen Meer führenden Eisenbahn, mit 4 Kirchen, 3 Moscheen, Synagoge, bedeutendem Handel, Seebädern und (1890) 7984 Einw. (Griechen, Türken, Bulgaren, Rumänen, Deutsche). Die Ausfuhr (1892 im Werte von 6,9 Mill. Mk.) umfaßt besonders Getreide (meist Gerste und Leinsamen), Schafe, Häute; der Wert der Einfuhr betrug 1892: 4,3 Mill. Mk. (besonders Kohlen, Brennholz, Gewebe, Eisen, Kolonialwaren, Südfrüchte). C. war 1879—83 Freihafen. 1892 liefen 261 Schiffe von 153,450 Ton. ein und aus. — C. gilt für das römische Constantiana. Von Tschernawoda bis C. führt der sogen. Trajanswall (s. d.). In der Nähe lag Tomi, Ovids Verbannungsort. Im April 1854 fand hier ein Treffen zwischen den Russen und Türken statt.

Constituante (franz., spr. konstitüángt'; zu ergänzen: assemblée), verfassunggebende Versammlung.

Constitución, Hafenstadt der chilen. Provinz Maule, ein wenig oberhalb der Mündung des Rio Maule, dessen Zugang durch eine Barre erschwert wird, Ausgangspunkt einer Bahn nach Talca, hat ein Lyceum mit deutschen Lehrern, Dampfsägemühlen, Ausfuhr von Bauholz, Getreide u. a. und ist ein besuchtes Seebad mit (1885) 6533 Einw. Die Stadt wurde 1794 gegründet und hieß früher Nueva Bilbao.

Constitūens (lat.), das »Gestaltgebende«, in der Rezeptierkunst dasjenige Mittel, durch welches eine Arznei die ihr nötige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, bei flüssigen Arzneien Vehiculum (meist destilliertes Wasser), bei andern Präparaten Excipiens (Milchzucker, Althäapulver ꝛc.) genannt.

Constituição (spr. -ssāung), Stadt im brasil. Staat São Paulo, bei den Stromschnellen des Piracicaba (Nebenfluß des Tieté), mit Kaffeeplantagen, schöner Kirche, Hospital und 5000 Einw.

Constitutio criminālis Carōli (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutio Unigenitus (lat.), s. Unigenitus.

Constitūtum (lat.), Feststellung, Vertrag; in der Rechtswissenschaft heißt C. debiti das Versprechen der Erfüllung einer bestimmten, bereits bestehenden Verbindlichkeit, sei es einer eignen des Konstituenten, C. debiti proprii, sei es einer fremden, C. debiti alieni. Im letztern Falle liegt eine Form der Bürgschaft vor. Durch das C. wird die frühere Obligation nicht aufgehoben, aber die Erfüllung desselben tilgt letztere. C. possessorium heißt der Vertrag, vermöge dessen jemand eine Sache, die er bis jetzt für sich besaß, nun im Namen eines andern mit dessen Zustimmung zu besitzen anfängt; das Gegenteil davon ist die Traditio brevi manu facta, ein Vertrag, vermöge dessen derjenige, welcher bisher eine Sache im Namen eines andern besaß, dieselbe nun mit Zustimmung dieses andern für sich zu besitzen beginnt. Ein Beispiel für das C. possessorium ist der Fall, daß jemand ein Grundstück verkauft, aber zugleich von dem Käufer für die Zukunft erpachtet, ein solches für die Traditio brevi manu der, daß der bisherige Pachter das erpachtete Grundstück als Eigentum erwirbt.

Constrictor (lat.), Zusammenzieher, Schließmuskel (s. d.), z. B. C. ani, Afterschließmuskel.

Constringentia (lat.), zusammenziehende Heilmittel.

Consualia (lat.), ein Fest, s. Consus.

Consuegra, Stadt in der span. Provinz Toledo, am Amarguillo, am Fuße einer angeblich von Trajan erbauten Feste, hat Reste eines römischen Amphitheaters und (1887) 7621 Einw. C. gilt für das Consaburum der Römer und wurde im September 1891 durch Überschwemmung fast gänzlich zerstört.

Consulāris, bei den Römern zur Zeit der Republik Prädikat desjenigen, welcher Konsul gewesen war; unter den spätern Kaisern wurden Titel und Rang der Konsuln auch solchen verliehen, welche nicht Konsuln gewesen waren, vorzugsweise den höhern Kriegsbefehlshabern, Provinzialstatthaltern und andern hohen Staatsbeamten. Vgl. Konsul.

Consulta (ital., span.), beratende Versammlung; auch soviel wie Staatsrat.

Consultum, s. Konsult.

Consūmo, s. Portwein.

Consumtio (lat.), Auszehrung, Phthisis.

Consus, eine altitalische Saat- und Ehegottheit, welcher zu Ehren die Consualia dreimal im Jahr (7. Juli, 21. Aug. und 15. Dez.) gefeiert wurden. Bei dem Feste im August besorgten der Flamen (Opferanzünder) des Quirinus (Romulus) und die vestalischen Jungfrauen das Opfer; die Pontifices hielten die circensischen Rennen mit Wagen und losen Pferden ab. Wenn dabei alles von der Arbeit ruhte, Mensch und Tier bekränzt sich pflegte, so deutet das auf ein Erntefest. Ähnlich verlief die Feier im Dezember (wenige Tage vor den Saturnalien, also wohl zum Abschluß der Saatzeit). Eigentümlich war dem Gott ein in der Erde steckender und zu jedem Fest erit

aufgedeckter Altar, welcher im Circus maximus in Rom lag, was ebenfalls auf eine segenspendende Macht hindeutet. Vielfach wurde C. jedoch mit dem griechischen Poseidon, als Gott der Rosse, identifiziert.

Cont., auf Rezepten Abkürzung für contusus (s. d.).

Contades (spr. tongtäd'), Louis Georges Erasme, Marquis de, Marschall von Frankreich, geb. 11. Okt. 1704 bei Beaufort in Anjou, gest. 19. Jan. 1793 in Livry, trat 1720 in die französische Armee, zeichnete sich in den Kriegen 1733—48 unter dem Marschall von Sachsen durch Pünktlichkeit, Vorsicht und Wachsamkeit aus, rückte allmählich zum General auf und befehligte 1757—58 im Siebenjährigen Krieg unter d'Estrées und Clermont ein Korps der Armee am Niederrhein. Nach der Niederlage Clermonts bei Krefeld ward er an dessen Stelle 1758 zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt und, nachdem es ihm gelungen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig auf das rechte Rheinufer zurückzudrängen, zum Marschall befördert. 1759 erhielt er den Befehl über die gesamte französische Armee in Deutschland, drang nach dem Sieg Broglies bei Bergen durch Hessen und Westfalen bis zur Weser vor, verlor aber hier 1. Aug. die Schlacht bei Minden gegen den Herzog von Braunschweig und mußte an den Rhein zurückweichen, worauf er im September auf Antrieb Broglies vom Kommando abberufen wurde.

Contagium (lat.), s. Kontagium.

Contango, in London soviel wie Report (s. d.).

Contánt (ital. contante, contanti), s. Kontant.

Contarini, venezian. Geschlecht, welches zu den edelsten Familien der Republik zählte und durch eine große Anzahl berühmter Männer glänzte. Ihren Reichtum verdankte die Familie einem ausgebreiteten Handel nach der Küste von Afrika. Der erste Doge aus dem Geschlecht war Domenico C., der diese Würde 1043—71 bekleidete. Unter ihm wurde der Bau der Markuskirche in ihrer jetzigen Gestalt begonnen; außerdem erbaute er die Kirche San Niccolò auf dem Lido. Jacopo C., Doge 1275—80, unterdrückte einen Aufstand der Städte Triest und Capo d'Istria, führte den Krieg gegen Ancona mit Glück weiter, bis sich die Stadt zur Unterwerfung unter die Souveränität Venedigs auf dem Meer genötigt sah, dämpfte eine Empörung auf Kandia und erwarb mehrere Plätze in Dalmatien, Istrien und in der Romagna. Andrea C., Doge 1367—82, beendete den Aufstand der Triestiner und Kandioten und schloß mit Österreich einen Frieden ab. In dem lange dauernden Kriege zwischen Venedig und Genua, der seit der Eroberung Chioggias durch die Genuesen eine für Venedig höchst ungünstige Wendung genommen hatte, übernahm C. im Dezember 1379 selbst den Oberbefehl und zwang 1380 Chioggia zur Ergebung, 1381 Genua zum Frieden. C. war der erste Doge, welchem von Staats wegen eine Leichenrede gehalten wurde. Auch ließ die Republik seine Rückkehr aus jenem Krieg von Paul Veronese auf öffentliche Kosten malen. Niccolò C., Doge von 1630—31, verfaßte mehrere Schriften, von denen die sehr ausführliche »Istoria veneta«, welche die Jahre 1597—1604 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden ist; gedruckt ist: »De rerum perfectione libri VI« (Veneb. 1576), ferner »Modo della elezione del serenissimo principe di Venezia« (Rom 1630). Carlo C. war Doge 1655—56. Unter seiner Regierung schlug der venezianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen. Domenico C. II. war Doge 1659—74. In seine Regierung fiel der verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia 1663—67. Andre Mitglieder der Familie waren:

1) Gasparo, Kardinal, geb. 16. Okt. 1483 in Venedig, gest. 24. Aug. 1542 in Bologna, studierte Philosophie in Padua, ging 1521 als venezianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, begleitete Kaiser Karl V. auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien und brachte 1523 die Allianz Venedigs mit ihm zu stande. 1528 wurde er als Gesandter Venedigs zu Papst Clemens VII. geschickt, den er vergebens vom Abschluß eines Separatfriedens mit dem Kaiser zurückzuhalten suchte; nachdem dieser erfolgt war, schloß er 25. Dez. 1529 zu Bologna für Venedig Frieden mit Karl. Obwohl bisher Laie, wurde C. 1535 von Papst Paul III. zum Kardinal ernannt und war seitdem unermüdlich für die Kirche thätig. Die christlichen Glaubenslehren in der Tiefe erfassend, drang er über den äußern Werkdienst hinweg auf Heiligung der Seelen und näherte sich in der Rechtfertigungslehre den deutschen Reformatoren. Wiederholt stellte er Paul III. die Notwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung vor und ward von demselben in eine zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission berufen, aus deren Beratungen 1537 die freimütige Schrift »Consilium de emendanda Ecclesia« hervorging. 1541 wurde er als päpstlicher Legat nach Deutschland gesandt, um auf dem Reichstag zu Regensburg die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche anzustreben, und machte auch verhältnismäßig weitgehende Konzessionen, fand aber bei der Kurie wenig Dank für seine übrigens erfolglos gebliebenen Verhandlungen. 1542 wurde er zum Legaten in Bologna ernannt, starb aber wenige Monate später. C. war von höchst achtungswertem Charakter, im Leben tadellos, duldsam und in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft bewandert. Seine frühern Werke sind meist philosophischen Inhalts, die spätern ausschließlich theologisch. Seine bekannteste Schrift ist »De magistratibus et republica Venetorum« (Par. 1543; ital., mit Anmerkungen von Grassio, Veneb. 1678). Vgl. Brieger, Gasparo C. und das Regensburger Konkordienwerk (Gotha 1870); Dittrich, Regesten und Briefe des Kardinals Gasparo C. (Braunsb. 1882); Derselbe, Gasparo C., eine Monographie (das. 1885).

2) Simone, geb. 27. Aug. 1563, gest. 10. Jan. 1633, war venezianischer Gesandter an mehreren italienischen Höfen, bei Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, dem Papst Paul V. und dem Sultan Mohammed III. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Vgl. Farsetti, Vita di Simone C. (Veneb. 1772).

3) Ludovico, venezian. Staatsmann, ging 1629 als venezianischer Gesandter nach Paris, bewog Ludwig XIII. zu einem Bündnis mit Venedig, um Österreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, und war venezianischer Gesandter bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden. Er starb 1653 in Venedig.

Conte (ital.), Graf.

Conté (spr. tongté), Nicolas Jacques, Mechaniker und Maler, geb. 4. Aug. 1755 in St.-Cenery bei Sées, gest. 6. Dez. 1805 in Paris, empfahl 1795 den Luftballon zur Beobachtung des Feindes und wurde nach Ausführung seines Vorschlags in den Niederlanden Direktor des aërostatischen Instituts u. Brigadechef der Aëronauten bei der Armee. Er erfand 1795 die noch jetzt allgemein gebräuchliche Herstellung der Blei-

ſtifte aus einer Miſchung von Graphit mit Thon, konſtruierte eine hydrauliſche Preſſe und errichtete in Kairo Werkſtätten für die Armeebedürfniſſe der Expedition.

Contemporain (franz., ſpr. kongtangporäng, lat. contemporanéus), ein gleichzeitig Lebender, Zeitgenoſſe.

Contenance (franz., ſpr. kongt'nängß'), Faſſung, Haltung; auch Gemütsruhe.

Content (franz., ſpr. kongtäng, lat. contentus), zufrieden; einverſtanden.

Contenta (lat.), ſ. Kontenten.

Contentieux administratif (auch kurzweg le contentieux, ſpr. kongtangßjö), das Verwaltungsſtreitverfahren in Frankreich. Auch in Deutſchland hat man vor der Neuregelung der Verwaltungsrechtspflege von adminiſtrativ-kontentiöſen Sachen geſprochen. Den Gegenſatz zum C. bildet die administration pure (reine Verwaltung). Man unterſcheidet hiernach den Weg der Verwaltungsrechtsbeſchwerde (voie contentieuse) und der Verwaltungsbeſchwerde (voie gracieuse). Die Einrichtung des C. verdankt ihre Entſtehung dem franzöſiſchen Grundſatz der Gewaltenteilung, d. h. der Trennung und gegenſeitigen Unabhängigkeit der geſetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt. Hiernach erſcheint es als unzuläſſig, daß die Gerichte in die Thätigkeit der Verwaltung eingreifen und die Verwaltungsbeamten wegen ihrer Amtshandlungen vor ſich laden. Infolgedeſſen mußte die Verwaltungsrechtſprechung als eine beſondere Aufgabe der vollziehenden Gewalt eingerichtet werden. Das C., ſagt Vivien (»Études administratives«, 2. Aufl., Bd. 1, S. 125), umfaßt alle Beſchwerden, welche ſich auf Verletzung der Verpflichtungen gründen, die der Verwaltung durch Geſetz oder Verordnung auferlegt oder von ihr durch Vertrag übernommen ſind. Die voie contentieuse iſt eröffnet wegen Gewaltüberſchreitung (excès de pouvoir), d. h. wegen Unzuſtändigkeit und wegen Nichtbeachtung weſentlicher Formen des Verfahrens. Die Beſchwerde (recours, demande en annulation pour excès de pouvoir) findet hier ſowohl in einer Verwaltungsſache als in Verwaltungsſtreitſachen ſtatt. Sie geht unmittelbar an den Staatsrat. Im übrigen iſt die voie contentieuse nur zugelaſſen, wenn die Verletzung eines erworbenen Rechts (droit acquis) durch einen Verwaltungsakt behauptet wird. Im erſten Rechtszug entſcheiden hier hauptſächlich die Miniſter, die Präfekturräte (ſ. d.) und die Präfekten (ſ. d.), im zweiten Rechtszug entſcheidet der Staatsrat (ſ. d.). Auf Akte der Regierungsgewalt (actes de gouvernement), wie z. B. Staatsverträge, Verteilung von Kriegsentſchädigungen ꝛc., erſtreckt ſich das C. niemals.

Contes (franz., ſpr. kongt'), Erzählungen zur Unterhaltung oder Erbauung. Eine Unterart bilden die Fabliaux (ſ. d.). Die C. dévots erzählen meiſt Marienwunder und ſind von Gautier de Coincy (geſt. 1236) in großer Zahl verfaßt worden (Ausg. von Poquet, Par. 1856). In der ältern Zeit ſind die C. faſt durchaus gereimt; erſt das 16. Jahrh. bevorzugte die Proſa. Eine Sammlung ſolcher Erzählungen veranſtaltete Lacroix in dem Werk »Les vieux conteurs français« (Par. 1840). In der neuern Litteratur treten auf die C. de fées (Gräfin d'Aulnoy), C. moraux (Marmontel), C. drolatiques (H. de Balzac).

Conteſſa (ital.), Gräfin.

Conteſſa, 1) Chriſtian Jakob Salice-C., Dichter und Novelliſt, geb. 21. Febr. 1767 zu Hirſchberg i. Schl., geſt. 11. Sept. 1825 in Lichtenthal, war Kaufmann daſelbſt, wurde dann in die Unterſuchungsſache gegen den preußiſchen Kriegs- und Domänenrat Zerboni als angeblichen Verſchwörer gegen den preußiſchen Staat verwickelt und ſaß ein Jahr lang in Spandau gefangen (1797). Später widmete er ſich, meiſt auf ſeinem Gut Lichtenthal bei Greifenberg, litterariſchen Beſchäftigungen. Unter ſeinen Schriften ſind hervorzuheben die Romane: »Das Grabmal der Freundſchaft und Liebe« (Bresl. 1792) und »Der Freiherr und ſein Neffe« (daſ. 1824), die Novelle »Almanzor« (Leipz. 1808) und das hiſtoriſche Schauſpiel »Alfred« (Hirſchberg 1809). Eine Sammlung ſeiner »Gedichte« veranſtaltete W. L. Schmidt (Hirſchberg 1826).

2) Karl Wilhelm Salice-C., Novelliſt und Luſtſpieldichter, Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1777 in Hirſchberg, geſt. 2. Juni 1825 in Berlin, ſchloß auf dem Pädagogium zu Halle mit E. v. Houwald Freundſchaft, ſtudierte ſeit 1798 in Erlangen und Halle, bereiſte Frankreich und lebte dann unabhängig in Weimar (1802—1803) und Berlin, zuletzt zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gute ſeines Freundes Houwald. Unter ſeinen Luſtſpielen war beſonders »Das Rätſel« (1809), unter ſeinen Erzählungen »Magiſter Rößlein« (in den mit ſeinem Bruder herausgegebenen »Dramatiſchen Spielen und Erzählungen«, Hirſchb. 1812—14, 2 Bde.) beliebt. Außerdem ſchrieb er »Erzählungen« (Dresd. 1819, 2 Bde.) und gab mit Hoffmann und Fouqué »Kindermärchen« (Berl. 1816—17, 2 Bde.) heraus. Seine ſämtlichen Schriften mit einem Lebensabriß gab Houwald heraus (Leipz. 1826, 9 Bde.). C. war auch ein guter Landſchaftsmaler, als welchen ihn Hoffmann in den »Serapionsbrüdern« unter dem Namen Silveſter ſchildert.

Conteſtäni, Volk, ſ. Konteſtaner.

Conteſtatio litis (lat.), ſ. Litiskonteſtation.

Conthey (ſpr. kongtä, deutſch Gundis), Hauptort eines Bezirks im ſchweizer. Kanton Wallis, 555 m ü. M., auf einem Hügel über dem Rhônethal, 4 km öſtlich von Sitten, hat Getreide- und Weinbau und (1888) 2695 Einw.

Conti (ital.), Mehrzahl von Conto, ſ. Konto.

Conti, Name jüngerer Nebenzweige des bourbon. Hauſes Condé, von der kleinen Stadt C. bei Amiens hergenommen. Bemerkenswert ſind:

1) François, Prinz von, zweiter Sohn Ludwigs I. von Bourbon, Prinzen von Condé, geb. 19. Aug. 1558, geſt. 3. Aug. 1614 in Paris, ward proteſtantiſch erzogen, trat aber in der Bartholomäusnacht zur katholiſchen Konfeſſion über. Nach Heinrichs III. Ermordung ſchloß er ſich an Heinrich IV. an, focht in der Schlacht bei Ivry mit Auszeichnung, wurde aber 1594 von dem Herzog von Mercoeur bei Craon geſchlagen.

2) Louiſe Marguerite von Lothringen, Prinzeſſin von, Tochter des Herzogs Heinrich von Guiſe und der Katharina von Kleve, vermählte ſich 1605 mit C. 1) und nach deſſen Tode heimlich mit dem Marſchall Baſſompierre. Als dieſer in die Baſtille geſetzt ward, mußte ſie ſich auf ihre Güter zu Eu begeben, wo ſie 30. April 1631 ſtarb. Sie ſchrieb: »Histoire des amours du grand Alcandre«, d. h. Heinrichs IV. (Leiden 1663; Par. 1786, 2 Bde.).

3) Armand von Bourbon, Prinz von, geb. 11. Okt. 1629 in Paris, geſt. 21. Febr. 1666, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, war wegen ſeines ſchwächlichen, mißgeſtalteten Körpers urſprünglich zum geiſtlichen Stand beſtimmt und ſchon Inhaber mehrerer Pfründen, kämpfte aber in den Reihen der Fronde gegen den Hof, ward 1650

mit seinem Bruder und dem Herzog von Longueville verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit gesetzt. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, machte C. gemeinschaftliche Sache mit ihm, söhnte sich aber bald mit dem Hof aus und heiratete sogar Mazarins Nichte, Anna Maria Martinozzi, die ihm als Aussteuer das Gouvernement von Guienne zubrachte. Im Kriege gegen Spanien 1654 mit einem Kommando betraut, eroberte er Villafranca und Puycerda. Im italienischen Feldzug von 1657 focht er unglücklich. Er schrieb unter anderm einen gegen das Theater gerichteten »Traité de la comédie et des spectacles« (Par. 1667).

4) Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, ältester Sohn des vorigen, geb. 4. April 1661, gest. kinderlos 5. Nov. 1685, vermählt mit Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, legitimierter Tochter Ludwigs XIV. von der Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken und kehrte 1682 nach Paris zurück.

5) François Louis, Prinz von La Roche-sur-Yon und C., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. April 1664, gest. 22. Febr. 1709, begleitete jenen nach Ungarn, ward mit ihm wegen Spöttereien über den König und die Maintenon aus Paris verbannt, ging nach Chantilly zu seinem Oheim, dem großen Condé, und erwarb sich darauf unter dem Marschall von Luxembourg in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerke, Fleurus und Neerwinden, solchen Ruhm, daß er nach Sobieskis Tode (27. Juni 1697) von einem Teil der polnischen Magnaten zum König von Polen gewählt wurde. Als er aber nach Polen kam, fand er den Thron schon durch August II. von Sachsen eingenommen. Am Hofe mißliebig geworden, erhielt er das Gouvernement Languedoc. 1703 befehligte er noch einmal in Italien, ohne aber etwas auszurichten.

6) Louis François, Prinz von, Enkel des vorigen, geb. 13. Aug. 1717, gest. 2. Aug. 1776, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, besetzte 1744 mit 20,000 Franzosen Piemont und gewann die Schlacht von Coni, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und 1746 den in Flandern mit, wo er Mons und Charleroi eroberte, und ward 1749 Großprior des Malteserordens in Frankreich. Mit der Pompadour verfeindet, leitete er im Auftrag Ludwigs XV. dessen geheime Diplomatie, die den Ministern völlig verborgen blieb und oft die offizielle Diplomatie bekämpfte. Schließlich ward er vom König im Stiche gelassen. Vgl. Boutaric, Correspondance secrète de Louis XV (Par. 1866, 2 Bde.); de Broglie, Le secret du Roi (das. 1879, 2 Bde.).

7) Louis François José, Prinz von, einziger Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1734, gest. 1814, bis zum Tode seines Vaters Graf de la Marche, kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich dann in das Privatleben zurück und unterstützte die Parlamente gegen die Regierung. Während der Revolution vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen, wurde er erst nach dem 18. Fructidor 1797 verbannt. Er starb in Barcelona als der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen an das Haus Condé fielen.

8) Amélie Gabrielle Stephanie Louise, Prinzessin von, Schriftstellerin, natürliche, später legitimierte Tochter von C. 6), geb. 30. Juni 1756, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren Verwandten an einen gemeinen Menschen in einer kleinen Provinzialstadt verheiratet, von dem sie die unwürdigste Behandlung erdulden mußte, bis die Ehe endlich aufgelöst wurde. Sie erzählt ihre Schicksale in ihren »Mémoires historiques« (Par. 1798, 2 Bde.; deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.), welche Goethe den Stoff zu der »Natürlichen Tochter« gaben. Vgl. Barthélemy, La princesse de C. d'après sa correspondance inédite (Par. 1875).

Conti, 1) Nicolò de, ital. Reisender des 15. Jahrh., geb. in Chioggia, reiste als Kaufmann, der arabischen und persischen Sprache mächtig, 1428—53 von Damaskus über Bagdad, Ormus und Oman nach Indien, durchquerte als erster Europäer Dekhan, besuchte Ceylon und Sumatra, ging über Tenasserim wieder nach Vorderindien, fuhr den Ganges eine Strecke hinauf und gelangte dann durch Arakan zum Irawadi und nach Awa. Auf der Rückreise besuchte er Sokotra und Dschidda. Sein von Poggio veröffentlichter Reisebericht »De varietate fortunae« (1723) ist auch abgedruckt in Kunstmanns »Kenntnis Indiens im 15. Jahrhundert« (Münch. 1863) und mit Erläuterungen von Bellemo: »I viaggi di Nicolò de' C.« (Mail. 1883).

2) Augusto, ital. Philosoph, geb. 1822 zu Villa di San Piero bei San Miniato im Toscanischen, studierte die Rechtswissenschaft in Siena, Pisa und Lucca und lebte dann mehrere Jahre als Advokat in Florenz. Nachdem er am Feldzug von 1848 teilgenommen, ließ er sich in San Miniato nieder, wo er als Advokat und daneben als Lehrer der Philosophie thätig war, bis ihm 1855 die Professur der Philosophie am Lyceum zu Lucca übertragen ward. 1863 wurde er Professor der Geschichte der Philosophie zu Pisa; seit 1867 lehrt er am Instituto di studii superiori zu Florenz. Seine Philosophie ist ein Eklektizismus, der die Ausgleichung von Denken und Empfinden, Vernunft und Glauben, eine Vermittelung zwischen der neuesten Philosophie und den scholastischen Lehren anstrebt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Evidenza, amore e fede, o i criteri della filosofia« (Flor. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl., Prato 1872); »Storia della filosofia« (Flor. 1864, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882; franz. von E. Naville, Par. 1865); »Giovanni Dupré, studio sull' arte« (Pisa 1865); »Filosofia elementare« (mit Sartini, Flor. 1869; 9. Aufl. 1879); »Dio come ordinatore del mondo« (das. 1871); »Il bello nel vero« (das. 1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1891); »Il buono nel vero« (das. 1873, 2 Bde.); »Il vero nell' ordine« (das. 1876, 2 Bde.; 2. Aufl. 1891); »L'armonia delle cose« (das. 1878, 2 Bde.); »Esame della filosofia epicurea« (mit G. Rossi, das. 1878). Auch einige dramatische Stücke (»Catone in Utica« ꝛc.) hat C. geschrieben.

Contich (Contigh), Flecken in der belg. Provinz und im Arrond. Antwerpen, an den Staatsbahnlinien Antwerpen-Brüssel und Antwerpen-Dendermonde, mit Flachsspinnerei, Hut- und Lederfabrikation und (1890) 4452 Einw.

Continuo, s. Basso continuo.

Conto (ital.), s. Konto.

Conto (de Reis), in Portugal und Brasilien ein Betrag von 1000 Milreis; ein Conto de Contos dagegen bedeutet eine Billion Reis; s. Milreis und Reis.

Contorni (ital.), die Umgebungen.

Contorniāti, s. Kontorniaten.

Contortae, s. Kontorten.

Contortaschichten, soviel wie rätische Schichten, s. Triasformation.

Contouche (franz., spr. kongtusch'), ein nur bis zu den Knieen reichender, taillenloser und mantelartiger

Überwurf der Frauen, welcher in Frankreich unter dem Herzog Philipp von Orléans (1715—23) aufkam. Er war mit Ärmeln versehen und vorn über der Brust zum Binden. Davon erhielt das polnische Nationalkleid Kontusch (s. d.) seinen Namen.

Contra (lat. u. ital.), gegen, entgegengesetzt, gegenüber, in Zusammensetzung sehr häufig; vgl. Kontra...

Contractus (lat.), s. Kontrakt.

Contradictio (lat.), Widerspruch (s. d.). C. in adjecto, d. h. Widerspruch im Beiwort, findet statt, wenn dieses eine Beschaffenheit ausdrückt, welche mit dem Gegenstand des Hauptwortes im Widerspruch steht.

Contrados (lat.), soviel wie Antidos (s. d.).

Contra jus clarum in thesi (lat.), gegen einen unbestreitbaren Rechtssatz (verstoßend).

Contr'alto (ital., franz. Haute contre), in der Musik Benennung der Altstimme; vgl. Contratenor.

Contraria actio (lat.), das Klagerecht, welches dem aus einem obligatorischen Vertrag primär Verpflichteten unter Umständen gegen den primär Berechtigten zusteht; z. B. hat aus dem Aufbewahrungsvertrag (s. Hinterlegung) derjenige, welcher seine Sache zur Aufbewahrung gibt, in erster Linie ein Klagerecht (actio depositi directa) gegen den Aufbewahrer; derjenige, welcher eine Sache zum Gebrauch unentgeltlich leiht, eine actio commodati directa auf Rückgabe nach gemachtem Gebrauch oder Schadenersatz; der Auftraggeber eine actio mandati directa gegen den Beauftragten auf Herausgabe dessen, was der letztere durch die Ausführung des Auftrags erlangt hat. Dem Aufbewahrer, dem Entleiher, dem Beauftragten hinwiederum steht ein Klagerecht auf Ersatz seiner im Interesse des andern Kontrahenten gemachten notwendigen Auslagen oder des durch Verschulden des letztern erlittenen Schadens zu *(actio* [depositi, commodati, mandati] *contraria)*.

Contrarium (lat.), das Gegenteil; Mehrzahl: Contraria, Entgegengesetztes. Contraria contrariis curantur, Entgegengesetztes wird mit Entgegengesetztem geheilt, der dem homöopathischen Grundsatz (similia similibus curantur) entgegengesetzte, wohl von keiner ärztlichen Richtung schroff verteidigte Grundsatz.

Contra sextum (nämlich praeceptum, lat.), Vergehen wider das sechste Gebot.

Contrastimulus (lat.), s. Gegenreiz.

Contrasto, ital. Benennung eines in dialogischer Form gehaltenen Streitgedichtes. Am bekanntesten ist der mit den Worten »Rosa fresca« beginnende C. des Ciullo d'Alcamo (s. d.).

Contratenor (lat.), Name der dritten Stimme in den ältesten dreistimmigen Tonsätzen. Die zunächst dem Tenor gegenübergestellte höhere Stimme hieß Diskant; der C. war alsdann die dem Diskant in tieferer Lage gegenübertretende dritte Stimme, die bald höher, bald tiefer ging als der Tenor und sich endlich im 15. Jahrh. definitiv in zwei Stimmen, eine höhere, den Alt oder Kontra-Alt, und eine tiefere, den Baß, schied. Der Name C. hielt sich aber noch länger für die Altstimme.

Contrat social (franz., spr. kongträ ßoßiál, »Gesellschaftsvertrag«), s. Rousseau (Jean Jacques).

Contre (franz., spr. kongtr', »gegen«) wird, wie das lateinische Contra, häufig in Zusammensetzungen gebraucht; vgl. Konter... und Kontre...

Contre-billet (franz., spr. kongtr'-bijä, Contrelettre), Gegenschein, wodurch ein früher ausgestellter Schein für ungültig erklärt wird; auch soviel wie Kontermarke.

Contre-coeur (franz., spr. kongtr'-kör), Hinterwand eines Kamins ꝛc.; à contre-coeur, mit Unlust, widerwillig, ungern.

Contrecouleur (franz., spr. kongtr'kulör, »Gegenfarbe«), im Kartenspiel soviel wie Inverse, s. Trente et quarante.

Contre-coup (franz., spr. kongtr'-ku), Gegen-, Rückstoß; Querstrich, ein Unternehmen, wodurch etwas durchkreuzt, vereitelt werden soll.

Contrectatio, s. Diebstahl.

Contreeffekt (franz., spr. kongtr'-efä, »Gegenwirkung«), s. Billard.

Contre-fort (franz., spr. kongtr'-för), Strebepfeiler.

Contregarde, s. Kontergarde.

Contregewicht, s. Kontergewicht.

Contre-maitre (franz., spr. kongtr'-mätr'), Werkführer, Faktor.

Contreras, 1) Juan Senen de, span. General, geb. 1760 in Madrid, gest. 1826, bereiste seit 1787 im Auftrag Karls III. behufs Militärstudien England, Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzug gegen die Türken und der Eroberung Chotins unter Prinz Koburg bei. Zurückgekehrt, gab er 1791 sein Reisetagebuch und eine Geschichte des türkischen Feldzugs von 1788 heraus. Nach Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1808 wurde er von der Junta von Sevilla beauftragt, Alemtejo und Algarve zu revolutionieren. Er warf Junot zurück, organisierte die Volkserhebung, folgte dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 11,000 Mann bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera auf Wellingtons linkem Flügel. Er erhielt darauf den Oberbefehl über ein Armeekorps zur Deckung des Landes zwischen Tajo und Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet und in mehreren Gefechten gesiegt hatte, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ordnung her und verteidigte dann das schwach befestigte Tarragona. Dasselbe fiel endlich, C. wurde gefangen und, da er nicht zu Napoleon I. übertreten wollte, nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, aus dem er im Oktober 1812 entfloh. Er entkam glücklich nach London, wo er einen Bericht über die Belagerung von Tarragona veröffentlichte, der 1825 auch in der Pariser Sammlung der »Mémoires relatifs aux révolutions de France et d'Espagne« (Bd. 3) abgedruckt wurde. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück und lebte fortan nur seinen Studien.

2) Juan, span. General, geb. 1807 in Pisa, wohin sich seine Eltern geflüchtet hatten, erwarb sich seine ersten militärischen Grade in den Reihen der Cristinos während des Erbfolgekrieges 1833—42. Seit 1845 General, nahm er stets den thätigsten Anteil an den Verschwörungen gegen Isabella, besonders im Juni 1866, August 1867, September 1868. Nach dem Sturz Isabellas wurde C. 1868 von Prim zum Generalkapitän von Katalonien ernannt, hielt aber unter den Truppen des föderalistisch gesinnten Barcelona so schlechte Disziplin, daß er im März 1873 abberufen werden mußte. Selber föderalistisch-revolutionär gesinnt, begab C. sich nach Cartagena, das mit den dort befindlichen Kriegsschiffen in die Gewalt der Föderalisten gefallen war, und wurde zum Präsidenten der dort eingesetzten revolutionären Regierung ernannt. Als er sich in Cartagena nicht mehr zu halten vermochte, verließ C. 11. Jan. 1874 auf der Fregatte Numancia den Hafen von Cartagena, durchbrach die Blockade der fünf spanischen Schiffe, landete 13. Jan.

bei Mers el Kebir in Algerien und ergab sich den französischen Behörden.

Contrescarpe, s. Kontreskarpe.

Contrexéville (spr. tongtrr-ähewil'), Dorf im franz. Depart. Vogesen, Arrond. Mirecourt, am Vair (Nebenfluß der Maas) und an der Ostbahn, mit (1891) 817 Einw., Stein- und Gipsbrüchen und Mineralquellen (11°), welche schwefel- und kohlensauren Kalk enthalten und namentlich zur Trinkkur angewendet werden. Jährlich werden ca. 100,000 Flaschen versandt.

Controlling interest (engl.), in Nordamerika eine Form der Umgehung des gesetzlichen oder konzessionsmäßigen Verbots der Verschmelzung verschiedener Eisenbahnunternehmungen, welche darin besteht, daß die eine Gesellschaft so viele Aktien der andern erwirbt, daß sie nun die Mehrheit in der Generalversammlung besitzt.

Contrōra (»Gegenstunde«, v. lat. contra u. hora), in Süditalien Bezeichnung der Nachmittagsstunden von 2—4 Uhr als der Zeit allgemeiner Geschäftsruhe in der heißen Jahreszeit (sonst auch »meriggiata« genannt).

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn) im Gegensatz zur Ehe der Freien. Die beiden Gatten hießen Contubernales. Auch die Verbindung eines Freien und einer Sklavin oder eines Sklaven und einer Freien wurde C. genannt.

Contucci (spr. -tuttschi), Andrea, Bildhauer, s. Sansovino 1).

Contumacia (lat.), s. Kontumaz.

Contus (lat.), Spieß, Waffe der röm. Reiterei, ward sowohl als Lanze wie als Wurfspieß angewendet, kam aber wohl erst in später Zeit in Gebrauch. Die damit Bewaffneten hießen Contarii.

Contusio (lat.), die Quetschung; c. cerebri, Gehirnquetschung.

Contūsus (lat.), zerquetscht, zerstoßen (auf Rezepten gebräuchlich); vgl. Concisus.

Conty (spr. tongti), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Amiens, an der Celle und der Nordbahn, mit Kirche aus dem 15. Jahrh., Papierfabrikation und (1891) 1027 Einw.; Stammhaus der Fürsten von Conti (s. d.).

Conūrus, s. Papageien.

Coenūrus, s. Drehwurm.

Conus (lat., »Kegel«), in der Botanik soviel wie Zapfen, der Blüten- und Fruchtstand der meisten Nadelhölzer (s. Koniferen).

Conus, s. Kegelschnecke.

Convallaria *L.* (Maiblume), Gattung aus der Familie der Liliaceen mit der einzigen Art C. majalis *L.* (Maiglöckchen, Maililie, Jauke, Jäupchen), einem ausdauernden Gewächs mit kriechendem Wurzelstock, elliptischen bis elliptisch-lanzettlichen Blättern, glockenförmigen weißen, wohlriechenden Blüten in einseitswendigen Trauben und roten, kugeligen, dreifächerigen, dreisamigen Beeren, wächst in Laubwäldern Europas, Nordasiens und Nordamerikas, wird in Gärten kultiviert, auch getrieben (namentlich in Berlin). Die Wurzel wurde früher gegen Epilepsie und Herzkrankheiten benutzt. Die Blüten (Springaufblumen, Niesblumen) schmecken bitter und scharf; daraus bereiteter Maiblumenessig wird als Hausmittel gegen Kopfschmerzen gebraucht; getrocknet werden sie zu Niespulver benutzt. Sie enthalten das Glykosid Convallamarin. C. Polygonatum *L.*, s. Polygonatum.

Convēnae, Volk, s. Konvener.

Conventio in manum (lat.), im ältern röm. Rechte der Akt der Verehelichung, durch welchen die Braut unter des Mannes Hausherrschaft gestellt wurde.

Conventus (lat.), s. Konvent.

Conversano, Stadt in der ital. Provinz Bari, 296 m ü. M., 8 km vom Adriatischen Meer gelegen, ist Bischofsitz, hat alte Mauern, ein Kastell, eine schöne Kathedrale, ein Seminar, Handel mit Wein, Öl, Mandeln und Baumwolle und (1881) 11,006 Einw. C. soll von den Etruskern gegründet sein.

Conveyer (engl., spr. konwēer, »Fortschaffer«, Mehlschraube), in Mühlwerken die Schnecke zum Fortschaffen des Getreides und des Mehles.

Convoi (franz., spr. tongwá), s. Konvoi.

Convolvulin, s. Ipomoea.

Convolvulus *L.* (Winde), Gattung aus der Familie der Konvolvulaceen, aufrechte, niederliegende, meist windende Kräuter oder Halbsträucher, oder aufrechte, sehr ästige, bisweilen dornige Sträucher mit ganzen oder gelappten Blättern, einzeln oder zu drei achselständigen, trichter- oder glockenförmigen Blüten und kugeliger, zweifächeriger, viersamiger Kapsel. Etwa 150 Arten in den gemäßigten und subtropischen Klimaten, meist in den östlichen Mittelmeerländern. C. arvensis *L.* (Acker-, Feld-, Kornwinde), ausdauernd, mit windendem Stengel, pfeilförmigen Blättern, weißen oder rötlichen Blumen, wächst als lästiges Unkraut durch ganz Europa. Die Wurzel enthält ein scharfes Harz. C. Sepium *L.* (Calystegia Sepium *R. Br.*, Zaunwinde, deutsche Stammonie, deutsche Purgierwinde), ausdauernd, mit windendem Stengel, pfeilförmigen Blättern und großen weißen Blüten, an Flußufern und feuchten Stellen durch ganz Europa, ist ebenfalls oft ein lästiges Unkraut. Die Blätter, Sepienkraut, wurden sonst als Abführmittel benutzt. C. Soldanella *L.* (Calystegia Soldanella *R. Br.*, Meerkohl-, Meerstrandswinde), ausdauernde Pflanze mit kurzem, niederliegendem Stengel, nierenförmigen, eine Rosette bildenden Blättern und großen blaß purpurroten Blüten, wächst am Mittelmeer, an der Ost- und Nordsee, an den Küsten Neuhollands, Neuseelands und des mittlern Amerika; ihr bitter und scharf, etwas salzig schmeckendes Kraut wurde früher arzneilich gebraucht. C. tricolor *L.* (dreifarbige Winde), aus Südeuropa, einjährig, mit nicht windendem Stengel, länglichen, ganzrandigen Blättern und himmelblauen, im Grunde gelben, in der Mitte weißen Blüten, und C. dahurica *L.* (Calystegia dahurica *Choisy*), mit rosenroten Blüten, werden als Zierpflanzen kultiviert. C. Scammonia *L.* (Skammonium- oder Purgierwurzel), in Rumelien, in der Krim, im Kaukasus, durch ganz Kleinasien und Syrien, auch auf Cypern, Rhodos, Kreta, besonders häufig in der Umgebung Smyrnas, mit dicker, möhrenförmiger, mehrköpfiger, milchender Wurzel, windendem Stengel, pfeil- oder spontonförmigen Blättern und grünlichgelben Blüten mit purpurroten Falten, liefert aus der angeschnittenen Wurzel einen Milchsaft, der getrocknet das arzneilich benutzte Skammonium (s. d.) bildet. Von C. scoparius *L.* (Besenwinde), einem fast mannshohen Strauch mit schmalen Blättern und weißen Blüten in lockern, endständigen Rispen, sowie von C. floridus *L.*, einem zierlichen Strauch, beide auf den Kanaren, leitet man das Rosenholz (Lignum Rhodium) ab.

Conway (spr. kónn-uē), alte Stadt in Carnarvonshire (Wales), 2 km oberhalb der Mündung des Conway, über den Telfords merkwürdige Kettenbrücke und Stephensons Eisenbahnbrücke führen, mit (1891) 3442 Einw. C. ist von dicken Ringmauern umgeben, und sein 1284 von Eduard I. erbautes Schloß (jetzt

Ruine) gehörte zu den großartigsten Bauwerken dieser Art in England. 3 km westlich auf dem Gipfel des Conway Mount Überreste der alten britischen Feste Castell Caer Seion. [s. Inglis.

Conway (spr. könn-uē), Derwent, Pseudonym, ***Conyb.***, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für W. D. Conybeare (spr. könnibēr), englischer Geolog und Zoolog zu Cardiff bei Bristol (Geologie von England und Wales, fossile Reptilien).

Conydrin $C_8H_{17}NO$ oder $C_8H_{15}.OH.NH$ findet sich neben Coniin im Schierling, bildet farblose Blättchen, riecht schwach nach Coniin, ist viel weniger giftig als dieses, schmilzt bei 120°, siedet bei 224°, sublimiert sehr leicht und gibt mit Jodwasserstoffsäure Coniin.

Conz, von Conz in Hamburg 1891 angegebener elektrischer Nachtsignalapparat für Schiffe, welcher drei Gruppen von je zwei weiß und roten Glühlichten benutzt. Zum Apparat gehört eine Dynamomaschine und ein Signalgeber, der Monotaster. Ein ähnlicher Apparat ist der von Ardois (s. d.).

Conz, Karl Philipp, Dichter und Schriftsteller, bekannt als Schillers Jugendgespiele, geb. 28. Okt. 1762 zu Lorch in Württemberg, studierte im Stift zu Tübingen Theologie, wurde hier 1789 Repetent am Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Litteratur an der Universität in Tübingen; starb 20. Juni 1827. Seine Lieder, namentlich die der leichtern Art, sind anmutig, zart gefühlt und sinnig gedacht. Sie erschienen zuerst Tübingen 1792 (neue Aufl., das. 1818—19, 2 Bde.) und in einer neuen Sammlung Ulm 1824. Er schrieb zahlreiche kleinere Abhandlungen zur Philologie, Philosophie und Ästhetik, zum Teil gesammelt in den »Kleinern prosaischen Schriften« (Tübing. 1821—1822, 2 Tle.; neue Sammlung, Ulm 1825). Als Übersetzer versuchte er sich am Äschylos, Aristophanes und an den griechischen Lyrikern.

Conza della Campania, Flecken in der ital. Provinz Avellino, Kreis Sant' Angelo, auf einer Anhöhe über dem Ofanto, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale und (1881) 1302 Einw. — C., das alte Compsa, einst Stadt der Hirpiner in Samnium, spielte eine Rolle in den Hannibalischen Kriegen, war unter den Ostgoten stark befestigt und wurde von ihnen lange gegen die Byzantiner behauptet. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich.

Conze, Alexander Christian Leopold, Archäolog, geb. 10. Dez. 1831 in Hannover, studierte 1851—55 in Göttingen und Berlin, erhielt 1863 als Privatdozent an ersterer Universität einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle und ging 1869 als Ordinarius der Archäologie nach Wien, 1877 nach Berlin. C. hat sich auf Reisen eine Autopsie vieler Kunstdenkmäler erworben und ihre Früchte unter anderm niedergelegt in den Schriften: »Eine Reise auf die Inseln des Thrakischen Meeres« (Hannov. 1860), »Reise auf der Insel Lesbos« (das. 1865) und in den mit Hauser und Niemann herausgegebenen »Archäologischen Untersuchungen auf Samothrake« (Wien 1875). Er veröffentlichte ferner: »Melische Thongefäße« (Leipz. 1862); »Zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst« (Wien 1870—73); »Die Familie des Augustus, ein Relief« (Halle 1868); »Die Bedeutung der klassischen Archäologie« (Wien 1869); »Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik« (2. Aufl., Halle 1869); »Vorlegeblätter für archäologische Übungen« (Wien 1869); »Heroen- und Göttergestalten der griechischen Künste« (das. 1874); »Römische Bildwerke einheimischer Fundorte in Österreich« (das. 1872—78, Heft 1—3); »Theseus und Minotaurus« (Berl. 1878) u. a. Als Direktor der Berliner Antikensammlung hatte er wichtigen Anteil an der Durchführung der pergamenischen Expeditionen zur Wiedergewinnung des großen Altarfrieses und beteiligte sich an den darüber erschienenen Berichten (»Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. Vorläufiger Bericht«, Berl. 1880 und 1882). Im November 1887 wurde er unter Enthebung von seinem Amt als Direktor an den Museen zum Generalsekretär bei der Zentraldirektion des Deutschen archäologischen Instituts in Berlin ernannt. Mit andern gibt er »Die attischen Grabreliefs« (Berl. 1890 ff.) heraus.

Cooch Behar, Fürstentum, s. Kutich Behar.

Cook (Mount C., spr. maunt kuk, der Ahoarangi, »Wolkenbrecher«, der Maori), höchster Berg der südlichen Alpen auf der Südinsel von Neuseeland, unter 43° 36′ südl. Br. und 170° 12′ östl. L. v. Gr., 3764 m hoch, mit fünf großen Gletschern, worunter der 16 km lange Tasmangletscher. Er wurde zuerst 1882 von dem Engländer Green mit zwei Tiroler Führern erklommen.

Cook (spr. kuk), 1) James, berühmter Weltumsegler, geb. 27. Okt. 1728 in Marton (Yorkshire), gest. 14. Febr. 1779. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, in seinem 13. Jahr einem Kaufmann zu Staithes zur Lehre übergeben, verließ er dieselbe bald wieder und diente auf einem Kohlenschiff 7 Jahre. Er machte hierauf mehrere größere Seereisen, nahm 1755 auf der Flotte Dienste und wurde 1759 Unterleutnant auf dem zur Belagerung von Quebec bestimmten Mercury. Hier machte er im Angesicht der Franzosen wichtige Tiefenmessungen des St. Lorenzstroms, die später durch eine Karte veröffentlicht wurden. Im Herbst 1762 entwarf er von dem Hafen von Placentia in Neufundland einen so gelungenen Plan, daß er auch 1763—67 mit der Aufnahme der Küsten dieser Insel beauftragt wurde, von denen er acht Blätter Spezialkarten herausgab. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Leutnant und Befehlshaber des Schiffes, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Durchganges der Venus vor der Sonnenscheibe nach der Insel Tahiti gesendet wurde. Als Astronom begleitete ihn Green, als Botaniker Joseph Banks und Solander. Am 26. Aug. 1768 ging das Schiff in Plymouth unter Segel, steuerte um das Kap Horn und erreichte 10. April 1769 Tahiti, wo 3. Juni der Venusdurchgang bei günstigem Wetter beobachtet und dadurch die Elemente gewonnen wurden, welche bis vor wenigen Jahren noch zur Berechnung der Sonnenferne gedient haben. Nach Erledigung dieses Auftrags und genauer Aufnahme der umliegenden Inseln, welchen er zu Ehren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London den Namen der Gesellschaftsinseln gab, ging C. nach Süden, entdeckte 13. Aug. 1769 Rurutu (Oteroah), das erste Inselchen der kleinen Tubuaigruppe, und steuerte dann auf Neuseeland zu, welches seit Abel Tasmans Zeit als der Rand des unbekannten Australlandes betrachtet wurde. Diese Ansicht beseitigte C. durch vollständige Umschiffung beider Teile dieser Doppelinsel, von der er eine in den Hauptzügen richtige Karte lieferte. Von Neuseeland aus erreichte C. 19. April 1770 die australische Ostküste unter 37° 58′ südl. Br. und fand, an derselben nordwärts segelnd, 28. April den Einschnitt, dem er nach der Fülle hier gefundener neuer Pflanzen

den Namen Botanybai gab, sah und benannte Port Jackson und verfolgte darauf, sich zwischen der Küste und dem Großen Barrierriff haltend, einen nördlichen Kurs, bis ihn ein an diesem gefährlichen Riff erhaltenes Leck nötigte, 17. Juni zur Ausbesserung desselben in die Mündung eines Flusses einzulaufen, der von seinem Schiff Endeavour den Namen empfing. C. segelte sodann durch eine Passage des Riffes in den offenen Ozean, passierte im August den südlichen, nun Endeavourstraße genannten Teil der Torresstraße und beseitigte damit alle noch bestehenden Zweifel an der Trennung des Australkontinents und Neuguineas. Er setzte seine Fahrt darauf nach Batavia fort und kehrte 11. Juni 1771 um das Kap der Guten Hoffnung in die Heimat zurück. Hier wurde er alsbald mit der Leitung einer neuen Expedition beauftragt, welche die Frage eines noch unentdeckten Südkontinents »entscheiden sollte. Man übertrug ihm den Befehl über die Resolution, die er selbst, und die Adventure, welche Fourneaux führte. Als wissenschaftliche Beobachter begleiteten ihn die beiden Deutschen Johann Reinhold Forster und Georg Forster (s. d.). C. beschloß auf dieser Reise zum erstenmal, von W. nach O. und gegen die Passate um die Erde zu segeln. Er verließ Plymouth 13. Juni 1772, erreichte 29. Sept. die Kapstadt und drang von da südwärts bis 67° 5′ vor. Durch die Eismassen 17. Jan. 1773 zur Umkehr genötigt, segelte er über Neuseeland nach Tahiti und den benachbarten Inseln. Am 17. Sept. ging er zum zweitenmal nach S., wurde auf der Fahrt nach Neuseeland durch einen Sturm für die ganze Reisedauer von der Adventure getrennt, drang dann in das Südliche Eismeer vor und erreichte 30. Jan. 1774 die größte Polhöhe von 71° 10′. Wiederum durch die Eismassen zur Umkehr gezwungen, ging er über die Osterinsel und die Marquesasinseln nach Tahiti, entdeckte auf der Weiterfahrt nach W. mehrere kleinere Inseln, erforschte und benannte die Neuen Hebriden und entdeckte Neukaledonien und die Norfolkinsel. Von Neuseeland segelte er dann 10. Nov. ostwärts nach dem Feuerland, umfuhr Kap Horn, entdeckte 17. Jan. 1775 im südatlantischen Ozean Südgeorgien und 31. Jan. die rauhe Sandwichgruppe und traf 30. Juli 1775 wieder in England ein. Der König erhob ihn zum wirklichen Schiffskapitän und gab ihm eine Stelle am Hospital zu Greenwich; die Royal Society ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Als eine Expedition zur Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen Meer in den Großen Ozean geplant wurde und eine Parlamentsakte eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. versprach, übernahm C. die Leitung. Zwei Schiffe, die Resolution unter C. und die Discovery unter Clerke, verließen 12. Juli 1776 den Hafen von Plymouth, gingen über das Kap der Guten Hoffnung, Kerguelenland, Tasmania, Neuseeland nach Tahiti und kamen nach Entdeckung mehrerer kleinerer Inseln im Januar 1778 zu einem Archipel, den C. »Sandwichinseln« nannte. Er schob aber dessen nähere Untersuchung auf und erreichte 7. März die Küste von Nordamerika unter 44° 33′, verfolgte dieselbe nach N., landete im Nutkasund auf Vancouver, erforschte den Prince William-Sund und Cooks-Inlet, durchfuhr die Beringstraße und kehrte, von Eismassen am weitern Vordringen gehindert, über Unalaschka nach den Sandwichinseln zurück. Am 17. Jan. 1779 warf er in der Karakakuabai auf Hawai Anker und trat mit den Eingebornen in den freundschaftlichsten Verkehr, geriet dann aber wegen eines ihm entwendeten Bootes mit ihnen in einen Streit, der nicht ohne Verschulden seiner Leute zu einem Kampfe führte, in welchem C. mit einigen Matrosen getötet wurde. Seine erst nach längern Verhandlungen von den Eingebornen zurückgegebenen Gebeine wurden in der Bai feierlich bestattet. Den Oberbefehl der Expedition übernahm Clerke (s. d.) und nach dessen Tode Gore. C. steht als Seefahrer ebenbürtig neben Columbus, Magalhães und Tasman da. Seine Fahrten entschieden die uralte Streitfrage zwischen der Homerischen und Hipparchischen Schule, ob die trockne Erdoberfläche der nassen räumlich überlegen sei, zu gunsten der letztern. Die Beschreibung von Cooks erster Reise gab Hawkesworth (1773) heraus; Suard besorgte eine französische Übersetzung (1774) und J. F. Schiller eine deutsche (1775). Seine zweite Reise beschrieb C. selbst unter dem Titel: »A voyage towards the south pole and round the world, performed in His Majesty's ships the Resolution and Adventure, in the years 1772, 1773, 1774 and 1775« (1777, 8. Ausg. 1779; franz. von Suard). Eine Ergänzung dazu ist »A voyage round the world etc. by George Forster« (1777). Das Tagebuch von Cooks dritter Reise, nach seinem Tode von King fortgesetzt, erschien 1784 (franz. 1785; deutsch von Georg Forster, Berl. 1787 u. 1788, 2 Bde.). Der Royal Society überreichte C. mehrere Abhandlungen, namentlich: über die Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen; über Ebbe und Flut in der Südsee, hauptsächlich im Endeavourfluß. Eine ausführliche Biographie Cooks lieferte Kippis, »Life of Captain James C.« (Basel 1788, 2 Bde.; franz. von Castera, 1788—89; deutsch von Wiedmann, Erlangen 1788—90), eine andre Lichtenberg in seinen »Vermischten Schriften« (Bd. 4), neuere schrieben John Barrow (Lond. 1860) und W. Besant (das. 1890). Vgl. auch Steger, Cooks drei Reisen um die Welt (3. Aufl., Leipz. 1874, 2 Bde.).

2) Thomas, der Begründer des ersten »Reisebüreaus«, geb. 22. Nov. 1808 zu Melbourne in Derbyshire (England), gest. im Juli 1892, arbeitete in seiner Jugend als Gärtner und Tischler, wurde dann Mäßigkeitsvereinsapostel und veranstaltete als solcher seit 1841 gemeinsame billige Eisenbahn-Vergnügungsfahrten für die Vereinsmitglieder. Hieraus entwickelte sich das Reisegeschäft Thomas C. u. Sohn, das, seit 1878 von dem Sohne John Mason C. geleitet, seine Thätigkeit über den ganzen Erdball ausgebreitet hat (1890 besaß es 84 Filialen, 85 Agenturen, 2692 Beamte und verausgabte 3¼ Mill. Billets). Seit etwa 20 Jahren werden besonders die Reisen um die Erde gepflegt, wobei zuerst das Prinzip der zusammenstellbaren Fahrkarten praktisch erprobt wurde. Das Cooksche Reisebüreau beförderte auch 1884 die Gordonschen Truppen bis zum zweiten Nilkatarakt, organisiert die Pilgerzüge nach Mekka u. dgl. Unter seinem Namen erschien eine ansehnliche Reihe von Reisehandbüchern.

3) Eliza, engl. Dichterin, geb. 1818 als Tochter eines Kaufmanns in Southwark, gest. 25. Sept. 1889 in Wimbledon, wandte sich früh der litterarischen Thätigkeit zu und veröffentlichte 1838 den ersten Band ihrer Gedichte unter dem Titel: »Melaia, and other poems«, die ebenso wie ihre spätern »Poems« (1846—53, 4 Bde.) sie zu einem Liebling des Publikums machten. Ohne tief oder originell zu sein, offenbart Miß C. eine liebenswürdige, edle, sympathisch berührende Gesinnung. Gesammelt erschienen ihre »Poetical works« 1874.

Cooke (spr. kuck), 1) Sir William Fothergill, Elektriker, geb. 1806 in Ealing, gest. 25. Juni 1879,

studierte in Edinburg, diente fünf Jahre in der ostindischen Armee und studierte dann Anatomie und Physiologie in Paris und Heidelberg. Hier sah er 1836 einen Schillingschen Nadeltelegraphen und bemühte sich, denselben für den Dienst der Liverpool-Manchester-Eisenbahn zu benutzen. In Verbindung mit Wheatstone stellte C. einen für praktische Zwecke brauchbaren Apparat her, und 1837 nahmen beide zusammen das erste Patent auf einen elektrischen Telegraphen, der sich wesentlich von dem Morseschen Instrument unterschied. Die erste von C. und Wheatstone ausgeführte Telegraphenanlage zwischen Paddington (London) und West-Drayton wurde 1839 fertig gestellt. C. erhielt 1869 die Ritterwürde und lebte seit 1871 im Ruhestand.

2) John Esten, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 3. Nov. 1830 zu Winchester in Virginia, gest. 27. Sept. 1886 in Boyce, studierte die Rechte und nahm dann 1861—65 an dem amerikanischen Bürgerkrieg als Offizier im Stab des südstaatlichen Generals Stuart teil. Nach Beendigung desselben widmete er sich der Schriftstellerei und lieferte eine Anzahl Novellen, in denen er namentlich die alten Traditionen Virginias künstlerisch verwertete. Wir nennen davon: »Leather stocking and silk« (1854); »The youth of Jefferson« (1855); »The Virginia comedians« (1855); »The last of the foresters« (1856); »Henry St. John« (1858); »Fairfax« ꝛc. Auch schrieb er: »Virginia, historical and social« (1859) und veröffentlichte über den genannten Krieg die Werke: »Hammer and rapier«, »Wearing of the Gray« u. a. sowie die Biographien der Generale Stonewall Jackson (1866 u. 1876) und Rob. Edm. Lee (1871, neue Ausg. 1887).

Cooksarchipel (spr. kuks-), s. Hervеyarchipel.

Cooks Nordkap (spr. kuks), s. Irkaipij.

Cookstown (spr. kukstaun), Stadt in der irischen Grafschaft Tyrone, 15 km westlich vom Lough Neagh, mit Flachsmühlen und (1891) 3841 Einw.

Cookstraße (spr. kuk-), Meeresstraße zwischen den beiden großen Inseln von Neuseeland, von der an der Küste der Südinsel die Tasmanbai, Admiraltybai, Pelorus- und Königin Charlotte-Sund, Cloudybai u. a., an der Küste der Nordinsel Port Nicholson und Palliserbai sich abzweigen. Ein Kabel zur Verbindung der beiden Inseln ist durch die Straße gelegt.

Cooksund (spr. kuk-), großer Golf an der Südküste von Alaska, südlich von der Insel Kadiak, unter 59° nördl. Br., zwischen den Kaps Douglas und Elisabeth 105 km breit.

Cooktown (spr. kuktaun), Hafenstadt im nördlichen Queensland, am Endeavourfluß, Station mehrerer Dampferlinien und Kopfstation der nach den Palmergoldfeldern führenden Eisenbahn, mit (1891) 2482 Einw., darunter 300 Chinesen. Die Stadt verdankt ihre Existenz den genannten, früher weit wichtigern Goldfeldern (sie zählte zeitweilig 10,000 Einw., darunter 6000 Chinesen) und ergiebigen Zinngruben; auch hat man in neuester Zeit Kohlen entdeckt. C. ist das Zentrum einer ausgedehnten Trepangfischerei und Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Coom (Comb, spr. küm, kom), engl. Hohlmaß, = 0,5 Quarter = 145,39 Lit., vor 1826 und in manchen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten noch jetzt = 140,95 Lit.

Coomans (spr. ku-), 1) Jean Baptiste Nicolas, belg. Publizist, geb. 6. Dez. 1813 in Brüssel, wurde klerikales Mitglied der Kammer und 1862 Redakteur der Wochenschrift »La Paix«. Er schrieb: »Histoire de la Belgique« (Gent 1836); »Richilde, épisodes de l'histoire de la Flandre au XI. siècle« (das. 1839, 2 Bde.; 6. Aufl. 1864); »Les communes belges« (5. Aufl., Brüssel 1863); »Une académie de fous« (das. 1861 ff., 2 Tle.); »Portefeuille d'un flâneur« (das. 1863—75, 8 Bde.) u. a.

2) Pierre Olivier Joseph, belg. Maler, geb. 28. Juni 1816 in Brüssel, gest. 3. Jan. 1890 in Boulogne-sur-Mer, lernte die Anfangsgründe seiner Kunst zuerst in Gent und bildete sich dann in Antwerpen unter der Leitung von de Keyser und Wappers weiter aus. Nachdem er sich durch zwei historische Gemälde: die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer und die Schlacht bei Askalon, bekannt gemacht, nahm er an den Zügen der französischen Truppen in Algerien teil und verwertete die Früchte dieser Wanderungen in den Bildern: die Sündflut, Landschaft in der Provinz Konstantine, Auswanderung arabischer Stämme und tanzende Araberinnen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, in der Türkei, Griechenland und der Krim malte er 1855 die Schlacht an der Alma und 1856 das Fest der Philister zu Ehren des Gottes Dagon. 1857 besuchte er abermals Italien und wurde durch die pompejanischen Malereien so angezogen, daß er von nun an fast nur Gegenstände aus dem antiken Leben (die letzten Tage des Glücks in Pompeji, Phryne, Glycera) malte.

Coomassie, Stadt, s. Kumassi.

Cooper (spr. kū-), Fluß Australiens, der in Queensland als Barku oder Victoria entspringt, vorwiegend westlich fließt und nach Aufnahme des Thomson den Namen C. annimmt, sich in mehrere Arme auflöst und auf südaustralischem Gebiet bei Innamincka einen derselben, den Strzlecki Creek, nach S. zum Blancheesee entsendet, während ein zweiter westwärts zum Eyresee zieht, den er jedoch nur ausnahmsweise erreicht. Wasser findet sich in dem sehr langen, aber oft außerordentlich seichten Flußbett das ganze Jahr hindurch nur im obersten Lauf, im untern gewöhnlich nur in großen Wasserlöchern; sehr selten ist der ganze Flußlauf gefüllt gewesen. Der C. hat in der australischen Entdeckungsgeschichte durch das unglückliche Ende von Burke u. Wills eine traurige Berühmtheit erlangt.

Cooper (spr. kū-), 1) Sir Astley Paston, Wundarzt, geb. 23. Aug. 1768 zu Brooke in Norfolk, gest. 12. Febr. 1841, studierte am Guy's und St. Thomas Hospital zu London, dann 1787 in Edinburg, ward Prosektor und dann Hilfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomas Hospital und später Wundarzt am Guy's Hospital. 1792 ging er nach Paris, ward dann Leibwundarzt des Königs Georg IV., 1821 Baronet und 1837 Leibarzt der Königin Viktoria. C. zeichnete sich durch die Kühnheit seiner Operationen aus; er wagte zuerst die Operation der Pulsadergeschwulst der Karotis und unterband bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen; auch führte er die Magenpumpe in die Therapie ein. Er schrieb: »Lectures on the principles and practice of surgery« (Lond. 1824—29, 4 Bde.; 6. Aufl. 1842; deutsch von Schütte, 4. Aufl., Kassel 1856, 3 Bde.). Vgl. seines Neffen Bransby Blake C. »Life of Sir Astley C.« (Lond. 1842, 2 Bde.).

2) James Fenimore, nordamerikan. Romandichter, geb. 15. Sept. 1789 in Burlington am Delaware (New Jersey), gest. 14. Sept. 1851 in Cooperstown, erhielt im Yale College zu New Haven seine erste Bildung und trat aus romantischer Neigung für das Meer in die Marien ein, schied aber

1810 wieder aus, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, und ließ sich dauernd zu Cooperstown am Otsegosee nieder. 1826 besuchte er England und Frankreich, war 1826—29 Konsul der Vereinigten Staaten in Lyon, privatisierte dann in Dresden, besuchte die Schweiz und Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland zurück. Seinem ersten Roman: »Precaution« (1821), folgten: »The Spy« (1821), das Werk, das seinen Ruf begründete; »The Pioneers« (1823) und »The Pilot« (1823); »Lionel Lincoln« (1825); »The last of the Mohicans« (1826), sein vorzüglichstes Werk; »The Prairie« (1827); »The travelling bachelor« (1828); »The red rover« (1828); »The wept of Wish-Ton-Wish« (1829); »Conanchet« (1829); »The Water-witch« (1830); »The Bravo« (1831); »The Heidenmauer« (1832); »The Headsman« (1833); »The Monikins« (1835); »Homeward bound« und »Home as found« (1838); »The Path-finder« und »Mercedes of Castile« (1840); »The Deerslayer« (1841); »The two admirals« und »Wing and wing« (1842); »Wyandotte«, »Autobiography of a pocket-handkerchief«, »Ned Myers« (1843); »Ashore and afloat« u. »Miles Wallingford« (1844); »Satanstoe« und »The Chainbearer« (1845); »The Redskins« (1846); »The crater, or volkans peak« (1847); »Oak openings« und »Jack Tier, or the Florida reef« (1848); »The sealions« (1849) und »The ways of the hour« (1850). Coopers Romane wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, »The Spy«, »The Pilot« u. a. sogar ins Persische. Eine Gesamtausgabe derselben erschien zuerst New York 1854—56 in 33 Bdn., zuletzt 1887 in 27 Bdn.; eine deutsche Übertragung Frankfurt 1834—50, 258 Bdchn., und unter dem Titel: »Amerikanische Romane«, Stuttgart 1853—54, 30 Bde. Das Gebiet des Dramas betrat C. mit einem Lustspiel: »Upside down, or philosophy in petticoats«. Seine Reise durch Europa beschrieb er in den »Gleanings in Europe« (New York 1830—32, 3 Bde.). Von seinen historischen und politischen Schriften erlangte nur seine »History of the American navy« (New York 1839, neue Ausg. 1853) Volkstümlichkeit. C. hat das Indianer- und Ansiedlerleben idealisiert, und seine Romane sind noch immer bei der für das Abenteuerliche und Ideale eingenommenen Jugend beliebt. Die Erinnerungen der Geschichte seiner Heimat verleihen seinem Stil eine wohlthuende patriotische Wärme. Das nordamerikanische Waldleben mit seinen Schönheiten und Schrecken und in seiner ganzen wilden Poesie ist besonders in den sogen. »Lederstrumpferzählungen« (»The Pioneers«, »The last of the Mohicans«, »The Prairie«, »The Path-finder«, »The Deer slayer«) und in »The wept of Wish-Ton-Wish« verherrlicht. Durch seine heroischen Seegemälde (in »The Pilot«, »The Water-witch«, »The red rover«) ist C. zugleich der Schöpfer des modernen Seeromans. Seine Biographie verfaßte Lounsbury (Boston 1883).

3) Peter, Industrieller, geb. 12. Febr. 1791 in New York, gest. 4. April 1883, war nacheinander Wagenbauer, Tuchscherer, Kunsttischler und gründete dann eine Leimsiederei, die er fast ein halbes Jahrhundert mit großem Erfolg betrieb. Um 1830 errichtete er große Eisenwerke in Canton bei Baltimore, wo er die erste Lokomotive baute, welche in Amerika gefertigt worden ist. Dann gründete er ein Walzwerk und eine Drahtmühle in New York, wobei er zuerst Anthracit zum Puddeln des Eisens verwandte. Diese Werke wurden 1845 nach Trenton in New Jersey verlegt, wo er zuerst eiserne Balken zur Konstruktion von Häusern herstellte. Auch gehörte er zu den ersten Beförderern des atlantischen Telegraphen. Um 1850 schuf er in New York mit einem Aufwand von 800,000 Doll. das Cooper Institute, welches vornehmlich für die arbeitenden Klassen bestimmt ist. Es enthält eine Bibliothek, Modellsammlungen, Laboratorien, einen Lesesaal, Abendschulen für Musik, Chemie und Bautechnik, eine Kunstschule für Frauen, populäre Vortragsschulen aus allen Wissenschaften. Alle diese Belehrung wird unentgeltlich erteilt. Seine Reden erschienen unter dem Titel »Ideas for a science of good government, in addresses, letters and articles on a strictly national currency, tariff and civil service« (New York 1883). Seine Biographie schrieb Mrs. Carter (1889).

4) Thomas Sidney, engl. Maler, geb. 26. Sept. 1803 in Canterbury, lebte anfangs in drückenden Umständen und mußte sich teilweise mit Theatermalen und Zeichenunterricht ernähren. 1827 ging er nach Belgien und studierte bei Verboeckhoven die Tiermalerei, worin ihn ein Aufenthalt in Holland und der Anblick der dortigen Tierbilder bestärkte. Die belgische Revolution trieb ihn 1830 wieder nach England, wo er nach dreijährigen Studien seine ersten Bilder 1833 in der Akademie ausstellte. Die Tüchtigkeit der Tierzeichnung und Charakteristik, die sorgfältige Ausführung und das klare, harmonische Kolorit erwarben ihnen großen Beifall, und die Akademie ernannte C. 1845 zu ihrem Genossen, 1867 zu ihrem Mitglied. Er war bis zum Ende der 70er Jahre künstlerisch thätig. C. veröffentlichte unter anderm: »Drawingbook of animals and rustic groups« (Lond. 1853), »Beauties of poetry and art« (das. 1865, mit eignen Illustrationen) und seine Selbstbiographie: »My life« (das. 1890, 2 Bde.).

Cooperative stores (engl., spr. ko-ópĕrătiw stórs, »zusammenwirkende Lager oder Magazine«), in England die Läden und Magazine der Konsumvereine.

Cooperberge (spr. ku-), Gebirge im deutschen Kaiser Wilhelms-Land, an der Westküste des Hüongolfs, anscheinend vulkanisch.

Coopers Gold (spr. ku-), eine Legierung aus 16 Teilen Kupfer, 7 Teilen Platin und 1 Teil Zink, ist sehr geschmeidig, 18karätigem Gold täuschend ähnlich. Coopers Spiegelmetall besteht aus 25 Kupfer, 16,5 Zinn, 6 Platin, 2 Zink und 1 Arsen, ist sehr gut polierbar und eignet sich zu Metallspiegeln.

Coornhert, Dirck Volckertsen, niederländ. Dichter und Gelehrter, geb. 1522 in Amsterdam, gest. 29. Okt. 1590 in Gouda, wurde zum Kaufmann erzogen und trieb die Kupferstecherkunst anfangs aus Liebhaberei, dann, von seinem Vater infolge seiner diesem mißfälligen Heirat enterbt, aus Not. Zu Haarlem, wo er seit 1542 lebte, ward er 1561 Notar, 1562 auch Sekretär der Stadt und verteidigte als solcher die Sache der Freiheit, zog sich aber dadurch 1567 eine kurze Haft zu. Von einer neuen bedroht, begab er sich nach Kleve, später nach Xanten. Als sich die Staaten von Holland 1572 gegen die spanische Herrschaft erhoben, wurde C. als Staatssekretär der holländischen Stände zurückgerufen, mußte jedoch wegen seiner Mißbilligung der Gewaltthätigkeiten des Grafen von der Mark wieder fliehen und begab sich nach Xanten, von wo aus er durch seine Feder für die niederländische Freiheit, zugleich aber auch gegen die protestantische Orthodoxie wirkte. 1577—87 lebte er wieder in Haarlem, dann bis zu seinem Tode in Gouda. Seine zahlreichen niederländischen Schriften erschienen in 3 Folio-

bänden gesammelt zu Amsterdam 1630. Hervorzuheben ist seine »Zedekunst dat is wellevens kunst« (1586). C. machte sich nicht nur als mutvoller Verteidiger der politischen und religiösen Freiheit verdient, sondern erwarb sich auch den Ehrennamen eines Restaurators der niederländischen Sprache, weniger durch seine poetischen Arbeiten, wie: »Liedboeck« (1575), eine Sammlung Emblemata: »Recht ghebruyck ende misbruyck van tydliche have« (1585), und verschiedene Dramen im Geschmacke der Rhetoriker, als vielmehr durch seine Übersetzungen von »Vyftich lustighe Historien Joannis Boccatii« (1564) und »Werken van Cicero (1561), Seneca (1562), Herodianus und Boëthius« (1585), nebst einer gereimten Übersetzung der ersten zwölf Bücher der »Ilias« aus dem Lateinischen (1561). Vgl. Jan ten Brink, D. V. C. en zijne wellevenskunst« (Amsterdam 1860); Lorentzen, D. V. C., der Vorläufer der Remonstranten (Jena 1886), und Moorrees, D. V. C. de Libertijn« (Schoonhoven 1887).

Copa (»Becher«), früheres span. Flüssigkeitsmaß, = 0,128 Lit.

Copaifĕra *L.* (Copaiba *Mill.*, Kopaivabaum), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Cäsalpinioideen, meist Bäume mit lederigen, paarig gefiederten Blättern mit zahlreichen Öldrüschen, kleinen, meist weißen Blüten in end- oder achselständigen, rispig zusammengesetzten Blütenständen und gestielten, lederartigen, einsamigen Hülsen. 16 tropische Arten, von denen 4 in Afrika, die übrigen in Amerika vorkommen. C. guianensis *Desf.*, 10—13 m hoher Baum mit drei- bis vierjochigen Blättern und achselständigen Blütenrispen, im niederländischen und französischen Guayana und im nördlichen Brasilien, die sehr ähnliche C. officinalis *L.* (Canime), in Guayana, Venezuela und Kolumbien, die sehr veränderliche C. Langsdorffii *Desf.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), in Brasilien, besonders aber wohl C. multijuga *Hayne*, in Pará, liefern aus den verwundeten Stämmen den Kopaivalbalsam (s. d.), der indes wohl auch noch von andern Arten gewonnen wird. Bisweilen sind die bis 2 m dicken Stämme der Bäume von Kanälen durchzogen, die sich so stark mit Balsam füllen, daß die Stämme mit heftigem Knall bersten. C. bracteata *Benth.*, in Westindien und Südamerika, liefert das schön rote Amarantholz. C. copallifera *Ktze.* (Kobobaum), in Westafrika, liefert Harz und wohlriechendes Holz.

Copán, Indianerdorf im gleichnamigen Departement (1887: 36,744 Einw., worunter 3798 Indianer) der zentralamerikan. Republik Honduras, 38 km südwestlich von Santa Rosa, war früher eine bedeutende Stadt, wie die großartigen Ruinen in der Nähe beweisen. Dieselben werden auf der einen Seite eingefaßt von einer starken, 20—30 m hohen Mauer aus riesigen Steinblöcken, welche eine Länge von 870 m gehabt zu haben scheint und eine große Anzahl von Monolithen und Pyramiden (darunter eine besonders große), mit Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt, einschloß. Vgl. Stephens, Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan (New York 1841, 2 Bde.).

Cope (spr. *kop*), 1) Charles West, engl. Maler, geb. 28. Juli 1811 in Leeds, gest. 21. Aug. 1890 in Bournemouth, Sohn des Landschafters Charles C., bei welchem er den ersten Unterricht in der Kunst erhielt, wurde mit 18 Jahren Schüler der Akademie zu London und bildete sich auf Reisen in Italien aus. 1836 kehrte er nach England zurück und malte Genre- und Historienbilder, die wegen ihrer trefflichen Charakteristik und ihres glänzenden Kolorits beifällig aufgenommen wurden, so unter andern: das Innere eines Wirtshauses in Italien, die Herzensunruhe, der Heiratsantrag, die letzten Tage des Kardinals Wolsey (1848), der Traum Miltons (1850), die Kinder Karls I. (1855), Lear und Cordelia, Shylock und Jessica. Später führte er mehrere der Fresken im Parlamentsgebäude aus, z. B. im Hause der Lords: Eduard III. verleiht seinem Sohn, dem »schwarzen Prinzen«, den Hosenbandorden, Prinz Heinrich erkennt die Autorität des Richters Gascoigne an, und im Korridor der Peers: die Bestattung Karls I., der Abschied Lord William Russells von seiner Gemahlin vor seiner Hinrichtung und: die Trainbanden (Bürgerwehr) Londons ziehen aus, um das vom Prinzen Ruprecht belagerte Gloucester zu entsetzen. Von seinen während der letzten Jahre entstandenen Bildern sind zu nennen: die Jünger von Emmaus, die Siesta Lanzelot Gobbios (1870), der nächtliche Alarm (1871), die Zähmung der Widerspenstigen (1874), die Frühlingszeit (1877) und der jungfräuliche Streit (1878). Sehr geschätzt werden auch seine Radierungen. Vgl. C. H. Cope, Reminiscences of Charles West C., by his son (Lond. 1891).

2) Edward Drinker, Paläontolog, geb. 28. Juli 1840 in Philadelphia, studierte Medizin in Pennsylvanien, wurde Professor der Naturgeschichte am Haverford College (Pennsylvanien) und Sekretär der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia. Unter Kapitän Wheeler beteiligte er sich an der geologischen Untersuchung der Gegend westlich vom 100. Meridian und unter Hayden an der Untersuchung der Territorien. So erforschte er 1871—81 Teile von Kansas, Wyoming, Colorado, New Mexico, Texas und Oregon und rüstete Expeditionen nach andern Teilen des westlichen Nordamerika, nach Honduras, Peru und Brasilien aus. Als Ergebnis dieser Forschungen brachte er eine der großartigsten Sammlungen fossiler Wirbeltiere mit mehr als 1000 neuen Arten zusammen, von denen manche bisher unbekannte Familien und Ordnungen repräsentieren. Sein Hauptverdienst besteht in der Auffindung fossiler Zwischenglieder bisher getrennter Gruppen, wie namentlich derjenigen zwischen Amphibien einerseits und Reptilien und Säugetieren anderseits, ferner in der Aufstellung des Stammbaums der Huftiere mit den Urhufern und in den Arbeiten über den Stammbaum der Kamele. Ihm gelang der Nachweis bestimmter Gesetze in der Entwickelung, namentlich der höhern Wirbeltiere, die gleichmäßig in den verschiedenen Gruppen, z. B. der Säugetiere, wirkend durch Reduktion und Spezialisation der Zähne zur Kräftigung des Gebisses, durch Reduktion der Arm- und Bein- sowie der Hand- und Fußknochen zur Vermehrung der Schnelligkeit in der Ortsbewegung führten. Er veröffentlichte in Wheelers Bericht: »The vertebrate palaeontology of New Mexico« (1877); in Haydens Bericht: »The Vertebrata of the cretaceous formation, of the palaeozoic and mesozoic formations and of the tertiary formation« (1882, 3 Bde.). Auch schrieb er: »Synopsis of the extinct Batrachia and Reptilia of North America« (1869—71); »Origin of the fittest, essays on evolution« (1886).

Copepŏda, Ruderfüßer (s. d.).

Copernicia *Mart.*, Gattung aus der Familie der Palmen, mittelhohe, stachellose Bäume mit fächer

förmigen Blättern, zwitterigen oder polygamischen, kleinen grünlichen Blüten in den Achsen der Blattstiele und länglichrunden, einsamigen gelblichen Beeren. C. cerifera *Mart.* (Karnaubapalme, s. Tafel »Ölpflanzen«), ein 6—12 m hoher Baum mit kugelrunder Krone und blaugrün bereiften Blättern, wächst einzeln oder ausgedehnte Waldungen bildend hauptsächlich in den Nordprovinzen Brasiliens. Das Holz ist sehr dauerhaft und wird als Nutzholz verwendet; die Blätter dienen als Dachstroh, zu Packsätteln, Hüten ꝛc., die jüngern, welche als Viehfutter verwertet werden können, liefern ein gelbes Wachs, welches beide Blattflächen bedeckt und sich beim Schütteln der Blätter an der Oberseite derselben in feinen Schüppchen ablöst. Es wird, geschmolzen, als Karnauba- oder Cerawachs vielfach nach Europa gebracht und zu Kerzen, Firnissen, zum Glänzendmachen des Sohlleders ꝛc. benutzt. Die Faser verarbeitet man zu Tauen, Matten, die bittere Frucht wird roh und gekocht von den Indianern gegessen, und aus dem Mark des Stammes gewinnt man Mehl. Auch C. hospita *Mart.* und C. tectorum *Mart.*, in Westindien, gewähren viel Nutzen. Einige C.-Arten werden in unsern Palmenhäusern kultiviert. Vgl. Macedo, Notice sur le palmier Carnauba (Pariser Ausstellung 1867); Morong, C. cerifera (Separatabdruck aus »Bulletin of Pharmacy«, 1892).

Copernicus, s. Kopernikus.

Copia (lat.), Menge, Fülle; auch Göttin der Fülle, als solche mit einem Füllhorn (Cornu copiae) dargestellt. Dann die Vervielfältigung eines Schriftstücks ꝛc. (s. Kopie).

Copiapó (San Francisco de la Selva de C.), Hauptstadt der chilen. Provinz Atacama, rechts am Rio C., der, meist trocken, nur selten beim Dorf Puerto de C., 65 km unterhalb, das Meer erreicht, 395 m ü. M., westlich von dem an der Grenze gegen Argentinien gelegenen Vulkan C. (6000 m) und durch Eisenbahnen mit dem Hafen Caldera (83 km) sowie mit dem Silberbergwerk Chañarcillo (79 km), mit den Kupfergruben und Lagunen borsauren Kalkes von Buquios und mit San Antonio verbunden, hat wegen der häufigen Erdbeben meist einstöckige, leichte aus Holz und Rohr erbaute Häuser, ist Sitz eines Intendanten und eines deutschen Konsuls, hat eine schöne Hauptkirche, eine Bronzestatue Juan Godois, des Entdeckers der Silberminen, ein Lyceum, Bergbauschule, Hospital, große Schmelzöfen, Pochwerke und Maschinenwerkstätten und (1885) 9816 Einw. Der Hafen Puerto de C., 60 km westlich am Meer, ist seit Eröffnung der Bahn nach Caldera verödet; die Silberproduktion von Chañarcillo hat fast ganz aufgehört, und auch die Kupferproduktion ist infolge des Preissturzes sehr gesunken. Die Umgegend ist wüst und regenarm, jährlich 8 mm Regenfall bei einer Mitteltemperatur von 16,5° C. (Januar 21,9, Juli 11,7° C.).

Copla (span.), Kouplet, Strophe, Bonmot; C. de ciego, Gassenhauer.

Copland, James, Mediziner, geb. 1792 in Deerneß auf den Orkneys, studierte seit 1807 in Edinburg und praktizierte seit 1818 in London; starb 12. Juli 1870. Er schrieb: »Dictionary of practical medicine« (Lond. 1833—58, 4 Bde.; neue Ausg. 1865; deutsch von Kalisch, Berl. 1834—59, 11 Bde.); »Outlines of pathology and practical medicine« (1822); »Elements of physiology« (nach Richerand, 1824); »On pestilential cholera« (1832); »On the diseases of warm climates« (mit Annesley, anonym); »On palsy and apoplexy« (1850); »On consumption and bronchitis« (1861). Seit 1822 redigierte er das »London medical Repository«.

Copley (spr. koppli), John Singleton, engl. Maler, geb. 3. Juli 1737 zu Boston in den Vereinigten Staaten, gest. 9. Sept. 1815 in London, besuchte von 1774—76 Italien, ging dann nach England und wurde 1779 Mitglied der königlichen Akademie. Seine hervorragendsten Werke sind: der Tod Chathams, der Tod des Majors Pierson, König Karl I. im Parlament; ein großes See- und Schlachtenbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt; die Familie des Königs Georg III., die Schlacht von Trafalgar u. a. B. Green, W. Humfred, Dunkarton, Piquenot u. a. haben nach ihm gestochen. Sein Sohn ist der bekannte Lord-Kanzler Lyndhurst. Vgl. Perkins, A sketch of the life of C. (Boston 1873).

Copparo, Flecken in der ital. Provinz Ferrara, in der von Kanälen durchschnittenen Ebene zwischen Po di Maestra und Po di Volano, mit (1881) 2152 (als Gemeinde 31,019) Einw.

Coppée, François, franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1842 in Paris, schloß sich der Schule der Parnassiens an, wurde aber nicht als solcher populär, sondern als Verfasser der »Grève des forgerons«, eines Plaidoyers für die arbeitenden Klassen (auch in Deutschland u. d. T.: »Der Streik der Schmiede« bekannt) und des Einakters in Versen »Le Passant« (1869; übersetzt von Baudissin, Leipz. 1874), bei dem zwei Schauspielerinnen das meiste zum Gelingen beitrugen: Agar, die C. sein Gedicht für die Bühne bearbeiten half, und die jugendliche Sara Bernhardt, deren ungewöhnliches Talent sich in der Titelrolle offenbarte. Die spätern dramatischen Arbeiten Coppées fanden geringern Anklang: »L'Abandonnée« (1871), »Madame de Maintenon« (1882), »Severo Torelli« (1883), »Les Jacobites« (1885) und »Le Pater« (1890). Außer den Gedichtsammlungen: »Le Reliquaire« (1866), »Les Intimités« (1868), »Les Humbles« (1872), »Le cahier rouge« (1874), »L'Arrière-saison« (1890), welche von seiner lyrischen Begabung zeugen, veröffentlichte C. in erzählender Form: »Une idylle pendant le siége« (1875); »Olivier« (1875; deutsch von W. v. Baudissin, Bresl. 1880; von G. v. Vincke, Stuttg. 1883); »L'Exilée« (1876); »Récits et élégies« (1878); »Vingt contes nouveaux« (1883); »Contes et récits en prose« (1885), die teilweise auch von Burger u. a. übersetzt wurden, sowie den größtenteils autobiographischen Roman: »Toute une jeunesse« (1890). Seit 1884 ist C. Mitglied der französischen Akademie. Von seinen auf 8 Bände berechneten »Œuvres complètes« sind bisher 6 Oktavbände erschienen. Das »Théâtre complet« erschien als Einbandausgabe 1892. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen veröffentlichte R. Waldmüller unter dem Titel: »Kleine Geschichten aus Frankreich« (Stuttg. 1881). Vgl. Lefeure, François C., l'homme, la vie et l'œuvre (Par. 1889).

Copperah, s. Kopra.

Copperheads (spr. -hedds), in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Name derjenigen Einwohner der Nordstaaten, welche im letzten Bürgerkrieg auf seiten der Südstaaten standen. Bei der Präsidentenwahl von 1864 wurde der Name C. auf alle diejenigen ausgedehnt, welche die gewaltsame und bedingungslose Unterwerfung der Südstaaten mißbilligten.

Coppermine River (spr. köppermain riwwer), s. Kupferminenfluß.

Coppet (spr. -pê), Flecken im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Nyon, in reizender Ufergegend des Genfer Sees, an der Eisenbahn Genf-Lausanne, mit (1888) 487 Einw. Das Schloß ist berühmt als Aufenthalt Bayles und durch den Kreis gefeierter Namen, welche Frau von Staël, die Erbin des Schlosses, hier um sich versammelte: Saussure, A. W. v. Schlegel, Sismondi, Chamisso, Benj. Constant. Frau v. Staël und ihr Vater, der Minister Necker, sind hier beigesetzt. Jetzt gehört das Schloß dem Grafen von Haussonville, dem Gatten der Enkelin der Frau v. Staël. Vgl. Rey, Genève et les rives du Léman (3. Aufl., Par. 1875).

Coppi, Antonio, ital. Schriftsteller, geb. 12. April 1782 zu Andezeno in Piemont, gest. 24. Febr. 1870 in Rom, ward im Seminar zu Turin erzogen und trat in den Baccanaristenorden, lebte seit 1806 in Rom, mit ökonomischen und historischen Studien beschäftigt, und verwaltete daneben das Vermögen des Fürsten Filippo Colonna, dann das des Fürsten Rospigliosi. Er schrieb: »Sulla servitù e libera proprietà dei fondi« (2. Aufl. 1842); »Sulle finanze di Roma nei secoli di mezzo« (1855). Sein Hauptwerk ist die »Continuazione degli Annali d'Italia del Muratori dal 1750« (bis 1861; Flor. u. Lucca 1824—68, 16 Bde.). Auch gründete er 1813 die Accademia Tiberina in Rom.

Coppino, Michele, ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1. April 1822 zu Alba in Piemont als Sohn eines Schuhmachers, studierte an der Universität Turin Philosophie und Sprachwissenschaft und machte sich 1844 durch einen Band Gedichte zu Ehren Petrarcas bekannt. Er wurde dann Lehrer der italienischen Sprache und Litteratur an verschiedenen Unterrichtsanstalten Piemonts und 1861 Professor für das gleiche Fach an der Universität Turin; 1869 ward er Rektor derselben. Für Alba in die Deputiertenkammer gewählt, war er vom 10. April bis 27. Okt. 1867 unter Rattazzi Minister des öffentlichen Unterrichts. Seine Rede vom 14. Dez. 1867 nach der Schlacht bei Mentana, in welcher er Garibaldi verteidigte, war eine parlamentarische That unter dem Reaktionsministerium Menabrea. 1876 übernahm C. in dem ersten Kabinett der Linken unter Depretis wiederum das Unterrichtsministerium, das er bis 1878, dann vom Dezember 1878 bis Juli 1879 und zum viertenmal vom März 1884 bis Februar 1888 innehatte, ohne indes Hervorragendes zu leisten. Seine Schriften sind meist in der »Revista contemporanea« enthalten. Bemerkenswert sind seine »Parole al popolo italiano« (Pinerolo 1848).

Coppo (Coppa), älteres piemontes. Getreidemaß, = 2,876 Lit.; Ölmaß in Lucca zu 24 Libbre grosse von 11 Handelspfund = 88,308 kg; zu Anfang dieses Jahrhunderts im Königreich Italien und dann in der Lombardei und Venetien = 0,1 Pinta oder Liter.

Copra, s. Kopra.

Coprinus *Pers.* (Tintenblätterpilz, Mistschwamm), Gattung der Hutpilze, rasch entstehende und wieder vergehende Pilze mit schlanken Stielen, anfangs kegel- oder walzenförmigem, später glockenförmigem Hut mit zerschlitztem Rande, meist mit flockiger oder schuppiger Hülle, anfangs dicht gedrängt stehenden, zusammenhängenden Lamellen, welche zu einer durch die schwarzen Sporen gefärbten, tintenartigen Flüssigkeit zerfließen. Über 60 Arten, welche meist in Europa (über 20 in Deutschland) auf Mist, auch auf faulem Holz wachsen und ungenießbar sind.

Coprophagidae, Mistkäfer.

Cops (engl.), s. Köper.

Copula (lat.), Band, Verbindung, Vereinigung. In der Grammatik hat man es aufgegeben, das Zeitwort »sein« als C., d. h. als das Subjekt und Prädikat verbindende Wort, anzusehen, wie es bisher aufgefaßt wurde. Die Sätze »Gajus ist weise« und »Gajus denkt« unterscheiden sich nur dadurch, daß in dem einen das Prädikat »weise sein« ist, im andern »denken«. Die C. besteht in beiden in der Einheit von Subjekt und Prädikat, dargestellt durch den Einklang beider in der dritten Person der Einzahl.

Copyholders (engl., spr. kŏpphōlders) heißen in England die Besitzer der alten, unfreien, lassitischen Bauerngüter, welche Hintersassen einer Grundherrschaft (manor) waren. Ihre Güter (copyholds) waren Teile des herrschaftlichen Gutes, frei von Grundsteuer, Geschwornendienst und Gemeindelasten, aber mit Reallasten beschwert. Die C. hatten kein Stimmrecht. Die Ablösung der Reallasten, welche zu fordern seit 1853 beide Teile berechtigt sind, dann die Erleichterung der Ablösung der grundherrlichen Rechte durch die Copyhold Act von 1887 verwandelt die C. in Freeholders (s. d.).

Copyright (engl., spr. kŏppirait), Verlagsrecht, Urheberrecht (s. diese Artikel).

Coq (franz., spr. kok), Hahn; c. du village (»Dorfhahn«), soviel wie Hauptahn, Hahn im Korbe. C. à l'âne, sinnloses Gerede, Unsinn; auch eine Art von Scherzgedichten, die verschiedenartige Begriffe bunt durcheinander werfen (nach Art der altfranzösischen Fatrasie), wie solche besonders Marot verfaßte.

Coquelin (spr. kokläng), Benoit Constant, franz. Schauspieler, geb. 23. Jan. 1841 in Boulogne, ward im Pariser Konservatorium gebildet, debütierte 1860 auf dem Théâtre-Français als Gros René im »Dépit amoureux« und wurde bereits 1863 unter die ständigen Mitglieder des Theaters aufgenommen. Klein, von unschönem Äußern, im Besitz eines zwar umfangreichen, aber dabei scharfen Organs, hat sich C. vermöge seiner künstlerischen Kraft doch zu einem ausgezeichneten Schauspieler emporgeschwungen. In allen seinen Darstellungen pulsiert warmes Leben, jede trägt den Stempel lebendiger Individualität. Er schrieb: »L'art et le comédien« (1880; deutsch, Wien 1883); »L'art de dire le monologue« (1884). — Sein Bruder Alexandre, geb. 16. Mai 1848 in Boulogne, war ebenfalls (1864—67) Schüler des Konservatoriums, debütierte am Odéontheater und gehört seit 1868 der Comédie-Française an. Er ist namentlich als Darsteller jugendlicher komischer Rollen im klassischen und modernen Repertoire ausgezeichnet und auch im Vortrag von Soloszenen durch Geist und Witz hervorragend.

Coqueluche (franz., spr. koklüsch'), Mönchskappe; auch allgemeiner Liebling, Hahn im Korbe; in der Medizin soviel wie Keuchhusten.

Coquerel (spr. kokrell), 1) Athanase Laurent Charles, franz. reformierter Theolog, geb. 1795 in Paris, gest. 10. Jan. 1868, studierte in Montauban und wurde 1818 Pfarrer zu Amsterdam, 1830 zu Paris. 1848 wurde er vom Seinedepartement zum Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung und dann auch der legislativen ernannt. Er schrieb unter anderm: »Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus« (Par. 1841; auch ins Holländische und Englische übersetzt); »Sermons« (sechs Sammlungen, 1842—56) und »Christologie« (1858; deutsch von Althaus, Hannov. 1859, 2 Bde.).

2) Athanaſe, franz. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 1820 in Amſterdam, geſt. 15. Juli 1875 in Fismes (Marne), wurde 1862 auf Guizots Betreiben durch die Orthodoxen aus dem Amt verdrängt und galt als Hauptführer der freien Theologie innerhalb des franzöſiſchen Proteſtantismus. Von ſeinen theologiſchen Schriften erſchienen eine Auswahl von Predigten (Leipz. 1866) und »Die erſten hiſtoriſchen Umgeſtaltungen des Chriſtentums« (Berl. 1870) in deutſcher Überſetzung. Er veröffentlichte unedierte Briefe Voltaires über die Toleranz (1863) und ſchrieb »Jean Calas et sa famille« (1857, 2. Aufl. 1870). Seine Biographie ſchrieb E. Stroehlin (Par. 1885).

Coquerelles (ſpr. kokrĕl'), in der franz. Heraldik grüne Haſelnüſſe, zu je dreien auf einen Stiel geſteckt.

Coques (ſpr. koks), Gonzales, eigentlich Gonſael Cocx, niederländ. Maler, geb. 1618 in Antwerpen, geſt. daſelbſt 18. April 1684, Schüler von Pieter Brueghel III. und D. Ryckaert, pflegte Porträte im kleinen Maßſtab, häufig mit ihrer Umgebung, Gemächern ꝛc., zu malen. Seine Auffaſſung iſt frei, ſeine Malweiſe leicht und doch eingehend, ſeine Farbe klar, ſeine Charakteriſtik vornehm und ausdrucksvoll, an van Dyck erinnernd, weshalb er »der kleine van Dyck« genannt wurde. Werke von ihm finden ſich nicht häufig. Seine Hauptwerke ſind: ein Familienbild (Dresdener Galerie); die Familie Verhelſt (Buckinghampalaſt, London); die muſikaliſche Unterhaltung (1658, Speck-Sternburgſche Galerie im Muſeum zu Leipzig); die ſogen. Familie van Eyck (Peſt); der junge Gelehrte mit ſeiner Frau (Kaſſel).

Coqui, der Antillenfroſch, ſ. Fröſche.

Coquillart (ſpr. kokijár), ſ. Franzöſiſche Litteratur (15. Jahrh.).

Coquillas, ſ. Attalea.

Coquille (franz., ſpr. kokĭ'), Muſchel, Muſchelſchale; in Muſchelſchalen angerichtetes feines Ragout. — Die gußeiſerne Form für Hartguß; Coquillenguß, ſoviel wie Hartguß. — Papierformat, ſ. Papier.

Coquimbit, Mineral aus der Ordnung der Sulfate, findet ſich in hexagonalen dicktafelförmigen oder kurz ſäulenförmigen Kriſtallen, häufiger in feinkörnigen Aggregaten, iſt farblos, bläulich, violett oder grünlich, Härte 2—2,5, ſpez. Gew. 2—2,1, beſteht aus ſchwefelſaurem Eiſenoxyd mit neun Molekülen Kriſtallwaſſer und enthält oft Aluminiumſulfat. Findet ſich in einem Lager von grünlichem Jaſpis bei Copiapó und Coquimbo in Chile.

Coquimbo (ſpr. -kimbo), Provinz der Republik Chile, zwiſchen Atacama im N. und Aconcagua im S., dem Stillen Ozean im W. und Argentinien im O., 33,423 qkm (606,9 QM.) groß mit (1892) 191,901 Einw., welche meiſt in den ſchmalen Flußthälern des Coquimbo, Limari und Chuapa ſowie um die Erzgruben in den Gebirgen wohnen. Abgeſehen von jenen Flußthälern erſcheint das Land infolge des Regenmangels (im Jahre 38,8, im nördlichſten Teil 7,9 mm) ſehr öde, namentlich im N. in der waſſerloſen Traveſia. Die Andes, welche mit ihren Ausläufern das Gebiet erfüllen und im Gebirgsſtock Doña Ana 4669 m erreichen, ſind meiſt kahl, enthalten aber reiche Schätze von Silber (Tuitana, Condoriaco, Arqueras, Rodeito) und Kupfer (Tamaya, Ovalle). Der Landbau, ausſchließlich auf künſtliche Bewäſſerung angewieſen, erzeugt etwas Getreide, mehr Luzerne, beſonders aber Feigen und Wein. Bedeutender iſt die Rinder- und Ziegenzucht, doch muß Argentinien den Bedarf decken helfen. Drei Eiſenbahnlinien gehen von der Küſte ins Innere. Die Provinz zerfällt in ſechs Departements; Hauptſtadt iſt Serena (ſ. d.). — Die Stadt C., Hauptort des gleichnamigen Departements (2324 qkm mit [1885] 16,065 Einw.), unter 29° 55' ſüdl. Br. und 71° 25' weſtl. L. v. Gr., Ausgangspunkt der Bahn nach Ovalle, auch mit dem nahen Serena durch Eiſenbahn verbunden und Dampferſtation (Kosmos, Hamburger Pacific-Linie), hat an einer ſehr geräumigen und ſichern Bai mit zwei Landungsbrücken ein großes Zollhaus, lebhafte Ausfuhr von Kupfer und Silbererzen und (1885) 8440 Einw.

Coquito, ſ. Jubaea.

Cor (lat.), das Herz (ſ. d.).

Cora, Stadt, ſ. Cori.

Cora, Guido, ital. Geograph, geb. 20. Dez. 1851 in Turin, widmete ſich früh geographiſchen Studien, die er ſeit 1870 in Deutſchland, beſonders in Leipzig, fortſetzte. 1872 in die Heimat zurückgekehrt, gründete er 1873 die geographiſche Zeitſchrift »Cosmos«, welche er ſeitdem redigiert und zu welcher er die Karten meiſt ſelbſt bearbeitet. 1874 und 1876 machte er wiſſenſchaftliche Reiſen nach Epirus und Nordafrika. Seit 1882 iſt er Profeſſor an der Turiner Univerſität. Er veröffentlichte außer zahlreichen Artikeln in der genannten Zeitſchrift: »Ricerche storiche ed archeologiche sul sito d'Auaris« (1870); »Spedizione italiana alla Nuova Guinea« (Rom 1872).

Coracias, Mandelkrähe (ſ. d.); Coraciidae (Raken), eine Familie der Klettervögel (ſ. d.).

Corallien (ſpr. -liäng), Korallenkalk, Unterabteilung der obern Juraformation (ſ. d.).

Corallina *Tourn.* (Korallenmoos), Gattung der Rhodophyceen, Algen mit aufrechtem, cylindriſchem oder etwas abgeplattetem, fiederförmig verzweigtem, ſtark mit kohlenſaurem Kalk inkruſtiertem, oft rotem Thallus; finden ſich in 25 Arten in faſt allen Meeren. C. officinalis *L.*, kleine weiße Sträußchen an Felſen im Mittelländiſchen und Adriatiſchen Meer und in der Nordſee, iſt oft dem Carragaheen beigemiſcht und wurde früher arzneilich benutzt.

Corallium, die Edelkoralle (ſ. d.).

Coral rag (engl., ſpr. kŏrrel rägg), Korallenkalk, ſ. Juraformation.

Coram (lat.), vor, in Gegenwart von; c. populo, vor dem Volk; c. senatu, vor dem Senat; c. notario et testibus, vor Notar und Zeugen. Jemand »c. nehmen« (koramieren), volkstümliche Redensart, ſoviel wie ihn zur Rede ſtellen, ausſchelten.

Corangi, Stadt in Indien, ſ. Korangi.

Corato, Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Barletta, an der Dampfſtraßenbahn Bari-Barletta, mit ſchöner Kirche und (1881) 30,428 Einw., welche Fabrikation von Öl, Weinſtein und Leder betreiben. In der Nähe das Denkmal (Epitafio) des Sieges von 13 Italienern unter Proſpero Colonna über 13 Franzoſen unter Ritter Bayard (1503). Südweſtlich auf einer Anhöhe das von Kaiſer Friedrich II. erbaute Schloß Caſtel del Monte, in welchem ſpäter die Söhne Manfreds gefangen ſaßen.

Corax, der Kolk- oder Edelrabe.

Corbassière, Gletſcher, ſ. Combin.

Corbeil (ſpr. -bäj), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Seine-et-Oiſe, am Einfluß der Eſſonne in die Seine und an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 12. Jahrh., eine Bibliothek, ein Handelsgericht, ein Denkmal der Brüder Galignani, welche hier ein Spital errichteten, Uhren- und Papierfabrikation, Kupfergießerei, zahlreiche Waſſermühlen, Handel mit Getreide, Mehl und Vieh und (1891) 8184

Einw. — C., Sitz einer alten Grafschaft, ward 1120 mit der Krone vereinigt und in den Religionskriegen wiederholt belagert und erobert.

Corbeille (franz., spr. -bäj'), Korb; an der Pariser und Wiener Börse der den Börsenagenten vorbehaltene Platz. C. de mariage, Brautgeschenk, das der Bräutigam nach französischer Sitte in einem verzierten Korb überreicht.

Corbeny, Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, mit (1891) 824 Einw. — C. hieß im Mittelalter Corbiniacum. Hier hatten die fränkischen Könige ein Schloß, in welchem Karl d. Gr. nach Karlmanns Tod zum alleinigen König erhoben wurde. Dasselbe wurde um 900 den Mönchen von St.-Remy in Reims eingeräumt, die hier eine Kirche errichteten, zu der später die französischen Könige nach ihrer Salbung zu wallfahrten pflegten.

Corbiculaschichten, miocäne Kalke und Thone des Mainzer Beckens, s. Tertiärformation.

Corbie (spr. korbi'), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Amiens, an der Somme und der Nordbahn, mit einer gotischen Kirche aus dem 16. Jahrh. (schöne Statue der Königin Bathilde), Torfstichen, Woll- und Baumwollspinnerei, Fabrikation von Wollgeweben und (1891) 4380 Einw. — C. hieß im frühern Mittelalter Corbeia. Hier wurde 662 eine nachmals berühmte Benediktinerabtei gegründet, von der aus Korvei gestiftet ward, im Gegensatz zu welchem das französische C. auch Corbeia antiqua hieß. C. ist Geburtsort der heil. Colette.

Corbières (spr. -bjär'), Gebirgszug im franz. Depart. Aude, Ausläufer der östlichen Pyrenäen, bildet die Scheide zwischen den Flüssen Aude und Agly, besteht aus steilen, kahlen, wasserarmen Felsen und erreicht im Puy de Bugarach mit 1231 m die höchste Erhebung.

Corbigny (spr. korbinji), Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Clamecy, an der Lyoner Bahn, hat Reste einer alten Abtei, Wollmanufakturen, Holz- und Weinhandel und (1891) 2052 Einw.

Corbiniānus, Heiliger, einer der ersten Bischöfe und Missionare in Bayern, geb. 680 zu Chartres in Gallien, ließ sich etwa 718 zu Freising in Bayern nieder, erbaute Kirchen und begann sein Bekehrungswerk, welches durch seine 724 von des Herzogs Grimoald Eheweib Pilitrud veranlaßte Flucht nach Tirol auf einige Zeit unterbrochen wurde. Er starb 730 in Meran; doch wurden seine Gebeine 768 nach Freising zurückgeschafft, weshalb daselbst und in Regensburg noch jetzt der 20. November gefeiert wird. Vgl. Riezler, Arbeos Vita Corbiniani (Münch. 1888).

Corbiniacum, s. Corbeny.

Corbould (spr. körbeld), 1) Henry, engl. Maler, geb. 11. Aug. 1787 in London, gest. 9. Dez. 1844 in Robertsbridge, lernte bei seinem Vater und auf der Akademie und stellte seit 1807 Zeichnungen aus der antiken Geschichte, 1811 zu der »Lady of the Lake« ꝛc. aus. Er entwarf Vorlagen für Bücherillustrationen, und es wurden nach seinen Zeichnungen die Gemäldesammlungen des Herzogs von Bedford, des Grafen Egremont u. a. gestochen. Sein Hauptwerk sind die Zeichnungen der Antiken des Britischen Museums für den Stich.

2) Edward Henry, engl. Maler, Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1815 in London, gewann 1834 mit einem Ölbild: der Sturz des Phaëthon, die erste Auszeichnung. Auch seine folgenden Ölbilder: der heil. Georg mit dem Drachen und ein griechisches Wagenrennen, brachten ihm Medaillen ein. Dann widmete er sich mit Vorliebe der Aquarellmalerei und erreichte darin eine große Virtuosität. Die vortreffliche Zeichnung muß jedoch meist für den Mangel an Tiefe der Empfindung und für die melodramatische Haltung entschädigen. Seine Hauptwerke sind: die Londoner Pest von 1344, die schöne Rosamunde, die Ehebrecherin vor Christus, die Canterbury-Pilger, William von Eyneshams seine Thaten erzählend, der Bildersturm zu Basel (1854), eine Szene aus der Oper »Der Prophet«, der Graf Surrey die schöne Geraldine im Zauberspiegel betrachtend, der Tod Arthurs, ein Cyklus von Illustrationen zu »Undine«.

Cor bovinum, s. Herzhypertrophie.

Corbŭlo, Gnäus Domitius, röm. Feldherr unter Claudius und Nero, Bruder der Caesonia, Gemahlin des Caligula, unter Tiberius Prätor, unter Caligula 39 n. Chr. Konsul, bekämpfte unter Claudius 47 am Niederrhein die Chauken und Friesen. Da die Eifersucht des Kaisers ihm nicht gestattete, den glücklich begonnenen Krieg fortzusetzen, ließ er, um seine Truppen zu beschäftigen, einen über 4 deutsche Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen, dessen Spuren man noch in dem Fliet zwischen Sluys und Leiden erkennen will, und eine Verschanzung (Corbulonis monumentum) anlegen, woraus wahrscheinlich Groningen entstanden ist. Unter Nero wurde er 54 nach dem Orient geschickt, um das von den Parthern besetzte Armenien wiederzugewinnen, was seinem Feldherrngeschick und seiner Umsicht auch gelang. Doch wurden seine glücklichen Erfolge 63 durch die Unfähigkeit seines Nachfolgers Cäsennius Pätus in Frage gestellt; er mußte selbst wieder den Oberbefehl in Armenien übernehmen und zwang wenigstens den von den Parthern eingesetzten König Tiridates, seine Krone vor dem kaiserlichen Bildnis niederzulegen, um sie später durch die Gnade des Kaisers zurück zu empfangen. Durch seine rühmlichen Thaten hatte er indes die Eifersucht und die Furcht Neros erregt. Er wurde deshalb zu dem Kaiser nach Griechenland berufen und zum Tode verurteilt (67), worauf er sich zu Kenchreä, dem Hafen von Korinth, in sein Schwert stürzte. Die von ihm verfaßten Memoiren sind verloren gegangen.

Corchŏrus *L.*, Gattung aus der Familie der Tiliaceen, Kräuter, Halbsträucher oder kleine Sträucher mit einfachen, gesägten Blättern, einzeln oder in Büscheln, achsel- oder blattgegenständig stehenden, kleinen gelben Blüten und lang schotenförmigen, kahlen oder kurzen bis fast kugeligen, borstig stachligen, vielsamigen Kapseln, finden sich in etwa 40 Arten in beiden Hemisphären, aber fast nur in den Tropen. C. olitorius *L.* (Judenpappel, Gemüsepappel, Muskraut, Meluchia), eine einjährige, 60 cm hohe Pflanze mit fast cylindrischer, 5 cm langer Kapsel, ist in Indien heimisch, wird aber überall in den Tropen und nördlich bis zum Mittelmeer kultiviert. Man benutzt die Blätter als wohlschmeckendes Gemüse, in einigen Teilen Indiens wird die Pflanze auch zur Gewinnung von Jute gezogen. Der größte Teil dieses Faserstoffs stammt indes von C. capsularis *L.* (indischer Flachs, s. Tafel »Spinnfaserpflanzen«). Dies ist ein bis 5 m hohes, einjähriges Gewächs mit dünnem, kaum verästeltem Stengel, langen, zugespitzten, gesägten Blättern, gelben Blüten und kleiner, rundlicher Kapsel. Es wird sehr allgemein in Indien und Südchina, auch in Algerien, in Louisiana und Texas kultiviert, bisweilen als Gemüsepflanze, meist

aber zur Gewinnung der Jute. Man säet den Samen im April oder Mai und erntet vor der Fruchtreife. Die Ausbeute soll zwei- bis fünfmal, nach einigen Angaben selbst zehnmal so groß sein wie bei Flachs und Hanf. Die abgeschnittenen Pflanzen befreit man von Seitentrieben, Blättern und Kapseln, legt sie in lockern Bündeln in langsam fließendes Bachwasser und zieht schon nach einigen Tagen den Bast ab. Dies gelingt sehr leicht, und durch das einfachste Verfahren erhält man ein sehr reines, feinfaseriges Produkt. Aus den zur Fasergewinnung nicht verwendbaren Stengelspitzen gewinnt man durch Gärung und Destillation einen guten Branntwein. Auch C. fuscus *L.* und C. decemangulatus *Roxb.*, in Indien, liefern Jute. C. siliquosus *L.*, in Westindien und im tropischen Amerika, wird von den Negern zur Anfertigung von Besen benutzt; die Blätter dienen in Panama als Surrogat des chinesischen Thees. C. japonicus, s. Kerria.

Corcovādo, Vulkan in der chilen. Provinz Chiloe, am Golf von C., der die Insel Chiloe vom Festland trennt, und in den der Fluß C. mündet, unter 43° 12′ südl. Br., 2289 m hoch.

Corchra, Insel, s. Korfu.

Corcyra nigra, s. Curzola.

Cord (»Klafter«), engl. Brennholzmaß, entweder 14 Fuß lang bei 3 Fuß Breite und Höhe = 3,568 cbm, oder 8 Fuß lang bei 4 Fuß Breite und Höhe = 3,624 cbm; letzteres Maß ist das in Nordamerika gebräuchliche.

Corda (»Schnur«), früheres Längenmaß zu Vermessungen in Sizilien, 4 Cortene zu 4 Canne = 33,037 m.

Corda (ital., franz. Corde), die Saite; una c. (»eine Saite«) bedeutet in der Klaviermusik die Anwendung der Verschiebung (linkes Pedal der Flügel); due corde (»zwei Saiten«), soviel wie mit halber Verschiebung; tutte le corde (»alle Saiten«), soviel wie ohne Verschiebung. Corde à jour (C. à vide), die leere Saite beim Spielen der Streichinstrumente.

Corda, August Karl Joseph, Botaniker, geb. 22. Okt. 1809 zu Reichenberg in Böhmen, gest. im September 1849 auf dem Atlantischen Ozean, trieb schon als Handlungslehrling in Prag naturgeschichtliche Studien. Infolge seiner »Monographia Rhizospermarum et Hepaticarum« (Heft 1, Prag 1829) von Humboldt nach Berlin gezogen, beschäftigte er sich hier mit botanischen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und ward 1834 zum Kustos der zoologischen Abteilung des vaterländischen Museums nach Prag berufen. 1847 machte er eine Reise nach Texas, fand aber auf seiner Rückkehr auf dem Schiffe Viktoria seinen Tod. C. war einer der ersten Botaniker, der die anatomische Struktur fossiler Pflanzen genauer untersuchte; er veröffentlichte mit trefflichen Abbildungen ausgestattete und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutende Prachtwerke: »Icones Fungorum hucusque cognitorum« (Prag 1837—54, 6 Bde.) und »Prachtflora europäischer Schimmelbildungen« (Leipz. 1839; franz., das. 1840). Außerdem schrieb er: »Beiträge zur Flora der Vorwelt« (Prag 1845) und »Anleitung zum Studium der Mykologie« (das. 1842); auch bearbeitete er die Schwämme und Pilze für Sturms »Deutschlands Flora« sowie die »Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme« im 2. Band von Sternbergs »Flora der Vorwelt« (das. 1838).

Cordaianthus | s. Nordaitaceen.
Cordaites |

Corday d'Armans (spr. kordä darmäng), Marie Aline Anne Charlotte, berühmt als Mörderin Marats, geb. 27. Juli 1768 in St.-Saturin bei Caen, gest. 17. Juli 1793, stammte aus einem altadligen Geschlecht und wuchs zu einem schönen, für ideale Freiheit schwärmerisch begeisterten Mädchen heran. Die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte sie mit Abscheu und dem Wunsch, ihr Vaterland zu befreien. In diesem Entschluß wurde sie noch bestärkt durch persönliche Bekanntschaft mit den nach dem 31. Mai 1793 in die Normandie geflüchteten Girondisten. Sie begab sich daher im Juli 1793 nach Paris, um Robespierre oder Marat zu töten. Schließlich wählte sie letztern, weil er in seinem »Ami du peuple« erklärt hatte, daß zur Befestigung der Republik noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Sie erhielt nach wiederholten Versuchen bei Marat 13. Juli, abends 7 Uhr, Zutritt, als er sich eben im Bade befand. Sie berichtete ihm über eine angebliche Verschwörung zu Caen, und während Marat die Namen der Verschwornen niederschrieb, stieß sie ihm einen Dolch ins Herz, daß er niedersank und bald darauf verschied. Willig ließ sie sich verhaften. Während des Prozesses zeigte sie eine bewundernswerte Festigkeit, vernahm ihr Todesurteil mit Gelassenheit und betrat freudig und mit edlem Anstand das Blutgerüst. Als sie guillotiniert war, rief Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: »Seht, sie ist größer als Brutus!« und büßte dafür mit dem Leben. Ponsard hat ihr Geschick in einer Tragödie (1850) behandelt. Vgl. Dubois, Charlotte C. (Par. 1838); Batel, Charlotte C. et les Girondins (das. 1872, 3 Bde.).

Corde (franz.), s. Corda.

Cordeiro, 1) João Ricardo, portug. Theaterdichter, geb. 5. März 1836, gest. 12. Febr. 1881. Seine erste Bühnenarbeit war das vieraktige Drama »Fernando« (1857), dem »Amor e arte« (1860), »A sociedade elegante« (1862), »A familia« (1869), »Um cura d'almas« (1870), »Os paraizos conjugaes« (1874) u. a. folgten. Seine Stücke zeichnen sich durch glänzende und reine Sprache aus, die ihn auch zu einem guten Übersetzer stempelte. Als solcher hat er namentlich Scribe, Hugo, Musset, Feuillet und Legouvé für die Bühne seiner Heimat bearbeitet.

2) Luciano, portug. Schriftsteller, geb. 21. Juni 1844 in Mirandella (Traz os Montes), war erst in der Marine thätig, verließ diese dann, um sich dem Journalismus zu widmen, und wurde später Mitbegründer der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon (deren ständiger Sekretär er ist) sowie Professor der Philosophie am Militärkolleg. Er machte dabei Reisen durch ganz Europa und nach Brasilien, die ihm Stoff zu nationalökonomischen und andern wissenschaftlichen Arbeiten lieferten, und redigierte 1879—1880 den »Commercio de Lisboa«, sodann den »Diario de Lisboa«, nachdem er früher bereits an verschiedenen Zeitschriften als Redakteur oder Mitarbeiter thätig gewesen. Außer Schriften über die Bankfrage und seinen Reiseberichten (»Viagens«, 1874—75, 2 Bde.) veröffentlichte er »Livro de critica«, eine Sammlung geistvoller ästhetisch-kritischer Essays (1869—71, 2 Bde.), und die französisch geschriebenen Werke: »De la part prise par les Portugais dans la découverte de l'Amérique« (1875) und »L'hydrographie africaine« (1879).

Cordel, s. Cuerda.

Cordeliers (franz., spr. kordelje, »Strickträger«), in Frankreich die regulierten Franziskaner, so genannt

nach ihrer Tracht; während der französischen Revolution Name eines politischen Klubs, welcher 1790 als eine Sektion des Jakobinerklubs gegründet wurde und an dessen Sitzungen und Beschlüssen teilnahm, aber radikaler war und sich auf die untersten Volksmassen stützte. Die C. hielten ihre Versammlungen in einem Franziskanerkloster ab. Ihre Führer waren Danton, Desmoulins, Marat, Hébert und Chaumette. Sie betrieben besonders den Sturz des Königtums und die Errichtung der Republik, teilten sich während des Konvents mit den Jakobinern in die Herrschaft, indem sie mit diesen die Partei des Bergs bildeten, wurden aber 1794 von Robespierre gestürzt und ihre Häupter 24. März und 5. April hingerichtet.

Cordes (spr. kord'), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond. Gaillac, auf einer Anhöhe (279 m ü. M.) über dem Cérou gelegen, mit (1891) 1766 Einw., welche Weinbau, Leinwandfabrikation und Gerberei betreiben. C. ist eine derjenigen Städte Frankreichs, welche mit den Resten alter Befestigungswerke und ihren Häuserfassaden am meisten ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt haben.

Cordevole (spr. kordéwole), Fluß in der ital. Provinz Belluno, entspringt in den Südtiroler Dolomitalpen, durchfließt im obersten Laufe das Thal Buchenstein (s. d.), weiter den kleinen Alleghesee und das Agordothal und mündet nach 78 km langem Lauf bei Mel in den Piave.

Cordia *Plum.* (Kordie, Brustbeerbaum), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, Bäume und Sträucher mit gestielten, einfachen, lederartigen, abwechselnden Blättern, endständigen, wickelartigen Blütenständen und vom stehen bleibenden Kelch umhüllten Steinfrüchten. Etwa 180 Arten in wärmern Klimaten, besonders in Südamerika und Westindien. C. Myxa *L.* (C. officinalis *Lam.*), mit rundlichen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und kleinen weißen, wohlriechenden Blüten in doldentraubigen Rispen, ist ein 6—9 m hoher Baum in Ostindien, Arabien und Ägypten. Die eiförmigen, 2,6 cm langen dunkelgrünen Früchte ißt man als Obst, sie sind nach dem Trocknen fast schwarz (Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Sebesten, schwarze Brustbeeren), haben ein weiches, süßes, schleimiges Fleisch, kamen sonst getrocknet nach Europa und wurden gegen Husten und Heiserkeit benutzt. Das Holz (Rosenholz), woraus Mumienbehälter der alten Ägypter verfertigt worden sein sollen, eignet sich am besten zum Feuermachen durch Reibung. Auch von C. crenata *Del.*, in Ägypten und Abessinien, und von C. grandiflora *R.* et *Sch.*, in Südamerika, werden die Früchte gegessen. C. latifolia *Roxb.*, in Indien, wird der genießbaren Früchte halber kultiviert; aus jungen Pflanzen erhält man einen blaßbräunlichen, glanzlosen, ungemein festen Bast, die Narawalifaser, die zu groben Geweben, Seilen, Tauen, Netzen verwendet wird. Eine sehr ähnliche Faser, Gundui, erhält man aus C. angustifolia *Roxb.* und aus C. Rothii *R.* et *Sch.* C. subcordata *Lam.*, mit langgestielten, eiförmigen Blättern, orangeroten Blüten und eiförmigen, etwas zugespitzten Beeren, findet sich in Ostafrika, Südostasien, im Malaiischen Archipel bis Neuholland und Sandwichinseln, liefert schönes graues, angenehm riechendes Nutzholz (Neuguineaholz). Rosenholz (Bois de Cypre, Bois de Rhodes, Spanish Elm) liefern auch C. Sebestena *L.*, ein in Westindien heimischer, immergrüner Baum mit länglich-eirunden, spitzigen, rauhen Blättern, großen roten Blüten und süßen, birnförmigen, schleimigen, genießbaren Früchten, C. scabra *Desf.*, auf Martinique, C. Gerascanthus *L.*, ein 9 m hoher Baum in Bergwäldern Westindiens und Brasiliens, mit weißlichen, geruchlosen Blüten u. a.

Cordiāni, Architekt, s. Sangallo 3).

Cordicŏlae (lat.), Verehrer des Herzens Jesu, eine jesuitische Brüderschaft von Männern und Frauen, zuerst im 17. und 18. Jahrh. in Frankreich und neuerdings auch in Bayern verbreitet.

Cordier (spr. -dié), Charles, franz. Bildhauer, geb. 19. Okt. 1827 in Cambrai, trat 1846 in die École des beaux-arts zu Paris, wo er unter Fauginet und Rude sich bildete. Da er frühzeitig Vorliebe und Geschick zur Darstellung der verschiedenen Menschenrassen zeigte, sandte ihn die französische Regierung nach Afrika. Er führte seitdem eine große Anzahl orientalischer Statuen und namentlich Büsten aus. 1851 stellte er einen Neger von Timbuktu, 1852 die Büste einer »afrikanischen Venus« und die Gruppe eines chinesischen Ehepaares aus. In den Bronzebüsten eines Mongolen und einer Mongolin (1853) versuchte er eine reichere Farbenwirkung zu erzielen, welcher Richtung er seitdem treu geblieben ist. Das malerische Prinzip, das sich in seinen Werken aussprach, suchte C. häufig durch die Zusammenfügung verschiedener Stoffe und durch Übersilberung zu verstärken; so schuf er viele Werke, die aus Bronze und Marmor zusammengesetzt waren, ging aber noch weiter und sandte in den Salon 1863 die Büste einer algierischen Jüdin aus emaillierter Bronze, Onyx und Porphyr, 1864 eine junge Mulattin aus Bronze, Email und Onyx, 1866 die lebensgroße Statue einer Araberin aus Bronze, Email und Onyx, 1867 die Büste eines Fellahs aus Bronze, Gold, Silber, Türkisen und Porphyr. C. hat ferner das Standbild des Marschalls Gérard (1856 in Verdun), den Triumph der Amphitrite (1861), Johannes den Täufer für den Turm St.-Jacques-la-Boucherie in Paris, das Denkmal des Columbus für Mexiko, die Statuen der Harmonie und Poesie für die neue Pariser Oper, die Allegorien der Morgen- und Abendämmerung u. a. geschaffen.

Cordierit (Dichroit), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Cordieritgruppe), kristallisiert rhombisch in meist undeutlich ausgebildeten, aber bisweilen ziemlich großen, kurzsäulenförmigen Kristallen, findet sich auch derb und eingesprengt und in Geschieben, ist farblos, bläulich bis schwärzlichblau, auch gelblich bis braun, durchsichtig bis durchscheinend, glasglänzend und mit ausgezeichnetem Trichroismus (in der Hauptachse der Kristalle dunkelblau, in der Querrichtung gegen dieselbe gelblichgrau, in einer dritten Richtung bläulichgrau); Härte 7—7,5, spez. Gew. 2,59—2,66. Er besteht aus einem Thonerde-Magnesiasilikat $Mg_2Al_4Si_5O_{18}$, enthält oft 5—9 Proz. Eisenoxyd, auch etwas Manganoxydul und Kalk und ist infolge beginnender Zersetzung meist wasserhaltig. C. findet sich auf Erzlagern und als Gemengteil von Granit und Gneis; schön kristallisiert bei Bodenmais in Bayern, Arendal und Krageröe in Norwegen, Orijärfvi in Finnland, in Falun, Granada und Haddam in Connecticut, Richmond in New Hampshire; im Gneis von Rochsburg und Lunzenau in Sachsen, in Trachyten und Andesiten am Cabo de Gata in Spanien (violblau, Iolith), in Ungarn, als kontaktmetamorphisches Produkt in den durch Graniteruptionen zu Hornfels umgewandelten Thonschiefern. Besonders schöner, klarer C. findet sich in Geschieben auf Ceylon, und der blaß hellblaue kommt als

Luchs- oder Wassersaphir in den Handel und wird als Schmuckstein verarbeitet. C. ist der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Übergängen, welche mit Glimmer schließt. Durch Aufnahme von Wasser und Verdrängung von Kieselsäure bilden sich aus dem C.: Praseolith, Esmarkit, Aspasiolith, Bonsdorffit, durch Aufnahme von Wasser und Kali und Verdrängung von Magnesia: Fahlunit, Weissit, Gigantolith, Pinit; durch Aufnahme von Kali und Wiederausstoßung von Wasser entsteht endlich Kaliglimmer.

Cordieritgneis, Cordierit führender Gneis (s. d.).

Cordilleras (spr. -ljéras), Gebirge, s. Kordilleren.

Cordite, engl. rauchschwaches Schießpulver in Form langer Fäden.

Córdoba (Cordova), 1) span. Provinz in Andalusien, grenzt im NO. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Jaen, im SO. an Granada, im S. an Malaga, im SW. an Sevilla, im NW. an Badajoz und hat einen Flächeninhalt von 13,727 qkm (249 QM.). Das Land wird durch den Guadalquivir in zwei Teile geschieden. Der nördliche Teil ist gebirgig und gehört der Sierra Morena und ihren Verzweigungen an. Viel fruchtbarer ist der südliche Teil, die ebenere Campiña. Der Guadalquivir fließt in üppigem Thal und nimmt hier an Nebenflüssen den Guadajoz, Genil, Cuzna, Guadiato und Bembezar auf. Nur der Guadalquivir selbst ist schiffbar. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 420,728 Einw., d. h. 31 auf das QKilometer. Der Boden liefert namentlich in den ebenen Gegenden Getreide, Gemüse, Obst, Wein und Öl in Fülle. Bedeutend sind die Viehzucht, sowohl die Zucht von Pferden als von Rindvieh, Schafen und Ziegen, und die Wollproduktion. Der Bergbau liefert namentlich Kohle im Becken von Belmez (ca. 17,000 Ton. jährlich), dann auch Eisen, Kupfer, Blei ꝛc. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Mahl- und Ölmühlen, Tuchweberei, Hut-, Seifen-, Thonwaren- und Ledererzeugung. Die Provinz umfaßt 17 Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist Cordoba (s. unten).

2) Provinz der Argentin. Republik, begrenzt von den Provinzen Santiago im N., Santa Fé im O., Buenos Aires und dem Gouv. de la Pampa im S. und San Luis, Rosario und Catamarca im W., umfaßt 174,767 qkm (3174 QM.) mit (1890) 325,803 Einw. Das Land bildet eine große Ebene, die sanft von O. nach W. aufsteigt, wo es in die aus drei Ketten bestehende Sierra de C. bis über 2000 m hinaufreicht (Cerro Gigantes 2350, Cerro Champaqui 2350, Cerro Ovejo 2200 m). Hier können in den wohlbewässerten Thälern alle Produkte der gemäßigten Zone erzeugt werden, während die großen Ebenen sich besser zur Viehzucht eignen, da die Bewässerung dürftig ist; die meisten Flüsse versiegen in den trocknen Pampas oder endigen in Sümpfen, nur der Terceiro und mit ihm auch der Cuarto erreichen als Carcarana zuweilen den Paraná. An der Nordwestgrenze breiten sich die Salinas Grandes aus, in der Nordostecke nehmen die Lagunas de los Porongos den Saladillo auf, südlich von ihnen liegt das Mar Chiquita. Das Klima ist im Sommer sehr trocken, im Winter kommen große Temperaturwechsel vor. In der Hauptstadt C. (s. unten) herrscht eine Mitteltemperatur von 16,19° C.; hier fallen 690 mm Regen im Jahr, andre Teile sind dagegen sehr regenarm. Der Mineralreichtum ist sehr groß; man findet Graphit, Silber, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Kalk, Porzellanerde, Salz (in den Salinas Grandes), gefördert wird hauptsächlich Silbererz. Unter Kultur stehen 233,713 Hektar; gebaut werden namentlich Mais, Luzerne und Weizen, daneben Hafer, Bohnen, Tabak, Kartoffeln. Sehr bedeutend ist die Viehzucht; man zählte 1888: 403,879 Pferde, 47,197 Esel und Maultiere, 2,110,523 Rinder, 2,355,030 Schafe, 630,264 Ziegen, 22,253 Schweine. Die Industrie erzeugt große Mengen von Mehl, Zement und Ziegelsteinen. Der Handel ist ansehnlich, namentlich der Transithandel, für den die Stadt C. ein Hauptstapelplatz ist. Gefördert wird derselbe durch 6 Eisenbahnen von 1263 km Gesamtlänge, während 430 km im Bau sind. Die Telegraphenlinien haben eine Länge von 3000 km. Höhere Unterrichtsanstalten besitzt nur die Hauptstadt (s. unten); die 182 Volksschulen werden von 9000 Schülern besucht. Es erscheinen 22 Zeitungen. Die Provinz ist administrativ eingeteilt in 25 Departements, ihre Einnahmen betrugen 1881: 4,398,954, die Ausgaben 3,773,420 Pesos. Die Verfassung datiert vom 11. Jan. 1883. Der Gouverneur und Vizegouverneur werden auf 3 Jahre gewählt, ein Senat und eine Deputiertenkammer üben die gesetzgebende Gewalt.

Córdoba (Cordova), 1) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 104 m ü. M. am Südabhang der zum marianischen Gebirgssystem gehörigen Sierra de C., in einer fruchtbaren, wegen Mangels an Bäumen jedoch sehr heißen Vega am rechten Ufer des Guadalquivir und an den Eisenbahnlinien Madrid-C.-Sevilla, C.-Malaga, C.-Marchena und C.-Belmez. Die Stadt ist noch teilweise von alten Mauern mit Türmen umgeben und hat meist winkelige Gassen mit vielfach ärmlichen, verfallenen Häusern. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, an der Stelle einer von den Goten errichteten Kirche von Abd ur Rahmân I. zu Ende des 8. Jahrh. als Moschee erbaut (La Mezquita, nächst der Kaaba zu Mekka der größte mohammedanische Tempel, s. Tafel »Architektur VII«, Fig. 1), 1236 unter Einbau eines die Einheit des Ganzen störenden Chors in eine christliche Kirche umgewandelt. Das Äußere ist schmucklos und kahl, mit einem Zinnenkranz gekrönt. Durch einen Glockenturm tritt man in einen mit Orangenbäumen bepflanzten und von einem Portikus umgebenen Hof. Die Kirche selbst bildet eine 173 m lange, 120 m breite, aber nur 11,5 m hohe Halle mit ca. 800 Säulen aus Marmor, Porphyr, Jaspis und Breccia, welche Pfeiler tragen, die durch doppelte hufeisenförmige Bogen miteinander verbunden sind. Die Säulen bilden von N. nach S. 19 und von W. nach O. 36 Gänge (Schiffe). Unter den Kapelleneinbauten ist das prachtvolle Sanctuarium (Mihrab) und die Kapelle Villaviciosa bemerkenswert. Außer der Kathedrale besitzt C. noch 15 Kirchen, zahlreiche ehemalige Klöster, einen alten maurischen Königspalast mit prächtigem Garten, einen Alkazar, in welchem sich jetzt das königliche Gestüt befindet, ein Bad der Chalifen, einen bischöflichen Palast, 2 Theater und einen Zirkus für Stiergefechte. Über den Guadalquivir führt eine 719 von den Mauren hergestellte Brücke mit 16 Bogen zum maurischen Kastell Carahola und zur Vorstadt Campo de la Verdad. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1887) 55,614 Seelen. Die Industrie und der Handel der Stadt haben ihre ehemalige Bedeutung fast ganz verloren. Erwähnenswert sind die Erzeugung von Gold- und Silberarbeiten, Töpferwaren, Tuch, Spielwaren und die Pferdezucht; dagegen ist die berühmte Fabrikation von Leder (Korduan) jetzt ganz gesunken. C. hat ein Instituto, ein Priesterseminar, eine Akademie für Mathematik und Zeichen-

kunst, eine Tierarznei- und eine landwirtschaftliche Schule, eine Bibliothek und ein Kunstmuseum. Es ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. C. ist der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucanus und Averrhoës, der Dichter Luis de Gongora und Juan de Mena und des Malers Pablo de Cespedes. — Die Stadt soll von den Phönikern gegründet und von ihnen Karta Tuba (»große Stadt«) genannt worden sein. Bei den Römern hieß sie Corduba (in Hispania Baetica am Bätis gelegen) und war als blühende Kolonie derselben (Colonia Patricia) neben Gades (Cadiz) die wichtigste Handelsstadt von ganz Hispanien. Sie war zugleich Sitz eines Prätors und Obergerichtshofs und hatte das Münzrecht. Von C. hatte auch das Cordubense aes seinen Namen, eine Erzmischung, die von hier in Menge nach Rom geliefert wurde. Von König Leovigild 571 erobert, ward C. Sitz eines westgotischen Bischofs; 711 ward es von dem Mauren Tarik, Musas Feldherrn, in Besitz genommen. Nachdem darauf Abd ur Rahmân I., der 755 das Chalifat von C. gründete, die Stadt zu seiner Residenz erwählt hatte, schwang sie sich bald zur blühendsten und wichtigsten Stadt der Halbinsel empor. Ihre Glanzzeit fällt in das 10. Jahrh., unter Abd ur Rahmân III., Hakem II. und Almansor. Sie war damals eine heilige Stadt des Islam, das »Mekka des Westens«, und hatte angeblich ca. 30 km im Umfang, 1 Mill. Einw., 600 Moscheen, 60,000 größere Gebäude, 900 öffentliche Bäder, eine Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden und 80 Freischulen. Die Pracht der Hofhaltung und der königlichen Paläste (die Residenz Azzahra mit 4300 Marmorsäulen) grenzte ans Fabelhafte. Dabei war sie der Hauptsitz der Poesie, der Künste (namentlich der Baukunst) und Wissenschaften (Mathematik, Astronomie und Astrologie, Chemie und Medizin), und Gewerbfleiß und Handel, Acker-, Garten- und Bergbau standen in schönster Blüte. Nach dem Sturz des Chalifats 1031 kam C. an die Beni Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almoraviden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien, von wo sein gegenwärtiger Verfall datiert. 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen argentin. Provinz (s. oben), unter 31° 25′ südl. Br. und 64° 11′ westl. L. v. Gr., 439 m ü. M., am Primero, Knotenpunkt von fünf Bahnen, hat eine im maurischen Geschmack erbaute Kathedrale, eine Jesuitenkirche mit merkwürdiger Decke, ein schönes Stadthaus, Wasserleitung, Gasbeleuchtung und Telephonleitungen, Universität, Nationalkolleg, Normalschule, Nationalakademie, Sternwarte, ein Hospital, Waisenhaus, Zuchthaus für Frauen, ein Theater, eine schöne Promenade mit See. Es ist Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs und eines deutschen Konsuls und hat (1890) 65,074 Einw. Berühmt ist C. durch seine 1613 gegründete Universität mit einer juristischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultät und 120—140 Studierenden; seit 1870 wirken daselbst auch sechs deutsche Professoren. Außerdem besteht ein Nationalkolleg mit 165 Schülern, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Akademie der Wissenschaften, Sternwarte, eine Porzellanfabrik, zwei Banken und bedeutender Handel mit Rosario und Buenos Aires, den West- und Nordprovinzen und mit Bolivia. Pferdebahnen durchschneiden die Stadt und verbinden sie mit ihren Vorstädten General Paz, Alta C. und San Vicente. Die Höhen von C., früher völlig unfruchtbar, sind durch die mit 3,8 Mill. Piaster angelegten Wasserreservoirs fruchtbar gemacht worden. C. wurde 1773 von Hieronymus Cabrera gegründet, unter Philipp V. Hauptstadt der Provinz Tucuman, später Hauptort der Jesuitenmissionen und war während der spanischen Herrschaft ein hervorragender Sitz der Wissenschaft in Südamerika. — 3) Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Veracruz, an der Eisenbahn Veracruz-Mexiko, in lieblicher, ungemein fruchtbarer Gegend, unter 18° 55′ nördl. Br., 928 m ü. M., war vor der Revolution eine der reichsten Städte des Landes, zählte aber 1889 nur 6000 Einw. In der Umgegend reiche Kaffeeplantagen.

Cordon bleu (spr. kordóng blö), das »blaue Band« des ehemaligen Heiligen Geist-Ordens (s. d. 2); dann scherzhafte Bezeichnung guter Köche und Köchinnen (wahrscheinlich nach der Medaille am blauen Band, welche die von der Regierung geprüften Köchinnen für ein glänzend bestandenes Examen erhielten); auch soviel wie Schmetterlingsfink, s. Astrilds.

Cordouan, La Tour de (spr. tür dö korduáng), Leuchtturm auf einem Felsen (dem Überrest einer vom Meer allmählich verschlungenen Insel), an der Mündung der Gironde im französischen Depart. Gironde, hat 63 m Höhe und ist auf 27 Seemeilen sichtbar. Er wurde 1584 erbaut und 1789 rekonstruiert.

Córdova, Provinz und Stadt, s. Cordoba.

Córdova, 1) Gonsalvo Hernandez de C. y Aguilar, span. Heerführer, geb. 1443, gest. 2. Dez. 1515, diente zuerst unter Ferdinand und Isabella gegen Portugal und dann gegen Granada. 1495 ward er von Ferdinand dem Katholischen dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe geschickt, landete bei Reggio und vertrieb die Franzosen rasch aus Unteritalien, wofür er den Beinamen »der große Kapitän« erhielt und vom König Friedrich von Neapel zum Herzog von Sant' Angelo erhoben wurde. Als sodann König Ludwig XII. von Frankreich 1500 in Verbindung mit Spanien neue Angriffe auf Neapel machte, ward die spanische Flotte unter C. in die italienischen Gewässer geschickt, um Neapel für die Verbündeten zu erobern. In den Jahren 1501 und 1502 führte er diesen Auftrag aus. Bald aber entstand über die Teilung des eroberten Neapel Streit zwischen den Franzosen und Spaniern. Eine Zeitlang wurde der Krieg wie ein ritterliches Turnier um Barletta geführt, wohin sich C. begeben hatte; im Januar 1503 aber wurde der Herzog von Nemours, der die Franzosen befehligte, zu einem verlustvollen Rückzug genötigt und 28. April 1503 bei Cerignola völlig geschlagen, wobei er selber fiel. C. hielt einen glänzenden Einzug in Neapel, und das ganze Königreich außer Gaeta erkannte die spanische Herrschaft an. Im Dezember 1503 zersprengte C. das französische Heer und zwang Gaeta zur Ergebung. C. wurde nun zum Vizekönig ernannt, erregte aber durch die große Beliebtheit, die er mittels kluger und umsichtiger Verwaltung gewann, die Eifersucht des Königs Ferdinand, der ihn 1506 unter äußern Auszeichnungen nach Spanien zurückrief, wo er vom Hof zurückgezogen lebte. Er war der Begründer der militärischen Größe Spaniens. Vgl. »Cronica del gran capitano Gonsalvo Hernandez de C.« (Sevilla 1582); Duponcet, Histoire de Gonsalvo de C. (Par. 1714); Quintana, Lebensbeschreibungen berühmter Spanier (deutsch, Berl. 1857).

2) Don Luis Fernandez de, span. General, geb. 1799 in Cadiz, gest. 29. April 1840 in Lissabon,

erklärte sich als Offizier 1820 entschieden gegen die Proklamierung der Konstitution von 1812 und bereitete mit dem König den Aufstand der Garden 7. Juli 1822 vor, mußte aber nach Paris fliehen. C. diente sodann in der Glaubensarmee unter Quesada in Navarra und später im Korps des Herzogs von Angoulême. Er mißbilligte jedoch die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta von Oyarzun u. bewirkte durch Martignac deren Auflösung. Als Günstling des Königs stieg er von Stufe zu Stufe. 1824 zum Generalmajor befördert, wurde er 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, 1827 Geschäftsträger in Kopenhagen, dann außerordentlicher Gesandter zu Berlin. 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels. Als Anhänger einer starken, aber verfassungsmäßigen Monarchie schloß er sich nach dem Tode Ferdinands VII. den Cristinos an und ward 1835 Oberbefehlshaber der Nordarmee. Von der Regierung völlig im Stiche gelassen, mußte er aber seine Entlassung nehmen (Juli 1836). Nach der Revolution von La Granja und der Herstellung der Konstitution von 1812 ging er nach Frankreich; doch beschwor er die Konstitution und beobachtete von Paris aus die Vorgänge in Spanien. Als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten bei den Cortes gewählt war, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er stellte sich im November 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung in Sevilla, mußte aber als Nebenbuhler Espartéros nach Portugal flüchten. Vgl. die Denkwürdigkeiten seines Bruders Fernando de Cordova: »Mis memorias« (Madr. 1886—89, 2 Bde.).

Cordus, Cremutius, röm. Historiker, s. Cremutius Cordus.

Cordyceps *Fr.*, Pilzgattung aus der Ordnung der Askomyceten, auf Insektenleichen wachsend, aus denen die ziemlich großen, gestielten, keulenförmigen, fleischigen und meist gelb gefärbten Fruchtkörper hervorkommen, in deren keulenförmigen Teil die zahlreichen kleinen Perithecien mit nach außen sehender Mündung eingesenkt sind. C. militaris *L.*, mit orangefarbener, bis 5 cm hoher Keule, in Wäldern auf toten Raupen und Schmetterlingspuppen. Die in den Sporenschläuchen enthaltenen fadenförmigen Sporen werden zur Reifezeit aus den Perithecienmündungen ausgestoßen. Die Sporen zerfallen in zahlreiche, kurze Glieder, die in den Körper der Raupen mit ihren Keimschläuchen eindringen; an den Verzweigungen der letztern entstehen dann cylindrische Konidien, die in das Blut des Tieres gelangen und daselbst zahlreiche Sproßzellen bilden. Nach dem Tode der Raupe wachsen die letztern zu Fäden aus, welche in dichten Massen das Innere des Raupenkörpers durchwuchern und zuletzt die Perithecien hervorbringen. Außerdem tritt als Schimmelüberzug auf den befallenen Raupen eine zweite, als Isaria farinosa beschriebene Konidienträgerform auf, die an quirligen Ästen kleine, rundliche Konidien abschnürt. Die nur in der Konidienform bekannte Botrytis Bassiana, die Ursache der Muscardine genannten Krankheit der Seidenraupen, gehört möglicherweise ebenfalls zu dem Formenkreis von C.

Cordyline *Comm.*, Gattung aus der Familie der Liliaceen, Ausläufer treibende Bäume oder Halbsträucher mit ganzen, langen, schwertförmigen oder linealen Blättern, endständigen, reichblütigen Blütenrispen und mehrsamigen Beeren. Die Cordylinen, welche vorzugsweise in Australien und auf den Inseln des Großen Ozeans heimisch sind, werden sehr allgemein mit den Dracänen zusammengefaßt und selbst als Dracänen (s. Dracaena) bezeichnet. Sie unterscheiden sich aber von diesen durch die mehr als dreisamigen Beeren, durch die in einem mehr oder minder spitzen Winkel vom Hauptblattnerv sich trennenden und im Rande verlaufenden Blattnerven und durch die Bildung von Ausläufern. C. Eschscholtziana *Mart.* (C. heliconiaefolia *Otto* et *Dietr.*, Dracaena brasiliensis s. esculenta *hort.*, Tiwurzel), von den Südseeinseln, wird in Brasilien, Japan und China kultiviert, ist baumartig, mit ziemlich breiten Blättern, und hat eßbare Wurzeln (Stolonen), welche eine nahrhafte Speise darbieten, auch zur Darstellung von Spiritus benutzt werden. C. australis *Hook.*, aus Neuseeland, ist baumartig, auch bei uns über 4 m hoch, bisweilen verästelt, mit sehr schöner, lebhaft grüner Krone. C. superbiens *C. Koch* (C. indivisa *hort.*), mit steif abstehenden, schmalen Blättern, aus Neuseeland. C. terminalis *Kth.*, auf den Sundainseln, Molukken, Philippinen, in Ostindien, Hinterindien und China, wird überall kultiviert, zu Hecken verwendet, die Wurzeln werden geröstet gegessen, zur Branntweinbrennerei und als Heilmittel benutzt, die Blätter dienen zum Dachdecken; variiert sehr stark, auch mit roten und weißen Blättern. C. rubra *Hüg.* (Dracaena rubra), aus Neuseeland, ist namentlich in Nordostdeutschland eine der gewöhnlichsten Zimmerpflanzen (sogen. Palme). Auch die übrigen genannten und viele andre Arten und Hybriden werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coregōnus, die Renke.

Corella, s. Papageien.

Corella (spr. -ēlja), Stadt in der span. Provinz Navarra, am Alhama, mit (1887) 6649 Einw., liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Öl und Lakritzensaft und besitzt eine sehr besuchte Septembermesse.

Corelli, 1) Arcangelo, Violinspieler und Komponist, geb. im Februar 1653 in Fusignano unweit Bologna, gest. 18. Jan. 1713 in Rom, bildete sich in der Komposition daselbst unter Leitung des päpstlichen Sängers Matteo Simonelli und im Violinspiel mutmaßlich unter Bassani aus. Er soll 1672 in Paris, später, nachdem er durch Lullys Eifersucht von dort vertrieben, in Deutschland gewesen sein, war aber jedenfalls 1681 wieder in Italien, wo er sich in Rom dauernd niederließ und sich binnen kurzem als Virtuose wie als Komponist einen weitverbreiteten Ruhm erwarb, so daß er in Italien als »vero Orfeo di nostri tempi« gefeiert und in Deutschland (von Mattheson) als der »Fürst aller Tonkünstler« bezeichnet wurde. Namentlich waren es die Schönheit seines Tones und der ausdrucksvolle Vortrag, welche allgemeine Bewunderung erregten, während in der Überwindung technischer Schwierigkeiten andre ihn übertrafen. Sein Gönner war der Kardinal Ottoboni, der ihn als Dirigent seiner Kapelle anstellte und ihm eine Wohnung in seinem Palast einräumte. Seine Werke bestehen in 12 Sonaten für Violine und Baßviola oder Cembalo (Op. 5), 48 Triosonaten für zwei Violinen und Baß (Op. 1—4) und 12 Concerti grossi (Op. 6), und gleichwie seine Technik die Grundlage zur weitern Entwickelung des Violinspiels geworden ist, so hat er nicht minder die Entwickelung der Instrumentalformen wesentlich gefördert. Auch an Tiefe und Gediegenheit des Inhalts stehen seine Kompositionen unter den ersten seiner Zeit. Eine Gesamtausgabe seiner Werke in Partitur (revidiert von J. Joachim und F. Chrysander) erschien neuerdings bei Augener in London.

2) Augusto, ital. Maler, geb. 1855 in Rom, bildete sich auf der Akademie von San Luca daselbst, wo er sich an Professor Guerra anschloß, und erhielt 1878 die erste Auszeichnung in Gestalt eines Ehrendiploms. Seitdem malte er vorzugsweise Genrebilder aus dem modernen italienischen Volksleben in Öl und Aquarell, welche durch Lebendigkeit der Darstellung, virtuose Behandlung des Kolorits und Energie der Charakteristik ausgezeichnet sind. Seine Hauptwerke sind: die Wäscherinnen in den Abruzzen, die Vorbereitungen zur Prozession, die Heimkehr vom Lande (in der Brera zu Mailand), vom Gewitter überraschte Bauern im Gebirge, die Hexe, die arme Maria, ein Aquarell, welches ihm die große goldene Medaille der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 einbrachte, der in einem brennenden Schloß gefangene Hugenott (Aquarell) und die Liebestragödie: Verraten.

Coremans, Eduard, belg. Politiker, geb. 1835 in Antwerpen, wurde 1859 Hilfslehrer an der Staatsschule für Handelswesen in seiner Vaterstadt. 1863 trat er zur Rechtspraxis über und wurde ein Vorkämpfer der vlämischen Bewegung, indem er vor den Gerichten meist niederländische Reden hielt. Deshalb wurde er nicht nur ein rasch beliebter Advokat, sondern auch von der klerikalen Partei, der er sich angeschlossen hatte, 1864 in den Provinzialrat, 1866 in den Stadtrat von Antwerpen gewählt. In beiden Versammlungen setzte er im Verein mit Gleichgesinnten bald durch, daß das Niederländische zur Amtssprache erhoben wurde. 1868 zum Abgeordneten gewählt, brachte er 1873 einen Gesetzantrag zur Regelung des Sprachengebrauchs vor dem Strafrichter durch, der jedoch derart verklausuliert wurde, daß die durchgehends vlämenfeindlichen richterlichen Behörden und die Advokaten die Rechtskränkungen ungestört fortsetzen konnten. Nach langer, heftiger Verhandlung, während welcher C. die erste niederländische Rede in der Kammer hielt, kam ein neues, den Vlämen weit günstigeres Gesetz zu stande (1889). Daraufhin veranstalteten die Vlämen ohne Unterschied der politischen Partei im Februar 1889 ihm zu Ehren eine großartige Feier. C. nahm auch einen hervorragenden Anteil an den Beratungen, die 1878 ein Gesetz über den Sprachengebrauch in der Verwaltung herbeiführten, 1883 ein solches über den Anteil des Niederländischen am Gymnasialunterricht, 1888 ein drittes, welches von den Offizieren die Kenntnis der niederländischen Sprache fordert. Diese verschiedenen Reformen durchzusetzen, bedurfte es des streitbaren Wesens, das C. eigen ist. Sein Auftreten als vlämischer Advokat hat im Laufe der Jahre vielfach Nachahmer gefunden.

Corentyne (spr. tarrentain, holl. Curantijn), Grenzfluß zwischen Britisch- und Niederländisch-Guayana, entspringt an der Grenze gegen Brasilien (in 1° 50′ nördl. Br.), nimmt links den New River auf, fließt gegen N. großenteils durch Savannen und ergießt sich unter 6° südl. Br. in breiter, aber versandeter Mündung in den Atlantischen Ozean. Er ist voll von Sandbänken, aber bis zu den Oreala Cliffs bei Layfield (75 km) für Schiffe von 2,8 m Tiefgang schiffbar; große Pirogen gehen bis zu den ersten Katarakten (280 km) hinauf.

Corenzio, Belisario, ital. Maler, geb. 1558 in Achaia, gest. 1643 in Neapel, lernte zu Venedig 5 Jahre lang unter Tintoretto und begab sich um 1590 nach Neapel, wo er mit Ribera und Caracciolo eine Genossenschaft einging, welche über andre Künstler eine förmliche Diktatur ausübte. Annibale Carracci und Guido Reni vertrieb er von Neapel; am meisten aber hatte Domenichino von ihm zu leiden. Man sagte ihm nach, daß er letztern sowie einen seiner eignen Schüler, L. Roderigo, aus Neid vergiftet haben soll, was jedoch in Bezug auf Domenichino unrichtig ist. Seine Gemälde, in denen er eine lebendige Phantasie und eine große Fertigkeit der Hand zeigt, sind in der naturalistischen Art Spagnolettos ausgeführt; freilich verführten seine Fähigkeiten ihn häufig zur dekorativen Schnellmalerei. Sein Hauptwerk ist das Fresko der wunderbaren Speisung im Refektorium von San Severino zu Neapel.

Coreodes (Randwanzen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Wanzen.

Coreópsis *L.* (Mädchenauge, Wanzenblume), Gattung aus der Familie der Kompositen, schlanke Stauden mit abwechselnden oder gegenständigen Blättern, einzeln endständigen oder trugdoldig gruppierten Blütenkörbchen und zusammengedrückten, geflügelten, begrannten Achenen. Etwa 50 Arten, besonders in Nordamerika. Mehrere Arten, wie C. grandiflora *Sweet*, mit 60—120 cm hohem, aufrechtem, ästigem Stengel, sitzenden, glatten, am Grund gewimperten Blättern und sehr schönen, 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten mit gelbem Strahl und gelber Scheibe, C. lanceolata *L.*, aus Virginia und Carolina, C. tinctoria *DC.* (Calliopsis bicolor *Rchb.*), einjährig, mit halb goldgelben, halb dunkelroten Strahlenblüten, aus Nordamerika ꝛc., werden als Zierpflanzen kultiviert.

Corfe-Castle (spr. korf-kahßl), Flecken in Dorsetshire (England), im Mittelpunkt der Halbinsel Purbeck (s. d.), mit Ruinen eines großartigen Schlosses aus dem 12. Jahrh., dem Museum des Purbeck-Vereins, Steinbrüchen und (1891) 1708 Einw.

Corfinium, im Altertum Hauptstadt der Päligner in Mittelitalien, am Aternus, war im Bundesgenossenkrieg 90 v. Chr. der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reiches zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt. Die Reste der alten Stadt bei der Kirche San Pellino bei Pentima gewährten reiche Ausbeute an Inschriften.

Corge (spr. korsch), Zählmaß in Indien, = 4 Gundas, s. Kohrdsch.

Corgnāle (spr. korn-, slaw. Lokva), Dorf in der österreich. Grafschaft Görz und Gradisca, Bezirksh. Sesana, mit (1890) 972 slowen. Einwohnern. In der Nähe finden sich großartige Höhlen, darunter die Grotte von C. mit malerischen Tropfsteingebilden und die Höhle von St. Kanzian (s. d.).

Cori, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, in den Lepiner (Volsker) Bergen an der Eisenbahn Rom-Terracina gelegen, zerfällt in die Ober- und Unterstadt und hat (1881) 5450 Einw., welche Tabak, Öl und Südfrüchte gewinnen. C. ist das alte Cora und seit 1404 Kammergut der Stadt Rom. Es besitzt an Altertümern Stadtmauern aus verschiedenen Epochen (auch kyklopische Mauerreste), eine antike Brücke, die Vorhalle des sogen. Herkulestempels u. a.

Coria (das Caurium der Römer), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Caceres, rechts am Alagon, mit römischen Mauern und Türmen, einem starken Kastell, gotischem Dom, einer alten siebenbogigen Brücke, Priesterseminar, Wein- und Zitronenbau und (1887) 3119 Einw. C. ist Bischofsitz. Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert.

Coriacĕa (Lausfliegen), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler, s. Lausfliegen.

Coria del Rio, Stadt in der span. Provinz Sevilla, am Guadalquivir, mit (1887) 4984 Einw., welche Thonwaren (namentlich Ölkrüge in der Form der antiken Amphoren) verfertigen.

Coriandrum *L.*, s. Koriander.

Coriaria *L.* (Gerberstrauch, Gerbermyrte, Lederbaum), Gattung aus der Familie der Koriariaceen, Sträucher mit oft rankenden Ästen und Zweigen, gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen Blüten in endständigen Trauben und beerenartiger, drüsiger Frucht. C. myrtifolia *L.*, bis 1,25 m hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, mit länglich lanzettförmigen Blättern und einzeln oder paarweise achselständigen Blüten, ist in sämtlichen Teilen, zumal in den Blättern und Früchten, narkotisch giftig. Er enthält ein giftiges Glykosid, Coriamyrtin. Man kultiviert ihn als Ziersträuch (der bei uns im Winter gedeckt werden muß) und benutzt ihn auch zum Gerben und Schwarzfärben. Einige Sorten vom französischen (provenzalischen) Sumach (Redoul) stammen von C. myrtifolia. C. sarmentosa *Forst.*, mit glänzend schwarzen, genießbaren Beeren und giftigen Samen, wächst auf Neuseeland. Von C. nepalensis *Wall.*, im Himalaja, die in allen Teilen größer ist als C. myrtifolia und gleichfalls als Ziersträuch kultiviert wird, sollen die Früchte ohne Nachteil genossen werden; von C. ruscifolia *L.*, in Peru, auf Neuseeland, dienen die Früchte zum Gerben und Schwarzfärben, auch wird daraus eine schwarze Farbe gewonnen; die Pflanze ist sehr giftig. C. thymifolia *Humb.*, in Neugranada, enthält einen rötlichen, bald schwarz werdenden Saft (Chami), der eine so treffliche Tinte liefert, daß zur spanischen Zeit alle offiziellen Dokumente damit geschrieben werden mußten.

Corigliano Calābro (spr. koriljāno), Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Kreis Rossano, liegt 6 km vom Golf von Tarent am Nordabhang des Silagebirges, an der Eisenbahn Metapont-Reggio, hat ein Kastell, einen Aquädukt, Öl- und Mannagewinnung und (1881) 12,271 Einw. C. ward 1806 von den Franzosen zerstört.

Corinne, die französische Form des Namens Korinna (s. d.), dann fingierte ital. Dichterin, Heldin des gleichnamigen Romans (»C., ou l'Italie«) der Frau v. Staël (s. d.).

Corinth, kleiner, aber strategisch wichtiger Ort im nordöstlichen Teil des nordamerikan. Staates Mississippi mit (1890) 2111 Einw.; diente den Konföderierten während des Bürgerkrieges als hauptsächlichster Verbindungspunkt zwischen dem Osten und Westen ihres Gebietes, ward daher befestigt und wiederholt Schauplatz größerer Kämpfe. Anfang April 1862 standen die Unionisten unter Grant und die Armeen der beiden südstaatlichen Generale Beauregard und Johnston bei dem nur wenige Meilen von C. entfernten Shiloh in zweitägigem Kampf einander gegenüber. Unter Halleck's Führung zogen die Unionstruppen hierauf noch näher an C. heran und lieferten den Konföderierten bei Farmington, östlich von C., 5. und 9. Mai zwei siegreiche Treffen. Ehe der Monat zu Ende ging, war der wichtige feste Punkt C. den Händen der Konföderierten entwunden. Im Oktober desselben Jahres suchten dieselben unter General Price aufs neue in den Besitz von C. zu kommen, wurden indes von General Rosecrans zurückgeworfen und verfolgt, bis sie am Fluß Hatchie eine vollständige Niederlage erfuhren.

Corinto, Hafen, s. Realejo.

Coriolāno, italienisierter Name einer Familie aus Nürnberg, welche eigentlich Lederer hieß.

1) Christoph, Formschneider, geb. in Nürnberg, ließ sich um 1560 in Venedig nieder und schnitt hier in Holz, namentlich für die Ornithologie des Ulysses Aldrovandini, die »Ars gymnastica« des Mercurialis, ferner die Künstlerbildnisse zu Vasaris »Vite de' pittori, scultori ed architetti« (Ausgabe von 1568).

2) Bartolomeo, wahrscheinlich jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1599 zu Bologna, gest. 1676, war der letzte bedeutende italienische Formschneider. Er wandte gewöhnlich zu seinen Werken drei Helldunkelplatten an. Seine Blätter sind zumeist nach Guido Reni ausgeführt. Die Daten auf seinen Blättern gehen von 1630—47.

Coriolānus, Gnäus Marcius, röm. Patrizier, zeichnete sich schon als Jüngling durch seinen entschlossenen Mut bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli aus, weshalb er den Ehrennamen C. erhalten haben soll. Bald aber verdunkelte er den erworbenen Ruhm durch seine rücksichtslose Schroffheit gegenüber dem Volk. Als nämlich zur Linderung einer Teurung der Senat in Sizilien Getreide aufgekauft hatte, wollte C. dasselbe dem Volk nur unter der Bedingung überlassen wissen, daß es auf das vor kurzem eingesetzte Volkstribunat verzichte. Er wurde deshalb von den Volkstribunen in Anklagestand versetzt und trotz der eifrigen Bitten der Patrizier von den Tributkomitien (491 v. Chr.) für schuldig erklärt, worauf er voll Rachedurst nach Antium zu den Volskern ins Exil ging. Von diesen neben Attius Tullius zum Feldherrn gewählt, brach er an der Spitze eines Heeres in das römische Gebiet ein und drang bis in die Nähe von Rom vor (488). Streitigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern lähmten die Kraft des Widerstandes, und so sah sich der Senat genötigt, mit C. in Unterhandlung zu treten. C. erklärte aber den an ihn abgesandten Senatoren: ehe er sich auf eine Unterhandlung einlassen könne, müsse den Volskern alles ihnen früher entrissene Land zurückgegeben werden. Auch eine Gesandtschaft der Priester war ohne Erfolg. Endlich zogen die römischen Frauen, an ihrer Spitze des C. alte Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia mit seinen beiden kleinen Söhnen, ins Lager. Die mahnende Anrede der Mutter brach C.' Trotz. Mit den Worten: »Rom hast du gerettet, Mutter, aber deinen Sohn hast du verloren!« ließ er das Zeichen zum Rückzug geben. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach einigen soll ihn Tullius des Verrats angeklagt und einen Aufstand gegen ihn angestiftet haben, in welchem er erschlagen worden sei; nach andern soll er ein hohes Alter erreicht und sein Exil oft beklagt haben. Des C. durchaus sagenhaftes Leben hat Plutarch beschrieben; seine Schicksale haben Shakespeare und unter den Deutschen Collin zu Tragödien verarbeitet.

Coriŏli, Stadt in Latium, Waffenplatz der Volsker, von C. Marcius (daher »Coriolanus«) 493 zerstört und schon Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. spurlos verschwunden. Heute Monte Giove bei Ariccia (?).

Corisco, Bai an der Westküste von Afrika, zwischen 0° 36'—1° 10' nördl. Br., im Norden durch Kap San Juan (Rinje), im Süden durch Kap Esteiras begrenzt, dringt 25 km tief in die Küste ein und nimmt den für größere Schiffe hinlänglich tiefen Muni auf, dessen Mündung gegenüber die Inseln Klein-Elobi (mit Hamburger Faktorei), Groß-Elobi und weiterhin die

14 qkm große, von Mbenganegern bewohnte Insel C. (mit amerikanischer Missionsstation) liegen. Diese Inseln sind mäßig hoch und fruchtbar; sie gehören mit dem nördlichen Küstenland der Bai zu Spanien, während das südliche einen Teil von Französisch-Kongo bildet.

Corium (lat.), Lederhaut, s. Haut.

Cork, die größte Grafschaft der irischen Provinz Munster, reicht vom Kenmare River bis zum Hafen von Youghal und hat einen Flächenraum von 7485 qkm (135 QM.). Die Küste hat eine Entwickelung von nahezu 320 km mit zahlreichen sichern Häfen und Buchten, unter denen die Bantrybai, Dunmanusbai, Long Island-Bai im äußersten Westen, die Clonakilmbai, die Häfen von Kinsale, C. und Youghal an der Südküste die bedeutendsten sind. Die Oberfläche ist größtenteils hügelig, und nur nördlich am Blackwater und im östlichen Teil der Grafschaft kommen Ebenen von größerer Ausdehnung vor. Die Hügel erreichen ihre bedeutendste Höhe im W., wo der Taur in den Knockaduanbergen 405 m, der Caherbarnagh 682 m und der Hungry Hill in den Cahabergen an der Bantrybai bis zu 685 m sich erheben, letzterer mit einem Bergsee, aus welchem einer der schönsten Wasserfälle hervorstürzt. Die Flüsse Blackwater, Lee und Bandon durchfließen die Grafschaft von W. nach O., sind aber wegen ihres reißenden Laufes nur in der Nähe der Mündung schiffbar. Die Bevölkerung zählte 1891: 438,432 Einw., wovon 90,5 Proz. katholisch. Von der gesamten Oberfläche bestehen (1890) 22 Proz. aus Ackerland, 53,4 Proz. aus Weide und 1,7 Proz. aus Wald. Angebaut werden namentlich: Klee, Gerste, Hafer, Weizen, Kartoffeln, Rüben, dann Flachs, Waid, Kohl und Obst. Die Viehzucht bringt Butter und Käse in den Handel, und der Viehstand beträgt (1890) 53,944 Pferde, 402,283 Rinder, 375,090 Schafe und 180,265 Schweine. An den Küsten wird lebhafte Fischerei betrieben. Kupfer und Steinkohlen werden ausgebeutet, auch Eisenerze kommen vor. Die nicht gerade bedeutende Industrie beschäftigt sich mit Leinweberei, Schiffbau, Maschinenbau, Whiskybrennerei, Brauerei, Wollspinnerei, Lederbereitung u. a.

Cork, Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), nach Größe und Bevölkerung die dritte Stadt Irlands, liegt in tiefer, von ansehnlichen Hügeln umgebener Schlucht, auf beiden Seiten und auf einer Insel des Lee, 17 km oberhalb dessen Mündung in den schönen Cork-Hafen (s. d.). Die neuern Straßen sind breit, mit schönen Häusern; in den Vorstädten aber sind die Gassen teilweise noch eng und vernachlässigt. Über den Fluß, den schöne Kais einfassen, führen neun meist elegante Brücken, welche die Verbindung mit den hoch gelegenen Vorstädten vermitteln. Auf der Insel befinden sich der Gerichtshof, ein klassischer Bau (1835 errichtet), das Theater, das Zollhaus, die Börse und die Mehrzahl der dem Handel gewidmeten Gebäude. Am nördlichen Ufer stehen die Kasernen, das städtische Gefängnis und die katholische Kathedrale, am südlichen Ufer die protestantische Kathedrale (St. Finbar's, 1862—79 im gotischen Stil erbaut), das Grafschaftsgefängnis, die meisten Bildungsanstalten, die Kornbörse, das Irrenhaus und ein öffentlicher Park. Die Bevölkerung zählte 1891: 75,345 Seelen (gegen 85,732 im J. 1851), darunter 64,561 Katholiken. C. ist Hauptstapelplatz für die landwirtschaftlichen Produkte der Gegend, namentlich Butter, Pökelfleisch, Eier und Schlachtvieh; es hat Flachs-, Woll- und Baumwollspinnereien, Brennereien, Brauereien, Tabak- und Lederfabriken und liefert vorzügliche lederne Handschuhe. Schiffe von 600 Ton. können an seinen Kais anlegen, größere Schiffe aber bleiben in Queenstown (s. d.), dem Vorhafen der Stadt. Zum Hafen gehörten 1891: 148 Schiffe von 23,781 T. Gehalt und 558 Fischerboote. 1891 liefen 2858 Schiffe (darunter 2684 Küstenfahrer) von 704,286 T. ein. Die Einfuhr vom Ausland belief sich auf 1,298,617 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte auf 3786 Pfd. Sterl. Unter ersterer waren namentlich: Getreide und Mehl, Wein, Branntwein, Zucker, Holz, Petroleum. Zur Ausfuhr kamen: Eisenwaren, Butter und Schießpulver. Sehr beträchtlich ist der Handel mit England. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu nennen: das Queen's College (eine konfessionslose Universität), das katholische St. Finbar's College, die Cork Institution mit Museum und Bibliothek, eine Kunst- und eine landwirtschaftliche Schule. C. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — C., dessen keltischer Name Corrach »Sumpf« bedeutet, entstand im 7. Jahrh. bei einem vom heil. Finbar gegründeten Kloster. Im 9. Jahrh. wurde die Stadt von den Dänen erobert und befestigt; seit 1172 gehört sie England.

Cork-Hafen (Cork Harbour), einer der sichersten Häfen an der Südküste Irlands, stark befestigt und eine der Hauptstationen der englischen Flotte. Auf Great Island liegt Queenstown (s. d.), auf Spike Island ein befestigtes Zuchthaus, auf Rocky Island ein Pulvermagazin und auf Hawlbowline Island ein Seearsenal. Die Einfahrt verteidigen die Forts Camden u. Carlisle.

Corleone, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), 594 m ü. M., am Fuße des Monte Cardellia (1265 m), unweit des Belice an der Eisenbahn Palermo-C., mit reich ausgestatteter Hauptkirche, Ruinen zweier Kastelle und (1881) 15,441 Einw.

Corlißmaschine | **Corlißsteuerung** | s. Dampfmaschine.

Cormeilles-en-Parisis (spr. -mäj'-ang-parisi), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, auf einer Anhöhe (170 m ü. M.) am rechten Seineufer, an der Westbahn, mit einem starken Fort und mehreren Batterien der äußern (nördlichen) Befestigungslinie von Paris, hat eine gotische Kirche, Gipsbrennerei und (1891) 1695 Einw. C. ist Geburtsort Daguerres.

Cormenin (spr. korm'näng), Louis Marie de la Haye, Vicomte de, franz. Publizist, geb. 6. Jan. 1788 in Paris, gest. 6. Mai 1868, wurde 1810 Auditeur und 1814 Maître des requêtes im Staatsrat, in welchem er wichtige Fragen der Staatsverwaltung bearbeitete und sich der gemäßigt liberalen Partei anschloß. Im Mai 1828 zum Deputierten gewählt, unterzeichnet er 1830 die Adresse der 221. Ludwig Philipp verweigerte er den Huldigungseid, da ein Dynastiewechsel nur von der Gesamtheit der Nation entschieden werden könne, und trat aus dem Staatsrat, um bloß als Abgeordneter thätig zu sein. Er wirkte durch zahlreiche Flugschriften über die Tagesfragen unter dem Pseudonym Timon bedeutend auf die öffentliche Meinung ein, so besonders durch die »Lettres sur la liste civile«, die in 10 Jahren 25 Auflagen erlebten. Nach der Februarrevolution von 1848 trat C. für das Departement der Seine in die Nationalversammlung und ward einer der Vizepräsidenten derselben. Als Vorsitzender der Verfassungskommission beteiligte er sich in demokratischer Richtung an der Abfassung der Konstitution, geriet aber mit seinen Kollegen in heftigen Konflikt und trat noch vor

Vollendung des Verfassungswerks zurück. Trotz seiner Opposition gegen die Aufnahme Ludwig Napoleons in die Nationalversammlung und seines Protestes gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward er im August 1852 wiederum in den Staatsrat berufen und 1855 Mitglied des Instituts von Frankreich. Außer seinen politischen Flugschriften (gesammelt 1870) und vielen Aufsätzen im »Journal des Débats« und andern Journalen schrieb er: »Droit administratif« (1821; 5. Aufl. 1840, 2 Bde.); »Études sur les orateurs parlementaires« (1836; später u. d. T.: »Livre des orateurs«, 18. Aufl. 1869; deutsch, Leipz. 1848); die Volksschriften: »Dialogues de maitre Pierre« (6. Aufl. 1845) und »Entretiens de village« (8. Aufl. 1847).

Cormons, Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland, Bezirksh. Gradisca, nahe der italienischen Grenze, an der Südbahnlinie Triest-C. und der italienischen Anschlußlinie C.-Venedig, mit altem Schloß, Bezirksgericht, Acker- und Weinbau, Seidenraupenzucht, Handel und (1890) 3695 (als Gemeinde 5414) ital. Einwohnern. Hier wurde 22. Aug. 1866 der Waffenstillstand zwischen Österreich und Italien abgeschlossen.

Cormontaigne (spr. -mongtäñ'), Louis de, Ingenieuroffizier, geb. 1695, gest. 20. Okt. 1752, trat früh in französische Dienste, erbaute 1728 die doppelten Kronwerke von Bellecroix und Moselle zu Metz, später das von Thionville, leitete 1734 und 1744 viele Belagerungen und wurde Direktor der Befestigungen in Lothringen. Seine Verbesserungen der Baubanschen Befestigungsmanier beschrieb er in »Architecture militaire, par un officier de distinction« (Haag 1741), wieder abgedruckt in den »Œuvres posthumes de C.« (Par. 1806—1809, 3 Bde.).

Cormus (lat.), Tierstock, s. Individuum.

Corn, in Amerika soviel wie Mais.

Corn., engl. Abkürzung für Cornwall.

Cornaliasche Körperchen, s. Noxema.

Cornamūsa, ein älteres ital. Holzblasinstrument, eine Art Schalmei, aber am untern Ende geschlossen, so daß die Schallwellen durch die Tonlöcher sich fortpflanzten (vgl. Bassanelli); auch soviel wie Dudelsack.

Cornāro (Corner), Name einer der angesehensten Patrizierfamilien Venedigs, die von den Corneliern in Rom ihren Ursprung herleitet. Zu ihr gehören: 1) Caterina, geb. 1454, gest. 10. Juli 1510, Urenkelin des Dogen Marco C., welcher die Unterwerfung Kretas vollendete (gest. 1367), ward 1468 durch Prokuration mit dem König Jakob II. von Cypern verlobt und zur Tochter der Republik von San Marco erklärt, aber erst 1472 nach Cypern abgeholt und mit Jakob vermählt. Schon nach 8 Monaten starb ihr Gemahl und 1474 auch der nachgeborne Sohn Jakob III. Nun nahm, um andre Prätendenten von Cypern abzuhalten, Venedig die Regierung der Insel in die Hand und nötigte 1489 C., die daran dachte, sich mit dem Prinzen Alfonso von Neapel wieder zu vermählen, die Insel zu verlassen und auf deren Herrschaft zu verzichten. C. ward in Venedig feierlich empfangen und erhielt die Herrschaft Asolo bei Bassano am Fuße der Alpen angewiesen, wo sie im Verkehr mit Dichtern und Gelehrten ein reizendes Stilleben führte, das ihr Vetter P. Bembo (s. d.) in seinem Werk »Gli Asolani« verherrlicht hat. Sie ruht in einem prachtvollen Mausoleum in der Kirche San Salvatore zu Venedig und ist die Heldin mehrerer Opern (von Halévy, F. Lachner und Donizetti). Vgl. Herquet, Carlotta von Lusignan und Caterina C. (Regensb. 1870); Derselbe, Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan (Halle 1881); Centelli, Cat. C. e il suo regno (Veneb. 1892).

2) Luigi, bekannter Lebensphilosoph, geb. 1467, gest. 26. April 1566 in Padua, hatte bis zu seinem 40. Jahr einen ausschweifenden Lebenswandel geführt, hielt dann aber eine heilsame Diät so streng ein, daß er ein glückliches Alter von fast 100 Jahren erreichte. Sein makrobiotisches Verfahren beschrieb er in den »Discorsi della vita sobria« (Padua 1558, erweitert Veneb. 1599; neu hrsg. von Gamba, das. 1816), die in fast alle Sprachen übersetzt wurden (deutsch von Steinberg, 2. Aufl., Leipz. 1891). Auch schrieb er eine Abhandlung über die Instandhaltung der Lagunen (»Trattato delle acque«, Padua 1560).

3) Lucrezia Elena C. Piscopia, geb. 1646, berühmt durch ihre Gelehrsamkeit, erhielt 1678 von der philosophischen Fakultät zu Padua das Doktordiplom und ward Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europas; starb 1684. Ihre Werke (hrsg. von Bacchini, Parma 1688) bestehen in schwülstigen Lobreden, Briefen, Disputationen, einigen Gedichten u. rechtfertigen den Ruf, dessen sie genoß, keineswegs.

Cornbrash (spr. -bräsch), Schichtenreihe der mittlern Abteilung der Juraformation (s. d.).

Cornea (lat.), die Hornhaut des Auges (s. d.).

Corned Beef (engl., spr. bif, Büchsenfleisch), leicht gesalzenes Rindfleisch in Büchsen.

Corneille (spr. -näj'), 1) Pierre, berühmter franz. Dramatiker, geb. 6. Juni 1606 in Rouen (wo sein Vater das Amt eines maitre des eaux et forêts bekleidete), gest. 1. Okt. 1684, erhielt seine Schulbildung bei den Jesuiten, studierte die Rechte, verzichtete aber auf die Advokatur, teils aus Abneigung, teils wegen körperlicher Mängel. Sein Glück bei der Geliebten eines Freundes weckte sein dramatisches Talent; seiner »Mélite« (1629), einem mit großem Beifall aufgenommenen Stück, folgten »Clitandre« und »La Veuve«. Der Erfolg dieses Dramas brachte C. in Beziehung zu Richelieu, der ihn unter seine Hofdichter aufnahm und ihm eine Pension gewährte; glücklicherweise wurde seine selbständige Thätigkeit dadurch nicht gehindert. Der geringe Erfolg seiner nach Seneca und Euripides gearbeiteten Tragödie »Médée« (1635) führte ihn zum Lustspiel zurück; er dichtete die Zauberposse »L'illusion comique«, die 30 Jahre lang Kassenstück blieb. Aber erst mit dem »Cid«, den C. 1636 nach einem spanischen Original des Guillen de Castro bearbeitete, erhob er sich weit über seine Zeitgenossen und schuf ein Werk, welches trotz der gehässigen Kritik seiner Feinde und Neider (darunter Richelieu) die allgemeinste Bewunderung erregte, und von dem die Franzosen den Anfang des goldenen Zeitalters ihrer Litteratur datieren (vgl. Hunger, Der Cidstreit, Leipz. 1891). Fast auf gleicher Höhe stehen die historischen Tragödien: »Horace« (1640), »Cinna« (1640) und »Polyeucte« (1643); die Charaktertomödie »Le Menteur« (1642, nach Alarcon) halten die Franzosen für den Ursprung des höhern Lustspiels, obwohl C. in diesem Stück, besonders aber in der »Suite du Menteur« (1643, nach Lope), mit Ausnahme des Stils in die Fehler seiner Jugendperiode zurückfiel. Zu dieser seiner Hauptperiode gehören noch die Stücke: »La mort de Pompée« (1642), »Rodogune« (1644), von C. für sein bestes Stück erklärt, aber von Lessing gerecht verurteilt, »Théodore« (1645), »Héraclius« (1647), »Andromède« (1650), »Don Sanche d'Aragon« (1650), »Nicomède« (1651), »Pertharite« (1652). Von Stück zu Stück aber war sein Ruhm gesunken,

und als das letzte gänzlich durchfiel, wandte er sich mißgestimmt vom Theater ab und vollendete seine Übersetzung des Thomas a Kempis, worin er mehr Frömmigkeit als poetisches Talent bekundete, trotzdem aber großen Beifall fand. Erst das Zusammentreffen mit Molières Truppe und das Drängen einflußreicher Gönner (Fouquet) bewogen ihn, zum Theater zurückzukehren; doch errangen nur »Oedipe« (1659), »Sertorius« (1662) und »Othon« (1664) einige Erfolge; die andern (»La toison d'or«, »Sophonisbe«, »Agésilas«, »Attila«, »Tite et Bérénice«, »Psyché«, »Pulchérie« und zuletzt »Suréna«, 1674) ließen den großen Dichter nicht wiedererkennen. Obgleich er schon 1647 in die Akademie gewählt war, siedelte er doch erst 1662 mit seiner Familie und seinem Bruder Thomas, mit welchem er immer zusammenwohnte, vollständig nach Paris über. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm verbittert durch litterarische Streitigkeiten, durch den wachsenden Ruhm seiner Nebenbuhler und zuweilen selbst durch Nahrungssorgen. Seine schon lange unregelmäßig gezahlte Pension war ihm 1674 ganz entzogen worden. Als sich endlich durch Boileaus Eintreten sein Schicksal günstig zu gestalten schien, starb er. Wie sehr C. auch unter dem Einfluß seines Zeitalters steht, und wieviel er auch dem italienischen und spanischen Theater verdankt, sein Bestreben geht dahin, die Bühne von fremdem Einfluß zu befreien und sie national zu machen, und in gewissem Sinne hat er sein Ideal erreicht. Er sprach zuerst wieder von Ehre, Ruhm, von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. Seine Natur neigte zur Klarheit und logischen Schärfe und strebte nach Regelmäßigkeit; der höchste Richter ist ihm Aristoteles. Daher auch seine Vorliebe für den kraftvollen, pathetischen Stil, für das Einfache und Erhabene. In seiner glänzenden Dialektik liegt aber auch seine Schwäche; seine Helden räsonieren oft und sprechen in Sentenzen; die Liebe seiner Heldinnen ist wortreich und spitzfindig und kommt aus dem Kopf, statt aus dem Herzen; die Liebe weicht der Pflicht, die Leidenschaft der Vernunft; statt der Thaten bietet er langatmige Plaidoyers. Kurz, seine Figuren haben etwas Starres, es fehlt ihnen psychologische Entwickelung, und am schwächsten ist die Anlage der Stücke. Seine spätern Dramen leiden immer mehr unter den Fehlern seiner Manier; sie sind übertrieben, ohne Schwung, schwülstig, dunkel und nachlässig im Stil; trotzdem haben sie den Ruhm des »großen C.« nicht zu verdunkeln vermocht. C. hat außerdem lyrische Gedichte, Epigramme, Sonette, Madrigale, Oden, Episteln (an den König), metrische Übersetzungen ꝛc. geschrieben und die eigentümliche Theorie des französischen klassischen Theaters in seinen »Examens« und »Discours du poème dramatique, de la tragédie, des trois unités« behandelt. Von allen Ausgaben seiner Werke ist die wichtigste die von C. selbst durchgesehene von 1682. Von Voltaires Ausgabe (1764), der mit großer Willkür verfuhr, ist nur der Kommentar wertvoll; die vollständigste und beste ist die von Marty-Laveaux (1862—68, 12 Bde., neue Aufl. 1889 ff.), welche alle Varianten nebst Anmerkungen, eine Biographie und ein Lexikon enthält. Eine deutsche Übersetzung von J. J. Kummer erschien in Gotha 1779 ff. 1834 wurde dem Dichter zu Rouen eine Bildsäule errichtet. Vgl. Guizot, C. et son temps (7. Aufl., Par. 1880); Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de P. C. (3. Aufl. 1869); Saint-René Taillandier, C. et ses contemporains (1864); Picot, Bibliographie Cornélienne (1875); Levalois, C. inconnu (1876); Hémon, Le théâtre de C. (1886—87, 4 Bde.); Bouquet, Points obscurs et nouveaux de la vie de C. (1888); Faguet, Corneille (6. Aufl. 1892); Liéby, Corneille (1892).

2) Thomas, dramat. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1625 in Rouen, gest. 8. Dez. 1709 in Andelys, genoß dieselbe Erziehung wie sein Bruder, dessen Schwägerin er heiratete, wurde Advokat, trat dann zuerst auf mit einem Lustspiel: »Les engagements du hasard« (1647), und brachte nach und nach an 40 Stücke (Komödien nach spanischen Vorbildern, Tragödien und Opern) zur Aufführung, welche die Fehler seines Bruders in verstärktem Maße aufweisen, ohne die Kraft und Erhabenheit desselben zu erreichen. Eine gewisse Regelmäßigkeit und nüchterne Eleganz wird ihnen nachgerühmt. Seine erste Tragödie: »Timocrate« (1656), fand eine so beifällige Aufnahme, daß sie 6 Monate hindurch ohne Unterbrechung gespielt werden konnte. »Ariane« (1672) wurde von Voltaire für seine beste Tragödie erklärt. Thomas C. hat sich auch als Sprachforscher Verdienste erworben; er schrieb außer einer Ovid-Übersetzung und einigen prosaischen Schriften: »Observations sur les remarques de Vaugelas« (Par. 1687, 2 Bde.); »Dictionnaire des arts et des sciences« (1694, 1720, 2 Bde.) und »Dictionnaire universel géographique et historique« (1708, 3 Bde.). Die vollständigste Ausgabe seines »Théâtre« ist die von 1722 (5 Bde.), eine neue Ausgabe besorgte E. Thierry (1880). C. wurde 1685 an Stelle seines Bruders in die Akademie aufgenommen. Vgl. Reynier, Thomas C., sa vie et son théâtre (Par. 1893).

Cornelia, eine der edelsten Römerinnen, Tochter des Scipio Africanus des ältern, Gemahlin des Sempronius Gracchus, Mutter der Gracchen, widmete sich nach dem Tode ihres Gemahls, dem sie zwölf Kinder geboren hatte, ganz der Erziehung ihrer Kinder und schlug sogar die Hand des Königs Ptolemäus von Ägypten aus, um diese Aufgabe durchführen zu können. Als sie einst nach ihrem Schmuck gefragt wurde, sagte sie, auf ihre Kinder zeigend: »Diese sind mein Schmuck«. Sie war nicht nur als Mutter der »beiden Gracchen« Tiberius und Gajus, deren Tod sie standhaft ertrug, sondern auch wegen ihrer seltenen Bildung berühmt; ihre Briefe wurden wegen der Schönheit der Sprache von den Alten lange Zeit erhalten und bewundert. Ob die unter ihrem Namen auf uns gekommenen zwei Bruchstücke eines Briefes an ihren jüngern Sohn, in denen sie ihn von seinen Umsturzplänen abmahnt, echt sind, ist zweifelhaft. Vgl. Merklin, De Corneliae vita (Dorpat 1845); Sörgel, Cornelia, die Mutter der Gracchen (Erlang. 1868).

Cornelisz, 1) Jakob, niederländ. Maler und Zeichner für den Holzschnitt, geb. in Oostsanen, war um 1500—30 zu Amsterdam thätig. Er hat zahlreiche religiöse Gemälde in dem strengen Stil der ältern holländischen Schule geschaffen, und dieselbe Trockenheit und Nüchternheit gibt sich auch in den nach seinen Zeichnungen ausgeführten Holzschnitten kund. Seine Hauptwerke sind: ein Flügelaltar mit der Madonna, vier Heiligen und dem Stifterpaar (Berliner Museum), Christus als Gärtner von 1507 (Kassel), eine Herodias von 1524 (im Haag), Saul bei der Hexe von Endor von 1526 (Amsterdam) und der Hieronymusaltar von 1511 (Wien, kaiserliche Galerie). Nach unrichtiger Lesung seines Monogramms auf Holzschnitten wurde C. früher fälschlich Johann Walter van Assen genannt.

2) Cornelis, niederländ. Maler, geb. 1562 in Haarlem, gest. daselbst 11. Nov. 1638, lernte bei Pieter Pietersz in Amsterdam, ging mit 17 Jahren nach Frankreich und hielt sich dann in Antwerpen auf, wo er unter Gillis Coignet arbeitete. 1583 kehrte er nach Haarlem zurück und malte dort ein großes Bild mit den Porträten der Vorsteher der Schützengilde. Von jetzt ab entwickelte er, vornehmlich durch die Italiener beeinflußt, eine rege Thätigkeit in der Behandlung von mythologischen, biblischen und historischen Stoffen. Seine Bilder sind meist sehr umfangreich und mit vielen Figuren angefüllt, deren Vorzüge mehr in der korrekten Zeichnung als in der Charakteristik der Köpfe liegen. Gemälde von ihm finden sich in Haarlem, Amsterdam, im Haag, in Dresden u. a. O. Er gründete mit Karel van Mander eine Malerakademie in Haarlem.

Cornelius, Geschlechtsname mehrerer weitverzweigter alter römischer, teils patrizischer, teils plebejischer Familien. Die hervorragendsten Cornelier s. unter den Namen: Cinna, Dolabella, Gallus, Lentulus, Scipio, Sulla und Tacitus.

Cornelius, Heiliger und Papst 251—253, nach der Legende, weil er dem Mars nicht opfern wollte, enthauptet. Sein Gedächtnistag ist der 16. September.

Cornelius, 1) Peter, Ritter von, Historienmaler und Gründer einer Malerschule, geb. 23. Sept. 1783 in Düsseldorf, gest. 6. März 1867 in Berlin, wurde frühzeitig von seinem Vater, dem Galerieinspektor Aloys C. in Düsseldorf, auf das Gebiet der Kunst gelenkt. Nach dem Tode des Vaters (1799) mußte der Jüngling die dürftige Familie durch seine Kunstleistungen unterstützen. Von dem Düsseldorfer und nachmaligen Münchener Akademiedirektor P. v. Langer, welcher seiner Mutter anriet, ihn das Goldschmiedehandwerk erlernen zu lassen, nicht nach seiner Befähigung erkannt, fand er in dem letzten Rektor der Kölner Universität, Professor Wallraf, einen Gönner, der ihm den ersten größern Auftrag in den Chorgemälden für die Quirinkirche zu Neuß vermittelte, welche jedoch bei der Restauration der Kirche 1865 übertüncht worden sind. 1809 siedelte C. nach Frankfurt über, wo er unter anderm im Auftrag des Fürsten-Primas v. Dalberg die heilige Familie mit der Mutter Anna (jetzt im Museum daselbst) malte. In weitern Kreisen machte er sich zuerst bekannt durch die zwölf Zeichnungen zu Goethes »Faust«, die zum größten Teil in Frankfurt entstanden und von Ruscheweyh in Kupfer gestochen wurden; die Originalzeichnungen befinden sich im Besitz des Städelschen Instituts. Goethe beurteilte sie freilich nicht allzu beifällig. Diese Zeichnungen und noch mehr die in Rom ausgeführten, von Lips, Ritter, Barth und Amsler gestochenen Zeichnungen zu den »Nibelungen« lassen die Originalität des Künstlers schon in vollem Maß erkennen; denn wenn er auch darin den altdeutschen Meistern gefolgt ist, so lehnen sie sich an keinen von ihnen besonders an. 1811 begab sich C. nach Rom, wo damals die deutsche Kunst unter der Einwirkung der Antike, der Werke Michelangelos und Raffaels sowie der ältern Italiener frische Wurzeln schlug. Nach C.' eigner Äußerung wurden damals die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist von jenem Verein von Talenten, die von allem getragen wurden, was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot und was der begeisterte Kampf gegen französische Tyrannei in den bessern Gemütern anregte. Diese Genossenschaft, nach ihrem Wohnsitz Klosterbrüder von Sant' Isidoro, auch Nazarener genannt, bestand aus Overbeck, Veit, Schadow, Pforr, Vogel u. a., denen sich auch mehrere Gelehrte anschlossen. Indessen trat der nach Großartigkeit der Auffassung und nach monumentalem Stil strebende C. bald in Gegensatz zu den Nazarenern. Von dem preußischen Konsul Bartholdy erhielten C. und seine Genossen den Auftrag, ein Zimmer seines Hauses auf dem Monte Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Ägypten zu schmücken. Die seit Mengs beinahe in Vergessenheit geratene Freskomalerei wurde für diesen Zweck durch C. wieder ins Leben gerufen. Er übernahm die Darstellung der Traumdeutung Josephs und der Erkennungsszene der Brüder (jetzt mit den übrigen Fresken in der Berliner Nationalgalerie). Die allgemeine Bewunderung, die diese Werke erregten, verschaffte den Künstlern den Auftrag des Marchese Massimi, dessen Villa gegenüber dem Lateran mit Bildern aus Dante, Ariost und Tasso zu schmücken. C. hatte außer einer kolorierten Zeichnung nur drei Kartons zu Dantes »Paradies« vollendet, als 1819 eine doppelte Berufung aus Deutschland an ihn erging. Der Kronprinz Ludwig von Bayern hatte C. ausersehen, die von ihm erbaute Glyptothek mit Freskomalereien zu schmücken; gleichzeitig ward C. von der preußischen Regierung auf Veranlassung Niebuhrs berufen, um die Malerakademie in Düsseldorf neu zu begründen. Die Bilder aus Dante wurden von P. Veit nach eigner Idee und später von Koch und Führich ausgeführt. C.' Entwürfe sind in lithographierten Umrissen mit Erläuterungen des Professors Döllinger bekannt geworden.

Gegen Ende 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück und übernahm das Direktorium der Akademie in Düsseldorf, erhielt aber die Erlaubnis, die Sommermonate in München zur Ausführung der Freskomalereien in der Glyptothek zuzubringen. Im Frühjahr 1820 begann er, von einem Kreise strebsamer Schüler unterstützt, die Ausführung seines großen Werkes. Die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek behandeln die griechische Götter- und Heldensage in einer Reihe zusammengehöriger Darstellungen. Im Göttersaal thront Eros als Mittelpunkt und ordnender Geist des Naturlebens; den vier Elementen sind die Jahres- und Tageszeiten, durch mythische Gestalten versinnlicht, angereiht, während das Hauptbild stets das Walten der Götter in den Naturreichen veranschaulicht: Zeus, der Beherrscher des Olymps und der Lichtwelt, mit den zur Aufnahme des Herakles versammelten Olympiern; Poseidon als Beherrscher der Wasserwelt, mit Amphitrite auf einem von Seepferden gezogenen Wagen fahrend, umgeben von Nereiden und Tritonen, Arion und Thetis; Pluton als Beherrscher der Unterwelt mit Persephone und umgeben von den mythischen Gestalten des Hades, vor ihm Orpheus, um Eurydike wiederzugewinnen. Diese Kompositionen sind ebenso großartig in der Erfindung und Zeichnung wie in der Kraft des Ausdrucks. Der Göttersaal wurde 1826 vollendet. Inzwischen war die Wirksamkeit des Meisters auch in Düsseldorf auf die Begründung der monumentalen Kunst gerichtet, und bald wurden seine hervorragendsten Schüler in den Rheinlanden mit Freskoarbeiten beschäftigt. Als C. 1825 nach dem Tode Peter v. Langers als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen viele seiner Schüler mit ihm, um an den Arkaden des königlichen Hofgartens, an den Deckengemälden des Odeons, an den Wandgemälden im Palast des Herzogs Maximilian von Bayern ꝛc. die damalige Rich-

tung der neuen Schule zu bekunden. In demselben Jahr erhielt C. von dem nunmehrigen König Ludwig den persönlichen Adel. Darauf begann er die Ausschmückung des Saales der Ilias in der Glyptothek. Das Kreuzgewölbe der Decke wurde in 13 Räume geteilt und hier die Entstehung und der Beginn des Kampfes nebst den Charakteren seiner hervorragendsten Helden dargestellt, während die drei Lünetten der Wände die großen Momente des Krieges, den Zorn des Achilleus, den Kampf um den Leichnam des Patroklos und die Zerstörung Trojas, veranschaulichen. Nach Vollendung dieser Arbeiten in der Glyptothek übernahm C. fast gleichzeitig die Ausmalung der Ludwigskirche u. die Bilder für die Loggien der Pinakothek. 1830 ging er nach Rom und entwarf hier den ersten Karton zu den Freskobildern für die Ludwigskirche in München. Den Inhalt der Bilder für die Ludwigskirche bildet das allgemeine christliche Glaubensbekenntnis. Die Decke zeigt Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, den Weltkörpern ihre Bahnen anweisend, umgeben von Engelchören und symbolischen Gestalten. Die Seitenchöre enthalten die Geschichte Christi, seine Geburt und Kreuzigung. Die drei Kreuzgewölbe des Querschiffes zeigen das Walten des Heiligen Geistes und die religiöse Gemeinde. Das Hauptwerk des Meisters befindet sich an der Altarwand, nämlich das Weltgericht, von C. ausnahmsweise selbst ausgeführt (1840 vollendet). Die Zeichnung hierzu fertigte er während seines abermaligen Aufenthaltes in Rom 1834 und 1835 (jetzt in der Nationalgalerie in Berlin). Gleichzeitig arbeitete C. an den Skizzen für die 25 Loggien vor den Sälen der Alten Pinakothek. Als Vorwurf diente ihm dabei die Geschichte der christlichen Kunst von ihrem Aufschwung im Mittelalter bis zu ihrer höchsten Blüte und Vollendung. Die Darstellung ist in ähnlicher Weise wie in den Loggien des Vatikans reich mit Ornamenten und Arabesken ausgestattet. Ausgeführt wurden diese Malereien von Professor Kl. Zimmermann. Sie wurden der erste Anlaß zu Mißverständnissen zwischen König Ludwig und dem Künstler, da jener auf Antrieb Klenzes dem Erfinder den weitern Einfluß auf die Ausführung nicht zugestehen wollte; da nun der König auch an den Malereien in der Ludwigskirche gewichtige Ausstellungen machte, so legte C. seine Ämter nieder.

Ostern 1841 wurde C. von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin berufen, vornehmlich um das im Bau begriffene Campo santo, die Ruhestätte der königlichen Familie, mit Malereien zu schmücken. Das Grundthema gab die Stelle des Römerbriefes: »Der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus, unserm Herrn«. Das Ganze, in einer Gesamtlänge von 56 m, sollte in 55 auf die vier Wände eines rechteckigen, einen Hof umschließenden Arkadenganges verteilten Gemälden darstellen: 1) Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, Krankheit ꝛc., durch Christi Geburt und Tod. 2) Göttlichkeit Christi, deren Erkenntnis seinem Tod erst die welterlösende Bedeutung gibt. 3) Fortsetzung des Werkes Christi durch die Apostel. 4) Ende des irdischen und Übergang zum ewigen Leben. Jedem Hauptbild reiht sich oben im Bogenkreis eine Lünette, weiter ein längliches Predellenbild an, während gemalte Nischen mit mehr plastisch gehaltenen Gruppen die Hauptbilder trennen. Diese Gruppen enthalten die Darstellung der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt. Die Kartons dieses Werkes, welche nebst denen zur Münchener Glyptothek eine würdige Aufstellung in der Berliner Nationalgalerie gefunden haben, gehören zu dem Großartigsten, was die deutsche Kunst geschaffen hat. Der unerschöpfliche Reichtum der Phantasie, die Wahrheit des Ausdrucks, die gewaltige Formengestaltung, die Frische und Lebendigkeit des Ganzen und die überall hervorbrechende Gedankenfülle wirken überwältigend. Besonders zeichnet sich der Karton mit den vier apokalyptischen Reitern durch große dramatische Kraft aus. Neben dieser kolossalen Arbeit entwarf C. während seines Berliner Aufenthalts die Zeichnung zu dem danach in Silber hergestellten »Glaubensschild«, den der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Patengeschenk widmete. Er versinnlicht die Ausbreitung der Kirche, in deren Schoß der königliche Prinz aufgenommen werden sollte, und ist von J. Thäter im Umriß gestochen. Minder glücklich war C. mit den Entwürfen zu Tasso, welche zum Zweck lebender Bilder skizziert worden waren, und mit dem von Raczynski bei ihm bestellten Ölbild (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin), Christus in der Vorhölle darstellend, dem einzigen größern Ölgemälde des Meisters, das ihm mit Recht eine herbe Beurteilung zuzog. 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königlichen Akademie zu Münster bei der ersten Ausübung ihres Promotionsrechts das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Von Berlin lenkte der Meister seine Schritte wieder nach Rom, kehrte jedoch im Sommer 1861 nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Jahre in Berlin zu verleben und an seinen Kartons zur Friedhofshalle weiterzuarbeiten. Doch das große Projekt, wie das später dazu gekommene, für den Dombau ein riesiges Wandgemälde herzustellen, kam ins Stocken und wurde später völlig aufgegeben. C. ließ sich dadurch nicht irre machen. Der letzte Karton, an dem er bis zum Herbst vor seinem Ende gezeichnet, stand über seinem Sarg. Seine feurige Begeisterung für die Kunst hatte bis zum letzten Augenblick angehalten, und mochte er auch in Berlin, wo seit Kaulbachs Wandgemälden im Treppenhaus des Neuen Museums alles dem neuen Stern huldigte, vom großen Leben und von dem künstlerischen Treiben des Tages entfernt bleiben, so nahm er doch an allem Echten und Großen, was auf dem Gebiet der Kunst ans Licht trat, regen Anteil. So verschieden auch die Beurteilungen sind, die C. erfahren hat, darin stimmen alle überein, daß seine Größe in der Konzeption und Komposition beruht. Er strebte nach dem Ernsten, Großen, Gewaltigen; alles Kleinliche und bloß Gefällige bekämpfte er mit ganzer Kraft, so daß er z. B. bis zur Ungerechtigkeit die selbständige Existenzberechtigung der Genremalerei in Abrede stellte. Als der »Recke« in der Kunst, wie ihn Vischer nennt, neigte er zum Riesenmäßigen und ging Härten und Herbigkeiten nicht aus dem Weg. Von dem Vorwurf mangelnden Farbensinnes und unentwickelter Maltechnik ist er jedoch nicht freizusprechen. Von seinen Schülern ragen namentlich hervor: W. Kaulbach und Eberle, Zimmermann und Foltz, Anschütz und Hiltensperger, Stürmer, Stilke, Hermann, Gasser, Schorn, Röckel und der Kunsthistoriker E. Förster. Indessen hat die von ihm begründete Schule keine festen Wurzeln fassen und er selbst hat keinen nachhaltigen Einfluß auf die Weiterentwickelung der deutschen Kunst gewinnen können, welche sich von seinen Idealen völlig entfernt hat. Vgl. E. Förster, Peter v. C. Ein Gedenkbuch (Berl. 1874, 2 Bde.; Hauptquelle); Riegel, C., der Meister deutscher Malerei (2. Ausg., Hannov. 1870); Der-

selbe, P. C., Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstag (Berl. 1883); A. v. Wolzogen, Peter v. C. (das. 1867).

2) Karl Adolf, deutscher Geschichtsforscher, geb. 12. März 1819 in Würzburg, Sohn des Schauspielers Karl C., studierte in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, ward 1843 Gymnasiallehrer in Emmerich, dann in Koblenz, war 1846—49 Lehrer der Geschichte am Lyceum Hosianum in Braunsberg und 1848—49 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, habilitierte sich 1852 als Dozent der Geschichte in Breslau, wurde 1854 Professor in Bonn und 1856 in München, wo er außerdem Mitglied der Historischen Kommission und der Akademie ist; 1870 schloß er sich der altkatholischen Partei an. Er schrieb: »Die Münsterschen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation« (Münst. 1851); »Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation« (das. 1852); »Geschichte des Münsterschen Aufruhrs der Wiedertäufer« (Leipz. 1855—60, 2 Bde.), fein durch gründliche Forschung und unparteiische Darstellung ausgezeichnetes Hauptwerk; »Studien zur Geschichte des Bauernkriegs« (Münch. 1861); »Kurfürst Moritz von Sachsen gegenüber der Fürstenverschwörung 1550—51« (das. 1867); »Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—35« (das. 1869); »Die Verbannung Calvins aus Genf« (das. 1886); »Die Rückkehr Calvins« (das. 1888—89); »Die Gründung der Calvinischen Kirchenverfassung in Genf« (das. 1892) u. a. In den »Geschichtsquellen des Bistums Münster« gab er »Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich« (Münster 1853) heraus.

3) Karl Sebastian, Physiker, geb. 14. Nov. 1819 zu Ronshausen in Niederhessen, studierte in Göttingen und Marburg und habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Halle. Er schrieb: »Die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus« (Leipz. 1855); »Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen« (das. 1856); »Theorie des Sehens und räumlichen Vorstellens« (Halle 1861); »Meteorologie« (das. 1863); »Zur Theorie des Sehens« (das. 1864); »Grundzüge einer Molekularphysik« (das. 1866); »Zur Molekularphysik« (das. 1875); »Bedeutung des Kausalprinzips in der Naturwissenschaft« (das. 1867); »Über die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern, ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß« (das. 1870); »Über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (2. Aufl., das. 1875); »Grundriß der physikalischen Geographie« (6. Aufl., das. 1886); »Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (das. 1880); »Abhandlungen zur Naturwissenschaft und Psychologie« (Langensalza 1887).

4) Peter, Komponist und Dichter, Neffe von C. 1), geb. 24. Dez. 1824 in Mainz als Sohn des Schauspielers und Lustspieldichters A. C., gest. daselbst 26. Okt. 1874, ward ebenfalls für die Bühne bestimmt, entschied sich aber bald für das Studium der Musik, dem er unter Dehn in Berlin oblag, ging 1853 nach Weimar, wo er bis 1860 lebte und 1858 seine komische Oper »Der Barbier von Bagdad« zur Aufführung brachte. 1860 siedelte er nach Wien, 1864 nach München über, wo er als Professor der Harmonielehre an der königlichen Musikschule wirkte. Durch umfassende künstlerische und philologische Bildung ausgezeichnet, in allen seinen Schöpfungen von innigster Gemütstiefe und höchstem Kunsternst, fand C. gegen das Ende seines Lebens immer wachsende Anerkennung. Unter seinen Kompositionen sind die Lieder hervorzuheben, namentlich die Cyklen: »Trauer und Trost« (Op. 3), »Weihnachtslieder« (Op. 8); die großartigen »Trauerchöre für Männerstimmen« (Op. 9); »Chorgesänge« (Op. 11); »Vier italienische Chorlieder« (Op. 20). Seine zweite Oper: »Der Cid«, ward gleichfalls in Weimar aufgeführt (1865); eine dritte, »Gunlöd«, blieb unvollendet (beendet und instrumentiert von Hoffbauer und Ed. Lassen, 1891 in Weimar und 1892 in Straßburg aufgeführt). Als Dichter veröffentlichte C.: »Zwölf Sonette an Rosa v. Milde« (Weim. 1859); »Lieder« (Pest 1861); eine deutsche Übertragung der »Sonette« von Mickiewicz u. a. Gesammelt gab seine »Gedichte« Ad. Stern heraus (Leipz. 1890). Auch übersetzte er F. Liszts Buch »Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn« (Pest 1861). Vgl. Kretzschmar, Peter C. (Leipz. 1890).

Cornelius Nepos, röm. Geschichtschreiber, aus Oberitalien, lebte zwischen 95 und 24 v. Chr. zumeist in Rom und war ein Freund des Cicero, Atticus und Catull. Von seinen mannigfachen, meist historischen Schriften war die umfänglichste eine Sammlung von Biographien berühmter Männer (»De viris illustribus«, in mindestens 16 Büchern), welche nach den verschiedenen Gebieten so geordnet waren, daß innerhalb desselben Gebietes zunächst ein Buch die Nichtrömer, ein andres die Römer behandelte. Aus dem Buch »De excellentibus ducibus exterarum gentium« sind uns 23 Biographien und aus dem Buch »De historicis latinis« die Biographien des ältern Cato und des Atticus erhalten. Während die Autorschaft des Nepos für die beiden letztern unbezweifelt ist, hat man die erstern früher infolge eines Irrtums in den Handschriften einem gewissen Æmilius Probus aus dem 4. Jahrh. n. Chr. zugeschrieben; in neuerer Zeit ist wieder der Versuch gemacht worden, sie als ein im 1. Jahrh. n. Chr. verfaßtes Schulbuch zu erweisen (vgl. Unger, Der sogen. Cornelius Nepos, Münch. 1881). Die erhaltenen »Vitae« sind mit einer gewissen ansprechenden Wärme und in einfacher, nicht ungefälliger, obwohl von Inkorrektheiten und Stilfehlern nicht freier Sprache geschrieben; der Inhalt ist, abgesehen von Cato und Atticus, aus den nächstliegenden, meist griechischen Quellen geschöpft, aber aus Mangel an Sorgfalt und aus Unkenntnis durch zahlreiche Irrtümer entstellt. Neuere Ausgaben von Roth (Basel 1841), Nipperdey (2. Aufl., Berl. 1879; Schulausgabe, 9. Aufl., das. 1885), Halm (Leipz. 1871), Fleckeisen (1884); Übersetzungen von Dehlinger (5. Aufl., Stuttg. 1873), Türck (Bonn 1858), Siebelis (3. Aufl., Berl. 1882) und Zwirnmann (Stuttg. 1883). Vgl. Ranke, De Corn. Nepotis vita et scripti (Quedlinb. 1827).

Cornell University, s. Ithaca.

Corner (engl., »Winkel, Ecke«), in England und Amerika eine zum Zweck von Preissteigerungen geschlossene Vereinigung von Verkäufern. Vgl. Kartelle.

Cornet (franz., spr. -nä), s. Kornett.

Corneto Tarquinia, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Civitavecchia, an der Marta, 5 km vor ihrer Mündung ins Tyrrhenische Meer, an der Eisenbahn Rom-Pisa gelegen, Bischofsitz, hat eine romanische Basilika des 12. Jahrh., mittelalterliche Paläste, ein Museum etruskischer Altertümer und (1881) 5058 Einw. Nordöstlich lag die alte Stadt Tarquinii (s. d.), deren ausgedehnte Nekropole (zahlreiche Grabkammern mit Wandmalereien) hier seit 1823 aufgefunden

wurde. An der Meeresküste bei C. finden sich Seesalinen und ein kleiner Seehafen (Porto Clementino).

Cornetto (ital.), s. Kornett.

Corniani, Giambattista, Graf, ital. Litterarhistoriker, geb. 28. Febr. 1742 in Orzinovi unfern Brescia, gest. daselbst 7. Nov. 1813, studierte von 1759 an in Mailand die Rechte und beschäftigte sich nebenbei mit Mathematik und Litteratur. Er trat zuerst mit einigen Trauerspielen und Opern, von welchen nur »Il matrimonio segreto« durch Cimarosas Komposition berühmt geworden ist, auf, entsagte sodann auf Mazzuchellis Rat der Dichtkunst und widmete sich nun teils der Landwirtschaft, teils dem Studium der Litteraturgeschichte. Nachdem er sich durch einige agronomische Schriften vorteilhaft bekannt gemacht, wurde er Mitglied und später Präsident der Accademia di agricoltura in Brescia. Später bekleidete er verschiedene hohe richterliche Ämter in Mailand und war zuletzt Richter am Appellationsgerichtshof zu Brescia. Er war auch Mitarbeiter am Zivilgesetzbuch für Italien. Cornianis Hauptwerk sind die »Secoli della letteratura italiana« (Brescia 1804—13, 9 Bde. u. öfter; neue Ausgaben mit Zusätzen von Ticozzi, Mail. 1832, 2 Bde.; von Predari, Turin 1854—56, 8 Bde.), nächst dem Werk von Tiraboschi, dem es an Gründlichkeit allerdings nachsteht, die vorzüglichste Geschichte der italienischen Litteratur und noch heute unentbehrlich. Von seinen sonstigen Schriften verdient der »Saggio intorno alla poesia alemanna« (Brescia 1770) hervorgehoben zu werden. Die übrigen sind meistens agronomischen und staatswirtschaftlichen Inhalts.

Cornicelius, Georg, Maler, geb. 1825 in Hanau, studierte an der dortigen Akademie unter Leitung Pélissiers bis zu seinem 23. Jahr, ging dann nach Antwerpen, Dresden, Paris, München und später nach Oberitalien, worauf er sich in Hanau niederließ. Hier entstand eine ganze Anzahl von Werken, welche, verschieden dem Inhalt nach, alle durch fesselnde Charakteristik und treffliches Kolorit sich auszeichnen. Seine Hauptbilder sind: Gretchen vor dem Marienbild, Luther seine Thesen anschlagend (Hamburg), Erweckung von Jairi Töchterlein, musizierende Kunstreiterbuben, Rotkäppchen, betende und musizierende Mönche, die heil. Elisabeth auf Befehl Konrads von Marburg gegeißelt, Aschenbrödel, Ständchen, ruhende Zigeunerkinder, Christus und die Samariterin (Londoner Kunstverein), das eingeschlafene Modell, der Verrat des Judas, Christus und der Versucher (Nationalgalerie in Berlin). C., der auch Porträtmaler ist, wurde 1888 zum königlich preußischen Professor ernannt.

Corniche (franz., spr. -nisch'), das Karnies, Gesims, Kranzgesims einer Säule; alpinistischer Ausdruck für Schneegewächse, Schneeüberhang.

Corniche, La (ital. Cornice), die wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten weltberühmte Straße der Riviera di Ponente (s. d.), welche sich von Nizza längs der felsigen Meeresküste (am Fuß der Seealpen) bis nach Genua hinzieht. Bereits von den Römern angelegt, ward sie von Napoleon I. beträchtlich erweitert. Gegenwärtig läuft mit ihr die Eisenbahn von Nizza nach Genua parallel.

Cornichon (franz., spr. -schóng), die Pfeffergurke.

Cornides, Daniel von, ungar. Geschichtsforscher, geb. 1732 zu St. Nikolaus in der Liptauer Gespanschaft, gest. 4. Okt. 1787, studierte seit 1754 in Erlangen Philosophie und Theologie, wurde Lehrer am reformierten Kollegium zu Klausenburg in Siebenbürgen, begleitete als Sekretär den Grafen Joseph Teleky auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, dann dessen Söhne auf die Universität Göttingen und ward 1784 als Bibliothekkustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pest berufen. Er verfaßte: »Regum Hungariae, qui saeculo XI. regnavere, genealogia« (Preßb. 1778); »Bibliotheca hungarica« (Pest 1794); »Commentatio de religione veterum Hungarorum« (Wien 1871); »Vindiciae anonymi Belae regis notarii« (Ofen 1801) u. a.

Cornificius, der mutmaßliche Verfasser einer einem gewissen Herennius gewidmeten lateinischen Rhetorik (gewöhnlich »Auctor ad Herennium« genannt) in drei Büchern. Das um 85 v. Chr. verfaßte Werk ist nächst Catos Schrift über die Landwirtschaft das zweite vollständige lateinische Prosawerk, das wir besitzen, und zugleich die vorzüglichste Leistung der römischen Litteratur auf diesem Gebiet. Obwohl nach griechischen Quellen arbeitend, sucht der Verfasser den Gegenstand vom national-römischen Standpunkt zu behandeln und ersetzt daher die griechischen Kunstausdrücke durch lateinische, wie er auch die Beispiele aus ältern römischen Schriftstellern entlehnt oder selbst bildet. Cicero, der im spätern Altertum und im Mittelalter für den Verfasser galt, hat die Schrift in seiner Jugendarbeit »De inventione« stillschweigend benutzt. Sie wurde herausgegeben von Kayser (Leipz. 1854) und in den Ausgaben der rhetorischen Schriften Ciceros.

Cornigliano Ligure (spr. -liāno), Flecken in der ital. Provinz Genua, 5 km westlich von Genua an der Mündung der Polcevera in den Golf, an der Eisenbahn Genua-Nizza, eigentlich Vorort von Genua, mit schönen Villen (Durazzo u. a.), Fabriken für Deltametall, Kämme, Zucker und Extraktöl, Baumwollweberei und Färberei, Dampfmühle, Sägewerk ꝛc. und (1881) 2917 (als Gemeinde 4761) Einw.

Cornill, Karl Heinrich, evang. Theolog, geb. 26. April 1854 in Heidelberg, wurde 1878 Privatdozent und 1886 außerordentlicher Professor in Marburg, 1888 ordentlicher Professor in Königsberg. Er schrieb: »Das Buch des Propheten Ezechiel« (Leipz. 1886); »Einleitung in das Alte Testament« (Freiburg 1891, 2. Aufl. 1893).

Corning, Stadt in der Grafschaft Steuben des nordamerikan. Staates New York, am Tioga River, mit bedeutendem Holz- und Kohlenhandel und (1890) 8550 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Cornisch, die Sprache der ursprünglichen Bewohner der englischen Landschaft Cornwall (s. d.). Vgl. keltische Sprachen.

Cornish clay (engl., spr. körnisch kle), kalkhaltiger Porzellanthon von Cornwall.

Cornish diamonds (engl., spr. körnisch dái-ámönds), gut geschliffene, hell glänzende und durchsichtige Bergkristalle von Cornwallis.

Cornish Heights (spr. körnisch héits), s. Cornwall.

Cornish stone (engl., spr. körnisch stōn), verwitterter Pegmatit.

Corno (ital.), Horn; C. di caccia (spr. katscha), Jagd-, Waldhorn. Cornetto, kleines Horn.

Corno, Monte, s. Gran Sasso d'Italia.

Cornon, früher eine große Art des krummen Zinkens (s. d.); jetzt ein weit mensuriertes Blechblasinstrument, 1844 von Cerveny konstruiert.

Cornouaille (spr. -nuáj'), franz. Landschaft in der Bretagne, zum Depart. Finistère gehörig, wie das englische Cornwall (s. d.) nach der Lage am äußersten Ende des gallischen Landes benannt, mit der Hauptstadt Quimper.

Cornu (lat.), Horn; C. cervi, Hirschhorn; C. copiae, Füllhorn. C. cutaneum s. humanum, Haut-horn, tierhornartige Auswüchse aus verhornten Epidermiszellen an den verschiedensten Körperstellen.

Cornu (spr. -nü), Hortense, geborne Lacroix, geb. 1812, gest. 16. Mai 1875, war die Tochter der Amme des Prinzen Ludwig Napoleon (des spätern Kaisers Napoleon III.) und Taufpatin der Königin Hortense und verheiratete sich 1834 mit dem Maler Sébastien C. Lange Zeit hindurch die Vertraute Ludwig Napoleons, war sie im Besitz zahlreicher Briefe von ihm, die in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden und letztwilliger Bestimmung zufolge 10 Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden sollten. Sie war auch in der deutschen Litteratur bewandert und veröffentlichte unter dem Namen Sébastien Albin: »Ballades et chants populaires de l'Allemagne« (1841); »Goethe et Bettina, correspondance inédite« (1843, 2 Bde.) u. a.

Cornubianit (Fruchtgneis), in Kontakt mit Granit und ähnlichen plutonischen Gesteinen gneisähnlich gewordene Thonschiefer und Grauwacken.

Cornus *L.* (Hornstrauch, Hartriegel), Gattung aus der Familie der Kornaceen, Sträucher und Bäume, selten Stauden mit meist gegenständigen, ganzen, kleinen weißen oder gelben Blüten in Dolden oder Trugdolden und meist beerenförmiger Steinfrucht. 25 Arten in Europa, Asien und Nordamerika. C. mas *L.* (Korneliuskirschbaum, Dürrlitzen-, Herlitzenstrauch), ein bis 3 m hoher Baum oder baumartiger Strauch im mittlern und südlichen Europa und im Orient, hat längliche, zugespitzte Blätter, vor diesen erscheinende gelbe Blüten in sitzenden Dolden mit besonderer kleinerer Hülle und längliche, ursprünglich korallenrote Früchte, eignet sich trefflich zu Hecken und Zäunen und wird in gelb-, rot-, violett- und großfrüchtigen Varietäten kultiviert. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich, werden aber mehr zum Einmachen mit Zucker und Essig und unreif wie Oliven benutzt. In der Türkei bereitet man aus ihnen Gelees und Sirupe, in Griechenland und Ungarn Liköre. Sie wurden sonst auch arzneilich benutzt. Die Kerne dienen zu Rosenkränzen und geröstet als Kaffeesurrogat. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer spaltbar, etwas glänzend, fein, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu Drechsler- und Schreinerarbeiten, auch als Werkholz für Messergriffe, Instrumente ꝛc. Aus den Zweigen werden bei Jena, hauptsächlich im Dorf Ziegenhain, die sogen. Ziegenhainer Stöcke gemacht. C. florida *L.* (virginische Hundsbeere), ein in den östlichen Staaten Nordamerikas wachsender, 4—8 m hoher Strauch mit eirunden oder länglich zugespitzten Blättern, sehr kleinen grüngelben Blüten in Köpfchen, welche von einer sehr großen, weißen Hülle eingeschlossen sind, und kurzlänglichen roten Früchten, wird als Ziersträuch angepflanzt und liefert ein schokoladefarbenes, sehr geschätztes Drechslerholz. C. sanguinea *L.* (gemeiner Hartriegel), ein 3—3,75 m hoher Strauch in Mitteleuropa und im Orient, mit länglichen, zugespitzten Blättern, nach diesen erscheinenden weißen Blüten in flacher Scheindolde und erbsengroßen schwarzen Früchten, eignet sich wegen seiner schön rotbraunen Zweigrinde zu Anpflanzungen in Parken. Das sehr harte, feine, schwer spaltbare, schwach glänzende Holz dient zu Drechslerarbeiten, Radzähnen, Peitschenstöcken, Pfeifenrohren ꝛc. C. alba *L.* (C. tatarica *Mill.*), ein 2—2,5 m hoher Strauch mit breit elliptischen, unten weißen Blättern, etwas konvexen Blütentrauben, weißen Blüten und bläulichweißen Früchten, stammt aus Sibirien und Nordchina und bildet einen schönen Ziersträuch mit prachtvoll korallenroten Zweigen.

Cornūtus (lat., »gehörnt«), in der Logik ein sogen. gehörnter Schluß (s. Dilemma); auf den Universitäten zur Zeit des Pennalismus der neu aufgenommene Student wegen des Hutes mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten (s. Kornut).

Cornūtus, L. Annäus (früher fälschlich Phurnutus), stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika geboren, Lehrer der Philosophie zu Rom, wurde von Nero etwa 68 n. Chr. auf die Insel Gyaros verwiesen, wo er starb, war auch als Dichter, Redner, Grammatiker und Historiker berühmt. Die Dichter Persius und Lucanus bildeten sich in seiner Schule. Ein griechisches Werk über die Natur der Götter (Veneb. 1505), welches im Sinne der stoischen Naturphilosophie die Götter des Volkskultus allegorisch deutet (hrsg. von Osann, Götting. 1844, von Lang, Leipz. 1881), soll ihn zum Verfasser haben. Vgl. Martini, Disputatio de Cornuto stoico (Leid. 1825).

Cornwall (spr. törn-wäl, von Cornu Galliae, d. h. das äußerste von Galliern bewohnte Land), die südwestlichste Grafschaft Englands, bildet eine in den Atlantischen Ozean hinausragende Halbinsel, die im O. von Devonshire begrenzt wird und ein Areal von 3513 qkm (63,8 QM.) umfaßt. Es ist ein rauhes Bergland, gebildet durch eine mit ihrem Kamm der Südküste genäherte Granitkette (Cornish Knights), welche sich steil, stellenweise mit jähen Klüften und Klippen, aus dem Meer erhebt und die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen finstern Bergen und Thälern erfüllt. Der höchste Punkt ist der Brown Willy von 415 m Höhe. Nur einzelne Thäler sind fruchtbar und gut bewaldet. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert; die bedeutendsten sind: Tamer und Fal, die in den Englischen Kanal fließen, und Camel (Alan), der in den Bristolkanal mündet. Das Klima ist bei vorherrschendem Südwestwind feucht; an der Küste bringen heftige Stürme oft der Schiffahrt Gefahr. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,5° C. Die Bevölkerung zählte 1891: 322,571 Seelen (gegen 355,558 in 1851). Der Reichtum des Landes besteht in Lagern von Kupfer und Zinn, welche die Gebirgskette von C. birgt, und die schon im Altertum ganz England den Namen der Zinninseln (Kassiteriden) verschafften. Die wichtigsten Kupfergruben befinden sich um Redruth, die Hauptminen auf Zinn bei Penzance; ihr Ertrag ist in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgegangen. Außerdem liefert das Mineralreich Blei, Zink, Eisenkies, Eisenerz, Silber, Arsenik, Nickelerz, Porzellanerde und Töpferthon. Bergbau und Ausbeutung der Steinbrüche und Thongruben beschäftigen über 18,400 Menschen, und ihr Gesamtertrag wird auf 1½ Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. Daneben beschäftigt die Strömlingsfischerei, namentlich auf den Pilchard, eine Art Sardelle, die vom Juli bis zum November die Küste Cornwalls besucht, über 4000 Menschen und liefert eine beträchtliche Ausfuhr. 1890 waren 43,9 Proz. der Oberfläche Ackerland (Klee, Weizen, Gerste und Hafer sind Hauptprodukte), 24,9 Proz. bestanden aus Wiesen und 3,5 Proz. aus Wald. Obstgärtnerei und die Zucht von Frühgemüsen für den Londoner Markt sind wichtig. Der Viehbestand belief sich 1890 auf 32,000 Pferde, 189,721 Rinder, 442,140 Schafe

und 91,452 Schweine. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit Cornwalls mit der Bretagne wie in der Bodenbeschaffenheit und dem Erzreichtum des Landes, so auch in der vorhandenen Menge alter sogen. Druidenheiligtümer (Cromlechs, Dolmen und Menhirs) und der gleichen keltischen Mundart (Cornisch), welche die Bevölkerung beider Landstriche lange Zeit gesprochen hat, und die in C. erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollständig erloschen ist. In diesem Dialekt sind einige Mysterien aus dem 14. Jahrh. auf uns gekommen. Die Bevölkerung, die sich fast nur in der Nähe der Bergwerke und in den zahlreichen kleinen Seestädten findet, ist ein wohlgebildeter und munterer Menschenschlag. Bodmin ist Hauptstadt. — Im frühen Mittelalter bildete das Bergland von C. mit dem benachbarten Devon, Somerset und Westwales das britische Königreich Damnonia. Die Unterwerfung der Kelten durch die englische Krone fällt für C. in das 10. Jahrh. Wilhelm der Eroberer gab C. als Grafschaft seinem Halbbruder Robert von Mortain; unter den folgenden Grafen von C., die sämtlich dem königlichen Hause angehören, sind Richard, der zum deutschen König gewählt wurde, und dessen Sohn Edmund die bekanntesten. Eduard III. erhob 1336 die Grafschaft zum Herzogtum und verlieh sie seinem ältesten Sohn, dem Schwarzen Prinzen. Seitdem führt der jedesmalige Prinz von Wales auch den Titel eines Herzogs von C. Vgl. Boase, Bibliotheca cornubiensis (Lond. 1874—78, 2 Bde.).

Cornwall, Stadt in der Provinz Ontario (Kanada), am Nordufer des St. Lorenzstromes, unterhalb der Long Sault-Schnellen und an der Mündung des Cornwallkanals, hat lebhaften Handel und (1891) 6805 Einw.

Cornwallis (spr. -uóllis), 1) Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von, brit. General, geb. 31. Dez. 1738, gest. 5. Okt. 1805, focht im Siebenjährigen Kriege in Deutschland als Hauptmann und trat 1762 nach seines Vaters Tode als Peer ins Oberhaus. 1770 ward C. Gouverneur des Towers; seit 1776 als Generalmajor in Amerika gegen den Aufstand der Vereinigten Staaten thätig, schlug er 16. Aug. 1780 den General Gates bei Camden, wurde aber von Washington bei Yorktown eingeschlossen und mußte 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann kapitulieren, worauf er abberufen wurde. 1786 als Generalgouverneur nach Ostindien gesandt, bekriegte er 1791 den Sultan Tippu Sahib von Maissur, siegte bei Bangalor und erzwang durch die Belagerung Seringapatams einen Frieden, der jenem die Hälfte seiner Staaten kostete. 1793 kehrte er nach England zurück, ward Marquis und Generalfeldzeugmeister und 1798 Vizekönig von Irland. Hier unterdrückte er durch energische Maßregeln die ausgebrochene Empörung und schlug die unter General Humbert an der irischen Küste gelandeten 1000 Franzosen. 1801 ward er zu Friedensverhandlungen mit Frankreich bevollmächtigt und schloß 1802 den Frieden von Amiens. Nach Abberufung Wellesleys 1805 ward C. wieder Generalgouverneur von Ostindien, starb aber noch im gleichen Jahr. Vgl. »Correspondence of Lord C.« (hrsg. von Ross, 2. Aufl., Lond. 1859, 3 Bde.).

2) William Mann, Graf von, engl. Admiral, Bruder des vorigen, geb. 25. Febr. 1744, gest. 5. Juni 1819, kämpfte bis 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, dann in Amerika und trug, seit 1781 in Ostindien, wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen bei. Am 28. Juni 1793 brachte er der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine vollständige Niederlage bei und ward Befehlshaber der englischen Seemacht daselbst. Nach England zurückgekehrt, ward er 1799 zum Admiral erhoben, führte das Kommando im Kanal bis zum Frieden von Amiens und zog sich darauf ins Privatleben zurück.

Cornwallkessel, s. Dampfkessel.

Corny, Dorf in Deutsch-Lothringen, Landkreis Metz, am rechten Moselufer und an der Straße von Pont-à-Mousson nach Metz, 21 km südwestlich der Festung gelegen, mit (1890) 868 Einw., war vom 9. Sept. 1870 an das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl während der Belagerung von Metz.

Coro, Stadt im Staat Falcon in Venezuela, liegt auf der sandigen Landzunge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festland verbindet, 2 km vom Golf de C., ist unansehnlich, wird durch einen Aquädukt mit Wasser versorgt, hat mehrere höhere Schulen, 2 Zeitungen und (1886) 9000 Einw. Der Hafen, La Vela de C., liegt 10 km östlich am Antillenmeer, hat eine gute Reede und Handel mit Curaçao und andern westindischen Inseln. — C. wurde bereits 1527 gegründet, kam 1528 unter Verwaltung der Gouverneure des Augsburger Hauses Welser, wurde als Sitz der spanischen Regierung blühend, bis diese 1578 nach Caracas verlegt wurde.

Cordo (C. de ouro, »Goldkrone«), portug. Goldmünzen zu $^{11}/_{12}$ fein, nach dem Gesetz vom 24. April 1835 = 5000 Reis und 1847 um $^1/_9$ Milreis erhöht, mit 8,763 g Gold, = 24,445 Mk., auch (meia C.) in halben Stücken; laut Gesetz vom 29. Juli 1854 aber 10 Milreis, mit 16,257 g Gold, = 45,357 Mk., auch zu $^1/_2$, $^1/_5$ und $^1/_{10}$ (s. Tafel »Münzen III«, Fig. 6). Als Silbermünze (C. de plata) von 1835 bei derselben Feinheit mit 27,145 g Silber 1 Milreis = 4,886 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1), auch in halben Stücken.

Coroados (»Gekrönte«), Indianerstamm im Innern Brasiliens (so benannt nach der bei ihnen üblichen Tonsur, die einen Haarkranz [Corona] stehen läßt), der teils noch wild in Horden lebt und in früherer Zeit den deutschen Kolonisten durch Raubzüge viel zu schaffen machte, teils in Paraná, Mato Grosso und Rio Grande do Sul in Dörfern angesiedelt ist. Sie gehören mit den Botokuden (s. d.), Puris und Malalis zu den Cren.

Corocoro, Stadt im bolivian. Depart. La Paz, östlich vom Desaguadero, 4070 m ü. M., mit Silber- und Kupfergruben und (1886) 4000 Einw.

Corolla (lat.), Kränzchen (s. Corona und Corollarium); in der Botanik soviel wie Blumenkrone (s. Blüte, S. 124).

Corollarium (lat.), bei den Römern ein aus einem goldenen oder silbernen Kränzchen (corolla) bestehendes Geschenk, das gute Schauspieler, Virtuosen ꝛc. noch außer der Bezahlung erhielten, daher überhaupt soviel wie Geschenk, freiwillige Zugabe; in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem vorhergehenden unmittelbar folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf.

Corona (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Schmuck- und Ehrenzeichen. Bei den Griechen war der Kranz ein Amtszeichen, Zeichen der Unverletzlichkeit, wie der Myrtenkranz der Archonten, Ratsherren und Redner, solange sie sprachen; der Opfernde bekränzte sein Haupt mit dem der betreffenden Gottheit besonders angenehmen Laub und stellte sich damit unter den Schutz derselben. Als Siegeszeichen ward der Kranz bei den Spielen verliehen

und endlich als Ehrenzeichen für verdiente Bürger. Die anfangs gebräuchlichen Ehrenkränze aus Zweigen des Ölbaumes kamen später vor den goldenen in Mißachtung. Die Bekränzung konnte sowohl vom Volk oder vom Rat als auch von Korporationen, wie den Phylen und den Demen, später auch von gewissen Kollegien oder endlich auch von auswärtigen Staaten zuerkannt werden. Verlieh Volk oder Rat den Kranz, so ward es nach altem Gesetz in der Ekklesia und im Buleuterion verkündigt; im Theater durfte dies nur durch besondern Volksbeschluß geschehen. Die Bekränzung von seiten auswärtiger Staaten galt nicht nur einzelnen

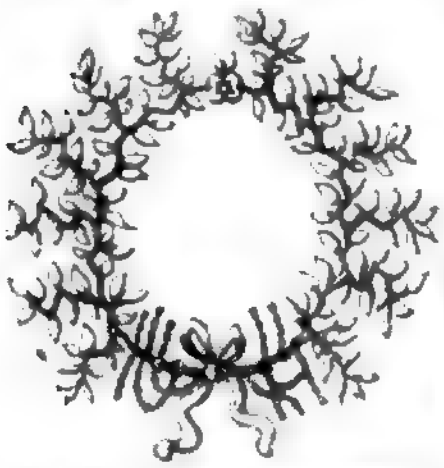


Fig. 1. Corona obsidionalis (Belagerungskranz).

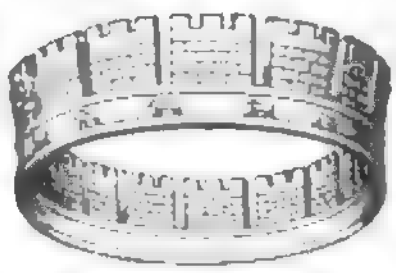


Fig. 2. Corona muralis (Mauerkrone).

Bürgern, sondern auch ganzen Gemeinwesen; ja, auch im erstern Fall sollte der Kranz selbst nicht dem Bekränzten, sondern dem Staat anheimfallen. Ihrem Wert nach waren die Kränze, die am Reif innen mit

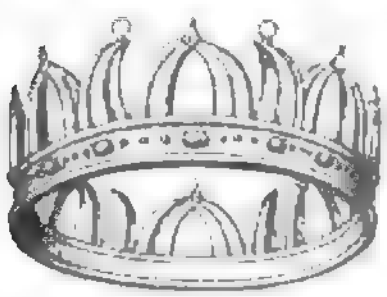


Fig. 3. Corona navalis (Schiffskrone).

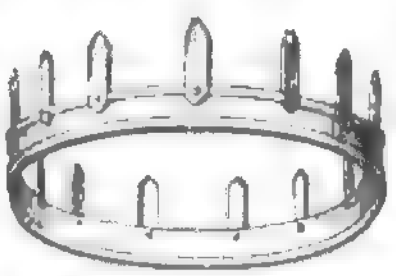


Fig. 4. Corona vallaris (Lagerkrone).

Inschriften versehen waren, sehr verschieden; denn es finden sich Wertangaben zu 3600, 1000 u. 500 Drachmen. Bei den Römern war die C. eine ehrenvolle Auszeichnung. Die C. obsidionalis (Belagerungs-

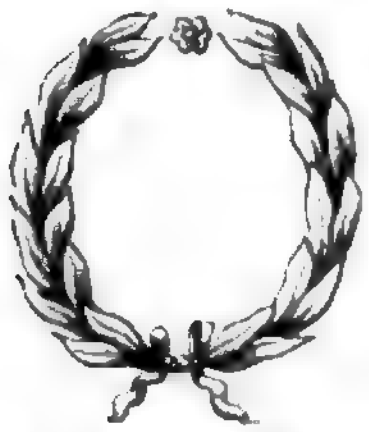


Fig. 5. Corona triumphalis (Lorbeerkranz).

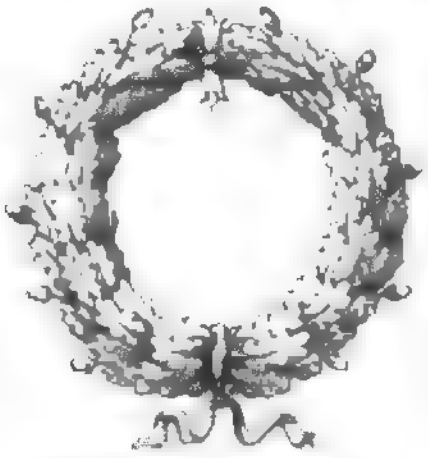


Fig. 6. Corona civica (Bürgerkrone).

kranz, Fig. 1) war das höchste und nur selten verliehene militärische Ehrenzeichen für den Führer, der eine eingeschlossene Stadt oder einen umzingelten Heerhaufen befreit hatte; sie wurde aus Gras, welches man dem betreffenden Ort entnahm, geflochten, daher sie auch C. graminea (Graskrone) hieß. Die C. muralis (Mauerkrone, Fig. 2), gewöhnlich von Gold, mit zinnenartigen Verzierungen, war für den bestimmt, welcher im Sturm zuerst die Mauern einer Stadt erstieg. Die C. navalis, auch classica oder rostrata (Schiffskrone, Fig. 3) genannt, war aus Schiffsschnabelfiguren zusammengesetzt, ebenfalls von Gold und ward dem Feldherrn zu teil, der zuerst an Bord eines feindlichen Schiffes sprang. Die C. vallaris oder castrensis (Lagerkrone, Fig. 4), einen Ring von Schanzpfählen darstellend, auch von Gold, erhielt der, welcher zuerst in den feindlichen Lagerwall eindrang. Die C. triumphalis (Fig. 5), einen Lorbeerkranz, trug der triumphierende Imperator; die C. ovalis, von Myrtenzweigen, wurde beim kleinen Triumph (s. Ovation) vom Feldherrn getragen. Die C. civica (Bürgerkrone, Fig. 6), aus Eichenlaub, erhielt derjenige, welcher in einer Schlacht einem Bürger das Leben gerettet hatte; daher trug sie die Aufschrift »Ob civem servatum«. Sie gewährte besondere Ehrenrechte und dem Empfänger wie seinem Vater und Großvater Freiheit von Abgaben. Auch außerdem wurden tapfere Waffenthaten durch goldene Kränze geehrt, womit gewöhnlich die Erlaubnis verbunden war, dergleichen Ehrenzeichen lebenslänglich und besonders bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen.

In übertragenem Sinne bedeutet C. einen umgebenden Kreis von Zuhörern ꝛc.; den bei der Tonsur stehen bleibenden Kranz von Haaren; ferner soviel wie Heiligenschein; die Umzingelung eines belagerten Ortes. In der Musik ist C. älterer Name der Fermate (s. d.). Endlich heißt C. auch die äußerste atmosphärische Hülle der Sonne, wie sie bei Sonnenfinsternissen hervortritt (s. Sonne).

Corōna (lat.), Sternbilder, s. Krone.

Coronādo, Carolina, span. Dichterin, geb. 1823 in Almendralejo (Provinz Badajoz), erregte schon im 14. Jahr durch eine Ode: »A la palma«, bedeutendes Aufsehen und kam 1848 nach Madrid, wo sie sich mit dem Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, Horatius Perry, vermählte. Ihre Werke bestehen in lyrischen Poesien, die sich durch Wohllaut und Gemütstiefe auszeichnen (»Poesias«, 1843), in dramatischen Arbeiten, von denen die Komödie »El cuadro de la esperanza« und das historische Drama »Alfonso IV de Aragon« Auszeichnung verdienen, und in Romanen und Novellen, wie: »Paquita«, »La luz del Tajo«, »Adoracion« (zusammen 1851), »Jarilla« (7. Aufl., Madr. 1874), »Sigea« (das. 1854), »La rueda de desgracia« (das. 1874) u. a., sowie einer Reiseschilderung: »Del Tajo al Rheno«. Seit dem Tode ihres Gatten (1874) lebt sie zurückgezogen in Lissabon.

Coronātenschichten, Thone der mittlern Abteilung der Juraformation (s. d.).

Corōna Venēris (lat., »Venuskrone«), ein sekundärer syphilitischer Ausschlag auf der Stirn. Vgl. Syphilis.

Coronel, Hafenstadt in der chilen. Provinz Concepcion, an der Araucobai, durch Bahn mit Concepcion und den Kohlengruben Curanilahue verbunden, Dampferstation, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat starke Ausfuhr von Kohlen und (1885) 2292 Einw.

Coronella, s. Nattern.

Coronelli, Marco Vincentio, ital. Geschichtschreiber und Geograph, geb. 1650 in Venedig, wurde 1702 Minoritengeneral, folgte dann einem Ruf nach Frankreich, wo er für Ludwig XIV. große Himmels- und Erdgloben verfertigte (jetzt auf der Nationalbibliothek), und starb 1718 als Professor der Geographie in Venedig. Er war Stifter der Akademie der Argonauten daselbst und hinterließ an 400 Karten (mit erklärendem Text). Von seinen sonstigen Werken sind zu erwähnen: »Storia veneta dall' anno 421

al 1504« (3 Bde.); »Roma antica e moderna« (1716) und das encyklopädische Werk »Bibliotheca universalis sacro-profana« (28 Bde., wovon jedoch nur 7 Bände im Buchhandel erschienen).

Cordner (engl., »Kronrichter«), in England und in Nordamerika der Beamte, welcher unter Zuziehung einer Jury die Ursache plötzlicher Todesfälle zu untersuchen, beim Verdacht der Tötung das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten und bei Selbstmorden die nötigen Recherchen vorzunehmen, auch die Untersuchung bei Schiffbruch zu führen und die Bergung der auf den Wracken befindlichen Gegenstände zu überwachen hat. Er wird in England für die einzelnen Grafschaften von dem County Court (s. d.) gewählt.

Coronilla *L.* (Kronwicke), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Kräuter oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, gelben, seltener rötlichen Blüten in langgestielten, blattwinkelständigen Dolden (die gleichsam eine Krone bilden) und länglicher, stielrunder oder vierkantiger Gliederhülse. Etwa 20 Arten, meist in den Mittelmeerländern. C. Emerus *L.* (Skorpionskronwicke, große Peltschen), ein bis 2 m hoher Strauch Südeuropas, der Schweiz und Süddeutschlands, mit dreipaarigen Blättern und zahlreichen gelben, meist zu drei stehenden Blüten, dient zur Zierde der Parkanlagen. Die widerlich schmeckenden Blätter waren sonst als abführendes Mittel im Gebrauch und enthalten einen indigoartigen blauen Farbstoff. C. varia *L.* (bunte Peltschen, Schaflinsen), eine Staude mit niederliegenden Zweigen und blaßrot und weißen Blüten in 16—20blütigen Dolden, findet sich durch ganz Europa, wird jung von Schafen gefressen, während älteres Kraut unangenehm bitter, etwas salzig schmeckt und heftig brechenerregend und abführend wirkt.

Coronini-Cronberg, 1) Johann Baptist Alexius, Graf von, österreich. Feldzeugmeister, geb. 16. Nov. 1794 in Görz, gest. 26. Juli 1880 bei Görz, trat 1813 als Kadett in das österreichische Pionierkorps, diente 1814 im italienischen Freikorps unter Oberst Schneider, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. Als Hauptmann stand er mehrere Jahre in Italien, bis er 1836 als Kämmerer dem Erzherzog Franz Karl zugeteilt und zum zweiten Erzieher des ältesten Sohnes desselben, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, ernannt wurde. 1848 war er Generalmajor und Brigadier in Südtirol, wo er die nach Italien führenden Pässe zu hüten hatte, und 1849 Feldmarschallleutnant und Adlatus des kommandierenden Generals in Slawonien und Kroatien. 1850 wurde er Militär- und Zivilgouverneur im Banat und in der serbischen Woiwodschaft, 1854 befehligte er das Observationskorps, welches Österreich während des Krimkrieges an der türkisch-russischen Grenze aufstellte. Vom 28. Juli 1859 bis 19. Juni 1860 war C. Banus von Kroatien, dann, zum Feldzeugmeister befördert, Befehlshaber des 2. Korps und 1861 an Benedeks Stelle kommandierender General in Ungarn. 1865 wurde er auf seine Bitten dieser Stelle enthoben und in den Ruhestand versetzt.

2) Franz, Graf, österreich. Politiker, Sohn des vorigen, geb. 18. Nov. 1833, wurde nebst Taaffe mit dem jetzigen Kaiser Franz Joseph erzogen, studierte anfangs Philosophie und die Rechte, trat aber 1850 in ein Dragonerregiment, ward 1859 Major im Adjutantenkorps, 1865 Oberstleutnant im 2., 1866 im 3. Kürassierregiment, zeichnete sich in der Schlacht von Königgrätz aus und nahm 1867 als Oberst seinen Abschied. Er zog sich nach Görz zurück, wo er 1870 in den Landtag gewählt und zum Landeshauptmann ernannt wurde. 1871 erhielt er ein Mandat in den Reichsrat, wo er anfangs zum Klub der Linken gehörte. Später ging er bei den Verhandlungen über den zweiten Ausgleich zum Fortschrittsklub über, der ihn zu seinem Obmann wählte, trennte sich aber 1878 von demselben, da er ein eifriger Annexionist war und Andrássys Orientpolitik, namentlich die Okkupation Bosniens entschieden billigte und auch als Präsident der Delegation eifrig unterstützte. Den Eintritt in das Ministerium, welcher ihm 1879 von Taaffe angeboten war, knüpfte er an Bedingungen, auf die man nicht einging. Am 14. Okt. 1879 ward er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt, legte aber im März 1881 wegen Differenzen mit der Verfassungspartei das Amt nieder und bildete im Abgeordnetenhaus eine regierungsfreundliche Mittelpartei, den wenig zahlreichen Klub des liberalen Zentrums, der sich auch »C.-Klub« nennt.

Corossonüsse, s. Elfenbein.

Corot (spr. koro), Camille, franz. Maler, geb. 28. Juli 1796 in Paris, gest. daselbst 23. Febr. 1875, besuchte zuerst das Lyceum von Rouen und kam dann in eine Buchhandlung, die er aber 1822 wieder verließ, um sich der Kunst zu widmen. Nachdem er Michallons und V. Bertins Unterweisung genossen, ging er 1826 nach Italien und brachte 1827 ein Gemälde: Gegend bei Nemi, im Pariser Salon zur Ausstellung. Das wahre Talent Corots trat erst zu Tage, als er die französischen Gegenden zu durchstreifen und die Natur in ihren elementaren Äußerungen zu belauschen anfing. Im Anfang der 50er Jahre war Corots eigentümliche Naturanschauung zum vollen Durchbruch gekommen. Allmählich wich die Gleichgültigkeit, mit der man seine Werke anfangs aufgenommen, begeistertem Beifall auf seiten der Künstler und des Publikums. Corots Auffassung war eine vorwiegend lyrische, sentimentale; er wählte sich seine Stoffe nicht, um ein spezielles, treues Landschaftsbild daraus zu gestalten, sondern um in ihnen besondere Stimmungen, die ihn erfüllten, auszuprägen. Er legte darum keinen Wert auf die »schöne Ansicht«, sondern einfache Motive, kleine Naturausschnitte, meist mit Nymphen bevölkert, Wald, Feld, ein Weiher, genügten ihm, um in ihrer Gesamterscheinung eine feierliche Ruhe, ein silbernes Licht, die Bewegung des Windes zur Anschauung zu bringen; er löste die einzelnen Formen der Natur in ihre Luft- und Lichtwirkungen auf und umhüllte sie zumeist mit einem klaren, hellen Grau, das die Kontraste und Härten milderte, ja oft völlig unterdrückte und daher leicht reizlos wurde. Trotz ihres poetischen Gesamteindrucks machen manche seiner Bilder einen zu skizzenhaften Eindruck, und sie haben später auf die Entwickelung der französischen und ausländischen Landschaftsmalerei einen schädlichen Einfluß geübt. Fast alle französischen Museen besitzen Bilder von ihm. Vgl. Dumesnil, C., souvenirs intimes (Par. 1875); Rousseau, Camille C. (1884, mit Anhang von Robaut); Roger-Milès, Corot (in den »Artistes célèbres«, 1891).

Corōza (span.), s. Carocha.

Corozāl, Stadt im Staat Bolivar in Kolumbien, 240 km südlich von Cartagena in viehreicher Savanne, hat Tabaksbau, Brennerei, Fabrikation geschätzter Hängematten und (1885) 6500 Einw.

Corpi Santi, Bezeichnung der Vororte von Städten in der Lombardei, insbes. von Mailand (s. d.).

Corpŏra (lat., Mehrzahl von corpus), Körper; c. aliena, Fremdkörper; c. candicantia und c. quadrigemina, s. Gehirn; c. cavernosa, Schwellkörper; c. oryzoidea, Reiskörperchen.

Corpŏra amylacĕa (lat.), von Purkinje entdeckte, meist nur mikroskopisch wahrnehmbare, homogene oder konzentrisch geschichtete, matt glänzende Körperchen; sie treten im Gefolge lokaler Krankheiten in verschiedenen Organen und Neubildungen, besonders massenhaft bei der einfachen grauen Degeneration im Nervensystem auf. Sie finden sich ferner in großen Mengen in der Prostata, vor allem bei alten Männern, und sind hier oft so groß, daß sie mit bloßem Auge als braune Körperchen leicht wahrgenommen werden können. Ihre pathologische Bedeutung ist noch unbekannt. Sie werden, wie Virchow nachwies, wie pflanzliche Stärke durch Jod blau gefärbt.

Corporāle (lat.), in der katholischen Kirche das geglättete Leintuch, worauf Hostienteller und Kelch behufs der Konsekration gesetzt werden.

Corps (franz.), s. Korps.

Corpus (lat.), Körper (s. Korpus); c. adiposum, Fettkörper, s. Insekten; c. callosum, Hirnbalken, s. Gehirn; c. ciliare, Ciliarkörper, und c. vitreum, Glaskörper, s. Auge, S. 154; c. luteum, gelber Körper, s. Eierstock.

Corpus catholicōrum (lat.), die Gesamtheit der katholischen deutschen Reichsstände, sofern sie sich dem Corpus evangelicorum (s. d.) gegenüber zu einer für sich bestehenden Körperschaft verbunden hatten. In den Versammlungen des C. führte Kurmainz als erster Reichsstand das Direktorium. Sie kamen indes nur selten vor, weil die katholischen Stände, die ohnedies auf den Reichstagen durch ihre Mehrzahl das Übergewicht hatten, schon im Kaiser einen natürlichen Schutzherrn und im Papst ein allgemeines Kirchenoberhaupt hatten, welche, die Gerechtsame der Kirche vertretend, die erforderlichen Vereinigungspunkte bildeten, sobald es sich um ein gemeinsames Zusammenwirken handelte. Nur einigemal sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eignem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kundthaten, ausdrücklich beilegten.

Corpus Christi (lat.), s. Fronleichnamstag.

Corpus Christi, Hauptort der Grafschaft Nueces im nordamerikan. Staat Texas, auf der hohen Küste der gleichnamigen Bai, nahe der Mündung des Nueces River, hat einen guten Hafen, regelmäßige Dampferverbindung mit New Orleans, lebhaften Handel und (1890) 4387 Einw.

Corpuscŭla (lat., »Körperchen«), gewisse Zellen in den Samenknospen der Gymnospermen (s. d.).

Corpus delicti (lat.), der Thatbestand (s. d.) eines Verbrechens, auch Bezeichnung für die sichtbaren Spuren eines Verbrechens, insbes. für die Wirkungen, die es an Menschen oder Sachen zurückgelassen hat, sowie für die Werkzeuge der Begehung.

Corpus doctrīnae (lat.), Sammlung kirchlicher Lehr- und Bekenntnisschriften, namentlich derjenigen, welche in der lutherischen Kirche behufs der Beilegung der zwischen der strengern Lutherschen und der mildern Melanchthonschen Partei entstandenen Streitigkeiten für die verschiedenen lutherischen Landeskirchen in Deutschland seit 1560 als Glauben und Lehre normierend publiziert wurden. Weiteres s. Symbolische Bücher.

Corpus evangelicōrum (lat.), die geschlossene Körperschaft, in welche die protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen zusammentraten, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig geschah dies erst seit dem Westfälischen Frieden. Vorher waren dergleichen Vereinigungen weder allgemein noch von Dauer, wie z. B. das Torgauer Bündnis 1526 und der 1531 geschlossene Schmalkaldische Bund. Als aber nach dem Augsburger Religionsfrieden das Bedürfnis gemeinsamer Vertretung und Wahrung der Interessen der evangelischen Stände gegenüber den katholischen sich fühlbar machte, traten sie allmählich als eine geschlossene Körperschaft auf, deren Haupt der Kurfürst von Sachsen und später der Kurfürst von der Pfalz war, bis 1633 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm. Durch den Westfälischen Frieden (Art. V, § 51 und 52) wurde sodann ausdrücklich festgesetzt, daß im Reichstag in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen als zwischen zwei besondern, gleichberechtigten Korporationen auf gütliche Weise verfahren werden solle. Bei der ersten Sitzung und eigentlichen Konstituierung des C., 22. Juli 1653, auf dem Reichstag zu Regensburg erhielt Kursachsen wieder das Direktorium. Als der Kurfürst Friedrich August I. 1697 durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche unfähig wurde, die protestantischen Kirchenangelegenheiten ferner zu leiten, übergab er die Direktion 1698 dem Herzog Friedrich II. von Gotha, ordnete ihm jedoch das Geheimratskollegium in Dresden bei, das er deshalb in Bezug auf die Besorgung kirchlicher Dinge vom Gehorsam gegen seine Person entband. Als Herzog Friedrich schon 1700 zurücktrat, übernahm der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels die Oberleitung. Auch als der Kurprinz Friedrich August II. 1717 zur katholischen Kirche übergetreten war, blieb die Direktion bei Kursachsen, obgleich Kurbrandenburg darauf Anspruch machte, dessen Wahl Hannover und andre Stände hintertrieben. Insofern das C. durch den Westfälischen Frieden als besondere Körperschaft eingesetzt war, stand demselben das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten; doch fruchteten die Vorstellungen desselben zu gunsten der Rechte der Protestanten meist weniger als die Drohungen der mächtigern protestantischen Reichsstände. Seit 1770 bestanden zwei ständige Deputationen, die eine zur Untersuchung der Religionsbeschwerden, die andre zur Aufnahme der sechs dem C. zugehörenden Kassen. 1806 ging das C. zugleich mit der deutschen Reichsverfassung zu Grabe. Vgl. Frantz, Das katholische Direktorium des C. (Marb. 1880).

Corpus inscriptiōnum, s. Inschriften.

Corpus juris (lat., »Rechtskörper«), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Gesetzbücher. Für die Rechtsgeschichte am bedeutsamsten ist das C. j. civilis. So wird seit den Glossatoren (s. Glosse) die Gesamtheit der Gesetzbücher des oströmischen Kaisers Flavius Justinianus genannt, welche dieser Kaiser publiziert hat, um den vielfach zersplitterten und der Kenntnis schwer zugänglichen Rechtsstoff zusammenzufassen und zugänglich zu machen. Die Sammlung besteht aus vier Teilen, Institutiones, Pandectae oder Digesta, Codex constitutionum, Novellae. Die Institutionen wurden am 21. Nov. 533 publi-

ziert, mit Gesetzeskraft vom 30. Dez. 533. Sie sollten zugleich Lehrbuch für den Anfangsunterricht an den Rechtsschulen zu Byzanz und Berytos sein. Daher rührt ihr Name, denn diesen Anfangsunterricht nannte man institutio. Die Institutionen geben eine kurzgefaßte historisch-systematische Darstellung des justinianischen Rechts. Ihr Vorbild waren die Institutionen des Gajus (s. d.). Die Digesten oder Pandekten, publiziert am 16. Dez. 533, mit Gesetzeskraft vom gleichen Tage wie die Institutionen, sollen das zur Zeit ihrer Abfassung noch geltende Recht der Wissenschaft umfassen, d. h. dasjenige Recht, welches die Juristen in der Zeit von Augustus bis Konstantin den Großen kraft kaiserlichen Privilegs geschaffen hatten (vgl. Responsa prudentium). Die Methode der Darstellung dieses Juristenrechts war die, daß man die Schriften von 39 Juristen so weit auszog, als es nötig war, um die einzelnen Rechtsmaterien zu regeln. Jedem einzelnen Exzerpt ward die Angabe des Werkes, dem es entnommen, vorausgeschickt (inscriptio). Geltung sollten diese Exzerpte nach der Willensmeinung Justinians jedoch nicht deshalb haben, weil sie Stücke des frühern Juristenrechts waren, sondern weil Justinian sie in seine Sammlung aufgenommen hatte. Deshalb wurden sie auch leges genannt. Der Name Pandekten rührt daher, daß das gesamte geltende Juristenrecht aufgenommen worden sein sollte (πανδέκται abgeleitet von πᾶν und δέχομαι, aufnehmen); digesta bedeutet die Einteilung des gesamten Stoffes (digerere in libros). Den Institutionen und Digesten folgte 16. Nov. 534 der Codex constitutionum, mit Gesetzeskraft vom 29. Dez. 534. Er ist die Überarbeitung und Ergänzung einer schon 529 publizierten Sammlung, die außer Kraft gesetzt wurde, und enthält eine Zusammenstellung der von den Kaisern erlassenen Anordnungen bis auf Justinian (constitutiones principum in ihren verschiedenen Formen als: edicta, mandata, rescripta und decreta).

Die Novellae (sc. leges) sind, im Originaltext meist griechisch, Einzelgesetze Justinians, welche er nach Abschluß des Kodex in der Zeit von 535—563 erließ, um auf einzelnen Rechtsgebieten zu reformieren. Eine amtliche Publikation sämtlicher Novellen in einer Sammlung erfolgte nicht. Doch wurden private Sammlungen veranstaltet. Die umfassendste derselben, welche auf unsre Zeit gekommen ist, enthält 168 Gesetze in griechischer Sprache, von welchen jedoch ein Teil nicht mehr von Justinian herrührt; sie wurde erst im 16. Jahrh. aufgefunden und ist daher den Glossatoren unbekannt geblieben. Letztere besaßen anfangs lediglich einen von Julianus, Professor in Konstantinopel, gefertigten Auszug von 124 Novellen in lateinischer Sprache; später gelangten sie in den Besitz einer Sammlung von 134 vollständigen Novellen, die, mit Ausnahme der wenigen in lateinischer Sprache erlassenen, aus dem griechischen Originaltext übersetzt sind. Diese Sammlung nannten sie Liber Authenticorum oder Authenticum, weil eben diese Sammlung, nicht die Epitome Juliani, die echten Novellen Justinians enthalte.

Von den übrigen Teilen der justinianischen Gesetzgebung besaßen die Glossatoren eine größere Anzahl von Handschriften (über diese vgl. Brinz, Lehrbuch der Pandekten, 2. Aufl., Bd. 1, § 3). Die genannten vier Sammlungen bilden das in Deutschland rezipierte römische Recht; doch ist dem C. j. civilis noch manches andre angehängt, so 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die Canones apostolorum und die Libri feudorum. Letztere, aus Arbeiten verschiedener Verfasser zusammengesetzt und in den 80er Jahren des 12. Jahrh. äußerlich aneinander gereiht, enthalten das langobardische Lehnrecht. Sie wurden als zehnte Kollation den von den Glossatoren in 9 »Kollationen« abgeteilten Novellen hinzugefügt und erlangten in Deutschland gesetzliche Gültigkeit. Die Verbindung der einzelnen Teile des C. zu einem geschlossenen Ganzen erfolgte durch die Rechtsschule der Glossatoren zu Bologna, deren Unterricht vorzugsweise in einer Erklärung des C. bestand. Die daraus hervorgegangenen Glossen, in Gestalt der von Accursius besorgten Glossa ordinaria, d. h. einer Zusammenfassung der seit dem Beginn der Glossatorenthätigkeit entstandenen Glossen, bilden einen Bestandteil der glossierten Ausgaben des C. Unter den glossierten Ausgaben sind zu nennen die von Contius (Par. 1576, 5 Bde.), Dionysius Gothofredus (Lyon 1589, 6 Bde.; mit gemeinschaftlichem Titel 1604; vermehrt und verbessert 1612), Fehius (das. 1627, 6 Bde.) und wegen ihrer Handlichkeit die von Baudoza (das. 1593 und mit neuem Titelblatt 1600, 4 Bde.). Von den unglossierten Ausgaben verdient Erwähnung die in kritischer Beziehung wichtige des Haloander (Nürnb. 1529—31, 2 Bde.). Durch kritische oder exegetische Noten sind ausgezeichnet die von Dionysius und Jacobus Gothofredus (Genf 1624, 2 Bde.), Simon van Leeuwen (Amsterdam 1663), Gebauer und Spangenberg (Götting. 1776—97, 2 Bde.), Beck (Leipz. 1825—36, 5 Bde.), Schrader (unvollendet und nur die Institutionen enthaltend, Berl. 1832, Bd. 1). Die beliebteste Handausgabe mit kurzen kritischen Noten lieferten die Gebrüder Kriegel im Verein mit Emil Herrmann und Osenbrüggen (Leipz. 1828—37; 17. Aufl., Stuttg. 1887, 3 Bde.), die neueste und beste kritische Ausgabe, welche jedoch die Novellen noch nicht vollständig (bis 134, Kap. 13) enthält, Th. Mommsen, P. Krüger und R. Schoell (Berl. 1868 ff., 3 Bde.; 5. Ausg. 1889). Spezialausgaben der einzelnen Stücke des C. haben wir zu verzeichnen für die Institutionen von Biener (Berl. 1814), Schrader (das. 1836, neueste Aufl. 1874), P. Krüger (das. 1867), Huschke (Leipz. 1868); für die Pandekten von Mommsen (Berl. 1870, 2 Bde.); für den Kodex von Krüger (das. 1873—77) nebst »Codicis Justiniani fragmenta Veronensia« von denselben (Berl. 1874); für die Novellen von C. E. Zachariä v. Lingenthal (Leipz. 1881—84, 2 Bde. mit Anhang) und noch nicht ganz vollendet (bis Novelle 134, Kap. 13) von Schöll (Berl. 1889—91). Eine deutsche Übersetzung des gesamten C. veranstalteten Otto, Schilling und Sintenis (Leipz. 1830—33, 7 Bde.).

Ähnlich wie das C. j. civilis wurde im spätern Mittelalter das **Corpus juris canonici** zusammengestellt und in Bologna von dortigen Rechtslehrern glossiert. Dasselbe enthält zunächst das um 1145 abgefaßte Dekret des Gratian, eines Mönches, welches alle frühern Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen abgehandelt waren, Echtes wie Falsches, in ein Ganzes vereinigte. Es enthält drei Teile, von denen der erste und dritte in Distinktionen und Canones zerfallen, der zweite aus Causae (Rechtsfällen) besteht. Hieran reihte sich eine Sammlung der päpstlichen Dekretalen und Konzilienbeschlüsse in fünf Büchern, welche auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennaforte zusammengestellt wurde und als liber extra Decretum vagans

schlechtweg mit »Liber extra« (abgekürzt: »X«) citiert wird. Die Sammlung Bonifacius' VIII. von 1298, welche ebenfalls aus fünf Büchern besteht und im Anschluß an die vorige Sammlung der »Liber sextus« genannt wird, begreift die seit Gregor erlassenen Dekretalen und die Beschlüsse der ökumenischen Konzile zu Lyon von 1245 und 1275. Dazu kam die Sammlung Clemens' V. (Klementinen), welche größtenteils Synodalbeschlüsse enthält und aus dem Jahr 1313 herrührt. Diese Bestandteile des C. j. canonici heißen C. j. can. clausum. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen Extravaganten, d. h. Decretales extra c. j. can. clausum vagantes, Dekretalensammlungen späterer Päpste angefügt, welche aber bei uns nicht mit rezipiert worden sind. Von den Ausgaben des C. j. canonici sind hervorzuheben die unter der Autorität des Papstes Gregor XIII. publizierte sogen. römische von 1582 mit Glosse, die von J. H. Böhmer (Halle 1747, 2 Bde.), E. L. Richter (Leipz. 1833—39, 2 Bde.), E. Friedberg (das. 1879—81, 2 Bde.) sowie die deutsche Übersetzung von Schilling und Sintenis (das. 1834—37, 2 Bde.).

Den Namen C. hat man auch mehreren neuern Privatsammlungen von Gesetzen und Gesetzbüchern beigelegt. So gibt es ein »C. j. romani antejustinianei« (Bonn 1835—44), ein »C. j. Confoederationis Germanicae oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes« von Meyer (3. Aufl., ergänzt von Zöpfl, Frankf. 1858—69, II Bde.) u. a.

Corr., bei botan. Namen Abkürzung für J. F. Correa de Serra, geb. 5. April 1751 zu Serpa in Portugal, Diplomat und Botaniker, Gesandter in Nordamerika, starb 11. Sept. 1823 in Caldas.

Corral (Puerto de C.), s. Valdivia.

Corrāles (»Höfe«), Name der span. Theater, solange dazu noch die Höfe großer Gebäude benutzt wurden. Die Bühne (tablado) war im Hintergrund des Hofraums aufgeschlagen; dieser selbst bildete das Parterre (patio), das sich amphitheatralisch, mittels der gradas (»Stufen«), zu den Fenstern (ventanas) der den Hofraum umschließenden Gebäude erhob. Diese bildeten die Logen. Orchester fehlten diesen ältesten spanischen Theatern ganz.

Corrāles, Inselgruppe, s. Granada 2).

Corr. corr. imp., Abkürzung für: Correctis corrigendis imprimatur (es möge gedruckt werden nach Verbesserung der Druckfehler).

Correctio fratérna (lat., »brüderliche Zurechtweisung«), Dienstag nach Okuli, wegen Matth. 18, 15.

Corrector (lat.), s. Korrektur.

Correggio (spr. korrédddscho), Stadt in der ital. Provinz Reggio nell' Emilia, an einem zur Secchia führenden Kanal und an der Eisenbahn Reggio-Carpi, hat ein altes Schloß der Fürsten Soro von C., ein Denkmal des hier gebornen Malers Antonio Allegri, genannt Correggio (s. den folgenden Art.), und (1881) 2938 (als Gemeinde 12,587) Einw.

Correggio (spr. korrédddscho), Antonio Allegri da, ital. Maler, geb. um 1494 in Correggio, gest. daselbst 5. März 1534, lernte dort bei seinem Oheim Lorenzo Allegri und bei Ant. Bartolotti; bedeutendere Förderung aber erfuhr er um 1511 bei Franc. Bianchi in Modena und später durch das Studium der französischen Maler, besonders des Lorenzo Costa. Außerdem wirkte auch die Schule Leonardo da Vincis durch die Zartheit des Ausdrucks, die Gediegenheit der Modellierung und die Abtönung der Farbe auf ihn ein. Als Jugendbilder von ihm gelten nach den neuesten Forschungen einige Madonnenbilder in den Uffizien zu Florenz, im Museo civico in Mailand und in der Pinakothek zu Pavia. Sein früheites, sicher beglaubigtes Werk ist die Madonna mit dem heil. Franziskus, die er 1514 und 1515 für die Minoriten zu Correggio malte; das Bild, jetzt in der Dresdener Galerie, zeigt bereits die Vermischung der Einflüsse der genannten Schulen, aber auch noch eine gewisse Strenge und Herbheit, die jedoch bereits in der Ruhe auf der Flucht (Uffizien zu Florenz), mehr noch in der Vermählung der heil. Katharina (Paris, Neapel) überwunden sind. In Parma malte er von 1518 an für die Nonnen von San Paolo ein Gemach mit mythologischen Figuren und Putten aus, die bereits den Stempel der ganzen sinnlichen Heiterkeit seiner Kunst tragen, köstlich naive Figuren, in Licht und Luft schwimmend, freilich in Bezug auf strenge Formengebung und Komposition nicht befriedigend. Diese künstlerischen Erfolge gestalteten auch seine materielle Lage günstig, und diese trug wieder dazu bei, Correggios Schaffenskraft zu erhöhen; was man von seiner Armut berichtet hat, beruht auf Erfindung. Es entstand damals eine Reihe von Madonnenbildern, darunter die Zingarella (»Zigeunerin«) in Neapel, ein anmutiges Gemälde, welches nach dem bunten Kopftuch der Madonna seinen Namen erhalten hat. 1522 sah sich der Meister genötigt, seiner Bestellungen halber ganz nach Parma überzusiedeln, wo die Benediktiner von San Giovanni seine besondern Gönner waren und sich von ihm Ölgemälde malen und ihr Kloster mit Fresken (1524 beendigt) ausschmücken ließen. Damals (1522 bestellt, 1530 abgeliefert) entstand auch seine berühmte Anbetung der Hirten, die sogen. Nacht, welche sich jetzt in Dresden befindet, jene liebliche Schöpfung, wo das Licht, vom Christuskind ausgehend, die frommen Zuschauer beleuchtet und das Ganze in eine märchenhaft geheimnisvolle Stimmung versetzt. Zur Madonna des heil. Sebastian (jetzt in Dresden) erhielt C. 1525 den Auftrag, im folgenden Jahre zur Madonna della Scodella (mit der Schüssel, Parma); übertroffen werden diese herrlichen Gemälde noch durch die Madonna mit dem heil. Hieronymus (Parma, bestellt 1523), welches Gemälde man den »Tag« zu nennen pflegt. In der Zwischenzeit hatte der Maler laut Vertrag vom 6. Juli 1520 die Halbkuppel über der Chornische von San Giovanni Evangelista mit dem Freskobild der Krönung Mariä und die Hauptkuppel mit einem zwischen den Aposteln thronenden und von zahlreichen Engeln umgebenen Christus geschmückt. Die Krönung Mariä ist abgelöst worden und befindet sich in der Bibliothek zu Parma. 1522 erhielt er den Auftrag, auch im Chor und in der Kuppel des Domes Fresken auszuführen. Er vollendete jedoch nur bis 1530 die Himmelfahrt Mariä in der Kuppel. Mit einer bis dahin noch nicht dagewesenen Kühnheit sind hier die zahllosen schwebenden Figuren in der Untensicht so gemalt, wie sie in Wirklichkeit erscheinen müßten, und dabei diese flutende Bewegung in Licht und Luft! Die Bewunderung der spätern Künstler, namentlich des Annibale Carracci, war darum auch ungemessen, und von hier hauptsächlich ging die Plafondmalerei der Barockzeit aus. Freilich leidet die Deutlichkeit der Handlung und der Gestalten durch die Verkürzung, weshalb die Parmesaner das Bild ein Froschschenkelragout genannt haben sollen. Die architektonischen Gesetze erscheinen hier vollständig aufgehoben. Auch die Madonna des heil. Georg (in Dresden) mag in jene Zeit fallen. Die berühmte büßende Magdalena

in Dresden hat sich jetzt als eine Arbeit des 17. Jahrh. herausgestellt, welche vielleicht auf ein Original des C. zurückgeht. Ende 1530 scheint C. wieder nach Correggio zurückgekehrt zu sein. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Leda und der Danaë, die Herzog Federigo II. von Mantua zum Geschenk für Karl V. bestimmt hatte. Diese Bilder wanderten nach Spanien und wurden dort 1603 für Kaiser Rudolf erworben, der sie nach Prag schaffen ließ. Von hier entführten sie die Schweden 1648 nach Schweden, von wo sie die Königin Christine nach Rom brachte, nach deren Tod sie in die Hände verschiedener Besitzer fielen, 1722 in die des Regenten Philipp von Orléans, aus dessen Galerie die Leda in den Besitz Friedrichs d. Gr. gelangte (jetzt im Museum zu Berlin). Die Danaë besitzt die Galerie Borghese zu Rom. C. hat noch zwei ähnliche mythologische Bilder gemalt, Jo, von Jupiter umarmt, und Ganymed, vom Adler geraubt, die sich beide in der kaiserlichen Galerie zu Wien befinden. Ein andres Bild aus der antiken Fabelwelt, Jupiter und Antiope, kam aus dem Besitz des Herzogs Vincenzo von Mantua in den Karls I. von England, nach der Zerstreuung von dessen Sammlung aber nach Paris, wo es sich nun im Louvre befindet. Alle diese Bilder gehören zu den wunderbarsten Schöpfungen des Pinsels, die Vorwürfe entsprachen auch der heiter sinnlichen und doch naiven Anschauung Correggios. Wie stark die Wirkung dieser hinreißenden Gestalten ist, beweist außer der Bewunderung aller Zeiten die Thatsache, daß der frömmelnde Herzog Louis von Orléans den Kopf der Leda herausschneiden ließ. Er wurde in Berlin geschickt von Schlesinger ergänzt. Die Schule des Amor (Merkur, der den kleinen Amor im Lesen unterrichtet, in London, Nationalgalerie) kommt den andern Arbeiten Correggios nicht gleich; das Bild scheint auch bedeutend früher entstanden zu sein. C. ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte: sein Leben verlief in engem Kreis, und doch hat er durch seine Werke die Welt bewegt; anfangs wenig gekannt, zog er später die ganze italienische Schule in seine Bahnen. Den Namen eines Malers der Grazien hat er in der That verdient, denn in der Schilderung süßen Liebreizes und bestrickender Anmut hat es ihm niemand gleich gethan. Den lächelnden Ausdruck seiner Köpfe sowie ihren ganzen Gesichtsschnitt hat er von Leonardo da Vinci entlehnt; in dem Halbdunkel (Helldunkel), das er über die Formen zu verbreiten wußte und das er zuerst zu großer koloristischer Virtuosität ausbildete, mischen sich die Einflüsse jenes mit denen der Venezianer. Seine Farben sind durch zarte Lasuren wie mit einem durchsichtigen Schimmer bedeckt, ein fein abgestuftes Licht spielt in seinen Gestalten, und selbst dunkle Stellen des Gemäldes zeigen immer noch leicht erhellende Reflexe. Große Charaktere und strengen Adel sucht man bei ihm vergebens. Weibliche und kindliche Grazie gelingt ihm gleich gut, während seine Männer ins üppige verfallen; der feste Knochenbau und die bestimmte Form des männlichen Körpers blieben ihm fremd. In der Komposition hielt er sich nicht an strenge Gesetze, sondern suchte der Natur möglichst nahe zu kommen. Deshalb die oft unangenehmen Verschiebungen und Verkürzungen der Körperteile, die sich am stärksten in seiner Domkuppel zu Parma zeigen. Schüler von ihm sind: Gatti, Rondani, Mazzuola, sein Sohn Pomponio u. a. Weit wichtiger aber als sein Einfluß auf seine Schüler war derjenige, den er auf die Carracci ausübte, die ihn dann wieder auf die ihnen folgende italienische Kunst vererbten. Das effektreiche, sinnliche Element, die kühnen perspektivischen Verkürzungen und die bestrickende Farbe Correggios kamen den Neigungen der Barockmaler entgegen, die sie bis zur Manieriertheit übertrieben, von der C. selbst nicht ganz frei war, und seitdem war bis zur Wiederbelebung der Kunst Ende des 18. Jahrh. C. der Leitstern der Malerei. Vgl. Pungileoni, Memorie istoriche di Ant. Allegri (Parma 1817, 3 Bde.); Bigi, Notizie di A. Allegri (Modena 1873); Jul. Meyer, C. (Leipz. 1871); Mignaty, Le Corrège, sa vie et son œuvre (2. Aufl., Par. 1885; ital. Ausgabe, Florenz 1888); Lermolieff, Kunstkritische Studien über italienische Malerei (Leipz. 1890—93, 3 Bde.).

Corregidor (span., spr. -chidór; portug. Corregedor), in Spanien früher die erste, vom König eingesetzte, mit der Rechtspflege und Verwaltung in einer Stadt betraute obrigkeitliche Person; in Portugal Verwaltungsbeamter ohne richterliche Gewalt.

Corrénte (ital.), Tanz, s. Courante.

Corrénti, Cesare, ital. Staatsmann, geb. 3. Jan. 1815 in Mailand, gest. 4. Okt. 1888, studierte in Pavia und beteiligte sich seit 1833 durch Wort und Schrift, insbes. durch sein Werk »L'Austria e la Lombardia« (1845) an den Bestrebungen, welche auf die Befreiung und Einigung Italiens abzielten. Bei der Mailänder Revolution von 1848 gehörte er der provisorischen Regierung an und floh nach dem Scheitern der italienischen Erhebung nach Piemont, wo er in die Deputiertenkammer gewählt wurde. 1859 kehrte er nach Mailand zurück, half die neue Ordnung der Dinge ins Leben führen, wurde in das erste italienische Parlament gewählt und 1860 Staatsrat. Vom Februar bis Oktober 1867 war C. Unterrichtsminister im Kabinett Ricasoli und übernahm im Dezember 1869 im Kabinett Lanza-Sella dasselbe Ministerium zum zweitenmal. Er führte die allgemeine Schulpflicht ein und beseitigte die theologischen Fakultäten an den italienischen Universitäten; dagegen wurde ein von ihm verfaßter Gesetzentwurf, wonach, um den Einfluß der Geistlichkeit einzuschränken, der Religionsunterricht auch an den Sekundärschulen abgeschafft werden sollte, von den übrigen Ministern abgelehnt, worauf C. im Mai 1872 zurücktrat. 1877 wurde er zum Sekretär des Ritterordens des heil. Mauritius und Lazarus und 1886, nachdem er bei den Wahlen zur Deputiertenkammer unterlegen war, zum Senator ernannt. C. war Vorsitzender der italienischen Geographischen Gesellschaft und erster Präsident des neugegründeten »Istituto storico Italiano«. Eine Auswahl seiner Schriften gab Massarani heraus (»Scritti scelti«, Rom 1891—92, 2 Bde.). Vgl. Massarani, Cesare C. nella vita e nelle opere (Rom 1890).

Correr, Muséo, eine von dem Venezianer Theodor Correr (1750—1830) angelegte wertvolle Sammlung von Gemälden und kunstgewerblichen Altertümern, welche der Gründer der Stadt Venedig hinterlassen hat, und die sich jetzt in Fondaco dei Turchi am Canale Grande daselbst befindet.

Corrèse, ital. Dorf, s. Cures.

Correttóri (ital., »Korrektoren, Berichtiger«), eine nach der allzu machtvollen Regierung des Dogen Peter Ziani (gest. 1229) durch den Großen Rat in Venedig eingesetzte Behörde von fünf Männern, welche nach dem Tode jedes Dogen zu untersuchen hatte, ob derselbe seine Amtspflichten erfüllt habe; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen.

Corrëus (lat.). ſ. Korrealobligation.

Corrèze (ſpr. -räſ'), Fluß im ſüdweſtlichen Frankreich, entſpringt am Rande des Plateaus von Millevaches und mündet nach einem Laufe von 88 km unterhalb Brive in die Vézère (Nebenfluß der Dordogne).

Das **Departement Corrèze** wird nördlich vom Depart. Creuſe, öſtlich von Puy-de-Dôme und Cantal, ſüdlich von Lot, ſüdweſtlich von Dordogne, nordweſtlich von Obervienne begrenzt und umfaßt ein Areal von 5887 qkm (107 QM.). Das Land, aus dem ehemaligen Nieder-Limouſin gebildet, iſt ein Bergland, das von der Dordogne und deren Zuflüſſen, darunter der Vézère mit der C., bewäſſert wird. Der nördliche Teil, La Montagne genannt, erhebt ſich im Plateau von Millevaches bis zu 984 m und charakteriſiert ſich durch rauhes Klima und geringere Ergiebigkeit des Bodens; der ſüdliche, das Unterland, hat milderes Klima und bringt außer Cerealien auch Wein und Obſt hervor. Die Zahl der Einwohner beträgt (1891) 328,119. Vom Areal kommen 168,545 Hektar auf Ackerland, 111,469 Hektar auf Wieſen, 116,805 Hektar auf Wald und Buſch und 15,615 Hektar auf Weinland; das übrige iſt meiſt vortreffliches Weideland. Außer Wein (Rotwein, 1889: 22,800 hl), Getreide (hauptſächlich Roggen, 809,000 hl) und Kartoffeln (1,038,000 mtr. Ztr.) werden beſonders Nüſſe (119,300 mtr. Ztr.) und Kaſtanien (197,850 metr. Ztr.), dann Äpfel (zur Ciderbereitung) und Hanf gebaut. Beträchtlich iſt die Viehzucht; Ende 1889 gab es 5400 Pferde, 8665 Maultiere und Eſel, 160,450 Rinder, 484,800 Schafe, 93,600 Schweine, 14,300 Ziegen und 54,850 Bienenſtöcke. C. liefert insbeſ. Rinder nach Paris und gepökeltes Schweinefleiſch nach Bordeaux. Ausgebeutet werden Steinkohlen, Schiefer, Antimon, Kaolin und Bauſteine. Die Induſtrie leiſtet noch wenig; am bedeutendſten iſt die Waffenfabrikation zu Tulle; außerdem gibt es einige Papierfabriken, Töpfereien, Gerbereien ꝛc. Der Handel hat vorzugsweiſe Getreide, Kaſtanien, Nußöl, Pferde, Maultiere und Rindvieh zum Gegenſtand. Das Land iſt in drei Arrondiſſements geteilt: Brive, Tulle, Uſſel. Hauptſtadt iſt Tulle. Vgl. de Seilhac, Histoire politique du départ. de la C. sous le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration (Tulle 1891).

Corrèze, Flecken im franz. Depart. Corrèze, Arrond. Tulle, am gleichnamigen Fluß und an der Orléansbahn, hat eine Wallfahrtskapelle und (1891) 577 (als Gemeinde 1814) Einw., welche Töpferei und Verfertigung von Gewehrſchäften betreiben.

Corrib (Lough C.), einer der größten Binnenſeen Irlands, zwiſchen den Grafſchaften Galway und Mayo, 40 km lang und bis zu 12 km breit, fließt durch einen breiten Fluß bei Galway ins Meer ab und iſt wichtig für Schiffahrt und Fiſcherei. Ein Kanal verbindet ihn mit Lough Mask.

Corridas (ſpan.), ſ. Stiergefechte.

Corriéntes, Provinz der Argentiniſchen Republik, zwiſchen den Flüſſen Paraná und Uruguay, der nördliche Teil des »argentiniſchen Meſopotamien«, grenzt in N. an Paraguay, im O. an das Gouv. Miſiones, Braſilien und Urugay, im S. an Entre Rios, im W. an Santa Fé und das Gouv. Chaco, 81,148 qkm (1473,7 QM.) groß mit (1890) 200,000 Einw. Der größte Teil der Provinz iſt ein Flachland, das von zahlreichen Nebenflüſſen des Paraná (darunter der Rio C.) und des Uruguay durchzogen und von vielen Seen und Schilfſümpfen (Laguna de Yberá, Laguna Maloya) bedeckt iſt. Wellenförmige Landſtriche kommen nur am Uruguay, Paraguay und auf der Waſſerſcheide vor. Weite Strecken ſind mit einer Art Bambus, dem Tacuarà der Guarani-Indianer, bewachſen, und auf den klaren Waſſerflächen ſchwimmt die prachtvolle Victoria regia. Waldungen kommen nur im N. vor. C. iſt reich an jagdbarem Wild. Strauße ſind häufig in den Ebenen, Kaimans und der ſogen. Tiger (Felis onça) in den Sumpfdickichten. Das Klima iſt warm und feucht. Der Boden iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit, aber faſt nur in der Nachbarſchaft der Städte wirklich angebaut. Unter Kultur ſtanden Ende 1888 nur 46,631 Hektar, davon waren 26,795 Hektar mit Mais beſtellt, der Reſt mit Maniok, Zuckerrohr, Kartoffeln, Tabak u. a. Weit bedeutender iſt die Viehzucht; man zählte 1888: 268,699 Pferde, 13,496 Eſel und Maultiere, 1,841,455 Rinder, 111,085 Schafe, 16,603 Ziegen, 10,021 Schweine und 10,077 Strauße. Die großen Reichtümer, welche die Provinz in ihren Waldungen beſitzt, werden noch wenig ausgenutzt. Eine Eiſenbahn geht am rechten Ufer des Uruguay bis La Cruz und ſoll bis Poſadas am Paraná fortgeführt werden, ebenſo iſt eine Linie von Monte Caſeros am Uruguay über Mercedes nach C. im Bau. Die Telegraphen hatten 1890 eine Länge von 1132 km bei 1265 km Drähten. Man zählte 188 Elementarſchulen mit 5230 Schülern, höhere Schulen hat nur die Hauptſtadt (ſ. unten). Öffentliche Bibliotheken haben 5 Städte; es erſcheinen 18 Zeitungen und Revuen. Einteilung in 25 Departements. Die Einnahmen der Provinz betrugen 1891: 2,035,304, die Ausgaben 1,910,037 Peſos. Die Verfaſſung datiert vom 25. Mai 1889. Der Gouverneur und Vizegouverneur werden auf 4 Jahre gewählt, der Senat beſteht aus 15, die Deputiertenkammer aus 32 Mitgliedern. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt durch einen obern Gerichtshof, Diſtrikt- und Friedensrichter.

Corriéntes (San Juan de Vera de las Siete C.), Hauptſtadt der gleichnamigen argentin. Provinz (ſ. oben), am linken Ufer des Paraná, 40 km unterhalb der Vereinigung desſelben mit dem Paraguay, in 27° 28' ſüdl. Br. und 58° 49' weſtl. L. v. Gr., 77 m ü. M., Dampferſtation und künftiger Endpunkt der von Monte Caſeros am Uruguay im Bau begriffenen Eiſenbahn, hat ein Regierungsgebäude (früher Jeſuitenkloſter), eine höhere Schule, ein Lehrerinnenſeminar, eine Bibliothek, ein naturhiſtoriſches Muſeum (1854 von Bonpland begründet), 2 Hoſpitäler, ein Zuchthaus, eine Kaſerne, 4 Zeitungen, mehrere Schiffswerften, einen Hafen, lebhaften Handel mit Holz und Viehzuchtprodukten und (1890) 14,000 Einw. Die Stadt wurde 3. April 1588 durch Alonſo de Vera y Aragon gegründet.

Corrigénda (lat., »das zu Verbeſſernde«), Druckfehler- (Schreibfehler-) Verzeichnis.

Corriger la fortune (franz.), dem Glück nachhelfen, d. h. falſch ſpielen (ein Ausdruck Riccauts in Leſſings »Minna von Barnhelm«, Akt 4, Szene 2).

Corroborantia (lat.), Stärkungsmittel.

Corrodentia (Corrosiva, lat.), Ätzmittel.

Corrödi, 1) Salomon, ſchweizer. Maler, geb. 1810 in Zürich, geſt. 4. Juli 1892 in Como, ging im Alter von 20 Jahren nach Rom, der Heimat ſeiner Eltern, und bildete ſich daſelbſt im Anſchluß an die Landſchaftsmaler der hiſtoriſchen Schule, Koch, Reinhart, Catel ꝛc., in der Aquarellmalerei aus. Er erreicht darin eine Kraft und Tiefe der Farbe, die der Wirkung der Ölmalerei gleichkommen. Seine Motive wählte er hauptſächlich aus Venedig und der Umgebung Roms, wo er bis kurz vor ſeinem Tode thätig

war. Zu seinen hervorragendsten Arbeiten gehören: der Comersee, die Villa Madama, eine Sammlung von Aquarellen für die Königin von England und eine Reihe venezianischer Ansichten.

2) August, schweizer. Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1826 in Zürich, gest. daselbst 16. Aug. 1885, war anfangs für das Studium der Theologie bestimmt, widmete sich dann der Malerei und wurde 1862 Zeichenlehrer an den höhern Stadtschulen zu Winterthur. 1881 legte er diese Stelle nieder und lebte seitdem in Zürich. Seine »Lieder« (Kassel 1853) zeichnen sich durch sprachlichen Wohllaut, Humor und Gefühl für die Schönheit der Natur aus. Noch bedeutender sind seine epischen Gedichte im Schweizerdialekt: »De Herr Professer, Idyll usem Züripiet« (Winterth. 1858, 2. Aufl. 1872); »De Herr Vikari, Winteridyll usem Züripiet« (das. 1858) und »De Herr Doktor. Herbstidyll usem Züripiet« (das. 1860, dramatisiert 1872). Auch auf dem Gebiet der Novellistik versuchte sich C. mit »Ein Buch ohne Titel« (St. Gallen 1855), »Dur und Moll« (das. 1855), »Waldleben« (das. 1856, mit anmutigen Märchen), »Ernste Absichten«, ein Frühlingsbuch (das. 1860), und »Blühendes Leben« (Roman, Bern 1870). Seine spätern Publikationen sind, abgesehen von zahlreichen Jugendschriften: »Robert Burns und Peter Hebel, eine litterarhistorische Parallele« (Berl. 1873), die Lustspiele: »De Ritchnecht« (Zürich 1873) und »De Maler« (das. 1875); »Immergrün in Gedichten und Geschichten« (Leipz. 1874); »Eine Pfarrwahl«, Zeitbild in 5 Akten (Aarau 1877); »D'Bademerfahrt«, Lustspiel in Züricher Mundart (Zürich 1879); »Geschichten« (das. 1881, Bd. 1); »Der Sang vom Ärger« (das. 1881); »Wörtliche Bilder zu bildlichen Worten« (das. 1883) und das Lustspiel »Wie d' Warret würkt« (das. 1884). Er gab auch »Shakespeare. Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt« (2. Aufl., Winterth. 1864) heraus, übersetzte R. Burns' Lieder ins Schweizerdeutsch (das. 1870) und veröffentlichte »Studien zur Pflanzenornamentik« (16 Tafeln, Leipz. 1876) u. a.

3) Hermann, schweizer. Maler, Sohn von C. 1), geb. 23. Juli 1844 in Rom, bildete sich daselbst und in Paris und machte längere Studienreisen nach dem Orient. Breite, kräftige Pinselführung und frisches Kolorit, solide Technik und die dem eigenartigen Charakter jeder Gegend vortrefflich angepaßte effektvolle Stimmung sind Hauptvorzüge seiner Gemälde. Das Monumentale sagt seinem Talent besonders zu, und er liebt die breite, mehr dekorative Behandlung im guten Sinne des Wortes. 1878 erntete er mit der Ausstellung eines Cyklus von Bildern aus Cypern zu London großen Beifall; mehrere davon wurden von der Prinzessin von Wales erworben, andre gingen in englische Privatsammlungen über. Zu seinen besten Bildern gehören der zu Wien 1874 mit einer Medaille ausgezeichnete Pinienwald, Sturm auf der Insel St.-Honoré (Pariser Salon 1878), die Prozession in Sorrento, Morgen am Arno, Schloß Astura bei Nettuno und Dämmerung bei den Chalifengräbern bei Kairo. C. lebt meist in Rom.

4) Arnold, Maler, Bruder des vorigen, geb. 1846 in Rom, gest. daselbst 1874, widmete sich anfangs der Genremalerei und malte anmutige Kostümstücke mit Figuren aus dem 17. Jahrh. und dem modernen Volksleben, von denen die Balkonszene aus Venedig, die Gondelfahrt eines Liebespaars (Museum zu Basel), die Liebeserklärung (Museum zu Zürich) und die Liebeserklärung am Comersee zu nennen sind. Nach einem Aufenthalt in Paris und Deutschland fing er an, historische Genre- und Historienbilder zu malen, von denen Paulus vor dem Landpfleger Felix (1870), Einzug des Titus in Rom (1871), die Verschwörung des Catilina, Marino Falieros Verurteilung die hervorragendsten sind.

Corruptio (lat.), s. Bestechung.

Corry, Stadt in der Grafschaft Erie des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, 15 km südöstlich von Erie, verdankt sein Bestehen den 1861 entdeckten Petroleumquellen, hat zahlreiche Fabriken, bedeutenden Handel mit Petroleum und (1890) 5677 Einw.

Corselet (franz., spr. korßlä), der Brustharnisch der deutschen Reiter.

Corseul (spr. korßöl), Flecken im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrond. Dinan, an der Westbahn, mit Resten eines Marstempels und andern Ruinen des Hauptortes der Curiosolites und (1891) 336 (als Gemeinde 3259) Einw.

Corsham (spr. körßem), Stadt in Wiltshire (England), südwestlich von Chippenham, mit stattlicher Kirche, Steinbrüchen und (1891) 3931 Einw. Dabei C. Court, Landsitz des Lord Methuen, mit vortrefflicher Gemäldegalerie und großem Park. C. war in angelsächsischer Zeit oft Residenz.

Corsica (franz. la Corse), Insel im Mittelmeer, ein französisches Departement bildend, erstreckt sich nördlich von der Insel Sardinien von 41° 22′—43° 1′ nördl. Br. und von 8° 32′—9° 31′ östl. L. v. Gr., wird von dieser Insel durch die 11 km breite Straße von Bonifacio getrennt, ist von Livorno, dem nächsten italienischen Hafen, 84 km und von dem nächsten französischen Hafen, Antibes, 172 km entfernt (s. das Kärtchen S. 348). Sie hat von N. nach S. eine Länge von 185 km und eine größte Breite von 83 km, eine Küstenentwickelung von 700 km und einen Flächenraum von 8722 qkm (158,4 QM.). Die Insel ist deutlich als ein abgelöstes Stück von Sardinien zu erkennen. Mit Italien verknüpft es ein unterseeischer, wenig unter 100 Faden sinkender Rücken, auf welchem sich ihm die toscanischen Inseln entgegenstrecken, während es von der Provence durch Tiefen von 1000 Faden getrennt ist. Bei Bastia setzt sich an den Rumpf der Insel die gebirgige, 38 km lange Halbinsel von Kap Corso, so nach der Nordspitze benannt, an, die an ihrer westlichen Basis den Hafen von St.-Florent hat. Sehr viel reicher gegliedert, reicher an Buchten und malerischen, steilen Vorgebirgen ist die Westseite der Insel; es folgen aufeinander die Buchten von Calvi, Porto, Sagone, Ajaccio und Valinco, alle wiederum mit kleinern Buchten, denen freilich meist eine anschließende Ebene fehlt. Nur bei Ajaccio ist eine kleine Küstenebene vorhanden, mit Recht Campo d'Oro, das Goldfeld, genannt. Das Innere der Insel ist von rauhen Bergen erfüllt, welche deutlich eine Hauptkette mit Meridianrichtung, eine Fortsetzung derjenigen von Sardinien, erkennen lassen, aber in der Weise, daß die schwer zu übersteigende Wasserscheide im nördlichen Teil der Insel sich nahe der Nordwestküste, im südlichen näher der Ostküste hält. Die Ostseite besteht aus Kreidegesteinen, meist Kalk, an der Küste auch aus tertiären und quartären Bildungen, während der bei weitem größte Teil der Insel westlich von einer Linie, welche von Ile Rousse nach Solenzara verläuft, aus altkristallinischem Gestein, vorzugsweise Granit, besteht. Hier liegen denn auch die mächtigsten Erhebungen, rauhe Granitspitzen, den größten Teil des Jahres von Schnee bedeckt, der zentrale Monte Rotondo

Bild 11. Verbreitung der Juden in Deutschland. Jede Kopfzahl stellt 1000 Juden dar. Die Zahlen geben die Hundertsätze der Juden an der Bevölkerung an. Die Verbreitung der Juden ist ungleichmäßig. Sie sind in den Großstädten und in den Gebieten mit Großstädten stärker vertreten als in den übrigen Gebieten.

Mineralschätze Corsicas scheinen wenig bedeutend zu sein; es wird nur etwas Bergbau auf Blei-, Kupfer- und Antimonerze (zusammen 500 Ton.) getrieben. Ausgezeichnet ist das Steinmaterial, insbes. Granit, Porphyr, Jaspis, Serpentin, Marmor und Alabaster. Die Seesalzgewinnung ergab 1888: 400 Ton. Salz. Von den zahlreichen Mineralquellen ist nur die außerordentlich kohlensäurehaltige von Orezza von nicht ganz örtlicher Bedeutung. Die Industrie ist wenig entwickelt und liefert nur Gegenstände des einheimischen Bedarfs. In Bastia besteht ein Eisenwerk. Für Kommunikationsmittel ist im Innern noch wenig gesorgt. Eine Eisenbahnlinie führt von Ajaccio über den Paß von Vizzavona (1162 m), welcher mittels eines Tunnels unterfahren wird, nach Bastia; Zweigbahnen gehen von dieser Linie nach Calvi und Ghisonaccia. Der Handel ist vorzugsweise nach Frankreich (Marseille), nächstdem nach Italien und Algerien gerichtet. 1891 sind in den Häfen von C. im ganzen 2059 beladene Schiffe von 471,795 Ton. ein- und 1642 beladene Schiffe von 311,877 T. ausgelaufen. Der Warenverkehr betrug in der Einfuhr 82,544 T. (hauptsächlich Getreide und Mehl, Baumaterialien, Kohle, Metallwaren, Salz, Vieh, Käse, Viehfutter, Wein, Branntwein, Thon- und Glaswaren, Papier), in der Ausfuhr 64,909 T. (Wein, Holz, Gerberrinde, Olivenöl, Kastanien, Südfrüchte, eingelegte Früchte ꝛc.). Die Haupthäfen sind Bastia, Ajaccio und Calvi. Die Handelsflotte der Insel bestand 1891 aus 208 Schiffen mit 2932 Ton. Gehalt. C. zerfällt in die 5 Arrondissements von Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte und Sartene. Hauptstadt ist Ajaccio (s. d.). Der corsische Appellhof ist in Bastia, das Bistum in Ajaccio.

[Geschichte.] C. wurde seit der ältesten Zeit von dem ligurischen Volksstamm der Corsen bewohnt. Um 564 v. Chr. gründeten die Phokäer daselbst die Stadt Alalia (Aleria), wurden aber bald von den vereinigten Karthagern und Etruskern vertrieben, welch letztere nun die Insel besetzten. Als auch deren Seemacht allmählich sank, bemächtigten sich die Karthager der Handelsplätze an Corsicas Küsten. Während des ersten Punischen Krieges setzten die Römer sich auf der Insel fest und unterwarfen sie 231, doch benutzten sie dieselbe hauptsächlich nur als Zwischenstation für ihre Seefahrten und als Verbannungsort. C. stand unter dem Statthalter von Sardinien, bis es durch die Diokletianische Reichseinteilung eine eigne Provinz wurde. Um 465 eroberte der Vandalenkönig Geiserich die Insel, welche nach dem Untergang des Vandalenreichs Ostgoten und Byzantiner einander streitig machten. Im Anfang des 8. Jahrh. erschienen die ersten Sarazenenschwärme auf der Insel; um die Mitte des Jahrhunderts bemächtigten sich die Langobarden derselben, und mit dem Langobardenreich kam C. an die Franken. Unter Ludwig dem Frommen war die Insel dem Markgrafen Bonifacius von Tuscien unterstellt; doch lockerte sich unter den spätern Karolingern die Verbindung Corsicas mit Italien, und wenngleich die Insel noch lange von den deutschen Kaisern als ein Teil ihres Reiches angesehen wurde, so scheint sie doch im 10. Jahrh. thatsächlich unabhängig gewesen und von heimischen Dynasten beherrscht zu sein. Über diese beanspruchte 1077 Gregor VII. die Oberherrschaft, der seine Vertretung dem Bischof Landulf von Pisa übertrug; Urban II. erneuerte 1091 diese Anordnung zu gunsten des Bischofs Daimbert von Pisa und seiner Nachfolger. Den Pisanern machten seit dem Anfang des 12. Jahrh. die Genuesen die Herrschaft über die Insel streitig; 1133 teilte Innocenz II. dieselbe zwischen beiden Städten, so daß Genua den Norden, Pisa den Süden erhielt; aber der Kampf zwischen beiden erneuerte sich wieder, und schon 1187 nahmen die Genuesen das feste San Bonifacio im südlichen Teil der Insel. Der corsische Adel nahm bald für die eine, bald für die andre der rivalisierenden Städte Partei, allein die Genuesen behaupteten die Oberhand; nachdem sie in der Seeschlacht bei Molara 1284 die Flotte der Gegner vernichtet hatten, eroberten sie nach und nach die ganze Insel, welche Pisa ihnen in dem Frieden von 1299 ganz abtrat. Genua behauptete die Gewalt über C. gegen aragonesische, auf eine päpstliche Verleihung von 1295 sich stützende Ansprüche, vermochte aber der auf der Insel herrschenden Anarchie nicht zu steuern, und immer wieder kam es zu Aufständen gegen das drückende und aussaugende Regiment der genuesischen Statthalter. Besonders gefährlich wurden diese Aufstände im 18. Jahrh. Eine allgemeine Empörung, die 1730 ausgebrochen war, bewältigten die Genuesen zwar mit Hilfe kaiserlicher Truppen und nötigten die Rebellen 1732 zum Abschluß eines Friedens; allein schon im nächsten Jahr begann der Kampf unter Führung des vom Erfolg begünstigten corsischen Generals Luigi Giafferi aufs neue, und eine allgemeine Versammlung der Corsen zu Corte im Januar 1735 sprach die ewige Trennung Corsicas von Genua aus. Am 12. März 1736 landete der deutsche Baron Theodor von Neuhof (s. d.) mit einer Schar Abenteurer unter britischer Flagge bei Aleria und gewann in kurzem so großes Ansehen, daß ihn die Corsen als Theodor I. zum König von C. ernannten. Sein Königtum dauerte aber kein Jahr, und mehrere Versuche, es wiederzugewinnen, mißlangen, da Genua 1738 die Franzosen zu Hilfe rief. Indessen gelang es auch diesen nicht, die Insel zu dauernder Botmäßigkeit zu bringen; immer wieder erneuerte sich die Volkserhebung, und namentlich unter der Führung des Pasquale Paoli (s. d.), den der Großrat der Corsen 1755 als General mit voller Zivil- und Militärgewalt an die Spitze der Insel stellte, gewann der Aufstand mehr und mehr an Boden. Bis auf einige befestigte Seeplätze wurden die Genuesen völlig von C. verdrängt; auch in diesen behaupteten sie sich nur mit französischer Hilfe, und als eine corsische Expedition im Februar 1767 sogar die kleine Insel Capraja eroberte, da verkaufte Genua 15. Mai 1768 C. für 2 Mill. Frank an Frankreich. Zwar nahmen die Corsen den Kampf auch mit dieser Macht auf; aber die unglückliche Schlacht von Pontenuovo (8. Mai 1769) entschied das Schicksal der Insel. Paoli verließ dieselbe mit andern Flüchtlingen, und C. ward französische Provinz. Während der französischen Revolution kehrte Paoli 1790, zum französischen Statthalter von C. ernannt, in sein Vaterland zurück, geriet aber 1793 mit dem französischen Konvent in Konflikt, rief das Volk noch einmal zu den Waffen und eroberte mit Hilfe der Briten im Mai 1794 Bastia und Calvi, worauf sich die Corsen in einer allgemeinen Abgeordnetenversammlung zu Corte 19. Juni 1794 dem britischen Zepter unterwarfen. C. wurde als ein eignes Königreich konstituiert und erhielt eine der englischen nachgebildete Verfassung, ein besonderes Parlament und einen Vizekönig, Elliot. Aber die französische Partei gewann unter dem General Gentili seit 1796 immer mehr Anhang auf der Insel, so daß, nachdem 27. Okt. d. J. die Franzosen von Livorno aus gelandet waren, die Engländer sich zum Abzug genötigt sahen. Seitdem

blieb die Insel bei Frankreich. Vgl. Filippini, Istoria de C. (Turnone 1594; 2. Aufl., bis 1769 fortgesetzt von Gregory, Pisa 1828–32, 5 Bde.); Ehrmann, Pragmatische Geschichte der Revolutionen von C. (Hamb. 1799); Jacobi, Histoire générale de la Corse (Par. 1835, 2 Bde.); Gregorovius, Corsica (3. Aufl., Stuttg. 1878); Galletti, Histoire de la Corse (Par. 1863); Blankenstein, Reiseskizzen aus C. (Gera 1886); Buttafoco, Dictionnaire d'histoire et de géographie de la Corse (2. Aufl., Montdidier 1887); Barry, Corsican studies (Lond. 1898); Pietra Santa, La Corse et la station Ajaccio (Par. 1864); Saint-Germain, Itinéraire descriptive et historique de la Corse (das. 1868); Biermann, Die Insel C. mit besonderer Berücksichtigung von Ajaccio (als klimatischer Kurort, Hamb. 1868); Gsell Fels, Südfrankreich ꝛc. (in »Meyers Reisebüchern«).

Corsicāna, Hauptstadt der Grafschaft Navarro im nordamerikan. Staat Texas, südlich von Dallas, Bahnknotenpunkt, hat eine Militärschule, katholische Akademie, Industrie und Handel und (1890) 6285 Einw.

Corsini, einflußreiche florentin. Patrizierfamilie, die seit dem 13. Jahrh. nachweisbar ist. Gherardo C. ist der erste aus ihr, der 1342 oberster Beamter (gonfaloniere di giustizia) in Florenz war. — Andrea C., geb. 30. Nov. 1301, gest. 6. Jan. 1373, 1348 Bischof von Fiesole, ward 1629 von Urban VIII. heilig gesprochen. — Lorenzo C. ward 1730 Papst (Clemens XII., s. d.). — Don Neri C., geb. 23. Nov. 1771, gest. 25. Okt. 1845, war unter Ferdinand III. und Leopold II. toscanischer Minister des Innern und trat 1844 nach Fossombronis Tod an die Spitze der Regierung. — Sein Bruder, Don Tommaso C., geb. 7. Nov. 1767 in Rom, gest. 6. Jan. 1856, wurde 1801 Maggiordomo der Königin Maria Luisa von Etrurien, war 1809—14 Mitglied des französischen Senats und wurde 1818 von Pius VII. zum römischen Senator ernannt, legte aber diese Würde bald nieder. 1847 von Pius IX. abermals zum Senator ernannt, bewies er sich entschieden reformfreundlich, verließ aber Rom bei der Berufung einer konstituierenden Versammlung. Nach der Rückkehr des Papstes war er Mitglied der Consulta di stato. — Sein ältester Sohn, Don Andrea C., Herzog von Casigliano, geb. 16. Juli 1804, gest. 5. März 1868, war 1849—56 toscanischer Minister des Auswärtigen und wurde dann Oberkammerherr des Großherzogs von Toscana; der zweite, Don Neri C., Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, gest. 1. Dez. 1859, seit 1839 Gouverneur von Livorno, gab 1847 dem Großherzog den Rat, freiwillig eine Verfassung zu gewähren, übernahm 1848 im Kabinett Ridolfi das Ministerium des Äußern und des Krieges, zog sich aber schon nach 6 Monaten in das Privatleben zurück. Jetziges Haupt der Familie ist sein Sohn, Fürst Tommaso, geb. 28. Febr. 1835, der mehrere Jahre Bürgermeister von Florenz war und seit 1882 dem italienischen Senat angehört. Vgl. Passerini, Genealogia e storia della famiglia C. (Flor. 1858). — Der Palast C., an der Via Longara in Rom, welcher nach 1732 seine gegenwärtige Gestalt durch Ferd. Fuga erhalten hat, enthält eine reiche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, in welcher die italienischen Meister des 17. Jahrh. gut vertreten sind, und ein antikes Silbergefäß (aus Porto d'Anzio) mit getriebenem Relief, das Urteil des Areopags über den Muttermord des Orestes darstellend. Im Palast C. wohnte und starb 1689 die Königin Christine von Schweden.

Corsit, ein aus Anorthit und Hornblende bestehender Diorit (s. d.). Eine besonders ausgezeichnete Varietät des C. ist der von Corsica bekannte Kugeldiorit, in welchem die genannten Bestandteile konzentrisch und radialstrahlig angeordnet sind. S. Tafel »Mineralien«, Fig. 16.

Corssen, Wilhelm, namhafter Forscher auf dem Gebiet der altitalischen Sprachen und Dialekte, geb. 20. Jan. 1820 in Bremen, gest. 18. Juni 1875 in Lichterfelde bei Berlin, studierte 1840—44 in Berlin Philologie, wurde 1844 Adjunkt und 1846 Professor in Schulpforta, legte 1866 sein Amt nieder und lebte seitdem zu Lichterfelde ausschließlich seinen Studien. Sein erstes Hauptwerk ist: »Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache« (gekrönte Preisschrift, Leipz. 1858–59, 2 Bde.; 2. Ausg. 1868—70). Daran schlossen sich: »Kritische Beiträge zur lateinischen Formenlehre« (Leipz. 1863) und »Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre« (das. 1866). Sein zweites Hauptwerk ist: »Über die Sprache der Etrusker« (Leipz. 1874—75, 2 Bde.); er sucht in ihm die Etrusker als einen italischen, den Römern nahe verwandten Volksstamm nachzuweisen. Aus seinem Nachlaß gab H. Weber noch »Beiträge zur italischen Sprachkunde« (Leipz. 1876) heraus. Sein Interesse für Pforta und Umgegend hat C. bethätigt durch die Schriften: »Die Rudelsburg« (2. Aufl., Naumb. 1869), »Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien und der Landesschule zu Pforta« (Halle 1868), u. a.

Corswarem, s. Looz und C.

Cort, 1) Cornelis, niederländ. Kupferstecher, geboren um 1533 zu Hoorn in Holland, gest. 1578 in Rom, arbeitete anfangs viel für den Verlag des Antwerpener Kupferstechers Hier. Cock, wandte sich um 1566 nach Venedig, wo ihn Tizian, nach dem er mehrere Blätter stach, beherbergte, und von da bald darauf nach Rom. Hier entfaltete er eine einflußreiche Wirksamkeit und gründete eine Schule. Es gelang ihm, die niederländische Sauberkeit und Bestimmtheit mit der breitern Formauffassung der Italiener zu verbinden und sich eine freiere, malerische Technik zu schaffen. Zu seinen Schülern gehörte Agostino Carracci.

2) Frans de, der bedeutendste lyrische Dichter der Vlämen, geb. 21. Juni 1834 in Antwerpen, gest. 18. Jan. 1878 in Ixelles bei Brüssel, sollte sich dem Handelsstand widmen, trat aber 1857 aus seinem Kontor, um zusammen mit Jan van Ryswyck eine liberale Zeitung: »De Grondwet«, herauszugeben, übernahm 1858 die Redaktion der »Schelde«, ward 1860 Agent einer Dampfschiffgesellschaft und 1861 Sekretär des Generalauditeurs beim Cour militaire in Brüssel, wo er seit 1861 nebenbei die pädagogisch-litterarische Monatsschrift »De Toekomst« redigierte. De Corts dichterische Phantasie war keine hochfliegende, aber Gefühlstiefe und Stimmungsfülle zeichnen die meisten seiner Lieder aus, und besonders als Sänger der stillen Freuden des häuslichen Lebens und des Eheglücks wird er nur von wenigen übertroffen. Auch als Übersetzer von Gedichten aus fremden Sprachen hat er Vortreffliches geleistet, in »De schoonste liederen van Robert Burns« (Brüssel 1862); seinen ersten »Liederen« (Antwerp. 1857—59, 2 Bde.) ließ er andre Sammlungen unter den Titeln: »Zingzang« (Brüss. 1866) und »Liederen« (Groning. 1868) folgen.

Cort. (lat.), auf Rezepten soviel wie Cortex.

Cortaillod (spr. -tájo), Dorf im schweizer. Kanton Neuenburg, Bezirk Boudry, liegt in 486 m Höhe auf

dem von der Areuse geschaffenen Delta am Neuenburger See, hat (1888) 1300 Einw., die einen vorzüglichen Rotwein bauen, wie denn das ganze Uferland als Bignoble den Gegensatz zu den rauhen jurassischen Hochthälern, den Montagnes, bildet. In Klein-C. ist eine Fabrik für submarine Telegraphenkabel.

Cortan (Cuartan), früher Hohlmaß Kataloniens: für Getreide in Barcelona = 5,793 und in Tarragona = 5,9 Lit., für Wein = 7,536 und 8,665 L., für Öl zu 4 Cuart = 4,128 L.; auf Mallorca für Öl = 4,145 L.; in Buenos Aires für Flüssigkeiten = ¼ Carga oder 7,125 L.

Cor taurīnum, s. Herzhypertrophie.

Corte, Arrondissementshauptstadt im Innern der Insel Corsica, an einem schroffen, 112 m hohen Felsen am Tavignano und an der Eisenbahn Ajaccio-Bastia, mit Mauern umgeben, hat eine hoch gelegene Citadelle (um 1420 erbaut), ein Justizgebäude (1755—69 Sitz der Regierung Paolis), ein Collège mit Bibliothek, Denkmäler von Paoli und Arrighi, einen Monumentalbrunnen, Weinbau, Marmorgewinnung, Teigwarenfabrikation, Holzhandel u. (1891) 5029 Einw.

Cortège (franz., spr. -tähsch'), Gefolge, Ehrengeleit.

Cortemaggiore (spr. -maddschóre), Flecken in der ital. Provinz Piacenza, Kreis Fiorenzuola, an der Arda, hat eine schöne Kollegiatkirche mit Mausoleum der Familie Pallavicini, eine Minoritenkirche mit Fresken von Pordenone und (1881) 2069 (als Gemeinde 4549) Einw.

Cortenuōva, Flecken in der ital. Provinz Bergamo, Kreis Treviglio, unweit des Oglio, mit (1881) 984 Einw., bekannt durch den am 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs II. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereāl, Gaspard de, der erste portug. Seefahrer, welcher Entdeckungsfahrten nach Amerika machte, landete 1500 mit zwei Schiffen auf Neufundland, untersuchte den St. Lorenzstrom, dann die Küste zwischen der Lorenz- und Hudsonbai, welche er Labrador nannte, suchte aber vergeblich die in dieser Breite vermutete Durchfahrt nach Indien. Von einer zweiten Entdeckungsreise dahin kehrte er nicht wieder.

Cortes, Mehrzahl von corte (curia), d. h. Gerichtshof, Name der Ständeversammlungen in Portugal und Spanien.

Cortēse, Jacopo, Maler, s. Courtois.

Cortex, Rinde. C. Aurantii fructus, Pomeranzenschale; C. Cascarillae, Kaskarillrinde; C. Cassiae caryophyllatae, Nelkenzimt, Nelkenkassie; C. Cassiae cinnamomeae, Zimtkassie; C. Chinae, Chinarinde; C. Cinnamomi ceylanici, Ceylonzimt; C. Cinnamomi, Zimtkassie; C. Citri fructus, Zitronenschale; C. Condurango, Condurangorinde; C. Frangulae, Faulbaumrinde; C. Granati radicis, Granatwurzelrinde; C. Malabathri, Mutterzimt; C. Mezerei, Seidelbastrinde; C. nucum Juglandis, grüne Walnußschale; C. Quercus, Eichenrinde; C. Quillayae, Seifenbaum- oder Quillayarinde; C. Salicis, Weidenrinde; C. Simarubae, Ruhr- oder Simarubarinde.

Cortēz, s. Puerto Cortez.

Cortēz, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mexikos, geb. 1485 zu Medellin in Estremadura von adligen, doch armen Eltern, gest. 2. Dez. 1547, widmete sich erst zu Salamanca der Rechtswissenschaft und erlangte so eine unter den damaligen spanischen Konquistadoren seltene Bildung. Von Abenteuerlust erfaßt, schiffte er sich schon 1504 nach Westindien ein zu dem Statthalter von Haïti, Nic. de Ovando, einem Verwandten. Seine litterarischen Kenntnisse empfahlen ihn dem Statthalter Don Diego Velazquez, den er nach Cuba begleitete, und dessen Sekretär er wurde. Trotz wiederholter Differenzen, welche durch den trotzigen Charakter C.' hervorgerufen wurden, wußte er durch seine Tüchtigkeit sich in seiner Stellung zu erhalten. Durch Ausbeutung von Goldgruben und Pflanzungen erwarb er ein beträchtliches Vermögen. Als nun Velazquez, der schon zweimal versucht hatte, in Mexiko Fuß zu fassen, eine neue Expedition ausrüstete, wurde C. an die Spitze derselben gestellt und entfaltete alsbald einen so großen Eifer, daß Velazquez argwöhnisch seinen Auftrag zurücknahm. Doch wußte C. die Versuche, ihn zurückzuhalten, zu vereiteln und segelte 18. Febr. 1519 von Havana mit 11 kleinen Schiffen ab. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann, worunter 400 spanische Soldaten, 200 Indianer und 16 Reiter nebst 14 Feldgeschützen waren. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, segelte dann an der nördlichen Küste weiter, lief in den Fluß Tabasco ein und erstürmte die Stadt Tabasco, worauf sich die dortigen Indianer bereit erklärten, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, Tribut zahlten und 20 Sklavinnen lieferten; von diesen wurde Marina die Geliebte und treue Gefährtin des Eroberers, dem sie als Dolmetscherin wichtige Dienste leistete. C. setzte darauf seine Fahrt in nordwestlicher Richtung weiter fort und landete 21. April 1519 an der Stelle der spätern Stadt Veracruz. Die Eingebornen empfingen ihn freundlich; nur Montezuma, der König von Mexiko, lehnte sein Anerbieten eines Besuchs ab; allein die reichen Geschenke, mit denen der König C.' Weggang erkaufen wollte, reizten diesen und seine Begleiter vielmehr zum Bleiben. In glücklicher Verbindung der beiden Hauptziele der Spanier nannte er die von ihm neugegründete Stadt »die reiche Stadt des wahren Kreuzes« (Villa rica de la Vera Cruz). Er gründete seine weitern Pläne auf die Feindschaft des mexikanischen Lehnstaates Tlascala gegen den herrschenden Stamm der Azteken. Nachdem er seine Schiffe zerstört hatte, brach er 16. Aug. 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 8 Geschützen, wozu noch 400 Soldaten des Kaziken von Cempoalla kamen, auf. Die Bewohner von Tlascala griffen die Spanier mit Heftigkeit an, wurden aber zu Paaren getrieben und verbanden sich nun mit C. gegen Mexiko. Durch 6000 derselben verstärkt, gelangte C. nach Cholula. Als die Bewohner dieser volkreichen Stadt einen verräterischen Überfall gegen ihn planten, bestrafte er sie mit blutiger Strenge, was einen solchen Eindruck hervorbrachte, daß sich ihm alle Orte auf dem Wege nach Mexiko widerstandslos ergaben. Montezuma empfing ihn 8. Nov. 1519 vor den Thoren der Hauptstadt und ließ den Spaniern einen Palast als Wohnung anweisen, den C. mit seinen Kanonen besetzte. Der Umstand, daß ein Feldherr Montezumas eine spanische Niederlassung an der Küste auf Montezumas Befehl überfallen hatte, veranlaßte C. zu dem kühnen Schritte, den Kaiser (17. Nov.) in seinem eignen Palast gefangen zu nehmen und im spanischen Lager festzuhalten. Der gefangene Fürst, den C. demütigend und hart behandelte, regierte dem Namen nach fort; in Wirklichkeit aber war von nun an C. der Gebieter: er brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß dieser die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich zur Zahlung eines jährlichen

Tributs verstand. Die Spanier erbeuteten ungeheure Schätze. Velazquez hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Panfilo Narvaez abgesendet, um C. nebst seinen Offizieren gefangen zu nehmen und die Eroberung von Neuspanien zu vollenden. Auf die Nachricht hiervon ließ C. 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Mexiko zurück und marschierte 20. Mai 1520 mit den übrigen 250 Mann dem Feind entgegen. Er überfiel Narvaez in der Nacht, schlug ihn und nahm ihn mit dem größten Teil seiner Leute gefangen; die meisten derselben traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Mexikaner bewog ihn, mit 1300 Spaniern und 8000 Tlascalanern nach Mexiko zurückzueilen. Hier wurde er in seiner Festung von dem ganzen mexikanischen Volke belagert und in eine so verzweifelte Lage versetzt, daß er, nachdem Montezuma 30. Juni 1520 von den Aufrührern getötet worden war, sich gezwungen sah, die Stadt zu verlassen. Der Rückzug geschah in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1520, der sogen. noche triste, und wurde mit dem Verlust von 860 Spaniern, sämtlicher Geschütze und Büchsen, der meisten Pferde, der Bagage und der Schätze sowie Tausender von Tlascalanern erkauft. Mit den Trümmern seines Heeres stieß C. auf ein unermeßliches mexikanisches Heer und wurde verwundet. Der Ritter Salamanca rettete seine Landsleute nur dadurch vom Untergang, daß er, sich mitten in die Feinde stürzend, die Reichsfahne eroberte, was die Niederlage der Mexikaner herbeiführte. Am 8. Juli erreichten die Spanier Tlascala. Durch neue Truppen, welche Velazquez und der Statthalter von Jamaica gegen ihn sandten, verstärkt, so daß sein Heer nun 550 Fußsoldaten und 40 Reiter zählte und auch mit einem kleinen Artilleriepark versehen war, brach er 28. Dez. von Tlascala von neuem gegen Mexiko auf, wo inzwischen der Neffe des Montezuma, Guatimozin, ein junger Mann von bedeutenden Fähigkeiten, auf den Thron gelangt war. C. nahm die zweite Stadt des Reiches, Tezcuco, die er wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier machte, und gewann bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen auch die übrigen Städte am See von Mexiko mit Gewalt oder auf friedliche Weise. Von Haïti aus noch durch 200 Soldaten, 80 Pferde und 2 schwere Kanonen und durch zahlreiche Indianer verstärkt, ließ er 28. April 1521 von drei Seiten her den Angriff beginnen. Der erste allgemeine Sturm wurde mit Verlust der Spanier, von denen 40 lebendig in die Hände der Mexikaner fielen u. den Götzen geopfert wurden, abgeschlagen. Erst nach Zerstörung von drei Vierteln der Stadt trafen die drei Abteilungen der Spanier 27. Juli 1521 auf dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt zusammen. Nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich 13. Aug. 1521 der Überrest der Stadt. Auf den leisen Verdacht eines Komplotts wurden Guatimozin und die Kaziken von Tezcuco und Tacuba bald darauf ohne jede rechtliche Form gemartert und aufgehängt. Das mexikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen. C. wurde, obgleich die Partei des Velazquez am Hof gegen ihn thätig war, von Karl V. als Oberfeldherr und Statthalter von Neuspanien bestätigt. Er schritt alsbald zum Wiederaufbau der Hauptstadt, stellte Ruhe und Ordnung im Reiche her und betrieb mit besonderm Eifer die Ausbreitung des Christentums. Auch unternahm er 1524 einen Zug nach Honduras, um eine Durchfahrt nach dem Großen Ozean aufzufinden. Doch bald ward C. bei Karl V. des Amtsmißbrauchs, der Erpressung und des Strebens nach Unabhängigkeit beschuldigt. Als der Kaiser deshalb 1526 Untersuchungsrichter nach Mexiko schickte, begab sich C. freiwillig nach Spanien, ward vom König mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von Santiago geschmückt und mit dem Titel eines Marquis del Valle de Oajaca und bedeutenden Ländereien in Neuspanien belohnt. 1530 schiffte sich C. wieder nach Mexiko ein, doch nur mit der höchsten militärischen Gewalt bekleidet, weil der Kaiser nicht C.' Empörung gegen den rechtmäßigen Statthalter Velazquez billigen wollte. Später erfuhr C. noch die Kränkung, daß Antonio de Mendoza als Vizekönig nach Mexiko gesandt wurde. Mißvergnügt darüber, ging C. auf neue Entdeckungen aus und fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Er kehrte darauf nach Spanien zurück, ward jedoch mit Kälte aufgenommen, und seine Ansprüche fanden kein Gehör. Immer auf günstigern Bescheid hoffend, zog er sich in die Einsamkeit eines Landgutes in Castilleja de la Cuesta bei Sevilla zurück. Seine Gebeine wurden in Mexiko beigesetzt, verschwanden aber 1823. C. hinterließ einen Sohn, Don Martin, dessen männliche Nachkommen im dritten Geschlecht ausstarben. C.' Titel und Besitzungen sind dann an den neapolitanischen Herzog von Monteleone übergegangen. — C. war von schlanker, kräftiger Gestalt, von schönem, blassem Antlitz mit großen dunkeln Augen, in allen ritterlichen Künsten geübt, mäßig, ehrgeizig und leidenschaftlich, dabei von kalt berechnender Schlauheit, rasch im Entschluß und zäh bei der Durchführung, beredt und leutselig, als Feldherr und Staatsmann hochbegabt und klaren und tiefen Geistes. Er ist einer der edelsten Charaktere unter den spanischen Konquistadoren. Ein Teil seiner ausführlichen (fünf) Briefe über seine Feldzüge ist abgedruckt in Lorenzanas »Historia de nueva España« (Mexiko 1770), ein andrer in Gayangos' »Cartas y relaciones de Hernando C. al emperador Carlos V.« (Par. 1866) und französisch herausgegeben von Vallée (das. 1879). Vgl. außer Prescotts »Geschichte der Eroberung von Mexiko«: Folsom, The dispatches of Hernando C. (New York 1843); Helps, Life of Hernando C. (Lond. 1871, 2 Bde.).

Corticelli (spr. -tschelli), Maler, s. Pordenone.

Cortin (Cuartin), früher katalonisches Maß für Wein und Branntwein, = ½ Cortan; Weinmaß auf Mallorca, = 20,28 Lit.

Cortina d'Ampezzo, s. Ampezzo.

Cortisches Organ, s. Gehör.

Cortland, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates New York, Bahnknotenpunkt, mit Staatsnormalschule, verschiedenen Fabriken und (1890) 8590 Einw.

Corton (spr. -tong), eine der feinsten Sorten Burgunderweine von Beaume.

Cortona, Stadt in der ital. Provinz Arezzo, 650 m ü. M., am Abhang eines Berges über dem Val di Chiana und an der Eisenbahn Florenz-Rom gelegen, hat kyklopische Mauern, Reste römischer Bäder und eines sogen. Bacchustempels, eine Kathedrale (Frührenaissancebau) und mehrere andre Kirchen mit Gemälden von Signorelli, Fiesole u. a., ein altes Kastell, schöne Paläste und (1881) 3605 (als Gemeinde 26,353) Einw. C. ist seit 1325 Bischofsitz und hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Accademia etrusca, mit Bibliothek und Museum etruskischer Altertümer. C. ist Geburtsort der Maler

Luca Signorelli und Pietro Berrettini, genannt da Cortona. Zwischen C. und dem nahen See von Perugia das Schlachtfeld von 217 (s. Trasimenischer See). — C., im Altertum auch Crotona genannt, war uralt und eine der bedeutendsten etruskischen Städte, verfiel aber in der Römerzeit und blühte auch durch eine dahin gesandte römische Kolonie nicht auf. Im spätern Mittelalter hielt die Stadt sich meist zu den Ghibellinen; im 14. Jahrh. kam sie unter die Herrschaft der Familie Casale, wurde 1409 von dem letzten Abkömmling derselben dem König Ladislaus von Neapel und von diesem 1412 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie fortan blieb.

Cortōna, Pietro da (eigentlich Berrettini), ital. Maler, geb. 1. Nov. 1596 in Cortona, hielt sich meist in Rom auf und starb daselbst 16. Mai 1669. Er schuf eine große Anzahl Werke für Rom, Florenz u. a. O. in Öl und in Fresko. Das kolossale Deckengemälde im Palazzo Barberini, die Fresken in der Galleria Pamfili zu Rom und die im Palazzo Pitti zu Florenz gehören zu seinen bedeutendsten Werken. Die Leichtigkeit seiner Erfindung, seine gewandte Hand und die heitere und festliche Farbe seiner Fresken sind die Vorzüge seiner Werke, denen es jedoch an Durchbildung der Form und Tiefe des Ausdrucks fehlt. Seine Ölbilder befriedigen am wenigsten. Er übte einen großen, aber ungünstigen Einfluß auf die italienische Kunst aus; seine Nachahmer, die sogen. Cortonisten, lernten von ihm, große Räume mit rascher Hand auszumalen, aber keine Gründlichkeit.

Cörulein (Alizaringrün, Anthracengrün) $C_{20}H_8O_6$, ein Teerfarbstoff, welcher durch Erhitzen von Gallein mit konzentrierter Schwefelsäure und Ausfällen mit Wasser erhalten wird, kommt als schwarze, in Wasser, Alkohol und Äther unlösliche Paste oder in Verbindung mit Natriumbisulfit als in Wasser lösliche schwarze Paste (Cörulein S) in den Handel. Es dient namentlich in der Zeugdruckerei zur Hervorbringung echter olivengrüner Nüancen.

Cöruleum (Cölin), lichtblaue Mineralfarbe, wird durch Erhitzen von Kobaltvitriol mit Zinnsalz und Kreide dargestellt, besteht wesentlich aus zinnsaurem Kobaltoxydul mit Zinnoxyd u. Gips, ist sehr beständig, bei Tages- und Lampenlicht himmelblau und wird vorwiegend in der Malerei auf Porzellan und Steingut, auch in der Öl- und Aquarellmalerei verwendet.

Cörulignōn (Cedriret) $C_{16}H_{16}O_6$ entsteht bei der Behandlung der aus rohem holzessigsaurem Kalk und Salzsäure bereiteten unreinen Essigsäure mit chromsaurem Kali, bildet dunkelstahlblaue Nadeln, löst sich nur in Karbolsäure, aus welcher es durch Alkohol und Äther gefällt wird, und mit blauer Farbe in konzentrierter Schwefelsäure, aus welcher es aber nicht unverändert wieder abgeschieden werden kann. Es entsteht auch bei Oxydation von Dimethylpyrogallol aus Buchenholzteer. C. ist ein chinonartiger Körper, der sich vom Hexaoxydiphenyl $C_{12}H_4(OH)_6$ ableitet und durch Zinn und Salzsäure sowie durch schweflige Säure in Hydrocörulignon $C_{12}H_4(OH)_2(OCH_3)_4$ verwandelt wird. Dieser kristallisierbare, in Alkohol und Essigsäure, wenig in Wasser lösliche Körper schmilzt bei 190°, destilliert unzersetzt, gibt mit Schwefelsäure eine orangefarbene, beim Erwärmen fuchsinrote Lösung und mit Oxydationsmitteln C. Das Hydrocörulignon findet sich im rohen Holzessig und wird bei der Reinigung desselben in C. verwandelt.

Coruña, La (spr. -runnja), span. Provinz in Galicien, nimmt den nordwestlichsten Teil der Iberischen Halbinsel ein, grenzt im O. an die Provinz Lugo, im S. an Pontevedra (Grenze der Ullafluß), im W. und N. an das Meer und hat ein Areal von 7903 qkm (143,5 QM.). Das Land ist von einem vielverzweigten System nicht sehr hoher Gebirge (bis 800 m) durchzogen, hat weit in das Land hineinreichende Strandseen (rias) und viele Küstenflüsse, meist von kurzem Lauf, worunter der Tambre und Ulla die bedeutendsten sind. Das Klima ist verhältnismäßig kühl und feucht. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1887) 613,881 Seelen; sie ist, mit 78 Einw. auf das QKilometer, ziemlich dicht, meist in kleinen Gehöften und Weilern verstreut. Der Boden ist trotz seines gebirgigen Charakters gut angebaut, enthält herrliche Wiesengründe, Bergtriften und Waldungen. Die Getreideproduktion und Viehzucht liefern über den eignen Bedarf der Provinz Ausfuhrartikel; sehr bedeutend ist auch die Seefischerei. Der Bergbau ist noch wenig entwickelt. Die Industrie liefert gesalzene und geräucherte Fische und Fleischkonserven, dann Artikel für den Bedarf der Fischerei und Schiffahrt, Maschinen, Metallwaren, Glas, Thonwaren, Leder, Baumwollwaren, Leinwand, Spitzen, Tabak, Schokolade, Hüte, Schuhwaren. Die Provinz besitzt auch eine größere Zahl von Mineralquellen. Dem Handel dienen gute Häfen, vor allen Coruña und Ferrol, letzteres zugleich der Hauptkriegshafen Spaniens.

Coruña, La, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt auf einer Halbinsel an der Bai (ria) von C., an der Eisenbahn Palencia-C., und ist einer der ersten Handelsplätze Spaniens, mit prachtvollem, völlig gesichertem Hafen, der von Granitfelsen umschlossen und durch fünf Forts stark befestigt ist. Die Stadt zerfällt in die Alt- oder Oberstadt, auf dem östlichen Teil der Halbinsel, und in die neue Unterstadt, Pescaderia genannt, auf dem schmalen Isthmus. Sie hat 6 Kirchen, ein Lagno (ehemaliges Kloster), eine nautische Schule, eine Kunstschule und zählt (1887) 37,251 Einw. An industriellen Etablissements besitzt C. eine große Zigarrenfabrik (mit 2000 Arbeiterinnen), eine Glasfabrik, Schiffswerfte, Konservenfabriken, Baumwollweberei u. a. In den Hafen von C. liefen 1890: 473 beladene Schiffe von 590,626 Ton. ein (ungerechnet die Küstenschiffahrt mit 1036 eingelaufenen Schiffen von 265,663 Ton.). Die Ausfuhr (darunter Rindvieh, Konserven, Schokolade) hatte einen Wert von 6,8, die Einfuhr (darunter Zucker, Kakao, Kaffee, Spirituosen, Getreide, Petroleum, Häute, Bauholz und Stockfisch) einen solchen von 11,8 Mill. Pesetas, wozu noch der Küstenhandel mit 29,1 Mill. Pesetas in der Ausfuhr und 18,6 Mill. Pesetas in der Einfuhr kommt. C. ist Sitz eines Generalkapitäns, des Gouverneurs, eines Appellationsgerichts, eines Handelsgerichts und mehrerer auswärtiger Konsulate, darunter eines deutschen. Am Nordufer der Halbinsel, 2 km von der Stadt, steht der unter Trajan restaurierte, wie man vermutet, von den Phönikern oder Karthagern erbaute, 22 m hohe Herkulesturm, der als Leuchtturm dient. — C. soll von den Phönikern gegründet worden sein. Unter der römischen Herrschaft hieß der im Gebiete der Artabrer gelegene Ort Caronium, ebenso im Mittelalter, später La Corogna. 1598 ward es von den Engländern erobert und verbrannt, später befestigt. Am 22. Juli 1805 schlugen die Engländer bei C. die spanisch-französische Flotte. Als sich Ende 1808 der General Moore mit dem englischen Hilfskorps, das in Spanien hatte eindringen wollen, vor den Franzosen

nach C. zurückzog, wurde er noch vor vollendeter Einſchiffung 16. Jan. 1809 von Soult angegriffen und fiel im Kampf; C. mußte ſich 19. Jan. den Franzoſen ergeben. Am 20. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volk und von den Truppen die Konſtitution proklamiert; doch eroberte General Bourck 13. Juli 1823 die Höhen vor der Stadt, worauf dieſe 13. Aug. kapitulierte.

Corusconüſſe, ſ. Elfenbein.

Corvallis, Stadt im nordamerikan. Staat Oregon, Grafſchaft Benton, am Willamette, mit Ackerbauſchule und (1891) 1527 Einw.

Corvāra, Dorf in der ital. Provinz Teramo (Abruzzen), 26 km ſüdlich von Penne, Geburtsort des Gegenpapſtes Nikolaus V. (ſ. d.), der danach vielfach Peter von C. genannt wird.

Corvidae, ſ. Corvus.

Corvina (Bibliotheca Corviniana), die berühmte Bücherſammlung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (geſt. 1490), welche, etwa 5000 Handſchriften (darunter viele mit prachtvollen Miniaturen) umfaſſend, in der Feſtung Ofen als öffentliche Bibliothek aufgeſtellt war, im 16. Jahrh. aber zerſtreut wurde. Ein großer Teil wurde von den Türken nach Konſtantinopel geſchleppt, von wo die letzten Überreſte 1869 und 1877 als Geſchenk des Sultans nach Ungarn zurückkamen. Vgl. Fiſcher, König Matthias Corvinus und ſeine Bibliothek (Wien 1878).

Corviniello, Metallarbeiten, welche mit eingelegter Perlmutter, Steinen, Schildpatt oder mit andern Metallen verziert ſind und nach einem von C. v. Corvin erfundenen Verfahren dargeſtellt werden. Die einzulegenden Stücke werden, der Zeichnung entſprechend, auf einem Modell des darzuſtellenden Stückes mit Firnis ſo befeſtigt, daß die Seite, welche ſpäter die Oberfläche bildet, dem Modell zugekehrt, alſo aufgeklebt wird. Hierauf macht man das Ganze mit der Graphitbürſte leitend und bringt es in einen galvanoplaſtiſchen Apparat. Das ſich abſcheidende Metall ſchlägt ſich auf die freie Fläche des Modells nieder und hüllt allmählich die angeklebten Stücke vollſtändig ein. Hat der galvaniſche Niederſchlag die gewünſchte Stärke erlangt, ſo löſt man ihn ab und ſieht nun auf der dem Modell zugekehrten Seite die eingelegten Stücke in der ſauberſten Weiſe in Metall eingebettet. Man reinigt dann die Oberfläche und verziert ſie durch Vergolden, Verſilbern, Gravieren ꝛc. Man fertigt nach dieſem Verfahren Schalen, Tiſchplatten, Präſentierteller, Möbeleinlagen, Buchdeckel und Platten zur Verzierung von allerlei Gegenſtänden an.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Maximus Meſſala, ſ. Meſſala. — 2) Matthias C., König von Ungarn, ſ. Matthias.

Corvinus, Jakob, Pſeudonym des Schriftſtellers Wilhelm Raabe (ſ. d.).

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, Schriftſteller, geb. 12. Okt. 1812 in Gumbinnen, geſt. 3. März 1886 in Wiesbaden, wurde in den Kadettenhäuſern zu Potsdam und Berlin erzogen und diente 1830—35 als preußiſcher Leutnant in Mainz, wo er mit Fr. Sallet befreundet wurde, dann in Saarlouis. Nachdem er 1835 ſeinen Abſchied genommen, lebte er in Frankfurt a. M., ſeit 1840 in Leipzig, wo er litterariſchen Beſchäftigungen oblag. Ein entſchiedener Demokrat, nahm er im April 1848 am Aufſtand in Baden thätigen Anteil, kehrte auch im Mai 1849 nach Baden zurück, verteidigte als Bürgerwehroberſt Mannheim bis nach der Schlacht von Waghäuſel gegen die Preußen, wurde zuletzt Chef des badiſchen Generalſtabs in Raſtatt und leitete die Verteidigung dieſer Feſtung. Nach ihrer Übergabe ſtandrechtlich zum Tode verurteilt, wurde C. zu ſechsjähriger Einzelhaft begnadigt und verbüßte dieſe im Zellengefängnis zu Bruchſal. Nach ſeiner Entlaſſung (Oktober 1855) ging er nach London, wo er wieder litterariſch thätig war. Während des nordamerikaniſchen Bürgerkriegs war er Spezialkorreſpondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, ebenſo 1870/71 Korreſpondent der »Neuen Freien Preſſe« vom Kriegsſchauplatz. Seit 1874 lebte er zu Wertheim in Baden, von wo er ſpäter wieder nach Leipzig überſiedelte. Er erfand das Corviniello (ſ. d.). Von ſeinen Schriften ſind als die bedeutendern anzuführen: »Abriß der Geſchichte der Niederlande bis auf Philipp II.« (Leipz. 1841); »Hiſtoriſche Denkmale des chriſtlichen Fanatismus« (daſ. 1845, 2 Bde.; 7. Aufl. u. d. T.: »Pfaffenſpiegel«, Rudolſtadt 1891); »Illuſtrierte Weltgeſchichte« (mit Held, Leipz. 1844—51, 4 Bde.); »Geſchichte der Aurora von Königsmark« (daſ. 1847; 2. Aufl., Rudolſt. 1890); »Erinnerungen aus meinem Leben« (Amſterd. 1861, 4 Bde.; 4. Aufl., Rudolſt. 1890); »Die goldene Legende. Naturgeſchichte der Heiligen« (Bern 1875; 2. Aufl., Rudolſt. 1889); »Aus dem Zellengefängnis. Briefe 1848—56« (daſ. 1884).

Corvus (lat.), Sternbild, ſ. Rabe.

Corvus, Rabe (ſ. d.); Corvidae, Raben, Familie der Sperlingsvögel (ſ. d.).

Corydālis *Dec.* (Hohlwurz, Taubenkropf), Gattung aus der Familie der Fumariaceen, einjährige oder ausdauernde Gewächſe, häufig mit knolligem Wurzelſtock, bisweilen rankend, mit zarten, dreizählig-fiederig zuſammengeſetzten Blättern, in Ähren oder Trauben ſtehenden Blüten, unregelmäßiger, am Grund höckeriger oder geſpornter Blumenkrone und zweiklappiger, vielſamiger, ſchotenförmiger Kapſel; etwa 70 Arten, die meiſt der nördlichen gemäßigten Zone, beſonders Europa und Aſien, angehören. C. cava *Schw.* et *K.* (Lerchenſporn), mit knolliger, hohler Wurzel und kleinen purpurrötlichen, ſeltener weißen Blüten, ausdauernd, wächſt in Gebüſchen und Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (Hohlwurzel, Herzwurz) wurde früher arzneilich benutzt. Sie enthält ein kriſtalliſierbares, nicht flüchtiges Alkaloid, Corydalin $C_{18}H_{19}NO_4$, deſſen alkoholiſche Löſung alkaliſch reagiert und bitter ſchmeckt. Es findet ſich auch in der ſcharf bitter ſchmeckenden Wurzel von C. fabacea *Pers.*, mit blaßrot violetten Blüten, welche als große Erdrauchwurzel arzneilich benutzt wurde. Mehrer C.-Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coryllis, ſ. Papageien.

Corylus, ſ. Haſelſtrauch.

Corymbus, ſ. Doldenriſpe.

Corypha *L.* (Schirmpalme), Gattung aus der Familie der Palmen, bis 6 m hohe Bäume mit geringeltem oder gefurchtem, ſehr geradem Stamm, langen, ſtachligen Blattſtielen, fächerförmigen Blättern, endſtändiger Blütenriſpe (weshalb ſie nur einmal im Leben blühen können), hermaphroditiſchen weißen oder grünen, ſtark riechenden Blüten und rundlichen, einſamigen Beeren. Die Gattung umfaßt ſechs ſehr nahe verwandte Arten im indiſchen Florenreich. C. umbraculifera *L.* (Schattenpalme, Fächerpalme, Tallipotbaum, ſ. Tafel »Palmen I«), an felſigen Orten auf Ceylon, auf der Küſte Malabar ꝛc., wird über 20 m hoch, hat 2 m lange, armdicke Blattſtiele und 1,9 m lange, 4 m breite Blätter mit 95—100 Segmenten, welche allgemein als Sonnen- und Re-

genschirme und zu Flechtwerk benutzt werden. Auf solchen Blättern sind die heiligen Überlieferungen der Singhalesen mit metallenem Griffel eingegraben. Das Holz ist fest und hart, das Mark des Stammes liefert geringen Sago, die jungen Triebe geben guten Palmkohl, aus den harten Steinkernen werden allerlei Zieraten verfertigt. Aus den Blättern von C. Gebanga *Bl.* (Gebangpalme), auf Java, werden Körbe, Beutel, Hüte ꝛc. geflochten, aus den Fasern Mützen, Hemden ꝛc. gewebt. C. australis *R. Br.* (s. Tafel »Blattpflanzen II«), soviel wie Livistona australis. Mehrere C.-Arten werden in Palmhäusern kultiviert.

Coryphaena, die Goldmakrele.

Coryphodon *Owen*, fossile Gattung der Amblypoden (s. Huftiere), den Dinoceraten am nächsten verwandt, umfaßt Arten von der Größe des Tapirs bis zu der eines Stieres, mit kurzen, plumpen Beinen und auffallend kleinem Gehirn. Sie finden sich zahlreich im nordamerikanischen Eocän, spärlich in Europa, und waren die größten Säugetiere der Eocänzeit.

Coryza, der Schnupfen.

Cos., mathemat. Abkürzung für Cosinus.

Cos, indische Meile, s. Koß.

Cosa (ital., »Sache, Ding«), in der Algebra (s. d.) früher Bezeichnung der unbekannten, zu findenden Größe, daher der Ausdruck regola della cosa, »Regel Coß«, für Algebra, und cossisch für algebraisch, Cossisten für Algebraiker im 15., 16. und teilweise noch im 17. Jahrh.

Cosa, im Altertum Stadt in Etrurien, von Volci abhängig, nahe dem Meer auf der südlichen der beiden Landzungen gelegen, welche den Mons Argentarius mit dem Festland verbinden, 273 und 196 v. Chr. von Rom aus kolonisiert, mit gutem Hafen. Sie existierte bis ins 3. Jahrh. n. Chr. Ihre Ruinen, Ansidonia genannt, finden sich beim heutigen Orbetello. Wohl erhalten sind jedoch nur die Stadtmauern, oft bis zu einer Höhe von 9 m, mit vorspringenden viereckigen Türmen.

Cosalá, Bergwerksort im mexikan. Staat Sinaloa, 75 km südöstlich von Culiacan, hat Gruben von goldhaltigem Silber und 5000 Einw.

Coscile (spr. -schile, bei den Alten Sybaris), Fluß in der ital. Provinz Cosenza, entspringt am Abhang des Monte Pollino und ergießt sich in den Crati kurz vor dessen Mündung in den Golf von Tarent.

Cos Destournel (spr. ko dästurnell), s. Bordeauxweine.

Cosèguina (Cosèguina), Vulkan in Nicaragua, unter 13° nördl. Br., an der Fonsecabai auf einer Halbinsel, 863 m hoch, namentlich durch seinen gewaltigen Ausbruch von 1835 bekannt.

Cosel, 1) (Cossell) Anna Konstanze, Gräfin von, Geliebte Augusts des Starken, geb. 17. Okt. 1680 auf Deppenau im Holsteinischen als Tochter des dänischen Obersten v. Brockdorf, gest. 31. März 1765, vermählte sich 1699 zu Wolfenbüttel mit dem sächsischen Kabinettsminister v. Hoym, der sie, um sie vor den Verführungen des Hofes zu sichern, auf seinen Gütern wohnen ließ. Infolge einer Wette erreichte der Fürst von Fürstenberg doch, daß König August sie sah. Da dieser sich sofort in sie verliebte, ließ sie sich nach einigem Sträuben von ihrem Gatten scheiden und wurde 1707 als Reichsgräfin von C. anerkannte Mätresse des Königs. Über 9 Jahre behauptete sie sich in der Gunst des Königs und benutzte dieselbe zur Ansammlung eines großen Vermögens. Durch ihre Versuche, sich in die Regierung und die Politik einzumischen, machte sie sich aber die Minister, namentlich Flemming, zu Feinden. Als sie dem König 1716 nach Warschau folgen wollte, ward sie unterwegs zur Rückkehr nach Dresden genötigt, entfloh zwar nach Berlin, wurde aber, da sie sich weigerte, das Dokument, in welchem der König sie und ihre Kinder anerkannt hatte, herauszugeben, 1716 in Halle verhaftet, nach der Festung Stolpen gebracht und, da sie jede Auskunft über den Verbleib ihres Vermögens verweigerte, in strengem Gewahrsam gehalten. Nach dem Tode des Königs bot man ihr größere Freiheit an, doch wollte sie nunmehr ihr Gefängnis nicht mehr verlassen. Sie war unbezweifelt eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hochgebildet und besonders in der französischen Litteratur sehr bewandert, welche ihr in ihrer Gefangenschaft fast den einzigen Genuß gewährte. Von ihren mit August erzeugten und 1724 legitimierten Kindern war Friedrich August, Graf von C., geb. 1712, General der Infanterie und Kommandant der Garde du Corps, erbaute das Coselsche Palais in Dresden, legte den Coselschen Garten an und starb 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Konstanze, 1708—28, heiratete den Oberkammerherrn v. Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, 1709—84, den polnischen Großschatzmeister Grafen Moczinski. Vgl. R. v. Weber, Anna Konstanze, Gräfin von Cosel (im »Archiv für sächsische Geschichte«, Bd. 9, 1870).

2) Charlotte von, unter dem Pseudonym Adelheid von Auer bekannt gewordene Schriftstellerin, geb. 6. Jan. 1818 in Berlin als Tochter des Generals v. C., lebt seit 1848 in Schwedt a. d. O. In einer größern Anzahl von Romanen und Erzählungen, von denen wir »Fußstapfen im Sand« (Berl. 1868), »Modern«, Roman in Briefen (das. 1868; 3. Aufl., das. 1880), »Eine Barmherzige Schwester« (Schwerin 1870), »Achtzig Stufen hoch« (Stuttg. 1871), »Aufgelöste Dissonanzen« (Leipz. 1879), »Im Labyrinth der Welt« (Berl. 1879), »Lebende Bilder« (Leipz. 1880), »Luftschlösser« (Berl. 1882) nennen, stellt sie modernes Leben mit entschiedenen, aber nicht aufdringlichen konservativen Tendenzen dar.

Cosenz, Enrico, ital. General, geb. um 1820 in Gaeta, trat als Offizier in die neapolitanische Armee, zog mit dieser 1848 nach Oberitalien und blieb nach ihrer Rückkehr in Venedig, an dessen Verteidigung gegen die Österreicher er hervorragenden Anteil nahm. Nach der Übergabe Venedigs 1849 lebte er in ärmlichen Verhältnissen zu Turin. 1859 trat er als Oberst in das Alpenjägerkorps Garibaldis, nahm 1860 am Zuge nach Sizilien teil, zeichnete sich im Gefecht bei Milazzo aus und ward unter der Diktatur Garibaldis in Neapel Kriegsminister. 1861 trat er in die italienische Armee ein, befehligte 1870 beim Angriff auf Rom als Generalleutnant eine Division, später das 1. Armeekorps in Turin und ward 1881 zum Chef des neuorganisierten Generalstabs ernannt. C. gilt als einer der gelehrtesten Offiziere Italiens. 1893 trat er in den Ruhestand. Seit 1860 Mitglied der Deputiertenkammer, wurde er 1872 Senator.

Cosénza, ital. Provinz, bis 1871 Calabria citeriore genannt, bildet den nördlichen Teil der Landschaft Kalabrien, grenzt im N. an die Provinz Potenza, im S. an Catanzaro, im O. an das Jonische Meer (Golf von Tarent), im W. an das Tyrrhenische Meer und hat einen Flächenraum von 6697 qkm (121,6 QM.) mit einer Bevölkerung von (1881) 451,185 Seelen (Ende 1891 mit 464,510 berechnet). Das Land umfaßt den Südabfall des eigentlichen Apen-

nin (Monte Pollino 2271 m), die westliche Kette des kalabrischen kristallinischen Apennin (Monte Cocuzzo 1542 m), den nördlichen Teil des Silagebirges (1930 m) und das zwischen diesen Bergzügen gelegene, teilweise versumpfte und wegen Malaria unbewohnbare Thal des Crati und seiner Mündungsebene. Die Provinz ist gut bewässert (Crati, Coscile, Savuto ꝛc.) und fruchtbar. Hauptprodukte der Landwirtschaft sind: Getreide, insbes. Weizen, Hülsenfrüchte, Flachs, Kastanien, Wein (durchschnittlich 820,000 hl), Öl und Südfrüchte. Von Wichtigkeit sind ferner die Seidenraupenzucht (1889: 640,000 kg Kokons) und die Viehzucht, welche viel Käse und Schafwolle liefert. Auch wird (zu Lungro) Steinsalz gewonnen (1889: 7645 Ton.). Die Industrie beschränkt sich auf etwas Seiden-, Flanell- und Baumwollweberei, Teerfabrikation und Sägemühlenbetrieb. Die Provinz zerfällt in vier Kreise: C., Castrovillari, Rossano, Paola.

Cosénza, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 256 m ü. M. am Fuß des Silagebirges, am Crati, welcher hier den Busento aufnimmt, 18 km vom Tyrrhenischen Meer, an der Zweigbahn Sibari-C., wird von einem großen Kastell überragt und zerfällt in die Altstadt, mit engen, steilen Gassen, und die Neustadt, mit großen, stattlichen Bauten. Die Stadt hat einen 1750 renovierten Dom mit dem Grabmal Ludwigs von Anjou, einen stattlichen Justizpalast, ein neues Theater, ein Denkmal der Erhebung von 1844, ein geistliches Seminar, ein Gymnasiallyceum, eine technische Schule, zwei wissenschaftliche Akademien, eine Handelskammer und (1881) 12,590 (als Gemeinde 16,686) Einw., welche Thon-, Eisen- und Stahlwaren erzeugen, rege Landwirtschaft und Handel mit Seide, Wein, Öl ꝛc. betreiben. C. ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden. — C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium. Das Erzbistum ward im 11. Jahrh. gestiftet. Die Stadt wurde oft durch Erdbeben verwüstet, so schon 1181, am schrecklichsten 1638 und 1783 (wobei alle ältern Bauwerke zerstört wurden) und neuerdings 1854 u. 1870. 410 starb hier der Westgotenkönig Alarich, der von den Seinen der Sage nach im Flußbett des Busento begraben ward.

Cos Gayon, Fernando, span. Rechtsgelehrter und Staatsmann, wurde 1855 Promotorfiskal in Madrid, 1857 Beamter im Ministerium des Innern, Theaterzensor des Königreichs, Administrator der Staatsdruckerei und Redakteur der offiziellen »Gazeta de Madrid«; dann trat er in die Finanzverwaltung über und war vom März 1880 bis Februar 1881 Finanzminister. Außerdem war er wiederholt Vizepräsident der Cortes. Sein erster litterarischer Versuch war die Herausgabe der Vorlesungen, die er am Ateneo von Madrid 1848—50 gehalten, und die unter dem Titel: »Historia de la administracion publica de España desde la dominacion romana hasta nuestros dias« erschienen. Später schrieb er eine Menge Monographien und Artikel in Zeitschriften, namentlich in der »Revista de España«. Am 15. Juni 1879 wurde er in die Academia de las ciencias morales y politicas aufgenommen. 1890 übernahm C. in dem neuen Kabinett Canovas das Ministerium der Finanzen, in dem ungebildeten Kabinett Canovas (November 1891—93) die Justiz.

Coshocton (spr. koschókt'n), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Ohio, am Muskingumfluß, mit Eisen- und Stahlwerken u. (1890) 3672 Einw.

Cosi fan tutte (ital., »so machen's alle [Frauen]«), sprichwörtlich gewordener Titel einer Oper von Mozart (Text von Daponte).

Cosihuiriáchic (spr. -tschik, Santa Rosa de C.), Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, im W. von Chihuahua, am Fuß des Busa de C. (2380 m), früher durch Silberminen blühend und damals mit 10,000, jetzt nur noch 3000 Einw.

Cosimo, Pietro di, ital. Maler, geb. 1462 in Florenz, gest. daselbst 1521, war Schüler des Cosimo Rosselli, bildete sich unter dem Einfluß des Filippino Lippi und der mailändischen Schule weiter aus. Er zeigt eine phantastische Richtung in der Komposition und große Vorliebe für die Landschaft. Wichtig ist C. durch seinen Einfluß auf Andrea del Sarto, Pontormo, Franciabigio und andre hervorragende Meister der spätern Zeit. Seine interessantesten Schöpfungen sind einige mythologische Kompositionen (Geschichte des Perseus, in den Uffizien zu Florenz, Venus, Amor und Mars, im Berliner Museum), die sich durch eigenartige Auffassung auszeichnen.

Cosimo de' Medici, s. Medici.

Cosini, Silvio, da Fiesole, ital. Bildhauer, [s. Fiesole 3).

Cosmas, s. Kosmas.

Cosmäten, Künstlergeschlecht, das von der zweiten Hälfte des 12. bis zum Anfang des 14. Jahrh. in Söhnen und Enkeln unter den Namen Cosma, Lorenzo, Jacopo, Luca, Giovanni und Deodato blühte und in der einheimischen Kunstgeschichte Roms während dieses Zeitraums eine wichtige Rolle spielt. Die C. lehnten sich in den Grundzügen anfangs an die Bauwerke des Altertums, später an die Gotik an und erfüllten nicht nur Rom selbst, sondern auch die weitere Umgebung (Latium, Tuscien, selbst Umbrien) mit zahlreichen, zum Teil höchst anmutigen Werken dekorativen Charakters, die meist eine Vereinigung von Architektur, Skulptur und musivischer Malerei bildeten, wie Tabernakel, Ambonen, Grabmäler, Vorhallen, Kreuzgänge, Klosterhöfe, Altäre, Throne, Mosaikfußböden, Thürpfosten ꝛc., wofür die Ruinen antiker Gebäude das Material an farbigen Steinen hergaben. Als tüchtige Baumeister bekunden sie sich besonders an der Vorhalle des Domes von Cività Castellana (von Jacopo und Lorenzo, 1210) und in den Klosterhöfen des Laterans und der Abtei St. Paul in Rom. Ihre schönsten Arbeiten fallen in die Zeit Bonifacius' VIII. (1294—1303). Hierher gehören namentlich das Monument des Bischofs W. Durante in Santa Maria sopra Minerva zu Rom, ferner die Grabmäler des Kardinals Gonsalvo in Santa Maria Maggiore und des Kaplans Stefano de' Surdi in Santa Balbina daselbst (alle drei vom Meister Giovanni). Die C. zeichneten sich durch feinen Sinn für die Form im Verein mit großer technischer Gewandtheit aus und sind als die einzige originale Kunstschule, welche Rom in damaliger Zeit besaß, von Bedeutung.

Cosmetica (lat.), soviel wie kosmetische Mittel.

Cosmia, s. Eulen.

Cosmophyllum *C. Koch*, Gattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art C. cacaliaefolium *C. Koch* et *Bouché*, einem Strauch oder kleinen Baum Guatemalas, mit sehr großen, ovalen, siebenlappigen, hell gelblichgrünen, kurz behaarten, angenehm reinettenartig riechenden Blättern, endständigen Blütendolden mit kamillenähnlichen Blüten und vierseitigen Achenen mit kurzem Pappus. Diese schöne, ungemein schnellwüchsige Blattpflanze wird in Gärten auf Rasenplätzen kultiviert.

Cosne (spr. kon', das alte Condate), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Nièvre, rechts an der Loire, am Einfluß des Nohain und an der Lyoner Bahn, mit zwei schönen Brücken, mehreren alten Kirchen und einem Collège, hat ansehnliche Messer-, Nägel-, Feilen- und Töpferwarenfabrikation, Wein- und Getreidehandel und (1891) 7269 Einw.

Cospetto di Bacco! (ital.), potztausend!

Coß (Regel C.), s. Cosa.

Cossa, 1) Francesco, ital. Maler, einer der Hauptvertreter der ältern ferrareſiſchen Schule, war 1456 als Gehilfe ſeines Vaters Criſtoforo C. in Ferrara thätig und nahm nach 1470 ſeinen Wohnſitz in Bologna, wo ſich das Freskobild einer thronenden Madonna mit dem Stifterpaar von 1472 in der Kirche Madonna del Baracano und das Temperabild einer thronenden Madonna mit den Heiligen Petronius und Johannes Evangeliſta von 1474 (in der Pinakothek) erhalten haben. In dieſen Werken hält er ſich an Coſimo Tura, den er jedoch an Größe der Auffaſſung übertraf. Er war auch an den Fresken im Palazzo Schiffanoja in Ferrara beteiligt, die mythologiſche und allegoriſche Figuren und Szenen aus dem Leben des Erbauers, des Herzogs Borſo von Eſte, darſtellen. Ein Jugendwerk von ihm, eine Verkündigung Mariä, beſitzt die Dresdener Galerie.

2) Pietro, ital. Dramatiker, geb. 25. Jan. 1830 in Rom, geſt. 30. Aug. 1881 in Livorno, kämpfte nach zurückgelegten Studien auf den Schlachtfeldern der Lombardei für die nationale Unabhängigkeit, verließ, als jener Kampf einen übeln Ausgang genommen und Rom in die Hände der Franzoſen gefallen war, Italien und unternahm eine Reiſe nach Amerika, wo er namentlich Chile und Peru beſuchte. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er zuerſt ſeinen Wohnſitz in Turin und ging dann wieder nach Rom, wo er ſeitdem die Profeſſur der italieniſchen Litteratur an einer techniſchen Schule bekleidete. Die dramatiſche Laufbahn ſchlug C. ein mit der Tragödie »Mario ed i Cimbri« (1862), die aber nicht zur Aufführung gelangte. Seine weitern Dramen: »Puschin« (1869), »Sordello« (1872), »Beethoven« (1872; deutſch von Lungwitz, 1885), »Monaldeschi« (1874), gingen mit mäßigem Beifall über die Bretter. Großartigen Erfolg hatte dagegen ſein Drama »Nerone« (1871; deutſch von Reißner, Leipz. 1874), von ihm ſelbſt »Komödie« betitelt, ein originelles Werk, welches das halb grandioſe, halb burleske Bild des römiſchen Tyrannen und das ſeiner Zeit in farbigen und lebensvollen Szenen erneuert. Im Buchhandel erlebte das Werkchen eine Reihe Auflagen; auf der Bühne war es das größte Ereignis des Jahrzehnts. In der Folge lieferte C. noch eine »Messalina« (1876) und eine »Cleopatra« (1879), worin die Kühnheit der Auffaſſung und der Charakteriſtik das Publikum gleichfalls mit fortriß; ferner eine Komödie: »Plauto e il suo secolo« (1876; deutſch von Lungwitz, Plauen 1881), einen »Cola da Rienzi«, das in kräftigen Zügen ausgeführte Drama »I Borgia« (1878), einen »Giuliano l'Apostata« (1876) und »Cecilia«, ein Drama, das die Geliebte Giorgiones zur Heldin hat und mit rauſchendem Beifall aufgeführt wurde. Sein letztes Stück war: »I Napoletani del 1799«. Großartigkeit des Entwurfs und lebhaftes Kolorit ſind allen dieſen ſchon durch pikante Themata anziehenden Werken mehr oder weniger eigen, ebenſo aber auch Mangel an Einheitlichkeit der Anlage und phantaſtiſche Überſchwenglichkeit. Coſſas »Poesie liriche« erſchienen geſammelt Mailand 1876. Vgl. Trevisani, Autori drammatici, Bd. 1: »Pietro C.« (Rom 1885).

3) Luigi, ital. Nationalökonom, geb. 27. Mai 1831 in Mailand aus einer adligen Familie (ſein noch lebender Vater Joſeph iſt ein bekannter Polyglott und Paläograph), ſtudierte in Pavia, Wien und Leipzig, wurde 1858 zum Profeſſor der politiſchen Ökonomie an der Univerſität zu Pavia, ſpäter auch an dem Polytechnikum in Mailand ernannt. C. iſt mit Erfolg bemüht, die Reſultate der modernen volkswirtſchaftlichen Litteratur ſelbſtändig zu verwerten. Seine Hauptwerke ſind: »Guida allo studio dell' economia politica« (3. Aufl., Mail. 1890; deutſch von Moormeiſter, Freiburg 1880); »Primi elementi di economia politica« in 3 Bänden, Bd. 1: »Economia sociale« (9. Aufl., Mail. 1891; deutſch von Moormeiſter, 2. Aufl., Freiburg 1893), Bd. 2: »Economia agraria« (1890), Bd. 3: »Scienza delle finanze« (6. Aufl., Mail. 1893; deutſch bearbeitet von Eheberg, 8. Aufl., Leipz. 1891); »Saggi di economia politica« (Mail. 1878).

Coſſio, Ort, ſ. Bazas.

Coſſiſch, Coſſiſten, ſ. Cosa.

Coſmann, Bernhard, Violoncellvirtuoſe, geb. 17. Mai 1822 in Deſſau, erhielt ſeinen erſten Unterricht vom dortigen Konzertmeiſter Drechsler und bildete ſich ſodann bei Müller in Braunſchweig und Kummer in Dresden weiter aus. 1840—46 war er in Paris an der Italieniſchen Oper, 1847—48 am Leipziger Gewandhausorcheſter angeſtellt; darauf bereiſte er England und Frankreich, wurde 1850 Kammervirtuoſe in Weimar, 1866—70 Lehrer am Konſervatorium in Moskau, ließ ſich dann in Baden-Baden nieder und wirkt ſeit 1878 am Hochſchen Konſervatorium in Frankfurt a. M.

Coſſon (spr. -ong), Erneſt, Arzt und Botaniker, geb. 22. Juli 1819 in Paris, geſt. daſelbſt 31. Dez. 1889, ſchrieb: »Compendium florae atlanticae, ou Flore des États barbaresques: Algérie, Tunisie, Maroc« (1881—87, 2 Bde.); »Illustrationes florae atlanticae« (1883—89); »Conspectus florae atlanticae« (1881), auch Floriſtiſches über die Umgegend von Paris.

Coſſonay (spr. -nä), Bezirkshauptort im ſchweizer. Kanton Waadt, an der Venoge, Knotenpunkt der Linien Lauſanne-Biel-Baſel und C.-Pontarlier der Jura-Simplonbahn, hat eine alte reformierte Kirche und (1888) 1044 Einw. Dabei eine Burgruine.

Cossus, Weidenbohrer; bei den alten Römern eine große, in Eichen lebende Larve (des Hirſchkäfers oder eines Bockkäfers), welche von ihnen gegeſſen wurde.

Costa (lat.), die Rippe (ſ. d.).

Coſta, 1) Lorenzo, ital. Maler, geb. um 1460 in Ferrara, geſt. 5. März 1535 in Mantua, Schüler des Coſimo Tura und des Ercole Roberti zu Ferrara, war erſt hier, dann in Bologna thätig, wo Francia Einfluß auf ihn gewann. Er beſaß eine derbe, realiſtiſche Natur, welche ſelbſt von Francias milder Kunſtweiſe nicht unterdrückt werden konnte; Reichtum an Phantaſie dagegen hatte er nicht. Seine Hauptwerke befinden ſich zu Bologna: in San Petronio eine Madonna mit Heiligen (1492) und die zwölf Apoſtel (1495), in San Giovanni in Monte Mariä Krönung (1497) mit ſchöner Landſchaft, die C. überhaupt glücklich behandelte, ferner eine Madonna mit muſizierenden Engeln und Heiligen, in Santa Cecilia Fresken, in San Giacomo Maggiore die Madonna mit der Familie Bentivoglio (1488) und Allegorien (1490), im Berliner Muſeum eine Darſtellung Chriſti im Tempel (1502).

2) Paolo, ital. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 in Ravenna, studierte hier und in Padua, hatte nach und nach die Lehrstühle zu Treviso, Bologna und Korfu inne und starb 21. Dez. 1836. Er war der bedeutendste Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule und suchte das Studium der Alten neu zu beleben, nahm auch mit Orioli und Cardinali an der Revision des großen Wörterbuches der Crusca (1819—20) teil, übersetzte die Oden des Anakreon, die homerische »Batrachomyomachie«, Schillers »Don Karlos« u. a. m. Durch seine vielverbreitete Erklärung der »Divina Commedia« (Bologna 1817 u. ö., später von Bianchi umgearbeitet) wirkte er in weitern Kreisen erfolgreich für die Kenntnis Dantes. Sein Traktat »Dell' elocuzione« (Forlì 1818) wurde in den Schulen Italiens eingeführt. Seine Werke erschienen gesammelt Bologna 1825 und Florenz 1829—30, 8 Bde. Seine Biographie schrieb Mordani (Forlì 1840).

3) Isaak da, niederländ. Dichter u. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1798 in Amsterdam, gest. 28. April 1860. Er gehörte einer angesehenen, aus Portugal stammenden jüdischen Kaufmannsfamilie an. Seine ersten poetischen Versuche lenkten die Aufmerksamkeit des Dichters Bilderdijk auf ihn, der seitdem seine weitere Ausbildung überwachte und bald in den vertrautesten Verkehr mit ihm trat. 1816 begab sich C. behufs der Vollendung seiner Studien nach Leiden, wohin auch Bilderdijk übersiedelte. Nachdem er 1818 zum Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und 1821 zum Doktor der Philosophie promoviert worden, trat er 1822 zum Christentum über und bald darauf (1823) mit seiner heftigen Bilderdijkianischen Streitschrift »Bezwaren tegen den geest der eeuw« hervor, welcher andre folgten und womit er der Stifter des sogen. Réveil und der Begründer der jetzigen politisch-religiösen antirevolutionären Partei wurde. Als Dichter ist er allgemein als der vorzüglichste Schüler von Bilderdijk anerkannt. Mit Übersetzungen von Äschylos' »Persern« (1816) und »Prometheus« (1820) und einem Trauerspiel »Alphonsus I« (1818) hatte er angefangen. Seine ersten poetischen Werke erschienen 1821 und 1822; fast 25 Jahre war er nur polemisch thätig gewesen, als er 1840 sein Volk mit dem großen politisch-historischen Gedicht »Vijfentwintig jaren« überraschte, dem allmählich andre folgten. Vorzüglich ist noch sein Gedicht »Hagar« (1847) und sein Schwanengesang »De slag bij Nieuwpoort« (1859). Noch schrieb er Bilderdijks Leben (1859) und ein historisches Werk »Israël en de volken« (1848—49; deutsch von R. Mann, Frankf. a. M. 1855). Seine Gedichte erschienen gesammelt von J. P. Hasebroek (Haarl. 1861—62), seine »Brieven« von Groen van Prinsterer (Amsterd. 1872—76, 3 Bde.). Ein Bild seiner Persönlichkeit gaben H. J. Koenen (Amsterd. 1861) und A. Pierson (Haarl. 1865). Seine Biographie schrieb Jan ten Brink in »Geschiedenis der Noord-Nederlandsche letteren« (Amsterd. 1888).

4) Michele, Komponist und Dirigent, geb. 4. Febr. 1810 in Neapel, gest. 29. April 1884 in Brighton, ward auf dem Konservatorium in Neapel gebildet und begab sich 1828 nach London, wo er seitdem blieb. C. gehörte zu den beliebtesten Musikern in England und stand namentlich als Orchesterdirigent in großem Ansehen. Als solcher leitete er neben der Italienischen Oper noch die von ihm ins Leben gerufenen geistlichen Konzerte in Exeter Hall sowie die der Philharmonischen Gesellschaft und fast alle in England stattfindenden Musikfeste, im besondern die alle 3 Jahre gefeierten Londoner Händelfeste. Zugleich war er Hofkonzertdirektor, als welcher er 1869 von der Königin zum Ritter (Sir) erhoben wurde. Unter seinen Kompositionen sind die Oper »Don Carlos« (1844) und die in England beliebten Oratorien »Eli« und »Naaman« hervorzuheben.

Costa Alvarenga, Pedro Francisco, Mediziner, geb. 1826 in Piauhy (Brasilien), gest. 14. Juli 1883, studierte in Brüssel, ließ sich in Lissabon als Arzt nieder und arbeitete besonders über Cholera, Gelbes Fieber und Herzkrankheiten. Er schrieb: »Anatomia pathologica da febre amarella« (Lissab. 1861); »Memoria sobre a insuficiencia das valvulas aorticas« (das. 1862); »Estado da questão ácerca do duplo sopra crural na insuficiencia das valvulas aorticas« (das. 1863). Auch redigierte er die »Gazeta medica« in Lissabon.

Costa-Cabral, Antonio Bernardo da, Marquis de Tomar, portug. Staatsmann, geb. 9. Mai 1803 zu Formos de Algostra in Oberbeira, gest. 1. Sept. 1889, studierte in Coimbra die Rechte, ward Advokat in Oporto und bekleidete dann hohe Richterstellen. 1835 zu Lissabon in die Cortes gewählt, gesellte er sich anfangs der Opposition zu, trat aber bald zur Hofpartei über, wurde daher 1838 Zivilgouverneur von Lissabon und 1839 Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten. In dieser Stellung suchte er die königliche Macht von den Schranken der Verfassung zu befreien, bildete 27. Jan. 1842 in Oporto eine revolutionäre Junta und rief die Charte Dom Pedros aus, ward durch ein königliches Dekret zum Schein entsetzt, kehrte jedoch, vom Hof im geheimen begünstigt, bald nach Lissabon zurück und übte nun als Minister des Innern unumschränkte Gewalt. Er benutzte diese zwar zur Herstellung der Ordnung und zu manchen zweckmäßigen Einrichtungen und Verordnungen, regierte aber sehr willkürlich, verschleuderte die Staatsgelder, führte drückende Steuern ein, mißachtete die Unabhängigkeit der Gerichte und machte sich dadurch so verhaßt, daß wiederholt Unruhen ausbrachen. Infolge eines Aufstandes zu Oporto 17. Mai 1846 mußte er seine Entlassung nehmen und sich flüchten, kehrte jedoch bald wieder zurück, stand 1847 an der Spitze des chartistischen Wahlausschusses, ging im Oktober 1848 in außerordentlicher Mission nach Madrid, saß nach seiner Rückkehr im Januar in den Cortes und ward Ende Mai 1849 von der Königin mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Er regierte wieder in der frühern Weise, zum Ruin namentlich der Finanzen. Ein von Saldanha erregter Aufstand beraubte ihn endlich 26. April 1851 seines Ministerpostens und nötigte ihn zur Flucht nach England. Er kehrte indes im Februar 1852 nach Lissabon zurück und ward 1859—61 portugiesischer Gesandter in Brasilien. Seitdem lebte er zurückgezogen und bekleidete nur noch die Ämter eines Staatsrats und Präsidenten des höchsten Verwaltungstribunals. Vgl. Bavoux, A. B. da C. (Par. 1846).

Costarica (span., »reiche Küste«), der südlichste der mittelamerikan. Freistaaten (s. Karte »Westindien und Zentralamerika«), liegt zwischen 8°—11° 16′ nördl. Br. und 82° 40′—84° 50′ westl. L. v. Gr., auf der Landenge zwischen dem Großen Ozean im W., dem Karibischen Meer im O., dem kolumbischen Depart. Panama im S. und Nicaragua im N., gegen welches nach dem Schiedsspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten 1888 der Fluß San Juan und der

Nicaraguasee die Grenzen bilden, und umfaßt 54,070 qkm (982 QM.), nach offizieller Angabe 59,570 qkm (1081,9 QM.). C. ist ein verhältnismäßig schmales Gebirgsland, das auf beiden Seiten von Küstenlandschaften begrenzt ist und in der Mitte ein Tafelland oder zentrales Hochland enthält. Letzteres wird von einer doppelten Gebirgskette (im Durchschnitt gegen 2000 m hoch) gebildet, welche von Veragua her in nordwestlicher Richtung das Land durchzieht, nach dem Stillen Ozean zu steil abfällt, dagegen zum Atlantischen Meer hinab sich ziemlich sanft senkt. Während im südlichsten Teil der beiden Gebirgsketten, und zwar besonders in der Kordillere von Talamanca Gneis und Glimmerschiefer sowie Granit und Syenit, von aufgerichteten und gefalteten miocänen Schichten begleitet, herrschen, finden sich weiter im N. zahlreiche, zum Teil noch thätige Vulkane, die entweder, wie der Monte Lyon und der Ujum, dem Grundgebirge aufgesetzt sind, oder, wie das in der Nähe von Cartago und weiter nördlich der Fall ist, große, zusammenhängende vulkanische Gebirge, aus Laven (Andesite, Trachyte und Basalte) und Tuffen aufgebaut, darstellen. Die bedeutendsten dieser Vulkane sind: der Pico blanco (2942 m) und der Ujum (2650 m) im Südostteil des Landes; der Turialba (3459 m) und der Irazu (3505 m) in der Gegend von Cartago, beide noch thätig; nördlicher der Barba (2652 m) und der schwefelreiche Poas 2711 m), und noch mehr nordwestlich, im S. des Nicaraguasees, die isolierten Kegel Tenorio und Miravalles (1432 m), Rincon de la Vieja und Orosi (1585 m). Die Ablagerungen in den Küstengegenden sind jüngern, tertiären und quartären Alters, zum Beweis, daß die Verbindung zwischen Nord- und Südamerika erst jungen Ursprungs ist. Der Mineralreichtum des Landes ist nicht groß, obschon Gold, Silber-, Kupfer- und Bleierze sowie Braunkohlen an vielen Stellen gefunden werden. Die Ostküste ist einförmig; die Westküste hat den Golfo Dulce und die Nicoyabai. Von den Flüssen sind auf größere Strecken schiffbar der San Juan und seine Nebenflüsse San Carlos und Sarapiqui (Sucio) sowie der in den Nicaraguasee mündende Rio Frio. Die übrigen sind entweder gar nicht oder doch nur auf unbeträchtliche Strecken schiffbar. Das Klima ist heiß und an den zum großen Teil sumpfigen Küsten immer ungesund (mittlere Temperatur 25—30°), dagegen schön, gemäßigt und gesund auf der Höhe des Tafellandes. Die atlantische Seite von C. hat keine eigentliche Trockenzeit, während die pacifische Seite vom Januar bis April sehr regenarm ist, so daß die Vegetation teilweise ganz vertrocknet. Das erstere Gebiet ist kälter als das letztere. In San José (Seehöhe 1135 m) beträgt die Jahrestemperatur 20,8°, die mittlern Jahresextreme 28,1° und 14,1°. Kältester Monat ist der Dezember (20,1°), wärmster der April (22,2°). Die Regenmenge beträgt 182 cm, das Maximum im Juli 40, das Minimum im Februar 0,2 cm. Gewittertage 42. Sonnenscheindauer 1911 Stunden. Mit seiner Pflanzenwelt zum mexikanischen Gebiete gehörig, bietet C. als Übergangsregion eine Mischung mexikanischer und südamerikanischer Gewächse. An der östlichen, dem Karibischen Meere zugewandten Abdachung der Kordillere, die von den Niederschlägen des Passats befeuchtet wird, erhebt sich ein aus Palmen und andern tropischen Baumformen gemischter Wald fast bis zum Kamm der Berge. Koniferen fehlen hier ganz, Eichen und alpine Sträucher rücken in ein höheres Niveau; dagegen findet man jenseit des Kammes an der pacifischen Küste in der offenen Landschaft fast nur Savannengehölze und erreicht den Tropenwald erst in der Nähe der Küste. Eichen und Nadelhölzer treten hier schon in der tropischen Region auf und in geringer Meereshöhe bereits alpine Kräuter. Auf den Alpenmatten des höchsten Berggipfels, des Irazu, ersetzen Ericaceen (Vaccinium, Pernettya) den Steviengürtel der mexikanischen Andes. In den palmenreichen Wäldern des Ostabhanges finden sich von südamerikanischen Charaktergewächsen die Gattungen Bactris, Geonoma und Iriartea. Hier ergänzt der Wald durch Baumfarne, Scitamineen und die Rubiacee Warszewiczia pulcherrima. Das Zentralplateau bei 1600 m Höhe nehmen lichte Waldungen aus Cedreleen, Bombax-, Cupania-, Inga- und Bursera-Arten mit dornigen Mimosen ein. Die Tierwelt Costaricas, zu der mexikanischen Subregion der neotropischen Region gehörend, ist besonders an Säugetieren und Vögeln sehr reich. Die Affen sind durch mehrere Arten vertreten, an Raubtieren finden sich Jaguar, Puma und kleinere zu den Katzen und Hunden gehörige Arten, von den Paarzehern das Nabelschwein und kleine Hirscharten, von den Unpaarzehern der amerikanische Tapir. Von den Vögeln sind hervorzuheben Papageien, Tukane, Hokkohühner, Löffelreiher ꝛc., auf dem Hochland Aasgeier, Spechte, Falken. Reptilien sind besonders durch Schlangen und Leguane vertreten; die Insektenwelt ist sehr zahlreich und zum Teil von tropischer Pracht.

Die Bevölkerung betrug nach der Zählung vom 18. Febr. 1892: 243,205 (122,480 männlich, 120,725 weiblich), mit den wahrscheinlich nicht Gezählten 262,700 Seelen. Sie sind der großen Mehrheit nach unvermischt spanischer Rasse, der Rest besteht aus 6840 Ausländern, 1200 freien Negern, 600 Chinesen, 5000 zivilisierten und 2800 unzivilisierten Indianern. Die Hauptmasse der Bevölkerung bewohnt die Hochebene von San José oder Cartago und das Thal des Rio Grande. Staatsreligion ist die römisch-katholische, aber alle andern Konfessionen sind nach dem Gesetz von 1832 geduldet. Ein 1850 gegründetes Bistum ist dem Erzbischof von Guatemala unterstellt. Für Volksbildung sorgen die ärmlich ausgestattete Universität von San José, zwei Lyceen und (1888) 925 Elementarschulen mit zusammen 13,924 Schülern.

Erwerbszweige sind vornehmlich Landbau und Viehzucht. Vorzüglich pflegt man die seit 1832 eingeführte Kultur des Kaffees, für welchen der Boden ganz besonders geeignet erscheint, und der noch bis jetzt das Haupthandelsprodukt ist. Kaffee wird bis zu mehr als 800 m, Tabak über 1600 m angebaut, Mais und Bohnen im ganzen Lande, Kakao, Zuckerrohr und Bananen in den Tiefebenen. Viehzucht wird besonders auf den Savannen und Catingas (mit vereinzelten Bäumen und Büschen besetzten Wiesenflächen) in den Depart. Guanacaste und Alajuela betrieben. Von Metallen wird nur Gold (in den Minen von Monte Aguacate) ausgebeutet. Die Industrie ist noch ganz unbedeutend. Branntweinbrennerei und Tabaksbau sind Monopol der Regierung, welche 1892: 1,644,046, bez. 616,605 Pesos daraus gewann.

Der Handel ist recht bedeutend. Die Einfuhr betrug 1891: 8,351,029, die Ausfuhr 9,664,607 Pesos. Die Einfuhr besteht in baumwollenen und wollenen Geweben, Maschinen, Eisen-, Glas-, Porzellan- und Steingutwaren, Wein, Bier, Spirituosen u. a., die Ausfuhr vornehmlich in Kaffee (1891: 8,484,115 Pesos) und Bananen (680,000 Pesos), dann in Nutz- und Farbhölzern, Gold, Kakao, Schildpatt, Kautschuk,

Fellen ꝛc. Der Handel mit Deutschland ist im Wachsn; 1891 betrug die Einfuhr daher 1,697,480 Pesos. Die Regierungsbank, Banco de Costarica, ist zur Ausgabe von Banknoten berechtigt. In beiden Häfen, Punta Arenas und Limon, liefen 1891: 192 Schiffe mit 188,147 Ton., bez. 186 Schiffe mit 233,646 T. ein. Eine schon seit langem bestehende, 135 km lange Landstraße führt von San José nach Punta Arenas, eine Eisenbahn zwischen beiden Städten geht ihrer Vollendung zu, ebenso die Verbindung zwischen San José über Cartago nach Limon, von wo in nordwestlicher Richtung eine Linie bereits bis Carrillo führt. Ende 1892 betrug die Gesamtlänge aller Bahnen 258 qkm, die der Telegraphendrähte 1000 km, auf denen auf 43 Ämtern 222,231 Depeschen befördert wurden. Die Post hatte 1891: 50 Ämter und im innern Verkehr 838,051, im äußern 752,686 Sendungen. Obgleich ein Dekret vom 19. Sept. 1884 für Maße und Gewichte das metrische System einführte, sind die altkastilischen allgemein im Gebrauch. 1 Libra hier = 460,142 g, 1 Tercio = 150 Libras, 1 Cajuela = 0,687 Lit. Als Münzen verkehren hauptsächlich eigne Goldpesos zu 100 Centavos, jetzt = 3,5835 Mk. Fremde Silberpesos wehrt der Staat ab.

Verfassung und Verwaltung. Nach der Verfassung von 1859, geändert 22. Dez. 1871 und 26. April 1882, wird der Präsident und ein Kongreß von 21 Deputierten indirekt auf 4 Jahre gewählt. Zur Wahlberechtigung wie zur Wählbarkeit sind 21 Lebensjahre erforderlich. Das Ministerium besteht aus vier vom Präsidenten ernannten Mitgliedern. C. wird eingeteilt in sieben Provinzen: Alajuela, Cartago, Guanacaste, Heredia, Limon, Punta Arenas und San José. Sitz der Regierung, des höchsten Gerichtshofs und des Landesbischofs ist die Hauptstadt San José (s. d.). Außerdem sorgen für die Rechtspflege ein Kassationshof, zwei Appellhöfe und in jeder Provinz ein Obergericht. Die Staatseinnahmen (vornehmlich Zölle, Branntwein- und Tabaksmonopol) betrugen 1892: 5,808,474, die Ausgaben 5,449,290, die Staatsschuld 21,675,643 Pesos, wovon 2,811,102 Pesos innere Schuld und Papiergeld. Das stehende Heer zählt 600 Mann, eine Miliz, welche alle Männer von 18—55 Jahren umfaßt, 12,000 Mann, doch fehlt jede militärische Organisation. Das Wappen (s. Tafel »Wappen III«) zeigt drei spitze Berge im Meer, hinter und vor ihnen ein Schiff, hinter dem Berge rechts die aufgehende Sonne, oben am Himmel fünf Sterne. Die Flagge (s. Tafel »Flaggen I«) besteht aus fünf Horizontalstreifen, blau, weiß, rot, weiß, blau, der mittlere (rote) Streifen von doppelter Breite. In der Mitte des Flaggtuches das Wappen. Die Handelsflagge hat letzteres nicht. Orden bestehen nicht.

Geschichte. Das Land wurde von Columbus 5. Okt. 1502 entdeckt und von ihm Costa Rica y Castilla de Oro genannt, weil er an verschiedenen Stellen von den Eingebornen mit Goldstückchen beschenkt worden war. Die ersten spanischen Niederlassungen waren Fonseca in Chiriqui (1523) und Bruselas am Golf von Nicoya. Beide wurden aber bald wieder verlassen. Der erste wahre Eroberer des Landes, welcher dasselbe zum größten Teil durchzog, war Juan Vasquez de Coronado (1561—65). Er gründete 1563 Cartago in der Nähe der heutigen Stadt; 1578 wurde Esparza gegründet. 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, der Sitz der Regierung ward nach San José verlegt, und C. war fortan einer der Vereinigten Staaten von Mittelamerika, bis es sich 1840 von der Union lossagte und durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat konstituierte. Gegen Ende 1848 hatte der Staat einen Aufstand der Indianer zu bekämpfen und Ende 1850 einen Krieg mit Honduras zu führen. Länger dauernde innere Unruhen entstanden, als der 1850 zum Präsidenten erwählte Juan Rafael Mora 8. Mai 1859 zum viertenmal an die Spitze der Regierung berufen wurde. Eine Vereinigung der Liberalen und der Fremden, besonders der Engländer und Deutschen, deren wachsendem Einfluß Mora entgegengetreten war, stürzte ihn (14. Aug. 1859), worauf der Arzt José Maria Montalegre zum Präsidenten ernannt und eine neue Verfassung eingeführt wurde. Mora suchte zwar mit Hilfe des Präsidenten von San Salvador sich der Gewalt wieder zu bemächtigen, wurde aber überwältigt und nach kriegsgerichtlichem Spruch erschossen (28. Sept. 1860). Von 1863—66 war Jesus Jimenes Präsident, der auch, als sein Nachfolger José Maria Castro 1868 durch eine Revolution gestürzt wurde, wieder die Regierung in die Hand nahm. Doch mußte er im April 1870 zurücktreten, worauf zuerst Bruno Carranza, aber schon im Oktober Thomas Guardia Präsident wurde. Derselbe blieb mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem im Juli 1883 erfolgten Tode Präsident der Republik, die er meist als Diktator regierte. Er führte den obligatorischen und unentgeltlichen Unterricht sowie die allgemeine Wehrpflicht ein, brachte aber durch den schlecht geleiteten Eisenbahnbau und mangelnde Sparsamkeit die Finanzen des Staates in eine üble Lage. Nach seinem Tode trat Prospero Fernandez, 1890 der liberale Jurist Rodriguez an die Spitze des Staates. Vgl. Wagner, Die Republik C. (Leipz. 1856); M. de Peralta, C., its climate, constitution, etc. (Lond. 1873); Polakowsky im »Ausland« 1883 und in »Petermanns Mitteilungen« 1883 u. a.; V. A. Thiel, Lenguas y dialectos de los Indios de C. (San José 1882); Calvo, The republic of Costa Rica (Übersetzung, Chicago 1890); Violley, Costa Rica et son avenir (Par. 1890); Montero Barrantes, Geografia de Costa Rica (Barcelona 1893); Derselbe, Elementos de historia de Costa Rica (das. 1893); C. Fernandez, Documentos para la historia de C. (San José, 3 Bde.); L. Fernandez, Historia de Costa Rica durante la dominación española 1502—1821 (Madr. 1890); Peralta, C. y Colombia de 1573 à 1881 (das. 1886); Derselbe, Apuntes para un libro sobre los aborigines de Costa Rica (das. 1893); Karte von Friederichsen (Hamb. 1876).

Coste (spr. kost), Jean Victor, Naturforscher, geb. 10. Mai 1807 in Castries, gest. 19. Sept. 1873, studierte in Paris, wurde daselbst Dozent für Entwickelungsgeschichte und schrieb: »Recherches sur la génération des mammifères et la formation des embryons« (mit Delpech, 1834); »Cours d'embryogénie comparée« (1837); »Ovologie du kanguroo« (1838); »Histoire générale et particulière du développement des corps organisés« (1847—59, 4 Hefte, unvollendet). Besonders verdient machte sich C. um die Fischzucht. Auf den Bericht von C. und Milne Edwards gründete die Regierung 1852 die große Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Elsaß, aus der in 2 Jahren über 600,000 Lachse und Forellen zur Besetzung des Rhône hervorgingen. C. selbst unternahm Züchtungsversuche mit immer neuen Arten, bereiste die französischen und italienischen Küstenländer und veröffentlichte: »Instructions pratiques sur la pisciculture« (1853, 2. Aufl.

1856) und »Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie« (1855, 2. Aufl. 1861), in welch letzterm Werk er Berichte über die Fischzuchtanſtalten verſchiedener Landſeen und Meeresbuchten gab. Er wurde daraufhin zum Generalinſpektor der See- und Flußfiſcherei ernannt und begann großartige Unternehmungen zur Hebung der Auſternzucht, welche zuerſt ſtaunenswerte Reſultate verſprachen, dann völlig zu ſcheitern ſchienen, aber immerhin bedeutende Erfolge gehabt haben.

Coſtello, Louiſa Stuart, engl. Schriftſtellerin, geb. 1799 in Irland, geſt. 24. April 1870, ging 1814 mit ihrer Mutter nach Paris, trat nach der Rückkehr als Dichterin auf, widmete Thomas Moore ihre »Specimens of the early poetry of France« (1835) und zeichnete ſich dann als Touriſtin durch ihre Schilderungen franzöſiſchen Lebens aus. Ihre Schriften: »A summer amongst the bocages and the vines« (1840), »Pilgrimage to Auvergne« (1841) und »Béarn and the Pyrenees« (1844) gehören zu dem Beſten der Reiſelitteratur. Weniger gelungen iſt ihre »Tour to and from Venice« (1846). Ihr Talent für maleriſche Naturdarſtellung bewährte ſich auch in »The falls, lakes and mountains of North-Wales« (1845). Den hiſtoriſchen Roman pflegte ſie mit »Catherine de Medicis« (1841), »Gabrielle« (1843), »Clara Fane« (1848) u. a. Orientaliſche Anklänge enthalten »The rose garden of Persia« (1845) und das Gedicht »Lay of the stork« (1856). Mehr geſchichtlichen Inhalts ſind die »Memoirs of eminent English women« (1844, 4 Bde.), »Memoirs of Mary, duchess of Burgundy« (1853) und »Anne of Brittany« (1855). — Auch ihr Bruder Dudley, geb. 1803, geſt. 30. Sept. 1865, hat ſich als Roman- und Reiſeſchriftſteller (»Italy from the Alps to the Tiber«, 1861) einen Namen gemacht.

Coſtenoble (ſpr. -nóbl), Karl Ludwig, Schauſpieler und Schriftſteller, geb. 25. Dez. 1769 in Herford, geſt. 28. Aug. 1837 in Prag, kam 1790 zu einer wandernden Schauſpielertruppe, fand 1801 eine feſte Stellung in Hamburg, wo er als Charakterdarſteller thätig war, und wurde 1818 an das Hofburgtheater in Wien berufen, deſſen Regiſſeur er ſpäter wurde. Als Schriftſteller hat er ſich durch eine Anzahl von heitern Stücken (»Der Schiffbruch«, »Die Teſtamentsklauſel«, »Fehlgegriffen«, »Der tote Onkel«) bekannt gemacht, die unter den Titeln »Almanach dramatiſcher Spiele« (Hamb. 1810, 1811 u. 1816) und »Luſtſpiele« (Wien 1830) geſammelt erſchienen. Wertvoll für die Theatergeſchichte ſind die aus ſeinem Nachlaß herausgegebenen Tagebuchblätter »Aus dem Burgtheater 1818—1837« (Wien 1889, 2 Bde.).

Coſter, 1) Lourens Janszoon, nach holländiſcher Annahme der Erfinder der Buchdruckerkunſt, ſoll nach Junius (»Batavia«, Leid. 1588) um 1440 als Küſter in Haarlem gelebt und dort, anfangs zum Spielzeug für ſeine Enkel mit aus Baumrinde geſchnittenen, dann mit hölzernen und zuletzt mit metallenen Lettern gedruckt haben. Bei ſeinen erſten Büchern ſollen die Blätter nur einſeitig bedruckt, die unbedruckten Seiten aber zuſammengeklebt geweſen ſein, eins derſelben ſei der »Spieghel onzer behoudenis« (die holländiſche Ausgabe des »Speculum salutis«). 1441 ſoll aber ein gewiſſer Johannes das Druckgerät geſtohlen und mit demſelben in Mainz zu drucken begonnen haben. Dieſe Erzählung des Junius iſt in Holland eifrig verteidigt worden, beſonders von Scriver (1628), Seiz (1740), Meermann (1765), Koning (1816) u. a. 1722 errichtete man in Haarlem dem C. ein Denkmal, und da Koning das Jahr 1423 als das Jahr der Erfindung angegeben hatte, feierte man 1823 ein Coſter-Feſt und errichtete 1856 in Haarlem ein Erzſtandbild. Nachdem aber bereits Schaab (1830), Wetter (1836), Ruelens (1859) gegen Junius aufgetreten waren, ſuchte auch Linde in ſeinen Werken: »Die Haarlemiſche Coſter-Legende« (Haag 1870), »Gutenberg, Geſchichte und Erdichtung« (Stuttg. 1878) und »Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt« (Berl. 1886, 3 Bde.) die Unhaltbarkeit der Behauptungen des Junius nachzuweiſen. Manche Schwächen der Werke von Linde veranlaßten zwar Heſſels zu neuer Unterſuchung (1882) und ſchließlich zu offener Parteinahme für C. (1887), indes brachte die Auffindung einer Urkunde aus dem Prozeß Fuſt-Gutenberg den Nachweis, daß Gutenberg mindeſtens ſeit 1436 druckte, während anderſeits gezeigt wurde, daß die Haarlemer Druckfragmente, die man als beweiſend angeſehen hatte, nicht früher gedruckt zu ſein ſcheinen als 1470. (Vgl. Wyß im »Zentralblatt für Bibliotheksweſen«, 1888.)

2) Samuel, niederländ. Dramatiker, geb. 16. Sept. 1579 in Amſterdam, geſt. nach 1662, promovierte in der Medizin 1610, praktizierte als Arzt in Amſterdam, wo er bis 1662 Direktor des Krankenhauſes war. Er war ſchon früh einer der Führer der Amſterdamer Rhetorikerkammer In Liefd' bloeyende und ſtiftete mit andern nach dem Muſter der Italiener 1617 die Duytsche Academie, zog ſich aber 1622 aus dem Dichterkreiſe zurück. Er iſt vorzüglich durch ſeine ergötzlichen Luſtſpiele bekannt geworden: »Teeuwis de boer« (1612) und »Tijsken van der Schilden« (1613), bei denen ſein Talent ſich in der richtigen Zeichnung und dem lebhaften Kolorit der Figuren zeigt. Als Tragiker ſchrieb er: »Ithys« (1615), »Iphigenia« (1617), eine ſcharfe politiſche Satire, und weiter mit Hooft nach Arioſt »Isabella« (1618 zu Ruiden vor Moritz von Oranien aufgeführt), zuletzt »Polyxena« (1619), unter dem Einfluß von Senecas »Troades«. Noch verfaßte er einige allegoriſche Spiele, unter andern »Van de rijcke man« (1615). Seine Werke ſind geſammelt herausgegeben von R. A. Kollewijn (Haarlem 1883).

Coſtetti, Giuſeppe, ital. dramatiſcher Dichter, geb. 13. Sept. 1834 in Bologna, machte ſich frühzeitig durch einige Dramen, wie: »La Malibran«, »La fossa dei leoni« u. a., bekannt, erhielt 1859 eine Sekretärſtelle im Miniſterium des Unterrichts und wurde in der Folge Sektionschef in demſelben. Von ſeinen fernern dramatiſchen Arbeiten verdienen beſondere Erwähnung die Luſtſpiele: »Il figlio di famiglia« (1864) und »I dissoluti gelosi« (1860), welche beide Stücke den Regierungspreis gewannen; ferner das Luſtſpiel »Solita Storia« (1875) und der dramatiſche Scherz »Un terribile quarto d'ora« (1879). Neben dieſen Stücken ſchrieb C. noch die Luſtſpiele: »Le Mummie« (1863), »Gli intoleranti« (1865), »Le compensazioni« (1874), »Plebe dorata« (1876), »Libertas« (1882), »Essere e parere« (1884), »Un dramma alla finestra« (1885), »La moglie di Caino« (1887) u. a. Er veröffentlichte außerdem: »Confessioni di un autore drammatico« (1878) und zeigte den beißenden Witz, der ihn kennzeichnet, auch in ſeiner Sammlung humoriſtiſcher Artikel: »Figurine della scena« (1878); ferner »Dodici racconti« und »Il libro delle confessioni« (1888).

Costi (ital.), im Handelsſtil ſoviel wie dort, an dem Ort, wo ſich der befindet, an den man ſchreibt;

daher coſtige Briefe, coſtige Waren, Wechſel und Waren von dem Ort, nach dem geſchrieben wird.

Coſtie, Abkömmling einer Fuſtie und eines Weißen.

Coſton-Signale, rote, grüne und weiße Signallichter, welche in verſchiedenen Farbenzuſammenſtellungen beſtimmte Zahlen bedeuten. Weil wenig zuverläſſig, ſind ſie durch elektriſche Glühlampen erſetzt worden. Vgl. Conz und Arbois.

Costus *L.* (Koſtwurz), Gattung aus der Familie der Zingiberaceen, tropiſche krautartige Gewächſe der Alten und Neuen Welt, mit fleiſchig-knolliger Wurzel, großen, einfachen Blättern, in Ähren ſtehenden Blüten und dreifächerigen Kapſeln. C. speciosus *Sm.*, in Oſtindien, 1,5—2 m hoch, mit ſchönen rötlichweißen, großen, oft wie mit einem roſtfarbigen Reif beſtreuten Blüten, ſoll die bei den Alten als Magenmittel gebräuchliche Radix Costi, welche ſchärfer und bitterer ſchmeckt als Ingwer, geliefert haben. Von C. nepalensis *Rosc.*, in Nepal, iſt die Wurzel als magen- und nervenſtärkendes Mittel im Gebrauch. Von der braſiliſchen C. cylindricus *Jacq.* und der weſtindiſchen C. niveopurpureus *Jacq.* benutzt man die Früchte zum Schwarzfärben und zu Tinte. Einige C.-Arten werden in unſern Warmhäuſern kultiviert.

Cota, Rodrigo, mit dem Beinamen el Tio (»der Oheim«), ſpan. Dichter des 15. Jahrh., zu Toledo geboren, gilt ziemlich allgemein für den Verfaſſer der berühmten ſatiriſchen Ekloge »Las coplas de Mingo Revulgo« (etwa um 1472 geſchrieben) und des »Dialogo entre el Amor y un caballero viejo«, die beide wegen ihres lebendigen Dialogs zu den älteſten dramatiſchen Verſuchen in Spanien zu rechnen ſind. Dagegen wird er nach neuern Anſichten mit Unrecht für den Verfaſſer des erſten Aktes der berühmten »Celestina« gehalten, welche vielmehr ganz von Fernando de Rojas (ſ. d.) herzurühren ſcheint. Die »Coplas« und der »Dialogo« ſind ſeit dem 15. Jahrh. häufig (bisweilen mit den »Coplas« von J. Manrique, ſ. d.) gedruckt (am beſten Madr. 1779 u. 1799).

Côté (franz.), die Seite; c. droit, die rechte, c. gauche, die linke Seite (auch als Parteibezeichnung).

Côte, La (ſpr. tot), die zum ſchweizer. Kanton Waadt gehörigen, 20 km langen Geſtade des Genfer Sees von der Promenthouſe bis zur Aubonne, mit dem Städtchen Rolle. Die ſonnigen Uferhöhen ſind mit Rebenanlagen bepflanzt, welche den feurigen La Côte (ſ. Bordeauxweine) liefern.

Coteau des Prairies (ſpr. kotō dā prārī'), Tafelland in den nordamerikan. Staaten Süddakota, Minneſota und Jowa, auf der Waſſerſcheide zwiſchen Miſſouri und Miſſiſſippi, 320 km lang, bis 80 km breit, 520 m ü. M., 120—300 m über der es umgebenden Prärie gelegen. Es beſteht aus eozoiſchen Bildungen, iſt von zahlreichen Seen bedeckt und eignet ſich nur wenig für den Ackerbau.

Coteau du Miſſouri (ſpr. kotō dü miſſūrī), Tafelland in Nordamerika, erſtreckt ſich von Süddakota durch ganz Norddakota bis in den kanadiſchen Diſtrikt Aſſiniboia hinein und bildet auf einer weiten Strecke die Waſſerſcheide zwiſchen dem Miſſouri und dem Becken der Hudſonbai. Es iſt 1150 km lang, 30—180 km breit und erhebt ſich durchſchnittlich 600 m ü. M. oder 150 m über das umgebende Land. Dürr und flußlos, eignet es ſich nicht für den Ackerbau; doch treten an ſeinem Rande, namentlich in Kanada, begünſtigtere Gebiete auf, wo, wie in den Cypreß Hills (1160 m) und den Thunder-breeding Hills, ſchöner Wald und ſaftige Gräſer den Boden bedecken.

Côte d'Or (ſpr. tōt dōr), niederer, von SSW. nach NNO. ſtreichender Gebirgsrücken im franz. Departement gleichen Namens, bis 636 m hoch, durch die Einſenkung des Canal du Centre von den Bergen von Charollais, durch den Burgunderkanal vom Mont Taſſelot und dem Plateau von Langres getrennt. Die öſtlichen Gehänge des aus Jurakalk beſtehenden Gebirges bringen die berühmten Burgunderweine hervor, auf welche der Name des Gebirges (ſoviel wie Goldhügel) zurückzuführen iſt.

Das **Departement Côte-d'Or**, im öſtlichen Frankreich, grenzt nördlich an die Depart. Aube und Obermarne, öſtlich an Oberſaône und Jura, ſüdlich an Saône-et-Loire, weſtlich an Nièvre und Yonne, iſt aus dem nördlichen Teile der ehemaligen Provinz Burgund gebildet und 8786 qkm (160 QM.) groß. Es enthält im N. das Kalkplateau des Châtillonais mit ſchönen Wieſen und ausgedehnten Waldungen; ſüdöſtlich davon das juraſſiſche Kalkplateau von Langres, deſſen ſüdlichen Teil die Monts d'Auxois mit dem Mont Taſſelot (608 m) bilden. Noch weiter ſüdlich erſtrecken ſich die Rebenhügel der C. und weſtlich das granitiſche Plateau von Morvan, eine wenig fruchtbare, waldige Gegend, welche mit dem Mont de Gien (723 m) den höchſten Punkt im Departement erreicht. Die Waſſerläufe gehören einerſeits dem Gebiet des Atlantiſchen, anderſeits dem des Mittelländiſchen Meeres an; von erſtern iſt die hier entſpringende Seine mit ihren Zuflüſſen Ource, Serein und Armançon (dieſe beiden durch die Yonne), von den letztern die Saône mit Tille und Ouche zu nennen. Der Burgunderkanal gehört in einer Länge von 150 km dem Departement an. Das Klima iſt im allgemeinen geſund und mild und nur auf den Hochebenen kalt. Die Bevölkerung zählte 1891: 376,866 Seelen (ſeit 1841 Abnahme um 16,000). Das Weinland, der Hauptreichtum des Departements, zerfällt in drei Regionen: Côte de Beaune, Côte de Nuits und Côte de Dijon (ſ. Burgunderweine). Es umfaßt 31,000 Hektar und ergab 1889: 501,000 hl Wein; außerdem kommen 454,000 Hektar auf Ackerland, 70,000 Hektar auf Wieſen, 254,000 Hektar auf Wald und Buſch, 18,500 Hektar auf Weiden. Die wichtigſten Produkte des Ackerlandes ſind: Weizen (1889: 1,631,000 hl), Hafer (1,549,000 hl) und Gerſte (394,000 hl), Kartoffeln (1,801,000 metr. Ztr.), Hülſenfrüchte u. Gemüſe, Futterrüben (1,929,000 metr. Ztr.), Zuckerrüben (445,700 metr. Ztr.), Hopfen (13,900 metr. Ztr.), Ölfrüchte und Klee. Auch der Obſtbau iſt ſehr verbreitet. Der Viehſtand umfaßte 1889: 50,900 Pferde, 166,000 Rinder, 298,000 Schafe, 70,000 Schweine und 27,500 Bienenſtöcke. An Mineralien werden ausgebeutet: Steinkohlen (1891: 15,500 Ton.), Marmor, lithographiſche Steine, Töpferthon, Granit ꝛc. Auch mehrere Mineralquellen ſind vorhanden, aber meiſt unbenutzt. Die Induſtrie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Eiſenraffinerie und Fabrikation von Stahl- und Eiſenwaren (beſonders Waffen), Dampfmaſchinen, Töpferwaren, Zement, Leder, Papier, Chemikalien, Wollzeugen (beſonders groben Tuchen), Eſſig, Senf ꝛc. Auch der Handel mit Getreide, Mehl, Holz, namentlich aber mit den Weinen des Departements, ferner mit Vieh und Eiſen iſt lebhaft. Das Departement iſt in die vier Arrondiſſements: Beaune, Châtillon-ſur-Seine, Dijon und Semur geteilt. Hauptſtadt iſt Dijon. Vgl. Souhart und Reunreiter, Notice descriptive et statistique sur le département de C. (Par. 1880); Garnier, Le Bourgogne. La C. (daſ. 1892).

Côte d'Or-Weine, ſ. Burgunderweine.

Cöten, Mehrzahl von Cötus (s. d.).

Cotentin (spr. kottangtäng), franz. Halbinsel, welche in den Kanal hinausspringt und im Nordwesten mit dem Cap de la Hague endigt, bildet eine Landschaft der ehemaligen Provinz Normandie und gehört jetzt zum Depart. Manche. Hauptstadt war Coutances. Vgl. Dupont, Histoire du C. et de ses îles (Caen 1875—85, 4 Bde.).

Côte Rôtie (spr. kōt' rotih'), Weinberglage bei Ampuis im franz. Depart. Rhône, welche einen geschätzten Rotwein liefert.

Côtes (franz., spr. kōt'), s. Bordeauxweine.

Côte-Saint-André, La (spr. kōt'-ßängt-angdrē), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrond. Vienne, an der Lyoner Bahn, mit Schloß, alter Kirche und (1891) 3257 Einw., welche vorzügliche Liköre, ferner Strohhüte ꝛc. produzieren. C. ist Geburtsort von Berlioz, dem hier 1890 ein Standbild errichtet wurde.

Côte Saint Antoine, Stadt in der Provinz Quebec (Kanada), auf der Insel Montreal, mit einem großen Kloster, zahlreichen Villen vermögender Bewohner des nahen Montreal und (1891) 3076 Einw.

Côtes-du-Nord (spr. kōt'-dü-nōr, Nordküsten), Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt nördlich an den Kanal La Manche, östlich an das Depart. Ille-et-Villaine, südlich an Morbihan, westlich an Finistère und ist aus dem nördlichen Teil der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt 7217 qkm (131 QM.). Das Land enthält im Innern die felsigen, mit Heideflächen bedeckten Meneberge sowie die Ausläufer der Montagne d'Arrée und der Montagne Noire, während sich gegen die Küste hin fruchtbare, gut bevölkerte Ebenen ausbreiten. Die Küste selbst ist zerrissen und reich an tiefen Buchten, deren bedeutendste die von La Frenay und St.-Brieuc sind. Unter den vielen Inseln längs der Küste sind die Bréhatinsel und die Gruppe der Sept-Iles bemerkenswert. Bewässert wird das Departement von den Küstenflüssen Guer, Tréguier, Trieux, Gouet, Arguenon, Rance ꝛc., von denen mehrere schiffbar sind. Im S. steht es durch den Blavet, Oust und Lié mit dem Kanal von Nantes nach Brest in Verbindung. Das Klima ist im wesentlichen ein Seeklima, feucht und veränderlich, aber gesund. Die Bevölkerung zählte 1891: 618,652 Seelen (1866 noch 641,210). An mineralischen Erzeugnissen bietet der Boden hauptsächlich nur Bausteine; Mineralquellen gibt es zu Dinan, Paimpol ꝛc. Der Ackerbau, welcher namentlich in der Küstenebene durch Verwendung von Seepflanzen als Dungmittel gut entwickelt ist und einen Teil seiner Produkte ausführt, liefert insbes. Weizen (1889: 1,645,000 hl), Buchweizen (1,287,000 hl), Hafer (1,880,000 hl), Kartoffeln (1,680,000 metr. Ztr.), Futterrüben (1,620,000 metr. Ztr.), Hanf (17,000 metr. Ztr.) und Flachs (28,000 metr. Ztr.). Auch werden Äpfel zur Ciderbereitung (1888: 455,000 hl) kultiviert. Im ganzen kommen vom Areal auf Ackerland 455,700 Hektar, auf Wiesen 60,800 Hektar, auf Wald und Busch nur 38,800 Hektar, auf Weideland 80,000 Hektar. Der Viehstand umfaßt (1889) 96,000 Pferde, 337,200 Rinder, 82,500 Schafe, 150,000 Schweine und 75,000 Bienenstöcke, welche 550,000 kg Honig und 200,000 kg Wachs ergaben. Wild und Geflügel ist reichlich vorhanden, Seefischerei wird auf Sardellen, Makrelen und Heringe betrieben. Die Industrie fängt erst an, sich zu entwickeln; sie umfaßt: Eisenhüttenbetrieb, Leinweberei, Papier- und Kerzenfabrikation, Gerberei und Schiffbau; auch der Handel, der hauptsächlich Getreide und Vieh gegen die Bedürfnisse an industriellen Artikeln eintauscht, ist nicht bedeutend. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements: St.-Brieuc, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudéac und hat St.-Brieuc zur Hauptstadt. Vgl. Jollivet, Les Côtes-du-Nord (Guingamp 1855—61, 4 Bde.); Rigaud, Géographie historique des C. (St.-Brieuc 1890).

Cotidal lines (engl., spr. kotāidel lains), Isorachien, s. Ebbe und Flut.

Cotignola (spr. kotinjóla), s. Jochmus.

Cotillac (spr. -tijack), ärmelloses, am Oberkörper eng anliegendes, unten faltiges Oberkleid für Frauen, das in Frankreich während des 13. Jahrh. getragen wurde. Es war an der Seite aufgeschnitten und zum Schnüren eingerichtet.

Cotin (spr. kottäng), Charles, franz. Dichter und Almosenier des Königs, geb. 1604 in Paris, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, besonders in den alten und orientalischen Sprachen, ward 1655 Mitglied der Akademie und starb 1682 in Paris, vergessen und verlassen von allen. Die Unsterblichkeit seines Namens verdankt er den Spöttereien Boileaus und Molières. Letzterer brachte C., der ein eifriger Parteigänger des Hôtel Rambouillet war, in den »Femmes savantes« als »Trissotin« auf die Bühne. Seine Werke (ca. 12 Bände) enthalten nichts Bedeutendes, seine Poesien sind meist wertlos.

Cotingidae (Schwätzer), eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Cotocachi (spr. -tátschi), Vulkan der westlichen Küstenkordillere in Ecuador, nördlich von Quito, 4966 m hoch.

Coton (franz., spr. kottóng), Baumwolle; baumwollenes Zeug; Cotonnerie, Baumwollpflanzung.

Cotonéaster *Med.* (Quittenmispel), Gattung aus der Familie der Rosaceen, dornenlose Sträucher mit oft immergrünen, ganzen und ganzrandigen, unterseits meist filzigen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten, die einzeln oder in Doldentrauben oder Doldenrispen stehen, und zwei- bis fünfkernigen Steinbeeren. 15 Arten, meist in Nordafrika, Asien, Europa. C. integerrima *Med.* (Zwergquitte, Berg-, Steinmispel), ein Strauch von 1—2 m Höhe, im mittlern Europa und im Orient, mit eiförmigen, ganzrandigen, unten graufilzigen Blättern, blaß fleischfarbigen Blüten in zwei- bis vierblütigen, herabgebogenen Doldentrauben und roten, herben Früchten, wird als Ziersträuch kultiviert. Ebenso C. tomentosa *Ait.*, aus Südeuropa, bis 1 m hoher Strauch mit breitlänglichen, unterseits weißfilzigen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten und roten Früchten, und C. nigra *Wahlb.*, aus Nordeuropa, Ungarn und Sibirien, kleiner Strauch mit aufrechten, zwei- bis zehnblütigen Blütenständen und schwarzen Früchten.

Cotopaxi (spr. -páchi), der höchste der noch thätigen Vulkane der Erde, in den Kordilleren von Ecuador, unter 0° 43' südl. Br., östlich von Quito, 5960 m hoch, mit einem Krater von über 800 m Durchmesser. Die Schneegrenze liegt im S. in 4629, im N. in 4762 m Höhe. Er scheint beständig thätig zu sein. Seine Hauptausbrüche haben stattgefunden 1532, 1533, 1742, 1743, 1744, 1746, 1766, 1768 (der furchtbarste von allen, bei dem die Asche bis Guayaquil und Popayan flog), 1803, 1851, 1855, 1856, 1864 und 9. Mai 1877, der letzte gleichfalls einer der schrecklichsten, die Südamerika gesehen hat. Vergeblich versuchten A. v. Humboldt 1802, Boussingault 1831, M. Wagner 1858 den Gipfel zu erreichen. Dies gelang erst Reiß 28. Nov. 1872 und Stübel 8. März 1873.

Cotorinde, s. Drimys.

Cotrône, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, am Jonischen Meer, 12 km nordwestlich vom Kap Nao an der Eisenbahn Metapont-Reggio gelegen, hat einen guten, mit zwei Molen und zwei Leuchttürmen versehenen Hafen, in welchem 1891: 247 Schiffe von 17,704 Ton. eingelaufen sind, eine Citadelle aus der Zeit Karls V., eine Kathedrale und (1881) 6484 (als Gemeinde 9649) Einw., welche Handel mit den Bodenprodukten der Gegend (Wein, Öl, Südfrüchte, Süßholz, Getreide) treiben. C. ist das altgriechische Kroton (s. d.) und seit dem 6. Jahrh. Bischofsitz. Im S. von C. erlitt Kaiser Otto II. 13. Juli 982 eine Niederlage durch die Araber.

Cotswold Hills, Höhenzug im südwestlichen England, welcher, 80 km lang, die fruchtbare Thalebene von Gloucester begrenzt, das Becken des Severn von dem der Themse scheidet und im Cleeve Hill bis zu 346 m ansteigt. Sein saftiges Gras ernährt zahlreiche Herden. Den Namen verdankt er den cots (»Hütten«) der Hirten.

Cotta, Giovanni, ital. Dichter, geb. 1481 im Veronesischen, gest. 1509 in Viterbo, bekannt als Verfasser der Elegie »Ad Lycorim«.

Cotta, berühmte deutsche Buchhändlerfamilie: 1) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der bedeutendsten Buchhändler Deutschlands, geb. 27. April 1764 in Stuttgart, gest. 29. Dez. 1832, Großneffe des ausgezeichneten Theologen Johannes Friedrich C. (gest. 1701), der 1779 als Kanzler der Universität Tübingen starb, war selbst zum Studium der Theologie bestimmt, wandte sich dann aber der Rechtswissenschaft zu und praktizierte eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat. Auf Wunsch der Familie übernahm er 1787 die Leitung der ursprünglich Brunnschen Buchhandlung in Tübingen, welche, bereits 1640 vom Stammvater der Familie, dem aus Sachsen eingewanderten Johann Georg C., erworben und unter der Firma »Johann Georg Cottasche Buchhandlung« fortgeführt, von ihrer frühern Bedeutung viel eingebüßt hatte. C. brachte das Geschäft bald wieder in Aufschwung. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der »Allgemeinen Zeitung«, die seit 1798 in Stuttgart, seit 1803 in Ulm und seit 1816 in Augsburg erschien. Mit Schiller gründete er 1795 die »Horen« und kam dadurch auch mit Goethe und Herder in Verkehr. Von größern periodischen Werken begann er außer den schon genannten: 1795 die »Politischen Annalen« und die »Jahrbücher der Baukunde«, 1798 den »Almanach für Damen« und andre Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Ammann und Bohnenberger und 1807 das »Morgenblatt«. 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, kaufte die Herrschaft Plettenberg und mehrere andre Güter, wurde 1811 württembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler in betreff des Nachdrucks und des Zensurdrucks auf dem Wiener Kongreß (1815). Seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde er 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vizepräsident der Zweiten Kammer. Für sein buchhändlerisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich thätig; von Zeitschriften entstanden damals das »Polytechnische Journal« von Dingler, die »Württembergischen Jahrbücher« von Memminger, die »Hertha«, das »Ausland«, das »Inland« ꝛc. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in Cottas Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig, wie z. B. den Grafen Platen. 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten Dampfschnellpressen in Bayern, und bald darauf gründete er die litterarisch-artistische Anstalt zu München (Verlags- und Sortimentsgeschäft). 1825 führte er die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulierte, und vereinbarte 1828 für Bayern und Württemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband. Schon früher war der alte Reichsadel seiner Familie unter dem Namen eines »Freiherrn C. von Cottendorf« von Bayern und Württemberg anerkannt und bestätigt und C. zum preußischen Geheimen Hofrat, bayrischen Kammerherrn und Geheimrat ernannt worden. Seinen Briefwechsel mit Schiller gab Vollmer heraus (Stuttg. 1876).

2) Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des vorigen, geb. 19. Juli 1796, gest. 1. Febr. 1863, studierte die Rechte, ward 1821 königlich bayrischer Kammerherr und bekleidete danach mehrere Ämter im württembergischen Staatsdienst, mußte aber nach des Vaters Tode die Geschäftsleitung der Cottaschen Buchhandlung übernehmen. Unter seiner Ägide sind mehrere großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der G. J. Göschenschen Buchhandlung in Leipzig (1839), der Vogelschen Verlagsbuchhandlung in München (1845), die Bibelanstalten in Stuttgart und München (1845), die »Deutsche Vierteljahrsschrift« (seit 1838), das »Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel« (seit 1834), die »Technologische Encyklopädie«, die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Goethe und Schiller, A. v. Humboldts »Kosmos« und eine große Anzahl andrer bedeutender und hervorragender wissenschaftlicher und dichterischer Werke von Zeitgenossen. Sein ältester Sohn, Freiherr Georg Adolf von C., geb. 30. Jan. 1833, württembergischer Kammerherr, erbte die Herrschaft Plettenberg und das Rittergut Hipfelhof, wo er 20. Mai 1876 starb. Dessen jüngerer Bruder, Karl von C., geb. 6. Jan. 1835, gest. 18. Sept. 1888, war bis 1876 gemeinsam mit Herm. Albert v. Reischach (geb. 1836) bis zu dessen Tode (5. April 1876), seitdem allein Leiter des Geschäfts. Die Cottasche Buchhandlung, welche bis dahin sämtlichen Mitgliedern der Familie gemeinschaftlich gehörte, ging 1. Jan. 1889 mit dem Verlag und der Druckerei der »Allgemeinen Zeitung«, die 1882 nach München verlegt worden war, unter der Firma »J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger« durch Kauf in den Besitz der Gebrüder Adolf und Paul Kröner (s. d.) in Stuttgart über, die 1891 den Sohn von Adolf Kröner, Alfred, und Wilh. Spemann in Stuttgart als weitere Teilnehmer aufgenommen haben. Die G. J. Göschensche Buchhandlung in Leipzig kam 1868 in den Besitz von Ferd. Weibert; einen Teil des Cottaschen Verlags übernahm seit 1860 R. Oldenbourg in München, den Verlag der Bibelanstalt F. A. Brockhaus in Leipzig; die Litterarisch-artistische Anstalt in München kam 1870 an Th. Riedel daselbst.

Cotta, 1) Heinrich, Forstmann, geb. 30. Okt. 1763 im Forsthaus Klein-Zillbach bei Wasungen, gest. 25. Okt. 1844 in Tharant, studierte in Jena 1784 und 1785 Naturwissenschaft, Cameralia und Mathematik, ward 1789 Forstläufer in Zillbach, 1801 Forst-

meister und Mitglied des Forstkollegiums zu Eisenach, blieb aber in Zillbach und leitete die von ihm daselbst 1795 gegründete Privatforstlehranstalt. 1811 ging er als Forstrat und Direktor der Forstvermessung nach Sachsen, verlegte seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben und mit der 1829 eine landwirtschaftliche Lehranstalt verbunden wurde, nach Tharant und ward selbst zum Direktor und ersten Lehrer derselben sowie zum Oberforstrat ernannt. Cottas Bedeutung für die Forstwissenschaft liegt vorzugsweise auf dem Gebiet der Forsteinrichtung und des Waldbaues. Die Baumfeldwirtschaft ist durch ihn eingeführt worden. Als Lehrer genoß er eines europäischen Rufs. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Er schrieb: »Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen« (Berl. 1804); »Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen« (Weimar 1806); »Anweisung zum Waldbau« (Dresd. 1817, 9. Aufl. 1865); »Entwurf einer Anweisung zur Waldwertberechnung« (das. 1817, 4. Aufl. 1849); »Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau« (das. 1819—22, 4 Hefte); »Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung« (das. 1820), dazu als 2. Teil: »Erläuterung der Forsteinrichtung durch ein ausgeführtes Beispiel« (Dresd. u. Leipz. 1832); »Hilfstafeln für Forstwirte und Forsttaxatoren« (das. 1821, 2. Aufl. 1841); »Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Wertes ausgearbeiteter Hölzer« (16. Aufl., Leipz. 1886); »Grundriß der Forstwissenschaft« (das. 1832, 6. Aufl. 1871). Cottas Biographie schrieb Konr. Beyer in »Zillbach« (Wien 1878; Sonderausg. 1881).

2) Bernhard von, Geognost, Sohn des vorigen, geb. 24. Okt. 1808 in Klein-Zillbach, gest. 14. Sept. 1879 in Freiberg, studierte 1827—31 in Freiberg Bergbauwissenschaften, dann in Heidelberg die Rechte, ward 1840 Sekretär der Forstakademie zu Tharant, 1841 Professor der Geognosie zu Freiberg und trat 1874 in den Ruhestand. Von 1833—42 beteiligte er sich neben Naumann an der Bearbeitung der »Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen« in 12 Sektionen und lieferte 1843—48 eine geognostische Karte von Thüringen in 4 Sektionen. Ferner veröffentlichte er: »Geognostische Wanderungen« (Dresd. u. Leipz. 1836—38, 2 Bde.); »Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie« (das. 1839, 3. Aufl. 1849); »Geologische Briefe aus den Alpen« (Leipz. 1850); »Gangstudien« (Freiberg 1847—62, 4 Bde.); »Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen« (Leipz. 1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1858); »Die Lehre von den Erzlagerstätten« (das. 1855, 2. Aufl. 1859—61); »Die Erzlagerstätten Europas« (das. 1861); »Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens« (mit v. Fellenberg, das. 1862) und »Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien« (Wien 1864); »Der innere Bau der Gebirge« (Freiberg 1851); »Geologische Bilder« (Leipz. 1852, 6. Aufl. 1876); »Briefe über Humboldts Kosmos« (1. Teil, 3. Ausg., das. 1855; 2. Teil, 2. Ausg. 1856); »Geologische Fragen« (das. 1857—58); »Die Geologie der Gegenwart« (das. 1866, 5. Aufl. 1878); »Über das Entwickelungsgesetz der Erde« (das. 1867). Cottas Entwickelungsgesetz, welches von ihm bereits 1848 in den »Briefen über Humboldts Kosmos« angedeutet wurde, beruht für das Unorganische wesentlich auf denselben Prinzipien wie die später für die Entwickelung der Organismen von Darwin aufgestellten Lehren. Von Cottas übrigen Arbeiten sind noch zu erwähnen: »Die Dendrolithen« (Dresd. 1832); »Die Gesteinslehre« (Freiberg 1855, 2. Aufl. 1862); »Die Lehre von den Flözformationen« (das. 1856); die »Kohlenkarte von Sachsen« (das. 1856); »Katechismus der Geologie« (Leipz. 1861, 4. Aufl. 1885); »Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten« (das. 1871); »Beiträge zur Geschichte der Geologie« (das. 1877).

Cottagesystem (spr. kottidsch), die Sitte, der zufolge dem Arbeiter ein Teil des Lohnes nicht in barem Geld ausgezahlt, sondern statt dessen eine Wohnung (engl. cottage, »Hütte, Landhaus«), allenfalls in Verbindung mit kleinen Grundstücken, derart gewährt wird, daß der Arbeiter nach einiger Zeit das Eigentumsrecht an derselben erwirbt. C. bedeutet auch das Einfamilienhaussystem im Gegensatz zu den sogen. Kasernenwohnungen, s. Arbeiterwohnungen.

Cotte (spr. kott'), Robert de, franz. Architekt, geb. 1656 in Paris, gest. 14. Juli 1735 in Passy, lernte bei Mansart, den er bei seinen Werken unterstützte, ward Intendant der königlichen Bauten und erster Architekt des Königs und 1699 Direktor der Akademie für Architektur. C. war einer der produktivsten Architekten der französischen Rokokozeit. In und bei Paris entstanden zahlreiche Werke von ihm, unter andern der Säulengang zu Trianon, die Dekoration des Chors von Notre-Dame zu Paris, die Portale von St.-Roch und der Kirche der Charité und viele Palais. Er hat auch die Entwürfe zu zahlreichen Schlössern außerhalb von Paris geliefert, unter andern zur bischöflichen Residenz in Straßburg (jetzt Universitätsbibliothek). C. handhabte den von Mansart überkommenen Stil mit großem Geschick, wenn auch ohne Originalität u. in etwas kleinlichem Charakter. Das Kupferstichkabinett der Pariser Nationalbibliothek enthält eine Sammlung von Zeichnungen für Möbel und Wandbekleidungen von ihm.

Frau in Cotte hardie (nach Viollet-le-Duc).

Cotte (franz., spr. kott'), in der Blütezeit des Mittelalters bei den Männern der kürzere oder längere, eng anschließende Rock zum Knöpfen, bei den Frauen ein oben eng anschließendes, unten weiteres Unterkleid, das später auch schleppend getragen wurde (C. hardie, s. Abbildung). Ebenso hieß der über der Rüstung der Krieger getragene, eng anschließende, auf dem Rücken zugeknöpfte, ärmellose Waffenrock, in Deutschland Lendner genannt.

Cottereau (spr. kott'ro), Jean, s. Chouans.

Cotters (engl.), s. Crofters.

Cottin (spr. -täng), Marie, geborne Risteau, franz. Romanschriftstellerin, geb. 22. März 1770 in Paris, gest. daselbst 25. Aug. 1807, heiratete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon 3 Jahre darauf starb, und lebte dann zurück-

gezogen. Ihre ersten Romane: »Claire d'Albe«, »Malvina«, »Amélie Mansfield« und »Mathilde« (1798—1805), sind Liebesgeschichten, denen natürlicher, anmutiger Stil, interessante Verwickelungen, warme, poetische, wenn auch oberflächliche Charakteristik nachzurühmen sind. Den größten Erfolg hatte sie mit »Élisabeth, ou les exilés de Sibérie« (Par. 1806). Diese Romane sind oft aufgelegt; eine Gesamtausgabe besorgte Petitot (1817, 5 Bde.; 1823, 9 Bde.). Außerdem ist von ihr das Gedicht in Prosa: »La prise de Jéricho«, gedruckt in den »Mélanges« von Suard (1803—1805, 5 Bde.).

Cottingham (spr. tótting-ĕm), nördlicher Vorort von Hull im Ostriding von Yorkshire (England), mit Villen der Huller Kaufleute und (1891) 3880 Einw.

Cottius, Sohn des Königs Donnus, zuerst ebenfalls selbständiger König ligurischer Völkerschaften in den nach ihm den Namen führenden Kottischen Alpen, mit der Hauptstadt Segusio (jetzt Susa), ordnete sich dem Augustus, als dieser seine Herrschaft über die Alpenpässe ausdehnte, freiwillig unter und blieb als Präfektus thatsächlich Herrscher. Sein gleichnamiger Sohn erbte diese Stellung und erhielt sogar durch den Kaiser Claudius unter Erweiterung der Grenzen den Königstitel zurück. Erst nach Erlöschen der Dynastie (66) wurde das Land zur römischen Provinz gemacht. Ein Zeichen der Herrschaft des C. ist noch in dem Triumphbogen, welchen er 9 v. Chr. dem Augustus zu Ehren in Susa errichtete, erhalten.

Cotton (engl.), Baumwolle, Baumwollzeug.

Cottonöl, s. Baumwollsamenöl.

Cottunni (Cotugni, Cotugno), Domenico, Mediziner, geb. 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen, gest. 6. Okt. 1822, studierte zu Neapel und wurde 1766 Professor der Anatomie daselbst. Er arbeitete besonders über das Gehörorgan und untersuchte die nach ihm benannten Wasserleiter (Aquaeductus Cottunnii) in dem Felsenstück des Schläfenbeins. Auch fand er das Eiweiß im Harn von Nierenkranken. Er schrieb: »De aquaeductibus auris humanae internae« (Neapel 1760); »De ischiade nervosa commentarius« (das. 1765) und »De sedibus variolarum syntagma« (das. 1769).

Cottus, der Kaulkopf.

Coturnix, die Wachtel.

Cötus (lat., »Versammlung«), im Universitäts- und Schulleben die bei festlichen Anlässen vereinigte Gesamtheit der Lehrer und Schüler, auch die der Lehrer oder der Schüler. Außerdem findet das Wort auch Anwendung auf einzelne Klassen. So nennt man an höhern Schulen von hoher Besuchsziffer die Klassen gleicher Stufe, die nebeneinander hergehen, Parallelcöten, und solche, die um ein halbes Jahr voneinander entfernt sind, Wechselcöten.

Cotyle, s. Schwalbe.

Cotylédon *Dec.* (Nabelkraut), Gattung aus der Familie der Krassulaceen, fleischige Sträucher am Vorgebirge der Guten Hoffnung, mit gegenständigen oder abwechselnden, einfachen, fleischig-saftigen Blättern, purpurroten oder hochgelben Blüten in schlaffen Rispen und vielsamigen Balgkapseln. C. orbiculata *L.*, mit 60—90 cm hohem, ästigem Stengel und gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, die mit wahren Wachskrusten überzogen sind, und roten Blüten, wird nebst vielen andern Arten als Zierpflanze kultiviert.

Couche (franz., spr. kusch'), Lager; les couches, Kind-, Wochenbett, Niederkunft; fausse c., Fehlgeburt.

Couckelaere (spr. kaukelähre), Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Dixmuyden, mit Leinwand- und Spitzenfabrikation und (1890) 5069 Einw.

Coucy (spr. kusi), Rastellan von, altfranz. Dichter, berühmt durch seine angebliche Liebe zur Dame von Fayel, die von ihrem Gemahl gezwungen wurde, das Herz ihres im Kreuzzug gestorbenen Geliebten zu verzehren, und aus Gram darüber starb. Der älteste Text, der die romantische Geschichte vom gegessenen Herzen auf den Kastellan von C. überträgt, ist ein Versroman aus dem Anfang des 14. Jahrh. von Sakesep (hrsg. von Crapelet, Par. 1829), aus welchem sie Uhland kennen lernte. Der historische Kastellan von C., von welchem uns 15 Minnelieder erhalten sind (zuletzt hrsg. von Fath, Heidelb. 1883), war wahrscheinlich Renaut, der von 1207—18 in Urkunden vorkommt. Vgl. G. Paris, Le roman du châtelain de C. (in der »Romania«, Bd. 8, Par. 1879).

Coucy-le-Château (spr. kusi), Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, an der Nordbahn, mit Resten von Befestigungswerken und eines großartigen, 1230—42 erbauten Schlosses der Herren von C. (mit 55 m hohem Turm) und (1891) 712 Einw. C. ward 1652 auf Befehl Mazarins geschleift.

Coudée (spr. kudé, »Vorderarm«), ein altfranz. Längenmaß; im französischen Ostindien noch jetzt gebräuchlich (Hât'h), 2 im Astarme, = 2 Spannen oder 51,974 cm. Sehr häufig benutzt man die C. (den Côvado) auch in Senegambien und am Gambia zu 18 Pariser Zoll = 48,726 cm.

Couder (spr. kudär), Louis Charles Auguste, franz. Maler, geb. 1. April 1790 in Paris, gest. daselbst 28. Juni 1873, Schüler Davids, errang 1817 mit seinem Bilde: der Levit von Ephraim, einen großen Erfolg. Mit den folgenden Bildern: die Nachricht vom Siege bei Marathon, Cäsar an den Iden des März u. a., hielt er sich jedoch nicht auf gleicher Höhe. Als die Regierung Aufträge zur Ausmalung von Kirchen erteilte, ging C. 1833 nach München, um die deutsche Monumentalmalerei zu studieren. In den kirchlichen Malereien, welche er nach seiner Rückkehr zu Paris in der Madeleine und in St.-Germain l'Auxerrois ausführte, ist aber ein Einfluß der deutschen Schule nicht zu bemerken. 1836—40 malte er für das historische Museum in Versailles die Schlacht von Lawfeld, die Belagerung von Yorktown, die Einnahme von Lerida, die Eröffnung der Reichsstände 1789 und den Schwur im Ballhaus (1848).

Coudreau (spr. kudro), Henri, franz. Reisender, geb. 1859 in Loudrac (Niedercharente), früher Professor am Lyceum in Cayenne, seit 1887 Professor an der Universität in Paris, erforschte von 1880—91 das Hinterland von Französisch-Guayana und besonders das Tumuc-Humacgebirge. Seine Aufnahmen umfassen gegen 5000 km, darunter 1000 km in gänzlich unerforschten Gebieten. Besondere Aufmerksamkeit wandte er dem Studium der Indianerstämme zu. Er schrieb: »La France équinoxiale« (Par. 1886—1887, 2 Bde., mit Atlas); »Les Français en Amazonie« (1887) und »Vocabulaires méthodiques des langues Rukujennes, etc.« (1892).

Cougi, Feldmaß in Pondichérri, = 13,305 qm, 100 im Mas oder Cani.

Couillet (spr. kuiä), Fabrikort in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, im Thal der Sambre, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Charleroi-Namur, mit großen Eisenhütten, Metallwerkstätten, Glashütten und (1890) 8326 Einw.

Coulage (franz., spr. kulâsch'), Abgang, Verlust an flüssigen Waren durch Auslaufen, Rinnen, Auslecken aus den Fässern. Vgl. Leckage.

Coulé (franz., spr. kulé), in der ältern Klaviermusik soviel wie langsamer Vorschlag von oben, verlangt durch ‹ vor der Note.

Couleur (franz., spr. kulör), Farbe, besonders die (bevorzugte) Farbe, bez. der Trumpf im Kartenspiel; auch Zuckercouleur (Karamel) zum Färben von Essig ꝛc.; die Farbe einer Studentenverbindung, eines Korps, auch dieses selbst.

Couleur au feu (franz., spr. kulör o fö), Feuerfarbe, bei Thongefäßen diejenige Farbe, welche durch Erzeugung eines gewissen Hitzegrades hervorgerufen wird. In der Erzeugung der kirschroten Feuerfarben haben besonders die Chinesen eine große Fertigkeit erlangt. Sie sind neuerdings aber auch in europäischen Manufakturen (z. B. in der königlichen zu Berlin) erzeugt worden.

Couleuvrine (franz., spr. kulöwrin'), s. Feldschlange.

Coulis (Grundsauce, Kraftsauce), eine mit Mehl verdickte, eingedampfte, gewürzige Fleischbrühe. Je nachdem das Mehl vorher in Butter schwächer oder stärker erhitzt wird, unterscheidet man weiße und braune C. Beide dienen zur Bereitung von Saucen.

Couliße, Coulissier (franz.), s. Kuliße.

Coulmiers (spr. kulmjé), Ortschaft ca. 20 km nordwestlich von der Stadt Orléans, mit (1891) 165 Einw., bekannt durch das Gefecht, welches daselbst 9. Nov. 1870 zwischen den Franzosen unter Aurelle de Paladines und den Bayern unter v. d. Tann stattfand. Da v. d. Tann, der bis dahin mit dem 1. bayrischen Armeekorps Orléans besetzt hielt, fürchten mußte, von der neugebildeten, weit überlegenen französischen Loirearmee, welche bei Beaugency auf das rechte Ufer der Loire gegangen war, abgeschnitten zu werden, verließ er in der Nacht vom 8. zum 9. Nov. die Stadt und nahm seine Stellung bei C., wo er am Morgen des 9. Nov. angegriffen wurde. Trotz der fast doppelten Zahl der Feinde hielten die Bayern fast den ganzen Tag über stand. Gegen Abend zog sich v. d. Tann, ohne vom Feinde belästigt zu werden, nach St.-Peravy und am 10. nach Toury zurück, wo er sich mit der von General Wittich befehligten 22. Infanteriedivision und der 4. Kavalleriedivision vereinigte. Der Verlust betrug auf deutscher Seite 54 Offiziere und 1112 Mann, auf seiten der Franzosen nach ihren eignen Angaben 1500 Mann. Doch fiel nach der Schlacht noch eine Munitionskolonne mit zwei Geschützen in die Hände der Franzosen, und in dem aufgegebenen Orléans blieben 1000 kranke und verwundete Deutsche zurück. Vgl. Lehautcour, C. et Orléans (Par. 1893).

Couloir (franz., spr. kulŏar), Flur oder Korridor, besonders in Theatern, Börsen- und Parlamentsgebäuden ꝛc.; in der Alpinistensprache steil ansteigende enge Schlucht, deren Boden mit Schnee, Firn, Eis oder Geröll bedeckt ist.

Coulomb, Maßeinheit, s. Elektrische Maßeinheiten.

Coulomb (spr. kulóng), Charles Augustin de, Ingenieur, geb. 14. Juni 1736 in Angoulême, gest. 23. Aug. 1806, trat sehr jung in das Geniekorps, baute auf Martinique das Fort Bourbon und ward nach seiner Rückkehr in Rochefort angestellt, beschäftigte sich aber ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien. 1777 erhielt er für seine »Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles aimantées« von der Akademie einen Preis, 1779 den doppelten für seine »Théorie des machines simples« (Par. 1779, 2. Aufl. 1820). Beim Ausbruch der Revolution nahm er als Oberstleutnant des Geniekorps seinen Abschied. 1804 wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1806 Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts. Seine Versuche über die Reibung (1779—90) gewährten eine festere Begründung dieses so schwierigen Kapitels; auch bereicherte er durch mannigfache Entdeckungen die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität und erfand oder vielmehr vervollkommte die nach ihm benannte Drehwage (s. d.) zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte. Er schrieb noch: »Mémoire sur la stabilité des voûtes« (1776) und vier Abhandlungen über die Elektrizität und den Magnetismus (1785—86, deutsch von König, Leipz. 1890).

Coulombsches Gesetz, s. Elektrizität.

Coulombzähler, s. Elektrizitätszähler.

Coulommiers (spr. kulomjé), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, am Grand Morin und an der Ostbahn, mit Resten eines Schlosses, Kirche und ehemaliger Johanniterordens-Kommende aus dem 13. Jahrh., Collège, Altertumsmuseum und Bibliothek, Gerbereien, bedeutendem Getreide- und Käsehandel und (1891) 5105 Einw.

Council (engl., spr. kaunßil), Beratung, Ratsversammlung; Cabinet c., Kabinettsrat; Privy c., der englische Geheime Rat, welcher neben dem Kabinett ohne besondern Einfluß besteht und sich aus den von der Königin hierzu berufenen Vertrauenspersonen zusammensetzt. Man spricht von queen (king) in c., der Königin (dem König) im Rat (bei Erlassung von Verordnungen ꝛc.), im Gegensatz zu queen (king) in parliament (bei Erlassung von Gesetzen). Vgl. Dicey, The privy council (Lond. 1887).

Council Bills, die indischen Regierungswechsel, Wechsel, welche das indische Amt in London, wenn es in Europa Zahlungen zu machen hat, auf die indische Regierung in Kalkutta zieht und verkauft.

Council Bluffs (spr. kaunßil blöffs), Hauptstadt der Grafschaft Pottawattamie des nordamerikan. Staates Iowa, am Missouri, über den eine 838 m lange, für Eisenbahnen, Wagen und Fußgänger eingerichtete Brücke führt, welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Omaha verbindet, 5 km vom Fluß, am Fuße abschüssiger Klippen (Cliffs). C. ist Knotenpunkt von sieben Eisenbahnen, hat einen Gerichtshof, Rathaus, Taubstummenanstalt, eine höhere Schule, lebhafte Industrie, die 1890 in 128 gewerblichen Anstalten mit 1614 Arbeitern Waren im Werte von 2,527,388 Doll. erzeugte, und (1890) 21,474 Einw. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 5,874,073, die städtische Schuld 913,828 Doll.

Counsel (engl., spr. kaunßel, abgekürzt aus counsellor, Rat), Benennung der englischen Advokaten, nämlich der Barristers (s. d.), welche als Rechtsbeistände Rat über Rechtsfragen erteilen und vor den Gerichtshöfen gehört werden, während die Anwalte, die Solicitors (s. d.), als Parteivertreter die Prozeßhandlungen an Stelle ihrer Klienten vornehmen und nur ausnahmsweise plaidieren dürfen. Der Titel Queen's (King's) C. ist eine Auszeichnung, welche dem so Geehrten den Vorrang vor seinen Standesgenossen und das Recht gibt, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen. Aus den Counsels gehen die Generalanwalte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lordkanzler hervor (s. Attorney). Vgl. Schuster, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 34, 35 (Berl. 1887).

Count (engl., spr. kaunt), in England der Titel der nichtenglischen Grafen (Countess, Gräfin); der englische Graf heißt Earl, seine Gemahlin aber Countess.

Count-out (engl., spr. kaunt-aut), in der englischen Parlamentssprache die Zählung der in einer Sitzung anwesenden Mitglieder zu dem Zweck, um die Beschlußfähigkeit des Hauses festzustellen.

Country (engl., spr. köntri), Gegend, Landschaft, Heimat; auch Land im Gegensatz zu Stadt.

County (engl., spr. kaunti, »Grafschaft«), in England und dessen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika politische Einteilung, etwa dem Kreis oder Departement entsprechend; stammt aus den Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen und ist gleichbedeutend mit dem seit der angelsächsischen Einwanderung gebräuchlichen Shire. In England ist der von der Krone auf Lebenszeit ernannte Lord-Lieutenant der oberste Beamte der C., dessen früher ausgedehnte Gewalt sich indes nur auf die Miliz beschränkt, der aber fast immer auch Custos Rotulorum (Aktenbewahrer) der Grafschaft ist. Ein Obersheriff, der gleichfalls von der Regierung ernannt wird, sorgt für Ausführung der Anweisungen und Vollstreckung des Urteils der obersten Gerichtsbehörden. Die Friedensrichter werden auf Vorschlag des Lord-Lieutenants vom Oberkanzler ernannt. Diese Beamten, welche ihre Ämter als Ehrenamt versehen, befassen sich nicht nur mit der niedern Gerichtsbarkeit, sondern setzen auch (in ihren sessions) die Steuern fest, welche von den Einwohnern für Polizei, Straßenunterhaltung u. dgl. zu entrichten sind. Außer ihnen hat jede Grafschaft noch einen von den Grundbesitzern erwählten, besoldeten Coroner (s. d.), welcher bei plötzlichen Todesfällen Untersuchung über die Todesursache anstellt. In den Vereinigten Staaten gibt es natürlich keinen Lord-Lieutenant; die andern Beamten werden vom Volk gewählt und beziehen Taggelder.

County-Council (engl., spr. kaunti-kaunßil, abgekürzt C. C., »Grafschaftsrat«), etwa soviel wie Kreisausschuß, nach der Neuordnung der örtlichen Verwaltung in England, welche 1888 eingetreten ist, das leitende Organ der Grafschaftsverwaltung, dessen Mitglieder von den Grafschaftsangehörigen gewählt werden (s. Großbritannien [Verwaltung]).

County-Court (spr. kaunti-kort, abgekürzt C. C., »Grafschaftsgericht«) bezeichnet in England einen etwa dem deutschen Landgericht entsprechenden Gerichtshof mit besoldetem Richter, in den Vereinigten Staaten aber die Versammlung der Friedensrichter, gleichviel ob sie zu Zwecken der Verwaltung oder als Gerichtshof zusammentreten. Die jetzigen englischen County-Courts wurden 1846 geschaffen und ihre districts bestimmt; eine Anzahl von districts bildet dann einen circuit (s. d.). In England heißt übrigens C. C. auch die Volksversammlung der Grafschaft, die berufen wird, um den Coroner (s. d.) zu wählen. Vgl. Schuster, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 2–4 (Berl. 1887).

County-Hall (spr. kaunti-hahl, auch County-House, »Grafschaftshaus«), in England und den Vereinigten Staaten von Amerika der Sitz der Verwaltungsbehörden eines County oder einer Grafschaft.

Coup (franz., spr. ku, Koup), im allgemeinen soviel wie Hieb, Schlag, Stich, Stoß; (rasch ausgeführte) Handlung, aber meist im übeln Sinne (Streich), um jemand dadurch zu schädigen.

Coupar Angus (Cupar Angus, spr. kūper), Stadt im östlichen Schottland, teils zu Perthshire, teils zu Forfarshire gehörig, am Isla, mit Leinenfabrikation und (1891) 2106 Einw.

Coup d'assurance (franz., spr. ku daßürángß'), soviel wie coup de semonce (s. Durchsuchungsrecht).

Coup de main (spr. ku d'mäng), Handstreich, in der Kriegssprache ein gewagter, rascher Überfall eines festen Ortes, ein rascher, gelungener Angriff.

Coup de milieu (spr. ku d'miliö, »Zwischentrunk«), das Getränk, welches in der Mitte eines Diners, gewöhnlich zwischen dem kalten Entree und dem Braten zur Anregung der Eßlust serviert wird, besteht nie aus Wein, in der Regel aus Eispunsch, Ponche à la Romaine, schwedischem Punsch, seltener feinem Kognak 2c.

Coup de semonce (franz., spr. ku d'ßömóngß'), s. Durchsuchungsrecht.

Coup d'état (franz., spr. ku deta), Staatsstreich (s. d.).

Coup de théâtre (franz.), Theaterstreich, jede zum Zweck der Überraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinne gebraucht zur Bezeichnung eines unmotivierten Scheineffekts; von dem Bühnengebrauch auch auf das moderne Leben übertragen zur Bezeichnung effektvoller Überraschungen.

Coup d'œil (franz., spr. ku döj, »flüchtiger Blick«), der schnelle und richtige Blick, mit dem jemand alles zu einem Gegenstand Gehörige übersieht, namentlich mit dem der Offizier den Feind, das Gelände 2c. überblickt und ihre Verhältnisse beurteilt; auch Augenmaß oder der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Coupe (franz., spr. kup'), Schnitt; beim Kartenspiel das Abheben; auch Trinkschale (s. Cupa).

Coupé (franz.), s. Koupee.

Couperin (spr. kup'räng), Musikerfamilie des 16. und 17. Jahrh., deren Name besonders in der Geschichte des Klavierspiels von Bedeutung ist. Der hervorragendste Vertreter derselben ist François C. (genannt »der Große«), geb. 10. Nov. 1668 in Paris, gest. 1733, Sohn von Charles C., welcher als der jüngste von drei Brüdern, die sämtlich als Organisten sich auszeichneten, 1669 starb. François C. erhielt seinen Unterricht in der Musik von dem königlichen Organisten Tolin, wurde 1696 Organist an der Kirche St.-Gervais und 1701 Organist des Königs mit dem Titel Claveciniste de la chambre du roi. Er hinterließ mehrere Sammlungen von Klavierstücken, die wenn nicht durch Tiefe, so doch durch ihre Grazie und Eleganz den Beifall verdienen, der ihnen von den Zeitgenossen, selbst ein Sebastian Bach nicht ausgenommen, gespendet wurde. »Wie der Tanz den Ausgangspunkt des französischen Klavierstils bildet, so ist er auch der Kern der Couperinschen Kompositionen. Daß aber C. an diese wiewohl deutlich ersichtliche Abstammung wenig denkt, beweisen die phantastischen Titel, die er seinen Sätzen gibt: ‚La Prude', ‚La Voluptueuse', ‚Les Regrets', welche immerhin als der Beweis einer nach Ausdruck ringenden Stimmung gelten können.« (H. Bischoff.) Von besonderm historischen Wert ist die 1717 unter dem Titel: »L'art de toucher le clavecin« von ihm veröffentlichte Klavierschule als eine vollständige Darstellung der klaviertechnischen Errungenschaften seiner Zeit. Eine neue Gesamtausgabe von Couperins Klavierstücken besorgte Brahms in den von Chrysander herausgegebenen »Denkmälern der Tonkunst«.

Coupiers Blau (spr. kupjés), s. Indulin.

Couplet (franz.), s. Kouplet.

Coupon (franz.), ſ. Koupon.

Cour (franz.), ſ. Kour.

Courant (franz.), ſ. Kurant.

Courant ascendant (franz., ſpr. kurāng aſangdāng), der aufſteigende Luftſtrom; ſ. Atmoſphäre, S. 89 f.

Courante (franz., ſpr. kurángt', ital. Corrente), eine ältere, der Suite einverleibte Tanzform im Tripeltakt, deren Charakteriſtikum lebendige Bewegung in gleichen Noten iſt; ſo erſcheint ſie wenigſtens bei den Italienern (Corelli), während die deutſchen und franzöſiſchen Komponiſten ihr einen mehr leidenſchaftlichen Charakter gegeben haben.

Courbet (ſpr. kurbä), 1) Guſtave, franz. Maler, geb. 10. Juni 1819 in Ornans bei Beſançon, geſt. 31. Dez. 1877 in La Tour-de-Peilz bei Vevey, ſollte anfangs die Rechtswiſſenſchaft ſtudieren, widmete ſich aber in Paris der Malerei, anfangs im Atelier von Heiſſe und Steuben, dann in eifrigem Studium der alten Meiſter im Louvre, von denen ihm beſonders die Spanier ſympathiſch waren, an deren Naturalismus er ſich zunächſt anſchloß. Er kultivierte beſonders die Landſchaft, das Porträt und ſpäter das Genre, wobei er ſeine Stoffe aus dem Leben des kleinen Bürger- und Bauernſtandes wählte. Die beiden Hauptwerke ſeiner Jugend: der Mann mit dem Gürtel (ſein Selbſtporträt, im Louvre zu Paris) und Nach dem Mittageſſen in Ornans (1849, Muſeum von Lille), zeigen noch den Einfluß ſeiner klaſſiſchen Studien. Aber ſchon 1851 gab er in der Beerdigung in Ornans und in den Steinklopfern die erſten Proben ſeiner modernnaturaliſtiſchen Kunſtanſchauung, welche, von gleicher Abneigung gegen Klaſſizismus und Romantik erfüllt, die gemeine Wirklichkeit an die Stelle idealer Beſtrebungen ſetzen will. Um ſeine Oppoſition gegen die herrſchenden Anſichten möglichſt eindrucksvoll zu geſtalten, verfiel er bald auf die trivialſten und ſchmutzigſten Stoffe, wie die betrunkenen Bauern von Flagny (1852), die badenden Frauen, die Zirkusringer (1853), die Dame mit dem Papagei (1866) und beſonders die Seinefräulein (1857) beweiſen. In ſeiner Bekämpfung alles Beſtehenden immer hartnäckiger fortſchreitend, trat C. bald in die revolutionäre Bewegung ein, indem er ſich an Männer wie Proudhon und Zola begeiſtert anſchloß, ohne ſie jedoch zu begreifen. Als Maler ſuchte er für die rote Republik und die freie Liebe ebenſo energiſch wie die Schriftſteller dieſer Richtung einzutreten. Seine grenzenloſe Eitelkeit, die darin gipfelte, daß er den Orden der Ehrenlegion mit den Worten ablehnte: »Man wird von mir nach meinem Tode ſagen müſſen: Dieſer Mann hat niemals irgend einer Schule, einer Kirche, einer Inſtitution, einer Akademie und vor allen Dingen niemals einer Regierung angehört«, verwickelte ihn in das Schickſal der Kommune, deren Mitglied er 1871 ward. Er war zum Präſidenten der Kunſtkommiſſion ernannt worden und mußte als ſolcher die ſchon vor der Septemberbewegung angeordnete Zerſtörung der Vendômeſäule ausführen. Seine ſpätere Prahlerei mit dieſer That veranlaßte die Regierung, 1877 einen Prozeß gegen ihn anzuſtrengen, der ſeine Verurteilung zum Schadenerſatz zur Folge hatte. Der Exekution entzog er ſich durch die Flucht nach der Schweiz. Seine künſtleriſche Bedeutung liegt hauptſächlich in ſeinen Landſchaften mit Tierſtaffage; die Rehjagd, der Hirſchkampf (1861, im Louvre), das Rehlager und der Hirſch im Waſſer ſind die Hauptwerke dieſer Gattung, in welchen Kraft der Stimmung und maleriſcher Reiz volle Harmonie hervorbringen. Seine naturaliſtiſchen Tendenzen ſind durch Manet, die Impreſſioniſten (ſ. d.) und ihre Nachfolger überflügelt worden. Vgl. H. d'Ideville, Gustave C.; notes et documents sur sa vie et son œuvre (Par. 1878).

2) Amédée Anatole Prosper, franz. Admiral, geb. 26. Juni 1827 in Abbeville, geſt. 11. Juni 1885, trat 1849 in die Marine und wurde 1873 Linienſchiffskapitän und Gouverneur von Neukaledonien. Seit 1880 Konteradmiral, erhielt er 1883 den Oberbefehl in Tongking, erzwang im Auguſt die Einfahrt in Huë und diktierte dem Kaiſer von Anam den Frieden, eroberte darauf Sontay und Bacninh, ward 1884 unter Beförderung zum Vizeadmiral an die Spitze der Flotte geſtellt, welche China zur Nachgiebigkeit zwingen ſollte, zerſtörte auch die Forts und das Arſenal von Futſchou, richtete aber bei Kelung auf Formoſa nicht viel aus. Er ſtarb an Bord des Admiralſchiffs Bayard bei den Fiſcherinſeln; ſeine Leiche wurde nach Frankreich übergeführt und 28. Aug. im Dom der Invaliden beigeſetzt. Großes Aufſehen erregten ſeine nach dem Tode veröffentlichten Briefe, in denen er die Politik der republikaniſchen Miniſter und der Kammermehrheit in ſchärfſter Weiſe tadelte. Seine Biographie ſchrieben Ganneron (1886), Julien (1888), de la Faye (1891). Vgl. auch Loir, L'escadre de l'amiral C. (4. Aufl. 1886).

Courbette (franz., Kurbette), ſ. Pferd, Gangarten.

Courbevoie (ſpr. kurb'woa), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, am linken Ufer der Seine und an der Weſtbahn, mit ſchöner, zur Brücke von Neuilly führender und eine Fortſetzung der Pariſer Champs-Elyſées bildender Avenue, zahlreichen Villen, ſtattlicher, von Ludwig XV. erbauter Kaſerne, Bleichereien, Fabriken für Waggons, Chemikalien ꝛc. und (1891) 17,597 Einw. Auf dem Rond-Point ſteht ein Denkmal des Krieges von 1870/71.

Courbière (ſpr. kurbjär'), Guillaume René, Baron de l'Homme de, preuß. Feldmarſchall, geb. 25. Febr. 1733 in Maaſtricht als Abkömmling eines franzöſiſchen reformierten Adelsgeſchlechts, geſt. 23. Juli 1811, ſtand erſt in Dienſten Hollands und trat 1757 als Ingenieurkapitän in preußiſche Dienſte über. Er kommandierte von 1759 an als Major ein Freibataillon, an deſſen Spitze er ſich beſonders 1760 bei der Belagerung von Dresden ſowie bei Liegnitz und Torgau hervorthat. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er nach Emden, wo Seume Hauslehrer in ſeiner Familie war, verſetzt, 1780 Generalmajor und 1787 Generalleutnant. Im Kriege gegen die franzöſiſche Republik befehligte er die Garden, an deren Spitze er ſich namentlich bei Pirmaſens auszeichnete, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz, das der 73jährige Greis 1807 heldenmütig verteidigte, während faſt alle preußiſchen Feſtungen ſich ohne Widerſtand ergaben. In Anerkennung dieſer tapfern Waffenthat wurde er nach dem Frieden von Tilſit zum Feldmarſchall und Gouverneur von Weſtpreußen ernannt. Ihm zu Ehren wurde 1889 das 2. poſeniſche Infanterieregiment Nr. 19 Infanterieregiment von C. genannt.

Courcel (ſpr. kurſell), Alphonſe Chodron, Baron de, franz. Diplomat, geb. 30. April 1835 in Paris, wurde Licencié-ès-lettres an der Sorbonne und ſtudierte die Rechte an der Pariſer Rechtsfakultät. 1853 ging er nach Bonn, dann nach Berlin und München, um daſelbſt wiſſenſchaftliche und Sprachſtudien zu treiben. In Bonn promovierte er 1858 zum Doktor beider Rechte. Er trat nun in den diplo-

matischen Staatsdienst seines Vaterlandes, war Attaché in Brüssel und Petersburg, erhielt 1866 eine Anstellung am Oberrechnungshof, wurde 1869 zum Unterdirektor im auswärtigen Ministerium und 1880 unter Freycinet zum Direktor der Abteilung der politischen Angelegenheiten ernannt, auch ward er Mitglied des Staatsrates. Nach dem Rücktritt Saint-Valliers wurde C. im Dezember 1881 zum Botschafter in Berlin ernannt. Als mit Freycinet und Boulanger eine kriegerische Politik im französischen Ministerium zu überwiegen drohte, nahm er im Sommer 1886 seine Entlassung als Botschafter und ist seit 1892 Senator.

Courcelles (spr. kurßäl'), 1) Dorf 13 km südöstlich von Metz, an der Ried und den Bahnlinien Saarbrücken-Metz und Metz-Teterchen, wonach die erste der vor Metz geschlagenen Schlachten (14. Aug. 1870) anfangs benannt wurde; jetzt wird sie deutscherseits offiziell nach den Dörfern Colombey-Nouilly (s. d.) benannt. Unweit das Schloß Urville Kaiser Wilhelms II. — 2) Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Brüssel-Charleroi, hat Kohlenbergbau, Eisenindustrie und (1890) 12,654 Einw.

Courcelles-Chaussy (spr. kurßäl'-schoßi), s. Kurzel.

Courcelle-Seneuil (spr. kurßäl'-s'nöj), Jean Gustave, franz. Nationalökonom, geb. 22. Dez. 1813 in Seneuil (Dordogne), gest. 29. Juni 1892, widmete sich anfänglich dem Handel, dann volkswirtschaftlichen Studien und ward Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften, besonders auch an Pagnerres »Dictionnaire politique«. 1848 ward ihm eine amtliche Mission nach England übertragen. 1853—63 war er Professor der Nationalökonomie zu Santiago in Chile. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Traité théorique et pratique des opérations de banque« (Par. 1852, 6. Aufl. 1876); »Traité des entreprises industrielles, commerciales et agricoles« (1854; 4. Aufl. als »Manuel des affaires«, 1883; deutsch, Stuttg. 1885); »Traité d'économie politique« (1859; 3. Aufl. 1890, 2 Bde.); »Cours de comptabilité« (1867, 4 Bde.); »Préparation à l'étude du droit« (1887); »Adam Smith« (1888); »La société moderne« (1892). Vgl. »Courcelle-Seneuil 1813—1892« (Par. 1892).

Courcy (spr. kurßi), Marie René Roussel, Marquis de, franz. Diplomat, geb. 1827, trat in den diplomatischen Dienst, war Gesandtschaftssekretär in China, in Athen und Karlsruhe und zog sich 1860 auf seine Güter im Depart. Loiret zurück. Er schrieb: »L'empire du Milieu« (1866); »La coalition de 1701 contre la France« (1886, 2 Bde.), welches Werk von der Akademie mit einem Preise gekrönt wurde, und »Renonciation des Bourbons d'Espagne au trône de France« (1889).

Cour des miracles (franz., spr. kur dä mirākl', »Hof der Wunder«), s. Argot.

Courier de Méré (spr. kurjé), Paul Louis, franz. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1772 in Paris, gest. 10. März 1825, trat 1792 in die Armee ein, focht mit Auszeichnung in den italienischen Feldzügen (1792—97 und 1805), nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 seinen Abschied und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben, fortzusetzen. Er entdeckte in Florenz ein vollständiges Exemplar des Romans »Daphnis und Chloë« von Longos, das er herausgab (1810). 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf sein Landgut unweit Tours, immer philologisch thätig, zugleich wegen seiner politischen Flugschriften, in welchen er mit kaustischem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Er wurde von einem Diener ermordet. Der prickelnde Geist und die natürliche Anmut Couriers finden sich in all seinen Schriften, selbst in seinen Briefen wieder. Seine zahlreichen Flugschriften, auch »Le pamphlet des pamphlets« (1824), sind wahre Meisterwerke des französischen Stils. Unter den mehrfachen Ausgaben seiner Werke sind besonders die von 1830 (4 Bde., mit Einleitung von Armand Carrel) und von 1837 (4 Bde., neue Ausg. 1865) hervorzuheben.

Courir sus, Ordre de (franz., spr. ordr' dö kurir ßüß), der bei der Kriegserklärung an die Unterthanen ergehende Befehl, die dem Feindeslande angehörenden Personen und Sachen festzuhalten.

Courmayeur (spr. kurmäjör), Flecken in der ital. Provinz Turin, Kreis Aosta, 1215 m ü. M., am Südfuße des Montblanc, an der Dora Baltea, unterhalb der Vereinigung ihrer Quellthäler Val Ferret und Allée blanche, hat Mineralquellen (eisenhaltige Säuerlinge und Schwefelquellen von 10—15°) mit Badeanstalt und (1881) 555 (als Gemeinde 1193) französisch sprechende Einwohner. C. ist wegen seiner geschützten Lage und herrlichen Umgebung ein besuchter Sommeraufenthalt und Touristenort (beliebte Ausflüge auf die aussichtsreichen Berge Cramont, 2731 m, und Mont de la Saxe, 2238 m, auf den Brenvagletscher ꝛc.).

Couronne (franz., spr. kuronn', »Krone«), Papierformat, s. Papier.

Couronnement (franz., spr. kuronn'mäng, »Krönung«), im Festungskrieg Angriffswerke, welche auf einem vorhandenen Erdwall, in einem Minentrichter ꝛc. erbaut sind. Seine allgemeinste Anwendung fand das C. als Krönung des Glacis. Diese war im frühern Festungskrieg stets nötig zur Aufnahme der Breesch- und Konterbatterien, welche daher auch Couronnementsbatterien hießen. In neuerer Zeit machte man sie nur so lang, als zur Anlage der Grabenniedergänge und zur Unterbringung der Sturmkolonnen notwendig war. Vgl. Festungskrieg.

Couroupita *Aubl.* (spr. kuru-), Kanonenkugelbaum), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume mit keilförmigen Blättern und kleinen Nebenblättern, großen, einzeln stehenden, lebhaft gefärbten Blüten und holzigen, runden Kapseln. Vier Arten im tropischen Amerika. C. guianensis *Aubl.*, in Guayana heimisch und auf die Antillen verpflanzt, mit roten, wohlriechenden Blüten, in 60—90 cm langen Trauben. In jeder Traube reifen 1—2 rauhe, rötliche Früchte von 10—15 cm Durchmesser mit grünlichweißem, an der Luft blau werdendem Mark und zahlreichen Samen. In Cayenne werden sie als wilde Aprikosen wegen ihres weinigen, angenehmen Geschmackes gegessen und zur Bereitung kühlender Getränke benutzt. Die Fruchtschale dient zu Gefäßen.

Courpière (spr. kurpjär'), Flecken im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrond. Thiers, 358 m ü. M., an der Dore und der Lyoner Bahn gelegen, hat kalte Eisenquellen, Fabrikation von Töpferwaren, Holzhandel und (1891) 1581 (als Gemeinde 3884) Einw.

Courrières (spr. kurjär'), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Béthune, an der Nordbahn, hat eine Kirche mit schönem Grabmal Johanns von Montmorency, Steinkohlengruben, Zuckerfabrikation und (1891) 3113 Einw.

Cours (franz., spr. kur), s. Kurs.

Cours (spr. kur), Stadt im franz. Depart. Rhône, Arrond. Villefranche, an der Lokalbahn St. Victor-

C., mit Fabriken für Baumwollwaren, Decken ꝛc. und (1891) 3765 (als Gemeinde 5994) Einw.

Coursan (spr. kurßáng), Stadt im franz. Depart. Aude, Arrond. Narbonne, am Aude und der Südbahn, hat eine gotische Kirche, ein Schloß, eine Mineralquelle, Weinbau, Branntweinbrennerei und (1891) 3695 Einw.

Cours d'amour (franz., spr. kûr damûr), s. Minnehöfe.

Courseulles (spr. kurßöl'), Flecken im franz. Depart. Calvados, Arrond. Caen, an der Seulles unweit ihrer Mündung in den Kanal und an der Lokalbahn Caen-C., hat einen Hafen mit Leuchtturm, Spitzenfabrikation, Seefischerei, bedeutende Austernzucht, Seebäder und (1891) 1424 Einw.

Courson (spr. kurßóng), Aurélien de, franz. Geschichtsforscher, geb. 25. Dez. 1811 in Port Louis (Ile-de-France), kam 1821 nach Frankreich, ward Archivar des Depart. Finistère, dann Bibliothekar an der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris, endlich Konservator an der Louvre-Bibliothek, nach deren Auflösung er an die Nationalbibliothek versetzt wurde. Er schrieb: »Essai sur l'histoire, la langue et les institutions de la Bretagne armoricaine« (1840); »Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire jusqu'au V. siècle« (1843); »Histoire des peuples bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques« (1846, 2 Bde.); ferner gab er heraus: »Cartulaire de l'abbaye de saint Sauveur de Redon« (1863) und mit Vallery-Radot: »Mémoire sur l'origine des institutions féodales chez les Bretons et les Germains« (1847) u. a. C. erhielt zweimal von der Akademie den Gobertschen Preis.

Court (engl., spr. kört), Hof, besonders Gerichtshof.

Court (spr. kûr), Antoine, Wiederhersteller der reformierten Kirche Frankreichs, geb. 17. Mai 1696 im Languedoc, gest. 15. Juni 1760 in Lausanne, widmete sich seit seinem 19. Jahr der Rettung des französischen Protestantismus. In unermüdlicher Thätigkeit und unter steter Todesgefahr sammelte er die zerstreuten Glieder, reorganisierte die Kirche und führte sie von der kamisardischen Schwärmerei zur besonnenen Religion der Väter zurück (les églises du désert). Nachdem er sich 1729 an den Genfer See zurückgezogen hatte, gründete er in Lausanne ein Seminar zur Ausbildung von Predigern. Vgl. »Mémoires d'Ant. C.« (hrsg. von Hugues, Toulouse 1886).

Courtage (franz.), s. Kourtage.

Courtalain (spr. kurtalâng), Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, Arrond. Châteaudun, am Yères und an der Staatsbahnlinie Chartres-Saumur, hat ein schönes Schloß aus dem 15. Jahrh. mit großem Park und (1891) 735 Einw.

Courtaud (franz., spr. kurtó), Stutzschwanz, Pferd oder Hund mit gestutzten Ohren und Schwanz.

Courtelary (spr. kurt'lari), Flecken und Bezirkshauptort im schweiz. Kanton Bern, im Val St.-Imier, 699 m ü. M., an der Bahnlinie Sonceboz-Chaux-de-Fonds, hat einigen Handel und (1888) 1156 meist französische reformierte Einwohner.

Courtenay (spr. kurt'nê), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Montargis, an der Lyoner Bahn, hat ein Schloß, Gerberei, Wirkerei, Getreidehandel und (1891) 1932 Einw. C. hat einem berühmten Geschlecht (s. folg. Art.) den Namen gegeben.

Courtenay (spr. kurt'nê), altes franz. Geschlecht, genannt nach der Stadt und Herrschaft C. (s. oben), die Hatto, Sohn des Kastellans von Château-Renard, um 1010 gründete. Josselin II., Enkel Hattos, machte den ersten Kreuzzug mit und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa und ward 1131 bei Belagerung eines Kastells bei Aleppo von einem einstürzenden Turm tödlich getroffen. Sein Sohn Josselin III. verlor seine ganze Grafschaft und 1144 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen und starb 1149 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. ward 1216 lateinischer Kaiser von Konstantinopel, s. Peter; ebenso seine Söhne Robert (1219—28) und Balduin (1237—61). Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Reims und starb 1323. Louis, Prinz von C., geb. 1610, versuchte umsonst seine Rechte als Nachkomme König Ludwigs des Dicken geltend zu machen und erlangte nur die Erlaubnis, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen. Louis Charles, Prinz von C., Graf von Tesy, geb. 25. Mai 1640, gest. 28. April 1723, diente 1664 bei der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Berberei sowie in den Kriegen Ludwigs XIV. und suchte ebenfalls seine Rechte als königlicher Prinz geltend zu machen. Mit seinem jüngern Sohn, Charles Roger, erlosch 1730 das Haus C. im Mannesstamm.

Courthézon (spr. kurtesóng), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrond. Avignon, an der Lyoner Eisenbahn, mit alten Wällen und Türmen, neuem Schloß, Seidenraupenzucht, Seilerei, Papier- und Besenfabrikation und (1891) 2365 Einw.

Courthope (spr. kort-hôp), William John, engl. Schriftsteller, geb. 1842 bei Lewes (Surrey), wurde in Harrow und Oxford erzogen, schrieb dann vielfach für Zeitschriften, insbes. die »Quarterly Review«, und begründete die »National Review«, deren Redakteur er bis 1887 war. Seine Erstlingswerke waren Gedichte, die viel Phantasie verraten, so »The Teroentenary of Cerydon«, ein bukolisches Drama (1864), und »The Paradise of Birds« (1878). Am bekanntesten ist er als Litterarhistoriker im Gebiet des 18. Jahrh., besonders als Mitherausgeber der Werke von Alexander Pope (mit Elwyn), deren Schlußband die Biographie des Dichters von C. enthält (1889). Außerdem schrieb er die Biographie von Addison (1884), »The liberal movement in English literature« (1885) u. a.

Courtier (franz., spr. kurtjé), Makler, Unterhändler (s. Kourtage).

Courtine (franz.), s. Kurtine.

Courtisan (franz.), s. Kurtisan.

Courtmans, Joanna Desideria, geborne Berchmans, vläm. Schriftstellerin, geb. 6. Sept. 1811 in Oudegem (Ostflandern), gest. 22. Sept. 1890 in Maldegem, verheiratete sich 1836 mit dem Pädagogen Jean Baptiste C., Lehrer an der vlämischen Normalschule zu Lier, nach dessen Tod (1856) sie als Vorsteherin eines Erziehungsinstitutes in Maldegem wirkte. Anfangs schrieb sie Schauspiele und Gedichte, später zahlreiche vlämische Romane und Erzählungen (»Het geschenk van den jager«, womit sie 1864 den Preis für vlämische Litteratur errang; »De bloem van Cleyt«; »Griselda«; »De hut van tante Clara« u. a.), welche gesammelt in 22 Bänden erschienen.

Courtney (spr. kört'ni), Leonard Henry, engl. Politiker, geb. 1832, studierte zu Cambridge, wurde 1858 Advokat in London, war aber hauptsächlich journalistisch thätig, insbesondere für die »Times«, wurde 1872 zum Professor der Nationalökonomie an dem University College zu London und 1873 zum Examinator für das Fach der Verfassungsgeschichte

an der Londoner Universität ernannt. 1876 trat er für Liskeard ins Parlament, wo er sich dem linken Flügel der liberalen Partei anschloß. Im Frühjahr 1880 wurde er von Gladstone zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, 1881 zum Unterstaatssekretär im Kolonialministerium und im Mai 1882 zum parlamentarischen Sekretär im Schatzamt ernannt, nahm aber Ende 1884 seine Entlassung. 1886 trat er der Partei der liberalen Unionisten bei und ward in dem neuen Parlament Vorsitzender in den Komiteeberatungen des Unterhauses. 1889 wurde er zum Mitglied des Geheimen Rates ernannt.

Courtois (spr. kurtoá), 1) Jacques Bourguignon, von den Italienern Jacopo Cortese genannt, ital. Maler, geb. 1621 zu Hippolyte in der Franche-Comté, gest. 14. Nov. 1676 in Rom, trat in spanische Kriegsdienste, ging aber nach geschlossenem Frieden nach Italien, um die unter seinem Vater begonnenen künstlerischen Studien unter Reni, Albani, Pieter de Laar und Cerquozzi wieder aufzunehmen. In seinem 36. Jahr trat er in ein Jesuitenkloster in Rom. Seine Schlachtenbilder sind von kühner Komposition und Ausführung; sie fanden so viel Beifall, daß ihre Art von andern Malern vielfach nachgeahmt wurde. C. ist in den meisten öffentlichen Sammlungen vertreten.

2) Edme Bonaventure, franz. Revolutionär, geb. 1756 in Arcis-sur-Aube, gest. 6. Dez. 1816 in Brüssel, war Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung und 1792 im Nationalkonvent und wirkte 9. Thermidor zu Robespierres Sturz mit. Der Konvent beauftragte ihn mit der Prüfung der bei Robespierre gefundenen Papiere, und er erstattete im Januar 1795 der Versammlung über dieselben einen interessanten Bericht, der eins der wertvollsten Aktenstücke für die Geschichte der Revolution ist. 1795 wurde er Mitglied des Rates der Alten und 20. April 1797 Präsident desselben, ward einer der entschiedensten Gegner der Jakobiner und ein Führer der Partei, welche Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitete. Aus dem Tribunat ward er wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen und hielt sich mehrere Jahre lang auf seinem Landgut in Lothringen verborgen. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decazes seine für die Geschichte der Revolution sehr wichtigen Papiere in Beschlag nehmen, wodurch dieselben fast sämtlich verloren gingen. Die 1828 erschienenen »Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C.« enthalten nur einen kleinen Teil davon.

3) Gustave Claude Etienne, franz. Maler, geb. 18. März 1852 in Pusey (Obersaône), wurde 1869 Schüler von Gérôme, trat zuerst im Salon von 1876 mit zwei historischen Bildern: der Tod des Archimedes und Orpheus, auf, welchen 1877 ein Narcissus, der für die Luxembourg-Galerie angekauft wurde, und 1878 die Kurtisane Laïs in der Unterwelt folgten. Eine figurenreiche Komposition: Dante und Vergil in der Unterwelt bei den Vaterlandsverrätern, erwarb ihm durch die Vorzüge einer reinen und sichern Zeichnung eine Medaille zweiter Klasse. Die Grazie und Feinheit seiner Auffassung und die Zartheit seines geschmackvollen Kolorits machten ihn zugleich zu einem beliebten Porträtmaler, und in dieser Eigenschaft wurde er 1883 und 1888 auf den internationalen Kunstausstellungen in München durch Medaillen zweiter und erster Klasse ausgezeichnet. 1882 stellte er in Paris eine Bajadere, 1883 ein junges Mädchen in japanischem Kostüm und einen jungen Florentiner, mit Katzen spielend, aus. Von spätern Werken sind die Beerdigung Atalas (1884), eine Madonna mit dem Kind (1887) und dekorative Panneaus mit Figuren aus Komödien für das Foyer des Odéontheaters hervorzuheben.

Courtoisie (franz.), s. Kourtoisie. C. internationale (franz.), soviel wie Comitas gentium (s. d.).

Courtrai (spr. kurträ, holländ. Kortrijk), Hauptstadt eines Arrondissements in der belgischen Provinz Westflandern, 4 km von der französischen Grenze, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Gent-Tournai und der Eisenbahnen Denderleeuw-C. und C.-Hazebrouck, ist gut gebaut, mit alten Mauern umgeben, hat zahlreiche Kirchen (bemerkenswert sind die Martinskirche aus dem 14. Jahrh., 1862 vom Blitz getroffen und bis auf die Mauern ausgebrannt, seitdem wieder aufgebaut, und die 1211 vollendete Liebfrauenkirche mit der Grabkapelle der alten Grafen von Flandern und einer Aufrichtung des Kreuzes von van Dyck), ein schönes gotisches Rathaus (1526—28 erbaut, neuerdings restauriert, mit Fresken von Guffens und Swerts), einen Belfried, eine Börse und (1890) 30,383 Einw., welche berühmtes Tafelleinen, Blonden, Spitzen ꝛc. fabrizieren (hier und in der Umgegend 5400 Handwebstühle und acht Fabriken mit mechanischen Webstühlen), auch bedeutende Färbereien und große Bleichen unterhalten. Etwa 6000 Menschen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Spitzen. Der in der Umgegend gewonnene Flachs ist sehr gesucht. C. hat eine Malerakademie mit Museum, ein Privatcollège, eine Staats-Knabenmittelschule, Industrieschule und ist Sitz eines Tribunals, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. — C. hieß im Altertum Cortoriacum und lag in Gallia belgica. Im Mittelalter hatte es lange erbliche Kastellane aus dem Haus Revel. Bei C. wurden mehrere Schlachten geschlagen, unter denen die merkwürdigste die berühmte Sporenschlacht (11. Juli 1302) ist, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois von den Flämen (hauptsächlich Webern aus Gent und Brügge) unter Johann, Grafen von Namur, völlig besiegt wurden. An 6000 französische Reiter blieben auf dem Schlachtfeld, auf welchem die Sieger 4000 goldene Sporen, eine Auszeichnung der französischen Ritterschaft, sammelten. Eine kleine Kapelle (1831 errichtet) bezeichnet vor dem Genter Thor das Schlachtfeld. Karl VI. rächte 12. Dez. 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung von C. nach der siegreichen Schlacht von Rosebeke. Auch in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrh., während welcher es vom Aachener (1668) bis zum Nimwegener Frieden zu Frankreich gehörte, hatte C. durch wiederholte Belagerungen mancherlei Drangsale zu erdulden, nicht weniger in den Revolutionskriegen, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten in die Hände der Franzosen fiel. Am 31. März 1814 fand bei C. ein Gefecht zwischen 8000 Mann Sachsen und andern deutschen Truppen unter Thielemann gegen die Franzosen unter Maison statt, welches für die erstern ungünstig ausfiel.

Courtry (spr. kurtrí), Charles Louis, franz. Radierer, geb. 11. März 1846 in Paris, bildete sich daselbst bei Gaucherel und Flameng und entfaltete dann eine fruchtbare Thätigkeit in der Nachbildung von Gemälden alter und neuer Meister, wobei er den Nachdruck auf die Wiedergabe der koloristischen Wirkungen legt. Die besten seiner Schöpfungen, deren Gesamtzahl mehr als 600 beträgt, sind Radierungen nach Rubens, Rembrandt, Holbein, Meissonier, Mun-

lacy (Milton und seine Töchter), Menzel, Dupré und Chartran (Bildnis des Papstes Leo XIII.). 1887 erhielt er die Ehrenmedaille des Pariser Salons.

Courts jours (franz., spr. kur schur), kurze Frist (von Wechseln).

Cöus, Titane, s. Köos.

Cousin (franz.), s. Kousin.

Cousin (spr. kusäng), 1) Jean, franz. Bildhauer und Maler, geb. 1501 in Soucy bei Sens, gest. um 1590, scheint sich anfänglich der Glasmalerei gewidmet zu haben. Schöne Werke dieser Art im französischen Renaissancegeschmack sind: im Dom zu Sens die Legende des heil. Eutropius (1530), vier Gemälde in der Kirche St.-Gervais zu Paris (1551), die der Kapelle des Schlosses Fleurigny bei Sens ꝛc. Doch hat C. auch in Öl gemalt, darunter das Jüngste Gericht im Louvre, das indessen trotz seiner fleißigen Ausführung geringen Geschmack in der Komposition zeigt. C. wurde von seinen Landsleuten, die ihn den französischen Michelangelo nannten, sehr überschätzt. Auch als Bildhauer erfreute sich C. eines bedeutenden Ansehens: die liegende Statue von Phil. de Chabot im Louvre ist ein lebendiges, frisch aufgefaßtes Werk. Der vielseitige Künstler schrieb auch: »La vraie science de la pourtraicture« (zuerst Par. 1571 u. ö.; u. d. T.: »L'art de desseigner, revu etc. par Fr. Jollain«), ferner »Livre de perspective« (das. 1560 u. öfter). 200 zum erstenmal veröffentlichte Zeichnungen Cousins gab Lalanne heraus (»Le livre de fortune«, 1884). Vgl. Didot, Étude sur Jean C. (Par. 1872); Derselbe, Recueil des œuvres choisies de Jean C. (40 Tafeln, das. 1872).

2) Viktor, berühmter franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1792 in Paris als Sohn eines armen Handwerkers, gest. 12. Jan. 1867 in Cannes infolge eines Schlaganfalls. Schüler von Maine de Biran und Royer-Collard, welch letzterer ihn in die Philosophie der schottischen Schule einführte und so mittelbar Kant nahe brachte, wurde C. schon 1815 Stellvertreter seines Lehrers an der philosophischen Fakultät und Professor der Philosophie an dem Lycée Bonaparte. 1817 trat er eine philosophische Studienreise nach Deutschland an, auf der er Hegels und Schellings Bekanntschaft machte, von welcher Zeit an der Einfluß deutscher Philosophie in Frankreich datiert. Nachdem er 1820 seine Vorlesungen aus politischen Gründen hatte einstellen müssen, auf einer Reise in Deutschland als politischer Umtriebe verdächtig verhaftet und nach Berlin gebracht worden war, welchen Aufenthalt er benutzte, um sich (durch Gans und Michelet) näher mit der Hegelschen Philosophie vertraut zu machen, durfte er 1828 seine Vorlesungen wieder eröffnen. 1830 wurde er Mitglied der Akademie und nach der Julirevolution Generalinspektor der Universität, 1831 Staatsrat und mit Erstattung eines Berichts über das preußische Unterrichtswesen beauftragt, 1832 Direktor der Normalschule und Pair, endlich im März 1840 im Ministerium Thiers Minister des öffentlichen Unterrichts, legte diesen Posten jedoch schon im Oktober wieder nieder und lebte seitdem als Privatmann seinen Studien. C. ist der Begründer der sogen. eklektischen Schule, die ihren Standpunkt zwischen der die Metaphysik verwerfenden schottischen (Hume, Hamilton) und der die Metaphysik a priori konstruierenden deutschen Schule (Schelling und Hegel, seine »deux illustres amis«) nimmt. Er beginnt im Gegensatz zu der letztgenannten mit der Psychologie und wird durch diese selbst (auf sicherm Weg) zur Ontologie geführt. Die Identität des Denkens und Seins ist nach C. eine Thatsache des Bewußtseins, welche durch Analyse des letztern außer Zweifel gesetzt wird. In dem unmittelbaren und spontanen Akte der reinen Vernunft erlösche (ähnlich wie in Schellings intellektualer Anschauung) jede Spur subjektiver Beschränktheit. In den Vorlesungen von 1828, in welchen C. alle Wissenschaft auf drei Fundamentalideen der Vernunft: das Unendliche, das Endliche und die Beziehung zwischen diesen beiden, zurückführte, näherte er sich dem Standpunkt des deutschen (absoluten) Idealismus so sehr, daß er sich den Vorwurf zuzog, er habe die Philosophie in Frankreich entnationalisiert. Um demselben zu entgehen, knüpfte er in der 1845 erfolgten Umarbeitung seines zuerst 1817 erschienenen Hauptwerkes: »Le Vrai, le Beau et le Bien« (23. Aufl. 1881) an den Begründer der Philosophie in Frankreich, Descartes, an, indem er die psychologische Methode als Basis der philosophischen Fassung beibehielt. Von dieser Zeit an wurde seine Philosophie mehr Bekämpfung der sensualistischen und materialistischen Lehren, zu welcher er auch die Hilfe der Religion in Anspruch nahm, als strenge Wissenschaft. Um die Belebung des sittlichen Ernstes auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst hat sich C. sehr verdient gemacht. Die größten Verdienste aber hat er sich um die Verbreitung des Studiums der Geschichte der Philosophie (nach seinem von Leibniz entlehnten Grundsatz, daß in jedem System ein Funke Wahrheit enthalten sei), namentlich der französischen des Mittelalters, und um die Hebung des öffentlichen Unterrichtswesens (nach deutschem Muster) erworben. Außer seinen Übersetzungen des Platon (1822—38, 12 Bde.), des Cartesius (1824, 11 Bde.) und der Tennemannschen »Geschichte der Philosophie« (1831, 2 Bde.), außer Ausgaben des Proklos (1820 f., 5 Bde.) und der Werke Abälards (mit Jourdain und Despois, 1849—59, 2 Bde.) sowie der Veröffentlichung von bisher unedierten Schriften Abälards (1836, darunter »Sic et Non«) hat er eine große Reihe von Schriften verfaßt. Seine Werke sind in fünf Abteilungen erschienen, I—II: »Cours de l'histoire de la philosophie moderne« (1846—48; 7. Ausg. 1866, 3 Bde.), III: »Fragments philosophiques« (1847—1848, 4 Bde.), IV: »Littérature« (1849, 3 Bde.), V: »Instruction publique« (1850, 3 Bde.). Öffentliche Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als »Cours de philosophie« (1836). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland teilt er mit im »Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne« (1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1840; deutsch von Kröger, Altona 1832—1837, 3 Bde.), die einer Reise nach den Niederlanden in der Schrift »De l'instruction publique en Hollande« (1837; deutsch von Kröger, Altona 1838, 2 Bde.). In der letzten Zeit seines Lebens widmete er sich mit Vorliebe der Schilderung hervorragender Frauen und des geistigen Lebens des 17. Jahrh., so in den Schriften »Jacqueline Pascal« (1844); »Madame de Longueville« (1853); »Madame de Hautefort« (1856); »La société française au XVII. siècle« (1858, 2 Bde.). Seine Bibliothek, im Wert von 1 Mill. Frank, vermachte er der Sorbonne. Unter seinen Schülern sind Jouffroy, Ch. de Rémusat, Barthélemy, Janet die bekanntesten. Der letztere hat ihn nach seinem Tode in der »Revue des Deux Mondes« gegen heftige Angriffe seitens der Schule A. Comtes und des Materialismus verteidigt. Über Cousins Philosophie vgl. Rob. Zimmermann, Studien und Kritiken, Bd. 1, S. 384 ff. (Wien 1879); Mignet,

Victor C. (Par. 1869); Janet, Victor C. et son œuvre (3. Aufl., daſ. 1893); Jules Simon, Victor C. (daſ. 1887).

Couſin-Montauban (ſpr. kuſäng-mongtobáng), Charles Guillaume Marie Apollinaire Antoine C., Graf von Palikao, franz. General, geb. 24. Juni 1796 in Paris als der uneheliche Sohn der Tochter des 1825 verſtorbenen Generals de Launay de Picardois, geſt. daſelbſt 8. Jan. 1878, trat 1814 in die Armee und diente von 1831—57 in Algerien, wo er ſich wiederholt auszeichnete. 1847 nahm er als Oberſt eines Regiments Chasseurs d'Afrique Abd el Kader gefangen. Als Diviſionsgeneral ward er 1857 nach Frankreich zurückgerufen. 1860 ſchiffte er ſich als Befehlshaber der nach China beſtimmten Expeditionsarmee dorthin ein, ſchlug 12. Aug. die Chineſen bei Sinko, erſtürmte Tangku, ſiegte, mit den Engländern vereint, bei Tſchangkiahuang (13. Sept.) und Palikiaho (21. Sept.) und bereicherte ſich dann in ſchamloſer Weiſe durch die Plünderung der Sommerreſidenz des Kaiſers von China. Napoleon III. verlieh ihm die Senatorwürde und den Titel eines Grafen von Palikao; eine Dotation von jährlich 50,000 Frank lehnte aber der Geſetzgebende Körper wegen jener Plünderung ab. C. wurde durch die Zahlung von 600,000 Fr. aus der chineſiſchen Kriegsentſchädigung ſchadlos gehalten. Am 10. Aug. 1870 wurde er von der Kaiſerin nach dem Sturz des Miniſteriums Ollivier an die Spitze eines neuen, rein bonapartiſtiſchen Kabinetts (des ſogen. Mameluken-Miniſteriums) berufen, in dem er ſelbſt das Portefeuille des Krieges übernahm. Er entwickelte in der Ausrüſtung neuer Truppenkörper und der Organiſation der Verteidigung des Landes eine erfolgreiche, energiſche Thätigkeit und erſann den Plan des Marſches der Mac Mahonſchen Armee über Sedan nach Metz, der aber durch Mac Mahons Zaudern verdorben wurde und ſo zu dem Tage von Sedan führte. Nach dem Sturz des Kaiſerreichs (4. Sept.) flüchtete er ins Ausland und veröffentlichte nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich eine Schrift (»Un ministère de la guerre de vingt-quatre jours«, Par. 1871), in der er ſich jenes Planes rühmt als des einzigen, der Frankreich hätte retten können.

Couſinot (ſpr. kuſino), ſ. Apfelbaum, S. 711.

Couſins (ſpr. kuſ'ns), Samuel, engl. Kupferſtecher, geb. 9. Mai 1801 in Exeter, geſt. 7. Mai 1887 in London, war Schüler von S. William Reynolds, bei dem er ſich in der Mezzotinto- und Aquatintamanier ausbildete, und wurde 1855 als erſter Kupferſtecher, dem dieſe Auszeichnung zu teil wurde, Mitglied der Akademie. Er hat vorzugsweiſe Gemälde von Lawrence, Joſhua Reynolds, Winterhalter (Bildniſſe von Mitgliedern des engliſchen Königshauſes) und Millais geſtochen.

Couſſemaker, Charles Edmond Henri de, Muſikſchriftſteller, geb. 19. April 1805 in Bailleul unweit Lille in Nordfrankreich, geſt. 12. Jan. 1876 auf Schloß Bourbourg bei Lille, ſtudierte zu Paris die Rechte und gleichzeitig unter Reichas Leitung am Konſervatorium die Kompoſition, bekleidete dann an verſchiedenen Orten Richterſtellen und ließ ſich endlich zu Lille nieder, wo er als Mitglied des Generalrats des Norddepartements ſowie der Archäologiſchen Geſellſchaft und der königlichen Akademie von Belgien bis zu ſeinem Tode wirkte. C. hat ſich um die Förderung des muſikgeſchichtlichen Studiums durch die folgenden Werke hochverdient gemacht: »Mémoire sur Hucbald« (Douai 1841); »Histoire de l'harmonie au moyen-âge« (Par. 1852); »Les harmonistes des XII. et XIII. siècles« (daſ. 1864); »L'art harmonique aux XII. et XIII. siècles« (Lille 1865); »Les harmonistes du XIV. siècle« (daſ. 1869) und »Scriptorum de musica medii aevi nova series« (daſ. 1866—75, 4 Bde.), ſein Hauptwerk, enthaltend eine große Zahl muſikaliſcher Schriften des Mittelalters, welche bei Gerbert (ſ. d.) fehlen. Ferner gab er heraus: »Drames liturgiques du moyen-âge« (Rennes 1860), »Œuvres complètes du trouvère Adam de la Halle, poésies et musique« (Lille 1872) und das Quellenwerk »Troubles religieux du XVI. siècle dans la Flandre maritime 1560—1570« (Brügge 1876—77, 4 Bde.). Von ſeinen Kompoſitionen ſind mehrere Vokalmeſſen ꝛc. erſchienen.

Couſtou (ſpr. kuſtu), 1) Nicolas, franz. Bildhauer, geb. 9. Jan. 1658 in Lyon, geſt. 1. Mai 1733 in Paris, lernte bei ſeinem Vater und ſeinem Oheim Coyzevox und gewann 1681 den römiſchen Akademiepreis, der ihm ermöglichte, in Italien weiter zu ſtudieren. 1720 wurde er Rektor der Akademie. Die Revolution hat unter ſeinen Werken ſtark aufgeräumt. Erhalten ſind die koloſſale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt im Tuileriengarten, die Bronzeſtatue der Saône in Lyon, Kreuzabnahme in Notre Dame, die Marmorſtatue Ludwigs XV. und das Relief: Apollon zeigt Frankreich die Büſte Ludwigs XV., beide im Louvre, Werke von theatraliſchem Pathos mit allen Vorzügen und Schwächen des Barockſtils.

2) Guillaume, franz. Maler und Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 1678 in Lyon, geſt. 20. Febr. 1746 in Paris, kam im 18. Jahr zu ſeinem Oheim Coyzevox nach Paris und von da als königlicher Penſionär nach Rom, wo er die Ausführung des Reliefs des St. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heil. Ignaz zu Rom übertragen erhielt. In Frankreich ſind noch viele ſeiner Werke vorhanden, beſonders in der Schloßkapelle zu Verſailles. Im Louvre befindet ſich die Marmorſtatue der Maria Leſczynska als Juno.

3) Guillaume, franz. Bildhauer, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 20. März 1716 in Paris, geſt. daſelbſt 13. Juli 1777, erwarb ſich im 19. Jahr den großen Preis zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom, trat nach ſeiner Rückkehr in das Atelier ſeines Vaters und fertigte unter anderm die Statuen des Mars und der Venus für Friedrich II. in Sansſouci.

Coutances (ſpr. kutángß'), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Manche, an der von hier an kanaliſierten Soulle, Knotenpunkt an der Weſtbahn, 10 km von der Küſte auf einem Hügelkamm gelegen, hat eine herrliche frühgotiſche Kathedrale aus dem 13. Jahrh. mit 77 m hohen Türmen, mehrere andre alte Kirchen, Ruinen eines Aquädukts, Statue des in der Nähe gebornen Lebrun, Herzogs von Piacenza, ein Seminar, ein Lyceum, eine Lehrerinnenbildungsanſtalt, eine Bibliothek von 7000 Bänden, einen botaniſchen Garten und (1891) 8145 Einw., welche Fabrikation von Baumwollwaren, Zwirn und Spitzen, Marmorgewinnung und lebhaften Handel mit Vieh, Butter, Geflügel ꝛc. betreiben. C. iſt Sitz eines Biſchofs und eines Handelsgerichts. Es iſt das römiſche Constantia im Lande der Uneller und war im Mittelalter Hauptort der Vizegrafſchaft Cotentin.

Coutet (ſpr. kutä), ſ. Bordeauxweine.

Couthon (ſpr. kutóng), Georges, Schreckensmann der franz. Revolution, geb. 1756 zu Orcet in der Auvergne, geſt. 28. Juli 1794, war Advokat zu Clermont und wurde 1790 Präſident des dortigen Gerichtshofs.

Lahm, gebrechlich, von mildem, freundlichem Wesen im Privatleben, war er in dem politischen ein extremer Fanatiker. 1791 vom Depart. Puy-de-Dôme in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er für des Königs Tod ohne Aufschub und Appellation. Er trat zur Bergpartei über und ward der vertraute Freund Robespierres und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, als welches er sich durchaus auf die hauptstädtischen Pöbelmassen stützte und hauptsächlich zur Vernichtung der Girondisten beitrug. Am 12. Juli 1793 beantragte er die Ächtung Lyons und begleitete selbst das Revolutionsheer, um das furchtbare Strafgericht an der Stadt zu vollziehen; indes milderte er das letztere nach Möglichkeit und ließ sich, um für die Greuel nicht weiter verantwortlich zu sein, abberufen. Er bewirkte auch mit Robespierre die Hinrichtung der extremen Hébertisten. Dagegen hielt er, stets auf seiten Robespierres, an der Weiterentwickelung des Schreckenssystems gegen alle der Gegnerschaft wider die Revolution Verdächtigen fest. Nach Robespierres Fall angeklagt, mit jenem und Saint-Just nach dem Triumvirat gestrebt zu haben, ward er 9. Thermidor verhaftet. Von den Jakobinern befreit, suchte er sich, als die Soldaten des Konvents das Rathaus stürmten, mit dem Dolch den Tod zu geben, traf aber nicht sicher u. wurde mit Robespierre, Saint-Just u. a. unter lautem Jubel des Volkes guillotiniert.

Coutras (spr. kutrá), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrond. Libourne, an der Dronne, unfern ihrer Mündung in die Isle, Knotenpunkt der Orléansbahn und der Staatsbahnlinie Cavignac-C., hat eine Kirche mit schönem Turm, Reste eines Schlosses aus dem 16. Jahrh., in welchem Katharina von Medici und Heinrich IV. Hof hielten, Flußschiffahrt, Schiffbau, Handel mit Wein, Branntwein und Mehl und (1891) 2324 (als Gemeinde 4231) Einw. Bei C. siegte König Heinrich von Navarra über die französische Armee unter dem Herzog von Joyeuse 20. Okt. 1587.

Coutumes (franz., spr. kutüm'), Gewohnheiten, Herkommen, besonders Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich (s. Code); im engern Sinn amtliche Sammlungen dieser Gewohnheitsrechte, welche im 15. und 16. Jahrh. von den Königen unter Zustimmung der Stände bestätigt und (jede für ihren Bezirk) mit Gesetzeskraft ausgestattet wurden. Man unterscheidet C. générales, Landesrechte, und C. locales, Ortsrechte. Die Coutume de Paris von 1510, auch außerhalb der Stadt vielfach als Entscheidungsnorm gebraucht, ist eine Hauptquelle des Code civil geworden.

Couture (spr. kutür'), Thomas, franz. Maler, geb. 21. Dez. 1815 in Senlis, gest. 30. März 1879 auf seinem Schloß Villiers-le-Bel, Schüler Gros' und dann P. Delaroches, gewann im Anfang der 40er Jahre ein hohes Ansehen, da er die Eleganz in der Zeichnung, welche der klassischen französischen Schule eigen war, mit einem erhöhten Reiz der Farbe und Schwung der Darstellung zu verbinden wußte. Man nannte ihn den französischen Veronese und knüpfte an sein Auftreten die Hoffnung auf die Entstehung einer großen koloristischen Schule. Sein Hauptwerk: die Römer der Verfallzeit (im Louvre), welches im Salon von 1847 einen Triumph gefeiert, wie kaum je das Werk eines französischen Malers erlebt hat, wirkt ebensosehr durch die großartige Bravour der Zeichnung wie durch das Kolorit, dessen gedämpfte Glut mit dem Stoff des Bildes vortrefflich harmoniert. Diesem Bild gingen noch einige andre Werke des Meisters voraus, welche dieselben Ideen und Vorzüge, wenn auch noch nicht in gleicher Entfaltung, zeigen; so: der junge Venezianer nach einer Orgie, der verlorne Sohn, die Liebe zum Gold (gemalt 1844, im Museum von Toulouse) und der Triumph der Kurtisane. Sehr bekannt wurde später (1855) der Falkner; doch hat C. nach seinen Römern der Verfallzeit nichts Bedeutenderes mehr geleistet. Seine Wandmalereien in der Kirche St.-Eustache, dem Leben der Maria entnommen, sind ganz inhaltlos und manieriert. Dagegen veranlaßte seine virtuosenhafte Technik einen großen Zulauf von Schülern, auch aus Deutschland, so daß er besonders in den 50er Jahren ein sehr gesuchter Meister war. Er veröffentlichte: »Entretiens d'atelier« (1867—69, 2 Bde.).

Couvade (franz., spr. kuwād', »Bebrütung«, auch Männerkindbett), eine seltsame, fast über die ganze Welt verbreitete Sitte der Naturvölker, nach welcher der Vater nach der Geburt eines Kindes sich wochenlang ins Bett legt, die Glückwünsche empfängt und sich ganz wie eine Wöchnerin behandeln läßt, während diese selbst bald aufstehen und die häuslichen Geschäfte besorgen muß. Der Name stammt aus dem südlichen Frankreich (Béarn), woselbst sich der Gebrauch ebenso wie bei den Basken, in Biscaya und Navarra besonders lange gehalten hat. Diodor fand denselben Gebrauch auf Corsica, Strabon bei den Iberern, Marco Polo in einem Teil Chinas, andre Reisende in Ostindien, Kalifornien, Westindien, Brasilien, Westafrika ꝛc. Die Indianer geben in der Regel als Grund an, daß das Kind direkter vom Vater als von der Mutter stamme, und daß der geringste von dem Vater begangene Diätfehler oder eine sonstige Unvorsichtigkeit dem Kinde das Leben kosten könnte. Tylor, Lubbock, Ploß, Max Müller und andre Ethnologen, welche diese Sitte eingehend untersucht haben, scheinen sich mit dieser und ähnlichen Erklärungen begnügt zu haben; Bachofen, Giraud-Teulon, Peschel und andre Forscher glauben dagegen mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Zeremonie darin zu erkennen, durch welche die Väter das Eigentumsrecht ihrer Kinder erst erwarben. Die Kinder erbten nämlich ursprünglich bei sehr vielen Völkern aller Weltteile Namen, Besitztitel, Herrscherwürden u. dgl. ausschließlich von der Mutter, d. h. in weiblicher Linie, und niemals das Geringste von dem Vater, dem sie vielmehr gänzlich fremd blieben. Erst später ist das Vaterrecht anerkannt worden, und bei einzelnen Völkern muß der Vater noch heute das Kind der Mutter abkaufen. An andern Orten traten an die Stelle des Kaufens bestimmte Zeremonien, so bei den Römern und Germanen das Aufheben vom Boden, oder am häufigsten eine Scheinentbindung, ebenso wie Hera, als sie den Sohn der Alkmene adoptierte, eine Scheinentbindung durchmachen mußte. S. Mutterrecht. Vgl. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit (a. d. Engl., Leipz. 1866); Giraud-Teulon, Les origines de la famille (Par. 1874); Ploß, Das Kind (2. Aufl., Berl. 1887, 2 Bde.).

Couverture (franz., spr. kuwärtür'), Decke, besonders Bettdecke; Umschlag; Deckungssumme (s. Deckung).

Couvin (spr. kuwäng), Flecken in der belg. Provinz Namur, Arrond. Philippeville, am Eroir, durch Zweigbahn mit Mariembourg verbunden, mit Staats-Knabenmittelschule und (1890) 2430 Einw., die Stahl- und Eisenwaren fertigen. C. (das alte Cuvinium) war im Mittelalter Hauptort einer Grafschaft.

Couvre-face (franz., spr. kuwr'-fáß'), s. Kontergarde.

Couvre-pied (franz., spr. kuwr'-pjé), kleine Decke zum Wärmen der Füße, auch ein zum Überdecken des Bettes bestimmter Teppich.

Cóvado (Cubado, »Vorderarm«), früheres Längenmaß des Kleinhandels in Portugal von 3 Palmos de Creveira avantejados zu $8^1/_4$ Polegadas = 68,06 cm; in Brasilien $24^5/_8$ Zoll = 67,719 cm, aber meistens 148 C. = 100 m angenommen; in Marokko $^7/_{12}$ Yard = 53,34 cm. Vgl. Pik. In Oberguinea ist als C. der ägyptische Pik Béledi = 57,75 cm einheimisches Maß.

Covadonga, Dorf in der span. Provinz Oviedo, Gemeinde Cangas de Onis, mit einem Denkmal der Erhebung Pelayos zum König (718) und der Höhle, in welcher er die erste Zuflucht gefunden haben soll, mit den Grabmälern Pelayos und Alfons' I.

Covānus (auch Covinus, lat.), ein Streitwagen der Gallier, von den Römern nach Italien gebracht und da als leichter, offener Wagen, der von der Rückseite aus bestiegen wurde, zum Schnellreisen wie das Cisium (s. d.) benutzt.

Cove (spr. kōw), Stadt, s. Queenstown.

Covellīn, s. Kupferindig.

Covenant (spr. kōww'nänt, Convenant), Name der Bündnisse, welche die presbyterianischen Schotten teils mit ihren Fürsten (so 1580 zuerst mit Jakob I.), teils untereinander (so 1638 gegen die Liturgie Karls I.) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens, insbesondere zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopale schlossen. Karl I. verdammte die Covenanters anfangs als Meuterer; aber mit dem Presbyterianismus kamen auch sie obenauf, um unter Karl II. allmählich wieder zu verschwinden (s. Schottische Kirche).

Covent Garden (spr. kōww'nt), s. London.

Coventry (spr. kōww'ntri), 1) Stadt und Grafschaft (12,5 qkm) im Innern Englands, am Flusse Sherbourne, ist eng und winkelig gebaut, hat 20 Kirchen (darunter die 1133 gegründete und 1888 restaurierte St. Michaelskirche mit 92 m hohem Turm u. die Dreieinigkeitskirche mit 72 m hohem Turm), die Ruinen einer 1044 gegründeten Benediktinerabtei und ein Rathaus aus dem 15. Jahrh. Die Bevölkerung zählt (1891) 52,724 Seelen. Früher betrieben die Einwohner starke Tuchfabrikation; später wandten sie sich der Fabrikation von Seidenwaren (namentlich Bändern) zu, die noch immer getrieben wird, daneben aber auch der Herstellung von wollenen Waren und Uhren und in jüngster Zeit namentlich von Velocipeden und Nähmaschinen. Die Sage von der Lady Godiva (s. d.) wird jährlich durch einen Umzug gefeiert. C. gehörte bis 1888 zu Warwickshire. — 2) Stadt in der Grafschaft Kent des nordamerikan. Staates Rhode-Island, an einem Nebenfluß des Pawtuxet, mit Baumwoll- und andern Fabriken und (1890) 5068 Einw.

Coverdreß (engl., spr. kōwwer-), Reisedecke, welche sich vermittelst daran befindlicher Knöpfe und Schlingen in Schlafrock, Reisemantel ꝛc. verwandeln läßt.

Covid, Längenmaß, soviel wie Cobido (s. d.) und Cubit, in Bassora Name des persischen Gäß Mokäsar, auch für den chinesischen Tschih gebräuchlich. Auf der Insel Amboina = 46,068 cm.

Covilhão (spr. kuwiljãung), Stadt im portug. Distrikt Castello Branco (Beira), 664 m ü. M., am Ostabhang des Estrellagebirges, an der Eisenbahn Abrantes-Guarda, hat ein Kastell, bedeutende Tuchfabriken und (1878) 10,809 Einw. In der Nähe warme Mineralquellen.

Covington (spr. kōwwingt'n), Stadt in der Grafschaft Kenton des nordamerikan. Staates Kentucky, an der Mündung des Licking in den Ohio, Cincinnati gegenüber, zu dem eine große Hängebrücke und eine Eisenbahnbrücke führen, während eine Hängebrücke über den Licking C. mit Newport (s. d.) verbindet, ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat ein Waisenhaus, ein katholisches Krankenhaus, ansehnliche Fabriken (Eisenguß, Walzwerke, Tabak) und (1890) 37,371 Einw. (darunter 4517 in Deutschland Geborne).

Covòlo (Kofel), ehemalige, gegenwärtig zerstörte Grenzfeste in der ital. Provinz Belluno, oberhalb der Brenta und der Straße aus Südtirol (Valsugana) ins Venezianische, ward zuletzt 1509 vom Kaiser Maximilian eingenommen. 1796 fand hier ein Gefecht zwischen Franzosen und Österreichern statt.

Covurlui, Kreis in der südlichen Moldau, mit der Hauptstadt Galatz.

Cowboy (engl., spr. kau-boi, »Kuhjunge«), Name der Rinderhirten im Westen der Vereinigten Staaten, ausgezeichnete Reiter und Pfadfinder, die ihre wilden Herden mit großer Geschicklichkeit und hohem persönlichen Mut zu hüten und zu behandeln wissen.

Cowcatcher (engl., spr. kau-kätscher, »Kuhfänger«), eine Reihe schräg abwärts gerichteter, fächerförmig auseinander gehender Eisenstäbe am Vorderteil amerikanischer Lokomotiven, dient zum Wegräumen von Hindernissen, unter anderm auf das Gleise geratenen Viehes (daher der Name).

Cowdee (spr. kaudi, Kauri), neuseeländ. Dammaraharz, s. Kopal.

Cowell (spr. kau-el), Edward Byles, engl. Sanskritgelehrter, geb. 23. Jan. 1826 zu Ipswich in Suffolk, studierte zu Oxford, wandte sich 1856 nach Kalkutta, wo er bis 1864 am Presidency College lehrte und Prinzipal des Sanskrit College war, und bekleidet seit 1867 die Professur des Sanskrit an der Universität zu Cambridge. Seine bedeutendsten Schriften sind: eine Übersetzung von Kâlidâsas »Vikramorvaçi« (Hertford 1851), Vararutschis »Prâkrta-Prakâça« (Text und Übersetzung, das. 1854; 2. Aufl., Lond. 1868); »Katha-Upanishad« (Text und Übersetzung, Kalkutta 1861); Ausgaben eines Teiles des »Yajurveda« (mit Roer, das. 1858—64), der »Maitri-Upanishad« (das. 1864), des »Kusumâñjali« (das. 1864), des »Divyâvadâna« (mit Neill, Lond. 1886); Übersetzungen der »Çândilya-Sûtras« (das. 1878) und des »Sarvadarçana-Samgraha« (mit Gough, das. 1882). Auch gab er Colebrookes »Miscellaneous essays« (mit Anmerkungen, Lond. 1874) heraus.

Cowen (spr. kau-en), Frederick Hymen, engl. Komponist, geb. 29. Jan. 1852 in Kingston auf Jamaica, wurde als vierjähriger Knabe von seinen Eltern nach England gebracht, damit seine bereits entschieden sich zeigenden musikalischen Anlagen durch Benedict und Goß ausgebildet würden. 1865—68 machte er weitere Studien in Leipzig und Berlin; seit 1882 ist er Direktor der Musikakademie zu Edinburg. Von seinen Kompositionen sind hervorzuheben: fünf Symphonien (davon besonders die »skandinavische«), eine Operette: »Garibaldi«, zwei Opern: »Paulina« (1876 mit Erfolg in London aufgeführt) u. »Thorgrim« (London 1890), die Kantaten: »The rose maiden«, »The Corsair« und »The Egytian Maid« (Leeds 1892), zwei Oratorien: »St. Ursula« und »Ruth« (Worcester 1887), eine Ouvertüre: »Niagara«, eine Orchestersuite (»Blumensprache«) und verschiedene Kammermusikwerke.

Cowes (spr. kaus), Doppelstadt auf beiden Seiten des Medinaflusses an der Nordküste der englischen Insel Wight. West-C., mit (1891) 7690 Einw., hat einen sichern Hafen, an dessen Eingang ein altes Schloß liegt, jetzt Klubhaus des englischen Jachtklubs, Schiffbau und vielbesuchte Seebäder. East-C., mit 2872 Einw., bildet eine Vorstadt des vorigen; 1 km davon

Osborne, königliche Sommerresidenz. Zum Hafen gehörten 1891: 273 Schiffe von 13,073 Ton. Die Einfuhr vom Ausland ist von 52,866 Pfd. (1887) auf 8315 Pfd. Sterl. (1891) gesunken, die Ausfuhr britischer Produkte betrug 1891 nur 4668 Pfd. Sterl. Bedeutender ist der Küstenhandel.

Cowley (spr. kauli), 1) Abraham, engl. Lyriker und Essayist, geb. 1618 in London, gest. 28. Juli 1667 in Chertsey (Surrey), besuchte die Westminsterschule, wo er in seinem 15. Jahr eine Sammlung von Gedichten: »Poetical blossoms«, herausgab. Auch als Student zu Cambridge dichtete er in lateinischer und englischer Sprache. 1643 durch die Puritaner vertrieben, begab er sich nach Oxford, wo er die Satire »The puritan and the papist« noch in demselben Jahr veröffentlichte. Seine Dichtungen (Elegien nach Vergil, anakreontische Liebesverse [»The mistress«], Oden nach Pindar und das unvollendete Epos »Davideïs«) erschienen gesammelt als »Poems« (Lond. 1656). Er galt für das Muster eines gebildeten Poeten, wußte die antikisierende Lyrik der Engländer durch Kühnheit der Gedanken und Kraft des Ausdruckes zu fördern und hatte in den Augen seiner Zeitgenossen nur einen Fehler: zu viel Geist. 1656 ward er als Anhänger der königlichen Partei von der Regierung Cromwells gefangen gesetzt und erhielt erst nach dessen Tode wieder die Freiheit. Nach der Restauration zog er sich vom öffentlichen Leben freiwillig zurück, widmete sich den Naturwissenschaften und schrieb eine lateinische Dichtung: »Liber plantarum« (Lond. 1672; erweitert abgedruckt in den »Poemata latina«, 1878; ins Englische übersetzt 1795). Als Prosaiker war er ein Meister in gedankenhaften und doch klaren, polierten Essays. Seine »Works« erschienen zuerst 1669, dann mit einer Biographie von Sprat 1680, in einer Auswahl von Bischof Hurd, mit Anmerkungen (1772—77, 3 Bde. u. ö.), am vollständigsten und besten von Grosart (1881).

2) Henry Wellesley, Lord, engl. Staatsmann, Bruder des Herzogs von Wellington, geb. 20. Jan. 1773, gest. 26. April 1847, arbeitete seit 1795 als Sekretär auf dem Auswärtigen Amt, begleitete 1796 Lord Malmesbury als Attaché auf den Kongreß in Lille, dann seinen zum Generalgouverneur von Indien ernannten Bruder als Privatsekretär, ward Kommissar in Maissur und vermochte im Juli 1801 den Nabob von Audh zur Abtretung eines Gebietes mit 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlichen Einkünften, dessen Verwaltung er erhielt. 1803 kehrte er nach England zurück und ward 1807 Mitglied des Unterhauses sowie Sekretär des Schatzamtes unter dem Ministerium des Herzogs von Portland und 1809 Gesandter in Madrid, wo er bis 1822 blieb. Lord Paget entführte ihm inzwischen in England seine Frau, eine Tochter des Grafen von Cardigan, worauf er sich, nachdem 1810 durch Parlamentsakte seine Ehe getrennt worden, 1816 mit der Tochter des Marquis von Salisbury verheiratete. Vom Mai 1828 bis August 1831 war er britischer Botschafter am österreichischen Hof, 1828 ward er Peer. Bei den Whigs stand Lord C. nicht in Gunst, und erst als Sir Robert Peel 1841 ans Staatsruder trat, erhielt er als Nachfolger Lord Granvilles den Botschafterposten in Paris, den er bis 1846 bekleidete.

3) Henry Richard Charles Wellesley, Graf, engl. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1804, gest. 15. Juli 1884, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, ward Gesandtschaftsattaché seines Vaters in Wien, 1832 Legationssekretär zu Stuttgart und 1838 zu Konstantinopel, wo er während Sir Stratford Cannings Abwesenheit ein Jahr lang als Geschäftsträger fungierte. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England und ins Oberhaus; doch ward er schon im Januar 1848 zum Gesandten in der Schweiz ernannt und bald darauf nach Frankfurt versetzt, um England bei der neugeschaffenen Zentralgewalt zu vertreten. Er protestierte dort gegen den Eintritt Gesamtösterreichs in den Deutschen Bund. Nach Restitution des Bundestags wurde er bei diesem beglaubigt. Anfang 1852 zum Gesandten in Paris, dem damals wichtigsten Posten der britischen Diplomatie, ernannt, behauptete er sich auf demselben unter allem Wechsel der englischen Ministerien, vertrat England als zweiter Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen von 1856, schloß 4. März 1857 den Frieden mit Persien und erhielt dafür den Titel eines Viscounts Dangan und Grafen C. Als der Ausbruch des italienischen Krieges drohte, ging er in vertrauter Sendung nach Wien; doch gelang es ihm nicht, das Einvernehmen zwischen Frankreich und Österreich herzustellen und so den Krieg abzuwenden. Ende 1867 reichte er seine Entlassung als Gesandter ein und zog sich vom politischen Leben zurück.

Cowpen (spr. kaupenn), Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, mit Steinkohlengruben und (1891) 12,982 Einw.

Cowper (spr. kauper oder küper), 1) William, Anatom und Chirurg, geb. 1666 zu Alresford in Hampshire, gest. 8. März 1709 in London. Nach ihm sind die Cowperschen Drüsen (s. d.) benannt. Er beschrieb dieselben in »Glandularum quarundarum descriptio« (Lond. 1702) und schrieb ferner: »Myotomia reformata« (das. 1694); »Anatomy of human bodies« (Oxford 1697). Berühmt waren seine saubern Präparate.

2) William, Graf, engl. Staatsmann, aus einer angesehenen Familie in Sussex, ward Advokat und erwarb sich seit 1695 im Parlament als Redner Beifall. 1705 zum Großsiegelbewahrer von England ernannt, wirkte er für die Vereinigung Englands und Schottlands und wurde 1706 zum Peer und Baron C., 1707 zum Lord-Kanzler erhoben. Als aber die Tories im Rate der Königin Anna die Oberhand gewannen, trat C. 1710 trotz der Bemühungen Harleys und der Königin, die ihn zum Bleiben bestimmen wollten, von seinem Amt zurück. Nach Annas Tod war C. einer der Regenten Englands bis zur Ankunft Georgs I., wurde von diesem zum Lord-Kanzler und 1718, als er sein Amt niederlegte, zum Grafen C. ernannt. An den Verhandlungen des Oberhauses nahm er bis zu seinem Tode 10. Okt. 1723 hervorragenden Anteil.

3) William, engl. Dichter, geb. 15. Nov. 1731 zu Berkhamstead in Hertfordshire als Sohn eines königlichen Kaplans und Neffen des vorigen, gest. 25. April 1800. Er besuchte die Westminsterschule, litt aber von Jugend auf an Menschenscheu und hatte nicht das Selbstvertrauen, das ihm angebotene Sekretariat des Oberhauses zu erringen. Er machte Selbstmordversuche, hielt sich für verdammt und verbrachte geraume Zeit in einer Irrenanstalt. Trost suchte und fand er dann in methodistischer Frömmigkeit; als Pensionär im Hause der Mrs. Unwin zu Olney (seit 1767) machte er ihre Andachtsübungen eifrig mit, half dem »evangelischen« Kuraten John Newton in der Armenpflege und schrieb für ihn die »Hymns of Olney«. Abermals verfiel er 1773 in Melancholie, aus welcher er sich erst 1778 aufrichtete. Eine Samm-

lung ſeiner Gedichte (1782) fand wenig Anklang. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang mit der geiſtreichen Lady Auſten, deren Einfluß die komiſche Ballade »John Gilpin« und die ausgezeichnete Dichtung »The task« (1785) ihre Entſtehung verdanken. Zu ſeiner Zerſtreuung überſetzte C. den Homer in reimloſen Jamben (Lond. 1791, 2 Bde.). Trotz allen Drucks, der auf Cowpers Seele lag, war er in einem noch höhern Grade als Thomſon ein Befreier der engliſchen Poeſie; er brachte Herzenswärme zur Geltung ſtatt bloßer Glätte und wußte mit einer gewinnenden Kühnheit Poeſie zu entdecken, wo man keine vermutet hatte. Sein Hauptwerk: »The task« (»Die Aufgabe«) iſt eine Landſchafts- und Sittenbeſchreibung in ſchlichten Blankverſen, bald idylliſch und bald ſatiriſch, das Weltbild eines Einſamen, der doch bereits die demokratiſchen Tendenzen der franzöſiſchen Revolution vorempfindet. Die erſte Sammelausgabe ſeiner »Poems« iſt die von J. Johnſon (Lond. 1815, 3 Bde.), die erſte Biographie die von Hayley, W. Cowper's life and posthumous works (in 2 Bdn. 1803, in 4 Bdn. 1806 u. ö.). Eine faſt vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke (15 Bde., 1834—37, mit Biographie; abgedruckt in Bohns »Standard library«, 1855, 8 Bde.) rührt von Southey her, der, gleich den andern Lakiſten, von ihm tief beeinflußt war. Was ſeitdem dazu kam, findet man am beſten in der »Globe edition« (Lond. 1874, mit Lebensbeſchreibung von Benham). Andre mit Biographie verſehene Ausgaben beſorgten Grimſhawe (1835), Memes (1852), Gilfillan (1856), John Bruce (1865, »Aldine edition«), Griffith (in der »Clarendon Press«, mit Kommentar, 1874), Carey (1875), Hope (1887). Eine Auswahl ſeiner Dichtungen überſetzte W. Borel (Leipz. 1870). Die »Private correspondence of W. C.« gab John Johnſon heraus (Lond. 1824, 2 Bde.). Über ſein früheres Leben hat C. ſelbſt »Memoirs« aufgezeichnet, die in London 1816 erſchienen (neue Ausgabe 1852; deutſch von P. Kind, Baſel 1846). Vgl. Taylor, Life of W. C. (Lond. 1835); Boucher, W. C., sa correspondance et ses poésies (Par. 1874); Goldwin Smith, C. (Lond. 1880); Th. Wright, Life of W. C. (daſ. 1892); Reve, Concordance to the poetical works of C. (daſ. 1887).

4) Francis Thomas de Grey, Graf, brit. Staatsmann, geb. 11. Juni 1834, erzogen zu Oxford, folgte ſeinem Vater, dem ſechſten Grafen C., 15. April 1856 in der Peerswürde und ſchloß ſich der liberalen Partei an. Er iſt Lord-Lieutenant von Bedfordſhire und war von 1871—73 Kapitän der königlichen Leibgarde. Als im April 1880 die liberale Partei zur Regierung gelangte, wurde er zum Vizekönig von Irland ernannt, legte aber ſchon im April 1882 dieſes Amt nieder, weil er mit der iriſchen Politik Gladſtones nicht einverſtanden war.

Cowperſche Drüſen (Glandulae Cowperi), bei den männlichen Säugetieren Drüſen, welche zu 1—4 Paaren am Anfang der Harnröhre (ſ. d.) liegen und in deren häutigen Teil münden. Sie fehlen bei Walen und Fleiſchfreſſern. Beim Menſchen haben ſie 5—9 mm Durchmeſſer; ihre gelbliche Abſonderung ſcheint ſich mit dem Samen zu miſchen. Beim Weibe werden ſie durch die ſogen. Bartholinſchen oder Duverneyſchen Drüſen, die größer ſind und in der Nähe des Hymens in die Scheide münden, vertreten.

Cox, 1) David, engl. Maler, geb. 29. April 1783 in Birmingham, geſt. 7. Juni 1859 in Harbourne bei Birmingham, kam 1808 nach London, wo er als Kuliſſenmaler am Aſtleytheater Beſchäftigung fand. Der Anblick von Aquarellen bewog ihn, ſich der Aquarellmalerei zu widmen, die er ſich unter J. Barleys Anleitung bald in ausgezeichneter Weiſe aneignete. 1813 wurde er Mitglied der Aquarellgeſellſchaft. Von 1815 an lebte er in Hereford, von wo aus er England öfters durchſtreifte. 1829 bereiſte er die Niederlande und Frankreich, ließ ſich dann in London und endlich 1840 in Harbourne bei Birmingham nieder. Seine Aquarelle zeichnen ſich durch breite Auffaſſung und glänzende Farbe aus. Er ſtrebte beſonders danach, den Charakter der Natur in ihrer Allgemeinheit wiederzugeben; ſeine Licht- und Schattenwirkungen ſind vortrefflich. Er gab einen »Treatise on landscape painting and effect in water colours« (Lond. 1814, 1816 u. 1839) und »A series of progressive lessons intended to elucidate the art of painting in water colours« (daſ. 1845) heraus. Vgl. Solly, David C., a memoir (Lond. 1873); Hall, The life of David C. (daſ. 1881).

2) Sir George William, engl. Schriftſteller, geb. 1827 in Rugby, ſtudierte am Trinity College zu Oxford Theologie, bekleidete dann bis 1857 Pfarrſtellen an verſchiedenen Orten Englands und übernahm 1861 eine Profeſſur am Cheltenham College. Litterariſch trat C. zuerſt mit »Poems, legendary and historical« (1850) hervor, denen ein »Life of St. Boniface« (1853) folgte. Nachmals hat er ſich beſonders durch Schriften über Mythologie, in denen er den kosmiſchen Vorſtellungen den Vorrang einräumte, bekannt gemacht. Hierher gehören außer ſeinen »Tales from Greek mythology« (1861), »Tales of the gods and heroes« (1862) und »Tales of Thebes and Argos« (1863): die »Mythology of the Aryan nations« (1870, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882), ſein Hauptwerk, durch überſichtliche und feſſelnde Darſtellung ausgezeichnet, und die »Introduction to mythology and folklore« (2. Aufl. 1883). Außerdem ſchrieb er neben zahlreichen kleinern geſchichtlichen Handbüchern: »A concise history of England and the English people« (1886); »History of Greece« (3. Aufl. 1878, 3 Bde.); »The Athenian empire« (1876); »The life of J. W. Colenso« (1888). Mit Brande gab er auch ein »Dictionary of science, literature and art« (2. Aufl. 1875, 3 Bde.) heraus.

Coxa (lat.), die Hüfte; Coxalgie, Hüftſchmerz; Coxarthrocace, Hüftgelenkentzündung; Coxitis, Hüftgelenkentzündung (ſ. d.).

Coxcomb (engl., ſpr. kokskōm), ſ. Hahn.

Coxe (ſpr. kokſ), 1) William, engl. Reiſeſchriftſteller und Hiſtoriker, geb. 7. März 1747 in London, geſt. 16. Juli 1828 in Bemerton, ward Geiſtlicher, bereiſte 1775—94 einen großen Teil Europas und ward 1805 Archidiakonus in Wiltſhire. Er veröffentlichte unter anderm: »Travels in Switzerland« (Lond. 1789, 3 Bde.; 4. Aufl. 1801); »Travels in Poland, Russia, Sweden and Denmark« (1784—90, 5 Bde.; 6. Aufl., daſ. 1803, 3 Bde.; deutſch, Zürich 1785—95); »Memoirs of Horatio Lord Walpole« (1802); »History of the house of Austria« (1807, 3 Bde., u. ö.; deutſch, Leipz. 1817, 4 Bde.); »Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon« (1813, 3 Bde.); »Memoirs of John Duke of Marlborough« (1817—19, 3 Bde.; neue Ausg. 1847; deutſch, Wien 1820, 6 Bde.) und die nach ſeinem Tode erſchienenen »Memoirs of the Pelham administration« (1829, 2 Bde.).

2) Henry Octavius, engl. Gelehrter, geb. 20. Sept. 1811, geſt. 8. Juli 1881, beſuchte die Weſtminſterſchule und das Worceſter College in Oxford und ward 1860

an Stelle Bandinels zum Oberbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek daselbst ernannt. C. gab »The chronicles of Roger of Wendover« (Lond. 1841—44) sowie »The black prince, an historical poem« (1842) und Gowers »Vox Clamantis« (1850) heraus und verfaßte mehrere wertvolle Kataloge, besonders: »Catalogus Codd. Mss. Bibliothecae Bodleianae« Bd. 1: Codices graeci, 1853; Bd. 2: Codices Laudiani, 1858; Bd. 3: Codices graeci et latini, 1854), sowie einen »Report on the Greek Mss. in the libraries of the Levant« (1858). Vgl. Burgon, Lives of twelve good men (2. Aufl. 1889).

Corie (spr. kohrje, Cocxie, Coxcyen), Michiel van, niederländ. Maler, geb. 1497 in Mecheln, gest. daselbst 10. März 1592, Schüler B. van Orleys, hielt sich dann mehrere Jahre in Italien auf und kehrte 1539 nach Mecheln zurück, wo er in die Malergilde eintrat. Er wurde Hofmaler König Philipps II. von Spanien, nachdem er das berühmte Altarwerk der Gebrüder van Eyck in Gent: die Anbetung des Lammes, für ihn kopiert hatte; Teile dieser Kopie befinden sich in Berlin, München und Gent. Sie ist mit großem Verständnis ausgeführt, und der Charakter des Originals hat sich trotz der etwas breitern und modernern Behandlung nicht verwischt. Ein Fall von der Treppe des Antwerpener Stadthauses, wo er mit Wandmalereien beschäftigt war, verursachte seinen Tod. C. hatte sich nach der Raffaelschen Schule gebildet, verleugnet jedoch den Niederländer in seinem Kolorit und der Formenbildung nicht. Der Bildersturm hat arg unter seinen Werken aufgeräumt; doch findet man noch Werke von ihm zu Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Rom, Madrid u. a. O. Vasari schreibt dem C. die 32 Zeichnungen zu der Fabel der Psyche zu, die Agostino Veneziano gestochen hat. Auch sonst sind einige Blätter nach ihm gestochen worden. — Michiels Sohn Raphael, geb. 1540 in Mecheln, gest. 1616, seit 1585 Mitglied der Antwerpener Gilde, war ein guter Maler, ohne aber den Vater zu erreichen. Im Genter Museum befindet sich von ihm ein Jüngstes Gericht.

Coxwell, Henry Tracey, Luftschiffer, geb. 2. März 1819 in Wouldham bei Rochester Castle, trat in den Militärdienst, besuchte die Kriegsschule zu Chatham, wurde dann Zahnarzt und widmete sich seit 1844 der Aëronautik. Seitdem machte er wohl 700 Luftschiffahrten und erreichte 1862 mit Glaisher eine Höhe von 11,000 m. Im deutsch-französischen Kriege war er in der preußischen Luftschifferabteilung beschäftigt. Er schrieb: »Life and balloon experiences« (Lond. 1887—89, 2 Bde.) und gründete 1845 das »Aerostatic Magazine«.

Coyang, s. Kojang.

Coyoten, s. Farbige.

Coypel (spr. koapell), 1) Noël, franz. Maler, geb. 25. Dez. 1628 in Paris, gest. daselbst 24. Dez. 1707, lernte bei Poncet in Orléans und bei R. Quillerier in Paris und wurde dann von Ch. Errard bei seinen Malereien im Louvre beschäftigt. Der König wandte ihm seine Gunst zu, und C. war seit 1655 viel für ihn beschäftigt. 1663 wurde C. Mitglied und 1695 Direktor der Akademie. Von 1672—75 hatte er die französische Akademie zu Rom geleitet. Er hat eine große Zahl von Ölgemälden und Fresken für französische Schlösser (Grand Trianon, Versailles) und Kirchen ausgeführt, die sich an die Art Lebruns anschließen.

2) Antoine, Sohn des vorigen, geb. 11. April 1661 in Paris, gest. daselbst 7. Jan. 1722, begleitete seinen Vater als elfjähriger Knabe nach Rom, bildete sich hier nach den Werken der großen Italiener und besonders nach den venezianischen Koloristen, kehrte aber zu früh nach Frankreich zurück und verfiel in alle Ausschweifungen der Manier. Dennoch wußte er durch den Reichtum der Phantasie und sein liebliches Kolorit, dem es nur an Tiefe fehlte, das Publikum zu fesseln. Einen nachteiligen Einfluß übte auf ihn das Drama aus, das ihn zu theatralischen Stellungen und Übertreibung im Ausdruck verleitete. 1714 wurde C. Direktor der Akademie und 1716 erster Maler des Königs. Das Louvre besitzt vier seiner Bilder: die Vertreibung der Athalia aus dem Tempel, Susanna von den Greisen angeklagt, Esther vor Ahasver, Rebekka und Elieser. Er veröffentlichte: »Discours prononcés dans les conférences de l'Académie de la peinture« (Par. 1721) und eine poetische Epistel an seinen Sohn. Nach C. stachen die besten Kupferstecher seiner Zeit.

3) Charles Antoine, geb. 11. Juli 1694 in Paris, gest. daselbst 14. Juni 1752, Sohn, Schüler und Nachahmer des vorigen, den er jedoch nicht erreichte, wurde 1747 erster Maler des Königs und Chef der Akademie. C. war der Modemaler der Rokokozeit; ein oberflächliches, theatralisches Wesen beherrschte ihn. Im Schloß zu Compiègne befinden sich 25 Darstellungen aus »Don Quichotte«, die als Vorlagen für gewirkte Gobelins (einige davon im Privatbesitz des preußischen Königshauses) bestimmt waren (erschienen im Stich von Picart u. a., Haag 1746 u. ö.). Namentlich lieferte ihm das Theater Stoffe.

Coyzevox (auch Coysevox, spr. koaswo), Antoine, franz. Bildhauer, geb. 29. Sept. 1640 in Lyon, gest. 10. Okt. 1720 in Paris, ging mit 17 Jahren nach Paris, wo er die Unterweisung des Bildhauers Lerambert genoß, und begab sich 1667 nach Zabern, wo er den Palast des Kardinals Fürstenberg mit Malereien ausschmückte. Seit 1677 führte er viele dekorative Arbeiten für das Schloß in Versailles aus und entfaltete bis zu seinem Tode eine sehr umfangreiche Thätigkeit. Seine Hauptwerke sind: das Mausoleum für Colbert in St.-Eustache, das Grabmal des Malers Lebrun in St.-Roche, das Mazarins im Louvre, viele Statuen im Tuileriengarten ꝛc. C. war einer der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit, der freilich von ihrem pompös aufgebauschten Wesen nicht frei bleiben konnte, indes sich eine gewisse Großartigkeit, namentlich in seinem Hauptwerk, dem Grabmal Mazarins, zu bewahren wußte. Trefflich sind seine Büsten (Richelieu, Lebrun, Mignard u. a.) und mythologischen Figuren (s. Tafel »Bildhauerkunst IX«, Fig. 3), die von feiner Beobachtung des Lebens und meisterhafter Beherrschung des Materials zeugen. Vgl. Jouin, Antoine C. (Par. 1883).

Cr, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Chrom.

cr., Abkürzung für currentis, des laufenden (Jahrs oder Monats), auch für circiter, ungefähr.

Crabbe (spr. kräbb), George, engl. Dichter, geb. 24. Dez. 1754 zu Aldborough in Suffolk, gest. 3. Febr. 1832 zu Trowbridge in Wiltshire, war der Sohn des Salzmeisters und Stadtfaktotums von Aldborough, verschaffte sich autodidaktisch einige Bildung, wurde Lehrling bei einem Wundarzt und trat zugleich 1774 als Autor auf mit dem Lehrgedicht »Inebriety« in Nachahmung von Pope. Als er 1780 nach London ging, um ausschließlich als Schriftsteller zu leben, geriet er zuerst in Schwierigkeiten, bis ihm Burke für seine Dichtung »The library« einen guten Verleger verschaffte (1781) und ihm zugleich die theolo-

gische Laufbahn ermöglichte. Schon 1782 ward er Kaplan beim Herzog von Rutland in Belvoir, vermählte sich 1783, entwickelte eine rührige Thätigkeit auf der Kanzel und in der Armenpflege und erlangte unter andern die Pfarrei von Trowbridge, wo er 1814 einzog. Seine Hauptwerke sind: »The Village« (1783), »The Newspapers« (1785; deutsch von Abel, Berl. 1856), »The Parish-register« (1807), »The Borough« (1810), »Tales in verse« (1812), »Tales of the hall« (1819). Er schildert die Sitten und Verhältnisse seiner Umgebung, besonders ergreifend die der Dorfarmen; sein Stil ist anschaulich und charakteristisch, mit einem oft sehr kräftigen Realismus, immer klar und manchmal sogar nüchtern; Lord Byron nannte ihn den ernstesten und wahrsten Maler der Natur. Gesammelt erschienen seine »Poetical works with his letters and journals« mit einer von seinem Sohn beigefügten interessanten Biographie zuerst in 8 Bänden (Lond. 1834), dann in einem Bande (1835 u. ö). Eine neue Biographie schrieb Rebbel (1888).

Crabbetje, holländ. Maler, s. Asselyn.

Crabeth, Dirk und Wouter, Gebrüder, Glasmaler zu Gouda, lebten zu Ende des 16. Jahrh. und lieferten namentlich die berühmten Glasfenster in der Hauptkirche zu Gouda, die hinsichtlich der Formengebung manierierte Nachahmung der Italiener zeigen, aber die alte Farbenkraft noch nicht vermissen lassen.

Crabronidae (Grabwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler, s. Grabwespen.

Crachement (franz., spr. trasch'mäng, »Ausspeien«), das Ausspritzen flüssigen Metalls aus einer feuchten Gußform, auch das Überströmen der Pulvergase über die Liderungsflächen bei Hinterladungswaffen, was Ausbrennungen an diesen Stellen zur Folge hat.

Cracidae, s. Hokkovögel.

Cracovienne, Tanz, s. Krakowiak.

Cracow, Georg, Jurist und Staatsmann, geb. 7. Nov. 1525 in Stettin, gest. 16. März 1575, studierte in Rostock und Wittenberg, ward 1547 Professor der Mathematik und griechischen Sprache in Greifswald, siedelte 1549 nach Wittenberg über, wandte sich dem juristischen Studium zu, ward 1554 Professor des römischen Rechts in Wittenberg, seit 1557 der vertraute Rat des Kurfürsten August und wiederholt Gesandter auf Reichstagen. Mit Phil. Melanchthon war C. eng befreundet. 1565 zum Kammerrat ernannt, hat C. besonders an der kursächsischen Konstitutionengesetzgebung hervorragenden Anteil genommen. 1574 aber wurde er, in den Sturz der philippistischen Partei verwickelt, verhaftet, selbst der Tortur unterworfen und starb im Gefängnis der Leipziger Pleißenburg.

Cracowes, s. Schnabelschuhe.

Cradock, Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, im östlichen Bergland, 7700 qkm (139,8 QM.) groß mit (1891) 15,051 Einw. (6533 Weiße, 6626 Bantu, 1892 Hottentoten u. a.). Das Land ist eine von Bergen (Große Winterberg-, Tandtjes-Kette) umschlossene, vom Großen Fischfluß und der Eisenbahn Port Elizabeth-Colesberg durchzogene Hochebene mit vortrefflichem Klima (besonders für Lungenkranke), erzeugt ausgezeichnete Wolle, ist aber holzarm. Die gleichnamige Hauptstadt am Großen Fischfluß und der genannten Bahn ist Sitz der französisch-protestantischen Mission, hat starken Wollhandel und (1891) 4389 Einw.

Craesbeeck (spr. kräs-), Joos van, niederländ. Maler, geb. um 1606 zu Neerlinter in Brabant, gest. um 1662 in Brüssel, war anfänglich Bäcker, als welcher er sich 25. Juli 1631 zu Antwerpen einschreiben ließ, ward aber dann durch A. Brouwer, den er kennen lernte, als jener auf der Antwerpener Festung gefangen saß, für die Malerei gewonnen, trat 1633—34 in die dortige Malergilde, 5. März 1651 in die von Brüssel und kommt daselbst noch 1653—1654 vor. Seine Bilder, die Wirtshausszenen, Schlägereien u. dgl. darstellen, sind im Stil Brouwers gehalten, dem sie wohl in der Farbe, nicht aber in der geistreichen Zeichnung und der lebendigen Charakterschilderung gleichkommen. Bilder von ihm besitzen die Galerie Liechtenstein und die kaiserliche Galerie in Wien, die Münchener Pinakothek, die Eremitage in St. Petersburg, Antwerpen, Brüssel und Berlin.

Crag (engl., spr. trägg), pliocäne Ablagerung der Tertiärformation (s. d.).

Crait (spr. träit), 1) George Lillie, engl. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 1798 in Fifeshire, gest. 25. Juni 1866, war zum Geistlichen bestimmt, zog aber die litterarische Laufbahn vor und war namentlich für die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die »Penny Cyclopaedia« thätig. 1849 erhielt er die Professur der englischen Geschichte und Litteratur am Queen's College zu Belfast, die er bis an seinen Tod bekleidete. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind: »The pictorial history of England« (1837—41, 4 Bde.) und als Auszug davon »The history of British commerce« (1844); ferner: »Sketches of literature and learning in England from the Norman conquest« (1844—45, 6 Bde.), umgearbeitet zu einer »History of English literature and the English language« (1861, 2 Bde.), die er weiter abkürzte zu einem »Manual of English literature and language« (1862, 9. Aufl. 1883); ferner: »The romance of the peerage« (1848—50, 4 Bde.); »Outlines of the history of the English language« (1851, 10. Aufl. 1884); »The English of Shakespeare« (1856). Er war ein gewandter Kompilator.

2) Frau George Lillie, bekannter unter ihrem Mädchennamen Dinah Maria Mulock, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1826 zu Stoke upon Trent in der Grafschaft Stafford, gest. 13. Okt. 1887 in London, hat sich durch die Reinheit ihrer Schöpfungen vorteilhaft vor den Vertretern des Sensationsromans ausgezeichnet. Sie eröffnete ihre Laufbahn sehr glücklich mit der Novelle »The Ogilvies« (1849), worauf zunächst folgten: »Olive« (1850); »Alice Learmont« (1852); »Agatha's husband« (1852) und ihr Hauptwerk: »John Halifax, gentleman« (1856; deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1872), eine Geschichte aus dem häuslichen Leben Englands, die außerordentlichen Erfolg hatte. 1865 heiratete sie den Kaufmann G. L. Crait. Von ihren spätern Romanen seien noch erwähnt: »A life for a life« (1859); »Christian's mistake« (1865); »Two marriages« (1866); »A noble life« (1867); »A brave lady« (1870); »Laurel Bush« (1876). Sehr lesenswert ist ihr Werk »A woman's thoughts about women« (1858) sowie das später (1888) erschienene »Concerning Men, and other papers«. Einer frühern Sammlung von Gedichten (1881) hat sie 1880 eine neue folgen lassen: »Thirty years' poems, old and new«.

3) Georgiana Marion, engl. Romanschriftstellerin, Tochter von C. 1), geb. 1831 in London, genoß im elterlichen Haus den anregenden Umgang mit litterarischen Größen, wie Th. Carlyle, Leigh Hunt, Lewes u. a., und begann im 20. Jahre Erzählungen für Dickens' »Household Words« zu schreiben.

Ihre erste selbständig erschienene Novelle war »Riverston« (1857). Seitdem hat sie bis zur Gegenwart eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen nachfolgen lassen (zuletzt »The house of Sweet memories«, 1892).

Crailsheim, Friedrich August Ernst Gustav Christoph Krafft, Freiherr von, bayr. Minister, geb. 15. März 1841 als Sohn eines Oberleutnants im 2. Chevauleger-Regiment in Ansbach, einer evangelischen Adelsfamilie Frankens angehörig, welche in dem Städtchen Krailsheim ihre Stammburg hatte, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1858—62 in Erlangen, Leipzig und Zürich die Rechte. Nachdem er den Staatskonkurs mit Auszeichnung bestanden, trat er 1865 bei der Regierung von Mittelfranken in den Staatsdienst, ward 1868 zum Bezirksamtsassessor in Brückenau ernannt und 1870 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten versetzt. 1871 zum Regierungsassessor befördert, trat er nach Auflösung des Handelsministeriums in das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußern über, ward 1874 zum Legationsrat, 1879 zum Geheimen Legationsrat ernannt und 10. März 1880 nach Pfretzschners Rücktritt Minister des königlichen Hauses und des Äußern. Nach dem Rücktritt von Lutz wurde C. 31. Mai 1890 zum Ministerpräsidenten ernannt.

Cram., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Pieter Cramer, holländ. Entomolog; schrieb: »De uitlandsche Kapellen, Papillons exotiques« (Amsterd. 1779—82, 4 Bde. mit 400 Tafeln; Supplement von Stoll, mit 42 Tafeln, 1787—91).

Crambe *L.* (Meerkohl), Gattung aus der Familie der Cruciferen, Kräuter oder Halbsträucher mit dickem, wie die ganze Pflanze blaugrünem, kahlem oder behaartem Stengel, meist großen, fiederschnittigen Blättern, kleinen weißen Blüten in Trauben oder Rispen und lederartigen Schötchen, von deren zwei Gliedern nur das obere einen Samen enthält. 16 Arten in Europa, auf den Kanaren, in Westasien. C. maritima *L.* (s. Tafel »Gemüsepflanzen I«), ausdauernd, mit vielköpfigem, Ausläufer treibendem Wurzelstock, wurzelständigen, langgestielten, rundlichen, fast fleischigen, buchtig gezahnten, graugrünen, kahlen Blättern, wird 30—60 cm hoch, wächst an der Küste in Holstein und Mecklenburg, bei Nizza und in England und wird als Gemüsepflanze kultiviert. Man genießt die jungen gebleichten Triebe wie Spargel, und die Pflanze hat um so größern Wert, da sie im Februar und März benutzt werden kann, wo es an andern Gemüsen noch fehlt. Man vermehrt den Meerkohl durch Zerteilung oder Verpflanzen von Wurzelsprossen, schont die Pflänzlinge 3 Jahre, kann sie dann aber sehr lange benutzen. Zu dem Ende bedeckt man die jungen Triebe, sobald sie sich zeigen, mit einem Topf oder einer Strohkappe. Sie bestehen aus dicht miteinander vereinigten Blättchen, haben die Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhals abgeschnitten, wenn sie 16—18 cm lang geworden sind. C. tatarica *Jacq.* hat mehrfach fiederspaltige Wurzelblätter, wird 1 m hoch und wächst ausdauernd in Mähren, Ungarn bis in die Tatarei. Die fleischige und süße Wurzel wird geschält, in Scheiben geschnitten und als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprosse. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldracan, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris sein, welche die Soldaten Julius Cäsars in Kleinasien mit Milch statt Brot genossen.

Crambe repetita (lat.), aufgewärmter Kohl; sprichwörtlich geworden nach Juvenal (7,154), wo es heißt: »Occidit miseros crambe repetita magistros« (»Der immer neu gewärmte Kohl richtet die bejammernswerten Schulmeister zu Grunde«).

Cramer, 1) Gabriel, Mathematiker, geb. 31. Juli 1704 in Genf, gest. 4. Jan. 1752 zu Bagnoles in Languedoc, war Professor der Mathematik und Philosophie an der Akademie zu Genf. Sein Hauptwerk ist die Epoche machende »Introduction à l'analyse de lignes courbes algébriques« (Genf 1750, 4 Bde.; s. Determinanten). Er gab heraus die »Elementa matheseos« von Wolf (Genf 1732—41, 5 Bde.), die Werke von Johann Bernoulli (1742, 4 Bde.) und Jacob Bernoulli (1744, 2 Bde.) sowie den Briefwechsel zwischen Leibniz und Joh. Bernoulli (1745).

2) Johannes Andreas, Kanzelredner und Kirchenliederdichter, geb. 1723 in Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, gest. 12. Juni 1788 in Kiel, ward 1748 Prediger zu Krellwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 zugleich Professor der Theologie daselbst, 1771 Superintendent in Lübeck und 1774 erster Professor der Theologie in Kiel. 1784 wurde er zum Kanzler und Kurator dieser Universität ernannt. Er stiftete ein homiletisches Institut, gründete das erste Schullehrerseminar für Schleswig-Holstein und gab den Herzogtümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Am bekanntesten sind unter seinen Werken seine »Sämtlichen Gedichte« (Dessau u. Leipz. 1782, 3 Bde.) und seine »Hinterlassenen Gedichte«, woraus viele Lieder in die Gesangbücher übergegangen sind.

3) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1752 in Quedlinburg, gest. 8. Dez. 1807 in Paris, studierte in Göttingen, wo er eine Zeitlang Mitglied des dortigen »Hains« oder »Bundes« war, ward sodann Privatdozent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen daselbst. Wegen seiner Sympathien für die französische Revolution 1794 entlassen, legte er in Paris eine Buchhandlung an, hatte jedoch mit der Unternehmung kein Glück und nährte sich lediglich durch schriftstellerische Arbeiten. C. schrieb: »Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa« (Hamb. 1777, 2 Bde.); »Klopstock. Er und über ihn« (das. 1779—92, 5 Bde.), Werke, die manches brauchbare Material zur Kenntnis Klopstocks enthalten, aber durch ihren geschmack- und maßlosen Enthusiasmus Anstoß erregten. Er übersetzte vieles aus dem Französischen und aus dem Deutschen ins Französische, z. B. Klopstocks »Hermannsschlacht«, Schillers »Jungfrau von Orléans« u. a. Auch für die Musik hat C. manches Gute geleistet; er redigierte 1789—98 das »Musikalische Magazin«, die »Polyhymnia« (Sammlung von Opern ꝛc. berühmter Meister) und schrieb: »Kurze Übersicht der Geschichte der französischen Musik« (Berl. 1786). Launige Briefe aus seiner Jugendzeit sind in den »Briefen von und an Bürger« (hrsg. von Strodtmann, Berl. 1874) abgedruckt.

4) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und seiner Zeit gelesensten Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 in Pödelitz bei Freiburg a. U., gest. 17. Juni 1817 in Meiningen, widmete sich anfangs dem Forstfach, studierte später Theologie in Leipzig und

Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrat und Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen. Sein erster Roman war »Karl Saalfeld, oder Geschichte eines relegierten Studenten« (Leipz. 1782), dem über 40 weitere Romane folgten. Jetzt sind sie vergessen; zu ihrer Zeit waren sie aber ein beliebtes Lesefutter. Es zeigt sich in ihnen eine lebhafte Phantasie und eine kräftige Roheit, die nicht selten in gemeine Sinnlichkeit ausartet. Unter den Werken, die sich auf dem Boden der zeitgenössischen deutschen Verhältnisse bewegen, ist zu erwähnen sein schlüpfriger Roman »Der deutsche Alcibiades« (Hamb. 1790, 3 Bde.); ferner »Leben und Meinungen Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus« (Leipz. 1789, 4 Bde.), sein berühmtester Roman, dessen Titelheld in die Intrigen des Hoflebens verwickelt wird und dadurch dem Verfasser Gelegenheit gibt, auch die Politik zu berühren. Anderwärts, z. B. im »Hasper a Spada« (Leipz. 1792), huldigt er dem Geschmack der Zeit für Rittergeschichten.

5) Johann Baptist, Klavierspieler und Komponist, geb. 24. Febr. 1771 in Mannheim als Sohn des Violinspielers Wilhelm C., gest. 16. April 1858 in Kensington bei London, kam in früher Jugend mit seinem Vater nach London und erhielt von demselben auch den ersten Unterricht in der Musik. Nachdem er sich unter Clementis Leitung vervollkommt und noch durch das Studium der Werke Bachs und Händels seinen Geschmack geläutert hatte, erregte er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im 17. Jahr Bewunderung. Nach längern Reisen, unter andern nach Wien, wo er die schon in London geschlossene Freundschaft mit Haydn erneuerte und auch von Beethoven ausgezeichnet wurde, ließ er sich in London als Lehrer nieder. Von 1832 an lebte C. eine Reihe von Jahren in Paris, wandte sich aber gegen 1845 wieder nach London. Außer einer großen Anzahl von Sonaten, Konzerten, Duos ꝛc. für Klavier und andern Werken für Kammermusik, die heute durchaus veraltet sind, hat er seinen Namen besonders berühmt gemacht durch seine Etüden; anfangs nur zu dem Zweck geschrieben, zum Vortrag der Werke S. Bachs vorzubereiten, wurden dieselben bald in der ganzen musikalischen Welt die Grundlage gediegenen und geschmackvollen Klavierspiels durch die seltene Verbindung vorzüglicher technischer Brauchbarkeit mit echtem musikalischen Gehalt. Dieselben erschienen neuerdings in Auswahl mit wertvollen Anmerkungen von H. v. Bülow sowie in der Phrasierungsausgabe von H. Riemann und mit Anmerkungen Beethovens (aus Schindlers Nachlaß) von Shedlock (Lond. 1893).

6) John Anthony, engl. Philolog, geb. 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus einer deutschen Familie, gest. 24. Aug. 1848 in Brighton, studierte in England, wurde 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford, 1831 Prinzipal der New Inn Hall in Oxford und Orator der dortigen Universität und 1842 Professor der neuern Geschichte daselbst. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »Description of ancient Italy« (Lond. 1826, 2 Bde.); »Description of ancient Greece« (das. 1828, 3 Bde.); »Description of Asia Minor« (das. 1832, 2 Bde.); »Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium« (Oxford 1835—37, 4 Bde.); »Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis« (das. 1839—41, 4 Bde.); »Catenae graecorum patrum in Novum Testamentum« (das. 1839—44, 8 Bde.); »Study of modern history« (das. 1843).

7) Karl Eduard, Botaniker, geb. 4. März 1831 in Zürich, studierte daselbst und in Freiburg, habilitierte sich 1855 in Zürich, wurde 1861 Professor am dortigen Polytechnikum und schuf das pflanzenphysiologische Institut. 1880 wurde er Professor an der Universität und 1882 Direktor des botanischen Gartens. Er schrieb: »Pflanzenphysiologische Untersuchungen« (mit Nägeli, Zürich 1855—58, 2 Hefte); »Untersuchungen über die Ceramiaceen« (das. 1863); »Bildungsabweichungen bei einigen wichtigen Pflanzenfamilien« (das. 1864); »Über einige Meteorstaubfälle und den Saharasand« (in den »Schweizerischen meteorologischen Beobachtungen«, 1868); »Fossile Hölzer der arktischen Zone« (in Nägelis »Flora fossilis arctica«); auch arbeitete er über den Gitterrost der Birnbäume, über die geschlechtslose Vermehrung des Farnprothalliums, über die verticillierten Siphoneen, über Textilfasern ꝛc.

Crâmignon (spr. -njóng), wallonischer Tanz, auch dazu gesungenes Lied in wallonischer Mundart.

Cramlington (spr. krämm-), Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, bei Newcastle, mit Steinkohlengruben und (1891) 5967 Einw.

Crampel (spr. krangpell), Paul, Afrikareisender, geb. 1864 in Nancy, gest. 9. April 1891, kam 1887 als Sekretär de Brazzas nach Afrika und zeichnete sich zuerst durch einen kühnen Zug aus, den er vom Ogowe durch die Gebiete der Batoka und Pahuin nach der Corisco-Bai an der deutsch-französischen Grenze ausführte (August 1888 bis Juni 1889). Den Verlauf dieser Expedition beschrieb er im »Tour du Monde«, Bd. 60. Im März 1890 aufs neue nach Afrika gereist, um im Auftrag des Comité de l'Afrique française vom Ubangi aus nach dem Tsadsee vorzudringen, erreichte er im September Bangui am Ubangi, von wo aus er mit einer ca. 160 Mann starken Karawane in das unbekannte Innere aufbrach. Mangel an Trägern verleitete ihn, die Karawane zu teilen. Ende Februar 1891 langte er mit der Vorhut in El Conté an, wo er während eines Spazierganges von mohammedanischen Negern hinterlistig überfallen und niedergeschossen wurde. Ein gleiches Schicksal erfuhr der zweite Befehlshaber, Biscarrat, in dem 100 km entfernten Lager beim Dorfe M'Poko, dagegen gelang es der Nachhut unter Nébout, zu entkommen.

Cran, engl. Fischmaß, = 45 Imp.-Gallons = 204,456 Lit. frischer und ca. 37,5 Imp.-Gallons = 170,38 L. ausgenommener und gesalzener Fische.

Cranach, Lukas, Maler, eigentlich Lukas Müller, geb. im Oktober 1472 zu Kronach in Oberfranken, woher er den Namen erhielt, unter welchem er bekannt geworden ist, gest. 16. Okt. 1553 in Weimar. Er lernte bei seinem Vater, seine weitern Schicksale in der Jugend und seine fernere Ausbildung sind jedoch nicht bekannt. 1504 war er als Hofmaler des Kurfürsten Friedrich des Weisen in Wittenberg ansässig, wo er bald eine Thätigkeit entwickelte, welche alle Zweige des Malerhandwerks umfaßte. Der Kurfürst verlieh ihm 1508 ein Wappen mit seinem Malerzeichen, einer geflügelten Schlange, und im folgenden Jahr sandte er ihn nach den Niederlanden, wo er den kleinen Prinzen Karl, den spätern Kaiser Karl V., malte. 1520 kaufte er sich in Wittenberg eine Apotheke, und später richtete er einen Buchladen und eine Papierhandlung ein. An dem Reformationswerk beteiligte sich C. durch Gemälde und Holzschnitte, die das Papsttum geißeln,

und vervielfältigte die Bildnisse seiner Freunde Luther und Melanchthon. Die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige bewiesen sich nicht minder als Friedrich der Weise dem Maler geneigt. Auch seine Mitbürger ehrten ihn; 1519 erwählten sie ihn zum Kämmerer des Rates, 1537 und wieder 1540 zum Bürgermeister, welches Amt er bis 1544 bekleidete. 1550 begab er sich auf Wunsch des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zu diesem nach Augsburg, und 2 Jahre später ging er mit ihm nach Weimar, wo er starb. Die Söhne des Kurfürsten setzten ihm einen Denkstein und ließen sein Bildnis in einen Teppich weben. C. erfreute sich seiner Zeit in Deutschland des größten Rufes, wozu hauptsächlich sein Verhältnis zu den Reformatoren, dann aber auch seine große Fruchtbarkeit beitrugen. Er hat fast die gesamte Kunstrichtung Mittel- und Norddeutschlands beherrscht, ohne sich jedoch an künstlerischer Bedeutung mit Dürer und Holbein messen zu können. Von der italienischen Formenwelt zeigt er sich wenig berührt, er blieb stets in einer kleinlichen Anschauung der Form befangen. Seine Farben sind klar und haben sich sehr gut gehalten; die Umrisse auf seinen Bildern pflegte er stets besonders zu markieren. Zu Gegenständen erhabenern Charakters fehlte es ihm an Schwung, er faßt alles spießbürgerlich, in engem Gesichtskreis auf; seine kleinliche, wenig richtige Zeichnung und zu starke Betonung des Einzelnen ließen ihn nicht zu höherer Durchbildung der Form gelangen. Am meisten befriedigt C. im Porträt; seine Sorgfalt der Ausführung war hier am besten am Platz. Doch vermochte er nicht, die Charaktere groß und voll aufzufassen. Sehr ergötzlich sind seine kleinen mythologischen Darstellungen, die nichts vom Geiste der Antike haben, sondern nur als naiv erzählte, bisweilen im burlesken Sinne des Mittelalters behandelte Märchen erscheinen. Besonders anziehend sind sie, wenn er sie in landschaftlicher Umgebung darstellte, die er mit Phantasie zu schildern verstand, wenn er auch die Natur noch nicht als ein Ganzes zu erfassen vermochte. Er bewegte sich in seinen Figuren mehr in Typen als in Physiognomien nach der Natur. Seine männlichen Typen leiden häufig an abstoßender Häßlichkeit. Sein Hauptwerk religiösen Inhalts ist das große Altarwerk in der Stadtkirche zu Weimar (Christus am Kreuz in der Mitte, links die Auferstehung Christi und rechts Johannes der Täufer), das nach seinem Tode von seinem Sohn Lukas C. dem jüngern vollendet wurde. Seine Bilder sind überaus häufig; doch lassen sich seine eigenhändigen Arbeiten von denen seiner Werkstatt schwer unterscheiden. C. war auch trefflicher Miniaturmaler und Illuminierer, wie das sächsische Wappen auf der Universität zu Jena, das Wittenberger Universitätsalbum zu Halle und namentlich das prachtvolle Turnierbuch Johann Friedrichs, mit 146 Blättern, in Koburg beweisen. C. bezeichnete seine Werke bloß mit einem aus L und C zusammengesetzten Monogramm oder mit seinem Wappen, einer mit Drachenflügeln versehenen Schlange, die einen Ring im Maul hat. Die Berliner Gemäldegalerie besitzt eine Anzahl bedeutender Werke Cranachs: eine Folge aus dem Leiden Christi, Apollo und Diana, der Brunnen der Jugend, Venus und Amor, das Porträt Albrechts, Kurfürsten von Mainz, ꝛc. In der Galerie zu Dresden befinden sich: Adam und Eva, Judith, Lucretia, Delila und Simson, David und Bathseba, ein großes Altarwerk von 1515, den Kindermord darstellend, Christus und die Kinder, der Waldriese mit den Zwergen, verschiedene Porträte, unter andern des Künstlers Bildnis und das des Joachim Rehle. Zu Innsbruck befinden sich mehrere seiner besten Bilder: in der Kirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild Maria Hilf, in der Kapuzinerkirche ein schönes kleines Madonnenbild mit dem Christuskind. Die Paulinerkirche in Leipzig besitzt von C. einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt, das Museum daselbst das Bildnis eines Sterbenden. In der Schloßkirche zu Mansfeld ist das Altarbild mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von C. Im Dom zu Meißen sieht man den Heiland mit den Wundmalen. Im Kloster Melk befindet sich ein treffliches Bild der Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kind, im Dom zu Merseburg die Kreuzigung Christi. Die Pinakothek zu München besitzt: Moses und Aaron mit den Gesetzestafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, Christus am Kreuz, die Porträte von Luther, Melanchthon und Friedrich dem Weisen, Venus und Amor; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographiert erschienen sind. In der Moritzkapelle zu Nürnberg befinden sich: das Brustbild einer jungen Frau, aus einem großen Bild geschnitten, welches Judith mit dem Kopf des Holofernes vorstellte, ein alter Mann in zärtlicher Umarmung mit einem Mädchen, die Grablegung und der vom Kreuz abgenommene Erlöser in den Armen seiner Freunde, das Porträt eines Königs von Dänemark; in der Eremitage zu Petersburg: Venus und Cupido und die Heirat eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der königlichen Galerie zu Schleißheim: Maria mit zwei Engeln, die heil. Katharina und ihre Enthauptung, Lucretia, ein alter Mann ein junges Mädchen liebkosend, der Mund der Wahrheit u. a.; in der Stadtkirche zu Schneeberg ein großes Altargemälde, welches aber wohl nur von Cranachs Schülern ausgeführt ist. In der kaiserlichen Galerie zu Wien zeichnen sich aus: Adam und Eva, die Anbetung der Weisen, Christus den heiligen Frauen erscheinend, Maria mit dem Kinde, die heil. Katharina und Rosalia, der heil. Hieronymus mit dem Löwen und der heil. Leopold. C. hat auch acht Blätter in Kupfer gestochen. Bedeutender war seine Thätigkeit für den Holzschnitt, für den er eine große Menge zum Teil recht wirkungsvoller Zeichnungen geliefert hat. Vgl. Heller, L. Cranachs Leben und Werke (Bamb. 1821); Schuchardt, L. Cranachs des ältern Leben und Werke (Leipz. 1851—71, 3 Bde.; Kupferheft dazu, Weim. 1851); Warnecke, Lukas C. der ältere (Görl. 1879); M. B. Lindau, Lukas C. (Leipz. 1883).

Cranachs zweiter Sohn, Lukas, genannt der jüngere, geb. 4. Okt. 1515 in Wittenberg, gest. 25. Jan. 1586 in Weimar, war ebenfalls Maler und als solcher Schüler seines Vaters. Ihm gehören sehr viele Bilder an, die seinem Vater zugeschrieben werden. In Weimar, Dresden, Leipzig u. a. O. sieht man Werke von ihm, die im Stil seines Vaters gehalten sind, aber an größerer Mangelhaftigkeit der Zeichnung und schwererer Farbe leiden. C. wurde 1549 Ratsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und ließ sich später in Weimar nieder.

Cranberry, s. Vaccinium.

Cranbrook (spr. krämbruk), Gathorne Hardy, Earl, engl. Staatsmann, geb. 1. Okt. 1814 in Bradford, studierte in Oxford, war eine Zeitlang als Sachwalter und als Friedensrichter thätig und trat 1856

für Leominster ins Unterhaus. Ein Tory nach der alten Schule und von wirksamer Beredsamkeit, wurde C. schon 1858 in Lord Derbys zweitem Kabinett Unterstaatssekretär des Innern; 1865, als Gladstone sich einer Neuwahl bei der Universität Oxford unterziehen mußte, trat C. ihm als Kandidat der konservativen Partei gegenüber und errang den Sieg, da die Wähler der Universität mit Gladstones kirchlicher Richtung nicht mehr einverstanden waren. 1866 erhielt C. einen Sitz im Kabinett Derbys als Präsident des Armenamtes, welchen Posten er im Mai 1867 mit dem Portefeuille des Innern vertauschte; während seiner kurzen Verwaltung dieses Ministeriums (bis Dezember 1868) erwarb er sich allgemeine Achtung. In dem zweiten Kabinett Disraeli, das 1874 gebildet wurde, ward C. Kriegsminister und erwarb sich durch einen neuen Mobilisierungsplan, der das ganze britische Heer, Linientruppen und Miliz, in acht auf lokale Bezirke angewiesene Armeekorps teilte, großes Verdienst. Im Frühjahr 1878 wurde er zum Minister für Indien ernannt und mit dem Titel Viscount C. zum Peer und Mitglied des Oberhauses erhoben; im April 1880 nahm er mit dem Ministerium Beaconsfield seine Entlassung. Vom Juni 1885 bis zum Januar 1886 und vom August 1886 bis zum August 1892 war er Präsident des Geheimen Rates in den beiden Ministerien des Marquis von Salisbury, bei dessen Rücktritt er zum Earl C. erhoben wurde.

Crane (spr. trén), Walter, engl. Maler und Illustrator, geb. 15. Aug. 1845 in Liverpool, Sohn und Schüler des Porträtmalers Thomas C. (gest. 1859), war anfangs Holzschneider, bildete sich dann bei dem Maler Linton und ließ sich in London nieder. Mehr als durch seine Ölbilder (Geburt der Venus, Schicksal der Proserpina) und seine Aquarelle (Platos Garten, Mandelbäume auf dem Monte Pincio, das Ende des Jahres), die einen strengen Stil in der Art der Präraffaeliten zeigen, hat er sich durch seine Illustrationen zu Jugendschriften und andern Werken bekannt gemacht, die sich in einem antikisierenden Stile, meist nur in Umrissen, bewegen. Die hervorragendsten der von ihm illustrierten Werke sind: »Pan pipes«, »Echoe's of Hellas«, »Flora's Feast«, »Queen Summer«, »The Baby's Opera« und Grimms »Märchen«. Er hat auch wertvolle Entwürfe für Glasfenster, Mosaiken und besonders für die Tapetenindustrie geschaffen.

Crangon, s. Garnelen.

Cranium (lat.), Hirnschädel, Schädel (s. d.).

Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, geb. 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Northampton aus einer altnormännischen Adelsfamilie, begann in Cambridge das Studium der Theologie, ward 1524 Professor daselbst und erwies sich 1528 hinsichtlich des Scheidungs- und Wiederverheiratungsprojekts des Königs Heinrich VIII. als ein so kluger Ratgeber, daß der König ihn sogleich zu seinem Kanzler ernannte und ihm befahl, seine Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen, welche C. 1530 in Rom dem Papste vorlegte. Heinrich VIII. ernannte ihn 1532 zum Erzbischof von Canterbury. Als aber der König 1533 seine Vermählung mit Anna Boleyn öffentlich bekannt machte, erfolgte von Rom ein Bannstrahl, infolgedessen sich Heinrich auf Cranmers Rat 1534 für das alleinige weltliche und geistliche Oberhaupt des Reiches erklärte (s. Anglikanische Kirche). Alles Gute, welches bei der despotischen Verfahrungsweise und den katholischen Neigungen des Königs dennoch geschah, dankt die Nation Cranmers 14jährigem Ministerium. Ungehemmter gedieh die Sache der Reformation unter Eduard VI., und C. gebührt der Ruhm, tüchtige Professoren, z. B. Martin Bucer und Peter Martyr, berufen und gründlichern theologischen Studien den Weg gebahnt zu haben. Als aber 1553 die blutige Maria den Thron bestieg, brach eine dreijährige schwere Haft seine Kraft so, daß er sich durch die Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerruf bewegen ließ; als er denselben jedoch vor allem Volk wiederholen sollte, klagte er sich desselben vielmehr an und wurde darauf zum Feuertode verurteilt und 1556 zum Scheiterhaufen geführt. Seine Werke wurden gesammelt herausgegeben von Jenkins (Oxford 1834, 4 Bde.), seine »Memorials« von Strype (Lond. 1794; neue Ausg., Oxford 1840, 2 Bde.) und von Barnes (das. 1853, 2 Bde.). Biographien Cranmers lieferten Todd (Lond. 1831, 2 Bde.), Norton (New York 1863) und Collette (»Life, times and writings of Th. C.«, Lond. 1887).

Cranmoges, s. Steinberge.

Cransac (spr. kransack), Flecken im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Villefranche, an der Orléansbahn, hat Mineralquellen, welche zum Baden benutzt, auch in Flaschen versendet werden, Steinkohlenbergbau und (1891) 3964 (als Gemeinde 5653) Einw.

Cranston, Stadt im nordamerikan. Staat Rhode-Island, an der Narragansetbai, mit Baumwoll-, Woll-, Maschinenfabriken und (1891) 8099 Einw.

Cranz, Heinrich Johann Nepomuk von, Botaniker, geb. 1722 in Luxemburg, gest. als Professor der Botanik in Wien 1799 bei Zeiring in Steiermark. Er schrieb: »Stirpes austriacae« (Wien 1762—67, 5 Bde.); »Materia medica et chirurgica« (2. Aufl., das. 1765, 3 Bde.); »Institutiones rei herbariae« (das. 1766, 2 Bde.); »Classis Umbelliferarum« (Leipz. 1767); »Classis Cruciformium« (das. 1769).

Craon (spr. kräng, lat. Credonium), Stadt im franz. Depart. Mayenne, Arrond. Château-Gontier, am Oudon und an der Westbahn, mit einem modernen Schloß, Gerbereien, Sägemühlen und (1891) 3643 Einw. C. ist Boineys Geburtsort.

Craon, Moriz von, s. Moriz von Craon.

Craonne (spr. kronn'), Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, mit (1891) 665 Einw.; bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. 7. März 1814.

Crapaud (franz., spr. -pō), Kröte, auch als Schimpfname.

Crapelet (spr. krap'lä), Charles, Buchdrucker, geb. 13. Nov. 1762 in Bourmont, gest. 19. Okt. 1809, errichtete 1789 in Paris eine Buchdruckerei, aus der treffliche Ausgaben französischer Klassiker hervorgingen. Ein seltenes Kunstwerk ist Audeberts »Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis« (Par. 1802, 2 Bde.), wovon 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein 13. auf Pergament mit Gold gedruckt wurden. — Sein Sohn George Auguste, geb. 13. Juni 1789, gest. 11. Dez. 1842 in Nizza, gab dem Geschäft noch größere Ausdehnung und Vollkommenheit und lieferte besonders meisterhafte Ausgaben französischer Klassiker. Er selbst schrieb: »Souvenirs de Londres en 1814 et 1816« (Par. 1817), »Progrès de l'imprimerie en France et en Italie au XVI. siècle« (1836), »Études pratiques et littéraires sur la typographie« (1837), »Rob. Estienne« (1839), »De la profession d'imprimerie« (1840) und gab heraus: »Collections d'anciens monuments de l'histoire et de la langue française« (1826—34, 13 Bde.)

und eine Übersetzung von Dibdins »Bibliographical antiquarian and picturesque tour« (1825, 4 Bde.).

Crapŭla (lat.), der Rausch, auch der Katzenjammer.

Crapule (franz., spr. -pül'), Völlerei, Schwelgerei; Lump, Gesindel.

Craquelé (franz., spr. krakle), gerissen, geborsten, Bezeichnung von Thongefäßen, auf welchen dadurch zahllose feine Haarrisse entstanden sind, daß die Glasur schneller kalt geworden ist als der darunter befindliche Thon. In China und Japan und jetzt auch in vielen europäischen Fabriken werden diese Risse, um eine dekorative Wirkung hervorzubringen, künstlich hergestellt, indem das noch heiße Gefäß in kaltes Wasser getaucht wird. Durch die Glasurrisse wird die dunklere Färbung der Masse sichtbar, und bisweilen reibt man auch in die Risse einen Farbstoff ein. Ganz feines C. mit braun oder rötlich gefärbten Rissen nennt man Forellenporzellan. Glas mit craquelierter Oberfläche heißt Eisglas (s. Glas).

Craqueur (franz., spr. -kör), Prahler, Aufschneider.

Cras (lat.), morgen; c. legam, ich werde es morgen lesen, Bezeichnung nachteiligen Aufschubs.

Crashaw (spr. krăschâ), Richard, engl. Dichter, geb. um 1613 in London als Sohn eines strengen Puritaners, gest. 1649 in Loreto, wurde im Charterhouse erzogen, studierte in Cambridge, namentlich alte Sprachen, Spanisch und Italienisch, musizierte, malte, betete und schrieb religiöse Gedichte, zunächst in lateinischer Sprache, welche 1634 in der Universitätsdruckerei erschienen als »Epigrammatum sacrorum liber«. Er wollte anglikanischer Geistlicher werden, neigte aber schon zu sehr zum Katholizismus, angezogen von der spanischen Heiligen Theresia (gest. 1582), die er in einer Hymne verherrlichte. Während er noch zweifelte, brach der Bürgerkrieg aus. C. verließ England, wurde Katholik, lebte eine Weile in Armut in Paris und erhielt endlich eine Empfehlung an Kardinal Palotta in Rom, der ihm um 1649 eine kleine Stelle in seinem Gefolge, später ein Benefizium in Loreto gab. Englische Gedichte von ihm erschienen 1646 in London als »Steps to the temple, sacred poems; the delight of the muses and other poems written on several occasions« (3. Aufl., mit 12 Zeichnungen von C. und andern Zuthaten, u. d. T.: »Carmen deo nostro«, Par. 1652). Eine neue Gesamtausgabe lieferte Turnbull (1858), die beste aber Grosart (1872, mit Biographie). C. besaß eine reiche Phantasie und einen herrlichen Schwung, streift aber manchmal an die Künstlichkeit Marinos, dessen »Sospetto d'Herode« er auch übersetzt hat. Der junge Milton, Pope in »Eloisas Brief« und Coleridge haben von ihm gelernt.

Crassŭla *L.* (Dickblatt), Gattung aus der Familie der Krassulaceen, Kräuter und Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, mit gegen- oder kreuzständigen, oft verwachsenen, sehr verschieden gestalteten, fleischigen Blättern, weißen und roten, selten gelben, schönen Blumen in achselständigen Trugdolden oder Rispen und mit mehrsamigen Balgkapseln. Von den zahlreichen Arten werden einige als Zierpflanzen in den Gewächshäusern erzogen, so C. arborescens *Jacq.*, strauchartig, mit entgegengesetzten, rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktierten, glatten Blättern und ziemlich großen, erst weißen, dann rosenroten Blumen; C. coccinea *L.* (s. Tafel »Kakteen«), ein 60—120 cm hoher Zierstrauch mit flachen, glatten, eirunden, spitzlichen, knorpelrandig gewimperten, entgegengesetzten, am Stengel vier Reihen bildenden Blättern und wohlriechenden scharlachroten, großen Blüten in gipfelständigen Scheindolden; C. pinnata *L. fil.* dient in China und Kotschinchina zum Schwarzfärben.

Crassus (der »Dicke«), Beiname einer Familie des alten plebejischen Geschlechts der Licinier. Merkwürdig sind in dieser Familie:

1) Publius Licinius, der erste, welcher in diesem Zweig der Licinier die Beinamen C. und Dives führte, geb. um 254 v. Chr., wurde 212 zum Oberpriester gewählt, war 211 Ädil, 210 Magister equitum und Zensor, 208 Prätor und 205 mit dem ältern Scipio Africanus Konsul, ohne sich jedoch als Feldherr gegen Hannibal, den er auch noch 204 in Unteritalien zu bekämpfen hatte, auszuzeichnen. Seine Berühmtheit verdankt er seiner Beredsamkeit und besonders seiner Rechtskunde. Er starb 183.

2) L. Licinius, der berühmteste Redner seiner Zeit, geb. 140 v. Chr., trat schon als 19jähriger junger Mann als Redner mit großem Erfolg auf, wurde Quästor in Asien und benutzte den Aufenthalt daselbst zu seiner weitern Ausbildung durch rhetorische und philosophische Studien. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er 107 Volkstribun, 103 kurulischer Ädil, 95 Konsul, dann Prokonsul in Gallien, 92 Zensor. Seiner politischen Gesinnung nach gehörte er zu der gemäßigten Aristokratie, zu deren Haupt ihn die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Wucht seiner Beredsamkeit emporhob. Daher verteidigte er auch 91 im Senat die auf eine Aussöhnung der Senats- mit der Volkspartei abzweckenden Gesetze des M. Livius Drusus, starb aber infolge der Aufregung, mit welcher er seinen Gegner, den Konsul Gajus Marcius Philippus, bekämpfte. Cicero hat ihn in seinem Gespräch »über den Redner« neben Antonius zur Hauptperson und zum Vertreter seiner eignen Ansichten gemacht.

3) Marcus Licinius, der Triumvir, geb. 114 v. Chr., floh während des ersten Bürgerkriegs vor den Marianern nach Spanien, kehrte aber von da 83 mit Truppen zurück, vereinigte sich mit Sulla und leistete ihm namentlich in der Schlacht am kollinischen Thor wichtige Dienste. Habsüchtig beutete er die damaligen Wirren, namentlich die Proskriptionen, zu seinem Vorteil aus und brachte es zu einem Vermögen von 7100 Talenten oder etwa 30 Mill. Mk. 81 wurde er Quästor, 71 Prätor und Oberanführer in dem gefährlichen Kriege gegen die empörten Sklaven unter Spartacus, der schon wiederholt prätorische und konsularische Heere geschlagen hatte. In 6 Monaten warf er den Aufstand siegreich nieder, wurde nun für das Jahr 70 zusammen mit Pompejus zum Konsul erwählt und unterstützte diesen in seinen Anordnungen zur Wiederherstellung des Volkstribunats, während er selbst durch reiche Spenden das Volk für sich gewann. Das wachsende Ansehen des Pompejus erregte indes immer mehr seinen Neid, und so trat er offen auf die Seite seiner politischen Gegner über, als jener nach seinen Siegen über die Seeräuber und über Mithridates nach Rom zurückkehrte. Doch gelang es Cäsar, dem sich C. genähert hatte, eine Versöhnung zu stande zu bringen, welche das erste Triumvirat 60 zur Folge hatte. C. blieb in Rom, bis er 55 durch Cäsars Unterstützung mit Pompejus Konsul wurde und die Provinz Syrien auf 5 Jahre erhielt, mit dem Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Obgleich die Stimmung in Rom dem Unternehmen nicht günstig war, benutzte er diese Befugnis zu einem Kriege gegen die Parther; er kannte ihre Macht nicht und hoffte, ohne große Anstrengung Ruhm und neuen Reichtum zu gewinnen.

53 eröffnete er mit einem großen Heere den eigentlichen Feldzug, ließ sich aber jenseit des Euphrat durch einen verräterischen arabischen Häuptling auf einem öden, wasserlosen Weg durch die Wüste führen. Sein tapferer Sohn Publius wurde von den Feinden umzingelt und gab sich selbst den Tod, C. zog sich, völlig mutlos, nach Carrä zurück und versuchte es, von da sich in das Gebirge zu retten; auf dem Wege dahin wurde er aber aufs neue angegriffen und von seinem Heere gezwungen, mit dem parthischen Feldherrn zu verhandeln, der ihn bei der Unterredung hinterlistig ermordete (9. Juni 53).

Crataegus *L.* (Weißdorn), Gattung aus der Familie der Rosaceen, meist dornige Sträucher und Bäume mit mehr oder weniger gelappten oder fiederspaltigen, im Umriß eiförmigen Blättern, vielblütigen Doldenrispen und roten oder schwarzen Früchten mit harten Steinen. Man kennt gegen 60 Arten, meist in der nördlichen gemäßigten Zone. C. Azarolus *L.* (Azarolbaum, Azarolbirne, welsche Mispel), 4—8 m hoher, dorniger Strauch aus dem Orient und vielleicht auch aus Nordafrika, in Südeuropa meist als kleiner Baum viel kultiviert und verwildert, hat häufig büschelförmig stehende, keilförmige, an der Spitze drei- oder fünfteilige Blätter, dichte, wollig behaarte Blütenstände und runde Früchte mit zurückgeschlagenen Kelchabschnitten. Die wilde Form mit kleinen Früchten, Aronia, hält bei uns aus; die Kulturform mit großen roten oder gelben, wohlschmeckenden Früchten von 3—4 cm Durchmesser gedeiht nur in Italien und Südfrankreich. C. Oxyacantha *L.* (gemeiner Weißdorn, Hagedorn, Mehlbeerbaum, Christdorn), ein dichter, 2—5 m hoher, dorniger Strauch mit eiförmigen, flach drei- bis fünflappigen, gesägten, kahlen Blättern, weißen Blüten und rundlichen roten Früchten (Mehlfäßchen), wächst wild in Laubwäldern Europas, besonders der Gebirgsgegenden, wird kultiviert in Zäunen, Garten- und Parkanlagen und gedeiht in jeder Lage und Bodenart. Der Same, im Herbst gesäet, geht erst im zweiten Frühling auf. Eine Form mit gefüllten weißen oder roten Blüten von rosenartigem Bau ist ein prachtvoller Zierstrauch. Das Holz ist äußerst hart und eignet sich vorzüglich zu Zähnen für Kammräder, für Drechslerarbeiten, Beilstiele, Dreschflegel, Nägel ꝛc. Aus den jungen, geraden Ruten fertigt man Spazierstöcke, welche in heißem Kalk hellbraun gebeizt werden. Die Reiser werden in den Gradierhäusern benutzt. C. monogyna *Jacq.*, dem vorigen sehr ähnlich, blüht 14 Tage später, ist äußerst veränderlich, durch ganz Europa verbreitet, wird bei uns am häufigsten in Hecken und Gärten in vielen Varietäten mit weißen und roten, auch gefüllten Blüten und panaschierten Blättern kultiviert. C. sanguinea *Pall.* (Blutdorn), aus Sibirien und Nordchina, hat eirunde, mit einer Spitze versehene, oberflächlich siebenlappige, scharf gesägte, bewimperte Blätter und weiche blutrote, frühreife Früchte. C. crus galli *L.* (gemeiner Hahndorn), 2—6 m hoher Strauch mit langen Dornen, eikeilförmigen, gesägten, lederartigen, oben glänzend grünen Blättern, rispenförmigen oder einfachen Doldentrauben und kugelrunden, harten, ziegelroten Früchten, in Nordamerika. Diese wie noch andre Arten werden gleichfalls als Ziersträucher kultiviert und durch Pfropfen auf unsre heimischen Weißdorne vermehrt. Vgl. Görner, Der Weißdornzaun von C. monogyna (3. Aufl., Berl. 1888); Keller, Der Weißdornzaun (Weim. 1883).

Crater, Sternbild, s. Becher.

Cratì, Fluß in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), entspringt am Westabhange des Silagebirges, nimmt bei Cosenza den Busento, dann den Mucone und den Coscile auf und mündet nach einem Laufe von 89 km in den Golf von Tarent. Der Unterlauf des C. und Coscile, welche beide Flüsse mit ihrem Gerölle die Stätte des alten Sybaris überschüttet haben, ist eine mit Gestrüppe bewachsene, sumpfige Fiebergegend, an deren Aufbesserung in neuerer Zeit gearbeitet wird.

Cratiri, s. Ficus.

Crato, Ortschaft in der brasil. Provinz Amazonas, am Madeira, der noch bis oberhalb für große Schiffe fahrbar ist, mit 3000 Einw., die Kakao, Sassaparille und Nelkenzimt einsammeln.

Crau, La (spr. kro, bei den Römern Campi lapidei), Ebene im franz. Depart. Rhônemündungen, zieht sich südlich von der Bergkette der Alpines zwischen dem Rhône und dem Strandsee von Berre bis zum Mittelmeer (Golf von Fos) hin, hat einen Flächenraum von 200 qkm und ist mit Geröll bedeckt, welches zum Teil aus zerfallenem cretaceischen Gestein besteht, zum Teil aber beim Schmelzen der Rhône- und Isèregletscher von den Wassermassen des Rhône aus den Westalpen hier abgelagert worden ist. Früher nur den Schafherden eine willkommene Weide, ist die Ebene mittels mehrerer Bewässerungskanäle, darunter der von Craponne, schon an vielen Stellen urbar gemacht, in Wiesenland und in Oliven-, Maulbeer- und Obstpflanzungen umgewandelt worden; auch wird sie von der Eisenbahnlinie Arles-Marseille durchschnitten. Vgl. Berndt, Die Plaine de la C. (Bresl. 1886).

Cravant (spr. krawäng), Flecken im franz. Depart. Yonne, Arrond. Auxerre, an der Yonne, über die eine schöne Brücke führt, Knotenpunkt an der Lyoner Eisenbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh. und (1891) 1008 Einw., die Weinbau treiben. Hier 1423 Sieg der Engländer und Burgunder über die Franzosen.

Craveiro, s. Pimenta.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, die jüngste Tochter des vierten Grafen Berkeley, geb. 1750, gest. 13. Jan. 1828, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm sechs Kinder, trennte sich aber 1780 von ihrem Gemahl und lebte nach großen Reisen durch ganz Europa zuletzt in Ansbach, wo der Markgraf Karl Alexander in nahe Beziehungen zu ihr trat und sie nach dem Tode ihres Gemahls 1791 heiratete, worauf sie von Franz II. zur Reichsgräfin erhoben wurde. Nach Abtretung seiner Länder an Preußen siedelte der Markgraf mit ihr nach England über und blieb dort bis zu seinem Tode 1806. C. ist die Verfasserin einer Reihe von Gedichten, Dramen und Romanen; von besonderm Interesse sind ihre Reisebeschreibungen »Journey through the Crimea to Constantinople« (Lond. 1789, neue Aufl. 1814; deutsch, Leipz. 1789) und die »Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly Lady C., written by herself« (1825, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1825).

Crawford (Crauford, spr. krâfôrd), 1) Robert, brit. General, geb. 5. Mai 1764, gest. 24. Jan. 1812, diente 1790—93 in Ostindien, begleitete 1794 seinen Bruder, den nachmaligen Generalleutnant Charles C., zum österreichischen Heer, wurde 1798 Oberstleutnant und Vize-Generalquartiermeister in Irland, 1799 der Armee Suworows in der Schweiz, dann der holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York beigegeben und befehligte 1807 als Brigadegeneral bei der Expedition unter General Whitelock gegen Buenos Aires die Vorhut. Seit 1808 diente er als

Generalmajor in Spanien, führte bei Talavera 29. Juli 1809 dem Lord Wellington Verstärkung zu, zeichnete sich bei Almeida und Coimbra und bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo aus, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödlich verwundet und starb fünf Tage darauf.

2) William Harris, amerikan. Staatsmann, geb. 1772 in Nelson County (Virginia), gest. 15. Sept. 1834, war anfangs Lehrer, studierte aber nebenbei die Rechte und begann 1799 die juristische Praxis zu Lglethorp. 1804 in die Gesetzgebende Versammlung und 1807 als Senator in den Kongreß gewählt, war er einer der eifrigsten Verfechter des Krieges mit England. 1813 bekam er den Gesandtschaftsposten in Paris, ward 1815 vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister und einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt und erhielt 1817 unter dem Präsidenten Monroe diesen Posten zum zweitenmal. 1825 zog er sich ins Privatleben zurück.

3) Thomas, amerikan. Bildhauer, geb. 22. März 1814 von irischen Eltern in New York, gest. 10. Okt. 1857 in London, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und arbeitete 1834 zu Rom in Thorwaldsens Atelier. Seine bedeutendern Werke sind: Orpheus, der die Eurydike im Hades aufsucht, die Kinder im Wald, Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger, eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine auf dem Marktplatz von Richmond in Virginia aufgestellte Reiterstatue Washingtons mit Medaillons der namhaftesten Anführer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das Giebelfeld am Kapitol in Washington, welches die Hauptepochen der Geschichte Amerikas in allegorischen Bildern versinnlicht.

4) Francis Marion, engl. Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 2. Aug. 1854 in den Bagni di Lucca, lebte lange in Italien, bereiste aber auch Indien, die Türkei und die meisten europäischen Länder. Gegenwärtig lebt er in Sorrent. Schon mit seinem ersten Buch: »Mr. Isaacs« (1882), errang er einen bedeutenden Erfolg, und der warme Anteil desjenigen Publikums, dem klarer Wirklichkeitssinn neben hohen Lebensanschauungen höher steht als Schaudergeschichten und Schmutz, hat den spätern Gaben des Prosadichters nie gefehlt. In rascher Folge erschienen: »Doctor Claudius«, »A Roman singer«, »To Leeward«, »An American politician«, »Zoroaster«, »Saracinesca«, »A tale of a lonely parish«, »Paul Patoff«, »Marzio's crucifix«, »With the immortals«, »Greifenstein«, »Sant' Ilario« (eine Fortsetzung von »Saracinesca«), »A cigarette maker's romance«, »Khaled«, »Don Orsino« (1892); »Pietro Ghisleri« (1893); »Marion Darche« (1893), Werke, die von trefflichen Vorstudien und Sorgfalt der Darstellung Zeugnis ablegen. Für die französischen Ausgaben von »Zoroaster« und »Marzio's crucifix« erhielt C. von der französischen Akademie den Preis Monbrun mit goldener Medaille. Mehrere seiner Erzählungen wurden von Th. Höpfner ins Deutsche übersetzt.

Crawford and Balcarres (spr. kråförd änd bellkärs), Alexander William Crawford Lindsay, Earl von, ein angesehener Beförderer wissenschaftlicher Bestrebungen in England und selbst ein vielseitiger Schriftsteller, geb. 16. Okt. 1812, gest. 13. Dez. 1880 in Florenz, wurde in Eton und am Trinity College zu Cambridge gebildet und dort 1833 zum Magister graduiert. Er war vielfach auf Reisen und rüstete 1874 auf eigne Kosten eine Expedition nach Mauritius zur Beobachtung des Venusdurchgangs aus. Bis zum Tode seines Vaters James C. (15. Dez. 1869) führte er den Titel Lord Lindsay. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Letters on Egypt, Edom and the Holy Land« (1838, 2 Bde.; 5. Aufl. 1858); »A letter to a friend on the evidence and theory of Christianity« (1841); »Ballads, songs and poems« (Übersetzungen aus dem Deutschen, 1841); »Progression by antagonism, a theory involving considerations touching the present position, duties and destiny of Great Britain« (1846); »Sketches of the history of Christian art« (1847, 3 Bde.; neue Ausg. 1885, 2 Bde.); »Lives of the Lindsays«, ein genealogisches Werk (1849, 3 Bde.); »Scepticism, a retrogressive movement in theology and philosophy«(1861); »On the theory of the English hexameter« (1862); »Conservatism, its principle, policy and practice« (1868); »Oecumenicity in relation to the church of England« (1870); »Etruscan inscriptions« (1872) und »Argo, or the golden fleece«, ein Epos in 10 Gesängen (1876); aus seinem Nachlaß »The earldom of Mar« (1882, 2 Bde.). C. hinterließ eine vorzügliche Privatbibliothek auf seinem Schloß bei Aberdeen mit einer großen Anzahl wertvoller arabischer und persischer Manuskripte. Große Sensation erregte die geheimnisvolle Entwendung seiner auf dem Landsitz Dunecht bei Aberdeen beigesetzten Leiche im Mai 1881, die erst im Juli 1882 im Wald von Dunecht wieder aufgefunden und zurückgebracht wurde.

Crawfordsville (spr. kråförd-wil), Hauptstadt der Grafschaft Montgomery des amerikan. Staates Indiana, am Sugar Creek, Sitz des Wabash College, hat Mühlen, Gießereien, bedeutenden Handel und (1890) 6089 Einw.

Crawfurd (spr. kråförd), John, engl. Orientalist und Ethnolog, geb. 3. Aug. 1783 auf der schottischen Insel Islay, gest. 11. Mai 1868 in London, trat 1803 als Militärarzt in den Dienst der Ostindischen Kompanie. Nachdem er 1811 an der Expedition, welche die Eroberung Javas ausführte, teilgenommen, erhielt er infolge seiner während eines Aufenthalts auf der Insel Pinang erworbenen Kenntnis des Malaiischen einen Gesandtschaftsposten am Hofe eines der eingebornen Fürsten von Java. Die Frucht seiner Studien war ein großes Werk, das, wie die »Researches in India« (Lond. 1817, 2 Bde.) nach Crawfurds 1817 erfolgter Rückkehr nach England herausgegeben, unter dem Titel: »History of the Indian archipelago« (Lond. 1820, 3 Bde.) erschien und als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung von dauerndem Wert anerkannt ist. 1821 begab sich C. von neuem nach Indien, wo ihn Hastings mit einer Mission an die Höfe von Siam und Kotschinchina betraute. Von 1823—26 war er Gouverneur von Singapur, dann Geschäftsträger in Pegu und nach dem Friedensschluß eine Zeitlang Gesandter am Hofe von Birma, kehrte aber bereits 1827 nach England zurück, wo er sich bis zu seinem Tode der Verarbeitung des gesammelten Stoffes widmete. Ihre Ergebnisse sind außer zahlreichen populären Artikeln für Zeitschriften das »Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochin China« (Lond. 1828); »Journal of an embassy to the court of Ava« (1829) und die bedeutenden Werke: »Grammar and dictionary to the Malay language« (1851, 2 Bde.) und »Descriptive dictionary of the Indian islands and adjacent countries« (1856).

Crayer (spr. kräier), Gaspar de, niederländ. Maler, geb. 18. Nov. 1584 in Antwerpen, gest. 27. Jan.

1669 in Gent, bildete sich bei Raphael van Coxie in Brüssel, trat 1607 in die Brüsseler Malergilde und ließ sich 1664 in Gent nieder. C. hat viel in kolossalem Maßstab gemalt, und die Kirchen Gents sind voll von seinen Gemälden. Bilder von ihm finden sich auch zu Antwerpen, München, Berlin ꝛc. Er zeigt sich in ihnen zumeist von Rubens abhängig, bleibt jedoch in der Farbe, die bei ihm ins Kühlere, Violette fällt, und der Lebendigkeit der Komposition hinter jenem zurück.

Crayon (franz., spr. kräjóng), s. Kravon.

Crazia, früher in Toscana ein Längenmaß zu $^1/_{12}$ Braccio = 4,864 cm und bis 1859 eine geringwertige Scheidemünze = 5 Quattrini, 20 ein Fiorino.

Creātor (lat.), der Schöpfer.

Crébillon (spr. krebijóng), 1) Prosper Jolyot de, der ältere, franz. Trauerspieldichter, geb. 13. Jan. 1674 in Dijon, gest. 17. Juni 1762 in Paris, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt und im Collège Mazarin zu Paris, arbeitete dann zu seiner praktischen juristischen Ausbildung eine Zeitlang bei einem Prokurator, der ihn bestimmte, seiner Neigung zur dramatischen Poesie zu folgen und sein Stück »La mort des enfants de Brutus« dem Theater einzureichen. Dieses wurde zwar von den Schauspielern verworfen, aber um so größern Beifall fanden seine folgenden Stücke: »Idoménée« (1705), »Atrée et Thyeste« (1707), »Électre« (1709) und »Rhadamiste et Zénobie« (1711), sein bestes Werk, obgleich von Boileau verworfen; seine drei nächsten Dramen: »Xerxès« (1714), »Sémiramis« (1717) und »Pyrrhus« (1726), wurden kalt aufgenommen. Der Mißerfolg dieser Stücke, seine ewigen Geldverlegenheiten und andre ungünstige Umstände hatten ihn entmutigt und menschenscheu gemacht; er zog sich aufs Land zurück, verkehrte nur mit seinem Sohn, seinen Hunden und Katzen und war fast vergessen, als ihn 1731 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm, der König ihn 1735 zum Zensor ernannte und die Marquise von Pompadour ihm aus Neid und Groll gegen Voltaire eine Pension und die Anstellung an der königlichen Bibliothek verschaffte. Sie vermochte ihn auch, seinen »Catilina« zu vollenden, der aber neben Voltaires gleichnamigem Stück vollständig verblaßte, obwohl Voltaires Feinde einen ersten großen Erfolg in Szene gesetzt hatten. Auch seine letzte Tragödie: »Le Triumvirat« (1754), errang nur einen Achtungserfolg. C. sucht besonders durch Ausmalen der schaudervollsten Verbrechen zu wirken (daher »le Terrible« genannt); daneben ist sein Ausdruck gespreizt und fade, seine Verse meist nachlässig. Eine Prachtausgabe seiner Werke veranstaltete die königliche Druckerei (Par. 1750, 2 Bde.); andre gute Ausgaben sind die von Didot dem ältern (das. 1812, 2 Bde.), von Renouard (das. 1818, 2 Bde.) und von Pitu (das. 1885).

2) Claude Prosper Jolyot de, der jüngere, franz. Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1707 in Paris, gest. daselbst 12. April 1777, war ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruch mit denen standen, die er in seinen Romanen schilderte. Die bekanntesten seiner Werke sind: »Lettres de la marquise de *** au comte de***« (1732, 2 Bde.); »Tanzaï et Néadarné« (1734, 2 Bde.), wegen dessen er infolge einiger Anspielungen auf die Bulle Unigenitus eine Zeitlang in der Bastille sitzen mußte; »Les égarements du cœur et de l'esprit« (1736), unvollendet, aber wohl das beste, und »Le sopha, conte moral« (1745, 2 Bde.), das schlüpfrigste seiner Werke. Eine Gesamtausgabe derselben erschien zu Paris 1779, 7 Bde. (deutsch in Auswahl, Berl. 1782—86, 3 Bde.). Crébillons Romane schildern die Genußsucht und Liederlichkeit der damaligen Gesellschaft; die Situationen sind mäßig erfunden, die Charakterzeichnung ist schablonenhaft, der Stil geziert und phrasenhaft bis zum Unverständlichen. Ihren großen Erfolg verdanken sie der schamlosen, raffinierten Sinnlichkeit, die in sophistischer Weise als etwas Selbstverständliches, Natürliches hingestellt wird.

Crèche (franz., spr. kräsch'), s. Krippe.

Crecy-en-Ponthieu (spr. kreßi-ang-pongtjö), Flecken im franz. Depart. Somme, Arrond. Abbeville, an der Maye, mit Kirche aus dem 15. Jahrh., Fabrikation von Schlosserwaren, großem Staatsforst und (1891) 1359 Einw. Geschichtlich berühmt ist C. durch die Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 25. Aug. 1346, die besonders für die Kriegsgeschichte von Wichtigkeit ist. Die Franzosen unter König Philipp VI. zählten 68,000 Mann, die Engländer unter König Eduard III. und dem 16jährigen Prinzen von Wales kaum 20,000. Trotzdem unterlagen die Franzosen, und es fielen 11 aus fürstlichen Häusern, darunter der blinde Johann von Böhmen und der Herzog von Lothringen, 1600 französische Ritter, 4000 Edelknappen und an 20,000 Gemeine. Die Engländer sollen nur einen Knappen (esquire), 3 Ritter und sehr wenige von niederm Range verloren haben.

Credat Judaeus Apella, s. Apella.

Credé, Karl Sigismund Franz, Mediziner, geb. 23. Dez. 1819 in Berlin, gest. 14. März 1892 in Leipzig, studierte seit 1838 in Berlin und Heidelberg, ward 1843 Assistent an der geburtshilflichen Klinik in Berlin, habilitierte sich 1850 als Privatdozent für Geburtshilfe an der Universität, ward 1852 Direktor der Berliner Hebammenschule und dirigierender Arzt der Gebärabteilung und leitete die von ihm begründete gynäkologische Abteilung an der Charitee. 1856 ging er als Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt und Hebammenschule nach Leipzig. Er begründete daselbst eine geburtshilfliche und gynäkologische Poliklinik und richtete bei der Entbindungsanstalt eine Abteilung für Frauenkrankheiten ein. 1887 trat er in den Ruhestand. C. empfahl bei Mutterblutungen nach der Geburt und verzögerter Lösung der Nachgeburt die methodische Reibung des Muttergrundes, verbunden mit Kompression der Gebärmutter mittels der Hände, als ein wirksames und ungefährliches Mittel. Er schrieb: »Klinische Vorträge über Geburtshilfe« (Berl. 1853—54); »Die preußischen Hebammen, ihre Stellung zum Staat ꝛc.« (das. 1855); »Observationes de foetus situ inter graviditatem« (Leipz. 1862 u. 1864), zwei Programme statistisch-geburtshilflichen Inhalts; »Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen« (das. 1875; 5. Aufl., von Leopold, 1892); »Die Verhütung der Augenentzündung der Neugebornen« (Berl. 1884); »Gesunde und kranke Wöchnerinnen« (Leipz. 1886). Von 1853—69 redigierte er die von ihm mit Busch, Ritgen, v. Siebold, Hecker, Martin herausgegebene »Monatsschrift für Geburtskunde« und seit 1870 mit Spiegelberg, später mit Gusserow das »Archiv für Gynäkologie«.

Credentia (lat.), Glaube; daher Credentiales literae, Kredenzbrief, ein von der Obrigkeit eines Landes einem Unterthan zu seiner Legitimation und Sicherheit im In- und Ausland erteiltes Schreiben,

und C. relevata, ehedem im Lehnsrecht das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimnis, dessen Verrat mit Entziehung des Lehens bestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen und Innungsmeistern, um als Sachverständige (credentiarii, credenzeri) Gutachten in Prozessen abzugeben. Vgl. Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, ital. Maler, geb. 1459 in Florenz, gest. daselbst 12. Jan. 1537, lernte als Mitschüler L. da Vincis bei Verrocchio und gewann dessen volle Zuneigung, so daß dieser ihn bei seinem Tode 1488 zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte und ihm den Vorrat seiner Werkstatt und sein Hausgerät zu Florenz und Venedig vermachte. 1531 zog er sich ins Hospital zu Santa Maria Nuova zurück. C. bewegte sich in einem beschränkten Kreis, indem er mit Vorliebe heilige Familien malte; um so sorgfältiger führte er seine Bilder aus, so daß Vasari sogar das Zuviel in dieser Hinsicht tadelte. In früherer Zeit etwas herb und scharf in der Modellierung, milderte sich sein Stil immer mehr, ohne sich jedoch zu dem großartigen Charakter und der Weichheit eines Leonardo zu erheben, dessen Kunstweise ihn beeinflußte. Schöne Bilder von ihm findet man in Pistoja, Paris, Berlin, Dresden u. a. O.; sein Hauptwerk ist die Anbetung der Hirten in Florenz (Akademie der Künste).

Credit, s. Kredit. [S. 616.

Crēdit (lat., Mehrzahl credunt), s. Buchhaltung.

Crédit foncier (franz., spr. kredi fongsié), Bodenkredit, Hypothekenkredit, auch die Anstalt zur Gewährung von solchem, also »Hypothekenbank«; schlechtweg die große französische Hypothekenbank, C. f. de France. S. Banken, S. 427 u. 434.

Crédit mobilier (franz., spr. kredi mobilje, »Mobiliarkredit«), s. Banken, S. 428 u. 434. An den deutschen Börsen bezeichnete man mit dem Ausdruck (abgekürzt und verdorben »Mobel«) sonst die große österreichische Mobiliarbank, die »Kreditanstalt«.

Crediton (spr. krédd-), Stadt in Devonshire (England), nordwestlich bei Exeter, in fruchtbarer Gegend, am Creedy (Nebenfluß des Exe), hatte früher bedeutende Tuchfabrikation, jetzt fabrikmäßigen Betrieb der Schuhmacherei und (1891) 4207 Einw. C., früher Kirton genannt, ist Geburtsort des heil. Bonifatius.

Creditor (lat.), der Gläubiger.

Credner, 1) Karl August, Theolog, geb. 10. Jan. 1797 in Waltershausen bei Gotha, habilitierte sich 1828 in Jena, wurde hier 1830 außerordentlicher Professor der Theologie und folgte 1832 einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen, wo er 16. Juli 1857 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind von bleibender Bedeutung: die »Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften« (Halle 1832—1838, 2 Bde.); die »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1836, Bd. 1); »Das Neue Testament nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt« (Gießen 1841—47, 2 Bde.); »Zur Geschichte des Kanons« (Halle 1847) und die »Geschichte des neutestamentlichen Kanons« (hrsg. von Volkmar, Berl. 1860). Ein Mann von sittlicher Kraft, mußte er schließlich gehässigen Angriffen von seiten der Orthodoxie in zahlreichen Streitschriften entgegentreten.

2) Hermann, Geolog, geb. 1. Okt. 1841 in Gotha, Sohn des durch seine Monographien und Kartenwerke über Thüringen und das nordwestliche Deutschland bekannten Geognosten Heinrich C., studierte in Klausthal, Breslau und Göttingen, bereiste 1865—68 den Osten und die zentralen Regionen Nordamerikas, habilitierte sich 1869 in Leipzig für Geologie und Paläontologie, wurde 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt und übernahm 1871 auch die Direktion der geologischen Landesuntersuchung und Spezialkartierung des Königreichs Sachsen. 1877 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor, 1881 zum Oberbergrat, 1891 zum Geheimen Bergrat ernannt. C. arbeitete besonders über das Oligocän, über die archäischen und Ganggebilde, über Kreide, die nordamerikanischen Schieferporphyroide und die permischen Stegocephalen Sachsens. Wesentlich hat er auch zur Lösung der Glacialfrage beigetragen. Er schrieb: »Geognostische Beschreibung des Bergwerksdistrikts St. Andreasberg« (Berl. 1865). In seinen »Elementen der Geologie« (Leipz. 1872, 7. Aufl. 1891) versuchte er die Erde als ein in lebendiger Fortentwickelung begriffenes kosmisches Individuum darzustellen.

3) Rudolf, Geograph, Bruder des vorigen, geb. 27. Nov. 1850 in Gotha, besuchte die Bergakademie in Klausthal, studierte dann in Leipzig, Göttingen und Halle Geologie, habilitierte sich 1878 in Halle für Erdkunde und wurde 1881 in Greifswald außerordentlicher, 1891 ordentlicher Professor der Erdkunde. C. machte größere Studienreisen in Deutschland, Schweden, Dänemark, Schottland, Holland, Schweiz, Italien und den Vereinigten Staaten und veröffentlichte: »Das Grünschiefersystem von Hainichen« (Halle 1876); »Geologische Karte der Umgegend von Leisnig« (Leipz. 1877); »Die Deltas, ihre Morphologie, Verbreitung und Entstehungsbedingungen« (Gotha 1878); »Die Reliktenseen« (das. 1887, 1888); »Rügen. Eine Inselstudie« (Stuttg. 1893). C. begründete 1882 die Geographische Gesellschaft in Greifswald, deren »Jahresberichte« er herausgibt.

Credo (lat., »ich glaube«), das nach dem Anfangswort benannte sogen. Apostolische Glaubensbekenntnis (s. d.); auch der dritte Teil einer Messe, welcher das Apostolische Glaubensbekenntnis enthält.

Credo, quia absurdum est (lat., »ich glaube, weil es unvernünftig ist«), eine öfter ausgesprochene Maxime, die aus der Geringschätzung der menschlichen und jeder endlichen Vernunft gegenüber der göttlichen als der unendlichen Weisheit entspringt und einer Stelle Tertullians: »De carne Christi V«, nachgebildet ist, wo es heißt: »Gestorben ist Gottes Sohn; es ist ganz glaubhaft, weil es ungereimt (ineptum) ist. Und begraben, ist er auferstanden: es ist gewiß, weil es unmöglich ist.«

Creek (engl., spr. krik), in Nordamerika Name für kleine Flüsse und Bäche, die sich zu einem Hauptstrom ziehen; in Surinam bezeichnet man damit Kanäle.

Creeks (spr. kriks), Indianerstamm, s. Krik.

Crees (spr. kris), Indianerstamm der Algonkin, s. Kri.

Creighton (spr. krēt'n), Mandell, engl. Geschichtschreiber, geb. 5. Juli 1843 in Carlisle, studierte in Oxford, wurde 1866 Lehrer der Geschichte daselbst, 1875 Pfarrer in Embleton in Northumberland, 1879 Dekan in Alnwick, 1882 Kanonikus von Newcastle, 1884 Professor der Kirchengeschichte in Cambridge, 1885 Kanonikus in Worcester und 1891 Bischof von Peterborough. Die Universität Glasgow ernannte ihn 1883 zum Doktor der Theologie und die von Durham 1885 zum Doktor der Rechte. Er schrieb unter anderm: »Primes of roman history« (Lond. 1875); »The age of Elisabeth« (1876); »The life of Simon de Montfort« (1876); »The Tudors and the Reformation« (1876); »Primes of English history« (1877); »History of the papacy during the period of the Reformation« (1882—87, 4 Bde.); »Life of

Cardinal Wolsey« (1888); »Carlisle« (in den »Historic towns«, 1889). Von 1886—91 redigierte er die Zeitschrift »English Historical Review«.

Creil (spr. kräj), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Senlis, an der Oise, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit gotischer Kirche, Eisenbahnwerkstätten, Maschinen- und Metallwaren-, Fayence- und Glasfabrikation und (1891) 8143 Einw. Auf einer Insel der Oise bei C. befinden sich die Ruinen eines Schlosses, in welchem sich Karl VI. während seines Wahnsinns gewöhnlich aufhielt.

Creizenach, 1) Michael, jüd. Gelehrter, geb. 16. Mai 1789 in Mainz, gest. 5. Aug. 1842 in Frankfurt a. M., widmete sich ganz der Bildung der Juden, zunächst der rheinhessischen. Unter unsäglichen Mühen gründete er eine Volksschule, hielt religiöse Vorträge in deutscher Sprache und gründete einen Verein zur Heranbildung jüdischer Handwerker. Zugleich stiftete er eine jüdische Zeitschrift: »Geist der pharisäischen Lehre« (Mainz 1824), und trieb eifrig mathematische Studien. Außer einem »Versuch über die Parallelentheorie« (Mainz 1822) schrieb er ein »Lehrbuch der darstellenden Geometrie« (das. 1822) und, 1825 als Prediger und Lehrer an die israelitische Realschule (Philanthropin) in Frankfurt a. M. berufen, ein »Lehrbuch der technischen Geometrie« (Frankf. 1828) und »Lehrbuch der Algebra« (Stuttg. 1835). Sein Hauptwerk: »Schulchan Aruch, oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes« (Frankf. 1833—40, 4 Bde.), in Bezug auf die Kunde des rabbinischen Judentums von Bedeutung, und seine »32 Thesen über den Talmud« (das. 1831), welche denselben als ein Werk ohne innere Notwendigkeit und ohne sanktionierte Geltung darstellen, fanden nur in engern Kreisen Anklang. Mit Jost begründete er eine Zeitschrift in hebräischer Sprache: »Zion« (Frankf. 1841—42), für die ungarischen und polnischen Juden.

2) Theodor, Dichter und Litterarhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 17. April 1818 in Mainz, gest. 6. Dez. 1877, ward Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M. und einer der Hauptgründer des Frankfurter jüdischen Reformvereins, trat aber 1854 zum Christentum über und wurde 1859 zum Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Frankfurt, 1863 zum Professor der Geschichte und Litteratur am Gymnasium daselbst ernannt. Litterarisch machte er sich bekannt durch seine »Dichtungen« (Frankf. 1839) und »Gedichte« (das. 1848, 2. Aufl. 1851). Als genauer Kenner Goethes und seiner Frankfurter Beziehungen bewährte er sich durch die Herausgabe des »Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer« (2. Aufl., Stuttg. 1878). Mit O. Jäger besorgte er die neue Ausgabe von Schlossers »Weltgeschichte« (1870 ff.). — Sein Sohn Wilhelm C., geb. 4. Juni 1851 in Frankfurt a. M., seit 1883 Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Krakau, schrieb: »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust« (Halle 1878); »Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels« (das. 1879); »Bühnengeschichte des Goetheschen Faust« (Frankf. 1881); »Geschichte des neuern Dramas« (Bd. 1, Halle 1894) und gab in Kürschners Deutsche National-Litteratur »Die Schauspiele der englischen Komödianten« (Stuttg. 1889) heraus.

Crelinger, Auguste, verwitwete Stich, geborne Düring, Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1795 in Berlin, gest. daselbst 11. April 1865, debütierte 1812 in Iffflands »Hagestolzen« als Margarete und heiratete 1817 den Schauspieler Stich, nach dessen Tode (1824) sie sich mit dem Sohne des Bankiers C. in Berlin vermählte. Ihre Lieblingsrollen in ihrer besten Zeit waren die Heldinnen in klassischen Schauspielen, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in »Götz von Berlichingen«, Lady Macbeth und Iphigenia; doch war sie auch im Lustspiel ausgezeichnet. Mit einer schönen Gestalt, einem klangvollen Organ und ausdrucksvoller Mimik verband sie echt künstlerisches Studium. Nachdem sie 1862 ihr 50jähriges Jubiläum an der Berliner Hofbühne gefeiert, zog sie sich vom Theater zurück. — Ihre Töchter debütierten 1834 auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin und gehörten dann gleichzeitig bis 1842 dem Hoftheater an. Bertha Stich, geb. 4. Okt. 1818, kam 1842 nach Hamburg, wo sie die Bühne verließ, als sie sich mit Dr. Miehe verheiratete, und starb dort 18. Okt. 1876; die zweite Tochter, Klara Stich, geb. 24. Jan. 1820, kehrte nach einjährigem Engagement in Schwerin 1843 an das Berliner Hoftheater zurück, verheiratete sich 1848 mit dem Schauspieler Franz Hoppé (gest. 1849) und 1860 mit dem Hofschauspieler Liedtke und starb 10. Okt. 1862. Sie zeichnete sich besonders in naiv-sentimentalen Rollen aus.

Crell, Nikolaus, kursächs. Kanzler, geb. um 1551 in Leipzig, studierte, auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet, seit 1571 in Leipzig die Rechte und wurde 1580 zu Dresden Hofrat und Sekretär des Kurprinzen Christian, der ihn nach seinem Regierungsantritt 1586 zum Geheimrat und 1589 zum Kanzler erhob. Vom Adel und der Kurfürstin Sophie schon als Emporkömmling gehaßt, zog er sich durch seinen Widerstand gegen die immer gehässiger werdende lutherische Orthodoxie und Besetzung der vornehmsten geistlichen Ämter mit Kryptocalvinisten, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Veranstaltung einer Bibelausgabe mit Glossen, der sogen. Crellschen, ꝛc. auch den Haß des fanatisierten Volkes zu. Als daher 1591 nach Christians Tode Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, die vormundschaftliche Regierung übernahm, ward C. durch die feindliche Verbindung der Stände und der durch seine Herrschsucht verletzten kurfürstlichen Räte gestürzt und nach dem Königstein gebracht, wo er 4 Jahre gefangen saß, ehe man sich über die Formalien des über ihn zu verhängenden peinlichen Prozesses einigen konnte; erst im August 1595 brachte man eine Anklageschrift von sieben Artikeln gegen ihn zu stande, die aber auf vier zusammenschwanden, als der Herzog Friedrich Wilhelm auch Beweise forderte. Trotz der Aufmerksamkeit seiner Wächter war es dem Gefangenen gelungen, seinen Freunden eine Instruktion zukommen zu lassen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte, worauf diese Behörde wiederholte Mandate zu Crells gunsten erließ. Allein die sächsische Regierung bestritt die Kompetenz des Reichsgerichts, sie erreichte ein kaiserliches Reskript vom 2. Mai 1601, durch welches der Prozeß den kursächsischen Gerichten überwiesen wurde, und trug unter dem Vorwand, nicht Kläger und Richter in einer Person sein zu wollen, das Urteil der böhmischen Appellationskammer zu Prag auf. Auf deren Spruch fällte der Administrator das Todesurteil über C., und 9. Okt. 1601 wurde dieses zu Dresden vollstreckt. Vgl. Richard, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Nikolaus C. (Dresd. 1859, 2 Bde.); Brandes, Der Kanzler C. (Leipz. 1873).

Crelle, August Leopold, Mathematiker und Baumeister, geb. 11. März 1780 in Eichwerder bei Wriezen, gest. 6. Okt. 1855 in Berlin, bildete sich fast einzig durch Selbststudium, widmete sich dem Wegebaufach im preußischen Staatsdienst und ward später Geheimer Oberbaurat und Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten 1816—20 im preußischen Staat ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Seit 1824 vom preußischen Unterrichtsministerium ausschließlich mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, trat er 1849 aus dem Staatsdienst. Das von ihm begründete »Journal für reine und angewandte Mathematik« (Berl. 1826—55, 50 Bde.) erhob er zur ersten Zeitschrift des Faches, auch gab er das »Journal für die Baukunst« (das. 1828—1851, 30 Bde.) heraus.

Crema, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cremona, am Serio, an der Eisenbahn Bergamo-Cremona und der Dampfstraßenbahn Brescia-Lodi, in trefflich kultivierter Gegend, hat eine Kathedrale (1341 vollendet), Reste eines alten Kastells, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, Theater, lebhaften Marktverkehr und mit der Vorstadt (1881) 9111 Einw., welche Flachs-, Reis- und Seidenkultur, Jutespinnerei sowie Flachs- und Hanfweberei betreiben. 1 km außerhalb der Stadt liegt die schöne Rundkirche Santa Maria della Croce (1500 vollendet). C. ist Bischofsitz. — C. wird vor dem 6. Jahrh. nicht erwähnt und ist vielleicht nach der Zerstörung Mailands 538 durch Flüchtlinge von dort gegründet. Im 12. Jahrh. besonders von Cremona angefeindet, ward die Stadt 1160 von Friedrich I. nach hartnäckiger siebenmonatiger Gegenwehr zerstört, 1185 aber von ihm selbst hergestellt und behauptete nun ihre Unabhängigkeit von Cremona. 1338 kam C. unter die Herrschaft der Visconti von Mailand und nach deren Aussterben 1453 an Venedig. Vgl. Benvenuti, Storia di C. (Mail. 1859, 2 Bde.).

Crémaillère (franz., spr. tremajär'), sägeförmig gebrochene Linie; in der Befestigungskunst die sägeförmigen Einschnitte in einer Brustwehr, hauptsächlich in der innern Glacisböschung, die ein seitwärts bestreichendes Feuer minder wirksam machen sollen.

Crémant (franz., spr. -mäng), s. Schaumwein.

Crematorium (lat.), Leichenverbrennungsofen, s. Leichenverbrennung.

Crembălum (lat.), s. Maultrommel.

Crème (franz., spr. träm'), Milchrahm, Sahne; Speise aus Milch, Eiern ꝛc. von der Konsistenz des dicken Milchrahms, nach den sonstigen Bestandteilen (Wein, Schokolade, Vanille ꝛc.) unterschieden; auch Pomade; dann auch salben- und rahmartige, fettfreie Kompositionen, z. B. aus feinstem Zuckerpulver mit Fruchtsäften ꝛc., und ölartig dicke Liköre. Im übertragenen Sinne heißt C. das Feinste, Beste von etwas, z. B. Wein von der ersten Auslese, insbes. auch die feinste, vornehmste Gesellschaft.

Cremeo, schweizer. Ort, s. Mesocco.

Cremer, Jacobus Jan, 1) niederl. Novellist, geb. 1. Sept. 1827 in Arnheim, gest. 5. Juni 1880 im Haag, widmete sich anfangs der Malerkunst, vertauschte aber bald den Pinsel mit der Feder. Seinem Erstlingsroman: »De lelie van 's Gravenhage« (1851) folgten allmählich die meisterhaften »Betuwsche novellen« (Leiden 1856 u. öfter), Dorfgeschichten aus Cremers Heimat (Landschaft Betuwe), ausgezeichnet durch feine Beobachtung, kernige Sprache und herzlichen Humor und ohne Zweifel den schönsten Erzeugnissen der niederländischen Litteratur beizuzählen. Außerdem veröffentlichte er einige größere Romane: »Daniel Sils« (1856), »Anna Rooze« (1867), »Dokter Helmond en zijn vrouw« (1869), »Hanna de freule« (1872) u. a., die auch Erfolg hatten, obwohl seine Eigenart mehr in seinen Dorfnovellen liegt. Weniger glückte es ihm mit seinen Schauspielen »Boer en edelman« (1864) und »Emma Bertholt« (1865). Ein Band »Gedichte« erschien 1873. Mehrere seiner Werke hat A. Glaser ins Deutsche übersetzt, so: »Niederländische Novellen« (Braunschw. 1867); »Doktor Helmond« (das. 1874); »Die Arbeiterprinzessin« (das. 1875). Eine Sammlung seiner »Romantische werken« erschien zuletzt in 12 Bänden (Leiden 1887—88). Seine Biographie schrieb Jan ten Brink in »Geschiedenis der Noord-Nederlandsche letteren« (Amsterd. 1887—89).

2) Hermann, evangel. Theolog, geb. 18. Okt. 1834 zu Unna in Westfalen, studierte in Halle und Tübingen, wurde 1859 Pfarrer in Ostönnen bei Soest, 1870 ordentlicher Professor der Theologie zu Greifswald, 1886 Konsistorialrat daselbst. Er veröffentlichte außer Predigten (»Das Wort vom Kreuze«, Gütersl. 1890) das »Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität« (Gotha 1866, 7. Aufl. 1893).

3) Christoph Joseph, deutscher Politiker, geb. 15. Juli 1840 in Bonn, studierte daselbst 1861—64 Philosophie und Geschichte, ging 1864 zur journalistischen Laufbahn über, indem er die »Kölnische Handelszeitung« redigierte, und übernahm, nachdem er 1866—68 in Bonn wieder Medizin studiert und sich dann längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, 1870 die Redaktion des »Westfälischen Merkur« in Münster. 1871—75 war er Mitredakteur der »Germania« in Berlin und unternahm 1874 eine Reise nach Spanien, um sich von den Zuständen im karlistischen Lager zu unterrichten und die Umstände der Erschießung des Hauptmanns Schmidt festzustellen, die er nachher in der »Germania« verteidigte. 1875 wurde er in Köln zum Abgeordneten gewählt und schloß sich der Partei des Zentrums an. 1881 trat er für eine Einigung dieser Partei mit den Konservativen ein und ging bald ganz zu diesen über. Als deren Kandidat gehörte er 1882—93 wieder dem Landtag an. Er schrieb: »Aus dem Karlistenlager« (Berl. 1875); »Die politische und soziale Bedeutung der vatikanischen Definition vom unfehlbaren Lehramt des römischen Papstes« (Kref. 1876); »Europa, Rußland und die orientalische Frage« (Berl. 1876) u. a.

Crémer (spr. tremär), Camille, franz. General, geb. 6. Aug. 1840 in Saargemünd, gest. 2. April 1876, machte den Feldzug in Mexiko als Leutnant eines Zuavenregiments mit, wurde 1866 Kapitän im Generalstab und stand im Kriege von 1870 als Adjutant des Generals Clinchant im 3. Armeekorps der Rheinarmee, mit der er bei Metz kämpfte und bei der Kapitulation Ende Oktober kriegsgefangen wurde. Auf Ehrenwort, nicht gegen Deutschland weiterdienen zu wollen, entlassen, begab er sich trotzdem zur Delegation nach Tours und erhielt mit dem Grad eines Divisionsgenerals das Kommando über ein im Osten von Frankreich aus Mobilgarden neugebildetes Korps von 10,000 Mann. Er entwickelte eine rührige Thätigkeit und bewies bei Nuits 18. Dez. Tapferkeit und Feldherrngeschick. Darauf schloß er sich an die Armee Bourbakis an und versuchte in der Schlacht bei Belfort 15. Jan. 1871 vergeblich die rechte Flanke der Deutschen zu um-

geben. Bei dem Übertritt der Ostarmee in die Schweiz ließ C. seine Infanterie und seine Kanonen, die vernagelt wurden, im Stiche und entkam mit seiner Reiterei. Die Kommission, welche die Rechtmäßigkeit der seit 4. Sept. 1870 ausgeteilten Offizierstitel zu untersuchen hatte, erkannte ihn nur als Bataillonschef an. Infolgedessen nahm er in unbotmäßigen Ausdrücken seine Entlassung und wurde darauf abgesetzt, auch wegen Erschießung eines unschuldigen Mannes als Spion 1872 kriegsgerichtlich zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Von seinen Schriften sind die über Mexiko (»Quelques hommes et quelques institutions militaires, souvenirs rétrospectifs«, 1872) und »La campagne de l'Est et l'armée de Bourbaki« (mit dem General Poullet, 1874) zu nennen.

Cremera (jetzt Fiume Valca), kleiner rechter Nebenfluß des Tiber, mündet 8 km nördlich von Rom; hier Untergang der 300 Fabier 477 v. Chr.

Crémieu (spr. krémjö), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrond. La-Tour-du-Pin, an der Lokalbahn Lyon-Roste-St.-Genix, hat eine Ringmauer mit Türmen, Handschuhfabrikation und (1891) 1519 Einw. In der Nähe das alte Schloß St.-Jullin und Mineralquellen.

Crémieux (spr. krémjö), Isaac Adolphe, franz. Jurist und Politiker, geb. 30. April 1796 in Nimes, gest. 10. Febr. 1880, jüdischer Abkunft, ward 1817 Advokat in seiner Vaterstadt. Seit 1830 Advokat am Kassationshof zu Paris, machte er sich durch Führung von Preßprozessen sowie durch Plaidoyers für die Saint-Simonisten, für A. Marrast u. a. populär. 1842 in die Kammer gewählt, hielt er sich zur Linken, bekämpfte aufs heftigste Guizot und betrieb besonders die Abhaltung der Reformbankette. Beim Ausbruch der Februarrevolution bewog er Ludwig Philipp und die königliche Familie, aus Paris zu flüchten, und die Herzogin von Orléans, die Regentschaft abzulehnen, und beseitigte so die Orléans. Er wurde nun Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch infolge von Differenzen im Prozeß L. Blanc sein Amt 7. Juni nieder. Aus Furcht vor einer Militärdiktatur unterstützte er die Kandidatur Ludwig Napoleons gegen Cavaignac, trat aber nach der Wahl auf die Seite der Opposition. Beim Staatsstreich vom 2. Dez. wurde er verhaftet und saß kurze Zeit in Mazas. Nach seiner Freilassung lebte er ganz seiner advokatorischen Praxis. Erst 1869 trat er wieder in die politische Thätigkeit, indem er in Paris zum Deputierten gewählt wurde; als solcher ward er auch 4. Sept. 1870 Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung. Er war zunächst Justizminister, begab sich aber 12. Sept. zur Delegation nach Tours. Nach der Ankunft Gambettas in Tours unterwarf er sich sowie die beiden andern Delegierten, Fourichon und Glais-Bizoin, vollständig dessen Diktatur, unterzeichnete die berüchtigte Proskriptionsliste vom 31. Jan. 1871, wandte sich erst 6. Febr., als die Pariser Regierung energisch auftrat, von jenem ab und reichte 10. Febr. seine Entlassung ein, welche angenommen wurde (vgl. seine Schrift »Gouvernement de la Défense nationale. I. Actes de la délégation de Tours et de Bordeaux. II. Ministère de la justice«, Tours 1871, 2 Bde.). 1872 wurde er in Algier, wo er sich um die Juden verdient gemacht hatte, in die Nationalversammlung und 1876 in den Senat gewählt. Ein gewandter Redner, freisinnig, mild und versöhnlich, war er doch kein Staatsmann; dazu fehlten ihm Scharfblick und Selbständigkeit. C. war Mitglied des israelitischen Zentralkonsistoriums in Paris u. Begründer der »Alliance Israélite universelle«. Aus seinem Nachlaß erschienen: »En 1848. Discours et lettres« (1880).

Cremona, ital. Provinz in der Lombardei, umfaßt die von der Adda, dem Oglio und dem Po umschlossene Ebene, nördlich von den Provinzen Bergamo und Brescia, westlich von Mailand, südlich von Piacenza, Parma und Reggio, östlich von Mantua begrenzt, und hat ein Areal von 1799 qkm (32,7 QM.) mit einer Bevölkerung von (1881) 302,138 Seelen (Ende 1892 mit 305,899 berechnet). Das Land, außer den genannten Flüssen noch vom Serio und mehreren Kanälen bewässert, hat äußerst fruchtbaren, gut angebauten Boden. Haupterzeugnisse sind: Weizen (1891: 640,160 hl), Mais (1,113,150 hl), Reis (159,400 hl), ausgezeichneter Flachs (45,860 metr. Ztr.), Wein (durchschnittlich 258,000 hl) und Seide (1891: 2,470,000 kg Kokons). Sehr stark ist die Rindviehzucht, welche viel Butter und Käse (1890: 4,6, bez. 8 Mill. kg) liefert, demnächst die Pferdezucht. Die Industrie umfaßt vor allem Seidengewinnung (6400 Arbeiter), ferner Seiden- und Jutespinnerei, Leinen- und Hanfweberei, Seilerei ꝛc. Eingeteilt ist die Provinz in drei Kreise: C., Crema und Casalmaggiore.

Cremona, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt links am Po (die letzte größere Stadt an demselben), über den eine 943 m lange Brücke führt, an den Eisenbahnlinien Monselice-Mantua-Pavia, C.-Brescia, C.-Treviglio und den Dampfstraßenbahnen C.-Casalmaggiore und C.-Ostiano. Die Stadt ist von alten Ringmauern mit vier Thoren umgeben und wird von einem überdeckten Kanal durchschnitten. Sie hat geräumige Straßen und Plätze, von welch letztern mehrere mit Denkmälern (Viktor Emanuel, Garibaldi), die Piazza Roma mit Anlagen geschmückt sind. Ein hervorragendes Bauwerk ist der Dom, 1107—90 im romanischen Stil erbaut, mit spätern Zuthaten (Marmorfassade von 1491 u. a.), im Innern mit bedeutenden Fresken (von Boccaccino, Romanino, Pordenone). Nordwärts vom Dom, durch Arkaden mit ihm verbunden, steht der Torrazzo, ein gotischer, 121 m hoher Glockenturm (1283—89 erbaut), unten vier-, oben achteckig. Südwestlich vom Dom befindet sich das achteckige Baptisterium (1167 umgebaut). Andre namhafte Gebäude sind die Kirchen San Sigismondo (von 1462), San Pietro (von 1549, mit Kuppeln und reicher Bemalung), Santa Margherita, Sant' Agostino und Santa Agata (mit Fresken), der gotische Palazzo pubblico (von 1245) und der Palazzo dei Giureconsulti (von 1292) sowie mehrere Privatpaläste. Die Stadt zählt (1881) 29,041, mit den Vorstädten (Corpi Santi) 31,930 Einw., welche Fabrikation von Maschinen, Glas- und Thonwaren, Fackeln, Teig- und Fleischwaren, Konfitüren (torrone), Senf, Seide, Hüten ꝛc. betreiben. Berühmt sind die hier im 16.—18. Jahrh. verfertigten Geigen (von Amati, Guarneri, Stradivari ꝛc.). Auch der Handel mit Getreide, Flachs, Käse ꝛc. ist ansehnlich. C. hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut, eine technische Schule, eine Gesangschule, zwei Theater, eine Bibliothek von 35,000 Bänden, ein Museum, eine Handelskammer und ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden. Die Stadt ist mit Telephon und elektrischer Beleuchtung versehen. — C. ward 219 v. Chr. als römische Kolonie im Insubrergebiet erbaut und mit starken Türmen und Mauern versehen. Durch ihre dem Handel höchst günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichtum, von welchem prächtige Paläste und ein großes und berühmtes Am-

phitheater Zeugnis gaben. 70 n. Chr. zerstörten und plünderten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius. Vespasian beförderte zwar den Aufbau wieder, doch ward sie 605 von den Langobarden abermals verwüstet, erlangte erst seit dem 10. Jahrh. wieder größere Bedeutung und kam im 13. Jahrh. zu hoher Blüte. 1334 geriet C. unter die Herrschaft Mailands, dem es von Venedig bestritten wurde, aber schließlich verblieb. Im 18. Jahrh. kämpften Franzosen und Kaiserliche wiederholt um C.; 1702 nahm Prinz Eugen die Stadt, dann wurde sie 1733 von den Franzosen erobert, mußte indessen 1736 den Kaiserlichen wieder überlassen werden und teilte von nun an die Geschicke der Lombardei. Vgl. Robolotti, C. e sua provincia (Mail. 1859).

Cremōna, Luigi, Mathematiker, geb. 7. Dez. 1830 in Pavia, nahm als Student in Venedig am Kampfe gegen Österreich 1848—49 teil, studierte dann in Pavia unter Brioschi, wurde Lehrer in Cremona und Mailand, 1860 Professor der höhern Geometrie in Bologna, 1866 am höhern technischen Institut zu Mailand. 1875 reorganisierte er die Ingenieurschule zu Rom, und 1879 wurde er Senator. C. führte die graphische Statik und die projektivische Geometrie in die Unterrichtsanstalten Italiens ein und ist wohl der bedeutendste lebende Geometer Italiens. Außer zahlreichen Abhandlungen in italienischen, deutschen und französischen Zeitschriften schrieb er unter anderm: »Introduzione ad una teoria geometrica sulle curve piane« (Bologna 1862; deutsch von Curtze, Greifswald 1865); »Preliminari di una teoria geometrica della superficie« (Mail. u. Bologna 1867, 2 Bde.; deutsch von Curtze, Berl. 1870); »Elementi di geometria proiettiva« (Turin 1873; deutsch von Trautwetter, Stuttg. 1882); »Elementi di calcolo grafico« (Turin 1874; deutsch von Curtze, Leipz. 1875); »Le figure reciproche nella statica grafica« (3. Aufl., Mail. 1879). Außerdem gab er die »Annali di matematica pura ed applicata« heraus und in Gemeinschaft mit Beltrami »Collectanea mathematica« (Mail. 1881).

Cremonēse, Antonio, Maler ꝛc., s. Campi.

Cremor tartări (lat., »Weinsteinrahm«), soviel wie gereinigter Weinstein; s. Weinstein.

Cremutius Cordus, Aulus, röm. Historiker, beschrieb mit furchtloser Freimütigkeit das Ende der Republik und die Gründung der Monarchie. Da er Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, so ward er im Senat angeklagt und starb freiwillig den Hungertod (25 n. Chr.). Seine Schriften wurden von Staats wegen verbrannt, doch durch seine Tochter Marcia gerettet; auf unsre Zeit sind sie nicht gelangt. Vgl. Rathlef, De Cremutio Cordo (Dorp. [1861).

Cren, Volksstamm, s. Botokuden.

Créneaux (franz., spr. kreno), Schießspalten, -Scharten in Mauern und Holzwänden zur Gewehrverteidigung. Hiervon abgeleitet der Ausdruck: krenelierte Mauer, eine mit Schießscharten versehene Mauer.

Crenneville (spr. krän'wil), Franz Folliot, Graf von, österreich. General, geb. 22. März 1815 in Ödenburg, gest. 22. Juni 1888 in Gmunden, aus altadeligem normännischen Geschlecht stammend, trat in das Marinekollegium zu Venedig, ward 1831 Leutnant beim Regiment Kaiserjäger und stieg bis 1848 zum Obersten und Flügeladjutanten auf. Nachdem er 1849 gegen Piemont und Garibaldi gefochten, wurde er 1850 Generalmajor und Brigadier und befehligte mehrere Jahre die in den italienischen Herzogtümern stationierten österreichischen Truppen. 1855 ward er nach Paris gesandt und 1857 Feldmarschalleutnant und Divisionär in Siebenbürgen und Kroatien. 1859 kämpfte er bei Montebello und Solferino. Nach dem Kriege ward er Vorsitzender im Präsidialbüreau des Armeeoberkommandos und im Oktober 1859 erster Generaladjutant des Kaisers, als welcher er auch das Präsidium der Militärkanzlei und den Vortrag über alle persönlichen Angelegenheiten der Armee hatte. 1867 wurde er zum Feldzeugmeister und Oberstkämmerer ernannt.

Crenothrix polyspŏra *Cohn* (C. Kühniana *Zopf*, Brunnenfaden), eine Eisenbakterie, welche in eisenhaltigem Wasser in 1 cm langen, geraden, unverzweigten, an einem Ende festgewachsenen Fäden auftritt. Diese Fäden bestehen aus mikroskopischen Zellen und zerbrechen leicht, nachdem sie sich mit Scheiden aus Eisenhydroxyd umkleidet haben, und die Bruchstücke häufen sich im Wasser zu frei umherschwimmenden Flocken an. Die Fortpflanzung erfolgt ungemein schnell durch Zellteilung. Die kleinen rundlichen Zellchen verhalten sich teils wie Sporen, indem sie zu Fäden auswachsen, teils wie Mikrokokken, indem sie Zooglöen bilden, aus denen sich die einzelnen Zellen zu Fäden entwickeln. C. wurde zuerst 1870 in einem Breslauer Brunnen aufgefunden und hat sich später sehr lästig in Brunnen und Wasserleitungen bemerkbar gemacht. Bei massenhaftem Auftreten von C. wird das Wasser für viele Zwecke ganz unbrauchbar, auch werden enge Drainröhren verstopft. Vgl. Zopf, Entwickelungsgeschichte der C. (Berl. 1879).

Crêpe (franz., spr. krähp'), s. Krepp.

Crepis *L.* (Pippau), Gattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter mit meist ästigem, blattlosem oder beblättertem Stengel, einzeln oder in Doldentrauben stehenden Blütenkörbchen und meist gelben Blüten. Von den etwa 150 Arten wachsen die meisten in der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt, namentlich auch in höhern Gebirgen und auf Wiesen und sind zum Teil gute Futterkräuter. C. rubra *L.*, eine einjährige, widerlich riechende Pflanze mit rosettenförmig gestellten, schrotsägeförmigen Grundblättern und roten Blüten, in Südeuropa, wird als Zierpflanze kultiviert.

Crepitus ventris, s. Blähungen.

Crépon (franz. spr. -pŏng), s. Krepp.

Crepuscularia (Dämmerungsfalter, Schwärmer), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Crépy (Crespy), 1) (C.-en-Laonnais) Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, an der Nordbahn, mit 2 Kirchen (13. u. 14. Jahrh.), Zuckerfabrik und (1891) 1474 Einw.; geschichtlich denkwürdig durch den hier abgeschlossenen Separatfrieden vom 18. Sept. 1544, welcher den vierten und letzten Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte. — 2) (C.-en-Valois) Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Senlis, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit Getreidehandel, Zuckerrübenbau, Kesselschmieden und (1891) 3489 Einw. Die Reste eines Schlosses und einer Abtei, mehrere Kirchen und mittelalterliche Häuser erinnern noch an die frühere Bedeutung von C., der ehemaligen Hauptstadt des Herzogtums Valois.

Créqui (spr. krek), Franz, Herzog von, Marschall von Frankreich, geb. 1624, gest. 4. Febr. 1687, Sohn des Herzogs Karl von C., der als Marschall von Frankreich unter Heinrich IV. u. Ludwig XIII. gegen Spanien u. Österreich mit Ruhm gekämpft hatte, focht

seit 1640 in Flandern, zeichnete sich unter Turenne besonders aus, befehligte 1667 ein Korps am Rhein, ward 1669 Marschall und besetzte 1670 Lothringen. 1675 kommandierte er ein Heer am Mittelrhein, erlitt aber von den deutschen Truppen 11. Aug. bei der Konzerbrücke eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft. Doch führte er 1676—78 den Krieg wieder siegreich und rückte 1679 bis an die Weser vor, um den Großen Kurfürsten zum Frieden zu zwingen. Er eroberte 1684 Luxemburg und Trier.

Crescendo (ital., spr. treschendo, »wachsend«, abgekürzt creso.), musikal. Vortragsbezeichnung, bedeutet: an Tonstärke zunehmend, auch anschaulich ausgedrückt durch das Zeichen <. Das Gegenteil ist Decrescendo oder >. Im Orchester wird das C. auf zweierlei Weise erzielt, erstens durch Hinzutreten von immer mehr Instrumenten und zweitens durch stärker werdendes Spiel der einzelnen Instrumente. Die Singstimme, die Blas- und Streichinstrumente haben das C. völlig in der Gewalt und können den einzelnen Ton anschwellen; dem Klavier fehlt die letztere Fähigkeit, und das C. wird durch stärkern Anschlag hervorgebracht. Auch der Orgel fehlte früher das C. ganz und konnte nur durch Anziehen von immer mehr Registern bewerkstelligt werden, was natürlich eine ruckweise Verstärkung ergibt. Diesem Übelstand hat man in neuerer Zeit auf zweierlei Weise abzuhelfen versucht: zuerst hat Green (1750) in Nachahmung einer ähnlichen Einrichtung vom Klavier eine oder ein paar zarte Stimmen in einem Kasten mit beweglichem Deckel eingeschlossen, der durch einen Pedaltritt regiert wird (Schweller, Dachschweller, Jalousieschweller); in neueren Orgeln aber bewirken sinnreiche mechanische Vorrichtungen, welche durch einen Pedaltritt in Funktion gesetzt werden, in einer bestimmten Reihenfolge den allmählichen Eintritt der Stimmen. Ein wirkliches C., wie es das Orchester hervorbringen kann, ist aber der Orgel noch heute unmöglich.

Crescentia *L.* (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Gattung aus der Familie der Bignoniaceen, Bäumchen mit abwechselnden, einzeln oder in Büscheln stehenden, einfachen oder dreizähligen Blättern, großen, lebhaft gefärbten, einzeln oder in Trauben stehenden Blüten und großen, flaschenförmigen Früchten. 15 Arten im tropischen Amerika. C. Cujete *L.* ist ein 6—9 m hoher, allgemein kultivierter Baum Westindiens und Südamerikas, mit gebüschelten, lanzettförmigen Blättern, grünlichen, rot und gelb gefleckten Blüten und großen, ovalen oder rundlichen, zuweilen 30 cm im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammigsaftigen, säuerlich-süßen Mark, in dem die Samen sitzen. Dieses Mark wird in Amerika arzneilich benutzt. Aus der Fruchtschale verfertigt man Töpfe, Schalen, Löffel ꝛc. Das Holz dient in der Möbeltischlerei. Von einer unbekannten mexikanischen Art (Nacahuita) stammt das Anacahuitholz.

Crescentia, Heldin einer deutschen Legendendichtung aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Wir besitzen diese Dichtung nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern einerseits als Bestandteil der Kaiserchronik (s. d.), anderseits in jüngerer Umarbeitung des 13. Jahrh., die durch v. d. Hagen in seinen »Gesamtabenteuern« herausgegeben ist (Stuttg. 1850, 3 Bde.).

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi.

Crescentin, Seidengarn aus Florettseide.

Crescentini (spr. treschi-), Girolamo, Sänger (Kastrat), geb. 1769 in Urbania bei Urbino, gest. 24. April 1846 in Neapel, bildete sich in der Musik bei seinem Vater, sodann im Gesang bei Gibelli, trat zuerst zu Rom in Frauenrollen auf, ward 1785 als erster Sopran in Livorno angestellt, sang dann in Padua, Venedig, Turin, London, von 1787 an wieder auf verschiedenen Bühnen Italiens, verweilte dann 4 Jahre in Lissabon und kam um 1805 nach Wien, wo er als Gesanglehrer der kaiserlichen Familie angestellt wurde. Hier hörte ihn Napoleon I. und zog ihn unter glänzenden Bedingungen nach Paris, dessen Klima jedoch so ungünstig auf seine Stimme wirkte, daß er 1812 seine Entlassung nehmen mußte. Von 1813—25 lebte er zurückgezogen in Bologna und ward dann von Franz I. zum Gesangsdirektor am Musikkollegium zu Neapel ernannt. Die Schönheit und Biegsamkeit seiner Mezzosopranstimme sowie der Ausdruck in seinem Vortrag sollen unvergleichlich gewesen sein. Auch als Komponist hat sich C. ausgezeichnet, sowohl durch seine zahlreichen Arien mit Klavierbegleitung als auch durch seine »Raccolta di esercizj per il canto« (Par. 1811 u. ö.), ein vielgebrauchtes Solfeggienwerk.

Crescentino (spr. treschi-), Stadt in der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, am Po und an der Eisenbahn Chivasso-Casale, früher befestigt und im 16. und 17. Jahrh. von den Franzosen und Spaniern öfters belagert und erobert, hat (1881) 2415 (als Gemeinde 6710) Einw.

Crescentius, Johannes, röm. Patrizier aus der reichbegüterten Familie der Crescentier, Sohn eines ältern, unter Otto II. mächtigen Dux C., Sohnes der Theodora, hatte während der Regierung des Papstes Johann XV. 985—996 die weltliche Herrschaft über Rom in seiner Hand und wurde von der Kaiserin Theophano 989 als Patricius anerkannt. Als Otto III. 996 nach Rom kam, unterwarf sich C., bemächtigte sich aber nach Abzug des Kaisers wieder der Gewalt in der Stadt, vertrieb den von Otto eingesetzten Papst Gregor V. und ließ 997 einen Gegenpapst, Johann XVI., wählen. Darauf zog Otto nach Rom, nahm die Engelsburg, in die C. sich geworfen hatte, und ließ ihn 28. April 998 hinrichten. Sein Sohn Johannes C. der jüngere beherrschte nach Ottos III. Tode, während der Regierung der Päpste Johann XVII., Johann XVIII. u. Sergius IV. wiederum Rom bis zu seinem Tode 1012.

Crescenzi, Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, geb. 1230 in Bologna, gest. 1310, war Advokat und Beisitzer des Podestà in seiner Vaterstadt. Durch Unruhen genötigt, sie zu verlassen, durchreiste er Italien, kehrte nach 30 Jahren nach Bologna zurück und ward hier zum Senator erwählt. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er zwischen 1304 und 1309 in seiner Schrift »Opus ruralium commodorum libri XII« nieder, eins der ersten gedruckten Werke (Augsb. 1458; ital., Flor. 1478, von Sansovino, das. 1605, Bologna 1784; deutsch, Straßb. 1494, neue Aufl. 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474; die beste ist die von Geßner in den »Scriptores rei rusticae«, Leipz. 1735, 2 Bde.). C. folgte in der Anlage seines Werkes vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

Crescimbeni (spr. treschi-), Giovanni Maria de, ital. Gelehrter und Dichter, geb. 9. Okt. 1663 zu Macerata in der Mark Ancona, gest. 8. März 1728, machte, nachdem er seine erste Erziehung in seiner Vaterstadt erhalten, seine Studien bei den Jesuiten und schrieb in noch sehr jugendlichem Alter die Tragödie »Darius«

und eine Übersetzung der zwei ersten Bücher der »Pharsalia« des Lucan in Ottaven, wurde im 15. Jahr Mitglied der Accademia de' Disposti und im 16. Doktor der Rechte. 1680 ging er nach Rom, wo er sich anfangs mit juristischen, später vorzugsweise mit litterarischen Studien beschäftigte und, um den verderbten Geschmack zur Einfachheit und Natur zurückzuführen, die Accademia degli Arcadi gründete, welche 1690 eröffnet und deren Präsident er wurde. Später trat er in den geistlichen Stand, erhielt 1705 ein Kanonikat und wurde 1715 Erzpriester. Kurz vor seinem Tode trat er in den Jesuitenorden. Seine Poesien (»Rime«, Rom 1695 u. 1723) sind jetzt vergessen. Von seinen übrigen, sehr zahlreichen Werken ist das wichtigste seine »Istoria della volgar poesia« (Rom 1730—31, 6 Bde.), ein zwar schlecht geordnetes und unkritisches, aber wegen des darin verarbeiteten Materials noch heute nicht entbehrliches Werk.

Crescimir I. und **II.**, Könige der Kroaten im 10. und 11. Jahrh., bemächtigten sich des ganzen dalmatischen Küstenstrichs, beherrschten mit ihrer Flotte das Adriatische Meer, erwarben die Schutzherrschaft über griechische Städte und gewöhnten ihre Unterthanen an Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel.

Crespi, 1) Giovanni Battista, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, ital. Maler, geb. 1557, gest. 1633 in Mailand, studierte in Venedig und Rom neben der Malerei nach Caravaggio auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Litteratur und in ritterlichen Künsten wohlgeübt, weshalb er am mailändischen Hof und an der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. Crespis Malerei ist frei, geistreich, jedoch bisweilen manieriert. Ein besonderes Talent besaß er in naturgetreuer Darstellung von Tieren, die er häufig in Kabinettsstücken anbrachte.

2) Daniele, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 1592, gest. 1630 in Mailand an der Pest. Seine Farbengebung ist der der Carracci ähnlich und das Kolorit äußerst kräftig. Ansprechend ist insbes. der Ausdruck des Seelenvollen in den Gesichtern seiner Heiligen. In der Passionskirche zu Mailand, wo auch seine große Kreuzabnahme sich befindet, hat er viele im Tizianischen Geschmack ausgeführte Bildnisse hinterlassen. Seine letzten Gemälde, aus dem Leben des heil. Bruno, in der Kartause zu Mailand, sind auch seine besten.

3) Giuseppe Maria, ital. Maler und Radierer, von seinen Mitschülern wegen seines eleganten Auftretens lo Spagnuolo genannt, geb. 16. März 1665 in Bologna, gest. daselbst 16. Juli 1747, war Schüler Canutis und Cignanis, bildete sich dann durch das Studium der Carracci, der Venezianer, Correggios, Baroccios sowie der Natur, indem er mittels einer Camera obscura die Leute auf der Straße beobachtete und die Spiele und Widerscheine des Lichtes aufzufassen suchte. Seine Bilder sind voll solcher und anderer Seltsamkeiten. Die Dresdener Galerie besitzt von ihm die sieben Sakramente, die Münchener Pinakothek eine trauernde Nonne, die kaiserliche Galerie zu Wien den Kentaur Chiron.

Crespo, Antonio Candido Gonçalves, portugies. Dichter, geb. 11. März 1846 in Rio de Janeiro als Sohn einer Sklavin, gest. 11. Juni 1883, kam frühzeitig nach Portugal, wo er in Coimbra die Rechte studierte, wurde dann Advokat und als solcher 1879 zum Deputierten in die Cortes gewählt und übernahm gleichzeitig die Redaktion des »Diario das Camaras«. Als Dichter war er 1870 mit einem ersten Bändchen von Gedichten: »Miniaturas«, aufgetreten, die ihn vermöge der frischen Lebensauffassung und der tiefen Empfindung, die aus ihnen sprachen, sofort zum Liebling der Nation machten. Noch glänzendere Aufnahme fanden seine »Noctumos« (1882) und die »Contos para os nossos filhos« (1882), eine Sammlung von Erzählungen, die er mit seiner Gattin Maria Amalia Vaz de Carvalho, einer der bedeutendsten Schriftstellerinnen Portugals, herausgab.

Crespy (spr. kräwi), Stadt, s. Crépy.

Cresson, vielbesuchter Badeort und Sommerfrische in der Grafschaft Cambria des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, in den Alleghanies, 980 m ü. M.

Crest (spr. krest), Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrond. Die, an der Drôme und der Lyoner Bahn, mit Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Tuch-, Decken-, Zement- und Papierfabrikation, Wein- und Trüffelhandel und (1891) 4238 (als Gemeinde 5569) Einw. Dabei auf einem Felsen ein gewaltiger Turm (Überrest eines 1627 zerstörten Schlosses), der lange Zeit als Staatsgefängnis diente.

Cresta, Ort in Graubünden, s. Avers.

Crestola, Ort bei Carrara, in welchem der beste weiße karrarische Marmor gebrochen wird.

Creston, Stadt in der Grafschaft Union des nordamerikan. Staates Jowa, auf der Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi, mit Eisenbahnwerkstätte und (1890) 7200 Einw.

Creswick, Stadt in der Grafschaft Talbot der britisch-austral. Kolonie Victoria, am Tullaroop Creek, durch Eisenbahn mit Melbourne verbunden, hat eine Bergschule, in der Umgebung Goldgruben und (1891) 3095 Einw.

Creta (lat.), Kreide; C. polycolor, s. Bleistift.

Cretacische oder **Cretaceische Formation** 2c., soviel wie Kreideformation (s. d.).

Crêt de la Neige (spr. krä d'lä näsch'), höchster Gipfel des französisch-schweizerischen Jura, im franz. Depart. Ain, südwestlich von Gex, 1723 m ü. M., mit schöner Aussicht auf den Genfer See und die Alpenkette.

Crête (franz., spr. krät'), die innere (a) und äußere

Brustwehr- und Glacis-Crête.

(b) Kante der Brustwehr und diejenige (c) des Glacis, Brustwehr- und Glacis-C. (oder Krete).

Crétin (spr. -täng), s. Kretinismus.

Crétineau-Joly (spr. -nō-schōlī), Jacques, franz. Historiker und Publizist, geb. 23. Sept. 1803 zu Fontenay in der Vendée, gest. 4. Jan. 1874 in Vincennes, machte seine Studien zu Paris am Seminar St.-Sulpice, erhielt mit 20 Jahren eine Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt und begleitete darauf den französischen Botschafter Herzog von Laval nach Rom, wo er bis 1828 blieb. Er trat zuerst mit mehreren Gedichtsammlungen hervor und redigierte verschiedene legitimistische Blätter, bis er 1837 Redakteur der »Europe monarchique« wurde. Schriftstellerischen Ruf erwarb er sich durch eine Reihe von historischen Werken, unter denen die im Auftrag des Ordens und daher im apologetischen Sinne geschriebene »Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus« (Par. 1844—46, 6 Bde.; 3. Aufl. 1851), nach authentischen und unveröffentlichten Quellen abgefaßt, am berühmtesten ist. Von den übrigen, durch-

weg von abſolutiſtiſch-klerikalen Anſchauungen beherrſchten Schriften ſind als die bedeutendſten die über die Kriege in der Vendée hervorzuheben: »Épisodes des guerres de la Vendée« (1834), »Histoire des généraux et chefs vendéens« (1838) und »Histoire de la Vendée militaire« (1840—41, 4 Bde.; 5. vermehrte Aufl. 1865); ferner ſchrieb er: »Histoire des traités de 1815 et de leur exécution« (1842); »Clément XIV et les jésuites« (1847); »Histoire du Sonderbund« (1850, 2 Bde.); »Scènes d'Italie et de Vendée« (1853); »L'Église romaine en face de la révolution« (1859, 2 Bde.; 2. Aufl. 1863); »Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme« (1863, 2 Bde.); »Le cardinal Consalvi«, Memoiren mit Einleitung und Anmerkungen (1864, 2 Bde.); »Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé« (1866, 2 Bde.); »Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal Consalvi« (1869); »Rome et Vendée« (1876). Vgl. **Maynard**, J. C., sa vie politique, religieuse et littéraire (Par. 1875).

Cretio (lat.), im römiſchen Recht die ausdrückliche, in beſtimmter Wortform abgegebene Erklärung des Erben, daß er die ihm zufallende Erbſchaft antreten wolle (adire hereditatem), im Gegenſatz zu der ſtillſchweigenden Erklärung, die darin beſtand, daß der Erbe thatſächlich als ſolcher handelte und ſich als ſolcher führte (pro herede gestio). Solche C. war nur erforderlich, wenn der Erblaſſer ſie im Teſtament vorgeſchrieben hatte. Dieſe Vorſchrift ſelbſt hieß ebenfalls C. Sie erhielt ſich bis ins 3. Jahrh. n. Chr.

Cretius, Konſtantin, Maler, geb. 6. Jan. 1814 zu Brieg i. Schl., begann ſeine künſtleriſche Laufbahn bei G. Schadow in Berlin, kam 1833 in das Atelier von Wach und machte ſich von hier aus bekannt durch die Bilder: der Ritter und ſein Liebchen und Richard Löwenherz. 1838 trat er eine Studienreiſe nach Paris und Rom an, von der er 1842 nach Berlin zurückkehrte. Von ſeinen Bildern ſind hervorzuheben: ein Ave Maria, Weinfeſt auf Ischia, italieniſche Bettler, ein öffentlicher Schreiber, ein Winkeladvokat und ein Doktor in Rom, ein Altarbild für Freiſtadt i. Schl., Auferſtehung Chriſti, Schachpartie zwiſchen Ludwig XIV. und Maria Mancini, Kurprinz Friedrich Wilhelm im Haag, der Einzug der Salzburger Auswanderer in Berlin, gefangene Kavaliere vor Cromwell (Berliner Nationalgalerie) u. a. 1846 wurde C. von König Friedrich Wilhelm IV. nach Konſtantinopel geſandt, um mehrere Bildniſſe des Sultans Abd ul Medſchid zu malen.

Cretonne (franz.), leinwandartiger Stoff in der Normandie; auch kräftiger Baumwollenſtoff, mit großen Muſtern bedruckt, zu Vorhängen, Möbelbezügen ꝛc.

Cretonsbrot (ſpr. krötóng-), gepreßte Überreſte des ausgelaſſenen Unſchlitts, die zu Futter für Schweine, Jagdhunde und Vögel verkauft werden. In Frankreich beſchäftigen ſich mit dem Sammeln derſelben die ſogen. Cretonniers.

Creus (ſpr. krē-us), Cabo de, das nordöſtlichſte Vorgebirge von Spanien, in der Provinz Gerona, trägt einen Leuchtturm und hieß im Altertum Promontorium Aphrodisium.

Creuſe (ſpr. krös', lat. Croso), Fluß im Innern Frankreichs, entſpringt in dem nach ihm benannten Departement bei Féniers, am Nordfuße des Mont Odouze, durchfließt im Oberlauf ein tief in das Schiefer- und Granitplateau eingeſchnittenes Thal (daher ſein Name), tritt ins Depart. Indre, nimmt links die Gartempe auf und mündet nach einem im allgemeinen gegen NW. gerichteten Laufe von 285 km, wovon aber nur die letzten 8 km ſchiffbar ſind, bei Port-de-Piles an der Grenze der Departements Vienne und Indre-et-Loire in die Vienne.

Das **Departement Creuſe**, hauptſächlich aus der ehemaligen Obermarche gebildet, grenzt nördlich an die Depart. Indre und Cher, öſtlich an Allier und Puy-de-Dôme, ſüdlich an Corrèze, weſtlich an Obervienne und umfaßt 5605 qkm (102 QM.). Das Land gehört der nördlichen Abdachung des zentralen Hochfrankreich an und trägt überwiegend den Charakter eines rauhen Hochlandes (Bergland der Marche mit Erhebungen von 650—980 m) mit tief eingeſchnittenen Flußthälern. Es wird von zahlreichen kleinen Flüſſen bewäſſert, die faſt ausſchließlich dem Flußgebiet der Loire angehören, und als deren bedeutendſte die Creuſe mit der Gartempe und der Petite Creuſe, der Taurion und der Cher mit dem Tardes zu nennen ſind. Das Klima iſt feucht, kühl und ſehr veränderlich; Regen fällt im Überfluß, und Stürme ſind häufig. Die Zahl der Bewohner betrug 1891: 284,660. Der Boden der ſüdlichen Berggelände iſt ſteinig und wenig fruchtbar, mit weiten Heideſtrecken und Hutungen, etwas beſſer in den nordöſtlichen Niederungen, wo auch Kaſtanien wachſen. Wein gedeiht hier nicht mehr. Der Ackerbau liefert Getreide, namentlich Roggen (1889: 1,002,800 hl), ferner Kartoffeln (1,726,800 metr. Ztr.), Futterrüben (112,400 metr. Ztr.), Hanf (9170 metr. Ztr.) und Kaſtanien (17,500 metr. Ztr.). Die Waldungen ſind ſehr gelichtet. Im ganzen kommen 269,800 Hektar auf Ackerland und 36,100 Hektar auf Wald und Buſch. Die zahlreichen Wieſen (134,600 Hektar) nebſt den Heide- und Weideflächen (84,300 Hektar) begünſtigen die Viehzucht. Das Departement zählte 1889: 797,400 Schafe, liefert gutes Zug- und Schlachtvieh (1889: 203,400 Rinder) und ausgezeichnete Kavalleriepferde. Mineraliſche Produkte ſind vor allen Steinkohlen (1891: 217,900 Ton.). In Evaux ſind beſuchte Mineralquellen. Die beſchränkte Induſtrie liefert die vorzüglichen Teppiche von Aubuſſon und Felletin, ferner Tuch, Leinwand, Bier, Nägel, Papier. Die Ausfuhr des Departements beſteht hauptſächlich in Vieh, Butter, Wolle, Leder, Kohle und den geringen Induſtrieprodukten. Von den Bewohnern des Landes wandern jährlich ca. 15,000 in andre Teile Frankreichs, um dort für mehrere Monate Arbeit, meiſt beim Baugewerbe, zu ſuchen. Das Departement zerfällt in die vier Arrondiſſements: Guéret, Aubuſſon, Bourganeuf und Bouſſac. Hauptſtadt iſt Guéret.

Creuſot (oder Creuzot), **Le** (ſpr. lö kröſo), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Autun, 388 m ü. M., an der Lyoner Bahn, mit einem der größten metallurgiſchen Etabliſſements Europas und (1891) 18,467 (1841 erſt 4012), als Gemeinde 28,635 Einw. Begünſtigt durch die Steinkohlengruben und Eiſenminen der Umgebung, beſaß C. ſchon 1777 Hüttenwerke; auch wurde 1787 die königliche Glasfabrik von Sèvres hierher verlegt. Das gegenwärtige Etabliſſement wurde 1836 von Schneider u. Komp. gegründet. Es bildet mit 312 Hektar Fläche eine Stadt für ſich, beſchäftigt 13,000 Arbeiter und umfaßt ein Kohlenbergwerk, Koksanſtalten, Hochöfen, Stahl- und Walzwerke, Etabliſſements für Kanonengießerei und Fabrikation von Panzerplatten, Lokomotiven, Maſchinen, Brücken, Artillerie- und Geniematerial. Das Werk beſitzt unter anderm Dampfmaſchinen von 16,800 Pferdekräften, einen Dampfhammer von 100 Ton. Fallgewicht, eigne Schießſtätten, 60 km Eiſenbahnen zur Verbindung der Werkſtätten untereinander ſowie

mit dem Canal du Centre. Auch unterhält die Gesellschaft mehrere Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen sowie Volks- und Industrieschulen. Vgl. Badot, Le C., son histoire, son industrie (Le Creusot 1875); Hennebert, Les industries du C. (Par. 1890); mehrere Schriften von Weyl (das. 1889 ff.).

Creuz, Gustav Philipp, Graf von, schwed. Dichter, geb. 1731, gest. 30. Okt. 1785, aus einer der ersten Familien Schwedens in Finnland, gehörte zu der vertrautern Umgebung der nachherigen Königin Luise Ulrike, in welcher vaterländische Sprache und Dichtkunst gepflegt und geübt wurden. 1763 ging er als schwedischer Gesandter nach Madrid, wo er seine Beobachtungen über dieses Land in einigen Briefen an Marmontel niederlegte. Einige Jahre darauf kam C. als Minister nach Paris, wurde aber 1783 als Kanzleipräsident nach Stockholm zurückberufen. Sein Hauptwerk ist »Atis och Camilla« (Stockh. 1761), ein der Anlage nach einfaches, aber in seiner Art vollendetes Hirtengedicht in fünf Gesängen, in dem sich eine glänzende Phantasie, ein inniges und reines Gefühl in klangvollen Alexandrinern aussprechen. Seine Gedichte erschienen mit denen seines Freundes Gyllenborg unter dem Titel: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1795, 2. Aufl. 1812), auch getrennt von jenen (Helsingfors 1862).

Creutz., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Christian Creutzer, Entomolog in Österreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts, schrieb: »Entomologische Versuche« (Wien 1799).

Creux de Champ (spr. krö d'schâng), das hohe, einsame Quellthal der waadtländischen Grande Eau, im Hintergrunde des Val d'Ormonts, ist von den wilden Felswänden der Diablerets eingefaßt und Gletscherstürzen ausgesetzt, hat aber schöne Wasserfälle.

Creux du Vent (spr. krö dü wäng), ein jurassischer Berg des schweizer. Kantons Neuenburg, 6 km westlich vom Neuchâteler See, 1467 m hoch. Unterhalb des Gipfels befindet sich ein kraterartiger, ca. 150 m tiefer Felskessel von fast 5 km Umfang, der sich zeitweise mit weißen, unruhigen Dunstmassen füllt und dadurch zum Wetterpropheten wird.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, Dichter, geb. 24. Nov. 1724 in Homburg vor der Höhe, gest. 6. Sept. 1770, ward 1746 Hofrat mit Sitz und Stimme in der Regierung von Homburg und bald darauf Staatsrat, führte die Rechtsstreitigkeiten des Fürstenhauses mit großem Eifer und Erfolg und wurde 1756 vom Kaiser zum Reichshofrat ernannt. Sein philosophisches Gedicht »Die Gräber« (Frankf. 1760) erwarb ihm seiner Zeit einen ehrenvollen Dichternamen. Seine zahlreichen Oden und Lieder, in denen der Einfluß Youngs und Hallers nicht zu verkennen ist, erschienen zuerst Frankfurt 1750 u. ö., dann unter dem Titel »Oden und andre Gedichte« (das. 1769, 2 Bde.). Sein Trauerspiel in Alexandrinern: »Der sterbende Seneca« (Frankf. 1754) ist dürftig in der Handlung, zeigt jedoch in seinem Gedankeninhalt den philosophischen Geist des Dichters. In dem »Versuch über die Seele« (Frankf. 1753) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessenungeachtet die Unteilbarkeit zu. Vgl. R. Hartmann, F. K., Freiherr von C. (Heidelb. 1891).

Creuzer, Friedrich, Altertumsforscher, geb. 10. März 1771 in Marburg, gest. 16. Febr. 1858 in Heidelberg, studierte 1789–91 in Marburg und Jena Theologie, beteiligte sich dann an einer Privatlehranstalt, entschied sich während eines halbjährigen Aufenthalts in Leipzig 1798 für die Altertumswissenschaft, habilitierte sich 1799 als Privatdozent in Marburg, wurde 1800 außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor daselbst, erhielt 1804 die Professur der Philologie und alten Geschichte in Heidelberg, gründete 1807 daselbst ein philologisches Seminar sowie 1808 die »Heidelberger Jahrbücher« und ward 1845 pensioniert. Den Schriften: »Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung« (Leipz. 1803; 2. Aufl., besorgt von Kayser, Darmst. 1845) und »Dionysus« (Heidelb. 1808) folgte sein erstes Hauptwerk: »Symbolik und Mythologie der alten Völker« (Leipz. u. Darmst. 1810—12, 4 Bde.; 3. Aufl. 1837—43). Den darin ausgesprochenen synkretistischen Ansichten traten besonders G. Hermann in den »Briefen über Homer und Hesiod« (Heidelb. 1818), dann in einem Brief an C.: »Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie« (Leipz. 1819), heftiger J. H. Voß in der »Antisymbolik« (Stuttg. 1824—26), zuletzt auch Lobeck im »Aglaophamus« (Königsb. 1829, 2 Bde.) sowie Pott in seinen »Etymologischen Forschungen« (Lemgo 1833–36, 2 Bde.) entgegen. Creuzers zweites Hauptwerk ist die mit Moser veranstaltete Ausgabe von Plotinus' »Opera omnia« (Oxf. 1835, 3 Bde.). Mit demselben gab er auch mehrere Schriften Ciceros heraus. Außerdem sind zu nennen: »Epochen der griechischen Litteraturgeschichte« (Marb. 1802); »Commentationes Herodoteae« (Leipz. 1819); »Abriß der römischen Antiquitäten« (Darmst. 1824; 2. Aufl. 1829). Später verfaßte er eine Reihe archäologischer Arbeiten. Die Sammlung seiner »Deutschen Schriften« (Leipz. u. Darmst. 1836—58, 5 Abtlgn.) enthält auch seine Selbstbiographie: »Aus dem Leben eines alten Professors« (Darmst. 1848) und »Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors« (Frankf. 1858). Eine Auswahl seiner kleinern Schriften in lateinischer Sprache enthalten die »Opuscula selecta« (Leipz. 1854). Vgl. B. Stark, Fr. C., sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung (Heidelb. 1874).

Creuziger, Kaspar, s. Cruciger.

Creuzot, s. Creusot.

Crevasse (franz., spr. krewáß'), Riß, Spalte, besonders Gletscherspalte.

Crevaux (spr. -wo), Jules, franz. Reisender, geb. 1. April 1847 zu Lorquin in Lothringen, gest. 24. April 1882, studierte Medizin, trat 1868 in die französische Marine, machte unter Gambetta als Freiwilliger den Krieg mit, wurde 1876 von der Regierung mit der Erforschung von Guayana betraut und trat im Juli 1877 seine erste Expedition dahin an, auf der er durch vollkommen unbekanntes Gebiet über die Tumuc-Humacberge vom Maroni zum Jari und zum Amazonenstrom gelangte. Auf einer zweiten Reise von 1878—79 ging C. vom Oyapok über die Tumuc-Humacberge zum Jari, dann zum Paru, auf dem er zum Amazonenstrom gelangte, fuhr diesen und den Jça aufwärts bis zum Fuße der Andes, von wo er über den Japura zurückkehrte. Ein großer Teil dieser Flußläufe wurde dabei von C. zum erstenmal erforscht. Eine dritte Reise, welche die Erforschung linker Nebenflüsse des Orinoko zum Zweck hatte, unternahm C. 1880 in Begleitung des Marineapothekers Lejanne; er befuhr den Magdalenenstrom bis in die Nähe von Bogotá, kreuzte die Kordillere und folgte dann dem Guaviare zum Orinoko. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, begab er sich im November 1881 von neuem nach Südamerika in der Absicht, das Stromgebiet des Paraguay und des Amazonenstromes zu erforschen; auf dieser Expedition

wurde er bei Ypantipucu am Pilcomayo von Tobaindianern überfallen und mit seiner ganzen Begleitung ermordet. Eine Sammlung seiner Reiseberichte im »Tour du Monde« erschien unter dem Titel: »Voyages dans l'Amérique du Sud« (Par. 1882). Mit Sagot und Adam bearbeitete er: »Grammaires et vocabulaires roucouyenne, arrouagne, piapoco, etc.« (1882). Nach seinem Tode wurde herausgegeben: »Fleuves de l'Amérique du Sud 1877—79« (1883, 40 Karten, mit seiner Biographie von Revoil).

Crève-cœur (spr. kräw'-kör), Herzeleid, schwerer Verdruß; auch Name einer Hühnerrasse (s. Huhn).

Crèvecoeur (spr. kräw'kör), eingegangenes Fort, jetzt Dorf in der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Dieze und Maas, 1587 von den Holländern erbaut, 1599 von den Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wiedererobert, ging 1672 an die Franzosen unter Turenne verloren und wurde von denselben verbrannt. Am 2. Okt. 1794 eroberten es die Franzosen abermals nach kurzer Beschießung.

Crevette (franz.), s. Garnele.

Crevillente (spr. krewiljennte), Stadt in der span. Provinz Alicante, am Südfuß der Sierra de C. (580 m), an der Eisenbahn Alicante-Murcia gelegen, mit (1887) 9972 Einw., welche hauptsächlich Espartoflechterei betreiben.

Crewe (spr. krū), Stadt in Cheshire (England), 32 km von Chester, mit den großartigen Werkstätten der London- und Nordwestbahn, in denen 6000 Arbeiter mit Herstellung von Stahl und dem Bau von Wagen und Lokomotiven beschäftigt sind, und (1891) 28,761 Einw.

Crewkerne (spr. krūkern), Stadt in Somersetshire (England), südwestlich von Yeovil, mit gotischer Kirche aus dem 15. Jahrh., Lateinschule, Fabriken für Segeltuch und Gurte und (1891) 4946 Einw.

Crex, der Wiesenknarrer.

Cri (franz., »Ruf, Schrei«) bedeutet sowohl den eigentlichen Schlachtruf (C. de guerre, z. B. »Hie Welf« ꝛc.) als die Losung und bildlich die Partei selbst sowie deren Erkennungszeichen; daher »C. zeigen«, soviel wie Farbe, Partei bekennen.

Criadero, mexikan. Flächenmaße im Verhältnis von 4:9, und zwar C. de ganado menor (Cuadrilla) = 195,07 Hektar, C. de ganado mayor = 438,90 Hektar.

Cribbage (engl., spr. tribbidsch), ein engl. Kartenspiel, gewöhnlich unter zweien und mit fünf vollen Whistkarten, aber auch unter drei und vier Personen mit sechs, auch acht Karten gespielt. Es wird besonders benutzt, die Jugend zu richtigem Rechnen und zur Aufmerksamkeit anzuleiten, da es leicht ist, aber Strafen für allerlei kleine Versehen festsetzt.

Cribrum Eratosthĕnis, s. Primzahl.

Criccieth (spr. krikith), Seebad in Carnarvonshire (Nordwales), mit (1891) 1410 Einw.

Cricētus, der Hamster.

Crichton (spr. kritt'n oder krait'n), James, der »Bewundernswürdige« (the Admirable) genannt, engl. Gelehrter, geb. 1560 in Schottland, ward zugleich mit dem König Jakob VI. von George Buchanan erzogen, erwarb sich in kurzer Zeit die erstaunlichsten sprachlichen und wissenschaftlichen Kenntnisse (er sprach und schrieb angeblich in seinem 20. Jahr 20 Sprachen), spielte mehrere musikalische Instrumente und zeichnete sich daneben in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris forderte er 1580 zu Disputationen über beliebige Wissenschaften in zwölf Sprachen auf und setzte sodann in Italien die gelehrte Welt durch den Umfang seines Wissens in Verwunderung. Zu Mantua soll er den gefürchtetsten Raufer seiner Zeit im Zweikampf getötet haben und darauf vom Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vincenzo Gonzaga ernannt, von diesem aber im Juli 1583 ermordet worden sein. Die Überlieferung von diesem Ereignis ist an sich nicht unwahrscheinlich, in Bezug auf das Todesjahr aber jedenfalls irrig, da C. bis 1585 als lebend nachzuweisen ist.

Crichtonit, s. Titaneisenerz.

Cricket (Thorball), engl. Nationalballspiel, von zwei Parteien zu je 11 Mann, also von 22 Personen, gespielt. Der Ball aus Kork und Baumwolle, vollkommen rund und etwa 350 g schwer, ist gewöhnlich mit rotem Maroquinleder fest umzogen. Das Schlagholz (bat) ist ein 38 Zoll langer Schläger zum Treiben des Balles. In einer Entfernung von 66 Fuß werden auf dem Spielplatz die beiden Wickets eingeschlagen, d. h. je drei 27 Zoll lange Stöcke, welche so dicht bei einander stehen, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann. Auf diesen drei Stäben liegen wieder zwei kurze Stöckchen, sogen. bails, lose auf und zwar so, daß sie sich beide auf dem mittelsten Wicketstab begegnen, und vor jedem Wicket steht hinter einer 4 Fuß vom Wicket gezogenen Linie (popping crease) ein Spieler, der batter, welcher beim Schlagen diese Linie nicht überschreiten darf. Der Roller (bowler) der einen Partei sucht nun mit dem Ball das Wicket zu berühren, damit eins der bails oder auch beide heruntergeworfen werden; gelingt dies nicht, und schlägt der vor dem Wicket stehende Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht dieser, ehe der Ball von der ringsumher stehenden feindlichen Partei wieder zurückgeworfen oder ins Spiel gebracht wird, möglichst oft zu dem 66 Fuß davon stehenden andern Wicket und zurückzulaufen; nach der Anzahl dieser Läufe oder runs wird das Spiel berechnet. Die größte Geschicklichkeit besteht daher auf seiten des Schlägers darin, den nach dem Wicket zu geschleuderten Ball schnell und weit beiseite zu schlagen, um in der Zwischenzeit die größtmögliche Anzahl von Läufen zu erhalten, für den Werfer hingegen in der Kunst, den Ball so geschickt und schnell zu schleudern, daß er womöglich den Schläger umläuft und die bails niederwirft. Außer diesem Doppelspiel, welches das gewöhnlichere ist, gibt es auch noch das einfache Wicketspiel. Die Regeln für dieses in England mit großer Leidenschaft betriebene Spiel sind zuletzt 1889 von dem tonangebenden Marylebone Cricket Club festgesetzt worden. Vgl. Routledge, Handbook of C. (neue Ausg. 1889); Ravenstein, Volksturnbuch (4. Aufl. von Böttcher, Frankf. 1893); Zettler, Die Bewegungsspiele (Wien 1893).

Cricklade (spr. -lēd), alte Stadt im nördlichen Wiltshire (England), an der Themse, mit (1891) 5932 Einw.

Cricotomia, diejenige Form der Laryngotomie, bei welcher der Ringknorpel durchschnitten wird.

Crida (lat.), s. Krida.

Cridŏla, Monte, Berg in den Venezianer Alpen, erhebt sich über dem Piavethal östlich von Pieve di Cadore, 2582 m hoch.

Crieff (spr. krif), Stadt in Perthshire (Schottland), malerisch am Earn und dem Fuße der Grampians gelegen, hat eine Wasserheilanstalt, Leinen- und Wollwarenfabriken und (1891) 4902 Einw.

Criegern-Thumitz, Friedrich Konstanz von, geb. 11. Nov. 1834 in Dresden, studierte in Leipzig die Rechte, ging 1862 in den Verwaltungsdienst über

und wurde 1864 als Hilfsarbeiter in das Miniſterium des Innern berufen. Bei der Reorganiſation der innern Verwaltung wurde C. an die Kreishauptmannſchaft Dresden und 1883 als erſter Rat an die Kreishauptmannſchaft Bautzen verſetzt. 1891 wurde er als vortragender Rat in das Miniſterium des Innern nach Dresden berufen. 1866 war er Mitglied der königlichen Lazarettkommiſſion, und ſeitdem widmete er ſich der freiwilligen Krankenpflege und übte auf den internationalen Konferenzen und den Vereinstagen der deutſchen Vereine vom Roten Kreuz weſentlichen Einfluß auf die Weiterentwickelung dieſes Inſtituts aus. Im Kriege 1870/71 war er als Delegierter in Frankreich, 1871 wurde er Landesdelegierter der freiwilligen Krankenpflege im Königreich Sachſen, und ſeit 1872 ſteht er an der Spitze des Landesvereins zur Pflege verwundeter und kranker Krieger. Seit 1869 iſt er Vertreter Sachſens im Zentralkomitee der deutſchen Vereine vom Roten Kreuz, an deſſen Gründung er hervorragenden Anteil genommen. 1877 beſuchte C. im amtlichen Auftrag Konſtantinopel, namentlich behufs Einführung weiblicher Pflege in den dortigen Militärlazaretten. Er ſchrieb: »Ein Kreuzzug nach Stambul« (Dresd. 1878); »Das Rote Kreuz in Deutſchland« (gekrönte Preisſchrift, Leipz. 1883); »Lehrbuch der freiwilligen Kriegskrankenpflege beim Heere des Deutſchen Reichs« (2. Aufl., daſ. 1891).

Criffel, Berg, ſ. Kirkcudbrightſhire.

Crillon (ſpr. kriſóng), 1) Louis des Balbes de Berton de, einer der berühmteſten Helden des 16. Jahrh., »der Mann ohne Furcht«, von Heinrich IV. »der Tapfere der Tapfern« genannt, geb. 1541 zu Murs in der Provence, geſt. 2. Dez. 1615 in Avignon, bildete ſich unter dem Herzog Franz von Guiſe für den Kriegsdienſt aus, zeichnete ſich bei der Belagerung von Calais ſowie bei der Einnahme von Guines 1557 durch großen Mut aus. Er focht gegen die Hugenotten und that ſich in den Schlachten von Dreux, St.-Denis, Jarnac und Moncontour hervor. Nach dem Frieden von St.-Germain (1570) focht er als Malteſerritter gegen die Türken und eröffnete die Seeſchlacht von Lepanto. Die Greuel der Pariſer Bluthochzeit mißbilligte er laut, zeichnete ſich aber 1573 bei der Belagerung von La Rochelle aus. Heinrich III., den er nach Polen begleitet hatte, ernannte ihn zum Gouverneur von Lyon. Im Kriege gegen die Ligue zwang er 1580 La Fère zur Ergebung, ward Beiſitzer im königlichen Rat und Generaloberſtleutnant der Infanterie und unterwarf 1586 die Provence. Das Anſinnen Heinrichs III., den Herzog von Guiſe zu ermorden, wies er mit Entrüſtung zurück. Später war er die einzige Stütze des ſchwachen Heinrich III., nach deſſen Tode er der Freund und Ratgeber Heinrichs IV. wurde. Im Kriege Heinrichs IV. gegen Spanien zeichnete er ſich wieder aus. Nach dem Frieden zog er ſich nach Avignon zurück. Vgl. Luſſan, Vie de C. (Par. 1757 u. 1781); Montrond, Histoire du brave C. (5. Aufl., daſ. 1874). — Der Name C. ging auf ſeinen dritten Bruder, Thomas des Balbes de Berton, über, und zu gunſten von deſſen Nachkommen in vierter Generation, François Félix, ward die Herrſchaft 1725 in ein Herzogtum verwandelt.

2) Louis des Balbes de Berton de Quiers, Herzog von C.-Mahon, geb. 1718, geſt. 1796 in Madrid, trat 1731 in franzöſiſche Kriegsdienſte, focht 1733 in Italien, 1742 in Deutſchland und ward im Siebenjährigen Kriege Generalleutnant. Wegen eines Streites mit dem franzöſiſchen Miniſterium trat er 1762 in ſpaniſche Dienſte und ward im Kriege mit Portugal Grande der erſten Klaſſe und General. 1782 eroberte er die Inſel Menorca, von deren Hauptſtadt er den Titel Herzog von Mahon erhielt. Nach der Belagerung von Gibraltar ward er Generalkapitän von Murcia und Valencia. Seine »Mémoires« (Par. 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunſt.

3) François Félix Dorothée des Balbes, Herzog von, zweiter Sohn des vorigen, geb. 1748 in Paris, geſt. 27. Jan. 1820, diente unter ſeinem Vater im ſpaniſchen Heer und machte die Expedition gegen Menorca mit. 1789 war er Deputierter des Adels in der Nationalverſammlung und ſchloß ſich den Liberalen an, aus denen der Klub der Feuillants hervorging. 1792—94 war er eingekerkert. 1815 ward er Pair von Frankreich und nannte ſich nach einem Gut in der Picardie Herzog von Boufflers. Mit ſeinem Sohn Marie Gérard, Herzog von C., geb. 1782, geſt. im April 1870, erloſch das Geſchlecht.

4) Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon, dritter Sohn von C. 2), geb. 1775, geſt. 5. Jan. 1832, war mit 18 Jahren Oberſt in ſpaniſchen Dienſten, fiel 1794 mit ſeinem ganzen Regiment in franzöſiſche Gefangenſchaft, durfte aber nach Spanien zurückkehren. Vom Baſeler Frieden 1795 bis zum Frieden von Campo Formio diente er als Freiwilliger unter Moreau, erhielt 1801 das Kommando einer ſpaniſchen Diviſion und ward 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava und Biscaya. Auf Ferdinands Befehl trat er 1808 in die Dienſte Joſeph Bonapartes, ward Generalleutnant der ſpaniſchen Armee und nacheinander Generalkapitän von Navarra, Toledo und Cuenca. Nach der Reſtauration 1814 in die Acht erklärt, mußte er mit ſeiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er als Generalleutnant anerkannt ward.

Crime (franz.), Verbrechen im Sinne der franzöſiſch-deutſchen Dreiteilung der ſtrafbaren Handlungen; ſ. Dreiteilung ꝛc.

Crimée, la, franz. Name der Krim (ſ. d.).

Crimen (lat.), urſprünglich Anklage wegen eines Verbrechens, ſpäter gleich Verbrechen; ſo z. B. C. ambitus, Amtserſchleichung; C. attentatum, ein verſuchtes, im Gegenſatz zum vollendeten Verbrechen; C. barattariae, Beſtechung; C. de residuis, Veruntreuung von anvertrautem öffentlichen Gut; C. falsi, Verbrechen der Fälſchung; C. flagrans, offenbares Verbrechen, handhafte That; C. fractae pacis publicae, Landfriedensbruch; C. incendii, Brandſtiftung; C. laesae majestatis, C. majestatis, Majeſtätsverbrechen; C. peculatus, Unterſchleif; C. perduellionis, Hochverrat; C. repetundarum, Mißbrauch der Amtsgewalt zur Erlangung perſönlicher Vorteile; C. sacrilegii, Kirchenraub; C. stellionatus, Betrug; C. vis, Gewaltthätigkeit. S. Verbrechen.

Crinankanal (ſpr. krinnen-), Kanal in Schottland, 14 km lang, trennt den Bezirk Knapdale (nördlich von der Halbinſel Kintyre) von dem Feſtland Argylls und ſtellt dadurch eine direkte Verbindung zwiſchen Glasgow und dem zum Kaledoniſchen Kanal (ſ. d.) führenden Loch Linnhe her.

Crinoidea, ſ. Haarſterne.

Crinum *L.* (Hakenlilie), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, Zwiebelgewächſe der Tropenländer, mit in mehrere Reihen geſtellten Blättern, großen Blütendolden auf nackten Schäften, prächtigen, wohlriechenden Blüten und häutigen Kapſeln mit wenigen eckigen Samen. C. amabile *Don.*, in

Ostindien, an der Küste von Koromandel, mit fast cylindrischer, 30—38 cm hoher Zwiebel, fast 2 m langen, bis 16 cm breiten, lineal-lanzettförmigen, ausdauernden Blättern, 1 m hohem Schaft und einer Dolde von 20—30 gestielten, bis 16 cm langen, wohlriechenden purpurroten Blüten, deren Einschnitte weiß, auswendig purpurrot und zurückgerollt sind. Die Staubfäden und Griffel sind purpurrot. Von C. asiaticum *L.*, in Bengalen und auf den Molukken, mit weißen Blüten, wird die Zwiebel bei Wunden, nach dem Genuß giftiger Fische und Krebse angewendet und bewirkt heftiges Erbrechen und starken Schweiß. C. capense *Herb.* (Amaryllis longifolia), auf dem Kap, hat weiße oder blaßrote Blüten, ausdauernde Blätter, wächst sehr üppig in großen Töpfen, die in Kübeln voll Wasser stehen, auch an Teichen in warmer Lage. C. scabrum *Sims.*, von St. Michael, mit rot gestreiften Blüten, s. Tafel »Zimmerpflanzen II«.

Crin végétal (franz., spr. krängwehschetall), vegetabilisches Ersatzmittel für Roßhaare, kommt von sehr verschiedener Beschaffenheit und Abstammung in den Handel. Ein wenig elastisches und auch nicht sehr dauerhaftes Material ist das Alpengras (s. Carex). Ungleich besser sind die gespaltenen Blätter der Zwergpalme, Chamaerops humilis, die als C. d'Afrique (afrikanisches Pferdehaar), C. Aversing aus Algerien ausgeführt werden. Man färbt das grünliche Material auch schwarz und verwendet es in Europa sehr allgemein. Ejoo, Gomuti-Fibre von der indischen Arenga saccharifera und die Kitool von Caryota mitis auf Réunion und C. urens in Indien bleiben nach dem Abfall der Wedel als schwarzer Rest der Gefäßbündel an den Stämmen der genannten Palmen zurück. Diese Fasern übertreffen die beiden ersten Materialien; aber weitaus das beste C. bildet die Caragato (Baumhaar), das Gefäßbündel der Luftwurzeln einer im tropischen Amerika auf Bäumen schmarotzenden Bromeliacee, Tillandsia usneoides. Die Faser wird 22 cm lang, steht an Elastizität und Festigkeit dem Roßhaar sehr nahe, bildet aber in Abständen von einigen Zentimetern verzweigte Fasern und entwickelt beim Verbrennen nicht den bekannten Geruch, welchen verbrennendes Haar gibt. Sie wird hauptsächlich von New Orleans ausgeführt. Auch die Dattelpalme und die afrikanische Weinpalme (Raphia vinifera) liefern C.

Crisp, Charles F., nordamerikan. Staatsmann, geb. 1845 zu Sheffield in England als Sohn eines amerikanischen Schauspielers, begann mit 21 Jahren die Rechtspraxis, wurde bald Richter, verlegte sich dann auf die Politik und schwang sich rasch zu einem populären Führer der südlichen Demokratie empor. Bei Eröffnung des Kongresses im Dezember 1891 wurde er zum Sprecher des Repräsentantenhauses erwählt, in welchem er bereits den fünften Termin bekleidet.

Crispalt (soviel wie Cresta alta, »hoher Grat«), ein südöstlicher Ausläufer der Glarner Alpen, 3080 m hoch. Neben ihm der Piz Giuf (3098 m), der höchste Gipfel dieser Gruppe. Vor ihm, in das urnerische Reußthal vortretend, der Bristenstock (3075 m), eine Pyramide, welche sich, südlich von Amsteg, hoch über dem Eingang des vielbesuchten Maderanerthals aufbaut. Die Gruppe ist durch den Oberalppaß von dem Gebiet des St. Gotthard, durch den Kreuzlipaß vom Oberalpstock geschieden.

Crispatio (lat.), die Kräuselung.

Crispi, Francesco, ital. Staatsmann, geb. 4. Okt. 1819 in Ribera auf Sizilien, studierte in Palermo die Rechte, ließ sich in Neapel als Advokat nieder, nahm im Januar 1848 an dem Aufstand in Palermo hervorragenden Anteil und war bis zur Niederwerfung desselben 1849 Deputierter und Abteilungschef im Kriegsministerium der revolutionären Regierung. Nach der Niederlage derselben flüchtete C. nach Piemont und, 1853 von dort ausgewiesen, über Malta nach England, wo er mit Mazzini in Verbindung trat. 1859 nach Italien zurückgekehrt, organisierte er mit Garibaldi die Expedition nach Sizilien, an der er teilnahm. 1861 ward er zum Mitglied des italienischen Parlaments gewählt, in welchem er Führer der monarchischen Linken wurde; als Organ dieser radikalen, aber nicht republikanischen Partei diente die 1865 von C. begründete »Riforma«. Nach dem Sturz der Consorteria (18. März 1876) ward er zum Präsidenten der Kammer erwählt. Im Interesse des fortschrittlichen Ministeriums und Italiens unternahm er im Sommer 1877 eine Rundreise durch Europa; er besuchte Bismarck in Gastein und hielt sich im September längere Zeit in Berlin auf. Als Crispis Rival Nicotera, der durch sein Einschreiten in Sizilien die Süditaliener verletzt hatte, 16. Dez. 1877 gestürzt worden, ward C. zum Minister des Innern ernannt; jedoch seine Gegner denunzierten ihn im Februar 1878 wegen Bigamie, und wenn C. auch in dem deshalb angestrengten Prozeß freigesprochen wurde, weil die erste in Malta geschlossene Ehe eines Formfehlers wegen ungültig war, so blieb doch sein moralisches Verschulden so unzweifelhaft, daß er im März 1878 seine Entlassung nehmen mußte. Erst im April 1887 wurde C., der nichtsdestoweniger immer einen großen Einfluß im Parlament behauptet hatte, wiederum als Minister des Innern in das Kabinett Depretis aufgenommen und nach Depretis' Tode 29. Juli sogar zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt, neben welchem er auch das Innere behielt. Er billigte nicht nur das Bündnis mit Deutschland und Österreich, sondern suchte dasselbe noch enger zu knüpfen, indem er Bismarck wiederholt in Friedrichsruh besuchte und auch mit Kalnoky 1888 in Karlsbad eine Zusammenkunft hatte; er erhielt 1888 den italienischen Annunziaten- und den preußischen Schwarzen Adlerorden und begleitete 1889 den König Humbert nach Berlin, wo er sehr gefeiert wurde. Dagegen trug er kein Bedenken, die Verhandlungen mit Frankreich über einen Handelsvertrag abzubrechen. Er wurde deswegen von seinen frühern Gesinnungsgenossen, den zu Frankreich neigenden Radikalen, und von der französischen Presse aufs heftigste angegriffen, und 13. Sept. 1889 ward in Neapel von einem Radikalen, Caporali, ein Attentat auf ihn verübt, wobei er durch einen Stein verwundet wurde. Seine Politik wurde jedoch von der Mehrheit des Volkes gebilligt, zumal der Dreibund den Frieden sicherte und der mit König Menelik von Abessinien geschlossene Vertrag vom Mai 1889 auch die italienische Kolonialpolitik ihrer schwersten Sorgen enthob. So schien der Regierung Crispis eine lange Dauer gesichert, insbes. nachdem die Neuwahlen vom Oktober 1890 ihm eine überwältigende Majorität in der Kammer verschafft hatten. Als C. nun aber das schwierige Problem der Ordnung der Staatsfinanzen ernsthaft in Angriff nahm und zu diesem Zweck Vereinfachungen in der Verwaltung und neue Abgaben vorschlug, vereinigte sich die Rechte mit einem großen Teil der Linken gegen ihn; C. blieb 31. Jan. 1891 in der Minderheit und gab seine Entlassung. Er nahm nun seine Advokatur in Rom wieder auf, hielt sich in der Kammer anfangs

etwas zurück, hatte aber schon im Mai 1892 an dem Sturz des Ministeriums Rudini wesentlichen Anteil. Eine Sammlung seiner »Scritti e discorsi politici«, 1849—90, erschien 1890 in Rom. Vgl. H. Barth, Francesco C. (Leipz. 1893).

Crispin (spr. -päng), komische Theaterrolle italienischen Ursprungs; sie stellt einen Bedienten in schwarzer Kleidung mit kurzem Mäntelchen und engen Hosen dar, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich oder durch Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson um 1660 auf die französische Bühne gebracht, und das diesem Darsteller eigentümliche Stottern gehörte später zu den Eigentümlichkeiten der Rolle, deren Blütezeit von 1677—1730 dauerte, und die später auch in Deutschland Eingang fand. Die Rolle ist am besten dargestellt in Regnards »Légataire universel«.

Crispinus, Heiliger, flüchtete mit seinem Bruder Crispinianus in einer Christenverfolgung nach Soissons, wo beide das Schuhmacherhandwerk betrieben, aber um 287 in einen mit geschmolzenem Blei angefüllten Kessel geworfen wurden. Sie sind die Patrone des Schuhmacherhandwerks. Bekannt ist die Sage, daß sie das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen, weshalb man Wohlthaten, die auf andrer Kosten erzeigt werden, Crispinaden nennt. Tag: 25. Oktober.

Crispus, Konstantins d. Gr. ältester Sohn von Minervina, hatte den beredten Lactantius zum Lehrer, wurde 317 Cäsar und bewährte sich bei der Niederwerfung des Licinius und in den Kämpfen gegen die Franken und Alemannen als tüchtiger Feldherr, wurde aber 326 von seinem Vater, angeblich auf die Anklage seiner Gemahlin Fausta, wahrscheinlich aus Eifersucht auf seine allgemeine Beliebtheit, zu Pola in Istrien getötet.

Crista (lat.), Kamm (s. d.); C. sterni, Brustbeinkamm.

Cristallina, Val, s. Medels.

Cristallo, Monte, Berggipfel der Südtiroler Dolomitalpen, 3199 m hoch, mit kleinem Gletscher und prachtvoller Aussicht. Die schwierige Besteigung (zuerst 1865 von Grohmann) geschieht von Cortina d'Ampezzo oder Schluderbach. Vgl. Eckerth, Die Gebirgsgruppe des Monte Cristallo (2. Aufl., Prag 1891).

Crist. et ***Jan.,*** bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. de Cristofori und G. Jan, zwei italienische Entomologen; Laufkäfer.

Cristinos, in Spanien während der Regentschaft der Königin Christine (s. d. 2) Parteiname der Anhänger derselben, welche zugleich liberale Grundsätze verfochten gegenüber den Karlisten.

Cristofori (auch Cristofali, Cristofani genannt), Bartolommeo, der Erfinder des Pianoforte, geb. 4. Mai 1655 in Padua, gest. 17. März 1731 in Florenz, lebte als Klavierbauer in Padua, später zu Florenz, wo er 1716 zugleich als Konservator der Instrumentensammlung Ferdinands von Medici fungierte. Seine Erfindung des »Hammerklaviers« wurde 1711 vom Marchese Scipione Maffei im »Giornale dei letterati d'Italia« angezeigt und beschrieben, und diese Beschreibung, von König übersetzt, erschien in Mattheſons »Critica musica« (1725, auch noch wiedergegeben in Adlungs »Musica mechanica organoedi«, 1767). Vermutlich regte dieselbe Gottfried Silbermann (s. d.) zum Bau solcher Instrumente an, den er mit so viel Glück betrieb, daß der eigentliche Erfinder darüber in Vergessenheit geriet und erst durch K. v. Schafhäutls »Sachverständigenbericht über die Münchener Ausstellung 1854« wieder ans Licht gebracht wurde. Die von C. angewendete Mechanik ist, abgesehen von Verbesserungen einzelner Teile, dieselbe wie die Gottfried Silbermanns, Streichers, Broadwoods ꝛc., die sogen. englische Mechanik (vgl. Klavier). In Florenz wurde ihm zu Ehren 1876 ein Fest veranstaltet und eine Gedenktafel im Kloster Santa Croce eingemauert. Vgl. Puliti, Cenni storici della vita del seren. Ferdinando dei Medici (Flor. 1874).

Cristus, Petrus, niederländ. Maler, geb. um 1420 in Baerle, wurde 1444 Bürger in Brügge, wo er noch 1472 am Leben war. Er bildete sich vornehmlich nach Jan van Eyck, welchen er jedoch in seinen religiösen Gemälden nicht erreichte, während seine Porträte voll Charakter, Wahrheit und Leben sind. Seine Hauptwerke sind: eine Madonna mit Heiligen von 1446, im Museum in Frankfurt a. M.; der heil. Eligius als Schutzpatron der Goldschmiede von 1449, im Privatbesitz zu Köln; das Jüngste Gericht, die Verkündigung und die Geburt Christi von 1452, im Berliner Museum; das Porträt des Eduard Grimston von 1446 beim Earl of Verulam, in England, und das Bildnis einer Dame, im Berliner Museum.

Critchett (spr. krittschet), George, Augenarzt, geb. 1817 in London, gest. 1. Nov. 1882, studierte im London Hospital besonders Chirurgie, wurde 1839 Mitglied, 1844 Fellow des College of Surgeons, 1845 Demonstrator der Anatomie, 1846 Assistenzwundarzt und 1861 Hauptwundarzt am London Hospital. Inzwischen hatte er sich der Augenheilkunde zugewandt, und 1863 gab er sein Amt auf, um sich letzterer ausschließlich zu widmen. 1876 wurde er Augenarzt und Professor der Augenheilkunde am Middlesex Hospital, und hier erwarb er sich durch das Geschick und die Genialität seiner Operationen europäischen Ruf. C. schrieb: »A course of lectures on diseases of the eye« (1854) u. a.

Critmum *L.*, Gattung aus der Familie der Umbelliferen mit der einzigen Art C. maritimum *L.* (Meer-, Seefenchel, Bacillienkraut), reichverzweigte Staude mit dreifach gefiederten Blättern und großen vielstrahligen Dolden, wächst an den Küsten Südeuropas, besonders am Mittelmeer, wird zur Sodagewinnung verbrannt; auch genießt man die jungen Blätter als Salat und Gemüse.

Crivelli, Carlo, ital. Maler, geb. um 1430—40 in Venedig, gest. nach 1493, bildete sich unter dem Einfluß der Schule von Padua und der Vivarini. Seit 1468 war C. besonders in den Städten der römischen Mark, namentlich in Ascoli, thätig. Seine Gestalten sind eigentümlich hart und streng, wogegen ihm aber auch wieder in dem mütterlichen Ausdruck der Madonnen der Ausdruck des Liebreizes gelingt. Im Ornament schloß er sich an die paduanische Schule an und hegte zugleich eine besondere Vorliebe für Blumen- und Fruchtgewinde und in Gips reliefartig aufgesetzte Ornamente. Der König von Neapel, für den er arbeitete, verlieh ihm Titel und Rechte eines Adligen. Religiöse Werke von ihm befinden sich in Ascoli, Mailand, Ancona, Rom, Berlin (Hauptwerk: thronende Madonna mit acht Heiligen) u. a. O.

Crivoscie, s. Krivosije.

Crkvenica (spr. krkwenitza), Seebad am kroat. Quarnero, im Komitat Modrus-Fiume, gegenüber der Insel Veglia, hat einen Hafen, Ruinen eines Frangipanischen Schlosses und (1890) 2635 kroat. Einwohner. Dieser auf Anregung des Erzherzogs Joseph gegrün-

dete klimatische Kurort, am Ausgang des von den Felswänden des kroatischen Karstgebirges überragten Vinodolthales (s. d.) reizend gelegen, zeichnet sich durch vollkommen windgeschützte Lage, einen sanft abfallenden Strand und üppige Vegetation aus.

Crljevicagebirge (spr. krljewitza-), s. Bosnien, S. 309.

Crnagóra (spr. rna-), serb. Name von Montenegro.

Crna Gora, Gebirge in Bosnien (s. d., S. 309).

Crna Rjeka, Kreis im östlichen Serbien, nach der zum Timok fließenden Crna benannt, 1439 qkm (26,1 QM.) mit (1891) 69,564 Einw. Hauptstadt ist Saitschar (Zaječar).

Crnavoda, Stadt, s. Tschernawoda.

Crni Vrh, Berg, s. Bachergebirge.

Croce (spr. trotsche), Giovanni, Komponist, geb. 1560 in Chioggia bei Venedig (daher »il Chiozzotto« genannt), gest. 15. Mai 1609, war Schüler Zarlinos, Sänger in der Kapelle der Markuskirche und 1603 Nachfolger Donatos als Kapellmeister in San Marco. C. ist einer der bedeutendsten Vertreter der venezianischen Schule (neben den beiden Gabrieli), von dem uns eine große Zahl kirchlicher Werke (4—8stimmige Motetten, Messen, Magnifikats, Improperien ꝛc., zum Teil mit Generalbaß) sowie 5—6stimmige Madrigale, Kanzonetten und 4—7stimmige humoristische Capricci (»Triacca musicale«, 1595) erhalten sind.

Crocein $C_{22}H_{14}N_4O_7S_2Na_2$, Teerfarbstoff, entsteht aus salzsaurem Diazoazobenzol und Naphtholdisulfosäure, bildet ein braunrotes, in Wasser mit fuchsinroter Farbe schwer lösliches Pulver und dient zum Färben der Wolle. Ein andres C. wird aus Diazoazotoluol dargestellt. Croceinscharlach $C_{22}H_{14}N_4O_7S_2Na_2$ aus Diazoazobenzolmonosulfosäure und βNaphtholmonosulfosäure, löst sich in Wasser mit scharlachroter Farbe und dient zum Färben von Wolle, Seide und Baumwolle. Auch aus Diazoazotoluolsulfosäure wird ein Croceinscharlach dargestellt. Ein andres Croceinscharlach $C_{20}H_{12}N_2O_7S_2Na_2$ erhält man aus Diazonaphthalinsulfosäure und βNaphtholmonosulfosäure. Croceinorange ist ein Ponceau.

Croche (franz., spr. trosch'), Achtelnote.

Crochet (franz., spr. troschä), Haken; kleine, rückwärts gebogene Verlängerung der einzelnen Schläge der Laufgräben (bei Belagerung von Festungen). Sie sollen diese Schläge vor enfilierendem (s. Enfilieren) Feuer aus der Festung schützen; nebenbei dienen sie als Ausweichestellen, als Aufstellungsplätze für Wachen ꝛc.

Crociata (ital., spr. trotschäta), Kreuzzug; Crociati, Kreuzfahrer, auch Name der römischen Freischaren von 1848, welche die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreien wollten.

Crocidúra, die Hausspitzmaus, s. Spitzmäuse.

Crocin $C_{58}H_{86}O_{31}$ findet sich in den chinesischen Gelbschoten (Gardenia grandiflora) und wird aus dem alkoholischen Extrakt derselben abgeschieden. Es bildet ein morgenrotes, geruchloses, amorphes Pulver, ist in Wasser mit gelber Farbe löslich, besonders bei Gegenwart einer Spur Alkali, löst sich auch leicht in Alkohol, sehr schwer in Äther, bildet mit verdünnten Alkalien salzartige, lösliche Verbindungen und wird beim Kochen mit verdünnten Säuren in Crocetin $C_{34}H_{46}O_{11}$ und Zucker gespalten. Das Crocetin ist dunkelrot, amorph, in Wasser wenig, in Alkohol leicht löslich, färbt mit Zinnsalz gebeizte Gewebe grüngelb; doch wird die Farbe beim Behandeln mit ammoniakhaltigem Wasser glänzend goldgelb. Die gelben Gewänder der Mandarinen sind mit Crocetin gefärbt. Vgl. Polychroit.

Crocodilia, s. Krokodile.

Crocoxylon, s. Elaeodendron.

Crocus *L.* (Safran), Gattung aus der Familie der Iridaceen, Knollengewächse mit linealen, rinnigen, in der Mitte mit weißem Streifen gezeichneten, gleichzeitig mit oder nach den Blüten sich entwickelnden Blättern, unmittelbar aus der dichten, netzfaserigen Zwiebelknolle hervorkommenden, langröhrigen, trichterförmigen Blüten und erst während der Reife über den Boden tretender, papierartiger, vielsamiger Kapsel. Etwa 60 Arten in Südeuropa, Westasien, Mauretanien. C. sativus *L.* (echter Safran, Herbstsafran, s. Tafel »Arzneipflanzen II«), mit niedergedrückt kugeligen Knollen, sehr schmalen, linienförmigen, am Rand umgerollten dunkelgrünen Blättern und kurzgestielten lilafarbenen Blüten, deren Narben von der Länge des Perigons, später herabhängend, fast flach, nach oben allmählich und wenig erweitert, fein gelerbt sind. Der Safran stammt wahrscheinlich aus Kleinasien und Persien und wird in Asien und Europa seit vorchristlicher Zeit vielfach kultiviert. Nach Maw ist keine wilde Form von C. sativus mit der kultivierten Pflanze identisch. Diese ist stets steril und kann nur mit dem Pollen einer wilden Form befruchtet werden. Auch ist sie sehr konstant, während die natürlichen Arten stark variieren. Die Pflanze gedeiht in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen sanften Abdachungen, so weit, wie der Weinstock noch süße Früchte bringt. Die Ernte beginnt im Herbst, wenn die Blüten vollkommen entwickelt sind, wobei man aus den gepflückten Blüten die drei Narben ohne den gelben Griffel auslöst. Sie bilden getrocknet den Safran (s. d.) des Handels. Von Herbstkrokus werden als Zierpflanzen kultiviert: C. iridiflorus *Heuf.*, aus Griechenland, mit blauer Blüte; C. nudiflorus *Smith*, aus dem Orient, mit blaßblauer Blüte; C. speciosus *Bieberst.*, aus Taurien, mit dunkelblauer Blüte. Viel verbreiteter sind die Frühlingskrokus, besonders C. vernus *Smith*, mit violettblauen oder weißen Blüten, aus Südeuropa, und der gelbe Safran, C. luteus *Lam.*, mit schönen, großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen, aus Taurien, C. variegatus *Hoppe*, mit blaßblauen Blüten, aus dem Litorale, C. versicolor *Kerr.*, mit weißen und blauen Blüten, aus Südeuropa ꝛc. Diese Arten und zahlreiche Varietäten werden besonders als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt, auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter. Vgl. Maw, A monograph of the genus C. (Lond. 1886); Kronfeld, Geschichte des Safrans (Wien 1893).

Crocus metallórum, Metallsafran, bei den ältern Chemikern gewisse farbige Metallpräparate; C. martis aperitivus, Eisenhydroxyd; C. martis adstringens, Eisenoxyd; C. Veneris, Kupferoxydul.

Croda Rossa, s. Gaisel, Hoher.

Crofters (von croft, zu einem Hause gehöriges Grundstück), Feldarbeiter in Schottland, welche von ihren Arbeitgebern, den Grundherren, mit einem Stück Land ausgestattet sind, das ihnen etwa die Hälfte ihres Nahrungsbedarfs liefert, und für welches sie jährlich höchstens 20 Pfd. Sterl. Pacht zahlen, wogegen die in gleichem Dienstverhältnis lebenden Cotters gar kein Land erhalten oder solches nur mit einjähriger Afterpacht besitzen. Durch Gesetz vom 25. Juni 1886 wurden die rechtlichen Verhältnisse der C. geregelt. Die C. können, solange sie ihre Pachtbedin-

gungen erfüllen, nicht vom Gute verdrängt werden und können die Pacht einem Familienmitglied hinterlassen. Für Vollzug des Gesetzes wurde eine eigne Kommission eingesetzt, welche in Streitfällen auch eine angemessene Pachtrente festsetzen kann.

Crofts, Ernest, engl. Maler, geb. 15. Sept. 1847 in Leeds, lernte zunächst in London unter dem Maler A. B. Clay und begab sich 1870 nach Düsseldorf, wo er sich den Schlachtenmaler Hünten zum Lehrer erwählte. Das Bild, mit dem er den ersten Erfolg davontrug, war (1874) der Rückzug einer geschlagenen französischen Heeresabteilung 1870 (städtisches Museum in Königsberg). 1875 ließ er die Schlacht bei Ligny, 1876 Am Morgen der Schlacht bei Waterloo, 1877 Cromwell in Marston-Moor und 1878 den Marsch Wellingtons von Quatrebras nach Waterloo folgen; letzteres Bild führte seine Ernennung zum Mitglied der Londoner Akademie herbei. Dann nahm er seinen Wohnsitz in London, wo er zuletzt Bilder mit Figuren aus dem 17. Jahrh. gemalt hat.

Croisade (franz., spr. kroasād'), Kreuzzug.

Croisés (spr. kroasé), Köperzeuge jeder Art.

Croisic, Le (spr. kroasik), Hafenstadt im franz. Depart. Niederloire, Arrond. St.-Nazaire, auf einer in den Atlantischen Ozean vorspringenden Landzunge, an der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., bedeutende Sardellen- und Makrelenfischerei, Seesalzgewinnung, Dünger- und Sodafabrikation, Schiffbau, Seebäder und (1891) 2264 Einw. C. ist Geburtsort des Physikers Bouguer.

Croix (spr. krŏa), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, 3 km südwestlich von Roubaix, an der Marcq und der Nordbahn, hat eine moderne gotische Kirche, Fabriken für Wollwaren, Chemikalien, Papier rc. und (1891) 11,950 Einw.

Croker, 1) John Wilson, engl. Parlamentsredner, Dichter und Journalist, geb. 20. Dez. 1780 in Galway, gest. 8. Aug. 1854 in Old Brompton, studierte in Dublin die Rechte, praktizierte dann daselbst und ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Als erster Sekretär der Admiralität gewann er Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens, legte aber 1830 seine Stelle nieder und kämpfte im Parlament 1830—32 als »Konservativer« (eine Parteibezeichnung, die er geprägt haben soll) gegen Macaulay und die Reformbill sowie gegen die Emanzipation der Katholiken. In seinen »Familiar epistles« (1804) geißelte er die irische Schaubühne, und in »An intercepted letter from Canton« (1805) schilderte er mit schonungsloser Satire die Sitten von Dublin. Großen Beifall fand sein Gedicht »The battles of Talavera« (1809) und nicht minder seine »Stories for children from the history of England« (1817), die W. Scott zum Vorbild für seine »Tales of a grandfather« dienten. Noch verdienen die »Songs of Trafalgar« (1804) und die Schrift »A sketch of Ireland, past and present« (1808) Erwähnung. Mit Scott und Canning gründete er 1809 die »Quarterly Review«, für welche er viele zum Teil sehr bemerkenswerte Aufsätze schrieb; auch gab er Boswells »Johnson« (1831, 5 Bde.; zuletzt 1874) heraus, worüber Macaulay eine Anzeige voll ungerechten Tadels schrieb. C. war ein Mann von Ehre, Mut und großer Arbeitskraft, doch geneigt zu Dogmatismus. Seine »Memoirs, diaries and correspondence« gab Jennings heraus (1884, 3 Bde.).

2) Thomas Crofton, Sammler der Sagen Irlands, geb. 15. Jan. 1798 in Cork, war bei der Marinevertwaltung angestellt und starb 8. Aug. 1854 in der Nähe von London. Seine »Researches in the south of Ireland« (1824) zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Humor, Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit aus. Darauf folgte sein Hauptwerk: »Fairy legends and traditions of the south of Ireland« (1825), angeregt durch die »Hausmärchen« der Brüder Grimm und von diesen schon 1826 ins Deutsche übersetzt; eine zweite Serie erschien 1827 (6. Aufl. 1882). Aus einer dieser Geschichten, »Daniel O'Rourke«, in Münchhausens Art, machte er selbst eine »Weihnachtspantomime« (1826). Neue Mitteilungen aus dem Volksmunde samt den Aufzeichnungen eines alten Schulkameraden bot er dann in den »Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney« (1829, 2 Bde.; neue Ausg. 1878) und den »Popular songs of Ireland« (1839, Neudruck 1885). Aus all diesen Sammlungen sowie aus seinen eignen humoristischen Erzählungen »Barney Mahoney« und »My village« (1852) leuchtet eine große Kenntnis und Wertschätzung des irischen Volkswesens. Er gab auch für die Percy Society altirische Gedichte heraus und die »Memoirs« J. Holts, des irischen Rebellengenerals von 1798 (1837, 2 Bde.).

Crola, Hugo, Maler, geb. 30. Nov. 1841 in Ilsenburg am Harz als Sohn des Landschaftsmalers Heinrich C. (geb. 1804 in Dresden, gest. 1879 in Ilsenburg), widmete sich anfangs dem Baufach in Berlin, ging aber 1861 zur dortigen Kunstakademie über, die er 1862 mit der zu Düsseldorf vertauschte. Nachdem er die Vorbereitungsklassen durchgemacht, war er anfänglich Schüler Bendemanns, dann W. Sohns. Seine erste größere Arbeit war ein Altarbild für die Kirche zu Wahnen in Kurland. Nachdem er aber mit einem Selbstbildnis auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Medaille errungen, wandte er sich fast ausschließlich der Porträtmalerei zu, in der er namentlich mit weiblichen Bildnissen durch vornehme Auffassung, geistvolle Charakteristik und geschmackvolles Kolorit große Erfolge erzielte. Die Feinheit seiner koloristischen Begabung zeigt sich von ihrer glänzendsten Seite in der Dame in Weiß (1887), dem Bildnis eines jungen Mädchens, das sich eben anschickt, zum Balle zu gehen. Auch in einigen männlichen Bildnissen, besonders in denjenigen der Maler P. Janssen, E. Bendemann (1884, in der Berliner Nationalgalerie) und E. v. Gebhardt (1886, in der Galerie zu Düsseldorf) und des Kupferstechers E. Forberg, hat er die Kunst seiner das geistige Wesen des Dargestellten erschöpfenden Charakteristik bewährt. Seit 1877 ist C. Professor an der Akademie zu Düsseldorf.

Croma (ital.), Achtelnote.

Cromarty (spr. krŏmmarti), ehemalige Grafschaft im nördlichen Schottland, besteht aus mehreren einzelnen, in der Grafschaft Roß zerstreut liegenden Stücken Landes (das größte im W.) und ist daher geographisch wie auch politisch mit jener zur Grafschaft Roß und Cromarty (s. d.) verbunden. Auf der östlichsten Parzelle, die an den Moray- und den Cromarty-Firth grenzt, liegt südlich am Eingang zum letztern das gleichnamige Dorf mit (1891) 1338 Einw. und einem weiten und sichern Hafen (Portus Salutis der Alten), Geburtsort des Geologen Hugh Miller (gest. 1856), dem in der Nähe ein Obelisk errichtet worden ist.

Cromdale (spr. krŏmmdēl), Dorf in Elginshire (Schottland), bekannt durch ein Gefecht der königlichen Truppen gegen die Jakobiten 1. Mai 1690, welches Gegenstand eines schottischen Volksliedes ist.

Crome (spr. kröm), John, engl. Maler, geb. 21. Dez. 1769 in Norwich, gest. daselbst 22. April 1821, war anfangs Lehrling bei einem Schildermaler und bildete sich dann auf eigne Hand durch das Studium der Natur und der Gemälde der alten Niederländer zum Landschaftsmaler aus. Er wählte seine Motive ausschließlich aus seiner Heimat und strebte nach einer schlichten Wiedergabe der Natur mit reizvollem Kolorit und feiner Stimmung. Drei seiner Hauptwerke (die Heide von Mousehold, die Windmühle und eine Ansicht von Chapel Fields) besitzt die Nationalgalerie zu London. C. begründete 1805 in Norwich eine Künstlergesellschaft, die noch jetzt besteht und Ausstellungen veranstaltet. Er wird Old C. zum Unterschied von seinem Sohne John Bernay C. (1793—1842) genannt, der sich als Maler von Mondscheinlandschaften bekannt gemacht hat.

Cromer, Seebad an der Nordküste von Norfolk (England), mit schöner gotischer Kirche (neuerdings restauriert) und (1891) 2197 Einw. Die benachbarte Küste ist arg zerklüftet und enthält Klippen von mehr als 60 m Höhe.

Cromer, 1) Martin, poln. Geschichtschreiber, geb. 1512 zu Biecz in Galizien, gest. 23. März 1589, studierte zu Krakau, ward dort Domherr, dann Sekretär und Reisebegleiter des Prinzen Siegmund August und nach dessen Thronbesteigung mit der Ordnung des Reichsarchivs zu Krakau beauftragt. Er wurde geadelt und Gesandter am Hofe Karls V., sodann des Papstes, später bei Kaiser Ferdinand I., begleitete den Kardinal Hosius auf das Tridentinische Konzil und wurde Administrator des Bistums, 1574 Koadjutor und 1579 selbst Bischof von Ermeland. C. war einer der heftigsten Gegner der Reformation. Sein Werk »De origine et rebus gestis Polonorum« (Basel 1555 u. ö., auch deutsch) galt für die beste polnische Geschichte; sie reicht bis zum Tode Sigmunds I. und ist in elegantem Latein geschrieben, aber oft unkritisch. Wertvoller ist sein geographisch-statistisches Werk »Polonia, sive de situ, populis, moribus etc. Poloniae« (Basel 1586 u. ö.). Vgl. »Der ermeländische Bischof Martin C.« (Braunsb. 1868).

2) Sir Evelyn Baring, Lord, engl. Staatsmann, geb. 1841 als Sohn des Henry Baring (s. Baring), trat in die englische Armee ein, wurde 1868 Kapitän und 1875 Major, war von 1872—76 Privatsekretär seines Vetters, des Generalgouverneurs von Indien, Lord Northbrook, und wurde 1876 zum englischen Kommissar bei der Verwaltung der öffentlichen Schuld Ägyptens ernannt. Von 1879—80 war er Generalkontrolleur der ägyptischen Finanzen, ging dann 1880 als Finanzminister nach Ostindien, kehrte aber schon 1883 als britischer Generalkonsul und bevollmächtigter Minister nach Ägypten zurück und leitete von da an die Reorganisation der Verwaltung des von den Engländern besetzten Landes, um die er sich die größten Verdienste erwarb. Im Mai 1892 wurde er zum Peer mit dem Titel Lord C. ernannt; den Versuchen des neuen Chedive Abbas Pascha, sich der englischen Bevormundung zu entziehen, trat er auf das entschiedenste entgegen.

Cromford, 1) Baumwollspinnerei ꝛc. bei Ratingen (s. d.). — 2) Engl. Fabrikort, s. Matlock Bath.

Cromlech (gäl., Steinkreis, volkstümlich auch Steintanz), ein aus einzeln stehenden unbehauenen Steinen zusammengesetzter Ring, der häufig die Einfassung an Grabhügeln, Dolmen und Steinsäulen (Menhirs oder Bautasteinen) bildet. Die Verbreitung der Cromlechs ist ungefähr dieselbe wie die der Dolmen (s. d.), in der Bretagne, im mittlern Frankreich und in den Pyrenäen liegen sie zu Tausenden. Die großartigsten sind die bei Avebury und der Stonehenge bei Salisbury in England. Die Cromlechs dienten als Umhegung für andre Denkmäler, auch bezeichneten sie wahrscheinlich geweihte Stätten, die als Opferplätze, Wallfahrtsorte, Gerichtsstätten ꝛc. benutzt wurden.

Crompton (spr. krommt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 5 km westlich von Oldham, mit (1891) 12,901 Einw.

Crompton (spr. krommt'n), Samuel, Mechaniker, geb. 3. Dez. 1753 zu Firwood in Lancashire, Sohn eines Webers, zog 1757 nach dem nahen Hall in the Wood und starb daselbst 26. Jan. 1827. Er konstruierte 1774—79 die vollkommenste Spinnmaschine, welche (freilich in wesentlicher Verbesserung) noch heute die Spinnäle beherrscht, weil sie Gespinste von der größten Feinheit und nach Belieben stärkerer oder schwächerer Drehung zu liefern vermag. C. nannte seine Erfindung Mulejenny (mule, Maultier), weil er von Arkwrights Watermaschine das Walzenstreckwerk und von Hargreaves' Jennymaschine die Anordnung eines Wagens entnommen hatte. Vgl. French, Life and times of C. (2. Aufl., Lond. 1860).

Cromwell, 1) Thomas C., Graf von Essex, engl. Staatsmann, geb. um 1485 in Putney, gest. 28. Juli 1540, Sohn eines Handwerkers und Gastwirts, machte größere Reisen nach Italien und den Niederlanden, kehrte um 1513 nach England zurück und ließ sich als Solicitor in London nieder. Durch den Einfluß des Kardinals Wolsey, der ihn zum Verwalter seiner Einkünfte ernannte, wird es geschehen sein, daß er 1523 ins Parlament gewählt wurde; er stieg dann in Wolseys Gunst immer höher, wußte aber die errungene Stellung auch nach dem Sturz des Kardinals zu behaupten und weiter zu erhöhen. Heinrich VIII. ernannte ihn 1531 zum Geheimrat, 1533 zum Kanzler der Schatzkammer, 1534 zum Staatssekretär und 1535 zu seinem Generalvikar in Angelegenheiten der Kirche, deren Umwandlung in des Königs Sinn er durchführte; sein Vorgehen gegen die Klöster verschaffte ihm den Beinamen »Hammer der Mönche«. C., im Juli 1536 zum Baron C. von Oakham und zum Großsiegelbewahrer ernannt, wurde der Führer der eigentlich protestantischen Partei am Hofe Heinrichs und vermittelte 1539 dessen Ehe mit Anna von Kleve, um dadurch Verbindungen mit den deutschen Protestanten anzuknüpfen. Im April 1540 wurde er zum Grafen von Essex erhoben, allein bald nachher führten die Intrigen der katholischen Partei unter dem Herzog von Norfolk und Bischof Gardiner sowie des Königs Widerwille gegen die ihm von C. aufgedrungene Ehe den Sturz des Ministers herbei; C. wurde wegen Hochverrats und Ketzerei zum Tode verurteilt und hingerichtet.

2) Oliver Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland, geb. 25. April 1599 in Huntingdon in bescheidenen Verhältnissen, obwohl seine Familie mit dem vorigen verwandt war, gest. 3. Sept. 1658. In der Familie wurde eine puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge geübt, welche sich früh auf C. übertrug. Die Gerüchte von einer leichtsinnigen, wüsten Jugend Cromwells sind grundlos. Nachdem er ein Jahr in Cambridge studiert und einige Zeit in London zugebracht hatte, vermählte er sich mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Londoner Bürgers, und bewirtschaftete die Güter seines

Vaters, besuchte dabei aber eifrig die Versammlungen der Puritaner. 1628 wurde er ins Parlament gewählt, wo er eine Rede für die freie Verkündigung der puritanischen Lehre hielt. Während der folgenden 11 Jahre der königlichen Selbstregierung, die er auf dem Lande zubrachte, steigerte sich seine puritanische Gesinnung zu religiösem Enthusiasmus. Den beiden Parlamenten von 1640 gehörte er als Mitglied für Cambridge an und gewann bedeutendes Ansehen bei seinen Gesinnungsgenossen. Als der Krieg zwischen König und Parlament ausbrach, legte C. zuerst als Kapitän eines Reitertrupps, dann als Oberst eines Regiments glänzende Proben seiner Begabung ab. Da er einsah, daß die Kavaliere des Königs den sich aus den untern Volksschichten zusammensetzenden Truppen des Parlaments überlegen waren, suchte er ein gesinnungstüchtiges, von politischer und religiöser Überzeugung getragenes Heer zu bilden und schuf eine Anzahl von Musterkompanien aus den ihm ergebenen Puritanern, welche die strengen Gewohnheiten ihrer Versammlungen ins Lager brachten und daher als »Heilige« verspottet wurden, aber für die Sache der Freiheit mit Gut und Blut einstanden. Mit diesen Truppen brachte er 2. Juli 1644 bei Marston-Moor als Generalleutnant im Heer des Grafen von Manchester den bisher unbesiegten Kavalieren des Prinzen Ruprecht eine Niederlage bei und hatte den Hauptanteil an dem Sieg von Newbury über den König (27. Okt. 1644), dessen Vorteile aber wegen der matten Verfolgung des Obergenerals nur gering waren. Um so entschiedener trat C. im Parlament für energische Kriegführung ein und bewirkte durch die sogen. Selbstverleugnungsbill vom 3. April 1645, wonach kein Parlamentsmitglied ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden durfte, den Rücktritt der bisherigen Generale, während er selbst durch eine Ausnahmebestimmung das Kommando der Reiterei unter Fairfax behielt. Mit dem in puritanischem Sinne reorganisierten Heer erfocht C. 14. Juni 1645 den glänzenden Sieg bei Naseby, worauf Karl I. im April 1646 ins Lager der Schotten floh, 1647 aber an das englische Parlament ausgeliefert und auf Schloß Holmby gefangen gesetzt wurde. Indem es nun alsbald zu einem Konflikt zwischen dem presbyterianischen Parlament und der independentistischen Armee kam, welche es ablehnte, sich auflösen oder nach Irland verschicken zu lassen, und sich, wahrscheinlich mit Willen und Wissen Cromwells, der Person des Königs bemächtigte (4. Juni 1647), traten Fairfax und C. mehr und mehr an die Spitze des Staates und rückten 6. Aug. in London ein, um die vor den Presbyterianern geflohenen Mitglieder des Parlaments in dasselbe zurückzuführen. Die Verhandlungen mit dem König brach C., der sie bisher ernstlich gefördert hatte, ab, nachdem Karl 11. Nov. auf die Insel Wight geflohen war, und im Januar 1648 wurde auf sein Betreiben ein neuer Exekutivausschuß für England vom Parlament gewählt, dessen einflußreichstes Mitglied er selbst war. Royalistische Aufstände, die im Frühjahr 1648 ausbrachen, schlugen Fairfax, Ireton und C. nieder; letzterer besiegte die Empörer in Wales, schlug dann ein schottisches Heer, das zur Befreiung Karls herbeimarschiert war, 17.—19. Aug. 1648 bei Preston, rückte in Schottland ein, drang bis Edinburg vor und nötigte die Schotten, Frieden zu schließen. Die Verhandlungen, welche das Parlament inzwischen mit dem König aufgenommen hatte, riefen nach Cromwells Rückkehr aus Schottland neue Gewaltmaßregeln des Heeres hervor: der König wurde auf das Felsenschloß Hurst gebracht und 6. und 7. Dez. das Parlament durch Ausstoßung aller presbyterianischen Mitglieder gefügig gemacht. Im Januar 1649 beschloß das »Rumpfparlament« die Anklage Karls wegen Hochverrats vor einem eigens gebildeten Gerichtshof, dem C. angehörte; der König wurde zum Tode verurteilt und am 30. Jan. hingerichtet. In dem Staatsrat der nun begründeten englischen Republik spielte C. die wichtigste Rolle, begab sich aber schon im Juli 1649 als Generalgouverneur nach Irland, wo protestantische und katholische Royalisten den Prinzen von Wales als König Karl II. proklamiert hatten. Nachdem die Erhebung mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit niedergeworfen war, überließ C. die Unterwerfung der letzten Reste der Rebellion seinem Schwiegersohn Ireton und eilte 1650 nach Schottland, wohin sich Karl II., als König anerkannt, begeben hatte. C. schlug die Schotten 3. Sept. d. J. bei Dunbar aufs Haupt, nahm Edinburg und Perth (2. Aug. 1651), verfolgte Karl, der mit 14,000 Mann in England eingefallen war, und vernichtete 3. Sept. d. J. durch die Schlacht bei Worcester das royalistische Heer vollkommen. Inzwischen war die neue Republik mit den Niederlanden, wo man für die den Oraniern verwandten Stuarts Sympathie hatte, in Konflikt geraten, und nach der Navigationsakte vom 9. Okt. d. J., welche dem holländischen Handel eine tödliche Wunde schlug, kam es zum Krieg, in welchem Cromwells Gesinnungsgenosse, Admiral R. Blake, gegen die holländischen Seehelden Tromp und de Ruyter 1652 und 1653 glorreiche Siege erfocht. Inzwischen war C. nach London zurückgekehrt, nach seinen schottischen Siegen ohne Frage der mächtigste Mann des Staates. Er verlangte die Auflösung des Rumpfparlaments und die Wahl einer wirklichen Vertretung des Volkes, und als die Mitglieder des Rumpfparlaments ohne Rücksicht auf seine Forderungen sich einen maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des neuen Parlaments sichern wollten, ließ er dieselben 20. April 1653 durch Musketiere auseinander sprengen; er selbst trat an die Spitze der neuen Exekutivbehörde. Am 4. Juli trat eine von C. einberufene Versammlung von independentistischen Notabeln, das sogen. kleine oder Barebone-Parlament, zusammen, löste sich aber schon im Dezember wieder auf. Nun wurde 16. Dez. eine neue, vom Rate der höhern Offiziere entworfene Verfassung proklamiert, welche C. als »Lord-Protektor« auf Lebenszeit die oberste Staatsgewalt übertrug, die er gemeinsam mit einem zu erwählenden Parlament ausüben sollte. Die neue Regierung des Protektors errang nach außen hin glänzende Erfolge: den Niederlanden ward 1654 ein günstiger Friede abgenötigt; mit Dänemark und Schweden wurden Handels- und Freundschaftsverträge geschlossen; die Sache der vom Herzog von Savoyen verfolgten protestantischen Waldenser erhielt von C. kräftigste Unterstützung; ein in Gemeinschaft mit Frankreich unternommener Krieg gegen Spanien führte zur Eroberung Jamaicas und zur Einnahme Dünkirchens durch die Engländer; überall warf England sein Gewicht als europäische Großmacht in die Wagschale. Im Innern hielt eine strenge Militärherrschaft die Ordnung aufrecht; Handel und Industrie blühten; religiöse Verfolgungen wurden nicht geduldet. Aber eine rechte Konsolidation der innern Verhältnisse vermochte C. trotz aller Bemühungen nicht herbeizuführen. Sein erstes, unbotmäßiges Parlament löste er nach kaum

5 Monaten 22. Jan. 1655 auf. Mit dem zweiten, das 17. Sept. 1656 zusammentrat, kam er nur dadurch aus, daß er an 100 Mitglieder wegen mangelnder moralischer Qualifikation ausschloß. Das so gereinigte Parlament bot ihm die Königskrone an und gewährte ihm, als C. dieselbe nach längerm Schwanken 8. Mai 1657 auf Andrängen der Oberoffiziere ausschlug, eine bedeutende Verstärkung seiner Amtsgewalt durch das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen und ein Oberhaus zu bilden. War aber schon die Zusammensetzung des Oberhauses schwierig, indem bei der Zurückhaltung des Adels zum Teil Leute niedern Standes gewählt werden mußten, so war es noch schlimmer, daß nach dem Zusammentritt beider Häuser im Januar 1658 die Gemeinen dem Oberhaus überhaupt die Anerkennung verweigerten. C. mußte das Parlament 4. Febr. d. J. auflösen; er that es mit den Worten: »Gott sei Richter zwischen euch und mir!« So war der Friede im Innern nicht hergestellt, als C., der in der letzten Zeit wiederholentlich von Anschlägen auf sein Leben bedroht wurde und mehrfaches Familienunglück erlitt, 3. Sept. 1658 starb, nachdem er seinen Sohn Richard zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Seine Leiche wurde nach der Restauration der Stuarts ausgegraben und an den Galgen gehängt; die Nachwelt aber ist zu dem Urteil gelangt, daß C. einer der wesentlichsten Begründer von Englands Größe und einer der hervorragendsten Staatsmänner aller Zeiten gewesen ist. Eine Statue (von Noble) wurde ihm zu Manchester errichtet. Zum Helden eines Dramas machten ihn Raupach (»Cromwells Ende«, 1834), Palleske (1857), Brachvogel (»Der Usurpator«, 1860) u. a.

Die Briefe und Staatsschriften Cromwells sind von Carde 1737, von Nichols 1743, in neuester Zeit, mit den Reden, von Th. Carlyle (neue Ausg. 1885, 5 Bde.) herausgegeben worden. Vgl. Villemain, Histoire de C. (Par. 1819, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1830); O. Cromwell (ein Nachkomme des Protektors), Memoirs of the Protector Oliver C. and of his sons, Richard and Henry (Lond. 1820); Vaughan, The protectorate of Oliver C. (das. 1838); Merle d'Aubigné, Le Protecteur, ou la république d'Angleterre aux jours de C. (Par. 1848; deutsch von Merschmann, Elberf. 1859); Guizot, Histoire de la république d'Angleterre et de C. (2. Aufl., Par. 1870; deutsch, Leipz. 1853); Andrews, Life of Oliver C. (Lond. 1868); Sträter, Oliver C. (Leipz. 1871); R. Pauli im »Neuen Plutarch«, Bd. 1 (das. 1874); Picton, Oliver C., the man and his mission (2. Aufl., Lond. 1889); Brosch, Oliver C. und die puritanische Revolution (Frankf. a. M. 1886); Hoenig, Oliver C. (Berl. 1887—89, 4 Tle.); Harrison, Oliver C. (Lond. 1888); Palgrave, Oliver C. the Protector (das. 1890).

3) Richard, Sohn des vorigen, geb. 4. Okt. 1626, gest. 12. Juli 1712, war still auf dem Land erzogen, frei von allem Ehrgeiz, nahm die Würde als Protektor an, erkannte aber bald das Mißliche seiner Stellung. Als sich das vom Rate der Offiziere wieder einberufene, von Oliver C. gesprengte Rumpfparlament als die höchste Staatsgewalt konstituierte, legte er 25. Mai 1659 seine Würde nieder. Im Sommer ging er nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 zurück und lebte unter dem Namen Clarke zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Sein einziger Sohn, Oliver C., starb 1705. — Sein jüngerer Bruder, Henry, geb. 20. Jan. 1628, gest. 23. März 1674, war seit 1655 Statthalter von Irland, legte aber nach der Abdankung seines Bruders diese Würde ebenfalls nieder und lebte in Zurückgezogenheit in England. Seine Familie starb 1821 im Mannesstamm aus. Vgl. Guizot, Histoire du protectorat de Richard C. (2. Aufl., Par. 1869; deutsch, Leipz. 1857).

Cronaca, Simone, ital. Architekt, eigentlich S. di Tommaso d'Antonio del Pollajuolo, geb. 30. Okt. 1457 in Florenz, gest. daselbst 21. Sept. 1505, bildete sich in Rom durch das Studium der antiken Ruinen und an den Werken Brunellescos. Da er das in Rom Gesehene mit großer Genauigkeit zu schildern wußte, erhielt er von seinen Kunstgenossen den Beinamen C. 1495 wurde er in Florenz zum Dombaumeister erwählt und war als solcher bis zu seinem Tode thätig. Seine Hauptwerke sind: das in Italien als mustergültig angesehene Kranzgesims des Palazzo Strozzi (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 1), der Hof dieses Palastes, der elegante Palazzo Guadagni und die Kirche San Francesco al Monte in Florenz. C. war ein strenger Nachahmer altrömischer Formen.

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 in Ansbach, wo sein Vater Generalfeldmarschalleutnant war, gest. 31. Dez. 1758, lernte früh die klassischen Schriften der Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen kennen, widmete sich seit 1749 in Halle und Leipzig dem Studium der Rechte und trat mit den namhaftesten Schriftstellern der neuern Richtung, besonders mit Gellert, in Beziehung. 1752 machte er eine längere Reise nach Italien und Paris und widmete sich, nach Ansbach zurückgekehrt, dem Staatsdienst. Bei der vom Buchhändler Nicolai veranstalteten Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel trug sein »Codrus« (1757) den Sieg davon. Als Tragiker galt ihm, wie seiner Zeit, die französische Tragödie als höchstes Muster. Im »Codrus« ist mehr Rhetorik als Handlung, die Charakteristik zu allgemein und idealisiert; die Sprache ist jedoch schwunghaft, und die Verse sind trotz der unglücklichen Wahl des gereimten Alexandriners fließend. Das Trauerspiel »Olint und Sophronia« hat er unvollendet hinterlassen; es wurde von Roschmann ergänzt (hrsg. von Minor, »Deutsche Nationallitteratur«, Bd. 72). Lessing hat es in der »Hamburgischen Dramaturgie« einer scharfen, aber gerechten Kritik unterzogen. Außerdem schrieb C. Lustspiele, Lehrgedichte, Epigramme und geistliche Lieder. Seinen poetischen Nachlaß mit Biographie gab sein Landsmann Uz heraus (Leipz. u. Ansb. 1760—61, 2 Bde.; neue Aufl. 1771—73). Vgl. Henr. Feuerbach, Uz und C. (Leipz. 1866).

Cronholm, Abraham, schwed. Historiker, geb. 22. Okt. 1809 zu Landskrona in Schonen, gest. 27. Mai 1879 in Stockholm, war 1849—55 Professor der nordischen Geschichte in Lund. Man hat von ihm mehrere wichtige Werke, wie über die Wäringer (»Väringarne«, Lund 1832), über die katholische Liga und die Hugenotten (»Katolska ligan og Hugenotterna«, 1839) und eine Geschichte Schonens nach unveröffentlichten Quellen (»Skånes politiska historia«, 1842—51, 2 Bde.). Außerdem gab er eine Geschichte Schwedens unter Gustav Adolf (»Sveriges historia under Gustaf II Adolfs regering«, 1857—72, 6 Bde.) und ein Quellenwerk über die Verhandlungen in Deutschland nach Gustav Adolfs Tode (1876—80, Bd. 1 u. 2) heraus.

Crooked Islands (spr. trukt ailänds), zu den Bahamainseln gehörige Inselgruppe, 253 qkm (4,6 QM.)

groß mit etwa 2000 Einw., besteht aus den Inseln C., Aklin, Castle und Fortune. Hauptort ist die Dampferstation Pitts Town am Westende von Crooked.

Crooked Lake (spr. trukd lek), See im nordamerikan. Staat New York, 49 qkm groß, 219 m ü. M., schickt durch einen Abfluß, der auf 11 km 88 m Fall hat, sein Wasser dem Senecasee zu, mit dem er auch durch einen Kanal verbunden ist.

Crookes (spr. truks), William, Physiker und Chemiker, geb. 1832 in London, trat 1848 in das College of chemistry und arbeitete daselbst 1850—54 als Assistent bei A. W. Hofmann, ging dann nach Oxford als Beamter des Radcliffe-Observatoriums und 1855 als Lehrer der Chemie nach Chester. 1859 gründete er die »Chemical News« und lebt seitdem in London. Seit 1864 ist er Herausgeber des »Quarterly Journal of science«. 1861 entdeckte er durch Spektralanalyse das Thallium, dessen Eigenschaften er dann genauer untersuchte, und 1865 empfahl er die Anwendung des Natriumamalgams bei der Gewinnung des Goldes. Als Physiker beschäftigte sich C. hauptsächlich mit der Spektralanalyse und dem Studium des Sonnenspektrums, und 1871 ging er zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Oran. Seit 1872 beschäftigte sich C. mit der scheinbar abstoßenden Wirkung der Lichtstrahlen, konstruierte 1874 das Radiometer und gelangte durch das Studium der Erscheinungen beim Durchgang der elektrischen Ströme durch möglichst luftleere Räume zu dem Begriff der »strahlenden Materie« (1879). Mit großer Energie trat C. für die Realität der sogen. spiritistischen Erscheinungen auf, doch wurde das Medium, das ihm zu Beobachtungen gedient hatte, entlarvt. Er schrieb: »Manufacture of beet-root sugar« (1870); »Select methods of chemical analysis« (1871, 3. Aufl. 1888); »Dyeing and calico printing« (1874, neue Ausg. 1882).

Crookesit, Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, findet sich in bleigrauen, metallglänzenden, spröden, dichten Massen von der Härte 2,5—3 und dem spez. Gew. 6,9 in der Grube Strikerum in Småland, besteht aus Kupfer, Thallium, Silber und Selen ($CuTlAg)Se$ und enthält 16,27—18,55 Proz. Thallium.

Crookston (spr. truksst'n), Hauptort der Grafschaft Polk im nordamerikan. Staate Minnesota, am Red Lake River, Bahnknotenpunkt, mit (1890) 3457 Einw.

Crop (engl.), Ernte; Tabaksernte in Nordamerika; Crops, Tabaksfässer mit den Scheinen über Gewicht, Qualität ꝛc. des Tabaks (Cropnoten).

Cropsey (spr. trópssi), Jasper F., amerikan. Maler, geb. 1823 auf Staten Island, widmete sich anfangs 5 Jahre lang der Baukunst, wandte sich aber dann mit großem Erfolg der Landschaftsmalerei zu. 1847 ging er nach Europa, hielt sich 3 Jahre in Italien auf und ward infolge der dort gesammelten und nachher ausgeführten Skizzen Mitglied der New Yorker Zeichenakademie. Von 1857—63 lebte er in London, wo er eine Partie aus den Urwäldern westlich von dem Alleghanygebirge, einen Herbst am Hudsonfluß, Richmond Hill im Hochsommer, einen Herbst in den Weißen Bergen, Unter den Klippen, mehrere Partien von Bonchurch auf der Insel Wight und andre Landschaften aus England ausstellte. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich vorzugsweise der Darstellung der Natur im Charakter und Kolorit des Herbstes. Er hat auch zahlreiche Aquarelle gemalt.

Croquants (franz., spr. trókang, »Lumpenkerle«), Schimpfname der aufständischen Bauern in Guienne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Croquet (spr. tróckett), ein aus England gekommenes, in seiner Heimat vom Lawn Tennis (s. d.) verdrängtes, bei uns aber noch geübtes Gesellschaftsspiel. Inmitten eines ebenen Platzes werden 8—10 eiserne, irgend eine Figur bildende Bogen sowie ein Stand- und ein Wendepflock (Anfang und Ende der Längsrichtung) eingetrieben. Es gilt, hölzerne Bälle mit hölzernen Hämmern (mallets) durch sämtliche Bogen zu treiben, mit dem Wendepflock in Berührung zu bringen, denselben Weg rückwärts zu verfolgen und schließlich den Standpflock zu treffen. 2—8 Spieler teilen sich in zwei Parteien, bei ungerader Spielerzahl übernimmt einer zwei Bälle. Jeder Spieler schlägt seinen Ball so lange, als er Bogen in der vorgeschriebenen Ordnung passiert, bez. bis er den Standpflock trifft. Wenn sein Ball dabei einen andern Ball trifft, so darf er croquieren, d. h. den eignen Ball an den andern setzen und diesen, indem er seinen Ball mit der Fußspitze festhält, fortschlagen (für den Freund nach günstiger, für den Feind nach ungünstiger Stelle). Eine Croquetpartie besteht am besten aus drei Spielen, ein Turnier aus drei Partien. Vgl. Heath, The complete croquet-player (Lond. 1874); Zettler, Die Bewegungsspiele (Wien 1893).

Croquettes (franz., spr. trokett'), Frikassee von feinen Fleischsorten, gebackenes Filet, als Zwischengericht.

Croquis (franz.), s. Kroquis.

Crore (Kuron), in Brit.-Ostindien eine Summe von 100 Lak oder 10 Mill. Rupien, = 4 Ared.

Crosby (Great C.), Stadt u. Badeort, 7 km nördlich von Liverpool (Lancashire), mit (1891) 6503 Einw.

Crosskill, Schollenbrecher, s. Walze.

Crosnes, die Knollen von Stachys tuberifera, s. Stachys.

Croß, Richard Assheton, Viscount, engl. Staatsmann, geb. 1823 in der Nähe von Preston in Lancashire, gest. 12. Dez. 1892, wurde zu Rugby erzogen, studierte in Cambridge und wurde 1849 Barrister. Er fungierte später als Friedensrichter in seiner Heimatsgrafschaft und trat 1857 als Abgeordneter für Preston ins Unterhaus, wo er sich der konservativen Partei und besonders eng an Lord Derby anschloß. Ein gewandter und schneidiger Redner, erlangte er bald solche Bedeutung innerhalb der Partei, daß Disraeli ihm 1874, obwohl er niemals ein Regierungsamt bekleidet hatte, das Ministerium des Innern übertrug. C. bekleidete diese Stellung bis zum Rücktritt der konservativen Regierung im April 1880 und erhielt, da er sich in derselben vollkommen bewährt hatte, das gleiche Amt im ersten Ministerium Salisbury (Juni 1885 bis Januar 1886). Im August 1886, als Salisbury sein zweites Kabinett bildete, wurde C. zum Viscount und Mitglied des Oberhauses erhoben und zum Minister für Indien ernannt; im August 1892 trat er mit Salisbury zurück.

Cross' Act, s. Arbeiterwohnungen, S. 799.

Croß Fell, Berg, s. Penninische Kette.

Crossopterygii, s. Quastenflosser.

Crossopus, die Wasserspitzmaus, s. Spitzmaus.

Croß Timbers, wiesen- und weidereicher Landstrich in Nordamerika, im W. des Mississippi, 10—50 km breit, 650 km lang, zwischen dem Rio Brazos in Texas und dem Arkansas.

Crosston (spr. trosst'n), Stadt in Lancashire (England), westlich von Chorley, am Yarrow und dem Kanal von Leeds, mit (1891) 2034 Einw.

Crotalaria *L.* (Klapperschote), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, meist einjährige Kräuter mit ein-

fachen, dreizähligen, seltener gefingerten Blättern, schönen gelben Blüten in endständigen oder den Blättern gegenüberstehenden Trauben und gestielten, aufgeblasenen, vielsamigen, bei der Reife klappernden Hülsen. Etwa 200 Arten in heißen Ländern. C. juncea *C.*, ein Sommergewächs in Ostindien, bis 2 m hoch, mit fast sitzenden, lanzettförmigen, etwas seidenhaarigen, einfachen Blättern und schönen, großen, gelben, eine Endtraube bildenden Blumen, wird fast überall in Südasien, besonders in Indien, auf Java und Borneo kultiviert. Aus den Stengeln gewinnt man eine blaß gelbliche, seidenglänzende Bastfaser (Bengalischer Hanf, Sun, Cocoanade-, Conkanëehanf), die wie Hanf oder Flachs zu Seilen ꝛc. verarbeitet wird. Auch C. Bushia *Hamilt.*, C. retusa *L.* und C. tenuifolia *Roxb.*, in Ostindien, liefern Gespinstfasern; andre Arten, wie C. pulcherrima *Roxb.* aus Ostindien, C. capensis *Thbg.* und C. pulchella *And.* vom Kap, werden als Zierpflanzen kultiviert.

Crotalidae, s. Schlangen.

Crotălus, die Klapperschlange.

Crotchet (engl., spr. krottschet), Viertelnote.

Croton *L.* (Krebsblume), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Kräuter, Sträucher und Bäume, an den jüngern Zweigen, Blättern und Blütenteilen häufig mit Sternhaaren oder schildförmigen Schuppen bedeckt, mit wechselständigen, gestielten, einfachen, selten gelappten, fieder- oder fingerförmigen Blättern, in Ähren oder Trauben stehenden, monözischen, selten diözischen Blüten und dreiköpfiger, dreisamiger Kapsel. Etwa 500 Arten von sehr verschiedenartigem Habitus in den Tropen beider Hemisphären. C. Eluteria *Bennett* (Kaskarill-, Schakerillbaum), kleiner Baum oder Strauch mit ei-lanzettlichen, unterseits silberweiß schelferigen Blättern und unscheinbaren, wohlriechenden Blüten, auf den Bahamainseln, liefert die Kaskarillrinde (s. d.), C. niveum *Jacq.* (C. Pseudochina *Schlechtend.*), ein kleiner Strauch in Mexiko, Venezuela, Neugranada, Kolumbien, die Kopalchirinde. C. Tiglium *L.* (Tiglium officinale *Klotzsch*, Purgierkroton), ein bis 11 m hoher Strauch oder kleiner Baum mit langgestielten, ei-länglichen, ferbig gesägten Blättern und gipfelständigen Blütentrauben, auf Malabar, Ceylon und den Molukken heimisch, wird in ganz Ostindien, auf Ceylon, den Sundainseln, Philippinen, auf Mauritius, in Kotschinchina und China angebaut und liefert die Purgierkörner, aus welchen das Krotonöl gewonnen wird, sowie das weniger heftig wirkende Purgierholz, welches aber auch von dem sehr ähnlichen C. Pavana *Hamilton*, im nordwestlichen Bengalen und Hinterindien, stammt. Die Blätter dieser Bäume werden gegen den Biß giftiger Schlangen angewandt. Holz und Same dienen auch zur Betäubung der Fische. C. Draco *Schlechtend.*, ein Baum mit herzförmigen, sternfilzigen Blättern, in Mexiko, liefert eine Sorte Drachenblut, ebenso C. hibiscifolium *Kunth*, in Kolumbien. C. laceiferum *L.*, ein Strauch mit langgestielten, länglich eiförmigen, zugespitzten, drüsig gezahnten Blättern und lockerblütigen Trauben, in Ostindien, Ceylon, Kotschinchina, liefert Schellack, der durch den Stich einer Schildlaus (Coccus laccae *Ker.*) zum Ausfließen gebracht wird. C. fragrans *Kunth*, in Kolumbien, mit zitronenartig duftenden Blüten, und C. gratissimum, am Kap, werden als Parfüme benutzt. C. pictum *Lodd.*, s. Codiaeum.

Croton, Fluß in der Grafschaft Westchester des nordamerikan. Staates New York, entspringt an der Grenze gegen Connecticut und fällt 40 km oberhalb New York in den Hudson. Sein Quellengebiet versorgt die Stadt New York mit Wasser. Die alte Wasserleitung wurde 1842 erbaut und hat eine Leistungsfähigkeit von täglich 455,000 cbm Wasser. Die neue Wasserleitung, 1883—90 mit einem Aufwand von 25 Mill. Doll. erbaut, bildet einen über 4 m hohen Tunnel, der durchschnittlich 45 m unter der Bodenfläche liegt und 90 m unter dem Flußbett des Harlem hindurchführt. Ihre Leistungsfähigkeit ist 1½ Mill. cbm täglich. Beide Wasserleitungen entleeren ihr Wasser im Central Park, wo das große Reservoir 4½ Mill. cbm faßt.

Crotos, Tierkreiszeichen, der Schütze.

Crotoy, Le (spr. -toa), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Abbeville, an der Mündung der Somme und an der Lokalbahn Noyelles-Le C., hat eine Statue der Jeanne d'Arc, die hier 1430 gefangen saß, einen kleinen Hafen, Seebäder und (1891) 1530 Einw.

Crotus Rubiānus (Johannes Jäger), Humanist, geb. um 1480 in Dornheim bei Arnstadt i. Th., gest. nach 1539, studierte seit 1498 zu Erfurt, wo er mit Luther und Hutten befreundet war, wurde 1508 Lehrer der Grafen von Henneberg, war 1510—15 Vorsteher der Klosterschule in Fulda, ging nach einjährigem Aufenthalt in Köln und Mainz als Lehrer in der Familie Fuchs nach Italien, verweilte 3 Jahre in Bologna, kehrte 1520 nach Deutschland zurück. C. schloß sich mit Eifer der Reformation an, ward aber bald durch die rohen Pöbelerzesse und die Beschränktheit der Prädikanten abgestoßen und allmählich zur katholischen Kirche zurückgeführt. Nachdem er 1524—30 am Hofe Albrechts von Brandenburg in Königsberg sich aufgehalten, nahm er vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg 1531 ein Kanonikat in Halle an, was seinen Bruch mit Luther herbeiführte und ihm heftige Angriffe von dessen Anhängern zuzog. Da sich C. auch in der alten Kirche nicht mehr wohl fühlte, verlor er alle Freudigkeit am Leben und starb in völliger Vergessenheit. Er ist der Hauptverfasser der ersten Sammlung der »Epistolae obscurorum virorum« (1515 mit fingiertem Druckort Venedig). Vgl. G. Kampschulte, De J. Croto Rubiano (Bonn 1862); Einert, Johann Jäger aus Dornheim (Jena 1883).

Croup (engl., spr. krup), s. Krupp.

Croupade (franz., spr. kru-, Kruppade), s. Pferd (Gangarten).

Croupier (franz., spr. krupjé), Gehilfe einer Spielbank, welcher die von den Pointeurs verlornen Gelder einzieht.

Croûte (franz., spr. krut', »Kruste«), in der Malerei ein schlechtes Gemälde ohne Wert.

Croûtons (franz., spr. krutóng), in Butter gelb gebratene oder ausgebackene Scheiben oder Schnitzel von Milchbrot oder Semmel zum Garnieren andrer Speisen oder als Zuthat zu Suppen.

Crowe (spr. krō), 1) Catherine, geborne Stevens, engl. Schriftstellerin und Vorkämpferin des Spiritismus in England, geb. 1800 zu Borough Green in Kent, verheiratete sich 1822 mit dem Oberstleutnant C., lebte meist in Edinburg, starb 1876. Durch die Beschäftigung mit Justinus Kerners »Seherin von Prevorst«, die sie ins Englische übersetzte (»The seeress of Prevorst«, 1845), ward sie zum Spiritismus hingeleitet. Früchte dieser Richtung waren: »The nightside of nature« (1848, 2 Bde.; neue Ausg. 1892) und »Light and darkness«, eine Sammlung düsterer Vorgänge im Menschenleben (1850, 3 Bde.); die autobiographische Schrift »Spiritualism and the age we

live in« (1859) und »Ghosts and family legends« (1858). Außerdem schrieb sie Tragödien und zahlreiche Erzählungen, von denen »Susan Hopley« (1841) und »Lilli Dawson« (1847) erwähnenswert sind.

2) Eyre, engl. Maler, geb. im Oktober 1824 in Chelsea, wurde anfangs in London von William Darley, dann in Paris von Paul Delaroche unterrichtet, mit dem er 1843 nach Rom ging. 1844 kehrte er nach London zurück und debütierte 1846 mit dem Bild: Prynne untersucht die Taschen des Erzbischofs Laud im Tower, worauf die Schlacht bei Azincourt, der römische Karneval und Holbein malt den König Eduard VI. folgten. Nachdem er sich von 1852—57 in Amerika aufgehalten und dort insbes. das Leben der Neger studiert hatte, kam er nach London zurück und schuf eine Reihe von Bildern, die große Tiefe der Empfindung, treffliche Charakteristik der Gestalten und gründliches Studium der Details verraten, aber in der Farbe oft hart und trocken sind. Zu den bedeutendsten gehören: Milton besucht Galilei im Gefängnis (1859), Swift liest einen Brief seiner Geliebten Stella, ein Sklavenmarkt in Virginia, Defoe am Pranger, das Leichenbegängnis Goldsmiths (1863), Luther schlägt die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg (1864), die Vestalin, die Schafschur, die Quäker, die französischen Gelehrten in Ägypten, der blinde Bettler (1879), die Verteidigung von London 1643 (1882) und Scheibenschießen (1890).

3) Joseph Archer, engl. Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 20. Okt. 1825 in London, erhielt 1836 künstlerischen Unterricht bei Brasseur in Paris, dann mit seinem Bruder 1840 bei Paul Delaroche und kehrte 1843 nach London zurück. Hier wandte er sich der Schriftstellerei zu und schrieb für das »Morning Chronicle« und die »Daily News«. Er studierte dabei die niederländische Kunst und besuchte zu dem Zweck 1846 Belgien und Köln, 1847 Berlin und Wien, sodann Norditalien, auf welcher Reise er in Deutschland mit Cavalcaselle (s. d.) zusammentraf. Mit diesem bearbeitete er in London das Werk »The early Flemish painters«, nach dessen Beendigung im Manuskript (1853) beide mit vorbereitenden Studien für eine Geschichte der italienischen Malerei begannen. Eine Unterbrechung fand dadurch statt, daß C. als Zeichner und Korrespondent 1853—56 in die Türkei und die Krim ging. Auf der Rückreise hielt er sich zum Studium der Kunst in Italien auf, und nach der Heimkehr ließ er die »Geschichte der altniederländischen Malerei« 1857 im Druck erscheinen (2. Aufl., Lond. 1872; deutsch von Springer, Leipz. 1875). 1857 ging C. als Direktor der Kunstschule nach Bombay, mußte aber schon 2 Jahre später aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen, worauf er Korrespondent der »Times« für den französisch-italienisch-österreichischen Krieg wurde. 1860 ernannte ihn die englische Regierung zum Generalkonsul in Leipzig, 1872 in Düsseldorf, wo er bis 1880 blieb. Auch später wurde er noch vielfach mit diplomatischen Sendungen betraut. Seine mit Cavalcaselle bearbeiteten Hauptwerke sind: die »New history of painting in Italy« (Lond. 1864—72, 6 Bde.; von Max Jordan ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1869—76; ital. Ausg., Flor. 1893); »The life of Titian« (Lond. 1876; deutsch von Jordan, Leipz. 1877) und »Raphael« (Lond. 1883; deutsch von Aldenhoven, Leipz. 1883). Anfangs als grundlegend und epochemachend bewundert, erfahren die Arbeiten von C. und Cavalcaselle jetzt eine besonnenere Prüfung, die ihren Wert einschränkt.

Crowle (spr. kroul), Stadt in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), an der Grenze von Yorkshire und am Don, mit (1891) 8095 Einw.

Crown (spr. kraun), die schwerste engl. Silbermünze, = 5 Schilling mit $^{925}/_{1000}$ Feingehalt, früher 27,842 g Silber, seit dem Gesetz vom 22. Juni 1816 Scheidemünze, 28,276 g schwer = 4,708 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2 : 1$). Die halbe Krone (half-c.) entspricht $2^1/_2$ Schilling.

Crownglass (engl., spr. kraun-gläs), Kronglas, s. Glas.

Crownleder (spr. kraun-), s. Leder.

Crows (spr. kros), Indianerstamm der Dakota, s. Krähenindianer.

Crowther (spr. kroudher), Samuel, der erste schwarze Bischof des Nigerlandes, um dessen Erforschung vielfach verdient, geb. 1812 zu Otschugu in Joruba, gest. 1891, begleitete 1841 die erste englische Nigerexpedition, wurde dann in London zum Geistlichen ausgebildet, war dann als Missionar am untern Niger thätig, nahm auch an der zweiten englischen Nigerexpedition (1854) teil und wurde 1864 zum Bischof ernannt. Seine zahlreichen Berichte im »Church Missionary Intelligencer« enthalten wertvolle Beobachtungen über das Nigerland. Er übersetzte die Bibel in die Jorubasprache. Vgl. seine Biographie (Lond. 1888).

Croy (spr. kroi), Kirchspiel in den schott. Grafschaften Inverneß und Nairn, mit (1891) 1516 Einw., denkwürdig durch die Niederlage, welche hier der Prätendent Karl durch die Königlichen 16. April 1746 erlitt.

Croy (spr. kroi), berühmte fürstliche Familie, in den wallonischen Niederlanden heimisch, tritt 1207 urkundlich auf und hat ihren Namen nach dem Stammsitz C. (Crouy) bei Amiens. Graf Karl zu C. erlangte vom Kaiser Maximilian I. die Reichsfürstenwürde. Durch den Reichsdeputationshauptschluß erhielten die Fürsten (1803) für ihre auf dem linken Rheinufer verlornen mittelbaren Güter das ehemalige münsterische Amt Dülmen (etwa 300 qkm mit 16,000 Einw.) u. wurden durch die Wiener Kongreßakte wegen dieser Besitzung als Standesherren der Krone Preußen unterworfen. Das Haus teilte sich in zwei Linien, beide mit dem Herzogstitel. Die erste, C.-Dülmen, besitzt mehrere Herrschaften in den Niederlanden, residiert zu Dülmen und im Sommer auf dem Schloß L'Hermitage bei Condé. Da mehrere Mitglieder des Hauses hohe Würden in Spanien bekleideten, so führen die Herzöge von C. auch den Titel Granden von Spanien. Die zweite Linie, C.-Havré, die das Herzogtum Havré und andre Güter in den Niederlanden und Frankreich besaß, starb mit dem Herzog Joseph 12. Nov. 1839 in der männlichen Linie aus. Der ältern Linie gehören an: Wilhelm von C., Herr von Chièvres, Herzog von Soria, Markgraf von Aerschot (gest. 1521), Erzieher und Großkammerherr Kaiser Karls V. Seine Güter fielen an seinen Neffen Philipp von C., der von Karl V. für die Abtretung von Soria zum Herzog von Aerschot erhoben wurde und 1549 starb. Dessen Sohn Philipp von C., Herzog von Aerschot, Prinz von Chimay, spielte in dem niederländischen Aufstand eine oft zweideutige Rolle, indem er zwar der katholischen Kirche eifrig anhing, aber für die Rechte der Stände eintrat und doch dem Prinzen von Oranien widerstrebte; er starb 1595 in Venedig. Hervorragender war sein Sohn Karl von C., Herzog von Aerschot, geb. 1560, gest. 1612, der 1580 zum Protestantismus übertrat und Statthalter von Flandern wurde; 1584 versöhnte er sich aber mit den Spaniern, wurde wieder katholisch und kämpfte gegen die Republik wie gegen Frankreich.

1598 als Geisel nach Frankreich geschickt, erlangte er die Erhebung Croys zum Herzogtum. Er hinterließ Memoiren, die von Reiffemberg herausgegeben wurden (»Mémoires du duc Charles de C.«, Brüss. 1845). — Karl Eugen, Herzog von C., geb. 1651, von 1687—98 im Türkenkrieg unter österreichischer Fahne, 1693—95 Oberkommandant, trat 1699 in polnische Dienste und starb 1702 in Gefangenschaft zu Reval. Jetziges Haupt des Hauses ist Herzog Rudolf, geb. 13. März 1823.

Croydon (spr. kreud'n), Stadt und Grafschaft im südöstlichen England, 15 km südlich von der Londonbrücke, Lieblingswohnsitz Londoner Kaufleute, mit der stattlichen St. Johanneskirche (1870 von G. Scott an Stelle der durch Feuer zerstörten alten Kirche erbaut), der gotischen St. Michaelskirche (1882 erbaut), sehenswerten Ruinen des erzbischöflichen Palastes, Rathaus, Krankenhaus, Kunstschule, litterar-wissenschaftlichem Institut und auf 36,5 qkm Areal (1891) 102,695 Einw. Die Industrie liefert landwirtschaftliche Geräte, Maschinen, Glocken, Messingwaren, Stiefel und künstlichen Dünger. Dabei Addington Park, Sommersitz des Erzbischofs von Canterbury. C. gehörte bis 1888 zur Grafschaft Surrey.

Croy-Dülmen, Leopold Emanuel Ludwig, Prinz, österreich. General, Sohn des preußischen Generalleutnants à la suite Prinzen Philipp C. (gest. 1871), geb. 5. Mai 1827 in Berlin, begann seine militärische Laufbahn in der preußischen und trat 1852 als Leutnant in die österreichische Armee ein. Den Feldzug 1866 in Italien machte er mit Auszeichnung mit und wurde im selben Jahr zum Major befördert. Seitdem avancierte er in den höhern Rangstufen, bis er 1884 Feldmarschalleutnant und 1885 Kommandant der 10. Infanterietruppen-Division wurde. 1886 erfolgte seine Ernennung zum General-Kavallerieinspektor und 1889 zum Kommandanten des 9. Korps und kommandierenden General in Josephstadt. C. ist seit 1890 Inhaber des 94. Infanterieregiments, seit 1891 General der Kavallerie.

Crozat (spr. krosá), 1) Antoine C., Marquis du Chatel, franz. Finanzmann, geb. 1655 in Toulouse, gest. 7. Juni 1738 in Paris, erwarb sich, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, durch glückliche Bank- und Reedereigeschäfte ein großes Vermögen und begründete die französische Kolonie Louisiana in Nordamerika, für die er 1712 einen Freibrief erhielt. Auch ließ er den nach ihm benannten Crozatkanal (s. d.) ausführen.

2) Joseph Antoine C., Baron de Thiers, Marquis de Tugny, Kunstsammler, Sohn des vorigen, geb. 1696 in Toulouse, gest. 1740 in Paris, war Präsident des Parlaments daselbst, Maître des requêtes und Vorleser des Königs. Fast sein ganzes Leben und sein großes Vermögen verwendete er auf die Sammlung von Gemälden und geschnittenen Steinen und gelangte zu einem Kabinett, das über 400 Gemälde und 19,000 Handzeichnungen, dazu noch eine auserlesene Bibliothek von 20,000 Bänden enthielt. Auch ließ er Gemälde und Handzeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orléans, seiner eignen und denen andrer Liebhaber in zwei Serien stechen, welche Sammlung 1729 ff. (180 Blätter) zu Paris erschien und unter dem Namen des Cabinet de C. bekannt ist. Mariette gab es nach Crozats Tod aufs neue mit neuer Anordnung heraus und veröffentlichte auch zum Zweck der Auktion: »Description sommaire des dessins des grands maîtres du cabinet de feu M. C.« (Par. 1741). Die Sammlung der geschnittenen Steine ging nach Crozats Tode durch Kauf an den Herzog von Orléans über, der größte Teil der übrigen Sammlungen kam 1772 nach Petersburg.

Crozatkanal (spr. krosá-), Kanal im franz. Depart. Aisne, 41 km lang, führt von Chauny an der Oise nach St.-Simon an der Somme; wurde von Antoine Crozat (s. d.) 1732—38 auf eigne Kosten angelegt.

Crozetinseln (spr. krosé-), eine Gruppe kleiner, vulkanischer Inseln im Indischen Ozean zwischen 46—47° südl. Br. und etwa unter 52° östl. L. v. Gr., 523 qkm groß, aber unbewohnt, besteht aus einer Anzahl von Klippen und vier größern Inseln: Possession, Penguin (Inaccessible), Ostinsel und Schweineinsel (die letzte so benannt nach den von einem englischen Kapitän zurückgelassenen Schweinen). Englische Kriegsschiffe besuchen periodisch die Gruppe, um etwanige Schiffbrüchige aufzunehmen.

Crozophora *Necker* (Lackmuskraut, Krebskraut), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, meist einjährige Kräuter in Südeuropa, Ägypten und Ostindien, mit abwechselnden, einfachen Blättern, einzeln oder in Knäueln stehenden, unscheinbaren Blüten und dreilöpfigen, mehrsamigen Kapseln. Wenige Arten besonders im Mittelmeergebiet. C. tinctoria *Adans.* (Tournesolpflanze, Färberkroton), ein Sommergewächs an den sandigen Küsten des Mittelländischen Meers, besonders in Südeuropa und Nordafrika, mit eiförmig rhombischen, buchtig gezahnten, beiderseits sternfilzigen, langgestielten Blättern und hängenden Kapseln, wird hier und da, namentlich bei Montpellier, kultiviert, diente bei den Alten gegen Würmer und zum Wegätzen der Warzen, jetzt zur Darstellung der Bezetten oder Tournesolläppchen, Schmintläppchen.

Crtz., bei naturwiss. Namen Abkürzung für H. J. N. von Crantz (s. d.).

Crucianella *L.* (Kreuzblatt), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, Kräuter oder Halbsträucher mit quirlförmig zu vier gestellten Blättern und meist unscheinbaren Blüten in Ähren oder Köpfchen. 25 Arten, meist in den Mittelmeerländern und Westasien. C. stylosa *Trin.*, eine ausdauernde, buschige Pflanze in Gilan (Persien), mit rosenroten, in zahlreichen Endköpfchen geordneten Blumen mit lang hervorstehender, keulenförmiger Narbe, wird bei uns als Gartenpflanze kultiviert.

Cruciferae, s. Kruciferen.

Cruciger (Creuziger), Kaspar, einer der vorzüglichsten Gehilfen Luthers, geb. 1504 in Leipzig, wurde 1524 Rektor zu Magdeburg, 1528 Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg; er ward Luthers Mitarbeiter an der Bibelübersetzung, nahm an dem Religionsgespräch zu Marburg (1529), an der Wittenberger Concordia (1536), am Tag von Schmalkalden (1537), an den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms (1540), zu Regensburg (1541) teil, führte 1539 die Reformation in Leipzig ein, beteiligte sich 1545 an der Abfassung der Wittenberger Reformation und neigte sich in spätern Jahren der reformierten Lehre zu. 1546 wurde er Rektor der Universität Wittenberg. Er starb 16. Nov. 1548, nachdem er noch an den Kämpfen in Sachsen wegen des Interim regen Anteil genommen. Seine Biographie schrieb Pressel (Elberf. 1863). — Sein Sohn Kaspar, der jüngere, geb. 1525 in Wittenberg, ward Professor der Theologie daselbst, später als Kryptocalvinist aus Sachsen verwiesen und nach Kassel berufen; starb 16. April 1597 als Konsistorialpräsident daselbst.

Crucis (lat., »des Kreuzes«), der dritte Quatember, der Mittwoch nach dem Tage der Kreuzeserhöhung (Exaltatio sanctae C.), 14. September.

Crüger, Johann, Komponist evangelischer Kirchenlieder, geb. 9. April 1598 in Großbreesen bei Guben, studierte von 1620 an in Wittenberg Theologie, wurde 1622 Kantor an der Nikolaikirche in Berlin und starb daselbst als Musikdirektor 22. Febr. 1662. Auch als Musikschriftsteller hat er sich vorteilhaft bekannt gemacht durch seine »Praecepta musicae practicae figuralis« (Berl. 1625, später u. d. T.: »Rechter Weg zur Singkunst«); »Synopsis musica etc.« (das. 1624 u. ö.), das erste in Deutschland publizierte Werk, das den Generalbaß mit Methode und Klarheit behandelt und vortreffliche musikalische Beispiele bietet; »Quaestiones musicae practicae« (für Schulen, das. 1650) ꝛc. Seine Kompositionen, die in fast alle Gesangbücher seiner Zeit übergingen und zum Teil (z. B. »Jesus meine Zuversicht«, »Nun danket alle Gott«, »Schmücke dich, o liebe Seele«) noch heute gesungen werden, erschienen in verschiedenen Sammlungen unter den Titeln: »Praxis pietatis, oder geistliche Melodien über Dr. Luthers und andrer Gesänge ꝛc.« (Leipz. 1644, sehr oft aufgelegt); »Paradisus musicus, musikalisches Lustgärtlein« (Frankf. a. O. 1622); »Recreationes musicae, d. h. Neue poetische Amorösen ꝛc.« (Leipz. 1651) u. a.

Cruikshank (spr. krückschenk), George, engl. Karikaturenzeichner und Kupferstecher, geb. 27. Sept. 1792 in London, gest. daselbst 1. Febr. 1878, zeichnete schon seit seinem 8. Jahr Skizzen aus dem Londoner Volksleben und erwarb sich später durch eine Satire auf die Banknotenfälschung und eine Reihe von politischen Karikaturen einen geachteten Namen. Seine Karikaturen sind originell und humoristisch. Es erschienen von ihm zwei Sammlungen Kupferstiche als Erklärung launiger Einfälle und Szenen, die »Squibs, or satirical sketches« (Lond. 1832, 3 Hefte) und »Twelve sketches illustrative of Sir W. Scott's Demonology and Witchcraft« (das. 1832). Auch lieferte er die Zeichnungen zu den »Points of humor« sowie zu Pettigrews »History of Egyptian mummies« (Lond. 1834). In neuerer Zeit zeichnete er auch Illustrationen zu Romanen, namentlich zu Dickens' Werken, und malte auch verschiedene Genrebilder. Mit seinem ältern Bruder, Robert (1790—1856), einem guten Miniaturmaler, gab er ausgezeichnete Skizzen über das Sprichwort »The life in London is death« (»Das Leben in London ist Tod«) heraus. Die Zahl seiner Radierungen und Holzschnitte beläuft sich auf etwa 3400. Vgl. Reid, Complete catalogue of the engraved works of G. C. (Lond. 1873); Biographien von Bates (das. 1878), Jerrold (das. 1888, 2 Bde.) und Stephens (das. 1891).

Crumpsall, früher Stadt in Lancashire (England), seit 1885 Vorort im N. von Manchester, mit (1891) 10,371 Einw.

Cruor (lat.), das geronnene Blut.

Crurālis arteria, vena, nervus (lat.), Oberschenkelschlagader, -Blutader, -Nerv.

Crus (lat.), Bein, Schenkel, namentlich Unterschenkel, s. Bein.

Crusca, Accademia della, s. Akademie, S. 254.

Crusenstolpe, Magnus Jakob, schwed. Publizist und Romanschriftsteller, geb. 11. März 1795 in Jönköping, gest. 18. Jan. 1865 in Stockholm, war 1825—34 Assessor am Hofgericht zu Stockholm und lebte seitdem daselbst. Er trat zuerst mit einigen Novellen auf, welche ein hübsches Talent für historisch-romantische Erzählung bekundeten; seine Hauptthätigkeit als Schriftsteller war jedoch eine politisch-historische. Mit L. H. Hjerta gab er 1828—30 eine »Reichstagszeitung«, und zwar im Geiste der Opposition, heraus, sodann allein 1830—33 das »Fadernesland«, das aber, im Interesse der Regierung geschrieben, keine Teilnahme fand und von der Regierung fallen gelassen wurde. Erbittert darüber, trat C. nun als der heftigste Gegner der Regierung auf. So geißelte er in seinen »Skildringar ur det inre af dagens historia« (Stockh. 1834, 2 Bde.) die Männer der Regierung mit scharfem Spotte. Die von ihm angekaufte Tessinsche Bibliothek lieferte ihm Materialien zu dem Buch »1720, 1772 och 1809« (Stockh. 1836), ferner zum »Portefeuille« (das. 1837—45, 5 Bde.) und zur »Historisk tafla af Gustaf IV Adolfs första lefnadsår« (das. 1837). Indessen wurden diese Schriften nicht mit der Teilnahme aufgenommen wie seine bis zu seinem Tode fortgesetzten »Ställningar och förhållanden« (seit 1838), welche Tagesfragen, Charakterskizzen und Anekdoten in anziehender und witziger Darstellung enthielten. Wegen einer sarkastischen Äußerung, die Regierung habe durch eine am Sonntag vorgenommene militärische Ernennung ein Sabbatsverbrechen begangen, hatte er von 1838—41 Festungshaft zu verbüßen, was mehrfache Tumulte in Stockholm veranlaßte. In seinem »Morianen« (Stockh. 1840—44, 8 Bde.; deutsch, Berl. 1842—44, 8 Bde., u. Stuttg. 1847—48, 21 Bde.) gab er die Geschichte Schwedens seit der Thronbesteigung Adolf Friedrichs, in Romanform glänzend geschildert, aber ohne künstlerische Verkettung und nicht selten unzuverlässig. Ähnlich sind: »Carl Johan och Svenskarne« (Stockh. 1845—46, 3 Tle.; deutsch, Berl. 1845—47); »Huset Tessin under frihetstiden« (Stockh. 1847—1849, 5 Bde.; deutsch, Berl. 1847—56, 3 Bde.) u. a. Strenger geschichtlich gehalten sind: »Europas hof« (Stockh. 1853—54), wovon er selbst jedoch nur Preußen und einen Teil von Frankreich behandelte, und »Historiska personligheter« (das. 1861—63, 2 Bde.).

Crusher-gauge (engl., spr. krösch-gehds), Rodmanns Stauchapparat zur Messung des Druckes der Pulvergase; s. Gasdruckmesser.

Crusius, Christian August, Philosoph, geb. 1715 in Leuna bei Merseburg, gest. 1775 in Leipzig als Professor der Philosophie und Theologie daselbst, war mittelbar ein Schüler Rüdigers und ein heftiger Gegner der Wolffschen Philosophie. Er geht ohne besondere philosophische Tiefe und Scharfsinn darauf aus, Theologie und Philosophie miteinander zu vereinigen. Neben dem formalen Prinzip der Identität nimmt er noch materiale Fundamentalsätze an, z. B. den: Eine jede Substanz ist irgendwo und irgendwann. Für die Existenz der Außenwelt bürgt uns der Zwang, der uns nötigt, an sie zu glauben. Den Determinismus, die prästabilierte Harmonie und den Optimismus verwirft er. Schriften von ihm sind: »Anweisung, vernünftig zu leben« (Leipz. 1744); »Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten« (das. 1745); »Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis« (das. 1747) u. a. Vgl. Marquardt, Kant und C. (Kiel 1885).

Crusta (lat.), Kruste, Borke, Grind; C. lamellosa, Schuppengrind; C. lactea, Milchborke; C inflammatoria, Speckhaut auf geronnenem Blut.

Crustacĕa, Krebstiere (s. d.).

Crusta petrōsa (lat.), der Zement, der bei vielen pflanzenfressenden Säugetieren die Zahnwurzel um-

kleidet oder die Lamellen der Zahnkronen miteinander verkittet.

Cruveilhier (spr. krüwäjē), Jean, Mediziner, geb. 9. Febr. 1791 in Limoges, gest. 6. März 1874 in Jussac, studierte in Paris, ging 1824 als Professor der chirurgischen Pathologie nach Montpellier, ward 1836 Professor der pathologischen Anatomie an der medizinischen Fakultät zu Paris und 1880 Oberarzt und Direktor des Hospice de la Maternité und in der Folge an der Salpetrière und Charité. C. war mehrere Jahrzehnte hindurch der bedeutendste Vertreter der pathologischen Anatomie in Frankreich, bis die Wissenschaft durch das Mikroskop eine andre Richtung erhielt. Er schrieb: »Anatomie pathologique du corps humain« (Par. 1828—42, 2 Bde., mit 233 Kupfern); »Cours d'études anatomiques« (1830 ff.); »Traité d'anatomie descriptive« (1833; 5. Aufl. 1872—79, 3 Bde.); »Anatomie du système nerveux« (1845); »Traité d'anatomie pathologique générale« (1849—64, 5 Bde.); »Vie de Dupuytren« (1840).

Cruvelli, s. Crüwell.

Crüwell, Sophie (auf der Bühne S. Cruvelli), Opernsängerin, geb. 12. März 1826 in Bielefeld, erhielt ihre musikalische Erziehung im elterlichen Haus, vollendete ihre Ausbildung unter Bordogni in Paris, trat hier 1847 in einem Konzert zum erstenmal in die Öffentlichkeit und begann noch in demselben Jahr zu Venedig ihre Bühnenlaufbahn als Elvira in Verdis »Ernani«. 1848 wurde sie für das Theater der Königin zu London engagiert, konnte jedoch die Konkurrenz mit Jenny Lind nicht bestehen und kehrte nach Deutschland zurück, wo sie in verschiedenen Städten mit Beifall sang. Ihre Haupterfolge errang sie in Paris zuerst (1851) an der Italienischen, dann (von 1854 an) an der Großen Oper, welcher sie bis zu ihrer bald darauf erfolgten Verheiratung mit dem Grafen Vigier (gest. 20. Okt. 1882) als Mitglied angehörte. Neben den vielfachen Auszeichnungen, die ihr als dramatischer Künstlerin ersten Ranges zu teil wurden, erhielt sie 1874 vom Papst wegen ihrer Verdienste um die Krankenpflege die Goldene Rose. — Ihre ältere Schwester, Marie, geb. 29. Aug. 1824 in Bielefeld, gest. daselbst 26. Juli 1868, war gleichfalls eine stimmlich hochbegabte Sängerin, debütierte 1851 in London, vermochte aber nicht zur Geltung zu kommen, da ihr eigentliche Schule fehlte.

Crux (lat.), Kreuz; in der katholischen Kirche eine Prozession, der ein Kreuz vorausgetragen wird, sowie die dabei übliche Litanei; daher C. nigra (»schwarzes Kreuz«), die große Gregorianische Litanei, bei der die Kirche schwarz behangen wird; uneigentlich Marter, Qual oder, was solche verursacht, z. B. C. interpretum (»Kreuz der Erklärer«), eine schwer zu erklärende Stelle eines Schriftstücks.

Cruyshautem (spr. krœĭshōdem), Fabrikort in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Oudenaarde, an der Vizinalbahn Deynze-Oudenaarde, mit wichtigen Leinwandfabriken und Bleichen sowie einer Musterwerkstatt für Leinweberei und (1890) 5589 Einw.

Cruz, 1) San Juan de la, span. Dichter und Schriftsteller, geb. 1542 zu Antiveros in Altkastilien, gest. 14. Dez. 1591 im Kloster von Ubeda, studierte in Medina del Campo bei den Jesuiten, ward Karmeliter und um 1568 Abt des nach neu reformierten Ordensregeln gegründeten Klosters zu Manresa. Um dieser Reform willen angefeindet und verhaftet, gründete er, wieder frei, 1579 das Kloster von Baeza, übernahm zwei Jahre darauf die Verwaltung desjenigen zu Granada, ward 1585 Provinzialvikar von Andalusien und 1588 Definitor des Ordens. Von neuem seiner Ämter beraubt, wurde er in das Kloster von Ubeda eingeschlossen, wo er starb. Benedikt XIII. sprach ihn 1674 heilig und weihte ihm den 24. November. Seine Werke, größtenteils betrachtender Art und mit großer Wärme geschrieben, haben ihm den Namen des »ekstatischen Doktors« erworben. Am bedeutendsten unter ihnen sind die »Besteigung des Berges Karmel« und »Die dunkle Nacht der Seele«. Seine Gedichte haben den nämlichen Charakter, sind aber äußerst ausdrucksvoll in ihrer Sprache. Seine vollständigen »Obras espirituales« erschienen zuerst in Barcelona 1619 (12. Aufl., Sevilla 1703), dann in der Madrider Biblioteca de aut. espan. (Bd. 27). Eine Ausgabe der Gedichte besorgte B. Storck (»Todas las poesias de San Juan de la C. y de Santa Teresa de Jesus«, Münster 1854), der auch eine vorzügliche Übersetzung derselben (Münster 1854) lieferte. Wohlgelungene Übertragungen einzelner Gedichte enthält auch Diepenbrocks »Geistlicher Blumenstrauß« (4. Aufl., Sulzbach 1862). Die Prosaschriften wurden von Gallus Schwab (Sulzbach 1838, 2 Bde.) verdeutscht. Vgl. Muñoz Garinca, San Juan de la C. (Madr. 1875).

2) Juana Ines de la C., spanisch-amerikan. Dichterin, geb. 12. Nov. 1651 in der Nähe von Mexiko, gest. 17. April 1695, erwarb sich ein für ihre Zeit bedeutendes Wissen, ward Hofdame der Vizekönigin von Mexiko, zog sich aber schon mit 17 Jahren von der Welt zurück in das Kloster der Hieronymitinnen zu Mexiko, in welchem sie fortan unter strengen Bußübungen ausschließlich den Studien und der Dichtkunst lebte. Die Werke dieser von den Zeitgenossen als »zehnte Muse« und »mexikanischer Phönix« gefeierten Dichterin bestehen in Liedern, teils im altspanischen, teils im kunstvollern italienischen Geschmack, und einer Anzahl dramatischer Dichtungen, von denen nur zwei (»Amor es mas labirinto« und »Los empeños de una casa«) weltlichen Inhalts, die übrigen geistliche Spiele (loas) sind. Eine Sammlung ihrer »Obras« erschien Madrid 1714, 3 Bde. (auch Saragossa 1725 u. ö.); eine Auswahl ihrer lyrischen Gedichte enthält auch die Madrider Biblioteca de aut. espan. (Bd. 42).

3) (Ramon de la C.) Cano y Olmedilla, span. Bühnendichter, geb. 1731 in Madrid, gest. 1790, merkwürdig, weil er in einer Zeit, wo die spanische Bühne unter dem Einfluß des französischen Klassizismus ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, durch die Kraft seiner gesunden Naturgaben echt Nationales und zum Teil Mustergültiges schuf. Von außerordentlicher Fruchtbarkeit, versuchte er sich in allen Gattungen des Dramas und schrieb gegen 300 Bühnenstücke. Von bleibendem Werte sind jedoch nur seine von köstlichem Humor durchdrungenen Zwischenspiele (»Sainetes«), lebendige Szenen und drastische Sittenbilder aus dem untersten Volksleben. Das bekannteste ist »Manolo, tragedia para reir o sainete para llorar«. »Teatro« (Madr. 1786—91, 10 Bde.), »Coleccion de Saynetes« (das. 1843, 2 Bde). Eine Auswahl daraus erschien als »Teatro selecto«, mit Biographie von Roque Barcia (Madr. 1882).

Cruzāda (»Kreuzzug«), die seit 1509 vom Papst den Spaniern und Portugiesen zum Vorteil der Krone auferlegte Abgabe zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; seit dem Aufhören solcher Kriege das Recht der spanischen und portugiesischen Könige auf alle von Dispensationen, Fasten ꝛc. herkommenden Einkünfte (oft für Europa und Amerika über 1 Mill. Dukaten),

von denen der heilige Stuhl ein Fixum bezog; auch der Gerichtshof, der diese Abgabe eintrieb und deren Geschäfte besorgte, wenn sie der König verkauft oder verpachtet hatte.

Cruzādo, portug. Münzen, von 1455—1822 gesetzlich zu $^{11}/_{12}$ fein geprägt: der C. velho (alte Krone) zu $^1/_4$ Escudo oder 400 Reis mit 0,8216 g Gold = 2,042 Mk.; als Silbermünze früher mit 400 bezeichnet und 1722 auf 480 Reis erhöht (C. novo, Pinto), mit 13,42 g Silber, = 2,416 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1), auch in halben und viertel Stücken. Der bis 1833 in Brasilien geprägte C. novo zu 480 Reis enthielt bei fast $^9/_{10}$ fein über 13 g Silber, = rund 2,35 Mk., in Teilstücken etwas weniger.

Cryptobranchus, der Riesensalamander.

Cryptococcus *Ktz.*, soviel wie Saccharomyces, s. Hefe.

Cryptogamia (griech.), verborgenehig, Pflanzen ohne Staubblätter und Stempel; Bezeichnung der 24. Klasse des Linnéschen Systems.

Cryptomeria *Don.*, Gattung aus der Familie der Taxodineen, Koniferen mit hohem Stamm, ringsum stehenden Ästen und Zweigen, nach oben gekrümmten, von der Seite zusammengedrückten, lineal pfriemenförmigen Nadeln, männlichen Blüten in den obersten Achseln, fast sitzend in kurzer, unterbrochener Ähre, fast kugeligen weiblichen Zäpfchen zwischen den obersten Blättern und etwas zusammengedrückten Samen mit krustiger Schale und schmalem, häutigem Flügel. C. japonica *L. fil.* (japanische Cypresse) wächst in Gebirgen des südlichen Japan bei 200—400 m Meereshöhe als Waldbaum, auch in China in einer Höhe von 1000 m, bildet einen schönen Baum von 40 m Höhe mit eirunder Krone, dichtstehenden, 15—25 mm langen Nadeln und 16—30 mm langen Zapfen, kam 1842 durch Fortune aus China und ein Jahrzehnt später durch Lobb aus Japan nach Europa und wird jetzt in mehreren Varietäten als schöne Zierpflanze kultiviert. Sie gedeiht in lehmig sandigem, feuchtem Boden und verlangt vor allem Luftfeuchtigkeit. Unter guter Winterdeckung halten junge Exemplare auch in Norddeutschland aus, ältere bedürfen in geschützter Lage keines weitern Schutzes. In Japan liefert C. ein leichtes, weißes, sehr widerstandsfähiges Holz.

Crypturus, s. Steißhuhn; Crypturidae, Familie der Hühnervögel (s. d.).

Crystalli tartāri, gereinigter Weinstein.

Cs, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Cäsium.

Csaba, Stadt, s. Békés-Csaba.

Csacza (spr. tschátza), Markt im ungar. Komitat Trentschin, am Fluß Kisucza, Knotenpunkt an der Bahn Kaschau-Oderberg, mit Holzindustrie und (1890) 4360 slowak. Einwohnern.

Csaiken, s. Tschaiken.

Csákány (spr. tschákány), ungar. Waffe des Mittelalters in Form eines Schlachtbeiles. Der heutige C., zumeist die Waffe des Csikós (s. d.), besteht aus einer auf einem Holzstiel befestigten eisernen Hacke, deren eine Seite spitz ausläuft.

Csakathurn (ungar. Csáktornya, spr. tschákktornja), Markt im ungar. Komitat Zala, Hauptort der Muriniel (s. d.) und Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest-Fragerhof und C.-Agram, mit altem Schloß, der Grabstätte Nik. Zrinys, Lagerhäusern, Bezirksgericht und (1890) 4046 kroatischen, ungarischen und deutschen Einwohnern.

Csákovár (spr. tschákkovár, auch Csákova), Markt im ungar. Komitat Temes, mit Bezirksgericht und (1890) 4494 meist deutschen Einwohnern. Von der ehemaligen Burg ist heute nur noch ein Turm vorhanden.

Csáktornya, Markt in Ungarn, s. Csakathurn.

Csákvár (spr. tschákkwár), Markt im ungar. Komitat Weißenburg, mit (1890) 4848 magyar Einwohnern.

Csáky (spr. tschákki), Graf Albin, ungar. Kultus- und Unterrichtsminister, geb. 19. April 1841 zu Krompach im Zipser Komitat, übernahm schon im 26. Lebensjahr die Würde eines Obergespans dieses Komitats, welche er bis 1888 bekleidete. Wiederholt zum Eintritt in das Ministerium aufgefordert, entschloß er sich erst im September 1888, das Unterrichtsportefeuille zu übernehmen. Inzwischen hatte er aber im Magnatenhaus, dem er durch Geburt und Rang angehörte, auch eine bedeutsame politische Thätigkeit entfaltet. Mit der Würde eines königlich ungarischen Oberstkruchsessen verband er die Stelle eines Vizepräsidenten dieses Magnatenhauses. Als Unterrichtsminister ist er hauptsächlich um die Reform des mittlern Unterrichts im Sinne der sogen. Einheitsschule bemüht. Bemerkenswert ist auch seine Reform der Kollegiengelderfrage an der Budapester Universität und sein Gesetzentwurf über die Kleinkinderbewahranstalten. Der Erlaß vom 26. Febr. 1890 betreffs der sogen. Wegtaufungen (s. d.) hat eine heftige und lang andauernde Bewegung, namentlich unter dem niedern katholischen Klerus, veranlaßt und schließlich mit ihren Konsequenzen zu einer Kabinettskrise im November 1892 geführt, aus welcher C. und die von ihm vertretenen liberalen Regierungsgrundsätze vorerst siegreich hervorgingen.

Csallóköz (spr. tschállókö), Donauinsel, s. Schütt 1).

Csanád (spr. tschánád), ungar. Komitat längs der Maros und Theiß, grenzt an die Komitate Csongrád, Békés, Arad und Torontál, umfaßt 1618 qkm (29,1 QM.) und wird im S. von der Maros umspült, aus der sich bei Arad die Száraz ér (»trockne Ader«) bogenförmig nach innen abzweigt. Es besteht aus einer weiten, hier und da von sanften, mit Eichen und Reben bewachsenen Hügeln (sogen. Tatarenhügeln) unterbrochenen Ebene, auf der sich infolge von Überschwemmungen zahlreiche Sümpfe (Inundationsteiche) bilden, ist fruchtbar, meist gesund, zählt (1890) 130,609 Einw. (meist Magyaren) und liefert außer vorzüglichem Weizen, Mais, Tabak, Wein und Obst auch schönes Rindvieh, gute Pferde, Schafe u. Schweine. $^1/_6$ ist Wiese und Weideland, $^1/_8$ von Wald und Busch bedeckt. Hauptort des von der Arader u. Csanáder Bahn durchschnittenen Komitats ist Makó. — Benannt ist das Komitat nach dem Dorf (ehemals Stadt) C. an der Maros, wo Stephan I. 1036 das Csanáder Bistum gründete, das seit 1738 seinen Sitz in Temesvár hat. 1242 verwüsteten die Tataren Schloß und Stadt. Unter der Königin Isabella von Petrovics belagert, fiel die Stadt bald darauf in die Hände des Thomas Barkuch und kam 1545 unter das Joch der Türken, die erst 1684 vom General Wallis für immer daraus vertrieben wurden.

Csángós (spr. tschángós, Csángó-Magyaren), in der Bukowina und in Rumänien zerstreut lebende Magyaren, die teils von Rumaniern, teils von ausgewanderten Széklern abstammen, meist katholisch und tüchtige Feldarbeiter sind und den magyarischen Széklerdialekt sprechen. In letzter Zeit haben sich auf Anregung der ungarischen Regierung viele Bukowinaer Csángófamilien im Donaugebiet Südungarns angesiedelt. Ihre Zahl beträgt in der Bukowina (1890) 8139, in Ungarn gegen 2000.

Csanyi (spr. tschánji), Ladislaus, Kommunikationsminister in der ungarischen Revolution, geb. 1790 zu Csányi im Szalader Komitat, gest. 10. Okt. 1849 in Pest, diente als Husar 1809—15, war später eifriges Mitglied der Opposition im Szalader Komitat und bis zum Ausbruch der Revolution Deáks treuer Kampfgenosse. Im März 1848 sicherte er in Pest die Ordnung, ging bei Ausbruch der kroatisch-serbischen Unruhen als Landeskommissar in den Süden, begleitete später die Hauptarmee gegen Wien sowie beim Rückzug von Preßburg bis Pest und blieb auch in den ersten Januartagen 1849 als Kommissar bis zu Windischgrätz' Einzug daselbst zurück, worauf er der Regierung nach Debreczin folgte. In Siebenbürgen verfuhr er als Regierungskommissar gegen die Sachsen und Walachen mit großer Strenge, ja grausamer Härte, aber unbestechlich in seiner Amtsführung. Abberufen, wurde er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 zum Kommunikationsminister ernannt, war bei der zweiten Flucht der ungarischen Regierung aus Pest abermals der letzte und stimmte für die Übertragung der Diktatur an Görgei. Nach der Waffenstreckung von Világos (13. Aug. 1849) ergab sich C. den Russen, die ihn an Österreich auslieferten. Er endete am Galgen. C. wurde wegen seines Amtseifers allgemein die »Biene« (méh) genannt.

Csárda (spr. tschárda), ungar. Name für eine Pußtenschenke.

Csardaken, s. Tschardaken.

Csárdás (spr. tschárdásch), ungar. Nationaltanz, der im Zweivierteltakt ohne eigentliche Tanzfiguren von einem Herrn und einer Dame unter Beobachtung des Rhythmus nach individueller Auffassung, aber stets graziös und mit höchstem Anstand getanzt wird. Der C. beginnt mit langsamen Bewegungen (die Musik des langsamen ersten Teiles heißt Lassu), steigert sich aber unter abwechselndem Stoß auf Ferse oder Fußspitze und Zusammenschlagen der Sporen ꝛc. allmählich zur äußersten Lebhaftigkeit (Friss oder Friska), bis er im Wirbeltanz endet.

Császár (spr. tschásár), Franz, ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1807 zu Zala-Egerszeg im Komitat Zala, gest. 17. Aug. 1858, wurde 1830 in Fiume als Lehrer der ungarischen Sprache, 1836 als Notar beim Wechselgericht angestellt und 1840 als Beisitzer des Wechselgerichts nach Pest berufen. Seit 1846 Referent bei der Septemviraltafel, verlor er diesen Posten später, weil er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 von der revolutionären Regierung das Amt angenommen hatte. Er gründete 9. März 1850 das liberale »Pesti Napló« (»Pester Tageblatt«). Außer einigen Schriften über ungarisches Wechselrecht u. a. veröffentlichte er: »Italienische Reisen« (1843); ein »Mythologisches Wörterbuch« (1844); »Der Fiumaner Hafen« (1842—43, 2 Bde.) und »Gedichte« (2. Aufl. 1846), die sich durch korrekte Form und feine Empfindung auszeichnen, und unter denen namentlich die in italienischer Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder hervorzuheben sind. Auch übersetzte er Meisterwerke von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico und Dante, ins Ungarische.

Csatád (spr. tschátád), Markt im ungar. Komitat Torontál, oberhalb Hatzfeld, mit (1890) 3066 deutschen Einwohnern; Geburtsort des Dichters Lenau.

Cseber (spr tsche-), bis 1854 gebräuchliches Weinmaß in Teilen Ungarns, 10 Kanta zu 10 ungarischen Halben = 84,589 Lit.; der kleine Eimer (Kis C.) = 1/2 C. (Nagy C.).

Csejthe (spr. tschéjte), alte Bergfeste (jetzt Ruine) bei Waag-Neustadtl im ungar. Komitat Neutra, bekannt durch die grausamen Jungfrauenmorde der berüchtigten Schloßherrin Elisabeth von Báthory (gest. 1614, s. Báthory).

Cseneger (spr. tschén-), Markt im ungar. Komitat Szatmár, mit Tabakeinlösungsamt und (1890) 3111 magyar. Einwohnern. Im 16. Jahrh. war es Sitz der Synode der Helvetier.

Csengery (spr. tschéngeri), ungar. Publizist und Politiker, geb. 2. Juni 1822 in Großwardein, gest. 13. Juli 1880, studierte die Rechte, trat 1845 in die Redaktion des liberalen »Pesti Hirlap«, folgte 1848 der Regierung nach Debreczin und war einige Zeit Ministerialrat. 1857 gründete er die »Budapesti Szemle« (»Budapester Revue«), die er bis 1869 redigierte. Eifrig war er für die wirtschaftliche Entwickelung bemüht und hatte einen wesentlichen Anteil an der Errichtung des ungarischen Bodenkreditinstituts, als dessen Direktor er bis an seinen Tod wirkte. Seit 1861 Mitglied des Reichstags, war er eins der einflußreichsten Mitglieder der Deák-Partei. Von seinen glänzend geschriebenen historischen Schriften, wegen deren er Mitglied und zweiter Präsident der Akademie wurde, sind zu nennen: »Ungarns Orden« (1852); »Ungarns Redner u. Staatsmänner« (1851; deutsch, Wien 1852); »Historische Studien und Charakteristiken« (Pest 1870, 2 Bde.); »Geschichtschreibung und Geschichtschreiber« (das. 1874); »Denkrede auf Deák« (das. 1877); auch übersetzte er Macaulays »Geschichte Englands« (neue Aufl. 1874). Seine »Gesammelten Werke« erschienen 1884 in 5 Bänden.

Csepel (spr. tsché-), fruchtbare, 50 km lange, von 14 kleinen Inseln umgebene Donauinsel unterhalb Budapest, 330 qkm groß, mit Obst- und Weinbau und 10 Ortschaften. Hauptort ist Rácz-Keve (s. d.). Sie war einst Sommeraufenthalt der ungarischen Könige und bildete das Brautgeschenk der Königinnen. Kaiser Karl VI. schenkte sie 1721 dem Prinzen Eugen von Savoyen. Seit 1825 ist sie königliches Familiengut.

Cserhát (spr. tschérhát), der sich im ungar. Komitat Neográd zwischen der Donau und der Mátra (von Waitzen nordöstlich bis Salgó-Tarján) erstreckende Teil des ungarischen Mittelgebirges, bis 650 m hoch. Der Berg C. ist nur 349 m hoch.

Cservenka (spr. tschérw-), Markt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, mit (1890) 7429 meist deutschen Einwohnern. [s. Kirnik.

Csetate mare und **mike** (spr. tsché-), Berggipfel,

Csik (spr. tschik), ungar. Komitat in Siebenbürgen, grenzt an die Komitate Maros-Torda, Udvarhely und Háromszék und an Rumänien, umfaßt 4493 qkm (81,6 QM.), wird der ganzen Länge nach von dem Gyergyóer und Csiker Gebirge durchzogen, ist auch am westlichen Rande gebirgig (Görgényer Gebirge und die Hargita) und hat im Innern zwei von der Maros und Aluta durchströmte Thäler. C., durch seine Naturschönheiten berühmt, ist das rauheste siebenbürgische Komitat, wird bisher noch von keiner Bahn durchkreuzt und zählt (1890) 113,889 Einw. Daselbst gedeihen nur Kartoffeln, Roggen, Hafer und Flachs, desto prächtiger sind aber die wildreichen Waldungen mit Eichen-, Buchen- und Nadelholz. Sitz des Komitats ist C.-Szereda (s. d.).

Csiker Gebirge, Zweig der Südkarpathen, der sich in Ungarn (Siebenbürgen) vom Ursprung der Aluta durch das Csiker Komitat südöstlich bis zum Paß Oitoz im Komitat Háromszék erstreckt.

Csiklova, 1) C.-Bánya (spr. tschiklówa-bánja) und 2) Rumänisch-C., Bergwerksorte bei Oravicza im ungar. Komitat Krassó-Szörény, ersterer mit Eisenhämmern, Sägemühle und (1890) 2160, letzterer mit 3086 rumän. Einwohnern.

Csikós (ungar., spr. tschikosch), der ungar. Roßhirt, früher eine der originellsten Gestalten des Volkslebens im Alföld. Als steter Begleiter der auf den Pußten frei weidenden Pferde besaß er eine besondere Gewandtheit und Kühnheit im Einfangen und Bändigen der Pferde und wußte seine Waffe, einen leichten, mit einem starken Beil am Ende versehenen Stock, mit großer Sicherheit zu schleudern. Die romantische, verwegene Gestalt des C. (eine typische Figur ungarischer Volksstücke) ist von Dichtern oft poetisch dargestellt worden, z. B. von Lenau, Petőfi und besonders von Karl Beck in seinem »Jankó, der ungarische Roßhirt«. Mit dem immer weiter um sich greifenden Ackerbau in der ungarischen Tiefebene hat jedoch die Romantik des Csikóslebens schon längst aufgehört. C. nennt man heute den die weidenden Pferde der Gestüte bewachenden Knecht, dessen Anzug aus einem kurzen Hemd, langen, weiten Leinwandhosen (gatya), rundem Hut, mit Knöpfen geziertem Ledergurt und Zischmen (Schnürstiefeln) mit Sporen besteht.

Csik-Somlyó, Stadt, s. Csik-Szereda.

Csik-Szereda (spr. tschik-sse-, lat. Sicoloburgum), Stadt, Sitz des ungar. Komitats Csik, liegt an der Aluta am Fuß des Hargitagebirges, hat ein altes Schloß, ein schönes Komitatsgebäude, einen Gerichtshof u. (1890) 2789 magyar. Einwohner; 2 km entfernt C.-Somlyó (spr. -schomljó), kleines Dorf mit Franziskanerkloster, Obergymnasium und Lehrerpräparandenanstalt.

Csiky (spr. tschiki), Gregor, bedeutender Dramatiker Ungarns, geb. 8. Dez. 1842 in Pankota, gest. 19. Nov. 1891 in Budapest, studierte in Pest und Wien kathol. Theologie, war 1870—78 Professor der Theologie am Seminar zu Temesvár, siedelte darauf nach Pest über, wo er sich litterarischer Thätigkeit widmete und 1881 zur evangelischen Kirche übertrat. 1872 erschien er zuerst mit zwei Bänden Erzählungen (»Aus dem Leben« und »Photographien«) vor der Öffentlichkeit. 1875 gewann er mit dem Lustspiel »A Jóslat« (»Das Orakel«) den Teleky-Preis (100 Dukaten) der ungarischen Akademie. Sein nächstes Stück, die Tragödie »Janus« (1877), gewann wieder einen Preis von 100 Dukaten, das Lustspiel »Der Unwiderstehliche« sogar 400 Dukaten, da der Karácsonyi-Preis 4 Jahre lang nicht zur Verteilung gelangt war, und das Lustspiel »Der Mißtrauische« wieder den Teleky-Preis. »Die Proletarier«, die im Winter 1879/80 zuerst im Pester Nationaltheater mit größtem Erfolg aufgeführt wurden, eröffneten eine Reihe moderner Sittendramen, die teilweise nach fremden Mustern mit scharfer Beobachtung des Lebens und gewandter Bühnentechnik gearbeitet sind. Mit mehr oder weniger gleichem Beifall gingen die neuern Stücke des fruchtbaren Dichters über die Bühne, so das Drama »Glänzendes Elend«, die Lustspiele: »Herr Mukányi«, »Kaviar«, »Schöne Mädchen«, »Die Großmama« und die Tragödien: »Der Magus«, »Spartacus« und das einaktige Schauspiel »Anna«. 1890 erschien der Roman »Az Atlász-család« (»Die Familie Atlas«). Außer seiner poetischen entwickelt C. auch eine bedeutende Übersetzerthätigkeit; er hat die Tragödien des Sophokles, ebenso den Plautus und zahlreiche französische wie englische Bühnenstücke meisterhaft ins Ungarische übertragen.

Csiz (spr. tschis), Bad im ungar. Komitat Gömör, bei Rimaszécs, an der Miskolcz-Fülecker Bahn, mit einer Jod- und Bromquelle, deren Jodgehalt die bisher bekannte stärkste Jodquelle in Hall noch übertrifft.

Csokonay (spr. tschókonaj), Vitez Michael von, ungar. Dichter, geb. 17. Nov. 1773 in Debreczin, gest. 28. Jan. 1805, besuchte das Kollegium seiner Vaterstadt, wurde 1794 Professor der Poetik daselbst, studierte dann die Rechte, wurde Lehrer zu Csurgo, widmete sich aber in der Folge ganz der Dichtkunst. Reiche Sprache und leichter Versbau zeichnen seine Gedichte aus. Er schöpfte aus der Quelle der Volkspoesie und half dadurch eine wahrhafte ungarische Nationallyrik begründen. Seine Werke sind: »Magyar-Musa« (»Ungarische Muse«, Preßb. 1796); »Amaryllis« (Pest 1803); das komische, in der Art von Popes »Lockenraub« gedichtete Epos »Dorottya« (Großwardein 1804); »Lilla« (das. 1805); »Galatea« (das. 1806); »Der Hirtenkönig« (»A pásztor király«, das. 1806); »Oden« (das. 1805); »Anakreoni dalok« (»Anakreontische Lieder«, Wien 1803); »Békaegérharcz« (»Froschmäusekrieg«, das. 1816). Viele seiner Lieder sind in den Mund des Volkes übergegangen, insbesondere sein berühmtes Liebeslied auf einen Weinschlauch. Seine »Gesammelten Werke« gab Márton heraus (Wien 1813, 4 Bde.; 2. Aufl. 1816) wie auch »Csokonays Leben und einige hinterlassene Schriften« (Pest 1817). Eine kritische Ausgabe der Werke besorgte später Toldy (Pest 1846, 3 Bde.). Sein Leben beschrieben Th. Szana (Pest 1869) und J. Harasźti (das. 1880). 1871 wurde in Debreczin ein ehernes Standbild des Dichters (von N. Izsó) enthüllt.

Csoma (spr. tscho-), Alexander, ungar. Reisender und berühmter Tibetist, geb. 1798 zu Körös im Szeklerland Siebenbürgens, gest. 11. April 1842, studierte 1816—18 in Göttingen und wurde durch eine Bemerkung Blumenbachs, die Magyaren seien wohl die Uiguren der chinesischen Annalen, bestimmt, die Ursitze seines Volkes in Asien aufzusuchen. Er brach 1821 mit einer Karawane, als Armenier verkleidet und der armenischen Sprache völlig mächtig, von Chorasan nach Bochara auf und gelangte von da über Balch und Lahor nach Leh, der Hauptstadt Ladaks. Hier zog er sich als Schüler in das buddhistische Kloster Zamskar in der jetzt britischen Landschaft Kamaon am Satledsch zurück und widmete unter großen Entbehrungen im Umgang mit den Priestern, den Lamas, der Erlernung des Tibetischen mehrere Jahre. Als Frucht seiner eifrigen Studien publizierte er die erste wissenschaftliche Grammatik: »A grammar of the Tibetan language« (Kalkutta 1834), und das erste tibetische Wörterbuch: »Essay towards a dictionary Tibetan and English« (das. 1835). Durch diese Arbeiten, seine »Analysis of the Kandjur« (über die Grundlehren des Buddhismus, Kalk. 1835) und seine kleinern Schriften brach C. dem Studium des Tibetischen in Europa Bahn. Er selbst sprach das Tibetische so geläufig, daß er vom Dalai Lama die bisher noch jedem Europäer versagte Erlaubnis zur Reise nach Lhassa erhielt. Doch starb C. noch vor Antritt derselben plötzlich zu Dardschiling im Himalaja, wo ihm später ein Denkmal gesetzt wurde. Vgl. Duka, Life and travels of Alex. C. de Körös (Lond. 1884).

Csongrád (spr. tschóngrád), ungar. Komitat zwischen der Donau und Theiß, wird von den Komitaten Békés, Csanád, Torontál, Bács-Bodrog und Jász-N.-Kun-Szolnok begrenzt, hat 3414 qkm (62,1 QM.) und bildet eine fruchtbare Tiefebene, die jährlich den über-

schwemmungen der sie mitten durchschneidenden Theiß, der in diese im N. und S. einmündenden Körös und Maros und der aus ersterer in die Theiß abzweigenden Kurcza (s. d.) ausgesetzt und wegen der zahlreichen Sümpfe ungesund ist. C., dessen Gebiet wenig bewaldet ist, zählt (1890) 262,774 Einw. (Magyaren, davon ²/₃ Katholiken), erzeugt Weizen, Gerste, Hafer, Kukuruz, Hanf, guten Tabak (Szegediner) und Wassermelonen und ist reich an Rindvieh, Pferden, Schafen, Schweinen, Wild, Geflügel und Fischen. Sitz des Komitats, das von der Ungarischen Staats- und der Alföld-Fiumaner Bahn gekreuzt wird, ist jetzt Szentes (s. d.), früher war es Szegvár (spr. ßégwár), ein Dorf an der Kurcza, mit (1890) 6810 Einw.

Csongrád, Markt im gleichnamigen ungar. Komitat (s. oben), an der Theiß unweit der Körösmündung und an der Flügelbahn Félegyháza-C., hat Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fischerei, ein Bezirksgericht, ein Tabakeinlösungsamt und (1890) 20,802 magyar. Einwohner.

Csorba (spr. tschórba), Dorf im ungar. Komitat Liptau, an der Kaschau-Oderberger Bahn, mit (1890) 1605 slowak. Einwohnern. 7 km nördlich, auf der Hohen Tátra liegt der 20,5 Hektar große Csorbaer See (bis 20,7 m tief) und an dessen Ufer der hervorragende klimatische Sommerkurort C. (1387 m ü. M.) mit großer Villenkolonie und Badeanstalten.

Csorich de Monte Creto (spr. tschóritsch), 1) Franz, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant, aus kroatischem Geschlecht, geb. 3. Okt. 1772 zu Zengg im Litorale, gest. 4. März 1847 in Temesvár, trug als Oberleutnant 13. Mai 1800 viel zum Sieg bei Monte Creto bei, daher er bei seiner Erhebung in den Freiherrenstand 1818 den Namen Monte Creto erhielt, war seit 1839 Kommandierender in Tirol und seit 1842 im Banat.

2) Anton, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant und Kriegsminister, geb. 1795 zu Machichno in Kroatien, gest. 15. Juli 1864 in Dornbach bei Wien, Neffe und Adoptivsohn des vorigen. Er befehligte 1848 als Feldmarschalleutnant beim Oktoberaufstand in Wien in der Leopoldstadt und übernahm später das Kommando der Truppen, welche die innere Stadt zernierten. Im ungarischen Feldzug zeichnete er sich unter anderm bei Schemnitz und Kapolna aus. Im Juli 1850 ward er an Gyulays Stelle zum Kriegsminister ernannt, schied aber im Februar 1853 wieder aus.

Csorna (spr. tschor-), Markt im ungar. Komitat Ödenburg, Knotenpunkt der Eisenbahn Raab-Ödenburg und der Staatsbahnlinie Preßburg-Steinamanger, mit Prämonstratenserstift (1180 gegründet), Bezirksgericht u. (1890) 6090 magyar. Einwohnern. Am 13. Juni 1849 fand hier ein Gefecht zwischen Ungarn und Österreichern statt.

Csukás (spr. tschukásch), Gipfel des Bodzaer Gebirges, s. Bodza und Karpathen.

Csurgó (spr. tschúrgó), Markt im ungar. Komitat Somogy, an der Staatsbahnlinie Báttaszék-Zákány, mit Bezirksgericht, Lehrerpräparandenanstalt, reformiertem Gymnasium und (1890) 3672 magyar. Einwohnern.

Csurog (spr. tschú-), Markt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, mit (1890) 7773 serbischen und magyar. Einwohnern.

Csutoren (spr. tschu-), s. Holzflaschen.

Ctenomys, s. Kammratte.

Ctenophöra, soviel wie Rippenquallen (s. d.).

Ctr. (Ztr.), Abkürzung für das Zentnergewicht.

Cu, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Kupfer (Cuprum).

Cuādra, Längenmaß, in Chile und Spanisch-Westindien 150 Varas = 127,119 m, in Argentinien und Paraguay 150 Varas = 129,9 m, seit 1862 in Uruguay 100 Varas = 85,9 m und als Ackerfläche die C. cuadrada = 73,788 Áreas.

Cuadrilla (spr. -drilja), s. Stiergefechte.

Cuarta, frühere Maßbezeichnung in Spanien: als Länge ¼ Vara, meist Palmo genannt, für Flüssigkeiten noch in Uruguay, ¼ Frasco und = 2 Octavas, gebraucht.

Cuartál, früheres Feldmaß in Aragonien von 400 □Varas = 2,384 Ar; Getreidemaß zu ¹/₈ Fanega = 7,473 Lit.

Cuartau, s. Cortan.

Cuartēra, früheres Getreidemaß in Katalonien und auf den Balearen, in Barcelona = 69,518 Lit.

Cuarterōn, früheres kastilisches Gewicht, = ¼ Libra, als Ölmaß (Pinilla) ¼ Arroba = 3,141 Lit.

Cuartilla (spr. -tilja), früheres span. Getreidemaß, = ¼ Fanega = 13,87 Lit.; Flüssigkeitsmaß = ¼ Cantara = 4,033 L.; in Uruguay für feste Stoffe = 34,318 Lit.

Cuartillo (spr. -tiljo), früheres span. Getreidemaß, = 1,156 Lit.; Flüssigkeitsmaß, = 0,504 L.; Kupfermünze zu ¼ Real, 1864—68 aus Bronze, 6,25 g schwer; früheres Längenmaß der Balearen, = 32 Cana.

Cuartin, s. Cortin.

Cuarto, span. Kupfermünze bis 1850, = 4 Maravedises de vellon; Flüssigkeitsmaß, s. Frasco.

Cuati, soviel wie Nasenbär.

Cuatro, der halbe Peso oder 4 Reales in Bolivia, als Scheidemünze zu ²/₃ fein = rund 1,8 Mark (Gold zu Silber = 15½:1) geprägt und bis 1863 Grundlage der neuen Währung geworden, auch in Halbstücken.

Cuatro Ciénegas, Stadt im mexikan. Staat Cohahuila, 70 km westlich von Monclova, mit Weinbau und 3200 Einw.

Cuautla de Morelos, Stadt im mexikan. Staat Morelos, in fruchtbarem Thal, hat 3 Kirchen, Zuckermühlen und 7000 Einw.

Cuba, röm. Göttin, welche den Kindern das Liegen gedeihen läßt.

Cuba, die größte der westind. Inseln (s. Karte »Westindien und Zentralamerika«), von den Spaniern anfangs Juana, dann Ferdinanda und wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit die Königin oder Perle der Antillen genannt, zwischen dem Mexikanischen Golf, der Floridastraße, dem Windwärtskanal und der Karibischen See und zwischen 19° 49′—23° 13′ nördl. Br. und 74° 10′—84° 55′ westl. L. v. Gr., 1300 km lang und 40—160 km breit, mit einem Areal von 112,191 qkm (2037,5 QM.), mit den zugehörigen Inseln (Isla de Pinos [3145 qkm], Los Colorados, Romano, Laberinto de doce Leguas u. a.) aber von 118,833 qkm (2158 QM.). Die Küsten, ohne die Buchten u. Vorsprünge 3190 km lang, wovon 1684 auf die Süd- u. 1506 auf die Nordküste entfallen, sind teilweise mit Korallenriffen umsäumt oder auf weite Strecken hin sumpfig, doch hat C. 40 gute Häfen, unter denen die von Havana, Matanzas und Santiago die schönsten und geräumigsten sind. Die wichtigsten Kaps sind Punta de Maisi im SO., Cabo de Cruz im SW. und Kap San Antonio im NW. Über die flache, breitscheitelige Landhöhe, welche die Wasserscheide zwischen den nach N. und nach S. fließenden Gewässern bildet, steigen vereinzelte, bis über 500 m hohe Gebirge

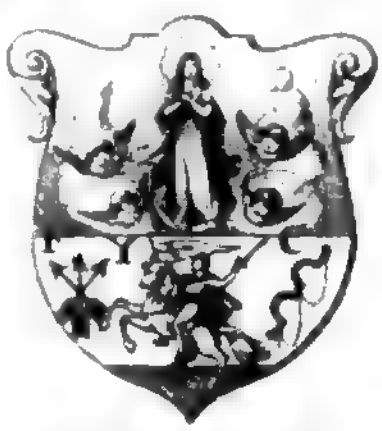
empor, die fast sämtlich von W. nach O. streichen. Im äußersten Westen erreicht die Sierra de los Organos im Pan de Gaijabon 600 m, weiter östlich steigen die Mornes de l'Escambray im Portrarillo bis zu 1200 m an. Im äußersten Südosten erstreckt sich die Sierra Maestra 370 km weit vom Cabo de Cruz bis zur Maisispitze (Pico de Tarquino 2560 m). Im S. schroff vom Meer ansteigend, fallen diese Alpen Cubas im N. sanfter nach der fruchtbaren Ebene des Cauto ab. Die geognostischen Verhältnisse von C. lassen die Insel als eine Fortsetzung der vom südlichen Mexiko und aus dem Golf von Honduras über die Caymaninseln herüberstreichenden, zum Teil unter dem Meer versunkenen Gebirgskette erscheinen. Der Südabfall der Sierra Maestra besteht aus kristallinischen Schiefern, eigentümlichen Breccien und Massengesteinen (Granit, Dioriten); an sie lehnen sich am Nordabhang des Gebirges, bis in die Nähe von Holguin sich erstreckend, flachgelagerte, Braunkohlen führende Tertiärablagerungen; dann folgt ein Syenit- und Serpentinzug, der von lichten, teils dem weißen Jura, teils wegen der Führung von Hippuriten der Kreide zugerechneten Kalksteinen begleitet wird und sich durch die ganze Insel bis Havana erstreckt, allenthalben reich an Kupfererzen, Chromeisen und Gold. Die Nordküste ist von tertiären Kalksteinen umsäumt, aus welchen sich in langen Rücken glaukonitische Kieselkalke, Mergel und Sandsteine, oft reich an Asphalteinlagerungen, hervorheben. Gneis, Talkschiefer und älterer dunkler Kalkstein finden sich auch westlich von Trinidad; schwarze Thonschiefer und Quarzite von vermutlich paläozoischem Alter bilden den westlich von Mantua gelegenen nördlichen Teil der Insel. An Mineralquellen fehlt es nicht, doch werden sie wenig benutzt; auch entbehren sie noch aller komfortabeln Badeeinrichtungen. Von den 150 Flüssen der Insel ist nur ein einziger, der in der Sierra Maestra entspringende Cauto, auf eine größere Strecke (150 km) schiffbar. Er mündet in den Gran Bajo de Esperanza. Das Klima ist ungesund. Die Monate von Mai bis Oktober (hauptsächlich Oktober) sind regenreich, weniger die übrigen. Regenmenge zu Havana 118 cm, Jahrestemperatur 25,3°, kältester Monat Januar, 22,2°, wärmster August, 28,0°, mittlere Jahresextreme 37,8° und 12,9° C. An der Nordseite ist der Nordostpassat Regenwind. C. liegt in der Gegend, wo die westindischen Cyklone, von O. kommend, nach NO. einbiegen. Während vom Juni bis Oktober Havana als eine der ungesundesten Städte der Welt angesehen wird, besitzt es im Winter das lieblichste, mildeste Klima.

Die Pflanzenwelt Cubas zeigt in den bis zu den Gipfeln der Berge reichenden tropischen Waldungen den dem westindischen Archipel eignen pflanzenphysiognomischen Charakter mit der Eigentümlichkeit, daß die Fichten hier bis in die heiße Region herabsteigen. In ihren Formen schließt sich die Vegetation derjenigen des Festlandes des tropischen Amerika an. Von den durch den Golfstrom verbreiteten Pflanzen besitzt unter den Antillen C. die meisten Arten. Die herrschenden Baumformen mit der Belaubung des Lorbeers oder der Oliven treten in einer besonders mannigfaltigen Mischung der Familien auf. Neben den gewöhnlichen Gruppen der Lauraceen finden sich Vertreter von Sapotaceen, Rubiaceen, Urtikaceen, Guttiferen, Myrtaceen, Melastomaceen, Tiliaceen, Anonaceen u. a. Palmen sind weniger mannigfaltig. Neben der Fächerpalme Sabal umbraculifera ist die durch ihre Stammhöhe ausgezeichnete Kohlpalme (Oreodoxa oleracea) zu nennen. In einer Meereshöhe von 1200—2800 m beginnen die Farnbäume, an den tiefern Standorten begleitet vom amerikanischen Pisang (Heliconia) und von Bambussen. In den weniger feuchten Gegenden herrschen Leguminosen, Sapindaceen und Terebinthaceen vor. Zu den ansehnlichsten Bäumen gehört der Baumwollbaum (Eriodendron anfractuosum), der ebenso wie die aromatische Myrtacee Pimenta vulgaris, deren Früchte als Nelkenpfeffer in den Handel kommen, den trocknen Boden bevorzugt, und der Mahagonibaum (Swietenia). Groß ist die Menge der Sträucher von der Myrten- und Oleanderform, ebenso sind Euphorbiaceen reich vertreten (Croton und Phyllanthus), im höchsten Teile des Gebirges Erica-Arten. Lianen und Epiphyten sind gleich mannigfaltig in den feuchten Wäldern wie an trocknen Standorten. Dort herrscht mehr die holzige Liane, hier die weichere Convolvulus-Form. Unter den Epiphyten ragen hervor Bromeliaceen, Kakteen und Ficus-Arten. Epiphytische Orchideen kommen überall vor; Kakteen nur auf den dürren Landstrichen. Bedeutende Veränderung hat die Vegetation durch den Anbau erfahren. Im Westen von C. dienen zwei Drittel des Landes der Erzeugung von Kulturgewächsen: Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee und Tabak. Der ebenfalls kultivierte Melonenbaum Carica Papaya scheint einheimisch zu sein, vielleicht auch einige in die europäische Kultur übergegangene Kukurbitaceen, wie die Kürbisarten Cucurbita maxima, Pepo und moschata. Für den Welthandel sind die Arrowroot liefernden Knollen von Maranta arundinacea wichtig geworden. Die Savannen, welche der Viehzucht ergiebiges Weideland bieten, sind durch Einführung des Guinea- und Parágrafes (Panicum maximum und P. molle) verbessert worden. Die Tierwelt Cubas, welche zur westindischen Subregion der neotropischen Region gehört, ist sehr arm an einheimischen größern Säugetieren. Affen und Hirsche sind eingeführt, ebenso ist der auf C. verwilderte Hund ein Nachkomme des eingeführten Hundes. Wirklich einheimische Säugetiere sind eine Reihe zum Teil charakteristischer Fledermäuse, ferner eine Art Aguti (Dasyprocta cristata) und andre stattliche baumbewohnende Nager; die merkwürdigste Erscheinung aber bieten zwei zur Gattung Schlitzrüßler (Solenodon) gehörige Insektenfresser, da die Insektenfresser in Südamerika völlig fehlen und ihre nächsten Verwandten sich in Madagaskar finden. Die Küsten Cubas werden von einer Robbe besucht, die der Mönchsrobbe des Mittelmeeres nahe verwandt ist. Die Vogelwelt setzt sich zusammen teils aus für C. charakteristischen Arten, teils aus Arten, die der neotropischen Region eigen sind, teils aus nordamerikanischen Vögeln, die aber auf C. zum größten Teil nur Zugvögel sind. Von den Reptilien sind bestimmte Geckonen, Nattern und Riesenschlangen für C. und die übrigen Antillen charakteristisch, zahlreich sind Schildkröten und von den Amphibien eine Laubfroschgattung. Die Süßwasserfische schließen sich denen Südamerikas an, die sehr zahlreichen Landmollusken dagegen zeigen merkwürdigerweise nähere Beziehungen zu Asien und Afrika. Die Insektenwelt zeichnet sich durch Reichtum und Pracht, zum Teil auch durch charakteristische Formen aus.

Die Bevölkerung betrug 1887: 1,631,687 Köpfe (882,600 männlich, 749,087 weiblich), darunter 528,798 Farbige und 44,000 Chinesen. Die indianischen Urbewohner sind längst dem harten Druck erlegen, den die Spanier auf sie ausübten, und die heutige Bevölke-

rung setzt sich wesentlich aus den seit 1511 eingewanderten Weißen und den seit 1524 als Sklaven eingeführten Negern zusammen. Vollblutneger heißen Morenos, Mulatten Pardos. Nachdem 1872 alle von Sklavinnen gebornen Kinder für frei erklärt worden waren, schaffte man 8. Mai 1880 die Sklaverei gänzlich ab, und zwar ohne den seitherigen Eigentümern eine Entschädigung zu gewähren. Doch sollten die Neger noch 8 Jahre in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem frühern Herrn stehen; 1892 wurde auch dies für die letzten 25,000 Neger aufgehoben. Da die freigelassenen Neger wenig Lust zur Arbeit zeigen, hat man chinesische Kulis eingeführt. Unter der weißen Bevölkerung besteht ein wesentlicher Gegensatz. Den auf der Insel gebornen Kreolen ist die spanische Herrschaft tief verhaßt, da sie sich zurückgesetzt und alle Staatsämter und einträglichen Posten in den Händen der Spanier sehen, welche ganz im Geiste der Zentralregierung das Land zu eignem Vorteil ausbeuten. Daher die häufigen Erhebungen gegen die Regierung, ins Werk gesetzt von einer wachsenden republikanischen Partei, welche Anschluß an die nordamerikanische Union anstrebt. Die römisch-katholische Kirche, bis 1869 die einzig zu Recht bestehende, steht unter dem Erzbischof von Santiago de C. und dem Bischof von Havana. In neuester Zeit hat man aber sämtliche Kirchengüter konfisziert, die Geistlichen zu Staatsbeamten gemacht und andern Konfessionen die Bildung von Kirchengemeinden gestattet. Das Unterrichtswesen liegt sehr danieder. Allerdings hat Havana seine Universität und verschiedene höhere Schulen, aber an Elementarschulen ist Mangel, und selbst unter den Weißen ist die Zahl der Analphabeten sehr groß.

Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung, doch sind nur 7½ Proz. der Oberfläche unter Kultur, 27 Proz. sind natürliche und künstliche Wiesen, der Rest Wald. Am wichtigsten ist der Anbau von Zuckerrohr, namentlich in der Vuelta Arriba, dem obern Distrikt, an der Nordseite der Insel, in der Region der berühmten roten Erde, während der Distrikt der Vuelta Abajo an der Südseite namentlich Tabak erzeugt. Nächstdem ist Kaffee im östlichen Departement am wichtigsten, auch wird Baumwolle, Kakao und Indigo, Reis an einigen Stellen, Mais aber in ausgedehntem Maß gebaut. Die großen Pflanzungen werden meist in kleinen Parzellen an Pachter vergeben, welche die ganze Rohrernte an eine Zentralfabrik abliefern. Einige solcher Fabriken können über 400,000 Ztr. Zucker im Jahre erzeugen. Auf diese Weise hat sich die nach der Sklavenemanzipation und durch die Aufstände heruntergegangene Zuckerproduktion von 623,538 Ton. in 1888 bis auf 725,000 T. in 1891 gehoben. Die Tabaksproduktion hat unter den gleichen Übeln gelitten, doch betrug 1891 die Ausfuhr 97,285 Ztr. Tabak, 145 Mill. Zigarren, 731,6 Mill. Zigarretten u. a. Seit einigen Jahren baut man auch viele Kartoffeln, Zwiebeln, Tomaten, Ananas, Bananen u. a., die im Winter auf den nahen Märkten von Nordamerika guten Absatz finden. Die weiten Savannen eignen sich vortrefflich zur Viehzucht; 1883 zählte man 214,588 Pferde, 25,139 Esel und Maultiere, 898,833 Rinder, 83,148 Schafe und Ziegen und 928,852 Schweine. Der Bergbau ist sehr unbedeutend, Gold kommt im Alluvium vor, wird aber nicht ausgebeutet, Silber nur wenig, ebenso Kohle und Asphalt, dagegen Kupfer in größerm Umfang im S., Marmor, Gips, Jaspis sind gleichfalls vorhanden; unter den Mineralquellen ist die von San Diego, südwestlich von Havana, die berühmteste. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Zucker, Melasse, Rum, Tabak, Zigarren und Zigarretten, wobei aber statt des einheimischen massenhaft Tabak von Puerto Rico verarbeitet wird, und Wachsbleicherei. Der Handel hat nach zeitweiligem starken Rückgang der Zuckerausfuhr in neuester Zeit sich wieder gehoben, seitdem mit den Vereinigten Staaten 1891 ein Vertrag abgeschlossen wurde, der den spanisch-westindischen Inseln gegen bedeutende Zollermäßigungen bei der Einfuhr amerikanischer Waren Zollfreiheit für Zucker und andre Erzeugnisse zugesteht. Dadurch stieg die Ausfuhr der Insel nach den Vereinigten Staaten von 57,855,217 Doll. in 1890 auf 64,878,505 und 81,179,678 Doll. in 1891, bez. 1892. Da die Gesamtausfuhr 1891: 72,9 Mill. Doll. betrug, so erscheint die nordamerikanische Union als das bei weitem wichtigste Handelsgebiet, wogegen das Mutterland Spanien ganz zurücktritt. Die Einfuhr (1891: 69,2 Mill. Doll.) besteht vornehmlich in Manufakturwaren, Mehl, Charque (getrocknetes Fleisch aus Südamerika), gesalzenen Fischen, Speck, Spirituosen, Metallwaren, Brettern, Petroleum, Steinkohlen. Wichtigste Häfen sind: Havana, Matanzas, Cardenas und Santiago de C. Von Eisenbahnen stehen 1600 km im Betrieb, die sich fast sämtlich im westlichsten Teil der Insel befinden, die östlichste Linie ist die von Puerto Principe nach dem Hafen Nuevitas. Die Telegraphen hatten 1890 eine Länge von 3548 km, bei 5354 km Drähten; in 167 Ämtern wurden 462,925 Depeschen befördert. — Die Verfassung der Insel beruht auf der Verordnung vom 29. Mai 1825; sie bekleidete den an der Spitze der Regierung stehenden Generalkapitän mit fast absoluter Gewalt. Nach Unterdrückung des Aufstandes (1868—78) gab man den Bewohnern in ihren lokalen Angelegenheiten größere Befugnisse; 1884 wurde die spanische Verfassung eingeführt. Für Verwaltungszwecke wird C. eingeteilt in sechs Provinzen: Havana, Santiago de C., Matanzas, Pinar del Rio, Puerto Principe und Santa Clara, ferner in 21 westliche und 10 östliche Gerichtsbezirke und in 86 westliche, 108 mittlere und 112 östliche Departements. Hauptstadt ist Havana. Die finanzielle Lage ist nicht günstig, da die Aufstände die Insel wirtschaftlich stark geschädigt und mit großen Schulden belastet haben, daher sind Zölle und Steuern ungemein hoch und drückend. Nach dem Budget für 1892/93 betrugen die Einnahmen 21,946,356, die Ausgaben 21,588,842 Pesos. Die bewaffnete Macht besteht aus 27,692 Mann Infanterie, 4 Kavallerieregimentern, 2 Batterien mit 8 Geschützen u. 1 Geniebataillon. Außerdem gibt es weiße und schwarze Milizen, eine Nationalgarde u. a. Die hier stationierte Flottenabteilung besteht aus 3 Kreuzern, 14 Kanonenbooten u. 4 Dampfbarkassen mit 1233 Matrosen u. 199 Marinesoldaten. Das Wappen von C. zeigt einen quergeteilten Schild, oben in Wolken, von Engelsköpfen umgeben, die Jungfrau Maria, unten auf grünem Plan ein Reiter auf weißem Roß, Schwert und Kreuzesfahne schwingend, zu seiner Seite drei sich kreuzende schwarze Pfeile und ein Ochsenjoch. In der Luft die Buchstaben F Y C (= Fiel Ysla de Cuba, »die gläubige Insel C.«).



Wappen von Cuba.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

[Geschichte.] Christoph Columbus, der C. 27. Okt. 1492 entdeckte, hielt es anfangs für einen Teil des asiatischen Festlandes und nannte es zu Ehren der spanischen Thronerbin Juana; 1508 umschiffte Sebastian de Ocampo die Insel, und 1511 gab Diego Columbus, der die kräftigen Indianer von C. gern als Sklaven benutzt hätte, dem Diego Velazquez den Befehl zur Eroberung der Insel, die nach kurzem Widerstand des Kaziken Hatuey ohne Schwertstreich erfolgte. Velazquez behandelte die Eingebornen mild, gründete mehrere Städte, beförderte die Einfuhr von Negersklaven, knüpfte Verbindungen mit Mexiko an, ward zum Generalkapitän von C. ernannt und hinterließ 1524 die Insel in einem blühenden Zustand. Unter der Statthalterschaft des Hernandes Soto erstand zwar das 1538 durch französische Korsaren zerstörte Havana wieder; aber der Volksstamm der Indianer war infolge von Sotos Härte um 1560 aufgerieben, und das Land blieb unbebaut. Havana wurde 1584 befestigt und 1633 der Sitz eines eignen Gouverneurs. Das offene Land litt damals fortwährend unter den Einfällen der Flibustier; so ward 1688 die Stadt Principe von ihnen gänzlich zerstört. Erst nach dem Untergang derselben atmete C. wieder auf; aber mit dem wachsenden Wohlstand und dem sich entwickelnden Geiste der Selbständigkeit begannen auch seit dem Anfang des 18. Jahrh. Streitigkeiten zwischen Mutter- und Tochterland, die später bisweilen zum offenen Kampfe führten. Als die Landbewohner neben der Viehzucht auch Tabaksbau zu treiben begannen, erklärte 1717 die spanische Regierung den Tabakshandel auf C. für ihr Monopol. Die natürliche Folge waren der Schleichhandel in diesen Gewässern und Konflikte mit andern Seestaaten, namentlich mit England, weshalb die Regierung 1740 das Tabaksmonopol an einige Kaufleute von Cadiz abtrat. Am 13. Aug. 1762 eroberte eine englische Expedition unter Admiral Pokcocke Havana und gab der Landwirtschaft und Industrie der Insel neuen Aufschwung, bis die Engländer im Frieden von 1763 C. gegen Florida umtauschten und die Insel im Juli 1764 verließen. C. blieb zwar seitdem bei Spanien, doch mußte dies die alten Handelsbeschränkungen fallen lassen. Seit 1778 wurde C. der Mittelpunkt des Sklavenhandels für das ganze spanische Amerika. 1777 wandelte man C. in eine unabhängige Generalkapitanerie um. Durch die Übersiedelung einer großen Anzahl royalistischer Pflanzer von Haiti nach C. infolge der französischen Revolution vermehrte sich die Zahl wohlhabender Einwohner und wurde der Kaffeebau auf der Insel allgemein. Mit dem Verkehr wuchs aber auch der Geist der Selbständigkeit, dem jedoch in der allmählich anschwellenden und ebenfalls nach Unabhängigkeit strebenden Sklavenmenge ein gefährlicher Feind erstand. Der erste große Negeraufstand von 1812 unter Aponte ward zwar unterdrückt, aber immer neue Aufstände ließen fortan die Insel nicht zur Ruhe kommen. Obgleich England wiederholt die Einstellung des Sklavenhandels forderte und von seiten der spanischen Regierung öfters Verbote desselben ergingen und Gesellschaften zur Verwendung freier Arbeiter gegründet wurden, so half doch das alles dem Übelstand nicht ab. Es wurden immer wieder Neger von Afrika eingeführt, bis der neue Negeraufstand von 1848, dem 10,000 Schwarze zum Opfer fielen, die Pflanzer endlich an die Gefahr erinnerte, die ihnen aus der Sklaverei erwuchs. Daneben bestand noch ein schroffer Gegensatz zwischen den Kreolen und den Spaniern. Die Unzufriedenheit der erstern, welche über ihre Zurücksetzung von Staatsämtern und einträglichen Posten, über drückende Steuern und Zölle, über die Vernachlässigung der materiellen Interessen der Insel durch Spanien klagten, wurde bedenklich, als seit 1845 das Streben der Amerikaner, die »Königin der Antillen« für sich zu gewinnen, stärker hervortrat. Ende 1845 wurde im Senat zu Washington der Antrag gestellt, mit Spanien wegen Abtretung der Insel C. in Unterhandlung zu treten; zu Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, zu der auch zahlreiche Cubaner gehörten, die der spanischen Regierung 200 Mill. Doll. als Kaufsumme anboten. Hiermit zurückgewiesen, schritt man zu gewaltsamen Maßregeln, und es hatten sich bereits im September und Oktober 1849 auf Rhode-Island unter Oberst White ungefähr 1500 Mann gesammelt, als die nordamerikanische Regierung die Expedition vereitelte. Man suchte nun der Agitation eine gesetzliche Form zu geben und gründete die Junta promovedera de los intereses politicos de C. mit dem Zweck, alle erlaubten Mittel zu versuchen, um Cubas Wohl zu fördern. Den Vorsitz übernahm der General Narciso Lopez (s. d.). Daneben verfolgte ein geheimer Verein unter dem Namen der Eulen im Süden denselben Zweck. Spanien brachte daher die Heeresmacht von C. auf 25,000 Mann und ernannte zum Generalkapitän den umsichtigen und energischen José de la Concha. Zum erstenmal landete Lopez in Cardenas, ergriff jedoch, als er seitens der spanischen Besatzung Widerstand, seitens der Cubaner keine thätige Unterstützung fand, die Flucht und kehrte nach Rhode-Island zurück. Als er 1851 mit 453 Mann von neuem landete, wurde seine Schar zersprengt und er selbst mit den ihm noch gebliebenen sieben Mann 29. Aug. gefangen und 1. Sept. zu Havana hingerichtet. 1855 wurde eine von der Cubaner Junta in New York geleitete Verschwörung unzufriedener Kreolen in C. entdeckt. Die Häupter derselben wurden verhaftet, die Insel 12. Febr. in Belagerungszustand erklärt und zur Unterstützung der an 30,000 Mann zählenden spanischen Besatzung eine Miliz, auch aus Mulatten und freien Negern, gebildet. Für die herrschenden Klassen auf C. war, nachdem die Gegner der Sklaverei in Nordamerika gesiegt hatten, der Grund weggefallen, welcher sie früher zur Union gezogen hatte. Concha blieb, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis 1860 als Generalkapitän auf C. Dann folgte ihm F. Serrano y Dominguez, und diesen ersetzte 1863 der General Domingo Dulce y Geray, Marquis v. Castellflorite. Dessen Nachfolger wurde Lersundi, durch dessen verkehrte, die berechtigten Forderungen der Kreolen mißachtende Verwaltung 1868 ein gefährlicher Aufstand hervorgerufen wurde. Zwar ward Lersundi 1869 durch den General Dulce ersetzt, aber auch dieser mußte nach den Weisungen der spanischen Regierung die Forderungen der cubanischen Reformpartei, welche namentlich die Abschaffung der Sklaverei erstrebte, zurückweisen. So kam es zum offenen Krieg, welcher eine Menge Abenteurer nach C. zog, die sich dort zu bereichern hofften. Die Zuchtlosigkeit und Macht dieser Banden war so groß, daß Dulce, der sie in Schranken zu halten suchte, im Herbst 1869 von ihnen gewaltsam nach Europa zurückgeschickt wurde. Sein Nachfolger ward Caballero de Rodas, welcher aber gegen die unter der Führung von Cespedes und Quesada stehenden Insurgenten (gegen 30,000 Mann stark) nichts ausrichtete und 1870 den Oberbefehl dem General Valmaseda abtrat, der selbst

wieder 1872 durch José de la Concha abgelöst wurde. Die spanische Regierung ergriff keine entschiedenen Maßregeln zur Hebung der Übelstände; der Antrag, welchen Castelar zu Madrid in den Cortes auf gänzliche Aufhebung der Sklaverei stellte, wurde abgewiesen. Der Kampf nahm einen immer wildern Charakter an, zumal als im Dezember 1871 die spanische Regierung erklärte, daß sie vom 15. Jan. 1872 an keinen Pardon mehr erteilen werde. Die innere Verwirrung in Spanien unterstützte den Aufstand. Dazu kam ein neuer Konflikt mit Nordamerika, das nach dem Bürgerkrieg seine Annexionspläne wieder aufnahm und das Auslaufen von Flibustierschiffen mit Waffen und Freiwilligen nach C. ruhig geschehen ließ. Eins dieser Schiffe, der Virginius, wurde 31. Okt. 1873 von den Spaniern aufgegriffen und 50 Leute von der Bemannung übereilt erschossen. Doch gelang es Spanien durch die Konvention von Washington, 19. Nov., einem Kriege vorzubeugen. Erst nach Beendigung des Karlistenaufstandes in Spanien 1876 war es der Regierung möglich, größere Streitkräfte nach C. zu senden und dem Aufstand 1878, allerdings mit einem Verlust von im ganzen 70,000 Mann und einem Aufwand von 70 Mill. Doll., ein Ende zu machen. Der neue Generalkapitän Martinez Campos versprach den Cubanern wichtige Zugeständnisse, vermochte jedoch, als er 1879 selbst an die Spitze der spanischen Regierung trat, die Cortes nicht zur Bewilligung aller dieser Zugeständnisse zu bewegen, so daß die Ursachen der Unzufriedenheit der Cubaner noch nicht beseitigt sind. Die Aufhebung der Sklaverei, welche 8. Mai 1880 ohne Entschädigung erfolgte, trug dazu bei, den Grundbesitz zu erschüttern. Die Einführung der spanischen Verfassung 13. April 1884 konnte für diese Schäden keinen Ersatz bieten.

Vgl. Ramon de la Sagra, Historia economica, politica y estadistica de la isla de C. (Havana 1831; eine Übersetzung daraus: »Histoire physique et politique de l'île de C., Par. 1844, 2 Bde.); Poey, Historia natural de la isla de C. (Havana 1851—1858, 2 Bde.); J. v. Sivers, C., die Perle der Antillen (Leipz. 1861); Pezuela, Diccionario geográfico, estadistico, histórico de la isla de C. (Madr. 1863–67, 4 Bde.); Derselbe, Historia de la isla de C. (das. 1868, 4 Bde.); Hazard, C. with pen and pencil (New York 1871); Gallenga, The pearl of the Antilles (Lond. 1873); O'Kelly, The Mambi land (New York 1874); Zaragoza, Las insurrecciones en C. (Madr. 1873—74, 2 Bde.); Torriente, Estudio sobre la riqueza de la isla de C. (Havana 1878); Stuyck y Reig, Division territorial de la isla de C. (Madr. 1880); Larrinaga, Die wirtschaftliche Lage Cubas (Leipz. 1881); Piron, L'île de C. (2. Aufl., Par. 1889); Moreno, C. y su gente (Madr. 1887).

Cubaholz, ein Gelbholz (s. d.).

Cubalack, s. Gelbholz.

Cubēbae (lat.), soviel wie Kubeben, s. Piper.

Cubicularius (lat.), Kammerdiener bei den alten Römern. Vgl. auch Gladiatoren.

Cubiculum (lat.), Zimmer, besonders Schlafzimmer; Grab eines Märtyrers, bei den ersten Christen zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt, daher soviel wie Bethaus, Kapelle.

Cubit (spr. kjubit, »Vorderarm«), älteres engl. Maß zu 2 Span von 6 Palm = 18 Zoll oder 45,719 cm. Als Covid in der Präsidentschaft Madras noch gebräuchlich.

Cubitus (lat.), Ellbogen, s. Arm. — Altröm. Längenmaß, vom Ellbogen an bis zur Spitze des Mittelfingers, = 6 Handbreiten (palmi), 24 Finger (digiti) oder $1^1/_2$ römische Fuß (0,4436 m).

Cuboïdesschichten, Schichtenreihe der obern Devonischen Formation (s. d.), charakterisiert durch das Auftreten der Rhynchonella cuboïdes.

Cubras, in Südamerika Abkömmlinge von Mulatten und Negern.

Cubzac (spr. kübsack), franz. Dorf, s. Saint-André-de-Cubzac.

Cuccium, Stadt, s. Illot.

Cucheval-Clarigny (spr. küschwall-klarinji), Philippe Athanase, franz. Schriftsteller, geb. 1. Febr. 1822 in Calais, besuchte die Normalschule, dann die École des chartes und wurde Bibliothekar der Normalschule, dann Konservator an der Bibliothek Ste.-Geneviève. 1845—56 war er Mitglied der Redaktion des »Constitutionnel« und 1864—70 Direktor der »Presse«; auch ist er Mitarbeiter an der »Revue des Deux Mondes« und wurde 1886 zum Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gewählt. Er schrieb: »Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis« (1857); »Histoire de la constitution de 1852« (1869); »L'équilibre européen après la guerre de 1870« (1871); »Lord Beaconsfield et son temps« (1880); »L'instruction publique en France« (1883); »Les finances de l'Italie 1866—1885« (1885); »Essai sur l'amortissement et sur les emprunts d'États« (1886); »Les finances de la France 1870—1891« (1890) u. a.

Cuchilla (span., spr. kutschilja, portug. Coxilha, spr. koschilja, »Messer«), im spanischen Amerika Bezeichnung für felsige Bergzüge mit sehr scharfem Kamm, wie die C. grande, C. de Haedo und C. de Santa Ana in Uruguay, die Cuchillas von Baracoa und Quivican auf Cuba und die C. firme auf Puerto Rico. Mit Unrecht bezeichnet man so auch in Argentinien die wellenförmigen Bodenanschwellungen in der Provinz Entre Rios und die steilen Thalhänge des Rio Negro.

Cucūjo, s. Feuerfliege.

Cucullānus, s. Strongyliden.

Cucullāris (Musculus c.), Mönchskappenmuskel (s. d.).

Cucullus (lat.), Kapuze. C. non facit monachum, Sprichwort: die Kutte macht nicht den Mönch.

Cucūlus, Kuckuck; Cuculidae (Kuckucke), Familie der Klettervögel (s. d.).

Cucumaria, s. Seegurken.

Cucumella, etrusk. Grabhügel bei Volci (s. d.).

Cucūmis, die Gurke; C. Melo, s. Melone.

Cucurbita, der Kürbis; auch Schröpfkopf.

Cúcuta, s. Rosario de Cúcuta und San José de Cúcuta.

Cuddear (engl., spr. kaddĕr), s. Orseille.

Cuddapah, ind. Distrikt, s. Kadapa.

Cuddy (Küddi), arab. Flüssigkeitsmaß, = 7,57 Lit.

Cuden, s. Juden.

Cudowa, Badeort, s. Kudowa.

Cudworth (spr. kaddwörth), Ralph, engl. Theosoph und Mystiker, geb. 1617 zu Aller in der Grafschaft Somerset (England), seit 1645 Professor zu Cambridge, gest. daselbst 1688, stellte in seinem Hauptwerk »The true intellectual system of the universe« (Lond. 1678, neue Ausg. 1839; lat. Übersetzung von Mosheim, Jena 1733; 2. Aufl., Leiden 1773) eine platonisierende Naturphilosophie, in seiner nachgelassenen Schrift »Treatise concerning eternal and immutable morality« (Lond. 1731) die Grundzüge einer natürlichen Moral auf, suchte im erstern die mechanistische Naturauffassung der Physiker sowie den Atheis-

mus in allen Gestalten zu widerlegen, in der letztern die gesamte Tugend- und Pflichtenlehre auf unmittelbar einleuchtende Urteile der sittlichen Vernunft zu begründen. Zu erstern Zweck bedient sich C. der Hypothese einer plastischen Natur, welche nach ihr von dem göttlichen Verstande eingepflanzten Urbildern zweckmäßig erscheinende Bildungen hervorbringt, weder gottverlassen, noch selbst göttlich, sondern, als dem Gesetz Gottes folgende bewegende Kraft im Innern der Dinge, die Dienerin Gottes ist. Dieselbe ermöglicht so, daß die gesamte Natur als eine Offenbarung Gottes angesehen werden kann. Die Existenz einer sittlichen (praktischen) Vernunft aber folgt, ähnlich wie bei Kant, daraus, daß die sittlichen Urteile unmittelbar evident und schlechthin verbindlich sind und daher weder sensualistisch aus sinnlichen Erfahrungen und Thatsachen noch positivistisch aus bloß konventioneller Übereinkunft und bürgerlicher Gesetzgebung stammen. C. kann als Begründer der intellektualistischen Richtung in England gelten und ist das Haupt der sogen. Cambridger Schule. Vgl. Lowrey, The philosophy of Ralph C. (New York 1885).

Cuenca (spr. kuénka), span. Provinz in Neukastilien, grenzt im N. an die Provinz Guadalajara, im NO. an Teruel, im O. an Valencia, im S. an Albacete, im SW. an Ciudad Real, im W. an Toledo und Madrid und hat einen Flächenraum von 17,193 qkm (312 QM.). Das Land ist im nördlichen, mittlern und östlichen Teil sehr gebirgig; es enthält hier die Berge von Tragacete mit dem Cerro San Felipe (1800 m), die Sierra de Valdemeca und zahlreiche andre unter dem Gesamtnamen der Serrania de C. zusammengefaßte Bergketten. Der Waldstand dieses Gebirgslandes ist durch Abholzung schon sehr vermindert worden, aber noch immer ansehnlich. Berühmt in ganz Spanien sind die Fichtenwälder von C. Im Bergland finden sich auch bedeutende mineralische Schätze, namentlich an Steinsalz (berühmter Steinsalzberg bei Minglanilla), und Mineralquellen. Der übrige, insbes. der westliche Teil des Landes gehört der Mancha an (s. d.). Zu den fruchtbarsten Gebieten gehört die im N. gelegene Alcarria. Die größten Flüsse der Provinz sind: der Jucar mit Cabriel und Guadazaon, der Zancara (Nebenfluß des Guadiana) mit Giguela und der Guadiela (Nebenfluß des Tajo). Die Bevölkerung betrug 1887: 242,462 Köpfe, also nur 14 auf das QKilometer. Der Ackerbau ist in der Mancha sehr ergiebig, die Serrania dagegen liefert hauptsächlich Vieh. Wichtigere Produkte sind noch Safran, Öl, Wolle, Käse. Industrie und Handel sind unbedeutend; erstere beschränkt sich auf Eisen- u. Kupfergießereien, Getreidemühlen, Branntweinbrennereien, Papierfabriken. In den Gebirgsdörfern werden Holzlöffel gemacht. Die Kommunikationswege sind sehr schlecht. Die Provinz umfaßt acht Gerichtsbezirke.

Cuenca, 1) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 902 m ü. M. auf einem steilen Felsen, am Zusammenfluß des Jucar und Huecar, über welch letztern eine 42 m hohe Brücke (San Pablo, aus dem Jahre 1523) führt, an der Eisenbahn Aranjuez-C. Die Stadt hat eine schöne gotische Kathedrale, viele große Häuser (ehemalige, nun verlassene Edelsitze), ein Instituto, ein bischöfliches Seminar und (1887) 9747 Einw. Sie war ehemals durch ihre Tuchfabrikation, ihre Goldwaren und ihr Kunstgewerbe berühmt, ist aber jetzt verödet. Sie ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. — C. soll die Stadt der alten Concani gewesen sein, sie hieß später Conca oder Concha. Alfons IX. entriß sie 1220 den Mauren. Geschichtlich bekannt ist sie durch die Übergabe 9. Okt. 1706 im Spanischen Erbfolgekrieg und 1874 durch die Greuel, welche die Karlisten dort verübten. — 2) (Santa Ana de C.) Hauptstadt der Provinz Azuay in Ecuador, 2581 m ü. M., in fruchtbarer Ebene am Rio Paute, ist gut gebaut, hat breite, von Kanälen durchflossene Straßen, eine Kathedrale, eine höhere Schule und einschließlich der von Indianern bewohnten Vorstadt Ejido, am rechten Ufer des Paute, 25,000 Einw., die Wollenstoffe, Hüte und Töpferwaren verfertigen und Handel mit in Zucker eingemachten Früchten, Käse und Korn treiben.

Cuencamé, Distriktshauptort im mexikan. Staate Durango, nordöstlich von der Stadt Durango, mit Schmelzhütten für die nahen Silbergruben, Baumwollfabriken, Anbau von Zuckerrohr und 5000 Einw.

Cuëra, s. Chur.

Cuérda (Cordel, »Schnur«), älteres span. Längenmaß zu 33 Palmos = 6,896 m, wurde auch mancherorten etwas größer, zu 25 Piés, gerechnet.

Cuernaváca, Hauptstadt des mexikan. Staates Morelos, im Thal von C., das fast alle Früchte der gemäßigten und der heißen Zone erzeugt, 1650 m ü. M., schon 1432 gegründet, hat eine von Cortez gebaute Kirche, 2 prot. Kirchen, eine landwirtschaftliche Akademie, ein litterarisches Institut, Hospital, Branntweinbrennerei, große Zuckersiedereien und 8500 Einw. Dabei die Ruinen des aus fünf Terrassen bestehenden alten Xochicalco auf 180 m hohem Hügel (s. Tafel »Amerikanische Altertümer II«, Fig. 1).

Cuers (spr. küär), Stadt im franz. Depart. Var, Arrond. Toulon, an der Foux und der Mittelmeerbahn, mit alten Ringmauern, Produktion von Wein, Olivenöl, Seide, Gips und Korkpfropfen und (1891) 3085 Einw.

Cuesmes (spr. küäm'), Dorf in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Mons, 3 km südwestlich von Mons, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Charleroi-Mons und Mons-Quiévrain und der Eisenbahn Mons-Hautmont, hat bedeutenden Kohlenbergbau, Eisenindustrie und (1890) 8369 Einw.

Cuëva, Juan de la, einer der berühmtesten span. Dichter des 16. Jahrh., geb. 1550 in Sevilla, starb nach 1607. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, war am glücklichsten im Drama und gehört zu den Begründern des spanischen Nationaldramas. C. unterwarf die Bühne einer vollständigen Reform, hob den dramatischen Stil durch die Zahl und Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen der Tragödie und der Komödie nieder und zog die Einteilung in drei Jornadas der alten Einteilung in fünf Akte vor, welche Erfindung man dem Cervantes zugeschrieben hat; doch that seine allzu produktive Thätigkeit der Tiefe und Fülle seiner Leistungen Eintrag. Die bemerkenswertesten seiner Arbeiten sind: »Obras« (Sevilla 1582), enthaltend lyrische Gedichte, Sonette, Kanzonen, Elegien, Eklogen ꝛc. in italienisch-klassischem Stil; »Coro Febeo de romances historiales« (das. 1587—88), Romanzen über Gegenstände der altklassischen Zeit; »Primera parte de las comedias y tragedias« (das. 1588), vier Tragödien nebst zehn Komödien enthaltend, worunter die bekanntesten »El infamador« und »El saco de Roma« sind. Sein großes, in Ottaven abgefaßtes episches Gedicht »La conquista de la Bética« (Sevilla 1603) ist von geringer Bedeutung. Eine Gesamtausgabe von Cuevas seltenen Werken gibt es noch nicht; seine Romanzen

finden sich in der »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 10 u. 16). Nach Originalhandschriften der Sevillaner Colombina veröffentlichte F. A. Wulff »Poèmes inédits« (Bd. 1: »Viage de Sannio«, Lund 1887).

Cuevas de Vera, Stadt in der span. Provinz Almeria, am Almanzora, mit maurischem Schloß und (1887) 20,027 Einw., verdankt ihr Aufblühen der Entdeckung der in der benachbarten Sierra Almagrera befindlichen reichen Silberminen.

Cuggiono (spr. kudschō), Flecken in der ital. Provinz Mailand, mit Seidengewinnung, Weinbau und (1881) 4793 Einw.

Cugia di Sant' Orsola (spr. kudscha), Efisio, ital. General, geb. 1820 in Cagliari aus einer angesehenen Adelsfamilie, gest. 14. Febr. 1872 in Rom, wurde, auf der Artillerieschule zu Turin gebildet, 1834 Unterleutnant, focht 1848 mit Auszeichnung bei Goito und Novara, ward 1855 Major, diente 1859 als Oberstleutnant im Generalstab und gewann Cavours besonderes Vertrauen, nach dessen Tode er Unterstaatssekretär im Kriegsministerium des Kabinetts Ricasoli ward, in welcher Stellung er das Ministerium bis zum August 1861 eigentlich selbständig leitete. 1862 wurde er, als Garibaldi in Sizilien für einen Zug gegen Rom agitierte, in außerordentlicher Mission nach Palermo geschickt, jedoch, als zu gemäßigt, bald wieder abberufen. 1863—64 war er Marineminister im Kabinett Minghetti, 1864 wurde er zum Generalleutnant befördert und befehligte 1866 bei Custozza die 8. Division. Nach dem Waffenstillstand war C. vom August 1866 bis April 1867 unter Ricasoli Kriegsminister und wurde dann erster Adjutant und vertrauter Freund des damaligen Kronprinzen Humbert.

Cui, Cesar, russ. Komponist, geb. 6. Jan. 1835 in Wilna, besuchte die Ingenieurschule und die Ingenieurakademie in Petersburg, an welcher er gegenwärtig als Professor der Fortifikation wirkt. In seinem Fach hat er sich durch ein »Lehrbuch der Feldbefestigungen« (3. Aufl. 1880) u. a. bekannt gemacht. Seine theoretischen Kenntnisse in der Musik, die er von Jugend auf mit Leidenschaft betrieb, verdankt er Moniuszko. Er ist als Komponist einer der Hauptvertreter der jungrussischen Schule und als Kritiker (1864—78 in der russischen »St. Petersburger Zeitung«) eifriger Verfechter der Sache Rich. Wagners. In der Pariser »Revue et Gazette musicale« veröffentlichte er 1878—79 eine Reihe von Artikeln über die Musik in Rußland, die 1881 gesammelt erschienen. Seine Hauptwerke sind: vier Opern (»William Ratcliff«, 1869; »Der Gefangene im Kaukasus«, 1873; »Angelo«, 1876, und »Der Sohn des Mandarins«, 1878), zwei Scherzi und eine Tarantella für Orchester, eine Suite für Violine und Klavier, Lieder u. a. Vgl. Gräfin de Mercy-Argenteau, César C. (Par. 1888).

Cui bono (lat.), zu welchem Zweck? wozu?

Cui prodest? (lat.), wem nützt es? (s. Is fecit etc.).

Cuir d'Alger (franz., spr. küir dalsché; »algierisches Leder«), s. Fichtenrinde.

Cuivre blanc (franz., spr. küiwr' blang), Neusilber.

Cuivre poli (franz., spr. küiwr' pōli), eigentlich cuivre jaune poli (»poliertes Messing«), Messingbronze, ein modernes Surrogat für die teure echte Bronze, besonders zur Herstellung kleinerer Geräte für den Massenbedarf (Beleuchtungsgegenstände, Schreibzeuge, Bilderrahmen u. dgl.), die früher poliert, jetzt auf der Schleifmaschine geschliffen werden.

Cujacius, eigentlich Jacques Cujas oder Cujaus, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrh., der größte Zivilist Frankreichs, geb. 1522 in Toulouse, gest. 4. Okt. 1590 in Bourges, studierte unter dem berühmten Juristen Arnold Ferrier zu Toulouse die Rechte und eröffnete 1547 einen Lehrkursus über die Institutionen, lehrte 1554 zu Cahors, 1555 zu Bourges, 1558 zu Valence, 1559 wieder zu Bourges. 1566 mit dem Titel eines herzoglich savoyischen Rates nach Turin berufen, kehrte er 1567 nach Valence zurück, wurde 1573 von Karl IX. zum Ehrenrat des Parlaments zu Grenoble und 1574 zum Wirklichen Parlamentsrat ernannt. 1575 ging er abermals nach Bourges, wo er bis zu seinem Tode blieb. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er eine auf Quellenstudium und Altertumskunde gestützte Auslegung anbahnte. Die erste Gesamtausgabe der von ihm selbst edierten Werke (»Opera priora« genannt) erschien 1577 in Paris in 5 Bänden und vermehrt daselbst 1588. Nach seinem Tode wurden gegen seinen ausgesprochenen Wunsch auch seine ihm nachgeschriebenen Vorlesungen (»Opera posthuma« genannt) gedruckt, zuerst einzeln, dann mit den »Opera priora« zu Sammlungen vereinigt, unter denen als die vollständigste hervorzuheben ist die von Hannibal Fabrot (Par. 1658, 10 Bde.), welche von dem Neapeler Juristen L. Ranius mit Anhängen und einem Generalregister vermehrt ward (Neap. 1722—27, 11 Bde.; nachgedruckt Vened. u. Modena 1758—83). Auf die Neapeler Ausgabe bezieht sich das unentbehrliche »Promptuarium operum J. Cujacii« von Dominicus Albanensis (Neap. 1763; 2. Ausg. 1795, 2 Bde.). Neuere Ausgaben erschienen Prato 1836—44, 13 Bde., und Turin 1874, 8 Bde. Vgl. Berriat-Saint-Prix, Histoire de Cujas (Par. 1821); Spangenberg, Jakob Cujas und seine Zeitgenossen (Leipz. 1822).

Cujus regio, ejus religio (lat., d. h. wer das Land beherrscht, hat auch die Religion zu bestimmen), Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, welcher, in der Zeit der Reformation (s. d.) zum Gesetz erhoben, mit Religionsfreiheit unvereinbar und daher in neuerer Zeit aufgegeben ist.

Cul (franz., spr. kü), der Hintere, Steiß. C. de Paris, falscher Steiß, Auspolsterung unter dem untern Teil des Rückens bei Damenkleidern, zuerst gebräuchlich in Frankreich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. C. de lampe, in der Bücherverzierung ornamentales oder figürliches Schlußstück eines Kapitels oder eines Werkes (s. Tafel »Buchverzierung II«, Fig. 9 und 11). Cul de sac, Sackgasse.

Culasse (franz.), s. Külasse.

Culbütieren (franz.), über den Haufen werfen (den Feind).

Culdeers (Culdees, spr. kŭldīrs, -dīs, keltisch; lat. Cultores Dei), ursprünglich alle Heiligen der keltischen Kirche; seit 300—400 Jahren nennt man so die Christen in Britannien, welche zur Zeit des Auftretens päpstlicher Missionare im 6. Jahrh. im Gegensatz zur katholischen Kirche die Einfachheit der Lehre und des Kultus der ersten christlichen Kirche festhielten. Richtiger spricht man einfach von den keltischen Christen im alten Wales, Irland u. Schottland. Vgl. Reeves, The C. of the British islands (Lond. 1864); Ebrard, Die iroschottische Missionskirche (Gütersloh 1873); Skene, Celtic Scotland (Edinb. 1876—78, 3 Bde.); Loofs, Antiquae Britonum Scotorumque ecclesiae quales fuerint mores (Leipz. 1882).

Culebra, Insel, s. Jungferninsel.

Culemborg, s. Kuilenborg.

Culĕus, s. Culleus.

Culex, ſ. Mücken.

Culham (ſpr. kŭläm), Dorf bei Abingdon (ſ. d.).

Culiacān, Hauptſtadt des mexikan. Bundesſtaats Sinaloa, am linken Ufer des Rio de C., durch Eiſenbahn mit ſeinem Hafen Altata verbunden, iſt Sitz der Regierung und eines Biſchofs, hat eine alte, verfallende Kathedrale am ſchönen Hauptplatz, ein Staatenhaus, eine höhere Schule (Colegio Rosales), Münze, Baumwollfabrik, Zuckerraffinerie und (1889) 8000 Einw. In der Umgegend werden Baumwolle, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Reis und Obſt gebaut. C. wurde 1532 gegründet und nimmt die Stelle der berühmten Indianerſtadt Hyeicolhuacan ein.

Culilawanzimt, ſ. Cinnamomum.

Cullen (ſpr. kŭlln), 1) William, Arzt, geb. 15. April 1710 zu Hamilton in der Grafſchaft Lanark, geſt. 5. Febr. 1790, bildete ſich in Glasgow zum Wundarzt aus, fungierte als ſolcher bei der Oſtindiſchen Kompanie, ſtudierte dann in Edinburg, ward 1746 Profeſſor der Chemie in Glasgow und 1751 Profeſſor der Pharmakologie, ging 1756 nach Edinburg, erhielt daſelbſt 1766 den Lehrſtuhl der praktiſchen Medizin und ward ſpäter erſter Arzt des Königs. Er ſchrieb: »Synopsis nosologiae methodicae« (Edinb. 1772, 1795, 2 Bde.; deutſch, Leipz. 1786); »First lines of the practice of physics« (Edinb. 1777, 2 Bde.; Lond. 1816, 2 Bde.; deutſch, Leipz. 1800, 4 Bde.); »Physiology« (Edinb. 1785; deutſch, Leipz. 1786); »Treatise on the materia medica« (Edinb. 1789, 2 Bde.; deutſch von Consbruch, Leipz. 1790); »Nosology, or systematic arrangement of diseases« (Lond. 1800) und »The Edinburgh practice of physic, surgery and midwifery« (daſ. 1805, 5 Bde.). Eine Geſamtausgabe ſeiner Werke beſorgte 1827 J. Thomſon, der auch ein »Account of the life of W. C.« (Edinb. 1832; Bd. 2 von Craigie, 1859) herausgab.

2) Paul, iriſcher Erzbiſchof, aus einer alten keltiſchen Familie abſtammend, geb. 27. April 1803 zu Ballytore in der Grafſchaft Kildare, geſt. 24. Okt. 1878, ſtudierte zu Carlow und im Kollegium der Propaganda zu Rom, wurde 1829 Prieſter, dann Rektor des Iriſchen Kollegiums und 1848 Rektor des Propagandakollegiums, 1849 zum katholiſchen Erzbiſchof von Armagh, 1852 zum Erzbiſchof von Dublin und 1866 zum Kardinal ernannt. Weder als Prediger noch als Schriftſteller hervorragend, gehörte er doch als eifriger Vorkämpfer des Papſttums und der ultramontanen Beſtrebungen zu den einflußreichſten Geiſtlichen ſeiner Zeit. Die Revolution zur Zeit des Fenieraufſtandes bekämpfte er aufs entſchiedenſte. Durch die Gründung vieler Kirchen und Hoſpitäler, insbeſ. aber des Diözeſankollegiums zu Clonclifſe und der katholiſchen Univerſität für Irland, hat er ſich ein dauerndes Andenken geſchaffen.

Cullera (ſpr. kuljéra), Stadt in der ſpan. Provinz Valencia, am Jucar, unfern ſeiner Mündung in das Meer, ſüdlich von der im Kap C. auslaufenden Sierra de Zorras an der Eiſenbahn Silla-C. gelegen, hat alte Mauern und Schloßruinen aus der Maurenzeit, einen Hafen und (1887) 11,713 Einw., welche Reisbau und Handel (Ausfuhr von Reis und Orangen, Einfuhr von Guano) betreiben.

Cullĕus (Culeus, lat.), großer lederner Sack, Schlauch, das größte Maß für Flüſſigkeiten, Getreide ꝛc., welches bei den Römern in Gebrauch war, = 20 amphorae oder 160 congii. Man berechnete danach den Ertrag der Weinberge und die Preiſe bei Weineinkäufen im großen; er faßte 525,28 Lit. Elternmörder wurden von den Römern in einen C. eingenäht und erſäuft; daher poena culei, das Säcken (ſ. d.).

Cullōden (ſpr. kŭlŏd'n), Dorf in der ſchott. Grafſchaft Nairn, bei Inverneß, berühmt durch den auf dem nahen Cullodenmoor (Drummoſiemoor) 27. April 1746 erfochtenen Sieg des Herzogs von Cumberland über den Prinzen Karl Eduard Stuart, den Enkel des vertriebenen Königs Jakob II.

Cullum (ſpr. kŭlŏm), George, Militäringenieur und Schriftſteller, geb. 25. Febr. 1809 in New York, erbaute ſeit 1833 viele Befeſtigungswerke, Dämme und Mauern für Seefeſtungen, Leuchthäuſer ꝛc., war 1864—74 Superintendent der Militärakademie der Vereinigten Staaten. Er ſchrieb: »Military bridges with India rubber pontons« (New York 1847); »Systems of military bridges« (daſ. 1863); »Biographical register of officers and graduates of United States military academy« (3. Aufl., Boſton 1891); »Campaigns of war of 1812—15 against Great Britain« (New York 1879).

Cully (ſpr. küli), Stadt und Hauptort des Bezirks Lavaux (La Vaux) im ſchweizer. Kanton Waadt, an der Eiſenbahn Genf-St.-Maurice, mit Weinbau und (1888) 1002 Einw. Am Hafen ſteht das Marmordenkmal des von C. gebürtigen Majors Davel, der am 24. April 1723 für die Unabhängigkeit des Waadtlandes gegen die Berner ſein Leben einſetzte.

Culmann, Karl, Mathematiker und Ingenieur, geb. 10. Juli 1821 in Bergzabern, geſt. 10. Dez. 1881 in Riesbach bei Zürich, beſuchte die École d'application in Metz, ſtudierte 1838—41 am Polytechnikum in Karlsruhe, wurde als Ingenieur beim Bau der Bahn durch das Fichtelgebirge beſchäftigt, legte ſich dann aber vorzugsweiſe auf Theorie und Praxis des Brückenbaues und wurde 1849 von der bayriſchen Regierung zu einer zweijährigen Studienreiſe nach England und Amerika geſchickt. 1855 ging er als Profeſſor der Ingenieurwiſſenſchaften an das eidgenöſſiſche Polytechnikum in Zürich. Er verband praktiſche Thätigkeit, beſonders in ſeinen Gutachten für Eiſenbahn- und Waſſerbau, mit der erfolgreichſten Lehrthätigkeit und erwarb ſich das größte Verdienſt durch die Begründung der Graphoſtatik. Sein Hauptwerk: »Die graphiſche Statik« (Zürich 1865, 2. Aufl. 1875) iſt unvollendet. Vgl. Jean Meyer, Le Dr. Charles C. (Lauſanne 1882); Fetmeyer, über Culmanns bleibende Leiſtungen (Zürich 1882).

Culmites *Brongn.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Ein Teil der früher hierher gerechneten Formen gehört zu den Koniferen oder Cyperaceen.

Culmus (lat.), ſ. Halm.

Culot (franz., ſpr. küo, Diminutiv von cul), Reſtküchlein, jüngſtes Kind, das jüngſte Mitglied; in der Artillerie ſoviel wie Treibſpiegel, Metallnäpfchen bei den Expanſionsgeſchoſſen nach Miniés Syſtem für Handfeuerwaffen.

Culotte (franz., ſpr. külot'), kurze Kniehoſe; daher Sans-culottes (ſ. d.).

Culpa (lat.), Schuld, Fahrläſſigkeit, Unvorſichtigkeit, in der Rechtswiſſenſchaft jede einer Perſon zuzurechnende Widerrechtlichkeit (injuria); im engern Sinn wird die C. (Fahrläſſigkeit) dem Dolus malus (rechtswidriger Vorſatz) entgegengeſetzt. Hat nämlich derjenige, welcher ſich eine unerlaubte Handlung oder Unterlaſſung zu ſchulden kommen ließ, dabei das Bewußtſein der Rechtswidrigkeit gehabt, dann hat er ſich eines Dolus ſchuldig gemacht; fehlte ihm zwar

dieses Bewußtsein, hatte er aber durch Vernachlässigung der nötigen Behutsamkeit, Sorgfalt, Vorsicht die Beeinträchtigung eines fremden Rechts herbeigeführt, dann liegt eine C. im engern Sinn vor, während, wenn der widerrechtliche Erfolg nach menschlicher Einsicht unter Berücksichtigung der besondern Verhältnisse des einzelnen Falles nicht vorhergesehen oder doch durch menschliche Kräfte nicht abgewendet werden konnte, ein Casus (Zufall) vorhanden ist, für welchen niemand einzustehen hat. Jede widerrechtliche Handlung aber (C. im weitern Sinn) besteht entweder in einem positiven Thun oder in einem schuldhaften Unterlassen (»Kommissiv- und Omissivhandlung«), und hiernach teilt man die C. im weitern Sinn ein in C. in faciendo und C. in omittendo oder non faciendo, je nachdem man durch eine positive Handlung in eine fremde Rechtssphäre eingreift oder durch eine pflichtwidrige Unterlassung einen andern in Schaden bringt. Die erstere nennt man auch Aquilische C., weil ein Gesetz der römischen Republik, lex Aquilia, die Folgen der C. in faciendo eingehend geregelt hat. Bezüglich der C. in non faciendo ist zu bemerken, daß auf dem Gebiet des Privatrechts in der Regel niemand verpflichtet ist, Schaden von einem andern abzuwenden; nur dann, wenn man durch ein besonderes Obligationsverhältnis oder durch gesetzliche Vorschrift zu einem Thun verpflichtet ist, kann von einem schuldhaften Unterlassen die Rede sein. Die Haftpflicht für C. bestimmt sich nach dem Grade der letztern. Dabei ist aber zu beachten, daß auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts in Ansehung des Dolus keine verschiedenen Grade unterschieden werden. Vielmehr ist man hier für die vorsätzliche widerrechtliche Beeinträchtigung einer fremden Rechtssphäre unter allen Umständen verantwortlich und zum vollen Ersatz des verursachten Schadens sowie zur Wiederherstellung des verletzten Rechtszustandes verpflichtet, abgesehen von den etwanigen strafrechtlichen Folgen der widerrechtlichen Handlungsweise. Dagegen kommt es bei der Frage, ob man für eine durch Fahrlässigkeit (C. im engern Sinn) hervorgerufene Rechtsverletzung haftverbindlich sei, auf den Grad der C. an. Dieser bestimmt sich nach der Größe der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, und als Maßstab hierfür kann man entweder die gewohnte Handlungsweise des Schuldigen selbst (relativer, subjektiver Maßstab, c. in concreto) oder die Handlungsweise andrer Menschen (absoluter, objektiver Maßstab) und zwar wieder entweder eines gewöhnlichen, nicht allzu vorsichtigen Menschen (c. lata in abstracto) oder eines besonders vorsichtigen und besonnenen Mannes, wie die Römer sagten, eines umsichtigen Hausvaters, diligens paterfamilias (c. levis in abstracto), wählen. Man unterscheidet hiernach weiter eine grobe und eine geringe Fahrlässigkeit (c. lata, c. levis). Je mehr Sorgfalt anzuwenden man verpflichtet ist, für desto geringere C. hat man zu haften, so daß also die zu prästierende C. und die anzuwendende Sorgfalt in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen. Nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch haftet man innerhalb eines obligatorischen Verhältnisses stets für omnis c. und ist das Maß des Verschuldens nur für die Berechnung des Schadens von Belang. Bezüglich des Beweises des Verschuldens gelten die allgemeinen Beweisregeln, so daß also eine Schuld nicht vermutet wird und jeder, der einen Anspruch auf eine behauptete Schuld gründet, solche auch zu beweisen hat. Manche Rechtslehrer traten übrigens für eine Dreiteilung der C. ein, indem sie zu der C. lata und C. levis noch eine C. levissima, ein ganz geringes Verschulden hinzufügten, wie denn auch das preußische Landrecht zwischen grobem, mäßigem und geringem Verschulden unterscheidet. Unter letzterm ist eine Schuld zu verstehen, welche nur bei vorzüglichen Fähigkeiten oder bei besonderer Kenntnis der Sache oder des Geschäfts oder durch eine ungewöhnliche Anstrengung der Aufmerksamkeit vermieden werden konnte. Über die Folgen der C. in strafrechtlicher Beziehung vgl. Fahrlässigkeit. Die wichtigste Monographie über die zivilrechtliche C. ist Hasse, Die C. des römischen Rechts (Kiel 1815; 2. Ausg. von Bethmann-Hollweg, Bonn 1838).

Cultrijugatusschichten, die durch das Auftreten von Spirifer cultrijugatus ausgezeichnete untere Abteilung der Calceolaschiefer, s. Devonische Formation.

Cumä (griech. Kýme), berühmte Stadt des Altertums in Italien, an der Küste von Kampanien nördlich vom Vorgebirge Misenum gelegen, war der Überlieferung nach 1050 v. Chr. (in Wahrheit wohl später) von Joniern aus Euböa und Äoliern aus Kyme zuerst auf der Insel Änaria (Ischia), dann auf dem gegenüberliegenden Festland gegründet, die älteste aller griechischen Kolonien in Italien und die Mutterstadt von Neapolis. Sie war lange Zeit blühend und mächtig, und ihre Herrschaft scheint sich über die Misenische Halbinsel hinaus weit in das Kampanische hinein erstreckt zu haben. Die größte Macht erlangte C. unter dem Tyrannen Aristodemos (um 500). Dann bedrohten es die Etrusker, deren Seemacht 474 mit Hilfe der syrakusischen Flotte bei C. für immer gebrochen wurde. 420 fiel die Stadt in die Gewalt der Samniter und büßte ihren ausschließlich griechischen Charakter ein; um 350 kam sie an Rom und wurde in der Folge mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt und zur Kolonie erhoben; allein ihre Blütezeit war vorbei. Die Alten erzählen viel von dem glücklichen Himmelsstrich und der Fruchtbarkeit der Gegend; besonders heben sie eine Weinsorte (den Ulbaner), Flachs und die bekannte Puzzolanerde hervor. Von C. aus verbreitete sich der Apollodienst in Italien; daneben wurde Demeter verehrt. Südlich von C. liegt der Acherusische (jetzt Lago Fusaro) und nordöstlich davon der Averner See, mit denen man ebenfalls aus Griechenland herübergeführte Ideen verknüpfte, die in der vulkanischen Natur des Bodens Nahrung fanden. Unter den Ruinen der alten Stadt, die nordwestlich vom heutigen Baja liegen und jetzt von Gestrüpp überwachsen sind, zeichnen sich ein Amphitheater, ein Thor der Akropolis, Trümmerreste von Villen und Gräbern und das sogen. Grab der Sibylla (Räume eines antiken Hauses) aus. Von dem berühmten Apollotempel auf der Akropolis sind nur schwache Mauerreste übrig. Der Burgfels enthielt an seinem östlichen Abhang eine große künstliche Höhle, in welcher die Cumäische Sibylle einst ihre Orakelsprüche erteilte. Dieselbe wurde bei der Belagerung Cumäs durch Narses zerstört. Die letzten Reste der einst herrlichen Stadt zerstörten 1203 die Neapolitaner.

Cumacëa, s. Schildkrebse.

Cumaná (Santa Ines de C.), Stadt im Staat Bermudez in Venezuela, auf kahler Ebene und am Flüßchen Manzanares, 2 km von seinem Hafen Puerto Sucre am Meerbusen von Cariaco, hat ein heißes (Mitteltemperatur 27,8° C.), aber gesundes Klima, eine höhere Schule, Handel mit Kakao, Zucker, Tabak, Kokosnüssen, Rindshäuten, Fischfang und Perlenfischerei und (1881) 12,057 Einw. — C., bereits 1521

im Auftrag Diego Colons als Neu-Toledo gegründet und somit die älteste Stadt Südamerikas, litt häufig durch Erdbeben, namentlich 1766, 1797 und 1853.

Cumarumuholz, s. Dipteryx.

Cumbal, dampfender Vulkan in Kolumbien, nahe der Südgrenze, 4790 m hoch, mit einem mit Schwefel und Schlamm gefüllten Krater.

Cumberland (spr. kömberländ), Fluß der nordamerikan. Union, entspringt an der Südostgrenze von Kentucky in den Cumberlandgebirgen, verfolgt westliche und südwestliche Hauptrichtung, tritt dann nach Tennessee über und mündet nach einem Laufe von 890 km bei Smithland in den Ohio, nächst dem Tennessee dessen größter Nebenfluß. Er ist schiffbar für große Dampfboote bis Nashville (315 km), für Boote von 15 Ton. noch weiter. Sein Fall von der Quelle bis an die Mündung übersteigt 350 m. In seinem Oberlauf durchbricht er das von 426 m hohen Felsmassen eingeschlossene Cumberland Gap, das 7. Sept. 1863 von den Unionisten genommen wurde.

Cumberland (spr. kömberländ), die nordwestlichste Grafschaft Englands, grenzt im W. an das Irische Meer, im N. an den Solwaybusen und an Schottland, im O. an Northumberland und Durham, im S. an Westmoreland und umfaßt 3926 qkm (71,3 QM.). Es ist ein romantisches Gebirgsland, das im W. und S. von den Höhen und Thälern der Cumbrian Mountains (s. d., mit dem Scafell, 984 m) erfüllt, im O. von der Penninischen Kette (mit dem Croß Fell, 892 m hoch) durchzogen wird. Zwischen beiden Bergmassen liegt eine vom Eden bewässerte, ziemlich fruchtbare Ebene, welche sich nach dem Solwaybusen hinzieht und zum großen Teil das nördliche Stück der Grafschaft bildet. Der Eden, für kleine Schiffe bis Carlisle schiffbar, ist der Hauptfluß; auch der Unterlauf des schottischen Esk gehört hierher. Andre kleinere Küstenflüsse sind: der Duddon (westlich von Furneß), der Irt, Derwent und Ellen, welche sämtlich aus den Cumbrischen Bergen, meist aus den zahlreichen Seen derselben, kommen. Der bedeutendste der letztern, welche die landschaftliche Schönheit dieses Bergreviers wesentlich erhöhen, ist der Derwentwater (s. d.). Der noch größere Ullswater liegt an der Grenze von Westmoreland. Das Hauptvorgebirge ist St. Bees. Die von starren Granitfelsen gegen das Meer geschützte Küste bildet zwei größere Busen: den Solway (Mündung des Eden) an der schottischen Küste und die Duddonmündung an der Grenze von Lancashire. Das Klima ist feucht, kalt und nebelig, doch gesund. Die Bevölkerung zählte 1891: 266,549 Seelen. Der Boden ist an den Gebirgen steinig, in den Thälern lehmig, überall schwer zu bearbeiten. Dessenungeachtet sind die Thäler gut angebaut; 1890 entfielen 26,2 Proz. der Oberfläche auf Ackerland, 35 auf Weideland, (1888) 3,2 auf Wald. Man baut namentlich Klee, Hafer, Weizen, Kartoffeln und Gerste; das fehlende Obst ersetzen die Holz- und Moorbeeren, die einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Einträglich sind auch die Viehzucht (besonders die der Schafe) und die Fischerei. An Vieh zählte man 1890: 20,442 Pferde, 138,086 Rinder, 562,252 Schafe, 31,717 Schweine. Eigentümlich ist C., wie auch dem benachbarten Westmoreland, daß es in seinen statesmen noch einen freien Bauernstand besitzt. Das Mineralreich liefert Steinkohlen (1892: 1,424,749 Ton., besonders an der Westküste, wo die Gruben, 120—300 m tief, in beträchtlichen Strecken unter das Meer führen), Eisenerz (1,355,007 T.), Blei (2208 T., in Alstonmoor), Silber, Zink, Gips, Thon und Graphit, dessen Gruben (besonders in dem hohen und öden Thal von Borrowdale) den Keswicker und Londoner Fabriken das Material zu den berühmten Bleistiften liefern. Unter den zahlreichen industriellen Anstalten nehmen die Baumwollfabriken den ersten Rang ein. Auch die Eisenindustrie ist von Bedeutung sowie die Leinweberei, weniger die Wollwarenfabrikation. Hauptstadt ist Carlisle.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im nordamerikan. Staat Maryland, am Potomac, Endpunkt des Chesapeake- und Ohiokanals und Bahnknotenpunkt, hat große Eisen- und Stahlwerke, lebhaften Kohlenhandel und (1890) 12,729 Einw. In den nahen Alleghanies ergiebige Kohlen- und Eisengruben. — 2) Stadt in der Grafschaft Providence des nordamerikan. Staates Rhode-Island, mit lebhafter Industrie und (1890) 8090 Einw.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn Georgs II., Königs von England, geb. 26. April 1721, gest. 31. Okt. 1765, trat früh in den Militärdienst, begleitete 1743 seinen Vater als Generalmajor zu der pragmatischen Armee nach Deutschland und wohnte dem Treffen bei Dettingen (27. Juli 1743) bei, erhielt 1745 das Oberkommando über die alliierte Armee in den Niederlanden und verlor mit dem holländischen General Königsegg 12. Mai 1745 die Schlacht von Fontenay gegen den Marschall von Sachsen. Bei Culloden (s. d.) schlug er dagegen den Prätendenten Karl Eduard Stuart, schändete aber diesen Sieg durch seine Grausamkeit gegen die Anhänger des Prinzen. Vom König zum Generalkapitän aller großbritannischen Truppen ernannt, übernahm er den Oberbefehl in den Niederlanden von neuem, ward aber nochmals vom Marschall von Sachsen unweit Maastricht (2. Juli 1747) geschlagen. In England ward er nach dem Frieden zu Aachen 1748 Kanzler der Hochschule zu Dublin, erhielt im Siebenjährigen Kriege das Kommando der Armee in Deutschland, ward 1757 von d'Estrées bei Hastenbeck geschlagen und schloß unter dänischer Vermittelung die Konvention zu Kloster-Zeven, in deren Folge sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückzog und Hannover in den Händen der Franzosen ließ. Zurückgerufen, legte er seine militärischen Stellen nieder und zog sich nach Windsor zurück. Sein Leben beschrieb Campbell-Maclachan (Lond. 1875). — Den Titel Herzog von C. führten später die Könige Ernst August und Georg V. von Hannover sowie des letztern Sohn (s. C. 2).

2) Ernst August, Herzog von, königl. Prinz von Großbritannien und Irland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 21. Sept. 1845 in Hannover, einziger Sohn des Kronprinzen Georg, spätern Königs Georg V. von Hannover, begleitete 1866 seinen Vater in den kurzen, mit Langensalza endenden Feldzug, dann nach Österreich, wahrte nach dem Tode seines Vaters (12. Juni 1878) in einem an die Mächte und Höfe gerichteten Schreiben, datiert Gmunden 11. Juli 1878, alle seine Rechte auf das Königreich Hannover und erklärte, bis zur Verwirklichung derselben den Titel eines Herzogs von C. und zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat »Königliche Hoheit« führen zu wollen. Am 21. Dez. 1878 vermählte er sich mit der Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark, Prinzessin Thyra (geb. 29. Sept. 1853), die ihm sechs Kinder, 28. Okt. 1880 auch einen Erbprinzen, Prinz Georg Wilhelm, gebar.

Als 18. Okt. 1884 Herzog Wilhelm von Braunschweig ohne direkte Erben starb, ergriff C. als Haupt des Welfenhauses durch Patent von demselben Tag vom Herzogtum Braunschweig Besitz, indem er erklärte, der deutschen Reichsverfassung gemäß regieren zu wollen. Da er indes auf Hannover nicht verzichtete, vielmehr in einem Briefe an die Königin Viktoria schon 1878 erklärt hatte, daß seine Anerkennung der Reichsverfassung keineswegs die Aufgabe seiner hannöverschen Erbansprüche bedeute, so beachtete die Braunschweiger Regentschaft das Patent des Herzogs nicht, und auf Antrag Preußens erklärte der Bundesrat 2. Juli 1885, daß die Regierung des Herzogs von C. in Braunschweig mit den Grundprinzipien der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei. Doch gelangte C. in den Besitz des Privatvermögens des Herzogs Wilhelm. Erst 1892 (10. März) verstand er sich in einem Schreiben an Kaiser Wilhelm II. dazu, jede Absicht, den bestehenden Zustand im Deutschen Reich anzufechten, von sich zu weisen, worauf ihm die Einkünfte des Welfenfonds ausgezahlt wurden. C. residiert zu Gmunden in Oberösterreich.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Richard, engl. Moralphilosoph, geb. 1632 in London, wurde 1691 Bischof von Peterborough und starb daselbst 1718. C. ist in seinem Hauptwerk: »De legibus naturae disquisitio philosophica« (Lond. 1672, 3. Aufl. 1694) als Gegner von Hobbes aufgetreten, dessen egoistischem Selbsterhaltungstrieb er die wohlwollenden Neigungen des Menschen als Grundlage der Moral entgegensetzt. Das Gesetz seiner Natur bestehe sowohl in der Rücksicht auf das eigne als in der Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Der höchste Grad des Wohlwollens gegen alle vernünftigen Wesen erzeuge den möglichst glücklichen Zustand sowohl der Gesamtheit als auch des Individuums.

2) Richard, engl. Schriftsteller, namentlich Bühnendichter, geb. 19. Febr. 1732 in Cambridge, gest. 7. Mai 1811 in Tunbridge Wells, Sohn des Bischofs von Kilmore, Denison C., und Enkel des berühmten Philologen Bentley, studierte in seiner Vaterstadt, war erst Geheimer Sekretär des Lords Halifax, dann Kronagent für die Provinz Neuschottland und Sekretär bei dem Handelskollegium, begab sich 1780 als geheimer Gesandter Englands an die Höfe von Madrid und Lissabon, womit für ihn bedeutende finanzielle Verluste verknüpft waren, zog sich 1781, da zugleich die Handelskammer aufgelöst wurde, nach Tunbridge zurück und widmete sich hier ausschließlich litterarischen Beschäftigungen. Den Ruf seines ersten litterarischen Versuchs, des Singspiels »Summer's tale« (1765), verdunkelten bald seine Lustspiele: »The brothers« und »The Westindian« (1769), und noch heute zählt letzteres zu den besten Komödien Englands. Die vorzüglichsten seiner übrigen Lustspiele, die ihm den Namen des englischen Terenz erwarben, sind: »The fashionable lover«, »The Jew« (auf der deutschen Bühne durch Iffland und Devrient heimisch gemacht) und »The wheel of fortune«. Im Trauerspiel versuchte er sich mit »The battle of Hastings«. Weniger Glück hatte er in der epischen Poesie sowie mit seinen Romanen »Arundel« (1789) und »Henry« (1795), wohl aber mit dem Gedicht »Calvary« (1792). Schätzbar ist sein »Observer«, fast die letzte der moralischen Wochenschriften (zuerst Lond. 1785; besser 1798, 6 Bde.), eine Sammlung seiner Essays, darunter interessante Aufsätze über griechische Litteratur (in der spätern Auflage auch eine Übersetzung der Aristophanischen »Wolken«). Sein letztes Werk ist »Retrospection, a poem in familiar verse« (1811). C. wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Über sein Leben hat er selbst berichtet in »Memoirs« (1807, 2 Bde.), die von Rudford in »Critical examination of the writings of C.« (1812, 2 Bde.) auf das gröbste geplündert worden sind.

Cumberlandgolf (Hogarthsund), an der Südostseite von Baffinland zwischen den Halbinseln Cumberland und Pennyland, entdeckt von Davis 1585. Im Hintergrund der Kingawafjord, wo 1882 die deutsche arktische Station unter 66° 37′ nördl. Br. und 67° 15′ westl. L. v. Gr. errichtet wurde.

Cumberland Mountains (spr. kömberländ mauntins), ein Zug des Alleghanygebirges in Nordamerika, im O. von Kentucky und Tennessee, bis 792 m hoch. Die Bahn von Louisville nach Knoxville führt an der Grenze der beiden Staaten durch das Cumberland Gap, einen Engpaß.

Cumberland-Sauce, eine kalte Sauce für Schweinebraten, besteht aus Johannisbeer- oder Himbeergelee, Senf, Salz, Zitronenschale und Wacholderbeeren. Letztere bleiben fort, wenn die Sauce zu anderm Fleisch, namentlich zu kaltem Geflügel serviert wird.

Cumberland Valley (spr. kömberländ wälli), fruchtbare Thalebene im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, zwischen Harrisburg am Susquehanna und Williamsport am Potomac, eingefaßt von zwei Parallelketten der Alleghanies (Kittatinny und South Mountains) und vom Conedoowinit und Conococheague bewässert. In ihr liegen Carlisle und Chambersburg (s. d.).

Cumbrae (spr. kömmbre), zwei schott. Inseln im Firth of Clyde, dicht an der Ayrshireküste, aber zu Buteshire gehörig, 14 qkm groß mit (1891) 1801 Bewohnern. Hauptort ist Millport.

Cumbre (span.), »Gipfel«, viel mit Bergnamen verbunden, z. B. C. de Mulahacen (s. d.). Cumbrepaß (auch Portillo de la C. oder de Uspallata genannt), 3960 m hoher Paß in den Andes, die alte Kurierstraße von Mendoza nach Valparaiso, den die transandinische Bahn in einem 5065 m langen Tunnel in 3140 m Höhe überschreiten wird.

Cumbria, im Mittelalter ein Königreich in Großbritannien, benannt nach den Kymren, das bis um die Mitte des 10. Jahrh. selbständig war und außer der jetzigen englischen Grafschaft Cumberland die schottischen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh und Dumfries umfaßte. Vgl. Ferguson, History of Cumberland (Bd. 1, Lond. 1890).

Cumbrian Mountains (spr. kömmbri-en mauntins, Kumbrisches Gebirge), die höchste Berggruppe Englands, erstreckt sich zwischen dem Solway- und Morecambebusen in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, im S. durch die Kumbrische Ebene von jeder Verbindung mit südlichen Gruppen abgeschnitten, im O. durch die Thäler des Eden und Lune von der Penninischen Kette geschieden, mit der sie jedoch durch einen niedrigen Erdrücken zusammenhängt. Das kumbrische Bergland besitzt in seinen kühn gestalteten Gebirgsästen und seinen langen, engen Thälern, in denen langgestreckte, tiefe Seen liegen, überraschende Naturschönheiten. Dem Engländer gilt es als die englische Schweiz, das romantische »Land der Seen«. Man zählt deren gegen 20; die berühmtesten sind die von Windermere, Derwentwater und Ullswater. Nirgends sonst in Europa fällt so viel Regen

(200 cm im Durchschnitt, stellenweise bis 4,9 m). Die höchsten Gipfel sind: der Scafell (984 m hoch), der Helvellyn (932 m) und der Skiddaw (921 m hoch). Die Grundbestandteile des wilden und schwach bevölkerten Gebirges, das vom Oktober bis zum April und Mai mit Schnee bedeckt ist, bilden silurische Schiefer, von Granit, Syenit und andern plutonischen Gesteinen durchbrochen und von den der Kohlenformation angehörigen Gebilden umlagert. Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer, Graphit und andre Mineralien werden ausgebeutet. Zu seinen Naturschönheiten und mineralischen Schätzen gesellen sich noch historische Erinnerungen: Römerbauten, Druidendenkmäler, in Trümmer fallende Abteien.

Cum grano salis (lat.), »mit einem Korn Salz«, d. h. mit etwas Witz oder Urteilskraft.

Cum infamia (lat.), s. Infamie.

Cumino, s. Comino.

Cuminum *L.* (Stachelkümmel, Kreuzkümmel), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art C. Cyminum *L.* (Mutterkümmel), einem Sommergewächs in Nordafrika und Südeuropa. Es hat vielteilige Blätter mit lineal-fadenförmigen Zipfeln, weiße oder rötliche Blüten in wenigstrahligen Dolden und oblonge, borstige Früchte, wird in Südeuropa kultiviert und liefert den römischen, ägyptischen, welschen, Mutter-, Pfaffen- od. Pfefferkümmel, Kuminsamen. Diese Samen riechen und schmecken unangenehm, entfernt fenchelartig, und geben bei Destillation mit Wasser gelbliches ätherisches Öl (Römischkümmelöl, Ausbeute 2,8—3,2 Proz.) vom spez. Gew. 0,97 bei 13,4°, welches aus 77 Proz. Kuminol und 23 Proz. Cymol besteht. Die Samen wurden früher als erregendes und Blähungen treibendes Mittel, das ätherische Öl bei Magenkrämpfen und Hysterie benutzt; jetzt dient es zu Likören und besonders zu Darstellung von Cymol.

Cumming (spr. kömming), 1) John, schott. Kanzelredner, geb. 10. Nov. 1807 in Aberdeenshire, gest. 5. Juli 1881, wirkte 1832—79 in London als Prediger der schottischen Gemeinde in Covent-Garden, einer der berühmtesten Kanzelredner der Hauptstadt, der sich insbes. auch durch sein kraftvolles Auftreten gegen den römischen Katholizismus bekannt gemacht hat. In seinen zahlreichen Schriften deutet er die biblischen Weissagungen auf die Zustände der Gegenwart.

2) Runaleyn George Gordon, Reisender und Jäger, geb. 15. März 1820, gest. 24. März 1866 in Fort Augustus, Sohn eines schottischen Barons, diente seit 1838 in Madras, dann in Kanada, wurde 1843 Leutnant bei den reitenden Jägern am Kap, verließ indessen 1845 die militärische Laufbahn und lebte seitdem lediglich von dem Ertrag seiner Büchse. Ein auf allen seinen Jagdzügen mit großer Sorgfalt geführtes Journal: »Five years of a hunter's life in the far interior of South Africa« (Lond. 1850, 2 Bde.; 6. Aufl. 1870; deutsch, Wurzen 1852), enthält über das tierische Leben in Südafrika viele wertvolle Mitteilungen. — Seine Schwester Constance Frederika, geb. 24. Mai 1837, schrieb zahlreiche Werke über ihre Reisen in Indien, Ostasien, Australien und der Südsee.

Cummins (spr. kömmins), Maria, amerikan. Romanschriftstellerin, geb. 10. April 1827 zu Salem in Massachusetts, gest. 1. Okt. 1866 in Dorchester bei Boston, begann ihre litterarische Laufbahn 1853 mit dem »Lamplighter« (deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1884), der gleich in den ersten Wochen einen Absatz von 40,000 Exemplaren hatte und seitdem in zahlreichen Auflagen erschienen ist, und ward durch denselben, bei dem weiblichen Lesepublikum wenigstens, eine Art von Weltberühmtheit. Sie veröffentlichte seitdem noch folgende künstlerisch unbedeutende, aber von demselben Belehrungseifer zeugende Novellen: »Mabel Vaughan« (1857; deutsch, Leipz. 1884), »El Fureidis« (1860) und »Haunted hearts« (1864).

Cumnock (spr. kömmnock), Binnenstadt in Ayrshire (Schottland), am Lugar, hat Kohlengruben, Handstuhlweberei, Fabrikation hölzerner Schnupftabaksdosen und landwirtschaftlicher Maschinen und (1891) 3104 Einw.

Cumulatio actiōnum (lat.), Klagenhäufung (s. Klage).

Cumŭlus (lat.), der Haufe; die Haufenwolke, s. Wolken.

Cunao, s. Katechu.

Cunard (spr. künärd), Sir Samuel, Kaufmann, geb. 1787, gest. 28. April 1865, war der Sohn eines französischen Kanadiers in Halifax in Neuschottland, betrieb ein Handelsgeschäft und gehörte bald zu den angesehensten Schiffsreedern in Halifax. Unterstützt von der britischen Postverwaltung durch eine jährliche Subvention von 65,000 Pfd. Sterl., begründete er regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen Boston, New York und Liverpool und sandte das erste Schiff, die Britannia, am 4. Juli 1840 von Liverpool nach Boston. C. wurde 1859 zum Baronet erhoben. Die von ihm begründete Gesellschaft führte anfangs den Titel British and North American Royal Mail Steam Packet Company, seit 1878 aber den der Cunard Steam-Ship Company. Die ersten vier Schiffe wurden in Glasgow (aus Holz) gebaut und hielten ca. 1200 Ton. mit 440 Pferdekräften. 1885 besaß die C.-Gesellschaft 27 Ozeandampfer von 98,775 T. und 101,943 Pferdekräften, ist aber auf diesem Stande stehen geblieben und längst von vielen andern Dampfer-Gesellschaften überflügelt worden. Vgl. »The Cunard Line« (geschichtlich, Lond. 1893). S. auch Art. »Dampfschiffahrt« und Tafel »Hausflaggen«, Fig. 3.

Cunctātor (lat., »Zauderer«), Beiname des römischen Diktators Quintus Fabius Maximus (s. Fabius).

Cundinamárca, Departement von Kolumbien, erstreckt sich vom Magdalenenfluß bis jenseit der östlichen Kordillere und umfaßt mit dem Territorium San Martin (s. d.) 206,400 qkm (3748 QM.) mit (1884) 537,658 Einw. ohne 17,000 in dem genannten Territorium umherschweifende Indianer. Der westlichste Teil (das eigentliche C.) wird erfüllt von der Cordillera Oriental und im W. begrenzt vom Magdalenenstrom, der große östliche Teil dagegen zwischen dem Orinoko im O. und seinen Zuflüssen Meta im N. und Guaviare im S. ist ein weites Tiefland. Von dem sehr fruchtbaren, wohlbewässerten und je nach der Lage unter sehr verschiedenen klimatischen Bedingungen stehenden Lande sind nur 23,100 qkm (420 QM.) bebaut, in den höhern Strichen mit Weizen und Kartoffeln, in den wärmern mit Mais, Kakao, Tabak, in den heißen mit Indigo und Zucker. Fast alle Metalle kommen vor, aber nur Salz wird in größerer Menge aus den reichen Steinsalzgruben Zipaquira gewonnen, daneben Eisen und Steinkohle (s. Pacho). Die Industrie liefert wollene und baumwollene Gewebe, Decken, Sandalen, Strohhüte, irdene und Eisenwaren. Der Handel ist ansehnlich, wichtigster Ausfuhrartikel Chinarinde, aber die Warenbeförderung durch Lastträger sehr beschwerlich.

Cunēne, s. Kunene.

Cuneo (Coni), ital. Provinz in der Landschaft Piemont, grenzt westlich und südwestlich an Frankreich, nördlich an die Provinz Turin, östlich an Alessan-

dria, südöstlich an Genua und südlich an Porto Maurizio und umfaßt 7466 qkm (135,6 QM.) mit (1881) 635,400 Einw. (Ende 1892 mit 655,455 berechnet). Die Provinz ist im W. und S. Gebirgsland und enthält hier Verzweigungen der Kottischen und Seealpen; der übrige Teil ist Hügelland und Ebene. Größere Wasserläufe sind, außer dem in der Provinz entspringenden Po die Varaita, Maira, der Tanaro mit der Stura u. a., sämtlich Zuflüsse des Po, von denen zur Bewässerung des Bodens noch zahlreiche Kanäle abgeleitet sind. Die wichtigsten Erzeugnisse des Landbaues sind: Weizen (1891: 1,125,000 hl), Mais (614,000 hl), Hanf (21,200 metr. Ztr.), Kastanien (140,000 metr. Ztr.), Wein (604,000 hl) und Seide (1891: 2,254,000 kg Kokons). Die Viehzucht ist ansehnlich (1881 wurden 219,980 Rinder und 140,991 Schafe gezählt) und liefert viel Butter, Käse und Wolle. Das Mineralreich bietet Marmor, Schiefer, silberhaltiges Blei ꝛc. Auch besuchte Mineralquellen (zu Valdieri u. a.) sind vorhanden. Die Industrie umfaßt als Hauptzweige die Fabrikation von Maschinen, Gußwaren und Eisenbahnmaterial, Thonwaren, Schießpulver, Wermut, Seide, Baumwollgarn, Leder, Papier und Holzwaren. Die Provinz zerfällt in die vier Kreise: Alba, C., Mondovì und Saluzzo.

Cuneo, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 457 m ü. M., an der Vereinigung der Stura und des Gesso und an den Eisenbahnen Turin-C., C.-Mondovì und C.-Ventimiglia sowie an den Dampfstraßenbahnen nach Saluzzo, Dronero und Borgo San Dalmazzo, hat außer der breiten, mit Bogengängen geschmückten Hauptstraße nur enge und krumme Gäßchen und zeigt noch Reste der ehemaligen Befestigungswerke. C. hat eine Kathedrale mit moderner Kuppel, eine gotische Franziskanerkirche aus dem 12. Jahrh., ein Rathaus mit hohem Turm, Justizgebäude und Theater, elektrische Beleuchtung, Marktverkehr und (1881) 12,413 (als Gemeinde 24,853) Einw., welche Seidengewinnung und bedeutenden Handel treiben. C. ist Sitz eines Bischofs und eines Präfekten und hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut und eine Handelskammer. Seit 1382 zu Savoyen gehörig, hat C. vermöge seiner strategischen Bedeutung und seiner frühern starken Festungswerke als Schlüssel der obern piemontesischen Ebene und der Straße nach Nizza und der Provence in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt und viele Belagerungen auszuhalten gehabt.

Cunĕus (lat., »Keil«), die keilförmige Schlachtordnung der Alten, die, an der Front schmal beginnend, immer mehr an Breite zunahm und besonders zum Durchbrechen der feindlichen Linien angewendet ward. In der Schlacht bei Cannä schlugen die Römer einen solchen C. zurück; auch die Gallier, Germanen, Spanier bedienten sich häufig des Keiles, den die römischen Soldaten scherzweise caput porcinum (Saukopf) nannten. Zuweilen wird C. auch gleichbedeutend gebraucht mit Phalanx (s. d.). Auch bei Seetreffen übte man dies Manöver. C. war auch Name der keilförmigen Abschnitte, in welche die Sitzstufen im Zuschauerraum (cavea) des römischen Theaters durch strahlenförmige Treppen gegliedert wurden. Die Cunei des römischen entsprechen den Kerkides des griechischen Theaters (vgl. Theater).

Cunha (spr. kunnja), 1) Tristam da, portug. Seefahrer, machte mehrere Expeditionen der Portugiesen im Anfang des 16. Jahrh. mit, besonders die des Vizekönigs von Indien, Almeida, gegen den König von Kalkutta, worauf er mit fünf reichbeladenen Fahrzeugen nach Europa zurückkehrte. An der Spitze einer Gesandtschaft an Papst Leo X. erlangte er für Portugal eine Schenkungsurkunde über alle Länder, die mit portugiesischen Waffen den Ungläubigen entrissen werden würden. Er starb um 1530. Camões hat ihm in seiner »Lusiade« (Gesang X) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

2) Nuno da, Sohn des vorigen, geb. 1487, gest. im März 1539, folgte seinem Vater nach Indien und später nach Rom. Er war Finanzminister, als Johann III. ihn 1528 zum Generalgouverneur von Indien ernannte. C. brannte Mombas nieder und befestigte die Oberherrschaft Portugals über das Reich Ormus. Sein erster Versuch, Diu zu nehmen, scheiterte; dagegen erbaute er 1535 eine Festung bei Diu, gewann durch List die Stadt (1537) und sicherte sich durch seine Mäßigung gegen die Einwohner ihren Besitz. Von seiner Regierung seiner Würde entsetzt und zurückgerufen (1538), starb er auf der Reise. Auch seinen Namen verewigte Camões.

3) José Gerson da, ind. Orientalist aus einer in der ersten Portugiesenzeit zum Christentum bekehrten Brahmanenfamilie, geb. 2. Febr. 1844 in Goa, studierte Medizin in England und ließ sich als Arzt zu Bombay nieder. Seine Muße verwendete er zu Arbeiten aus dem Gebiet der indischen Altertumskunde und schrieb namentlich: »Memoir on the history of the Tooth Relic of Buddha« (Bombay 1875); »Notes on the history and antiquities of Chaul and Bassein« (das. 1876); »Sahyâdrikânda of the Skandapurâna« (das. 1877). Für den internationalen Orientalistenkongreß in Florenz, 1878, verfaßte er eine Darstellung der indischen Kulturgeschichte, die von dem Kongreß einen Preis erhielt.

Cunitz, August Eduard, protest. Theolog, geb. 29. Aug. 1812 in Straßburg, gest. daselbst 16. Juni 1886, leitete seit 1836 mit seinem Lehrer und Freund Reuß (s. d.) die Theologische Gesellschaft daselbst, habilitierte sich 1837 am protestantischen Seminar und wurde 1857 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor an demselben; die gleiche Stelle bekleidete er auch seit 1872 in der theologischen Fakultät bis zu seinem Tode. Mit Reuß gab er heraus die »Beiträge zu den theologischen Wissenschaften« (Jena 1847—55) und seit 1863 die sämtlichen Werke Calvins; auch veranstaltete er eine neue Ausgabe der dem Beza zugeschriebenen »Histoire ecclésiastique des Églises réformées« (Par. 1883—89, 3 Bde.).

Cunn., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Allan Cunningham, geb. 13. Juli 1791 zu Wimbledon in Schottland, gest. 27. Juni 1839 als Kolonialbotaniker in Sydney.

Cunningham (spr. könning-ăm), schott. Landschaft, s. Ayrshire.

Cunningham (spr. könning-ăm), 1) Allan, schott. Dichter und Prosaist, geb. 7. Dez. 1784 zu Blackwood unweit Dalswinton in der Grafschaft Dumfries, gest. 29. Okt. 1842 in London, wurde zu einem ältern Bruder, einem Steinmetz, in die Lehre gethan, wußte sich aber Bücher zu verschaffen, sammelte Volkslieder und machte selber Gedichte. Der Buchhändler Cromek, dem er eigne Balladen als alte vorlegte, zog ihn nach London und verlegte seine »Remains of Nithsdale and Galloway song« (1810), welche gefielen. C. arbeitete tags über im Atelier des ihm befreundeten Bildhauers Chantrey als Sekretär und schrieb am Abend für einige Journale, um seine wachsende Familie zu ernähren. Carlyle schätzte ihn als »Natur-

menschen«. Seine eignen »Songs, chiefly in the rural dialect of Scotland« erschienen zuerst 1813; aber auch die »Traditional tales of the English and Scottish peasantry« (1822, 2 Bde., neue Ausg. 1874; deutsch, Leipz. 1823) und »The songs of Scotland, ancient and modern« (1825, 4 Bde.) sind im wesentlichen sein Werk. In Liedern wie »Bonnie Anna«, in Balladen wie »A wet sheet and a flowing sea« hat er den eigentümlichen Ton des altschottischen Volksgesangs getroffen wie nach Burns kein andrer Dichter; auch seine übrigen Gedichte zeichnen sich durch frischen Nationalsinn und energische Empfindung aus. Weniger glücklich war er bei seiner übersprudelnden Phantasie, die ihn oft die Grenze der Wahrheit überschreiten ließ, auf dem Felde der Kunstdichtung. Sein Drama »Sir Marmaduke Maxwell« (gedruckt 1822), wurde von Walter Scott nur wegen der poetischen Sprache gerühmt. Seine Romanzen: »Paul Jones« (1826, 3 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Dresd. 1842), »Sir Michael Scott« (1828, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1829), »Maid of Elvar« (1833) und »Lord Roban« (1836; deutsch, Leipz. 1837) sind vergessen. Verdienstlicher sind seine für Murrays »Family library« geschriebenen »Lives of the British painters, sculptors and architects« (1829—33, 6 Bde.; neue Ausg. 1880) und seine »Biographical and critical history of the British literature of the last fifty years« (1833; deutsch, Leipz. 1834). Sein Taschenbuch »The Anniuary« (1829) erschien nur einmal. Auch besorgte er eine vortreffliche Ausgabe der Werke seines Landsmannes Robert Burns mit Anmerkungen und Biographie (Lond. 1834; 2. Ausg. 1835, 8 Bde.; zuletzt 1864 in 1 Bd.). Seine letzte, nur zwei Tage vor seinem Tode vollendete Arbeit war sein »Life of Sir David Wilkie« (1842, 3 Bde.). Cunninghams »Poems and songs« gab sein Sohn Peter heraus (Lond. 1847); sein Leben beschrieb D. Hogg (das. 1875).

2) Richard, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 12. Febr. 1793 in Wimbledon, gest. 24. April 1835, erlernte die Gärtnerei, arbeitete 6 Jahre in Kensington bei der Redaktion des systematischen Verzeichnisses des »Hortus Kewensis«, dann im Garten zu Kew und ward 1832 Aufseher des botanischen Gartens in Sydney. Er bereiste 1833 das Innere von Neuseeland und schloß sich 1835 der Expedition des Majors Mitchell zur Erforschung des Darlingstromes an, wobei er von den Eingebornen erschlagen wurde. Er schrieb: »Two years in New South Wales« (Lond. 1827).

3) Alexander, namhafter Indianist und Archäolog, geb. 23. Jan. 1814 in London (Bruder des verstorbenen Kapitäns Joseph C., des Verfassers einer »History of the Sikhs«), ward auf dem Christ's Hospital und dem Military College zu Addiscombe gebildet und 1834 zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Indien ernannt. Nachdem er 1839 in spezieller Mission in Kaschmir gewesen, ward er 1840 Ingenieur des Königs von Audh, erhielt 1846 eine neue Mission nach Tibet und ward 1858 zum Oberingenieur der Nordwestprovinzen sowie 1870 zum archäologischen Generalinspektor von Indien ernannt, legte aber 1885 diese Stelle nieder, um nach England zurückzukehren, wo er seitdem lebt. Außer antiquarischen Abhandlungen in Zeitschriften und den umfangreichen offiziellen Berichten über die Altertümer von Nordhindostan, die unter dem Titel: »Archaeological survey of India« (1871 ff., 23 Bde.; Index dazu von V. Smith, Calcutta 1887) erschienen, hat C. noch verfaßt: »Essay on the Arian order of architecture« (1846); »Ladak, physical, statistical and historical« (1854); »The Bhilsa topes« (1854); »Ancient geography of India« (Bd. 1: »The Buddhist period«, 1871); »Corpus inscriptionum indicarum« (Lond. 1878, Bd. 1) u. a.

4) Peter, engl. Litterator und Kunsthistoriker, Sohn von C. 1), geb. 17. April 1816 in Pimlico, gest. 18. Mai 1869 in St. Albans, war seit 1834 im Rechnungsamt angestellt, wo er 1854 zum Hauptsekretär emporstieg, und legte 1860 seine Stelle nieder. Seine litterarische Laufbahn eröffnete er mit einer Ausgabe und Biographie des schottischen Dichters Drummond von Hawthornden (Lond. 1833) und den »Songs of England and Scotland« (1835, 2 Bde.); hierauf folgten eine neue Ausgabe von Campbells »Specimens of the British poets« (1841), das sehr umsichtige »Handbook for visitors to Westminster Abbey« (1842), das nicht minder treffliche »Handbook of London« (1849, 2. Aufl. 1850) und das Werk »Modern London« (1851, 8. Aufl. 1854), worin er die Geschichte und die gegenwärtigen Verhältnisse Londons charakterisiert. Er besorgte ferner neue Ausgaben von Goldsmiths Werken (1854, 4 Bde.), von Johnsons »Lives of the poets« (1854) und Hor. Walpoles Briefen (1857—59). Die Gedichte seines Vaters (»Poems and songs«) hatte er schon 1847 neu herausgegeben und mit Mitteilungen über dessen Leben versehen. Außerdem schrieb er noch die »Story of Nell Gwynne« (1852) und einige Beiträge zur englischen Kunstgeschichte: »Life of Inigo Jones« (1848) und »Memoir of J. M. W. Turner« (1852). Zahlreiche Beiträge lieferte er zu »Fraser's Magazine«, dem »Athenaeum« und andern Zeitschriften.

Cunninghamia *R. Br.* (Belis *Salisb.*, Spießtanne), Gattung aus der Familie der Araukariaceen, Bäume mit mehr oder weniger quirlständigen Ästen, nach zwei Seiten wagerecht stehenden Nebenästen, lanzettförmigen, fast stechenden, zweizeiligen Blättern, rundlichen, nicht großen, meist zu mehreren gedrängt an den Zweigspitzen stehenden Zapfen und länglichen Samen mit krustenartiger Schale und schmalem Flügel. C. sinensis *R. Br.* (Belis lanceolata *Sw.*), ein auf Liukiu und in Südchina heimischer, in Nordjapan und Nordchina, auch bei uns vielfach kultivierter (aber in Deutschland nur in geschützter Lage und unter guter Decke im Freien aushaltend), etwa 15 m hoher Baum mit umgekehrt-pyramidenförmiger, am Gipfel fast flacher Krone und ziemlich gedrängt stehenden, bis 5 cm langen, lanzettförmigen, fein gezähnelten, glänzend dunkelgrünen Blättern mit zwei blauweißen Längsbinden auf der Unterfläche, liefert sehr schönes und dauerhaftes Nutzholz.

Cunnus (lat.), die Scheide (vagina).

Cuntis (Caldas de C.), Badeort in der span. Provinz Pontevedra, mit Schwefelquellen (54—60°) und (1887) 6308 Einw.

Cuny, Ludwig von, deutscher Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 14. Juni 1833 in Düsseldorf, studierte 1850—53 in Bonn und Berlin die Rechte, trat 1853 in Kleve in den Staatsjustizdienst, war 1870/71 Vorsitzender des Kriegsgerichts im Elsaß, dann 1871—75 Appellationsgerichtsrat in Kolmar und wurde 1875 außerordentlicher und 1889 ordentlicher Honorarprofessor der Rechte an der Universität zu Berlin. Seit 1873 Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1874—81 und seit 1884 des Reichstags, ist er seit 1884 Mitglied der Hauptverwaltung der Staatsschulden. Er schloß sich der nationalliberalen Partei an.

Cuōco (Coco), Vincenzo, ital. Geschichtschreiber, geb. 1770 zu Cività Campomarano im Neapolitanischen, gest. 23. Dez. 1823, studierte die Rechte, betrieb aber zugleich mit Eifer Geschichte und Philosophie. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er durch die Verfolgungen, welche die Regierung des Königs Ferdinand IV. gegen den aufgeklärten Teil der Unterthanen richtete, nach Frankreich vertrieben, nahm aber bald darauf seinen Wohnsitz in Mailand. Hier veröffentlichte er 1800 sein berühmtes Werk »Saggio storico su la rivoluzione di Napoli«, in welchem er die neapolitanischen Verhältnisse des Jahres 1799 mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen und doch mit möglichster Unparteilichkeit schilderte. 1804 veröffentlichte er zu Mailand seinen »Platone in Italia«, in welchem er in der Form der Beschreibung einer Reise Platons und Kleobulos' die Geschichte und die Zustände des alten Italien darstellte. Dies Werk fand seiner Zeit vielen Anklang und wurde in fast alle gebildeten Sprachen übersetzt. Ende 1806 nach Neapel zurückgekehrt, wurde C. unter Murat Staatsrat und Schatzmeister (Direttore del Tesoro), veröffentlichte eine wichtige Schrift über den öffentlichen Unterricht und erfreute sich eines bedeutenden Ansehens. Als er aber 1815 die Rückkehr der Bourbonen mit ansehen mußte, wirkte dies so störend auf sein Gemüt, daß er in Wahnsinn verfiel. Vgl. M. d'Ayala, Vita di Vincenzo C. (Flor. 1865).

Cuon, s. Hund.

Cuorgnè (spr. -nje), Flecken in der ital. Provinz Turin, Kreis Ivrea, am Orco und an der Dampfstraßenbahn Settimo Canavese-C., hat Baumwollspinnereien und (1881) 2763 (als Gemeinde 4399) Einw.

Cupa (Cuppa, lat.; franz. Coupe), Trinkschale, ein Kelch in Halbkugel- oder Kegelform. S. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 5.

Cupar (C. Fife, spr. kūper faif), Hauptstadt der schott. Grafschaft Fife, am Eden, 7 km vom Meer, mit altertümlichen Gebäuden, lebhafter Industrie und (1891) 4729 Einw. In der Umgebung kommt Pfeifenerde vor.

Cupar Angus, Stadt, s. Coupar Angus.

Cuphēa *B. Brown* (Cuphea), Gattung aus der Familie der Lythraceen, Kräuter und kleine Sträucher mit ganzen Gegenblättern, roten oder weißen, einzeln oder in Trauben stehenden, bisweilen überhängenden Blüten und länglichen Kapseln. Alle 90 Arten, von denen mehrere bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden, gehören dem wärmern Amerika an. Am dankbarsten blüht C. platycentra *Benth.*, aus Mexiko, mit röhrenförmigen roten Blüten, die man in der Regel als Sommergewächs kultiviert.

Cupica, kleiner Hafenort im Depart. Cáuca von Kolumbien, am Stillen Ozean, unter 7° 15' nördl. Br., einstmals zum Endpunkt des Atratokanals bestimmt.

Cupido, »die Begierde«; bei den Römern Benennung des Liebesgottes, s. Eros.

Cuppa (lat.), s. Cupa.

Cupra marittima, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, Kreis Fermo, an der Bahn Ancona-Brindisi, mit (1881) 461 (als Gemeinde 2193) Einw. In der Nähe stand im Altertum eine Stadt der Picenter mit einem berühmten Tempel der Cupra, einer sabinischen Gottheit.

Cuprearinden, s. Chinarinden.

Cupressineae (Cypressengewächse, Kupressineen), s. Koniferen.

Cupressinoxȳlum *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Cupressītes *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.). [Arisaema.

Cupress powder (engl., spr. kjupreß pauder), s.

Cupressus *Tourn.* (Cypresse), Gattung aus der Familie der Kupressineen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit dekussierten, vierreihig dachziegeligen, mit der größern untern Hälfte angewachsenen, mit der schuppenförmigen Spitze freien, auf dem Rücken meist mit einer Öldrüse versehenen kleinen Blättern, monözischen Blüten auf verschiedenen Ästen und rundlichen Zapfen mit geflügelten Samen. Zwölf Arten in den wärmern Gebieten der nördlichen Hemisphäre, besonders in den Gebirgen von Persien, Ostindien, China, Mexiko und Kalifornien. Die immergrüne (gemeine) Cypresse (C. sempervirens *L.*), ein Baum mit sehr dunkelgrünen Blättern aus dem wärmern Persien, vielleicht auch aus dem Himalaja, seit sehr langer Zeit in Südeuropa, Kleinasien, Nordafrika eingeführt, wird 30 m hoch und ähnelt im Wuchs der italienischen Pappel; doch kultiviert man außer der säulenförmig (fälschlich pyramidenförmig genannt) wachsenden Hauptform (C. fastigiata *D. C.*) noch eine mit ziemlich wagerecht stehenden Ästen, welche eine wirkliche Pyramide bildet (C. horizontalis *Mill.*). Junge Cypressen gedeihen kaum in Deutschland und müssen im Kalthaus überwintert werden. Der Baum gelangte aus seiner Heimat im Gefolge des iranischen Lichtdienstes weiter nach Westen; in der schlanken, obeliskenartigen Gestalt der Cypresse schaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme, und durch ganz Iran prangte sie in alten Exemplaren vor den Feuertempeln und in den Höfen der Paläste. Mit den ältesten assyrisch-babylonischen Eroberungszügen war sie in die Länder des aramäisch-kanaanitischen Stammes gelangt, auf den Libanon, nach Cypern, und ward auch hier ein heiliger Baum. Bei den Phönikern gewann der Baum auch technisch-praktischen Wert und behielt ihn durch das ganze griechische und römische Altertum. Das harte, duftende, mit angenehmem Geruch verbrennende Holz galt für unvergänglich und unzerstörbar; aus Cypressenstämmen bauten die Phöniker ihre Handelsschiffe; das Holz diente bei Griechen und Römern zu Tempelthüren, Gedenktafeln, Särgen, Götterbildern, und wegen dieser Verwendung ward die Cypresse allgemein verbreitet. Homer kennt bereits ihr Holz; Cypressenhaine finden sich häufig erwähnt. Weit später kam die Cypresse nach Italien und galt nun auch hier in orientalischer Weise als Symbol der Trauer; zur Zeit des Augustus wurden schon allgemein Leichenaltar und Scheiterhaufen mit Cypressenzweigen umsteckt. Aber bei aller Pflege gedieh die Cypresse in Italien doch weniger als im Orient, und Cypressenhaine finden sich in Italien nirgends. Berühmt sind die von zahllosen hohen Cypressen beschatteten Kirchhöfe der Türken auf der asiatischen Seite von Konstantinopel. Die cipreses de la reina im Garten des Generalife bei Granada in Spanien sollen aus der Mitte des 15. Jahrh. stammen. Die Alpen hat die Cypresse nicht überstiegen. Holz und Früchte wurden ehemals arzneilich benutzt, und in duftende Cypressenwälder schicken arabische Ärzte die Brustkranken. Die großfrüchtige Cypresse (C. macrocarpa *Hartw.*), ein 25 m hoher Baum aus Kalifornien, mit breiter, etwas pyramidenförmiger, ziemlich geschlossener Krone und Beerenzapfen von 2,8 cm Durchmesser, gedeiht noch bei Metz sehr gut. Auch C. Macnabiana *Murr.*, ein Strauch von pyramidalem Wuchs, bis 8 m hoch, oft buschig wachsend, aus dem

Thaſtagebirge Kaliforniens, hält gedeckt bei uns aus, leidet aber wie die vorige in ſtrengen Wintern. Die Cypreſſe von Goa (blaugrüne Cypreſſe, C. pendula *L'Hérit.*), baumartig, mit verlängerten, oft überhängenden Nebenäſten, bildet eine ziemlich durchſichtige, hell blaugrüne Pyramide und trägt kleine Beerenzapfen, ſtammt wahrſcheinlich aus Mexiko. Die Weihrauchcypreſſe (C. thurifera *H. B. K.*), ein hoher Baum mit abſtehenden Haupt- und Nebenäſten, gleicht erwachſenen einem Lebensbaum, hat kleine Beerenzapfen, ſtammt aus den höhern Terraſſen Mexikos und ſchwitzt ein wohlriechendes, dort wie Weihrauch benutztes Harz aus. Die Trauercypreſſe (C. funebris *Endl.*, C. pendula *Staunt.*), ein ziemlich hoher Baum mit länglicher Krone, überhängenden Äſten und meiſt etwas länglichen Beerenzapfen, aus Japan und China, wird in der Heimat auf Gräber gepflanzt.

Cuprija (ſpr. tſchu), Hauptſtadt des Kreiſes Morawa im Königreich Serbien, rechts an der Morawa und an der Eiſenbahn Belgrad-Niſch, mit (1890) 4531 Einw. Eine hier ſtationierte Pontonierkompanie fertigt die der Armee nötigen Pontons. Zur Zeit der Römerherrſchaft ſtand hier Horreum Margi. Der Kreis C. wurde 1890 mit dem Kreiſe Jagodina unter dem Namen Morawa vereinigt u. umfaßt 3109,5 qkm (56,4 QM.) mit (1890) 160,191 Einw. Beim Dorf Senje, 8 km ſüdöſtlich von C., befindet ſich ein großes Steinkohlenbergwerk.

Cuprit, ſ. Rotkupfererz.

Cuprum, Kupfer; C. aceticum, eſſigſaures Kupfer; C. aluminatum, Augenſtein; C. carbonicum, kohlenſaures Kupfer; C. chloratum, Kupferchlorid; C. nitricum, ſalpeterſaures Kupfer; C. oxydatum, Kupferoxyd; C. subaceticum, baſiſch eſſigſaures Kupfer, Grünſpan; C. sulfuricum ammoniatum, ſchwefelſaures Kupferoxydammoniak; C. sulfuricum crudum, rohes, und C. sulfuricum purum, reines ſchwefelſaures Kupfer, Kupfervitriol.

Cupula (lat.), ſ. Becherhülle.

Cura (lat.), Sorge, Fürſorge, Pflege, Kuratel (ſ. d.), Verwahrung; pro c., Gebühr für Bemühung, Beſorgung (vgl. Prokura); früher auch kirchliches Benefizium, womit Seelſorge verknüpft iſt; jetzt Pfarrei im Gegenſatz zu einem Benefizium ohne Seelſorge; c. absentis, Vermögensverwaltung für einen Abweſenden; c. animarum, Seelſorge; c. bonorum, Vermögens-, Güterverwaltung; c. extraordinaria, Vermögensverwaltung für einen unter Vormundſchaft geſtellten Großjährigen; c. generalis, Verwaltung des Geſamtvermögens; c. sexus, die früher geſetzlich beſtehende Vormundſchaft und Rechtsvertretung für eine Frau; c. ventris, Vermögensverwaltung für das noch nicht geborne Kind einer Schwangern (ſ. Nasciturus).

Cura, Stadt im Staate Miranda, in Venezuela, ſüdlich vom Valenciaſee, 520 m ü. M. an der Straße von Carácas nach Calabozo und dem Apure, hat lebhaften Verkehr, Baumwollbau und (1888) 12,198 Einw.

Curāre (Urari, Woorari), das bei den Eingebornen Südamerikas, beſonders Guayanas, übliche Pfeilgift, ein unter Zuſatz andrer Gewächſe aus der Familie der Apocynaceen bereitetes Extrakt des Splintes und der Rinde verſchiedener Strychnos-Arten, iſt ſchwarzbraun, ſpröde, bitter, von eigentümlichem, ſchwach aromatiſchem Geruch, in Waſſer größtenteils löslich und kommt in kleinen Kürbiſſen oder Töpfen nach Europa; es enthält neben Curin, einem Harzgift, 3—4 Proz. Curarin, welches amorph, gelb, ſauerſtofffrei, in Waſſer und Alkohol, nicht in Äther löslich iſt, an der Luft braun und ſchmierig wird, alkaliſch reagiert und mit Säuren kriſtalliſierbare Salze bildet. Curare wirkt ſehr ſchwach vom Magen aus, ſehr ſchnell aber, wenn es in eine Wunde gelangt, und am heftigſten beim Einſpritzen in eine Vene. Es lähmt die motoriſchen Nerven, ſo daß bei erhaltenem Bewußtſein alle willkürlichen Bewegungen unmöglich werden, wirkt aber auch auf das Großhirn und andre Nervenzentren ſowie auf die peripheriſchen Gefäßnerven, aber nicht auf die ſenſibeln Nerven, und tötet durch Lähmung der Bruſtmuskeln und daraus folgende Aufhebung der Atmung. Durch künſtliche Unterhaltung der Atmung können nicht zu ſtarke Doſen überwunden werden. Es wirkt dem Strychnin entgegen und kann als Gegengift desſelben betrachtet werden. C. iſt auch ein Protoplasmagift; es ſetzt die Bewegung der Amöben und der weißen Blutkörperchen herab, ohne ſie jedoch zu lähmen. Man benutzt es als Heilmittel bei Tetanus, Epilepſie, Waſſerſcheu, Veitstanz und zum Lähmen (Kurariſieren) der Tiere bei Viviſektionen. Vgl. Steiner, Das amerikaniſche Pfeilgift C. (Leipz. 1877).

Curaſſāo, Likör aus den Schalen einer beſonders auf Curaſſao wachſenden Varietät der Pomeranze (Citrus aurantium curassaviensis).

Curaſſāo (Curaçao), niederländ. Inſel im Karibiſchen Meer, 70 km von der Nordküſte von Venezuela, 550 qkm (10 QM.) groß, mit (1890) 26,245 Einw., meiſt Katholiken, nur 2000 Reformierte und 900 Juden. Gegen 6000 ſind ehemalige Negerſklaven. Die Inſel iſt dürr, waſſerlos und felſig (Chriſtoffelsberg 366 m), das Klima ſehr trocken (Waſſermangel häufig), aber geſund (Mitteltemperatur 26,7° C.), daher ſtets anſehnlicher Geburtenüberſchuß (1890: 992). Die 21 Schulen wurden 1888 von 2841 Schülern beſucht. Hauptprodukte des Ackerbaues ſind Kakao und Zucker, Mais, Tabak, Maniok; aus dem Saft der Pomeranze bereitet man einen nach der Inſel benannten Likör. Der Viehſtand betrug 1888: 989 Pferde, 5930 Eſel und Mauleſel, 4865 Rinder, 64,498 Schafe, 95,759 Ziegen und 4902 Schweine. Ausgeführt werden Dividivi, Orangenſchalen, Farbhölzer, Früchte, Wolle, vornehmlich aber Seeſalz und phosphorſaurer Kalk (1884 noch 69,116, 1888 aber nur noch 4937 cbm). Es liefen 1888 ein 1263 Schiffe von 890,000 cbm. Die Inſel ſteht in Dampferverbindung mit Liverpool, Hamburg, Southampton, Havre, New York, Maracaibo. Das Gouvernement C., zu dem noch die benachbarten Inſeln Klein-C., Bonaire und Aruba ſowie die Inſeln Saba, St. Euſtatius nebſt einem Teil von St. Martin am Nordende der Inſeln über dem Winde gehören, umfaßt 1130 qkm (20,5 QM.) mit (1890) 45,162 Einw. (19,734 männlich, 25,228 weiblich), einſchließlich einer Garniſon von 263 Mann. Das Budget, bisher immer paſſiv, ſtellt für 1892 Einnahme und Ausgabe mit 681,211 Doll. feſt. Eine Notenbank und eine Sparbank beſtehen in der Hauptſtadt Willemſtad (ſ. d.). — C. ward 1527 von den Spaniern beſetzt, 1634 von den Holländern erobert und im Weſtfäliſchen Frieden ihnen abgetreten. Die Engländer nahmen es 1807, gaben es aber 1814 nach dem Pariſer Frieden den Holländern zurück. S. Karte »Weſtindien«.

Curaſſaophosphāt, ein weſentlich aus phosphorſaurem Kalk beſtehendes Geſtein, findet ſich in ungeheurer Menge auf Curaſſao und enthält nie unter 85, meiſt über 87 Proz. baſiſches Kalkphosphat mit 6—7 Proz. Kalkkarbonat, 1 Proz. Kalkſulfat,

1—3 Proz. Magnesiaphosphat und sehr geringe Mengen Eisenoxyd. Die Zusammensetzung erweist sich überaus gleichmäßig, obgleich das Gestein im Ansehen und Charakter ungemein variiert. Am häufigsten ist es perlgrau bis dunkel rauchgrau, sehr klein-kristallinisch und manchen kavernösen und zelligen Dolomiten auffallend ähnlich. Eine weiße, gelbe bis braune Varietät gleicht dem Chalcedon oder Halbopal und zeigt die farbigen Schichten meist lagenweise oder unregelmäßig verflochten. Das C. wird auf Superphosphat verarbeitet und liefert eine vortreffliche Ware, welche sich durch helle Farbe und hohen Gehalt an löslicher Phosphorsäure auszeichnet.

Curāti (lat.), s. Kuratgeistliche.

Curātor (lat.), s. Kurator und Cura.

Curcasöl, s. Jatropha.

Curci (spr. kurtschi), Carlo Maria, ital. Jesuit, geb. 4. Sept. 1809 in Neapel, gest. 9. Juni 1891 in Careggi bei Florenz, trat 1826 in den Orden Jesu und schrieb zur Verteidigung desselben: »Fatti ed argomenti« gegen die Angriffe der »Prolegomeni« Vincenzo Giobertis. Auf die weitern Angriffe, die dieser in seinem »Gesuita moderno« gegen ihn schleuderte, antwortete er von Paris aus in einem zweibändigen Werk. 1850 gehörte er zu den Begründern der Zeitschrift »Civiltà cattolica«, welche zuerst in Neapel erschien, nach einiger Zeit aber nach Rom übersiedelte. Als Kanzelredner in verschiedenen Städten Italiens sehr populär geworden, trat C. 1870 entschieden für die weltliche Herrschaft des Papstes ein, änderte aber in der Vorrede zu seinen »Lezioni esegetiche e morali sopra i quattro Evangeli« (Flor. 1874—76, 5 Bde.; 2. Aufl. seit 1887) seine Richtung, indem er dem Papst die Aussöhnung mit dem Königreich Italien nahe legte. Als er den gleichen Gedanken, der den Verzicht auf die weltliche Herrschaft des Papstes zur Voraussetzung hatte, noch entschiedener in einem an Pius IX. gerichteten Brief und in seinem Buch »Il moderno dissidio tra la Chiesa e l'Italia, considerato per occasione di un fatto particolare« (Flor. 1877) vertrat, wurde er 1877 aus dem Jesuitenorden ausgestoßen, unterwarf sich zwar 1879 unter Leo XIII., kehrte aber bereits 1881 mit dem Werk »La nuova Italia ed i vecchi zelanti« (deutsch, Leipz. 1882) zu seinen frühern Ansichten zurück. Dies Werk sowie die noch kühnere Schrift: »Il Vaticano Regio, tarlo superstite della Chiesa cattolica« (Flor. 1883) wurden auf den Index gesetzt und C. durch allerlei Kirchenstrafen 1884 zum Widerruf gezwungen. Andre Schriften von ihm sind: »La questione romana nell' Assemblea francese« (Par. 1849), »La demagogia italiana ed il Papa-Re« (das. 1849), »La natura e la grazia« (1865, 2 Bde.), »Lezioni sopra il libro di Tobia« (1877), »Di un socialismo cristiano« (1885) u. a. Auch hat er das Neue Testament und die Psalmen ins Italienische übersetzt. Vgl. »Memorie di padre C. M. C.« (Flor. 1891).

Cureuligo *Gärtn.* (Rüsselilie), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, ausdauernde Pflanzen mit palmenartig gerippten Blättern, unscheinbaren Blüten in gedrängten Trauben und wenigsamiger Beere. Von C. orchioides *Roxb.*, in Ostindien, mit zahlreichen gelben, langgestielten Blumen, wird die aromatische Wurzel gegessen; C. recurvata *Dryand.* und C. sumatrana *Lodd.*, auf Java und Sumatra, mit langen, lanzettlichen, tief gerippten hellgrünen Blättern und zierlichen gelben Blumen, werden als schöne, auch fürs Zimmer geeignete Blattpflanzen kultiviert.

Curculio, Rüsselkäfer (s. d.); Curculionidae (Rüsselkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer.

Curcŭma *L.* (Kurkuma, Zitwer), Gattung aus der Familie der Zingiberaceen, ausdauernde Kräuter mit fleischigen, geringelten Wurzelstöcken, zweizeiligen Blättern, seiten- oder endständigen Blütenähren und zwei- oder dreifächerigen Kapseln mit wenigen Samen; 30 Arten im tropischen Asien, Afrika und Australien. C. longa *L.* (Gelbwurz, Gilbwurz, gelber Ingwer), mit grundständigen, breit lanzettförmigen, gestielten Blättern und vor diesen sich entwickelndem, 30 cm langem, seitenständigem Blütenschaft mit gelben Blüten, in Südasien, besonders in Ostindien, heimisch, wird dort, auf Ceylon, Java, Bourbon und in Westindien kultiviert und liefert die Gelbwurz (Gilbwurz, Kurkuma, Gurkemé, gelber Ingwer, Tumerikwurzel, Gelbsuchtwurzel, Radix Curcumae). Der länglichrunde Hauptwurzelstock und seine seitlichen, mehr gestreckten Äste (lange und runde Kurkuma) sind durch Narben abgestorbener Blätter geringelt. Die langen, dünnen Wurzeln schwellen oft zu farblosen, spindelförmigen, stärkemehlreichen Knöllchen an, welche auf Stärkemehl verarbeitet werden. Die Kurkumawurzel ist sehr dicht und schwer, hornartig spröde, außen grau, gelb bestäubt, innen gelbrot, wachsglänzend, riecht aromatisch, schmeckt feurig gewürzhaft und enthält ätherisches Öl und Kurkumin oder Kurkumagelb. Sie ist in ihrer Heimat als Gewürz und Arznei seit dem höchsten Altertum sehr beliebt; früher wurde sie auch in Europa arzneilich und in der Färberei benutzt, jetzt dient sie nur noch zum Färben von Gebäck, Käse, Öl, Firnis, Salben ꝛc. (vgl. Kurkumagelb); in der englischen Küche bildet die Kurkumawurzel einen Hauptbestandteil des Curry-powder. C. Zedoaria *Rosc.* (C. Zerumbet *Roxb.*), mit grundständigen, lineal-lanzettlichen, in der Mitte purpurfarbig wolligen Blättern, 1 m hohem Stengel und seitenständiger, vor den Blättern erscheinender, langer Blütenähre mit roten Deckblättern, findet sich wild und angebaut in Südasien und auf Madagaskar und liefert in ihrem Wurzelstock die Zitwerwurzel (Radix Zedoariae), die nur zerschnitten in den Handel kommt. Sie ist außen gräulichweiß, innen grau, riecht und schmeckt milder, mehr kampferartig und bitter. Sie enthält ätherisches Öl, Harz und viel Stärkemehl, wurde im Mittelalter durch die Araber in Europa eingeführt und war um 1150 in Deutschland wohl bekannt. Man benutzt sie zu gewürzigen Tinkturen und Magenlikören. Von C. angustifolia *Roxb.*, in Tikor, Benares und Madras, und C. leucorrhiza *Roxb.*, in Berar, liefern die Wurzelstöcke ostindisches Arrowroot (Til, Tikur). Auch C. rubescens *Roxb.* liefert Stärkemehl und bildet in Travankur einen großen Teil der Nahrung der Eingebornen. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen im Warmhaus kultiviert.

Curé (franz., spr. kü-), in Frankreich der Pfarrer eines Hauptortes eines Kantons; er wird vom Bischof auf Lebenszeit ernannt, aber nur unter Genehmigung der Regierung. Die Zahl der Curés beträgt 3440.

Curée (franz., spr. küré), das, was den Hunden von dem erlegten Wild vorgeworfen wird, dann aber überhaupt vom kunstgemäßen Aufbrechen und Zerwirken des bei der Parforcejagd erbeuteten Edelhirsches gebraucht. Das C. machen geschieht im Beisein der ganzen Jagdgesellschaft unter dem Klang einer besondern Fanfare (s. Parforcejagd).

Cures, alte Stadt der Sabiner in Italien, Heimat des Titus Tatius und des Numa, woher der Name Quiriten (s. d.) stammen soll. Seit Roms Emporblühen sank die Stadt zu einem unbedeutenden Flecken herab. Ihr Name hat sich in dem des Dorfes Correse (östlich vom Tiber) erhalten, in dessen Nähe, bei Arci, Chaupy die Ruinen der unbefestigten Stadt auffand.

Cureton (spr. kjürt'n), William, engl. Orientalist, geb. 1808 zu Westbury in Shropshire, gest. 17. Juni 1864 an den Folgen eines Eisenbahnunfalls, wurde erzogen auf der Grammar-school zu Newport, studierte seit 1828 in Oxford, erhielt 1832 die geistlichen Weihen, wurde Pfarrer zu Oddington in Oxfordshire und war 1834—37 Unterbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek. 1837 an das Britische Museum berufen, gab er 1846 den ersten Band eines Katalogs der arabischen Handschriften desselben heraus. Er wurde 1847 zum Kaplan der Königin, 1850 zum Kanonikus von Westminster und Pfarrer der St. Margaretenkirche ernannt; 1840 war er Universitätsprediger zu Oxford gewesen. Sein Ruf in der gelehrten Welt gründet sich hauptsächlich auf die Herausgabe und Bearbeitung bisher unbekannter, aber für die Geschichte der alten christlichen Kirche wichtiger syrischer Schriftstücke aus der Handschriftensammlung, welche Tattam 1841 und 1843 aus Klöstern der ägyptischen Natronwüste für das Britische Museum erworben hatte. Die erste und berühmteste Veröffentlichung daraus war eine syrische Übersetzung der Briefe des Ignatius an Polykarp, die Epheser und Römer (Lond. 1845), welche eine heftige litterarische Fehde hervorrief. C. selbst vertrat energisch die Ansicht, daß der von ihm entdeckte syrische Text das Original dieser Briefe darstelle, in den Schriften: »Vindiciae Ignatianae« (1846) und »Corpus Ignatianum« (1849). Weiter gehören hierher die Editionen der syrischen Übersetzung der »Festbriefe« des heil. Athanasius (1848), des dritten Teiles der Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (Oxford 1853), des »Spicilegium syriacum« (1855) mit Bruchstücken der Schriften des Bardesanes, Melito, Ambrosius u. a., der wichtigen Überreste eines alten, abweichenden Textes der syrischen Evangelien (1850) und die Ausgabe von Eusebius' »Geschichte der Märtyrer in Palästina« (1861). Von arabischen Editionen sind zu nennen: Schahrastanis »Buch der religiösen und philosophischen Sekten« (1842—46, 2 Bde.), Rabbi Tanchums »Kommentar zu den Klageliedern Jeremiä« (1843) und En Nasafis »Säule des Glaubens der Sunniten« (1843).

Curette (franz., spr. kür.), Steinlöffel, ohrlöffel- oder röhrenförmiges Instrument zum Herausbringen von Steinfragmenten aus der Harnröhre ꝛc.

Curia (lat.), s. Kurie.

Curiatier (Curiatii), nach der röm. Sage ein albanisches Geschlecht, aus welchem in dem Kriege zwischen Rom, wo damals der König Tullus Hostilius regierte, und Albalonga drei Brüder, Drillinge, mit den römischen Drillingsbrüdern, den Horatiern, infolge eines Vertrags um die Herrschaft kämpften. Die C. unterlagen, und Albalonga mußte sich Rom unterwerfen.

Curibōco, Abkömmling von Cafuso und Indianer.

Curicó, chilen. Provinz, zwischen Colchagua im N., Talca im S., den Andes im O. und dem Meer im W., 7545 qkm (137 QM.) groß, mit (1892) 104,909 Einw., welche von Landbau und Viehzucht leben. Die Hauptstadt C. (San José de C.), 1742 gegründet, liegt beim Rio Lontué, 284 m ü. M., hat lebhaften Handel, ein Lyceum und (1885) 10,110 Einw.

Curieta, s. Beglia.

Curio, Gajus Scribonius, geb. um 84 v. Chr., zeichnete sich durch sein Rednertalent aus, wurde 54 Quästor in Kleinasien und erlangte 50 das Tribunat. Bis dahin Freund des Pompejus und der damals mit ihm verbündeten Senatspartei, schloß er sich jetzt an Cäsar an und wurde einer der thätigsten und gewandtesten Anhänger desselben. Er verteidigte Cäsars Sache im Senat, wußte nach seinem Wunsch die Entscheidung bis zum Ende des Jahres 50 hinauszuschieben und floh, als dieselbe endlich erfolgte und gleichzeitig sein Amt ablief, zu Cäsar, der ihn mit seinen letzten Vermittelungsvorschlägen nach Rom schickte und nach ihrer Ablehnung und dem Ausbruch des Bürgerkrieges beauftragte, Sizilien in Besitz zu nehmen. Nachdem ihm dies gelungen, setzte er nach Afrika über, schlug die Pompejaner in mehreren Treffen, ließ sich aber dann unvorsichtig mit dem überlegenen Heere des Juba in einen Kampf ein, wurde eingeschlossen und fand selbst den Tod (49). Die Frau des C. war Fulvia, die Witwe des Clodius und nachherige Gemahlin des M. Antonius.

Curios, allgemeine Bezeichnung für die in den Handel gebrachten japanischen und chinesischen Kunstgegenstände.

Curiōsa (lat., Kuriositäten; Einzahl: Curiosum), Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, welche die Neugierde und Aufmerksamkeit erregen; curiositatis causa, der Neugierde oder Seltenheit wegen.

Curiōsum urbis Romae, eine aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammende amtliche Übersicht der 14 Regionen (Stadtquartiere) Roms (ähnlich der sogen. Notitia, s. d.) nebst Angabe ihres Umfanges, ihrer Bebauung ꝛc. (hrsg. von Jordan, »Topographie der Stadt Rom«, Bd. 2, Berl. 1871, und »Forma urbis Romae«, das. 1874). Eine aus demselben und andern Quellen hergestellte Art topographischen Leitfadens gaben Italiener des 15. Jahrh. für das Werk eines Schriftstellers P. Victor aus.

Curitiba, Hauptstadt des brasil. Staates Paraná, unter 25° 25' südl. Br., 1065 m ü. M., am Flüßchen Yoo, einem der Quellflüsse des Iguassú, durch Eisenbahn mit Paranagua verbunden, auf fruchtbarer Hochebene, hat ein Ständehaus, einen Regierungspalast, ein Schatzamt, Krankenhaus, Lyceum, eine deutsche Zeitung und 10,000 Einw. C. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Curius (Leptocircus C. *Swains.*, s. Tafel »Schmetterlinge I«), nicht großer Tagfalter in Siam und auf Java, mit braunen Flügeln, durch deren Mitte ein grüner, bei dem Weibchen fast farbloser und nahe dem Rande ein breiterer, bei beiden Geschlechtern glasheller Streifen zieht; die sehr verlängerten und in zwei Hakenspitzen ausgezogenen hintern Flügel sind von einem sehr schmalen, weißen Saum eingefaßt.

Curius Dentātus, Manius, berühmter Römer, aus plebejischem Geschlecht, schlug 290 v. Chr. als Konsul die Samniter und Sabiner und machte dadurch dem dritten Samnitischen Kriege ein Ende. In seinem zweiten Konsulat 275 besiegte er den König Pyrrhus bei Benevent, so daß er Italien aufzugeben genötigt war, in seinem dritten 274 die Lukaner, Samniter und Bruttier. Noch mehr aber als wegen dieser Siege wird er wegen seiner Einfachheit und Uneigennützigkeit gepriesen. Als ihm einst Gesandte der Samniter, während er auf seinem Gute im Sabinerlande gerade am Herde mit dem Kochen von Rüben beschäftigt war, Geschenke überbrachten, wies

er sie mit den Worten zurück: »Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein.« Auch durch großartige Bauwerke machte er sich verdient; er erweiterte den Abzugskanal, durch welchen der See Velinus in den Nar (jetzt Nera) abfließt, und ließ als Zensor 272 aus dem Anio eine Wasserleitung in die Stadt führen. Er starb 270.

Curling (spr. körl-), schott. Spiel, wird im Winter auf dem Eis gespielt und besteht darin, daß die Mitspielenden jeder Partei 30—50 Pfund schwere Rundsteine so nahe wie möglich an ein Ziel (tee) »schieben«. Der 126 Fuß lange, 30 Fuß breite Spielplatz heißt Rink. Ein ähnliches in Norddeutschland übliches Spiel ist das Klootschießen.

Currachee (spr. körratschi), Stadt, s. Karatschi.

Curragh (spr. körrach), eine Heide mit stehendem Lager unfern Kildare in der irischen Provinz Leinster.

Curraghmore (spr. körramor), Schloß, s. Portlaw.

Currency (spr. körrensi), der englische Ausdruck für Kurant, erweitert auf alle gesetzlichen Zahlungsmittel, deren Annahme nicht verweigert werden darf. Im engern Sinne versteht man unter C. in Amerika nur Papiergeld und Banknoten. Oft werden aber auch (z. B. von Macleod) Wertpapiere, welche keine Geldsurrogate sind, hierher gerechnet, wie Wechsel, Cheks ꝛc. Unter Currencyfrage versteht man die Frage nach den besten Einrichtungen zur Versorgung des Verkehrs mit den erforderlichen Umlaufs- und Zahlungsmitteln.

Currencytheorie (Currencyschule, Currency principle), die hauptsächlich von Normann und Lord Overstone verteidigte und auch von R. Peel angenommene Lehre, nach welcher Münzen und Banknoten zusammen das Landesgeld bilden. Ein Land könne nur eine bestimmte Menge von Umlaufsmitteln (Münzen und Noten) beschäftigen. Werde dieselbe durch übermäßige Ausgabe von papiernen Zahlungsmitteln vermehrt, so würden die Warenpreise steigen, und da die edlen Metalle, nicht aber die Noten überall Abnehmer fänden, würden erstere aus dem Lande abfließen. Da nun Münze das beste Umlaufsmittel sei, so müsse die Ausgabe von Banknoten beschränkt werden, bez., wie konsequente Vertreter der Theorie verlangen, es dürften nur metallisch voll gedeckte Banknoten ausgegeben werden. In England hat die Peels-Akte dieses Ziel durch Kontingentierung erstrebt. Im Gegensatz zur C. führt die Bankingtheorie (banking principle) aus, die Menge der in einem Lande erforderlichen Umlaufsmittel werde jeweilig durch das Verkehrsbedürfnis bestimmt. Darum müsse die Bank sich nur von letzterm leiten lassen und in der Lage sein, bei steigenden Warenpreisen mehr Noten auszugeben. Eine Beschränkung sei entbehrlich, wenn nur die nötigen Mittel zur Einlösung immer bereit seien und die Einlösungspflicht streng aufrecht erhalten werde. Sie sei auch unnötig, weil die Bank die Scheine nicht beliebig vermehren könne, sondern lediglich dem Begehr nach Darlehen und dem Wechseldiskont folgen müsse. Habe ein lebhafter Aufschwung des Verkehrs zu einer ungewöhnlich starken Notenemission geführt, so fließe in ruhigern Zeiten der nicht erforderliche Betrag an Noten zur Bank zurück.

Currer Bell (spr. körrer), Schriftstellerin, s. Brontë.

Curriculum, s. Currus.

Curriculum vitae (lat.), Lebenslauf.

Currie-Line (spr. körri-lain), abgekürzte Bezeichnung für die nach ihrem Gründer benannte Castle Mail Packets Company (s. Dampfschiffahrt).

Curros Enríquez (spr. enrikeß), Manoel, galicischer Dichter der Gegenwart von bedeutendem Talent, der den Dialekt seiner Heimat zu philosophischen Dichtungen geschmeidig gemacht hat. Die Kühnheit seiner Gedanken zog ihm Exkommunikation von seiten des Bischofs von Orense zu, was dem Erfolg seiner Werke nur nutzte. Den beanstandeten Versen: »Aires da minha terra« (Coruña 1879; 3. Aufl. 1886; in kastil. Übersetzung: »Aires de mi tierra«, von C. Hombart, Madr. 1892) folgte das nicht minder wertvolle Werk: »O divino Sainete« (Coruña 1888).

Currūca, die Grasmücke.

Currus (Curricula, lat.), bei den alten Römern jeder Wagen, insbes. der bei Wettspielen benutzte Wagen, sehr leichte Rennwagen mit sehr niedrigen Rädern und sehr breiter Spur. In dem Wagenkasten hatte nur ein Mann, der auriga oder Wagenlenker, gewöhnlich ein Sklave oder Freigelassener, Platz. In der Kaiserzeit, als Senatoren und Kaiser als Wagenlenker auftraten, wurden die ursprünglich einfachen Rennwagen auf das prächtigste geschmückt.

Curry-powder (engl., spr. körri-pauder, Ragoutpulver), aus Indien stammende Gewürzmischungen aus Kurkuma, Koriander, Pfeffer, Ingwer, Zimt, Muskatblüten, Gewürznelken, Kardamomen, Kümmel und Cayennepfeffer.

Curschmann, 1) Karl Friedrich, Liederkomponist, geb. 21. Juni 1805 in Berlin, gest. auf einer Reise 24. Febr. 1841 in Langfuhr bei Danzig, studierte in Berlin Rechtswissenschaft, wandte sich dann, seiner Neigung folgend, der Musik zu, nahm vier Jahre lang bei Hauptmann in Kassel Unterricht in der Komposition und lebte darauf in Berlin. Unter den von ihm veröffentlichten Vokalwerken befindet sich außer einem Singspiel: »Abdul und Erinnieh« (Kassel 1827), und einigen geistlichen Kompositionen eine große Anzahl Lieder für eine und mehrere Singstimmen (1871 in Gesamtausgabe erschienen), die sich zum Teil großer Popularität erfreuen, jedoch nicht auf der höchsten Stufe der Kunst stehen.

2) Heinrich, Mediziner, geb. 28. Juni 1846 in Gießen, studierte daselbst, war 8 Jahre Assistenzarzt am St. Rochushospital in Mainz, siedelte 1871 nach Berlin über, habilitierte sich daselbst 1875 als Privatdozent, wurde 1876 dirigierender Arzt des städtischen Barackenlazaretts, 1879 Direktor des Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg, 1888 Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik in Leipzig. C. gilt als Autorität auf dem Gebiete des Krankenhauswesens. Er schrieb: »Die funktionellen Störungen der männlichen Genitalien« und »Fleckfieber und Pocken« (in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«); »Mitteilungen über das neue Allgemeine Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf« (mit Deneke, Braunschw. 1889); »Entwickelung der Krankenpflege und des klinischen Unterrichts« (Leipz. 1889). Er war 1886—92 Mitherausgeber der »Fortschritte der Medizin« und begann 1893 die Herausgabe eines Jahrbuches: »Aus der medizinischen Klinik zu Leipzig«.

Cursōres, soviel wie Laufvögel (s. d.).

Curt., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. H. Curtis, Maler und Entomolog in London, geb. 1761, gest. 1861, oder für W. Curtis (s. d. 1).

Curtāne (Curtein, engl.; mittellat. Curtana, »Schwert ohne Spitze«), das Schwert Eduards des Bekenners, früher den Königen von England bei ihrer Krönung als Sinnbild der Milde vorgetragen.

Curtatone, Gemeinde in der ital. Provinz Mantua, 5 km westlich von Mantua, an der Dampfstraßenbahn nach Viadana, mit (1881) 6611 Einw., bekannt durch das glückliche Treffen der Österreicher unter Radetzky gegen die neapolitanisch-toscanischen Truppen 29. Mai 1848.

Curtea de Argeşu, Stadt, s. Arbschisch 1).

Curtis (spr. körtß), 1) William, Botaniker, geb. 1746 zu Alston in Hampshire, gest. 7. Juli 1799 in Brompton, erlernte die Pharmazie, widmete sich der Botanik, gründete einen botanischen Garten und hielt Vorlesungen. C. schrieb: »Flora Londinensis« (Lond. 1777—87; neue Aufl. von Graves u. Hooker, 1817—28. 5 Bde., mit 702 kolorierten Tafeln); »Practical observations on the British grasses« (2. Ausg. 1790; 6. Aufl. von Lawrence, 1824); »Lectures on botany« (hrsg. von Sam. C., 1805, 3 Bde.; 2. Aufl. 1807). 1787 gründete er das »Botanical Magazine«.

2) George Ticknor, amerikan. staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1812 zu Watertown in Massachusetts, studierte am Harvard College zu Cambridge und ließ sich 1836 in Boston als Advokat nieder. Er schrieb über wichtige juristische Materien, wie Seerecht, Nachdruck- und Patentgesetzgebung, und verfaßte eine Erläuterung der juristischen Praxis an den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten. In weitern Kreisen aber erwarb er sich einen Namen durch die in der Forschung ebenso gründliche wie in dem Urteil parteilose und in der Darstellung anziehende »History of the origin, formation and adoption of the constitution of the United States« (New York 1855—1858, 2 Bde.; 2. Aufl. 1889 ff.). Außerdem schrieb er: »Life of Daniel Webster« (New York 1870, 2 Bde.); »Life of James Buchanan« (das. 1883, 2 Bde.); »Life, character and service of General G. B. McClellan« (Boston 1887); »John Charaxas«, eine Erzählung aus dem Bürgerkrieg (Philad. 1889); das philosophische Werk »Creation or evolution« (New York 1887) u. a.

3) George William, amerikan. Schriftsteller, geb. 24. Febr. 1824 in Providence (Rhode-Island), gest. 31. Aug. 1892 in West-New Brighton auf Staten Island, wurde Kaufmannslehrling in New York, besuchte sodann einige Zeit die Ackerbauschule zu West-Roxbury in Massachusetts und ließ sich in Concord als Farmer nieder. 1846 begab er sich nach Europa, besuchte einige Monate lang Vorlesungen an der Universität zu Berlin und unternahm von hier aus weitere Reisen nach dem Süden, nach Ägypten und Syrien. 1850 nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, beteiligte er sich an verschiedenen Zeitungen (namentlich an der »New York Times« und an der »Tribune«) und veröffentlichte die glänzenden Reiseschilderungen: »Nile notes of a Howadji« (neue Ausg., New York 1859) und »The Howadji in Syria« (das. 1852). Später folgten: »Lotus-eating« (1852), eine Sammlung von Briefen aus amerikanischen Badeorten; »The Potiphar papers« (1853, neue Ausg. 1865), satirische und humoristische Skizzen aus dem gesellschaftlichen Leben New Yorks; »Prue and I« (1856, illustrierte Ausg. 1892); der Roman »Trumps« (1861), eine Biographie W. C. Bryants (1879) und J. R. Lowells (1892) u. a. C. war Redakteur von »Harper's Weekly«, bekleidete zugleich die Professur der englischen Sprache an der Cornell University, war Präsident des Metropolitan Museum of Art und Mitglied des Direktoriums der New Yorker Staatsuniversität. Gleich seinem Freund Stuart Mill war er auch ein warmer Anwalt der Frauenfrage, dabei aber frei von jedem Radikalismus. Als unabhängiger Republikaner spielte er eine hervorragende Rolle in der Politik und machte sich um die Reinigung des Zivildienstes hochverdient, lehnte jedoch jedes ihm angebotene Amt ab. Seine Werke erschienen gesammelt 1856 in 5 Bänden. Vgl. Winter, George William C. (New York 1893); Chadwick, George W. C. (das. 1893).

Curtisia *Ait.*, Gattung aus der Familie der Cornaceen. C. faginea *Ait.* (Assagaibaum), ein großer Baum am Kap, mit gegenständigen, glänzenden, auf der Unterseite rostbraunen Blättern und zahlreichen kleinen Blüten. Das Holz ist rötlichbraun, nimmt schöne Politur an und wird von den Eingebornen zu den Schäften ihrer Wurfwaffen (Assagai, s. d.) benutzt.

Curtius, 1) Marcus, ein edler röm. Jüngling, der sich für sein Vaterland aufopferte. 362 v. Chr. entstand, wie die Sage berichtet, in der Mitte des Forums plötzlich eine weite Kluft von unermeßlicher Tiefe, die nicht auszufüllen war. Die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies aber werde nur dann geschehen, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde. Da bestieg C. mit den Worten: »Nichts Besseres hat Rom als Waffen und Heldenmut!« im vollen Waffenschmuck sein Roß und stürzte sich in den Abgrund, worauf sich dieser schloß.

2) Quintus Curtius Rufus, röm. Geschichtschreiber, schrieb unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) »Historiae Alexandri Magni« in 10 Büchern, von welchen aber die ersten zwei nicht erhalten sind. Wie er wahrscheinlich selbst Rhetor war, hat er es in seinem Werke mehr auf rhetorische Gefälligkeit als auf historische Treue abgesehen und auf kritische Benutzung der Quellen keinen sonderlichen Wert gelegt, da er Gewährsmännern wie Kleitarchos folgt, deren geringe Zuverlässigkeit ihm nicht entging. Zahlreich sind seine geographischen und chronologischen Irrtümer; seinen Mangel an militärischen Kenntnissen beweisen seine Schlachtberichte. Herausgegeben von Freinsheim (mit Ergänzungen der Lücken, Straßb. 1648 u. 1670), Mützell (Berl. 1841, 2 Bde.), Zumpt (2. Aufl., Braunschw. 1864), Hedicke (Berl. 1867), Vogel (Leipz. 1881); übersetzt von Christian (3. Aufl., Stuttg. 1883) und Siebelis (3. Aufl. 1882). Vgl. Bosson, Étude sur Quinte-Curce (Par. 1887).

Curtius, 1) Ernst, Archäolog und Geschichtschreiber, geb. 2. Sept. 1814 in Lübeck, studierte in Bonn, Göttingen und Berlin Philologie, begleitete 1837 Professor Brandis nach Athen und von hier seinen Lehrer O. Müller durch Griechenland, hielt sich darauf einige Zeit in Italien auf, promovierte im Dezember 1841 zu Halle mit der Dissertation »De portubus Athenarum« (Halle 1842) und habilitierte sich 1843 in Berlin. Den »Klassischen Studien« (Bonn 1840), poetischen Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern, die er mit E. Geibel herausgab, ließ er folgen: »Anecdota delphica« (Berl. 1843), »Inscriptiones atticae duodecim« (das. 1843) und »Die Akropolis von Athen« (das. 1844). 1844 wurde er außerordentlicher Professor und Erzieher des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich, begleitete denselben nach Bonn, kehrte 1850 nach Berlin zurück und folgte 1856 einem Ruf nach Göttingen, von wo er 1868 wieder nach Berlin zurückberufen ward, um dort sowohl an der Universität als Professor der alten Geschichte als auch am königlichen Museum als Direktor des Antiquariums zu wirken. Seit 1853 ist C. Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und war 1871—93 be-

ständiger Sekretär der philologisch-historischen Klasse. Die Früchte seiner wiederholten Reisen nach Griechenland und Kleinasien, zuletzt im Frühjahr 1874 zur Vorbereitung der vom Deutschen Reiche in Olympia beabsichtigten Ausgrabungen, sind in einer Reihe von Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und der Berliner Akademie niedergelegt, zum Teil auch besonders erschienen, so namentlich: »Naxos« (Berl. 1846); »Olympia« (das. 1852); »Die Jonier« (das. 1855); »Über den religiösen Charakter der griechischen Münzen«; »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« (das. 1872); »Ephesos« (das. 1874) u. a. Die Festreden, die C. in Göttingen als professor eloquentiae hielt, sind in Berlin 1864 gesammelt erschienen; die zu Berlin gehaltenen unter dem Titel: »Altertum und Gegenwart« (Bd. 1, 4. Aufl., Berl. 1892; Bd. 2, das. 1882; Bd. 3 u. d. Tit.: »Unter drei Kaisern«, 1889). Außer diesen Schriften und verschiedenen Abhandlungen (z. B. »Beiträge zur geographischen Onomatologie der griechischen Sprache«, 1861) in archäologischen und philologischen Zeitschriften (zum Teil vereinigt als »Gesammelte Abhandlungen«, Berl. 1893—94, 2 Bde.) veröffentlichte C. als Hauptwerke: »Peloponnesos« (Gotha 1851—52, 2 Bde.), eine wissenschaftliche Geographie der Halbinsel, die »Griechische Geschichte« (Berl. 1857—61, 3 Bde.; 6. Aufl. 1887—89) und »Die Stadtgeschichte von Athen« (das. 1891). Auch gab C. »Sieben Karten zur Topographie von Athen nebst erläuterndem Text« (Gotha 1868) und mit Kaupert den »Atlas von Athen« (Berl. 1878) und »Karten von Attika« (das. 1881—1887), ferner mit Adler und Hirschfeld »Die Ausgrabungen zu Olympia« (das. 1877—78, 3 Bde.) heraus.

2) Georg, ausgezeichneter Philolog, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1820 in Lübeck, gest. 12. Aug. 1885 in Hermsdorf bei Warmbrunn, vorgebildet auf dem Katharineum zu Lübeck, studierte von 1838 an in Bonn und Berlin, wurde 1842 Lehrer am Blochmannschen Institut zu Dresden, habilitierte sich 1846 an der Berliner Universität, wurde 1849 außerordentlicher und 1851 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Prag und siedelte als solcher 1854 nach Kiel, 1862 nach Leipzig über. Er hat das hohe Verdienst, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache auf dem Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft neu begründet zu haben. Seine Hauptwerke sind: »Griechische Schulgrammatik« (Prag 1852; 20. Aufl. von W. Hartel, 1890; in viele Sprachen übersetzt) nebst »Erläuterungen« (das. 1863, 3. Aufl. 1875); »Grundzüge der griechischen Etymologie« (Leipz. 1858—62; 5. Aufl., unter Mitwirkung von A. Windisch, 1879); »Das Verbum der griechischen Sprache« (das. 1873—76, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877—1880). Sonst nennen wir: »De nominum graecorum formatione« (Berl. 1842); »Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie« (Dresd. 1845; 2. Aufl., Berl. 1848); »Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen« (das. 1846); »Philologie und Sprachwissenschaft« (Leipz. 1862); »Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung« (das. 1867, 2. Aufl. 1873); »Zur Kritik der neueren Sprachforschung« (das. 1885). Auch vereinigte er Arbeiten seiner Schüler mit eignen Beiträgen zu den »Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik« (Leipz. 1868—77, 10 Bde.; die letzten beiden mit K. Brugman) und begründete 1878 mit L. Lange, O. Ribbeck und H. Lipsius die »Leipziger Studien zur klassischen Philologie«. Seine »Kleinen Schriften« gab Windisch heraus (Leipz. 1886—1887, 2 Bde.). Vgl. Windisch, G. C., eine Charakteristik (Berl. 1887).

3) Theodor, Chemiker, geb. 27. Mai 1857 in Duisburg, studierte in Leipzig, Heidelberg und München, habilitierte sich 1886 als Privatdozent in Erlangen und ist seit 1889 ordentlicher Professor an der Universität Kiel. Er arbeitete über die Diazoverbindungen der Fettreihe und entdeckte das Hydrazin und die Stickstoffwasserstoffsäure.

Curūlis sella (lat.), s. Sella.

Curzola (slaw. Korčula, im Altertum Corcyra nigra), dalmatin. Insel, durch den gleichnamigen Kanal von der Insel Lesina und der Halbinsel Sabioncello getrennt, wird von bewaldeten Höhen (bis 573 m) durchzogen und hat ein Areal von 259 qkm mit (1890) 14,934 meist serbokroat. Einwohnern, welche Landwirtschaft (vorzugsweise Wein- und Olivenbau), Steingewinnung, Schiffbau, Fischerei und Schiffahrt betreiben. Vgl. Ostoich, Compendio storico dell' Isola di C. (Zara 1878). — Die Stadt C. liegt an der Nordostküste, 2 km vom Festlande entfernt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat einen gotischen Dom aus dem 14. und einen Turm aus dem 15. Jahrh., Reste von Befestigungsmauern, einen Hafen, Schiffswerfte und (1890) 1938 (als Gemeinde 6097) Einw. Im innern westlichen Teil der Insel liegt der Markt Blatta (Blato) mit 5049 (als Gemeinde 8837) Einw. S. Karte »Bosnien ꝛc.«.

Cusa, Fürst von Rumänien, s. Alexander 15).

Cusa, Nikolaus von, oder Cusanus, eigentlich Chrypffs (»Krebs«), Gelehrter und Kardinal, geb. 1401 in Cusa oder Kues an der Mosel, gest. 11. Aug. 1464 in Todi bei Spoleto, studierte im Bruderhaus zu Deventer, reiste dann nach Italien, wo er den Kardinal Cesarini kennen lernte, und wurde zu Padua 1424 Doktor der Rechte. Als sein erster Prozeß in Mainz unglücklich ausfiel, widmete er sich dem geistlichen Stande, wurde bald Dekan des Kollegiatstifts in Koblenz und wohnte dem Basler Konzil bei, wo er in seiner Schrift »De concordantia catholica« eifrig die Ansicht verfocht, daß der Papst unter dem Konzil stehe; er war der erste, der den Pseudo-Isidor und die Konstantinische Schenkung für Fälschungen erklärte. Ferner überreichte er eine Schrift über die Verbesserung des julianischen Kalenders. Auch die Mehrheit der Welten und die Bewegung der Erde um die Sonne behauptete er, ohne deshalb belästigt zu werden. Als das Konzil offen mit Papst Eugen IV. brach, ging er 1437 zu letzterm über und suchte als päpstlicher Gesandter in Konstantinopel die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche zu erreichen. Hierauf wirkte er als päpstlicher Legat auf den deutschen Reichstagen eifrig für die Kurie und gegen das Konzil. Später unternahm er eine gründliche Visitation der deutschen Klöster. Papst Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Kardinal und zum Bischof von Brixen, welches Bistum aber bereits legal besetzt war, und wegen dessen er in ärgerliche Streitigkeiten verwickelt wurde. Der Erzherzog Siegmund von Österreich, von dem er den Lehnseid für dessen im Bistum Brixen gelegene Besitzungen forderte, ließ ihn 1460 sogar gefangen setzen und gab ihn nur unter harten Bedingungen wieder frei. Unter Pius II. gelangte er zu hohen Ehren. Die von ihm vertretene Theologie ist eine geistreiche Vereinigung theistischer Scholastik und pantheistischer Mystik. Seine Werke erschienen

gesammelt Paris 1514 und Basel 1565, 3 Bde.; eine Übersetzung seiner wichtigsten Schriften lieferte E. Scharpff (Freiburg 1862). Vgl. Düx, Der deutsche Kardinal Nikolaus von C. (Regensb. 1848, 2 Bde.); Jäger, Der Streit des Kardinals C. mit dem Herzog Siegmund von Österreich (Innsbr. 1861, 2 Bde.); Stumpf, Die politischen Ideen des Nikolaus von C. (Köln 1865); Scharpff, Der Kardinal und Bischof Nikolaus von C. (Tüb. 1871); Falckenberg, Grundzüge der Philosophie des Nikolaus Cusanus (Bresl. 1880); Übinger, Die Gotteslehre des N. C. (Paderb. 1889); Gloßner, Nikolaus von C. und Marius Nizolius als Vorläufer der neuern Philosophie (Münster 1891).

Cuscatlan, s. Salvador.

Cuscŭta *Tourn.* (Seide, Klebe), Gattung aus der Familie der Konvolvulaceen, blattlose Schmarotzerpflanzen, welche in der Erde keimen (Fig. 1 a—e), andre Pflanzen umwinden (Fig. 1 f und Fig. 2) und sie mittels reihenweise gestellter Saugwarzen (Fig. 2 aaaa) aussaugen, indem aus jeder Warze ein Bündel von Zellen in die umklammerte Pflanze hineinwächst (Fig. 3). Ihre Wurzel stirbt ab, sobald sie die Saugspitzen an fremde Pflanzen angelegt haben; an dem fadenförmigen, bleichen Stengel stehen die unscheinbaren, fleischigen Blüten in Knäueln; die Kapseln sind

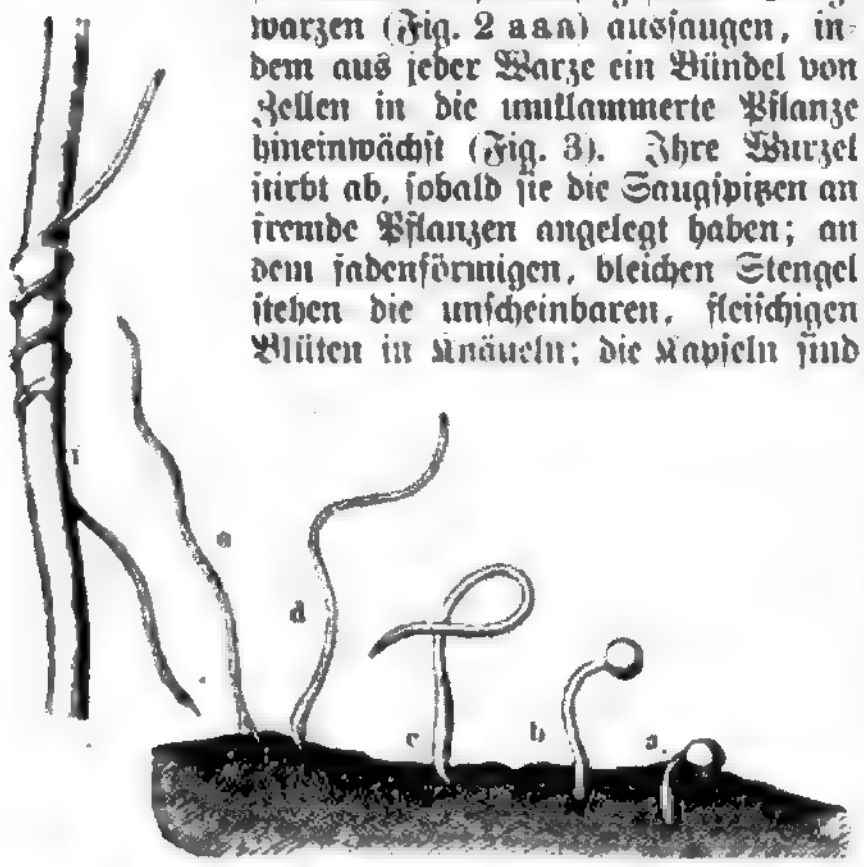


Fig. 1. Keimlinge von Cuscuta europaea.

zweifächerig, viersamig. Man kennt 90 Arten in den wärmern und gemäßigten Klimaten der ganzen Erdoberfläche. C. europaea *L.* (Nesselseide, Teufelszwirn, Vogelseide, Klebe, Range, Fig. 2), mit 2—2,5 m langem Stengel und weißen oder rötlichen Blüten, findet sich auf Kartoffeln, Brennesseln, Hopfen, Hanf, Wicken, Weiden, Schlehen. C. Epilinum *Weihe* (Flachsseide), mit 30—60 cm langem gelblichen Stengel und weißen Blüten, schmarotzt besonders auf Lein und wird den Kulturen oft verderblich. Sie pflegt sich zuerst auf jungen Unkräutern zu entwickeln und geht von diesen auf noch nicht verholzte Teile der Leinpflanze über. C. Epithymum *Smith* (Kleeseide), mit 30—60 cm langem, purpurrotem Stengel und in wenigblütigen Knäueln sitzenden Blüten, in Mittel- und Südeuropa, auf Quendel, Heidekraut, Ginster, auf Klee und Luzerne, richtet in den Kulturen der letztern oft große Verheerungen an. In Deutschland ist sie in dieser Weise erst seit Beginn des 19. Jahrh. aufgetreten. Auf Weintrauben erzeugt sie die sogen. bärtigen Trauben. C. racemosa *Mart.* kam als brasilische Hopfenseide aus Brasilien nach Europa und wurde gegen Halskrankheiten empfohlen. Sie wuchert bei uns auf Luzerne. C. lupuliformis *Krock.*, die größte und stärkste deutsche Art, mit bindfadenstarken, gelblichen, rötlichen oder purpurnen Stengeln und in ährenförmigen Rispen sitzenden Blüten, wuchert in Norddeutschland, Österreich, Ungarn und im mittlern Rußland auf Weiden, Pappeln, Schneeball und wird hier und da auf Lupinenäckern schädlich. Als Vorbeugungsmittel gegen Kleeseide empfiehlt sich peinlichste Sorgfalt bei der Auswahl des Saatgutes unter Herbeiziehung der Hilfe einer Samenkontrollstation. Seidehaltiger Same ist durch Siebe zu reinigen, welche genau 22 Maschen auf 7 qcm haben. Der abgesiebte Same darf dem Futter nicht beigemengt werden, da der Seidensame den Verdauungskanal der Tiere passiert, ohne seine Keimkraft zu verlieren. Die befallenen Stellen sind möglichst früh unter Übergreifen von 0,3—1 m tief abzuschneiden oder mit Eisenvitriollösung oder mit Schwefelsäure, die mit 200—300 Teilen Wasser verdünnt wurde, zu überbrausen oder an einem taureichen Morgen mit rohem schwefelsauren Kali sehr dicht zu bestreuen oder mit einer 20—30 cm hohen Schicht kurz geschnittenen Strohes zu bedecken und dies nach dem Befeuchten mit Petroleum zu verbrennen. Jedenfalls müssen beim Schnitt des Samenklees die Seidenstellen gänzlich umgangen werden, und bei großen

Fig. 2. Cuscuta europaea, auf Hopfen schmarotzend.

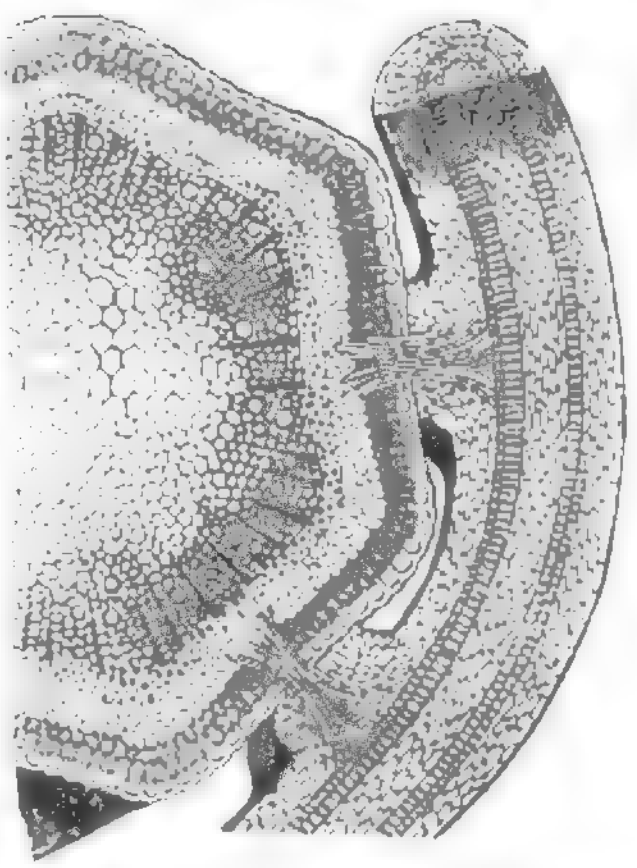


Fig. 3. Hopfenstengel u. auf demselben schmarotzender Teufelszwirn, im Durchschnitt.

Verwüstungen baut man in den folgenden 2—4 Jahren nur Pflanzen, die keine Nährpflanzen für Seide abgeben. Vgl. Koch, Die Klee- und Flachsseide, Entwickelung, Verbreitung und Vertilgung (Heidelb. 1880).

Cuselit, eine am Remigiusberg bei Kusel typisch auftretende Abart des Augitporphyrits, s. Porphyrit.

Digitized by Google

Cushing (spr. kôsching), Caleb, nordamerikan. Staatsmann, geb. 17. Jan. 1800 in Salisbury (Massachusetts), gest. 2. Jan. 1879 in Newburyport (Massachusetts), bereiste 1829 Europa und veröffentlichte »Reminiscences of Spain« (1833), schloß sich 1835 der Whigpartei an, wandte sich 1841 den Demokraten zu, fand sich aber vom parlamentarischen Leben nicht befriedigt und ging 1843 als Gesandter nach China, wo ihm 3. Juli 1844 der Abschluß des ersten nordamerikanischen Vertrags mit China gelang. 1847 rüstete er zum Krieg mit Mexiko ein Regiment selbst aus, wurde 1852 Oberrichter für Massachusetts und war 1853—57 Mitglied der Zentralregierung. 1871 vertrat er die Vereinigten Staaten in der gemischten Kommission über die Alabamafrage, 1874—77 war er bevollmächtigter Minister in Spanien. Er schrieb unter anderm: »The treaty of Washington« (New York 1873). Vgl. »Memorial of Caleb C.« (Boston 1880).

Cushman (spr. kôschmän), Charlotte Saunders, amerikan. Schauspielerin, geb. 25. Juli 1814 in Boston, gest. daselbst 18. Febr. 1876, wandte sich der Oper zu und erntete bei ihrem ersten Debüt (1835) als Gräfin in »Figaros Hochzeit« solchen Beifall, daß sie für die Oper in New Orleans engagiert wurde. Da sie hier ihre Stimme verlor, widmete sie sich der Tragödie. Sie trat 1836 zuerst als Lady Macbeth auf und hatte auch hier glänzenden Erfolg, der sich in Philadelphia und New York noch steigerte. Während ihres Aufenthalts in letzterer Stadt bildete sie ihre jüngere Schwester, Susan, ebenfalls fürs Theater heran und gewann als Romeo (Susan gab die Julie) sowie in andern Männerrollen, zu denen ihre Schwester die bezüglichen weiblichen Rollen übernahm, großen Beifall. 1845 begaben sie sich nach England, wo sich Susan 1848 mit Muspratt, Professor der Chemie in Liverpool, verheiratete und dort 10. März 1859 starb, während C. 1849 zu neuen Triumphen nach Amerika zurückkehrte. 1858 nahm sie ihren Aufenthalt in Rom, von wo sie erst nach einigen Jahren nach Amerika zurückging. Sie trat seitdem nur selten auf und zog sich 1866 gänzlich von der Bühne zurück. Vgl. Stebbins, Charl. C., her letters and memories of her life (Boston 1878); Mrs. C. E. Clement, Charlotte C. (das. 1882).

Cusio, Lago, s. Orta.

Cusir (franz. Soie à coudre), aus Rohseide gezwirnte Nähseide; Cusirino, feine Sorte C. zu Spitzen und gewissen Geweben.

Cusparia *Humb.*, Gattung aus der Familie der Rutaceen, Sträucher und Bäume des warmen östlichen Südamerika, mit abwechselnden, meist langgestielten, ein- bis siebenteiligen Blättern, großen Rispen oder Scheintrauben und ein- bis dreiknopfiger Frucht. C. trifoliata *Engl.* (Galipea officinalis *Hancock*), 20—25 m hoher Baum mit bräunlichgrauer Rinde, dreizähliger Blattspreite und weißen Blüten in Rispen, wächst in Neugranada und liefert die Angosturarinde, welche schwach gewürzhaft riecht, sehr anhaltend rein bitter, etwas aromatisch schmeckt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Fiebermittel (China von Neuandalusien), gegen Verdauungsstörungen und Ruhr angewendet wurde. Sie enthält zwei Alkaloide: Galipidin $C_{19}H_{19}NO_3$ und Galipin $C_{20}H_{20}NO_3$. Weil aber häufig eine Verfälschung mit der giftigen Rinde von Strychnos nux vomica beobachtet wurde, kam sie in Mißkredit. Gegenwärtig benutzt man sie zur Bereitung eines unter dem Namen Angostura bekannten Likörs, der gegen schwache Verdauung, Durchfall ꝛc. getrunken wird.

Cuspinian, Johannes (eigentlich Spießhaymer), Diplomat und Gelehrter, geb. 1473 in Schweinfurt, gest. 19. April 1529 in Wien, studierte in Wien Philosophie und Medizin, wurde in letzterer Fakultät Doktor und erlangte durch seine Beredsamkeit solches Ansehen, daß er 1500 Rektor der Universität und 1506 Celtes' Nachfolger als Professor wurde. Kaiser Maximilian verwandte ihn zu mehreren diplomatischen Sendungen, die er mit Erfolg ausführte (vgl. sein Tagebuch in den »Fontes rerum austriacarum«, Bd. 1). Der Kaiser belohnte ihn hierfür reichlich und ernannte ihn 1515 zum Vorsitzenden seines Geheimen Rates und zum Anwalt der Stadt Wien. Daneben betrieb er humanistische und geschichtliche Studien und gab mehrere Klassiker und mittelalterliche Autoren heraus. C. schrieb das gelehrte und wertvolle Geschichtswerk »De Caesaribus atque imperatoribus romanis opus insigne«, das bis zum Tode Maximilians reicht (hrsg. von Gerbel, Straßb. 1540; deutsch, das. 1541). Sein Grabdenkmal befindet sich im Stephansdom zu Wien.

Cusset (spr. küssä), Stadt im franz. Depart. Allier, Arrond. Lapalisse, am Sichon, 2½ km nordöstlich von Vichy, mit dem es durch eine Allee (mit Straßenbahn) verbunden ist, hat ein Zivil- und ein Handelsgericht, ein Collège, Mineralquellen (eine Eisenquelle und einen Säuerling von 17°) mit Bade- und Kaltwasserheilanstalt, Kalkbrennerei, Weberei, Ölfabrikation und (1891) 5125 Einw.

Cust (spr. küst), Robert Needham, Orientalist und Sprachforscher, geb. 1821 in Cockayne, erzogen in Eton, studierte die orientalischen Sprachen an dem College in Haileybury und war 1843—69 in Indien als Zivilbeamter in hervorragenden Stellungen thätig, zuletzt als Mitglied des indischen Rates in Kalkutta. Nach seiner Rückkehr nach Europa veröffentlichte er: »Modern languages of the East Indies« (Lond. 1878); »Linguistic and oriental essays« (1879), denen zwei weitere Serien (1887 u. 1891) folgten; »Pictures of Indian life« (1881); »Modern languages of Africa« (1883, 2 Bde.); »The shrines of Lourdes, Saragossa, Loretto and Jerusalem« (1885); »The languages of Oceania« (1886; franz. Übersetzung, Par. 1888). C. lebte, abgesehen von den Reisen in Vorderasien, Nordafrika, der Türkei ꝛc., seit 1869 in London, wo er Ehrenämter bei mehreren gelehrten und philanthropischen Gesellschaften bekleidet, und ist Ehrendoktor der Universität Edinburg. Seine Werke über afrikanische und ostindische Sprachen sind ins Französische und Italienische übersetzt.

Custine (spr. küstin'), 1) Adam Philippe, Graf von, franz. General, geb. 4. Febr. 1740 in Metz aus einem alten Adelsgeschlecht, gest. 28. Aug. 1793, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege so rühmlich aus, daß ihm der Minister Choiseul ein eignes Dragonerregiment verlieh. Im amerikanischen Kriege that er sich besonders bei der Belagerung von Yorktown hervor. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de Camp und Gouverneur von Toulon ernannt, trat als Abgeordneter des lothringischen Adels 1789 in die Nationalversammlung und neigte sich hier entschieden auf die Seite der liberalen Partei. Tapfer, ehrgeizig und unbesonnen, arbeitete er an der Gewinnung des Heeres für die Sache der Revolution. 1791 zum Generalleutnant befördert, erhielt er 1792 ein Kommando am Oberrhein unter dem Marschall Luckner, dann als Oberfeldherr, bemächtigte sich der Stadt Landau und nahm die Linien von Weißenburg, dann Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt, ward

aber von den Preußen und Hessen 2. Dez. 1792 bei Frankfurt geschlagen. Nach mehreren unglücklichen Gefechten, namentlich 6. Jan. 1793 bei Hochheim, setzte er Mainz in Verteidigungszustand, ward aber im Frühling von den Preußen zwischen Bingen und Kreuznach angegriffen, wich nach schwachem Widerstand und zog sich 31. März nach Landau zurück. Hierauf mit dem Oberbefehl über die Nord- und Ardennenarmee betraut, suchte er in derselben die gesunkene Disziplin wieder herzustellen. Als Anhänger der Gironde auf die Anschuldigung Marats und Billaud-Varennes' vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris geladen und in der Anklageakte vom 14. Aug. 1793 beschuldigt, vorsätzlich die Würde eines Generals der Armeen mißbraucht, das Interesse der Republik verraten und Einverständnisse mit den Feinden Frankreichs unterhalten zu haben, ward er trotz seiner geschickten Verteidigung 27. Aug. 1793 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sein Wunsch, daß sein Sohn Renaud Philippe von C., geb. 1768, der, nachdem er Gesandter in Berlin gewesen, seinem Vater als Adjutant zur Seite stand, seine Ehrenrettung durch Herausgabe seines Briefwechsels bewirken möge, blieb unerfüllt, da derselbe bereits 3. Jan. 1794 dem Vater auf das Schafott folgte; doch veröffentlichte später Custines damaliger Adjutant, der General Baraguay d'Hilliers, Custines Papiere unter dem Titel: »Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp« (deutsch, Berl. 1795, 2 Bde.). Vgl. Chuquet, L'expédition de C. (Par. 1892); Derselbe, Wissembourg (das. 1893); Bardoux, Madame de C. (das. 1888).

2) Astolphe, Marquis von, franz. Schriftsteller, Enkel des vorigen, geb. 18. März 1790 in Niederwiller bei Metz, gest. 29. Sept. 1857 in Pau, bereiste 1811—22 England, Schottland, die Schweiz und Kalabrien, ging 1835 nach Spanien und später nach Rußland. Seine weiten Reisen lieferten ihm den Stoff zu interessanten Schriften, besonders zu dem Werk »La Russie« (Par. 1843, 4 Bde.). Außerdem schrieb er Novellen und Romane und eine Tragödie in Versen: »Béatrix Cenci« (1833). Seine »Lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense« erschienen Brüssel 1870.

Custodia (lat.), wörtlich »Bewachung«, als Rechtsbegriff die pflichtmäßige Sorgfalt des obligatorisch Verpflichteten, soweit sie sich in Aufbewahrung und Bewachung einer körperlichen Sache äußern muß. Man sagt insoweit, daß jemand für C. hafte. Ob nach römischem Recht das custodiam praestare nicht unter gewissen Umständen eine Haftung bis zur höhern Gewalt oder wenigstens eine Haftung für Entwendung einer Sache auch ohne Verletzung der pflichtmäßigen Sorgfalt bedeute, ist streitig. Vgl. Engelmann, Custodiae praestatio (Münch. 1887); Brudner, Die C. (das. 1889); Baron im »Civilistischen Archiv«, Bd. 78, S. 203 ff. — C. kann übrigens auch als Dienstleistung des Bewachens Objekt eines Dienstmiet- oder Auftragsvertrages sein; solchen Falls ist derjenige, welcher den Bewachungsdienst versprochen hat, für die richtige Ausführung desselben verantwortlich, soweit ihn nicht ein unverschuldeter Umstand (casus, s. d.) daran verhindert.

Custos (lat.), Hüter, s. Kustos.

Custos messium, Sternbild, s. Erntehüter.

Custozza (Custoza), Dorf in der ital. Provinz Verona, Distrikt Villafranca, 15 km südwestlich von Verona, am linken Ufer des Tione gelegen, mit (1881) 624 Einw., berühmt durch zwei Siege der Österreicher über die Italiener. Den ersten erfocht Radetzky über König Karl Albert 25. Juli 1848, der infolgedessen Mailand und die Lombardei aufgeben und einen Waffenstillstand schließen mußte. Der zweite ward 24. Juni 1866 erfochten. Die österreichische Armee unter Erzherzog Albrecht stützte sich auf das Festungsviereck und stand 82,000 Mann stark in und um Verona. Die Italiener unter General Lamarmora überschritten 23. Juni den Mincio mit zwei Armeekorps, ein drittes zwecklos jenseit desselben zurücklassend, während Cialdini mit einem vierten, stärkern Korps über den untern Po gegen die Etsch vordringen und Garibaldi mit seinen Freischaren in Tirol einbrechen sollte. Da die Italiener so ihre überlegenen Streitkräfte verzettelten und nicht einmal den nordwestlich von Villafranca gelegenen Höhenzug, auf dessen südöstlichem Abfall C. und Somma-Campagna liegen, besetzt hatten, nahm Erzherzog Albrecht 23. Juni diese wichtige Position und griff am Morgen des 24. Juni den Feind auf der ganzen Linie an. Der Kampf dauerte in glühender Sonnenhitze den ganzen Tag. Abends 7 Uhr war das schlecht geführte italienische Heer trotz aller Tapferkeit geschlagen, seine letzte Position auf der Höhe von C. genommen, der Rückzug über den Mincio unvermeidlich. Der Verlust der Italiener betrug 8185 Mann, darunter 4350 Gefangene, der der Österreicher 7956 Mann, darunter 1500 Gefangene. Infolge dieser Niederlage konnte Cialdini seinen Übergang über den Po nicht ausführen. Den Gefallenen wurde hier ein gemeinsames Denkmal errichtet. Vgl. Mathes v. Bilabruck, Taktische Studie über die Schlacht von C. im Jahre 1866 (Wien 1891).

Cusum, Name einer römischen Ansiedelung in Pannonien, an deren Stelle die Festung Peterwardein ((s. d.) steht.

Cutch, s. Katechu.

Cutch, Staat in Britisch-Indien, s. Katsch.

Cuticula (lat.), Häutchen, s. Epithelium und Haut. Über C. der Pflanzen s. Epidermis.

Cutis (lat.), die Lederhaut (s. Haut); auch die ganze Haut; C. anserina, Gänsehaut.

Cuttak, Distrikt in Britisch-Ostindien, s. Kattak.

Cutter (engl., spr. tötter), kleiner, für eine Person berechneter leichter, mit einem Pferde bespannter Schlitten in England und Amerika. S. Kutter.

Cuttings, s. Jute.

Cuv., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für G. Cuvier (s. d. 1); *F. Cuv.*, desgleichen für F. Cuvier (s. d. 2).

Cuvelage (spr. küw'läsch'), s. Kuvelierung.

Cuvelier (spr. küw'lje), s. Französische Litteratur (14. Jahrh.).

Cuvette (franz., spr. küwett'), s. Küvette.

Cuvier (spr. küwje), 1) Georges, Baron von, Naturforscher, geb. 23. Aug. 1769 in Mömpelgard, gest. 13. Mai 1832, besuchte seit 1784 die Karlsakademie zu Stuttgart, ward 1788 Hauslehrer bei dem Grafen d'Héricy auf Fiquainville in der Normandie und hielt 1788 vor den jungen Ärzten des Militärhospitals zu Fécamp botanische Vorlesungen. 1795 ward er als Professor an die Zentralschule des Panthéon nach Paris berufen, war dann Gehilfe Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, und begann eine anatomische Sammlung zu gründen, welche in der Folge die größte Europas geworden ist. 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts ernannt, ward er

1800 Daubentons Nachfolger am Collège de France und 1802 als Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts mit der Organisation der Lyceen zu Bordeaux, Nimes und Marseille beauftragt. 1808 wurde er Rat der kaiserlichen Universität, leitete die Einrichtung von Akademien in Italien, Holland und den Hansestädten, und gründete 1809 die Fakultät der Wissenschaften. 1813 ward er Requêtenmeister im Staatsrat und erhielt den Auftrag, die Bewohner des linken Rheinufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu veranlassen, welche Sendung jedoch bei dem raschen Vordringen der letztern mißlang. 1814 ernannte ihn Napoleon I. zum Wirklichen Staatsrat. Nach der zweiten Restauration ward C. Kanzler der Universität, 1819 Baron und Kabinettsrat, 1822 Großmeister der protestantisch-theolog. Fakultät der Universität. 1831 wurde er Pair von Frankreich und sollte eben seine Bestallung als Minister des Innern erhalten, als ihn der Tod ereilte. C. gab der Zoologie eine ganz neue Richtung und erhob die vergleichende Anatomie zu einer Wissenschaft. Durch seine geognostischen Untersuchungen des Pariser Beckens kam er zuerst auf den Gedanken, daß abwechselnd Fluten vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändert haben müssen. Durch Anwendung der vergleichenden Osteologie auf die Reste vorweltlicher Wirbeltiere eröffnete er die Bahn, auf welcher ihm die berühmtesten Forscher aller Nationen gefolgt sind. In der Zoologie stellte er zuerst Typen auf, deren jeder eine eigentümliche, von den andern unabhängige Ausbildung zeigt. Als Sammler naturhistorischer Gegenstände, als Forscher, Systematiker, Lehrer, Redner, Staatsmann und als Freund des Volkes steht er gleich groß da. Das Schulwesen und die protestantische Kirche in Frankreich verdanken ihm unendlich viel. Mit der deutschen Sprache und Litteratur und dem deutschen Geist vertraut, würdigte er auch alle in Deutschland gemachten Fortschritte. Er schrieb: »Leçons d'anatomie comparée« (Par. 1800—1805, 5 Bde.; neue Ausg., hrsg. von Duméril, Laurillard und Duvernoy, das. 1835—45, 9 Bde.; deutsch von Froriep und Meckel, Leipz. 1808—10, 4 Bde.), die er in den »Mémoires sur l'anatomie des mollusques« (1817) ergänzte (dazu erschien: »Anatomie comparée, recueil de planches, dess. par G. C., ou exécutées sous ses yeux par M. Laurillard, publiée par Laurillard et Mercier«, 1850); »Recherches sur les ossements fossiles« (1812, 4 Bde.; 4. Aufl. 1835); »Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal« (zuerst als Einleitung zu dem vorgenannten Werk, dann besonders gedruckt, in 8. Aufl. 1840; mit Noten und Anhang hrsg. von Höfer, 1850; deutsch von Röggerath, Bonn 1830, 2 Bde.; von Giebel, Leipz. 1851); »Le règne animal distribué d'après son organisation« (1817, 4 Bde.; neue Aufl. 1849, 11 Bde., mit 1000 Tafeln; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818, und von Voigt, Leipz. 1831—43, 6 Bde.); »Histoire naturelle des poissons« (fortgesetzt von Valenciennes, 1829—49, 22 Bde.); »Histoire des sciences naturelles« (hrsg. von Saint-Agy, 1841—45, 5 Bde.); »Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'Institut de France« (1819; 2. Aufl. 1861, 3 Bde.; hrsg. von Flourens, 1860); »Lettres à M. Pfaff sur l'histoire naturelle, la politique et la littérature« (1788—92), die nach der von Behn besorgten deutschen Ausgabe (Kiel 1845) von Marchant ins Französische übersetzt wurden (Par. 1858). Vgl. Lee, Memoirs of baron C. (Lond. 1833), und Pasquier, Éloge de C. (Par. 1833); Ducrotay de Blainville, C. et Geoffroy Saint Hilaire (das. 1890).

2) Frédéric, Bruder des vorigen, geb. 27. Juni 1773 in Mömpelgard, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Konsistoriums, starb als Professor und Konservator des Kabinetts für vergleichende Anatomie im Jardin des Plantes zu Paris 25. Juli 1838 in Straßburg. Er schrieb: »Sur les dents des mammifères comme caractères zoologiques« (Par. 1823 u. 1824), gab mit Geoffroy de Saint-Hilaire heraus: »Histoire naturelle des mammifères« (das. 1824 f.) und bearbeitete für das »Dictionnaire des sciences naturelles« (Straßb. 1816 ff.) die Zoologie und Geschichte der Säugetiere.

Cuvillier-Fleury (spr. küwijé-flörr), Alfred Auguste, franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1802, gest. 18. Okt. 1887 in Paris, machte seine Studien am Collège Louis-le-Grand und war sodann zwei Jahre lang Sekretär des Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, dem er in die Verbannung folgte, hierauf Erzieher des jungen Herzogs von Aumale und übernahm 1834 die Redaktion des »Journal des Débats«, in welchem er die Sache der Julidynastie bis zu deren Ende verfocht. Seit 1866 war er Mitglied der französischen Akademie. Eine große Anzahl seiner kritischen Abhandlungen erschien gesammelt als: »Portraits politiques et révolutionnaires« (1851); »Voyages et voyageurs« (1854); »Études historiques et littéraires« (1854, 2 Bde.); »Nouvelles études« (1855) und »Dernières études, etc.« (1859, 2 Bde.); »Historiens, poètes et romanciers« (1863, 2 Bde.); »Études et portraits« (1865—68, 2 Bde.); »Posthumes et revenants« (1879).

Cuvilliés (spr. küwilljé), François, franz. Architekt, geb. 1698 in Soissons, gest. 1768 in München, bildete sich in Paris bei Robert de Cotte, war seit 1725 in Bayern thätig und wurde 1738 erster Architekt des Hofes in München und 1763 Baudirektor. Seine Hauptwerke sind die Amalienburg in Nymphenburg und das Residenztheater in München, die zu den hervorragendsten Denkmälern des französischen Rokokostils in Deutschland gehören.

Cuyabá, Hauptstadt des brasil. Staates Matogrosso, unter 15° 36' südl. Br., am gleichnamigen schiffbaren Nebenfluß des São Lourenço, 65 m ü. M., ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Militärhospital, Kriegs- und Marinearsenal, ein bischöfliches Seminar und 8000 Einw., welche bedeutenden Handel durch Karawanen (je 50—200 Tiere) mit Rio de Janeiro und durch einen alle 5 Wochen laufenden Dampfer mit Montevideo betreiben. Die Stadt wurde 1720 von Goldgräbern aus São Paulo gegründet, 1746 durch ein Erdbeben zerstört, 1835 Hauptstadt.

Cuyahoga, Fluß im nordamerikan. Staat Ohio, ergießt sich, 130 km lang, bei Cleveland in den Eriesee.

Cuyp (spr. keup), Aalbert, holländ. Maler, geb. im Oktober 1620 in Dordrecht als Sohn des Porträtmalers Jakob Gerritsz C. (1575 bis nach 1649), gest. daselbst im November 1691, wohnte gewöhnlich in seinem Landhaus Dordwijk bei Dordrecht. Cuyps Malerei bewegte sich in verschiedenen Richtungen. In der Landschaft schloß er sich anfänglich der van Goyenschen Kunstweise an; später aber übte Rembrandt großen Einfluß auf ihn aus, ohne jedoch seiner Originalität Abbruch zu thun. Cuyps Landschaften der letztern Art zeichnen sich durch die sonnige, kräftige Be-

leuchtung und die satte Färbung aus; er stellte fast ausnahmslos die weit gedehnten holländischen Kanal- und Flußansichten dar, an deren Ufern zahlreiches Vieh weidet. Er malte auch Pferdeporträte, treffliche Stilleben und Tierstücke, manchmal auch Bildnisse. Die meisten Bilder von ihm besitzt England; andre befinden sich in Dresden, Berlin, Gotha, München, Rotterdam u. a. O.

Cuypers (spr. kœu-), Peter J. H., holländ. Architekt, geb. 1827 in Roermonde, bildete sich auf der Akademie zu Antwerpen, erbaute später in Roermonde die katholische und die Liebfrauenkirche, die gotische Kirche in Eindhoven (Brabant), die Jacobuskirche im Haag und andre Kirchen in Holland, leitete seit 1875 die Restauration des Domes zu Mainz und begann 1877 den Bau des Reichsmuseums in Amsterdam, welches 1885 eröffnet wurde. Es ist bei vorwiegend gotischem Charakter in einem Mischstil, dem sogen. altholländischen Renaissancestil, ausgeführt, aber von großer monumentaler Wirkung, im Innern jedoch nicht zweckentsprechend. In gleichem Stile erbaute er den Zentralbahnhof daselbst, der 1889 eröffnet wurde. Er schrieb: »Der Dom zu Mainz. Baugeschichtliche Skizze« (1878).

Cuyuni (Cuyuwini), Fluß in Südamerika, entspringt im östlichen Venezuela an der Sierra de Rincote, nimmt den goldreichen Yuruan auf, bildet nach Übertritt in das Gebiet von Britisch-Guayana die Wasserfälle von Waika und vereinigt sich kurz nach Aufnahme der Mazaruni mit dem Essequibo. Er ist 950 km lang und auf 750 km schiffbar.

Cuzco, Departement von Peru, begrenzt im N. von Huanuco und Loreto, im O. von Bolivia, im S. von Puno und Arequipa, im W. von Ayacucho, Apurimac u. Junin (s. Karte »Peru« ꝛc.), 40,936 qkm (743,4 QM.) groß mit (1876) 238,455 Einw. (meist Quichua). Im westlichen Teil verbinden sich die beiden peruanischen Kordilleren zu einem großen Gebirgsknoten, auf dem sich hoch gelegene Ebenen ausbreiten, von Schneebergen überragt und von tiefen Schluchten zerschnitten; der östliche Teil ist menschenleere Urwaldregion (La Montaña). Hauptflüsse sind der Apurimac und der hier aus Urubamba und Paucartambo entstehende Quillabamba. Die Vegetation ist ebenso verschiedenartig wie das Klima, von Metallen kommen Silber, Kupfer und Blei vor, doch werden sie kaum ausgebeutet. Hauptbeschäftigung sind Viehzucht und Landbau.

Cuzco, Hauptstadt des gleichnamigen peruan. Departements (s. oben), unter 13° 31′ südl. Br., 3467 m ü. M., in einem schönen Hochthal, eine der schönsten Städte Perus, hat 19 Kirchen, darunter die Kathedrale (1572—1654 erbaut), die frühere Jesuitenkirche und die an der Stelle des alten Sonnentempels 1532 erbaute Santo Domingokirche, 8 Klöster, Stadthaus, Münze, 2 Spitäler und (1876) 18,370 Einw., die vornehmlich Juwelier- und Posamentierarbeiten, Woll- und Baumwollweberei, Zuckersiederei, Gerberei und Seifensiederei betreiben. Die Stadt besitzt aus der spanischen Zeit eine Universität (1692 gegründet), ein bischöfliches Seminar, auf dem außer Theologie auch Mathematik und Rechtswissenschaft gelehrt werden, Bibliothek mit Museum und eine höhere Schule. C. ist auf den Trümmern der 1021 oder 1050 von Manco Capas begründeten, 1543 von Pizarro eroberten Hauptstadt des Inkareiches erbaut und besitzt aus jener noch vielerlei Überreste, besonders die des alten Inkapalastes Colcampata und die riesigen Festungswerke auf dem sie überragenden Felshügel von Sacsahuaman, nächstdem die Überreste der alten, aus Quadersteinen erbauten Straßen, die früher von der Stadt aus nach allen Provinzen des Staates gingen.

Cuzzoni, Francesca, Opernsängerin, geb. 1700 in Parma, gest. 1772 in Bologna, ward, nachdem sie auf mehreren Bühnen Italiens gesungen (sie war bereits 1719 Kammersängerin der Großherzogin von Toscana), 1722 von Händel mit enormer Gage für seine Italienische Oper in London engagiert, wo sie 4 Jahre lang einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte, aber auch durch ihre Launenhaftigkeit und ihren Eigensinn Händel viel Verdruß bereitete. Als die berühmte Faustina Bordoni, die Gattin Hasses, neben ihr in London auftrat, bildeten sich für beide Sängerinnen Parteien, welche oft das Theater zum Schauplatz ihrer Streitigkeiten machten und Händel in nicht geringe Verlegenheit brachten. Die C. mußte endlich weichen und begab sich, nachdem sie sich 1726 mit dem Komponisten G. Sandoni verheiratet hatte, nach Wien, später nach Holland und 1748 abermals nach London, von wo sie jedoch noch in demselben Jahre nach Italien zurückkehrte. Ihr Glanz war dahin, und durch unsinnigen Aufwand war sie so tief in Schulden geraten, daß sie sich in Bologna zuletzt mit Handarbeiten ernähren mußte.

Cwms (spr. kums), in Wales Benennung für tiefe, schluchtenartige, meist Seen enthaltende Thäler, z. B. Cwm Glas und Cwm-y-Clogwym am Snowdon, Cwm-Bychan bei Harlech u. a.

Cwt., Abkürzung für Hundredweight, den engl. Zentner.

Cy, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Cyan.

Cyanelid, s. Cyansäure.

Cyamidae, s. Walfischläuse.

Cyan CN oder Cy oder N≡C—, eine Verbindung von 1 Atom Kohlenstoff mit 1 Atom Stickstoff, in welcher Stickstoff mit drei Affinitäten an den vierwertigen Kohlenstoff gebunden ist, findet sich nicht in der Natur und entsteht auch aus seinen Elementen nur, wenn beim Zusammentreffen derselben ein Körper zugegen ist, welcher eine feste Cyanverbindung zu bilden vermag. Leitet man Kohlensäure, die den Kohlenstoff hergibt, und Ammoniak, welches den Stickstoff liefert, über erhitztes Kaliummetall, so entsteht Cyankalium, ebenso bei Einwirkung von Ammoniak auf eine glühende Mischung von kohlensaurem Kali und Kohle, und wenn man stickstoffhaltige Körper, wie Fleischfaser, Leder, Horn oder die Kohle aus derartigen Substanzen, welche immer noch Stickstoff enthält, mit kohlensaurem Kali erhitzt. Leitet man Ammoniak über glühende Holzkohle, so entsteht C., welches sich mit unzersetztem Ammoniak zu Cyanammonium verbindet. Wird Luft über glühende Kohlen geleitet, so entsteht ein Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff, und wenn dies über kohlehaltiges kohlensaures Kali oder auch Baryt geleitet wird, so bildet sich Cyankalium, resp. Cyanbarium. Auf diese Weise entsteht sehr viel C. in Hochöfen. Oxalsaures Ammoniak zerfällt beim Erhitzen in C. und Wasser, so daß das C. als Nitril der Oxalsäure zu betrachten ist. Aus dem im Pflanzenreich natürlich vorkommenden Amygdalin entsteht Cyanwasserstoff durch einen Spaltungsprozeß (s. Blausäure). Reines C. erhält man beim Erhitzen von trocknem Cyanquecksilber oder Cyansilber oder von Cyankalium mit Quecksilberchlorid. Das frei werdende C. verhält sich aber wie das Chloratom, von welchem sich zwei zu einem Molekül Chlor verbinden. Das freie C. ist daher Dicyan $(CN)_2$. Dies ist ein farbloses, höchst giftiges Gas, das unter dem Druck von 4 Atmosphären zu einer farblosen Flüssig-

keit von 0,866 spez. Gew. verdichtet wird, die bei —34° zu einer kristallinischen Masse erstarrt und bei —21° siedet. Es riecht eigentümlich heftig, reizt Augen und Nase sehr stark, spez. Gew. 1,8, verbrennt mit eigentümlicher bläulicher, purpurrot gesäumter Flamme zu Kohlensäure und Stickstoff. Wasser löst sein 4½-, Alkohol sein 25 faches Volumen C.; die Lösungen riechen wie C., schmecken stechend und zersetzen sich, wenn nicht eine geringe Menge einer Mineralsäure zugegen ist, unter Abscheidung einer braunen Substanz (Azulinsäure) in Cyanammonium, Harnstoff, kohlensaures und vorwiegend oxalsaures Ammoniak. Mit Kalilauge bildet es Cyankalium und cyansaures Kali. C. erträgt hohe Temperaturen, durch glühendes Eisen wird es aber in Kohlenstoff und Stickstoff zerlegt. Es verhält sich wie ein einwertiges Element und zeigt große Ähnlichkeit mit Chlor, insofern es mit den Metallen Verbindungen eingeht, die vielfach den Chlormetallen gleichen, und mit Wasserstoff eine Säure (Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure) bildet. Die Cyanverbindungen organischer Radikale, wie Äthylcyanid, sind die Nitrile (s. d.). Cyanverbindungen sind schon lange bekannt. Scheele entdeckte 1782 die Cyanwasserstoffsäure und Gay Lussac 1815 das C., das seinen Namen (v. griech. kyánéos, dunkelblau) der blauen Verbindung verdankt, die es mit Eisen bildet (Berliner Blau).

Cyanamid $CNNH_2$ entsteht aus Cyanchlorid und Ammoniak, durch Erhitzen von Harnstoff, kohlensaurem und karbaminsaurem Ammoniak mit Natrium, beim Erhitzen vieler Cyansäuresalze. Es bildet farblose, zerfließliche Kristalle, schmilzt bei 40°, bildet in wässeriger saurer Lösung leicht Harnstoff, mit Wasserstoff im Entstehungsmoment Methylamin und Ammoniak. In C. können beide Atome Wasserstoff durch Metalle, Alkohol- und Säureradikale ersetzt werden.

Cyanate, Cyansäuresalze, z. B. Kaliumcyanat, cyansaures Kali.

Cyanätholine, s. Cyansäure.

Cyanchlorid (Chlorcyan) CNCl entsteht aus Cyanwasserstoffsäure oder Quecksilbercyanid und Chlor. Es bildet ein farbloses Gas, riecht durchdringend, zu Thränen reizend, ist äußerst giftig, wird leicht zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, die bei 15° siedet und bei —5° erstarrt, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, gibt mit Alkalien Chlorid und Cyanat, mit Ammoniak Cyanat und verwandelt sich mit der Zeit, besonders bei Gegenwart von freiem Chlor, in Cyanurchlorid $C_3N_3Cl_3$, welches in farblosen Nadeln kristallisiert und mit Alkalien Alkalimetallchlorid und Cyanurat liefert.

Cyane (Kornblume), s. Centaurea.

Cyanĕae Insŭlae, s. Symplegaden.

Cyanecŭla, das Blaukehlchen.

Cyaneisen, s. Eisencyanide.

Cyaneisenkalium, gelbes, soviel wie gelbes Blutlaugensalz, Ferrocyankalium; rotes C., soviel wie rotes Blutlaugensalz, Ferricyankalium.

Cyangold, s. Goldcyanid.

Cyanide, s. Cyanmetalle.

Cyanin (Chinolinblau) $C_{25}H_{35}N_2J$ entsteht beim Erhitzen von rohem (lepidinhaltigem) Chinolin mit Amyljodid und Zersetzung des Produkts mit Natronlauge. Es bildet grünglänzende Kristalle, löst sich in Alkohol mit tiefblauer Farbe, nicht in Wasser und Äther, schmilzt bei 100° und gibt mit Säuren salzartige gelbe Verbindungen. C. färbt Seide sehr schön, aber unbeständig blau; da eine verdünnte Lösung durch Spuren freier Säure, aber nicht durch neutrale, sauer reagierende Salze entfärbt wird, so benutzt man es als Reagens auf freie Säure; in der Photographie dient es dazu, die Platten orthochromatisch zu machen.

Cyanistes, s. Meise.

Cyanit, Mineral, s. Disthen.

Cyankalium, soviel wie Kaliumcyanid.

Cyanmetalle (Cyanide), Verbindungen der Metalle mit Cyan, finden sich nicht in der Natur, werden meist aus Cyanwasserstoffsäure (Blausäure) und den betreffenden Metalloxyden, die unlöslichen durch Wechselzersetzungen erhalten. Die Cyanide der Alkalimetalle entstehen auf sehr verschiedene Weise (s. Cyan). Die Cyanverbindungen der Alkali- und Erdalkalimetalle sind in Wasser löslich, und ihre Lösungen reagieren alkalisch; die der Schwermetalle sind meist unlöslich. Die erstern ertragen trockne Schmelzhitze, geben aber beim Erhitzen an der Luft oder mit Metalloxyden Cyansäuresalze, mit Schwefelmetallen Schwefelcyanverbindungen, wobei das Metall regulinisch abgeschieden wird. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle verfallen beim Erhitzen leicht in Metall und Cyan oder in Kohlenstoffmetall und Stickstoff. Die Alkalicyanmetalle werden durch Säuren, auch durch die Kohlensäure der Luft, unter Entwickelung von Cyanwasserstoffsäure zersetzt; ihre Lösungen geben beim Kochen Ammoniak und Ameisensäuresalz und hinterlassen beim Verdampfen ein Kohlensäuresalz. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle werden durch Wasserstoffsäuren zersetzt; sie verbinden sich leicht mit Alkalicyanmetallen zu löslichen, kristallisierbaren Doppelcyaniden und sind daher in den Lösungen der Alkalicyanmetalle löslich. Die Verbindungen der letztern mit den Cyanverbindungen des Eisens, Kobalts und Platins, zu denen das gelbe und rote Blutlaugensalz gehört, verhalten sich aber ganz abweichend von den übrigen Doppelcyaniden und haben offenbar eine wesentlich andre Konstitution. Dies gilt auch von den blauen Niederschlägen, welche im gelben und roten Blutlaugensalz durch Eisensalze erzeugt und allgemein als Berliner Blau bezeichnet werden. Alle im Magen löslichen C. sind heftig wirkende Gifte. Bildet ein Metall mehrere Verbindungen mit Cyan, so heißt die cyanärmere Cyanür, die cyanreichere Cyanid. Sie finden sehr vielfache Verwendung, besonders das Cyankalium, die Blutlaugensalze, das Berliner Blau und die Doppelcyanide der edlen Metalle.

Cyanoblepsie (griech.), Blaublindheit, s. Farbenblindheit.

Cyanocorax, s. Blaurabe.

Cyanöl, soviel wie Anilin.

Cyanometer (griech.), Instrument zur Bestimmung der Intensität der blauen Farbe des unbewölkten Himmels. Das erste C. hat Saussure konstruiert, indem er 53 Streifen Papier vom reinsten Weiß bis zum gesättigten Berliner Blau und dann durch Zusatz von Tusche zu letzterm bis zum tiefsten Schwarz färbte. Man hält das C. zwischen das Auge und die zu prüfende Stelle des Himmels und vergleicht, mit welchem Papierstreifen das Blau des Himmels übereinstimmt. Man kann aus dieser Beobachtung auf die Beschaffenheit der Atmosphäre schließen, denn je mehr sich das in derselben enthaltene Wasser in vollkommnen dampfförmigem Zustand befindet, um so durchsichtiger und deshalb blauer ist die Luft. Je mehr sich aber der Wasserdampf in Bläschenform kondensiert, um so trüber und undurchsichtiger wird die Luft und um so weißer wird der Himmel erscheinen. Der von Parrot konstruierte Rotations-Cyanometer besteht aus einer weißen und einer schwarzen Scheibe, auf welchen

man ein, zwei oder mehrere Sektoren von blauer Farbe befestigen kann. Durch rasche Umdrehung dieser Scheiben erhalten sie ein gleichförmiges Ansehen. Aus der Anzahl der blauen Sektoren, die man auf der weißen oder schwarzen Scheibe befestigen muß, um eine Färbung zu erhalten, die dem Blau des Himmels entspricht, kann dieses letztere bestimmt werden. Ein von Arago vorgeschlagenes C. gründet sich darauf, daß doppeltbrechende Kristallblättchen bei bestimmter Dicke im polarisierten Licht blau erscheinen und die Intensität der Farbe abnimmt, je unvollständiger polarisiert das einfallende Licht ist. [(s. d., S. 368).

Cyanophyceen, Blaualgen, Ordnung der Algen

Cyanophyllum *Lindl.*, Gattung der Melostomaceen, deren wenige Arten im tropischen Amerika und Asien zu Hause sind. C. magnificum *Lindl.*, eine der prachtvollsten Blattpflanzen des Warmhauses, hat sehr große, gegenständige, länglich lanzettförmige, oberseits bräunlich metallisch glänzende, unterseits purpurrote Blätter, wächst in Südamerika und gedeiht bei uns im Orchideenhause.

Cyanosin, s. Fluorescein.

Cyanósis (griech.), s. Blausucht.

Cyanótisch, in der Medizin: bläulich verfärbt infolge der Blausucht.

Cyanotypie (Blauprozeß), photograph. Kopierverfahren, bei welchem mit Eisenchlorid getränktes und getrocknetes Papier unter einem Negativ belichtet und dann mit rotem Blutlaugensalz behandelt wird. Das Eisenchlorid wird durch das Licht in Eisenchlorür verwandelt, welches mit rotem Blutlaugensalz Berliner Blau gibt. Man erhält also ein blaues Positiv. Dies von Herschel 1840 angegebene Verfahren ist in der Weise vereinfacht worden, daß man das Papier mit rotem Blutlaugensalz und zitronensaurem Eisenoxydammoniak tränkt. Man erhält dann direkt ein blaues Bild, welches durch Waschen mit Wasser fixiert wird. Diese Methoden benutzt man vielfach zum Kopieren von Zeichnungen. Tränkt man Papier mit gummihaltiger Eisenoxydsalzlösung, belichtet unter einem Positiv und behandelt mit gelbem Blutlaugensalz, so erhält man wieder ein Positiv. Vgl. Pizzighelli, Anthrakotypie und C. (Wien 1881).

Cyanqueckfilber, s. Quecksilbercyanid.

Cyansäure, Verbindung von Cyan mit Wasserstoff und Sauerstoff. Normale C. CNOH ist nur in Form von Estern (Cyanäthuline) bekannt. Diese entstehen aus Cyanchlorid, Cyanurchlorid oder Cyan und den Natriumäthylaten und bilden farblose, schwach ätherisch riechende, in Wasser unlösliche und nicht unzersetzt destillierbare Flüssigkeiten. Die gewöhnliche C. (Isocyansäure, Karbimid) CO(NH) entsteht, wenn Cyan über glühendes kohlensaures Kali oder in wässerige Alkalien geleitet wird, und beim Glühen von Cyanalkalimetallen, bei Zersetzung von Cyanchlorid mit Alkalien. Reine C. erhält man durch Erhitzen von Cyanursäure $C_3N_3O_3H_3$ in einer Retorte. Sie bildet eine wasserhelle Flüssigkeit von höchst durchdringendem, stechendem, der Essigsäure ähnlichem Geruch, ist sehr flüchtig und verursacht, auf die Haut gebracht, unter heftigen Schmerzen augenblicklich weiße Blasen; sie reagiert stark sauer, ist nur unter 0° beständig, wird bei gewöhnlicher Temperatur trübe, breiartig und geht unter sehr starker Erhitzung in isomeres, festes, weißes, geruchloses Cyamelid über, welches in Wasser und Alkohol unlöslich ist und beim Erhitzen wieder C. liefert. Wasser wird von der C. augenblicklich absorbiert, wobei sie in Ammoniak, Kohlensäure und cyansaures Ammoniak zersetzt wird. C. bildet mit Basen die Cyansäuresalze (Cyanate), die mit verdünnten Mineralsäuren Kohlensäure entwickeln, welche von einem Anteil unzersetzt sich verflüchtigender C. den Geruch der letztern hat, während sich in der Flüssigkeit Ammoniak findet. Die cyansauren Salze der fixen Alkalien werden selbst in der Rotglühhitze nicht zersetzt. Die Salze mit alkalischer Basis sind im Wasser löslich, alle übrigen unlöslich. Cyansaures Kali (Kaliumcyanat) CONK erhält man durch Schmelzen von gelbem Blutlaugensalz (Kaliumeisencyanür) mit kohlensaurem Kali und Mennige und Ausziehen der Schmelze mit Alkohol. Es ist dem chlorsauren Kali ähnlich, löst sich leicht in Wasser, schwerer in Alkohol und zersetzt sich in wässeriger Lösung schnell in kohlensaures Kali und Ammoniak. Cyansaures Ammoniak (Ammoniumcyanat) $CONNH_4$ entsteht aus Cyansäuredampf und trocknem Ammoniak als farbloses Pulver, ferner aus cyansaurem Kali und schwefelsaurem Ammoniak, auch beim Einleiten von Ammoniak in ätherische Cyansäurelösung. Es bildet farblose, in Wasser und Alkohol lösliche Kristalle. Seine Lösung gibt beim Verdampfen, ohne daß etwas hinzukommt oder hinweggeht, Harnstoff $CO(NH_2)_2$. Die Ester der Isocyansäure entstehen aus den Alkalisalzen der Ätherschwefelsäuren und Kaliumcyanat, bei Oxydation der Karbylamine mit Quecksilberoxyd, aus Alkyljodiden und Silbercyanat. Sie bilden farblose Flüssigkeiten, riechen heftig erstickend, destillieren unzersetzt, verwandeln sich beim Aufbewahren in Cyanursäureäther, werden durch Wasser und Alkohol zersetzt und geben mit Kalilauge Karbonat und eine primäre Aminbase.

Cyansilber, s. Silbercyanid.

Cyansulfid (Schwefelcyan) $(CN)_2S$ entsteht aus Cyanquecksilber und Jodschwefel, aus Jodcyan und Rhodansilber, bildet leichtlösliche Kristalle, die wie Jodcyan riechen und bei 30—40° sublimieren. Pseudoschwefelcyan (Persulfocyan) $(CN)_2HS_2$ entsteht bei Oxydation von Rhodanwasserstoff mit Salpetersäure oder Chlor, ist gelb, amorph, unlöslich in Wasser und Alkohol, löst sich unzersetzt in konzentrierter Schwefelsäure und verdünnter Kalilauge, gibt beim Kochen mit Kalilauge Rhodankalium. Unter dem Namen Canarin dient es im Zeugdruck (in alkalischer Lösung) und zeigt sich gegen Licht und Seife sehr be- [ständig.

Cyanür, s. Cyanmetalle.

Cyanürchlorid, s. Cyanchlorid.

Cyanursäure (Tricyansäure) $C_3N_3O_3H_3$. Die normale C. $C_3N_3(OH)_3$ ist nur in ihren Estern bekannt, die durch Polymerisierung der normalen Cyansäureester entstehen und bei Destillation Isocyanursäureester und mit Alkalien Alkohol und Isocyanursäure geben. Isocyanursäure $C_3O_3N_3H_3$ entsteht häufig aus Cyansäure und ihren Derivaten durch Polymerisierung, aus geschmolzenem Harnstoff und Chlor, aus Cyanurchlorid und Wasser ꝛc. Sie bildet farb- und geruchlose Kristalle, löst sich in Wasser und Alkohol, zerfällt bei 360° in 3 Moleküle Cyansäure und gibt, mit starken Säuren gekocht, Kohlensäure und Ammoniak. Sie ist dreibasisch und bildet vorwiegend saure Salze. Cyanursaures Kali $C_3O_3N_3K_3$ kristallisiert aus der Lösung von cyansaurem Kali auf Zusatz von Essigsäure und bildet glänzende, in Wasser wenig lösliche Kristalle. Die Ester der Isocyanursäure entstehen bei Destillation von cyanursaurem Kali mit ätherschwefelsaurem Alkalisalz, aus cyanursaurem Silber und Alkyljodiden u. s. w. Sie bilden

geruchlose, flüchtige Kristalle und geben mit Kalilauge Kohlensäure und eine primäre Aminbase.

Cyānus, s. Korund.

Cyanwasserstoffsäure, soviel wie Blausäure.

Cyathĕa *Smith*, Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen, charakterisiert durch gabel- oder rückenständige Sori und durch einen unterständigen, becher- oder napfförmigen, bisweilen fest geschlossenen Schleier, enthält die größten, bisweilen gegen 12 m hohen, baumartigen Farne, welche ihrem Wuchs nach den Palmen ähneln (s. Abbild. und C. frondosa *Kaulf.* u. C. incana *Kaulf.* auf Tafel »Farne«). C. medullaris *Sw.*, mit rauhen Stämmen und klafterlangen, dreifach gefiederten Wedeln, deren Blättchen linealisch, etwas sichelförmig, gekerbt und am Rande umgerollt sind, auf Neuseeland, enthält eßbares Mark; C. arborea *Smith*, mit klafterhohen, schenkeldicken, stachligen Stämmen

Cyathea (Baumfarn).

und zweifach gefiederten, fast ebenso langen Wedeln, deren Blättchen sitzend, lanzettförmig, gezahnt, zugespitzt, am Grunde unterseits beschuppt sind, in Westindien, liefert in den jungen Schößlingen Gemüse und Schweinefutter, in den jungen Stämmen sehr haltbare Pfähle, in den alten Stämmen gutes Brennholz. Von den ca. 60 bekannten Arten in den Tropen der Alten und der Neuen Welt und in Neuseeland werden mehrere in unsern Warmhäusern kultiviert.

Cyatheaceen, Pflanzenfamilie aus der Klasse der Farne (s. d.).

Cyathus (lat.), nach dem Kyathos (s. d.) benanntes kubisches Maß der alten Römer, = 1/12 Sextarius = 0,0456 Liter.

Cyazares, s. Kyazares.

Cybele, s. Kybele.

Cybulski, Wojciech (Adalbert), poln. Litterarhistoriker, geb. 10. April 1808 in Konin (Provinz Posen), gest. 15. Febr. 1867 in Breslau, studierte Philologie und Geschichte in Berlin, Prag und Wien, habilitierte sich 1840 an der Berliner Universität als Dozent der slawischen Litteratur und war seit 1860 ordentlicher Professor in Breslau. Er schrieb eine kritische Analyse von Mickiewiczs »Dziady« (Posen 1863). Seine 1842—45 in Berlin gehaltenen Vorlesungen wurden nach seinem Tode herausgegeben unter dem Titel: »Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts« (Posen 1880, 2 Bde.), vorher in polnischer Übersetzung als »Odczyty o poezyi polskiéj w pierwszéj połowie XIX wieku« (Dresd. 1870).

Cycadĭtes, s. Cykadaceen.

Cycas *L.* (Sagopalme), Gattung aus der Familie der Cykadaceen, niedrige, meist astlose Bäume mit cylindrischem Stamm, welcher an seiner Spitze eine Krone schöner, fiederförmig geteilter, lederartiger, wedelförmiger Blätter trägt, in deren Mitte sich bei der weiblichen Pflanze die großen Fruchtzapfen entwickeln. 15 Arten im tropischen Asien, Australien und Polynesien. C. revoluta *Thunb.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), in China und Japan, mit etwa mannshohem Stamm, bis 2 m langen Blättern, linienförmigen, ganzrandigen und an den Rändern nach unten eingerollten Fiederblättchen, enthält in der Spitze der Stämme ein sehr stärkemehlreiches Mark, aus welchem Sago bereitet werden kann. Mit den Blättern schmückt man bei uns die Särge (Friedenspalme), und in Frankreich dienen sie bei den kirchlichen Feierlichkeiten des Palmsonntags. Man kultiviert daher diese, aber auch andre Arten in Gewächshäusern wie Palmen; auch eignen sich größere Exemplare recht gut zur Zimmerkultur. C. circinalis *L.*, mit braunfilzigem, 12 m hohem Stamm, 2—3 m langen Blättern mit linienförmigen, ganz- und flachrandigen, scharf zugespitzten, oben dunkelgrün glänzenden Fiederblättchen, wächst häufig in Ostindien, auf den Molukken, in Japan ꝛc. in sandigen wie in gebirgigen Gegenden, liefert, wie die vorige Art, Sago und trägt eßbare Früchte; die jungen Blätter und die jungen Stiele geben ein wohlschmeckendes Gemüse.

Cycismore, s. Cismar.

Cycladidae, s. Muscheln.

Cyclāmen *L.* (Erdscheibe, Saubrot, Alpenveilchen), Gattung aus der Familie der Primulaceen, ausdauernde, stengellose Gewächse mit knolligem, flachkugeligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, meist herz- oder nierenförmigen Blättern, einzeln stehenden, langgestielten, nickenden, ansehnlichen Blüten und fünfklappiger Kapsel, die durch spiraliges Zusammenrollen der Blütenstiele auf den Boden gelangt. Acht Arten, von denen die meisten in den Mittelmeerländern vorkommen. Von C. europaeum *L.*, mit herzförmig rundlichen, zugespitzten, gezahnten, oben mit einer weißlichen Zone gezeichneten, unten purpurrötlichen Blättern und wohlriechenden weißen, blaßrötlichen oder rosenroten Blumen, in Südeuropa, an schattigen, bergigen Orten in Schlesien, Böhmen, Österreich, in der Schweiz, war die Wurzel (Radix Cyclaminis s. Arthanitae) früher als drastisches Abführmittel gegen Würmer, Wassersucht, Gelbsucht, chronische Hautkrankheiten, Drüsenanschwellungen ꝛc. im Gebrauch. Sie wirkt giftig, kann aber nach dem Trocknen und Rösten gegessen werden und soll kastanienartig schmecken. Die Schweine sollen sie ohne Schaden fressen, daher der Name Saubrot. Sie enthält farb- und geruchloses, amorphes, sehr scharf schmeckendes, reizend giftiges Cyclamin, Arthanitin $C_{20}H_{34}O_{10}$, ein Glykosid, dessen Staub heftig zum Niesen reizt und dessen wässerige Lösung wie Seifenwasser schäumt. Diese und andre südeuropäische Arten, wie C. comm *Mill.*, C. hederifolium *Ait.*,

C. repandum *Sibt.* ꝛc., halten bei uns im Freien aus, wenn man die Knollen etwas tief pflanzt. Das Sammeln von C. ist in den Alpen ꝛc., um der Ausrottung vorzubeugen, zum Teil verboten (Savoyen). C. persicum *Mill.*, in Griechenland und auf der Insel Cypern, mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten Blättern und weißen, im Schlunde roten Blüten, wird in zahlreichen, zum Teil sehr großblumigen Varietäten als Zierpflanze für das Zimmer kultiviert (s. Tafel »Zimmerpflanzen II«).

Cyclanthĕra *Schrad.*, Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, meist einjährige, mit Gabelranken kletternde Pflanzen mit ganzrandigen oder geteilten Blättern, kleinen Blüten und kleinen, fleischigen, aufspringenden Früchten. 30 im wärmern Amerika heimische Arten, von denen einige wegen ihres schnellen Wachstums zum Bekleiden von Mauern und Spalieren benutzt werden. Die schönste Art ist vielleicht C. pedata *Schrad.*, aus Mexiko und Mittelamerika, mit geteilten Blättern. Die reifen Früchte von C. explodens *Naud.* schleudern bei der geringsten Berührung ihre Samen fort.

Cyclitis, Entzündung des Ciliarkörpers im Auge, s. Aderhautentzündung.

Cyclocarpus, s. Korbaitaceen.

Cyclophthalmus, s. Spinnentiere.

Cyclops (Hüpferling), s. Ruderfüßer.

Cyclops-Expedition, 1857, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Cycloptĕris *Brongn.*, vorweltliche Gattung der Farne (s. d.).

Cycloptĕrus, s. Lumpfisch.

Cyclostŏmi, s. Rundmäuler.

Cycnus (Cygnus, lat.), Schwan; vgl. Kyknos.

Cydamus, Stadt, s. Ghadames.

Cydnus, Fluß, s. Kydnos.

Cydonia, s. Quittenbaum.

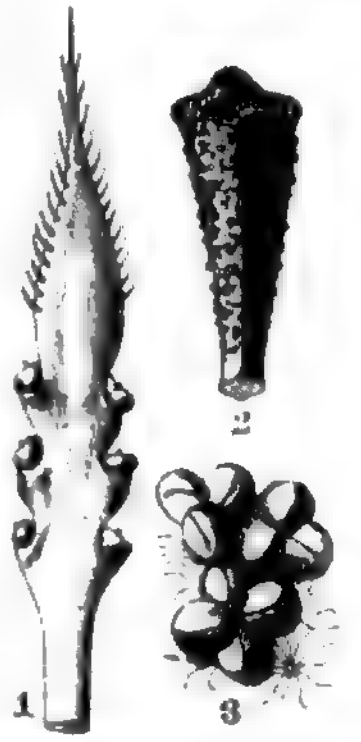
Cygnäus, 1) Fredrik, finn. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 1. April 1807 in Tawastehus, gest. 7. Febr. 1881, studierte von 1823 an in Åbo und habilitierte sich daselbst 1839 als Privatdozent. 1841 veröffentlichte er »Höstspiggarne«, ein ernstes, nach Inhalt und Form gleich bedeutendes Gedicht, und begab sich 1843 auf Reisen nach dem Westen und Süden Europas, von wo er erst 1847 in die Heimat zurückkehrte. Eine Frucht derselben ist die teils in Versen, teils in Prosa abgefaßte Schrift »Ljus och skugga« (»Licht und Schatten«, Helsingf. 1845—46). Nach einer Disputation über »Erik XIV., som dramatisk karaktr« wurde er 1854 zum Professor der Ästhetik und modernen Litteratur ernannt; 1867 trat er in den Ruhestand. Seine Dichtungen: »Skaldestycken«, gab er 1851—70 in 6 Bänden heraus.

2) Uno, finn. Schulreformator, geb. 12. Okt. 1810 in Tawastehus, gest. 2. Jan. 1888 in Helsingfors, war 1837—39 Pfarrer und Lehrer zu Wiborg, dann bis 1846 geistlicher Kolonievorstand in Sitka (Alaska), hierauf Geistlicher und Lehrer in Petersburg, wo er mit der neuern deutschen Pädagogik bekannt wurde. Nach längern Studienreisen durch Mitteleuropa ward er 1861 Oberinspektor des finnischen Volksschulwesens, richtete 1863 das erste finnische Lehrerseminar in Jyväskylä ein, dem er bis 1869 vorstand, und entwarf das finnische Schulgesetz, das 1866 ins Leben trat. 1870 trat er in die Oberbehörde (Overstyrelse) für das finnische Unterrichtswesen zu Helsingfors zurück. An Finnlands hohem Standpunkt betreffs der Volksbildung hat C. wesentlichen Anteil. In weitern Kreisen ist er als Förderer der höhern weiblichen Bildung, namentlich aber als der eigentliche Urheber der neuern Bewegung für Handfleiß (Slöjd) und Hausfleiß berühmt (s. Arbeitsschulen), für welche er auch auf Schweden anregend gewirkt hat. 1877 wurde er von Upsala zum Ehrendoktor ernannt. Er schrieb: »Förslag rörande folkskoleväsendet« (Helsingf. 1861 u. ö.).

Cygnopsis, s. Gänse.

Cygnus (lat.), Schwan; Sternbild am nördlichen Himmel, s. Schwan.

Cykadaceen (Palmenfarne, Sagobäume), einzige Familie aus der Ordnung der Cykadalen in der Klasse der Gymnospermen, palmenartige Gewächse mit einfachem, bisweilen zweigabeligem, aufrechtem, dickem Stamm von cylindrischer oder runder, knolliger Gestalt, dessen Oberfläche mit dicht gestellten braunen Blattschuppen besetzt ist und aus seiner Endknospe große, gefiederte oder fiederteilige Laubblätter treibt, die beim Hervortreten aus der Knospe bisweilen wie bei den Farnen spiralig eingerollt erscheinen. Die Stämme haben im allgemeinen den typischen Bau und das Dickenwachstum der Gymnospermen u. zeichnen sich durch ein mächtig entwickeltes, stärkemehlreiches Mark aus. Die Blüten, welche nur aus den Geschlechtsorganen bestehen, sind zweihäusig und bilden endständige Zapfen. An der männlichen Pflanze stehen die zahlreichen Staubblätter dicht spiralig an der vertikalen Achse des Zapfens angeordnet. Ihr Bau ist für die C. insofern eigentümlich, als auf der Unterseite eines jeden schuppen-, bisweilen schildförmigen Staubblattes (Fig. 2) zahlreiche Pollensäcke (Fig. 3) in vielen Gruppen zu je 2—5 beisammenstehen. Die weiblichen endständigen Zapfen bestehen aus großen, flachen, fiederartig geteilten, gestielten Fruchtblättern (Fig. 1), deren untere Fiedern durch Samenknospen ersetzt sind, oder es finden sich auch schildförmig gestielte Schuppen, welche auf ihrer Unterseite neben dem Stiel zwei Samenknospen besitzen. Letztere sind groß, mit breiter Basis sitzend, gerade und entwickeln sich am verholzenden Fruchtzapfen zu Samen, welche eine äußere fleischige, oft lebhaft gefärbte und eine innere knöcherne Schale, ein hartes Endosperm und in der Mitte desselben einen geraden Keimling mit langer Wurzel und zwei ungleichen, an ihrer Spitze verwachsenen Samenlappen besitzen. Die etwa durch 88 Arten vertretenen C. sind tropische Gewächse, von denen die meisten Zentralamerika, Südasien und Australien angehören. Vgl. Miquel, Monographia Cycadearum (1842); Derselbe, Nieuwe bijdrag til de kennis d. C. (Amsterd. 1868 ff.); Regel, Cycadearum generum speciorumque revisio (Gießen 1876). An der vorweltlichen Flora sind die C. wesentlich beteiligt. Sie treten von der Steinkohlenformation an bis zum Tertiär auf und bedingten während der Jura- und ältern Kreidezeit zum Teil die Physiognomie der Landschaft; die wichtigsten Gattungen sind: Pterophyllum *Bgt.* (s. Tafel »Triasformation II«), Dioonites *Bornem.*, Zamites *Bgt.*, Cycadites *Bgt.*, Zamiostro-



1) Fruchtblatt von Cycas circinalis; 2) Staubblatt; 3) Gruppe von Pollensäcken, von oben.

bus *Endl.*, Cycadinocarpus *Schimp.*, Bennettites *Carruth.* u. a., von denen Stämme, Blätter, Blütenstände und Samen zahlreich vorkommen. Einen völlig ausgestorbenen, schon während der Devonzeit und der Steinkohlenperiode auftretenden Typus bildet die Familie der Kordaiteen (s. Tafel »Steinkohlenformation II«), die in der Tracht an Dracaena oder Yucca erinnerten, und deren Blütenähren als Cordaianthus beschrieben wurden. Einige C. gewähren einen Nutzen als Nahrungspflanzen durch das stärkemehlreiche Mark, die genießbaren jungen Blätter und die Samen.

Cykladen, Inseln, s. Kykladen.

Cyklanthaceen, monokotyle, etwa 44 Arten umfassende, dem tropischen Amerika angehörige Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Synanthae, große Kräuter, bisweilen auch lianenartig oder einen kurzen Holzstamm bildend, mit gefalteten, vielnervigen Blättern, saftigen, von abfallenden Scheiden umhüllten Blütenkolben und beerenartigen Früchten.

Cyklen, Mehrzahl von Cyklus. Cyklisch, kreisförmig, sich auf einen Cyklus beziehend; s. Blüte, S. 125.

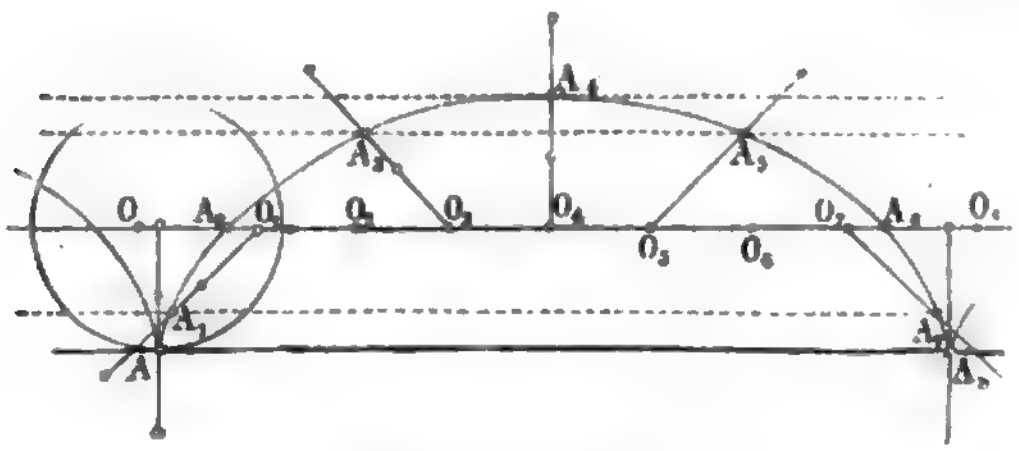


Fig. 1. Cykloide.

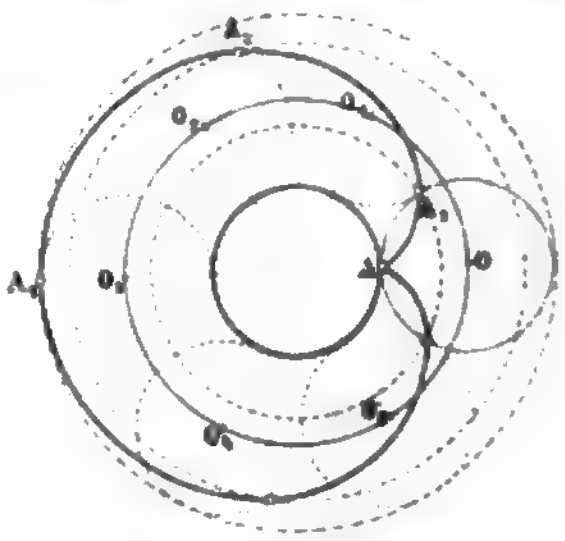


Fig. 2. Epicykloide.

Cyklische Dichter, s. Kyklische Dichter.

Cyklische Vertauschung von Elementen einer Form, eine Vertauschung, bei der jedes Element um eine Stelle vorrückt und das erste Element zum letzten wird, z. B. aus abcd wird bcda.

Cyklograph (griech.), ein von J. Steinbach in Sinzig erfundener rotierender Druckapparat, mit Hilfe dessen es möglich sein soll, eine gesprochene Rede gleich durch Typendruck wiederzugeben, ohne daß es einer stenographischen Niederschrift bedarf.

Cykloide (griech., »Radlinie«), die ebene Kurve, welche ein Punkt auf dem Umfang eines Kreises beschreibt, wenn letzterer, ohne zu gleiten, auf einer geraden Linie, der Basis, hinrollt. Zur Veranschaulichung dient die obige Fig. 1, wo $O, O_1, O_2, O_3 \ldots$ die verschiedenen Lagen sind, welche der Kreismittelpunkt nach Ablauf von je $^1/_8$-Umdrehung einnimmt; $A, A_1, A_2, A_3 \ldots$ sind die entsprechenden Lagen des Punktes, der die C. beschreibt. Wie die Figur zeigt, steigt die Kurve anfangs auf und erreicht ihren höchsten Punkt A_4, wenn der Kreis eine halbe Umdrehung gemacht hat; dann steigt sie wieder ab, beständig ihre hohle Seite nach unten kehrend, und erreicht in A_8 wieder die Basis, wobei AA_8 gleich dem Kreisumfang ist. Von da beginnt wieder ein Kurvenstück, das dem frühern gleich ist. Wo diese Kurvenstücke zusammenstoßen, wie bei A_8, entstehen Spitzen. Ist a der Halbmesser des Kreises, und rechnet man die Abscisse x von A aus auf der Basis AA_8, die Ordinate y senkrecht dazu, so ist $x = a(1 - \sin\varphi)$, $y = a(1 - \cos\varphi)$, wobei φ den Winkel bedeutet, um welchen sich der Kreis gedreht hat (Wälzungswinkel). Die ganze Länge des Bogens von A bis A_8 ist $= 8a$, die Fläche zwischen ihm und der Basis $AA_8 = 3a^2\pi$, also gleich der dreifachen Kreisfläche. Erfolgt die Bewegung des Kreises nicht auf einer geraden Linie, sondern auf der Außenseite eines festen Kreises, so beschreibt ein Punkt A auf der Peripherie des erstern eine Epicykloide (s. Epicykel), vgl. Fig. 2, wo der feste und der bewegliche Kreis gleich groß sind, $O, O_1, O_2, O_3 \ldots$ die verschiedenen Lagen vom Mittelpunkt des letztern und $A, A_1, A_2, A_3 \ldots$ die zugehörigen Lagen von A sind. Bewegt sich aber der Kreis auf der Innenseite eines festen Kreises, so beschreibt ein Punkt seiner Peripherie eine Hypocykloide. Die gemeine C. hat zahlreiche von Galilei, Pascal, Huygens ꝛc. entdeckte merkwürdige Eigenschaften. Sie ist Brachistochrone (s. d.) und auch Tautochrone oder Isochrone, d. h. ein schwerer Punkt, der auf einer die hohle Seite nach oben kehrenden, in einer vertikalen Ebene gelegenen C. bis zum Scheitel herabfällt, braucht dazu immer dieselbe Zeit, in welchem Punkt er auch seine Bewegung beginnt. Huygens' Versuch, diese Eigenschaft beim Uhrpendel zu benutzen (Cykloidenpendel), ist indessen erfolglos geblieben. Wird die C. aufgewickelt, so beschreibt der bewegliche Endpunkt des Fadens wieder eine C. Vgl. Sturm, Cours d'analyse, Bd. 2 (9. Aufl., Par. 1888).

Cykloiden, s. Fische.

Cykloidenräder, s. Zahnräderwerke.

Cyklometrie (griech.), Maßbestimmung am Kreise, auch die Lehre von dem Zusammenhang zwischen geraden Linien und Kreisbogen, wesentlich dasselbe wie Goniometrie (s. d.).

Cyklometrische Funktionen, soviel wie trigonometrische Funktionen; s. Trigonometrie und Exponentialfunktion.

Cyklon, s. Mahlmaschine.

Cyklone, s. Staubsammler.

Cyklone, Wirbelstürme, s. Wind.

Cyklonenreiten, bei der Schiffahrt die Benutzung der Cyklone zur Erzielung schneller Fahrten. Vgl. Reye, Die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen (Hannover 1872).

Cyklopen, s. Kyklopen.

Cyklopie (besser Synophthalmie, griech., »Einäugigkeit«), Mißbildung, bei welcher die Nase völlig fehlt und nur in der Nasenwurzelgegend sich eine einzige Augenhöhle befindet, in welcher sich entweder ein verkümmerter oder ein normaler Augapfel oder ein doppelter verkümmerter Augapfel befindet. Stets besitzen diese Föten statt der beiden Großhirnhälften nur eine einzige ungeteilte Blase. Nur einige Mißgeburten dieser Art überlebten die Geburt um einige Tage.

Cyklorāma (griech.), s. Panorama.

Cyklostōmen, s. Rundmäuler.

Cyklus (griech. kyklos, »Kreis, Zirkel«, Cykel), in Bezug auf Chronologie eine wiederkehrende Reihen-

folge von Jahren, nach deren Ablauf gewisse Zeitverhältnisse oder Erscheinungen sich stets erneuern oder wiederholen. Ein und derselbe C. zwei- oder mehreremal wiederholt bildet eine Periode (s. d.). Die drei hauptsächlichsten Cyklen, welche in den Daten alter Urkunden vorkommen, sind der Sonnencyklus, Mondcyklus und Indiktionscyklus. Über den Sonnencyklus (cyclus solaris oder concurrentium), auch Sonnenzirkel genannt, oder C. des Sonntagsbuchstabens sowie über den Mondcyklus oder C. von 19 Jahren (cyclus lunaris, c. decemnovennalis), C. der goldenen Zahl, vgl. Kalender. Die Einführung des Mondcyklus in die kirchlichen Zeitrechnungen wird gleich der des Sonnencyklus Dionysius dem Kleinen zugeschrieben, welcher auch das Jahr vor Christi Geburt zum ersten dieses C. bestimmte. Ostercyklus (cyclus paschalis, canon paschalis, circulus magnus paschae, auch periodus Victoriana und periodus Dionysiana benannt) oder großes Jahr (annus magnus) heißt eine aus Sonnen- und Mondcyklus kombinierte Periode von $28 \times 19 = 532$ Jahren, nach deren Verlauf Wochentage und Mondphasen wieder in dasselbe Verhältnis zu einander und zu den Monatsdaten treten wie vordem, so daß also der gesamte Kalender in seine alte Ordnung wieder zurückkehrt. Der Indiktionscyklus oder C. der Römerzinszahlen ist ein Zeitraum von 15 Jahren, welche mit 1—15 bezeichnet werden (Indiktionszirkel). In Verbindung mit dem 19jährigen Mondcyklus steht der Epaltencyklus (s. Epakten).

Cylinder (griech., Walze), geometr. Körper, der von zwei ebenen und völlig gleichen, in parallelen Ebenen liegenden krummlinigen Figuren, welche die Grundflächen, bez. Grund- und Deckfläche des Cylinders bilden, und einer krummen Fläche, der Seitenfläche oder dem Mantel, eingeschlossen wird. Der Mantel wird von einer geraden Linie beschrieben, welche sich parallel an den Peripherien der krummlinigen Figuren fortbewegt; er hat daher die Eigenschaft, daß man auf ihm von einer Grundfläche zur andern unzählige gerade Linien (Mantellinien) ziehen kann, die gleich lang und parallel sind. Die sich bewegende gerade Linie wird die Erzeugende (Generatrix), die krumme Linie, an welcher sie bei ihrer Bewegung hingleitet, die Richtungslinie (Directrix) genannt. Steht die Erzeugende auf der Ebene der Richtungslinie senkrecht, so entsteht ein gerader (normaler) C., bildet sie mit derselben aber einen spitzen oder stumpfen Winkel, ein schiefer C. Ist die Richtungslinie ein Kreis, so ist der entstehende C. ein Kreiscylinder. Unter C. wird fast stets der Kreiscylinder verstanden. Ein gerader Kreiscylinder entsteht auch durch die Umdrehung eines Rechtecks um eine seiner Seiten; die Linie, um welche die Drehung erfolgt, verbindet dann die Mittelpunkte der beiden kreisförmigen Grundflächen und heißt die Achse des Cylinders. Die Schnitte eines geraden oder schiefen Kreiscylinders mit einer Ebene sind entweder Kreise, oder Ellipsen, oder zwei parallele Geraden. Verschiebt man im letztern Fall die Schnittebene parallel, bis die zwei Geraden zusammenfallen, so erhält man eine Berührungs- oder Tangentialebene. Der körperliche Inhalt eines Cylinders ist gleich dem Inhalt der Grundfläche, multipliziert mit der Höhe, d. h. mit dem senkrechten Abstand der Grundflächen. Die krumme Seitenfläche (Mantelfläche) ist bei einem geraden C. gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie, zur Höhe aber die Höhe des Cylinders hat; beides multipliziert, gibt den Inhalt der Mantelfläche. Der Mantel eines schiefen Cylinders wird gefunden, wenn man die Seite desselben, d. h. die Länge einer Mantellinie, mit der Länge eines zu sämtlichen Mantellinien rechtwinkeligen Schnittes multipliziert.

Massive und hohle C. finden bei Maschinen und sonstigen Vorrichtungen mannigfache Anwendung, so als Walzen zur Ausübung eines Druckes, wie bei dem Walzwerk, der Schnellpresse ꝛc., zur Aufnahme des Dampfes, wie bei der Dampfmaschine, zur Beschleunigung des Verbrennungsprozesses bei Lampen ꝛc. Im Besondern heißt C. ein meist röhrenförmiger, einseitig oder beidseitig geschlossener Hohlkörper, in dem sich ein andrer Teil (Kolben) dicht anschließend bewegt, so daß der Raum zwischen dem Kolben und den Enden des Cylinders abwechselnd größer und kleiner wird. Dieser Raum ist mit Flüssigkeit, Luft, Gas oder Dampf angefüllt, die entweder, unter Druck hineingepreßt, den Kolben im C. hin und her treiben und ihm so ein Arbeitsvermögen erteilen (C. der Dampf-, Gaskraft-, Heißluft-, Petroleumkraft-, Wassersäulenmaschinen ꝛc.), oder aber durch die Bewegung des Kolbens angesaugt, bez. komprimiert und herausgetrieben werden (C. der Pumpen, Gebläse, Kompressoren, Luftpumpen ꝛc.), also umgekehrt das dem Kolben von andrer Seite erteilte Arbeitsvermögen aufzehren.

Cylinderbohrmaschine, s. Bohrer u. Bohrmaschine.

Cylinderfunktionen, s. Funktion.

Cylindergebläse, s. Gebläse.

Cylinderhemmung, s. Uhr.

Cylinderinduktor, s. Elektrische Maschinen.

Cylinderkessel, s. Dampfkessel.

Cylindermantel, die Bekleidung eines Dampfcylinders mit einem die Wärme schlecht leitenden Material oder mit einem Blechcylinder, welcher eine ruhende Luftschicht einschließt.

Cylindermaschine, soviel wie Glättmaschine oder Kalander (s. d.), auch Name einer Elektrisiermaschine (s. d.) und einer Buchdruckschnellpresse (s. Schnellpresse); bei Blechblasinstrumenten eine Art der Pistons (s. d.).

Cylinderpaar, s. Maschine.

Cylinderrad, s. Zahnräderwerke.

Cylindrieren, soviel wie Kalandern auf Walzenkalandern.

Cylindrōm (Siphonom, Schleimkankroid), eine Geschwulst ohne typischen geweblichen Charakter. Mit dem Namen C. werden solche durchschnittlich bösartige Geschwülste belegt, in denen eigenartige homogene, hyaline Umwandlungen vorkommen, durch welche hyaline Kugeln und verzweigte sowie keulen- und kolbenförmige Massen gebildet werden. Die Geschwulst kann dabei, von der Umwandlung abgesehen, sowohl zu den Sarkomen als den Carcinomen gehören.

Cylon, Athener, s. Kylon.

Cyma (lat.), Trugdolde; cymöser Blütenstand, s. Blütenstand, S. 137.

Cymbal (lat.), soviel wie Hackbrett (s. d.), der Vorfahr des Klaviers, welch letzteres nichts als ein C. ist, das mittels einer Klaviatur geschlagen wird. Der Name C. ging in seiner italienischen Form Clavicembalo auf das Klavier über. In Ungarn heißt das Hackbrett noch heute Czimbál. In der Orgel ist C. eine gemischte Stimme von sehr kleinen Dimensionen, gleichbedeutend mit Scharf (Acuta).

Cymbălum, bei den Römern eine Art Becken (Schlaginstrument); im Mittelalter eine Art kleiner

Pauken, deren die Mönche im 10.—12. Jahrh. eine Reihe verschieden abgestimmter (eine Skala von 8—9 Tönen) anfertigten und wie ein Glockenspiel bearbeiteten (vgl. Zimbelstern).

Cymbelkraut, s. Linaria.

Cymbidium *Sw.* (Kahnlippe), Gattung aus der Familie der Orchideen, auf Bäumen wachsende Pflanzen mit steifen, hellen Blättern, hängenden, vielblumigen Blütentrauben und kahnförmiger Honiglippe. Etwa 30 Arten in Westindien, Südamerika, Süd- und Ostasien, auf den Südseeinseln, Madagaskar und am Kap. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert. C. aloëfolium *Sw.*, in Malabar, C. eburneum *Lindl.*, C. Mastersi *Griff.*, beide in Ostindien, C. Lowianum *Rchb. fil.* in Birma sind die verbreitetsten Arten.

Cyme, Stadt, s. Kyme.

Cymēn, s. Cymol.

Cymobótryen (griech.), Trugdoldentrauben, Blütenstände, die sich erst traubig, dann cymös entwickeln; vgl. Blütenstand.

Cymogēn, s. Erdöl.

Cymōl (Cymēn, Paramethylpropylbenzol) $C_{10}H_{14}$ oder $C_6H_4{<}^{CH_2.CH_2.CH_3}_{CH_3}$ findet sich im Römischkümmelöl von Cuminum Cyminum und in mehreren andern ätherischen Ölen, entsteht bei Destillation von Kampfer mit Phosphorsäureanhydrid, aus vielen Terpenen $C_{10}H_{16}$ beim Erhitzen mit Brom und Jod, aus Cuminalkohol bei Einwirkung von Zinkstaub, synthetisch beim Erhitzen von Parabromtoluol mit normalem Propylbromid und Natrium ꝛc. Farblose Flüssigkeit, riecht angenehm, spez. Gew. 0,873, siedet bei 175° und löst sich nicht in Wasser.

Cymophān, s. Chrysoberyll.

Cymös (griech.), trugdoldig, Bezeichnung eines Blütenstandes (s. d., S. 137).

Cymótriches (griech.), Lockenhaarige, s. Menschenrassen.

Cymry (spr. kumri), Volk, s. Kymren.

Cynailūrus, s. Gepard.

Cynanche (griech.), soviel wie Rachendiphtherie.

Cynanchum *R. Brown* (Hundswürger, Schwalbenwurz), Gattung aus der Familie der Asklepiadeen, Milchsaft führende Sträucher oder Kräuter, meist mit windendem Stengel, gegenständigen, gestielten, meist herzförmigen Blättern und weißen oder roten Blüten in blattwinkel- oder gipfelständigen Doldentrauben und Samen mit Haarkrone in glatten, gedoppelten Balgkapseln. 18 Arten, meist in den Tropen und in der warmen gemäßigten Zone beider Hemisphären. C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ausdauernd, mit weißen und rötlichen Blüten, hat einen scharfen Milchsaft, der, eingedickt und mit andern drastischen Stoffen und Harzen vermengt, eine schlechte Sorte Stammonium (französisches oder Staumonium von Montpellier) gibt. C. Vincetoxicum *Pers.* (Vincetoxicum album *Aschers.*, gemeine Schwalbenwurz, St. Lorenzkraut, Giftwurzel, Hundstod), ausdauernd, in fast ganz Europa, 30—60 cm hoch, mit kurzgestielten, herz- oder herzeiförmigen, zugespitzten Blättern und blattwinkelständigen weißen Blüten. Die Wurzel riecht widrig, schmeckt süßlich, hinterher ekelhaft und etwas scharf und ward früher als Mittel gegen Vergiftungen, Nervenfieber ꝛc. gebraucht. Die Stengel lassen sich ihres zähen Bastes wegen wie Hanf benutzen.

Cynāra *Vaill.* (Artischocke), Gattung aus der Familie der Kompositen, distelartige Kräuter mit großen, fiederspaltigen Blättern, sehr großen, distelartigen Blütenköpfen, deren Hüllkelchblätter an der Basis dick und fleischig, an der Spitze stachelspitzig sind und dachziegelförmig liegen. Die violetten Blüten sind sämtlich röhrenförmig und stehen auf einem fleischigen, mit Spreublättchen besetzten Boden. Die Samen sind vierkantig zusammengedrückt und tragen federförmige Pappushaare. Sechs Arten in den Mittelmeerländern und auf den Kanaren. C. Cardunculus *L.*, ein ausdauerndes, bis 2 m hohes, sperriges, spinnwebig behaartes Distelgewächs, stammt aus Afrika und ist seit sehr langer Zeit in Kultur. Man suchte durch die Kultur Zucker, Schleim und Stärkemehl besonders auf den Blütenboden und den untern Teil der Schuppenblätter zu leiten und erhielt so die Artischocke unsrer Gärten, oder man lenkte jene Stoffe auf die Blattstiele und die Mittelrippe der Blätter und erhielt dadurch die Karde (Kardone, Cardy, C. Cardunculus *L.*). Die Artischocke (C. Scolymus *L.*, s. Tafel »Gemüsepflanzen II«, Fig. 1 u. 2), die auch als besondere Art betrachtet wird, wird 1 m hoch, ist flaumhaarig, wenig verästelt, mit fiederspaltigen oder ungeteilten, mehr oder weniger dornigen, unterseits weißfilzigen, großen Blättern, von denen die grundständigen eine Rosette bilden, und eiförmigen, bis 13 cm dicken Blütenköpfchen. Man kultiviert mehrere Varietäten, zieht die Pflanze aus Samen oder Schößlingen, überwintert die einjährige Pflanze gut bedeckt im Land oder im Keller und erntet den fleischigen, sehr aromatischen Blütenboden (Käse), welcher nebst dem untern verdickten Teil der Hüllkelchschuppen genießbar ist, im zweiten Jahr, wenn die obersten Hüllkelchblätter gelb werden. Die Artischocke fordert ein mildes Klima und wird besonders in Südeuropa, Nordafrika, aber auch am Rhein und in Österreich kultiviert; sie gibt, als Gemüse oder Salat zubereitet, eine wohlschmeckende und gesunde Speise. Die Kardone oder spanische Artischocke ist der vorigen sehr ähnlich, doch höher im Stengel, mit an der Seite herablaufenden Blättern, deren Mittelrippe sehr stark ist, und kleinern Blütenköpfen. Man kultiviert sie ähnlich wie die echte Artischocke; sobald sie aber mannshoch geworden ist, werden die welken Blätter abgenommen, die grünen abgestutzt, und die ganze Pflanze erhält eine lose Umwickelung mit Stroh und eine möglichst hohe Behäufelung mit Erde, um sie zu bleichen (s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 15); nur die Spitze der Pflanze bleibt frei. Man genießt von den Cardys die Herzblätter und alle markigen Stengel- und Blattstielteile in verschiedener Zubereitung. Die Artischocken waren schon bei den Alten eine beliebte Speise, und Galenus empfiehlt insbesondere, sie mit Koriander, Wein, Olivenöl und Garum zu bereiten.

Cynareen (Cynarocephalen), Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cynätha, Stadt, s. Kynätha.

Cynewulf, angelsächs. Dichter, s. Kynewulf.

Cyniker, s. Kyniker.

Cynips, Gallwespe; Cynipidae (Gallwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler; s. Gallwespen.

Cynisch (kynisch, griech., »hündisch«), schamlos, Sitte u. Anstand verachtend; Cynismus, ein solches Benehmen, eine solche Ausdrucksweise ꝛc. Vgl. Kyniker.

Cynocephălus, der Pavian.

Cynodictis, Cynodon, s. Hund.

Cynōdon *Rich.* (Hundszahn), Gattung aus der Familie der Gramineen, Gräser mit fingerig geteilten Ähren und einblütigen, grannenlosen Ährchen,

welche alle nach einer Seite gewendet stehen. Von den meist in wärmern Ländern wachsenden Arten findet sich nur eine, C. Dactylum *Rich.* (Hundshirse, Bermudagras, Doubgras, s. Tafel »Gräser II«, Fig. 3), auch in Europa. Dies Gras ist ausdauernd, mit kriechendem Wurzelstock, aufsteigendem, ästigem, handhohem Halm, gespreizter Fingerähre und ziemlich gleichgroßen Hüllspelzen, welche kleiner sind als die unbegrannten Deckspelzen. Es wächst in Südeuropa, Westasien, hier und da in Deutschland, Österreich und in der Schweiz, verwildert auch in Peru, gilt in Ostindien für das beste Weidegras, wurde wegen seines hohen Zuckergehaltes in Europa eingeführt, ist aber weniger nährend als manche unsrer heimischen Weidegräser und schwierig in der Kultur. Die Ausläufer sind reich an Stärkemehl und Zucker und werden in Italien wie bei uns die Queckenwurzel benutzt.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, zweijährige oder ausdauernde, oft grau- und weichhaarige bis fast filzige Kräuter mit abwechselnden, ganzen Blättern und in blattlosen Wickeln stehenden blauen oder roten, trichterförmigen Blüten. Etwa 60 Arten, meist Bergbewohner der gemäßigten und subtropischen Klimate. C. officinale *L.* (gemeine Hundszunge, Venusfinger), zweijährig, bis 1 m hoch, graukurzhaarig, mit feinfilzigen, lanzettförmigen Blättern und purpurnen, widerlich riechenden Blüten, wächst in Europa, auf Schutthaufen. Wurzel und Kraut wurden früher medizinisch benutzt. Andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Cynomorium (Hundskolben, Hundsrute), Gattung aus der Familie der Balanophoraceen, mit einer einzigen Art: C. coccineum *L.* (roter Hundskolben), einem parasitischen Gewächs in Sizilien, Malta, Sardinien, Nordafrika, dessen Stengel auf den Wurzeln verschiedener Sträucher schmarotzt. Das Gewächs tritt in der Gestalt eines dichten, ganz mit eiförmigen, zugespitzten und ziegeldachartig liegenden Schuppen besetzten roten Kolbens über die Erde. Diese Schuppen verlieren sich während des Fortwachsens größtenteils, so daß der zur Blütezeit 10 cm lange, fingerdicke Kolben unten fast nackt und runzelig erscheint, nach oben aber eine dicke, aus dicht übereinander liegenden Schuppen bestehende Ähre bildet. Aus den sehr unvollständigen, polygamischen Blüten entwickeln sich einsamige Nüßchen. Dieses Gewächs wurde früher arzneilich benutzt (Malteser Schwamm, Fungus Melitensis); es gibt beim Drücken einen blutroten Saft von sich und wird durch Trocknen dunkelrot. Es ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend-bitterlich und etwas salzig oder sauer.

Cynomys, s. Präriehund.

Cynophorie (griech.), die Strafe des Hundetragens (s. d.).

Cynopitheeina (Hundsaffen), Unterfamilie der Schmalnasen, s. Affen, S. 153.

Cynopöda, Familie der Raubtiere (s. d.).

Cynosurus *L.* (Kammgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, ein- oder mehrjährige Gräser mit ährenähnlicher, deutlich einseitiger Rispe, ein- bis fünfblütigen Ährchen und begrannten Deckspelzen. 4 Arten in Europa, Nordafrika und Westasien. C. cristatus *L.* (s. Tafel »Gräser III«, Fig. 5), eins der gemeinsten Gräser durch ganz Europa, mit sehr kurzästiger Rispenähre und drei- bis vierblütigen, grannenlosen Ährchen, die durch eine kammförmig gefiederte Hülle gestützt sind, findet sich auf frischen und trocknen Wiesen, auch auf Triften, bildet auf Wiesen ein Untergras, gilt als gutes Schnittgras, auf Weiden und Triften als sehr gutes Weidegras, erträgt Trockenheit, ist nahrhaft, wird aber nach der Blüte sehr hart und dann vom Vieh verschmäht.

Cynthia, s. Seescheiden.

Cynthiana, Hauptstadt der Grafschaft Harrison im nordamerikan. Staat Kentucky, am Südarm des Licking River, hat einen berühmten Rennplatz und (1890) 3016 Einw.

Cynthius, s. Kynthios.

Cyperaceen (Cypergräser, Halbgräser, Scheingräser, Riedgräser), monokotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Glumifloren, grasartige, meist ausdauernde Gewächse mit dreikantigen Stengeln und dreizeilig gestellten, schmalen Blättern, deren Scheiden geschlossen sind. Die Blüten bilden Spirren oder zusammengesetzte Ähren und haben Deckspelzen, aber keine Vorspelzen. Das Perigon ist nur bei Oreobolus ausgebildet, sonst fehlt es oder besteht aus Borsten, welche bei der Gattung Wollgras (Eriophorum) zur Fruchtzeit in lange, wollartige Fäden auswachsen. Staubgefäße finden sich meist drei, selten sechs. Das Pistill hat einen einfächerigen Fruchtknoten mit einer einzigen grundständigen Samenknospe und zwei oder drei mehr oder weniger verwachsene Griffel, deren Enden an der Innenseite Narbenpapillen tragen. Oft sind Zwitterblüten, wie bei Scirpus (s. Abbildung), vorhanden, bei der Gattung Carex finden sich dagegen eingeschlechtige Blüten, die ein- oder zweihäusig, bald in demselben Ährchen vereinigt, bald auf besondere Ährchen verteilt sind; die männlichen bestehen nur aus drei Staubgefäßen, die weiblichen nur aus einem Pistill, welches von einem eigentümlichen Organ, dem sogen. Schlauch (utriculus), eingeschlossen wird. Letzterer ist als ein Tragblatt zu betrachten, welches, die Blüte umwachsend, zu einem schlauchförmigen, oben offenen Gebilde wird. Später vergrößert es sich, erhärtet und umhüllt die abfallende Frucht. Die Früchte sind überall einsamige Nüßchen; der Same enthält ein stärkereiches Endosperm, in welchem, ganz abweichend von den echten Gräsern, ein sehr kleiner, im Grunde befindlicher Embryo ringsum eingeschlossen ist. (Vgl. Böckeler, Die C. des königlichen Herbariums zu Berlin, in »Linnaea«, neue Folge, Bd. 2 u. ff.) Die C., die an 2200 Arten zählen, finden sich vorzugsweise an feuchten, sumpfigen Stellen; sie sind über die ganze Erde verbreitet, gehören aber in der größten Anzahl der Arten und der Individuen der nördlichen gemäßigten Zone an, wo sie auf sumpfigem Boden die sogen. sauren Wiesen bilden und sowohl gegen den Nordpol hin als auch in den höhern Regionen der Alpen vorherrschend werden. In den Tropen ist vornehmlich die Gattung Cyperus in zahlreichen Arten vertreten. Die C. sind meist schlechte Futterpflanzen, die der Landwirt als Sauergräser bezeichnet, und gewähren mit Ausnahme des Cyperus esculentus *L.*, in Südeuropa, dessen zucker- und ölreiche Knollen die Erdmandeln liefern, keine Genußmittel. Fossile, jedoch noch zweifelhafte Arten von Carex *Mich.*, Cyperus *L.* und Cyperacites *Schimp.* finden sich in Tertiärschichten.

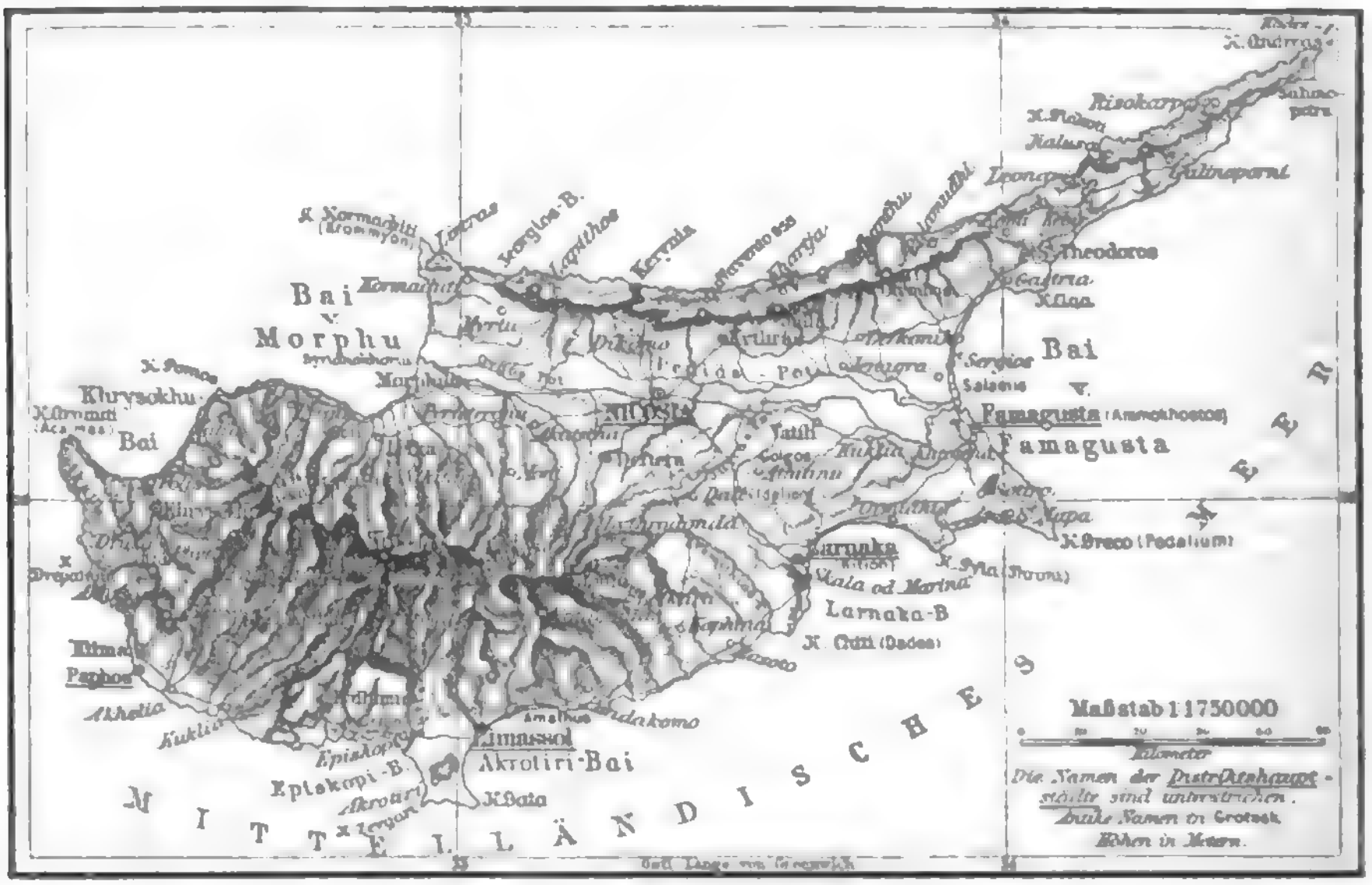
Blüte von Scirpus.

Cypergras, s. Cyperus.

Cypergräser, s. Cyperaceen.

Cyperkatze, s. Katze.

Cypern (bei den Griechen Kypros, türk. Kibris), türk. Insel des Mittelmeeres unter englischem Protektorat, liegt zwischen 34° 33′ und 35° 41′ nördl. Br., in der von den Küsten Syriens und Kiliciens gebildeten nordöstlichen Ecke des genannten, hier tiefen Meeres und hat eine ungefähr rechteckige Gestalt, doch mit einer langen, schmalen, gegen NO. gestreckten Halbinsel (s. Karte). Ihre größte Länge beträgt fast 230, ihre Breite 96 km, der Flächeninhalt 9282 qkm. Die wichtigsten Vorgebirge sind: das Kap Zevgari (Kurias der Alten) im S., Kap Greco (Pedalion) gegen SO., Kap St. Andrea (Dinareton) im NO., Kap Kormachiti (Krommyon) im N. und Kap Arnauti (Akamas) im NW. Das Innere der Insel wird von zwei Gebirgsketten von O. nach W. durchzogen, der Nordkette, welche im Berge von Buffavento penartigen Charakter; es heben sich aus ihr mehrere Tafelberge, aus horizontalen Bänken pliocäner Sande und Mergel aufgebaut, empor. Zwischen beiden Gebirgsreihen fließt der Pidias (Pediäos), der beträchtlichste Fluß Cyperns, der auf der Ostküste mündet; die übrigen Flüsse trocknen im Sommer größtenteils aus, und die Bewässerung der Insel ist daher im allgemeinen nicht eben reichlich. Trotzdem blühte C. im Altertum durch außerordentlichen Kulturreichtum. Der Aphrodite heilig, die hier aus dem Schaum des Meeres aufgestiegen sein sollte und in Paphos einen prachtvollen Tempel hatte, galt die Insel der damaligen Welt als Vereinigungspunkt aller Anmut und Lieblichkeit, freilich auch aller Üppigkeit und Frechheit. Man pries das liebliche Klima, die strotzende Vegetation, den Reichtum an Produkten aller Art, wie na-



Karte der Insel Cypern.

mit 954 m gipfelt, und dem System des Troodos (im Chionistra zu 1953 m ansteigend, Olympos der Alten), zu welchem der östlicher gelegene Stavrovuni (Olympos, 689 m hoch) gehört. Das Kettengebirge im N. der Insel besteht in seiner westlichen Hälfte aus steil aufgerichteten harten Kalken, wahrscheinlich cretaceischen Alters, welche hier und da von Gabbro, Serpentin und Augitandesit durchsetzt werden; im N. wie im S. sind den Kalken, welche an einzelnen Stellen von eocänen grünlichen Mergeln und Nummuliten führenden Kalken begleitet werden, graubraune miocäne Sandsteine und Mergel vorgelagert. Die letztern, oft reich an Einlagerungen von Gips, herrschen in dem östlichen niedrigen Teil der Kette. Das Massengebirge im S. der Insel (Troodos) setzt sich (ebenso wie die Berge von Antiocheia) fast ausschließlich aus Eruptivmassen (Diabas, Gabbro, Serpentin, Andesit, Liparit und Trachyt) zusammen; nur im S. und O. sind auch weiße kreideartige Kalke eocänen Alters vorhanden. Die 30—40 km breite Ebene zwischen den beiden genannten Gebirgen (Mesorea) hat fast stepmentlich an Kupfer (das von C. seinen Namen hat, jetzt aber nicht mehr ausgebeutet wird), köstlichem Wein, Kristall (»Diamant von Paphos«), Seesalz ꝛc. Auch die Cypressen und Cyperkatzen, heute auf C. fast verschollen, erinnern an die Insel. Ackerbau, Bergbau und Industrie, die besonders kunstvolle Teppiche, kostbare Tischgedecke, reiche Kleider, Thonwaren, wohlriechende Salben ꝛc. erzeugte, standen in hohem Flor, und die zahlreichen kleinen Gemeinwesen, welche an den Küsten bestanden und meist im Besitz trefflicher Häfen waren, wie Amathus, Paphos, Salamis, Kition ꝛc., waren sämtlich blühend und wohlhabend. Für den großen Wohlstand des alten C. zeugt auch die reiche Ausbeute der von Cesnola (s. d.) und Ohnefalsch-Richter veranstalteten Ausgrabungen, die eine große Menge von Statuen, Reliefs, Thonvasen (vgl. Vasen) und Metallarbeiten zu Tage gefördert haben. Diese als cyprische Altertümer in verschiedenen Museen (namentlich in New York und C. selbst) aufbewahrten Arbeiten zeigen eine eigentümliche Mischung von ägyptischem, asiatischem und altgriechischem Stil

(vgl. Perrot u. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, Bd. 3, Par. 1885). Die Zahl der Bewohner soll in jenen Zeiten oft eine Million betragen haben. Auch jetzt noch zeichnet sich die Insel trotz der jahrhundertelangen Vernachlässigung durch Fruchtbarkeit aus. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter kalt; im Frühling (Mitte Februar bis Mitte April) ist die ganze Insel ein einziger Blumenteppich. Der Osten ist wärmer als der gebirgige Westen. Im Sommer regnet es nie (so einst unter Konstantin 36 Jahre lang gar nicht, so daß die Bewohner auswanderten), im Winter oft sehr stark; im Jahresdurchschnitt fallen 329 mm Regen; der regenreichste Monat ist der Dezember (77 mm). In den Jahren 1881—91 betrug das mittlere Maximum +38,6°, das mittlere Minimum +⅓°, die höchste beobachtete Temperatur +46⅘°. Die Hitze erzeugt namentlich an der Küste oft Fieber. Mit dem Ackerbau ist es übel bestellt, und die von Natur reich ausgestattete Insel ist überhaupt sehr herabgekommen. Die ehemals reichen Nadelholzwaldungen sind namentlich durch die Ziegen verwüstet worden und bedecken nur etwa ein Achtel des Areals, namentlich in der Landschaft Thlliria, wo sie das cyprische Wildschaf beherbergen; an Anpflanzungen denkt man erst in allerneuester Zeit. Der Boden ist ausgetrocknet und die Kulturfähigkeit überhaupt beeinträchtigt. So liegt ein großer Teil der Insel als Wüstenei, und nur etwa ein Drittel des fruchtbaren Landes ist angebaut. In den Ackerbaudistrikten, besonders in der Thalebene des Pidias, wird die Bewässerung des Bodens mit Hilfe von unterirdischen Kanälen und Schöpfrädern bewirkt; doch ist dieselbe noch bedeutender Ausdehnung fähig. Ende September oder Anfang Januar, d. h. vor oder nach den Winterregen, geschieht die Aussaat; Ende Mai ist die Ernte. Weizen (Ausfuhr 1890/91 für 1,4 Mill. Mk.), Gerste (Ausfuhr 1890/91 für 1,3 Mill. Mk.), Hafer, Linsen und Sesam werden vorzugsweise gebaut, besonders um Nikosia, Limasol und Paphos, als Erdfrüchte nur im Gebirge die Kartoffel, in den Ebenen die Kolokasie; Tabak und Baumwolle wenig. Der noch unlängst vernachlässigte Weinbau gedeiht bis über 1000 m Höhe und fängt an, sich auszubreiten. Der Cyperwein ist seit dem Altertum hochberühmt, leider aber hat die englische Verwaltung die frühere drückende Besteuerung beibehalten. Das vorzüglichste Gewächs ist der Vino della Commanderia, so genannt, weil die Strecke (bei Limisso), auf der er gewonnen wird, einst eine Kommende der Templer war. Die Bereitung des Landweins ist noch immer überaus roh. Von Wichtigkeit ist der Johannisbrotbaum (1890/91 für 1½ Mill. Mk. Ausfuhr). Der Ölbaum wird ebenfalls vernachlässigt und bei der Anwendung höchst unvollkommener Pressen geht ein großer Teil des wertvollen Materials verloren. Eine arge Landplage sind die Heuschrecken (Stauronotus cruciatus), gegen die aber die britische Regierung seit Jahren mit Erfolg ankämpft. Gleich vernachlässigt sind die Vieh- und die Seidenraupenzucht (berühmt ist die Seide von Paphos wegen ihrer Stärke) sowie die ehemals so berühmte Bienenzucht, die aber immer noch jährlich ca. 800,000 kg Honig und 200,000 kg Wachs produziert. Von Haustieren trifft man besonders Ziegen (1891: 250,229), Schafe (1891: 230,172) und Schweine; das Rind dient nur zum Ziehen; das Pferd tritt gegen Maultier und Esel zurück. In den Ebenen finden sich Kamele. Die sonstige Thätigkeit der Bewohner beschränkt sich auf Fabrikation von Teppichen, Baumwoll- und Seidenzeugen, Töpferwaren und feinem Leder. An der Küste findet Schwammfischerei statt (jährlicher Ertrag 400,000—600,000 Mk.). Der Zensus von 1891 ergab 209,291 Einw. (ohne Militär), davon 48,044 oder ca. 23 Proz. Mohammedaner, die übrigen meist griechische Katholiken. Die Schule besuchten 1890: 13,934 Kinder. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Wein, Salz, Johannisbrot, Baumwolle, und die Einfuhr umfaßt namentlich Textilwaren, Zucker, Tabak, Reis. Die Einfuhr ist von 3,5 Mill. Mk. in 1878 auf 5,4 Mill. in 1890/91, die Ausfuhr in derselben Zeit von 3,1 Mill. auf fast 8 Mill. gestiegen. Während der Tonnengehalt der aus- und einlaufenden englischen Schiffe in der Zeit 1880/81—1890/91 von 150,574 auf 71,500 Ton. gesunken ist, ist der gesamte Schiffsverkehr von 157,328 auf 399,648 gestiegen. Direkte telegraphische Verbindung besteht mit Ladikieh in Syrien und mit Alexandria. Die Hauptstadt der Insel ist Nikosia mit (1891) 12,515 Einw., Sitz eines Erzbischofs, unter welchem die Bischöfe von Paphos, Larnaka und Kyrenia stehen; der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz ist Larnaka (7593 Einw.). An der Ostküste liegt Famagusta, an der Westseite Paphos (Bapho). Verwaltet wird die in sechs Distrikte (Nikosia, Famagusta, Larnaka, Limasol, Paphos und Kyrenia) geteilte Insel von einem von der Königin von Großbritannien ernannten High Commissioner, der zugleich Oberstkommandierender ist, und dem ein gesetzgebender Rat von 18 Mitgliedern, wovon 8 von der Krone aus den Beamten, 3 von den mohammedanischen und 9 von den übrigen Inselbewohnern gewählt werden, zur Seite steht. Die Einnahmen betrugen 1890/91: 194,935 engl. Pfd., die Ausgaben 107,589, wozu noch jährlich 92,800 Pfd. Subsidien an die Türkei kommen (welche indessen zur Bezahlung der Zinsen der türkischen Schuld von 1855 verwendet werden). Münzen, Maße und Gewichte. Eine britische Verordnung vom 1. Aug. 1882 erklärte als zulässig: ganze und halbe Sovereign-, türkische Lira- und französische 20-Frankstücke, englische Silbermünzen zu 2, 1, ½ und ¼ Schilling, Bronzemünzen der Insel zu 1, ½ und ¼ Piaster; etwa 9 Piaster jetzt = 1 Schilling. Obwohl seit 13. März 1874 metrische Maße angewendet werden sollen, haben die alten ihr Heimatsrecht behauptet: der Pik = 67,182 cm, für Getreide der Medimno = 75,1 und der Cassisso = 17,619, für Wein das Caß = 4,73 und die Carica = 10,414 Lit., die Oka von 400 Dramm = 1,268 kg, der Kantár von 100 Rotoli zu 12 Once = 237,77 kg. In Famagusta sind die Gewichte um 4 Proz. schwerer, in Larnaka gebraucht man auch den Kantár von Aleppo.

[Geschichte.] Die ersten Bewohner Cyperns waren Chetiter. Sehr früh siedelten sich Phöniker an, gründeten die bedeutendsten Städte der Insel, wie Salamis, Paphos, Amathus, Soloi u. a., und verpflanzten ihre Götterkulte dahin. Später kamen griechische Einwanderer verschiedener Stämme, vorzugsweise Jonier und Dorier, welche mehrere (neun) monarchische Kleinstaaten gründeten. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. war C. dem assyrischen Reich unterworfen, unter welchem aber die griechischen und phönikischen Fürsten als Vasallen weiterherrschten. Nach dem Fall von Assyrien übte Tyros eine Art Oberherrschaft, bis Amasis von Ägypten es um 560 eroberte. Mit Ägypten kam C. 525 unter die persische Herrschaft, der es die Griechen 478—449 entrissen. 410 vereinigte König Euagoras von Salamis die ganze Insel zu einem der Sprache nach schon fast ganz griechischen Reich und behauptete nach längern

Kämpfen gegen den König Artaxerxes II. seine Selbständigkeit bis an seinen Tod 374. Nach der Schlacht bei Issos unterwarf sich C. 333 Alexander d. Gr. Nach Alexanders Tode wurde die Insel ein Zankapfel zwischen Antigonos und Ptolemäos I.; letzterer blieb endlich Sieger und vereinigte C. wieder mit Ägypten. Doch überließen es die Ptolemäer zeitweise einem jüngern Zweig ihres Hauses als Sekundogenitur. 58 machte es Cato zu einer mit Kilikien vereinigten römischen Provinz. Cäsar und Marcus Antonius gaben zwar der Insel wieder mehrere Fürsten aus dem Geschlecht der Ptolemäer zu Herrschern; aber Augustus machte sie nach der Schlacht bei Aktion zur Konsularprovinz. Von dieser Zeit an wird C. in der alten Geschichte kaum mehr erwähnt. Bei der Teilung des Römerreichs fiel es dem oströmischen Reich zu und wurde von Statthaltern aus kaiserlichem Geblüt regiert. In diese Zeit fällt der Aufstand der Juden unter Artemon, der den kaiserlichen Befehl zur Folge hatte, daß kein Jude je wieder die Insel betreten dürfe. Von den Sarazenen 647 zweimal erobert, fiel C. doch jedesmal an die Byzantiner zurück. Von den kaiserlichen Statthaltern machte sich Komnenos I. unabhängig, nahm den Kaisertitel an, und seine Nachkommen behaupteten den Thron, bis Richard Löwenherz 1191 auf seinem Kreuzzug in 25 Tagen die ganze Insel eroberte, den komnenischen Kaiser Isaak gefangen nahm und C. um 25,000 Mk. Silber an die Tempelherren verkaufte. Diese gaben es jedoch an England zurück, worauf Richard 1193 den König von Jerusalem, Guido von Lusignan, damit belehnte. Unter der Herrschaft der Lusignans blühte C. wieder auf. Nachdem mit Hugo II. 1267 die männliche Linie des Hauses Lusignan ausgestorben war, bestieg ein natürlicher Sprößling desselben, Hugo III., Sohn des Prinzen Heinrich von Antiochia, den Thron von C. Einer seiner Nachkommen, Jakob II., hatte eine Venezianerin, Caterina Cornaro (s. d.), zur Frau, welche 1489 ihre Rechte auf die Herrschaft von C. der Republik Venedig überließ. Diese behauptete sich im Besitz der Insel, bis 1570 der Feldherr des Sultans Selim II. nach der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino (s. d.), der 11 Monate lang Famagusta verteidigte, die Insel eroberte und dem türkischen Reich einverleibte, wobei 20,000 Christen niedergehauen, 2000 zu Sklaven gemacht und große Schätze erbeutet wurden. Mehemed Ali bemächtigte sich im Juli 1832 auch Cyperns und wurde 1833 von der Pforte förmlich damit belehnt; aber schon 1840 kam die Insel an die Pforte zurück. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1878 wurde C. an England abgetreten (vgl. Großbritannien, Geschichte). 1882 erhielt es eine neue Verfassung. Vgl. Engel, Kypros (Berl. 1841); Unger und Kotschy, Die Insel C. (Wien 1865); v. Löher, C., Reiseberichte (3. Aufl., Stuttg. 1879); J. Baker, C. im Jahr 1879 (deutsch, Leipz. 1880); Cesnola, C., seine alten Städte, Gräber und Tempel (deutsch, Jena 1879); Mas Latrie, Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan (Par. 1851—61, 3 Bde.); Derselbe, L'île de Chypre, sa situation présente, etc. (das. 1878) und Documents nouveaux servant de preuves à l'histoire de Chypre (das. 1882); v. Löher, C. in der Geschichte (Berl. 1878); Herquet, Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan (Halle 1881); Agnes Smith, Through Cyprus (Lond. 1887); Sakellarios, *Tà Kυπριακά* (2. Aufl., Athen 1890—91, 2 Bde.); Ohnefalsch-Richter, Kypros. Die Bibel u. Homer (Berl. 1893, 2 Bde.); Holwerda, Die alten Kyprier in Kunst und Kultus (Leiden 1885). Eine umfassende Karte von C., aufgenommen von Kitchener und Grant, erschien zu London 1885 (15 Bl. in 1:63,360).

Cyperus *L.* (Cypergras), Gattung aus der Familie der Cyperaceen, ein- oder mehrjährige Riedgräser mit beblätterten, selten blattlosen, blütentragenden Halmen, meist flachen Blättern, in kopfförmigen Büscheln oder Trugdolden stehenden vielblütigen, zusammengedrückten Ährchen und dreikantiger Frucht. Etwa 500 Arten, meist in wärmern Ländern. C. esculentus *L.* (Erdmandel, Kaffeewurzel), ausdauernd, in Südeuropa, dem Orient, Nord- und Südafrika, wird vielfach kultiviert wegen der an den Ausläufern sich bildenden mehlreichen Knollen, die süß und nußartig schmecken, roh, gekocht und gebraten gegessen werden und auch ein goldgelbes, sehr wohlschmeckendes und angenehm riechendes Öl liefern. Geröstete Erdmandeln dienen als Kaffeesurrogat. Sie enthalten etwa 27 Proz. Stärkemehl, 14 Proz. Rohrzucker, 7 Proz. Dextrin und Salze, 14 Proz. Zellstoff, 19 Proz. Fett (nach andern Angaben viel weniger) ꝛc. Früher wurden sie unter den Namen indianische Süßwurzel, arabische Zuckerwurzel arzneilich als tonisches, aromatisch und adstringierend wirkendes Mittel benutzt. Ebenso von dem ausdauernden C. longus *L.* (wilder Galgant), an Gräben und Sümpfen in Süd- u. Mitteleuropa, der wohlriechende, gewürzhaft-bitterliche, etwas zusammenziehende Wurzelstock (lange oder europäische Cyperwurzel, wilde Galgantwurzel). C. officinalis *Nees*, in Südeuropa, Nordafrika, Arabien, und C. rotundus *L.*, in Südasien und Neuholland, liefern die runde oder orientalische Cyperwurzel, länglichrunde, pflaumengroße, geringelte, dunkelbraune, innen rötlichweiße Knollen, die beim Zerstoßen gewürzhaft riechen und bitterlich, ingwerartig schmecken. C. textilis *Thumb.* (Flechten-Cypergras), mit rundlichem Schaft und zusammengesetzter Dolde in zwölfblätteriger Hülle, wird in Südafrika über mannshoch und nicht dicker als eine Taubenfeder. Die Hottentotten flechten daraus dichte, wasserhaltende Körbe. Die Faser dient zur Papierfabrikation. Als Zierpflanze wird C. alternifolius *L.*, aus Madagaskar, mit schirmartig gestellten Blättern an 75 cm langen Halmen, kultiviert. C. Papyrus, s. Papyrus.

Cypervitriol, soviel wie Kupfervitriol.

Cyperwein, s. Cypern und Griechische Weine.

Cyperwurzel, s. Cyperus.

Cypraea, Porzellanschnecke (s. d.).

Cypresse, s. Cupressus. Fälschlich wird bei uns oft der gewöhnliche Lebensbaum (Thuja occidentalis) C. genannt. Virginische oder Sumpfcypresse, s. Taxodium; Deutsche C., s. Tamarix. Gartencypresse, Unechte C., s. Santolina.

Cypressengewächse (Cupressineae), s. Koniferen.

Cypressenkraut, s. Santolina.

Cypria (griech. Kypris), Beiname der Venus (Aphrodite), von der Insel Cypern, wo sie am eifrigsten verehrt ward; Cypripor (von Cypridis puer, »Sohn der Aphrodite«), veralteter Ausdruck bei Dichtern des vorigen Jahrhunderts für Eros (Amor).

Cyprianus, Thascius Cäcilius, der Heilige, namhafter Kirchenvater, welcher nächst seinem Lehrer Tertullian auf die Ausbildung der lateinischen Kirche in Denkart und Sprache den größten Einfluß ausgeübt hat, wurde zu Anfang des 3. Jahrh. geboren und trat in Karthago als Lehrer der Rhetorik auf. 246

ließ er sich taufen und wurde schon wenige Monate nachher zum Priester geweiht. 248 zum Bischof von Karthago gewählt, zog er sich vor den Verfolgungen unter Kaiser Decius in der Wüste zurück, wirkte aber auch von hier aus durch Briefe für das Wohl seiner Gemeinde. Nach seiner Rückkehr nach Karthago 251 war sein ferneres Leben ein beständiger Kampf mit denen, welche in Bezug auf die Frage nach der Beurteilung des Abfalles in den Verfolgungen entweder zu lax waren, wie die Partei des Novatus und des Felicissimus, die sich wegen der angeblichen Strenge des Bischofs von diesem lossagten und einen Gegenbischof, Fortunatus, aufstellten, oder allzu rigoristische Ansichten hegten, wie die Novatianer (s. d.). Wegen seiner Bestreitung der Gültigkeit der Ketzertaufe vom römischen Bischof Stephanus exkommuniziert, stellte er 256 auf einer Synode zu Karthago den Grundsatz auf, daß dem römischen Bischof trotz des Primats des Petrus eine oberrichterliche Autorität über andre Bischöfe nicht zuerkannt werden dürfe. Unter Kaiser Valerian ward er 14. Sept. 258 enthauptet. Unter seinen Werken (hrsg. von Hartel, Wien 1868—71, 3 Bde.) ist namentlich das Büchlein »De unitate Ecclesiae« (besonders hrsg. von Krabinger, Tübing. 1853) von Bedeutung, indem es die Einheit der Kirche in den Episkopat verlegt, so daß, wer sich vom Bischof lossagt, sich von der Kirche trennt, damit aber jede Hoffnung auf die Seligkeit verliert. Vgl. Peters, Der heilige Cyprian von Karthago (Regensb. 1877); Fechtrup, Der heilige Cyprian, sein Leben ꝛc. (Münster 1878); O. Ritschl, C. von Karthago und die Verfassung der Kirche (Götting. 1885); Freppel, St. Cyprien et l'Église d'Afrique (3. Aufl., Par. 1890); Morgenstern, Cyprian als Philosoph (Jena 1889).

Cypridina, s. Muschelkrebse.

Cypridinenschiefer (Entomisschiefer), nach dem Auftreten einer Cypridinide (Muschelkrebse), Entomis serratostriata, benannte Schichtengruppe in der obern Abteilung der Devonischen Formation (s. d.). S. Tafel »Devonische Formation II«, Fig. 3.

Cyprin, s. Idokras.

Cyprinenthon, mariner Diluvialthon mit Cyprina islandica (Muschel), s. Diluvium.

Cyprinidae (Karpfen), s. Fische und Karpfen; auch eine Familie der Muscheln (s. d.).

Cyprinus, der Karpfen.

Cyprionsalz, schwefelsaures Kupferoxydammoniak (oder Kupfersulfat) mit unterschwefligsaurem Natron, dient in der Feuerwerkerei.

Cypripedium *L.* (Frauenschuh, Marienschuh, Venusschuh), Gattung aus der Familie der Orchideen, Pflanzen mit kriechendem Wurzelstock und nur am Grund beblättertem Schaft, welcher eine oder wenige Blüten trägt, deren Honiglippe Ähnlichkeit mit einem Pantoffel hat. C. Calceolus *L.* (europäischer Frauenschuh), mit 30 cm hohem Schaft, elliptisch-lanzettförmigen Blättern und einer oder zwei gipfelständigen, bis 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten, wächst auf Kalkboden in deutschen Wäldern. Viele prachtvolle Arten aus Asien und Nordamerika werden als dankbar blühende und leicht zu erhaltende Zierpflanzen auch im Zimmer kultiviert. C. venustum *Wall.*, aus Nepal, hat zweizeilige, 20—26 cm lange, hell gefleckte Blätter, einen kurzen, schwarzviolett behaarten Schaft und langdauernde, große, sehr schöne rötlichgrüne, purpurrötlich und blaßbraun gezeichnete Blüten (s. Tafel »Zimmerpflanzen I«, Fig. 9). C. candatum, s. Tafel »Orchideen«, Fig. 2).

Cypris, s. Muschelkrebse.

Cypsĕlus, Segler (s. d.); Cypselidae (Segler), Familie der Segler (s. d.).

Cypsĕlus, Tyrann von Korinth, s. Kypselos.

Cyrano de Bergerac (spr. ßirano d'berscherack), Savinien, franz. Schriftsteller, geb. 6. März 1619 in Paris, gest. 1655, nannte sich de Bergerac von einem Lehen seines Vaters im Depart. Seine-et-Oise, trat in die königliche Garde, zeichnete sich hier als Raufbold aus und bestand mehr als 1000 Duelle (die meisten wegen der phänomenalen Größe und Form seiner Nase, welche die Spottlust reizte). Seine Schriften, welche von Ch. Nodier der Vergessenheit entrissen wurden, sind das Abbild seines Charakters; neben vielen Geschmacklosigkeiten und Mängeln in Stil und Komposition sind sie doch frisch, keck, phantastisch, oft geistvoll; auch Boileau zieht seine »burlesque audace« vielen andern poetischen Erzeugnissen vor. Seine Werke enthalten: »Lettres«, mit rhetorischem Schwulst geschriebene galante und satirische Briefchen; »L'histoire comique des états et empire de la lune« und »L'histoire comique des états et empire du soleil«, eine Reise à la Verne nach Sonne und Mond mit physikalischen und metaphysischen, satirischen und witzigen Bemerkungen, von Voltaire im »Micromégas«, von Swift im »Gulliver« nachgeahmt; eine Tragödie: »Agrippine« (1653), energisch u. schwungvoll, aber atheistisch, und eine Komödie: »Le pédant joué« (1654), in der er seinen ehemaligen Schuldirektor Grangier auf die Bühne bringt, und aus der Molière manches entlehnt hat. Seine »Œuvres« (1741, 2 Bde.) wurden wieder abgedruckt von P. Lacroix (1858 u. 1875), Montifaud (»Voyages fantastiques«, 1875) und E. Müller (Par. 1886).

Cyrenaica, Landschaft, s. Kyrenaika.

Cyrenaiker, s. Kyrenaiker.

Cyrēne, Stadt, s. Kyrene.

Cyrēnenmergel, nach dem Auftreten einer Muschel, Cyrene semistriata, benannte oligocäne Mergel, s. Tertiärformation.

Cyrillica (spr. sirillika), oder die cyrillische Schrift, eine in den Kirchenbüchern der griechisch-katholischen Slawen angewandte Schrift. Ihren Namen verdankt sie dem vermeintlichen Erfinder derselben, dem Slawenapostel Cyrillus (s. d. 3). Sie ist aus der griechischen Majuskelschrift entstanden u. in etwas veränderter, den Bedürfnissen der betreffenden Sprachen angepaßten Form die noch heutigestags bei den Russen, Bulgaren und Serben gebräuchliche Schrift. Vgl. Kirchenslawisch und Glagolica.

Cyrillus (Kyrillos), 1) C. von Jerusalem, berühmter Kirchenvater, geb. um 315, gest. 386, erhielt um 345 die Priesterweihe. Zu Jerusalem als Lehrer angestellt, hielt er um 348 die 23 katechetischen Vorträge, welche das bedeutendste erhaltene Dokument des populären Religionsunterrichts in der alten Kirche sind. 350 zum Bischof vorgerückt, spielte er in den arianischen Streitigkeiten anfangs eine unklare Rolle, wurde aber bald von den Arianern verfolgt und begegnet uns 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel als Vertreter der rechtgläubigen Kirchenlehre. Seine Werke wurden herausgegeben von Touttée (Par. 1720; neue Ausg., Lyon 1844, 2 Bde.), Reischl und Rupp (Münch. 1845—60, 2 Bde.). Vgl. Gonnet, De S. Cyrilli Hierosolymitani catechesibus (Par. 1876); Mader, Der heil. C. (Einsiedeln 1891).

2) C. von Alexandria, Kirchenvater, wurde in Alexandria geboren und von seinem Oheim, dem bor-

tigen Patriarchen Theophilus, erzogen, welchem er auch 412 auf dem Patriarchenstuhl nachfolgte. Sofort ließ er alle Kirchen der Ketzer zu Alexandria schließen und vertrieb 415 die Juden aus der Stadt. Hat er auch nicht direkt den christlichen Pöbel zur Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia gereizt, so mußte doch sein zelotisches Gesamtverhalten denselben zu dem verbrecherischen Akt ermutigen. Am bekanntesten aber ist sein Name durch seinen Angriff auf den Patriarchen in Konstantinopel, Nestorius, geworden. Als dieser der Maria das Prädikat »Gottesmutter« verweigerte, schleuderte C. zwölf Anathematismen gegen ihn und ließ ihn auf dem Konzil zu Ephesus 431 verdammen. Trotz kaiserlicher Absetzung beider Patriarchen erhielt sich C. auf seinem Patriarchenstuhl und starb 444. Er schrieb eine Apologie des Christentums gegen Julian in zehn Büchern. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Johann Aubert (Par. 1638, 7 Bde.), die vollständigste die von Migne (»Patrologie grecque«, Bd. 68—77). Vgl. Kopallik, C. von Alexandrien (Mainz 1881).

3) C. und Methodius, Apostel der Slawen. Bei der herrschenden Abneigung dieses Volksstammes gegen deutsches Wesen faßte der Herzog Rastislaw den Entschluß, die durch deutsche Missionare begonnene Christianisierung seiner Länder von Konstantinopel aus vollenden zu lassen. Kaiser Michael III. sandte ihm das Brüderpaar Methodius und Konstantin. Letzterer, geb. 827, hatte sich unter der Leitung von Photius eine reiche Bildung angeeignet und hieß allgemein »der Philosoph«; geschichtlich bekannt ist er unter seinem Mönchsnamen C. Nachdem die der slawischen Sprache kundigen Brüder schon zuvor für die Bekehrung der Chasaren in Cherson und der Bulgaren, deren König Bogoris, durch Methodius 861 getauft, seinen Unterthanen das Christentum aufzwang, thätig gewesen waren, begaben sie sich 863 an die March und Donau. C. schuf zunächst ein slawisches Alphabet und eine slawische Bibelübersetzung; auch der Gottesdienst wurde in der Landessprache gehalten und dadurch das entscheidende Übergewicht über die römische Mission gewonnen. Vom Papste dafür zur Verantwortung gezogen, starb C. 869 in Rom, während sein überlebender älterer Bruder, 868 in Rom zum Bischof der Mähren geweiht, die Bekehrung der Slawen vollendete. Zum zweitenmal (879) zu seiner Rechtfertigung (insbes. wegen der in slawischer Sprache abgehaltenen Messe) nach Rom gerufen, gewann Methodius den Papst Johann VIII. für seine Missionspraxis und kirchlichen Organisationen; er starb 885. Beide Brüder wurden später kanonisiert. Ihr Tag ist in der römischen Kirche der 9. März, in der griechischen der 11. Mai. Vgl. Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen (Wien 1849); Ginzel, Geschichte der Slawenapostel Cyrill und Method (2. Ausg., das. 1861); E. Dümmler und Miklosich, Die Legende vom heil. C. (das. 1870); Bonwetsch, Cyrill und Methodius, die Lehrer der Slawen (Erlang. 1885).

4) C. Lukaris, bekannt durch seine Unionsbestrebungen zwischen der griechischen und der protestantischen Kirche, geb. um 1572 auf der Insel Kreta, studierte in Venedig und Padua, verweilte längere Zeit in Genf, wo er die reformierte Kirche schätzen lernte, wurde 1602 Patriarch von Alexandria, 1621 von Konstantinopel. Hier bekämpften sich damals mit wechselndem Glück die französische Diplomatie und die englische; im Anschluß an jene betrieben die Jesuiten eine Annäherung der griechischen Kirche an die römische, während C. mit englischer und holländischer Unterstützung für die Vereinigung mit der reformierten arbeitete und 1629 ein die Hauptlehren derselben sich aneignendes Glaubensbekenntnis nach Genf sandte. Viermal ab- und wieder eingesetzt, erlag er endlich 1638 seinen Feinden; als Landesverräter bei dem Sultan verdächtigt, ward er auf dessen Befehl erdrosselt und sein Leichnam ins Schwarze Meer geworfen. Vgl. Pichler, Geschichte des Protestantismus in der orient. Kirche im 17. Jahrh. (Münch. 1861).

Cyrtanthus *Ait.* (Bogenlilie), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, schöne Zwiebelgewächse vom Kap, mit einzeln stehenden, langen, röhrenförmigen, lebhaft gefärbten Blüten an einem blattlosen Schaft, von denen mehrere Arten bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden. C. obliquus *Ait.*, die größte und prächtigste Art, hat ausdauernde, stumpfe, dickliche, glatte, bläulich graugrüne, reichlich 45 cm lange, bis 3 cm breite, flache, schief gebogene, zweizeilig stehende Blätter und hängende, reichlich 6,5 cm lange, am Grunde mennigrote oder gelbrote, dann rotgelbe und an der Spitze grüne Blüten.

Cyrtometer, von Woillez angegebenes Instrument, eine aus Fischbeinstäbchen mit schwer gehenden Gelenken gebildete Kette, welche, krummen Flächen angepaßt, die angenommene Form auch nach dem Abnehmen von der Fläche behält, dient zur Ermittelung der Form des Brustkastens.

Cyrus, s. Kyros.

Cystalgie (griech.), Blasenschmerz, Blasenkrampf.

Cystektasie (griech.), Blasenerweiterung.

Cysten (griech., Blasen, Kapseln), Umhüllungen niederer, in Ruhezustände übergegangener Organismen, wie der Schwärmsporen, der Plasmodien, mancher Myxomyceten ꝛc., die sich unter Umständen unter Aufhören ihrer Bewegung mit einer festen Zellhaut umkleiden und erst nach längerer Ruhe aus dieser Hülle entweder ganz oder nach vorheriger Teilung wieder beweglich austreten. Auch bei den niedern Tieren (Protozoen, Eingeweidewürmern) kommen C. vor. Sie werden in der Regel von ihren Bewohnern selbst abgeschieden und sind gewöhnlich sehr undurchlässig gegen viele Flüssigkeiten, widerstehen der Austrocknung lange Zeit ꝛc. Meist haben sie die Gestalt einer Kugel, bieten also eine möglichst geringe Oberfläche dar. Besonders bekannt sind die Finnen, die C. von Bandwürmern (s. d.), welche innerhalb derselben als Blasenwürmer sozusagen ihre Puppenruhe durchmachen. — In der Medizin ist Cyste soviel wie Balggeschwulst.

Cystenkropf, Vergrößerung der Schilddrüse mit Bildung von Cysten.

Cystenniere, eine meist angeborne Veränderung der Nieren, bei welcher diese von außerordentlich zahlreichen, dichtgedrängten kleinern und größern Hohlräumen durchsetzt sind. Die Erkrankung ist durchaus nicht immer doppelseitig. Eine Frau mit cystisch entarteten Nieren wird nicht leicht schwanger, wenn aber doch, so stirbt sie vor der Entbindung. Das Leben ist mit der Entartung der Nieren auf die Dauer unvereinbar, da die Harnkanälchen verschlossen sind und sich infolge der dadurch entstehenden Harnstauung ausgedehnt haben. Unter diesen Umständen kann natürlich kein oder nur ungenügender Harn gebildet werden. Bei geringern Graden ist längeres Leben denkbar, wenigstens beobachtete man Cystennieren bei der Obduktion von jüngern Personen.

Cysticercus, Blasenwurm, s. Bandwürmer, S. 414.

Cystideen, s. Haarsterne.

Cystin $C_6H_{12}N_2S_2O_4$ findet sich in manchen Harnsteinen, in Harnsedimenten, in der Niere und Leber, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, löst sich in Mineralsäuren und Alkalien, nicht in Wasser, reagiert neutral, bildet aber mit Säuren salzartige Verbindungen. **Cystinurie**, Ausscheidung von Cystingries durch den Harn.

Cystis (griech.), Blase, Harnblase; C. fellea, die Gallenblase.

Cystitis (griech.), Entzündung der Blase; oft Entzündung der Blasenschleimhaut (Blasenkatarrh).

Cystocēle (griech.), Blasenbruch.

Cystococcus (Chlorococcum *Fr.*), Algengattung aus der Familie der Protokokkaceen, einzelne, kugelige, zartwandige Zellen bildend, die zum Teil auf feuchter Erde oder an Baumstämmen leben und, wie C. humicola *Näg.*, häufig als Nährpflanze für Flechtenpilze dienen.

Cystodynie (griech.), Blasenkrampf, Blasenschmerz.

Cystoid, mehrfächerige Cyste oder Balggeschwulst.

Cystoideen, s. Haarsterne.

Cystokarp (griech.), soviel wie Blasenfrucht, das Fruchtorgan der Florideen (s. Algen, S. 366).

Cystolithen, s. Absonderung 2).

Cystolithiasis (griech.), Blasensteinkrankheit.

Cystōma (griech.), Balggeschwulst als primäre Neubildung, auch jede größere Cystengeschwulst überhaupt; C. ovarii, Eierstockscystoid.

Cystophŏra, die Blasenrobbe.

Cystoplegie (griech.), Blasenlähmung.

Cystoptĕris *Bernh.* (Blasenfarn), Gattung aus der Familie der Polypodiaceen, zartkrautige Farne mit rundlichen, zerstreuten Fruchthäufchen. Sieben Arten in den gemäßigten Klimaten, besonders der nördlichen Erdhälfte, unter ihnen drei deutsche. C. fragilis *Bernh.*, mit büschelig stehenden, zarten, länglich eiförmigen, zugespitzten, ein- bis dreifach fiederschnittigen Wedeln mit sehr zerbrechlichem Stiel, wächst in Fels- und Mauerritzen, fast kosmopolitisch; C. regia *Presl.*, mit doppelt gefiederten Wedeln, in den Alpen, und C. montana *Link.*, mit dreifach fiederigen Wedeln, in der Schweiz, werden als Zierpflanzen auf Felsen ꝛc. kultiviert.

Cystōpus *Lév.*, Pilzgattung aus der Familie der Peronosporeen, in lebenden Pflanzen wuchernde Schmarotzerpilze, deren Mycelium im Innern der grünen Teile, oft auch der Blütenorgane wächst und aus querwandlosen, ziemlich weiten Schläuchen besteht; ihre Sporen (Konidien) werden unter der Epidermis des befallenen Teiles von kurzen, blasigen Fruchthyphen zu mehreren kettenförmig abgeschnürt und darauf nach Abstoßung der Epidermis verstäubt. Außerdem bilden sich auch an den im Innern des Pflanzenteils befindlichen Myceliumschläuchen Geschlechtsorgane, deren Produkt, die Oospore, erst nach Zerstörung des Pflanzenteils im nächsten Jahre keimt, während die Konidien sogleich nach der Reife keimfähig sind (vgl. Pilze). Sie erzeugen bei der Keimung im Wasser Schwärmsporen, die einen Keimschlauch in die Spaltöffnungen der Nährpflanze treiben. Auch die Oospore erzeugt bei der Keimung sehr zahlreiche Schwärmer. C. candidus *Lév.* (weißer Rost) findet sich häufig auf verschiedenen Kreuzblütlern, besonders auf Hirtentäschel und Leindotter, und bildet mit seinen Konidien weiße, fleckenartige Lager auf den befallenen, oft verunstalteten und vorzeitig absterbenden Pflanzenteilen. Andre Arten leben auf Kompositen u. a.

Cystosarkōm (griech.), Geschwulst der Brüste, die sich durch die Bildung von Hohlräumen aus den Milchdrüsenräumen auszeichnet, eine beträchtliche Größe erreichen kann, im übrigen aber meist gutartiger Natur ist.

Cystoskopie (griech.), Untersuchung der Blase mittels endoskopischer Apparate, s. Beleuchtungsapparate, medizinische.

Cystospasmus (griech.), Blasenkrampf.

Cystotomie (griech.), Blasenschnitt, Eröffnung der Harnblase.

Cythēra, Insel, s. Kythera.

Cythērea (griech. Kythereia), die Cytherische, Beiname der Venus (Aphrodite).

Cythērenapfel, s. Spondias.

Cytinus *L.* (Hypocist), Gattung aus der Familie der Rafflesiaceen, niedrige, gefärbte, auf Wurzeln schmarotzende Gewächse mit kurzem Stengel, schuppenförmigen Blättern, monözischen oder diözischen Blüten und beerenartigen Früchten. Vier Arten in den Mittelmeerländern, in Südafrika und Amerika. C. Hypocistus *L.*, eine dunkelgelbe auf den Wurzeln verschiedener Arten von Cistus in Südeuropa, Nordafrika und Kleinasien wachsende, einjährige Pflanze, besteht nur aus einem Busch niedriger, saftiger, mit Schuppen bekleideter Stengel, an deren obern Enden die Blüten sich entwickeln. Aus ihrem Saft bereitete man ein Extrakt (Hypocistensaft, Zistensaft), welches säuerlich, herb und zusammenziehend schmeckt, arzneilich angewendet wurde und in den südlichen Ländern noch immer gebräuchlich ist.

Cytisus *L.* (Geißklee, Bohnenbaum, Bohnenstrauch), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Sträucher, selten Bäume mit dreizähligen Blättern, die selten auf ein Blättchen reduziert sind oder fehlen, in Trauben, kopfig oder gebüschelt stehenden Blüten und länglicher oder linealer, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. Etwa 40 Arten im Mittelmeergebiet und auf den Kanarischen Inseln. C. Laburnum *L.* (Laburnum vulgare *Gris.*, Goldregen, Kleebaum), aus Italien und dem südöstlichen Europa, einer unsrer schönsten Ziersträucher, 7 m hoch, mit gestielten, unterseits behaarten Blättern und gelben Blumen in langen, herabhängenden Trauben, wird in mehreren Varietäten kultiviert. Blätter und Samen wurden früher arzneilich benutzt. Die unangenehm bitter und scharf schmeckenden Samen enthalten Cytisin $C_{20}H_{27}N_3O$, welches in farb- und geruchlosen Kristallen erhalten werden kann, bitter, schwach laugenhaft schmeckt, leicht löslich und sublimierbar ist, stark alkalisch reagiert, meist zerfließliche Salze bildet und wesentlich auf das Rückenmark, die peripherischen motorischen Nerven und das Atmungszentrum wirkt, indem es erst erregt, dann lähmt. Auch die Rinde und Blätter des Strauches sind giftig. Das Holz ist sehr hart, wird mit der Zeit schön braunschwarz (falsches Ebenholz) und dient zu mathematischen und musikalischen Instrumenten. Der Strauch kommt auf dem magersten und trockensten Boden fort und gedeiht am besten auf Kalkboden. C. alpinus *Jacq.* (L. alpinum *Gris.*), 0,6 m hoch, liegend, mit anliegend behaarten Blättern, nur seitenständigen gelben Blüten und behaarter, gerader Hülse, soll noch wertvolleres Holz besitzen als C. Laburnum und wird in mehreren Varietäten als Ziersträuch kultiviert. C. purpureus *Scop.*, in Norditalien, Kärnten, Kroatien ꝛc., ein niedriger Strauch mit meist unbehaarten Blättern und roten, seitenständigen Blüten, wird als Ziersträuch kultiviert

und iſt beſonders auf Laburnum-Stamm veredelt als Kronenbaum ſehr ſchön. C. hirsutus *L.*, 1,3 m hoch, rauhhaarig, bisweilen zottig, mit behaarten Blättern, ſeiten- oder gipfelſtändigen gelben Blüten und oft etwas gekrümmten, behaarten Hülſen, in Mittel- und Südeuropa und im Orient, wird wie noch manche andre Arten als Zierſtrauch kultiviert.

Cytoblaſt (griech.), ſoviel wie Zellkern (ſ. Zelle).

Cytöden, in der Zoologie und Botanik Bezeichnung für Zellen ohne Kern (ſ. Zelle).

Cytogenes Gewebe, aus ſternförmigen Zellen beſtehendes netzartiges tieriſches Gewebe, welches die Grundlage der Lymphdrüſen, lymphoiden Follikel und der Malpighiſchen Körperchen bildet.

Cyzicus, Stadt, ſ. Kyzikos.

Czacki (ſpr. tſchatzki), Tadeusz, Graf, poln. Schriftſteller, geb. 28. Aug. 1765 zu Poryck in Wolhynien, geſt. 8. Febr. 1813 in Dubno, erhielt 1785 von König Stanislaus Auguſt eine Stelle beim Hofgericht in Warſchau mit dem Auftrag, das geheime Kronarchiv zu ordnen, wurde 1788 vom Reichstag zum Mitglied der Schatzkommiſſion erwählt und ſpäter als eifriger Anhänger der Konſtitution vom 3. Mai 1791 von der Kommiſſion mit der Berichterſtattung an den Senat beauftragt. Als nach der zweiten Teilung Polens ſeine Güter eingezogen worden waren, ließ er ſich als Profeſſor zu Krakau nieder. Kaiſer Paul I. gab ihm ſeine Güter zurück. Dem Kaiſer Alexander I. legte er einen Plan vor, den vernachläſſigten öffentlichen Unterricht in den altpolniſchen Provinzen zu heben, und erwirkte die Gründung eines Gymnaſiums zu Kremenez, deſſen Direktor er dann wurde. Wegen ſeines Eifers, in der Jugend Liebe zum polniſchen Volkstum zu wecken, ſeitens des ruſſiſchen Gouvernements der Verführung der Jugend angeklagt, rechtfertigte er ſich 1807 in Petersburg ſo glänzend, daß ihn der Kaiſer zum Stellvertreter des Fürſten Czartoryski, des Kurators des öffentlichen Unterrichts in den weſtlichen Gouvernements, ernannte. Er gründete mit einem Opfer von 500,000 Thaler von ſeinem eignen Vermögen mehrere Erziehungsanſtalten. Seine Werke erſchienen Poſen 1843—45 in 3 Bänden. Sein Hauptwerk handelt von den polniſchen und litauiſchen Geſetzen (»O litewskich i polskich prawach«, Warſchau 1800, 2 Bde.).

Czajkowski (ſpr. tſchai-), Michael (Sadyk Paſcha), poln. Emigrant und Novelliſt, geb. 1808 zu Hilczyniec in der Ukraine, geſt. 18. Jan. 1876 auf ſeinem Landgut im Gouv. Tſchernigow durch Selbſtmord, machte 1831 unter Oberſt Rozycki alle Kämpfe bis nach dem Fall von Warſchau mit, worauf er ſich nach Paris begab. Von der franzöſiſchen Regierung als geheimer Agent nach Konſtantinopel geſandt, trat C. 1851 in türkiſche Dienſte und zum Islam über, nahm den Namen Mohammed Sadyk an, focht im orientaliſchen Kriege (1853—56) als Paſcha an der Spitze der ſogen. Koſaken des Sultans gegen die Ruſſen vor Siliſtria und in der Dobrudſcha und ſöhnte ſich 1873, nachdem er zur griechiſchen Kirche übergetreten und ſich in Kiew niedergelaſſen hatte, mit der ruſſiſchen Regierung aus. Als Schriftſteller hat C. eine in Hinſicht auf Stil und Darſtellungsweiſe ganz originelle Romangattung geſchaffen. Die meiſten ſeiner Erzählungen ſpielen in der Ukraine und enthalten hiſtoriſche Gemälde aus dem Leben der Koſaken und Donauſlawen. Die Kraft und das Feuer der Darſtellung, das Leidenſchaftliche, oft Fragmentariſche, das ſie kennzeichnet, hat ihnen auch in Deutſchland Anerkennung verſchafft. Als ſein vorzüglichſtes Werk gilt »Wernyhora«, eine hiſtoriſche Erzählung aus dem Jahre 1768, welche alsbald in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt wurde (deutſch, Leipz. 1841, und von Diezel, Stuttg. 1843). Die übrigen ſind: »Koſakengeſchichten« (Par. 1837; deutſch von Minsberg u. d. T.: »Nationalſagen der Koſaken«, Glog. u. Leipz. 1838, und von Jordan, Leipz. 1842); »Kirdjali« (Leipz. u. Par. 1839, 2 Bde.; deutſch von Scherbel, Liſſa 1840, und von Diezel, Stuttg. 1843, 3 Bde.); »Stefan Czarniecki« (Par. 1840, 2 Bde.); »Anna« (daſ. 1840); »Koszowata« (daſ. 1841); »Der Hetman der Ukraine« (daſ. 1841, 2 Bde.; deutſch, Leipz. 1845) u. a. Eine Geſamtausgabe ſeiner Werke erſchien in Leipzig 1862—85 in 12 Bänden, ſeine Biographie in den »Männern der Zeit«, Bd. 2 (daſ. 1862).

Czakó (ſpr. tſchakó), Siegmund, ungar. Dramendichter, geb. 20. Juni 1820 zu Dézs in Siebenbürgen aus vornehmer Familie, geſt. 14. Dez. 1847, wurde, einem früh erwachenden, unwiderſtehlichen Drange folgend, wandernder Schauſpieler und ſchrieb eine Reihe von Dramen, die ſich teilweiſe noch heute auf dem Repertoire der ungariſchen Bühne erhalten haben; namentlich: »Chantrey«, »Maler und Vampir«, »Kaufmann und Seemann«, »Das Teſtament«, »Leona«, »Die Leichtfertigen«, »Ritter Johann«, in welchen allen ſich eine große dramatiſche Kraft, aber auch ſtark krankhafte Leidenſchaftlichkeit kundgeben. Durch ſeine mißlichen äußern Verhältniſſe tief verbittert, mit ſich und der Welt zerfallen, machte er ſeinem Leben, erſt 27 Jahre alt, freiwillig ein Ende. Seine »Geſammelten Werke« gab J. Ferenczy heraus (Peſt 1883 ff., 2 Bde.).

Czakot, ſ. Tſchakot.

Czapka (poln., »Mütze«, ſpr. tſchápka), urſprünglich die mit viereckigem Deckel verſehene Mütze der polniſchen Ulanen, jetzt für dieſe Waffengattung allgemein angenommene Kopfbedeckung. Die »Tatarka« (ſ. d.) der öſterreichiſchen Ulanen war eine Abart der C.

Czar (ſpr. zär), ſ. Zar.

Czarne (ſpr. tſcharne), Stadt, ſ. Hammerſtein.

Czarniecki (ſpr. tſcharnjétzki), Stephan, poln. Feldherr, geb. 1599, geſt. 1665, legte ſeine erſten Waffenproben 1633 auf dem Zuge des Königs Wladislaw IV. gegen den Zaren Michael Feodorowitſch ab, focht dann als Rittmeiſter gegen die Ukrainiſchen Koſaken und als Oberſt gegen die Tataren. Im Koſakenaufſtand 1648 gefangen und 2 Jahre in Haft gehalten, rächte er ſich ſpäter durch den Sieg über dieſelben bei Bereſteczko. Als Kaſtellan von Kiew beſetzte er 1655 bei dem Einfall der Schweden in Polen Krakau und erzwang ſich durch eine 2 Monate lange heldenmütige Verteidigung eine ehrenvolle Kapitulation. 1656 zum Oberbefehlshaber der kleinen polniſchen Armee ernannt, mußte er ſich zwar bei Golemba vor den Schweden zurückziehen, ſchloß hingegen die ſchwediſche Avantgarde am rechten Ufer des San ein, folgte dem Feinde auf dem Fuße nach Sendomir, griff ihn bei Koziennice, Warka und Lowitſch mit Glück an, drang in Großpolen ein und führte Kaſimir in ſeine Hauptſtadt zurück. Statt jedoch nach Czarnieckis Syſtem den kleinen Krieg fortzuſetzen, ließ ſich der König zu der Schlacht bei Warſchau (28.—30. Juli) verleiten, die er verlor, und infolge deren er flüchten mußte. C. führte ihn jedoch unter großen Gefahren nach Warſchau zurück, wofür er mit dem Palatinat von Rotrußland und zwei Staroſteien belohnt ward. Nachdem C. den Fürſten von Siebenbürgen 1657 zum Frieden gezwungen, rückte er zur Unterſtützung der von dem ſchwediſchen König Karl X. Guſtav angegriffenen Dänen in Pommern

ein und drang bis Stettin vor, wandte sich dann gegen die inzwischen in Polen eingefallenen Russen und trug viel zu dem blutigen Sieg bei Polonka (27. Juni 1660) bei. Sodann trieb er die Kosaken von Polock nach Kiew, überschritt den Dnjepr und bemächtigte sich mehrerer Plätze an diesem Flusse. Mit dem erblichen Besitz der Grafschaft Tykozin nebst Bialystok und dessen Umgebung belohnt, starb er im Feldlager zu Sokolowko in Wolhynien.

Czarnikau (Tscharnikau), Kreisstadt im preuß. Regbez. Bromberg, an der Netze, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Präparandenanstalt, ein Amtsgericht, eine Dampfmahl- und Dampfsägemühle, 2 Ölmühlen, Wollspinnerei, Getreide-, Vieh- und Holzhandel und (1890) 4542 Einw., davon 1663 Katholiken und 796 Juden.

Czartoryiski (spr. tschartorüsk), Herzöge von Klewan und Zukow, polnische, ursprünglich litauische Familie, angeblich aus dem Geschlecht der Jagellonen, von Korygiello, Fürsten von Czerniechow und Siewierz, der 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, abstammend, trat bei Beginn des 17. Jahrh. von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche über, legte sich darauf von dem Städtchen Czartoryisk in Wolhynien den Namen C. bei und ward in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Eine jüngere Linie, C.-Korzec, starb 1810 in der männlichen Linie mit dem Fürsten Joseph Klemens aus. Erwähnenswert:

1) Michael Friedrich, geb. 26. April 1696, gest. 13. Aug. 1775, Großkanzler von Litauen, hielt es als mütterlicher Oheim des Königs Stanislaus Poniatowski mit den Russen und trug nicht wenig zur ersten Teilung Polens bei; er schenkte allen seinen Unterthanen die Freiheit.

2) Adam Kasimir, Neffe des vorigen, Sohn des Fürsten August Alexander, geb. 1. Dez. 1734, gest. 22. März 1823 zu Sieniawa in Galizien, ward nach Augusts III. Tode als Kandidat für den polnischen Thron aufgestellt, mußte aber Stanislaus Poniatowski weichen. Er trat nach der ersten Teilung Polens wegen seiner in Galizien gelegenen Besitzungen in österreichische Dienste. Kaiser Joseph ernannte ihn zum Feldmarschall und verlieh ihm das Prädikat Durchlaucht sowie das ungarische Indigenat. An dem Reichstag von 1788—91 und an den Bestrebungen des polnischen Adels, dem Vaterland die Unabhängigkeit wiederzuerringen, nahm er eifrigen Anteil, suchte aber vergeblich den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens und den österreichischen Kaiser zur Vermittelung den eigennützigen Absichten Rußlands gegenüber zu bewegen. Zum Senator Palatinus ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück. Seine Gemahlin Isabella Fortunata, geborne Gräfin von Flemming, geb. 1743 in Warschau, gest. 17. Juni 1835, gleich berühmt durch Schönheit und Geist wie durch ihren Patriotismus, lebte nach dem Tode ihres Gemahls auf ihrer reizenden Besitzung Pulawy, wo sie nicht nur prächtige Gärten, sondern auch Volksschulen, Fabriken und in dem sogen. Tempel der Sibylle eine berühmte Sammlung polnischer Altertümer anlegte. Während des Aufstandes von 1830 war ihr Schloß ein Hospital für die verwundeten und ein Zufluchtsort für die flüchtenden Patrioten. Nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution zog sie sich nach Wysock in Galizien zurück. Ihre Tochter Maria Anna, geb. 15. März 1768, gest. 21. Okt. 1854 in Paris, vermählte sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Württemberg, von dem sie aber 1792 geschieden wurde, und machte sich durch den polnischen Roman »Malvina« (Warschau 1818) einen Namen.

3) Adam Georg, Fürst, ältester Sohn des vorigen, geb. 14. Jan. 1770, gest. 15. Juli 1861 auf Schloß Montfermeil bei Paris, vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburg und zu London und nahm am Freiheitskampf Kosciuszkos rühmlichen Anteil. Nach der dritten Teilung Polens 1795 nebst seinem Bruder Konstantin nach Petersburg geschickt, um die Gunst des Hofes zu gewinnen, trat er hier mit dem jungen Großfürsten Alexander in freundschaftliche Beziehungen. Nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn Alexander zum Gehilfen des Ministers des Auswärtigen und zum Kurator sämtlicher Unterrichtsanstalten in Litauen und Weißrußland. C. gehörte zu dem sogen. Triumvirat, das Alexanders persönlichen Rat bildete. Er hoffte durch Alexander die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen unter einem russischen Großfürsten zu erreichen. 1805 begleitete er Alexander in den Krieg, nahm aber nach demselben 1807 seine Entlassung. Wiewohl er 1812 kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich im russischen Reichsrat zu gunsten seiner unglücklichen Nation sprach und sein Vater sich offen Napoleon I. anschloß, blieb C. doch an Alexanders Seite und erhielt 1815 die Würde eines Senator Palatinus des Königreichs. Auf dem Wiener Kongreß übte er wesentlichen Einfluß auf die Abfassung der vom Kaiser Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde aus. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha. Mit Freimütigkeit sprach er auf dem ersten Reichstag als Mitglied der Senatorenkammer von den Vorteilen konstitutioneller Verfassungen und suchte auch als Kurator der Universität Wilna die polnische Nation zu heben, ward aber 1823 von dem ihm mißtrauenden Großfürsten Konstantin seiner Stelle enthoben und lebte von nun an auf seinem Stammsitz Pulawy nur der Kunst und den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 trat er auf Lubeckis Einladung dem von diesem gebildeten Administrationsrat in Warschau bei, ward zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und berief den Reichstag auf den 18. Dez. 1830. Am 30. Jan. 1831 mit dem Vorsitz in der Nationalregierung betraut, brachte er über die Hälfte seines Vermögens dem Vaterland zum Opfer dar, legte aber nach den Greuelthaten des 15. und 16. Aug. 1831 sein Amt nieder, verließ, als sich Krukowiecki an die Spitze der Regierung gedrängt hatte, Warschau und diente als gemeiner Soldat in dem Korps des Generals Ramorino, bis dieser zu Anfang September 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat, worauf auch C. Polen verließ. Von der Amnestie von 1831 ausgeschlossen, lebte er fortan in Paris und galt als das Haupt der aristokratischen (weißen) Partei der polnischen Emigranten, die in ihm den künftigen konstitutionellen König Polens sah und ihn 1838 förmlich dazu wählte. Seine Güter in Polen wurden konfisziert. Die von der österreichischen Regierung über seine Besitzungen in Galizien infolge des polnischen Aufstandes von 1846 verhängte Sequestration ward 1848 wieder aufgehoben. Im April 1848 erließ er den Bauern auf seiner Herrschaft Sieniawa in Galizien die Frondienste und gab ihnen ihre Besitzungen zu eigen. Mit Rußland söhnte er sich auch unter Alexander II. nicht aus und nahm die ihm 1856 angebotene Amnestie nicht an. Vgl. »Alexandre I et le prince C. Correspondance particulière et conversations 1801—1823« (Par. 1865)

und »Mémoires du prince Adam C. et sa correspondance avec l'empereur Alexandre I«, herausgegeben von Mazade (das. 1887, 2 Bde.; engl., Lond. 1888, 2 Bde.). — C. hinterließ eine Tochter, Isabella, vermählt mit dem Grafen Johann Dzialynski in Posen, und zwei Söhne, Witold C., geb. 6. Juni 1824, der 1845 in spanische Dienste trat, sich später mit der Gräfin Marie Grocholska vermählte und 1865 starb, und Ladislas C., geb. 3. Juli 1828, der seit des Vaters Tode der Führer der aristokratischen Partei der polnischen Emigration ist. Derselbe vermählte sich 1855 mit einer (1864 verstorbenen) Tochter der Königin Christine von Spanien, 1872 mit der Prinzessin Margarete von Orléans, Tochter des Herzogs von Nemours, gest. 25. Okt. 1893.

4) Konstantin, Bruder des vorigen, geb. 28. Okt. 1773 in Pulawy, gest. 23. April 1860 in Wien, ging nach der zweiten Teilung Polens mit seinem ältern Bruder, Adam, 1795 nach Petersburg und trat hier als Offizier in die Garde ein. Dem Großfürsten Konstantin als Generaladjutant zugeteilt, verblieb C. bis 1799 in Petersburg, kehrte dann nach Pulawy zurück und ging 1801, nach dem Tode des Kaisers Paul, nach Moskau zur Krönung des Kaisers Alexander. 1803 vermählte er sich mit einer Prinzessin Radziwill, trat 1809, zur Zeit des Großherzogtums Warschau, unter Fürst Joseph Poniatowski in die polnische Armee ein und errichtete auf eigne Kosten ein Regiment. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1808) vermählte sich C. (1810) mit Maria, Gräfin Dzierzanowska, ging 1811 nach Paris, machte unter Napoleon 1812 den russischen Feldzug mit, beteiligte sich an den Kämpfen bei Smolensk und an der Moskwa (hier wurde ihm das Pferd unter dem Leib durch eine Kanonenkugel getötet) und wurde aus diesem Anlaß durch das Offizierkreuz der Ehrenlegion aus der Hand Napoleons ausgezeichnet. Wegen Kränklichkeit verließ er 1813 den Dienst und ging auf Reisen. 1816 begab er sich auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Alexander nach Petersburg und ward zum kaiserlichen Generaladjutanten ernannt, zog sich wegen anhaltender Kränklichkeit jedoch schon 1818 ins Privatleben zurück. Nachdem er einige Jahre in Polen, Frankreich, Italien und in der Schweiz zugebracht, ließ er sich 1828 in Wien bleibend nieder. 1832 kaufte er von dem englischen Botschafter Lord Cowley die Villa van der Nüll in Weinhaus (bei Wien), die er mit einer kostbaren Gemäldesammlung, besonders aus den altitalienischen Schulen, ausstattete und zum Sammelpunkt der Elite der Wiener Künstlerwelt gestaltete.

5) Georg, jüngster Sohn des vorigen, geb. 24. April 1828 in Dresden, gest. 30. Okt. 1891 in Wien, widmete anfangs seine ganze Thätigkeit der Kritik auf dem Gebiete der schönen Künste und zwar vorzugsweise der Musik und der dramatischen Kunst. Von 1855—65 redigierte er im Verein mit seinem Bruder Konstantin die »Rezensionen und Mitteilungen über Theater und Musik«, ein Fachblatt, das sich namentlich auch in Deutschland eines guten Rufes erfreute. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die ihm zufallenden bedeutenden Güter in Galizien. Durch Einführung einer rationellern, auf die Fortschritte der Neuzeit basierten Bewirtschaftung, durch Errichtung von Fabriken und Volksschulen trug er zur Hebung der Bodenkultur und zur Verbesserung der Lage der Landbevölkerung in seinem Bezirk wesentlich bei. 1861 vermählte er sich mit der Tochter des Wiener Arztes Johann Czermak. 1867 von der Stadt Jaroslau zum Abgeordneten in den galizischen Landtag gewählt, gewann er auch bald auf politischem Gebiet bedeutenden Einfluß und galt als Führer der föderalistischen Partei in Galizien. 1873 wurde er auch in den Reichsrat gewählt.

Czaslau, s. Časlau.

Czasoslow (Časoslov, spr. tschásoßloff), das dem griech. Horologion (s. d.) entsprechende slawische Wort (von čas, Stunde, und slovo, Wort), bezeichnet das Gebet- und Formelbuch der slawischen Geistlichen, das Brevier der Slawen. Die Czasoslows der griechisch-katholischen Slawen sind aus dem Griechischen übertragen und mit cyrillischer Schrift geschrieben oder gedruckt, die der römisch-katholischen Slawen dagegen sind Übersetzungen lateinischer Originale und mit glagolitischer Schrift geschrieben oder gedruckt. Die Entstehung des ersten Czasoslows fällt wahrscheinlich bereits in die Zeit des Methodius (s. d., gest. 885), doch sind von den Czasoslows vor dem 14. Jahrh. nur Bruchstücke (die ältesten etwa aus dem 12. Jahrh.) auf uns gekommen.

Czech (spr. tsch), 1) Franz Hermann, Priester des Piaristenordens, geb. 20. Sept. 1788 zu Münchengrätz in Böhmen, gest. 28. Juli 1847 in Nikolsburg, trat 1808 zu Leipnik in Mähren in den genannten Orden, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Nikolsburg und studierte zu Kremsier Philosophie, dann Theologie. Zum Priester geweiht, wirkte er an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien bis 1819 als Professor der Philosophie, wurde 1818 Religionslehrer am k. k. Wiener Taubstummeninstitut und bestrebte sich als solcher, die deutsche Artikulations- oder Lautmethode S. Heinickes mit der französischen des Abbé de l'Epée (Zeichensprache) zu verschmelzen und den Unterricht der Taubstummen nach Grafers (s. d.) Vorschlag in die allgemeine Volksschule einzuführen. 1839 zum Professor der Theologie an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, mußte er schon im folgenden Jahr wegen Krankheit sein Amt aufgeben, lebte eine Zeitlang in Wien und begründete dann, 1845 ins Piaristenkollegium zu Nikolsburg zurückgekehrt, die israelitische Taubstummenschule daselbst. C. schrieb eine Anzahl Lehrbücher, so die ihrer Zeit verbreitete »Denk- und Sprachlehre« (Wien 1836 u. ö.).

2) Swatopluk, Dichter, s. Čech.

Czechen, Czechisch ꝛc., s. Tschechen, Tschechisch ꝛc.

Czedik von Bründelsberg, Aloys, Freiherr von, österreich. Eisenbahnbeamter, geb. 14. Nov. 1830 in Agram, studierte in Wien Philosophie, befehligte 1848 bis zum Mai das philosophische Korps der akademischen Legion, war 1849—51 Offizier und machte den ungarischen Feldzug mit, wurde 1851 Mittelschullehrer, 1861 in den niederösterreichischen Landtag und 1869 in das Abgeordnetenhaus gewählt. 1870 war er Sektionschef im Unterrichtsministerium, dann Direktor der Wiener Handelsakademie, 1875 Generaldirektor der Kaiserin Elisabeth-Bahn, 1881 Chef und 1884 Präsident der Generaldirektion der verstaatlichten Bahnen, zugleich außerordentlicher Sektionschef im Handelsministerium. 1882 wurde er in das Herrenhaus berufen und 1884 in den Freiherrenstand erhoben. Ende 1891 nahm er seine Entlassung. 1893 wurde er in den niederösterreichischen Landtag gewählt.

Czegléd (spr. tségléd), Stadt im ungar. Komitat Pest, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Budapest-Szegedin und C.-Szolnok, mit großer Kavalleriekaserne, Dampfmühle, Bezirksgericht, mehreren Geldinstituten und (1890) 27,549 magyar. Einwohnern (Reformierte und Röm.-Katholische). Es hat bedeutenden Acker-, Wein-

und Obstbau (besonders Kirschen und Weichseln) und Schweinemast und war 1514 der Hauptherd des Dózsaschen Bauernaufstandes. Am 23. Jan. 1849 fand hier ein Treffen gegen die Ungarn statt.

Czekanowski (spr. tsche-), Alexander, Erforscher Sibiriens, geb. 1832 im Gouv. Wolhynien, gest. 30. Okt. 1876, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Kiew, studierte 1855—57 in Dorpat zuerst Medizin, dann Mineralogie und wurde 1863 wegen Teilnahme am polnischen Aufstande nach Sibirien verbannt. In Padun interniert, versorgte er die akademischen Museen mit naturgeschichtlichen Sammlungen, erhielt dann 1868 die Erlaubnis, nach Irkutsk überzusiedeln, wo er im Auftrag der dortigen Geographischen Gesellschaft geologische Untersuchungen anstellte, und unternahm 1873 eine Expedition an die untere Tunguska und den Olenek, 1875 zur Olenekmündung und Lena. In demselben Jahr begnadigt, kehrte C. 1876 nach Petersburg zurück, wo er sich während der Vorbereitungen zu einer neuen Reise nach der Chatanga und Anabara in einem Anfall von Schwermut das Leben nahm. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind zum Teil in »Petermanns Mitteilungen« (1874 ff.) niedergelegt.

Czelakowski, s. Čelakovský.

Czemete (spr. tsemete), Badeort im ungar. Komitat Sáros, bei Eperies, mit einem kohlensäurereichen erdigen Eisensäuerling.

Czempin (Tschempin), Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Kosten, Knotenpunkt der Linien Lissa-Posen und C.-Schrimm der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische und eine evang. Kirche, ein altes Schloß, eine Molkerei und (1895) 2321 Einw., davon 396 Evangelische und 153 Juden.

Czenstochowa, Stadt, s. Tschenstochow.

Czeremosz (spr. tscheremosch), rechtsseitiger Nebenfluß des Pruth, entsteht aus den im karpathischen Waldgebirge entspringenden Quellflüssen Biały C. und Uzarny C. (»weißer und schwarzer C.«), bildet sodann die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina und mündet unterhalb Waszkoutz, 135 km lang, in den Pruth.

Czerikow, Stadt, s. Tscherikow.

Czerkow, 1037 m hoher Berg im Böhmerwald (s. d.).

Czermak (spr. tscher-), 1) Johann Nepomuk, Mediziner, geb. 17. Juni 1828 in Prag, gest. 16. Sept. 1873 in Leipzig, studierte in Wien, Breslau und Würzburg, ward in Prag Assistent am physiologischen Institut, habilitierte sich daselbst für Physiologie und mikroskopische Anatomie, wurde 1855 Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Graz, 1856 Professor der Physiologie in Krakau, 1858 in Pest, bis er 1860 sein Lehramt niederlegte und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er ein physiologisches Privatlaboratorium errichtete. 1865 wurde er als Professor der Physiologie nach Jena berufen, von wo er 1869 nach Leipzig übersiedelte. C. erbaute hier auf eigne Kosten ein physiologisches Laboratorium mit einem Hörsaal. Sein Hauptverdienst besteht in der Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels zu diagnostischen, physiologischen und therapeutischen Zwecken. Er schrieb: »Der Kehlkopfspiegel und seine Verwertung für Physiologie und Medizin« (Leipz. 1860, 2. Aufl. 1863; vielfach übersetzt); »Populäre physiologische Vorträge« (Wien 1869). Seine »Gesammelten Schriften« (Leipz. 1879, 2 Bde.) enthalten eine von A. Springer verfaßte biographische Skizze.

2) Jaroslaw, böhm. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1. Aug. 1831 in Prag, gest. 23. April 1878 in Paris, studierte auf den Akademien in Prag und Antwerpen und dann in Brüssel unter Gallait, der entscheidenden Einfluß auf ihn gewann. Seine ersten Werke behandelten zumeist Motive aus der böhmischen Geschichte, namentlich der Hussitenzeit, dann aber wandte er sich dem Genre zu. 1850 entstanden die normännischen Fischer im Kahn, die Bibel lesend. Sein Hofpoet Rudolfs II., auf der Brücke von Prag bettelnd (1854), begründete seinen Ruf. Eine Reise, die er 1858 durch Mähren, Ungarn, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Montenegro unternahm, und die ihm ein reiches Studienmaterial lieferte, erschloß ihm ein neues Gebiet. Danach entstanden eine Montenegrinerin mit dem schlafenden Kind (1861); eine Istrianerin, ein nacktes Kind liebkosend; eine Montenegrinerin, mit dem Gewehr ihren verwundeten Mann bewachend; eine Slowakin, ihr Kind ankleidend (1863); der Raub einer Herzegowinerin durch Türken (1867); der Transport eines verwundeten montenegrinischen Führers und die Rückkehr der Montenegriner in ihr verwüstetes Dorf (1877), in welchem die Verzweiflung der Heimgekehrten über die Greuel der Türken in ergreifender Weise geschildert ist.

Czerna Gora (Czernahora, spr. tscher-), Berggipfel des karpathischen Waldgebirges, an der Quelle des Pruth (2026 m).

Czernagorischen Unabhängigkeit, Orden der, s. Danilo-Orden.

Czerna Kamen (spr. tscher-), Berg, s. Fátra.

Czernebog, s. Slawische Mythologie.

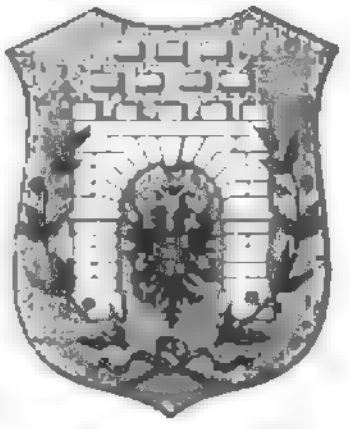
Czerniejewo, s. Schwarzenau.

Czerninsche Gemäldegalerie (spr. tsch-), im Palais des Grafen Czernin zu Wien, enthält etwa 300 Gemälde meist niederländischer Meister (Rubens, van Dyck, Ruisdael, Potter, Rembrandt, van Huysum und van der Meer).

Czerni-Vrh (spr. tscher-), Berg, s. Kroatien-Slawonien.

Czernoseker (spr. tscher-), s. Böhmische Weine.

Czernowitz (spr. tscher-, rumän. Cernăuz), Hauptstadt des österreich. Herzogtums Bukowina, 248 m ü. M., auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Pruth, über den eine 232 m lange Gitterbrücke führt, unweit der rumänischen u. russischen Grenze, an der Staatsbahnlinie Lemberg-C.-Suczawa und der Lokalbahn C.-Nowosielica gelegen, ist eine reinliche, freundliche Stadt, hat zwei Plätze (Austriaplatz mit dem 1875 errichteten Austriadenkmal und Franz-Josephplatz mit Parkanlagen), an hervorragenden Gebäuden eine neue griechisch-orientalische Domkirche (1864 vollendet), eine armen.-katholische Kirche (1875), eine neue Jesuitenkirche, eine Synagoge, ein Regierungsgebäude, eine schöne erzbischöfliche Residenz u. a. und zählt mit ihren vier Vorstädten (1890) einschließlich der Garnison (2174 Mann) 54,171 Einw. (27,192 Deutsche, 10,384 Ruthenen, 7624 Rumänen und 7610 Polen; darunter 17,359 Israeliten). Die Industrie umfaßt an Fabriken eine Bierbrauerei, zwei Dampfmühlen, eine Sägemühle, Ölfabrik, Maschinenfabrik rc.; der Handel, besonders nach Rußland und Rumänien, ist lebhaft. An Bildungsinstituten besitzt C. die 1875 unter dem Namen »Franz Josephs-Universität« eröffnete Hochschule mit deutscher Unterrichtssprache.



Wappen von Czernowitz.

Digitized by Google

Dieselbe hat eine griechisch-orientalisch theologische, rechts- und staatswissenschaftliche und philosophische Fakultät, besitzt eine Bibliothek (50,000 Bände), einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium nebst naturhistorischen Museen und zählte 1892/93: 40 Lehrer und 281 Studierende. Außerdem sind hier vorhanden: ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Staatsgewerbeschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt und eine landwirtschaftliche Lehranstalt, dann ein Landesmuseum und ein Theater. C. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz des Landtags sowie der Landesregierung der Bukowina, einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung von C.), eines Landesgerichts, einer Finanzdirektion, eines Brigadekommandos, einer Postdirektion, einer Handels- und Gewerbekammer, eines griechisch-orientalischen Erzbistums und hat eine Bodenkreditanstalt, Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, eine Sparkasse, ein Strafhaus, eine Kranken-, Irren- und Gebäranstalt. C. war vor einem Jahrhundert noch ein unbedeutendes Dorf; 1816 zählte es erst 5416 Einw.

Czerny (spr. tscher-), 1) Georg Petrowitsch, genannt Karadjordje (»schwarzer Georg«), Anführer der Serben im Kampfe für ihre Freiheit, geb. 21. Dez. 1766 in Wischewatz bei Kragujewatz von armen Eltern, gest. 1817, nahm gleich an der ersten Erhebung des serbischen Volkes gegen die türkische Herrschaft (1787) teil, mußte aber fliehen, erschoß, ehe er über die Save ging, seinen Vater, der ihm zu folgen sich weigerte, den er aber nicht in die Hände der Türken fallen lassen wollte, und trat in das serbische Freikorps, das mit den Österreichern gegen die Türken kämpfte. Nach dem Frieden von Sistowa (1791) wandte er sich wieder nach Österreich und wurde Waldhüter in einem Kloster. Später kehrte er nach Topola in Serbien zurück und ward Viehhändler. Als aber die Janitscharen in Belgrad den milden Pascha Hadschi Mustafa 1801 und alle angesehenen Männer ermordeten, auch das Volk hart bedrückten, stellte sich C. 12. Febr. 1804 in Sibnitza an die Spitze der Erhebung gegen die Türken. Eine Versammlung in Semendria ernannte ihn zum Kommandanten der serbischen Streitmacht. 1804 und 1805 säuberte er das ganze Land von den Türken, denen nur Belgrad verblieb. Da aber C. mit den serbischen Aristokraten zerfiel, die, durch ihn ihre Macht gefährdet glaubend, unter russischem Einfluß der Volksversammlung (Skupschtina), mit der C. zu regieren gedachte, 1805 einen Senat von zwölf Mitgliedern entgegenstellten, so drangen Ende 1806 die Türken von neuem ins Land ein und schlugen das von den Aristokraten gegen sie geführte Heer. C. wurde durch seinen Sieg am Mischarsko-Polje und die Eroberung Belgrads zum zweitenmal der Befreier seines Vaterlandes und 1810 auch von den Russen als »Oberfeldherr von Serbien« anerkannt sowie 1811 auf einer Volksversammlung zum alleinigen Kriegsherrn ernannt, während der Senat die Leitung der Zivilangelegenheiten erhielt. Er lebte nun auf seinem Bauerngut zu Topola zwei Jahre lang als anerkannter Gebieter Serbiens, während die Pforte im Bukarester Frieden Serbien eine gewisse Unabhängigkeit zugestand. Als aber im Kampf gegen Frankreich 1813 der Zar Serbien der Pforte preisgab, schwächte C. durch Teilung seine Streitmacht und konnte das Vordringen der Türken nicht hindern. Er trat daher im Oktober 1813 nach Österreich über und wurde dann zu Chotin in Bessarabien interniert. Erst 1817 kehrte er mit neuen Befreiungsplänen nach Serbien zurück, wurde aber auf des Fürsten Milosch, seines Rivalen, Veranstaltung in Adzagna bei Semendria ermordet. C. war von riesiger Gestalt, ausdrucksvollen Gesichtszügen, tapfer und kühn, aber schrecklich in seinem Jähzorn; seinen Bruder ließ er eines Vergehens wegen aufknüpfen. Über seinen Sohn Alexander Karageorgiewitsch, gest. 3. Mai 1885, s. Alexander 23).

2) Karl, Klavierspieler und Komponist, geb. 20. Febr. 1791 in Wien, wo sein Vater, Wenzel C., ein geborner Böhme, Klavierlehrer war, gest. daselbst 15. Juli 1857, machte seine Studien erst unter Beethovens, dann unter Clementis Leitung und zählte bald selbst zu den angesehensten Künstlern Wiens. Neben Hummel wurde er später als das Haupt der von Mozart begründeten Wiener Klavierschule allgemein anerkannt. Namentlich von 1818 an entfaltete er eine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit, der unter andern Liszt, Thalberg, Döhler und Kullak ihre Ausbildung verdanken, zugleich aber eine erstaunliche Fruchtbarkeit als Komponist. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet, ungefähr 900 Werke, meist für Klavier (die ungedruckt gebliebenen sowie die zahlreichen Arrangements nicht mitgerechnet), zeichnen sich zwar nicht durch Tiefe und Originalität aus, bekunden jedoch durchweg den form- und stilgewandten Musiker sowie den einsichtigen Kenner des Klaviers. Von bleibendem Wert sind aber seine Etüdenwerke: die Schulen der »Geläufigkeit«, der »Fingerfertigkeit«, der »Verzierungen«, des »Virtuosen«, die »40 täglichen Studien« ꝛc. Er hinterließ ein ansehnliches Vermögen, das er testamentarisch zu Zwecken der edelsten Art bestimmte.

3) Vinzenz, Chirurg, geb. 19. Nov. 1842 in Trautenau, studierte in Wien, wurde Assistent an Billroths Klinik und ging 1871 als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Freiburg i. Br., 1877 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg. Hochverdient um die moderne Chirurgie, förderte er namentlich die Operationen am Kehlkopf, Schlundrohr, Magen und Darm, an Niere und Gebärmutter sowie die Radikaloperation der Eingeweidebrüche. Er schrieb: »Über die Beziehungen der Chirurgie zu den Naturwissenschaften« (Freiburg 1872); »Beiträge zur operativen Chirurgie« (Stuttg. 1878); auch ist er Mitherausgeber der »Beiträge zur klinischen Chirurgie« (Tübing., seit 1884).

Czersk, Dorf im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Konitz, am Czerskier Fließ und der Linie Schneidemühl-Dirschau der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Wiesenbauschule, vier Dampfschneidemühlen, eine Roh- und eine Goldleistenfabrik, eine Dampfmahlmühle und (1890) 3153 Einw.

Czerski (spr. tsch-), Johann, Mitstifter der deutschkatholischen Kirchengemeinschaft, geb. 1813 zu Warlubien in Westpreußen, ward 1842 zum Priester geweiht. Zuerst Vikar an der Domkirche in Posen, wurde er im März 1844 in gleicher Eigenschaft nach Schneidemühl in der Provinz Posen versetzt. Hier trat er 22. Aug. 1844 mit einem Teil seiner Gemeinde aus der römischen Kirche aus und gründete eine »christlich-apostolisch-katholische Gemeinde«. Schon auf dem ersten deutschkatholischen Konzil zu Leipzig im März 1845 nahm C. einen konservativen Standpunkt ein, indem er an der Gottheit Christi festhielt. Später bereiste er alljährlich einen großen Teil Deutschlands, um in freireligiösen Vereinen Vorträge zu halten. Vgl. seine Schriften: »Rechtfertigung meines Abfalles von der römischen Hofkirche« (Bromb.

1845) und »Joh. Czerskis Leben und Wirken« (daſ. 1845). S. Deutſchkatholiken.

Czetz (ſpr. zez), Johann, bekannt durch ſeine Teilnahme an dem ungariſchen Aufſtand, geb. 1822 zu Gidofalva im Szeklerland, diente zunächſt im öſterreichiſchen Generalſtab, kam im Juni 1848 in das ungariſche Kriegsminiſterium und dann als Militärreferent zum Landesverteidigungsausſchuß, wo er mit den Führern der Inſurrektion bekannt wurde. Koſſuth ernannte ihn zum Chef des Generalſtabs in Siebenbürgen und übergab ihm an Stelle Boldaccis das Kommando der dortigen Armeetrümmer. Bald hatte C. die Armee reorganiſiert und wurde im Mai 1849 zum General und Kommandierenden in Siebenbürgen befördert. Nach der Kataſtrophe von Világos ging er nach Ungarn, wo er den Winter hindurch bei Freunden verborgen blieb, bis er im Frühjahr 1850 ſeine Flucht über Hamburg nach England ausführen konnte. Hier gab C. ſeine »Memoiren über Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849« (Hamb. 1850) heraus. [pathen.

Czibles (ſpr. zib-), Gipfel im Láposgebirge, ſ. Kar-

Czigelka, kleines Dorf im ungar. Komitat Sáros, an der galiziſchen Grenze, nordweſtlich von Bartfeld, bekannt durch die Czigelkaer Ludwigs-Quelle (alkaliſch-muriatiſcher, jodhaltiger Säuerling).

Czoernig (ſpr. tſchörn-), Karl, Freiherr von Czernhauſen, Staatsmann und Statiſtiker, geb. 5. Mai 1804 zu Tſchernhauſen in Böhmen, geſt. 5. Okt. 1889 in Görz, ſtudierte zu Prag und Wien, wurde 1834 Präſidialſekretär in Mailand, 1841 Direktor der adminiſtrativen Statiſtik in Wien und gab von da an die regelmäßig erſcheinenden »Tafeln der Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie« (Wien 1841 ff.) heraus. An der Neugeſtaltung Öſterreichs nahm C. thätigen Anteil durch die ihm übertragene Organiſierung mehrerer Zentralſtellen, wie der Zentralſeebehörde zu Trieſt (1850—52), der Zentralkommiſſion für Erhaltung der Baudenkmäler (1858—63) ſowie der ſtatiſtiſchen Zentralkommiſſion (1863—65). 1850 ward er Sektionschef im Handelsminiſterium und erhielt die Oberleitung der öffentlichen Bauten (1852), dann des Staatseiſenbahnweſens (1853—59), in welcher Stellung er unter anderm das Eiſenbahnkonzeſſionsgeſetz bearbeitete. 1852 wurde er in den Freiherrenſtand erhoben und 1859 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. 1866 trat C. in den Ruheſtand und lebte ſeitdem in Görz. Seine umfaſſendſte Arbeit iſt die große ethnographiſche Karte der öſterreichiſchen Monarchie (9 Blätter und 3 Bände Text, Wien 1855—57). Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Öſterreichs Neugeſtaltung von 1848—58« (Wien 1859, 2 Bde.); »Das öſterreichiſche Budget für 1862, verglichen mit jenen der vorzüglichern andern Staaten« (daſ. 1862, 2 Bde.); »Statiſtiſches Handbuch für die öſterreichiſche Monarchie« (4. Aufl., daſ. 1861); »Darſtellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Kontrolle in Öſterreich, Preußen, Sachſen, Bayern ꝛc.« (daſ. 1866); »Das Land Görz und Gradiska« (daſ. 1873); »Görz, Öſterreichs Nizza« (daſ. 1874). — Sein Sohn Karl Freiherr von C., geb. 24. Sept. 1839 in Mailand, geſt. 20. Sept. 1893 als Finanz-Landesdirektor in Innsbruck ſchrieb: »Die ethnologiſchen Verhältniſſe des öſterreichiſchen Küſtenlandes« (Trieſt 1885, mit Karte) u. a.

Czortków (ſpr. tſch-), Stadt in Galizien, am Seret, an der Staatsbahnlinie Stanislau-Huſiatyn, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts, mit zwei Schlöſſern, einem Dominikanerkloſter, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Gerberei, Fabrikation landwirtſchaftlicher Maſchinen, Dampfmühle, Handel und (1890) 4551 meiſt polniſchen und israelitiſchen Einwohnern. In der Nähe Alt-C. (C. Stary), mit 1749 Einw.

Czuczor (ſpr. zutſor), Georg, ungar. Dichter und Gelehrter, geb. 17. Dez. 1800 zu Andód im Komitat Neutra, geſt. 9. Sept. 1866 in Peſt, trat 1824 in den Benediktinerorden, war 1825—35 Lehrer an den Gymnaſien zu Raab und Komorn und lenkte durch ſeine Heldengedichte: »Die Augsburger Schlacht« (1824) und »Der Reichstag zu Arad« (Peſt 1828) die Aufmerkſamkeit auf ſich. Später folgten: »Botond« (Peſt 1831) und »Johann Hunyady« (2. Aufl., daſ. 1833). 1835 zum Sekretär der ungariſchen Akademie erwählt, ging er nach Peſt, wo 1836 ſeine »Poetiſchen Werke«, von Toldy geſammelt, erſchienen. Der erotiſche Inhalt derſelben wie überhaupt Czuczors freies Leben bewirkten ſeine Zurückberufung ins Kloſter und ein Verbot ſeiner Schriften. Erſt 1842 erlangte er die Lehr- und Schreibfreiheit wieder. Er veröffentlichte eine Überſetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Peſt 1843) und ein »Leben Waſhingtons« (daſ. 1845) und ward 1845 von der Akademie mit Ausarbeitung des großen akademiſchen Wörterbuchs betraut, eine Aufgabe, der er jedoch wegen mangelnder wiſſenſchaftlich-linguiſtiſcher Schulung nicht gewachſen war, ſo daß die von ihm verfaßten Teile des groß angelegten Werkes mit ihrer phantaſtiſchen Etymologie durchaus unbrauchbar ſind. Nach ſeinem Tode wurde das Werk von Fogaraſſy (ſ. d.) beendigt. Wegen eines im »Kossuth Hirlapja« vom 21. Dez. 1848 abgedruckten wild leidenſchaftlichen Gedichts: »Riadó« (»Weckruf«), wurde C. im Januar 1849 von Windiſchgrätz zu ſechsjährigem Feſtungsarreſt in Eiſen verurteilt, dann bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit und, nachdem er ſich freiwillig wieder geſtellt und einige Zeit auf der Feſtung Kufſtein geſeſſen hatte, 1851 amneſtiert. Außer den oben genannten Dichtungen hat C. Volkslieder, Balladen, Legenden und Elegien verfaßt. Seine geſammelten Gedichte erſchienen in 3 Bänden (Peſt 1858).

Czuden, ſ. Zuden.

Czyhlarz (ſpr. zühlarſch), Karl, Ritter von, Rechtslehrer, geb. 17. Aug. 1833 zu Loboſitz in Böhmen, ſtudierte zu Prag Rechtswiſſenſchaft und begab ſich nach einer kurzen Praxis als Advokaturkonzipient nach Berlin, um ſich für die Dozentur des römiſchen Rechts auszubilden, wurde ſodann Studienpräfekt am Thereſianum in Wien, 1863 außerordentlicher und 1869 ordentlicher Profeſſor des römiſchen Rechts in Prag, 1892 in Wien. Er ſchrieb: »Das römiſche Dotalrecht« (Gießen 1870); »Zur Lehre von der Reſolutivbedingung« (Prag 1871); »Zur Geſchichte des ehelichen Güterrechts im böhmiſch-mähriſchen Landrecht« (Leipz. 1883); »Die Eigentumserwerbsarten des Pandektentitels de acquirendo rerum dominio« (Bd. 1, Erlang. 1887; als Teil der von Glück begonnenen »Ausführlichen Erläuterung der Pandekten«); »Lehrbuch der Inſtitutionen« (Prag 1889, 2. Aufl. 1893). Dem böhmiſchen Landtag gehört C. als verfaſſungstreuer Abgeordneter ſeit 1866 an. 1879 wurde er in den erblichen Ritterſtand erhoben.

D.

D (de), **d**, lat. **D, d**, der weiche oder tönende dentale Verschlußlaut. Er entsteht nach der gewöhnlichsten Aussprache dadurch, daß eine aus den Lungen emporgetriebene Luftsäule die Stimmbänder in schwingende Bewegung versetzt, aber im Mund einem durch Kontakt des vordern Teiles der Zunge mit dem Gaumen bewirkten Verschluß begegnet, aus dem sie durch plötzliches Öffnen dieses Verschlusses hervorplatzt. Neben dem tönenden d gibt es jedoch auch ein tonloses, das z. B. in Mittel- und Süddeutschland und am Rhein herrscht und sich vom t nur durch die geringere Intensität der Artikulation unterscheidet. Daher kommt auch die häufige Verwechselung von d und t besonders in der mitteldeutschen Aussprache. Im Auslaut wird das deutsche d meist wie t gesprochen, z. B. in und (spr. unt). Ein andrer Unterschied gründet sich auf die Artikulationsstelle; der Physiolog Brücke unterscheidet hiernach vier Arten des d (und der Zahnlaute überhaupt): das alveolare, das cerebrale, das dorsale und das dentale d. Das alveolare d, durch Anlegung der Zungenspitze an das hintere Zahnfleisch der obern Schneidezähne gebildet, scheint besonders in Norddeutschland, das dorsale d, mit dem Zungenrücken gebildet, mehr in Süddeutschland vorzukommen; das cerebrale ḍ findet sich z. B. im Sanskrit, das einen besondern Buchstaben dafür hat, und im Englischen. Das deutsche d ist, geschichtlich betrachtet, in der Regel durch Lautverschiebung (s. d.) aus einem dentalen aspirierten oder Reibelaut entstanden, der z. B. im Englischen noch vorliegt (vgl. »drei« mit engl. three); der letztere Laut ist seinerseits durch Lautverschiebung aus t entstanden, das sich in den übrigen indogermanischen Sprachen findet. So lautet das erwähnte Zahlwort im Sanskrit trayas, lat. tres, griech. treis. Der Buchstabe D hieß phönikisch Daleth, daher griech. Delta.

Abkürzungen.

D oder **d**: Als römisches Zahlzeichen steht D (entstanden aus der Hälfte des Zeichens CIↃ = 1000) für 500 und D̄ für 5000. In römischen Inschriften ist D oder d = Decimus, Deo, die, divus ꝛc.; in juristischen Werken D = Digesta. Im Münzwesen Abkürzung für Dollar, auch für amerikanische Münzen von voll oder annähernd 5 Frank Wert überhaupt. Auf den neuen deutschen Reichsmünzen bedeutet D München, auf österreichischen Münzen Graz, auf preußischen von 1817—48 Düsseldorf, auf ältern französischen Lyon. In der internationalen Telegraphie heißt D »dringendes Telegramm«. In der Musik ist D = Discantus (lat.) oder Dessus (franz.), Diskant; d = destra (ital.), rechte Hand. Auf Rezepten steht D oder d für detur (lat.), es werde gegeben; in der Ophthalmologie für Dioptrie (s. »Brille«). In Handelsbüchern ist D = Debet (s. d.). In England d = Penny (Mehrzahl Pence), wie es früher für lat. denarius und franz. denier stand, woraus unser Pfennigzeichen (₰) entstanden ist. Auf Korrekturbogen ist d oder ₰ = deleatur (lat.), es werde getilgt.

D. A. = Divus Augustus.

d. a. = dicti anni (lat.), besagten Jahres.

D. B. H. = Depeschenbüreau Herold (in Berlin).

d. c. = da capo (s. d.).

D. C., 1) = Deputierten-Konvent (s. »Burschenschaft«); 2) = District of Columbia.

D. C. und ***D. C. Mt.***, bei botan. Namen = Decandolle (s. d.).

D. C. L., in England = Doctor of Civil Law, Doktor des Zivilrechts.

D. D., in römischen Inschriften = Diis (den Göttern), oder = domus divina (Kaiserhaus); in England = Doctor of Divinity (lat. Doctor Divinitatis), Doktor der Theologie.

d. d. = de dato (lat.), von heute, oder dicto die, am genannten Tag; auch = dono dedit, er hat zum Geschenk gegeben, hat gestiftet.

d. d. d. = dat, donat, dedicat (lat., s. d.).

D. G. = Dei gratia (lat.), durch Gottes Gnade, »von Gottes Gnaden«.

d. h. = de hodierno (lat.), vom heutigen (Tag).

D. L. O., in England = Dead Letter Office (s. »Dead letter«).

d. m. = destra mano (ital.), rechte Hand, oder: mit der rechten Hand (zu spielen).

D. M., in England = Doctor of Music, Doktor der Musik.

D. M. (**S.**) = Diis Manibus (Sacrum, lat.), »den abgeschiedenen Seelen geweiht«, die übliche Einleitung auf römischen Grabsteinen und Weihinschriften (vgl. »Manen«).

D. Ö. A. V. = Deutsch-Österreichischer Alpenverein.

D. O. M. = Deo Optimo Maximo (lat.), »dem besten, höchsten Gott«, nämlich dem Jupiter (geweiht), römische Tempelinschrift.

D. R. P. = Deutsches Reichspatent.

d. s., in der Musik = dal segno (s. »Segno«).

D. Sc., in England = Doctor of Science, Doktor der Naturwissenschaften.

D. T. = Dakota Territory (s. »Dakota«).

D. u. j. = Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte.

D. V. = Deo volente (lat.), so Gott will.

D, in der Musik Name einer der sieben Stammtöne des Systems, nach moderner Oktaventeilung (von C ab) der des zweiten, nach älterer (von A) der des vierten. Über die Solmisationsnamen des D vgl. Solmisation. In Frankreich, Italien ꝛc. heißt d jetzt einfach re.

Daaden, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Altenkirchen, an der Linie Betzdorf-D. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Bergrevier, Eisenerzgruben, eine Eisenhütte und (1890) 1680 Einw.

Daae, Ludvig, norweg. Historiker, geb. 7. Dez. 1834 in Aremark bei Frederikshald, habilitierte sich 1863 als Dozent der Geschichte an der Universität Christiania, wo er 1869 zum Bibliothekar, 1876 zum Professor ernannt wurde. Von seinen größern historischen Arbeiten sind zu nennen: »Throndhjems Stifts gejstlige Historie efter Reformationen« (1863); »Norgenes Helgener« (»Norwegens Heilige«, 1879); »Norske Bygdesagn« (»Norwegische Dorfsagen«, 1870—72, 2 Bde.); »Det gamle Christiania« (1871); »Historiske Skildringer« (1873—78, 2 Bde.); »Kong Christiern den Førstes norske Historie 1448—1458« (Festschrift zum Universitätsjubiläum, 1879); »Normænds Udvandringer til Holland og England« (»Die Auswanderung der Norweger nach Holland und England«, 1880). Auch hat er mit Sigw. Petersen ein »Lärebog i Verdenshistorie« (1864—65, 8 Bde.) herausgegeben. Wertvolle Abhandlungen von D. enthält die »Zeitschrift des Norwegischen Geschichtsvereins«, zu dessen Mitbegründern er gehört.

Daalder (Thaler), bis 1816 niederländ. Silbermünze zu 30 Stüver, im 17. Jahrh. etwa $^9/_{10}$ fein und über $2^1/_2$ Mk. wert, später 328,93 As schwer und $^{11}/_{12}$ fein = 2,605 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1), besonders in Doppelstücken von 3 Gulden; unterschieden vom gröbern Albertusthaler (auch in $^1/_2$ und $^1/_4$), = 4,38 Mk., und vom Reichsthaler, = 4,323 Mk.

Daba, Höhlensommerdorf in der tibetischen Provinz Ngari, unter 79° 57′ östl. L. v. Gr., 31° 13′ nördl. Br., 4536 m ü. M., südlich vom obern Satledsch, hat eine tibetische Besatzung und in den Thal-

wänden aus Löß zahlreiche Aushöhlungen, außen geglättet und oft phantastisch bemalt, einige als Scheuern, andre als Wohnungen benutzt; als Klöster (darunter ein prächtiges Mönchs- und ein Nonnenkloster) hat man meist steinerne Häuser mit flachen Dächern. Im Hochsommer entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel in Salz, Borax und Moschus gegen Reis, Thee ꝛc. Vgl. H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd 3 (Jena 1872).

Dabb, Eidechse, s. Dornschwanz.

Dabbeh (Debbe), ansehnlicher Ort in Nubien, an der Strombiegung des Nils nach N., 30 km oberhalb Alt-Dongola, Hauptstation für die von Dongola nach Dar Fur und durch die Bajudawüste nach Kordofan gehenden Karawanen.

Daber, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Naugard, von mehreren Seen umgeben, 125 m ü. M., hat eine gotische evang. Kirche, eine Schloßruine, Landwirtschaft und (1890) 2156 fast nur evang. Einwohner.

Dabistán, berühmtes persisches Werk des 17. Jahrh., den Versuch einer allgemeinen Religionsgeschichte darstellend. Als Verfasser gilt gewöhnlich der 1670 gestorbene Mohsin Fâni aus Kaschmir, doch schwerlich mit Recht (vgl. Pertsch, Persische Handschriften, Nr. 229, Berl. 1888). Der Text ist mehrfach in Indien und Persien gedruckt worden, eine englische Übersetzung von Shea und Troyer erschien Par. 1843 (3 Bde.).

Dabo, Ort in Lothringen, s. Dagsburg.

Dabrath, Levitenstadt des Stammes Issaschar, am Berg Tabor; jetzt Deburîe.

Dabringhausen, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von wollenen u. halbwollenen Stückwaren, Wollen- und Seidenplüsch, Leder- und Lastingschäften, Jagd- und Sprengpulver und (1890) 2943 Einw.

Dabrowa (Dąbrowa, spr. dombrówa), Marktflecken in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein großes Schloß mit Park, bedeutende Pferdemärkte und (1890) 3048 poln. Einwohner (meist Israeliten).

Dabu, Handelsposten an der franz. Zahnküste (Westafrika) und an der gleichnamigen Bai, die für Schiffe von 3—4 m Tiefgang zugänglich ist, hoch gelegen und mit reichbewaldetem, dicht bevölkertem Hinterland, das viel Palmöl liefert.

Da capo (ital., abgekürzt d. c. oder D. C., »von Anfang«) deutet in der Notenschrift an, daß ein Tonstück nochmals von vorn gespielt werden soll und zwar bis zu der Stelle, welche der Komponist durch das Wort Fine (»Ende«) oder durch eine Fermate (𝄐) als eigentlichen Schluß kenntlich gemacht hat. Auch ist D. c. ein beifälliger Zuruf an Sänger u. dgl., das eben vorgetragene Stück zu wiederholen.

Dacca (Dhaka), Regierungsbezirk (Division) in der britisch-ind. Provinz Bengalen, am Bengalischen Golf, zwischen 21° 48′—25° 26′ nördl. Br. und 89° 20′—91° 18′ östl. L. v. Gr., 38,848 qkm (705,5 QM.) groß, mit (1891) 9,844,127 Einw. (6,418,840 Mohammedaner, 3,369,439 Hindu, 18,918 Christen), ein nur im nördlichen Teil gewelltes Gebiet, wo dichte Dschangelwaldungen zahlreiche Raubtiere beherbergen, sonst ein durchaus ebenes, von zahlreichen Flußläufen durchzogenes Land, im SW. vom Brahmaputra und Ganges, im O. von der Megna begrenzt. Während der Regenzeit stark überflutet, so daß Dörfer und Städte auf künstlichen Erhöhungen inselartig herausragen, bringt der Boden reiche Ernten von Reis (D. ist die Kornkammer Bengalens), von Jute und Baumwolle. Eingeteilt wird der Regierungsbezirk in die Distrikte D., Faridpur, Bakargandsch u. Maimensingh. — Die gleichnamige Hauptstadt, zugleich des Distrikts D. (7244 qkm mit [1891] 2,420,656 Einw.), an der Buriganga, welche den Brahmaputra mit dem Ganges verbindet, und an der Eisenbahn Naraingandsch-Maimensingh, war als Sitz der mohammedanischen Herrscher von Bengalen (seit 1610) eine der volkreichsten Städte Indiens und zählte 1800 noch 200,000 Seelen, sank aber infolge der Vernichtung seiner berühmten Musselinindustrie schnell, hatte 1876 nur 69,212, 1891 aber 82,321 Einw. (41,566 Hindu, 40,183 Mohammedaner, 467 Christen). Ein großer Teil der ehemals sich über einen Raum von 6,5 km Länge und 2 km Breite ausbreitenden Stadt liegt in Ruinen und ist von Dschangeldickicht überwachsen; als imposante Ruinen ragen noch immer hervor der von einem Sohn Aurengzibs erbaute Palast Lal-bagh und die schöne Katra-Moschee.

D'accord (franz., spr. dakór), übereinstimmend.

Dach (in der Geologie), s. Hangendes.

Dach, derjenige Teil eines Gebäudes, welcher dessen Inneres gegen Regen, Schnee und Sonne schützen soll. Zu diesem Zweck, namentlich zur Ableitung des Schnee- und Regenwassers, muß die Dachfläche stets mehr oder minder geneigt sein. Neigungsgrad und Form des Daches sind abhängig von den klimatischen Einflüssen, der Art der Deckung, dem ökonomischen Wert und den ästhetischen Anforderungen. In der Regel hat das D. zwei Hauptbestandteile: ein inneres konstruktives Gerüst, den Dachstuhl (s. d.), und den in die äußere Erscheinung tretenden Teil, d. h. die das D. im engern Sinn ausmachende, der Hauptsache nach aus der Dachdeckung (s. d.) bestehende Dachhaut nebst Zubehör. In Bezug auf seine äußere Gestaltung besteht ein D. aus Dachfläche, First, d. h. der obere wagerechte Zusammenschnitt der Dachflächen, Traufe, d. h. der untere, wagerechte Rand der Dachfläche, längs dessen in der Regel die Dachrinne liegt, Grat, d. h. der aufsteigende Zusammenschnitt zweier Dachflächen an einer Ecke, und Kehle, d. h. der aufsteigende Zusammenschnitt in einem Winkel. Firstkämme aus Eisen oder anderm Metall, Giebel- und sonstige Spitzen, Windfahen, Dachgaupen (kleine Dachfenster), Dachreiter, Laternen (kleine Turmaufsätze), Schornsteine und dergleichen Beiwerk treten je nach Art, Stil und Reichtum des Daches hinzu. Die Feststellung des Daches über dem Gebäudegrundriß, also die Anordnung der Lage der eben aufgeführten Dachbestandteile oder die Darstellung des Daches in seinen einzelnen Projektionen heißt die Dachausmittelung. Nach dem Neigungsgrad unterscheidet man: das Winkeldach, bei dem die Höhe c g (Fig. 1) gleich der halben Tiefe (a c), der Firstwinkel a g b also ein rechter ist; das Drittel-, Viertel-, ... Zwölftel- ꝛc. D., je nachdem die Höhe gleich dem dritten, vierten, ... zwölften ꝛc. Teile der Tiefe ist (a f b, a e b, ... a d b ꝛc.). Wird die Höhe gleich oder größer als die Tiefe, so nennt man das D. wohl auch kurzweg ein steiles, altdeutsches od. gotisches, ebenso wie man Drittel- und flachere Dächer als griechische, italienische

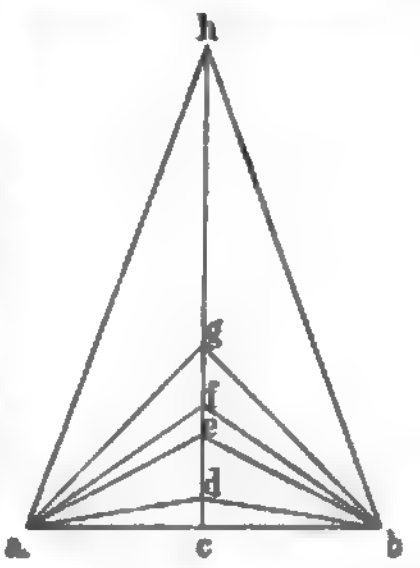


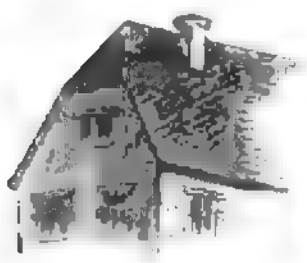
Fig. 1.

oder allgemein als flache Dächer bezeichnet. Ganz flache, begehbare Dächer heißen Altandächer oder Plateaus. Nach dem Material der Dachdeckung unterscheidet man Steindächer (Ziegel-, Schieferdächer ꝛc.), Metalldächer (Eisen-, Kupfer-, Blei-, Zinkdächer ꝛc.), Papp-, Schindel-, Stroh-, Glas-, Holzzementdächer ꝛc. (vgl. Dachdeckung). Nach der Form des Daches unterscheidet man folgende Arten: Das Sattel- oder Giebeldach (Fig. 2) hat zwei Dachflächen, einen First und zwei Traufen. Die offen bleibenden Seiten werden durch senkrechte, zu den Fronten gehörige Giebeldreiecke geschlossen. Durchdringen sich zwei Satteldächer unter einem rechten Winkel, so entsteht das

Fig. 2. Sattel- (Giebel-) Dach.

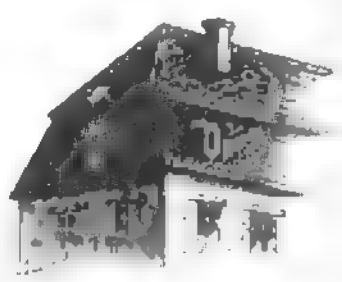
3. Walmdach.

5. Pultdach.

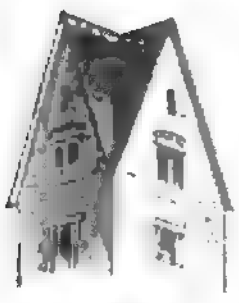


4. Krüppelwalmdach.

6. Zeltdach.



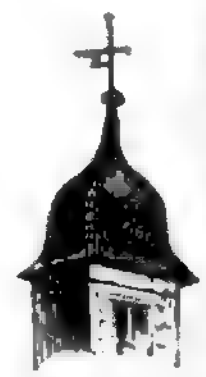
8. Mansardendach.



7. Kreuzdach.

9. Zwiebelkuppel.

10. Kegeldach.



11. Welsche Haube.

Kreuzdach (Fig. 7). Ein halbes Satteldach, d. h. ein D. mit nur einer Dachfläche, einem First und einer Traufe, nennt man ein Pultdach (Fig. 5), ein D. mit vier Dachflächen, vier in gleicher Höhe liegenden Traufen und nur einem First ein Walmdach (Fig. 3). Die dreieckigen Dachflächen sind die Walme. Liegen die Traufen der Walme höher als die der beiden andern Dachflächen, so entsteht das Krüppelwalmdach (Fig. 4). Ein aus vier und mehr gleichen Walmen gebildetes D. heißt ein Zeltdach (Fig. 6). Auf Türmen gestaltet sich dasselbe zur aufstrebenden schlanken Pyramide (Turmhelm). Das Kegeldach (Fig. 10) ist als Zelt- oder Pyramidendach über einem Polygon von unendlich viel Seiten, d. h. über einem kreisförmigen Grundriß, aufzufassen; seine Dachfläche ist also ein Kegelmantel. Das gebrochene oder Mansardendach (Fig. 8), so genannt nach seinem Erfinder François Mansard, besteht aus einem steilen untern und einem flachen obern Walmdachteil, kam zuerst in Paris in Aufnahme, wo man durch seine Anwendung eine die Gebäudehöhe beschränkende Verordnung umging, indem man ein oberstes Geschoß im D. gewann, und fand später auch in andern Ländern ziemlich allgemeine Verbreitung. Eine dem Mansardendach ähnliche Dachform entsteht dadurch, daß zwischen den beiden Walmdachteilen noch ein senkrechtes Stück eingeschoben wird, welches dann meist zur Anbringung von Lüftungsjalousien ausgenutzt wird. Die gleiche Anordnung bei Satteldächern ergibt das sogen. Basilikadach. Dächer mit gekrümmten Flächen sind: das Tonnen- oder Cylinderdach und das Spitzbogendach über rechteckiger, das Kuppeldach über kreisförmiger oder regelmäßig vieleckiger Grundfläche, die Zwiebelkuppel (Fig. 9) und die welsche Haube (Fig. 11); letztere beiden bestehen aus ein- und ausgeschweiften, in einer Spitze zusammenlaufenden Dachflächen. Eine in neuerer Zeit vielfach angewandte Dachform ist das Säge- oder Sheddach (Fig. 12). Es besteht in einer Zusammenstellung von Pultdächern, wobei die Stütz- oder Rückwände a, die häufig auch um 60—70° geneigt werden, Lichtflächen bilden. Man wendet es mit Vorliebe an bei ausgedehnten Arbeits- und Fabrikräumen, auch bei Markthallen, Ausstellungsbauten und ähnlichen Anlagen, bei denen es darauf ankommt, eine weite bebaute Fläche gleichmäßig und gut zu beleuchten. Von Dächern, bei denen Dachstuhl und Deckung eins sind, sind Steinplattendächer, Gewölbe-

Fig. 12. Säge- oder Sheddach.

dächer, massive Turmhelme und aus verzinktem, nach der Längsrichtung gebogenem Eisenwellblech (Trägerwellblech) hergestellte sogen. bombierte Dächer zu nennen. Bei letztern, die bis zu etwa 40 m weit gespannt werden, wird die Fläche mit etwa einem Fünftel Pfeilhöhe nach verschiedenen Kurven gekrümmt hergestellt, aus einzelnen Wellblechplatten vernietet und von Traufe zu Traufe in Abständen von etwa 1 m durch leichte Zugstangen verankert. Um das »Schwitzen«, einen Übelstand, den diese Dächer mit sich bringen, zu verhüten, gibt man der Dachfläche entweder eine so steile Krümmung, daß das Dachwasser nicht abtropft, sondern abläuft, oder man versieht die Dachfläche innen mit einer schützenden Bekleidung, Schalung od. dgl. Überhängende Dächer entstehen, wenn die Sparren frei über die Fronte vorgeschoben werden. Geschieht das nicht, so müssen dem D., damit seine Traufe vor die Fronte rückt, Aufschieblinge gegeben werden, d. h. kleine Sparrenstücke, welche unten auf die Hauptsparren aufgefuttert werden.

Geschichtliches. Ursprünglich bestanden die menschlichen Wohnungen lediglich aus einem D., das unmittelbar auf dem Boden stand und aus Erde, Flechtwerk u. dgl., in kalten Gegenden auch aus Schnee hergestellt war (der Wohnraum war dabei häufig in die Erde vertieft; vgl. Bauernhaus). Die Hütten der auf tiefster Kulturstufe stehenden Naturvölker stellen noch heute diesen Zustand dar. Als sich dann die Hütten in Bauwerke verwandelten, die von Wänden, später Mauern umschlossen waren, entstand das auf diesen ruhende eigentliche D. Dieses nahm, je nach Klima, nach den zur Verfügung stehenden Baustoffen ꝛc. verschiedene Formen an. Die Dächer der morgenländischen und überhaupt der südlichen Kulturvölker waren und blieben flach und wurden verhältnismäßig bald massiv hergestellt. Man bildete sie aus Steinplatten,

Digitized by Google

Steinauskragungen oder Gewölben, pflasterte sie ab oder bedeckte sie mit einer Erdschicht, um sie zum Aufenthalt im Freien zu benutzen und den Innenraum kühl zu halten. Dann bildete sich das mit einem Dachstuhl und einer Deckung versehene D. heraus, wie wir es z. B. bei den alten Griechen finden. Die griechischen Wohnhäuser hatten vielfach flach geneigte, dabei stark vor die Mauerfläche vorspringende, »überhängende« Dächer, was wegen Verfinsterung der engen Straßen von Aristides, Themistokles und dem Areopag eingeschränkt wurde. Reiche Leute, Große und Fürsten bildeten ihre flachen Dächer zu stattlichen, mit Pergolen (s. d.) besetzten, mit Zeltdächern überspannten und mit Statuen ꝛc. geschmückten Altanen aus. Auch Gärten, Fischbehälter, Bäder ꝛc. wurden dort oben angelegt. Die »hängenden Gärten« der Semiramis sind wohl derartige Anlagen gewesen. Die griechischen Tempel hatten in der Regel Satteldächer mit hölzernem Dachstuhl und einer Krempziegeldeckung. Ursprünglich, so bei der ältern dorischen Bauweise, war das D. einfach und geschlossen, später wurde es in der Mitte durchbrochen, und es entstand der sogen. Hypäthraltempel. An den Stirnseiten bildeten sich die Giebel mit ihren skulpturengeschmückten Frontispizen (s. d.), die Hauptzierde der Tempel. Das D. der römischen Wohnhäuser und Tempel ist dem der Griechen ganz ähnlich, in späterer Zeit verwischte sich hier auch der Unterschied zwischen dem Tempeldach und dem D. des Profanbaues. Bei den nordischen Völkern herrschte von Anfang an das steile D. vor. Es bestand ursprünglich aus Stangen und Flechtwerk von Baumzweigen, wozu dann Deckung mit Binsen, Schilfrohr, Stroh ꝛc. trat. Früh bildete sich der Holzdachstuhl aus, der zunächst ähnlich, dann mit Schindeln, Ziegeln ꝛc. eingedeckt wurde und im Mittelalter Meisterwerke einer hochentwickelten Zimmermannskunst darstellt.

Dach, Simon, deutscher Liederdichter, geb. 29. Juli 1605 in Memel, wo sein Vater Dolmetsch der litauischen Sprache war, gest. 15. April 1659 in Königsberg, besuchte die Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studierte in Königsberg Theologie und Philosophie, wurde daselbst 1633 an der Domschule angestellt und 1639 zum Professor der Dichtkunst an der Universität ernannt. Seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Lieder sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern zerstreut, besonders in den »Geistlichen Arien« des Organisten Heinrich Albert (s. d.). Die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenburgische Haus erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: »Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löwe u. Zepter« (Königsb. o. J.). Durch diese Gedichte erwarb er sich die Gunst des Großen Kurfürsten, der ihn 1658 mit einem kleinen Landgut beschenkte. Die letzte Zeit seines Lebens war ihm durch den Tod seines Freundes, des Dichters Roberthin (s. d.), sowie durch Krankheit und häusliche Sorgen getrübt. D. brachte wohl in rhetorisch-prunkhaften Gedichten der Gelehrtenpoesie seiner Zeit sein Opfer, traf aber in andern weltlichen und geistlichen Liedern den Ton echter Empfindung und naiver Volksmäßigkeit, wie er öfters in den Poesien der Königsberger Dichtergruppe durchbricht. Sein bekanntes »Anke von Tharau« z. B. (ein niederdeutsches Gedicht, zur Hochzeit seines Freundes, des Pfarrers Portatius, mit Anna Neander in des Bräutigams Namen verfaßt) ward zum Volkslied; das »Lob der Freundschaft« klingt wie aus einem bessern Jahrhundert, und seine geistlichen Lieder: »Sei getrost, o meine Seele«, »Ich bin ja, Herr, in deiner Macht« u. a. stehen in jener Zeit nur den Gerhardtschen nach. Überwiegend ist bei ihm wie bei seinen Genossen eine weiche, elegische Stimmung über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Seine Gedichte wurden herausgegeben von Österley (Stuttg., Litterar. Verein, 1877; Auswahl, Leipz. 1876). Vgl. Gebauer, Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter (Tübing. 1828).

Dacha, in Südafrika wilder Hanf, der von Kaffern, Hottentotten und Buschmännern rein oder mit Tabak vermischt geraucht wird.

Dachá, in Sibirien ein aus Ziegen-, Renntier-, Hundefellen u. a. gemachter Pelz, dessen Haare nach auswärts stehen; wird als Reisepelz über den gewöhnlichen Pelz gezogen.

Dachalieh, s. Dakahlieh.

Dachau, Marktflecken im bayr. Regbez. Oberbayern, auf einer Anhöhe an der Amper und an der Linie München-Ingolstadt-Hof der Bayrischen Staatsbahn, 505 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, ein hochgelegenes Schloß mit aussichtsreichem Hofgarten, ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, ein Waisenhaus, eine Rettungsanstalt, ein Bezirksamt, Amtsgericht, Papier- und Malzfabrikation, Bierbrauerei, wichtigen Getreide- und Holzhandel und (1890) 3890 Einw., davon 98 Evangelische. Das Dachauer Moos, die hier am rechten Amperufer liegende weite sumpfige und bruchige Ebene, ist jetzt größtenteils entwässert und in ertragreiche Wiesen umgewandelt. — D. war im Mittelalter der Stammsitz eigner Grafen aus dem Hause Scheyern, die 1182 ausstarben, worauf es durch Kauf an das Haus Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Krieg eroberten es die Schweden 1633 und später (1648) abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht (6. Okt.) daselbst.

Dachauer Banken (Sandbanken), Schwindelanstalten, die 1871 und 1872 in München bestanden und gegen sehr hohe Zinsen Depositengelder auf kurze Kündigung annahmen, indem sie darauf rechneten, aus immer weiter folgenden neuen Einlagen Verzinsung und etwanige Kapitalrückzahlungen bestreiten zu können. Die Sucht, hohe Zinsen zu erlangen, hatte die Zurückziehung von Geldern aus den öffentlichen Sparkassen, Kündigung von Hypothekendarlehen, Aufnahme von Hypothekengeldern und damit eine allgemeine Kalamität zur Folge, welche die Regierung in amtlichen Erlassen beklagte. Die bekannteste der Anstalten war die der ehemaligen Schauspielerin Adele Spitzeder, die 20. Juli 1873 wegen betrügerischen Bankrotts zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Einlagen bei der Spitzeder berechneten sich auf ungefähr 8½ Mill. Gulden von ca. 30,000 Gläubigern. Vgl. Gugl, Die D. B. (Münch. 1872).

Dachausmittelung, s. Dach. [S. 945.

Dachbau, soviel wie Rückenbau, s. Bewässerung.

Dachdecker, jeder Handwerker oder Arbeiter, welcher das Deckmaterial der Dächer auf dieselben bringt und dort befestigt, im engern Sinn der Handwerker, der die Eindeckung von Dächern mit Ziegeln oder Schiefer ausführt. Ziegeldächer werden teils von Maurern, teils von besondern Ziegeldeckern eingedeckt. Schieferdächer werden in der Regel vom Schieferdecker, Kupferdächer vom Kupferschmied, Zink-, Blech- und Bleidächer vom Klempner eingedeckt. Strohdächer decken entweder die Landleute selbst oder Tagelöhner, die sich ausschließlich damit beschäftigen; Bretter- oder Schindeldächer schlagen die Zimmerleute auf.

Dachdeckung (hierzu Tafel »Dachdeckung ꝛc.«), der auf dem Dachstuhl (s. d.) ruhende, zum Schutz des Gebäudes bestimmte Teil des Daches. Sie besteht aus dem Deckmaterial und einer zu dessen Unterstützung und Befestigung dienenden Unterlage. Man unterscheidet harte Deckung, wenn sie mit Schiefer, Ziegeln und andern künstlichen Steinen, Glas oder Metall, insbes. mit Zink, verzinktem Eisenblech, Kupfer oder Blei, weiche Deckung, wenn sie mit Holz, Stroh, Rohr, Pappe, Asphalt oder Holzzement bewirkt wird. Das Ziegeldach erhält eine Neigung von mindestens 33°; besser macht man es steiler. Nach der Form der Dachziegel sind Flachziegel-, Hohlziegel- und Falzziegeldächer zu unterscheiden. Die Flachziegel- (oder Biberschwanz-) Dächer sind je nach der Art ihrer Eindeckung: Spließdächer (mit 20 cm Lattungsweite, jede Latte trägt eine einfache Dachsteinreihe; unter die Stoßfugen der Ziegel, die sich nicht überdecken, werden Spließe gelegt, Fig. 1); Doppeldächer (Lattungsweite 14 cm, die Dachsteine überdecken sich um etwa zwei Drittel ihrer Länge und bedürfen keiner Spließe, Fig. 2); Kronen- oder Ritterdächer (25 cm Lattungsweite, jede Latte trägt eine doppelte Ziegelreihe, vollständige Fugenüberdeckung, beste Art, Fig. 3). In Figur 4 und 5 ist die Bildung des Firstes und einer Metallkehle beim Biberschwanzdach dargestellt. Zu den Hohlziegeldächern gehören: das eigentliche Hohlziegeldach, dessen Steine Mönche und Nonnen heißen und sich nach Fig. 6 überdecken; das Pfannendach (Fig. 7); das Krempziegeldach (Fig. 8). Von Falzziegeldächern gibt es die verschiedensten Sorten, bei welchen allen die Falzziegel mit Falzen und Leisten an den Rändern genau ineinander passen, so daß sich ohne Mörtelverwendung dichte Dächer ergeben (Fig. 9). — Ziegeldächer sind im allgemeinen billig und dauerhaft; ihre Schwere erfordert aber starke Dachstühle, ihre Porosität macht sie widerstandsfähig gegen elementare Einflüsse (Frost, Feuer ꝛc.). Die Schieferdächer haben allenfalls eine Neigung von 27°, besser sind sie steiler. Es gibt zwei Deckarten. Die englische benutzt auf Schalung oder Lattung durchschnittlich 50 : 25 cm große Schieferplatten in der Regel nach Art des Ziegeldoppeldaches (Fig. 10) oder auch in schräger Richtung (Fig. 11) oder sogen. Schablonenschiefer (Fig. 12). Die deutsche Deckung wird auf Schalung mit kleinern Schieferstücken nach Fig. 13 bewirkt. Die Schiefer werden genagelt; bei Eisenpfetten eiserner Dachstühle werden die Nägel durch Umbiegen befestigt (Fig. 14). Die Schieferdächer sind vergleichsweise leicht und dicht, haben ein gefälliges Äußere; ihre Steine klappern aber bei starkem Wind und springen bei starker Hitze eines Brandes. — Die Metalldächer erhalten Neigungen von 5—12° und erfordern, wenn sie mit glatten Metallblechen gedeckt werden, eine Verschalung, während sie bei Anwendung von gewellten oder gerippten Metallblechen auch allein durch Latten oder Pfetten unterstützt werden können. Zur Zeit wohl das verbreitetste Metalldach ist das Zinkdach aus glattem oder Wellblech. Die Eindeckung mit Zinkblech erfolgt in verschiedener Weise. Beim Falzdach werden die rechtwinkeligen Bleche in der Länge oder Quere oder in der Länge und Quere mittels Falze verbunden. Beim Leistendach erhalten die Tafeln in der Fallrichtung keine feste Längenverbindung, sondern werden an den Seiten meist nur aufgekantet und über zwischengelegten Holzleisten durch Blechstreifen, die durch Zink- oder Eisenhafter gehalten werden, verbunden (Fig. 15). Bei der Rautendeckung für steilere Dächer, Mansarden ꝛc. werden quadratische Bleche an allen vier Seiten durch einfache wulstförmige Falze verbunden. Die Zinkwellbleche erfordern bei einer Überdeckung von etwa 10 cm eine Unterstützung nur in der Mitte und an den Enden durch hölzerne oder eiserne Latten, an welchen sie mit Zinkhaften befestigt werden. Statt der Zinkbleche kommen auch verzinkte Eisenbleche zur Verwendung, welche kleinere oder größere Platten bilden und an den Seitenkanten mit sich überdeckenden Wulsten versehen werden. Statt der Zinkwellbleche werden in neuerer Zeit der noch größern Tragfähigkeit wegen verzinkte Eisenwellbleche zur D. verwendet, welche auf hölzerne oder eiserne Pfetten gelegt und mit denselben vernietet oder verschraubt werden. Hierher gehört die in Fig. 16a—d dargestellte D. mit dem sogen. Blechschiefer. Die Kupfer- und Bleidächer werden ganz ähnlich hergestellt wie die Zinkdächer. Sie sind, namentlich das Kupferdach, viel haltbarer und schöner, aber auch teurer als jene. Zur Erhellung des Dachraumes werden Glasziegel verwendet, die den gebrannten Ziegeln ähnlich geformt sind und in gewöhnlicher Weise zwischen letztere eingedeckt werden. Größere Lichtflächen in Dächern werden als Oberlichte (s. d.) hergestellt.

Die zur weichen Deckung gehörigen Holzdächer bestehen entweder aus Schindeln von Tannen-, Fichten- oder Eichenholz, welche auf Lattung, oder aus gespündeten oder verleisteten Brettern, welche auf die Dachpfetten genagelt werden. Die Stroh- und Rohrdächer erhalten eine Neigung von über 50° und werden aus Bündeln (Schauben) von Stroh, bez. Rohr hergestellt, welche man in doppelten Lagen von 30—40 cm Dicke mittels Strohbänder auf Dachlatten befestigt (Fig. 17). Da Holz-, Stroh- und Rohrdächer sehr feuergefährlich sind, so hat man sie in vielen Staaten verboten, wo sie entweder durch Dächer aus Strohlehmschindeln, Dachpappe oder besonders durch die sogen. Estrichdächer ersetzt werden. Die Strohlehm- oder Streichschindeln sind aus Querstöcken, Stroh und Lehm auf Streichtischen bereitete Tafeln von 7—10 cm Dicke, welche im Verband mittels Bindeweiden auf Latten befestigt (Fig. 18) und in den Fugen mit Lehm verstrichen werden. Die Deckung mit Dach- oder Steinpappe (s. Dachpappe) erfordert eine Dachneigung von 10—15° und bedarf einer Schalung, worauf die Pappe in Rollen mit Überdeckung aufgezogen und an den Fugen mit Teer und Steinkohlenpech gedichtet wird. Nach der Deckung bestreicht man das Dach mit einer Mischung aus Teer und gelöschtem Kalkpulver und bestreut die ganze Fläche mit scharfem, gesiebtem Flußsand oder mit Steinkohlenasche, was alle 2 Jahre wiederholt werden muß. Zu den Estrichdächern, welche die aus einzelnen Stücken zusammengesetzte D. durch eine über die ganze Dachfläche ausgebreitete Masse ersetzen, gehören: die Asphaltbedachung, das nach seinem Erfinder benannte Dornsche Dach, die Lehm-, Holzkohlen- und Steinkohlenaschen-Maltixdächer und das in neuerer Zeit sich verbreitende Holzzementdach. Die Asphaltdeckung besteht aus einer mit Steinkohlenteer gestrichenen, mit Packleinwand überzogenen Schalung, worüber eine ca. 15 mm starke Decke von zusammengeschmolzenem Mineralteer und Asphalt ausgebreitet, mit Sand bestreut und zum Schutz gegen die Sonne mit dünnem Kalkmörtel gleichmäßig überzogen wird. Die Hauptüberzugsmasse der Dornschen D. besteht aus einer Mischung von Lehmbrei mit ausgelaugter Gerberlohe, welche über einer engen Lat-

Dachdeckung.

1. Spitzdach. 2. Doppeldach. 3. Kronen- oder Ritterdach. 4. Dachfirst.

5. Dachkehlung. 7. Pfannendach.

6. Hohlziegeldach (Mönch u. Nonne).

8. Kreuzpfettendach. 9. Falzziegeldach.

10. Englische (gerade) Schieferdeckung.

11. Englische (schräge) Schieferdeckung. 12. Schablonenschieferdeckung.

13. Deutsche Schieferdeckung.

a Gesimsanordnung. b Schnitt A B. c Schnitt C D. d Giebelseite (E Eisenblechhaken).

a Stück der Firsteindeckung. c Befestigung der Biberschwänze.

15 (a bis d). Zink-Leistendach.

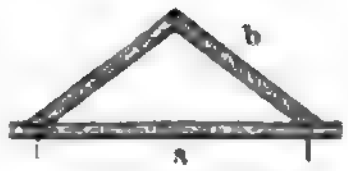
a Einfacher Biberschwänze. b Zusammenfassung der Biberschwänze. 18 (a bis d). Biberschwänzeindeckung.

14. Schieferdeckung auf Winkeleisen. 16. Dornscher Dach.

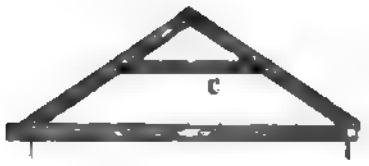
17. Strohdach. 18. Dach mit Strohschaubeln.

Digitized by Google

Dachstühle.



1. Einfacher Sparrendachstuhl.

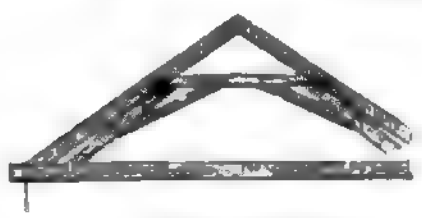


2. Kehlbalkenstuhl.

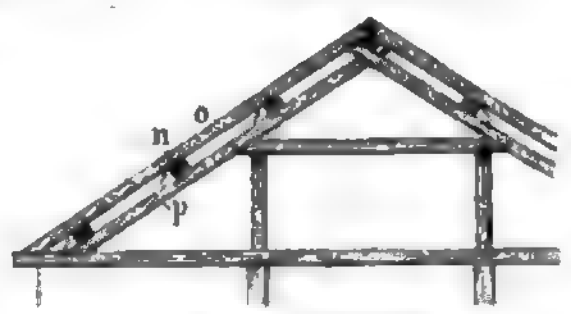
3. Einfacher stehender (Rahm-) Stuhl.

4. Doppelter stehender (Kehlbalken-) Stuhl.

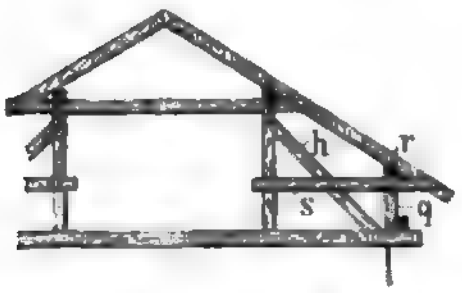
5. Doppelter stehender (Zangen-) Stuhl.



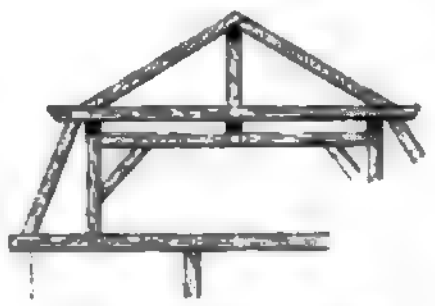
6. Liegender Stuhl.



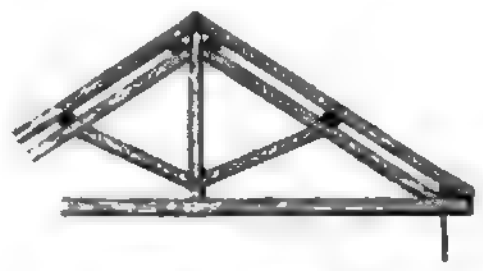
7. Pfetten-Dachstuhl.



8. Doppelter stehender (Zangen-) Stuhl mit Drempel.

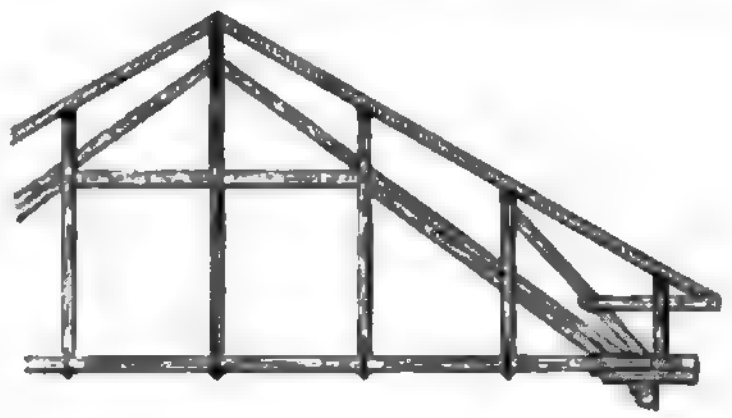


9. Mansardendachstuhl.

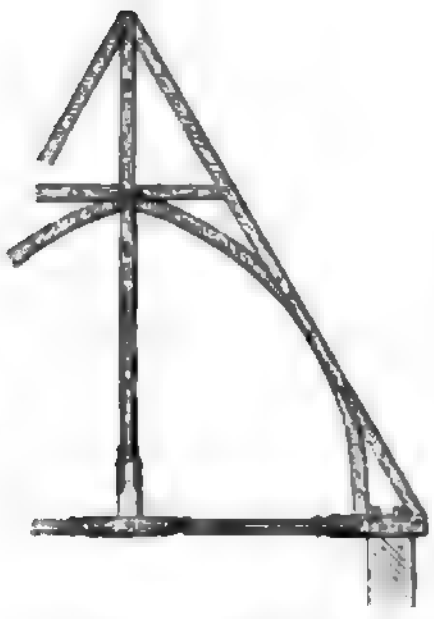


10. Einfacher hängender Dachstuhl.

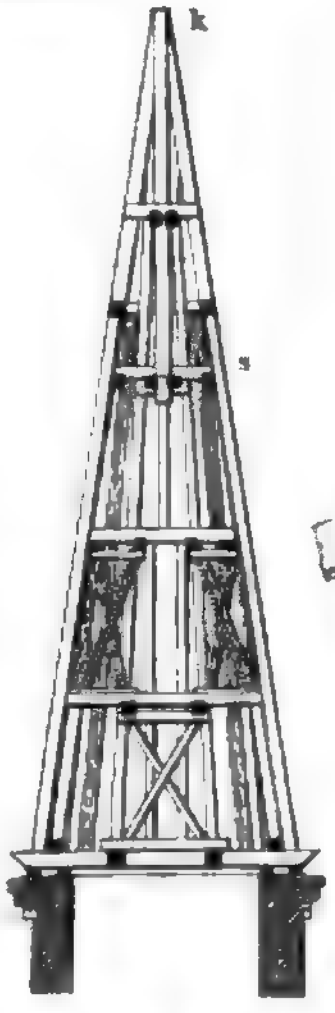
11. Doppelter Hängewerksdachstuhl.

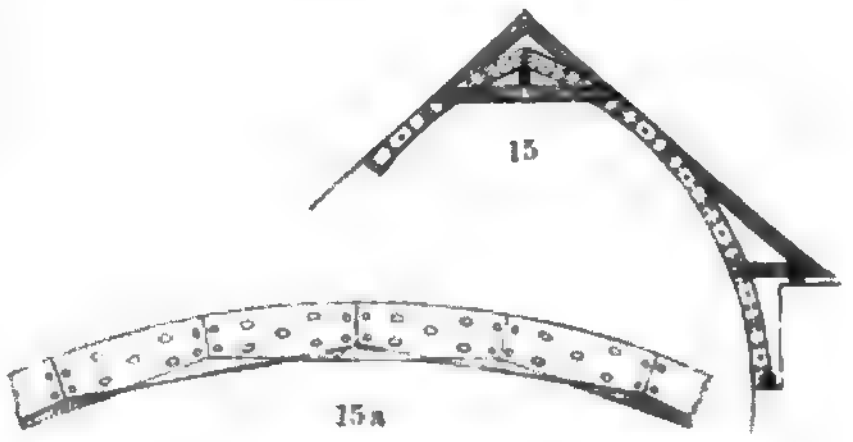


12. Dachstuhl mit vereinigtem Spreng- und Hängewerk.

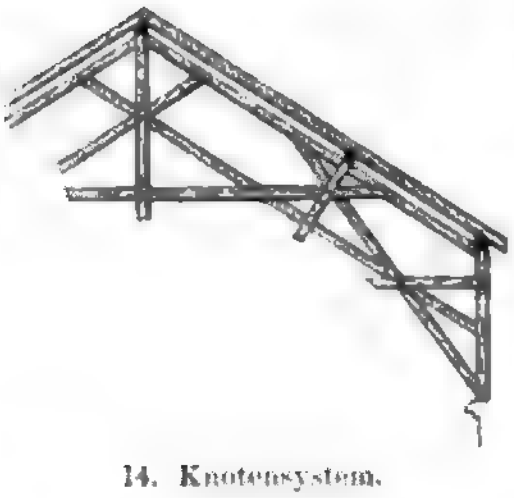


13. Dachstuhl mit Krummstreben.

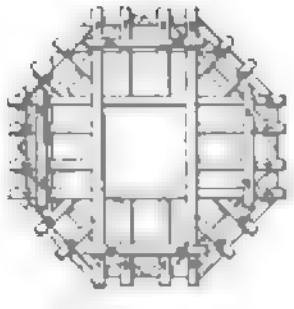




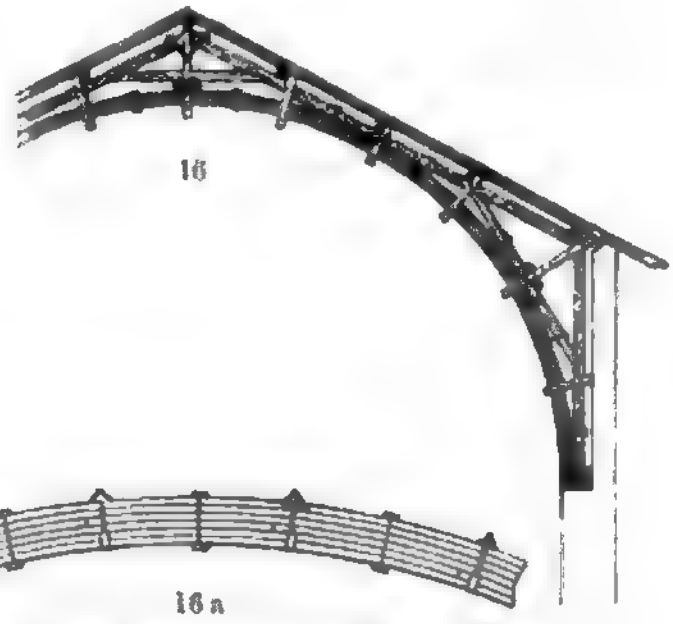
15 u. 15a. Bohlendachstuhl (nach de l'Orme).

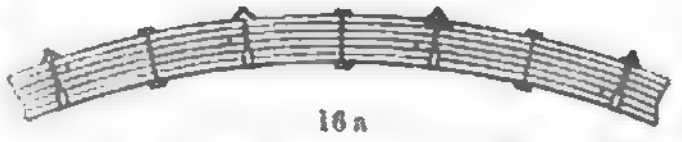


14. Knotensystem.



17. Turmdach (Mollersche Konstruktion).





16 u. 16a. Bohlendachstuhl (nach Emy).

Zum Artikel »Dachstuhl«.

Digitized by Google

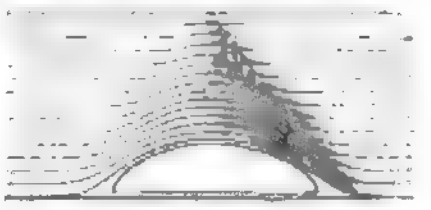
tung (Fig. 19) mit der Maurerkelle aufgetragen, mit dem Reibebrett geglättet und mit Sand bestreut wird. Diese Lage wird mehrmals mit Steinkohlenteer gestrichen, mit feinem Sand stark übersiebt, und alle etwa entstandenen Risse werden mit Lehm, Sand und Teer dicht verstrichen. Die Hauptmasse der erwähnten übrigen Estrichdächer ist der aus Lehmpulver, faseriger Lohe und Steinkohlenteer gemengte Lehmmastix, der aus trocknem Lehmpulver, gestampfter Holzkohle und Steinkohlenteer zusammengeschmolzene Holzkohlenmastix und der aus Steinkohlenasche und Steinkohlenteer bereitete Steinkohlenaschenmastix. Die Deckungsarbeit ist derjenigen des Dornschen Daches ähnlich. Über Holzzementdächer s. Holzzement.

Dachel, s. Luppe.

Dachel (el Wâhed Dâchile, »die innere Oase«), zur ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut gehörige Oase der Libyschen Wüste, unter 25° 41′ nördl. Br. und 29°—29° 35′ östl. L. v. Gr., drei Tagereisen westlich von Chargeh, hat zahlreiche Quellen und Brunnen (in den letzten 30 Jahren wurden über 50 angelegt), darunter mehrere stark eisen- und schwefelhaltige warme (bis 36° C.), und zählt 15 Ortschaften mit (1882) 15,293 Einw., ausschließlich Fellahs, echte Abkömmlinge der alten Ägypter und von zutraulichem und friedfertigem Charakter (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 10). Die Sommerhitze ist sehr groß, während der Regenzeit die Temperatur wechselnd. Im Mai und Juni weht aus SW. der äußerst heftige Chamsin. Die Oase ist sehr reich an Dattel- und Ölbäumen, erzeugt Weizen, Gerste, Reis, Durra (doch nicht genügend für den Bedarf), hat große Akazien, aber auch Aprikosen- und andre Fruchtbäume und viele Nutzpflanzen. Das Kulturland wird auf 500—1000 qkm geschätzt. Esel, Schafe und Ziegen sind reichlich vorhanden, wenig zahlreich dagegen unansehnliche Pferde und Rinder ägyptischer Rasse. Hauptort und Sitz des Gouverneurs der Oase ist Kalamun, ein kleines Dorf mit hohen, dreistöckigen Häusern. Der größte Ort ist aber El Kasr (Medinet el Kasr el D.), an der Hauptquelle, 110 m ü. M., mit 4 Moscheen, einem Kloster der Senussi, 30—40 heißen Quellen (36° C.) und 2000 (mit der Umgebung 6000) Einw. Dabei ein altägyptischer Tempel, Der el Hegar (»Kloster der Steine«). Raschida, inmitten mehrerer tausend Palmbäume, hat 1000 Einw. Die Oase besuchten 1818 Drovetti, 1819 Edmonstone, 1874 Rohlfs mit Zittel, Jordan und Ascherson. S. Karte »Ägypten«. Vgl. Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste (Kassel 1875).

D'Achery (Dacherius), Jean Luc, gelehrter Mauriner, geb. 4. Okt. 1632 zu St.-Quentin in der Picardie, gest. 29. April 1685 als Bibliothekar der Maurinerabtei St.-Germain-des-Prés, verfaßte das große Sammelwerk mittelalterlicher Schriften »Spicilegium veterum aliquot scriptorum« (Par. 1655—1677, 13 Bde.; 2. Aufl. 1724, 3 Bde.).

Dachfenster, Fenster, die zur Beleuchtung und Lüftung von Dachstuben oder Dachböden an den Dachflächen angebracht werden. Bei den gewöhnlichen Dachfenstern stehen auf einer auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle zwei Pfosten, die einen Rahmen tragen, auf dem die Dachfenstersparren ruhen und ein kleines, manchmal vorn abgewalmtes, auch wohl mit einer Spitze versehenes Satteldach bilden. D. mit kreisrunder oder ovaler Vorderfläche nennt man Ochsenaugen (œils de bœuf). Sie gehören dem Barockstil an und werden meist in Metallblechen auf hölzernem Gerippe hergestellt. Dem Ziegeldach eigentümlich, weil ohne Unzuträglichkeiten mit Ziegeln einzudecken, sind pultdachförmig abgedeckte D. und die sogen. Fledermäuse (s. Abbildung). Für Bodenräume genügen meist in den Dachflächen angebrachte (liegende) Oberlichtfenster, sogen. Dachklappen, von Gußeisen, Zinkblech oder verzinktem Eisenblech. Werden solche Fenster größer, so werden die Glastafeln durch eisernes Sprossenwerk unterstützt.



Fledermausfenster.

Bei Ziegel- und Schieferbedachung wird auch durch starke Glasplatten, welche zwischen die Dachziegel eingedeckt sind, Oberlicht hergestellt (s. Dachdeckung). Kleine, halbkreisförmige, aus gebrannten Thonzellen oder Metall gebildete, in die Dachflächen eingesetzte Fensterchen heißen Kappfenster oder Dachluken.

Dachgesims, s. Gesims.

Dachgosse, s. Dachrinne.

Dachhaube, kleines Dach zentraler Bildung über quadratischem, kreisförmigem, polygonalem oder dergleichen Grundriß: Zeltdächer, Kegeldächer, Zwiebeltuppeln, welsche Hauben (s. Dach).

Dachklappen, s. Dachfenster.

Dachlauch, s. Sempervivum.

Dachpappe (Stein-, Teerpappe), zähe Pappe von filzartigem Gefüge in einzelnen Bogen oder Tafeln oder häufiger in Rollen (Pappe ohne Ende), welche 2—3 Minuten in kochenden Steinkohlenteer oder in eine Lösung von Steinkohlenpech in schwerem Steinkohlenteeröl getaucht oder auch nur mit solcher Masse gestrichen, mit Sand bestreut und getrocknet werden. Gute D. muß vom Teer vollständig durchdrungen sein, und um dies sicher zu erreichen, wird empfohlen, die in kochenden Teer getauchte und getrocknete Pappe in heißes Wasser zu tauchen, wieder zu trocknen und nochmals in den kochenden Teer zu bringen. Man verarbeitet in der Regel Pappe, von welcher 1 qm etwa 1 kg wiegt; die fertige D. wiegt dann 2,5—3 kg. Asphaltdachfilz ist ein ähnliches Fabrikat aus komprimierter Watte, die aus Abfällen von Flachsspinnereien hergestellt wird. D. soll schon 1785 von Faxa in Schweden zur Bekleidung von Schiffen benutzt worden sein, in Deutschland gebraucht man sie seit etwa 50 Jahren. Über die Herstellung der Dachpappendächer s. Dachdeckung. Vgl. Luhmann, Die Fabrikation der D. (Wien 1883); Maas, Der Asphaltdachfilz (4. Aufl., Berl.); Hoppe u. Röhming, Das doppellagige Asphaltpappdach (Halle 1889).

Dachpfannen, s. Mauersteine.

Dachrecht, soviel wie Traufrecht.

Dachreiter, aus dem Dachfirst hervortretender Turm in der Regel kleiner Abmessungen, welcher zur Verschönerung und Bereicherung der Umrißlinie des Gebäudes, auch zum Anbringen einer Uhr, einer kleinen Glocke ꝛc. dient. Die D. gehören insbesondere den mittelalterlichen Bauweisen an und finden sich namentlich auf der Firstkreuzung über der Vierung gotischer Kirchen (Kölner Dom, Notre Dame in Paris ꝛc.).

Dachrinne, eine am untern Rande der Dachfläche, der Dachtraufe, angebrachte, zur Aufnahme u. Ableitung des Wassers bestimmte Rinne aus Stein, Holz oder Metall oder aus einer Vereinigung zweier dieser Stoffe. Die steinernen, der antiken und mittelalterlichen Bauweise angehörigen, heute selten vorkommenden Dachrinnen werden mit flacher Vertiefung und sehr geringem Längsgefälle in die oberste Dachgesims-

schicht eingearbeitet und haben oft Metall- (meist Blei-) Auskleidung (Fig. 1). Reine Holzrinnen kommen sehr selten und nur bei ganz untergeordneten Baulichkeiten vor. Metallrinnen (aus Zink, Kupfer, verzinktem Eisenblech) werden entweder als »flache« Rinnen frei vor die Traufe auf Rinneisen gelagert, vorgehängt (Fig. 2) oder auf die Traufe aufgelegt (Fig. 3), oder als

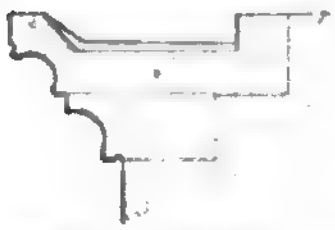


Fig. 1. Steinrinne.

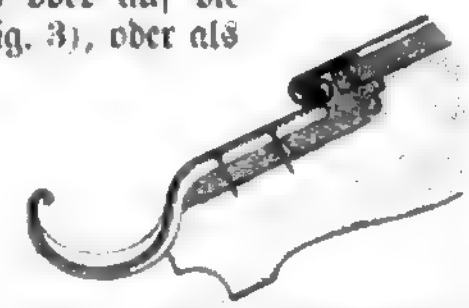


Fig. 2. Vorgehängte Rinne.

»Kastenrinnen« der Traufe vorgelegt. Fig. 4 ist ein Beispiel für die letzte Art, für die es zahllose Konstruktionen gibt. Wichtig ist immer, die Rinne so anzulegen, daß das von ihr aufgefangene Wasser nicht unter die Dachfläche und in den Dachraum tritt. Wird eine Metallkastenrinne nicht auf eiserne Halter (Rinneisen), sondern in einen Holzkasten gelegt, so heißt sie eine eingebettete D. Die Kastenrinnen werden unter Umständen auch im Dachinnern, hinter dem Drempelrähm, angeordnet (Knoblauchsche Rinne). Die Ableitung des Wassers aus der Rinne geschieht entweder durch (steinerne oder metallene) Wasserspeier (s. d.) oder durch Abfallrohre (Dachrohre, Dachschläuche, Dachgossen), d. h. am Gebäude senkrecht herunterlaufende und durch eiserne Bänder (Schlaucheisen, Rohrschellen) an der Mauer befestigte oder auch in die Mauer gelegte Rohre aus Metall, selten Stein. Ein neuerer Monumentalbau, bei dem, wie überhaupt die gesamte Bausubstanz,

Fig. 3. Aufgelegte Rinne.

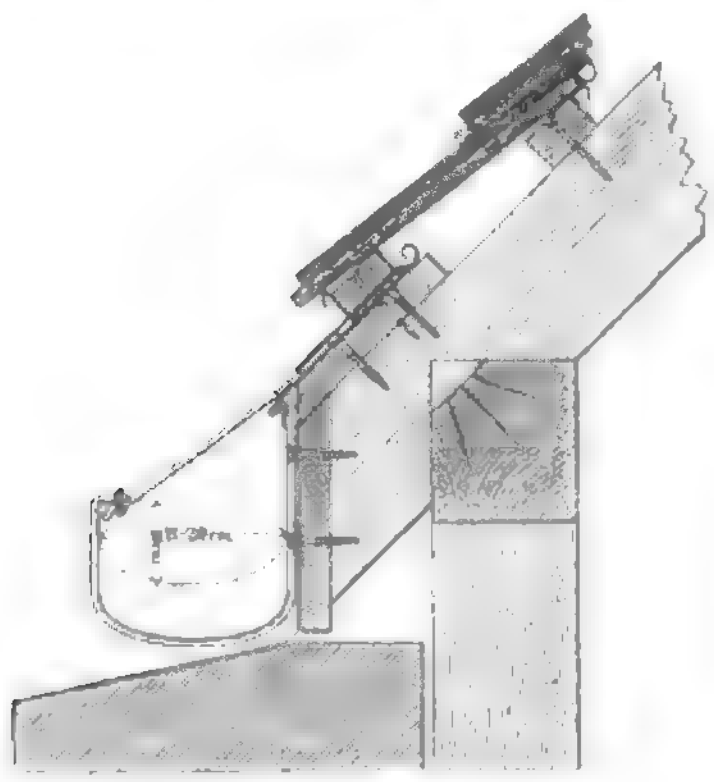


Fig. 4. Kastenrinne.

so auch Abfallrohre und Dachrinnen lediglich aus Stein sind, ist die Kirche Sacré-coeur auf dem Montmartre in Paris.

Dachrohr, s. Dachrinne.

Dachs (Meles *Storr.*), Raubtiergattung aus der Familie der Marder, mit der einzigen Art M. Taxus *Pall.* (gemeiner Dachs, Grimbart, Grävink, s. Tafel »Raubtiere II«). Dies Tier ist 75 cm lang, mit 18 cm langem Schwanz, kaum 30 cm hoch und bis 20 kg schwer, mit gedrungenem Leib, dickem Hals, langem Kopf, stark zugespitzter Schnauze, kleinen Augen und Ohren, starken Krallen an den Vorderfüßen, kurzem, behaartem Schwanz und einer am After liegenden Drüsentasche. Der Pelz ist lang- und steifhaarig, am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, an den Seiten rötlich, an den Füßen und der Unterseite schwarzbraun; der Kopf ist weiß mit zwei matten, schwarzen Streifen. Das Weibchen (Fehe) ist kleiner und heller gefärbt. Der D. findet sich in Europa bis zum 60. Breitengrad, in Mittel- und Nordasien bis zur Lena. An einsamen Orten auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel in Vorhölzern, selbst an unbewaldeten Gehängen mitten in der Flur legt er einen unterirdischen Bau an mit 4—8 sehr langen Röhren, von denen nur eine oder zwei von ihm befahren werden, die übrigen teils Flucht-, teils Luftröhren sind. 1,25—1,5 m unter der Erdoberfläche liegt der »Kessel«, zu dem mehrere Röhren führen, und der so groß ist, daß er dem Tier und seinen Jungen zur Ruhestätte dienen kann. Der Dachsbau zeichnet sich durch große Sauberkeit aus. Bisweilen bewohnt der D. einen und denselben Bau mit dem Fuchs. Daß dieser ihn durch Absetzen seiner Losung vertreibe, ist eine Jägerfabel. Der D. ist ein mißtrauisches, einsiedlerisches, mürrisches Tier, nur zur Nachtzeit sucht er Nahrung, die aus Wurzeln, Obst, Beeren, Trüffeln, Rüben, Schnecken, Engerlingen, Regenwürmern besteht; doch frißt er auch Vogeleier und junge Vögel, junge Hasen, Maulwürfe, Mäuse, Ottern und andre Reptilien, scharrt Hummel- und Wespennester aus und vernichtet oft in Weinbergen massenhaft Trauben. Höchst selten raubt er junge Enten und Gänse. Im Notfall nimmt er Aas. Im ganzen frißt er aber nicht viel und trägt auch nicht viel in den Bau. Am Tage sonnt er sich vor seinem Bau und macht wohl auch kleine Ausflüge; sein Gang ist sehr langsam und schwerfällig. Bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Bau und liegt hier zusammengerollt mit dem Kopf zwischen den Vorderbeinen. Der Winterschlaf wird häufig unterbrochen, und im Januar oder Februar verläßt er schon wieder zeitweise den Bau. Die Paarungszeit fällt in den Oktober, und dann lebt der D. gesellig mit seinem Weibchen; im Februar wirft die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche bis zum Herbst denselben Bau mit ihr bewohnen und im zweiten Jahr ausgewachsen sind. Der D. erreicht ein Alter von 10—12 Jahren. Sein Fleisch ist genießbar, das der jungen Tiere wird als wohlschmeckend gerühmt, und in Frankreich und der Schweiz gelten die Keulen als Delikatesse, das Fleisch ist aber bisweilen trichinenhaltig; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, zu Jagdtaschen, Tornistern, Kofferüberzügen, Fußdecken u. dgl. verwendet. Die besten Felle liefert Deutschland, weniger gute Dänemark, Ungarn, Rußland und die Tatarei. Die Haare geben Malerpinsel. Ehedem wurden Fett (Dachsfett) und Blut (Dachsblut) arzneilich benutzt. Das Fett ist gelblichweiß, riecht wie Gänsefett, ist sehr flüssig und kann mit Schweineschmalz gemischt gegessen werden. Die Jagdmethoden zur Erlegung des Dachses sind der Ansitz in mondhellen Nächten auf dem Bau sowie das Hetzen durch Hunde, welche den D. des Nachts, wenn er den Bau verlassen hat, aufsuchen und greifen oder zu Bau treiben, wobei er sich in Netzen (Dachshauben) oder Säcken, welche vor die Röhren gelegt werden, fängt. Außerdem wird er in Tellereisen (s. d.) gefangen, die nach Verstopfung der übrigen Röhren vor die Hauptröhre des Baues gelegt

Digitized by Google

werden, in welchem der D. festgespürt ist. Die beliebteste Jagd ist jedoch das Dachsgraben. Man verlegt sämtliche Röhren und läßt in die Hauptröhre scharfe Dachshunde ein, welche man durch Zuruf und Klopfen auf den Bau ermuntert. Die Hunde treiben den D. im Bau hin und her, bis er sich fest vor ihnen stellt. Legt man sich mit dem Ohr auf den Boden, so hört man bald, daß die Hunde unausgesetzt auf derselben Stelle Laut geben, und nun wird mit dem Graben begonnen. Mit Rodehacke und Spaten wird ein kleiner, rechtwinkelig über dem mutmaßlichen Verlauf der Röhre angelegter Schacht (Einschlag) genau über der Stelle, an welcher die Hunde laut sind, so tief eingetrieben, bis man auf die Röhre gelangt. Hat man die Stelle richtig gewählt, so trifft man auf die dachsvorliegenden Hunde und kann den D. mit einer Dachszange fassen und herausziehen. Die Schußzeit des Dachses ist in Preußen auf Oktober und November beschränkt. Alt eingefangene Dachse sind jeder Behandlung und Erziehung unzugänglich, während sorgfältig erzogene junge Dachse sehr zahm u. anhänglich werden.

Dachs, australischer, soviel wie Wombat.

Dachsbeil, s. Dexel.

Dachsschiefer, ein sehr vollkommen und ebenschieferiger, meist blauer, seltener grauer (Lahn, Sauerland), roter oder grüner (England, Frankreich) Thonschiefer, welcher seinem Zweck, der Benutzung zur Dachdeckung, im allgemeinen um so besser entspricht, je mehr Thonerde und Kieselsäure er enthält. Bei der Beurteilung der Beschaffenheit des Dachschiefers kommt auch der Gehalt an schädlichen Beimengungen, wie Kohle, Kalk, Schwefelkies, Eisenoxyd ꝛc., in Betracht. Guter D. soll etwa 56 Proz. Kieselsäure und 21 Proz. Thonerde enthalten. Sein spezifisches Gewicht ist 2,8—2,9. D. wird gebrochen bei Lehesten, Gräfenthal und andern Orten in Thüringen, an der Mosel in den Kreisen Kochem und Mayen, am Rhein bei Caub und Oberwesel, auch an der Nahe, an der Lahn, im westfälischen Sauerland und am Harz, ferner in Böhmen, Mähren, Wales, bei Angers an der Loire, in den Ardennen, in Belgien, Luxemburg und Portugal. Man gewann ihn früher (seit 16. Jahrh.) im Tagebau, gegenwärtig vorzugsweise in unterirdischem Betrieb und stellt ihn in fertigen Schablonen her, z. B. in Schuppenform, in fünfeckigen (Normal-) und sechseckigen Formen zur sogen. einfachen Deckung deutscher Art sowie in rechteckigen Formen zur sogen. englischen Doppeldeckung.

Dachschindeln, dünne Hölzer zur Herstellung der Schindeldächer, werden aus Nadel-, seltener aus Eichen-, Espenholz u. a. in der Richtung der Spiegel, also keilförmig gespalten, beschnitten, an der dünnen Längskante zugeschärft und an der dicken mit einer Furche versehen, in welche die scharfe Kante der nächsten Schindel eingreift. Die Schindelmaschine zur Herstellung der D. schneidet diese mit einer Kreissäge, glättet sie mit Messern und bildet Nut und Feder mit zwei kleinen Kreissägen.

Dachschlauch, s. Dachrinne.

Dächsel, der Dachshund, s. Hund.

Dachsfinder, ein Hund, der zur nächtlichen Hetze auf Dachse abgerichtet ist.

Dachsharn, s. Klippschiefer.

Dachshaube, s. Dachs.

Dachshund, s. Hund.

Dachspließen (Dachspäne), dünne, gespaltene Brettchen, welche bei Eindeckung der Spließdächer (s. Dachdeckung) unter die Fugen der Dachziegel gelegt werden, um das Eindringen des Wassers zu verhindern.

Dachstein, 2996 m hoher Berg der Salzkammergutalpen (s. Karte »Salzkammergut«), höchster Gipfel des Dachsteingebirges, welches außer dem Hauptstock das Kammergebirge (Kammspitze 2141 m) und den Grimming (2351 m) im O., den Sarstein (1973 m) und den Hallstätter Salzberg (Plassen 1952 m) im N. umfaßt. Der Zentralstock, welcher eine Hochebene von 1600—2200 m Höhe darstellt, stürzt gegen N. steil zum Hallstätter See und zu den Gosauseen und noch steiler gegen S. in das Ennsthal ab. Er enthält in der Südwestumwallung außer dem Hohen D. insbes. den Thorstein (2946 m) und sechs Gletscher (die östlichsten in den Alpen), darunter den 500 Hektar großen Hallstätter Gletscher, auch Karls-Eisfeld genannt. Der D., welcher die dreifache Grenze von Oberösterreich, Salzburg und Steiermark bildet, wird von Hallstatt aus auf dem Franz Joseph-Reitwege über die Simonyhütte (2210 m), von Schladming über die Austriahütte (1630 m) und von Gosau über die Grobgeisteinhütte (1700 m) bestiegen. Vgl. F. Simony, Das Dachsteingebiet (Wien 1889—93); Geyer, Führer durch das Dachsteingebirge (das. 1886).

Dachstein, Wolfgang, geistlicher Liederdichter, gest. um 1530, war zu Anfang des 16. Jahrh. katholischer Priester in Straßburg, trat 1524 zum Luthertum über und ward Vikar und Organist an der Thomaskirche daselbst. Er ist der Verfasser der noch heute gesungenen Kirchenlieder: »O Herr, wer wird Wohnung han« (Ps. 15), »Der Törecht spricht: es ist kein Gott« (Ps. 53) und »An Wasserflüssen Babylon« (Ps. 157).

Dachsteinbivalve (Megalodus triqueter), das charakteristische Leitfossil des Dachsteinkalks, s. Triasformation.

Dachsteine, die zum Dachdecken benutzten natürlichen und künstlichen Steine, wie Schiefer, Dachziegel, Zement-, Glasplatten, Drahtglas ꝛc.

Dachsteinkalk, Horizont in der obern alpinen Trias, s. Triasformation.

Dachstuhl (vgl. Tafel »Dachstuhl«, bei S. 466), der zur Unterstützung der Dachdeckung (s. d.) dienende Teil des Daches (s. d.). Man unterscheidet hölzerne und eiserne Dachstühle. Auch Dachstühle in gemischter Konstruktion, aus Holz und Eisen, werden vielfach angewandt. Dachstühle aus Stein sind selten, kommen aber vor. In der Regel liegt der D. im Bodenraum versteckt und bedarf deshalb nur einer konstruktiven, nicht einer ästhetisch-formalen Durchbildung. Anders bei den Baulichkeiten, bei denen Dach und Decke eins sind (neuere Hallenbauten in Eisenkonstruktion, Kirchen- und Saalbauten mit ganz oder zum Teil sichtbarem Holzdachstuhl ꝛc.). Hier erfordert der D. künstlerische Behandlung.

1. **Hölzerne Dachstühle** (Fig. 1—17). Die unmittelbare Unterstützung der Dachhaut erfolgt in der Regel durch Sparren, leichte Hölzer, die in Entfernung von etwa 1 m von Mitte zu Mitte parallel der Dachfläche liegen (auch Pfetten, wagerecht liegende Hölzer, können dazu dienen, s. unten). Der einfachste D. besteht also nach Fig. 1 aus einer Folge von Sparrenpaaren b, die auf Dachbalken a ruhen. Die Dachbalken legt man bei gemauerten Umfassungswänden wohl auf Mauerlatten, schwache Hölzer, welche, zu einem oder zu zweien, in der Längsrichtung der Mauer auf dieser ruhen. Längsverband erhalten diese einfachsten Sparrendachstühle durch schräg über je eine Anzahl Sparren genagelte Windlatten. Gehen die Dächer über die kleinsten Verhältnisse hinaus, so müssen die Sparren gewöhnlicher Stärke auf etwa alle

4 m ihrer Länge unterstützt werden. Das geschieht entweder durch Kehlbalken c (Fig. 2) oder, um nicht jedes Sparrengebinde mit einem solchen besondern stützenden Holze versehen zu müssen und gleichzeitig Längsverband zu erzielen, durch Dachrähme b (Fig. 3), wagerechte Langhölzer, die sämtlichen Sparren Auflager gewähren und von Stuhlsäulen d, gegen die sie zur Erzielung des bei Holzkonstruktionen unerläßlichen Dreiecksverbandes durch Kopfbänder f abgestreift sind, getragen werden. Diese tragende Konstruktion, die etwa alle 5 m wiederholt werden muß und den eigentlichen Kern des Dachstuhls bildet, heißt der Binder (Dachbinder). Steht im Binder nur eine senkrechte Stuhlsäule, so nennt man ihn den einfachen stehenden Stuhl (z. B. Fig. 3), hat er zwei Stuhlsäulen, heißt er doppelter (Fig. 4), bei drei Säulen dreifacher stehender Stuhl ꝛc. Das Dach kann dabei entweder Kehlbalkendach oder Rähmdach (auch »falsches Pfettendach« genannt) sein. Bei ersterm (Fig. 4) liegen unter den Kehlbalken Stuhlrähme e, bei letzterm (Fig. 5) wird der Dreiecksquerverband im Binder durch Zangen (Doppelzangen) g hergestellt. Bei größern Abmessungen wird der Stuhl noch durch Streben h verstärkt. Zur Gewinnung freiern Dachraums wendet man schräggestellte Stuhlsäulen an und erhält den liegenden Stuhl (Fig. 6). Wird die Deckung durch Pfetten n (Fig. 7) getragen (bei Schalung ist dies unmittelbar möglich, bei Lattung müssen leichte Dachsparren o [Obersparren, Leersparren im Gegensatz zum Bindersparren p] eingeschaltet werden), so erhält man den Pfettendachstuhl, der früher häufig war, jetzt aber seiner Schwere wegen selten angewandt wird. Bei all diesen Dachstühlen werden zur Erzielung einer vor der Mauerfläche vorstehenden Traufe sogen. Aufschiebliege angewandt, kurze, auf den Hauptsparren und den Balkenkopf aufgenagelte oder sonstwie befestigte Sparrenstücke, durch deren Anbringung im untern Teile der Dachfläche ein Knick entsteht. Ist ein Drempel (s. d.) vorhanden, so erleidet der Binder eine gewisse Umbildung. Beim doppelten stehenden Stuhl z. B. treten nach Fig. 8 Drempelstiele q mit Kopfbändern, ein Drempelrähm r, Streben h und Stichzangen s hinzu. Der Mansardendachstuhl (nach seinem Erfinder Mansard in Paris, Ende des 17. Jahrh., so benannt, Fig. 9) besteht aus zwei Teilen, deren oberer ein einfacher Sparrendachstuhl ohne oder mit Kehlbalken ist, während der untere Teil aus einem stehenden oder liegenden Stuhl besteht. Finden längere Dachbalken keine genügende Unterstützung (z. B. durch Scheidemauern von unten), wie dies bei Dachstühlen über Sälen und ähnlichen größern Räumen der Fall ist, so können dieselben durch Hängewerke (s. d.) getragen werden (Fig. 10 u. 11). Die Dachbalken der Leergespärre werden dabei entweder durch Oberzüge, an welche sie angebolzt werden, oder durch Unterzüge, welche mittels Trageisen an den Hängesäulen befestigt sind, getragen. Größere Räume, bei denen Dach und Decke eins ist, also die Dachbalken fehlen, z. B. Reit-, Exerzier-, Markthallen, Kirchen ꝛc., werden durch Sprengwerke oder vereinigte Spreng- und Hängewerke (s. d.) überdacht, die aber so einzurichten sind, daß kein wesentlicher Schub auf die Umfassungsmauern ausgeübt wird. Fig. 12 u. 13 zeigen einige Beispiele, Fig. 13 (vom Schloß in Sully) unter Anwendung von Krummstreben. Bei leichtern Gebäuden, Schuppen u. dgl. wendet man sogen. Knotensysteme an, bei denen durch Zangen und Streben viele kleine Dreiecke gebildet und die Hölzer an allen Überschneidungen durch Schraubenbolzen verbunden werden (z. B. Fig. 14). Fig. 15 u. 16 zeigen Dachstühle aus Bohlenbögen. Sie werden entweder, nach der im 16. Jahrh. von Ph. de l'Orme angegebenen Konstruktion, aus mehreren lotrechten Lagen außen rund geschnittener Bohlenstücke mit versetzten Fugen mittels Holznägel (Fig. 15 u. 15a) oder, nach der später von Emy angegebenen Methode, aus wagerecht aufeinander gelegten, gebogenen und unter sich verbolzten Bohlen hergestellt (Fig. 16 u. 16a).

Die besprochenen Binder sind einfache Beispiele der verschiedenen Gattungen von Dachstühlen für Satteldächer. Selbstverständlich werden dieselben je nach Größe und Neigung des Daches, nach Ausnutzung des Dachbodenraums ꝛc., namentlich aber auch je nach der Dachform in allen möglichen Weisen zu variieren sein. Besonders zu erwähnen sind in dieser Beziehung nur die Zeltdächer, deren Dachstühle von denen der Satteldächer insofern verschieden sind, als die Binder hier unter den Graten stehen und statt des Längsverbandes hier ein Verband gegen Drehung hergestellt werden muß. Besonders abweichend gestalten sich die sehr hohen Zeltdächer, die Turmdächer. Man konstruiert ihren Stuhl meist nach Fig. 17. Auf der Turmmauer liegt ein unverschieblicher Schwellenkranz; auf ihm stehen die Gratsparren, in den Dachflächen sind gegen Drehung Andreaskreuze angebracht, die Dachhöhe erhält verschiedene Geschoßlagen, die oben zu sogen. Schlössern s werden und den dort eingeführten sogen. Kaiserstiel k umfassen. Konstruktionen mit ganz heruntergeführtem Kaiserstiel empfehlen sich nicht und sind veraltet. Kuppeldächer werden nach ähnlichen Grundsätzen konstruiert.

II. Eiserne Dachstühle (Textfig. 18—29). Eiserne Dachstühle mit geraden Sparren. Der in Fig. 18 dargestellte einfache Satteldachstuhl besteht aus dem Sparren a, dem Zuganker b und dem Hängeisen c. Die Längsverbindung wird durch schmiedeeiserne Pfetten aus <-, [- oder Z-Eisen gebildet, welche auf die Sparren genietet werden. Bei zunehmender Spannweite bedürfen die Sparren weiterer Unterstützung, welche beim deutschen D. (Fig. 19 u. 20) durch geneigte Streben d, beim englischen D. (Fig. 21 u. 22) durch lotrechte Streben e und Zugstangen f, beim französischen D., dem nach seinem Erfinder genannten Polonceaudachstuhl (Fig. 23 u. 24), durch Normalstreben g und Zugstangen h, i bewirkt wird. Der letztere D. zeichnet sich durch seine gefällige Form aus, während vergleichende Rechnungen ergeben haben, daß der deutsche D. unter übrigens gleichen Umständen unter den drei angeführten Konstruktionen der ökonomisch vorteilhafteste ist. Hat der D. außer seinem eignen Gewicht noch das eines belasteten Gebälks zu tragen, so entsteht, je nachdem jeder Hauptbalken ein-, drei- oder mehrmals aufzuhängen ist, der einfache, doppelte oder mehrfache Hängwerkdachstuhl (Fig. 25—27), letztere beiden mit den Gegenstreben d. Der zur Versteifung der Dachfläche gegen Winddruck dienende Windverband besteht in gekreuzten Zugdiagonalen, welche in die von den einzelnen Sparren und Pfetten gebildeten Felder eingeschaltet werden. Die Detailverbindung dieser Teile erfolgt an dem Sparrenfuß meist durch gußeiserne Lagerstühle ohne oder mit besondern Unterlagsplatten, im First und an den einzelnen Knotenpunkten mittels schmiedeeiserner Laschen und Niet- oder Schraubenbolzen.

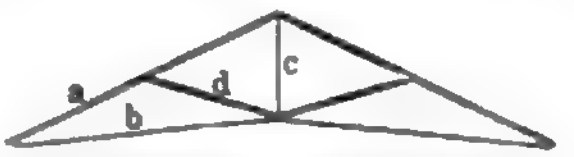
Fig. 28 u. 29. Eiserne Dachstühle mit gekrümmten Sparren. Die Binder dieser Dachstühle bilden Bogenfachwerke, deren Gurte über ihren Stützpunkten entweder zusammengeführt (Fig. 28) oder getrennt (Fig. 29) sind, während man beide durch Fachwerk, hier lotrechte Druckstangen und gekreuzte Zugdiagonalen, aussteift. Auch hier wird die Längsverbindung der Binder durch eiserne Pfetten, der Windverband durch ein in die Nähe der Dachoberfläche gelegtes System von gekreuzten eisernen Diagonalen bewirkt. Die eisernen Kuppeln erhalten radiale Sparren und eine genügende Zahl eiserner Ringe, während zur Aussteifung der Kuppel in die von beiden gebildeten Felder gekreuzte Zugstangen eingeschaltet werden. Die Aussteifung der eisernen Tonnen- und Kuppeldachstühle unterscheidet sich also dadurch, daß sie bei erstern in den lotrechten Binderebenen, bei letztern in der Dachfläche selbst bewirkt wird. Eiserne Dächer werden nicht nur wegen der durch sie hölzernen Dächern gegenüber verminderten Feuersgefahr und größern Dauerhaftigkeit, sondern auch wegen der Möglichkeit, größere Räume ohne Zwischenstützen zu überspannen, mit Vorteil angewandt.

III. Dachstühle aus Holz und Eisen schließen sich meist den unter II aufgeführten Formen der schmiedeeisernen Dächer an, wobei die gedrückten Teile aus Holz, die gezogenen Teile aus Eisen hergestellt und beide mittels besonderer gußeiserner Schuhe und Bolzen verbunden werden. Gewöhnlich sind es nur die Sparren oder auch die auf den Sparren liegenden Pfetten, welche man der leichtern Befestigung der Dachdeckung wegen aus Holz herstellt. Die Feuersicherheit solcher Dachstühle ist kaum größer als die der ganz hölzernen Dachstühle.

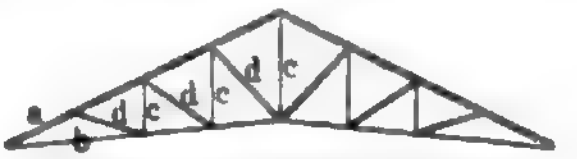
IV. Dachstühle aus Gußeisen erhielten gußeiserne Sparren, welche aus mehr oder minder langen, mittels Flantschen und Bolzen untereinander verschraubten Stücken zusammengesetzt waren (Dianabad in Wien, Kornhalle in Paris), sind aber durch die schmiedeeisernen Dachkonstruktionen verdrängt.

V. Gemischt-eiserne Dachstühle. Bei diesen Dachstühlen, welche übrigens denen der schmiedeeisernen Dächer ganz ähnlich sind, werden nur gedrückte Teile, meist nur mehr oder minder kurze Streben, z. B. die Normalstreben des französischen Dachstuhls, aus Gußeisen hergestellt, die man mit gabel- oder zapfenförmigen Enden versieht und durch Schraubenbolzen mit den übrigen schmiedeeisernen Teilen verbindet.

18. Einfacher Satteldachstuhl.



19. Einfacher deutscher Dachstuhl.

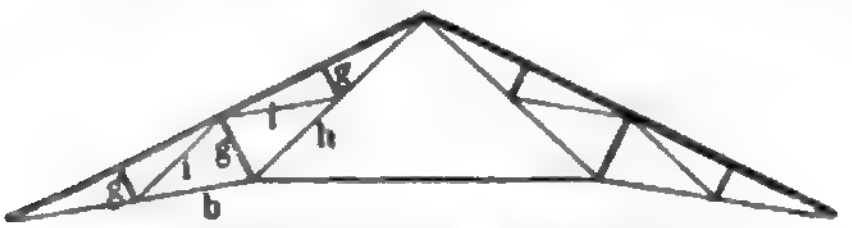


20. Mehrfacher deutscher Dachstuhl.

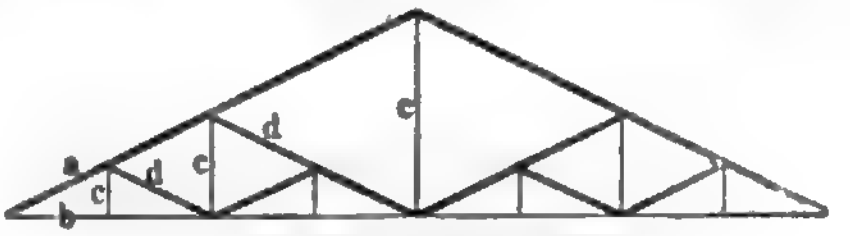
21. Einfacher englischer Dachstuhl.

22. Mehrfacher englischer Dachstuhl.

23. Einfacher französischer Dachstuhl.



24. Mehrfacher französischer Dachstuhl.



27. Mehrfacher Hängwerkdachstuhl.

25. Einfacher Hängwerkdachstuhl.

26. Doppelter Hängwerkdachstuhl.

28. Sichelförmiger Tonnendachstuhl.

29. Scharnier-Tonnendachstuhl.

Fig. 18—27. Eiserne Dachstühle mit geraden, Fig. 28 u. 29 mit gekrümmten Sparren.

Sitte, Dachteln als Erinnerungsmerkmale (Denkzettel) auszuteilen, ihren Namen haben. Man führte beim Feststellen neuer Grenzen und Grenzsteine die Knaben dorthin und gab ihnen einen Schlag, damit sie daran denken sollten (s. Flurumgang).

Dachtraufe, s. Dachrinne.

Dachwurzel, s. Sempervivum.

Dachziegel, s. Mauersteine.

Daciabank, s. Atlantischer Ozean, S. 80.

Dacien (Dacia), bei den Römern Name des zwischen Theiß, Pruth, Karpathen und Donau gelegenen fruchtbaren, an Getreide, Holz und Metallen reichen Landes. Die Bewohner desselben, thrakischer Abstammung, die Agathyrsen des Herodot, von den Griechen Geten, von den Römern meist Daker oder Dacier genannt, waren ihrer kriegerischen Gesinnung halber gefährliche Nachbarn Roms. König Boerebistes erweiterte das dacische Reich zwischen 60 u. 50 v. Chr. bis zum Borysthenes im O. und bis in die Norischen Alpen im W. Die Dacier fielen mehrmals in Mösien ein und mußten von Augustus und den folgenden Kaisern wiederholt zurückgetrieben werden. Domitian

Digitized by Google

erkaufte nach mehrjährigen Kämpfen in schmählicher Weise den Frieden von dem König Decebalus. Erst Trajan tilgte durch die Dacischen Kriege diese Schmach des römischen Namens. 101 n. Chr. brach er gegen Decebalus auf; derselbe, in drei Schlachten besiegt, mußte 103 Unterwerfung geloben. Der Bruch dieser Zusage führte schon 104 den Kaiser über die neuerbaute steinerne Brücke (Pons Trajani) am Eisernen Thor nochmals nach D. Die Eroberung der Hauptstadt Sarmizegetusa (beim heutigen Varhely im nördlichen Siebenbürgen) entschied die Unterjochung des Landes und seine Verwandlung in eine römische Provinz (107), nachdem sich Decebalus aus Verzweiflung selbst getötet hatte. Ein Teil der überwundenen Eingebornen zog ostwärts an den Borysthenes und ließ sich hier unter dem Namen Tyrageten nieder. Die Zurückgebliebenen nahmen viele Kolonisten unter sich auf und wurden sehr rasch so gründlich romanisiert, daß die Einwohner Daciens (Rumänen oder Walachen) noch heute eine romanische Sprache reden. Als 271 der Kaiser Aurelianus den Goten das Land räumte und die römischen Kolonisten nach Mösien versetzte, nannte er das Uferland rechts der Donau Dacia ripensis, um wenigstens den Namen des Verlornen zu behaupten. Die Ureinwohner behaupteten ihre Wohnsitze, wurden aber von fremden Völkern wiederholt unterjocht und teilweise (so in Siebenbürgen) verdrängt. Vgl. Reigebaur, D., aus den Überresten des klassischen Altertums (Kronstadt 1851); Rösler, Dacier und Romänen (Wien 1866); Derselbe, Romänische Studien (Leipz. 1871); J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern (Innsbr. 1877); Derselbe, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches (das. 1881).

Dacier (spr. dasjé), 1) André, franz. Philolog, geb. 6. April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc, gest. 18. Sept. 1722 in Paris, studierte zu Saumur unter Tanneguy Lefèbre, ging 1672 nach Paris, trat hier 1685 zum Katholizismus über, wurde 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der französischen Akademie, die ihn 1713 auch zu ihrem ständigen Sekretär erwählte, und 1708 Bibliothekar des Königs im Louvre. Er hinterließ eine Ausgabe des Festus und Verrius Flaccus (Par. 1681, Amsterd. 1699) »in usum Delphini« (s. Dauphin) sowie mittelmäßige Übersetzungen des Horaz (Par. 1681—89, 10 Bde.), der »Poetik« des Aristoteles (1697), mehrerer Dialoge des Platon (1699, 2 Bde.), des Epiktet (1715), der »Lebensbeschreibungen« des Plutarch (1721, 8 Bde.) u. a.

2) Anne, Gattin des vorigen, geb. im März 1654 in Saumur, gest. 17. Aug. 1720 in Paris, die gelehrte Tochter des gelehrten Tanneguy Lefèbre, kam nach dem Tode ihres Vaters 1672 nach Paris und war seit 1683 verheiratet, ohne daß ihre überlegene Gelehrsamkeit das Glück der Ehe getrübt hätte. Sie edierte den Kallimachos (Par. 1674), bearbeitete »in usum Delphini« den Florus (1674), Aurelius Victor (1681), Eutropius (1683), Dictys Cretensis und Dares Phrygius (1684) und übersetzte Anakreon und Sappho (1681), einige Stücke des Plautus (1683) und Aristophanes (1684, erste französische Übersetzung), den Terenz (1688), die »Ilias« (1699, besorgt von Crouslé, 1871) und die »Odyssee« (Amsterd. 1708, besorgt von Humbert, 1891). Bekannt sind ihre Streitschriften: »Traité des causes de la corruption du goût« (1714), worin sie Homer gegen Lamotte verteidigte, und »Homère défendu contre l'apologie du père Hardouin« (1716).

3) Von Joseph, Baron, franz. Historiker, geb. 1. April 1742 zu Valognes in der Normandie, gest. 4. Febr. 1833 in Paris, studierte Theologie, ward 1772 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1782 deren beständiger Sekretär. Er stiftete das Komitee der Handschriften, welches die »Notices et extraits« aus den ungedruckten Werken der Pariser Bibliothek herausgab. 1784 begann er eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten, deren Druck aber schon während des ersten Bandes unterbrochen wurde. Als Mitglied der Munizipalität der Stadt Paris 1790 hatte D. die neue Verteilung der Steuern zu besorgen. Während der Revolution lebte er in tiefer Zurückgezogenheit und erschien erst 1795 bei der Stiftung des Nationalinstituts, dessen Mitglied er wurde, wieder. 1800 wurde er erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 der Akademie. Außer seiner Übersetzung des Älian (1772) und der Ausgabe der »Cyropädie« Xenophons (1777, 3 Bde.) sind zu erwähnen: »Histoire de l'Académie des inscriptions« sowie »Rapport sur les progrès de l'histoire et de la littérature ancienne depuis 1789 jusqu'à 1808« (1810, neue Ausg. 1862).

Dacit, Gestein, soviel wie Quarzandesit, s. Andesite.

Dacopŏlis, s. Déva.

Dacrydium *Soland.*, Gattung aus der Familie der Taxaceen, Bäume und Sträucher mit flach-nadelförmigen oder schuppenförmigen Blättern und einzeln endständigen, meist zweihäusigen Blüten. 12 Arten im malaiischen Gebiet, in Neuseeland und Tasmanien. D. cupressinum *Soland.* (Trauercypresse, Rimu), mehr als 60 m hoher Baum mit langen, elegant herabhängenden Zweigen, auf Neuseeland, liefert ein hartes, im Trocknen sehr dauerhaftes Holz. Aus den jungen Zweigen wird ein Bier gebraut, welches antiskorbutisch wie Sprossenbier wirkt. D. Franklini *Hook. fil.* (Huontanne), ein 30 m hoher Baum auf Tasmanien, dessen Holz zu Kähnen, auch für den gröbern Holzschnitt benutzt wird.

Dactylethra, s. Frösche.

Dactyli marini, s. Belemniten.

Dactylis *L.* (Knaulgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, mit der einzigen Art D. glomerata *L.* (Hundsgras, s. Tafel »Gräser III«, Fig. 1), in Europa, dem gemäßigten Asien und Nordafrika, naturalisiert in Amerika. Dies Gras ist ausdauernd, mit zweizeiliger Rispe, knäuelförmig in derselben stehenden, seitlich zusammengedrückten, zwei- bis siebenblütigen Ährchen und gekielten, zusammengedrückten Hüll- und Deckspelzen, von denen die letztern kurz begrannt sind, wächst sehr gemein auf trocknem, besserm Boden, am schönsten auf berieselten, bodenkräftigen Wiesen, ist äußerst ertragreich, nahrhaft, ein Schnittgras erster Klasse, verträgt auch Beschattung (daher Orchardgras [Obstgartengras] in Amerika), bleibt aber auf trocknem, weniger kräftigem Sandland zu klein und wird zu hart. Der Gebrauchswert der Samen beträgt 17 Proz. D. caespitosa *Forst.* (Tussackgras), s. Poa.

Dädăla (»Schnitzbilder«), Name eines eigentümlichen Festes der Böotier zu Ehren der Hera. Nach der Sage hatte sich die Göttin einst mit Zeus überworfen und auf dem Kithärongebirge verborgen. Da ließ Zeus das Gerücht verbreiten, er wolle sich mit einer andern vermählen, und ließ zugleich ein aus Eichenholz geschnitztes Bild in bräutlichem Schmuck auf einem Wagen mit zahlreichem Gefolge und unter Absingung von Hochzeitsliedern am Kithäron vorüber-

fahren. Voller Eifersucht stürzte sich Hera auf die vermeintliche Nebenbuhlerin; als sie aber das hölzerne Bild fand, löste sich ihr Zorn in Lachen. Sie versöhnte sich mit ihrem Gemahl, setzte sich selbst auf den Brautwagen und stiftete zum Andenken das Fest, das fortan alle 7 Jahre von den Platäern allein (kleine D.), alle 60 Jahre aber von sämtlichen böotischen Bundesstädten gemeinsam (große D.) gefeiert wurde.

Dädaleum (griech.), s. Phänakistoskop.

Dädalos (Daidalos, »der Künstler«), der berühmteste griech. Künstler der mythischen Zeit, Sohn des Metion oder Eupalamos und der Phrasimede und Urenkel des Königs Erechtheus zu Athen. Als Architekt, Bildner und Techniker allgemein bewundert, mußte er aus Athen fliehen, weil Künstlerneid ihn zur Ermordung seines Schülers und Neffen Talos getrieben hatte, und fand beim König Minos von Kreta Schutz. Hier verfertigte er die Kuh der Pasiphaë, erbaute für den Minotaur das Labyrinth, ward aber von Minos wegen der für die Pasiphaë gefertigten Kuh mit seinem Sohn Ikaros ins Labyrinth gesperrt. Sie entflohen von da mittels künstlicher Flügel von Wachs und Leinwand. Ikaros zwar stürzte in das nach ihm benannte Meer, D. aber entkam nach Sizilien, wo er bei dem König Kokalos Aufnahme fand; der ihn auch hierher verfolgende Minos wurde von Kokalos oder dessen Töchtern in einem warmen Bad erstickt (s. Minos). D. führte in Sizilien verschiedene Wasser- und andre Bauten aus und ging dann mit Aristäos nach Sardinien, wo er für den König Jolaos großartige Werke (die Dädaleen) ausführte. Zu Capua und Cumä in Unteritalien errichtete er dem Apollo Tempel. Selbst in Ägypten läßt ihn die Sage herrliche Proben seiner Kunst geben, z. B. ein Propylon am Hephästostempel zu Memphis und ein Holzbild im Tempel selbst. Die zahlreichen auf D. zurückgeführten statuarischen Werke waren Holzbilder im steifen ägyptischen Stil. Auch für Zimmermann und Schiffer soll D. manches (z. B. Axt, Säge, Bohrer, Segelstangen) erfunden haben. D. ist ein Gesamtname, auf den das Altertum die ältesten Erzeugnisse der Architektur, Holzschneidekunst und die nützlichsten technischen Erfindungen, deren Urheber unbekannt waren, zusammentrug. Er ist der mythische Ahnherr aller Künstler, welche nach ihm Dädaliden heißen. Auf Ähnlichkeit mit unserm »Wieland dem Schmied« hat A. Kuhn in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« (Bd. 4, S. 95 ff.) hingewiesen. Auf den Denkmälern finden sich drei Szenen der Dädalossage behandelt: das Zimmern der hölzernen Kuh, das Anfertigen der Flügel (s. Abbildung) und die Katastrophe des Ikaros, welchen D. am Ufer betrauert (häufig in pompejanischen Wandbildern).

Dädalos und Ikaros, Relief in Villa Albani (Rom).

Dadaphbaum, s. Erythrina.

Dadūchos (griech.), Fackelträger, Beiname der Mondgöttin (Artemis), der die verlorne Tochter mit Fackeln suchenden Demeter ꝛc.; insbes. Name des zweiten Oberpriesters bei den eleusinischen Mysterien, dessen Amt in mehreren athenischen Familien erblich war. Vgl. Eleusinien.

Daeira (Daira), ein göttliches Wesen der eleusinischen Geheimlehre, Tochter des Okeanos, Mutter des Eleusis, oft der Persephone gleichgesetzt.

Daendels (spr. dän-), Herman Willem, niederländ. General, geb. 21. Okt. 1762 zu Hattem im Geldernschen, gest. 1818, war Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und nahm als Anhänger der Patrioten 1787 an den Unruhen Anteil, mußte daher bald nach Dünkirchen fliehen. 1793 leistete er als Oberstleutnant dem General Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland bedeutende Dienste, wurde 1794 Brigadegeneral, nahm bei dem neuen Zuge gegen Holland unter Pichegru (1795) die Insel Bommel und das Fort St. Andreas, trat nach der Proklamation der Batavischen Republik als Divisionsgeneral in deren Dienste und übte bei den Regierungs- u. Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß aus. Mit dem General Brune operierte er 1799 in Nordholland mit Erfolg gegen die Engländer und Russen. Anfeindungen bewogen ihn, 1803 seine Entlassung zu nehmen. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 erhielt er vom König von Holland das Kommando einer Division und bemächtigte sich im Oktober Ostfrieslands und Westfalens, wofür er zum General der Kavallerie und im Februar 1807 zum Marschall von Holland u. Generalgouverneur der ostindischen Besitzungen ernannt wurde, die er von 1808 bis zur englischen Invasion 1811 mit Umsicht und Energie verwaltete. Mehrerer Willkürlichkeiten angeklagt, ward er vom Kaiser Napoleon zurückgerufen. Er machte sodann unter Napoleon I. den Feldzug von 1812—13 mit und verteidigte als Gouverneur von Modlin diese Stadt bis zum äußersten. In seinem Vaterland bewarb er sich bei König Wilhelm I. umsonst um einen militärischen Posten; erst im Oktober 1815 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der wiedererworbenen Besitzungen auf der

Goldküste von Afrika zu ordnen. Er trat hier sehr energisch auf, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen und hinderte nach Kräften den Sklavenhandel. Vgl. Mendels, H. W. D. voor zijne benoeming tot gouvern.-general van Oost-Indië (Haag 1890).

Daeva, s. Dew.

Daffinger, Moritz Michael, Maler, geb. 25. Jan. 1790 in Wien, gest. daselbst 22. Aug. 1849, wurde auf der Akademie Schüler Fügers und widmete sich dann der Porzellanmalerei. Seit 1809 war D. ausschließlich im Porträtfach und zwar insbes. mit der Elfenbeinminiaturmalerei beschäftigt. Später ließ er sich von dem englischen Porträtmaler W. Lawrence beeinflussen, welcher 1815 aus Anlaß des Kongresses in Wien anwesend war. Seine Porträte, über 1000 an der Zahl, sind meist im Besitz der österreichischen Aristokratie. Später malte er die Blumenflora Österreichs in 200 Nummern.

Dag (Dagr, »Tag«), in der nord. Mythologie Sohn Dellings und der Nött (»Nacht«). Er umfährt täglich auf einem Wagen die Erde, wobei sein Pferd Skinfaxi (»Glanzmähne«) Luft und Erde erleuchtet.

Dagadó Forrás (spr. -forráschi), Schwefelquelle in Ungarn, s. Kalugyér.

Dagana (Daghana), Hauptort des gleichnamigen Kreises in der franz. Kolonie Senegal, am linken Ufer des Senegal, inmitten schöner Gärten und Pflanzungen, hat ein Fort und (1885) 5275 Einw., welche von den Trarza jenseit des Flusses Gummi und Felle gegen europäische Waren eintauschen.

Dagbladet (»Tageblatt«), Name einer dänischen, seit 1851 in Kopenhagen erscheinenden politischen Tageszeitung konservativer Richtung und einer 1868 in Christiania gegründeten norwegischen Tageszeitung, die die Forderungen der radikalen Liberalen und Demokraten vertritt. Am letztern arbeiten Björnstjerne Björnson, Alex. Kielland und andre Vertreter dieser Richtung in Politik und Litteratur mit.

Dagden, Insel, s. Dagö.

Däge, Eduard, Maler, geb. 10. April 1805 in Berlin, gest. daselbst 6. Juni 1883, erhielt seine Ausbildung auf der Kunstakademie, hernach im Atelier des Professors Wach und bereiste später Italien. Durch sein anmutiges Bild: die Erfindung der Malerei, nach Plinius (1832, Berliner Nationalgalerie), machte er sich zuerst bekannt. Altarbilder lieferte er für eine Kirche in Rostock, in Kyritz, für die protestantische Kapelle in Marienbad, für die katholische Kirche in Sigmaringen, u. a.; ferner nahm er teil an der Ausmalung der Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin und der Halle des Museums daselbst. Er hat daneben auch Genrebilder gemalt, meist mit religiösem Anstrich, wie: der wohlthätige Mönch, der Mesner von einem Knaben durchs Wasser geleitet (in der Berliner Nationalgalerie), die Einkleidung der Nonne, die Zuflucht zum Altar, das Weihwasser u. a. Seit 1838 war er als Lehrer an der Antikenklasse der Akademie thätig und führte 1861—75 die Direktorialgeschäfte.

Dagen, Dagerort, s. Dagö.

Daggeisches Fieber, s. Denguefieber.

Dagget, s. Birkenteer.

Dagh (westtürk.), Berg, Gebirge.

Daghestan (tatar., »Bergland« oder »Land der Daten«), Provinz des russisch-asiat. Generalgouv. Kaukasus, zwischen der Provinz Terek im N., dem Kaspischen Meer im O. und den Gouv. Tiflis, Jelissawetpol und Baku im S. Zu dem letztern gehört der südöstlichste Zipfel der Landschaft D. mit der Halbinsel Apscheron. Die Provinz umfaßt 29,763 qkm (540,5 QM.) mit (1891) 601,987 Einw. Das großartige Felsenland bewässern zahlreiche Flüsse, unter denen Sulak und Samur mit zahlreichen Mündungsarmen die bedeutendsten sind. Auch gibt es viele heiße Quellen. Das Gebirgsland ist öde und unfruchtbar, nur im östlichen Teile finden sich einzelne Felder und Gelände. Fruchtbar und gut angebaut ist das Flachland, wo die edelsten Früchte gedeihen und das Klima zeitweise geradezu heiß ist. Die Regenmenge an der Küste ist beträchtlich. Jagdbares Wild und einzelne Raubtiere (Bären, Wölfe ꝛc.) finden sich in den waldreichen Gebirgsgegenden. Die Viehzucht, namentlich die Schafzucht, ist bedeutend. Von Mineralien findet sich Schwefel in großen Lagern an den Ufern des Sulak. Salz kommt besonders im mittlern Teil vor, Kupfer am Sulak. Die dem lesghischen Stamm angehörige Bevölkerung teilte sich 1886 in 107,168 Darginer (Dargua), 103,288 Küriner, 6830 Agulen, 9430 Dschek und Krys, 11,985 Rutuler, 2625 Zachuren, 27,667 Tabassaranen, 48,316 Kasikumyken, 123,296 Awarier, 7575 Andier, 4844 Dido, 7217 Karata, 3889 Tschamolal, 3262 Tindal u. a., von türkischen Völkern 15,697 Tataren, 60,836 Kumyken, 2556 Nogaier, außerdem 5421 Russen, 9210 Juden, 9024 Perser, 1054 Armenier u. a. Die Bevölkerung ist zum Teil nomadisch, teils treibt sie Ackerbau (Getreide, Baumwolle, Obst, Wein, Tabak) und Seidenraupenzucht. Die spärlichen Ortschaften sind in den Berglandschaften an strategisch und topographisch gut geschützten Stellen erbaut. Bei dem Eisernen Thor bei Derbent, einem Küstenpaß zwischen dem Kaspischen Meer und dem Ostende des Kaukasus, beginnt die alte Kaukasische Mauer (s. d.). Das Gebiet zerfällt in die Derbentische Stadthauptmannschaft und in die Bezirke Temirchanschura, Gunib, Kasikumuch, Andi, Awar, Kaitago-Tabassaran, Kjura, Samur und Darginsk. Sitz der Verwaltung ist die Festung Temirchanschura, unter 42° 50′ nördl. Br., in sumpfiger, ungesunder Gegend, 460 m ü. M., mit 3355 Einw.; wichtigste Handelsplätze sind Derbent und Petrowsk (s. d.), beide am Kaspischen Meer. — Mit den Persern hatten die Einwohner in der Zeit der Sassaniden (3.—7. Jahrh.) häufige Kämpfe zu bestehen. Während das Flachland Daghestans persische Provinz wurde, blieben die Bewohner des innern D. freie Bergvölker unter eignen Chanen. Seit aber Rußland 1801 von Grusien Besitz genommen, mußte es bestrebt sein, auch das nördlich davon liegende D. an sich zu bringen, das damals noch Grusien von Rußland trennte und so den Verkehr zwischen beiden Ländern erschwerte und bedrohte. Gefährlich wurde die Situation vollends, als der Muridismus (s. d.) unter den Bergvölkern Daghestans feste Wurzeln faßte. Nach dem türkisch-russischen Kriege (1828—29) rückten daher russische Truppen in D. ein und sicherten sich (1831—32) zunächst das Küstengebiet, durch welches die Straße nach Grusien führte. Zum ersten Schritt gegen das innere D. nötigte Schamyl (s. d.), der die awarische Chanfamilie verdrängt hatte und sich als Haupt der Muriden den Russen entgegenstellte. Mit der Unterwerfung desselben 1859 kam dann auch D. thatsächlich in den Besitz der Russen (s. Kaukasien). Vgl. Cunynghame, Travels in the eastern Caucasus, especially in Daghestan etc. (Lond. 1872); Radde, Aus den Dagestanischen Hochalpen (Gotha 1887).

Dagnan-Bouveret (spr. danjáng-buw'rä), Pascal Adolphe Jean, franz. Maler, geb. 1852 in Paris, wurde dort Schüler von Gérôme, folgte aber nicht der

Richtung seines Lehrers, sondern behandelte Motive aus dem modernen Volksleben, in deren koloristischer Darstellung er sich mehr und mehr den Grundsätzen der Hellmalerei näherte. Seinen ersten Erfolg erzielte er 1879 mit einer Hochzeit bei einem Photographen, welcher ein Unglücksfall, die Pockenimpfung und 1882 die Segnung des jungen Paares vor der Trauung (nach Motiven aus der Franche-Comté) folgten. Nachdem er 1884 mit einem Hamlet und die Totengräber eine Abschweifung auf ein ihm weniger zusagendes Gebiet unternommen, suchte er in den folgenden Jahren sein Studienfeld in der Bretagne und schuf in dem Pardon (1887), einer Bußprozession bretonischer Bauern und Bäuerinnen, und dem Ablaßtag in der Bretagne (1889) zwei Werke, deren letzteres ihm durch die schlichte Wahrheit und Tiefe der Charakteristik und die auf die geringsten Mittel der Hellmalerei beschränkte koloristische Darstellung die Ehrenmedaille des Salons eintrug. Von seinen übrigen Werken sind die Weihe des Brotes (im Luxembourgmuseum), mehrere Madonnen (eine in der Münchener Neuen Pinakothek), die Retruten (1891) und die Mittagsrast der Arbeiter auf der Wiese (1893) zu nennen. D. ist auch als Bildnismaler hervorragend.

Dagö (Dago, Dagen oder Dagden), eine zum russ. Gouv. Esthland, Kreis Wiek, gehörige Insel, am Eingang des Finnischen Meerbusens, nördlich von der Insel Ösel, von welcher sie nur durch eine schmale Meerenge, den Söälosund, getrennt ist (s. Karte »Livland rc.«). Sie ist von N. nach S. 47 km lang, von O. nach W. etwa 55 km breit und hat 960,1 qkm (17,4 QM.) Flächeninhalt. Ihre Küsten sind durch Welleneinspülung sehr zerrissen und überall von Untiefen, Sandbänken und kleinen Eilanden umgeben, wodurch die Schiffahrt in der Nähe ihrer Ufer sehr gefährlich wird. Auf der äußersten Spitze des westlichen Vorgebirges, Dagerort genannt, steht deshalb ein Leuchtturm. Die Insel ist meist eben und zeigt eine Abdachung von S. nach N.; an der Nordostküste und im Innern sind große Sümpfe (zusammen 14,000 Hektar), in denen man viele erratische Blöcke findet. Da das Erdreich im N. meist steinig ist und Wälder mehr als ein Viertel der Insel bedecken (besonders Fichten), ist nur der südliche und südwestliche Teil, der einen fruchtbaren, mergelhaltigen Boden zeigt, zum Anbau von Getreide geeignet, obwohl auch dieser hinter der Wiesenkultur bedeutend zurücksteht. Die 16,000 Bewohner bestehen zu ¾ aus Esthen, zu ¼ aus Schweden und Deutschen und nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fisch- und Robbenfang, Holzfällen, Kalkbrennen und einigem Handel, der sich in den beiden kleinen Hafenplätzen Hohenholm und Tiefenhafen konzentriert. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterm an Rußland abgetreten.

Dagobert, fränk. Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) D. I., Sohn Chlotars II., König von 628—638, war zu schwach, um dem Majordomus Pippin von Landen das Gegengewicht zu halten, doch der letzte Merowinger, der noch einigermaßen selbständig regierte, schändete aber seine sonst gerechte Regierung durch den Mord von 9000 Bulgarenfamilien, die vor den Avaren bei ihm Schutz suchten, und kämpfte unglücklich gegen die Slawen. Vgl. Double, Le roi D. (Par. 1879); Albers, König D. in Geschichte, Legende und Sage (Kaisersl. 1884).

2) D. II., Sohn des austrasischen Schattenkönigs Sigebert, Enkel des vorigen, ward nach dem Tode seines Vaters 656 von Pippins Sohn Grimoald in ein irländisches Kloster gesendet, jedoch 674 von den Austrasiern nach ihres Königs Childerich Tod auf den Thron erhoben, aber 678 ermordet.

3) D. III., Sohn Childeberts III., folgte diesem 711 als Schattenkönig und starb 715.

Dagon, eine Hauptgottheit der Philister, verehrt in Gaza, Asdod und anderwärts (es werden mehrere Ortschaften, Namens Beth-Dagon erwähnt). Den Dagontempel in Gaza riß Simson ein, den in Asdod verbrannte zur Makkabäerzeit Jonathan (1. Makk. 10, 83 ff.; 11, 4). Daß D. von den Philistern unter fischähnlicher Gestalt, nämlich mit einem Fischleib, aber Händen und Kopf eines Menschen, verehrt wurde, steht fest (vgl. 1. Sam. 5, 4), doch mag diese Darstellungsweise, vielleicht mitveranlaßt durch hebräisch dag, d. h. Fisch, spezifisch aramäisch-philistäisch sein, analog jener der Göttin Derketo (s. d.). Für Babylonien-Assyrien wenigstens, wo der Gott D. (Dagan) ebenfalls große Verehrung genoß, läßt sich fischähnliche Darstellung des Gottes nicht mit Sicherheit nachweisen, wenn man anders D. nicht mit Oannes (s. d.) irrig verwechselt.

Dagopa, s. Tope.

Dagoumer (spr. -gumĕr), Guillaume, franz. Philosoph, geb. um 1650 in Pont-Audemer, gest. 1745 in Courbevoie als Rektor der Pariser Universität, bekannt namentlich dadurch, daß ihn Lesage in seinem »Gil Blas« unter dem Namen Guyomar wegen seines unsittlichen Lebenswandels vorführte. Er schrieb: »Requêtes de l'université de Paris« (1724) zur Verteidigung der Universität gegen die Jesuiten.

Dagsburg (franz. Dabo), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg i. Lothr., in schöner Gegend der Vogesen, hat eine kath. Kirche, Sägemühlen und (1890) 2887 Einw. Darüber stand einst auf einem 532 m hohen Sandsteinfelsen das Schloß der Grafen von D., welches 1677 von den Franzosen zerstört wurde. Die Grafschaft D. gehörte seit 1049 einer Nebenlinie des herzoglichen Hauses von Niederlothringen, kam um 1300 durch Heirat an die Grafen von Leiningen und wurde 1679 französisches Lehen, doch erst im Lüneviller Frieden (1801) an Frankreich abgetreten. Vgl. Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg (2. Aufl., Par. 1858).

Dagstuhl, ehemalige reichsunmittelbare Herrschaft mit Schloß im preuß. Regbez. Trier, Kreis Merzig, am Fuß des Hochwaldes unweit der Saar; Hauptort derselben ist der Flecken Wadern (s. d.).

Daguerre (spr. -gär'), Louis Jacques Mande, Maler, geb. 18. Nov. 1789 zu Cormeilles in der Normandie, gest. 10. Juli 1851 in Petit-Brie bei Paris, war erst Steuerbeamter, bildete sich dann unter Degoti und lieferte für die Pariser Theater Dekorationen von bisher nicht gesehener Schönheit. Mit dem Maler Bouton konstruierte er 1822 das Diorama, welches sehr beifällig aufgenommen wurde. Seine Bemühungen um die Fixierung des Bildes in der Camera obscura blieben zunächst erfolglos. 1829 verband er sich zu diesem Zweck mit Joseph Nicéphore Niépce, einem reichen Privatmann, welcher schon seit 1814 ähnliche Versuche angestellt hatte, setzte nach dessen Tode seine Arbeiten selbständig fort und gelangte 1830 zum Ziel. Das Resultat seiner Bemühungen wurde 1839 durch Arago bekannt gemacht, und auf dessen und Gay-Lussacs Antrag erhielt D. eine jährliche Pension von 6000 und die Erben von Niépce eine solche von 4000 Frank, während das Verfahren der Daguerreotypie durch die französische Akademie veröffentlicht wurde.

Er schrieb: »Historique et description des procédés du daguerréotype et du diorama« (Par. 1880 u. ö.); »Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques« (das. 1844; deutsch, Köln 1844). Vgl. Ernouf, Les inventeurs du gaz et de la photographie (Par. 1885).

Daguerreotypie (spr. -gär-), s. Photographie.

Daguesseau, s. Aguesseau, Henri François d'.

Daguet (spr. dagä), Alexander, schweizer. Historiker und Pädagog, geb. 12. März 1816 in Freiburg, war 1837—43 Professor der Geschichte an der dortigen Zentralschule, dann, wegen seiner liberalen Ansichten entlassen, Direktor des Lehrerseminars im Berner Jura, 1848—57 Direktor der Kantonschule von Freiburg und Vizepräsident des Rates für öffentlichen Unterricht und wurde 1866 Professor an der Akademie zu Neuchâtel. Daguets Hauptwerk ist die »Histoire de la confédération Suisse« (7. Aufl., Neuchâtel 1879; deutsch, Aarau 1867). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Biographie de Guillimann« (Freiburg 1843); »Cornélius Agrippa chez les Suisses« (1846); »Études sur l'histoire littéraire de la Suisse avant le X. siècle« (1847); »Revue des principaux écrivains de la Suisse française« (1857); »De l'enthousiasme de la Suisse pour la cause de Neuchâtel« (1858); »Abrégé de l'histoire de la confédération Suisse« (1871); »Manuel de pédagogie ou d'éducation« (4. Aufl. 1881); »Histoire de la ville et seigneurie de Fribourg« (1889). D. redigierte auch eine Zeitlang die pädagogische Zeitschrift »Émulation« und später den »Éducateur«.

Dahabiye (arab., »die Goldene«), langes, schmales Nilschiff mit Verdeck und Kajütte.

Daheim, Name einer seit 1864 in Leipzig im Verlag von Velhagen u. Klasing erscheinenden illustrierten Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung im christlich-konservativen Sinne. 1891 wurde die Redaktion, die von dem Romanschriftsteller Th. H. Pantenius geleitet wird, nach Berlin verlegt.

Daher, ein Nomadenvolk des Altertums, an der Ostküste des Kaspischen Meeres bis zum Oxus und dem Oxianischen See (Aralsee) hin. Die D., wahrscheinlich Vorfahren der heutigen Turkmenen, waren gute Krieger und dienten als reitende Bogenschützen unter Darius, Alexander und Antiochos.

Dahl, 1) Johann Christian Claussen, Maler, geb. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, gest. 14. Okt. 1857 in Dresden, bezog 1811 die Akademie von Kopenhagen und kam 1818 nach Dresden, wo er Mitglied und Professor der Akademie wurde. Von hier aus machte er Reisen durch die Alpengegenden Deutschlands, besuchte Italien und kehrte zweimal in seine nordische Heimat zurück. Fleißige Naturstudien führten ihn zu einer eigentümlichen realistischen Richtung, der es aber an gewandter Technik mangelte. Zwei große Gemälde aus der charaktervollen Natur seiner Heimat stellen den Sturz der Tinterrare in Oberthelemarken und eine Thalschlucht mit Wasserfall an der Küste von Bergen dar. Von seinen übrigen Bildern sind ein Seesturm, in der Berliner Nationalgalerie, eine Ansicht der Stadt Bergen, im Museum zu Leipzig, und eine große Berglandschaft, in der Dresdener Galerie, hervorzuheben. Auch verfaßte er ein Werk über die nordische Holzarchitektur, betitelt: »Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens« (Dresd. 1837).

2) (Dal, Dal', Dalj) Wladimir Iwánowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 22. (10.) Nov. 1801 in Lugan (Gouv. Jekaterinoslaw), gest. 4. Okt. (22. Sept.) 1872 in Moskau, Sohn eines unter Katharina II. in Rußland eingewanderten Dänen, wurde im Seekadettenkorps in Petersburg erzogen und trat 1819 als Midshipman in den Dienst der Flotte des Schwarzen Meeres. Da ihm derselbe nicht zusagte, studierte er in Dorpat Medizin und machte als Militärarzt 1829—33 den Krieg in der Türkei und in Polen mit. 8 Jahre lebte er dann in Orenburg als Beamter der Kanzlei des Grafen V. Perowskij, unter dem er sich 1839—40 auch an der unglücklichen Expedition gegen Chiwa beteiligte. 1841—49 war er Kanzleichef im Ministerium des Innern, 1849—58 Präsident des Kameralhofes in Nishnij Nowgorod. 1858 nahm er seinen Abschied und lebte seitdem in Moskau. D. hat unter dem Pseudonym Kosak Luganskij eine Reihe Erzählungen hinterlassen, die sich namentlich durch ein tiefes Verständnis des Volkslebens und vortreffliche, wahrhaft typische Schilderungen auszeichnen. Außerdem veröffentlichte er die reichhaltigste Sammlung russischer Sprichwörter (Mosk. 1862, 2. Ausg. 1879) und ein »Erklärendes Wörterbuch der lebenden großrussischen Sprache« (das. 1861—68, 4 Bde.; 2. Ausg. 1880—82), zu dem er das Material seit seinem 18. Lebensjahre gesammelt hatte. Eine Gesamtausgabe seiner Erzählungen (»Povésti i razskazy«) erschien in 8 Bänden (Petersb. 1860—1861; 3. Ausg., Petersb. u. Mosk. 1883—84).

3) Johannes Siegwald, Maler, geb. 16. Aug. 1827 in Dresden als Sohn von D. 1), erhielt von diesem den ersten Unterricht in der Kunst und bildete sich später unter Wilh. Wegener vorzugsweise in der Tiermalerei aus. Nachdem er noch drei Jahre die Akademie in Dresden besucht hatte, ging er, da ihn die Tierbilder Landseers fesselten, 1851 nach London und besuchte von da aus auch Paris. Die besten Motive zu seinen Tierbildern nahm er aus Norwegen, der Heimat seines Vaters, deren Natur er gründlich studierte. Die Dresdener Galerie besitzt zwei seiner Gemälde: den Fehlschuß und eine Fähre in Norwegen. Von seinen spätern Werken sind die von einem Fuchs überfallenen Wildenten, im Museum zu Hannover, die Katzenfamilie, die Kuhherde vor der Sennhütte und das Nordkap bei Mitternachtssonne zu nennen.

4) Konrad Neuman Hjelm, norweg. Dichter, geb. 24. Juni 1843 auf dem Hofe Varmbo im Stifte Drontheim, studierte Theologie in Christiania und wirkt seit 1885 als Gefängnisprediger zu Akershus. Er hat eine Reihe von Erzählungen und Novellen geschrieben, welche das Leben an der norwegischen und lappischen Küste mit dem ganzen Ernst, der dieses kennzeichnet, schildern und namentlich eine verständnisinnige Naturanschauung wie große Gemütstiefe kundgeben. Wir nennen davon: »Löven« (»Der Löwe«, 1874); »Finnegutten« (»Der junge Finne«, 1873); »Eda Mansika« (1875); »Ishavsskipperen« (»Der Eismeerfahrer«, 1878, als Feuilleton schon 1872 gedruckt); »Glimt« (1882); »Ly« (1885); »Et Slør« (1884); »Ensomme Folk« (1889).

5) Hans, Maler, geb. 19. Febr. 1849 zu Hardanger in Norwegen, war anfangs schwedischer Offizier und bildete sich seit 1873 auf der Kunstschule in Karlsruhe unter Gude und Riefstahl und in Düsseldorf unter v. Gebhardt und E. Sohn zum Landschafts- und Genremaler aus. Seit 1876 stellt er eine Reihe von Gemälden aus, auf welchen Landschaft und Staf-

sage nach Motiven aus seiner Heimat mit gleicher Liebe behandelt sind, und die meist durch ihren humoristischen Inhalt fesseln, während das Kolorit oft hart und glasig und die Ausführung bisweilen sehr flüchtig und dekorativ ist. 1889 nahm D. seinen Wohnsitz in Berlin. Seine Hauptbilder sind: ein Naturkind, das Spiel der Wellen, Damenpensionat auf der Eisbahn, letzte Ölung, weibliche Anziehung, hinter dem Segel, ein Sommertag in Norwegen, Ankunft zur Kirche bei Ullenswang (Hardanger), auf einsamen Wegen, der gestörte Schlaf und In hohen Wellen.

Dahlak (Dahalak), zur ital. Kolonie Eritrea gehörige Inselgruppe, Massaua gegenüber, zwischen 15° 25′ und 16° 36′ nördl. Br., umfaßt die Hauptinsel Groß-D. (52 km lang, 30 km breit) und die kleinern Nohra und Nokra nebst zahlreichen Klippen, mit 1500 Einw., welche, ursprünglich christliche Einwanderer aus Abessinien, später durch Araber zum Islam bekehrt wurden und sich mit diesen vermischten, jetzt ein verderbtes Tigré sprechen und in zehn Dörfern wohnen. Die 10—13 m hohen, zerrissenen weißen Kalkfelsen haben eine dürftige Vegetation, die indes viele Ziegen und Kamele und einige Esel nährt. Auch wird etwas Perlen- und Schildkrötenfischerei betrieben. Für die Perlen ist Hauptmarkt Dönöllö an der Ostseite der Hauptinsel. Dieselbe war zur Römerzeit Mittelpunkt einer äußerst ergiebigen Perlenfischerei und ihre Kaufleute wegen ihres Reichtums berühmt. Ruinen deuten darauf hin, daß die Portugiesen im 16. Jahrh. hier eine Niederlage hatten. Vgl. v. Heuglin, Reise nach Abessinien (Jena 1868).

Dahlb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dahlberg, Erik, Graf, schwed. Feldmarschall, geb. 10. Okt. 1625 in Stockholm, gest. 16. Jan. 1703, war seit 1646 Kammerschreiber bei der pommerschen Kammer und ward 1647 mit der Untersuchung sämtlicher schwedischen Festungen in Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Westfalen beauftragt. Als Ingenieur bei der schwedischen Armee legte er neue Festungswerke bei Thorn an und zeichnete sich sowohl in dem polnischen als in dem folgenden Kriege mit Dänemark aus. Auf seinen Bericht wagte Karl X. Gustav seinen berühmten Marsch über das Eis der Belte. Auch am nächsten dänischen Kriege (1675—79) beteiligte er sich ruhmvoll (unter andern bei der Belagerung von Helsingborg). 1660 erhielt er das Adelsdiplom; 1693 wurde er Graf, Feldmarschall und Generalgouverneur von Bremen und Verden und 1696 von Livland. 1700 verteidigte er Riga gegen die Sachsen, trat aber 1702, als Karl XII. wider seinen Willen gegen Polen zog, zurück. Wegen seiner Verdienste um Verbesserung des Festungbaues (er baute unter andern die Festungen zu Marstrand [Karlsten], Wismar, Riga und Stade) in Schweden ward er der Vauban Schwedens genannt. Sein Hauptwerk: »Suecia antiqua et hodierna« (Stockh. 1700, 2 Bde.) besteht aus Kupferstichen ohne Text.

Dahlbom, Anders Gustav, Entomolog, geb. 3. März 1806 zu Forssa in Östgotland, gest. 3. Mai 1859 in Lund, studierte daselbst Entomologie, ward dort 1830 Dozent der Naturgeschichte und 1843 Intendant des entomologischen Museums. Sein Hauptwerk ist: »Hymenoptera europaea praecipue borealia« (Bd. 1, Lund 1843—45; Bd. 2, Berl. 1854)

Dahlen, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Oschatz, an der Linie Leipzig-Riesa-Dresden der Sächsischen Staatsbahn, 153 m ü. M., hat eine sehr alte evang. Kirche, ein Schloß mit Park, ein neues Rathaus (seit 1888), Eisengießerei, Wagenbau, Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1890) 2976 fast nur evang. Einwohner. 7 km von D. der Kollmberg (314 m), etwas weiter Schloß Hubertusburg. — 2) Stadt, s. Rheindahlen.

Dahlfuß, s. Klumpfuß.

Dahlgren, 1) Karl Fredrik, schwed. Dichter und humoristischer Schriftsteller, geb. 20. Juni 1791 zu Stensbruk in Östgotland, gest. 2. Mai 1844, studierte zu Upsala Theologie und wirkte seit 1815 als Prediger zu Stockholm. Als Dichter bewegt er sich stets mit außerordentlicher, zuweilen freilich auch übereilter Leichtigkeit; am ausgezeichnetsten ist er in der Naturschilderung und Darstellung idyllisch-burlesker Szenen in Bellmans Manier. Viele seiner Gedichte sind ins Volk übergegangen. Wir nennen von seinen Schriften: »Aurora« (Stockh. 1815, 2 Tle.); »Mollbergs epistlar« (das. 1819—20, 2 Bde.); »Odalgumman« (das. 1829); »Aftonstjernan« (das. 1832) und den ausgezeichneten Roman »Nahum Fredrik Bergströms krönika« (das. 1831). Eine Gesamtausgabe seiner Werke (»Samlade arbeten«) besorgte Arwidsson (Stockh. 1847—52, 5 Bde.; 3. Aufl. 1875).

2) John Adolf, Seemann, geb. 13. Nov. 1809 in Philadelphia, gest. 12. Juli 1870, ward 1826 Midshipman, 1837 Leutnant, 1855 Kommandeur. Er ist der Erfinder der nach ihm benannten schweren gußeisernen Schiffsgeschütze, die sich im Sezessionskrieg schlecht bewährten (32 schwere Rohre zersprangen), und führte in der amerikanischen Flotte Bronzehaubitzen als Bootskanonen ein. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs ward er Befehlshaber des Washingtoner Kriegshafens und 1862 Chef des Geschützwesens. Er löste Admiral Dupont vor Charlestown nach dem vergeblichen Angriff desselben auf Fort Sumter 7. April 1863 ab und übernahm das Kommando des südatlantischen Geschwaders, 1866 das des südlichen Stillen Ozeans und 1869 wieder das Kommando des Washingtoner Hafens. D. schrieb: »Report on the 32 pounders of 32 cwt.« (1850); »System of boat armament in the United States navy« (1852); »Naval percussion locks and primers« (1852); »Shells and shell guns« (1856). Nach seinem Tode erschienen: »Notes on maritime international law« (1877). Vgl. M. V. Dahlgren, Memoir of John A. D. (Boston 1882).

3) Fredrik August, schwed. Dichter und Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1816 im Kirchspiel Nordmark (Wermland), studierte zu Upsala, trat dann in den Staatsdienst, war erst im Reichsarchiv, dann lange Zeit im geistlichen Departement thätig und wurde 1878 zum Kanzleirat und Chef des Gesundheits- und Armenamtes ernannt. Seit 1871 ist er Mitglied der schwedischen Akademie. D. schrieb zahlreiche volkstümliche Lieder, die 1875—76 gesammelt erschienen, Dramen, wie: »Vermländingarne« (1846), das mehr als hundertmal gegeben wurde, »Ett äfventyr på Stegeborg« (»Ein Abenteuer auf Stegeborg«, 1854), »Kaffeförbudet« (»Die Kontinentalsperre«, 1855) ꝛc., und zahlreiche Übersetzungen dramatischer Meisterwerke des Auslandes. Auch verfaßte er eine Geschichte des schwedischen Theaters (1866).

Dahlhausen, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Hattingen, an der Ruhr, Knotenpunkt der Linien Steele-Witten, Altendorf-D. und Überruhr-D. der Preußischen Staatsbahn, hat ein Bergrevier, Steinkohlenbergbau, Kokesbrennerei, Fabrikation feuer-

fester Steine, Ziegelbrennerei, Sägewerke, Façonschmiederei und (1890) 3882 (Gemeinde 5035) Einw.

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgina.

Dahlia, violette Anilinfarbe, s. Hofmanns Violett.

Dahlin, soviel wie Inulin.

Dahlmann, Friedrich Christoph, Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 13. Mai 1785 in Wismar, gest. 5. Dez. 1860 in Bonn, studierte seit 1802 in Kopenhagen, wo ein mütterlicher Oheim sich seiner annahm, und seit 1804 in Halle, wo Friedr. Aug. Wolf eine große Anziehungskraft ausübte, Philologie. Seine Studien wurden durch eigne Krankheit und den Tod seines Vaters, der nur dürftige Mittel hinterließ, unterbrochen, und er kam noch einmal nach Kopenhagen, aber nur um Privatstudien zu treiben, und hielt sich dann mehrere Jahre in Wismar auf. 1809 reiste er nach Dresden, wo er mit Heinrich v. Kleist innige Freundschaft schloß, und von wo er mit diesem während des französisch-österreichischen Kriegs das Schlachtfeld von Aspern besuchte. In Wittenberg erwarb er 1810 mit einer Abhandlung über Ottokar von Böhmen den philosophischen Doktorgrad; 1811 habilitierte er sich in Kopenhagen als Privatdozent der Philologie, erhielt aber 1812 den Auftrag, an der Universität Kiel geschichtliche Vorlesungen zu halten, und wurde 1813 als außerordentlicher Professor daselbst angestellt. In der Festrede (Kiel 1815), die er bei der von der Universität veranstalteten Feier der Schlacht bei Waterloo hielt, mahnte er mit ernsten Worten zur Arbeit an der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Als Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft trat er mit Eifer und Entschiedenheit für deren Rechte ein und geriet hierdurch in eine oppositionelle Stellung zur dänischen Regierung. Er ward nicht zum ordentlichen Professor befördert und nahm daher 1829 einen Ruf nach Göttingen als Professor der deutschen Geschichte und der Staatswissenschaften an. Hier wurde er wiederum in die Politik verwickelt, indem er, nach der sogen. Göttinger Revolution (Januar 1831) als Deputierter der Universität an den Generalgouverneur Herzog von Cambridge abgesandt, dessen Vertrauen gewann, bei Feststellung der Verfassung zu Rate gezogen und von der Universität zu ihrem Vertreter in der Zweiten Kammer gewählt wurde. Sowohl seine Reden als seine Artikel in der »Hannöverschen Zeitung« erregten durch ihren rücksichtslosen Freimut und ihr nach allen Seiten selbständiges Urteil vielfach Anstoß, und er fühlte sich mit seinen politischen Ansichten isoliert. Eine Frucht seiner damaligen Studien in der Politik war das Handbuch der Politik: »Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt«, von welchem nur der 1. Band (Götting. 1835; 3. Aufl., Berl. 1847) erschienen ist. Nach dem Verfassungsbruch des Königs Ernst August (1837) verfaßte D. den Entwurf einer Protestation, welche das Verfahren des Königs für einen Staatsstreich erklärte, der niemand von dem auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid entbinden könne; sechs von Dahlmanns Kollegen unterschrieben diese Erklärung. Ihre Absetzung und Ausweisung war die Folge davon. D., der über die Verfassungsfrage noch das klassische Pamphlet »Zur Verständigung« schrieb, begab sich zunächst nach Leipzig, dann nach Jena, wo er seine vortreffliche »Geschichte von Dänemark« (Hamb. 1840—43, 3 Bde.) schrieb, die leider nur bis zur Reformation reicht. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ward D. 1. Nov. 1842 als Professor an die Universität Bonn berufen. Seine Vorlesungen wurden die besuchtesten in Bonn, er galt weithin als politische Autorität, und auch die Regierung holte in wichtigen Universitätsangelegenheiten seinen Rat ein. Obwohl Dahlmanns Persönlichkeit, seine Zurückhaltung und Schwerfälligkeit ihn wenig begünstigten, ward er doch populär. Unter den Vorlesungen, die er in Bonn hielt, ragten besonders die über die englische und französische Revolution durch ihre politische Bedeutung hervor; sie wurden bald auch gedruckt (»Geschichte der englischen Revolution«, Leipz. 1844; 7. Aufl. 1885; »Geschichte der französischen Revolution«, das. 1845; 3. Aufl. 1864), fanden reißenden Absatz und bestimmten das politische Urteil der gebildeten Mittelklassen in Deutschland. Gleich bei Beginn der nationalen Bewegung des Jahres 1848 wurde D. von dem neu ernannten Minister Grafen Schwerin zur Teilnahme an den Beratungen über die preußische Verfassung aufgefordert, bald nachher als preußischer Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt geschickt, darauf sogar zum eigentlichen Bundestagsgesandten ernannt, was er jedoch ablehnte, da er überzeugt war, in freierer Stellung mehr wirken zu können. Der Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner, in welchem der Einheitsgedanke zu so entschiedenem Ausdruck kam, ist hauptsächlich Dahlmanns Werk. Auch war er Referent des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung. In der Frage der Hegemonie war er für die Einigung unter Preußens Führung mit Ausschluß Österreichs, fand aber damit weder beim König von Preußen noch bei der Mehrheit des Parlaments Beifall. Überhaupt fehlten ihm für eine praktische Politik die rasche Erkenntnis des Möglichen und Praktischen und der kühne Entschluß, wie sein Verhalten 1. Sept. in der Frage des Malmöer Waffenstillstandes und seine Unfähigkeit, ein Ministerium zu bilden, zeigten. Doch trat er 1849 noch entschieden für das preußische Kaisertum ein. Zur Teilnahme an der Gothaer Versammlung und zur Unterstützung der preußischen Unionsbestrebungen entschloß sich D. nur mit großer Selbstüberwindung: er war überzeugt, daß jener Weg nicht zum Ziel führen werde. Doch ließ er sich in das Erfurter Parlament wählen und trat auch im Sommer 1850 in die preußische Erste Kammer ein, wo er den überstürzenden Restaurationsbestrebungen mutig, aber ohne Erfolg entgegentrat. Mehr und mehr vereinsamt, überließ er sich dem Gefühl bitterer Resignation und schöpfte erst seit der Wendung der Dinge in Preußen 1858 neuen Mut. Der Einfluß des edlen Patrioten auf die politische Erziehung der gebildeten Klassen des deutschen Volkes war von größter Bedeutung. Von seinen Schriften sind neben der Ausgabe von Neocorus' »Geschichte der Dithmarschen«, in sächsischer Sprache (Kiel 1827), noch zu erwähnen: »Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte« (Bd. 1, Altona 1821; Bd. 2: »Herodot«, 1824); »Quellenkunde der deutschen Geschichte«, für eigne Vorträge der deutschen Geschichte geordnet (Götting. 1830; seit der 3. Aufl., 1869, bearbeitet von Waitz, 5. Aufl. 1883). Seine 1826 in Kiel gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte Dithmarschens gaben Kolster (Leipz. 1873), seine »Kleinen Schriften und Reden« Varrentrapp (Stuttg. 1886) heraus. Vgl. A. Springer, Friedr. Christ. D. (Leipz. 1870—72, 2 Bde.).

Dahme (Wendische Spree), linker Nebenfluß der Spree in der preußischen Provinz Brandenburg, entspringt im SO. der Stadt Dahme auf dem Flä-

ming, wird bei Golßen flößbar und bald darauf schiffbar, durchfließt mehrere Seen und mündet bei Köpenick. Mit dem Scharmützelsee ist sie durch den Storkowkanal, mit dem Teupitzer See durch den Körischen Schiffahrtsgraben verbunden; von links fließt ihr bei Königswusterhausen die Notte (aus dem Mellensee) zu.

Dahme, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, an der Dahme und der Eisenbahn D.-Uckro, 95 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Landwirtschaftsschule, eine agrikulturchemische Versuchsstation, ein Amtsgericht, Tuch-, Schuh-, Tabaks- und Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei und (1890) 5166 fast nur evang. Einwohner. Historisch bekannt ist der Ort durch das siegreiche Gefecht der Preußen gegen die Franzosen am 7. Sept. 1813.

Dahn, Flecken im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Pirmasens, an der Lauter, in einem romantischen Thale der Vogesen, 204 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Burgruine, ein Amtsgericht, Forstamt, Sägemühlen und (1890) 1312 meist kath. Einwohner. Nahebei der Felsen Jungfernsprung mit Aussicht.

Dahn, 1) Friedrich, Schauspieler, geb. 18. April 1811 in Berlin, gest. 9. Dez. 1889 in München, war erst für die Kanzel bestimmt, entschied sich aber bald für die Bühne und begann 1829 am Königsstädtischen Theater in Berlin seine Laufbahn. Als jugendlicher Liebhaber seit 1830 am Breslauer, von 1831—34 am Hamburger Stadttheater engagiert, gewann er sich durch sein Talent, das von glänzenden Mitteln unterstützt wurde, die Gunst des Publikums. Seit 1834 gehörte er dem Münchener Hoftheater an, als dessen Ehrenmitglied er sich 1878 von der Bühne zurückzog. Hauptrollen in früherer Zeit waren: Don Karlos, Mortimer, Beaumarchais, Gaston; später: Tell, Egmont, Dunois. Der letzten Periode gehören an: Lear, Wallenstein, Oberförster und viele Repräsentationsrollen. Verheiratet war D. seit 1833 mit Konstanze Le Gay (geb. 1814 in Kassel), die früher als »Wunderkind« aufgetreten und seit 1829 in Hamburg engagiert war, aber 1850 wieder von ihm geschieden wurde. Durch Schönheit, Geist und Feuer ausgezeichnet, erzielte sie als jugendlich-tragische und heitere Liebhaberin hier wie in München, wo sie von 1834 bis zu ihrer Pensionierung (1865) auftrat, durchschlagende Erfolge. — Beider Sohn Ludwig D., geb. 12. März 1843 in München, bildete sich unter der Leitung seiner Eltern zum Schauspieler aus und debütierte in München erfolgreich als Kosinsky. Im September 1860 ward er in Weimar engagiert, wo er Gelegenheit hatte, im Cyklus der Shakespeareschen Königsdramen in bedeutenden Rollen mitzuwirken, wurde dann 1865 als erster jugendlicher Liebhaber an das Hoftheater zu Berlin, von hier im September 1873 an das deutsche Hoftheater zu Petersburg berufen und trat 1878 in den Verband des Münchener Hoftheaters. Zu seinen besten Leistungen gehören: Schiller (»Karlsschüler«), Mortimer, Leopold von Dessau, Gringoire.

2) (D.-Hausmann) Marie, seit 1853 zweite Frau von D. 1), geb. 17. Juni 1830 in Wien, Tochter eines beliebten Komikers am Leopoldstädter Theater, debütierte 1845 in Mannheim mit solchem Erfolg, daß sie sofort einen Engagementsantrag für Frankfurt a. M. erhielt, und nahm 1849 nach einem glänzenden Gastspiel ein lebenslängliches Engagement an der Hofbühne zu München. Im Besitz des ersten jugendlichen Faches hatte sie Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit zu bewähren, und ihr Gretchen, Klärchen, ihre Julie, Luise, Jane Eyre wie ihre Rosalinde, Katharina, Margarete Western erhielten sie in der Gunst des Publikums. Später fand sie mit Glück den Übergang in fein- und chargiert-komische und edle Mütterrollen (Geheimrätin im »Störenfried«, Claudia in »Emilia Galotti«, die alte Feldern in »Hermann und Dorothea«).

3) Julius Sophus Felix, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Dichter, geb. 9. Febr. 1834 in Hamburg als Sohn von D. 1) und dessen erster Gattin, Konstanze D. (gebornen Le Gay), studierte 1849—53 in München und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte und habilitierte sich 1857 in München als Dozent für deutsches Recht, wurde 1862 außerordentlicher Professor daselbst, 1863 ordentlicher Professor in Würzburg, 1869 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1872 Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg und ordentlicher Professor für deutsches Recht in Königsberg, von wo er 1888 an die Universität Breslau berufen wurde. 1885 ward er zum Geheimen Justizrat ernannt. Als juristischer Schriftsteller hat sich D. bekannt gemacht durch folgende Arbeiten: »Über die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen« (Münch. 1855), »Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile« (das. 1857), »Das Kriegsrecht« (Würzb. 1870; ins Französische übersetzt, Antwerp. 1870), »Handelsrechtliche Vorträge« (Leipz. 1875), »Deutsches Rechtsbuch« (Nördling. 1877), »Deutsches Privatrecht« (Leipz. 1878, 1. Abt.), »Die Vernunft im Recht« (Berl. 1879), »Eine Lanze für Rumänien, eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung« (Leipz. 1883), »Die Landnot der Germanen« (das. 1889). Auch besorgte er in 3. Ausgabe Bluntschlis »Deutschem Privatrecht« mit selbständiger Darstellung des Handels- und Wechselrechts (Münch. 1864). Von seinen historischen Arbeiten sind hervorzuheben: die Monographie »Prokopius von Cäsarea« (Berl. 1865) und das umfassend angelegte rechtsgeschichtliche Werk »Die Könige der Germanen« (Münch. u. Würzb. 1861—71, 6 Abtlgn.). Seine neuern hierher gehörigen Schriften sind: »Westgotische Studien« (Würzb. 1874); »Langobardische Studien« (Leipz. 1876, 1. Bd., 1. Abt.); »Die Alamannenschlacht bei Straßburg«, eine Studie (Braunschw. 1880); »Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker« (Berl. 1881—90, 4 Bde.); »Geschichte der deutschen Urzeit« (als 1. Band der »Deutschen Geschichte« in Giesebrechts »Geschichte der europäischen Staaten«, Gotha 1883—88). Von Wietersheims »Geschichte der Völkerwanderung« bearbeitete D. die 2. Auflage (Leizp. 1880—81, 2 Bde.). Seine kleinen Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: »Bausteine« (1.—6. Reihe, Berl. 1879—84). Der lebhafte Verkehr mit dem Münchener Dichterkreis hat auch die poetische Begabung Dahns früh zur Entfaltung gebracht, die sich am erfolgreichsten auf dem Gebiet des historischen Romans bekundet. Zeugnis davon geben: »Ein Kampf um Rom« (Leipz. 1876, 4 Bde.; 17. Aufl. 1892); »Odhins Trost« (das. 1880, 7. Aufl. 1890); »Kleine Romane aus der Völkerwanderung« (das. 1882—90, 7 Bde.); »Die Kreuzfahrer« (Berl. 1884, 5. Aufl., Leipz. 1888, 2 Bde.); »Odhins Rache« (das. 1891); »Julian der Abtrünnige« (das. 1893, 3 Bde.); kleinere Erzählungen: »Bis zum Tode getreu« (das. 1887, 7. Aufl. 1888); »Friggas Ja« (das. 1888); »Skirnir« (das. 1889); »Was ist die Liebe« (das. 1887, 4. Aufl. 1893); »Die Finnin« (das. 1892). An lyrischen Dichtungen nennen wir: »Gedichte« (Leipz. 1857; 2. Aufl.

als »Jugendgedichte«, 1891), denen 1873—92 noch vier andre Sammlungen folgten (teilweise mit Beiträgen seiner Gattin Therese, geborne Freiin von Droste-Hülshoff, geb. 28. Mai 1845 in Münster); »Zwölf Balladen« (Leipz. 1875). Episch sind: »Harald und Theano« (Berl. 1855); »Sind Götter?« (Stuttg. 1874; 5. Aufl., Leipz. 1878); »Die Amalungen« (das. 1876); »Rolandin« (das. 1891) und »Walhall«, germanische Götter- und Heldensagen (11. Aufl., das. 1891, im Verein mit seiner Gattin). Weniger bedeutend sind seine dramatischen Dichtungen: »Markgraf Rüdeger« (Leipz. 1875), »König Roderich« (das. 1875, 2. Ausg. 1876), »Deutsche Treue« (das. 1875), »Sühne« (das. 1879), »Skaldenkunst« (das. 1882) und die Lustspiele: »Die Staatskunst der Frau'n« (das. 1877) und »Der Kurier nach Paris« (das. 1883). Auch verschiedene Operntexte, wie: »Armin« (1880), »Der Fremdling« (1880), »Der Schmied von Gretna-Green« (1881), hat D. verfaßt. Aus neuester Zeit sind noch zu nennen: »Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. Nebst Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen« (Bresl. 1892) und seine »Erinnerungen« (Leipz. 1890—93, 3 Tle.).

Dahna, arab. Wüste, s. Dehna.

Dahnthal, s. Lauter 1).

Dahomé (Dahomey), franz. Besitzung, ehemaliger Negerstaat in Nordwestafrika (s. Karte »Guinea«), reichte bis vor wenigen Jahren bis an den Golf von Benin, wurde aber nach Abtretung der Küstenlandschaften Groß-Popo, Watschi, Porto Novo und Wema mit den Häfen Whydah und Kotonu mit 360,000 Einw. an Frankreich fast ganz auf das Hinterland zwischen der deutschen Kolonie Togo im W., der englischen Kolonie Lagos mit Joruba im O. und der Landschaft Mahé im N. beschränkt und umfaßt 10,000 qkm (180 QM.) mit 250,000 Einw. Hinter einem schmalen, teilweise von Riffen besäumten, sandigen und völlig schutzlosen Küstenstrich ziehen sich Lagunen hin, in deren größte der das Land von N. nach S. durchfließende Wheme oder Oagbo mündet und dann von dort aus in mehreren Mündungsarmen seinen Weg zum Meere findet. Darauf folgt ein dichtbewaldetes Plateau bis zu dem großen, 10—12 km breiten Lamasumpf, dann Reihen niedriger Hügel an beiden Ufern des Wheme, endlich das Quellgebiet dieses Flusses, das Gebirgsland Mahé. Waldungen aus Wollbäumen und Palmen wechseln mit ausgedehnten Savannen ab. Das Klima ist an der Küste durch die Ausdünstungen der Lagunen sehr ungesund, wird aber mit dem Vordringen ins Innere erträglicher. Pflanzen- und Tierwelt sind die des übrigen tropischen Afrika. Die Bevölkerung bestand ursprünglich aus Ejo, die indes fast vollständig ausgerottet sind, heute aber aus Ewe. Ihre Sprache, das Ewe (grammatisch dargestellt von Schlegel, Stuttg. 1857), ist nach Fr. Müller mit den übrigen Sprachen der Küste von Guinea verwandt; nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen auch an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. Die Religion ist der gröbste Fetischismus: die Ewe erkennen einen guten und einen bösen Geist an, verehren aber besonders den letztern, den sie fürchten. Der im Lande verbreitetste Kultus scheint ein priapischer; die männlichen oder weiblichen Fetische werden angerufen und mit Palmöl begossen. Die Fetischgötter, aus rotem Thon geformt, stehen am Eingang der Städte und Dörfer, wo jeder Kaufmann den Zehnten und die heilige Gabe abliefern muß. Man verehrt auch Schlangen, deren sich mehrere hundert in einem Haus befinden, und die nachts überall umherschweifen, sowie Leoparden und Affen. Die Priester und Priesterinnen werden selbst vom König geehrt. Erstere, deren Kopf fast immer auf der rechten Seite rasiert ist, kleiden sich sehr reich; die Priesterinnen schmücken ihr Haar mit Kauris und Perlen, während sonst die Frauen in D. mit kahlem Kopf gehen. Menschenopfer bei den regelmäßigen Hoffesten und Begräbnissen sind gewöhnlich; der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode unter glücklichen Verhältnissen ist allgemein. Musik (Tamtam, Elefantenzähne, Kalebassen, Rohrflöte, Harfe) und Tanz sind sehr beliebt. Die höchsten und ältesten Häuptlinge, selbst der König, verschmähen es nicht, vor dem Volk zu tanzen. Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau; man baut Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten und Erdnüsse sowie alle Arten von Gemüsen. Ölpalmen hat man in zahllosen Mengen rings um die Dörfer gepflanzt. Als Haustiere hält man in großer Menge Schafe, Ziegen, große Schweine, Truthühner, Hühner, Enten, Gänse, Tauben und Perlhühner. Der Gewerbfleiß liefert Baumwollgewebe, harte Thongefäße in Gestalt von Kalebassen, eiserne Klingen und Ackergeräte, Leder, vegetabilische Seide, Farbwaren ꝛc. Aus dem roten Thon, aus dem fast durchweg der Boden besteht, fertigt man harte Blöcke zum Aufbau der endlosen Mauern, welche das Grundeigentum der Häuptlinge umziehen, und sehr dauerhafter Häuser. Man versteht auch Stoffe zu sticken und zwar mit europäischer Wolle und Seide. Der Handel führt vornehmlich und zwar in wachsenden Mengen Palmöl aus, wovon D. mindestens 5000 Ton. jährlich ausführen könnte, aber gerade zur Zeit der Ernte pflegte der König und mit ihm die meisten Männer auf Kriegszüge auszuziehen. Der Ölhandel ist jetzt an die Stelle des früher von der Küste aus schwunghaft betriebenen Sklavenhandels getreten. Als Münze dienen die Kauris, deren 2000 den Wert von 1 span. Thaler haben. Die Staatsform ist eine absolute Monarchie, der König Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen; selbst die höchsten Würdenträger sind nur Sklaven des Herrschers. Von diesen sind die bedeutendsten der Minghan, der mit der Polizei und der Rechtsverwaltung betraut ist; der Tolonnu oder erste Verschnittene, der absolute Chef des königlichen Hauses, der auch die Aufsicht über die Frauen des Palastes hat, und der Cambodé oder Großkämmerer, der die Ausgänge des Palastes bewacht, dem König, wenn er ausgeht, den Weg von allen Steinen säubert ꝛc. Die Verwaltungsbeamten, deren Willkür desto größer ist, je weiter sie vom Hof entfernt wohnen, ernennt der König. Groß ist auch der Einfluß der zahllosen Frauen des Herrschers. Das Heer besteht aus 4500 Regulären und 10,000 Irregulären nebst einem 5000 Köpfe starken Amazonenkorps, die Bewaffnung in 8000 Repetiergewehren, 4000 alten Flinten, einigen Geschützen, Säbeln, Lanzen und Bogen. Reiterei ist, da es an Pferden fehlt, nicht vorhanden; nur der König und einige Vornehme haben das Recht, zu reiten. Hauptstadt ist Abomé (s. d.), Sommeraufenthalt des Königs das 10 km südlich gelegene Canna, zu dem eine gute Straße führt; noch weiter südlich jenseit des Lamasumpfs liegt der wichtige Handelsplatz und die ehemalige Hauptstadt Allada mit 15—18,000 Einw., in welcher der König vor Antritt der Regierung auf einem alten Thronsessel sitzen muß.

D. war vor dem 17. Jahrh. unbedeutend; sein Hauptort, das Dorf Dahis, lag ganz nahe von Abomé,

das Anfang des 17. Jahrh. der Häuptling Takudua eroberte und zur Hauptstadt eines Reiches machte, welches durch Eroberung von Allada 1724 und der Küste 1772 bedeutend erweitert wurde. Allada ward nun die Hauptstadt. Whydah wurde 1825 erobert, nachdem bereits die Mahé im N. sich hatten unterwerfen müssen. Als Ende des vorigen Jahrhunderts der Sklavenhandel von der Westküste Afrikas einen lebhaften Aufschwung nahm, war D. eins der Länder, welches sich am eifrigsten daran beteiligte. Damit trat dann das Land in nähere Berührung mit den Europäern, die bald energische Vorstellungen gegen die jährlichen Menschenschlächtereien erhoben. König Ghezo (gest. 1858) schaffte dieselben auch ab, doch führte sie sein Nachfolger Bahadung sogleich wieder ein. Portugal, welches das Fort Ajuda bei Whydah besitzt, übernahm 1885 das Protektorat, konnte aber die Menschenopfer auch nicht beseitigen, legte seine Schutzherrschaft 22. Dez. 1887 nieder und räumte den Franzosen das Feld, die bereits 1878 die Schutzherrschaft über Kotonu, 1883 über Porto Novo übernommen und 1885 Groß-Popo besetzt hatten. Sie erlangten 1890 von König Behanzin auch das Besatzungsrecht von Whydah und die Abtretung der ganzen Küstenlandschaft gegen eine jährliche Zahlung von 20 Mill. Frank. Als aber der König, der nach dem schnell steigenden Handelsverkehr der Küstenhäfen von Frankreich übervorteilt zu sein glaubte, diesem im Frühjahr 1892 den Krieg erklärte, schlug ein französisches Heer unter dem Obersten Dodds die Truppen des Königs wiederholt und vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt. Anfang 1893 wurde D. der französischen Kolonie Golf de Benin einverleibt und ein Gouverneur in Whydah eingesetzt. Vgl. Dalzel, History of D. (Lond. 1793); Forbes, D. and the Dahomians (das. 1851, 2 Bde.); Guillevin, Voyage dans l'intérieur du royaume de D. (Par. 1862); Burton, A mission to Gelele, king of D. (neue Ausg., Lond. 1893, 2 Bde.); Skertchly, D. as it is (das. 1874); Chappet (im »Bulletin de la Société de géographie de Lyon«, 1882); Bouche, La côte des Esclaves et de D. (Par. 1885); d'Albéca, Les établissements français du golfe de Benin (das. 1890); Rattei, Bas-Niger, Bénoué, D. (Grenoble 1890); Nicolas, L'expédition du D. en 1890 (2. Aufl., Par. 1892); de Riols, La guerre du D. (das. 1893).

Dahragrotten, Berghöhlen bei Nekmaria im Dahragebiet zwischen Mostaganem und Tener in Algerien, in denen 1845 ca. 500 dorthin geflüchtete Kabylen vom Stamm Ulad-Riah dadurch ihren Tod fanden, daß Oberst Pélissier, um nicht durch einen Angriff dieser schwer zugänglichen Höhlen Verluste zu erleiden, vor denselben nasses Holz anzünden ließ, durch dessen Rauch die Flüchtlinge erstickten; nur 100 wurden noch lebend aufgefunden. Schon ein Jahr vorher hatte General Cavaignac in Höhlen bei Orléansville einige hundert Kabylen vom Stamm der Sbeah durch Rauch ersticken lassen.

Dahr el Kodib, einer der höchsten Libanongipfel, unter 34° 18′ nördl. Br. gelegen, kahl und steil, an dessen Fuß im W. die berühmten Zederngruppen (1925 m ü. M.) stehen.

Daibutsu (spr. daibuz, »großer Buddha«), japan. Name für Kolossalstatuen Buddhas. Die berühmtesten D. sind die etwas über 16 m hohen D. von Nara und Kamakura.

Daillé (spr. dajé, Dalläus), Jean, berühmter reform. Theolog, geb. 1594 zu Châtellerault in Poitou, gest. 1670 in Paris, ward 1625 Prediger zu Saumur, 1626 zu Charenton bei Paris und präsidierte als solcher 1659 auf der letzten reformierten Nationalsynode. D. war einer der gelehrtesten der gleichzeitigen Theologen. Unter seinen vielen Werken hat besonders der gegen die Annahme einer dogmatischen übereinstimmung der Kirchenväter gerichtete »Traité de l'emploi des Pères pour le jugement des différents de la religion« (Genf 1632) bleibenden Wert.

Daily News (engl., spr. dēli njūs, »Tägliche Nachrichten«), Titel einer in London seit 1846 erscheinenden politischen Tageszeitung liberaler, insbes. Gladstonescher Richtung, deren Auflage etwa 130,000 Exemplare beträgt. Ihr erster Herausgeber war Ch. Dickens.

Daily Telegraph (engl., spr. dēli, »Täglicher Telegraph«), Titel einer in London seit 1855 erscheinenden politischen Tageszeitung liberaler Richtung, deren Auflage etwa 265,000 Exemplare beträgt. Der D. T. rüstete zusammen mit dem »New York Herald« Stanleys zweite Reise nach Afrika aus.

Daimiat, s. Daimyo.

Daimiel, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Ciudad Real, in der Mancha, an der Eisenbahn Ciudad Real-Manzanares gelegen, mit (1887) 11,508 Einw., welche Wollen- und Leinweberei, Ziegel-, Drainageröhren- und Seifenfabrikation und Branntweinbrennerei betreiben. 10 km nordöstlich von D. entspringen die sogen. Ojos de Guadiana.

Daimyo (»großer Name«) hießen in Japan unter der Regierung der Tokugawa-Shogune (s. d.) die dem Shogun unterthänigen Territorialfürsten. Hervorgegangen waren die D. aus den Shugo, den vom Shogun Yoritomo (1185—90) und den Aschikaga-Shogunen (1338—1573) eingesetzten Militärstatthaltern. In der Zeit der endlosen Fehden, die das Ende der Aschikaga-Herrschaft herbeiführten, benutzten diese Statthalter die Ohnmacht des kaiserlichen Hofes und des Shoguns, um sich unabhängig zu machen (um 1500). Sie nannten sich nun D., welcher Name stehend blieb. Die Schlacht bei Sekigahara 1600 brachte sämtliche D. unter die Herrschaft der Tokugawa, deren Shogunat bis 1868 bestanden hat. Zur Zeit der Tokugawa gab es etwa 260—270 D. (bei der definitiven Aufhebung der Daimiate 1871 noch 270), darunter 50 mit einem jährlichen Einkommen von über 100,000 Koku Reis (1 Koku = 180 Lit.). Diesen allein kam ursprünglich der Titel »D.« zu; die kleinern hießen ursprünglich »Shomyo«, d. h. »kleiner Name«. Die größten D., die Herren einer ganzen Provinz waren, hießen Kokushu. Der reichste D. war der D. von Kaga (Haus Maëda) mit 1,022,700 Koku Einkünften; dann folgten Satsuma und Sendai mit 770,800 und 625,600 Koku. Eine Anzahl D. (bei der Aufhebung 179) waren direkte Vasallen des Tokugawa-Hauses. Sie hießen Fudai-D.; die übrigen Tozama. Erstere hatten unter den Tokugawa alle höhern Regierungs- (Bakufu-) Ämter inne. Von den Fudai-D. waren 23 Mitglieder des Tokugawa-Hauses (Kamon). Die an Rang vornehmsten D. waren die Fürsten von Owari, Kii (aus diesen Häusern sollte bei Aussterben der direkten Shogun-Linie der Shogun genommen werden) und der D. von Mito (der Fuku oder Vizeshogun). Sie stammten von drei Söhnen des Shoguns Ieyasu ab und bildeten das Go-san-ke. Die D. bildeten in der Feudalzeit die Buke oder den Schwertadel im Gegensatz zur Kuge, dem Hofadel am kaiserlichen Hofe zu Kyoto; sie übten die Militär-, Justiz- und Zivilverwaltung in ihren Daimiaten aus, waren aber dem Shogun pflichtig.

Dainos (Plural von Daina), Name der litauischen Volkslieder, von denen eine Anzahl von Neffelmann (Berl. 1853) übersetzt wurde; vgl. Litauische Sprache und Litteratur.

Dainties (engl., spr. bênts), Leckerbissen.

Daira (arab.), der Privatgrundbesitz des Chedive von Ägypten sowie die Verwaltung desselben. Vgl. Ägypten, S. 223.

Dairi (japan., »großes Innere«), alte Bezeichnung des Palastes (»Hohe Pforte«) und im übertragenen Sinne der Person des Mikado (s. d.), früher von den Jesuiten und Holländern viel gebraucht, aber seit der Restauration von 1868 nicht mehr üblich.

Daisios, der achte Monat im makedonischen Kalender.

Dajak (Olo-Ngadschu), zur malaiischen Rasse gehöriger Volksstamm auf Borneo, der die Hauptmasse und zugleich den ältesten Teil der Bevölkerung der Insel bildet (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 23). Sie zerfallen in die Biadschu, die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Baritoflusses und dem Gebirge von Kota-Waringin (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Sampit ꝛc. gehören), die Ot-Danom, im Innern der Insel an den Flüssen, und in die D.-Paré, an der Ostseite. Sie sind mittelgroß, schlank, kräftig und ausdauernd, namentlich unermüdliche Fußgänger. Ihre Hautfarbe ist ein bald helleres, bald dunkleres Braun, das Haar ist stets schwarz und lang. Von Charakter sind sie ehrlich und zuverlässig, beleidigt und gereizt jedoch rachsüchtig und grausam. Ihre Zahl wird auf ca. 2½ Mill. berechnet. Die gewöhnliche Kleidung der Männer ist ein schmaler Lendengurt (Tschawat) und ein Streifen um Stirn und Hinterkopf; die Frauen tragen einen engen, bis an die Kniee reichenden Rock und einen großen, aus Stroh oder Nipablättern geflochtenen Hut. Hauptnahrungsmittel bildet Reis, der mit großer Sorgfalt angebaut wird. Haustiere sind Schweine, Hunde und Hühner; doch wird ihr Fleisch, wie das der Affen und Krokodile, nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Die Verfassung der D. ist mit derjenigen der übrigen malaiischen Völker identisch. An der Spitze der verschiedenen Stämme stehen erbliche oder von den Stammesmitgliedern gewählte Häuptlinge. Doch werden alle wichtigern Angelegenheiten durch Volksversammlungen geregelt. Recht wird nach den überlieferten Gesetzen gesprochen. Die D. sind kriegerisch, Hauptwaffen sind das dolchähnliche Parang, säbelartige Messer (Mandan, s. d.) und das Blasrohr (Sipet, s. d.), aus dem sie hölzerne vergiftete Pfeile schießen. Blutrachefehden vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht; dabei besteht als Ehrensache die Sitte des Kopfschnellens, der Kopfjagd, indem man Wehrlosen beider Geschlechter den Kopf abschneidet, um ihn als Kriegstrophäe aufzubewahren. Wer noch keinen abgeschnittenen Kopf aufweisen kann, darf nicht heiraten, und nach der Zahl solcher Köpfe, deren manches Haus über 100 aufweist, richtet sich das Ansehen des Besitzers. Als Schutzwaffen dienen eine mit Baumwolle wattierte Jacke und eine Art Harnisch aus Fellen oder Baumrinde, außerdem hölzerne Schilde. Die Wohnungen sind lange, schuppenartige, auf 2—6 m hohen Pfählen ruhende Gebäude (in Süd- und Ostborneo von 60—70 m Länge) mit niedrigen Wänden und spitz zulaufendem Dach, doch ohne Fenster. Darin wohnen in getrennten Räumen meist mehrere Familien. Zur Verteidigung der Dörfer gegen feindliche Angriffe dienen kleine, zugespitzte Bambuspfähle, die im hohen Gras in kleinen Abständen voneinander angebracht werden. Als ausgezeichnete Schmiede verfertigen die D. mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter; das nötige Eisen wird von ihnen selbst gegraben und geschmolzen. Ihre Arbeiten in Holz, Bambus, Knochen, ihre Gewebe, namentlich aber die auf denselben angebrachten Verzierungen zeigen einen hohen Grad von Kunstsinn (s. Tafel »Malaiische Kultur I«, Fig. 11, Tafel II, Fig. 23 u. 24). Frauen werden von den Männern gut behandelt; es herrscht durchweg Monogamie. Die Toten wurden früher häufig verbrannt und die Asche in irdenen Gefäßen aufbewahrt; jetzt werden sie in der Regel begraben, seltener in hölzernen Kisten im Wald über der Erde aufbewahrt. Dem Verstorbenen wird (wenn auch erst nach der Beerdigung) ein Menschenopfer dargebracht. Den Geistern der Verstorbenen, welche man sich in den hohen Bergen wohnend denkt, bringt man Speise- oder Hühneropfer dar. Viele Stämme im O. verehren auch Sonne, Mond und Sterne. An den früher hier vorhandenen Buddhismus erinnern Ruinen von Buddhatempeln, mancherlei Inschriften, auch wohl heilig gehaltene antike Gefäße (Tapayan), von denen einzelne in dem Ruf besonderer Wunderkraft stehen, so daß förmliche Wallfahrten zur Heilung von Krankheiten und zur Befreiung von Bezauberungen zu ihnen unternommen und oft blutige Kämpfe um ihren Besitz geführt werden. Auch verehrt man Talismane (Steine, Krokodilzähne ꝛc.); Gottesurteile sind noch im Gebrauch. Eine große Rolle unter den D. spielen die Balians, Frauen, welche zugleich als öffentliche Sängerinnen, Tänzerinnen, Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen sowie als Hebammen und Ärztinnen fungieren. Die Sprache der D. gehört nach Fr. Müller zur malaio-javanischen Gruppe der malaiischen Sprache und zerfällt in zahlreiche Dialekte; eine Grammatik derselben lieferte H. C. v. d. Gabelentz (Leipz. 1852), Grammatik und Wörterbuch Hardeland (1850). Schrift und Litteratur fehlen; aber in mündlicher Überlieferung sind Geistesprodukte, zum Teil Erzählungen aus alter Zeit, erhalten worden. Vgl. Buddingh, Neerlands-Oost-Indië (Reisen, Rotterd. 1859—61); Perelaer, Ethnographische beschrijving der D. (Zalt-Bommel 1870); Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo (Jena 1882); Hein, Die bildenden Künste bei den D. (Wien 1890).

Dajarmur, Berg im Himalaja, s. Nanga Parbat.

Dak (Dawk), in Ostindien Bezeichnung für Post.

Dakalieh, ägypt. Provinz (Mudirieh) östlich vom Damiettearm des Nils, zwischen den Provinzen Scharkieh, Kaliubieh und Gharbieh und dem Menzalehsee, 2061 qkm (37,5 QM.) groß, wovon 1911,2 qkm von unzähligen Kanälen durchschnittenes Kulturland, mit (1882) 586,033 Einw. (291,751 männlich, 294,282 weiblich), darunter 1676 Ausländer und 1829 nomadisierende Beduinen. Hauptprodukte sind Getreide, Baumwolle, Flachs, Indigo, Tabak. Einteilung in sechs Distrikte. Hauptort ist Mansûra.

Dakar, befestigte Hafenstadt in der franz. Kolonie Senegal, an der Südküste der Halbinsel des Kap Verde, gegenüber der Insel Gorée, von der sie durch einen 2 km breiten Meereskanal getrennt wird, durch Eisenbahn mit St. Louis verbunden, ist Sitz eines Bischofs, Station französischer Missionare und mehrerer Dampferlinien (auch der deutschen Wörmannlinie), hat ein Regierungsgebäude, Kasernen, bedeutende Faktoreien und mit der Besatzung (1889) 4986

Einw. Frankreich nahm 1857 von D. Besitz, seit 1862 sucht man durch bedeutende Arbeiten einen geräumigen Hafen zu schaffen.

Dak-Gari, vierräderiger Extrapostwagen in Britisch-Indien, ohne Sitze, aber mit einer Matratze zum Daraufliegen ausgestattet. Auf dem Kutscherbock nehmen Kutscher, Diener und Pferdewärter Platz. Früher das Hauptverkehrsmittel für Reisende, dient der D. seit Ausbreitung des Eisenbahnnetzes als Eilwagen zur Beförderung von Poststücken.

Dakha (Dhaka), s. Dacca.

Dakiki, Abu Mansur Mohammed, nach einigen aus Tus, nach andern aus Bochara oder Samarkand gebürtig, einer der bedeutendsten persischen Dichter vor Firdosi, hat seinen Namen besonders dadurch verewigt, daß er auf Befehl des Samanidenfürsten Nüch ben Mansur (976—997) die erste dichterische Bearbeitung der altiranischen Königssagen begann, die später von Firdosi in vollendetster Weise fortgeführt und zum Abschluß gebracht wurde. D. hatte, wie auch Firdosi in seinem »Schâhnâme« erwähnt, 1000 Verse aus der Geschichte des Guschtasp vollendet, als er durch die meuchlerische Hand eines Türkenknaben einen jähen Tod fand. Er hat außerdem viele Kaßiden (Lobgedichte) zum Preis der Samanidenfamilie gedichtet und in Ghaselen, die ziemlich deutlich verraten, daß er dem vom Islam verpönten Parsismus anhing, den Wein und die Liebe verherrlicht. Alles, was uns von ihm an Gedichten erhalten ist, findet sich in persischem Text und metrischer deutscher Übersetzung zusammengestellt in Ethés »Rûdagîs Vorläufer u. Zeitgenossen« (in »Morgenländische Forschungen«, Leipz. 1875).

Dakka, s. Haschisch.

Dakoromänisch, einer der drei Hauptdialekte der rumän. Sprache, s. Rumänische Sprache u. Litteratur.

Dakōta (abgekürzt D. T.), früheres Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im äußersten Norden, seit 1889 geteilt in die Staaten Norddakota (s. d.) und Süddakota (s. d.), war ursprünglich Bestandteil des ehemaligen Louisiana und 1861 zuerst als Territorium organisiert. Durch Regelung der Grenzen und Neubildung der Territorien Idaho (1863) und Wyoming (1868) wurde sein Umfang erheblich beschränkt und das ganze Gebiet endlich auf die beiden genannten Staaten verteilt.

Dakōta (»die sieben Ratfeuer«), großes Indianervolk westlich vom Mississippi (s. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 12), vom Arkansas im S. bis zum Saskatchewan im N., von den Franzosen Sioux, von andern auch Nadowessies (Nadowessier) genannt. Ihre Hauptstämme sind: die Quappa, Kansas und Osagen im S., die Ponka, Omaha und Mandan in der Mitte, die Sioux, Assiniboine und Krähenindianer im N. und die Winebago am Michigansee. Der mächtigste Stamm sind die Sioux oder eigentlichen D., welche das Gebiet zwischen dem obern Mississippi im O. und den Black Hills und Rocky Mountains im W., südlich bis etwa zum Platte und zur Mündung des Siouxflusses bewohnen und sieben verbündete, aber voneinander unabhängige Völker umfassen. Wahrscheinlich sind die D. von Osten in ihre gegenwärtigen Sitze eingewandert. Vor zwei Jahrhunderten wurden sie von französischen Missionaren besucht und in der Zivilisation weiter gefördert als irgend ein andrer Stamm im NW. Sie sind treffliche Reiter und Jäger und mutige Krieger, die mit den Truppen der Vereinigten Staaten blutige Kriege führten (1852, 1862 und 1876), in deren letztem sie unter ihrem Häuptling Sitting Bull den General Custer mit seiner Abteilung niedermetzelten. Die meisten führen ein Nomadenleben und leben von der Jagd und dem Fischfang, früher vorzugsweise von der Büffeljagd. Einige Stämme, besonders die Mandan, erreichten einen ziemlichen Kulturgrad. Es herrscht zum Teil die männliche, zum Teil die weibliche Erbfolge. Die Zahl der D. schätzt man gegenwärtig auf ca. 49,900 (30,600 in Dakota, 9900 in Montana, 6800 in Wyoming). Grammatiken der Dakotasprache lieferten Riggs (Washingt. 1852), v. d. Gabelentz (Leipz. 1852) und Röhrig (Washingt. 1873). Vgl. Hayden, Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley (Philad. 1862); Poole, Among the Sioux of Dakota (New York 1881); Cronau, Fahrten im Lande der Sioux (Leipz. 1886).

Dakōtagruppe, soviel wie Cenoman, s. Kreideformation.

Dakryoadenitis (griech.), Entzündung der Thränendrüse.

Dakryocystis (griech.), der Thränensack; Dakryocystitis, Entzündung des Thränensackes.

Dakryolith (griech.), Thränenstein, s. Augenstein.

Dakryops (griech.), cystenartige Geschwulst unter der Bindehaut des obern Augenlids in der Nähe des Schläfenwinkels, entsteht infolge der Erweiterung eines Ausführungsganges der Thränendrüse mit Zurückhaltung der Thränenflüssigkeit.

Daktyl, in Griechenland der Name des Zentimeters.

Daktylen, s. Idäische Daktylen.

Daktyliomantie (Daktylomantie, griech.), bei den Alten die Kunst, aus den Bewegungen lebloser Gegenstände, die in der Hand gehalten wurden, namentlich von Fingerringen, wahrzusagen. Ein unter Zeremonien geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschornen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person unter Gebetformeln an einem Faden befestigt und über einer runden, am Rand mit Buchstaben bezeichneten Tafel oder Metallschale im Kreis bewegt; die Buchstaben, auf welche er sprang, wurden behufs der Beantwortung der gestellten Frage zusammengesetzt. Vgl. C. Sterne, Die Wahrsagung ꝛc. (Weimar 1862).

Daktyliothek (griech.), Ringbehältnis, Ringkästchen; insbes. eine Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen, Ringsteinen (Gemmenkabinett), im Altertum meist eine Zierde des Tempelschatzes. Die älteste D. in Rom stammte von Scaurus, Sullas Stiefsohn, her. Mithridates besaß eine reiche D., die sein Überwinder Pompejus nach Rom ins Kapitol bringen ließ und dem Jupiter weihte. Cäsar legte sechs Daktyliotheken im Tempel der Venus Genetrix an, und unter Augustus stiftete Marcellus, der Sohn der Octavia, eine andre in den Tempel des palatinischen Apollon. Als in dem verfallenden römischen Reich auch die Glyptik außer Übung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästchen, Reliquienschreine, die Deckel der Ritualbücher und die Kirchengefäße zu schmücken. Petrarcas Begeisterung für Überreste alter Kunst machte zuerst in Italien auf jene wertvollen Kunstprodukte des Altertums aufmerksam. Es legten Daktyliotheken an: die Häuser Gonzaga in Mantua und Farnese in Rom, Este in Modena und Lorenzo de' Medici der Prächtige in Florenz und, als diese zerstört worden, ein späterer Medici eine neue, die Grundlage der noch bestehenden florentinischen, der reichsten unter allen, die gegen 4000 Steine enthält; in Rom außer den Päpsten Julius II. und Leo X. auch der

Prälat Maria Piccolomini und die Königin Chriſtine von Schweden (Muſeum Odescalchi). Gegenwärtig ſind die wichtigſten öffentlichen Sammlungen geſchnittener Steine: die im Münz- und Antikenkabinett zu Wien, die reichſte an ſehr großen Kameen in der Nationalbibliothek zu Paris, in der Eremitage zu Petersburg, in der königlichen Bibliothek im Haag, in den Uffizien zu Florenz und im Muſeum zu Neapel, letztere insbeſondere bereichert durch das ehemalige Borgiaſche Kabinett. Unter den Sammlungen geringern Umfangs verdient das Muſeum in Berlin beſondere Erwähnung wegen der mit ihr vereinigten Sammlung von Stoſch, welche Winckelmann beſchrieben hat. — D. nennt man auch eine Sammlung von Kupferſtichen, die Gemmen darſtellen und zwar entweder Gemmen mit Gegenſtänden von einerlei Art, z. B. ſolche mit Bildniſſen von Philoſophen (von Bellori), Abraxasgemmen (von Chiffiet), Gemmen mit Inſchriften (von Ficoroni), mit den Namen der Verfertiger (von Stoſch), oder die Steine einer ganzen Sammlung, z. B. die Sammlung von Gori in dem Muſeum Florentinum ſowie die von Wicar und Mongez daſelbſt, die frühern Pariſer von Mariette, die des Herzogs von Orléans, die von Leblond und Lachaux und die Wiener, von Eckhel in Abbildungen herausgegeben (Wien 1788) und von v. Arneth in den »Monumenten des k. k. Münz- und Antikenkabinetts zu Wien« (daſ. 1849). Unter den Sammlungen von Abbildungen nach abgegoſſenen Gemmen (Paſten) iſt die Lippertſche in Dresden die berühmteſte.

Daktylitis (griech.), Fingerentzündung, und zwar nur D. syphilitica, eine Infiltration gummöſer Maſſen in das ſubkutane Bindegewebe, die fibröſen Teile der Gelenke und in die Knochen der Finger und Zehen, verurſacht enorme Verunſtaltungen derſelben.

Daktylologie (Daktylonomie, griech., »Fingerrechnen«), die Kunſt, an den Fingern zu rechnen, die älteſte Art zu rechnen, deren man ſich ſowohl beim Rechnenlernen als auch im gewöhnlichen Leben bediente, nicht bloß ſo, wie wir es heutigestags noch thun, ſondern indem man den einzelnen Fingern, je nachdem ſie ausgeſtreckt, eingeſchlagen oder gekrümmt gehalten wurden, beſtimmte Zahlwerte beilegte. Vgl. Cantor, Vorleſungen über Geſchichte der Mathematik, Bd. 1 u. 2 (Leipz. 1880 u. 1892); Stoy, Zur Geſchichte des Rechenunterrichts (Jena 1876). — D. bedeutet auch ſoviel wie Fingerſprache der Taubſtummen (benutzt nur Eine Hand, die Chirologie beide Hände).

Daktyloſchiſe (griech.), Abſterben und Ablöſung von Fingern und Zehen durch angeborne und zunehmende ringförmige Epitheleinſenkung. Vgl. Amputation.

Daktyloporenkalk, unter Mitwirkung von Daktyloporen (Kalkalgen) entſtandener Kalk, beſonders in der Trias- und Tertiärformation verbreitet.

Daktyloſymphyſis (griech.), ſ. Syndaktylie und Verwachſung.

Daktylus (griech., »Finger«), ein Versfuß, der aus einer langen und zwei kurzen Silben beſteht: ⏑⏑; die letztern können an gewiſſen Stellen mehrfüßiger Verſe in eine Länge zuſammengezogen werden. In angemeſſenem Wechſel mit dem Spondeus bildet der D. das größere epiſche und elegiſche Versmaß, den Hexameter und Pentameter, die wichtigſten unter den ſogen. daktyliſchen Verſen. Auch die griechiſchen Lyriker bedienten ſich gern des daktyliſchen Rhythmus, teils ſelbſtändig, teils in logaödiſcher Verbindung. Im Deutſchen finden wir Daktylen vorzüglich zur Schilderung bewegten Natur- oder Seelenlebens angewendet, wie z. B. in dem Engelschor in Goethes »Fauſt« (Chriſt iſt erſtanden! Freude den Sterblichen ꝛc.) oder in dem Gedicht »Lüfteleben« von Rückert.

Dal (ſchwed.), Thal. Als Landſchaftsname ſoviel wie Dalsland (ſ. d.).

Dal (Dal' oder Dalj), Wladimir Iwanowitſch, ruſſ. Schriftſteller, ſ. Dahl 2).

Dalai Lama (»Prieſter-Ozean«), urſprünglich mongoliſche, dann in allgemeinen Gebrauch gekommene Bezeichnung des oberſten Prieſters aller Buddhiſten in China und den Nebenländern ſowie der Buddhiſten auf ruſſiſchem Territorium. Nach einer in Tibet im 15. Jahrh. n. Chr. aufgekommenen Anſchauung ſetzt in ihm der Buddha, der Stifter des Buddhismus (ſ. d.), ſein Erlöſerwerk fort und wird ſtets in ihm wiedergeboren; ſeit dem 17. Jahrh. iſt der D. zugleich der weltliche Herrſcher von Tibet (ſ. d.), deſſen Hauptſtadt Lhaſſa auch der Sitz des D. iſt. Seit 1746 ſicherten ſich die Chineſen größere Gewalt in Tibet und über den D. Nach den Buddhiſten findet die Wiedergeburt des Buddha als Kind ſtatt; nach dem Ableben des D. erfolgt unter den tibetiſchen Kindern ein Suchen nach der neuen Buddhaverkörperung. Die chineſiſche Regierung hat Sorge getragen, daß nur ein Kind aus einer ihr ergebenen Familie als neuer D. anerkannt werde; die gröbſten Betrügereien kommen dabei vor. Als Regent iſt der D. lediglich Puppe, die Regierung wird thatſächlich von chineſiſchen Mandarinen geführt. Der tibetiſche Titel des D. lautet Gyal-va-rin-po-tſche (der »Allerhöchſte, Koſtbarſte«). Mit dem Papſte darf er nicht verglichen werden; er iſt von demſelben unterſchieden nicht bloß durch den Umſtand, daß er als eine Verkörperung der Gottheit gedacht wird, ſondern auch darin, daß gleichzeitig mehrere ihm ähnliche Verkörperungen exiſtieren, von denen beſonders der in Europa unter dem Namen Teſcho Lama oder Bogdo Lama bekannte eine der ſeinen ziemlich analoge Gewalt ausübt, und daß er über die Prieſter nicht im entfernteſten eine ſo allgemeine Gewalt beſitzt wie der Papſt. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha, Bd. 2 (Berl. 1859); E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Leipz. 1863); Fr. Mayers, Illustrations of the Lamaist system in Tibet, drawn from Chinese sources (im »Journal of the Royal Asiatic Society«, neue Serie, Bd. 4).

Dalai-Nor, Name von zwei Seen in der öſtlichen Mongolei, von denen der eine, auch Kulun-Nor genannt, unter 49° nördl. Br. und nahe der ſibiriſchen Grenze (Transbaikalien) gelegen, einen Umfang von 290 km hat und von SW. her den Kerulen, von S. den Urſum aufnimmt und im N. durch den Argun zum Amur abfließt. Der zweite, gerade ſüdlich vom vorigen, unter 43° 20' nördl. Br., hat einen Umfang von 65 km, nimmt vier kleine Zuflüſſe auf, hat keinen Abfluß, iſt ſalzig und fiſchreich, 1270 m ü. M. gelegen und den größten Teil des Jahres mit Eis bedeckt.

Dalarne (ſchwed., »die Thäler«), nach der frühern, im Munde des Volkes noch jetzt gewöhnlichen Benennung das rauhe, aber auch an herrlichen Landſchaften reiche, an den beiden Dalelfen und dem Siljanſee gelegene Gebirgsland oder der nördlichſte, das jetzige Län Kopparberg (ſ. d.) oder Falun umfaſſende Teil des eigentlichen Schweden, wird von den Dalkarlar oder Dalekarliern (»Thalkerlen, Thalmännern«) bewohnt, nach denen man gewöhnlich, aber fälſchlich, die Provinz Dalekarlien nennt. Die Be-

wohner, deren Zahl (1890) 197,449 beträgt, bilden einen kraftvollen, großen, wohlgebauten Schlag einfacher und biederer, abgehärteter und arbeitsamer Menschen, die sich durch Patriotismus, freien Sinn, Tapferkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an ihren angestammten Rechten auszeichnen. Beide Geschlechter lassen das blonde Haar über die Schultern herabhängen. Die Männer tragen einen niedrigen runden Hut mit breitem Rand, weiße oder blaue Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe, im Winter Pelze; Frauen und Mädchen weiße leinene Jacken und Häubchen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rotwollene Strümpfe. Die Schuhe haben hohe Absätze und meist Sohlen aus Birkenrinde. Die Wohnhäuser sind mit Schindeln gedeckt und rot angestrichen. Die Dalekarlier sprechen ihren eignen Dialekt und reden jeden, selbst den König, vertraulich mit Du an. Außer dem Ackerbau herrscht rege Hausindustrie, in welcher besonders Webekämme, Wanduhren, hölzerne Geräte, Sensen, Sägen, Schleifsteine und künstliche Haararbeiten gefertigt werden. Im Frühjahr wandern viele aus, um in andern Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen. In der schwedischen Geschichte spielen diese Bauern eine große Rolle. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit gerichteten Angriffe. Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. hatten ihnen oft ihre Siege zu danken.

Dalasandstein, kambrischer Sandstein im mittlern Schweden, s. Kambrische Formation.

Dalavadia, im Mittelalter bis gegen Ausgang des 12. Jahrh. eine Landschaft in Irland, welche den größten Teil der jetzigen Grafschaft Down und die südliche Hälfte von Antrim umfaßte.

Dalayrac (spr. dalärák), Nicolas, franz. Opernkomponist, geb. 23. Juni 1753 in Muret (Haute-Garonne), gest. 27. Nov. 1809 in Paris, wo er von 1774 ab lebte, war einer der gefeiertsten Singspielkomponisten seiner Zeit. Von seinen vielen Operetten (gegen 60) gelangten einige (»Die beiden Savoyarden«, »Dichter und Musiker«, »Raoul von Créqui« u. a.) auch in Deutschland zur Aufführung.

Dalben, s. Duc d'Alben.

Dalberg, altes Geschlecht, das seinen Ursprung von einem Römer, Gajus Marcellus, einem Verwandten von Christus, ableitete, ursprünglich Kämmerer von Worms genannt nach dem ihnen erbeignen Kämmereramt des Hochstifts Worms. Heribert, Kämmerer von Worms, ward 990 Erzbischof von Köln, krönte 1002 Kaiser Heinrich II., starb 16. März 1021 und ward später kanonisiert. Bedeutend erhöht wurde die Macht des Geschlechts durch den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, welcher 1318 durch seine Gemahlin Greta von D. die bedeutenden Güter nebst dem Namen dieser alten Familie (von einer im kurpfälzischen Oberamt Kreuznach gelegenen Burg D. oder Dalburg) an die seinige brachte, so daß fortan die Kämmerer von Worms, genannt D., mit Fürsten wetteifern konnten. »Ist kein D. da?« fragte seit Maximilian I. bei jeder deutschen Kaiserkrönung der Herold, worauf der anwesende Sprößling des Geschlechts vom Kaiser den ersten Ritterschlag erhielt, eine Ehre, die in alten, den Habsburgern geleisteten Diensten ihren Ursprung haben soll. Den Freiherrentitel bekam das Geschlecht 1654. Das Geschlecht besteht noch in einer Speziallinie (Heßloch). Besonders nennenswert sind:

1) Johann von D., Kämmerer von Worms, eifriger Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaften in Deutschland, geb. 1455 in Oppenheim, gest. 23. Juli 1503, brachte als Geheimer Rat des Kurfürsten Philipp von der Pfalz die Universität Heidelberg zu hoher Blüte. Die Berufung des Rudolf Agricola nach Heidelberg, die Gründung der Universitätsbibliothek, die Errichtung der Neuen Börse, eines besondern Kollegiums für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte, waren Dalbergs Werk. 1482 ward er als Johann III. zum Bischof von Worms gewählt. Er war Vorsteher der von dem Humanisten Celtes gestifteten Societas Celtica und stand mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit im Verkehr. Vgl. Morneweg, Johann von D., ein deutscher Humanist und Bischof (Heidelb. 1887).

2) Franz Eckenbert, kurmainz. Oberamtmann in Kirweiler und Ritterhauptmann am Oberrhein, geb. 1674, wurde der Stifter der ältern Mainzer oder D.-Dalbergschen Linie, welche 1848 erlosch.

3) Wolfgang Eberhard, Kammerpräsident und Oberamtmann zu Oppenheim, Beförderer der Künste und Wissenschaften, gest. 1737, stiftete die jüngere Mannheimer oder D.-Hernsheimer Linie, welche 1838 erlosch.

4) Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von, Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, geb. 8. Febr. 1744 auf dem Stammschloß Hernsheim bei Worms als Sohn von Franz Heinrich v. D., kurfürstlich mainzischem Geheimrat und Statthalter von Worms, gest. 10. Febr. 1817 in Regensburg, wurde für den geistlichen Stand erzogen, erlangte 1762 zu Heidelberg die Würde eines Doktors der Rechte und wurde 1768 Domkapitular zu Mainz, Domherr zu Würzburg und Worms, 1772 Wirklicher Geheimer Rat und Statthalter zu Erfurt. Ohne tiefere Bildung, aber wohlwollend und liebenswürdig, wirkte er hier erfolgreich für die Handhabung des Rechts, für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner. Mit Wieland, Herder, Goethe und Schiller stand D. in lebhaftem Verkehr. 1787 ward er Koadjutor im Erzstift und Kurfürstentum Mainz und im Hochstift Worms sowie 1788 auch im Bistum Konstanz und Erzbischof von Tarsos. Doch blieb er in Erfurt. Am 1. Jan. 1800 folgte er im Bistum Konstanz und 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal im Erzbistum Mainz, aber nur in dem Überrest des Kurstaats, dem Fürstentum Aschaffenburg, dem Gebiet Erfurt und dem Eichsfeld, da die linksrheinischen Besitzungen des Erzstifts an Frankreich abgetreten waren. D. war durch die Protektion Frankreichs, dem er sich fortan anschloß, der einzige geistliche Fürst des Reiches, dem der Reichsdeputationshauptschluß mit der Würde eines Kurerzkanzlers einen Staat bildete, wozu die Fürstentümer Regensburg, Aschaffenburg und die Grafschaft Wetzlar verwendet wurden. Hier empfing D. 23. April 1804 die Huldigung. Bei der Kaiserkrönung Napoleons I. verweilte er in Paris, um sich mit dem Papst über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland zu besprechen; er wurde von demselben zum Metropoliten von ganz Deutschland außer Preußen und Österreich ernannt. D. glaubte aufrichtig durch engen Anschluß an Napoleon Deutschland wieder aufrichten zu können. Bei der Errichtung des Rheinbundes mußte er sein Amt als Kurerzkanzler niederlegen, wurde aber unter Beibehaltung seiner erzbischöflichen Würde souveräner Fürst-Primas dieses

Bundes und Vorsitzender in der Bundesversammlung; zugleich wurden ihm die Stadt Frankfurt sowie alle Souveränitätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim auf der rechten Seite des Mains und über die Grafschaft Rheineck zugesprochen. Frankfurt, der Sitz des Rheinbundes, wurde 1807 seine Residenz. 1810 trat er Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstentümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, den Vizekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. D. besaß, nachdem er sich einmal Napoleon, den er bewunderte, untergeordnet hatte, weder die Einsicht, die Ziele des Eroberers zu erkennen, noch die Energie, das immer drückendere Joch abzuschütteln; er ließ alle Demütigungen über sich ergehen, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde nieder und zog sich später in sein Erzbistum Regensburg zurück. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich auf Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten, aus Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften ꝛc., und atmen den Geist der Aufklärung des 18. Jahrh. Er war ein zwar oberflächlicher und unklarer Geist, aber ein Mann von edler Gesinnung und besten Absichten, der namentlich Gelehrte und Dichter gern unterstützte (wie denn unter andern Schiller eine Zeitlang einen Jahrgehalt von ihm bezog). Im Dom zu Regensburg, wo er begraben ist, ließ ihm sein Neffe ein Denkmal aus karrarischem Marmor setzen. Vgl. J. Müller, Karl Theodor von D., der letzte Fürstbischof (Dissertation, Würzb. 1874); Beaulieu-Marconnay, Karl v. D. und seine Zeit (Weimar 1879, 2 Bde.).

5) Wolfgang Heribert, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 18. Nov. 1750 in Hernsheim, gest. 27. Sept. 1806 in Mannheim, war 1778—1803 Intendant des Mannheimer Theaters, das er zu hoher Blüte erhob. Er widmete sich seinem Amt mit großem Eifer und versammelte die Schauspieler zu regelmäßigen Zusammenkünften, um mit ihnen Fragen aus der Theorie und Praxis des Bühnenwesens zu besprechen. Gegen Schiller, dessen erste Dramen er zu Mannheim aufführen ließ, und der ihm »Kabale und Liebe« widmete, zeigte er sich teils entgegenkommend, teils kleinlich. D. schrieb mehrere eigne und bearbeitete fremde, namentlich Shakespearesche Dramen für die Bühne. An ihn sind Schillers »Briefe an den Freiherrn v. D.« (Karlsr. 1819) gerichtet. Vgl. Roffka, Iffland und D. (Leipz. 1865); Marterſteig, Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter D. aus den Jahren 1781—89 (Mannh. 1890).

6) Johann Friedrich Hugo, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 17. Mai 1752 in Koblenz, war Domkapitular zu Trier, Worms und Speyer und starb 26. Juli 1812 in Aschaffenburg. Er zeichnete sich sowohl als Klavierspieler wie auch als vielseitiger Komponist aus, namentlich aber als Musikschriftsteller. Von seinen dahin gehörigen Arbeiten sind zu nennen: »Vom Erkennen und Erfinden« (Frankf. 1791); »Untersuchungen über den Ursprung der Harmonie ꝛc.« (Erfurt 1801); »Über die Musik der Indier« (a. d. Engl. des William Jones, das. 1802).

7) Emmerich Joseph, Herzog von, Kämmerer von Worms, Diplomat, Sohn von D. 5), geb. 30. Mai 1773 in Mainz, gest. 27. April 1833 in Hernsheim, trat 1803 in badische Staatsdienste, ging dann als badischer Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand in nähere Verbindung trat, übernahm während des Feldzugs von 1809 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten im Großherzogtum Baden, trat aber nach dem Frieden in den französischen Staatsdienst und wurde von Napoleon I., dessen Heirat mit Marie Luise er einleitete, 1810 zum Herzog und Staatsrat erhoben, während er zugleich eine Dotation von 4 Mill. Frank auf das Fürstentum Bayreuth erhielt. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück, ward jedoch im April 1814, als jener an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war, zu einem der fünf Regierungsmitglieder ernannt, welche die Restauration der Bourbonen beförderten. Er wohnte als bevollmächtigter Minister Frankreichs dem Wiener Kongreß bei und unterzeichnete dort 1815 auch die Ächtung des Kaisers, wogegen ihn dieser nach seiner Rückkehr unter die zwölf Verbannten setzte, deren Güter konfisziert wurden. D. erhielt jedoch nach der zweiten Restauration der Bourbonen das Verlorne zurück, wurde Staatsminister und Pair von Frankreich und 1816 Gesandter am Turiner Hof. In den letzten Jahren lebte er auf seinem Schloß Hernsheim.

Dalbergia *L. fil.*, Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Bäume und kletternde Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, achselständigen Blütentrauben mit kleinen rötlichen oder weißen Blüten und dünnen, flachen, ein- oder mehrsamigen Hülsen. Etwa 60 Arten im tropischen Asien, Afrika und Amerika. D. latifolia *Roxb.* (ostindischer Rosenholzbaum), auf Malabar und Koromandel, gibt dunkel purpurrotes, sehr schweres, feinkörniges Holz, welches gute Politur annimmt und als Blackwood, ostindisches Rosenholz nach Europa gebracht und vielfach benutzt wird. D. Sissoo *Roxb.*, im nördlichen Indien, gibt ein gröberes, sehr dauerhaftes, dunkelbraunes Holz, welches zu Lafetten, Eisenbahnschwellen und als Schiffbauholz benutzt wird. Von D. melanoxylon *Perott.*, in Westafrika, stammt das Ebenholz vom Senegal.

Dalbosee, der südwestliche Teil des Wenersees (s. d.) in Schweden.

Dale, s. Kiefer.

Dalekarlien, Landschaft, s. Dalarne.

Dalelf, Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalarne, entsteht aus zwei Armen, der Österdalelf und der Westerdalelf. Jene kommt aus der Alp Salfjallet an der norwegischen Grenze sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den Siljansee (s. d.) bei Mora, verläßt denselben wieder bei Leksand und vereinigt sich bei Djurås mit der breiten und reißenden Westerdalelf, die sich aus der Vereinigung der Flüsse Lóra und Fulu bildet, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fulusseen seinen Ursprung hat. Die ungemein fischreiche D. durchfließt sodann das südwestliche Dalarne, bildet mehrere Wasserfälle, weshalb sie nur streckenweise schiffbar ist, erweitert sich mehrmals zu ansehnlichen Seen und mündet östlich von Gefle bei Elfkarleby nach einem Laufe von 450 km in den Bottnischen Meerbusen. Ihr Stromgebiet beträgt 31,834 qkm (578 QM.). Kurz vor seiner Mündung bildet der Fluß noch einen berühmten Wasserfall (s. Elfkarleby). Der Lachsfang unterhalb des Wasserfalls ist der ergiebigste in Schweden und trägt jährlich etwa 45,000 Mk. ein.

Daleminzi (Dalaminzа und verschiedene andre Nebenformen), slawisch Glomaci, welcher Name sich in dem der Stadt Lommatzsch erhalten hat, hieß der der Hauptsache nach zwischen Elbe, Mulde und Saale gelegene Gau nach dem sorbischen Stamm der Dale-

minzier, welche nach dem Fall des Thüringer Reiches daselbst eingewandert waren. Von dem Gau Chutici und der Chemnitz im O. erstreckte er sich ostwärts über die Elbe bis zur Pulsnitz und grenzte im S. an das Erzgebirge, im N. an die Gaue Siusili, Rizizi und Lusizi. Nachdem schon die Karolinger seit 805 wiederholte Versuche zur Unterwerfung der Dalminzier gemacht hatten, begründete König Heinrich I. um 928 durch die Eroberung ihrer Hauptfeste Gana (Jahna bei Oschatz) und die Erbauung der Zwingburg Meißen (s. d.) dauernd die deutsche Herrschaft in dieser Gegend. Seitdem verschwindet der Name D. Vgl. Posse, Die Markgrafen von Meißen (Leipz. 1881).

Daler (Thaler), schwed. Geldrechnungseinheit, bis 1776 zu 4 Mark oder 32 Ör, seit dem 17. Jahrh. in Silber- oder ⅓ so großer Kupferwährung; 1 D. Silber zu 11 1/16 Lot fein = 0,771 Mark (Gold zu Silber = 15½ : 1) wurde dann auf 8 Schilling oder ⅙ Speziesthaler bestimmt.

Dalfinger, Ambrosius, Abenteurer, geb. in Ulm, war Geschäftsträger des Augsburger Bankhauses Welser am Hofe Karls V. zu Madrid, als dieser zur Deckung verschiedener Anleihen den Welsers die Nutznießung und Ausbeutung des neuentdeckten Landes Venezuela überließ. D., zum Statthalter ernannt, landete 1528 mit drei Schiffen und 480 Mann im Hafen Coro, gründete die Stadt Venezuela, drang, das Goldland (el Dorado) suchend, bis zum 7.° nördl. Br. in das Innere vor, wurde aber in einem Kampf mit den Indianern durch einen Pfeilschuß schwer verwundet und starb 1532 in Coro.

Dalgamun, Ort im Distrikt Tala der ägypt. Provinz (Mudirieh) Menufieh, mit (1882) 5877 Einw.

Dalhousie (spr. dálhūsi), Gesundheitsstation in einer im Vasallenstaat Tschamba gelegenen Exklave des Distrikts Gurdaspur der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 32° 32′ nördl. Br. und 76° östl. L. v. Gr., 2343 m ü. M., auf den Gipfeln und Abhängen von drei Bergen des Himalaja, hat eine Kirche, Brauerei und mit einer kleinen Garnison 1610 ständige Einwohner, deren Zahl sich im Sommer oft mehr als verdoppelt.

Dalhousie (spr. dálhūsi), 1) Fox Maule Ramsay, Lord Panmure, Graf von, geb. 22. April 1801, gest. 6. Juli 1874, diente bis 1831 in der Armee, trat 1835 ins Parlament, schloß sich den Whigs an und wurde nacheinander Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Vizepräsident des Handelsamtes und 1846 Kriegsminister. 1852 verlor er dies Amt durch die Auflösung des Ministeriums Russell, erhielt es 1855 unter Palmerston wieder und führte dasselbe während der letzten Zeit des Krimkrieges und der Kämpfe mit Persien und China. In das neue Kabinett Palmerstons 1859 trat er nicht wieder ein.

2) James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, Vetter des vorigen, geb. 22. April 1812, gest. 19. Dez. 1860, Sprößling einer alten schottischen Familie, studierte in Oxford, gelangte 1837 für die Grafschaft Haddington ins Unterhaus und 1838 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus, wo er sich der Torypartei anschloß. 1843 ward er Vizepräsident, 1844 Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Geheimen Rates; in diesen Ämtern verteidigte er die Aufhebung der Kornzölle und widmete den Eisenbahnfragen besondere Aufmerksamkeit. Unter dem Ministerium Russell wurde er 1847 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wo er im Januar 1848 eintraf. Seine Regierung ist epochemachend für Indien geworden. Bald nach seiner Ankunft brach der zweite Pandschabkrieg aus, der 1849 nach manchen Wechselfällen mit Einverleibung des bisherigen Sikhstaats endete. Auch mit Birma wurde ein glücklicher Krieg geführt, der die Erwerbung des mittlern Teiles der jetzigen britischen Provinz Birma zur Folge hatte. D. erhielt dafür 1849 den Dank des Parlaments und wurde zum Marquis ernannt. Andre Erweiterungen des britischen Gebiets in Indien bewirkte D. ohne Kampf durch Einziehung verschiedener von eingebornen Fürsten beherrschter Vasallenstaaten; am wichtigsten war 1856 die Annexion des im Herzen von Hindostan gelegenen Königreichs Audh, dessen Radschahs durch ihre Mißregierung jeden Anspruch auf fernere Duldung verwirkt hatten. Wegen dieses Vorgehens sind D. nach dem Ausbruch des Aufstandes von 1857, der in Audh besonders hartnäckig auftrat, lebhafte Vorwürfe gemacht worden, die aber als unverdient bezeichnet werden müssen. Besonders segensreich war Dalhousies Verwaltung für die innere Entwickelung des Landes. Wesentlich auf seine Veranlassung entstand das meist durch Aktiengesellschaften erbaute Eisenbahnnetz; 4000 Meilen Telegraphenleitungen und 2000 Meilen Landstraßen wurden unter ihm angelegt. Auch die Errichtung von Gesundheitsstationen für Truppen wie Beamte sowie die Organisation einer geordneten Verwaltung im Pandschab wie in Birma war sein Verdienst. Aus Gesundheitsrücksichten legte D. im März 1856 sein Amt nieder und lebte seitdem zurückgezogen in England. Vgl. Edwin Arnold, History of the Marquis of Dalhousie's administration of British India (Lond. 1863—64, 2 Bde.); Trotter, Life of the Marquis of D. (das. 1889).

Dalías, Stadt in der span. Provinz Almeria, am Südwestfuß der Sierra de Gador gelegen, mit Bleischmelzhütte und (1887) 6254 Einw.

Dalibor von Kozojed, ein böhm. Ritter, nach welchem noch jetzt ein an der Nordostseite des Hradschin zu Prag gelegener alter Turm den Namen Daliborka führt, ward 1498 wegen Bauernaufwiegelung in den genannten Turm gesetzt und brachte es hier durch bloßes Üben ohne allen Unterricht zu einer außerordentlichen Virtuosität auf der Geige. Daher das Sprichwort »Etiam Daliborem fames musicam docet«. D. wurde später hingerichtet. Der genannte Turm, ein Rest der alten Befestigung des Hradschin, diente bis 1720 als Staatsgefängnis.

Dalimil, böhm. Dichter und Geschichtschreiber des 15. Jahrh., aus Meseritsch gebürtig, Domherr zu Altbunzlau, angeblich Verfasser der ältesten tschechischen Reimchronik, die von Czechs Ankunft in Böhmen bis 1314 reicht und sich durch ihren antigermanischen Charakter auszeichnet. Sie erschien zuerst gedruckt in Prag 1620 unter dem Titel: »Kronyka stará kláštera Boleslawského etc.« (neue Ausg. von Hanka, Prag 1849, 1851, 1876, und auf Grund einer ältern, in Cambridge gefundenen Handschrift von J. Jireček in den »Památky staré literatury české«, II, das. 1877, sowie in den »Fontes rerum bohemicarum«, das. 1878; von der Cambridger Handschrift erschien ein Abdruck von Mourek, das. 1892); eine ältere deutsche gereimte Übersetzung wurde 1859 durch den Litterarischen Verein (Bd. 48) in Stuttgart von Hanka und 1878 in Prag von Jireček herausgegeben.

Dalimilsche Chronik, s. Dalimil.

Dalin, Ort, s. Idalion.

Dalin, Olof von, schwed. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 20. Aug. 1708 zu Vinberg in Halland,

gest. 12. Aug. 1763, widmete sich erst der Medizin, dann der Philosophie und Geschichte, ward 1737 Bibliothekar des Königs, 1751 Lehrer des Kronprinzen, nachmaligen Königs Gustav III., und 1755 Reichshistoriograph. Infolge seiner Teilnahme an den königlichen Machterweiterungsplänen 1756 vom Hofe verwiesen, durfte er schon 1761 zurückkehren und ward 1763 zum Hofkanzler ernannt. Er erwarb sich große Verdienste um die ästhetische Litteratur seines Vaterlandes, indem er den derben und schwerfälligen Ernst der bisherigen Dichter durch Scherz und eine leichte Darstellung verdrängte, nahm aber auch der schwedischen Sprache durch Einmischung fremdartiger Wörter, Redensarten und Wendungen einen Teil ihrer eigentümlichen Kraft und Fülle. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift »Den Svenska Argus« und sein episches Gedicht »Svenska friheten« (Stockh. 1742). Auch als dramatischer Dichter versuchte er sich mit der Tragödie »Brynhilda« und dem Lustspiel »Den afundsjuke«, in welch letzterm er eine gewisse Ähnlichkeit mit Holberg verriet. Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1761—67, 6 Bde.), besser unter dem Titel: »Poetiska arbeten« (1782—83, 4 Bde.). Durch seine »Svea rikes historia« (Stockh. 1747—62, 3 Bde.; deutsch, Wism. 1756—64) legte er den Grund zu einer kritischen Behandlung der schwedischen Geschichte. Wichtig sind Botins »Anmärkningar« dazu. Eine neue Auswahl seiner Schriften erschien Stockholm 1872. Vgl. Warburg, Olof v. D. (Stockh. 1884).

Dálja, Markt im kroatisch-slavon. Komitat Virovititz, am rechten Donauufer, Dampfschiffstation und wichtiger Knotenpunkt der Bahnen nach Maria-Theresiopel, Essek und Brod, mit (1890) 5609 Einw. Bei der nahen Station Gombos befindet sich der sogen. Donautrajekt (s. d.).

Dalkeith (spr. dálkith), Stadt in Edinburghshire (Schottland), am Zusammenfluß von North und South Esk hoch gelegen, liefert Hüte, Seife und Wollwaren, hat wichtigen Getreidehandel und (1891) 7035 Einw. Dabei Dalkeith Palace, Sitz des Herzogs von Buccleuch, und Newbattle Abbey (s. Newbattle). In der Umgegend Steinkohlen- u. Eisengruben.

Dall (spr. dâl), 1) Roderick, einer der wandernden Harfner, welche in Schottland bis Ende des 18. Jahrh. die alten Volksballaden und Volksdichter sangen, vielfach auch variierten oder neu dichteten (vgl. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 2, S. 582). Er lebte noch 1740 bei Blair in Perthshire.

2) Caroline Healey, nordamerikanische, besonders für die Frauenrechte wirkende Schriftstellerin, geb. 1824 in Boston, verheiratete sich 1844 mit dem Pfarrer Charles D. in Baltimore, der 1855 als Missionar nach Ostindien ging, und lebt gegenwärtig in Boston. Von ihren zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essays and sketches« (1848); »Woman's right to labor« (1860); »The college, market and court« (ihr Hauptwerk über die Frauenfrage, 1868); ferner »Patty Gray's journey« (1869—70, 3 Bde.); »The romance of the association« (1875); »My first holiday« (1882), die Beschreibung einer Reise durch Colorado, Utah und Kalifornien; »What we really know about Shakespeare« (1886); »Barbara Fritchie, a study« (1892).

3) William Healey, Naturforscher und Reisender, Sohn der vorigen, geb. 21. Aug. 1845 in Boston, studierte an der Harvard-Universität Zoologie und begleitete F. W. Foster auf seiner Forschungsreise am Obern See. 1865 schloß er sich dem wissenschaftlichen Korps der russisch-amerikanischen Telegraphenexpedition an, übernahm nach Kennicotts Tode die Leitung und machte, als das Unternehmen aufgegeben wurde, auf eigne Kosten eine Forschungsreise durch Alaska (bis Herbst 1868), deren Resultate er in »Alaska and its resources« (Boston 1870) veröffentlichte. 1871—1873 untersuchte er im Dienste der Coast and Geodetic Survey die Aleuten, um dann 1874 und 1880 seine Forschungen in Alaska wieder aufzunehmen. Außer zahlreichen kleinern, meist konchyliologischen und ethnographischen Abhandlungen veröffentlichte er noch: »Tribes of the extreme Northwest« (Washington 1876); »Pacific Coast Pilot, Alaska« (Teil 1, 1883); »On masks, labrets etc.« (1884).

Dallas (spr. dálas), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Texas, am obern Trinity River, in fruchtbarer Gegend, hat Ölmühlen, lebhaften Handel mit Korn, Baumwolle, Wolle, Häuten und Vieh und (1880) 38,067 Einw.

Dallas (spr. dálas), George Mifflin, nordamerikan. Staatsmann, Sohn des Alexander James D., welcher während der Präsidentschaft Madisons Finanzminister war und 1817 starb, geb. 10. Juli 1792 in Philadelphia, gest. 31. Dez. 1864, studierte Rechtswissenschaft, wurde Mitglied der Legislatur von Pennsylvanien und wirkte 1828 durch Rede und Schrift für die Wahl Jacksons zum Präsidenten. Bald darauf wurde er Bundessenator und war während der Jahre 1836—39 Gesandter in Petersburg; 1844 wurde er Vizepräsident der Republik, trat jedoch 1846 von der Vizepräsidentschaft ab und hielt sich eine Zeitlang von der Politik völlig fern, nur seiner juristischen Praxis obliegend, bis ihn Buchanan 1857 zum Gesandten in England ernannte, in welcher Stellung er ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Staaten herzustellen suchte. Am 16. Mai 1861 kehrte er nach Amerika zurück und sprach sich in dem Bürgerkrieg entschieden für Erhaltung der Integrität der Union aus.

Dallastypie, ein 1873 von dem Engländer Duncan Dallas angewendetes Ätzverfahren zur Herstellung von auf der Buchdruckpresse druckbaren, erhabenen Gravierungen (vgl. Galvanographie).

Dalläus, Joh., s. Daillé.

Dallbdorf, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Standbilder der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., eine Irren- und Idiotenanstalt der Stadt Berlin und (1890) 3198 Einw.

Dalles (richtiger Dalluth, hebr.), Armut.

Dalles, The, Hauptort der Grafschaft Wasco im nordamerikan. Staat Oregon, am Columbiafluß, der weiter abwärts die Cascade Ranges durchbricht, und auf dem Dampfer bis Portland gehen, hat eine katholische Akademie, Münze und (1890) 3029 Einw.

Dalling and Bulwer, William Henry Lytton Earle Bulwer, Lord, engl. Diplomat und Schriftsteller, geb. 13. Febr. 1801, gest. 24. Mai 1872, Sohn des Generals William Earle Bulwer und älterer Bruder von Edward Bulwer, dem nachmaligen ersten Lord Lytton, war seit 1827 nacheinander Attaché der englischen Gesandtschaften in Berlin, Wien, Brüssel und im Haag, trat 1830 ins Parlament, ward 1835 Legationssekretär in Brüssel und 1837 in Konstantinopel, wo er einen Handelsvertrag mit der Pforte zu stande brachte, 1839 Botschaftssekretär in Paris, 1843 bevollmächtigter Minister am spanischen Hof, wo er 1844 den Frieden zwischen Marokko und Spanien ver-

mittelte. Im Mai 1848 mußte er wegen eines gegen die Gewaltakte des Ministeriums Narvaez erhobenen Protestes und wegen angeblicher Begünstigung republikanischer Aufstände Madrid verlassen. Das Unterhaus billigte Bulwers Benehmen, derselbe wurde in den Ritterstand erhoben, und später erkannte das spanische Kabinett seine Übereilung an. Im August 1848 ging Bulwer in geheimer Mission nach Paris, ward 1849 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Washington, wo er den sogen. Clayton-Bulwer-Vertrag schloß (s. Clayton), fungierte 1852—55 als Gesandter in Toscana und seit Ende 1857—66 als Botschafter in Konstantinopel, wo er nach der Thronbesteigung des Sultans Abd ul Asis großen Einfluß gewann. Im März 1871 wurde er als Baron Dalling and Bulwer zum Peer erhoben. Als Schriftsteller hat D. sich einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: »France, social, literary, political« (Lond. 1833, 2 Bde.; deutsch 1835—36, 2 Bde.); »The monarchy of the middle classes« (das. 1836, 2 Bde.; deutsch, Aachen 1836, 3 Bde.); »Historical characters« (5. Aufl., Lond. 1875; deutsch, Leipz. 1871) und eine Biographie Palmerstons (bis 1846 reichend; 3. Aufl., Lond. 1871, 2 Bde.; deutsch von Ruge, Berl. 1871, nicht fortgesetzt), die von Ashley (1874) beendet wurde.

Dallmanhafen, Hafen an der Küste des deutschen Kaiser Wilhelm-Landes, unter 3° 20′ südl. Br. und 314° 30′ östl. L. v. Gr.

Dalloah, s. Palmzucker.

Dall' Oca Bianca, Angelo, ital. Maler, geb. 1853 in Verona als Sohn eines Lackierers, der ihn erst zu einem Holzschnitzer und dann zu einem Dekorationsmaler in die Lehre gab. Sein Talent kam schon in seinem 15. Jahre zum Durchbruch, indem er das Bildnis seines Vaters auf dem Totenbett zeichnete, und schnell gelang es ihm, dank seiner glücklichen Beobachtungsgabe und seinem feinen Farbensinn, sich in die erste Reihe der italienischen Genremaler emporzuschwingen. Venedig und Verona sind seine beliebtesten Studienplätze, auf denen er sich die Motive zu seinen anmutigen, meist von liebenswürdigem Humor erfüllten Bildern aus dem Volksleben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen sucht. Am meisten bevorzugt er Darstellungen in vollem Licht, auf denen er trotz der grellsten Wirkungen der Sonne die leuchtenden Lokalfarben zu einem Bouket von feinstem koloristischen Reiz zusammenzustimmen weiß. Seine Hauptwerke sind die (mehrfach wiederholten) beiden Waisen, Ave Maria (in der Brera zu Mailand), ein Kuß im Fluge, zwischen Ja und Nein, der Vortrab des Tages, die Lästermäuler, das erste Licht (im Museum zu Triest), zur ersten Messe, der Reigentanz, Frühling (Blumenmarkt in Verona) und das moderne Parisurteil.

Dall' Ongáro, Francesco, ital. Dichter und Patriot, geb. 1808 in Mansue, einem kleinen Ort in der Provinz Treviso, gest. 10. Jan. 1873 in Neapel, studierte Theologie auf dem Seminar della Salute zu Venedig, dann in Padua, nahm die kirchlichen Weihen und hielt nun Vorlesungen über humanistische Studien. Da man ihm 1835 das Predigen untersagte, ließ er sich nach Jahresfrist in Triest nieder, wo er eine große litterarisch-patriotische Thätigkeit entwickelte, bis er 1847 infolge einer freisinnigen Rede, die er bei einem zu Ehren Cobdens veranstalteten Bankett hielt, aus Triest ausgewiesen wurde. Von nun an führte D. das Leben eines Verbannten. Wir finden ihn zuerst in Siena, dann in Florenz, Mailand, Turin, Rom, Venedig. In letzterer Stadt gab er 1848 eine kleine populäre Zeitung: »Fatti non parole«, heraus (das Priestergewand hatte er längst abgelegt) und war der Haupturheber der Bewegung vom 11. August. Dann eilte er nach Rom, wo er Mitglied der Konstituierenden Versammlung wurde und als Garibaldis Kommissar die »erste italienische Legion« organisierte. Nach dem Fall Roms verweilte er als Flüchtling erst in der Schweiz, dann in Belgien und Paris, bis ihm das Jahr 1859 die Rückkehr nach Italien eröffnete. Er wurde zum Professor der Litteratur in Florenz ernannt; 10 Jahre später folgte er einem Ruf an die Universität zu Neapel. Dall' Ongaros zahlreiche Schriften in Poesie und Prosa sind teils litterarischen, teils politischen Inhalts, aber alle von demselben edlen, liberalen und patriotischen Geiste durchdrungen. Wir nennen: »Poesie« (1840, 2 Bde.), denen er den ersten dichterischen Ruhm verdankte; die Dramen »Il Fornaretto«, »I Dalmati« und »Marco Cralievic« (1834), »Bianca Capello«, für die Ristori geschrieben und eins seiner berühmtesten Stücke, und »L'ultimo de' baroni« (1864); die Lustspiele »Fasma« (deutsch, Schwerin 1870) und »Il Tesoro«, ein nicht unglücklicher Versuch der Wiederherstellung zweier Menanderscher Stücke; ferner: »Novelle vecchie e nuove« (Flor. 1869), Szenen aus dem italienischen Leben (oft aufgelegt); »Fantasie drammatiche e liriche«, Legenden, dramatische Stücke, Hymnen (das. 1866); »Racconti« (das. 1870); die berühmten »Stornelli italiani« (Mail. 1863), eine Art Volkslieder, die sehr populär wurden; »Alghe della laguna«, Lieder im venezianischen Dialekt; »Poesie e scene vernacole« und »Storia del diavolo«, eine Dante-Studie. Ein Band »Scritti d'arte« erschien nach seinem Tode (Mail. 1873). Biographien von D. schrieben Barbiera (Veneb. 1873), Rongeri (Mail. 1873) und De Gubernatis (Flor. 1875).

Dallwitz, Dorf in der böhm. Bezirksh. Karlsbad, am linken Ufer der Eger, über welche hier eine Brücke führt, hat ein Schloß, Braunkohlenbergbau, Porzellanfabrik, Bierbrauerei und (1880) 1855 deutsche Einwohner. Dabei die von Th. Körner besungenen »Dallwitzer Eichen«.

Dalm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. W. Dalmann (geb. 1787 in Heinseberg, gest. 1828 in Stockholm; Entomolog).

Dalmann, Johannes, Hydrotechniker, geb. 4. März 1823 in Lübeck, gest. 27. Aug. 1875 in Wunsiedel, betrieb seit 1842 als Zimmermeister in Berlin technische u. naturwissenschaftliche Studien, ward 1845 Wasserbaukondukteur und 1850 Wasserbauinspektor zu Hamburg. Auf einer Reise durch Belgien, Frankreich, Holland und England sammelte und verarbeitete D. ein reiches wissenschaftliches Material, welches er in einer epochemachenden Spezialschrift über »Stromkorrektionen im Flutgebiet« (Hamb. 1856) niederlegte. 1863 mit der obersten Direktion des Wasserbauwesens in Hamburg und Ruxhafen betraut, hat er Hamburgs Strom- u. Hafenbauten, den mächtig gesteigerten Verkehrsbedürfnissen dieser Stadt entsprechend, in großem Maßstab umgestaltet.

Dalmatien, Königreich, südlichstes Kronland Österreichs, umfaßt ein schmales Küstengebiet an der Ostseite des Adriatischen Meeres, das (ohne die Inseln) zwischen 44° 25′—42° 6′ nördl. Br. und zwischen 15° 6′—19° 5′ östl. L. v. Gr. liegt und im N. von Kroatien, im O. von Bosnien, der Herzegowina und Montenegro, im S. und W. vom Meer begrenzt wird; ferner etwa 50 größere Inseln und zahlreiche kleine Felseneilande (Scoglien). 1878 wurde

auf Grund des Berliner Friedens das Gebiet von Spizza (43 qkm) mit D. vereinigt. Durch die bis zur Meeresküſte reichenden herzegowiniſchen Landſtriche Klek und Sutorina wird der Zuſammenhang des Feſtlandes an zwei Stellen unterbrochen. Die Länge des Feſtlandes beträgt 390 km, die Breite wechſelt zwiſchen 2 und 70 km, der Flächeninhalt beläuft ſich auf 12,834 qkm (233 QM.).

[Phyſiſche Geographie.] Der Bodengeſtaltung nach bildet D. im allgemeinen ein Karſtplateau mit zahlreichen von NW. nach SO. verlaufenden Gebirgsketten (ſ. Karſt). Längsthäler herrſchen vor, Querthäler ſind ſelten, daher hat das Gebirge einen geſchloſſenen, maſſiven Bau und iſt aus dieſem Grunde ſowie wegen ſeines unwirtlichen Charakters und ſeiner Höhe ſchwer zu überſteigen. Feſtland und Inſeln haben in der Regel ſteile, felſige Küſten und teilen die Kahlheit der Berge und die Waſſerarmut. Der Hochkette des Velebit an der kroatiſchen Grenze (Vaganski Vrh 1758 m), den eine Kunſtſtraße (in 1008 m Höhe) überſchreitet, folgt nach dem Einſchnitt der Zermanja die Kette der Dinariſchen Alpen (ſ. d., mit dem Troglav, 1913 m). Parallel mit dem Grenzgebirge zieht die kahle Küſtenkette hin, welche das Caſtellagebirge (760 m), den Moſſor (1339 m) und Biokovo (1762 m) umfaßt. Zwiſchen den Dinariſchen Alpen und der Küſtenkette erheben ſich mehrere iſolierte Berge und Bergketten, darunter der Monte Promina (1155 m) und die Svilaja (1509 m). Die höchſten Erhebungen finden ſich in dem wilden Berglande von Cattaro (Orjen 1898 m). Von den Inſeln zeigen nur die größern ſüdlichen bedeutendere Höhen (San Vito auf Brazza 778 m, San Riccold auf Leſina 633 m, der Hum auf Liſſa 592 m), während der Monte Vipera auf der Halbinſel Sabioncello 907 m erreicht. Größere Flüſſe beſitzt D. nicht; die bedeutendſten ſind die Zermanja, die Kerka mit der Cikola, die Cetina und die Narenta; die letztere gehört aber nur mit ihrem unterſten Laufe dem Lande an. Alle ſind tief eingeſchnitten; die Kerka und Cetina bilden Waſſerfälle. Die übrigen Gewäſſer beſtehen aus kleinen Bächen, welche häufig nur bei Regenwetter erſcheinen und im Karſtboden verſchwinden. Außer dem ſalzigen Vranaſee (29 qkm) beſitzt D. periodiſch trockne Becken, die das Regenwaſſer füllt; ſo die Seen nächſt Zara, Imoski, Vrgorac. Es fehlt in D. nicht an Sümpfen; größern Umfang haben die im Delta der Narenta gelegenen, an deren Trockenlegung ſeit mehreren Jahren gearbeitet wird. Das Adriatiſche Meer beſpült in einer Länge von 560 km die Küſte von D. Durch die vielen Vorgebirge, Halbinſeln und Landengen werden eine Menge Meerengen und Buchten gebildet, welche die Schiffahrt bei der Steilheit der Küſte ſehr erleichtern. Die vorzüglichſten Meeresſtraßen ſind: der Canale della Morlacca, der Kanal von Brazza und der Kanal der Narenta. Zu den wichtigſten Buchten gehören jene von Spalato und die Bocche di Cattaro, mit ihren Seebecken und Engen der landſchaftlich ſchönſte Teil des Landes. Die größte Halbinſel iſt die Landzunge von Sabioncello. Längs der Küſte zieht eine ſchwache Strömung von SO. nach NW.; Ebbe und Flut machen ſich wenig bemerkbar. Von den Inſeln, welche ſich als losgelöſte Feſtlandſtücke darſtellen, ſind die bedeutendſten (von N. nach S.): Arbe, Pago, Brazza (die größte und bevölkertſte Inſel), Leſina, Liſſa, Curzola, Lagoſta und Meleda. Im allgemeinen hat D., beſonders das Küſtenland, das wärmſte Klima aller öſterreichiſchen Länder, obſchon es durch die Seeluft bedeutend gemildert wird. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Zara 14,9°, in Raguſa 16,6°; die mittlere Regenmenge ſtellt ſich auf 78—80 cm. Schnee fällt ſelten. Der Südoſt (Scirocco) iſt der vorherrſchende Wind, ſeltener weht der Nordweſt (Miſtral) und der Nordoſt (Bora). Gewitter ſind häufig, über 40 im Jahresdurchſchnitt.

[Bevölkerung.] D. zählte 1869: 456,961, 1880: 476,101 und 1890: 527,426 Einw., ſo daß auf 1 qkm 41 Einw. kommen. Von 1869—80 hat die Bevölkerung jährlich um 0,38, von 1880—90 dagegen um 1,08 Proz. zugenommen. Auf 1000 männliche kommen in D. 981 weibliche Einwohner. Die Bevölkerung verteilt ſich auf 84 Ortsgemeinden und 858 Ortſchaften mit 115,740 Wohngebäuden. Der Nationalität nach überwiegen die Serbokroaten (96,2 Proz.), welche im Innern des Landes Morlaken, im S. Raguſaner u. Bocheſen genannt werden. Den nächſt zahlreichen Volksſtamm bilden die Italiener (3,1 Proz.), vorzugsweiſe in den Hafenſtädten und auf den Inſeln anſäſſig. Ferner gibt es 0,4 Proz. Deutſche und 0,3 Proz. Tſchechen. Der Dalmatiner zeichnet ſich durch hohen Wuchs, ausdrucksvolle Züge, ſcharfe Sinne und ungewöhnliche Kraft aus; er iſt ausdauernd, ſeine Nahrung und Lebensweiſe einfach. Die Tracht iſt ſehr mannigfaltig. In religiöſer Beziehung bekennen ſich 83,3 Proz. der Bewohner zur katholiſchen und 16⅓ Proz. zur orthodoxen griechiſchen Kirche; die Evangeliſchen und die Juden machen je ⅒ Proz. aus. Die römiſch-katholiſche Kirche beſitzt einen Erzbiſchof (zu Zara), fünf Biſchöfe (zu Raguſa, Spalato, Sebenico, Leſina und Cattaro). Die orientaliſchen Griechen haben zwei Biſtümer (zu Zara und Cattaro), welche der Czernowitzer Metropolie unterſtehen.

An Bildungsanſtalten beſtehen 6 theologiſche Lehranſtalten, 4 Gymnaſien, 2 Realſchulen, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanſtalt, eine Ackerbau- und 2 nautiſche Schulen, endlich 284 öffentliche und 20 private Volksſchulen. Auf 100 ſchulpflichtige Kinder kamen 1891: 83 ſchulbeſuchende.

[Urproduktion.] Das Ackerland nimmt in D. nur 10,7 Proz. der Oberfläche ein, dagegen die Weiden (darunter freilich viel wüſte Strecken) 46,3 Proz. Die Weingärten bedecken 6,4 Proz., Gärten und Wieſen 3,7 Proz., der Wald, welcher aber großenteils nur Mittel- und Niederwald umfaßt, 30 Proz. Die kargen Erträgniſſe des Ackerbaues (1892: 1,7 Mill. hl Kornfrüchte, hauptſächlich Mais, Weizen u. Gerſte, 27,000 hl Hülſenfrüchte, 108,000 hl Kartoffeln) reichen für den Bedarf nicht hin; dagegen bleibt von dem erzeugten, mitunter vorzüglichen Wein (1,237,500 hl) und vom Olivenöl (über 86,300 metr. Ztr.) ein Teil zur Ausfuhr übrig. Vortrefflich gedeihen Weichſeln (die den Maraskino liefern), Mandeln, Melonen, Feigen, Granatäpfel; auch wird Tabak (3600 metr. Ztr.) und Chryſanthemum (29,000 metr. Ztr.) zur Bereitung von Inſektenpulver gebaut. Das Grasland liefert 377,000 metr. Ztr. Heu und die Wälder 445,000 Feſtmeter Holz. Die Viehzucht kann ſich bei dem Mangel an Futterbau und dem geringen Ertrag des Graslandes nicht heben. Pferde (1890: 22,903 Stück) dienen als Reit- und Saumtiere, ſo auch Eſel, Mauleſel und Maultiere (zuſammen 31,112 Stück). Der Rindviehſtand iſt gering (92,225 Stück). Zahlreich ſind nur Schafe (784,813 Stück) und Ziegen (180,131 Stück), daher Hammelfleiſch die gewöhnlichſte Nahrung. Schweine (40,721 Stück) trifft man nicht häufig. Die Jagd, welche in D. frei iſt, findet beſonders an dem zahlreichen Waſſergeflügel (namentlich im Narenta-

delta) einen ergiebigen Ertrag. Bienenzucht (12,823 Stöcke) wird namentlich auf den Inseln betrieben (Honig von Solta). Die Seidenraupenzucht lieferte 1892: 15,680 kg Kokons. Von hoher Bedeutung für D. ist die Seefischerei. 1892 waren hierbei 6802 Fischer mit 1625 Booten thätig; die Ausbeute (außer Fischen auch Mollusken, Schaltiere und Schwämme) hatte einen Wert von 1,442,400 Gulden. Der Boden Dalmatiens birgt wenig mineralische Schätze. Der Braunkohlenbergbau (hauptsächlich am Monte Promina bei Siveric) gab 1892 einen Ertrag von 532,900 metr. Ztr. Dagegen sind Kalkstein- und Marmorbrüche ergiebiger, den größten Wert aber liefert das Meer durch die Salinen auf den Inseln Arbe und Pago und zu Stagno (1892: 76,900 metr. Ztr. Seesalz).

[Industrie, Handel und Verkehr.] Die Industrie ist in D. mit Ausnahme der Likörfabrikation (Maraskino, Rosoglio) und der Erzeugung der Flaschen für dieselbe, der Kalk- und Ziegelbrennerei, der Seifenfabrikation und der Ölpressen kaum halb entwickelt; sogar die Mahlmühlen sind noch im primitivsten Zustand. Dagegen sind die Landbewohner äußerst geschickt in der Verfertigung alles dessen, was sie zu ihrem häuslichen Bedarf brauchen, als: Tuch, grobes Leinen, Schuhzeug, Seilwerk, Körbe, Hüte ꝛc. Wichtig ist der Schiffbau; 1891 wurden 168 Schiffe von 390 Ton. neu gebaut und 119 Schiffe von 2577 Ton. umgebaut und ausgebessert. Schiffahrt ist ein Hauptgewerbe der Dalmatiner, welche seit Jahrhunderten für die geübtesten Seefahrer im Adriatischen Meer gelten. Die Handelsmarine von D. umfaßte Ende 1891: 6110 Schiffe mit 46,098 Ton. und einer Bemannung von 16,121 Personen. Der Schiffsverkehr in den 67 dalmatischen Häfen umfaßte 1890 im Einlauf 23,030 handelsthätige beladene Schiffe von 4,528,199 Ton. Der Handel Dalmatiens besteht zum großen Teil im Transit der Waren aus und nach Bosnien, der Herzegowina und Montenegro. Seit 1880 gehört D. dem allgemeinen österreichisch-ungarischen Zollgebiet an. Das Land besitzt (1891) 126 km Staatsbahnlinien, 120 Postämter, 87 Telegraphenstationen mit 1576 km Linien, 4 Banken, 2 Sparkassen und 3 Vorschußkassen.

[Verfassung und Verwaltung.] Der Landtag von D. ist zusammengesetzt aus dem katholischen Erzbischof und dem griechisch-orientalischen Bischof von Zara und 41 Abgeordneten (10 aus den Höchstbesteuerten, 8 der Städte, 8 der Handels- und Gewerbekammern und 20 der Landgemeinden). In das Abgeordnetenhaus des Reichsrates wählt D. 9 Abgeordnete. Die politische Einteilung zeigt folgende Tabelle:

Bezirkshauptmannschaften	QKil.	Einw. 1890	Bezirkshauptmannschaften	QKil.	Einw. 1890
Benkovac . .	1581	33 409	Metkovic . .	383	12 157
Cattaro . .	674	34 807	Ragusa . .	777	37 521
Curzola . .	590	24 381	Sebenico . .	962	43 236
Imotski . .	646	31 640	Sinj . . .	1336	46 321
Knin . . .	1408	46 562	Spalato . .	1889	101 768
Lesina . . .	413	25 690	Zara . . .	1636	66 725
Macarska .	539	23 211			

Im Wappen (s. Tafel »Österreichisch-ungarische Länderwappen«, Fig. 17) führt D. drei gekrönte goldene Leopardenköpfe im blauen Felde. Die Landesfarben sind Blau und Gold. Hauptstadt ist Zara.

Geschichte.

Das alte D., ein Teil von Illyrien, erhielt seinen Namen von der Handelsstadt Delminium oder Dalmium, welche um 200 v. Chr. Hauptstadt eines eignen Gebiets (Dalmatia) zwischen dem Adriatischen Meer, dem Fluß Titius (Kerka) und dem Bebischen Gebirge wurde. Die Bewohner desselben, Dalmatae oder Dalmatii, die von der Jagd, Fischerei und Viehzucht, vorzüglich aber vom Raub lebten, gerieten wiederholt in Krieg mit den Römern, die, nachdem sie um 168 v. Chr. das jüngere Ardiäerreich unter dem König Gentius vernichtet und so das Land vom See bei Skutari (lacus Labeaticus) bis zum Naro (Narenta) unterworfen hatten, 156 ihre Herrschaft, wenigstens an der Küste, begründeten. 117 eroberte Metellus den Vorort Salona, und um 78 näherte sich die gänzliche Eroberung Dalmatiens ihrem Ende. Unter Cäsars Statthalterschaft über Gallien und Illyrien erhoben sich aber die Dalmatiner mit den übrigen Illyriern zur Bekriegung der mit den Römern verbündeten Liburner, vernichteten 50 ein von Cäsar gesandtes Heer sowie 48 v. Chr. 15 Kohorten und 3000 Reiter unter Gabinius und bequemten sich erst nach der Beendigung des Bürgerkrieges zu einem mäßigen Tribut. Nach Cäsars Tode verweigerten sie jedoch denselben wieder, und ihre völlige Unterjochung bewirkte erst Statilius Taurus 23 v. Chr. Befestigt wurde die Eroberung zuletzt durch die Unterdrückung des großen dalmatisch-pannonischen Aufstandes 10 n. Chr. Das Land bildete seitdem mit Liburnia und Japydia die Provinz Illyricum. Römische Kultur verbreitete sich nun über das Land, Wein- und Ackerbau gewannen eine bis jetzt nicht wieder erlangte Ausdehnung, blühende Handelsstädte erhoben sich an den zahlreichen Buchten der Küste, und das Land lieferte dem römischen Heer die besten Soldaten, selbst einige Kaiser, wie Diokletian. Bei der Teilung des römischen Reiches wurde D. zum weströmischen Kaisertum geschlagen, aber schon nach dem Tode des Honorius mit dem oströmischen Kaisertum vereinigt, dessen Schicksal es nun mehr als ein Jahrhundert hindurch teilte. Um 481 finden wir Odoaker bemüht, das Land bei seiner italischen Herrschaft festzuhalten. Mit Einwilligung des Kaisers Zeno kam es 489 unter die Herrschaft des ostgotischen Königs Theoderich d. Gr. und bildete seit 491 einen Teil des ostgotischen Königreichs Italien, ward aber durch Belisar und sodann nach Totilas' Wiedereroberung durch Narses von neuem mit dem orientalischen Kaisertum vereinigt. Im 6. Jahrh. (insbes. 569—598) nahmen die Avaren das Land in Besitz und behielten es bis zum Anfang des 7. Jahrh., worauf die Kroaten den nördlichen, die Serben den südlichen Teil des Landes einnahmen und die Bewohner auf die Küstenstädte und die Inseln zurückdrängten. Diese wurden um 1000 von der Republik Venedig unterworfen, die darüber mit den Kroatenfürsten in Streit geriet. Diese blieben Sieger und D. in ihrem Besitz bis zum Aussterben der dalmatisch-kroatischen Nationalkönige zu Ende des 11. Jahrh. Dann kam Kroatien an Ungarn, und König Koloman nahm auch D. in Anspruch, welches er im Kriege mit Venedig 1102—1105 eroberte. Doch verzichteten die Venezianer keineswegs und unterhielten die Fehde mit Ungarn jahrhundertelang, bis dieselbe nach mannigfachen Wechselfällen 1420 unter der Regierung König Siegmunds mit der definitiven Eroberung der dalmatinischen Inseln und Küstenstädte durch die Republik endete. Nur Ragusa behauptete inmitten aller Kämpfe seine Unabhängigkeit. Es war selbst die 1203 eingegangene lästige Verbindlichkeit, seine »Grafen« oder »Rektoren« der Republik aus Venedig zu nehmen, bereits nach

150 Jahren wieder los geworden und verstand es, durch eine ungemein vorsichtige Haltung zwischen Ungarn, Venedig und der Pforte seinen Bestand zu erhalten. Das dalmatinische Binnenland ging im 16. Jahrh. zum Teil an die Türken verloren, die es aber in den Friedensschlüssen von Karlowitz (1699) und Passarowitz (1718) wieder an Venedig zurückgeben mußten. Unter der venezianischen Herrschaft bildeten die aus der Zeit der einstigen Unabhängigkeit herrührenden Munizipalstatuten die Grundlage des Gemeindewesens. Der Repräsentant der höchsten gerichtlichen, politischen und militärischen Gewalt war in jeder Stadt der von Venedig gesandte Conte-Capitano, welcher seinerseits unter dem in Zara residierenden Generalprovveditore der Provinz stand. Für Hebung des materiellen Wohlstandes sowie für Förderung der geistigen Bildung der Bewohner durch Schulunterricht geschah von seiten Venedigs äußerst wenig. Dennoch war die Trauer allgemein, als die Dogenrepublik infolge des Friedens von Campo Formio 12. Mai 1797 aufhörte und das bisherige venezianische D. unter österreichische Herrschaft kam. Im Preßburger Frieden (1805) mußte Österreich D. an Napoleon I. abtreten, der es nach Vertreibung der Russen zum Königreich Italien schlug. Nachdem er im Wiener Frieden (1809) auch noch den ungarischen Teil von D. erhalten, bildete er 1810 aus dem gesamten D. mit Hinzufügung der von Österreich auf dem rechten Ufer der Save abgetretenen Gebiete die sogen. illyrischen Provinzen seines Kaisertums. 1814 fiel D. an Österreich zurück und ward mit dem Ragusanischen und einem Teil von Albanien 1816 zu einem eignen Königreich erhoben. Von seiten der österreichischen Regierung geschah nun zwar etwas mehr für die materielle und geistige Hebung des Landes, doch wurden dadurch keine großen Sympathien gewonnen. 1848 brachte sich eine nationale Bewegung zur Bildung eines großen südslawischen »dreieinigen«, aus Kroatien, Slawonien und D. bestehenden Königreichs zur Geltung, die dann später, bei Beginn der konstitutionellen Ära, 1860 wieder angeregt wurde. Sie scheiterte damals am Widerstande der Italiener, und die österreichische Verfassung vom Dezember 1867 führte D. in den Kranz der »im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder« ein, allerdings nicht ohne Widerstand zu finden. Als nämlich die Regierung im Oktober 1869 eine allgemeine Landwehrrekrutierung ausführen wollte, erschien dies den Umwohnern der Bocche (Bucht) von Cattaro als ein Attentat auf ihre Freiheit; sie widersetzten sich mit bewaffneter Hand, vertrieben die Beamten, belagerten das Fort Dragalj und vernichteten ein gegen sie geschicktes Detachement. Auf ihren Bergen waren sie fast unangreifbar. Mehrere Regimenter wurden mit Verlust zurückgeschlagen, und die Insurgenten bekamen neuen Zuzug aus dem Innern des Landes sowie aus Montenegro. Erst dem General v. Rodich gelang es, durch Versprechung von Amnestie und Schadenersatz sowie der Freiheit von der Wehrpflicht die Bocchesen zu bewegen, die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen, so daß im Februar 1870 die Ruhe wiederhergestellt war. Als aber 1881 die Wiener Regierung neuerlich das allgemeine Wehrgesetz in den Gebieten an den Bocche von Cattaro einzuführen unternahm, kam es wieder zum Aufstand, der sich über das neu erworbene Bosnien und die Herzegowina ausdehnte und nur mit großer Militärgewalt niedergeworfen werden konnte. In der Zwischenzeit hatten in D. die Kroaten das Übergewicht im Lande und die Mehrheit im Landtag erreicht, so daß nun die alte Idee des dreieinigen Königreichs wieder auflebte. Im Landtage von 1890 wurde ein bezüglicher Antrag gestellt.

[Litteratur.] Petter, Das Königreich D. (Gotha 1857, 2 Bde.); Noë, D. und seine Inselwelt (Wien 1870); Schiff, Kulturbilder aus D. (das. 1875); Schaffmayr, D., geograph.-histor.-statist. Beschreibung (Triest 1877); »Landeskunde des Königreichs D.« (Wien 1876); Swida, Das Königreich D. (das. 1882); Ruthner, Das Küstenland und das Königreich D. (das. 1880); »Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, Bd. 11 (das. 1892); Stefanovicz-Bilovsky, Die Serben im südlichen Ungarn, in D. ꝛc. (Teschen 1884); Bidermann, Die Bestandteile des heutigen Königreichs D. (in der Wiener »Statistischen Monatsschrift«, 1885); Hartlebens »Illustrierter Führer durch D.« (2. Aufl., Wien 1892); v. Eitelberger, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Dalmatiens (»Gesammelte kunsthistorische Schriften«, Bd. 4, das. 1884); Jackson, Dalmatia, the Quarnero and Istria (Baudenkmäler ꝛc., Oxford 1887, 3 Bde.), und das seit 1871 in Zara erscheinende Jahrbuch »Manuale del regno di Dalmazia«.

Zur Geschichte: Außer den ältern Geschichtswerken über D. von Bomann (Vened. 1778), Lago (Zara (1809), Kreglianovich-Albinoni (das. 1809): Cattalinich, Storia della Dalmazia (Zara 1835, 3 Bde.); Solitro, Documenti storici sull' Istria e la Dalmazia raccolti e annotati (Vened. 1844); Maschek, Prospetto cronologico della storia della Dalmazia (2. Aufl., Zara 1878); Bacor, Die Operationen in den Bocche von Cattaro 1869 (Wien 1870); Cons, La province romaine de Dalmatie (Par. 1882); Pisani, Les possessions vénitiennes en Dalmatie (das. 1890); Derselbe, La Dalmatie de 1797 à 1815 (das. 1893).

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatika, aus Dalmatien stammendes langes weißes Oberkleid mit Ärmeln, der römischen Tunika ähnlich, ward seit Diokletian von den römischen Kaisern getragen und vom Papst Silvester I. (um 320) als Amtskleid der Diakonen (daher auch diaconale genannt) eingeführt; ein seidener Überwurf mit kurzen Ärmeln, früher ganz geschlossen, so daß er über den Kopf angezogen wurde; jetzt an den Seiten mit einem tiefen Einschnitt (s. Abbildung). Die Farbe richtet sich nach den Vorschriften der Liturgie für die verschiedenen Fest- und Sonntage. Eine weiße D. gehörte früher zu den Pontifikalgewändern des Bischofs und eine von dunkelm violetten Seidenstoff zum Krönungsornat der deutschen Kaiser, z. B. die berühmte Kaiserdalmatika in der Sakristei der Peterskirche zu Rom.

Dalmatika (Figur des 14. Jahrh.).

Dalmatiner, s. Bunyeváczen.

Dalmatius (Delmatius), Sohn eines Stiefbruders von Konstantin d. Gr., wurde von diesem 335 zum Cäsar ernannt und mit der Verwaltung von Illyricum betraut, aber 337 nach Konstantins Tod in einem Soldatenaufstand unter den Augen von Constantius mit fast allen übrigen Verwandten der neuen Kaiser getötet.

Dalmatow, Stadt im russ. Gouv. Perm, Kreis

Schadrinsk, am Isset (zum Tobol), hat 2 Kirchen, ein Kloster, Ziegelbrennereien und (1889) 2103 Einw.

Dalmellington, Industrieflecken in Ayrshire (Schottland), mit Wollspinnerei, Decken- und Teppichfabrikation und (1891) 1895 Einw.

Dalou (spr. dalu), Jules, franz. Bildhauer, geb. 1838 in Paris, trat mit 11 Jahren in die Zeichenschule der rue de l'École de médecine, wo er von Carpeaux im Zeichnen und im Modellieren nach der Antike unterrichtet wurde und solche Fortschritte machte, daß dieser ihn in sein Atelier nahm. Mit 18 Jahren trat er in das Atelier Durets, fühlte sich aber auch bei ihm nicht voll befriedigt. Er arbeitete fortan Modelle für Bronzegießer und Goldschmiede, bis er 1862 in der Ausstellung mit einer Genrestatue in Gips debütierte, der dann 1870 eine Stickerin folgte, die einen Preis erhielt. Während des Krieges trat er in die Nationalgarde, wurde der Teilnahme am Aufstand der Kommune beschuldigt und floh nach England, wo seine Arbeiten große Anerkennung fanden. Er schuf Terrakottastatuen, die Marmorgruppe: eine Mutter, die ihr Kind wiegt, zahlreiche Porträtstatuetten und 1877 die lebensgroße Terrakottagruppe: eine Bäuerin aus der Bretagne, die ihr Kind säugt. Dann kehrte er nach Paris zurück und erhielt im Salon von 1883 für zwei große figurenreiche, durchaus malerisch aufgefaßte Reliefs: Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789 und eine allegorische Verherrlichung der Republik, die Ehrenmedaille des Salons. Das erstere hat er im Auftrage des Staates für die Deputiertenkammer in Marmor ausgeführt. Von seinen spätern Schöpfungen sind neben zahlreichen Büsten in Bronze und Marmor (Rochefort, A. Theuriet, Floquet u. a.) die Statuen des Kommunisten Blanqui und des Chemikers Lavoisier, das Grabdenkmal Victor Noirs, ein Bacchanal als Brunnendekoration und Bacchus Ariadne tröstend (1892) hervorzuheben. D. ist ein begabter Naturalist, welcher sich eng an Carpeaux anschließt, ohne jedoch dessen Extravaganzen zu teilen.

Dalry (spr. dēlrī oder dălrī, »Königsthal«), Binnenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), mit den Blair-Eisenwerken, Kohlengruben u. (1891) 4572 Einw.

Dalrymple (spr. dălrimpl), 1) Sir David D., Lord Hailes, schott. Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 28. Okt. 1726 in Edinburg, gest. 29 Nov. 1792, studierte in Utrecht, trat nach seiner Rückkehr 1748 als Anwalt auf, ward 1766 Mitglied des schottischen Obergerichts mit dem Titel Lord Hailes und 1776 Richter des Obersten Kriminalgerichts. Als Schriftsteller ist er besonders durch seine »Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I.« (Edinburg 1776, fortgesetzt 1779 bis zur Thronbesteigung der Stuarts) und durch seine Polemik gegen Gibbon bekannt. Auch schrieb er: »Memorials and letters relating to the history of Britain in the reign of James I.« (Edinb. 1762) und »of Charles I.« (das. 1766); »Historical memorials« (das. 1769) u. a.

2) Alexander, Geograph und Reisender, Bruder des vorigen, geb. 24. Juli 1737, gest. 19. Juni 1808 in London, trat noch jung in die Dienste der Ostindischen Kompanie, machte seit 1789 mehrere Reisen nach den Südseeinseln und entwarf Zeichnungen von den besuchten Küsten. Die Kompanie ernannte ihn darauf zu ihrem Hydrographen, und auf Grund eines von ihm entworfenen Projekts machte Cook 1768—71 seine erste Reise um die Welt. Eine Sammlung seiner Seekarten gab er heraus in der »General collection of nautical publications« (Lond. 1758) und in dem »Oriental repertory from April 1791 to January 1795« (das. 1791). Auch schrieb er: »Historical collection of the several voyages and discoveries in the Pacific Ocean« (Lond. 1770, 2 Bde.).

Dal segno (ital.), s. Segno.

Dalsland (Dal), Landschaft im südlichen Schweden, früher, als zu Norwegen gehörend, »Marker« genannt, zwischen dem Wenersee und Norwegen gelegen, bildet den kleinern nördlichen Teil des Läns Elfsborg, ist 4190 qkm (76 QM.) groß und wird von ca. 85,000 Menschen bewohnt. Nur der am Wenersee belegene südöstliche Teil, etwa ein Zwölftel des Ganzen, ist eben und fruchtbar; alles übrige ist ein Gebirgsland, dessen bedeutendste Höhen aber kaum 240 m erreichen. Besonders merkwürdig sind die großen Lager von Meeresschnecken auf Höhen von 70—100 m, die sogen. Riesentöpfe, von denen man 75 kennt, und die bedeutenden tiefen Spalten in den Bergen. Das Land ist sehr reich an Gewässern. Durch die Mitte desselben erstreckt sich von dem Wenersee gegen W. eine Kette von terrassenförmig übereinander liegenden schönen Landseen, welche sich durch schnell strömende Flüsse ineinander ergießen und die Anlage des Dalslandskanals ermöglicht haben. Von diesen Seen ist Store Le, 60 km lang, 110 m ü. M., zum Teil zu Norwegen gehörend, der westlichste und höchste; er fließt ab in den Lelängen, 30 km lang, 92,6 m ü. M., in welchen sich von N. her die beiden großen, zum Teil auch zur Landschaft Wermland gehörenden Seen Östra Silen (103 m ü. M.) und Westra Silen (95,6 m ü. M.) ergießen, und welcher dann in den 15 km langen, 4 km breiten Laxsjö (74 m ü. M.) eintritt, der endlich durch die Upperudså bei Köpmannabro in den Wenersee abfließt. Diese ganze Seenkette ist durch das D.-Kanalsystem 1864—67 von dem Baumeister Nils Ericson mit einem Kostenaufwand von 1½ Mill. Kronen schiffbar verbunden worden, und es sind dazu 29 Schleusen erforderlich gewesen. Von diesen hat die unterste die Dimensionen des Götakanals und gestattet daher größern Fahrzeugen, bis Upperud zu gelangen; die übrigen sind kleiner (32 m lang, 4,3 m breit und 1,6 m tief). Der interessanteste Punkt ist bei dem Eisenwerk Håfverud im O. des Sees Allången, in welchen drei Senk- und eine bestimmende Schleuse sowie ein frei über einem bedeutenden Wasserfall schwebender, von starken eisernen Platten zusammengefügter, 750 metr. Ztr. schwerer Aquädukt hinaufführen. Die Wälder, freilich stark ausgebeutet, bedecken über 1160 qkm; Waldwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau sind die Hauptnahrungsquellen. Wegen des Holzreichtums sind viele Eisenwerke vorhanden, die aber ihr Roheisen aus Wermland holen, denn es gibt nur einen einzigen Hochofen (bei Billingsfors). Von Eisenbahnen durchschneidet die große Bergbezirksbahn Gotenburg-Falun den östlichsten Teil des Landes, an die sich bei Mellerud die Dalslandsbahn Sunnanå-Frederikshald anschließt.

Dalston (spr. dâolst'n), nördlicher Stadtteil von London (s. d.), in welchem das deutsche Hospital, eine deutsche Kirche und ein deutsches Waisenhaus (Kaiser Wilhelms-Stiftung) liegen.

Dalton (spr. dâolt'n), 1) (D. in Furneß) Stadt in Lancashire (England), in dem Furneß genannten Bezirk, 5 km nördlich von Barrow, mit Eisenhütten, Gerberei, Malzdarren und (1891) 13,300 Einw. Dabei die Ruinen der berühmten Furneß-Abtei (12. Jahrh.). — 2) Hauptort der Grafschaft Whitfield im

nordamerikan. Staat Georgia, hat mehrere Fabriken, lebhaften Getreidehandel und (1890) 3046 Einw.

Dalton (spr. dahl'n), 1) John, Chemiker und Physiker, geb. 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield in Cumberland, gest. 27. April 1844 in Manchester, war seit 1781 Hilfslehrer zu Kendal in Westmoreland und widmete sich hier mathematischen und physikalischen Studien. 1785 wurde er mit seinem Bruder Jonathan Vorsteher der Schule in Kendal, und 1788 begann er meteorologische Beobachtungen, die er sein ganzes Leben hindurch fortsetzte. 1793 ging er als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an das Kollegium zu Manchester. Er untersuchte die Ausdehnung und Mischung der Gase, die Elastizität der Dämpfe und die Absorption der Gase durch Wasser, vor allem aber förderte er die Chemie durch Aufstellung der atomistischen Theorie und die Lehre von den festen Proportionen; auch arbeitete er über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs ꝛc. Er schrieb: »Meteorological essays and observations« (Manchester 1793, 2. Aufl. 1834); »New system of chemical philosophy« (das. 1808—1827, 3 Tle.; deutsch, aber nicht vollständig, von Wolff, Berl. 1812—14, 2 Bde.). Am Eingang der Royal Institution zu Manchester wurde ihm noch bei seinen Lebzeiten eine Statue errichtet. Vgl. Henry, Life and researches of John D. (Lond. 1854).

2) John Call, Physiolog, geb. 2. Febr. 1825 zu Chelmsford in Massachusetts, gest. 12. Febr. 1889, ward auf dem Harvard College gebildet und gewann 1857 mit seinem »Essay on the Corpus luteum« den von der American Medical Association ausgesetzten Preis. Sein Hauptwerk: »Treatise on human physiology« (New York 1859, 7. Aufl. 1882), trug ihm die Professur an einer der medizinischen Schulen der Stadt New York und zugleich an dem Long Island Hospital College zu Brooklyn ein. Während des Bürgerkriegs war er eine Zeitlang Direktor des Medizinalwesens der Potomacarmee. Er schrieb noch: »Treatise on physiology and hygiene« (1868) und »Experimental method in medical science« (1882); »Doctrines of the circulation« (1884); »Topographical anatomy of the brain« (1885, 3 Bde.).

3) Hermann, Theolog, geb. 20. Aug. 1833 in Offenbach a. M., wurde 1858 zum Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg berufen, erhielt 1868 den Titel eines Konsistorialrats und privatisiert seit 1889 in Berlin. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: »Geschichte der reformierten Kirche in Rußland« (Gotha 1865); »Verfassungsgeschichte der lutherischen Kirche in Rußland« (das. 1887); »Urkundenbuch der reformierten Kirche in Rußland« (das. 1889); »Johannes Goßner« (2. Aufl., Berl. 1878); »Johannes von Muralt« (Wiesb. 1876); »Johannes a Lasco« (Gotha 1881); »Nathanael«, Apologetik (2. Aufl., Petersb. 1864); »Immanuel«, Erklärung des Heidelberger Katechismus (2. Aufl., Wiesb. 1883); »Evangelische Betrachtungen« (Basel 1870—84, 5 Bde.); »Zur Gewissensfreiheit in Rußland« (Leipz. 1889); »Die evangelische Kirche in Rußland« (das. 1890); »Die russische Kirche« (das. 1891). Außerdem veröffentlichte er: »Reisebilder aus dem Orient« (Petersb. 1870); »Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien« (Bremen 1884); »Ferienreise eines evangelischen Predigers« (das. 1886) und zahlreiche kleinere Schriften zeitgeschichtlichen Inhalts.

4) (spr. daltong) Eduard Joseph und Eduard d', s. Alton.

Daltonismus, s. Farbenblindheit.

Daltonsches Gesetz, von Dalton 1802 aufgestelltes Gesetz, nach welchem in einer Mischung verschiedener chemisch nicht aufeinander wirkender Gase der gesamte auf die Gefäßwände ausgeübte Druck gleich ist der Summe der Einzeldrucke, welche jedes Gas für sich allein ausüben würde. Für gesättigte Dämpfe lautet das Daltonsche Gesetz wie folgt: Die Spannkraft des gesättigten Dampfes einer Flüssigkeit in einem mit Gas erfüllten Raum ist derjenigen im leeren Raume gleich. In der That aber ist dieses Gesetz nicht streng richtig, vielmehr zeigen sich ähnlich wie bei dem Mariotte-Gay-Lussacschen Gesetz kleine Abweichungen. Die Summe der Partialdrucke zweier Gase in getrenntem Zustand ist meist größer als der von ihrer Mischung ausgeübte Gesamtdruck, und zwar kann bei hohen Drucken der Unterschied ziemlich beträchtlich sein. Nachdem für einen bestimmten Druck ein Maximum des Unterschiedes erreicht ist, beginnt der Unterschied bei weiterer Verminderung des Volumens abzunehmen und verschwindet sogar für ein gewisses sehr kleines Volumen, bei welchem sonach das Daltonsche Gesetz streng richtig ist. Wird das Volumen noch mehr verkleinert, so ergibt sich der Gesamtdruck größer als die Summe der Partialdrucke, d. h. der Unterschied wird negativ und erreicht bald beträchtliche Werte. Aus diesem eigentümlichen Verhalten kann man schließen, daß beim Zusammendrücken von Gasgemischen die innere Kohäsion und die räumliche Ausdehnung der Moleküle eine Rolle spielen. Die Spannkraft des gesättigten Dampfes einer Flüssigkeit in einem Gase ist im allgemeinen kleiner als die entsprechende Spannkraft im leeren Raum. Doch wird für sehr starke Kompressionen der weniger flüchtige Bestandteil (z. B. die Kohlensäure in einem Gemisch von Stickstoff und Kohlensäure) unter dem normalen Druck seines gesättigten Dampfes sich nicht mehr verflüssigen, weil unter Umständen seine kritische Temperatur unter dem Einfluß des beigemischten Gases sich erheblich erniedrigt.

Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard, Freiherr von, hess. Minister, geb. 19. Dez. 1802 in Darmstadt, gest. daselbst 28. Sept. 1880, Sohn des Freiherrn Reinhard von D., großherzoglich hessischen Generalleutnants (gest. 1844), trat 1828 in den großherzoglich hessischen Staatsdienst, ward 1842 Kreisrat in Worms, erhielt 1845 das Provinzialkommissariat der Provinz Rheinhessen und 1848 das Territorialkommissariat in der Bundesfestung Mainz (vgl. über seine damalige Thätigkeit: »Einige Bemerkungen zu den Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser, von K. Freiherrn v. D.«, Darmst. 1876), war 1850 kurze Zeit Bundestagsgesandter und ward 1. Juli d. J. zum Ministerpräsidenten und zugleich zum Minister des großherzoglichen Hauses, des Äußern und des Innern ernannt. Seine innere Politik war durchaus büreaukratisch und reaktionär. Die Beamten suchte er durch Willkürmaßregeln und kleinliche Beaufsichtigung gefügig zu machen, die Wahlen durch Einführung der offiziellen Kandidaturen nach seinem Willen zu lenken. Er begünstigte in der protestantischen Kirche die ultraorthodoxe Richtung, während er zugleich die ultramontanen Elemente des Katholizismus durch die Konvention mit dem Bischof Ketteler von Mainz zu stärken suchte, durch welche er seine eigne Regierung in völlige Abhängigkeit von dem Bischof brachte. In den deutschen Angelegenheiten zeigte sich D. als entschiedener Partikularist und als ein fast fanatischer Gegner Preußens. Im Verein mit Beust und mit v. d. Pfordten

war sein Bestreben darauf gerichtet, die Idee einer deutschen Trias zu verwirklichen. In den langjährigen Verhandlungen über die Bundesreform und über den französischen Handelsvertrag hielt er diese Idee mit Konsequenz fest und ließ sich durch das mehrmalige Scheitern seiner Pläne nicht von immer neuen Versuchen abhalten. Auch in der schleswig-holsteinischen Frage vertrat er mit Entschiedenheit den mittelstaatlichen Standpunkt. 1866 schloß er sich Österreich an, flüchtete vor dem Anmarsch der preußischen Mainarmee mit dem Großherzog nach München und rief die Hilfe Frankreichs an, mußte aber dann den Frieden schließen, wie ihn der Sieger diktierte. Obwohl er nun die Militärkonvention mit Preußen und 1870 den Vertrag über den Eintritt Hessens in das Deutsche Reich abschloß, erhielt er 6. April 1871 doch auf Wunsch des Berliner Hofes seine Entlassung.

Daly, großer Fluß in dem zur Kolonie Südaustralien gehörenden Nordterritorium, entspringt als Katharine auf dem großen Tafelland der Carpentariahalbinsel, nimmt unter dem 132.° östl. L. v. Gr. den Namen D. und zugleich eine nordwestliche Richtung an und ergießt sich in die Ansonbai des Timormeers. Er ist 160 km aufwärts mit großen Booten befahren worden.

Dam, Wegemaß in Anam zu 2 Li, = fast 900 m.

Dama, der Damhirsch, s. Hirsch.

Dama, südafrikan. Volk, s. Herero.

Damalas, Nikolaus M., der bedeutendste griech. Theolog der Gegenwart, geb. 1842 auf Chios, gest. daselbst im Februar 1892, studierte in Athen, Erlangen, München, Halle, Leipzig und Berlin, erlangte 1863 in Erlangen die Doktorwürde und wurde 1866 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor in Athen. Als die Altkatholiken römischer Konfession eine Vereinigung mit der griechischen Kirche planten, war D. einer der drei Theologen, welche 1885 in Bonn im Namen des heiligen Synods von Athen die Verhandlungen führten. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »Über die Prinzipien«; »Katechese«; »Über die Beziehungen der griechischen und anglikanischen Kirche«; »Einleitung in das Neue Testament« (Athen 1870); »Erklärung der Evangelien« (das. 1892—94).

Daman, s. Klippschliefer.

Daman (portug. Damão), portug. Enklave in der Provinz Gudscharat der britisch-indischen Präsidentschaft Bombay, besteht aus zwei Teilen, D. Grande nebst D. Pequeno, am Golf von Cambay, 98,1 qkm groß mit (1881) 28,622 Einw., und dem östlich davon gelegenen, durch einen 10 km breiten Landstreifen getrennten Distrikt Nagar Hawili, 285 qkm groß mit (1881) 27,462 Einw., so daß der gesamte Besitz 383,1 qkm mit 56,084 Einw. (meist Hindu) umfaßt. Die Zahl der Christen betrug 1615, worunter 15 Europäer. Der fruchtbare, aber wenig angebaute Boden erzeugt viel Reis, Weizen, Tabak, die Wälder enthalten große Bestände von Teakholz. Die Stadt D., an der schiffbaren Daman-Ganga, unter 22° 25′ nördl. Br. und 72° 33′ östl. L. v. Gr., hat 2 Forts, 8 Kirchen, Kasernen, Hospital, ist Sitz des Gouverneurs (unter dem Generalgouverneur von Goa), eines Bischofs, hat einen guten Hafen, bedeutende Seefischerei, die 150 Fahrzeuge mit 4500 Mann beschäftigt, Baumwollweberei, Korb- und Mattenflechterei und einigen Handel, der aber vor dem seitens der Engländer 1845 erfolgten Verbot des Opiumhandels weit bedeutender war. Die Portugiesen besitzen Stadt und Gebiet seit 1558, Nagar Hawili seit 1780.

Damanhûr, Hauptort der unterägypt. Provinz (Mudirieh) Beherah, auf einem Hügel in der Nähe des Mahmudiehkanals, Eisenbahnknotenpunkt, wichtiger Stapelplatz für Baumwollenstoffe und Wolle, hat mehrere Fabriken zur Egrenierung der Baumwolle und (1882) 23,353 Einw., worunter 309 Fremde. Der Name D. ist eine Entstellung des altägyptischen Temaen-Hor (»Stadt des Horos«), der römische Name war Hermupolis minor.

Damara, Volk, s. Herero.

Damaratos, s. Demaratos.

Damas (spr. -mâs), 1) Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von D.-Crux, franz. Generalleutnant, geb. 19. Febr. 1754 auf dem Schloß Crux im Nivernais, gest. 30. Mai 1846, focht als Hauptmann in Ostindien gegen die Engländer, ward hier gefangen, aber später ausgewechselt, worauf er den Befehl über ein Infanterieregiment erhielt. Während der Revolution nahm er in der royalistischen Armee an dem Feldzug von 1792 teil, und 1794 bildete er in England und Holland eine Legion, die jedoch bei Quiberon vernichtet wurde. Als Maréchal de Camp begleitete er den Herzog von Angoulême auf dessen Reisen und erhielt nach der Restauration den Grad eines Generalleutnants, die Pairswürde und den Herzogstitel. Nach der Julirevolution aus der Pairsliste gestrichen, weil er den Eid verweigerte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß bei Menou.

2) Joseph François Louis Charles César, Graf, dann Herzog von, geb. 28. Okt. 1758, gest. 5. März 1829, machte als Oberst die Feldzüge von 1780 und 1781 in Amerika mit. Nach seiner Rückkehr mit dem Oberbefehl über ein Dragonerregiment betraut, sollte er mit diesem die beabsichtigte Flucht Ludwigs XVI. decken, verließ aber sein widerspenstiges Regiment und begab sich zu dem König nach Varennes, wo er verhaftet wurde. In Paris zum Tode verurteilt, aber begnadigt, folgte er dann dem Grafen von Artois nach Italien und war im Begriff, an der Expedition von Quiberon teilzunehmen, als er bei Calais Schiffbruch litt und in die Hände der Republikaner fiel. Unter dem Konsulat wieder in Freiheit gesetzt, begleitete er den Grafen von Artois als Generaladjutant nach Ile-Dieu, diente von 1797—1801 in der Armee Condés und ward nach der Restauration zum Pair von Frankreich, Generalleutnant und Kapitän der Chevaulegers ernannt. Er folgte Ludwig XVIII. 1815 nach Belgien und ward Kommandant der 18. Militärdivision zu Dijon, 1825 auch Herzog. In den »Mémoires relatifs à la Révolution« (Bd. 20, Par. 1823) befindet sich von ihm ein Bericht über das Ereignis von Varennes.

3) François Etienne, franz. General, geb. 22. Juni 1764 in Paris, gest. daselbst 23. Dez. 1828, nahm von 1792 an unter Mounier, Jourdan und Kléber an allen Kämpfen der französischen Rheinarmee teil, ward Generaladjutant, sodann Chef von Klébers Generalstab und Brigadegeneral. 1798 trat er wieder als Chef des Generalstabs unter Klébers Kommando und nahm rühmlichen Anteil an den Feldzügen in Ägypten und Syrien. Doch fiel er bei Bonaparte in Ungnade, wurde in den Moreauschen Prozeß verwickelt und verhaftet, aber auf Verwendung Murats freigelassen, der ihn 1806 zum Militärkommandanten seines Herzogtums Berg und zum Staatsrat ernannte. Ludwig XVIII. vertraute ihm sodann die Organisation und das Kommando der Garde von Paris an. 1816 wurde er Generalinspektor der Gendarmerie.

4) Roger, Graf von, franz. General, Bruder von D. 2), geb. 1765, geſt. 18. Sept. 1823, trat in ſeinem 12. Jahr in das Regiment des Königs, dann in ruſſiſche Dienſte und machte 1787 den Krieg gegen die Türken mit. Ein kühner und glücklicher Angriff auf das türkiſche Admiralſchiff ſowie ſein Sturm auf Otſchakow gewannen ihm die Gunſt der Kaiſerin von Rußland, die ihn zum Oberſten ernannte. Ebenſo hatte er großen Anteil an der Eroberung von Ismail. Im September 1792 begleitete er den Grafen von Artois in die Champagne, nach dem kläglichen Ende dieſes Feldzugs nach Petersburg und nach England und befehligte dann in der Rheinarmee des Prinzen Condé eine Legion in den Feldzügen von 1796 und 1797. Als aber die Armee in ruſſiſchen Sold trat, ging er nach Italien, erhielt zu Neapel das Kommando einer Diviſion unter Macks Oberbefehl, und ſein Korps war das einzige in dieſem ſchmählichen Feldzug, welches die militäriſche Ehre rettete. Auch 1805 zeichnete er ſich als Befehlshaber neapolitaniſcher Truppen aus. 1814 ward er in alle ſeine frühern Würden wieder eingeſetzt und zum Generalleutnant und Befehlshaber von Lyon ernannt. Er folgte Ludwig XVIII. nach Belgien. Nach der zweiten Reſtauration ward er zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt.

5) Ange Hyacinthe Maxence, Baron von, franz. General, geb. 30. Sept. 1785 in Paris, geſt. 6. Mai 1862, ging während der Revolution mit ſeiner Familie nach Deutſchland und von da nach Rußland, machte ſeit 1805 als Offizier der ruſſiſchen Armee alle Feldzüge gegen die Franzoſen mit, trat aber nach der Reſtauration als Maréchal de Camp in die franzöſiſche Armee. 1823 befehligte er eine Diviſion im ſpaniſchen Feldzug und übernahm 1824 das Kriegsminiſterium. Villele übertrug ihm im Oktober 1824 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das er bis zum 4. Jan. 1828 behielt. Später war D. Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf dem Lande den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie.

Damascēnus, Johannes, ſoviel wie Johannes Chryſorrhoas (ſ. Johannes).

Damaskios, der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen, geb. um 470 n. Chr. zu Damaskus, in Athen und Alexandria von den Neuplatonikern Marinos, Iſidoros von Gaza, Zenodotos und Ammonios unterrichtet, Nachfolger der letztgenannten auf dem Lehrſtuhl, begab ſich, als Juſtinian 529 die Akademie zu Athen ſchließen ließ, mit ſechs andern Platonikern nach Perſien zum König Chosroes, kehrte jedoch um 533 ins oſtrömiſche Reich zurück, nachdem jener im Friedensſchluß mit Byzanz Glaubensfreiheit erwirkt hatte. D.' weitere Lebensſchickſale ſind unbekannt. Seine philoſophiſche Spekulation ging namentlich dahin, das Urweſen über alle Gegenſätze zu erheben. Von ſeinen Schriften wurden die »Quaestiones de primis principiis« von J. Kopp herausgegeben (Frankf. a. M. 1826). Vgl. Ruelle, Le philosophe D. (Par. 1861); Heiß, Der Philoſoph D. (in den »Straßburger Abhandlungen zur Philoſophie«, Feſtſchrift für E. Zeller, Freiburg i. Br. 1884).

Damáskus (arab. eſch Schâm, auch Dimiſchk), Hauptſtadt der aſiatiſch-türk. Provinz Suria (Syrien), im Range die fünfte Stadt des osmaniſchen Reiches, in entzückender Lage am öſtlichen Fuß des Antilibanon, 690 m ü. M., in der weiten Ebene von D. (El Ghuta, mit 134 Dörfern), die, reich an Getreide und Früchten, von den Orientalen als das ſchönſte der vier irdiſchen Paradieſe geprieſen wird. Der Barada (Chryſorrhoas) durchſtrömt in mehreren Armen die Stadt, bewäſſert dann die ſtundenweit ausgedehnten Gärten und Felder der Umgegend und verliert ſich endlich gegen O. hin in Sümpfen. Die Stadt iſt von feſten Mauern mit Türmen und Gräben umgeben und hat neun Thore. Die Straßen ſind krumm, ſtaubig und unſauber und führen nach orientaliſcher Weiſe zwiſchen kahlen, fenſterloſen Lehmwänden hin; aber das Innere der Häuſer, die Hofräume und Gärten ſind zum Teil glänzend und durch Blumenpracht, Säulenhallen und Springbrunnen überaus lieblich. Die ſchnurgerade, 1,6 km lange Hauptſtraße der Stadt ſoll dieſelbe ſein, welche in der Apoſtelgeſchichte (9, 11) als die »gerade« erwähnt wird. Im übrigen hat D. trotz ſeines hohen Alters nur wenig Altertümer (einen römiſchen Aquädukt, einige Inſchriften und Säulen ꝛc.) aufzuweiſen. Unter den ſehr zahlreichen Moſcheen (angeblich 248) iſt die berühmteſte die Moſchee der Omajjaden oder die Große Moſchee, urſprünglich eine Kirche des heil. Johannes, welche an der Stelle eines heidniſchen Tempels errichtet und ſpäter von Abd el Malik (705—715), dem fünften Chalifen des Hauſes der Omajjaden, in das jetzige, durch ſeine Pracht und Schönheit ausgezeichnete Wunderwerk arabiſcher Baukunſt umgewandelt wurde. Den Mittelgang des Gebäudes bilden zwei Reihen von je 40, 7 m hohen Säulen von Serpentin, Granit, Porphyr und vielfarbigem Marmor; vier Thore öffnen ſich gegen die vier Himmelsrichtungen. Von den drei Minarets genießt »Mâdinet'Iſâ« beſondere Verehrung wegen der Sage, daß am Jüngſten Tage Jeſus ſich auf dieſes Minaret vom Himmel herablaſſen werde. Das größte Heiligtum der Moſchee iſt die Kapelle, wo das Haupt Johannis des Täufers ruhen ſoll, obſchon es zur Zeit des byzantiniſchen Reiches nach Konſtantinopel gebracht wurde. An nichtmohammedaniſchen Gotteshäuſern beſitzt D. 14 Synagogen, eine griechiſche, eine maronitiſche, eine ſyriſche, eine armeniſche Kirche und 3 römiſch-katholiſche Klöſter. Merkwürdig iſt auch die umfangreiche Citadelle im NW. der Stadt, die 1219 erbaut wurde. Ausgezeichnet iſt D. ferner durch die Größe ſeiner Kaffeehäuſer. Auch zeigt man hier die Grabmäler der Tochter und zweier Gemahlinnen des Propheten (der Umm Selma und Umm Habiba), mehrerer Chalifen, Heiligen, Weiſen, Dichter und der beiden Sultane Nureddin und Salaheddin. Die Bazare von D. (über 30 an der Zahl) ſind die originellſten im Morgenland; ſie ziehen ſich in unendlichen Verzweigungen bedeckter Paſſagen um die Moſchee der Omajjaden herum und haben vor den meiſten andern des Orients den Vorzug, daß ſie alles zum Lebensgenuß und Lebensverkehr Erforderliche in ſich faſſen. In ihnen findet man Karawanſeraien oder Chane, wo ſich der Großhandel konzentriert, eine Börſe, Schlafſtätten fremder Kaufherren, Bäder, Kaffeehäuſer und klare, friſche Brunnen. Unmittelbar bei der Omajjadenmoſchee befindet ſich der umfangreichſte Bazar in ganz Syrien, der durch Bogen in 16 Abteilungen getrennt iſt. Im N., W. und S. breiten ſich vor den Thoren drei große Vorſtädte aus; die bedeutendſte iſt die ſüdliche, der Meidan. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 120,000, beſtehend aus 6300 Juden und 9500 Chriſten (Armeniern, Griechen ꝛc.), im übrigen aus fanatiſchen Mohammedanern. Vor dem großen Chriſtenmetzel 1860 zählte man 32,000 Chriſten in D. In induſtrieller Beziehung iſt D. berühmt durch

Bäckerei- und Konditorwaren, Rosenöl, Seidenmanufakturen, Arbeiten in ziseliertem Metall und inkrustiertem Holz. Der schwere Damast wird zwar noch hier verfertigt, jedoch von ähnlichen Fabrikaten in Westeuropa übertroffen. Die Anzahl der Webstühle für seidene Zeuge und gemischte Baumwolle wird auf 4000 angegeben. Auch Gold- und Silberfäden, Gold- und Silberstoffe aller Art, elegante Sattlerarbeiten und Geschirre, feine Öle, Parfümerien, Balsame und andre Toilettenartikel, Teppiche ꝛc. werden noch verfertigt, ohne daß ihre Herstellung sonderlich lohnt. Ehedem, bevor Tamerlan die Waffenschmiede von D. nach Samarkand fortführte, hatten auch seine Säbelklingen Weltruf. Auch die Garküchen von D. (etwa 400) sind nicht zu vergessen. Der Handel der Stadt, welcher über Beirut (Chaussee von 112 km Länge), Akka und Tripolis geht, ist nicht mehr so ansehnlich wie früher und geht von Jahr zu Jahr mehr zurück; die Einfuhr billiger Sachen nimmt überhand, was auf geschwächte Kaufkraft schließen läßt. Eingeführt werden namentlich Reis, Salz, Zucker, Petroleum, baumwollene und wollene Stoffe, Kram- und Kurzwaren, ausgeführt vor allem Mehl, dann Aprikosenteig, Wolle, Getreide, Früchte, Gewebe ꝛc. Die große Pilgerkarawane für Mekka sammelt sich hier alljährlich im September. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Geschichte. In der Geschichte erscheint D. zuerst zur Zeit des Königs David, der die Stadt nach einem blutigen Kriege eroberte. Doch machte sie sich schon unter Salomo wieder unabhängig, und die Könige von D. benutzten die Spaltung des israelitischen Reiches, um auf die nördlichen Teile desselben Angriffe zu machen. Besonders Benhadad I. und II. und Hasael bedrängten das Reich Israel wiederholt. Das Reich von D. umfaßte den ganzen Osten Syriens, ward aber 810 v. Chr. von den Assyrern unterworfen. Sowohl unter der assyrischen als später unter der babylonischen und persischen Herrschaft blieb D. eine blühende Stadt und Hauptstadt Syriens; erst unter den Seleukiden verlor es diese Stellung. Als Antiochos Dionysios 85 im Kriege gegen die Araber fiel, ward deren Anführer Aretas I. von den Damaszenern zur Herrschaft berufen. Seine Nachkommen herrschten seit 64 v. Chr. unter römischer Oberhoheit, bis 105 n. Chr. Trajanus D. der römischen Provinz Syrien einverleibte. Das Christentum faßte in D. frühzeitig Wurzel, und Paulus wurde hier zum Christentum bekehrt. Seit Hadrian führte die Stadt den Ehrentitel Metropolis, Kaiser Philippus machte sie zu einer römischen Kolonie. Diokletian legte daselbst gegen die Sarazenen bedeutende Waffenfabriken, Magazine und Festungswerke an. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reich einverleibt. 635 eroberten es die Araber unter dem Chalifen Omar nach zweimonatiger Belagerung. Moâwija, der Stammvater der omajjadischen Chalifen, verlegte seine Residenz hierher, und seine Nachkommen sowie die ersten Abbassiden residierten von 660—753 daselbst. Nachdem Almansor Bagdad zu seiner Residenz gemacht, wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eignes Sultanat begründeten. So ward es 877 von Ahmed, dem Tuluniden, dem Chalifat entrissen, wechselte aber öfters die Dynastie. 1148 belagerten die Kreuzfahrer D. ohne Erfolg. 1154 ward es von dem Sultan Nureddin erobert. Timur schlug 5. Jan. 1401 die Ägypter unter den Mauern von D. und legte der Stadt eine Brandschatzung von 1 Mill. Dukaten auf. Trotzdem diese bezahlt wurde, drang das Heer in die Stadt ein und verheerte sie mit Feuer und Schwert (25. März 1401). Wegen seiner wichtigen Lage für den Handel des Orients ward D. von neuem aufgebaut. Später waren die Mameluken als Herrscher Ägyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 dem türkischen Sultan Selim I. gelang, Stadt und Gebiet dem osmanischen Reich einzuverleiben. Seit dieser Zeit war D. als Sitz eines türkischen Statthalters ein wichtiger Bestandteil des Reiches. Am 14. Juni 1832 eroberten es die Ägypter unter Ibrahim Pascha, und 1833 trat es die Pforte nebst Syrien und Palästina an Ägypten ab; aber schon 1840 nötigten die europäischen Großmächte Mehemed Ali, Syrien dem Sultan zurückzugeben. Seitdem ist D. wieder türkisch und der alte schlechte Zustand wiederhergestellt. 1840 (noch unter ägyptischer Herrschaft) fand hier eine große Judenverfolgung statt, bei welcher der fanatische französische Konsul Graf Ratti-Menton die Hauptrolle spielte, und 9.—16. Juli 1860 eine furchtbare Metzelei der Christen durch die fanatisierte mohammedanische Bevölkerung, infolge deren die christliche Bevölkerung aus D. und den benachbarten Orten meist nach Aleppo und in andre sichere Plätze übersiedelte und erst nach genügenden Garantien für ihre Sicherheit zurückkehrte. Die Anstifter und Hauptschuldigen jener Metzelei wurden von der Pforte am Leben gestraft. Vgl. Kremer, Topographie von D. (Wien 1855); Porter, Five years in Damascus (2. Aufl., Lond. 1870); Macintosh, Damascus and its people (das. 1882).

Damast, ursprünglich ein einfarbiges Seidengewebe mit eingewirkten Mustern, jetzt auch ähnliche Gewebe aus Wolle, Leinen, Baumwolle, aus zweien oder mehreren dieser Spinnstoffe, stammt aus dem Orient und soll von den Einwohnern der Stadt Damaskus (vgl. Damaszener Stahl), nach andern von den Babyloniern erfunden worden sein. Es wird aber auch in Ostindien und China gefertigt und wurde in Europa zuerst von Holländern und Italienern nachgeahmt. Noch im 17. Jahrh. bezog man es nur aus Italien, während jetzt der beste D. in Deutschland, England und Frankreich verfertigt wird. Der D. erhält sein Muster lediglich durch die eigentümliche Webart und unterscheidet sich von dem Drell durch die bei weitem künstlichere Musterung, weshalb er auch meistenteils mittels der Jacquardmaschine gewebt wird. Zu den Seidendamasten gehören die prachtvollsten ein- und mehrfarbigen Gewebe, oft mit Goldfäden, zu Möbelstoffen, Tapeten, Vorhängen, Tischdecken, aber auch zu Kleidern, Kirchenornamenten ꝛc. Sie werden in Deutschland besonders in Berlin, Krefeld und Lechhausen hergestellt. Die Wolldamaste werden aus hartem, glänzendem Kammgarn, bei uns namentlich in Sachsen angefertigt und zu Möbelstoffen und Vorhängen benutzt; sie sind aber bedeutend zurückgedrängt durch die halbwollenen Damaste aus hartem Kammgarn und Baumwolle, welche oft zwei- und dreifarbig vorkommen und wie jene verwendet werden. Leinendamast dient zu Handtüchern, Servietten, Tafeltüchern und wird deshalb stets abgepaßt, d. h. nach bestimmtem Maß mit Einfassung, Mittel- und Eckstücken gewebt. Damastartige, klein gemusterte Stoffe kommen als Halbdamast vor. Der englische Leinendamast aus Maschinengarn ist sehr schön, verliert aber wegen der starken Appretur in der Wäsche viel von seinem Glanz. Häufig ist der Leinendamast aus gebleichtem und un-

gebleichtem Garn hergestellt, wo dann das Muster weiß in gelb oder grau erscheint. In Deutschland liefern namentlich Großschönau, Löbau, Zittau, Schmiedeberg, Warendorf, Bielefeld, Salzwedel, Neuhaus und Sommerhausen in Bayern, Mühlburg in Baden, Warnsdorf und Haida in Böhmen Leinendamast. Baumwollendamaste sind bedeutend billiger als die leinenen, werden auch sehr geschmackvoll hergestellt, erreichen aber nie die eigenartige Schönheit von jenen. Vgl. Kumsch, Leinendamastmuster des 17. und 18. Jahrhunderts (Dresd. 1890).

Damastes, im griech. Mythus, s. Prokrustes.

Damastpapier, weißes und verschieden getöntes Glanzpapier, welches durch Einpressen von Blumen ein dem Damastgewebe ähnliches Aussehen erhalten hat. Es wird in der Buchbinderei, in der Kartonagen- und in der Luxuspapierfabrikation verwendet.

Damāsus, Name zweier römischer Päpste: 1) D. I., geb. 305, Papst von 366—384, aus Portugal gebürtig, gelangte, von Kaiser Valentinian I. unterstützt, nach blutigem Kampf mit seinem Gegner Ursinus auf den päpstlichen Stuhl und bewies sich, solange er denselben innehatte, als heftiger Gegner der Arianer. Er war mit dem Kirchenvater Hieronymus befreundet und hat denselben zur Abfassung der verbesserten lateinischen Bibelübersetzung (der sogen. Vulgata) veranlaßt. D. selbst hat zahlreiche uns erhaltene lateinische Epigramme gedichtet. Er starb 384 im 80. Lebensjahr und wurde heilig gesprochen. Sein Gedächtnistag ist der 11. Dezember. Vgl. Rade, D., Bischof von Rom (Freib. i. Br. 1882). — 2) D. II., vorher unter dem Namen Poppo Bischof von Brixen, ward vom Kaiser Heinrich III. 25. Dez. 1047 als Papst eingesetzt und 17. Juli 1048 in Rom geweiht, starb aber wenige Wochen darauf (9. Aug. d. J.).

Damaszēnen, s. Rosinen.

Damaszēner Pflaumen, s. Chrysophyllum und Pflaumenbaum.

Damaszēner Stahl (damaszierter Stahl), ein innig miteinander verschweißtes Gemenge verschiedener Stahlsorten, welches besonders zu Waffen verarbeitet wird und beim Beizen der blank gefeilten und geschliffenen Oberfläche mit einer Säure eigentümliche, aus hellen und dunkeln Linien zusammengesetzte Zeichnungen (Damast, Damaszierung: Banddamast, Tubandamast mit gewässerten Linien, Rosendamast mit schraubenförmig gewundenen Rosen, Mosaikdamast mit sich wiederholenden Mustern) erhält, deren Entstehung aus der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Bestandteile gegen Säuren sich erklärt. Der Name des Damaszener Stahles wird gewöhnlich von der Stadt Damaskus hergeleitet, wo damaszierte Waren in großer Menge und von vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. Das Wort damask bedeutet indes nur soviel wie bunt durchwunden, und die Stadt Damaskus soll ihren Namen dieser Grundbedeutung des Wortes um ihrer schönen Lage willen verdanken. Der D. S. zeichnet sich durch sehr große Zähigkeit aus, und diese beruht sowohl auf der Verwebung der Fasern als auch auf der Verbesserung des Materials durch das bei der Bereitung erforderliche fleißige Ausschmieden und Schweißen. Das im Orient gebräuchliche Verfahren zur Darstellung von D. S. ist nicht genau bekannt. Man verarbeitet sehr elastischen Stahl aus Golkonda mit sehr hartem und sprödem persischen Stahl und wickelt die rotglühenden Klingen zu langsamer Abkühlung in nasse Tücher oder steckt sie in trocknen Dünger. Die Damaszierung wird dann schließlich durch Ätzung hervorgerufen. In Europa werden dünne Stäbchen von Schmiedeeisen und Stahl (oder auch von hartem und weichem Schmiedeeisen) in gehöriger Anzahl zu einem Bündel parallel nebeneinander gelegt und zusammengeschweißt. Die erhaltene Stange wird in die Länge geschmiedet, in 2—3 Teile zerhauen, die man wieder aufeinander legt und zusammenschweißt. Dies Verfahren liefert nach öfterer Wiederholung einen Stab, in welchem Eisen und Stahl in sehr dünnen Lagen miteinander wechseln. Man macht denselben rotglühend, befestigt ihn mit einem Ende im Schraubstock und windet ihn schraubenförmig um sich selbst. Wird er dann wieder glatt geschmiedet, so kommen die Schraubenwindungen mehr oder weniger in eine gemeinschaftliche Ebene zu liegen, und beim Beizen des polierten Stahls erhält man viele symmetrisch gestellte kleine Figuren, deren Linien um so zarter sind, je mehr beim Schmieden die Metalle zu feinen Fäden ausgearbeitet wurden. Man verwendet den D. S. zu Klingen und Gewehrläufen, welch letztere aus zusammengeschmiedeten Bändern von hartem und weichem Eisen (auch wohl von Stahl und Eisen) auf gewöhnliche Weise hergestellt werden. Der Materialaufwand zu diesen Läufen ist sehr groß wegen des höchst beträchtlichen Abbrandes bei den vielen Schweißungen; ein fertiger Lauf von 1—1,5 kg erfordert manchmal 50 kg rohes Stabeisen. — Beim echten D. S. kann man die Zeichnungen abschleifen und dann durch Beizen immer wieder von neuem hervorrufen, und dies Verhalten unterscheidet den D. S. von Nachahmungen. Man erhält z. B. glänzende, etwas erhabene Zeichnungen auf mattem Grunde (damaszierte Arbeit), wenn man auf einer fein polierten Stahlfläche alle Stellen, die blank bleiben sollen, mit einer Lösung von Ätzgrund in Terpentinöl bedeckt und den Stahl alsdann Salzsäuredämpfen aussetzt, welche die freien Stahlstellen mattbeizen. Nach der Entfernung des Ätzgrundes zeigt der Stahl das gewünschte Muster.

Die sehr alte Herstellung des Damaszener Stahls scheint durch die Not veranlaßt worden zu sein, indem man aus Mangel an Stahl alte Eisenstücke zusammenschweißte. Herodots Kollesis bedeutete indes mehr eine Auflötung eines Metalls auf das andre, und der Erfinder dieses Verfahrens, Glaukos von Chios, kann daher nicht als Erfinder des Damaszierens genannt werden. Die zu Turin befindliche Jliastafel ist eine Art Damaszierung. Alte Dolche und Schwerter deuten darauf hin, daß die Erfindung aus Nordindien stammt. Als unter Domitian Waffenfabriken zu Damaskus angelegt wurden und dieses sich zu einem Haupthandelsplatz erhoben hatte, erhielt das Damaszieren seinen jetzigen Namen. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten nach Europa, wo man in jener kriegerischen Zeit bald bemüht sein mußte, auch dem einheimischen Fabrikat die Güte und Schönheit des ausländischen zu geben. Indes gelang es erst den Bemühungen von Clouet (1780—90), Bréant, Mille, Duc de Luynes (1835), Anosow (1844) und namentlich Crivelli (1820), Nachbildungen zu erzeugen, welche den orientalischen Mustern weder in Güte noch in Schönheit der Form nachstehen. In Asien wird D. S. gegenwärtig besonders in Persien und weiterhin im Osten dargestellt. Vgl. Beck, Geschichte des Eisens (2. Aufl., Braunschw. 1891); Falke, Metall- und Schmuckarbeiten des Orients (in der »Zeitschrift für bildende Kunst«, Bd. 13); Heandley, Damascening on steel or iron as practised in India (Lond. 1892).

Damaszieren, s. Damaszener Stahl. Man nennt Damaszierung (franz. damasquinure) auch das Einhämmern von Silber oder Gold in Metallarbeiten, besonders in Schwertklingen. Richtiger bezeichnet man diese Technik jedoch als Tauschierarbeit (s. d.). In der Heraldik heißt Damaszierung das Mustern leerer Wappenschilder mit Arabesken u. a.

Dambach, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, am Fuße der Vogesen und an der Eisenbahn Schlettstadt-Zabern, hat eine kath. Kirche, eine Synagoge, Weinbau und (1890) 2819 Einw., darunter 174 Juden. Über der Stadt die Schloßruine Bernstein. D. erhielt 1340 Stadtrecht.

Dambach, Otto, Rechtsgelehrter, geb. 16. Dez. 1831 in Querfurt, studierte in Berlin, wurde daselbst 1856 Gerichtsassessor und war dann als Beamter der Staatsanwaltschaft beim Berliner Stadtgericht thätig, bis er 1862 als Justitiarius in das Generalpostamt berufen ward, bei welcher Behörde er noch jetzt die Stelle eines Geheimen Oberpostrats und ersten Justitiarius der Reichspost- und Telegraphenverwaltung bekleidet. In dieser Stellung hat er an allen großen Entwickelungsphasen des deutschen Post- und Telegraphenwesens teilgenommen und namentlich das Reichspostgesetz vom 28. Okt. 1871 abgefaßt. 1873 wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte an der Universität Berlin ernannt, wo er über Strafrecht, Staatsrecht und Völkerrecht liest. Er schrieb: »Beiträge zu der Lehre von der Kriminalverjährung« (Berl. 1860); »Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken« (das. 1871); »Das Telegraphenstrafrecht« (das. 1872; ins Franz. übersetzt, Bern 1872); »Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Okt. 1871 erläutert« (Berl. 1872, 5. Aufl. 1892); »Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876« (das. 1876); »Das Patentgesetz für das Deutsche Reich« (das. 1877); »Der deutsch-französische Litterarvertrag« (das. 1883). Mit Heydemann veröffentlichte er: »Die preußische Nachdrucksgesetzgebung, erläutert durch die Praxis des litterarischen Sachverständigenvereins« (Berl. 1863); als Fortsetzung dazu gab D. heraus: »Gutachten des königlich preußischen litterarischen Sachverständigenvereins über Nachdruck und Nachbildung aus den Jahren 1864—73« (Leipz. 1874) und »in den Jahren 1874—89« (das. 1891). Auch bearbeitete er in Holtzendorffs »Handbuch des deutschen Strafrechts«, Bd. 3—4 (Berl. 1874—77), die Materie »Nachdruck und Nachbildung«.

Damböck, Marie, s. Straßmann-Damböck.

Damboše, ein Bestandteil des Kautschuks, wurde früher für eine Zuckerart $C_6H_{12}O_6$ gehalten, ist aber identisch mit Inosit und findet sich im Kautschuk von Gabun in der Form des Dimethyläthers (Dambonit) $C_6H_{12}O_6(CH_3)_2 + 3H_2O$, welcher farblose, in Wasser lösliche Prismen bildet, bei 195° schmilzt, bei 200—210° sublimiert und nicht gärungsfähig ist. Der Monomethyläther (Bornesit) $C_6H_{12}O_6.CH_3$ im Kautschuk von Borneo, schmilzt und sublimiert leichter und ist ebenfalls nicht gärungsfähig.

Dámbowitza, Fluß, s. Dimbowitza.

Dame (franz.; ital. Dama, Donna, v. lat. domina, »Herrin«), Ehrentitel, der ursprünglich nur den adeligen Frauen zustand und als Notre Dame sogar der Mutter Gottes gegeben wurde. Später setzte man meist das zueignende Fürwort ma (Madame) davor. Die Königin von Frankreich wurde Madame angeredet (hier also gleichbedeutend mit Majestät), und die königlichen Prinzessinnen Frankreichs hießen Dames oder Mesdames de France (vgl. Madame). D. d'honneur ist Bezeichnung einer Hofdame, welcher diese Würde aus Rücksicht auf ihren Stand oder den ihres Mannes verliehen ist (s. Ehrendame), während D. de la cour jede D. genannt wird, welche Zutritt bei Hofe hat. Unter Dames du palais (Palastdamen) verstand man am französischen Hofe früher alle Damen, welche zum Hofstaat der Prinzessinnen gehörten und ihnen je nach der Art ihres Dienstes und gemäß ihrer Rangordnung aufwarten mußten. Den ersten Platz unter ihnen nahm die Oberhofmeisterin (D. d'honneur) ein; diejenige, welche speziell mit der Toilette beauftragt war, hieß D. d'atours. Ironisch, aber allgemein nennt man schon seit langer Zeit die Fisch- und Hökerweiber der großen Pariser Markthalle, überhaupt sämtliche Marktweiber Damen (les dames de la halle), weil sie dem König bei gewissen Gelegenheiten gratulieren und einen Blumenstrauß überreichen durften. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. kam der Titel D. auch nach Deutschland, wurde anfangs nur in anrüchiger Bedeutung gebraucht und gelangte erst allmählich zu Ehren. Jetzt gebraucht man das Wort D., besonders in Frankreich, für Frauen der bessern Stände (vgl. Dietrich, Frau und D., Marb. 1864). — In den französischen Spielkarten heißt D. die im Rang zwischen dem König und dem Buben stehende Figur, im Schachspiel die Königin; vgl. Damespiel.

Damenbrett, s. Damespiel.

Damen der christlichen Liebe, s. Damen Unsrer Lieben Frau von der christlichen Liebe.

Damen des heiligen Herzens oder des Glaubens Jesu (franz. Dames du Sacré-Cœur), Frauenorden, s. Paccanaristen.

Damenfriede, der Friede von Cambrai (s. d.).

Damenisation, s. Solmisation.

Damentuch, s. Halbtuch.

Damen Unsrer Lieben Frau von der christlichen Liebe (Damen von St. Michel), Frauenorden, gestiftet 1640 von Eudes Mézeray zu Caen, 1651 nach Augustinerregel bestätigt, erloschen 1790, wieder aufgeblüht seit 1807, bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Marias und Bekehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, auf dem Skapulier ein silbernes Herz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben.

Damen von der christlichen Liebe und der armen Kranken (franz. Filles de la Charité), von der Jungfrau de Grâce 1638 in Paris gestifteter, 1657 vom König von Frankreich, 1660 vom Papst sanktionierter Orden mit dem Zweck der Verpflegung armer Kranken, des Jugendunterrichts und der Verbreitung christlichen Lebens. Noch jetzt ist der Orden (wegen der Kleidung im Volksmund Sœurs grises, »graue Schwestern«, genannt) in Frankreich und Belgien verbreitet.

Damenwinde, soviel wie Passatwinde.

Damerghu, Landschaft an der Südgrenze der Sahara gegen Bornu, unter 15° nördl. Br. und 8° östl. L. v. Gr., ein fruchtbares Oasenland, bewohnt von Negern, die das Kanuri sprechen, und Haussa, die sich mit Berbern mehr oder weniger vermischt haben. Die wichtigsten Orte sind nach Barth, der das Land 1851 besuchte, die Handelsplätze Taghelel u. Kulan'kerki.

Damerow, Heinrich Philipp August, Mediziner, geb. 28. Dez. 1798 in Stettin, gest. 22. Sept.

1866 in Halle, ſtudierte ſeit 1817 in Berlin, habilitierte ſich daſelbſt 1822 als Privatdozent, wurde 1830 außerordentlicher Profeſſor und 1832 beim Kuratorium für Krankenhausangelegenheiten beſchäftigt. 1836 ging er als Arzt und Direktor des proviſoriſchen Irrenheilinſtituts nach Halle, arbeitete dann mehrere Jahre in der Medizinalabteilung des Kultusminiſteriums und kehrte erſt 1842 nach Halle zurück, um die Direktion der nach ſeinen Plänen erbauten Irren-, Heil- und Pfleganſtalt für die Provinz Sachſen bei Halle zu übernehmen. Damerows Hauptverdienſt beruht in einer weſentlichen Verbeſſerung der Anlagen der Irrenanſtalten in Deutſchland. Er ſchrieb: »Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pfleganſtalten« (Leipz. 1840); »Sefeloge, eine Wahnſinnsſtudie« (Halle 1853); »Zur Kretinen- und Idiotenfrage« (Berl. 1858); »Über die Grundlage der Mimik und Phyſiognomik, als freier Beitrag zur Anthropologie und Pſychiatrie« (daſ. 1860); »Irrengeſetze und Verordnungen in Preußen« (daſ. 1863). Mit Fleming und Roller gründete D. 1844 die »Allgemeine Zeitſchrift für Pſychiatrie« (Berl.).

Damerſamen, ſ. Daphne.

Dames, Wilhelm, Paläontolog, geb. 9. Juni 1843 zu Stolp in Pommern, ſtudierte in Breslau und Berlin, wurde 1870 Aſſiſtent an der Bergakademie daſelbſt, 1871 Aſſiſtent von Beyrich am mineralogiſchen Muſeum der Univerſität Berlin, habilitierte ſich daſelbſt 1875 als Privatdozent, wurde 1877 außerordentlicher und 1891 ordentlicher Profeſſor an der Univerſität, auch Kuſtos der paläontologiſchen Abteilung des Muſeums. Er arbeitete über die Echiniden des Jura und Tertiär, über den Archäopteryx, die Ganoiden des deutſchen Muſchelkalks, über Glacialbildungen der norddeutſchen Ebene ꝛc. Mit Berendt lieferte er die geognoſtiſche Beſchreibung der Umgegend von Berlin in den »Abhandlungen zur geologiſchen Spezialkarte von Preußen« (Berl. 1885). Mit Kayſer gibt er die »Paläontologiſchen Abhandlungen« (Berl., ſeit 1883; neue Folge, Jena 1886 ff.) heraus.

Dameſpiel, Brettſpiel ſehr hohen Alters, wird zwiſchen zwei Perſonen, in Deutſchland meiſt auf einem gewöhnlichen Schachbrett (Damenbrett) von 64 ſchwarzen und weißen Feldern mit 12 ſchwarzen und 12 weißen Steinen (Damenſteinen) geſpielt. In andern Ländern, z. B. in Frankreich, benutzt man dagegen ein Brett von 100 Feldern, und jeder Spieler nimmt 20 Steine. Das Brett wird ſo geſtellt, daß man ein weißes Eckfeld zur Rechten hat. Der eine Spieler erhält die (12 oder 20) weißen Steine, die er auf die untern (12 oder 20) ſchwarzen Felder ſetzt, der andre die (12 oder 20) ſchwarzen Steine, womit er die obern (12 oder 20) ſchwarzen Felder belegt. Auf den leer gebliebenen zwei Reihen beginnt nun das Spiel durch ſchräges Gegeneinanderziehen der Steine auf den ſchwarzen Feldern, ſo daß die weißen Felder ganz unberührt bleiben: es gilt, mit ſeinen Steinen in die letzte feindliche Reihe, in die Dame, zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieſes gelungen, zur Dame wird, d. h. freiere Bewegung erhält; dazu müſſen einzelne Steine vom Brett weggenommen, »geſchlagen«, werden. Durch die Weiſe, wie geſchlagen wird, unterſcheiden ſich die Arten des Dameſpiels, von denen die bekannteſten die deutſche, polniſche und Schlagdame ſind. Bei den zwei erſten Arten ſiegt, wer dem Gegner alle Steine geſchlagen hat, während bei der Schlagdame der gewinnt, deſſen Steine alle geſchlagen ſind. Vergißt man zu ſchlagen, wenn man konnte, ſo darf der Stein, mit welchem man hätte ſchlagen können, vom Gegner »geblaſen«, d. h. genommen werden. Indeſſen benutzen beſſere Spieler dieſes Recht niemals, ſondern machen auf den Fehler aufmerkſam und nötigen zum Schlagen. Iſt ein Stein in die Dame gekommen, ſo wird dies dadurch bezeichnet, daß man auf einen ſolchen Stein einen andern gleichartigen ſetzt. Die Dame darf ſowohl rückwärts als vorwärts (doch immer nur einen Schritt) ziehen und ſchlagen. Das Spiel heißt remis, wenn beide Spieler ſo geſchwächt ſind, daß keiner es gewinnen kann. Bei der polniſchen Dame, welche zuerſt 1723 in Paris und zwar auf einem Brett von 100 Feldern geſpielt wurde, dürfen die einfachen Steine zwar nur vorwärts ziehen, aber ſowohl rückwärts als vorwärts ſchlagen. Die Dame aber kann in jeder ſchrägen Richtung vorwärts oder rückwärts gehen, ſoweit ſie will, wenn nur nicht auf dem Weg zwei Steine (eigne oder fremde) hintereinander ſtehen, in welchem Fall ſie nur bis an dieſe ziehen kann. Bei der engliſchen Dame ſchlägt jeder Stein nicht nur vor- und rückwärts in ſchräger, ſondern auch in gerader Richtung. Eine beſondere Art des Dameſpiels iſt Wolf und Schafe, wobei mit vier Steinen gegen einen (vier Schafe gegen den Wolf) geſpielt wird. Der Wolf hat die Aufgabe, den Schafen in den Rücken zu kommen, d. h. zwiſchen ihnen hindurchzugehen, was die Schafe bei richtigem Spiel verhindern können. Anleitungen zum D. ſchrieben Dufresne (Wien 1888) und Credner (Leipz. 1889).

Damgarten, Stadt im preuß. Regbez. Stralſund, Kreis Franzburg, unweit der mecklenburgiſchen Grenze, an der Mündung der Recknitz in den Ribnitzer See und an der Linie Stralſund-Roſtock der Preußiſchen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Flaſchenfabrikation, Korbflechterei, Getreidehandel, Reederei, Fiſcherei und (1890) 1656 faſt nur evang. Einwohner. — D. wurde 1258 vom Fürſten Jaromar II. von Rügen mit Stadtrechten verſehen und befeſtigt, erhielt das lübiſche Recht, die Fiſcherei bis nach Barth und Zollfreiheit im ganzen rügiſchen Lande ſowie Freiheit von allen Abgaben. In D. wurde 1322 der Friede zwiſchen dem Rügenfürſten Wizlaw III. und Heinrich dem Löwen von Mecklenburg geſchloſſen. Von 1648—1815 war D. ſchwediſch.

Damghan, Stadt in Perſien, am Südabhang des Elburz und der Straße von Teheran nach Meſchhed, mit 2000 Einw. Manche ſuchen in ſeiner Nähe das alte Hekatompylos. Die weite Ausdehnung ſeiner jetzt zerfallenen Umfaſſungsmauern zeugt von der ehemaligen Größe der Stadt.

Damhirſch, ſ. Hirſche.

Damia, in der griech. Mythologie Name der Demeter in Trözene, Epidauros und Ägina; bei den Römern Name der Bona Dea, wie Damium der ihres Opfers und Damiatrix der Name ihrer Prieſterin.

Damiāna, ſ. Turnera.

Damiāni, Peter, einer der einflußreichſten Geiſtlichen des 11. Jahrh., geb. 1007 in Ravenna, geſt. 23. Febr. 1072, verlor früh ſeine Eltern und verbrachte zunächſt ſchwere Jugendjahre, bis ihm ein älterer Bruder, Damianus, die Mittel gewährte, in Faënza und Parma weltliche Studien zu treiben. Selbſt ſchon ein berühmter Lehrer geworden, entſagte er plötzlich dem weltlichen Leben und trat um 1036 in das Kloſter Fonte Avellana in der Diözeſe Gubbio, wo er ſich durch ſeine ſtrenge Askeſe, beſonders durch ſeine methodiſchen Geißelübungen und durch ſeine Predigten auszeichnete und um 1043 Abt wurde. Er

wirkte nun durch zahlreiche Schriften und durch persönliche Thätigkeit aufs eifrigste für die Reform der arg verwilderten italienischen Kirche, insbes. der Klöster; 1049 übersandte er Leo IX. seinen berufenen »Liber Gomorrhianus«, der die Ausschweifungen des Klerus aufs rücksichtsloseste angriff. 1057 wurde D. von Stephan IX. zum Kardinalbischof von Ostia erhoben und kämpfte seitdem gemeinsam mit Hildebrand (später Gregor VII.) für die Kirchenreform, namentlich gegen Simonie und Priesterehe. 1059 verhalf er in Mailand der Reformpartei zum Sieg und wohnte dem römischen Laterankonzil bei. 1061 kehrte er auf einige Zeit in sein Kloster zurück, wurde aber schon 1062 von Hildebrand wieder zum Verlassen desselben genötigt und mußte seine Begabung in den Dienst der Politik Hildebrands stellen, obwohl er dessen hierarchischen Standpunkt keineswegs teilte. 1062 wirkte er für die Anerkennung Alexanders II. durch den deutschen Hof, 1069 nötigte er als päpstlicher Legat Heinrich IV. zum Verzicht auf seinen Ehescheidungsplan. Den Ausbruch des eigentlichen Investiturstreits hat er nicht mehr erlebt. Seine Schriften wurden vom Kardinal Cajetan gesammelt (beste Ausgabe, Bened. 1743, 4 Bde.). Vgl. Vogel, Peter D. (Jena 1856); Neukirch, Das Leben des P. D. (Götting. 1875); Guerrier, De Petro Damiano (Orléans 1881).

Damianistinnen, s. Klarissinnen.

Damiens (spr. damjäng), Robert François, bekannt durch den Mordversuch gegen Ludwig XV., geb. 9. Jan. 1715 in Tieuloy bei Arras, gest. 28. März 1757, war Schlosserlehrling, dann Soldat, desertierte zweimal, kam als Bedienter nach Paris und sammelte hier in einem Jesuitenkollegium einige Kenntnisse. Infolge eines Diebstahls flüchtig, trieb er sich 5 Monate lang unter allerlei Namen in der Gegend von Dünkirchen und Brüssel umher und kam, körperlich und geistig geschwächt, besonders durch häufiges Opiumessen, im Dezember 1756 nach Paris zurück. Der allgemeine Tadel, welchen damals die Regierung Ludwigs XV. und besonders sein despotisches Verfahren gegen das Parlament erfuhr, versetzte D. in eine außerordentliche Aufregung; fast wahnsinnig rannte er 3. Jan. 1757 nach Versailles, wartete 5. Jan. die Ausfahrt des Königs nach Trianon ab und versetzte diesem, hinter einer Säule vorspringend, einen Messerstich in die rechte Seite. In den Verhören und unter den wiederholten Qualen der Folter leugnete er jede Mitwissenschaft andrer und blieb dabei, daß er den König nicht habe töten, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen. Er wurde auf dem Greveplatz zu Paris unter furchtbaren Martern hingerichtet.

Damiette (arab. Dumyât), ägypt. Gouvernorat am Mittelmeer, begrenzt von den Provinzen (Mudiriehs) Gharbieh und Dakalieh, 904 qkm groß, wovon 11,71 qkm Kulturland, mit (1882) 43,616 Einw. (22,774 männlich, 20,842 weiblich), darunter 114 Ausländer. Administrative Einteilung in 2 Distrikte. Der gleichnamige Hauptort, unter 31° 25′ nördl. Br., am rechten Ufer des phatnitischen Nilarmes, 8 km von dessen Mündung in das Mittelmeer (Mündung von D.), 4 km vom Menzalehsee, Endstation der Bahn Tanta-D., hat einige schöne Moscheen, mehrere Bazare und Marmorbäder, Kasernen, ist Sitz eines koptischen Bischofs, eines deutschen Konsuls und eines Gerichtshofs und hat (1882) 34,044 Einw. (worunter 108 Fremde), welche früher eine lebhafte Industrie besaßen, jetzt aber nur Weberei von groben Baumwollstoffen, Töpferei und Kleingewerbe, dagegen noch immer ansehnlichen Handel mit Reis aus der Umgebung, Salz und gesalzenen Fischen nach Syrien, Kleinasien und dem Ägäischen Meer betreiben. Die durch zwei Forts geschützte Flußmündung ist sehr seicht und gefährlich und gestattet nur kleinen Fahrzeugen das Einlaufen. — In der Nähe von D. stand das alte Thamiatis, das zur Zeit der Kreuzzüge, wo es als Schlüssel Ägyptens galt, mehrmals belagert, zuletzt 1249 von Ludwig dem Heiligen erobert, aber kurze Zeit darauf von dem Mameluckn Melik es Saleh wieder genommen und später von dem Sultan Bibars völlig zerstört wurde. Die Stadt wurde darauf etwas südlicher an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Die Franzosen eroberten D. 1798 und erfochten hier 1. Nov. 1799 unter Kléber einen wichtigen Sieg über die Türken; aber die Briten unter Sidney Smith entrissen es ihnen wieder und gaben es den Türken zurück, unter deren Botmäßigkeit es blieb, bis es 1833 Mehemed Ali erhielt.

Damiri, Zoolog, s. Arabische Litteratur, S. 768.

Damiron (spr. -óng), Jean Philibert, franz. Philosoph, geb. 10. Jan. 1794 in Belleville (Rhône), gest. 11. Jan. 1862 in Paris, war Schüler Cousins, widmete sich dann dem Lehrfach und wurde zugleich Mitarbeiter am »Globe«, zu dem er zahlreiche Artikel beisteuerte, die er 1828 gesammelt unter dem Titel: »Essais sur l'histoire de la philosophie en France au XIX. siècle« (3. Aufl., Par. 1834, 2 Bde.) herausgab. Kurz darauf wurde er zum Professor an der Sorbonne und später zum Mitglied der Akademie ernannt. Von seinen Werken sind die bedeutendsten: der »Cours de philosophie« (2. Aufl. 1842, 2 Bde.), der »Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XVII. siècle« (1846, 2 Bde.) und die »Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie du XVIII. siècle« (1858—64, 3 Bde.). Durch seine Herausgabe der »Nouveaux mélanges philosophiques« seines Freundes Jouffroy und die in einer spätern Auflage derselben den Orthodoxen zu Gefallen gemachten Änderungen veranlaßte er eine lebhafte Polemik.

Damjanich, Johann, ungar. General im Revolutionskrieg, geb. 1804 zu Pancsova im Militärgrenzbezirk, gest. 6. Okt. 1849 in Arad, serbischer Abkunft, trat, sehr mangelhaft gebildet, in ein Grenzregiment und wurde erst im 40. Jahr Hauptmann. Er trat 1848 mit Kossuth in Verkehr und suchte die Grenzregimenter zu gewinnen, organisierte beim Ausbruch der Unruhen in der Bacska und im Banat ein Bataillon mobilisierter Nationalgarde, die »Rotkäppler«, und zeichnete sich an der Spitze desselben bei den blutigen Kämpfen gegen die Serben, seine Todfeinde, welchen er die Ausrottung zugeschworen, mehrfach aus. Bei dem Einmarsch von Windischgrätz wurde er zur Deckung der Theiß kommandiert und führte hier den Überfall von Szolnok aus, worauf er zum General befördert wurde. Bei den entscheidenden Bewegungen, welche den Rückzug der Ungarn zur Folge hatten, focht er unter Görgei. Bei dem Einzug in Komorn brach er das Bein, übernahm, wiederhergestellt, in Arad den Befehl, mußte sich aber nach der Katastrophe von Világos den Russen ergeben, wurde an die Österreicher ausgeliefert und endete, ein riesig starker Mann mit wildem Gesichtsausdruck, der Tapfersten einer, in Arad mit zwölf andern ungarischen Generalen am Galgen.

Damm, jede sich in die Länge erstreckende künstliche Erd-, Sand-, Faschinen-, Knüttel- oder Steinerhöhung auf dem trocknen Lande oder an Fluß- und Seeufern und im letztern Fall bisweilen gleichbedeu-

tend mit Deich (s. d.). Dämme sollen bei Grundbauten oder Schlämmungen der Flüsse das Wasser abhalten, Anstauungen erzeugen oder Eisenbahnen, Straßen und Wege über Gewässer, Vertiefungen und Morastboden führen. Man unterscheidet hiernach Fangdämme, Wehrdämme, Eisenbahn-, Straßen- und Wegdämme. Die Höhe eines Dammes muß so viel betragen, daß derselbe stets eine vor Überschwemmungen gesicherte Straße bildet. Die obere Breite des Dammes beträgt bei eingleisigen Eisenbahnen mindestens 4 m, bei doppelgleisigen Bahnen mindestens 7,5 m, bei Straßen 7,5—10 m, bei Wasserdämmen mindestens 2 m, während die untere Breite sich aus der obern und den beiden durch die Dammhöhe und das Böschungsverhältnis bedingten Ausladungen zusammensetzt. Für Dämme als Unterbau einer Eisenbahn oder Straße zieht man durchlässigen Boden: Sand, Kies oder Steinschotter, den lehmigen oder thonigen Bodenarten vor und gibt denselben das Böschungsverhältnis von 1—1,5 m Ausladung auf 1 m Höhe. Dammböschungen von größerer Höhe erhalten in Abständen von 2—3 m wagerechte Absätze (Bankette) von je 0,5 m Breite, welche das Einreißen von Wasserfurchen erschweren und die Böschungen zum Zweck wirtschaftlicher Benutzung zugänglich machen. Man baut den D. durch Aufschütten der Erde in Schichten von 0,25—0,5 m Höhe oder durch sogen. Kopfschüttung, wobei der D. durch Abstürzen des Bodens an seinem Ende in der ihm zukommenden Höhe fortgeführt wird. Wo die zu dem Dammkörper verwendete Bodengattung eine Besamung der Böschungsflächen nicht ohne weiteres gestattet, wird derselbe mit fruchtbarer Erde 15—20 cm hoch bedeckt und mit Gras oder Klee eingesäet, um die Oberfläche der Böschungen zu befestigen und ertragsfähig zu machen. An stark strömendem Wasser wird der D. bis zum Hochwasserstand mit Steinen bekleidet. An Flüssen muß noch ein genügend breites Vorland bleiben, damit der D. nicht überflutet und hierdurch beschädigt werde. Je schwerer, fetter und bindender das Erdreich ist, desto mehr Haltbarkeit wird erzielt. Thonerde, mit feinem Sand vermischt, ist am geeignetsten. Die innern Dossierungen der zum Abhalten der Hochwasser angelegten Dämme oder Deiche müssen, wenn dieselben nicht aus Steinen, Faschinen oder Knütteln konstruiert sind, mit Rasen belegt oder mit Gras besamt werden, damit der D. selbst mehr Festigkeit erhält und das Ausspülen desselben vermieden wird. Ist der Untergrund moorig, sumpfig oder kiesig, so kann das Wasser unter dem D. durchsickern und den Kulturboden heben, wodurch er oft eine größere Störung erleidet, als wenn er vom Wasser überflutet worden wäre. In solchem Falle muß man zuvörderst einen Graben ziehen, denselben mit Letten ausstampfen und auf diesem erst den D. aufbauen. Solange der D. noch nicht vollkommen befestigt ist, müssen die Böschungen jedes Frühjahr geplatscht werden. Da, wo der D. starken Strömungen ausgesetzt ist, und wo ihm der Eisgang leicht schaden kann, muß man am Fuß Hecken anlegen oder Weidenbäume anpflanzen. In neuerer Zeit hat man den Dämmen zu ihrer Befestigung einen durchgehenden Betonkern gegeben. Man baut Dämme bis über 50 m Höhe, doch ist oft schon bei bedeutend geringerer Höhe der Bau von Viadukten vorzuziehen. — D. der Schmelzöfen heißt derjenige Teil des Sammlungsraumes für die geschmolzene Masse, der von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um dieselbe abzulassen.

Damm (Mittelfleisch, griech. Perinäum), bei Säugetieren der Raum zwischen After und Geschlechtsteilen, ist im weiblichen Geschlecht viel kürzer als im männlichen, fehlt beim Embryo eine Zeitlang und bei den Schnabeltieren zeitlebens. An ihm liegen einige Muskeln für den After und die Geschlechtsteile. Verwundung, Verletzung, Zerreißung des Dammes, die unter Umständen sogar Harnröhre und Harnblase in ihren Bereich ziehen, kommen fast nur bei Sturz oder Sprung aus größerer Höhe und unglücklichem Aufprallen mit der Dammgegend auf einen harten Gegenstand vor, sind aber durch die drohende Gefahr der Harninfiltration und damit der Verjauchung der umgebenden Gewebe besonders gefährlich. Beim Geburtsakt entstehen häufig Dammrisse, doch reißt meist nur die Haut an dem hintern Scheidenumfang ein, weniger häufig setzt sich der Riß bis in die Muskulatur fort, und sehr selten geht er durch den ganzen D., d. h. von der Scheide bis zum Mastdarm. Unter sorgfältiger Reinhaltung heilen diese Risse, zumal wenn sie durch Nähte vereinigt sind, in wenig Tagen. Für die Operation veralteter Dammrisse kommt eine ausgedehnte plastische Wiederherstellung in Betracht, für welche vielfache Methoden angegeben worden sind (Perineoplastik). Über Dammbruch s. Bruch, S. 545.

Damm, 1) (Altdamm, ehemals Damba), Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Randow, an der Mündung der Plöne in den Dammschen See, der 4 km lang und 2 km breit ist, Knotenpunkt der Linien Stettin-Zoppot und Altdamm-Gollnow der Preußischen Staatsbahn und der Eisenbahn Altdamm-Kolberg, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Fabrikation von Papierstoff, Chemikalien (besonders Pottasche und Kaliumsulfat), Farben, Stärkemehl und Sirup, Dampffärberei, Fischerei, eine Dampfmahlmühle, besuchte Viehmärkte, Rohr- und Heuhandel und (1890) mit der Garnison (ein Trainbataillon Nr. 2) 5241 meist evang. Einwohner. In der Nähe schöner Buchenwald. — D. war schon 1121 unter dem Namen Badam stark befestigt, ward aber bald darauf nebst der Umgegend von den Polen gänzlich verheert. Im 13. Jahrh. erblühte es von neuem und erhielt 1249 von Herzog Barnim I. Stadtrecht. Der Große Kurfürst ließ die Stadt 1676 besetzen, doch fiel sie erst 1720 an Preußen. Friedrich II. schenkte die Festungswerke den Bürgern zur Anlage von Gärten, ließ die Stadt aber seit 1759 neu befestigen. — 2) Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, an der Aschaff, 132 m ü. M., unmittelbar nördlich bei Aschaffenburg, hat eine kath. Kirche, Fabrikation von Kunstwolle, Buntpapier, Zigarren und Reißwerkzeugen, Loh-, Papier-, Kunst- und Schwerspatmühlen, Bierbrauerei und (1890) 3061 meist kath. Einwohner. — 3) Dorf bei Neudamm (s. d.).

Dammann, Karl, tierärztlicher Lehrer u. Schriftsteller, geb. 22. Okt. 1839 in Greifswald, studierte in Berlin, wurde 1863 Kreistierarzt in Rottbus und 1865 Professor an der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau. Nach dem Tode Fürstenbergs ward D. 1873 an die Akademie zu Eldena und nach deren Auflösung 1877 an die Tierarzneischule in Hannover berufen. 1881 wurde er zum Direktor derselben und bald darauf zum Medizinalrat ernannt. 1874—81 war er Präsident des deutschen Veterinärrats, 1876 gehörte er als Mitglied der nationalliberalen Partei dem preußischen Abgeordnetenhaus an. Er schrieb: »Die Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere« (Berl. 1883—86, 2 Bde., 2. Aufl. 1891).

Dammar (Dhamar), Stadt in der arab. Landschaft Jemen, südlich von Sana, mit einer Hochschule, berühmter Pferdezucht und 10—12,000 Einw. (davon $^1/_3$ Juden). D. wurde 1879 von den Türken zerstört.

Dammāra *Lamb.* (Agathis *Salisb.*, Dammarfichte), Gattung aus der Familie der Araukariaceen, immergrüne, hohe, harzreiche Bäume mit fast wirteligen Ästen, lederigen, fast gegenständigen, meist zweizeiligen und oft paarweise zusammengerückten, breiten, flachen, am Grunde stielartig zusammengezogenen, lederartigen Blättern, meist diözischen Blüten und eikugeligen Zapfen mit breit geflügelten Samen. Vier Arten auf den Malaiischen Inseln, den Philippinen, Fidschiinseln, Neuseeland ꝛc., auch im nordöstlichen Australien. D. australis *Don.* (Agathis australis *Salisb.*, Kaurifichte, s. Tafel »Industriepflanzen«, Fig. 2), ein schöner, bis 60 m hoher Baum, welcher 4,5 m Stammdurchmesser erreicht, wächst an der Ostküste des nördlichen Australien und bildet auf Neuseeland mächtige Wälder. Er gleicht in der Jugend unsrer Fichte, bildet aber im Alter eine verzweigte, schirmförmige Krone; Zweige und Äste des Baumes starren von Harztröpfchen, und unten am Stamm und am Wurzelstock sammelt sich das Harz in Knollen bis zu 50 kg. Dies Harz und ein ähnliches Produkt von D. ovata *Moore*, in Neukaledonien, kommt als Kauriharz (Kaurikopal) in den Handel. Das Holz gleicht unserm Tannenholz und dient zu Masten, Spieren und als Bauholz. D. orientalis *Lamb.* (Agathis D. *Rich.*), auf den Malaiischen Inseln und den Philippinen vorkommender, bis 30 m hoher Baum mit pyramidaler Krone, eiförmig lanzettlichen, 8—12 cm langen Blättern und Zapfen von 10 cm Durchmesser, liefert das Dammaraharz (s. d.), das oft in so großer Menge sich ausscheidet, daß es in handbreiten, fußlangen Massen wie Eiszapfen vom Baum herabhängt. Zentnerschwere Klumpen werden von den Fluten fortgeführt und an den Ufern wie felsartige Massen abgelagert. Auch durch Einschnitte in Stamm und Äste gewinnt man Harz in großen Stücken. D. robusta *Moore*, in Queensland, liefert Möbelholz. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Dammaraharz (Dammar, malaiisch »Licht«; Katzenaugenharz, Steinharz), das aus den Stämmen von Dammara orientalis *Lamb.* ausschwitzende und in ähnlicher Weise wie bei uns der Terpentin gewonnene Harz, bildet rundliche oder stalaktitische Massen oder kleinere Stücke, ist farblos oder gelblich, klar und durchsichtig, bisweilen mit bimssteinartiger Kruste überzogen, nicht hart, leicht zerreiblich, auf dem Bruche glasglänzend, riecht angenehm balsamisch, ist im Alter fast geruchlos, gibt beim Kauen ein weißes, an den Zähnen haftendes Pulver, spez. Gew. 1,08—1,12, erweicht bei 75°, wird bei 100° dickflüssig, bei 150° dünnflüssig, löst sich nicht vollständig in Alkohol und Äther, wohl aber in fetten und ätherischen Ölen. Es besteht aus etwa 60 Proz. in Alkohol löslichem und 40 Proz. darin unlöslichem Harz. D. liefert einen Firnis, der zwar nicht so hart und dauerhaft wie Bernstein- oder Kopalfirnis, aber billig, farblos, klar und glänzend ist und zum Überziehen von Ölgemälden, Zeichnungen ꝛc. sich sehr gut eignet. Aus Abfällen von D. wird durch Zusammenschmelzen ein schladenartiges, schmutzig graues Produkt erhalten, welches als Kunstdammar (holländisches D.) in den Handel kommt. Hauptausfuhrplätze für D. sind Singapur und die Häfen von Niederländisch-Ostindien. Australisches D., Kauriharz, s. Kopal. Als schwarzes D. kommt das Harz mehrerer asiatischer Canarium-Arten in den Handel.

Dammartin-en-Goële (spr. -täng-ang-goäl'), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, an der Nordbahn, mit 2 Kirchen, Gipsbrüchen, Handel mit Getreide und Wein und (1891) 1663 Einw. — Die ehemalige, nach D. benannte Grafschaft kam 1227 durch Heirat an Philipp Hurepel, Sohn König Philipps II., 1258 an die Herren von Trie, später an verschiedene Häuser, ward 1632 nach dem Tode des Marschalls von Montmorency, des letzten Besitzers, vom König eingezogen und dem Haus Bourbon-Condé geschenkt.

Dammastock, höchster Gipfel in der Dammagruppe (Urner Alpen), 3630 m hoch, umgeben vom Galenstock (3596 m), Tierberg (3446 m), Sustenhorn (3511 m) u. a. Von den Lagern ewigen Schnees (Dammafirn ꝛc.) steigen beträchtliche Eisströme in die Thäler hinab, so der Rhônegletscher, der Triftgletscher, der Steingletscher (letztere zwei zum Gebiet des Gadmenwassers), der Wallebühlfirn, der Kehlegletscher und der Wintergletscher (diese drei zur Göschener Reuß) u. a. In dieser mächtigen Gruppe begannen die Ersteigungen der höchsten und schwierigsten Gipfel mit dem Sustenhorn (G. Studer 7. Aug. 1841) und dem Galenstock (Desor und Dollfuß 18. Aug. 1845); es folgten 1864 der Schneestock (Wenger 7. Juli), der Spitzberg (Raillard und Fininger 21. Juli), der D. (Hoffmann 28. Juli), der Hintere Tierberg (Preiße 1. Aug.), das Diechterhorn (Schwarzenbach 2. Aug.); 1865 wurden der Kilchlistock (A. Hoffmann-Burckhardt 14. Juli) und der Stücklistock (E. Hoffmann und J. Hoffmann-Merian 27. Aug.) bezwungen. 1868 wurde oberhalb des Triftgletschers am Thältistock eine Klubhütte (Trifthütte, 2515 m) errichtet. Oberhalb des über dem Urserenthal hangenden Tiefengletschers entdeckten 1866 die Thalleute von Guttannen (Hasli) eine Kristallhöhle, etwa 30 m über dem Gletscherrand. Dieselbe war bis nahe an die Decke mit einer Masse erdigen, chloritartigen Schuttes, Quarzstücken und Granitblöcken angefüllt. Die Untersuchung förderte eine Menge großer und kleiner Rauchtopase (Morion) aus dem Schutt hervor, im ganzen gegen 150 metr. Ztr. Unter den bedeutendern Exemplaren ragen durch Größe und Schönheit hervor: der »Großvater« (133 kg), der »König« (127 kg), »Karl der Dicke« (105 kg) u. a. So bildete der Fund ein Seitenstück zu den ältern am Zinkenstock (s. Finsteraarhorn) und im Wallis.

Dammbalken, vierkantig bearbeitete, lange Balken, die, dicht aufeinander gelegt, zur Herstellung von Abschlußwänden in Deichscharten (Deichdurchfahrten) beim Herannahen von Sturmfluten gebraucht werden. Auch bei Schleusen, Wehren und Sielen kommen sie für zeitweise Absperrungen in Anwendung. Die D. werden in eigens für diesen Zweck hergerichtete Dammfalze eingelegt und erhalten hier ihren Stützpunkt, sie müssen so stark sein, daß die Dammbalkenwand dem vorliegenden Wasserdruck widersteht. Bei Deichscharten und Sielen müssen für den Fall der Not eine Anzahl vorrätig gehalten werden, deren Zustand seitens der Behörde einer Kontrolle unterliegt.

Dammbruch, das Austreten von Eingeweide durch eine Spalte des Dammes (Mittelfleisches; s. Bruch, S. 545).

Damme, 1) Flecken im Großherzogtum Oldenburg, am Fuß der 117 m hohen Dammerberge, hat eine kath. Kirche, ein Waisenhaus, Amt, Amtsgericht, Torf-

gräberei und (1890) 845 Einw. Die Umgegend ist reich an germanischen Altertümern (Gräbern, Opfersteinen ꝛc.). — 2) Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Brügge, 4 km nordöstlich von dieser Stadt, einst befestigt und ein bedeutender Seehafen, mit der unvollendeten Liebfrauenkirche (12. Jahrh.), einem Denkmal des vlämischen Dichters Jakob Maerlant (seit 1860) und (1890) 1078 Einw. [164 f.

Dammerde, soviel wie Ackerkrume; s. Boden, S.

Dammerkirch (franz. Dannemarie), Stadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Altkirch, am Rhein-Rhônekanal (hier mit großem Bassin) und der Eisenbahn Mülhausen-Altmünsterol, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Gerberei, eine große Ziegelfabrik, Weinhandel, Viehmärkte und (1890) 1119 meist kath. Einwohner. — D. wurde um 823 als Domina Maria gegründet und war bis zur französischen Revolution von der Herrschaft Thann abhängig.

Dammersfeld, eine der bedeutendsten Erhebungen des Rhöngebirges, zwischen Fulda und Sinn, dem Kreuzberg gegenüber, 930 m hoch, hat einen langen und breiten, mit großen Mooren und Wiesen bedeckten Rücken, auf dem sich noch eine Kuppe erhebt, die eine schöne Fernsicht gewährt.

Dämmerung, die Helligkeit, welche die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgang (Morgendämmerung) und nach ihrem Untergang (Abenddämmerung) verbreitet, und welche des Morgens in dem Maß zunimmt, wie sich die Sonne dem Horizont nähert, und des Abends abnimmt, wie sie sich von demselben entfernt. Sie entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen die höhern Luftschichten noch treffen und diese, weil sie nicht vollständig durchsichtig sind, einen Teil des auf sie fallenden Lichtes zurückwerfen und zerstreuen. Ohne Atmosphäre oder bei vollständiger Durchsichtigkeit derselben würden auf unsrer Erde Licht und Finsternis unmittelbar und ohne Übergänge einander folgen. Nähert sich die Sonne an einem wolkenfreien Abend dem Horizont, so nimmt der unterste Teil des Himmels im W. eine gelbe Farbe an, im O. folgt auf eine schmutzig ockergelbe eine trübe purpurne, die je nach der Beschaffenheit der Atmosphäre eine Höhe von 6—12° erreicht und nach oben in das Blau des Himmels übergeht. Sobald die Sonne unter den Horizont gesunken ist, erhebt sich am östlichen Himmel der aschfarbene Erdschatten in Gestalt eines dunkeln Segments, welches sich über den purpurnen Teil des Himmels schiebt, so daß dieser einen stets schmäler werdenden Gürtel, den ersten östlichen Dämmerungsbogen oder die erste Gegendämmerung, bildet. Im W. ist unterdessen die gelbe Färbung unmittelbar am Horizont ins Rote und Braunrote übergegangen, das sich nach Sonnenuntergang in Orange verwandelt, während senkrecht darüber eine helle, transparente Stelle liegt. In größerer Höhe, etwa 25° über dem Horizont, machen sich gleichzeitig purpurne Töne geltend, anfangs nur ein heller Fleck, der schnell zu einem Kreis anwächst und hinter das gelbe Segment hinabzusinken scheint. Bei weiterm Sinken der Sonne nimmt dieses erste Purpurlicht schnell an Intensität zu und erreicht sein Maximum bei einer Tiefe der Sonne von 3—4° unter dem Horizont. Es hat alsdann fast die Gestalt eines Kreises, dessen Zentrum wenig über dem gelben Segment liegt, während der untere Teil desselben von letzterm verdeckt erscheint. Schnell verändert es jedoch seine Gestalt und bildet eine schmale Zone von geringer Höhe, wodurch das helle gelbe Segment darüber scharf begrenzt wird. Diese Grenze ist der erste westliche Dämmerungsbogen. Bald darauf erfolgt eine rasche Abnahme der Tageshelle, mit deren Eintritt man die bürgerliche D., d. h. die Zeit, während welcher man nach Sonnenuntergang noch die gewöhnlichen Beschäftigungen im Zimmer ohne künstliche Beleuchtung vornehmen und größere Schrift bequem lesen kann, als beendet ansieht; zu dieser Zeit werden auch die hellern Sterne sichtbar; die Sonnentiefe beträgt alsdann fast 6°. Der Osthimmel erscheint nun wieder ein wenig gefärbt, am westlichen Himmel vollzieht sich dagegen eine Wiederholung der schon einmal beobachteten Erscheinungen, nur weniger glänzend und in etwas geringerer Höhe. Über dem ersten Dämmerungsbogen entwickelt sich aus einer gelblichen Schicht der zweite Dämmerungsschein oder der zweite westliche Dämmerungsbogen, über diesem kann man unter günstigen Umständen ein zweites Purpurlicht bemerken. Die Farbenerscheinungen verlieren sich schließlich mehr und mehr und verschwinden ganz, worauf auch die schwächern Sterne sichtbar werden. Dies ist das Ende der astronomischen D., bei welchem die Sonne 18° unter dem Horizont sich befindet. Ein Kreis, welcher 18° unter dem Horizont und parallel mit diesem am unsichtbaren Teil des Himmels gezogen wird, heißt der Dämmerungskreis. Die Dauer der D. ist also abhängig von der Zeit, in welcher die Sonne den Dämmerungskreis erreicht, und diese Zeit ist verschieden je nach der Neigung und Stellung des von der Sonne an einem Tag durchlaufenen Kreises. In dem Maß, wie die Sonne schräger gegen den Horizont herabsinkt, braucht sie offenbar mehr Zeit, den Dämmerungskreis zu erreichen, als da, wo sie mehr senkrecht zum Horizont untergeht. Die D. ist daher am Äquator am kürzesten und wird gegen die Pole zu immer länger. Für gewisse Orte und Zeiten sinkt die Sonne überhaupt nicht 18° tief unter den Horizont, es findet dann eine ununterbrochene (mitternächtliche) D. statt. Unter dem Äquator schwankt die Dauer der astronomischen D. zwischen 72 und 79 Minuten, unter 40° nördl. oder südl. Br. beträgt die Dauer der astronomischen D. zur Zeit der Äquinoktien 95 Minuten, zur Zeit des kürzesten Tages 103 Minuten und zur Zeit des längsten Tages 125 Minuten; unter 50° nördl. oder südl. Br. dauert die astronomische D. zur Zeit der Äquinoktien 115 Minuten, zur Zeit des kürzesten Tages 126 Minuten, und zur Zeit des längsten Tages sinkt die Sonne nur noch bis 16½° unter den Horizont und tritt deshalb die Zeit der hellen Nächte ein, welche unter 50° nördl. Br. am 1. Juni, unter 70° am 26. März und unter dem Pol am 29. Jan. beginnt. Die Dauer der bürgerlichen D. beträgt ungefähr ein Drittel von der der astronomischen. Unter 50° nördl. Br. findet die kürzeste Dauer der bürgerlichen D. 14. März und 29. Sept. statt, wenn die Sonne 2° 29′ südliche Deklination hat. Dieselbe beträgt 40 Minuten, während die kürzeste Dauer der astronomischen D. unter dieser Breite 1 Stunde 53 Minuten beträgt. Am Äquator findet das ganze Jahr über so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen D. statt, indem sie in den Äquinoktien 24, in den Solstitien 25 Minuten währt. Mit dem wachsenden Unterschied der Tageslängen wächst auch der Unterschied in der Dauer der D. In der heißen Zone spricht sich das Aufhören der bürgerlichen D. wie überhaupt die Dämmerungserscheinungen deutlicher aus als in der gemäßigten und kalten Zone.

Im Spätsommer und Herbst 1883 beobachtete man eine plötzliche Steigerung der mit der D. verbundenen Farbenerscheinungen, die auf dem größten Teil der Erdoberfläche sichtbar waren. Es handelte sich dabei um drei optische Phänomene. Außer den ungewöhnlich farbenreichen Dämmerungen wurden verschiedenartige Färbungen von Sonne und Mond sowie eine auffallende ringförmige Färbung des Himmels in der Nähe der Sonne, der sogen. Bishopsche Ring (s. d.), beobachtet. Die Art der Entwickelung der dreifachen Form der atmosphärisch-optischen Störungen sowie der Umstand, daß dieselben gleichzeitig beobachtet sind, ließ darauf schließen, daß sie aus einer einzigen Quelle stammen. Man leitete sie ab von den Aschen- und Staubmassen, welche der Vulkan Krakatau (s. d.) in der Sundastraße am 26. und 27. Aug. 1883 in die größten Höhen der Atmosphäre geschleudert hatte, und Kießling hat den Nachweis des physikalischen Vorganges, durch welchen schwebende Stoffteilchen vulkanischen Ursprungs die Dämmerungserscheinungen hervorzurufen im stande sind, auf experimentellem Wege geliefert, indem er die Wirkungen von durchgehendem Sonnenlicht auf feste, zu Staub zerkleinerte Stoffe, auf chemisch erzeugten Rauch und künstlich erzeugten feuchten Nebel feststellte. Vgl. Kießling, Untersuchungen über Dämmerungserscheinungen (Hamb. 1888); »The eruption of Krakatoa and subsequent phenomena« (Bericht an die Royal Society, hrsg. von Symons, Lond. 1888).

Zur Erklärung der Dämmerungserscheinungen nahm Clausius (1850) an, daß die auch bei klarem Himmel in der Luft schwebenden Nebelkörperchen hohle Wasserbläschen seien, deren Häutchen wie bei einer Seifenblase durch Interferenz Farben dünner Blättchen hervorbringen, und zwar im reflektierten Licht das Blau erster Ordnung als Himmelsblau, im durchgelassenen Licht das hierzu komplementäre Orange als Abendrot erzeugen. Die Existenz von Nebelbläschen ist jedoch durchaus nicht wahrscheinlich; neuere Versuche sprechen vielmehr dafür, daß bei der Kondensation des Wasserdampfes stets massive Tröpfchen entstehen. Brückes Theorie (1852) gründet sich auf die Fresnelschen Gesetze der Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, wonach in den zurückgeworfenen Strahlen die brechbaren Farben, in den durchgelassenen die weniger brechbaren vorherrschen. Es müßten also die in der Luft schwebenden Dunstkörperchen dem an ihnen wiederholt reflektierten Licht eine blaue, dem durchgelassenen eine gelbe bis rote Färbung erteilen. In der Theorie von Lord Rayleigh (1871) wird aus den Bewegungsgleichungen elastischer Körper das Gesetz abgeleitet, daß die Intensität des zurückgeworfenen Lichtes der vierten Potenz der Wellenlänge des einfallenden Lichtes proportional ist, wenn das Licht an Stoffteilchen reflektiert wird, welche im Vergleich mit den Lichtwellen sehr klein sind. In dem Licht, welches an den in der Atmosphäre schwebenden Dunstkörperchen und feinen Stäubchen diffus reflektiert wird, müßten sonach die blauen, in dem durchgelassenen Licht die gelben und roten Strahlen vorherrschen. Alle diese Theorien suchen in erster Linie das Blau des Himmels zu erklären und fassen sodann das Gelbrot der D. als Ergänzungsfarbe des Himmelblaues auf. Zur Erklärung der übrigen Dämmerungserscheinungen, z. B. des Bishopschen Ringes, des Purpurlichts ꝛc., reichen sie nicht aus. Dagegen ist die Theorie von Lommel (1861), nach welcher die Dämmerungsfarben durch Beugung des Lichtes (s. d.) an den kleinen, in der Atmosphäre schwebenden Dunstkörperchen und Stäubchen entstehen, wohl geeignet, die genannten Erscheinungen zu erklären. In den untern Schichten der Atmosphäre schwebt eine Menge sehr kleiner Körperchen verschiedener Art. Steht die Sonne dem Horizont nahe, so haben ihre Strahlen in diesen Schichten einen hinlänglich weiten Weg zu durchlaufen, um die beugende Wirkung jener Körperchen in merklichem Grade zu erfahren. Jeder Punkt der Sonne muß dadurch selbst rötlich und noch von stärker gerötetem gebeugten Licht umgeben erscheinen; indem sich nun die roten Aureolen benachbarter Punkte übereinander lagern, wird sich dem direkten Licht jenes Sonnenpunktes noch das gebeugte der Nachbarpunkte beigesellen und dadurch dessen Röte nochmals vertiefen. Darum muß bei einer Lichtfläche die rote Färbung noch auffallender hervortreten als bei einem vereinzelten Lichtpunkt. Während die Lichtscheiben der Sonne und des Mondes am Horizont in prächtigem Orangerot erglühen, bemerkt man deshalb die rötliche Färbung auf- und untergehender Fixsterne kaum. Entfernte weiße Flächen, wie die Gletscher und Firnfelder der Alpen, dem Horizont nahe Wolken, zeigen, von der untergehenden Sonne beleuchtet, oft ein ins Purpurne ziehendes Rot, während eine in der Nähe befindliche weiße Mauer, wie die Sonne oder der Abendhimmel selbst, nur orangerot gefärbt erscheint. Das von jenen Flächen reflektierte, bereits gerötete Licht erfährt nämlich auf seinem langen Rückweg bis zu unserm Auge nochmals die beugende Wirkung der in der Luft schwebenden Körperchen und wird dadurch tiefer gerötet.

Aus der Beugungstheorie erklärt sich die ganze Skala der Dämmerungsfarben vom Gelb und Orange bis zum Feuer- und Blutrot; grünliche Farbentöne erscheinen da, wo das Gelb des Abendhimmels in das Himmelblau übergeht. Der Bishopsche Ring ergibt sich als notwendige Folgerung aus der Beugungstheorie. Auf Grund dieser Theorie konnte sogar aus den von Archibald und Riggenbach ausgeführten Messungen seines Radius der Durchmesser jener kleinen Teilchen berechnet werden, welche die oben geschilderten ungewöhnlichen Dämmerungserscheinungen hervorbrachten; Pernter fand diesen Durchmesser = 0,00185 mm. Das erste Purpurlicht ist als eine Fortsetzung des Bishopschen Ringes nach Sonnenuntergang, nämlich als der obere Teil des rötlichen Ringes anzusehen. Aus genauen Messungen hat in der That Riggenbach gefunden, daß das Purpurlicht an einer Stelle des Himmels aufzutauchen beginnt, an welcher bei dem augenblicklichen Stande der Sonne die hellste Stelle des Bishopschen Ringes sich zeigen würde.

Dämmerungsfalter (Schwärmer, Sphingidae), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Dammfalz, s. Dammbalken.

Dammgrube, eine Grube vor Schmelzöfen zur Aufnahme der Gußformen, in welche das geschmolzene Metall abgelassen wird.

Damm-Haft, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Templin, an der Havel, der Stadt Zehdenick gegenüber, hat Wollspinnerei, Lohgerberei, Kahnbauerei, 2 große Mahlmühlen, eine Sägemühle, Pantinenhölzerfabrikation, Ziegelbrennerei, Gärtnerei, Holzhandel, Schiffahrt und (1890) 2029 Einw.

Dammhirsch, s. Hirsch.

Dammkultur, s. Moor.

Dammratsch, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Oppeln, am Bodländer Floßgraben, hat Landwirtschaft und (1890) 2192 Einw.

Dammriß, s. Korallenriff und Koralleninseln.
Dammriß, s. Damm (Mittelfleisch).
Dammscher See, s. Damm 1).
Dammstein, s. Bernstein, S. 865.
Damnabel (lat.), verdammenswert, abscheulich.
Damnatio memoriae, Verdammung des Andenkens eines verurteilten Verbrechers. Nach römischem Kaiserrecht bei dem Crimen laesae majestatis mehrfach angedroht, als eine über den Tod des Schuldigen hinausreichende Strafe.
Damnätur (lat.), »wird verdammt« (zur Nichtveröffentlichung) bei der Bücherzensur Formel, wonach ein Buch oder eine Stelle darin nicht durch den Druck veröffentlicht werden durfte. Gegensatz: imprimatur (s. d.).
Damnifizieren (lat.), einem Schaden zufügen, ihn benachteiligen; Damnifikant, der Beschädiger; Damnifikāt, der Beschädigte; s. Damnum.
Damno (kaufmännisch für ital. Danno, lat. Damnum), Verlust, Schade, insbes. an Börsenpapieren, Hypotheken u. dgl.; das Gegenteil von Agio (s. d.), daher auch soviel wie Disagio oder Perte.
Damnum (lat.), Schade, im weitern Sinne jeder Nachteil, welchen jemand in irgend einer Beziehung erleidet; im juristischen Sinne ein Vermögensnachteil. Dieser Nachteil kann entweder darin bestehen, daß unser bereits vorhandenes Vermögen verringert wird (positiver Schade, d. emergens, d. im engern Sinne), oder darin, daß man etwas, was man ohne das benachteiligende Ereignis erhalten haben würde, nun nicht erhält, daß also ein erlaubter Gewinn vereitelt wird (negativer Schade, lucrum cessans). Wegen verschuldeter Zufügung eines D. wird man regelmäßig dem Geschädigten verantwortlich. Unter Umständen kann der von einem D. Bedrohte Sicherheitsleistung dafür verlangen, daß ihm bei Eintritt des befürchteten D. Ersatz geleistet werde (cautio damni infecti).
Damoiseau (spr. -moāsō, Damoisel), in Frankreich der Edelknappe, Junker, welcher reiche Edelleute begleitete und ihnen bei Tisch aufwartete, selbst aber von den untern Knechten bedient wurde. Der in adliger Zucht und Sitte ausgebildete D. wurde Schildknappe, dann Ritter; jetzt soviel wie Jungfernknecht, Stutzer.
Damoiselle (Demoiselle, spr. -moāsell'), ursprünglich Bezeichnung für adlige Fräulein, welche bei vornehmen Damen eine ähnliche Stellung einnahmen wie die Edelknappen (s. Damoiseau) bei den Rittern; dann auch für die Frauen der Schildknappen. Vorzugsweise hieß Mademoiselle später die dem König am nächsten verwandte unverheiratete Prinzessin, während jetzt diesen Titel in Frankreich jedes erwachsene ehrbare Mädchen führt. Auch in Deutschland wurde bis ins zweite Viertel des 19. Jahrh. jede unverheiratete Dame des bessern Bürgerstandes Demoiselle oder Mademoiselle (volkstümlich verkürzt Mamsell) genannt im Gegensatz zu dem adligen »Fräulein«. Demoiselle d'honneur, soviel wie Brautjungfer. La grande Demoiselle, Beiname der Herzogin von Montpensier (s. d.), der Tochter Gastons von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII.
Damŏkles, Günstling des ältern Dionysios von Syrakus. Einst rühmte er diesen als den glücklichsten aller Sterblichen. Dionysios bot ihm darauf sein Glück an und ließ ihm in seinem Palast alle Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung stellen. D. war entzückt über dies Los; als er aber, über sich blickend, ein Schwert gewahrte, das von der Decke herab an einem Pferdehaar gerade über seinem Haupt hing, erkannte er die Unsicherheit und Gefahr des irdischen Glückes und beschwor den Tyrannen, ihn zu entlassen, weil er seines Glückes bereits satt sei. Daher »das Schwert des D.« sprichwörtlich für eine mitten im Besitz äußern Glückes unablässig drohende Gefahr.
Dämon (griech.), ursprünglich soviel wie Gottheit, später insonderheit Name für gewisse Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, teils guter Art (Schutzgeister, Genien), teils böser Natur. In letzterm Sinne haben der Glaube an Dämonen und die Lehre von denselben (Dämonologie) eine bedeutende Rolle in der Philosophie, Religion und Poesie gespielt. Die religiöse Phantasie und Spekulation der alten Völker war fast allenthalben bemüht, die Stufenleiter, welche man von den niedrigsten Produkten der Erde bis herauf zum Menschen reichen sah, durch die Annahme von Wesen zu ergänzen, welche dieselbe Stufenleiter vom Menschen weiter bis hinauf zur obersten Gottheit fortführen sollten. So nahmen die Ägypter eine ungeheure Zahl Dämonen auf der Erde, in der Luft, im Wasser an. Die Inder verehrten neben Brahma, Wischnu u. Siwa mehr als 30,000 Dämonen (Dewetas). Die Chaldäer kannten neben ihren mit dem Sterndienst zusammenhängenden himmlischen Geistern auch solche, deren Aufenthalt und Wirksamkeit an bestimmte Gegenden gebunden war, und noch tiefer unten die verfinsterten Geister, die auf und in der Erde und in ihrer Atmosphäre wohnten, wie die Feuer-, Licht-, Feldgeister ꝛc. In ein System gebracht, finden wir die Dämonenlehre bei den Persern, welche dem Ormuzd außer den sieben Amschaspands (s. d.) viele gute Genien, dem Ahriman außer den sieben Dews (s. d.) noch zahllose böse Geister unterordneten. In den ältern Schriften der Hebräer spielt die Dämonologie eine ganz untergeordnete Rolle; nur wenige Eindringlinge aus den eben besprochenen Religionen machen sich bemerklich. Mit voller Macht dagegen drang der Glaube an die Dämonen in das jüdische Bewußtsein ein seit der Berührung mit dem Parsismus während der jüdischen Exile. Die Geister wurden nun in gute und böse (s. Teufel) unterschieden, beide wieder in Klassen geteilt, mit Namen belegt und mit Ämtern betraut, insbesondere als Schutzengel für Städte und Länder bezeichnet. Auf die Einwirkung der bösen Dämonen führte man jede Krankheit, insonderheit Tobsucht, Epilepsie, plötzliches Stumm- oder Taubwerden, auch alle Arten von Geistesgestörtheit zurück. Dies die »Besessenen« oder »unsaubern Geister« des Neuen Testaments. Eine noch vollständigere Ausbildung und eine erschöpfende Terminologie erhielt die Dämonologie im Gnostizismus, Rabbinismus und Kabbalismus, so daß es zuletzt keinen Teil der Natur und der Verhältnisse des Lebens gab, über die man nicht Geister gesetzt hätte.

Bildete sich die Dämonologie bei den orientalischen Völkern vornehmlich dogmatisch-poetisch aus, so gestaltete sich dieselbe bei den Griechen mehr poetisch-philosophisch. Der alte Sprachgebrauch bezeichnet mit D. die Gottheit als waltende und auf den Menschen einwirkende Macht. Der D. ist es daher, welcher den Menschen bald mit höherer Begeisterung erfüllt, bald aber auch mit Wahnsinn und Unheil schlägt, und jede hervorragende Kraft oder That wird eine dämonische genannt, da sie für die Wirkung der Gottheit oder des Dämons galt. Indessen schon bei Hesiod wird der Glaube an ganze Scharen und verschiedene Klassen von Dämonen als Zwischenwesen zwischen den Göttern und den Menschen bestimmt ausgesprochen, und

zwar umschweben sie den Menschen als unsichtbare Wächter über Recht und Unrecht, auch als Reichtumsspender, oder sie wirken und schaffen in der irdischen Sphäre als Natur- und Elementargeister wohlthätig oder verderblich. Nachmals haben die Philosophen diesen Glauben mit vielen einzelnen Beziehungen auf das Natur- und das menschliche Seelenleben (auch mit Übertragung auf die geheimnisvolle Geisterwelt der Verstorbenen) immer weiter ausgebildet. Besonders in zwei Richtungen tritt derselbe hervor, insofern die Dämonen einesteils als dienende Kräfte und begleitende Umgebung der einzelnen Kultusgötter gedacht werden (in welcher Anwendung sie häufig individuellere Gestalt und Namen annehmen), andernteils als den einzelnen Menschen (auch Völkern) zugesellte Geisterwesen erscheinen, welche dieselben von der Geburt an auf allen ihren Lebenswegen begleiten. Die Einwirkung dieser Dämonen äußerte sich bald zum Schutz und Heil, bald zum Schaden der Menschen. Daher nahm man später wohl auch zwei Dämonen für jeden einzelnen an: einen guten und einen bösen; indessen war der allgemeine Glaube der, daß von dem D. jedes einzelnen Gutes oder Böses komme, daß der D. des einen mächtig oder wohlwollend, der des andern schwach oder übelwollend sei. Schon Pindar kennt diesen Glauben an einen individuellen D. des einzelnen. In anderm Sinne spricht Sokrates von dem »Dämonion« als von einer göttlichen Stimme oder einem göttlichen Zeichen, wodurch er stets vom Unrecht abgehalten worden sei. Eine große Rolle spielt die Dämonologie auch in der neuplatonischen Philosophie, in welcher die Dämonen als Untergötter der Natur und allen Lebensbeziehungen vorstehen, als demiurgische Mittelwesen zwischen den hilfsbedürftigen Menschen und der Gottheit vermitteln. Wieder anders entwickelte sich die Dämonologie bei den Römern, welche nicht bloß die griechischen Ideen, sondern auch orientalische aufnahmen und weiterbildeten. Hier erscheinen die Dämonen als sogen. Genien (s. Genius). Mit diesen Vorstellungen geht dann der Dämonenglaube der Christen der ersten Jahrhunderte parallel. Nicht nur, daß die alten heidnischen Götter auch bei ihnen als Dämonen noch lange fortlebten, sie glaubten auch in Anlehnung an altjüdische Vorstellungen an zahlreiche auf das Menschengeschlecht einwirkende, durch Menschen auch zu bannende Mittelmächte, die als gefallene Engel oder als Giganten (Söhne der Engel und der Töchter der Menschen) gedacht wurden. Alle diese Geister galten für böse und dem Reiche Gottes wie dem Heil der Menschen feindlich; man hielt sie für die Urheber des Unheils in der Natur (Erdbeben, Seuchen ꝛc.) wie in der sittlichen Welt; ja, sie sind selbst die Urheber des ganzen Heidentums, wozu sie das Menschengeschlecht verführt haben. — Auch bei fast allen übrigen Völkern finden wir in den verschiedenartigsten Ausprägungen den Glauben an gute und böse Geister, welche auf die Menschen einen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß ausüben. Der Glaube an Gespenster, die Sagen von Kobolden, Poltergeistern, Nixen, Bergmännchen, Windgeistern, Werwölfen u. a., die Feuergeister der Grönländer, auch der gesamte Hexenglaube ꝛc. gehören mehr oder weniger in diese Kategorie. Vgl. Ukert, Über Dämonen, Heroen und Genien (Leipz. 1850); Gerhard, Über Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien (Berl. 1852); O. Ribbeck, D. und Genius (Kiel 1868); Lehrs, Populäre Aufsätze (2. Aufl., Leipz. 1875); Hild, Étude sur les démons (Par. 1881).

Damon und **Phintias**, zwei durch ihre Freundschaft berühmt gewordene Pythagoreer zu Syrakus. Unter den Vertrauten des jüngern oder des ältern Dionysios, des Tyrannen von Syrakus, entstand Streit über die Freundestreue der Pythagoreer. Um sie zu erproben, wurde Phintias eines Anschlags auf das Leben des Dionysios beschuldigt und zum Tode verurteilt. Er bat nur um Aufschub des Urteils bis zum Untergang der Sonne, damit er seine Angelegenheiten ordne. Als Bürgschaft für die Wiederkehr des Freundes aber setzte Damon sein Leben ein. Schon neigt sich die Sonne zum Untergang, als Phintias, an einer frühern Rückkehr verhindert, atemlos ankam. Erstaunen ergriff alle Anwesenden, und Dionysios, die Freunde umarmend, bat, als der dritte in ihren Bund aufgenommen zu werden, was ihm jedoch abgeschlagen wurde. Schillers »Bürgschaft« folgt der Erzählung des Hyginus (Fabel 257), der die Freunde Mörus und Selinuntius nennt.

Dämónion, s. Sokratischer Dämon und Dämon.

Dämónisch wird im modernen Sprachgebrauch jeder geistige Einfluß genannt, welcher dem Menschen als eine Macht, der man nicht entrinnen kann, entgegentritt und ihm hierdurch verhängnisvoll wird oder doch zu werden droht. D. können ihm daher auch die Fügungen der äußern Geschicke erscheinen, insofern sich in ihnen ein innerer, geistiger Zusammenhang offenbart, nicht minder der geistige Einfluß, welcher von der bloßen persönlichen Erscheinung oder von den Willensäußerungen eines Menschen ausgeht, sowie endlich die Triebe, Begierden, Leidenschaften des eignen Herzens und Geistes (Dämonie eines Blickes, der Leidenschaft, des Geistes ꝛc.). In der Kunst ist der Schein des Dämonischen besonders in der Tragödie (»Richard III.«, »Lady Macbeth«) wirksam verwendet worden. Vgl. Dämon.

Dämonismus (griech.), Glaube an Dämonen.

Dämonolatrie (griech.), Anbetung von Dämonen.

Dämonologie (griech.), s. Dämon.

Dämonomachie (griech.), Kampf mit Dämonen.

Dämonomanie (griech., Besessensein), eine eigentümliche Geisteskrankheit, bei welcher der Kranke die Wahnidee hegt, er verkehre mit der Gottheit oder er sei vom Teufel oder andern bösen Geistern (Dämonen) besessen und müsse sich nun der neuen in ihm steckenden Persönlichkeit angemessen betragen, weshalb er Geister aus sich sprechen läßt oder wie ein Tier brüllt ꝛc. (s. Besessene). Die D. kommt gewöhnlich vor als Teilerscheinung der Melancholie oder auch der Verrücktheit (Paranöa).

Damophon von Messene, griech. Bildhauer des 4. Jahrh. v. Chr., schuf für seine Heimat eine große Anzahl von Götterbildern, zum Teil in der Goldelfenbeintechnik (Chryselephantin) oder in ihrer Nachahmung aus Gold und Marmor. Besonders reich war Megalopolis an seinen Werken.

Dampf, jeder gasförmige Körper, welcher durch die Wirkung der Wärme aus einer Flüssigkeit entstanden ist (vgl. Verdampfung und Wärme). Um den D. einer Flüssigkeit unvermischt mit Luft zu erhalten, fülle man eine am einen Ende zugeschmolzene, 80—90 cm lange Glasröhre mit Quecksilber bis auf einen kleinen Raum, welchen man nun noch mit der zu verdampfenden Flüssigkeit, z. B. mit Äther, vollgießt. Man verschließt nun die Röhre, welche jetzt nur die beiden Flüssigkeiten, aber keine Luft enthält, luftdicht mit dem Finger, bringt die verschlossene Mündung unter die Oberfläche einer in tiefem Gefäß befind-

lichen Quecksilbermenge, entfernt den Finger und stellt die Röhre lotrecht (Fig. 1). Über der Quecksilbersäule, welche noch in der Röhre stehen geblieben ist, gewahren wir ein wenig Flüssigkeit, der darüber befindliche Raum aber scheint leer zu sein; er ist jedoch nicht leer, sondern von vollkommen durchsichtigem und daher unsichtbarem Ätherdampf erfüllt. Wäre nämlich dieser Raum leer, so müßte die in der Röhre stehen gebliebene Quecksilbersäule so hoch sein, daß sie dem äußern Luftdruck, welcher auf die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß drückt, das Gleichgewicht halten könnte, also so hoch wie die Quecksilbersäule in einem gleichzeitig beobachteten Barometer. Sie steht aber viel niedriger und zeigt dadurch an, daß im Innern der Röhre ein Gegendruck ausgeübt wird, der nur von dem Ausdehnungsbestreben oder der Expansivkraft (Spannkraft, Tension) eines über dem Quecksilber befindlichen gasförmigen Körpers, nämlich des Ätherdampfes, herrühren kann. Da dieser Druck im Verein mit der in der Röhre stehenden Quecksilbersäule dem durch den Barometerstand gemessenen äußern Luftdruck das Gleichgewicht hält, so braucht man nur die Höhe dieser Quecksilbersäule von der Barometerhöhe abzuziehen, um den Druck des Ätherdampfes, durch die Höhe einer Quecksilbersäule ausgedrückt, zu erfahren. Bleibt die Temperatur der Umgebung, aus welcher die Flüssigkeit die zu ihrer Verdampfung erforderliche Wärme entnommen hat, unverändert, so bildet sich kein weiterer D. mehr, obgleich noch flüssiger Äther über dem Quecksilber vorhanden ist; der Raum über dem Quecksilber vermag also bei dieser Temperatur nur eine begrenzte Dampfmenge aufzunehmen, und wir sagen deshalb, er sei mit D. *gesättigt* oder mit *gesättigtem* D. erfüllt. Vergrößern wir aber diesen Raum, indem wir die Röhre in die Höhe ziehen (ohne jedoch ihre Mündung aus dem Quecksilber zu heben), so bildet sich in dem Maß, als der Raum größer wird, neuer D. aus der Flüssigkeit, so daß der Raum mit D. von der gleichen Beschaffenheit wie vorhin gesättigt und der Dampfdruck unverändert bleibt, was man daran erkennt, daß die in der Röhre gehobene Quecksilbersäule die nämliche Höhe behält, bis die gesamte vorhandene Äthermenge verdampft ist. Wird nun, nachdem keine Flüssigkeit mehr, sondern nur noch D. über dem Quecksilber vorhanden ist, durch weiteres Herausziehen der Röhre der Raum noch mehr vergrößert, so *steigt* die Quecksilbersäule und zeigt dadurch an, daß der Druck des nun *nicht mehr gesättigten* Dampfes abnimmt und zwar in demselben Verhältnis wie seine Dichte (nach dem *Mariotte*schen Gesetz). Drückt man alsdann die Röhre wieder in das Quecksilber hinab, so wächst anfangs die Spannkraft des nicht gesättigten Dampfes, dem Mariotteschen Gesetz entsprechend, mit seiner Dichte, die Quecksilbersäule wird wieder niedriger, bis ihre ursprüngliche Höhe und damit der Sättigungszustand erreicht ist. Verkleinert man durch ferneres Hinabdrücken den Dampfraum noch mehr, so beobachtet man, daß von nun an die Höhe der Quecksilbersäule und somit auch die Spannkraft des Ätherdampfes ungeändert bleibt; gleichzeitig sieht man flüssigen Äther in immer zunehmender Menge über dem Quecksilber sich ansammeln, bis endlich die ganze Dampfmenge in Flüssigkeit verwandelt ist. Während also der ungesättigte D. dem Mariotteschen Gesetz gehorcht, indem sein Druck im umgekehrten Verhältnis zum Rauminhalt sich ändert, fügt sich der gesättigte D. diesem Gesetz nicht; durch Raumverminderung wird seine Spannkraft nicht erhöht, sondern es wird nur bewirkt, daß eine entsprechende Dampfmenge sich zu Flüssigkeit verdichtet, während der übriggebliebene Raum mit gesättigtem D. von unveränderter Spannkraft gefüllt bleibt. Der Druck, welchen der D. im Sättigungszustand ausübt, ist demnach der größte, welchen er bei der herrschenden Temperatur erreichen kann, und man bezeichnet daher den gesättigten D. auch als solchen, der für seine Temperatur die höchstmögliche Spannkraft besitzt, oder der sich im Maximum seiner Spannkraft befindet.

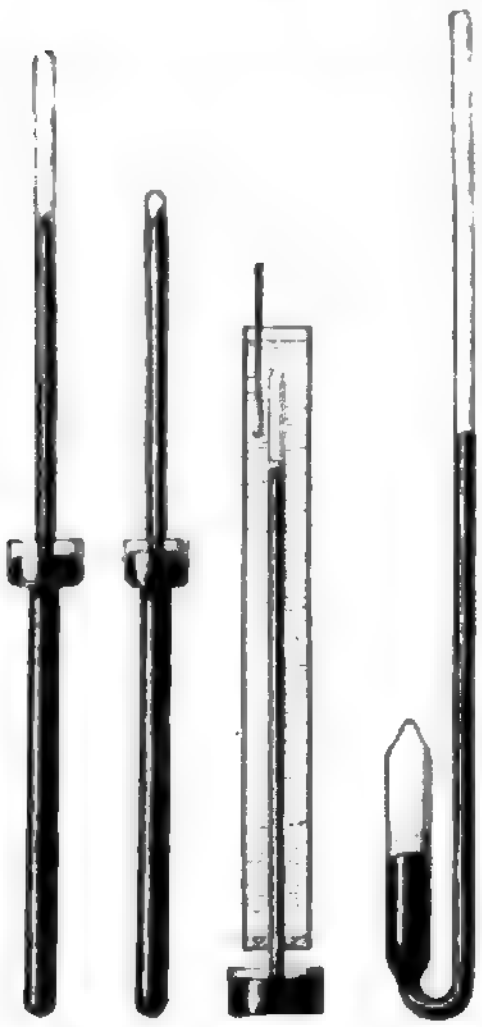


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Wird ein Raum, welcher gesättigten D. nebst der Flüssigkeit, aus welcher derselbe entstanden ist, enthält, höher erwärmt, so verdampft eine neue Flüssigkeitsmenge, und der Raum sättigt sich für diese höhere Temperatur mit D. von größerer Dichte und höherm Drucke. Kühlt man nachher den Raum wieder auf die vorige Temperatur ab, so schlägt sich die neugebildete Dampfmenge als Flüssigkeit nieder, und der Raum bleibt für die niedrigere Temperatur mit der frühern Dampfmenge gesättigt. Jeder Temperatur entspricht eine bestimmte Spannkraft des gesättigten Dampfes; um dieselbe z. B. für Wasserdampf zu ermitteln, bringt man ein wenig Wasser in den luftleeren Raum eines Barometers (Fig. 2), welches daselbst sofort teilweise verdampft und den Raum mit gesättigtem D. füllt. Die Barometerröhre wird mit einem weiten Rohr umgeben, welches Wasser enthält, das man nach und nach von 0° auf 100° erwärmt. Mit wachsender Temperatur sieht man die Quecksilbersäule in der Röhre immer tiefer sinken, bis bei 100° das Quecksilber innerhalb und außerhalb der Röhre gleich hoch steht. Die Spannkraft des Dampfes für irgend eine Temperatur aber findet man, wenn man die Höhe jener Quecksilbersäule von derjenigen in einem gleichzeitig beobachteten Barometer abzieht. Die folgende Tabelle gibt die *Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes bis 100°*, ausgedrückt durch die Höhe der Quecksilbersäule (in Millimetern), welcher sie das Gleichgewicht hält:

Temperatur °C.	Spannkraft Millim.	Temperatur °C.	Spannkraft Millim.	Temperatur °C.	Spannkraft Millim.
−30	0,4	15	12,7	60	148,8
−25	0,6	20	17,4	65	186,9
−20	0,9	25	23,6	70	233,1
−15	1,4	30	31,6	75	288,5
−10	2,1	35	41,8	80	354,6
− 5	3,1	40	54,9	85	433,0
0	4,5	45	71,4	90	525,5
5	6,5	50	92,0	95	633,6
10	9,2	55	117,5	100	760,0

Wie diese Tabelle zeigt, liefert das Wasser beim Gefrierpunkt (0°) noch D., der die Quecksilbersäule um 4,5 mm herabzudrücken vermag. Selbst aus dem Eis entwickelt sich noch Wasserdampf; um für Temperaturen unter dem Gefrierpunkt die Spannkraft zu messen, umgibt man den obern Teil der Barometerröhre mit einer entsprechenden Kältemischung. Beim Siedepunkt des Wassers (100°) erreicht der gesättigte Wasserdampf den nämlichen Druck wie die atmosphärische Luft oder den Druck einer Atmosphäre, welcher bekanntlich (s. Barometer) dem Druck einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe das Gleichgewicht hält. Das Quecksilber in der Röhre ist jetzt bis zur Oberfläche des äußern Quecksilbers herabgedrückt; bei noch höherer Erwärmung würde der D. im stande sein, den Luftdruck zu überwinden und unten aus der Röhre durch das Quecksilber zu entweichen. Für Temperaturen über dem Siedepunkt ist daher das beschriebene Verfahren zur Bestimmung der Spannkraft des Dampfes nicht mehr brauchbar. Man kann sich alsdann der Vorrichtung Fig. 3 bedienen; eine zweischenkelige Röhre mit einem kurzen und weiten und einem engen, längern Schenkel wird, während die Spitze des kurzen Schenkels noch offen ist, zum Teil mit Quecksilber gefüllt, welches sich in beiden Schenkeln gleich hoch stellt. Über das Quecksilber im kurzen Schenkel bringt man Wasser und erhält dasselbe so lange im Kochen, bis der sich entwickelnde D. alle Luft aus diesem Schenkel ausgetrieben hat, und schmelzt dann die Spitze des kurzen Schenkels rasch zu. Bei 100° steht alsdann das Quecksilber in beiden Schenkeln, von denen der längere offen geblieben ist, gleich hoch, weil der gesättigte D. von 100° dem in den offenen Schenkel hineinwirkenden Druck der Atmosphäre das Gleichgewicht hält. Erwärmt man aber höher, indem man z. B. den untern Teil der Vorrichtung in ein heißes Ölbad taucht, so steigt das Quecksilber im langen Schenkel, und die gehobene Quecksilbersäule gibt den Überschuß des Dampfdruckes über den äußern Luftdruck an. Beträgt z. B. die Höhe dieser Quecksilbersäule 760 mm, so hält die Spannkraft des Dampfes dem doppelten Luftdruck oder einem Druck von 2 Atmosphären das Gleichgewicht, deren eine durch den Druck der atmosphärischen Luft selbst, die andre durch den gleichgroßen Druck der 760 mm hohen Quecksilbersäule dargestellt wird. Überhaupt pflegt man der bessern Übersicht wegen diese höhern Dampfspannungen statt unmittelbar durch die entsprechenden Quecksilberhöhen lieber in »Atmosphären« (zu je 760 mm Quecksilber) auszudrücken, wie dies auch in der folgenden kleinen Tabelle, welche die Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes für höhere Temperaturen gibt, geschehen ist.

Temperatur °C.	Spannkraft Atm.	Temperatur °C.	Spannkraft Atm.	Temperatur °C.	Spannkraft Atm.
100	1	148,3	4,5	170,8	8
111,7	1,5	152,2	5	175,8	9
120,6	2	155,9	5,5	180,3	10
127,8	2,5	159,2	6	213,0	20
133,9	3	161,5	6,5	236,2	30
139,2	3,5	165,3	7	252,5	40
144,0	4	168,2	7,5	265,9	50

Man sieht aus dieser und der vorigen Tabelle, daß die Spannkraft des gesättigten Dampfes mit steigender Temperatur in immer rascherm Verhältnis zunimmt, weil ja nicht bloß die Temperatur (die Wucht der dahinfliegenden Moleküle, s. Wärme), sondern durch erneute Verdampfung auch die Dichte (die Anzahl der in gleichem Raum enthaltenen Moleküle) wächst. Damit aber neuer D. sich bilden und der Raum sich sättigen könne, muß dafür gesorgt werden, daß noch Flüssigkeit vorhanden und mit dem D. in Berührung sei. Wäre nämlich bereits alle Flüssigkeit verdampft, und würde die Temperatur noch weiter gesteigert, so würde sich der D. der Temperaturzunahme proportional ausdehnen, oder es würde, wenn man ihm keine Ausdehnung gestattete, sein Druck in eben diesem Verhältnis wachsen (Gay-Lussacsches Gesetz); der Raum enthält dann nicht mehr die ganze Dampfmenge, die er bei der herrschenden Temperatur aufzunehmen vermöchte, und ist daher nicht mehr gesättigt. Solchen ungesättigten D. nennt man auch überhitzt, weil seine Temperatur höher ist als diejenige gesättigten Dampfes von gleicher Spannkraft.

Das im vorstehenden angegebene Verfahren zur Bestimmung der Spannkraft gesättigter Dämpfe nennt man die statische (Gleichgewichts-) Methode, weil man die Höhe der Quecksilbersäule bestimmt, welche der Spannkraft bei verschiedenen Temperaturen das Gleichgewicht hält. Die dynamische Methode dagegen beruht auf der Beobachtung der Siedetemperaturen bei verschiedenen Drucken. Das Innere eines geschlossenen starkwandigen Kochgefäßes wird mit einer Luftpumpe in Verbindung gesetzt, mittels deren man die Luft über der Flüssigkeit nach Belieben verdichten oder verdünnen kann. Man beobachtet nun den höchsten Stand, den ein in das Gefäß hineinragendes Thermometer jedesmal erreicht, und erfährt dadurch die zugehörige Siedetemperatur, d. h. die Temperatur, bei welcher die Spannkraft des Dampfes dem an einem gleichzeitig eingeschalteten Manometer abzulesenden Drucke gleich ist. Nach dieser Methode sind die in obiger Tabelle angegebenen Spannkräfte, welche den Druck einer Atmosphäre übersteigen, ermittelt worden.

Dampf, Pferdekrankheit, s. Dämpfigkeit.

Dampfakkumulator, s. Akkumulator (Kraftspeicher).

Dampfaufzug, s. Aufzüge.

Dampfbad, ein Bad, bei welchem der Badende der Einwirkung einer mit Wasserdämpfen beladenen Luft von 38—50° ausgesetzt wird. Derartige Bäder (Schwitzbäder) sind im Orient, in Mexiko ꝛc. seit lange gebräuchlich, sie wurden auch im Altertum und bei uns im Mittelalter angewandt und werden jetzt gewöhnlich russische Bäder genannt. Der Baderaum ist ein geschlossenes Zimmer, in welchem bei primitiver Einrichtung der Dampf durch Begießen heißer Feldsteine mit Wasser erzeugt wird. Im Orient, bei Türken, Persern, Ägyptern, hüllt sich der Badende in wollene Decken und wartet im Badezimmer den Ausbruch des Schweißes ab, der mit kaltem Wasser abgewaschen wird. Hierauf wird der Körper mit wollenen Tüchern gerieben, gesalbt und geknetet, wieder mit einem groben wollenen Tuch gerieben und mit Wohlgerüchen gesalbt. Schließlich ruht der Badende in einem kühlen Zimmer auf einem Lager aus. In den modernen Dampfbädern wird der Dampf aus einem Dampfkessel im benachbarten Raum zugeleitet. Um den Badenden verschieden hoher Temperatur aussetzen zu können, sind an den Wänden des Baderaumes mehrere Bänke übereinander angebracht; die höchste Temperatur findet sich auf den obern Bänken. Der Badende weilt längere oder kürzere Zeit liegend in der heißen feuchten Luft, erhält dann ein kaltes Vollbad oder eine kalte Douche und muß nun aufs neue schwitzen. Dabei wird er abgeseift, abgebürstet und

mit Birkenruten geklopft. Dies alles wiederholt sich je nach dem Zustande des Badenden mehr oder weniger oft, und schließlich wird das Bad durch eine kräftige kalte Douche beendet, oder der Badende schwitzt noch ½—1 Stunde in einer wollenen Decke, läßt den Dampf abermals einwirken und nimmt dann erst eine kalte Douche. Bei Soldampfbädern benutzt man statt des reinen Wasserdampfes mit Salz beladenen Dampf aus Salzsole, auch werden die Dämpfe mancher Heilquellen, wie in Aachen, Baden bei Wien ꝛc., und der Erde entströmende Wasserdämpfe und Gase, wie in Ischia und Monsummano, zu Dampfbädern benutzt. Das D. wirkt im wesentlichen wie ein warmes Bad, aber kräftiger. Es regt die Hautthätigkeit sehr stark an und befördert den Stoffwechsel. Die Körpertemperatur steigt je nach der Dauer des Bades um 1—3°, die Pulsfrequenz erhöht sich, und die Körperarterien schwellen deutlich an. Die Schweißabsonderung beträgt bei ½—2stündiger Dauer des russischen Bades 100—900 g. Die Harnabscheidung wird infolgedessen stark vermindert, aber die Harnstoffproduktion ist wie die Ausscheidung der Kohlensäure durch die Lunge beträchtlich erhöht. Durch die kalte Douche oder das kalte Vollbad wird ein energischer Nervenreiz erzielt. Man benutzt es namentlich bei Rheumatismen, Gicht, Katarrhen und Neuralgien, bei wassersüchtigen Anschwellungen infolge von Nervenaffektionen, bei Hautschwäche, zur Zerteilung alter Geschwülste, bei Metallvergiftungen, Merkurialkrankheit und als Vorbeugungsmittel gegen Erkältungen. Jedenfalls eignet es sich nur für kräftigere Personen und ist ausgeschlossen bei organischen Herzfehlern, bei Lungenleiden, Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, Fieber, Epilepsie und bei Personen, die zu Ohnmachten, Schlag- und Stickfluß neigen. Um ein D. im Wohnzimmer nehmen zu können, benutzt man einen Kasten, welcher den ganzen Körper sitzend, stehend oder liegend mit Ausnahme des Kopfes aufnimmt (Kasten-, Bettdampfbad), wobei der Dampf aus einem mit Spiritus geheizten kleinen Dampfkessel zugeleitet wird. Noch einfacher stellt man unter einen Rohrstuhl einen Eimer mit kochendem Wasser oder eine Spirituslampe, setzt den Badenden nackt auf den Stuhl und umhüllt ihn und den Stuhl mit einer wollenen Decke, die am Halse des Badenden mit einem Handtuch fest zusammengebunden wird. Alle diese Bäder wirken milder als das russische Bad, weil der Badende Luft von Zimmertemperatur einatmet und die Wirkung der heißen Wasserdämpfe auf die Atmungsorgane fortfällt. Oft läßt man den Dampf (auch geschwängert mit ätherischen Ölen und andern Arzneistoffen) nur auf einzelne Körperteile wirken (örtliche Dampfbäder, Dampfdouchen, bei denen strömender Dampf auf den Körperteil geleitet wird). Vgl. Irisch-römisches Bad. — Über das D. in der Technik s. Bad, S. 315

Dampfbagger, s. Bagger.

Dampfbarkasse, s. Boot, S. 264.

Dampfbeiboot, ein mit Dampfmaschine und Schiffsschraube versehenes Beiboot der Kriegsschiffe.

Dampfbildung, s. Dampf und Verdampfung.

Dampfbodenkultur, die Bearbeitung des Bodens mit dem Dampfpflug (s. d.).

Dampfboot, s. Dampfschiff.

Dampfbremse, s. Bremse.

Dampfcylinder, s. Dampfmaschine.

Dampfdarre, s. Samendarre.

Dampfdichte, das spezifische Gewicht eines Dampfes, d. h. die Zahl, welche angibt, wieviel schwerer bei gleichem Druck und gleicher Temperatur der Dampf ist als ein gleicher Raumteil Luft. Zur Bestimmung der D. läßt man nach einem von Gay-Lussac angegebenen und von Hofmann verbesserten Verfahren in einem weiten Barometerrohr ein kleines Fläschchen mit Stöpsel aufsteigen, das eine gewogene Menge der zu verdampfenden Flüssigkeit enthält. Die Barometerröhre steht in einem weitern Rohr, durch welches die Dämpfe einer Flüssigkeit (Wasser oder Anilin) von bekanntem Siedepunkt geleitet werden. Infolge der Erwärmung öffnet sich das Fläschchen, und die Flüssigkeit verwandelt sich vollständig in Dampf, der die Temperatur des Wasser- oder Anilindampfes annimmt. Das Gewicht des gebildeten Dampfes ist aus der Wägung des Fläschchens bekannt, sein Volumen wird an der eingeteilten Barometerröhre abgelesen, sein Druck ergibt sich als der Unterschied des gleichzeitig beobachteten Barometerstandes und der Höhe der in der Barometerröhre noch stehen gebliebenen Quecksilbersäule. Aus diesen Angaben läßt sich die D. leicht berechnen. Nach Dumas wiegt man eine Glaskugel, welche zu einer Spitze mit feiner Öffnung ausgezogen ist, bringt dann eine kleine Menge des zu untersuchenden Stoffes hinein und erhitzt die Kugel bei konstanter und gemessener Temperatur, bis die Flüssigkeit eben vollständig verdampft ist. Der Dampf wird dann die Luft aus dem Ballon ausgetrieben haben, und sein Druck ist gleich dem äußern Luftdruck und kann daher am Barometer abgelesen werden. Nun wird die Spitze zugeschmolzen und die mit Dampf gefüllte Glaskugel abermals gewogen. Bricht man dann die Spitze unter Wasser ab, so füllt sich die Kugel durch den Luftdruck mit Wasser, und eine nochmalige Wägung ergibt ihren Rauminhalt, denn so viel Gramm das sie erfüllende Wasser wiegt, so viele Kubikzentimeter hält sie. Das Gewicht des Dampfes findet man, wenn man vom Gewicht der mit Dampf gefüllten Kugel das Gewicht der luftleeren Kugel, also das Gewicht des Glases, abzieht; das letztere aber findet man, wenn man das anfänglich bestimmte Gewicht der mit Luft gefüllten Kugel um das leicht zu berechnende Gewicht der in ihr enthalten gewesenen Luft vermindert. Nach der Methode der Luftverdrängung von V. Meyer benutzt man ein kleines längliches Gefäß, welches aufwärts in ein enges Rohr ausläuft, dessen oberes Ende verschlossen ist. Eine Ansatzröhre führt von dem engen Rohr zu einer Gasbürette, eine zweite Ansatzröhre dient zum Einbringen der zu untersuchenden Substanz unter Luftabschluß. Man erhitzt den Apparat auf eine konstante, über dem Siedepunkt der zu untersuchenden Substanz liegende Temperatur, bis keine Luft mehr austritt, läßt dann die Substanz in die Birne fallen und mißt das durch den gebildeten Dampf verdrängte Luftvolumen, welches dem Volumen des Dampfes entspricht. Diese Methode ist für die Anwendung bei Temperaturen bis 1700° ausgebildet worden, sie eignet sich besonders zur Entscheidung der Frage, ob die betreffende Substanz bei der angewandten Temperatur sich normal verhält oder sich im Dissociationszustand befindet. Da nach dem Avogadroschen Gesetz (s. d. und »Wärme«) in gleichen Raumteilen gasförmiger Körper bei gleichem Druck und gleicher Temperatur gleichviel Moleküle enthalten sind, so sind die Dampfdichten den Molekulargewichten proportional und stimmen mit denselben vollkommen überein, wenn man sie statt auf atmosphärische Luft auf Wasserstoffgas bezieht, dessen Molekulargewicht man = 2 annimmt.

Auf atmosphärische Luft bezogen ergeben sich für nachstehende Körper folgende Dampfdichten:

Ammoniak	0,59	Benzol	2,78
Wasser	0,62	Chloroform	4,20
Alkohol	1,61	Terpentinöl	4,76
Essigsäure	2,08	Brom	5,54
Schwefel	2,21	Quecksilber	6,98
Äther	2,57	Jod	8,71

Dampfdom, s. Dampfkessel, S. 516.

Dampfdroschke, s. Lokomobile.

Dampfdruckregulatoren, s. Druckregulatoren.

Dampfdruckwasserheber, Maschine zum Heben von Flüssigkeit, bei welcher die Pressung des gespannten Wasserdampfes unmittelbar als treibende Kraft zur Förderung benutzt wird. Hierbei wird gewöhnlich auch noch der Druck der Außenluft zum Ansaugen benutzt, indem der Dampf nach Ausübung der Druckwirkung kondensiert wird, so daß in dem D. ein Vakuum entsteht, welches durch Nachdringen von Flüssigkeit unter dem Außenluftdruck (Ansaugen) wieder ausgefüllt wird. Die D. wirken also in diesem Falle wie einfach wirkende Pumpen, abwechselnd drückend und saugend. Eine Doppelwirkung kann durch Vereinigung zweier einfach wirkender D. erzielt werden. Sollen die D. vollkommen selbstthätig wirken, so bedürfen sie einer selbstthätigen Steuerung, welche den Dampf abwechselnd zutreten läßt und absperrt. Andernfalls muß die Steuerung von Hand besorgt werden. Unselbständige D. sind Saverys Aspirationsmaschine (s. Dampfmaschine) und der Drucktopf (Montejus), selbstthätige gewisse Dampfkesselspeiseapparate (s. d.), Pulsometer und Syphonoid.

Dampfdynamomaschine, eine Dampfmaschine mit auf der Welle montierter Dynamomaschine.

Dämpfen, die Behandlung von Substanzen mit Wasserdampf, wird meist in der Weise ausgeführt, daß man die zu dämpfenden Gegenstände (Spinnfasern, Garne, Gewebe, Holz ꝛc.) in Kasten (Dämpfkasten) bringt und Dampf zuleitet. Das D. soll z. B. Holz auslaugen, rohe Baumwolle lockern, Garnen und Geweben größere Weichheit geben (indem der elastische Teil der den Fasern erteilten Formänderungen bleibend wird; über das D., Delatieren, von Tuch s. Appretur) ꝛc. — In der Kochkunst heißt D. (Schmoren, Dünsten, franz. dauber, étuver) diejenige Zubereitungsart des Fleisches (besonders des Rindfleisches), bei welcher man dasselbe im verschlossenen Gefäß unter Hinzuthat von Butter oder Fett und Bouillon im eignen Dampf gar werden läßt. Über D. von Viehfutter s. Futter.

Dampfentwässerungsapparate (Dampftrockner, Wasserabscheider), Vorrichtungen, welche dem Wasserdampf das für den Betrieb von Dampfmaschinen schädliche, in Nebelform darin enthaltene Wasser entziehen, wirken (abgesehen von der Erhitzung des Dampf- und Wassergemisches in über dem Dampfkessel angebrachten Rohren): 1) Durch Verminderung der Geschwindigkeit des Dampfstroms, indem man demselben einen so großen Querschnitt bietet, daß sich wenigstens ein Teil des Wassers infolge seines größern spezifischen Gewichts abscheidet. Die auf diesem Prinzip beruhenden D. sind fast gar nicht im Gebrauch, weil sie zu voluminös ausfallen. 2) Durch bedeutende Erniedrigung der Spannung des Dampfes (Drosseln des Dampfes), indem man ihn zwingt, unter Überwindung einer großen Reibung durch eine Anzahl kleiner Öffnungen zu strömen. Die dabei aufgewendete Arbeit setzt sich in Wärme um, und diese verdampft das mitgerissene Wasser. Ein derartiger Dampfentwässerungsapparat ist von Glaser konstruiert und besteht aus zwei ineinander greifenden Ringsystemen, welche zwischen sich eine Reihe enger, ringförmiger Spalten lassen (Fig. 1). 3) Durch Einführung des Wasser- und Dampfgemisches in gekrümmte Bahnen, wobei die größere Trägheit und die damit zusammenhängende größere Zentrifugalkraft des Wassers deren Abscheidung zu bewirken hat. Hierher gehört der Dampfentwässerungsapparat von Schmidt (Fig. 2). Der bei E ein- und bei A austretende Dampf wird beim Durchströmen des Apparates durch die mit Haken und Rinnen versehenen Scheidewände gezwungen, einen schlangenförmig gewundenen Weg zurückzulegen. Die hierbei durch die Zentrifugalkraft ausgeschleuderten Wasserteilchen werden durch die Haken g_1, g_2, g_4 und durch die Rinne g_3 aufgefangen und nach dem Wasserabfluß w geleitet (aus der Sammelrinne g_3 mittels eines in dieselbe mündenden Röhrchens), damit das einmal abgeschiedene Wasser möglichst wenig mit dem Dampf in Berührung kommt. Die wiederholte Schleuderwirkung wird in den erweiterten Querschnitten der beiden Sammelkammern durch das Beharrungsvermögen der sich nach unten bewegenden Wasserteilchen unterstützt. Aus dem Wasserabfluß wird das Wasser durch ein Rohr a abgeführt, und gewöhnlich geschieht die Abführung entweder in der Weise, daß man den Apparat höher als den Kessel

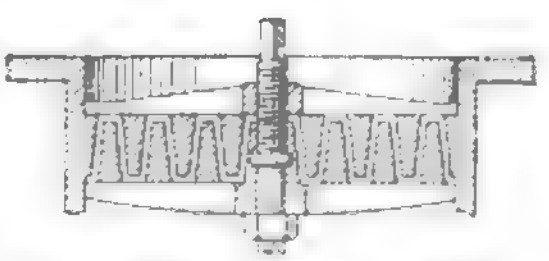


Fig. 1. Glasers Dampfentwässerungsapparat.

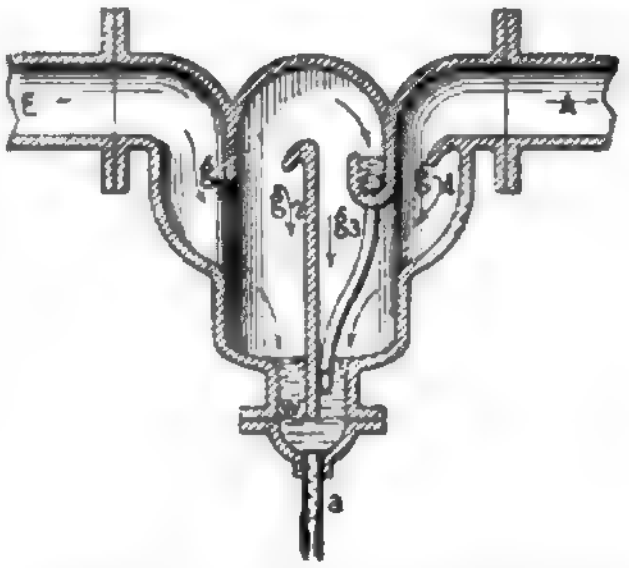


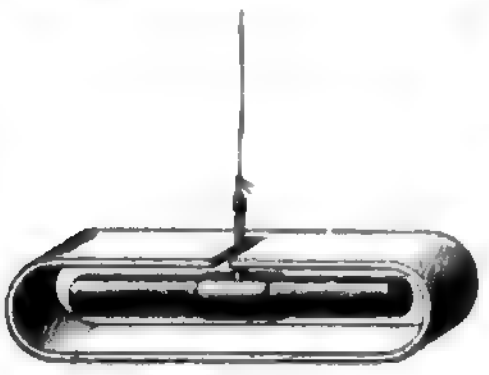
Fig. 2. Schmidts Dampfentwässerungsapparat.

stellt und das Rohr a in den Kessel bis unter den Wasserspiegel hineinführt, so daß das Wasser einfach durch sein Gewicht kontinuierlich hineinfließt, oder aber, wo die Verhältnisse eine solche Rückleitung des Wassers nicht gestatten, durch zeitweises Öffnen eines im Rohr a angebrachten Hahnes, besser jedoch durch Anschließung eines selbstthätig wirkenden Kondensationswasserableiters (s. d.).

Dampfer, soviel wie Dampfschiff.

Dämpfer, Vorrichtung, welche behufs leichterer und schärferer Beobachtung die Schwingungen einer Magnetnadel oder eines Magnetstabes vermindert oder unterdrückt. Töpler versieht die Magnetnadel mit einem Plättchen aus Glimmer oder Aluminiumblech, auf welches der Luftwiderstand wirkt (mechanische Dämpfung). Häufiger benutzt man einen die Magnet-

nadel umgebenden geschlossenen Kupferbügel (s. Abbildung), dessen Wirkung auf der Erregung von Induktionsströmen beruht, welche die schwingende Magnetnadel in entgegengesetzter Richtung zu drehen suchen (elektrische Dämpfung). Diese D. wirken um so stärker, aus je besser leitendem Metall und je massiger sie hergestellt werden; auch die Form und die Annäherung an die Magnetnadel ist von Einfluß. Bei den regulierbaren Dämpfern können Metallmassen dem Magnet beliebig genähert und zurückgeschoben werden. Wendet man den D. auf astatische Nadeln an, so können diese ohne Schwingungen (aperiodisch) sofort die neue Gleichgewichtslage annehmen. Werden die Schwingungen der Nadel nur durch eine starke Dämpfung beeinflußt, so zeigt der Apparat nur geringe Empfindlichkeit; er wird dagegen sehr empfindlich, wenn man neben schwacher Dämpfung eine Astasierung anbringt. Bei einem derartigen Apparat von Siemens u. Halske schwingt ein glockenförmiger Magnet in der sich eng anschließenden cylindrischen Höhlung einer massiven Kupferkugel.



Dämpfer.

Dämpfer (ital. Sordino, franz. Sourdine), Vorrichtungen, mittels deren man die Stärke des Tones der Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente vermindert (gefordert durch die Bezeichnung con sordino). Die ältern Tafelklaviere und auch unsre Pianinos haben zweierlei Dämpfervorrichtungen, nämlich die allen Klavieren, auch den Flügeln, gemeinsamen D., welche nach Loslassen der Taste den Ton sofort ersticken, und eine zweite Art, die durch ein besonderes Pedal regiert wird und nur ausgiebige Schwingungen der Saiten verhindert, kleine dagegen zuläßt. Diese letztere Art der Dämpfung ersetzt die Verschiebung der Flügel, gibt aber einen durchaus abweichenden Effekt. Die D. der Streichinstrumente sind ähnlich wie der Steg geformte Holzkämmchen mit gespaltenen Zinken, welche auf den Steg fest aufgeklemmt werden. Dieselben vermögen zwar nicht ein starkes Schwingen der Saiten zu verhindern, da dieses vom Angriff des Bogens abhängt; wohl aber modifizieren sie stark die Übertragung der Schwingungen durch den Steg auf den Resonanzboden. Das Timbre des gedämpften Klanges der Streichinstrumente ist ein ganz andres als das des freien und hat etwas an den Klang der Oboe Gemahnendes, ein wenig Näselndes, das im Piano traumhaft verschleiert und im Mezzoforte seltsam gedrückt klingt. Für die Blechblasinstrumente gebraucht man als D. durchbohrte Holzkegel, die in die Stürze eingeschoben werden und das Timbre stark verändern durch Hemmung der Molekularschwingungen des Blechkörpers selbst, aber zugleich als halbe Deckung wirken, d. h. die Tonhöhe etwas verändern; ihre Anwendung ist darum eine mißliche, und man hat neuerdings kompliziertere D. konstruiert. Das Stopfen der Horn- und Trompetentöne mit der Hand ist auch Dämpfung und die dadurch hervorgebrachte Veränderung des Timbre dem entsprechend. Der Klang der Trommeln wird gedämpft durch Einschaltung eines Tuchstreifens od. dgl. zwischen die Schnarrsaite und das Fell, der Klang der Pauken durch Berührung des Felles mit der Hand.

Dampffähre, s. Dampfschiff, S. 537.

Dampffahrkunst, im Seewesen diejenige Hilfswissenschaft der Seetaktik, welche sich mit der praktischen Kenntnis der verschiedenartigen Wirkung von Ruder- und Maschinenkraft beim Voraus- und Rückwärtsgehen unter allen möglichen Verhältnissen beschäftigt. Über die D. für Einschrauben- und Doppelschraubenschiffe s. Beiheft zum Marineverordnungsblatt 1883, Nr. 10, und 1881, Nr. 30.

Dampffarben, s. Zeugdruckerei.

Dampffässer, in den verschiedensten Industriezweigen verwendete Koch- und Dampfapparate, welche durch eine Feuerung oder mittels Wasserdampfes, der einem Dampfentwickler entnommen ist, geheizt werden. Die Einrichtung der D. ist je nach dem bestimmten Zweck verschieden, alle aber bilden erfahrungsmäßig wie die Dampfkessel einen Gegenstand steter Explosionsgefahr. Dennoch ist seitens der deutschen Reichsregierung nur eine Prüfung und Überwachung der Dampfkessel vorgeschrieben, während die D. nach § 22 der Bestimmungen davon ausgenommen sind. Die Regelung der amtlichen Beaufsichtigung des Baues und Betriebes der D. ist den einzelnen Bundesstaaten überlassen geblieben und von einzelnen derselben (Bayern und Sachsen) frühzeitig erfolgt. In Preußen gelten zur Zeit die Bestimmungen vom 14. April 1888, welche 1889 in Kraft traten. Nach § 1 derselben gelten als D. die Lumpen-, Stroh- und Holzstofftocher, die Kartoffeltochfässer der Brennereien, der Stärke- und der Stärkezuckerfabriken, die Knochendämpfer der Leim-, Knochenkohle- und Düngerfabriken, die Gefäße zum Vulkanisieren des Gummis, die Ammoniakgefäße der Eismaschinen, ferner die Gefäße zum Ausziehen von Farbhölzern (Farbholztocher) sowie die Gefäße zum Bleichen oder Dämpfen von Gespinsten und Geweben aller Art, sofern dieselben bei geschlossener Bauart mit höherm als atmosphärischem Druck betrieben werden, und sofern zugleich das Produkt aus dem Fassungsraum des Dampffasses in Litern und dem Betriebsdruck in Atmosphären die Zahl 300 überschreitet. § 2: Mit Dampf geheizte D. sind mit Vorrichtungen zum Absperren von der Dampfleitung zu versehen, die Feuerungen, durch welche D. geheizt werden, müssen so eingerichtet sein, daß ihre Einwirkung auf die letztern ohne weiteres gehemmt werden kann. § 3: Jedes Dampffaß muß mit mindestens einem Sicherheitsventil und einem Manometer, welche gegen Verstopfung durch die kochende Masse gesichert sind, versehen sein, bei mehreren von derselben Dampfleitung geheizten Dampffässern genügt ein gemeinsames Sicherheitsventil vor der Teilung des Dampfzuleitungsrohres. Bleibt der höchste Betriebsdruck im Dampferzeuger unter demjenigen im Dampffaß, so sind an diesem Sicherheitsventil und Manometer nicht nötig. An jedem Dampffaß muß nach § 4 der höchste Betriebsdruck in Atmosphären, der Fassungsraum in Litern, Firma und Wohnort des Verfertigers, die laufende Anfertigungsnummer und das Jahr der Herstellung angegeben, nach § 5 eine Einrichtung zum Anbringen des amtlichen Kontrollmanometers vorhanden sein. § 6: Jedes neue Dampffaß muß nach Anbringung der Ausrüstung, jedoch vor etwaniger Einmauerung oder Ummantelung, einer mit dem anderthalbfachen Betrage des höchsten Betriebsdruckes, mindestens jedoch mit einer um 1 Atmosphäre höhern Druck auszuführenden Wasserdruckprobe sowie einer weitern technischen Untersuchung (Konstruktionsprüfung) auf Beobachtung der Vorschriften der § 2—5 sowie auf

zuverlässige Wirkung der Verschlüsse durch einen Sachverständigen unterzogen werden. Diese Untersuchungen können am Fabrikations- oder Betriebsort erfolgen, die Wahl des Sachverständigen aus dem Kreise der Dampfkesselrevisoren, der zur Vornahme von amtlichen Druckproben an Dampfkesseln ermächtigten Vereins-Ingenieure sowie der als Sachverständige amtlich anerkannten Beauftragten der Berufsgenossenschaft und sonstiger Personen bleibt dem Besitzer des Dampffasses überlassen. Bei günstigem Prüfungsresultat ist darüber eine Bescheinigung nebst maßstäblicher Zeichnung u. Beschreibung des Dampffasses mit Vermerk über die Belastung des Sicherheitsventils anzufertigen. § 7: Von der beabsichtigten Inbetriebnahme eines Dampffasses ist unter Vorlegung der Bescheinigung über die vorgenommenen Untersuchungen und unter Angabe des Aufstellungsortes Anzeige an die Ortspolizeibehörde zu erstatten, welche hierüber bei Rücksendung der Vorlagen eine Bescheinigung erteilt. Beide Bescheinigungen sind in ein Revisionsbuch zu heften, welches bei dem Dampffaß aufzubewahren ist. § 8: Die Besitzer von Dampffässern, deren Vertreter und die Wärter der D. sind für die bestimmungsgemäße Benutzung der Sicherheitsvorrichtungen sowie die Außerbetriebstellung gefahrdrohender D. verantwortlich. Die Besitzer sind ferner verpflichtet, in Zwischenräumen von längstens 6 Jahren sowie nach jeder größern Ausbesserung eines Dampffasses die Wiederholung der Wasserdruckprobe und Konstruktionsprüfung zu veranlassen, wobei der Sachverständige die Abnutzungen festzustellen und den Befund in das Revisionsbuch einzutragen sowie in Abschrift der Ortspolizeibehörde mitzuteilen, ferner bei Weigerung des Besitzers, erhebliche Mängel zu beseitigen, bei dieser Behörde die Anordnung einer außerordentlichen technischen Untersuchung oder bei gefährlichem Zustande des Dampffasses die Untersagung des Betriebes bis zur Beseitigung des gefahrdrohenden Zustandes zu beantragen hat. § 11 betrifft die nachträgliche erste Prüfung bereits in Betrieb befindlicher D., § 10 die Befugnis der Landespolizeibehörden, in einzelnen Fällen von der Beobachtung vorstehender Bestimmungen zu entbinden.

Es waren vorhanden in Preußen zu Anfang

	1891	1892
Lumpenkocher	166	160
Strohkocher	109	108
Holzstoff- und Cellulosekocher	136	168
Kartoffel-, Getreide- und Futterdämpfer in Brennereien, Brauereien ꝛc.	2220	2416
Kartoffel- und Futterdämpfer in Stärkefabriken ꝛc.	28	24
Stärkekocher	36	35
Knochen- und Knochenkohledämpfer	163	160
Gefäße zum Vulkanisieren des Gummis	220	251
Ammoniakgefäße von Eismaschinen	82	70
Farbholzkocher	257	273
Gefäße zum Bleichen und Dämpfen von Gespinsten und Geweben	203	220
Zusammen:	3599	3914
Außer den in den Bestimmungen vom 14. April 1868 als anmeldepflichtig bezeichneten	224	257
Im ganzen:	3823	4171

Letztere Gruppe von Dampffässern ist, da die Anmeldung nicht allgemein vorgeschrieben ist, jedenfalls nicht vollständig. Sie umfaßt D. für die verschiedensten Zwecke: Ausziehen von Gerbholz, von Fett aus tierischen Rückständen, Spaltung von Neutralfetten, Säftekochen, Erwärmen von Preßplatten, Dämpfen und Imprägnieren von Holz, Weidenruten, Eisenbahnschwellen, Eindämpfen von Laugen, Leimkochen und Desinfizieren, Darstellen von Aluminiumsulfat ꝛc.

Für die D. hat die Form und Bauart keine so hervorragende Bedeutung wie bei den Dampfkesseln, doch sind sieben verschiedene Hauptformen vorhanden: kugelförmige, cylindrische, kegelförmige, kastenartige, birnenförmige, tonnenförmige, cylindrisch-kegelförmige (Fig. 1—8); von diesen überwiegen die cylindrischen und vor allem die cylindrisch-kegelförmigen D. Das Material der D. ist vorwiegend Eisen (Schweiß-, Fluß-, Gußeisen), weil gegen hohen Betriebsdruck am widerstandsfähigsten und dabei, vielleicht mit Ausnahme von Holz, am billigsten, andres Material oder wenigstens eine Ausfütterung des Eisenmantels mit andrem

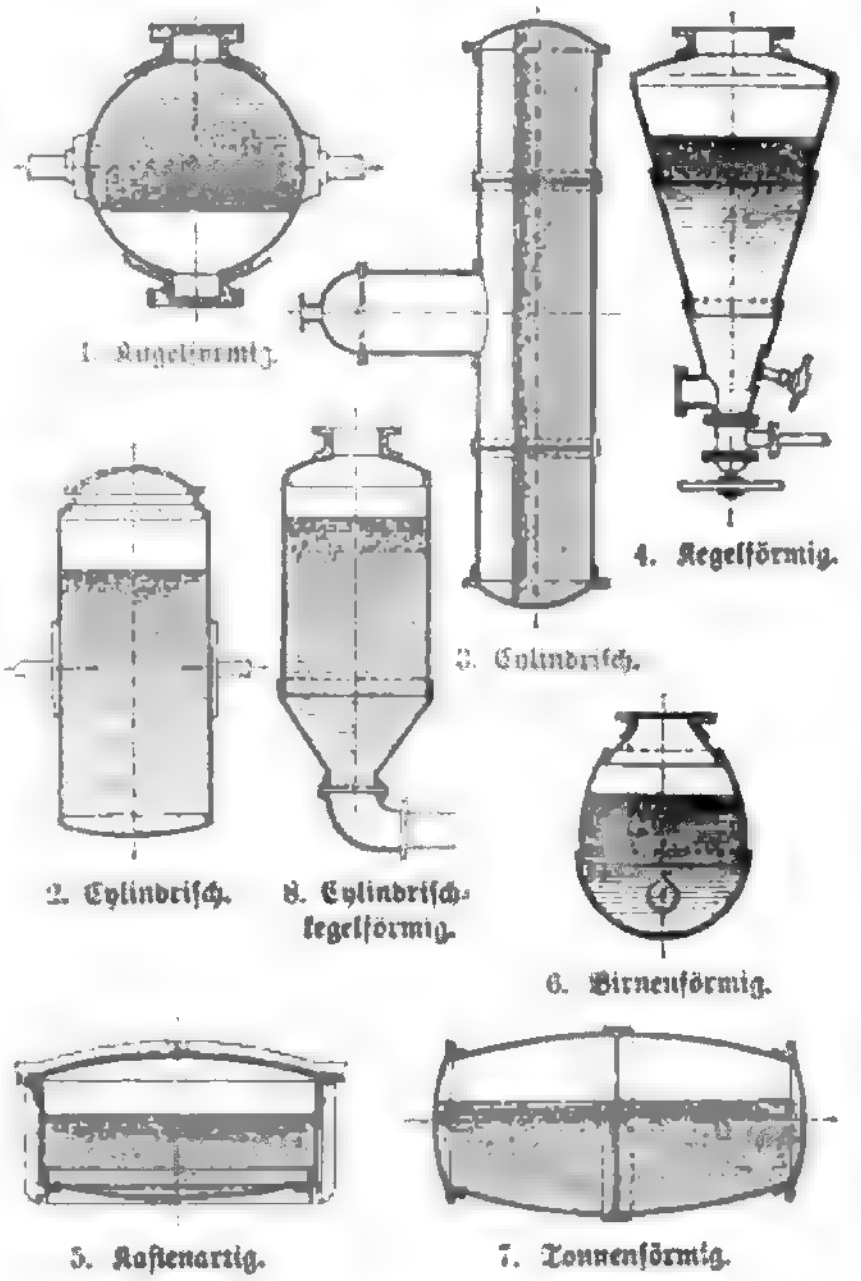


Fig. 1—8. Formen der Dampffässer.

Material (Kupfer, Blei) wird nur dann gewählt, wenn das Eisen von den zu verarbeitenden oder den bei der Verarbeitung hinzu zu setzenden Stoffen angegriffen wird. In Preußen waren 1892 von Eisen 3904, aus Stahl 7, aus Kupfer 214, aus Holz 29 und aus einer Vereinigung von Schmiedeeisen und Kupfer 17 gebaut. Zur luftdichten Abschließung der Öffnungen der D., welche zur Füllung, Entleerung und Reinigung dienen, benutzt man Bügelverschlüsse, Verflantschungen, Deckelverschlüsse, Verflantschungen mit Bügelverschluß, Keilverschlüsse ꝛc. in der Anzahl von 0—12.

Betriebsdruck und Fassungsraum der D. vergrößern beide wie bei Dampfkesseln, je höher sie sind, die Explosionsgefahr, bez. die Wirkungen einer Explosion, weshalb die größern und höher gespannten einer besonders sorgfältigen Beaufsichtigung bedürfen. In Preußen hatten 602 D. bis 2 Atmosphären, 2776 D. 2—4 Atm., 636 D. 4—6 Atm., 66 D. 6—10 Atm., 86 D. 10—12 und nur 5 D. 12—15 Atm.

Digitized by Google

Betriebsdruck, ferner 77 D. bis 300 Lit., 135 D. 300—500 L., 341 D. 500—1000 L., 543 D. 1000—2000 L., 1797 D. 2000—4000 L., 769 D. 4000—6000 L., 292 D. 6000—10,000 L., 201 D. 10,000 50,000 L. und 16 D. über 50,000 L. Fassungsraum. Der Betriebsdruck wurde bei 4144 Dampffässern durch Wasserdampf aus einem andern Dampfentwickler, bei 18 Dampffässern durch direkte Feuerung, bei einem Dampffaß durch indirekte Feuerung, bei 8 Dampffässern sowohl durch Einwirkung von Dampf als durch künstlichen Druck erzeugt. Die Untersuchung und Überwachung der D. wird wie diejenige der Dampfkessel allmählich von den Beamten der Bauverwaltung auf die Gewerbeinspektoren übertragen, liegt aber bei der größern Menge von Dampffässern 17 preußischen und 5 außerpreußischen Dampfkessel-Überwachungsvereinen ob. 1892 wurden überwacht 1307 D. von Baubeamten, 147 von Gewerbeinspektoren, 24 von amtlich anerkannten Sachverständigen, 6 von Eisenbahnbehörden, 2687 von Dampfkessel-Überwachungsvereinen. Die Überwachung der D. hat in erster Linie den Zweck, Explosionen möglichst zu verhüten. Dennoch vorkommende Explosionen sollen genau untersucht und in allen Einzelheiten erörtert und beschrieben werden (Dampfkesselexplosionsstatistik). 1890—92 sind 7 Dampffaßexplosionen vorgekommen, bei denen drei Menschen getötet wurden.

Dampfflinte, s. Dampfgeschütz.

Dampfgebläse, s. Gebläse.

Dampfgeschütz, ein Geschütz, aus welchem das Geschoß durch Dampfkraft fortgetrieben wird. Die Verwandtschaft der Expansionskraft hochgespannter Wasserdämpfe mit derjenigen der Gase verbrennenden Schießpulvers führte bald nach Erfindung der Dampfmaschinen zu dem Versuch, Wasserdämpfe zum Forttreiben von Geschossen aus Flinten- und Kanonenläufen zu verwenden. 1745 (?) soll bereits eine Dampfkanone in London existiert haben. 1805 unternahm James Watt derartige Versuche, General Chasseloup machte weitere Vorschläge, Girard baute 1814 mehrere sechsläufige Dampfbatterien zur Verteidigung von Paris, welche angeblich 900 Schüsse in der Minute abgeben konnten. 1823 konstruierte Perkins eine Dampfflinte und ein vierpfündige Kugeln schießendes D. Erstere sollte 420, letzteres 80 Schüsse in einer Minute abgeben. Auch Bessemer schlug eine Dampfschießmaschine vor, aus der er in einer Minute mehrere Tausend Gewehrkugeln mit 380 m Geschwindigkeit feuern wollte. Alle diese Projekte sind praktisch wertlos geblieben, weil es nicht gelingt, Dampf von gleichmäßig hoher Spannung in genügender Menge mit Sicherheit zu entwickeln und zuzuleiten.

Dampfgummi, s. Dextrin.

Dampfhammer, s. Hammer.

Dampfhaspel, s. Aufzüge und Haspel.

Dampfheizung, s. Heizung. [S. 525.

Dampfhemd (Dampfmantel), s. Dampfmaschine,

Dämpfigkeit der Pferde, ein forensischer Sammelbegriff für alle Zustände, welche chronische fieberlose, unheilbare Atembeschwerde hervorrufen, gleichgültig ob diese ununterbrochen oder nur bei mehr oder minder angestrengter Thätigkeit sich zeigt. Der krankhafte Zustand kann seinen Sitz in den obern Abschnitten des Respirationsapparats (Nase, Kehlkopf, Luftröhre) oder in den Lungen haben. D. kann aber auch bedingt werden durch Erkrankungen andrer Organe, welche mit dem Respirationsapparat in nachbarlicher oder funktioneller Beziehung stehen; ganz besonders sind chronische Herzfehler, welche die Blutzirkulation in den Lungen beeinträchtigen, häufig Ursache der D. Es ist oft nicht möglich, speziell die Art und den Sitz jener krankhaften Zustände nachzuweisen. Da anderseits ihre Wirkung, auf welche es allein praktisch ankommt, immer die gleiche ist, nämlich eine Atembeschwerde, welche die Arbeitstüchtigkeit der Pferde erheblich beeinträchtigt, so ist in den gesetzlichen Bestimmungen über die Gewährleistung für Fehler im Viehhandel (s. d.) die Bezeichnung D. als Sammelbegriff für alle, eine chronische fieberlose, unheilbare Atembeschwerde verursachenden Krankheitszustände gewählt worden. Die D. bedingt in allen europäischen Staaten den Anspruch auf Rückgängigkeit des abgeschlossenen Pferdekaufes. Der Name D. dürfte von »dumpf« abzuleiten sein; im Viehwährschaftsgesetz für das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Nassau ist noch der Ausdruck »dumpfig« gebraucht. Doch war der Name D. schon im vorigen Jahrhundert allgemein gebräuchlich, ebenso Dampf (trockner Dampf und feuchter Dampf; bei letzterm besteht Schleimausfluß aus den Luftwegen). In ältern Gesetzen und im lokalen Sprachgebrauch finden sich noch viele andre gleichbedeutende Bezeichnungen, welche entweder auf die verschiedenen Sitze der Krankheit oder auf besonders augenfällige Symptome Bezug nehmen oder endlich durch Verunstaltung andrer Worte entstanden sind. Solche Benennungen sind: Keuchen, Engbrüstigkeit, Bauchschlägigkeit (Schlagebauch, Schlebäuchen, weil bei angestrengtem Atmen die Bauchwände in heftiger Bewegung sind) oder Bauchblähen (Bauchblaß), Hartschlägigkeit (in vielen Landesgesetzen; hart: niederdeutsch Herz; neben der Atembeschwerde ist vielfach heftiger Herzschlag besonders bemerklich) oder Herzschlägigkeit, Hart- oder Herzschlächtigkeit, oder Herzschlechtigkeit, endlich auch Heuschlechtigkeit (weil schlechtes Heu D. erzeugen soll). Dagegen sind die Begriffe »Hartschnaufigkeit« und »Pfeiferdampf« (pfeifender Dampf) nicht identisch mit D. Hierunter sind nur bestimmte Formen von Atembeschwerde zu verstehen, welche man unter den Sammelbegriff D. mit einrechnen kann, die aber teilweise (auch in den Gesetzen) als selbständige Fehler der eigentlichen D. gegenübergestellt werden. Nach dem Sitze des krankhaften Zustandes unterscheidet man nämlich folgende Hauptformen der D.: Lungendämpfigkeit, Herzdämpfigkeit, Hartschnaufigkeit (Nasen-, Kehlkopf-, Luftröhrendämpfigkeit). Die erstern beiden Formen sind D. im engern Sinne. Bei Herzdämpfigkeit ist die primäre Ursache irgend ein Herzfehler, welcher oft neben der Störung der Atmung noch besondere Symptome äußert, oft aber nicht speziell erkennbar wird. Der Lungendämpfigkeit liegen verschiedene, ausgebreitete Veränderungen im Lungengewebe zu Grunde: Emphysem (Asthma), chronischer Bronchialkatarrh, speckige Pneumonie, Geschwülste ꝛc. Die Atemstörung ist bei Herz- und Lungendämpfigkeit die gleiche. In Ruhe ist sie in der Regel nicht wahrnehmbar. Bei entsprechender Arbeitsleistung wird dagegen die Atmung weit mehr beschleunigt und beruhigt sich nachher weit langsamer als bei gesunden Pferden. Beim Nachweis der D. muß das betreffende Pferd frei von Fieber, katarrhalischen Erscheinungen ꝛc. sein, weil sonst nicht ausgeschlossen werden kann, daß die Atembeschwerde durch ein akutes vorübergehendes Leiden bedingt wird, worauf ein Rechtsanspruch nicht gegründet werden könnte. Die Hartschnaufigkeit wird erzeugt durch Verengerung der Luftwege im Nase,

Dampfkessel I.

Horizontale Dampfkessel.

Die wichtigsten Formen der *horizontalen* Dampfkessel sind:

1. Der **Cylinderkessel (Walzenkessel)**, ein aus einzelnen Schüssen hergestellter Cylinder, wird meist liegend, aber auch stehend ausgeführt z. B. in Pulverwerken. Im ersteren Fall liegt der Rost am einen Ende unter dem Kessel, und die Heizgase bestreichen diesen

Fig. 1. Querschnitt.

Fig. 2. Längsschnitt.

Fig. 1 u. 2. Lancashirekessel.

auf ungefähr ⅔ seines Umfanges, bei kleinern Kesseln in einem einfachen Zuge, bei größern in drei Zügen.

2. Die **Rauch- oder Flammröhrkessel.** Das Bestreben, die Heilfläche des Kessels zu vergrößern, führte zur Anwendung von **Rauch- oder Flammröhren,** weiten, den Kessel der Länge nach durchziehenden Rohren, durch welche die Feuergase streichen. a) Der Dampfkessel mit *Flammröhren* und **Unterfeuerung**, bei welchen die Feuerung vorn unter dem wohl nie wegen der erforderlichen großen Durchmesser und Wandstärken sehr schwer werden. d) Der *Flammrohrkessel* mit **Quersieder**n **(Galloway kessel).** *Fig. 3 u. 4.* Im Flammrohr F sind konische Siederohre S **(Galloway röhren)** kreuzweise angeordnet, die einerseits die Verdampfungsfähigkeit des Kessels erhöhen sollen, anderseits auch zur Versteifung des Flammrohres beitragen, aber die Reinigung des Flammrohres von Ruß und Flugasche erschweren. e) Dampf-

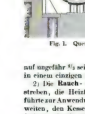


Fig. 3. Querschnitt.

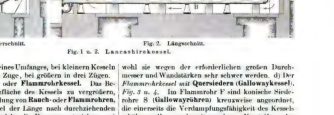


Fig. 4. Längsschnitt.

Fig. 3 u. 4. Flammrohrkessel mit Quersiedern (Gallowaykessel).

Kessel liegt und die Heizgase zunächst unter dem Kessel anlangt, dann erst durch die Flammröhren ziehen, wird nur noch selten verwendet. b) *Flammrohrkessel mit* **Innenfeuerung** haben die Feuerung im Innern der Flammröhre und heißen **Cornwallkessel**, wenn sie nur ein Flammrohr, **Lancashirekessel (Fairbairnkessel)**, wenn sie deren zwei besitzen. *Fig. 1 u. 2* ein Lancashirekessel. Die Heizgase ziehen durch die Flammröhre A nach hinten, in dem Kanal B wieder nach vorn und in C nun zweitenmal nach hinten in den Schornstein. c) *Flammrohrkessel mit* **Vorfeuerung**, von denen mit Innenfeuerung nur dadurch unterschieden, daß sich das Feuer in einem vor den Flammröhren aufgemauerten Raum befindet, ist nur für geringwertiges, masses Brennmaterial kessel mit *geteilten Flammröhr*e **(Patentes Dampfkessel).** Das Flammrohr ist hier (*Fig. 5*) der ganzen Länge nach geweilt und erhält dadurch eine außerordentliche Vergrößerung der Feuerfläche, zugleich auch eine Vergrößerung der Heilfläche. Die geweilten Flammrohre haben große Verbreitung gefunden.

f) Ähnliches wird bei dem **Patentkessel Flammrohrkessel** bezweckt, dessen Flammrohre abwechselnd größere und kleinere Querschnitt haben.

3) **Feuerrohrkessel (Heizrohrkessel)** sind Dampfkessel, bei welchen statt der weiten Flammrohren eine große Anzahl enger Röhren verwendet sind. a) **Heizrohrkessel** mit *Unterfeuerung* oder *Kessel mit einfach-liegenden Heizrohren*, ein bestimmter, gewöhnlicher, bis auf ungefähr zwei Drittel seiner Höhe

Digitized by Google

von einer großen Zahl von Heizröhren durchzogener Kessel. Die Feuergase gehen von der vorn unter dem

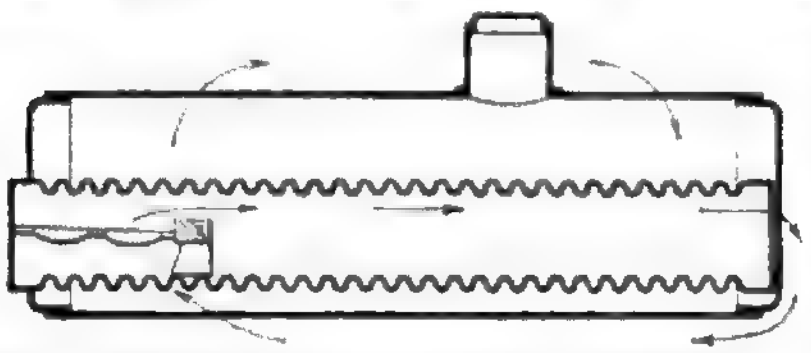


Fig. 5. Dampfkessel mit gewelltem Flammrohr (Foxscher Dampfkessel).

Kessel befindlichen Feuerung unter dem Kessel hinweg in eine hintere Rauchkammer, durch die Heizrohre rückwärts in eine vordere Rauchkammer und

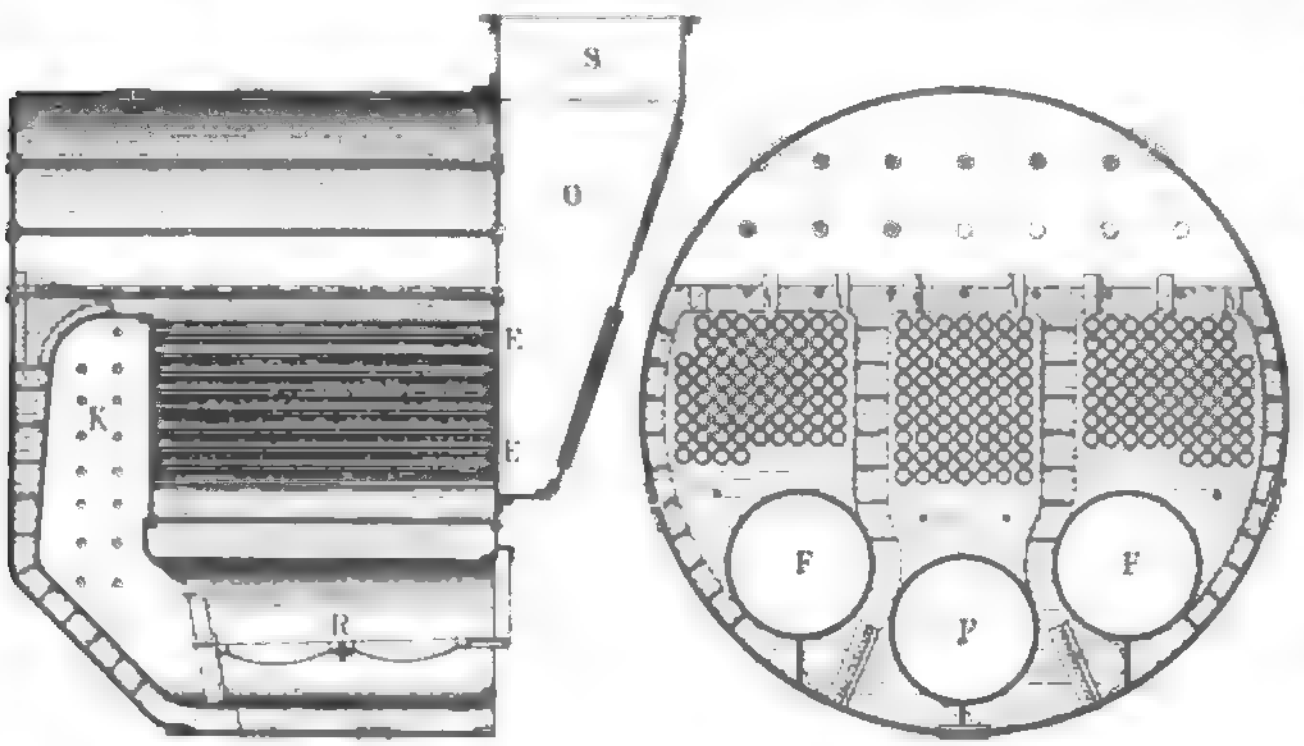


Fig. 6. Längsschnitt. Fig. 7. Querschnitt.

Fig. 6 u. 7. Schiffsdampfkessel.

dann in den Schornstein. Stationäre Kessel dieser Form sind wegen der schwierigen Reinigung vom Kesselstein nur mit herausziehbaren Röhren und bei sehr reinem Kesselwasser empfehlenswert. In sehr gedrungener Form findet eine Abart dieser Dampf-

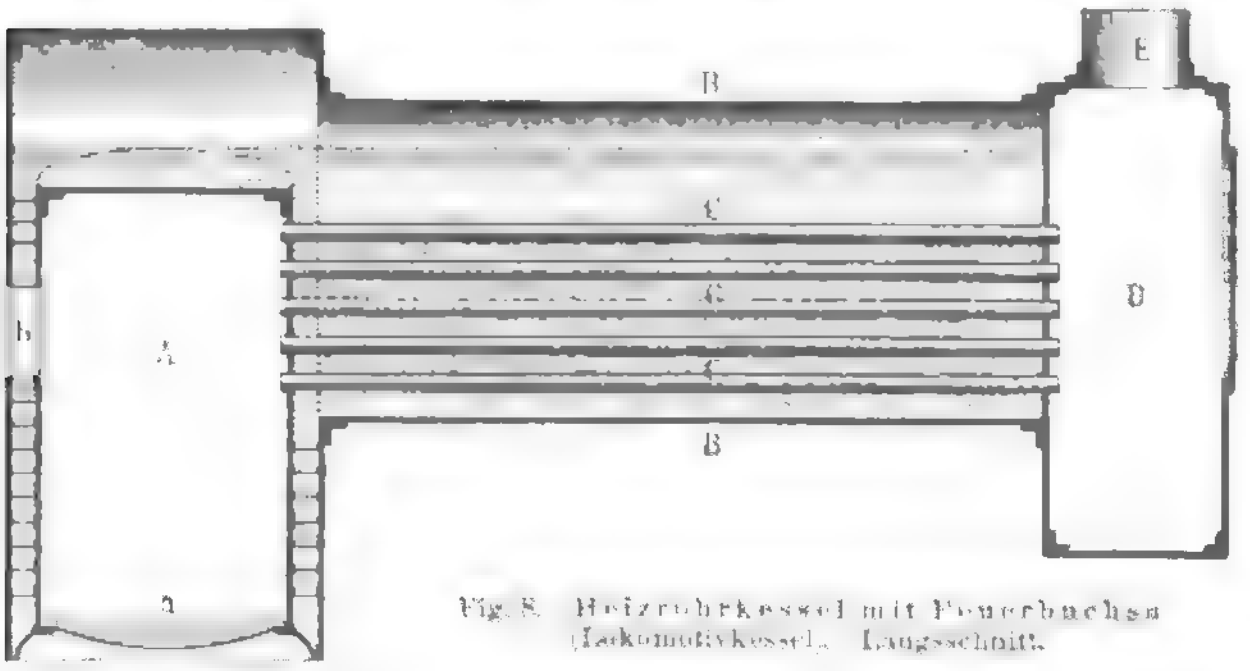


Fig. 8. Heizrohrkessel mit Feuerbuchse (Lokomotivkessel). Längsschnitt.

kessel als **Schiffsdampfkessel** Verwendung *(Fig. 6 u. 7)*. Der Kessel hat drei Feuerungen F, die auf den Rosten R entwickelten Flammen schlagen in den von Wasser umspülten Kammern K empor und treten durch die Feuerrohre E nach der gemeinschaftlichen Rauchkammer O mit dem Schornstein S. Diese Kessel nutzen die Wärme gut aus und sind bei mäßigem Druck (von 4—6 Atmosphären) als **Schiffskessel** fast ausschließlich im Gebrauch, während man bei höherm Druck übermäßig starke Bleche verwenden muß. Man hat deshalb versucht, die Wasserrohrkessel als Schiffskessel zu verwenden, doch hat sich bisher noch keine Konstruktion der Wasserrohrkessel für den Schiffsdienst recht geeignet gezeigt. b) *Heizrohrkessel mit* **Feuerbuchse**, *Lokomotivkessel (Fig. 8)*, haben einen innern Feuerherd, der zu einem viereckigen Kasten, der Feuerkiste oder Feuerbuchse A, ausgebildet ist. Die Feuerbuchse ist von einem äußern, mit dem cylindrischen Hauptkessel B verbundenen Kasten derart umgeben, daß ringsherum ein wassererfüllter Zwischenraum von ca. 8 cm zwischen der Decke der Feuerbuchse und der Decke des äußern Kastens bleibt, der bis auf mindestens 10 cm über dem Feuerbuchsendeckel mit Wasser erfüllt sein muß. Die Feuerbuchsenwände sind zur Versteifung durch Stehbolzen mit den Wänden des Außenkastens verbunden, der Deckel ist durch aufgenietete Winkeleisen, Anker etc. versteift. Über andre Formen des Lokomotivkessels s. *Lokomotive*. Die Feuerbuchse wird behufs größerer Feuerbeständigkeit meist aus Kupferblech hergestellt. Bei b befindet sich die Feuerthür, bei a der Rost, hinten schließt sich der Hauptkessel B an, in welchem die Heizrohre C liegen und zwar so, daß sie von der Hinterseite der Feuerbuchse bis zur Hinterseite des Kessels reichen und so den Feuergasen gestatten, von der Feuerbuchse durch den Kessel in die Rauchkammer D und weiter in den Schornstein E zu ziehen. Dieser Kessel eignet sich, weil er die Feuerung vollständig umschließt und gar keiner Mauerung bedarf, besser als jeder andre für den Transport und wird daher bei Lokomotiven und Lokomobilen verwendet. Übrigens ist er schwer von innen zu reinigen und besonders an der Feuerbuchse leicht reparaturbedürftig, Nachteile, welche man bei lokomobilen Kesseln mit in den Kauf nehmen muß. c) Der **Dupuis-Kessel** *(Fig. 9)* besteht aus einem liegenden cylindrischen Vorderkessel A, an dessen hinterm offenen Ende ein vertikaler, von Heizröhren B durchzogener Hinterkessel C angenietet ist. Beide Kessel kommunizieren an der Verbindungsstelle im Dampf- und Wasserraum. Die Heizgase bestreichen zuerst den liegenden, dann den vertikalen Kessel von außen und ziehen dann von unten durch die Heizröhren nach dem Fuchs D. Die

Digitized by Google

Heizröhren sind so verteilt, daß ein freier Raum (Kreuzung) zum Putzen verbleibt, in welchem sich ein Mann bewegen kann.

4) **Siederohrkessel** haben außer einem Hauptkessel noch einen oder mehrere mit ersterm verbundene, darunter liegende und mit Wasser gefüllte starke Rohre (**Siederohre, Sieder**), in Bei *Siederohrkesseln mit Unterfeuerung* liegt die Feuerung und der erste Feuerkanal unter den Siedern, während der durch ein Zwischengewölbe von den Siedern getrennte Hauptkessel erst in zweiter Linie von den Feuergasen getroffen wird. Nach der Anzahl der Siederohre unterscheidet man **Einsiederkessel** (**Einsieder, Doppelkessel** mit **Unterfeuerung**) oder **Zweisiederkessel** (**Zweisieder**) oder **Dreisiederkessel** (**Dreisieder**). *Fig. 10* zeigt einen Zweisiederkessel. Der Hauptkessel A ist von den zwei Siedern B (in der Figur ist nur einer sichtbar), welche unmittelbar vom Rost E brennenden Feuer getroffen werden, durch ein Gewölbe D getrennt, durch welches die Verbindungsstutzen C hindurchgehen; die Feuergase ziehen unter dem Gewölbe, die Sieder bespülend, nach hinten, dann in dem Zug GG wieder nach vorn, endlich in einem zu G parallelen Zug, der von ihm nur durch eine zwischen dem Gewölbe D und dem Kessel A aufgeführte Scheidemauer getrennt ist, zum zweitenmal nach hinten und durch den Fuchs K unter dem Regulierschieber M vorbei in den Schornstein. Bei den Einsiedern und Dreisiederkesseln ist die Einmauerung und Flammenführung ganz ähnliche. — Der **Oberoder Hauptkessel** der Siederohrkessel erhält 1—1,5 m Durchmesser bei höchstens 10 m Länge; die Sieder müssen so weit sein, daß sie bequem befahren werden können (Durchmesser mindestens 0,8 m). Die Verbindungsstutzen müssen einen Gesamtquerschnitt von mindestens $^1/_{10}$ der Heizfläche der Sieder haben.

Siederkessel mit zwei oder drei Siedern stehen in ihren Verbindungsvorrichtungen den Flammrohrkesseln mit Innenfeuerung wenig nach; können aber aus schwächern Blechen hergestellt werden, kosten daher weniger und lassen sich leicht reinigen. In *Siederohrkessel mit* **Zwischenfeuerung** haben die Feuerung unter dem Hauptkessel. Die hier erst in zweiter Linie von den Feuergasen getroffenen Sieder heißen auch **Vorwärmer** (**Vorwärmsieder**). Das Speisewasser wird hier gewöhnlich so eingeführt, daß es eine den Feuergasen entgegengesetzte Strömung hat (**Gegenstromkessel, Gegenströmer**). Ein Dampfkessel mit

Fig. 9. Dupuis-Kessel, Langschnitt.

einen Vorwärmer heißt auch *Doppelkessel* mit **Zwischenfeuerung**.

In *Fig. 11* und *12* (einem Gegenströmer mit zwei

Fig. 10. Zweisiederkessel.

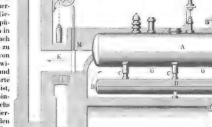


Fig. 11. Langschnitt.

Fig. 12. Querschnitt.

Fig. 11 u. 12. Gegenstromkessel mit zwei Vorwärmern.

unter dem Kessel liegenden Vorwärmern) sind A der Oberkessel, B und B' zwei Sieder, C der Verbindungsstutzen zwischen A und B, D derjenige zwischen B und B', E das Speiserohr, d gußeiserne Stützen für den Kessel und die Vorwärmer, e der Fuchs. Die Feuergase umziehen die Kesselteile in der durch die Pfeile angegebenen Weise, zuerst unter dem Oberkessel nach hinten, dann B umspülend nach vorn, end-

Digitized by Google

lich an B entlang wieder nach hinten in den Fuchs e. So vorzüglich einerseits die Gegenströmer in Bezug auf Wärmeausnutzung funktionieren, so leiden sie jedoch andrerseits darun, daß sich bei ihnen, wenn sie mit kaltem Wasser gespeist werden, an dem Speiseende bald innere und äußere Zerstaugungen zeigen.

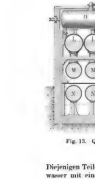


Fig. 13. Querschnitt.

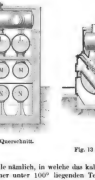


Fig. 14. Längsschnitt.

Fig. 13 u. 14. Ten Brink-Kessel.

Diejenigen Teile nämlich, in welche das kalte Speisewasser mit einer unter 100° liegenden Temperatur eintritt, beschlagen, wie Fensterscheiben bei kalter Witterung, von den in den Rauchgasen enthaltenen Wasserdämpfen, und die nach und nach herabrinnenden Wassertropfen führen eine Verrostung des Eisens von außen herbei. Im Innern bilden sich bei der Erwärmung Luft und Kohlensäurebläschen, welche zur Oxydation der innern Eisenflächen führen. Dieser Übelstände wegen soll man, wenn man überhaupt die Gegenströmer anwenden will, dieselben stets mit auf 100° vorgewärmtem Wasser speisen (über die dazu erforderlichen Vorwärmer s. Seite III, unten). Zu den Gegenströmern gehören auch die sogen. **Ten Brink-Kessel** (*Fig. 12 u. 14*). Der Teil, von welchem sie ihren Namen haben, die **Ten Brink-Feuerung/Ten Brink-Apparat** von Ten Brink in Arten (Baden), 1860 patentiert für Lokomotivkessel konstruiert, besteht aus einem quer liegenden kurzen, dicken Rohr, welches vorn konisches Feuerrohr schräg durchdringen und mit dem Kessel durch cylindrische Stutzen verbunden ist. In den Feuerrohren befinden sich stark gewölbte Roste, in deren Vertiefung auch rechteckige Zuführungskanäle für die Kohle angebracht sind. Die Flammen der in dem untern Teil des Rostes brennenden Kohlen streichen über den von oben her frisch zugeführten Brennmaterial hinweg, bringen dasselbe zur Vergasung und entzünden die Gase (s. *Feuerungsanlagen* und *Rauchverbrennung*). Der ganze Kessel wird aus neun mit Wasser gefüllten Rohren I, M, N, den Ten Brink-Apparat T und einem Dampfsammler O gebildet. Bei 8 tritt das Speisewasser in die untersten Rohre ein und geht auf dem durch die punktierten Pfeile angegebenen Weg in den obern Kessel I, und von da als Dampf in den Dampfsammler O, von wo aus die Dampfableitung stattfindet. Den eingegangenen, durch voll ausgezogene Pfeile markierten Weg machen die auf den Ten Brink-Rosen entwickelten Heizgase. Die Gegenströmung ist also vollkommen durchgeführt.

Digitized by Google

Dampfkessel II

5) **Wasserrohrkessel** stehen zu den Siederkesseln ungefähr in demselben Verhältnis wie die Feuerzug- zu den Flammrohrkesseln: sie bestehen aus einer Anzahl enger, mit Wasser gefüllter Rohre, die durch Zwischenstücke in verschiedener Weise verbunden sind. Sie verbinden ihre Einfachheit, dem Bezeichnen, möglichst viel und stark gespanntem Dampf (bis zu 10 und mehr Atmosphären in verhältnismäßig kleinen Kesseln bei großer Explosionssicherheit zu gewinnen. Natürlich wird hier wegen der engen Gefäße der Wasserraum im Verhältnis zur Heizfläche sehr gering und ist daher auch der in Kessel aufgespeicherte Wärmevorrat ein unbedeutender, was weiterhin rasch dieses Kessel im Gegensatz zu dem früher behandelten, mit großen Wasserquellen versehenen stürzen sehr widerstandsfähig und können daher leicht großen Dampfdruck mit Sicherheit aushalten. Hiermit

Fig. 15. Röhrenkessel von Howard.

kommt auch, daß bei diesen Kesseln eine Explosion sich immer nur auf eine oder eine geringe Anzahl der engen Röhren beschränkt, so daß hier die Explosion von im Vergleich zu denen andrer Dampfkessel viel weniger Schaden anrichten. Aus diesem Grunde nennt man die Wasserrohrkessel auch **Sicherheitskessel**, *nicht explodierende Dampfkessel* etc., obwohl auch bei ihnen von einer absoluten Sicherheit gegen Explosion nicht die Rede ist. Ein Dampfkessel mit noch verhältnismäßig weiten Röhren, also ziemlich großem Wasserraum, und daher für nicht allzu stark wechselnden Dampfverbrauch recht verwendbar ist in der *Röhrenkessel von Howard* (**Howardkessel**, *Howards Sicherheitskessel*, *Fig. 15*). Derselbe besteht aus fünf und mehr vertikalen Wänden-Batterien (com je acht Rohren b, welche unten in ein horizontales Rohr a mit schiefstehenden eingepaßt sind und oben durch verhältnismäßig enge Rohre mit den darüberliegenden Dampfsammelrohr c in Verbindung stehen. Die Rohrwände sind oben durch ein gemeinschaftliches Dampfrohr d, unten durch ein Speiserohr e verbunden. Die Feuergase ziehen vom Rost aus unter die eng zusammenliegenden Rohren a nach hinten, dann um die untern Teile der vertikalen Rohre herum nach vorn und über einer entgegengesetzten Scheidewand hinweg an den obern Rohrstücken vorbei zum zweitenmal nach hinten in den Schornstein. Bei neuern Howardkesseln liegen die Rohre b der Batterien der bequemern Reinigung wegen nahezu horizontal, während die Rohre a, nahezu vertikal liegend, Dampfsammelrohre dienen, *b*. Der **Bellevillekessel** (*Fig. 16*)

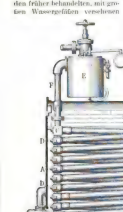


Fig. 16. Bellevillekessel.

nur da empfehlen, wo es sich um eine ziemlich regelmäßige Dampfentnahme handelt. Die engen Gefäße der **Wasserrohrkessel** sind schon bei geringen Wand-

Digitized by Google

besteht aus einem Bündel nahezu horizontal liegender, geschweißter schmiedeeiserner Rohre von 80—100 mm Weite, welche mittels besonderer, aus schmiedbarem Gußeisen hergestellter Verbindungsstücke *A* zu nebeneinander liegenden *Rohrelementen* (meist fünf, in der Figur ist nur eins sichtbar, von zickzackförmig aufsteigender Gestalt verbunden sind, so daß jedes Element als ein einziges langes, schwach ansteigendes Rohr betrachtet werden kann. Das Speisewasser tritt durch das allen fünf Elementen gemeinschaftliche Speiserohr *B* in die unteren Rohren der Elemente, welche die stärkste Hitze erhalten, und bewegt sich teils nach als Wasser, teils als Dampf in jedem Element, sämtliche Rohre durchströmend, nach oben durch den gemeinschaftlichen Dampfrohr schen P° P° und dem Deckengewölbe nach dem Fuchs F zu ziehen, hierbei einesteils den Dampf trocknet, der in den über der Wasserlinie WW liegenden Rohrteilen und im Dampfsammler *D* vorhanden ist, anderenteils das Speisewasser in der Vorwärmekammer *v* anwärmend. S' ist ein Sammelbassin für das warme Wasser, *V* sind Ventile, welche ein Ausschalten der Vorwärmekammer und ein direktes Speisen des Kessels durch das Rohr *S* gestatten.

Die einzelnen hier beschriebenen Kesselsysteme kombiniert man nun auch in der verschiedensten Weise

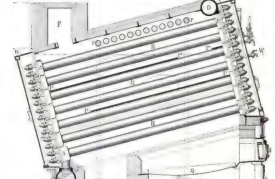


Fig. 17. Rootscher Wasserrohrkessel.

C und das aufsteigende Rohr *F* in den Dampfsammler *E*. *H* sind die Roste, *L* ist ein Schlammsammler, *D* sind durch je eines Schraube verschlossene Reinigungsöffnungen für die Rohre, *c* der *Rootsche Wasserrohrkessel* (**Rootkessel**, *Fig. 17*) unterscheidet sich von dem Belleville kessel dadurch, daß die Anfangspunkte *A* sämtlicher Rohre *R* eines Elements einerseits und die sämtlichen Endpunkte *E* anderseits miteinander durch eigentümliche Kopfstücke in Verbindung stehen und alle Rohre des Kessels, nach dem Dampfrohr *D* um etwa 20° ansteigend, parallel liegen. Der in einem Rohr entwickelte Dampf wird sich daher nicht durch sämtliche darüberliegende Rohre hindurchzuarbeiten brauchen, sondern einen näheren Weg direkt durch die höher gelegenen Verbindungen *E* nach dem Dampfsammelrohr *D* suchen. Das auf dem Rost *Q* brennende Feuer trifft direkt die untersten Rohre mit dem frisch eingespeisten Wasser, um durch die hintere Öffnung der Platte P'P'', zwischen dieser und einer zweiten Platte P°P° hinstreichend, die mittleren Rohre zu heizen und endlich zwiund zwar hauptsächlich in der Absicht, um die Vorteile der Kessel mit großem Wasserraum und derjenigen mit kleinem Wasserraum mehr oder weniger zu vereinigen. Sie verwendet man Dampfkessel mit Sieder- und Rauchrohren zugleich (*kombinierte Siederauchrohrkessel*), Dampfkessel mit Sieder- und seitlichen Vorwärmern, kombinierte Innenfeuerkessel und Heizrohrkessel: System Fleitscher, kombinierte Siederohr- und Heizrohrkessel: System Fleitscher, kombinierte Wasserrohr- u. Siederohrkessel: System Heinen, kombinierte Belleville- und Rootkessel: System Baaden u. Komp., u. v. a. Auch werden die reinen Wasserrohrkessel mit großem Wasserquantum verwendet, welche nicht im Feuer liegen, sondern nur den Zweck haben, in ihnen Wasser durch den eintretenden Dampf Warme aufspeichern zu lassen, weshalb man bei Bemessung ihrer Wandstarken nicht auf Warmeleitung, sondern nur auf die Festigkeit Rücksicht zu nehmen braucht. Dieserlichte und daher der Explosionsgefahr viel weniger ausgesetzt als solche von gleicher Form und Größe, deren Wandungen als Heizfläche dienen.

Digitized by Google

Hierher gehören unter andern die Kessel von Steinmüller, von Büttner, Walter u. Komp. und von J. Heines Dampfkessel wird

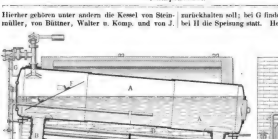


Fig. 18. Längsraum.

Fig. 19. Querschnitt.

Fig. 18 u. 19. Heines Dampfkessel.

zurückhalten soll; bei G findet die Dampfentnahme, bei H die Speisung statt.

G Schmidt. Als Beispiele für kombinierte Kessel sind in *Fig. 18* u. *19* Heines Dampfkessel und in *Fig. 20* u. *21* Piedboeufs Kessel dargestellt. A schwing liegen-

von Borsig in allen Größen gebaut, und zwar für Spannungen von 10—20 Atmosphären. Bei Piedboeufs Kessel (Fig. 20 u. 21) gehen die Feuergase vom Rost A

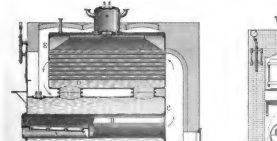


Fig. 20. Längsschnitt.

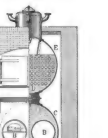


Fig. 21. Querschnitt.

Fig. 20 u. 21. Piedboeufs Kessel.

der Oberkessel mit daran befestigten kurzen, cylindrischen Wasserkammern B, welche durch den Sieder C und die Wasserrohre D miteinander verbunden sind. Von dem Rost E ziehen die Feuergase in der Richtung der Pfeile um die Kesselteile herum. F ist ein Blech, welches die mitgerissenen Wasserteile durch die den Unterkessel C durchziehenden Flammenrohre B, steigen dann auf, durchziehen die Heizröhren D des Oberkessels F, umspülen nun, abwärtsgehend, beide Kessel von außen, um dann durch den Fuchs F zu entweichen.

Digitized by Google

Vertikalkessel.

Die *Vertikalkessel* werden außerordentlich mannigfaltig ausgeführt, jedoch stets so, daß sie äußerlich im ganzen die Form eines stehenden Cylinders zeigen. Es sollen hier außer dem schon erwähnten

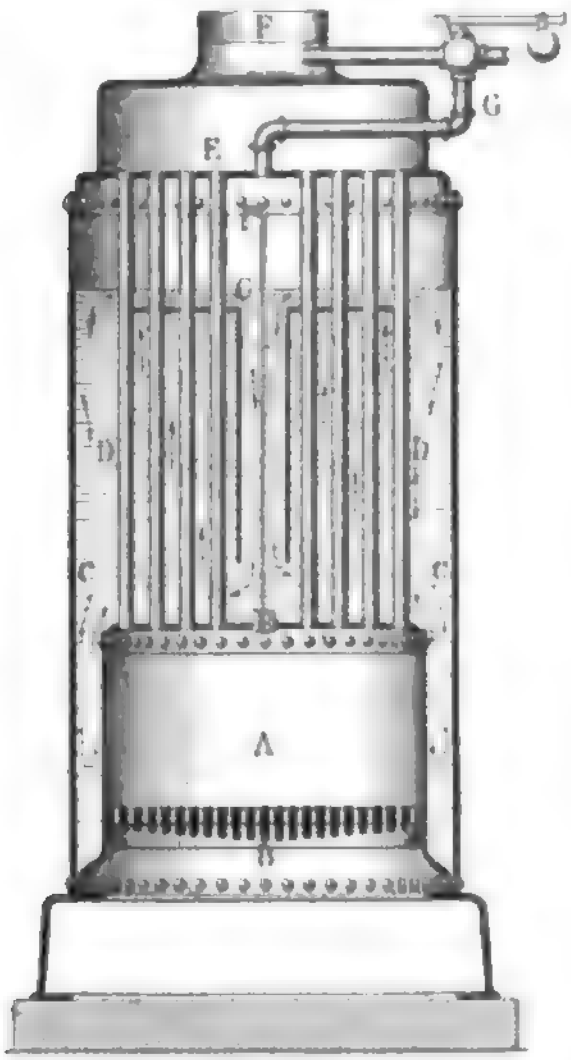


Fig. 22. Vertikalkessel von Babcock und Wilcox.

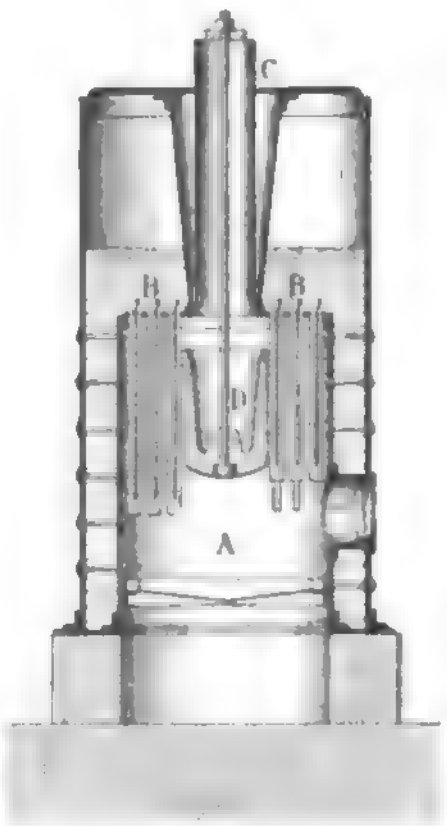


Fig. 23. Fieldkessel.

Fig. 24 Röhre des Fieldkessels.

stehenden Walzenkessel noch beispielsweise beschrieben werden: Der *Vertikalkessel von Babcock und Wilcox (Fig. 22)* hat Ähnlichkeit mit einem Lokomotivkessel, nur sind die Feuerrohre aufrecht gestellt. A ist eine runde Feuerbuchse mit dem Rost B, C der eigentliche cylindrische Kessel mit den Feuerrohren D, durch welche die Feuergase in die Rauchkammer E und den Schornstein F entweichen, bei G findet die Dampfentnahme statt. Der **Fieldkessel** *(Fig. 23 u. 24)* besteht, wie die vorbeschriebenen, aus einem cylindrischen Vertikalkessel B mit runder Feuerbuchse A, von welcher aus die Rauchgase durch den den obern Kesselteil durchdringenden Schornstein C abziehen. Um aber die Flamme am direkten Eintritt in diesen zu hindern, ist in die Feuerbuchse von obenher ein Hohlkörper aus Schamottemasse D eingehängt, der in derselben einen ringförmigen Raum herstellt. In diesem hängen von der Feuerbuchsendecke aus zahlreiche dünnwandige, oben offene, unten verschlossene Rohre, mit Wasser gefüllt, hinab. In diese Rohre sind dünnere Rohre (Kernrohre) mittels dreier Vorsprünge *(Fig. 24)* von obenher so eingehängt, daß das Kesselwasser in den Zwischenraum eintreten kann. Es entsteht dann eine starke Strömung des an der Rohrwand stark erhitzten Wassers und der Dampfblasen in dem Ringraum nach oben und eine entgegengesetzte des minder heißen Kesselwassers durch die Kernrohre. Der Fieldkessel zeichnet sich durch rasche Dampferzeugung, Ökonomie an Brennstoff und Gewährung großer Heizfläche in kleinem Raum aus. Die Vertikalkessel finden im allgemeinen nur da zweckmäßige Verwendung, wo man auf eine eng bemessene Grundfläche angewiesen ist.

Die Kessel der für die Zwecke des Kleingewerbes verwendeten *Kleindampfmaschinen* zeigen eigentümliche Konstruktionen und werden unter dem Namen **Zwergkessel** zusammengefaßt. Da sie mit den zugehörigen Dampfmaschinen meist zu einem Ganzen verbunden sind, sollen sie mit diesen zusammen im Artikel »Dampfmaschine« erläutert werden.

Digitized by Google

Kehlkopf oder Luftröhre. Eine solche Verengerung kann durch verschiedene Zustände (auch z. B. durch Geschwülste in der Nachbarschaft) entstehen. Der behinderte Luftzutritt bedingt ebenfalls eine chronische fieberlose Atembeschwerde, weshalb die Zusammenfassung unter D. begründet ist. Anderseits verursacht das Passieren der Luft an der verengerten Stelle meist ein eigentümliches Atemgeräusch, worauf die Bezeichnung Hartschnaufigkeit sich bezieht. Die häufigste Form der Hartschnaufigkeit beruht auf Lähmung der Kehlkopfmuskeln; bei dieser entsteht ein pfeifender Einatmungston, weshalb sie als Pfeiferdampf (pfeifender Dampf) oder Kehlkopfpfeifen bezeichnet wird. Da während der langsamen Entwickelung dieses Leidens jener Ton sich viel früher zeigt, bevor das Fortschreiten der Lähmung eine Atembeschwerde herbeiführt, da somit die am Anfang für D. gegebene Definition nicht in allen Fällen von Kehlkopfpfeifen (s. d.) paßt, so wird dasselbe wissenschaftlich und in den meisten Währschaftsgesetzen als selbständiges Leiden betrachtet. Wo aber nach dem Gesetz der Verkäufer wohl für D., nicht aber speziell für Kehlkopfpfeifen haftbar gemacht werden kann, ist es berechtigt, auch das Kehlkopfpfeifen der D. zuzurechnen. Vgl. Gerlach, Handbuch der gerichtlichen Tierheilkunde (2. Aufl., Berl. 1873), und Dieckerhoff, Die Krankheiten des Pferdes (2. Aufl., das. 1892).

Dampfjacht, Vergnügungs-, bez. Sportfahrzeug, welches vielfach an Stelle der Segelboote ꝛc. tritt, um die unvermeidlichen Übelstände der letztern zu umgehen. Eine D. hat als Hauptmerkmal vor andern Dampfern Leichtigkeit und Eleganz der Form und der Einrichtungen voraus. Der Bestand der Dampfjachten wurde 1891 auf etwa 2000 in England und auf 340 in Frankreich, diese mit 11,200 Ton. Wasserverdrängung, geschätzt. [S. 525.

Dampfjacke (Dampfmantel), s. Dampfmaschine,

Dampfkalesche, s. Lokomobile.

Dampfkanäle, s. Dampfmaschine, S. 525.

Dampfkanone, soviel wie Dampfgeschütz.

Dampfkessel (hierzu Tafeln »Dampfkessel I u. II«), meist abgekürzt »Kessel« genannt, Apparate, in welchen Wasserdampf zum Betrieb von Dampfmaschinen oder zum Heizen, Sieden und Abdampfen erzeugt wird. Die D. sollen bei gehöriger Explosionssicherheit die größtmögliche Dampfmenge mit möglichst wenig Brennmaterial liefern, Bedingungen, deren Erfüllung von zweckmäßigem Material, Form und Dimensionen sowie verschiedenen Hilfsapparaten abhängig ist. Das gebräuchlichste Material der D., Schweißeisenblech, wird nur ausnahmsweise (Feuerbuchsen) durch das dauerhaftere, aber erheblich teurere Kupfer- oder neuerdings durch Flußeisen- oder Stahlblech ersetzt. Gußeisen darf wegen seiner Sprödigkeit nur zu kleinen Kesseln und Kesselteilen verwendet werden. Die einzelnen Blechplatten werden durch Nietung (auch zuweilen Schweißung) verbunden, und ihre Dicke muß, obgleich die Wärmeausnutzung möglichst dünne Wandungen wünschenswert macht, doch so groß sein, daß sie dem zuweilen sehr bedeutenden Dampfdruck (über 10 Atmosphären) mit Sicherheit Widerstand leisten. Die Stärke der Wände ist bei gegebenem Material abhängig von Form und Dimensionen des Kessels sowie von der Höhe des Dampfdruckes.

Zu jedem D. gehört eine Feuerungsanlage, bestehend aus Feuerraum (Herd) und den Feuer- oder Rauchkanälen, in welchen die Feuergase um oder durch den Kessel ziehen, um dann in den Schornstein zu gelangen. (Nur da, wo man die abziehenden Verbrennungsgase eines Ofens, z. B. Puddelofens, zur Feuerung benutzt, ist ein Feuerraum am Kessel nicht vorhanden.) Die Feuerungsanlage muß die Erzeugung einer möglichst großen Wärmemenge aus dem Brennmaterial und die möglichst vollkommene Abgabe dieser Wärme an das im D. vorhandene Wasser ermöglichen. Letzteres ist nur durch eine gehörig große Heizfläche zu erreichen. Heizfläche heißt der von den Feuergasen bestrichene Teil der Kesseloberfläche, und zwar wird die direkte Heizfläche unmittelbar von der strahlenden Wärme des Feuers getroffen, während die indirekte Heizfläche ihre Wärme nur durch die Berührung mit den Feuergasen erhält. Von außerordentlicher Wichtigkeit für die gute Wirkung der Heizfläche ist außer ihrer Größe noch die gegenseitige Anordnung des Wasser- und Feuergasstromes. In dieser Hinsicht unterscheidet man nach Redtenbacher Richtstromkessel, Parallelstromkessel und Gegenstromkessel, je nachdem das Wasser im Kessel keine Strömung in der Längsrichtung der Heizkanäle besitzt oder die Strömung des Wassers mit derjenigen der Verbrennungsgase gleiche oder entgegengesetzte Richtung hat. Die letztere Anordnung ist die wirksamste. Die Heizfläche kann endlich nur dann gut wirken, wenn sie außen von Ruß und Flugasche, innen von Kesselstein u. Schlamm rein erhalten wird. Zu dem Behuf sind die Züge etwa wöchentlich einmal zu putzen. Der Kesselstein muß je nach der Natur des Wassers nach längerer oder kürzerer Betriebszeit abgeklopft werden, der Schlamm wird womöglich täglich morgens durch Ablassen aus einem weiten Hahn (Ablaßhahn) entfernt.

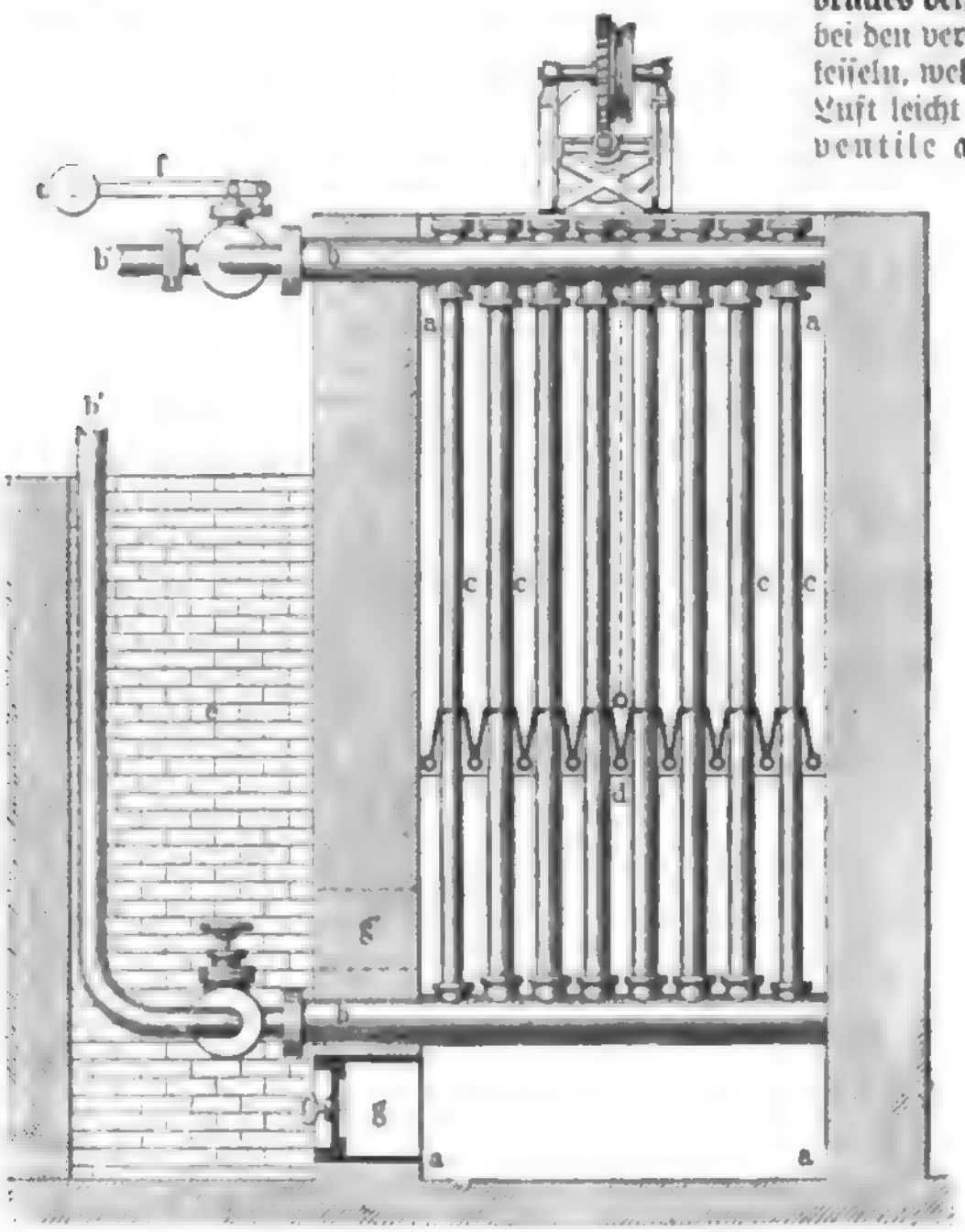
Man unterscheidet der Lage nach horizontale (liegende) und vertikale (stehende) D. Eine andre Unterscheidungsart ist die in stationäre (feste) und lokomobile (bewegliche) Kessel; die stationären Kessel sind meist mit gemauerten Feuerungsanlagen umgeben und haben eine Heizfläche von normaler Größe, während die lokomobilen Kessel nicht eingemauert sind und vielfach eine anormal geringe Heizfläche bekommen müssen. Die meisten D. haben einen Raum, der, von den aufsteigenden Dampfblasen abgesehen, mit Wasser gefüllt ist (Wasserraum), während der übrige Teil des Kessels Dampf enthält (Dampfraum), und man unterscheidet danach auch Kessel mit großem und Kessel mit kleinem Wasserraum. Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Formen der D. s. auf beifolgenden Tafeln.

Dampfkesselarmatur.

Für den regelmäßigen und sichern Betrieb der D. ist eine Anzahl Apparate erforderlich, welche, unter dem Namen Dampfkesselarmatur (Dampfkesselgarnitur, Montierung, Garnierung) zusammengefaßt, die Erwärmung und Zuführung des Speisewassers, das Ablassen des gesamten Kesselwassers, das Trocknen und Abführen des Dampfes, die Kontrollierung des Wasserstandes im Kessel, die Messung des im D. herrschenden Druckes ꝛc. bezwecken.

Das Vorwärmen des Speisewassers. Häufig erzielt man wesentliche Ersparnisse an Brennmaterial und verlängert auch die Haltbarkeit des Dampfkessels, wenn man das Wasser vorwärmt, ehe man es in den D. leitet. Hierzu dienen die Vorwärmer (wohl zu unterscheiden von den ebenso benannten Siedern der Siederkessel mit Zwischenfeuerung). Als Wärmequelle benutzt man vom Kessel abziehende Rauchgase oder den Abdampf der Dampfmaschine. Ersteres ist nur dann zweckmäßig, wenn bei der normalen Arbeit des Kessels

die Heizgaſe mit höherer Temperatur entweichen, als zur Herſtellung hinreichenden Zuges erforderlich ſein würde; letzteres findet bei Hochdruckdampfmaſchinen ohne Kondenſation ſtatt. Greens Economiſer (Brennſtoffſparer, ſ. Abbildung) ſteht in dem erweiterten Abzugskanal (Fuchs) aaaa der Dampfkeſſelfeuerung und iſt zuſammengeſetzt aus den Rohren b b und c c. Von den Rohren b b liegen 6—8 und mehr batterieartig nebeneinander und ſind mit je 7 oder 8 vertikalen Rohren c von 1 qm Oberfläche verſehen, deren für jede Pferdekraft des Dampfkeſſels eins an-



Greens Economiſer (Brennſtoffſparer).

zubringen iſt. Alle untern Rohre münden in das Zuleitungsrohr b' und die obern in das zum Keſſel führende Rohr b''. Von der Grube e aus iſt der Apparat durch g und g' zugänglich, f iſt ein Sicherheitsventil. Die Schaber d halten die Rohre rußfrei. Die mittels des abziehenden Maſchinendampfes wirkenden Vorwärmer beſtehen in einem gußeiſernen Kaſten, welcher vom Abdampf durchzogen wird, wobei er das auf eingelegten Platten in dünnen Schichten hinrieſelnde Waſſer beſtreicht, oder aus einem Syſtem von Rohren, welche, im Innern vom Dampf durchſtrömt, außen von dem vorzuwärmenden Waſſer umgeben ſind.

Über das Speiſen (die Waſſerzuführung) der D. und die Speiſevorrichtungen ſ. Dampfkeſſelſpeiſeapparate. S. auch weiter unten die polizeilichen Beſtimmungen für Dampfkeſſelanlagen.

Beobachtung des Waſſerſtandes im Keſſel. Über die normale Höhe des Waſſerſtandes und die in Deutſchland unbedingt erforderlichen Apparate zur Waſſerſtandsbeobachtung ſ. weiter unten die polizeilichen Beſtimmungen. Die Beſchreibung der hierher gehörigen Apparate (Waſſerſtandsglas, Waſſerſtandshähne, Schwimmer) ſ. Waſſerſtandszeiger. Über die Apparate, welche das Sinken des Waſſerſtandes im D. unter die normale Höhe ſelbſtthätig durch ein Signal zu erkennen geben, ſ. Lärmapparate.

Die Apparate zur Beobachtung des im D. herrſchenden Dampfdruckes ſind die Manometer (ſ. d.). Zur Sicherung gegen Überſchreitung des vorgeſchriebenen Maximaldrucks im Keſſel dienen die Sicherheitsventile (ſ. d.). Zur Vermeidung eines zu ſtarken Sinkens des Dampfdruckes beim Erkalten durch Kondenſation wendet man bei den verhältnismäßig ſchwachwandigen Niederdruckkeſſeln, welche durch den Überdruck der atmoſphäriſchen Luft leicht eingedrückt werden könnten, ſogen. Luftventile an, kleine Ventile, die durch eine ſchwache Feder zugehalten werden und ſich bei äußerm Überdruck nach innen öffnen.

Die Dampfableitung ſoll ſo erfolgen, daß man möglichſt trocknen Dampf (ohne mitgeriſſene Waſſerteilchen) erhält, weshalb man häufig auf oder über dem Keſſel ſtehende oder liegende Dampfſammler (Dampfdome, Dome) anbringt; auch legt man Platten vor die Öffnung des Dampfableitungsrohrs (Dampfleitung), von welchen die mit aufſteigenden Waſſerteilchen zurückprallen ſollen. Zur Abſcheidung der dennoch in die Dampfleitungsrohre gelangten Waſſerbläschen dienen die Dampfentwäſſerungsapparate (ſ. d.), auch Waſſerabſcheider, Dampftrockner genannt. Will man überhitzten Dampf erzeugen, d.h. ſolchen, der im Gegenſatz zum geſättigten Dampf eine höhere Temperatur hat, als ihm ſeiner Spannung nach zukommt, ſo muß man den Dampf durch Sammelräume (Dampfüberhitzer) leiten, die von den abgehenden Feuergaſen beſpült werden (z. B. das Rohr D in Fig. 17 der Tafel II). Um anderſeits auch das Waſſer zu entfernen, welches durch Kondenſation ſich in langen Dampfrohrleitungen und beſonders auch da bildet, wo der Dampf zum Kochen und Heizen dient, wendet man Kondenſationswaſſerableiter (ſ. d.) an. Für die Verwendung des Dampfes in Dampfmaſchinen iſt es jedoch auf alle Fälle vorteilhafter, die Kondenſation in der Leitung möglichſt durch Überhitzen des Dampfes im Keſſel und durch Umhüllungen des Leitungsrohrs mit ſchlechten Wärmeleitern zu vermeiden. Jeder Keſſel muß durch ein Dampfabſperrungsventil außer Verbindung mit der Dampfleitung geſetzt werden können, insbeſondere muß von mehreren zu einem Betrieb vereinigten Keſſeln mit gemeinſamer Dampfleitung jeder ein beſonderes Abſperrungsventil bekommen. Jeder Keſſel muß mit einem Abblaſehahn oder Abblaſeventil verſehen ſein, um durch dieſe entweder für die Reinigung des Keſſels vom Keſſelſtein gänzlich oder behufs Austreibung des den meiſten Schmutz oder Schlamm enthaltenden Waſſers nur teilweiſe vom Waſſer entleert zu werden (das ſogen. Abblaſen oder Ausblaſen). Jeder größere Keſſel muß mindeſtens ein Mannloch haben, d. h. eine ovale Öffnung von ca. 350 mm Breite und 550 mm Länge, welche während des Betriebes durch einen innen anliegenden Deckel geſchloſſen iſt

und bei der Kesselrevision und bei etwanigen Reparaturen nach Entfernung des Deckels zum Befahren des Dampfkessels, d. h. zum Einsteigen einer Person, dient. Auch das Abschlagen des Kesselsteins, jener steinharten Kruste, die sich aus ursprünglich im Wasser aufgelösten, jedoch bei der Verdampfung ausscheidenden Bestandteilen (Kalk, Gips) bildet, erfordert das Befahren des Kessels. Über die Mittel, der Kesselsteinbildung vorzubeugen, s. Kesselstein. Endlich gehört zur Dampfkesselarmatur noch die Dampfpfeife (s. d.).

Leistungsfähigkeit und Dimensionen der Dampfkessel.

Die Leistungsfähigkeit eines Kessels wird durch das Gewicht Wasser in Kilogrammen angegeben, welches der D. stündlich in Dampf verwandeln kann, in der Dampfmaschinenpraxis auch wohl oberflächlich in Pferdekräften. Um die Größe eines Kessels für eine verlangte Leistungsfähigkeit zu bemessen, muß man wissen, wieviel Kilogramm Dampf in der Stunde auf 1 qm Heizfläche entwickelt werden können oder wieviel Heizfläche für 1 Pferdekraft erforderlich sind, danach berechnen, wieviel Heizfläche man braucht, und dann die Dimensionen des Kessels entsprechend wählen.

Auf 1 qm Heizfläche können stündlich 15—20 kg Wasser verdampft werden; zur Schonung der D. ist es jedoch zweckmäßig, wo es der Raum irgend gestattet, weniger (etwa nur 10—15 kg) Dampf auf 1 qm zu rechnen, d. h. die Heizfläche größer zu bemessen.

Anderseits rechnet man 1—1,5 qm (bei Lokomotiven nur 0,33 – 0,5 qm) Heizfläche auf 1 Pferdekraft.

Wenn man also z. B. stündlich 150 kg Dampf zum Betrieb einer Dampfmaschine braucht, so muß der zugehörige Kessel, im Mittel 15 kg pro 1 qm Heizfläche gerechnet, $\frac{150}{15} = 10$ qm Heizfläche haben, was ungefähr einer Leistung von $\frac{150}{1,5} = 10$ Pferdekräften entspräche. Wählt man nun einen einfachen Cylinderkessel von 0,9 m Durchmesser, dessen Heizfläche ungefähr $^2/_3$ des Cylindermantels beträgt, so muß die gewünschte Heizfläche $10 = 0{,}66 . 0{,}9 . 3{,}14$ mal Länge sein, woraus die Länge sich auf $\frac{10 . 3}{2 . 0{,}9 . 3{,}14} =$ rund 5,3 m berechnet.

Die nebenstehenden Tabellen I—VII geben die Hauptdimensionen verschiedener Kesselarten bei verschieden großer Heizfläche an. Man erhält ihre Leistungsfähigkeit, wenn man die Heizfläche mit der pro Stunde und Quadratmeter zu verdampfenden Wassermenge in Kilogrammen multipliziert (bez. mit der für 1 Pferdekraft erforderlichen Heizfläche dividiert). Wo ein Kessel nicht ausreicht, muß man mehrere verwenden.

Nach der Größe der Heizfläche bemißt man auch die Größe des Rostes. Man rechnet auf 1 qm Heizfläche 0,08—0,05 qm Rostfläche (totale Rostfläche), wovon auf die Spalten (die sogen. freie Rostfläche) ca. 0,01 qm pro □Meter Heizfläche entfallen sollen.

Die Güte eines Kessels in ökonomischer Beziehung richtet sich nach der Größe seiner Verdampfungsfähigkeit (kurz Verdampfung), d. h. nach der Dampfmenge in Kilogrammen, welche in dem Kessel von 1 kg Brennmaterial erzeugt werden kann. Es verdampft:

	Wasser	Verdampfung
1 kg geringwertige Kohle bei kleinen unvollkommenen Kesseln	5—6 kg	5—6fache
1 kg gewöhnliche Kohle bei mittelgroßen mittelguten Kesseln . . .	7 kg	7fache
1 kg gute Kohle bei guten Kesseln	8—10,5 kg	8—10,5fache

I. Einfache Cylinderkessel.

Heizfläche □Meter	Kessel Durchmesser in Metern	Kessel Länge in Metern
3	0,75	2
5,6	0,9	3,5
7,7	0,85	4,5
9	0,9	5
11,4	0,95	6
12	1	6

II. Einflammrohrkessel m. glattem Rohr (Cornwallkessel).

Heizfläche □Meter	Kessel Durchmesser Meter	Kessel Länge Meter	Flammrohrdurchmesser Meter
24,5	1,4	5	0,7
31,5	1,5	6	0,75
39,2	1,6	7	0,8
53,6	1,7	9	0,85

III. Einwellrohrkessel.

Heizfläche □Meter	Kessel Durchmesser Meter	Kessel Länge Meter	Wellblechrohr Äußerer Durchmesser Meter	Wellblechrohr Innerer Durchmesser Meter
30	1,8	4,5	1,05	0,95
40	1,8	6	1,05	0,95
45,6	2	6	1,2	1,1
66	2	8,7	1,2	1,1
74	2,2	8,75	1,35	1,25
91,3	2,2	10,8	1,35	1,25

IV. Zweiflammrohrkessel.

Heizfläche □Meter	Kessel Durchmesser Meter	Kessel Länge Meter	Flammrohrdurchmesser Meter
40,8	1,6	6	0,6
47,5	1,7	6,5	0,65
53,8	1,8	7	0,65
64	1,9	8	0,7
76,5	2	9	0,75
81	2,1	9	0,8
95	2,2	10	0,85

V. Tapuiskessel.

Heizfläche □Meter	Vorderkessel Durchmesser Meter	Vorderkessel Länge Meter	Hinterkessel Durchmesser Meter	Hinterkessel Höhe Meter	Röhren Durchmesser Meter	Röhren Länge Meter	Röhren Anzahl
79,5	1,2	5	1,9	2,4	0,076	2,56	100
92,5	1,2	6	1,9	2,8	0,076	2,96	100
103,3	1,25	6,5	2	2,6	0,076	2,8	120
118,3	1,25	7,5	2	3	0,076	3,2	120

VI. Kessel mit einem Vorwärmer.

Heizfläche □Met.	Oberkessel Durchm. Meter	Oberkessel Länge Meter	Vorwärmer Durchm. Meter	Vorwärmer Länge Meter	Verbindungsstutzen Durchmesser Meter
11,8	0,8	4	0,6	3	0,35
15,3	0,9	4,8	0,6	3,7	0,4
20,6	1	6	0,6	4,8	0,4
24,7	1,1	6	0,8	5,6	0,45
30,7	1,2	7	0,8	5,8	0,45

VII. Kessel mit zwei Vorwärmern.

Heizfläche □Met.	Oberkessel Durchm. Meter	Oberkessel Länge Meter	Vorwärmer Durchm. Meter	Vorwärmer Länge Meter	Verbindungsstutzen Durchmesser Meter
20,7	0,9	4,5	0,6	3,5	0,4
24	1	5	0,6	3,9	0,4
27,6	1,1	5,5	0,6	4,3	0,4
33,5	1,2	6,3	0,6	5,1	0,42
40,3	1,2	7,3	0,6	6,2	0,42
46,3	1,2	8,3	0,6	7,2	0,42
55,3	1,2	10	0,6	8,7	0,42

Polizeiliche Bestimmungen.

Die Anlage von Dampfkesseln unterliegt im Deutschen Reiche nach § 24 der Gewerbeordnung polizeilicher Genehmigung. Die zur Erteilung kompetente Behörde bestimmt das Landesrecht. Die Genehmigung erfolgt auf Antrag nach vorheriger Prüfung auf Grund der Bestimmungen vom 5. Aug. 1890 und etwaniger landesrechtlicher Vorschriften. Die Genehmigung ist auch unter Bedingungen zulässig. Gegen den Bescheid ist der Beschwerdeweg offen. In Preußen sind zur Genehmigung kompetent die Kreisausschüsse und in Städten mit über 10,000 Einw. die Magistrate, bei Dampfkesseln für Bergwerke und Aufbereitungsanstalten die Oberbergämter. Der wesentliche Inhalt der polizeilichen Bestimmungen vom 5. Aug. 1890 ist folgender: § 1: Gußeisen ist für feuerberührte Wandungen der Kessel oder Kesselteile von mehr als 25 cm lichter Weite bei Cylindergestalt und mehr als 30 cm bei Kugelgestalt der D. verboten. Feuerrohre von Messing dürfen 10 cm Durchmesser nicht überschreiten. § 2: Die Feuerzüge an ihrer höchsten Stelle müssen mindestens 10 cm (und zwar bei Schiffskesseln auch dann noch, wenn die Schiffsbreite gegen den Horizont um 4° [Flußschiffe], bez. 8° [Seeschiffe] geneigt ist) unter dem niedrigsten Wasserspiegel des Kessels liegen. Diese Bestimmungen finden nicht Anwendung auf D., welche aus Siederohren von weniger als 10 cm Weite bestehen, sowie auf solche Züge, in denen ein Erglühen des mit dem Dampfraum in Berührung stehenden Teils der Wandungen nicht zu befürchten ist. § 3 verordnet die Anwendung eines Speiseventils; § 4 das Vorhandensein von zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen, jede für sich ausreichenden Speisevorrichtungen. § 5: Jeder D. muß ein Wasserstandsglas und eine zweite zur Erkennung des Wasserstandes taugliche Vorrichtung besitzen. § 6: Bei Anwendung von Probierhähnen muß der unterste in der Ebene des festgesetzten niedrigsten Wasserstandes stehen; auch muß man die Hähne in gerader Richtung durchstoßen können. § 7: Der festgesetzte niedrigste Wasserstand ist am Wasserstandsglas und an der Kesselwandung oder dem Mauerwerk zu bezeichnen. An der Außenwand von Schiffskesseln ist die Lage der höchsten Feuerzüge nach der Richtung der Schiffsbreite kenntlich zu machen; ferner sind zwei Wasserstandsgläser in einer zur Schiffslänge normalen Ebene symmetrisch zur Kesselmitte und möglichst weit von ihr abstehend anzubringen. § 8: Jeder D. muß mit wenigstens einem, jeder Komplex von Dampfkesseln mit gemeinsamem Dampfsammler mit wenigstens zwei zuverlässigen Sicherheitsventilen, jeder lokomobile Kessel gleichfalls mit zwei solchen versehen sein. Die Ventile müssen jederzeit gelüftet werden können und sind höchstens so zu belasten, daß sie bei Eintritt der für den Kessel festgesetzten Dampfspannung sich öffnen. § 9: Jeder Kessel muß ein (Schiffskessel zwei) zuverlässiges Manometer mit einer Marke der höchsten Dampfspannung besitzen. § 10: An jedem D. muß die festgesetzte höchste Dampfspannung, der Name des Fabrikanten, die laufende Fabriknummer und das Jahr der Anfertigung, bei Schiffskesseln außerdem die Maßziffer des festgesetzten niedrigsten Wasserstandes auf leicht erkennbare und dauerhafte Weise angegeben sein. § 11: Jeder neu aufzustellende D. muß vor der Einmauerung durch Wasserdruck geprüft werden und zwar Kessel für nicht mehr als 5 Atmosphären Überdruck auf den doppelten Betrag, die übrigen mit einem Druck, welcher den beabsichtigten Druck um 5 Atmosphären übersteigt. Die Kesselwandungen dürfen durch die Proben ihre Form nicht bleibend verändern und beim höchsten Druck Wasser aus den Fugen nur als Nebel oder in feinen Perlen austreten lassen. § 12: Nach jeder größern Ausbesserung ist die Prüfung zu wiederholen. § 13: Bei der Prüfung ist ein offenes Quecksilbermanometer oder das amtliche Kontrollmanometer anzuwenden, für dessen Anbringung jeder D. eine passende Vorrichtung haben muß. § 14 verbietet die Aufstellung von Dampfkesseln für mehr als 6 Atmosphären Überdruck und solcher, bei denen das Produkt aus der feuerberührten Fläche in Q.-Metern und der Dampfspannung in Atmosphärenüberdruck mehr als 30 beträgt, unter bewohnten Räumen oder in solchen, wenn dieselben überwölbt oder mit fester Balkendecke versehen sind. An jedem unter bewohnten Räumen aufgestellten D. muß die Einwirkung des Feuers sofort gehemmt werden können. Ausgenommen hiervon sind die aus Siederohren von unter 10 cm bestehenden und in Bergwerken oder Schiffen aufgestellten D. § 15: Zwischen dem Kesselmauerwerk und den Gebäudewänden muß ein Zwischenraum von mindestens 8 cm verbleiben. § 16 verlangt, daß bei jedem beweglichen D. (Lokomobile) eine Urkunde über die Genehmigung mit Zeichnung und Beschreibung, Prüfungszeugnis ꝛc. sowie ein Revisionsbuch sich befinden und jedem zur Aufsicht zuständigen Beamten oder Sachverständigen auf Verlangen vorzulegen sind. Nach § 17 dürfen als bewegliche D. nur solche Dampfentwickler betrieben werden, zu deren Aufstellung und Inbetriebnahme die Herstellung von Mauerwerk, welches den Kessel umgibt, nicht erforderlich ist. Nach § 18 sind die § 16 und 17 ungültig, sobald ein beweglicher D. an einem Betriebsort zu dauernder Benutzung aufgestellt wird. § 19 schreibt für Schiffskessel außer den in § 16 angegebenen Erfordernissen noch eine Zeichnung des den D. aufnehmenden Schiffsteiles vor. § 20 befreit ältere, zur Zeit in Betrieb befindliche D. von den Anforderungen der § 1 und 2. § 21 gestattet den Kontrollbehörden der Bundesstaaten, in einzelnen Fällen von der Beachtung der Bestimmungen zu entbinden. Nach § 22 finden die Bestimmungen keine Anwendung 1) auf Kochgefäße, in welchen mittels Dampfes, der einem anderweitigen Dampfentwickler entnommen ist, gekocht wird; 2) auf Dampfüberhitzer oder Behälter, in welchen Dampf, der einem anderweitigen Dampfentwickler entnommen ist, durch Einwirkung von Feuer besonders erhitzt wird; 3) auf Kochkessel, in welchen Dampf aus Wasser durch Einwirkung von Feuer erzeugt wird, wofern dieselben durch ein unverschließbares, in den Wasserraum hinabreichendes Standrohr von nicht über 5 m Höhe und mindestens 8 cm Weite oder durch eine andre, von der Kontrollbehörde des Bundesstaates genehmigte Sicherheitsvorrichtung verbunden sind. § 24: In Bezug auf die Kessel in Eisenbahnlokomotiven bleiben die Bestimmungen des Bahnpolizeireglements für die Eisenbahnen Deutschlands in der Fassung vom 30. Nov. 1885 und der Bahnordnung für deutsche Eisenbahnen untergeordneter Bedeutung vom 12. Juni 1878 in Geltung.

Nach dem Gesetz vom 3. Mai 1872, betreffend den Betrieb der D., sind die Besitzer von Dampfkesselanlagen oder ihre Vertreter sowie die Kesselwärter verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß während des Betriebes die bei Genehmigung der Anlage oder allgemein vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen bestimmungsmäßig benutzt und Kessel, die sich in nicht gefahrlosem Zustande befinden, nicht im Betrieb er-

halten werden. Die Besitzer müssen amtliche Revision des Betriebes gestatten, die dazu nötigen Arbeitskräfte und Vorrichtungen bereit stellen und die Kosten der Revision tragen. Die äußere amtliche Untersuchung findet alle 2, die innere alle 4 Jahre statt. Erstere besteht vornehmlich in einer Prüfung der ganzen Betriebsweise des Kessels; die innere erstreckt sich auf den Zustand der Kesselanlage überhaupt und umfaßt auch die Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Kesselwände und des Zustandes des Kesselinnern. Werden bei der Untersuchung erhebliche Unregelmäßigkeiten im Betrieb ermittelt, so kann nach Ermessen des Beamten im folgenden Jahr die äußere Untersuchung wiederholt werden. Gefahr drohende Kessel sind außer Betrieb zu setzen und nach der Reparatur noch einmal zu untersuchen. S. auch Dampfkesselüberwachung. Von der bevorstehenden innern Untersuchung wird der Besitzer mindestens 4 Wochen vorher unterrichtet, und der Sachverständige sucht sich mit dem Besitzer über die Wahl des Zeitpunktes für die Untersuchung zu verständigen, um den Betrieb sowenig wie möglich zu beeinträchtigen. In Österreich gelten mit den deutschen ziemlich übereinstimmende Vorschriften. Bei Dampfkesseln, die bis zu einer Dampfspannung von 2 Atmosphären benutzt werden sollen, beträgt der Probedruck das Doppelte, für höhere Spannungen das Einundeinhalbfache des zulässigen größten Druckes, in beiden Fällen vermehrt um den Druck einer Atmosphäre. Bei Dampfkesseln von weniger als 80 Lit. Inhalt sind Manometer, Speisevorrichtung und Wasserstandsglas nicht erforderlich.

Über die Entwickelung des Dampfkesselbaues gibt die preußische Statistik der letzten Jahrzehnte lehrreichen Aufschluß. Es waren vorhanden zu Anfang der Jahre

	1879	1885	1890	1893
Feststehende Dampfkessel	32411	41421	48538	53024
Bewegliche Dampfkessel und Lokomobilen	5536	9191	12822	(1892:) 14871
Schiffsdampfkessel	702	1211	2046	1865

Auch die Verwendung vorteilhafterer Kesselformen zeigt eine bedeutende Zunahme, denn es betrug die Zahl der Kessel zu Beginn der Jahre

	1879	1893
Einfache Walzenkessel	3916	2898
Walzenkessel mit Siederohren	8279	7676
Engrohrige Siederohrkessel	640	1842
Flammrohrkessel mit 1 Flammrohr	6149	8708
Flammrohrkessel mit mehreren Flammrohren	7916	15024
Flammrohrkessel mit Quersiedern	341	3025
Heizrohrkessel ohne Feuerbuchse	1478	2877
Feuerbuchsenkessel mit vorgehenden und rücklehrenden Heizrohren	1505	4502
Feuerbuchsenkessel mit Siederohren	885	2301
Kessel andrer Konstruktion	1302	4111
Zusammen:	32411	53024

Eine unmittelbare Folge der gesteigerten Verwendung vorteilhafterer Kesselformen aber ist die erhebliche Zunahme der Kessel mit hohem Atmosphärendruck; es wurden in Preußen gezählt zu Beginn der Jahre

Kessel mit einem Atmosphärenüberdruck	1879	1892
bis 2 Atmosphären	1165	662
über 2—5 Atmosphären	27067	28067
über 5 Atmosphären	4179	22196
nicht festgestellt	—	161
Zusammen:	32411	51086

Vgl. Scholl, Führer des Maschinisten (11. Aufl., Braunschw. 1891); Reiche, Anlage und Betrieb der D. (3. Aufl., Leipz. 1886—88, 2 Bde.); Schönfließ, Berechnung der Dampfkesselanlagen (Elberf. 1874); v. Gutbier, Hilfsbuch für den Dampfkesselbetrieb, die Gewichts- und Druckvergleichungen (Kiel 1874); Wilson, Die D., deren Festigkeit, Konstruktion und ökonomischer Betrieb (deutsch, Braunschw. 1878); Denfer, Die D. (deutsch von D'Ester, Berl. 1879); Thielmann: Handbuch über vollständige Dampfkesselanlagen (2. Aufl., Leipz. 1880), Die neuesten Forschungen über Dampfkesselanlagen (das. 1882) u. Handbuch über stationäre D. (das. 1888); Beretta und Desnos, Die neuern Dampfkesselkonstruktionen (deutsch von Uhland, neue Ausg., Karlsr. 1884)); Jicinsky, Behelfe zur richtigen Beurteilung der Dampfkesselfeuerungen (Wien 1881); Flimmer, Dampfkesselzerstörungen und deren Verhütung (Leipz. 1884); Schlippe, Der Dampfkesselbetrieb (2. Aufl., Berl. 1892); »Neue Dampfkesselkonstruktionen und Dampfkesselfeuerungen mit Rücksicht auf Rauchverbrennung« (hrsg. vom Verband deutscher Dampfkesselüberwachungsvereine, das. 1890); Pohlhausen, D.- und Dampfmaschinenanlagen (Mittweida 1890—93); Kosak, Katechismus der Einrichtung und des Betriebes stationärer D. (8. Aufl., Wien 1892); Haeder, Bau und Betrieb der D. (Duisb. u. Düsseld. 1893); Jäger, Handbuch für die Konzessionierung und den Betrieb der D. in Preußen (Bonn 1893); Thaa, Dampfkesselwesen in Österreich (Wien 1891).

Dampfkesselarmatur, s. Dampfkessel, S. 515 f.

Dampfkesselexplosion, ein fast momentanes Zerreißen oder Zerspringen eines Dampfkessels, welches eintritt, wenn das Material desselben dem inwendigen Dampfdruck nicht mehr genügenden Widerstand leistet, und wobei Teile oder Bruchstücke in der Regel mit geschoßartiger Heftigkeit auf weite Entfernungen fortgeschleudert, mächtige Ergießungen siedenden Wassers erzeugt und oft erschreckende Verheerungen angerichtet werden. Obgleich es nicht bei allen Explosionen möglich ist, die Ursachen genau zu ermitteln, so ist doch festgestellt worden, daß in den meisten Fällen entweder der Erbauer (durch schlechte Konstruktion oder schlechtes Material), der Wärter (durch nachlässige Wartung) oder der Besitzer des Kessels (durch Sorglosigkeit) an der D. schuld hatte. Hervorgerufen kann die D. werden entweder dadurch, daß der Kessel zu schwach ist, um dem normalen Dampfdruck zu widerstehen, oder daß die Kesselwandungen von einem bedeutend über das normale Maß angewachsenen Druck gesprengt werden, oder aber daß beide Umstände zusammentreffen. Daß ein Kessel von vornherein zu schwach gewesen sei, um dem normalen Dampfdruck widerstehen zu können, kann wegen der vor der Benutzung ausgeführten Wasserdruckproben kaum angenommen werden; dagegen kann ein Kessel bei fehlerhafter Konstruktion, Anwendung schlechten Materials oder unverständiger Wartung so geschwächt und abgenutzt werden, daß er schon beim gewöhnlichen Dampfdruck explodiert. Derartige Schwächungen des Kessels sind Risse, die er durch wiederholte Biegungen der Bleche, wie sie mit Temperaturschwankungen verbunden sind, erhalten kann, sowie Zerfressung durch Rosten von innen oder außen. Hat sich erst einmal ein großer Riß gebildet, so kann durch denselben plötzlich eine Menge Dampf austreten, und es entsteht im Kessel eine momentane Druckverminderung, welche bei der verhältnismäßig hohen Wassertemperatur eine kolossale plötzliche Dampfentwicke-

lung, verbunden mit mächtigem Aufwallen des Waſſers, zur Folge hat, ſo daß der Keſſel zerriſſen wird.

Durch einfache allmähliche Spannungsſteigerung wird ein Keſſel nur bei grober Unachtſamkeit des Heizers oder bei einer unglücklicherweiſe gleichzeitig eintreffenden Unbeweglichkeit der Sicherheitsventile und des Manometers explodieren können. Dagegen ſind ſehr gefährlich die plötzlichen Spannungsſteigerungen, wie ſie auf verſchiedene Weiſe herbeigeführt werden können. Vor allem iſt hier das Glühendwerden der Keſſelwandungen zu erwähnen, welches inſofern doppelt gefahrbringend iſt, als es einerſeits leicht zu einer rapiden Dampfentwickelung Veranlaſſung geben kann, anderſeits aber auch die Feſtigkeit des Keſſels vermindert (da glühendes Eiſen viel weniger widerſtandsfähig iſt als kaltes). Die Keſſelwände können nun dadurch ſtellenweiſe oder ganz überhitzt oder glühend werden, daß entweder der Waſſerſtand bis unter die obere Grenze der Heizkanäle ſinkt (Waſſermangel, tritt am häufigſten durch zu lange verzögerte Speiſung, alſo durch die Schuld des Wärters, oder aber durch unvorhergeſehenes Undichtwerden oder Lecken des Keſſels ohne Verſchulden des Wärters ein), oder dadurch, daß ſich auf der Keſſelwandung eine dicke, die Wärmeleitung ſtark hemmende Keſſelſteinſchicht gebildet hat, oder auch dadurch, daß ſich unter einer Schicht von losgelöſten Keſſelſteinſtücken eine Dampfblaſe entwickelt hat, welche den Waſſerzutritt verhindert. Gewöhnlich reicht das bloße Glühen von Teilen der Keſſelwände noch nicht aus, um eine Exploſion hervorzurufen, oder wenigſtens kann eine ſolche durch rechtzeitiges Eingreifen in der Regel noch vermieden werden. Dagegen erſcheint eine D. unausbleiblich, wenn auf dieſe entblößten Stellen plötzlich Waſſer gelangt, weil dann eine ſo koloſſiale und plötzliche Dampfentwickelung eintritt, daß die ſchon durch das Glühen geſchwächten Keſſelwände nicht widerſtehen können. War Waſſermangel die Urſache des Erglühens, ſo bringt das Nachſpeiſen von friſchem Waſſer eine Exploſion hervor. Dieſelbe tritt auch ein, wenn der Keſſelſtein, welcher die Urſache des Erglühens der Keſſelwand war, plötzlich Sprünge bekommt, durch welche das Keſſelwaſſer zu dem glühenden Eiſen treten kann, oder wenn die erwähnte Dampfblaſe zufällig einen Abzug erhält und dadurch dem Waſſer Platz macht. Eine Möglichkeit, einen ſchon glühenden Keſſel zu retten, iſt dadurch gegeben, daß man durch Herausreißen des Feuers und Öffnen der Feuerthüren und der Reinigungsthüren der Feuerzüge (wobei kalte Luft unter dem Keſſel hinwegſtreicht) eine Abkühlung des Keſſels herbeiführt, indem man zugleich jede Dampfabführung vermeidet und dem Sicherheitsventil die Abführung des noch entſtehenden Dampfes überläßt. Vor allen Dingen ſoll man, auch wenn das Glühen durch Waſſermangel herbeigeführt iſt, kein Waſſer einführen, bevor der Keſſel gehörig abgekühlt iſt. Jedenfalls muß ein ſolcher Keſſel, bevor er wieder in Betrieb geſetzt wird, ſorgfältig unterſucht und, wenn das Glühen dem Blech geſchadet hat, repariert werden.

Nach Boutigny tritt bei der Waſſerbenetzung der erglühten Keſſelwandungen zunächſt der ſogen. ſphäroidale Zuſtand (Leidenfroſts Phänomen) ein, d. h. das Waſſer bleibt über den glühenden Stellen, ohne dieſe zu berühren, in Form von kugelförmigen Tropfen ſtehen, welche zuerſt langſam zu verdampfen beginnen und erſt dann, wenn die Eiſenfläche ſich bis auf einen gewiſſen Grad abgekühlt hat, faſt momentan in Dampf verwandelt werden. Die Anſchauung, daß durch glühend gewordenes Keſſelblech das Waſſer in Sauerſtoff und Waſſerſtoff zerlegt und dieſe Gasmiſchung (Knallgas) entweder durch die glühenden Wände ſelbſt oder durch zufällig im Keſſel durch Reibung des Dampfes entſtehende elektriſche Funken zur Exploſion gebracht werde und dadurch auch die D. herbeiführe, wird vielfach beſtritten.

Außer dem Erglühen der Keſſelwände wurde (nach Dufour) beſonders auch der Siedeverzug als eine Urſache plötzlicher ſtarker Dampfentwickelung und dadurch herbeigeführter D. angeſehen. Doch werden dieſe Dampfkeſſelexploſionen jetzt dem Umſtande zugeſchrieben, daß durch das von neuem angefachte Feuer die Keſſelplatten ziemlich ſchnell und ſtark, die darüberliegende Keſſelſteinſchicht viel langſamer erhitzt und ſo durch die verſchiedene Ausdehnung ein Reißen und Abſpringen des Keſſelſteins herbeigeführt und die glühende Keſſelwand der Waſſerberührung ausgeſetzt wird, was dann eine heftige Dampfentwickelung und die D. verurſacht.

Die Vorſichtsmaßregeln, welche einem Keſſelbeſitzer zur Vermeidung von Dampfkeſſelexploſionen zu empfehlen ſind, beſtehen vor allem darin, daß er die Dampfkeſſel nur von den beſten und renommierteſten Firmen bauen läßt, von welchen die Wahl zweckmäßiger Konſtruktion und guten Materials zu gewärtigen iſt, daß er ſchon gebrauchte Keſſel nie ohne vorherige Unterſuchung durch einen zuverläſſigen Sachverſtändigen kauft und in Betrieb ſetzt, und daß er ſeinen Keſſel tüchtigen und gewiſſenhaften Wärtern anvertraut, welche ihrerſeits dafür zu ſorgen haben, daß die Sicherheitsventile, Waſſerſtandszeiger, Speiſeapparate ꝛc. in gutem Zuſtande bleiben, daß die Feuerung regelmäßig geſchieht, daß alle Stöße und Erſchütterungen der Keſſel vermieden und die Dampf- und Sicherheitsventile nur langſam geöffnet werden, daß alle ſchlechten Stellen, Sprünge und Riſſe rechtzeitig repariert werden, daß ſtets hinreichender Waſſervorrat im Keſſel iſt, und daß eine oftmalige und ſorgfältige Reinigung vom Schlamm und Keſſelſtein vorgenommen wird.

Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die von 1877—91 in Deutſchland ſtattgehabten Dampfkeſſelexploſionen und die dabei verunglückten Perſonen:

Jahr	Anzahl der Dampfkeſſelexploſionen, mutmaßlich verurſacht durch: mangelhafte Konſtruktion u. ſchlechtes Material	mangelhafte Wartung	Erglühen infolge von Waſſermangel oder Keſſelſtein	Abnutzung, Beſchädigung, Alter	Zuſammen	Hierbei verunglückte Perſonen
1877	6	4	5	5	20	58
1880	3	4	8	5	20	28
1885	3	2	5	3	13	22
1886	1	—	11	4	16	23
1887	3	—	6	5	14	83
1888	2	1	8	4	15	11
1889	3	1	8	4	16	28
1890	1	2	4	8	15	18
1891	1	1	5	3	10	19

Vgl. Scheffler, Die Urſachen der D. u. der Dampfkeſſelthermometer als Sicherheitsapparat (Berl. 1867); Fiſcher, Zur Geſchichte der Dampfkeſſelexploſionen (»Dinglers Journal«, 1874, Bd. 213, S. 296); Wolfat, Die Urſachen der D. und die Mittel zu ihrer Verhütung (Wien 1876); Flimmer, Dampfkeſſelzerſtörungen und deren Verhütung (Leipz. 1884), und die Litteratur bei Artikel »Dampfkeſſel«.

Dampfkesselrevision, s. Dampfkesselüberwachung.

Dampfkesselspeiseapparate (Dampfkesselspeisevorrichtungen) dienen zum Einpressen von Wasser (Speisewasser) in die Dampfkessel durch das Speiserohr (ein in das Kesselinnere führendes, unter dem Wasserspiegel, jedoch nicht zu nahe an der Kesselwand ausmündendes Rohr), wobei der im Kessel herrschende Dampfdruck zu überwinden ist. Die gewöhnlichsten D. sind einfach wirkende Druckpumpen (Speisepumpen), die entweder mit der zugehörigen Dampfmaschine verbunden sind, oder teils von der Hand eines Arbeiters (Handpumpen), teils von einer besondern kleinen Dampfmaschine betrieben werden (Dampfspeisepumpen, Dampfpumpen). Über die Konstruktion der Pumpen s. Pumpen. Eine zweite seit den letzten Dezennien ebenfalls sehr gebräuchliche Art der D. sind die Injektoren (Dampfstrahlpumpen, s. Injektor). Bei Kesseln, durch welche Heizungsanlagen und Kochapparate mit Dampf gespeist werden, findet häufig der Wasserrücklauf (Retour d'eau) Verwendung (Fig. 1). A ist ein cylindrisches Sammelgefäß, welchem das in den Röhren der Heizungsanlage ꝛc. kondensierte Wasser durch das Rohr E zufließt. Dasselbe steht für gewöhnlich außer Verbindung mit dem Dampfkessel B, indem die Hähne c und d geschlossen sind, jedoch mit der äußern Luft durch den Hahn f in Verbindung, damit das Wasser frei einströmen kann. Hat sich A bis nahe an die Mündung des Rohrs mit Wasser gefüllt, so schließt man e und f und öffnet c und d, so daß nunmehr das Wasser vermöge seines Eigengewichts durch das Rohr D in den Kessel fällt, dagegen sich das Gefäß A durch das Rohr C mit Dampf anfüllt. Wenn man nun wieder c und d schließt, so kann man entweder durch Öffnung von e und f wieder Kondenswasser nach A fließen oder aber e und f geschlossen lassen und dadurch bewirken, daß der Dampf in A sich nach kurzer Zeit kondensiert und ein Vakuum bildet, so daß A sich nach Öffnung des im Saugrohr G befindlichen Hahns g mit frischem Speisewasser aus dem tiefer gelegenen Reservoir H füllt.

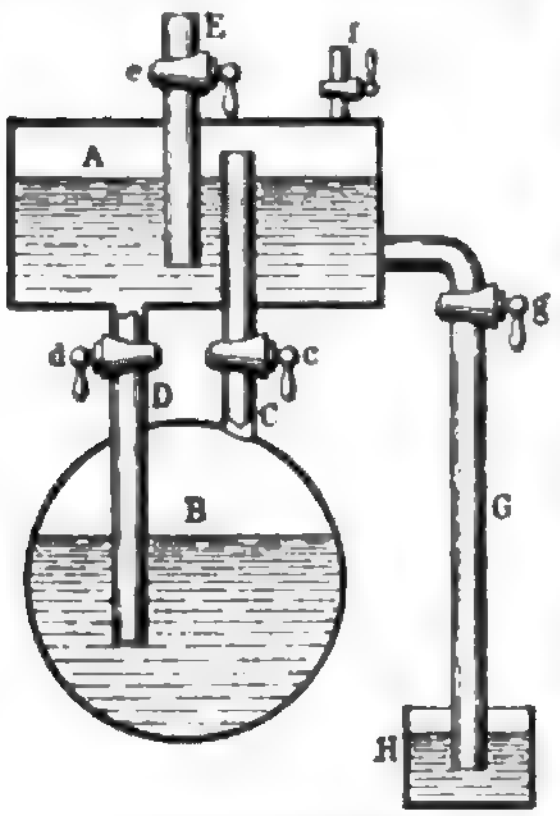


Fig. 1. Wasserrücklauf (Retour d'eau).

Mit den bisher beschriebenen Dampfkesselspeiseapparaten ist man ohne besondere Vorrichtungen nicht im stande, kontinuierlich zu speisen, d. h. man kann, weil die Dampfentwickelung und Dampfentnahme bei einer Kesselanlage durchaus nicht gleichmäßig bleibt, diese D., die einen ziemlich gleich bleibenden Wasserstrom zuführen, nicht dauernd arbeiten lassen, ohne übermäßig starke Schwankungen des Wasserstandes herbeizuführen. Vielmehr ist man darauf angewiesen, die betreffenden D. jedesmal, wenn der Wasserstand sich der äußersten erlaubten untern Grenze nähert, in Gang und nach gehöriger Speisung wieder außer Thätigkeit zu setzen. Diese diskontinuierliche Speisung hat den Nachteil, daß sie, wenn der Kesselwärter aus Unaufmerksamkeit oder Bequemlichkeit nur in großen Zwischenräumen speist, auf einmal zu große Quantitäten frischen Wassers in den Kessel gelangen läßt, wodurch die Kesselwassertemperatur momentan erniedrigt und die Dampfentwickelung vermindert, anderseits aber der Heizer veranlaßt wird, zur Kompensierung zeitweise zu stark zu feuern und dadurch Rauch und Rußbildung herbeizuführen. Wartet der Heizer mit dem Speisen vollends, bis Teile der Heizfläche vom Wasser entblößt und glühend werden, so ist dadurch die Vorbedingung zu einer Dampfkesselexplosion gegeben. Man ist deshalb darauf bedacht gewesen, die Dampfkesselspeisung kontinuierlich zu machen. Es läßt sich das bei den Speisepumpen dadurch erreichen, daß man Reguliervorrichtungen anbringt, welche vom Heizer nach den Angaben der Wasserstandzeiger des Kessels justiert werden müssen. Hierher gehört z. B. Maxims Regulator für Speisepumpen, bestehend in einem über dem Saugrohr angebrachten Regulierzylinder mit darin beweglichem, unter Federdruck stehendem Regulierkolben. Bei Niedergang des Pumpenkolbens wird das unter ihm befindliche Wasser so lange in den Raum unter dem Regulierkolben gedrängt, bis der Federdruck stärker wird

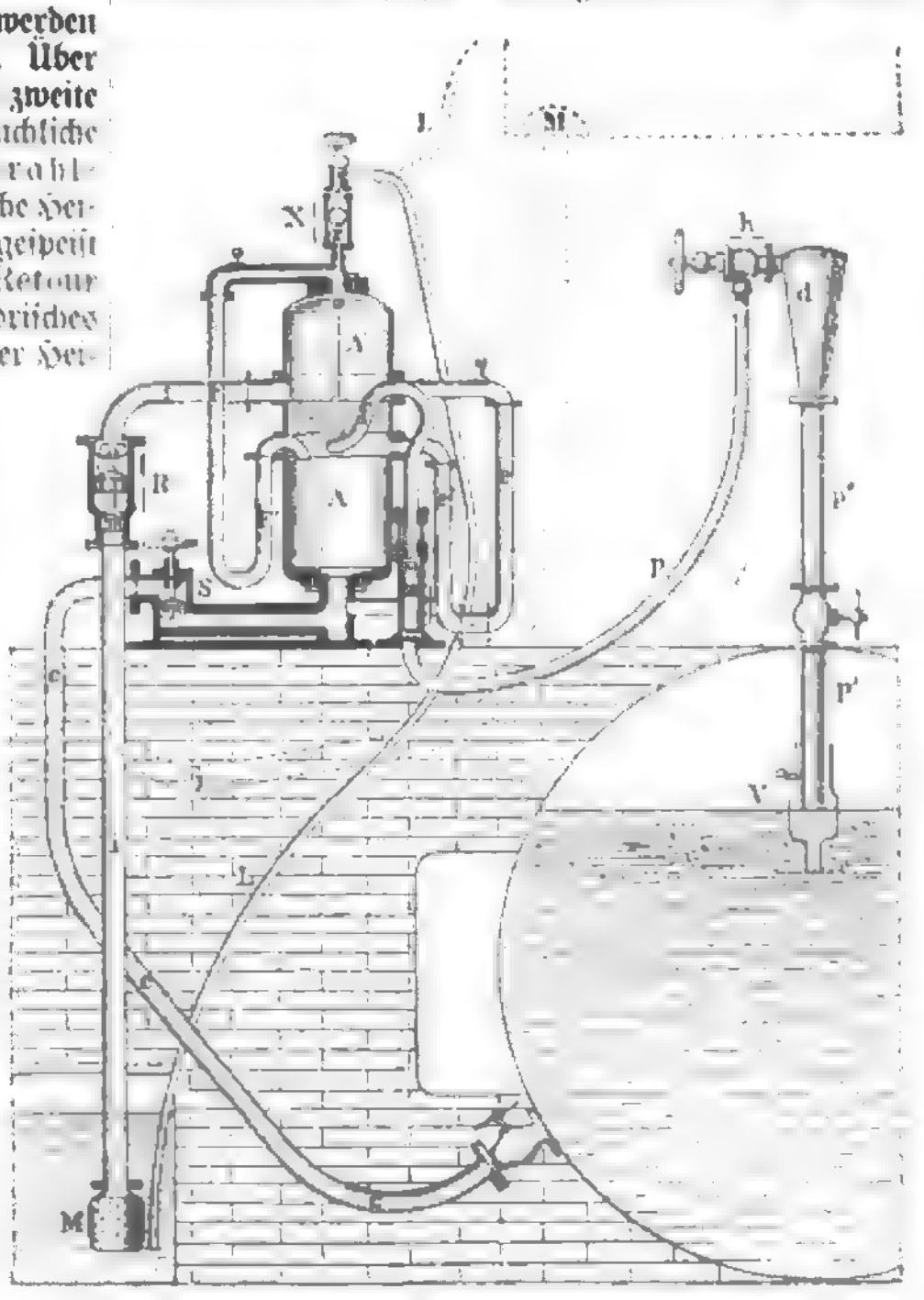


Fig. 2. Cohnfelds Dampfkesselspeiseapparat.

Digitized by Google

als der im Dampfkessel herrschende Druck, worauf der Rest der Hubwassers in den Kessel gelangt, während beim Aufgang des Pumpenkolbens immer erst das Wasser aus dem Regulierzylinder in die Pumpe tritt, ehe neues Wasser angesaugt wird. Je mehr daher die Feder vom Heizer mittels einer Regulierschraube angespannt wird, desto weniger Wasser kann in den Regulierraum und desto mehr in den Kessel gelangen und umgekehrt. Will man nun die Speisung kontinuierlich und zugleich ganz unabhängig vom Heizer machen, so muß man Apparate anwenden, welche jedesmal bei geringem Sinken des Wasserspiegels unter die mittlere Höhe selbsttätig eine geringe Quantität Wasser einführen. Von diesen selbsttätigen Speiseapparaten ist der von Cohnfeld der verbreitetste (Fig. 2, S. 521). Im Ruhezustand ist der ganze Apparat mit Wasser gefüllt. Sinkt nun im Kessel das Wasser zu tief, so tritt bei V Dampf in das Rohr p', welches oben mit dem Wasserfänger d versehen ist, und geht durch das Ventil h, Rohr p und Apparat z f nach A. Infolgedessen gelangt zunächst das in dem Behälter A vorhandene Wasser durch das Rohr c in den Kessel. Ein Teil des Dampfes tritt ferner durch ein Rohr F'F in den Behälter A' und drückt das hier vorhandene Wasser durch e e' nach A. Indem sich der Dampf hierbei zum Teil kondensiert, entsteht ein luftverdünnter Raum, und es tritt Wasser aus dem Reservoir M durch das Rohr i und Ventil R in den Behälter A', bis dieser wieder gefüllt ist. Zwei selbsttschließende Ventile S und z verhindern ein Rücklaufen des Wassers durch c und p. Das Ventil z besteht aus einem langen Cylinder, der sofort in die Höhe schnellt, sobald in A und A' der Dampfdruck bis zu einem gewissen Grade abnimmt und dadurch den Dampfzutritt zum Apparat fast ganz abschließt. Die obere Fläche von z ist nämlich mit einigen kleinen Kerben versehen, welche so viel Dampf durchlassen, daß der Cylinder niedersinkt, sobald die Luftverdünnung in A und A' aufhört und das Wasser in p' und p wieder steigt. Sinkt letzteres darauf unter das Niveau im Kessel, so beginnt das Spiel von neuem. Zur Entfernung von Luft dient das Ventil X mit Ventilkugel r und den Luftröhren L L. Der Cohnfeldsche ebenso wie andre selbstthätige D. (von Ritter und Mayhew, Langensiepen ꝛc.) finden immer ausgedehntere Verwendung.

Jeder Dampfkessel muß nach dem Gesetz mit zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen Speisevorrichtungen versehen sein. Im Speiserohr muß kurz vor seiner Einmündung in den Dampfkessel ein nach dem Kesselinnern aufschlagendes Ventil (Speiseventil) angebracht sein, welches auf jeden Fall ein Austreten von Wasser aus dem Kessel verhindert. Es empfiehlt sich ferner, am untersten Ende des Saugrohrs der D. ein besonderes Saugventil anzubringen. Litteratur s. Dampfkessel.

Dampfkesselüberwachung und **Dampfkesselüberwachungsvereine.** In Deutschland und den benachbarten Staaten hat man im Interesse der allgemeinen Sicherheit den Betrieb der Dampfkessel unter eine besondere Verantwortlichkeit gestellt und kontrolliert diese polizeilich. Die Dampfkessel werden nicht nur vor ihrer Aufstellung einer Untersuchung auf vorschriftsmäßige Konstruktion und Festigkeit unterworfen, sondern jeder aufgestellte und in Betrieb genommene Dampfkessel unterliegt von Zeit zu Zeit einer amtlichen technischen innern und äußern Untersuchung; jene findet alle 6, diese alle 2 Jahre statt. Die amtlichen Untersuchungen erfolgten bisher durch Baubeamte, Bergrevierbeamte, technische Eisenbahnbeamte und staatlich angestellte Dampfkesselrevisoren, werden jedoch jetzt, wenigstens in Preußen, allmählich den Gewerbe-Inspektoren übertragen. Dampfkessel, deren Besitzer Vereinen angehören, welche eine regelmäßige und sorgfältige Überwachung der Kessel vornehmen lassen, können von der amtlichen Revision befreit werden. Diese Vereine sind in jüngster Zeit zu großer Ausbreitung gelangt und wachsen noch stetig. In Deutschland haben sich diese Vereine zu einem Verband der Dampfkesselüberwachungsvereine zusammengethan. Die Vereins-Kesselüberwachung gewinnt immer mehr die Oberhand über die amtliche Dampfkesselüberwachung, was zum großen Teil seinen Grund darin hat, daß die Vereinsbeamten speziell im Dampfkesselwesen außerordentlich erfahrene Ingenieure sind und ihnen deshalb seitens der Kesselbesitzer das größte Vertrauen entgegengebracht wird.

Dampfkochtopf, s. Digestor.

Dampfkochung, das Erhitzen von Flüssigkeiten mit Dampf, welcher in einem besondern Kessel erzeugt wird. In vielen Fällen kann man den Dampf aus dem Dampfkessel durch ein metallenes Rohr direkt in die betreffende Flüssigkeit leiten. Der Dampf gibt dann seine Wärme sehr vollständig ab und wird selbst wieder zu Wasser verdichtet, welches sich der zu kochenden Flüssigkeit beimischt. Bei dieser Methode wird die Flüssigkeit also verdünnt, sie ist aber in allen Fällen, wo dies nicht in Betracht kommt, sehr vorteilhaft, und man erhält z. B. direkt sehr konzentrierte Lösungen, wenn man den Dampf auf Salz, Zucker u. dgl. wirken läßt; leitet man ihn zu Farbholzspänen, so entsteht eine sehr starke Brühe, und der Farbstoff wird dem Holz vollständig entzogen. Besondere Wichtigkeit hat die Methode auch für die Landwirtschaft. Gekochtes Futter wird vom Vieh viel besser verdaut als ungekochtes, und man erreicht also mit einer kleinern Menge gekochten Futters dasselbe Resultat wie mit einer größern Menge rohen Futters. Es ist aber vorteilhafter, das Futter durch hinzugeleiteten Dampf bis auf den Siedepunkt des Wassers zu erhitzen als es mit Wasser zu übergießen und dies dann zum Kochen zu erhitzen. Zweckmäßige Apparate sind von Gall, Richmond u. Chandler, Eckert u. a. konstruiert worden. — Darf das aus dem Dampf verdichtete Wasser nicht mit der zu kochenden Flüssigkeit in Berührung kommen, so wendet man Gefäße mit doppeltem Boden an und leitet den im Dampfkessel erzeugten Dampf zwischen beide Böden. Diese Art der D. wird namentlich angewandt, wo in einer zu erhitzenden Flüssigkeit zugleich feste Körper vorkommen, also z. B. beim Scheiden des Rübensaftes, in der Färberei, wenn man Zeuge in die Flotte tauchen will, ꝛc. Hat man es aber nur mit einer gleichartigen Flüssigkeit zu thun, so legt man ein oder zwei Schlangenrohre (Heizschlangen) in den Kessel, in welchem gekocht werden soll, und leitet den Dampf durch die Rohre. Hier ist die durch den Wasserdampf erhitzte und von der Flüssigkeit berührte Metallfläche größer, und die Erhitzung verläuft deshalb schneller als in den Gefäßen mit doppeltem Boden. Bei dem Robertschen Verdampfungsapparat sind mehrere hundert Rohre mit ihren Enden in entsprechenden Öffnungen zweier horizontaler Scheiben befestigt, die den cylindrischen Raum des Verdampfungsgefäßes, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Bodenraum steht also mit dem Saftdampfraum durch die Rohre

in Verbindung, und eingelassener Saft füllt ersteren, letztern und die Rohre; der eingelassene Dampf umspült den obern und den untern Boden sowie die Rohre und erhitzt dadurch den Saft. Die D. bietet besonders den Vorteil, daß man mit Einer Feuerung viele Gefäße erhitzen, und daß man zu den Kochgefäßen sehr häufig hölzerne Fässer od. dgl. benutzen kann, da dieselben mit Feuer nicht in Berührung kommen; außerdem wird ein Anbrennen vollständig vermieden. — Auch für die Küche hat man die D. angewendet und für gewisse Zwecke mit großem Vorteil. Man gießt in einen Topf einige Zoll hoch Wasser und stellt einen mit drei Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hinein. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man nun zum Kochen, so dringt der Dampf durch die Öffnungen des zweiten Bodens und wirkt auf die auf demselben befindlichen Körper. Mit größerm Vorteil und namentlich für Speiseanstalten wendet man geschlossene Töpfe an und leitet in jeden derselben aus einem Dampfkessel ein Dampfrohr. Man kann dann den Druck beliebig steigern und erhält in kürzester Zeit sehr wohlschmeckende Speisen.

Dampfkolben, s. Dampfmaschine, S. 523.

Dampfkran, s. Kran.

Dampfkrumpe, das Dekatieren des Tuches mit Wasserdampf (s. Appretur).

Dampfkugel, soviel wie Kolipile (s. d.); im Kriegswesen (Stankkugel) ein Gemenge aus Harz, Pech, Salpeter, Schwefel, Kohle, Sägespänen ꝛc., welches zum Ausräuchern des Feindes aus Gebäuden und Minengalerien, des starken Rauches wegen früher auch als Tagessignal gebraucht wurde, jetzt zu ersterm Zweck durch Pulversäcke u. dgl. ersetzt wird.

Dampfkutsche, s. Lokomobile.

Dampfleitung, das Röhrensystem, welches den Dampf vom Ort seiner Erzeugung zu dem Verbrauchsort führt. Man benutzt hierzu gewöhnlich gußeiserne Röhren von 10 mm Wandstärke, für Leitungen von geringerm Durchmesser auch schmiedeeiserne und für solche mit vielen Biegungen kupferne Röhren. Die Röhren werden durch Flantschen miteinander verbunden, in welche man 3—4 seichte konzentrische Furchen eindreht. Letztere geben dem zwischen die Flantschen zu legenden Dichtungsmaterial bessern Halt. Als Dichtungsmaterial benutzt man Kautschuk-, Asbest- oder Bleischeiben, Messingdrahtgewebe mit Mennigkitt oder Ringe aus 3—4 mm starkem Kupferdraht, welche in etwas tiefer ausgedrehte Furchen der Flantschen gelegt werden. Die D. soll scharfe Biegungen vermeiden; an der tiefsten Stelle ist ein Kondensationswasserableiter einzuschalten. Um aber die Kondensation durch Abkühlung möglichst zu verhindern, umgibt man die Rohrleitung mit einer die Wärme schlecht leitenden Masse (Baumwoll-, Seidenabfälle, Schlackenwolle, mit Kautschuk getränkter Filz, Rohrstücke aus einer Isoliermasse, Stroh ꝛc.). Bei langen Leitungen werden zur Vermeidung der durch die Ausdehnung des Metalls entstehenden Gefahren Kompensatoren eingeschaltet und für gewisse Zwecke auch Reduzierventile.

Dampfmantel, s. Dampfmaschine, S. 525.

Dampfmaschine (hierzu Tafel »Dampfmaschinen I—III«), eine Kraftmaschine, die mit gespanntem Wasserdampf betrieben wird. Der in einem Dampfkessel erzeugte gespannte Dampf wirkt zunächst auf den Dampfkolben, welcher sich dem Dampfcylinder dicht anschließend hin und her bewegt. Läßt man in den Cylinder von einer Seite Dampf von einer höhern Spannung als der der umgebenden Luft treten, während die andre Seite mit der Atmosphäre in Verbindung steht, so wird der Kolben von dem Dampfe vorwärts bewegt, der Dampf wirkt also durch direkten Druck. Sperrt man dagegen den Dampf ab, sobald der Kolben das Ende des Cylinders erreicht hat, und kühlt den nunmehr mit Dampf gefüllten Cylinder mit kaltem Wasser, so kondensiert sich der Dampf zu Wasser, und da dies einen bedeutend kleinern Raum einnimmt als der Dampf, so wird der übrige Raum nahezu leer sein, und in diesen leeren Raum treibt der Druck der atmosphärischen Luft den Kolben wieder zurück. Hierbei wirkt der Dampf also nicht direkt, sondern durch Erzeugung eines Vakuums. Bei den modernen Dampfmaschinen ist entweder die erstere Wirkungsart (Dampfmaschinen ohne Kondensation, Auspuffdampfmaschinen) oder es sind beide (Kondensationsdampfmaschinen) im Gebrauch, während man die zweite ohne die erste (atmosphärische Dampfmaschinen) nicht mehr benutzt.

Nach der Höhe des Druckes des in die Maschine eintretenden Dampfes unterscheidet man Niederdruckmaschinen (mit 1—1,5 Atmosphären, werden nicht mehr gebaut), Mitteldruckmaschinen (mit 1,5—3 Atm.) und Hochdruckmaschinen (mit 3—12 und mehr Atm., die gebräuchlichsten Dampfmaschinen). Ferner kann man den Dampf während des ganzen Kolbenhubes mit seinem vollen Druck wirken lassen (Volldruckmaschinen) oder aber ihn vor Vollendung des Kolbenhubes absperren und dann durch sein Ausdehnungsvermögen (Expansion) den Hub vollenden lassen (Expansionsmaschinen). Verläuft hierbei der ganze Vorgang (Volldruck und Expansion) in einem und demselben Cylinder, so heißt die D. Eincylindermaschine im Gegensatz zu der Zwei- und Mehrcylindermaschine (Compoundmaschine, Verbundmaschine), bei welcher in dem einen Cylinder nur der Volldruck oder außer diesem noch ein Teil der Expansion des Dampfes zur Wirkung kommt, während die Expansion in einem zweiten größern oder hintereinander in mehreren Cylindern vollendet wird. Die Zwei- und Mehrcylindermaschinen sind wohl zu unterscheiden von den Zwillings-, Drillings- ꝛc. Maschinen, welche gleichfalls mehrere, aber vollkommen gleichwertige Cylinder haben, die alle direkt mit Kesseldampf gespeist werden. Kommt der Dampf nur auf einer Seite des Kolbens zur Wirkung, so hat man eine einfach wirkende D., wirkt er abwechselnd auf beiden Seiten des Kolbens, so ist die D. eine doppelt wirkende. Die Dampfmaschinen werden auch eingeteilt nach der Art der Kolbenbewegung in Dampfmaschinen mit hin und her gehendem Kolben und Dampfmaschinen mit rotierendem Kolben (rotierende Dampfmaschinen). Bei erstern kann die Kolbenbewegung entweder auf eine rotierende Welle oder auf hin und her gehende Teile (Pumpenkolben, Hammerbär ꝛc.) übertragen werden, wonach man Dampfmaschinen mit Rotation und solche ohne Rotation (direkt wirkende Dampfmaschinen) unterscheidet. Nach der Stellung der Dampfcylinder, bez. der Anordnung der ganzen Maschine unterscheidet man liegende oder Horizontaldampfmaschinen, schrägliegende Dampfmaschinen, stehende oder Vertikaldampfmaschinen (Abarten: Balancierdampfmaschinen, Turmmaschinen, Hammermaschinen), oszillierende oder schwingende Dampfmaschi-

nen. Endlich unterscheidet man feststehende oder stationäre Dampfmaschinen von den beweglichen oder lokomobilen Dampfmaschinen (Schiffsmaschinen, Lokomobilen, Lokomotiven). Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Formen der D. s. auf beifolgenden Tafeln.

Leistung der Dampfmaschinen.

Der die Kolbenbewegung in der D. erzielende Druck ist der Überdruck des wirksamen Dampfes über den Gegendruck des austretenden Dampfes und über die Reibungen und sonstigen Nebenwiderstände der D. Denkt man sich aus den vielen verschiedenen Werten, welche dieser Druck während eines Kolbenhubes einnimmt, den Mittelwert gebildet und denselben mit der mittlern Kolbengeschwindigkeit multipliziert, so erhält man die Nutzleistung der D. in Meterkilogrammen oder nach Division mit 75 in Pferdekräften. Die vom Dampf auf den Dampfkolben übertragene oder die indizierte Leistung der D. ist um die Reibungsarbeit größer als die Nutzleistung. Dividiert man letztere durch die indizierte Leistung, so erhält man den Widerstandskoeffizienten der D. Der auf 1 qcm der Kolbenfläche entfallende Teil des Überdruckes des wirksamen Dampfes führt den Namen Nutzspannung (in Kilogrammen oder in Atmosphären). Diese Nutzspannung ergibt sich, wenn man die mittlere Spannung des wirksamen Dampfes, vermindert um die Gegendruckspannung des austretenden Dampfes, mit dem Widerstandskoeffizienten multipliziert. Die mittlere Spannung erhält man aus der Anfangsspannung des Dampfes durch Multiplikation mit dem dem Expansions-, bez. Füllungsgrade der D. entsprechenden Expansionskoeffizienten. Die folgenden Tabellen geben Werte der Expansionskoeffizienten, des Gegendruckes, des Widerstandskoeffizienten und der mittlern Geschwindigkeit.

Werte der Expansionskoeffizienten für gegebene Füllungs-, bez. Expansionsgrade.

Füllungsgrad	Expansionsgrad	Expansionskoeffizient
0,912	Volldruck	0,975
0,8	5/4	0,954
0,7	10/7	0,923
0,6	5/3	0,879
0,5	2	0,816
0,4	5/2	0,741
0,33	3	0,679
0,3	10/3	0,645
0,25	4	0,587
0,2	5	0,523
0,15	20/3	0,450
0,125	8	0,410
0,1	10	0,368

Werte der Gegendruckspannung:
1,15 für Maschinen ohne Kondensation,
0,35 für Maschinen mit Kondensation.

Werte des Widerstandskoeffizienten für gegebene Nutzleistungen eines Dampfcylinders in Pferdekräften.

Nutzleistung in Pferdekräften	Widerstandskoeffizient	Nutzleistung in Pferdekräften	Widerstandskoeffizient	Nutzleistung in Pferdekräften	Widerstandskoeffizient
1	0,55	10	0,71	40	0,83
2	0,58	15	0,73	50	0,84
4	0,64	20	0,76	70	0,85
6	0,67	25	0,78	100	0,86
8	0,69	30	0,80	200 u. mehr	0,88

Gebräuchliche Werte der mittlern Kolbengeschwindigkeit für gegebene Nutzleistungen eines Cylinders in Pferdekräften.

Nutzleistung in Pferdekräften	5	10	25	50	100	150	200
Kolbengeschwindigkeit in Metern pro Sekunde . . .	1,1	1,2	1,4	1,5	1,7	1,9	2

Wenn man nun noch berücksichtigt, daß der Kolbenhub bei Dampfmaschinen das 1,5—3fache (meist das 2fache) des Kolbendurchmessers beträgt, so ist man im stande, die Hauptdimensionen einer D. zu berechnen. Für eine 50pferdige Auspuffdampfmaschine z. B. ist der Widerstandskoeffizient nach obiger Tabelle = 0,84, daher die indizierte Leistung $= \frac{50}{0{,}84} =$ rund 70 Pferdekräften. Bei fünf Atmosphären Anfangsspannung und dreifacher Expansion wird (unter Berücksichtigung des Gegendruckes = 1,15 Atm.) die Nutzspannung $= 0{,}84 \cdot (0{,}679 \cdot 5 - 1{,}15) = 1{,}89$ Atm. oder Kilogramm. Diese Spannung mit der Kolbenfläche (in Quadratzentimetern) und der Kolbengeschwindigkeit (für 50 Pferde = 1,5 m) multipliziert, gibt die Nutzleistung der Maschine in Meterkilogrammen, nach Division mit 75 in Pferdekräften = Kolbenfläche $\cdot \frac{1{,}89 \cdot 1{,}5}{75}$. Diese Nutzleistung soll aber = 50 Pferdekräften sein; wenn man daher 50 durch die Nutzspannung und die Kolbengeschwindigkeit dividiert und mit 75 multipliziert, so erhält man die Kolbenfläche in Quadratzentimetern $= \frac{50 \cdot 75}{1{,}89 \cdot 1{,}5} = 1323$ qcm $= 0{,}1323$ qm und daraus den Kolbendurchmesser = 41 cm und den Kolbenhub, nach obiger Angabe $= 2 \cdot 41 = 82$ cm.

Bei Compoundmaschinen würde eine derartige Rechnung mit etwas veränderten Grundwerten die Dimensionen des größten Cylinders ergeben, wonach dann diejenigen der andern Cylinder dem Expansionsverhältnis entsprechend zu bemessen sind.

Bei ausgeführten Maschinen ermittelt man die indizierte Leistung mittels des Indikators (s. d.) und die Nutzleistung mittels des Bremsdynamometers (s. Dynamometer) als sogen. Bremsleistung.

Wasserverbrauch der Dampfmaschinen.

Den theoretischen Speisewasser- oder Dampfverbrauch einer D. pro Stunde würde man erhalten, wenn man das vom Kolben in der Stunde unter Volldruck durchlaufene Volumen in Kubikmetern mit dem Gewicht eines Kubikmeters des Dampfes multiplizierte. Bei dem obigen Beispiel würde der ganze Kolbenweg pro Stunde $= 1{,}5 \cdot 60 \cdot 60$ m, daher bei dreifacher Expansion $\frac{1{,}5 \cdot 60 \cdot 60}{3}$ m und das entsprechende Dampfvolumen $= \frac{1{,}5 \cdot 60 \cdot 60 \cdot 0{,}1323}{3} = 248$ cbm sein. Das Gewicht eines Kubikmeter Dampfes von 5 Atmosphären Spannung beträgt 2,75 kg, folglich ist das stündlich verbrauchte Dampfgewicht $= 248 \cdot 2{,}75 = 682$ kg, also pro Stunde und Pferdekraft $= \frac{682}{50} = 13{,}64$ kg. Der wirkliche Dampfverbrauch ist aber wegen verschiedener Dampfverluste erheblich größer, wie aus den Tabellen auf S. 525 zu ersehen ist. (Tabelle a, S. 525, gibt bei 50 Pferden und zehndrittelfacher Expansion 20 kg pro Stunde und Pferd an.)

Die Dampfverluste sind vornehmlich auf drei Hauptursachen zurückzuführen, auf den schädlichen Raum, d. h. den mit Dampf erfüllten Raum, der bei der Endstellung des Kolbens zwischen diesem und dem Ab-

Dampfmaschinen I.

Die *Anordnung und Wirkungsweise* der Dampfmaschine soll an *Fig. 1,* welche eine doppelt wirkende, stehende **Auspuffmaschine** schematisch darstellt, erläutert werden. Im Cylinder C wird der dicht anschließende Kolben K hin und her bewegt, mit ihm die bei s durch eine Stopfbüchse geführte Kolbenstange k und das Querhaupt (Kreuzkopf) q, das an den Gleitschienen g geradlinig geführt wird. Mittels der zwischen q und dem Zapfen z der Kurbel K' gelenkig eingefügten Bleuelstange p wird die Bewegung auf diese Kurbel und deren Welle W *(Schwungradwelle)* übertragen, von wo aus sie zu Arbeitsmaschinen weitergeleitet wird. Damit der Kolben hin und her getrieben wird, muß abwechselnd am obern und untern Cylinderende Dampf eingeleitet und der auf der andern Seite befindliche Dampf entlassen werden. Hierzu dient bei Dampfmaschinen die *Steuerung*, und zwar bei der vorliegenden Dampfmaschine eine Schiebersteuerung, bestehend in einem Schieber S *(Muschelschieber)*, der in dem Schieberkasten D über den Dampfkanälen α, β und γ hin und her gleitet. Er erhält seine Bewegung von dem auf der Schwungradwelle W sitzenden, um 90° gegen die Kurbel K' verstellten Exzentrik E mittels der Exzenterstange o e und der durch die Stopfbüchse s' geführten Schieberstange r. Befindet sich daher der Kolben K in der Mitte des Cylinders C, so steht der Schieber in einer seiner Endstellungen und umgekehrt. Bei der Stellung der Figur steht der Schieber in seiner untersten Stellung, der Kolben in der Mitte, der durch das Rohr d in den Schieberkasten gelangte Dampf tritt daher durch *aa* über den Kolben und drückt ihn abwärts, wobei der vom vorigen Hub in C befindliche Dampf durch *γγ*, die Höhlung des Schiebers S, β und b ins Freie entweicht. Bei Ankunft des Kolbens am Boden des Cylinders wird der Kanal *γγ* für den Dampfeintritt frei, während *aa* durch die Schieberhöhlung mit dem Abzugsrohr b in Verbindung gesetzt wird, so daß der unten eintretende Dampf den Kolben aufwärts und letzterer den über ihm stehenden Dampf aus dem Cylinder hinaustreibt. Vorteilhaft werden als Dampfverteilungsorgane auch Ventile und Hähne angewendet, welche durch Exzenter, Hebel, Hebedaumen etc. bewegt werden. Dergleichen Steuerungen sind weiter unten beschrieben.

Häufig gibt man dem Dampfcylinder doppelte Wandungen und leitet durch den Zwischenraum heißen Dampf, um einer schädlichen Abkühlung und Kondensation möglichst vorzubeugen *(Dampfmantel, Dampfhemd, Dampfjacke)*.

Aus der Auspuffmaschine wird eine **Kondensationsmaschine**, wenn man den Dampf durch b nicht ins Freie, sondern in einen Kondensator treten und letztern event. von der Maschine mit betreiben läßt (s. *Kondensation*)

Bei der beschriebenen Anordnung der Dampfmaschine gibt es zwei Totpunkte, d. h. zwei mit den Hubwechseln des Kolbens zusammenfallende Stellungen, in welchen die Kurbel und Bleuelstange in einer geraden Linie liegen, so daß letztere in diesem Moment nicht auf erstere drehend wirken kann. Die Maschine müßte daher am Ende jedes Kolbenhubes stehen bleiben, wenn nicht die Trägheit bewegter Massen über die Totpunkte hinweg hülfe. Außerdem aber ist die auf Drehung der Kurbel wirkende Kraft (Umfangskraft) nach der Stellung der Bleuelstange, bez. des Kolbens sehr verschieden groß, sie wächst vom einen Totpunkt bis ungefähr zur mittlern Kolbenstellung und nimmt dann wieder ab bis zum entgegengesetzten Totpunkt. Daher müßte die Maschine sehr ungleichmäßig laufen. Zur Vermeidung dieses Übelstandes und zur Überwindung der Totpunkte wird die Maschine mit rotierenden Körpern von großer Masse verbunden, gewöhnlich in der Form eines auf der Kurbelwelle W (Schwungradwelle) angebrachten *Schwungrades*, welches beigroßer Umfangskraft den Arbeitsüberschuß in Form von lebendiger Kraft aufspeichert, um die Umfangskraft damit bei den ungünstigern Kurbelstellungen zu unterstützen. Die Totpunkte werden gänzlich vermieden, und die Umfangskräfte werden bedeutend gleichmäßiger, wenn man die Kurbelwelle W mit 2 rechtwinkelig zu einander verstellbaren Kurbeln und dem entsprechend mit 2 Cylindern, Kolben, Kolbenstangen, Bleuelstangen etc. ausstattet *(Zwillingsmaschine)*, indem dann an beiden Kurbeln die Momente größter und kleinster Kraftwirkung abwechselnd auftreten. Derartige Maschinen brauchen entweder gar keine oder nur leichte Schwungräder. Noch höherer Grad von Gleichmäßigkeit wird durch *Drillingsmaschinen* erreicht. Alle solche Maschinen mit mehreren versetzten Kurbeln haben gegenüber den Eincylindermaschinen noch den Vorzug, daß sie in jeder Stellung angehen, sobald Dampf zugelassen wird, weshalb sie stets da verwendet werden, wo die Dampfmaschinen häufig angehalten und wieder angelassen werden müssen (bei Kranen, Winden, Aufzügen, Fördermaschinen etc.).

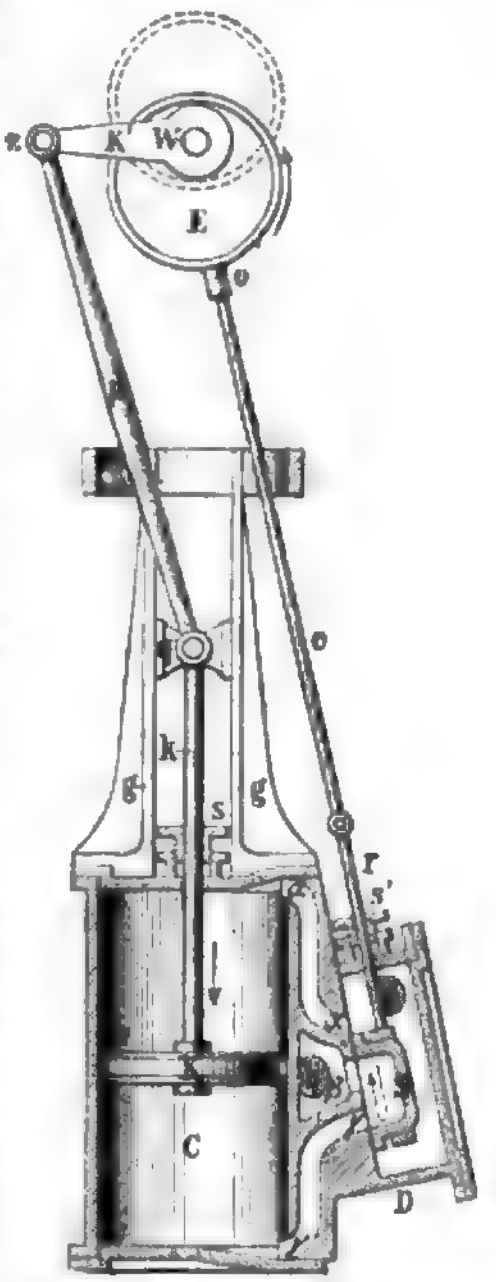


Fig. 1. Stehende Schieber-Dampfmaschine.

Wenn der nutzbare Widerstand der Dampfmaschine, wie er von den von ihr betriebenen Arbeitsmaschinen dargeboten wird, im Verhältnis zur Dampfarbeit zu gering ist, so fängt die Dampfmaschine an, immer schneller zu laufen (was in der Regel für die betriebenen Arbeitsmaschinen und die von diesen zu verrichtende Arbeit nachteilig ist), ja sie kann schließlich vollständig durchgehen, d. h. so schnell laufen, daß gefährliche Brüche entstehen. Wird der Widerstand zu groß, so läuft die Dampfmaschine zu langsam oder bleibt ganz stehen. Ein solcher zu geringer oder zu großer Widerstand tritt bei Betriebsdampfmaschinen sehr häufig auf, wenn ein Teil der zu betreibenden Arbeitsmaschinen ausgerückt wird, bez. wenn mehr Maschinen eingerückt werden. Man kann nun die Dampfarbeit dem Widerstand anpassen, indem man durch Verstellung des Absperrventils oder

Digitized

der *Drosselklappe* (s. d.) in der Dampfleitung den Dampfzutritt zur Dampfmaschine entsprechend vergrößert oder verkleinert (das sogen. Drosseln des Dampfes), oder besser, indem man diese Arbeit einem *Regulator* (Schwungkugelregulator, s. *Regulator*) überträgt. Statt dieser Art der Regulierung durch Drosselung des Dampfes wird bei den weiter unten erläuterten Expansionsmaschinen vorteilhafter die Regulierung durch Veränderung des Expansionsgrades angewendet.

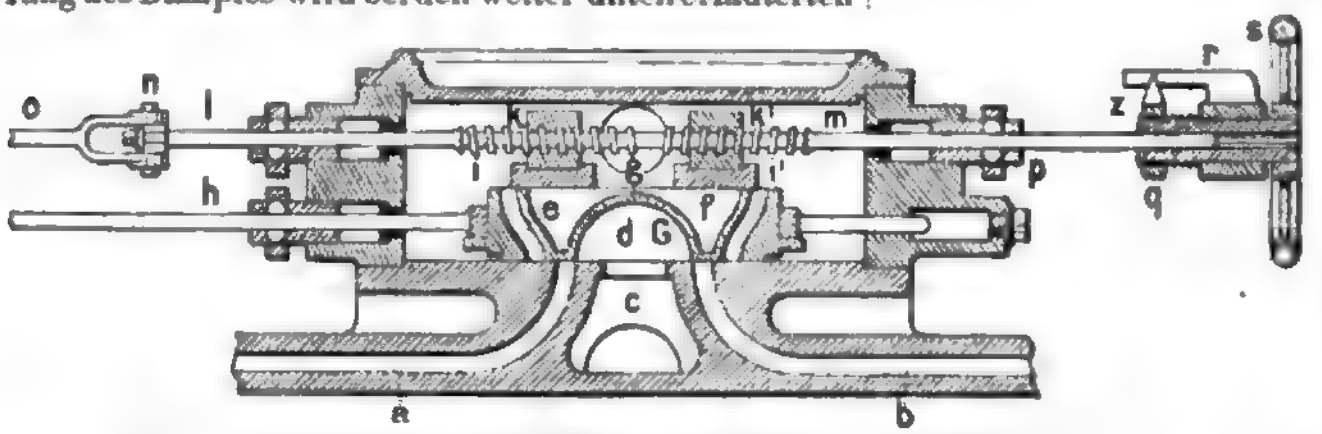


Fig. 2. Meyersche Expansionssteuerung mit Doppelschieber.

Expansionsmaschinen. Einen großen Vorteil kann man durch Anwendung der Expansion des Dampfes erzielen. Denkt man sich den Kolbenlauf in 20 Stationen geteilt, und sperrt man den Dampf ab, wenn der Kolben den vierten Teil seines Wegs vollendet hat, so wird der Dampf während der fünf ersten Stationen mit seiner vollen Kraft gleich 1 auf den Kolben drücken. Da sich aber

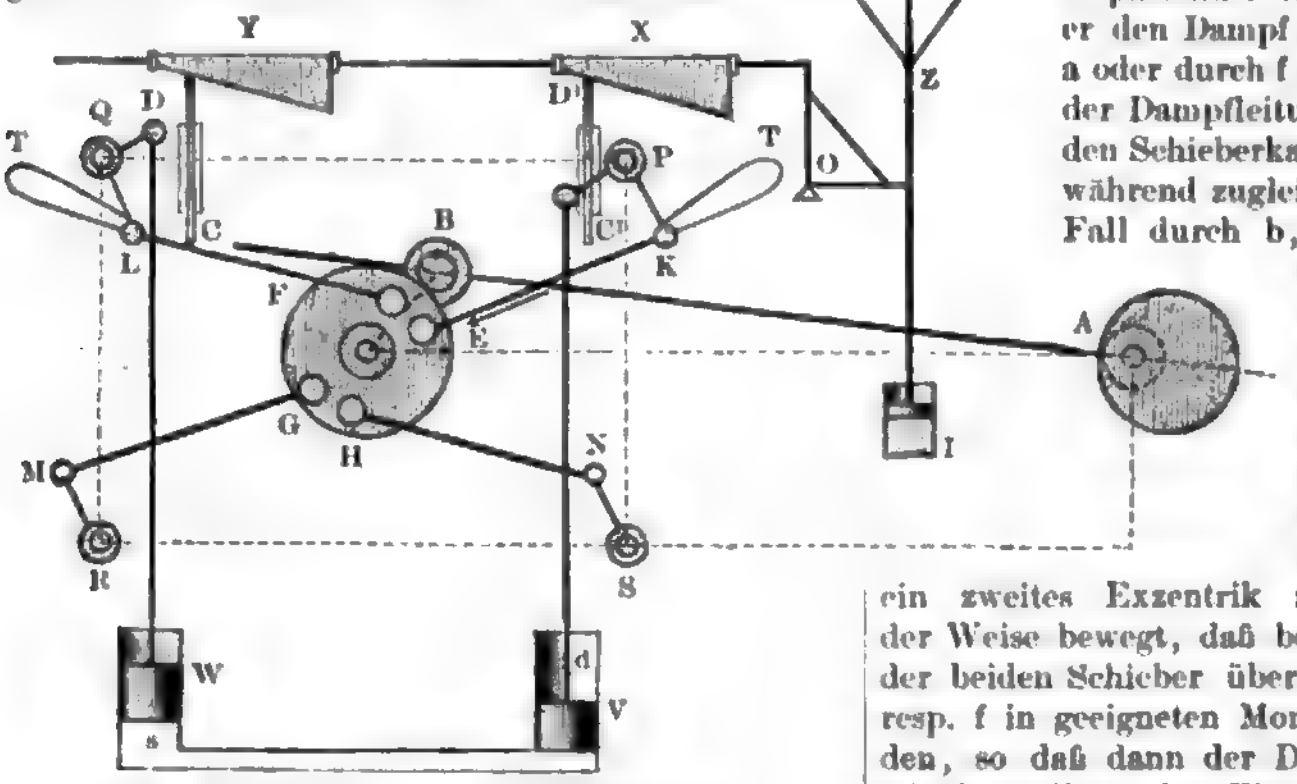


Fig. 3. Schema der Corliß-Steuerung.

nach dem Morinschen Gesetz die Spannungen einer Gasmenge umgekehrt wie die Volumen verhalten, so drückt der Dampf bei der sechsten Station nur mit $^5/_6$, weil der Raum sich ohne Dampfzufluß auf $^6/_5$ vergrößert hat, bei der siebenten nur mit $^5/_7$ seiner ersten Kraft, bei der achten mit $^5/_8$, bei der zwanzigsten endlich nur mit $^5/_{20}$. Die Summe aller Wirkungen wäre in diesem Fall 11,56, während man bei ungehindertem Einströmen des Dampfes bis zur Vollendung des Kolbenlaufs, also bei vierfachem Dampfverbrauch, doch nur eine Wirkung = 20 erhalten würde. Aus diesem Beispiel ist zu ersehen, daß durch die Expansion eine bedeutende Dampf- und somit auch Kohlenersparnis erzielt wird, ferner daß eine Expansionsmaschine für gleiche Leistung eines größern Cylinders bedarf als eine Volldruckmaschine, weil der mittlere Dampfdruck (der gewissermaßen den Durchschnitt aller während eines Kolbenhubes in einer Expansionsmaschine vorkommenden Spannungen darstellt) geringer als der ursprüngliche Dampfdruck sein muß.

Übrigens darf die Expansion bei gegebenem Anfangsdruck nicht über ein gewisses Maß hinausgeführt werden, weil sonst Stöße in der Maschine auftreten. Das Verhältnis des Cylindervolumens, welches bis zur Absperrung mit Dampf gefüllt ist, zum ganzen Cylindervolumen heißt die *Füllung* (man spricht also von $^1/_2$ Füllung, $^1/_3$ Füllung etc.), während das umgekehrte Verhältnis **Expansionsgrad** oder kurzweg **Expansion** genannt wird (daher die Ausdrücke doppelte, dreifache etc. Expansion). Die Expansion des Dampfes kann nun entweder in einem oder in zwei Cylindern erfolgen. Zur Expansion in einem Cylinder hat man besondere, sogen. *Expansionssteuerungen* nötig, deren verbreitetste die **Meyersche Steuerung** mit zwei Schiebern und zwei Exzentriks ist (*Fig. 2*). Die beiden Schieber liegen dicht übereinander. Der untere G (**Grundschieber**) besteht aus einem muldenförmigen Teil d, zu dessen beiden Seiten je ein Kanal (e und f) angebracht ist. Wenn dieser Schieber durch ein Exzentrik und die Stange h in passender Weise bewegt wird, so läßt er den Dampf abwechselnd durch e und a oder durch f und b aus demdurch g mit der Dampfleitung in Verbindung stehenden Schieberkasten in den Cylinder treten, während zugleich der Abdampf im ersten Fall durch b, im zweiten durch a in die Schieberhöhlung tritt und von da durch c entweicht. Die obere Seite des Grundschiebers ist eben und dient einem zweiteiligen Schieber kk' (**Expansionsschieber**) als Auflager. Derselbe wird durch ein zweites Exzentrik mittels der Stange l in der Weise bewegt, daß bei der relativen Bewegung der beiden Schieber übereinander die Öffnungen e, resp. f in geeigneten Momenten abgeschlossen werden, so daß dann der Dampf, obwohl die Grundschieberstellung den Eintritt noch gestatten würde, nicht mehr in den Cylinder gelangen kann. Die Stange m des Expansionsschiebers ist mit einem Stück rechten und einem Stück linken Schraubengewindes i und i' derart versehen, daß die beiden Teile k und k' des Schiebers bei der Drehung der Stange einander genähert oder voneinander entfernt werden können, wodurch der Expansionsgrad verändert werden kann. Um die Drehung der Stange vornehmen zu können, hat man die Stange l auf der Vorderseite drehbar in dem gegabelten Ende n der Exzenterstange o befestigt und durch die Hinterwand des Schieberkastens vermittelst der Stopfbüchse p hindurchgeführt. Auf der Stange sitzt eine Hülse q mit Feder und Nute, so daß sich die Stange wohl darin hin und her bewegen, aber nicht unabhängig darin drehen kann. Diese Hülse ist in einem Lager r drehbar und außerhalb desselben mit Schraubengewinde versehen. Wird sie an einem Handrad s gedreht, so wird zugleich mit den Schieberhälften ein Zeiger z auf einer Skala bewegt, so daß man stets ablesen kann, mit wie starker Expansion die Dampfmaschine arbeitet.

Digitized by Google

Präzisionssteuerungen. Die Regulierung der Expansion muß bei der Meyerschen Steuerung und anderen mit der Hand vorgenommen werden, während der Regulator, wenn ein solcher vorhanden ist, auf eine Drosselklappe wirkt. Die neuern Expansionssteuerungen sind nun so eingerichtet, daß der Expansionsgrad von dem Regulator selbstthätig, dem Arbeitswiderstand der Maschine entsprechend, verändert wird, also eine selbstthätige Regulierung durch Veränderung des Expansionsgrades vorgenommen wird, welche der Regulierung durch Drosselung vorzuziehen ist. Unter diesen Steuerungen sind besonders die sogen. *Präzisionssteuerungen* in Aufnahme gekommen, von welchen die Rider-, die Corliß-, die Sulzer- und die Collmann-Steuerung am bekanntesten geworden sind. Die *Rider-Steuerung* ist von der Meyerschen Steuerung abgeleitet. Auch hier sind zwei Schieber, ein Grundschieber und ein Expansionsschieber, angewendet, der letztere ist jedoch nicht eben, sondern bildet einen mit der Schieberstange konaxialen Hohlcylinder, der in einem andern auf dem Grundschieber angebrachten Hohlcylinder sowohl verschoben als auch gedreht werden kann. In letztern Hohlcylinder münden die Kanäle des Grundschiebers mit schrägen Öffnungen, welchen gleichfalls schräge Öffnungen im Expansionsschieber entsprechen, derart, daß die Öffnungen des Grundschiebers vom Expansionsschieber sowohl durch Verschiebung als Drehung des letztern geschlossen oder freigegeben werden können. Die Verschiebung des Expansionsschiebers wird mittels Exzenters hervorgebracht, eine Drehung von dem Regulator aus aber nur dann, wenn die Maschine zu schnell oder zu langsam geht, und zwar so, daß im erstern Falle die Öffnungen des Grundschiebers früher, im letztern Falle später bedeckt werden, als es ohne Einwirkung des Regulators geschehen würde. Die Rider-Steuerung ist für kleinere und mittlere Maschinen (etwa bis 40 Pferdekräften) sehr zweckmäßig.

Fig. 3 zeigt das Schema der ursprünglichen Konstruktion einer **Corliß-Steuerung.** In größter Nähe des Cylinders sind die vier Hähne P Q R S angebracht, von welchen P und Q den Einlaß, R und S den Auslaß des Dampfes bewirken. Die Drehung derselben erfolgt durch die vier Zugstangen EK, FL, HN, GM, welche an der Scheibe FEHG sitzen, die ihrerseits durch die Stange BA von dem auf der Schwungradwelle befindlichen Exzentrik A aus in hin und her gehende Drehbewegung um ihre horizontale Mittelpunktachse versetzt wird. Um nun das möglichst momentane Öffnen und Schließen der Dampfwege zu bewirken, gehen die Stangen EK, FL an die Hebel PK, QL, sind aber bei KT und LT zum Zweck des Federns schleifenartig gestaltet und können hierdurch die Hebel mit Nasen erfassen und loslassen. In dem Moment, in welchem ein durch den Keil X oder Y gesteuerter Riegel DC oder D^1C^1 die Stange EK oder LF von dem zugehörigen Hebel KP oder LQ, an dessen Drehachse ein Hahn sitzt, auslöst, tritt sofort eins der Gewichte V, W in Wirksamkeit, dessen Niedersinken die Schließung des Dampfzuströmungshahns und somit die Absperrung des Dampfes hervorbringt. Je schneller nun die Maschine geht, desto mehr werden sich die Kugeln des Regulators Z heben, desto mehr werden mit Hilfe des Winkelhebels O die Keile X und Y nach links verschoben werden, desto tiefer werden die Riegel DC und D^1C^1 zu stehen kommen, desto eher wird die Auslösung der Hebel KP und LQ, also auch die Absperrung des Dampfes erfolgen, desto mehr endlich wird der Dampf expandieren und umgekehrt. Um das zu schnelle Fallen der Gewichte V und W zu verhindern, bewegen sie sich in sogen. *Wasserbremsen* ds, die ebenso konstruiert sind wie die Katarakte bei den Kataraktmaschinen. Eine Wasserbremse l ist auch am Regulator angebracht, um den Auslösungsmechanismus gegen Stöße und heftige Bewegungen zu schützen.

Von den äußerst mannigfaltigen Veränderungen

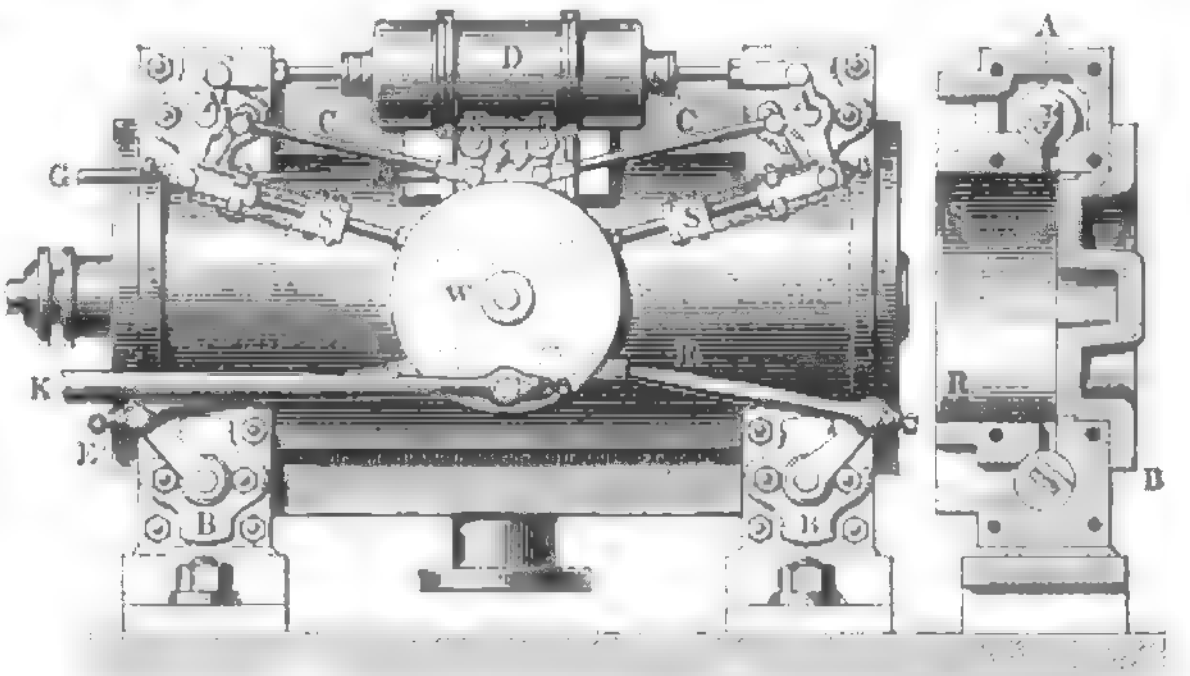


Fig. 4. Corlißmaschine. Steuerung von Spencer und Inglis.

und Verbesserungen der *Corliß-Maschinen* seien hervorgehoben die Steuerung von Spencer und Inglis und die von Wheelock. Die **Steuerung von Spencer und Inglis** hat durch Einführung von Luftpuffern mit Spiralfedern eine kompendiöse Anordnung erhalten. *Fig. 4* zeigt Cylinder und Steuerung derselben teils in der äußern Ansicht, teils im Durchschnitt. Mit der durch die Exzenterstange K in oszillierende Bewegung gesetzten Steuerscheibe W sind die Hebel der Dampfauslaßhähne B durch die Stangen E u. R in fester Verbindung, während die Schubstangen S S der Einlaßhähne A von den Hahnhebeln gelöst werden können, worauf die Exzentersteuerung nicht mehr auf sie wirkt. Diese Auslösung erfolgt gerade dann, wenn die Dampfabsperrung geschehen soll, und der Schieberhahn ist dann plötzlich der Einwirkung der im Cylinder D befindlichen Pufferfedern ausgesetzt, welche ihn mittels einer der aus D heraustretenden Pufferstangen und des über das Drehungskreuz hinaus verlängerten Hahnhebels sofort in die abschließende Stellung bringen. In dieser Stellung bleibt der Hahn bis nahe zur Vollendung des Kolbenhubes, wird dann aber wieder durch Einrücken der Schubstangen S gesteuert und für das nächste Dampfgeben geöffnet. Die Stange G geht vom Regulator an den Hebel F, der mittels zweier Zahnsegmente die Bewegung auf den zweiten Hebel F überträgt; von hier aus gehen Stangen CC an leichte Hebel, deren Daumen zwischen den federnden Ausläufern der Stangen SS spielen und diese auseinander treiben, wenn der Regulator die Absperrung verlangt. Dann gleiten die Stahlbacken jener Ausläufer über die Stangenköpfe der Hebel und fangen sich zur richtigen Zeit wieder in den Einschnitten.

Digitized by Google

Die **Dampfmaschine von Wheelock** *(Fig. 5)* zeichnet sich durch zweckmäßige Anordnung der Hähne,

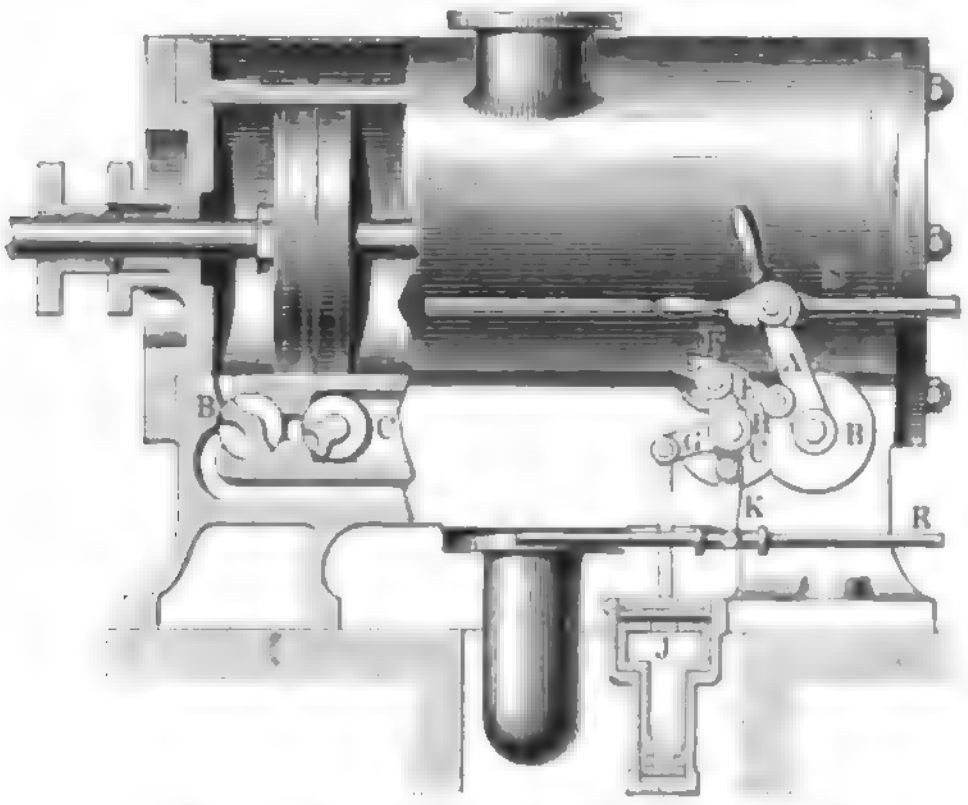


Fig. 5. Dampfmaschine von Wheelock.

Einfachheit des äußern Mechanismus und dadurch gewährleistete Dauerhaftigkeit ihrer beweglichen Teile aus. Auf der untern Seite des Cylinders befindet sich an jedem Ende je ein Verteilungshahn B für den Dampfein- und -Auslaß und ein Expansionshahn C. Auf der rechten Seite der Figur ist die äußere Steuerung zu sehen. Sie besteht aus dem von der Exzenterstange S aus bewegten Hebel A, der mit dem Verteilungsschieber B fest verbunden ist, dem Winkelhebel G des Expansionsschiebers und der mit A drehbar verbundenen Auslöseklinke E. Geht der Hebel A aus der abgebildeten Stellung nach rechts, so wird der an dem obern Ende von G drehbar angebrachte (in der Figur punktierte) Würfel F durch einen übergreifenden Vorsprung der Klinke E mit nach rechts gezogen, wobei sich beide Hähne B und C öffnen und Dampf rechts hinter den Dampfkolben tritt. Sobald aber der untere sichelförmige Teil von E gegen die Nase H stößt, hebt er E etwas an und läßt dabei den Würfel F aus dem erwähnten Vorsprung von E frei werden, so daß nun der Hebel G unter der Einwirkung des Luftpuffers J rückwärts gedreht, der Expansionshahn C geschlossen und dadurch der Dampf abgesperrt wird. Die Nase H ist nun an einem Zahnrad befestigt, welches mit einem am Hebel K angebrachten Zahnsegment in Eingriff steht und mittels desselben vom Regulator aus durch die Stange R derart verstellt wird, daß H je nach dem zu schnellen oder zu langsamen Gang der Maschine später oder früher von dem sichelförmigen Ansatz der Klinke E getroffen und dem entsprechend der Expansionsgrad verändert wird. Bei der Linksbewegung von A fällt dann jedesmal die Klinke E mit ihrem Vorsprung hinter den Würfel F wieder ein. Auf der linken Seite der Maschine sind die Steuerungsorgane symmetrisch zur rechten angeordnet.

Die eigentliche Ausbildung und ausgedehnteste Verwendung erfuhr die Präzisionssteuerung an den Ventilmaschinen, bei welchen ein fast momentanes Schließen der Dampfkanäle möglich ist. Von diesen hat die *Collmann-Steuerung* eine besondere Bedeutung dadurch bekommen, daß sie die Einlaßventile nicht frei fallen läßt, sondern denselben bis zum Schluß eine durch den Mechanismus bedingte Bewegung erteilt (zwangläufige Ventilsteuerung), weshalb hier unwillkommene Stöße vermieden sind und selbst bei schnellem Gang der Maschine eine vollkommen zuverlässige und exakte Wirkung erzielt wird.

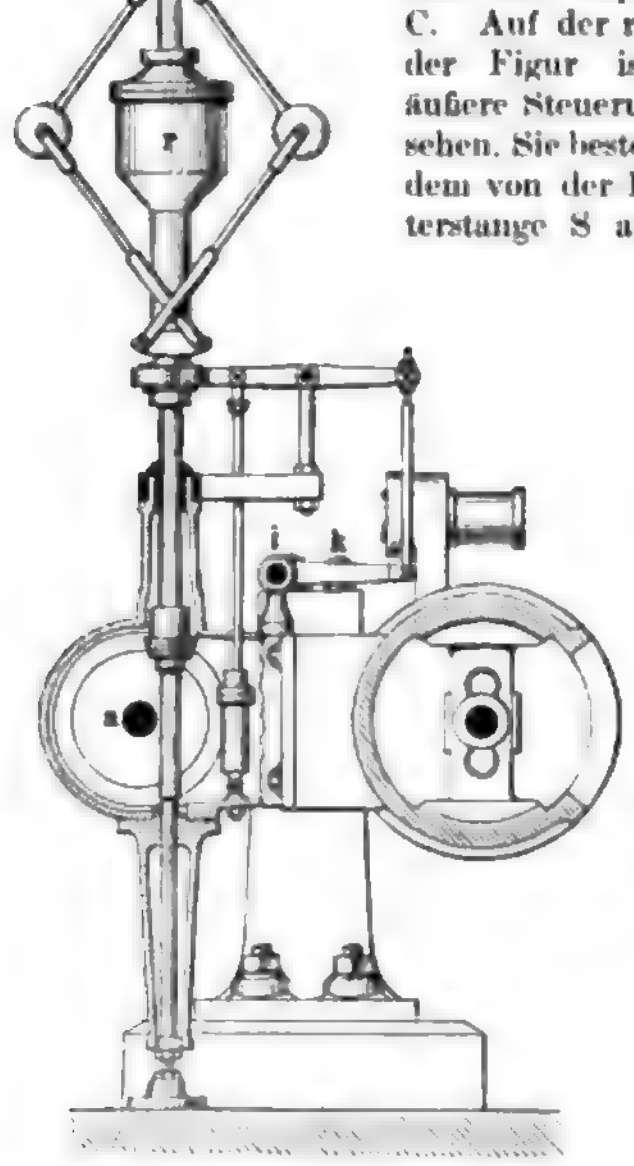


Fig. 6. Querschnitt am Regulator.

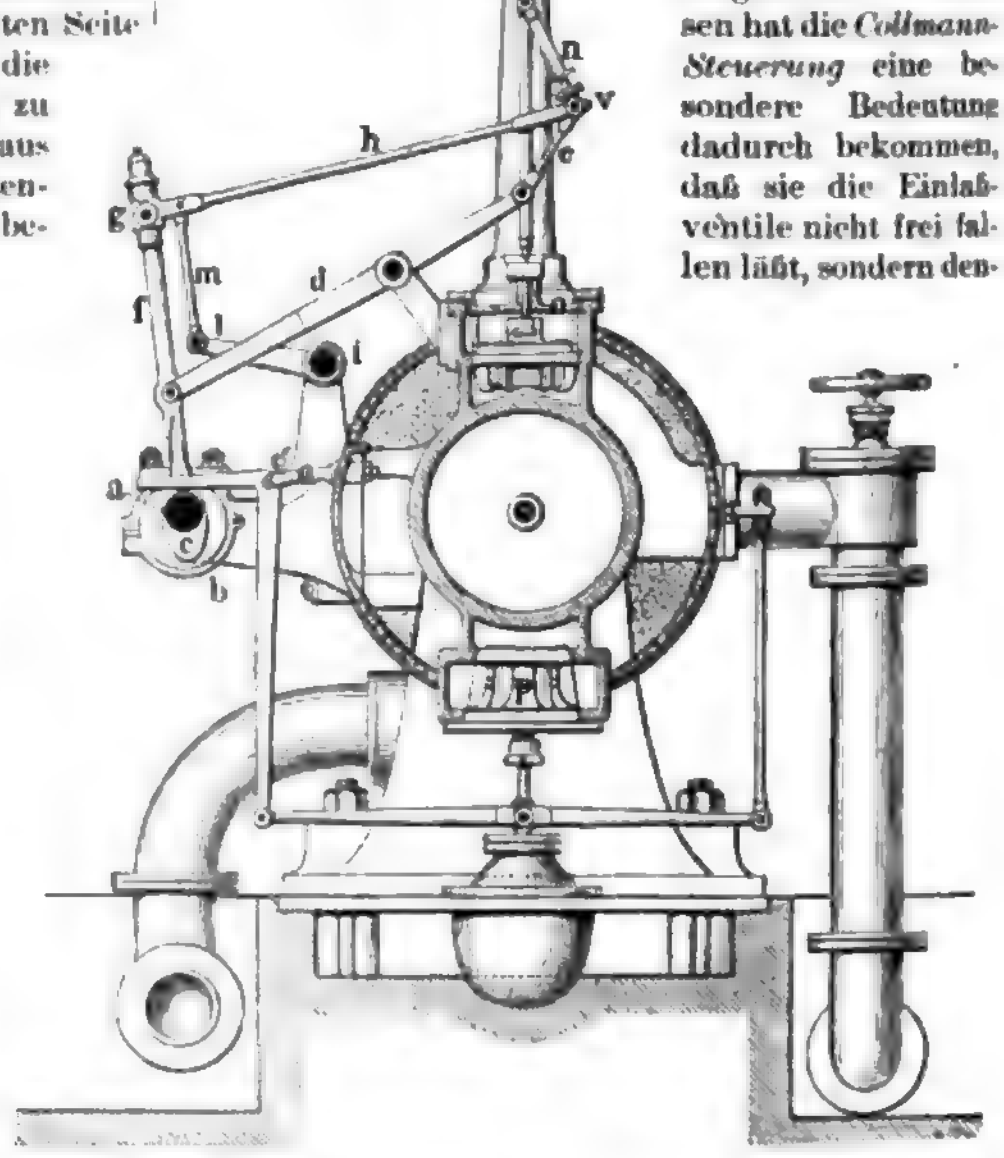


Fig. 7. Querschnitt durch den Cylinder.

Fig. 6 u. 7. Collmann-Steuerung.

Digitized by Google

Dampfmaschinen II.

Die **Collmann-Steuerung** *(Fig. 6 u. 7)* wird durch eine zur Maschinenachse parallele Steuerwelle a in Bewegung gesetzt, welche mit je einem in der Nähe eines Cylinderendes befindlichen Exzentrik b je ein Einlaßventil o und mit je einem Daumen c ein Auslaßventil p öffnet und schließt. Jedes Exzentrik erteilt einem Haupthebel d, dessen freies Ende an einem Schenkel e eines Kniehebels angreift, eine schwingende Bewegung. Auf der Verlängerung der Exzenterstange f ist ein Gleitstück g verschiebbar, welches vermittelst einer Verbindungsstange h mit dem Mittelgelenk v des genannten Kniehebels verbunden ist. Die Stellung dieses Gleitstücks kann durch den Regulator r mittels der auf der Welle i befestigten Hebel k und l und der Koppel m verändert werden. Der zweite Schenkel n des genannten Kniehebels greift an der geradlinig geführten Ventilstange an. Im Moment der Öffnung eines Einlaßventils befindet sich die Zentrale des betreffenden Exzentriks ungefähr in horizontaler Lage, während der Kniehebel gestreckt ist. Das nun nach unten gehende Exzentrik erteilt dem untersten Kniehebelgelenk eine nach aufwärts gerichtete Bewegung, welche in ihrer ganzen Größe auch auf die Ventilstange übertragen würde, wenn nicht im weitern Verlauf der Kniehebel durch das auf der verlängerten Exzenterstange sitzende Gleitstück vermittelst der Stange h durchgedrückt würde. Es entsteht hierdurch in dem obern, mit der Ventilstange verbundenen Gelenk eine Bewegung, welche aus der der Vollfüllung entsprechenden Bewegung des untersten Kniegelenks und der durch die Durchbiegung des Knies hervorgerufenen entgegengesetzten Bewegung des obern Kniegelenks resultiert. Je schneller nun die Maschine läuft, und je weiter durch den Regulator das Gleitstück von der Achse a entfernt wird, um so größer ist dessen durchbiegende Wirkung, um so größer wird die auf das Sinken des Ventils wirkende Bewegung, um so eher schließt dasselbe den Dampf ab, so daß die Maschine wieder auf ihre normale Geschwindigkeit gebracht wird. *Fig. 8* zeigt eine vollständige Dampfmaschine mit Collmann-Steuerung *(Collmann-Maschine)*. A Cylinder, B B Steuerung, C Dampfleitung mit Absperrventil, D Geradführung, E Querhaupt, F Bleuelstange, G Kurbelscheibe, H Schwungrad, J Regulator, K rückwärts verlängerte Kolbenstange, welche mittels des Lenkers L den Hebel M bewegt. Letzterer betreibt die unterhalb der Maschine stehende Kondensation.

Mehrcylindrige Expansionsmaschinen. Weit besser noch als in den Expansionsmaschinen mit einem Cylinder, läßt sich in den *zwei-, drei-, vier-, überhaupt mehrcylindrigen* (Zwei-, Drei-, Mehrcylinder-Expansionsmaschinen) die Expansion des Dampfes ausnutzen (zwei-, drei-, vier-, überhaupt mehrstufige Expansion). Bei diesen Dampfmaschinen, die auch **Compoundmaschinen** (Verbundmaschinen), und zwar Zwei-, Drei- etc. Cylinder-Compoundmaschinen heißen, kommt der Dampf in verschieden großen Cylindern hintereinander zur Wirkung, und zwar bei den Zweicylinder-Maschinen in der Weise, daß er, mit dem Kesseldruck in den kleinern Cylinder (**Hochdruckcylinder**) tretend, nach der Absperrung in geringem Grade expandiert, dann jedoch in dem großen Cylinder (**Niederdruckcylinder**) zu einer bis zur äußersten Grenze gehenden Expansion gebracht wird. Diese Dampfmaschinen wirken deshalb so vorteilhaft, weil man einerseits im stande ist, mit ihnen die Expansion des Dampfes viel weiter zu treiben als bei Eincylindermaschinen, ohne daß dadurch die Gleichmäßigkeit des Ganges in gleichem Maß beeinträchtigt würde wie bei Eincylindermaschinen, und weil anderseits die Temperaturdifferenzen zu beiden Seiten der Kolben geringer sind als bei Eincylindermaschinen, so daß beim Dampfeintritt in die Cylinder eine geringere Kondensation entsteht. Durch beide Umstände wird eine Dampf- und somit auch eine Kohlenersparnis herbeigeführt. Man unterscheidet nun zwei Klassen von Compoundmaschinen, die erste derselben enthält solche Dampfmaschinen, bei welchen die Kurbeln der zu den Cylindern gehörigen Kolben entweder gleich gerichtet oder um 180° versetzt sind und der Dampf direkt aus dem kleinen Cylinder in den großen übertritt. Solche Dampfmaschinen heißen **Woolfsche Maschinen** oder Maschinen nach Woolfschem System. In die zweite Klasse gehören diejenigen Maschinen, deren Kurbeln um 90 oder 120° verstellt sind. Bei diesen Maschinen ist zwischen beiden Cylindern ein Sammelraum *(Receiver)* nötig, in welchem sich der Dampf aufhält, wenn er den einen Cylinder verläßt, jedoch wegen der eigentümlichen Kurbel-

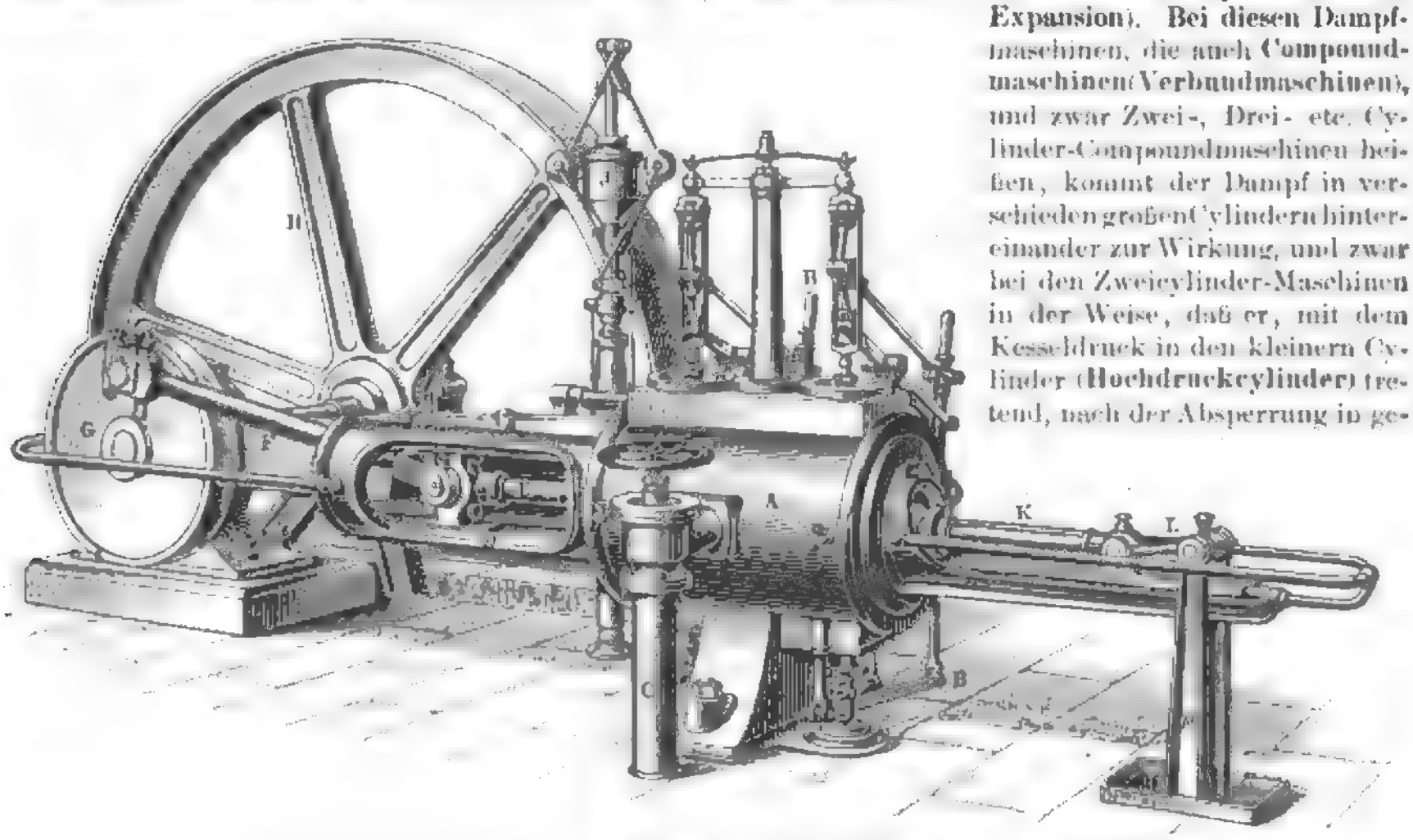


Fig. 8. Vollständige Dampfmaschine mit Collmann-Steuerung.

Digitized by Google

stellung noch nicht in den nächstgrößern Cylinder eintreten kann. Diese Maschinen heißen **Compound-**

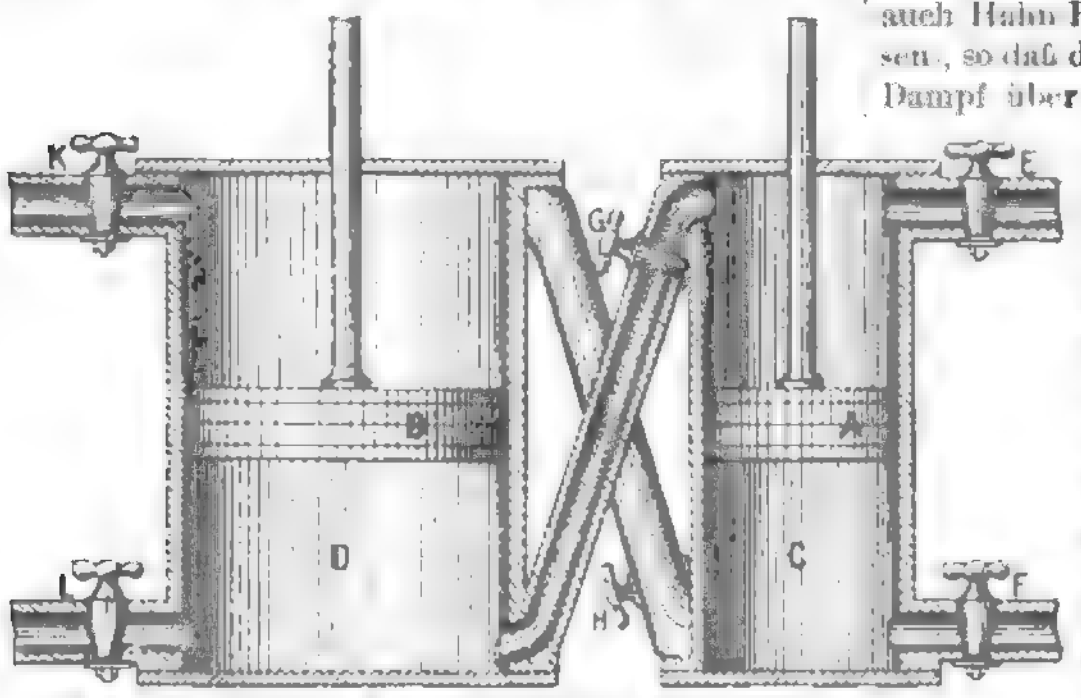


Fig. 9. Woolfsche Dampfmaschine (Längsschnitt).

Receivermaschinen, werden aber im gewöhnlichen Gebrauch häufig schlechtweg *Compoundmaschinen*, besser jedoch *Receivermaschinen* genannt.

Das Prinzip einer **Woolfschen Maschine** zeigt *Fig. 9*. C ist der kleine *(Hochdruckcylinder)*, D der große Cylinder *(Niederdruckcylinder)*, deren Kolben, mit zwei gleichgerichteten Kurbeln in Verbindung stehend, gleichmäßig auf und nieder gehen. Tritt nun frischer Dampf durch E über den Kolben A, so ist zugleich auch Hahn H geöffnet (dagegen G, F und K geschlossen), so daß der vom vorigen Hub unter A befindliche Dampf über B tritt, während der Raum unter letzterm durch L mit dem Kondensator in Verbindung steht. Beide Kolben gehen also gleichzeitig abwärts, der Dampf zwischen A und B drückt durch seine Spannung B nach unten und A nach oben; da aber B größer ist als A, so bleibt stets ein den Kolben B abwärts bewegender Druck übrig, proportional dem Unterschied der beiden Kolbenflächen. Nachdem beide Kolben den tiefsten Stand erreicht haben, ist der Cylinder D mit dem ursprünglich in C befindlich gewesenen Dampf gefüllt, und dieser ist um das $3^1/_2$- bis 5fache expandiert. Beim Kolbenwechsel öffnen sich die Hähne F, G und K, und die beiden Kolben steigen unter denselben Verhältnissen in die Höhe, wie sie niedergegangen sind. Dabei ist während eines Schubes der Druck auf die Kurbel minder veränderlich als bei Expansionsmaschinen mit nur einem Cylinder, und der Kohlenverbrauch geringer

Fig. 10 zeigt eine vollständige Dampfmaschine nach Woolfschem System mit Collmann-Steue-

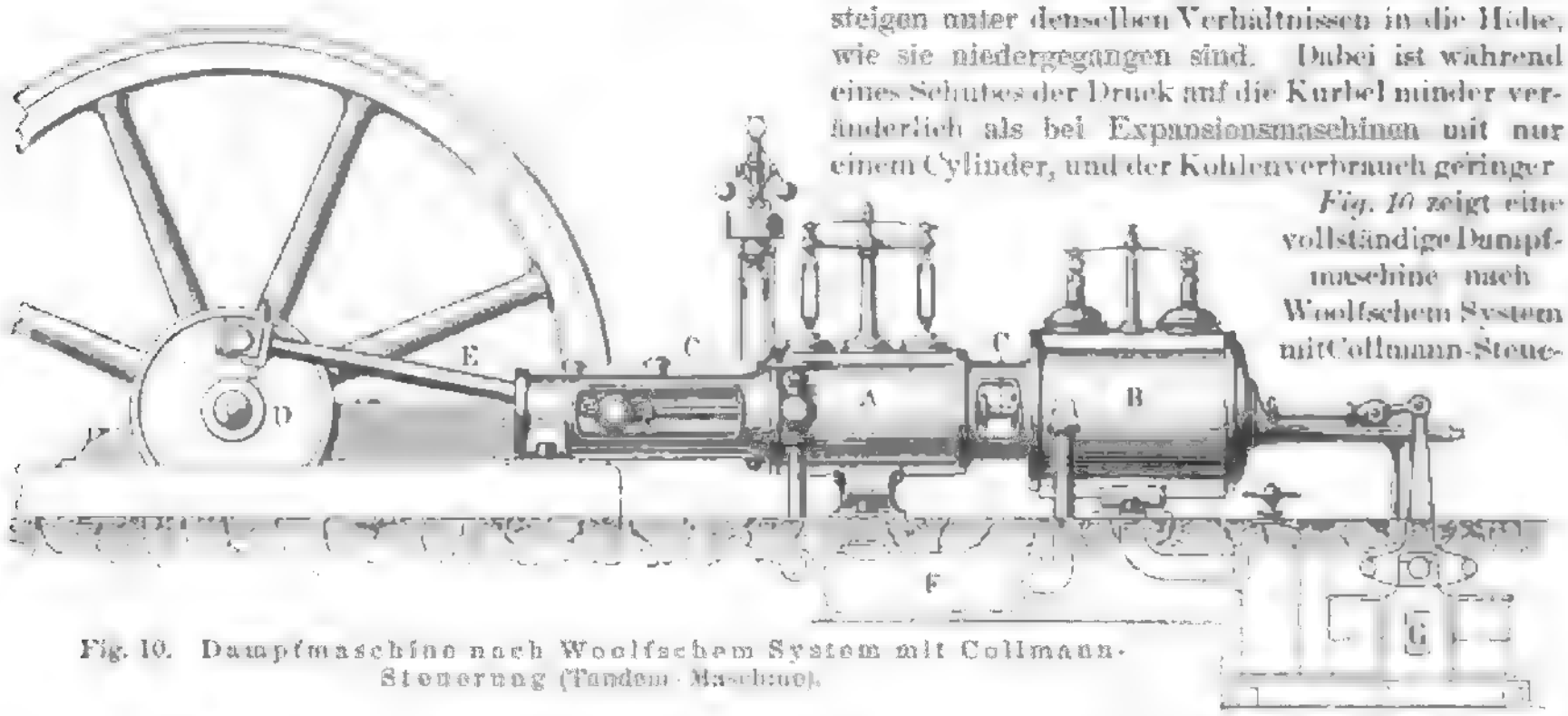


Fig. 10. Dampfmaschine nach Woolfschem System mit Collmann-Steuerung (Tandem-Maschine).

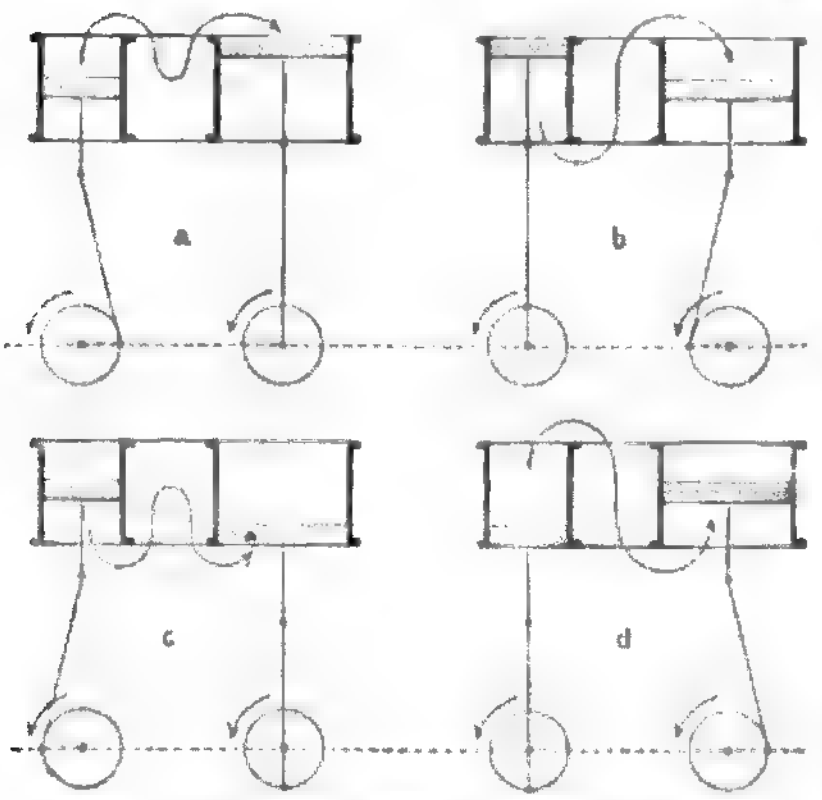


Fig. 11. Hauptstellungen einer Receiver-Compoundmaschine.

rung, und zwar mit hintereinander liegenden Cylindern (sogen. *Tandem-Maschine*). Hier sind die beiden Cylinder A und B hintereinander angeordnet, so daß sie eine gemeinschaftliche Kolbenstange CC haben, von welcher die Kurbel D mit der Bleuelstange E angetrieben wird. F ist das Verbindungsrohr zwischen beiden Cylindern, G die Kondensation.

Noch gleichmäßiger als bei diesen Woolfschen Maschinen wird der Gang bei den **Receiver-Compoundmaschinen.** Die beiden rechtwinkelig verstellten Kurbeln einer solchen Maschine mit zwei Cylindern sitzen in Wirklichkeit auf Einer Achse, sind aber der größern Anschaulichkeit wegen in der das Prinzip der Receivermaschine veranschaulichenden *Fig. 11* so gezeichnet, als ob sie auf verschiedenen Wellen angebracht wären. Bei der Kurbelstellung a befindet sich der kleine Kolben in der Mitte seines Aufgangs, der große Kolben im obern Totpunkt. Dabei drückt der Kesseldampf gegen den kleinen Kolben; der während der ersten Hälfte des Aufgangs des kleinen Kolbens ausgetretene Oberdampf wurde von dem zwischen beiden Cylindern befindlichen (in der Skizze fortgelassenen) *Receiver* aufgenommen und beginnt in diesem Moment gegen die Oberfläche des großen Kolbens zu wirken. Bei der unter b dargestellten Kurbelstellung befindet sich der kleine Kolben am Ende seines Aufgangs, und es beginnt jetzt der unter ihm wirksam gewesene Dampf in den Receiver zu treten, welch letzterer inzwischen den großen Cylinder mit Dampf

Digitized by Google

gespeist hat, jedoch vor dem Zutritt des neuen Dampfes aus dem kleinen Cylinder, also vor Beendigung desselben Hubes des großen Kolbens, gegen dessen Cylinder verschlossen wurde, so daß der Dampf in diesem durch weitere Expansion zu wirken beginnt. Während des Übergangs von b bis zur Stellung c ist die Expansion im großen Cylinder beendet, inzwischen der kleine Kolben unter der Einwirkung des Kesseldampfes bis in die Mitte seines Niederganges gekommen und hat dabei einen Teil des unter ihm befindlichen Dampfes in den Receiver gedrängt, welcher sich oben nach dem großen Cylinder hin öffnet. Dabei wirkt jetzt der Receiverdampf von unten gegen den großen Kolben, bis dieser die unter d dargestellte Stellung erreicht hat, wird aber wieder vor dem Eintritt des über dem kleinen Kolben wirksam gewesenen Dampfes abgesperrt. Von der Stellung d gehen die Kolben und Kurbeln zurück in die Stellung a etc.

Noch günstiger bezüglich des Kohlenverbrauchs und der Regelmäßigkeit des Ganges gestalteten sich die *Dreicylinder*-Compoundmaschinen. Diese können entweder so angeordnet werden, daß zwei Cylinder, der kleinste und der mittlere, nach Art der Tandem-Maschine hinter-(oder über-) einander angeordnet, mittels gemeinschaftlicher Kolbenstange auf eine Kurbel wirken, während der größte Cylinder für sich auf eine zweite zur erstern rechtwinkelig stehende Kurbel einwirkt, oder so, daß alle drei Cylinder nebeneinander angeordnet sind und mit je einer von drei um je 120° versetzten Kurbeln in Verbindung stehen. In jedem Falle tritt hier der Dampf zunächst in den kleinsten Cylinder, expandiert von diesem in den mittlern und von da in den größten. Mit der Dreicylinder-Dampfmaschine scheint das System der mehrfachen Expansion erschöpft zu sein, Viercylindermaschinen haben bisher eine für ihren komplizierten Bau Entschädigung bietende höhere Ausnutzung der Dampfkraft nicht ergeben.

Eine liegende Receiver-Compoundmaschine von 250 Pferdekräften ist in *Fig. 12* dargestellt. Der Dampf gelangt hier durch Rohr K nacheinander in den kleinen oder Hochdruckcylinder A, den Receiver B, den großen oder Niederdruckcylinder C und endlich in den Kondensator, der mit zwei Luftpumpen EE versehen ist. Der Hochdruckcylinder ist mit Collmann-Steuerung versehen und erhält je nach dem Widerstand der durch die Dampfmaschine betriebenen Arbeitsmaschine mehr oder weniger große Füllung, deren Maß durch den Regulator bestimmt wird. Der Niederdruckcylinder hat Meyersche Schiebersteuerung. Die beiden Kurbeln GG sind rechtwinkelig gegeneinander verstellt und treiben das als Schwungrad dienende Seilrad H, über dessen Umfang in entsprechenden Nuten zehn Hanfseile zur Übertragung auf die Transmissionswellen gelegt sind. LL sind

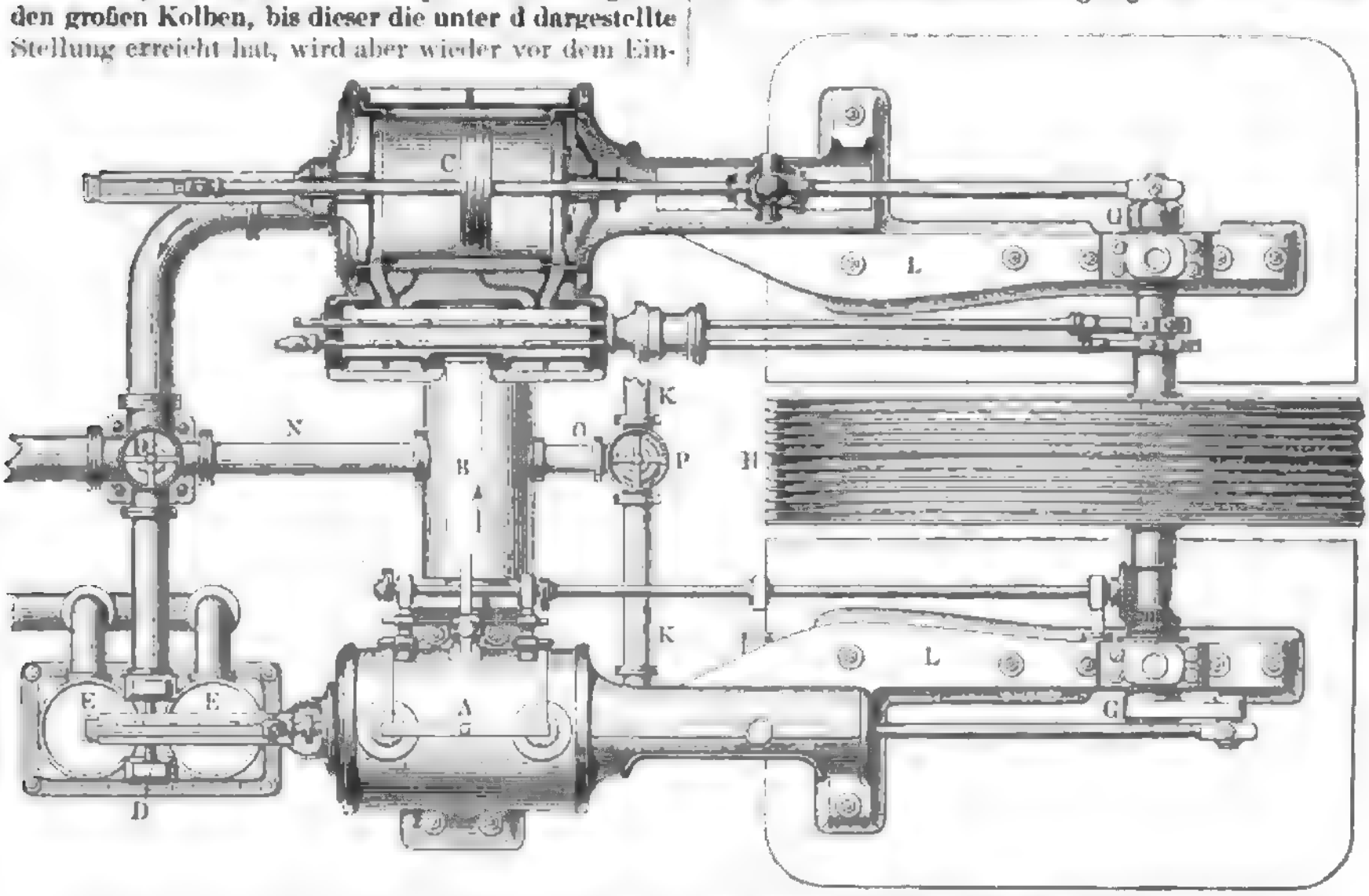


Fig. 12. Liegende Receiver-Compoundmaschine (Ansicht von oben, teilweise im Durchschnitt).

sogen. Bajonettbalken, welche die Lager der Schwungradwelle fest mit den Cylindern verbinden. Man kann die Maschine auch mit jedem der beiden Cylinder allein arbeiten lassen. Hierzu dienen die Rohre N und O. P und D sind Absperrventile.

Dampfmaschinen mit Umsteuerung. Häufig kommt es vor, daß die Dampfmaschinen abwechselnd vor- und rückwärts laufen müssen, so bei Winden, bei den sogen. *Fördermaschinen* der Bergwerke (mittels welcher Erze und Menschen auf und abwärts befördert werden), bei *Lokomotiven* und *Schiffsmaschinen*, Dampfstraßenwalzen, bei gewissen Walzwerken (Reversierwalzwerke) etc. In solchen Fällen bedarf die Dampfmaschine eines geeigneten Mechanismus, der sogen. *Umsteuerung* (s. *Steuerung*). Bei Anwendung nur eines Dampfcylinders mit einer Kurbel würde die Ingangsetzung solcher Maschinen in dem Falle Schwierigkeiten machen, daß die Dampfmaschine im *Totpunkt* steht. Außerdem kann man bei diesen Maschinen Schwungräder nicht wohl verwenden, weil dieselben der erwünschten schnellen und exakten Umsteuerung entgegenarbeiten würden, so daß sie mit nur einem Dampfcylinder einen sehr unregelmäßigen Gang haben würden. Deshalb werden diese Dampfmaschinen jetzt ausnahmslos mit zwei Cylindern versehen, deren Kurbeln um 90° verstellt sind (**Zwillingsmaschinen**), wodurch die Totpunkte gänzlich vermieden sind.

Digitized by Google

Schiffsmaschinen. Bei Schiffsmaschinen hat man mit dem beengten Raum zu rechnen, in welchem sie aufgestellt werden. Eine Form, die sehr wenig Platz braucht, ist die **oszillierende Dampfmaschine**, bei welcher der Cylinder um zwei in Lagern drehbare hohle Zapfen schwingt, so daß der Kopf der Kolbenstange unbehindert der Kurbelbewegung folgen kann.

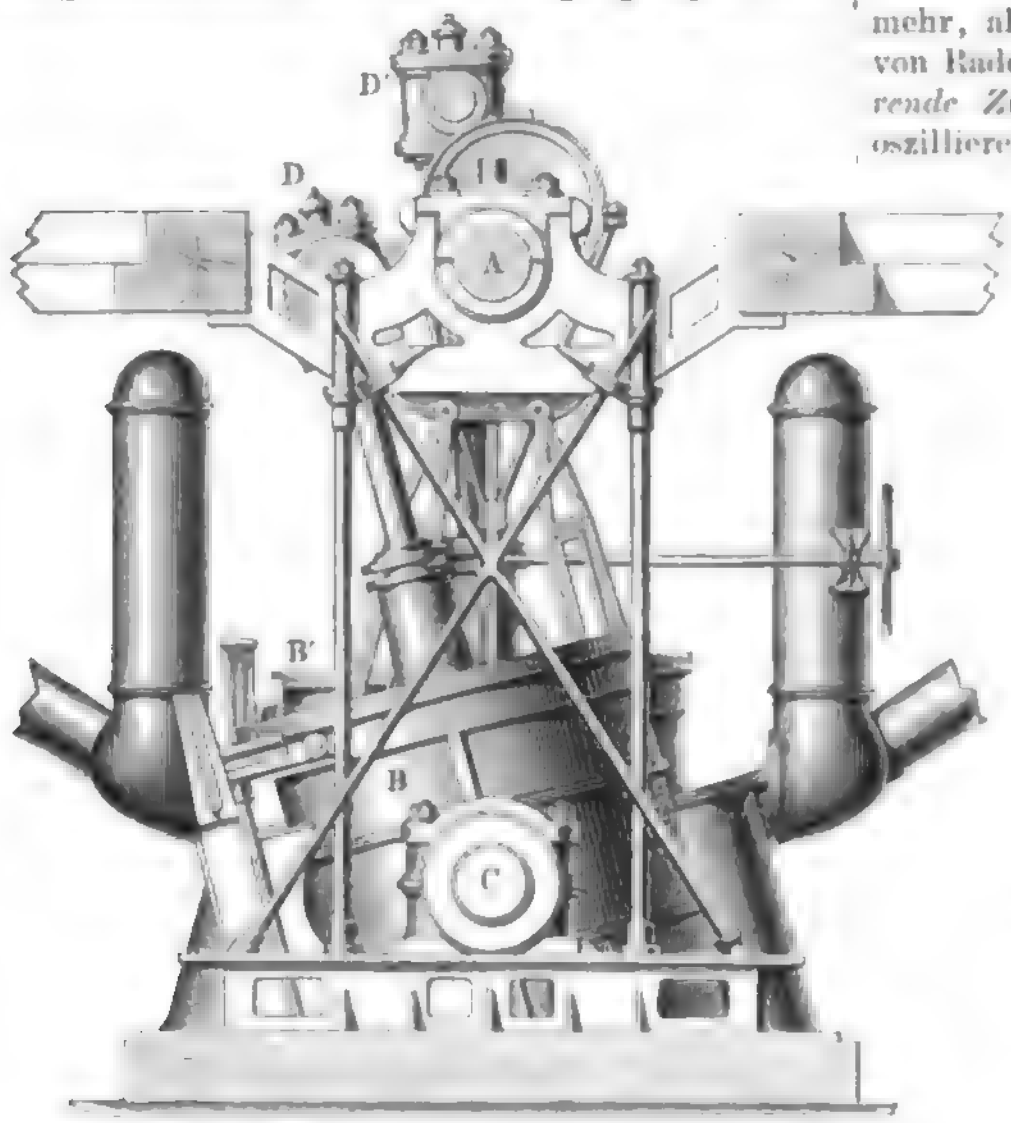


Fig. 13. Oszillierende Zwillingsschiffsmaschine.

Die Dampfzuleitung und -Abführung erfolgt durch diese hohlen Zapfen mittels angeschlossener und durch Stopfbüchsen abgedichteter Rohre. Die Steuerung erfolgt durch Schieber, welche durch die schwingende Kolbenbewegung hin und her bewegt werden. Diese Maschinen werden an den Stopfbüchsen leicht undicht und daher als Landdampfmaschinen gar nicht mehr, als Schiffsmaschinen nur noch zum Betrieb von Raddampfern gebaut. *Fig. 13* zeigt eine *oszillierende Zwillingsschiffsmaschine*. A Radwelle, BB' oszillierende Cylinder, C Schwingungsachse, DD' die Kurbeln. Beliebt waren als Schiffsmaschinen die sogen. *Trunkmaschinen*. Dieselben sind dadurch in der Längsrichtung verkürzt, daß man die Kolbenstange als weites Rohr (trunk) ausführt, in dessen Mitte die Bleuelstange angreift. Heutzutage werden bei Schraubenschiffen ausschließlich stehende Maschinen angewendet, deren Cylinder, an Gerüsten befestigt, über der Schraubenwelle stehen, und welche wegen ihrer äußern Ähnlichkeit mit Dampfhämmern auch **Hammermaschinen** genannt werden. Hierbei wird nun jetzt fast ausnahmslos das Compound-Receiversystem verwendet, welches überhaupt bei Schiffsmaschinen zuerst erprobt und erst im Laufe der letzten Jahrzehnte auch auf Landdampfmaschinen übertragen wurde. Größere Schiffe bekommen stets Dreicylinder Compoundmaschinen. Das Viercylindersystem ist bei Schiffsmaschinen versucht worden, hat aber auch hier gegenüber dem Dreicylindersystem keine besondern Vorteile mehr gezeigt. In *Fig. 14* ist eine *Receiver-Compoundmaschine für Schraubenschiffe* in der Form einer *Hammermaschine* dargestellt. H H ist das Maschinengerüst, A der kleine, B der große Cylinder, E der Receiver, C C Dampfschieber, D D die Umsteuerung, F F die Schraubenwelle mit den Kurbeln G G für die Dampfcylinder und der Kurbel I zum Betrieb der Luftpumpe des Kondensators. *Fig. 15—17* zeigen eine *Dreicylinder-Compoundmaschine*. A B C sind die Cylinder, in welchen, von A anfangend, der Reihe nach der Dampf zur Wirkung kommt. Eine weitere Dreicylinder-Compoundmaschine s. bei *Dampfschiff*.

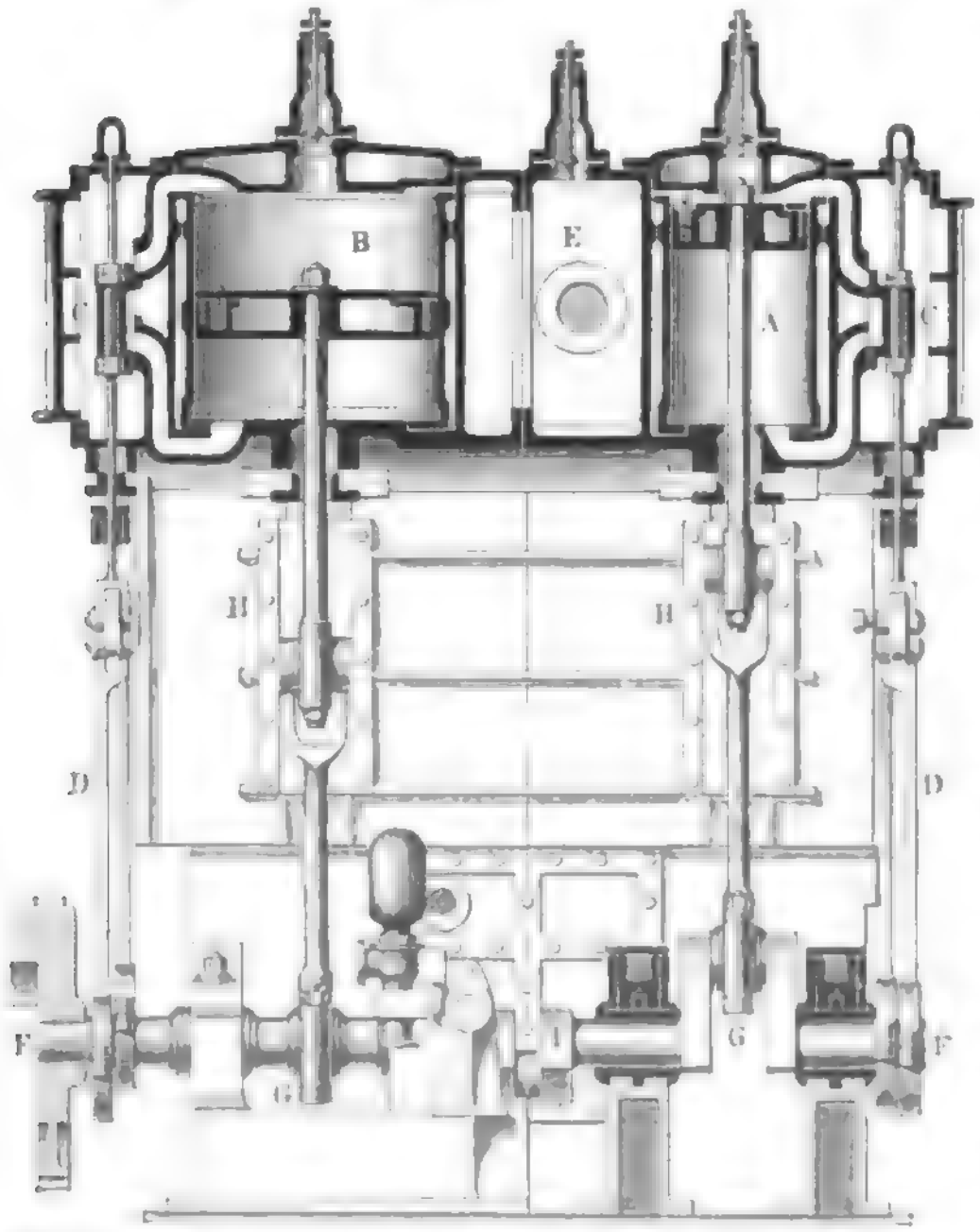


Fig. 14. Receiver-Compounmaschine für Schraubenschiffe (Durchschnitt).

Die Seeschiffe sind zur Verhütung einer starken Salzinkrustierung der Kesselwände gezwungen, in kurzen Zeiträumen einen Teil des Kesselwassers durch Ablassen oder Auspumpen zu entfernen, wodurch große Wärmeverluste bedingt sind, welche man vermeiden kann, wenn man sich zur Kesselspeisung vollständig salzfreies Kondensationswasser verschafft, welches jedoch bei der gewöhnlichen Kondensation durch Wassereinspritzung nicht erhalten werden kann, weshalb man auf Seeschiffen mit Vorteil *Oberflächenkondensatoren* anwendet. Der Abdampf der Maschine verteilt sich durch eine große Anzahl enger Röhren und wird dadurch, daß die letztern im Kasten fortwährend durch die Kaltwasserpumpe mit Wasser bespült werden, kondensiert; das Kondensationswasser wird mit der eingemengten Luft von der Luftpumpe herausgepumpt.

Digitized by Google

Dampfmaschinen III.

Kesseldampfmaschinen. Über die besondern Formen der *Lokomotive* und *Lokomobile* s. d. Einen Übergang von den feststehenden oder stationären Dampfmaschinen zu den Lokomobilen bildet die transportable, unfahrbare Dampfmaschine *(Kesseldampfmaschine, Kesselmaschine, Halblokomobile)*, bei der die ganze Dampfmaschine am Kessel angebracht ist.

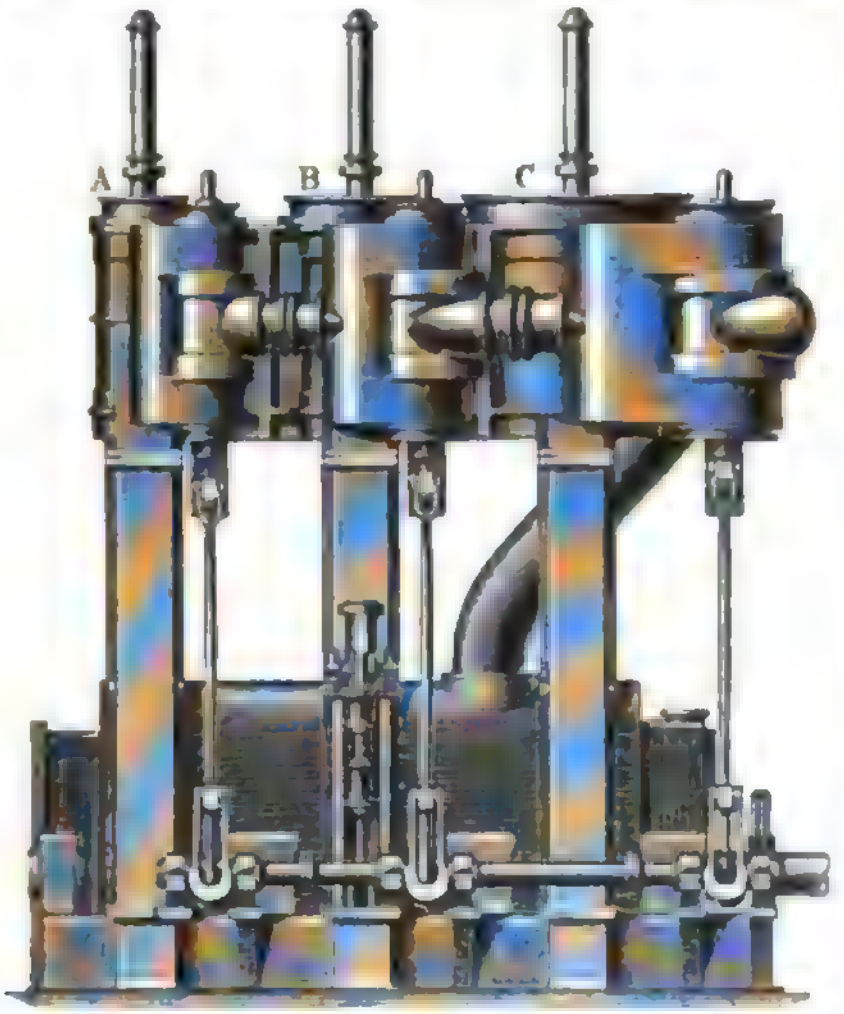


Fig. 15. Dreicylinder-Compoundmaschine (Vorderansicht).

Eine vielfach angewandte einfache vertikale Kesseldampfmaschine zeigt *Fig. 18*. Das Schwungrad dient zugleich als Riemenscheibe zur Übertragung der Kraft auf irgend eine Arbeitsmaschine. Es könnte auch noch eine besondere Riemenscheibe vorgesehen sein. Die stehende Form der Kesseldampfmaschine kommt hauptsächlich bei kleinem Kraftbedarf in Betracht, während für größere Leistungen die liegende Form sich als geeignet erwiesen hat. Die Dampfmaschine wird hier eincylindrig oder in den größern Sorten auch als Compoundmaschine ausgeführt. Zu den Kesseldampfmaschinen gehören auch die meisten neuern Dampfmaschinen für das Kleingewerbe (vgl. Seite IV dieser Tafel).

Fig. 16. Dreicylinder-Compoundmaschine (Seitenansicht, teilweise im Durchschnitt).

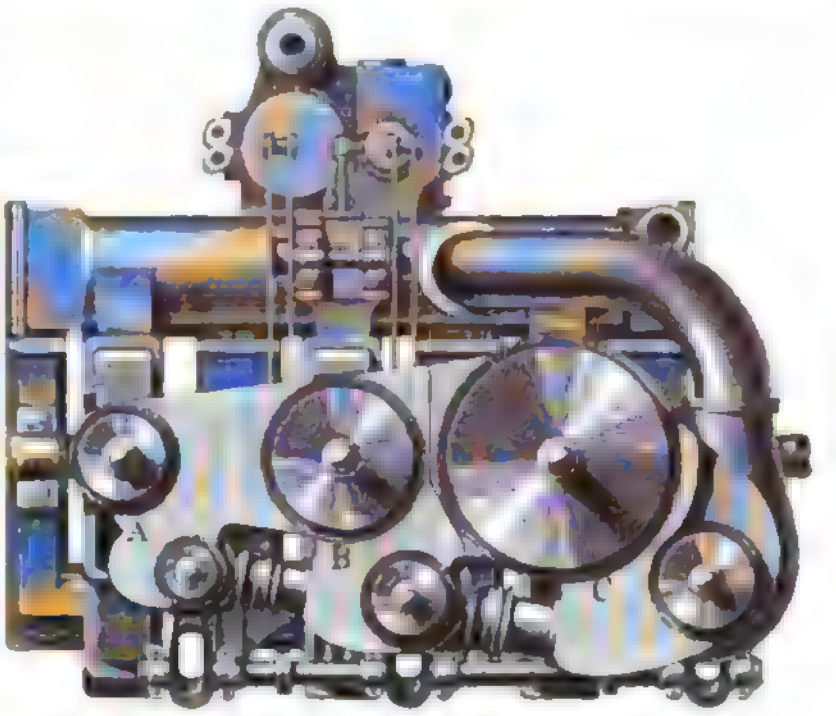


Fig. 17. Dreicylinder-Compoundmaschine (Ansicht von oben).

Fig. 18. Vertikale Kesseldampfmaschine.

Zu Fig. 18.
A der vertikale Dampfkessel.
a Wasserstandsglas.
b Rauchrohr mit Registerklappe c.
d Dampfcylinder.
e Regulator.
f Manometer
g Saugkopf der Speisepumpe.
h Handhebel einer Reservespeisepumpe.

Digitized by Google

Schnelllaufende Dampfmaschinen (Schnellläufer). Zum direkten Betrieb von Arbeitsmaschinen mit sehr hohen Tourenzahlen wendet man schnelllaufende Dampfmaschinen an, z. B. zum Betrieb von Walzwerken, Kreissägen, Zentrifugalpumpen, Ventilatoren, ganz besonders aber elektrischer Maschinen. Man unterscheidet:

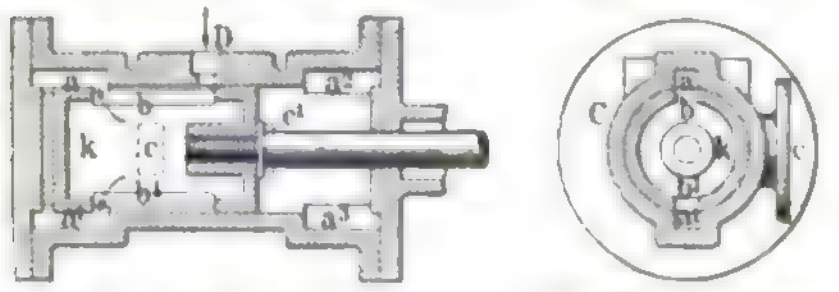
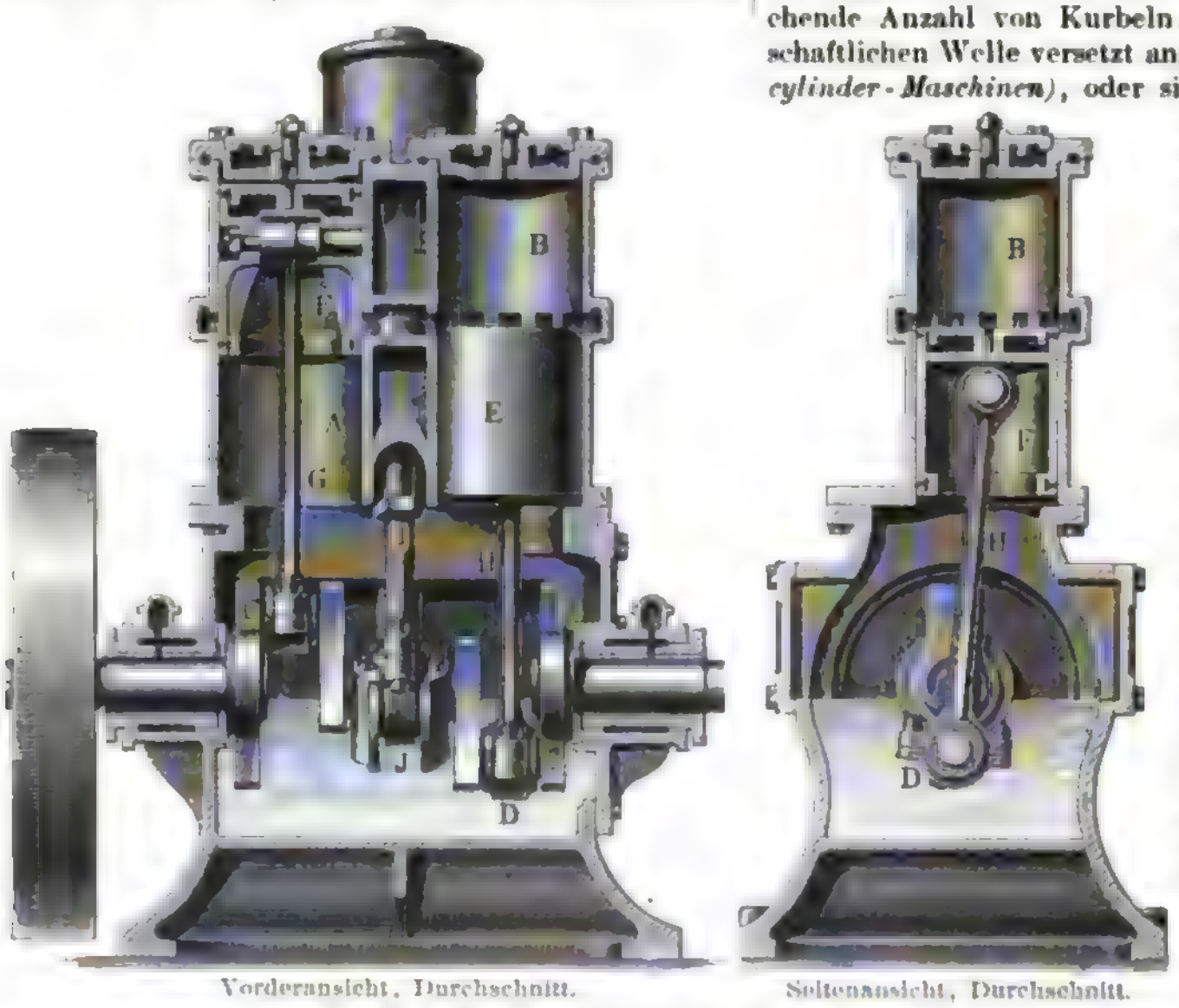


Fig. 19. Längsschnitt. Fig. 20. Querschnitt.

Fig. 19 u. 20. Grübner-Maschine.

1) *Doppelt wirkende Kurbelmaschinen* werden zu schnellem Lauf befähigt durch besondere Einrichtung der Steuerung, durch möglichst vollkommene, selbstthätige Regulierung und richtige Verteilung und Bemessung der bewegten Massen. Die **Grübner-Maschine** *(Fig. 19 u. 20)* hat gar keine besondern Steuerorgane, sondern steuert sich durch den Arbeitskolben selbst. Der Dampf tritt von D durch die Schlitze b und b^1 des hohlen Kolbens k hindurch auf die linke Seite desselben und treibt ihn nach rechts, zunächst mit Volldruck und dann, wenn beim Vorgehen des Kolbens die Schlitze b und b^1 nach den Räumen a und a^1 hin abgeschlossen sind, durch Expansion. Zugleich entweicht auf der rechten Seite der Dampf vom vorigen Hub durch die Öffnung c^1, welche ebenso wie c gegen die Schlitze bb^1 des Kolbens um 90° versetzt ist. Sobald jedoch die Öffnung c^1 von dem Kolben verdeckt wird, kann kein Dampf mehr entweichen, und es tritt nun eine Kompression des zurückgebliebenen Dampfrestes ein, wozu die im Schwungrad aufgespeicherte Arbeit mit herangezogen wird. Ist der Kolben so weit nach rechts gegangen, wie er in der Figur links stehend gezeichnet ist, so geht der frische Dampf durch b und b^1 nach a^2 a^3 auf die rechte Seite, den Kolben nach links treibend, während die Ausströmung des links wirksam gewesenen Dampfes bei c erfolgt, bis wieder nach Abschluß von c durch den Kolben eine Kompression eintritt etc. Durch die gegenüberliegenden Schlitze b und b^1 wird erzielt, daß der radiale Druck auf den Kolben von beiden Seiten gleich ist, also der Kolben behufs Verminderung der Reibung entlastet wird.

2) *Einfach wirkende Kurbelmaschinen* sollen dadurch, daß die Kurbeln von den Bleuelstangen immer nur einen Druck (nie einen Zug) empfangen, die bei den doppeltwirkenden Dampfmaschinen auftretenden Druckwechsel (d. h. Übergänge vom Druck zum Zug und umgekehrt) und damit verbundenen Stöße vermeiden. Sie können, unbeschadet des ruhigen Ganges, viel mehr Umdrehungen machen als die doppelt wirkenden Dampfmaschinen, nutzen aber meist die Dampfkraft weniger gut aus. Diese Maschinen erhalten zwei bis vier Cylinder, entweder in der Form der Zwillings-, Drillings etc. -Maschinen, oder als Compoundmaschinen. Diese Cylinder sind entweder parallel angeordnet und wirken dann auf eine entsprechende Anzahl von Kurbeln, die an einer gemeinschaftlichen Welle versetzt angebracht sind *(Parallelcylinder-Maschinen)*, oder sie sind sternförmig um eine einzige Kurbel verteilt *(Sternmaschinen, Radialcylinder-Maschinen)*. Ein Hauptrepräsentant der Parallelcylinder-Maschinen ist die **Westinghouse-Maschine** *(Fig. 21 u. 22)*. Die unter den beiden Cylindern A und B liegende Schwungradwelle ist mit zwei um 180° versetzten Kurbeln C und D versehen, auf welche zwei Kolben E und F einwirken, die gleichzeitig als Kreuzköpfe für die Bleuelstangen G und H dienen. Die Dampfverteilung wird durch einen zwischen den Cylindern befindlichen Kolbenschieber besorgt, welcher von einem zwischen den Kurbeln auf der Schwungradwelle angebrachten Exzenter J gesteuert wird. Das Exzenter steht unter der Einwirkung eines Federregulators derart, daß durch Änderung seiner Stellung und damit der Dampfverteilung ein möglichst gleichmäßiger Gang der Maschine erzielt wird. Die Achsen der Cylinder liegen seitlich zum Wellenmittel. Die Parallelcylinder-Maschinen werden auch vielfach als Compoundmaschinen ausgeführt (z. B. Daevels Maschine). Eine sehr verbreitete Sterndampfmaschine ist die **Brotherhood-Maschine** mit drei um eine Kurbelwelle regelmäßig verteilten Cylindern. Auch auf diese ist das Compoundsystem angewendet worden *(Fig. 23)*. A B C sind die drei verschieden großen Cylinder, welche um die Kurbelwelle mit dem Schwungrad D und der Riemenscheibe E um 120° gegeneinander verteilt angeordnet und von dem Dampf in der Reihenfolge A-B-C durchlaufen werden.



Vorderansicht, Durchschnitt. Seitenansicht, Durchschnitt.

Fig. 21 u. 22. Westinghouse-Maschine.

Digitized by Google

Viercylindrige Sternmaschinen sind von Parson, Abraham u. a. konstruiert.

3) *Rotierende Dampfmaschinen* lassen den Dampf direkt eine rotierende Bewegung, ohne Zuhilfe-

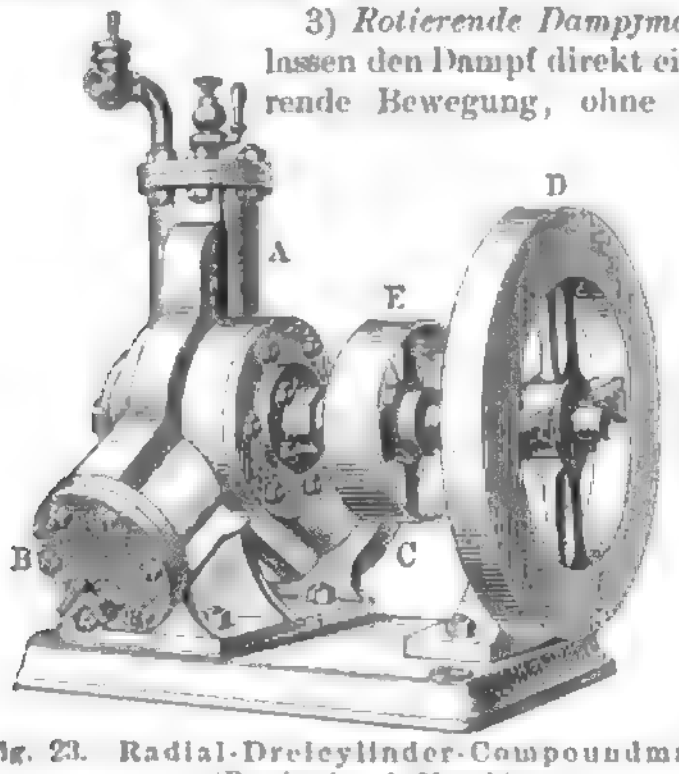


Fig. 23. Radial-Dreicylinder-Compoundmaschine (Brotherhood-Maschine).

nahme eines hin und her gehenden Kolbens, hervorbringen. Dieselben beruhen auf dem Prinzip der **Kapselräder** (s. d.) oder der **rotierenden Kolbenmaschinen** (s. d.). Eine Form der rotierenden Dampfmaschinen, die sogen. **Scheibenmaschine**, zeigt *Fig. 24*. a b c d ist das Gehäuse, bei a b und c d kugelförmig, bei a d und b c kegelförmig gestaltet. In der Mitte liegt die Kugel k mit der daran befestigten Scheibe m. Von d c bis zur Kugel k reicht eine Scheidewand, für welche die Scheibe m einen entsprechenden Schlitz hat. Der von e aus eintretende Dampf drückt auf die eine Seite der Scheibe m und wälzt sie dabei derart auf den Kegelflächen des Gehäuses herum, daß die durch den Bügel q verstärkte Stange n einen Kegel beschreibt, wodurch Scheibe p der Betriebswelle s in Umdrehung versetzt wird. Der wirksam gewesene Dampf entweicht bei f. In ähnlicher Weise arbeitet die *Kugelmaschine* von Heenau und Froude. Der einzige Vorteil, den rotierende Maschinen den Kolbenmaschinen gegenüber gewähren können, die Möglichkeit, sehr große Tourenzahlen ohne Vorgelege zu erreichen, wird durch den Kardinalfehler aller bisher bekannten Konstruktionen, das Undichtwerden der beweglichen Teile, reichlich aufgewogen.

4) *Dampfturbinen (Dampfräder)*. Die Dampfturbine von Parson besteht aus einem rotierenden langen Vollcylinder, welcher mit zwei Systemen von Flügeln oder Schaufeln besetzt ist. Die letztern stehen schräg zur Cylinderachse und sind in jedem System in Ringreihen angeordnet, zwischen welche Reihen von festen Schaufeln hineinragen, die an dem den Laufcylinder umgebenden Gehäuse befestigt sind. Die Schaufeln des einen Systems sind denen des an-

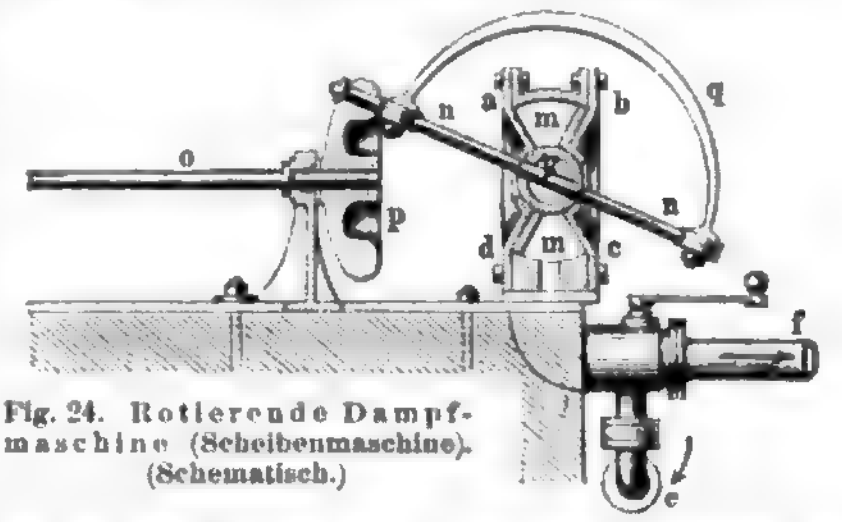


Fig. 24. Rotierende Dampfmaschine (Scheibenmaschine). (Schematisch.)

dern entgegengesetzt geneigt, während wiederum in jedem System die feststehenden Schaufeln zu den beweglichen rechtwinkelig gerichtet sind. Der Dampf tritt in der Mitte zwischen beiden Schaufelsystemen ein und zwar mit 10 Atmosphären Spannung, strömt durch die festen und beweglichen Schaufelreihen nach beiden Seiten hin und wird dann abgeführt.

Eine gute Ausnutzung der Dampfkraft ist hierbei nur durch Anwendung sehr großer Geschwindigkeit möglich (10,000 Umdrehungen pro Minute).

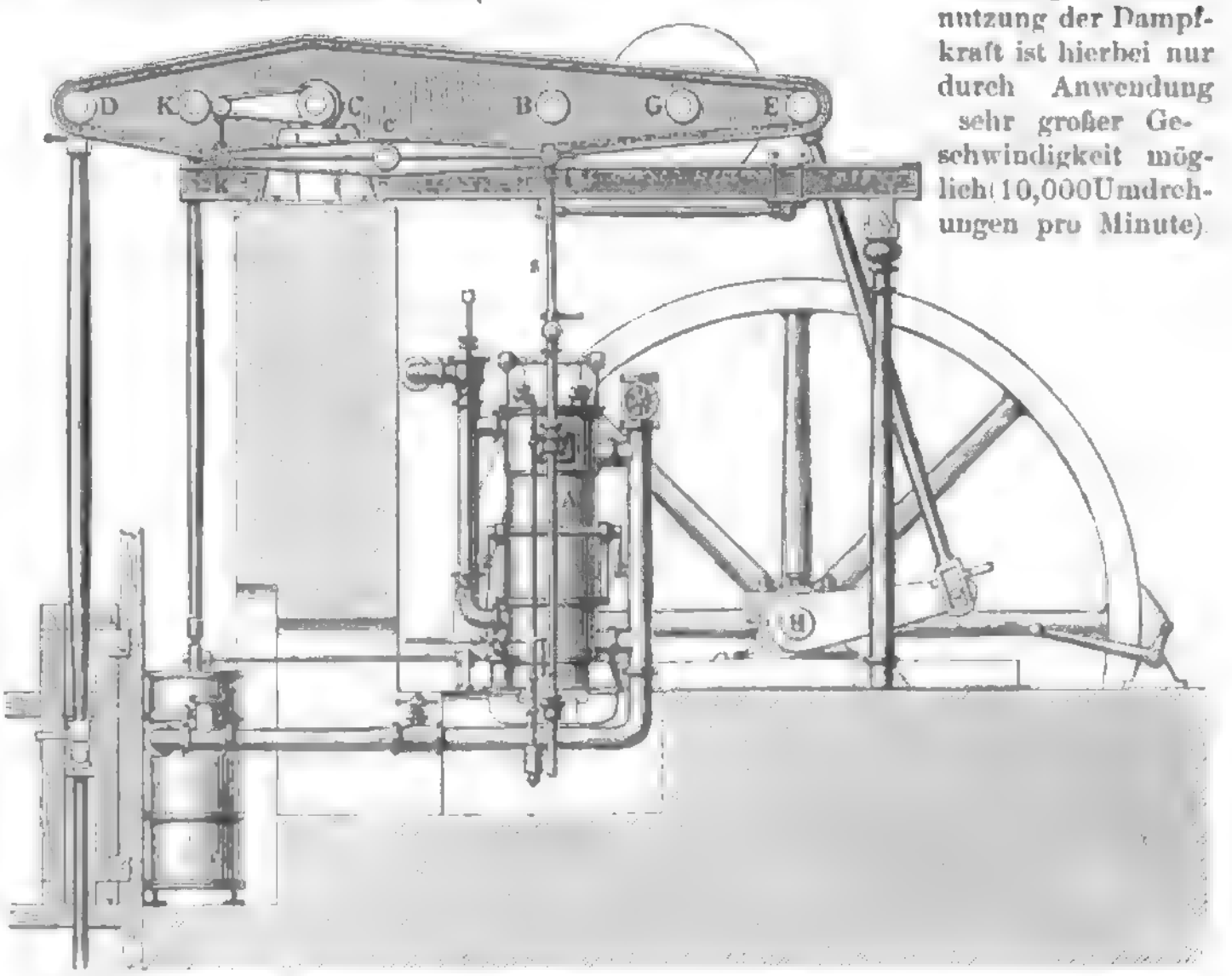


Fig. 25. Kleysche Wasserhaltungsmaschine mit unterbrochener Rotation.

A ist der Dampfcylinder, dessen Kolben- und Bleuelstange bei B auf einen Balancier wirkt. Der letztere trägt in D das Pumpengestänge und in G das zur Ausbalancierung desselben erforderliche Gegengewicht. Die Bewegung der Steuerstange s wird von einem auf der Achse C des Balanciers befestigten Hebel C K mittels des Hilfsbalanciers k c t herbeigeführt. H ist eine vom Punkt E des Balanciers aus mittels Bleuelstange und Kurbel getriebene Schwungradwelle.

Kataraktmaschinen. Für manche Fälle braucht man Dampfmaschinen, welche nur eine hin und her gehende (alternierende) Bewegung hervorbringen, wie bei Dampfhämmern, Dampframmen, durch Dampfkraft getriebenen Pumpen etc. Über die Form der

Digitized by Google

Dampfmaschine bei Dampfhämmern und Dampframmen siehe *Hammer* und *Ramme*. Pumpen werden durch Dampfmaschinen direkt entweder so getrieben, daß man für die Steuerung der Dampfmaschine eine **Hilfsrotation** einschaltet (d. h. daß man den Pumpenkolben direkt durch die Dampfkolbenstange in hin und her gehende Bewegung setzt und nur deshalb noch einer Welle mit Schwungrad mittels eines geeigneten Mechanismus von der Kolbenstange eine rotierende Bewegung erteilen läßt, um von jener Welle die Bewegung der Steuerung in gewöhnlicher Weise herzuleiten), oder so, daß man die Steuerung von der Kolbenstange ausführen läßt. Dieser letztere Fall tritt besonders häufig bei den *Wasserhaltungsmaschinen* der

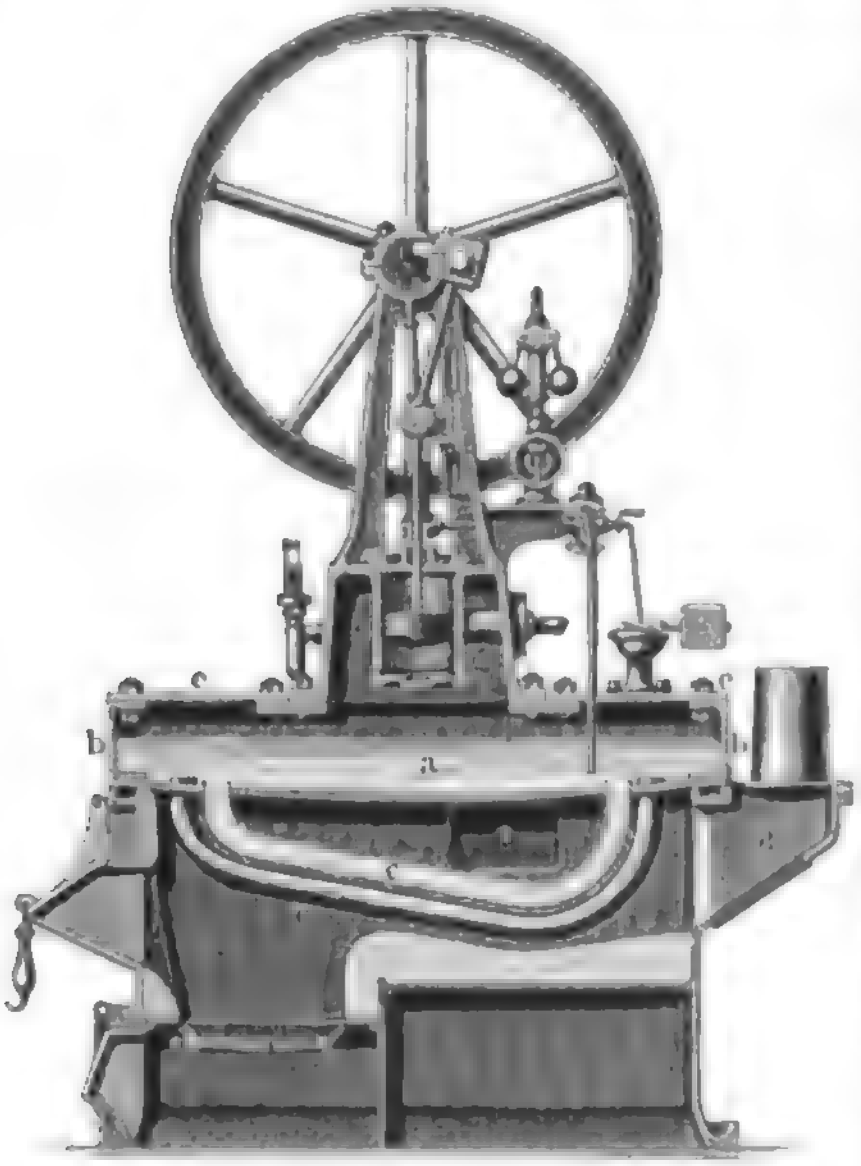


Fig. 26. Hoffmeister-Altmann-Motor.

Bergwerke und den Pumpmaschinen der Wasserleitungen ein, wo man dann die sogen. **Kataraktmaschinen** oder Dampfmaschinen mit **Kataraktsteuerung** anwendet. Bei denselben wird das Dampfeinströmungsventil der Dampfmaschine nicht von der Steuerung selbstthätig, sondern dadurch geöffnet, daß ein **Katarakt**, ein durch Wasserwiderstand im Niedersinken verzögerter Kolben, der durch die Steuerung gehoben war, auf seinem tiefsten Standpunkt angelangt, der Steuerung einen Anstoß erteilt, und daß die Maschine nach vollendetem Hube bis zur neuen Auslösung durch den Katarakt stillstehen bleibt (**Hubpause**). Der große Vorteil dieser Konstruktion für besagte Zwecke ist der, daß man innerhalb ziemlich weiter Grenzen durch Regulierung des Katarakts die Hubpausen der Maschine je nach der zu bewältigenden Wassermenge verlängern oder verkürzen kann. Dagegen leiden diese Maschinen an einer durch die plötzliche Umkehr der Kolbenbewegung hervorgebrachten sehr starken Beanspruchung der Teile sowie daran, daß der Hub kein ganz bestimmter ist, so daß der Kolben bei vorkommenden Unregelmäßigkeiten durchgehen, d. h. gegen den Cylinderdeckel schlagen und diesen zertrümmern kann, endlich auch daran, daß die Hubzahl pro Minute eine gewisse nicht zu hohe Grenze nicht überschreiten kann. Alle diese Übelstände werden bei der *Kleyschen* **Wasserhaltungsmaschine** *mit unterbrochener Rotation (Fig. 25)* vermieden (Beschreibung bei der Figur). Durch diese Anordnung wird erzielt, daß man die Maschine sowohl so laufen lassen kann, daß die Kurbel nur zwischen den Totpunkten hin und her schwingt, während zwischen jeder Schwingung eine durch den Katarakt bestimmte kürzere oder längere Pause eintritt, oder aber so, daß unter gänzlicher Beseitigung der Pausen eine kontinuierliche Drehung der Kurbel nach einer Richtung eintritt, wobei der Katarakt seinen Einfluß auf den Gang der Maschine ganz verloren hat und man letztere so schnell laufen lassen kann, als die Pumpen nur immer vertragen.

Dampfmaschinen für das Kleingewerbe *(Kleindampfmaschinen)*. Für die Zwecke des Kleingewerbes sind kleine Dampfmaschinen in Verwendung, welche meist mit ihren Dampfkesseln zu einem Ganzen verbunden sind. Sie sollen bei möglichster Einfachheit und Sicherheit mit möglichst wenig Brennmaterial möglichst viel Dampf erzeugen und diesen Dampf in der Dampfmaschine thunlichst ausnutzen. Die gewöhnlichen kleinen Dampfmaschinen werden im Betrieb wegen schlechter Ausnutzung des Brennmaterials, bez. des Dampfes so teuer, daß der Kleinindustrielle bei ihrer Benutzung dem Großindustriellen gegenüber, dem bei seinen großen Dampfmaschinen die Dampfkraft viel billiger zur Verfügung steht, stark im Nachteil ist. Hier sollen außer andern Kleinkraftmaschinen auch die Kleindampfmaschinen Abhilfe schaffen.

Große Verbreitung hat der **Hoffmeister-Altmann-Motor** *(Fig. 26)* gefunden. Auf einem hohlen gußeisernen Sockel sitzt ein niedriger Kessel a, dessen Seitenwände von einem U-Eisen b gebildet werden. Der Boden des Kessels ist etwas ausgebaucht und dient einer Anzahl Siederohre c als Rohrwand. Die geneigt liegenden und beiderseitig im Bogen an den Kessel sich anschließenden Siederohre werden ebenso wie der Boden des Kessels von den Feuergasen bespült, welche alsdann durch das Rauchrohr d abziehen. Über den Mündungen der Rohre ist der Kessel durch je eine schmiedeeiserne Platte e, die auf das U-Eisen aufgeschraubt ist, geschlossen. Nach Entfernung dieser Platten ist eine Reinigung der Siederohre leicht zu bewerkstelligen wie auch das Einsetzen neuer Rohre ausführbar. In der Mitte des Kessels erhebt sich ein kastenförmiger Dampfdom f, der zugleich den Dampfcylinder g aufnimmt, so daß dieser vor Abkühlung geschützt ist. Eine einfache Muschelschiebersteuerung besorgt die Dampfverteilung. Der Abdampf wird in einem Oberflächenkondensator (s. *Kondensation*) verdichtet und das dadurch erhaltene Kondenswasser wieder zur Kesselspeisung benutzt, nachdem es vorher durch Filtration von dem mitgerissenen Schmieröl befreit ist. Die Regulierung erfolgt von einem Schwungkugelregulator aus durch Drosselung. Außerdem ist eine selbstthätige Vorrichtung zum Regeln des Feuers vorgesehen. Der **Friedrich-Motor** unterscheidet sich von dem vorigen wesentlich nur durch Fieldsche Rohre statt der geneigten Siederohre. Andre verbreitete Kleindampfmaschinen sind der **Simplex-Motor** (Patent Göpel). Ferner die Motoren von Elze, Davey (**Vakuummotor**), Klein (**Sparmotor**), Monski, Sachs u. Bolte (**Viktoria-Dampfmotor**), Arndt u. Marichal (**Mignon-Motor**) u. a.

Digitized by Google

Stündlich verbrauchte Dampfmenge in Kilogrammen für gegebene Nutzleistungen und Expansionsgrade.

a) Maschine ohne Kondensation.

Expansionsgrad	4	10/3	2	4/3	1
Nutzleistung: 4— 5 Pferdekräfte	21	23	28,5	33,5	36,5
„ 10—12 „	20	22	27,5	32,5	34,5
„ 16—20 „	19,5	21,5	26,5	31,5	33,5
„ 25—30 „	19	21	25	30,5	32,5
„ 40—50 „	18,5	20	24	29,5	31,5

b) Eincylindermaschine mit Kondensation.

Expansionsgrad	10	8	5	10/3	2
Nutzleistung: 12— 15 Pferdekr.	15,5	16,5	18,5	20,5	25,5
„ 20— 30 „	15	15,5	17,5	19,5	24
„ 40— 60 „	14	14,5	16	18,5	23
„ 80—100 „	13	13,5	15	17,5	22
„ 150—200 „	11,5	12	14	16	20,5

c) Zweicylindermaschine mit Kondensation.

Expansionsgrad	10	8	7	6	5
Nutzleistung: 20— 30 Pferdekr.	11,75	12,75	13,5	14	15,25
„ 40— 60 „	11	12	12,5	13,25	14
„ 80—100 „	10,5	11	11,75	12,25	13,25
„ 150—200 „	10	10,5	11	11,75	12,25

sperrorgan, Schieber, Ventil ꝛc., bleibt, auf die Undichtheit des Kolbens und der Steuerung und auf die Kondensation des Dampfes am Cylinder und Kolben. Der erste Verlust wird durch kurze und nicht zu weite Dampfkanäle in mäßigen Grenzen erhalten, der zweite, früher stark überschätzte Verlust ist in der That bei einigermaßen sorgfältiger Ausführung sehr gering und kann nur bei alten, klapperig gewordenen Dampfmaschinen beträchtlich werden. Der dritte Verlust ist der erheblichste, namentlich bei Kondensationsmaschinen. Er entsteht dadurch, daß infolge der Expansion und Kondensation die Cylinder- und Kolbenwandungen eine niedrigere Temperatur annehmen, als der frisch eintretende Dampf hat, so daß dieser sich zum Teil wie Tau auf diesen Wandungen niederschlägt, also unwirksam wird. Das geeignetste Mittel, diesen letztern Verlust stark zu vermindern, ist die Anwendung von Dampfmänteln (auch Dampfhemden oder Dampfjacken genannt), d. h. von Hohlräumen um die Dampfcylinder, die mit möglichst heißem Kesseldampf gefüllt werden und so den Cylinder von außen heizen.

Bei Kondensationsmaschinen ist außer dem Speisewasser noch Kühlwasser erforderlich (ungefähr das 25fache der Speisewassermenge). Wo daher nicht ausreichend Wasser vorhanden oder schwer zu beschaffen ist, muß man von der Kondensation absehen. Über die neuerdings zur Verringerung des Kühlwassers angewendeten Einrichtungen s. Kondensation.

Sicherheitsvorrichtungen bei Dampfmaschinen.

Die Dampfmaschinen sind sowohl mit Vorrichtungen zu versehen, welche eine Verletzung der Arbeiter durch die bewegten Teile thunlichst verhindern sollen, als auch mit Einrichtungen in Verbindung zu setzen, welche ein möglichst schnelles Anhalten der D. selbst und der damit betriebenen Transmissionen (Wellenleitungen ꝛc.) und Arbeitsmaschinen gestatten, wenn jemand in diese hineingerät. Alle bewegten Teile der D., soweit sie in den Bereich der Wärter kommen, müssen mittels Gitter oder Bleche geschützt werden, so die Regulatoren durch Stahlkörbe oder Glocken, die Schwungräder durch ein Gitter. Zur Vermeidung von Unglücksfällen beim Schmieren der schwingenden, rotierenden oder hin und her gehenden Teile der D. sind eine große Zahl von Schmiervorrichtungen erdacht, welche alle darauf hinausgehen, daß das Schmieröl in ein feststehendes Gefäß eingegossen wird, von welchem es auf irgend eine Weise, etwa durch tropfenweises Abstreifen beim jedesmaligen Vorbeigehen des zu schmierenden Teiles auf letztern übertragen wird. Beim Ingangsetzen von Dampfmaschinen entstehen Unglücksfälle dadurch, daß die Arbeiter mit den Händen in die Speichen oder an den Umfang des Schwungrades fassen und bei geöffnetem Dampfventil das erste Andrehen aus einem toten Punkt zu bewirken suchen und dabei von der plötzlich angehenden Maschine erfaßt werden. Hiergegen sollen Hebel schützen, welche, vor dem Schwungrad gelagert, mit einer Klinke in eine Verzahnung desselben eingreifen und beim Hin- und Herdrehen dieses ruckweise drehen. Zu gleichem Zweck hat Fischer in Hannover eine durch Friktionsräder wirkende, mittels Handkurbel betriebene Vorrichtung angegeben. Gegen ein zufälliges plötzliches Angehen einer D. während einer an ihr vorgenommenen Reparatur ꝛc. sollen Bremsvorrichtungen schützen, welche beim Anhalten der D. gegen das Schwungrad gepreßt werden. Die Vorrichtungen zum Anhalten der D. im Falle der Gefahr (Ausrückvorrichtungen) von einem beliebigen Punkt aus bestehen aus Drahtzügen, Wellenleitungen, pneumatischen, hydraulischen, elektrischen Leitungen, welche entweder direkt auf das Absperrventil, die Drosselklappe oder den Schieber der D. einwirken und zugleich eine Bremse gegen das Schwungrad anziehen, oder aber ein Gewicht, eine Feder, einen unter Druck stehenden Kolben ꝛc. auslösen, welche nun jene Funktionen übernehmen. Oft wird dabei außerdem selbstthätig noch eine Loskuppelung der Wellenleitung von der D. und eine besondere Bremsung dieser Wellenleitung vorgenommen.

Geschichte.

Daß das Wasser, wenn es in einem Gefäß über Feuer erhitzt wird, in einen Zustand übergeht, in welchem es eine große Kraft zu äußern vermag, mußte schon sehr früh wahrgenommen werden. Als erste Versuche, Dampf zur Erzeugung von Bewegung zu benutzen, sind der sogen. Heronsball und die auf dem Prinzip des Segnerschen Rades beruhende Kolipile, Fig. 1 (beide von Heron von Alexandria 120 v. Chr. beschrieben), zu erwähnen. Nach einer Mitteilung von Leonardo da Vinci, der wahrscheinlich aus einem verloren gegangenen arabischen Text geschöpft hat, soll auch schon Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zu benutzen, und zwar zum Fortschleudern eines Geschosses aus einem kurzen Rohr. Die Alten haben also sehr wohl Kenntnis von der Dampfkraft gehabt; aber sie kamen nicht über die angedeuteten Ideen hinaus, und ebensowenig zeigt sich irgend welcher nennenswerte Fortschritt bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Joh. Branca ließ 1629 den aus einem verschlossenen Gefäß durch ein gebogenes Rohr ausströmenden Dampf gegen ein Schaufelrädchen strömen (Fig. 2, S. 526), welches durch

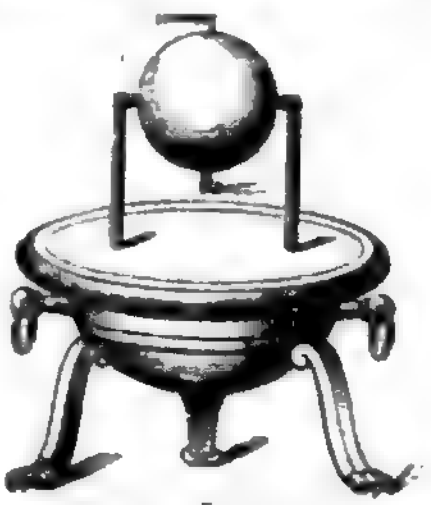


Fig. 1. Kolipile.

Räderübersetzung ein kleines Pochwerk in Bewegung setzen sollte. Man könnte noch einige derartige Versuche mehr aufzählen, würde aber damit immer nur weiter bestätigen, daß vor der Entwickelung der modernen Naturwissenschaft die eigentliche Idee der D. völlig unbekannt war. Erst als Torricellis Beweis von der Schwere der Luft und die staunenerregenden Versuche Otto v. Guerickes mit der Luftpumpe das Verlangen erweckt hatten, den Luftdruck industriell zu verwerten, gelang es dem Marburger Professor Dionysius Papin, eine Vorrichtung anzugeben, mittels welcher auf einfache Weise durch Dampf ein leerer Raum gewonnen

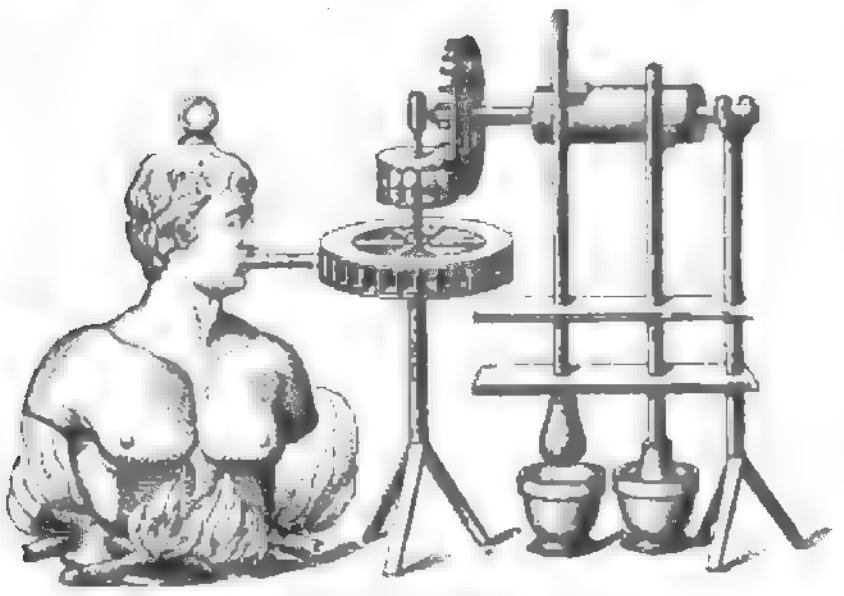


Fig. 2. Brancas Maschine.

werden kann. Er erhitzte (Fig. 3) etwas Wasser in einem oben offenen Hohlcylinder A, wobei ein dicht anschließender Kolben B in dem Maß der Dampfentwickelung durch ein Gegengewicht L an einem über Rollen T geführten Seil in die Höhe gezogen wurde, bis er seinen höchsten Stand erreicht hatte, in welchem er durch den Riegel E festgehalten wurde. Nach Entfernung des Feuers trat eine Abkühlung und Kondensation des Dampfes ein, und infolge des sich bildenden Vakuums wurde der Kolben nach Auslösung des Riegels E durch den Druck der Atmosphäre zurückgetrieben, dabei das Gewicht L anhebend. Diese Vorrichtung ward 1690 bekannt gemacht, doch fand der neue Gedanke wenig Anerkennung. 1698 hatte sich der Bergwerksbeamte Savery in England einen Apparat zum Heben von Wasser und zur Bewegung von Arbeitsmaschinen patentieren lassen (Fig. 4). Der Dampf tritt bei Öffnung des Hahnes C aus dem Kessel A (mit Speiserohr c und Sicherheitsventil d) durch das Rohr B nach D, kondensiert sich nach Verschließung von C dadurch, daß man von I auf D kaltes Wasser herabfließen läßt, so daß durch das sich bildende Vakuum Wasser aus G durch E und das Saugventil b angesogen wird, welches nach Wiedereröffnung von C durch den Dampfdruck, das Druckventil a passierend, durch F nach H getrieben wird. Der dabei in D eintretende Dampf kondensiert sich wieder, saugt wieder Wasser an ꝛc. Papin verbesserte diese Maschine und scheint mit einer solchen ein Dampfschiff ausgestattet

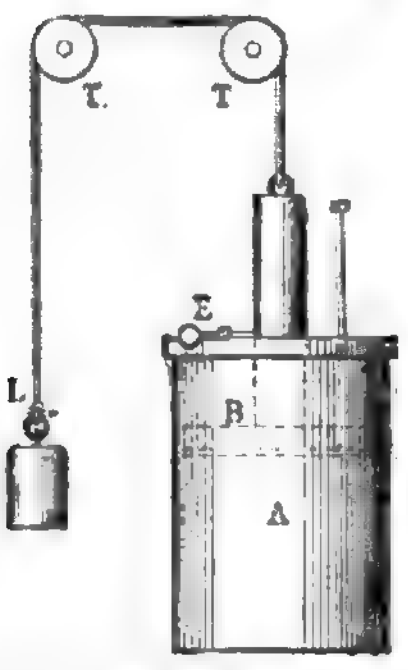


Fig. 3. Papins Maschine.

zu haben, mit welchem er die Fulda befuhr. Doch wurde ihm das Schiff bei einem Streit von Matrosen zerschlagen. Viel brauchbarer war schon Newcomens atmosphärische D. (Fig. 5), welche 1712 zuerst zum Fördern von Wasser aus einer Steinkohlengrube zu Griff in Warwickshire verwendet wurde. Sie besteht aus einem Cylinder B, in welchen von unten aus einem Dampfkessel A Dampf durch das Rohr C eintritt, wobei nun der Kolben D ebenso wie bei der Vorrichtung Papins durch ein Gegengewicht K, das durch die Kette H, den Balancier F, eine zweite Kette und die Stange E mit dem Kolben in Verbindung steht u. zugleich das Pumpengestänge I herabdrückt, in die Höhe gezogen wird. Alsdann wird der im Dampfzutrittsrohr C befindliche Hahn geschlossen und aus dem Gefäß L Wasser durch Rohr P in den Cylinder gespritzt, wobei eine Kondensation des Dampfes eintritt und infolge des im Cylinder entstehenden Vakuums der Kolben durch den Luftdruck herniedergedrückt wird, so daß das Gegengewicht mit dem Pumpengestänge gehoben wird. RS ist ein Ableitungsrohr für das Kondensationswasser. M das Gestänge zu einer kleinen Pumpe, die mittels des

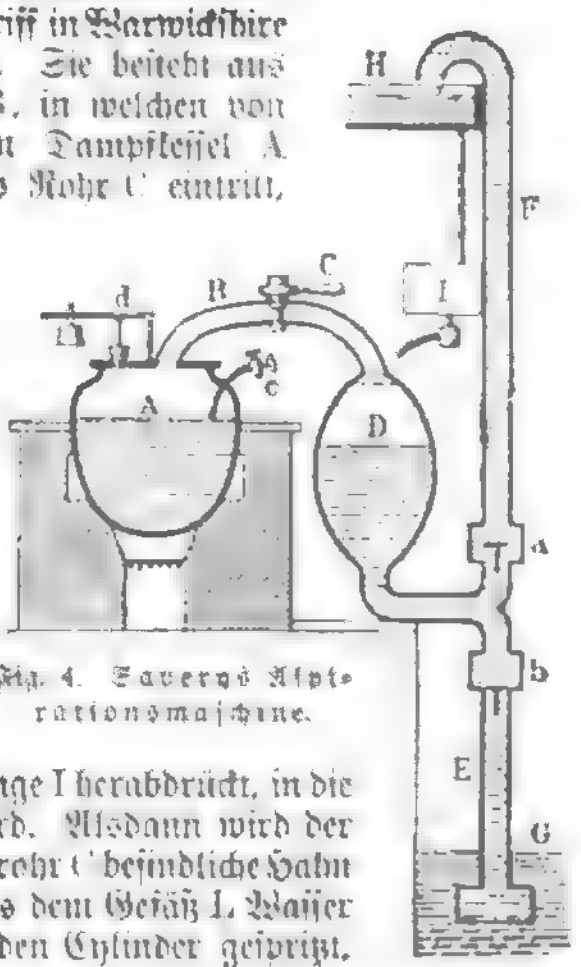


Fig. 4. Saverys Aspirationsmaschine.

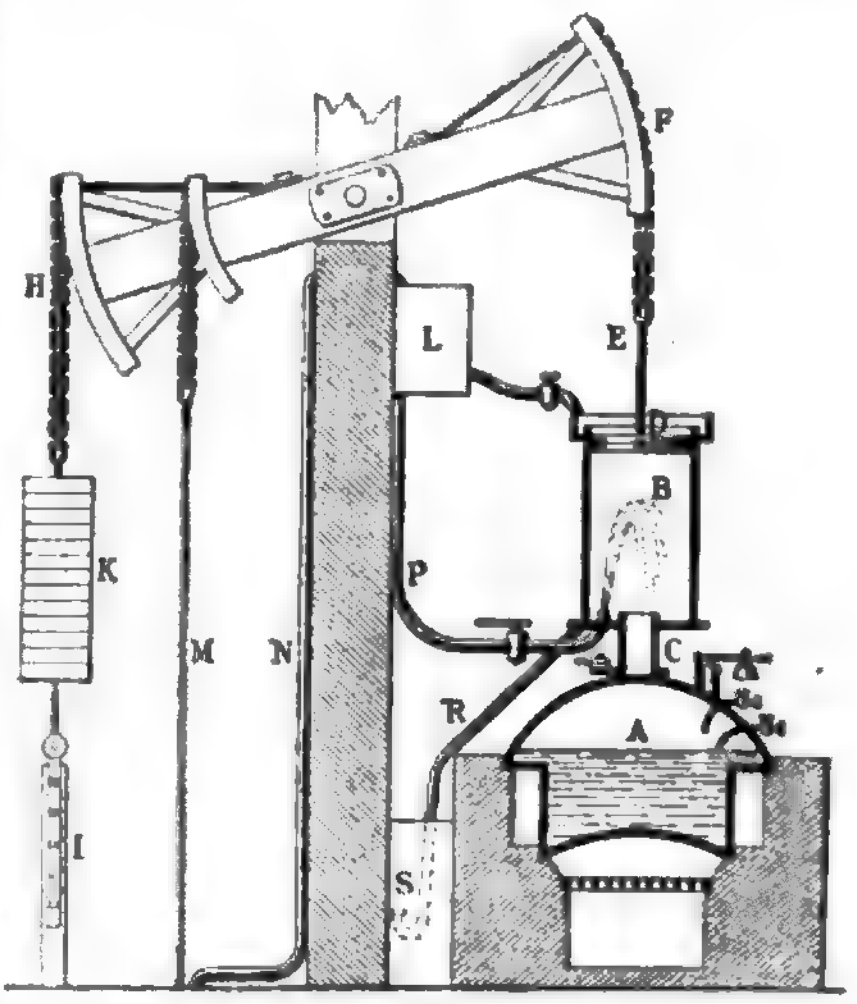


Fig. 5. Newcomens Dampfmaschine.

Druckrohrs N das Reservoir L gefüllt erhält. An dieser Maschine geschah das Öffnen und Schließen der Hähne durch einen Arbeiter; ein solcher (Potter mit Namen) verband die Hähne durch Schnüre mit bewegten Maschinenteilen und erfand so die selbstthätige Steuerung.

Digitized by Google

Bis 1770 erhielt sich die D. wesentlich auf diesem Standpunkt, und es war James Watt vorbehalten, sie durch die glänzendsten Erfindungen auf eine ungleich höhere Stufe und zu einem solchen Grade der Vollkommenheit zu bringen, daß man selbst bis auf den heutigen Tag nicht im stande gewesen ist, größere, bedeutsamere und sehr wesentliche Verbesserungen in den Hauptteilen der Maschine anzubringen. Watt war der Schöpfer der D. von der Form und Einrichtung, wie sie jetzt allgemein benutzt wird. Bei seiner ersten, 1768 erbauten Maschine bewirkte der Dampf zugleich durch Druckwirkung und Erzeugung eines Vakuums durch Kondensation den Niedergang des Kolbens, während er durch Gegengewichte wieder in die Höhe gezogen wurde; die Kondensation fand in einem besondern Kondensator statt. Solche Maschinen wurden namentlich in den Bergwerken von Cornwall zur Wasserhaltung angewendet und sind noch bis vor kurzem unter dem Namen Cornwall-Maschinen im Betrieb gewesen. Schon 1769 trug sich Watt mit der Idee einer Expansionsmaschine, brachte dieselbe jedoch erst 1778 zur Ausführung. 1778 und 1779 kam Watt auf den Gedanken, Kurbel, Lenkstange und Schwungrad auch bei der D. anzuwenden; da er aber mit der Sicherung durch ein Patent zögerte, so kamen ihm andre zuvor, und er sah sich lange auf die von ihm erfundene Sonnen- und Planetenradanordnung beschränkt. 1774 hatte er dem Unterhaus die Zeichnung einer doppelt wirkenden D. vorgelegt, und 1782 brachte er eine solche zur Ausführung. Zwei Jahre später erfand er das Parallelogramm, und gleichzeitig ließ er sich die Anwendung des Zentrifugalpendels patentieren, dessen man sich schon früher bei englischen Windmühlen bedient hatte. Durch alle diese Verbesserungen war die D. über die einseitige Verwendung in den Bergwerken hinausgehoben; es war ihr ein neues, unabsehbares Feld eröffnet, und bald bürgerte sie sich nun auch in Baumwollspinnereien, Bierbrauereien, Mühlen, Walzwerken ꝛc. ein.

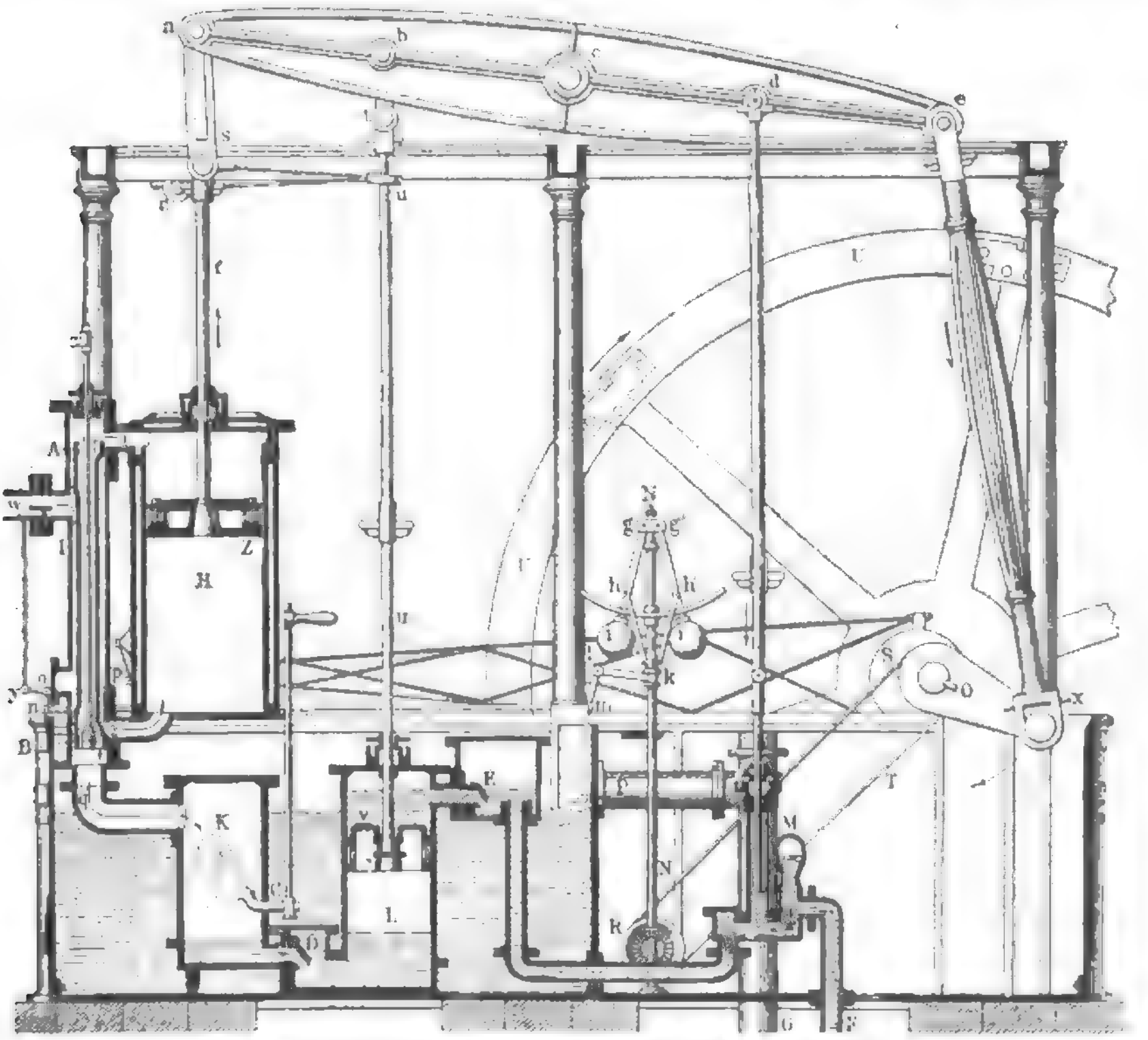


Fig. 6. Wattsche doppelt wirkende Niederdruckmaschine.

Fig. 6 zeigt eine Wattsche doppelt wirkende Niederdruckmaschine mit Balancier. H Dampfcylinder mit Dampfmantel, Z Kolben, 1 und 2 Dampfkanäle, I Steuerkasten, AB Röhrenschieber, z Schieberstange, Sp Exzenterstange, S Exzenter, q Ableitungsrohr, K Kondensator, C Spritzrohr, DE Wasserklappen, L Luftpumpe mit dem Luftpumpen-Kolben v, der -Zugstange n und des -Zugstangenscharniers t, M Speisepumpe, F Speiserohr, GP Kühlwassersaugrohr, f Kolbenstange, abcde Balancier, sa — ab — bu — ns Watsches Parallelogramm, cb — bu — ur Wattscher Lemniskoidenlenker (s. Geradführung), ex Bleuelstange, ox Kurbel, U Schwungrad, NN Regulator, ghg'h' Regulatorgestänge, ii Regulatorkugeln, R Regulatorantriebrad, T Regulatorantriebriemen, klmnoy Verbindung zwischen Regulator und der im Dampfzulei-

Digitized by Google

tungsrohr befindlichen Drosselklappe w. Ungemein schnell verbreiteten sich die Dampfmaschinen auf den britischen Inseln; Watt hatte sich 1769 mit Boulton associiert, und aus ihrer Fabrik in Soho bei Birmingham gingen die ersten Dampfmaschinen hervor. 1776 wurde die erste große Maschine von 50 Zoll Kolbendurchmesser für ein Wasserpumpwerk bei Tipton in Staffordshire geliefert, 1778 eine ähnliche von 58 Zoll für Ketley in Shropshire. Die erste D. für die Manchester-Baumwollspinnerei lieferte Watt 1782 an Arkwright. Schon 1810 wurde die Zahl der in Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 5000 geschätzt. In Frankreich baute Périer 1780 die erste D. nach Watts System, aber 1810 zählte man erst 200 Dampfmaschinen. In Preußen wurde die erste D. 1788 in Tarnowitz zum Wasserheben aufgestellt. Die zweite folgte 1822 in der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur, und erst von 1830 an datiert die allmählich zunehmende Verwendung der Dampfkraft. Hannover erhielt 1832, Württemberg 1841 die erste D. Schon 1799 ersetzte Murdock in der Soho-Fabrik die Ventile der Steuerung durch einen Schieber, und Murray in Leeds führte den Muschelschieber und die exzentrische Scheibe ein und lieferte die erste D. ohne Balancier. Die erste wirklich brauchbare Hochdruckmaschine baute der Amerikaner Evans zum Betrieb einer Getreidemahlmühle, und in England wurde eine solche von Trevithick und Vivian 1802, zunächst nur als transportable Maschine, bald aber auch in vielseitigen andern Anordnungen gebaut. Seit dieser Zeit kam die Hochdruckmaschine nicht wieder außer Gebrauch; die verhältnismäßig günstigen Resultate, welche sie lieferte, wurden zunächst Hauptveranlassung, daß man eine bereits 1781 von Hornblower versuchte Anordnung weiter ausbildete, nämlich Maschinen mit zwei Cylindern von verschiedener Weite, in denen der Dampf zunächst gegen den Kolben des kleinern, dann gegen den Kolben des größern Cylinders wirkte und zuletzt kondensiert wurde. Hornblower scheiterte mit seiner Idee an den Patentrechten Watts; dagegen lieferte Woolf 1804 nach dem Erlöschen des Wattschen und des Hornblowerschen Patents Zweicylindermaschinen. Maudslay baute 1807 Dampfmaschinen ohne Balancier von einer bis dahin unbekannten Symmetrie und Eleganz, welche überall großen Beifall ernteten. Eine oszillierende D. führte Murdock 1785 im Modell aus; praktische Anwendung fand sie aber erst 1820 durch Cavé in Paris und 1822 durch Manby in England. Direkt wirkende Maschinen mit unbeweglichem, liegendem Cylinder wurden zuerst 1801 von Symington gebaut; doch stand ihrer weitern Ausbreitung vorderhand das unbegründete Vorurteil im Wege, daß sich die Cylinder einseitig ausarbeiten und die Kolben schwerer dicht zu erhalten sein würden. Erst nach 1831, wo Stephenson angefangen hatte, bei seinem damaligen Dampfwagen ausschließlich Maschinen mit horizontalem Cylinder zu benutzen, kam man zu andern Ansichten und freilich auch zu zweckmäßigern Konstruktionen, und heute gehören die liegenden Maschinen zu den beliebtesten und bewährtesten. Die letzten Jahrzehnte haben namentlich eine sehr weit getriebene und glückliche Ausarbeitung aller Details gebracht; es sind zahlreiche neue Konstruktionen angegeben worden, und vorzüglich hat sich der Erfindungsgeist auf die Expansionsvorrichtungen geworfen, während man in allerneuester Zeit besonders auf die Verbesserung der zweicylindrigen Expansionsmaschinen, insbesondere der Receivercompoundmaschinen hindrängt.

Die ersten Maschinen, welche eine Leistungsfähigkeit von 100 Pferdekräften besaßen, erregten großes Aufsehen, während man gegenwärtig sehr viel größere Maschinen mehrfach in Betrieb gesetzt hat. Zur Trockenlegung des Haarlemer Meeres wurden drei Woolfsche Dampfmaschinen aufgestellt, deren Cylinder je 2,2 und 3,76 m Durchmesser hatten, mit 350—500 Pferdekräften arbeiteten und pro Kolbenschub mittels Pumpen von 3 m Hub 66 cbm Wasser durchschnittlich 5 m hoch hoben. Diese Maschinen haben in 10 Jahren 45,000 Acres Land trocken gelegt und im ganzen etwa 8000 Mill. cbm Wasser fortgeschafft. Das englische Schiff Leviathan erhielt für den Räderbetrieb eine viercylindrige D. von ca. 1200 Pferdekräften und zum Schraubenbetrieb gleichfalls eine viercylindrige Maschine, die 2500 Pferdekräfte entwickeln soll; die Maschinen des Panzerschiffes König Wilhelm aber besitzen 8664 Indikatorpferdekräfte. Man hat die Gesamtstärke aller Dampfmaschinen der Erde vor 10 Jahren (wohl etwas zu hoch) auf 15—20 Mill. Pferdekräfte geschätzt; dies ist etwa 30 mal soviel wie die absolute Arbeitsstärke, welche der Rhein vom Bodensee bis zum Meer entwickelt; dagegen ist die Arbeitsstärke des Niagara auf einer kurzen Strecke seines Laufes (Stromschnellen und Fall) zu 12,5 Mill. Pferdekräfte, d. h. zu etwa 0,68 der Stärke sämtlicher Dampfmaschinen der Erde, geschätzt worden. Alle diese Maschinen, um den Niagarafall geschart, würden bei 16stündiger täglicher Arbeit kaum im stande sein, dessen Wassersturz wieder auf die Höhe der Stromschnellen zu schaffen. Erscheint bei solchem Vergleich die benutzte Dampfkraft geringfügig, so zeigt doch eine andre Betrachtung sehr bald, welche eminente Bedeutung sie für die Menschheit besitzt. Die 1000 Mill. Menschen, welche auf der Erde leben, würden im günstigsten Fall 70 Mill. Arbeiter stellen können, und diese würden bei täglich 12stündiger Arbeit noch nicht ganz 12 Mill. Pferdekräfte, also etwa 0,68 der Dampfmaschinenleistungen, repräsentieren. Da nun aber thatsächlich noch nicht 7 Mill. Menschen industriell arbeiten, so haben die Dampfmaschinen schon jetzt die wirklich geleistete industrielle Arbeit des Menschengeschlechts sehr weit überholt. Leider stehen aber auch unsre besten Dampfmaschinen in der Ausnutzung der durch Verbrennung der Kohle erzeugten Wärme noch auf sehr niedriger Stufe, und jene Leistung wird daher nur mit einem verhältnismäßig enormen Aufwand von Brennmaterial erzielt. 1 kg Steinkohle ergibt bei seiner Verbrennung etwa 12,000 Wärmeeinheiten, deren jede 1 kg Wasser um 1° C. zu erwärmen vermag und 424 Meterkilogr. Arbeitsleistung entspricht, so daß man bei Verbrennung von 1 kg Steinkohle theoretisch 12,000.424 = 2,544,000 Meterkilogr. erhält. Die besten Dampfmaschinen geben jedoch von 1 kg Kohle ca. 810,000 Meterkilogr., also etwa 16 Proz. des theoretischen Effekts, während z. B. Wassermotoren ca. 75 Proz. Nutzeffekt ergeben.

Die D. hat auf die gesamte Industrie einen ungeheuern Einfluß ausgeübt, ja sie hat dieselbe gewissermaßen erst geschaffen, indem sie den Gewerben eine Vergrößerung des Arbeitsvermögens bot und sofort eine bedeutende Erhöhung der Leistungen hervorbrachte. Sie veranlaßte eine Verbesserung der Werkzeuge, welche durch sie in Bewegung gesetzt wurden, und führte zur Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, durch deren vorzügliche Produkte sie selbst wieder an Vollendung gewann. An der Erfindung der D. haben

alle Nationen Anteil, aber vor allen hat England mit erstaunlicher Rührigkeit die Verwertung der neuen Idee betrieben. Der gesamte Maschinenbau lag anfangs fast ausschließlich in seinen Händen, und erst allmählich gelangte Frankreich und noch später Deutschland zu selbständiger Bethätigung. In der Folge sind viele sehr wesentliche Vervollkommnungen in beiden Ländern ersonnen worden, und der Maschinenbau hat sich auch in ihnen schnell zu hoher Blüte entfaltet. Cavé in Paris und Borsig in Berlin müssen als die hervorragendsten Industriellen auf diesem Gebiet genannt werden. Auch Amerika hat sich an der Entwickelung des Maschinenwesens lebhaft beteiligt und sich dabei durch eine originelle Auffassung der Konstruktionen hervorgethan. Wenn aber England seine Führerschaft in der neuesten Zeit mehr und mehr verloren hat, so hat es dies hauptsächlich der mindern Berücksichtigung wissenschaftlicher Hilfsmittel zuzuschreiben. Die D. ist Schritt für Schritt mit dem Fortschreiten der Wissenschaften ausgebildet worden. In Deutschland und Frankreich ist die wissenschaftliche Seite der D. mit besonderm Eifer gepflegt worden, und Poncelet, Navier, Pambour, Redtenbacher, Zeuner, G. Schmidt u. a. haben sich in dieser Hinsicht große Verdienste erworben.

Die folgende Tabelle gibt ein Bild der Verteilung der Dampfmaschinen auf die verschiedenen Gewerbe in Preußen Anfang 1892 (Angaben über die Leistungsfähigkeit fehlen).

	Feststehende Dampfmaschinen	Bewegliche Dampfkessel und Lokomobilen
1) Land- und Forstwirtschaft	329	8182
2) Bergbau, Hütten- u. Salinenwesen	13822	1163
3) Industrie der Steine und Erden	2317	902
4) Metallverarbeitung	2047	250
5) Industrie d. Maschinen, Werkzeuge rc.	2208	363
6) Chemische Industrie	1540	155
7) Industrie der Heiz- u. Leuchtstoffe	1089	49
8) Textilindustrie	4563	128
9) Papier- und Lederindustrie	1601	66
10) Industrie der Holz- u. Schnitzstoffe	2562	761
11) I. der Nahrungs- und Genußmittel	13875	961
12) I. der Bekleidung und Reinigung	468	35
13) Baugewerbe	149	589
14) Polygraphische Gewerbe	284	56
15) Künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke	4	1
16) Handelsgewerbe	89	116
17) Verkehrsgewerbe (ohne Schiffahrt)	1731	411
18) Beherbergung und Erquickung	64	2
19) Gewerbe für häusliche Zwecke	529	144
20) Gewerbe für gemischte und unbestimmte Zwecke	1818	557
Zusammen:	51089	14871

Über die Entwickelung der Dampfmaschinenindustrie in Preußen gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte	Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte
1837	423	7514	1855	4085	161774
1840	634	12279	1861	8685	365631
1843	1090	27241	1878	37320	2891867
1846	1491	41130	1885	48868	1426739
1849	1969	67150	1889	58782	1773454
1852	2853	92476			

[1] 1837—78 einschließlich Schiffsmaschinen und Lokomotiven, von 1879 an ohne die in der Benutzung der Militärverwaltung und der Kriegsmarine befindlichen Dampfmaschinen und ohne Lokomotiven.

In Deutschland waren am Beginn des Jahres 1879, mit Einschluß der Maschinen von 92 Kriegsdampfern und 10,398 Lokomotiven, 1165 Dampfschiffe, 70,185 Dampfkessel u. 65,170 Dampfmaschinen mit 4,510,637 Pferdekräften à 75 Meterkilogramm Leistung in der Sekunde vorhanden. In Frankreich zählte man:

Jahr	Dampfmaschinen	Pferdekräfte	Jahr	Dampfmaschinen	Pferdekräfte
1840	2873	56422	1870	33761	1580009
1850	6832	186363	1880	52543	3341971
1860	18726	673900	1890	75749	5175996

In England gab es 1872: 52,440 Dampfmaschinen mit 3,336,267 Pferdekräften, während 1873 die Dampfmaschinen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Zahl 53,124 mit 3,818,310 Pferdekräften erreichten.

[Litteratur.] Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (2. Aufl., Braunschw. 1875); Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik, Bd. 2 (5. Aufl., das. 1883—87); Uhland, Handbuch für den praktischen Maschinenkonstrukteur (Leipz. 1880—86, 4 Bde.); Pechan, Leitfaden des Maschinenbaues (Wien 1885—89, 3 Tle.); Zeuner, Technische Thermodynamik (3. Aufl., Leipz. 1887—89, 2 Bde.); Schall, Führer des Maschinisten (11. Aufl., das. 1891); Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau (6. Aufl., Heidelb. 1875); Hrabák, Die Dampfmaschinenberechnung mittels praktischer Tabellen (3. Aufl., Prag 1877); Derselbe, Hilfsbuch für Dampfmaschinentechniker (2. Aufl., Berl. 1891); Örtling, über Compoundmaschinen (2. Aufl., Kiel 1878); Ziese, Über neuere Schiffsmaschinen (2. Aufl., das. 1883); v. Reiche, Der Dampfmaschinenkonstrukteur (Aachen 1880—83, 2 Tle.; Teil 1, 2. Aufl. 1886); Uhland: Die Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung (das. 1880), Die Corliß- und Ventil-Dampfmaschinen (das. 1879), Die Woolfschen und Compounddampfmaschinen (das. 1882); Radinger, Dampfmaschinen mit hoher Kolbengeschwindigkeit (3. Aufl., Wien 1892); Schwarze, Katechismus der Dampfkessel, Dampfmaschinen und andrer Wärmemotoren (4. Aufl., Leipz. 1892); Rose, Modern steam engines (Lond. 1886); Buchetti, Les machines à vapeur actuelles (Par. 1881, Suppl. 1888); Haeder, Die D. unter hauptsächlichster Berücksichtigung kompletter Dampfanlagen (3. Aufl., Düsseld. 1893); Blaha, Die Steuerungen der D. (3. Aufl., Berl. 1890); Zeuner, Die Schiebersteuerungen (5. Aufl., Leipz. 1888); Demoulin, Études sur les machines compound à triple expansion (Par. 1885); Colyer, Treatise on modern steam engines and boilers (Lond. 1885). Geschichtliches: Thurston, Die D. (bearbeitet von Uhland, Leipz. 1880); »Abhandlungen der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe, 1. Teil: Geschichte der D.« (Berl. 1826); Reuleaux, Kurzgefaßte Geschichte der D. (Braunschw. 1891).

Dampfmesser, soviel wie Manometer.

Dampfmühle, s. Mühlen.

Dampfnudeln, in Österreich und Bayern beliebte Mehlspeise, eigroße Klößchen aus Hefenteig, die in einer Form mit wenig Milch, Butter und Zucker gebacken und mit einer Sauce aufgetragen werden.

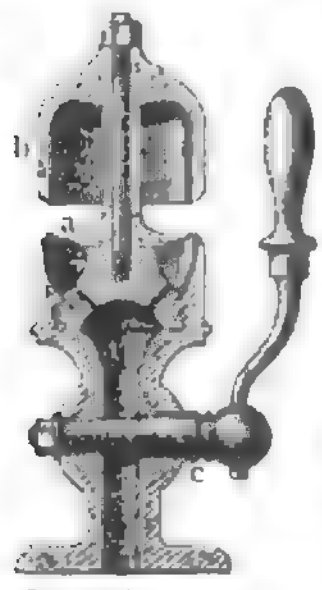
Dampfofen, von Hock in Wien konstruierter Apparat zur Gewinnung eines Dampf- und Feuergasgemisches, sollte zum Betrieb eines nach Art einer Dampfmaschine eingerichteten Motors benutzt werden.

Dampfomnibus, s. Lokomobile.

Dampforgel, ein von dem Amerikaner Donnay erfundenes Orgelinstrument, bei welchem statt des

Windes Dampf angewendet wird, und das entweder zum Ableiern von Melodien (mittels einer drehbaren Stiftwalze) oder zum Spielen auf einer Klaviatur dient.

Dampfpfeife, eine Pfeife, welche durch Dampf zum Ansprechen gebracht wird. Das Dampfrohr (s. Abbildung) ist mit einem Hahn c und an seiner Mündung mit einer kreisrunden Scheibe a versehen, so daß der Dampf nur am Rande des Rohres durch eine feine ringförmige Spalte entweichen kann. Der Spalte gegenüber befindet sich in geringem Abstande der Rand einer Glocke b, und indem der Dampf den scharfen Glockenrand trifft, setzt er die Luftsäule in der Glocke in Schwingung und erzeugt den bekannten durchdringenden Ton. Um diesen weniger belästigend zu machen, hat man Dreiklang-Dampfpfeifen (Crosby) konstruiert, welche auf den ersten, dritten u. fünften Ton der Dur-Tonleiter abgestimmt sind. Der cylindrische Oberteil der D. über dem Dampfschlitz ist durch Scheidewände in drei Teile zerlegt, u. den dadurch hergestellten drei Luftsäulen ist durch Querwände verschiedene Länge gegeben, so daß sie beim Anblasen je einen Ton des Dreiklanges hervorbringen. Dampfpfeifen sind an Dampfmaschinen und als Warnungsapparate an Dampfkesseln in Gebrauch. Eine D. mit einer niedrigen, seitlich ausgebauchten Glocke gibt einen mehr heulenden Ton.



Dampfpfeife.

Dampfpferd, soviel wie Pferdekraft.

Dampfpflug (hierzu Tafel »Dampfpflug I u. II«), mechanische Vorrichtung zur Beackerung des Bodens mit Hilfe der Dampfkraft. Schon vor Erfindung der Dampfmaschine beschäftigten sich einzelne mit der Herstellung von Bodenbearbeitungsgeräten, welche ohne Spannvieh, wahrscheinlich durch die Kraft des Windes, in Bewegung gesetzt werden sollten. So ließen sich z. B. Ramsey und Wildgoose 1618 in England eine Maschine patentieren, welche ohne Spannvieh pflügen, düngen und säen sollte. Auch der Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, kam auf den Gedanken, einen D. zu konstruieren, der freilich in damaliger Zeit keinen Erfolg erringen konnte. Ebensowenig gelang dies zahlreichen spätern Konstrukteuren bis in die neueste Zeit.

Alle bisherigen Dampfpflüge lassen sich in zwei Gruppen teilen: 1) in solche, bei welchen die Betriebsmaschine mit den Bodenbearbeitungsinstrumenten über den Acker fährt, und 2) in solche, bei welchen der Motor während der Bearbeitung des Bodens stillsteht und die Kulturinstrumente durch eine geeignete Seiltransmission in Bewegung setzt. Die erste dieser Gruppen hat den Vorzug großer Einfachheit und Billigkeit, dagegen den erheblichen Übelstand, daß stets die schwere Masse der Zugmaschine mit bewegt werden muß. Aus diesem Grund hat man dieses System, welches noch 1860 mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, zu gunsten des zweiten Systems gänzlich aufgegeben. Es ist die Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen, daß bei weiterer Vervollkommnung der Feldlokomotiven das direkte Dampfpflugsystem wieder in Aufnahme kommen wird. Die bekanntesten Ausführungen desselben waren die rotierenden Kultivatoren von Romaine (1855) und Usher (1849); bei erstern befanden sich die Grubber auf einer von der Maschine in Umdrehung versetzten Trommel angeordnet. Die Arbeit des Romaineschen Dampfpflugs war vortrefflich, der Boden wurde in vollkommener Weise bis zu beträchtlicher Tiefe gelockert. Andre, und zu diesen gehörte auch Usher, brachten vollständige Pflugsätze mit Kolter, Schar und Streichbrett am Umfang einer sich drehenden Trommel an, womit sie jedoch keine Erfolge erzielen konnten. In der neuesten Zeit wurden mehrfach Versuche gemacht, das direkte Dampfpflugsystem als Dampfgrabemaschine zu verwenden, indem von der Lokomotive aus kräftige Spaten in hin und her gehende Bewegung versetzt wurden. Der neueste der hier einschlagenden Apparate war die Dampfgrabemaschine von Proctor, gebaut von Burrell in Thatford (England), welche aber auch keinen nachhaltigen Erfolg erzielen konnte.

Die zweite Gruppe von Dampfpflügen, bei welcher die Bewegung durch eine Drahtseilübertragung erfolgt, hat in der Praxis besiern Erfolg errungen. Wer der Erfinder derselben ist, möchte heutigestags schwer festzustellen sein. Bereits 1833 versuchte Heathcoat und nach ihm Lord Tweeddale und Lord Willoughby d'Eresby die Konstruktion derartiger Dampfpflüge, jedoch mit gänzlicher Erfolglosigkeit, und in gleicher Weise scheiterten viele spätere Versuche, welche sich eine ähnliche Aufgabe stellten. 1849 erfanden zwei Lehrer, die Gebrüder Fisken in Hartlepool, mit dem Dorfschmied Rodgers in Stockton on Tees den Balancierpflug und den Ankerwagen, und nun nahm zu Anfang der 50er Jahre das System eine praktischere Gestaltung an, als sich John Fowler, Smith-Woolston und James Howard mit der weitern Ausbildung des Dampfpflugs beschäftigten. Fowler führte auf der ersten Londoner Ausstellung 1851 seinen Drainpflug vor. Dieser Apparat wurde durch ein starkes Hanfseil von einem Göpel aus in Bewegung gesetzt. Statt des Pferdegöpels wurde dann bald eine Lokomobile, statt des Hanfseils ein Drahtseil benutzt, und nun war es nur noch erforderlich, die Anordnung der einzelnen Teile für den praktischen Gebrauch auszubilden.

Man muß berücksichtigen, daß auch in dieser Zeit, unmittelbar nach der ersten Londoner Ausstellung, die transportable Dampfmaschine, die Lokomobile, bis zur praktischen Brauchbarkeit vervollkommt wurde, ein Umstand, welcher den Konstrukteuren der Dampfpflüge außerordentlich zu statten kam; denn sicherlich hat der Mangel einer brauchbaren Lokomobile viel zum Scheitern der frühern Versuche beigetragen. In Deutschland arbeitete der erste D. 1865 auf der Ausstellung in Köln, derselbe wurde von Baron Hirsch für seine Güter in Bayern angekauft.

Früher konnte man die Dampfpflüge noch einteilen in solche, deren Motor eine einfache landwirtschaftliche Lokomobile war, und in solche mit selbstbeweglichen Motoren (Straßenlokomotiven, Feldmaschinen). In neuester Zeit sind jedoch die erstern vollständig durch die zweite Gruppe verdrängt worden, da diese infolge der leichten Versetzbarkeit der Apparate eine erheblich höhere Leistung sichert. Der verbreitetste D. des Systems mit gewöhnlicher Lokomobile war der ältere Howardsche D., das sogen. Umkreisungssystem (round about-system, s. Abbildung, S. 531). Dasselbe ist zu gleicher Zeit von Howard und einem praktischen Landwirt, Smith-Woolston, ausgebildet worden. Die Lokomobile a steht außerhalb des zu bearbeitenden Ackerstückes und betreibt einen Winde-

Digitized by Google

Dampfpflug I.

Fig. 1. Einmaschinensystem.

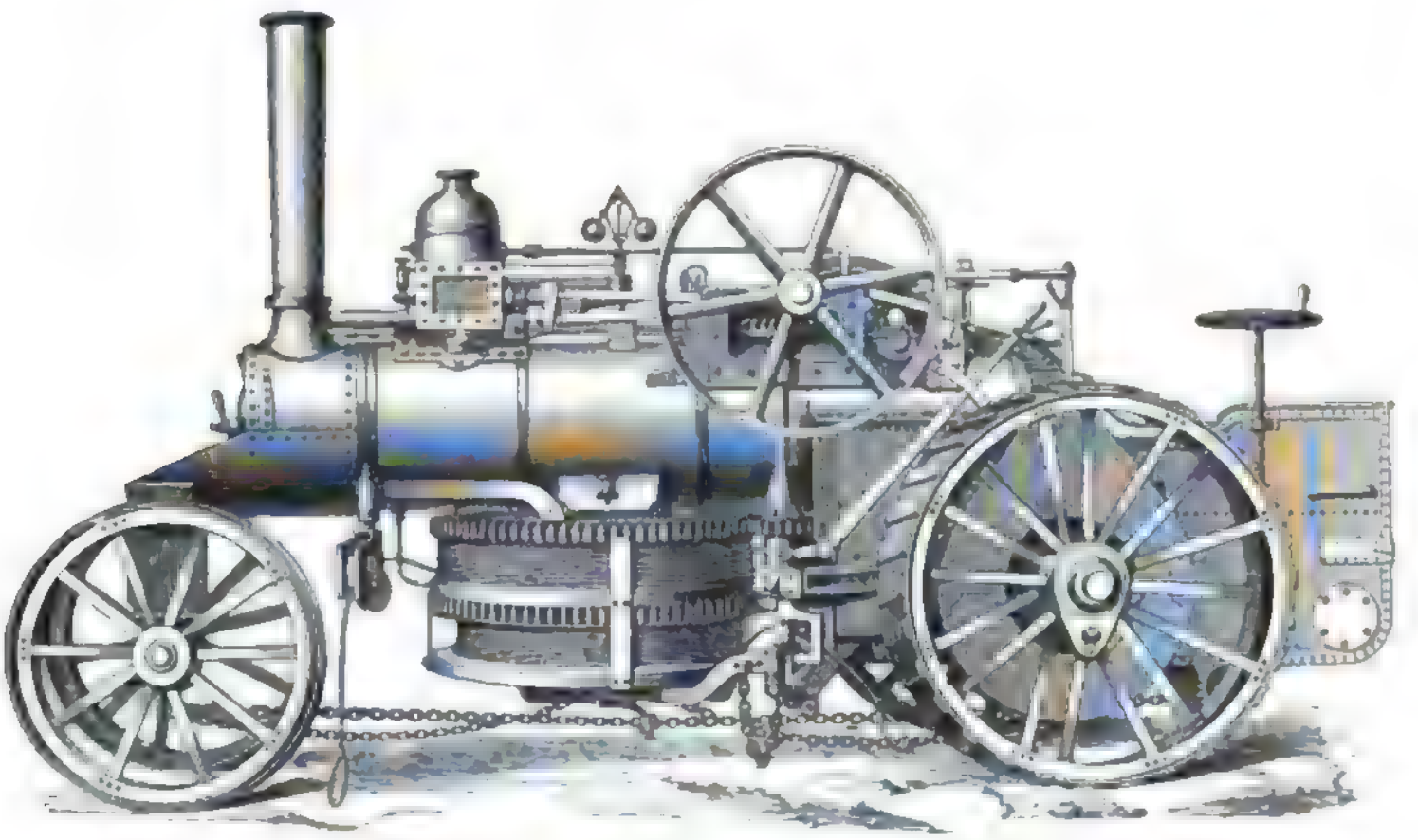


Fig. 2. Lokomotive des Einmaschinensystems.

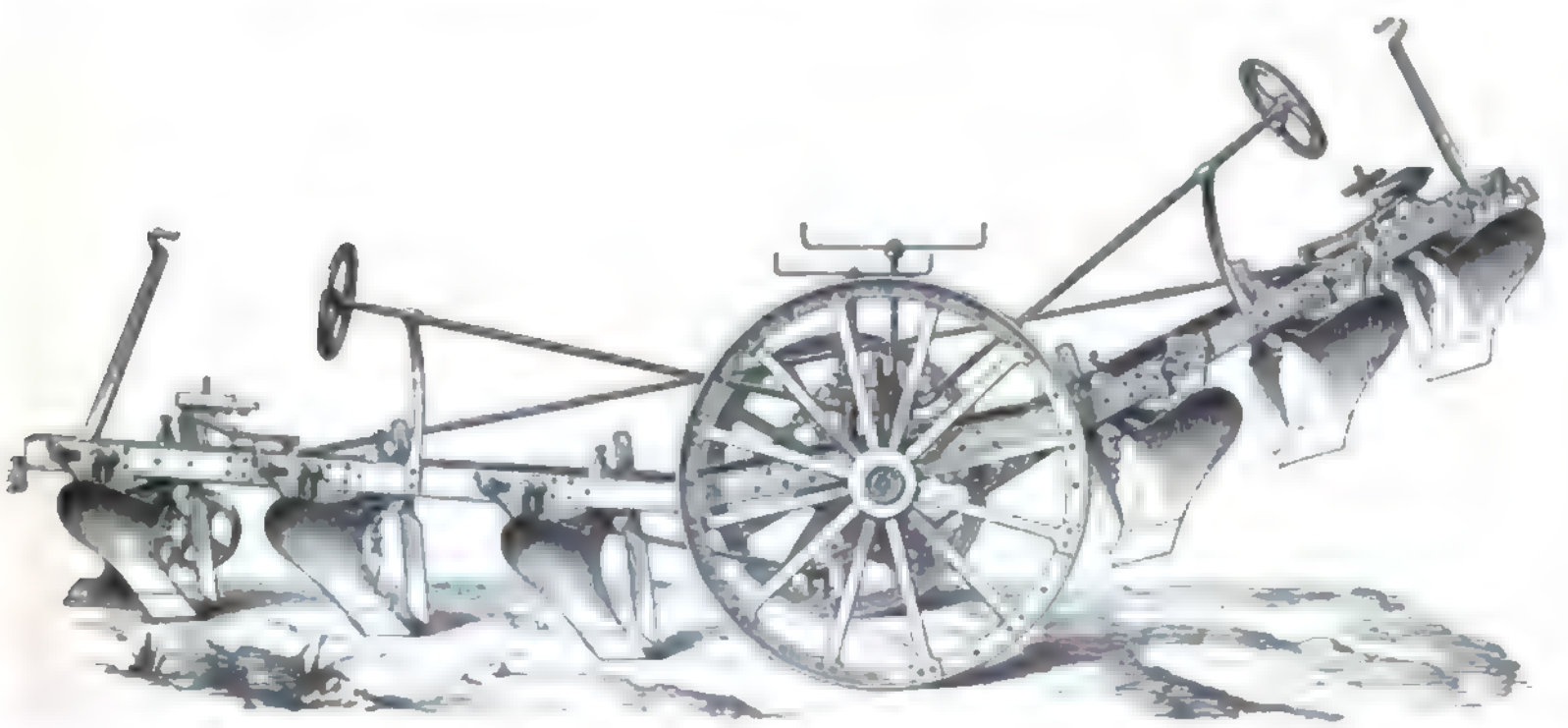


Fig. 3. Balancierpflug.

Digitized by Google

Dampfpflug II.

Fig. 1. Zweimaschinensystem.

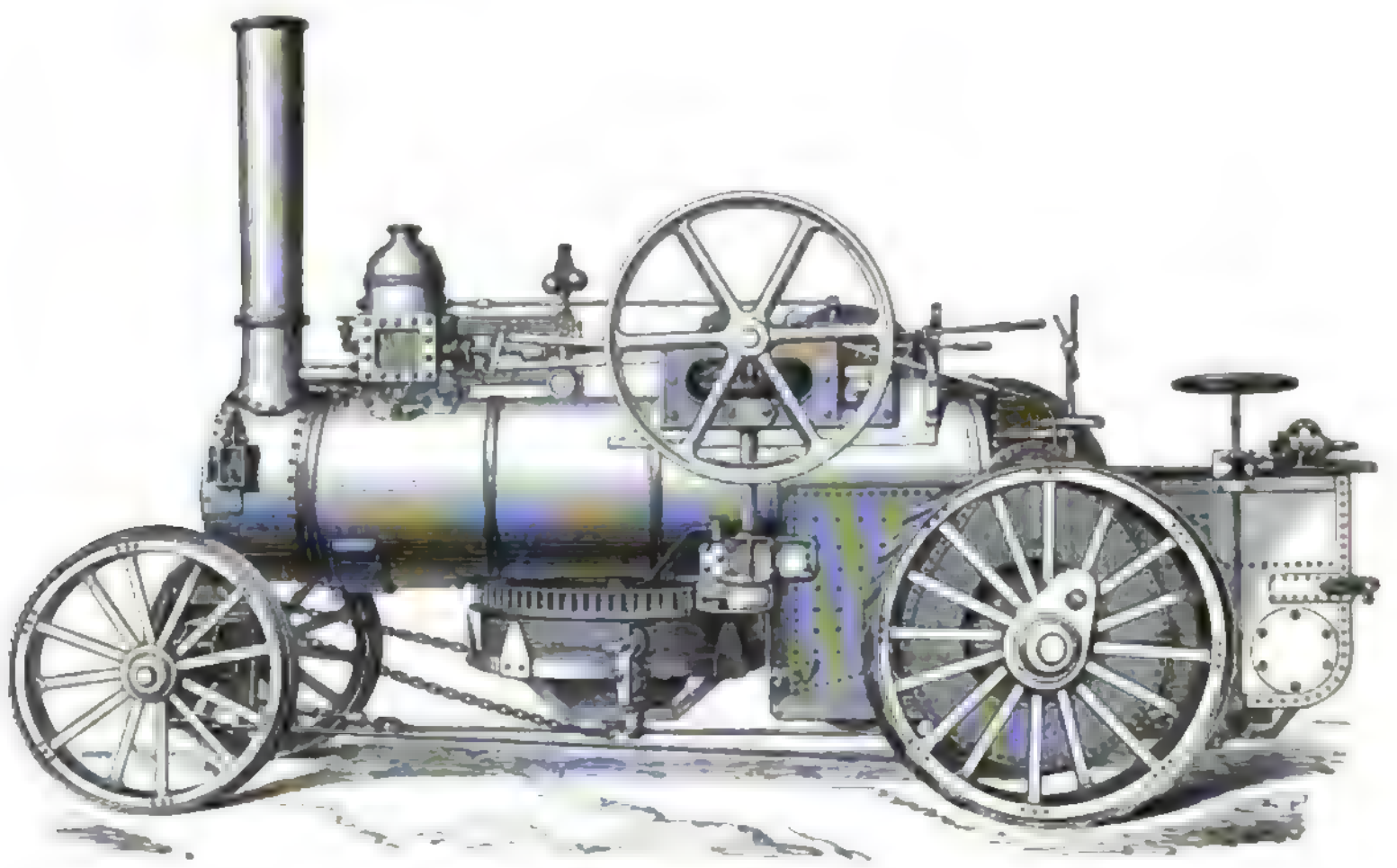


Fig. 2. Lokomotive des Zweimaschinensystems.

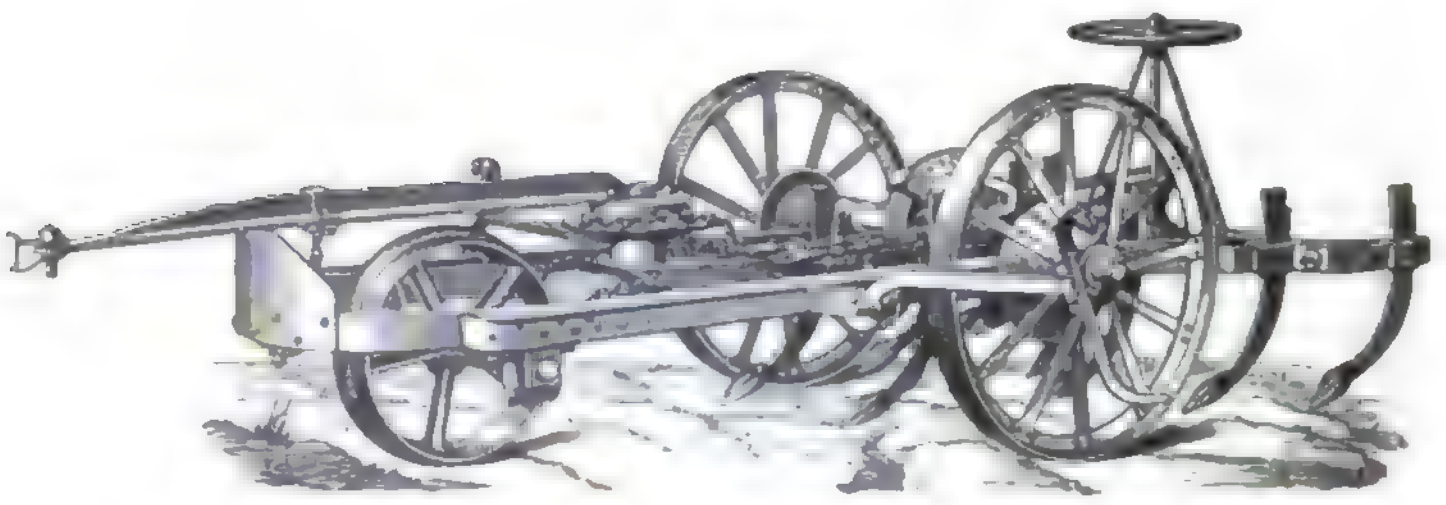


Fig. 3. Wendekultivator.

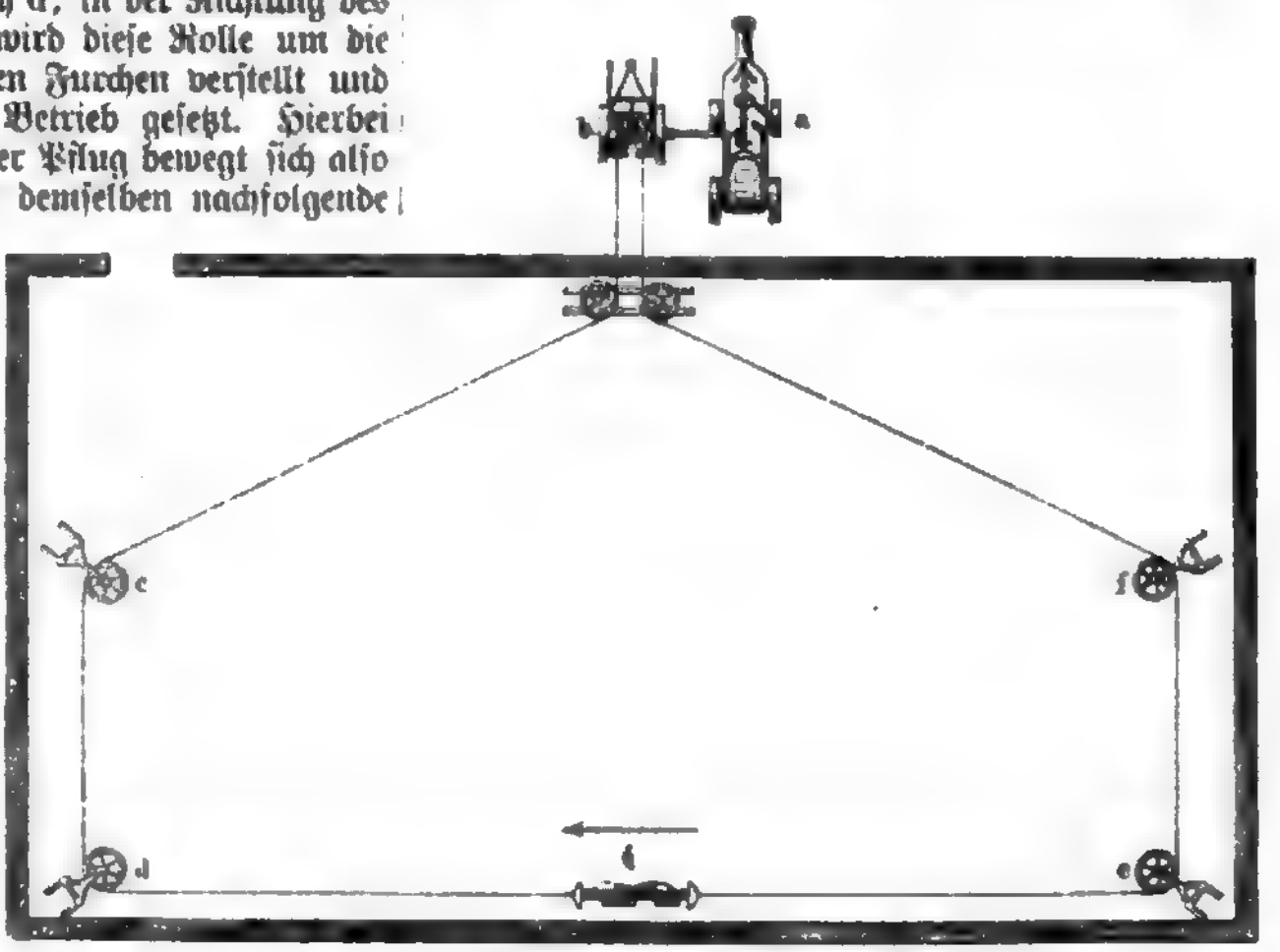
Digitized by Google

apparat b, ebenfalls wie die Lokomobile transportabel angeordnet, in welchem sich zwei Windetrommeln befinden. Jede derselben kann durch passende Kuppelungen in und außer Verbindung mit der Lokomobile gebracht w... as Seil wird von den Trommeln durch Führungsrollen c, d, e und f nach der in der Zeichnung angegebenen Anordnung geleitet. Die Rollen werden mittels Anker in dem Boden befestigt und durch den Zug des Seiles vollständig eingezogen. Bei g ist der Kultivator, Pflug, Grubber oder Egge, eingeschaltet. Wird von der Maschine die in der Zeichnung links befindliche Windetrommel in Bewegung gesetzt, so windet diese das Seil auf; der Kultivator bewegt sich somit von e nach d, in der Richtung des Pfeiles. Bei d angelangt, wird diese Rolle um die doppelte Breite der gezogenen Furchen verstellt und die andre Seiltrommel in Betrieb gesetzt. Hierbei windet diese das Seil auf; der Pflug bewegt sich also von d nach e, während das demselben nachfolgende Seil von der jetzt lose auf ihrer Achse befindlichen linken Seiltrommel ausgeworfen wird. Alsdann wird die Ankerrolle e um die doppelte Breite der gezogenen Furchen versetzt und so fortgearbeitet, bis das ganze von dem Seil umspannte Stück gepflügt ist. Dieses System gestattet mancherlei Abänderungen. Die Lokomobile kann z. B. anstatt in der Mitte, an einer Seite stehen; das umspannte Ackerstück kann eine unregelmäßige Form besitzen, wobei es nur erforderlich ist, an den Ecken und Krümmungen Ankerrollen zu befestigen. Zum Betrieb gehören fünf Arbeiter: der Maschinenführer, ein Mann an der Winde, ein Mann auf dem Pflug und zwei Arbeiter an den Ankerrollen, außerdem 2—3 Jungen zur Beaufsichtigung der Seilträger. Beim Umstellen der Apparate auf ein neues Ackerstück werden die einzelnen Teile durch Spannvieh transportiert; die Aufstellung selbst nimmt bei mittelmäßig geübten Arbeitern etwa 2 Stunden Zeit in Anspruch.

In der Folge fanden anstatt der Eckanker d und e stets selbstbewegliche Ankerwagen Verwendung, wie solche bei dem nunmehr zu besprechenden D. benutzt werden. Ferner wurde das Umkreisungssystem mit einer Straßenlokomotive verwendet, welche Kombination noch heutigestags in Anwendung ist. Die neuern Dampfpflüge besitzen sämtlich die Straßenlokomotive als Motor, und man unterscheidet das Einmaschinensystem und das Zweimaschinensystem.

1) Das Einmaschinensystem (Tafel I, Fig. 1). Der Motor l und der Ankerwagen a, d. h. ein mit scharfen Rädern versehener Wagen, welcher mit einer Seilscheibe und einem automatischen Fortbewegungsapparat versehen ist, stehen an den beiden Kopfenden des zu bearbeitenden Ackers; zwischen denselben wird der Kultivator c hin und her gezogen. Die Seilleitung geht von zwei an der Lokomotive angebrachten Windetrommeln (Fig. 2 der Tafel) über den Ankerwagen, dessen scharf in den Boden einschneidende Räder eine seitliche Verschiebung verhindern, alsdann über die im Boden verankerte Rolle r. Abwechselnd rückt der Motor, bez. der Ankerwagen beim Anlangen des Kultivators um die doppelte Furchenbreite vor. Sobald der Ankerwagen bei der Rolle r anlangt, wird diese entsprechend versetzt.

2) Das Zweimaschinensystem hat zur Zeit die meiste Verbreitung. An jedem Ende des Ackerstückes befindet sich, wie Tafel II, Fig. 2, darstellt, je eine Lokomotive mit einer zumeist unter dem Kessel angebrachten Windetrommel (Fig. 2 der Tafel). Das Seil wird von beiden Trommeln nach dem Kultivator geführt, während dieser sich abwechselnd von der einen Maschine zur andern bewegt, so daß also diejenige



Howards Umkreisungssystem.

Maschine, zu welcher der Pflug hingezogen wird, in Betrieb, die andre dagegen ausgelöst ist. Nach dem Anlangen des Pfluges bei der arbeitenden Maschine fährt diese stets um die doppelte Breite der gezogenen Furchen vor, der gewendete Pflug wird in die neue Furchenreihe eingesteuert, worauf der Betrieb der an der andern Maschine befindlichen Windetrommel eingerückt wird ꝛc. Die Aufstellung der Apparate kann bei diesem System in kürzester Zeit bewerkstelligt werden; die Länge des Seils ist im Vergleich zu der bei den andern Systemen außerordentlich gering. Dieses System wird von verschiedenen Fabrikanten in Anwendung gebracht, gewöhnlich aber das Fowlersche genannt, da sich gerade die spezielle Anordnung dieses Erfinders am meisten bewährt hat.

Bodenbearbeitungsgeräte der Dampfpflüge. Zur Dampfkultur verwendet man die verschiedenartigsten Geräte, wie Pflüge, Grubber, Eggen, Walzen, ferner eine Reihe von Spezialgeräten für bestimmte Zwecke, wie Forstkulturpflüge, Entsteinungsmaschinen ꝛc. Der fast allgemein angewendete Pflug ist der Balancierpflug (Tafel I, Fig. 3). In einem in der Mitte abbalancierten und drehbaren Gestell befinden sich auf jeder Seite schräg hintereinander 3—6 vollständige Pflugsätze, welche mithin gleichzeitig eine Reihe von Furchen ziehen. Das Gestell ist derartig abbalanciert, daß nur durch das Übergewicht des Arbeiters, welcher auf jeder Seite des Apparats Platz

nehmen kann, ein Senken der betreffenden Seite stattfindet, wodurch die andre Seite, welche die Furchen nach entgegengesetzter Richtung ziehen würde, schwebend gehalten wird. Von wesentlichem Vorteil ist eine Verbesserung, welche Fowler vor einigen Jahren an dem Balancierpflug anbrachte, bestehend in einer Einrichtung, durch welche die jeweilig arbeitende Pflughälfte das Übergewicht über die schwebende erhält. Hierdurch wird ein Ausspringen des Gerätes aus dem Boden, namentlich bei schnellem Gang, unmöglich gemacht, wodurch die Arbeit wesentlich sicherer wird. Fowlers Kultivator (Tafel II, Fig. 3) kann durch den Zug der Maschinen umgewendet werden. Die arbeitenden Instrumente werden je nach der Bodenbeschaffenheit und dem Zweck der Arbeit in verschiedener Gestalt und Anzahl kombiniert. Sie erfüllen aber alle Anforderungen, welche an eine gute Bodenbearbeitung gestellt werden können.

Bei einer Parallele der derzeit benutzten Dampfpflüge kommen nur das Einmaschinensystem und das Zweimaschinensystem in Betracht. Ersteres besitzt den Vorzug der Billigkeit gegenüber dem letztern, während dieses sich auszeichnet durch die große Leistung (siehe unten), durch die einfachste Art der Aufstellung, durch geringste Seillänge, durch die Möglichkeit des schnellen Umsetzens der Apparate auf ein neues Ackerstück und endlich durch die geringste Abnutzung der Maschinen. Jede der beiden Maschinen ist nur die Hälfte der Arbeitszeit in Thätigkeit, während die Maschine des Einmaschinensystems ununterbrochen arbeitet. Der Führer kann demnach die Maschinen in den Pausen stetig revidieren, schmieren ꝛc., was bei der hohen Inanspruchnahme der Maschinen nur erwünscht ist.

Als Vorzüge der Dampfbodenkultur haben sich herausgestellt, daß man sogleich nach der Ernte mit dem Umbrechen der Stoppelfelder beginnen kann, also in einer Zeit, in welcher in den meisten Wirtschaften weder Arbeiter noch Spannvieh zum Pflügen zur Verfügung stehen. Daß ein Boden, welcher unmittelbar nach der Ernte den wohlthätigen Einflüssen der Atmosphäre offen gelegt wird, eine ganz andre Beschaffenheit annimmt, als wenn er bis zum Spätherbst, wie dies sonst häufig der Fall ist, geschlossen liegt, bedarf keiner weitern Ausführung. Ferner ist zu berücksichtigen, daß das Festtreten des Bodens durch die breiten Hufe der Zugtiere vermieden wird. Vier Ochsen am Pflug verursachen bei gewöhnlicher Breite der Furchen etwa 400,000 Fußtritte pro Hektar; der Boden wird hierdurch in einer Weise geknetet und gepreßt, daß man in der That darüber staunen muß, daß solcher Boden überhaupt noch Früchte trägt. Der wichtigste Vorzug der Dampfkultur besteht aber in der weitaus bessern Arbeit gegenüber dem Pflügen mit Spannvieh. Diese ist jetzt überall anerkannt, namentlich auf nassem Boden spricht sie sich aufs deutlichste aus. Schließlich ist noch zu berücksichtigen, daß man mit Einführung des Dampfpflugs einen Teil des Spannviehs abschaffen kann. All dieses zusammen ergibt bei rationeller Anwendung des Dampfpflugs eine größere Ernteſicherheit und höhere Ernteerträge. Letztere sind überall und zwar oft in erheblichem Maß festgestellt worden, wo der D. mehrere Jahre hindurch in Betrieb war. Selbst erhebliche Mehrkosten, wie sie der Betrieb des Dampfpflugs gegenüber dem Spannpflug oft verursacht, werden hierdurch aufs reichlichste aufgewogen. Als Nachteile des Dampfpflugs sind hauptsächlich die folgenden anzuführen: Die Anschaffungskosten desselben sind außerordentlich hoch; einschließlich der Steuer und Fracht kostet der Fowlersche Apparat mit zwei Maschinen in Deutschland ca. 50,000 Mk., ein Betrag, welcher schwer von den einzelnen Wirtschaften aufgebracht werden kann. Man hat deshalb mehrfach auf genossenschaftliche Weise den D. beschafft oder auch mit gutem Erfolg ein Mietsystem eingeführt, wobei der Vermieter sich die Kosten des Pflügens pro Hektar nach einem vereinbarten Satze zahlen läßt. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der D. nicht überall arbeiten kann. Überall, wo sich Terrainschwierigkeiten ergeben, wo sich viele und große Steine im Boden befinden, wo Baumstämme nicht vollständig ausgerodet sind, auf sumpfigem Ackerland, auf sehr kleinen Parzellen, ist der D. nicht zu gebrauchen. Das Entfernen der Steine, das Ausroden von Wurzeln, das Trockenlegen und Arrondieren der Äcker sind aber Meliorationsarbeiten, die dem Pflügen mit dem D. vorangehen müssen. Schließlich müssen auch noch die unvermeidlichen Schwierigkeiten hervorgehoben werden, die mit dem Anlernen der Arbeiter verbunden sind.

Leistung des Dampfpflugs. Nachfolgende Angaben beruhen auf den Erfahrungen, die mit Fowlerschen Dampfpflügen erzielt wurden.

1) Einmaschinensystem mit zehnpferdiger Lokomotive. Tägliche Leistung:

mit dem Vierfurchenpflug	. .	ca. 5 Hektar	20—25	cm tief
" " Dreifurchenpflug	. .	" 3,5 "	30—35	" "
" " Grubber	. . . . .	" 6 "	22—25	" "
" " "	. . . . .	" 5 "	30—35	" "
" " 3 m breiten Krümmer		" 11 "	15	" "

Kohlenverbrauch pro Tag ca. 700 kg.
Zahl der erforderlichen Arbeiter: 3.

2) Zweimaschinensystem mit Motoren von 16 Pferdekräften. Tägliche Leistung:

mit dem Sechsfurchenpflug	. .	ca. 10 Hektar	20—25	cm tief
" " Vierfurchenpflug	. . .	" 6 "	30—38	" "
" " Grubber	. . . . .	" 12 "	20—25	" "
" " "	. . . . .	" 9 "	30—35	" "
" " 4,5 m breiten Krümmer		" 25 "	15	" "

Kohlenverbrauch pro Tag ca. 1800 kg.

Bei der Vergleichung der Dampfkultur mit der Spannkultur müssen in erster Reihe die Ernteergebnisse in Betracht gezogen werden; denn die Schlußfrage kann nicht sein: was kostet ein Hektar mit Dampfkraft zu pflügen im Vergleich zum Pflügen mit dem Spannpflug? sondern: was bringt ein Hektar mit Dampfkraft gepflügten Ackers im Vergleich zu letzterm? Und diese Frage wird von der Praxis allgemein zu gunsten des Dampfpflugs beantwortet. Ein Beispiel mag dies erläutern: genaue Aufzeichnungen auf der erzherzoglich Albrechtschen Herrschaft Bélye in Ungarn, auf welcher eine Anzahl von Dampfpflügen seit 1872 in Thätigkeit ist, lieferten folgende Ergebnisse über die Ernteerträge der mit Dampf- und Spannkraft bearbeiteten Acker:

Fruchtart	Vor Einführung des Dampfpflugs: Ernteertrag Hekt. pro Hektar	Vor Einführung des Dampfpflugs: Durchschnitt von Jahren	Nach Einführung des Dampfpflugs: Ernteertrag Hekt. pro Hektar	Nach Einführung des Dampfpflugs: Durchschnitt von Jahren	Mehrertrag durch den Dampfpflug Hektol. pro Hektar
Weizen . . .	19,75	6	23,7	6	3,95
Gerste . . .	22,5	9	29,9	9	7,40
Hafer . . .	36,0	9	36,4	9	0,40
Mais in Kolben	66,75	9	75,18	9	8,43
Rüben . . .	335 Ztr.	9	424 Ztr.	9	89 Ztr.

Sämtliche vorliegenden Berichte geben den Beweis, daß der D., wenn er auch in Zukunft noch mancherlei

Dampfschiff I.

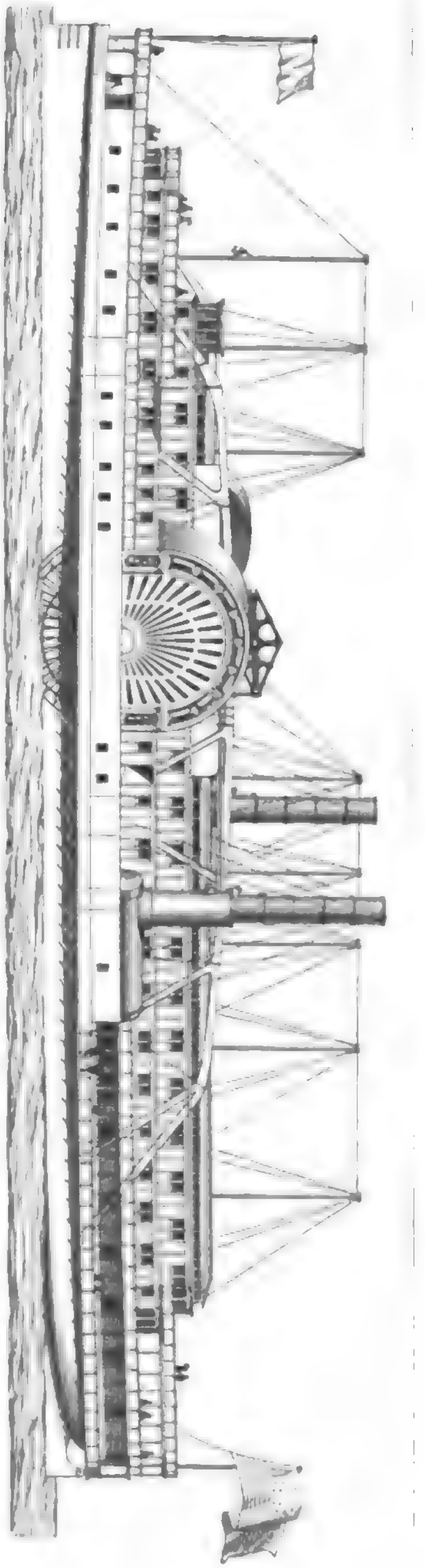


Fig. 1. Amerikanischer Strom- und Küstendampfer.

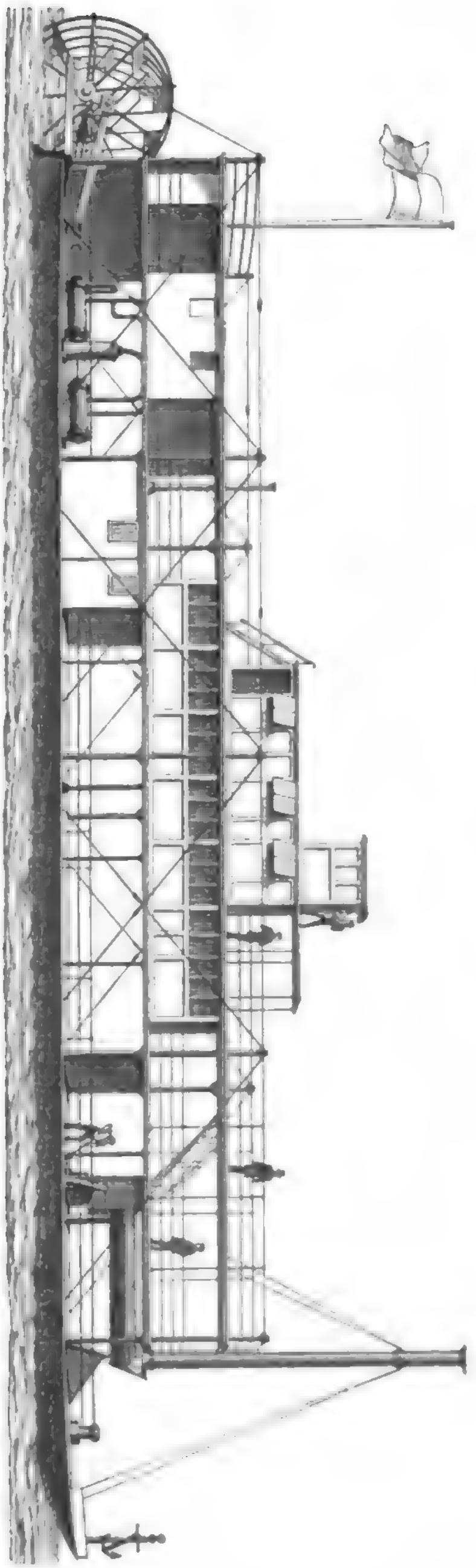


Fig. 2. Heckraddampfer.

Digitized by Google

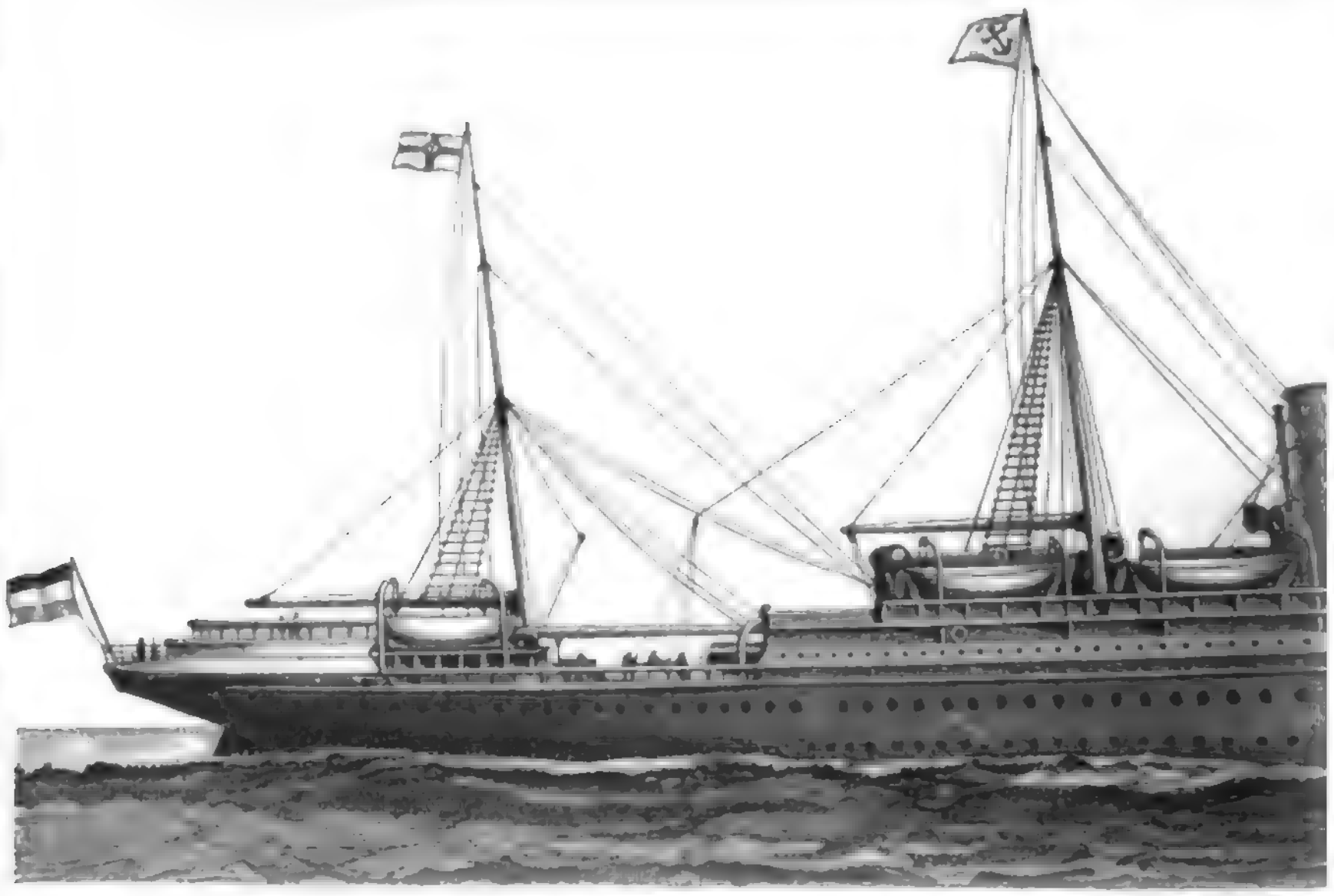


Fig. 1 Ans

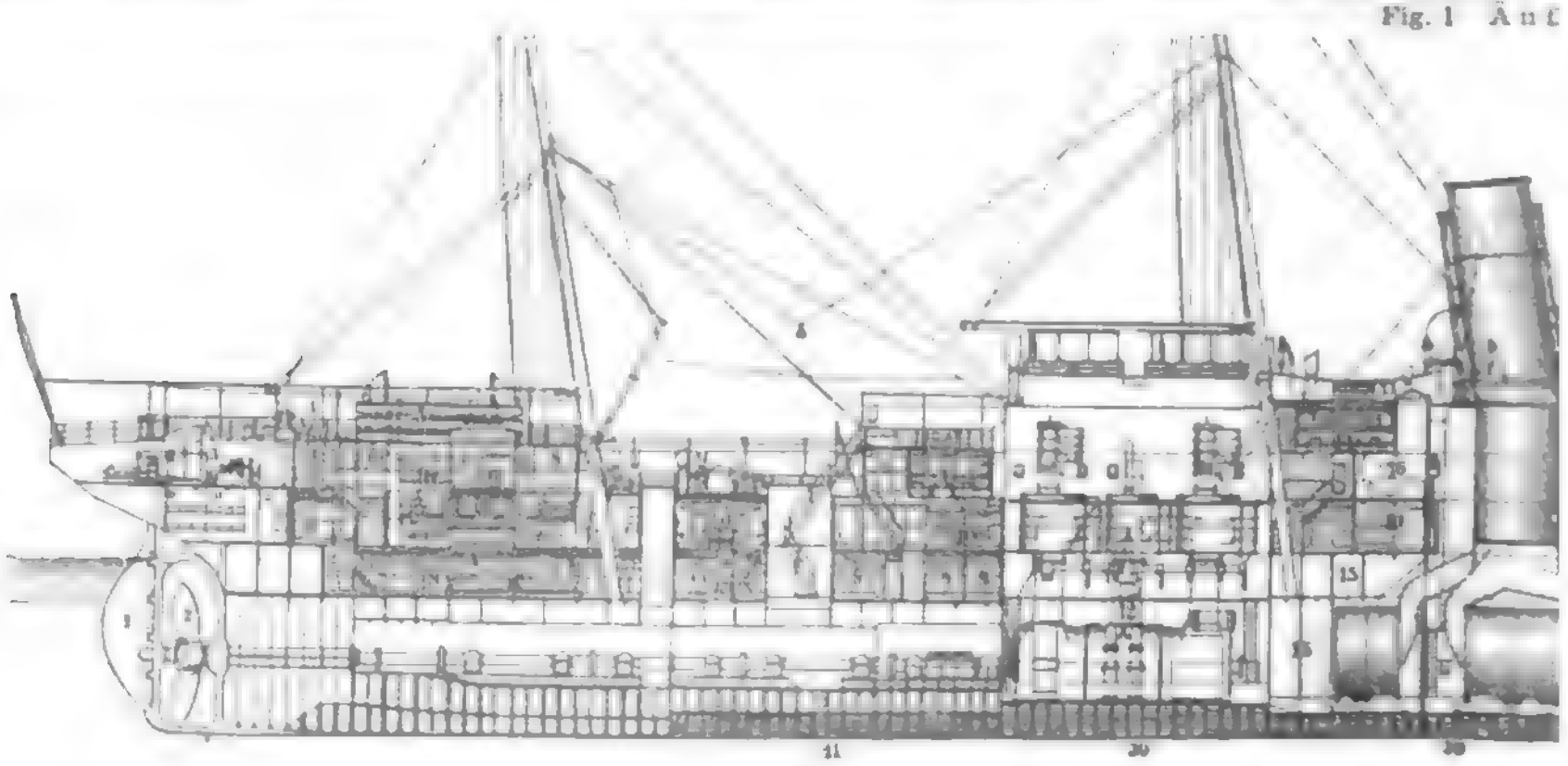
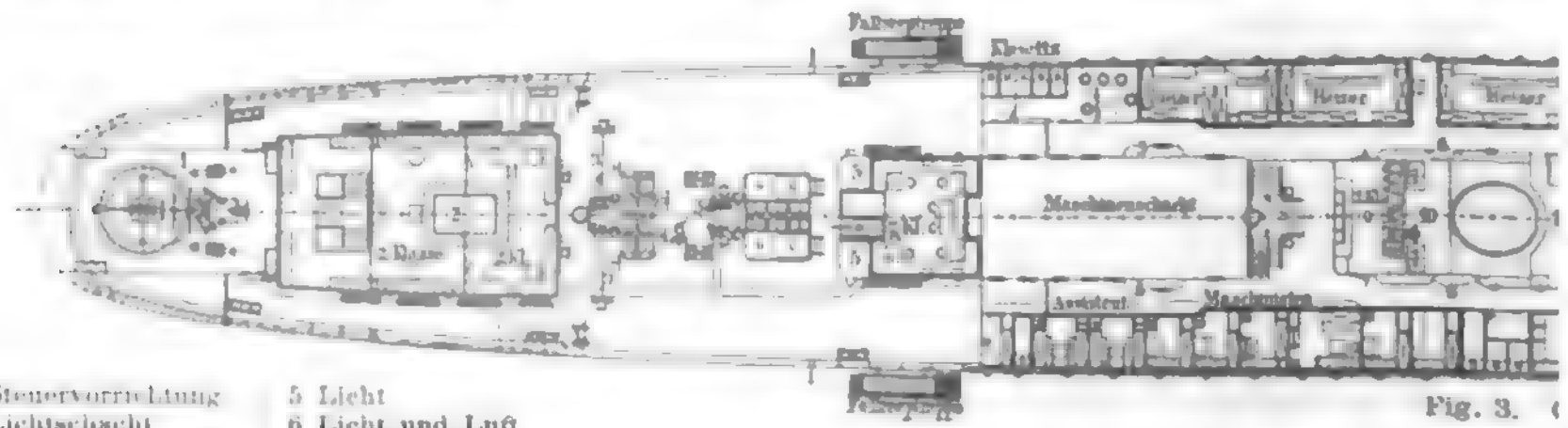


Fig. 2. Läng

1 Ruder	5 Klappboote	10 Schlafzimmer I. Kl.	15 Kohlenbunker	20 Heizra
2 Schraube	6 Damenzimmer II. Kl.	11 Rauchzimmer II. Kl.	16 Küche II. Kl.	21 Küche
3 Dampf- und Handsteuerung	7 Speisesaal II. Kl.	12 Maschinenraum	17 Kesselraum	22 Komm
4 Dampfgangspill	8 Schlafzimmer II. Kl.	13 Rettungsboot	18 Backofenraum	23 Ruder
	9 Handpumpe	14 Rauchzimmer I. Kl.	19 Hilfskessel	24 Maschi



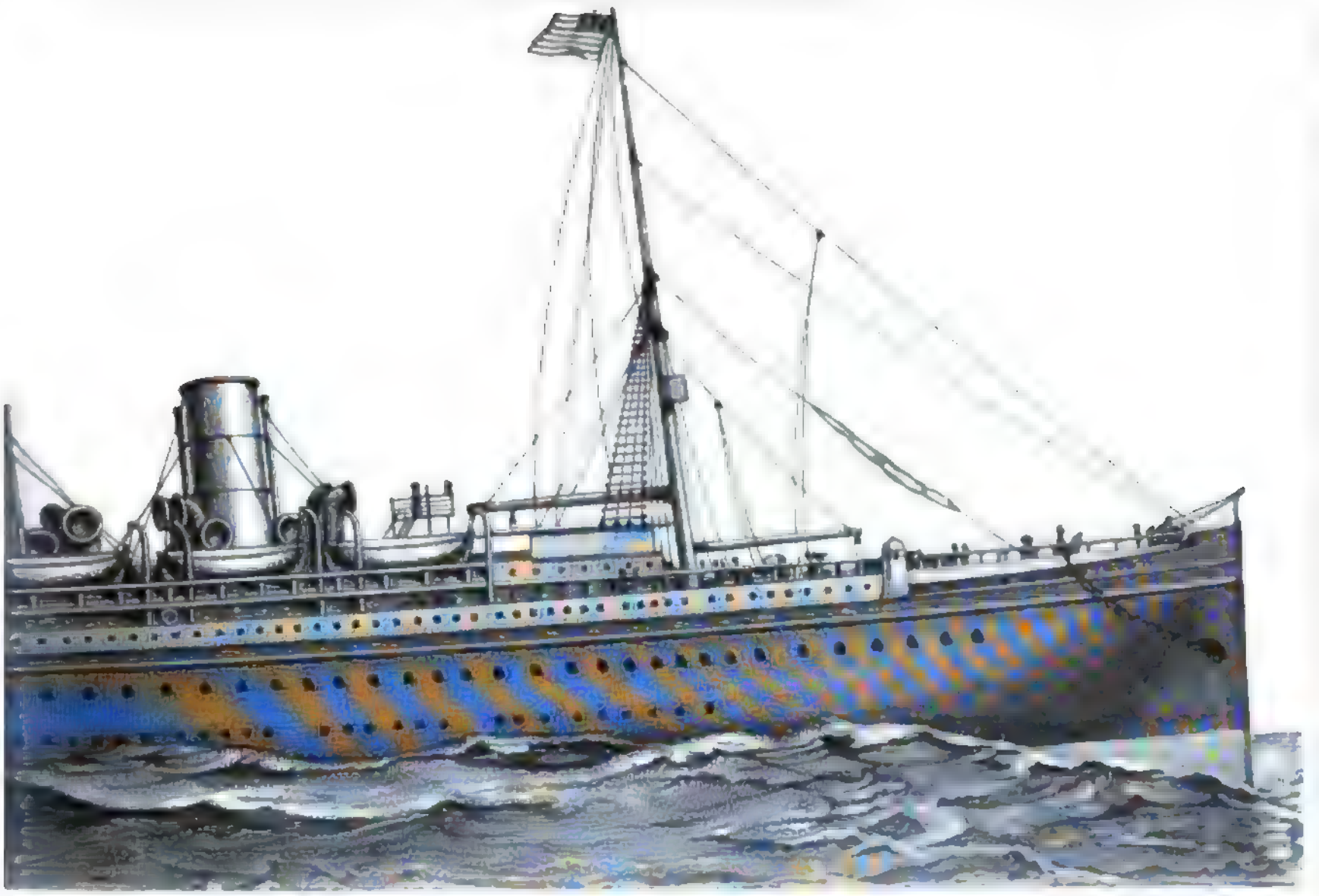
1 Steuervorrichtung	5 Licht
2 Lichtschacht	6 Licht und Luft
3 Dampfwinde	7 Ventilation
4 Waschraum	8 Schlachterei

Fig. 3.

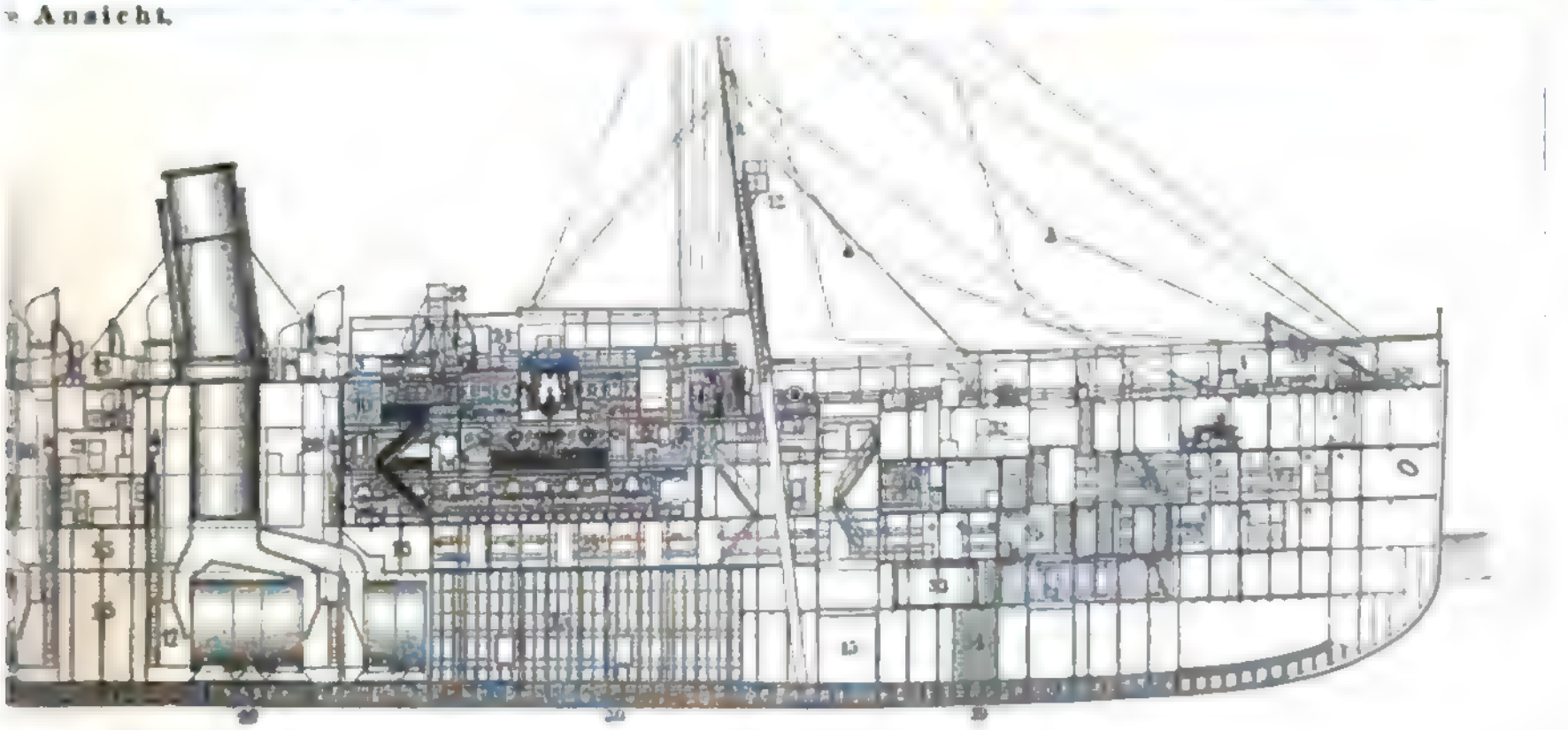
Schnelldampfer »Havel« und »S

erbaut 1890 von der Stettiner Maschinenbau

Digitized by Google

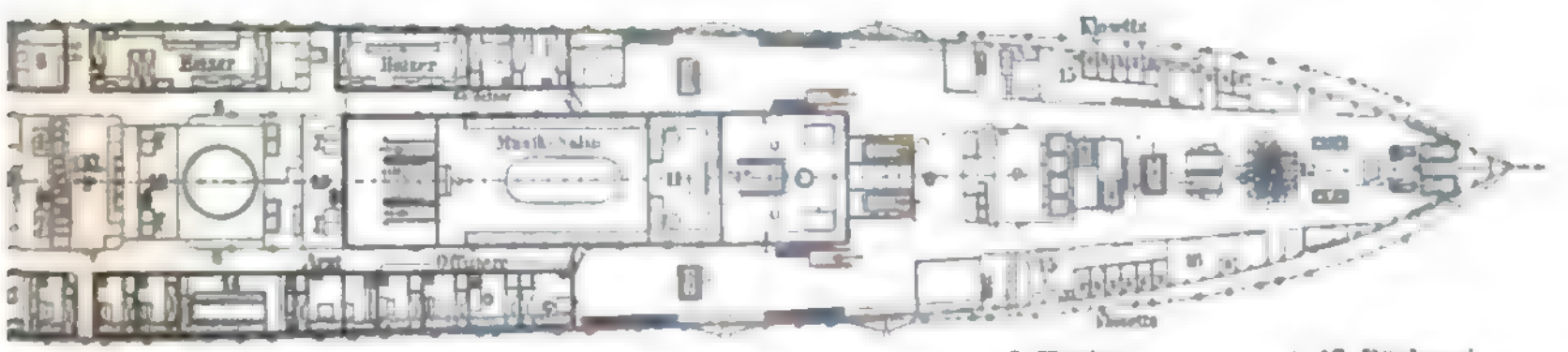


e Ansicht.



durchschnitt.

schacht	25 Rauchzimmer I. Kl.	29 Damenzimmer I. Kl.	34 Trinkwasser	38 Ankerkran
I Kl.	26 Musiksaal	30 Ruderhaus	35 Zwischendeckspas-	39 Wasserballast
stobrücke	27 Speisesaal I. Kl.	31 Kompaß	sagiere	40 Wasser für d. Kessel
e	28 Zwischendeckspas-	32 Dampfküche	36 Hospitaler	41 Trinkwasser
ntelegraph	sagiere	33 Eiskeller	37 Matrosenlogis	42 Ausguck



Oberdeck.

9 Küche	13 Bäckerei	
10 Heizraumschacht	14 Offiziersmesse	
11 Damensalon	15 Waschhaus	
12 Ankerspill	16 Zimmerwerkstatt	

pree des Norddeutschen Lloyd,
Aktiengesellschaft Vulkan in Bredow bei Stettin.

Digitized by Google

Beschreibung der Dampfer ‚Havel' und ‚Spree'.

Die auf Tafel II dargestellten Dampfer *Havel* und *Spree* sind die neuesten Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd. Ihre Länge, auf Deck gemessen, beträgt 141,12 m, ihre größte Breite 15,8 m, die Raumtiefe 10,41 m, dabei besitzen sie einen Raumgehalt von 6963 Registertonnen, eine Ladefähigkeit von 1425 cbm und eine Tragfähigkeit von 3400 Tonnen bei 7,31 m Tiefgang.

Die Schiffe führen eine Turtleback, ein langes Mittschiffhaus, mit der Back durch ein festes Deck verbunden und eine kurze Turtlepoop, ferner 3 schlanke Stahlmasten ohne Raaen von 37 m Höhe über dem Oberdeck und 2 Schornsteine von 16 m Höhe und 3,5 m Durchmesser. Für den Schnelldampferdienst zwischen Bremen und New York bestimmt, sollen sie der Beförderung von Passagieren, in zweiter Linie dem Transport von Gütern dienen. Es sind Räume für 274 Passagiere I. Klasse, 142 Passagiere II. Klasse und etwa 400 Passagiere III. Klasse vorhanden. Die Schiffe haben vier für Passagierräume benutzte Decks, das Promenadendeck, das Oberdeck *(Fig. 3)*, Hauptdeck und Zwischendeck.

Die **Räume der Passagiere** *I Klasse* liegen mittschiffs in den drei erstgenannten Decks. Die 74 Schlafzimmer auf dem Ober- und Hauptdeck sind je nach ihrer Größe mit 2—4 Betten ausgestattet und bieten allen Komfort und jede Bequemlichkeit. Auf dem *Hauptdeck* vor dem vordern Kesselschacht befindet sich der *Speisesaal* I. Klasse. Er ist 18,5 m lang, erstreckt sich über die ganze Breite des Schiffes und enthält 170 Sitzplätze. Das Tageslicht hat durch große Seitenfenster und durch ein mächtiges Oberlicht Zutritt, Abends wird der Salon durch 80 Glühlampen erleuchtet. Breite Treppen führen von hier nach dem Musikzimmer. Neben diesem liegt das Damenzimmer und auf dem *Promenadendeck* zwei Rauchzimmer. Für den Aufenthalt im Freien dient das ca. 70 m lange, durch ein festes Sonnendeck geschützte Promenadendeck.

Den *Passagieren II. Klasse* ist das Hinterschiff eingeräumt. Die 60 Schlafzimmer für 2—4 Personen, auf dem Ober- und Zwischendeck gelegen, sind ähnlich denen der I. Klasse eingerichtet. Der Speisesaal im Hauptdeck, ein zweiter kleinerer Salon im Zwischendeck, Damen- und Rauchzimmer auf dem Oberdeck sind elegant eingerichtet. Zur Promenade dient das Poopdeck.

Die *Passagiere III. Klasse* bewohnen den Teil des *Zwischendecks* vor dem vordern Kesselschacht. Es sind sowohl große, gemeinsam bewohnte Räume, als auch einzelne Zimmer vorhanden. Mittschiffs stehen die eisernen Betten, zwei übereinander, durch Gänge in einzelne Blocks geteilt, an den Wänden befinden sich Klapptische und Bänke. Eine Überfüllung der Räume ist sorgfältig vermieden. Auf dem Oberdeck ist der Raum vor dem Mittschiffshaus für die Zwischendeckspassagiere bestimmt; er ist durch ein festes, von der Back zum Mittschiffshaus reichendes Deck gegen Witterungseinflüsse geschützt und bietet, ebenso wie der große, als Rauchzimmer benutzte Niedergangsvorraum einen angenehmen Aufenthalt.

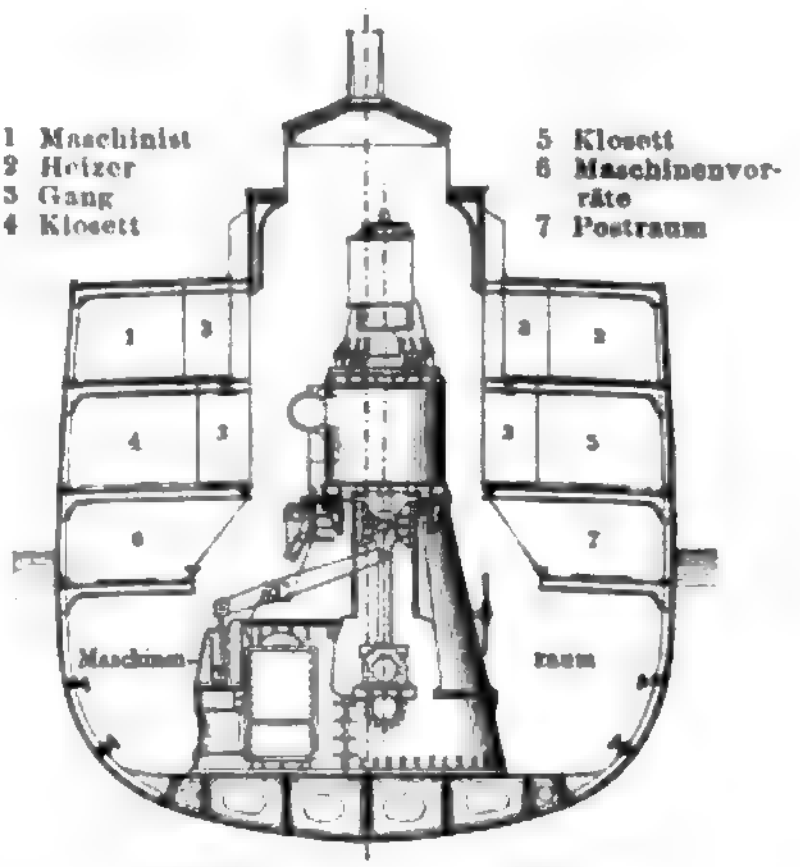
Für die Bedienung der Passagiere sind etwa 40 Stewards und 4 Stewardessen angestellt.

Zimmer und Zwischendecksräume erhalten durch große Seitenfenster oder Oberlichter Luft und Licht, während bei schlechtem Wetter eine gute Ventilation bewirkt wird. Die Klosettanlagen sind luftig und mit kräftigen Spülapparaten versehen. Den Kajüttspassagieren steht eine reichliche Zahl von Badezimmern zur Verfügung; den Passagieren III. Klasse sind große, in der Back gelegene Waschhäuser angewiesen. Auf dem vordern Hauptdeck befinden sich drei große, allen Anforderungen der Hygiene entsprechende Hospitäler.

Von den **Küchenanlagen** liefert die vorderste, die sogen. Dampfküche, in Wasserbadkochapparaten das Essen für die Zwischendeckpassagiere und Mannschaft, die nächste versieht die Passagiere I. Klasse, den Kapitän und ersten Offizier, den Obermaschinisten und den Arzt, die letzte hinter dem zweiten Kesselschacht befindliche die Passagiere II. Klasse und die übrigen Offiziere. Auch besitzen diese Küchen außer den vorgenannten Kochapparaten Bratherde für Kohlenfeuerung.

Die **Vorratsräume** befinden sich im Vorderschiff unter dem Zwischendeck, umfangreiche Räume und dick isolierte Eiskeller, in denen die Temperatur durch Eis und eine Kaltluftmaschine erniedrigt wird.

Die **Maschinenanlage** besteht aus einer dreifachen Expansionsmaschine; sie indiziert 12.500 Pferdekräfte, ist ca. 14 m hoch und verleiht einer vierflügeligen Schraube von 6,55 m Durchmesser und 9,5 m Steigung 70 Umdrehungen in der Minute, dem Schiff eine Fahrgeschwindigkeit von durchschnittlich 19 Seemeilen in der Stunde. Im Maschinenraum stehen auch die zahlreichen Dampfpumpen. Der erforderliche Dampf wird in 10 Kesseln von 4,65 m



Querschnitt durch den Maschinenraum.

Durchmesser erzeugt. In ihnen werden täglich 245 Tonnen Kohlen verbrannt. Der Gesamtverbrauch an Kohlen erreicht auf einer Reise von Bremen nach New York die beträchtliche Höhe von 2100 Tonnen. Die Kohlen werden durch an den Schiffsseiten befindliche Pforten in die Kohlenbunker geladen, von denen die Kesselräume vollständig umgeben sind und aus ihnen durch Thüren direkt auf die Flurplatten der Heizräume gebracht.

Das *Maschinenpersonal* ist 115 Mann stark. Dem Obermaschinisten stehen 6 Maschinisten und 8 Assistenten zur Seite, die übrigen Leute finden als Oberheizer, Heizer, Kohlenzieher und Lagermeister Verwendung.

Die **Navigierung des Schiffes** erfolgt von der Kommandobrücke aus, von der aus Befehle nach der Maschine mittels Telegraphen gegeben werden können. Zum Bewegen des Ruders dient eine Dampfsteuermaschine auf dem Oberdeck ganz hinten im Schiff, welche mit den auf der Kommandobrücke und darunter im Ruderhaus befindlichen kleinen Steuerrädern in Verbindung steht und durch Drehen dieser Räder ohne Kraftanstrengung in Thätigkeit gesetzt wird. Für den Fall, daß die Dampfsteuermaschine aus irgend welchen Gründen versagt, ist eine schwere Handsteuervorrichtung mit zwei Steuerrädern vorhanden.

Der *Navigationsdienst* und die Überwachung sämtlicher Schiffsarbeiten liegt in den Händen von 4 Offizieren, denen ein seemännisches Personal von 87 Mann zur Verfügung steht.

Über alle Teile des Schiffes erstreckt sich das Röhrensystem der Dampf- und Wasserlöschleitung, mittels dessen bei Feuersgefahr jeder einzelne Raum des Schiffes unter Wasser gesetzt werden kann. Um der Gefahr des Sinkens bei etwanigem Leckwerden vorzubeugen, ist das Schiff mit einem Doppelboden versehen und durch wasserdichte Querschotte in zehn Abteilungen geteilt, so daß das Schiff auch dann noch schwimmfähig bleibt, wenn zwei benachbarte Abteilungen infolge einer Kollision sich mit Wasser gefüllt haben. Trotz der hierdurch geschaffenen großen Sicherheit gegen das Untergehen sind für den Notfall, der ein Verlassen des Schiffes durchaus gebietet, 14 große Rettungsboote vorhanden. Stets mit Proviant und Fahrgerät versehen, sind sie derartig aufgestellt und befestigt, daß sie in kürzester Zeit zu Wasser gebracht werden können.

Verbesserungen erfahren wird, doch jetzt bereits für viele Fälle mit außerordentlichem Vorteil in Anwendung gebracht werden kann. Er findet auch, nachdem zur Zeit ein gewisser Abschluß in der Konstruktion eingetreten ist, von Jahr zu Jahr immer ausgedehntere Verbreitung. Außer John Fowler u. Co. in Leeds, der berühmtesten Dampfpflugfabrik der Welt, fertigen in Deutschland und Österreich Dampfpflüge, im wesentlichen nach Fowlerschem Muster: A. Heucke in Hausneindorf (Prov. Sachsen), A. Reißenzahn in Prag und die erzherzogliche Maschinenbauanstalt Ustron in Österr.-Schlesien. Vgl. »Der Fowlersche D. in seiner Konstruktion und Anwendung« (Berl. 1872); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens (2. Aufl., Jena 1880); Derselbe, Die Dampfbodenkultur (Berl. 1870); Fritz, Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen (das. 1880); Wüst, Landwirtschaftliche Maschinenkunde (2. Aufl., das. 1889); Boysen und Wüst, Bericht über die Dampfpflugkonkurrenz zu Banteln (das. 1882); »Die Herrschaft Bellye« (hrsg. durch den Ungarischen Landes-Agrikulturverein in Budapest, Wien 1883).

Dampfpumpe, s. Pumpe.

Dampfräder, s. Tafel »Dampfmaschinen«.

Dampframme, s. Ramme.

Dampfraum, s. Dampfkessel, S. 515.

Dampfrohr, jedes Rohr, durch welches Dampf geleitet wird; speziell das Rohr, welches den Dampf aus dem Dampfkessel in den Cylinder der Dampfmaschine leitet.

Dampfröste, s. Flachs.

Dampfsammler, s. Dampfkessel, S. 516.

Dampfschälmethode, s. Eichenrinde.

Dampfschiff (Dampfboot, Dampfer, hierzu Tafel »Dampfschiffe I—IV«), jedes Schiff, welches durch eine oder mehrere an Bord eingebaute Dampfmaschinen bewegt wird. Nach der Art des Propellers unterscheidet man Rad-, Schrauben- und Prallschiffdampfer. Auf Raddampfern, der ältesten Art von Dampfschiffen, bilden meist zwei durch eine gemeinschaftliche Welle verbundene, seitlich außenbords angeordnete Schaufelräder den Propeller; nur wenn für jedes Rad eine Maschine vorhanden ist, sitzen die Räder auf zwei getrennten Wellen. Fig. 1 der Tafel I zeigt den Typus amerikanischer Flußdampfer mit zwei Seitenrädern. Bisweilen wird auch ein einzelnes Schaufelrad (Ruderrad) als Propeller benutzt, welches dann am Hinterschiff angeordnet ist. Diese Heckraddampfer (Tafel I, Fig. 2) verdienen den Vorzug im beschränkten Fahrwasser, vorzugsweise in engen Flußläufen (für Rußland wurden zu Kriegszwecken 1891 solche Dampfer von den Abmessungen 30 und 7 m als transportabel auf Eisenbahnen hergestellt), da sie das Schiff nicht um die Breite der Räder, einschließlich ihrer Kasten, verbreitern, sich also der Schiffsbreite anpassen. Die Radpropeller ähneln unterschlächtigen Wasserrädern. Ihr Durchmesser wird, entsprechend der verlangten Fahrgeschwindigkeit des Schiffes, möglichst groß gewählt; von den Schaufeln tauchen am besten nur drei zugleich, wobei die mittlere senkrecht steht, während die andern eben tauchen. Vorteilhaft lassen die Räder dem jedesmaligen Tiefgang gemäß kleine Verrückungen in radialer Richtung zu. Außerdem hat man feste und bewegliche Schaufeln, von denen sich die letztern beim Eintauchen und beim Heraustreten senkrecht stellen und dadurch, obgleich im Bau umständlicher und während des Betriebes oft reparaturbedürftig, eine etwas größere Leistung erzielen. Die Fortbewegung des Radschiffes erfolgt durch den Wasserdruck gegen die eingetauchten Schaufeln. Die Größe dieses Druckes ist abhängig von der Umdrehungsgeschwindigkeit des Rades und vom Flächeninhalt der tauchenden Schaufelfläche. In den Kriegsmarinen finden Raddampfer nur noch beschränkte Anwendung als Jachten, Hafenschiffe ꝛc., weil die Räder dem Feinde ein willkommenes Ziel darbieten und Ein Treffer das Schiff außer Gefecht setzt. Auch in der Handelsflotte sind Raddampfer, wenigstens auf dem Ozean, verdrängt worden. Dagegen benutzt man sie viel in der Binnenschiffahrt, da ihr geringer Tiefgang sie überall möglich macht, wo der Schraubenpropeller schon den Grund aufwühlt oder gar aufstößt. Die großen Binnengewässer Nordamerikas sind zur Zeit die eigentliche Heimat der Raddampfer, sie nehmen dort sehr große Dimensionen an, z. B. als Fährschiffe und Küstenfahrer. Die Palastdampfer der Fallriver-Stonington- und andrer Linien, welche 2000 Passagiere bequem aufnehmen können, auch die ähnlich, aber schlanker gebauten Rheinsalondampfer sind Raddampfer.

Die Schraubendampfer (Tafel II, mit Beschreibung) weichen bezüglich ihrer Bauart sowie hinsichtlich ihrer Maschinen und Propeller ganz bedeutend von den Raddampfern ab. Ihr Propeller, die Schiffsschraube, besteht aus 2—6 schraubenförmig geneigten Flügeln, welche in gleichmäßigem Abstand von einem gemeinschaftlichen Körper (der Nabe) ausgehen, der auf dem Ende der Propellerwelle befestigt ist. Diese Welle liegt längsschiffs, meist über der Kiellinie, und geht wasserdicht durch die hintere Wand des Schiffes. Der Propeller taucht ganz unter Wasser und wirft durch die schraubenförmige Neigung seiner Flügel (Blätter) das Wasser, welches dieser Schraube als Mutter dient, in entsprechender Richtung von sich. Der Schraubenpropeller verlangt ein in seinen Unterwasserteilen scharf zulaufendes Hinterschiff, damit das Wasser leichten Zufluß hat. Bei den meisten Schraubendampfern bewegt sich der Propeller in einem Ausschnitt vor dem Steuer. Am zahlreichsten sind in der Handelsflotte die 4- und 3-Flügelschrauben, in der Kriegsmarine werden 2-Flügelschrauben oft vorgezogen für solche Schiffe, welche lange Reisen, zum Teil wenigstens, unter Segel allein machen, weil diese Schraubenform, entsprechend gestellt, den geringsten Widerstand bietet. Die größere Zahl der Flügel sichert den gleichmäßigern Gang des Schiffes, macht aber das Aufheißen des Propellers, d. h. das Hochbringen desselben über den Wasserspiegel, was für die Fortbewegung unter Segel allein nicht selten beliebt wird, unbequem, oft sogar unmöglich. Die Ozeanschnelldampfer haben deshalb fast nur dreiflügelige Schrauben. Steigung, Durchmesser, Form und Fläche der Flügel beeinflussen die Wirkung der Schrauben, aber die Kenntnis dieser Verhältnisse ist noch heute, trotz der Tausende von Schraubenschiffen, beschränkt. Man kann fünf Hauptformen unterscheiden: Fig. 5 (Tafel IV) zeigt die ältere, in der Handelsflotte noch heute stark verbreitete gewöhnliche Schraube, welche meist 3, oft auch 4 und als Reserveschraube 2 Flügel besitzt, die sich »windschief« und radial erstrecken und am Umfang (oder doch annähernd so) die größte Breite haben. Fig. 6 zeigt die Zweiflügel-Griffith-Schraube in Ansicht und Längsschnitt, welche sich durch kugelförmige Nabe und gebogene Flügel auszeichnet, deren größte Breite etwa in ihrer Längenmitte liegt. Immerhin bleibt der schraubenartig gewundene Flügel nur ein unvollkommenes Wurfinstrument, welches das Wasser in gewundenen, divergierenden Strahlen

in Gestalt einer wirbelnden Wassersäule von sich wirft. Durch die Abweichung der Strahlen voneinander wird die Wurfgeschwindigkeit des Wassers insofern beeinträchtigt, als ein Teil des geworfenen Wassers die Richtung seitwärts nimmt. Um dem so geworfenen Wasserstrahl mehr Schluß in sich selbst zu geben und den Seitenabfluß zu verhindern, benutzt Hirsch (Fig. 7) Schraubenflügel, deren gewundene Fläche sich zwar der Griffithform anschließt, die jedoch in der Endprojektion die Figur eines Kreisbogens erhält, der mit der konkav gekrümmten gewundenen Fläche das Wasser aufnimmt. Obschon die Hirschschraube bei dem Rückwärtsgehen des Schiffes, wobei die konvexe Krümmung der Flügel gegen das Wasser tritt, nicht mehr leistet als die Griffithschraube, so hat sich ihre Konstruktion für die schnellere Fortbewegung des Schiffes, worauf es hauptsächlich ankommt, doch als die vorteilhafteste bewährt. Die Yarrowschraube (Fig. 8) zeichnet sich durch schmale, lange, spitz auslaufende Flügel (2—3) aus und ist wie die Thornykrofftschraube (Fig. 9) an Bord englisch-amerikanischer Schiffe nicht selten. Sie zeigt stark nach hinten gekrümmte Flügel, um mit Hilfe der so gewonnenen langen Hebelarme große Fahrgeschwindigkeit zu bewirken, welche für Torpedoboote vorzugsweise angestrebt wird. Fig. 10 zeigt einen neuern Propeller.

Der Schraubenpropeller wird aus Gußeisen, Gußstahl und Bronze angefertigt, in neuester Zeit aus Phosphor- und Manganbronze. Um das Rosten der sonst so vorteilhaften Stahlschrauben zu vermeiden, hat man eine Beplattung aus Bronze eingeführt, dann neuerdings Verbundflügel aus einem Stahlkern und einem Deltametallüberzug probiert (Fig. 11). Bei gußeisernen Schrauben wird zur Vermeidung des Angriffes des Gußeisens durch den Wasserstrom eine teilweise Bedeckung mit Kupfer, Bronze oder Zink angewandt. Die größten Schrauben (1893), die der italienischen Schiffe Umbria und Etruria, haben 7,45 m Durchmesser, wiegen 39 Ton. und kosten je 100,000 Mark. Die Schraubenwelle wird dort, wo sie aus der Schiffswand tritt, durch eine Stopfbüchse geführt, welche den Eintritt des Wassers in die Schiffsräume hindert. Die Schraubenwelle besteht meist aus mehreren Teilen; ihr vorderes Ende, die Kurbelwelle, wird von der Dampfmaschine gedreht, und ihr letztes Ende oder deren Verlängerung trägt die Schraube. Zwischen beiden sind auf großen Schiffen Transmissionswellen eingeschaltet. Der von der Schraube erzeugte Seitendruck wird von einem besondern Lager, dem Druck- oder Stoßlager, aufgenommen. Der Effekt der Schraube ist von dem Tiefgang des Schiffes unabhängiger als der des Rades, da die Schraube stets unter Wasser bleiben soll, wenn es auch einen Unterschied macht, ob sie gegen das dichtere Wasser in der Tiefe oder nahe der Oberfläche arbeitet; auch ist die Wirkung ihrer Flügel auf das Wasser eine dauernde; die nachteiligen Wirkungen, die beim Ein- und Austritt der Schaufelräder stattfinden, fallen bei der Schraube weg. Zum Kriegsdienst eignen sich Schraubendampfer wegen der versteckten Lage ihres Treibapparats, und weil sie in ihrer ganzen Breitseite Raum für die Aufstellung von Geschützen geben, weit besser als Raddampfer. Dagegen ist die Schraube besonders in seichtem Fahrwasser gefährdet. Sehr unvorteilhaft für Reparaturen ist endlich die unzugängliche Lage der Schraube, die ein Auswechseln während der Fahrt meist unstatthaft macht und im Hafen das Docken des Schiffes erfordert.

Etwa seit 1862 baut man auch Schiffe mit Zwillingsschrauben (Zweischraubenschiffe, auch Doppelschraubenschiffe genannt), bei welchen zwei Schraubenwellen in der rechten und linken Hälfte des Schiffes angebracht sind und, aus dem Schiff hinten und seitlich neben dem Steuerruder (Tafel IV, Fig. 1 und 2) hervorragend, je eine Schraube tragen. Diese Konstruktion hat in den Kriegsmarinen vorzugsweise Eingang gefunden. Ein Hauptvorteil des Zwillingsschraubensystems ist, daß der Bruch einer Welle noch nicht die Bewegungsfähigkeit des Fahrzeugs vernichtet, da mit der zweiten Schraube die Fahrt bei verminderter Geschwindigkeit fortgesetzt werden kann. Außerdem werden durch Anwendung zweier Schrauben die Erschütterungen vermindert. Weil die Zweischraubenschiffe anerkannt weniger stampfen als Einschraubenschiffe, wird auch ihre Steuerfähigkeit vermehrt. Die größere Schnelligkeit dieser Schiffe kann aber nur durch verhältnismäßig größern Kostenaufwand gegenüber der Anwendung von nur einer Schraube mit gleicher Kraft erreicht werden. Ein Dampfer von 14—15 Seemeilen Fahrgeschwindigkeit kann unter Anwendung Einer Schraube nach dem Unbrauchbarwerden einer Maschine noch etwa 11 Seemeilen laufen. Bei Schnelldampfern ist die Geschwindigkeitseinbuße größer. 1892 wurden indessen außer den Hamburger Schnelldampfern (vier) nur vier englische mit Zwillingsschrauben ausgerüstet. Ursache hiervon ist die Vergrößerung und die Verteurung der Maschinen für solche Schiffe, welche nebst dem höhern Anlagekapital größern Kohlenverbrauch als Einschraubenmaschinen bedingen (10—15 Proz.).

Weil Zweischraubenschiffe bei verminderter Fahrt unwirtschaftlich arbeiten, läßt man jede einzelne Schraube von je zwei hintereinander und auskuppelbar hergestellten Maschinen betreiben. In einigen Kriegsmarinen, z. B. der deutschen, wurde das Zweischraubensystem allgemein und neuerdings, z. B. bei dem deutschen Kreuzer Kaiserin Augusta, dem französischen Dupuy de Lôme u. a., von obigen Gesichtspunkten ausgehend, das System der Dreischraubenschiffe eingeführt; von diesen drei Schrauben liegt die mittlere zu hinterst und wird von einer eignen Maschine betrieben, während die andern beiden den Zwillingsschrauben entsprechen (Tafel IV, Fig. 3 u. 4). Bei verminderter Fahrt soll nur die mittlere Schraube benutzt werden. Solche Einrichtung hat für die Schnelldampfer keinen Wert. Während die Dreischraubenschiffe aus dem Ende der 80er Jahre datieren, hat Popow schon 1873 russische Kriegsschiffe mit bis sechs Schrauben erbaut.

Eine dritte Klasse von Dampfschiffen ist nach dem Turbinen- oder hydraulischen Reaktionssystem gebaut. In diesen Prallschiffen wirkt die Zentrifugalkraft eines im Schiff eingebauten Wurfrades, welches durch die Dampfmaschine bewegt wird und durch Röhren im Boden des Schiffes das Wasser empfängt, das, vom Umfang des Rades nach zwei Knierohren geleitet, aus deren beweglichen, horizontal liegenden Ausflußschenkeln mit großer Geschwindigkeit ausströmt. Da zur Erreichung des größten Effekts der freie Abfluß des Wassers sowenig wie möglich behindert werden muß, so geschieht dieser Abfluß unmittelbar über der Oberfläche des Fahrwassers horizontal längsschiffs. Strömt das Wasser in horizontaler Richtung nach hinten ab, so bewegt sich das Schiff vorwärts; werden die Abflußrohre so gedreht, daß der Ausfluß nach vorn stattfindet, so geht das Schiff rückwärts. Bei schräger Lage der Röhren geht das Schiff

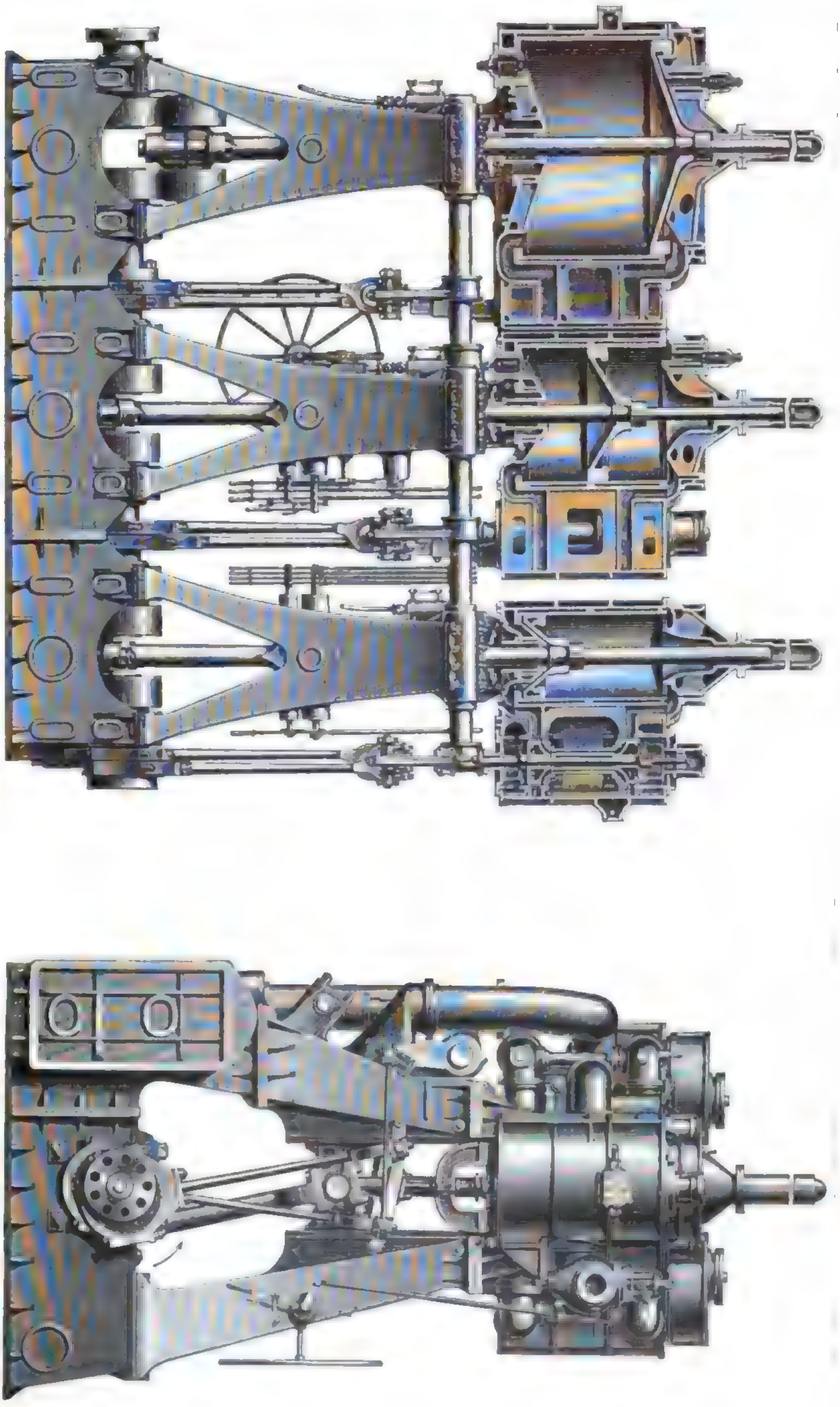


Fig. 1. Längsschnitt.

Fig. 2. Ansicht von vorn.

Dreifach-Expansionsmaschine des Postdampfers »Kaiser Wilhelm II.« (Lloyd). Erbaut 1889 im »Vulkan« bei Stettin. 6560 indiz. Pferdekräfte. Durchmesser des Hochdruckcylinders 1650 mm, des Mitteldruckcylinders 1700 mm, des Niederdruckcylinders 2700 mm; Kolbenhub 1600 mm.

Digitized by Google

Dampfschiff IV.

Fig. 9. Thornykrofft-schraube.

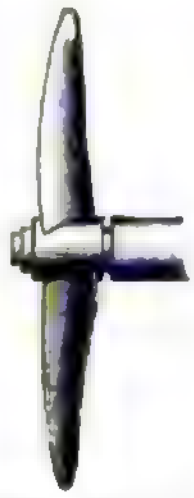


Fig. 8. Yarrow-schraube.

Fig. 11. Verbundflügel.

Fig. 10. Neuere Schraube.

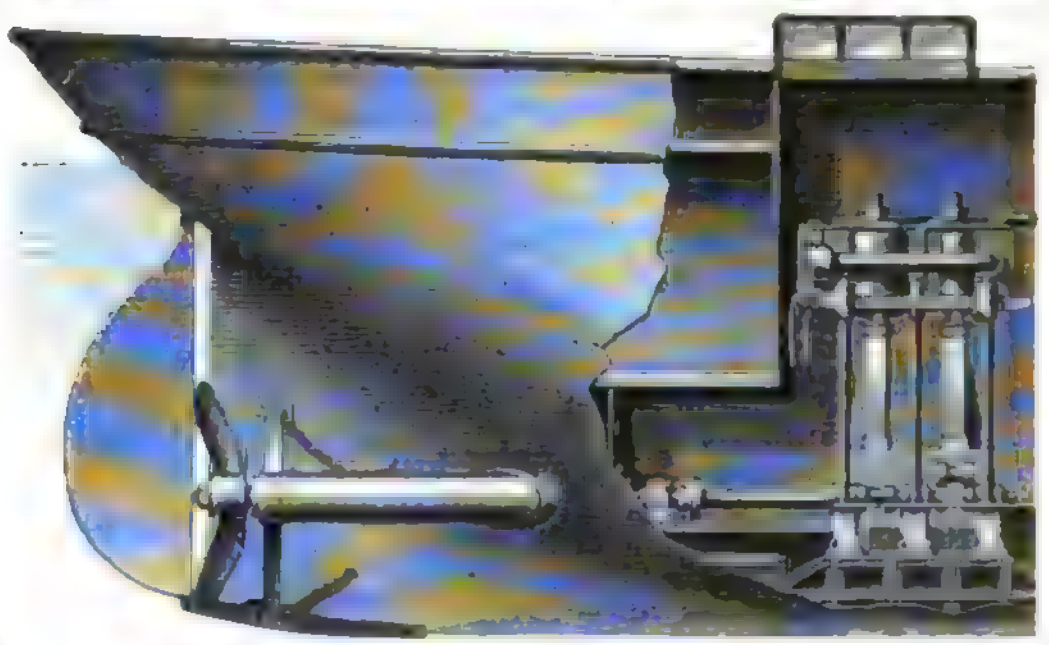


Fig. 1. Zwillingsschraubenschiff. Zum Teil Durchschnitt.

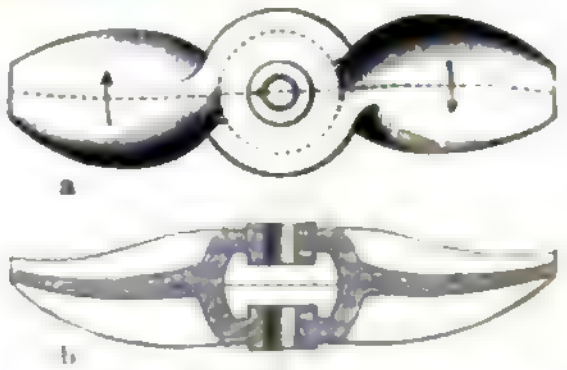


Fig. 6. Griffithschraube.
a Vorderansicht, b Durchschnitt.

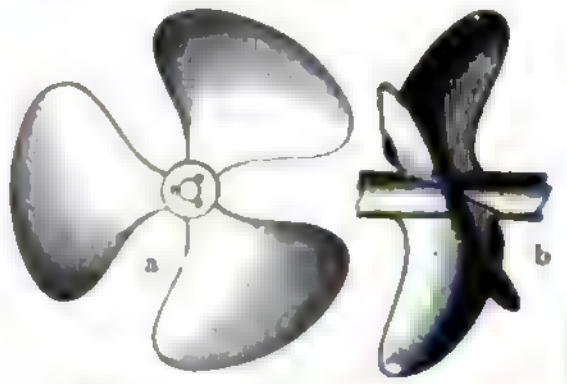


Fig. 5. Schiffsschraube, ältere Form.
a Vorderansicht, b Seitenansicht.

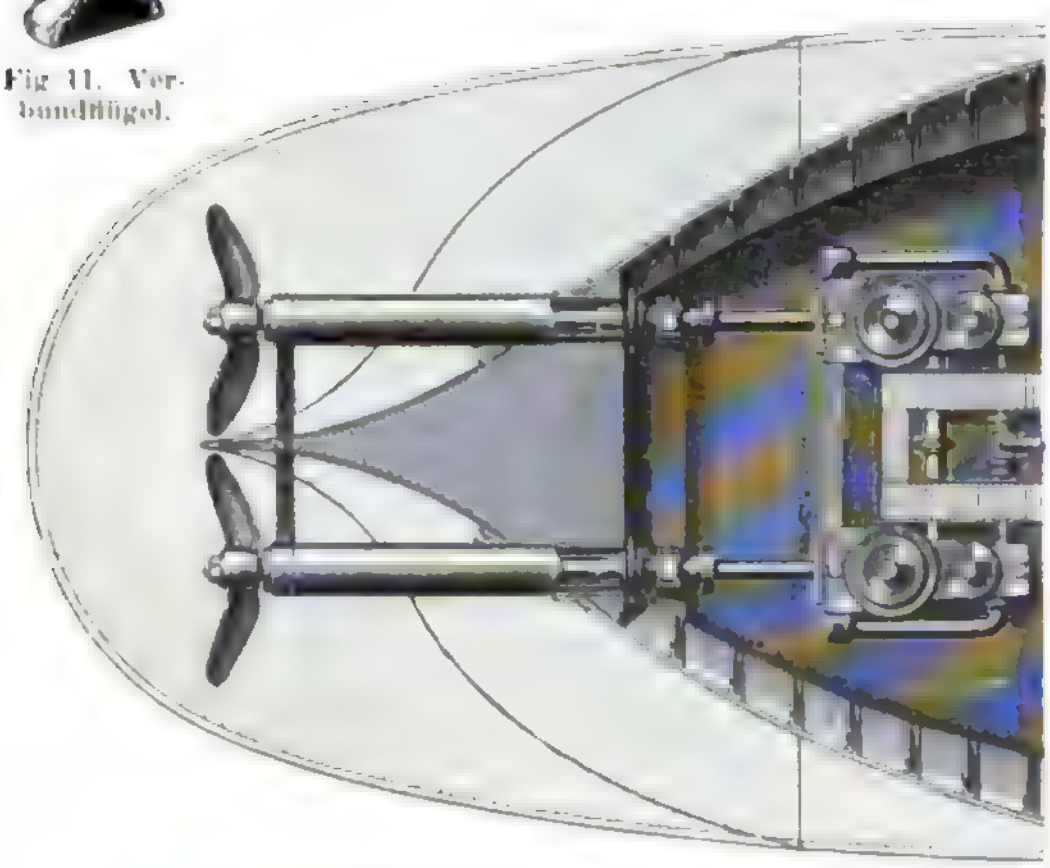


Fig. 2. Zwillingsschraubenschiff. Ansicht von oben.

Fig. 7. Hirschschraube.

Fig. 3.

Fig. 3 u. 4. Dreischraubendampfer kleinster Art. Zum Teil Durchschnitt.

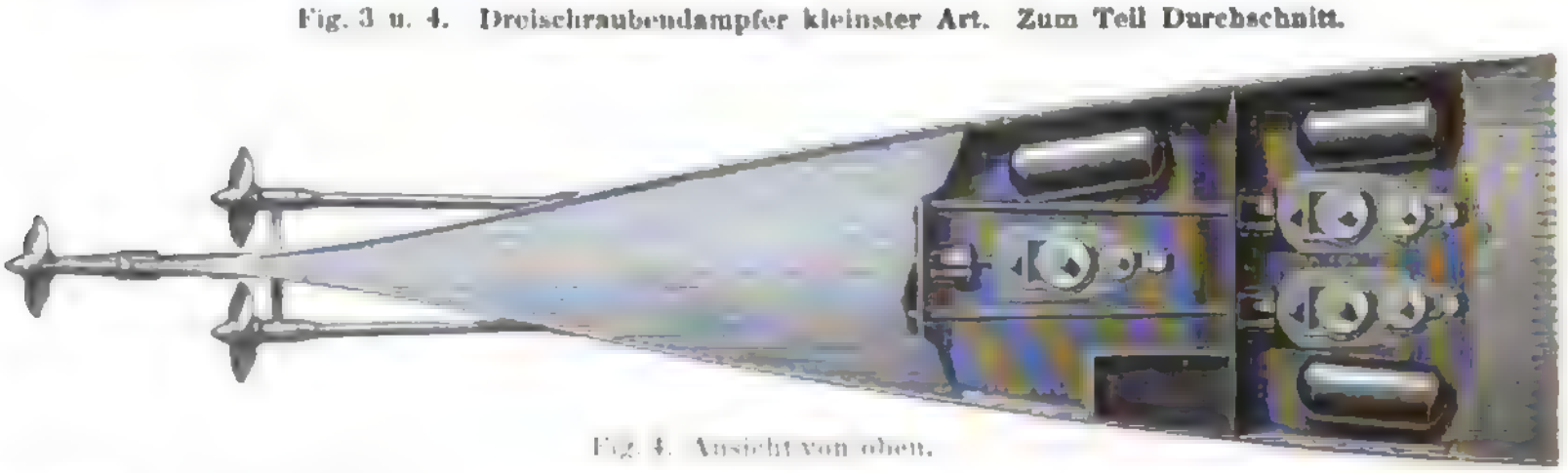


Fig. 4. Ansicht von oben.

Digitized by Google

langsamer, während ihre senkrechte Lage den Stillstand des Schiffes bewirkt; werden aber die beiden Röhren einander entgegengesetzt gestellt, so dreht sich das Schiff um seine Achse. Infolge dieser Eigenschaften steht den Turbinenschiffen eine außerordentliche Lenkbarkeit zur Verfügung. Trotz derselben scheiterte ihre allgemeine Einführung am geringen Effekt dieses Propellers, welcher nicht mehr als 10 Meilen Geschwindigkeit erreichen ließ.

Äußerlich unterscheiden sich Dampfer und Segelschiffe sehr wesentlich. Zwar verursacht (abgesehen von den Raddampfern, deren Schaufelräder von großen, halbcylindrischen Radkasten umschlossen sind) der Motor im Äußern keine auffallende Veränderung, denn man kann beim Schraubenschiff nur den Ausschnitt für die Schraube vor dem Steuerruder sowie beim Prallschiff nur die Ausflußrohre sehen. Aber die ganze Erscheinung des Dampfers ist eine andre, auch abgesehen von dem Schornstein, der auf Kriegsschiffen zuweilen teleskopisch eingerichtet und nicht selten doppelt und mehrfach vorhanden, zuweilen auch zum Umlegen (der Brücken wegen) eingerichtet ist, und abgesehen von der Takelage, welche auf allen Dampfern viel schwächer ist und weiter auseinander stehende Masten führt als auf Segelschiffen. Der Bau des Dampferrumpfes ist viel gestreckter als der des Seglers: dieser ist etwa viermal so lang als breit, der Seedampfer ist fünf- bis sieben- und neuerdings oft zehnmal so lang als breit, der Flußdampfer sogar acht- bis sechzehnmal. Früher baute man die Dampfer aus Holz, jetzt aus Eisen oder Stahl.

Schiffsmaschine.

Für Berechnung der Maschinen beim Bau eines Dampfers muß der Widerstand bekannt sein, den das Schiff bei seiner Bewegung durch das Wasser erleidet. Im allgemeinen wächst der Widerstand mit der Größe des Hauptquerschnitts und mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des Schiffes. Zur Bestimmung des Widerstandes ist indessen das Produkt aus dem Hauptquerschnitt und jenem Quadrat der Geschwindigkeit noch mit einer von der Bauart des Schiffes abhängigen Zahl, dem Widerstandskoeffizienten, zu multiplizieren. Dieser Widerstandskoeffizient beträgt für sehr gute Schiffsformen 0,05—0,10, bei einem prismatischen Schiff ohne alle Verfeinerung der Form dagegen 1,1. Für wirklich gut geformte Schiffe dürfte anzunehmen sein, daß der Widerstand fast nur von der Reibung des Wassers an den Schiffswänden herrührt, entsprechend der Reibung, welche in Röhren fließendes Wasser erleidet. Die Berechnung des Schiffswiderstandes wird theoretisch nach Versuchen mit Formeln dargestellt. (Zahlreiche Formeln in Johow, Hilfsbuch für Schiffbau, S. 326, Berl. 1884.)

An die Dampfkessel der Dampfschiffe, welche meist in der Mitte des Schiffes und möglichst tief liegen, aber auf nordamerikanischen Booten nicht selten auf dem Hauptdeck aufgestellt sind (Tafel I, Fig. 1), stellt man in vielen Beziehungen ähnliche Anforderungen wie an die der Lokomotiven, und man benutzt daher auch auf Schiffen ziemlich allgemein Röhrenkessel. Auf Seedampfern, welche ihre Kessel mit Seewasser speisen, bringt dessen Salzgehalt den Übelstand hervor, daß sich bei fortschreitender Verdampfung eine Salzkruste auf der innern Kesselwandung ablagert, welche die Verdampfung erschwert und die Verbrennung der Kesselbleche veranlaßt. Seedampfer waren daher gezwungen, in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen einen Teil des Kesselwassers abzulassen und aus der See zu ersetzen. Wegen des damit verbundenen bedeutenden Wärmeverlustes ist die Oberflächenkondensation, bei der ein Rohrsystem angewandt wird, in welchem der Dampf mit durch Seewasser gekühlten Metallflächen in Berührung kommt, eingeführt worden. Das so gewonnene Kondensationswasser wird mittels der Speisepumpe in die Kessel zurückgeschafft. Die Oberflächenkondensation gewährt bedeutende Ersparnis (20 Proz.) an Brennmaterial und hat namentlich auch die Anwendung hoch gespannter Dämpfe auf Seeschiffen ermöglicht. Die Spannung der Dämpfe beträgt jetzt durchschnittlich 6, bez. reicht bis zu 14 Quadratzentimeter-Kilogramm, gegen etwa 2 Quadratzentimeter-Kilogramm vor 20 Jahren. Ein weiterer Vorteil ist für Niederdruckmaschinen durch die Überhitzung des Dampfes erzielt worden, welche für den Kesseldampf auf seinem Wege nach den Cylindern die Wärme der abziehenden Heizgase nutzbar macht. Das Heizmaterial der Schiffskessel ist vorzugsweise Steinkohle und Anthracit; die Wal- und Robbenboote verbrennen auch Fischrückstände, und auf dem Schwarzen Meer und der Wolga werden mit großem Vorteil Petroleum-Destillationsrückstände benutzt. Bei der sich mehrenden Benutzung des Petroleums als Heizmittel hat man versucht, diesen Stoff unter Beimengung andrer Heizmittel nach dem Verfahren von Chenhall in fester Form zur Verwendung zu bringen. Zur Vermehrung des Zuges in den Feuerungen werden die Heizgase durch die Feuerzüge der Kessel in den Schornstein mittels eines daselbst angebrachten Flügelradgebläses gesaugt. Außerdem wird die Verbrennungsluft mit einem in Gebläsen erzeugten Überdruck (25—40 mm Wassersäule) durch die Roste gepreßt (Unterwind). Dabei müssen die Heizräume, in welchen der Überdruck herrscht, möglichst luftdicht abgesperrt werden.

Die Dampfmaschinen der Dampfschiffe gehören sehr verschiedenen Systemen an. Eine der ältesten Maschinenformen ist die Balanciermaschine, die in Europa kaum noch Anwendung findet. Dagegen ist eine abweichende Form, die amerikanische Balanciermaschine, gegenwärtig noch die herrschende auf den Fahrzeugen der Binnengewässer des östlichen Nordamerika und auch auf flach gehenden Küstendampfern der allergrößten Art noch heute zu finden. Während die englische Balanciermaschine zwei Balanciers neben dem Cylinder besitzt, hat die amerikanische nur einen über dem Cylinder liegenden, aber hoch über sämtliche Decke emporragenden Balancier (Tafel I, Fig. 1). Diese Hochbalanciermaschine ist leicht, billig, bequem zugänglich und leicht zu bedienen. Eine andre alte Form, die Turmmaschine, ist in England und Amerika auf Flußdampfern zu finden; sie hat einen aufrecht stehenden Cylinder, und die Kolbenführung liegt über demselben, wo sie sich hoch hinaufbaut. Sie beansprucht geringen Flächenraum, ist leicht und billig und besitzt weniger bewegliche Teile als die Balanciermaschine; aber sie konzentriert den Druck ihres Gewichts auf eine nur kleine Fläche des Schiffsbodens, und ihr Hub ist auch durch die Tiefe des Schiffes beschränkt. Die Oszillationsmaschine, von Trewithick eingeführt, von Penn zu höchster Vollkommenheit ausgebildet und auf den Radavisos der Kriegsmarinen und auf sonstigen schnellen Raddampfern eine Zeitlang ausschließlich in Anwendung, verbindet die Kolbenstange direkt mit dem Kurbelzapfen, während ihr Cylinder schwingt. Fast immer zweifach an Bord vorhanden, wirkt sie am besten mit einem Überdruck

von 2 Quadratzentimeter-Kilogramm, ist in neuerer Zeit aber auch nach dem Compoundprinzip gebaut worden. Sie ist sehr einfach und hat eine geringe Zahl beweglicher Teile. Langer Hub kann ihr dadurch erteilt werden, daß man die Mittellage des Cylinders, statt vertikal, in geneigter Richtung anordnet. Die Diagonalmaschine mit direkt wirkender Kurbelstange hat geneigt liegende Cylinder und zwar in Radmaschinen mit Hochlage der Radwelle. Sie beansprucht zwar beträchtlichen Raum in der Länge des Schiffes, jedoch nicht so viel, wie die Oszillations- und Seitenbalanciermaschinen querschiffs fordern; sie eignet sich zu großer Kraftentfaltung in wenig tief gehenden Schiffen und ist dort überall am Platz, wo es auf ängstliche Raumersparnis eben nicht ankommt. Ihr Gewicht verteilt sich auf eine größere Basis, wodurch der Schiffskörper gleichmäßiger beansprucht wird.

Die Einführung der Schraubendampfer stellte der Maschinenbaukonstruktion schwierige Aufgaben. Statt der Hoch- und Querschiffslage der Maschine und Propellerwelle mußte sie die Längsschiffs- und Tieflage annehmen, und außerdem verlangte die Schraube eine schnellere Umdrehung als das Rad, um leistungsfähig zu werden (100—400 Umdrehungen gegen 30 in 1 Minute). Für die Oszillationsmaschinen wurde der Wellenstrang so geneigt, daß die Cylinder unter ihm schwingen konnten, während das andre Wellenende so tief zu liegen kam, wie es die Tauchung des Propellers verlangte, woraus sich eine stark schräge Lage der Wellenleitung ergab. Andre stellten den Cylinder über die Kurbelwelle, so daß die Kolbenstange nach unten arbeitete. Auch die Turmmaschine wurde versucht, indem ihr die horizontale Lage gegeben und die Kolbenführung diesem Umstand entsprechend abgeändert wurde, ein Versuch, der zur Konstruktion der noch heute üblichen, auf Kriegsschiffen häufig benutzten Maschinenform führte, die unter dem Namen horizontale Maschine mit rückgreifender Kurbelstange bekannt ist. Ebenso wurde die Maschine mit direkt wirkender Kurbelstange in horizontaler Lage mit den entsprechenden Änderungen montiert, was gleichfalls zu brauchbaren Konstruktionen, die in der Kriegsmarine noch heute Anwendung finden, geführt hat. Diese Form besitzt thatsächlich große Vorzüge im Vergleich mit andern Horizontalmaschinen. Wenn sie auch hinsichtlich der von ihr beanspruchten Breite den andern Formen nachsteht, so zeichnet sie sich doch durch größere Zugänglichkeit ihrer Teile vorteilhaft aus. Seit Einführung höhern Dampfdrucks, gegen den sich die Kriegsmarinen lange gesträubt haben, so daß ihnen die Handelsflotten darin weit voraus waren, ist diese Form ganz besonders für die Bewegung von Kriegsschiffen geeignet.

Der Cylinder der eben besprochenen Maschinenform ist auch über die Kurbelwelle gestellt worden, so daß er umgekehrt erscheint, indem die Kolbenstange nach unten wirkt. Dieser Typus (Hammermaschine, weil ihr Aufbau mit dem Dampfhammer große Ähnlichkeit hat) ist in der Handelsflotte fast allgemein herrschend, an Bord von Ozeandampfern sogar alleinherrschend geworden wegen der bequemen Zugänglichkeit aller ihrer Teile, die überall an Bord gefordert werden muß. Sie wird gegenwärtig auch auf Kriegsschiffen sehr häufig angewandt, und wenn die Cylinder das Panzerdeck überragen, schützt man sie durch den Aufbau einer Panzerkuppel. In ihrer einfachsten Form besteht die Hammermaschine aus einem auf zwei Säulen ruhenden Cylinder, flankiert auf einer Schiffsseite von dem Kondensator, auf der andern von der Steuerung. Die Kurbelstange verbindet Kreuzkopf und Wellenkurbel. Am häufigsten ist die Form der Zwillingshammermaschine; die beiden Cylinder werden in größern Ausführungen von einem Bockgestell getragen, Kurbelwelle und Kurbeln sind aus dem Ganzen. Der Kondensator hat annähernd zentrale Lage, um den Schwerpunkt der Konstruktion möglichst in die Mittellinie des Schiffes zu bringen. Die Hammermaschinen werden jetzt allgemein als Compoundmaschinen gebaut, deren Hochdruckcylinder oft auf den Niederdruckcylindern stehen, und deren Kolben desselben Systems an gemeinschaftlichen Kolbenstangen arbeiten.

Auch die Diagonalmaschine ist für Schraubenschiffe umgeändert worden. Die Cylinder wurden umgekehrt, so daß die Kurbelstangen, der Tieflage der Kurbelwelle entsprechend, nach unten arbeiten. Bevor die Hammermaschine allgemein als die beste Form für Handelsdampfer erkannt worden, war dieser Typus zuerst nicht unbeliebt, kam dann aber infolge häufigen Bruches der Kurbelwelle immer seltener zur Anwendung. Eine Abart dieser, auch nach dem Compoundprinzip eingeführten Maschine ist dadurch geschaffen worden, daß nur ein Cylinder (in der Regel der kleine) geneigt, der andre aber über die Kurbelwelle gestellt ist. — Während die bisher erwähnten Maschinenformen sich sämtlich aus den Radmaschinen entwickelten, ist die Trunkmaschine speziell für den Schraubenpropeller geschaffen und an Bord von Kriegsschiffen von hoher Bedeutung geworden. Sie ist für große Kraftentfaltung bei Anwendung niedrigen Dampfdrucks vorzüglich brauchbar, wird in neuester Zeit aber nicht mehr angewandt, weil der Trunk zur Kondensation von großen Mengen Dampf führt. Gegenwärtig gewährt die Dreifacherpansionsmaschine (Tafel III) die größten Vorteile. Sie erfordert einen Dampfdruck von 10 Atmosphären im Kessel, der Dampf tritt mit 181° und 9,5 Atm. in den ersten, mit 143° und 4 Atm. in den zweiten und mit 105° und 1,25 Atm. in den dritten Cylinder und mit 67° und 0,7 Atm. in den Kondensator. Sie verbraucht 0,65—0,75 kg Kohle für die indizierte Pferdekraft und Stunde. Häufig arbeiten Dreifacherpansionsmaschinen auch mit 14 kg auf 1 qcm. Als Vierfacherpansionsmaschine wurde die Woolfsche Tandemmaschine angewandt, bei welcher die vier Cylinder paarweise, je ein Hochdruck- und ein Niederdruckcylinder, eine gemeinschaftliche Kolbenstange besitzen. Die Tabelle ergibt einen Vergleich zwischen einer Wattschen Niederdruckmaschine (W) und einer Dreifacherpansionsmaschine (D):

	(W)	(D)
Dampfdruck im Kessel in Atmosphären . .	1,33	12
1 qm Rostfläche erzeugt indizierte Pferdekräfte	50	200
1 kg Dampf erzielt in 1 Sekunde Pferdekräfte	180	600
Kohlenverbrauch für 1 indizierte Pferdekraft und Stunde in Kilogrammen	2,05	0,7
Täglicher Kohlenverbrauch für 1000 indizierte Pferdekräfte in Tonnen	60	15
Gewicht der Maschine mit Kesselwasser auf 1 indizierte Pferdekraft in Kilogrammen .	250	80*
Für Fortbewegung des Schiffes nutzbare Maschinenleistung in Prozenten	35	55**
Größte Geschwindigkeit von Ozeandampfern in Seemeilen pro Stunde	14	20†

* Bei Torpedobooten 25—30 kg. ** Bei Torpedobootsmaschinen etwa 60 Proz. † Die schnellsten Schichau-Torpedoboote 26 Seemeilen.

Außer der Betriebsmaschine finden sich auf Dampfschiffen noch mehrere Dampfmaschinen zu andern

Zwecken (Hilfsmaschinen), auf Panzerschiffen oft 30—40. Dahin gehören Dampfsteuerapparate, Gebläsemaschinen, Dampfpumpen, Dampfstrahlenzapparate, Dampfwinden, Dampfspills und Maschinen zum Aus- und Einsetzen der Boote, Ventilationsmaschinen, elektrische Maschinen für die Beleuchtung, Turmdrehmaschinen, Maschinen zum Laden der schweren Geschütze, Maschinen zum Betrieb der Torpedoluftpumpen ꝛc.

Volkswirtschaftliche Bedeutung der Dampfschiffe.

In volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung hat die Erfindung des Dampfschiffs und die allgemeine Benutzung desselben eine große Umwälzung hervorgebracht. Vor allem bedeutungsvoll wurde der von Wind- und Wasserströmungen nun ziemlich unabhängige regelmäßige und schnelle Verkehr zwischen den einzelnen Weltteilen, welcher durch die Dampfschiffahrt (s. d.) eine in früherer Zeit nicht geahnte Ausdehnung erhalten hat. Die Ein- und Ausfuhr der Länder ist eine wesentlich andre geworden, seitdem ein regelmäßiger Verkehr zu Wasser durch Dampfschiffe ins Leben gerufen ist. Daß die Dampfschiffe ihren Zwecken immer mehr genügen, ist eine besondere Errungenschaft der neuesten Zeit. Die Sicherheit des Verkehrs hat durch die wachsende Solidität des Schiffbaues und der Maschinen eine fortwährende Steigerung erfahren. Auch die Schnelligkeit der Dampfer hat durch Aufstellung verbesserter Schiffsformen, durch richtig gewähltes Verhältnis zwischen der Kraft der Maschinen und dem Widerstand des Schiffes Bedeutendes erreicht. Die Fahrt zwischen Queenstown und New York dauerte 1840 etwa 15 Tage und heute nicht ganz 5 Tage. Es gibt heute zahlreiche Hochseedampfer, welche 18 Seemeilen pro Stunde laufen. Der Fürst Bismarck der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtgesellschaft, mit 153,16 m Länge, 17,57 m Breite, 11,400 Tonnen Wasserverdrängung und 2 dreifachen Expansionsmaschinen von je 8000 Pferdekräften, hat 2700 Ton. Kohle an Bord, 300 Mann Besatzung, befördert 1300 Passagiere und erreicht eine Geschwindigkeit von 19,78 Seemeilen. Er legte seine erste Reise von Southampton bis New York in 158 Stunden zurück. Der Wunsch, die Transportkosten möglichst zu verringern, führte zu der Konstruktion außergewöhnlich großer Schiffe. Wenn das Eigengewicht des Schiffes mit seiner Ladefähigkeit in gleichem Verhältnis wüchse, wenn das zur Reise erforderliche Brennmaterial ebenfalls in geradem Verhältnis zur Größe des Schiffes stände, so wäre kein Zweifel, daß unter Voraussetzung gleicher Sicherheit und Schnelligkeit kleine und große Schiffe in der angedeuteten Beziehung denselben ökonomischen Wert haben müßten. Die eigentlich tote Last der Schiffe, ihr Eigengewicht, steht indessen keineswegs in einem geraden Verhältnis zu ihrer Ladefähigkeit. Im Gegenteil wird der Bau für große Schiffe unverhältnismäßig leichter und billiger, und hierin liegt der Hauptvorteil derselben. Anderseits gebrauchen die Dampfer bedeutende Quantitäten von Brennmaterial, und je mehr sie davon führen, desto weniger Ladung können sie nehmen; mit weniger Kohlen müssen sie eventuell weite Umwege machen, um ihren Bedarf zu ergänzen. Diese Gründe drängten zum Bau immer größerer Dampfer. Der entschiedenste Repräsentant dieses Gedankens war der 1852—57 auf der Themse von Scott Russell und Brunel erbaute Great Eastern, das größte Schiff der Welt, ursprünglich zur Fahrt zwischen England u. Australien bestimmt, wobei es unterwegs nie Kohlen nehmen sollte, aber seiner Größe wegen selten Fracht fand und meist zur Legung von Telegraphenkabeln verwandt wurde. Der Great Eastern, welcher Rad- und Schraubendampfer war, hatte bei 207 m Länge und 25,3 m Breite eine Wasserverdrängung von 27,000 Tonnen, 7650 Pferdekräfte und erreichte 14,5 Seemeilen Geschwindigkeit. Er konnte 4000 Passagiere aufnehmen. Ende 1891 ist er zum Abwracken verkauft worden. Die größten modernen Schnelldampfer haben nur 13,000 Tonnen Wasserverdrängung, während die bedeutendsten Kriegsschiffe deren 15,000 erreichen.

Dampffähren (Trajektschiffe).

Um den Eisenbahnverkehr über Flüsse zu vermitteln, sind vielfach große Pontons als Dampffähren eingerichtet, welche teilweise vermittelst eines Seiles sich über den Fluß holen, teils selbständig als Dampfschiffe fahren oder geschleppt werden (Bingerbrück-Rüdesheim). Die ersten Trajektanlagen entstanden in England und führten über den Firth of Forth und den Firth of Tay. Über den Rhein gehen Trajekte bei Homberg-Ruhrort, Bonn-Oberkassel, Bingerbrück-Rüdesheim, über die Elbe bei Lüneburg-Lauenburg ꝛc. Während bei Bingerbrück die Eisenbahnwagen eine steile schiefe Ebene hinabgelassen, bez. hinaufgeholt werden, geht bei Bonn-Oberkassel die Lokomotive schiebend bis an den Ponton, indessen auf der andern Flußseite eine zweite Lokomotive zum Vorlegen des Trajektes wartet. Der Ponton (bei Bonn deren drei) hat auf der Luvseite zwei senkrechte Rollen, in welche ein Leitseil (Stahltau von ■ cm Durchmesser) dauernd eingelegt ist. Durch seine eigne Schwere senkt es sich genügend tief, um nicht die Schiffahrt zu hemmen. Dieses Leitseil wird durch drei Ankerketten in seiner Lage gehalten, die Ankerketten sind mit großen Haken, welche frei durch die Rollen laufen können, mit dem Leitseil verbunden. Eine seitlich auf dem Ponton befindliche Maschine bewirkt an einer in Lee befindlichen dünnen Stahlleine das Überholen über den Strom. Ausgedehnte schiefe Ebenen sind wegen der Verschiedenheit des Wasserstandes Bedingung. Diese Einrichtung besteht seit 1870. Auf dem Bodensee gibt es sechs Seetrajekte und zwar: Friedrichshafen-Romanshorn (Württemberg) 12 km Seetour; Friedrichshafen-Bregenz (Österreich) 26 km; Lindau-Romanshorn (Bayern) 23 km; Bregenz-Romanshorn (Österreich) 28 km; Konstanz-Bregenz (Baden) 45 km; Konstanz-Lindau (Baden) 40 km. Nur Bayern hat Dampffähren für 16 Güterwagen bestimmt, alle andern sind Pontons von etwa 400 Tonnen Wasserverdrängung für 8—10 Wagen; auf den Pontons stehen die Wagen gegen Stürme gesichert durch Verteilungen und Bremsen. Das An-Bord-Schaffen geschieht mit senkbaren schiefen Landungsbrücken, bei denen die schwere Lokomotive stets am Lande bleibt. Um bei dem bis 2,5 m wechselnden Wasserstand Ausgleichungen zu erleichtern, können die Pontons mit Hilfe von wasserdichten Abteilungen ihre Tiefenlage wesentlich verändern. Die genannten Dampffähren sind Raddampfer mit zwei leicht manövrierenden Maschinen, mit denen selbst in den engen Seehäfen gedreht werden kann.

Geschichte des Dampfschiffs.

Mechanische Mittel und Kombinationen zur Fortbewegung von Schiffen ohne Handruder und Segel sind schon in sehr früher Zeit versucht worden. Vielleicht haben die Chinesen zuerst Schiffe mit Ruderrädern an beiden Seiten gebaut; sicherer scheint zu sein,

daß Appius Claudius 263 v. Chr. die römische Armee nach Sizilien auf Schiffen übersetzte, welche statt der Ruder Schaufelräder hatten, die von wahrscheinlich am Göpel arbeitenden Ochsen in Umdrehung gesetzt wurden. 1472 veröffentlichte Valturius die Abbildung zweier Galeeren, welche gleichfalls durch Schaufelräder (fünf an jeder Seite des Schiffes) bewegt werden sollten. Die Erfindung, den Dampf als Triebkraft zu benutzen, hat man einige Zeitlang dem spanischen Seekapitän Blasco de Gary (1543) zugeschrieben; indes hat Mac Gregor nachgewiesen, daß hier ein Mißverständnis vorlag und nur von Experimenten die Rede sein kann, Schiffe durch Schaufelräder, welche von Menschen betrieben wurden, in Bewegung zu setzen. Die ersten Patente auf verschiedene mechanische Mittel, Schiffe ohne Handruder und Segel zum Fortlauf zu bringen, datieren in England von 1618; doch ist hinsichtlich deren Ausführung nichts bekannt geworden. Somit beginnt die Geschichte der Dampfschiffe thatsächlich erst mit dem 1681 von Papin geschriebenen Buch, in welchem er den Vorschlag machte, die Dampfkraft zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Papin wurde einige Jahre darauf Professor der Physik in Marburg, und es ist völlig zweifellos, daß er 27. Sept. 1707 mit einem von ihm angegebenen Ruderradschiff, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt wurde, auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren ist. Papin wollte mit diesem Schiffchen nach England übersetzen und scheint den Durchgang bei Münden, da ihm die obrigkeitliche Erlaubnis versagt worden war, mit Gewalt versucht zu haben. Dabei zerstörten ihm die dortigen Schiffer sein Fahrzeug, und dies Mißgeschick entmutigte ihn so sehr, daß er alle weitern Bemühungen aufgab. 1736 erhielt Hull ein Patent auf die Verwendung der Newcomenschen atmosphärischen Dampfmaschine zur Umdrehung von Ruderrädern auf Schiffen. Doch ist von einer Ausführung seiner Ideen nichts bekannt. Interessant ist, daß schon damals der Physiker Daniel Bernoulli vorgeschlagen hat (in seiner 1727 bearbeiteten und 1738 in Straßburg erschienenen »Hydrodynamica«), Schiffe durch die Reaktion von an ihrem Hinterteil unter dem Wasserspiegel ausströmendem Wasser in Bewegung zu setzen. 1753 erinnerte Bernoulli in einer von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift über den besten Schiffsmotor an diesen Vorschlag, gab aber dabei einer nach Art der Windräder konstruierten Schraube den Vorzug. Auf den Ruhm, das D. erfunden zu haben, macht auch Frankreich Ansprüche, obwohl erst 1774 Auxiron und 1775 Périer Dampfboote konstruierten, welche aber viel zu langsam liefen, als daß sie zur weitern Verfolgung der Sache hätten anregen können. 1776 begann auch der Marquis Joffroy auf dem Doubs seine Versuche, und 1783 soll dieser mit einem größern Boot bei Lyon eine kurze Zeit gegen den Strom gefahren sein. Wegen der Geringfügigkeit des Erfolgs lehnte indes Calonne das Patentgesuch ab, und ein erneuter Versuch, den Joffroy 1816 unternahm, nachdem bereits die Korvette L'Elise aus der Themse über den Kanal bis Paris gedampft war, schlug gleichfalls fehl. In England begann man ungefähr um dieselbe Zeit mit derartigen Bemühungen. 1787 befuhr Patrick Miller den Firth of Forth mit einem Doppelboot, welches von zwei durch Handhaspel umgedrehten Ruderrädern bewegt wurde, und im folgenden Jahr benutzte er zum Betrieb der Räder eine zweipferdige, von Symington erbaute Dampfmaschine zu einer erfolgreichen Probefahrt auf dem Landsee zu Dalswinton. 1785 hatte Bramah ein englisches Patent auf Schrauben als »Schiffspropeller« erhalten; aber 1787 befuhr Fitch mit dem ersten Schraubendampfer den Schuylkill, und noch in demselben Jahr konstruierte Rumsey in Philadelphia ein Boot, welches die Reaktionskraft aus Röhren fließenden Wassers als Motor benutzte. Dies war das erste Prallschiff. Beide Amerikaner scheiterten auch in England, bez. Frankreich mit ihren Arbeiten an Widerwärtigkeiten verschiedener Art. Dagegen schleppte Symington, der den Lord Dundas für Dampfschiffahrtsversuche interessiert hatte, 1801 durch sein mit einer doppelt wirkenden Wattschen Dampfmaschine und einem Heckrad ausgestattetes Schiff 1802 auf dem Forth- und Clydekanal zwei Kanalboote mit einer Geschwindigkeit von 8,25 engl. Meilen die Stunde. Symington gebührt das Verdienst, zum erstenmal die Verbesserungen miteinander vereinigt zu haben, welche die Basis des heutigen Systems der Dampfschiffe bilden; seine Bemühungen scheiterten jedoch am Unverstand der Kanalschiffahrtsgesellschaft, bei der auch Lord Dundas mit seiner bessern Erkenntnis nicht durchzudringen vermochte. 1803 hatte der Amerikaner Robert Fulton mit einem Dampfboot auf der Seine Versuchsfahrten angestellt, hatte aber vollständigen Erfolg erst mit seinem D. Clermont, das 7. Okt. 1807 den Hudson von New York bis Albany mit einer Maximalgeschwindigkeit von 5 engl. Meilen befuhr. Dieses Schiff war 42,67 m lang, 4,57 m breit und mit zwei an den Schiffsseiten angeordneten Ruderrädern von 4,7 m Durchmesser ausgestattet. Nach der Versuchsfahrt wurde es sofort als Passagierboot benutzt, und damit war die Dampfschiffahrt eröffnet. Fulton kann jedoch nicht als Erfinder wesentlicher Teile des Schiffes betrachtet werden; er benutzte eine Dampfmaschine von Watt, die Ruderräder von Miller, die Kombination der Räder mit der Maschine wesentlich nach den Ideen Symingtons, und die Gestalt des Schiffes war vorzugsweise auf Beaufoys Versuche gestützt. Seine Erfolge fanden aber so großen Anklang, daß schon 1812 mehr als 50 in Nordamerika erbaute Dampfer die dortigen Flüsse befuhren. 1818 lief in New York das für die Fahrt New York-Liverpool-St. Petersburg bestimmte dreimastige D. Savannah vom Stapel und vollendete seine erste Fahrt von Savannah bis Liverpool in 26 Tagen, wobei 18 Tage unter Dampf. Amerikaner verbesserten die Dampfmaschine mit großer Energie; sie erreichten eine Geschwindigkeit von 10 Knoten, und 1823 befuhren schon über 300 Schiffe die Flüsse, Seen und Küsten. Charakteristisch für diese Dampfer waren die auf Deck gebauten Passagierräume, welche, noch jetzt dort üblich, sich auch auf unsern Flußdampfern einbürgerten.

In Europa wurde das erste dauernd in Fahrt gestellte D. 1812 von Wood im Auftrag von Bell an der Clydemündung erbaut und noch in demselben Jahr als Passagierboot zwischen Greenock und Glasgow benutzt. Bell hatte anfänglich mit John Thomson in Verbindung gestanden, und diesem gelang es 1812, auf eigne Hand ein D. zu bauen, welches schneller lief als das von Bell; fast gleichzeitig erbaute Robertson ein D., welches in Europa die erste Reise zur See machte. Ein andrer Glasgower Mechaniker, Buchanan, erfand 1813 die feathering paddle-wheels, deren Schaufeln in vertikaler Richtung ein- und austraten und auch so durch das Wasser gingen, aber in der Praxis sich nicht bewährten. Die engli-

schen Dampfschiffunternehmungen hatten guten Erfolg; 1815 fuhren in England und Schottland schon 20, 1823 über 160 D. Deutsche Flüsse (Rhein und Elbe) wurden 1818 zuerst von englischen Dampfern befahren; auf der Donau erschien erst 1830 ein D. In Frankreich datiert die Dampfschiffahrt von 1820, und drei Jahre später soll man dort mit dem Bau von Kriegsdampfschiffen begonnen haben. Die erste größere Dampfschiffahrtsgesellschaft war die General Steam Navigation Company, deren Schiffe eine Geschwindigkeit von 9 Knoten erreichten. Sie wurde 1825 gegründet; in demselben Jahr benutzte auch ein englisches Schiff die Dampfkraft zur Aushilfe seiner Segelkraft auf der Fahrt nach Kalkutta, und ein andres englisches D. vollendete die erste Fahrt nach Ostindien ausschließlich mit Dampfkraft in 113 Tagen, wovon 10 Tage zum Anlegen und zur Aufnahme frischer Kohlen gebraucht wurden. 1830 besaß England 315 Dampfschiffe und 5 Jahre später 538. 1833 baute Lang das erste englische Kriegsdampfschiff, eine Fregatte von 110 Pferdekräften und 807 Ton., die 360 T. Kohlen an Bord nehmen konnte und zuerst ohne Mithilfe der Segelkraft die Fahrt über den Atlantischen Ozean vollendete. — Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Dampfschiffs bildet die Anwendung der Schraube als Motor, die 1829 zu Triest Joseph Ressel gelang. Die Schraube hatte einen und einen halben Umgang, 1,57 m Gewindehöhe und lag völlig unter Wasser zwischen Hintersteven und Steuerruder. Leider veranlaßte ein geringfügiger Unfall bei der Probefahrt die österreichische Polizei, alle weitern Versuche zu untersagen, und so hörte man nichts von der Anwendung der Schraube bis 1836, wo Smith in England großes Aufsehen mit einem Schraubendampfer erregte. Es gelang ihm, die Verwendbarkeit seiner Schraube für Fluß- und Seeschiffe darzuthun, und nach mehreren Versuchen erhielt er von der englischen Admiralität den Auftrag zum Bau eines größern Schraubendampfers. Dies Schiff, der Archimedes, machte 1839 seine Probefahrten mit so gutem Erfolg, daß von da ab die Schraube nach und nach auch bei andern Nationen Eingang fand. Die Probefahrten des Archimedes ergaben, daß eine kurze, zweigängige Schraube wirksamer und überhaupt vorteilhafter ist als eine lange, eingängige. Ericsson, der gleichzeitig mit Smith auftrat, benutzte dagegen zwei hintereinander liegende Räder mit je acht getrennten Schraubenflächen, welche beide nach entgegengesetzten Richtungen ansteigen, sich aber auch nach verschiedenen Richtungen umdrehen. Diese Konstruktion wurde in Nordamerika, wohin Ericsson übersiedelte, allgemein angenommen und fand auch in Frankreich Verbreitung. Inzwischen hatten sich in England große Dampfschiffahrtsgesellschaften gebildet, und 1843 lief das von Brunel erbaute eiserne Schiff Great Britain, der erste mit einer Schraube versehene Ozeandampfer, vom Stapel. Er hatte 98 m Decklänge, war 15 m breit, besaß eine Lastigkeit von 3500 Ton., 4 Dampfmaschinen von 2000 Pferdekräften und eine vierflügelige Schraube von 4,7 m Durchmesser und 8,5 m Steigung. Ein ausgezeichnetes Schraubenlinienschiff, den Napoleon, mit vierflügeliger Schraube erbaute Dupuy de Lôme von 1848—52 und erreichte mit demselben eine Geschwindigkeit von beinahe 14 Knoten. Das größte Aufsehen aber erregten Brunel und Scott Russell mit ihrem Great Eastern (vgl. S. 587), welcher die wertvollsten Ergebnisse bezüglich des Baues eiserner Schiffe lieferte.

Die neueste Zeit hat für Seeschiffe den Vorzug der Schraube endgültig dargethan. Große Vorteile gewannen die Dampfschiffe durch Einführung der Expansion, welche eine Kohlenersparnis von 12 Proz. gewährte. Noch bedeutsamer aber war die Erfindung der Compound- oder Verbundmaschine. Die erste Verbundmaschine erhielt 1854 der Dampfer Brandon, aber erst seit 1869 ist dieselbe allgemeiner im Gebrauch. Gegen die Einfacherpansionsmaschine gewährt die Compoundmaschine eine Kohlenersparnis von 20 Proz. Ein Dampfer mit Compoundmaschine von 1000 indizierten Pferdekräften braucht für eine 20tägige Reise nur noch 550—600 Ton. Kohlen. Die erste Dreifacherpansionsmaschine wurde 1882 auf dem Dampfer Aberdeen erprobt, und seitdem hat diese Maschine weite Verbreitung gefunden. Seit 1884 wurden auch einige Dampfer mit Vierfacherpansionsmaschinen gebaut. Noch vor 10 Jahren baute man Maschinen mit höchstens 11,000 indizierten Pferdekräften, jetzt werden 18—20,000 erreicht, und das italienische Panzerschiff Sardegna soll es auf 22,800 bringen.

Die dritte Art von D.-Motoren, die Reaktionsröhren (Turbinenschiff, Prallschiff, Spritzschiff), wurde, wie erwähnt, schon 1727 von Daniel Bernoulli vorgeschlagen; Allen ließ sich dasselbe Triebmittel 1729 patentieren, und Albert Euler erörterte 1764 neben der Verwendung von Ruderrädern und Schrauben auch die der Reaktion des Wassers bei seinem Ausfluß aus gekröpften Röhren. Das erste Schiff mit Reaktionsröhren wurde aber 1787 von Rumsey erbaut; dann ruhte die Idee, bis die Edinburger Mechaniker Ruthven (Vater und Sohn) 1850 ein kleines Boot mit Reaktionspropeller zu stande brachten. Dies Boot soll eine Geschwindigkeit von 8 Knoten erreicht haben, aber weitere Versuche mißlangen. Seydel, dessen Prallschiff Albert 1855 vom Stapel lief, nahm das Reaktionspropellersystem wieder auf. Die vollkommene Manövrier- und Steuerfähigkeit des Schiffes und seine Verwendbarkeit für jeden Tiefgang regten die Maschinenfabrik Cockerills in Seraing zur Nachfolge an; 1866 machte das von der englischen Admiralität erbaute eiserne Panzer-Dampfkanonenboot Waterwitch mit Reaktionspropeller auf der Themse fast 9 Knoten Fahrt. Ein von der deutschen Marine 1870 erbautes Torpedoboot, der Rival, arbeitete ökonomischer als das englische Schiff, erreichte aber auch nur 7 Knoten Fahrt. Bei allen diesen Prallschiffen wirkt der Dampf durch Vermittelung einer Maschine auf das Reaktionswasser, bei Fleischers Hydromotor dagegen direkt. Der Bewegungsmechanismus dieses Systems ist im Prinzip mit dem der Dampfmaschine von Savery (s. Dampfmaschine, S. 526) und dem des Pulsometers verwandt. Bei ersterer wird durch Kondensation des Dampfes in einem geschlossenen Gefäß eine Luftleere erzeugt, so daß es leicht voll Wasser gesaugt werden kann, welches sich durch den Dampfdruck auf eine gewisse Höhe heben läßt. Der Dampf, welcher nun das Gefäß füllt, kondensiert sich, und das Spiel beginnt von neuem. Von dieser Maschine unterscheidet sich das Pulsometer nur dadurch, daß es zwei Gefäße enthält, und daß Abschluß und Zuleitung des Dampfes wie bei der Steuerung einer Dampfmaschine selbstthätig erfolgen. Als ein vierter Motor kann die Kette oder das Seil betrachtet werden, welches bei der Tauerei (s. d.) weitgehende Verwendung findet.

Vgl. Fincham, History of naval architecture (Lond. 1851); A. und R. Murray, Ship-building

in iron and wood (2. Aufl., Edinb. 1875); Russell, The modern system of naval architecture (Lond. 1865, 3 Bde.); Rankine, Ship-building (das. 1866); Steinhaus, Eisenschiffbau (Hamb. 1867); Reed, Ship-building in iron and steel (Lond. 1868); Burgh, Modern marine engineering (das. 1881); Seaton, Manual of marine engineering (2. Aufl., das. 1888); Pollock, Modern ship-building (das. 1885); Schwarz-Flemming, Kesselabteilung auf Dampfschiffen (Berl. 1878, 2 Tle.); Ernst, Schiffsmaschinendienst (Triest 1870—71, 3 Bde.); Amman, Der Schiffsmaschinist (2. Aufl., das. 1886); Ziese, Über neuere Schiffsmaschinen (2. Aufl., Kiel 1883); Busley: Die Schiffsmaschine (2. Aufl., das. 1884—86, 2 Bde.), Die Entwickelung der Schiffsmaschine in den letzten Jahrzehnten (3. Aufl., Berl. 1892), Die neuern Schnelldampfer (2. Aufl., Kiel 1892), Verwendung flüssiger Heizstoffe für Schiffskessel (»Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure«, 1887); W. Müller, Die Schiffsmaschinen, ihre Konstruktionsprinzipien sowie ihre Entwickelung u. Anordnung (Braunschw. 1884); Bourne, Handbook of the steam engine (Lond. 1872); Derselbe, Catechism of the steam engine (das. 1885); Bienaymé, Les machines marines (Par. 1887); Demoulin, Nouvelles machines marines des bâtiments à grande vitesse, etc. (das. 1888); Derselbe, Étude sur les machines compound à triple expansion (das. 1885); Colyer, Treatise on modern steam engines and boilers (Lond. 1885); Edwards, Modern American marine engines, boilers and screw propellers (Philad. 1881); Fleischer, Der Hydromotor (Kiel 1882); Derselbe, Physik des Hydromotors (das. 1882); Preble, A chronological history of the origin and development of steam navigation (das. 1883); Henl u. Riete, Zur See (2. Aufl., Berl. 1890).

Dampfschiffahrt (hierzu die »Weltverkehrskarte« mit Textbeilage), derjenige Zweig der Schiffahrt (s. d.), bei welchem die Dampfkraft als Schiffsmotor dient. Die D. ist von Wind und Strömungen im hohen Grad unabhängig und kann den kürzesten Wasserweg einschlagen. Sie eignet sich daher für jene Lasten, für welche Schnelligkeit, Regelmäßigkeit der Beförderung und Betriebskapital-Ersparnis die wesentlichen Faktoren des Transports bilden. Indem die Dampfschiffe gleichfalls von den Luft- und Meeresströmungen Gebrauch machen, wird einerseits die Schnelligkeit der Fortbewegung gefördert, anderseits werden dadurch die Kosten der Triebkraft vermindert.

Der Beginn der D. datiert von 1807, in welchem Jahr Fultons Fahrten auf dem Hudson zwischen New York und Albany begannen. Einige Jahre später fuhr der Komet zwischen Glasgow und Greenock. 1820 zählte England 35 Dampfschiffe, 1836 schon 588. In Deutschland fuhren die ersten Dampfschiffe 1818 auf der Weser von Bremen nach Vegesack, auf der Spree und auf dem Rhein. Im nächsten Jahr ging die Savannah von dem Hafen gleichen Namens in 26 Tagen nach Liverpool und von da nach Stockholm und Kronstadt, benutzte aber den Dampf nur aushilfsweise, wenn das Segeln weniger als vier Seemeilen in der Stunde ergab. Aber erst nach fast 20 Jahren folgte die nachhaltige Einrichtung transatlantischer Linien; 1838 brachen der Sirius und der Great Western, von Bristol nach New York und zurück fahrend, hierfür endgültig die Bahn, und sehr bald wurde Liverpool der Hauptplatz für die ozeanischen Linien, namentlich die nach Amerika. 1840 eröffnete die Cunardlinie von dort aus ihre Fahrten nach Halifax u. New York. 1842 wurde von England aus die erste Dampferfahrt um die Erde unternommen; in demselben Jahr hatte England bereits 1000 Dampfschiffe, heute beinahe sechsmal soviel.

Seit dem letzten Drittel der 60er Jahre ist die D. in ein Stadium ungemein rascher Entwickelung getreten, die gegenwärtig noch andauert und voraussichtlich noch geraume Zeit im Steigen bleiben wird. Diese überraschende Entfaltung ausschließlich der Eröffnung des Suezkanals zuzuschreiben (wie einige gethan haben), erscheint nicht gerechtfertigt, da der Fortschritt im Verkehr auf andern Seewegen nicht geringer gewesen ist. Dagegen ist bedeutsam für diese Entwickelung die Erfindung der Verbundmaschine, der Doppel- und später der dreifachen (Expansions-) Dampfmaschine, welche zeitlich nahe mit der Eröffnung des Suezkanals zusammenfällt; daneben wirkt noch eine Reihe andrer teils technischer, teils sozialer Ursachen.

Die D. auf Binnengewässern (s. Binnenschiffahrt) ist namentlich in minder kultivierten, aber von Flüssen, Kanälen und Seen durchzogenen Ländern von größter Bedeutung geworden. In solchen Ländern sind die Wasserstraßen anfänglich die einzigen, für lange die hauptsächlichsten Verkehrsadern, und der Dampferverkehr auf denselben ist dann von großer zivilisatorischer Wichtigkeit. Im Osten von Europa entwickelte sich die D. namentlich auf der Donau, Kama und Wolga, in Nordamerika auf dem Mississippi, Missouri, dem St. Lorenzstrom, dem Erie-, Michigan-, Huronen-, Obern See u. a.; in Brasilien ist der Amazonenstrom durch seine D. ein Kulturträger ersten Ranges geworden. In hochkultivierten Gegenden dagegen hat man längs der Ströme schon frühzeitig Eisenbahnen errichtet, welche der D. oft scharfe Konkurrenz machten. Bei der Küstenschiffahrt der Nord-, Ostsee, des Mittelmeers und Schwarzen Meers, in Afrika und Australien ist die D. in lebhaften Wettkampf mit der Segelschiffahrt getreten, die dort immer noch die größte Thätigkeit entfaltet. Den größten Umfang und die wichtigste Bedeutung für den Welthandel hat die D. auf hoher See erlangt, nachdem sich ihr die kostbaren Güter und namentlich Spekulationsobjekte, welche bei dem Florieren der Differenzgeschäfte an den Börsen keine Verzögerung in der Beförderung vertragen, zugewendet haben. So sind neben den mehr der Beförderung minderwertiger Massengüter dienenden Frachtdampferlinien zur Zeit die Linien, deren Hauptaufgabe in der regelmäßigen und schnellen Beförderung wertvoller Güter, von Passagieren und der Post liegt (Schnelldampfer- oder Postdampferlinien), zu den wichtigsten Trägern des überseeischen Verkehrs geworden.

Die erste Postdampfschiffverbindung wurde 1846 zwischen Amerika und Deutschland durch eine zu New York gegründete amerikanische Gesellschaft eingerichtet. Der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten war 1845 durch Kongreßbeschluß ermächtigt worden, wegen der Postbeförderung zwischen Häfen der Vereinigten Staaten und fremden Häfen Verträge abzuschließen. Trotz der Bemühungen Englands und Belgiens zu gunsten eines ihrer Häfen, gelang es dem preußischen Gesandten, Baron v. Gerold, die Wahl auf Bremen zu lenken. An der neugebildeten Postdampfschifflinie »Ocean Steam Navigation Company«, welche die Linie New York-Bremen bedienen sollte, beteiligten sich auch mehrere deutsche Regierungen durch Übernahme von Aktien (unter andern Preußen mit 100,000 Thaler Gold). Von der Regierung der Vereinigten

Meyers Konv. Lexikon 4. Aufl.

Digitized by Google

Digitized by Google

[Zum Artikel *Dampfschiffahrt.*]

I. Übersicht der wichtigsten Dampfschiff-Gesellschaften.

Länderweise geordnet.

D. = Dampfer, Dir. = Direktion, T. = Registertonnen.

1. Europa.

Deutschland. a) *Norddeutscher Lloyd.* Die Entwickelung desselben von den ersten Anfängen bietet ein getreues Bild von der Entwickelung der Dampfschiffahrt an sich. Gegründet am 20. Februar 1857 mit einem Grundkapital von 4 Million Thaler Gold, begann die Gesellschaft, deren Direktion sich in Bremen befindet, mit vierwöchentlichen Fahrten zwischen Bremen und New York am 19. Juni 1858 mit 3 Dampfern. 1867 wurden mit 8 D. wöchentliche Fahrten eingerichtet; 1868 wurde die Linie Bremen-Baltimore mit vierwöchentlichen Fahrten hinzugefügt; 1869 kam die Linie Bremen-New Orleans über Havana hinzu, die aber bald wegen Quarantäne-Schwierigkeiten aufgegeben wurde; 1871 entstand die Linie nach Westindien und Colon, die bis 1874 bestand; 1876 wurde die Linie nach Brasilien und dem La Plata eingerichtet; von 1883 ab wurde nach Einstellung großer Schnelldampfer mit einem Gehalt von 4500 — 5100 T. eine wöchentlich zweimalige Verbindung mit New York hergestellt; die Überfahrt, die früher 12 — 13 Tage in Anspruch nahm, wurde jetzt in 9—10 Tagen bewerkstelligt. Zur Zeit (1893) arbeitet die Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 40 Mill. Mk. und mit einem Anleihekapital von 22,593,100 Mk., hat 79 D. mit insgesamt 202,118 T. (Registertonnen)[1] und unterhält folgende Linien: 1) nach New York über Southampton; 2) nach Baltimore (direkt); 3) nach Brasilien: Bremen-Antwerpen-Lissabon-Bahia-Rio de Janeiro-Santos; 4) nach La Plata: Bremen-Antwerpen-Coruña-Vigo-Montevideo-Buenos Aires; 5) nach Asien: Bremen-Antwerpen-Southampton-Genua-Neapel-Port Saïd-Suez-Aden-Kolombo-Singapur-Hongkong-Schanghai, mit der Zweiglinie Hongkong-Jokohama-Hiogo-Nagasaki-Hongkong; 6) nach Australien: Bremerhaven-Antwerpen-Southampton-Genua-Neapel-Port Saïd-Suez-Aden-Kolombo-Adelaide-Melbourne-Sydney, und die Zweiglinie von der ostasiatischen Fahrt: Singapur-Deutsch-Guinea über Niederländisch-Indien (Wahl der Anlaufhäfen der Genehmigung des Reichskanzlers unterliegend).

b) *Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa,* Direktion in Bremen, gegründet 1881, Aktienkapital 5 Mill. Mk., unterhält regelmäßigen Verkehr nach Ostindien (10 D.) und Argentinien (7 D.); 8 D. sind in sogen. wilder Fahrt beschäftigt, d. h. sie besuchen alle Weltmeere. Gesamtschiffsbestand für überseeische Fahrt 25 D. mit 65,650 T.

c) *Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft,* Direktion Hamburg, gegründet 1847, anfangs nur auf den Betrieb mit Segelschiffen berechnet, richtete 1856 monatliche Dampfschiffahrten zwischen Hamburg und New York und 1871 eine direkte Verbindung nach Westindien ein. Aktienkapital 30 Mill. Mk., Prioritäts-Anleihe 9½ Mill. Mk., übernahm 1892 durch Kauf die in Hamburg 1881 gegründete *Dampfschiffs-Reederei Hansa,* welche den Verkehr mit dem britischen Nordamerika vermittelte, und hat (1892) einschließlich der 6 D. der Hansa einen Gesamtbestand von 65 D. mit 165,500 T.

d) *Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft,* Dir. Hamburg, gegr. 1871, vermittelt den Verkehr zwischen Hamburg und der Westküste von Südamerika; (1892) 12 D. mit 26,417 T.

e) *Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos,* Dir. Hamburg, gegr. 1872, fährt zwischen Hamburg und der Westküste von Süd- und Zentralamerika. Aktienkapital 6 Mill. Mk.; (1892) 16 D. mit 34,315 T.

f) *Afrikanische Dampfschiffs-Aktiengesellschaft (Woermann-Linie),* Dir. Hamburg, gegr. 1885 für den Verkehr mit der Westküste von Afrika. Aktienkapital 3 Mill. Mk.; (1892) 12 D. mit 19,919 T.

g) *Deutsche Dampfschiffs-Reederei,* Dir. Hamburg, gegr. 1871, unterhält 1) die Kingsin-Linie für die Fahrten von Hamburg nach Ostindien, China und Japan und 2) die Sunda-Linie für die Fahrten von Hamburg über Singapur nach Surabaja. Aktienkapital 6,750,000 Mk.; (1892) 13 D. mit 25,827 T.

h) *Deutsche Ostafrika-Linie,* Dir. Hamburg, gegr. 1890, vermittelt den Verkehr zwischen Hamburg und der Delagoabai mit verschiedenen Anlaufshäfen, unter andern Sansibar, Dar es Salam und Mosambik; (1892) 4 D. mit 4073 T.

i) *Oldenburg-Portugiesische Dampfschiffs-Reederei, Aktiengesellschaft zu Oldenburg im Großherzogtum,* Dir. Oldenburg, gegr. 1883 für den Verkehr mit Portugal; (1892) 7 D. mit 6320 T. Die kleinern Dampfergesellschaften sowie diejenigen für den Lokal- und Küstenverkehr können hier nicht aufgeführt werden; unter den letztern gibt es in den deutschen Küstenplätzen Kiel, Stettin, Danzig, Königsberg mehrere, welche einen achtbaren Schiffsbestand aufzuweisen haben, so z. B. die Reederei Sartori u. Berger in Kiel: 25 D. mit zusammen 9422 T.

Die *deutschen Linien* haben in der Zahl der Reisenden wie in der Größe der Flotten und in der Durchschnittsgeschwindigkeit bei Beförderung der amerikanischen Post während der letzten 10 Jahre die englischen Linien überflügelt. Die beiden deutschen Linien Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft haben mehr Reisende nach Amerika befördert als sämtliche von Liverpool ausgehende Linien zusammen. Dies ist nicht etwa auf die Auswanderung zurückzuführen, die sich von Innereuropa nach den Vereinigten Staaten bewegt; auch hinsichtlich des Verkehrs von Reisenden erster Klasse steht der Norddeutsche Lloyd mit 16,629 Personen 1891 an der Spitze. Der Lloyd hat 1891 im ganzen 738,668 Personen nach New York befördert, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft 525,900, beide zusammen also 1,264,568. Auf den englischen Linien sind in demselben Jahre dagegen nur 1,255,859 Reisende nach New York gefahren, die sich auf die White Star-, die Cunard-, die Inman- und Guion-Linie ziemlich gleichmäßig verteilen. Diese Gegenüberstellung ist um so bemerkenswerter, als dieser Stand der Dinge erst innerhalb der letzten 10 Jahre eingetreten und die Folge einer Verwaltungskunst ist, die durch Erhöhung von Schnelligkeit und Bequemlichkeit Ver-

[1] Der Netto-Raumgehalt der Dampfschiffe wird allgemein in engl. Registertonnen angegeben; 100 Registertonnen = 283,16 Kubikmeter.

kehr und Gewinn gesteigert hat. Eine Vergleichung der Postbeförderungen zwischen Großbritannien und New York zeigt ähnliche Ergebnisse wie der Personenverkehr. Die New Yorker Briefe sind vom Abgang beim Postamt daselbst bis zur Ablieferung beim Generalpostamt in London mittels der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt in 169, mittels des White Star-Dampfers Teutonic in 178 und mittels des Cunard-Dampfers Etruria in 186 Stunden nach London gelangt. Das New Yorker Postamt hat von 192 Posten 101 mit den deutschen Dampfern befördert.

Österreich-Ungarn. a) *Österreichischer Lloyd*, Direktion Triest; (1891) 74 D. mit 103,764 T., 1833 unter der Bezeichnung *Österreichisch-Ungarischer Lloyd* als Versicherungs-Gesellschaft gegründet, 1836 für die Dampfschiffahrt nach der Levante erweitert und von den beiden Regierungen gemeinschaftlich jährlich mit 1,700,000 Gulden unterstützt. Geschäftliche Verluste durch Rückgang der Frachten und die ablehnende Haltung Ungarns gegenüber einer Erhöhung der Beihilfe veranlaßten die österreichische Regierung, das Unternehmen in ein rein österreichisches zu verwandeln und ihm eine ausgiebigere Subvention zuzuwenden. Der Österreichische Lloyd unterhält 11 Linien für den Verkehr nach Ostindien, Griechenland, der Türkei, Kleinasien und dem Schwarzen Meer.

b) *Adria, Ungarische Seeschiffahrtsgesellschaft*, Direktion Fiume; 11 D. mit 10,293 T., vermittelt den Verkehr mit Bordeaux, Marseille und nach Italien und Griechenland.

Großbritannien. a) *Peninsular and Oriental Steam Navigation Company*, gewöhnlich „P. & O." genannt, Dir. London; (1891) 54 D. mit 221,093 T., die mächtigste der britischen Dampfergesellschaften, gegr. 1840, unterhält 5 Linien; 1) *Indische Linie* nach Bombay; 2) *Kalkutta-Linie* nach Kalkutta; 3) *China-Linie* nach Schanghai; 4) *Australische Linie* nach Sydney; 5) die *Linie nach Alexandria*.

b) *Orient Steam Navigation Co.* (Orient Line), Dir. London; (1891) 10 D. mit 54,453 T., fährt (abwechselnd mit P. & O.) nach Australien.

c) *British India Steam Navigation Co.*, Dir. London; (1891) 105 D. mit 254,957 T., vermittelt den Verkehr zwischen London-Sansibar und London-Kalkutta. Außerdem unterhält sie eine große Zahl Koloniallinien in Ostindien und Ostasien.

d) *Union Steamship Co. (Union Line)*, Dir. London; (1891) 21 D. mit 60,455 T., unterhält je eine Linie von Hamburg nach Süd- und Ostafrika.

e) *Castle Mail Packets Co. (Castle Line)*, Dir. London; (1891) 18 D. mit 58,026 T., vermittelt den Verkehr zwischen England einer- und Mauritius und dem Kapland anderseits.

f) *British and African Steam Navigation Co.*, Dir. Liverpool; (1891) 22 D. mit 43,515 T. und

g) die mit ihr durch Kartell verbundene *African Steamship Co.*, Dir. Liverpool; (1891) 31 D. mit 71,439 T.; fahren zwischen 1) Liverpool und Neu-Calabar, 2) Liverpool und Opobo, 3) Liverpool und Mossamedes und 4) Hamburg und Alt-Calabar.

h) *Cunard Steamship Co. (Cunard Line)*, Dir. Liverpool; 26 D., fährt nach Boston und New York sowie nach dem Mittelmeer.

i) *White Star Line*, 17 D., k) *Inman Line*, l) *Guion Line*, alle drei für die Fahrt Liverpool-New York.

m) *Allan Line*, 41 D., vermittelt den Verkehr mit Nordamerika, den La Plata-Staaten und Indien.

n) *Anchor Line Steamships*, 42 D., fährt nach Indien, New York, Westindien und dem Mittelmeer.

o) *Dominion Line*, 14 D., für den Verkehr nach dem britischen Nordamerika.

p) *Royal Mail Steam Packet Co.*, 31 D., nach Brasilien und dem La Plata.

q) *Pacific Steam Navigation Co.*, 25 D., nach Valparaiso.

r) *West India and Pacific Steamship Co.*, 21 D., nach den Antillen, Colon und New Orleans.

s) *Liverpool-Brazil and River Plate Line*, 46 D., nach Brasilien.

t) *Ocean Steamship Co. (Holt Line)*, 45 D., von Liverpool nach Ostindien.

u) *General Steam Navigation Co. (Royal Mail Steamships)*, 50 D., von London nach französischen, deutschen und italienischen Häfen.

v) *London Line Steam Packets — Direct Line of Steam Packets*, nach den Antillen, Guayana und Venezuela.

w) *Harrison Line*, 23 D., nach den Antillen, Colon, Mexiko und Kalkutta.

x) *Indo-China Steam Navigation Co.*, 20 D., für den Verkehr mit China.

y) *Australasian United Steam Navigation Co.*, 32 D., nach Australien.

z) *Union Steamship Co. of New Zealand*, 46 D., zwischen London und Australien. Außer den genannten Gesellschaften existieren in England noch etwa 80 andre, deren Dampferbestand in der Zahl sehr verschieden ist und zwischen 5 und 40 sich bewegt. Der Tonnengehalt ihrer Schiffe bleibt aber erheblich hinter demjenigen der in vorstehendem aufgeführten bedeutendsten Gesellschaften zurück.

Frankreich. Hier wurde durch Gesetz vom 17. Juni 1857 der Finanzminister ermächtigt, eine direkte Dampfschiffverbindung mit Amerika unter staatlicher Beihilfe einzurichten. Der bezügliche Vertrag wurde mit der Compagnie générale maritime und dem Crédit mobilier 1861 auf 20 Jahre abgeschlossen; die genannten Gesellschaften verpflichteten sich, gegen einen Zuschuß von jährlich 9,300,000 Frank direkte Dampfschiffverbindungen auf den Routen Havre-New York und St. Nazaire-Aspinwall mit Anschlüssen nach Guadeloupe, Mexiko und Cayenne herzustellen. — Die bedeutendsten Gesellschaften Frankreichs sind:

a) *Compagnie Générale Transatlantique*, Dir. Paris, mit (1891) 68 D. und 150,000 T. Es ist dies die Gesellschaft, die die eben erwähnten Verbindungen einrichtete. Sie unterhält Linien zwischen Havre und New York und den Antillen (mit 24 D.), verschiedene Linien nach dem Mittelmeer (27 D.) und läßt 17 D. im Küstendienst gehen.

b) *Messageries Maritimes*, ebenfalls subventioniert, Dir. Paris und Marseille; 64 D. mit 211,042 T. Sie dient dem Verkehr im Mittelmeer und auf dem Schwarzen Meer und unterhält Linien nach Australien, China, Afrika und Amerika.

c) *Compagnie Fraissinet*, Dir. Marseille; (1891) 26 D. mit 20,203 T., vermittelt den Verkehr mit Italien, Spanien, der Türkei und Afrika.

d) *Chargeurs Réunis*, Dir. Paris; (1891) 29 D. mit 80,100 T., für den Verkehr mit Brasilien, Argentinien und der Westküste Afrikas bis Loanda.

e) *Société générale de transport maritime*, Dir. Marseille; fährt zwischen Marseille und Südamerika. Außerdem noch 10 kleinere Dampfergesellschaften.

Spanien. *Compañia Trasatlantica*, Dir. Barcelona;

(1891) 34 D. mit 96,570 T., unterhält den Verkehr mit dem La Plata, den Antillen, Havana, den Vereinigten Staaten und dem britischen Nordamerika, mit den Philippinen und den Marokkanischen Häfen.

Portugal. a) *Empreza Nacional de Navegação,* fährt von Lissabon über Madeira, São Thomé, Loanda nach Mossamedes, ferner von Lissabon nach Loanda und nach den Kapverdischen Inseln. b) *Mala Real Portuguese,* von Lissabon nach der Delagoabai, nach Mosambik und Chiloane.

Italien. a) *Navigazione Generale Italiana (Florio und Rubattino),* Dir. Rom, Zweigstellen in Genua und Palermo; (1891) 106 D. mit 152,000 T., entstand 1882 durch Vereinigung der bis dahin rivalisierenden Gesellschaften Florio und Rubattino. Sie unterhält außer zahlreichen Linien im Mittelmeer eine Linie von Genua nach Bombay, 2 Linien von Neapel nach Santos und von Genua nach Buenos Aires und eine Linie von Neapel nach New York. b) *La Veloce,* Dir. Genua; fährt von Genua 1) nach Buenos Aires und 2) nach Santos.

Belgien. a) *Red Star Line,* b) *White Cross Line,* beide für den Verkehr zwischen Antwerpen und New York.

Niederlande. a) *Stoomvaart Maatschappij „Nederland",* vermittelt den Verkehr zwischen Amsterdam und Batavia. b) *Rotterdamsche Lloyd,* fährt von Rotterdam nach Batavia. c) *Koninklijke Packetvaart Maatschappij,* unterhält regelmäßigen Dienst auf 14 verschiedenen Linien zwischen den Hafenorten von Niederländisch-Indien sowie von da nach Singapur, Borneo, den Molukken und der Südküste von Neuguinea. d) *Koninklijke West Indische Maildienst,* fährt von Amsterdam über Westindien nach New York. e) *Niederländisch-Amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft,* von Amsterdam oder Rotterdam nach New York.

Rußland. *Russische Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaft,* Dir. Odessa; (1891) 62 D. mit 95,000 T., unterhält den Verkehr auf dem Schwarzen Meer, dem Kaspischen Meer, der Wolga, mit Konstantinopel und Alexandria.

Schweden. *Lloyd Svenska,* fährt zwischen Gotenburg und Bordeaux.

Norwegen. *Tingvalla,* für den Verkehr zwischen Christiania und Nordamerika.

Dänemark. *Det Forenede Dampskibs Selskab,* unterhält mit 103 D. (von denen aber die meisten nur zwischen 100 und 500 Tonnengehalt haben) regelmäßige Fahrten von Kopenhagen nach den Färöern, Island, nach französischen Häfen, dem Mittel- und Schwarzen Meer.

Türkei. *Idarei Massousieh, Ottomanische Dampfschiffahrtsgesellschaft,* Dir. Konstantinopel; (1891) 48 D. mit 22,500 T., vermittelt den Verkehr mit Kleinasien, den Häfen des Schwarzen Meeres und Ägypten.

Griechenland. *Griechische Dampfschiffahrtsgesellschaft,* Dir. Brindisi; unterhält mit 12 kleinen D. regelmäßigen Verkehr zwischen Brindisi und Patras und zwischen einigen bedeutenden Plätzen des Archipels.

2. Amerika.

Vereinigte Staaten. a) *Pacific Mail Steamship Company,* Dir. New York und San Francisco; 17 D. mit 32,000 T., vermittelt den Verkehr zwischen San Francisco und Zentralamerika, fährt von New York nach Colon und von San Francisco über Jokohama nach Hongkong. b) *American Line,* Dir. Philadelphia; zwischen Philadelphia und Liverpool. c) *Atlas Line,* Dir. Liverpool; für den Verkehr mit New York und Westindien. d) *Oceanic Steamship Company,* Dir. San Francisco; von San Francisco nach Honolulu und von San Francisco über die Samoainseln nach Auckland und Sydney. e) *Occidental and Oriental Steam Navigation Company,* Dir. San Francisco; von San Francisco über Jokohama nach Hongkong. Die übrigen 6 Gesellschaften sind unbedeutend und dienen nur der Küstenschiffahrt.

Die sehr zahlreichen Dampferlinien auf den großen Wasserstraßen des Landes: dem Mississippi, Missouri, Ohio, Arkansas, Illinois, Cumberland, Sacramento etc., dem Michigan-, Erie-, Ontario- etc. Seen kommen hier nicht in Betracht; in Bezug auf transatlantische Dampferlinien ist Nordamerika von seinen europäischen Mitbewerbern im Weltverkehr weit überflügelt worden. Fast der gesamte Handelsverkehr, der Verkehr der Reisenden wie die Post zwischen Amerika und Europa wird durch Schiffe vermittelt, die nicht die amerikanische Flagge führen. Um diesem einer großen Nation unwürdigen Zustand abzuhelfen, beschloß der Kongreß im Frühjahr 1891, durch großartige Prämien eine heimische Postdampferflotte zu schaffen, um die fremden Schiffe zu verdrängen; so sollte für eine einzige Reise nach Europa ein Dampfer bis 14,000 Doll. (56,000 Mk.) Beihilfe erhalten. Trotz der Höhe der Prämien ist indes bis Ende 1892 nur ein Fahrzeug zur Postfahrt nach Europa angemeldet worden, und zwar nach England; dagegen sind 12 Schiffe für zentral- und südamerikanische Fahrten gemeldet. Die Ursache in dem Fehlschlagen des großartig angelegten Planes liegt in den hohen Fahrzeugszöllen. Fertige Schiffe wie Schiffsmaterialien sind mit so hohen Zöllen belastet, daß die Amerikaner auf weiten Fahrten unter eigner Flagge (was zur Beanspruchung der Prämien erforderlich ist) mit andern Nationen den Wettbewerb nicht aufnehmen können. Dagegen haben sie in der Küstenschiffahrt das uneingeschränkte Monopol.

Brasilien. *Lloyd Braziliero,* Dir. Rio de Janeiro; (1891) 20 D. mit 12,050 T., nur für die Küstenschiffahrt.

3. Ägypten.

Khedivie, Dir. Alexandria; 18 D. mit 9800 T., fährt nach Konstantinopel, ferner nach Port Saïd und Massaua sowie nach einigen andern Häfen des Roten Meeres.

4. Japan.

a) *Nippon Yusen Kaisha,* Dir. Jokohama; 45 D. mit 51,000 T., fährt zwischen Kobe einer- und Jokohama, Tientsin (China) anderseits sowie zwischen Schanghai und Wladiwostok. b) *Osaka Shosen Kaisha,* Dir. Osaka; 54 D. mit 8000 T., für den Verkehr mit ostasiatischen Küstenplätzen.

Die **Flaggen** der bedeutendsten Dampfschiff-Gesellschaften s. Artikel und Tafel *„Hausflaggen".*

ed by Google

II. Die wichtigsten überseeischen Postdampfschifflinien im Weltpostverkehr.

Entfern. in Seemeilen 1=1852 m	Beförderungsdauer Tage.		
			Asien.
			Deutsche Schiffe.
			(Norddeutscher Lloyd.)
			1. { Bremerhaven- / Neapel- } Schanghai.
0	0		Bremerhaven.
370	$1^1/_2$		Antwerpen (Aufenthalt $1^1/_2$ Tag).
614	4		Southampton.
2748	11		Genua (1 Tag).
3048	12		Neapel.
a. Bremerh.	ab Neapel		
4194	17	4	Port Said (1 Tag).
4281	19	5	Suez.
5589	23	8	Aden.
7682	31	16	Kolombo (1 Tag).
9252	37	22	Singapur (1 Tag).
10689	43	28	Hongkong (1 Tag).
11559	47	32	Schanghai.
			2. Hongkong - Japan - Hongkong.
0	0		Hongkong.
1590	5		Jokohama (2 Tage).
1936	8		Hiogo.
2325	10		Nagasaki.
3392	15		Hongkong.
			(Dtsch. Dampfsch.-Reed., Kingsin-Linie.)
			1. Hamburg - Jokohama.
0	0		Hamburg.
3600	18		Port Said.
8340	38		Penang.
8730	40		Singapur.
10155	50		Hongkong (3 Tage).
11755	61		Jokohama.
			(In Hongkong Anschluß nach Schanghai.)
			(Dtsch. Dampfsch.-Reed., Sunda-Linie.
			2. Hamburg - Surabaja.
0	0		Hamburg.
200	1		Amsterdam (4 Tage).
580	6		Southampton (1 Tag).
2572	15		Genua (1 Tag).
4002	21		Port Said.
4089	22		Suez.
9016	41		Singapur (1 Tag).
9531	44		Batavia (2 Tage).
9788	47		Samarang (1 Tag).
10148	50		Surabaja.
			Englische Schiffe.
			(Peninsular and Oriental Steam Nav. Co.)
			1. London - Brindisi - Bombay.
v. London	ab	a. Brindisi	
1299	5		London.
2280	8		Gibraltar.
2640	10		Malta.
3570	14	3	Brindisi.
3613	14	4	Port Said.
4965	19	9	Ismailia.
6629	25	15	Aden.
			2. { Bombay- / Brindisi- } Kolombo - Schanghai.
von Bombay	ab		Bombay.
875	4		Kolombo (2 Tage).
Seem.	Tage		Brindisi / Kolombo
4418	16		
von Brindisi	ab		Kolombo.
5896	22		Penang.
6077	24		Singapur (1 Tag).
7514	30		Hongkong (1 Tag).
8884	34		Schanghai.
			3. Hongkong - Jokohama.
0	0		Hongkong.
1067	4		Nagasaki.
1456	6		Kobe (Hiogo).
1802	8		Jokohama.
			4. London - Kalkutta.
0	0		London.
1299	5		Gibraltar.
2272	8		Neapel (1 Tag).
3382	13		Port Said.
3425	13		Ismailia.
4777	19		Aden.
6870	26		Kolombo (1 Tag).
7480	29		Madras.
8250	32		Kalkutta.

Entfern. in Seemeilen 1=1852 m	Beförderungsdauer Tage	
0	0	(Canadian Pacific Line.) **Vancouver - Hongkong.** Vancouver.
6230	22	Hongkong.
		(British India Steam Navigation Co.) **Bombay - Bassora.**
0	0	Bombay.
1975	13	Bassora.
		Französische Schiffe. (Messageries Maritimes.) **1. Marseille - Schanghai - Jokohama.** Marseille - Alexandria - Port Said - Suez - Aden - Kolombo - Singapur - Saigon - Hongkong - Schanghai.
9050	34	
von Marseille		
10135	40	Schanghai - Kobe - Jokohama.
		2. Marseille - Aden - Bombay.
2970	12	Marseille - Aden.
von Marseille		
4932	21	Aden - Kurachee - Bombay.
		Österreichische Schiffe. (Österreichischer Lloyd.) **1. Triest - Bombay.**
		Triest - Brindisi - Port Said - Suez - Aden - Bombay.
4349	17	**2. Triest - Bombay - Schanghai.**
		Triest - Fiume - Port Said - Suez - Aden - Bombay - Kolombo - Penang - Singapur - Hongkong - Schanghai.
9258	37	
		Italienische Schiffe. (Navigazione Generale Italiana.) **Genua - Neapel - Bombay.**
		Genua - Livorno - Neapel - Messina - Alexandria - Port Said - Suez - Aden - Bombay.
4548	22	
		Niederländische Schiffe. (Stoomvaart - Maatschappij Nederlands.) **Amsterdam - Genua - Batavia.**
		Amsterdam - Southampton - Genua - Port Said - Suez - Padang - Batavia.
9139	42	(Rotterdamsche Lloyd.) **Rotterdam - Marseille - Batavia.**
		Rotterdam - Southampton - Marseille - Port Said - Suez - Batavia.
8997	43	
		Amerikanische Schiffe. (Pacific Mail and Occidental and Oriental Steamship Co.) **San Francisco - Hongkong.**
6370	25	San Francisco - Jokohama - Hongkong.
		Afrika.
		Ägypten.
		Österreichische Schiffe. (Österreichischer Lloyd.)
1208	$4^1/_4$	Triest - Brindisi - Alexandria.
		Italienische Schiffe. (Navigazione Generale Italiana.)
1244	$6^3/_4$	1. Venedig - Ancona - Bari - Brindisi - Alexandria.
2571	17	2. Genua - Livorno - Neapel - Messina - Alexandria - Port Said - Suez - Massaua.
405	2	3. Massaua - Aden.
		Englische Schiffe. (Peninsular and Oriental Steam Nav. Co.)
973	$3^1/_2$	Brindisi - Port Said - Ismaila.
		Französische Schiffe. (Messageries Maritimes.)
1408	$4^1/_2$	Marseille - Alexandria.
		Algerien, Tunis, Tripolis.
		Französische Schiffe. (Compagnie Générale Transatlantique.)
417	1	1. Marseille - Algier.
351	$1^1/_4$	2. Port Vendres - Algier.
534	$1^3/_4$	3. Marseille - Oran.
519	$2^1/_4$	4. Port Vendres - Cartagena - Oran.
393	$1^1/_4$	5. Marseille - Philippeville.
420	$1^1/_4$	6. Marseille - Bona.

Digitized by Google

Entfern. in Seemeilen 1=1852 m	Beförderungsdauer Tage.	
1071	6	7. Marseille-Ajaccio-Bona-Philippeville-Djidjelli-Bougie-Marseille.
1255	10	8. Marseille-Tunis-Biserta-La Calle-Bona-Philippeville-Collo-Djidjelli-Bougie-Dellys-Algier-Port Vendres.
1255	11	9. Port Vendres-Algier-Dellys-Bougie-Djidjelli-Collo-Philippeville-Bona-La Calle-Biserta-Tunis-Marseille.
1913	11½	10. Marseille-Tunis-Malta-Tripolis-Sfax-Tunis-Marseille.
875	6	11. Marseille-Oran-Malaga-Gibraltar-Tanger.
		Italienische Schiffe. (Navigazione Generale Italiana.)
556	3¾	1. Genua-Cagliari-Tunis.
399	2½	2. Neapel-Palermo-Tunis.
708	4¾	3. Tunis-Tripolis-Malta.
		Westafrika.
		Deutsche Schiffe. (Afrik. Dampfschiffs-Aktien-Gesellschaft Woermann-Linie.)
		Hamburg-Westafrika.
5445	37	I. Hamburg-Teneriffa-Monrovia-Accra-Quittah-Lome-Kl. Popo-Lagos-Kamerun-Fernando Po-Viktoria-Bibundi-Kl. Batanga-Gr. Batanga-Bata-Gabun-Kap Lopez.
3910	32	II. Hamburg-Madeira-Gorée-Dakar-Rufisque-Bathurst-Bulbiné-Conakry-Sierra Leone-Lavanah-Sulymah-Manoh-Cape Mount-Mourovia-Grand Bassa-Sinoe-Kap Palmas.
4830	40	III. Hamburg-Tanger-Casablanca-Mazagan-Mogador-Gran Canaria-Teneriffa-Gorée-Dakar-Rufisque-Monrovia-Axim-Dixcove-Elmina-Cape Coast Castle-Saltpond-Appam-Winnebah-Accra-Addah-Quittah-Lome-Bagida-Kl. Popo-Gr. Popo-Whydah.
5690	37	IV. Hamburg-Teneriffa-Gran Canaria-Gorée-Dakar-Rufisque-Monrovia-Accra-Sette Cama-Nyanga-Mayumba-Loango-Ponta Negra-Landana-Cabenda-Banana-Boma-S. Paolo de Loanda.
		(Woermann-Linie in Verbindung mit englischen Schiffen.)
		Antwerpen-Kongo.
4917	30	Antwerpen-Banana-Mateba-Boma-Matadi.
		Englische Schiffe. (British and African Steam Nav. Co. und African Steamship Co.)
4777	37	I. Liverpool-Akassa.
4622	40	II. Liverpool-Neu-Calabar.
5457	48	III. Liverpool-Loanda.
		Kapland und Natal.
		Englische Schiffe. (Union Steamship Co. und Castle Mail Packets Company.)
6678	28	Southampton-Madeira-Kapstadt-Algoabay-East London-Natal.
1123	7	Kapstadt-Mossel Bay-Algoabai-East London-Natal-(Durban) Delagoabai.
		Ostafrika.
		Deutsche Schiffe. (Deutsche Ostafrika-Linie.)
		Hamburg-Neapel-Natal.

von Neapel		
0	0	Hamburg.
820	1	Rotterdam (1½ Tag).
1390	7	Lissabon (1½ Tag).
2690	14	Neapel.
3815	19	5 Port Said.
3902	21	7 Suez.
5210	26	12 Aden.
6905	34	20 Tanga.
7020	35	21 Dar es Salam (2½ Tage).
7060	37	23 Sansibar (3 Tage).
7295	41	27 Lindi.
7650	43	29 Mosambik (2½ Tage).
8485	48	34 Delagoabai (2½ Tage).
8805	53	38 Natal.

Entfern. in Seemeilen 1=1852 m	Beförderungsdauer Tage.	
935	20	Zweiglinien. a) Nach den deutschen Küstenplätzen. Dar es Salam-Bagamoyo-Sansibar-Kilwa-Lindi-Mikindani-Lindi-Kilwa-Dar es Salam-Sansibar-Bagamoyo-Saadani-Pangani-Tanga-Pangani-Saadani-Bagamoyo-Sansibar-Dar es Salam.
2000	23	b) Nach den portugiesischen Küstenhäfen. Mosambik-Quillimane-Conceiçao-Beira-Chiloane-Inhambane-Quillimane-Mosambik-Ibo-Parapat-Mosambik.
		Englische Schiffe. (British India Steam Navigation Co.)
4777	22	**1. London-Sansibar.** London-Neapel-Port Said-Suez-Aden.
		von London ab
6607	33	Aden-Lamu-Mombassa-Sansibar.
2091	9	**2. Kolombo-Mauritius.**
		Französische Schiffe. (Messageries Maritimes.)
6542	29	Marseille-Sansibar-Mauritius.
5413	21	Marseille-Mahé-Mauritius.
		Amerika.
		Nord-Amerika.
		Deutsche Schiffe. (Norddeutscher Lloyd.)
3600	8—9	1. Bremerhaven-Southampton-(458 Seem. in 1¼ Tag) New York.
4150	11	2. Genua-Gibraltar-(850 Seem. in 2 Tagen) New York.
3880	11	3. Bremerhaven-Baltimore.
		(Hamb.-Amerik. Paketf.-Akt.-Gesellsch.)
3598	8	1. Kuxhaven-Southampton-(456 Seem.; 1 Tag) New York.
3675	12	2. Hamburg-Havre-(500 Seem.; 2 Tage) New York.
		Englische Schiffe. (Cunard, White Star, Guion Line.)
3028	8—9	Liverpool-Queenstown-(250 Seem.; 1 Tag) New York.
		(Allan Line und Dominion Line.) Liverpool-Kanada:
2636	9	1. Liverpool-Londonderry-(210 Seem.; 1 Tag) Quebec (im Sommer).
2450	9	Halifax (im Winter).
2517	13	2. Liverpool-Queenstown-St. Johns-(Neufundland) Halifax (im Winter eingestellt).
		Französische Schiffe. (Compagnie Générale Transatlantique.)
3187	8	Havre-New York.
		Belgische Schiffe. (Red Star Line.)
3343	12—13	Antwerpen-New York.
		Mittel-Amerika und West-Indien.
		Deutsche Schiffe. (Hamb.-Amerik. Paketf.-Akt.-Gesellsch.)
		Hamburg-Westindien, bez. Mexiko.
5675	32	I. Hamburg-Havre-St. Thomas-Kap Haiti-Port au Prince-Colon.
5865	33	II. Hamburg-Havre-Havana-Veracruz-Tampico.
5965	35	III. Hamburg-St. Thomas-La Guayra-Puerto Cabello-Colon-Port Limon.
5504	36	IV. Hamburg-Havre-St. Thomas-San Juan-(Puerto Rico) Ponce-Curassao-Cartagena.
5890	35	V. Hamburg-Grimsby-Havre-St. Thomas-Puerto Plata-Kap Haiti-Port au Prince-Colon.
7050	39	VI. Hamburg-Havre-St. Domingo City-Jacmel-Veracrux-New Orleans und von da
5100	30	zurück nach Hamburg.
		Englische Schiffe. (Royal Mail Steam Packet Company.)
5452	13	1. Southampton-Barbados-Jamaica-Colon-Port Limon
5597	22	und abwechselnd von Colon-Savanilla (in Barbados Anschluß an den von London-Plymouth kommenden Frachtdampfer derselben Gesellschaft).

Digitized by Google

Entfern. in Seemeilen 1 = 1852 m	Beförderungsdauer Tage		Entfern. in Seemeilen 1 = 1852 m	Beförderungsdauer Tage	
		2. Barbados-Santa Lucia-Martinique-Dominica-Guadeloupe-Montserrat-Antigua-Nevis-St. Kitts-St. Thomas.			
558	4	3. Barbados-Demerara.			
389	2	4. Barbados-Tobago.			
630	4	(West India und Pacific Steamship Company und Harrison Line.)			
		1. Liverpool-Barbados-Trinidad-La Guayra-Curassao-Cartagena-Colon (Kurs Nordroute)			
5097	27				
4580	21	2. Liverpool-Jamaica (Kurs Südroute)			
		3. Liverpool-Bordeaux-Colon-Veracruz-Tampico-Progreso			
7370	36		8674	9	
		Französische Schiffe.			
		(Compagnie Générale Transatlantique.)			
6123	23	1. Bordeaux-Colon.	3761	15	
5599	21	2. Marseille-Colon-Port Limon.			
5657	27	3. Bordeaux-Haiti-Veracruz.			
		Niederländische Schiffe.			
		(Koninklijke West Indische Maildienst.)			
7825	43	Amsterdam-Guayana-Venezuela-New York.			
		Süd-Amerika.			
		Deutsche Schiffe.			
		(Hamb.-Südamerik. Dampfschiff.-Ges.)			
		Hamburg-Brasilien.			
5775	27	I. Hamburg-Lissabon-Bahia-Rio de Janeiro-Santos.	12383	49	
			von Neapel ab		
5795	28	II. Hamburg-Lissabon-Pernambuco-Bahia-Rio de Janeiro-Santos.	10063	40	
		Hamburg-Buenos Aires.			
		Hamburg-Madeira-Montevideo-Buenos Aires.	4777	21	
			von London ab		
6640	25—28	(Kosmos.)	12414	55	
		Hamburg-Callao.			
		I. Hamburg-Antwerpen-Valparaiso-Iquique-Callao.			
10902	64	II. Hamburg-Antwerpen-Montevideo-Punta Arenas-Valparaiso-Iquique-Callao.	1258	6	
11297	68				
		(Norddeutscher Lloyd.)			
		1. Bremerhaven-Brasilien.			
		Bremerhaven-Antwerpen-Lissabon-Bahia-Rio de Janeiro-Santos.	1756	12½	
5965	34		1632	13½	
		2. Bremerhaven-Buenos Aires.			
		Bremerhaven-Antwerpen-Corunna-Montevideo-Buenos Aires.	1325	9⅕	
6862	33		1245	8⅕	
			1332	8⅗	
		Englische Schiffe.	432	4	
		(Pacific Steam Navigation Company.)	146	⅘	
9546	36	1. Liverpool-Lissabon-Valparaiso mit Anschluß nach Callao.	360	1¾	
11069	48		628	3⅗	
3083	19	2. Panama-Callao-Valparaiso.			
		(Royal Mail Steam Packet Co.)			
6317	23	Southampton-Buenos Aires.	252	1¼	
		Französische Schiffe.	1325	10¼	
		(Messageries Maritimes.)			
6170	21	Bordeaux-Buenos Aires.	2112	17¼	
			2013	17¼	
		Italienische Schiffe.			
		La Veloce.			
6807	23	Genua-Buenos Aires.	2892	19¼	
			2760	18	
		Österreichische Schiffe.			
		(Österreichischer Lloyd.)	1140	7½	
6229	44	Triest-Santos.	1934	11¾	
			2079	10⅞	
		Spanische Schiffe.			
		(Compañia Trasatlantica.)			
5514	24	Cadix-Buenos Aires.	2016	13	
			1855	11	
		Australien.			
		Deutsche Schiffe.			
		(Norddeutscher Lloyd.)			
		1. Bremerhaven-Neapel-Sydney.			
0	0	Bremerhaven.			
270	1½	Antwerpen (1½ Tag).			
614	4	Southampton.			
2748	11	Genua.			
3064	12	Neapel.			

Entfern. in Seemeilen 1 = 1852 m	Beförderungsdauer Tage	
a. Bremerh.	a. Neapel	
4194	17	4 Port Said (1 Tag).
4281	19	5 Suez.
5589	23	9 Aden.
7682	31	17 Kolombo (1 Tag).
12060	49	34 Adelaide (1 Tag).
12545	51	36 Melbourne (1 Tag).
13105	54	39 Sydney.
		2. Singapur-Neuguinea.
		(Zweiglinie der Ostasiatischen Linie.)
		Singapur-Herbertshohe über Batavia, Friedrich Wilhelms-Hafen, Stephansort. Einschhafen nach Herbertshohe und zurück über Stephansort, Friedrich Wilhelms-Hafen, Surabaja, Batavia nach Singapur. (Nähere Bestimmungen vorbehalten.)
		Englische Schiffe.
		(Peninsular and Oriental Steam Nav. Co.)
		London-Brindisi-Sydney.
		London-Gibraltar-Malta-Brindisi-Port Said-Ismailia-Aden-Kolombo-Adelaide-Melbourne-Sydney.
		(Orient and Pacific Steam Nav. Co.)
		London-Neapel-Sydney.
		London-Gibraltar-Neapel-Port Said-Suez-Kolombo-Adelaide-Melbourne-Sydney.
		(British India Steam Nav. Co.)
		London-Brisbane.
		London-Neapel-Port Said-Suez-Aden-Aden-Batavia-Brisbane.
		Griechenland und Türkei.
		Österreichische Schiffe.
		(Österreichischer Lloyd.)
		1. Triest-Brindisi-Konstantinopel.
		2. Triest-Saloniki-Konstantinopel:
		a) über Fiume;
		b) Albanien.
		3. Triest-Smyrna:
		a) über Fiume;
		b) über Albanien.
		4. Konstantinopel-Smyrna-Alexandria.
		5. Braila-Konstantinopel.
		6. Varna-Konstantinopel.
		7. Odessa-Konstantinopel.
		8. Konstantinopel-Trapezunt-Batum.
		Italienische Schiffe.
		(Navigazione Generale Italiana.)
		1. Brindisi-Korfu-Patras.
		2. Triest-Brindisi-Konstantinopel.
		3. Genua-Konstantinopel-Odessa:
		a) über Saloniki;
		b) über Smyrna.
		Französische Schiffe.
		(Messageries Maritimes.)
		1. Marseille-Smyrna-Alexandria.
		2. Marseille-Alexandria-Smyrna. Zurück über Saloniki, Piräus nach Marseille.
		3. Marseille-Konstantinopel-Odessa.
		4. Marseille-Konstantinopel-Batum.
		(Fraissinet et Co.)
		1. Marseille-Konstantinopel.
		2. Marseille-Konstantinopel-Braila (nur im Sommer).
		Russische Schiffe.
		Russische Dampfschiff.- u. Handels-Ges.)
852	1½	1. Odessa-Konstantinopel.
		2. Konstantinopel-Alexandria:
870	4¼	a) via Dardanellen und Piräus;
825	4¼	b) via Dardanellen und Smyrna;
		c) via Dardanellen-Piräus-Tripolis.
1922	12¼	3. Beirut-Jaffa-Port Said.
634	4	4. Konstantinopel-Batum.

Über die öftern Änderungen unterliegenden Fahrzeiten der Postdampfer werden von dem deutschen Reichspostamt etwa vierwöchentlich ausführliche Übersichten veröffentlicht; Auskünfte über Abgang, Fahrtrichtung, Fahrtdauer etc. werden im Kursbüreau des Reichspostamts erteilt. Ebendaselbst wird die Übersichtskarte der überseeischen Postdampfschifflinien im Weltpostverkehr bearbeitet, welche nebst Text durch den Buchhandel zu beziehen ist.

Digitized by Google

Staaten erhielt die Unternehmung eine jährliche Beihilfe von 350,000, später sogar von 858,000 Dollar. Bremen hatte sich verpflichtet, die nötigen Hafenanlagen in Bremerhaven zu schaffen. Die monatlichen Fahrten begannen am 1. Juni 1847 mit dem Dampfer Washington. Die Ocean Steam Navigation Company löste sich 1857 auf, als die amerikanische Regierung die Zahlung des Zuschusses einstellte, ohne den das Unternehmen nicht bestehen konnte. Patriotische Geschäftsleute Bremens faßten hierauf den Entschluß, ein deutsches Unternehmen zu schaffen; es vereinigten sich vier bereits bestehende Dampfschiffgesellschaften und gründeten 1857 den Norddeutschen Lloyd. Zur Zeit sind am Postdampferverkehr alle Kulturnationen, auch asiatische, beteiligt. Den Vorrang vor allen behauptet England. Die zweite Stelle nimmt Deutschland ein, dann folgen Frankreich, Nordamerika, Österreich-Ungarn, Italien, Holland, Belgien, Rußland, Spanien, die südamerikanischen Staaten, Japan und Ägypten. Ein großer Teil der bestehenden Postdampfschifflinien ist auf dem Wege der staatlichen Subvention entstanden, da die Verkehrsbeziehungen zwischen den betreffenden Ländern vor der Einrichtung der Linien meist noch nicht rege genug waren, um die Kosten der Fahrten aus den Erträgnissen des Personenverkehrs und der Frachten zu decken. Nachdem die Fahrten eingerichtet waren, haben dieselben mehrfach eine derartige Verkehrsentwickelung zur Folge gehabt, daß einzelne Gesellschaften auf die staatliche Beihilfe verzichten konnten. Immerhin steuern zur Zeit noch die meisten Staaten namhafte Summen (meist in der Form von Vergütungen für die Postbeförderung) bei und zwar:

Frankreich		20 378 223 Mk.
Dazu an Schiffahrtsprämien für die Postbeförderung	ca.	6 000 000 „
Von der Kolonialregierung in Kotschinchina	ca.	400 000 „
Großbritannien (mit dessen asiat. Besitzungen)		12 450 780 „
Britische Kolonien in Australien		2 644 000 „
Kapkolonie		1 040 000 „
Kanada		300 000 „
Deutschland[1]		5 250 000 „
Italien		8 493 258 „
Österreich-Ungarn		2 900 000 „
Niederlande (mit Niederländisch-Indien)		6 386 240 „
Belgien		368 000 „
Portugal		1 101 375 „
Rußland (1,759,747 Rubel)		5 651 190 „
Spanien		4 999 960 „
Vereinigte Staaten von Nordamerika		1 929 224 „
Mexiko	ca.	2 000 000 „
Zentralamerika u. südamerikan. Staaten	ca.	8 000 000 „
Japan	ca.	1 000 000 „
Hawai		387 050 „

[1] Gesetze vom 6. April 1885, 1. Febr. 1890 und 20. April 1893.

Von der deutschen Subvention erhalten verschiedene Reeder in Kiel, Stralsund, Stettin und Warnemünde für die Beförderung der skandinavischen Posten zusammen 260,000 Mk.; der Norddeutsche Lloyd erhält 4,080,000 Mk. für die Unterhaltung der Linien nach Ostasien, nach Australien und der Anschlußlinie nach Singapur-Deutsch-Neuguinea; die deutsche Ostafrikalinie endlich wird mit 900,000 Mk. jährlich subventioniert. Die Hamburger Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, welche 1879 durch Gewährung einer Subvention von der Postverwaltung bewogen wurde, eine direkte monatliche Verbindung mit Mexiko über Havre herzustellen, konnte schon nach wenigen Jahren freiwillig auf die staatliche Unterstützung verzichten. Vgl. die Beilagen: I. Die wichtigsten Dampfschiffgesellschaften; II. Die wichtigsten Postdampfschifflinien im Weltpostverkehr.

Den Dampferbestand der Welt zeigt die folgende Übersicht, welche »Lloyd's Universal Register of British and foreign shipping« für 1891 entnommen ist, aber nur Schiffe von mindestens 100 engl. Registertonnen nachweist.

Staaten	Schiffe (8)	Tonnengehalt	Staaten	Schiffe (8)	Tonnengehalt
Großbritannien:			Japan	255	151 595
Ver. Königreich	5756	8 167 762	Brasilien	136	81 698
Kolonien	839	485 781	China	33	42 543
Zus.:	6595	8 653 543	Chile	30	32 478
Deutschland	806	1 054 899	Argentinien	62	23 238
Frankreich	542	848 522	Hawai	16	11 101
Spanien	390	423 254	Uruguay	21	9 570
Norwegen	473	305 236	Mexiko	16	6 952
Italien	217	303 924	Sansibar	5	4 314
Niederlande	181	247 070	Sarawak	6	2 260
Schweden	491	189 863	Peru	1	2 048
Dänemark	231	169 483	Venezuela	6	1 983
Rußland	239	158 542	Haiti	5	1 339
Österreich-Ung.	131	157 188	Persien	1	838
Belgien	80	106 370	Costarica	3	815
Griechenland	104	100 312	Siam	3	644
Türkei	101	72 707	Verschiedene (Arabien, Salvador, Ecuador, Liberia ꝛc.)	13	10 949
Portugal	47	49 203			
Montenegro	1	1 857			
Rumänien	3	529			
Verein. Staaten v. Nordamerika	460	587 442	Zus.:	11 705	13 816 509

Die vorstehende Übersicht zeigt ein weiteres Fortschreiten der Schiffsbauindustrie und des Schiffsbestandes der Welt. Der Zuwachs des Tonnengehalts (gross tonnage) aller Dampfer betrug 1887: 886,310, 1889: 1,433,271, 1891: 831,137 Ton. An dem Dampferzuwachs ist in erster Linie Großbritannien beteiligt (182), dann Japan (90), Norwegen (78), Deutschland (65), Vereinigte Staaten (44), Schweden (20), Niederlande (19), Frankreich (16), Brasilien (15), Dänemark (14), Italien (5); Österreich-Ungarn, das 1889 mit der Zahl seiner Dampfer die zehnte Stelle einnahm, ist 1891 an die dreizehnte gerückt. Nach dem Zuwachs an Tonnengehalt steht ebenfalls Großbritannien mit 393,118 voran; es folgen Deutschland (145,988 Ton.), die Vereinigten Staaten (70,048 T.), Norwegen (58,567 T.), Frankreich (38,924 T.), Brasilien (13,991 T.), Japan (13,164 T.), Dänemark (10,411 T.); Österreich nimmt hier die elfte Stelle (6022 T.) ein. Im Dampferbestand wie im Tonnengehalt hat Deutschland die zweite Stelle und damit den Vorsprung vor Frankreich beibehalten. — Die zum Dampferbau verwendeten Materialien waren:

Materialien	1889 Schiffe	1889 Tonnengehalt	1891 Schiffe	1891 Tonnengehalt
Eisen	7719	8 495 920	7 606	8 140 000
Stahl	2343	4 080 555	2 941	4 481 000
Zusammensetzungen	144	42 750	152	62 850
Holz	902	360 147	1 006	422 000
Zusammen:	11 108	12 985 372	11 705	13 105 650

Man ersieht hieraus die fortschreitende Verwendung von Stahl gegenüber dem Eisen, was durch die Anzahl der Stahldampfer bethätigt wird. Sie betrug:

Jahr	1885	1887	1889	1891
Stück	833	1094	2343	2941

Ebenso bemerkenswert ist die seit einigen Jahren in Erscheinung getretene Zunahme der Holzschiffe.

Eine Zusammenstellung der größten Dampfer-Kompanien der Welt in der Reihenfolge des Tonnengehalts ihrer Schiffe ergibt folgende Zahlen (1891):

Gesellschaften	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt
Peninsular and Oriental (London)	48	251 603
Norddeutscher Lloyd	66	251 602
British India	91	199 096
Compagnie générale transatlantique	64	165 637
Navigazione generale italiana	105	161 683
Wilson Line	84	147 164
Messageries Maritimes	62	142 631
Hamburg-Amerikan. Paketfahrt-A.-G.	44	136 656
Allan Line	42	130 157
Österreichischer Lloyd	76	123 565
Pacific S.-N.-Co.	34	96 524
Compagnia Transatlantica	32	95 207
Cunard Line	24	85 391
Anchor Line	29	81 067
Ocean Steam Navigation Company	42	77 515
Royal Mail	24	76 314
Chargeurs réunis	29	73 621
Donald Currie	25	67 391
Leyland	26	65 760
Hamburg-Südamerikanische	28	60 731
Union	52	54 914
Compagnie russe de navigation (Odessa)	50	54 532
Det Forenede (Kopenhagen)	12	53 469
Pacific Mail (New York)	18	50 040
La Veloce	14	39 802
Niederländ.-Amerikan. St.-S.-A.	12	39 504

Der jährliche Verlust an Dampfern infolge von Unglücksfällen, Dienstunbrauchbarkeit ꝛc. beträgt erfahrungsgemäß etwa 2 Proz. Die Statistik, welche die Zahlen liefert, hat sich leider noch nicht mit der Feststellung der Ursachen beschäftigt. Die Einbuße an Dampfern verteilte sich in den Jahren 1889 und 1890 auf die bedeutendern Verkehrsländer wie folgt:

	1889	1890	
Großbritannien und Kolonien	129	155	Dampfer
Verein. Staaten v. Nordamerika	33	12	»
Deutschland	17	17	»
Frankreich	8	11	»
Norwegen	5	6	»
Italien	5	1	»
Schweden	3	3	»
Zusammen:	200	205	Dampfer

Vgl. Sax, Die Verkehrsmittel, Bd. 1 (Wien 1878); Lindsay, History of merchant shipping (Lond. 1872—74, 4 Bde.); »Lloyd's Universal Register of British and foreign shipping« (jährlich); Friedrichson, Geschichte der Schiffahrt (Hamb. 1890); Geistbeck, Der Weltverkehr (Freiburg 1887).

Dampfschneidemühle, s. Sägemaschine.

Dampfspannung (Spannkraft des Dampfes), s. Dampf.

Dampfsparapparat, s. Kondensationswasserableiter.

Dampfspeisepumpe, s. Dampfkesselspeiseapparate.

Dampfspill, s. Spill.

Dampfspritze, s. Feuerspritze.

Dampfsteuerapparat, s. Steuerruder.

Dampfstrahlgebläse u. **Dampfstrahlpumpe**, s. Injektor und Strahlapparate.

Dampfstrahlleuzapparat, s. Leuzen.

Dampfstraßenbahnen, s. Straßenbahnen.

Dampfstraßenwalze (Dampfwalze), Maschine zur Herstellung der Schotterstraßen, welche die ältern, von Pferden gezogenen Walzen (Pferdewalzen) ersetzt und bei geringern Kosten der Walzarbeit mehr als Pferdewalzen leistet, auch eine festere und glattere Oberfläche der Straßen zu stande bringt. Die D. besteht (s. Abbild., S. 543) aus einer Lokomobile mit dem Kessel A, Feuerbuchse E, Führerstand U, Schornstein O, Dampfcylinder D und Schwungrad V. Getragen wird das Ganze von zwei Paaren sehr breiter Räder, deren hinteres (B) von der Schwungradwelle aus durch eine Zahnradübersetzung T Q R getrieben wird und somit, auf der Straße sich abwälzend, die ganze Maschine vorwärts bewegt, indem es zugleich vermöge des auf ihm ruhenden Teiles des Maschinengewichts die Unterlage in der Radbreite entsprechenden Streifen eben und fest macht. Das vordere Räderpaar C dreht sich um nahezu horizontale Zapfen H, welche an einer senkrechten, im Maschinengestell drehbaren Achse G befestigt sind. Durch Drehung der Zapfen H um G kann man die Maschine wie mit den Vorderrädern eines gewöhnlichen Wagens lenken. Dazu ist eine Gelenkkette I von dem Ende des einen Zapfens H um ein Kettenrad L bis zum andern geführt. An einem Handrad M kann man vom Führerstand U aus das Kettenrad mit Hilfe eines Räderwerks KJ links oder rechts herumdrehen, wodurch entweder der linke oder rechte Zapfen H um die Achse G nach hinten gedreht wird und die Walze während des Ganges nach links oder rechts abweicht. Die beiden Räder C treffen mit ihren tiefsten Punkten immer zusammen, während sie mit ihren höchsten Punkten so weit auseinander stehen, daß zwischen ihnen die Achse G bis zu den Zapfen H hinunterreichen kann. Damit nun trotzdem die Räder unten in einer horizontalen Linie aufruhen, verjüngen sich dieselben, ihrer schrägen Stellung entsprechend, nach außen hin ein wenig. Die Breite der Vorderräder, welche ebenfalls ebnend und komprimierend auf die Unterlage wirken, ist so gewählt, daß sie gerade zwischen die zu beiden Seiten der Maschine liegenden Hinterräder hineinpassen würden, so daß bei der Vorwärtsbewegung der Maschine zuerst ein Streifen von der Breite der Vorderräder zusammengenommen, dann von den nachfolgenden Hinterrädern zwei zu beiden Seiten dicht an den mittlern Streifen herangehende Streifen der Straße von der Breite je eines Hinterrades bearbeitet werden. Die erste Anregung zur Konstruktion und Verwendung gußeiserner Walzen für Wegebauzwecke gab 1787 Rasfart; doch scheint man deren Vorteile erst in den 30er Jahren unsers Jahrhunderts erkannt zu haben. Seit Anfang der 50er Jahre wurden in Paris Versuche mit der D. angestellt, worauf sich dieselbe bald verbreitete. In Deutschland benutzte man sie zuerst nach 1870.

Dampftopf, s. Kondensationswasserableiter.

Dampftrockenmaschine, s. Trockenmaschine.

Dampftrockner, s. Dampfentwässerungsapparate.

Dampfturbine, s. Tafel »Dampfmaschinen«.

Dampfüberhitzer, s. Dampfkessel, S. 516.

Dämpfung bei der Magnetnadel, s. Dämpfer, S. 511; beim Regulator s. d.

Dampfwagen, s. Lokomotive.

Dampfwalze, s. Dampfstraßenwalze.

Dampfwäsche, s. Waschen.

Dampfwasserheber, s. Dampfdruckwasserheber.

Dampfwinde, s. Winde.

Dampier (spr. dämmpiĕr), William, der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., geb. 1652 zu East Coker in der engl. Grafschaft Somerset, gest. 1715 in London, ging schon in seinem 14. Jahr zur See und wurde 1674 Aufseher über eine Plantage in Jamaica. Dann be-

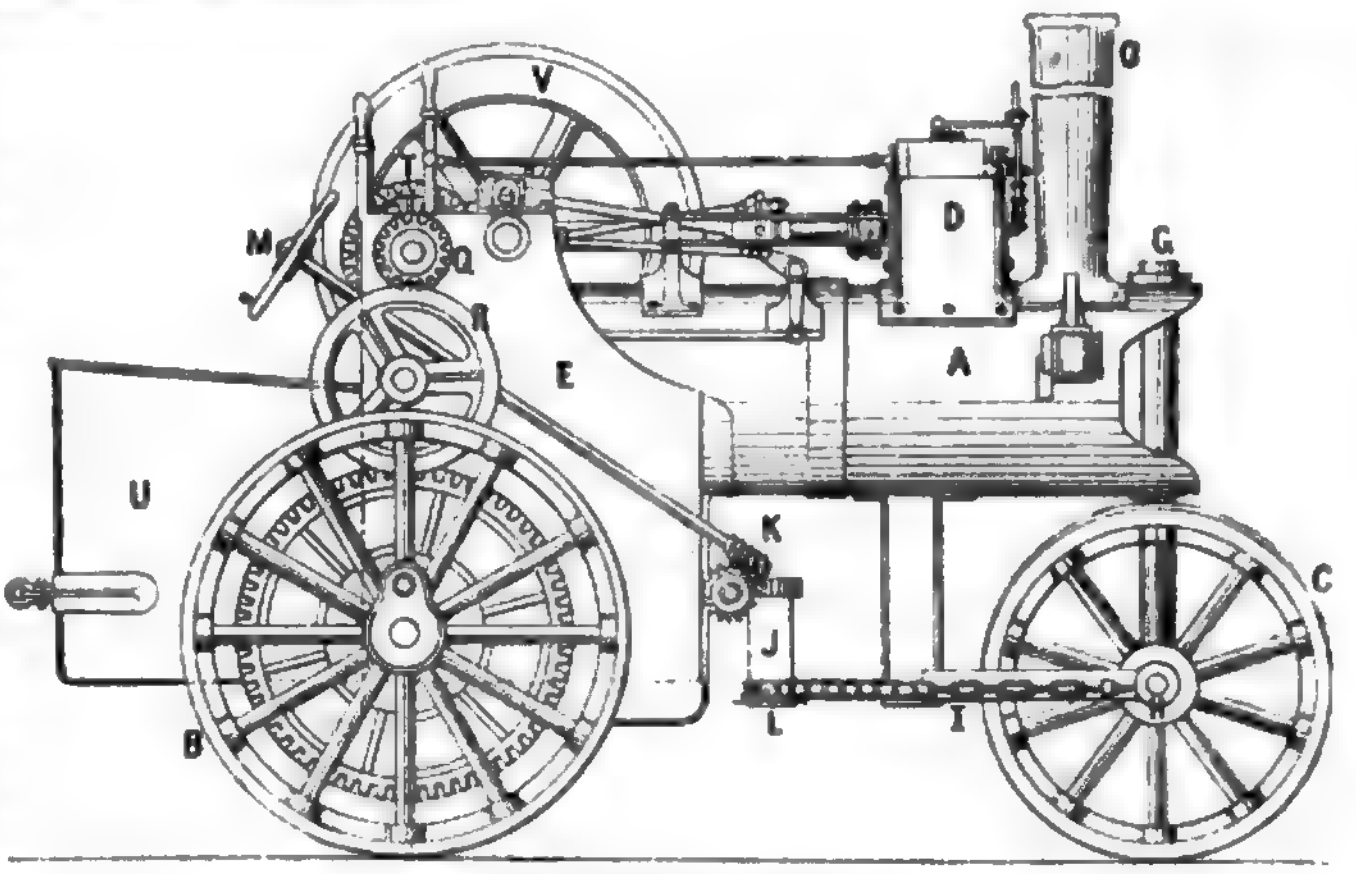
teiligte er sich bei der Gewinnung von Kampescheholz in der Campechebai, erwarb sich dabei eine sehr genaue Kenntnis jener Gegenden, die er später in seinen »Voyages to the bay of Campeachy« und »Treatise on winds and tides« (Lond. 1729) niederlegte. Auf einer neuen Reise nach Jamaica fiel er in der Negrilbai einer Schar von Flibustiern in die Hände, an deren abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen er sich beteiligte. Nachdem er dann 1679—91 als Freibeuter dreimal die Südsee befahren und unter anderm auch die Inselgruppe der Batanes entdeckt sowie die Nordwestküste Australiens besucht hatte, wurde er durch die Beschreibung seiner Fahrten: »New voyage round the world« (Lond. 1697—1707, 3 Bde., mit Kupfern; deutsch von Kind, Leipz. 1783, 4 Bde.) mit dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität, bekannt. Durch diesen beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Australien zu unternehmen, verließ D. mit dem Schiff Roebuck 26. Jan. 1699 England, berührte Brasilien und bei Eintrachtsland die Westküste des Australkontinents, entdeckte die Sharksbai u. den nach ihm benannten Archipel, ging über Timor nach der Westküste von Neuguinea, umschiffte das Kap Rabo, verfolgte die Nordküste bis zur Insel Schouten, entdeckte sodann die nach ihm benannte Dampierstraße (s. d.) und nannte das östlich liegende Land Neubritannien. Auf der Rückreise erlitt er 22. Febr. 1701 bei der Insel Ascension Schiffbruch und mußte mit seiner Mannschaft mehrere Wochen auf dieser Insel verweilen, bis vorbeisegelnde englische Schiffe ihn aufnahmen und nach der Heimat brachten, wo er einen Bericht seiner Reise veröffentlichte. 1703 rüstete er sich zu einer neuen Reise, befehligte 1705 ein Schiff in der Südsee, schrieb als Rechtfertigung seiner frühern Raubzüge: »Vindication of my voyage to the South Sea in the ship St. George« und begleitete 1708—11 als Steuermann Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt. Mehrere nach ihm benannte Punkte Australiens und eine von Brown aufgestellte Pflanzengattung, **Dampiera**, australische Sträucher aus der Familie der Kampanulaceen, erhalten sein Andenken.

Dampierarchipel (spr. dämmpir-), eine Inselgruppe an der Nordwestküste der Kolonie Westaustralien, zwischen 20° 19′ und 20° 30′ südl. Br., 20 dürre und felsige Inseln, durch die Mermaidstraße in zwei Gruppen geteilt.

Dampierinsel (spr. dämmpir-), eine Insel an der Nordostküste von Kaiser Wilhelm-Land, gegenüber dem Kap Croisilles, ein dichtbewaldeter, stumpfer, 1500 m hoher, zweispitziger Vulkankegel.

Dampierland (spr. dämmpir-), Halbinsel an der Nordwestküste der britisch-austral. Kolonie Westaustralien, zwischen 16° 30′ und 18° südl. Br., im O. vom Kingsund begrenzt. Die nördlichste Spitze ist Kap Lévêque.

Dampierre (spr. dangpiär'), 1) Heinrich Duval, Graf von, österreich. Feldherr, geb. 1580 im Bistum Metz, gest. 9. Okt. 1620 vor Preßburg, diente zuerst dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und Siebenbürgen, besiegte 1604 die Aufständischen, ward aber bald darauf von Stephan Bocskay aus Siebenbürgen verdrängt und suchte 1605 Gran vergeblich gegen die Türken zu halten. Darauf zum kaiserlichen Kriegsrat, Kämmerer und Obersten ernannt, leistete er 1616—17 Dienste gegen die Venezianer. In den böhmischen Unruhen 1618 nahm er mit einem zusammengerafften Heer Bistritz weg und entsetzte das vom Grafen Thurn besetzte Budweis, ward jedoch durch Mangel zum Rückzug genötigt. In Wien wurde der in der Hofburg von den protestantischen Ständen hart bedrängte Kaiser Ferdinand II. durch Dampierres



Dampfstraßenwalze.

Kürassiere befreit. Im selben Jahre 1619 siegte D. mit Buquoy und Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld und befreite dadurch Wien, ward aber dann nach Mähren zurückgedrängt. 1620 mit 10,000 Mann gegen Bethlen Gabor geschickt, fiel er 9. Okt. bei einem tollkühnen Angriff auf Preßburg

2) Auguste Henri Marie Picot, Marquis de, General der franz. Republik, geb. 11. Aug. 1756 in Paris, gest. 8. Mai 1793, trat als Leutnant bei der Garde ein und machte sich in Berlin mit dem preußischen Militärwesen bekannt, dessen eifriger Bewunderer er ward. Als Anhänger der Revolution wurde er 1791 Adjutant des Marschalls Rochambeau und bald darauf Oberst eines Dragonerregiments, mit dem er den Krieg von 1792 eröffnete. Nach dem Treffen von Valmy avancierte er zum Divisionsgeneral. Sein mutiger Angriff auf die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes (6. Nov.) trug das meiste zu dem hier erfochtenen Siege bei. 1793 mit ungefähr 15,000 Mann zur Deckung der Belagerung Maastrichts an der Roer aufgestellt, ward er von der österreichischen Übermacht bei Aldenhoven (1. März) geschlagen und bis nach Lüttich zurückgeworfen. In der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März) befehligte er das Zentrum. Nach Dumouriez' Abfall von der Sache des Konvents, wobei er den verräterischen Obergeneral bekämpft hatte, erhielt er den Oberbefehl über das

bis auf 30,000 Mann zusammengeschmolzene und entmutigte Heer. Gedrängt von den Konventskommissaren, mußte er trotz aller Gegenvorstellungen die Offensive wieder ergreifen. Er kämpfte bei Quiévrain 6. Mai 1793 erfolglos gegen die Verbündeten, wobei er tödlich verwundet wurde.

Dampierstraße (spr. dängpiär-), 1) Meeresstraße zwischen Neupommern und der Insel Rook; in der Mitte liegt die Vulkaninsel. — 2) Meeresstraße zwischen der Nordwestspitze von Neuguinea und der Insel Waigëu. Beide Straßen wurden 1700 von Dampier entdeckt.

Dampremy (spr. dang-rémi), Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, 2 km nordwestlich von Charleroi, unweit der Sambre, an der Gürtelbahn von Charleroi und den Nebenbahnen Charleroi-Montigny-le-Tilleul und Charleroi-Lodelinsart, hat Steinkohlengruben, Glashütten und (1890) 8941 Einw.

Damra, Volk, s. Herero.

Damrosch, Leopold, Komponist und Violinspieler, geb. 22. Okt. 1832 in Posen, gest. 15. Febr. 1885 in New York, studierte in Berlin Medizin, aber gleichzeitig bei Ries Violinspiel, bei Dehn Komposition und ging endlich, nachdem er 1854 zum Doktor promoviert worden, ganz zur Kunst über, wirkte als Violinspieler in Magdeburg (1855), Berlin (1856) und unter Liszt in Weimar. 1858 wurde er Dirigent des Orchestervereins in Breslau und 1866 Kapellmeister des Stadttheaters daselbst. Ein entschiedener Anhänger der neudeutschen Musikrichtung, hat er für dieselbe sowohl als Dirigent wie als Schriftsteller (in der »Neuen Zeitschrift für Musik«) gewirkt. 1872 siedelte er nach New York über, wo er in der Folge als Dirigent des Singvereins Arion und der von ihm neugegründeten Vereine Oratorio Society (1873) und New York Symphony Society (1878) sowie als Schriftsteller, Violinspieler und Gesanglehrer eine angesehene Stellung einnahm. 1884 rief er ein deutsches Opernunternehmen in New York ins Leben, das nach seinem Tode sein Sohn Walter weiterführte (derselbe rückte auch in seine übrigen Stellungen ein). Unter seinen mannigfachen Kompositionen sind seine Lieder (12 Hefte), ein Violinkonzert und einige Chorwerke (»Brautgesang«, »Ruth und Naemi«, »Sulamith« ꝛc.) zu erwähnen. — Seine Gattin Helene D., geborne v. Heimburg, ist eine treffliche Liedersängerin.

Damster-Diep, Kanal in der Provinz Groningen, 1598 mit Benutzung des ehemaligen Flüßchens Fivel zur Verbindung der Hauptstadt Groningen über Appingedam (daher der Name D.) mit Delfzijl und der Ems angelegt. 1891 wurden auf ihm 157,891 cbm an Gütern befördert.

Damwild (Damhirsch), s. Hirsch.

Dan, Fluß in Nordamerika, s. Roanoke.

Dan, Stadt an der Nordgrenze Palästinas im Stamm Naphtali, Kolonie der Daniten, früher zu Sidon gehörig und Laïs genannt, war stets ein Sitz des Götzendienstes und seit Jerobeam des Stierkultus; jetzt Tell el Kadi, Hügel mit muslimischem Grabe.

Dan, Sohn Jakobs von Rahels Magd Bilha und der nach ihm benannte israelitische Stamm, vor der Einnahme Kanaans angeblich 62,700 Streiter stark. Letzterer ward von Josua an das Mittelländische Meer gewiesen und östlich von Benjamin und Juda, nördlich von Ephraim, südlich von Simeon begrenzt. Die dazu gehörigen Städte sind Jos. 19, 41—46 verzeichnet. In der Richterzeit zog ein Teil dieses Stammes aus seinem angewiesenen Gebiet nach dem äußersten Norden Palästinas, eroberte die phönikische Stadt Laïs oder Leschem und nannte sie D. (Josua 19, 47; Richt. 18). Nach dem Exil verschwindet der Stamm aus der Geschichte und den jüdischen Geschlechtsregistern (1. Chron. 6).

Dana, Fluß, s. Tana.

Dana (spr. dēn), 1) Richard Henry, amerikan. Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1787 zu Cambridge in Massachusetts, gest. 2. Febr. 1879 in Boston, erhielt seine Erziehung in Newport auf Rhode-Island und studierte dann die Rechte, praktizierte eine Zeitlang als Advokat, widmete sich aber dann ausschließlich litterarischer Beschäftigung. 1839—40 hielt er in Boston, New York und Philadelphia Vorlesungen über Shakespeares Charaktere, die außerordentlichen Beifall fanden und zu seinen gediegensten Leistungen gehörten. Seit 1842 lebte D. zurückgezogen auf einem kleinen Landgut bei Boston. Seine bedeutendsten Dichtungen sind: »The change of home«, »The dying raven« (1825) und »The Buccaneer« (1827), welch letztere sich besonders durch großartige Schilderung der Erscheinungen des Ozeans auszeichnet. Eine Sammlung seiner »Poems and prose writings« erschien zu New York 1850, 2 Bde.; seine »Poetical works« allein mit denen von Poe, auch London 1857.

2) James Dwight, Geolog, geb. 12. Febr. 1813 zu Utica im Staate New York, studierte Mathematik und Naturwissenschaft zu New Haven in Connecticut, wurde Lehrer der Mathematik bei der Flotte, bereiste 1833—35 das Mittelmeer, war 1835 und 1836 Assistent Sillimans in New Haven und begleitete 1838 als Geolog und Mineralog die Expedition von Wilkes zur Erforschung des Großen Ozeans. Nach seiner Heimkehr 1842 bearbeitete er in Washington die wissenschaftlich sehr wertvollen Berichte über die Reise: »Report on Zoophytes« (Washington 1846), »Report on the geology of the Pacific« (das. 1849), »Report on Crustacea« (das. 1852—54). Seit 1855 lebt D. als Professor der Naturgeschichte (seit 1864 der Mineralogie und Geologie) am Yale College in New Haven. Er schrieb noch: »System of mineralogy« (1837, 6. Aufl. 1892, mit Brush), das vollständigste Lehrbuch, das aber leider in der Kristallbezeichnung keine der in Deutschland herrschenden Methoden angenommen hat; »Manual of mineralogy« (1848, 4. Aufl. 1886); »Corals and coral-islands« (1853, 3. Aufl. 1890); »Manual of geology« (1863, 3. Aufl. 1880); »Text book of geology« (1864, 4. Aufl. 1883); »The geological story briefly told« (1874); »Characteristics of volcanoes. Hawaiian islands, etc.« (1890). Auch gibt er das von seinem Schwiegervater Silliman begründete »American Journal of Science« heraus. — Sein Sohn Edward Salisbury D., geb. 16. Nov. 1849, lieferte kristallographische Arbeiten und schrieb zwei Nachträge zu seines Vaters »System of mineralogy« (1875 u. 1883), »Text book of mineralogy« (1877, 10. Aufl. 1888), »Text book of elementary mechanics« (1881). Er ist seit 1875 Mitredakteur des »American Journal of science«.

3) Richard Henry, der jüngere, Sohn von D. 1) und ebenfalls Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1815 zu Cambridge in Massachusetts, gest. 7. Jan. 1882 in Rom, unternahm zur Kräftigung seiner Gesundheit eine große Reise, die er 1837 in seinem Werk »Two years before the mast« (mehrfach aufgelegt) beschrieb. Das Buch fand in Amerika wie in England als das treueste Gemälde vom Leben und Treiben der Seeleute an Bord großen Beifall. Nach seiner Rückkehr studierte er bis 1840 die Rechte und ließ

sich noch in demselben Jahr als Advokat in Boston nieder. Bald darauf veröffentlichte er sein berühmtes Werk »The seaman's friend« (New York 1841; 10. Aufl. 1869), das ihm den Ruf eines ausgezeichneten Kenners des Völker- und Seerechts erwarb. D. war einer der Begründer der Freibodenpartei und ein hervorragender Teilnehmer an der republikanischen Bewegung von 1856. 1876 wurde er vom Präsidenten Grant zum Gesandten in London ernannt, jedoch vom Senat nicht bestätigt. Von seinen litterarischen Erzeugnissen sind noch sein Reisetagebuch »To Cuba and back« (New York 1859), einige biographische Skizzen (über Edward Channing, W. Allston u. a.) und seine »Letters on Italian unity« (Bost. 1871) zu erwähnen. Auch besorgte er eine neue Ausgabe von Wheatons »Elements of international law« (New York 1866). Vgl. C. F. Adams, Life of Rich. Henry D. jun. (Bost. 1890, 2 Bde.).

Danaë, in der griech. Mythe Tochter des argivischen Königs Akrisios, wurde von ihrem Vater, dem ein Orakel verkündete, daß der Sohn der D. ihn töten werde, in einen Turm eingeschlossen, hier aber von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens besucht und von ihm Mutter des Perseus. Darauf von Akrisios samt ihrem Kind in einem Kasten dem Meer übergeben, wurde sie nach Seriphos getrieben, hier vom Schiffer Diktys ans Land gerettet und dann von dessen Bruder, dem König Polydektes, zur Gemahlin erhoben (weiteres s. Perseus). Nach italischer Sage kam D. auch nach Italien, vermählte sich mit Pilumnus und gebar demselben den Daunus, des Rutulerkönigs Turnus Vater oder Ahnherrn. Unverkennbar ist D. Personifikation des von Dürre heimgesuchten Erdbodens, auf welchen der befruchtende Regen des Himmelsgottes sich ergießt. Vgl. P. Schwarz, De fabula Danaeia (Halle 1881).

Danäer, alter Name der Bewohner von Argos, nach Danaos (s. d.), der daselbst eine Herrschaft begründete. Da im Trojanischen Krieg Argos unter Agamemnon den Vorrang hatte, so übertrug Homer den Namen D. auf die Hellenen überhaupt. Ein Danaergeschenk ist ein verdächtiges und unheilbringendes, von dem hölzernen Pferd her, welches die Griechen bei ihrem Scheinabzug vor Troja zurückließen, und vor dessen Aufnahme in die Stadt (nach Vergils Aen., II, 49) der Priester Laokoon vergebens warnte: »Ich fürchte die D., zumal wenn sie Geschenke bringen« (»Timeo Danaos et dona ferentes«).

Danaiden, s. Danaos.

Danait, s. Arsenties.

Danakil (Einzahl: Dankali), der arabische und allgemein gebräuchliche Name für die zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche die Küstenstrecken und Inseln am Ostrand Afrikas südlich von der Adulisbai bis zum Tadschurragolf und von da nach SW. bis gegen Schoa bewohnen. Sie nennen sich selbst Afer (Einzahl: Afri), d. h. Freie, und werden in Abessinien Adal, in Tadschurra Adali, Adaiel genannt. Sie gehören zu den äthiopischen Hamiten, sind wohlgebaut, hager und mittelgroß, weizengelb oder kaffeebraun. Das krause Haar wird in der Mitte hoch emporgekämmt und hängt an den Seiten herab; die Weiber flechten es in zahlreiche Strähnen. In Brust und Magengrube werden drei- und viereckige Figuren eingeschnitten. Als Bewohner eines wasser- und vegetationsarmen Landes sind die D. Nomaden, halten Kamele, Schafe und Ziegen und beschäftigen sich mit Karawanentransport und Sklavenhandel, auf den Dahlakinseln mit Fischfang; nur im seenreichen Aufsathal wird Ackerbau betrieben. Sie leben meist von Milch, sind fanatische Mohammedaner und in etwa 40 Stämme zersplittert, die zwei Hauptstämme bilden: die Adahiammara, zu denen die Damholta, Dahimela und Modeito gehören, und die Asahiammara mit den Debenei-Uéma, Adali und Hadarem. Nach dem englisch-italienischen Vertrag von 1891 gehören sie zum größten Teil zur italienischen Kolonie Eritrea, zu einem kleinen Teil zur französischen Kolonie Obok. Ihre Sprache gehört zu der äthiopischen Gruppe der hamitischen Sprachen und ist daher mit dem Altägyptischen, entfernt auch mit den semitischen Sprachen verwandt; sie wurde zuerst lexikalisch und grammatisch bearbeitet von Salt (»Voyage to Abyssinia«, Lond. 1814), dann von Isenberg (»Vocabulary of the Dankali language«, das. 1840) und L. Reinisch (»Die Afarsprache«, Wien 1886—87, 3 Tle.). Vgl. Scaramucci und Giglioli, Notizie sui D. (1884); Licata, Assab e i Danàchili (Mail. 1885); Paulitschke, Ethnographie Nordostafrikas (Berl. 1893).

Danäos, in der griech. Mythe König von Argos, Sohn des Belos und der Anchinoë, Bruder des Ägyptos, war aus Chemmis in Ägypten gebürtig, zugleich aber als Urenkel von Epaphos (durch Io Enkel des Inachos) von argivischer Abstammung. Zum Herrscher von Libyen bestellt, floh er vor Ägyptos, der ihm nach Thron und Leben trachtete, nach Rhodos und von da nach Argos. Seine 50 mit verschiedenen Frauen erzeugten Töchter, die Danaiden, folgten ihm. In Argos bemächtigte sich D. der Herrschaft und lehrte die Bewohner des wasserarmen Landes Brunnen zu graben; auch sandte er seine Töchter aus, um Quellen zu suchen, wobei Amymone von Poseidon umarmt wurde, der ihr zuliebe in der Landschaft Lerne einen unerschöpflichen Quell hervorsprudeln ließ. Wie durch Auffindung von Quellen, machten sich die Danaiden auch um die Kultur des Landes durch Einführung der Thesmophorien (s. d.) verdient. Unterdessen hatte Ägyptos seine 50 Söhne (vermutlich Personifizierungen der Flüsse und Ströme, wie die 50 Danaiden die der Quellen und Bäche) zur Verfolgung des D. abgeschickt; in Argos angekommen, erhielten sie dessen Töchter zur Ehe versprochen. In der Brautnacht aber erdolchte jede der Danaiden auf D.' Geheiß ihren Verlobten (im Sommer versiegen die argivischen Flüsse, nur die Quellen nicht); Hypermnestra allein verschonte den ihr liebgewordenen Lynkeus und wurde dafür vom Vater vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und später noch mit Lynkeus vermählt. Da sich für die übrigen keine Freier wieder fanden, so stellte D. Wettkämpfe an und teilte den Siegern die Töchter als Preis zu. In der Folge soll sich Lynkeus zum Rächer seiner Brüder aufgeworfen, seine Schwägerinnen nebst dem Schwiegervater getötet haben und König von Argos geworden sein. Nach D. wurden die Bewohner von Argos fortan Danaer genannt. In der Unterwelt wurden die meuchelmörderischen Danaiden verdammt, beständig Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen (daher »Faß der D.«, ein Bild nie endender, immer vergeblicher Arbeit). Die Sage von D. und den Danaiden behandelt das Drama »Die Schutzflehenden« von Äschylos.

Danapur, Stadt in Britisch-Indien, s. Dinapur.

Danaster (Danastris), antiker Name des Dnjestr (s. d.).

Danbury (spr. dänbĕri), Stadt im nordamerikan. Staate Connecticut, Grafschaft Fairfield, am Still

River, hat bedeutende Hut-, Hemden- und Nähmaschinenmanufakturen und (1890) 16,552 Einw. — Die Stadt ward im Befreiungskampf 27. April 1777 von den Engländern durch Feuer verwüstet und der General der amerikanischen Truppen, Wooster, dabei tödlich verwundet.

Danby (spr. dänmbi), s. Leeds (Herzöge).

Danckelmann, 1) Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, brandenburg. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1643 in Lingen, wo sein Vater oranischer Rat und Landrichter war, gest. 31. März 1722 in Berlin, studierte, noch sehr jung, in Utrecht, unternahm dann größere Reisen, ward 1663 Erzieher des Prinzen Friedrich (nachmaligen Königs Friedrich I. von Preußen) und erwarb sich trotz seiner Strenge nicht nur die Liebe seines Zöglings und das Vertrauen des Großen Kurfürsten, der ihn zum Geheimen Kammer- und Lehnsrat ernannte, sondern blieb auch nach beendeter Erziehung als Geheimer Sekretär und vertrauter Ratgeber beim Prinzen und stand diesem mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite. 1688 ernannte ihn Friedrich III. nach seinem Regierungsantritt zum Geheimen Staats- und Kriegsrat, 1692 zum Präsidenten der Regierung zu Kleve und 1695 zum Premierminister und Oberpräsidenten. Von Kaiser Leopold I. ward er mit seinen Brüdern in den Reichsfreiherrenstand erhoben, erhielt für sich und seine Nachkommen die Erbpostmeisterwürde und 1696 eine Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse. Die auswärtigen Geschäfte leitete D. im Sinne des Großen Kurfürsten, als Finanzminister suchte er Manufakturen und Fabriken zu heben, ordnete, um den Ertrag der Domänen zu erhöhen, eine eigne Hofkammer an, aus der später ein Domänendirektorium wurde, und suchte Friedrichs Hang zu übermäßigen Ausgaben auf nützliche Gegenstände zu leiten, wie die Gründung der Universität Halle und der Akademie der Künste und die Prachtbauten in Berlin. Seine Macht erweckte den Neid andrer, die Einsetzung seiner sechs Brüder in einflußreiche Ämter verstärkte die Abneigung gegen das »Danckelmannsche Siebengestirn«, und D. vermehrte den Haß, der sich gegen ihn ansammelte, durch seine rücksichtslose Strenge gegen alle Untergebenen. Als er auch die Kurfürstin Sophie Charlotte durch seine Opposition gegen die welfische Hauspolitik sich zur Feindin machte, gelang es seinen Feinden, Fuchs, Barfus, Dohna u. a., ihn zu stürzen. D. erhielt 27. Nov. 1697 plötzlich seine Entlassung mit einer Pension von 10,000 Thlr., ward jedoch kurz darauf nach Peitz in strenge Haft gebracht und in förmliche Untersuchung gezogen. Er verteidigte sich zwar gegen die meist unbegründeten Beschuldigungen (290 Klagepunkte), welche überdies zu der Strenge des Verfahrens außer Verhältnis standen, und die Richter mußten sich nach mehrjähriger Untersuchung außer stande erklären, ein Strafurteil auszusprechen; dennoch ward er durch Kabinettsorder Friedrichs I. zu lebenslänglicher enger Haft verurteilt und seine Güter eingezogen, wie er auch seine Pension und die ihm erblich zugesagten Würden und sonstigen Vorteile verlor. Erst 1702 erhielt er einige Festungsfreiheit, und 1707 erlaubte ihm der König, in Kottbus zu wohnen, und bewilligte ihm aus seinem konfiszierten Vermögen eine jährliche Einnahme von 2000 Thlr. Eine Versöhnung zwischen dem König und seinem ehemaligen Erzieher fand nicht statt. Friedrich Wilhelm I. berief ihn nach seiner Thronbesteigung 1713 auf ehrenvolle Weise an den Hof und bat ihn um seinen Rat. Eine Revision seines Prozesses und eine Rückgabe seiner Güter fanden indes nicht statt. Von seinen sechs Brüdern, die in seinen Sturz nicht verwickelt wurden, war Nikolaus Bartholomäus, geb. 25. Mai 1650, kurfürstlich brandenburgischer Gesandter in Wien und beim Friedensschluß zu Rijswijk und starb 27. Okt. 1739 zu Lodersleben in Thüringen. Er ist Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Geschlechts. Vgl. Breßlau und Isaacsohn, Der Fall zweier preußischer Minister: D. und der Großkanzler Fürst (Berl. 1878); Breysig, Der Prozeß gegen Eberhard D. (in Schmollers »Forschungen«, Bd. 8, Leipz. 1889).

2) Bernhard, Forstmann, geb. 5. April 1831 im Forsthaus Obereimer bei Arnsberg, studierte 1850—1852 auf der Forstakademie zu Eberswalde unter Pfeil und 1855—56 in Berlin, war in der Folge als Hilfsarbeiter bei der Regierung in Posen und beim preußischen Finanzministerium und praktisch in der Verwaltung thätig, wurde 1862 Oberförster zu Hambach bei Jülich, 1864 Forstinspektor in Potsdam, 1866 als Direktor der Forstakademie nach Eberswalde berufen und 1868 zum Oberforstmeister befördert. Die Einrichtung des forstlichen Versuchswesens in Preußen und der dafür geschaffenen wissenschaftlichen Zentralstelle zu Eberswalde (unter der Bezeichnung »Hauptstation des forstlichen Versuchswesens«) ist von D. angeregt und durchgeführt worden. Er ist Direktor des forstlichen Versuchswesens in Preußen, war hervorragend thätig bei der Schöpfung des Verbandes der forstlichen Versuchsstationen Deutschlands und führt den Vorsitz in diesem Verband. D. ist Mitglied des preußischen Landesökonomiekollegiums (seit 1879) und der Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches. Er gibt seit 1869 die »Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, zugleich Organ für forstliches Versuchswesen« (Berl.) und das »Jahrbuch der preußischen Forst- und Jagdgesetzgebung und Verwaltung« heraus. D. schrieb: »Forstakademien oder allgemeine Hochschulen?« (Berl. 1872); »Die forstliche Ausstellung des Deutschen Reiches auf der Wiener Weltausstellung 1873« (das. 1873); »Die Ablösung und Regelung der Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1880—88, 3 Tle.); »Die Forstakademie Eberswalde von 1830 bis 1880« (das. 1880); »Gemeindewald und Genossenwald« (das. 1882); »Die deutschen Nutzholzzölle« (das. 1883); »Über die Grenzen des Servitutrechts und des Eigentumsrechts bei Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1884).

Dancla, Jean Charles, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Dez. 1817 in Bagnères-de-Bigorre, erhielt seine Ausbildung am Pariser Konservatorium im Violinspiel durch Baillot, in der Komposition durch Berton und Halévy und errang 1833 den ersten Violinpreis sowie 1838 den zweiten Preis für Komposition. Seit 1857 ist er als Lehrer des Violinspiels am genannten Konservatorium angestellt. Unter seinen zahlreichen Violinkompositionen zeichnen sich seine Konzerte und instruktiven Werke (»Méthode élémentaire et progressive de violon«, »École de l'expression«, »École de la mélodie« ꝛc.) aus. — Auch seine jüngern Brüder, Arnaud (gest. 1862) und Léopold D. (geb. 1823), haben sich, ersterer als Cellist, letzterer als Geiger, Ruf erworben.

Dancourt (spr. dangkúr), eigentlich Florent Carton, franz. Schauspieler und Bühnendichter, geb. 1. Nov. 1661 in Fontainebleau, ward Advokat, dann Schauspieler und zog sich 1718 auf sein Gut nach

Courcelles (Indre-et-Loire) zurück, wo er 7. Dez. 1725 starb. Die besten seiner Lustspiele oder Possen, die amüsante Tagesgeschichten behandeln und sich durch lebendigen Dialog und nicht eben feine, aber meist glückliche Einfälle auszeichnen, sind: »Le chevalier à la mode« (1687), »Les vendanges de Suresnes«, »Mari retrouvé«, »Bourgeoises de qualité«, »Les trois cousines«, »Le galant jardinier«. Seine Werke erschienen am vollständigsten Paris 1760, 12 Bde.; in Auswahl 1810, 5 Bde., 1822 und 1884. D. hat mit großer Geschicklichkeit und Naturtreue den Charakter des Dorfes und seiner Bewohner darzustellen gewußt, die er im Patois sprechen läßt; Voltaire räumt ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. — Seine Frau Thérèse Lenoir de la Thorillière und ihre beiden Töchter waren namhafte Schauspielerinnen. Vgl. Ch. Barthélemy, La comédie de D. (Par. 1882); Lemaître, La comédie après Molière et le théâtre de D. (das. 1882).

Dandenong, Ort in der britisch-austral. Kolonie Victoria, 30 km südöstlich von Melbourne, hat in dem nahen Staatsforst die höchsten Riesenbäume der Erde und in der Schlucht Ferntree-Gully prachtvolle Farnbäume.

Dandin (franz., spr. dangdäng), der Held einer Molièreschen Komödie, ein reicher Bauer, der infolge einer Heirat mit einer Adligen in allerlei Fatalitäten gerät. Sein wiederholter Ausruf: »Vous l'avez voulu (meist verändert in: Tu l'as voulu), George Dandin!« ist sprichwörtlich geworden für selbstverschuldete Widerwärtigkeiten. — Das französische Wort D. bedeutet eigentlich »alberner Mensch«, daher das englische Dandy (s. d.).

Dandit, Ort im Distrikt Mit-Ghamr der ägypt. Provinz (Mudirieh) Dakalieh, mit (1882) 5002 Einw.

Dändliker, Karl, schweizer. Historiker, geb. 6. Mai 1849 zu Horbas im Kanton Zürich, studierte vornehmlich Geschichtswissenschaften in Zürich unter Büdinger und v. Wyß und in München unter Giesebrecht, promovierte in Zürich mit einer Untersuchung über »Die drei letzten Bücher Herodians« (in Büdingers »Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte«, Bd. 3, Leipz. 1870), wurde 1872 Geschichtslehrer am Züricher Lehrerseminar in Küßnacht, habilitierte sich 1875 als Privatdozent der Schweizergeschichte am eidgenössischen Polytechnikum und an der Hochschule Zürich und wurde 1883 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Er schrieb: »Lehrbuch der Geschichte des Schweizervolkes« (Zürich 1875); »Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege« (das. 1876); »Hans Waldmanns Jugendzeit und Privatleben« (das. 1878); »Bausteine zur politischen Geschichte Hans Waldmanns« (»Jahrbuch für schweizerische Geschichte«, Bd. 5, das. 1880); »Die Eidgenossen und die Grafen von Toggenburg« (ebenda, Bd. 8, 1883); »Der Ustertag und die politische Bewegung der 30er Jahre im Kanton Zürich« (das. 1881); »Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Verfassungs- und Kulturlebens« (das. 1883—91, 3 Bde.; 2. Aufl. 1893 ff.); »Kleine Geschichte der Schweiz« (das. 1889); »Hans Waldmann und die Zürcher Revolution von 1489« (das. 1889). Mit J. J. Müller gab er ein »Lehrbuch der allgemeinen Geschichte« (3. Aufl., Zürich 1891) heraus.

Dandolo, eine der zwölf vornehmsten venezianischen Familien, berühmt durch viele aus ihrer Mitte hervorgegangene Staatsmänner, Gelehrte, Feldherren und vier Doge. Bemerkenswert sind besonders:

1) Enrico, der berühmteste der Familie, Gründer der Herrschaft Venedigs über das Mittelmeer, geb. um 1108, gest. 1. Juni 1205, widmete sein ganzes Leben Staats- und Handelsgeschäften. Als er 1172 als Gesandter nach Konstantinopel ging, ward er infolge schmählicher Mißhandlung, die er auf Befehl Kaiser Manuels erlitt, fast blind. Er ward 1193 Doge. Unter seiner Regierung wurde ein Teil der dalmatischen Küste unterworfen, über Padua und andre Städte des venezianischen Festlandes eine Art Schutzherrlichkeit erworben, das mächtige Pisa aber bei Modone 1195 geschlagen. Durch einen Handelsvertrag mit dem armenischen König Leo (1201) öffnete D. den Venezianern den Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien und sicherte die Verbindung mit Trapezunt. Mit Hilfe der Kreuzfahrer eroberte er 1202 Triest, Zara, die dalmatische und albanische Küste, die Jonischen Inseln und 18. Juli 1203 Konstantinopel, sodann dieselbe Stadt nach der Ermordung des von ihm auf den Thron erhobenen Kaisers Alexios IV. nochmals 12. April 1204. Hierauf errichtete er daselbst das »lateinische Kaisertum«, ließ den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser wählen und erlangte in der vertragsmäßig vorgenommenen Teilung des Reiches für Venedig die wichtigsten Küstenplätze vom Schwarzen Meer bis Epirus, einige Inseln des Archipels, die des Jonischen Meeres, ein Quartier der Stadt Konstantinopel und durch Tausch mit Bonifacius von Montferrat auch Kreta; obendrein wurde ihm Handelsfreiheit nebst manchen andern Vorrechten durch das ganze Reich zugestanden. Als 1205 die schwer bedrückten Griechen im Bunde mit den Bulgaren sich gegen die Lateiner erhoben und sich Adrianopels bemächtigten, eilte D. herbei, vermochte aber die Niederlage der Kreuzfahrer in der Schlacht vom 15. April, in der Balduin fiel, nicht zu verhindern und starb bald darauf in Konstantinopel, wo er in der Sophienkirche bestattet wurde.

2) Francesco, Doge 1329—39, bezwang das mächtige Haus della Scala (1334—38), wodurch Venedig, Treviso und Bassano freie Schiffahrt auf dem Po erlangten.

3) Andrea, Doge 1343—54, schloß einen Bund mit dem Papste, dem König von Cypern und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken, stellte 1347 durch Verträge mit dem Tataren-Chan die erschütterten Handelsverbindungen Venedigs am Schwarzen Meer wieder her und unterwarf 1346 das abgefallene Zara und 1348 Capo d'Istria. Er starb 7. Sept. 1354. D. schrieb eine höchst wertvolle, von Muratori (»Scriptores rerum Italic.«, Bd. 12) herausgegebene lateinische Geschichte Venedigs (»Annales«, bis 1280 reichend). Vgl. Simonsfeld, Andrea D. und seine Geschichtswerke (Münch. 1876).

4) Girolamo, Sohn des Silvestro D., des letzten Admirals der Republik Venedig (geb. 1766, gest. 1847 als österreichischer Vizeadmiral), geb. 26. Juli 1796, nahm 1848 an der Erhebung Venedigs teil, ward Direktor des großen Staatsarchivs bei Frari und starb 26. März 1866 als letzter seines Stammes. Er schrieb: »La caduta della repubblica di Venezia ed i suoi ultimi cinquant' anni« (Vened. 1855).

Dandolo, 1) Vincenzo, Graf, Chemiker und Agronom, geb. 26. Okt. 1758 in Venedig, gest. 12. Dez. 1819, studierte in Padua, errichtete in Venedig ein Lehrinstitut, war später Mitglied des Großen Rates der Cisalpinischen Republik, dann 5 Jahre Gouverneur von Dalmatien und lebte hierauf, von Napoleon I.

in den Grafenstand erhoben, auf seinen Gütern bei Varese. D. verbesserte die Straßen, Acker- und Weinbau in der Lombardei und namentlich die Seidenraupenzucht. Er schrieb: »Fondamenti della fisico-chimica applicati alla formazione de' corpi e de' fenomeni della natura« (Veneb. 1796, in 6 Aufl.); »Les hommes nouveaux, ou moyens d'opérer une régénération morale« (1799, 2 Aufl. 1801); »Enologia« (Mail. 1812, 2 Bde.); »Il buon governo de' bachi da seta« (daf. 1816, 2 Bde.); »Storia de' bachi da seta« (daf. 1818—19, 3 Bde.). Seine Memoiren gab Compagnoni heraus (Mail. 1820).

2) Tullio, Graf, ital. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. im September 1801 in Varese, gest. 6. April 1870, studierte in Zara, Varese und Pavia und suchte dann seine Bildung durch Reisen zu erweitern, deren Eindrücke er in zahlreichen Schriften niederlegte. Hierher gehören: »Viaggio per la Svizzera occidentale« (Mailand 1829—35, 11 Bde.); »Schizzi di costumi« (1836); »Reminiscenze e fantasie« (1841, 2 Bde.) u. a. Später wendete er sich geschichtlichen Studien zu, während er gleichzeitig in seinen Schriften einen streng kirchlichen Charakter immer entschiedener ausprägte. Wir erwähnen davon: »Studii sul secolo di Pericle« (1835); »Studii sul secolo d'Augusto« (1837); »Roma e l'impero sino a Marco Aurelio« (1844), wovon das 6. Buch unter dem Titel: »Cristianesimo nascente« (1854) besonders erschien; »San Francesco d'Assisi e due suoi discepoli« (1847); »I secoli de' due sommi italiani Dante e Colombo« (1852, 2 Bde.); »L'Italia nel secolo passato sino 1789« (1854, 2 Bde.); »Il pensiero pagano ed il pensiero cristiano ai giorni dell'impero« (1855, 3 Bde.); »Monachismo e leggende« (1856); »Storia del pensiero nel medio evo« (1857); »Roma pagana e Roma cristiana« (1860); »Il secolo di Leone X« (1861—68, 3 Bde.); »Storia del pensiero nei tempi moderni« (1864; 2. Aufl. 1870, 3 Bde.).

3) Emilio, ital. Patriot und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1831 in Varese, gest. 20. Febr. 1859, beteiligte sich 1848 an der Revolution zu Mailand, kämpfte dann als Freischärler gegen die Österreicher in der Lombardei und in Tirol, späterhin in Rom gegen die Franzosen und schrieb eine Geschichte dieser zweijährigen Kämpfe. Darauf bereiste er 1850—51 die Jonischen Inseln, einen Teil von Griechenland und Nordafrika, Syrien und Palästina und legte seine Beobachtungen in »Viaggio in Egitto, nel Sudan, in Siria ed in Palestina 1850—51« (Mail. 1854) nieder. Bei dem Ausbruch des Krimkrieges ging D. als Offizier zum Kriegsschauplatz, mußte aber auf Einsprache Österreichs zurückkehren. Seine Biographie schrieb G. Carcano (Turin 1872).

Dandy (engl., spr. dänndi, Mehrzahl: Dandies, vom franz. Dandin, s. d.), ein feiner Herr der eleganten Welt, der sich auffallend kleidet und benimmt; dann soviel wie tonangebender Modeherr, Geck. Das deutsche »Stutzer« entspricht dem englischen D. nur unvollkommen. In neuerer Zeit wird dasselbe mehr und mehr durch den Ausdruck Swell und Masher, in Amerika außerdem durch Dude verdrängt. Vgl. Gigerl.

Dandy-fever (spr. -fiwer), soviel wie Denguefieber.

Dandywalze, s. Papier.

Danebrog (von Brog, »Fahne«), das dänische Reichsbanner, fiel nach der Sage während der Schlacht bei Reval (1219) vom Himmel herab (s. folg. Art.).

Danebrogsorden (Orden des dänischen Reichsbanners), der zweite der dänischen Ritterorden, soll der Sage nach von Waldemar II. gestiftet worden sein zum Andenken an das Wunder, daß in der Schlacht von Reval (15. Juni 1219) in höchster Not ein rotes Banner mit dem weißen Kreuz aus den Wolken gefallen sei und ihm den Sieg gebracht habe. In Wirklichkeit wurde der Orden erst von Christian V. gestiftet, indem derselbe 12. Okt. 1671, dem Tag nach seines Kronprinzen (Friedrichs IV.) Geburtstag, zur Verherrlichung desselben die ersten 19 Ritter vom Danebrog ernannte. Am 1. Dez. 1693 erhielt der Orden seine Statuten, nach welchen derselbe nur eine Klasse hatte, nur an Adlige erteilt wurde und die Zahl der Ritter 50 nicht übersteigen sollte. Diese Statuten blieben in Kraft, bis Friedrich VI. (28. Juni 1808) den Orden bedeutend erweiterte und, indem er ihn auch Unadligen zugänglich machte, in drei Klassen teilte: Großkommandeure (von denen es nie mehr als drei auf einmal gab), Großkreuze (entsprechend den frühern »Weißrittern«), Kommandeure, 1864 in zwei Grade geteilt, mit und ohne Bruststern, und Ritter, wozu noch Danebrogsmänner kommen, d. h. solche, zu deren bescheidener Lebensstellung ein Ritterkreuz nicht passend gefunden war, und die, wenn in bedrängter Lage, Unterstützung erhalten. Indes wird dies »Ehrenzeichen« Rittern aller Klassen als besondere Auszeichnung noch besonders verliehen. Das Ordenszeichen ist ein längliches goldenes Kreuz, weiß emailliert mit roten Rändern und schmaler goldener Einfassung, darüber der Namenszug des regierenden Königs und eine goldene Krone. Auf dem Avers des Kreuzes steht auf den vier Armen: »Gud og Kongen« (»Gott und der König«), in der Mitte die gekrönte Chiffer Cv, auf dem Revers in der Mitte W, oben Fvi, gekrönt, und auf drei Armen 1219, 1671 und 1808. Das Kreuz der Danebrogsmänner ist dasselbe, nur ganz von Silber. Die Großkommandeure tragen das Kreuz ohne Inschrift, statt dessen mit Diamanten verziert, an silberner Kette um den Hals; die Großkreuze das Kreuz ohne Krone, aber mit Brillanten, am Band von der rechten Schulter nach der linken Hüfte; die Kommandeure das Kreuz um den Hals, die Ritter im Knopfloch. Der Bruststern der ersten Klassen ist ein vielstrahliger silberner Stern, auf welchem das einfache Kreuz mit dem W, der Krone und der Devise liegt. Das Band ist weiß mit schmalen roten Rändern. Ordenstage sind des Königs Geburtstag, ferner der 28. Januar, 15. April und 28. Juni. S. Tafel »Orden II«, Fig. 3. Vgl. Werlauff, Om Danebrog og Danebrogsordenen (Kopenh. 1872).

Danek, Vincenz, Edler von Esse, Industrieller, geb. 5. April 1826 zu Choltic in Böhmen, gest. 19. März 1893 in Prag, studierte am Polytechnikum in Wien und Prag, trat dann in die Maschinenfabrik von Breitfeld u. Evans in Prag und nahm in dieser durch seine Begabung für die Technik bald eine ehrenvolle Stellung ein. 1854 gründete er mit J. Götzl in Karolinenthal bei Prag eine Maschinenfabrik, deren Erzeugnisse für die Entwickelung des Bergbaues und namentlich der Zuckerindustrie in Böhmen bedeutungsvoll wurden. D. lieferte viele neue Konstruktionen und wirkte erfolgreich auch für die Einführung der Diffusionsarbeit und der Schlammpressen in der Zuckerfabrikation. 1872 übergab er seine Fabrik an eine Aktiengesellschaft, welche er fortan mit Rat und That so erfolgreich unterstützte, daß dieselbe gegenwärtig 1500 Arbeiter beschäftigt. Für seine Verdienste um die Maschineninduitrie wurde ihm der österreichische Adel verliehen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte

DÄNEMARK.

Maßstab = 1 : 1600000

Die Hauptstraßen der Inseln sind unterstrichen

Östl. Länge v. Greenwich

SKAGERRAK

KATTEGAT

JYLLAND

Limfjord

Mariagerfjord

Randers Fjord

Laholms Bugt

GÖTEBORG

Anholt

Hjörring

Aalborg

Viborg

Randers

Aarhus

Thisted

Holbæk

Kopenh. Helsingör 40 Kl.

Kopenh. Kalundborg 40 Kl.

Kopenh. Nestved Rondsø

Kopenh. Odense 40 Kl.

Kopenh. Aarhus 40 Kl.

Kopenhagen 40 Kl.

Digitized by Google

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig. *Zum Artikel »Dänemark«*

er sich mit astronomischen Beobachtungen und mit der Konstruktion astronomischer Uhren.

Dänemark (hierzu Karte »Dänemark«), das kleinste der drei skandinavischen Königreiche, umfaßt seit dem Kriege von 1864 nur noch die eigentlichen dänischen Länder, bestehend aus den Inseln zwischen der Ostsee und dem Kattegat und dem größern nördlichen Teil der Halbinsel Jütland zwischen dem Kattegat und der Nordsee. Es liegt zwischen Deutschland (im S. von Schleswig), Schweden und Norwegen (gegen O. und N.) und der Nordsee (gegen W.) und erstreckt sich von 54° 33′—57° 45′ nördl. Br. und von 8° 4′—15° 10′ (Bornholm) östl. L. v. Gr. Die Halbinsel Jütland bildet einen schwach gekrümmten, nach W. zu konvexen Bogen, der hier wenig zerrissen, vielmehr ziemlich abgerundet ist; die östliche Seite des Landes und die Inseln zeigen dagegen deutliche Spuren des Andranges der Gewässer der Ostsee, welche das niedrige, wenig felsige Land leicht zernagt haben.

Areal und Bevölkerung.

Von den dänischen Inseln sind die größten: Seeland (Själland) mit Amak (Amager), Möen, Fünen (Fyen), Laaland, Falster, Langeland, Aeroe, Taasinge und in der Ostsee Bornholm. Unter den Inseln nebst der Halbinsel Jütland versteht die dänische Staatspraxis das Königreich; die übrigen Besitzungen in Europa und Amerika (die Färöer, Island, die Küste von Grönland und die westindischen Inseln) werden als Nebenländer betrachtet. Wie die nachstehende Tabelle zeigt, umfaßt das ganze Königreich D. 38,340 qkm (696,30 QM.) mit (1890) 2,172,380 Einw., nebst den Färöern (mit 1325 qkm [24,06 QM.] und 12,955 Einw.) 39,655 qkm (720,36 QM.) und 2,185,335 Einw. Außerdem haben Island 104,785 qkm (1903 QM.) und 70,927 Einw., die westindischen Inseln Ste.-Croix, St. Thomas und St. John 359 qkm (6,52 QM.) und 32,786 Einw.; Grönland hat 10,516 Einw.

Amter	Areal 1888		Einwohner	
	QKilom.	QMeil.	1. Febr. 1890	Auf 1 QK.
Kopenhagen (Stadt) .	20	0,36	312859	379
Kopenhagen (Amt) .	1209	21,95	152706	
Frederiksborg . . .	1354	24,59	84684	63
Holbäk	1681	30,52	94235	56
Sorö	1472	26,74	88990	60
Präsö	1673	30,39	100649	60
Bornholm	583	10,60	38761	66
Maribo	1689	30,68	100552	60
Odense	1771	32,16	136117	77
Svendborg	1645	29,88	120707	73
Die Inseln:	13097	237,87	1230260	94
Hjörring	2816	51,14	110361	39
Thisted	1693	30,75	69407	41
Aalborg	2896	52,60	104790	36
Viborg	3033	55,08	100777	33
Randers	2434	44,20	110444	45
Aarhus	2477	44,99	157191	63
Veile	2332	42,34	111904	48
Ringkjöbing	4529	82,25	98623	22
Ribe	3033	55,08	78623	26
Halbinsel Jütland:	25243	458,11	942120	37
Dänemark:	38340	696,30	2172380	57

[Bodenbeschaffenheit.] Die Bodenbildung Dänemarks ist im allgemeinen ziemlich einförmig, wenn man von Bornholm und den Ertholmenen absieht. Die älteste zu Tage tretende Gesteinsbildung gehört der obern Kreide, besonders dem Senon, und zwar der Quadraten-, Mucronaten- und Damienkreide an. Bekanntere hierher gehörige Punkte sind Möensklint auf Möen, Stevnsklint und Faxe (cretaceisches Korallenriff) auf Seeland, Saltholm u. a. Tertiär ist in Jütland verschiedentlich entwickelt (Esbjerg bei Ribe, Thisted am Limfjord), auch auf Seeland selbst (Kopenhagen) wurde Eocän erbohrt. Das geologische Hauptgebilde des Königreichs ist aber das Diluvium, dessen thonige und mergelige Glieder (Geschiebemergel) besonders auf den dänischen Inseln selbst und im O. Jütlands weit verbreitet auftreten. Dieselben müssen als Hauptursache des großen Bodenreichtums Dänemarks angesehen werden. Heide, Dünen und Torfmoore sind besonders in Jütland (Mittelrücken und Westen) vorhanden, die Marschbildung ist unbedeutend. Bornholm und die kleinen Felseilande Ertholmene (Christiansö) bestehen meist aus Granit und andern massigen Gesteinen. Daneben sind auf Bornholm gut entwickelte Silurbildungen, Trias (Rät) und Jura mit Kohlenflözen, die abgebaut wurden, Kreide (Arnagerkalk, Arnagergrünsand) und Diluvium. Der höchste Punkt des Landes erhebt sich nur 172 m über die Meeresfläche. Das Terrain ist indessen größtenteils nicht flach, sondern wellenförmig. Flache Ebenen von größerer Ausdehnung finden sich nur im westlichen Jütland (die Ahlheiden). Im ganzen sind die Inseln niedriger als Jütland. Hier erstreckt sich über den mittlern Teil der Halbinsel ein höher liegendes Plateau, die sogen. jütländische Hochebene (Jydske Höideryg). Das Plateau senkt sich indessen stellenweise so tief, daß die nach O. und W. fließenden Gewässer ohne Schwierigkeit miteinander in Verbindung gesetzt werden können, und die neuern Geographen sind deshalb geneigt, die Bezeichnung »jütländische Hochebene« als unzutreffend aufzugeben. Die höchsten Punkte Jütlands finden sich nicht auf diesem Plateau, sondern in der Gegend von Skanderborg. Hier liegt der höchste Punkt Dänemarks: Eiersbavnhöj (172 m), und mehrere andre, darunter Himmelbjerget (146 m). Von den größern Inseln sind Falster und Laaland die niedrigsten und flachsten, und die letztere erhebt sich nirgends mehr als 25 m über die Meeresfläche. Der höchste Punkt auf Seeland ist Gyldenlöves Höj in Sorö Amt (126 m), auf Fünen Fröbjerg Bavnehöj (131 m), auf Möen Kongsbjerg (142 m). Auf Bornholm erhebt sich Rytterknägten zu 156 m Höhe.

[Meeresteile.] Das D. zunächst umflutende Meer ist nur durch Lotsen und Leuchten bei seiner meist geringen und stark wechselnden Tiefe für die Schiffahrt wegsam. Den Westrand von Jütland bespült die Nordsee, hier Westsee genannt. Derjenige Teil der Nordsee, welcher zwischen Jütland und Norwegen liegt, heißt Skagerrak; derjenige Teil, welcher von Skagen (Nordspitze Jütlands) nach Blaavandshuk geht (die eiserne Küste), ist sehr gefährlich wegen der parallel laufenden Sandbänke; am gefährlichsten ist Hornsrev (Hornsriff), welches ca. 37 km weit hinausreicht. Durch Rettungsstationen u. a. und durch Anlegung des Hafens Esbjerg (s. d.) hat die Regierung den der Schiffahrt drohenden Gefahren zu begegnen gesucht. Mit der Umsegelung von Skagenshorn tritt der Schiffer in das Kattegat ein, welches nicht minder gefährlich ist, indem hier noch zu den übrigen Gefahren die nicht unbedeutende Strömung des Meeres aus der Ostsee hinzukommt; trotz der größern Tiefe des Fahrwassers an der schwedischen Küste segeln die Schiffe doch am liebsten in der Nähe der jütländischen, welche gute Häfen enthält und von Schären frei ist; auch kommt hier der Landwind den Schiffern zu gute. Drei Meeresstraßen verbinden das Kattegat mit der Ostsee:

der Oreſund, gewöhnlich Sund genannt, 107 km lang, vom Kullen im N. bis Falſterboriff im S., zwiſchen 3,75 km bei Helſingör und 30 km zwiſchen Kopenhagen und Malmö breit und in den ziemlich ſchmalen Fahrwäſſern Drogden und Flintenrinne zu beiden Seiten der Inſel Saltholm wenigſtens 7 m tief; der Große Belt, zwiſchen Seeland und Fünen, von ſehr wechſelnder Breite, doch noch an der ſchmälſten Stelle über 15 km breit, wegen ſeiner zahlreichen Sandbänke der Schiffahrt ſehr gefährlich, und der Kleine Belt, zwiſchen Jütland und Fünen, an der ſchmälſten Stelle, bei Middelfart, nur 0,625 km breit, bei reißender Strömung der Schiffahrt nicht minder gefährlich als der Große Belt. Der früher in allen drei Meerengen entrichtete Sundzoll iſt durch einen am 14. März 1857 zwiſchen D. und 15 andern Regierungen abgeſchloſſenen Vertrag mit 60,952,650 Kronen abgelöſt worden. Wegen der Gefährlichkeit und Seichtigkeit der däniſchen Meere ſind an verſchiedenen Stellen Leuchtfeuer aufgeſtellt, im ganzen ca. 80, darunter 11 Feuerſchiffe und ca. 30 Hafen- und Poſtleuchtfeuer. Faſt ſämtliche Leuchtfeuer ſind in dieſem Jahrhundert gebaut worden. Auch ſind an gefährlichen Stellen Rettungsſtationen eingerichtet. Jütland, teilweiſe auch die Inſeln haben tiefe Buchten, Fjorde genannt, welche das Land oft mehr als zur Hälfte durchſchneiden. Sie ſind der Schiffahrt meiſt ſehr förderlich, doch mehr noch dem Fiſchfang; in neuerer Zeit hat man bemerkt, daß ihre Tiefe an mehreren Orten abnimmt. Die größte dieſer Buchten iſt der Limfjord (ſ. d.) in Jütland. Weit unbedeutender iſt der Mariagerfjord, welcher ſich, 37 km lang, bis Hobro erſtreckt. Hierauf folgt der 22 km lange Randersfjord, ein wenig ſüdlicher bis zur Stadt Randers, wo ſich die Guden-Aa in denſelben ergießt; ſodann die tiefe Aarhus-Bucht, der Horſensfjord, der Veilefjord und der Koldingfjord. An der Weſtſeite befinden ſich zunächſt dem Limfjord (mit Thyborönkanal) Thorsminde, die Mündung für den durch einen ſchmalen Landrücken von der Nordſee getrennten Riſſumfjord, 19 km lang und mit einer Schleuſe verſehen, und Nymindegab, die Mündung für den gleichfalls durch einen ſchmalen Landrücken von der Nordſee getrennten, 45 km langen Ringkjöbingfjord. In Seeland ſchneidet im N. der Inſel der Iſefjord ein, der gegen W. den Lammefjord, gegen S. den Holbäksfjord, gegen O., doch mit ſüdlicher Erweiterung, den Roeskildefjord ausſendet. Auf Fünen liegt der nicht tiefe Odenſefjord. Alle dieſe Fjorde enthalten ſalziges Waſſer, deſſen Salzgehalt indes auf der öſtlichen, dem Kattegat zugekehrten Seite geringer iſt als auf der weſtlichen, von der Nordſee beſpülten. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl Buchten, welche däniſch Vig oder Vugt genannt werden; zahlreicher auf der Oſtſeite als auf der Weſtſeite, bieten mehrere derſelben vortreffliche Häfen dar.

[Gewäſſer.] Binnenſeen finden ſich in großer Menge; mehrere ſind indes nur Niederungen, die ſich mit Waſſer gefüllt haben. Nicht alle ſtehen mit dem Meer in Verbindung. Die bedeutendſten ſind: auf Seeland der Arre-, Fure- und der tiefe Esromſee (ſ. d.); auf Laaland der Maribofee; in Jütland der Mos- und Filſee. Außerdem gibt es eine Menge Sümpfe und Moräſte, beſonders in Jütland. Dort liegt im N. des Limfjords der Große Vildmoſe (69 qkm) und im S. des Limfjords der Kleine Vildmoſe (55 qkm), in denen die Torfbildung noch nicht ganz vollendet iſt. Vermöge ſeiner Lage und phyſiſchen Beſchaffenheit kann D. keine großen Flüſſe haben. Die kleinen Flüſſe, welche man wie in Norwegen Aa (Plur. Aaer) nennt, münden faſt alle in Fjorde oder Vige. In Jütland ſind die bedeutendſten: an der öſtlichen Abdachung, in das Kattegat fließend, die Kolding-, Veile- und Guden-Aa (ſ. d.); in die Nordſee ergießen ſich von S. nach N.: die Konge- (Grenze gegen Schleswig), Varde- (in die Hjertingbucht), Skjern- oder Lönborg- (in den Ringkjöbingfjord), Stor- (in den Riſſumfjord) und Uggerby-Aa; in den Limfjord die Skals und die Skive-Aa; in Seeland fließt gegen S. die Sus- (Suus-)Aa, 82 km lang, gegen O. die Mölle-Aa, auf Fünen die 60 km lange, für Prahme ſchiffbare Odenſe-Aa. An Kanälen finden ſich in Jütland der Silleborgkanal an der erwähnten Guden-Aa und der Frederiks VII.-Skive-Kanal zur Kanaliſierung des Limfjords. Auf Seeland iſt nur der Frederiksværkkanal von Bedeutung; er wird benutzt zur Verhütung der Überſchwemmungen des Arreſees und für den Betrieb der Fabriken von Frederiksværk; Fünen hat den Odenſekanal, von Odenſe in den Odenſefjord, 3,5—3,7 m tief.

[Klima.] Das Klima, dem Norddeutſchlands und zugleich dem Südweſtſchwedens ähnelnd, gehört dem atlantiſchen Klimagebiet an (ſ. Europa). Bemerkenswert iſt, daß in dieſem kleinen, faſt ebenen Lande die Wintertemperaturen im Binnenlande ſehr erheblich unter denjenigen der Küſte liegen können, die Monatstemperaturen zuweilen um 5°. Der böige, kalte Nordweſtwind, welcher im Frühjahr im nördlichen Jütland an der Weſtküſte häufig weht, heißt Skai; er treibt den vom Meer abgeſetzten feinen Sand weit in das Land hinein und zerſtört den Pflanzenwuchs. Höchſt unangenehm und der Geſundheit nachteilig iſt dort auch der dicke Nebel, welchen man Havguſe nennt; er ſtellt ſich gewöhnlich an warmen Sommertagen einige Stunden vor Sonnenuntergang ein und zieht in niedrig ſtreichenden Wolken ſchnell gegen W. der Küſte zu. In Kopenhagen bringen im Jahr 159 Tage Niederſchlag; im ganzen Lande iſt die Zahl ſolcher Tage durchſchnittlich 150, darunter 34 Tage mit Schnee. Die jährliche Regenmenge beträgt durchſchnittlich 60 cm, die Monate vom Juni bis November ſind am regenreichſten (Maximum im September), der April iſt am trockenſten. Die mittlere Temperatur iſt für das ganze Land 6,5—8,5°; am wärmſten ſind die ſüdlichen Inſeln ſowie Aeroe, Langeland, Laaland und Falſter, am kälteſten das innere und nördliche Jütland; die Küſten ſind im ganzen 0,5—1° wärmer als das Innere. Mittlere Jahresextreme: Veſtervig 26° und —10° (abſolut 31° und —14°), Kopenhagen 25° und —10° (abſolut 27° und —15°), Herning 30° und —16° (abſolut 36° und —22°). Das Klima iſt im ganzen nicht ungeſund; nur auf den niedrigen Inſeln, wie Laaland, herrſcht beſonders nach warmen Sommern häufig Fieber.

[Naturprodukte.] An Mineralien iſt das Land nicht reich. Es findet ſich Bernſtein an der Weſtküſte Jütlands, Porzellanerde auf Bornholm, Raſeneiſen in Jütland, Zement auf Bornholm, ebendaſelbſt auch Steinkohlen, ferner Walkererde, Vitriol, Salpeter, Kreide, Kalk, Töpferthon und ſchlechter Marmor auf Bornholm; endlich ſind noch die ſogen. Bornholmer Diamanten (ſchöne Bergkriſtalle) zu erwähnen. Der vorherrſchenden Vegetation nach gehört D. dem Gebiet der europäiſchen Laubwaldzone (ſ. d.) und floriſtiſch dem baltiſchen (ſubatlantiſchen) Bezirk an, der außerdem das ſüdliche Schweden (ſ. d.), das nordweſtliche Deutſchland und die deutſchen Oſtſeeländer

umfaßt; im allgemeinen hat es eine vermittelnde Stellung zwischen dem west- und ostbaltischen Abschnitt des europäischen Waldgebiets und nimmt Charakterpflanzen von beiden Seiten her in sich auf. Am meisten im Vegetationsbilde Dänemarks hervorstechend erscheint der Gegensatz zwischen der breiten, baumlosen Heidezone im westlichen und mittlern Jütland einerseits und den großen Buchenwaldbeständen des Ostens sowie der dänischen Inseln anderseits. Die letztern werden durch eine eigentümliche, durchlässige Humusform ihres Bodens (Buchenmull) ausgezeichnet, wie sie sich ähnlich nur in Eichenwäldern findet. Eichenwälder sind in D. gegenwärtig sehr selten; einer der größten, auf Sandboden vorkommenden Eichenforsten findet sich bei Huld, südwestlich von Viborg, mit einer Fläche von (1887) 254 Hektar; sein Unterholz besteht aus Wacholder, während die auf Lehmboden vorkommenden Eichenwälder in der Regel ein Untergesträuch von Haselnuß aufweisen. Noch vor 200 Jahren war ein großer Teil Jütlands von hochstämmigen Eichenwäldern bedeckt, wo jetzt Buchenwälder oder baumlose Heidestrecken sich ausbreiten. Letztere haben die ursprünglichen Eichenwälder ebenso verdrängt, wie sie gegenwärtig gegen den Buchenwald ankämpfen. Wo die Buchenwälder Jütlands unmittelbar an Heideflächen grenzen, zeigen die westlichen Ränder jener sehr deutlich die Spuren dieses Kampfes; der offene Waldrand wird von wipfeldürren oder abgestorbenen Stämmen gebildet, und so weit auf diese Weise das Licht eindringt, wächst auch das Heidekraut hinein, wobei der Buchenmull allmählich in Heidetorf übergeht. Vergebens versucht die Buche sich auf demselben wie auf dem Mull zu verjüngen; vielmehr erfolgt allmählich unter dem Heidetorf die Bildung von Bleisand und undurchlässigem Ortstein, der jeden höhern Baumwuchs ausschließt. Auch andre Faktoren, wie der Einfluß von Weststürmen, Waldbrände und Abholzungen, haben den ursprünglichen Eichenbestand heruntergebracht. Nur einzelne, zum Teil in verkrüppelter Form erhaltene Eichengesträppe (dänisch purkrat, deutsch Krattbusch), deren Gesamtareal in Jütland 2800 Hektar umfaßt, sind die einzigen Überbleibsel der alten Eichenwälder. Unter den Eichenkratts unterbleibt übrigens die Bildung von Bleisand und Ortstein; die letztere ist keineswegs auf den Heideboden beschränkt, sondern kann auch unter Buchenmull stattfinden, sobald derselbe seine normale, vorzugsweise auf der Lebensthätigkeit der bodenbewohnenden Organismen beruhende Beschaffenheit einbüßt. Anderseits gibt es auch Heidestrecken mit Mullboden, die sich dann auch durch eine abweichende Flora auszeichnen. Die Vegetation einer in der Entstehung begriffenen Heidestrecke beginnt auf Sandblößen mit der allmählichen Bildung einer Moosdecke (von Polytrichum), dann folgen Thymian, später Empetrum und Mehlbeere, zuletzt Heidekraut; in andern Fällen ist Ammophila arenaria der Vorläufer, worauf sich Moose, Salix repens, Empetrum und Mehlbeere, zuletzt Heidekraut einstellen. Das auch anderwärts, z. B. im südlichen Schweden, beobachtete Vordringen der Buche hat in D. mehr lokalen Charakter und beruht nicht bloß auf einer größern Lichtbedürftigkeit der Eiche, sondern hängt auch von klimatischen Ursachen und endlich auch von der Lebensthätigkeit der Bäume selbst ab, die den Boden in bestimmter Weise umändern. Eine untergegangene, nur in Torfmoorresten erhaltene Waldvegetation Dänemarks bestand aus Kiefern, die ihrerseits wieder eine glaciale, in Thonschichten unter den Mooren spurenweise angedeutete Pflanzenwelt mit Zwergbirken, nordischen Weiden und Dryas ablösten. Heute ist die Kiefer als wildwachsender Baum Dänemarks ausgestorben und wird nur in wenigen Beständen kultiviert. Die eingehegten Wälder bedecken 226,840 Hektar. Die Mitte und die Westseite von Jütland ist fast ganz waldlos, doch sind auf den Heiden ca. 10,000 Hektar große Pflanzungen entstanden. Bauholz wird meist eingeführt. In der Mitte von Jütland, wo die Heide sich breit und zusammenhängend über ein Areal von wenigstens 5700 qkm ausbreitet, ist auch das Heidekraut nützlich, indem es von Schafen und Ziegen gefressen wird, das einzige Brennmaterial liefert und zum Dachdecken sowie als Streu verwendet wird.

Von wilden Tieren finden sich Füchse, Hasen, Wiesel, Iltisse, Marder, Robben, Fischottern, Meerschweine (Delphine, in dem Kleinen Belt) und Strandvögel, Schnepfen, Haselhühner, Moorhühner, besonders Eidergänse auf Bornholm und Christiansö. Fische werden in großer Menge in den Fjorden und an der ganzen Küste gefangen, hauptsächlich Heringe, Thunfische, Lachse, Kabeljaue, Schollen, Aale, Makrelen, Steinbutten und Rochen; aber der Fischfang wird weniger lebhaft betrieben, als man erwarten sollte. Zur Fischerei müssen auch der Austern- und der Hummerfang gerechnet werden. Die Jagd ist im ganzen unbedeutend.

Bevölkerungsverhältnisse.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung (vgl. die Tabelle S. 549) ist auf den Inseln (abgesehen von Kopenhagen) mehr als anderthalbmal so groß als auf der Halbinsel. Abgesehen vom Amt Kopenhagen hat Fünen die größte Dichtigkeit und zwar eine drei- bis viermal so große als das westliche Jütland. Die Bewohnerzahl im eigentlichen D. und den Färöern betrug 1880: 1,980,259, so daß der jährliche Zuwachs (1880—90) = 0,99 Proz. war; in Kopenhagen war der jährliche Zuwachs 1885—90: 2,21 Proz. Im eigentlichen D. waren 1890 männlich 1,059,157, weiblich 1,113,223 Personen. Von 1000 Einw. waren

ledig	593	verwitwet	60
verheiratet	345	geschieden	2

Die Zahl der Trauungen betrug im Jahresdurchschnitt (1885—89) 15,106, die der Geburten 69,484 (darunter 10 Proz. uneheliche), der Todesfälle 41,051. Selbstmorde kommen häufig vor, jährlich etwa 27 auf 100,000 Einw. Die prozentuale Geburtsziffer ist jetzt 3,31, die Sterblichkeitsziffer 1,97; wenn der jährliche Zuwachs dennoch nur 0,99 Proz. ausmacht, während derselbe in frühern Jahrzehnten bedeutend höher war, so ist in erster Linie die überseeische Auswanderung daran schuld. Die Zahl der überseeischen Auswanderer belief sich in den letzten Jahren auf ungefähr 10,000 jährlich, die überwiegende Mehrzahl derselben begab sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von der Bewohnerzahl wohnten 1890: 739,453 in den Städten. Die städtische Bevölkerung, welche 1870 kaum ein Viertel der ganzen Einwohnerzahl betrug, ist jetzt ein Drittel derselben. Mit Ausnahme Kopenhagens, welches mit der damit zusammenhängenden Nachbarstadt Frederiksberg jetzt (1893) beinahe 400,000 Einw. zählt, sind die übrigen Städte klein. Von ihnen zählen über 10,000 Einw. nur: Aarhus, Odense, Aalborg, Randers, Horsens, Helsingör und Fredericia. Die Bevölkerung besteht jetzt fast ausschließlich aus Dänen. Von den Bewohnern des eigentlichen D. waren 1890: 0,96 Proz. in Schleswig, 0,47 Proz. im übrigen Deutschland, 1,56 Proz. in Schweden und 0,28 Proz. im übri-

gen Ausland geboren. Die Gesamtzahl der Ausländer war ca. 71,000. Endlich wohnen noch in den Heiden einige Hundert der sogen. Kjeltringer (Tatere, Tataren), wahrscheinlich Nachkommen inländischer Vagabunden, mit Zigeunern gemischt. Dem Religionsbekenntnis nach war die überwiegende Mehrzahl der evangelisch-lutherischen Kirche zugethan, nämlich 2,149,158; daneben gab es 1252 Reformierte, 2438 Methodisten und Anglikaner (meistens in den Städten), 4556 Baptisten (meistens auf dem Lande), 2609 Irvingianer, 3647 römische Katholiken (meistens in Kopenhagen und demnächst in den übrigen Städten), 1144 zu andern christlichen Sekten Gehörende, 4080 Israeliten (davon 3264 in Kopenhagen), 941 Mormonen, 412 unbekannt und 2148 ohne positive Religion.

Der Däne ist mutig, ausdauernd und phlegmatisch. Er ist praktisch, ein guter, doch langsamer Beobachter, im täglichen Leben und in der Wissenschaft ein nüchterner Denker. Doch liegt in seinem Charakter ein Hang zur Schwärmerei; deshalb zeigt er große Empfänglichkeit für Poesie, aber daneben auch, vielleicht infolge der Einwirkung des Klimas und der Lebensweise, nicht selten Neigung zur Schwermut.

Die allgemeine Volksbildung in D. ist befriedigend, weil seit 1814 Schulzwang existiert; doch nimmt D. jetzt kaum eine so hohe Stelle in dieser Richtung ein wie früher. Eine Untersuchung, durch welche dargelegt wurde, daß der hygienische Zustand der Schulen wenig befriedigend war, hat dazu geführt, daß namentlich in Kopenhagen neue Schulgebäude, welche allen hygienischen Anforderungen entsprechen, gebaut worden sind. Gymnasien bestehen in mehreren Städten, auch in Kopenhagen; hier aber benutzt die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge die Privatanstalten. Zur Heranbildung der Volksschullehrer bestehen vortreffliche Seminare. Auch Lehrerinnen sind in den Volksschulen thätig, besonders in den Städten. D. hat eine einzige Universität, die zu Kopenhagen (1479 gegründet), mit 67 Professoren und 1459 Studierenden (darunter 50 weiblichen; den Frauen ist der Besuch der Universität seit 1875 gestattet) in 5 Fakultäten (theologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher, medizinischer, philosophischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher). In Verbindung mit der Universität besteht eine polytechnische Lehranstalt. Außerdem besitzen Sorö und Herlufsholm (s. d.) Akademien oder allgemeine gelehrte Schul- u. Erziehungsanstalten (vgl. Paludan, Det höiere Skolevaesen etc., 1885). Ferner hat das Königreich ein theologisches Seminar, eine königliche chirurgische Akademie, eine Veterinär- und Landwirtschaftsschule, eine pharmazeutische Lehranstalt, eine Kunstakademie, verschiedene Schulen zur Ausbildung des Militärs ꝛc. Die Fortbildungsschulen auf dem Lande (Höjskoler) sind von großer Bedeutung für den Bauernstand; in den Städten sind jetzt viele technische und Handelsschulen (auch für Frauen) errichtet worden. D. hat gelehrte Gesellschaften für dänische Litteratur, für dänische Geschichte ꝛc. sowie auch mehrere Bibliotheken, zum Teil von außerordentlicher Bedeutung. Ferner finden sich verschiedene Gesellschaften zur Verbreitung von Bildung in den untern Volksschichten, sowie Volksbibliotheken. Die Gesellschaften haben namentlich ihren Sitz in Kopenhagen, wo auch die drei größten Bibliotheken des Landes sind (s. Kopenhagen). Von Bedeutung sind die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität, das ethnographische Museum, das Museum für nordische Altertümer ꝛc. Die Zahl der Zeitungen in D. war 1888: 179, die Zahl der Zeitschriften 261; von Büchern und kleinern Schriften wurden 3426 Bände gedruckt. Die dänische Kunst hat sich das schönste Denkmal in den Werken des Bildhauers Bertel Thorwaldsen gesetzt, die in dem Thorwaldsenschen Museum in Kopenhagen gesammelt sind. In der Gemäldegalerie des Staates befindet sich eine Sammlung der meisten dänischen Meister, in der Nycarlsberg-Glyptothek moderne und ältere Skulpturen.

In betreff des Einkommens bestehen zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung zwar erhebliche Unterschiede, doch nicht von derselben Schärfe wie in vielen andern Ländern. In Kopenhagen hatten 1890: 76,5 Proz. der Steuerpflichtigen 800—2400 Kronen, 22,1 Proz. 2400—20,000, 1,4 Proz. über 20,000 Kr. jährliches Einkommen. Die Einkommensverteilung ist jetzt etwas ungünstiger als früher, um so mehr, als jetzt die steuerfreien Personen (d. h. solche mit einem Einkommen von unter 800 Kronen) einen größern Prozentsatz als früher ausmachen. Das gesamte Nationalvermögen Dänemarks wurde für das Jahr 1884 zu 6—7 Milliarden Kr. berechnet, wird aber jetzt eher ein wenig niedriger geschätzt. Nach der Volkszählung 1890 lebten (Angehörige und Gesinde mitgerechnet):

	Männlich	Weiblich	Zusammen
Als Beamte, Künstler ꝛc.	78471	83979	162450
Als Rentner, Pensionäre ꝛc.	29371	63602	92973
Von Landwirtschaft	445779	436557	882336
Von Industrie	268138	266290	534428
Von Handel und Verkehr	90084	98931	189015
Als Seefahrer, Fischer ꝛc.	30918	28076	58994
Als Tagelöhner ꝛc.	96000	111595	207595
Als Arme, Arrestanten ꝛc.	20396	24193	44589
Zusammen:	1059157	1113223	2172380

[Landwirtschaft.] Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in D. auf einer sehr niedrigen Stufe, woran außer den ungünstigen Konjunkturen (niedrige Getreidepreise ꝛc.) besonders die Abhängigkeit der Bauern (namentlich die »Vornedskab«, eine Art von Leibeigenschaft auf den Inseln) und die »Gemeinschaft des Bodens« die Schuld trugen. Friedrich IV. (1699—1730) hatte wohl die »Vornedskab« aufgehoben, aber statt dieser wurde später der »Stavnsbaand« im ganzen Land eingeführt, wodurch die Bauern als militärpflichtig gezwungen wurden, bis ins höhere Mannesalter auf dem Gut ihres Herrn zu verbleiben. Erst 1781 wurde die »Gemeinschaft des Bodens« abgeschafft und den Bauern dann erlaubt, Frondienste und Zehnten durch Geld abzulösen. Am 20. Jan. 1788 wurde durch Verordnung der »Stavnsbaand« aufgehoben. Später begannen die Arbeiten zur Herstellung einer neuen Matrikel (Flurbuch), die aber erst um die Mitte unsers Jahrhunderts beendet wurden. Der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes ist in dieser Matrikel mit der Zahl 24 bezeichnet, und durch sorgfältige Berechnung gelangte man zu der Bestimmung, daß 28,000 qm (= 2,83 Hektar) Land zur Taxe 24 eine Tonne Hartkorn ausmachen sollten und für die Waldungen das Doppelte. Nur für Bornholm wurden 19,350 qm als Einheit angenommen, so daß also hier eine Tonne Hartkorn nur etwa zwei Drittel einer Tonne Hartkorn des übrigen Landes ist. Auf den Inseln enthält eine Tonne Hartkorn durchschnittlich 5,5 Hektar, in Jütland durchschnittlich 14,5 Hektar, im ganzen D. 9,6 Hektar. Das gesamte Areal der Äcker und Wiesen nebst der Hälfte des Hartkorns der Wälder,

weil diese nach einer alten Matrikel veranschlagt sind, betrug 1. Jan. 1885: 376,285 Ton. Hartkorn, wozu man noch 8780 Ton. Bornholmer Hartkorn fügen muß. Von diesen 376,285 T. Hartkorn fallen 7059 T. auf die Städte und 369,226 T. auf die Landgüter. Letztere verteilen sich auf folgende Weise:

Größe jedes Landguts	Auf den Inseln		In Jütland		Zusammen	
	Zahl	Areal in Ton. Hartkorn	Zahl	Areal in Ton. Hartkorn	Zahl	Areal in Ton. Hartkorn
über 12 Tonnen	1133	36215	821	18972	1954	55187
2—12 »	25295	133211	25774	106166	51069	239377
1— 2 »	6944	9873	13665	19717	20609	29590
Unter 1 Tonne .	77693	18961	73567	21771	150260	40732
Katen ohne Land	13559	—	21770	—	35329	—

Die Güter mit über 12 T. Hartkorn sind die sogen. Haupthöfe; die größten Haupthöfe gehören größtenteils zu Grafschaften, Baronien und Stammhäusern, welche jedoch seit 1849 nicht mehr errichtet werden dürfen. Die Güter mit 1 (oder 2) bis 12 T. Hartkorn sind die sogen. Bauerngüter oder Höfe. Die Güter mit weniger als 1 T. Hartkorn (Katen) werden »Häuser« genannt. Die »Höfe« und Katen verteilen sich, nach der Art des Besitzes, auf folgende Weise: Während der dänische Bauer vor 100 Jahren beinahe nie in selbständigem Besitz des Hofes war, zählte man 1. Jan. 1885: 68,196 Höfe mit 297,932 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in Erbpacht mit Recht zum Verkauf und zur Verpfändung und 5436 Höfe mit 26,222 T. Hartkorn in Erbpacht und Pacht auf Lebenszeit, ferner 129,612 Katen mit 34,690 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in Erbpacht und 20,648 andre Katen mit 6042 T. Hartkorn, endlich 23,237 Katen ohne Land in selbständigem Besitz und in Erbpacht und 12,092 andre Katen ohne Land.

Die Zahl der Höfe »in selbständigem Besitz« hat sich seit der Mitte des 19. Jahrh. sehr vergrößert, nicht allein infolge der Einführung der Konstitution (1849), sondern auch dank den Bemühungen der Gesellschaft der Bauernfreunde. Der frühere Unterschied zwischen dem »privilegierten« und dem »unprivilegierten« Hartkorn wurde auch formell durch das Gesetz vom 27. Juni 1850 aufgehoben, sowohl hinsichtlich der Steuern als der Kommunalabgaben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staat entschädigt. Der Bildung von übergroßen Gütern hat man entgegengewirkt, indem es mit der unten genannten Ausnahme verboten ist, ein Bauerngut einem »Haupthof« einzuverleiben. Bauernhöfe zu parzellieren, ist zwar gestattet; doch muß ein Areal von mindestens 2 T. Hartkorn als Rest verbleiben. Um den selbständigen Besitz der Bauernhöfe zu fördern, hatte der Staat sehr günstige Bedingungen festgestellt, durch welche der Übergang von der Pacht zum eignen Besitz auf den Staatsgütern den Pachtern und ihrer Familie sehr erleichtert wurde. Um aber auch die Verkäufer zu ermuntern, ist es durch verschiedene Gesetze für eine Reihe von Jahren den Gutsherren erlaubt worden, für jedes Quantum Hartkorn, welches zu eignem Besitz verkauft wird, ein Neuntel des Quantums aus dem restierenden Hartkorn als »freies Land« auszunehmen und als Land des Haupthofs zu betrachten. Eine Folge dieser Gesetzgebung ist, daß die Durchschnittsgröße der Höfe immer kleiner wird, und daß der kleine u. mittlere Besitz in der dänischen Landwirtschaft eine große Rolle spielt. Auch die Zahl der Katen wird immer größer. Den Pachter als solchen hat man dadurch begünstigt, daß die Summe, welche er beim Antritt der Pacht erlegen soll, seiner Familie teilweise zurückbezahlt werden kann, wenn er binnen kurzer Zeit nach der Übernahme der Pacht stirbt. Außer der Antrittssumme hat der Pachter dem Gutsherrn verschiedene Ablösungssummen für Frondienst ꝛc. zu bezahlen; die Leistung dieser Dienste in Natura ist jetzt verhältnismäßig selten. Zu weiterer Förderung des Bauernstandes hat der Staat schon im vorigen Jahrhundert den »Pachtzwang« eingeführt, d. h. es sollen die Höfe ꝛc., welche nicht von den Besitzern selbst bebaut werden, in Pacht (welche immer für die Lebenszeit des Pachters und seiner Frau gilt) gegeben werden. Die Pachtfrage, welche eine sehr große Rolle in der innern Politik Dänemarks seit 1849 gespielt hat, verliert allmählich ihre Bedeutung, je mehr das Bauerngut in selbständigen Besitz übergeht. Auch für die Katen ist eine Reihe Bestimmungen getroffen, um die Rechte der Kätner zu schützen; doch ist die Stellung derselben nur wenig günstig. Außer dem Staat haben auch die landwirtschaftlichen Vereine sehr viel für den Ackerbau gethan; hervorzuheben sind die königliche Gesellschaft für Landwirtschaft und die Gesellschaft für Bepflanzung der Heiden. In den 70er Jahren sind große Wasserflächen trocken gelegt worden.

Der durchschnittliche Preis für 1 Ton. Hartkorn auf eignen Gütern war 1845—49 ca. 2200 Kronen, 1860—69 ca. 4600 Kr., 1884 ca. 7500 Kr. (8300 Kr. auf den Inseln und 7000 Kr. in Jütland); seitdem ist der Preis aber bedeutend niedriger geworden. Das ganze Areal beträgt (1888) 8,836,109 Hektar. Davon waren besäet mit:

	Hektar		Hektar
Weizen	48548	Flachs, Hanf, Hopfen ꝛc. . . .	21711
Roggen	280920	**Außerdem nahmen ein:**	
Gerste	298061	Wiesen u. Brache	1508929
Hafer	426076	Gärten	28286
Buchweizen . . .	22655	Wald	226840
Hülsenfrüchten . .	17276	Moore, Heiden ꝛc.	592890
Mengkorn . . .	135221	Bauplätze, Wege, Gewässer . . .	86578
Kartoffeln . . .	52263		
Rüben ꝛc. . . .	52907		

Der durchschnittliche jährliche Wert (1887—91) der Getreide- und Heuernte beträgt 290 Mill. Kronen. Seit ungefähr 1880 ist in der dänischen Landwirtschaft ein bedeutender Umschwung eingetreten. Während D. früher eine stetige Mehrausfuhr von Getreide hatte, wird jetzt regelmäßig mehr Getreide ein- als ausgeführt. Hierzu kommt eine bedeutende jährliche Mehreinfuhr von Viehfutter. Dagegen ist die Ausfuhr von tierischen Produkten, besonders Butter und Speck (namentlich nach England), im Zuwachs begriffen (s. unten). Bei der Entwickelung der Landwirtschaft in den letzten Jahren hat die genossenschaftliche Bewegung eine außerordentlich große Rolle gespielt. Die Bauern haben in großem Umfang gemeinsame Milchwirtschaften gebildet, wodurch erreicht worden ist, daß auch die mittlern und kleinern Höfe feine exportfähige Butter liefern können. Ferner sind gemeinsame Schweineschlächtereien gebildet, welche Speck direkt nach England ausführen, und die Bauern haben auch an einigen Stellen die Ausfuhr der Butter selbst in die Hand genommen. Einen bedeutenden Anteil an der veränderten Wirtschaftsordnung haben natürlich auch die niedrigen Getreidepreise gehabt. Die Entwickelung der Zuckerfabrikation hat den **Rübenbau** stark vermehrt. Das mit Rüben und ähnlichen Pflanzen besäete Areal hat sich von 1881—88 ungefähr verdreifacht.

Was die Viehzucht anlangt, so bilden die dänischen Pferde (1888: 375,533 Stück) einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. Das dänische Pferd ist nicht groß, aber schön gebaut und kräftig. Größere Bedeutung hat indessen die Rindviehzucht (1888: 1,459,527 Stück), zunächst wegen der Milchwirtschaft (s. oben), deren Bedeutung daraus hervorgeht, daß die Mehrausfuhr von Butter in den Jahren 1891—92 ungefähr 35 Mill. kg betrug. Die Ausfuhr von lebendem Rindvieh ist sehr bedeutend gewesen, ist aber in der letzten Zeit durch die wegen der Maul- und Klauenseuche von den benachbarten Ländern getroffenen Maßregeln beeinträchtigt worden. Man hat deshalb in der letzten Zeit eine Ausfuhrschlächterei in Esbjerg angelegt, welche Fleisch zur Ausfuhr nach England liefert. Die Schafzucht spielt eine geringere Rolle, und die Zahl der Schafe (1888: 1,225,196) ist im letzten Jahrzehnt erheblich zurückgegangen. Doch haben in der allerletzten Zeit einige größere Güter angefangen, ihren Schafbestand zu erweitern. Schweine sind sehr zahlreich (1888: 770,785) und spielen eine große Rolle bei der Ausfuhr, teils in lebendem Zustand (wesentlich nach Deutschland, eine Ausfuhr, die ebenso wie die des Rindviehs in der letzten Zeit gefährdet worden ist), teils wegen der Ausfuhr von Speck, welche 1891—92 mehr als 30 Mill. kg jährlich betrug. Ziegen gibt es nur wenige. Die Geflügelzucht ist im Fortschritt begriffen, und die Ausfuhr von Eiern hat in den letzten Jahren zugenommen. Die Zahl der Bienenkörbe war 1888: 125,771.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die dänische Industrie entwickelt sich Jahr für Jahr, spielt indessen noch keine große Rolle im Verhältnis zur Landwirtschaft, besonders weil der Mangel an einheimischem Feuerungsmaterial den Betrieb erschwert. Eine Industriestatistik für das ganze Land fehlt leider. Die größern Fabriken werden gewöhnlich durch Aktiengesellschaften betrieben, und das in Industrieaktien angelegte Kapital beträgt ungefähr 60 Mill. Kronen. Was die Metallindustrie betrifft, so besitzt D. mehrere große Eisengießereien und Maschinenfabriken. Hervorzuheben ist die Aktiengesellschaft Burmeister u. Wain in Kopenhagen. Auf den Werften dieser Gesellschaft findet auch eine rege Dampfschiffsbauthätigkeit statt; dasselbe ist auch der Fall bei den Schiffswerften zu Helsingör. Neuerdings sind mehrere Fabriken mit Elektrizitätsanlagen beschäftigt. Von Ziegeleien fanden sich früher eine Menge kleinere, die in Verbindung mit der Landwirtschaft betrieben wurden; die Entwickelung geht aber jetzt dahin, dieselben durch größere, rationell betriebene Fabriken zu ersetzen. Dasselbe ist bei den Kalkwerken der Fall. Die Fabrikation von Thonwaren hat in der letzten Zeit an Ausdehnung zugenommen, und es sind einige Thonöfenfabriken entstanden. Die Porzellan- und Fayenceindustrie Kopenhagens (namentlich die königliche Porzellanfabrik, früher Staatseigentum, jetzt einer Privatgesellschaft gehörig) zeichnet sich durch ihre in künstlerischer Hinsicht hervorragenden Arbeiten aus. Von der chemischen Industrie muß die Fabrikation von Butterfarbe und Käselab hervorgehoben werden; auch die Fabrikation von Zündhölzern ist nicht ohne Bedeutung. Von Papiermühlen befinden sich mehrere in der Umgegend von Kopenhagen; die meisten derselben sind in Verbindung mit Fabriken in Jütland und Fünen 1889 in eine große Gesellschaft vereinigt worden. Jedoch ist die Papierindustrie nicht von großer Bedeutung. Eine weit größere Rolle spielen die Manufakturwarenfabriken, von denen viele existieren und eine große Anzahl von Arbeitern beschäftigen. Wegen der Natur des Zollschutzes (Gewichtszoll) sind es besonders die schwerern und billigern Waren, die in D. fabriziert werden. Große Bedeutung hat die Fabrikation von Nahrungsmitteln. Besonders hervorzuheben sind: die Rübenzuckerfabriken, die Brennereien, die Brauereien und die Dampfmühlen. Die einheimische Produktion von Rohzucker ist von Jahr zu Jahr gestiegen und beträgt jetzt beinahe 25 Mill. kg jährlich. Von Branntwein wurden 1887—91 durchschnittlich 304,984 hl jährlich produziert. Die Zahl der Brennereien ist in diesen Jahren von 129 auf 97 herabgegangen. Von Brauereien existieren viele große bei Kopenhagen und im übrigen Lande. Die bekannteste ist Gamle Carlsberg bei Kopenhagen. In der Mühlenindustrie fand in den siebziger Jahren ein großer Aufschwung statt; seitdem ist die Industrie durch die Schutzzölle und Ausfuhrprämien der Nachbarstaaten beeinträchtigt worden.

Handel. Die Handelspolitik Dänemarks hat sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts in gemäßigt-liberalen Bahnen bewegt. Die Erschwerungen des Handels mit Vieh und Getreide wurden 1788 gehoben, und 1797 erfolgte ein Zollgesetz, welches für seine Zeit außerordentlich liberal war. Das Gesetz vom 4. Juli 1863, durch welches unter anderm alle Ausfuhrzölle aufgehoben wurden, verfolgt gemäßigt-freihändlerische Tendenzen, indem es fast nirgends prohibitiv wirkt, aber vielen Produkten einen mäßigen Schutz gewährt. Die Landwirtschaft wird durch den Tarif nicht geschützt, indem die meisten ihrer Produkte zollfrei sind (eine Ausnahme bildet unter andern der Käse). Dagegen sind die meisten Industrieprodukte besteuert. Von den Rohstoffen und Hilfsmitteln der Industrie sind viele steuerfrei; Ausnahmen hiervon bilden besonders: Eisen, welches nicht ganz unbearbeitet ist, gewisse Holzarten und Steinkohlen. Das Gesetz von 1863 in Verbindung mit dem sogen. Kriegssteuergesetz vom 5. Aug. 1864, welches den Zoll von Kolonialwaren, Tabak und Getränken erhöhte, gilt noch jetzt, nur ist durch Gesetz vom 1. April 1891 der Zoll von Zucker und Petroleum herabgesetzt. Der Zwischenhandel wird durch verschiedene Einrichtungen gefördert, welche den Handeltreibenden erlauben, Waren auf Lager zu halten, von welchen der Zoll erst entrichtet wird, wenn dieselben ins Inland verkauft werden (Kredit-Oplag). In Kopenhagen und Helsingör bestehen Freilager, und in Kopenhagen wird zufolge des Gesetzes vom 31. März 1891 ein Freihafen eingerichtet. Der zu Ende des vorigen Jahrhunderts außerordentlich blühende Handel Kopenhagens geriet infolge des Krieges 1807—14 in Verfall und hat sich erst seit 1830 wieder gehoben. Seitdem sind Handel und Schiffahrt in steter Zunahme begriffen und jetzt, dank der günstigen geographischen Lage Dänemarks, sehr bedeutend. Der Handel beschäftigt sich natürlich zum größten Teil mit der Ausfuhr von dänischen landwirtschaftlichen Produkten und der Einfuhr von Industriewaren und Getreide. Doch ist auch der Zwischenhandel, besonders die Ausfuhr von ausländischen Waren nach Schweden und Norwegen, nicht unbedeutend.

Die wichtigsten Einfuhrartikel waren 1887—91: Kolonialwaren (Mehreinfuhr 18,3 Mill. Kronen jährlich), Getränke (Mehreinfuhr 2,5 Mill. Kr.), Manufakturwaren (Mehreinfuhr 34,4 Mill. Kr.), Metalle (Mehreinfuhr 22,6 Mill. Kr.), Holz (Mehreinfuhr 12,5

Mill. Kr.), Steinkohlen (Mehreinfuhr 18,3 Mill. Kr.), Getreide (Mehreinfuhr 19,3 Mill. Kr.), Viehfutter (Mehreinfuhr 15,2 Mill. Kr.). Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren: Tiere (Mehrausfuhr 35 Mill. Kr. jährlich), Fettwaren (Mehrausfuhr 76,9 Mill. Kr.), Mehl und Grütze (Mehrausfuhr 3,2 Mill. Kr.).

Durchschnittliche Ein- und Ausfuhr 1887—91.

	Menge		Wert in Kronen	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Pferde . . . St.	6232	16439	1865820	10147215
Rindvieh . . .	19756	115325	2673992	20227302
Schafe, Ziegen ꝛc.	25871	67135	310457	1644596
Schweine . . .	6577	124906	191464	8082072
Fische, frische . kg	6474950	15683999	3884970	5552118
Fleisch u. Speck	4506591	32270618	2938929	25900995
Butter	7710462	35803987	12323014	63573113
Eier . . . . St.	13044140	121120420	635161	5745690
Fische, getrockn. kg	11589102	4784674	2238342	1015836
Dünger . . .	29457302	5063724	1728026	887330
Fett	7880619	3570967	4599362	2174182
Weizen (unvermahlen)	58313012	21759720	8127911	3063818
Roggen (unvermahlen)	101060305	7287627	10292453	902191
Hafer (unvermahlen)	35077239	1251796	3569238	128228
Gerste (unvermahlen)	15134789	47455386	1509797	5664486
Reis (unvermahlen)	6681269	8387	664697	1090
Mais (unvermahlen)	57860670	4349920	5053589	420071
Weizen (Mehl und Grütze)	3597622	28349514	682259	4164787
Roggen (Mehl und Grütze)	2411687	3730763	383679	533285
Reis (Mehl und Grütze)	13791652	10341113	1874671	1689598
Kleie	100889747	1667601	8405738	158994
Sämereien . .	24028119	1765133	9292205	1397742
Ölkuchen . . .	67934529	113357	7124927	275514
Hopfen . . .	548079	3333	1198266	8036
Wein ꝛc. . . hl	35152	5958	2108913	319147
Andre Getränke	28675	42417	2314106	1537200
Kaffee . . . kg	8137864	2619765	12117781	3810074
Thee	428408	49577	749573	88079
Zucker . . .	19441934	3204772	5586821	989113
Tabak . . .	5606032	288251	4567212	505498
Früchte . . .	6300383	1958753	2762671	653860
Farbstoffe . .	3623164	756456	2541375	489102
Manufaktur:				
Baumwolle .	8088858	901062	15391011	1480135
Wolle . . .	3031930	398804	19557385	2924460
Seide . . .	149669	12912	4190267	358588
Häute . . .	3251016	3639242	6921723	8400763
Papier . . .	2778154	1476767	1853698	502485
Glas, G.waren	2833517	587355	2503580	419698
Steine . . .	108724482	62557687	5893890	1502598
Metalle, rohe .	16530809	8934096	1980971	461278
Eisen u. Stahl, verarbeitet .	67565234	8628177	19005620	2891237
Andre Metalle, verarbeitet .	2365213	320175	5572560	551683
Holz, roh . .	305039000	3429500	12967734	175949
Holzwaren . .	11596500	2251500	4276797	3372668
Steinkohlen .	1342600000	128250000	20366337	2038043
Petroleum ꝛc. .	21303086	3607991	5206480	829747

Der durchschnittliche Gesamtwert der Einfuhr in den Jahren 1887—91 betrug jährlich 294,2 Mill. Kr. (1891: 334,6), der Ausfuhr 212,4 Mill. Kr. (1891: 249,0). Die Hauptverkehrsländer waren:

Länder	Einfuhr Millionen	Ausfuhr Kronen	Proz. des Gesamtverkehrs.
Großbritannien und Irland	65,9	115,2	35,7
Deutschland	100,3	52,6	30,2
Schweden	40,9	21,0	12,2
Rußland	26,1	2,9	5,7
Amerika	16,6	2,3	3,7
Norwegen	5,8	7,4	2,6
Alle andern Staaten . . .	38,7	10,6	9,9
Zusammen:	294,2	212,4	100,0

Die Handelsflotte des eigentlichen D. bestand Anfang 1893 aus 3114 Segelschiffen mit 193,102 Ton. und 349 Dampfschiffen mit 118,554 T. und 28,964 Pferdekräften, zusammen aus 3463 Schiffen mit 311,656 T. 1892 gestaltete sich der Schiffsverkehr Dänemarks wie folgt:

Fahrzeuge	Eingelaufen Zahl	Eingelaufen Tonnen	Ausgelaufen Zahl	Ausgelaufen Tonnen
A. Binnenschiffahrt.				
Segelschiffe	14651	207512	15216	171836
Dampfschiffe	10860	301299	11107	324989
Zusammen:	25511	508811	26323	496825
B. Auswärt. Handel.				
Segelschiffe	14784	673508	14326	118300
Dampfschiffe	12611	1334395	12632	374984
Zusammen:	27395	2007903	26958	493284

Die wichtigsten Handelsstädte sind: Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Korsör, Helsingör, Frederikshavn, Esbjerg, Randers, Odense, Nakskov und Svendborg. Durch das Gesetz von 1857 wurden alle Gewerbe (mit wenigen Ausnahmen) frei. Dem Handel dienen mehrere Kanäle (s. oben) und zahlreiche Chausseen, darunter die Hauptwege 9—13 m breit; die Länge der Chausseen beträgt 6815 km oder 0,17 pro QKilometer.

Die Eisenbahnen Dänemarks hatten 1892 eine Gesamtlänge von 2076 km, wovon 1597 km Staatsbahnen. Die seeländischen Eisenbahnen erstrecken sich von Kopenhagen teils gegen N. nach Helsingör, wozu sich eine kleine Bahn von Kopenhagen nach Klampenborg gesellt, teils gegen W. durch die Mitte der Insel über Roeskilde nach Korsör (Dampffähre über den Großen Belt nach Nyborg). Bei Roeskilde zweigt sich gegen S. eine Bahn ab, die nach Masnedsund führt, wo die Überfahrt nach Orehoved auf Falster stattfindet, und von hier setzt sich die Bahn nach Nykjöbing und von da nach Gjedser fort, wo die Schiffahrtsverbindung mit Warnemünde stattfindet. Von Nykjöbing geht ferner eine Bahn nach Laaland, das in seiner ganzen Länge von einem Schienenweg durchzogen ist. Von Roeskilde führt eine zweite Zweigbahn gegen W. über Holbäk nach Kallundborg. Eine andre Bahn verbindet Kopenhagen mit Frederiksund, eine Seitenlinie der Nordbahn führt von Hilleröd nach Grästed, eine Linie, Nästved-Slagelse, verbindet die Süd- und Westbahn u. a. Die jütische Halbinsel wird von der schleswigschen Grenze an von zwei Bahnen durchzogen, von denen die eine an der Ostküste bis Frederikshavn (Dampfschiffahrt nach Gotenburg), die andre an der Westküste bis Thisted reicht. Drei das Land von O. nach W. durchschneidende Bahnen verbinden diese Linien miteinander. Außerdem finden sich in Jütland einige Zweigbahnen zwischen Viborg, Lögstör, Hobro u. a. Fredericia ist durch Dampffähre mit Strib auf Fünen verbunden, wo die Bahn die Insel über Odense nach Nyborg (Überfahrt nach Korsör) durchzieht. Diese Linie versendet Stränge südwärts nach Svendborg, Faaborg, Assens. Die Telegraphen hatten 1891 eine Länge von 4610 km und die Drähte eine solche von 12,860 km mit 370 Stationen (inkl. 202 Eisenbahntelegraphenstationen). 71 Telephonstationen stehen mit dem Telegraphennetz in direkter Verbindung. In Kopenhagen und andern Städten befinden sich private Telephonanlagen, die teilweise miteinander in Verbindung stehen. Die Zahl der vom Staatstelegraphen beförderten Depeschen war 1891: 1,628,577. Die Post beförderte im

Finanzjahr 1890/91: 56,317,103 Briefe, 2,092,212 Pakete, 1,473,347 Postanweisungen (38,434,368 Kr.), 442,542 Postvorschüsse (4,446,112 Kr.), 51,275,572 Sendungen von Zeitungen u. Zeitschriften. Die deklarierten Wertsendungen betrugen 372,639,597 Kr. Über die in D. bestehenden Banken s. Banken, S. 435. Die Zahl der Sparkassen war 31. März 1891: 540, die Einlagen 509,953,949 Kr.

Maße, Gewichte und Münzen. Längeneinheit ist der Fod. = 31,38535 cm, eingeteilt in 12 Tommer zu 12 Linier; 1 Favn = 3 Alen zu 2 Fod, 1 Mil = 2400 Rode zu 10 Fod. Als Feldmaß dient die rheinländische Tonne (Tönde) Land zu 500 Quadratrode = 5516,225 qm; jedoch wird den Abgaben, Verkäufen ꝛc. die Tonne Hartkorn von 8 Skjäpper Ertrag oder deren Wert zu Grunde gelegt (vgl. oben, S. 552). Die Läst Getreide enthält 22 Tönder zu 4½ Kubikfuß, die Korntonne gestrichen = 139,121 Lit., die Salz- oder Kultönde 5½, die Öltönde 4¼ Kubikfuß. Flüssigkeiten mißt man mit dem Pot von 54 Kubikzoll = 0,96812 L.; das Fad Wein hat 4 Oxehoved zu 6 Ankere, die Pibe 3 Ahme zu 80 Kande von 2 Pot, das Anker 38¾ statt ursprünglich 38 Potter, wird aber gewöhnlich = 39 Pott gerechnet. Als Gewicht enthält die Last 40 Centner zu 100 Pund von 500 g, das Pund seit 1865: 100 Qvinter zu 10 Ort; ein Skippund hat 20 Lispund zu 16 Pund, eine Vog 3 Bismerpund zu 12 Pund. Der vollen Einführung des 1876 angebahnten metrischen Systems sieht man für 1894 entgegen. Als Grundlage des Münzwesens dient seit 1875 die Krone von 100 Öre, 2480 aus dem Kilogramm fein Gold, = 1,125 Mk.; Stücke zu 20 und 10 Kronen werden ⁹/₁₀ fein geprägt. In den Silbermünzen zu 2 und 1 Krone von ⁸/₁₀ fein sowie zu 50 und 40 Öre von ⁶/₁₀ fein, die sämtlich als Scheidemünze gelten, kommen auf die Krone 6 g fein; geringer sind 25- und 10-Öreitücke. Aus Bronze werden 5-, 2- und 1-Öreitücke geprägt.

Staatsverfassung und Verwaltung.

D. ist seit 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig und unantastbar. Die Minister dagegen können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Der König erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelsverträge und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstags irgend einen Teil des Landes abtreten oder die staatsrechtlichen Verhältnisse verändern. Er kann begnadigen und Amnestie erteilen, jedoch den Ministern nicht ohne Zustimmung des Folkethings die durch das Reichsgericht verhängten Strafen erlassen. Die Erbfolge des Königreichs D. ist durch das von Friedrich III. 1665 gegebene sogen. Königsgesetz bestimmt, aber 1853 zu gunsten des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg abgeändert worden (s. unten, S. 563). Der Staatsrat besteht aus sieben Ministern: der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Marine, der Finanzen, der Justiz, der Kirche und Schule und des Innern. Nach der jetzt geltenden Verfassung, dem am 28. Juli 1866 revidierten Grundgesetz von 1849, geschieht die Volksrepräsentation in dem Reichstag, bestehend aus Folkething und Landsthing. Die Zahl der Mitglieder des letztern ist auf 66 bestimmt; davon ernennt der König 12 auf Lebenszeit, die übrigen werden größtenteils durch indirekte Wahlen mit Zensus für das Wahlrecht und Quotientwahlen, wonach auch die Minoritäten der Wahlmänner repräsentiert werden, gewählt; in Kopenhagen werden 7, in den größern Wahlkreisen, umfassend Städte und ländliche Distrikte, 45, auf Bornholm und auf den Färöern je eins auf 8 Jahre gewählt, so daß nach 4 Jahren immer die Hälfte ausscheidet. Die Anzahl der Mitglieder des Folkethings soll ungefähr in dem Verhältnis von 1 zu 16,000 Einw. stehen und ist jetzt 102. Zu der Wahl derselben, jedesmal auf 3 Jahre, sind die Ämter nach ihrer Bewohnerzahl in Wahlkreise geteilt: 2 in 4, 10 in 5, 3 in 6, 2 in 7, eins (Bornholm) in 2 und die Hauptstadt in 9, wozu noch die Färöer mit einem kommen. Die Mitglieder des Folkethings gehen aus direkten allgemeinen Wahlen aller 30jährigen selbständigen, unbescholtenen Männer hervor. Das jährliche Budget soll erst dem Folkething vorgelegt werden. Sämtliche Mitglieder des Folkethings und des Landsthings erhalten Diäten. Jedes Thing ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Teil anzunehmen. Kein Gesetzentwurf ist als angenommen zu betrachten, bevor er nicht dreimal von dem Thing verhandelt worden ist. Das Folkething kann die Minister vor dem Reichsgericht anklagen. Auch der König hat ein solches Recht, nicht allein den Ministern gegenüber, sondern auch mit der Einwilligung des Folkethings gegen andre, wegen Verbrechen, welche er als besonders gefährlich für den Staat betrachtet. Sämtliche Mitglieder des Höjeste Ret (obersten Gerichtshofs) und eine entsprechende Zahl der Mitglieder des Landsthings, von diesem Thing auf 4 Jahre gewählt, bilden zusammen das Reichsgericht. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, außer bei Ergreifung auf frischer That; für seine Äußerungen auf dem Reichstag kann keins der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden. Die Versammlungen der Thinge sind in der Regel öffentlich. Den Staatsbürgern ist die freie Religionsübung gewährleistet; es besteht völlige Freiheit der Presse und des Vereinswesens, doch können öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen. Jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft. — Island hat 5. Jan. 1874 eine eigne Verfassung erhalten.

D. wird in administrativer Hinsicht außer der Hauptstadt und den Färöern in die oben angegebenen 18 Ämter eingeteilt, an deren Spitze Amtmänner stehen, die jedoch in den sieben Stiftsstädten oder den Wohnsitzen der Bischöfe den Titel »Stiftsamtmann« führen; die Ämter sind wieder in Herreder oder Birke und in Kirchspiele oder Sogn geteilt, von denen jedes eine eigne Kommune bildet; außerdem aber bildet jede Stadt eine Kommune mit eigner Jurisdiktion. In kirchlicher Hinsicht bestehen sieben Stifter (ausgenommen Island, das seinen eignen Bischof hat), an deren Spitze ein Bischof steht, und die in 72 Propsteien zerfallen, welche wieder in Pastorate und Sogne geteilt sind. Der Bischof von Seeland, welcher in Kopenhagen wohnt, ist der Primas; zu seinem Sprengel gehören außer den fünf zuerst auf der Tabelle (S. 549) erwähnten, auf Seeland belegenen Ämtern, mit Ausnahme der Inseln Samsö, welche in dieser Hinsicht zu Aarhus gehört, und Bogö, auch Bornholm, die Färöer

und die westindischen Inseln Dänemarks; das Stift Fünen umfaßt die beiden Ämter Odense und Svendborg, das Stift Laaland-Falster das Amt Maribo und die Insel Bogö. In Jütland bestehen die vier Stifter Aalborg (das die Ämter Hjörring, Thisted und einen Teil von Aalborg umfaßt), Viborg (der größte Teil der Ämter Viborg und Aalborg), Aarhus (die Ämter Aarhus und Randers, ein Teil der Ämter Viborg und Veile und die Insel Samsö) und Ribe (die Ämter Ringkjöbing und Ribe und der größte Teil von Veile). Der Bischof und der Stiftsamtmann bilden die Stiftsobrigkeit; diese und die Pröpste bilden das »Landemodet«, ein geistliches Gericht für geistliche Amtsvergehen. Öffentlichkeit und Mündlichkeit sollen für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden; in Kriminalsachen und in Sachen, welche aus politischen Gesetzesübertretungen entstehen, sollen Geschworne entscheiden. Eine Kommission ist zur Zeit (1893) damit beschäftigt, eine diesbezügliche Gesetzesvorlage vorzubereiten. Die niedrigsten Gerichte sind in D. die königlichen Thinggerichte in jedem Herred und die Stadtgerichte. Hierauf folgen als zweite Instanz die königlichen Landesobergerichte zu Kopenhagen und Viborg. Die letzte Instanz hat das Oberappellationsgericht (Höjeste Ret) zu Kopenhagen. Daselbst bestehen auch ein Kriminalgericht und ein Hof- und Stadtgericht, die direkt dem Höjeste Ret unterstellt sind. Die Mitglieder des Hof- und Stadtgerichts gehören zugleich dem Landesobergericht zu Kopenhagen an. Das Zuchthaus auf Christianshavn (Kopenhagen) ist für weibliche Verbrecher, das Zuchthaus in Horsens für ältere männliche und für rückfällige Verbrecher bestimmt, das Korrektionshaus Vridslöselille (auf Seeland) für jüngere männliche Verbrecher. Die Polizeiverwaltung ist außerordentlich ausgedehnt. An der Spitze derselben stehen die Amtmänner, in den größern Städten Polizeidirektoren.

Finanzen.

Das Steuersystem des Königreichs ist in diesem Jahrhundert im höchsten Grad vereinfacht worden, zuletzt namentlich durch das Gesetz vom 20. Juni 1850, welches zehn verschiedene kleine Steuern aufhob und eine einzige, die Verteilungssteuer, an ihre Stelle setzte. Die direkten Abgaben des Königreichs sind außer dieser: die alte Steuer (Gammelskat), die Grundsteuer, die Gebäudesteuer und die Rangsteuer. Eine staatliche Einkommensteuer ist seit 1871 nicht erhoben worden. Die indirekten Steuern setzen sich zusammen aus Zöllen, Branntwein-, Rübenzucker-, Biersteuer, Stempelabgaben, Erbschaftssteuer und verschiedenen Gebühren. Über die Zölle s. oben, S. 554. Die Rübenzucker-, Branntwein- und Biersteuer werden von dem fertigen Produkt entrichtet, die Biersteuer nur von Bier mit mehr als 2¼ Proz. Alkohol. Die Erbschaftssteuer wird mit 1 Proz. in Ascendenz und Descendez und von der hinterlassenen Ehehälfte, 4 Proz. in der ersten Seitenlinie und 7 Proz. in fernern Linien erhoben. Die alte Steuer, Grund- und Verteilungssteuer ruhen auf dem Hartkorn, die Gebäudesteuer (in Kopenhagen nur nach Etagen-Areal, in den Provinzen auch nach dem Wert) ruht auf allen nicht landwirtschaftlichen Gebäuden. Die Kommunalabgaben sind: Haussteuer nach Etagen-Areal ꝛc. (in den Städten), Hartkornsteuer (auf dem Land) und eine Art Einkommen- oder Haushaltungssteuer (in Kopenhagen reine Einkommensteuer). Zum Amtsrepartitionsfonds wird von jeder Kommune eine Abgabe erlegt, um solche Ausgaben zu bestreiten, die das Amt als solches angehen. Zur teilweisen Bestreitung kirchlicher Ausgaben ruhen auf dem Hartkorn die Zehnten, die teils an die Kirchenpatrone, teils an die Geistlichen und an den Staat bezahlt werden. Auf den Grundstücken ruht die sogen. Bankhaft, welche zwangsweise nach dem Staatsbankrott und bei der Errichtung der Reichsbank entstand (1813); sie bestand früher in einer Hypothek von 6 Proz. des Wertes der Grundstücke, welche mit 6½ Proz. an die Bank verzinst ward, wurde aber bald für den größten Teil der Grundstücke herabgesetzt und ist jetzt ohne Bedeutung. Durch Rückzahlung des Kapitals an die Bank gingen die meisten Bankhaftobligationen auf die Besitzer über und befinden sich jetzt in privatem Besitz. Die Staatsrechnungsablage ergibt für das Finanzjahr 1892/93 an Einnahmen 55,973,548, an Ausgaben 63,192,087 Kr. Unter den Ausgaben sind 11,238,570 Kr. außerordentliche (über die Hälfte für militärische Zwecke).

Einnahmen:	Kronen
Indirekte Steuern	38 123 000
Einfuhrzölle, Spielkartenstempel	24 249 000
Rübenzuckersteuer	767 000
Branntweinsteuer	2 941 000
Biersteuer	3 439 000
Stempelsteuer	2 606 000
Gebühren	2 649 000
Erbschaftssteuer	1 462 000
Direkte Steuern	9 809 000
Grundsteuer	6 934 000
Gebäudesteuer	2 821 000
Rangsteuer	53 000
Staatseisenbahnen	2 530 000
Domänen u. Forsten	880 000

Hauptposten der ordentlichen Ausgaben:	Kronen
Kosten der Staatsschuld	6 778 000
Kriegsministerium	10 947 000
Marine	6 615 000
Öffentliche Arbeiten	4 652 000
Pensionen	3 315 000
Finanzministerium	3 811 000
Justiz	3 929 000
Ministerium des Innern	4 178 000
Kultus und Unterricht	3 940 000
Zivilliste und Apanagen	1 155 000

Die innere Staatsschuld betrug 1893: 173,830,991, die äußere 9,709,683, zusammen 183,540,674 Kronen (Aktiva 50,745,764, wirkliche Schuld 130,934,404, Baukosten der Staatsbahnen 181,680,168 Kronen).

Heer und Flotte.

Die Einrichtung des Heerwesens beruht auf den Gesetzen vom 6. Juli 1867 und 25. Juli 1880. Die Dienstpflicht, mit beendetem 22. Lebensjahr beginnend, dauert 8 Jahre im ersten, 8 Jahre im zweiten Aufgebot. Jährlich werden 11,000 Mann ausgehoben. Die Dienstzeit beträgt bei der Infanterie 8 Monate, bei der Kavallerie 9 Monate ꝛc.; dazu kommen mehrere Übungen von 30 Tagen im ersten Aufgebot. Die Truppen unter zwei lokalen Generalkommandos (Kopenhagen für Seeland und die benachbarten Inseln, Aarhus für Jütland und Fünen) bestehen aus: A. Fußvolk: 5 Brigaden und die Garde, jede Brigade hat 2 Infanterie- und 1 Kavallerieregiment, jedes Infanterieregiment 3 Linienbataillone und ein Kadre für ein im Kriege aufzustellendes Depotbataillon des zweiten Aufgebots, jedes Bataillon 4 Kompanien. Die Garde besteht aus einem Linien- und einem Depotbataillon. B. Reiterei: 5 Regimenter (mit je 486 Pferden, außer Offizierspferden) à 3 Eskadrons nebst Schule (im Kriege Depot) und Übungseskadron, und im Kriege eine Ordonnanzeskadron. C. Artillerie: die Feldartillerie hat 2 Regimenter, ein jedes aus zwei Abteilungen und 6 Linienbatterien und 2 Depotbatterien bestehend; die Festungsartillerie hat 2 Bataillone, jedes zu 6 Linien- und 3 Depotkompanien; hierzu Trainabteilung und technische Abteilungen. D. Genietruppen: 1 Genieregiment mit 8 Linienkompanien, 3 Reservekompanien. Dazu Stäbe, Trains, Administration, Ärzte ꝛc., ferner das Gendarmeriekorps und

Kadres für Verstärkungsabteilungen (13 Bataillone, 4 Batterien, 5 Verstärkungs-Artilleriekompanien). Im Kriege zählt jedes Infanteriebataillon 800, jede Eskadron 120 Köpfe, jede Feldbatterie 167, jede Kompanie der Festungsartillerie 400 Köpfe. Die Kriegsstärke beläuft sich (in 31 Bataillonen, 16 Eskadrons, 12 Batterien, 12 Festungsartillerie-Kompanien, 8 Geniekompanien, 11 Depotbataillonen, 4 Depotbatterien und 3 Festungsdepotkompanien) auf 1500 Offiziere und 58,000 Mann. Das Gewehr, System Krag-Jörgensen M/89 wurde 1891 eingeführt. Die Feldartillerie hat 8,7 cm Hinterladungskanonen in Batterien von je 8 Kanonen. Die Festungsartillerie ist hauptsächlich für die Verteidigung Kopenhagens bestimmt. Außer Kopenhagen, der einzigen Festung (Seebefestigung) von Bedeutung (soll als Mittelpunkt der ganzen Landesverteidigung 1893 mit Forts ausgebaut sein), sind Befestigungen bei Helsingör (Kronborg), Fredericia, Korsör, Frederikshavn und Hals angelegt. Die Offizierschule zu Kopenhagen dient für sämtliche Offiziere und für den Generalstab.

Die erste dänische **Kriegsflotte** wurde Mitte des 16. Jahrh. gebaut. 100 Jahre später war sie schon im stande, mit 39 Schiffen die 46 Schiffe starke schwedische Flotte zu schlagen. Von ihrer höchsten Blüte zu Anfang des 18. Jahrh., als sie 177 Schiffe mit 4783 Kanonen zählte, sank sie bald herab, erreichte aber zu Anfang des 19. Jahrh. wieder eine Stärke von 16 Linienschiffen, 10 Fregatten, 5 Korvetten und 39 kleinern Schiffen, welche an England ausgeliefert wurden. Seitdem ist die dänische Kriegsflotte trotz ihrer Thätigkeit 1848—49 und 1864 nie wieder zur alten Bedeutung gelangt. 1893 zählt sie 4 Panzerschiffe, eine sehr alte Panzerfregatte, 3 Panzerbatterien, unter diesen der Rolf Krake, 10 Kreuzer, 8 Kanonenboote, 12 Schiffe für Schul- und andre Zwecke, 12 Torpedoboote erster, 10 zweiter Klasse und 7 Patrouillenboote. Nur ein Panzerschiff und 4 Kreuzer haben 15—19 Knoten Fahrgeschwindigkeit. Die Bemannung der Kriegsschiffe fordert in Friedenszeiten 4200 Köpfe, darunter 226 Offiziere. Kriegshafen und Arsenal ist Kopenhagen.

Die **Flagge** (Danebrog, s. Tafel »Flaggen I«) ist hochrot mit weißem, sie rechtwinkelig durchschneidendem Kreuz und dem Namenszug des Königs in der Mitte; bei Kriegsschiffen ohne letztern, vorn mit zwei Spitzen. Die **Nationalfarbe** ist Rot und Weiß. Das **Wappen** (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 10) besteht aus einem Schild, geviertet durch das silberne, rot gefaßte Danebrogskreuz mit einem Herz- und Mittelschild. Herzschild: gespalten; vorn in Gold zwei rote Querbalken (Oldenburg); hinten in Blau ein schwebendes goldenes Steckkreuz (Delmenhorst). Mittelschild: geviertet; 1) in Rot ein silbernes Nesselblatt (eigentlich Schildbeschlag) mit einem von Silber über Rot geteilten Herzschildchen (Holstein); 2) in Rot ein silberner Schwan mit goldener Krone um den Hals (Stormarn); 3) in Rot auf silbernem, schwarz gedecktem Roß ein golden geharnischter, schwertschwingender Reiter (Dithmarschen); 4) in Rot ein goldener Pferdekopf (Lauenburg). Rückenschild (s. Tafel): geviertet; 1) im goldenen, mit roten Herzen bestreuten Felde drei gekrönte blaue Löwen (Dänemark); 2) in Gold zwei gekrönte blaue Löwen (Schleswig); 3) geteilt und unten gespalten, oben in Blau drei goldene Kronen (Schweden); unten vorn in Rot ein gespaltener silberner Fisch (Stockfisch) mit Krone (Island); hinten das blaue Feld geteilt, oben ein silberner, braun gefleckter Bock (Färöer), unten ein silberner Bär (Grönland); 4) geteilt; oben in Gold ein gekrönter blauer Löwe, unter ihm neun rote Herzen (Jütland); unten in Rot ein goldener gekrönter Drache (Wenden). D. hat zwei Orden: den Danebrogsorden (s. d.) und den Elefantenorden (s. d.). Ein dritter, de l'Union parfaite, wurde zum Andenken der Vermählung Christians VI. von dessen Gemahlin Sophie Magdalene 1732 gestiftet. Eine 1848 gestiftete Verdienstmedaille wird in Gold und Silber verliehen.

[Geographisch-statistische Litteratur.] Falbe-Hansen und Scharling, Danmarks Statistik (Kopenh. 1878—85); Dieselben, Danmark i 1890. statistisk Haandbog (1891); Bergsö, Den Danske Stats Statistik (1844—53, 4 Tle.); Erslev, Geographische Beschreibung des dänischen Staates (deutsch. Schlesw. 1853); Derselbe, Den Danske Stat. en geographisk Skildring for Folket (Kopenh. 1855—57); Berghaus, Schweden, Norwegen und D. (Berl. 1857); Baggesen, Den danske Stat (2. Aufl., 1862); Trap, Statistik-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark (2. Aufl., 1872—79, II Tle., mit Karten über jedes Amt); Both, Kongeriget Danmark, en historisk-topografisk Beskrivelse (2. Aufl., 1882—85, 2 Tle.); Weitemeyer, Dänemark, Geschichte und Beschreibung, Litteratur und Kunst ꝛc. (Kopenh. 1888); Reisehandbücher von Grove (3. Aufl., das. 1879, 3 Tle.; deutsch von Lohse, das. 1874), vom Dänischen Touristenverein (das. 1892) und von Nielsen (»Norwegen, Schweden und D.«, in Meyers Reisebüchern, 6. Aufl., Leipz. 1893); die Arbeiten des königlich dänischen Statistischen Büreaus (besonders »Statistisk Tabelværk«, 1835—39). **Karten**: »Generalstabens topographiske Kaart over Danmark« (seit 1845, die Inseln in 1 : 80,000, Jütland 1 : 40,000); »Maaleborde« (Meßtischblätter) in 1 : 20,000 (Photolithographie, Jütland in 788 Blatt vollständig erschienen, die Inseln in 421 Blatt noch unvollendet); »Generalstabens Kaart over Danmark« in 1 : 100,000 (seit 1890); »Generalkaart« in 1 : 160,000 (seit 1869, 12 Blatt).

Geschichte.

Die Anfänge der dänischen Geschichte verlieren sich in sagenhaftes Dunkel, während die beglaubigte Geschichte kaum ein Jahrtausend umfaßt. Ehe diese beginnt, weiß die Sage von einem heroischen Zeitalter zu erzählen, welches voll ist von kühnen Thaten und Fahrten der nordischen Helden. Die erste beglaubigte Nachricht von D. liefert der Reisebericht des Pytheas, welcher die Westküste Jütlands besuchte. Von dieser Halbinsel sollen einst die Cimbern ausgezogen sein (daher **cimbrische Chersones**), von ihr aus eroberten die Angeln und Sachsen Britannien. In das entvölkerte Land rückten Dänen aus Seeland und Schonen nach und unterwarfen es sich bis zur Eider. Als einer ihrer ältesten Könige wird **Harald Hildetand** genannt, der um 740 in der Brávallaschlacht gegen den Schwedenkönig Sigurd Ring fiel. Des letztern Enkel, Sigurd Schlangenauge, herrschte dann über das Dänenreich. Seine Nachkommen wurden aus Jütland durch einen aus Norwegen herübergekommenen Zweig der Ynglinger verdrängt. Diesem Hause gehörten die Könige an, welche zur Zeit Karls d. Gr. auftraten: Siegfried, zu dem Widukind und andre sächsische Edle vor dem Zorne Karls d. Gr. flohen, und Gottfried oder Göttrik, der die Obotriten und Sachsen bekämpfte und zum Schutz gegen letztere das Danewerk baute, von Karl d. Gr. 810 deshalb bekriegt, aber noch vor dem Zusammenstoß mit demselben erschlagen wurde. Gott-

friedS Sohn Harald, der nach längern Wirren die Herrschaft erlangte, nahm 826 zu Mainz das Christentum an, welches nun in D. durch den heil. Ansgarius verbreitet wurde und dem auch Haralds Bruder und Nachfolger Horich sich anschloß. Nichtsdestoweniger dauerten die Kämpfe gegen das Frankenreich, unter denen Hamburg besonders zu leiden hatte, und die innern Wirren fort. Fester begründet wurde der dänische Staat durch Gorm den Alten, einen Nachkommen von Sigurd Schlangenauge, welcher nach Verdrängung der Ynglinger die Inseln mit der jütischen Halbinsel vereinigte, das Christentum aber wieder auszurotten suchte, bis er 934 vom deutschen König Heinrich I. besiegt und genötigt wurde, die Mark Schleswig abzutreten und das Christentum wiederherzustellen. Nach Gorms Tode (936) mußte sein Sohn Harald Blauzahn sein Reich von Otto I., der bis zum Ottensund (Limfjord) vordrang, zu Lehen nehmen und sich taufen lassen. Sein Sohn Sven Gabelbart und sein Enkel Knut (Kanut, 1014—35) eroberten England und Norwegen; Knut erwarb auch Schleswig zurück und war ein eifriger Freund des Christentums, das unter ihm das Heidentum in D. völlig überwand. Nach seinem Tode fielen die drei Reiche wieder auseinander. In D. begründete Knuts Schwestersohn Svend Esthridson (1047—76) nach Besiegung Magnus des Guten von Norwegen eine Dynastie, die Ulfinger, welche 400 Jahre lang die Herrschaft behauptete. Er mußte die Oberhoheit des deutschen Königs Heinrich IV. anerkennen und ordnete die kirchlichen Verhältnisse des Reiches, dessen Bistümer sämtlich dem Erzstift Bremen untergeordnet wurden. Seine fünf Söhne bestiegen nacheinander den Thron: Harald Hein (1076—80), Knut der Heilige (1080—86), Olaf Hunger (1086—95), Erich Eingod (1095—1103) und Niels (Nikolaus, 1103—34). Unter ihnen wurden die Wenden in Mecklenburg und Pommern D. unterworfen. Erich Eingods Sohn, Knut Lawards, ward vom Kaiser Lothar zum König der Obotriten gekrönt. Als Niels' Sohn Magnus 1131 Knut ermordete, wurde er 1134 von Knuts Bruder Erich besiegt und getötet, darauf Niels vertrieben. Nach dem Tode Erich Emunds (1137) wüteten innere Kämpfe, bis dessen Sohn Svend 1152 von Kaiser Friedrich I. mit D. belehnt wurde. Aber auch er geriet mit Verwandten in Streit und wurde 1157 auf der Grathebeide von Knut Lawards Sohn, Waldemar I., geschlagen und auf der Flucht getötet. Noch beruhte die Kraft des dänischen Volkes auf seinen freien Männern, deren es damals 15,000 gegeben haben soll; außer zahlreichen Unfreien und Sklaven gab es aber auch schon einen Adel, der aus der Leibwache, den »Hauskerlen« des Königs, hervorging. Waldemar I. wurde von diesem Adel auf einem Herrentag in Roeskilde, nicht von der Volksgemeinde zu Isöre, zum König ausgerufen und vom Erzbischof von Lund gekrönt, mußte zwar 1162 Kaiser Friedrich I. huldigen, eroberte aber Rügen und erlangte eine Oberhoheit über Norwegen. Sein schon bei seinen Lebzeiten als Thronfolger anerkannter und gekrönter Sohn Knut VI. (1182—1201), Schwiegersohn Heinrichs des Löwen, verweigerte Friedrich I. die Huldigung, unterdrückte einen Aufstand der Bauern und erhob Adel und Klerus zu den bevorzugten Ständen des Reiches. Er zwang die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, ihre Lande von ihm zu Lehen zu nehmen, und nannte sich König der Dänen und Slawen; 1201 unterwarf er sich auch Holstein und Hamburg. Sein Bruder Waldemar II., der Sieger (1202—41), gewann, begünstigt durch die Thronstreitigkeiten im Deutschen Reiche, Lauenburg und erhielt 1215 die Reichslande nördlich der Elbe und an der Ostsee von Friedrich II. als Preis eines Bündnisses förmlich abgetreten. Der Kreuzzug, den er 1219 gegen die Esthen unternahm, fügte die Ostküste des Baltischen Meeres dem Reiche hinzu. Hamburg und Lübeck gehorchten ihm, Stralsund wurde 1209 zur Sicherung der dänischen Herrschaft über Pommern und Rügen angelegt. Doch brach diese Macht zusammen, als Graf Heinrich von Schwerin den König durch einen kühnen Handstreich 1223 in seine Gewalt brachte, aus welcher er sich nur durch Verzicht auf alles Land südlich der Eider 1225 befreite. Als er bald darauf versuchte, Holstein wiederzuerobern, wurde er von den Grafen von Holstein und dem Herzog von Sachsen bei Bornhövede 22. Juli 1227 entscheidend geschlagen. Damit war das dänische Übergewicht für lange Zeit gebrochen. Waldemar widmete sich nun den innern Angelegenheiten, brachte viele königliche Güter und Gerechtsame, die der Adel für seine Kriegsdienste zu gewinnen gewußt hatte, an die Krone zurück, ließ ein neues Gesetzbuch abfassen und erleichterte die Lasten des Volkes. In Esthland, das ihm von allen Eroberungen allein geblieben war, stiftete er das Bistum Reval.

Nach Waldemars Tode folgte für D. eine Zeit der Bürgerkriege und innern Zerrüttung. Sein Sohn Erich Pflugpfennig (1241—50) wurde von seinem Bruder Abel (1250—52) getötet, nach dessen Ermordung der dritte Bruder, Christoph (1250—59), folgte. Dessen Sohn Erich Glipping (1259—85) behauptete sich nur mit Mühe auf dem Thron und wurde endlich ermordet. Unter seinem unmündigen Nachfolger Erich Menved (1285—1320) wurde das Land von den Norwegern furchtbar verheert. Klerus und Adel beschränkten bei der Thronbesteigung des schwachen Christoph II. (1320) die königliche Macht durch eine Wahlkapitulation, welche die Rechte der vier Stände, des Klerus, des Adels, der Bürger und Bauern, festsetzte; Fünen und Falster wurden erbliche Lehen und entzogen sich dem königlichen Einfluß, in Schleswig begründete das Haus Schauenburg eine fast unabhängige Macht, andre Landesteile mußten an Schweden abgetreten werden. Da Christoph trotz der Wahlkapitulation willkürlich regierte, ward er 1326 abgesetzt und der Schauenburger Waldemar III. zum König gewählt, der jedoch schon 1330 abdankte. Nun bestieg Christoph II. wieder den Thron, nach dessen Tode 1332 acht Jahre lang kein König herrschte und das Reich durch innere Wirren der Auflösung nahe war. Erst Christophs Sohn, der staatskluge Waldemar IV. (»Atterdag«, 1340—75), stellte mit Hilfe deutscher Söldner das königliche Ansehen her und brachte die entfremdeten Lande an D. zurück. Die Rechte der Stände erkannte er durch die Kallundborger Handfeste (1360) an. Das ferne Esthland verkaufte er an den Deutschen Orden, dagegen suchte er seine Macht auf Kosten Schwedens und der Hansa zu vergrößern. Er eroberte Gotland und machte ungeheure Beute in dem reichen Wisby (1361). Die Hanseaten unternahmen darauf einen Rachezug und plünderten Kopenhagen, wurden aber an der Küste von Schonen so entscheidend geschlagen, daß sie 1363 einen Waffenstillstand schließen mußten. Während Waldemar auf Reisen im Ausland war, erneuerten sie 1367 den Krieg im Bunde mit Schweden und einem Teil des über Waldemars strenges Regiment erbitterten jütischen

Adels. Kopenhagen wurde aufs neue geplündert, das Land weithin verheert. Endlich schlossen die Stände 1370 zu Stralsund Frieden mit der Hansa, in dem sie sich verpflichteten, ohne Zustimmung derselben keinen König anzuerkennen. Waldemar mußte nach seiner Rückkehr diesen Frieden bestätigen.

Nach seinem Tode (1375) übernahm seine einzige Tochter, Margarete, die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon, die Vormundschaft für ihren Sohn Olaf und wurde nach dem Tode desselben 1387 als Herrscherin von D. und Norwegen anerkannt. 1388 wurde sie von den im Aufstand gegen ihren König, Albrecht von Mecklenburg, begriffenen Schweden gleichfalls zur Königin gewählt. Als ihr durch den Sieg bei Axelwalde (24. Febr. 1389) die Vertreibung Albrechts gelungen war, setzte die kinderlose Fürstin durch, daß ihr Großneffe Erich von Pommern zu ihrem Nachfolger gewählt wurde; dann berief sie 1397 die Stände der drei Reiche nach Kalmar und brachte hier das unter dem Namen der Kalmarischen Union bekannte Grundgesetz zu stande, nach welchem fortan nur Ein König über die drei Reiche D., Norwegen und Schweden sein, jeder Krieg und jeder Vertrag mit fremden Staaten allen drei Reichen gemeinsam sein, dabei aber jedes seine eignen Rechte und Gesetze behalten sollte. Nun trachtete Margarete auch danach, das entfremdete Schleswig wieder an die dänische Krone zu bringen. Sie ließ 1410 ein Heer in das Land einrücken, hatte aber nur einen Teil desselben erobert, als sie 1412 starb. Erich folgte nun als König der drei Reiche; doch waren die partikularistischen Bestrebungen in Schweden so stark, daß mehrmals Aufstände ausbrachen und das Land sich 1435 einen eignen Reichsverweser wählte. Nach langem, verderblichem Krieg behielt Graf Adolf von Holstein 1432 Schleswig und die Hansa, welche gegen D. mitgekämpft hatte, ihre Privilegien. Zuletzt erhob sich auch der dänische Adel, der unter Verdrängung der übrigen Stände große Macht erworben hatte, gegen Erichs Mißregierung. Der alternde König versuchte vergeblich die Krone zu behaupten und flüchtete 1439 nach Pommern, wo er 1459 starb. Der Wunsch, die Union aufrecht zu erhalten, hatte die Stände der drei Reiche bewogen, Erichs Neffen, den bayrischen Prinzen Christoph, zum König zu wählen. Als auch dieser Fürst 1448 kinderlos starb, wurde in Schweden der bisherige Reichsvorsteher Karl Knutson, in D. Graf Christian I. von Oldenburg (1448—81) zum König gewählt, nachdem er in einer Wahlhandlung dem aus dem Adel gebildeten Reichsrat das Recht der freien Königswahl bestätigt und sich verpflichtet hatte, ohne dessen Zustimmung keine Steuern zu erheben, keine Lehen, Ämter u. dgl. an Ausländer zu vergeben, die Verwaltung des Krongutes einer Aufsicht zu unterwerfen ꝛc. Christian wurde 1450 in Norwegen und 1457 nach Karl Knutsons Vertreibung auch in Schweden zum König gewählt, so daß die skandinavische Union hergestellt war. 1460 endlich wählten ihn die schleswig-holsteinischen Stände zum Herzog, nachdem er deren Wahlrecht anerkannt und die Ungeteiltheit beider Länder bestätigt hatte. Schweden jedoch verlor er durch seine Niederlage am Brunkeberg (10. Okt. 1470) an die Sture. Sein Nachfolger Johann (1481—1513), der Schleswig-Holstein mit seinem Bruder Friedrich teilte, so daß die Herzogtümer fortan in einen königlichen (Segebergschen) und einen Gottorpschen Teil zerfielen, erlangte 1497 durch die Versöhnung mit den Sture auch die schwedische Krone wieder, übte aber thatsächlich keine Herrschaft aus.

Unter Johanns Sohn Christian II. (1513—23) zerriß die Union vollständig. In D. und Norwegen als König anerkannt, bemühte er sich, die Übermacht des Adels zu beschränken, Bürger- und Bauernstand zu heben und den selbständigen dänischen Handel zu befördern, den Einfluß der Hansa aber zu beseitigen; zu diesem Zweck siedelte er Holländer auf der Insel Amak an. Schweden ward, nachdem der Reichsverweser Sten Sture 1520 gefallen war, zwar von Christian unterworfen; doch entzündete er durch das Stockholmer Blutbad den Krieg von neuem. Während Gustav Wasa Schweden von der Kalmarischen Union für immer losriß, so daß bloß Norwegen mit D. vereinigt blieb, führte die Härte, mit der Christian die Opposition der Geistlichkeit und des Adels zu brechen versuchte, auch in D. zum Aufstand. In einer Versammlung zu Viborg 1523 kündigten die beiden Stände dem König den Gehorsam auf und beriefen seinen Oheim Friedrich I. (1523—33) auf den Thron, nachdem er die alte Handfeste beschworen. Der Adel ließ sich vom neuen König alle verpfändeten Güter und andre wichtige Vorrechte einräumen. Schonen und die andern Besitzungen in Schweden behauptete Friedrich und erlangte auch die Krone von Norwegen. Da die Reformation in D. Eingang gefunden hatte, gestattete Friedrich auf dem Reichstag zu Odense 1527 beiden Konfessionen Duldung und besetzte die erledigten Bistümer mit der Reformation zugethanen Männern. Nach seinem Tode (1533) machte Lübeck unter Wullenweber in Verbindung mit andern Hansestädten und mit England den Versuch, Christian II. wieder zurückzuführen und D. unter den Einfluß der Hansa zu bringen, und es entstand die sogen. Grafenfehde, ein Kampf, in welchem auch die Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Adel und Geistlichkeit und Bürgern und Bauern sich geltend machten; er endete, nachdem die Freiheit und Kraft des Bauernstandes vollends zu Grunde gegangen, damit, daß der älteste Sohn Friedrichs I., der Herzog Christian von Schleswig-Holstein, als Christian III. (1536—59) König von D. wurde. Dessen wichtigstes Werk war die Durchführung der lutherischen Reformation auf dem Reichstag zu Kopenhagen (1536). Da der Klerus infolge derselben alle weltliche Macht verlor, der Adel aber mit der Krone sich an dem säkularisierten Kirchengut bereicherte, so wuchs die Macht des Adels, welche er durch den Reichsrat ausübte, der aus den höchsten Kronbeamten und andern vom König aus dem Adel zu wählenden Mitgliedern bestand; die Reichstage, auf denen alle Stände vertreten waren, traten nur noch selten zusammen. Da die Könige bei jeder Neuwahl weitere Zugeständnisse zu gunsten des Adels machen mußten, so wurde die Stellung der Krone dem Adel gegenüber immer schwächer; das Beispiel des schleswig-holsteinischen Adels, der bedeutende Vorrechte besaß und seit der Thronbesteigung der Oldenburger zahlreich in D. eingewandert war, trieb den dänischen Adel zur Erweiterung seiner Macht an, wie denn der Einfluß des deutschen Adels in D. bis zum 19. Jahrh. bedeutend war, während die Reformation dem deutschen Geist die Herrschaft in Litteratur und Wissenschaft verschaffte.

Das schwache Königtum vermochte die Übermacht Schwedens kaum noch abzuwehren. Schon Christians III. Nachfolger, Friedrich II. (1559—88), führte 1563—70 einen erfolglosen Krieg gegen Schweden. Sein Sohn Christian IV. (1588—1648) begann 1611 einen neuen Krieg und eroberte Kalmar u. Öland,

für deren Rückgabe im Frieden von Knäröd 1613 Schweden 1 Mill. Thlr. bezahlen mußte. Aber als er sich im Dreißigjährigen Krieg in die deutschen Angelegenheiten mischte und an der Spitze der niedersächsischen Stände 1625 dem Kaiser und der Liga entgegentrat, erlitt er 1626 bei Lutter am Barenberg durch Tilly eine vollständige Niederlage, verlor Holstein, Schleswig und Jütland an die kaiserlichen Truppen und sah sich durch Wallensteins maritime Pläne sogar auf seinen Inseln bedroht. Zwar erhielt er im Frieden von Lübeck (1629) gegen das Versprechen, sich nicht mehr in Deutschland einzumischen, die verlornen Lande zurück; doch mußte D. fortan den Vorrang in der Ostsee dem siegreichen Schweden abtreten, dessen Erfolgen in Deutschland es vergeblich durch diplomatische Unterhandlungen Einhalt zu thun versuchte. Christians zweideutige, ja feindselige Haltung veranlaßte endlich die Schweden, 1643 den Krieg zu erklären. Torstensson rückte in Holstein ein, schwedische und holländische Schiffe griffen die Flotte an, und D. mußte im Frieden von Brömsebro (1645) die Provinzen Jemtland und Herjedalen, die Inseln Gotland und Ösel an Schweden abtreten und diesem Befreiung vom Sundzoll zugestehen. Erfolgreicher war Christians Thätigkeit für die innern Angelegenheiten, für Gesetzgebung und Finanzverwaltung, Kirche und Schule, Handel und Schiffahrt, Ausdehnung und Befestigung des Kolonialbesitzes. Noch unglücklicher im Kriege gegen Schweden war sein Nachfolger Friedrich III. (1648—70), der in den Friedensschlüssen von Roeskilde (1658) und Kopenhagen (1660) die dänischen Besitzungen jenseit des Sundes, nämlich Schonen, Halland, Blekinge und Bohus, an Schweden abtreten und auf die Lehnshoheit über Holstein-Gottorp Verzicht leisten mußte.

Dieses nationale Unglück und die unpatriotische Selbstsucht, welche der Adel dabei bewies, führte einen vollständigen Umschwung im Innern herbei. Da nämlich auf dem 1660 einberufenen Reichstag der Reichsrat und der Adel nichts von ihren Vorrechten dem allgemeinen Besten opfern wollten, so verbanden sich die Geistlichkeit unter dem Bischof Svane und die Bürgerschaft unter dem Kopenhagener Bürgermeister Ranzen und übertrugen dem König die volle erbliche Souveränität, worauf Friedrich III. 18. Okt. 1660 die Huldigung als erblicher und absoluter König empfing. Kraft der ihm vom Reichstag übertragenen Vollmacht setzte der König 14. Nov. 1665 die neue Verfassung des Reiches durch das von Schuhmacher (Griffenfeldt) entworfene sogen. Königsgesetz fest, worin bestimmt wurde, daß der König lutherischer Konfession sein müsse, das Reich nicht teilen, das Königsgesetz nicht verletzen dürfe, im übrigen aber nur Gott für seine Handlungen Rechenschaft schuldig sei; zur Erbfolge sollte sowohl die männliche als die weibliche Linie berechtigt sein; der Reichsrat wurde abgeschafft. Die soziale Bevorzugung, die dem Adel blieb, mußte er seit 1671 mit einem neugeschaffenen Hofadel teilen. Ein abhängige Beamtenhierarchie und eine zuverlässige Militärmacht waren fortan die Hauptstützen des Königtums. Friedrichs Nachfolger Christian V. (1670—99) benutzte die Gewalt, welche das Königtum erlangt hatte, zu umfassenden Reformen in der Gesetzgebung (dänisches Gesetzbuch von 1683) und Verwaltung, sowohl in Norwegen als in D. Ein neuer Krieg gegen Schweden (1675—79) wurde meist glücklich geführt, endete aber infolge der Intervention Frankreichs erfolglos, indem D. seine Eroberungen herausgeben mußte. Dagegen gelang es dem König, durch Vertrag mit den näher berechtigten Erben die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, wo die regierende Linie 1667 ausgestorben war, an sein Haus zu bringen. Friedrich IV. (1699—1730) brachte die Finanzen in gute Ordnung, beförderte Handel und Industrie, nahm die Post in staatliche Verwaltung und begründete den Volksunterricht auf dem Lande; er erleichterte die Lage der Bauern, ließ aber deren Haftbarkeit an der Scholle bestehen und richtete auf dieser Grundlage eine Landmiliz ein. Im Nordischen Kriege wurde der König von Karl XII. gleich zu Anfang überfallen und zum Frieden von Travendal (1700) genötigt, nahm aber nach Karls Niederlage in Rußland (1709) den Kampf wieder auf und brach in Schonen ein. Nachdem die Dänen 1710 bei Helsingborg eine Niederlage erlitten hatten, wurde der Krieg mit wechselndem Erfolge fortgeführt und endete 1720 im Frieden von Frederiksborg damit, daß D. gegen Herausgabe seiner pommerschen Eroberungen den Gottorpschen Anteil von Schleswig, den Sundzoll und 600,000 Thaler von Schweden erhielt. Als 1762 der Sohn des hierdurch verkürzten Herzogs von Holstein-Gottorp als Peter III. Kaiser von Rußland wurde, entstanden wegen des Gottorpschen Anteils längere Verwickelungen, die 1773 damit beendigt wurden, daß D. den Anteil behielt, dafür aber Oldenburg und Delmenhorst an die Gottorpsche Linie abtrat.

Christian VI. (1730—46) und in noch höherm Grade sein Sohn Friedrich V. (1746—66) erwarben sich, unterstützt von den trefflichen Ministern Schulin und Bernstorff (dem ältern), große Verdienste um die Ausbildung der Gesetzgebung, verbesserten das Unterrichtswesen und bemühten sich, den dänischen Handel durch Verträge und Anlegung von Bankinstituten zu fördern. Zahlreiche fremde Gelehrte, Dichter und Künstler wurden nach D. berufen, um das geistige Leben zu heben. Durch strenge Neutralität während der Kriege unter den Nachbarstaaten erhielt sich D. die Segnungen des Friedens. Dies Regierungssystem erhielt sich bis zu Bernstorffs Entlassung (1770) auch unter Christian VII. (1766—1808). Während der König in eine Geisteskrankheit verfiel, erlangte der Günstling des Königspaares, Struensee, allmächtigen Einfluß und führte eine Menge Reformen im Sinne der Aufklärung ein, aber in gewaltthätiger und übereilter Weise und mit ausschließlichem Gebrauch der deutschen Sprache, so daß eine Reaktion des nationalen Dänentums und des orthodoxen Luthertums erfolgte und Struensee durch eine Palastintrige der Königin-Mutter gegen die Königin Karoline Mathilde 1772 gestürzt wurde. Der neue Minister Guldberg beseitigte die deutschen Beamten und die liberalen Reformen, wurde aber 1784, als Kronprinz Friedrich an Stelle des blödsinnigen Königs die Regierung übernahm, durch den jüngern Bernstorff ersetzt, der nach dem Vorbilde der französischen Revolution, aber in gemäßigter Weise, Reformen vornahm, die Leibeigenschaft völlig aufhob (1788) und durch eine vorsichtige und friedfertige auswärtige Politik einen glänzenden Aufschwung der dänisch-norwegischen Handelsflotte ermöglichte. Nach seinem Tode (1797) freilich trat hierin eine Wendung ein. Als die Engländer 1799 und 1800 dänische Fregatten wegnahmen, trat D. 16. Dez. 1800 der von Rußland gegen britische Übergriffe geistifteten bewaffneten Neutralität bei. England sah darin eine Kriegserklärung und sandte eine Flotte in die Ostsee, welche 2. April 1801 vor Kopenhagen die dänische Flotte

schlug und die Stadt selbst bombardierte. Von Rußland im Stich gelassen, mußte D. mit England einen höchst nachteiligen Frieden schließen, der seinen Handel lahmlegte. Erbittert hierüber blieb D. beim Ausbruch des 3. Koalitionskrieges gegen Frankreich 1805 neutral. Auf den bloßen Verdacht hin, daß Napoleon die dänische Flotte für eine Landung an der englischen Küste benutzen könne, schickte England 1807 eine große Flotte mit Landungstruppen ins Kattegat und forderte Dänemarks Allianz mit England, die Auslieferung der dänischen Flotte als Unterpfand und die Übergabe von Kronenborg. Als der Kronprinz diese Forderungen zurückwies, bombardierten die Engländer 3 Tage lang (2.—5. Sept.) Kopenhagen und führten die dänische Flotte, 75 Schiffe, darunter 18 Linienschiffe und 17 Fregatten, als Beute weg. Durch diese ganz unberechtigte Gewaltthat wurde D. zum Bündnis mit Frankreich getrieben; es erklärte an England und wegen seines zweideutigen Benehmens beim letzten Angriff der Engländer auch an Schweden den Krieg. Die Folge war der Verlust der dänischen Kolonien; Island und Helgoland wurden von den Engländern genommen und bloß ein Angriff Schwedens auf Norwegen glücklich zurückgeschlagen. Dennoch blieb König Friedrich VI. (1808—39) dem Bündnis mit Napoleon selbst nach den Katastrophen von Moskau (1812) und Leipzig (1813) treu, und der Kronprinz von Schweden rückte daher Ende 1813 in Schleswig-Holstein und Jütland ein. D. sah sich genötigt, 14. Jan. 1814 den Frieden von Kiel zu schließen, in welchem es Norwegen gegen Schwedisch-Pommern an Schweden, Helgoland an England abtrat, Trankebar aber nebst den übrigen Kolonien zurückerhielt; auch zur Stellung eines Hilfskorps gegen Frankreich mußte es sich verstehen. Auf dem Wiener Kongreß tauschte es Schwedisch-Pommern an Preußen gegen Lauenburg nebst 1 Mill. Thaler aus.

Dies Ergebnis der dänischen Politik während der Revolutionskriege, namentlich der Verlust des vier Jahrhunderte mit D. verbundenen Norwegen, wurde vom dänischen Volk bitter und schmerzlich empfunden; dazu kam die Zerrüttung der Finanzen: die Staatsschuld war 1800—14 von 28 auf 100 Mill., die Zettelschuld (unfundiertes Papiergeld) auf 142 Mill. Thaler gestiegen. Nur durch die höchste Anspannung der Steuerkraft und strengste Sparsamkeit war es möglich, die regelmäßige Zahlung der Zinsen der Staatsschuld zu leisten und den Staatskredit herzustellen. D. sah sich jetzt unter den Staaten Europas zu einer bedeutungslosen Macht dritten Ranges herabgedrückt. Um so stärker machte sich nun im dänischen Volk die nationale Reaktion gegen das Ausland, namentlich gegen das Deutschtum, bemerkbar, welche durch Struensees schroffes Vorgehen geweckt und durch die englischen Gewaltthaten gesteigert worden war. Durch eine entschiedene Hervorkehrung ihrer Nationalität, durch die Schöpfung einer nationalen Kunst und Litteratur und durch innere Reformen suchten die Dänen die Verluste gut zu machen, welche D. an äußerer Macht erlitten hatte. Auch das Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung wurde laut, namentlich nach der französischen Julirevolution 1830. Indes durch die Gesetze vom 28. Mai 1831 und vom 15. Mai 1834 wurden nur Provinzialstände für die Inseln, Jütland, Schleswig und Holstein mit Lauenburg eingeführt, denen Gesetzentwürfe zur Beratung vorgelegt werden sollten, und die Anträge und Beschwerden an den König richten durften. Dieses Recht wurde auch angewandt, um die vielfachen Mißstände in Regierung und Verwaltung, besonders auf finanziellem Gebiet, aufzudecken. Größere Zugeständnisse erhoffte man von Friedrichs VI. Vetter und Nachfolger Christian VIII. (1839—48); doch sah man sich bald enttäuscht durch den »offenen Brief« des neuen Königs, der zwar Verbesserungen in der Verwaltung versprach, aber von einer Verfassung nichts sagte. Die liberale Agitation wuchs und verschmolz sich in Kopenhagen in der Partei der Nationalliberalen (oder Eiderdänen) mit der nationalen; man verlangte eine Konstitution und die Verschmelzung Schleswigs, dessen vertragsmäßige Verbindung mit Holstein man nicht anerkennen wollte, mit D. Umgekehrt forderten die Schleswig-Holsteiner zwar auch eine Erweiterung der ständischen Rechte, aber zugleich die Sicherung der Zusammengehörigkeit der Herzogtümer und die Abwehr der dänischen Fremdherrschaft in Schleswig. Schlimmsten Falls rechneten die Herzogtümer auf völlige Trennung von D., falls die dänische Königsfamilie im Mannesstamm ausstürbe, während die eifrig nationalgesinnten Dänen in diesem Fall an eine Verbindung mit Skandinavien dachten. Zwischen diesen entgegengesetzten Bestrebungen, welche sich immer heftiger bekämpften, standen das Königtum und das höhere Beamtentum, in welchem der gut königlich gesinnte schleswig-holsteinische Adel stark vertreten war. Diese wünschten vor allem die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates und hätten daher durch Befriedigung der liberalen Wünsche die Gemüter beruhigen, durch Pflege der D. und den Herzogtümern gemeinsamen Interessen die nationalen Gegensätze versöhnen und durch strenge Gesetzlichkeit das Vertrauen der Bevölkerung sich sichern müssen. Statt dessen erließ Christian VIII. den »offenen Brief« am 8. Juli 1846, in dem er die dänische weibliche Erbfolge auch für die Herzogtümer festsetzen zu wollen erklärte. Dadurch rief er die größte Beunruhigung und Proteste der erbberechtigten Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes hervor.

Nach dem Tode Christians VIII. (20. Jan. 1848) bestieg sein Sohn Friedrich VII. (1848—63) den Thron, der, selbst liberal gesinnt, bereits 28. Jan. in einem Reskript die Einführung einer Verfassung versprach, die gleichzeitig die unantastbaren Rechte der Gesamtmonarchie sowie die besondern Rechte und Interessen der einzelnen Landesteile sichern sollte; zu diesem Zweck sollten besondere Stände für D. und für die Herzogtümer eingesetzt werden, die dann gleichstarke Delegationen zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten zu ernennen hätten. Das Reskript befriedigte aber weder die liberalen noch die nationalen Wünsche, und nach der Februarrevolution hielt die eiderdänische Partei 11. März 1848 im Kasino in Kopenhagen eine zahlreich besuchte Versammlung ab, welche Schleswig für eine dänische Provinz erklärte und seine Einverleibung in D. forderte. Als nun der König 22. März das »Kasino«-Ministerium berief, das aus den entschiedensten Eiderdänen, wie Monrad, Bluhme, Orla Lehmann und Tscherning, bestand, und dieses in seiner Proklamation vom 24. März das Losungswort »D. bis an die Eider« ausgab, sagten sich die Herzogtümer von D. los. In dem nun beginnenden Kriege (s. Schleswig-Holstein) wurden die Herzogtümer von Deutschland unterstützt, während England, Rußland und Schweden D. ihre diplomatische Hilfe leisteten. Das dänische Volk gab während des Krieges die größten Beweise von Patriotismus und Opferwilligkeit. Der Krieg endigte auch durch

den Sieg bei Idstedt (25. Juli 1850), noch mehr aber infolge der schwächlichen Politik Preußens und Österreichs, welche die Herzogtümer im Stich ließen, in einer für D. günstigen Weise: die außerdeutschen Großmächte und Schweden erklärten sich 2. Juni 1850 in London für die Aufrechterhaltung der Integrität der dänischen Gesamtmonarchie, und Österreich trat dieser Erklärung 2. Aug. bei; darauf wurde von D. und Rußland im Warschauer Protokoll (5. Juni 1851) der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als eventueller Thronfolger im Gesamtstaat bezeichnet und im Londoner Protokoll (8. Mai 1852) von allen Großmächten und Schweden anerkannt. Die näher berechtigten Agnaten in D. verzichteten zu seinen gunsten, und der dänische Reichstag genehmigte die neue Thronfolgeordnung 31. Juli 1853. Die Genehmigung des Deutschen Bundes wurde ebensowenig eingeholt wie die der Agnaten in Schleswig-Holstein.

Inzwischen war auch D. aus einer absoluten Monarchie in eine konstitutionelle umgewandelt worden. Im Oktober 1848 trat die für die Beratung der Verfassung berufene Volksvertretung zusammen und beendigte 5. Juni 1849 ihre Aufgabe. Das Grundgesetz führte zwei Kammern des Reichtags ein, das direkt gewählte Folkething und das Landsthing, dessen Mitgliedschaft an einen Zensus gebunden war und das durch indirekte Wahlen gewählt wurde. Nach dem Sieg über die Herzogtümer legte das Ministerium 28. Jan. 1852 dem Reichstag den Entwurf einer Gesamtstaatsordnung vor, nach welchem der dänische Staat aus drei Hauptteilen bestehen sollte, dem Königreich D., dem Herzogtum Schleswig und den Herzogtümern Holstein und Lauenburg; jeder Teil sollte seine eigne Volksvertretung und seine eignen verantwortlichen Ministerien haben, alle drei Teile aber durch eine gemeinschaftliche Verfassung verbunden sein. Dieser Entwurf stieß in den Herzogtümern auf Widerstand, da er dieselben trennte, und befriedigte die Eiderdänen nicht, da er Schleswig nicht völlig mit D. vereinigte. Doch sicherte sich das Ministerium Bluhme die Zustimmung des Reichstags, indem es 1853 den bisherigen Reichstag auflöste und bei den Neuwahlen eine Mehrheit erlangte. Hierauf verkündete es 26. Juli 1854 die Gesamtstaatsverfassung für D. und die Herzogtümer, nach welcher der Reichsrat für die ganze Monarchie aus 50 Mitgliedern bestehen und der König davon 20, darunter vier holsteinische, ernennen sollte; bei Finanzgesetzen sollte der mindestens alle zwei Jahre in Kopenhagen zu versammelnde Reichsrat nur beratend, bei neuen Steuern beschließend sein. Mit dieser Verfassung war niemand zufrieden; der Reichsrat selbst, der am 1. Sept. 1854 zusammentrat, nahm sofort eine oppositionelle Haltung gegen die Regierung ein, und noch schärfer war die Opposition des dänischen Reichstags. Das Ministerium löste ihn auf, nahm aber, als die Wahlen ebenfalls oppositionell ausfielen, 3. Dez. seine Entlassung und wurde durch das entschieden eiderdänische Ministerium Bang ersetzt. Dieses legte sofort dem Reichstag den Entwurf einer neuen Gesamtstaatsverfassung vor, nach welchem der Reichsrat in Finanz- und Gesetzgebungssachen das Recht zu beschließen haben und die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder beschränkt werden sollte. Nachdem der dänische Reichstag 1855 seine Zustimmung gegeben (die Stände der Herzogtümer wurden gar nicht gefragt), wurde die neue Verfassung 2. Okt. 1855 veröffentlicht, die Beamten darauf vereidigt und am 1. März 1856 der Reichsrat in Kopenhagen eröffnet. Die Herzogtümer wurden als erobertes und daher rechtloses Land behandelt. In Schleswig wurden alle Deutschgesinnten vertrieben oder gemaßregelt und in Schule und Kirche rücksichtslos danisiert. Die Domänen der Herzogtümer, welche in der Gesamtstaatsverfassung als gemeinsam bezeichnet waren, wurden mit Zustimmung des Reichsrats verkauft, während von den 32 Mill., welche D. als Abfindung für den Sundzoll empfing, die Herzogtümer nichts erhielten. Der Herzogtümer Holstein und Lauenburg, die zum Deutschen Bund gehörten, vermochte sich nun wenigstens der Bundestag anzunehmen, und nachdem es der dänischen Regierung nicht gelungen war, die Stände derselben zur Annahme der Gesamtstaatsverfassung zu bewegen, suspendierte sie dieselbe 15. Juli 1858 für Holstein und Lauenburg und hob sie, als der Bund mit Exekution drohte, 7. Nov. 1858 auf. Da jeder Versuch, mit den holsteinischen Ständen eine neue Verfassung für die Gesamtmonarchie zu vereinbaren, scheiterte, so lenkte der König ganz in die Bahnen der eiderdänischen Politik ein. Auf Bitten des dänischen Reichstags trennte er durch Verordnung vom 30. März 1861 Holstein und Lauenburg von der bisherigen Gemeinsamkeit mit den übrigen Teilen des Königreichs. Dagegen wurde Schleswig fortan ganz als dänische Provinz behandelt und durch Verstärkung der Befestigungen am Danewerk und auf den Düppeler Höhen militärisch gesichert. Endlich wurde im Herbst 1863 dem Reichstag der Entwurf einer für D. und Schleswig gemeinsamen eiderdänischen Verfassung vorgelegt, welcher schon 13. Nov. unter stürmischem Beifall der Tribünen mit 41 gegen 16 Stimmen angenommen wurde. Da die königliche Sanktion mit Sicherheit zu erwarten war, so meinte die eiderdänische Demokratie der Hauptstadt einen glänzenden Sieg errungen zu haben.

Da starb unerwartet König Friedrich VII. 15. Nov. 1863. Ihm folgte der sogen. Protokollprinz, Prinz Christian von Glücksburg, als Christian IX. In D. war dessen Thronfolgerecht unbestreitbar; gleichwohl war der neue König der Zustimmung des Volks keineswegs sicher, und durch die Forderungen und Drohungen der aufgeregten Kopenhagener Bevölkerung ließ sich Christian IX. 18. Nov. bewegen, der eiderdänischen Verfassung seine Zustimmung zu geben; am 1. und 2. Dez. wurde dieselbe amtlich verkündet und sollte 1. Jan. 1864 in Kraft treten. Dies gab dem Widerstand, der sich in den Herzogtümern sofort gegen die Thronbesteigung Christians IX. erhoben hatte, erst Kraft und Nachhaltigkeit. Die Stände erklärten sich für den Prinzen von Augustenburg als legitimen Erben und riefen den Schutz des Bundes für die Rechte des Landes und des Prinzen an. Als der Bund noch im Dezember 1863 Holstein und Lauenburg durch sächsische und hannöversche Truppen besetzen ließ, räumte die dänische Regierung, ihrer Politik getreu, diese Lande ohne Schwertstreich. Nun aber verlangten Österreich und Preußen auf Grund des auch im Londoner Protokoll bestätigten Rechts Schleswigs und Holsteins auf Zusammengehörigkeit und gemeinschaftliche Verfassung 16. Jan. 1864 die Aufhebung der eiderdänischen Verfassung. In thörichtem Vertrauen auf den Beistand der Großmächte, namentlich Englands, lehnte das Ministerium Monrad die Forderung ab und führte damit einen neuen deutsch-dänischen Krieg herbei. Die österreichischen und preußischen Truppen überschritten 1. Febr. die Eider und zwangen

die Dänen unter Meza durch einige Gefechte und die Umgehung ihrer linken Flanke 5. Febr. zur Räumung des Danewerks. Die dänischen Truppen zogen sich hinter die Düppeler Schanzen zurück, welche 18. April von den Preußen erstürmt wurden, während die Österreicher in Jütland eindrangen. Auf einer Konferenz der Mächte in London (25. April bis 25. Juni), welche vermitteln wollte, lehnte D. in hartnäckiger Verblendung sowohl eine Personalunion der Herzogtümer mit D. als eine Teilung Schleswigs ab. Der Krieg begann also von neuem mit der Eroberung Alsens durch die Preußen (29. Juni) und der Besetzung ganz Jütlands. Schon war ein Übergang der Verbündeten nach Fünen geplant, als D. 18. Juli Waffenstillstand schloß und im Frieden zu Wien 30. Okt. 1864 die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen abtrat.

Durch die Abtretung Schleswig-Holsteins war D. auf einen Umfang beschränkt, wie es ihn so klein noch nie gehabt hatte. Der seit 1850 hochgeschwellte Nationalstolz war empfindlich gedemütigt, aber nicht gebrochen, und das kleine Volk wandte seine Kräfte mit verdoppeltem Eifer und überraschendem Erfolg der Hebung seiner geistigen und materiellen Kultur zu. Die bisher ausschließlich herrschende nationalliberale oder eiderdänische Partei, deren Politik so völlig Schiffbruch gelitten, verlor allerdings ihren Einfluß und die Hauptstadt ihr Übergewicht über das Land. Als der Reichstag 3. Okt. 1864 wieder zusammentrat, bildete sich in beiden Thingen eine starke Bauernpartei, welche statt der gegenstandslosen eiderdänischen Verfassung von 1863 die Herstellung der Verfassung von 1849 forderte. Das Ministerium Bluhme wollte sie nicht ohne Bedingungen zugestehen und löste, als das Folkething dieselben nicht genehmigte, es 1865 auf. Es wurde jedoch in seiner alten Zusammensetzung wiedergewählt, und nach dem Rücktritt Bluhmes vereinbarte das neue Ministerium Frijs-Frijsenborg mit dem Reichstag 1866 die neue Verfassung. Der 5. Artikel des Prager Friedens zwischen Österreich und Preußen (23. Aug. 1866) eröffnete D. die Aussicht auf Rückgabe der nördlichen Distrikte Schleswigs unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung in freier Abstimmung sich dahin ausspreche. Zwar führten die Verhandlungen mit Preußen über die Ausführung des Artikels zu keinem Resultat, da D. die von Preußen geforderten Garantien für die abzutretenden deutschen Gemeinden nicht geben wollte. Solange jedoch Kaiser Napoleon III., der Urheber jenes Artikels, mächtig war, konnte D. auf Nordschleswig hoffen. Als 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, war die öffentliche Meinung in D. einer Allianz mit Frankreich zur Wiedererlangung des Verlornen nicht abgeneigt. Indes der rasche Verlauf des Krieges und der Sturz Napoleons zwangen D. zur Neutralität. Wenn später auch einige Annäherungsversuche an das Deutsche Reich stattfanden, so war die tiefe Verstimmung gegen Deutschland im Volk doch so fest gewurzelt und kam so oft zum Ausbruch, daß ein Vertrauensverhältnis zwischen beiden Staaten unmöglich war. Deutschland zog es daher vor, sich im Oktober 1878 mit Österreich über die Aufhebung des Artikel 5 zu verständigen, und veröffentlichte dies zur großen Überraschung der Dänen im Januar 1879, als eben der dänische Hof bei der Vermählung des Herzogs von Cumberland mit der Prinzessin Thyra seinen deutschfeindlichen Gesinnungen einen auffälligen Ausdruck gegeben hatte.

Einen wichtigen Gegenstand der Verhandlungen des Reichstags bildete die Reorganisation des Heer- und Verteidigungswesens. Ein neues Wehrpflichtgesetz, welches die allgemeine Wehrpflicht einführte, wurde im Januar 1869, ein Gesetz über die Reorganisation des Heeres im Januar 1873 angenommen. Dagegen sträubte sich die Mehrheit des Folkethings, die Kosten für die Vermehrung des Landheers und der Flotte und für die geplante großartige Befestigung Kopenhagens zu bewilligen, welche die Regierung verlangte, damit D. auch in der Zukunft bei allen kriegerischen Verwickelungen einen wichtigen Faktor bilden könne und namentlich gegen Deutschland gesichert sei. Die Bauernpartei und die Radikalen, welche die Linke des Folkethings bildeten, wollten aber von einer aktiven Politik Dänemarks nichts wissen, verlangten Beobachtung strengster Neutralität und hielten die größte Sparsamkeit für geboten. Als das liberale Kabinett Fonnesbech, das 1874 an Stelle des konservativen Ministeriums Holstein-Holsteinborg (seit 1870) getreten war, den Widerstand des Folkethings nicht zu beseitigen vermochte, berief der König 1875 ein rein büreaukratisches Ministerium unter Estrup, welches das Landesverteidigungsgesetz dem Reichstag trotz wiederholter Ablehnung immer von neuem vorlegte, gleichzeitig aber mit dem Bau der Befestigungen vorging. Hierüber entstand ein immer heftigerer Verfassungskonflikt. Das Folkething, dessen oppositionelle Mehrheit bei jeder Neuwahl wuchs (1876 auf 74 Mitglieder gegen 27 Regierungsfreunde), lehnte schließlich auch das Budget ab, um hierdurch die Regierung zum Rücktritt zu zwingen. Diese ließ jedoch das Budget durch das Landsthing genehmigen, berief sich darauf, daß das Landsthing dem Folkething gleichberechtigt sei, und regierte, da also kein ordnungsmäßiges Buget zu stande gekommen sei, nach einem provisorischen Finanzgesetz. Estrup erklärte, da in D. die Verfassung das parlamentarische Regierungssystem nicht zulasse, von seinem Posten nicht weichen zu können, und die Presse und die öffentliche Meinung der Hauptstadt standen auf seiner Seite. Die Befestigung Kopenhagens zunächst auf der Seeseite wurde vollendet; Mitglieder der Opposition, welche sich in heftigen Ausdrücken gegen das Ministerium vergingen, wurden gerichtlich belangt und bestraft. Dieser konsequenten Haltung der Regierung gegenüber benahm sich die Opposition, welche von Holstein-Ledreborg, Berg und Hörup geführt wurde, schwankend, da sie in Gemäßigte und Radikale zerfiel. Wiederholt genehmigte sie das Budget und nahm 1880 auch zwei Gesetze über die Stärke des Landheers und der Marine an. An der Befestigungsvorlage, welche die Regierung immer von neuem einbrachte, entzündete sich aber der Streit wieder; bei jeder Reichstagsauflösung behauptete die Opposition im Folkething die Mehrheit und fühlte sich zur Ablehnung aller Regierungsvorlagen, auch des Budgets, ermutigt, worauf die Regierung dann ein provisorisches Finanzgesetz erließ, was die Linke des Folkethings als Vergewaltigung und Verfassungsbruch bezeichnete. Sie begann daher die sogen. »Verdorrungspolitik«, indem sie nicht bloß das Finanzgesetz, sondern alle Gesetzvorlagen der Regierung, welcher Art sie auch sein mochten, verwarf. Indes der König und das Ministerium blieben standhaft und wurden durch einen großen Teil des Volkes unterstützt. Die Befestigung Kopenhagens konnte mit Hilfe freiwilliger Beiträge von beträchtlicher Höhe (1½ Mill.) vollendet werden. Trotz der bedeutenden Ausgaben für die Landesverteidigung (40 Mill.) und

das Eiſenbahnweſen (70 Mill.) befanden ſich die Finanzen des Staates in trefflichem Zuſtand, und der Kaſſenbeſtand belief ſich auf mehr als 60 Mill. Schließlich erlahmte daher der Widerſtand der bisherigen Mehrheit im Folkething. Der Gegenſatz zwiſchen der gemäßigten und radikalen Linken verſchärfte ſich mehr und mehr, und 1891 kam es zum offenen Bruch. Die Gemäßigten gaben die Verdorrungspolitik, welche, wie oben erwähnt, alle Vorlagen der Regierung unterſchiedslos abgelehnt hatte, auf und näherten ſich der Rechten, ſo daß die Radikalen ihre Herrſchaft verloren und auch bei den Neuwahlen im April 1892 mehrere Sitze einbüßten. Die Geſetzvorſchläge der Miniſter wurden im Folkething fortan ſachlich behandelt. Nur die Koſten der Landesverteidigung lehnte auch die gemäßigte Linke ab, ſo daß ein ordnungsmäßiges Budget auch jetzt noch nicht zu ſtande kam. Doch waren die Befeſtigungen faſt vollendet, und mit dem Verſchwinden ihrer Koſten aus dem Budget wurde jeder Grund zu fernerem Zwiſt beſeitigt. So war der Parlamentarismus in D. unterlegen.

[Geſchichtslitteratur.] Quellen: »Scriptores rerum danicarum« (hrsg. von Langebek, Suhm ꝛc., Kopenh. 1772—1878, 9 Bde.); »Monumenta historiae danicae. Historiske Kildeskrifter og Bearbejdseler af dansk Historie« (hrsg. von Rördam, 1871—92); »Regesta diplomatica historiae danicae« (1847—86); Reedtz, Répertoire historique et chronologique des traités conclus par la couronne de Danemark jusqu'à 1800 (1826); »Danske tractater 1751—1879« (1874—85, 4 Bde.); »Den danske Riimkrönike« (hrsg. von Molbech, 1825); die »Historia danica« des Saxo Grammaticus (hrsg. von Müller u. Velſchow, 1839—58, 3 Bde.; von Holder, Straßb. 1886). Bearbeitungen: P. E. Müller, Sagabibliothek (1817—20, 3 Bde.); L. C. Müller, Danmarks Sagnhistorie (4. Aufl. 1874); Worſaae, Danmarks Oldtid (1843, deutſch 1844); Petersen, Danmarks Historie i Hedenold (2. Aufl. 1854, 3 Tle.); L. Holberg, Danmarks Historie (1732—35; 1856); Suhm, Historie af Danmark (1782—1828, 14 Tle.; deutſch von Gräter, Leipz. 1803, 2 Bde.); Baden, Danmarks Riges Historie (1829—32, 5 Bde.); Molbech, Fortällinger af den danske Historie (1837—38, 2 Bde.); Dahlmann, Geſchichte von D. (Hamb. 1840—43, 3 Bde., bis zur Reformation reichend; fortgeſetzt von D. Schäfer, Bd. 4, Gotha 1893); C. F. Allen, De tre nordiske Rigers Historie 1497—1536 (1864—72, 5 Bde.); Kjellgren, Danmarks Historia (Stockh. 1862); Lundblad, Histoire de Danemark et de Norvège (Tours 1863); Barfod, Fortällinger af Fädrelandets Historie (4. Ausg. 1872—74, 2 Bde.); Fabricius, Illustreret Danmarks Historie for Folket (1862, 2 Bde.); Allen, Haandbog i Fädrelandets Historie (8. Aufl. 1881; deutſch von Falk, Kiel 1846); L. C. Müller, Danmarks Historie (2. Aufl. 1876 ff.); Thorſöe, Den danske Stats Historie 1800—1848 (1873—77, 2 Bde.); E. Holm, Danmark-Norges indre Historie (Kopenh. 1885 ff.); Bricka, Dansk biografisk Lexikon 1537—1814 (daſ. 1887 ff.).

Dänemarkſtraße, Meerenge zwiſchen Grönland und Island, durch deſſen weſtlichen Teil der oſtgrönländiſche Polarſtrom ſüdwärts fließt, während an der öſtlichen Seite ein Arm des Golfſtroms nach N. geht.

Daneo, 1) Giovanni, ital. Dichter, geb. 16. Mai 1824 zu St.-Rémy im Piemonteſiſchen, erhielt ſeine Erziehung zu Genua, wurde dann Lehrer am Collegio Nazionale daſelbſt, ſpäter Provinzialdirektor des öffentlichen Unterrichts und Profeſſor der Pädagogik an der Univerſität. Er veröffentlichte eine Reihe ſehr beachtenswerter Dramen (»Suleika« 1856, »Elisa di Montalpino«), die Romane »Il castello di Bardespina« (1871) und »Le memorie d'un galantuomo« (1880); Dichtungen: »Versi« (1871), »Gotama« (1876), »Rafaëllo Sanzio Temosforo« (1880), »Poesie« (2. Aufl. 1885); ferner »Considerazioni sul bello« (1877); »Un Sogno« (1879); »Aleardo Aleardi« (1879) u. a. Vgl. Mozzi, Note sur Giov. D. (Genua 1881).

2) Felice, ital. Schriftſteller, geb. 1825 in Aſti, machte ſeine Studien in Turin und ſtarb 14. Juni 1890 als Direktor des Lyceums zu Cuneo. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: »Vite scelte di Piemontesi illustri« (Turin 1858, 2 Bde.); »La monarchia italiana sotto lo scettro della casa di Savoia« (1861); »Dello spirito dell' arte« (1863); »Fasti di casa Savoia« (1866); »Monale«, Idyll (1871); »Italia e Spagna«, Gedicht (1872); »Diritti e doveri dei cittadini« (1873); »Vita di Gus. Monticone« (1877).

Danewerk (dän. Dannevirke, Limes Normannicus, Danorum Vallum), der alte berühmte Grenzwall der Dänen gegen die Deutſchen in Schleswig, auf dem nördlichen Ufer der Eider, von der Küſte der Oſtſee bis zu der der Nordſee oder von dem Dorf Hollingſtedt bis ſüdlich von der Stadt Schleswig, wo die jütländiſche Halbinſel die geringſte Breite hat, in einer Länge von 14 km mit einer Höhe von 10—13 m ſich erſtreckend, ward im 9. Jahrh. von dem Dänenkönig Gottfried (Götrik) errichtet, um die Grenzmark ſeines Landes von dem Lande der unter fränkiſche Botmäßigkeit geratenen Oſtſachſen abzuſondern. Gottfried ließ in dem errichteten Wall ein einziges Thor (Wieglesdor, »Weglaßthor«, oder Heggedor, »Heckenthor oder Hegthor«) anbringen, durch welches allein die Verbindung mit den Grenznachbarn ſtattfinden ſollte. Die Bewachung des Walles ward einem beſondern Grenzwächter (custos normanniei limitis) anvertraut. Zweimal im Mittelalter überſchritten deutſche Heere das D., 934 und 975 (unter Otto II.). Im 15. Jahrh. ließ man den Wall verfallen. Erſt im ſchleswig-holſteiniſchen Krieg von 1848—49 erhielt das D. wieder eine hiſtoriſche Bedeutung durch die Schlacht bei Schleswig 23. April 1849; doch befand ſich daſſelbe in einem ſo ungenügenden Zuſtand, daß die Befeſtigung dem erſten Anlauf der Preußen erlag. Auch im deutſch-däniſchen Kriege 1864 ſtützte ſich die däniſche Armee unter Meza auf das D., das nach 1850 mit großem Koſtenaufwand und auf Grund eines wohldurchdachten Planes zu einer ſehr ſtarken Poſition ausgebaut worden war. Nachdem jedoch die Deutſchen über die Schlei gegangen waren, räumten die Dänen 5. Febr. den Wall ohne Schwertſtreich. Für die Sieger hatten die Befeſtigungen des Danewerks keinen Wert und wurden deshalb abgetragen. Vgl. Lorenzen, Dannevirke og Omegn (2. Aufl., Kopenh. 1864); Kaufmann, Der Rückzug von Danevirke und deſſen geheime Geſchichte (a. d. Dän., Berl. 1865).

Dankfort's oil, ſehr flüchtiger Beſtandteil des [Erdöls (ſ. d.).

Dangaſt, Dorf in Oldenburg, Amt Varel, auf einer Geeſthöhe am Jadebuſen und in der Nähe der Eiſenbahnſtation Varel, hat ein beſuchtes Seebad und (1890) 272 Einw.

Dange (ſpr. dannje), Fluß im preuß. Regbez. Königsberg, entſpringt in Kurland, tritt bei Krottingen in Preußen ein und fällt nach 52 km langem Lauf

(23 km schiffbar) bei Memel (4,7 m tief) in das Tief von Memel, die Verbindung des Kurischen Haffs mit der Ostsee.

Danger-Inseln, zur polynes. Gruppe der Manihiki gehörige Lagunengruppe unter 10° 54′ südl. Br. und 165° 54′ westl. L. v. Gr., auf deren Riff die Inseln Pukapuka, Nolo und Ratoe, zusammen 3 qkm groß, liegen. Sie sind reich an Kokospalmen, aber ohne Ankerplatz und von 500 Polynesiern bewohnt, deren Hauptbeschäftigung in der Herstellung von Hüten aus einer besondern Grasart besteht. Die D. wurden 1892 von England in Besitz genommen.

Danhauser, Joseph, Maler, geb. 18. Aug. 1805 in Wien, gest. daselbst 4. Mai 1845, bildete sich auf der Akademie daselbst unter Peter Krafft und trat zuerst als Historienmaler auf. Szenen aus Pyrkers »Rudolf von Habsburg« erwarben ihm die Gunst des Verfassers, der ihn für einige Zeit nach Venedig zog. Er trat hier mit Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben (dem Scholarenzimmer eines Malers, dem Fleischerhund im Maleratelier ꝛc.) auf. Nach Vollendung einiger historischer Gemälde und des Hauptaltarblattes für den Dom zu Erlau, die Marter des heil. Johannes darstellend, wandte er sich ausschließlich dem Genre zu, worin er sich mit Humor bewegte. Seine Hauptarbeiten sind: der Augenarzt, der geheilte Blinde, der Prasser (gestochen von Stöber), die Testamentseröffnung, die Klosterfuppe (in der kaiserlichen Galerie zu Wien), Wein, Weib und Gesang, die aufgehobene Pfändung, der Feierabend. D. besaß einen glücklichen Humor und scharfe Beobachtungsgabe; seine Ausführung ist sehr sorgfältig, seine unter dem Einfluß der Zeit stehende Farbe etwas glasig.

Dänholm, kleine Insel im Strelasund, der Rügen vom Festland scheidet, Stralsund gegenüber.

Daničić, Djuro (spr. djuro dánitschitsch), serb. Philolog, geb. 6. April 1825 in Neusatz, gest. 17. Nov. 1882 in Agram, studierte seit 1846 in Wien Sprachwissenschaft als Schüler Miklosichs, ward 1856 Bibliothekar der Nationalbibliothek in Belgrad und 1859 Professor der Litteraturgeschichte am dortigen Lyceum (der spätern Hochschule). Da er 1865 als Freidenker von letzterm Lehrstuhl entfernt werden sollte, wurde er nach Agram berufen, wo er von der südslawischen Akademie zum Mitglied und Sekretär ernannt wurde. Seine erste Arbeit war: »Rat za srpski jezik i pravopis« (»Kampf um die serbische Sprache und Rechtschreibung«, Ofen 1847), worin er sich auf die Seite Karadžićs (s. d.) stellte und sich sogleich als tüchtiger slawischer Sprachforscher offenbarte. Von seinen sonstigen ausgezeichneten sprachhistorischen Schriften sind zu nennen: »Mala srpska gramatika« (»Kleine serbische Grammatik«, Wien 1850), später gänzlich umgearbeitet unter dem Titel »Oblici srpskoja jezika« (»Formenlehre der serbischen Sprache«, Belgrad 1863, 8. Aufl., Agram 1892), »Srpska sintaksa« (»Serbische Syntax«, das. 1858), »Rječnik iz književnih starin a srpskih« (»Altserbisches Wörterbuch«, das. 1863—64, 3 Bde), »Istorija oblika srpskoga i hrvatskoga jezika do svršetka XVII. vijeka« (»Geschichte der serbischen und kroatischen Sprachformen bis Ende des 17. Jahrhunderts«, das. 1874), »Osnove srpskoga ili hrvatskoga jezika« (»Stammbildung der serbischen und kroatischen Sprache«, das. 1876), »Korijeni u srpskom ili hrvatskom jeziku« (»Die Wurzeln in der serbischen oder kroatischen Sprache«, das. 1877) u. a. Außerdem gab D. mehrere alte serbische Texte heraus, lieferte eine vortreffliche Übersetzung des Alten Testaments und half Vuk bei Herausgabe seines Wörterbuches und seiner Nationallieder.

Daniel (hebr., »der Richter Gottes«, d. h. der im Namen Gottes Recht spricht), ein Hesek. 14, 14. 20 u. 28, 3 mit Noah und Hiob zusammen genannter frommer Dulder der Vorzeit. Seine legendenhafte Geschichte erzählt das nach ihm genannte, in unsern lateinischen und deutschen Bibeln in die Zahl der sogen. vier großen Propheten aufgenommene Buch des hebräischen Kanons. Hiernach gehörte er zu den unter Jojakim in das babylonische Exil weggeführten Juden, erlangte schon unter Nebukadnezar eine hohe Stelle am Hof, die er auch unter Dareios und Kyros trotz aller gegen ihn gesponnenen Hofkabalen behauptete. Das halb chaldäisch, halb hebräisch geschriebene Buch, welches dieses erzählt, ist erst Jahrhunderte nach der babylonischen Gefangenschaft geschrieben worden, und zwar unter Antiochos Epiphanes 165 v. Chr. Noch spätern Ursprungs sind einige griechische Zusätze (s. Bel). In der Weise der Apokalyptik (s. d.) wird die Verkündigung der Zeitereignisse bis auf die Gegenwart des Verfassers einem früher lebenden Seher als Weissagung in den Mund gelegt. Die Leser sollen dadurch in den Zeiten der syrischen Religionsnot getröstet und gestärkt werden, sofern alle scheinbaren Widerwärtigkeiten als vorausbedachte Teile des göttlichen Weltplans erscheinen, dessen letztes Ziel in einer demnächst anbrechenden Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden besteht. Vgl. Hitzig, Das Buch D. (Leipz. 1850); Kamphausen, Das Buch D. (Leipz. 1893).

Daniel, 1) Samuel, engl. Dichter und Historiker, geb. 1562 bei Taunton in der Grafschaft Somerset, gest. im Oktober 1619, studierte zu Oxford, widmete sich dann der Poesie und Geschichte, soll von Elisabeth 1599 zum Dichter gekrönt sein, spielte aber jedenfalls eine ansehnliche Rolle am Hofe Jakobs I. und war seit 1601 Kammerherr von dessen Gemahlin Anna. Sein bestes Werk ist seine: »History of England« (Lond. 1613—18, 2 Bd., u. öfter; fortgesetzt von J. Trussell bis 1488, das. 1636). Als Dichter ist D. durch seine lyrischen Poesien, insbesondere durch seine Sonette, von einiger Bedeutung. Dagegen sind seine größern Gedichte, namentlich die »History of the civil wars between the houses of York and Lancaster« (1595—1609), wenig mehr als gereimte Prosa. Seine »Poetical works« erschienen London 1623 u. 1718, 2 Bde.

2) Gabriel, franz. Historiograph, geb. 8. Febr. 1649 in Rouen, gest. 23. Juni 1728 in Paris, ward Jesuit und lehrte in den Kollegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie, kam zuletzt als Bibliothekar in das Professhaus seines Ordens nach Paris und erhielt von Ludwig XIV. den Charakter eines königlichen Historiographen. Seine »Voyage du monde de Descartes« (Par. 1691) ward auch ins Lateinische, Englische und Italienische übersetzt (neue Aufl., das. 1696; durch die »Nouvelles difficultés touchant la connaissance des bêtes« vermehrt, zum letztenmal 1739, 2 Bde.). Gegen Pascals »Lettres provinciales« verteidigte er die Jesuiten in den »Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales« (Rouen 1694; auch ins Lateinische, Spanische, Italienische und Englische übersetzt). Sein Hauptwerk: »Histoire de France« (erste Ausg. 1713, 3 Bde. Folio, beste Ausg. mit Fortsetzung bis 1715 von P. Griffet, Par. 1755—57, 17 Bde., und von Lombard, Amsterd. 1755—58, 24 Bde.; deutsch, Nürnb. 1756—63, 16 Bde.; einen Abrégé in 9 Bdn. gab der Verfasser 1724 heraus), zeigt kritische Gelehr-

samkeit und Scharfsinn, ist aber trocken, von gesuchter Eleganz und für die neuern Zeiten von schreiender klerikaler Parteilichkeit. Bekannt ist noch seine »Histoire de la milice française« (Par. 1721, 2 Bde.; im Auszug von Allaß, das. 1780, 2 Bde.).

3) Hermann Albert, geograph. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1812 in Köthen, gest. 13. Sept. 1871 in Leipzig, studierte 1830—34 in Halle Theologie, wirkte dann lange Jahre als Professor am Pädagogium daselbst und zog sich 1870 nach Leipzig zurück. Daniels großes und bleibendes Verdienst ist es, der Geographie, die er im Sinn Ritters behandelte, durch geschmackvolle Darstellungsweise in seinen verschiedenen Lehrbüchern die Schulen und die Teilnahme der gebildeten Welt gewonnen zu haben. Schon 1844 veröffentlichte er ein »Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten« (73. Aufl. von Volz, Halle 1885), dann einen »Leitfaden« für niedere Anstalten (bisher fast 200 Auflagen) und legte die Summe seiner Kenntnisse in dem »Handbuch der Geographie« (Leipz. 1859—63, 3 Tle.; 5. Aufl. 1880—83, 4 Bde.) nieder, von dem ein Auszug von Wolkenhauer 1892 in fünfter Auflage (daneben illustrierte Ausgabe in 2 Bdn., 2. Aufl. 1886) erschien. Band 3 u. 4 des Handbuchs erschienen in Sonderausgabe unter dem Titel: »Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert« (6. Aufl. von Volz, 1893). Alle diese Werke sind in mehrere Sprachen, sogar ins Spanische und Neugriechische übersetzt worden. Auf theologischem Gebiet hat er sich als Hymnolog durch die Werke: »Thesaurus hymnologicus« (Halle 1841—56, 5 Bde.) und »Codex liturgicus« (das. 1847—55, 4 Bde.) verdient gemacht. Vgl. »H. A. D., ein Lebensbild« (Halle 1872).

4) Troubadour, s. Arnaut.

Daniell, elektrische Maßeinheit, s. Ohmsches Gesetz.

Daniell (spr. dänjel), 1) Thomas, engl. Maler und Radierer, geb. 1749 in Kingston on Thames, gest. 19. März 1841 in London, lernte von 1773 an auf der Akademie daselbst und stellte von 1774—84 Blumen und Landschaften aus. In letztern Jahr ging er mit seinem Neffen William (s. 2) nach Indien. 1799 wurde er Mitglied der Akademie. Seit seiner Rückkehr malte er meist indische Landschaften, Tigerjagden u. dgl. Er veröffentlichte: »Antiquities and views in India« (143 illuminierte Kupfer und ein Oktavband Text, Lond. 1799—1808); »A picturesque voyage to India, by the way of China« (50 illuminierte Kupfer, das. 1810).

2) William, engl. Maler und Radierer, Neffe des vorigen, geb. 1769, gest. 16. Aug. 1837 in New Camden Town, begleitete seinen Oheim nach Indien und wurde 1822 Mitglied der königlichen Akademie. Er hat eine Menge Zeichnungen und Stiche für Werke geliefert; so war er Mitarbeiter an den bei dem vorigen genannten. Ferner gab er heraus: »A series of views of London etc.« (12 kolorierte Blätter, Lond. 1812); »Interesting selections of animated nature« (60 Bl., das. 1809; 2. Ausg., mit 120 Bl., 1820); »A voyage round Great Britain, in the summer 1813« (das. 1814—20, 4 Bde.); »Illustrations of the island of Staffa« (9 kolorierte Bl., das. 1818). Nach seinem Tode erschien: »Eastern legendary tales and oriental romances etc.«, Stahlstiche nach Zeichnungen von ihm (Lond., 2 Bde.).

3) Samuel, engl. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1777 in London, gest. 1811 auf Ceylon, ging früh nach dem Kap der Guten Hoffnung und drang tief in das Innere Afrikas ein, kam 1804 nach London zurück, ging aber zwei Jahre später nach Ceylon. Nach seinen Zeichnungen erschienen: »African scenery and animals« (30 Kupfer, Lond. 1804—1805, 2 Tle.); »A picturesque illustration of the scenery etc. of Ceylon« (12 Kupfer, das. 1808); »Sketches representing the native tribes etc. of Southern Africa, from drawings by the late S. D., engraved by Will. D.« (48 Lithographien, das. 1820).

Daniellsches Element, s. Galvanische Batterie.

Daniels, Alexander Joseph Aloys Reinhard von, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 9. Okt. 1800 in Düsseldorf, gest. 4. März 1868 in Berlin, studierte seit 1818 in Heidelberg und Bonn Rechtswissenschaft, trat 1821 in den preußischen Staatsdienst, war seit 1826 Kammergerichtsassessor, bis Mitte 1830 am rheinischen Appellationsgerichtshof zu Köln, dann beim Landgericht in Kleve, seit Juni 1843 als Appellationsgerichtsrat am rheinischen Revisions- und Kassationshof zu Berlin beschäftigt und trat bei Vereinigung des letztern mit dem Obertribunal (1852) als Rat in dieses ein. Zugleich hatte er seit 1844 an der Universität über deutsche Rechtsgeschichte und den Code Napoléon Vorlesungen gehalten. 1848 Mitglied der zu Vereinbarung der preußischen Verfassung berufenen Nationalversammlung und der von ihr niedergesetzten Verfassungskommission, vertrat er entschieden die Vorrechte der Krone, sprach gegen das Steuerverweigerungsrecht und gegen die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden. 1849 in die Erste Kammer gewählt und 1854 vom König zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses berufen und zum Kronsyndikus ernannt, bewies er sich hier als einer der Vorkämpfer des »christlichen Staates« und als entschiedener Gegner jeder liberalen Neuerung, wie er auch als Referent für die rheinische Gesetzgebung ebenfalls konservativen Grundsätzen die ausgedehnteste Geltung zu verschaffen suchte. Seine zahlreichen Schriften sind teils privatrechtlichen, teils prozessualischen, teils rechtsgeschichtlichen Inhalts. Hervorzuheben sind: »Grundsätze des rheinischen und französischen Strafverfahrens« (Berl. 1849); »Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechts« (das. 1851—52, 4 Bde.; zweite Bearbeitung, das. 1862); »Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters« (mit v. Gruben u. Kühns, das. 1857—1863, 2 Abtlgn. in 3 Bdn.); »Spiegel der deutschen Leute« (das. 1858); »Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte« (Tübing. 1859—63, 2 Tle. in 4 Bdn.); »System des preußischen Zivilrechts« (Berl. 1866, 2 Bde.). Am bekanntesten ist seine Abhandlung »Alter und Ursprung des Sachsenspiegels« (Berl. 1853), worin er ebenso wie in den »Rechtsdenkmälern« gegen Homeyer die unhaltbare Ansicht verteidigte, daß der Sachsenspiegel nur ein Auszug aus dem Schwabenspiegel und dem Sächsischen Weichbildrecht sei.

Danien (spr. daniäng), obere Abteilung der dänischen Kreideformation, s. d.

Danila, russ. Wallfahrtsort, s. Danilow 2).

Danilewskij, 1) Nikolái Jákowlewitsch, russ. Schriftsteller, geb. 10. Dez. (28. Nov.) 1822 in Moskau, gest. 19. (7.) Nov. 1885 in Tiflis, studierte an der Petersburger Universität Naturwissenschaften, trat dann ins Ministerium der Reichsdomänen, von welchem er mehrfach zu wissenschaftlichen Untersuchungen abberufen wurde. Durch sein Hauptwerk: »Rußland und Europa« (Petersb. 1871, 3. Aufl. 1888), trat er

in die erste Reihe der jüngern Slawophilen, welche dies Werk als die Grundlage ihrer Lehre betrachten (s. Slawophilen). Außerdem machte er sich durch seine kritische Untersuchung über den Darwinismus (Petersb. 1885—87, 2 Bde.) als Gegner desselben bekannt.

2) Grigórij Petrówitsch, russ. Schriftsteller, geb. 26. (14.) April 1829 auf dem Gute Danilowka im Gouv. Charkow, gest. 18. (6). Dez. 1890 in Petersburg, wurde in der »adligen Pension« zu Moskau erzogen, studierte darauf in Petersburg Jura und erhielt 1850 eine Anstellung im Ministerium der Volksaufklärung, in dessen Auftrag er Reisen in die Krim und nach Finnland unternahm und in den Klosterarchiven der Gouvernements Charkow, Kursk und Poltawa arbeitete. 1856 wurde er vom Marineministerium mit Untersuchung der Küsten des Asowschen Meeres beauftragt und zog sich dann, nachdem er 1857 seinen Abschied genommen, auf seine Besitzung im Gouv. Charkow zurück, wo er 12 Jahre blieb; seit 1869 lebte er wieder in St. Petersburg und zwar als Redakteur des offiziellen »Regierungsanzeigers«. Die ersten schriftstellerischen Versuche von D. datieren aus dem Jahr 1841; einen Ruf aber erwarb er sich erst später durch seine Erzählungen, welche durch ein gewisses ethnographisches Element charakterisiert sind, und seine historischen Romane. Von den Erzählungen der erstern Art nennen wir: »Die Flüchtlinge«, »Die Rückkehr der Flüchtlinge«, »Die Freiheit«, welche 1862—63 in der »Epocha« und im »Vremja« unter dem Pseudonym Stawronskij erschienen, und endlich das nach einer langen Pause (1874) geschriebene »Die neunte Welle« (deutsch als »Die Nonnenklöster in Rußland« in »Reclams Universalbibliothek«). Es folgten dann die historischen Romane »Mirowitsch« (1879), »Das verbrannte Moskau« (1885—86), »Das schwarze Jahr« (1888) ꝛc. Außerdem schrieb D.: »Das ukrainische Altertum. Materialien zur Geschichte und Kultur der Ukraine« (1866, von der Akademie der Wissenschaften mit dem Uwarowschen Preis gekrönt). Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1889 in Petersburg in 6. Auflage in 8 Bänden.

Danilo, Pietrowitsch Njegosch, Fürst von Montenegro, geb. 25. Mai 1826 in einem Dorfe bei Cattaro, gest. 18. Aug. 1860, wurde nach dem Tode seines Oheims, des Wladika Peter II. Petrowitsch, 31. Okt. 1851 Fürst. Um die bisher vereinigte geistliche und weltliche Würde zu trennen, ließ er mit russischer Zustimmung und Subvention die geistliche Metropolitanwürde an einen Verwandten übertragen, sich selbst aber 21. März 1852 vom Volk als Fürst der ganzen Tschernagora anerkennen. Seine Regierung war, wie die seiner Vorgänger, äußerst bewegt. Ein Versuch der Pforte, Montenegro, das 1852 einen Krieg mit den Türken begonnen, durch Omer Pascha zu unterjochen, scheiterte 1853 an der Intervention Österreichs, das an dem Fortbestand dieses Hinterlandes der dalmatischen Küste ein Interesse hatte. D. unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen einzelne Distrikte verwalteten, sorgte für die Sicherheit des Landes, richtete Schulen ein und suchte auch die Beziehungen der Kirche zum Staat zu regeln. Als Rußland die zugesagten Hilfsgelder nicht mehr zahlte, suchte D. durch persönliche Anwesenheit am französischen Hof 1857 Frankreichs Sympathien für sich zu gewinnen, was ihm auch gelang; zugleich aber gedachte er auch von der Pforte gegen Anerkennung der Oberhoheit derselben über sein Land Vergrößerungen und Handelserleichterungen zu erreichen. Dies erschütterte sein Ansehen beim Volk und veranlaßte die Bildung mehrerer Verschwörungen gegen D., an denen selbst Verwandte desselben teilhatten, die aber entdeckt wurden. Am 12. Aug. 1860 ward D. zu Cattaro, im Begriff, in einen Kahn zu steigen, von Todoro Kaditsch aus Lorana, welcher als der Teilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, durch eine Kugel meuchlerisch getroffen, infolgedessen er am folgenden Tag starb. Da seine Ehe mit Darinka Kvekitscheva (gest. 1892), der Tochter eines reichen Großhändlers in Triest, kinderlos geblieben war, folgte ihm auf dem Thron der von ihm adoptierte älteste Sohn seines Bruders Mirko, Nikolaus Pietrowitsch Njegosch.

Danilo-Orden, montenegrin. Militär- und Zivilorden, gestiftet 1855 durch Fürst Danilo zum Gedächtnis der »czernagorischen Unabhängigkeit«. Er hat vier Klassen: Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Das Großkreuz, welches nur Fürsten verliehen wird, besteht in einem blauen, rot und weiß eingefaßten Goldkreuz, in dessen Mittelschild die gekrönte Chiffer *Δ I* (Danilo I.) von Gold steht. Dasselbe umgibt ein blauer, weiß eingefaßter Reif mit der Umschrift: »Fürst der Schwarzen Berge«. Der Revers des Mittelschildes trägt die Zahlen 1852—53 und die Umschrift: »Für Unabhängigkeit der Schwarzen Berge«. Über dem Kreuz befindet sich die Fürstenkrone in Gold mit flatterndem Bande. Die Großkreuze tragen dazu auf der linken Brust einen silbernen Stern mit acht brillantierten Strahlen, zwischen welchen glatte Silberstrahlen hervorgehen. Auf dem Stern liegt obiges Kreuz ohne Krone. Die Kommandeure erster Klasse tragen das gleiche Kreuz und den gleichen Stern, nur kleiner, ersteres um den Hals, letzteren auf der rechten Brust, die Kommandeure zweiter Klasse das Kreuz ohne Stern. Die Ritter tragen ein silbernes, ausgeschweiftes, schwarz emailliertes Kreuz ohne Krone mit demselben roten Mittelschild. Das Band ist weiß und rot gestreift.

Danilowgrad, Stadt in Montenegro, an der Zeta, mit 2000 Einw., erst 1871 angelegt. Hier fanden 8.—10. Okt. 1876 und 17.—25. Juni 1877 siegreiche Gefechte der Montenegriner gegen die Türken statt.

Danilow, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Jaroslaw, am Fluß Pelenda und an der Eisenbahn Jaroslaw-Wologda, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht und (1889) 3816 Einw., welche Handel mit Leinwand und Getreide treiben. — 2) (Danila) Kloster im russ. Gouv. Olonez, am Wigosee, berühmter Wallfahrtsort.

Danim, Rechnungsmünze am Persischen Meerbusen und in Mesopotamien, = 10 Flusch, der hundertste Teil des Silber-Kran.

Dänische Litteratur. Dänemarks Litteratur beginnt, ohne Verbindung mit der altnordischen (s. Nordische Sprache und Litteratur), erst nach Einführung des Christentums und unter dessen Einfluß, in lateinischer Sprache. Aus Legenden und Klosterurkunden entwickelte sich um das Jahr 1100 eine dürftige Chroniken-Litteratur; aber erst in der Glanzperiode unter den Waldemaren (1150—1250) tritt das Land in nähere Berührung mit der europäischen Kultur. Scholastische Bildung und Studien in Paris werden allgemeiner; der Erzbischof Andreas Sunesen (gest. 1228) schreibt ein großes scholastisches Gedicht »Hexaëmeron«, Svend Aagesen eine kleinere und Saxo Grammaticus eine größere »Historia Daniae« bis 1185, letztere die Hauptquelle der ältern dänischen Geschichte und durch vorzüglichen lateinischen Stil aus-

gezeichnet (Ausgaben von Müller und Velschow, Kopenh. 1839—58, von A. Holder, Straßb. 1886). — In der Muttersprache entstehen Sammlungen von Provinzialgesetzen: das schonische, die zwei seeländischen und das jütische Recht (1241), samt zwei Sammlungen des Kirchenrechts (1262 u. 1271), zum Teil später lateinisch kommentiert. Die Handschriften, in den betreffenden Dialekten abgefaßt, sind jedoch nicht älter als 1300 (alle in der Sammlung von »Nordiske Oldskrifter«. Vgl. K. Maurer, Geschichte der nordgermanischen Rechtsquellen, 1870). Größtenteils lateinisch geschrieben sind die etwas spätern Stadtrechte, Gildestatuten und der Liber census Daniae, das topographisch wichtige Verzeichnis der Güter und Einkünfte Waldemars II.

In der zweiten Periode des Mittelalters (1250—1500) sinkt das geistige Leben unter langer politischer Auflösung in unfruchtbare, scholastisch-kanonische Gelehrsamkeit und trockne annalistische Geschichtschreibung hinab. In Prosa bietet die Muttersprache fast nur einige Arzneibücher (Henrik Harpestreng, gest. 1244) und übersetzungen von erbaulicher Litteratur, darunter das bekannte Volksbuch »Lucidarius«, meist von den Birgittinerklöstern herrührend. Wichtig sind die Sprüche Peder Laales aus dem 15. Jahrh., eigentlich ein lateinisches Schulbuch, dessen dänische Übersetzung aber eine der ältesten und merkwürdigsten Sprichwortsammlungen Europas bildet. — Gegen den Schluß des 15. Jahrh. beginnt die Entwickelung der dänischen Poesie. Die Reimchronik nach Saxo, auch ins Plattdeutsche übersetzt (Falcks »Staatsbürgerliches Magazin«, Bd. 6), ist im volkstümlichen Ton und Rhythmus gehalten. Aus der religiösen Dichtung heben sich die drei Reimwerke des Priesters Michael hervor, nach lateinischen Originalen frei und nicht ohne dichterisches Gefühl bearbeitet. Auch von der südeuropäischen Ritterdichtung eignete man sich etwas an, teils in der Form von prosaischen Volksbüchern, besonders aber in den Eufemia-Liedern, deren Name von dem einer norwegischen Königin, die sie übersetzen ließ, herrührt. — Dänemarks und des ganzen Nordens größter poetischer Schatz aus dieser Periode sind jedoch die Volkslieder, Kämpeviser. über Alter und Ursprung der Lieder walten sehr verschiedene Meinungen ob; zunächst nur mündlich fortgepflanzt, sind sie erst seit dem 15.—16. Jahrh., oft sehr fehlerhaft, aufgeschrieben. Es ist dies echte Volkspoesie episch-lyrischer Art, Romanzen und Balladen voll dichterischer Stimmung, durch geschickte Benutzung des Refrains vielfach gehoben. Nach den Stoffen zerfallen die Lieder in: 1) mythisch-heroische, welche halb entstellte Spuren der heidnischen Vorzeit (z. B. der Nibelungensage) bewahren, 2) naturromantisch-abergläubische und 3) historische und Ritterlieder mit mehr oder weniger Anschluß an die Geschichte. Sie sind gesammelt von A. S. Vedel (»Hundrede Viser«, 1591), P. Syv (1695) und besonders von Svend Grundtvig, »Danmarks gamle Folkeviser« (1853—91), nach dessen Tode von A. Olrik abgeschlossen. Vgl. Joh. Steenstrup, Vore Folkeviser fra Middelalderen (1891).

Die Renaissance berührt den fernen Norden nur wenig und indirekt. Doch bekam Dänemark seine Universität 1479 und die Buchdruckerkunst um 1490, aber erst die Reformation bildete zu praktisch-religiösen Zwecken eine Litteratur in der Muttersprache aus. Die Bewegung begann in der Umgebung des landflüchtigen Königs Christian II. mit übersetzungen des Neuen Testaments, besonders von Christiern Pedersen (1529), der zugleich als eigentlicher Humanist weltlich und volkstümlich für die Sprache wirkte. Neben Erbauungsschriften lieferte er Ausgaben mittelalterlicher Litteratur, übersetzungen von Volksbüchern, geschichtliche Arbeiten, ein Arznei- und ein Wörterbuch und nahm einen Hauptanteil an der ersten vollständigen Bibelübersetzung (1550), womit die Schriftsprache ausgebildet vorliegt. — Ähnliche, wenn auch geringere humanistisch-reformatorische Wirksamkeit entfalteten Peder Lille und Henrik Smith, letzterer auch Verfasser von Arznei- und Wörterbüchern. Die eigentlichen Wortführer der Reformation waren aber Hans Tausen, 1561 als Bischof von Ripen gestorben, die Psalmensammler Claus Tøndebinder u. Hans Spandemager in Malmö, der Niederländer Franz Wormordsen, übersetzer der Psalmen, Peder Lavrenssen, Jörgen Sadolin, später die Bischöfe Niels und Peder Palladius, beide 1560 gestorben. Das meiste haben diese Männer durch das mündliche Wort geleistet; als Schriftsteller sind sie, P. Palladius etwa ausgenommen, nicht original und beschränken sich häufig darauf, die erbaulichen und polemischen Schriften und die geistlichen Lieder Luthers und seiner Freunde zu übertragen oder nachzubilden. — Katholischerseits war der einzige bedeutende Polemiker Paul Helgesen, »der dänische Erasmus«, ein humanistisch gebildeter und anfangs auch reformatorisch gesinnter Mönch, dem das Verdienst gebührt, in dem »Chronicon Skibyense« von der annalistischen Chronik zu wirklicher Geschichtschreibung den übergang gemacht zu haben. Die geistlichen Lieder der Reformationszeit wurden von Hans Thomäsen (1569) gesammelt; frischer sang aber nachher Hans Christensen Sthen im Tone des Volksliedes. Sonst zeitigte der Religionsstreit auch polemische Lieder und Satiren, zum Teil nach dem Deutschen; originell ist das »Gespräch zwischen Peder Smed und Adzer Bonde«. Aus derselben Zeit stammen die ersten Schauspiele: »Ludus de St. Canuto duce« (dänisch, nationalen Inhalts) und die drei, teilweise weltlichen Komödien Chr. Hansens (ca. 1580), die aber außerhalb der reformatorischen Bewegung stehen. Dasselbe gilt von der fortgesetzten Aneignung fremder weltlicher Dichtung, übersetzungen von Volksbüchern und von »Reinke Vos« durch Herman Weigere (1555).

Dem regen volkstümlichen Leben der Reformation folgt nach der Mitte des Jahrhunderts ein Kampf der Schriftgelehrten gegen Katholiken und Calvinisten, um die Lehre rein zu erhalten. Somit wird die Litteratur wieder lateinisch, scholastisch und polemisch. Einen frischen Zug bringt jedoch der Kryptocalvinismus und die damit verbundene ramistische Philosophie und Philologie hinein, von dem berühmten Theologen Niels Hemmingsen (1513—1600), Anders Krag, Jakob Madsen u. a. vertreten. Andre Zweige der Wissenschaft blühen auf mit dem paracelsisch beeinflußten Arzt Petrus Severinus und dem großen Astronomen Tycho Brahe (gest. 1601). Gleichzeitig regte sich eine neue nationale, historisch sprachliche Bewegung. Anders Sörensen Vedel (gest. 1616) nahm die Arbeit Chr. Pedersens mit übersetzung und Fortsetzung Saxos wie mit Ausgaben älterer Sprachdenkmäler (besonders der »Kämpeviser«) wieder auf; der Kanzler Arild Hvitfeld gab eine mehr inhaltsreiche als stilistisch ausgearbeitete dänische Chronik und Ausgaben mittelalterlicher Gesetze, während Claus Lyschander (gest. 1624) als Poet in dem alten Lieder- und Reimchronikenstil recht glücklich, als Historiker aber

unzuverlässig ist. Die religiöse Schulkomödie blühte mit Peder Hegelund und Hieronymus Justesen.

Um die Zeit des Reformationsjubiläums (1617) siegte die orthodoxe Reaktion gegen den Kryptocalvinismus durch die Bischöfe Resen und Brochmand. Von jetzt an geht die Wissenschaft ganz unter dem Joche der Dogmatik, der lateinischen Sprache und der Aristotelischen Philosophie und wird durch Zensur und Glaubenszwang dürr und unfruchtbar. Nur die Naturwissenschaften haben unter dem Einfluß von Baco und Cartesius im 17. Jahrh. große Namen aufzuzeigen: die Bartholine, Ole Worm, Ole Borch, den Anatomen Niels Steno (gest. 1686), den Schöpfer der Geognosie, welcher jedoch als Katholik den größten Teil seines Lebens außerhalb des Vaterlandes verbrachte, endlich den Entdecker der Schnelligkeit des Lichtes, Ole Römer (gest. 1710). Neben dieser ganz kosmopolitischen Gelehrsamkeit ging doch auch eine mehr nationale: Worm richtete erst die Aufmerksamkeit auf altnordische Sprache und Litteratur, und die Muttersprache wurde in der letzten Hälfte des Jahrhunderts unter dem Einfluß von Opitz und seiner Schule von E. Pontoppidan, Henrik Gerner und Peder Syv grammatisch behandelt. Letzterer gab die »Kämpeviser« wieder heraus; dagegen wurde die Geschichte nur wenig getrieben; wichtig sind jedoch die neuerdings ans Licht gebrachten Memoiren der unglücklichen Königstochter Eleonore Ulfeld. — Die Poesie entwickelte sich in ziemlicher Abhängigkeit von der deutschen Spätrenaissance: Opitz, der Fruchtbringenden Gesellschaft, der ersten und zweiten Schlesischen Schule. Nach diesen Mustern führte Anders Arreboe (1587—1637) in seinen Übersetzungen der Psalmen (1623 und später) und von Du Bartas' »La Semaine« eine regelrechtere Versifikation ein; ungefähr gleichzeitig sind die ersten dänischen Prosodien. Sören Terkelsens Übersetzungen von Opitz, Rist und dem Holländer Cats geben Proben des modernen Schäfer- und Liederstils; Anders Bording (1619—77) bildet in humoristischer Gelegenheitspoesie die Sprache zu bisher ungekannter Leichtigkeit und großem Wohllaut aus. Unabhängig von deutschen Vorbildern erhob sich Thomas Kingo (1634—1703) als Psalmendichter zu hohem Pathos und dichterischem Schwunge. Die Kunstdichtung artete jedoch nur zu oft in pedantische Korrektheit oder in den Schwulst und die Spielerei der zweiten Schlesischen Schule aus, so bei Kingo, P. Syv und dem Epiker Paul Pedersen (Philedor), während mit Bording und Gerner die steif servile historische Dichtung in Alexandrinern vorwiegt. Mehr und mehr erstickt die Frische und Innigkeit der Volkspoesie in langweiliger, religiös didaktischer Tendenz und Gedankenleere (vgl. Paludan, Renaissancebevægelsen i Danmarks Literatur, 1887).

Im Anfang des 18. Jahrh. sinkt die Poesie immer mehr zu gehaltloser Gelegenheitsdichtung herab. Die Form aber wird leichter, die Kritik beginnt, und französischer Geschmack, besonders von Töger Reenberg (1656—1742) gefördert, tritt an die Stelle des deutschen. Eine glückliche Wiederbelebung des mittelalterlichen Volkstons bezeichnet die »Nye Heltesange« (»Neue Heldenlieder«) Jörgen Sorterups (1716), und eine frischere Lyrik erwacht mit Ambrosius Stub (1705—58). Als Psalmendichter in mild pietistischem Geist zeichnete sich der Bischof Joh. Adolf Brorson (1694—1764), als scharfer Satiriker der Philolog Chr. Falster (1690—1752) aus. Doch führte erst Ludvig Holberg (1684—1754) den neuen Geschmack vollends ein, wenn auch zunächst nur auf dem Gebiete der satirisch-komischen, verstandesgemäß moralisierenden Dichtung. Durch fruchtbare und geniale schriftstellerische Wirksamkeit schuf er allein eine dänische Nationallitteratur auf Grundlage der modernen gemein-europäischen Bildung; seine Satiren machten ein Ende mit der Pedanterie und den Vorurteilen der Vergangenheit; mit seinen Komödien (seit 1722) wurde er in Anlehnung an Molière der Begründer einer selbständigen dänischen Bühne, nachdem die alte Schulkomödie schon vor 100 Jahren ausgestorben war und das Renaissancedrama nur in der Form von Opern und Ballett am Hof Wurzel gefaßt hatte, während deutsche Truppen das Volk mit Haupt- und Staatsaktionen belustigten. Auch in der Wissenschaft bezeichnet Holberg eine neue Zeit. Die Rolle Dänemarks in der kosmopolitisch lateinischen Gelehrsamkeit war ausgespielt. Die Orthodoxie unterlag allmählich dem Pietismus oder der empirischen Philosophie; weltliche Gemeinbildung und geschmackvollere populäre Darstellung in der Muttersprache nach französischen Mustern wird Forderung der Zeit. Die Philosophie verläßt die leere Systematik und wird praktisch moralisierend mit Holberg, Fr. Chr. Eilschow (gest. 1750) und besonders in der jetzt entstehenden Zeitschriften-Litteratur (»Dansk Spectator«, 1744; Joh. Elias Schlegels »Der Fremde«, 1745). In der Rechtswissenschaft muß das römische Recht dem nationalen weichen (Christians V. dänisches Gesetzbuch, 1683), während Holberg und Andreas Höjer (gest. 1789) das Natur- und Völkerrecht einführten. Beide wirkten auch für modernere, stilistisch als Kunst ausgebildete Geschichtschreibung, Höjer freilich in deutscher Sprache. Holberg als dem ersten bedeutenden Geschichtschreiber in der Muttersprache nach Bebel steht Hans Gram (1685—1748) als Vertreter der lateinisch gelehrten und gründlichen historischen Kritik gegenüber. Er veranlaßte die Errichtung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften (1742). Auch Jakob Langebek (1710—75), der Stifter der königlichen Gesellschaft für vaterländische Geschichte und Sprache (1745), war hauptsächlich Sammler und Kritiker. Der Historiker, Naturforscher und populär theologische Schriftsteller Erik Pontoppidan schrieb 1743 den religiösen Roman »Menoza«. Arne Magnussen (gest. 1730) endlich gründete das rationelle Studium der nordischen Altertümer.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrh., das Zeitalter der Aufklärung, kennzeichnet sich in Dänemark wie überall durch utopisch reformatorische Tendenzen, Streben nach Freiheit, Natur und Glückseligkeit, Huldigung der rein menschlichen Vernunft und Feindschaft gegen die offenbarte Religion. Dies Zeitalter zerfällt in zwei Perioden, 1750—70, wo deutsch reformierender, 1770—1800, wo französisch revolutionierender Geist überwiegt. Anfangs setzen sich Holbergs Bestrebungen, die Muttersprache und den Geschmack in den »schönen Wissenschaften« auszubilden, auf der von ihm dotierten Akademie zu Sorö fort. Hier wirkten als Lehrer in den modernen staatsrechtlichen und ökonomischen Disziplinen der sittenschildernde Populärschriftsteller Jens Schelderup Sneedorf, der sich besonders in seiner Zeitschrift »Den patriotiske Tilskuer« (»Der patriotische Zuschauer«, 1761—63) an Voltaire anlehnte, und Andreas Schytte (gest. 1777). Auch Tyge Rothe, der später historisch philosophische Schriften in ziemlich schwerfälligem Stil verfaßte, schloß sich dieser zunächst französierenden

Schule an. Dem gegenüber vertrat der Philosoph und Mathematiker Jens Kraft in Sorö die gründlichere deutsche Geistesrichtung in Polemik mit Sneedorf. Dieselbe begünstigte auch der Staatsminister Bernstorff, der seine Landsleute in Menge nach Dänemark berief, so den Pädagogen Basedow, den Botaniker und Ökonom Oeder, den Physiker Kratzenstein, 1751 auch Klopstock, dessen fast 20jähriger Aufenthalt indirekt von Bedeutung für die Litteratur wurde, besonders durch seine Bewunderer, den Hofprediger Cramer, Gerstenberg u. a. An die Stelle der Verstandespoesie trat jetzt Gefühlsüberschwenglichkeit und eine dichterische Freiheit, die oft zu Dunkelheit ausartete und vielfach zur Polemik und Parodie herausforderte. So ahmten unter andern T. Rothe und der Norweger Stenersen den Klopstockschen Odenstil nach, während ein andrer Norweger, Chr. Braunman Tullin, in dem Hochzeitlied »Majdagen« 1758 die gesundere naturschildernde Dichtung nach englischen Mustern vertrat. In dieser Richtung gingen nach und nach die meisten dichterischen Erzeugnisse der Periode, von der Gesellschaft für schöne und nützliche Wissenschaften hervorgerufen, zu deren Stiftung 1759 Klopstockianer und Soraner zusammen wirkten. — Mit dem kurzen Ministerium Struensees 1770 beginnt auf allen Gebieten, in der Religion, Politik, Volkswirtschaftslehre und Pädagogik, ein ungesundes Reformfieber, welches nach der unbesonnenen Einführung der Preßfreiheit das Land mit einer Sintflut elender Machwerke des buntscheckigsten Inhalts überschwemmte, obgleich neben den seichten Tagesschriftstellern auch Männer wie Langebek, Suhm, Guldberg und Ewald an der öffentlichen Diskussion teilnahmen. Das folgende Ministerium Guldberg beschützte die Muttersprache und hielt durch das Indigenatsrecht 1776 die Fremden von dänischen Ämtern fern, strebte auch sonst, die Zügellosigkeit zu hemmen, die aber mit dem Einfluß des französischen Revolutionsgeistes bald wieder hervorbrach. Guldberg selbst und Bischof Balle bemühten sich vergebens, dem von dem königlichen Konfessionarius Bastholm vertretenen Rationalismus und der Freigeisterei von Horrebow und Malte Möller Schranken zu setzen; auch die französische Glückseligkeitsphilosophie und der Kantianismus drangen ein; letzterer fand in dem Pfarrer Birckner und dem später berühmten Juristen A. S. Örsted tüchtige Wortführer. Eine große Rolle spielten die Klubs, die aufklärenden und patriotischen Gesellschaften, auch die Zeitschriften, unter denen Rahbeks »Minerva« (mit Chr. H. Pram) von 1785 und »Danske Tilskuer« (»Dänischer Zuschauer«) von 1791 an die einflußreichsten waren. — Die bedeutenden Fortschritte unter der Regierung des Kronprinzen Friedrich, die Neger- und Bauernemanzipation (1788, von Oeder, dem Grafen Reventlow und den Rechtsgelehrten Stampe und Colbjörnsen gefördert), genügten dem unruhigen Zeitgeist nicht; namentlich Peter Andreas Heiberg (1758—1841) und Malte Konrad Bruun (1775—1826) verpflanzten durch Lieder und Satiren die französisch revolutionären Grundsätze, bis beide des Landes verwiesen wurden und das Preßgesetz 1799 der Gärung ein Ende machte. (Vgl. F. Rönning, Rationalismens Tidsalder, Kopenh. 1886—90, 2 Bde.)

Unter diesen Umständen spielte die wissenschaftliche und poetische Litteratur neben der populär aufklärenden nur eine unscheinbare Rolle. Jedoch wurde die alte Geschichte Norwegens gründlich von Gerhard Schöning in Sorö behandelt; für die dänische wirkte neben Fremden, wie dem Schweizer Mallet und Joh. Heinr. Schlegel, besonders Peter Fred. Suhm (1728—98) in seiner sehr ausführlichen, aber ungeordneten und unkritischen Geschichte von Dänemark. Auch als Aufklärungsschriftsteller und Verfasser von nordischen Erzählungen war Suhm thätig. Tendenziös wurde die Geschichte von Riegels und G. L. Baden behandelt. Als Kritiker und Sprachforscher wirkten Jakob Baden und W. Abrahamson, für die ältere Litteratur (Ausgaben) und deren Geschichte Rasmus Nyerup (1759—1829) und Rahbek, die 1800—1808 ihre verdienstvollen »Beiträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst« lieferten.

Im Drama hatte Holberg keine Schule gebildet. Die sogen. »rührende Komödie« bahnte Charlotte Dorothea Biehl (gest. 1788), das Singspiel ein Norweger, der Theaterdirektor N. K. Bredal, an, dessen »Tronfölge i Sidon« (1772) den französisch klassischen Geschmack auf die Bühne führte. Eine wirkliche Tragödie in demselben Stil, »Zarine« (1772), lieferte der spätere norwegische Bischof und Psalmendichter Joh. Nordal Brun. Das Pathos und die Unnatur dieser neuen Richtung erregte jedoch heftigen Widerspruch, zugleich aber ein regeres Interesse für das Theater. Ganz besonders that sich ein andrer Norweger, Johan Herman Wessel (1742—85), mit der sprudelnd witzigen Parodie »Kjærlighed uden Strömper« (1772) hervor. Zwischen Dänen und Norwegern bildete sich zu dieser Zeit ein teils nationaler, teils litterarischer Gegensatz, indem die erstern Klopstockscher Gefühlsrichtung huldigten, letztere mehr zur Verstandesdichtung und zur Satire neigten, französischen und englischen Mustern folgend. An Witz und Geist war die 1772 gestiftete Norwegische Gesellschaft überlegen, und hier blühten besonders das gemütliche Klubleben, die Liederdichtung und die komische Erzählung, auch Lehrgedicht und naturbeschreibende Poesie, deren Vertreter unter andern Wessel, die Brüder Friman u. a. waren (weiteres s. Norwegische Litteratur). Die Dänische Litteraturgesellschaft: Abrahamson, die Brüder Tröjel als Lyriker u. a., wie auch der norwegische Romanzendichter Edw. Storm huldigten dagegen dem Joh. Ewald (1743—81), einer phantastischen, früh gebrochenen Dichternatur. Von Klopstock beeinflußt, führte derselbe seit 1770 erst nordische Stoffe in seine tragischen Dramen (»Rolf Krake«, »Balders Död«) ein und zeigte in dem nationalen Singspiel »Fiskerne« und in der Lyrik wahrhaft geniale Begabung.

Nach Ewalds und Wessels Tode nahm politische und soziale Diskussion immer mehr alle Aufmerksamkeit gefangen, und nur die Liederdichtung blühte mit Rahbek, Heiberg, M. C. Bruun, Jens Zetlitz, mit dem Arzt und Populärschriftsteller Tode, dem Ökonomen Chr. Henriksen Pram (1756—1821; Verfasser des nordischen Epos »Stærkodder«, 1785). Daneben sind auf dem Gebiete des Lehrgedichts, der Naturbeschreibung und der komischen Dichtung Pram, Th. Christoffer Bruun und vor allen Jens Baggesen (1764—1826) zu nennen, der als Lyriker und komischer Erzähler, in der Oper und Reisebeschreibung (»Labyrinthen«, 1792) durch regen Geist und sprachliche Gewandtheit glänzte. Sein unstetes Reiseleben, während dessen er auch deutsch zu dichten anfing, entfremdete ihn jedoch dem Vaterland immer mehr. Als Kritiker gab besonders Rahbek (1760—1830) dem litterarischen Treiben der Zeit sein Gepräge, eine vielfach gebildete, nicht aber bedeutende Persönlichkeit, als

Novellist und Dramatiker nur mittelmäßig. Auch Pram und Tode wandten sich der Bühne zu; mehr Aufmerksamkeit erregten die patriotischen Singspiele Thomas Thaarups (1749—1821): »Höstgildet« (1790) und »Peters Bryllups« (1793), besonders aber P. A. Heibergs politisch-satirische Komödien. Fr. Wilh. Biwet versuchte sich ohne dauernden Erfolg in Holbergs Geschmack; gute Lustspiele gaben Chr. Oluffen (»Gulddaasen«, 1793) und Enewold Falsen (»Dragedukken«, 1797). Ole Johan Samsöe schlug in seinem Todesjahr (1796) mit der nationalhistorischen Tragödie »Dyveke« durch; mehr hohl deklamatorisch war Levin Chr. Sanders »Niels Ebbesen« (1797).

Im Anfang des 19. Jahrh. fachte die Schlacht auf der Reede gegen die Engländer (1801) das Nationalgefühl an, und gleich darauf verkündete der junge Norweger Henr. Steffens (s. d.) nach einem Aufenthalt in Deutschland in Aufsehen erregenden Vorträgen 1802—1803 Schellings Philosophie und die Grundsätze der romantischen Dichtung. Von ihm angeregt, trat 1803 Adam Öhlenschläger (1779—1850) mit seinen ersten Gedichten hervor, die eine neue Litteraturperiode bezeichnen, eine mehr harmonische, durch ein nationales, nordisch mythologisches Element modifizierte Aneignung der deutschen Romantik. Öhlenschlägers »Aladdin« (1805) und die Reihe seiner nordischen Gedichte und Tragödien stellten ihn an die Spitze der litterarischen Bewegung, die vorläufig nur in Adolf Wilh. Schack v. Staffeldt (1769—1826) einen zweiten Vertreter fand, dessen gedankenschwere, deutsch pantheistische Lyrik jedoch oft in ungeschickter Sprache und Form hervortrat und wenig beachtet wurde. Als Öhlenschläger aber nach seiner Rückkunft von einer mehrjährigen Studienreise Gutes und Schlechtes durcheinander nach Eingebung seines rein unmittelbaren Genies ohne Kritik zu schreiben anfing, veranlaßte dies starke und zum Teil ungerechte kritische Angriffe von seiten des 1813 nach dem Vaterlande zurückgekehrten Baggesen, der sich ungern dem jüngern Dichter hintangesetzt sah. Für Öhlenschläger traten seine jugendlichen Bewunderer (»Tylvten«, »Das Dutzend«: A. E. Boye, Poul Möller, P. Hjort, Christian Molbech u. a.) mit nicht geringer Heftigkeit ein, und der Streit dauerte fort, bis Baggesen 1820 Dänemark auf immer verließ; Öhlenschläger aber blieb bis zu seinem Tode fruchtbar und Liebling der Nation, ohne jedoch die Höhe seiner Jugendpoesie wieder zu erreichen.

Inzwischen traten neue Dichter auf, so Nikolai Fr. Severin Grundtvig (1783—1872), der, von Jugend an noch stärker als Öhlenschläger von der nordischen Vorzeit ergriffen, in Gedichten und mythologischen Abhandlungen durch romantisierende Symbolik das Altnordische mit dem Christentum verschmelzen wollte (dramatisierte »Optrin af Nordens Kæmpeliv«, 1809—11). Dann führte er einen hitzigen Kampf gegen den Rationalismus, entfaltete jedoch nebenbei eine bedeutungsvolle Wirksamkeit als historischer Schriftsteller, Psalmen- und Liederdichter in christlich-nationalem Geiste und eigenartigem, poetisch-prophetischem Stil und trat fast ganz allein auf Baggesens Seite in dem Streit gegen Öhlenschläger. Durch seine eigentümliche religiöse Anschauung und seine Begeisterung für alles Volkstümliche in guter wie in schlechter Richtung hat er nachhaltigen Einfluß auf den Volksgeist ausgeübt. — Als überspannt sentimentaler Lyriker und Dramatiker wurde seit 1811 Bernhard Sev. Ingemann (1789—1862) sehr beliebt; bedeutungsvoller waren aber seine spätern historischen Romane und Gedichte aus Dänemarks Mittelalter, seine Psalmen, Märchen und Erzählungen. — Eine originelle Dichternatur war Poul Martin Möller (1784—1838), der witzigste Widersacher Baggesens und Grundtvigs, als sie gegen Öhlenschläger auftraten. Lyrische Frische, unmittelbarer Humor und philosophische Gedankenfülle verleihen seinem allerdings nicht umfangreichen und zum Teil nur Entwürfe enthaltenden poetischen Nachlaß einen hohen Wert. — Überschwenglich romantisch trat Joh. Carsten Hauch (1790—1872) in seinen ersten, mehr inhaltsschweren als künstlerisch vollendeten Dramen auf. Seit 1834 schrieb er Prosaromane von bedeutendem psychologischen Wert und arbeitete sich auch in Lyrik und Drama zu immer klarerer Form hinauf, ohne die romantische Tiefe und Innigkeit einzubüßen. — Noch schwerer und oft vergebens rangen weniger begabte Romantiker nach der rechten Form für ihren Gedankeninhalt; so Nik. Sötoft, Karl Bagger (1807—46) und der als Mensch und Dichter ebenso originelle wie unglückliche Chr. Hviid Bredahl (1784—1860), dessen fast Shakespearesche dramatische Szenen (seit 1819) wenig Aufmerksamkeit erregten.

In dem zweiten Viertel des Jahrhunderts verliert sich allmählich der Einfluß der deutschen Romantik, und ein mehr nüchterner, realistischer Zug macht sich in der Poesie bemerkbar. Als Dorfpfarrer in Jütland war Steen Blicher (1782—1848) eifrig bemüht für Erweckung des Volksgeistes unter den Bauern und schilderte seit 1824 Natur und Volksleben Jütlands in vorzüglichen Dorfnovellen, zum Teil im Dialekt. Mit weniger Originalität versuchten sich seit 1835 Karl Brosböll (Pseudonym Carit Etlar) und in letzterer Zeit Dorfschullehrer, wie Anton Nielsen, Thyregod u. a., in Bauerngeschichten von zum Teil historischer Färbung. — Nach Öhlenschläger hat niemand auf den Gang der Litteratur größern Einfluß ausgeübt als Joh. Ludw. Heiberg (1791—1860), Sohn P. A. Heibergs, ein vielseitiges Talent von sicherm Geschmack und feiner kritischer Bildung. Die Angriffe auf Ingemann in seinen ersten, romantisch satirischen Dramen brachten ihn in Polemik mit Grundtvig. Dann wandte er sich zum romantischen Drama der Spanier und studierte Hegels Philosophie, die für seine Kritik und spätere spekulative Dichtung maßgebend wurde. Um 1825 führte er nach französischen Mustern die Vaudeville ein, mit gutmütig satirischer Darstellung der Gegenwart, etwas im Geiste Holbergs, gab aber darum die Romantik nicht auf und zeichnete sich immer durch fein ausgearbeitete Form aus. Sehr beliebt sind die nationalen Schauspiele »Elverhöj« und »Syvsoverdag«. In seiner bedeutsamen kritischen Wirksamkeit hat er besonders die Vorzüge und Fehler Öhlenschlägers gerechter als Baggesen gewürdigt, wodurch er in einen kritischen Streit mit Hauch geriet, der jedoch seinem Gegner nicht gewachsen war. — Der von Heiberg angebahnten, mehr realistischen Richtung folgte seit 1827 seine Mutter, Frau Gyllembourg (gest. 1856), in ihren »Hverdagshistorier«, geistreichen Schilderungen des alltäglichen Lebens, welche oberflächlichere Nachahmung in A. N. de St. Aubains (Pseudonym für Karl Bernhard, gest. 1865) Novellen fanden. Mit Heiberg geistig verwandt ist Henr. Hertz (1798—1870), ein feiner Lustspieldichter und glänzender Virtuose der Sprachbehandlung. In den Streit Heibergs mit

Öhlenschläger und Hauch griff er mit seinen kritischen »Gjengangerbreve« (1830) ein, wo er Baggesens poetische Epistel täuschend nachahmte. Das Höchste leistete er jedoch in versifizierten romantischen Dramen wie »Svend Dyrings Hus« und »Kong Renés Datter«. Die Studentenlieder und besonders die Komödien Jens Chr. Hostrups (1818—92) drangen bald in weitere Kreise hinaus als humoristisch getreue Bilder der Wirklichkeit, mit einem Zuge echt poetischer Romantik versetzt. Beliebte Volkskomödien schrieb Thomas Overskou (1798—1873); auch die Lieder, Lustspielbearbeitungen und Feuilletons Erik Böghs (geb. 1822) sind voller Witz und Laune. Als Lyriker steht Chr. Winther (1796—1876) obenan. Seine Gedichte und Romanzen (»Træsnit«, »Hjortens Flugt«) verbinden tiefes erotisches Gefühl und inniges Verständnis der vaterländischen Natur mit hoher Formvollendung. Weniger umfassend, als Erotiker aber vielleicht noch kräftiger und farbenglühender ist Emil Aarestrup (1800—1856); mehr fein und mild Ludw. Bödtcher (1793—1874). Karl Parmo Ploug (geb. 1813), der kecke und frische Sänger des Skandinavismus und des studentischen Lebens, steht als politischer und nationaler Gelegenheitsdichter hoch; auch Christian Molbech (1821—88), Hans Wilhelm Kaalund (1818—85) und H. P. Holst (1811—93) zeichnen sich als Lyriker, zum Teil auch als Dramatiker aus. Frederik Paludan-Müller (1809—76) trat um 1832 mit Dramen und poetischen Erzählungen im romantischen Geist auf, erhob sich aber in dem versifizierten Roman »Adam Homo« (1841) zur höchsten Einheit von ergreifendem Realismus des Inhalts und idealer Schönheit der Form. Auch seine spätern, mythisch und religiös spekulativen Dichtungen bezeugen eine tiefe Dichternatur und große formelle Eleganz. Als Märchendichter (seit 1835) wurde Hans Christian Andersen (1805—75) weltberühmt durch feines Verständnis des unmittelbar Kindlichen und durch stilistische Gewandtheit, die auch in seiner Reise- und Lebensbeschreibung, im Roman und Schauspiel hervortritt, ob er gleich dieser mehr komplizierten Dichtarten nie recht Meister wurde. Meyer Aaron Goldschmidt (1819—87), der seit 1840 mit dem satirisch-politischen Wochenblatt »Corsaren« viel Aufsehen machte, schilderte später in einer Reihe von Romanen und kleinern Erzählungen die Zeitverhältnisse und besonders das jüdische Leben mit vorzüglicher psychologischer und stilistischer Feinheit. — Schließlich nennen wir noch einige in die Poesie einschlägigen Werke philosophischer Verfasser: Fr. Chr. Sibberns »Gabrielis' Breve« (1826 u. 1850), von liebenswürdigem, romantischem Gefühl durchströmt, und Sören Kierkegaards (1813—55) »Enten-eller« (1843) und »Stadier paa Livets Vej« (1845), Vorstufen der merkwürdigen, exzentrisch genialen, religiösen Schriftstellerthätigkeit des Verfassers, durch Originalität des Geistes und des Stils gleich ausgezeichnet.

Seit 1871 trat in der dänischen Litteratur eine Umwandlung ein unter dem Einfluß des begabten Ästhetikers und Kritikers Georg Brandes, welcher mit großer Wirkung die Grundsätze des modernen französischen, radikalen Realismus verkündete. Um ihn scharten sich bald eifrige Schüler, die rücksichtslos auf alles Alte und »Abgelebte« losgingen; so der talentvolle, aber etwas nachlässige Lyriker und Erzähler Holger Drachmann, der Romanschriftsteller und Dramatiker Karl Gjellerup, der glänzende, aber manierierte Stilist J. P. Jacobsen (gest. 1885) und der etwas derb humoristische Schilderer des niedern Volkslebens Sophus Schandorph. Die neue Schule hat aber nie eigentlichen nationalen Halt gehabt; sie arbeitete sich selbst durch gewaltsam herausfordernde Übertreibung der Parteidoktrinen entgegen und kulminierte 1878—79 in einem großen poetischen Turnier gegen die ältern Dichter, besonders Ploug und Kaalund, das nicht immer mit den ritterlichsten Waffen ausgefochten wurde. In den letztern Jahren scheint sie ihre Rolle ausgespielt zu haben, trotz der eifrigen Bestrebung, sich bei der politischen Linken einen Rückhalt zu schaffen. Von den begabtern Vorkämpfern starb Jacobsen; Drachmann, Gjellerup und jüngere Dichter, wie Arne Christiansen, schlugen eine neuromantische Richtung ein, die in Geschichte, Sage und Märchen ihren Stoff sucht und dem entsprechende rhythmische Form annimmt. Ganz unzulänglichen Ersatz fand die radikale Dichtung in Herman Bang, der ein nicht unbedeutendes Talent in kränklicher Affektation und Exzentrizität zugesetzt hat, in Eduard Brandes, Otto Benzon u. a. als Dramatiker, geschweige denn in Lyrikern wie Soph. Clausen, Joh. Jörgensen, S. Michaelis u. a. Das Bedeutendste hat H. Pontoppidan als Novellist geleistet. — Mit weniger Geräusch arbeiteten in dem ältern Gleise weiter die Lyriker Chr. Richardt, Edw. Lembke, Ernst v. d. Recke, in dessen Dramen meist auch lyrische Schönheiten hervortreten. Romane schrieb lebhaft und phantasievoll Wilh. Bergsöe, mit feiner psychologischer Charakteristik Wilh. Topsöe (gest. 1881), zart romantisch gefühlvoll Thom. Lange (gest. 1887) und mit historischer Treue H. F. Ewald. Als Humoristen thaten sich hervor Karl Möller, der theologische Professor Henrik Scharling (»Nöddebo Præstegaard«, 1862), neuerdings auch Sophus Bauditz; antike Stoffe behandelte P. Mariager. Als Dramatiker und Novellist ist Rudolf Schmidt auch in Deutschland bekannt; Joh. Fibigers tiefsinnige, meist religiöse Dramen und Gedichte ringen mit etwas schwerfälliger Form.

Wissenschaftliche Litteratur.

Großartig ist der Aufschwung, welcher sich mit Beginn des 19. Jahrh. und im Verlauf desselben auf allen Gebieten wissenschaftlicher Thätigkeit kundgibt. Die Leistungen in dieser Periode nach allen Richtungen hin sind so zahlreich, daß hier nur der hervorragendsten Erscheinungen in jedem Fach gedacht werden kann. Auf dem Felde der Theologie ist in erster Reihe der schon oben als Dichter erwähnte Grundtvig zu nennen, der den Kampf gegen den Unglauben und Rationalismus der Zeit mit Erfolg aufnahm, zugleich für den nordischen Einheitsgedanken und die Entwickelung eines freien und kräftigen Volkslebens wirkte und auf das geistige Leben in Dänemark von tiefgreifendem Einfluß war. Neben Grundtvig sind als die bedeutendsten Theologen anzuführen: Jakob Peder Mynster (1775—1854), Bischof von Seeland, und Henrik Nikolai Clausen (1793—1877), der namhafteste Vertreter der kritischen Richtung innerhalb der Theologie. Besonders aber gelangte Hans Lassen Martensen (1808—84), Mynsters Nachfolger als Bischof, der Verfasser von »Den christelige Ethik«, als spekulativer Theolog zu einer weit über Dänemark hinausreichenden Berühmtheit. Als Übergangsglied zwischen Theologie und Philosophie kann Sören Aaby Kierkegaard (1813—55) gelten, der »größte Denker Dänemarks«, der das Grundprinzip des Christentums in einer höchst eigentümlichen Weise auffaßte und in

gewiſſer Hinſicht eine Parallele zu L. Feuerbach bildet. Die eigentliche Philoſophie fand Vertretung durch Frederik Chriſtian Sibbern (1785—1872), der, urſprünglich von Schelling beeinflußt, als Profeſſor an der Kopenhagener Univerſität großen Einfluß auf die ſtudierende Jugend ausübte und auch als Dichter mit Erfolg thätig war; ferner durch Rasmus Nielſen (1809—84), der, in Kierkegaards Fußſtapfen tretend, den Kampf gegen die Theologie als Wiſſenſchaft fortführte und in ſeinen Vorträgen wie in ſeinen Schriften (»Grundideernes Logik«, »Natur og Aand« ꝛc.) eine hinreißende Beredſamkeit entwickelte. Die philoſophiſch religiöſen Prinzipien der Hegelſchen Linken vertrat Hans Bröchner (1820—1875), der auch wertvolle Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie lieferte. Auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften iſt vor andern Hans Chriſtian Örſted (1777—1851), der Entdecker des Elektromagnetismus und Verfaſſer zahlreicher gediegener Schriften über Gegenſtände der Phyſik, hervorzuheben. Beſondere Erwähnung verdient ſein weitverbreitetes Buch »Aanden i Naturen«, worin er ſeine naturphiloſophiſchen Ideen geiſtvoll und anziehend entwickelt. Außer ihm ſind als Naturforſcher erſten Ranges zu nennen: der Botaniker und Pflanzengeograph Joachim Frederik Schouw (1789—1852), der Geolog und Chemiker Johan Georg Forchhammer (1794—1865) und der Zoolog Japetus Steenſtrup (geb. 1813), welch letzterer ſich auch um die Archäologie verdient gemacht hat. Die Altertumsforſchung ward infolge der erwachenden Begeiſterung für die Vorzeit des Nordens mit beſonderm Eifer betrieben. Am erfolgreichſten geſchah dies durch Peder Erasmus Müller (1776—1834), den Bearbeiter der Altertumsſchriften (»Sagabibliothek«), und den Isländer Finn Magnuſſon (1781—1847), der mit tiefer Gelehrſamkeit beſonders die Mythologie und ältere Kulturgeſchichte des Nordens behandelte. Auf dem ſprach- und litteraturgeſchichtlichen Gebiet leiſtete namentlich Niels Matthias Peterſen (1791—1862) Vorzügliches, während die eigentliche vorgeſchichtliche Archäologie von Chriſtian Thomſen (1788—1865) in gründlichſter Weiſe behandelt ward. Jens Worſaae (1821—85) endlich erhob durch ſeine zahlreichen Schriften archäologiſchen und hiſtoriſchen Inhalts die Altertumswiſſenſchaft auf den hohen Standpunkt, den ſie jetzt in Dänemark einnimmt. Als Hiſtoriker der neuern Zeit ſind hervorzuheben: Erik Chriſtian Werlauff (1781—1871), beſonders als Kulturhiſtoriker ausgezeichnet; Chriſtian Molbech (1783—1857); namentlich aber Karl Ferdinand Allen (1811—71), der Verfaſſer des leider unvollendet gebliebenen Werkes »De tre nordiske Rigers Historie 1497—1537«, worin ſich umfaſſendes hiſtoriſches Wiſſen mit bedeutendem Darſtellungstalent vereinigt. Ausgezeichnet ſind auch die Arbeiten von Frederik Schiern (1816—82), Kaſpar Peder Paludan-Müller (1805—82: »Grevens Feide«, »De förste Konger af den oldenborgske Slægt«), P. E. Holm (geb. 1833), Joh. Steenſtrup (geb. 1844), Chr. Erslev (geb. 1852), A. D. Jörgenſen (geb. 1840, Reichsarchivar) u. a. Mit den geſchichtlichen und archäologiſchen Forſchungen gingen die Sprachſtudien Hand in Hand. Große Verdienſte hat ſich auf dieſem Gebiet (neben dem ſchon genannten Peterſen) Chriſt. Molbech durch ſeine lexikaliſchen Arbeiten erworben; das Bedeutendſte aber leiſtete Rasmus Chriſtian Raſk (1787—1832), der durch ſeine Schriften den Grund für eine umfaſſende und ſyſtematiſche Behandlung der altnordiſchen Sprache legte und einer der Begründer der vergleichenden Sprachforſchung war. In der klaſſiſchen Philologie endlich hat ſich Johan Nikolai Madvig (1804—86) europäiſchen Ruf erworben.

Als Begründer der wiſſenſchaftlichen däniſchen Litteraturgeſchichte gelten R. Nyerup u. Rahbek durch ihr oben genanntes Werk »Bidrag til den danske Digtekunsts Historie« (1800—1808 und weiter bis 1828 fortgeſetzt). Dann Molbech, Forelæsninger over den danske Literatur (1839); N. M. Peterſen, Bidrag til den danske Literaturs Historie (2. Aufl. 1871, 5 Tle., bis 1800 das Hauptwerk). Ferner ſind zu nennen: J. L. Heiberg, Udsigt over den danske skjönne Literatur (1831); P. Hanſen, Illustr. dansk Literaturhistorie (1883—86); Roſenberg, Nordboernes Aandsliv (1877—85, 3 Bde., unvollendet, bis 17. Jahrh.). Für das 19. Jahrhundert: Arentzen, Baggesen og Öhlenschläger (1870—78, 8 Bde.); Borchſenius, Fra Fyrrerne (»Die vierziger Jahre«, 1878—80, 2 Bde.); B. Bedel, Studier over Guldalderen i dansk Digtning (1890). Die Geſchichte des Theaters ſchrieb Th. Overſkou in »Den danske Skuepladses Historie« (1854—76, 7 Tle.). Von deutſchen Werken ſind zu nennen: Strodtmann, Das geiſtige Leben in Dänemark (Berl. 1873); Wollheim da Fonſeca, Nationallitteratur der Skandinavier (daſ. 1874—77), Schweitzer, Geſchichte der ſkandinaviſchen Litteratur (Leipz. 1886—89, 3 Bde.) und namentlich Winkelhorn, Geſchichte der Litteratur des ſkandinaviſchen Nordens (daſ. 1890). — Bibliographiſche Hilfsmittel gaben J. Worm (1784), Nyerup und Kraft (1820), Erslev (bis 1840), Fabricius (bis 1858), J. Bahl (1858—92) und Chr. Bruun (»Bibliotheca danica. ſyſtematiſches Verzeichnis der däniſchen Litteratur 1482—1830«, Kopenh. 1877 ff.) heraus.

Däniſche Sprache. Die d. S. iſt ein Glied der ſkandinaviſchen oder nordiſchen Sprachfamilie, und zwar bildet ſie zuſammen mit der ſchwediſchen den ſüdöſtlichen (»oſtnordiſchen«) Zweig dieſes Stammes. Die d. S. der älteſten Denkmäler (Runeninſchriften ſeit dem 4. Jahrh.) unterſcheidet ſich noch nicht von dem Urnordiſchen; erſt ſeit dem Beginn des 8. Jahrh. zeigen dieſe Inſchriften charakteriſtiſche Eigentümlichkeiten. Litterariſche Quellen beſitzen wir erſt aus dem 13. Jahrh. in den Geſetzbüchern der däniſchen Provinzen, welche bereits dialektiſche Spaltungen zeigen. Ihre heutige Schrift und Redegeſtalt erhielt die d. S. in der Mitte des 16. Jahrh. Aus dem ſeeländiſchen Dialekt hatte ſich im 14. und 15. Jahrh. bereits eine allgemeine Schriftſprache gebildet, die mit der Reformation durch Buchdruck und größere litterariſche Thätigkeit ſich auch im Laienſtand befeſtigte und ausbildete. Als erſtes bedeutenderes Denkmal der einheitlichen neudäniſchen Sprache darf die Überſetzung der Lutherbibel (1550) gelten. Seitdem beeinflußten ihre Entwickelung weſentlich zwei Faktoren: 1) Abſchwächung der Lautform und Vereinfachung der Flexion durch Formübertragung, 2) das Eindringen fremder (lateiniſcher, ſchwediſcher, franzöſiſcher und deutſcher) Wörter in den Sprachſchatz. Am ſtärkſten war der Einfluß des Deutſchen, zuerſt (ſeit dem 15. Jahrh.) der des Niederdeutſchen (durch die Hanſa und das deutſche Regentenhaus vermittelt), dann der des Hochdeutſchen (der ſeit der Reformation, beſonders mächtig aber im 18. Jahrh. unter Struenſees Verwaltung ſich geltend machte); daher iſt trotz aller puriſtiſchen Beſtrebungen, einer

natürlichen Folge der durch die schleswigschen Kriege hervorgerufenen feindlichen Stimmung gegen Deutschland, noch heute mehr als ein Drittel der dänischen Wörter deutschen Ursprunges. — Das Gebiet der dänischen Sprache ist das Königreich Dänemark, der nördlichste Teil von Schleswig und Norwegen, wo sie infolge der jahrhundertelangen Zugehörigkeit dieses Landes zur dänischen Krone Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist. Auch die Volksmundarten der südschwedischen Landschaften Halland, Schonen und Blekinge, die ehemals zu Dänemark gehörten, sind zusammen mit dem Dialekt der Insel Bornholm zum dänischen Sprachgebiet zu rechnen; eine zweite Dialektgruppe bildet das Inseldänische (auf Seeland, Fünen ꝛc.) und eine dritte das Jütische mit dem Nordschleswigschen. In Norwegen herrscht härtere Aussprache, und vieles ist aus der Volkssprache aufgenommen. Die d. S. ist die weichste und modernste unter den skandinavischen, doch nicht so wohllautend wie die schwedische. Das Alphabet ist wesentlich das deutsche, nur w fehlt (wofür v steht); dazu kommen noch æ (oder æ) und ö (oder ein durchstrichenes o: ø) und seit neuester Zeit, dem Schwedischen entlehnt, å (für aa). Der Gebrauch lateinischer Schrift (Antiqua) statt der deutschen (Fraktur) ist im Dänischen heute viel ausgedehnter als bei uns, sogar in politischen Zeitschriften (z. B. »Dagbladet« und »Politiken«). Die Geltung der Schriftzeichen ist aber vielfach verschieden: aa (å) = o, u (zum Teil) = o, y (zum Teil) = ö ꝛc. Die erste Grammatik des Dänischen erschien 1668 in Kopenhagen, von Erikſen Broby (Pontoppidanus) verfaßt; andre lieferten P. Syv (1685), Hoysgaard (1743), J. Baden (1785 u. 1792), Abrahamson (1812), Bloch (1817). Sie und mehrere andre noch sind verzeichnet und besprochen in Petersens »Bidrag til den danske Literaturs Historie« (Bd. 3—5). Von neuern Grammatikern sind zu nennen: Rask (ursprünglich englisch, dann ins Dänische übersetzt und zu Grunde gelegt von N. M. Petersen in seiner »Dänischen Sprachlehre für Deutsche«), Lökke (im Anschluß an J. Grimms Grammatik nach historisch-komparativer Methode), Munch, Lyngby, Jessen (Kopenh. 1891) und Mikkelsen (das. 1893). Das norwegische Dänisch ward von Knudsen (Christiania 1856) und J. Aasen (»Det norske Folkesprogs Grammatik«, 2. Ausg., das. 1864) bearbeitet. Von den in Deutschland erschienenen Grammatiken hat nur die »Dänische Formenlehre« von Th. Möbius (Kiel 1871) wissenschaftlichen Wert. Daneben sind für den praktischen Gebrauch zu empfehlen die kleine Sprachlehre von J. C. Poestion (Wien 1888) und das Lehrbuch der dänischen Sprache von Beißel u. Lorenzen (Kiel 1891). Das große Wörterbuch (»Dansk Ordbog«) der dänischen Akademie (Kopenh. 1793—1881) ist von verschiedenen bearbeitet, wird aber von Molbechs »Dansk Ordbog« (das. 1833; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.) übertroffen. Auf gründlichen Studien beruht E. Jessens »Dansk etymologisk Ordbog« (Kopenh. 1893). Dänisch-deutsche Wörterbücher lieferten Amberg (Kopenh. 1810), Bresemann (das. 1852—55, 2 Bde.), Raper (3. Aufl., das. 1889; besonders empfehlenswert), Helms (Leipz. 1858, 2. Aufl. 1871); ein deutsch-dänisches J. Raper (2. Aufl., Kopenh. 1885), einen dänisch-norwegischen Sprachführer (Konversations-Wörterbuch für Deutsche) H. Rissen (Leipz. 1893); ein dänisch-isländisches Wörterbuch Gislason (das. 1851), ein dänisch-norwegisch-schwedisches Dalin (Stockh. 1869), ein dänisch-französisches Borring (das. 1853—56, 2 Bde.), ein dänisch-englisches Ferral (4. Aufl., das. 1873) und Larsen (2. Aufl., Kopenh. 1888). Ein »Dansk Glossarium« (Kopenh. 1853—66) für die veralteten Wörter gab Molbech heraus; Kalkars »Ordbog til det ældre danske Sprog« (das. 1881 ff.) ist noch nicht vollendet. Die von Molbech (»Dansk Dialektlexicon«, Kopenh. 1841) zuerst begonnene Erforschung der dänischen Mundarten wird gegenwärtig besonders durch »Universitäts-Jubiläets danske Samfund« eifrig gefördert (Feilberg, »Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål«, das. 1886 ff. u. a.). P. E. Müller schrieb eine dänische Synonymik (Kopenh. 1829, 2 Bde.; 3. Aufl. von Dahl, 1872), Thortsen »Forsög til en dansk Metrik« (das. 1833—35, 2 Bde.). Das neueste und beste Werk über dänische Metrik sind E. v. d. Reckes »Principerne for den danske Verskunst« (Kopenh. 1882, 2 Bde.). Die auf dem Stockholmer Orthographenkongreß von 1869 festgesetzten Regeln brachte in Anwendung Sv. Grundtvig in »Dansk Retskrivnings-Ordbog« (Kopenh. 1870). Eine neuerdings (1889) vom Kultusministerium angebahnte Ordnung der Rechtschreibung hat vielen Widerspruch erfahren und Gegenvorschläge hervorgerufen (»Den literaire Retskrivning«, Kopenh. 1889). Die Arbeiten über die Geschichte des Dänischen von Petersen (»Det danske, norske og svenske Sprogs Historie«, Kopenh. 1829—30, 2 Bde.) und Molbech (»Det danske Sprogs historiske Udvikling«, das. 1846) sind veraltet, aber noch nicht durch Besseres ersetzt. Vgl. dazu A. Noreen, De nordiska språken, S. 39 ff. (Upsala 1887).

Dänische Wage, s. Bessemer.

Dänischweiß, s. Kreide.

Dänischwohld (Dänischer Wald), eine Halbinsel in Schleswig-Holstein, zwischen den Busen von Eckernförde und Kiel, mit sehr fruchtbarem Boden.

Danisieren, zu Dänen, dänisch machen, verdänen.

Dankali, Singular von Danakil (s. d.).

Dankberg, Gustav, Bildhauer, geb. 1819 in Halle bei Bielefeld, gest. 13. Okt. 1866 in Berlin, kam in seinem 20. Jahr als Tischlergeselle nach Berlin und machte hier künstlerische Studien unter der Leitung des Bildhauers Holbein. Seinen Ruf begründete er durch dekorative Arbeiten an der Borsigschen Fabrik in Moabit (1845), dann folgte die Ausschmückung des Babelsberger Schlosses, der Kurfürstenkammer im königlichen Schloß, des Schweriner Schlosses, des Schlosses des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg, des Palastes des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Orangeriegebäudes in Sanssouci ꝛc. Die sich immer mehr anhäufenden Bestellungen brachten ihn auf den Gedanken, ein großes Etablissement mit einer Muster- und Modellsammlung für architektonische Ornamentik zu begründen. Das Gebäude, welches er zu diesem Zweck aufführen ließ, enthielt zahllose Gegenstände der Skulptur und Plastik, Büsten, Figuren, Reliefs, Friese, Karyatiden, Säulen, Kapitäler, Pilaster, Konsolen und architektonische Gliederungen. D. besaß eine reiche Erfindungsgabe. Eine Reihe reizender Brunnen- und Fontänengruppen ist aus seinem Atelier hervorgegangen.

Dankmar, s. Thankmar.

Dankow, Kreisstadt im russ. Gouv. Rjasan, am Don, durch eine Zweigbahn mit der Linie Rjasan-Koslow verbunden, hat 2 Kirchen, eine Stadtschule, einen Kaufhof und (1889) 2754 Einw.

Dankwart, im Nibelungenlied der Bruder Hagens von Tronege, Marschall des Burgunderkönigs.

Er tritt erst in der zweiten Hälfte des Gedichts mehr in den Vordergrund, indem er es ist, gegen den Blödel, Etzels Bruder, in der Herberge den Kampf beginnt. Im darauf folgenden allgemeinen Kampfe fällt D. durch Helferichs Hand.

Dannebrogsorden, s. Danebrogsorden.

Dannecker, Johann Heinrich von, Bildhauer, geb. 15. Okt. 1758 in Waldenbuch bei Stuttgart, gest. 8. Dez. 1841 in Stuttgart, wurde seit 1771 in der Karlsschule gebildet und 2 Jahre später in die Bildhauerabteilung aufgenommen, wo er den Unterricht Le Jeunes genoß. Seit 1780 Hofbildhauer, war er für die Ausschmückung der herzoglichen Schlösser mit Genien, Kindern u. Karyatiden thätig. Einen engen Freundschaftsbund schloß er während dieser Zeit mit Schiller, Zumsteeg und dem Bildhauer Scheffauer. 1783 besuchte er mit Scheffauer Paris, wo er in Pajous Atelier arbeitete und unter anderm einen sitzenden Mars schuf. Mit Scheffauer ging er 1785 nach Rom, wo das Studium der Antike und namentlich der Umgang mit Canova auf ihn einwirkten. Auch Herder und Goethe lernte er hier kennen. In Rom entstanden seine ersten Marmorwerke, die Statuen des Bacchus und der Ceres, jetzt im königlichen Schloß zu Stuttgart. 1790 kehrte er ins Vaterland zurück, wo er sich anfangs als Professor der bildenden Künste an der Karlsakademie den Anordnungen des Herzogs fügen mußte und viele Zeit mit Anfertigung von Skizzen und Entwürfen für den Herzog hinbrachte. Doch gestalteten sich seine Verhältnisse immer günstiger, je höher sein Künstlerruhm stieg. Die hervorragendsten Personen wurden von ihm porträtiert. Zu seinen Schülern gehören F. Distelbarth, F. S. Zwerger, H. Imhoff, Wagner u. v. a. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt durch Geistesschwäche, die sich bis zum Verlust des Gedächtnisses steigerte. 1839 legte er die Direktion der Kunstschule nieder. D. gehört zu den Bildhauern, welche durch engen Anschluß an die Antike die plastische Kunst ihrer Zeit neu zu beleben suchten. Nur fand er zu monumentaler Bethätigung weniger Gelegenheit als seine gleichstrebenden Zeitgenossen. Das erste Werk Danneckers nach seiner Heimkehr von Rom war ein Mädchen, das um einen Vogel weint. Um 1795 entstanden: Psyche, die von dem Flußgott halb tot aus dem Wasser getragen wird, und Hektor, der den Paris der Weichlichkeit beschuldigt; um 1796 die liegende Sappho mit der Lyra zur Seite (jetzt in Monrepos), zwei Opferdienerinnen in Gips (in der Favorite zu Ludwigsburg). 1797 vollendete er die erste Büste Schillers nach der Natur und in Lebensgröße (in der Bibliothek zu Weimar). Eine zweite kolossale in karrarischem Marmor, ein geniales Werk, das er in seinem Atelier zurückbehielt, befindet sich, leider von dem schwachsinnig gewordenen Künstler selbst in dem herrlichen Lockenschmuck verstümmelt, im Dannecker-Kabinett des Museums zu Stuttgart; eine dritte Büste Schillers fertigte D. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Park zu Ludwigsburg). 1806 begann D. die in zahlreichen Kopien später weitverbreitete, nackte Ariadne auf dem Panther (im Bethmannschen Garten zu Frankfurt a. M.). Mehr als andre seiner Schöpfungen hat dieses Werk den Künstler volkstümlich gemacht. Um dieselbe Zeit fertigte D. das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern Sees der Stuttgarter Anlagen und eine Statuette des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. 1814 führte er das Modell zur Psyche für den englischen General Murray aus. Um diese Zeit faßte D. die Idee zu seiner Christusstatue, welche er volle 8 Jahre lang mit sich herumtrug, bis ihm ein Traumgesicht das Urbild zu seinem Ideal zeigte. Das Modell war 1818 vollendet und versinnbildlicht Christus als den Mittler zwischen Gott und dem Menschen, indem er, die heilige Lehre offenbarend, spricht: »Durch mich geht der Weg zum Vater«. Der Heiland deutet mit der Rechten auf sich selbst, mit der Linken zum himmlischen Vater. Das Werk wurde (1824 in Marmor vollendet) von der Kaiserin von Rußland für die neue Kirche in Moskau erworben; eine zweite Ausführung in Marmor, vom Künstler 1831 vollendet und von energischerm Ausdruck, befindet sich in der Thurn und Taxisschen Gruftkirche in Regensburg. Außer diesen Werken schuf D. noch das Grabmonument der Erbprinzessin Ida von Oldenburg, die Statue des Evangelisten Johannes, 1826 für die Begräbniskapelle auf dem Rothenberg gearbeitet, ferner eine Reihe Reliefs, bekannt als »Danneckers Traum«, ein Relief, die tragische Muse darstellend, wie sie sich auf die Muse der Geschichte stützt. D. steht zwischen Canova und Thorwaldsen; es fehlte ihm die geniale schöpferische Kraft, dafür aber war ihm im vollen Maß eine fein fühlende, ästhetische Natur verliehen. Seine Hauptvorzüge sind das warme, sinnige Leben, das er aus seinem eignen Reichtum auf seine Gebilde übertrug, das zarte Naturverständnis, das sich bei ihm vom höchsten geistigen Ausdruck im Menschenantlitz bis zu den eigentümlichsten Gebärden des Tieres erstreckt, und der liebevolle technische Fleiß, von dem seine Werke Zeugnis geben. 1888 wurde ein Denkmal für D. von Curseß auf dem Schloßplatz in Stuttgart enthüllt. Eine Auswahl seiner Werke, mit Biographie, wurde von Grüneisen u. Wagner (Hamb. 1841) herausgegeben.

Dannemarie (spr. dann'marī), 1) Dorf im franz. Depart. Doubs, Arrond. Besançon, 13 km südwestlich von Besançon an der Straße und Eisenbahn nach Dôle gelegen, mit (1891) 206 Einw. Hier 23. Jan. 1871 Gefecht zwischen der deutschen 14. Division und dem französischen 20. Korps auf dem Rückzug von Belfort. — 2) Stadt im Oberelsaß, s. Dammerkirch.

Dannemora, Kirchspiel im schwed. Län Upsala, nördlich von Upsala, durch Zweigbahn mit der Station Örbyhus an der Linie Upsala-Gefle verbunden, 71,8 qkm mit (1880) 1287 Einw., berühmt durch sein reiches Eisenfeld, das sich bis ins Kirchspiel Film erstreckt und vorzügliches Eisen liefert. Die Minen, gegen 80 an der Zahl, von denen jetzt jedoch nur 10 bearbeitet werden, liegen auf einem 2,1 km langen, 150—210 m breiten, ziemlich ebenen, wenig erhöhten, von Seen und einem Torfmoor umgebenen Grunde und bilden eine sogen. offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 160 m Tiefe mit senkrechten, schwarzen Wänden, in denen erst die Gruben und Schächte sich befinden. Das Erz gibt eine Ausbeute von 40—50 Proz. Roheisen und ist von so guter Beschaffenheit, daß es großenteils ohne allen Zusatz geschmolzen wird. Es wird meist durch Sprengen gewonnen. Die Ausbeute beläuft sich jährlich auf 60—70,000 Ton. Eisenerz, die zum großen Teil in mehreren naheliegenden Eisenwerken, unter denen Österby und Löfsta die größten sind, verschmolzen werden. In Bearbeitung sind die Minen von D. bereits seit 1480; sie sind im Privatbesitz einer Gewerkschaft. Gegen das Eindringen des Wassers aus dem nahen, 8—10 m höher gelegenen Grubensee sind die Gruben

durch Aufführung einer zum Teil 10 m hohen, mit Puzzolan-Zement verbundenen Mauer von fein behauenem Granit, hinter welcher Thon eingestampft wurde, geschützt worden. Bei D. findet sich auch der Dannemora-Granat, eine Abart des braunen Granats mit Streifungen auf den Kernflächen.

Dannenberg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Lüneburg, an der schiffbaren Jeetzel und der Linie Berlin-Buchholz der Preußischen Staatsbahn, ist altertümlich gebaut, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, einen alten Turm (Waldemarturm), ein Denkmal für die im Gefecht bei der Göhrde 16. Sept. 1813 verwundete, auf dem ehemaligen St. Annenfriedhofe beerdigte Eleonora Prohaska, den Körnerstein, auf welchem Theodor Körner sein »Gebet vor der Schlacht« dichtete, ein Johanniterkrankenhaus, ein Amtsgericht, Branntweinbrennerei, Möbelfabrikation, Spinnerei, Vieh- und Hopfenhandel und (1890) 1918 fast nur evang. Einwohner. — In der alten Burg D. wurde König Waldemar II. von Dänemark 1223—25 durch den Grafen Heinrich von Schwerin in strenger Haft gehalten. Burg und Herrschaft D. gehörten seit dem 12. Jahrh. einem Grafengeschlecht, welches 1312 die Grafschaft an Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg verkaufte. Doch wurde sie erst 1376 dem Herzogtum Lüneburg völlig einverleibt. Bereits im 13. Jahrh. ist die Stadt D. nachzuweisen. Bei der Länderteilung unter den Söhnen Ernsts des Bekenners kamen Stadt und Amt D. 1569 als besonderes Fürstentum an Herzog Heinrich von Braunschweig; dessen Sohn Julius Ernst aber erbte Braunschweig, und D. fiel 1671 an die Linie Celle.

Dannenberg, Hermann, Numismatiker, geb. 4. Juli 1824 in Berlin, wo er als Landgerichtsrat a. D. lebt, bearbeitete die Münzen des deutschen Mittelalters in zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften und schrieb das für die Münzkunde Deutschlands epochemachende Werk »Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit« (Berl. 1876, mit 61 Tafeln), ferner: »Grundzüge der Münzkunde« (Leipz. 1891) und die »Münzgeschichte Pommerns im Mittelalter« (Berl. 1893, mit 47 Tafeln).

Dannenberger, Johann Friedrich, Industrieller, geb. 25. Nov. 1786 in Berlin, gest. daselbst 25. Febr. 1873, erlernte seit 1797 die Kattundruckerei, entdeckte 1807 den Dampffarbendruck und etablierte sich 1812 in Berlin als Zeugdrucker. 1814 erhielt er ein Patent auf Türkischrot mit Weiß und Applikationsfarben, 1816 auf den Walzendruck (Rouleaudruck von kupfernen Walzen); seit 1819 betrieb er seine Fabrik mit Dampfkraft. 1839 trat er in die Direktion der Berlin-Anhalter Eisenbahn, und 1849 ward er Mitglied des Herrenhauses und der Hauptverwaltung der Dahrlehnskassen.

Danner, Luise Christine, Gräfin von, geb. 21. April 1815 in Kopenhagen von bürgerlichen Eltern Namens Rasmussen, gest. 6. März 1874 in Genua. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat später in das Ballett des Theaters zu Kopenhagen und gewann die Neigung des ehemaligen Buchdruckers, spätern Kammerherrn und königlichen Privatsekretärs Berling, mit dessen Beihilfe sie zu Kopenhagen einen Putzladen eröffnete. Hier knüpfte der Kronprinz von Dänemark, nachmaliger König Friedrich VII., ein Liebesverhältnis mit ihr an, das 7. Aug. 1850 zum Abschluß einer morganatischen Ehe führte. Sie ward 1855 zur Gräfin von D. erhoben und übte in den damaligen Parteikämpfen einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Nach Friedrichs VII. Tode (1863) zog sie sich mit einem großen Vermögen nach Cannes in Frankreich zurück.

Danno (ital.), Schade, Verlust.

Dannreuther, Edward, Klavierspieler, geb. 4. Nov. 1844 in Straßburg von englischen Eltern, erhielt, nachdem seine Familie nach Amerika übergesiedelt, den ersten Musikunterricht in Cincinnati, seine weitere Ausbildung jedoch am Leipziger Konservatorium durch Moscheles (Klavier) und Richter (Komposition) und ließ sich nach beendigten Studien 1863 in London nieder, wo er als Lehrer und Virtuose bald eine hervorragende Stellung errang. 1872 begründete er den Londoner Wagner-Verein und leitete die von demselben veranstalteten Konzerte. Die Wagnersche Kunstrichtung verfolgt er auch als Schriftsteller in dem 1873 von ihm veröffentlichten Werk »Richard Wagner, his tendencies and theories«, dem später noch die englischen Übersetzungen von Wagners Abhandlungen: »Zukunftsmusik«, »Über das Dirigieren« und »Beethoven« folgten. D. war auch Mitarbeiter von Groves »Dictionary of music«.

Dannsensteine (Danzelsteine), s. Gräber, prähistorische.

Dan vranja, serb. Feldmaß zu 1000 Wiener □Klafter, = 35,97 Ar.

Daumont (spr. dang-remong), Charles Marie Denis, Graf de, franz. General, geb. 8. Febr. 1783 in Chaumont (Obermarne), gest. 12. Okt. 1837, ward 1807 Adjutant Marmonts, stand 1809 bei dem Heer in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal, machte die Hauptschlachten und Feldzüge 1813 und 1814 mit und ward noch von Napoleon I. zum Obersten befördert. Nach der Restauration ward er 1821 Maréchal de Camp und führte 1823 eine Abteilung des 5. Korps der Armee nach Spanien. 1830 kommandierte er bei der Expedition nach Algier die 1. Brigade der 2. Infanteriedivision. Nach der Julirevolution erklärte er sich für die neue Dynastie und ward zum Generalleutnant befördert. 1833 ward er Generalinspektor der Infanterie und 1835 Pair. 1837 nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Expedition gegen Konstantine zum Generalgouverneur von Algerien ernannt, wußte er die eingeborne Bevölkerung durch Energie und versöhnende Maßregeln im Zaum zu halten und unternahm wohlgerüstet eine zweite Expedition gegen Konstantine, fiel aber bei der Rekognoszierung am Tag vor dem glücklichen Sturm.

Dansa, provenzalisches Tanzlied, s. Provenzalische Sprache und Litteratur.

Danse macabre (spr. dängß' makábr'), s. Totentanz.

Danseuse (franz., spr. dangßöß'), Balletttänzerin, in der Theatersprache speziell Solotänzerin.

Dansville (spr. dännswill), Ortschaft im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Livingston, im Geneseethal, 50 km südlich von Rochester, mit einer Kaltwasserheilanstalt und (1890) 3758 Einw.

Dantan (spr. dangtáng), 1) Jean Pierre, franz. Bildhauer, geb. 28. Dez. 1800 in Paris, gest. 6. Sept. 1869 in Baden-Baden, Schüler Bosios, bildete sich auf der Akademie in Paris und dann zu Rom, wo er sich dem Porträt zuwendete. Schon in Italien schuf er Karikaturstatuetten, in denen er das physisch Lächerliche in Physiognomie oder Gestalt hervorhob, ohne jedoch dadurch die physiognomische Ähnlichkeit zu verwischen, und durch welche er sich, besonders nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1830), einen bedeutenden Ruf erwarb. Unter ihnen befinden sich die von Talleyrand, Wellington, Brougham, d'Orsay, O'Con-

nell, dem Herzog von Cumberland, König Wilhelm IV., Rossini, Victor Hugo, Soulier und Liszt. Auch die ideale und ernste Skulptur kultivierte er. Fast von allen Berühmtheiten Frankreichs fertigte er kleine Porträtgipsbüsten und große Büsten.

2) Edouard, franz. Maler, Sohn des vorigen, geb. 26. Aug. 1848 in Paris, trat in das Atelier von Pils ein und zeigte frühzeitig eine so hervorragende Begabung, daß er 1867 den Auftrag erhielt, in dem Giebelfeld einer Kapelle in Marnes ein großes Gemälde der heiligen Dreieinigkeit in Wachsfarben auszuführen. 1869 stellte er sein erstes Bild, eine Episode aus dem Untergang von Pompeji, im Salon aus. Nach dem Kriege malte er teils Szenen aus der antiken Mythologie und Geschichte, teils, inspiriert durch die Traditionen seiner Familie, Darstellungen von Bildhauerateliers, welche sich durch Zartheit des Tones, durch naturwahre Charakteristik des Stofflichen und durch feine Lichtführung auszeichnen. 1872 erschien im Salon das Porträt seines Vaters, der an einer Marmorbüste arbeitet, 1874 Herkules zu den Füßen der Omphale und ein Mönch als Holzbildhauer (Museum von Nantes), 1875 das Diskosspiel (Museum von Rouen), 1876 die Nymphe Salmacis, 1880 ein Atelierwinkel, in welchem wiederum sein Vater, an einem Relief arbeitend, dargestellt ist (im Luxembourg-Museum zu Paris), 1881 das Frühstück des Modells im Maleratelier, 1884 eine Gipsformerei, 1887 der Abguß über der Natur (an einem weiblichen Modell), 1890 der Bau eines Gewächshauses und 1893 eine Frauenprozession. 1883 erhielt er für das Innere eines Bauernhauses in Villerville auf der internationalen Ausstellung in München eine zweite Medaille.

Dante Alighieri (spr. aligjëri), der größte Dichter Italiens und einer der tiefsinnigsten Dichter aller Zeiten und Völker, wurde 1265, wie Witte wahrscheinlich macht, 30. Mai in Florenz geboren und starb 14. Sept. 1321 in Ravenna. Er erhielt in der Taufe den Namen Durante, der nach der herrschenden Sitte in Dante abgekürzt wurde und ihm so dauernd verblieben ist. Seine Familie gehörte zu den ältesten florentinischen Geschlechtern und stand auf seiten der Guelfen. D. selbst nennt als seinen Stammvater den Cacciaguida, einen tapfern Krieger (geb. um 1090, gefallen 1147 im Kreuzzug), welcher eine Alighieri aus dem Pothal zur Frau hatte. Einer ihrer Söhne (gest. um 1200) nahm den Namen der Mutter an und ward so der Stifter des Geschlechts der Alighieri zu Florenz. Von dem Leben des Dichters weiß man thatsächlich wenig, da die romanhaft und tendenziös aufgeputzten Mitteilungen seines ersten Biographen Boccaccio nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst die gründlichen Forschungen der neuern Zeit, namentlich Balbos, Wittes, Todeschinis, Imbrianis, del Lungos, Bartolis u. a., haben ein ungefähres Bild von Dantes Lebensgang hergestellt, besonders die strenge Kritik der letztern hat eine ganze Reihe unbewiesener und unbegründeter Behauptungen aus der Dante-Biographie verbannt. Von den Eltern unsers Dichters wissen wir fast nichts. Sein Vater war zweimal vermählt und ist gegen 1280 gestorben. Seine Mutter Bella war wohl die erste Frau seines Vaters und starb ganz früh. Die Erziehung des Knaben soll dem gelehrten Staatssekretär der Republik, Brunetto Latini, übertragen worden sein, der selbst als Dichter in Ruf stand, und dessen D. später an einer Stelle seiner »Komödie« in pietätvoller Weise gedacht hat, allerdings auch mit Hervorhebung eines sittlichen Makels Latinis. Sicher hat dieser Mann einen bedeutenden Einfluß auf Dantes geistige Entwickelung geübt und ist ihm ein väterlicher Freund gewesen, doch sein Lehrer war er nicht. Über Dantes Studiengang wissen wir nichts Genaueres; sein Jugendwerk: »Das neue Leben«, welches 1292 beendet ist, zeigt aber schon eine große Menge von Kenntnissen, unter anderm auch eingehende Bekanntschaft mit den provenzalischen Troubadouren. Neben den strengen Studien beschäftigte sich D. auch mit den heitern Künsten; er war Freund der Maler Giotto und Oderisi, wie er auch selbst zeichnete, sowie des Sängers und Musikers Casella. Sein erstes erhaltenes Sonett dichtete er nach seiner eignen Angabe mit 18 Jahren. Dies war an alle Dichter gerichtet und wurde auch von dem ausgezeichneten Guido Cavalcanti (gest. 1300) beantwortet, der dadurch sein innigster Freund wurde, und von Cino da Pistoja, welcher später D. nach Beatrices Tode durch eine Kanzone zu trösten suchte; mit Spott und Hohn antwortete ihm Dante da Majano. Dantes erste Lyrik hat ihre Quelle in seiner idealen Liebe zu Beatrice, nach gewöhnlicher Annahme Tochter eines angesehenen Bürgers von Florenz, Folco Portinari. Kaum 9 Jahre alt (sie selbst zählte 8), sah er sie 1274 bei einem Maifest zu Florenz zum ersten Male. Darüber berichtet D. selbst in seinem Erstlingswerk: »La vita nuova«. Von dieser ersten Jugendliebe blieb ihm der tiefste Eindruck für das ganze Leben und gestaltete sich in ihm zu jener Verklärung und Bedeutung Beatrices, wie er sie in seinem großen Gedicht verewigt hat. Diese Liebe war rein ideal, erstrebte nicht den Besitz der Geliebten, sie wurde auch nicht durch ihre Verheiratung beeinträchtigt. Da eine solche Neigung von vielen nicht verstanden wurde, suchten sie Beatrice als eine bloße Allegorie oder eine Abstraktion zu fassen (vgl. D'Ancona, La Beatrice di D., in seiner Ausgabe der »Vita nuova«, Pisa 1884, und Del Lungo, Beatrice nella vita e nella poesia del sec. XIII, Mail. 1891). In seiner Jugend nahm D. an den Kriegszügen seiner Vaterstadt teil. 1289 finden wir ihn 11. Juni als Freiwilligen zu Pferde im ersten Treffen in der Schlacht bei Campaldino, in welcher die Florentiner Guelfen unter der Führung Aimerics von Narbonne die Aretiner Ghibellinen aufs Haupt schlugen. Bald darauf (nach Del Lungo 1290) war er im Kriege gegen die Pisaner bei der Übergabe der Burg Caprona zugegen. über seine Studien in dieser Zeit wissen wir nichts. Nach dem Tode Beatrices (19. Juni 1291) suchte D. im Studium der Philosophie Trost. Wir verdanken diesem Studium seine allegorische und moralische Lyrik. Die schon von Buti vorgetragene Überlieferung, daß D. (wohl aus Schmerz über Beatrices Hinscheiden) in den Orden der Franziskaner getreten sei, ihn aber vor Vollendung seines Noviziats wieder verlassen habe, ist wahrscheinlich eine Sage. Etwa um 1295 vermählte sich D. mit Gemma aus dem mächtigen Adelsgeschlecht der Donati. Wir finden sie noch 1333 in einer Urkunde. Dieser Ehe entstammen bestimmt drei Kinder: Pietro, Jacopo und Antonia. Das Vorhandensein einer Tochter, Beatrice, wird in Zweifel gezogen (vgl. Ricci, L'ultimo rifugio di D., S. 214 ff., Mail. 1891). Nachdem D. sich in die Zunft der Ärzte und Apotheker hatte aufnehmen lassen, begann er am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt teilzunehmen. Darüber haben wir eine Anzahl Dokumente. D. stimmt in Ratsversammlungen 26. Juli und 15. Dez. 1295. Am 5. Juni 1296 spricht er im Rate der Hundert,

7. Mai 1299 wurde er in Sachen des Welfenbundes der toscanischen Gemeinden als Gesandter nach San Gemignano geschickt. Alle andern Gesandtschaften, von denen gesprochen wurde, sind Erfindungen. 1300 saß D. vom 15. Juni bis 15. Aug. im Kollegium der sechs Prioren, ein Amt, das für ihn nach seinem eignen Ausspruch die Quelle all seines spätern Unglücks wurde. Florenz, im ganzen guelfisch, war doch in zwei Parteien geteilt, die sich seit 1301 die »Weißen« und die »Schwarzen« nannten, und von denen die erstern mehr ghibellinisch gesinnt, die letztern dagegen unbedingte Anhänger des Papstes waren. Die erbetene Vermittelung des Papstes, der den Kardinal Acquasparta sendete, scheiterte. Als die Haltung der beiden Parteien bedrohlich wurde, wurden ihre angesehensten Mitglieder verbannt (24. Juni), aber bald darauf zurückgerufen. Nach der Entdeckung einer Verschwörung der Schwarzen wurden ihre Häupter im Juni 1301 aufs neue verbannt. Während dieser stürmischen Zeit (1301) tritt D. noch mehrfach öffentlich auf. Am 13. und 14. April, 19. Juni und 13. Sept. stimmt er in Ratsversammlungen; am 28. April wird er beauftragt, unter Beigabe eines Notars eine Strecke der Straße San Procolo verbreitern und herstellen zu lassen. Von den Schwarzen gedrängt, schickte der Papst einen neuen »paciere« in der Person des Karl von Valois, des Bruders Philipps des Schönen von Frankreich, nach Florenz. Am 1. Nov. zog er in die Stadt ein. Er begünstigte die Schwarzen, so daß diese in kurzer Zeit zur Herrschaft gelangten und die Gegenpartei schonungslos unterdrückten. Nachdem ein abermaliger Versöhnungsversuch des Kardinals Acquasparta gescheitert war, wurden 1302 über 600 Weiße meist wegen erdichteter Vergehen zum Tode oder zur Verbannung verurteilt. Unter letztern befand sich D. Am 27. Jan. wurde ihm vom Podestà ein Dekret zugestellt, welches in langer Reihe seine Verbrechen aufzählt und ihn zur Zahlung von 5000 Fiorini piccioli, zum Schadenersatz für begangene Unterschlagungen ꝛc., zu 2 Jahren Verbannung aus der Toscana und zum Ausschluß von allen Ämtern für immer verurteilt. Falls er nicht nach 3 Tagen bezahlt, verliert er sämtliche Güter. Am 10. März verdammt ihn ein neues Dekret zum Feuertode, falls er in die Hände der Gemeinde fällt. Die Fassung der Urteile setzt voraus, daß D. zur Zeit der Katastrophe in Florenz anwesend war. Seine Gesandtschaft nach Rom, wo ihn das Verbannungsurteil getroffen hätte, ist Legende. Noch weniger als von Dantes Leben in Florenz wissen wir aus der Zeit seiner Verbannung. Die vertriebenen Weißen vereinigten sich mit den seit langem verbannten Ghibellinen und suchten sich der Stadt Florenz mit Waffengewalt zu bemächtigen. Am 8. Juni 1302 kam eine Anzahl hervorragender Familien im Chor der Kirche San Godenzo im Mugello zusammen; D. war zugegen, wie aus dem erhaltenen Dokument erhellt. Als Zwietracht innerhalb der Partei ausbrach, trennte sich D. von ihr, vermutlich 1303, nachdem die Verbannten bei Castel Pulicciano geschlagen worden waren (März). Zunächst wendete er sich nach Verona, wo ihm Bartolomeo della Scala Schutz gewährte (1304, vielleicht schon 1303). Nach dem Tode desselben (7. März 1304) irrte D. heimatlos in Italien umher. Die bitterste Not zwang ihn oft zum Betteln. Nach Boccaccio wäre er in Bologna gewesen. Dies müßte vor 1. März 1306 gewesen sein, wo die Ghibellinen von dort vertrieben wurden. Von dort soll er nach Padua gegangen sein. Das Dokument, auf welches man sich bis jetzt stützte (27. Aug. 1306), spricht von einem Dantino, Sohn eines Alighiero aus Florenz, der noch 1350 in Veroneser Urkunden vorkommt. (Vgl. Da Re, Giornale storico della letteratura italiana, Bd. 16, S. 334 ff.) Damit ist Dantes Aufenthalt in Padua mindestens zweifelhaft geworden. Jedenfalls kann er nicht lange dort gewesen sein, denn 6. Okt. 1306 ist er urkundlich in Sarzana in der Lunigiana nachzuweisen. An diesem Tage unterzeichnete er als Bevollmächtigter des Markgrafen Franceschino Malaspina den Friedensvertrag zwischen dessen Familie und dem Bischof Antonio von Luni. Von der Lunigiana begab sich D. nach dem Casentino; doch steht es nicht fest, ob er bei Guido Salvatico di Dovádola Zuflucht fand. Zwischen 1307 und 1310 könnte sich D. in Lucca aufgehalten haben. Villani, Boccaccio u. a. sprechen auch von einer Reise nach Paris, und Scartazzini u. a. setzen sie in das Jahr 1308. Doch diese Reise ist mehr als zweifelhaft. Die Kunde von dem Römerzuge König Heinrichs VII., welcher im Oktober 1310 die Alpen überschritt, erweckte wieder neue Hoffnungen in unserm Dichter. Er eilte ihm entgegen und schrieb einen lateinischen Ermahnungsbrief an die Fürsten und Völker Italiens, sich dem Kaiser als dem »Retter des Landes« zu unterwerfen. Dies geschah aber nicht, sondern gerade Florenz wurde der Herd der Widersacher des Kaisers. Da schleuderte D. 31. März 1311 von den Quellen des Arno aus einen furchtbaren Brief, in welchem der ganze Zorn seiner großen Seele aufflammt, gegen seine Vaterstadt und verkündet ihr ein entsetzliches Schicksal. Vielleicht hielt er sich beim Grafen Guido Novello von Battifolle zu Poppi auf. Als Heinrich ihm zu lange in Oberitalien mit der Eroberung von Städten zögerte, schrieb er 18. April ebendaher einen Brief an ihn selbst und forderte ihn auf, ungesäumt die Axt an die Wurzel alles Übels, Florenz, zu legen. Die Florentiner antworteten auf Dantes Brief damit, daß sie ihn nebst etwas über 1000 Guelfen ausdrücklich von den Wohlthaten der sogen. Reform des Baldo d'Aguglione ausschlossen, einer Verordnung, welche 2. Sept. 1311 den meisten Weißen Amnestie gewährte. Die Belagerung ihrer Stadt, welche der Kaiser im Sommer 1313, nachdem er im Juni 1312 in Rom gekrönt worden war, unternahm, hatte keinen Erfolg; er mußte unverrichteter Sache abziehen, und als er sich zum Zuge gegen König Robert von Neapel rüstete, ereilte ihn bei Siena der Tod (24. Aug. 1313). Ob D. persönlichen Anteil an diesen Begebenheiten genommen, oder wo er sich um diese Zeit aufgehalten, ist nicht mit Sicherheit ermittelt. Über ein Dutzend Ortschaften und Klöster in den verschiedensten Gegenden Italiens haben in der Folge die Ehre beansprucht, des Heimatlosen Asyl und Herberge gewesen zu sein. Als die Florentiner 29. Aug. 1315 von Uguccione della Faggiuola, den die Pisaner an ihre Spitze berufen hatten, bei Montecatini im Val di Nievole eine Niederlage erlitten hatten, erneuerten sie 6. Nov. d. J. das Verbannungsdekret gegen D., seine Söhne und die andern Verbannten und erklärten sie für vogelfrei. Die Siege der Ghibellinen in der Toscana waren aber nur vorübergehend. Uguccione flüchtete nach Verona zu Can Grande della Scala (1316). Daß D. ihn begleitet habe, ist nicht erwiesen. Als in demselben Jahre Guido von Battifolle zum Podestà von Florenz gewählt war, wurde den Verbannten unter erniedrigenden Bedingungen (sie sollten dem Schutzpatron der Stadt in San Giovanni dargeboten werden, wie

es mit begnadigten Verbrechern geschah, und eine Geldbuße bezahlen) Rückkehr in die Stadt angeboten. Dantes Innerstes sträubte sich gegen diese Schmach, und er schrieb einen ergreifenden Brief an einen Freund, in welchem er erklärte, wenn er nur auf solchem Wege nach Florenz zurückgelangen könne, lieber ganz darauf verzichten zu wollen. An Brot würde es ihm nicht fehlen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte D. in Ravenna bei seinem Freunde Guido Novello da Polenta, dem Neffen der Francesca da Rimini, der seit seines Onkels Lamberto Tode (22. Juni 1316) Herr der Stadt war. Sicher hat er sich hier mehrere Jahre aufgehalten. Der Verkehr mit Can Grande della Scala, dem Herrn von Verona, um diese Zeit bestand nur in kürzern Besuchen. D. dachte sehr hoch von ihm und widmete ihm das »Paradies«, noch ehe es vollendet war (Brief von 1318). Über den Zeitpunkt der Niederlassung Dantes in Verona können wir keine genauen Angaben machen. Seine Söhne zogen mit ihm, und Pietro erhielt dort zwei Pfründen. Nach Boccaccio soll D. während seines Aufenthaltes in Ravenna zahlreiche Schüler unterrichtet und zum Dichten in der italienischen Volkssprache angeleitet haben. Im Sommer 1321 ging er dann, wie Villani berichtet, in einer diplomatischen Mission seines Gastfreundes nach Venedig, erkrankte dort und wurde, dem Tode nahe, nach Ravenna zurückgebracht, wo er 14. Sept. 1321 im Alter von 56 Jahren starb (vgl. Ricci, L'ultimo rifugio di D., Mail. 1891). Er ward in der Marienkapelle der Kirche San Pietro Maggiore (jetzt San Francesco) in einem steinernen Sarge feierlich bestattet. Der Fürst selbst hielt ihm eine Leichenrede, und nur seine eigne Vertreibung, die im folgenden Jahre erfolgte, vereitelte seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten. 1329 wollte der Kardinallegat Bertrand du Poyet Dantes Gebeine als ketzerisch verbrennen lassen. Erst nach 1353 wurden bei einer Ausbesserung zwei Inschriften angebracht, die eine von Dantes Freund und Schüler Menghino Mezzano, die andre, für deren Verfasser man irrtümlich lange D. selbst hielt, von Bernardo Canaccio, ebenfalls Freund und auch wohl Schüler des Dichters. 1483 ließ Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, die Grabstätte mit dem noch vorhandenen Relief von Pietro Lombardi schmücken. Als Leo X. die Gebeine 1519 nach Florenz überführen lassen wollte, fand man den Sarg schon leer. Durch den Kardinallegaten Domenico Maria Corsi ward 1692 die verfallene Grabstätte umfassend wiederhergestellt; 1780 erfuhr sie durch Luigi V. Gonzaga eine gründliche Umwandlung nach den Plänen Morigias. 1813 stellte Canova Dantes Marmorbüste im Pantheon zu Rom auf. Florenz forderte die Gebeine des Dichters, der in seinem letzten Willen ausdrücklich verlangt hatte, daß sie unter keinen Umständen an seine undankbare Vaterstadt ausgeliefert werden sollten, wiederholt (zuletzt noch 1864) zurück, aber immer vergeblich, und hat erst 1829 in der Kirche Santa Croce seinem großen Sohn ein Denkmal von der Hand Riccis errichten lassen. Fünf Jahrzehnte nach des Dichters Tode errichtete seine Vaterstadt einen besondern Lehrstuhl zur Erläuterung seines Werkes, auf den Boccaccio berufen ward, und andre Städte, wie Pisa, Bologna, Mailand, folgten dem Beispiel von Florenz nach. Das italienische Volk aber gab ihm den Beinamen des »Göttlichen«. — Nach Boccaccios Beschreibung war D. ein Mann von mittlerer Größe, im Alter etwas gekrümmt, doch würdig und stets in vornehmer Kleidung einhergehend, sein Gesicht lang, mit einer Habichtsnase und großen, ausdrucksvollen Augen; die Kinnbacken waren stark und die untere Lippe etwas hervorspringend, Bart und Haupthaar schwarz, dicht und kraus, der Ausdruck des Gesichts schwermütig und tiefsinnig, die Farbe desselben bräunlich. Raffael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde im Vatikan zu Rom zwischen Thomas von Aquino und Scotus und in einem andern Gemälde daselbst, dem Parnaß, neben Vergil und Homer angebracht. In Florenz befindet sich eine Wachsmaske, die über der Leiche des Dichters abgenommen sein soll und von Rauch abgeformt wurde. Ein Bildnis Dantes auf einer Medaille entdeckte 1832 Misserini; ein Freskobildnis des jugendlichen Dichters (wie man annimmt, des Giotto, um 1295) wurde 1840 an einer Wand der Cappella del Podestà zu Florenz wieder aufgefunden. Bildsäulen von D. befinden sich zu Florenz (zwei, von Pazzi und Demi), Verona (von Zannoni), Padua (von Vela), Neapel (von Angelini) ꝛc.

Die 600jährige Wiederkehr des Geburtstags Dantes im Mai 1865 gab in Italien Anlaß zu einer nationalen Jubelfeier, die namentlich in Florenz 14.—16. Mai in großartigster Weise begangen wurde. Man feierte D. als »den Vorläufer der politischen Einheit des Vaterlandes und als den Anwalt für Freiheit und Recht in der christlichen Welt«. Den Kernpunkt des Festes bildete die Enthüllung des Standbildes Dantes (von Enrico Pazzi) auf dem Santa Croce-Platz, gegenüber der Kirche. In Ravenna, der Grabstätte des Dichters, wo man die Feier 24. und 25. Juni beging, erhielt dieselbe durch eine überraschende, kurz zuvor gemachte Entdeckung ein besonderes Interesse. Während man bislang gar nicht anders gewußt hatte, als daß die sterblichen Überreste Dantes in dem Steinsarg bestattet lägen, den Guido da Polenta 1321 ihnen gegeben, wurde 27. Mai (1865) bei einer baulichen Reparatur an der Franziskanerkirche, mehrere Schritte von der Dantekapelle entfernt, ganz zufällig eine Kiste eingemauert gefunden mit der Aufschrift: »Dantis ossa a me Frē Antonio Santi hic posita anno 1677 die 18ª Octobris.« Das Innere enthielt die auseinander gebrochenen Stücke eines menschlichen Skeletts, und eine zweite Inschrift besagte: »Dantis ossa. Denuper revisa die 3ª Junii 1677.« Bei Eröffnung des Steinsarges zeigte sich derselbe wirklich leer; nur einige Knochenstücke enthielt er, welche gerade an dem in der Kiste gefundenen Skelett fehlten, so daß die Identität der Gebeine außer Zweifel zu sein scheint. Seitdem die Gebeine 1519 aus dem ursprünglichen Sarge entfernt worden waren, wurden sie von den Franziskanern gehütet und öfter revidiert. An den Platz, wo sie 1865 gefunden wurden, sind sie wahrscheinlich erst 1810 bei der Unterdrückung der Franziskaner gebracht.

Dantes Tochter Antonia ist in einer Urkunde von 1332 erwähnt. Eine Tochter, Beatrice, deren Vorhandensein in Zweifel zu ziehen ist (vgl. S. 578), soll nach Dantes Tode ins Kloster gegangen und 1350 von der Compagnia d'Or San Michele ein Geschenk von 10 Goldgulden erhalten haben. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, Jacopo di D., bei dem Tode des Vaters in Ravenna und lebte noch 1342 in Florenz, wo er einen Teil der eingezogenen Güter des Vaters zurückkaufte. Man schreibt ihm einen Kommentar über das »Inferno« zu, betitelt: »Chiose alla Cantica dell' Inferno di D. attribuite a Jacopo suo figlio« (hrsg. von Lord Vernon, Flor. 1848), sowie mehrere

Gedichte. Das Geschlecht des Dichters wurde durch den ältern Sohn, Pietro, fortgepflanzt, welcher zuletzt als Richter in Verona lebte und 1364 sein Testament machte. Er schrieb einen die ganze »Komödie« umfassenden Kommentar in lateinischer Sprache (1340), herausgegeben von Nannucci auf Kosten Lord Vernons, Flor. 1845: »Petrii Allegherii super Dantis ipsius genitoris Comoediam Commentarium etc.«. Mit seiner Urenkelin Ginevra, welche 1549 den Grafen Marcantonio Serego in Verona heiratete, ist die direkte Nachkommenschaft des Dichters erloschen.

Die kleinern Schriften Dantes.

Wie über Dantes Leben genaue Nachrichten fehlen, so ist auch hinsichtlich seiner Werke schwer anzugeben, wann und wo die einzelnen begonnen und vollendet wurden. 1) Als früheste seiner Schriften ist »Das neue Leben« (»La vita nuova«) zu nennen, eine zarte, innige Schilderung der Jugendliebe des Dichters. Eine Anzahl Gedichte, welche derselben ihre Entstehung verdanken, sind durch einen Kommentar in Prosa zu einem Ganzen verbunden, der teils über Anlaß und Bedeutung jedes einzelnen Gedichtes in schwungvoller, ergreifender Sprache Auskunft gibt, teils in trocken scholastischer Weise die Gedichte zergliedert. Die Abfassung, d. h. die Verbindung der im Laufe der Jahre entstandenen Gedichte durch Prosatext, fällt ins Jahr 1292. Die »Vita nuova« erschien zum erstenmal gedruckt mit den Kanzonen des D. und seinem Leben von Boccaccio (Flor. 1576) und erlebte über 30 Ausgaben. Zu den besten derselben gehören die vom Marchese Trivulzio (Mail. 1827), die nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Pesaro 1829), die von Giuliani (»La vita nuova e il canzoniere di D.«, 2. Ausg., Flor. 1865), von d'Ancona (Pisa 1872, 2. verbesserte und vermehrte Aufl. 1884), von Witte (Leipz. 1876) und von Casini (Flor. 1885). Deutsche Übersetzungen lieferten Fr. v. Oeynhausen (Wien 1824), K. Förster (das. 1841), Jacobson (Halle 1877), Wege (Leipz. 1879). 2) »Das Gastmahl« (»Il convivio«) ist zwischen 1306 und 1309 verfaßt. Es wäre eine Encyklopädie des Gesamtwissens der damaligen Zeit geworden, wäre es vollendet. Es sollte 14 philosophische und didaktische Kanzonen Dantes erklären und 15 Bücher enthalten. Nur das einleitende Buch und drei weitere Traktate sind aber geschrieben. Die Darstellungsweise ist die schwerfällige und umständliche der Scholastik. Den Namen »Gastmahl« gab D. dem Buch, das als erstes Beispiel wissenschaftlicher Prosa in italienischer Sprache wichtig ist, weil er die Erklärung gleichsam als Brot zu den Gerichten der Kanzonen auftischen wollte. Zum erstenmal gedruckt ward es Florenz 1490, dann Venedig 1521 u. ö. Eine vortreffliche neue Ausgabe mit ausführlichem Kommentar besorgte Giuliani (Flor. 1875, 2 Bde.); eine deutsche Übersetzung gab Kannegießer (»Dantes prosaische Schriften«, Leipz. 1845). Kritische Arbeiten darüber lieferten Monti (Mail. 1823), Witte im »Giornale Arcadico« (Rom 1825), Scolari (Padua 1828), Selmi (Turin 1865) und Todeschini, »Scritti su D.« I, S. 108—223 (Vicenza 1872) u. a. 3) Die lyrischen Gedichte Dantes (»Il Canzoniere«). Unter diesem Titel sind die in der »Vita nuova« und im »Convivio« stehenden Gedichte sowie die dort nicht verwendeten gesammelt. Die Untersuchungen, ob alle D. zugeschriebenen Gedichte ihm angehören, sind noch nicht abgeschlossen. Die erste, ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte bilden die vier ersten Bücher der »Sonetti e canzoni di diversi autori toscani« (Flor. 1527, Vened. 1532 u. ö.; zuletzt: »Amori e rime di D.«, Mantua 1823); neuere Ausgaben besorgten Fraticelli (das. 1861), Giuliani (das. 1863 u. 1868) und Serafini (Flor. 1883), letztere ganz wertlos. Als Anhang zu den »Rime« findet man in einigen Ausgaben »Rime spirituali« (geistliche Lieder), aus einer Paraphrase der sieben Bußpsalmen und dem sogen. »Credo di D.« bestehend, beides jedoch sicher unecht. Gesondert sind die »Sette salmi« abgedruckt worden in »Raccolta di rime antiche toscane« (Palermo 1817), das »Credo« in »Saggio di rime di diversi buoni antori« (Flor. 1827); beide von Quadrio (Bologna 1753) u. ö. Deutsche Übersetzungen der »Rime« veröffentlichten Kannegießer (»Dantes lyrische Gedichte«, mit einer Abhandlung von Witte, worin Echtes und Unechtes zu unterscheiden versucht wird; 2. Aufl., Leipz. 1842), C. Krafft (»Dantes lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel«, Regensb. 1859) und Wege (Leipz. 1879).

In lateinischer Sprache verfaßte D.: 4) »De vulgari eloquentia« (»Über die Volkssprache«). Dies Werk sollte in mindestens 4 Büchern von der Poetik und der Vulgärsprache handeln. Mitten im 14. Kapitel des 2. Buches bricht die Schrift ab. Das Geschriebene handelt von der italienischen Schriftsprache, von den Stilarten und vom Bau der Kanzone. Das unvollendet gebliebene Werk entstand wohl in den ersten Jahren der Verbannung und erschien zuerst in einer italienischen Übersetzung von Trissino (Vicenza 1529 u. ö.), das Original mit Noten von Corbinelli (Par. 1577), in neuerer Ausgabe von Torri (Livorno 1855), Fraticelli (Flor. 1857 u. 1861), Giuliani (das. 1878). Eine deutsche Übersetzung gab Kannegießer (Leipz. 1845). Vgl. Böhmer, über Dantes Schrift »De vulgari eloquentia« (Halle 1867) und d'Ovidio, Saggi critici (Neapel 1878). 5) Die bis jetzt aufgefundenen Briefe Dantes, zum Teil sehr wichtig für die Kenntnis des Dichters und seiner Werke, finden sich in Wittes Sammlung »Dantis epistolae quae exstant cum notis« (Padua 1827), Torri (Livorno 1842), Fraticelli (Flor. 1862), Giuliani (1882). Die Frage nach der Echtheit der einzelnen Briefe ist noch nicht abgeschlossen. Deutsche Übersetzung von Kannegießer (Leipz. 1845). 6) Auch zwei »Eklogen« in lateinischen Hexametern hinterließ D.; die Echtheit der zweiten wird angezweifelt. Sie erschienen zuerst vollständig, aber fehlerhaft in »Carmina illustrium poetarum italorum« (Flor. 1718); besser gab sie Dionisi aus einer Handschrift der »Laurentiana« in seinen »Aneddoti IV« (Verona 1788) nebst den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni del Virgilio heraus; neuere Ausgaben veranstalteten Fraticelli (Flor. 1836 u. ö.), Giuliani (das. 1882) und Pasqualigo (Lonigo 1888). Deutsch von Kannegießer (Leipz. 1842), Krafft (Regensb. 1859). Sie fallen frühestens in das Jahr 1318 und beantworten ablehnend die Aufforderung des genannten Virgilio, einige große Begebenheiten der Zeit in lateinischer Sprache zu besingen und nach Bologna zu kommen. 7) »De monarchia« (»Über die Monarchie«) ist gleichsam Dantes politisches Glaubensbekenntnis, worin er sich offen als Ghibelline bekennt und das Kaisertum als ein ebenso göttliches wie dem Heil der Menschheit notwendiges Institut der Kirche ebenbürtig gegenüberstellt. Er fordert eine weltliche Universalmonarchie und spricht der Kirche, sobald sie sich in Streit und Hader mit der weltlichen Herrschaft dränge, alle Autorität ab. Die Abfassung des Werkes fällt wohl sicher in Dantes letzte Lebensjahre. Gedruckt ward es zuerst in Basel 1559. Neuere Ausgaben besorgten u.

Witte (2. Aufl., Wien 1874) und Giuliani (in »Opere latine di D.«, Flor. 1878—82, 2 Bde.), eine Überſetzung Heroldt (Baſel 1559), Kannegießer (Leipz. 1845) und Hubatſch (Berl. 1872). Vgl. Hegel, Dante über Staat und Kirche (Roſtock 1842); Böhmer, Über Dantes Monarchie (Halle 1866), und Derichsweiler, Dante Alighieris Monarchie (Mülhauſ. 1878). 8) Die Abhandlung »Quaestio de aqua et terra« (»Über Waſſer und Land«), welche die damals viel erörterte Frage, ob das Meer irgendwo höher ſei als das daraus hervorragende Land, beſpricht, iſt eine Fälſchung des erſten Herausgebers, Moncetti (vgl. Luzio-Renier im »Giornale storico della letteratura italiana«, Bd. 20, S. 125—150, 1892); zuerſt gedruckt Veneb. 1508; neu herausgegeben von Fraticelli (Flor. 1861) und von Giuliani (daſ. 1882). Eine Geſamtausgabe der »Opere minori« Dantes lieferte Fraticelli (Flor. 1861—62, 3 Bde.), der lateiniſchen Schriften Giuliani (daſ. 1878—82, 2 Bde.).

Die »Divina Commedia«.

Dasjenige Werk, welches Dantes Namen unſterblich gemacht hat, iſt die »Divina Commedia«. Warum D. ſein Werk Komödie nennt, ergibt ſich aus ſeiner Schrift »De vulgari eloquentia« und aus dem Widmungsbrief an Can Grande. Die »Komödie« beginnt furchtbar und häßlich und endet mit dem Schönen und Wünſchenswerten. Außerdem iſt ſie in niedrigerm, anſpruchsloſerm Stile (hier in italieniſcher Sprache) verfaßt. Der Beiname »die göttliche« (divina) entſtand erſt nach des Dichters Tode, und zwar findet ſich derſelbe ſchon in einigen Manuſkripten der »Vita di D.« von Boccaccio und in mehreren Handſchriften des Gedichts; die erſte Ausgabe mit der Bezeichnung »Divina C.« ſcheint die von Venedig 1516 zu ſein. Das Gedicht iſt eine Art Viſion, welche den Zuſtand und das Leben der Seelen nach dem Tode in den drei Reichen des Jenſeits ſchildert, und zerfällt dem entſprechend in drei Abteilungen: Hölle (Inferno), Fegefeuer (Purgatorio) und Paradies (Paradiso). Jede dieſer Abteilungen beſteht aus 33 Geſängen, ſo daß das Ganze, mit der Einleitung als erſtem Geſang, 100 Geſänge von zuſammen 14,230 Verſen in der Terzinenform umfaßt, welche D. aus dem Serventeſe ſchuf. Kein andres Gedicht hat einen ſo bis ins einzelnſte gehenden architektoniſchen Bau wie dieſe »Commedia«. Das »Inferno« enthält (außer dem Vorhof) neun Höllenkreiſe, desgleichen das »Purgatorio« neun Räume: den Vorhof, ſieben Büßerterraſſen und das irdiſche Paradies auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Das »Paradiso« endlich beſteht aus neun kreiſenden Himmeln, über denen das Empyreum als der unbewegliche Sitz der Gottheit ruht. Der Dichter unternimmt nun auf höheres Geheiß eine Wanderung durch dieſe drei Reiche des Jenſeits. Er findet ſich um die Mitte ſeines Lebens in einem wilden Wald verirrt; als er bei Tagesanbruch deſſen Ende erreicht und einen ſonnigen Berg erklimmen will, hindert ihn daran die Erſcheinung eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin. Im Begriff, wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erſcheint ihm der Schatten Vergils (der Vertreter der menſchlichen Vernunft und der Philoſophie) und verkündet ihm, zu ſeiner Rettung müſſe ein andrer Weg eingeſchlagen werden; er ſelbſt werde ihn führen und ihm auf dem Wege die verdammten Seelen in der Hölle und die büßenden im Purgatorium zeigen; wolle er noch höher, zu den Seligen emporſteigen, ſo müſſe ihn dann eine würdigere Seele geleiten. Dantes Zweifel werden durch die Angabe Vergils, Beatrice habe ihm dieſen Auftrag gegeben, beſchwichtigt. Die Wanderung geht nun zunächſt durch die Hölle, welche einen bedeutenden Teil der Erdrinde einnimmt und einen Trichter bildet, deſſen Spitze ſich im Mittelpunkt der Erde befindet, und deſſen Wände treppenartig durch mehrere rund umherlaufende Stufen abgeteilt ſind. Auf dieſen Stufen, die ſich von der erſten bis zur neunten immer mehr verengern, befinden ſich die Verdammten; im Vorhof diejenigen, welche auf der Erde ohne Ehre und ohne Schande gelebt haben; im erſten Kreis die edlen Geiſter der Vorzeit, welche zwar untadelhaft gelebt, aber die Taufe nicht empfangen haben; in den folgenden Kreiſen aber der Reihe nach, dem Grade der Laſterhaftigkeit und der Schwere der Strafen entſprechend, die Wollüſtigen, die Schlemmer, die Geizigen und Verſchwender, die Zornigen und Rachſüchtigen, ſodann in den tiefer gelegenen Kreiſen die Epikureer und Ketzer, die Gewaltthätigen gegen ihren Nächſten, gegen ſich ſelbſt und gegen Gott, die Lügner und Betrüger in den verſchiedenen Geſtalten und ſchließlich die Verräter an Verwandten, Vaterland, Freunden und Wohlthätern. In der Mitte dieſes Kreiſes ſteht der Beherrſcher dieſes Reiches, Dis oder Luzifer, das böſe Prinzip, zur Hälfte diesſeit, zur Hälfte jenſeit des Mittelpunktes der Erde. An dem Leibe desſelben emporſteigend, gelangen die Wanderer, dem Laufe eines klaren Baches folgend, aus der Schlucht hinaus auf die entgegengeſetzte Erdhälfte, wo ſich aus den Fluten, welche dieſe ganz bedecken, der Berg des Purgatoriums erhebt. Am Uferrand empfängt ſie Cato von Utica, der Wächter dieſes Reiches. Der Läuterungsberg bildet einen ſteilen Kegel und iſt in ſieben rund herumlaufende Terraſſen geteilt, die von den verſchiedenen Abteilungen der Büßenden bewohnt werden und durch ſchmale Treppen, deren jede von einem Engel bewacht wird, in Verbindung ſtehen. In umgekehrter Ordnung der Hölle ſteigen hier Laſter und Buße vom Schwerern zum Leichtern auf. Die unterſte Terraſſe nehmen die Hochmütigen ein, dann folgen nach der Reihe die Neidiſchen, die Zornigen, die ſittlich Säumigen, die Geizigen und Verſchwender, die Schwelger und endlich die von Weltluſt Erfüllten. Nachdem die Reiſenden das Vorfegefeuer und ſämtliche Terraſſen durchwandert haben, gelangen ſie von der letzten in das über derſelben gelegene irdiſche Paradies. Hier verſchwindet Vergil, und Beatrice (allegoriſche Perſonifizierung der Offenbarung und Theologie) übernimmt des Dichters Führung durch das dritte Reich, deſſen Einteilung auf den zu Dantes Zeit noch herrſchenden Anſichten vom Weltenſyſtem beruht. Hiernach beſteht dieſes Reich aus zehn übereinander liegenden und als hohle, durchſichtige Kugeln zu denkenden Himmeln, welche die im Mittelpunkt des Univerſums liegende Erde umgeben, und von deren erſten ſieben jeder nach einem beſtimmten Geſtirn benannt iſt, nämlich der Himmel des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn. Den achten bildet die Sphäre der Fixſterne, den neunten die des Primum mobile, welches allen übrigen ihre Bewegung verleiht. Jeder dieſer Himmel wird in räumlichen Erſcheinungen von einer beſondern Klaſſe von Seligen bewohnt, je nach ihrem verſchiedenen Grade von Vollkommenheit. In Wirklichkeit haben aber alle ihren Sitz im zehnten Himmel, dem unbeweglichen Lichthimmel, dem Empyreum, außerhalb des Raumes. Nachdem D. an Beatrices Seite auch dieſes ganze Reich durchwandert hat, verſchwindet auch ſie und übergibt ihn dem heil. Bernhard, durch

dessen Vermittelung er schließlich des Anblicks des göttlichen Angesichts in einer mystischen Vision teilhaftig wird. Während der ganzen Wanderung durch die drei Welten werden Gespräche mit geschichtlich bekannten, zumeist erst kürzlich verstorbenen Menschen (vorwiegend Italienern und besonders wieder Florentinern) geführt, die bald Abscheu und Entsetzen, bald tiefe Wehmut erregen; tiefsinnige Fragen der Theologie und Philosophie werden gelegentlich erörtert, und die bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse Italiens, die entarteten Zustände der Kirche wie des Staates werden mit edlem sittlichen Zorn geschildert, so daß sich die Dichtung zu einem umfassenden, erhabenen und ergreifenden, die ganze Subjektivität Dantes widerspiegelnden Zeitgemälde gestaltet. Namentlich sind es die beiden ersten Abteilungen des Gedichts, welche durch die Kunst ihrer Anlage, die Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit ihrer Gestalten und das Interesse ihrer historischen Bezüge den denkenden und im Besitz der erforderlichen Vorbildung befindlichen Leser fortwährend fesseln, während sich die letzte Abteilung zwar durch höchste Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung auszeichnet, aber doch wegen ihres durch und durch abstrakten Inhalts ermüden kann. — Was aber die Deutung des Gedichts als eines allegorischen Ganzen wie seiner Allegorien im einzelnen betrifft, so haben sich in den sechs Jahrhunderten seines Bestehens die verschiedensten Denker auf die verschiedenartigste Weise daran versucht. Die moraltheologische Deutung, wie wir sie bei den ältesten Erklärern finden, ist die einzig haltbare. D. ist das Sinnbild der menschlichen Seele. Um den Weg der Sünde zu verlassen, muß sie sich selbst, vermittelst der durch die göttliche Gnade in Thätigkeit gesetzten Vernunft, erkennen. Diese gewährt ihr dann die Mittel, durch Reue und Übung der Tugend zur irdischen Glückseligkeit zu gelangen. Die Offenbarung und die Theologie erschließt ihr den Himmel. Ein Bestandteil dieser moralischen Allegorie ist die politische. Dem anarchischen Zustande der Welt kann nur die römische Universalmonarchie ein Ende machen. Vergil, ihr Symbol, verkündet einen Messias, der die Wölfin, die Begierde, den Ursprung alles Unrechts auf Erden, in die Hölle zurückjagen wird. Zu Anfang unsers Jahrhunderts suchten Marchetti und, ihn noch überbietend, Rossetti darzuthun, daß der Zweck der »Komödie« in erster Linie oder nur ein politischer sei. So wurden z. B. auch die allegorischen »Raubtiere« der Einleitung zur »Hölle« als bestimmte historische Gestalten gedeutet: der bunt gefleckte Panther (früher als Sinnenlust bezeichnet) als Florenz mit seinen Parteien der Schwarzen und Weißen, der Löwe (früher Hochmut) als Frankreich, speziell Karl von Valois, die gierige Wölfin (früher Habsucht) als die römische Kurie, speziell Bonifacius VIII. Dieser Standpunkt ist aber von allen Einsichtigen aufgegeben. So sehr jedoch auch die dem Gedicht zu Grunde liegende Allegorie den Kenner und Forscher entzückt, so ist doch mit großer Kunst alles so eingerichtet, daß auch der Leser, der die Allegorie nicht sucht und nicht will, sondern alles bloß als Geschichte und Gemälde, als poetische Darstellung der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens betrachtet, gefesselt und von Bewunderung erfüllt wird, nur ist es erforderlich, daß der Leser mit der Wissenschaft und der Denkweise des Mittelalters vertraut sei, wenn er zu wirklichem Verständnis und Genuß gelangen will.

Wann D. sein großes Werk angefangen und wann er die einzelnen Teile vollendet habe, diese Fragen werden verschieden beantwortet. Selbst die historischen Bezüge im »Inferno« und »Purgatorio« können nicht als vollgültige Beweise für die Abfassungszeit gelten, da sie später hinzugefügt sein können. Vermutlich wurden die beiden ersten Gesänge noch zu Lebzeiten des Dichters veröffentlicht, das »Paradies« aber erst nach seinem Tode. Die »Divina Commedia« wurde bald in unzähligen Abschriften in Italien verbreitet, und noch heute besitzen die Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands eine große Zahl derselben, die freilich alle mehr oder minder verderbt sind und durch Varianten voneinander abweichen. Die Zahl aller erhaltenen Kodices übersteigt 500. Vgl. de Batines, Bibliografia Dantesca (s. unten); Monaci, Sulla classificazione dei manoscritti della Divina Commedia (Rom 1888); Täuber, I capostipiti dei manoscritti della Divina Commedia (Winterthur 1889).

[Ausgaben.] Die Zahl sämtlicher Ausgaben des berühmten Gedichts wurde 1882 auf 347 angegeben, wovon 15 auf das 15. Jahrh., 30 auf das 16. Jahrh., 3 auf das 17. Jahrh., 31 auf das 18. und 268 auf das 19. Jahrh. entfallen. Von der größten Seltenheit sind die vier ältesten Drucke: der von Foligno (Klein-Folio, mit dem Titel: »La commedia di D. A. delle pene e punizj de' vizj ▪ de' meriti ▪ premj della virtù«), von Jesi (Groß-Quart), von Mantua (Folio), alle drei aus dem Jahr 1472, und der von Neapel (Klein-Folio, wahrscheinlich 1474). Alle vier diplomatisch abgedruckt von Lord Vernon (»Le prime quattro edizioni della D. C. letteralmente ristampate«, Lond. 1858). Von Wichtigkeit sind außerdem die von Vendelin (Veneb. 1477), die Nidobeatina (Mail. 1477—78) und die Giuntina (Flor. 1506). Auch die Ausgabe von Florenz 1481, mit dem Kommentar des Landino, ist ziemlich selten und namentlich wegen der in den vollständigen Exemplaren enthaltenen 19 Botticelli zugeschriebenen Kupfer (s. unten) geschätzt. Ein besonderes (aber unverdientes) Ansehen erwarb sich die von Pietro Bembo besorgte, bei Aldus zu Venedig 1502 erschienene Ausgabe, deren Text daher von sämtlichen folgenden des 16. Jahrh. wiederholt und im wesentlichen auch von der Crusca ihrer ersten Ausgabe (Flor. 1595) zu Grunde gelegt wurde. Der Cruscatext blieb zwei Jahrhunderte lang in ausschließlicher Geltung. Der erste, der seine Mängel erkannte, war Lombardi; seine Ausgabe erschien Rom 1791, 3 Bde., u. ö. (zuletzt Padua 1822, 5 Bde.). Noch mehr that Dionisi für die Reinigung des Textes, indem er in seiner Ausgabe (Parma 1795, 3 Bde.) auf einen der ältesten der vorhandenen Kodices, den angeblich von Villani 1343 angefertigten, nach seiner Ansicht korrektesten, zurückging. Andre bemerkenswerte Ausgaben sind die von Zatta (Veneb. 1757, 4 Bde., mit 112 Kupfertafeln), die Pisaner (1804—1809, 4 Bde., Folio), die von Poggiali (Livorno 1807, 4 Bde.), von Romualdi Zotti (Mail. 1808—1809, 3 Bde.), die Florentiner Folioausgabe mit dem Kommentar Biagiolis (1817—19, 4 Bde., mit 125 Kupfern), die von Sicca besorgte im »Parnasso classico italiano« (Padua 1827), die von Ugo Foscolo (Lond. 1825), die sogen. zweite Ausgabe der Crusca (Flor. 1837, 2 Bde.) und als die vorzüglichsten die neuern Ausgaben von Bianchi (7. Aufl., das. 1868), von K. Witte (Berl. 1862), auf sorgfältigster Vergleichung der vier korrektesten Kodices (Villani, Caetani, Vaticanus u. Berlinese) beruhend (auch Textausgabe, 2. Aufl., Berl. 1892), von Passigli (Prato 1847—52) und von Scartazzini (Leipz. 1874—82,

3 Bde., mit Kommentar), der auch eine kleinere Handausgabe besorgte (Mail. 1893). Seit 1892 erscheint eine neue Ausgabe mit etwa 2000 Bildern von P. Berthier zu Freiburg i. Schweiz.

Die Illustration von Dantes »Göttlicher Komödie« ist zuerst im letzten Viertel des 15. Jahrh. zu Florenz versucht worden. Eine dort 1481 gedruckte Ausgabe von Magna enthält 19 Kupferstiche zur Hölle, deren Kompositionen auf Zeichnungen des Sandro Botticelli zurückgehen, die sich jetzt im Berliner Museum befinden (hrsg. von Lippmann, Berl. 1884—90; mit Nachtrag von Strzygowski, das. 1887). Ungefähr gleichzeitig sind die Zeichnungen von Luca Signorelli (hrsg. von Kraus, Freib. 1892) entstanden. Auch Michelangelo hat Illustrationen zur »Göttlichen Komödie« gezeichnet, die aber verloren gegangen sind. Sein Jüngstes Gericht ist unter dem Einflusse Dantes entstanden. Aus späterer Zeit sind die Zeichnungen von F. Zuccaro und dem Niederländer Jan van Straet (1536—1604) zu erwähnen, die sich in Florenz befinden, aber noch nicht veröffentlicht worden sind. Zu größerer Popularität gelangten die 110 Umrißzeichnungen des Engländers John Flaxman (gestochen von Piroli, Pistrucci, Lasinio u. a. unter dem Titel: »Atlante Dantesco«, Mail. 1822). Von deutschen Künstlern haben sich besonders J. A. Koch und Veit (Fresken in der Villa Massimo in Rom), Cornelius (Umrißzeichnungen zum »Paradies« mit Text von Döllinger) und Genelli (36 Zeichnungen zur »Göttlichen Komödie«) um die Versinnlichung Dantescher Gedanken und Gestalten verdient gemacht. Die weiteste Verbreitung haben die Illustrationen des Franzosen Gustav Doré gefunden, die freilich der Gedankentiefe des Dichters nicht gerecht wurden. Eine Sammlung von 20 Zeichnungen deutscher Künstler zur Göttlichen Komödie hat G. v. Locella (Dresd. 1890) veröffentlicht. Zur Orientierung auf den verschiedenen Schauplätzen der »Divina Commedia« können M. A. Caetanis bildliche Darstellungen derselben (»La materia della Divina Commedia dichiarata in VI tavole«, Rom 1855; 2. Ausg. 1872) dienen. Vgl. auch Volkmann, Bildliche Darstellungen zu Dantes Divina Commedia bis zum Ausgang der Renaissance (Leipz. 1892).

[Übersetzungen.] Für die erste Übersetzung der »Komödie« in lateinische Verse hält man gewöhnlich die des Olivetanermönches Matteo Ronto (gest. 1443); doch teilt Viviani ein offenbar älteres Bruchstück einer lateinischen Übersetzung mit. Andre Übersetzungen ins Lateinische sind von Carlo d'Aquino (Neap. 1728, 3 Bde.), von Piazza (Leipz. 1848) u. a., zuletzt auf Veranlassung Leos XIII., 1892. Ins Spanische wurde das Gedicht übersetzt von Fernandez de Villegas (Burgos 1515; neue Ausg., Madr. 1867), neuerdings in Prosa von Manuel Aranda y Sanjuan (das. 1868), Puigbó (Barcelona 1870), Rossell (das. 1871), in Versen vom Grafen di Cheste (das. 1868); ins Französische unter andern von Grangier (Par. 1596—97, 3 Bde.), von d'Artaud de Montor (das. 1811—13, 3 Bde.; neue Ausg. 1878), von Calemard de Lafayette (1835, 2 Bde.), von Fiorentino (in Prosa, 1862 u. öfter), von de Rongis (3. Aufl. 1875), von S. Rhéal (1843 und 1854, 6 Bde.), von Ratisbonne (4. Ausg. 1870), von Mesnard (1854—57, 3 Bde.), von Lamennais (in Prosa, 1862, neue Ausg. 1883), von Reynard (1878), von Dauphin (1886); ins Englische von H. Boyd (1785 teilweise, 1802 ganz, 3 Bde.), von H. F. Cary (1806 ff., 3 Bde.; 16. Aufl. 1871), R. Howard (1807), W. Hume (1812), Wright (1833), Cayley (1855), Dayman (1865, in Terzinen), Longfellow (1867 u. öfter), D. G. Rossetti (1865, in reimlosen Jamben), Ford (1871), Minchin (1884, in Terzinen), Sibbald (1884), Haselfoot (1887), Plumptre (1887), Wilstach (1888) und Norton (1892); ins Russische von B. van Dima (die »Hölle«, in Prosa, Petersb. 1842), welcher die metrische von Dmitri Min folgte (Moskau 1855); ganz von Minajew (1873); ins Polnische von A. Stanislawski (Posen 1870); ins Dänische von Molbech (Kopenh. 1851—62, 3 Bde., in Terzinen); ins Schwedische von K. Wilh. Böttiger (in »Italienske studier«, Upsala 1853, in reimlosen Versen), in Prosa von R. Lovén (Lund 1856—57); ins Niederländische von Hacke van Mijnden (Haarl. 1867—73), von A. S. Kol (das. 1864), von J. Bohl (das. 1876—85), ten Kate (Leid. 1877 ff.) u. a. Die älteste vollständige deutsche Übersetzung ist die von Bachenschwanz (2. Aufl., Leipz. 1767—69, 3 Bde.) in Prosa; Jagemann übersetzte im »Magazin der italienischen Litteratur und Künste«, Band 1—3, 5 und 6 (Weimar, Dessau u. Leipz. 1780—82) die »Hölle« in freien Jamben. Einige Stellen der »Hölle« hat auch A. W. v. Schlegel (in den »Horen« 1795 und an andern Stellen) übersetzt. Mit Übergehung einiger andrer Versuche sind noch zu nennen die Übertragungen von Kannegießer (Leipz. 1809—25, 5. Aufl. 1873) in Terzinen, von Streckfuß (Halle 1824—26, 3 Bde.; 9. Aufl. 1871; Stuttg. 1893) in Terzinen; von J. B. Hörwarter und K. v. Enk (Innsbr. 1830—31, 3 Bde.; 2. Aufl., Wien 1877) in Prosa; die vorzügliche Übersetzung von Philalethes (König Johann von Sachsen) in reimlosen Jamben (Dresd. 1828—49, 3 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1865—66, 3 Bde.; 4. Abdruck 1891); von Heigelin (Blaubeuren 1836—37, 3 Bde.) u. von Kopisch (Berl. 1842; 3. Aufl. 1882, wiederholt 1887), ebenfalls in reimlosen Versen; von G. v. Berneck (Stuttg. 1840; 2. Aufl., das. 1856) und von Graul (»Hölle«, Leipz. 1843) in Terzinen; von Jul. Braun (Berl. 1863, 1. Bd.: »Hölle«) in freien Versen; von Blanc (Halle 1864), von Eitner (Hildburgh. 1865, 3 Bde.), von Witte (Berl. 1865, 3. Aufl. 1876) in reimlosen Jamben; von A. Tanner (»Hölle«, Münch. 1865); von Josepha v. Hoffinger (Wien 1865, 3 Bde.), von A. Dörr (Darmst. 1867, nur 17 Gesänge der »Hölle«), von W. Krigar (Berl. 1870—71, mit den Illustrationen von G. Doré), von R. Baron (»Hölle«, in Hexametern, Oppeln 1870), von Fr. Notter (Stuttg. 1871—72, 2 Bde.), von K. Bartsch (Leipz. 1877), von Francke (das. 1883—85) in Terzinen; von A. Bertrand (»Hölle« und »Fegefeuer«, Heidelb. 1887 u. 1891) in reimlosen Versen; wieder in Terzinen von C. Gildemeister (Berl. 1888, 2. Aufl. 1891), von Sophie Hasenclever (Düsseld. 1889), von Baßermann (»Hölle«, Heidelb. 1892). Auch gibt es eine hebräische Übersetzung der »Hölle« von Formiggini (Triest 1869), zwei neugriechische von Vergotin (1865) und Musurus Pascha (Lond. 1882—86), zwei ungarische von A. János (1878) und Ch. Szász (1887) ꝛc.

[Kommentare ꝛc.] Der Kommentare, welche bald den ästhetischen Wert des Gedichtes, bald die darin auftretende Theologie und Philosophie, bald die geschichtlichen Thatsachen, bald die politischen Tendenzen des Dichters behandeln, gibt es unzählige. Eine große Anzahl Manuskripte sind mit Kommentaren und Randglossen versehen, und ebenso sind die meisten Ausgaben erläutert und kommentiert. Die ältesten authentischen Kommentare sind der des Graziuolo de' Bambaglioli zum »Inferno« (1324; der lat. Text hrsg.

von Fiammazzo, Udine 1892; eine ital. Übersetzung bereits Flor. 1848 von Lord Vernon), des Jacopo di Dante (1323 oder 1324 zum »Inferno«, hrsg. von Lord Vernon, Flor. 1848), der eines Anonimo zur »Hölle« (wohl nach 1328, hrsg. von Selmi, Turin 1865), des Jacopo della Lana (zwischen 1321 und 1333 geschrieben, gedruckt in der Ausgabe der »Divina Commedia« von Vendelin de Spira, 1477; neue Ausg., Mail. 1865, Quart, und Bologna 1866), der unter dem Namen: »L'antico, il buono, l'ottimo« bekannte (hrsg. von Torri, Pisa 1827—29, 3 Bde.) und der lateinische des Pietro di Dante (1340, hrsg. von Nannucci, Flor. 1845). Dem 14. Jahrh. gehören ferner an der Kommentar des Boccaccio (hrsg. von Milanesi, Flor. 1863, 2 Bde.), der lateinische von Benvenuto Rambaldi von Imola (ital. Übersetzung, Imola 1855—56, 3 Bde.; lat. Text, Flor. 1887, 5 Bde.), der des Francesco da Buti (Pisa 1858—1862, 3 Bde.) und vielleicht der des Florentiner Anonymus (hrsg. von Fanfani, Bologna 1866—74). Aus dem 15. Jahrh. stammt der von Guiniforte delli Bargigi zur »Hölle« (hrsg. von Zacheroni, Marseille 1838), der oben schon erwähnte Kommentar des Landino (zuerst Flor. 1481) und der 1886 von Promis und Negroni veröffentlichte von Stefano Talice da Ricaldone (2. Aufl., Mail. 1888, 3 Bde.); aus dem 16. Jahrh. sind Vellutello (Vened. 1544 u. ö.) und Bern. Daniello da Lucca (das. 1568) als Kommentatoren zu erwähnen. Vgl. Hegel, Über den historischen Wert der ältern Dante-Kommentare (Leipz. 1878); Rocca, Di alcuni commenti della Divina Commedia etc. (Flor. 1891). Von den neuern Erklärern sind als die wichtigsten hervorzuheben: Lombardi (Rom 1791, 3 Bde., u. ö.; am besten Padua 1822, 5 Bde.), Rossetti (Lond. 1826—27, 2 Bde.; nur die »Hölle«, unhaltbare Erklärung der Allegorie); Philalethes in seiner erwähnten Übersetzung, Tommaseo (Vened. 1837 u. ö., am besten Mail. 1865), Bianchi (9. Aufl., Flor. 1886), Fraticelli (3. Aufl., das. 1871; letzte 1886), de Marzo (das. 1864—82, 3 Bde.), Scartazzini (in seiner Textausgabe, Leipz. 1874—82), welcher das gesamte vorliegende Material kritisch verarbeitet; Lubin (Padua 1881), Cassini (Flor. 1889) und Berthier (Freiburg i. S. 1891 ff.). Die Vorläufer Dantes behandelt d'Ancona (»I precursori di D.«, Flor. 1874). Von neuern deutschen Werken über D. sind, von den Biographien (s. unten) abgesehen, hervorzuheben: Ruth, Studien über D. (Tübing. 1853); Schlosser, Dante-Studien (Leipz. u. Heidelb. 1855); Pfleiderer, Dantes Göttliche Komödie, übersichtlich dargestellt (Stuttg. 1871); ferner Wittes verschiedene wichtige Aufsätze zur Dante-Litteratur, gesammelt unter dem Titel: Dante-Forschungen. Altes und Neues (Halle 1869 u. Heilbr. 1879, 2 Bde.); Scartazzini, Abhandlungen über D. (Frankf. 1880); vom katholischen Standpunkt: Hettinger, Die Göttliche Komödie des D. ꝛc. (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1889) u. a. In Frankreich brachten nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis Dantes und seiner Zeit: Fauriel in »D. et les origines de la littérature italienne« (Par. 1854, 2 Bde.), Ozanam in »D. et la philosophie catholique au XIII. siècle« (5. Aufl., das. 1869), K. Hillebrand in »Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de D.« (das. 1862). — In Deutschland gab das Dante-Jubiläum Anlaß zur Gründung der Dante-Gesellschaft, die sich 1865 in Dresden unter der Förderung des Dantekundigen Königs Johann von Sachsen bildete und vier Bände ihres »Jahrbuchs« (Leipz. 1867—77) herausgegeben hat. In Amerika besteht seit 1881 die Dante Society (Cambridge, Mass.), welche einen »Annual Report« herausgibt (bisher 12 Bde.). 1888 bildete sich die Società dantesca italiana, welche ein sehr wichtiges Bullettino erscheinen läßt (1890—93, 13 Hefte) und sämtliche Werke Dantes unter Mitwirkung der hervorragendsten Gelehrten kritisch herausgeben wird.

Als Hilfsmittel zum Studium der »Divina Commedia« dienen Blancs »Vocabolario Dantesco« (Leipz. 1852, ital. Übersetzung von Carbone, Flor. 1859, 2. Ausg. 1877) nebst dem »Versuch einer bloß philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der ‚Göttlichen Komödie'« (Halle 1860—65, unvollendet; ital. von Occioni und Passallo, Triest u. Bologna 1865—77), G. J. Ferraris »Enciclopedia Dantesca« (Mail. 1865—77, 5 Bde.), Boccis »Dizionario storico, geografico, universale della Divina Commedia« (Turin 1873), Polettos »Dizionario Dantesco« (Siena 1885—87, 7 Bde.) u. a. Bibliographische Verzeichnisse aller Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungsschriften geben de Batines' »Bibliografia Dantesca« (Prato 1846, 2 Bde.) mit den Ergänzungen von Bacchi della Lega (Bologna 1883), Biagi (Flor. 1888) und Ferrazzis »Manuale Dantesco« (Bassano 1865—77, 5 Bde.). Die Dante-Litteratur von 1865—79 enthält die »Bibliographia Dantea« von Petzholdt (2. Ausg., Dresd. 1880); speziell die deutsche: Scartazzinis Werk »D. in Germania« (Mail. 1881—83, 2 Bde.). Eine encyklopädische Übersicht der ganzen Dante-Forschung bieten Scartazzinis »Dantologia« (Mail. 1883) und dessen »Prolegomeni della Divina Commedia« (Leipz. 1890; deutsche Bearbeitung u. d. T.: »Dante-Handbuch«, das. 1892). In Italien widmet sich der Dante-Forschung die Zeitschrift »L'Alighieri« (hrsg. von Pasqualigo, Verona 1889—93, 4 Bde.), welche seit 1893 mit der »Rivista critica e bibl. della letteratura dantesca« zum »Giornale Dantesco« (hrsg. vom Grafen Passerini in Rom) verschmolzen ist, und das erwähnte Bullettino della Società Dantesca italiana.

[Biographische Litteratur.] Die Lebensumstände des Dichters sind von keinem seiner Zeitgenossen ausführlich aufgezeichnet worden. Am zuverlässigsten sind die Angaben seines langjährigen Bekannten und Nachbarn Giovanni Villani in seiner »Chronik der Stadt Florenz« (IX, 136). Boccaccios Buch »Dell'origine, vita, studj e costumi del chiarissimo D.« (oft gedruckt, kritische Ausgabe von Macrì-Leone, Flor. 1888) ist leicht und schwungvoll geschrieben, aber reich an Willkürlichkeiten und mehr Roman als Geschichte, ein Panegyrikus, der allerdings das Außerordentliche im Wesen des Dichters lebhaft erkennen läßt. Was Spätere, wie Filippo Villani, Bardini, Polentone, über D. veröffentlicht haben, hat geringe Bedeutung. Weit wichtiger ist die Biographie Dantes von Leonardo Bruni (Perugia 1617, Flor. 1672). Den obersten Rang aber unter den italienischen Biographen des Dichters behaupten Gius. Pelli (»Memorie per servire alla vita di D.«, Vened. 1758; neue Ausg., Flor. 1823), Cesare Balbo (»Vita di D.«, Turin 1839, 2 Bde.), Fraticelli (»Storia della vita di D.«, Flor. 1861), Todeschini (»Scritti su D.«, Vicenza 1872), J. del Lungo (»Dino Compagni e la sua cronica«, Flor. 1879—87, 3 Bde., und »Dante nei tempi di D.«, Bol. 1888), Bartoli (Bd. 4—6 seiner »Storia della letteratura italiana«, Flor. 1881—87) und Ricci, »L'ultimo rifugio di D.« (Mail. 1891). Unter den deutschen biographisch-litterarischen Werken

über D. sind hervorzuheben: Floto, D., sein Leben und seine Werke (Stuttg. 1858); Wegele, Dantes Leben und Werke (3. Aufl., Jena 1879); Scartazzini, D., seine Zeit, sein Leben und seine Werke (2. Ausg., Frankf. 1879); Sander, D. Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie (2. Aufl., Hannov. 1887); Scheffer-Boichorst, Aus Dantes Verbannung (Straßb. 1882); Derselbe, D. im Exil (das. 1885), und Gaspary in seiner »Geschichte der italienischen Literatur« (1. Bd., Berl. 1885; ital. Übersetzung, Turin 1887, bei weitem das Beste und Zuverlässigste, was in Deutschland neuerdings über D. geschrieben worden ist). Eine französische Biographie Dantes liegt vor von d'Artaud de Montor (Par. 1841). Vgl. auch Paur, Über die Quellen zur Lebensgeschichte Dantes (Görl. 1862); E. Moore, D. and his early biographers (Lond. 1890).

Dante da Majāno, ital. Dichter, aus Majano in Toscana gebürtig, blühte um 1290 und stand bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen als Dichter, obwohl sich seine Gedichte weder durch Inhalt noch Form auszeichnen. Seine Sprache ist roh und noch voll provenzalischer Wendungen, sein Ausdruck gezwungen, seine Bilder sind trivial, und der Inhalt seiner Poesien geht nicht über die gewöhnlichen Liebesbeteurungen und Liebesklagen, wie sie bei den provenzalischen Dichtern im Gebrauch waren, hinaus. In einem Sonett verhöhnt er den jungen Dante Alighieri (s. d., S. 578). Es haben sich von ihm etwa 40 Sonette, 5 Ballaten und 3 Kanzonen erhalten, die sich in mehreren Sammlungen, namentlich in den »Poeti del primo secolo della lingua italiana« (Flor. 1816, 2 Bde.), in der »Raccolta di rime antiche toscane« (Palermo 1817, 4 Bde.) und bei Nannucci, »Manuale della letteratura, etc.« (Bd. 1, 4. Aufl., Flor. 1888) abgedruckt finden. Auch zwei provenzalische Sonette werden ihm zugeschrieben. Borgognoni, Dante da Majano (Ravenna 1882) leugnet seine Existenz; dagegen: Novati, D. ed Adolfo Borgognoni (Ancona 1883).

Dante-Gesellschaft, s. Dante (S. 585).

Danti, Vincenzo, ital. Bildhauer, geb. 1530 in Perugia, gest. 1576 in Florenz, war anfangs Goldschmied und bildete sich dann unter dem Einflusse A. Sansovinos und Michelangelos. Seine Hauptwerke sind die sitzende Bronzestatue des Papstes Julius III. beim Dom in Perugia, die Redlichkeit, die den Betrug entlarvt (Marmorgruppe im Garten Boboli zu Florenz) und die Bronzegruppe der Enthauptung Johannes des Täufers über dem Südportal des Baptisteriums zu Florenz. Er war zuletzt hauptsächlich im Dienste Cosimos I. thätig, für den er dekorative Arbeiten für Gärten, Brunnen u. dgl. ausführte.

Dantier (spr. dangtjé), Henri Alphonse, franz. Historiker, geb. 1810 in Noyon, widmete sich dem Lehrfach und wurde von der Regierung wiederholt zu wissenschaftlichen Untersuchungen nach Italien, nach Belgien, Deutschland, England rc. entsendet. Von seinen Werken nennen wir: »Histoire du moyen-âge« (1852); »Études sur les Bénédictins« (1864, 2 Bde.); »Les monastères bénédictins d'Italie« (1866, 2 Bde.); »L'Italie, études historiques« (1874, 2 Bde.) und »Les femmes dans la société chrétienne« (1878, 2 Bde.), die drei letztgenannten preisgekrönt.

Dantiscus, Johannes, eigentlich Flachsbinder, auch von Höfen (a Curiis), neulatein. Dichter, geb. 31. Okt. 1485 in Danzig (daher D.), gest. 27. Okt. 1548 in Frauenburg, besuchte das Gymnasium zu Krakau, trat noch vor 1501 in die Dienste des polnischen Hofes und beteiligte sich 1502 oder 1503 an dem Feldzug gegen die Tataren, bereiste 1504—1505 die Küsten Griechenlands, Palästina, Italien und studierte nach seiner Rückkehr in Krakau. Seit 1509 erscheint er als Sekretär und Botschafter des polnischen Königs Siegmund I. und wird als solcher bis 1532 zu den bedeutendsten diplomatischen Verhandlungen verwendet, auch in Wien von Maximilian I. und dann während eines vierjährigen Aufenthalts in Spanien 1529 von Karl V. zum Ritter geschlagen. Nachdem er 1530 das Bistum Kulm erhalten, lebte er seit 1532 nur seinem geistlichen Amt und wurde 1537 Fürstbischof von Ermeland. Seine Gedichte, zum Teil gesammelt von Böhm (Bresl. 1764), sind meist Gelegenheitsgedichte, zuerst durchaus weltlichen, zuletzt mehr religiösen, paränetischen Inhalts, doch alle Gegensätze des Lebens beiseite schiebend; sie zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus. Vgl. Czaplicki, De vita et carminibus J. de Curiis Dantisci (Bresl. 1855).

Danton (spr. dangtong), Georges Jacques, einer der hervorragendsten Männer der französischen Revolution, geb. 28. Okt. 1759 in Arcis-sur-Aube, gest. 5. April 1794, beim Beginn der Revolution 1789 Advokat in Paris, vergeudete in grenzenloser Liederlichkeit seinen geringen Verdienst und war durch Laster und Genüsse aller Art abgestumpft. Mirabeau erkannte in ihm eine bedeutende Stütze seiner Pläne, und wirklich war D. wie zum Revolutionär geboren. Seine Gestalt war kolossal, seine Stimme von durchdringender Gewalt, das Gesicht häßlich, von Pockennarben zerrissen, aber doch imponierend, das kleine Auge stechend und kühn, seine Rede phantastisch und ergreifend. Er besaß eine ungeheure, rücksichtslose Energie und einen scharfen, praktischen Blick. Am 14. Juli 1789 begeisterte er die Massen zum Angriff auf die Bastille. Bald darauf Präsident des Distrikts der Cordeliers, klagte er im Sinn der Jakobiner 10. Nov. 1790 die Minister bei der Nationalversammlung an, und stiftete mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine und Marat den Klub der Cordeliers, der den Klub der Jakobiner bald in politischem Fanatismus überbot, ohne sich von ihm zu trennen. Mit dem Herzog von Orléans trat er in engere Verbindung und ward ein Genosse seiner wüsten Orgien. Nach Mirabeaus Tod immer entschiedener auftretend, schlug er die ihm vom Hof gemachten Anträge aus, obwohl er von demselben Geld genommen. Der Konstituierenden Versammlung zum Trotz ward D. Substitut des Prokurators der Pariser Stadtgemeinde. Die Erstürmung der Tuilerien und den Sturz des Königtums 10. Aug. 1792 bereitete er hauptsächlich vor, und nach dem Sieg des Pariser Pöbels setzte er seine Ernennung zum Justizminister durch. Das Vorrücken der feindlichen Heere in der Champagne und das Wiederauftauchen der royalistischen Partei in Paris gaben ihm den Vorwand zur Organisierung der Septembermorde. D. ließ sich hierbei nicht von Grausamkeit und Blutdurst leiten; ja, einzelnen, die ihn um Rettung anflehten, ließ er dieselbe angedeihen, z. B. Dupont, Barnave, Lameth und dem Abbé Barthélemy. Vielmehr wollte er durch die Blutthat den Royalisten Angst einjagen. Als der Konvent zusammentrat, legte D. sein Ministerium nieder und begab sich 30. Nov. 1792 mit Lacroix nach Belgien, um das revolutionäre Element auch dort auszubreiten. In Belgien hauste er nach seiner gewöhnlichen Weise; Staats- und Kirchengüter wurden, teilweise zu seiner Bereicherung, konfisziert

Basel, the capital of the canton of the same name, is situated on the Rhine, at the point where it leaves Switzerland and enters Germany. It is the most important town in Switzerland, and has a population of 135,000. Basel is a very old town, and was the scene of the Council of Basel, which lasted from 1431 to 1448. It is also famous for its University, founded in 1460, and for its Museum of Art, which contains many valuable paintings by Holbein and other old masters. The Cathedral, a fine Gothic building, dates from the 12th century. Basel is a great centre of trade and industry, and has numerous factories for silk, ribbons, chemicals, and machinery. The Rhine is navigable to Basel, and the town has a large river port. The climate is mild, and the surrounding country is very fertile.

Explain the function of the Council of Basel.

Why is Basel a good centre of trade?

Write a short account of the University of Basel.

Describe the position of Basel with regard to the Rhine.

What is the population of Basel?

Handbuch der Geographie und Statistik, 2 Bde., Wien 1817; 2. Aufl. 1822; 3. Aufl. 1829; 4. Aufl. 1833; 5. Aufl. 1838; 6. Aufl. 1843; 7. Aufl. 1847; 8. Aufl. 1853; 9. Aufl. 1858; 10. Aufl. 1863; 11. Aufl. 1868; 12. Aufl. 1873; 13. Aufl. 1878; 14. Aufl. 1883; 15. Aufl. 1888; 16. Aufl. 1893; 17. Aufl. 1898; 18. Aufl. 1903; 19. Aufl. 1908; 20. Aufl. 1913;

wärtigen die Gebäude so verständlich die Geschichte und den Geschmack ihrer Zeit. Zu den Eigentümlichkeiten der Häuser gehörten früher besonders die sogen. Beischläge, die neuerdings wegen der dadurch veranlaßten Beschränkung der Kommunikation aus allen Hauptstraßen entfernt wurden und jetzt nur noch in der Frauengasse und einem Teile der Jopen- und der Heiligengeistgasse erhalten worden sind. Die Häuser Danzigs stehen fast alle mit der schmalen Giebelseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnismäßig nach hinten aus. Oft steht die schmale Hinterfronte an der parallel laufenden Hintergasse, oder es befindet sich zwischen Vorder- und Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Hauptteile verbindet. Wo aber Grund und Boden aufs äußerste beschränkt war, da baute man in die freie Luft. Daher sind viele Häuser Danzigs sehr hoch und turm- und laternenartig luftig. Sehr hohe und eng nebeneinander gestellte Fenster von kristallklarem Spiegelglas geben den Fassaden etwas Glasartiges, Durchbrochenes und Glänzendes. Die Dachspitzen streben meist in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe und sind gewöhnlich von einer Fahne oder irgend einer Figur eingenommen. In der ganzen Architektur Danzigs spricht sich derselbe Geist abgeschlossenen, selbstbewußten, kräftigen Bürgertums aus, der die Stadt einst so groß gemacht. Die stattlichsten Teile derselben sind die Langgasse und der Lange Markt bis südlich zur Mottlau, die mit den prächtigsten alten Bauten prangen, von denen einige Häusern in Portugal und Italien nachgeahmt sind.

[Gebäude.] Auch die öffentlichen Gebäude Danzigs sind meist großartig. Unter den 23 Kirchen der turmreichen Stadt, von denen 8 katholisch sind, ist die 1343—1502 erbaute Oberpfarrkirche zu St. Marien die bedeutendste und zugleich eine der größten evangelischen Kirchen, die es gibt. Sie mißt 104 m in der Länge, 34,8 m in der Breite und über 23,3 m in der Höhe, hat drei gleich hohe und lange Schiffe mit 37 großen Fenstern, einen 76 m hohen Turm nebst 10 kleinern Türmen. Eine Eigentümlichkeit dieser Kirche sind die nach innen hineingezogenen, überwölbten und zu Kapellen benutzten Strebepfeiler, wodurch die Kirche eigentlich fünfschiffig wird. Sie enthält zwei Kunstschätze: ein Jüngstes Gericht aus dem J. 1467, vermutlich von Memling, und einen kunstvoll in Holz geschnitzten Hochaltar (von M. Schwartz, 1511—17), der erst in neuerer Zeit seine Vollendung erhalten hat. Vor mehreren Jahren sind auch in Schränken der Sakristei kostbare Paramente von hohem Kunstwert gefunden worden. Der Dichter M. Opitz ruht in dieser Kirche. Die älteste Kirche ist die Katharinenkirche (1326—30) mit einem schönen Glockenspiel. Außerdem besitzt D. zwei Synagogen und ein mennonitisches Bethaus. Die hervorragendsten weltlichen Gebäude sind das großartige gotische Rathaus in der Rechtstadt, in seinem Hauptkern aus dem 15. Jahrh., mit einem zierlichen, 82 m hohen Turm und einem ehernen Springbrunnen daneben, und das altstädtische Rathaus, ein Renaissancebau (1587 vollendet). Auch das Krantor und das Zeughaus sind altertümliche Gebäude. Auf dem Langen Markt steht der Artus- oder Junkerhof (die großen Kaufleute hießen im Mittelalter hier »Junker«), dessen Inneres eine einzige große, viereckige, von vier Granitsäulen getragene und in der eigentümlichsten Weise

Karte der Umgebung von Danzig.

mit Gemälden und Schnitzwerk aus der Sagenwelt verzierte Halle bildet, welche ehedem zu Gelagen bestimmt war und jetzt als Börse dient. Endlich ist noch die berühmte alte Mühle von 18 Gängen an der Radaune zu erwähnen, die ehemals der Stadt in jeder Stunde einen Dukaten abgeworfen haben soll, der sogen. Stockturm und das spätgotische, 1871 restaurierte Franziskanerkloster (das einzige noch vorhandene Klostergebäude), dessen oberes und unteres Geschoß die städtische Gemäldegalerie und Altertümersammlung einnimmt, während das mittlere zum Lokal des Realgymnasiums bestimmt ist. Von neuern Gebäuden sind hervorzuheben: das Oberpostdirektionsgebäude, Postamtsgebäude, das Landeshaus und das Dikasterialgebäude (Sitz des Oberpräsidiums), beide auf Neugarten, die neue Synagoge, die Kriegsschule, die Viktoriaschule und die Artilleriekaserne.

[Befestigungen.] Die Befestigungen der Stadt bestehen aus einem Hauptwall mit 20 Bastionen. Sämtliche Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt, und die Umfassung ist zu zwei Dritteln durch die Weichsel und durch Überschwemmungen gedeckt, die mittels der Steinschleuse am Legethor bewirkt werden können. Der Hauptwall hat daher nur vor drei Fronten kleine Ravelins und Lünetten als Außenwerke vor sich, aber nach den überschwemmbaren Seiten im N., O. und W. hin einen bedeckten Weg mit Glacis. Auf der nordwestlichen Seite ist der Thalrand der sehr nahen Radaune bedeutend höher als der Wall, weshalb nach dieser Seite sieben Bastionen mit Kavalieren angelegt sind. Dieser Teil der Befestigung soll indessen (1893) eingeebnet werden, um Platz zur Anlage eines Zentralbahnhofs zu gewinnen. Außerdem hat man die nahe an die Stadt tretenden Höhen als zweite Verteidigungslinie mit selbständigen Werken besetzt, welche die Stadt von außen decken. Das stärkste liegt auf dem Hagelsberg (russisches Grab genannt), bestehend aus vier Bastionen und mehreren Seitenwerken; weiter südlich ist der befestigte Bischofsberg mit zwei halben und einer ganzen Bastion nebst Ravelins. Der Hagelsberg ist durch eine bedeckte Kapponniere mit der Stadt verbunden. Neun Defensivkasernen in den Werken verstärken die Verteidigungsfähigkeit des Platzes. Auch mehrere einzelne Außenwerke sind an wichtigen Punkten vorgeschoben. Namentlich zieht sich von der Nordseite der Stadt eine Reihe von Werken längs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien am Kanal Neufahrwasser oder Hafenkanal endigen. An diesem Kanal, der 970 m lang und 26 m breit ist und wegen Versandung der alten Weichselmündung angelegt wurde, ist bei Neufahrwasser der Hafen von D., mit einer großen Steinmole und zwei Leuchttürmen versehen und durch Dampfschiffahrt (wie durch Eisenbahn) mit der Stadt verbunden. Gegenüber, an der rechten Seite der Weichselmündung liegt die Festung Weichselmünde, ein bastioniertes Viereck, welches mit der Westerschanze und mehreren Forts den Flecken und Kanal Neufahrwasser und die Reede deckt. Durch den Holm, eine befestigte große Insel der Weichsel, und mehrere Forts wird die Verbindung zwischen D. und dem 4 km entfernten Weichselmünde bewerkstelligt. Zwischen dem Meer und Neufahrwasser liegt der in einen schattigen Park verwandelte Küstenstrich Westerplatte. Der frühere Ausfluß der Weichsel ist, seitdem 1. Febr. 1840 der Strom die Sanddüne bei dem Dorf Neufähr durchwühlte und sich eine neue Mündung machte, ganz geschlossen, so daß die Seeschiffe nur durch den Hafenkanal von der Reede in die Weichsel gelangen. Der Weichseldurchbruch ist an der Mündung zu sehr versandet und darum für Schiffe nicht zu benutzen, dennoch aber durch ein Fort geschützt. Eine neue Mündung, bei dem Dorfe Schiewenhorst, wird gegenwärtig (1893) durch den Bau eines 7,5 km langen Durchstichkanals hergestellt.

[Bevölkerung, Erwerbszweige, Verkehr.] Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Grenadierregiment Nr. 5, ein Infanterieregiment Nr. 128, 4 Eskadrons Husaren Nr. 1, 3 Abteilungen Feldartillerie Nr. 36, 2 Bataillone Fußartillerie Nr. 2 und ein Trainbataillon Nr. 17) auf 120,338 Seelen, darunter 80,723 Evangelische, 35,851 Katholiken und 2535 Juden. Unter den industriellen Anstalten sind hervorzuheben: die Schiffswerften, darunter die große kaiserliche Werft mit Trockendock und 1500 Arbeitern, die Schichausche Werft (zum Bau von Kriegsschiffen und Handelsdampfern) mit 1050 Arbeitern, die Klawittersche Werft mit 500 Arbeitern ꝛc., die königliche Artilleriewerkstatt und die Gewehrfabrik, 14 Brauereien, darunter eine großartige Aktienbrauerei in dem nahen Kleinhammer, ferner 7 Spritfabriken, 12 Likörfabriken (Danziger Goldwasser), 6 Bernsteinwarenfabriken, 3 Tabaksfabriken, 6 große Mahlmühlen (Ausfuhr zur See ca. 460,000 Doppelzentner Produkte), 8 Dampfschneidemühlen, ferner Eisengießereien und Maschinenbauanstalten, Schiffs- und Kesselschmieden, Fabriken für Drahtseile und Tauwerk, ätherische Öle, Farben, Lack, Firnis, Dachpappe, Zündwaren, Öfen, Seife und Lichte, Papier, Pappe, Glas u. a. Der Handel Danzigs, gefördert durch Eisenbahnen, Fluß- und Seeschiffahrt, ist zwar sehr bedeutend, aber beeinträchtigt durch Zölle und die Konkurrenz Stettins und der russischen Ostseehäfen. Auf den Seeverkehr entfällt etwa die Hälfte des Eingangs und ein Drittel des Ausgangs. Der Wert des Handels seewärts allein bezifferte sich 1891 bei der Einfuhr auf 62¼ Mill. Mk. (namentlich Heringe, Roheisen, Drogen, Steinkohlen, Kaffee, Reis, Gewürze, Wein, Schmalz, Getreide, Petroleum, Gußwaren, Maschinen, Holzwaren, Garne, Zeugwaren und Häute), bei der Ausfuhr auf 109½ Mill. Mk. (auf 9,5 Mill. für Weizen, 37,6 Mill. Zucker, 21,7 Mill. Holz, ferner Spiritus, Roggen, Gerste, Mehl, Rüböl ꝛc.). Auf den Weichselverkehr entfielen im Eingang 2,893,035 Doppelzentner (namentlich Weizen, Roggen, Holz, Zucker), im Ausgang 2,268,505 Doppelzentner (Steinkohlen, Eisen, Salz); die Eisenbahnen führten fort 2,892,818 Doppelzentner (Steinkohlen, Eisen, Holz, Salz, Heringe, Getreide, Dungmittel, Mehl und Kleie, Zucker). Die Reederei Danzigs ist in beständigem Rückgang, sie bestand Ende 1871 aus 118 Schiffen von 147,925 cbm, worunter allerdings nur 9 Dampfer von 2485 cbm, Ende 1892 aus 45 Segelschiffen von 16,181 Reg.-Ton. und 36 Dampfern von 14,915 Reg.-T., zusammen 81 Schiffen von 31,096 Reg.-T. Der Schiffsverkehr zeigt gleichfalls eine Abnahme, seewärts liefen 1891 ein: 1836 Schiffe von 640,032 Reg.-T. (1206 Dampfer von 531,293 Reg.-T.), aus: 1831 Schiffe von 634,117 Reg.-T. (1200 Dampfer von 529,266 Reg.-T.). Auf der Weichsel verkehrten 19,156 Schiffe (darunter 10,448 Dampfer) u. 434 Holztraften. Dabei ist aber die beträchtliche Zahl der in Ballast gehenden Fahrzeuge inbegriffen. Den Geldverkehr vermitteln die Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1892: 661½ Mill. Mk.), die Danziger Privataktienbank, der Sparkassenaktienverein, die Westpreußi-

sche landschaftliche Darlehnskasse, der Danziger Hypothekenverein u. a. Dem Eisenbahnverkehr dienen 4 Bahnhöfe für die Linien: Dirschau-Neufahrwasser und D.-Zoppot der Preußischen Staatsbahn. Vier Pferdebahnlinien vermitteln den innern Verkehr und den mit den Orten der nähern Umgebung. Telephonverbindung mit Königsberg und Berlin ist 1893 im Bau. Von den 13 in D. erscheinenden Zeitungen ist die »Danziger Zeitung« die bedeutendste.

[Anstalten, Behörden ꝛc.] Von erwähnenswerten Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten finden sich 2 Gymnasien, 2 Realgymnasien, eine Kriegsschule, eine Handelsakademie, Navigationsschule, Taubstummenschule; dazu ein Hebammeninstitut, mehrere gelehrte Gesellschaften, 2 Sternwarten, eine Bibliothek mit 100,000 Bänden und einigen Manuskripten, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung (s. oben), 2 Theater, Stadtmuseum, Provinzial-Kunstgewerbemuseum, Musikschule, Kunstschule; ferner gute Armenanstalten, 2 Waisen- und 2 Krankenhäuser (Marienkrankenhaus und Diakonissenanstalt), 2 Lazarette unter städtischer Verwaltung und ca. 130 milde Stiftungen, darunter einige sehr bedeutende, wie das Heilige Leichnamshospital, das Elisabethhospital, das Gertrudenhospital u. a. D. ist auch Zentralsitz der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (1865 gegründet) und des Deutschen nautischen Vereins sowie mehrerer gewerblicher Bildungs- und Unterstützungsvereine. Es ist der Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, des Landesdirektoriums, der westpreußischen Landschaftsdirektion, einer Spezialkommission, zweier Landratsämter (für die Kreise Danziger Höhe und Danziger Niederung), eines Landgerichts, Lotsenamtes, Hauptzollamtes, einer Provinzialsteuerdirektion, einer Oberpostdirektion, eines Eisenbahnbetriebsamtes, der Direktion für die Eisenbahn Marienburg-Mlawka, mehrerer Konsuln ꝛc. Von militärischen Behörden befinden sich in D.: das Generalkommando des 17. Armeekorps, das Kommando der 36. Division, der 71. Infanterie-, der 36. Kavallerie-, der 12. Gendarmerie- und der 17. Feldartilleriebrigade sowie die Festungskommandantur. Der Magistrat zählt 20, die Stadtverordnetenversammlung 60 Mitglieder. D. ist der Geburtsort von Hevel, Fahrenheit, Chodowiecki, Archenholz, Koppe, Johannes Falk, Arthur Schopenhauer, H. Döring u. a. In der schönen Umgegend sind außer den schon erwähnten Punkten noch die Badeorte Brösen (2 km westlich von Neufahrwasser) und Zoppot (s. d.) und der Flecken Oliva (s. d.) mit dem Karlsberg, Glettgau und Heubude zu nennen. Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die neun Amtsgerichte zu Berent, D., Dirschau, Karthaus, Neustadt, Putzig, Schöneck, Preußisch-Stargard und Zoppot.

[Geschichte.] Die Stadt D., über deren Gründung Dunkel herrscht, stand schon zu Ende des 10. Jahrh. in Blüte und Ansehen und wurde damals die Hauptstadt von Oberpommern (Pommerellen). Adalbert, Bischof von Prag, predigte hier 997 das Christentum. Herzog Subislaw umgab D., damals Gidanie genannt, 1185 mit Mauern. 1221 eroberte es König Waldemar II. von Dänemark, verlor es aber schon 1225 an Swantopolk III. von Pommern. Derselbe rief gegen die heranbringenden Preußen, die D. 1225 erstürmten, die Hilfe der Deutschen Ordensritter an. Sein Sohn Mestwin II., der gegen seinen Bruder die Brandenburger zu Hilfe gerufen hatte, mußte D. von ihnen 1271 zurückerobern. Als derselbe 1295 ohne männliche Erben starb, fiel D. an Przemyslaw II. von Polen, nach dessen Tode (1296) sein Erbe Wladislaw Lokietek abermals den Deutschen Orden gegen Brandenburg zu Hilfe rief. Der Markgraf von Brandenburg wurde nun zwar geschlagen; der Deutsche Orden besetzte aber die Stadt und behielt sie, da die versprochene Entschädigung nicht aufzutreiben war, als Eigentum (1309); ja, der Polenkönig Kasimir III. mußte sie im Vertrag von Kalisch 1343 dem Hochmeister Ludolf förmlich abtreten. Trotz aller dieser Kämpfe hatte D. an Wohlstand ungemein zugenommen und trat 1358 dem Bunde der Hansa bei. Aus jener Zeit stammen viele bedeutende Bauten, namentlich die Anlage der Rechtstadt (1340), der Jungstadt (1380) und der Vorstadt (1393). Gegen Ende des 14. Jahrh. trat D. selbst als kriegführende Macht auf, indem es für den Schwedenkönig Albrecht Stockholm besetzte und durch seinen Kampf mit den seeräuberischen Vitalienbrüdern auch mit Margarete von Dänemark in einen Krieg verwickelt wurde. Als die Macht des Ordens verfiel und er den Landständen alle Rechte verweigerte, sagte sich D. vom Orden los und erwählte den König Kasimir IV. von Polen zum Schutzherrn (1454). D. wurde dadurch zu einem kleinen Freistaat; es durfte in Gemäßheit des ihm erteilten Privilegium Casimirianum seine Ämter selbst besetzen und erhielt die vollständige Gerichtsbarkeit (nach eignem Gesetzbuch, Danziger Willkür genannt), Befreiung von allen Zöllen und Abgaben, das Münzrecht, das Recht, eigne Besatzung zu halten, und völlig freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentierte ein Glied des Stadtrates, der Burggraf; die Stadt hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen mit. Die vier Stadtteile wurden nun zu einem Ganzen vereinigt und dem rechtstädtischen Rat untergeordnet. Streitigkeiten mit dem König wegen Besetzung des Bistums Ermeland führten zu dem achtjährigen Pfaffenkrieg (1472—80), in welchem sich Danzigs Macht bewährte. Schon 1523 nahm D. die Reformation an. Höchst verderblich für die Stadt war die Durchstechung der Großen Kampe, einer Flußinsel vor der Spaltung der Weichsel (in Weichsel und Nogat), seitens der Elbinger und Marienburger, wodurch die Tiefe des Fahrwassers im Verlauf eines Jahres um die Hälfte vermindert wurde. Als 1575 Stephan Báthori zum König von Polen gewählt wurde, wollte ihn D. nicht anerkennen und erklärte sich für Kaiser Maximilian II., welcher der Stadt bedeutende Handelsvorteile zusicherte ließ. Selbst nach des letztern Tode (1576) wollte D. dem König Stephan die Huldigung nur gegen bedeutende Zugeständnisse leisten. D. wurde daher belagert, verteidigte sich aber 1577 so entschlossen, daß der König mit einer Abbitte und der Zahlung von 200,000 Gulden sich begnügte. 1656 belagerten die Schweden die Stadt zu Wasser und zu Lande, wurden aber durch Hilfstruppen des Königs Johann Kasimir und durch eine holländische Flotte vertrieben, worauf die Holländer mit dem Großen Kurfürsten den Elbinger Vertrag 10. Sept. über die Neutralität Danzigs vereinbarten. 1734 wurde D., weil es den König Stanislaus Leszczynski aufgenommen hatte, von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert und trotz tapferer Gegenwehr nach mehrmonatiger Einschließung durch ein Bombardement 9. Juli zur Kapitulation genötigt. Bald darauf entstanden zwischen Magistrat und Bürgerschaft Streitigkeiten, die erst 1752 eine neue Gesetzgebung beilegte. Bei der ersten Teilung

Polens 1772 behielt die Stadt zwar ihre Freiheit; aber da sie von preußischem Gebiet umschlossen, von starken Zöllen hart bedrückt war, so nahmen Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung immer mehr ab. Bei der zweiten Teilung Polens 1793 kam die Stadt an Preußen. 1806 wurde vor der Kriegserklärung gegen Frankreich der Hafen von D. von den Schweden blockiert und von England auf die preußischen Schiffe Embargo gelegt. 1807 wurde D. im März von den Franzosen unter Marschall Lefebvre angegriffen und trotz tapferer Verteidigung durch den Gouverneur Kalckreuth 24. Mai aus Mangel an Munition und Lebensmitteln zur Kapitulation genötigt. Den Einwohnern ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Frank auferlegt. Der Marschall Lefebvre erhielt den Titel eines Herzogs von D. Im Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 wurde D. als Freistaat mit einem Gebiet von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons I. auf 2 deutsche Meilen im Umkreis ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch blieb fortwährend ein französischer Gouverneur daselbst, und durch das Kontinentalsystem war der Handel mit England zerstört. Beim Rückzug aus Rußland 1812 gelang es den französischen und polnischen Truppen des 10. französischen Armeekorps unter General Rapp, sich in die Stadt zu werfen. Dieselbe wurde im Januar 1813 durch 6000 russische Kosaken, dann durch ein Korps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeschützen eingeschlossen und nach elfmonatiger Belagerung im November 1813 zur Ergebung gezwungen. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück. 1816 wurde D. der Sitz der Regierung des Danziger Bezirks, des Konsistoriums und des Oberpräsidiums von Westpreußen (bis 1823). Großen Schaden erlitt die Stadt 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel, 1831 durch die asiatische Cholera und durch einen Brand im Juni 1858. Seit 1863 nahm die städtische Verwaltung einen neuen, großartigen Aufschwung, hervorgerufen durch die Amtsthätigkeit des Oberbürgermeisters v. Winter. Ihm verdankt die Stadt die Anlage einer Wasserleitung und die Kanalisation, die hier zuerst auf dem Kontinent durchgeführt wurde. Seitdem besserten sich die Gesundheitsverhältnisse der Stadt erheblich. Nach der Teilung der ehemaligen Provinz Preußen (1. Juli 1878) ward D. Hauptstadt der Provinz Westpreußen.

Vgl. Gralath, Geschichte Danzigs (Königsb. 1789 –92, 3 Bde.); Löschin, Geschichte Danzigs (Danz. 1822, 2 Bde.); Weinreich, Danziger Chronik (Berl. 1855); Wistulanus, Geschichte der Stadt D. (Danz. 1891); Pawlowski, Geschichte der Provinzialhauptstadt D. (das. 1893); »Gedanensia, Beiträge zur Geschichte Danzigs« (das. 1879—84, 3 Bde.); Duisburg, Geschichte der Belagerungen und Blockaden Danzigs seit den frühesten Zeiten (das. 1808); Derselbe, Historisch-topographische Beschreibung Danzigs (das. 1816); Blech, Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D. (das. 1815, 2 Bde.); »Défense de Dantzig en 1813; documents militaires du lieutenant-général Campredon«, herausgegeben von Auriel (Par. 1888); Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (Leipz. 1858); Köhler, Geschichte der Festungen D. und Weichselmünde (Berl. 1893, 2 Bde.); J. C. Schultz, D. und seine Bauwerke (54 Kupfertafeln, Berl. 1873); Brandstäter, Land und Leute des Kreises D. (Danz. 1879); »D. in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung« (Festschrift zur 53. Naturforscherversammlung, das. 1880); Ernst, Topographie des Landgerichtsbezirks zu D. (das. 1892); Rudolph, Führer durch D. und Umgegend (4. Aufl., das. 1889); Löschin, D. und seine Umgebungen (4. Aufl., das. 1860).

Der **Regierungsbezirk D.** umfaßt 7952 qkm (144,41 QM.) und zählt (1890) 589,176 Einw. (darunter 294,157 Evangelische, 279,364 Katholiken und 5928 Juden). Die seit 1887 bestehenden zwölf (früher neun) Kreise umfaßten 1890:

Kreise	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Berent	1237	22,47	45947	37
Danzig (Stadt)	20	0,36	120338	—
Danziger Höhe	433	7,86	39763	92
Danziger Niederung	478	8,68	34024	72
Dirschau	466	8,46	36451	78
Elbing (Stadt)	12	0,22	41576	—
Elbing (Land)	608	11,04	37610	62
Karthaus	1396	25,35	59694	43
Marienburg	811	14,73	58252	72
Neustadt i. W.	851	15,46	41660	49
Putzig	582	10,57	24060	41
Preußisch-Stargard	1057	19,20	49501	47

Über die fünf Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks s. die Karte »Reichstagswahlen«, mit Tabelle.

Danzig, Herzog von, s. Lefebvre.

Danziger Bucht, eine nach der Stadt Danzig benannte Einbuchtung der Ostsee in das Festland von Ost- und Westpreußen, die bis an ihre Mündung (von Brüsterort bis Rixhöft) gegen 82 km Breite hat. Innerhalb derselben befindet sich im W. die Putziger Wiek, gebildet durch die vorspringende Landzunge Hela; im SO. zieht sich, von der Frischen Nehrung abgeschnitten, das Frische Haff hin. Der nördliche Teil der Ostküste ist die sogen. Bernsteinküste. Die D. B. liegt lange im Eis und hat gegen die Küste 6—50, gegen die offene See hin 50—160 m Tiefe. Leuchttürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, bei Neufahrwasser, zu Hela und Heisternest auf der Halbinsel Hela und zu Rixhöft. S. Karte »Ost- und Westpreußen«.

Danziger Goldwasser (Danziger Lachs), feiner, farbloser Likör, in welchem Blattgoldflitterchen verteilt sind.

Danziger Höhe und **Danziger Niederung,** zwei aus dem frühern Landkreis Danzig 1887 neugebildete Kreise des Regierungsbezirks Danzig, von denen ersterer das Gebiet westlich vom Danziger Werder, letzterer den Danziger Werder sowie das links von der Elbinger Weichsel liegende Gebiet und einen Teil der Frischen Nehrung umfaßt. Die Landratsämter befinden sich in Danzig.

Danziger Nehrung, der schmale, niedrige, zum Teil fruchtbare und gut angebaute Landstrich in Westpreußen zwischen der Ostsee und den beiden Weichselarmen, der östlich in die Frische Nehrung ausläuft.

Danziger Niederung, s. Danziger Höhe.

Danziger Werder, fruchtbare Marschgegend in Westpreußen, südöstlich von der Stadt Danzig, zwischen der Weichsel, Mottlau und Radaune, mit starker Rindvieh- und Pferdezucht und Getreidebau.

Danziger Willkür, s. Danzig, S. 590.

Danuellaschichten, soviel wie Wengener Schiefer, s. Triasformation.

Daphne *L.* (Kellerhals, Seidelbast; bei Homer Name des Lorbeers), Gattung aus der Familie der Thymeläaceen, Sträucher, seltener Bäumchen mit

zäher, scharfer Rinde, ganzen und ganzrandigen, wechsel- oder quirlständigen, lederigen und meist bleibenden, selten krautigen, sommergrünen Blättern, end- oder achselständigen Blüten in Büscheln, Köpfen, selten in Rispen oder Trauben und Beeren mit fleischiger oder lederartiger Schale. 36 Arten im gemäßigten Europa und Asien. D. Cneorum *L.* (Steinröschen), in Süd- und Mitteleuropa, ein schöner Ziersträuch mit langen, niederliegenden Zweigen, bleibenden, länglich-spatelförmigen Blättern und sechs- bis zehnblütigen, wohlriechenden roten Blütenköpfen; Blätter und Früchte wirken brechenerregend und abführend. D. Gnidium *L.*, in den Mittelmeerländern, hat linien-lanzettförmige, lang- und feingespitzte, sommergrüne Blätter und weiße oder rötliche wohlriechende Blüten in armblütigen, achselständigen Trauben. Die Rinde (französischer Seidelbast) wird in Südeuropa wie bei uns die von D. Mezereum angewendet. Die getrockneten Früchte, Purgierkörner, Keller- oder Brennwurzbeeren, wirken drastisch abführend und brechenerregend. D. Laureola *L.* (Zeiland, Zindelbast, Lorbeerkraut), ein kleiner Strauch auf den Gebirgen Mittel- und Südeuropas, in Kleinasien und auf den Azoren, mit bleibenden, elliptisch-spatelförmigen Blättern, hängenden, achselständigen Trauben mit 4—5 grünlichgelben Blüten und schwarzen Beeren, muß bei uns im Winter bedeckt werden. Die Rinde findet dieselbe Anwendung wie die der folgenden Art. D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals, wilder Pfefferstrauch, s. Tafel »Giftpflanzen II«), in Wäldern von fast ganz Europa, im Orient und in Sibirien, bis 1,25 m hoher Strauch, vor dem Ausbruch der Blätter blühend, hat lanzettförmige, glatte, abfallende Blätter, an den Seiten der Zweige zu zwei und drei ansitzende, rote, wohlriechende Blüten und rote Beeren. Alle Teile, mit Ausnahme der Blüten, riechen gerieben unangenehm, ziehen auf der Haut Blasen und wirken innerlich sehr scharf giftig. Die Rinde (Seidelbast-, Kellerhals-, deutsche Pfefferrinde, Zeiland, Cortex Mezerei) wird im Winter gesammelt, ist außen graubraun, innen schwach gelblichgrün, riecht frisch unangenehm, getrocknet gar nicht, schmeckt scharf, anhaltend brennend, rötet die Haut und zieht Blasen; sie enthält ein Harz und Daphnin, ein indifferentes, bitteres Glykosid. Innerlich wirkt die Rinde giftig. Man benutzte sie früher bei Syphilis, Gicht, Rheumatismus, als Raumittel bei Lähmung der Zunge, zu Pflastern und Salben. Die sehr scharfen Früchte (Baccae Coccognidii, Piper germanicum, Damersamen, Stech- oder Rachbeeren) wurden ebenfalls arzneilich benutzt; in Sibirien dienen sie zum Schminken. D. odora *Thunb.*, aus Japan, mit glänzenden, zugespitzt-eiförmigen Blättern und weißen oder roten, sehr wohlriechenden Blüten, wird in Gewächshäusern kultiviert. Von D. cannabina *Lour.*, im Himalaja, wird der Bast zur Papierfabrikation verwendet.

Daphne, im Altertum ein durch den Reiz seiner landschaftlichen Szenerie berühmter Cypressen- und Lorbeerhain, etwa 7½ km südwestlich vom syrischen Antiochia, das nach ihm den Beinamen »bei D.« führte, hatte einen herrlichen Tempel des Apollon und der Artemis, welcher 362 n. Chr. abbrannte, sowie eine feste königliche Burg und war Lieblingsaufenthalt der Seleukiden, des Pompejus, des Commodus, der hier olympische Spiele einrichtete, und andrer vornehmer Römer, die jedoch den Ort durch ihre Üppigkeit in üblen Ruf brachten. Jetzt Bêt el Mâ (»Haus des Wassers«), ohne bedeutendere Altertümer.

Daphne (»Lorbeer«), in der griech. Mythe Tochter des arkadischen Flußgottes Ladon oder des Amyklas oder des thessalischen Peneios und der Gäa (Erde). Apollon liebte sie, hatte aber einen Nebenbuhler an Leukippos, des Königs Önomaos von Elis Sohn, der ihr als Jungfrau verkleidet folgte, aber auf Apollons Veranstaltung entdeckt und von den Nymphen getötet wurde. Dann auch vor dem Gott fliehend, wurde sie von ihrer Mutter aufgenommen und in den dem Apollon heiligen, immer grünenden Lorbeerbaum verwandelt.

Daphnephorien, ein dem Apollon zu Ehren in Delphi, Tempe und in Böotien begangenes Fest zur Erinnerung an seine Sühne von dem Morde des Python. In Theben wurde dasselbe alle 9 Jahre gefeiert. Vor dem Festzug trug ein schöner Knabe (Daphnephoros) einen mit 365 Lorbeer- und Blumenkränzen umwundenen Olivenstab (Kopo) mit einer Kugel auf der Spitze, an welcher kleinere Kugeln herabhingen, während in der Mitte des Stabes eine mittelgroße Kugel ruhte, angeblich als Symbol für Sonne, Mond, Planeten.

Daphnetin, s. Daphnin.

Daphni, Kloster mit Kirche an der »Heiligen Straße« zwischen Athen und Eleusis, aus den Trümmern eines antiken Tempels gebaut. Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes und enthält in der Kuppel ein Mosaikbrustbild Christi im byzantinischen Stil, zwei Marmorsarkophage aus dem Mittelalter u. a. Südlich davon der Berg D. (468 m).

Daphnia, der Wasserfloh.

Daphnin $C_{15}H_{16}O_9$, Glykosid in der Rinde von Daphne Mezereum, bildet farblose Kristalle, löst sich wenig in kaltem Wasser, leichter in Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 200°, zerfällt beim Behandeln mit verdünnten Säuren in Zucker und Daphnetin $C_9H_6O_4$. Dies ist ein Dioxykumarin $(OH)_2.C_6H_2.(CH)_2.O.CO$ und entsteht auch beim Erhitzen von Pyrogallol mit Äpfelsäure und Schwefelsäure. Es bildet gelbliche Nadeln, riecht in der Wärme kumarinartig, ist löslich in kochendem Wasser, leichter in Alkohol, sublimierbar.

Daphnis, in der griech. Mythe Sohn des Hermes, des Herdengottes, und einer sizilischen Nymphe, war Schüler des Pan in der Musik, während er seine Herden am Fuße des Ätna weidete. Er galt als Erfinder der bukolischen Poesie, Liebling der Götter und Menschen, war der Geliebte der Najade Echenais oder Nomia oder Nais oder Lyke, ward infolge seiner Treulosigkeit gegen dieselbe des Augenlichts beraubt, aber von Hermes in den Himmel entrückt, nach Ovid in einen Stein verwandelt; nach Theokrit starb er vor Liebesgram. Sein Leiden und Tod wurde Inhalt der Hirtenlieder.

Daphnogēne *Unger*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Lauraceen (s. d.).

Daphnoideen, älterer Name für Thymeläaceen.

Dapifer (lat., »Speiseaufträger«), am Hofe der spätern römischen Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen betraute Hofbeamte; im Mittelalter soviel wie Truchseß.

Daponte, Lorenzo, ital. Operndichter, geb. 10. März 1749 zu Ceneda im Venezianischen, gest. 17. Aug. 1838 in New York, kam in das geistliche Seminar zu Treviso und erhielt bereits 1771 eine Professur an dieser Anstalt, wurde indessen seiner freiern

philoſophiſchen Anſichten wegen ſeines Amtes nach kurzer Zeit wieder enthoben und bald auch aus dem Gebiet der Republik Venedig verwieſen. Er begab ſich über Görz nach Dresden, wo er an dem Grafen Marcolini einen Gönner fand und auch litterariſch thätig war. Allein infolge eines Liebesverhältniſſes mußte er auch Dresden wieder verlaſſen und wandte ſich nun nach Wien, wo er die Stelle eines Theaterdichters an der kaiſerlichen Hofbühne erhielt. Nachdem er einige Operntexte geſchrieben, trat er 1785 mit Mozart in Verbindung und ſchrieb »Figaro« und »Don Juan« für denſelben. Gleichzeitig dichtete er für Salieri den »Axur« und den »Baum der Diana«. Von Kaiſer Leopold II. entlaſſen, ging er nach Trieſt, folgte von da einem Ruf an die Italieniſche Oper in London und wandte ſich ſpäter nach New York, wo er anfangs in der italieniſchen Sprache unterrichtete und ſich ſodann, in allen Unternehmungen unglücklich, in verſchiedenen Berufsarten verſuchte. Zuletzt gründete er eine Italieniſche Oper, die er bis zu ſeinem Tode leitete. Sein wechſelvolles Leben hat er ſelbſt in ſeinen »Memorie« (New York 1823—27, 4 Bde.; deutſch, 2. Aufl., Gotha, 1864) geſchildert.

Dappenthal (Vallée des Dappes), kleines Thal im Juragebirge, an der Grenze des franz. Depart. Jura und des ſchweizer. Kantons Waadt, durch welches die Straße von Morez nach Gex führt, öſtlich von der Dôle überragt. Nordweſtlich liegt das Fort Les Rouſſes. Der aus dem 16. Jahrh. ſtammende Streit um den Beſitz dieſes wichtigen Paſſes iſt 1862 durch eine neue Grenzregulierung beigelegt worden.

Dapper, Olfert, Arzt und geograph. Schriftſteller, lebte meiſt in Amſterdam und ſtarb 1690. Er lieferte (nach Quellen, die zum Teil ſehr ſelten geworden ſind) kompilatoriſche Beſchreibungen von Syrien und Paläſtina (Rotterd. 1667; deutſch von Meurſen, Amſterd. 1681), von Ägypten, Libyen, Guinea, Äthiopien und Abeſſinien (daſ. 1668, deutſch 1670), von Amerika (Augsb. 1671), vom Reich des Großmoguls (Amſterd. 1672), von Perſien (daſ. 1672; deutſch von Beer, Nürnb. 1681—88, 3 Bde.), von Vorderaſien (Rotterd. 1677; deutſch von Beer, Nürnb. 1681), von den Inſeln des Mittelländiſchen Meeres (Amſterd. 1688; deutſch, Augsb. 1688), von Morea (Amſterd. 1688). Einen Auszug ſeiner Werke gab Manuling in »Dapperus exoticus curiosus« (Frankf. 1717, 2 Tle.).

Dapſang (Godwin Auſten, auch als K2 bezeichnet), höchſter Gipfel der Karakorumkette, unter 35° 28′ nördl. Br. und 77° 10′ öſtl. L. v. Gr., folgt mit 8620 m Höhe gleich auf den Gaurisankar.

Dâr, in der Nubaſprache ſoviel wie Land, Gebiet, kommt in Namen von Landſchaften in Nubien und im öſtlichen Sudân häufig vor.

Darab (Darabdſchird), Stadt in der perſ. Provinz Farſiſtan, 180 km oſtſüdöſtlich von Schiraz, in einer von Bergen umſchloſſenen fruchtbaren Ebene zwiſchen Kornfeldern und Palmen gelegen, hat ſaubere Straßen, viele Gärten und 4000 Einw., darunter viele Juden. Südlich davon die Ruine von Alt-D. mit einem Relief aus der Saſſanidenzeit. Am nahen Kuh i Kumijeh quillt ein ſchwarzes Erdöl hervor, das erhärtet unter dem Namen Beleſſun (Balſam) oder Mum als koſtbare Arznei in den Handel kommt.

Darada, Land in Aſien, ſ. Dardiſtan.

Darazi (Daraſi), Mohammed Ibn Ismail el, Stifter der mohammedan. Sekte der Druſen (ſ. d.), trat 1017 in Ägypten mit der Lehre hervor, daß der regierende Chalif Al Hakem eine Inkarnation Gottes ſei (ſ. Ismaeliten). Gegen dieſe Übertreibung des ohnehin in Ägypten unbeliebten Ismaelitismus erhob ſich das Volk, und D. mußte fliehen. Von Al Hakem unterſtützt, ging er nach Syrien, wo er viele Anhänger gewann, welche Darazi (Plural Durûz, daher Druſen) genannt wurden. Er ſoll 1020 im Kampf gefallen ſein.

Dar Banda, Landſchaft in Zentralafrika, mitten durchſchnitten vom 7.° nördl. Br. und 23.° öſtl. L. v. Gr., die Waſſerſcheide zwiſchen den zum Schari abfließenden Bahr Kuti, Bahr el Asrak und Bahr el Abiad ſowie zahlreicher, dem Uëlle zugehender Flüſſe, wird von Niam-Niam bewohnt.

Darbhangah, Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtrikts (8637 qkm mit (1891) 2,801,955 Einw.) der Provinz Bihar der britiſch-ind. Lieutenant-Gouverneurſchaft Bengalen, durch Eiſenbahn mit dem Ganges verbunden, mit einem prächtigen Palaſt des Maharadſcha von D., anſehnlicher Ausfuhr von Ölſaaten, Ghi (flüſſiger Butter) und Bauholz und (1891) 73,561 Einw. (meiſt Hindu).

Darboy (ſpr. -boa), Georges, Erzbiſchof von Paris, geb. 16. Jan. 1813 in Fayl-Billot (Obermarne), geſt. 24. Mai 1871, wurde 1836 Pfarrgehilfe von St.-Dizier, 1840 aber zum Profeſſor an dem Seminar in Langres ernannt. Nachdem er ſich durch eine treffliche Überſetzung der Werke des Dionyſius Areopagita (Par. 1845) bereits bekannt gemacht hatte, wurde er 1846 zum Almoſenier des Collège Henri IV und zum Titularkanonikus der Metropole ernannt. Im November 1854 begleitete er den Erzbiſchof nach Rom und erhielt vom Papſt den Titel eines apoſtoliſchen Protonotars erſter Klaſſe; 1855 wurde er zum Titulargeneralvikar von Paris, 1859 zum Biſchof von Nancy, 10. Jan. 1863 zum Erzbiſchof von Paris befördert. Auch wurde er 8. Jan. 1864 zum Großalmoſenier des Kaiſers, 5. Okt. 1864 zum Senator, im Auguſt 1866 zum Mitglied des öffentlichen Unterrichtsrats ernannt. Er war von gemäßigter Haltung und ein Feind der jeſuitiſchen Richtung, weswegen ſich Pius IX. auch hartnäckig weigerte, dem vom kaiſerlichen Hof ſehr begünſtigten Biſchof die Kardinalswürde zu verleihen. Auf dem vatikaniſchen Konzil beſtritt D. offen die Opportunität des Unfehlbarkeitsdogmas und ſtimmte gegen dasſelbe. Doch nach Proklamierung desſelben fügte er ſich ſtillſchweigend. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris im Juli 1870 blieb er ſowohl während der Belagerung als nach dem Aufſtand der Kommune auf ſeinem Poſten. Am 4. April wurde D., um als Geiſel für gefangene Kommuniſten zu dienen, verhaftet und ſpäter nebſt dem Präſidenten Bonjean, dem Pfarrer Deguerry und drei andern Geiſtlichen in dem Hofe des Gefängniſſes von La Roquette erſchoſſen. Am 5. Juni ward unter Teilnahme von Deputationen der großen Staatskörper das feierliche Leichenbegängnis Darboys gehalten. Unter ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: »Les femmes de la Bible« (8. Aufl., Par. 1876); »Les saintes femmes« (4. Aufl. 1877); »La vie de saint Thomas Becket« (1860); »Œuvres pastorales« (1876, 2 Bde.). Seine Biographie ſchrieben Guillermin (Par. 1888) und Foulon (daſ. 1889).

Darbyſten (Darbychriſten oder Plymouthbrüder), eine zwiſchen 1820 und 1830 in England entſtandene chiliaſtiſche Sekte, nach ihrem Stifter John Darby, vormaligem anglikaniſchen Geiſtlichen (geb. 1800, geſt. 28. April 1882), genannt, welche, in dem

gegenwärtigen Kirchenwesen nur einen allgemeinen Abfall vom Christentum, eine »Bileamskirche«, erblickend, die Wiederkunft Christi als demnächst bevorstehend erwartet und sich in freier gottesdienstlicher Vereinigung ohne alle kirchliche Organisation und in Zurückgezogenheit vom weltlichen Treiben auf dieselbe vorzubereiten sucht. Die Mitglieder derselben nannten sich »Brüder« oder »Brüder in dem Herrn«. Den Namen Plymouthbrüder erhielten sie von der Stadt Plymouth, wo sie sich zuerst in größerer Anzahl um Darby sammelten. Von dem anglikanischen Klerus verfolgt, wandte sich Darby 1838 nach Genf und 1840 nach Lausanne, wo er, durch die damaligen waadtländischen Dissidentenbewegungen unterstützt, zahlreiche Anhänger fand. Seine Anhänger gewannen auch in Württemberg und an der Ruhr Boden. Vgl. Herzog, Les frères de Plymouth et John Darby (Lausanne 1845); Grunewald in den »Jahrbüchern für deutsche Theologie«, 1870.

D'Arcet (spr. darßä), Jean Pierre Joseph, Chemiker, geb. 31. Aug. 1777 in Paris, gest. daselbst 2. Aug. 1844 als Generalmünzwardein und Mitglied des Generalkonseils der Fabriken und Manufakturen und des Salubritätskonseils im Depart. Seine. Er verbesserte die Pulverfabrikation und die Darstellung der Bronze und bronzeartigen Legierungen, entdeckte, daß zinnreiche Bronze durch wiederholtes Ablöschen hämmerbar und sehr zäh wird, gab die Zusammensetzung eines sehr leichtflüssigen Metalls an und erfand 1802 das Verfahren zur Scheidung des Goldes vom Silber mit Hilfe von Schwefelsäure. Auch untersuchte er die nährenden Bestandteile der Knochen, lehrte die Darstellung von Knochenleim, die Benutzung der Knochen als Dünger und die Verarbeitung der Kastanien auf Zucker; auch bemühte er sich um die Beseitigung der schädlichen Einflüsse bei verschiedenen Gewerben und schrieb über die gesundheitsgemäße Einrichtung der Hospitäler.

D'Arcets Metall, s. Wismutlegierungen.

Dardanarīat, Getreidewucher, abgeleitet von Dardanarius, einem berüchtigten römischen Kornwucherer. S. Wucher.

Dardanellen, die nach der alten Stadt Dardanos (s. d.) in Troas benannten vier festen Schlösser zu beiden Seiten der das Marmarameer mit dem Ägäischen Meer verbindenden Meerenge (Hellespont), welche als der Schlüssel von Konstantinopel betrachtet werden (s. das Spezialkärtchen auf der Karte »Mittelmeerländer«). Den etwa 4 km breiten Eingang aus dem Ägäischen Meer in die Meerenge bewachen die neuen Schlösser Seddil Bahr auf europäischer und Kum Kaleſſi auf asiatischer Seite, die 1658 unter Mohammed IV. zum Schutz gegen die Venezianer angelegt wurden. Etwa 20 km nordöstlich davon liegen, noch nicht 2 km voneinander entfernt, äußerst malerisch die alten Dardanellenschlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ: Kilid Bahr (»Meeresriegel«) in Europa und Kale Sultanie (Tschanak-Kaleſſi) in Asien. Beide heißen gewöhnlich die alten Schlösser von Rumeli und Anadoli. Weiter nördlich wurden seit 1867 Küstenbatterien erbaut, und zwar auf asiatischer Seite die Batterie Medschidie, unweit nördlich von Kale Sultanie, und Nagara, an der Stelle des alten Abydos, auf europäischer Seite Namasigja südlich und Degirmenburun und Tscham Burun nördlich von Kilid Bahr. Der Handel der D. konzentriert sich in dem Hafen von Kale Sultanie, wo sich ein deutsches Konsulat befindet, und hat sich nach dem letzten Kriege erheblich gesteigert; an demselben sind besonders Frankreich, Österreich-Ungarn und Großbritannien beteiligt. Die Ufer sind gleichmäßig mit Weingärten, Hecken und Dörfern in reicher Abwechselung eingefaßt. Am Ausgang liegt als bedeutendste Uferstadt Gallipoli, nach welcher die Meerenge auch wohl Straße von Gallipoli genannt wird, gegenüber in Asien Lapsaki (Lampsakos), ein unbedeutendes Dorf mit schöner Moschee. Die Dardanellenstraße hat einige Untiefen und außerdem eine Strömung von 18—27 m Mächtigkeit und einer Geschwindigkeit von 1½ Knoten, die bei Nordostwind nach SW., bei Südwestwind nach NO. geht, und welcher eine stets entgegengesetzt fließende Unterströmung entspricht.

405 v. Chr. wurde hier am Ägospotamos, südlich von Gallipoli, durch Wegnahme der athenischen Flotte seitens der Spartaner unter Lysandros der Peloponnesische Krieg entschieden. Am Eingang der D. fanden 1499 und 20. Juli 1657 Seeschlachten statt, beide zwischen den Venezianern und den Türken; 1499 unterlagen die letztern, und 1657 wurde ihre Flotte fast vernichtet; dagegen wurde die venezianische Flotte 1694 dort geschlagen. Die Dardanellenschlösser wurden von den Türken nicht in genügendem Verteidigungszustand erhalten, so daß 1770 ein russisches Geschwader unter Admiral Elphinstone ungehindert in die Meerenge eindringen konnte und 1807 der englische Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten nebst mehreren Brandern und Bombardierbooten ohne Verlust durch die D. fuhr und 20. Febr. vor Konstantinopel erschien. Schon früher und dann in dem 1809 zwischen England und der Pforte abgeschlossenen Friedensvertrag hatte erstere Macht in die Forderung der Pforte, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff in die Dardanellenstraße und in den Bosporus einlaufen dürfe, eingewilligt, und im September 1841 wurde ein Vertrag zwischen den fünf europäischen Großmächten und der Pforte unterzeichnet, welcher festsetzte, daß kein Kriegsschiff in die D. einlaufen dürfe. Beim Beginn des orientalischen Krieges ankerte die englisch-französische Flotte im Juni 1853 im S. von Kum Kale in der Besikabai, von wo sie Ende Oktober in die Dardanellenstraße einlief und 3. Nov. in der Beikosbai Anker warf. Im ersten Anhang zu den Pariser Friedensartikeln von 1856 wurde der Vertrag von 1841 der Hauptsache nach bestätigt; doch behielt sich der Sultan vor, leichten, den Gesandtschaften fremder Mächte zur Verfügung gestellten Fahrzeugen durch besondere Firmane die Durchfahrt zu gestatten; die Befestigungen an den D. wurden darauf von der Pforte bedeutend erweitert und verstärkt. Nachdem das Londoner Protokoll vom 13. März 1871 die Schließung der D. von neuem bestimmt hatte, liefen im Februar 1878 dennoch englische Kriegsschiffe in das Marmarameer durch die D., um Konstantinopel vor einer Eroberung durch die Russen zu schützen. Der Berliner Friede vom 13. Juli 1878 legte dem Sultan von neuem die Pflicht auf, kein fremdes Kriegsschiff die D. passieren zu lassen. 1891 schloß die Pforte mit Rußland ein Abkommen, welches den Schiffen der sogen. freiwilligen russischen Flotte die Durchfahrt, nach vorheriger Anzeige auch mit Soldaten oder Sträflingen, gestattete.

Kleine D. heißen die beiden Schlösser am Eingang des Meerbusens von Lepanto, der den Peloponnes von Mittelgriechenland scheidet: Kastro Rumelias auf dem Festland und Kastro Moreas im Peloponnes.

Dardanellengeschirr, glänzend und farbenreich glasierte Fayencegefäße, welche an der Dardanellenküste und im Innern Kleinasiens für den Hausgebrauch verfertigt werden. Bemerkenswert sind darunter langhalsige Krüge mit blaugrüner, gelber und brauner Glasur und mit rohen Malereien, Vergoldungen und Reliefs. Hauptfabrikationsort ist Kutahia, wo die alte Fabrik, deren Blüte in das 14. und 15. Jahrh. fällt, wieder in Betrieb gesetzt worden ist.

Dardāner, illyr. Volksstamm in Obermösien an der obern Morawa. Ihr Gebiet ward von Diokletian zu einer besondern Provinz Dardania mit der Hauptstadt Naissus (Nisch) erhoben. D. hießen auch die Bewohner der mythischen Stadt Dardania am Fuß des Ida in Kleinasien (s. Dardanos) sowie die mit den Trojanern verbundenen Teukrer.

Dardania, Landschaft, s. Dardaner.

Dardānos, im Altertum Stadt in der Landschaft Troas, am Hellespont zwischen Ilion und Abydos gelegen, Kolonie der Äolier. Hier im Peloponnesischen Krieg 411 v. Chr. Seeschlacht zwischen den Athenern und Peloponnesiern, später Friedensschluß zwischen Sulla und Mithridates, 84 v. Chr. Im Frieden mit Antiochos d. Gr. wurde die Stadt für frei erklärt. Von D. erhielten die Dardanellenschlösser ihren Namen (s. Dardanellen).

Dardānos, nach der griech. Mythe ein Sohn des Zeus und der Elektra, einer der Töchter des Atlas, der mythische Stammvater der Dardaner (Troer) und durch Äneas auch der Römer. Sein Heimatsland war Arkadien, wo er mit seiner ersten Gattin, Chryse, die bei ihrer Vermählung von Pallas das Palladion und die Heiligtümer der großen Götter als Mitgift erhalten hatte, den Deimas und Idäos erzeugt haben soll. Des D. Bruder Jasos oder Jasion wird nach den einen vom Blitz erschlagen, nach andern von D. ermordet, was dessen Auswanderung über wild empörtes Meer als Sühne zur Folge hat. Auf der Wanderung war Samothrake für D. und Idäos Station. Auch von hier durch Überschwemmung vertrieben, wandten sie sich nach dem asiatischen Festland, wo D. am Fuß des Ida, vom König Teukros freundlich aufgenommen und durch die Gnade, die der Sohn bei der »idäischen« Göttermutter fand, aufs neue dem Schutz der Götter befohlen, die noch in vorhistorischer Zeit zu Grunde gegangene Stadt Dardania gründete. Mit seiner zweiten Gattin, Bateia, der Tochter des Teukros, zeugte er den Zakynthos, den Erichthonios und den Ilos und ward so Stammvater des troischen Königshauses.

Dardeka (hebr.), Schulknabe; s. Bachur.

Dardesheim, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Halberstadt, hat eine evang. Pfarrkirche, Ackerbau und (1890) 1594 fast nur evang. Einwohner.

Dardistan (Land der Dardu, früher Darada, auch Jaghistan, d. h. Rebellenland, und Boloristan, s. Karte »Zentralasien«), Land in Hochasien, an den Südabhängen des Hindukusch und Karakorum, in seinem westlichsten Teil zu Afghanistan, in seinem östlichsten zu Kaschmir gehörig, im mittlern Hauptteil aber noch ganz unabhängig und in eine Menge kleiner Gebirgsstaaten (Kafiristan, Tschitral, Swat, Kohistan, Jassin, Gilgit u. a.) zersplittert, teils Freistaaten, teils Fürstentümer. Die Darden oder Dardu (Darada, von den angrenzenden Völkern Kandschut genannt, deren Hauptstamm sich selbst Schinaki oder Schinalot nennt) sind arischen Stammes, breitschulterig, gut proportioniert, mit braunem, auch schwarzem Haar und braunen Augen, im 3. Jahrh. v. Chr. Buddhisten, jetzt schiitische Mohammedaner. Ihre Sprache ist eine sanskritische, die in viele Dialekte zerfällt, mit Beimischung persischer Wörter. Auch zum Schreiben bedient man sich persischer Schriftzeichen. Vgl. Leitner, Results of a tour in D. etc. (Lahor 1867—70, 4 Bde.).

Dardschiling (Darjiling), Distrikt des Regbez. (Division) Radschschahi in der britisch-ind. Provinz Bengalen, im östlichen Himalaja, zwischen 26° 31′—27° 13′ nördl. Br. und 88° 2′—88° 57′ östl. L. v. Gr., begrenzt im W. von Nepal, im N. von Sikkim, im O. von Bhutan, 3015 qkm (54,7 QM.) groß mit (1891) 223,314 Einw. (170,156 Hindu, 40,597 Buddhisten, 2496 Christen, darunter 1218 Europäer). Das Land wird im N. erfüllt von den malerischen Vorbergen des Himalaja, die im Phalalum 4000 m erreichen, im S. von dem sumpfigen Terai und mitten durchflossen von der wegen ihrer Stromschnellen schwer befahrbaren Tista, die zum Brahmaputra zieht. Die Wälder sind reich an wertvollen Holzarten; an den unteren Abhängen der Berge und in dem mehr und mehr der Kultur gewonnenen Terai baut man Thee, Cinchona, Reis, Mais, Weizen, Kartoffeln u. a. an geeigneten Orten. Im Terai finden sich Tiger, Rhinozerosse, Hirsche, Elefanten; die Bewohner züchten große Herden von Schafen, Büffeln und Rindern. Von Mineralien hat man Kohle, Eisen, Kupfer, Kalk und Schiefer gefunden. Das Klima ist feucht und regenreich. — Die Hauptstadt D., 2184 m ü. M., durch Eisenbahn mit Kalkutta verbunden, mit (1891) 13,037 Einw., hat eine mittlere Jahrestemperatur von 12,5° C., ist Sommerresidenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengalen mit seinem Stabe von Beamten, zugleich Gesundheitsstation für die Truppen in Bengalen und hat eine großartige Heilanstalt für Soldaten (die aber auch von andern besucht wird), das Eden-Sanatorium, einen buddhistischen Tempel, Kirche, Moschee, viele Schulen, darunter eine höhere anglikanische, ein Pensionat für Lepscha zur Heranbildung von Forschungsreisenden und Dolmetschen u. a. Die indische Regierung erwarb 1835 zur Anlage einer Gesundheitsstation vom Radscha von Sikkim 357,5 qkm gegen eine Jahresrente, die indes 1850 einbehalten wurde, als der Radscha englische Unterthanen beleidigte. Zugleich ward das Gebiet um 1657,5 qkm vergrößert und 1869 noch ein von Bhutan erworbener Landstrich hinzugefügt. Vgl. Hathorn, Handbook of Darjiling (1863).

Dardu, Volksstamm, s. Dardistan.

Dareikos, s. Daricus.

Dareios (Darjawush, Darius), pers. Königsname. 1) D. I. Hystaspis, Sohn des Hystaspes (Vištâspa), aus dem alten persischen Königsgeschlecht der Achämeniden, geb. 550 v. Chr., gest. 485, nahm schon unter Kyros eine hohe Stellung ein, begleitete Kambyses als Leibwächter nach Ägypten und übernahm nach dessen Tode 522 als Haupt des Königshauses den Kampf gegen den falschen Smerdis, den er 521 in einer Burg in Medien erschlug. Doch hatte er noch mehrere Jahre mit Empörungen in allen Teilen des Reiches zu kämpfen und neun Gegenkönige in 19 Schlachten zu besiegen; besonders hartnäckig wehrte sich Babylon, das er erst 520 mit Hilfe des Zopyros (s. d.) unterwarf. Durch die Unterdrückung dieser Aufstände, welche er durch ein großes Reliefbild und Inschriften auf einer Felswand in Bagistana (s. Bisutûn) verherrlichte, gründete D. das Perserreich aufs

neue. Zur bessern Verwaltung desselben teilte er es in 20 Satrapien, führte regelmäßige Abgaben statt der frühern Geschenke ein und bestimmte die Entrichtung derselben in Produkten der Provinzen. Durch Heerstraßen und eine Post wurden diese miteinander verbunden. Er selbst schlug sein Hoflager in Susa auf, von wo er sein Reich regierte. Auch dessen Grenzen erweiterte er, indem er die Völker südlich vom Kaukasus unterwarf und auch das nordwestliche Indien eroberte. 515 unternahm D. den berühmten Eroberungszug nach Westen gegen die Skythen, überschritt mit 700,000 Mann eine Brücke, die über den Bosporus geschlagen ward, unterwarf Thrakien und Makedonien und wandte sich gegen die Donau, über welche er ebenfalls eine Brücke schlug, ließ sich aber durch verstellte Flucht der Skythen bis an den Daros (die Wolga) verlocken, so daß er nur mit einem Verlust von 80,000 Kriegern die Donau wieder erreichte und völlig verloren gewesen wäre, hätten die Jonier, denen die Obhut der Brücke anvertraut war, auf die Aufforderung des Miltiades dieselbe zerstört. D. ließ einen großen Teil seines Heeres unter Megabazos in Thrakien und kehrte selbst nach Susa zurück. Auf die Nachricht, daß die kleinasiatischen Jonier in Verbindung mit den Athenern einen Aufstand versucht und Sardes verbrannt hatten, nahm D. seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ihn in die Luft, indem er ausrief: »O höchster Gott, gewähre mir Rache an den Athenern«. Hierauf mußte ein Diener ihm täglich beim Essen dreimal zurufen: »Herr, gedenke der Athener«. Der erste Feldzug gegen jene aber verunglückte 492 durch das Scheitern seiner Flotte am Vorgebirge Athos, der zweite 490 durch die unglückliche Schlacht bei Marathon. Mit der Zurüstung eines dritten beschäftigt, starb D., nachdem er noch den Abfall der Ägypter vernommen hatte. Vgl. Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs D. (Berl. 1873).

2) D. II. Nothus (eigentlich Ochos), natürlicher Sohn des Artaxerxes Longimanus, wußte, nachdem seines Vaters einzig rechtmäßiger Sohn, Xerxes II., von seinem natürlichen Bruder Sogdianos getötet worden war, das Heer und einen Teil der Großen zu gewinnen und bestieg mit ihrer Hilfe 424 v. Chr. den Thron; seine Brüder ließ er ermorden. Er regierte aus seinem Harem durch Eunuchen und Weiber, besonders durch Parysatis. Seine Regierung ist voll von Aufständen und Hofintrigen. Mehrere dieser Empörungen wurden glücklich, aber grausam niedergeschlagen; doch behauptete sich Amyrtäos im Besitz Ägyptens, das er 414 durch Abfall erworben hatte, bis zu seinem Tode 408. Unter D. übte Persien besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Kyros, bedeutenden Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten aus und zwar meist durch Unterstützung der Spartaner gegen die Athener, wodurch auch der Peloponnesische Krieg zu gunsten Spartas entschieden wurde. D. starb nach 19jähriger Regierung 405 in Babylon; ihm folgte sein ältester Sohn, Artaxerxes II.

3) D. III., vor seiner Thronbesteigung Kodomannos genannt, der letzte König der Perser, war der Sohn des Achämeniden Arsanes und der Sisygambis, Tochter des Artaxerxes II., hatte sich früh durch Tapferkeit im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet und wurde hierfür von Artaxerxes Ochos zum Statthalter von Armenien ernannt. Auf den Thron gelangte er, als letzter Sprößling des königlichen Stammes, 336 v. Chr. durch den Eunuchen Bagoas, Befehlshaber der königlichen Garde, der Artaxerxes durch Gift aus dem Wege geräumt und den dann zum König erhobenen Aries gleichfalls ermordet hatte. Als Bagoas nicht lange danach auch für D. den Giftbecher mischte, wurde er von diesem gezwungen, ihn selbst zu leeren. Unter des D. Regierung fand das Reich der Achämeniden seinen Untergang. Der makedonischen Macht und ihrem Beherrscher Alexander waren das altersschwache, zerrüttete Perserreich und der schöne, edle und sanftmütige, aber schwache D. nicht gewachsen. Bei Issos 333 trat D. seinem großen Gegner Alexander zum erstenmal gegenüber, riß aber durch seine übereilte Flucht das ganze Heer ins Verderben und ließ seine Familie in der Gewalt des Siegers. Nachdem sein Anerbieten, die Herrschaft über Asien mit Alexander zu teilen, abgewiesen worden, ward er 331 wiederum besiegt. Als er vom Schlachtfeld von Gaugamela ins Innere von Asien flüchtete, wurde er von dem treulosen Satrapen Bessos als Gefangener behandelt und, als Alexander rasch verfolgend sich näherte, 330 verräterischerweise tödlich verwundet. Ein Makedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, Alexander für die seiner Familie erwiesene Großmut zu danken. Alexander traf ihn nicht mehr lebend. Er ließ die Leiche nach Persepolis bringen und in der königlichen Gruft beisetzen.

Dareiosvase, antikes, jetzt in Neapel befindliches Prachtgefäß, das 1851 in einem Grabe zu Canossa (dem alten Canusium) gefunden wurde, hat eine Höhe von 1,30 m, einen größten Umfang von 1,93 m und ist besonders merkwürdig durch das Gemälde, welches den mittlern Teil schmückt und sich als ein ideales Denkmal der Perserkriege darstellt. Es ist in drei Abteilungen gegliedert (oben: Hellas, dem die Götter schützend zur Seite stehen; in der Mitte: Dareios, mit seinen Großen den Zug gegen Griechenland beschließend; unten: der Schatzmeister des Königs und die beisteuernden Provinzen) und gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der unteritalischen Vasenmalerei. Noch andre kleinere Darstellungen (Amazonenkampf, Bellerophon und die Chimära ꝛc.) enthält die Vase.

Dar el Beida, Stadt, s. Casablanca.

Daremberg, Charles Victor, Mediziner, geb. 14. April 1817 in Dijon, gest. 25. Okt. 1872 in Mesnil-le-Roi, studierte in Paris und wurde 1844 Bibliothekar daselbst. Er gab Übersetzungen aus den Werken altgriechischer Ärzte, so des Hippokrates (2. Aufl. 1855), des Oribasios (mit Bussemaker, 1853—1860), des Galenos (1854), des Rufus von Ephesos (1860), heraus, lieferte eine kritische Ausgabe des Celsus (Leipz. 1859) und schrieb: »État de la médecine entre Homère et Hippocrate« (1869); »Histoire des sciences médicales« (1870); »Cours sur l'histoire de la médecine et de la chirurgie« (1872). Das von ihm begonnene »Dictionnaire des antiquités grecques et romaines« (1873 ff.) wurde von Saglio fortgesetzt.

Dares von Phrygien (D. Phrygius), bei Homer Priester des Hephästos, soll angeblich noch vor Homer eine »Ilias« in griechischer Sprache geschrieben haben. Als von Cornelius Nepos verfaßte und Sallust (!) gewidmete lateinische Bearbeitung derselben (wenn sie überhaupt existiert hat, jedenfalls ein Produkt der Schwindellitteratur) gibt sich die »Historia de excidio Troiae« aus dem 5. Jahrh. n. Chr. aus. Wie Dikys (s. d.), war diese Schrift für das Mittelalter eine Hauptquelle der Sagen vom Trojanischen Krieg. Neuere Ausgaben von Dederich (Bonn 1835; mit

Dikthys, daſ. 1837) und Meiſter (Leipz. 1873). Vgl. Dunger, Die Sage vom Trojaniſchen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters (Dresd. 1869); Meiſter, Über D. (Bresl. 1871); Körting, Dikthys und D. (Halle 1874).

Dar es Salam (»Haus des Friedens«), 1) alter Beiname der Stadt Bagdad.

2) Hauptort von Deutſch-Oſtafrika, unter 6° 49′ ſüdl. Br. und 39° 10′ öſtl. L. v. Gr., Ausgangspunkt der geplanten Eiſenbahn nach dem nordweſtlich, gleichfalls an der Küſte gelegenen Bagamoyo, mit vorzüglichem Hafen, deſſen kaum 100 m breite Einfahrt ihrer Tiefe nach den größten Schiffen den Zugang geſtattet, liegt halbmondförmig an hohem Strande, iſt Station der deutſchen Oſtafrika-Linie, wurde ſeit 1891 nach einem beſtimmten Plane regelmäßig angelegt, iſt Sitz des kaiſerlichen Gouverneurs, hat eine befeſtigte Militärſtation für eine Abteilung der Schutztruppe, Zollamt, Krankenhaus, proteſtantiſche und katholiſche Miſſion, Moſchee, große Wohn- und Warenräume der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, eine mächtige Ruine des vom Sultan Seyid Said begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Palaſtes und in der Umgebung große Reisfelder und Pflanzungen mit 50,000 Kokospalmen. D. iſt vornehmlich Stapelplatz für Kautſchuk und Kopal aus dem Süden; 1891 betrug die Einfuhr 374,888, die Ausfuhr 234,229 Doll. — Die der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft 1885 vom Sultan von Sanſibar überlaſſene Stadt wurde auch während des Araberaufſtandes von der deutſchen Beſatzung unter Beihilfe deutſcher Kriegsſchiffe gehalten und nach der Übernahme der Kolonie durch das Deutſche Reich zum Regierungsſitz beſtimmt.

Dareſte de la Chavanne (ſpr. dareſt d' la ſchawann), Cléophas, franz. Hiſtoriker, geb. 28. Okt. 1820 in Paris, geſt. 6. Aug. 1882, ward 1847 Profeſſor der Geſchichte an der Fakultät in Grenoble, 1849 in Lyon, 1871 Rektor der Akademie in Nancy, dann in Lyon. Einer der eifrigſten Klerikalen, ward D. 6. Dez. 1878 wegen ultramontaner Intoleranz gegen Studenten in Lyon zur Dispoſition geſtellt. Er ſchrieb: »Éloge de Turgot« (Par. 1846); »Histoire de l'administration en France depuis le règne de Philippe-Auguste« (1848); »Histoire des classes agricoles en France« (1854, 2. Aufl. 1858), welche beiden Werke von der Akademie gekrönt wurden; ferner eine vortreffliche »Histoire de France« (1865—79, 9 Bde.; 2. Aufl. 1877), die zweimal den Preis Gobert erhielt, und »Histoire de la Restauration« (1879, 2 Bde.). — Sein Bruder Rodolphe, geb. 1824, ſeit 1877 Rat am Kaſſationshof und ſeit 1878 Mitglied des Inſtituts, ſchrieb verſchiedene rechtsgeſchichtliche Werke.

Dar Fertit, Landſchaft in Zentralafrika, zwiſchen 6½ und 8½° nördl. Br., ſüdlich von Dar Fur, von dem zahlreiche Flüſſe zum Ubangi (Kongo), Bahr el Gazal (Nil) und Schari abfließen. Das Land beſteht weſentlich aus einer großen Thoneiſenſteindecke, die von einer Anzahl bedeutender Hügelkuppen von Granit inſelartig durchbrochen wird. Die Pflanzenwelt beſteht aus einer Miſchung von oſtafrikaniſchen und weſtafrikaniſchen Typen. Trockne Steppen wechſeln ab mit überfeuchten Uferwaldungen und Galeriewäldern. Die Bevölkerung iſt äußerſt gemiſcht, ſie beſteht aus Bongo oder Dor, Sſêre, Golo, Kredſch, Niam-Niam und im N. Bagwara-Araber. D. iſt ſeit langer Zeit eine der wichtigſten Domänen des Sklavenhandels und infolgedeſſen ſtark entvölkert. Von ihren verpalliſſadierten Niederlaſſungen (Seriben) aus durchſtreifen die anſäſſigen Dſchellaba (Sklaven- und Elfenbeinhändler) das Land weit und breit, alles verwüſtend. Da der Elfenbeinhandel ſtark im Abnehmen begriffen iſt, ſo erſcheinen die nach Kordofan, Dar Fur ꝛc. ausgeführten Sklaven als das Hauptprodukt des Landes. Dasſelbe wurde 1870—71 zuerſt von Schweinfurth durchreiſt, Geſſi eroberte 1878 die Seriba Dem Siber und machte dieſelbe zur Hauptſtadt der ägyptiſchen Provinz Bahr el Gazal. Durch den Aufſtand des Mahdi ging das Land an dieſen verloren. S. Karten »Ägypten« und »Äquatorialafrika«. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (neue Ausg., Leipz. 1878).

Dar Fur (Dar For, »Land der For«), ehemalige Provinz des ägypt. Sudân, jetzt Teil des Reiches des Mahdi (ſ. Karte »Ägypten ꝛc.«), zwiſchen 10—14° nördl. Br. und 22—28° öſtl. L. v. Gr., wird im O. von Kordofan, im S. von Dar Fertit, im W. von Wadai, im N. von der Libyſchen Wüſte begrenzt, 452,000 qkm (8200 QM.) groß. Durch den nordweſtlichen Teil, der am beſten bewäſſert und daher am dichteſten bevölkert iſt, zieht von NO. nach SW. eine Reihe vulkaniſcher Gebirgsmaſſen mit erloſchenen Kratern (Dſchebel Medob bis 1100 m, Dſchebel Marrah bis 1830 m hoch, dazwiſchen Dſchebel Tagabo und Wanda). Von hier kommen alle Gewäſſer; die im N. und NO. den Gebirgen entſtrömenden vereinigen ſich zum Wadi el Melk, welcher bei Debbeh in den Nil mündet; im W. führen Wadi Sunot, ſpäter Kadja, und Wadi Aſum zum Bahr el Salamat, nach SW. ziehen zahlreiche Wadis (Ibra, Gendi) zum Bahr el Arab. In der Regenzeit bildet der ſüdliche Teil des Landes einen großen See, in der Trockenzeit iſt der fette Boden von Spalten zerriſſen. Der öſtliche Teil (Gize) iſt wie der weſtliche ſandig, im mittlern werden Weizen, Duchn, Durra, Seſam, Baumwolle, Tabak u. a. gebaut, im S. gedeiht die Delebpalme und an der Oſtgrenze noch der Affenbrotbaum. An Metallen (Gold, Kupfer, Antimon, Blei, Eiſen) ſcheint das Land reich zu ſein, doch werden nur Kupfer (in den einſt berühmten Gruben von Hofrah en Nahas) und Eiſen gewonnen. Salz erhält man durch Auslaugung des Bodens, doch wird das meiſte eingeführt. Überall ſieht man ungeheure Herden, im N. ausſchließlich von Kamelen, im S. von buckligen oder langhörnigen Rindern und Schafen. Ziegen gibt es überall, die wenigen Pferde ſind klein, aber ſehr ausdauernd. Die Waldungen am Bahr el Arab beherbergen Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, die Steppen des Nordens ſind von Herden von Antilopen, Gnus und Straußen bevölkert. Die Einwohner, deren Zahl Nachtigal auf höchſtens 1½ Mill. ſchätzt, beſtehen zur Hälfte aus For, den Bewohnern des gebirgigen zentralen Teils, 500,000 Arabern, im übrigen aus Tukruri und Fulbe. Die For (ſ. Tafel »Afrikaniſche Völker«, Fig. 11), ein Negervolk und der herrſchende Stamm, ſind ſehr reinlich und fleißig und fanatiſche Mohammedaner von weit höherer Bildung als die Nubier. Sie fertigen Baumwollzeuge, Zierate aus Kupfer- und Eiſendraht, Glaswaren, Meſſer, Beile, Lanzen u. a. und ſind auch ſehr geſchickte Flechter. D. war vor dem Aufſtand des Mahdi das große Entrepot zwiſchen Zentralafrika und Ägypten. Hier trafen die zahlreichen Karawanen zuſammen, welche Elfenbein, Rhinozeroshörner, Straußfedern, Gummi, Natron, Alaun u. a. (früher namentlich Sklaven) aus Innerafrika brachten und, nachdem ſie ſich im nördlichen Teil des Landes vereinigt hatten, oft 15,000 Kamele ſtark, ihren Weg nach

Ägypten nahmen. Die Hauptstadt El Fascher am Teich Tendelti, 720 m ü. M., ist, wie alle andern Orte, eine weitläufige Ansammlung von Lehmhütten, war bis zur Eroberung durch den Mahdi Sitz des ägyptischen Gouverneurs, durch eine Telegraphenlinie mit Chartum verbunden und hatte eine ägyptische Garnison, ebenso wie das nordwestlich gelegene Kobeh, einst der wichtigste Handelsplatz des Landes, von dem Karawanenstraßen nach Siut und Dongola am Nil sowie über Kabkabieh nach Wadai und Bornu gingen.

Die Ureinwohner von D., die Dadscho, unstreitig Neger, wurden durch den jetzt herrschenden Stamm der For zurückgedrängt. Der Islam wurde erst unter Soliman Solon (1596—1637) hier eingeführt. Unter dem Vorwand, daß entflohene Mameluken in Kordofan Zuflucht gefunden, sandte Mehemed Ali, Pascha von Ägypten, 1821 seinen Schwiegersohn Mohammed Bei El Defterdar gegen D., das sich ihm nach einer mörderischen Schlacht unterwarf. Ein Versuch jenes, den Abu Madian, einen jüngern Bruder des Sultans Mohammed Fahdel, der von diesem in einer Art Gefangenschaft gehalten worden war, mit Waffengewalt auf den Thron von D. zu setzen (1833), scheiterte durch eine Meuterei der rumelischen Hilfstruppen, und D. ward aufs strengste gegen Ägypten abgesperrt. Mit Ägypten blieb D. fortwährend auf gespanntem Fuß, und die immer mehr zunehmende Macht dieses Landes, seine Ausdehnung nach Süden hin ward von den Sultanen mit Eifersucht überwacht. Nachdem Sultan Brahim 1873 mit dem im Süden von D. stationierten ägyptischen Bei Siber in offenen Kampf geraten war, rückte von Kordofan aus ein ägyptisches Korps unter Ismail Pascha in D. ein, schlug Sultan Brahim, der im Kampfe fiel (Oktober 1874), und eroberte D. für Ägypten. Kurz zuvor war das Land, welches Browne und Cuny schon früher, aber mit geringem Erfolg besucht hatten, von Nachtigal gründlich erforscht worden; der ägyptische Generalstab machte 1875 und 1876 genaue Aufnahmen und Untersuchungen eines großen Teiles Dar Furs, namentlich in Bezug auf seinen Metallreichtum. In neuester Zeit unterwarf sich der Mahdi das Land, nachdem der Österreicher Slatin, Gouverneur von Dara, zur Kapitulation gezwungen worden war. S. Karte »Ägypten ꝛc.«. Vgl. Pallme, Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern (Stuttg. 1843); die Reise des Scheikh Mohammed Ibn Omar el Tounsy (franz. übersetzt von Perron, Par. 1845); Pfund, Reisebriefe aus Kordofan und D. (Hamb. 1878); »Petermanns Mitteilungen« 1875, 1880 und 1884.

Dargainensee, s. Mauersee.

D'Argen., bei zoolog. Namen Abkürzung für Anton Joseph Dezallier d'Argenville (geb. 1680, gest. 1765 in Paris als Maître de Comptes. Weichtiere).

Darginscher Bezirk, Teil der russisch-kaukas. Provinz Daghestan, 1652 qkm (30 QM.) groß mit (1885) 79,904 Einw. (sunnitische Lesghier). Hauptort ist das Dorf Kutuschi.

Dargo, 1) Gemeinde im Darginschen Bezirk der russisch-kaukas. Provinz Daghestan, am Kara Koissu. — 2) Dorf im Kreis Grosney der russisch-kaukas. Provinz Terek, am Aksai, Nebenfluß des Terek, wurde 1839 Residenz Schamyls, aber 1845 von den Russen genommen.

Dargomyschsky, Alexander, russ. Komponist, geb. 2. Febr. 1813 im Gouv. Tula, gest. 17. (29.) Jan. 1869 in Petersburg, erhielt daselbst seine musikalische Ausbildung durch Schoberlechner, trat aber 1831 in das kaiserliche Hausministerium ein und widmete sich erst 1835 ausschließlich der Musik. Infolge einer in den 40er Jahren unternommenen Studienreise ins Ausland völlig gereift, konnte er 1847 zu Moskau mit der Oper »Esmeralda« glanzvoll in die Öffentlichkeit treten. Dieser folgte 1856 die Oper »Russalka«, welche noch größern Beifall fand; eine dritte dramatische Arbeit, die Ballettkantate »Das Bacchusfest«, kam erst 1867 (ebenfalls in Moskau) zur Aufführung. D. hinterließ eine unvollendete Oper: »Der steinerne Gast« (nach Puschkin), deren Ausarbeitung zwei der begabtesten jüngern Komponisten Rußlands, Rimski-Korsakow und Cesar Cui, übernahmen. D. gilt mit Recht als einer der würdigsten Repräsentanten der national-russischen Oper und hat zu deren Ausbildung im Sinne von Richard Wagners Grundsätzen wesentlich beigetragen.

Dargun, Flecken in Mecklenburg-Schwerin, am Klostersee, unweit der pommerschen Grenze, hat eine evang. Kirche, ein Schloß (vormals eine Cistercienserabtei, 1172 gestiftet, 1552 säkularisiert), ein Amtsgericht, eine Forstinspektion und (1890) 2186 Einw. Vgl. Wiese, Die Cistercienser in D. von 1172—1300 (Güstrow 1888).

Dari, s. Sorghum.

Daribba, ägypt. Getreidemaß, = 2 Ardeb.

Daricus (Dareikos, nämlich Stater), griech. Bezeichnung für die altpersische Königsmünze, namentlich das Goldstück, im Gewicht von 8,385 g und im Werte von etwa 22,68 Mk. Das Gepräge ist der knieende König als Bogenschütze, weswegen diese Münzen von den Griechen auch »Bogenschützen« genannt wurden, die Rückseite zeigt ein vertieftes Viereck. Selten kommen goldene Doppeldariken desselben Gepräges vor, häufig sind die kleinen Gold- und Silbermünzen derselben Art. In den kleinasiatischen Teilen des persischen Reiches wurden ähnliche größere Silberstücke geprägt von gutem griechischen Stil, zuweilen auch mit griechischen Namen von Statthaltern, im Gewicht von etwa 14,0 g. Jeder Versuch, die Dariken unter bestimmte Perserkönige zu verteilen, ist verfehlt. S. Tafel »Münzen I«, Fig. 9.

Dariel (Darjal, Darial, die Porta Caucasi oder Cumana des Strabon, die Porta sarmatica des Ptolemäos, das Darioly der Tataren, Khewis-Kari der Georgier, Bab-Allan der Orientalen), Paß im russisch-kaukas. Gouv. Tiflis, am Ostfuß des Kasbek, unter 42° 35′ nördl. Br. und 44° 55′ östl. L. v. Gr., durch welchen der oberste Lauf des Terek und die grusinische oder große georgische Heerstraße (unter Alexander I. erbaut) von Tiflis über Wladikawkas durch die Kabarda nach Mosdok führt. Das im D. in 1374 m Höhe von dem iberischen König Mirwan 140 v. Chr. erbaute Fort wurde von den Russen beim Bau der Straße gesprengt und dafür ein befestigter Posten an der Holzbrücke über den Terek errichtet.

Darien, Hauptort der Grafschaft Mac Intosh im nordamerikan. Staat Georgia, an der Mündung der Altamaha in den Atlantischen Ozean, mit vorzüglichem Hafen, Sitz eines deutschen Vizekonsuls, früher zweiter Baumwollhafen der Union, jetzt stiller Ort mit (1890) 1491 Einw.

Darien, Golf von, Busen des Karibischen Meeres, an der Nordküste des kolumbischen Depart. Cáuca, der in seinem südlichsten Teil, dem Golf von Uraba, vom Kap Tiburon im W., der Punta Garibana im O. sich südwärts bis 8° 10′ nördl. Br. erstreckt. In letztern Golf mündet der Atrato. An der Westküste befinden sich sichere Ankerplätze, dagegen bietet die Ostseite nur

kleinen Schiffen und nur an einigen Stellen Schutz. Der Isthmus von D., zwischen 7° 30′ und 9° 30′ nördl. Br., ein dichtbewaldetes, regenreiches Hügelland, das nirgends die Höhe von 710 m zu übersteigen scheint, hat seine schmälste Stelle zwischen dem Golf von D. und dem Golf von San Miguel des Stillen Ozeans, an dessen innerstem Teil, dem Darienhafen, der verkommene Hauptort Yaviza liegt. Von den seiner Zeit geplanten interozeanischen Kanalprojekten gingen drei vom Golf von Uraba aus, von denen das zwischen diesem und dem Darienhafen zwar 235 km Länge zeigte, tiefe Einschnitte und 650 Mill. Frank Baukosten erforderte, dabei aber treffliche Häfen an beiden Seiten hatte. — Die Spanier gründeten schon 1509 am Westufer des Golfes von Uraba die Stadt Santa Maria la Antigua mit dem ersten amerikanischen Bischofssitz, die aber wegen ihrer Ungesundheit bald aufgegeben wurde; im 17. Jahrh. wurden hier reiche Goldgruben ausgebeutet, infolge der Raubzüge der Flibustier aber später aufgegeben.

Darimon (spr. -móng), Alfred, franz. Schriftsteller, geb. 17. Dez. 1819 in Lille, wurde Journalist in Paris und 1857 von der demokratischen Opposition daselbst in den Gesetzgebenden Körper gewählt, in dem er sich der Opposition der Fünf anschloß. Wie Olivier näherte er sich seit 1864 dem Kaiserreich und wurde daher 1869 nicht wiedergewählt. Er veröffentlichte eine Reihe von Schriften, um das Kaiserreich gegen die republikanischen Geschichtsentstellungen zu verteidigen: »Histoire de douze ans, 1857—1869, notes et souvenirs« (1883); »A travers une révolution« (1884); »Histoire d'un parti: les Cinq sous l'Empire 1857—1860« (1885); »L'opposition libérale sous l'Empire 1861—1863« (1886); »La maladie de l'empereur« (1886); »Le tiers-parti sous l'Empire 1863—1866« (1887); »Notes pour servir à l'histoire de la guerre de 1870« (1887); »Histoire d'un jour, 12 juillet 1870« (1888); »Les irréconciliables sous l'Empire« (1888); »Les Cent-seize et le ministère du 2 janvier 1869—1870« (1889); »L'agonie de l'Empire« (2. Aufl. 1891).

Darius, s. Dareios.

Darja (pers.), See, Strom.

Darjiling, Ort, s. Dardschiling.

Darkehmen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, an der Angerapp und der Linie Insterburg-Lyck der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, ein Kreislazarett, elektrische Straßenbeleuchtung, Messingwaren- und Maschinenfabrikation, Getreidehandel, Vieh- und Pferdemärkte und (1890) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 59) 3448 Einw., darunter 163 Katholiken und 64 Juden. D. ist erst 1725 gegründet worden. In der Nähe Schloß Klein-Beynuhnen mit wertvollen Kunstsammlungen.

Darlaston (spr. dárlast'n), Stadt in Staffordshire (England), bei Wednesbury (s. d.), mit Kohlengruben, Eisenwerken und (1891) 14,422 Einw.

Darlehen (lat. Mutuum), derjenige Vertrag, bei welchem jemand (der Gläubiger, creditor, mutuo dans) dem andern (Schuldner, debitor, mutuo accipiens) eine Summe Geldes oder eine Quantität andrer vertretbarer Sachen (res fungibiles, Fungibilien, z. B. Getreide) zum Eigentum gegen die Verbindlichkeit übergibt, ihm seiner Zeit eine gleiche Quantität von gleicher Beschaffenheit zurückzugeben, nicht zu verwechseln mit dem Leihvertrag (Commodatum), s. d. Auch dann wird ein D. angenommen, wenn ohne Übergabe die Quantitäten auf Kosten des Gläubigers mit dessen Willen ins Vermögen des Schuldners gelangen oder in demselben verbleiben, z. B. wenn ausgemacht worden ist, daß jemand den Erlös eines ihm zum Verkauf gegebenen Gegenstandes oder das bereits aus einem andern rechtlichen Grunde, z. B. als Depositum, in seinen Händen befindliche Geld als D. behalten soll, ingleichen wenn jemand seinen Schuldner beauftragt, die schuldige Summe einem andern als D. zu geben ꝛc. Nur derjenige kann gültig ein D. geben, welcher Eigentümer der Sache ist und freie Verfügung darüber hat, oder wer sonst zur Veräußerung fremder Sachen befugt ist, z. B. der Bevollmächtigte des Eigentümers, der Vormund ꝛc. Hieraus folgt, daß bevormundete Personen: Unmündige, Wahn- und Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, kein gültiges D. geben können, ebensowenig wie jemand fremde Sachen ohne Einwilligung des Eigentümers zum D. geben kann. Jedoch hat die Verwendung des Gegebenen seitens des Empfängers dieselbe Wirkung, als wenn ein gültiges D. zu stande gekommen wäre, aber mit der Maßgabe, daß die bei Hingabe seitens eines Handlungsunfähigen getroffene Vereinbarung einer Kreditfrist nicht bindend ist. Durch die Annahme eines Darlehens entsteht für den Empfänger die Verbindlichkeit der Rückzahlung; daher kann nur derjenige ein D. aufnehmen, welcher sich rechtsgültig verbindlich machen kann. Es können also unter Vormundschaft stehende Personen: Unmündige, Wahnsinnige ꝛc., ohne Zustimmung des Vormundes und ebenso nach Partikularrechten Ehefrauen ohne Zustimmung des Ehemannes in rechtsverbindlicher Weise kein D. aufnehmen. Das römische Recht beschränkt durch den Macedonianischen Senatsbeschluß (senatus consultum Macedonianum) überdies die Darlehnsfähigkeit des in väterlicher Gewalt Stehenden. Veranlassung dazu hatte ein Vatermord gegeben, den ein gewisser Macedo infolge des Andringens seiner Gläubiger verübte. Die Forderung desjenigen, der einem Hauskind ein D. gibt, wird durch die Einrede aus diesem Senatsbeschluß (exceptio senatus consulti Macedoniani) beseitigt. Der Darlehnsschuldner hat die Verbindlichkeit, eine mit der empfangenen gleich große Quantität von gleicher Qualität zurückzugeben, auch wenn er die empfangene Quantität durch Zufall verloren hat; daher gehört die Zahlung der Zinsen nicht zum Wesen des Darlehnskontrakts, vielmehr müssen Zinsen stets besonders verabredet worden sein. Nur rücksichtlich der Verzugszinsen (s. Verzug) erleidet dies eine Ausnahme. Dem Wesen des Darlehnsvertrags widerspricht die Verabredung, etwas andres zurückzugeben, als was gegeben worden ist. Nur in Bezug auf ein Gelddarlehen findet dies insofern nicht Anwendung, als, wenn nicht etwas Besonderes ausgemacht ist, nicht in den empfangenen Münzsorten zurückgezahlt zu werden braucht. Die Klage auf Rückzahlung des Darlehens heißt im römischen Recht condictio certi ex mutuo. Sie kann in Ermangelung besonderer Vereinbarung jederzeit angestellt werden. Häufig wird aber ein bestimmter Fälligkeitstermin vereinbart, vor dessen Eintritt dann die Klage ohne Erfolg bleibt. Die bisweilen vorkommende Klausel »rückzahlbar nach Kräften« u. dgl. macht die Verpflichtung zur Rückzahlung von dem Eintritt solcher Umstände abhängig, welche nach richterlichem Ermessen durch die Klausel getroffen werden sollten. Ist ein D. »nach Belieben« rückzahlbar, so kann es vor dem Tode des Empfängers nicht zurückverlangt

werden. Ein »auf Kündigung« gegebenes D. ist jederzeit rückforderbar, wogegen bei Rückzahlbarkeit innerhalb einer Frist nach Kündigung der Ablauf dieser Frist nach erfolgter Kündigung abzuwarten ist. Vgl. Heimbach, Die Lehre von dem Creditum (Leipz. 1849); Storch, Der heutige Darlehnsvertrag (Berl. 1878); Huschke, Die Lehre des römischen Rechts vom D. (Stuttg. 1882).

Darlehnskassen heißen die in Deutschland mehrfach zu dem Zweck geschaffenen Kreditanstalten, einem augenblicklichen Notstand durch Gewährung von Darlehen auf kurze Zeit (3—6 Monate) zu mäßigem Zins und gegen Hinterlegung von Sicherheiten abzuhelfen. Sie unterscheiden sich von den Raiffeisenschen D. und ähnlichen Kreditanstalten dadurch, daß sie nur vorübergehend Dienste leisten, keinen geschäftsmäßigen Charakter tragen und darum auch nur vom Staat ins Leben gerufen wurden. Solche D. wurden 1848 in Berlin und in größern Provinzialstädten Preußens zur »Beförderung des Handels und des Gewerbebetriebs« errichtet und der Preußischen Bank in Verwaltung gegeben. Die nötigen Mittel wurden durch Ausgabe eines Papiergeldes, Darlehnskassenscheine genannt, beschafft, welches keinen Zwangsumlauf hatte und den Betrag von 10 Mill. Thlr. nicht überschreiten sollte. 1852 wurden diese D. wieder geschlossen. Auch 1866 wurden in Preußen und andern deutschen Ländern, dann 1867 aus Veranlassung des ostpreußischen Notstandes, ferner 1870 bei Ausbruch des französischen Krieges im Gebiet des Norddeutschen Bundes solche Kreditanstalten hergestellt. 1866 sollten in Preußen bis zu 25 Mill. Thlr., 1870 bis zu 30 Mill. Thlr. an Darlehnskassenscheinen ausgegeben werden dürfen. Ein ähnliche Einrichtung bestand auch zur Zeit der Handelskrisis in Hamburg.

Darlehnskassenvereine, ländliche (Raiffeisensche Darlehnskassen oder Darlehnsvereine), sind auf solidarischer Haftung beruhende Kreditgenossenschaften, welche in ähnlicher Weise dem Kredit kleiner Landwirte dienen wie die Schulze-Delitzschen Genossenschaften (s. d.) dem von Gewerbtreibenden, sich aber von den letztern dadurch unterscheiden, daß sie Kredite auf längere Zeit gewähren, ihre Wirksamkeit auf kleinere Gebiete beschränken, den geschäftlichen Charakter mehr in den Hintergrund treten lassen und engere persönliche Beziehungen unter den Mitgliedern erhalten. Um die solidarische Haftung recht wirksam zu machen, soll niemand Mitglied mehrerer D. oder andrer Vereine mit Solidarhaft sein. Die D. tragen ihren Namen nach ihrem Begründer Raiffeisen (s. d.), welcher 1849 den Flammersfelder Hilfsverein zur Bekämpfung des Viehwuchers, 1854 den Heddesdorfer Wohlthätigkeitsverein ins Leben rief, der 1864 in einen Darlehnskassenverein umgewandelt wurde. Ihre Betriebsmittel verschaffen sie sich durch Annahme von Spareinlagen (auch von Nichtmitgliedern), Aufnahme von Anleihen und zum kleinern Teil durch Bildung von Geschäftsanteilen (Mitgliederanteilen). Sie gewähren Darlehen an ihre Mitglieder auf 1- 2 und auch bis zu 10 Jahren unter entsprechenden Rückzahlungsbedingungen, gegen genügende Sicherheit und unter einer auch auf die beabsichtigte Verwendung sich erstreckenden Kontrolle. Für Notfälle behalten sie sich jedoch ein Kündigungsrecht auf 4 Wochen vor, so wenn die vom Verein geliehenen Kapitalien in Masse gekündigt werden oder die Vereinsschuldner in mißliche Verhältnisse geraten, so daß die Ausstände gefährdet werden. Raiffeisen hatte ursprünglich die Bildung von Geschäftsanteilen verworfen, um zu verhüten, daß die Vereine in spekulative, hohe Dividenden, damit eine übermäßige Ausdehnung der Geschäfte erstrebende Erwerbsgesellschaften ausarteten. Die D. sahen sich indessen durch die gerichtliche Interpretation des Genossenschaftsgesetzes und die gegen die Registrierung erhobenen Schwierigkeiten zur Einführung von Geschäftsanteilen genötigt. Doch wurden sie auf kleine Beträge (meist mit dem Höchstbetrag von 25 Mk.) mit der Maßgabe beschränkt, daß kein Mitglied mehr als einen Anteil besitzen und der Zins nicht höher als der von den Schuldnern geforderte bemessen werden dürfe. Hierdurch sollte verhütet werden, daß die Geschäftsanteile einen hohen Bruchteil vom Betriebskapital ausmachten. Der Reingewinn wird zur Bildung eines unteilbaren Vereinskapitals (Reservefonds) angesammelt, welches in erster Linie zur Deckung von Verlusten, dann für Herabsetzung der Provision und zur Förderung gemeinnütziger Zwecke dienen soll. Der Vereinsbezirk soll möglichst klein sein, in der Regel nur eine Gemeinde umfassen, auch sollen nur Personen aufgenommen werden, welche innerhalb des Bezirks wohnen. Hierdurch wird nicht allein ermöglicht, daß die Mitglieder einander kennen, sondern auch die Verwaltung vereinfacht. Letztere umfaßt den Vorstand als ausführendes, den Verwaltungsrat als kontrollierendes und die Generalversammlung als leitendes Organ. Letztere bestimmt den Höchstbetrag der zu gewährenden Kredite, die Höhe der aufzunehmenden Anleihen ꝛc. Mühewaltungen für die D. werden mit Ausnahme derjenigen des Rechners nicht bezahlt. Weiter machen es sich die D. noch zur Aufgabe, durch Bildung von Untergenossenschaften und sonstige Einrichtungen die Verhältnisse ihrer Mitglieder in sittlicher und materieller Hinsicht zu verbessern. Zur gegenseitigen finanziellen Unterstützung der einzelnen D. und zur Ausgleichung von Mangel und Überfluß an Mitteln wurden 1872 drei Zentralkassen gegründet, an deren Stelle die 1876 errichtete Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse mit dem Sitz in Neuwied getreten ist. Zur Verbreitung, Beratung und Förderung der D. besteht der Generalanwaltsverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland in Neuwied. Außerdem wurde daselbst die Firma Raiffeisen u. Komp. zu dem Zweck gegründet, um fehlende Geldmittel für Durchführung der Organisation zu schaffen. Neben dem Neuwieder bestehen noch selbständige Verbände von Darlehnskassenvereinen, welche an den wichtigsten Grundsätzen der Raiffeisenschen D. zwar festhalten, zum Teil in ihren Einrichtungen aber sich mehr den Schulzeschen Genossenschaften nähern, in Baden, Hessen, Bayern, Württemberg, Westfalen, Hannover, Schlesien, Ostpreußen. Auch diese Verbände haben eigne Zentralkassen für den Geldausgleich. Außer in Deutschland haben sich die D. auch verbreitet in der Schweiz, Italien seit 1882, in Siebenbürgen und Österreich. Insbesondere wurde in Niederösterreich den Darlehnskassen große Aufmerksamkeit zugewendet. Am 21. Jan. 1887 wurde durch den niederösterreichischen Landtag eine Förderung der D. beschlossen. Neu entstehende D. werden aus Landesmitteln subventioniert, außerdem kann ihnen ein Darlehen bis zu 2000 Guld. auf 2 Jahre zu 3 Proz. gewährt werden. Vgl. Raiffeisen, Die D. (5. Aufl., Neuwied 1887); Derselbe, Anleitung zur Gründung von Darlehnskassenvereinen (8. Aufl., das. 1893), und Instruktion zur Geschäfts- und Buchführung der D. (4. Aufl., Leipz. 1888); A. Held,

Die ländlichen D. in der Rheinprovinz ꝛc. (Jena 1869); Th. Kraus, Die Raiffeisenschen D. in der Rheinprovinz (Bonn 1875—77); L. Löll, Die bäuerlichen D. nach Raiffeisen ꝛc. (2. Aufl., Würzb. 1890); Märklin, Die ländlichen D. (Karlsr. 1880); H. Schulze-Delitzsch, Die Raiffeisenschen Darlehnskassen ꝛc. (Leipz. 1875); F. Schmid, Die Genossenschaftssysteme von Schulze-Delitzsch und Raiffeisen (Wien 1888); Faßbender, Die ländlichen Spar- und Darlehnskassen nach Raiffeisen (2. Aufl., Münster 1890); Layer, Handbuch für D. (Stuttg. 1890); Schmid, Anleitung zur Geschäfts- und Buchführung für landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften ꝛc. (2. Aufl., Karlsr. 1892).

Darley (spr. dárli), Felix, nordamerikan. Zeichner und Illustrator, geb. 23. Juni 1822 in Philadelphia, gest. im März 1888, wurde zum Kaufmannsstand bestimmt und wuchs ohne Unterricht in der Kunst auf. In seinen Mußestunden führte er Holzschnitte für das Saturday-Museum aus, ging 1848 nach New York und wurde hier mit Illustrationen für Washington Irvings Werke beauftragt. Dann zeichnete er Illustrationen zu den Werken von Cooper, Dickens, Hawthorne und andern klassischen Schriftstellern sowie zu Judds Roman »Margareta«, aber auch freie Kompositionen, z. B. Washingtons Einzug in New York, das erste Aufblühen der Freiheit, ein räuberischer Einfall in Virginia, Emigranten, von Indianern angegriffen, und eine römische Straßenszene. Mehrere Jahre lang zeichnete er die Vignetten zu den Staatsbanknoten. Später bereiste er verschiedene Länder Europas und brachte zahlreiche Zeichnungen aus dem Volksleben sowie Architekturbilder heim. Zu seinen letzten Arbeiten gehören: die von Indianern überfallenen Puritaner, der Schulknabe, die Wanderung zum Meer, die Schafhürde, der Kavallerieangriff bei Fredericksburg in Virginia, ein Cyklus von Zeichnungen zu Lossings »Geschichte der Vereinigten Staaten« (deutsche Ausg., Stuttg. 1878), Illustrationen zu Longfellows »Evangeline« und zu Shakespeares Dramen.

Darling (engl.), Liebling.

Darling, größter Nebenfluß des Murray in Australien (Queensland und Neusüdwales) und längster Fluß dieses Kontinents, entsteht aus der Vereinigung des Culgoa (von seiner nur 96 km von der Ostküste entfernten Quelle in den Darling Downs Condamine genannt) und des Barwan, welcher links den Macintyre, Gwydir, Namoi, Castlereagh, Macquarie und Bogan empfängt, nimmt, südwestlich fließend (aber nur höchst selten), den Warrego auf, wendet sich dann südlich und mündet nach 2870 km langem Lauf bei Wentworth in den Murray. Bei hohem Wasserstand gehen Dampfer bis über Bourke hinauf. An seinen Ufern wird nur Viehzucht betrieben; doch sind bereits mehrere ansehnliche Ortschaften (Bourke, Wilcannia, Wentworth) entstanden. Eine Eisenbahn verbindet Bourke unter 30° südl. Br. mit Sydney.

Darling Range (spr. rénndsch), Gebirgszug an der Südwestküste der Kolonie Westaustralien, der vom 29.° südl. Br. der Küste parallel läuft und im Mount William 1097 m erreicht.

Darlington, Stadt im S. der engl. Grafschaft Durham, in fruchtbarer Gegend, hat eine vom 12.—15. Jahrh. erbaute, 1865 restaurierte Kirche (St. Cuthbert), ein Lehrerseminar, Werkstätten für den Bau von Lokomotiven, Eisenhütten und Walzwerke, lebhaften Verkehr und (1891) 38,060 Einw., darunter zahlreiche Quäker.

Darlington, William, Botaniker, geb. 28. April 1782 zu Birmingham in Pennsylvanien, gest. 23. April 1863 in Westchester, erforschte die Flora seiner Heimat (»Flora cestrica«, Philad. 1837), dann der Vereinigten Staaten (»Agricultural botany«, das. 1847) und machte 1806 als Schiffsarzt eine Reise nach Ostindien, deren Ergebnisse er in den »Letters from Calcutta« veröffentlichte.

Darlingtonia *Dec.*, Gattung aus der Familie der Sarraceniaceen, enthält acht in Nordamerika heimische Arten. D. californica *Dec.*, an sumpfigen Stellen in Kalifornien, ist ausdauernd, mit wurzelständigen, etwa 30 cm langen Blättern, deren hohler Stengel nach unten sich verjüngt, in einer halben Drehung um seine Achse gewunden und mit starken und feinen Adern gezeichnet ist. An der Spitze wölbt er sich und bildet einen Sack von der Größe eines Hühnereies und mit einer Öffnung von 1,3 cm an der Unterseite. Das an der Spitze des Stengels entspringende, verhältnismäßig kleine Blatt ist am Grunde verschmälert und tief in zwei fast lanzettförmige Lappen gespalten. Die Innenseite des hohlen Stengels ist mit abwärts gerichteten Haaren besetzt, so daß Insekten, welche hineinkriechen, sicher gefangen werden. Außerdem finden sich auf der Wandung der Höhlung Drüsen, welche eine wässerige Flüssigkeit absondern. Die ansehnlichen purpurrötlichen Blüten stehen einzeln nickend auf 60—120 cm hohen, mit kleinen Blättchen besetzten Stengeln, und die Frucht ist eine fünfteilige, etwa 2,5 cm lange, vielsamige Kapsel. S. Tafel »Insektenfressende Pflanzen«.

Darm (Darmkanal, Darmrohr, Intestinum; Wort dunkler Herkunft: mittelhochd. darm, althochd. daram), die Verdauungshöhle im Innern der Tiere. In seiner einfachsten Form besteht der D. nur aus dem Magen, sondert sich jedoch bei den meisten Tieren in drei Abschnitte: Vorderdarm (mit Speiseröhre und Kaumagen), Mitteldarm (eigentlichen Magen) und Hinterdarm. Nur der Mitteldarm und ein Teil des Hinterdarms dienen alsdann zur Verdauung, während der vordere meist nur die Zuleitung (durch den Mund) und die Zerkleinerung der Speisen besorgt, von denen die unverdauten Reste durch den Endabschnitt des Hinterdarms, den End- oder Mastdarm, hindurch und mittels des Afters nach außen gelangen. Im engern Sinne, namentlich bei den Wirbeltieren, versteht man unter D. die auf den Magen folgenden Teile des Darmkanals, die sich gewöhnlich von dem weiten Magen durch größere Enge (Dünndarm) unterscheiden und häufig sehr lang sind. Die Strecke des Dünndarms unmittelbar nach dem Magen wird bei den Säugetieren Zwölffingerdarm, der Rest Dünndarm im engern Sinne genannt, bis auf das letzte Stück, welches nach seiner bedeutendern Weite Dickdarm heißt und meist auch einen Blinddarm zum Anhang hat, über dessen Leistungen bei der Verdauung man noch nicht im klaren ist. Drüsige Anhänge des Vorderdarms sind die Speicheldrüsen, des Mitteldarms Leber und Bauchspeicheldrüse. Bei manchen Fischen sitzen am Anfang des Mitteldarms dicht am Pförtner des Magens die sogen. Pförtneranhänge (appendices pyloricae), d. h. Blindschläuche von verschiedener Form und Gruppierung; auch hat wohl der ganze Mitteldarm innen eine spiralig verlaufende Schleimhautfalte (Spiralklappe), welche die innere Oberfläche des Darmes vergrößert und zugleich der Nahrung einen längern Weg vorschreibt, also ihre bessere Ausnutzung gestattet. Bei den Vögeln

hat der Hinterdarm gewöhnlich zwei Blinddärme, bei den Säugetieren meist nur einen oder auch (Bären) gar keinen; am Ende des Blinddarms befindet sich häufig ein besonderer Anhang, der sogen. Wurmfortsatz. Der Hinterdarm ist von sehr verschiedener Länge, doch bleibt sein Endstück (Mastdarm) stets kurz und mündet bei den meisten Wirbeltieren zusammen mit den Gängen der Harn- und Geschlechtswerkzeuge in einen besondern Raum, die sogen. Kloake, bei den Säugetieren (mit Ausnahme der Schnabeltiere) jedoch getrennt von jenen, durch den After direkt nach außen. Auch am Ende des Mastdarms befinden sich bei manchen Wirbeltieren drüsige Anhänge von unbekannter Bedeutung. Vgl. Därme.

Beim Menschen (s. die Tafeln »Eingeweide« und Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4) liegt der D. in der Bauch- und Beckenhöhle und ist beim Erwachsenen im Durchschnitt 8 m, also etwa fünfmal so lang wie der Körper. Der vorderste Abschnitt heißt Zwölffingerdarm (intestinum duodenum), weil seine Länge der Breite von zwölf Fingern entspricht. Er hat bei mittlerer Füllung einen Durchmesser von etwa 4 cm und umfaßt mit einer nach rechts gewendeten Schlinge die Bauchspeicheldrüse; in ihn münden der Ausführungsgang dieser Drüse sowie der Gallengang gemeinschaftlich ein. Der eigentliche Dünndarm ist ein 4—8,5, gewöhnlich 5,5—7 m langes, in vielfache Schlingen gelegtes Rohr; seine ersten zwei Fünftel heißen Leerdarm (i. jejunum), der Rest Krummdarm (i. ileum). Dem letztern folgt der Dickdarm (i. crassum) mit einer Länge von 1,1—2,3, meist 1,3—1,6 m und einer Weite von 4—6 cm; an der Grenze von beiden befindet sich innen eine kreisförmige Schleimhautfalte, die sogen. Blinddarmklappe (valvula Bauhini s. coli). Der Dickdarm besitzt einen weiten, sackförmigen Anhang, den sogen. Blinddarm (i. coecum), von 6—8 cm Länge; dieser wiederum trägt einen nur 5—7 mm weiten und etwa 5—8 cm langen Anhang, den sogen. Wurmfortsatz (processus vermiformis). Der Dickdarm steigt zunächst bis zur Leber empor (aufsteigender Grimmdarm, colon ascendens); dann geht er als Quergrimmdarm (c. transversum) am Magen links zur Milz hinüber; hier biegt er um und verläuft als absteigender Grimmdarm (c. descendens) links abwärts, bildet dann eine S-förmige Krümmung (flexura sigmoidea oder S romanum) und geht zuletzt in den etwa 16 cm langen Mastdarm (intestinum rectum) über. Dieser senkt sich gerade von oben nach unten und mündet durch den After nach außen. — Die Wand des Darmrohrs besteht aus drei Häuten, welche durch Bindegewebe miteinander verwachsen sind. Die äußerste (sogen. seröse) Haut (Tafel »Eingeweide IV«, Fig. 1 r) gehört dem Bauchfell an und befestigt den D. in der Bauchhöhle, jedoch so, daß seine Teile aneinander verschiebbar bleiben. Die mittlere oder Muskelhaut m besteht aus einer äußern Längsfaser- und einer innern Ringfaserschicht; die durch sie hervorgerufenen unwillkürlichen Bewegungen des Darmes gleichen denen eines Wurmes, heißen peristaltische Bewegungen und schreiten vom Magen her gegen den After hin fort. (In umgekehrter Richtung verlaufen die antiperistaltischen Bewegungen, welche den Inhalt des Darmes nach dem Magen zurückdrängen, so daß selbst Kot erbrochen werden kann.) Die Ringfaserschicht bildet am Ende des Mastdarms einen Muskelring, den innern Schließmuskel des Afters (sphincter ani internus), welcher durch den äußern (innerhalb gewisser Grenzen der Willkür gehorchenden) Schließmuskel unterstützt wird und schon im Ruhezustand den After leicht geschlossen hält. Die Längsfaserschicht erstreckt sich über den ganzen Dünndarm als zusammenhängende Lage, ist hingegen am Dickdarm auf drei etwa 8 mm breite Bänder (taeniae coli) beschränkt, welche erst von der S-förmigen Krümmung an sich über den ganzen Umfang des Darmes ausbreiten. Die innerste der drei Häute des Darmrohrs endlich, die Schleimhaut, ist weich, etwa 1 mm dick, an Blut- c und Lymph- (resp. Chylus-) Gefäßen l, welche in der untersten Lage der Schleimhaut, der Submukosa s, Geflechte bilden, sowie an Drüsen überaus reich und an ihrer freien Fläche mit einer Lage von Epithelzellen e überkleidet. Die Schleimhaut des Dünndarms ist in zahlreiche Querfalten (sogen. Kerckringsche Falten) gelegt und in ihrer ganzen Länge mit kleinen Zotten, den Darmzotten (villi intestinales) z (den stärker vergrößerten Durchschnitt einer Darmzotte s. Tafel »Eingeweide IV«, Fig. 2; vgl. Verdauung), besetzt; diese saugen aus dem Speisebrei den Chylus (s. d.) auf und führen ihn der Säftemasse des Körpers zu. Durch sie, welche in einer Zahl von etwa 4 Mill. vorhanden sein mögen, wird die aufsaugende Fläche der Schleimhaut auf das Fünffache gebracht und erreicht so eine Ausdehnung von 2,5 qm, also fast das Doppelte der äußern Leibesoberfläche. Ferner befinden sich in der Schleimhaut des Dünndarms verschiedene Drüsen. Überall zwischen den Darmzotten kommen die sogen. Lieberkühnschen Drüsen d (s. d.) zur Absonderung des Darmsaftes (succus entericus) in ungeheurer Anzahl vor. Auf das Anfangsstück des Zwölffingerdarms sind die traubenförmigen Brunnerschen Drüsen beschränkt, die eine dem Bauchspeichel ähnliche Flüssigkeit absondern. Zerstreut über den ganzen Dünndarm, aber in mäßiger Anzahl, gibt es endlich kleine Lymphdrüsen oder geschlossene (sogen. solitäre) Follikel f, etwa von der Größe eines Hirsekorns (s. Lymphdrüsen), welche sich im untern Abschnitt des Dünndarms zu den sogen. Peyerschen Drüsen ff (s. d.) anordnen. Die Schleimhaut des Dickdarms bildet zahlreiche Falten, welche ½—1 cm in die Höhle des Darmes vorragen; sie besitzt keine Zotten und von den oben genannten Drüsen nur die Lieberkühnschen und die solitären Lymphfollikel. In Figur 1 der Tafel IV, welche ein ideales Bild des Dünndarms darstellt, gibt B den Durchschnitt, A die Ansicht der Oberfläche mit den frei hervorragenden Zotten und den Öffnungen der Lieberkühnschen Drüsen a a, welche an den Stellen fehlen, wo die Follikel das Epithel vorwölben. — Die Arterien des Darmes stammen aus den beiden Gekrösarterien; die Venen münden in die Pfortader (s. Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4); die Nerven (nervi splanchnici) gehören zum Sympathikus (s. d.). Über die Verrichtungen des Dünndarms s. Verdauung.

Die Krankheiten des Darmes sind größtenteils Erkrankungen der Schleimhaut, welche auf die Muskelschicht und den serösen Überzug des Darmes übergreifen können (s. Darmgeschwüre); sie sind sehr selten auf die Muskel- und Nervenschicht des Darmes beschränkt (Darmverfettung), selten auch ist die seröse Haut einziger Sitz des Leidens, da dasselbe dann gewöhnlich Teilerscheinung einer allgemeinen Bauchfellentzündung zu sein pflegt. Katarrh, Amyloidentartung, Blutungen ꝛc. kommen gleich häufig in allen Teilen des Darmes vor, während vorwiegend die runden Geschwüre im Zwölffingerdarm, die Zotten-

pigmentierung im Leerdarm, die typhösen Veränderungen im untern Teil des Dünndarms, die Ruhr im Dickdarm, die Syphilis im Mastdarm, die Tuberkulose vorwiegend im untern Dünndarm beobachtet wird. Für Geschwulstbildungen sind die Blinddarmklappe und der Mastdarm besonders disponiert. Die Geschwülste sind so überwiegend krebsiger Natur, daß die wenigen Schleimhautpolypen, Myome, Fettgeschwülste, welche sonst noch vorkommen, dagegen ganz zurücktreten. Vgl. Leube, Die Krankheiten des Magens und Darmes (in Ziemssens »Handbuch der Pathologie und Therapie«, Bd. 7, Leipz. 1876).

Darmamyloid, Amyloidentartung (s. d.) des Darmes, tritt gewöhnlich erst ein, nachdem schon die großen Unterleibsorgane von dieser Erkrankung befallen sind, und zeigt sich fast immer am Dünndarm, namentlich am Ileum, früher als am Dickdarm. Dabei besteht Diarrhoe in Form von profusen, wässerigen Entleerungen. Die Behandlung beschränkt sich neben der Regelung der Diät auf Anwendung von Opiaten.

Darmanhang, s. Darmdivertikel.

Darmatmung, s. Atmung, S. 96.

Darmatrophie, meist eine Teilerscheinung von allgemeinem Marasmus infolge schlechter Ernährung oder schwerer Erkrankungen, besteht in gleichmäßigem Schwund aller Darmwandbestandteile und daraus hervorgehender Verdünnung der Darmwand und erreicht den höchsten Grad bei der Atrophie der Kinder im frühesten Lebensalter.

Darmbein, s. Becken.

Darmbewegung, s. Verdauung.

Darmblutung, Erguß von Blut in den Darmkanal, erfolgt bei intensiver Darmhyperämie (bei Darmreizung durch Entzündung erregende Agenzien oder bei Blutstauung im Pfortadersystem), bei Darmgeschwüren, bei Erkrankungen der Blutgefäße des Darmes, bei Leukämie, Skorbut, schwerer Malaria, Milzbrand, Purpura haemorrhagica, bei Verletzungen, Bruch eines Aneurysma in den Darm ꝛc. Schwache D. gibt sich nur durch schwache Blutspuren in den Entleerungen zu erkennen, starke macht dieselben Symptome wie jeder andre bedeutende Blutverlust, doch wird eine D. bei Hämorrhoiden gewöhnlich als eine Erleichterung empfunden. Je höher im Darm sich der Sitz der Blutung befindet, um so stärker ist das Blut verändert, das Blut aus Hämorrhoiden ist wie das aus dem Dickdarm rot oder blaurot. Die Prognose richtet sich bei D. nach der Veranlassung, die Behandlung erfordert Ruhestellung des Darmes durch Opiate, ruhige Rückenlage und Eisblase auf den Unterleib. Tagelang ist flüssige, kühle, auch das Herz nicht erregende Nahrung zu reichen. Der beste Erfolg ist von der langsamen Eingießung kalter (bis eiskalter) Tanninlösung (10—20 g in 2 Lit. Wasser) zu erwarten. Bei Hämorrhoidalblutung genügen kalte Umschläge, und nur bei profusen Mastdarmblutungen ist Tamponade, event. mit Eisenchloridwatte, anzuwenden.

Darmbruch, s. Bruch, S. 545.

Darmdivertikel (lat.), hohle Anhänge des Darmes. Man unterscheidet 1) das angeborne oder wahre D. am Dünndarm, welches ein Rest des Stieles der Nabelblase im Embryo ist, und 2) falsche D., welche oft in großer Anzahl am Dünn- und Dickdarm vorkommen, ohne daß über ihre Entstehung Genaueres bekannt wäre.

Darmdrüsenblatt, s. Keimblätter.

Därme der Säugetiere finden mannigfache technische Verwendung. Frische D. benutzt man in der Wurstfabrikation. Die innerste Hautschicht des Blinddarmes der Rinder gibt das Goldschlägerhäutchen für die Darstellung von Blattmetall. Getrocknete oder feuchte und gesalzene Rinderdärme kommen vorwiegend aus Rußland, Dalmatien und Ungarn in den Handel. Schafdärme werden auf Saiten verarbeitet (daher Saitlinge); man benutzt besonders die D. junger, schlecht genährter Tiere, weil sie sehr zäh und haltbar sind. Sehr geschätzt sind die romanischen Saitlinge aus Italien und der Türkei; gute Qualitäten liefern auch Österreich, Deutschland, Frankreich. Hauptausfuhrplätze sind Petersburg und Konstantinopel. Auch auf Catgut werden D. verarbeitet.

Darmeingießung, s. Eingießung.

Darmeinklemmung (Incarceratio intestinalis), s. Bruch, S. 546, und Darmverschlingung.

Darmentzündung (Enteritis), Entzündung der Schleimhaut des Darmes und ihrer Drüsen ꝛc. Die D. tritt hauptsächlich als katarrhalische D. oder Darmkatarrh und als diphtheritische D. auf. Der Darmkatarrh wird gewöhnlich veranlaßt durch Diätfehler, Vergiftungen (z. B. durch Genuß verdorbenen Fleisches, verdorbener Fische und eingemachter Hummern ꝛc., wobei Fäulnisalkaloide oder Ptomaïne wirksam sind), ferner durch Alkoholmißbrauch, durch gewisse Leberkrankheiten, Geschwulstbildungen in der Bauchhöhle, durch Kotstauungen, fremde Körper, Eingeweidewürmer, Erkältungen des Unterleibes, ꝛc. Selten wird das ganze Darmrohr vom Katarrh befallen; bald ist nur oder vorzugsweise der Dünndarm, bald vorzugsweise oder ausschließlich der Dickdarm, selten bloß der Zwölffingerdarm ergriffen. Die Darmschleimhaut zeigt beim akuten Katarrh Rötung und Schwellung der Schleimhaut, welche mit einer ansehnlichen Schicht trüben, leicht abstreifbaren Schleimes überzogen ist. Dieser Schleim enthält massenhafte Cylinderepithelzellen, deren schnelle Bildung und Abstoßung zum Wesen des Katarrhs gehört. Nicht selten findet man eine Schwellung der in der Schleimhaut eingebetteten Gebilde, nämlich der solitären Lymphfollikel und der Peyerschen Drüsenhaufen. Zumal bei kleinen Kindern erreicht die Schwellung der Lymphfollikel des Darmes manchmal einen bedeutenden Umfang. Bei dem chronischen Katarrh treten Rötung und Schwellung der Schleimhaut mehr zurück, dagegen nimmt letztere häufig eine graue, schieferähnliche Farbe an; das schleimige Sekret auf der Oberfläche ist spärlicher, aber zäher, von mehr glasigem Aussehen. Selten entstehen in den geschwollenen Lymphfollikeln Absceßbildungen (s. Darmgeschwüre). Bei ganz kleinen Kindern findet man nach langwierigen, tödlich verlaufenden Darmkatarrhen oft nur auffallende Blässe, Dünnheit und leichte Zerreißbarkeit des Darmrohrs.

Die Symptome des akuten Darmkatarrhs sind verschieden nach dem Sitz der Affektion. Bei den selten vorkommenden Katarrhen des Zwölffingerdarms entsteht außer Appetitlosigkeit und Stuhlverstopfung Gelbsucht, indem durch Schwellung der Darmschleimhaut die in letzterer belegene Mündung des Gallenganges sich verschließt und also der Galle nicht erlaubt, sich in den Darm zu ergießen. Das wichtigste Symptom beim akuten Katarrh des Dünn- und Dickdarms ist der Durchfall. Die Stuhlentleerungen sind flüssiger, weil eine starke wässerige Ausscheidung aus den Blutgefäßen der Darmwand in den Darm stattfindet, und sie folgen auch schneller aufeinander, weil die wurmförmigen Bewegungen des Darmes beim akuten Katarrh sehr lebhaft und selbst stürmisch sind, oder weil

dieſe Bewegungen infolge einer Art vorübergehender Darmlähmung völlig aufhören, ſo daß der Darminhalt durch das nunmehr träge daliegende Rohr ohne Behinderung hindurch- und abfließt. Der Katarrh des Dickdarms iſt in der Regel mit kolikartigen kneipenden Schmerzen verbunden, die anfallsweiſe eintreten und nach erfolgter Stuhlentleerung ſich beſſern. Die Kräfte und der Ernährungszuſtand des Patienten bleiben normal, wenn die Ausleerungen nicht zu maſſenhaft und zu häufig ſind. Verlieren aber die Ausleerungen das Ausſehen und den Geruch nach Kot, werden ſie wäſſerig, dünnflüſſig, farblos, und wiederholen ſie ſich ſehr oft, ſo bewirken ſie, zumal bei kleinen Kindern, einen hohen Grad von Erſchöpfung und Abmagerung. Der Leib iſt beim akuten Darmkatarrh zuweilen mäßig aufgetrieben, und es entleeren ſich mit dem Durchfall große Mengen übelriechender Gaſe. Schwere Darmkatarrhe gehen mit Fieber einher. Setzt ſich die Entzündung bis auf den Maſtdarm fort, ſo ſind beſtändiger Stuhldrang und ſchmerzhafte Gefühle im After (Stuhlzwang) vorhanden. — Der chroniſche Darmkatarrh iſt bei Erwachſenen gewöhnlich nicht von Durchfall begleitet, im Gegenteil leiden die Kranken häufig an Stuhlverſtopfung, die abgehenden Kotmaſſen ſind aber in reichlichen zähen Schleim eingehüllt. Es treten dabei leicht abnorme Zerſetzungen des Darminhalts mit reichlicher Entwickelung ſtinkender Gaſe, Auftreibung des Leibes, Oppreſſionsgefühl, Blähungen ꝛc. ein. Die Kranken verlieren dabei die Kräfte, magern ab und haben eine bleiche, ſchmutzig graugelbe Geſichtsfarbe. Sie bilden ſich ein, an der Leber zu leiden, ſind verſtimmt und werden von hypochondriſchen und ſelbſt melancholiſchen Stimmungen heimgeſucht. Krankheitszuſtände dieſer Art ſind läſtig und ſchwer zu beſeitigen, aber meiſt ohne beſondere Gefahr.

Der chroniſche Darmkatarrh der Kinder verläuft bald mit, bald ohne Fieber, faſt immer aber in Geſtalt eines hartnäckigen und erſchöpfenden Durchfalles, infolgedeſſen die Kinder im höchſten Grade abmagern und häufig dem Leiden erliegen. Beſonders ſind ganz kleine Kinder, kurz nach dem Entwöhnen, dieſer gefährlichen Krankheit (Diarrhoea ablactatorum) ausgeſetzt.

Bei der diphtheritiſchen D. entſtehen infolge der Entzündung der oberſten Schleimhautſchicht zu einer Art Pſeudomembranen gerinnende Ausſchwitzungen, welche den befallenen Teil der Schleimhaut durch Zuſammendrücken ſeiner Gefäße zum Abſterben bringen und ſomit, wenn die Teile abgeſtoßen werden, Subſtanzverluſte hinterlaſſen. Bei Ausheilung dieſer Prozeſſe entſtehen ſtrahlige, den Darm oft beträchtlich verengernde Narben. Dieſe Form der D. entſteht beſonders als epidemiſche Erkrankung, als Ruhr oder Dyſenterie (ſ. d.), oder nach Queckſilbervergiftung, oder als Folgezuſtand von Tuberkuloſe des Darmes ꝛc. Bakterienanſiedelungen ſpielen bei der diphtheritiſchen D. jedenfalls eine Rolle, jedoch hat man bisher noch keine beſtimmte Bakterienart anſchuldigen können.

Die Behandlung des Darmkatarrhs hat ſich zunächſt mit der Beſeitigung ſeiner Urſachen zu beſchäftigen. Liegt dem akuten Darmkatarrh eine Erkältung zu Grunde, ſo hat der Kranke das Bett zu hüten, er mag einige Taſſen warmen Thee (Kamillen- oder Pfefferminzaufguß) genießen und warme Tücher oder einen naßkalten Umſchlag auf den Leib legen, welcher bald warm wird und dann längere Zeit liegen bleiben muß. In einem rauhen Klima wird man ſich durch wollene Strümpfe, durch eine Leibbinde aus Flanell (namentlich die Frauen), durch das Tragen von Beinkleidern aus Barchent und andern dichten Stoffen gegen Darmkatarrhe ſchützen können. Iſt der Darmkatarrh die Folge von Diätfehlern oder einer unzweckmäßigen Ernährungsweiſe, ſo muß die Diät reguliert werden. Über die Verhaltungsmaßregeln bei dem Darmkatarrh kleiner Kinder, der ſtets als ernſte Krankheit, bei welcher raſche ärztliche Hilfe nicht zu entbehren iſt, angeſehen werden muß, vgl. Aufſütterung. Sind harte, zurückgehaltene oder, wie oft im Sommer, gärende Kotmaſſen die Urſache des Katarrhs, ſo hat die Kur mit einem Abführmittel zu beginnen, welches in gewiſſen Fällen wiederholt werden muß; auch kann durch Klyſtiere nachgeholfen werden. Eine Hauptaufgabe bei der Behandlung des Darmkatarrhs iſt die Bekämpfung des Durchfalles, wenn dieſer Gefahr zu bringen droht. Man verſucht es zunächſt mit ſchleimigen Getränken (Hafer- oder Gerſtenſchleim), mit Suppen von gebranntem Mehl u. dgl. Unter den Arzneien iſt Opium das ſouveräne Mittel, welches aber nur vom Arzt verordnet werden darf und bei Kindern, die dasſelbe ſchlecht vertragen, im allgemeinen nicht zu reichen iſt. Auch Bismutnitrat wirkt ausgezeichnet, beſonders gegen den Sommerdurchfall, wenn es in dreiſten Gaben gereicht wird. Dies kann ohne Bedenken geſchehen, da Bismutnitrat nicht reſorbiert wird, ſondern mehr mechaniſch wirkt. Ferner ſind zuſammenziehende Mittel, wie Tannin, Bleiſalze in Klyſtierform, oft Salzſäure oder bloße Wärme von Wirkung. Bei chroniſcher Diarrhöe ſtehen die Bäder von Niſſingen, Ems, Karlsbad, Marienbad in gutem Ruf.

Eine höchſt gefährliche Form der D. iſt die Entzündung des Blinddarms und ſeines wurmförmigen Anhanges (Typhlitis). Dieſe entſteht durch fremde Körper, die, wie Kirſchkerne, Borſten, Gräten ꝛc., in den Wurmfortſatz hineingeraten, oder weit häufiger ſich in ihm aus einer Eindickung des hier vorhandenen Kotes bilden und dann als Kot- oder Darmſteine (ſ. d.) bezeichnet werden. Dieſe Körper verurſachen Entzündung, Verſchwärung u. durch Fortſchreiten dieſer Prozeſſe durch die Darmwand nach außen auch hier Entzündung (Perityphlitis). Häufig wird der Blinddarm oder Wurmfortſatz von dem vorhandenen Geſchwür durchbohrt, dann tritt der Inhalt des Darmes eventuell in den Bauchfellſack über, und es entſteht eine allgemeine und faſt ausnahmslos in kürzeſter Friſt tödliche Unterleibsentzündung. War vorher eine Verwachſung des Blinddarms mit ſeiner Umgebung eingetreten, oder erfolgte der Durchbruch an einer Stelle, an welcher der Wurmfortſatz phyſiologiſch angeheftet iſt, ſo bilden ſich in der Umgebung des Blinddarms Jaucheherde, welche im glücklichen Fall durch die äußere Haut aufbrechen und ſich entleeren, ohne daß notwendig eine allgemeine Unterleibsentzündung eintreten müßte. Dieſe letztern Fälle können zwar ausheilen, aber oft bedingen auch ſie nach längerer Dauer durch allgemeine Erſchöpfung den Tod des Patienten. Dieſe Blinddarmentzündung (Typhlitis stercoralis) gibt ſich zu erkennen durch eine harte, nicht deutlich abgegrenzte und ſchmerzhafte Geſchwulſt in der rechten Unterbauchgegend. Es beſteht hartnäckige Stuhlverſtopfung. Dazu kommt zuweilen infolge von Verengerung des Darmes durch Druck des Entzündungsherdes Übelkeit, Würgen und Erbrechen von kotig riechenden Maſſen (Miserere), welche durch antiperiſtaltiſche Darmbewegungen in den Magen zurückgedrängt worden ſind. Die Geſchwulſt in der rechten

Unterbauchgegend wird immer schmerzhafter, der Kranke kann selbst die leiseste Berührung dieser Gegend kaum ertragen. Bessert sich die Krankheit, so kann es geschehen durch Entleerung größerer Mengen von übelriechenden Kotmassen unter den heftigsten reißenden Schmerzen im Bauch. Schreitet die Krankheit aber fort, so stellen sich die Erscheinungen einer allgemeinen, fast immer tödlich endenden Bauchfellentzündung ein. — Die Behandlung der Blinddarmentzündung beginnt man rechtzeitig mit Darreichung einer starken Dosis (2—3 Eßlöffel) Rizinusöl, um die Kotmassen zu entleeren. Gelingt dies nicht, tritt vielmehr Erbrechen hinzu, so sehe man von Abführmitteln ab und versuche es mit Klystieren. Bei starken, kräftigen Patienten setzt man auch wohl 10—20 Blutegel in die rechte Unterbauchgegend auf die dort befindliche Kotgeschwulst und unterhält eine starke Nachblutung. Hierauf werden anhaltend feuchtwarme Umschläge auf die schmerzhafte Stelle des Unterleibes gelegt. In andern Fällen sind, um den Entzündungsherd zur Zerteilung zu bringen, Einreibungen von grauer Quecksilbersalbe zweckmäßig. In noch andern Fällen sind Eisumschläge vorzuziehen, worüber nur der Arzt entscheiden kann. Gegen die heftigen Schmerzen, wenn sie nicht durch die Blutentziehung und die Umschläge beseitigt werden können, sowie gegen das Erbrechen und bei drohender Gefahr der Perforation sind subkutane Einspritzungen einer Morphiumlösung anzuwenden. Eine etwa eintretende allgemeine Bauchfellentzündung ist nach den für diese gültigen Regeln zu behandeln. Bilden sich Abscesse in der Umgebung des Blinddarms, so müssen dieselben mit dem Messer frühzeitig und ausgiebig eröffnet werden, um der Jauche den Ausfluß zu verstatten. Selbst in Fällen der Genesung muß der Kranke auf das sorgfältigste beobachtet und behandelt werden. Die Kranken erholen sich gewöhnlich nur sehr langsam von ihrem schweren und äußerst leicht zu Rückfällen neigenden Leiden. Überdies bleiben öfters schmerzhafte harte Partien im Unterleib, ja sogar Knickungen und Verengerungen des Darmrohrs zurück. Neuerdings behandelt man die Blinddarmentzündung chirurgisch. Man eröffnet die kranke Stelle durch Durchtrennung der Bauchwand, entfernt den Eiter und den kranken Wurmfortsatz und erzielt auf diese Weise dauernde Heilungen. Zumal die langdauernden, immer wiederkehrenden Entzündungen eignen sich für diese Behandlungsweise.

Darmesteter, 1) Arsène, franz. Philolog, geb. 5. Jan. 1846 in Château-Salins, gest. 16. Nov. 1888 in Paris, lehrte anfangs an der Pariser École des hautes études, dann (seit 1883) an der Sorbonne. Seine durch philosophischen Tiefblick hervorragenden Hauptwerke sind: »Formation des mots composés« (1874); »De la création actuelle des mots nouveaux« (1877); »La vie des mots« (1887, 4. Aufl. 1893); »Le XVI. siècle en France« (mit Hatzfeld, 1878; 5. Aufl. 1892); »Dictionnaire général de la langue française« (mit Hatzfeld begonnen, von A. Thomas fortgeführt, 1889 ff.). Seine kleinern Schriften sind von seinem Bruder James gesammelt (»Reliques scientifiques de A. D.«, Par. 1890, 2 Bde.).

2) James, franz. Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 28. März 1849 in Château-Salins, seit 1885 Professor am Collège de France, schrieb: »Haurvatât et Ameretât, essai sur la mythologie de l'Avesta« (1875), »Essais orientaux« (1883), »Ormazd et Ahriman« (1877), »Études iraniennes« (1883, 2 Bde.), »Le Mahdi« (1885), »Les origines de la poésie persane« (1888), »Lettres sur l'Inde, et la frontière afghane« (1888), »La légende divine« (1890), »Chants populaires des Afghans« (1890), »Les prophètes d'Israël« (1892) u. a. In den »Sacred books of the East« übersetzte er »The Zend-Avesta« (Lond. 1880—83). — Seine Gattin A. Mary F. Robinson, geb. 27. Febr. 1857 in Leamington, seit 1888 mit D. verheiratet, erhielt ihre Bildung in Brüssel und Italien und veröffentlichte (unter ihrem Mädchennamen) 1878 eine Sammlung von Gedichten: »A handful of honeysuckles«, die sogleich Aufsehen machte. Es folgten eine Übersetzung von Euripides »Hippolytos« (1881, mit neuen Gedichten), »The new Arcadia« (1884), »An Italian garden« (1886), »Songs, ballads, and a garden play« (1888) sowie der Roman »Arden« (1883) u. mehrere historische Studien: »Margaret of Angoulême, queen of Navarre« (1886), »The End of the Middle Ages« (1888). Unter dem Namen D. ließ sie 1892 historische Erzählungen: »Marguerites du temps passé« erscheinen. Sie gehört zu den talentvollsten jüngern Dichterinnen, mit bedeutendem Formtalent verbindet sie ebenso vornehme Bildung wie Phantasie.

Darmfäule, s. Fäule.

Darmfeuer, soviel wie Milzbrand.

Darmfistel, Eitergang, der das Innere des Darmrohrs mit der äußern Körperoberfläche oder mit einem benachbarten Hohlorgan, z. B. dem Magen, der Harnblase, oder mit einem andern Darmstück in Verbindung setzt. Die D. stellt meistens einen engen Kanal dar, durch welchen während der Verdauung Darminhalt entleert wird. Je nach der Stelle, an welcher die D. liegt, unterscheidet man Dünndarm-, Dickdarm- und Mastdarmfistel. Die erstern sind sehr selten, die Mastdarmfisteln (s. d.) ungleich häufiger. Die Fisteln zwischen Magen, Dünn- oder Dickdarm und der äußern Körperoberfläche entstehen entweder nach einer Verletzung (Schuß oder Messerstich) oder durch eine langsame, zuweilen auch krebsige Verschwärung, welche im Darm beginnt. Diejenigen Fisteln, welche man z. B. bei Mastdarmkrebs durch Eröffnung des gesunden Darmes oberhalb des Mastdarms oder bei Bruchoperationen durch Entfernung brandiger Darmschlingen absichtlich anlegt, indem man die gesunden Darmwände mit der Haut vernäht und mit dieser verwachsen läßt, nennt man künstlichen After. Die Behandlung der D. ist meist sehr langwierig, da der hervorquellende Darminhalt die Heilung des Fistelganges stört; bei tuberkulösen oder krebsigen Geschwüren ist selbst eine zeitweilige Heilung wegen der Allgemeinkrankheit kaum möglich.

Darmgase, s. Verdauung.

Darmgegend, s. Bauch.

Darmgeschwülste, s. Darm (Krankheiten).

Darmgeschwüre kommen im ganzen Darmrohr vom Beginn des Zwölffingerdarms bis zur Aftermündung vor. Man unterscheidet: 1) Traumatische D., welche durch spitze, scharfe Fremdkörper, im Mastdarm durch ungeschickte Einführung von Klystierspritzen verursacht werden, je nach dem Grade der Verletzung bald nur oberflächliche Schrunden (Erosionen) bilden, bald die Darmwand in ihrer ganzen Dicke durchdringen können. Sie sind verhältnismäßig selten, haben keine charakteristischen Formen und werden nur dann gefährlich, wenn sich Entzündungen der Darmwand oder des losen Bindegewebes ihrer Umgebung (z. B. bei der Perityphlitis, s. Darmentzündung) oder nach Durchbruch der Geschwüre (Darmperforation) mit

nachfolgendem Austritt von Kotmassen und Eiter in die Bauchhöhle, Entzündungen des Bauchfelles an sie anschließen. 2) Runde D., welche in ihren Eigenschaften mit den runden Magengeschwüren (s. d.) übereinstimmen, im Darm aber nur im Bereich des Zwölffingerdarms vorkommen. 3) Follikulargeschwüre, welche im Dünn- und Dickdarm bei chronischer Darmentzündung beobachtet werden und aus entzündlicher Anschwellung und Vereiterung der Follikel in der Submukosa hervorgehen. 4) Tuberkulöse D. haben ihren Sitz meist im Dünndarm, seltener in dem Magen oder den tiefern Dickdarmabschnitten. Sie entstehen durch Neubildung hirsekorngroßer Tuberkeln in der Schleimhaut, welche zerfallen und einen zunächst kleinen linsenähnlichen (lentikulären) Substanzverlust zurücklassen. In der Umgebung des letztern schießen dann neue Knötchen auf, die wiederum aufbrechen, und so vergrößern sich die Geschwüre oft zu großen ringförmigen oder gürtelförmigen Verschwärungen (Ulcera annularia). Die Tuberkeln können schließlich alle Lagen der Darmwand durchsetzen und endlich ebenfalls zum Durchbruch in die Bauchhöhle führen. Schon früh erkennt man sie daran, daß äußerlich auf der Serosa an den Geschwürsstellen grauweiße Tuberkeln aufsitzen. Sie heilen selten und kommen meist bei allgemeiner Schwindsucht vor, häufig in der Weise, daß Lungenschwindsüchtige ihren Auswurf verschlucken, und daß dann die mit dem letztern in den Darm gelangten Tuberkelbacillen sich daselbst ansiedeln und die oben beschriebenen Tuberkeln erzeugen (Autoinfektion). 5) Typhöse D. haben ihren Sitz vorwiegend in den Peyerschen Drüsenhaufen des tiefern Dünndarmabschnittes, seltener im Dickdarm. Sie liegen daher meist dem Ansatz des Gekröses gegenüber, im Dickdarm an der Stelle der Einzelfollikel. Diese D. nehmen ihren Ausgang aus einer markigen Anschwellung und lymphatischen Wucherung der genannten Drüsen; die Wucherung zerfällt und bildet einen Schorf, der nach seiner Abstoßung das Geschwür hinterläßt. Gewöhnlich reicht der Substanzverlust bis zur Ringmuskulatur, zuweilen jedoch durchdringt er alle Schichten, so daß nicht so selten, besonders auch bei eben eintretender Genesung infolge grober Diätfehler, ein Durchbruch und damit wieder allgemeine, in der Regel tödliche Bauchfellentzündung zu stande kommt. An und für sich heilen die typhösen D. am besten und bilden zarte, höchst unscheinbare Narben. 6) Diphtheritische D. sind ausgezeichnet durch ihren Sitz auf der Oberfläche des Dünndarms, auf der Höhe der Schleimhautfalten und im Dickdarm, wo sie ihre Lieblingsstätte haben, auf den hervorragenden Leisten der sogen. Tänien und Haustra. Den Anlaß zur Verschwärung bilden hier Bakterienwucherungen, welche die Schleimhaut zum Absterben und Zerfall bringen. Diese Art der D. kommt vor unter epidemischen Einflüssen (Ruhr, Cholera), bei Kotstauungen und als Verstärkung chronischer einfacher Darmentzündung (s. d.). Beim Heilen hinterlassen sie mitunter höchst beschwerliche und gefahrbringende Verengerungen (Stenosis, Strictura intestinalis). 7) Syphilitische D. stellen sich nur selten im Dünndarm, häufiger dagegen im Mastdarm bei Frauenzimmern ein und zeichnen sich vor allen andern Formen durch Umfang, chronischen Verlauf und durch die Neigung zu starken Schrumpfungen aus. Die durch sie bedingten Verengerungen steigern sich zuweilen bis zum völligen Verschluß (Atresia) des Darmrohrs und können nur operativ beseitigt werden. Die neuern Untersuchungen lassen es aber als fraglich erscheinen, ob die Syphilis wirklich so großen Nachteil an der Entstehung dieser Mastdarmgeschwüre hat, wie man bisher annahm. Wahrscheinlich gehen dieselben aus den verschiedensten geschwürigen Prozessen hervor, wie den traumatischen, den durch feste Kotballen bedingten, der durch Fortschreiten von Entzündung aus der Nachbarschaft entstandenen ꝛc. 8) Krebsige D. kommen gewöhnlich als flache Gallertkrebse am Dünndarm und vornehmlich im Mastdarm vor. Am letztern Ort geben sie gelegentlich Anlaß zu Verwechselungen mit den beiden vorher erwähnten Arten, da auch sie Verengerungen im Gefolge haben und nur operativ behandelt werden können.

Darmgicht, s. Kotbrechen; **D. der Bienen,** s. Tollkrankheit.

Darminvagination, s. Darmverschlingung.

Darmkanal, s. Darm.

Darmkatarrh, s. Darmentzündung.

Darmkrebs findet sich am häufigsten im untern Ende des Darmes von der Gegend der Bauhinschen Klappe an, besonders an den Biegungsstellen des Dickdarms, vor allem an der Flexura sigmoidea, dann im Mastdarm und im Blinddarm. Der D. tritt auf als isolierte fungöse Geschwulst, als zottige Wucherung oder als ringförmige Verdickung der Darmwand. Er ist sehr hart, kann aber auch sehr weich sein, sehr häufig ist die der Darmhöhle zugekehrte Seite geschwürig, und durch mechanische Verlegung der Höhle oder durch teilweise narbige Ausheilung geschwüriger Stellen kann Darmverengerung entstehen, die bisweilen durch erhebliche geschwürige Abstoßung wieder aufgehoben wird. Die Erkennung des Darmkrebses ist mit Ausnahme der leicht erreichbaren Mastdarmkrebse überaus schwierig; die letztern verursachen Stuhlbeschwerden und Abgang von Blut und Eiter. Die Schmerzen werden dauernd, strahlen nach dem kleinen Becken und dem Rücken aus, und bei tiefem Sitz des Krebses tritt dauernde Lähmung des Schließmuskels des Afters ein. Die Vorhersage ist nur dann günstig, wenn der D. so frühzeitig erkannt wird, daß eine gründliche Entfernung des erkrankten Darmteiles ausgeführt werden kann. Im andern Fall beschränkt sich die Behandlung auf die Darreichung kräftigender, narkotischer und mild abführender Mittel. Bisweilen legt man einen künstlichen After an, um durch Ableitung des reizenden Darminhalts einen möglichst schmerzlosen Verlauf zu erzielen. Der Tod erfolgt durch Kachexie, durch Verschwärung mit nachfolgender Durchbohrung des Darmes oder durch Metastasen in andern Organen, durch die Folgen von Darmverengerung ꝛc.

Darmlähmung, ein Zustand, der in einer verminderten oder aufgehobenen Darmbewegung und meist in starker Erweiterung des Darmes seinen Ausdruck findet. Er äußert sich in hartnäckiger Verstopfung, Aufblähung und eventuellem Erbrechen. D. kommt vor im Laufe von chronischen Darmentzündungen, bei Bauchfellentzündung, langem Gebrauch von Abführmitteln ꝛc. Aber auch nervöse Einflüsse, z. B. bei gewissen Rückenmarkskrankheiten und bei sogen. habitueller Verstopfung hysterischer, neurasthenischer und melancholischer Personen, führen D. herbei. Die Behandlung richtet sich deshalb lediglich nach der Ursache.

Darmnabel, s. Nabel.

Darmnaht, chirurg. Operation, durch welche Schuß-, Hieb-, Stichwunden des Darmes durch Anlegen von Catgut-, Silberdraht- oder Seidennähten wieder geschlossen werden, oder durch welche nach operativer Entfernung erkrankter, meist nach starker

Quetschung (Hufschlag), oder durch Einklemmung (bei Brüchen) brandig gewordener, oder endlich in größerer Ausdehnung verletzter ganzer Teile von Darmschlingen die beiden Enden des Darmes wieder vereinigt werden. Die Catgutnaht ist da, wo die Naht versenkt wird (d. h. das genähte Darmstück in die Bauchhöhle zurückgebracht und sich selbst überlassen wird), der Silberdraht- und Seidennaht vorzuziehen, da das Catgut (Katzendarm) resorbiert wird, während die Draht- oder Seidenfäden eine unmerklich verlaufende Entzündung hervorrufen können, durch welche der Darmteil z. B. mit der anliegenden Harnblase verklebt. Dann tritt durch chronischen Geschwürsprozeß der Seidenfaden durch Darm- und Harnblasenwand hindurch und fällt in die letztere, wo er inkrustiert und Anlaß zur Steinbildung geben kann. Meist fallen aber wohl die Fäden in das Darmrohr selbst und werden mit dem Kot entleert.

Darmnetzbruch, s. Bruch, S. 545.

Darmperforation, s. Darmgeschwüre u. Darmsteine.

Darmresektion, s. Bruch, S. 546, und Darmwunden.

Darmsaft, ein von der Schleimhaut des Darmkanals, besonders von den Lieberkühnschen und den Brunnerschen Drüsen, geliefertes Sekret. Er stellt eine farblose Flüssigkeit von alkalischer Reaktion dar, die bei manchen Tieren Fermente, insbes. zuckerbildende, enthalten soll. Eine hervorragende Bedeutung des Darmsaftes für die Verdauung ist nicht nachgewiesen; die Menge des abgesonderten Saftes ist sehr gering.

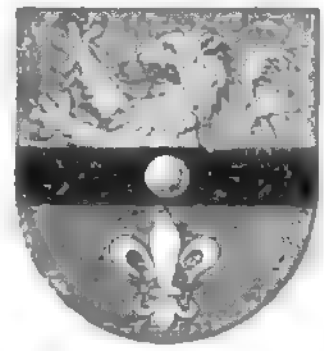
Darmsaiten, s. Saiten.

Darmscheidenfistel, krankhafte Verbindung zwischen Scheide und Darm. Zwischen Dünndarm und Scheide wird eine Verbindung hergestellt bei Durchbruch des Eiters von Beckenabscessen nach ausgebreiteter Peri- und Parametritis. Der Darminhalt nimmt dann teilweise oder vollständig seinen Weg durch die Scheide. Heilung ist nur durch Operation möglich. Viel häufiger ist Mastdarmscheidenfistel (s. d.).

Darmschnitt (Enterotomie), die operative Eröffnung des Darmes zur Anlegung eines künstlichen Afters, zur Entfernung von Fremdkörpern, zur Beseitigung abgestorbener, z. B. in Brüchen eingeklemmt gewesener Darmschlingen, zur Entfernung krebsig erkrankter Darmteile. Die Rektotomie betrifft die Durchschneidung von Mastdarmstrikturen, besonders solcher, welche durch Neubildung des Mastdarms bedingt werden.

Darmschwindsucht (Darmtuberkulose, Phthisis meseraica, Enterophthisis, Phthisis oder Tabes intestinalis), die tuberkulösen Prozesse des Darmes und der zugehörigen Gekrösdrüsen. Es entstehen Schwellung, Verkäsung, Aufbruch und bald rascher, bald langsamer um sich greifende Verschwärung der lymphatischen Apparate der Darmwand (vgl. Darmgeschwüre), ferner Schwellung und Verkäsung der Gekrösdrüsen. Dazu gesellt sich oft, freilich meist als Teilerscheinung des allgemeinen Prozesses, Amyloidentartung der Schleimhaut. Die D. kommt selten und meist nur bei Kindern primär vor und ist dann die Folge einer Aufnahme von Tuberkelbacillen mit der Nahrung (z. B. roher Milch tuberkulöser Kühe); sekundär entwickeln sich tuberkulöse Geschwüre im Darm bei Lungenschwindsüchtigen (s. Darmgeschwüre 4). Das wichtigste Symptom bildet die Diarrhöe. Die Diagnose ist sicher, wenn im entleerten Kot Tuberkelbacillen nachgewiesen werden. Da die Verdauung daniederliegt, so ist von der D. meist hochgradige Abmagerung abhängig. Für die Behandlung, die meist erfolglos ist, da die D. nur selten zur Heilung gelangt, gelten alle die Vorschriften, die für die Tuberkulose überhaupt angezeigt sind.

Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen (s. Plan, S. 608), liegt in der Mitte zwischen Rhein und Main, 145 m ü. M., da, wo die Vorhöhen des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene übergehen, beinahe gleichweit von den Rhein- und Mainstädten Mainz, Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg, nicht allzu weit vom Neckar (Heidelberg, Mannheim) entfernt. Sie besteht aus der Altstadt, mit engen und winkeligen Straßen, und der Neustadt, welche durch das großherzogliche Schloß und den Paradeplatz voneinander getrennt werden. Die Neustadt enthält breite, schöne Straßen, welche zum Teil mit Alleen bepflanzt sind, sowie zahlreiche, mit hübschen Anlagen geschmückte freie Plätze und mehrere große, parkähnliche Gärten. Betritt man von den Bahnhöfen, denen gegenüber das 1875 erbaute Bankgebäude und vor welchen die Bronzebüste des in D. gebornen Chemikers Justus v. Liebig steht, die Stadt, so gelangt man in die wichtigste Straße derselben, die Rheinstraße, die auf den schönsten Platz der Stadt, den Luisenplatz, und zum großherzoglichen Schloß führt. An dem Luisenplatz liegen das 1881 erbaute schöne Postgebäude, das Kollegiengebäude (seit 1780), das Ständehaus und das Alte Palais; auf dem Platz erhebt sich das Ludwigsmonument, eine 43 m hohe Sandsteinsäule mit dem 7 m hohen, nach Schwanthalers Entwurf von Stiglmayr aus Erz gegossenen Standbild Ludwigs I., des ersten Großherzogs von Hessen. Von dem Luisenplatz nach S. führt die breite Wilhelminenstraße zur Rotunde der katholischen Kirche (1827 erbaut von Moller), in der Nähe liegt das Palais des Prinzen Karl, in welchem sich das Original der von Holbein d. jüng. gemalten Madonna des Bürgermeisters Meyer befindet; nach N. zu gelangt man auf den Mathildenplatz mit dem Denkmal des Tonkünstlers Abt Vogler, dem Neuen Kollegiengebäude, dem Justizgebäude und dem Marstall. Von hier nach NW. liegt einer der neuesten Stadtteile, das sogen. Blumenthalviertel, mit dem Wilhelmsplatz, auf welchem die neue evangelische Johanniskirche steht. Vom Luisenplatz nach O. schreitend, gelangt man zum großherzoglichen Schloß, einem aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Komplex von Bauten, der von einem tiefen, jetzt in Gartenanlagen verwandelten Graben umgeben ist. Die ältesten Teile gehören noch dem Mittelalter an, so der Hofkonditoreibau im Schloßkirchenhof. Die andern, diesen Hof umgebenden Bauten entstammen in der Hauptanlage der Regierung des Begründers der hessen-darmstädtischen Linie, Georgs I. (1567—96). Der Glockenspielbau wurde von Ludwig VI. (gest. 1678) errichtet, die großen Massen der neuern Schloßteile mit ihren vier Pavillons von 1717 an durch Landgraf Ernst Ludwig. Das Schloß enthält die dem Land gehörigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Solche sind: 1) die Hofbibliothek mit ungefähr 500,000 Bänden, darunter 1400 Inkunabeln, und vielen Holzschnittwerken; 2) das Alte Museum, ägyptische, römische und germanische Altertümer, eine Münzsammlung sowie kunstgewerbliche und ethnographische Gegenstände enthaltend; 3) das Kupferstichkabinett; 4) die Gemäldegalerie, besonders

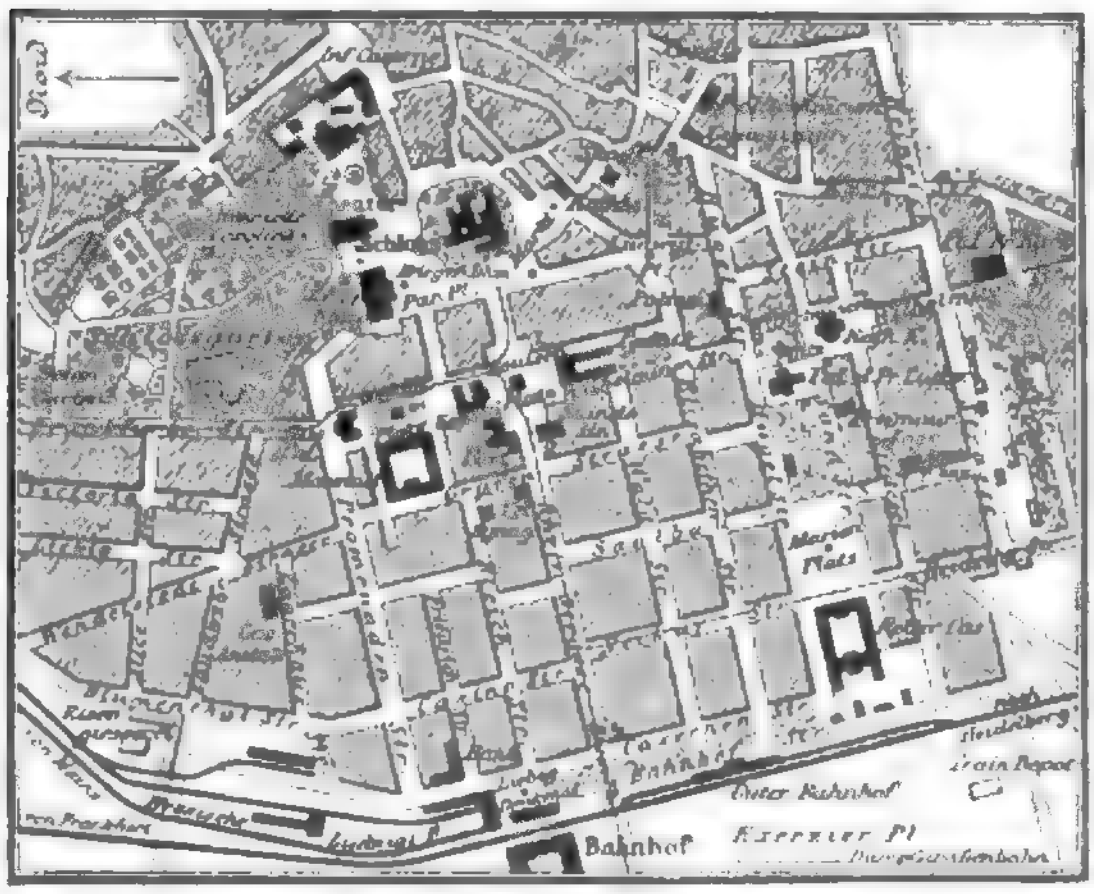


Wappen von Darmstadt.

Digitized by Google

ausgezeichnet durch Werke der altdeutschen und niederländischen Schulen; 5) die naturwissenschaftlichen Sammlungen, darunter die paläontologische von besonderer Bedeutung; 6) der Antikensaal. Auch das Staatsarchiv befindet sich im Schloß.

Vom Schloß nach N., den Theater- und Paradeplatz begrenzend, liegt das nach dem Brand von 1871 neuerbaute Hoftheater. Auf dem Paradeplatz steht das 1879 enthüllte Kriegerdenkmal, zwischen ihm und dem Theater die Standbilder Philipps des Großmütigen und Georgs I. Von hier aus betritt man den Herrengarten mit dem Grabmal der »großen Landgräfin« Karoline Henriette, Gemahlin des Landgrafen Ludwigs IX. (gest. 1774), welches die von Friedrich d. Gr. gestiftete Marmorurne mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir« trägt. Auf der andern Seite des Schlosses liegt der Marktplatz mit dem Rathaus (aus dem 16. Jahrh.), unweit davon die evangelische



Plan von Darmstadt.

Stadtkirche aus dem 15. Jahrh., im 17. Jahrh. umgebaut, mit dem Renaissancegrabmal von Georg I. (gest. 1596). Die andern Kirchen sind: die evangelische Stadtkapelle, die schon erwähnte katholische Kirche mit den Grabmälern der Großherzogin Mathilde und des Prinzen Friedrich und im NO. die evangelische Martinskirche. Außerdem hat D. eine Synagoge. An der katholischen Kirche befindet sich das Neue Palais, Wohnung des Großherzogs, von da nach W. der Marienplatz mit dem Denkmal der in den Napoleonischen und Befreiungskriegen gefallenen Hessen und der alten Kavalleriekaserne. Die in neuerer Zeit durch einen großen Anbau vergrößerte Infanteriekaserne liegt in der Alexanderstraße, die Artilleriekaserne im Stadtteil Bessungen, die Train- sowie die neue Kavalleriekaserne vor der Stadt, im W. Bemerkenswert sind die schönen, wohleingerichteten Schulbauten der Stadt, darunter die Realgymnasialschule am Kapellplatz, die Knabenmittelschule in der Friedrichstraße, die Mädchenmittelschule in der Viktoriastraße, das neue Gymnasium und mehrere Volksschulhäuser. Als Vergnügungslokal in der Stadt (Konzerte) ist der Saalbau zu nennen. Die Zahl der Einwohner betrug Ende des vorigen Jahrhunderts erst 6700; 1816 zählte D. bereits 15,391 und nach der letzten Zählung (1890) mit der Garnison (Stab der 25. Division, der 49. und 50. Kavalleriebrigade, 3 Inf.-Bat. Nr. 115, 5 Esk. Dragoner Nr. 23, 3 Esk. Dragoner Nr. 24, ein Feldartillerieregiment Nr. 25 u. ein Trainbataillon Nr. 25) u. mit Bessungen, das 1888 mit D. vereinigt wurde, 56,399 Einw., davon 45,712 Evangelische, 9032 Katholiken, 1438 Juden.

Industrie und Handel sind im Aufschwung begriffen. D. hat Fabrikation von chemischen Produkten, Hüten, Tabak, Spielkarten, Tapeten, technischen Instrumenten ꝛc., ferner Eisengießerei und Maschinenbau, Bierbrauerei, lithographische Anstalten u. a. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle, die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland, Volksbank, Landwirtschaftliche Genossenschaftsbank, Landeskultur-Rentenbank u. a., erstreckt sich auf Eisen, Petroleum, Früchte, Mehl, Wein und Landesprodukte. Die Stadt ist Knotenpunkt der Linien Mainz-Aschaffenburg, D.-Hofheim und D.-Wiebelsbach-Heubach der Hessischen Ludwigsbahn und Frankfurt a. M.-Heidelberg der Main-Neckarbahn sowie der die Stadt durchziehenden Dampfstraßenbahnen D.-Arheilgen, D.-Griesheim u. D.-Eberstadt. Telephonverbindung hat die Stadt mit Frankfurt a. M., Bockenheim, Hanau, Heidelberg, Mainz, Kastel, Mannheim, Offenbach und Wiesbaden. An Bildungsanstalten besitzt D. außer der Bibliothek und den Sammlungen (s. oben) die aus der frühern Gewerbeschule hervorgegangene technische Hochschule, 2 Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Realschule, eine landwirtschaftliche u. eine Handwerkerschule. D. zählt 22 wissenschaftliche Vereine; es erscheinen 21 Zeitschriften, darunter vier tägliche Zeitungen. An Wohlthätigkeitsanstalten und milden Stiftungen besitzt D. 26, unter den Krankenanstalten sind das städtische Krankenhaus, das Alicehospital und das Landkrankenhaus zu nennen. D. hat einen Zentralfriedhof, einen botanischen Garten, ein Elektrizitätswerk und einen öffentlichen Schlacht- und Viehhof. Es ist Sitz der obersten Landesbehörden des Großherzogtums, der Ministerien, des Oberkonsistoriums, der Oberrechnungskammer, der Regierung für Starkenburg, eines Kreisamtes, Oberpostamtes, eines Hauptsteueramtes, einer Zentralstelle für Landesstatistik und Gewerbe, eines Oberlandes- und Landgerichts für die 18 Amtsgerichte zu Beerfelden, D. I und II, Fürth, Gernsheim, Groß-Gerau, Groß-Umstadt, Hirschhorn, Höchst, Lorsch, Michelstadt, Reinheim, Waldmichelbach, Wimpfen, Zwingenberg (für welche eine Kammer für Handelssachen in D. besteht), Langen, Offenbach a. M. und Seligenstadt (für welche eine Handelskammer in Offenbach besteht). — D. ist der Geburtsort von H. P. Sturz, Joh. Heinrich Merck (Goethes Freund), den Kupferstechern Heß und Jakob Felsing, dem Orientalisten F. C. Schul, Justus v. Liebig, General v. d. Tann u. a. Im benachbarten Ober-Ramstadt ist der Humorist Lichtenberg geboren.

Die Umgebungen der Stadt sind sehr waldreich und haben namentlich im O. und S. ausgedehnte Laubwaldungen mit schönen Partien und Spaziergängen; Vergnügungsorte sind: die Ludwigshöhe mit Aussichtsturm, Fasanerie und Einsiedel (im Wildpark),

Digitized by Google

Traisa, Ober- und Nieder-Ramstadt (Stationen der Odenwaldbahn), in größerer Nähe der Karlshof und das Heilige Kreuz. Von den großherzoglichen Gärten vor der Stadt sind die Rosenhöhe mit dem Mausoleum des großherzoglichen Hauses (Grabmal einer jung verstorbenen Prinzessin, von Rauch; Grabmal der Großherzogin Alice, von der Königin Viktoria von England gestiftet, ausgeführt von Böhm) und die Mathildenhöhe mit dem Hochreservoir des städtischen Wasserwerkes zu nennen. 6 km westlich liegt der große Artillerieschießplatz, bestimmt für das 11. Korps (Regimenter 11, 25 und 27), das brandenburgische Fußartillerieregiment Nr. 3 und das württembergische (14.) Korps. D. ist der Ausgangspunkt für Ausflüge nach der Bergstraße und in den Odenwald.

Geschichte. In Urkunden des 8.—11. Jahrh. erscheint ein Dorf Darmundestat und war bis 1257 im Lehnsbesitz der Reichsministerialen von Dornberg. Dann vom Grafen Diether III. von Katzenelnbogen eingezogen, erhielt es 1330 Stadtrecht, und bis 1375 war die alte Burg vollendet. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenelnbogen 1479 kam D. durch Heirat an Hessen. 1518 hatte D. eine heftige Belagerung durch Franz v. Sickingen zu bestehen, die durch einen Vergleich endete. Im Schmalkaldischen Kriege (1546) ward die Stadt von einem niederländisch-spanischen Korps unter dem Grafen von Büren mit List eingenommen, geplündert und das Schloß in die Luft gesprengt. D. blieb nun lange Zeit in seinen Trümmern liegen. Die Stadt erholte sich erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der D. zu seiner Residenz wählte (1567) und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. 1622 wurde D. von den Truppen Ernsts von Mansfeld geplündert, 1688 und 1693 von den Franzosen gebrandschatzt. Seine glänzendste Periode begann mit der Regierung Ludwigs X. (als Großherzog Ludwig I., 1790—1830). Die alten Mauern wurden größtenteils abgetragen, die Stadt nach allen Richtungen erweitert, ganze Straßen mit schönen Gebäuden und eine Menge trefflicher Bildungsanstalten gegründet. In D. wurde 1820—1822 der sogen. Darmstädter Handelskongreß (zur Beratung über ein gemäßigtes Mautsystem und über gemeinschaftliche Zölle) von den Bevollmächtigten mehrerer süddeutscher Staaten gehalten und im April 1852 die sogen. Darmstädter Koalition gegen den preußischen Zollverein (s. d.) geschlossen. Vgl. Karl Wagner, D. (Beschreibung und Geschichte, Darmst. 1842); Walther, Darmstädter Antiquarius (das. 1857); Derselbe, D. wie es war und wie es geworden (das. 1865); Mitzenius, D., seine Wälder und Höhen ꝛc. (Führer, das. 1871); Zernin u. Börner, D. und seine Umgebung (Zürich 1890).

Darmsteine (Kotsteine), harte, steinähnliche Körper von sehr verschiedener Form und Größe, welche sich zuweilen im Darmkanal bilden. Sie entstehen oft durch schichtweise Ablagerung von Kot um andersartige Fremdkörper und können durch Imprägnierung mit Kalksalzen eine besondere Härte erlangen. Beim Menschen finden sich solche D. höchst selten, dann aber meist in dem wurmförmigen Anhang des Blinddarms und rufen daselbst, aber durchaus nicht immer, Entzündung hervor, welche zur Verschwärung, schließlich zur Durchlöcherung des Wurmfortsatzes (Darmperforation) und dann durch Austritt von Kot und Eiter in die Bauchhöhle entweder zu tödlicher allgemeiner Bauchfellentzündung oder, wenn vorher infolge der Entzündung eine Verklebung des Wurmfortsatzes mit seiner Umgebung stattgefunden hatte, zur Entstehung einer umschriebenen Bauchfellentzündung, bez. zu einem Bauchfellabceß, der mit dem Messer eröffnet werden muß, führen kann. — Bei gewissen Tieren, namentlich bei Pferden, sind D. im Blinddarm sehr häufig, meist in mehrfacher Anzahl und bis zu einem Gewicht von vielen Pfunden. Diese D. bestehen zu 90 Proz. aus phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia, außerdem aus phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk ꝛc., sind rundlich oder facettiert, von glatter Oberfläche, weißgrau, von grob geschichtetem Bau und enthalten als Kern gewöhnlich einen zufällig mit dem Futter verschluckten fremden Körper. Als falsche D. bezeichnet man ebenfalls bei Tieren vorkommende, aus Ansammlungen von Sand, Pflanzenfasern, Schleim, Haaren bestehende, mit einer Decke von phosphorsaurem Kalk überzogene harte Konkremente, die leicht Verstopfungskolik erzeugen.

Darmstenōse, s. Darmverengerung.

Darmtuberkulose, s. Darmschwindsucht.

Darmverdauung, s. Verdauung.

Darmverengerung (Darmstenose, Strictura, Stenosis intestinalis) kommt selten angeboren vor. Meistens ist die D. bedingt durch chronische Verschwärungsprozesse aller Art und besonders durch die nach Ablauf geschwüriger Vorgänge zurückbleibenden Narben (vgl. Darmgeschwüre), ferner auch wohl durch Geschwülste.

Darmverschlingung, Lageveränderungen des Darmes, welche zu mehr oder minder vollständigem Verschluß des Darmrohrs führen. Man unterscheidet zwei Hauptformen der D., die Invagination (Ineinanderschiebung) und die Achsendrehung. Die Invagination besteht in der Einstülpung (Intussuszeption) eines Darmstückes in das andre. Dieselbe erfolgt gewöhnlich in der Richtung der peristaltischen Darmbewegung, d. h. von oben nach unten, indem ein dem Magen näher gelegener und in lebhafter Peristaltik befindlicher Teil des Darmes in einen daran anstoßenden, dem After näher gelegenen erweiterten, gelähmten und bewegungslosen Darmabschnitt eingestülpt wird. Wenn der eingeschobene Teil nicht sofort wieder in seine ursprüngliche Lage zurückkehrt, so wird er von dem sich hineinschiebenden Darmabschnitt erfaßt und in demselben Sinne immer weiter vorgeschoben, wie der Darm seinen Inhalt, Speisebrei oder Kot, vorwärts drängt. Auf diese Weise können mehrere Fuß lange Darmstrecken ineinander sich einstülpen. Hierbei muß natürlich allemal das Gekröse, an welchem der eingestülpte Darmabschnitt befestigt ist, mit in die Invagination hereingezogen, gedehnt und gezerrt werden, während der invaginierte Darm sich entsprechend zusammenfaltet, so daß die sich bildende Geschwulst der Därme viel kürzer erscheint, als dies der natürlichen Länge des betreffenden Darmstückes entspricht. Als die entferntere Ursache der Invagination wird meist ein katarrhalisch-entzündlicher Zustand des Darmrohrs, der zur partiellen Lähmung des letztern führt, angesehen. Manchmal beruht dieselbe darauf, daß eine von der Darmwand ausgehende und in das Darmlumen hereinragende Geschwulst (Schleimhautpolyp u. dgl.) von der peristaltischen Bewegung des Darmes gefaßt und im Darmrohr vorwärts gedrängt wird. Weil aber die Geschwulst mit der Darmwand verwachsen ist, so muß hierbei die letztere nachgezogen, d. h. eingestülpt werden. Die Invagination kommt auch nach chronischen Darmkatarrhen oft kurz vor dem Tode vor und ist am häufigsten bei Kindern und Greisen.

Die Achsendrehung (Volvulus) beruht auf einer innern Einklemmung oder Umschnürung des Darmes durch Verwachsungen, auf Vorhandensein abnormer, von frühern Entzündungen, z. B. von einer Blinddarmentzündung, bei Frauen von Entzündungen in der Umgebung des Uterus, zurückgebliebener Stränge in der Bauchhöhle, unter denen Darmschlingen hindurchtreten und festgehalten werden, auf Zerreißungen des Netzes und Hindurchgleiten des Darmes durch den Netzspalt, auf Brüchen oder Verengerungen des Darmlumens, kurzum auf zahlreichen Umständen, welche die Fortbewegung des Darminhalts erschweren oder verhindern. Hierdurch schieben sich die zu oberst gelegenen Darmschlingen unter dem Nachrücken der Speisemassen weit vorwärts, und sobald die Spannung ihren Höhepunkt erreicht, schlägt sich das Gekröse um und erleidet eine Achsendrehung.

Beide Formen der D. sind in ihren Folgezuständen einander sehr ähnlich. Die ersten Erscheinungen bestehen in absoluter Stuhlverstopfung, nur wird anfangs noch etwas gelber, übelriechender Kot entleert. Meist folgt sofort Erbrechen, das sich steigert bei aufgetriebenem Leibe, heftigem Durst, unter intensiven Leibschmerzen, die meist an einem bestimmten Punkte, dem Sitz des Verschlusses, besonders heftig sind und auf Druck sich verstärken (dies unterscheidet die D. von der allgemeinen Bauchfellentzündung), und unter diesem Bilde kann in wenigen Tagen der Tod eintreten. In andern Fällen, besonders bei Invagination, wird durch brandiges Absterben größerer Darmstücke zuweilen der Verschluß gehoben; in der Regel aber entwickelt sich eine Bauchfellentzündung, welcher der Kranke erliegt. Die Behandlung der D. ist sehr unsicher. In allen richtig erkannten frischen Fällen ist der Bauchschnitt und die Zurückbringung der Verschlingung dringend geboten, da nur auf diese Weise eine Möglichkeit rationeller Behandlung sich ergibt. In den letzten Jahren hat in Fällen von D. das Auspumpen des Magens mit der Magenpumpe vorzügliche Dienste geleistet, was sehr wahrscheinlich sich dadurch erklärt, daß mit Entleerung des Magens der Druck in dem über der Stelle der D. gelegenen Darmabschnitt sich vermindert und dadurch die freiwillige Reposition des eingestülpten oder um seine Achse gedrehten Darmteils begünstigt wird. — Tritt allgemeine Bauchfellentzündung oder Brand des Darmes ein, so ist, freilich mit wenig Aussicht auf Erfolg, die spezielle Behandlung auf die Bauchfellentzündung (s. d.) zu richten.

Darmverschluß, s. Darmverengerung und Darmverschlingung. Angeborner D., Verschluß des Afters, s. Atresie.

Darmwandbruch (Littréscher Bruch), s. Bruch, S. 545.

Darmwunden entstehen 1) ohne gleichzeitige Eröffnung der Bauchhöhle durch Einwirkung sehr starker stumpfer Gewalt, wie z. B. durch Hufschlag gegen den Leib, durch heftigen Stoß mit einer Wagendeichsel ꝛc., wobei äußerlich in der Regel an der Stelle der Verletzung höchstens eine relativ geringe Blutunterlaufung an der Bauchhaut sichtbar ist, während der dahinter liegende Dünndarm vollkommen zerrissen sein kann. In diesem Falle wird der Darminhalt in die Bauchhöhle austreten, in der Regel sich schnell verbreiten und, oft schon wenige Stunden nach der Verletzung, das Bild einer allgemeinen Bauchfellentzündung hervorrufen. In solchem Falle kann die Verletzung nur durch den Bauchschnitt mit Erfolg behandelt werden. Man schneidet an der Stelle der Verletzung oder auch in der Mittellinie des Bauches, wenn der Ort der Verletzung in der Nähe derselben liegt, ein, sucht die Darmwunde auf, reinigt die Bauchhöhle von etwa bereits gebildetem Eiter (Exsudat), vernäht die Darmwunde (s. Darmnaht) und schließt zuletzt auch wieder die Bauchwunde. D. entstehen 2) mit gleichzeitiger Eröffnung der Bauchhöhle durch Stoß, Stich, Hieb, Schuß. Bei allen diesen Fällen kann als erste Gefahr durch Mitverletzung eines größern Blutgefäßes der Tod durch Verblutung drohen, und zwar ohne daß das Blut durch die Wunde in der Bauchwand nach außen abfließt. In diesem Falle würde das Blaßwerden, das zunehmende Schwächegefühl und der immer sofort auftretende Durst, dann Ohnmachtsanwandlung des Verletzten mit Schwächerwerden des Pulses die drohende Verblutung erkennen lassen. Auch in solchem Falle kann nur Eröffnung der Bauchhöhle, Aufsuchen und Unterbinden des blutenden Gefäßes, alsdann Reinigung der Bauchhöhle von dem bereits in dieselbe ergossenen Blut allein Rettung bringen. Nächst der Blutung droht, besonders bei größerer Wunde der Bauchwand, die Gefahr des Vorfalls, wobei der Dünndarm am meisten in Betracht kommt. Ist der vorgefallene Darmteil nicht eingeklemmt, so kann man ihn, nach Abwaschung mit warmem Karbolwasser, sofort reponieren. Bei bereits einige Zeit dauernder Einklemmung wird das Aussehen des Darmstückes entscheidend sein, ob man das brandige Stück resezieren muß. Jedenfalls steht fest, daß schon bläulichrot verfärbte und pergamentartig sich anfühlende eingeklemmte Darmteile sich nach der Reposition wieder erholten. Sind vorgefallene, durch Sand, Staub ꝛc. verunreinigte Darmteile infolge der peristaltischen Bewegung mit dem Schmutz in die Bauchhöhle zurückgeschlüpft, so muß die äußere Wunde erweitert und der Darm gereinigt werden. Hat man alles Vorgefallene reponiert, so überzeugt man sich durch den ein- und rings um den innern Wundrand herumgeführten Finger, daß kein Darmteil etwa in Schichten der Bauchwand hineingeschlüpft ist und vernäht nun die Bauchwunde. Wohl kommt es vor, z. B. in dem straffern Dickdarmgewebe, auch bei nicht ausgedehnter Verletzung des im Moment der Entstehung der letztern leeren Dünndarms daß sich die Wundränder aneinander legen, Darminhalt nicht in die Bauchhöhle austritt und ohne weiteres volle Heilung erfolgt. Dies ist aber die Ausnahme, und man muß daher alle D. aufsuchen und schließen, wobei stets zu berücksichtigen ist, daß bei den vielfach neben-, über- und untereinander gelagerten Darmschlingen eine Stich- oder eine Schußwunde mehrere Darmverletzungen verursachen kann. Um diese letztern alle sicher zu finden, füllen die Amerikaner den Magen des Verletzten mit Wasserstoffgas an, welches in den Darm, und für den Fall, daß dieser durch eine Wunde mit der Bauchhöhle in Verbindung steht, aus der letztern wieder heraustreten muß, wobei das austretende Gas an einem vor die Wundöffnung gehaltenen brennenden Schwefelhölzchen sich entzünden wird. Sind die D. frisch und bestehen sie in einzelnen Schlitzen oder Löchern, so ist die Darmnaht einfach, wenn auch oft die Erweiterung der Bauchwunde nicht zu umgehen ist. Ist die Umgebung der Wunde brandig, oder ist der Darm zu stark zerrissen, so ist wieder die Frage der Resektion zu prüfen, oder man näht die Darmwunde mit den Rändern der Bauchwunde fest zusammen, legt also einen widernatürlichen After an, der nach Abwendung der Lebensgefahr durch besondere Ope-

ration beseitigt wird. War aber schon Darminhalt aus den D. ausgetreten, so entsteht eine allgemeine Bauchfellentzündung, oder es kommt, bei nur geringem Austritt und geringer Verbreitung des Darminhalts in der Bauchhöhle, zu einer umschriebenen Bauchfellentzündung, d. h. zu einem abgekapselten Bauchfellabsceß, bei dem alsdann mit Hilfe des Messers dem Eiter ein Ausgang nach außen gebahnt und durch gute Drainage des Abscesses die Krankheit geheilt wird, während ohne Eingriff der Absceß doch noch in die Bauchhöhle durchbricht und von neuem das Leben in Frage stellt.

Darmzotten, s. Darm.

Darnaut, Hugo, Maler, geb. 28. Nov. 1850 in Dessau, bildete sich auf der Akademie der bildenden Künste zu Wien zum Landschaftsmaler aus und machte sich durch Gebirgs- und Waldlandschaften bekannt, die durch großartige Auffassung und ernste Stimmung an Albert Zimmermann erinnern. Er wählt die Motive zu seinen Ölbildern und Aquarellen zumeist aus den Karpathen, aus Tirol, Niederösterreich und Mähren, gelegentlich auch aus den Gestaden der Ostsee. Auf dem Gebiete der monumentalen Malerei hat er sich durch mehrere Wandgemälde im naturhistorischen Museum zu Wien (Idealbild aus der Steinzeit, Hausberg, Pfahlbauten von Neuguinea u. a.) bethätigt.

Darnétal, Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, 4 km östlich von Rouen an der Nordbahn gelegen, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., Baumwollspinnerei und -Weberei, Färberei, Druckerei und (1891) 6376 Einw.

Darnis, tripolitan. Stadt, s. Derna.

Darnley (spr. -li), Heinrich Stuart, Lord, zweiter Gemahl der Königin Maria Stuart von Schottland, der älteste Sohn des Grafen Lennox und der Lady Margarete Douglas und von beiden Seiten mit dem königlichen Haus in Schottland und England verwandt, geb. 7. Dez. 1541, gest. 10. Febr. 1567, in England erzogen, kehrte 1565 nach Schottland zurück und gewann durch körperliche Schönheit und anmutiges Betragen die Königin so vollständig, daß diese gegen den Wunsch der Königin Elisabeth von England und ihres Halbbruders, des Grafen Moray, sich mit ihm 29. Juli 1565 zu Edinburg vermählte, nachdem sie ihm tags zuvor den Königstitel übertragen hatte. Doch dauerte das gute Einvernehmen zwischen den Gatten nicht lange. Durch sein hochfahrendes, rohes Auftreten, seinen Mangel an feinerer Bildung und seine gesteigerten Ansprüche auf Ehre und Macht entfremdete sich D. seine Gemahlin. Aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Italieners Riccio, des Geheimschreibers der Königin, drang D. am Abend des 9. März 1566 mit andern schottischen Großen im Schloß zu Edinburg durch einen geheimen Eingang in das Zimmer der Königin, in deren Gegenwart Riccio, der sich nebst einigen andern Vertrauten daselbst befand, von den Verschwornen ermordet wurde. Maria, anfangs als Gefangene bewacht, söhnte sich scheinbar mit D. aus, verließ mit diesem die Hauptstadt, bot Moray und andern Großen die Hand zur Versöhnung und zwang mit deren Hilfe die Mörder zur Flucht. Darnleys schwächliches und unwürdiges Benehmen während dieser Vorgänge ließ ihn die Zuneigung seiner Gemahlin vollends verlieren, und ihr Verhältnis wurde auch durch die Geburt des spätern Jakob VI. (I.) 19. Juni 1566 nicht besser. Als D. im Dezember 1566 in Glasgow, wohin er sich zu seinem Vater begeben hatte, an den Pocken erkrankte, stattete ihm Maria hier einen Besuch ab, versöhnte sich dem Anschein nach mit ihm, bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, und ließ ihm vor der Stadt ein kleines Landhaus als Wohnung herrichten, wo sie ihn häufig besuchte, bisweilen sogar übernachtete. Die Nacht vom 9. auf den 10. Febr. 1567 brachte Maria aber in Edinburg zu, um der Hochzeit einer ihrer Dienerinnen beizuwohnen. In derselben Nacht gegen 3 Uhr ward des Königs Haus durch Pulver in die Luft gesprengt, er selbst erdrosselt; seinen Leichnam fand man in einem benachbarten Garten. Als seine Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme Bothwell und die Königin; während die Schuld jenes feststeht, sind über die Frage nach Marias Mitwissenschaft und Teilnahme an dem Verbrechen die Meinungen der Geschichtsforscher noch heute ebenso geteilt wie vor 300 Jahren. Vgl. die Litteraturangaben bei dem Artikel »Maria Stuart«. Nach Darnleys Tode ging der Titel eines Lords D. auf den jüngern Zweig der Lennox über, der 1672 mit Charles Stuart ausstarb, worauf König Karl II. als nächster männlicher Verwandter seinen natürlichen Sohn von der Herzogin von Portsmouth zum Herzog von Richmond und Lennox, Grafen von March und D. in Schottland erhob, den seine Nachkommen noch führen. Den Titel Graf von D. in Irland hat seit 1725 die Familie Bligh inne, die in weiblicher Linie von dem Hause Stuart stammt.

Daroca, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Saragossa, liegt malerisch in dem wohlbebauten Thal des Jiloca, hat alte Ringmauern mit 144 Türmen und zwei gotischen Thoren, ein Felsenschloß und (1887) 3172 Einw. Bemerkenswert ist der im 16. Jahrh. erbaute, 700 m lange Tunnel, welcher bei Regen das Hochwasser zum Jiloca ableitet. Hier 1121 Sieg Alfons' I. über die Mauren. Im S. der Stadt liegt der Pic de la Almenara (1438 m) und der salzhaltige See Gallocanta.

Daroudeau (spr. -rongdo), Benoit Henri, franz. Hydrograph, geb. 8. April 1805 in Paris, gest. daselbst 1. März 1869, wurde auf der polytechnischen Schule daselbst gebildet, nahm 1828—35 an der französischen Küstenaufnahme teil, machte 1835—37 zu hydrographischen und physikalischen Studien eine Reise um die Welt und leitete seitdem die verschiedensten Küstenaufnahmen im Mittelmeer, z. B. 1840 bei Sizilien, 1841 bei Sardinien, 1851 und 1853—57 an den italienischen Küsten. 1865 wurde er an die Spitze des Korps der Ingenieur-Hydrographen der französischen Marine gestellt und Mitglied des Bureau des longitudes. D. veröffentlichte 4 Bände physikalischer Beobachtungen über seine Weltreise, eine Karte der Magalhãesstraße, nautische Instruktionen über die verschiedensten Teile der Welt, eine Beschreibung des Nadelkaps u. a. Auch gab er 1845—47 die »Mémoires hydrographiques«, 1848—53 die »Annales hydrographiques« heraus, gründete das »Livre des phares de toutes les côtes du globe« und zeichnete eine große Anzahl Karten für die Marine.

Darre, Vorrichtung zum Trocknen oder schwachen Rösten vegetabilischer Stoffe (Obst, Getreide, Flachs, Holz, Malz ꝛc.), um dieselben entweder zum längern Aufbewahren oder zu weiterer technischer Verwendung geeignet zu machen (vgl. die betr. Artikel). Beim Geflügel heißt D. auch soviel wie Darrsucht (s. d.).

Darren, das Glühen blei- und silberhaltigen Kupfers unter Luftzutritt, wobei Blei und Silber aus-

seigern, sich oxydieren und die gebildete leichtflüssige Darrschlacke in die Darrgassen des Darrofens abfließt, während das Kupfer (Darrlinge) ungeschmolzen zurückbleibt.

D'Arrest, Astronom, s. Arrest.

Darrgras, s. Hierochloë.

Darrmalz, s. Malz.

Darro, kleiner Fluß in der span. Provinz Granada, entspringt in der Sierra Jarana und mündet in der Stadt Granada, welche er mit Trinkwasser versorgt, in den Genil.

Darrschlacke, s. Darren.

Darrsucht der Hüttenarbeiter, s. Bergsucht.

Darrsucht, veralteter Name für schleichende Tierkrankheiten, deren deutlichstes, oft allein wahrnehmbares Kennzeichen zunehmende Abmagerung mit Kräfteverfall ist. Dieser Zustand wird durch Erkrankung oder mangelhafte Thätigkeit verschiedener lebenswichtiger Organe herbeigeführt, ohne daß besondere, auf den Sitz der Krankheit deutende Symptome deutlich ausgeprägt sind. D. bei den großen Haussäugetieren, besonders bei Rindern, beruht am häufigsten auf langdauernden Funktionsstörungen des Magens und Darmes, aber auch auf Erkrankungen der Lungen, Leber, des Blutbereitungs- und Zirkulationsapparates. Bei der D. ist neben der zunehmenden Abmagerung zu bemerken: unreine, trockne, welke oder straff anliegende, nicht verschiebliche Haut (die Haut beim gesunden Tier ist verschieblich, bei mangelhafter Ernährung vermindert sich die normale Elastizität des Hautgewebes); ferner struppiges, glanzloses und trocknes Haar (wegen mangelhafter Funktion der Hautdrüsen); eingefallener »aufgeschürzter« oder im Gegenteil aufgetriebener, aber schlaff herabhängender Bauch; Freßgier oder besondere Gelüste; schließlich Blutarmut, bleiche Färbung der Schleimhäute (an Maul, Nase und Augenlidern erkennbar), Kraftlosigkeit, Zehrfieber, Tod an Erschöpfung. Eine Behandlung kann nur Erfolg versprechen, wenn der Sitz der Krankheit nachzuweisen ist. Im übrigen beschränkt sie sich auf diätetische Maßregeln, leichtverdauliches kräftiges Futter, gute Luft, Bewegung im Freien, Hautpflege. Am Hausgeflügel zeigt sich bei schlechtem Futter und Getränk eine ähnliche Krankheit, welche durch Verbesserung der Ernährung meist rasch zu beseitigen ist. Die Darre bei Stubenvögeln ist eine besondere Krankheit, wobei die Vögel die Flügel hängen lassen, die Federn verlieren od. sich ausreißen. Hier ist Desinfektion, bez. gründliche Reinigung des Käfigs geboten; auch wird empfohlen, grünes Kraut zu geben; Einlegen eines Nagels in das Trinknäpfchen, um das Wasser eisenhaltig zu machen, wird vielfach für ein vorbeugendes Mittel gehalten. — Mit D. bezeichnet man auch eine Pflanzenkrankheit, die besonders an Bäumen auftritt und in einem sich immer wiederholenden Dürrwerden einzelner Zweige in größerer oder geringerer Häufigkeit besteht. Dieser Erscheinung, welche mit dem durch Trockenheit hervorgerufenen Dürrwerden, wie es in sehr trocknen Sommern, z. B. bei Gräsern (Sommerdürre oder Verscheinen des Getreides), eintritt, nicht zu verwechseln ist, können verschiedenartige, nicht immer mit Sicherheit anzugebende Ursachen zu Grunde liegen; jedoch hängt die D. meist mit dem allmählichen Erlöschen der Lebensthätigkeit zusammen, wobei gewöhnlich die vom Boden entferntesten Teile zuerst der D. anheimfallen (Gipfeldürre).

Dar Runga, Gebiet im östlichen Sudân (Nordafrika) zwischen 9 und 11° nördl. Br., im südöstlichen Teil von Wadai, südlich vom Bahr es Salamat, von dem es durch eine große morastige, zur Regenzeit fast unpassierbare Wildnis getrennt ist. Das Land wird vom Aukadebbe und dessen zahlreichen Nebenflüssen durchzogen, ist wegen seiner bösartigen Mücken und Fliegen gefürchtet, deshalb auch arm an Rindern, Eseln und Pferden; die letztern schützt man möglichst durch Überzüge aus Strohgeflecht und hält sie in den Häusern. Die Bewohner, Neger von großem und starkem Wuchs, sind kriegerisch und eifrige Jäger der zahlreichen Elefanten und Rhinozerosse, welche sie zu Pferde mit Lanzen erlegen. Hauptort ist Donaß. Das dazugehörige Dar Kuti, mit 14 Dörfern, ist ein an Elfenbein sehr ergiebiges Land, in dem sich zahlreiche Kaufleute aus den Nachbarländern angesiedelt haben.

Darrygras, s. Hierochloë.

Darß, bewaldete Halbinsel an der pommerschen Küste, zum Kreis Franzburg des Regbez. Stralsund gehörig, im W. mit dem mecklenburg-schwerinschen Fischland zusammenhängend, im O. durch den Prerowstrom, der jetzt aber gegen die Ostseeseite zugeschüttet ist, von der Insel Zingst getrennt. Die Nordspitze Darßerort trägt einen Leuchtturm.

Darstellende Künste, soviel wie bildende Künste, besonders aber die Reihe von Künsten, deren Ziel es ist, fremde Kunstschöpfungen wiederzugeben und auf möglichst vollendete Weise zur Anschauung zu bringen, also poetische (rhetorische) und musikalische Deklamationen, Mimik, Schauspielkunst und Orchestik.

Darstellung. Etwas darstellen heißt in der Ästhetik, es durch ein sinnlich Wahrnehmbares der Phantasie und dem Gemüt unmittelbar nahebringen. Alle Kunst ist solche D. Bei jeder D. sind zu unterscheiden das Material, in dem dargestellt wird, die Mittel, durch welche dargestellt wird, und endlich der eigentliche Gegenstand der D. Bei der Malerei etwa ist das Material der D. die Leinwand, das Papier, der Farbstoff, etwa die Ölfarbe, die Pastellfarbe, der Bleistift; Mittel der D. sind die den darzustellenden Objekten entnommenen Linien, Farben, Gegensätze von Hell und Dunkel; das eigentlich Dargestellte endlich ist das innere Wesen der Objekte, die Persönlichkeit, ihre Art zu sein, zu leben und sich zu fühlen, das animalische und psychische Leben, das in ihren Formen und Farben sich ausspricht und einzig und allein dessen Formen und Farben Bedeutung und ästhetischen Wert verleiht; ein andermal die tierische Individualität oder das Leben und Weben der Bäume, Berge, des Wassers, der Wolken ꝛc. Es ist wichtig, sich gegenwärtig zu halten, daß das in einer künstlerischen D. eigentlich Dargestellte nie für die Sinne, sondern immer nur für die Phantasie da ist. Das Material der D. und die Darstellungsmittel sind das im Kunstwerk allein real Vorhandene; der Gegenstand der D. hat jederzeit nur eine ideelle Existenz. Etwas darstellen, so können wir auch sagen, heißt, ihm durch sinnliche Mittel für den Beschauer eine ideelle Existenz schaffen.

Die D. erfolgt entweder durch sichtbare Formen, bez. Formen und Farben oder durch Worte, bez. musikalische Klänge. Jene ist notwendig räumliche D., diese notwendig D. in zeitlicher Aufeinanderfolge. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die räumliche D. zugleich zeitliche (successive) sei. Eine solche raumzeitliche D. findet im Tanz, der Mimik, der Schauspielkunst statt.

Dieser Gegensatz von Arten der D. wird teilweise gekreuzt durch einen Unterschied hinsichtlich der Be-

ziehung zwiſchen Darſtellungsmittel und Gegenſtand der D. Bei der Malerei dienen als Mittel der D., wie ſchon geſagt, Formen und Farben, die dem darzuſtellenden Gegenſtand ſelbſt angehören, in denen ſich das Darzuſtellende ſelbſt unſern Sinnen »darſtellt«. Dieſer wiedergebenden oder »nachbildenden«, nämlich gewiſſe ſinnlich wahrnehmbare Elemente oder Beſtandteile des Darzuſtellenden nachbildenden D. ſteht zunächſt entgegen die bezeichnende D., d. h. diejenige, die darſtellt durch Zeichen, die nicht dem Darzuſtellenden ſelbſt angehörige Elemente ſind, ſondern zu ihm nur in der logiſchen Beziehung ſtehen, die überall Zeichen und das, was ſie bezeichnen oder bedeuten, miteinander verknüpft. Solche bezeichnende D. iſt Erzählung oder Beſchreibung. Die Zeichen, durch die ſie geſchieht, ſind hauptſächlich ſprachliche Zeichen, alſo Worte. Jener wiedergebenden Art iſt, wie die maleriſche, ſo auch die bildneriſche oder plaſtiſche D. Dagegen iſt die poetiſche D. bald wiedergebende, bald bezeichnende D. Die dramatiſche Poeſie ſtellt in jener erſtern Weiſe dar: der Dichter gibt eben die Worte, in denen die Gedanken, Gefühle, Entſchlüſſe, Affekte und Leidenſchaften der darzuſtellenden Perſon ihren natürlichen Ausdruck finden, wieder; die Worte ſind die Worte dieſer Perſon; durch ſie ſtellt der Dichter das innere Weſen der Perſon dar; der Schauſpieler fügt, den Dichter ergänzend, die Gebärden, Bewegungen, Handlungen hinzu und vervollſtändigt damit die dramatiſche D. Ebenſo iſt auch die D. in der lyriſchen und Gedankendichtung wiedergebende D., inſoweit nämlich der Dichter nicht von Gedanken und Gefühlen andrer berichtet, ſondern unmittelbar ſolche Gedanken und Gefühle zum Ausdruck kommen läßt. Dagegen iſt die D. in der epiſchen und beſchreibenden Poeſie von der zweiten Art, alſo bezeichnende D. Es kann aber auch die epiſche Dichtung in beliebigem Umfang dramatiſche und lyriſche Elemente oder Elemente der Gedankendichtung in ſich ſchließen, alſo die bezeichnende D. in beliebigem Umfang Elemente einer wiedergebenden D. enthalten; ja jene kann nur das Gewand ſein für dieſe. Endlich iſt hier noch als dritte Art der D. diejenige auszuſondern, bei der Charakterähnlichkeit das Darzuſtellende mit dem Darſtellungsmittel verbindet. Dieſe Art der D. iſt der Muſik eigentümlich. Indem die Muſik in reinen Konſonanzen oder Diſſonanzen, feierlich oder leicht ſpielend, in kraftvollern oder ſanftern Klängen, in einfachern oder reichern und verwickeltern Tongefügen, in ſchroffen oder ſanftern Übergängen, ſicher abſchließend oder wie in eine Frage ausklingend dahinſchreitet, ſtellt ſie verwandte Weiſen ſeeliſchen Lebens dar; analoge Arten, wie uns zu Mute iſt oder zu Mute ſein kann. Die D. beſteht hier lediglich darin, daß die Töne Vorſtellungen, Gedanken, Erinnerungen von ähnlichem Charakter in uns, wenn auch zumeiſt unbewußt, anklingen laſſen.

Ein weiterer Gegenſatz von Arten der D. betrifft das Dargeſtellte ſelbſt. Wir unterſcheiden mit Rückſicht hierauf eine konkrete und eine abſtrakte Art der D. Der darauf beruhende Gegenſatz der konkret und abſtrakt darſtellenden Künſte iſt ein fundamentaler. Malerei, Plaſtik, ebenſo die Dichtkunſt ſind konkret darſtellende Künſte, ſofern ſie Arten der Lebendigkeit darſtellen in der konkreten oder individuellen Geſtalt, wie ſie in der Wirklichkeit ſich finden oder finden können. Ihnen ſtehen entgegen die ornamentalen Künſte. Die Malerei ſtellt die Pflanze dar, wie ſie wächſt unter allen den zufälligen Einflüſſen des Bodens und der Atmoſphäre, des Lichtes und der Wärme, des Windes und des Wetters. Das pflanzliche Ornament dagegen abſtrahiert von dieſen Einflüſſen in höherm oder geringerm Grade; es hebt das pflanzliche Leben aus dem Zuſammenhang der Wirklichkeit heraus und ſtellt das reine oder abſtrakte Geſetz desſelben dar. Man bezeichnet dieſe abſtrakte D. wohl auch als Stiliſierung (ſ. d.). Das letzte Ende der abſtrakten D. iſt das reine geometriſche Ornament, in dem nicht mehr pflanzliches oder tieriſches Leben, ſondern Leben, Bewegung, ein Spiel von Kräften überhaupt, auf ſeinen einfachſten und allgemeinſten Ausdruck gebracht, uns entgegentritt. Die geometriſche Regelmäßigkeit ergibt ſich aus dieſem höchſten Grade der Abſtraktion von ſelbſt. Wie zu der Malerei das flächenhafte Ornament, ſo verhält ſich zur Plaſtik das ornamentale körperliche Gebilde. Zu ihnen gehören alle Erzeugniſſe der ſogenannten dekorativen Künſte, unter denen die Architektur die höchſte iſt. Auch hier ſind Kräfte, Arten der Kraftbethätigung, kurz der Lebendigkeit der eigentliche Gegenſtand der D. Dieſe Arten der Lebendigkeit finden ſich auch in der Natur; in der Baukunſt aber ſind ſie aus dem Zuſammenhang des Naturlebens herausgelöſt und an ſich und damit in einfacher und klarer Geſetzmäßigkeit zur Geltung gebracht. Wie überall, ſo gehen aber auch hier die rein ornamentalen oder abſtrakten Formen in die Formen einer konkretern D. ſtetig über: der Schaft der Säule, ihr Kapitäl ꝛc. kann in verſchiedenen Graden pflanzenhaft gebildet werden; ſchließlich wird die ganze Säule zur Karyatide, in der der Gedanke des Aufſtrebens und Tragens überhaupt in den konkretern Gedanken des Aufſtrebens und Tragens nach Menſchenart übergegangen iſt. Endlich verhält ſich analog wie die ornamentale Kunſt zu Malerei und Plaſtik die Muſik zur Poeſie. Die Muſik iſt die abſtrakte oder ornamentale Poeſie, eben darum das naturgemäße belebende Ornament der Poeſie. Die Poeſie kann die Befreiung des Tages aus den Banden der Nacht, die Befreiung der Natur aus den Banden des Winters, die Befreiung des Menſchen von Gedanken, die ihn innerlich bedrücken ꝛc., in konkreter Weiſe darſtellen; die Muſik muß ſich begnügen, das Allgemeine, was dieſen und andern Vorgängen gemeinſam iſt, oder die Folge von ſeeliſchen Zuſtänden, die dieſe Arten des Geſchehens in uns hervorrufen, in abſtrakter Weiſe anzudeuten.

Ein vierter Unterſchied zwiſchen Arten der D. ergibt ſich, wenn wir bedenken, daß die D. in höherm oder geringerm Grade abſtrahierend ſein kann, auch in dem Sinne, daß ſie von Mitteln zur D. der vollen Wirklichkeit mehr oder weniger abſieht. Alle maleriſche D. verzichtet als Flächenkunſt auf das Darſtellungsmittel der thatſächlichen körperlichen Rundung. Sie kann aber weiterhin verzichten auf die Natur- oder Lebensgröße, auf die Farbe, ſchließlich ſelbſt auf Licht und Schatten. Auch die Plaſtik iſt farbig oder farblos, lebensgroß oder unterlebensgroß; an die Stelle der Farbe und der Oberflächentextur der Gegenſtände tritt die Farbe und Oberflächentextur des Marmors, der Bronze ꝛc. Die Dichtung abſtrahiert von der Sprache des gewöhnlichen Lebens und ſetzt die poetiſche Sprache, den Rhythmus, den Reim an die Stelle. Alle dieſe Arten des Verzichts auf Mittel der D. ſind nicht willkürlich, ſondern dienen den Zwecken künſtleriſcher Idealiſierung (ſ. d.).

Fünftens iſt äſthetiſch von großer Bedeutung der Gegenſatz der iſolierenden und der verknüpfenden

D. Die Kunst, die überall das Bedeutungsvolle heraushebt, isoliert einzelne Gestalten in der D., um die Bedeutung, die ihnen an sich zukommt, hervortreten zu lassen, sie isoliert sogar, zum gleichen Zweck, die vor allem bedeutungsvollen Teile der menschlichen Gestalt, den Kopf und die Teile, die damit zunächst zusammenhängen. Sie hebt ein andermal die Bedeutung der natürlichen, gedanklichen, gemütlichen Beziehungen zwischen Objekten, des zwischen ihnen bestehenden Lebenszusammenhanges hervor, indem sie das Einzelne sichtbar in einen weitern oder engern Zusammenhang verflicht, derart, daß es als Einzelnes für die Betrachtung relativ verschwindet. Die Plastik ist vor allem auf isolierende D. gerichtet. Landschafts- und Genremalerei üben die verknüpfende D. Die Radierung vor allem vermag, indem sie die besondere Farbe und scharfe Umrissenheit der Gegenstände verneint, sie eintaucht in die alles umfassende und einende Atmosphäre von Luft und Licht, indem sie schon durch den Maßstab das Einzelne zurücktreten läßt, ein Gesamtleben, ein Walten und Weben von Bezeichnungen aller Art zu überzeugender D. zu bringen.

Endlich kann von der D. im eigentlichen ästhetischen Sinne des Wortes eine künstlerische D. im weitern Sinne unterschieden werden. Im ästhetischen Sinne dargestellt ist nur, was in dem Kunstwerk auf Grund der bloßen Betrachtung desselben unmittelbar, ohne hinzutretende Reflexion, also auch ohne gelehrte, historische, philosophische oder sonstige verstandesmäßige Deutung, unsrer Phantasie vergegenwärtigt wird. Im weitern Sinne aber kann auch als dargestellt bezeichnet werden der Gedankeninhalt, den wir auf Grund sonstiger Kenntnis zum Inhalt des Kunstwerkes hinzufügen. Die D. im letztern Sinne tritt zur ästhetischen oder eigentlich künstlerischen D. hinzu bei aller historischen, mythologischen, endlich allegorischen D. Die Gruppe des Laokoon stellt im ästhetischen Sinne nicht mehr und nicht weniger dar, als Menschen von bestimmter Art, die in bestimmter Weise mit dem Tode ringen, bez. zugleich zu einander sich in bestimmter Weise verhalten. Daß mit dem ältern der drei Personen jener Gruppe der Priester Laokoon gemeint ist, oder daß der Künstler bei der D. desselben an ihn gedacht hat, sagt uns nicht das Kunstwerk, sondern unsre historische Kenntnis. Im gleichen Sinne kann man sagen, daß Raffael niemals eine Madonna, Michelangelo niemals ein Jüngstes Gericht, Leonardo niemals das Abendmahl dargestellt hat: diese Namen bezeichnen vielmehr nicht den Inhalt oder Gegenstand des Kunstwerkes, sondern einen außerhalb des Kunstwerkes stehenden und unabhängig von ihm vorhandenen Gedankenzusammenhang, in den wir den Inhalt des Kunstwerkes hineinstellen dürfen und hineinstellen werden. Damit wird das Kunstwerk und demnach auch unser ästhetischer, d. h. eben unser rein durch die Betrachtung des Kunstwerkes bedingter Genuß nicht reicher. Dagegen gewinnt jener außerästhetische Gedankenzusammenhang durch das Kunstwerk und das, was es unmittelbar vergegenwärtigt.

Nach dem Gesagten kann es allgemeine Regeln der ästhetischen D. nicht geben. Jede D. ist berechtigt und wertvoll, die ohne innern Widerspruch, vor allem ohne Widerspruch mit dem, was sie zu geben beansprucht, und dem, was sie thatsächlich gibt, auf unser Gemüt eine positive Wirkung übt, d. h. irgendwie, sei es auch nur im Moment der Betrachtung, unser inneres Dasein und Leben reicher macht. — Die D. im besondern Sinne der schauspielerischen D. hat die besondere Aufgabe, uns ganz in die ideelle Welt zu versetzen, in die uns der Dichter versetzen wollte. Sie darf sich von der gemeinen Wirklichkeit nicht weiter entfernen, aber auch sich ihr nicht in höherm Grade nähern, als es die Atmosphäre der künstlerischen D., als es beispielsweise auch die gehobene Sprache, die jederzeit idealisierende poetische Form fordert und erlaubt. Vgl. hierzu die Artikel: Ästhetik, Formenschönheit, Kunst, Idealisieren, Schönheit und Symbol.

Darstellung Christi, christliches Fest, wird in der katholischen Kirche am 2. Februar (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert (nach Luk. 2, 22 ff.).

Darstellung der Jungfrau Maria, s. Marienfeste.

Dartford, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 24 km östlich von London, am Darent, der 4 km unterhalb in die Themse mündet, hat zwei große Anstalten für Blödsinnige, Papier- und Pulvermühlen sowie andre Fabrikanlagen und (1891) 11,962 Einw. In der Nähe das Dorf Stone mit schöner gotischer Kirche (13. Jahrh.).

Darthé, Mitschuldiger von Babeuf (s. d.).

Dartmoor (spr. dártmur), eine granitische Inselandschaft in der engl. Grafschaft Devon, nordöstlich von Plymouth, 500 qkm groß, war ehemals stark bewaldet, ist jetzt aber von Moor und Heideflächen bedeckt, aus denen Granitblöcke (Tors) hervorragen. Höchste Punkte sind Yes Tor (625 m) und High Wilhays (621 m).

Dartmouth (spr. -möth), 1) Hafenstadt in Devonshire (England), an der Mündung des Dart in den Kanal, terrassenförmig am Abhang der Hügel gelegen, mit der schönen Heilandskirche und (1891) 6025 Einw. Den landumschlossenen Hafen verteidigt ein am Eingang desselben gelegenes Schloß. Er ist großen Schiffen zugänglich, und die afrikanischen Postschiffe laufen ihn regelmäßig an; aber die Einfuhr belief sich 1891 auf nur 10,863, die Ausfuhr auf 10,754 Pfd. Sterl. Zum Hafen gehörten 65 Schiffe von 2845 Ton. D. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — D. hatte früher größere Bedeutung. 1190 schiffte sich Richard Löwenherz mit seinen Kreuzfahrern hier ein; 1347 stellte die Stadt 31 Schiffe für die Belagerung von Calais. Zweimal plünderten die Franzosen die Stadt, ihr letzter Angriff (1404) aber wurde zurückgeschlagen. 1646 wurde D. von Fairfax erstürmt. — 2) Hafenort in der Grafschaft Bristol des nordamerikan. Staates Massachusetts, an der Buzzardbai, mit (1890) 3122 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Halifax der kanad. Provinz Neuschottland, an der Bai von Halifax gegenüber dieser Stadt, mit Provinzialirrenhaus und (1891) 4576 Einw.

Darton (spr. dárt'n), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), bei Barnsley, (1891) 7013 Einw.

Daru (spr. daríi), 1) Pierre Antoine Noël Bruno, Graf, franz. Finanzmann, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 12. Jan. 1767 in Montpellier, gest. 5. Sept. 1829 auf seinem Landsitz Becheville bei Meulan, trat im 16. Jahr in den Militärdienst und war Kriegskommissar, als er sich 1789 der Revolution anschloß. 1793 als verdächtig verhaftet, erhielt er erst 9. Thermidor seine Freiheit, nicht aber seine Stelle wieder. 1795 ward er Chef der Intendantur bei der Donauarmee. Während dieser Geschäftsführung vollendete er seine vortreffliche Übersetzung des Horaz (»Traduction en vers des poésies d'Horace«, Par. 1800; 6. Aufl. 1823, 2 Bde.), die seinen litterarischen Ruf begründete. Napoleon I. benutzte

ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigern Geschäften, erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Minister und Bevollmächtigten bei den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien. 1805, 1807 und 1809 war er Generalintendant in Preußen und Österreich. 1811 ward er Staatssekretär und bekämpfte im Ministerkonseil Napoleons Eroberungspläne. Nach der Restauration teilte er anfangs mit andern Anhängern Napoleons das Los der Zurücksetzung, ward aber 1818 zum Pair ernannt und stimmte nun im Sinne der gemäßigten Partei. Seit 1828 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine »Cléopédie, ou théorie des réputations littéraires« (1800) ist ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Sein Hauptwerk ist jedoch die »Histoire de la république de Venise« (1819, 7 Bde.; 4. Aufl. 1853, 11 Bde.; deutsch von Ruprecht, Leipz. 1854, 4 Bde.). Minder wertvoll ist die »Histoire des ducs de Bretagne« (4. Aufl. 1828, 4 Bde.; deutsch von Schubert, Leipz. 1831, 2 Bde.). Ein nachgelassenes didaktisches Gedicht, »L'Astronomie« (1836), gehört zu Darus besten poetischen Leistungen.

2) Martial Noël Pierre, Graf, Bruder des vorigen, geb. 2. Juli 1774, gest. 18. Juli 1827, war ebenfalls einer der treuesten Anhänger Napoleons I., unter dem er mehrere militärische und administrative Ämter bekleidete, namentlich als Armeeintendant thätig war. — Sein Sohn Charles Martial, Graf D., geb. 14. April 1816, hat sich als Schriftsteller im Fach der Staatswissenschaften einen Namen gemacht.

3) Napoléon, Graf, Sohn von D. 1), geb. 11. Juni 1807 in Paris, gest. 18. Febr. 1890, trat in die Artillerie ein und nahm 1847 als Kapitän seinen Abschied. Seit 1832 Mitglied der Pairskammer, war er eifriger Anhänger des Julikönigtums und beteiligte sich namentlich an der Erörterung volkswirtschaftlicher Fragen, so mit einer Schrift über die Eisenbahnen (1843). Nach der Februarrevolution war er Mitglied der Nationalversammlung und schloß sich den gemäßigten Republikanern an. Wegen seines Protestes gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward er auf kurze Zeit verhaftet und lebte dann in Zurückgezogenheit, aus der er erst 1869 bei den allgemeinen Wahlen heraustrat; er siegte als konservativ-liberaler Kandidat über den offiziellen Kandidaten de Tocqueville. Er gehörte zu den Führern der neuen liberalen Mittelpartei und war Haupturheber der Interpellation der 116, welche die Einführung des parlamentarischen Systems verlangten. Anfang 1870 trat er in das Ministerium Ollivier als Minister des Äußern und zeigte sich als entschiedener Gegner der Kurie beim vatikanischen Konzil. Als er bemerkte, daß Napoleon III. durch die Veranstaltung des Plebiszits sich die Rückkehr zum frühern Absolutismus ermöglichen wollte, reichte er mit Buffet 13. April seine Entlassung ein. Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges wurde er 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt. Er saß hier im rechten Zentrum und gehörte zur monarchistischen Partei. Seit 1876 Senator, wurde er dieser politischen Richtung wegen 1879 nicht wieder gewählt. D. war seit August 1860 Mitglied der Akademie für moralische und politische Wissenschaften. Er schrieb: »Le comte Beugnot« (1865).

Dar ul Harb, s. Harb.

Daruvár, Markt und Kurort im kroat.-slawon. Komitat Požega, an der Bahnlinie Barcs-Pakrácz, mit 3 Kirchen, einem Schloß, Bezirksgericht, Marmorbrüchen und (1890) 1663 Einw. Das Bad hat fünf schon zur Römerzeit als Thermae Jasorienses bekannte indifferente Quellen (42—46°). Bei D. hatten die Tempelherren einen Hauptsitz.

Darwar, britisch-ind. Stadt, s. Dharwar.

Darw., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für C. Darwin (s. d.).

Darwas, Gebirgslandschaft im östlichsten Teil von Bochara, zwischen dem Amu Darja im S. und dem Surchab im N., vom Darwasgebirge erfüllt, wird von Tadschik und einigen Kara-Kirgisen bewohnt, welche Baumwolle, Gold und Eisen in den Handel bringen. Hauptort ist das befestigte Wandsch. Das Land wurde 1877 dem Chanat Bochara einverleibt.

Darwen (Over-D.), Fabrikort in Lancashire (England), 5 km südlich von Blackburn, erst in neuerer Zeit von Bedeutung, mit (1891) 34,192 Einw., hat Papiermühlen, Tapetenfabriken und eine großartige Baumwollspinnerei (India Mills, 160,000 Spindeln).

Darwin, 1) Erasmus, Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 12. Dez. 1731 zu Elton in Nottingham, gest. 18. April 1802 in Breadwall bei Derby und in der Westminsterabtei bestattet, studierte zu Cambridge und Edinburg Medizin, praktizierte in Litchfield und lebte später in Breadwall. In seinen Hauptwerken, den Gedichten: »The botanic garden« (Lond. 1781 u. ö.), »The temple of nature or the origin of society« (1803) und »Zoonomia, or the laws of organic life« (1794—98; deutsch von Brandis, Hannov. 1795—99, 3 Bde.), gab er ein vollständiges System der Entwickelungstheorie und verfolgte fast die gleiche biologische Richtung wie sein berühmter Enkel, der gewissermaßen ein Programm ausgeführt hat, welches sein Großvater entwarf und hinterließ. Die Rätsel der Vererbung, der Anpassung, der Schutzmittel von Pflanzen und Tieren, der geschlechtlichen Zuchtwahl, der insektenfressenden Pflanzen, die Analyse der Gemütsbewegungen und soziologischen Triebe ꝛc. finden sich bereits in den Werken des ältern D. besprochen. Er schrieb noch: »Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening« (1800; deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); »A plan for the conduct of female education etc.« (1797; deutsch bearbeitet von Hufeland: »Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts«, Berl. 1822); »Poetical works« (1806, 3 Bde.). Vgl. seine Biographie von Anna Seward (Lond. 1804); Crome, Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwins »Botanic garden« (Hamb. 1810); Butler, Evolution old and new (Lond. 1879); E. Krause, Erasmus D. und seine Stellung in der Geschichte der Deszendenztheorie (mit seiner Biographie von Charles Darwin, Leipz. 1880).

2) Charles Robert, Enkel des vorigen, Naturforscher, geb. 12. Febr. 1809 in Shrewsbury als Sohn des Arztes Rob. Waring D., gest. 19. April 1882 in Down bei Beckenham, studierte seit 1825 in Edinburg Medizin, dann in Cambridge Naturwissenschaft und erhielt hier 1831 den ersten akademischen Grad. In demselben Jahre schloß er sich der fünfjährigen Expedition des Beagle unter Kapitän R. Fitzroy an, besuchte Brasilien, die Magalhãesstraße, die Westküste Südamerikas und die Inseln der Südsee und kehrte im Oktober 1836 nach England zurück. Seit 1842 lebte er sehr eingezogen auf seinem Landsitz Down bei Beckenham in Kent und bekleidete hier

die Stelle eines Grafschaftsmagistrats. Nachdem er 1837—38 eine Reihe von geologischen Arbeiten veröffentlicht hatte, deren erste, gleich seiner letzten Arbeit, die geologische Thätigkeit der Regenwürmer betraf, ließ er 1839 das Tagebuch seiner Beobachtungen (»Journal of researches in natural history and geology«, neue Ausg. 1860) als dritten Teil der von Fitzroy herausgegebenen Beschreibung der Expedition folgen, und 1845 erschien dasselbe Werk selbständig als »Voyage of a naturalist round the world« (deutsch von Dieffenbach, Lond. 1844; von B. Carus, 1875, 2. Aufl., Stuttg. 1892; von Helrich, Gießen 1893). Die zoologische Ausbeute der Reise wurde von Owen, Waterhouse, Gould, Bell und Jenyns bearbeitet und, von D. mit einer Einleitung versehen, als »Zoology of the voyage of H. M. S. Beagle« (1840—48, 5 Bde.) herausgegeben. Eine neue Ausgabe erschien 1884 unter dem Titel: »Natural history and geology. Voyage of H. M. S. Beagle«. Hatte schon die 1842 veröffentlichte Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (3. Aufl. 1889; deutsch, Stuttg. 1876) neben der zoographischen auch eine geologische Bedeutung als erste plausible Erklärung der Formen und Entstehungsweisen der Korallenriffe gehabt, so waren mehrere andre Arbeiten Darwins ausschließlich der Geologie, vorzüglich Südamerikas, gewidmet. Dahin gehören: »Geological observations on volcanic islands« (1842); »Geological observations on South America« (1846; 2. Aufl., mit dem vorigen, 1876). Als geschickter Zoolog und Paläontograph sowie als glücklicher und gewandter Experimentator zeigte sich D. in seinen Untersuchungen über die Rankenfüßer, von welchen die Ray Society das »Monograph of pedunculated and sessile Cirripedia« (1851—53, 2 Bde.) veröffentlichte; demselben folgten: »On fossil Balaenidae« (1854) und später Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen, über den Di- und Trimorphismus von Linum, Lythrum und Primula und über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten (»On the various contrivances by which British and foreign orchids are fertilized«, 1862; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1877; »The movements and habits of climbing plants«, 1865, 2. Aufl. 1875; deutsch von Carus, das. 1876). Alle diese Arbeiten, so wichtig sie an sich auch waren, erscheinen doch nur als Vorstudien zu dem epochemachenden Werk über den Ursprung der Arten (»On the origin of species by means of natural selection«, 1859; deutsch von Bronn, 2. Aufl., Stuttg. 1863; nach der 6. Aufl. deutsch von Carus, 7. Aufl., das. 1883), welches, bald darauf in fast alle lebenden Kultursprachen übersetzt, obwohl vielfach angefeindet, in der Folge eine völlige Revolution und neue Epoche für die Naturforschung anbahnte. D. hatte die erste Anregung zur Verfolgung der Frage über den Ursprung der jetzt lebenden Arten des Tier- und Pflanzengeschlechts während seiner Reise um die Welt erhalten, indem ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung organischer Wesen und namentlich die nahe Verwandtschaft gewisser heute lebender Bewohner Südamerikas mit den daselbst in ihren Resten gefundenen ausgestorbenen Tieren aufgefallen waren. Er überzeugte sich, daß diese Thatsachen nur durch die Annahme einer Abstammung der jetzigen, wenn auch vielfach veränderten Lebewesen von den frühern erklärbar seien, und daß somit der damals noch von allen Koryphäen der Naturforschung festgehaltene Lehrsatz von der Konstanz oder Unveränderlichkeit der Arten unhaltbar sei. Er begann nunmehr Studien über die Veränderlichkeit von Haustieren (namentlich Tauben) und Kulturpflanzen unter dem Einfluß der Züchtung und sammelte mit großer Umsicht die unendlichen Beobachtungsreihen, die für ihre weitgehende Veränderlichkeit Anhaltspunkte lieferten. Es war ihm dabei klar geworden, daß in der lebenden Natur ein Faktor thätig sein müsse, der, in analoger Weise wie der Einfluß der künstlichen Züchtung wirkend, aus den überall freiwillig entstehenden Varietäten der Tiere und Pflanzen diejenigen mit besondern Charakteren versehenen Formen (Arten) hervorzüchtet, welche die andern überleben. Längst war er überzeugt, dieses Prinzip in der »natürlichen Auslese« durch den »Kampf ums Dasein« (s. Darwinismus) gefunden zu haben, würde aber vielleicht noch lange gezögert haben, seine Ansichten über die lebende Natur öffentlich auszusprechen, wenn er nicht im Sommer 1858, als der Reisende A. R. Wallace ähnliche Ansichten veröffentlichen wollte, durch seine Freunde Lyell und Hooker zur Herausgabe einer ältern, jenen Forschern seit früher bekannten Abhandlung über den Ursprung der Arten und dann seines schon erwähnten Hauptwerkes gedrängt worden wäre. Er bezeichnete es sogleich als einen Vorläufer und ließ die ausführenden Kapitel mit den Belegen in einer Reihe von Spezialwerken folgen: »Variation of animals and plants under domestication« (1867, 2 Bde.; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1873); »The descent of man and on selection in relation to sex« (1871, 2 Bde.; deutsch von Carus, 5. Aufl., das. 1890); »Expression of the emotions in men and animals« (1872; deutsch von Carus, 4. Aufl., das. 1884); »Insectivorous plants« (1875; deutsch von Carus, das. 1876); »The effects of cross- and self-fertilisation in the vegetable kingdom« (1876); »The power of movement in plants« (1880, 2. Aufl. 1881; deutsch von Carus, das. 1881); »The formation of vegetable mould through the action of earthworms« (1881; deutsch von Carus, das. 1882).

Darwins Einfluß auf die Naturforschung ist ein so großer gewesen, daß man ihn den »Kopernikus oder Newton der organischen Welt« genannt hat. Binnen wenigen Jahrzehnten ist ein Umschwung in den Ansichten, Methoden und Zielen der Naturforscher, vor allen der Zoologen und Botaniker, eingetreten, wie er in der Geschichte der organischen Forschung seinesgleichen nicht hat. Indem D. ferner den Menschen als Glied der lebenden Natur reklamierte, hat er zugleich die Menschenwissenschaften in eine lebendige Berührung und Wechselwirkung mit der Naturwissenschaft gebracht, und die genetische Methode, die Verfolgung des Werdenden und der Entwickelung, um das Gewordene besser zu verstehen, ist das Schibboleth der heterogensten Forschungsgebiete geworden. Er hatte die Freude, den vollständigsten Triumph seiner Lehren zu beobachten, und namentlich in Deutschland fand er das früheste Verständnis und begeisterte Anhängerschaft. Der heftige, anfangs von persönlichen Angriffen nicht freie Kampf seiner Gegner war längst verstummt; auch die rücksichtslosesten unter ihnen wurden durch die milde und versöhnliche Form, in welcher er seine Ansichten verteidigte, entwaffnet. Noch mehr aber gewann er die Geister durch seinen das Fernste verknüpfenden Scharfsinn und seine nie ruhende Vorsicht im Prüfen der eignen Schlüsse, sowie die Herzen durch seine Milde und Gerechtigkeit im Urteil, durch seine Hingebung für die Freunde und durch seine Auf-

Fig. 1 — Polygonia c-album (L.) — Fig. 2 — Aglais urticae (L.) — Fig. 3 — Nymphalis antiopa (L.) — Fig. 4 — Vanessa atalanta (L.) — Fig. 5 — Vanessa cardui (L.)

Plate 6 from Metamorphosis Insectorum Surinamensium, by Maria Sibylla Merian, 1705. Hand-colored engraving. Courtesy of the Rijksmuseum, Amsterdam.

Inhalt der Tafel ‚Darwinismus'.

I. Abänderung.

1—4. Formen von Bombus confusus, einer Hummel.

Klimatisch-örtliche Abänderung (vikarierende Formen) des Kleinen Fuchses:

5. Vanessa Urticae, mitteleuropäische Form, mit
6. Sardinischer Form (var. Ichnusa) und
7. Hochnordischer Form (var. polaris).

Saisondimorphismus von Vanessa Levana:

8. Sommerform Prorsa,
9. Winterform Levana.

Geschlechtsdimorphismus bei einem Schmetterling:

10. Ancyluris Inca, Männchen,
11. Ancyluris Inca, Weibchen.

Bei einem Käfer:

12. Phanaeus festivus, Weibchen.
13—16. Phanaeus festivus, Männchen, mit seinen sehr veränderlichen geschlechtlichen Abzeichen (Hörnerformen etc.).

Bastardierung.

17. Primula auricula } Eltern von:
18. Primula hirsuta }
19. Primula pubescens (Stammform der Garten-Aurikel).

II. Anpassung.

Anpassung an das Wasserleben, durch Ausbildung von Schwimm-, Ruder-, Wasseratmungs- und Verankerungs-Einrichtungen.

20. Bei der Wassernuß (Trapa natans),
21. deren Frucht.
22. Beim Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis).
23. Bei der Eintagsfliege (Ephemera vulgata),
24. deren Kiemenlarve.
25. Beim Rückenschwimmer (Notonecta glauca).

Anpassung an das Schmarotzerleben.

26. Lathraea squamaria.
27. Monotropa Hypopithys, mit Habitusähnlichkeit durch gleichgerichtete (konvergente) Züchtung.

Digitized by Google

richtigkeit und Bescheidenheit den eignen Leistungen gegenüber. Eine deutsche Übersetzung von Darwins »Gesammelten Werken«, mit Ausnahme der Monographie über die Cirripeden, besorgte V. Carus (Stuttg. 1875—88, 16 Bde.; Auswahl in 6 Bdn. 1886). Eine Übersetzung von Darwins »Kleinern Schriften« gab E. Krause (Leipz. 1885—86, 2 Bde.) heraus. Vgl. E. Krause, Ch. D. und sein Verhältnis zu Deutschland (Bd. 1 von Darwins »Kleinern Schriften«); »Life and letters of Charles D.« (von Francis Darwin, 1887, 3 Bde.; deutsch von Carus, Stuttg. 1887, 3 Bde.; Auswahl in 1 Bd., 1893).

3) George Howard, Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 1845 in Down (Kent), studierte seit 1864 in Cambridge, wurde 1868 Fellow des Trinity College, studierte dann in London die Rechte, ging aber 1873 wieder nach Cambridge und wurde schon 1879 Fellow der Royal Society, 1883 erhielt er die Professur der Astronomie in Cambridge, und 1885 wurde er Mitglied des Vorstandes des Meteorologischen Amtes. 1870 und 1871 war er an der wissenschaftlichen Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsternis in Sizilien beteiligt. 1875 veröffentlichte er eine Arbeit über die Ehen unter Blutsverwandten (deutsch von v. d. Velde, Leipz. 1876), dann aber widmete er sich besonders geologischen, geophysikalischen und astronomischen Studien. Hervorzuheben sind Untersuchungen über den Einfluß geologischer Veränderungen auf die Erdachse (1876), über die frühere Geschichte der Erde (1878), über den Einfluß des Mondes auf Gestalt und Veränderung der Erde in den geologischen Zeiten, über den Druck des losen Sandes, über kleine Veränderungen im Niveau der Erdoberfläche und über schwache Erdbeben (mit seinem Bruder Horace D.). Seit 1882 beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie und Berechnung der Gezeiten.

4) Francis, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1848 in Down, studierte in Cambridge, arbeitete auch in den Laboratorien von Sachs und de Bary und wurde 1888 Professor der Botanik in Cambridge. Seine Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiet der Pflanzenphysiologie und betreffen unter anderm die Spaltöffnungen, die Ameisen anlockenden Drüsen, das Wachstum von Pflanzenabschnitten, die Stellung der Blätter zum Licht, das üppigere Wachstum der fleischfressenden Pflanzen bei Fütterung mit Fleisch. Er war 1874—82 Hilfsarbeiter seines Vaters, z. B. bei dessen Werk »The power of movement in plants« (1880), gab die zweite Auflage der »Insectivorous plants« heraus und schrieb eine Biographie seines Vaters (s. oben).

Darwinismus (Darwinsche Theorie, hierzu Tafel »Darwinismus«), auch Zuchtwahl- (Selektions-) Theorie genannt, diejenige Form der Abstammungslehre (Deszendenztheorie, s. d.), welche Charles Darwin 1859 zur Erklärung des Naturlebens in seinem Zusammenhang aufgestellt hat, und welche gegenwärtig mit einigen leichten Veränderungen von der überwiegenden Mehrzahl der jüngern Naturforscher als die beste bisher gegebene Erklärung der Rätsel des Lebens betrachtet wird.

Die Grundlagen des D. in seiner ursprünglichen Gestalt bilden die drei Erfahrungsthatsachen der Veränderlichkeit, der Vererbungsfähigkeit und der Überproduktion der Lebewesen. Gegenüber dem Linné-Cuvierschen Dogma der Artbeständigkeit (s. Art) zeigte Darwin zunächst durch sein auf der Reise um die Welt und durch langjährige Beobachtung auf dem Gebiet der Züchtung gewonnenes und außerordentlich reichhaltiges Material, daß die Veränderlichkeit oder das Variationsvermögen der Pflanzen und Tiere viel weiter gehe, als man bisher geglaubt. Schon die Möglichkeit der Bildung neuer Formen durch Bastardierung (Hybridation), welche uns viele wichtige oder schöne Haustiere und Gartenpflanzen geliefert hat, spricht gegen das Dogma der Artbeständigkeit. So ist die Grundform unsrer Gartenaurikel (Primula pubescens) der Bastard zweier Primeln unsrer Alpenländer (Primula hirsuta und Auricula, vgl. Tafel »Darwinismus«, Fig. 17, 18 u. 19). Auch die Beobachtung wild lebender Pflanzen und Tiere bestätigt dies, und man hat in allen systematischen Übersichten stets Nebenformen aufführen müssen, welche man, soweit dies anging, als klimatische, lokale ꝛc. Spielarten in einen gewissen Bezug zu den umgebenden Bedingungen zu setzen suchte. Die Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter erweitern diese Beobachtungen namentlich durch den Nachweis, daß kein einziges Organsystem des lebenden Körpers von diesem Variationsvermögen frei ist. Die ungeheure Mannigfaltigkeit unsrer Kulturpflanzen und Haustiere (man denke z. B. an die Spielarten der Gartenblumen, Gemüsearten und Obstsorten oder an die von Darwin zum besondern Gegenstand seiner Studien gemachten Taubenrassen) bietet noch außer der Mitwirkung von Hybridationen das ausgiebigste Beweismaterial gegen das Dogma von der Unveränderlichkeit der Art. Manche Arten neigen mehr zur Spielartenbildung als andre, wofür als Beispiel eine einheimische Hummel (Bombus confusus) angeführt werden mag, die in der Färbung ihres Hinterleibes und ihrer Bänderung bei Männchen, Weibchen und Arbeitern so viel Mannigfaltigkeit zeigt, daß man dabei wohl ein Dutzend verschiedener Formen unterscheiden kann (s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 1—4). Die Varietäten aber sind nach Darwins Auffassung nichts andres als beginnende Arten, und es kommt nur darauf an, daß sie sich weit genug von der Stammform entfernen, um als selbständige, neue Arten zu gelten. Sie werden am sichersten dadurch zu neuen Arten, wenn die Abänderung ihre Geschlechtsorgane oder deren Reifezeit, bei den Pflanzen die Blütezeit, derartig beeinflußt, daß eine geschlechtliche Vermischung (Inzucht) der Stammform und der beginnenden Art nicht mehr von Erfolg ist, ein von Romanes als physiologische Auslese bezeichneter Vorgang. Die Ursache der meisten Abänderungen wurde vornehmlich in äußern Einwirkungen gesucht, in Veränderungen der Nahrung, des Klimas, der Lebensweise ꝛc., auf welche jeder Organismus in bestimmter, eigentümlicher Weise reagiert, wie dies schon Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire in seinen Darlegungen über den Einfluß des äußern Mittels behauptet hatte. Nur in den seltensten Fällen ist diese Einwirkung eine unmittelbare. So kann man bei gewissen Blattkrebsen bestimmte Formverwandlungen beliebig hervorrufen, indem man den Salzgehalt des Wassers, in welchem sie leben, vermehrt oder vermindert. Einen direkt abändernden Einfluß der Temperatur zeigen gewisse Schmetterlinge in ihrem sogen. Saisondimorphismus, bei denen nämlich aus überwinterten Puppen Schmetterlinge hervorgehen, die durch Färbung und Flügelschnitt von der Sommerbrut sehr verschieden sind, wie z. B. bei Vanessa Levana und Prorsa (s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 8 u. 9); hierbei stellt erstere die

richtigkeit und Bescheidenheit den eignen Leistungen gegenüber. Eine deutsche Übersetzung von Darwins »Gesammelten Werken«, mit Ausnahme der Monographie über die Cirripeden, besorgte V. Carus (Stuttg. 1875—88, 16 Bde.; Auswahl in 6 Bdn. 1886). Eine Übersetzung von Darwins »Kleinern Schriften« gab E. Krause (Leipz. 1885—86, 2 Bde.) heraus. Vgl. E. Krause, Ch. D. und sein Verhältnis zu Deutschland (Bd. 1 von Darwins »Kleinern Schriften«); »Life and letters of Charles D.« (von Francis Darwin, 1887, 3 Bde.; deutsch von Carus, Stuttg. 1887, 3 Bde.; Auswahl in 1 Bd., 1893).

3) George Howard, Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 1845 in Down (Kent), studierte seit 1864 in Cambridge, wurde 1868 Fellow des Trinity College, studierte dann in London die Rechte, ging aber 1873 wieder nach Cambridge und wurde schon 1879 Fellow der Royal Society, 1883 erhielt er die Professur der Astronomie in Cambridge, und 1885 wurde er Mitglied des Vorstandes des Meteorologischen Amtes. 1870 und 1871 war er an der wissenschaftlichen Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsternis in Sizilien beteiligt. 1875 veröffentlichte er eine Arbeit über die Ehen unter Blutsverwandten (deutsch von v. d. Velde, Leipz. 1876), dann aber widmete er sich besonders geologischen, geophysikalischen und astronomischen Studien. Hervorzuheben sind Untersuchungen über den Einfluß geologischer Veränderungen auf die Erdachse (1876), über die frühere Geschichte der Erde (1878), über den Einfluß des Mondes auf Gestalt und Veränderung der Erde in den geologischen Zeiten, über den Druck des losen Sandes, über kleine Veränderungen im Niveau der Erdoberfläche und über schwache Erdbeben (mit seinem Bruder Horace D.). Seit 1882 beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie und Berechnung der Gezeiten.

4) Francis, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1848 in Down, studierte in Cambridge, arbeitete auch in den Laboratorien von Sachs und de Bary und wurde 1888 Professor der Botanik in Cambridge. Seine Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiet der Pflanzenphysiologie und betreffen unter anderm die Spaltöffnungen, die Ameisen anlockenden Drüsen, das Wachstum von Pflanzenabschnitten, die Stellung der Blätter zum Licht, das üppigere Wachstum der fleischfressenden Pflanzen bei Fütterung mit Fleisch. Er war 1874—82 Hilfsarbeiter seines Vaters, z. B. bei dessen Werk »The power of movement in plants« (1880), gab die zweite Auflage der »Insectivorous plants« heraus und schrieb eine Biographie seines Vaters (s. oben).

Darwinismus (Darwinsche Theorie, hierzu Tafel »Darwinismus«), auch Zuchtwahl- (Selektions-) Theorie genannt, diejenige Form der Abstammungslehre (Deszendenztheorie, s. d.), welche Charles Darwin 1859 zur Erklärung des Naturlebens in seinem Zusammenhang aufgestellt hat, und welche gegenwärtig mit einigen leichten Veränderungen von der überwiegenden Mehrzahl der jüngern Naturforscher als die beste bisher gegebene Erklärung der Rätsel des Lebens betrachtet wird.

Die Grundlagen des D. in seiner ursprünglichen Gestalt bilden die drei Erfahrungsthatsachen der Veränderlichkeit, der Vererbungsfähigkeit und der Überproduktion der Lebewesen. Gegenüber dem Linné-Cuvierschen Dogma der Artbeständigkeit (s. Art) zeigte Darwin zunächst durch sein auf der Reise um die Welt und durch langjährige Beobachtung auf dem Gebiet der Züchtung gewonnenes und außerordentlich reichhaltiges Material, daß die Veränderlichkeit oder das Variationsvermögen der Pflanzen und Tiere viel weiter gehe, als man bisher geglaubt. Schon die Möglichkeit der Bildung neuer Formen durch Bastardierung (Hybridation), welche uns viele wichtige oder schöne Haustiere und Gartenpflanzen geliefert hat, spricht gegen das Dogma der Artbeständigkeit. So ist die Grundform unsrer Gartenaurikel (Primula pubescens) der Bastard zweier Primeln unsrer Alpenländer (Primula hirsuta und Auricula, vgl. Tafel »Darwinismus«, Fig. 17, 18 u. 19). Auch die Beobachtung wild lebender Pflanzen und Tiere bestätigt dies, und man hat in allen systematischen Übersichten stets Nebenformen aufführen müssen, welche man, soweit dies anging, als klimatische, lokale ꝛc. Spielarten in einen gewissen Bezug zu den umgebenden Bedingungen zu setzen suchte. Die Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter erweitern diese Beobachtungen namentlich durch den Nachweis, daß kein einziges Organsystem des lebenden Körpers von diesem Variationsvermögen frei ist. Die ungeheure Mannigfaltigkeit unsrer Kulturpflanzen und Haustiere (man denke z. B. an die Spielarten der Gartenblumen, Gemüsearten und Obstsorten oder an die von Darwin zum besondern Gegenstand seiner Studien gemachten Taubenrassen) bietet noch außer der Mitwirkung von Hybridationen das ausgiebigste Beweismaterial gegen das Dogma von der Unveränderlichkeit der Art. Manche Arten neigen mehr zur Spielartenbildung als andre, wofür als Beispiel eine einheimische Hummel (Bombus confusus) angeführt werden mag, die in der Färbung ihres Hinterleibes und ihrer Bänderung bei Männchen, Weibchen und Arbeitern so viel Mannigfaltigkeit zeigt, daß man dabei wohl ein Dutzend verschiedener Formen unterscheiden kann (s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 1—4). Die Varietäten aber sind nach Darwins Auffassung nichts andres als beginnende Arten, und es kommt nur darauf an, daß sie sich weit genug von der Stammform entfernen, um als selbständige, neue Arten zu gelten. Sie werden am sichersten dadurch zu neuen Arten, wenn die Abänderung ihre Geschlechtsorgane oder deren Reifezeit, bei den Pflanzen die Blütezeit, derartig beeinflußt, daß eine geschlechtliche Vermischung (Inzucht) der Stammform und der beginnenden Art nicht mehr von Erfolg ist, ein von Romanes als physiologische Auslese bezeichneter Vorgang. Die Ursache der meisten Abänderungen wurde vornehmlich in äußern Einwirkungen gesucht, in Veränderungen der Nahrung, des Klimas, der Lebensweise ꝛc., auf welche jeder Organismus in bestimmter, eigentümlicher Weise reagiert, wie dies schon Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire in seinen Darlegungen über den Einfluß des äußern Mittels behauptet hatte. Nur in den seltensten Fällen ist diese Einwirkung eine unmittelbare. So kann man bei gewissen Blattkrebsen bestimmte Formverwandlungen beliebig hervorrufen, indem man den Salzgehalt des Wassers, in welchem sie leben, vermehrt oder vermindert. Einen direkt abändernden Einfluß der Temperatur zeigen gewisse Schmetterlinge in ihrem sogen. Saisondimorphismus, bei denen nämlich aus überwinterten Puppen Schmetterlinge hervorgehen, die durch Färbung und Flügelschnitt von der Sommerbrut sehr verschieden sind, wie z. B. bei Vanessa Levana und Prorsa (s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 8 u. 9); hierbei stellt erstere die

Winterform, letztere die Sommerform dar. Aber die Winterform kann künstlich im Sommer erzielt werden, wenn die Puppen der Sommerbrut in einen Eiskeller gebracht werden, und dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil es die nachwirkenden Einflüsse der äußern Bedingungen auf alle Lebensperioden erweist. So kann auch aus den Puppen des Nesselfalters (Vanessa Urticae), wenn er bei kaltem Wetter gezogen wird, eine Form erzielt werden, die dem Polarfuchs (V. polaris) sehr ähnlich ausfällt, während bei sehr warmem Sommerwetter Schmetterlinge ausschlüpfen, die dem sardinischen Fuchs (V. Ichnusa) gleichen, also klimatische Abarten, die sich als sogen. vikariierende Arten in den verschiedenen Himmelsstrichen gegenseitig vertreten (s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 5—7). Alle derartigen Änderungen sind in der Regel nicht auf ein Organ oder Organsystem beschränkt, vielmehr sind gewisse Änderungen immer mit solchen in andern Organen verknüpft, wie die Farbe der Haare und der Augen oder die Geweihbildung mit dem Fehlen der obern Eck- und Schneidezähne. Man nennt dieses noch vielfach dunkle Verhalten das Gesetz von den Wechselbeziehungen oder der Korrelation der Organe. Als einer der wichtigsten Faktoren galt die schon von Erasmus Darwin und Lamarck betonte Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs von Körperteilen (funktionelle Anpassung). Jedermann erinnert sich der kräftigen Arme des Arbeiters, der starken Beine der Tänzer und Fußwanderer. Auf der andern Seite schwinden Organe, die außer Gebrauch gesetzt werden, alsbald dahin, so die Augen der beständig im Finstern lebenden Tiere, die Füße der festwachsenden und die meisten äußern Organe der Schmarotzertiere. Man spricht hierbei von einer sogen. direkten Anpassung an neue Lebensbedingungen, insofern unmittelbar das Zweckmäßige durch Übung oder Nichtübung erreicht wurde. Am stärksten werden solche äußere umwandelnde Umstände einwirken, wenn eine Art in eine völlig neue Umgebung mit sehr veränderten Lebensverhältnissen gebracht wird, z. B. in ein fernes Land. Wir können diesen Einfluß täglich an Europäern studieren, wenn sie nur ein Menschenalter in Nordamerika zugebracht haben, und offenbar wird der verändernde Einfluß der Auswanderung in ferne Länder (Migration) bei Tieren und Pflanzen noch viel größer sein als beim Menschen, der sich vielen Natureinflüssen entzieht. Daher hat auch Moritz Wagner im Gegensatz zur Darwinschen Theorie eine besondere Migrations- oder Separationstheorie aufgestellt, welche die Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenformen aus der räumlichen Trennung der Varietäten oder aus einer direkten Anpassung an überall verschiedene Lebensbedingungen erklären will, so daß jedes Wesen seinen besondern Schöpfungs- oder besser Entstehungsmittelpunkt habe. Das letztere mag richtig sein, aber jedenfalls genügt diese Theorie nicht, um die sogen. Anpassung (s. d.), d. h. die zweckmäßige Ausrüstung der Lebewesen für die neuen Lebensbedingungen, zu erklären. Man kann vernunftgemäß weder annehmen, daß die Kälte der Polarzone weiß gefärbte und dickpelzige Tiere direkt erzeugt habe, noch daß solche Tiere etwa, weil sie aus andern Gründen eine weiße Farbe und einen dicken Pelz erhalten haben, nach der Polarzone ausgewandert wären; die Migration kann nur als förderliches Moment für die Isolierung neuer Arten gelten.

Als zweites Hauptprinzip galt für Darwin und seine ältern Anhänger die Vererbungsfähigkeit der neuerworbenen Eigentümlichkeiten, welche die Akkumulation derselben, das Fortschreiten der Abänderung in bestimmten Richtungen, die Steigerung der körperlichen und geistigen Kräfte am besten zu erklären scheint (s. Erblichkeit). Die gesamte Praxis der Tier- und Pflanzenzüchter gründet sich auf die Anwendung gewisser Erblichkeitsgesetze. Das wichtigste derselben ist, daß eine neuentstandene Variation am sichersten und gewöhnlich sogar befestigt und gesteigert wieder auftreten wird, wenn zwei nach derselben Richtung variierende Individuen miteinander gepaart werden (Inzucht). Anderseits werden Abänderungen wieder verschwinden, wenn durch die Paarung mit unveränderten Individuen die Vererbungskraft der neuerworbenen Eigenschaften durch die stärkere Vererbungstendenz der ältern Eigenschaften überwogen und geschwächt wird. Isolierung wird deshalb die Erhaltung neuer Variationen befördern, ungehinderte Kreuzung, sofern sie den Rückschlag zur Stammform begünstigt (s. Atavismus), sie hindern. Im übrigen wird der Umfang der Erblichkeit von einer neuern Richtung des D. stark eingeschränkt, insofern nur die im Keimstoff liegenden Tendenzen erblich sein sollen, nicht aber die rein von äußern Einflüssen erzeugten Abänderungen und Anpassungen. Nach einer von Nägeli angeregten und von Weismann weiter entwickelten Lehre soll alle Entwickelungs- und Veränderungsfähigkeit im persönlichen Keimstoff (Nägelis Idioplasma) ruhen, der infolge der geschlechtlichen Vermischung neue Entwickelungsrichtungen aufnimmt und andre ausscheidet und dadurch erst seine Variationsfähigkeit erwerben soll. Er pflanze daher nur in ihm liegende Fähigkeiten fort und empfange nichts von außen als die Richtung der Weiterentwickelung.

Wie dem auch sei, so sind Variabilität und Erblichkeit in irgend einem Umfange als Thatsachen der Erfahrung nicht zu bestreiten, aber aus ihrem Zusammenwirken ist man noch nicht im stande, die Zweckmäßigkeit und gesteigerte Vollkommenheit der Organisation, die uns in der Stufenleiter der Wesen entgegentritt, zu erklären, mögen wir nun bloß die heute lebenden oder auch die ausgestorbenen ins Auge fassen. Von den wunderbaren Erfolgen der künstlichen Züchtung überrascht, fragte sich Darwin, ob nicht auch in der freien Natur ein Verhältnis sich finden möge, welches im stande wäre, eine der auswählenden Thätigkeit des Züchters entsprechende Wirkung zu äußern, indem es die Entstehung bestimmter Varietäten begünstigte. Durch das Studium eines Buches des Nationalökonomen Malthus über die Mißverhältnisse, welche in der menschlichen Gesellschaft durch die starke Bevölkerungszunahme im Gegensatz zu der beschränkten Anzahl der Nährstellen entstehen, wurde er zu der Erkenntnis geführt, daß ein ähnlicher Kampf ums Dasein (struggle for life), wie ihn Malthus unter den Menschen schildert, in sogar noch erhöhtem Maßstab unter den Tieren und Pflanzen wegen ihrer zum Teil ungeheuern Vermehrungsfähigkeit entbrennen und die Folge haben müßte, daß nur die den obwaltenden Lebensverhältnissen am besten entsprechenden Varietäten erhalten werden. Dies Prinzip der sogen. natürlichen Auslese oder natürlichen Züchtung wurde übrigens gleichzeitig mit Darwin von Wallace zur Erklärung der Wesenmannigfaltigkeit und der Zweckmäßigkeit ihres Baues angewendet (Zuchtwahl- oder Selektionstheorie).

Um die Wirkungsweise der natürlichen Auslese zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Mitbewerbung wegen der Gleichartigkeit der Ansprüche an Boden, Nahrung, Sicherheit gegen Nachstellungen ꝛc. unter den Angehörigen derselben Art am stärksten sein würde, und daß hier geringe körperliche Vorzüge nach der einen oder andern Richtung, z. B. auf einem trocknen Boden und in einer trocknen Jahreszeit das Vermögen, mit etwas weniger Feuchtigkeit auszukommen, oder die Fähigkeit, durch eine bestimmte Färbung den Feinden besser zu entgehen, zum Siege führen können; es ist das Überleben des Passendsten, wie Herbert Spencer den Vorgang genannt hat. Die vielbewunderte Zweckmäßigkeit des Baues und die vollkommene Anpassung bestimmter Organismen für ihre Lebensverhältnisse sind in dieser Auffassung nichts andres als die Endergebnisse eines allseitigen Variationsvermögens im allgemeinen Konkurrenzkampf; nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste kann gegen seinesgleichen aufkommen und Fortdauer erringen. Überzeugende Beispiele für diesen Vorgang geben die genauen Anpassungen der Tierfarben und -Zeichnungen an Färbung und Beschaffenheit des Hintergrundes, vor dem sie sich gewöhnlich bewegen, oder auf dem sie ruhen, die vorwiegend weiße Farbe der Polartiere, die gelbe der Wüstenbewohner, die Glasdurchsichtigkeit vieler Wassertiere (s. Schutzfärbung), ferner die genaue Nachahmung gewisser gemiedener oder gefürchteter Tiere, die sich durch auffallende Farbe und Zeichnung weithin bemerklich machen (s. Mimikry).

Was hier in Bezug auf die äußere Erscheinung der Tiere angedeutet wurde, erstreckt sich aber auch auf den innern Bau, auf die gesamte Organisation, ja auf die Instinkte und Geistesfähigkeiten der Tiere; überall hat die natürliche Auslese das für die bestimmte Lebensweise Zweckmäßigste ausgewählt und erhalten. Hierher gehören natürlich auch Waffen und Panzer der Tiere, Verstärkungen des Gebisses für besondere Zwecke, Umgestaltungen der Füße zu Lauf-, Scharr-, Greif- und Ruderfüßen, bei den Pflanzen Aussäungsvorrichtungen, welche die möglichste Verbreitung einer Pflanze sichern, ꝛc. Die erlangte Zweckmäßigkeit ist in allen Einzelfällen eine relative, denn eine allen Verhältnissen der einen Lebensweise (z. B. dem Wasserleben) angepaßte Tierart wird in den meisten Fällen für andre Verhältnisse (z. B. für das Leben auf der Erde oder auf Bäumen) sehr unzweckmäßig organisiert erscheinen. Indessen läßt sich unschwer verstehen, wie die Auslese als ein die vollkommnere Einrichtung begünstigendes Moment auch zu Steigerungen der allgemeinen Leistungsfähigkeit führen, d. h. eine Vervollkommnung der Lebewesen von niedern Stufen zu höhern bewirken konnte. Das hierfür von der Auslese in Bewegung erhaltene Prinzip ist hauptsächlich das der Arbeitsteilung (s. d.). Die Höhenstufe eines Lebewesens prägt sich stets am einfachsten dadurch aus, daß sein Körper zur Ausführung der verschiedenen Leistungen immer enger anschließende Organe ausgebildet hat. An die Stelle einer alle Lebenstätigkeiten ausführenden gleichartigen Substanz, wie des Protoplasma-Leibes der niedersten Urwesen, treten, wenn wir etwas höher steigen, allmählich Körperteile, die durch ihre Ausbildung besondern Leistungen angepaßt sind. Nicht plötzlich wachsen dabei dem Körper neue Organe zu, sondern es findet meist ein Funktionswechsel statt; die Haut, welche bisher das Allgemeingefühl vermittelte, wird an besondern Stellen empfindlicher für Lichtwirkungen und an andern für Geschmacks- und Geruchsempfindungen; aus der früher nur nebenbei den Gasaustausch vermittelnden Schwimmblase der Fische entstand die Lunge der Lufttiere ꝛc. Bei der Anpassung von Pflanzen an das Wasserleben wandeln sich die Blätter teils in Schwimmblätter um, die durch lufterfüllte oder mit Schwimmblasen erfüllte Stengel an der Oberfläche gehalten werden, oder die untergetauchten Blätter teilen sich kiemenartig, um mehr Berührungspunkte mit dem im Wasser gelösten Sauerstoff zu erhalten. Beispiele geben z. B. die Wassernuß (Trapa natans) und der Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis, s. Tafel »Darwinismus«, Fig. 20—22), bei denen die obern Luftblätter die Grundform zeigen. Die Blütenbestäubung erfolgt fast immer an der Oberfläche. Bei Wasserinsekten (Fig. 23—25) entwickelt sich manchmal Kiemenatmung, und die Beine verwandeln sich in Ruderbeine. Es liegt aber auf der Hand, daß solche Sonderanpassungen von der Auslese begünstigt werden müssen, da durch sie immer mehr Wesen zum Genuß besonderer Nährstellen im Naturhaushalt befähigt wurden, unter denen dann die Konkurrenz stets leistungsfähigere Bildungen emporkommen lassen mußte, immer unter der Voraussetzung einer, soweit wir sehen, unbegrenzten Variationsfähigkeit. Natürlich darf dieser Fortschritt zu höherer Vollkommenheit nicht wie eine allgemeine Zielstrebigkeit oder ein Vervollkommnungstrieb an sich betrachtet werden, denn eine solche Annahme würde den Thatsachen widersprechen. Wir sehen vielmehr, daß, wenn auch im allgemeinen ein steter Fortschritt zu höhern Organisationen in der Natur seit jeher stattgefunden zu haben scheint, dabei doch auch zahllose Rückschritte und häufig ein tiefes Herabsinken von bereits erlangten Stufen höherer Organisation unter Tieren und Pflanzen stattgefunden hat, z. B. bei den Schmarotzern und Höhlentieren. Eine Krebsart, die sich im Laufe vieler Generationen daran gewöhnte, auf Kosten andrer Wesen von deren Säften zu leben, konnte dadurch vielleicht gewisse bei der ältern, selbständigen Ernährungsweise stehen gebliebene Geschwister überleben, büßte aber dabei alle ihm unnütz gewordenen Sinnes- und Bewegungsorgane ein; für sie war der Rückschritt vorteilhafter als der Fortschritt, und so haben auf einigen ozeanischen Inseln einige Käfer und sonstige Insekten, welche das Flugvermögen durch Verlust der Flügel ganz eingebüßt haben, über ihre geflügelten Kollegen das Übergewicht erlangt, wahrscheinlich, weil die fliegenden durch diese Fertigkeit immer wieder in Gefahr gerieten, bei heftigem Wind ins Meer geweht zu werden.

Darwin erklärte sich dieses Schwinden nichtgebrauchter Organe mit Lamarck durch die Begünstigung der stärker in Anspruch genommenen Teile auf ihre Kosten, während Weismann und seine Schule in ihr die Kehrseite der neue Organe züchtenden Auslese sieht, welche das Unnütze durch allgemeine Kreuzung (Panmixie) zum Verschwinden bringt. Dieser Neu-Darwinismus läßt also bloß Darwins Zuchtwahlgesetz gelten und will die Darwinsche Theorie von all den Ansichten befreien, die sie von Erasmus Darwin und Lamarck in Bezug auf die Einwirkung äußerer Einflüsse geerbt hat. Die Zuchtwahl dient ihr nur dazu, die aus innerer Wandlungsfähigkeit stammenden Neubildungen in die rechten Bahnen zu leiten. Im allgemeinen einfacher, bietet sie indessen dem Verständnis große Schwierigkeiten und darf vorderhand nur

als ein problematischer, von vielen unbewiesenen Behauptungen abhängiger Verbesserungsvorschlag angesehen werden.

Die meisten Veränderungen und namentlich auch die Rückschritte der Lebewesen lassen Spuren des ehemaligen Zustandes entweder in der Entwickelungsgeschichte oder auch im vollendeten Wesen zurück. Da z. B. die Insekten im allgemeinen vier Flügel haben, so muß es auffallen, daß die Fliegen und sonstigen Zweiflügler deren nur zwei aufweisen; aber bei genauerm Hinschauen gewahrt man an der Stelle der beiden Hinterflügel zwei kleine Stummel, die in der Entwickelung immer von neuem erscheinenden Überreste der verlornen Organe (rudimentäre Organe). Solchen Beweisen eines in irgend einer Richtung stattgehabten Rückschrittes begegnet der aufmerksame Naturbeobachter in großer Anzahl, sowohl bei Pflanzen als bei Tieren. Dahin gehören z. B. die verkümmerten Staubfäden weiblicher Blüten, die Augäpfel völlig blinder Tiere, die Zähne junger Wale, die Schwanzwirbel und Muskeln schwanzloser Wirbeltiere, die Bein- und Beckenstummel fußloser Seerinder, Schlangen und Eidechsen ꝛc. Diese rudimentären Organe sind weit entfernt, irgendwie nützlich zu sein, ihrem Inhaber zuweilen geradezu schädlich, wie der Blinddarm und die Schilddrüse des Menschen, welche beide ohne ersichtlichen Nutzen unter Umständen Verderben und Krankheit herbeiführen.

Die bisher angedeuteten Hypothesen suchen die Zweckmäßigkeit der organischen Bildungen durch mechanische Prinzipien zu erklären. Eine Reihe von Erscheinungen der organischen Natur fallen aber nicht unmittelbar unter den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, und hier läßt sich alles das zusammenfassen, was die ästhetische Seite der Natur angeht, auf die Schönheit oder Unschönheit der äußern Erscheinung, Farbenpracht, Formenreiz, Duft und Geschmack, Bezug hat. Auch auf diesem Gebiet hat Darwin zuerst die Wege des nähern Verständnisses eröffnet und zwar in seinem 1871 erschienenen Buch über die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Er zeigte, daß auch eine zufällig erlangte äußere Schönheitszunahme einem Tiere von Nutzen werden könne, sofern bei der Paarung schönere Tiere augenfällig bevorzugt werden und zuerst, bez. allein unter ihresgleichen dazu gelangen, sich fortzupflanzen. In der Regel ist es das männliche Geschlecht, welches auffallende äußere Zierate erlangt und mit denselben kokettiert, wie z. B. der männliche Pfau, Paradiesvogel, Fasan, viele Schmetterlinge und andre Insekten. Infolgedessen sind Männchen und Weibchen oft sehr verschieden, und dieser Geschlechts-Dimorphismus erstreckt sich nicht allein auf Farben, sondern auf Gestaltverschiedenheit (vgl. den verschiedenen Flügelschnitt von Ancyluris Inca auf Tafel »Darwinismus«, Fig. 10 u. 11). Häufig sind die Männchen mit besondern Waffen ausgerüstet (z. B. bei Hirschen und Käfern), und die Weibchen entbehren bei manchen Schmetterlingen und Käfern der Flügel. Die Weibchen, welche in der Regel und zum Teil wohl ihres besondern Schutzbedürfnisses wegen einfacher, d. h. weniger auffällig gefärbt erscheinen, üben eine Wahl aus und verhalten sich der Konkurrenz der Männchen gegenüber wie Preisrichter, die sich selbst als Preis hergeben. In der Regel erwirbt das stärkste Männchen den Preis im Ringkampf, oft besteht aber der Wettkampf nur in einem Entfalten der körperlichen Schönheit oder im Wettgesang vor dem wählenden Weibchen. Da nun die schönern und stärkern Männchen am meisten Aussicht haben, sich fortzupflanzen, so schließt Darwin, daß das unscheinbare Weibchen der Stammform am meisten gleicht, und daß die Schönheit der Männchen allmählich durch geschlechtliche Zuchtwahl entwickelt worden ist. Diese Meinung ist um so wahrscheinlicher, weil die geschlechtlichen Merkmale sich als ungemein variabel darstellen, wie es auf Tafel »Darwinismus«, Fig. 12—16, die Vertiefung der Rückenfurche und die sehr wechselnde Länge des Nasenhorns bei einem amerikanischen Mistkäfer (Phanaeus festivus) zeigt. Das Weibchen nimmt vielleicht darum keinen Anteil an der durch seine Wahl begünstigten Verschönerung, weil ihm beim Brüten die größte Unscheinbarkeit zum Schutz gegen seine Feinde nützlich ist. Auch die männlichen Jungen gleichen zuerst stets der Mutter, also der mutmaßlichen Stammform, und erlangen erst im Laufe ihrer fernern Entwickelung jenen auszeichnenden Schmuck des Männchens. Gegen diese Erklärung sind zwar von Wallace u. a. beachtenswerte Einwände erhoben worden, doch haben dieselben keine wahrscheinlichere Theorie an deren Stelle zu setzen gewußt.

Durch eine ähnliche Betrachtungsweise leitet man auch die Schönheit und den Wohlgeruch der Blumen aus einem Züchtungsprozeß her, bei welchem die dem Blumenstaub und dem Honig nachgehenden Insekten als die Züchter anzusehen sind, welche die durch Größe, Farbenschönheit oder Wohlgeruch ausgezeichneten Spielarten, weil sich dieselben ihnen schon aus einiger Entfernung sichtbar machten, bevorzugten und, indem sie zu ihrer Befruchtung und Fortpflanzung beitrugen, die Steigerung ihrer Anziehungskraft bewirken konnten (s. Blütenbestäubung, S. 131 f.). Auch auf diesem von teleologischem Standpunkt schon im vorigen Jahrhundert durch Kölreuter und Sprengel bearbeiteten Feld wirkten Darwins Arbeiten bahnbrechend, und er zeigte zunächst an den Orchideen, daß sich hierbei die innigsten Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten herausgebildet haben, und in einem spätern Werke, daß die Kreuzung der Blüten mit fremdem Pollen, wie sie die Insekten bewirken, für die Nachkommenschaft von Vorteil ist, weil die Samen kräftiger ausfallen als bei Selbstbefruchtung. Kann man sich nun erklären, wie sich aus den ältern Gewächsen mit unscheinbaren Blüten, die der Wind befruchtete, solche mit farbenreichen und duftenden Blüten entwickelt haben, so haben Darwins Arbeiten auch den Schlüssel für viele andre Umbildungen des Pflanzenreiches gegeben, z. B. für die Entstehung der besondern Wachstumsart der Kletterpflanzen und für die abnorme Ernährungsweise der insektenfressenden Pflanzen. Schon sein Großvater hatte darauf hingewiesen, daß viele Pflanzen die Fähigkeit erlangt haben, sich durch Dornen, Nesselhaare, Harzausschwitzungen, scharfe Öle und Giftstoffe gegen die Angriffe unerwünschter Gäste, die nichts zu ihrer Fortpflanzung beitragen, zu schützen, und auch dahin haben sich höchst merkwürdige Wechselbeziehungen entwickelt, indem z. B. manche Gewächse durch Ameisen, denen sie Unterkunft und Honignahrung gewähren, vor dem Besuch andrer, ihr Laub verzehrender Insekten geschützt werden (s. Ameisenpflanzen).

Erst durch die Erkenntnis des formenwandelnden Einflusses der Zuchtwahl wird das natürliche System der Pflanzen und Tiere, bei denen man schon längst von Verwandtschaftsbeziehungen und natürlichen Familien sprach, verständlicher, und das

ganze Reich des Lebens gliedert sich in wenige Hauptstämme, von denen sich unter Einordnung der ausgestorbenen, fossilen Formen die andern ableiten lassen, kurz das Gesamtsystem wird ein genealogisches, und die heute lebenden Arten lassen sich als die letzten grünenden Verzweigungen von Ästen verstehen, deren Stämme und Wurzeln in der grauesten Vorzeit ruhen. Die Gattungen lassen sich dann ebenso den Hauptzweigen, die Familien und Ordnungen den Nebenästen und die Klassen den Hauptästen am Stamm des Lebens vergleichen, und so wird die immer entferntere Formenverwandtschaft der einzelnen höhern Gruppen verständlicher, als sie jemals war. Bei der Aufsuchung dieser Verwandtschaften ist vor allem die Gleichwertigkeit (Homologie) der Teile blutsverwandter Tiere maßgebend, und man darf sich nicht von bloßen, durch ähnliche Lebensverhältnisse und Mimikry, also durch Vorgänge, die man unter dem Namen der konvergenten Züchtung zusammenfaßt, erzeugten Analogien täuschen lassen (s. Ähnlichkeit). So nehmen Schmarotzerpflanzen der verschiedensten Klassen eine gewisse Ähnlichkeit miteinander an, indem die Blätter sich zurückbilden und die Chlorophyllbildung unterbleibt. Vgl. den Fichtenspargel (Monotropa Hypopithys) und die Schuppenwurz (Lathraea Squamaria), Fig. 26 u. 27, die ganz verschiedenen Familien angehören. Erschwert wird die Aneinanderreihung der zu einander gehörigen Formen dadurch, daß zahlreiche Zwischen- und Übergangsformen im Laufe der Zeiten ausgestorben sind, doch sind viele solche bei Darwins Auftreten vorhandene Lücken inzwischen bereits ausgefüllt worden, so z. B. die tiefe Kluft, welche ehemals die Vögel von den übrigen Wirbeltieren (Reptilien) trennte, durch die Auffindung der Archaeopteryx und der gezahnten Vögel.

Die Stärke und der Wert des D. beruht in der schon von Kant geforderten mechanischen Erklärung der organischen Natur, durch welche gezeigt werden soll, wie alle Organismen und ihr zweckmäßiger Bau im Laufe einer langen Entwickelung allmählich geworden sein können, also in dem Ersatz der vorher geplanten Zweckmäßigkeit durch die gewordene Zweckmäßigkeit, weil sich nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste erhalten konnte. Der hierin gegebenen Bekämpfung des teleologischen Prinzips verdankt der D. einerseits seine Bedeutung für die Philosophie, anderseits die vielfachen Angriffe von seiten der Theologen und teleologischen Naturforscher. Und nicht weniger wichtig als die Erklärung des Zweckmäßigen ist die des Unzweckmäßigen und Bösen in der Natur, deren Dasein man sonst nur durch viele Winkelzüge, oder indem man sie einem bösen Prinzip zuschrieb, zu erklären wußte, durch die Erwägung, daß sich die durch die natürliche Auslese erlangte Zweckmäßigkeit immer nur auf das betreffende Wesen und seine Lebensweise selbst beziehen kann, also unter Umständen dahin drängen wird, dasselbe den übrigen Lebewesen möglichst gefährlich zu machen. Das Raubtiergebiß, der Giftzahn der Schlangen, das Gift vieler Pflanzen sind solche Errungenschaften. Dadurch, daß er aus demselben Prinzip die relative Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit, also z. B. auch die der rudimentären Organe, erklärte, wurde Darwin jener Newton der organischen Welt, den noch Kant erwartete. Zur Erklärung unzweckmäßiger Bildungen (Dysteleologie) hat sich eine besondere Lehre nach dieser Richtung ausgebildet.

Eine solche philosophische Bewegung mußte bald bedeutende Dimensionen annehmen und eine Menge wissenschaftlicher Gebiete in Mitleidenschaft ziehen. Ein festeres Gefüge empfing der D. zuerst durch das organisatorische Talent Häckels, welcher ihm die Gestalt eines abgerundeten naturphilosophischen Systems gab. Während Darwin zunächst mehrere erschaffene niedere Formen angenommen und den Menschen vorläufig außer Betracht gelassen, behandelte Häckel in seiner »Generellen Morphologie« (1866) bereits alle Organismen von demselben Gesichtspunkt, indem er den niedersten Urwesen oder Protisten freiwillige Entstehung (generatio aequivoca) zuschrieb und von ihnen, als gemeinsamer Wurzel, einerseits das Pflanzenreich und anderseits das Tierreich ableitete und das Menschengeschlecht als einen besonders weit entwickelten Zweig des letztern hinstellte. Infolge dieser genealogischen Betrachtungsweise der lebenden Natur wurde Häckel zum Entwerfen von sogen. Stammbäumen sowohl für die Gesamtheit als für die einzelnen Abteilungen veranlaßt, die zunächst nichts als Forschungsprogramme sein können, deren Bestätigung oder Berichtigung der Weiterforschung anheimgestellt wird. Ferner stützte er den D. durch den Hinweis auf die Entwickelung des Einzelwesens, weil sich hier oftmals der Parallelismus mit der Entwickelung der Klasse, Gattung und Art aufdrängt. Schon in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts hatten die Embryologen auf diesen Parallelismus hingewiesen (s. Entwickelungsgeschichte), durch welchen man z. B. aus dem Auftreten der Kiemenspalten bei den Embryonen höherer Wirbeltiere auf die Abstammung derselben von Kiementieren geschlossen hatte. Durch Huxley, Fritz Müller und Häckel wurde der Nachweis geführt, daß die individuelle Entwickelungsgeschichte einer Art (Ontogenie) in vielen Fällen ein getreues Nachbild der Geschichte ihres Stammes (Phylogenie) sei, und als sogen. biogenetisches Grundgesetz (s. Entwickelungsgeschichte) von Häckel formuliert. Die Entwickelungsgeschichte wurde so zum Beweismittel der Darwinschen Theorie und konnte in gewissen Fällen sogar als Wegweiser zur Ermittelung der natürlichen Verwandtschaften und der Abstammung dienen. Eine solche Gelegenheit trat bei der Entdeckung Kowalewskys über die übereinstimmende Entwickelung der Seescheiden und des Lanzettfischchens (Amphioxus) ein, durch welche zuerst eine Anknüpfung des Stammes der Wirbeltiere mit den niedern Tieren und speziell mit den Würmern angedeutet wurde. Die einschlägigen entwickelungsgeschichtlichen Arbeiten von Fritz Müller (über die Phylogenie der Krebse), Huxley, O. Schmidt, Häckel (über Quallen- u. Gastraeatheorie), Weismann u. a. führten dem D. neue Beweise zu.

Eine ähnliche Befruchtung erfuhren vergleichende Anatomie und Paläontologie. Auf dem Gebiete der erstern haben insbes. die Arbeiten von Gegenbaur, Huxley, Kowalewsky, der Gebrüder Hertwig u. a. die Erkenntnis der natürlichen Verwandtschaft und der Beziehungen der einzelnen Gruppen zu einander gefördert; die klassischen Untersuchungen des erstern erwiesen die Homologie der Teile aller zu einer und derselben Abteilung gehörigen Tiere, zumal der Knochen des Schädels, Rumpfes und der Extremitäten aller höhern und niedern Wirbeltiere. Huxley wies unter anderm die völlige Übereinstimmung des Körperbaues bei Affen und Menschen bis in die kleinsten Details des Gehirn- und Gliederbaues nach und arbeitete so den Werken Darwins und Häckels über die Abstam-

mung des Menschen vor, deren Erscheinung die Theorie krönte, aber natürlich einen großen Sturm hervorrief. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß weder von Huxley, Darwin oder Häckel noch von irgend einem unterrichteten Darwinisten jemals die ihnen von ununterrichteten Gegnern zugeschriebene Ansicht ausgesprochen worden ist, daß der Mensch vom Gorilla oder von sonst einem heute lebenden anthropoiden Affen abstamme; es ist vielmehr stets von ihnen hervorgehoben worden, daß dieselben mit dem Menschen nur die Spitzen divergierender Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes sein könnten, der auf einen gemeinsamen Urzeuger zurückführe. Es handelt sich also nach darwinistischen Ansichten hier um Vetterschaft, nicht um Ahnenschaft.

Sehr wichtige Unterstützungen hat der D. durch den paläontologischen Nachweis einerseits von sogen. Übergangsformen, die jetzt getrennt erscheinende Tier- und Pflanzenabteilungen verbinden, anderseits durch Auffindung ganzer Reihen ineinander übergehender und der Zeitfolge entsprechend nacheinander auftretender Tiere erhalten. Vor allem wichtig ist der paläontologische Nachweis, daß in allen Abteilungen einfacher organisierte Lebensformen den höher stehenden in strenger Stufenfolge vorausgegangen sind. So begannen im Pflanzenreich Algen, Farne, Schafthalme und Lykopodiaceen, d. h. Pflanzen ohne Blüten- und Samenbildung, die Reihe, es folgten die Ursamenpflanzen, zu denen Nadelhölzer und Cykadeen gehörten, und erst dann traten die höhern, Blumen tragenden Gewächse auf die Schaubühne; im Tierreich erschienen nacheinander wirbellose Tiere, Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere. Auch in jeder Unterabteilung gingen, soweit es sich irgend übersehen läßt, einfacher gebaute Formen den höher stehenden voraus, so unter den Säugern die Beuteltiere, während der Mensch sich erst in den jüngsten Schichten fossil findet. Bei einzelnen Tieren konnte die Umwandlung durch fast lückenlose Formenreihen verfolgt werden, wie z. B. bei einer Süßwasserschnecke (Planorbis multiformis), von welcher Hilgendorf 1866 einen vollständigen Stammbaum mit mehreren divergierenden Ästen im Steinheimer Süßwasserkalk nachweisen konnte. Ähnliche zusammenhängende Reihen sind von andern Forschern bei Trilobiten, Brachiopoden, Ammoniten und andern Tieren beschrieben worden. Das größte Aufsehen in dieser Richtung haben die Untersuchungen über die fossilen Säugetiere, namentlich über die fossilen Pferde und andre Huftiere, von Rütimeyer, Kowalewsky, Huxley, Marsh u. a. erregt. Durch mehr als ein halbes Hundert Arten, von denen die meisten in Nordamerika gefunden worden sind, hat sich der Stammbaum des Pferdes bis in die früheste Eocänzeit zurückverfolgen lassen. Schritt für Schritt läßt sich die Entstehung des Einhufers aus dem Fünfhufer und die allmähliche Umbildung aller Fuß- und Armknochen, des Schädels und Gehirns, des Gebisses ꝛc. verfolgen (s. Pferde), und ähnlich gelang es bei andern Huftieren, so namentlich bei Nashörnern, Schweinen, Hirschen u. a.

Eine der nächsten Folgen der Erstarkung des D. war, daß er eine Reihe andrer Wissenschaften in seine Kreise zog. In der Geologie hatte Lyell bereits das Prinzip der allmählichen Entwickelung gegenüber der Katastrophentheorie zur vollsten Geltung gebracht. Die Astronomie folgte, und selbst die Chemie und Physik blieben nicht unberührt von dem Entwickelungsgedanken. Für die Medizin und namentlich für die Ansteckungs- und Immunitätslehre wurde das Studium der Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit niederster Lebensformen von Bedeutung. Der folgenschwerste und bedeutungsvollste Akt dieser Übertragung der das ganze Weltall beherrschenden Naturgesetze auf die Entwickelungserscheinungen des Alls bestand aber offenbar darin, daß, wie einst die Erde durch Kopernikus aus ihrer Mittelpunktsstellung geworfen wurde, nunmehr der Mensch selbst, der bisher eine Ausnahmestellung einzunehmen gewillt war und als über der Natur stehend namentlich in seinem geistigen Leben betrachtet worden war, als ein zugehöriger Teil des Ganzen reklamiert und mitten in die Natur hinein versetzt wurde. Damit zog der D. auch die Geisteswissenschaften in seine Kreise, und es begann nun eine nie vorher dagewesene Wechselwirkung zwischen Natur-, Geist- und Geschichtsforschung; alle Wissenschaften boten Berührungspunkte, und ihre Bearbeitung vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt hat auf manche derselben ein ganz überraschendes Licht geworfen. In diesem Sinne zeigt sich die Menschenhistorie mit allen ihren Verzweigungen als ein Glied der allgemeinen Naturhistorie, wird durch eine »Vorgeschichte des Menschen« (Prähistorie) ergänzt, die wiederum in einer Entwickelungsgeschichte der Erde, des Sonnensystems und des Weltalls ihre erläuternde Vorgeschichte findet, wobei immer dieselben treibenden Kräfte und dieselben regelnden Gesetze der Entwickelung zu Grunde gelegt werden.

Sofern die Durchforschung der jüngern Erdschichten das hohe Alter des Menschengeschlechts durch echt fossile Funde längst bestätigt hat, und da die vorhistorischen Forschungen zahlreiche Anhaltspunkte für die Entwickelung des Menschen aus niedern, tierähnlichen Zuständen beibrachten, sind Anthropologie und Ethnologie alsbald nach darwinistischen Grundsätzen behandelt worden. Hier gingen besonders ältere französische und englische Forscher voran, wie Boucher de Perthes, Christie, Lartet, Lyell, Lubbock, Tylor, Spencer u. a., während die deutschen Gelehrten, wie Bastian, Virchow, Ranke u. a., vielfach einen antidarwinistischen Standpunkt einnehmen. Inzwischen sind jedoch die Erfolge der von entwickelungsgeschichtlichen Prinzipien ausgehenden Forscher in der Erklärung der menschlichen Zustände, z. B. hinsichtlich des Ursprungs der Sprache und der Gefühlsäußerungen, der Sitten und Gebräuche, der Gesetze und Religionssysteme, der Gesellschaftsbildungen und Verträge, der Fähigkeiten und Kunstfertigkeiten, so schlagend ans Licht getreten, daß die Frage, welche Richtung auf diesem Gebiete siegreich sein werde, kaum mehr zweifelhaft erscheinen kann. Was den Ausdruck der menschlichen Gemütsbewegungen durch Mienenspiel und Geiten betrifft, so hat auch auf diesem anscheinend fernab liegenden Gebiete Darwin 1872 den ersten sichern Grund gelegt, indem er zeigte, daß unter den höhern Tieren, wie unter den Menschen selbst, eine übereinstimmende Physiognomik entwickelt ist, um die Grundempfindungen, wie Freude, Schmerz, Anhänglichkeit, Furcht, Schrecken, Zorn ꝛc., auszudrücken. Auf dieser Grundlage haben dann Wundt, Preyer, Romanes u. a. weitergebaut und den Grund zu einer Lehre von einer Entstehung der Instinkte und des Geistes (Psychogenesis, s. d.) gelegt. Die Bildung der Begriffe und die Weiterentwickelung der Sprache im mehr oder weniger entschieden darwinistischen Sinne haben besonders Pictet, Geiger, Steinthal, Noiré, Schleicher,

Bleek, Whitney u. a. zu ihrer Aufgabe gemacht und dabei gezeigt, daß ſich die Wortformen ſowohl als die verſchiedenen Sprachen vielfach ganz ähnlich entwickelt, verbreitet und verdrängt haben wie die lebendigen Organismen. Für eine entſprechende Behandlung der Pſychologie iſt eine materielle Unterlage geſchaffen worden, ſeitdem Hitzig, Fritſch, Ferriar, Munck u. a. die Übereinſtimmung der menſchlichen mit den tieriſchen Gehirnfunktionen experimentell nachgewieſen haben, und wie es im menſchlichen Gehirn ein beſonderes Organ für die Sprache gibt, ſo nehmen die meiſten neuern Pſychologen an, daß ſich das Denkvermögen und die Fähigkeit, abſtrakte Vorſtellungen und Begriffe zu bilden, Hand in Hand mit der Sprache entwickelt haben müſſen. Das Verhältnis zu den Sinneseindrücken iſt namentlich durch Helmholtz, die Funktion des Gedächtniſſes durch Hering, die vergleichende Pſychologie durch Horwicz, Lubbock, Romanes und Spencer bearbeitet worden. Die hierher gehörigen Betrachtungen berühren ſich mit denen über das Verhältnis der Ethik und Philoſophie zum D., und in beiden Gebieten hat man auf Spinoza zurückgegriffen und die hier auftretenden Fragen im moniſtiſchen Sinne zu löſen geſucht. Der Monismus nimmt nicht nur die Einheit von Geiſt und Materie, ſondern auch eine gleichmäßig fortſchreitende Entwickelung beider an, und in dieſem Sinne haben Carneri, Noiré, Wundt, Caspari ſowie neuerdings Frohſchammer und Häckel die einſchlägigen Fragen zu löſen geſucht. Die Kulturgeſchichte vom darwiniſtiſchen Standpunkt iſt außer von Lubbock und Spencer, die vom ethnologiſchen Standpunkt ausgehen und die Zuſtände der wilden Völker zur lehrreichen Vergleichung heranziehen, in mehr hiſtoriſch-kritiſcher Richtung von Hellwald, auf pſychologiſcher Grundlage mit beſonderer Rückſicht auf Mythologie und Entwickelung der religiöſen Vorſtellungen von Tylor, Caspari, Carneri, Höffding u. a. behandelt worden. Die Geſellſchaftswiſſenſchaften und Politik haben unter andern Bachhofen, Bagehot, Spencer, Lilienfeld in dieſem Sinne betrachtet, die Rechtswiſſenſchaften Poſt, Fick, Jhering, ſo daß beinahe kein Gebiet des menſchlichen Forſchens und Denkens unberührt geblieben iſt. Den einenden Mittelpunkt aber, in welchem ſich alle dieſe Wiſſenſchaften und Beſtrebungen zuſammenfinden, bildet der befruchtende Gedanke, daß der Menſch mit allem ſeinen Denken und Empfinden, mit allem ſeinen Können und ſeinen Einrichtungen ein Gewordenes iſt, wie die geſamte Natur.

Vgl. Ch. Darwin, Geſammelte Werke (deutſch von Carus, Stuttg. 1875—88, 10 Bde.); Derſelbe, Kleinere Schriften (deutſch hrsg. von Krauſe, Leipz. 1886, 2 Bde.); Wallace, Der D. (deutſch von Brauns, Braunſchw. 1891); Derſelbe, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl (1870; deutſch von A. B. Meyer, Erlang. 1870); Häckel, Generelle Morphologie (Berl. 1866, 2 Bde.); Fritz Müller, Für Darwin (Leipz. 1864); Eimer, Die Entſtehung der Arten (Jena 1888); Spitzer, Beiträge zur Deſzendenztheorie und zur Methodologie der Naturwiſſenſchaft (Leipz. 1886); Weismann, Studien zur Deſzendenztheorie (daſ. 1875—76, 2 Tle.); Koken, Die Vorwelt und ihre Entwickelungsgeſchichte (daſ. 1893). Mehr darſtellend ſind: Häckel, Schöpfungsgeſchichte (8. Aufl., Berl. 1889, 2 Bde.); G. Jäger, Die Darwinſche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion (Stuttg. 1869); Weygoldt, Darwinismus, Religion, Sittlichkeit (Leid. 1878); Seidlitz, Die Darwinſche Theorie (2. Aufl., Leipz. 1875); O. Schmidt, Deſzendenztheorie und D. (2. Aufl., daſ. 1874); Romanes, Darwin and after Darwin (Bd. 1, Lond. 1892). Ganz populär gehalten ſind: Büchner, Sechs Vorleſungen über die Darwinſche Theorie (5. Aufl., Leipz. 1890); Carus Sterne, Werden und Vergehen (3. Aufl., Berl. 1885); Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt (Leipz. 1893); Zacharias, Katechismus des D. (daſ. 1892). Über die Stellung des Menſchen in naturhiſtoriſcher Beziehung handeln insbeſondere: Huxley, Zeugniſſe für die Stellung des Menſchen (deutſch von Carus, Braunſchw. 1863); Häckel, Anthropogenie (4. Aufl., Leipz. 1891, 2 Bde.); Lyell, Das Alter des Menſchengeſchlechts (deutſch von Büchner, 2. Aufl., daſ. 1874). Von den gegneriſchen Schriften ſeien hervorgehoben: Wigand, Der D. (Braunſchw. 1873—76, 3 Bde.), und v. Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften (Petersb. 1876). Die Einwürfe des erſtern ſind von Jäger (»In Sachen Darwins contra Wigand«, Stuttg. 1874), die des letztern, welche ſich nur gegen einzelne Punkte wenden, von Seidlitz (»Beiträge zur Deſzendenztheorie«, Leipz. 1876) zurückgewieſen worden. Vielfach abweichende Anſichten brachten C. v. Nägeli, Mechaniſch-phyſiologiſche Theorie der Abſtammungslehre (Münch. 1883); M. Wagner, Die Entſtehung der Arten durch räumliche Sonderung (Baſ. 1889), und Weismann in ſeinen neuern Schriften (ſ. Erblichkeit). In den Jahren 1877—86 widmete ſich eine beſondere Monatsſchrift: »Kosmos« (Stuttg.), dem Ausbau des D.

Daryl, Philippe, Pſeudonym, ſ. Grouſſet.

Daſa, Volk in Nordafrika, ſ. Tibbu.

Daſchitz (tſchech. Dašice), Stadt in der böhm. Bezirksh. Pardubitz, an der Lautſchna und der Linie Wien-Prag der Staatseiſenbahn, hat eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei und (1890) 2104 tſchech. Einwohner.

Daſchkow, Katharina Romanowna, Fürſtin, Tochter des ruſſiſchen Generals Grafen Woronzow, geb. 28. März 1743 in Petersburg, geſt. daſelbſt 16. Jan. 1810, ward im Alter von 15 Jahren mit dem Fürſten D. vermählt, verlor aber ſchon nach 3 Jahren ihren Gatten und ward 1762 Staatsdame der Kaiſerin Katharina II. Sie hatte hervorragenden Anteil an der Verſchwörung gegen Peter III. und trug weſentlich zur Thronbeſteigung Katharinas bei. Bald darauf fiel ſie in Ungnade, ward nach Moskau verwieſen, verließ nach einiger Zeit Rußland und trat mit Voltaire und den franzöſiſchen Encyklopädiſten in Verbindung. Später nach Petersburg zurückgerufen, trug ſie viel zu den Fortſchritten der Aufklärung in Rußland bei, verſah ſeit 1783—96 den Poſten eines Direktors der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg und eines Präſidenten der von ihr 1783 gegründeten ruſſiſchen Akademie (jetzigen zweiten Abteilung der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften), war Mitglied vieler auswärtiger gelehrter Geſellſchaften und thätige Mitarbeiterin an dem Wörterbuch der ruſſiſchen Akademie, welches unter ihrem Vorſitz zu Ende gebracht ward. Auch ſchrieb ſie Verſchiedenes, z. B. Luſtſpiele und kleine Dramen in ruſſiſcher Sprache, und gab 1788—85 eine Zeitſchrift heraus unter dem Titel: »Der Geſprächsgenoſſe der Freunde der ruſſiſchen Litteratur«. Die Hauptmitarbeiterin war Katharina. Auf Befehl Kaiſer Pauls mußte ſie eine Zeitlang auf einem ihr gehörenden, in einer Wildnis gelegenen Bauerngut leben. Ihre Memoiren wurden engliſch herausgegeben von Mrs. Brad-

ford (Lond. 1840, 2 Bde.), russisch von A. Herzen (1856, Leipz. 1876), deutsch Hamburg 1857, 2 Bde.

Daschkówka, Flecken im russ. Gouv. Mohilew, Kreis Bychow, am Dnjepr, mit etwa 1000 Einw. Hier 10. Juli 1812 siegreiches Treffen der Russen unter Rajewsky gegen die Franzosen unter Davoût.

Dase, Johann Martin Zacharias, Schnellrechner, geb. 23. Juni 1824 in Hamburg, gest. daselbst 11. Sept. 1861, gab seit 1839 öffentliche Produktionen als Rechenkünstler in den Hauptstädten Deutschlands, überall durch sein Talent Bewunderung erregend. So multiplizierte er in Wiesbaden eine 60zifferige Zahl mit einer andern 60zifferigen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft und zog in München die Quadratwurzel aus einer 100zifferigen Zahl in 52 Minuten aus. Seit 1853 war er einige Jahre im preußischen Finanzministerium beschäftigt. Er schrieb: »Tafeln der natürlichen Logarithmen der Zahlen« (Wien 1850) und »Der Kreisumfang für den Durchmesser 1, auf 200 Dezimalstellen berechnet« (in Crelles »Journal für Mathematik«, 1844).

Dasein, s. Sein.

Dasent (spr. dēßent), Sir George, eigentlich Webbe, engl. Gelehrter, geb. 1818 auf der Insel St. Vincent, ward am King's College zu London und in Oxford gebildet und 1852 Advokat am Middle Temple zu London. Er war auch eine Zeitlang Hilfsredakteur der »Times«, ward im Februar 1870 von der Regierung zum Mitglied der obersten Prüfungskommission (Civil Service Commissioner) ernannt und erhielt 1876 die Ritterwürde. D. gehört zu den gründlichsten Kennern des Nordischen, insbes. des Isländischen. Unter seinen Arbeiten auf diesem Gebiete sind zu nennen: die Übersetzung der jüngern Edda (1842); »Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues« (1845); »The Norsemen in Iceland« (1858); »Popular tales from the Norse« (nach Asbjörnsen und Moe, 1859, 3. Aufl. 1888); »The story of Burnt Njal« (1861); »The story of Gisli the outlaw« (1866); »The Vikings of the Baltic, a tale of the X. century« (1875, 3 Bde.; die Geschichte der Jomswikinger behandelnd). Nebenbei schrieb er die Romane: »Annals of an eventful life« (5. Aufl. 1870), »Three to one« (1872), »Half a life« (1874) und gab eine Sammlung seiner Essays unter dem Titel: »Jest and earnest« (1873, 2 Bde.) heraus.

Dash (spr. dasch oder daß), eigentlich Gabrielle Anne Cisterne de Courtiras, Vicomtesse de Saint-Mars, gewöhnlich Gräfin von D. genannt, franz. Romanschriftstellerin, geb. 2. Aug. 1804 in Poitiers als Tochter einer angesehenen und reichen adligen Familie, gest. 11. Sept. 1872 in Paris, verheiratete sich sehr früh und widmete sich, nach dem Verlust ihres Vermögens, der schriftstellerischen Thätigkeit. Sie lieferte mehrmals im Laufe eines Jahres 5—6 Romane. Ihre Stoffe sind beinahe ausschließlich der vornehmen oder doch der vornehm thuenden Welt entnommen und besonders deren Verirrungen in der Liebe mit einer nichts weniger als weiblichen, aber doch nicht ungraziösen Offenheit bloßgelegt. Man braucht nur die Titel einzelner dieser (auch ins Deutsche übersetzten) Romane, wie: »Les amours de Bussy-Rabutin« (1850), »La pomme d'Ève« (1853), »Les galanteries de la cour de Louis XV« (1861), »Les dernières amours de Mad. Dubarry« (1864), »Comment tombent les femmes« (1867), »Les aventures d'une jeune mariée« (1870) ꝛc., zu nennen, um erraten zu lassen, wes Geistes Kinder hier vorliegen.

Dasjespitz (Dassenpitz), s. Klippschliefer.

Dasra und **Râsatja,** s. Aswin.

Dassel, Stadt im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Einbeck, am Solling, unweit der Ilme und an der Linie Salzderhelden-D. der Preußischen Staatsbahn, 161 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Oberförsterei, Eisengießerei, Steinbrüche (Platten ꝛc.), Steinschleiferei, Kalksteinbrüche und Kalkbrennerei und (1890) 1453 meist evang. Einwohner. — D., schon 920 erwähnt, war der Sitz sächsischer Dynasten, von denen die Raugrafen von D. abstammten. In nächster Nähe das Remontedepot Hunnesrück.

Dassel, Grafen (Raugrafen) von, altes sächs. Geschlecht, dem Range nach die zweite der zwölf Grafenfamilien, aus denen die Sachsen ihre Herzöge wählten. Als Stammvater des Hauses wird Walther, Graf von D. und Newenoder, genannt, der um 700 lebte. Adolf der Kühne, Graf von D., Neffe des Erzbischofs Reinald zu Köln (s. d.), verteidigte 1189 in Abwesenheit des Grafen Adolf von Schauenburg dessen Gebiet gegen Heinrich den Löwen, der ihn zur Flucht nach Lübeck zwang. Doch sammelte D. ein Heer und brachte 1190 den Anhängern Heinrichs an der Trave eine große Niederlage bei, infolge deren sich Heinrich zum Frieden bequemte. Mit Graf Dietrich von D. erlosch 1329 das Grafengeschlecht.

Dasselbeulen
Dasselfliegen } s. Bremen, S. 444 f.

Dassen, kleine Felseninsel an der Westküste der britisch-südafrikan. Kapkolonie, zwischen der Saldanha- und der Tafelbai, westlich vom Dassenberge, beide so benannt nach den hier häufig vorkommenden Klippdachsen, im Kapland Dassen genannt.

Dassenpitz (Dassipis), s. Klippschliefer.

Dassow, Flecken in Mecklenburg-Schwerin, am Einfluß der schiffbaren Stepenitz in den Dassower Binnensee (rechts zur Trave), hat eine evang. Kirche, Fischerei und (1890) 1876 Einw. — Ehemals stand in D. die Burg Dersau, die bis zu Anfang des 13. Jahrh. von den Grafen zu Holstein bewohnt war und um 1263 zerstört wurde.

Dasychira, s. Buchenspinner.

Dasymeter (Barostop, Luftwage, Wagemannmeter), ein von Guerike 1650 erfundenes Instrument, welches die Veränderungen der Dichtigkeit der Luft erkennen läßt. Es besteht aus einem Wageballen, der an einem Ende einen mit Luft gefüllten und zugeschmolzenen Glasballon, am andern ein kleines verstellbares Gold- oder Platingewicht trägt. Hält das Gewicht dem Ballon bei einer bestimmten Dichtigkeit der Luft das Gleichgewicht, so senkt sich der Ballon nach dem Archimedischen Gesetz bei abnehmender und steigt bei zunehmender Dichtigkeit der Luft. Vgl. Manometer.

Dasypodius (Rauhbein, Hase), Konrad, Mathematiker, geb. 1530 (1529) in Frauenfeld, gest. 26. April 1600 in Straßburg als Professor der Mathematik an der Akademie und Kanonikus an der Thomaskirche daselbst. D. war Lehrer und Ephorus an dem Gymnasium Argentinense (jetzigem protest. Gymnasium) und verfaßte wohl das erste für den Unterricht an einem Gymnasium bestimmte Lehrbuch: »Institutionum mathematicarum erotemata« (1593). Er ist auch der Schöpfer der berühmten Uhr des Straßburger Münsters, welche unter seiner Leitung 1572—74 von Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen angefertigt wurde. Vgl. Blumhof, Vom alten

Mathematiker K. D. (Götting. 1798); »Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums« (Straßb. 1888).

Dasypodidae (Gürteltiere), Familie der Zahnlücker (s. d.).

Dasyprocta, der Aguti.

Dasypus, das Gürteltier.

Dasyuridae (Beutelmarder), Familie der Beuteltiere (s. d.).

Dasyūrus, der Beutelmarder.

Data, s. Daten.

Data et accepta (lat.), Ausgabe und Einnahme.

Dataria (D. apostolica, Datarie), eine päpstliche Verwaltungsbehörde, von welcher kirchliche Gnadensachen, Dispensationen ꝛc. expediert, auch kleinere Pfründen besetzt werden. An ihrer Spitze steht ein Kardinal mit dem Titel Prodatarius, unter ihm der Datarius und mehrere Subdatarien. Der Name D. ist von der Unterschrift der Erlasse: »Datum Romae, apud S. Petrum«, (»Gegeben zu Rom, beim heil. Peter [im Vatikan]«), entlehnt.

Datchet (spr. dätschet), Dorf in Buckinghamshire (England), Windsor gegenüber, Schauplatz von Falstaffs Abenteuern mit den »Lustigen Weibern von Windsor«.

Dat, donat, dedicat (lat., abgekürzt d. d. d.), »gibt, weiht, widmet«, bei den Römern übliche Inschrift auf Göttern geweihten Gegenständen, noch jetzt in lateinischen Schriften Formel der Dedikation.

Daten (Data, lat., Mehrzahl von Datum, s. d.), Thatsachen, Thatsächliches; bei Euklid und andern Geometern Sätze, welche aussagen, daß, wenn gewisse Dinge gegeben, andre mit gegeben sind.

Dati, Carlo Roberto, ital. Gelehrter, geb. 2. Okt. 1619 in Florenz, gest. daselbst 11. Jan. 1675, ward 1640 Mitglied der Accademia della Crusca, als welches er Smarrito (der »Verwirrte«) hieß, und nahm an der Ausarbeitung der dritten Ausgabe des Wörterbuchs derselben Anteil. Er wurde 1648 Professor der alten Sprachen zu Florenz. Sein Hauptwerk sind die »Vite de' pittori antichi« (Flor. 1667; neue Ausg., Mail. 1831). Seine »Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito«, von denen er nur den ersten Band (Flor. 1661) lieferte, wurden von Bottari u. a. fortgesetzt (das. 1716—45, 18 Bde.), so daß das Ganze 18 Bände ausmacht. Briefe von ihm gab Moroni (Flor. 1825), den »Discorso dell' obbligo di ben parlare la propria lingua« Fanfani (das. 1870) heraus.

Datieren, s. Datum.

Datio (lat.), die Handlung des Gebens. D. in solutum, Überlassung von Sachen an Zahlungs Statt (s. Annahme an Zahlungs Statt).

Datisca *L.* (Streichkraut, Strichkraut), Gattung aus der Familie der Datiscaceen, Stauden mit wechselständigen, fiederspaltigen Blättern, kleinen Blüten in rispigen Trauben und vielsamigen Kapseln. D. cannabina *L.* (gelber Hanf), auf Kreta und im Orient heimisch, wird 1,5—2 m hoch, ist im Habitus dem Hanf ähnlich und wird in Ostindien zum Gelbfärben der Seide benutzt, bei uns als Zierpflanze kultiviert. Der Stengel liefert spinnbare Bastfaser. Blätter und Wurzel enthalten Datiscin $C_{21}H_{22}O_{12}$, ein in farblosen Nadeln kristallisierendes, in Wasser schwer, in Alkohol leicht lösliches Glykosid, welches neutral reagiert, mit Alkalien tiefgelbe Lösungen gibt und durch verdünnte Säuren in Zucker und Datiscetin $C_{15}H_{10}O_6$ gespalten wird. Letzteres gibt beim Schmelzen mit Ätzkali Salicylsäure.

Datiscaceen, dikotyle, aus wenigen Arten bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter von hanfartigem Aussehen oder Holzpflanzen mit einfachen oder geteilten Blättern und unansehnlichen Blüten, vorwiegend im tropischen Asien einheimisch.

Datismus (griech.), Ausdruck oder Sprechweise nach Art des persischen Satrapen Datis, welcher bei Marathon befehligte und das Griechische schlecht sprach; daher soviel wie fehlerhafte Ausdrucksweise, besonders Häufung sinnverwandter Wörter.

Dativ, s. Kasus.

Dato (ital., v. lat. datum, »gegeben«), a d., de d., von d., auf d., nach d., in der Kaufmannssprache: von heute ab, besonders zur Bestimmung des Verfalltags von Wechseln gebräuchlich; daher: Datowechsel, solche Wechsel, deren Verfalltag durch Bezugnahme auf den Ausstellungstag bestimmt ist, z. B. »Drei Monate d. (a d. ꝛc.) zahlen Sie ꝛc.« Die Bezugnahme auf den Ausstellungstag heißt Datoklausel.

Datolith (Dystolith, Esmarkit, Humboldtit, prismatischer Dystomspat), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Turmalingruppe), kristallisiert monoklinisch, kurz säulenförmig oder dick tafelartig und findet sich in Drusen und grobkörnigen Aggregaten. Er ist wasserhell, weiß, grünlichgrau, rötlichweiß, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 2,9—3; er besteht aus wasserhaltigem borsaurem und kieselsaurem Kalk $H_2Ca_2B_2Si_2O_{10}$ mit 21,88 Proz. Borsäure und kommt vor auf Magneterzlagern im Gneis bei Arendal und auf Utö, gangartig im Diorit bei Andreasberg, im Diorit von Connecticut und im Tunnel von Bergen Hill in New Jersey (die flächenreichsten Kristalle), zu Niederkirchen bei Wolfstein in Rheinbayern auf Klüften, auf Gängen bei Freiburg i. Br., bei Kuchelbad in Böhmen, zu Theiß in Südtirol in Chalcedonkugeln, im Melaphyr der Seißeralp bei Bozen und im Serpentin zu Toggiana in der Emilia. Vgl. Lüdecke, über D. (Halle 1889).

Datsche (russ.), Landhaus, Sommerwohnung.

Datschitz (tschech. Dačice), Stadt in Mähren, an der Thaya, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes und ein schönes neues Schloß mit Park, eine gotische Pfarrkirche, ein Franziskanerkloster, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Brettsäge und (1890) 2629 meist tschech. Einwohner.

Dattel, s. Phoenix.

Dattelmuschel, s. Bohrmuscheln.

Datteln, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Recklinghausen, am Dortmund-Emskanal, hat eine kath. Kirche, eine Dampfsäge- und eine Dampfmahlmühle, 7 Wassermühlen und (1890) 3553 Einw.

Datteln, schwarze, s. Diospyros.

Dattelpalme, s. Phoenix.

Dattelpflaumenbaum, s. Diospyros.

Dattenberg, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, nahe am Rhein, hat eine kath. Kirche, eine restaurierte Burgruine mit reizender Aussicht, Basaltsteinbrüche, vorzüglichen Weinbau und (1890) 950 Einw.

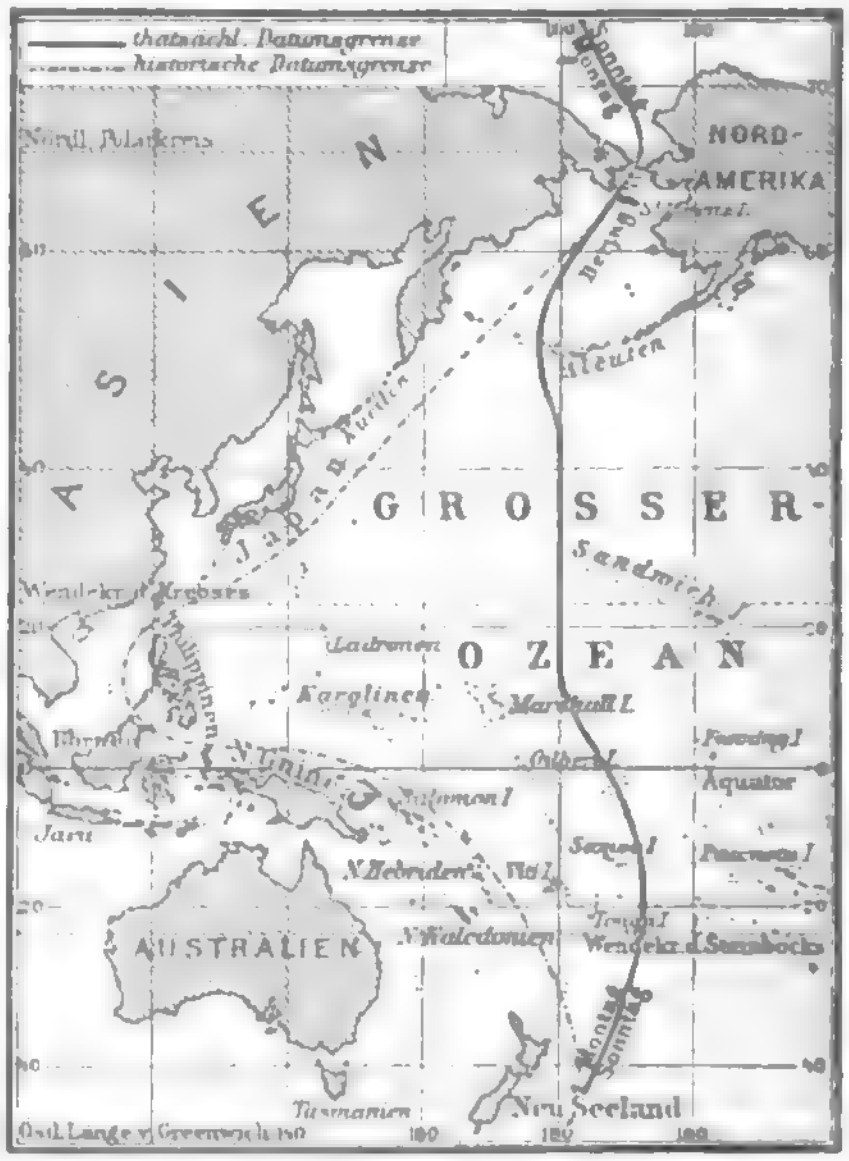
Dattenfeld, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Waldbröl, an der Sieg, hat eine kath. Kirche, Pulver- und Feilenfabrikation, Sägemühlen und (1890) 2345 Einw.

Datum (lat., »gegeben«), in den lateinisch abgefaßten Urkunden des Mittelalters die Formel, welche der Angabe der Zeit (meist auch des Ortes) der Ausstellung derselben vorangestellt wurde, oft in Verbindung mit Actum (s. d.), was den Zeitpunkt angibt,

in welchem über den Inhalt des betreffenden Schriftstückes verhandelt wurde. Gegenwärtig bedeutet D. (als Substantiv) soviel wie Orts- und Zeitangabe selbst. Die Art und Weise der Angabe des Jahres und Tages, das Datieren, war in verschiedenen Ländern und Zeiten verschieden. Die Alten pflegten nach den Regierungsjahren ihrer Könige und obersten Magistratspersonen zu datieren. Die abendländischen Völker datierten im Mittelalter ebenso, gaben aber seit 840 zugleich oder auch allein das Jahr nach der Geburt Christi in ihren Urkunden an und fügten oft auch noch die Indiktion oder Römerzinszahl hinzu. Als Tag setzte man den Monatstag entweder nach der Zahlordnung oder nach dem Namen eines Heiligen oder Festes. Erst seit der Reformation datiert man allgemein durch Angabe des Monatstages. Datieren heißt auch die Zeitrechnung für etwas Bestehendes von einem Ereignis an beginnen. — In der Statistik ist D. jede einzelne Beobachtung über den Zustand einer Erscheinung in einem gegebenen Raum und zu einer bestimmten Zeit. Man beschränkt diesen Ausdruck auf die Teilbeobachtung einer bestimmten Massenbeobachtung. War diese Beobachtung eine systematische, dann sind auch die Daten systematische. Beliebig aus verschiedenen Zeiten und Räumen zusammengestellte Beobachtungen sind nicht Teile einer fortlaufenden Beobachtungsreihe, wie solche die Statistik verlangt. Vgl. Daten und Dato.

Datumeier, Hühnereier, auf welchen das Datum des Tages, an welchem sie gelegt sind, angegeben ist.

Datumgrenze. Alle Orte auf der Erde, welche unter demselben Meridian liegen, haben in demselben Moment Mittag, folglich haben sie stets gleiche Tageszeiten. Die von einem Orte östlich liegenden Meridiane haben, da für sie die Sonne früher aufgegangen ist, größere Tageszeiten als der Beobachtungsort, und die westlich liegenden Meridiane kleinere, da dort die Sonne später aufgeht, und zwar entspricht dem Längenunterschied zweier Orte von 1° ein Mittagsunterschied von 4 Zeitminuten. Geht man also von einem Punkte Europas genau 180° nach O., so ergibt sich eine Zeitdifferenz von 12 Stunden. Ist es in Europa 1. Jan. 8 Uhr morgens, so ist es im O. 1. Jan. 8 Uhr abends. Geht man aber genau 180° nach W., so gelangt man zwar wieder zu demselben Punkte wie vorher, hat aber hier jetzt 31. Dez. 8 Uhr abends. Die Frage, welcher Datum dem betreffenden Meridian zukommt, ist nach wissenschaftlichen Grundsätzen nicht streng zu beantworten und wesentlich von dem Anfangspunkt der Zeitzählung abhängig. Bei der überwiegenden Bedeutung des Meridians von Greenwich, der von der Schiffahrt allgemein als erster Meridian anerkannt ist, hat man diesem den Vorzug vor andern gegeben und sich dahin entschieden, den auf der jenseitigen Erdhemisphäre gelegenen Halbmeridian von Greenwich als nautische D. gelten zu lassen. Wenn ein Schiff diese Linie von W. nach O. überschreitet, so wird der betreffende Tag doppelt gezählt, fährt es in umgekehrter Richtung, so läßt man einen Tag ausfallen und zählt beispielsweise nach dem 1. April gleich den 3. April. Auf Grund des historischen Ganges der Entdeckung und Besiedelung der Länder in der Gegend des 180. Längengrades bildete sich hier eine eigentümlich gebogene historische D. Die Holländer kamen von W., die Spanier von O., und jeder folgte selbstverständlich seinen Schiffsjournalen. Es ist sehr begreiflich, daß dann auf jeder Insel und Inselgruppe des Großen Ozeans das Datum weitergezählt wurde, welches die ersten Besiedler mitbrachten. Die historische D. macht dem entsprechend, anstatt dem Meridian zu folgen, eine weite Ausbiegung nach W., weil die Philippinen von O. entdeckt und besiedelt wurden. Solange nun diese Inseln in ihrem auswärtigen Verkehr fast ausschließlich auf das spanische Amerika angewiesen waren, hatten sie keine Veranlassung, von ihrem ursprünglichen östlichen Datum abzuweichen. Als aber im Anfang dieses Jahrhunderts die spanische Herrschaft in Amerika zusammenbrach und sich die Beziehungen der Philippinen zur nahen asiatischen Küste immer lebhafter gestalteten, ergaben sich aus der Datumdifferenz zwischen den Inseln und dem Festland die unliebsamsten Störungen. Dies



Scheidelinie für Wochentag und Datum.

führte 1844 zu einer Änderung der Datumszählung, die in der Weise vorgenommen wurde, daß man den 31. Dez. 1844 gänzlich fallen ließ und nach dem 30. Dez. sofort den 1. Jan. 1845 zählte. Diese Änderung des Datums fand gleichzeitig auf den Marianen und bald auch auf einer Reihe andrer Inselgruppen Anwendung, und so ergibt sich die jetzt geltende thatsächliche oder wirtschaftliche D. Das Ostende Sibiriens hat das asiatische Datum, und auf den Samoainseln und einigen andern Inseln der Südsee gilt das australische Datum und nicht das amerikanische, obwohl diese Inseln auf der östlichen Seite des jenseitigen Halbmeridians von Greenwich liegen, und umgekehrt gilt auf den Inseln der Aleuten das amerikanische Datum, obwohl ebenfalls für einige derselben das asiatische nach der nautischen D. gelten müßte.

Datum ut supra (lat.), das Datum wie oben (angegeben); Datum ut retro, das Datum wie umstehend (bei Protokollen ꝛc.).

Datumwechsel, s. Datumgrenze.

Datūra *L.* (aus dem Sanskrit; Stechapfel), Gattung aus der Familie der Solanaceen, kahle oder

schwach behaarte Kräuter, Sträucher oder Bäume mit zerstreut stehenden, gestielten, großen, ganzrandigen oder grob buchtig gezahnten Blättern, meistens großen, einzeln achsel- und endständigen, sehr langröhrigen, trichter- oder trompetenförmigen Blüten und eiförmiger oder runder, stachliger oder unbewehrter, mit vier Klappen an der Spitze aufspringender Fruchtkapsel mit zahlreichen nierenförmigen Samen. Etwa 12 (21) Arten in den gemäßigten und warmen Klimaten. D. Stramonium *L.* (Stechapfel, Dornapfel, Rauhapfel, Krötenmelde, Igelskolben, Stachelnuß, Tollkraut, s. Tafel »Giftpflanzen II«), einjährig, bis 1 m hoch, mit eiförmigen, buchtig gezahnten, spitzen Blättern, großen weißen, auch bläulichen Blüten und eiförmiger, derb stachliger Kapsel; stammt wahrscheinlich aus den Ländern um das Kaspische oder Schwarze Meer, findet sich durch ganz Mittelasien und Arabien, über Suez bis Senaar und die Abessinischen Alpen, in Europa bis Norwegen, auch in Nordamerika, Westindien, Brasilien und am Kap, an Wegen, auf Schutthaufen, in der Nähe der Dörfer und Städte. Die Blätter riechen besonders beim Welken widerlich, betäubend, schmecken ekelhaft bittersalzig und gehören, wie die länglich nierenförmigen, flach gedrückten, sehr feingrubig punktierten, mattschwärzlichen oder braunen, ölig und scharf bitterlich schmeckenden Samen, zu den narkotisch scharfen Giften. Als wirksamen Stoff enthalten sie Atropin (die Samen 0,1 Proz., die Blätter 0,2—0,3 pro Mille), außerdem kristallisierbares und sublimierbares, nicht basisches Stramonin. Man benutzte früher die Blätter und daraus bereitete Präparate wie Belladonna, am häufigsten bei Geisteskrankheiten und Asthma (hier oft in der Form von Zigarren, Stramoniumzigarren); jetzt geben nur noch Landleute bisweilen den Schweinen einen Fingerhut voll Stechapfelsamen, um sie recht fett zu machen; Pferdehändler suchen mit Hilfe desselben abgemagerten Pferden ein gutes Ansehen zu verschaffen; in verbrecherischer Absicht ist der Same zur Bereitung einschläfernder Getränke benutzt worden. Da Kinder mit den klappernden Kapseln gern spielen, so kommen nicht selten Vergiftungen vor, die ganz ähnlich wie Belladonnavergiftung verlaufen. Als Gegenmittel gibt man zunächst Brech- und Abführmittel, fette Öle, Milch, Zitronen-, Weinsäure, Essig. Der Stechapfel wird schon von Theophrast beschrieben, auch Dioskorides kennt ihn; doch scheint er sich erst im Mittelalter, ursprünglich zum Teil durch Kultur, in Europa verbreitet zu haben; medizinisch benutzte ihn zuerst Störck in Wien 1762. Sehr ähnlich, auch in den Eigenschaften, aber größer ist D. Tatula *L.*, ein Sommergewächs aus Mexiko oder Venezuela, mit bläulichem bis violettem Stengel. D. Metel *L.*, mit herzförmigen, ganzrandigen und flaumigen Blättern und weißen, zarten Blumen, die fast wie Lilien riechen, sich aber nur bei Nacht öffnen, soll noch narkotischer als der gemeine Stechapfel sein, wird in Ostindien, Arabien und andern Ländern zur Bereitung von Berauschungsmitteln mit Hanf, Opium, Gewürzen ꝛc. verwendet. D. ceratocaula *Ort.*, mit sehr großen weißen, auswendig an den Ecken mehr oder minder violetten, abends sehr wohlriechenden Blumen, dient als Zierpflanze, ebenso D. fastuosa *L.*, mit großen weißen, bisweilen auswendig violetten, auch mit gefüllten Blumen, welcher in Indien und China wie der Stechapfel bei uns benutzt wird. D. arborea *L.* (Brugmansia candida *Pers.*), in Peru, 3—4 m hoch, mit großen, länglich zugespitzten, ganzrandigen Blättern, sehr großen, hängenden, weißen, besonders gegen Abend wohlriechenden Blumen und glatten Früchten, wird häufig bei uns in Gärten gezogen. In Peru werden die Blätter arzneilich benutzt. D. suaveolens *H. Bonpl.*, in Peru, hat ebenso große, aber noch köstlicher riechende Blüten. D. sanguinea *Ruiz* et *Paron* (Brugmansia bicolor *Pers.*), in Peru und Kolumbien, strauch- oder baumartig, hat große, hängende Blüten, die von der Basis bis zur Mitte gelb, an der obern Hälfte rot und mit blutroten Streifen durchzogen sind. Aus den Früchten bereiten die Peruaner einen Trank (Tonga), der verdünnt Schlaf macht, konzentriert aber leicht Anfälle von Wut erregt. Die Priester des Sonnentempels in Sagomozo, dem peruanischen Orakelsitz, kauten, um sich zu inspirieren, Körner dieser Pflanze, und vielleicht wurden die Samen von D. Stramonium einst zu Delphi in gleicher Weise benutzt.

Daturin, soviel wie Atropin.

Daub, Karl, spekulativer Theolog, geb. 1765 in Kassel, gest. 1836 in Heidelberg, ward 1791 in Marburg akademischer Dozent. 1794 folgte er einem Ruf als Lehrer der Philosophie nach Hanau, 1795 als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg. Sein »Lehrbuch der Katechetik« (Heidelb. 1801) steht noch auf dem Standpunkt des Kantschen Kritizismus; dagegen entstanden unter dem Einfluß der Schellingschen Identitätsphilosophie die »Theologumena« (das. 1806) nebst der »Einleitung in das Studium der Dogmatik« (1810). Das mystische Element trat hervor in der Schrift »Judas Ischariot, oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnis zum Guten« (Heidelb. 1816—18, 2 Tle.), ward aber verdrängt durch den Einfluß Hegels in der Schrift »Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens« (das. 1833). Nach seinem Tode erschien von Marheineke und Dittenberger eine Sammlung seiner »Theologischen und philosophischen Vorlesungen« (Berl. 1838—44, 7 Bde.). Vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an K. D. (Berl. 1837); D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken (2. Aufl., Leipz. 1844).

Daub., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für L. J. M. Daubenton (s. d.).

Dauba, Stadt in Böhmen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Denkmal Josephs II., Hopfenbau und Hopfenhandel und (1890) 1810 (als Gemeinde 2003) deutsche Einwohner. Dabei das Waldsteinsche Schloß Neuperstein mit Park.

Dauben, s. Faß.

Daubensee, s. Tubensee.

Daubenton (spr. dobangtóng), Louis Jean Marie, Naturforscher, geb. 29. Mai 1716 zu Montbar in Burgund, gest. 31. Dez. 1799 in Paris, studierte in Paris Medizin, praktizierte in seiner Vaterstadt, ward 1745 Aufseher und Erklärer am naturhistorischen Kabinett in Paris, 1783 Lehrer an der Veterinärschule zu Alfort, 1795 Professor der Naturgeschichte an der Normalschule in Paris und Direktor des naturhistorischen Kabinetts daselbst. Er lieferte zu den fünf ersten Bänden der Buffonschen Naturgeschichte anatomische Beiträge, welche in wissenschaftlicher Hinsicht den bedeutendsten Teil des ganzen Werkes bilden. Im Akklimatisationsgarten zu Paris wurde ihm eine Marmorstatue (von Godin) errichtet.

Daubigny (spr. dobinji), Charles François, franz. Maler, geb. 15. Febr. 1817 in Paris, gest. daselbst 19. Febr. 1878, Schüler seines Vaters, eines

Miniaturmalers, und P. Delaroches, beteiligte sich bereits seit 1838 mit Landschaften klassischer Richtung an den Ausstellungen, kam aber erst zu Anfang der 50er Jahre zu voller Entwickelung und allgemeiner Anerkennung. Sein Streben war darauf gerichtet, die Landschaft von den poetischen und subjektiven Zuthaten zu befreien, welche ihr nach seiner Meinung noch die Romantiker, wie Diaz, Dupré und Rousseau, gegeben hatten, und ein ungeschminktes und unmittelbares Abbild der Natur zu liefern. Die persönliche Empfindung des Malers durfte bei der Wiedergabe des Gesehenen nicht mitsprechen. Wenn seine zufälligen Vorwürfe poetisch waren, so wurde es seine Landschaft auch. Er trug aber keine poetische Stimmung in sie hinein. Um jedem Verdacht absichtlichen poetischen Reizes aus dem Wege zu gehen, wählte er die reizlosesten und unscheinbarsten Motive, nur allein nach der absoluten Wahrheit strebend. Gleichwohl gab aber stets ein gewisses Stimmungselement den Ton für seine delikate Färbung an. Zuletzt verlor er sich in eine Skizzenhaftigkeit, welche sich mit der Wiedergabe des allgemeinen Eindrucks begnügte. Seine Hauptwerke sind: die Schleuse im Thal zu Optoz (1853), der Frühling (1857, beide im Luxembourg-Museum), die Ufer der Oise (1859), der Mondaufgang und die Mühlen in Dordrecht (1872). Seine Malweise hat viele Nachahmer gefunden, von denen jedoch wenige das Vorbild erreichen. Er veröffentlichte: »Voyage en bâteau«, Album von 15 Radierungen, mit Vorrede von Fr. Henriet (Par. 1862). Vgl. Henriet, Charles D. et son œuvre (Par. 1875). — Sein Sohn Karl Pierre D., geb. 9. Juni 1846, gest. im Mai 1886, ist ebenfalls als Landschaftsmaler in der Art seines Vaters thätig gewesen.

Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian, Freiherr, österreich. Admiral, geb. 14. Febr. 1829 in Klagenfurt als der Sohn des Geheimrats Joseph, Freiherrn D. (gest. 1848), aus einem alten böhmischen Adelsgeschlecht, trat nach Absolvierung des Marinekollegiums 1847 in die Kriegsmarine. In der Schlacht bei Lissa (20. Juli 1866) befehligte er als Linienschiffskapitän die Panzerfregatte Erzherzog Ferdinand Max, das Admiralschiff Tegetthoffs, mit welcher er das italienische Admiralschiff Re d'Italia in den Grund bohrte, und erhielt für diese That das Ritterkreuz des Maria Theresia-Ordens. 1870 zum Militärhafenkommandanten in Pola, 1872 zum Konteradmiral ernannt, unternahm er mit dem Grafen Hans Wilczek eine Fahrt auf der Jacht Isbjören nach Nowaja Semlja zur Unterstützung der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition unter Payer und Weyprecht. Von 1873—75 war er Befehlshaber des Geschwaders im Mittelländischen Meere, ward hierauf Seearsenals-Kommandant in Pola, 1883 Vizeadmiral, 1884 Marinekommandant und Chef der Marinesektion des Reichskriegsministeriums, 1888 Admiral. — Demselben Geschlecht gehört an Moritz, Ritter von D., österreich. General, geb. 24. Mai 1836 in Prag als Sohn eines Rechtsgelehrten, absolvierte die Wiener-Neustädter Militärakademie, wurde Generalstabsoffizier und machte die Feldzüge von 1859, 1864 und 1866 als solcher mit. 1869 war er Generalstabschef Auerspergs in Süddalmatien, 1880 wurde er Generalmajor, 1885 Feldmarschalleutnant und im Oktober 1891 Stadtkommandant von Wien.

Daubrée (spr. dobré'), Gabriel Auguste, Geolog, geb. 25. Juni 1814 in Metz, besuchte seit 1834 die polytechnische Schule in Paris, wurde 1838 Bergbauingenieur im Departement Niederrhein, 1839 Professor der Mineralogie und Geologie zu Straßburg, 1855 Chefingenieur der Bergwerke, 1861 Professor der Geologie am Musée d'histoire naturelle in Paris und im folgenden Jahr außerdem Professor der Mineralogie an der École des mines, 1867 Generalinspektor der Bergwerke und 1872 Direktor der École nationale des mines. Er lieferte eine »Description géologique et minéralogique du départ. du Bas-Rhin« (Straßb. 1852) und stellte Untersuchungen an über das Auftreten von Gold im Bett und Thal des Rheins, über Entstehung der eisenhaltigen Mineralien in den Seen und Mooren (1843) und über die Erzlagerstätten Skandinaviens. Sein Hauptverdienst besteht in der Anwendung des Experiments auf geologische Fragen. Durch Einwirkung von Wasserdampf auf Metallchloride in glühenden Porzellanröhren gelang ihm die Darstellung von Zinnstein, Eisenglanz und Quarz; mit Hilfe von überhitztem Wasser verwandelte er Thon in Glimmer, vulkanisches Glas in Trachyt, Holz in Anthracit und stellte eine ganze Reihe von Silikaten dar. Andre Arbeiten betrafen die Meteoriten, die kapillare Infiltration von Wasser bei Gegendruck, die Entstehung von Sand und Schotter, die transversale Schieferung, die Spaltenbildung, die Umwandlung von Serpentin in Olivin, die Bildung von Schwefelmetallen und Zeolithen ꝛc. Er schrieb: »Observations sur le métamorphisme« (Par. 1858; deutsch von Söchting, Berl. 1861); »Recherches expérimentales sur le striage des roches dû au phénomène erratique« (1858); »Recherches expérimentales sur des phénomènes qui ont pu produire le métamorphisme« (1857—60); »La chaleur intérieure du globe« (1866); »Expériences synthétiques relatives aux météorites« (1868); »Substances minérales« (1868); »Études synthétiques de géologie expérimentale« (1879; deutsch von Gurlt, Braunschw. 1880); »Les météorites et la constitution du globe terrestre« (1887); »Les eaux souterraines« (1887, 2 Bde.); »Les régions invisibles du globe et des espaces célestes« (1889).

Dauens, s. Rohrrübe.

Daud., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für François Marie Daudin (s. d.).

Daude de Pradas (spr. dõde de pradas), altprovenzalischer Dichter, s. Provenzalische Sprache und Litteratur.

Daudet (spr. dodä), 1) Ernest, franz. Schriftsteller, geb. 31. Mai 1837 in Nimes, kam 1857 mit seinem jüngern Bruder, Alphonse, nach Paris, wurde Sekretär des Kammerpräsidenten Herzog von Morny, rückte später zum Kabinettschef des Großreferendars des Senats vor und schrieb für zahlreiche Blätter und Zeitschriften mit royalistischer Tendenz. Der Staatsstreich vom 24. Mai 1873, der die Reaktion ans Ruder brachte, trug ihm die Leitung des »Journal officiel« ein, die er nach 3 Jahren gegen die des »Petit Moniteur« vertauschen mußte. Neben seinem Bruder steht der Verfasser der »Vénus de Gordes« (1866) als Romanschriftsteller unbedeutend da; dagegen verdienen seine fleißigen geschichtlichen Sammelwerke Erwähnung: »Le cardinal Consalvi 1800—1824« (1866); »La Terreur blanche« (1878); »Le procès des ministres« (1877); »Histoire de l'Émigration« (1886—89, 3 Bde.); »Les coulisses de la société parisienne« (1893) u. a. Ferner veröffentlichte er sein und seines Bruders Jugendleben unter dem Titel: »Mon frère et moi« (1882).

2) Alphonse, franz. Schriftsteller, geb. 13. Mai 1840 in Nîmes, machte während der ersten Jahre seines Pariser Aufenthalts eine herbe Lehrzeit durch, bis der Herzog von Morny ihm als Privatsekretär ein sicheres Brot und die Mittel zu Studienreisen gab. Nach langem Herumtasten erzielte der junge Schriftsteller seinen ersten durchschlagenden Erfolg mit »Le petit Chose, histoire d'un enfant« (1868; deutsch u. d. T.: »Der kleine Dingsda«, Berl. 1877). Dann machten die »Lettres de mon moulin« (1869), die Novelle »Lettres à un absent« (1872), die Novellensammlung »Femmes d'artistes« (1872), ferner die auf dem Hintergrunde des großen Krieges sich abhebende politische Erzählung »Robert Helmont« (1874) nebst dem komisch-satirischen Roman »Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon«, mit dem er einen alten Hader zwischen seinem Geburtsort und dem Städtchen Tarascon in mutwilliger Laune zu heller Glut anfachte, den Namen A. Daudets immer bekannter, bis er mit dem Roman »Fromont jeune et Risler aîné« (1874; deutsch, Berl. 1876), welcher über 60 Auflagen erlebte, in die Reihe der gelesensten Schriftsteller Europas vorrückte. Bald lösten nun die Erfolge einander ab mit »Jack« (1876), »Le Nabab« (1877), »Les rois en exil« (1879), »Numa Roumestan«(1882), »L'Évangéliste«(1883), »Sapho«(1884), »Tartarin sur les Alpes« (1886), »L'Immortel«, eine Satire auf die französische Akademie (1888), »Port Tarascon, dernières aventures de l'illustre Tartarin« (1890) und »Rose et Ninette« (1892). Die meisten dieser Werke sind fast gleichzeitig mit dem Original in deutschen Übersetzungen erschienen. D. huldigt der realistischen Richtung, weiß aber dabei seinem Gegenstande immer eine intime Seite abzugewinnen, durch thränenfeuchtes Lächeln zu wirken, wo ein Naturalist gesteigerte rohe Effekte anwenden würde. Er wird daher oft der Nachahmung Dickens' geziehen; allein er hat vor diesem die künstlerische Gestaltung wie eine bestrickende Virtuosität der Sprache voraus. Seine Erinnerungen hat er niedergelegt in »Trente ans de Paris (A travers ma vie et mes livres)« und »Souvenirs d'un hommes de lettres« (1888). Von den Theaterstücken Daudets sind zu nennen: »Lise Tavernier« und »L'Arlésienne« (beide mit musikalischen Einlagen von Bizet), dann die Bearbeitungen seiner Romane: »Fromont«, »Jack«, »Les rois en exil«, »Sapho«, »Numa Roumestan«, sowie die selbständigen Arbeiten: »La lutte pour la vie« (1889), »L'Obstacle« (1890), »La Menteuse« (1892, nach einer Erzählung der »Femmes d'artistes«). Vgl. Gerstmann, A. D., sein Leben und seine Werke (Berl. 1883, 2 Bde.). — Seine Gattin Julia, geborne Allard, geb. 1845 in Paris, früher Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften, veröffentlichte »Impressions de nature et d'art« (gesammelte Aufsätze, 1879), »L'enfance d'une Parisienne« (1883), »Fragments d'un livre inédit« (1885) und »Enfants et mères« (1889), leicht hingeworfene, von feiner Beobachtung und raffinierter Empfindung zeugende Skizzen.

Daudin (spr. dodäng), François Marie, Naturforscher, geb. um 1776 in Paris, gest. 1804, schrieb: »Traité élémentaire et complet d'ornithologie« (Par. 1799—1800, 2 Bde.); »Histoire naturelle des reptiles« (das. 1802—1804, 8 Bde.; Ergänzung zu Buffons Naturgeschichte); »Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds« (das. 1802); »Histoire naturelle des quadrupèdes ovipares« (das. 1802).

Dauereier, s. Blattfüßer.

Dauergewebe, bei Pflanzen das nicht mehr teilungsfähige Zellgewebe eines völlig ausgebildeten Organs im Gegensatz zum Bildungsgewebe (s. d.).

Dauerlaute (lat. Continuae), s. Lautlehre.

Dauerritt, s. Distanzritt.

Dauerschlaf, s. Schlafsucht.

Dauersporen, Sporen, die erst nach längerer oder kürzerer Ruhezeit zu einer neuen Pflanze auskeimen, wie die Teleutosporen der Rostpilze, die Sporen mancher Algen und Bakterien. Sie zeichnen sich durch große Widerstandskraft aus und behalten lange ihre Keimfähigkeit.

Dauertypen (persistente Lebensformen), Pflanzen und Tiere, die einen sehr langen Zeitraum durchlebt haben, ohne auszusterben oder wesentlich ihre Organisation zu ändern. Die meisten Beispiele von D. findet man in den niedern Klassen der beiden Reiche, bei den Tieren z. B. unter Protozoen, Korallen, Mollusken ꝛc., von denen viele lebende Gattungen bis zur Silurzeit zurückreichen, viel seltener unter den Wirbeltieren, von denen namentlich einige Fische, wie Polypterus, Lepidosteus u. a., sehr nahe Verwandte in alten Formationen besitzen. Unter den höhern Wirbeltieren kennt man keine D.; selbst die niedersten Säuger, wie Schnabel- und Beuteltiere, erscheinen ihren Vorfahren gegenüber stark verändert. Je weniger spezialisiert, d. h. an besondere Lebensbedingungen angepaßt ein Organismus ist, um so länger kann er sich veränderten Verhältnissen anpassen; stark spezialisierte Formen, wie z. B. die Dinosaurier, Flugeidechsen, sind leichter dem Aussterben ausgesetzt, weil sie die Anpassungsfähigkeit verloren haben. Vgl. Huxley, über persistente Lebenstypen (in den »Reden und Aufsätzen«; deutsch von F. Schultze, Berl. 1877).

Dauerverband, s. Wunde.

Daulatabad, Städtchen im britisch-ind. Vasallenstaat Haidarabad, unter 19° 57' nördl. Br. und 75° 18' östl. L. v. Gr., 16 km nordwestlich von Aurangabad, mit (1881) 1243 Einw., berühmt wegen seines Forts, von alters her Hauptbollwerk der Herrscher des Dekhan, das in einem 166 m hohen, ganz vereinzelt dastehenden Granitfelsen besteht, welcher bis zu 63 m Höhe völlig senkrecht aufsteigt und oben eine nur wenige Quadratmeter große Plattform hat, auf der ein Vierundzwanzigpfünder neben einem Flaggenstock steht. Das Fort ist umgeben von drei Befestigungslinien und einem 10 m breiten Graben, über den eine ganz schmale, mit Granitplatten gedeckte Brücke führt. Im Felsen selbst geht ein enger Gang zu einer in den Felsen gehauenen Halle, von der man auf einer Wendeltreppe zu der erwähnten, durch eine schwere eiserne Platte verschlossenen Plattform aufsteigt. Nahe dem Graben steht eine 1294 von den Mohammedanern nach der ersten Eroberung des Platzes errichtete Moschee. Die Stadt, ursprünglich Deogiri genannt, war zuerst die blühende Hauptstadt eines Hindureichs, wurde 1294 von Ala-ud-din genommen, doch empörte sie sich wiederholt, bis sie 1325 Mohammed Tughlak an Stelle Dehlis, das völlig geräumt wurde, zu seiner Residenz machte und D. (»glückliche Stadt«) nannte. Nun blühte die Stadt schnell auf. Später kam sie in den Besitz des Nizams von Haidarabad und ist seitdem verfallen.

Dauléssches Verfahren, s. Stereotypie.

Dauletschâh, Ibn Ala-addaulah Bachtischâh, pers. Litterarhistoriker, geboren in Samarkand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. aus vornehmem

Geschlecht, gest. 1494 oder 1495, begann ungefähr im 50. Lebensjahr seine »Taskira-i-schu'arâ« (Biographien persischer Dichter) niederzuschreiben, die er 1487 vollendete und dem als Wesir wie als Dichter gleich berühmten Mir Ali Schir widmete. Das Werk enthält in sieben Büchern und einem Anhang eine (leider wenig kritische) biographisch-anthologische Darstellung von ungefähr 140 persischen Dichtern, beginnend mit Rudagi, dem Samanidendichter, wozu noch in der Einleitung zehn berühmte arabische Dichter kommen. Persisch ist das Werk noch nicht vollständig gedruckt. Eine umfassende Inhaltsangabe des Werkes mit Auszügen daraus in französischer Übersetzung gab Silv. de Sacy im 4. Bande der »Notices et extraits, etc.«; Hammer-Purgstall zog es für seine »Geschichte der schönen Redekünste Persiens« (Wien 1818) aus. Die Biographien des Hafis und Anwari gab Bullers heraus (Gießen 1839 und 1868). Über weitere Auszüge daraus vgl. Pertsch, Persische Handschriften, S. 598 (Berl. 1888).

Daulis, im Altertum feste Stadt in Phokis, an der Straße nach Delphi auf einem steilen Felsen gelegen, Sitz des Königs Tereus und Schauplatz der Mythe von der Philomele und Prokne; wurde erst von den Persern, dann von Philipp von Makedonien am Ende des phokischen Krieges zerstört, war aber noch in der Römerzeit durch seine Lage eine starke Festung. Jetzt das Dorf Davlia mit Trümmern der Mauern der alten Stadt.

Daumas (spr. domá), Eugène, franz. General, geb. 4. Sept. 1803, gest. Anfang Mai 1871, trat 1822 in die Armee, beteiligte sich seit 1835 an den Feldzügen gegen Abd el Kader, bei welchem er sich 1837—39 als Konsul zu Mascara befand, leitete dann das arabische Departement in Algerien und wurde 1850 als Direktor der algerischen Angelegenheiten in das Kriegsministerium berufen. 1858—59 war er Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft. D. veröffentlichte: »Exposé de l'état actuel de l'Algérie, etc.« (Algier 1844); »Le Sahara algérien« (Par. 1845); »Le grand désert, ou itinéraire d'une caravane du Sahara au pays des nègres« (3. Aufl. 1861); »La grande Kabylie« (1847, mit Fabar); »Mœurs et coutumes de l'Algérie« (1853, 4. Aufl. 1864); »Les chevaux de Sahara« (1851, 7. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1858), sein für die Pferdezucht wichtiges Hauptwerk mit einem interessanten Kommentar Abd el Kaders; »La Kabylie« (1857); »La vie arabe et la société musulmane« (1869) u. a.

Daumen, s. Hand.

Daumen (Däumlinge, Frösche, Kämme, Wellfüße), die aus dem Umfang einer Welle (Daumenwelle) herausstehenden Vorsprünge, durch die beim Umdrehen der Welle in senkrechten Führungen gehende Stangen (z. B. die Hochstempel der Hochwerke) um so viel gehoben oder Hebel (z. B. die Stiele von Helmhämmern) um eine Achse so weit gedreht werden, bis sie über den äußersten Punkt der D. hinweggegangen sind und nun unter der Einwirkung der Schwere oder der Kraft einer Feder in ihre ursprüngliche Lage zurückfallen, um von dem nächsten D. in derselben Weise erfaßt zu werden.

Daumer, Georg Friedrich, Dichter und philosoph. Schriftsteller, geb. 5. März 1800 in Nürnberg, gest. 14. Dez. 1875 in Würzburg, eine begabte, aber exzentrische und schwankende Natur, warf sich anfangs als Student zu Erlangen dem Pietismus, dann der Schellingschen Philosophie in die Arme und ging als Professor am Gymnasium zu Nürnberg (seit 1822) und, nach der wegen Kränklichkeit erfolgten Niederlegung seines Amtes, als Privatgelehrter zur entschiedensten Polemik gegen das Christentum, das er ganz von der Erde verdrängt wissen wollte, seit 1859 aber zum ultramontanen Katholizismus über, zu dessen extremsten Vorkämpfern er zählte. Von seinen zahlreichen Schriften gehören »Die Urgeschichte des Menschengeistes« (Berl. 1827) und »Andeutungen eines Systems spekulativer Philosophie« (Nürnb. 1831) seiner philosophischen, mehrere kleinere unter dem Namen Amad. Ottokar erschienene sowie die folgenden: »Philosophie, Religion und Altertum« (das. 1833), »Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte« (das. 1835), »Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer« (Braunschw. 1842) und »Die Geheimnisse des christlichen Altertums« (Hamb. 1847, 2 Bde.), seiner antitheologischen Richtung an. In den letztern suchte er zu beweisen, daß die Hebräer in der ältesten Zeit und auch die Christen in den ersten Jahrhunderten Menschen geopfert hätten. An die Stelle des Christentums sollte eine »Religion der Liebe und des Friedens« treten, die er in dem Werk »Religion des neuen Weltalters« (Hamb. 1850, 3 Bde.) zu konstruieren suchte. Aus seiner dritten Periode stammen: »Meine Konversion« (Mainz 1859); »Aus der Mansarde« (das. 1860—62, 6 Hefte); »Das Christentum und sein Urheber« (das. 1864); »Christina Mirabilis und Joseph von Copertino als Vorläufer einer neuen künftigen Menschengattung« (Paderb. 1864); »Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit« (Leipz. 1865); »Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit« (das. 1867, 2 Bde.); »Das Wunder, seine Bedeutung, Wahrheit und Notwendigkeit« (gegen Frohschammer, Strauß u. a., Regensb. 1874). Als Dichter hat sich D. bekannt gemacht durch »Bettina« (Nürnb. 1837), eine metrische Umschreibung einzelner Stellen aus dem »Briefwechsel Goethes mit einem Kind«, ferner durch die unter dem Pseudonym Eusebius Ummeran veröffentlichte »Glorie der heiligen Jungfrau Maria« (das. 1841), insbesondere aber durch die Gedichtsammlungen: »Mahomet« (Hamb. 1848) und die »Liederblüten des Hafis« (das. 1846—51, 2 Sammlungen), graziöse Nachdichtungen, die in freien Variationen den echten Geist des Originals atmen. Außerdem hat er »Frauenbilder und Huldigungen« (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1858), »Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch« (Frankf. 1855, 2 Bde.), »Marianische Legenden und Gedichte« (Münst. 1859), »Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen« (Mainz 1862), auch eine Reihe von Mitteilungen über Kaspar Hauser, der in seinem Hause lebte (Nürnb. 1832, Frankf. 1859 u. Regensb. 1873), veröffentlicht.

Daumier (spr. domjé), Honoré, franz. Zeichner und Karikaturist, geb. 26. Febr. 1808 in Marseille, gest. 10. Febr. 1879 in Valmondois, machte sich durch die von ihm im »Charivari« erschienene Reihenfolge des »Robert Macaire« zuerst einen Namen. Seine Darstellungen haben die komischen Szenen und Vorfälle des Tages, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, die Kehrseiten von großen Dingen, Modethorheiten zum Gegenstand. Die komische Seite des gemeinen Spießbürgerlebens und das Lächerliche der individuellen Natur wußte D. scharf und kräftig, sogar oft brutal auszudrücken. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung: »Bons bourgeois«, »Pastorales«, »Locataires et propriétaires«, »Les papas«, »Les beaux jours de la vie« und seine »Représentants

représentés«, eine Sammlung Karikaturporträte von etwa 100 Repräsentanten der Konstituante und Legislative, sowie auch seine »Idylles parlementaires«, Meisterstücke des politisch-satirischen Witzes. Die beiden letztern sind Früchte der 48er Revolution. Vgl. A. Alexandre, Honoré D., l'homme et l'œuvre (Par. 1888).

Däumlinge, s. Daumen.

Daumont (spr. domóng, franz. Attelage à la D.), Viergespann mit Stangenreiter.

Daun, Flecken und Kreisort im preuß. Regbez. Trier, an der Lieser, in der Eifel und an der Linie Mayen-Gerolstein der Preußischen Staatsbahn, 397 m ü. M., hat eine alte kath. Kirche, ein Amtsgericht, 2 Oberförstereien und (1890) 833 Einw. In der Nähe die Dauner Maare, drei Kraterseen von 60—100 m Tiefe, und zahlreiche Säuerlinge, darunter der Dauner Becher, ein eisenhaltiger Natronsäuerling. Auf hohem Basaltfelsen die Reichsfeste D., Stammsitz des gräflichen Geschlechts D. Vgl. Hoersch, Beschreibung des Pfarrbezirks D., Geschichte der Grafen von D. (Daun 1877).

Daun (Dhaun), 1) Wierich Philipp Lorenz, Graf D. von Tiano, Marchese von Rivoli, geb. 19. Okt. 1669, gest. 30. Juli 1741 in Wien, Sprößling eines alten gräflichen Geschlechts, dessen Stammschloß in der Nähe des Städtchens D. in der Eifel lag, und welches im 17. Jahrh. nach Österreich übersiedelte, Sohn des Feldmarschalls Wilhelm D., im Feldzug von 1696 gegen die Türken genannt und 1701 in Italien General im Armeekorps des Prinzen Eugen von Savoyen, zeichnete sich als österreichischer Feldmarschallleutnant 1706 durch die Verteidigung Turins aus, wofür er zum Feldzeugmeister ernannt ward. Als solcher verteidigte er Pavia und schützte Neapel, welches er dann auf kurze Zeit als Vizekönig verwaltete. Hierauf mit dem Oberkommando von Italien betraut, trieb er Villars aus Italien zurück und nötigte Papst Clemens XI. 1709 zum Frieden. Im Feldzug von 1710 focht er weniger glücklich. Dennoch schenkte ihm Karl III. von Neapel das Fürstentum Tiano und ernannte ihn 1713 nochmals zum Vizekönig von Neapel, wo er sich die Liebe des Volkes erwarb. 1719 ward er Kommandant von Wien, dann Gouverneur der Niederlande und später (1728) von Mailand, das er jedoch vor den Franzosen räumen mußte, als der polnische Thronfolgekrieg ausbrach (1733). Er fiel deshalb in Ungnade, erlangte aber schließlich seine völlige Rehabilitation.

2) Leopold Joseph, Graf, k. k. österreich. Feldmarschall, Sohn des vorigen, geb. 24. Sept. 1705 in Wien, gest. daselbst 5. Febr. 1766, schlug, obwohl für den geistlichen Stand bestimmt, die militärische Laufbahn ein, machte den Krieg 1718 gegen Spanien auf Sizilien, dann (1734 und 1735) den in Italien und am Rhein und als Generalmajor den Türkenkrieg von 1737—39 mit. Zum Feldmarschallleutnant befördert, focht er im Österreichischen Erbfolgekrieg anfangs gegen die Preußen in Schlesien, dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen. Im zweiten Schlesischen Kriege führte er in den Schlachten bei Hohenfriedberg und bei Soor den linken Flügel und ward noch 1745 Feldzeugmeister. In dieser Eigenschaft kommandierte er nach Abschluß des Dresdener Friedens in den Niederlanden in den ohne sein Verschulden für die Alliierten unglücklichen Feldzügen von 1746 und 1747. Um dieselbe Zeit heiratete er die Gräfin Fux, verwitwete Gräfin Nostitz, und befestigte sich dadurch in der Gunst seiner Monarchin. Nach dem Aachener Frieden (1748) ward er mit Ausarbeitung und Einführung der neuen Heeresorganisation betraut und entwarf das sogen. Daunsche Reglement von 1749. Auch ward durch ihn 1751 die Militärakademie zu Wiener-Neustadt errichtet. 1754 zum Feldmarschall ernannt, stand er beim Anfang des Siebenjährigen Krieges in Mähren, wandte sich sodann gegen Friedrich II., der nach der Schlacht bei Prag diese Stadt eingeschlossen hielt, und lieferte ihm die siegreiche Schlacht von Kolin (18. Juni 1757), worauf Friedrich Böhmen räumen mußte. Als nach dem Siege der Preußen bei Leuthen der Prinz Karl von Lothringen von der Armee abtrat, legte die Kaiserin den Oberbefehl in Dauns Hände, worauf dieser den König bei Hochkirch überfiel (14. Okt. 1758) und einen Sieg erfocht, den er aber wegen der ihm eignen Vorsicht und Bedächtigkeit nicht gehörig ausnutzte. D. gedachte hierauf den Feldzug durch eine rasche Wegnahme Dresdens zu enden; doch scheiterte sein Projekt an der Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers, Generals v. Schmettau. Den Feldzug von 1759 beschloß D. siegreich mit dem Gefecht von Maxen, in welchem das 11,000 Mann starke preußische Korps des Generals Fink gefangen ward. 1760 beobachtete er aus seinem festen Lager unweit Pirna den König, als dieser Dresden belagerte, und folgte ihm im Spätsommer 1760 nach Schlesien, wo er jedoch durch sein Zögern die Niederlage Laudons bei Liegnitz veranlaßte. Auch bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der Sieg durch Zietens kühn erneuerten Angriff und seine eigne Verwundung entrissen. Zu seiner Herstellung begab er sich nach Wien, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. 1762 übernahm er wieder den Oberbefehl in Schlesien. So günstig auch die Lage des Königs von Preußen durch den russischen Thronwechsel geworden war, so konnte er doch D. nicht aus seiner festen Stellung am Zobtenberg vertreiben, dieser aber ebensowenig den Verlust von Schweidnitz hindern. Noch während des Krieges hatte D. das Präsidium des Hofkriegsrats angetreten, eifrig bemüht, alle Erfahrungen aus sieben Feldzügen auf seine schon früher in Angriff genommenen Reformen anzuwenden. An Popularität war dem österreichischen Fabius Cunctator, wie man D. nannte, sein Waffengenosse Laudon überlegen, während D. nicht ohne Eifersucht gegen Laudons Erfolge demselben Lach vorzog. D. war ein tüchtiger General; er besaß jedoch den Fehler allzu großer Bedächtigkeit, weshalb er seinem raschen Gegner oftmals nicht gewachsen war. Vgl. »Der deutsche Fabius Cunctator, oder Leben und Thaten Sr. Exz. des Herrn Leopold Grafen von D.« (Frankf. u. Leipz. 1759—60, 2 Tle.). Ihm zu Ehren erhielt 1888 das österreichische Infanterieregiment Nr. 56 seinen Namen.

Daunen (Dunen), s. Federn.

Daunia, im Altertum ein Teil der ital. Landschaft Apulien, zwischen dem Aufidus (Ofanto) und Frento (Fortore), dem Adriatischen Meere und dem Apennin (den größten Teil der heutigen Provinz Foggia umfassend). Den Namen D. leitete man ab von Daunus, einem alten König dieses Landes, der wegen Zwistigkeiten aus seiner Heimat Illyrien ausgewandert war und hier ein Reich gegründet hatte.

Daunou (spr. dono), Pierre Claude François, ausgezeichneter franz. Gelehrter, Publizist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1761 in Boulogne-sur-Mer, gest. 20. Juni 1840, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums, lehrte Theologie, Philosophie und Lit-

teratur an mehreren Kollegien, schloß sich der Revolution an und wurde 1791 Großvikar des konstitutionellen Bischofs von Pas-de-Calais. 1792 als Abgeordneter des Depart. Pas-de-Calais in den Nationalkonvent berufen, stimmte er gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. Dies wie seine Verteidigung der Girondisten gegen die Partei des Berges brachte ihn ins Gefängnis, aus dem ihn jedoch der Sturz Robespierres 9. Thermidor befreite. Hierauf wurde er in die Verfassungskommission gewählt und beteiligte sich lebhaft an der Entwerfung der Konstitution vom Jahre III. Im Rate der Fünfhundert gehörte er zur reaktionären Mehrheit. 1798 ging er als Zivilkommissar nach Rom, zur Überwachung der dort neugegründeten Republik, wobei er sich aber wenig bewährte. Um so wesentlichere Dienste leistete er nach dem 18. Brumaire bei Entwerfung der Konsularverfassung (Dezember 1799). Später trat er in das Tribunat, ward 1801 Bibliothekar des Panthéon, 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs. Die Restauration nahm ihm diese Stelle, die Julirevolution gab sie ihm aber zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collège de France bekleidet hatte. Seit 1818 Mitglied der Deputiertenkammer, gehörte er in derselben zur liberalen Opposition und wirkte namentlich für den öffentlichen Unterricht. 1834 zog er sich von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück. D. war Mitglied und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste sowie Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essai sur l'instruction publique« (Par. 1793); »Essai sur la constitution, etc.« (das. 1793), worin die Grundzüge des Gesellschaftsstaates entwickelt werden; »Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie« (das. 1802) und »Essai historique sur la puissance temporelle des papes« (das. 1810), das Resultat gründlicher Forschung, 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (das., 4 Bde.) wieder abgedruckt. D. besorgte auch eine vollständige Ausgabe von Rulhières »Histoire de l'anarchie de Pologne« (Par. 1807, 4 Bde.) und die beste Ausgabe der Werke Boileaus wie der Schriften Chéniers und Laharpes. Sein Hauptwerk ist der »Cours d'études historiques« (Par. 1842—49, 20 Bde.). Seit der Restauration war er Hauptredakteur des »Journal des Savants«, und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe französischer Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet. Vgl. Taillandier, Documents biographiques sur D. (2. Aufl., Par. 1847).

Daunus, s. Daunia.

Dauphin (franz., spr. dofäng, lat. Delphinus), ursprünglich und zwar seit dem Grafen Guigo IV. von Viennois (1140), der einen Delphin als Schildzeichen geführt haben soll, Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souveränen Herren des Dauphiné in Frankreich, später Titel des präsumtiven Thronerben von Frankreich. Humbert II. vermachte nämlich 1349 das Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte (s. Dauphiné). Noch unter Ludwig XI. hatte der D. bedeutende, fast souveräne Rechte; später sank die Würde zum bloßen Titel herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. Der letzte, welcher ihn führte, war der Herzog von Angoulême, ältester Sohn Karls X. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphine. Auch die Grafen von Auvergne führten früher den Titel D., wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrh. an. Zum Gebrauch für den Unterricht des Dauphins (in usum Delphini) ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von Bossuet und Huet, den Lehrern des Dauphins, eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, und in der alle sogen. anstößigen Stellen beseitigt waren.

Dauphin (spr. dofäng), Albert, franz. Politiker, geb. 26. Aug. 1827 in Amiens, ward Advokat in seiner Vaterstadt, deren Maire er 1870 während des deutsch-französischen Krieges war; später wurde er Präsident des Generalrats des Depart. Somme. Von demselben Departement zum Senator erwählt, schloß er sich dem linken Zentrum an, ward 1879 zum Generalprokurator am Pariser Appellhof ernannt und erhielt im Dezember 1886 im Ministerium Goblet das Portefeuille der Finanzen. Da der Budgetausschuß und die Kammer selbst die von D. im Budget eingeführten Ersparnisse für ungenügend erklärten, nahm das Ministerium im Mai 1887 seine Entlassung.

Dauphiné (spr. dofiné, Delphinatus), ehemalige Provinz Frankreichs im Gebiet der Westalpen, umfaßt die heutigen Depart. Isère, Drôme und Oberalpen und wird im O. von den Alpen, im S. von der Provence, im N. und W. vom Rhône begrenzt. Sie zerfällt in das gebirgige Oberdauphiné im O. und das Niederdauphiné im W. (vgl. sonst die einzelnen Departements). In dem Oberdauphiné hat sich manche alte Volkseigentümlichkeit in Sprache, Sitten und Gebräuchen erhalten. Hauptstadt war Grenoble. Das Land ist sehr reich an Naturmerkwürdigkeiten. Insbesondere sprach man früher von sieben Wundern des D. Es sind dies: der Mont inaccessible (der unersteigliche Berg) oder Mont Aiguille (Nadelberg) westlich von Mens, die Grotte von La Balme am Rhône, die Tour sans venin (Turm ohne Gift) und die Höhlen von Sassenage bei Grenoble, die Fontaine ardente (der brennende Brunnen), südwestlich von Bif, die Fontaine vineuse, deren Wasser wie Wein schmeckt, und die zitternde Wiese von Gap. Abgesehen von den beiden ersitgenannten, haben die übrigen »Wunder« nichts Absonderliches. — Das D., einst das Gebiet der Allobroger, bildete sich als Lehnsfürstentum des arelatischen Königreichs durch die Vereinigung mehrerer Lehen mit der Grafschaft Vienne oder Albon, deren Besitzer den Titel Dauphin führten. Die Dynastie der Grafen von Albon herrschte von 1063 an. Mit Guigo VI., der ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs I. war, starb gegen Ende des 12. Jahrh. diese Dynastie aus. Seine Erbtochter Beatrix heiratete in zweiter Ehe den Herzog Hugo von Burgund. Ihr Sohn Guigo VII. Andreas (gest. 1237) eröffnete die zweite Dynastie. Das Bestreben der Dauphins, die Landeshoheit zu erringen, blieb zwar wegen der Macht der fünf Bischöfe des Landes teilweise vergeblich, doch erfreuten sie sich fast durchgehends der Gunst der deutschen Kaiser, bei denen sie das Seneschallamt des arelatischen Reiches bekleideten. Mit Guigos VIII. Sohn Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour-du-Pin, dessen Sohn Johann II. Stifter der dritten Dynastie wurde. Sein

Bruder Humbert II. schloß 1335 mit Savoyen Frieden, ordnete die Rechtspflege in dem D. und vergrößerte sein Gebiet. Nachdem er aber 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn verloren, trat er sein Land 1349 gegen eine Jahresrente von 120,000 Goldgulden an Karl von Valois, nachmaligen König Karl V., ab unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel »Dauphin« nebst dem dazu gehörigen Wappen führen und daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bestätigten Freiheiten behalten solle. Schon 1355 wurden indes Faucigny und im Utrechter Frieden 1713 auch die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietsteile an Savoyen abgetreten; ebenso riß die Krone Frankreich allmählich alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. im D. ausgeübt hatten, an sich. Vgl. Chapuis-Montlaville, Histoire du D. (Par. 1827, 2 Bde.); Guy-Allard, Dictionnaire historique, géographique, etc., du D. (Grenoble 1864—65, 2 Bde.); Lory, Description géologique du D. (das. 1864, 2 Bde.); Chorier, Histoire générale du D. (Valence 1883, 2 Bde.); Reisehandbücher von Joanne, Coolidge u. a.

Dauren, tunguſiſches Volk, das vornehmlich die Ufer des Nonni, eines Nebenfluſſes des Sungari, bewohnt. S. Tunguſen.

Daurien (ſpr. da-ürien), Alpenland in Sibirien, zwiſchen dem Oſtufer des Baikalſees und dem Argunfluß (an der chineſiſchen Grenze), adminiſtrativ zur Provinz Transbaikalien (ſ. d.) gehörig. Vgl. Radde, in »Petermanns Mitteilungen«, 1860.

Dauſch, Konſtantin, Bildhauer, geb. 30. Nov. 1841 zu Waldſee in Oberſchwaben, wo er erſt als Steinmetz arbeitete. Während ſeiner Wanderjahre in der Schweiz und in Bayern zeigte er nicht nur eine große Geſchicklichkeit in der Führung des Meißels, ſondern auch bereits jenen idealen Zug zu höhern Aufgaben, welcher ſich in ſeinen ſpätern Leiſtungen ausſpricht. Nachdem er in München eine Zeitlang bei der plaſtiſchen Ausſchmückung des neuen Rathauſes beſchäftigt geweſen war und die Kunſtſchule beſucht hatte, wanderte er 1869 nach Rom. Hier gründete er 1873 ein Atelier, in welchem er zunächſt zahlreiche Porträtbüſten modellierte und das Gipsmodell einer koloſſalen Gruppe: Simſon und Delila, ſchuf. Unter ſeinen übrigen Marmorwerken, deren Formbildung ſich eng an den Klaſſizismus der Antike anſchließt, ſind hervorzuheben: die Reliefs der vier Jahreszeiten, Erato, Kalliope und Erato, eine zweimal ausgeführte Bacchantin, eine Flora, die Reliefs: Tag und Nacht, Euterpe, die koloſſalen Gruppen: Alter und Jugend und Siegfried mit dem Drachen, eine trauernde Figur für ein Grabdenkmal, Herkules mit dem Kentauren, eine Ägypterin, der Iſis huldigend, und eine ägyptiſche Königstochter.

Dautresme (ſpr. dotrâm'), Auguſte Lucien, franz. Politiker, geb. 21. Mai 1826 in Elbeuf, geſt. 18. Febr. 1892 in Paris, gründete in Rouen eine Fabrik; gleichzeitig widmete er ſich der Muſik und komponierte mehrere Opern. 1876 wurde er zum Deputierten gewählt und ſchloß ſich in der Kammer der republikaniſchen Partei an. Im Kabinett Briſſon übernahm er 1885 das Handelsminiſterium und behauptete dies Portefeuille auch in allen folgenden Miniſterien bis 1888. An den Vorbereitungen für die Weltausſtellung von 1889 hatte er hervorragenden Anteil. 1891 wurde er zum Senator gewählt.

Dauzenberg, Johan Michael, vläm. Schriftſteller, geb. 6. Dez. 1808 zu Heerle im Limburgiſchen, geſt. 4. Febr. 1869 in Eliſene, verſah erſt eine Schreiberſtelle, war dann Hilfsſchullehrer an verſchiedenen Orten und erhielt endlich 1839 einen Poſten bei der Société générale in Brüſſel, deren Beamter er bis an ſein Ende blieb. D. gehörte zu den tüchtigſten Kämpfern für die vlämiſche Sprache und war zugleich einer derjenigen, welche alles Heil für dieſelbe nur in dem innigſten Anſchluß an Deutſchland erblickten. Sein bekannteſtes Werk iſt das »Volksleesboek« (Brüſſel 1854), das er ebenſo wie die »Verhalen uit de geschiedenis van België« (Gent 1856, 8. Aufl. 1867) gemeinſam mit van Duyſe verfaßte, und das vier Preiſe davontrug. Auch als Überſetzer aus dem Franzöſiſchen und Deutſchen ins Vlämiſche war er thätig, wie er umgekehrt Nolet de Brauweres Gedicht »Das große deutſche Vaterland« (1857) aus dem Vlämiſchen ins Deutſche übertrug. Seine Gedichte gab teils er ſelbſt (Brüſſel 1850), teils nach ſeinem Tode ſein Schwiegerſohn Frans de Cort (»Verspreide en nagelatene gedichten«, das. 1869; 2. Aufl. 1875) heraus. 1857 begründete er die pädagogiſche Zeitſchrift »De Toekomst«.

Dauw, ſ. Zebra.

Dav., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Thomas Davidſon (ſ. d.).

Davel (ſpr. -well), Johann Daniel Abraham, politiſcher Märtyrer, geb. 1669 in Cully am Genfer See, diente unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough und nahm an dem Schweizer Bürgerkrieg von 1712 rühmlichen Anteil. Nach dem Ende desſelben unter Ernennung zum Major der Milizen der Waadt entlaſſen, fühlte er ſich infolge der tyranniſchen Verwaltung Berns getrieben, ſein Vaterland von der Herrſchaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 rückte er plötzlich mit 500—600 Mann in Lauſanne ein, verſammelte den Stadtrat, legte demſelben ein Manifeſt vor, worin der Regierung von Bern eine Menge von Fehlern vorgeworfen wurde, und erklärte darauf ſeinen Plan, das Waadtland von der Hoheit Berns zu befreien. Der Rat berichtete jedoch den Vorgang ſofort nach Bern, und D. ward verhaftet, gefoltert und enthauptet. 1841 ward ihm bei Cully ein Denkmal geſetzt. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivés en Suisse à l'occasion du Consensus« (Amſterd. 1728).

Davenant (ſpr. dämminent), William, engl. Dramatiker und Theaterunternehmer, geb. im Februar 1606 in Oxford, geſt. 7. April 1668, kam als Page der Herzogin von Richmond an den Hof und in die Familie von Fulke Greville, Lord Brooke, einem Freund von Sir Philip Sidney. Nach dem Tode ſeines Gönners wandte ſich D., der ſchon mit 12 Jahren eine »Ode in remembrance of master Shakespeare« geſchrieben hatte, dem Theater zu. Er begann 1629 mit einem Trauerſpiel: »Albovine, king of the Lombards«, dem er bald zwei Schauſpiele: »The cruel brother« und »The just Italian«, folgen ließ. 1634 ſchrieb er eine Maske: »The temple of love«, welche von der Königin und ihren Hofdamen in Whitehall aufgeführt werden ſollte. Auch die Heldenthaten des Prinzen Rupert zur See beſang er in einem Gedicht (»Madagascar«, 1635) und machte ſich als Höfling und Verfaſſer von Masken und Spielen ſo beliebt, daß er nach Ben Jonſons Tode deſſen Stelle erhielt (1638) und 1639 Direktor der königlichen Schauſpiele wurde. Während des Bürgerkrieges zeichnete er ſich im Dienſte des Königs aus,

wurde zum Ritter geschlagen, zog sich aber, als die Partei Karls I. unterlag, nach Frankreich zurück, wo er zum Katholizismus übertrat. Später zu einer Expedition nach Virginia verwendet, geriet er in die Gefangenschaft der Parlamentspartei. Im Gefängnis zu Cowes Castle setzte er sein schon in Frankreich begonnenes Heldengedicht »Gondibert« fort; er gab es heraus, während er im Tower saß (1651); von Hobbes ward es der »Äneide« und »Ilias« gleichgestellt, von Kritikern mit besserm Geschmack verworfen. Aus der Haft entlassen, eröffnete D. im Mai 1656 ein Schauspielhaus, Rutland House, indem er das von den Puritanern erlassene Verbot dramatischer Darstellungen dadurch umging, daß er »Opern« aufführte, wie sie in Italien und Frankreich eben Mode wurden; so brachte er den ersten Teil seiner »Siege of Rhodus«, mit Instrumental- und Vokalmusik, häufigem Szenenwechsel reich ausgestattet, auf die Bühne (gedr. 1663, 2 Tle.). Zum ersten Male wirkten hier Schauspielerinnen mit. Zwei ähnliche Stücke folgten: »Cruelty of the Spaniards in Peru« (1658) und »History of Sir Francis Drake« (1659). Nach der Restauration wurde D. poeta laureatus und erhielt eins der zwei dramatischen Gesellschaften verliehenen Patente; seine Gesellschaft führte den Titel »Schauspieler des Herzogs von York« und spielte in Portugal Row. In seinem Patent wurde zuerst gestattet, die Damenrollen von Frauen spielen zu lassen. Dies und die Vervollkommnung der Maschinerie und Szenerie, die Einführung des Reims und des französischen Einflusses, besonders Corneilles, verschlug, obwohl D. selbst noch mehrere Shakespearesche Stücke für seine Zwecke bearbeitete (»Tempest«, »Macbeth«, »J. Caesar«), das englische Drama für immer aus seiner nationalen Bahn. D. ward in der Westminsterabtei beigesetzt. Seine Werke erschienen zuerst gesammelt London 1672, dann mit einer Lebensbeschreibung von Laing und Maidment in Edinburg (1872—74, 5 Bde.).

Davenport (spr. dämwenpört), Hauptstadt der Grafschaft Scott im nordamerikan. Staat Iowa, am Mississippi, der hier Stromschnellen bildet, durch eine Brücke mit der gegenüberliegenden Stadt Rock Island (s. d.) in Illinois verbunden, an einem vom Fluß aufsteigenden Hügelrücken, hat mehrere höhere Schulen, ansehnliche Industrie (1890 wurden in 463 gewerblichen Anstalten durch 5060 Arbeiter Waren im Werte von 9,944,709 Doll. hergestellt), besonders Säge- und Mahlmühlen, ist Stapelplatz für den Getreidehandel und hat (1890) 26,872 Einw. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1890: 8,244,050, die städtische Schuld 270,000 Doll.

Daventry (spr. däwwentri, lokal: däntri), Stadt in Northamptonshire (England), nahe den Quellen von Avon und Ren, hat große Pferdemärkte, Fabrikation von Stiefeln und Peitschen und (1891) 3939 Einw.

David, kleines Torpedoboot, s. Torpedo.

David, Stadt des Depart. Chiriqui im kolumb. Staate Panama, unter 8° 23′ nördl. Br., 11 km oberhalb der Mündung des Flusses D. in den Stillen Ozean, hat 8000 Einw., worunter viele Franzosen, Italiener, Nordamerikaner, welche über den 16 km südlich gelegenen Hafen Boca Chica Reis, Kaffee, Sassaparilla, Felle u. a. ausführen.

David, der zweite König von Israel, ein alle Ideale des jüdischen Volkes umfassender und darum auch für die Messiaslehre des Christentums bedeutsamer Name. D., der Sohn Isais, eines nicht unbegüterten Mannes von gutem Geschlecht aus Bethlehem im Stamm Juda, that sich, kaum dem Knabenalter entwachsen, in den Feldzügen Sauls durch kecken Mut hervor, erschlug im Zweikampf einen feindlichen Recken, Goliath genannt, und ward von Saul zum Obersten der Leibwache und zum Tischgenossen erhoben; auch gab er ihm seine Tochter Michal zum Weib, und sein Sohn Jonathan schloß mit D. enge Freundschaft. Da aber Saul den Argwohn faßte, daß D. mit Samuel und der Priesterpartei, welche dem neuerrichteten Königtum feindlich gesinnt waren, gegen ihn und seine Herrschaft sich verschworen habe, mußte D. vor seinem Zorn flüchten. Er versuchte den Stamm Juda zu einer Empörung aufzureizen, doch ward dieselbe unterdrückt, und D. fand bei den Philistäern, den Erbfeinden seines Volkes, Aufnahme. Mit ihrer Hilfe erhob er die Fahne des Aufstandes gegen Saul und trat dann förmlich in ihre Dienste. Als aber Saul und sein Sohn Jonathan, Davids Freund, 1033 v. Chr. im Kampf gegen die Philistäer gefallen waren, kehrte D. in sein Vaterland zurück und wurde zunächst vom Stamm Juda, nach der Ermordung Isboseths 1025 aber vom gesamten israelitischen Volk zu Hebron als König anerkannt. Nach echt orientalischer Despotenweise begann er seine Regierung damit, daß er Sauls ganze männliche Nachkommenschaft, mit Ausnahme eines gebrechlichen Knaben, ermorden ließ. Seine glänzende Regierung (980—950) brachte diese Greuel in Vergessenheit. Er eroberte zunächst die Stadt der Jebusiter, an deren Stelle er eine starke Burg, Zion, erbaute. Auf diese gestützt, führte er während der ersten 13 Jahre seiner Regierung glückliche Kriege wider die Philistäer, Moabiter, Edomiter, Syrer, Ammoniter und andre Nationalfeinde, so daß sein Reich von der Nordspitze des Roten Meeres und den Grenzen Ägyptens bis nach Damaskus reichte. Die große Kriegsbeute weihte er Jehovah und dankte ihm für die Rettung aus so großen Gefahren und für seine Siege durch schwungvolle Lieder. Nun organisierte er sein Reich durch zweckmäßige, dauernde Einrichtungen. Die Stadt der Jebusiter, die er Jerusalem nannte, machte er zu seiner Residenz; er erbaute sich daselbst einen Palast, befestigte die Stadt stark und vergrößerte sie durch Ansiedelung von Einwohnern aus den Nachbarstämmen. Dann brachte er die Bundeslade nach Jerusalem und erhob es zum Mittelpunkt des nationalen Kultus, dessen Pflege er einem neuorganisierten, von dem Königtum abhängigen und ihm ergebenen Priesterstand übertrug. Aus den Tributen der unterworfenen Völkerschaften und den Einkünften der königlichen Güter bildete er einen ansehnlichen Schatz und errichtete eine meist aus Fremden bestehende Leibwache für seinen persönlichen Schutz. Die waffenfähige Mannschaft des Volkes ließ er mustern und das Aufgebot in zwölf Abteilungen von je 24,000 Mann teilen. Die Fürsten und Richter der Stämme wurden von ihm ernannt. Doch war seine Regierung oft willkürlich-despotisch und durch Einflüsse des Harems bestimmt. Daher erregte sie in Israel allmählich Mißstimmung, und als sein Sohn Absalom, diese benutzend, eine Empörung versuchte, um seinen Vater zu stürzen, fand er in allen Teilen des Reiches, ja unter den vertrautesten Räten des Königs Anhänger, dessen Herrschaft nur durch eine List Husais gerettet wurde. D. mußte auf das linke Jordanufer flüchten und sein Reich mühsam wiedererobern. Einen neuen Aufstand erregte er kurz vor seinem Tode, als er nicht seinen ältesten Sohn, Adonia, sondern Salomo, den Sohn der Bathseba, die er Uria geraubt

hatte, zu seinem Nachfolger bestimmte. Adonias Versuch, sein Erbrecht zu behaupten, mißlang. D. starb um 950. Seine Verdienste um Israel waren groß, und die Priesterschaft, welche ihm ihre Bedeutung verdankte, pries D., der ein lebendiges religiöses Gefühl besaß, als »den Mann nach dem Herzen Gottes«. Aber neben seiner Thatkraft und Tapferkeit, seiner Klugheit und Umsicht hatte er auch häßliche Charakterzüge: Selbstsucht, Grausamkeit und eine heimtückische Rachsucht, welche ihn noch auf seinem Sterbebette bewog, Salomo die Ermordung von Männern zu empfehlen, denen er, wie Joab, seinen Thron verdankte, oder denen er selbst Schonung verheißen.

David, Könige von Schottland: 1) D. I., jüngster Sohn Malcolms III., regierte 1107—24 in den südlichen Teilen Schottlands und beherrschte 1124—53 das ganze Königreich, in welchem unter seiner Regierung das Feudalsystem vollständig durchgeführt wurde. In den Kämpfen seiner Nichte Mathilde mit König Stephan von England unterstützte er die erstere, wurde aber 22. Aug. 1138 in der »Standartenschlacht« bei Cutton Moor besiegt.

2) D. II. Bruce, Sohn Roberts I., folgte diesem 1329 im Alter von 4 Jahren, floh nach dem Siege Eduard Baliols bei Halidon Hill (19. Juli 1333) nach Frankreich, kehrte aber nach Baliols Flucht 1341 zurück, fiel in England ein und wurde in der Schlacht bei Nevils Croß 17. Okt. 1346 gefangen genommen. 1357 wurde er von seinen Ständen aus der Gefangenschaft gelöst; er starb 22. Febr. 1371.

David, der Armenier, Gelehrter des 5. Jahrh. n. Chr., von den Armeniern vorzugsweise der Philosoph (Imastaser) genannt, geb. im Dorf Nerken in der armenischen Provinz Duruperan, war Schüler Mesrobs und Sahays und bildete sich in Griechenland, namentlich in Athen, unter Syrianos. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wirkte er hier in den letzten Dezennien des 5. Jahrh. und starb um 500. Er hat mehrere Werke des Aristoteles ins Armenische übersetzt und mehrere Kommentare, z. B. zu des Aristoteles »Kategorien«, sowie andre Schriften philosophischen und theologischen Inhalts verfaßt, welche meist noch ungedruckt in den Bibliotheken liegen. Stücke daraus bringt Brandis in seiner Scholiensammlung zu Aristoteles. Vgl. Neumann, Mémoires sur la vie et les ouvrages de D. (Par. 1829).

David, 1) (Davidis) Franz, Prediger zu Klausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent (Bischof) der dortigen Unitarier, ward 1552 lutherischer Prediger zu Petersdorf, 1558 zu Klausenburg, dann für den Calvinismus gewonnen und trat endlich 1566 zum Unitarismus über. Als Irrlehrer zu ewigem Gefängnis verurteilt, starb er 1579. Sein Andenken wurde 24. Aug. 1879 auf einer Synode der Unitarier (s. d.) zu Pest unter dem Vorsitz des Superintendenten Joseph Ferencz aus Klausenburg gefeiert. Aus seinen Anhängern, den Davidisten, entstanden die jüdisch gesinnten Unitarier (Judaizanten), die alle Verehrung Christi, als eines natürlichen Menschen, verwarfen; aus diesen wieder die Sabbatarier, die das Neue Testament verwerfen und den Messias noch erwarten.

2) Christian, Missionar der Brüdergemeinde und geistlicher Liederdichter, geb. 1690 zu Senftleben in Mähren, gest. 3. Febr. 1751 in Herrnhut, erlernte das Zimmermannshandwerk, gründete mit andern mährischen Auswanderern 17. Juli 1722 die Kolonie der Mährischen Brüder am Hutberg in der Lausitz, die dann Herrnhut genannt ward. Später machte er Missionsreisen nach Holland, Livland, Pennsylvanien und mehrmals nach Grönland.

3) Christian Georg Nathan, dän. Journalist und Staatswirtschaftslehrer, geb. 16. Jan. 1793 in Kopenhagen von jüdischen Eltern, gest. 18. Juni 1874, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt und wurde 1830 zum Professor der Staatswirtschaft ernannt. 1834 begründete er, nach Einführung der Provinzialstände, das der innern Politik gewidmete Journal »Fädrelandet«, ward aber schon nach wenigen Monaten angeklagt, Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt und die absolutistisch-monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Zwar ward er von der Anklage freigesprochen, jedoch von seinem Lehrstuhl entfernt. Seine Zeitschrift setzte er trotzdem fort. 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und ward 1840 zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen und zum Deputierten der ständischen Versammlung in Roeskilde ernannt. Seit 1841 Mitglied des Rates in Kopenhagen und der Kommission für das Gefängniswesen, bereiste er 1841 und 1842 auf königliche Kosten England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, um das Gefängniswesen dieser Staaten kennen zu lernen. Von 1841—43 gab er ein »Nyt statsœkonomisk Archiv« heraus. Auch in spätern Jahren nahm D. an dem politischen Leben teil, näherte sich aber mehr und mehr der konservativen Partei. Nachdem er seit 1849 Oberinspektor des Gefängniswesens gewesen war, übernahm er 1854 die Direktion des Statistischen Büreaus sowie 1858 die der Bank. 1864—65 war er Finanzminister.

4) Johannes Baptista, einer der gelehrtesten und um die niederdeutsche Sprachkunde verdientesten Vlämen, geb. 25. Jan. 1801 zu Lier, gest. 24. März 1866, war 1822—25 und 1830—31 Professor am Kleinen Seminar zu Mecheln, dann Direktor des Kollegiums daselbst und seit 1834 Professor der belgischen Geschichte und vlämischen Litteratur an der katholischen Hochschule zu Löwen, wo er Ehrendomherr von Mecheln, Mitglied der belgischen und andrer Akademien und Präsident der Gesellschaft »Med tyd en vlyt« wurde. Außer seinen sprachlichen Lehrbüchern (»Eenige regels over de vlaemsche taal«, Mecheln 1823; »Nederduitsche spraekkunst«, 3. Aufl., das. 1839, 2 Bde.; »Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst«, 10. Aufl. 1858, u. a.) und pädagogisch-litterarischen Zeitschriften (»De Middelaer«, 1840—43; »De School-en Letterbode«, 1844—45) gab er eine Übersetzung der »Nachfolge Christi«, Bilderdijks »De geestenwareld en het waerachtig Goed« (Löwen 1848) und »De ziekte der geleerden« (2. Aufl., das. 1854) sowie die »Rymbybel van Jakob van Maerlant« (Brüssel 1858) mit Einleitung und Anmerkungen (letztere auch mit Glossar) heraus. D. verfaßte auch mehrere bedeutende historische Werke, von denen besonders die »Vaderlandsche historie« (Löwen 1842—64, 10 Bde.; 4. Aufl. 1885 ff.) und »Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen« (das. 1854) zu nennen sind. Ein nachgelassenes Werk: »Nederlandsche gedichten met taal-en letterkundige aanteekeningen«, erschien Löwen 1869. Die klerikalen Vlämen haben einen »Davidsfonds« gestiftet, aus dem die Herausgabe vlämischer katholischer Volksbücher bestritten wird.

5) Jérôme Frédéric Paul, Baron, franz. Politiker, geb. 30. Juni 1823 in Rom, gest. 28. Jan. 1882,

Enkel von D. 9), wurde als Unterleutnant zu einem Zuavenregiment in Algier versetzt, wo er 10 Jahre diente. Nachdem er 1854 als Ordonnanzoffizier des Prinzen Napoleon den Krimkrieg mitgemacht, nahm er 1857 mit dem Rang eines Kapitäns seinen Abschied. 1859 als offizieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er zu den eifrigsten Anhängern des Kaiserreichs und bekannte sich zu klerikalkonservativen Grundsätzen. Er begründete den bonapartistisch-ultramontanen Klub der Arkadier und bekämpfte das liberale Ministerium Ollivier. Seit 1867 war er Vizepräsident der Kammer. Eine hervorragende Rolle spielte er im Juli 1870. Durch seine Haltung in der Kammer und durch seinen persönlichen Einfluß am Hofe trug er viel dazu bei, daß der Kaiser und Ollivier sich den Krieg aufdrängen ließen. In dem am 10. Aug. vom Grafen Palikao gebildeten Kabinett erhielt er das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Als die Revolution vom 4. Sept. diesem letzten kaiserlichen Kabinett ein Ende gemacht, verschwand D. von der öffentlichen Bühne. Erst 1876 gelang es ihm wieder, seine Wahl zum Deputierten der Gironde durchzusetzen. Er schrieb: »Actualités et souvenirs politiques« (Par. 1874).

6) Armand, Abbé, franz. Reisender und Naturforscher, geb. 7. Sept. 1826 in Espeletta (Niederpyrenäen), trat 1848 in den Orden der Lazaristen, wurde 1851 Priester, kam 1862 zu Missionszwecken nach China, verwandte aber seine Zeit meist auf naturwissenschaftliche Reisen und drang 1868—70 bis Tibet und den Kuku-Nor vor. Mitte 1870 nach Frankreich zurückgekehrt, machte er 1872—74 eine zweite Reise nach China und forschte in den Provinzen Tschekiang, Schensi, Kiangsi und Fukian. Von einer dritten Reise kehrte er schon 1875 zurück und lebt seitdem aus Gesundheitsrücksichten in Algier. Außer zahlreichen Berichten in Zeitschriften veröffentlichte er: »Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois« (Par. 1875, 2 Bde.) und »Les oiseaux de la Chine« (mit Quitalet, das. 1877).

7) Edler von Rhonfeld, Emil, österreich. General, geb. 1. Juli 1837 in Prag, besuchte die Neustädter Militärakademie, trat 1855 als Leutnant in ein Jägerbataillon, ward 1859 Oberleutnant, dann Hauptmann im Generalstab, nahm an den Feldzügen in Italien 1859 und 1866 mit Auszeichnung teil, wurde 1869 zum Major, 1872 zum Oberstleutnant und 1875 zum Obersten befördert. Seit 1876 Kommandant des 29. Infanterieregiments, rückte er 1878 mit in Bosnien ein, ward 1880 Generalmajor und Kommandant der 17. Infanteriebrigade, 1884 dem 14. Korpskommando in Innsbruck und, seit 1886 Feldmarschalleutnant, dem 15. Korpskommando in Sarajévo zugeteilt, wo er 1890 den kommandierenden General vertrat. Im Oktober 1890 wurde er zum Statthalter in Dalmatien und Militär- und Landwehrkommandanten in Zara ernannt.

[Maler.] 8) Gerard, niederländ. Maler, geb. um 1460 in Oudwater, gest. 13. Aug. 1523 in Brügge, bildete sich unter dem Einfluß von Memling, trat 1483 in die Malergilde zu Brügge und 1515 in die von Antwerpen. Von seinen Altarbildern haben sich die Taufe Christi, in der Akademie, und die Kreuzabnahme, in der Kirche St.-Basile zu Brügge, eine Madonna mit weiblichen Heiligen und Engeln (im Museum zu Rouen) und ein Christus am Kreuze (im Berliner Museum) erhalten.

9) Jacques Louis, franz. Maler, Begründer der neuern französischen Malerschule, geb. 30. Aug. 1748 in Paris, gest. 29. Dez. 1825 in Brüssel, war zuerst Viens Schüler, erhielt 1771 für sein Bild: Mars im Kampfe mit Minerva (jetzt im Louvre) einen zweiten sowie für sein Gemälde: die Liebe des Antiochos und der Stratonike den ersten Preis und bekam dadurch die Mittel, sich 1774 mit seinem Lehrer nach Rom begeben zu können, wohin dieser als Direktor der französischen Akademie übersiedelte. In Rom widmete sich D. dem Studium der Antike, Michelangelos und Raffaels, welch letzterer besonders seinen Ehrgeiz anstachelte, der in höherm Grad als ursprüngliche Begabung die Triebfeder seines Strebens wurde. Daneben wirkten Reni und Domenichino auf ihn ein. Diese verschiedenartigen Einflüsse zeigen sich in seinem Erstlingsbild, dem 1779 vollendeten heil. Rochus mit den Pestkranken vor der Madonna (Marseille). 1781 kehrte er nach Paris zurück und brachte hier 1783 einen Belisar (Museum zu Lille) und 1784 eine trauernde Andromache zur Ausstellung, welche ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Im Auftrag des Königs malte er darauf den Schwur der Horatier (1784, im Louvre), welcher im Salon von 1785 einen wahren Sturm der Begeisterung hervorrief, weil die im Verborgenen glühende revolutionäre Flamme darin neue Nahrung fand. Man übersah darüber das Theatralische der Situation, das unwahre Pathos und die trockne Färbung. Für dieses Bild hatte D. wiederum neue Studien in Rom gemacht. In derselben Richtung bewegten sich die Gemälde: Sokrates, den Giftbecher trinkend (1787), und Brutus, dem die Leichen seiner Söhne ins Haus gebracht werden (1789, im Louvre, wo sich auch das 1788 gemalte: Paris und Helena befindet). An die Revolution schloß sich D. mit großer Begeisterung, nicht nur thätig in die Politik eingreifend, sondern auch mit der ihm eignen Energie das ganze Gebiet der Kunst unter seine tyrannische Herrschaft zwingend. Im Auftrag der Gesetzgebenden Versammlung begann er den Schwur im Ballhaus, eine riesenhafte Komposition, die jedoch unvollendet geblieben ist (im Louvre). Als entschiedener Republikaner ward er 1792 Mitglied des Corps électoral von Paris und Konventsdeputierter und stimmte als solcher für den Tod des Königs. Den Einfluß, welchen ihm, neben seinem Künstlerruf, seine politische Stellung gab, benutzte D. dazu, um in jenen Zeiten des Umsturzes so vieler Institute der Kunst manches zu erhalten. Auf der andern Seite betrieb er jedoch die Aufhebung der Akademie. In seiner Macht stand es, der Zerstörung vieler Kunstwerke Einhalt zu thun; er unterließ es aber, weil er, rücksichtslos auch auf dem Felde der Kunst, von den vielen alten Denkmälern der Malerei, Skulptur und Architektur nichts als gut anerkannte, sondern auch hier vom Grund aus neu schaffen wollte. Als eifriger, an allen Grausamkeiten teilnehmender Jakobiner und Freund Robespierres übte er auch im Wohlfahrtsausschuß bedeutenden Einfluß aus; doch hatte dies die Folge, daß er in den Sturz Robespierres mit verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 26. Okt. 1795 und die eifrigen Bemühungen seiner Schüler und Verehrer gerettet ward. Während dieser wechselvollen Erlebnisse vollendete er zwei realistisch aufgefaßte Gemälde, den Tod Lepelletiers de Saint-Fargeau und den Tod Marats (im Museum zu Brüssel). Im Gefängnis entstand der Entwurf zu seinem Sabinerinnenraub, den er 1799 ausführte (Louvre). Während der Herrschaft Napoleons I. trug der ehemalige Jakobiner kein Bedenken, die Thaten und Feste des

Kaisertums durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Davids Hauptwerke aus jener Zeit sind: Napoleon zu Pferde, den St. Bernhard hinansprengend (Museum zu Versailles; Berliner Schloß, Trophäe Blüchers); die Krönung Napoleons (Museum zu Versailles, »le sacre« genannt); Napoleon im Kaiserornat; die Verteilung der Adler 1810 (Museum in Versailles); das Fest auf dem Stadthaus ꝛc. Außerdem schuf er noch 1814 Leonidas in den Thermopylen (im Louvre), das Porträt Pius' VII. und das meisterhafte Bildnis der auf einem Ruhebett hingestreckten Madame Récamier (Louvre). Mit Napoleons ging auch Davids Glücksstern in Frankreich unter. Als Königsmörder wurde er 1816 aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen und aus Frankreich verbannt. Eine Einladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er die Direktion sämtlicher Kunstanstalten übernehmen sollte, schlug er aus und zog sich nach Brüssel zurück. Hier legte er trotz seines Alters und sonstigen Mißgeschicks den Pinsel noch nicht aus der Hand, sondern malte noch Bild auf Bild, stellte sie in Gent, Brüssel und einige auch in Paris aus, war aber nicht dazu zu bewegen, auf dem Wege der Bitte die Gnade des Königs von Frankreich zu gewinnen. Seine letzten größern Gemälde, die jedoch seine alternde Hand und abnehmende Energie deutlich verraten, sind: der Zorn des Achilles (1819), Mars von Venus und den Grazien entwaffnet, Amor und Psyche und der Abschied der Nymphe Eucharis von Telemach (1820). D. hat über 400 Schüler herangebildet, unter denen Gros, Gérard, Drouais, Girodet, Ingres, Abel de Pujol und Dröling die bedeutendsten sind, und einen bis auf die Gegenwart reichenden Einfluß auf die moderne französische Malerei geübt. Auch hat er den Grund zu der gediegenen technischen Bildung gelegt, welche einen Hauptvorzug der französischen Schule ausmacht. Ein eigentlich schöpferisches Talent war er jedoch nicht. Nur in einigen von seiner antikisierenden Richtung unabhängigen, auf naturalistische Auffassung gegründeten Bildnissen hat er Dauerndes geschaffen. Vgl. J. L. Jules David (Davids Enkel), Le peintre Louis D. Souvenirs et documents inédits (Par. 1880, mit Kupferwerk).

[Musiker.] 10) Félicien César, Komponist, geb. 13. April 1810 zu Cadenet im Depart. Vaucluse, gest. 29. Aug. 1876 in St.-Germain-en-Laye bei Paris, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht als Chorknabe der Kirche St.-Sauveur zu Aix (Provence) und wurde im Alter von 19 Jahren Kapellmeister an der genannten Kirche, ging aber ein Jahr später (1830) nach Paris, wo er im Konservatorium unter Fétis' Leitung Komposition studierte. Um diese Zeit wußte die Sekte der Saint-Simonisten den jungen Musiker an sich zu ziehen, und als sich die Brüderschaft 1832 nach Ménilmontant zurückzog, schied D. aus dem Konservatorium und war einer der 40 Genossen, welche in dem dort gefundenen Asyl einen festen Sitz des neuen Glaubens zu gründen versuchten. Als sich die Gemeinde der Saint-Simonisten zu Anfang des Jahres 1833 auflösen mußte, wandten sich mehrere Mitglieder derselben, unter ihnen D., nach Konstantinopel, wurden aber hier verhaftet und schließlich nach Smyrna gebracht, von wo sie weiter nach Ägypten reisten. Mit einem Genossen (Barrault) zog D. weiter nach Kairo, von da allein nach Oberägypten, kehrte jedoch nach Ausbruch der Pest über Beirut nach Paris zurück, wo er 1835 anlangte. Während der folgenden Jahre machte er wiederholt den Versuch, die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Kompositionen zu lenken, indessen jedesmal ohne Erfolg, bis er 1844 mit der Symphonie-Ode »Le Désert« (»Die Wüste«) auftrat. Dies Werk, in welchem D. seine Reiseeindrücke in Tönen schilderte und dabei einer von seinem Reisegefährten Colin (gleichfalls Saint-Simonist) verfaßten Dichtung folgte, zählt zu den wertvollsten Erzeugnissen der von Berlioz begründeten sogen. Programmmusik. Durch den Pariser Erfolg aufgemuntert, trat D. 1845 eine Rundreise ins Ausland an und brachte besonders in Deutschland seine Werke an zahlreichen Orten mit Beifall zur Aufführung. Später veröffentlichte er noch mehrere Werke dieser Art, darunter »Colomb«, »Moïse« (1846) und »Eden« (1848), von denen jedoch keins den Erfolg der »Wüste« gehabt hat. Auch einige Opern, wie: »La perle du Brésil« (1851), »Herculanum« (1859), »Lalla Roukh« (1862), »Le Saphir« (1865), brachte er in Paris zur Aufführung; die bedeutendste ist die zweitgenannte. Von seinen übrigen Werken sind besonders die Streichquartette (»Les quatre saisons«), zwei Nonette für Blasinstrumente, eine Symphonie in F, Lieder ꝛc. hervorzuheben. D. erhielt 1869 von der französischen Akademie den großen Staatspreis von 20,000 Frank und wurde nach Berlioz' Tode (1869) Bibliothekar am Konservatorium und bald darauf auch Mitglied des Instituts. Sein Leben beschrieb Azevedo (Par. 1863).

11) Ferdinand, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Juni 1810 in Hamburg, gest. auf einer Ferienreise 19. Juli 1873 zu Klosters in Graubünden, ließ in seiner Vaterstadt sich schon als zehn- und elfjähriger Knabe öffentlich hören und kam in seinem 13. Jahr zu Spohr, dessen Unterricht er drei Jahre lang genoß. Nach dieser Zeit machte er mit seiner Schwester, der Pianistin Frau Dulken, einige Kunstreisen und nahm dann ein Engagement im Orchester des Königsstädtischen Theaters in Berlin an. Drei Jahre später wurde er von dem livländischen Baron v. Liphardt als Führer eines Privatquartetts nach Dorpat berufen und bildete sich zugleich durch Leitung eines Musikervereins zum Orchesterdirigenten. Bis zum November 1835 verweilte er in Dorpat, die Kunstreisen abgerechnet, die er während dieser Zeit nach Petersburg, Moskau, Riga und andern großen Städten Rußlands machte, kehrte dann nach Deutschland zurück, gab in Berlin und andern Städten Konzerte und wurde 1836 auf Veranlassung Mendelssohns als Konzertmeister an das Leipziger Gewandhaus berufen, wo er in der Folge eine einflußreiche Wirksamkeit entfaltete. Davids Spiel zeichnete sich aus durch einen vollen, edlen Ton, Leichtigkeit und Eleganz der Bogenführung, große Fertigkeit in Passagen und geistvollen Vortrag. Seinen Erfolg als Lehrer bezeugt eine große Anzahl von vortrefflichen Schülern, die er teils privatim, teils als Lehrer am Leipziger Konservatorium gebildet hat. Was seine Kompositionen betrifft, so nehmen die für sein Instrument (verschiedene Konzerte, dann Variationen, Etüden, Kapricen ꝛc.) eine geachtete Stellung ein. Außer diesen hat er auch für andre Instrumente, z. B. für Posaune, Klarinette, Viola, Violoncello, wirkungsvolle Konzerte komponiert sowie einige Symphonien, Quartette, mehrere Hefte Lieder mit Klavierbegleitung ꝛc. und eine komische Oper, »Hans Wacht« (Leipz. 1852). Ein großes, bleibendes Verdienst erwarb sich D. durch die Herausgabe älterer Werke für die Violine, unter welchen namentlich die Konzerte von Bach, Mozart u. a. sowie die unter dem Namen: »Die hohe Schule des Violinspiels« herausgegebene Sammlung von Violinstücken aus dem 17. und 18. Jahrh. zu

nennen sind. Vgl. J. Eckardt (Schwiegersohn Davids), Ferdinand D. und die Familie Mendelssohn-Bartholdy, aus hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt (Leipz. 1888).

David d'Angers (spr. dangĕ), Pierre Jean, franz. Bildhauer, geb. 12. März 1788 in Angers, gest. 5. Jan. 1856 in Paris, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, einem Holzschnitzer, und kam dann nach Paris, wo er sich anfangs seinen Unterhalt durch Steinarbeiten erwarb und später in das Atelier des Bildhauers Roland trat. 1810 nahm ihn auch der Maler David unentgeltlich in sein Lehratelier auf. 1811 gewann er mit einem den Tod des Epaminondas darstellenden Relief den römischen Preis. In Rom nahm er sich vornehmlich die Antike zum Muster und arbeitete auch einige Zeit in Canovas Atelier. 1816 kehrte er nach Paris zurück, wo er bald eine lebhafte Thätigkeit entwickelte. Mit seinem ersten Werk, der Statue von Ludwig Condé (Schloßhof zu Versailles), einer Arbeit voll sprühenden Lebens und von einer damals ungewöhnlichen Kühnheit der Bewegung, stellte er sich sofort in schroffen Gegensatz zu der herrschenden klassizistischen Richtung und hielt am Realismus mit einer starken, stetig wachsenden Betonung des physiognomischen Ausdrucks bis zu seinem Tode fest. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und die Leichtigkeit im technischen Schaffen begünstigten eine äußerst umfangreiche Thätigkeit, die sich freilich oft in dekorative Flüchtigkeit verlor. 1828 besuchte er Weimar, 1834 München, Stuttgart, Berlin und Dresden. Das Ergebnis dieser Reisen waren die Büsten Goethes, Schellings, Danneckers, Tiecks und Rauchs, sämtlich in kolossaler Größe modelliert; die Goethebüste, welche der Künstler 1831 dem Dichter als Geschenk zusandte, befindet sich in der Bibliothek zu Weimar. 1835—37 war D. mit der Ausschmückung des Giebelfeldes am Pantheon beschäftigt, in welchem er die berühmtesten Männer Frankreichs seit der Revolutionszeit um das dankbare Vaterland gruppierte. Andre Werke Davids sind: die heil. Cäcilie, zu Paris; Bonchamp, in der Kirche St.-Florent-le-Vieil, 1824; ein griechisches Mädchen, das einen Lorbeerkranz auf Botzaris' Grab niederlegt; Talma, im Théâtre-Français; Christus, Maria und St. Johannes, in der Kathedrale von Angers, 1830; ein junger Hirt, sich im Wasser besehend, im Museum daselbst; Grabmal des Generals Foy, auf Père Lachaise, 1831; Madame Staël, in einem Saal des Instituts; Philopömen, im Louvre; Cuvier, in Mömpelgard und im Jardin des Plantes zu Paris; Corneille, zu Rouen, 1834; Racine, zu La Ferté-Milon; die Büsten von Franz I. und Ambr. Paré, Visconti, Camille Jordan, Béclard, Cooper, Cas. Delavigne, Raoul Rochette, Jerem. Bentham, Fénelon, Montesquieu, Racine, Heinrich II., Lacépède, Cas. Périer, Nératry, Rossini, Lafayette, Sieyès, Chateaubriand; die Reliefs: der Genius des Krieges und der Befestigung, an der Fontäne des Bastilleplatzes; die Reihe der komischen und tragischen Dichter, im Schauspielsaal des Odéon, jeder von dreien seiner personifizierten Werke begleitet. Mit den Jahren wuchs seine Lust an der menschlichen Physiognomie dergestalt, daß er auf alle berühmten Männer Jagd machte und ihre Züge wenigstens in Medaillons festhielt, deren vollständigste Sammlung, 550 an der Zahl, sich im Louvre befindet. In der Politik radikaler Oppositionsmann, gab er mit Carnot Barères Memoiren heraus und war auch Mitglied der Konstituante von 1848. Nach dem Staatsstreich aus Frankreich verbannt, erhielt er später die Erlaubnis zur Rückkehr. In seiner Vaterstadt ist ein Museum begründet worden, das seinen Namen trägt und seine sämtlichen Werke in Abguß oder Skizzen enthält. Auch wurde ihm daselbst ein Standbild (von L. Noël) errichtet. Vgl. H. Jouin, D., sa vie, son œuvre, ses écrits, etc. (Par. 1878); Derselbe, D. et ses relations littéraires (daf. 1890).

David Joriszoon, d. h. Sohn des Georg, Schwärmer u. »Erzketzer« des 16. Jahrh., geb. 1501 in Brügge, war zuerst Glasmaler. Verspottung der von Priestern getragenen Monstranz in Delft zog ihm die Strafe des Staupbesens, der Zungendurchstechung und der Verbannung zu. Er hielt sich seit 1534 zur Sekte der Wiedertäufer, bildete sich aber später einen eignen Kreis von Anhängern, indem er lehrte, daß er als der von den Propheten verheißene Emanuel gesandt sei, würdige Kinder für das Reich Gottes zu sammeln und von dem Zwang des Gesetzes, insbes. vom Joch der Ehe und dem Vorurteil der Scham, zu befreien. Die Davidisten trieben ihr Wesen zwar im stillen, wurden aber seit 1538 von der holländischen Regierung grausam verfolgt und hingerichtet. D. schrieb 1542 sein berüchtigtes »Wonderboek«, das ein ungeheures Aufsehen machte, ihn aber auch zwang, sich nach Basel zu begeben, wo er sich unter dem Namen Johann von Brügge aufhielt und äußerlich zur reformierten Kirche bekannte. Er starb unerkannt als angesehener Mann 1556, aber nach 3 Jahren ward sein Körper mit seinen Schriften verbrannt. Seine Anhänger, Davidisten oder Joristen, erhielten sich trotz aller Verfolgungen in Holland bis in das 17. Jahrh. Vgl. Rippold in der »Zeitschrift für historische Theologie«, 1863—64.

David von Augsburg, mystischer Schriftsteller und einer der frühesten Lehrer des Franziskanerordens in Deutschland, lebte zu Regensburg, seit 1243 in Augsburg, war Lehrer und Freund Bertholds von Regensburg (s. d.) und starb 1272 in Augsburg. Außer zahlreichen lateinischen Schriften verfaßte er auch aszetische Schriften in deutscher Sprache, von denen Pfeiffer sechs in »Deutsche Mystiker des 13. Jahrhunderts« (Leipz. 1845) herausgegeben hat. Vgl. Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. 1 (Leipz. 1874).

David von Dinant, scholastischer Lehrer um 1200, über dessen Lebensumstände sehr wenig bekannt ist, soll ein Buch: »De divisionibus«, geschrieben haben und wird, weil seine Lehre im gleichen Jahr (1210) mit derjenigen des Amalrich von Bena (s. d.) verdammt wurde, gewöhnlich als Mitbegründer des mittelalterlichen Pantheismus genannt. Wahrscheinlich war er einer der ersten Scholastiker, welche Anregung von maurischen Kommentatoren des Aristoteles erhalten haben. Vgl. Jundt, Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge (Par. 1875); Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique, 2. Abt., Bd. 2 (daf. 1880).

Davidis, Henriette, Schriftstellerin, geb. 1. März 1801 in Wengern a. d. Ruhr, gest. 3. April 1876 in Dortmund, war 8 Jahre als Erzieherin thätig, errichtete 1841 eine Handarbeitsschule in Sprockhövel bei Blankenstein, welche sie bis 1848 leitete, und lebte darauf als Schriftstellerin an verschiedenen Orten. Am bekanntesten wurde ihr Name durch ihr seit 1844 bis jetzt in vielen Auflagen erschienenes »Kochbuch«, dem sich andre, ebenfalls weitverbreitete hauswirtschaftliche Bücher (»Küchen- und Blumengarten«, »Der Beruf der Jungfrau«, »Die Hausfrau« u. a.) an-

schlossen. Auch veröffentlichte sie einen Band »Gedichte« (Elberf. 1848).

Davidisten, s. David Joriszoon.

Davidow, Karl, Violoncellspieler, geb. 15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, gest. 14. (26.) Febr. 1889 in Moskau, erhielt seine Ausbildung in Moskau (1854—58) und Leipzig und trat 1859 im Gewandhaus daselbst mit Beifall als Solist auf. Nachdem er bis 1862 als erster Violoncellspieler im Leipziger Orchester sowie als Lehrer am Konservatorium gewirkt hatte und durch wiederholte während dieser Zeit unternommene Kunstreisen zur Berühmtheit gelangt war, folgte er einem Ruf nach St. Petersburg, wo er als kaiserlicher Kammervirtuose und Lehrer am Konservatorium und 1876—87 auch als Direktor dieser Anstalt thätig war. Vollendete technische Durchbildung, schöner und edler Ton, endlich geist- und geschmackvoller Vortrag stellten D. in die erste Reihe der Violoncellisten. Als Komponist hat er sich in Konzerten und kleinern Stücken für sein Instrument (auch einem Klavierquintett) sowie in Klaviersachen und Liedern gezeigt.

Davidowich, Paul, Baron, österreich. General, geb. 1737 zu Ofen in der dortigen Serbengemeinde, gest. 18. Febr. 1814 in Komorn, diente zuerst seit 1757 im Siebenjährigen Krieg, dann als Major im Bayrischen Erbfolgekrieg (mit Auszeichnung bei Habelschwerdt), seit 1783 als Grenzoberst und 1788—90 gegen die aufständischen Belgier. Im Kriege gegen die Franzosen zeichnete er sich besonders bei Neerwinden, Marchiennes und Wattignies aus, ward 1796 Feldmarschallleutnant und kommandierte im November unter Alvinczy das Armeekorps, welches durch das Etschthal bis Mantua vordringen und diese Stadt entsetzen sollte, eine Aufgabe, deren Lösung ihm nicht gelang. Er focht dann noch bei Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzug des Erzherzogs Karl nach Ungarn 1805. Später erhielt er das Kommando der Festung Komorn, wo er starb, ohne an den Kriegen gegen Napoleon weiter teilgenommen zu haben.

Davids, Rhys, Orientalist, geb. 12. Mai 1843 in Colchester, besuchte das Gymnasium in Brighton, studierte 1863—65 Sanskrit in Breslau unter Stenzlers Leitung und ging 1866 nach Ceylon, wo er eine Stelle im englischen Zivildienst erhielt. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er 1876 Barrister, 1883 Professor des Pâli und der buddhistischen Litteratur am University College in London, 1887 Sekretär der Royal Asiatic Society daselbst. Auch hat er 1882 die Pâli Text Society gegründet, für die er unter anderm die buddhistischen Werke »Sumangala« und »Digha Nikâya« herausgab. Er schrieb: »Ancient coins and measures of Ceylon« (Lond. 1877); »Buddhist birth stories« (das. 1880); »Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by Indian buddhism« (das. 1881); »Buddhism« (das. 1878, 2. Ausg. 1887); »Vinaya texts« (mit Oldenberg in Berlin, Oxf. 1881—85, 3 Bde.); »Buddhist Suttas« (das. 1881); »The questions of King Milinda« (das. 1890).

Davidskorn, s. Gerste.

Davidson, 1) Samuel, gelehrter Theolog, geb. 1808 zu Ballymena in Irland, gest. 16. Okt. 1885, trat in die presbyterianische Geistlichkeit und wurde 1835 Professor der biblischen Kritik zu Belfast, 1842 Professor der biblischen Litteratur und der Kirchengeschichte an dem neuerrichteten Independenten-Kollegium zu Manchester. Außer Übersetzungen von Werken deutscher Gelehrten (z. B. Gieselers Kirchengeschichte) schrieb er: »Sacred hermeneutics« (Lond. 1843); »Ecclesiastical polity of the New Testament« (1848); »Treatise of biblical criticism« (2. Aufl. 1855, 2 Bde.); »The canon of the Bible« (3. Aufl. 1880); »Introduction to the Old Testament« (1862, 3 Bde.); »Introduction to the New Testament« (1848—51, 3 Bde.); »An introduction to the study of the New Testament« (1868, 2. Aufl. 1882, 2 Bde.) und »The doctrine of last things« (1882). Sein Lehramt bei den Independenten mußte er infolge des durchaus freien Charakters seiner Forschungen 1857 aufgeben und wurde 1862 zum Examinator an der Universität London gewählt.

2) Thomas, Geolog und Paläontolog, geb. 17. Mai 1817 in Edinburg, gest. 16. Okt. 1885, verlebte seine Jugend in Frankreich und Italien, ward 1858 Ehrensekretär der Geological Society, später Vizepräsident der Paläontographischen Gesellschaft zu London. Er schrieb: »On British fossil Brachiopoda« (3 Bde. mit 171 Tafeln; deutsch von Süß, Wien 1856); »Illustrations and history of Silurian life« (1868).

Davies (spr. dêwis), 1) Sir John, ausgezeichneter engl. Jurist, Staatsmann und Dichter, geb. 1569 zu Tisbury in Wiltshire, gest. 8. Dez. 1626. Er wurde am Queen's College zu Oxford gebildet, studierte die Rechte und trat nach einer bewegten Jugend 1601 als Mitglied für Corfe Castle in das Parlament. Jakob I. wurde ihm sehr gewogen und ernannte ihn zum Solicitor, dann zum Attorney General in Irland; 1673 ward D. zum Sprecher des ersten irischen Parlaments erwählt. Nach England zurückgekehrt, sollte er das Amt eines Oberrichters (Lord chief justice) bekleiden, starb jedoch noch vor seinem Amtsantritt, vom Schlagfluß getroffen. Als Poet machte sich D. in seiner Jugend durch ein Gedicht über die Tanzkunst: »Orchestra« (gedruckt 1596) und ein andres über die Unsterblichkeit der Seele bekannt, das er »Nosce te ipsum« überschrieb und 1599 der Königin Elisabeth widmete. Eine Sammlung von Lobgedichten auf letztere erschien unter dem Titel: »Hymns to Astraea«. Seine Epigramme ließ die geistliche Zensur verbrennen. Eine Sammlung seiner Dichtungen, die sich durch elegante Diktion und Korrektheit auszeichnen, veranstaltete er selbst 1622 (1 Bd.); seine »Historical tracts« gab Chalmers 1786 heraus; vollständig hat seine Werke zusammengetragen Grosart in der »Fuller worthies library« (1869—76, 3 Bde.).

2) John (Joannes Davisius), Philolog, geb. 1679 in London, gest. 22. März 1732 in Cambridge, studierte in Cambridge und wurde 1711 Geistlicher zu Jan Ditton, später Kanonikus zu Ely und Professor zu Cambridge. Wir verdanken ihm Ausgaben des Marinus Tyrius (Cambridge 1703), Cäsar (das. 1706 u. 1727), Minucius Felix (das. 1707 u. Glasgow 1805) und von mehreren philosophischen Werken Ciceros, auch eine Gesamtausgabe der »Opera philosophica« desselben (das. 1736, 6 Bde.).

Davila, Arrigo Caterino, ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 30. Okt. 1576 in Pieve di Sacco bei Padua, kam als Page an den französischen Hof und stand dann seit 1594 in französischen Kriegsdiensten. 1599 kehrte er nach Italien zurück, setzte seine Studien zu Padua fort, lebte eine Zeitlang in Parma, wo er Mitglied der Akademie der Innominati ward, und trat hierauf in venezianische Dienste. Die Republik übertrug ihm wichtige militärische Ämter auf Kreta, in Dalmatien und Friaul und gestand ihm die Auszeichnung zu, im Senat zur Seite des Dogen zu

sitzen. Auf einer Berufsreise ward er 1631 zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Seine »Storia delle guerre civili di Francia« (1559—98, Veneb. 1630 u. öfter; zuletzt Mail. 1807, 6 Bde.), mehrfach übersetzt, ins Französische von Mallet und Grosley (Par. 1757, 3 Bde.), ins Englische von Cotterel (Lond. 1666), ins Deutsche von Reith (Leipz. 1792—95, 5 Bde.), ist eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums.

Davillier (spr. -wilje), Jean Charles, Baron de, franz. Kunsthistoriker, geb. 27. Mai 1823 in Rouen, gest. 3. März 1883 in Paris, widmete sich, in unabhängigen Verhältnissen lebend, dem Studium der bildenden und vornehmlich der gewerblichen Künste. Auf mehreren Reisen nach Spanien betrieb er speziell die Erforschung spanischer Kunst. Seine Hauptwerke sind: »Histoire des faïences hispano-moresques à reflets métalliques« (1861); »Histoire des faïences et porcelaines de Moustiers, Marseille, etc.« (1863); »Les porcelaines de Sèvres de Madame du Barry« (1870); »L'Espagne« (1874, mit 309 Zeichnungen von G. Doré, mehrfach übersetzt); »Fortuny, sa vie, son œuvre, sa correspondance« (1875); »Les arts décoratifs de l'Espagne« (1879); »Recherches sur l'orfèvrerie en Espagne, etc.« (1880) und »Les origines de la porcelaine en Europe« (1883).

Davioud (spr. dawjū), Gabriel Jean Antoine, franz. Architekt, geb. 30. Okt. 1823 in Paris, gest. daselbst 6. April 1881, studierte in der École des beaux-arts und der Zeichenschule und arbeitete dann für die Präfektur von Paris an dem neuen Plan von Paris. Sein erstes größeres Werk war das Theater von Etampes (1850). Nachdem er eine Reihe von Baubeamtenstellen innegehabt, wurde er 1855 Straßen- und Gartendirektor. 1859 errichtete er die Fontäne St.-Michel und vollendete das Panorama der Champs Elysées. Am Kanal St.-Martin, im Park Monceaux und im Akklimatisationsgarten nahm D. leitende Stellungen ein und erbaute später auf der Place du Châtelet zwei Theater, welche durch ihre zweckmäßige Einrichtung für den modernen Theaterbau typisch geworden sind. Sein Hauptwerk ist der für die Weltausstellung von 1878 erbaute Trocadéropalast, den er mit Bourdais ausführte.

Davis (spr. dēwis), 1) John, engl. Seefahrer, geb. um 1550 in Sandridge (Devonshire), gest. 29. oder 30. Dez. 1605, machte drei Seefahrten zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt. Auf der ersten, 1585, traf er auf die Ostküste von Grönland, welche er Desolationland nannte, und fuhr dann in die nach ihm benannte Straße bis 66° 40′ nördl. Br. Ebendahin segelte er mit vier Schiffen im folgenden Jahr. Auf der dritten Reise (1587) drang er bis 72° 12′ nördl. Br. vor, wo ihn das Eis der Baffinbai zur Umkehr nötigte. 1591 begleitete er Cavendish auf seiner zweiten Expedition nach der Südsee, trennte sich aber von diesem und entdeckte 14. Aug. 1592 die Falklandinseln. Darauf machte er drei Seereisen nach Ostindien; auf der letzten wurde er von japanischen Seeräubern an der Küste von Malakka erschlagen. Außer einer Beschreibung seiner zweiten Polarfahrt und seiner ersten indischen Reise hat er zwei nautische Werke veröffentlicht: »The seaman's secrets« (1594) und »The world's hydrographical description« (1595). Vgl. A. H. Markham, The voyages and works of John D. (Lond. 1880, Hakluyt Society) und Clemens R. Markham, Life of John D., the navigator (das. 1889).

2) Edward, engl. Flibustier, kreuzte von 1685—87 im Stillen Ozean an den Küsten Zentral- und Südamerikas und plünderte mehrere Städte. Eine Schilderung seiner Reisen, auf denen er die Galapagos, Juan Fernandez und die Osterinsel berührte, gibt Burney in »Discoveries in the South Sea« (Lond. 1803).

3) Sir John Francis, engl. Diplomat und Sinolog, geb. 16. Juli 1795 in Portland Place, gest. 13. Nov. 1890 in Hollywood Tower bei Bristol, ward 1816 der Gesandtschaft Lord Amherits in Peking attachiert, 1834 Adjunkt von Lord Napier, um verschiedene Angelegenheiten mit China zu ordnen, und 1840 Generalinspektor des ganzen britischen Handels in China sowie 1843 Gouverneur der Kolonie Hongkong. 1845 ward er zum Baronet ernannt und kehrte 1848 nach Europa zurück. D. hat eine Reihe interessanter Werke über China sowie Übersetzungen aus dem Chinesischen veröffentlicht, von denen wir anführen: »Chinese novels« (Lond. 1822); »Hien wun shoo: Chinese moral maxims« (1823); »The fortunate union, a romance« (1829, 2 Bde.); »The Chinese, a description of the empire of China and its inhabitants« (1836, neue Ausg. 1857; deutsch, 2. Aufl., Magdeb. 1843); »Sketches of China« (2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »China during the war and since the peace« (1852, 2 Bde.); »Poeseos sinicae commentarii: the poetry of the Chinese« (neue Ausg. 1870); »Chinese miscellanies« (1865).

4) Jefferson, Präsident der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 3. Juni 1808 in Kentucky, gest. 6. Dez. 1889 in New Orleans, folgte in früher Jugend seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi und trat, gut vorgebildet, 1824 in die Militärakademie zu West Point ein, die er 1828 als Unterleutnant verließ. Er that sich in den Kämpfen gegen die Indianerstämme rühmlichst hervor. 1835 ging er nach Mississippi zurück, wo er, im Besitz einer Baumwollplantage, sich nicht bloß eifrig der Kultur des Bodens, sondern auch staatsökonomischen und politischen Studien widmete. 1845 zum Mitglied des Kongresses erwählt, schloß er sich der demokratischen Partei an. Nach Ausbruch des Krieges mit Mexiko gab D. im Juli 1846 seine Dimission als Mitglied des Kongresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Karabiniers von Mississippi zu stellen, die ihn zu ihrem Obersten wählten. Bei der Belagerung von Monterey (September 1846) war er einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Kapitulation der Mexikaner feststellten, und bei Buena Vista (22. und 23. Febr. 1847) trug er wesentlich zum Siege bei. 1848 für Mississippi in den Bundessenat gewählt, widmete er hier seine Thätigkeit hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Verteidiger des Sklavenwesens auf und war stets bemüht, die Bundesmacht den Einzelstaaten gegenüber soviel wie möglich zu beschränken. 1851 gab er seinen Sitz im Senat auf, um sich als Kandidat der demokratischen Partei um das Amt eines Gouverneurs seines Staates zu bewerben, konnte jedoch gegen den Kandidaten der Unionspartei, Foote, nicht aufkommen. 1852 leistete er der demokratischen Partei große Dienste, indem er die Wahl Pierces zum Präsidenten durchsetzen half, und ward von diesem 1853 zum Kriegssekretär ernannt. Er wirkte erfolgreich für die Interessen der Sklavenstaaten und zeigte sich stets als entschiedener Gegner der Abolitionisten. Nach der Wahl Buchanans zum Präsidenten (1857) schied D. aus dem Ministerium und nahm wieder seinen Sitz im Senat für Mississippi ein. Als

im Januar 1861 auch dieser Staat seinen Abfall von der Union erklärte, verließ D. mit den übrigen Sezessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf ward er vom Kongreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Konföderation des Südens auf 6 Jahre ernannt und 16. Febr. in sein Amt eingeführt. In dieser Stellung entwickelte er große Umsicht und Thatkraft. Nicht nur als Staatsmann, sondern auch in militärischen Dingen bekundete er ungewöhnliche Erfahrung und Überblick, so daß er in jeder Hinsicht als Seele und Haupt der südstaatlichen Bewegung gelten konnte. Als in der dreitägigen Schlacht bei Richmond die Entscheidung zu ungunsten der Südstaaten unter Lee gefallen und Richmond nicht länger zu behaupten war, flüchtete D., mußte sich aber im Mai 1865, nachdem wegen angeblicher Mitwissenschaft an Lincolns Ermordung ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, bei Irwinville in Georgia mit wenigen treu gebliebenen Begleitern einer Kavallerietruppe gefangen geben. Er wurde längere Zeit gefangen gehalten, anfangs sehr streng, später milder behandelt und zuletzt ganz auf freien Fuß gesetzt. 1868 amnestiert, ließ er sich als Direktor einer Versicherungsgesellschaft in Memphis nieder. Eine Rechtfertigung seiner Sache versuchte er in dem Werk »The rise and fall of confederate government« (New York 1881, 2 Bde.). Vgl. Alfriend (Anhänger D.'), The life of Jefferson D. (Cincinnati 1868); Pollard (Gegner D.'), The life of Jefferson D. (Philad. 1869), und das von seiner Witwe herausgegebene »Memoir of Jefferson D.« (New York 1891, 2 Bde.).

5) Edwin Hamilton, nordamerikan. Archäolog, geb. 22. Jan. 1811 in der Grafschaft Roß (Ohio), praktizierte als Arzt in Chillicothe und wurde 1850 Professor am Medical College in New York. Er unternahm schon als Student 1829—33 Ausgrabungen, setzte diese Nachforschungen in den alten Dämmen und Erdhügeln von Ohio 15 Jahre lang fort und veröffentlichte die Resultate derselben unter dem Titel: »Ancient monuments of the Mississippi valley« (1848), auch schrieb er: »Report on the statistics of calculous disease in Ohio« (1850).

6) Nathan, engl. Reisender und Archäolog, geb. 1812, gest. 6. Jan. 1882 in Florenz, widmete sich früh dem Studium arabischer und hebräischer Altertümer, gab eine Zeitlang das »Hebrew Christian Magazine« heraus und wurde dann Prediger einer Dissentergemeinde. Nachdem er Nordafrika wiederholt besucht hatte, erhielt er 1856 auf Anregung des Grafen Clarendon, damaligen Ministers des Auswärtigen, den Auftrag, Nachforschungen auf der Ruinenstätte des alten Karthago anzustellen. Als Früchte dieser Reisen veröffentlichte er: »Tunis, or selections from a journal kept during a residence in that regency« (1841); »A voice from North and South Africa« (über die Religionen und Sitten der Bewohner Nordafrikas, 1844); »Evenings in my tent, or wanderings in Balad Ejjareed« (über die soziale und politische Lage verschiedener Araberstämme in der Sahara, 1854, 2 Bde.); »Arabic reading lessons with the elements of Arabic grammar« (1855); »Carthage and her remains« (1861) und »Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories« (1862).

7) Andrew Jackson, amerikan. Spiritist, geb. 11. Aug. 1826 in Blooming Grove (New York), zeigte zuerst 1843 als Schuhmacherlehrling in Poughkeepsie spiritistische Fähigkeiten unter dem Einfluß eines Magnetiseurs, Livingston, trat als Arzt auf und behandelte im Zustande der Verzückung seine Patienten. Er nahm einen Geistlichen, Fishbough, als Amanuensis an, siedelte nach New York über und diktierte 1845 sein erstes und bedeutendstes Werk: »The principles of nature, her divine revelations and a voice to mankind« (New York 1847, 2 Bde.; 30. Aufl. 1869; deutsch von Wittig, 2. Ausg., Leipz. 1889), das trotz des bunten und wirren Mischmasches von ontologischen, kosmischen, theologischen, spirituellen und naturalistischen Ideen Spuren großer geistiger Befähigung zeigt. Nach Vollendung dieses Buches gab er sich nicht mehr zu magnetischen Versuchen her, studierte aber viel und sammelte eine große Zahl von Anhängern. D. wohnt in Orange (New Jersey). Von seinen Werken nennen wir noch: »The great harmonia« (1850—60, 6 Bde.; deutsch von Wittig, Leipz. 1867); »The approaching crisis« (1852, 2. Aufl. 1869); »The Penetralia« (1856, 5. Aufl. 1866); »A stellar key« (1867, 5. Aufl. 1868) u. a. Seine Autobiographie erschien unter den Titeln »Magic staff« (1857, 8. Aufl. 1867; deutsch von Wittig, Leipz. 1868) und »Beyond the valley« (1885). 1860—64 redigierte er die in New York erscheinende Wochenschrift »Herald of Progress«; 1863 gründete er daselbst ein »Lyceum des Fortschritts für Kinder« und legte seine Ansichten über die Einrichtung von Sonntagsschulen in einem »Handbook« nieder (6. Aufl. 1868).

Davisstraße (spr. dēwis-), von dem engl. Seefahrer Davis 1585 entdeckte und nach ihm benannte Straße zwischen Grönland im O. und Cumberland im W., welche aus dem Atlantischen Ozean nordwärts in die Baffinbai führt. Durch sie geht auf der Westseite aus dem Arktischen Archipel ein Treibeisstrom, weiter südlich Labradorströmung genannt, auf der Ostseite aus dem Atlantischen Ozean eine Strömung nach N.

Davits (engl., spr. dēwits), eiserne oder hölzerne, oben an der Schiffswand stehende feste drehbare oder senkbare Kräne, welche so gebogen sind, daß ihre obern Enden über die Schiffsseite hinausragen, so daß Boote, ohne sich an der Schiffswand zu reiben, hinaufgezogen und herabgelassen werden können. Die geheißten Boote können durch Drehen der D. nach innenbords geschwungen und dadurch besser gesichert werden. Geschoßdavits dienen zum Heben der Geschosse.

Davitt (spr. dēwit), Michael, irischer Agitator, geb. 1846 zu Straide in der Grafschaft Mayo, wurde als vierjähriger Knabe mit seinen Eltern aus deren Pachtgut vertrieben und kam in eine Fabrik in Lancashire, wo er durch einen Unfall an einer Maschine den rechten Arm verlor. Die Beteiligung an einer Verschwörung in Irland zog ihm später die Verurteilung zu 15jähriger Zuchthausstrafe zu; doch wurde er nach 7 Jahren begnadigt. Darauf lebte D. eine Zeitlang in Amerika und gründete, nach Irland zurückgekehrt, 1879 die sogen. Landliga, die anfangs nur eine Verbindung der Pachter Irlands zur Erleichterung ihrer Lage darstellte, später aber eine radikale Änderung der Agrargesetzgebung seiner Heimat erstrebte. Wegen dieser Agitation 1881 abermals angeklagt und 15 Monate im Gefängnis gehalten, trat D. bald danach die Leitung der Landliga an Parnell ab. Bei der Spaltung der irischen Partei im Dezember 1890 schloß er sich den Gegnern Parnells an und bekämpfte denselben auf das heftigste. Im Juli 1892 wurde er ins Unterhaus gewählt; seit Oktober 1890 gibt er die Zeitschrift »Labour World« heraus.

Davlia, Dorf in Griechenland, s. Daulis.

Davos (roman. Tavau, Tavate), ein freundliches Hochalpenthal des schweizer. Kantons Graubünden (1559 m ü. M.), der Sage nach erst im 13. Jahrh. entdeckt und wegen seiner versteckten Lage (rätoromanisch davo, dahinten) D. genannt (nach andern soviel wie Schlucht, Tobel bedeutend), mit den beiden Nachbarorten: D. am Platz, dem Hauptort des Thales, und D. Dörfli, jenes über Wiesengründe zerstreut, dieses an dem tiefgrünen Davoser See gelegen. Gegenwärtig ist D., zu dem von Landquart (im Rheinthal) eine Adhäsionsbahn, die Straße durch das Prättigau und von Chur aus die Landwasser-Straße über Alvaneu führen, der bedeutendste alpine Luftkurort für Brustkranke in Europa, mit über 20 Hotels, 3 Milchhallen und 4 Bädern, und wird jährlich von ca. 10,000 Kurgästen besucht. Das Klima ist das eines Hochalpenthales mit mäßig warmem Sommer (Mai bis September) und kaltem, aber durch Sonnenstrahlung gemildertem Winter (Oktober bis April). Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt + 2,53°, die mittlere Temperatur der Wintersaison — 1,11°, die der Sommersaison + 10,6°. Die Luft ist dünn, frisch, staubfrei und trocken, die Bevölkung gering. Die Lage von D. ist zudem windgeschützt und nebelfrei. Das Heilgebiet von D. ist relativ beschränkt, bei umsichtiger Auswahl der Fälle bietet die Kur aber große Sicherheit. Begründer derselben ist Spengler (1869); die Görbersdorfer Methode der Douchen wurde durch Unger nach D. verpflanzt. Die Umgebung ist reich an lohnenden Ausflugspunkten. Nach der Engadiner Seite schneiden drei Seitenthäler in das Hochgebirge ein: das romantische Sertig, an dessen Eingang das Bad Clavadel mit schwefelhaltiger alkalischer Quelle liegt, und das Flüela- und Dischmathal, den beiden Kurorten gegenüber, jenes zum fahrbaren Flüela-, dieses zum höhern und wildern Scalettapaß ansteigend, beide einsamer und enger als das D. und mit Felstrümmern übersäet (s. Alpenstraßen). Auch das Hauptthal wird abwärts wilder. Von Frauenkirch kommt man, angesichts des auf der linken Thalseite liegenden Spinabades (Schwefelwasser), nach Glaris und damit an den Eingang der wilden Züge, wo der von Lawinenzügen vielfach zerrissene Waldweg längs des steilen Felsenabhanges in einer Höhe von mehr als 300 m über dem Thalwasser hinführt, im Sommer aber ungefährlich ist. Auch weiter abwärts rauscht der Thalfluß, das (Davoser) Landwasser, durch tiefe Schluchten, um sich bei Filisur-Alvaneu mit der Albula zu vereinigen. Die Thalbevölkerung, (1888) 4779 Köpfe stark, ist durchaus deutscher Zunge und gehört meist dem protestantischen Bekenntnis an. Über D. als klimatischen Kurort vgl. die Schriften von Spengler (Basel 1869), Ramann (2. Aufl., das. 1876), Riemer (Leipz. 1879), H. Müller (Davos 1882), Peters und Hauri (das. 1892).

Davout (spr. dawu, nicht Davoust), 1) Louis Nicolas D., Herzog von Auerstädt, Fürst von Eggmühl, franz. Marschall, geb. 10. Mai 1770 in Annoux (Yonne) aus einer angesehenen adligen Familie, gest. 1. Juni 1823, war in Brienne Mitschüler Bonapartes und ward 1788 Leutnant in einem Kavallerieregiment. Der Revolution schloß er sich mit Begeisterung an und ward 1791 Chef eines Freiwilligenbataillons. In den Schlachten von Jemappes und Neerwinden focht er mit Auszeichnung unter Dumouriez, den er bei dessen Abfall gefangen zu nehmen oder zu töten versuchte, wenn auch ohne Erfolg. Im Juli 1793 zum Brigadegeneral ernannt, focht er 1795 unter Pichegru in der Rheinarmee, geriet beim Fall von Mannheim in Gefangenschaft, ward aber nach einigen Monaten wieder ausgewechselt und zeichnete sich unter Moreau bei dem Übergang über den Rhein (20. April 1796) aus. Dann focht er in Italien unter Bonaparte, den er auch nach Ägypten begleitete. Dort gewann er als Kavalleriegeneral dessen Vertrauen und ward nach seiner Rückkehr 1800 zum Divisionsgeneral und zum Oberbefehlshaber der Kavallerie der italienischen Armee, nach Napoleons I. Thronbesteigung aber zum Marschall von Frankreich und Befehlshaber der kaiserlichen Garde ernannt. Im Oktober 1805 führte er in der Schlacht von Austerlitz den rechten Flügel der Armee in Österreich. 1806 operierte er mit dem rechten Flügel selbständig und schlug das preußische Hauptheer 14. Okt. bei Auerstädt. Deshalb zum Herzog von Auerstädt erhoben, nahm er noch an den Schlachten bei Eylau, Heilsberg und Friedland teil und ward zum Generalgouverneur des Großherzogtums Warschau ernannt. In dem neuen Kriege mit Österreich 1809 siegte er 22. April bei Eggmühl, befehligte in der Schlacht bei Wagram den rechten Flügel und trug hier durch seine Umgehung des Feindes zur Entscheidung wesentlich bei. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eggmühl und 1811 zum Generalgouverneur des Departements der Elbmündungen. Im russischen Feldzug befehligte er das 1. Korps, schlug 23. Juli 1812 Bagration bei Mohilew und bewirkte durch geschickte Bewegungen in der Schlacht von Witebsk (27. Juli), daß das Korps des Generals Doctorow von den Truppen Bagrations und der Westarmee unter Barclay de Tolly abgeschnitten und fast aufgerieben wurde. Nach dem unglücklichen Rückzug organisierte er seine Truppen in Sachsen und wandte sich dann nach der untern Elbe. Am 31. Mai 1813 rückte er in die bis dahin von General Tettenborn besetzte Stadt Hamburg ein und legte ihr auf Napoleons Befehl zur Züchtigung für ihren Abfall von Frankreich sogleich eine Geldbuße von 48 Mill. Frank auf. Am 5. Nov. ließ er die Bank mit einem Kassenbestand von 7,489,343 M. Bko. in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahres 1200 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen, nachdem er schon vorher mehrere Unruhige mit dem Tode bestraft hatte. So rücksichtslos dies Verfahren, so militärisch trefflich war seine Verteidigung gegen die Alliierten, die ihn von allen Seiten einschlossen und belagerten. Erst 31. Mai 1814 übergab er auf Befehl Ludwigs XVIII., und nachdem seine Streitkräfte durch Krankheiten und Mangel dezimiert worden waren, die Stadt. Nach der Rückkehr Napoleons 1815 ward er Kriegsminister. Als nach dem Siege bei Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, schloß er, von den Kammern zum Oberbefehlshaber ernannt, 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die französische Armee hinter die Loire führte, wo er sich 14. Juli Ludwig XVIII. unterwarf, auch die Armee dazu aufforderte und das Kommando dem Marschall Macdonald übergab. 1819 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben. D. war ein vortrefflicher Soldat und Feldherr, ehrlich, treu, gewissenhaft, uneigennützig, streng gegen sich und andre, ein vortrefflicher Gatte und Familienvater. Seine Handlungsweise bei der Verteidigung Hamburgs rechtfertigte er in einem »Mémoire des Marschalls D. an Ludwig XVIII.« (Hamb. 1814; neuer Abdr., Nancy 1890). Vgl. die von Davouts Tochter, der Marquise Blocque-

ville (gest. 7. Okt. 1892 in Paris) herausgegebenen Werke: Le maréchal D., prince d'Eckmühl, raconté par les siens et par lui-même (Par. 1879—80, 3 Bde.) und Correspondance inédite de D. 1790—1815 (das. 1887); Chenier, Histoire de la vie du maréchal D. (das. 1866); E. Montégut, Le maréchal D. (das. 1882); »Correspondance du maréchal D. 1801—1815« (hrsg. von Mazade, das. 1885, 4 Bde.); »D. in Hamburg« (anonym, Mülh. a. d. Ruhr 1892).

2) Léopold Claude Etienne Jules Charles D., Herzog von Auerstädt, franz. General, geb. 9. Aug. 1829, Großneffe des vorigen, dessen Herzogstitel nach Erlöschen von dessen direkten Nachkommen (1858) von Napoleon III. 1864 auf ihn übertragen wurde, diente in der Infanterie. 1870 zum Obersten ernannt, befehligte er im deutsch-französischen Kriege das 11. Infanterieregiment und geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft. Aus derselben zurückgekehrt, nahm er an den Kämpfen gegen die Pariser Kommune teil und erwarb sich die besondere Gunst von Thiers, der ihn schon 1871 zum Brigadegeneral ernannte. Er befehligte zuerst eine Infanterie-, dann eine Artilleriebrigade, ward 1877 zum Divisionsgeneral befördert und 24. Jan. 1879 vom Kriegsminister Gresley zum Chef des Großen Generalstabs berufen. Im August 1880 übernahm er das Kommando des 10. Armeekorps in Rennes, 1884 das des 19. in Algier, 1885 das des 14. in Lyon und ward im Januar 1889 zum Armeeinspektor ernannt. Er veröffentlichte 1870 ein »Projet de réorganisation militaire«.

Davy (spr. dēwi), Sir Humphry, Chemiker, geb. 17. Dez. 1778 zu Penzance in Cornwall, gest. 29. Mai 1829 in Genf, war seit 1795 Lehrling bei einem Wundarzt und Apotheker, kam dann als Gehilfe zu Beddoes in Bristol, der ihn 1798 in seiner medizinischen Anstalt (Pneumatic Institution) beschäftigte, und arbeitete über das Stickstoffoxydul, welches Beddoes als Heilmittel benutzte. 1801 ward er Hilfslehrer und 1802 Professor der Chemie an der Royal Institution in London, auch hielt er Vorlesungen am Board of Agriculture. 1812 erhielt er die Ritterwürde, und 1820—27 war er Präsident der Royal Society. D. galt am Ende des ersten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts als der bedeutendste Chemiker; mit vorzüglicher Begabung, neue Hilfsmittel für die experimentale Ermittelung der Zusammensetzung der Körper in Anwendung zu bringen, vereinigte er eine damals seltene Unabhängigkeit von den herrschenden Theorien und brachte zuerst in dem von Lavoisier aufgestellten System der Chemie eine wesentliche Abänderung zur Geltung. 1806 begannen seine Arbeiten über die Einwirkung des elektrischen Stromes auf chemische Verbindungen, welche ihn zur Entdeckung des Kaliums und Natriums, der Erdalkalimetalle und des Bors führten. Anderseits lehrte er seit 1810 das Chlor als einfachen Körper betrachten, erkannte die Salzsäure als Wasserstoffverbindung des Chlors und gab damit den Anstoß zu den wichtigsten Reformen in der Theorie der Salze. Seine Arbeiten ließen die Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften klarer und bestimmter hervortreten, auch suchte er die Wärmeerscheinungen auf Bewegungen der kleinsten Teilchen der Körper zurückzuführen. 1815 konstruierte er die nach ihm benannte Sicherheitslampe. Er schrieb: »Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxide and its respiration« (Lond. 1800; deutsch von Nasse, Leipz. 1812—14, 2 Bde.); »Elements of chemical philosophy« (1812; deutsch von Wolff, Berl. 1814); »Elements of agricultural chemistry« (1813, zuletzt 1855; deutsch von Wolff, Berl. 1814; von Hermbstädt, das. 1817); »On the safety-lamp and on flame« (1828); außerdem zwei anonym erschienene geistreiche Dialoge: »Salmonia, or the days of flyfishing« (1828, 5. Aufl. 1870; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Consolations in travel, or the last days of a philosopher« (1830, zuletzt 1889; deutsch von Martius, Nürnb. 1838). Die gesammelten Werke, herausgegeben von John D., erschienen in 9 Bänden, London 1839. Vgl. Paris, The life of Sir Humphry D. (Lond. 1831, 2 Bde.), und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen »Memoirs of the life of Sir H. D.« (das. 1836, 2 Bde.; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Fragmentary remains, literary and scientific of Sir H. D.« (Lond. 1858).

Davyl (spr. dawil), Louis, Pseudonym, s. Poupart.

Davyn, s. Nephelin.

Davyscher Flammenbogen, s. Galvanische Wärmeentwickelung.

Dawdon (spr. dādŏn), s. Seaham Harbour.

Dawes (spr. dāus), Richard, engl. Philolog, geb. 1708, studierte in Cambridge, wurde 1738 Vorsteher der Grammar school in Newcastle, lebte zuletzt einsam in Henworth und starb daselbst 1766. Er schrieb die berühmten »Miscellanea critica« (Cambr. 1745, zuletzt Lond. 1827).

Dawison, Bogumil, Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 als Sohn armer Eltern in Warschau, gest. 1. Febr. 1872 in Dresden, wurde Abschreiber, dann Schildermaler, zuletzt Schreiber in der Redaktion der Warschauer »Gazeta«. Hier erlernte er die deutsche und französische Sprache, avancierte vom Schreiber zum Übersetzer und trat als Theaterrezensent auf. Von dem Schauspieler Rudlicz für die Bühne gebildet, debütierte D. 1837 mit Beifall, begab sich 1839 nach Wilna, gastierte in Warschau und fand dann an der Lemberger Bühne ein dauerndes Engagement. Die Gastspiele Löwes und der Rettich brachten in ihm den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden, zur Reife. Er machte eine Reise nach Frankreich und Deutschland, suchte sich, zurückgekehrt, eine gute deutsche Aussprache anzueignen und trat 9. Aug. 1841 im deutschen Theater zu Lemberg auf. Anfangs wegen der Aussprache getadelt, studierte er trotzdem deutsche Rollen und reiste 1846 nach Breslau, wurde aber hier wie in Stettin u. a. O. abgewiesen. Von L. Schneider empfohlen, spielte er in Hamburg 13. Febr. 1847 zum erstenmal in Deutschland, erregte Aufsehen durch seine Eigenart und gewann bald Anerkennung durch die Gewalt der Leidenschaft und die Naturwahrheit seines Spiels. 1849 folgte er einer Einladung zum Gastspiel am Wiener Burgtheater, dessen Folge ein Engagement war, ging dann 1854 an die Dresdener Hofbühne über, wo er 1864 auf Lebenszeit engagiert wurde, löste aber auch hier sein Engagement wieder, um in den größern Städten Deutschlands, 1866 auch in Amerika zu gastieren. Durch Überanstrengung körperlich und geistig gebrochen, kehrte er, der Kunst verloren, nach Dresden zurück. Mephistopheles und Franz Moor, Mark Anton und Hamlet, Alba und Karlos, Karl V. und Riccaut de la Marlinière, Harleigh und Stephan Foster, Molière und Marinelli, Richard III., Narziß und Lear waren bewunderte Leistungen Dawisons.

Dawk, s. Dak.

Dawkins (spr. dāukins), William Boyd, Geolog und Anthropolog, geb. 26. Dez. 1838 zu Buttington in Montgomeryshire, studierte in Oxford, ward 1862

der königlichen Kommission zur geologischen Untersuchung Großbritanniens beigeordnet, 1869 in Manchester zum Kurator des Museums ernannt, las 1870 am Owen's College über Geologie und ward 1874 Professor, gleichzeitig Präsident der Geographischen Gesellschaft. Er schrieb: »Cave hunting. Researches on the evidences of caves respecting the early inhabitants of Europe« (Lond. 1874; deutsch von Spengel, Leipz. 1876) und »Early man in Britain and his place in the tertiary period« (1880).

Dawley (spr. dâlí, D. Magna), Stadt in Shropshire (England), mit Kohlen- und Eisenbergwerken, Schmiedehämmern und Kalkbrennereien sowie (1891) 6996 Einw.

Dawlish (spr. dâlisch), vornehmes Seebad in Devonshire (England), im W. der Mündung des Exe, am Fuße steiler Klippen, mit (1891) 4210 Einw.

Dawydow, Denis Wassiljewitsch, russischer Kriegsschriftsteller und Dichter, geb. 7. Aug. (27. Juli) 1784 in Moskau, gest. 20. (8.) Mai 1839 auf seinem Gut bei Moskau, machte die russischen Feldzüge in Deutschland, an der Donau und in Schweden mit, führte 1812 ein Korps von Parteigängern, 1814 ein Husarenregiment unter Blücher und wurde 1815 Generalmajor. 1825—27 war er in Persien thätig, und 1831 kämpfte er in Polen vor Warschau und in der Schlacht bei Lisbik so rühmlich, daß er zum Generalleutnant ernannt wurde. D. dichtete, meistens im Biwak, Satiren, Elegien, Dithyramben und Episteln, besonders aber Soldatenlieder, welche weite Verbreitung fanden. Für die besten seiner militärischen Schriften hält man die »Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau« und den »Versuch einer Theorie des Parteigängerkriegs« (Mosk. 1821). Seine gesammelten Werke mit Biographie gab Smirdin (Petersb. 1848) heraus; seine »Memoiren« erschienen in der Zeitschrift »Russkaja Starina« (1872).

Dax (spr. daks, das alte Aquae Tarbellicae, im Mittelalter Acqs), Arrondissementshauptstadt und Badeort im franz. Depart. Landes, links am Adour, über welchen eine Brücke nach der Vorstadt Le Sablar führt, Knotenpunkt an der Südbahn, hat Reste betürmter Mauern aus gallorömischer Zeit, eine im 17. Jahrh. umgebaute Kathedrale mit Portal aus dem 13. Jahrh., ein Handelsgericht, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Mineralienkabinett und (1891) 8716 (mit den Vorstädten 10,240) Einw., welche Salzbergbau und Salzsiederei, Fabrikation von Korkpfropfen, Kerzen, feinen Likören und Fayence sowie bedeutenden Handel mit Landesprodukten treiben. Die schon den Römern bekannten Quellen von D. haben eine Temperatur von 60° und sind schwefel- und kalkhaltig. Sie speisen hauptsächlich das Bassin der Fontaine Chaude und mehrere Badegebäude (darunter das neue Etablissement Thermes). Für den Gebrauch der Solquellen wurde 1891 ein großes Badeetablissement mit schönen Anlagen errichtet. D. ist auch Winterkurort und Geburtsort des Mathematikers Borda, dem hier ein Denkmal errichtet wurde, und des Staatsmannes Ducos. Westlich von der Stadt erhebt sich die Tour Borda (Bordas ehemaliges Observatorium). Vgl. Léon, Guide manuel aux eaux thermales de D. (1867).

Daxlanden, Dorf im bad. Kreis und Amtsbezirk Karlsruhe, an einem toten Rheinarm und an der Eisenbahn Grünwinkel-D., hat eine kath. Kirche, eine Kunstmühle, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 2912 Einw.

Daxweiler, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Kreuznach, hat Eisenerzbergbau, Eisenhütten (Stromberger Neuhütte und Rheinböllerhütte) und (1890) 800 Einw.

Dayak, Volk, s. Dajak.

Daylesford (spr. dêlsförd), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Victoria, westlich von Melbourne, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, hat ein großes Stadthaus, Bergschule, Hospital und (1891) 3839 Einw. In der Nähe Goldgruben.

Days of humiliation (engl., spr. dês öw hjumiliêsch'n, »Tage der Demütigung«), die beiden Bußtage in England: der 30. Jan., der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. 1649, und der 2. Sept., der Tag des großen Brandes von London 1666.

Dayton (spr. dê'n), 1) Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Ohio, am Zusammenfluß des Mad River mit dem schiffbaren Great Miami und am Miamikanal, eine der schönsten Städte des Staates, mit dem Parthenon nachgeahmter Gerichtshalle, höherer Schule, der Cooper Academy für Mädchen, Bibliothek, zwei deutschen Zeitungen, Waisenhaus, Armenhaus, ansehnlicher Industrie (1890 erzeugten 11,779 Arbeiter in 920 gewerblichen Anstalten Waren im Werte von 22,049,906 Doll.), insbes. Mahlmühlen, Papier-, Tabaks-, landwirtschaftliche und andre Maschinenfabriken und (1890) 61,220 Einw., darunter 6980 in Deutschland Geborne. Bei der Stadt liegt ein großartiges Invalidenhaus inmitten eines ausgedehnten Parkes. — 2) Stadt in der Grafschaft Campbell des nordamerikan. Staates Kentucky, hat mehrere Fabriken und (1890) 4264 Einw.

Daza (spr. daßa), Hilarion, Präsident der Republik Bolivia, geb. 1840 in Sucre, von niederer Abstammung und teilweise indianischem Blut, ließ sich, 18 Jahre alt, während einer Revolution als Freiwilliger in die Armee der Liberalen einreihen und wurde, als diese siegte, rasch befördert. Melgarejos ernannte D. während seiner Präsidentschaft 1867 zum Oberstleutnant und zweiten Kommandeur der zur Erforschung der Flüsse Pilcomayo und Bermejo ausgesandten Expedition. Doch 1871 verbündete er sich mit Oberst Juan Granier zum Sturz Melgarejos und brachte an der Spitze seines Kürassierregiments die Bevölkerung von La Paz zur Unterwerfung unter Morales, der ihn zum General und Kriegsminister beförderte. Als bei seiner Bewerbung um die Präsidentschaft die Wahlen unentschieden ausfielen, bemächtigte er sich 1876 mit Gewalt der Herrschaft, die er mehrere Jahre durch rücksichtslose Tyrannei behauptete. 1879 erklärte er Chile den Krieg, bemächtigte sich der chilenischen Bergwerke in Atacama und ernannte sich selbst zum Oberbefehlshaber des bolivianischen Heeres. Als die Chilenen in Atacama einfielen, zog er mit den bolivianischen Truppen nach dem südlichen Peru, wo er sich mit den Peruanern unter Prado vereinigte. Da er aber im November 1879 dem verbündeten Heer nicht zu Hilfe kam, sondern auf dem Marsch von Tacna nach San Francisco umkehrte, so daß General Buendia von den Chilenen geschlagen wurde, empörte sich das Heer in Tacna gegen ihn, und D. mußte Ende 1879 ins Ausland flüchten.

D'Azeglio, s. Azeglio.

Däzel, Georg, Forstmann, geb. 5. Febr. 1752 zu Furth in der Oberpfalz, gest. 5. April 1847 in Regensburg, wurde nach beendeten Universitätsstudien Lehrer der Philosophie und Mathematik an der kur-

fürſtlichen Pagerie in München, 1790 Lehrer an der Forſtſchule daſelbſt, 1803 Direktor der Forſtſchule in Weihenſtephan, 1807 Profeſſor in Landshut, ſpäter wieder in München. Er ſchrieb: »Praktiſche Anleitung zur Taxierung der Wälder« (Münch. 1786; ſpäter als »Lehrbuch der praktiſchen Forſtwiſſenſchaft«, daſ. 1802, 2 Bde., erſchienen); »Über Forſttaxierung und Ausmittelung des jährlichen nachhaltigen Ertrags« (daſ. 1793); »Über die zweckmäßigſte Methode, große Waldungen zu meſſen« (daſ. 1799; 2. Aufl. von Neubauer, 1819). Seine »Tafeln für Forſtmänner zur Beſtimmung des Inhalts der Walzen ꝛc.« waren lange Zeit im Gebrauch (6. Aufl., Münch. 1860).

Tazio grande (»großer Zoll«), Weiler im ſchweizer. Kanton Teſſin, bis 1848 große Zollſtätte der Urner; danach benannt die unterhalb gelegene wilde, vom Teſſin durchbrauſte, von der Gotthardbahn durchſchnittene Felsſchlucht, 948 m ü. M., mit ſteilen Felswänden. Sie trennt Livinen in Ober- und Unter-Livinen.

Dc. (auch *D.C.* oder *DC*), bei botan. Namen Abkürzung für De Candolle (ſ. d.).

dc., Abkürzung für Dezimalmaß, namentlich beim Feldmeſſen vor Einführung des metriſchen Syſtems.

Dcsne., Dne., Dce., bei botan. Namen Abkürzung für J. Decaisne (ſ. d.).

dde., Abkürzung für Längen-, Flächen- und Körpermaß nach dem Duodezimalſyſtem.

ddt. (dt.), Abkürzung für dedit, er hat gegeben.

D dur (ital. Re maggiore, franz. Ré majeur, engl. D major), ſoviel wie D mit großer (harter) Terz. Der D dur-Akkord = d fis a. über die D dur-Tonart, 2 ♯ vorgezeichnet, ſ. Tonart.

Dé (franz., »Fingerhut, Würfel«), 1816—36 in Belgien die Bezeichnung für 1 Zentiliter bei Flüſſigkeiten.

Dé, le Maitre au (ſpr. mätr' o dé, »der Meiſter mit dem Würfel«), franzöſiſche, unter den Kupferſtichſammlern übliche Bezeichnung für einen italieniſchen Kupferſtecher, welcher in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. thätig war und ſich an Mark Anton anſchloß. Er ſtach nach Raffael, Giulio Romano u. a. Seine bisweilen auf einem Würfel befindlichen Initialen B V werden auf Benedetto Verino gedeutet.

Dea (lat.), Göttin.

Dead heat (engl., ſpr. dedd hit), ſ. Totes Rennen.

Dea dia, bei den alten Römern eine Erd- und Ackergöttin, ſpeziell Göttin der römiſchen Stadtflur. Der Hain derſelben lag unweit der Stadt am rechten Ufer des Tiber, an der Via Campana; ihr Dienſt wurde teils hier, teils in der Stadt von den Arvalbrüdern (ſ. d.) verſehen und zwar an drei Tagen im Mai, zur Zeit, da die erſten Feldfrüchte reif waren. Vgl. Henzen, Acta fratrum Arvalium (Berl. 1874). S. Acca Larentia.

Dead letter (engl., ſpr. dedd, »toter Brief«), ein wegen ungenügender Adreſſe oder aus andern Gründen unbeſtellbarer Brief, »Rückbrief«; Dead letter office (abgekürzt D. L. O.), das Büreau, wo die Rückbriefe behandelt werden.

Deadwood (ſpr. deddwudd), Bergbauſtadt und Hauptort der Grafſchaft Lawrence im nordamerikan. Staat Süddakota, in den Blacks Hills (ſ. d.), mit (1890) 2366 Einw.

De Ahna, Heinrich, Violinſpieler, geb. 22. Juni 1832 in Wien, geſt. 1. Nov. 1892 in Berlin, machte ſeine Studien in Wien unter Mayſeders und ſpäter in Prag unter Mildners Leitung. Nachdem er ſchon im Alter von 12 Jahren in Wien, London ꝛc. als Violinſpieler aufgetreten, wurde er 1849 vom Herzog von Koburg-Gotha zum Kammervirtuoſen ernannt, trat aber im Herbſt 1851 in die öſterreichiſche Armee ein, in welcher er 1853 zum Leutnant befördert wurde und den italieniſchen Feldzug mitmachte. Nach dem Friedensſchluß wendete er ſich wieder der Muſik zu, machte Kunſtreiſen durch Deutſchland und Holland und ließ ſich 1862 in Berlin nieder, wo er ſeit 1868 als Konzertmeiſter am Opernhaus und Lehrer des Violinſpiels an der Hochſchule für Muſik thätig war und beſonders als Interpret klaſſiſcher Kammermuſik (Mitglied des Joachim-Quartetts) ſich allgemeiner Hochſchätzung erfreute.

Deák (ſpr. dähk), Franz, ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1803 zu Söjtör im Zalaer Komitat, geſt. 29. Jan. 1876 in Budapeſt, entſtammte einer alten ungar. Adelsfamilie, widmete ſich auf der Akademie zu Raab rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien und that ſich bei den Komitatsverhandlungen durch packende Beredſamkeit bald hervor. Er wurde in ſeiner Heimat Notar und Gerichtsbeiſitzer. Für die Jahre 1832—1836 und 1839—43 in den Landtag gewählt, ſchwang er ſich durch ſein parlamentariſches Talent und charaktervolle, patriotiſche Haltung zum Führer der liberalen Oppoſition empor. Sein Verdienſt war es beſonders, daß der unter ſchlimmen Ausſichten eröffnete Landtag 1840 mit einer Ausſöhnung zwiſchen König und Volk endete, ohne daß den Rechten des Landes etwas vergeben worden wäre. Die Wahl für den Landtag von 1843 ſchlug D. aus, weil er in der Frage über die Beſteuerung des Adels ſeine ſelbſtändige Anſicht gegenüber der konſervativen Partei feſthielt und die Reformpartei ſeine Wahl mit Gewalt durchſetzen wollte. 1845 trat er gegen Apponyis »Adminiſtratorenſyſtem« in die Schranken, mahnte aber auch die Liberalen zum mäßigen und redlichen Wollen. Von dem Landtag von 1847 hielt ihn Kränklichkeit fern, nichtsdeſtoweniger ward das Programm der liberalen Oppoſition unter ſeinen Auſpizien feſtgeſtellt; erſt nach den Märzereigniſſen von 1848 widmete er ſich wieder ausſchließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem erſten konſtitutionellen Miniſterium des Grafen Ludwig Batthyányi mit dem Juſtizminiſterium betraut, betrieb er eifrig geſetzgeberiſche Arbeiten und faßte den Plan, das ungariſche Juſtizweſen einer durchgreifenden Reform zu unterwerfen. An legalen Formen feſthaltend, legte er, als Koſſuth 17. Sept. 1848 an die Spitze der Geſchäfte trat, ſein Miniſterium nieder und beteiligte ſich nur noch als Deputierter am Reichstag. Beim Herannahen von Windiſchgrätz (Ende 1848) ſtimmte D. für Unterhandlung und war Mitglied jener Deputation, welche an den Fürſten abgeſchickt wurde, um noch einen Vermittelungsverſuch zu machen. Als dieſer Schritt fruchtlos blieb, zog ſich D. auf das Stammgut Kehida ſeiner Familie zurück. Zwar verſuchte das Miniſterium Schwarzenberg ſeine Unterſtützung bei der Reorganiſation Ungarns zu gewinnen; aber er konnte ſich nicht dazu verſtehen, bei Umgeſtaltungsverſuchen mitzuwirken, welche die Selbſtändigkeit und die alte Verfaſſung Ungarns in dem zentraliſierten Kaiſerſtaat aufgehen laſſen wollten. Erſt als das kaiſerliche Diplom vom 20. Okt. 1860 die Wiederherſtellung der frühern Verfaſſungsverhältniſſe Ungarns in Ausſicht ſtellte, ließ D., der nach dem Verkauf ſeines Gutes in Peſt ſtändigen Aufenthalt genommen hatte, ſich von dem Hofkanzler Bay mehrfach zu Rate ziehen und trat in der Preſſe zur Mäßigung

ermahnend und vermittelnd auf, indem er sich zwar für die Aufrechterhaltung der Gesetzgebung von 1848 erklärte, aber nur insoweit, als sie keinerlei Beeinträchtigung der Rechte einzelner nach sich ziehe. Am 11. März 1861 von Pest zum Abgeordneten erwählt, bildete D. nach Eröffnung des Reichstags 2. April 1861 mit Andrássy eine ausgleichsfreundliche gemäßigte Partei, die sogen. Adreßpartei, im Gegensatz zu der radikalen Beschlußpartei. Sein Adreßentwurf vom 13. Mai erlangte, freilich nur nach sehr heftigen Verhandlungen, die sich bis in den Juli hineinzogen, die Zustimmung der beiden Häuser des Landtags. Der Kaiser aber lehnte die Adresse mit Rücksicht auf die Reichsverfassung vom Februar 1861 ab, worauf D. eine zweite umfangreiche Denkschrift entwarf, welche das Oktoberdiplom wie das Februarpatent als Vernichtung der Rechte Ungarns und somit als unannehmbar bezeichnete. Während der ganzen Schmerlingschen Periode hielt D. an diesen Grundsätzen fest, erklärte jedoch in seinem berühmten Osterartikel im »Pesti Naplo« 1865 die Bereitwilligkeit Ungarns, seine historischen Rechte mit den Bedingungen der Sicherheit und Großmachtstellung des Gesamtreichs in Einklang zu bringen. Schmerling fiel. Als aber im Sommer 1865 der Föderalismus in Österreich zu neuer Geltung und auch Ungarn zu gute kam, war es nicht Deáks Partei, sondern die der Altkonservativen, mit der die Regierung in Verbindung trat. Ohne Erfolg; denn als der 1861 aufgelöste Landtag 14. Dez. 1865 wieder eröffnet wurde, gebot D. über eine sehr ansehnliche Majorität, welcher der Präsident und Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, Szentiványi und Graf Julius Andrássy, angehörten. Die Landtagsadresse war wieder Deáks Werk und zeigte unverändert den Standpunkt der frühern. Nach der entschiedenen Rückäußerung der Krone geschah es dann gleichfalls auf seinen Antrag, daß man nicht sofort zum Bruch schritt, sondern eine (Siebenundsechziger-) Kommission niedersetzte behufs Feststellung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Den Ausgleichsentwurf dieses Ausschusses, in welchem die Bürgschaften für die Zusammengehörigkeit beider Teile der Monarchie jene Form fanden, welche heute staatsgrundgesetzliche Geltung hat, nahm die Regierung sodann nach dem Kriege im Sommer 1866 zum Ausgangspunkt weiterer Verhandlungen mit Ungarn. Daß diese zum Ziel führten, verdankte man zum großen Teil der Mäßigung Deáks. Er selbst lehnte zwar die Präsidentschaft eines neuen ungarischen Ministeriums ab, erklärte sich aber bereit, ein solches unter Führung Andrássys zu unterstützen. Dasselbe wurde im Februar 1867 aus lauter Mitgliedern seiner Partei zusammengesetzt. Im wesentlichen war D. seit dem Ausgleich mit der österreichischen Regierung ausgesöhnt. Er übte durch seine Persönlichkeit wie durch seine Partei einen sehr bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus und vertrat einen gemäßigten Liberalismus. Bei seinem Tode erinnerten sich alle Parteien, welche Verdienste sich der Verstorbene um das Vaterland erworben. Er wurde daher mit königlichen Ehren 3. Febr. 1876 in Budapest beigesetzt und die Errichtung eines großartigen Denkmals von den Staatsbehörden beschlossen. Dasselbe ist im September 1887 im Beisein des Kaisers Franz Joseph feierlich enthüllt worden. Die Reden Franz Deáks wurden von Konyi herausgegeben (Pest 1881—88, 3 Bde.). Vgl. Pulszky, Franz D. (deutsch, Leipz. 1876); Csengery, Franz D. (deutsch, das. 1877); »Francis D., Hungarian statesman« (hrsg. von Grant Duff, Lond. 1880); Steinbach, Franz Deák (Wien 1888).

Deal (spr. dil), Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, an der Straße von Dover, als Seebad viel besucht und durch ihre Lotsen berühmt, aber ohne bedeutendern Handel (s. Dover), hat (1891) 8891 Einw., das südlich davon gelegene Städtchen Walmer 4565 Einw. Von den drei Schlössern, die Heinrich VIII. 1539 zum Schutz von D. baute, mußte Sandown Castle infolge des Vordringens des Meeres 1862 abgerissen werden. Deal Castle ist in Privatbesitz übergegangen, aber Walmer Castle, wo Wellington 1852 starb, ist noch immer Residenz des Lord-Wardens der Cinque Ports (s. d.). Bei letzterm steht eine Marinekaserne (früher Marinehospital). Als Hafen dient die durch die Goodwin Sands (s. d.) geschützte Reede the Downs.

De Amicis (spr. -tschis), Edmondo, ital. Belletrist, geb. 21. Okt. 1846 zu Oneglia in Ligurien, trat nach zurückgelegten Lyceal-studien in die Militärschule zu Modena, verließ dieselbe 1865 als Leutnant und nahm 1866 an der Schlacht von Custozza teil. Im nächsten Jahr übernahm er die Redaktion der Zeitschrift »Italia militare« zu Florenz, in welcher er zuerst seine Skizzen aus dem Militärleben (»Bozzetti della vita militare«. 1868, 8. umgearbeitete Auflage 1885; deutsch, Stuttg. 1886) veröffentlichte, die neben seinen »Novellen« (1872, 5. Aufl. 1884) durch die frische Unmittelbarkeit des Stils bald eine Lieblingslektüre des italienischen Publikums wurden. Nach dem Einzug der Italiener in Rom trat D. aus der Armee aus, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er unternahm zahlreiche und weite Reisen nach Spanien, England, Holland, Nordafrika, der Türkei, Frankreich, Südamerika ꝛc., und diese gaben ihm Stoff zu ebenso vielen anziehenden Reiseschilderungen, die alle in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen erschienen sind: »La Spagna« (1873; deutsch, Stuttg. 1880); »Ricordi di Londra« (1874); »Olanda« (1874); »Marocco« (1876; deutsch, Wien 1883); »Costantinopoli« (1877; deutsch, Rostock 1882); »Ricordi di Parigi« (1879); »Sull' Oceano« (1889). Einen historisch-politischen Hintergrund haben die »Ricordi 1870—1871« (1872) und das Werk »Roma libera« (1872). Ferner sind zu nennen die interessanten Plauderzeilen über italienische Sprache ꝛc. in den »Pagine sparse« (1875), seine »Poesie« (1880), die das ganze originelle Talent des Autors von der glänzendsten Seite zeigen, die »Ritratti letterarii« (1881), ein ebenso humor- wie gemütvolles Buch über die Freundschaft: »Gli amici« (1882, 2 Bde.; deutsch, Jena 1889), die herrliche Jugendschrift »Il Cuore« (in mehr als 100 Auflagen verbreitet; deutsch, 4. Aufl., Basel 1893) und die historischen Novellen »Alle porte d'Italia« (1886). D. verbindet mit Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung einen gewissen künstlerischen Idealismus und gilt heute als einer der beliebtesten Schriftsteller Italiens. Mit dem Roman: »Il romanzo d'un maestro« betrat D. das soziale Gebiet, und in seinem letzten Roman: »Il primo maggio«, erklärt er sich offen als Sozialdemokrat.

Dean (engl., spr. din), soviel wie Dekan.

Dean Forest (spr. din förrest), hügeliger Wald- und Heidebezirk im W. von Gloucestershire (England), zwischen den Flüssen Severn und Wye, umfaßt 10,520 Hektar und zählt etwa 18,000 Einw., die Bergbau auf Kohlen und Eisen treiben oder Steine brechen. Das Gebiet ist Eigentum der Krone und zerfällt in sechs Distrikte (Walks), die von einem Lord-Warden verwaltet werden.

Dearborn (engl., spr. dirborn), in Nordamerika ein leichter vierräderiger Wagen, nach Art der Kalesche gebaut.

Dease (spr. dîs'), Peter Warrens, Polarreisender, begleitete als Beamter der Hudsonbaikompanie Franklin 1825 auf seiner Reise im Gebiet des Mackenzie und an der Nordküste Amerikas und unternahm 1837—39 mit Thomas Simpson eine Expedition, um die früher gemachten Aufnahmen zu erweitern. Sie kamen von der Mackenziemündung westlich über Franklin's Return Reef hinaus bis zum Kap Barrow, überwinterten am Bärensee und gelangten dann ostwärts auf sehr beschwerlichen Bootfahrten bis Kap Britannia, östlich von Point Ogle, Backs fernstem Punkt unsern Boothia Felix, so daß im ganzen nur noch ca. 60 englische Meilen der Küste unbekannt blieben. D. starb 1863 in Kanada.

Dea Syria (Syrische Göttin), s. Derketo.

Death Valley (spr. dâth wall, »Thal des Todes«), wüstes Thal im SW. des nordamerikan. Staates Kalifornien, an der Grenze gegen Nevada, 67 m ü. M., zwischen den Telescope Mountains und den Grapevine Mountains, in denen sich der Fluß Amargoza verliert.

Deauville (spr. dôwil), Seebad im franz. Depart. Calvados, Arrond. Pont-l'Evêque, an der Mündung der Touques in den Kanal, gegenüber Trouville gelegen, wurde erst 1860 angelegt und ist in den letzten Jahren sehr in Aufschwung gekommen, hat eine moderne Kirche, ein schönes Kasino, elegante Villen, Rennplatz, einen kleinen Hafen und (1891) 2423 Einw.

Debaklieren (franz.), einen Hafen von den leeren (ausgeladenen) Schiffen räumen. Der Aufseher über diese Arbeit (Debaklage) heißt Debakleur.

Deballieren (franz.), Waren aus den Ballen auspacken; Deballage, Auspackung.

Débandade (franz., spr. debangdâd'), die zerstreute Fechtart im Gegensatz zu der geschlossenen, auch der ungeordnete Rückzug; en d., in Auflösung.

Debankieren (debanquieren, franz.), beim Hasardspiel die Bank sprengen.

Debarbieren (franz.), ein Schiff ausladen, Waren löschen; daher Debardage, die Ausladung eines Schiffes; Debardeur, Schiffsauslader, auch Name einer Maske mit dem Kostüm eines solchen.

Debarkieren (debarquieren, franz.), ausschiffen, landen.

De Bary, Heinrich Anton, Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 in Frankfurt a. M., gest. 19. Jan. 1888 in Straßburg, studierte seit 1849 in Heidelberg, Marburg und Berlin Medizin, ließ sich 1853 in Frankfurt a. M. als Arzt nieder, habilitierte sich 1854 als Dozent der Botanik in Tübingen, ging 1855 als Professor nach Freiburg, erhielt dort 1859 die ordentliche Professur und ging 1867 nach Halle und 1872 nach Straßburg, wo er der erste Rektor der neuerrichteten Universität war. Er arbeitete besonders über Pilze und Myxomyceten und erweiterte die Kenntnisse über den Entwickelungsgang der Pilze, über die Mehrfachheit ihrer Fruchtorgane, über den Generationswechsel (z. B. bei den Rostpilzen) und über sexuelle Vorgänge bei den Pilzen. Er schrieb: »Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera« (Berl. 1852); »Untersuchungen über die Brandpilze« (das. 1853); »Untersuchungen über die Familie der Konjugaten« (Leipz. 1858); »Die Mycetozoen« (das. 1859, 2. Aufl. 1864); »Recherches sur le développement de quelques champignons parasites« (Par. 1863); »Die gegenwärtig herrschende Kartoffelkrankheit« (Leipz. 1861); »Über die Fruchtentwickelung der Askomyceten« (das. 1863); »Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze« (Frankf. 1864—82, 5 Tle., zuletzt mit Woronin); »Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten« (Leipz. 1866); »über Schimmel und Hefe« (2. Aufl., Berl. 1874); »Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane bei den Phanerogamen und Farnen« (Leipz. 1877); »Vergleichende Morphologie und Biologie der Pilze, Mycetozoen und Bakterien« (das. 1882); »Vorlesungen über Bakterien« (das. 1885, 2. Aufl. 1887). Auch gab er »Mikrophotographien nach botanischen Präparaten« (Straßb. 1878) heraus und redigierte seit 1866 die »Botanische Zeitung«.

Débats, Journal des (spr. schurnall dê debâ), Pariser Zeitung, lange Zeit eins der tonangebenden Organe der europäischen Presse, begründet im August 1789 als »Journal des Débats et des Décrets«, erschien unter Napoleon I., der selbst Leitartikel dafür schrieb, als »Journal de l'Empire«, war 1830—48 Leiborgan der Orléans, verhielt sich unter Napoleon III. neutral und vertritt seit 1870 den gemäßigten Republikanismus. Durch sein vortreffliches Feuilleton übte das J. d. D. längere Zeit (namentlich unter Jules Janins Redaktion, 1829—73) auch in litterarischer Hinsicht bedeutenden Einfluß aus.

Debatte (franz., Diskussion), mündliche Beratung in geordneter Rede und Gegenrede; daher debattieren, einen Gegenstand in geordnetem Verfahren mündlich erörtern. Der Ausdruck D. wird besonders von den Verhandlungen in parlamentarischen Körperschaften, Gemeindevertretungen, öffentlichen Versammlungen und Sitzungen von Kollegien gebraucht. Die D. wird nach Maßgabe der Geschäftsordnung (s. d.) vom Vorsitzenden eröffnet, geleitet und geschlossen. Folgende Regeln können für die D. in parlamentarischen und politischen Versammlungen als feststehend bezeichnet werden: Ist über einen Gegenstand vom Vorsitzenden die D. eröffnet, so darf nur derjenige das Wort nehmen, welchem es nach vorgängiger Meldung vom Vorsitzenden erteilt worden ist. Es ist nicht statthaft, den Redner aus der Versammlung heraus zu unterbrechen und Zwiegespräche mit ihm anzuknüpfen; doch sind Zwischenrufe, soweit sie nicht in Störungen ausarten, nicht unbedingt untersagt, ebensowenig Ausdrücke des Beifalls oder des Mißfallens. Dem Vorsitzenden steht, was die Zulassung oder das Verbot solcher Meinungsäußerungen anbetrifft, ein gewisses Ermessen zu. Dem Redner ist die freie Rede gewährt, doch findet diese Redefreiheit in der Ordnungsgewalt des Vorsitzenden und, was Versammlungen und Vereinssitzungen anbetrifft, in den gesetzlichen Vorschriften über das Vereins- u. Versammlungsrecht ihre Grenze. Mitglieder parlamentarischer Versammlungen können außerhalb der letztern wegen Äußerungen, die sie in der D. gethan haben, nicht zur Verantwortung gezogen werden. Der Vorsitzende kann bei vorkommenden Ungehörigkeiten den Redner unterbrechen, auch zur Ordnung oder zur Sache rufen; letzteres dann, wenn der Redner vom Gegenstand der Beratung abschweift. Bei wiederholter Ordnungswidrigkeit kann dem Redner durch Beschluß der Versammlung das Wort entzogen werden, ebenso wenn er sich fortgesetzt vom Gegenstand der D. entfernt. Hat sich niemand mehr zum Wort gemeldet, so schließt der Vorsitzende die D., und es kommt zur Abstimmung (s. d.). Der Schluß der D. kann jedoch auch dadurch herbeigeführt

werden, daß ein Schlußantrag gestellt wird (s. Clôture). Nimmt die Versammlung den Antrag auf Schluß der D. an, so werden dadurch die noch gemeldeten Redner vom Wort ausgeschlossen. In den Geschäftsordnungen der parlamentarischen Körper ist indessen regelmäßig vorgesehen, daß ein Schlußantrag der Unterstützung einer Anzahl von Mitgliedern (30 im deutschen Reichstag) bedarf. Im österreichischen Reichstag und im österreichischen Herrenhaus bedarf der Antrag auf Schluß der D. keiner Unterstützung. Nach Schluß der D. können nur noch persönliche Bemerkungen zugelassen werden, welche sich auf die vorhergegangene Verhandlung beziehen. Es ist Brauch oder geschäftsordnungsmäßige Vorschrift, daß Antragsteller oder Berichterstatter das Wort zur Einleitung der D. und nach Schluß der D. erhalten. Im deutschen Reichstag müssen die Bevollmächtigten zum Bundesrat jederzeit gehört werden. Nimmt nach Schluß der D. ein Mitglied des Bundesrats das Wort, so gilt die D. wieder als eröffnet. Für die parlamentarischen Verhandlungen ist der Unterschied zwischen Generaldebatte (Generaldiskussion) und Spezialdebatte (Spezialdiskussion) wichtig. Bei den Beratungen über Regierungsvorlagen und über Gesetzesvorschläge, die aus dem Parlament selbst hervorgehen, findet nämlich eine Unterscheidung zwischen allgemeiner und besonderer Beratung statt. Erstere beschäftigt sich mit den Grundsätzen der Vorlage nach allgemeinen Gesichtspunkten; letztere erörtert die einzelnen Bestimmungen der Vorlage. So dient z. B. die Generaldebatte über den Staatshaushaltsetat dazu, die Finanzlage und die Politik des Staates und der Staatsregierung im allgemeinen zu besprechen, während in der Spezialdebatte die Etats der einzelnen Geschäftszweige geprüft, die einzelnen Etatsansätze erörtert und zur Abstimmung gebracht werden. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags beschränkt sich die erste Beratung (Lesung) der Regierungsvorlagen und der parlamentarischen Initiativanträge auf die allgemeine Erörterung. Das Haus beschließt sodann, ob die Vorlage zunächst einer Kommission zur Vorberatung überwiesen werden oder ob die zweite Lesung im Hause selbst stattfinden soll. Die zweite Beratung ist für die Spezialdebatte bestimmt. Die einzelnen Artikel und Paragraphen werden erörtert und zur Abstimmung gebracht. Die dritte Beratung verbindet eine nochmalige Generaldebatte mit einer nachfolgenden abermaligen Spezialdebatte, worauf die Schlußabstimmung über das Ganze folgt. In den Beratungen der Ausschüsse (Kommissionen) der parlamentarischen Körperschaften sind im wesentlichen dieselben Grundsätze wie für die D. in den Plenarverhandlungen maßgebend, doch sind jene nicht, wie die letztern der Regel nach, öffentlich.

Debattenschrift, diejenige hochgekürzte Form der stenographischen Systeme, die zum Nachschreiben von Debatten, z. B. in den Parlamenten, benutzt wird. Vgl. Kammerstenographie, Korrespondenzschrift und Schulschrift.

Debauche (franz., spr. debosch'), Ausschweifung; **Debauchieren,** ausschweifen, ein wüstes Leben führen; verführen, besonders im militärischen Sinne früher soviel wie zur Desertion verleiten; **debauchant,** ausschweifend, verführerisch; **Debaucheur,** Schwelger, Wüstling.

Debellation (lat.), Überwältigung, völlige Unterwerfung und folgeweise Einverleibung eines Staates in das Gebiet der siegreichen Macht (s. Eroberung). **Debellieren,** völlig besiegen, überwältigen.

De Belloy, Pierre Laurent, s. Belloy.

Debent (lat.), der Schuldner.

Debentūr (lat.), zurückzuzahlender Zollvorschuß; Empfangschein, Quittung.

Dēbet (lat., »er schuldet«, »er soll«; in der Mehrzahl: Dēbent), in der Buchhaltung gebräuchliche Überschrift derjenigen Blattseite eines Kontos, auf welcher die dasselbe belastenden Beträge verzeichnet sind (im Gegensatz zu Credit, »er hat gut«), in neuerer Zeit mehr und mehr durch das deutsche »Soll« (Mehrzahl: »Sollen«) verdrängt. Vgl. Buchhaltung.

Debidour (spr. -dur), Antonin, franz. Geschichtsforscher, geb. 31. Jan. 1847 in Nontron (Dordogne), wurde Geschichtslehrer am Lyceum seiner Vaterstadt. Nachdem er an mehreren Lyceen als Lehrer der Geschichte gewirkt hatte, erwarb er 1877 mit einer Arbeit über die Kaiserin Theodora den Doktorgrad und wurde 1878 an die Fakultät in Nancy berufen, wo er 1880 zum Professor der Geschichte ernannt wurde und die Société de géographie de l'Est und die »Annales de l'Est« gründete. Auch für die Ligue de l'enseignement war er durch Vorträge thätig und widmete sich mit Eifer der Sache der republikanischen Demokratie. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »La Fronde angevine« (1877), von der Akademie gekrönt; »Précis de l'histoire de l'Anjou« (1878); »Le général Bigarré, aide de camp de Joseph Bonaparte, d'après ses mémoires inédits« (1880); »Histoire de Du Guesclin« (1880, 3. Aufl. 1890); »L'impératrice Théodora« (1885); »Études critiques sur la Révolution, l'Empire et la période contemporaine« (1886); »Histoire diplomatique de l'Europe, 1814—1878« (1890, 2 Bde.). Auch übernahm er die Vollendung von Lanfreys »Histoire de Napoléon I«.

Debilität (lat.), Schwäche, Kraftlosigkeit.

Debir, das Allerheiligste (hebr. Kodesch Kodaschim) des Salomonischen Tempels, das den hintersten Raum des Heiligtums bildete und angeblich 20 Ellen im Geviert einnahm.

Debit (franz., spr. -bi), Vertrieb, Verkauf, Verschleiß einer Ware; daher Debitant besonders derjenige, der eine Ware im kleinen an die Konsumenten verkauft (debitiert, in Österreich: verschleißt), im Gegensatz zu dem Fabrikanten, der jenem die Ware in Kommission gibt. In der französischen Kaufmannssprache ist Débit auch soviel wie Debet (s. d.), daher debitieren (franz. débiter) auch soviel wie belasten, eine Summe jemand zur Last schreiben. Postdebit, jede Beförderung, im engern Sinne die Beförderung von Zeitungen durch die Post; s. Postdebit.

Debitkommissionen (lat.), von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldsachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, die mit Untersuchung des Vermögensbestandes, gütlicher Verhandlung und Verwaltung des Konkurses beauftragt waren.

Debitmasse, soviel wie Konkursmasse.

Debitor (lat.), der Schuldner.

Debitum (lat.), Schuld, Schuldigkeit, Verpflichtung; d. conjugale, eheliche Pflicht; d. feudale, Lehnspflicht; d. proprium, eigne, im Gegensatz zur fremden Schuld (d. alienum).

Debitverfahren, soviel wie Konkursprozeß.

Debitwesen, soviel wie Schuldenwesen.

Déblai (franz., spr. deblä), Wegschaffung von Erde, Ausschachtung, im Gegensatz zur Anschüttung von Erde (bei Festungsbauten); vgl. Remblai.

Deblockieren (debloquieren, franz.), die Blockade eines Platzes aufheben, ihn entsetzen; in der Buch-

druckerei einen in Ermangelung des rechten einstweilen verkehrt eingesetzten (blockierten) Buchstaben mit dem richtigen vertauschen.

Debo, See in der Landschaft Massina in Nordwestafrika, 240 km südöstlich von Timbuktu, empfängt von S. her zwei Arme des Niger, welche die langgestreckte Insel Burgu einschließen, und von denen der westliche Diaka heißt. Im N. verlassen den See gleichfalls zwei Nigerarme: Majo Dhaneo (Weißer Fluß) und Majo Balteo (Schwarzer Fluß), zwischen beiden die Insel Dschimbala.

De Boni, Filippo, ital. Schriftsteller, geb. um 1820 zu Feltre im Venezianischen als Sohn armer Eltern, gest. 7. Nov. 1870 in Florenz, mußte frühzeitig das geistliche Kleid anlegen, verließ aber bald den Priesterstand wieder und trat als Hauslehrer in eine adlige Familie zu Venedig, von wo er sich nach Florenz begab. 1846 zur Flucht genötigt, ließ er sich in Lausanne nieder, wo er die republikanischen Flugblätter »Così la penso« herausgab. 1848 war er Redakteur der von Mazzini gegründeten »Italia del Popolo« in Mailand, ging nach dem Wiedereinzug der Österreicher nach Toscana, sodann nach Rom, wo ihn die dortige Republik zum Gesandten in der Schweiz ernannte. Er nahm teil an der »Tipografia elvetica« in Capolago und lebte dann in Zürich kärglich als Berichterstatter der »Tribuna« in Buenos Aires. 1859 endlich ins Vaterland zurückgekehrt, trat er 1860 ins Parlament, wo er stets der Linken angehörte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um gegen das Papsttum zu kämpfen. Seine Hauptschriften sind: »Gli Ezzelini e gli Estensi. Storia del secolo XIII« (Veneb. 1841, 3 Bde.); »Voci dell' anima« (Lausanne 1846); »Sull' arte e sugl' artisti italiani« (Flor. 1844); »Domenico Veneziano e Andrea del Castagno«, Drama (Turin 1851); »La chiesa romana e l'Italia« (Mail. 1863); »L'inquisizione e i Calabro-Valdesi« (das. 1864); »Ragione e dogma« (Siena 1866); »Dell' incredulità degl' Italiani nel medio evo« (Mail. 1868).

Debōrah, israelit. Prophetin, Richterin und Heldin, Frau des Lapidoth, welche auf dem Gebirge Ephraim Recht sprach, warf im Verein mit Barak, dem Sohn Abinoams, das bereits 20 Jahre schwer auf Israel lastende Joch des kanaanitischen Königs Jabin von Hazor ab. Deborahs und Baraks Siegeslied, ein wertvolles Überbleibsel der althebräischen Volkspoesie, findet sich im Buch der Richter 5.

Debordieren (franz.), austreten, von Flüssen die Ufer überschwemmen; im Kriegswesen den Gegner überflügeln; Debordement, Überschwemmung; Ausschweifung, Zügellosigkeit.

Debouché (franz., spr. -bûsché), der Ausgang aus einer Schlucht, einem Defilé (Engweg) rc.; daher debouchieren, aus einem Defilé hervortreten, worauf die Truppe aus der Marschkolonne zum Gefecht aufmarschieren kann.

Deboursieren (franz., spr. -burs-), auslegen, vorschießen; Debours, Deboursement, Auslage.

Debra Tabor, Stadt im mittlern Abessinien, östlich vom Tanasee, unter 11° 45' nördl. Br., 2496 m ü. M., unter dem Negus Theodoros Hauptstadt des Reiches, seitdem verfallen.

Debraux (spr. dbró), Emile, einer der populärsten franz. Liederdichter, geb. 30. Aug. 1796 in Ancerville (Meuse), gest. 12. Febr. 1831 in Paris, erhielt eine Stelle an der Bibliothek der medizinischen Schule, die er indessen aus Liebe zur Unabhängigkeit nach einigen Jahren aufgab, wurde 1823 wegen seiner Angriffe auf die Regierung zu mehrmonatiger Haft verurteilt. Immer heiter und lustig trotz der ärmlichsten Verhältnisse, besang er Vaterland, Wein und Liebe in leichten, frischen Liedern, die zwar Eleganz und Feinheit oft vermissen lassen, dafür aber um so lieber in Kneipe und Werkstatt gesungen wurden. Man hat ihn den »Béranger de la canaille« genannt. Am bekanntesten sind die Lieder: »La Colonne«, »Le Mont Saint-Jean«, »Bélisaire«, »T'en souviens-tu?«, »Les barricades«, »Prince Eugène«, »Fanfan la Tulipe«, »La veuve du soldat«, »Marengo«. Eine vollständige Sammlung seiner »Chansons« gab Béranger heraus (Par. 1835—37, 3 Bde.).

Debreczin (spr. débretzin, ungar. Debreczen), königliche Freistadt, Sitz des ungar. Komitats Hajdu und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien D.-Püspök-Ladány, D.-Szatmár, D.-Nyiregyháza, D.-Süd-Szt. Mihály und D.-Füzes-Abony, liegt in einer weiten, östlich sandigen, westlich aber fruchtbaren Ebene (Debrecziner Heide, s. d.), hat einen echt magyarischen Typus und war seit jeher der Hauptsitz des Calvinismus. D. hat fünf Kirchen (darunter die imposante reformierte Hauptkirche und zwei kleinere reformierte Kirchen) sowie ein Franziskaner- und Piaristenkloster. Ansehnliche Gebäude sind das Rathaus, das reformierte Kollegium, das neue Handelsakademie- und das Justizpalais, das prachtvolle Margaretenbad, die Infanteriekaserne rc. D. zählt (1890) 56,940 magyarische, meist reform. Einwohner, die Ackerbau und Viehzucht sowie Handel und Gewerbe treiben. Erstere fördert das sehr fruchtbare städtische Gebiet, welches 957 qkm umfaßt und sich von O. gegen W. in einer Luftlinie von 79 km erstreckt. D. hat eine große (die Stephans-) Dampfmühle mit 200 Arbeitern, eine große Zigarrenfabrik mit 800 Arbeitern und Fabriken für Bürsten, Ziegel, Maschinen, Wagen, Salami, ein Dampfsägewerk rc. sowie eine Handels- u. Gewerbekammer, eine Filiale der österreichisch-ungar. Bank, mehrere Geldinstitute, ein Gestüt und berühmte Viehmärkte (jährlicher Auftrieb 250,000—300,000 Stück Vieh); in industrieller Beziehung sind die Debrecziner Seife, Lebkuchen, Würste (Salami), Pfeifenköpfe rc. weitverbreitete Handelsartikel. Das reformierte Kollegium in D., die größte reformierte Lehranstalt in Ungarn und einst ein Zentralpunkt des geistigen Lebens jenseit der Theiß, besteht aus einer theologischen und Rechtsakademie, einer Lehrerpräparandie und einem Gymnasium, zählt 1500 Schüler und hat eine Bibliothek von 65,000 Bänden mit seltenen Werken und Manuskripten sowie ein naturwissenschaftliches und ein archäologisches Museum. Im Park des Kollegiums steht die Erzstatue des ungarischen Dichters Mich. Csokonai (von Vitéz) und ein Honvéddenkmal. Außerdem hat D. eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Oberrealschule, ein katholisches Gymnasium und eine Handelsakademie, ferner ein städtisches Musterspital (im Pavillonstil), eine Straßenbahn und eine Dampfstraßenbahn, ein schönes Theater, einige Parkanlagen (das große Stadtwäldchen mit Bad, vielen Villen und Vergnügungslokalen) und ist Sitz eines reformierten Bischofs, einer königlichen Tafel, eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion und eines Tabakeinlösungsamtes. — Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Sie hatte in den Kämpfen zwischen den Türken und Ungarn wie später des Glaubens wegen viel zu leiden. 1567 wurde auf der hier gehaltenen Synode das reformierte Glaubensbekenntnis an-

genommen. Auf dem 1711 abgehaltenen Kongreß unterwarfen sich die Ungarn dem habsburgischen Haus. Durch den Landtagsbeschluß von Preßburg 1715 wurde die Stadt, was schon unter Leopold I. geschehen war, nochmals zur königlichen Freistadt erhoben. 1849 war D. eine Zeitlang (9. Jan. bis 30. Mai) Sitz des ungarischen Reichstags und der revolutionären Regierung; am 15. März d. J. sprach hier Kossuth in der Großen reformierten Kirche die Unabhängigkeit Ungarns von Österreich aus.

Debrecziner Heide (Hortobágyer Puszta), die sich westlich von Debreczin (s. d.) erstreckende, 2900 qkm große Ebene, auf der im Sommer 60—70,000 Rinder, Pferde, Schafe und Schweine unter der Aufsicht von nahezu 300 Hirten (Gulyás: Rinder-, Csikos: Roß-, Kondás: Schweine-, und Juhász: Schafhirt) weiden. Jenseit des Flusses Hortobágy, über den eine monumentale Steinbrücke führt, befindet sich die Csárda, die Puszta für die großen Viehmärkte und die fruchtbare Puszta Máta mit der Häuserkolonie. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, welche im Sommer austrocknen und eine 0,6—1,3 cm dicke Sodakruste am Boden zurücklassen, die gesammelt wird und sich alle 3—4 Tage erneuert. Die Ufer der Seen sind mit Salicornia, Salsola und andern salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt.

Debret (spr. dörä), Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 18. April 1768 in Paris, gest. daselbst 28. Juni 1848, wurde Schüler Davids, mit dem er nach Rom ging, und malte nach seiner Rückkehr im klassischen Stil die Befreiung des Aristomenes (1799, im Museum zu Montpellier) und die Krankheit des jungen Antiochos. Später wandte er sich Schilderungen aus dem Leben Napoleons I. zu, von denen sich die Begrüßung verwundeter Österreicher durch Napoleon, Napoleon die Bayern vor der Schlacht bei Abensberg anfeuernd und die erste Verteilung der Orden der Ehrenlegion durch Napoleon in der Invalidenkirche im Museum zu Versailles befinden. 1815 zur Gründung und Leitung einer Kunstakademie nach Rio de Janeiro berufen, war D. dort bis 1831 thätig. Außer mehreren Bildnissen hat er dort die Krönung Dom Pedros zum Kaiser von Brasilien gemalt. Er schrieb: »Voyage pittoresque et historique au Brésil 1816—1831« (Par. 1834—39, 3 Bde.).

Debrosses (spr. dörohs'), Charles, franz. Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1709 in Dijon, gest. 17. Mai 1777 in Paris, veröffentlichte »Lettres sur l'état de la ville d'Herculanum« (Dijon 1750), welche die ersten Nachrichten über die dortigen Ausgrabungen brachten, die Frucht einer 1739 unternommenen italienischen Reise. 1756 schrieb er auf Buffons Anregung die »Histoire des navigations aux terres australes« (Dijon 1756, 2 Bde.; deutsch von Adelung, Halle 1767, 2 Bde.), in welcher er die neuentdeckten Länder und Inseln der Südsee als Australien und Polynesien bezeichnete. Daran schlossen sich: »Traité de la formation mécanique des langues« (Par. 1765, 2 Bde.; neue Ausg. 1801; deutsch von Hißmann, Leipz. 1777), worin er den Ursprung der Sprachen aus der natürlichen Fähigkeit des Menschen, die Artikulation der Organe zu verändern, erklärte, und »Sur le culte des dieux fétiches« (Dijon 1760; deutsch von Pistorius, Stralf. 1785). Sein Hauptwerk ist: »Histoire de la république romaine dans le cours du VII. siècle par Salluste« (Dijon 1777, 3 Bde.; deutsch von Schlüter, 1799), eine Frucht jahrelanger Beschäftigung mit Sallust, worin er die gründlichste Kenntnis des römischen Lebens an den Tag legte. D. war schließlich Präsident des Parlaments von Bourgogne. Seine »Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740« (Par. 1799) wurden zuletzt von Colomb herausgegeben (1885). Vgl. Mamet, Le président de Brosses (Par. 1875).

Debschwitz, Dorf im Fürstentum Reuß j. L., Landratsamt Gera, unweit der Weißen Elster, besteht aus Alt-D. und Neu-D., hat Strickgarn-, Zigarren- und Werkzeugfabrikation, Weberei, Färberei, Ziegelbrennerei und (1890) 3330 Einw.

Debuchieren (franz., spr. -büschi-), aus dem Busch hervorbrechen; seinen Stand, sein Lager verlassen.

Debure (spr. dödür'), Guillaume François, franz. Bibliograph, geb. 1731, gest. 15. Juli 1782 in Paris, besaß daselbst eine Buchhandlung und begründete durch seine bibliographischen Arbeiten, namentlich durch die »Bibliographie instructive« (Par. 1763—68, 7 Bde.; »Supplément«, das. 1769, 2 Bde.; Ergänzungsband von Née de la Rochelle, 1782), die Bibliographie in Frankreich. — Auch sein Vetter, der Buchhändler Guillaume D., geb. 10. Mai 1784, gest. 4. Febr. 1820, erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kataloge, deren die »France littéraire« 43 aufzählt, um die Bibliographie Verdienst.

Deburie, Dorf in Palästina, s. Dabrath.

Debuskieren (franz., spr. -büs-), den Feind aus einer vorteilhaften Stellung vertreiben.

Debuskop (griech.), s. Kaleidoskop.

Debüt (franz. début, spr. -bü), der erste Anfang einer Sache, das erste öffentliche Auftreten mit einem Erzeugnis, namentlich die erste Rolle, in welcher ein Schauspieler oder Sänger auftritt; daher debütieren, zum erstenmal auftreten; Debütant, Debütantin, die Person, welche eine Antrittsrolle gibt.

De By., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für H. A. De Bary (s. d.).

Dec., De C., bei botan. Namen Abkürzung für De Candolle (s. d.).

Décadence (franz., spr. -dängß'), Verfall, Abnahme.

Décadents (spr. -däng), s. Symbolistes.

Décadi, im französischen republikan. Kalender der zehnte Tag einer Dekade, der als Ruhetag galt.

Decaen (spr. dökäng), 1) Charles Matthieu Isidore, Graf, franz. General, geb. 1769 in Creuilly bei Caen, gest. 9. Sept. 1832, diente vor Mainz in Klébers Generalstab, dann aber namentlich gegen die Vendéer. 1796 zum Brigadegeneral befördert, erzwang er bei Straßburg den Übergang über den Rhein. Als Führer der Avantgarde entschied er den Tag von Ettlingen (10. Juli 1796). Bei dem Rückzug Moreaus befehligte er die Nachhut. 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er München durch einen Handstreich, entschied den Sieg von Hohenlinden und ward 1802 Generalkapitän der französischen Inseln Ile-de-France und Bourbon im Indischen Ozean, die er bis 1810 gegen die Engländer behauptete. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er den Befehl über die Armee in Katalonien, wo er die Engländer zwang, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Hierfür ward er zum Grafen erhoben. Nachdem er 12. und 13. Sept. 1813 die Engländer am Paß von Ordal und bei Villafranca geschlagen hatte, zog er sich nach Frankreich zurück. Er wurde dann zum Befehlshaber der Truppen in Holland ernannt, zeigte sich aber dabei so unentschlossen und schwächlich, daß Napoleon ihn noch im Dezember 1813 des Kommandos entsetzte. Nach der Abdankung des Kaisers schloß er sich

Ludwig XVIII. an. Als Napoleon I. 1815 von Elba zurückkehrte, nahm D. von ihm das Kommando der 10. Militärdivision an. Nach der Schlacht von Waterloo ward er infolge des Gesetzes vom 23. Okt. 1815 verhaftet, aber durch Ordonnanz des Königs in Freiheit gesetzt. Fortan lebte er in Zurückgezogenheit.

2) Claude Théodore, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 1811 in Utrecht, gest. 17. Aug. 1870 in Metz, diente längere Zeit in Algier, kam 1855 als Oberst in die Krim und wurde wegen seines bei der Erstürmung des Malakow bewiesenen Mutes zum Brigadegeneral ernannt. 1859 machte er den italienischen Feldzug mit, wurde am Tage nach der Schlacht bei Magenta an Stelle des gefallenen Generals Espinasse zum Divisionsgeneral befördert und zeichnete sich in der Schlacht bei Solferino aus. 1870 befehligte er die 4. Infanteriedivision im 3. Armeekorps unter Bazaine, und als dieser das Kommando über die Rheinarmee übernahm, erhielt D. 12. Aug. das Kommando des 3. Korps. Am 14. Aug. wurde er bei Colombey-Nouilly tödlich verwundet.

Decagynus (griech.), zehnweibig, eine Blüte mit zehn Griffeln. Davon Decagynia, Ordnung in den ersten 13 Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zehnweibigen Blüten umfassend.

Decaisne (spr. dökän'), Joseph, Botaniker, geb. 18. März 1807 in Brüssel, gest. 8. Febr. 1882 in Paris, widmete sich anfangs der Malerei, studierte seit 1823 Medizin in Paris, ward 1848 Professor der Botanik am naturhistorischen Museum, 1851 am Jardin des plantes. Er schrieb: »Herbarii timoriensis descriptio« (Par. 1835); »Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par Botta« (das. 1841); »Histoire de la maladie des pommes de terre« (das. 1845); »Recherches anatomiques et physiologiques sur la garance« (Brüssel 1847); »Flore élémentaire des jardins et des champs« (mit Lemaout, Par. 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1865); »Traité général de botanique descriptive et analytique« (das. 1867); »Le jardin fruitier du Muséum« (das. 1858—78, 9 Bde.); »Manuel de l'amateur des jardins« (mit Naudin, das. 1862—72, 4 Bde.).

Decālo, soviel wie Calo (s. d.).

Decamerōne, Titel der berühmten Novellensammlung des Boccaccio (s. d.).

Décampement (franz., spr. -tangp'mäng), der Aufbruch aus dem Lager; dekampieren, das Lager abbrechen, sich aus dem Staube machen.

Decamps (spr. dökäng, Descamps), Alexandre Gabriel, franz. Maler, geb. 3. März 1803 in Paris, gest. 22. Aug. 1860, war Schüler des Akademikers Abel de Pujol, verließ aber bald dessen Weg, um in engerm Anschluß an die Natur und unter Einwirkung von Delacroix eine eigentümliche Richtung einzuschlagen. Seine koloristische Entwickelung fand ihre Hauptnahrung durch einen einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel und Kleinasien 1827—28, wo er in Farbe und Sonnenschein sein Kunstelement fand. Nachdem er sich mit der türkischen Patrouille, den gelehrten Hunden und dem Hundehospital (1831) seinen Weg gebahnt, ließ er noch eine Reihe von orientalischen Genrebildern folgen, bei welchen er es vornehmlich auf den Effekt der Farbe und des blendenden Sonnenlichts anlegte; so: die türkische Wache (1834), die mit einer Schildkröte spielenden Kinder (1836), die Zuschauer bei einer Hinrichtung (1839), die ausgelassene türkische Schuljugend (1842), der türkische Metzger (1848), das türkische Kaffeehaus ꝛc. Nebenher widmete er sich besonders der Beobachtung des Tierlebens, vornehmlich mit ironischer Charakterisierung, die dann zu parodistischen Schöpfungen, besonders in Affengruppen, führte. Seine Affen als Musiker, als Köche, als Bäcker, als Metzger, als Kunstkritiker zeigen eine drastische Persiflage menschlicher Physiognomie. Gern bewegte sich D. auch in Darstellungen des französischen Landlebens. Auch hat er historische Kompositionen ausgeführt, wie z. B. die Belagerung von Clermont (1842), die Niederlage der Cimbern (1843), den Sieg Josuas über die Ammoniter, die jedoch beweisen, daß für historische Stoffe seine Begabung nicht ausreichte, und neun Szenen aus dem Leben Simsons (1845). Außerdem hat man von ihm eine Menge Aquarelle, Zeichnungen und Lithographien. In den letzten Jahren seines Lebens hat er auch landschaftliche Studien nach Motiven aus dem Walde von Fontainebleau mit Figuren gemalt. Sein Tod erfolgte dadurch, daß ihn bei einer kaiserlichen Parforcejagd im Walde von Fontainebleau ein scheu gewordenes Pferd gegen einen Baumstamm warf, wodurch ihm die Hirnschale zerschmettert ward. Vgl. Moreau, D. et son œuvre (Par. 1869); Clément, Decamps (das. 1886).

De Candolle (spr. dökangdoll'), 1) Augustin Pyrame, Botaniker, geb. 4. Febr. 1778 in Genf, gest. daselbst 9. Sept. 1841, Sprößling einer adligen Familie aus der Provence, welche aus konfessionellen Rücksichten 1558 nach Genf übergesiedelt war, studierte seit 1796 in Paris, bemühte sich, Physik und Chemie auf die Botanik anzuwenden, und lieferte eine Arbeit über die Ernährung der Flechten. Auch seine »Essais sur les propriétés médicales des plantes comparées avec leurs formes extérieures et leur classification naturelle« (Par. 1804, 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb, Aarau 1818) gehören hierher. Er bearbeitete den Text zu Redoutés »Plantes grasses« (Par. 1799—1829, Bd. 31) und zu desselben »Liliacées peintes« (das. 1802—1808, 4 Bde.) und eine »Astragalogia« (das. 1802), während er zu gleicher Zeit mit Delessert durch Gründung der Société philanthropique und der Société d'encouragement pour l'industrie nationale gemeinnützige Tendenzen verfolgte. 1804 hielt er seinen ersten botanischen Kursus am Collège de France. Als Benjamin Delessert 1801 das reiche Herbarium der Familie Burmann gekauft hatte, schenkte er die Dubletten seinem Freunde D.; später erwarb dieser die ebenfalls ansehnliche Pflanzensammlung L'Héritiers. Dies die Grundlagen des Herbariums, welches D. auf 70—80,000 Arten brachte, und das als einer der größten naturwissenschaftlichen Schätze Europas betrachtet werden darf. Die »Flore française« (Par. 1805, 4 Bde.; dieselbe Ausgabe vermehrt um 2 Bde., 1815), obwohl als dritte Auflage von Lamarcks gleichnamigem Buch angekündigt, ist als De Candolles eignes Werk anzusehen. Im Auftrag der Regierung bereiste D. 1806—12 Frankreich und Italien behufs botanischer und agronomischer Forschungen und gab als Resultat dieser Reisen das Supplement zur »Flore« und die »Rapports« (Par. 1813) heraus. 1807 zum Professor an der Akademie zu Montpellier ernannt, trat D. dies Amt 1810 an, ging jedoch 1816 nach Genf, wo der Staatsrat für ihn eine eigne Professur errichtet hatte, und wurde in der Folge Mitglied des Rates und Präsident der Société des arts. D. bethätigte sich besonders als praktischer Systematiker und beschreibender Botaniker; er entwickelte die Theorie der

Systematik, die Gesetze der natürlichen Klassifikation mit großer Klarheit und Tiefe und stützte sich dabei auf morphologische Untersuchungen, die für die ganze Systematik äußerst fruchtbar wurden. Er begründete die Lehre vom Abortus und von der Verwachsung der Organe. Auch für die Physiologie und Pflanzengeographie leistete er Bedeutendes. Sein großes Werk »Regni vegetabilis systema naturale« (Par. 1818--21, Bd. 1 und 2) hatte er auf einer zu breiten Grundlage begonnen, als daß er es hätte vollenden können; daher zog er es im »Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis« (das. 1824—73, 17 Bde., von denen Bd. 8 ff. von seinem Sohn u. a. bearbeitet sind) in eine kürzere Form zusammen. Ferner schrieb er: »Théorie élémentaire de la botanique« (Par. 1813; 2. Aufl. von seinem Sohn, 1844; deutsch von Sprengel, Leipz. 1820, 2 Bde.); »Organographie végétale« (Par. 1827, 2 Bde.; deutsch von Meisner, Stuttg. 1828, 2 Bde.); »Physiologie végétale« (Par. 1832, 3 Bde.; deutsch und mit Anmerkungen von Röper, Stuttg. 1833—35); »Collection des mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale« (Par. 1828—38, 3 Bde.); »Essai élémentaire de géographie botanique«, im 18. Teil des »Dictionnaire des sciences naturelles«. Seine Bibliothek und sein Herbarium vermachte D. seinem Sohn mit der Bedingung, beides dem Studium zugänglich sein zu lassen wie bisher und an der Beendigung des »Prodromus« fortzuarbeiten. Vgl. De la Rive, A. P. D., sa vie et ses travaux (Par. u. Genf 1851); »Mémoires et souvenirs de A. P. D., écrits par lui-même« (hrsg. von seinem Sohn, das. 1862).

2) Alphonse Louis Pierre Pyrame, Sohn des vorigen, Botaniker, geb. 28. Okt. 1806 in Paris, gest. 4. April 1893 in Genf, studierte an der Akademie in Genf Rechtswissenschaft und veröffentlichte außer zahlreichen rechtswissenschaftlichen und statistischen Abhandlungen: »Le droit de grâce« (Genf 1829) und »Les caisses d'épargne de la Suisse« (das. 1838). Er war Mitglied des Großen Rates und gab als Präsident der Société des arts während 25 Jahren die Jahresberichte derselben heraus. Nach dem Tode seines Vaters wurde er zum Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Genf ernannt. Er schrieb: »Introduction à l'étude de la botanique« (Par. 1835, 2 Bde.; deutsch von Bunge, 2. Aufl., Leipz. 1844); »Géographie botanique raisonnée« (Par. 1855, 2 Bde.); »Lois de la nomenclature botanique« (das. 1867; deutsch, Basel 1868); »Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles« (Genf 1873, 2. Aufl. 1884); »Origine des plantes cultivées« (Par. 1883; deutsch, Leipz. 1884). Im Verein mit andern Gelehrten setzte er den »Prodromus« seines Vaters fort (s. oben), gab dessen »Mémoires et souvenirs« (Genf 1862) heraus und veröffentlichte zahlreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen in Fachjournalen. Mit seinem Sohn Casimir Pyrame D. (geb. 1836), welcher auch verschiedene Monographien im »Prodromus« bearbeitet hat, gab er heraus: »Monographiae phanerogamarum prodromi nunc continuatio nunc revisio« (Par. 1878—89, Bd. 1—6).

Decandrus (griech.), zehnmännig, eine Blüte mit zehn Staubgefäßen. Davon Decandria, die zehnte Klasse im Linnéschen Pflanzensystem, welche die Pflanzen mit zehn freien Staubgefäßen enthält.

Decapŏda (Crustacea decapoda), Zehnfüßer, s. Schildkrebse; Cephalopoda decapoda, s. Tintenschnecken.

De Castro, Giovanni, ital. Schriftsteller, geb. 1837 in Padua, betrieb in Mailand klassisch-philologische und rechtswissenschaftliche Studien, wandte sich dann aber der journalistischen Thätigkeit zu. Nachdem er die Zeitschriften: »Il Caffè« und »Il Panorama« redigiert hatte, die wiederholt Konfiskationen erlebten, bethätigte er sich von 1861 an in hervorragender Weise am Mailänder »Politecnico« und half 1863 den »Circolo della libreria italiana« gründen. Seit 1866 vorzugsweise der Lehrthätigkeit zugewendet, erhielt er schließlich eine Professur an der königlichen Akademie der Künste in Mailand und später an der höhern Mädchenschule, die er noch jetzt bekleidet. Von seinen zahlreichen und mannigfaltigen Schriften seien erwähnt: »Ugo Foscolo« (1861); »I processi di Mantova« (1864); »L'Europa contemporanea« (1865); »Storia di un cannone« (1866); die Erzählungen: »Anime sorelle« (unter dem Pseudonym Aldo, 1866) und (ebenso) »Tempeste del cuore« (1869); »Ire giovanili« (1871); »Giorni senza tramonto« (1888) u. a. Eine erziehende Tendenz haben: »Il libro del soldato« (1861); »I benefattori dell'umanità« (1871) und »La morale dell'operaio« (1873). Die spätern Werke sind meist geschichtlichen Inhalts: »Storia di casa nostra« (1873); »Arnaldo da Brescia e la rivoluzione romana del XII. secolo« (1875); »Fulvio Testi e le corti italiane nella prima metà del XVII. secolo« (1875); »I popoli dell' antico Oriente« (1878, 2 Bde.); »La storia nella poesia popolare milanese« (1879); »Milano e la Repubblica cisalpina giusta le poesie, le caricature ed altre testimonianze dei tempi« (1879); »Fratellanze secrete« (1880); »Cento anni fa« (1881); »Storia d'Italia dal 1799 al 1814« (1881) u. a.

Decatur (spr. dikeiter), 1) Hauptstadt der Grafschaft Macon im nordamerikan. Staat Illinois, am Sangamon River, östlich von Springfield, in fruchtbarer Gegend, wichtiger Bahnknotenpunkt, mit starker Industrie, lebhaftem Handel und (1890) 16,841 Einw. 2) Hauptstadt der Grafschaft Adams in Indiana, am St. Marysfluß, Bahnknotenpunkt, hat mehrere Fabriken und (1890) 3142 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Morgan in Alabama, am Tennessee, Bahnknotenpunkt, hat Säge- und Hobelmühlen und andre Fabriken und (1890) 2765 Einw.

Decazes (spr. dekas), 1) Elie, Herzog D. und von Glücksbjerg, franz. Staatsmann, geb. 28. Sept. 1780 in St.-Martin-de-Laye (Gironde), gest. 24. Okt. 1860, praktizierte in Libourne als Advokat, ward 1805 Richter am Tribunal der Seine und 1806 vom König Ludwig von Holland nach dem Haag berufen. Nachdem er sich durch freimütige Verteidigung der Interessen Hollands die Ungnade Napoleons I. zugezogen hatte, ward er 1811 Rat der Kaiserin-Mutter und beim obersten Gerichtshof des Reiches. Nach Napoleons I. Sturz schloß er sich den zurückgekehrten Bourbonen an, weigerte sich 1815, den Kaiser nach seiner Rückkehr von Elba zu beglückwünschen, und ward deshalb aus Paris verwiesen. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. ward D., der wunderbar zum Hofmann begabt war und sich die Gunst des Königs im Fluge gewann, sofort zum Polizeipräfekten von Paris und im September 1815 zum Staatsrat und Minister-Staatssekretär der Polizei ernannt und zum Grafen erhoben, während er infolge seiner Vermählung mit der reichen Erbin de Sainte-Aulaire, der Großnichte des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, von dem König von Dänemark zum Herzog

von Glücksbjerg ernannt wurde. Er wußte Ludwig XVIII. zu überzeugen, daß die legitimistische und absolutistische Reaktion binnen kurzem den Sturz des Königtums herbeiführen müsse. Er bewirkte daher die Auflösung der Chambre introuvable, die Aufhebung der Ausnahmegesetze und die Herabsetzung des Wahlzensus, welche den Schwerpunkt der politischen Macht in die Hand der Mittelklassen legte. Am 27. Dez. 1818 wurde er die Seele eines neuen, gemäßigt-liberalen Ministeriums, dessen nominellen Vorsitz General Dessoles führte, und übernahm selbst das Innere. Den Widerstand der Ersten Kammer beseitigte er 1819 durch einen Pairsschub von 60 Mitgliedern und milderte die Preßgesetze. Als aber die Royalisten ihn heftig angriffen und die Liberalen nur immer größere Forderungen stellten, entschloß er sich zu einer Schaukelpolitik und ersetzte 19. Nov. die liberalen Mitglieder des Kabinetts durch konservative. Indes die unversöhnlichen Ultraroyalisten benutzten die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820) zu einer Anklage gegen D., dessen revolutionäre Politik die That veranlaßt haben sollte. Da sogar die Familie des Königs seine Entlassung forderte, legte er 17. Febr. das Portefeuille nieder. Der König, der in D. die Verkörperung seiner eigensten Ideen sah, ernannte ihn zum Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zum Herzog und schickte ihn als Gesandten nach London, von wo er aber schon im Mai 1821 von Villèle zurückberufen wurde. D. ging nun auf seine Güter in Südfrankreich und begründete hier große Kohlen- und Eisenwerke bei dem von ihm erbauten Flecken Decazeville (Aveyron). Als Mitglied der Pairskammer schloß er sich der gemäßigt-liberalen Partei, nach der Julirevolution 1830 dem König Ludwig Philipp an und ward 1834 zum Großreferendar der Pairskammer ernannt. 1848 zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und widmete sich ausschließlich der Verwaltung seiner Güter.

2) Louis Charles Elie Armanieu, Herzog D. und von Glücksbjerg, geb. 29. Mai 1819 in Paris, gest. 17. Sept. 1886, ältester Sohn des vorigen, betrat die diplomatische Laufbahn und ward 1843 französischer Geschäftsträger in Madrid, dann Gesandter hier und in Lissabon, schied aber 1848 wie sein Vater aus dem öffentlichen Leben aus. Erst 1871 trat er wieder in die öffentliche Thätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er sich dem rechten Zentrum anschloß und einer der Führer der Monarchisten war, wurde im Juni 1873 Nachfolger des Herzogs von Broglie auf dem Botschafterposten in London und 26. Nov. 1873 bei der Neubildung des Broglieschen Ministeriums Minister des Auswärtigen. Dies blieb er auch unter den folgenden Ministerien. Äußerlich hielt D. die guten Beziehungen zu allen Mächten, auch zu Deutschland, aufrecht. Im geheimen aber suchte er eine Koalition gegen dieses, namentlich mit Rußland, zu stande zu bringen und spann während der orientalischen Krisis allerlei Ränke, um sich den Russen zu nähern. Daß er auch nach dem reaktionären Staatsstreich vom 16. Mai 1877 Minister blieb, wurde ihm von den Liberalen sehr verdacht, und er fiel daher, nachdem er 24. Okt. seine Entlassung genommen, bei allen fernern Wahlen durch.

Decazeville (spr. dötäl'will'), Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Villefranche, an der Orléansbahn, mit hübscher Kirche, Eisen- und Kohlenbergbau und großartigen Eisenhüttenwerken, welche 4500 Arbeiter beschäftigen, einer Papierfabrik und (1891) 6674 (als Gemeinde 8871) Einw. Die Eisenwerke wurden 1827 vom Herzog Decazes (s. d. 1) gegründet, nach welchem der Ort den Namen führt, und dem hier ein Denkmal errichtet wurde.

Decean, Land, s. Dekhan.

Dece..., s. Deze...

Decebălus (nach einigen kein Eigenname, sondern dacisches Wort für »Fürst«), König der Dacier zur Zeit der Kaiser Domitianus und Trajanus, durch die freiwillige Abdankung des Königs Duras zur Herrschaft gelangt. Er faßte den Plan, einen dacischen Großstaat zu errichten, überschritt deshalb die Donau 86 n. Chr., schlug den Oppius Sabinus, Domitians Statthalter in Mösien, und eroberte einen großen Teil dieser Provinz. Zwar rückte später Cornelius Fuscus, Oberster der kaiserlichen Leibwache, mit einem großen Heer wieder über die Donau vor; doch auch er unterlag, und so schloß Domitian, zugleich von den Quaden bedrängt, trotz eines Sieges seines Feldherrn Julian bei Tapä, mit D. Frieden und bewilligte in demselben den Daciern sogar einen Tribut (88). Trajan sah es als eine seiner ersten Aufgaben an, diesen Schandfleck zu tilgen; er begann den Krieg 101 von neuem, erzwang 102 die Unterwerfung des D., und als dieser 104 sich wieder regte, schlug der Kaiser beim jetzigen Orsova eine auf steinernen Pfeilern ruhende Brücke über die Donau und drang mit sieben Legionen in das Land ein; die Hauptstadt Sarmizegetusa wurde erobert, ein Teil der Bewohner schloß sich den Römern an, und so gab sich D. selbst den Tod. Dacien wurde in eine römische Provinz verwandelt (107). Für die Geschichte des Krieges sind die Darstellungen auf der Trajanssäule von hoher Bedeutung.

Decelēa, Demos, s. Dekeleia.

Decem (lat., Dezem), zehn; der Zehnte als Abgabe an Geistliche; seinen D. bekommen, das, was einem gebührt (oft etwas Unangenehmes), bekommen.

Decempeda (lat.), die zehnschuhige Meßrute der römischen Feldmesser; daher Decempedator, Feldmesser.

Decem primi (lat., »die zehn Ersten«) bildeten zu Rom in der ältern Zeit einen Ausschuß des Senats, welcher aus den zehn angesehensten Senatoren bestand. Ebenso vertraten in den Munizipien des römischen Reiches D. p. bei besonderer Gelegenheit den Senat und waren dafür vor den übrigen Mitgliedern durch den Besitz gewisser Vorrechte ausgezeichnet.

Decemviri (lat.), s. Dezemvirn.

Decendium appellationis (lat.), im frühern Prozeß die Frist von 10 Tagen, in welcher gegen ein gefälltes Urteil an das zuständige Obergericht appelliert werden mußte, wenn man den Eintritt der Rechtskraft desselben verhindern wollte. Die Frist, aus dem römisch-justinianischen Recht stammend, ging von da ins kanonische Recht und in die deutschen Reichsgesetze über. Die moderne Gesetzgebung hat das D. (fatale) nicht beibehalten; vielmehr beträgt die Berufungsfrist im geltenden deutschen Zivilprozeß (§ 477 der Zivilprozeßordnung) einen Monat, im Strafprozeß (§ 355 der Strafprozeßordnung) eine Woche.

Decennium (lat.), Zeitraum von 10 Jahren; daher Decennalia, ein Fest, welches die römischen Kaiser mit Opfern, Spielen und Spenden feierten, so oft 10 Jahre ihrer Regierung vorüber waren. Augustus ging mit dem Brauch voran.

Decentius, Vetter oder Bruder des Magnentius, von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt, ward bei der Verteidigung Galliens von dem Alemannenkönig Chnodomar besiegt und tötete sich nach des Magnentius Tod 353 selbst.

Deceptionbai (spr. disépschn'n), Bai an der Südküste von Britisch-Neuguinea in der Tiefe des Papuagolfs.

Deceptioninsel (spr. disépschn'n), 1) ringförmige, 8 km lange Insel im südlichen Polarmeer, unter 63° 2' südl. Br. und 60° 45' westl. L. v. Gr., zu Neusüdshetland gehörig, besteht aus bis 550 m aufsteigenden Massen von Lava und Asche, die unter ewigem Schnee verborgen liegen, hat über 150 dampfende Öffnungen und heiße, von Eisbergen umstarrte Quellen und ist augenscheinlich der Rand eines jetzt von Meerwasser angefüllten Kraters, der den schönen Hafen Foster mit schmaler Einfahrt bildet. — 2) Insel der Neuen Hebriden (s. d.).

De Cesare (spr. tschesáre), Carlo, ital. Nationalökonom und Politiker, geb. 1824 zu Spinazzola in Apulien, studierte die Rechte zu Neapel, trat zuerst als Dichter hervor mit den lyrischen Sammlungen: »Le ore di solitudine« und »Le armonie« (1884) sowie mit dem Roman »Il conte di Minervino« (1845). Ihnen folgten die Werke: »Dell' amministrazione della giustizia nel regno delle due Sicilie« (1849), »Delle opere penali di P. Ulloa« (1850, 2. Ausg. 1852) und »Intorno alla ricchezza pugliese« (1853). Wegen seiner Beteiligung an den revolutionären Bestrebungen von 1849–53 wurde er eine Zeitlang eingekerkert. Nach der Befreiung Italiens wurde ihm 1860 das Generalsekretariat der Finanzen zu Neapel, 1868 das des Ackerbaues, der Industrie und des Handels übertragen; auch wurde er zu wiederholten Malen ins Parlament gewählt. Gegenwärtig ist er Senator des Königreichs und Rat am obersten Rechnungshof. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, welche den tüchtigen Gelehrten und Denker verraten, haben ein allgemeines Interesse: »Il mondo civile ed industriale nel XIX. secolo« (1857); »Della scienza statistica« (1857); »Dell' educazione alle arti e mestieri« (1859); »Del potere temporale del Papa« (2. Aufl. 1861); »Il passato, il presente e l'avvenire della pubblica amministrazione nel regno d'Italia« (1865); »La Germania moderna« (2. Aufl. 1874); »Le due scuole economiche« (2. Aufl. 1875); »Le nuove storie« (1876), eine Biographie Scialojas (1879); »Una famiglia di patriotti« (1889) ꝛc.

Decetia, Stadt, s. Decize.

Dechamps (spr. dëschâng), Adolphe, belg. Staatsmann, geb. 18. Juni 1807 zu Melle in Ostflandern, gest. 19. Juli 1875, bekannte sich früher zu republikanischen Anschauungen, schloß sich aber dann unter dem Einfluß Lamennais' der klerikalen Richtung an. Seine Artikel im Genter »Journal de Flandres« und in der Brüsseler »Emancipation« verschafften ihm 1834 einen Sitz (für Ath) in der Zweiten Kammer, wo er sich besonders bei den Verhandlungen über die Neugestaltung der Gesetze über den höhern Unterricht (1835) und über die Gemeindeverfassung (1836) beteiligte. 1841 wurde D. Gouverneur der Provinz Luxemburg, blieb aber Mitglied der Kammer, in welcher er bei dem Gesetz über den niedern Unterricht (1842) eifrig mitwirkte, und erhielt 1843 das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Als Minister wirkte er besonders für die Vollendung des großen belgischen Eisenbahnnetzes und war in politischer Hinsicht ein entschiedener Anhänger der damals geltenden, sogen. gemischten, d. h. liberale und katholische Elemente vereinigenden Richtung. Nach Rothombs Sturz und dem Eintritt van de Weyers (1845) übernahm D. die Leitung des Auswärtigen, welchen Posten er auch noch bei de Theux' Eintritt (1846) bis zum definitiven Sieg der Liberalen (August 1847) behauptete. In der Kammer gehörte er seitdem zu der klerikalen Opposition und unterhielt hier wie in der 1837 mit de Decker gegründeten katholischen »Revue de Bruxelles« bis 1851 den Kampf gegen die liberale Partei. Er schrieb: »Le second Empire, dialogues politiques« (Brüss. 1859); »L'Empire et l'Angleterre« (1860); »Jules César, l'Empire jugé par l'empereur«; »La convention de Gastein, la France et l'Allemagne« (1865); »Les partis en Belgique« (1866) ꝛc. — D.' jüngerer Bruder, Victor, geb. 6. Dez. 1810, gest. 30. Sept. 1883, seit Dezember 1869 Erzbischof von Mecheln, war einer der Führer der ultramontanen Partei in Europa und vor wie auf dem vatikanischen Konzil einer der eifrigsten Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit; er ward 1875 zum Kardinal ernannt.

Dechant, s. Dekan.

Decharge (franz., spr. -schársche', »Entlastung«), Entlastung eines Rechnungsführers nach Ablegung der Rechnung durch Gutheißen der letztern; daher dechargieren, entlasten, das Ergebnis einer Rechnung anerkennen. Besonders wichtig ist die D. für das Rechnungswesen öffentlicher Körperschaften, namentlich der Gemeinden und Gemeindeverbände, für welche die Stelle, die den rechnungsführenden Beamten zu entlasten, und die Art und Weise, wie dies zu geschehen hat, genau bestimmt sind. Im konstitutionellen Staatsleben hat die Volksvertretung der Regierung mit Rücksicht auf den zwischen beiden vereinbarten Etat nach Abschluß und Vorlegung der Staatshaushaltsrechnungen die D. zu erteilen. Hierdurch wird die Staatsregierung von einer weitern Haftverbindlichkeit für die etatmäßige Verwendung der Staatsmittel entbunden. Bei Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht und Genossenschaften erteilt die Generalversammlung, zumeist auf Vorschlag einer Revisionskommission, die D. nach Prüfung und Feststellung der von der Direktion und vom Aufsichtsrat vorzulegenden Bilanz und Jahresrechnung. — In der ältern Kriegskunstsprache bezeichnet D. das gleichzeitige Abfeuern der Gewehre durch die Truppenkörper (Salve), zuweilen auch Generaldecharge genannt.

Dechargenkontreskarpe, s. Festung.

Dechargenmauer (Dechargenrevêtement), in Festungswerken die Bekleidungsmauer von Grabenböschungen mit Strebepfeilern zur Verstärkung gegen den Bodendruck und als Widerlager von senkrecht zur Mauer stehenden Gewölben, die den Bodendruck des Erdwalles aufnehmen und den untern Teil der Mauer entlasten. Die D. erschwert dem Feinde das Breschelegen, welches erst nach Zerstörung der Strebepfeiler und der Gewölbe möglich wird.

Dechen, Heinrich von, Geognost, geb. 25. März 1800 in Berlin, gest. 15. Febr. 1889 in Bonn, studierte 1818—19 in Berlin, arbeitete dann auf Steinkohlengruben bei Sprockhövel und bis 1822 bei den Bergämtern in Bochum und Essen. Seit 1824 wurde er als Bergamtsassessor im Ministerium des Innern beschäftigt, 1828 ging er als Oberbergamtsassessor nach Bonn, 1831 wurde er zum Oberbergrat und vortragenden Rat im Ministerium ernannt, 1834 erhielt er die außerordentliche Professur für Bergbaukunde an der Universität in Berlin, und 1841 wurde er Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts zu Bonn. 1848 präsidierte er in Berlin einer Kommission für Berggesetzgebung; 1859 übernahm er die interimistische Direktion der Abteilung für Bergwesen im Handelsministerium, kehrte aber 1860 als Oberberghauptmann

nach Bonn zurück und trat 1864 in den Ruhestand. D. lieferte auf vielen Gebieten der Mineralogie und Geognosie zahlreiche, zum Teil bedeutende Arbeiten, namentlich erwarb er sich große Verdienste um die Anerkennung der Geologie als selbständige Wissenschaft, um die geologische Erforschung der Rheinlande und Westfalens. Er veröffentlichte: »Geognostische Umrisse der Rheinlande« (mit v. Oeynhausen und Laroche, Berl. 1825, 2 Bde.) und »Geognostische Karte der Rheinlande« (mit denselben, das. 1825); »Geognostische Übersichtskarte von Deutschland, England, Frankreich und den Nachbarländern« (das. 1839, 2. Bearbeitung 1869); »Sammlung der Höhenmessungen in der Rheinprovinz« (Bonn 1852); »Geognostische Führer« in das Siebengebirge (das. 1852, 2. Bearbeitung 1861), zur Vulkanreihe der Vordereifel (das. 1861, 2. Aufl. 1885), zum Laacher See (das. 1864); »Geologische Karte von Deutschland« (Berl. 1869, 2 Blätter, mit Text, 2. Aufl. 1880); »Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich« (das. 1873). D. leitete auch die amtliche geognostische Untersuchung der Rheinprovinz und Westfalens, als deren Resultat die »Geologische Karte« von 1855—65 in 34 Sektionen (2. Aufl. 1883) erschien, dazu Erläuterungen (Bonn 1870—84, 2 Bde.). Mit Karsten gab er das »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde« (1838—55) heraus. Vgl. Laspeyres, Heinrich von D. Ein Lebensbild (Bonn 1890).

Dechend, Hermann Friedrich Alexander von, Reichsbankpräsident, geb. 2. April 1814 in Marienwerder, gest. 30. April 1890 in Berlin, studierte in Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, trat 1836 als Auskultator in den Staatsdienst, ging dann zur Verwaltung über, war im Finanzministerium, dann als Regierungsrat in Arnsberg beschäftigt, machte gleichzeitig größere Reisen in das westliche Europa, trat 1848 in die Hauptverwaltung der neubegründeten Darlehnskassen und wurde 1849 vortragender Rat im Handelsministerium. Seit 1851 Mitglied und 1863 Vizepräsident des Hauptbankdirektoriums, wurde er 5. Dez. 1864 zum Präsidenten der Preußischen Bank ernannt und 1865 geadelt. Er erhob die Bank zu einem mächtigen und vortrefflich geführten Geldinstitut und leitete 1875 ihre Umwandlung in die deutsche Reichsbank, wie er auch die Goldwährung und den Giroverkehr einführte. Nachdem D. 1867—70 Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen, ward er 1872 zum Mitglied des Herrenhauses und 1884 des Staatsrats ernannt.

Dechenhöhle, berühmte Höhle im Lennethal bei Iserlohn, 1868 beim Eisenbahnbau entdeckt und nach dem Oberberghauptmann v. Dechen benannt, ist 267 m lang, besteht aus 15 Abteilungen, enthält herrliche Tropfsteinbildungen und wird elektrisch beleuchtet. Am Höhleneingang Haltestelle der Linie Letmathe-Iserlohn der Preußischen Staatsbahn.

Dechenit, Mineral aus der Ordnung der Phosphate, findet sich nur mikrokristallinisch in traubenförmigen oder dünnschaligen Aggregaten, ist rot bis braun, fettglänzend, kantendurchscheinend, Härte 3,5, spez. Gew. 5,81—5,83, besteht aus vanadinsaurem Blei PbV_2O_6 mit 45—49 Proz. Vanadinsäure. Er kommt vor im dunkelroten Letten des Bunten Sandsteins bei Niederschlettenbach in Rheinbayern, Zähringen bei Freiburg, Kappel in Kärnten.

Decher (Däcker, Dechent, spätlat. dicra, engl. dicker) = 10 Stück, besonders im Leder- und Pelzhandel; 4 D. = 1 Zimmer.

Dechiffrierkunst, s. Geheimschrift.

Deci ... (lat.), s. Dezi ...

Decidŭa (lat., abfallende Haut), die verdickte Schleimhaut der Gebärmutter, löst sich bei der Menstruation in ihren oberflächlichen Schichten durch fettige Entartung ab und wird mit dem unbefruchteten Ei ausgestoßen (D. menstrualis). Ist jedoch ein befruchtetes Ei aus dem Eierstock in die Gebärmutter gelangt, so verfettet sie nicht, sondern entwickelt sich mächtig weiter und umhüllt das Ei (D. der Schwangerschaft); s. Mutterkuchen.

Deciduāta, s. Säugetiere (Einteilung).

Decima (lat., nämlich pars), der zehnte Teil, Zehnte; decimae anni, die 40tägigen Fasten; dezimabel, zehntbar, zehntpflichtig.

Decima, im span. Handel früher als $^1/_{10}$ Real = 10 Centimos verstanden; 1864—68 als D. de Real (Centimo), eine Bronzemünze von 2,5 g, auch in halben Stücken (Media D.). Ferner Maße im frühern Königreich Neapel zu 10 Centesimi: $^1/_{10}$ Palmo = 26,455 mm und $^1/_{10}$ Moggio = 69,987 qm.

Décime (spr. -sim'), in der franz. Währung $^1/_{10}$ Frank oder 10 Centimes = 8,1 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1); als Münzstück seit 1796 aus Kupfer, 1807—48 Silberscheidemünze von 2 g zu $^1/_5$ fein, laut Gesetz vom 6. Mai 1852 aus Bronze, 10 g schwer. In Belgien 1832—69 aus Kupfer 20 g, nach dem Gesetz vom 20. Dez. 1860 mit $^1/_4$ Nickelgehalt; in der Schweiz (10 Rappen) seit 1852 eine Billonmünze von 2,5 g Gewicht, aus Kupfer und Zink mit Nickel und $^1/_{10}$ Silber, das Doppelstück (2 neue Batzen) 3,25 g zu 150 Tausendstel fein, das Halbstück $1^1/_2$ g und $^1/_{30}$ fein; in Italien (10 Centesimi) seit 1863 aus Kupfer 10 g, in Rumänien (10 Bani) seit 1867 aus Bronze 10 g, in Serbien (10 Para) seit 1868 und in Bulgarien (10 Stotinki) seit 1880 aus Kupfer.

Decimo, frühere Längenmaße in Italien: $^1/_{10}$ Oncia der römischen Bau-Canna = 1,86 mm, in Venedig $^1/_{10}$ Linea.

Decina (spr. -tschina, »Zehner«), früheres Handelsgewicht in Rom, zu 10 Libbre = 3,391 kg; auch Getreide- und Kalkmaß, = $^1/_4$ Staro oder 4,801 Lit.

Decisi (ital., spr. -tschisi, »die Entschlossenen«), Räuberbande in Unteritalien 1817—18, geführt von dem Priester Ciro Annichiarico, der im Namen der »Salentinischen Republik« Todesurteile erließ, wurde von den Neapolitanern mit Hilfe des englischen Generals Church unterdrückt, der am 27. Febr. 1818 das Lager der Räuber zwischen Tarent und Brindisi erstürmte und 163 erschießen ließ.

Decīsum (lat.), soviel wie Dezision (s. d.).

Decius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dem besonders berühmt sind:

1) Publius D. Mus, war im ersten Samniterkrieg 343 v. Chr. Kriegstribun unter dem Konsul A. Cornelius Cossus und bewahrte das in einem Waldthal umzingelte Heer vor dem Untergang, indem er mutig eine das Lager der Feinde beherrschende Höhe besetzte und sie dort festhielt, während die Seinigen sich aus der Enge herauszogen. Drei Jahre später (340) wurde D. mit T. Manlius Torquatus zum Konsul gewählt, marschierte mit ihm an der Spitze von vier Legionen gegen die Latiner nach Kampanien und lagerte sich ihnen gegenüber am Vesuv. Da verkündete ein Traum demjenigen Volke den Sieg, dessen Feldherr die Feinde und sich selbst dem Tode weihe. Als daher des D. Flügel in der Schlacht wich, ließ er durch den Oberpriester die Feinde und sich selbst feierlich der

Digitized by Google

Unterwelt weihen, sprengte unter die Feinde, fand den gesuchten Tod und errang damit den Römern den Sieg.

2) Publius D. Mus, Sohn des vorigen, war 312 v. Chr. mit M. Valerius Konsul, 309 Legat des Diktators L. Papirius Cursor und mit M. Valerius Befehlshaber der römischen Ritter in der Schlacht bei Longulä gegen die Samniter, 308 zum zweitenmal Konsul und als solcher siegreich im Kampf gegen die Etrusker, 306 Magister equitum des Diktators P. Cornelius Scipio Barbatus, 304 Zensor und mit seinem Amtsgenossen Q. Fabius Maximus Schöpfer der vier städtischen Tribus. Sein Ansehen und das Gewicht seiner Worte trugen 300 wesentlich zur Annahme des Ogulnischen Gesetzes über Teilnahme der Plebejer am Augurat und Pontifikat bei; er selbst ward einer der neuerwählten Pontifices. Mit Q. Fabius 297 und dann wieder 295 zum Konsul ernannt, schlug er im ersten Jahr die mit den Samnitern verbündeten Apulier bei Maleventum und zog 295 mit seinem Kollegen gegen die vereinigte Macht der Etrusker, Samniter, Umbrer und Gallier; in der Entscheidungsschlacht bei Sentinum befehligte er den linken Flügel gegen die Gallier und gewann den Sieg dadurch, daß er sich nach dem Beispiel seines Vaters, als die römischen Ritter vor den gallischen Streitwagen zurückgingen, dem Tode weihte.

Decius, Gajus Messius Quintus Trajanus, der erste in der Reihe der durch militärische Vorzüge ausgezeichneten römischen Kaiser aus den Donauländern, 249–251 n. Chr., zu Budalia in Niederpannonien geboren, wurde von dem Kaiser Philippus Arabs 245 mit der Kriegführung gegen die Goten in Dacien und Mösien beauftragt, aber von seinem Heere gezwungen, selbst den Purpur anzunehmen. Er besiegte seinen Vorgänger bei Verona, gewann auch über die Goten einige Vorteile, wurde dann aber von ihnen 251 bei Abritum in Niedermösien entscheidend geschlagen und fand nebst seinem gleichnamigen Sohn, den er zum Cäsar ernannt hatte, den Tod. Er war während seiner Regierung fortwährend bemüht, die Zustände des Reiches zu verbessern und in Rom die gute alte Sitte wiederherzustellen, weshalb er auch die Zensur in der alten Weise erneuern wollte; im Zusammenhang damit steht es wahrscheinlich, daß er das Christentum als eine Neuerung verfolgte und viele Christen hinrichten ließ, was für ihn selbst die Folge hatte, daß er von den christlichen Schriftstellern im Widerspruch mit den heidnischen als grausamer Tyrann geschildert wird.

Decius, Nikolaus (mit seinem deutschen Namen wahrscheinlich Höviſch oder Hoveſch), geistlicher Liederdichter, war anfangs Mönch, erklärte sich dann für die Reformation, ward 1522 Lehrer in Braunschweig und 1524 Prediger in Stettin, wo er 1541 durch Gift gestorben sein soll. Von ihm rühren die bekannten Kirchenlieder: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« (1525), »Heilig ist Gott der Vater« (1531) und »O Lamm Gottes unschuldig« (1531) her, die ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt waren.

Decize (spr. dössis), Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Nevers, auf einer Insel der Loire, an der Mündung des Aron und am Ausgang des Nivernaiskanals sowie an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche (St.-Aré), mit Krypte und Chor aus dem 11. Jahrh., Schloßruinen, Bergbau auf Kohlen (Ausbeute 1892: 137,500 Ton.) und Eisen, Gips- und Kalkbrennerei, Glasfabrikation (jährlich 2 Mill. Flaschen), ansehnlichen Handel und (1891) 4103 Einw. — D. ist das Decetia der Alten und gehörte zu Gallia Lugdunensis; hier hielt Cäsar eine Versammlung mit dem Rate der Äduer ab. Es ist Geburtsort des Juristen Guy Coquille u. des Conventsmitgliedes Saint-Just; ersterm wurde hier ein Denkmal errichtet.

Deck (Verdeck), die horizontale, von Querbalken getragene Plankenbedeckung der Schiffsräume oder der verschiedenen horizontalen Abteilungen im innern Raum eines Schiffes. Kleine Fahrzeuge haben bloß ein D., größere Schiffe aber mehrere, große Kriegsschiffe bis zu vier und selbst fünf volle Decke übereinander, wobei auch der über einer solchen Plankendeckung befindliche Raum als »D.« bezeichnet wird. Zu unterst liegt im Schiff der »Raum« für die Ladung, Trinkwasser, Munition, Proviant ꝛc; dann folgt das Zwischendeck, welches in Passagierdampfern für die Passagiere dritter Klasse und auf Kriegsschiffen zu Wohnräumen für die Mannschaft dient. Auf großen Handelsschiffen liegt unter dem Zwischendeck noch das Orlogdeck. Dann folgt das erste eigentliche D., bei Kreuzerkorvetten das oberste und Oberdeck genannt. Auf Kreuzerfregatten folgt über diesem D. noch eins, bei Zweideckern noch zwei, bei Dreideckern noch drei Decke, die, weil beiderseits mit Geschützen besetzt, auch Batterien genannt werden. Auf Passagierschiffen wohnen auf dem zweiten D. die besser untergebrachten Passagiere. Auf dem Oberdeck (auf Handelsschiffen Hauptdeck), dessen vorderster Teil bis zum Fockmast Vordeck, dessen mittlerer bis zum Großmast Kuhl und dessen hinterer Teil Achterdeck (Quarterdeck) genannt wird, erheben sich zuweilen noch halbe Decke, welche nicht durch die ganze Schiffslänge gehen; das vordere heißt Back (früher Vorkastell), das hintere Schanze (Kampagne, früher Hinterkastell). Das Halbdeck dient auf Kauffahrteischiffen zur Wohnung der Mannschaften und ist auf Kriegsschiffen noch mit Geschützen armiert. Jedes D. (d. h. nicht der Raum, sondern die horizontalen Scheidewände) besteht aus schmalen Dielen, die, längsschiffs laufend, besonders auf den Deckbalken ruhen und durch eiserne Diagonalverbindungen oft verstärkt, zuweilen auch gepanzert werden. Das D. steigt oft nach der Mitte zu etwas an, damit das Wasser ablaufe und auf Kriegsschiffen der Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern gehemmt werde. Meist hat das D. auch noch eine Steigung nach vorn und hinten, und dann sagt man: »das D. hat Sprung«. Für Schiffe mit moderner Bewaffnung stellt man die Decke da, wo die Geschütze stehen, meist ganz horizontal her, um die Bedienung der Artillerie zu erleichtern, bringt außerdem auf dem D. Deckschienen für Maschinenbetrieb der schweren Massen an. Schiffe, welche, wie ältere Monitors oder Turmschiffe, wenig sichern Platz an D. haben, erhalten noch einen Überbau über die Türme, das Sturmdeck, auf welchem leichte Schnellfeuer- und Revolverkanonen stehen. Auf Passagierschiffen dient ein derartiges D. den Kajüttenpassagieren als Promenadendeck. Hüttenartige Baue auf Oberdeck und Sturmdeck heißen Deckhäuser. Leichtere Oberdecke auf besondern Zwecken dienenden Handelsdampfern heißen Spardecke.

Deck, Joseph Théodore, Thonwarenfabrikant, geb. 2. Jan. 1823 in Gebweiler im Elsaß, gest. 15. Mai 1891 in Sèvres, studierte Physik und Chemie in La Chapelle bei Belfort, beschäftigte sich dann zuerst mit Seidenfärberei, wandte sich aber bald der Fabrikation von Ofenkacheln zu und übernahm 1856 die Leitung einer Fayenceofenfabrik in Paris. Seit 1859

widmete er sich der Keramik und erreichte hier in kurzer Zeit große Erfolge. Er bildete 1861 die Fayencen von Oiron (Henri II.) nach, lieferte auch den wertvollsten chinesischen Porzellanen gleichstehende Fabrikate und entdeckte die Herstellung des persischen durchscheinenden Türkisblau (Bleu de Deck). Sein Streben, die Fayencerie zu einer neuen Blüte zu bringen, trug die reichsten Früchte; es sammelte sich um ihn ein großer Kreis von Künstlern, und er schuf zahlreiche künstlerisch und technisch gleich hoch stehende Werke. 1887 wurde er zum Direktor der Porzellanmanufaktur in Sèvres ernannt. Er schrieb: »Faïence« (Par. 1877).

Deckbatterie, die Geschütze auf dem Oberdeck eines Kriegsschiffes.

Deckblatt (Bractea), jedes zu einem Blütenstand gehörige Blatt, in dessen Achsel eine Blüte oder ein Zweig des Blütenstandes entspringt (vgl. Blütenstand); auch das die Zigarre umschließende Tabaksblatt (s. Zigarren).

Decke, in der Geologie ein nach zwei Dimensionen stark ausgedehnter Gesteinskörper; s. Gesteine und Lager.

Decke, in der Baukunst der obere Abschluß eines Gebäuderaumes (Zimmers ꝛc.). Sie ist entweder mit dem Dache eins und besteht dann gewöhnlich unmittelbar in dem irgendwie nach unten raumabschließend behandelten Dachstuhl (s. d.), oder sie ist Geschoßdecke und bildet dann zugleich den Fußboden des darüber liegenden Raumes. Den Baustoffen nach sind die Decken Steindecken, Holzdecken, Eisendecken oder Decken gemischter Konstruktion. Die Steindecken können Gewölbe (s. d.) oder Steinbalkendecken sein. Letztere kommen heute selten vor, wurden aber von den Alten namentlich beim Tempelbau vielfach angewandt. Man stellte sie durch rechtwinkelig oder mit diagonaler Vorkragung übereinandergelegte, in den untern Lagen stärkere, oben schwächere Blöcke her, die dann mit gefeldert-ausgehöhlten Platten (Kassetten) abgeschlossen wurden (Kassettendecken). Sie sind schwerfällig und nur über kleinen Räumen möglich, aber sehr monumental. Die hölzernen Geschoßdecken bestehen aus dem konstruktiven Gerippe: der Balkenlage (s. Gebälk), aus dem Fußboden (s. d.), der Zwischendecke und der D. im engern Sinne, d. h. der untern Verkleidung, die entweder als sichtbare Holzdecke behandelt, oder geschalt und mit Deckenputz (s. d.), Stuck (s. d.) ꝛc. versehen wird. Manchmal fehlt die Zwischendecke, und zwar bei ganz leichten Decken oder bei den nur in sehr holzreichen Gegenden vorkommenden Block- oder Dübel- (Döbbel-) Decken, die durch dicht an dicht liegende Balken, bez. durch ziemlich eng gelegte Balken gebildet sind, deren Zwischenräume durch dicht aneinandergelegte, verdübelte, oben mit Sand beschüttete Querhölzer gefüllt werden. Bei ganz gewöhnlichen Decken, in Ställen ꝛc., fehlt den hölzernen Geschoßdecken wohl auch die untere Bekleidung. Die Hauptarten der Zwischendecken sind bei Holzbalkendecken erstens die Windelböden. Sie bestehen aus Staakhölzern, die, mit Lehmstroh umwickelt, in die Balkenfächer eingeschoben und mit Lehm betragen werden. Je nachdem die Staakhölzer am untern Rande oder in der Mitte des Balkens eingeschoben oder obenaufgelegt werden, entsteht der ganze (Fig. 1), der halbe (Fig. 2) oder der gestreckte (Fig. 3) Windelboden. Der letztere erhält als Fußboden nur Estrich, keine Holzdielung od. dgl. Obgleich namentlich der ganze Windelboden infolge seiner Wärme- und Schallundurchlässigkeit eine ausgezeichnete Konstruktion ist, wird heutzutage meist die Einschubdecke (Fig. 4) angewandt, bei der Bretter (meist Schwarten), sogen. Staaken, in halber Balkenhöhe in Falze geschoben oder besser auf Leisten gelegt, mit Strohlehm verstrichen und dann mit trockenem, reinem Quarzsand, Koksasche u. dgl. betragen werden. Bauschutt, humoser Boden, Lehm ꝛc. empfehlen sich dazu nicht, da durch sie ein günstiger Boden für Mikroben geschaffen wird, oder durch Eindringen von Wasser beim Zimmerreinigen gesundheitsschädliche Fäulnisvorgänge eintreten. Unter den Staaken bleibt das Gefach hohl. Durch verdoppelten Einschub erhält man die doppelte Einschubdecke. Decken, die nach Art des gestreckten Windelbodens, aber mit Schwartenstaaken oder gestülpten Brettern statt der Windelstaaken gebildet werden, heißen Staak-, bez. Stülpdecken. Wird die D. als sichtbare Holzdecke behandelt, so ist sie entweder sichtbare Balkendecke oder Bretterdecke (getäfelte D.). Bei erstrer werden die sichtbaren Balkenteile gehobelt, meist profiliert und auf Mauerlatten oder Konsolen oder beides

Fig. 1. Ganzer Windelboden.

Fig. 2. Halber Windelboden.

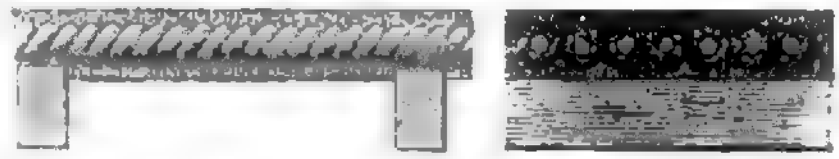


Fig. 3. Gestreckter Windelboden.

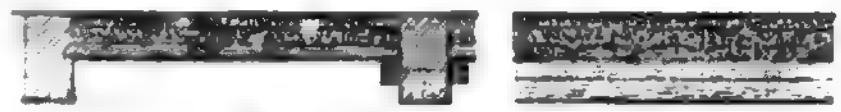


Fig. 4. Einschubdecke.

verlegt. Zur größern Tragfähigkeit und Bereicherung der D. treten Unterzüge, Sattelhölzer, Kielpfosten mit Kopfbändern ꝛc. hinzu. Der Einschub wird dabei nach unten sauber und nach Art von Täfelwerk behandelt, und gern wird die D. dann durch Bemalung in lebendigen Farben belebt. Bei Bretterdecken erstreckt sich das Getäfel auf die ganze Deckenfläche, der oft durch Unterbauen kastenartiger Profilierungen reiches Relief und mannigfaltige, meist kassettenartige Gliederung gegeben wird. Solche Decken gehören vor allem der Renaissancezeit an, während dem Mittelalter mehr die sichtbaren Balkendecken eigentümlich sind. Geputzte Holzdecken werden entweder bemalt oder mit allerhand Stuck verziert und nach der Wand hin durch einfache geputzte oder aus Stuck hergestellte Voutengesimse vermittelt.

Eiserne Geschoßdecken werden oft den Holzdecken vorgezogen, um erhöhte Feuersicherheit zu erzielen, Fäulnis- (Schwamm-) Bildungen zu verhindern und vor allem, um an Konstruktionshöhe zu sparen und größere Räume zu überspannen. Es gibt eine Unzahl verschiedener Ausführungsweisen, die hier nur kurz angedeutet werden können. Reine Eisendecken sind selten, meist ist die Konstruktion (was übrigens ja auch) genau genommen, von den meisten Holzdecken gilt, eine gemischte. Die häufigsten und besten Arten sind: a) Decken aus Eisenbalken (Trägern, s. d.) mit

Digitized by Google

Holzfußboden und Holzunterschalung, event. auch mit Zwischendecke nach einer der angeführten Herstellungsweisen. b) Pariser Ausgußdecken. Die beste der verschiedenen Konstruktionen dieser Art ist wohl die in Fig. 5 dargestellte. Zwischen schmalflantschige I-Träger a werden Steiftrammen b geklemmt, auf diese parallel zu den Trägern Füllstäbe c gelegt und das so

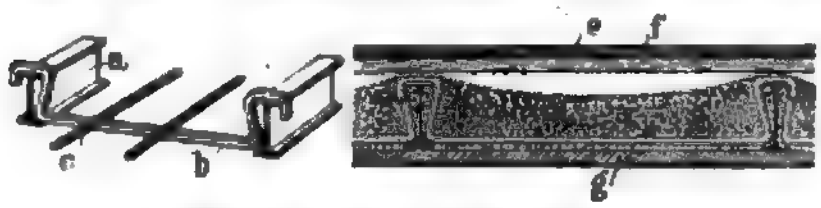


Fig. 5. Pariser Ausgußdecke.

hergestellte Netzwerk auf einer untergebrachten Schalung, die später durch eine Deckenputzschicht g ersetzt wird,

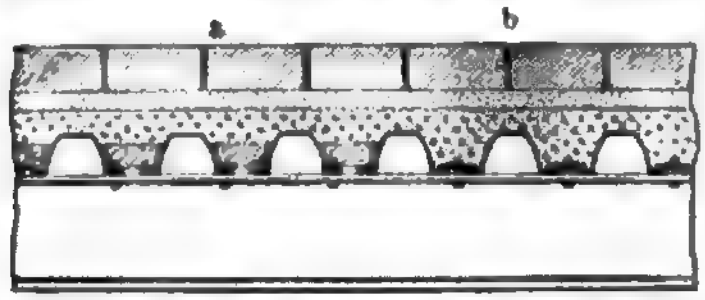


Fig. 6. Eiseneinschubdecke mit Belageisen.
a mit Backsteinen, b mit Eisenstäben gegen Flachdrücken und Verschieben gesichert.

mit Mauergipsmörtel d ausgegossen. Auf die Träger kommt ein Dielenboden e auf Lagern f. Auch Decken

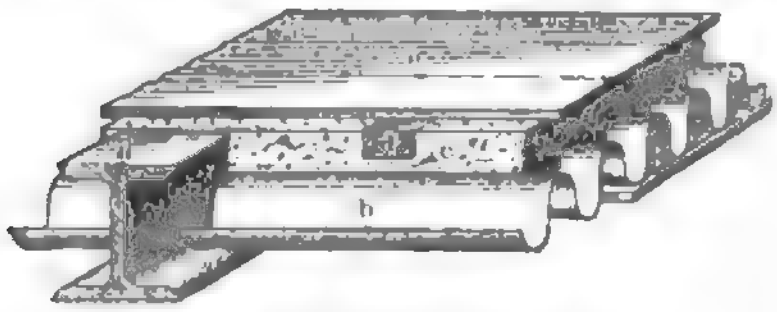


Fig. 7. Trägerwellblechdecke.
a Träger, b Wellblech, c Füllmaterial, d Fußbodenlager, e Dielung.

mit Zementkonkret-Ausstampfung werden ähnlich hergestellt. c) Eiseneinschubdecken mit Stein-

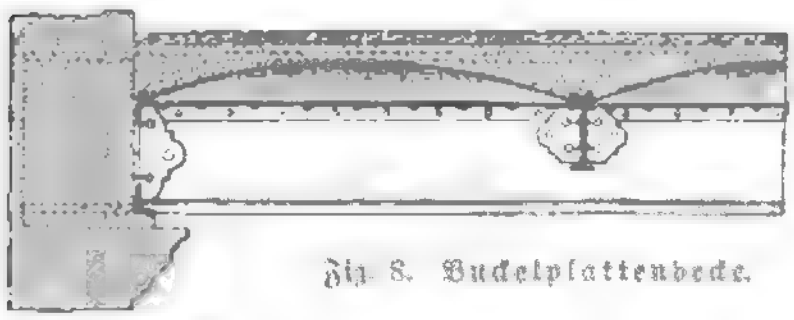


Fig. 8. Buckelplattendecke.

materialverfüllung. Zum Einschub zwischen den Trägern werden einzelne aneinandergereihte Belageisen

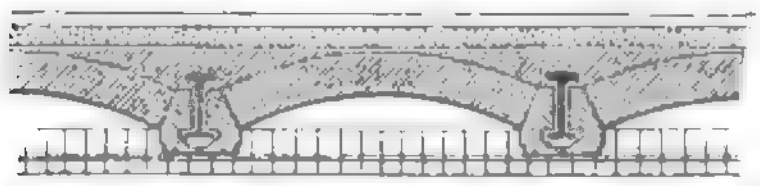


Fig. 9. Wölbkappendecke mit massiv ummantelten Eisenträgern.

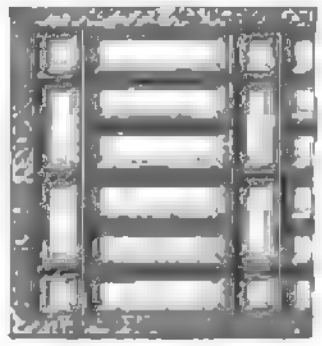
tragfähiger Form (Zores Eisen, Fig. 6), Eisenwellblechtafeln (Fig. 7) oder Buckelplatten (Tragbleche, Fig. 8 (verwandt. d) Decken mit bombiertem Wellblech gleichen die Wellblecheinschubdecken, nur daß hier das Blech gewölbartig gekrümmt (bombiert) und dadurch wesentlich tragfähiger ist. Bei hoher Welle können die Träger unter Umständen ganz entbehrt werden. Decken mit ausgesprochen gemischter Konstruktion sind ferner: e) Wölbkappen aus Voll- oder Hohlsteinen, auch Töpfen zwischen Eisenträgern. Erwünscht ist bei diesen, um sie ganz feuersicher zu machen, Umhüllung der untern Trägerflantsche mit dem Steinmaterial (Fig. 9); f) Holzbalken auf oder zwischen Eisenträgern; g) Eisenträger mit Holzbohlenausfachung; h) Wölbkappen zwischen Holzbalken (selten und veraltet); i) Monierdecken (s. Monierbau); k) Rabitzdecken (s. Gipsdrahtbau); l) Gipsdielendecken (s. Gipsdielen); m) Glasdecken (s. Oberlichte) u. dgl. Vgl. unter andern Breymann, Allgemeine Baukonstruktionslehre (Stuttg. 1868—81, 4 Abtlgn.); Brandt, Lehrbuch der Eisenkonstruktionen (3. Aufl., Berl. 1876); Klasen, Hochbaukonstruktionen in Eisen (Leipz. 1876); »Baukunde des Architekten«, Bd. 1 (2. Aufl., Berl. 1890); Viollet le Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française (Par. 1854—68, 10 Bde.).

Decke, in der Jägersprache das Fell des Elch-, Rot-, Dam- und Rehwildes.

Deckelkapsel, in der Botanik, s. Pyxidium.

Decken, in der Jägersprache das Festhalten eines Schweines durch Hatzhunde, indem diese sich an die Gehöre, die Keulen oder an das Kurzwildbret (die Hoden) hängen; in der Technik eine Methode des Auswaschens (s. d.); in der Pferdezucht soviel wie beschälen.

Decken, 1) Auguste von der, Romanschriftstellerin, geb. 30. Nov. 1828 in Bleckede an der Elbe als Tochter eines hannöverschen Justizamtmanns, trat erst in spätern Lebensjahren als Witwe des Majors v. d. D., mit welchem sie nach 1866 in der Nähe von Göttingen, dann in Meiningen lebte, unter dem Pseudonym A. von der Elbe hervor, errang aber mit ihren phantasievollen und keineswegs alltäglichen Romanen rasch die Teilnahme größerer Lesertreise. Sie schrieb: »Chronika eines fahrenden Schülers« (Fortsetzung und Vollendung der Erzählung K. Brentanos, 6. Aufl., Heidelb. 1888); »Die Ricklinger« (Berl. 1880); »Die Brüder Meienburg« (Heidelb. 1881); »Lüneburger Geschichten« (Stuttg. 1883); »Der Heliandsänger« (das. 1884); »Aref der Hindu« (Freiburg 1884); »Der Bürgermeisterturm« (Berl. 1884); »Brausejahre« (Leipz. 1885); »Dornröschen« (das. 1886); »Souverain« (3. Aufl., Dresd. 1889); »Um ein Grafenschloß« (Berl. 1887); »Die Junker von Luzern« (Dresd. 1888); »Ein Sohn« (Freiburg 1889); »Eine alte Schuld« (Berl. 1890); »In seinen Fußstapfen« (das. 1891); »Wahre Liebe« (Stuttg. 1891); »Die Welt des Scheins« (das. 1892). Seit 1883 lebt die Dichterin in Hannover.



2) Karl Klaus von der, namhafter Afrikareisender, geb. 8. Aug. 1833 zu Kotzen in der Mark Brandenburg, gest. 2. Okt. 1865, besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, darauf die Kadettenschule in Hannover und trat 1851 in den hannöverschen Militärdienst, den er aber 1860 verließ, um sich ausschließlich der Erforschung Afrikas zu widmen. Auf Barths Rat ging er nach Sansibar, begann im Oktober d. J. die Reise von Quiloa nach dem Nyassasee, ward aber durch die Treulosigkeit des arabischen Führers seiner Karawane zur Umkehr genötigt. Im Mai 1861 unternahm er mit Thornton von Mombas aus eine Expedition nach dem Kilima Ndscharo, bestimmte die Höhe dieses vul-

Digitized by Google

kanischen Schneebergs, nahm den See Jipe auf und zeigte, daß der den See durchströmende Taweta der Oberlauf des Rufu oder Pangani sei. Im Oktober 1862 unternahm er mit O. Kersten eine dritte Reise und erstieg den Kilima Ndscharo bis zur Höhe von 4200 m, machte 1863 eine Seereise längs der ostafrikanischen Küste, besuchte die Komoren, Seschellen und Maskarenen und kehrte dann nach Europa zurück, wo er sogleich eine große Expedition zur Erforschung afrikanischer Flüsse ausrüstete. Im Juli 1864 ging er über Ägypten, Aden und die Seschellen nach Sansibar und begab sich im Juni 1865 mit zwei aus Europa herübergebrachten und in Sansibar zusammengesetzten Dampfern zur Dschubamündung. Dort verlor er den kleinern der Dampfer, erreichte indes in dem größern 19. Sept. Berbera. Als er aber die Fahrt auf dem Fluß fortsetzte, erhielt das Schiff 26. Sept. einen starken Leck, der zum Verlassen desselben zwang. D. eilte, um Hilfe zu holen, nach Berbera zurück, wurde dort aber von den Somal ermordet; dasselbe Geschick traf drei seiner europäischen Begleiter, während die übrigen fünf und acht Neger sich nach Sansibar retten konnten. Die Ergebnisse von Deckens Reisen wurden von Kersten im Verein mit Fachgelehrten in dem Werk »Baron K. K. von der Deckens Reisen in Ostafrika« (Leipz. 1869—79, 6 Bde.) veröffentlicht.

Deckenlager, s. Lager.

Deckenmalerei, s. Plafondmalerei.

Deckenputz, der untere, mehr oder minder verzierte Überzug (s. Putz) der Decke (s. d.) von Hochbauten. Der gewöhnliche D. besteht zunächst in einer an die Deckenschalung mittels angenagelter Querdrähte befestigten Berohrung, durch welche der Putzbewurf festgehalten wird. In neuerer Zeit verwendet man statt dessen Latten, an welche mittels Querdrähte und Nägel doppelte Rohrgewebe angehängt werden (Patent Stauß und Ruff). Auch bloße schwalbenschwanzförmig oder in sonst geeigneter Weise profilierte Latten werden zum Festhalten des Deckenputzes benutzt. Die auf die eine oder andre Art vorbereiteten Decken werden mit grobem Kalkmörtel ausgeworfen, hierauf wird ein Überzug von feinerm Kalkmörtel gebracht, welchem man bei elegantern Decken oder des schnellern Trocknens wegen mehr oder minder viel Gips hinzufügt, und zuletzt die Tünchung vorgenommen.

Deckenzeug, soviel wie Kotzen.

Decker, Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Georg D., geb. 28. April 1596 zu Eisfeld in Thüringen, gest. 1661, ging nach Basel und errichtete dort die Universitätsbuchdruckerei. Nach ihm wurde das Geschäft in ununterbrochener Reihenfolge teils in Basel (als Rats- und Universitätsbuchdruckerei), teils in Kolmar (als französische Parlaments- und Hofbuchdruckerei) in der Familie fortgeführt bis 1802, wo es J. J. Thurneißen daselbst käuflich erwarb. — Ein Sprößling der Familie, Georg Jakob D., geb. 12. Febr. 1732 in Basel, gest. 17. Nov. 1799, wandte sich nach Berlin, wo er die sehr herabgekommene Buchdruckerei seines Schwiegervaters Jean Grynäus übernahm und schnell zu Bedeutung und Ansehen hob. Er erhielt 1763 den Titel, 1765 auch die Rechte eines königlichen Hofbuchdruckers und entwickelte nun neben seiner typographischen zugleich eine bedeutende buchhändlerische Thätigkeit als Verleger. 1787 erhielt er das mit wertvollen Rechten verbundene erbliche Prädikat als Geheimer Oberhofbuchdrucker. 1792 trat er seine Geschäfte seinem gleichnamigen Sohn ab. Georg Jakob D. der jüngere erweiterte das Geschäft noch mehr, z. B. durch Errichtung der Hofbuchdruckerei in Posen 1794, durch Ankauf der Sommerschen Hofbuchdruckerei in Potsdam, durch Einführung der Stereotypie und der Stanhopepresse. Nach seinem Tode (26. Aug. 1819) gingen die Geschäfte auf seine beiden Söhne, Karl Gustav (geb. 23. Jan. 1801, gest. 20. April 1829) und Rudolf Ludwig (geb. 8. Jan. 1804), über, welch letzterer bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums 1863 in den erblichen Adelstand erhoben wurde und gleich seinen Vorgängern erfolgreich für weitere Hebung der verschiedenen Zweige seines Geschäfts thätig war. Mit seinem Tode (12. Jan. 1877) erlosch die Firma »Königliche Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker)«. Die Druckerei ging durch Kauf in Besitz und Verwaltung des Deutschen Reiches über und wird seit 1879, mit der preußischen Staatsdruckerei vereinigt, als Reichsdruckerei weitergeführt; die Verlagshandlung (»R. v. Deckers Verlag«) kam in den Besitz von Otto Marquardt (gest. 1891) und Gustav Schenck (geb. 1830 in Berlin, auch als Novellist unter dem Pseudonym R. L. Stab bekannt und Herausgeber von »Friedrich Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen«, 1893). Von den Deckerschen Verlagswerken sind besonders hervorzuheben: die Werke Friedrichs d. Gr. in verschiedenen Ausgaben und das Neue Testament, deutsch durch Luther, nach der Ausgabe von 1545, ein mit Holzschnitten nach Cornelius und Kaulbach geschmücktes, nur in 80 Exemplaren in Elefantfolio bei Gelegenheit der Weltindustrieausstellung 1851 hergestelltes Prachtwerk, Bodenstedts Werke, Wittes Dante-Ausgabe ꝛc. Vgl. Potthast, Die Abstammung der Familie D. (Berl. 1863).

Decker, 1) (Dekker, Dekkar) Thomas, fruchtbarer engl. Dramatiker, geb. um 1570 in London, gest. nach 1637, seinen Lebensverhältnissen nach ziemlich unbekannt, begann in den letzten Jahren der Königin Elisabeth für das Theater zu schreiben. Er begegnet zuerst im Tagebuch des Theateragenten Hanslowe, der ihm 20 Schilling lieh (1598) und dann eine Reihe Dramen abkaufte, darunter die Komödien »Shoemaker's holiday« u. »Old Fortunatus, or the wishing-cap« (gedr. 1600). Andre Stücke schrieb D. mit einem oder mehreren seiner Theaterkollegen zusammen, so mit Chettle und Haughton die »Patient Grissel« (gedr. 1603) und mit Middleton »The honest whore« (1604 u. ö.). Ben Jonson verspottete ihn auf der Bühne in seinem »Poëtaster« (als Crispinus), was ihm D. in dem Stück »Satiromastix«, wenn auch sehr schonend, heimzahlte (1602). Aber schon ein Jahr später verfaßte Ben Jonson mit D. gemeinsam eine Maske für die City zur Feier der Thronbesteigung Jakobs. D. hat auch manches ältere Stück umgeändert und erweitert, namentlich Marlowes »Faustus«. Als Prosaist machte er sich durch scharfe und treffende Sittenschilderungen bekannt, als deren vorzüglichste »The gull's hornbook, or fashions to please all sorts of gulls« (1609; neue Ausg., Bristol 1812) zu nennen ist, eine Bearbeitung von Dedekinds »Grobianus«. Unter der Regierung der Stuarts schrieb D. fleißig weiter, Tragödien und Tragikomödien, Moralitäten und Aufzüge, Visionen und Huldigungsgedichte. Seine dramatischen Werke sind von Shepherd in 4 Bänden gesammelt (1873), die »Miscellaneous works« von Grosart in 5 Bänden (für die Huth library, mit gründlicher Einleitung). Eine Auswahl mit Anmerkungen bot Rhys in »Best plays of old dramatists« (Lond. 1888). Wo D. sich Mühe gab, hat er Ausgezeichnetes geschaffen, und immer ist er

interessant als Zeuge für die sozialen und künstlerischen Verhältnisse in Shakespeares Umgebung.

2) Jeremias de, niederländ. Dichter, geb. 1609 in Dordrecht, gest. 1666 in Amsterdam, wo er als Kaufmann unverheiratet lebte. Seine Dichtungen zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck aus, weniger durch Schwung und poetische Gedanken. Er übersetzte Buchanans »Baptistes« und in Reimversen »De klaagliederen van Jeremias«. Von seinen ursprünglichen Gedichten ist seine gefühlvolle häusliche Poesie und seine Sammlung kerniger Epigramme (»Puntdichten«) besonders zu rühmen. Sein »Goede Vrijdag« (»Karfreitag«) enthält Bilder aus der Leidensgeschichte Christi. Sein satirisches Gedicht »Lof der geldzucht« ist als solches verfehlt. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte, welche er selbst bescheiden »Rijm-oeffeningen« nannte, besorgte Brouerius van Nidek (Amsterd. 1726, 2 Bde.). Seine Biographie schrieb Jer. de Vries (1807).

3) Cornelis, holländ. Maler, geb. um 1620, war Schüler des S. Ruisdael, trat 1643 in die Gilde zu Haarlem und starb daselbst im März 1678. Er malte Waldlandschaften, welche von A. van Ostade und van den Velde mit Figuren versehen wurden, in der Art des Hobbema. Bilder von ihm besitzen die Galerien von Kopenhagen, Dresden und Rotterdam und das Louvre in Paris.

4) Karl von, militärischer Schriftsteller, geb. 1780 in der Mark, gest. 26. Juni 1844, trat 1797 in die Artillerie, wurde 1800 Leutnant, wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei, zeichnete sich bei Eylau aus, trat 1809 als Rittmeister in das Korps des Herzogs von Braunschweig-Öls und darauf in englische Dienste, 1813 aber als Hauptmann im Generalstab wieder in preußische Dienste und nahm an den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig und an den Feldzügen von 1814 und 1815 ehrenvollen Anteil. 1816 ward er Dirigent einer Abteilung des topographischen Bureaus, 1817 Major und Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule und der allgemeinen Kriegsschule. 1819 wurde er geadelt. 1829 Brigadier der 8., dann der 1. Artilleriebrigade, nahm er als Oberst 1841 seinen Abschied und wurde 1842 noch zum Generalmajor befördert. Er schrieb: »Das militärische Aufnehmen« (Berl. 1815); »Die Artillerie für alle Waffen« (das. 1816, 3 Bde.) nebst »Ergänzungstaktik der Feldartillerie« (das. 1837); »Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit« (das. 1817); »Die Gefechtslehre der Kavallerie und reitenden Artillerie« (das. 1819); »Versuch einer Geschichte des Geschützwesens« (das. 1819, 2. Aufl. 1822); »Der kleine Krieg« (das. 1822, 4. Aufl. 1844); »Bonapartes Feldzug in Italien 1796 und 1797« (das. 1825); »Taktik der drei Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie« (das. 1833—34, 2 Tle.; 3. Aufl. 1851—54); »Generalstabswissenschaft« (das. 1830; neu bearbeitet von seinem Sohn, 1862); »Die Schlachten und Hauptgefechte des Siebenjährigen Krieges« (das. 1837); »Algerien und die dortige Kriegführung« (das. 1842). Mit Rühle v. Lilienstern begründete D. 1816 das »Militärwochenblatt«, dessen Redaktion 1824 an den Großen Generalstab überging; seit 1821 war er Mitherausgeber der »Militär-Litteraturzeitung«. Unter dem Pseudonym Adalbert vom Thale schrieb D. auch mehrere Lustspiele.

5) Pierre Jacques François de, belg. Politiker, geb. 25. Jan. 1812 zu Zele in Ostflandern, gest. 6. Jan. 1891 in Brüssel, ward bei den Jesuiten gebildet und widmete sich in Paris und Gent dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neben der advokatorischen Praxis in Brüssel sich mit Eifer journalistischer Thätigkeit hingebend, ward er zuerst Mitredakteur des »Journal de Flandres« und gründete 1837 mit Dechamps die klerikale »Revue de Bruxelles«, die 1851 einging. Auch gab er 1835 zwei Bändchen Gedichte unter dem Titel »Religion et amour« heraus. 1839 ward er für Dendermonde in die Deputiertenkammer gewählt und schloß sich der ultramontanen Partei an, suchte aber eine gewisse Mittelstellung zwischen den extremen Parteistandpunkten einzunehmen. Auch nahm er sich der Rechte der vlämischen Bevölkerung auf Gleichberechtigung ihrer Sprache an. Seine politischen und sozialen Theorien setzte er in mehreren Schriften, wie: »Du pétitionnement en faveur de la langue flamande« (1840), »De l'influence du clergé en Belgique« (1843), »Quinze ans de 1830 à 1845« (1845, 7. Aufl. 1846), »L'esprit de parti et l'esprit national« (1852) ꝛc., auseinander. Seine »Études historiques et critiques sur les monts-de-piété en Belgique« (1844) verschafften ihm einen Sitz in der belgischen Akademie. Nachdem das liberale Kabinett Brouckere 2. März 1855 seine Entlassung genommen, übernahm D. am 30. desselben Monats in dem neuberufenen Ministerium Vilain XIIII. das Portefeuille des Innern. Mit seinen Vermittelungsversuchen scheiterte er schließlich an dem Wohlthätigkeitsgesetz, das unter der Firma der Freiheit der milden Stiftungen diese völlig in die Hände des Klerus zu spielen versuchte. Da die Aufregung im Lande bis zu tumultuarischen Bewegungen stieg und die Wahlen der Gemeinderäte im Oktober 1857 sehr zu gunsten der Liberalen ausfielen, trat das Kabinett ab. D. beteiligte sich darauf an den berüchtigten Finanzoperationen von Langrand-Dumonceau und wurde einer der Direktoren der »Christlichen Bank«. Als ihn trotzdem das klerikale Ministerium d'Anethan im November 1871 zum Gouverneur der Provinz Limburg ernannte, erregte dies beim Volk so großen Anstoß, daß es in Brüssel zu tumultuarischen Auftritten kam, die nicht bloß Deckers Rücktritt, sondern auch den des Ministeriums und die Berufung eines neuen Ministeriums de Theux zur Folge hatten. D. wurde auch in den Langrandschen Kriminalprozeß verwickelt, aber 1877 außer Verfolgung gesetzt. Noch ist seine Schrift »Les missions catholiques« (1879) zu erwähnen.

Deckfarben (Gouachefarben, Körperfarben), undurchsichtige Farben, welche die Farbe der Fläche, auf welche sie aufgetragen werden, mehr oder weniger vollständig verdecken (s. Gouachemalerei).

Deckflügler, s. Käfer.

Deckgarn (Decknetz), ein Garn, welches zum Fang an der Erde sitzender Vögel über diese gezogen wird (s. Nachtgarn und Tyrak).

Deckglas, s. Mikroskopische Präparate.

Deckgrün, s. Chromgrün.

Deckhäuser, s. Deck.

Deckhengst, soviel wie Beschäler (s. d.).

Decklärsel, eine konzentrierte reine Zuckerlösung, welche zum Auswaschen (Decken) von Zucker dient.

Deckladung, im Seehandelsrecht Bezeichnung für solche Güter, die auf das Verdeck eines Schiffes verladen werden. Nach deutschem Seehandelsrecht (Handelsgesetzbuch, Art. 567) ist das Verladen von Gütern auf das Verdeck ohne Genehmigung des Absenders unstatthaft. Landesgesetze können für die Küstenschiffahrt dieses Verbot aufheben, ohne daß jedoch von dieser Befugnis Gebrauch gemacht worden

wäre. Die nicht unter Deck geladenen Güter bleiben bei der Schadenberechnung in den Fällen der großen Havarie (s. d.) außer Ansatz (Art. 710, Ziff. 1), sind aber, soweit sie gerettet werden, beitragspflichtig (Art. 725, Abs. 3). Ob die über die Länge des Schiffes sich ausdehnenden Hütten (dunettes) als Verdeck zu gelten haben, ist nach den Umständen des Falles zu entscheiden. Die D. ist in England bei solchen Gütern gestattet, welche gewohnheitsmäßig auf Deck verladen werden; in Frankreich kommt das Verbot der D. bei der kleinen Küstenschiffahrt nicht zur Anwendung (Code de commerce, Art. 229, 421).

Decknetz, s. Deckgarn.

Deckoffizier, in der Marine der Rang zwischen dem Offizier und Unteroffizier (er rangiert nach dem Offizier und vor dem Unteroffizier mit Portepée): Steuermann, Bootsmann, Feuerwerker, Maschinist, Meister (Zimmermeister), Materialienverwalter, Feuermeister, Torpeder und Mechaniker. Es gibt zwei Klassen, von welchen die erste durch das vorgesetzte Wort »Ober-« gekennzeichnet wird. Vgl. Capelle, Taschenbuch für die kaiserliche Marine (Berl. 1892).

Deckoffizierschule, in der deutschen Marine eine von Seeoffizieren geleitete Anstalt in Kiel zur Ausbildung geeigneter Unteroffiziere zu Deckoffizieren, technischen Offizieren und Ingenieuren. Die Feuerwerker werden auf der Oberfeuerwerkerschule in Berlin ausgebildet.

Deckpflanzung, Anpflanzung von Sträuchern zum Verdecken eines häßlichen Gegenstandes im Garten ꝛc. und zum Schutz einer Anpflanzung wertvollerer Gewächse gegen Winde, muß dicht und genügend hoch sein. Der Zweck wird das ganze Jahr hindurch vermittelst Koniferen oder andrer immergrüner Gehölze erreicht, die aber durch ihre Einförmigkeit stören, deshalb mit Laubhölzern vermischt sein sollten, namentlich mit solchen, die das Beschneiden vertragen und dadurch ermöglichen, daß die D. unten nicht kahl werde. Wenn aber die Gehölze mit abfallendem Laub von den immergrünen verdrängt, d. h. getötet worden sind, dann kann man sie durch andre ersetzen, und man wird dann immer solche wählen müssen, welche auch im Schatten, bez. unter und zwischen andern noch gedeihen, wie die Traubenkirsche (Prunus Padus), der Haselnußstrauch (Corylus Avellana), Wildjasmin (Philadelphus coronarius), Weißdorn (Crataegus oxyacantha) u. a.

Deckrasen, faustdicke, viereckige, 0,30 m im Quadrat große, mit dem Spaten aus feuchten Wiesen ausgehobene Rasenstücke, dienen zur Bekleidung flacher Böschungen, auf welchen sie im Verband mit hölzernen Nägeln befestigt werden.

Decksand, der obere diluviale Sand im norddeutschen Diluvium (s. d.), wird als das Absatzprodukt der Abflüsse aus den sich zurückziehenden Gletschern angesehen.

Deckspelzen, s. Blütenstand, S. 138.

Decksträucher, zu Deckpflanzungen sich eignende Sträucher.

Deckung (franz. Couverture, Provision), im Handel alles, was jemandem, welcher zum Vorteil eines andern eine Vermögensleistung gemacht hat oder machen soll, Sicherheit für den Ersatz des von ihm Aufgeopferten (D. als Sicherheit) oder diesen Ersatz selbst (D. als Ersatz) bietet, sei es durch Hinterlegung von Wertpapieren, durch Bestellung von Pfand oder Bürgen. Ein auf Schaffung dieser Sicherheit oder dieses Ersatzes gerichtetes Rechtsgeschäft heißt Deckungsgeschäft, Revalierungsgeschäft, Revalisationsgeschäft. In einem weitern Sinne bedeutet D. die Maßregeln, welche jemand allgemein ergreifen kann, um sich vor Verlusten im Rechtsverkehr zu schützen oder solche sich selbst zu ersetzen; in diesem Sinne spricht man von sich decken im Börsenverkehr, bei Realisationsgeschäften, deren Zweck es ist, Spekulationsgeschäfte zu decken, von D. in Kost-, Report- und Prolongationsgeschäften, bei Anschaffung von in Blanko (s. d.) verkauften Papieren (Deckungskauf), ferner vom Deckungskauf und Deckungsverkauf, als dem anderweiten Ankauf oder Verkauf für den Fall, daß Käufer oder Verkäufer mit der vertragsmäßigen Abnahme oder Lieferung im Verzug ist (Handelsgesetzbuch, Art. 355 ff.). Bei einem solchen Verzug wird die Vornahme einer D. gesetzlich fingiert, wenn der Käufer von Waren, welche einen Markt- oder Börsenpreis haben, vom säumigen Verkäufer statt der nachträglichen Erfüllung Schadenersatz verlangt (System des fingierten Deckungskaufs). Es kann hier (vorbehaltlich des Nachweises eines höhern Schadens) die Differenz zwischen dem vereinbarten Preis und dem Markt- oder Börsenpreis am Ort und zur Zeit der geschuldeten Leistung gefordert werden (Handelsgesetzbuch, Art. 357, Abs. 3, Differenzklage). Auch spricht man von der D. eines Defizits, eines Anlehens durch bestimmte Einkünfte ꝛc. Wer einen auf ihn gezogenen Wechsel oder Check annimmt und zahlt, der kann von dem Aussteller des Papiers D. (Revalierung), d. h. Ersatz für den von ihm zur Zahlung aufgewendeten Betrag, verlangen, auf Ersatz klagen (Deckungs-, Revalierungsklage). In diesem Falle ist die Zahlung auf Kredit (à découvert, in blanco, auf Borg) geschehen. Im Wechsel wird die Art der D. gewöhnlich durch die wechselrechtlich bedeutungslose Deckungs- oder Revalierungsklausel angedeutet, welche lautet: »Wert erhalten«, »und stellen den Wert in Rechnung« od. dgl. In den Wechseln auf fremde Rechnung verwahrt sich der Aussteller gegen die Verpflichtung zur D. ausdrücklich und zwar regelmäßig durch die Worte »und stellen den Wert auf Rechnung des Herrn N. N.«, so z. B. in der Kommissionstratte, welche der Aussteller für Rechnung eines Kommittenten trassiert, und durch deren Zahlung letzterer dem Zahlenden deckungspflichtig wird. Über D. bei Banken, bankmäßige D., s. Banken, S. 424.

Deckung, im Kriegswesen im allgemeinen alles, was gegen feindliches Feuer (wirkliche D.), gegen Sicht (Maske) und feindliche Angriffe schützt; im Feldkrieg der Schutz, den einzelne Schützen, Schützenlinien oder Truppenabteilungen hinter Hecken, Bäumen, Mauern, Erdhaufen, Löchern, Gruben, Dämmen, Bodenwellen, Anhöhen ꝛc. finden. Hiernach unterscheidet man natürliche und künstliche Deckungen; erstere bietet das Gefechtsfeld, letztere werden von den Truppen hergerichtet, oder erstere werden auch künstlich verstärkt, z. B. durch Anschütten von Erde an Mauern, Hecken, durch Anlegen von Hindernismitteln (s. d.). Im Festungskrieg sollen Brustwehren, Schulterwehren (Traversen), Panzerungen ꝛc. gegen Flachfeuer (s. d.), bombensicher eingedeckte Räume, wie Kasematten, Hohltraversen, Hangards, Unterstände ꝛc., gegen Wurffeuer decken. Diese Deckungen haben durch die in der Neuzeit außerordentlich gesteigerte Treffsicherheit und Geschoßwirkung der Geschütze und Gewehre an Wert so gewonnen, daß die Feldtruppen aller Armeen zu schleuniger Herrichtung von Deckungen, z. B. Schützenlöchern, Schützengräben, Geschützeinschnitten, in weit

reicherm Maß als früher mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet sind. Ruhende oder marschierende Truppen decken sich gegen überraschende Angriffe des Feindes durch Vorposten, Avantgarde ꝛc. (s. Sicherheitsdienst). Unter D. einzelner Geländeabschnitte, Operationsgebiete ꝛc. versteht man deren Sicherung gegen feindliche Unternehmungen durch zweckmäßige Aufstellung oder Bewegung eigner Truppen.

Deckung in der Fechtkunst (früher Parade): der Fechter deckt sich (pariert), indem er eine Stellung oder Auslage wählt, welche dem Gegner nur wenige, leicht zu verteidigende Blößen darbietet (s. Fechtkunst).

Deckungsfähig nennt man im Staatshaushaltsetat solche die Budgetsätze überschreitende Mehrausgaben, welche durch Ersparungen, die unter andern Titeln gemacht und ausdrücklich als übertragbar erklärt worden sind, beitritten werden können.

Deckungsgräben, in der Feldbefestigung die Schutzwehren für Unterstützungstrupps. Sie sind offen oder mit Eindeckung versehen.

Deckungskapital, im Versicherungswesen die auf die Gegenwart bezogene (diskontierte) Gesamtsumme aller zu erwartenden Zahlungen, welche der Versicherer an den Versicherten zu leisten hat, bez. der Einnahmen, welche aus Prämienzahlungen noch in Aussicht stehen. Die Zukunftsbeträge sind mit den Sätzen der Wahrscheinlichkeit, mit der sie zu erwarten sind, zu multiplizieren. Der Überschuß des Deckungskapitals der Einnahmen über das D. der Ausgaben bildet die Prämienreserve (kurzweg D. genannt).

Deckungskauf (Deckungsverkauf), s. Deckung.

Deckungsklausel (Revalierungsklausel), s. Deckung.

Deckungsprinzip, bei der Zwangsvollstreckung in Immobilien der Grundsatz, daß der Zuschlag nur erteilt wird, wenn durch das Meistgebot die der Forderung des Beschlagnahmegläubigers im Rang vorangehenden Ansprüche gedeckt erscheinen. Schon im römischen Recht konnte der Gläubiger das Grundstück seines Schuldners nur unter Wahrung der Rechte der besser berechtigten Gläubiger zum Verkauf bringen. Im deutschen Recht war man allmählich davon abgegangen. Man ließ das Immobile ohne Rücksicht auf die bestehenden Pfand- oder Vorzugsrechte zum Verkauf bringen, so zwar, daß es in eine bare Masse umgesetzt wurde, die dann, wie in einem Partikularkonkurs, unter die Gläubiger verteilt wurde. In neuerer Zeit haben das preußische Recht und ihm folgend andre neuere Gesetze das D. angenommen. Vgl. das Hypothekengesetz für Neuvorpommern vom 21. März 1868, § 138; preußisches Gesetz, betr. die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, vom 13. Juli 1883, § 22; sächsische Subhastationsordnung vom 15. Aug. 1884, § 10; bayrisches Gesetz, Änderungen der Bestimmungen über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen betreffend, vom 29. Mai 1886, Art. 1.; Jäckel, Die Zwangsvollstreckung in Immobilien (Berl. 1883).

Deckungstruppen, die vom Belagerer im Festungskrieg vorgeschobenen Truppen, die das Eröffnen der Infanteriestellungen (erste Parallele) sichern sollen.

Deckungswechsel, s. Depotwechsel.

Deckverband, s. Wunde.

Deckwerke, Festungswerke in Form von Ravelinen, schützen besonders bei der neupreußischen Polygonalbefestigung die mächtigen Kaponièren vor der Mitte der Fronten. Im Anfang des 19. Jahrh. dienten sie zum Schutz wichtiger Schleusen, Wehre oder Brücken gegen Sicht und womöglich gegen das Feuer des Feindes.

Deckzange, Zange mit flachem, sehr breitem Maul zum Umlegen und Zusammendrücken von Falzen, besonders beim Dachdecken.

Deckzänne, s. Flugsand.

Deckzeug, s. Antwerke.

Declaratio contumaciae (lat.), die richterliche Feststellung des Ungehorsams im Zivilprozeß (s. Ungehorsam und Kontumaz), verbunden mit dem Ausspruch der Ungehorsamsfolgen (poenae contumaciae). Während die letztern nach dem frühern Zivilprozeßrecht ohne solchen Ausspruch nie eintraten, gilt nunmehr nach § 209 der Reichs-Zivilprozeßordnung die Regel, daß sie »von selbst« eintreten. Eine Ausnahme greift nur Platz, sofern das Gesetz einen auf Verwirklichung der Ungehorsamsfolge gerichteten Antrag erfordert. Insbesondere gilt dies für die gänzliche Versäumung des Verhandlungstermins, in welchem Fall ein »Versäumnisurteil« (s. Versäumnis) ergeht. Wo zum Eintritt der Ungehorsamsfolgen eine D. c. nötig ist, ist nach neuem wie nach altem Recht ein nachträgliches Wiedergutmachen des Ungehorsams, der Versäumnis, eine »purgatio contumaciae« gestattet (s. Purgation).

Declaratio libelli (lat.), im frühern Prozeß die Erläuterung der Klage oder eines sonstigen Parteivorbringens, namentlich die Erklärung der vortragenden Partei über die von ihr gebrauchten Ausdrücke, also die Auslegung derselben. Sie fällt auch heute noch (vgl. Zivilprozeßordnung, § 240, Z. 1) nicht unter das Verbot der Klageänderung, »mutatio libelli« (s. Klageänderung), sondern soll, wo nötig, vom Richter durch Ausübung seines Fragerechts (s. d.) geradezu veranlaßt werden (Zivilprozeßordnung, § 130).

Declaration of independence (engl., spr. dikläreschn öw indipénndens), die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche 4. Juli 1776 in Philadelphia von den Vertretern der 13 Kolonien unterzeichnet wurde.

Declaration of rights (engl., spr. dikläreschn öw räits), die Erklärung, wodurch die 1. Febr. 1689 in Westminster zusammengetretene Konvention vor der Berufung Wilhelms von Oranien auf den Thron die Grundprinzipien der englischen Verfassung aussprach, im wesentlichen eine Wiederholung und Erweiterung der frühern Petition of rights (s. d.).

Declaratio sententiae (lat.), im frühern Prozeßrecht die Erläuterung eines im Ausdruck dunkeln, mehrdeutigen oder unbestimmten gerichtlichen Erkenntnisses durch den Richter, welcher dasselbe erteilt hat. Eine solche wurde von den Parteien nachgesucht, insbes. um eine feste Grundlage für ein etwa zu ergreifendes Rechtsmittel zu gewinnen. Glaubte der Richter die erbetene Deklaration erteilen zu sollen, so durfte er nur seinen Ausdruck, nicht aber den Inhalt des Erkenntnisses berichtigen. Etwas andres, wenn auch ähnliches, ist die Berichtigung des Thatbestandes nach § 291 der Zivilprozeßordnung (s. Thatbestand), während dieses Gesetz eine D. s. nicht kennt.

Deco ..., s. Deko ...

Decoctum, Abkochung; D. lignorum, s. Holztrank.

Decomposita (lat.), in der Grammatik, s. Zusammensetzung.

Décompte (franz., spr. -kongt'), Abzug, Ab-, Gegenrechnung; Abgang an einer Ware.

Decor (franz.), Verzierung, besonders Malereien, Vergoldungen und Reliefs auf Thon- und Glaswaren.

Decorated style (engl., spr. dékoreitid stail, »der-

zierter Stil«), Bezeichnung für eine Epoche der gotischen Architektur in England, welche das 14. Jahrh. einnimmt, und in welcher die Zierformen sich über das ganze architektonische Gerüst erstreckten. Das bezeichnendste Beispiel ist die Fassade der Kathedrale von York (s. Tafel »Architektur IX«, Fig. 6).

Decōrum (lat.), Schicklichkeit, Anstand.

De Coster, Charles, belg. Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1827 in München, Sohn eines Hausbeamten des päpstlichen Nunzius, des Grafen Charles Mercy d'Argenteau, studierte, nachdem er kurze Zeit Beamter gewesen war, die Rechte in Brüssel, bestand 1855 das Advokatenexamen und starb 7. Mai 1879 als Lehrer der französischen Litteratur an der Kriegsschule in Ixelles. Er schöpfte die Anregung zu dichterischem Schaffen mit Vorliebe aus dem Geistesleben des 16. Jahrh. Als Dichter trat er zuerst in der »Revue trimestrielle«, als Erzähler im »Uylenspiegel« auf. Es folgten: »Légendes flamandes« (1856—57, 2. Aufl. 1861); »Contes brabançons« (1861), eine farbenreiche Schilderung des Volkslebens; »La légende d'Uylenspiegel et de Lamme Goedzak« (1867, 2. Aufl. 1869); »Le voyage de noce« (1872) und das kleine Lustspiel »Jeanne« (1865). Nach seinem Tode erschienen: »La Zélande dans le cours du monde« und »Le mariage de Toulet«. Eine Anzahl andrer Werke sind Manuskript geblieben.

Decourcelle (spr. dökurßäl'), Pierre, franz. Theaterdichter, geb. 25. Jan. 1856 in Paris, lag dem Handel und dem Börsengeschäft ob, bis er nach dem Krach von 1882 die Bahn betrat, welche sein Vater und sein Oheim, Adrien D. und Adolphe Dennery, ihm rühmlichst vorgezeichnet hatten. Er wurde Journalist, schrieb für den »Gaulois« unter den Pseudonymen Choufleuri und Valentin und lieferte fast gleichzeitig auf Bestellung von Sarah Bernhardt das fünfaktige Drama »L'as de trèfle«, das im Ambigu-Theater einen durchschlagenden Erfolg errang. Nun lösten Volksschauspiele, Lustspiele, Schauerstücke, Texte zu komischen Opern, Bühnenbearbeitungen bekannter Romane, welche D. allein oder mit andern Bühnenkundigen bearbeitete, einander in rascher Reihenfolge ab: »Le fond du sac« (1883), »L'Amazone« (1885), »Madame Cartouche« (1886), »Les cinq doigts de Bironk« (1886), »L'abbé Constantin« (nach Ludovic Halévy, 1887), »Le dragon de la reine« (1888), »Mensonges« (nach Paul Bourget, 1889), »L'homme à l'oreille cassée« (nach Edmond About, 1893). Auch im Sensationsroman (»Le chapeau gris«, 1887, und »Fanfan«, 1889) versuchte sich D. mit Glück.

Décourt (franz., spr. -kur), s. Dekort.

Découvert (franz., spr. -kuwär), Stückmangel, an der Börse Mangel des zur Deckung nötigen Papiers, wenn die Engagements à la baisse diejenigen à la hausse übersteigen. à d. verkaufen, ungedeckt (ohne zu besitzen) verkaufen.

Decrais (spr. -krä), Pierre Louis Albert, franz. Diplomat, geb. 18. Sept. 1838, wurde Advokat in Paris, im September 1870 der Gesandtschaft in Brüssel beigegeben und war 1871—80 Präfekt. Darauf zum Gesandten in Brüssel ernannt, ward er 1882 Direktor der politischen Abteilung im Ministerium des Auswärtigen und darauf Botschafter beim Quirinal in Rom, 1886 Botschafter in Wien.

Decrescendo (ital., spr. -kreschendo), »abnehmend« an Tonstärke, schwächer werdend (anschaulich ausgedrückt durch >—<). Vgl. Crescendo.

Decretāles epistolae (lat.), s. Dekretalen.

Decretorius (lat.), entsprechend, den Ausschlag gebend, daher: d. annus, das Normaljahr 1624; d. dies, der 1. Januar 1624, als Normaltag, auch kritischer Tag und Todestag.

Decrētum (lat.), s. Dekret.

Decrētum Divi Marci (lat., »das Dekret des höchstseligen Marcus«), eine Verordnung des römischen Kaisers Mark Aurel, welches die eigenmächtige Inbesitznahme von Sachen des Schuldners seitens eines Gläubigers zum Zweck seiner Befriedigung bei Strafe des Verlustes des Forderungsrechts des Gläubigers verbietet. Vgl. Selbsthilfe.

Decretum Gratiani, s. Corpus juris (canonici).

Decticus, s. Heuschrecken.

Decubĭtus (lat.), s. Aufliegen.

Decumāna (sc. porta, lat.), s. Lager.

Decumātes agri (lat.), s. Agri decumates.

Decuria, Decurio, s. Dekurie ꝛc.

Decussātim (lat.), in Form einer römischen Zehn (X), kreuzweise.

Decussis (lat.), röm. Münze, = 10 As, ein kolossales gegossenes Kupferstück mit Romakopf u. Schiff und dem Zahlzeichen X (= 10), äußerst selten.

De dato (lat.), abgekürzt d. d., vom Tage der Ausfertigung an.

Dede-aghatsch, moderner Hauptort eines Liwa im europäisch-türk. Wilajet Adrianopel, am Ägäischen Meer, welcher als Anfangspunkt einer das Maritzathal aufwärts führenden Bahn, die bei Kuleli Burgas in die Linie Belgrad-Konstantinopel mündet, Bedeutung gewonnen hat. Sie hat etwa 3000 Einw. (viele Griechen) und ist Sitz mehrerer Konsulatsbeamten.

Dedecker (de Decker), s. Decker 5).

Dedekind, 1) Friedrich, Dichter des 16. Jahrh., geb. um 1525 in Neustadt an der Leine, gest. 27. Febr. 1598, studierte in Wittenberg Theologie, ward 1551 Prediger in seiner Vaterstadt, 1575 Pastor zu Lüneburg. Sein Hauptwerk ist der »Grobianus« in lateinischen Distichen (zuerst Frankf. 1549), eine Satire gegen Trunksucht und unflätiges Benehmen, die sich großer Verbreitung erfreute und ins Deutsche (von Kaspar Scheidt, s. d., 1551), ins Niederdeutsche (1583) und ins Englische (1605) übersetzt wurde. Seine Dramen: »Der christliche Ritter« (Ülzen 1576) und »Der bekehrte Papist« (Lüneb. 1596) haben eine religiöse, insbesondere lutherische Tendenz.

2) Konstantin Christian, Komponist und Dichter, geb. 1628 zu Rheinsdorf im Anhaltischen, gest. 1697 in Dresden, war bereits 1651 als Instrumentistenknabe bei der kurfürstlichen Kapelle in Dresden angestellt und rückte allmählich auf, bis er 1676 Konzertmeister wurde. Er veröffentlichte Instrumentalkompositionen und Operntexte, in denen sich der Einfluß italienischer Vorbilder zeigt. Auch übersetzte er Dichtungen des Holländers Kats. Als Mitglied des Elbschwanenordens führte er den Namen Concordin. Vgl. Fürstenau, Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, Bd. 1 (Dresd. 1861).

3) Julius Wilhelm Richard, Mathematiker, geb. 6. Okt. 1831 in Braunschweig, habilitierte sich 1854 als Privatdozent in Göttingen, wurde 1858 Professor am Polytechnikum in Zürich, 1862 am Carolineum in Braunschweig. D. ist zur Zeit der bedeutendste Zahlentheoretiker Deutschlands. Er gab die »Vorlesungen über Zahlentheorie« seines Lehrers Dirichlet (s. d.) heraus, die er mehr und mehr erweiterte (4. Aufl., Braunschweig 1894); auch war er Mitherausgeber der Werke und des wissenschaftlichen Nachlasses von

Riemann, gab Anmerkungen zum Nachlaß von Gauß (dessen »Werke«, Bd. 2, Götting. 1863) und schrieb: »Stetigkeit und irrationale Zahlen« (1872); »Über den Zusammenhang zwischen der Theorie der Ideale und der höhern Kongruenzen« (1878); »Über die Diskriminanten endlicher Körper« (1882); »Was sind und was sollen die Zahlen« (2. Aufl., Braunschw. 1893) u. a.

Dekorieren (lat.), entehren, schänden; Dekoration, Entehrung, Schändung.

Dedeleben, Dorf und Rittergut im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Oschersleben, bestehend aus den beiden Kirchengemeinden Groß-D. und Klein-D., an der Linie Nienhagen-Jerxheim der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen, eine Zuckerfabrik, Dampfmolkerei und (1890) 2042 Einw.

Dedemsvaart, Kanal in der niederländ. Provinz Overyssel, welcher Hasselt an dem Zwarte Water mit Gramsbergen an der Vecht verbindet, seit 1809 in einer fast öden Gegend blühende Kolonien (D., Slagharen, Lutten) ins Leben rief und jährlich von mehr als 12,000 Schiffen (1891 mit einer Ladung von 535,549 cbm) befahren wird. Das Dorf D., an der Staatsbahnlinie Zütphen-Leeuwarden, hat Ackerbau, Schiffswerften, Schiffahrt und (1890) 6346 Einw.

Dedham, Hauptort der Grafschaft Norfolk im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Charles River, hat eine höhere Schule, Bibliothek, Fabriken und (1890) 7123 Einw.

Dedignieren (lat.), verachten, etwas seiner nicht würdig erachten; Dedignation, stolze Verachtung, Geringschätzung.

Dedikation (lat.), bei den Römern die feierliche Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, besonders eines Tempels, entweder durch einen der Konsuln, oder durch den Erbauer des Tempels, oder durch zwei vom Volk eigens dazu gewählte Kommissare (duumviri aedi dedicandae), aber immer unter dem Beistand der Pontifices. Der Pontifex maximus sprach ihnen die Einweihungsformel vor. Die D. erteilte dem durch sie den Göttern übergebenen Tempel ꝛc. Heiligkeit, so daß niemand daran mehr eine Änderung vornehmen oder Ansprüche darauf erheben durfte. Der Tag der D. galt als der Geburtstag des Gottes. Jetzt gebraucht man das Wort für die Zueignung oder Widmung von Schriften, Kunstsachen ꝛc. an eine Person (auch eine verstorbene), eine Sitte, die schon bei den Alten im Gebrauch war. Vgl. Gräfenhain, De more libros dedicandi apud scriptores graecos et romanos obvio (Marb. 1892).

Dedinowo (auch Dédnowo), Marktflecken im russ. Gouv. Rjasan, Kreis Saraisk, an der Oka, mit 3 Kirchen, 2 Schulen und 7000 Einw. In der Umgegend schöne Wiesen, welche über 600,000 Pud Heu, das ins Innere verschifft wird, liefern. Hier wurden im 16. Jahrh. die ersten größern Schiffe gebaut, und Peter d. Gr. zimmerte eigenhändig das in Petersburg aufbewahrte, »Großväterchen der russischen Flotte« genannte große Boot.

Dedit (lat., abgekürzt ddt. oder dt.), er hat gegeben, bezahlt.

Deditícii (lat.), s. Dedition.

Deditieren (dedieren), zu etwas das Dedit (s. d.) hinzusetzen, eine Schuld als bezahlt notieren.

Dedition (lat.), Übergabe, Ergebung, besonders bei den Römern die feierliche Ergebung einer Stadt oder eines Volkes auf Gnade und Ungnade. Diejenigen Völker, welche sich so ergeben hatten, die Deditícii, waren der Willkür des Siegers völlig preisgegeben; sie wurden indes je nach Umständen mehr oder weniger hart behandelt, mußten oft die Waffen ausliefern, Geiseln stellen, römische Besatzungen aufnehmen, die Mauern ihrer Städte niederreißen; es kam aber auch vor, daß sie, wenn ihre Ergebung eine mehr freiwillige war, unter Bewahrung der Selbstverwaltung als Schutzverbündete angenommen wurden. Den gleichen Namen Deditícii führte seit der lex Aelia Sentia (4 n. Chr.) die unterste Klasse der Freigelassenen, nämlich diejenigen, die als Sklaven eine entehrende Strafe erlitten hatten und weder Cives noch Latini werden durften.

Dedizieren (lat.), zueignen, widmen; vgl. Dedikation.

Dedjuchin, Bergstadt im russ. Gouv. Perm, Kreis Solikamsk, durch eine Flügelbahn mit der Linie Perm-Jekaterinenburg verbunden, mit (1889) 4826 Einw. und großen, der Krone gehörigen Salzwerken, die (1890) gegen 3 Mill. Pud Siedsalz erzeugten.

Dedo (»Finger«), früheres span. Längenmaß zu 12 Líneas, 9 im Palmo mayor, = 1,741 cm; auch 16 im Pié von Aragonien und (Deda) in Valencia.

Dedoublement (franz., spr. dedublemáng), s. Chorise.

Dedoublieren (franz., spr. dedu-), um die Hälfte vermindern; im Militärwesen: beim Marsch in halbe Züge abbrechen.

Deductis deducendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden, auch nach Beweis des zu Beweisenden; deductis impensis, nach Abzug der Kosten.

Deducto aere alieno (lat.), nach Abzug der Schulden.

Deduktion (lat.), im weitern Sinne im Gegensatz zur Demonstration (s. d.) ein nicht auf unmittelbare Anschauung, sondern auf Schlußfolgerungen gegründeter Beweis (Räsonnement); im engern Sinne im Gegensatz zur Induktion (s. d.), welche vom einzelnen Falle zur allgemeinen Regel aufsteigt, die Ableitung eines Besondern aus einem Allgemeinern. Je nachdem das eine oder das andre Verfahren vorwiegend zur Anwendung kommt, unterscheidet man deduktive und induktive Wissenschaften. Rein deduktiv sind eigentlich nur die Mathematik und die Logik, weil hier die allgemeinsten Grundsätze an und für sich einleuchtend sind (Axiome), und aus den allgemeinen Eigenschaften des Raumes und der Zahl, bez. des Denkens sich alle speziellen Eigenschaften der Figuren ꝛc. herleiten lassen; teilweise deduktiv sind die ethischen Disziplinen (Ethik, Rechtslehre, Pädagogik ꝛc.), insoweit nämlich die allgemeinen sittlichen Grundsätze zur Beurteilung des Besondern dienen können; alle andern Wissenschaften gewinnen nur durch Induktion (aus der Erfahrung) die Kenntnis allgemeiner Gesetze, sind aber bemüht, wenigstens nachträglich die Mannigfaltigkeit der einzelnen Thatsachen möglichst wenigen obersten Gesetzen unterzuordnen, um so eine das Einheitsbedürfnis des Denkens befriedigende Verknüpfung derselben herzustellen. Dadurch, daß es gelingt, eine ganze Klasse von Thatsachen oder Erscheinungen (z. B. die Bewegungen der Planeten) aus einigen durch Erfahrung bewiesenen oder auch nur hypothetisch vermuteten allgemeinen Gesetzen abzuleiten, entsteht eine Theorie (s. d.) derselben. Am vollkommensten ist es der Mechanik, Astronomie und Physik gelungen, ihren Wissensinhalt in eine theoretische Form (in deduktiven Zusammenhang) zu bringen, wobei freilich die letztere sehr viele Hypothesen (s. d.) als Grundlage ihrer Deduktionen benutzt und benutzen muß; es kommt dies daher, daß die D. sich nur dann auf äußere Zustände und Vorgänge anwenden läßt, wenn die qualitativen Unterschiede derselben (die Unterschiede der Far-

ben, der Temperatur ꝛc.) auf quantitative (der Massen und Bewegungen) zurückgeführt werden, was nur durch Hypothesen geschehen kann. — Die sogen. transcendentale D. bei Kant ist der Form nach ein hypothetischer Schluß, bei welchem auf die objektive Gültigkeit der reinen Verstandesbegriffe dadurch geschlossen wird, daß ohne dieselbe das thatsächliche Erkennen nicht denkbar wäre. — Im Prozeß ist ist D. jede rechtliche Ausführung oder Beweisführung. Man spricht von einer D. der Klage, sofern jede Klage ein Syllogismus ist, in welchem das Gesuch an das Gericht um Gewährung des Rechtsschutzes die Konklusion bildet und aus einer Mehrzahl von Prämissen hervorgeht, durch welche der Richter von der Richtigkeit des Gesuches überzeugt werden soll. Ganz analog ist die Gegendeduktion des Beklagten. Ebenso gibt es ein Deduktions- und Gegendeduktionsverfahren im Beweis, sofern jeder Teil, und zwar im modernen Prozeßverfahren in der mündlichen Verhandlung, darzulegen und auszuführen versucht, daß seine Beweisführung gelungen, die des Gegenteils aber mißlungen oder entkräftet worden sei. Soll die D. politische oder staats- und völkerrechtliche Ansprüche begründen, so nennt man sie auch Staatsschrift. Große Sammlungen solcher Deduktionen enthalten die »Staatskanzlei« von Faber und Reuß sowie Lünigs, Jenichens und Siebentees' »Bibliotheca deductionum«, auch Klübers »Staatsarchiv des Deutschen Bundes«.

Deduzieren (lat.), herleitend beweisen, darthun; den Rechtsbeweis aus andern schon erwiesenen Sätzen oder Rechten führen.

Dee (spr. di), Name mehrerer Flüsse in Großbritannien. Die bedeutendsten sind: 1) D. in Nordwales, entspringt in Merionethshire, fließt durch den Balaiee und an Llangollen und Chester vorbei und ergießt sich nach 129 km langem Lauf in weiter Mündung in das Irische Meer; er ist nicht schiffbar, aber an der Mündung kanalisiert. — 2) D. in Schottland, entspringt auf den Cairngormbergen, durchfließt in östlicher Richtung den Südwesten der Grafschaft Aberdeen, scheidet diese dann von der Grafschaft Kincardine und mündet nach 140 km langem Lauf, nur auf eine kurze Strecke schiffbar, bei Aberdeen in die Nordsee; er bildet mehrere Fälle. — 3) D. in der schott. Landschaft Galloway, mündet nach 74 km langem Lauf unterhalb Kirkcudbright in den Solwayfirth.

Deep, Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Greifenberg, an der Mündung der Rega, hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige, starke Fischerei, ein besuchtes Seebad und (1890) 408 Einw.

Deering, Stadt in der Grafschaft Cumberland des nordamerikan. Staates Maine, hat zahlreiche Fabriken und (1890) 5353 Einw.

Deer Isle (spr. dir ail), Ort in der Grafschaft Hancock des nordamerikan. Staates Maine, auf mehreren Inseln der Penobscotbai, hat bedeutende Fischerei, Verpackung von Hummern und (1890) 3422 Einw.

Deer Lodge City (spr. dir lodsch ßiti), Hauptort der Grafschaft Deer Lodge des nordamerikan. Staates Montana, am obern Hellgate River, mit kath. Hospital, Zuchthaus und (1890) 1463 Einw.

Deerlyck (spr. dérlaik), Fabrikort in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Courtrai, an der Staatsbahnlinie Denderleeuw-Courtrai, mit Leinweberei und (1890) 5244 Einw.

Deés (spr. dääsch), Stadt, Sitz des ungar. Komitats Szolnok-Doboka (Siebenbürgen) und Knotenpunkt der Bahnen Klausenburg-Zilah und D.-Bistritz, mit Schloßruine, 3 Kirchen (die reformierte in gotischem Stil wurde 1400 erbaut), Franziskanerkloster, Theater, Gerichtshof und (1890) 7728 ungarischen u. rumän. Einwohnern, die Gewerbe (Leinweberei), Handel und Weinbau betreiben. In der Nähe das mit D. durch eine Flügelbahn verbundene Dorf Deésakna, mit bedeutenden Steinsalzgruben.

Deésakna (spr. dääsch-), Salzbergwerk, s. Deés.

De facto (lat.), der That nach, faktisch, abgesehen davon, ob etwas auch rechtlich begründet (de jure) ist oder geschieht; daher de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

Defäkation (lat.), Läuterung, Reinigung, Kotentleerung.

Defäkationskalk, soviel wie Gaskalk, der Kalk, mit welchem Leuchtgas gereinigt worden ist.

Defamation (lat.), soviel wie Diffamation.

Defatigieren (lat.), ermüden, ermatten; Defatigation, Ermüdung, Ermattung.

Défaut (franz., spr. -fo), Mangel, Fehler; Nichterscheinen vor Gericht; auch soviel wie jugement par défaut, etwa unser deutsches Versäumnisurteil (s. Versäumnis). Vgl. Schlink, Kommentar über die französische Zivilprozeßordnung, Bd. 2, S. 526 ff.

Defavorabel (franz.), ungünstig, abgeneigt.

Defékt (lat.), mangelhaft, unvollzählig; als Substantiv soviel wie Mangel, Fehler; daher Defektbogen, fehlender oder beschädigter Bogen; Kassendefekt, der in der Kasse gegen den buchmäßigen Bestand weniger vorhandene Betrag (Manko); Defekte der Beamten bei Kassen und öffentlichen Verwaltungen werden, was den Betrag und die Ersatzpflicht betrifft, von der Aufsichtsbehörde festgestellt. Solche Beschlüsse sind nach der Gesetzgebung verschiedener Staaten sofort vollstreckbar, so z. B. nach preußischem Recht, welches aber dem Beamten außer der Beschwerde an die höhere Verwaltungsbehörde auch das Betreten des Rechtsweges binnen Jahresfrist gestattet. Dasselbe gilt nach dem deutschen Reichsbeamtengesetz (§ 134 ff.). Hat der Beamte Gelder, welche er in amtlicher Verwahrung hatte, sich rechtswidrig zugeeignet, so wird er wegen Unterschlagung (s. d.) bestraft. Defektieren, eine Rechnung in Beziehung auf etwanige Rechnungsfehler durchsehen.

Defektatorienprozeß, s. Rechnungsprozeß.

Defektiv (lat.), mangelhaft, unvollzählig; Defektivkirchen, bei den Katholiken alle von der römischen Kirche als der allein wahren abgefallenen Kirchen.

Defektivum (lat.), ein beugungsfähiges Wort, von dem aber nicht alle Formen im Gebrauch sind.

Defenders (engl., spr. diffénn-, »Verteidiger«), eine politische Verbindung in Irland, deren Zweck die Erlangung politischer und religiöser Freiheit war, und deren Ursprung auf die Zeit des Sieges Wilhelms III. über die Irländer am Boynefluß (30. Juni 1690) zurückgeführt wird. Mit den Häuptern der presbyterianischen Partei verbanden sich nach jener Schlacht die gedrückten Katholiken, um Schutz gegen politische Verfolgung zu suchen. Doch scheint die Verbindung den Namen D. und den bestimmten Zweck, Irland vom englischen Joch zu befreien, erst gegen Ende des 18. Jahrh. angenommen zu haben. Sie hatte den wesentlichsten Anteil an den Aufständen von 1797—1798. Nach dem unglücklichen Ausgang derselben löste sich die Verbindung auf; aber ihr Geist und ihre Tendenz lebten in den geheimen und öffentlichen politischen Verbindungen der Iren im 19. Jahrh. fort.

Defendieren (lat.), verteidigen; Defendénd, der zu verteidigende Angeklagte; Defendént, der Verteidiger.

Defension (lat.), Verteidigung (s. d.) im juristischen wie im militärischen Sinne; insbes. nach Verfall des Rittertums und Heerbannes bis ins 18. Jahrh. hinein in den deutschen Staaten Bezeichnung der Landmiliz (Defensioner) und der darauf bezüglichen, mit den Ständen abgeschlossenen Verträge (Defensionsrezesse), ferner der dazu zu stellenden Landesverteidigung, zunächst nur Fußvolk, bald auch Ritterpferde und »Artholerey«.

Defensionsgeschütze, die Festungsgeschütze.

Defensionskasematten und **Defensionskasernen**, zur Gewehr- oder Geschützverteidigung eingerichtete Kasematten im Gegensatz zu Wohnkasematten. Bei den Festungsbauten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts häufig angewendet, finden sie im neuern Festungsbau der vernichtenden Wirkung der Artillerie gegenüber keine Anwendung mehr (vgl. Festung).

Defensive (lat.), die Form kriegerischer Thätigkeit, bei welcher es, im Gegensatz zur Offensive, (s. d.), auf Verteidigung, nicht auf Angriff abgesehen ist. In der D. erwartet man den Feind in einer Aufstellung und wehrt seinen Angriff ab. Man bedient sich der reinen D. aber nur so lange, als man ihrer der eignen Schwäche wegen bedarf, und gibt sie auf, sobald man sich zum Angriff stark genug fühlt. Eine gute D. muß offensive Momente haben. Es wird deshalb die Stellung zur D. so gewählt, daß sich neben oder innerhalb einer starken Verteidigungslinie ein günstiges Angriffsfeld findet. In der Schlacht bei Austerlitz hielt sich Napoleon so lange defensiv, bis die Russen und Österreicher sich mit voller Macht auf seinen rechten Flügel, der langsam wich, geworfen hatten. Dann brach er plötzlich gegen das feindliche Zentrum und den rechten Flügel vor, wo die Truppen stark weggezogen waren, und entschied die Schlacht durch die Wegnahme der Höhen von Pratzen. Die strategische D. bezweckt Abwarten der Operationen des Gegners. Die taktische D. betrifft das Verhalten in einer Schlacht. Friedrich II. hielt sich im Siebenjährigen Kriege von 1758 an strategisch in der D., taktisch ergriff er stets die Offensive. Devensivstellung heißt diejenige Stellung, welche das Vordringen des Feindes in einer bestimmten Richtung verhindern oder wenigstens erschweren soll. Bedingungen einer guten Devensivlinie sind: Stützpunkte für die Flanken, freie Aussicht vor der Front, Annäherungshindernisse im wirksamsten Bereich der Batterien, natürliche Deckung gegen das feindliche Feuer, verdeckte Aufstellung der Reserven und Möglichkeit zum Übergehen in Offensive. Wo die Natur solche Hilfsmittel versagt, muß die Kunst sie zu ersetzen suchen, teils durch Verstärkung des Geländes mittels des Spatens, teils durch zweckmäßige Verteilung der Waffengattungen; stets kann und muß die Kunst auch die besten Stellungen noch verstärken. Befindet sich ein fester Platz in der Nähe der Stellung, so gewinnt diese dadurch sehr an Festigkeit. Die besten Devensivstellungen bietet ein wellenförmiges, stellenweise durchschnittenes und bedecktes Gelände. Defensivlinien sind ausgedehntere Abschnitte, welche durch Befestigungen verstärkt sind. Defensivplätze und Defensivkrieg, s. Festung.

Defénslinie (Streichlinie), im Festungsbau beim alten bastionierten Tracé die Verlängerung der Face bis zum Kurtinenpunkt, d. h. die Streichrichtung der Grabenverteidigung für Kartätsch- und Gewehrschuß, 400—450 m, bezeichnet durch den Kordon der Eskarpenmauer; bei Neubauten der heutigen Zeit nur noch in den Kehlen der Forts durch Mauern, sonst überall durch Erdböschungen begrenzt. Defenswinkel, der durch D. und Kurtine gebildete Winkel; vgl. Bastion.

Defensor (lat.), Verteidiger, gerichtlicher Anwalt, Sachwalter, bevollmächtigter Geschäftsführer, Vertreter einer Stadt, Gemeinde, Korporation ꝛc., namentlich der Verteidiger im Strafverfahren (s. Verteidigung). D. civitatis hieß vor Konstantin d. Gr. der mit Besorgung eines Geschäfts seitens einer Stadt Beauftragte; später ein Beamter, der die Bürger vor Bedrückung durch die Statthalter und andern Unbilden zu schützen, auch Anteil an der Rechtsprechung hatte.

Defensor fidéi (lat., engl. Defender of the Faith, »Beschützer des Glaubens«), Ehrentitel, den Heinrich VIII. von England vom Papst Leo X. 1521 für seine Schrift gegen Luther erhielt, und welchen zufolge eines nach Heinrichs Abfall von der römischen Kirche gefaßten Parlamentsbeschlusses seine Nachfolger auf dem englischen Thron weiter geführt haben und noch führen.

Deférens (lat.), deferierender Kreis, s. Epicykel.

Deférent (lat.), der einem andern einen Eid Zuschiebende (s. Eid); auch soviel wie Angeber; auf Münzen Zeichen des Prägortes oder des Münzmeisters.

Deférenz (lat.), Unterwürfigkeit, Ehrerbietung, Willfährigkeit; Berichterstattung.

Deferieren (lat.), einem etwas hinterbringen, berichten, anzeigen; in der Rechtssprache genehmigen, bewilligen, z. B. einem Gesuch d.; auch antragen, anbieten, z. B. einen Eid (s. Eid).

Defervészieren (lat.), erkalten, sich allmählich abkühlen; im Eifer nachlassen. Defervészenz, das allmähliche Erkalten; Nachlassen im Eifer.

Defferéggen-Thal, westliches Seitenthal des Iseltales in Tirol, Bezirksh. Lienz, ist 40 km lang und wird vom Defferéggenbach durchflossen. Es ist im ganzen einförmig, doch bildet die Antholzer- (Rieserferner-) Gruppe einen großartigen Thalabschluß. Die Bewohner (1890: 2509) suchen zum Teil auswärts als Hausierer mit Teppichen und Strohhüten Erwerb. Das hiernach benannte Defferégger Gebirge bildet eine südliche Nebengruppe der Hohen Tauern (s. d.).

Défi (franz., spr. defi), Herausforderung zum Kampf; Cartel de d. (Lettre de défiance, lat. Diffidatio), das früher für die förmliche und feierliche Kriegserklärung übliche Schreiben von Souverän zu Souverän.

Défiance (franz., spr. -ängs'), Mißtrauen, Argwohn; défiant, mißtrauisch.

Défiance (spr. difaiens), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Ohio, am schiffbaren Maumee und am Eriekanal, Bahnknotenpunkt, hat verschiedene Fabriken und (1890) 7694 Einw.

Defibrinieren, das Blut vom Fibrin befreien; s. Blut, S. 116.

Deficiendo (ital., spr. -fitschendo), musikal. Vortragsbezeichnung: »nachlassend« an Tonstärke und Bewegung, wie mancando und calando.

Deficiente pecunia (lat.), bei Geldmangel; deficiente pecu deficit omne nia, Scherzvers mit Auseinanderreißung des Wortes pecunia, etwa: Wo es gebricht an G E, mangelt auch alles L D.

Defigurieren (lat.), verunstalten, entstellen.

Defilé (franz., »Wegenge, Engweg«), jeder Weg oder Durchgang, der durch Hindernisse im Gelände

so beengt ist, daß er nur in verhältnismäßig schmaler Front zu marschieren gestattet. Defilés können zur Verbindung zweier Abschnitte dienen, wie z. B. Brücken und Dammwege, oder es sind Wege, die in schwer zugänglicher Gegend fortlaufen und oft mehrere Meilen lang sind, z. B. Straßen in Thälern, Gründen, Ortschaften, Wäldern, morastigen Niederungen ꝛc. Das D. wird zum Engpaß, wenn es durchs Gebirge führt und sehr schmal ist; seine Ausgänge wurden früher Debouchés (s. d.) genannt. Defilés spielen im Krieg eine Rolle, wenn sie auf der Rückzugslinie verfolgter Korps liegen und nicht umgangen werden können, oder wenn der Feind ein Korps am Heraustreten aus einem D. zu hindern sucht, oder endlich, wenn er ein von einem Korps besetztes D. erobern will, wobei es dann zu Defilégefechten (heute »Gefechte um Engwege« genannt) kommt, deren Verlauf meist durch die dabei zur Verwendung kommenden Waffengattungen sowie durch die Beschaffenheit des Engweges selbst bestimmt wird. In der Regel sind die Kämpfe in und vor Defilés sehr blutig, wofür die Kriegsgeschichte zahlreiche Beispiele liefert. Man sucht deshalb ein D. so schnell wie möglich zu durchschreiten.

Defilement (franz., spr. -fil'mäng), in der Befestigungskunst eine solche Anordnung des Profils und der Richtung der einzelnen Linien eines Werkes im Grundriß, daß das Innere von erhöhten Punkten im Schußbereich aus nicht eingesehen, auch die Linien nicht von seitwärts der Länge nach bestrichen (enfiliert) werden können. Ersteres erreicht man durch das vertikale, letzteres durch das horizontale D. Die einzelnen Linien des Werkes legt man womöglich so, daß ihre Verlängerung in ein Gelände fällt, welches dem Angreifer die Aufstellung von Geschütz zur Bestreichung überhaupt nicht gestattet; sonst verschafft man den hinter der Brustwehr stehenden Verteidigern die nötige Deckung durch Bonnets und Traversen (s. d.), die in solchen Abständen angelegt werden, daß ein auf dem Bankett aufrecht stehender Mann von seitwärts nicht gesehen und direkt beschossen werden kann; die Wirkung indirekten Feuers wird durch diese Anlagen wenigstens abgeschwächt. Das vertikale D. zur Bestimmung der Höhe der Brustwehr wird in der Art ausgeführt, daß man von der Kehllinie des Werkes aus über 2—2,5 m hohe Stangen nach den höchsten Punkten im Vorgelände visiert: die Schnittpunkte der Visierlinien über der abgesteckten Brustwehr ergeben sodann die dieser an der Feuerlinie zu gebende Höhe. Wird das D. nur durch Konstruktion auf einer Zeichnung bestimmt, so heißt es graphisches D. Vgl. Bleſſon, Die Lehre vom graphischen D. (Berl. 1828); »Handbuch für den allgemeinen Pionierdienst«, in Abteilungen (Berl. 1872—80).

Defilieren, veralteter Ausdruck für den parademäßigen Vorbeimarsch der Truppen an dem Vorgesetzten.

Definieren (lat.), den Inhalt eines Begriffs angeben, s. Definition.

Definition (lat.), in der Logik die Angabe des Inhalts eines Begriffs, d. h. sowohl der Merkmale, aus welchen derselbe zusammengesetzt ist (was die Materie), als der Art, in welcher dieselben untereinander verbunden sind (was die Form desselben genannt wird). In der D. des Begriffs Mensch = sinnlich-vernünftiger Erdenbewohner machen die Merkmale: sinnlich-vernünftig, Erde, Bewohner, die Materie, dagegen die Anordnung derselben, durch welche der Hauptbestandteil: Bewohner, durch die Angabe des Wohnortes: Erde, auf diese eingeschränkt und durch die nähere Bestimmung der Sinnlichvernünftigkeit von andern Erdenwesen unterschieden wird, die Form der D. aus. Dieselbe ist eine bloße Namenerklärung (Nominaldefinition), wenn sie keinen weitern Wert hat, als anzugeben, welchen Sinn der Definierende oder der Sprachgebrauch mit einem gewissen Wort (Namen, nomen) verbinde; dagegen ist sie eine Sacherklärung (Realdefinition), wenn sie denjenigen Sinn angibt, der mit einem Wort oder Begriff verbunden werden muß, sofern derselbe Ausdruck eines objektiven Sachverhaltes sein soll. Nominaldefinitionen lassen sich daher willkürlich aufstellen, Realdefinitionen sind gebunden an das Wesen der Sache, welches sie zum deutlichen Begriff erheben wollen. Nur die formalen Wissenschaften, welche sich ihre Objekte selbst schaffen (wie die Mathematik), sind daher in der Lage, mit erschöpfenden (Real-) Definitionen derselben zu beginnen; in den Realwissenschaften, welche es mit vorgefundenen Objekten zu thun haben, kann sich die richtige D. erst als Resultat der Forschung ergeben, welche daher hier mit lauter provisorischen Definitionen anfängt, die später teils verbessert, teils auch völlig verworfen werden. So definiert die Physiologie das Leben zunächst nur als den Inbegriff der Vorgänge, durch welche die Organismen sich selbst erhalten, fortpflanzen u. s. w., ohne bis jetzt noch die Realdefinition, das Wesen des Lebens, gefunden zu haben. Jede D., sie sei von der einen oder der andern Art, muß gewissen Anforderungen entsprechen, um überhaupt logisch zulässig zu sein. Dazu gehört: daß sie widerspruchsfrei sei, d. h. daß die von ihr zu einem Ganzen vereinigten Merkmale sich nicht untereinander ausschließen, z. B. rundes Viereck (daß sie keine contradictio in adjecto [s. d.] enthalte); ferner, daß sie vollständig sei, d. h. alle diejenigen Merkmale umfasse, welche im Inhalt eines gewissen Begriffs wirklich gedacht werden; weder zu weit, indem sie statt des Inhalts, welcher dem zu definierenden Begriff allein, einen solchen angibt, der ihm mit andern gemeinsam eigen ist, z. B. ein ebenes Dreieck ist ein System dreier Punkte (wobei der Umstand vergessen ist, daß diese nicht in derselben Geraden liegen dürfen); noch zu eng, indem sie statt des Inhalts des zu Definierenden denjenigen angibt, der nur einer Art desselben eigen ist, z. B. Catos D., ein Redner sei ein Mann, der trefflich und im Reden erfahren sei (da es doch auch Redner geben kann, die nicht eben treffliche Männer sind). Endlich gehört zu den Vorbedingungen einer guten D., daß sie dasselbe Merkmal nicht (versteckt oder offen) zweimal und ebenso, daß sie den zu definierenden Begriff nicht selbst (heimlich oder augenscheinlich) in sich aufnehme, d. h. daß sie weder überfüllt noch eine Zirkelerklärung sei. Ersterer Fehler findet bei folgender Erklärung der Parallellinien statt: daß sie Linien seien, welche, in derselben Ebene gelegen, bei gleicher Richtung überall gleiche Abstände voneinander haben, da letztere Eigenschaft schon aus den beiden erstern folgt. Letzterer Fehler dagegen zeigt sich in der D. des vernünftigen Lebens, welche die stoische Schule gab, wonach dasselbe in der Übereinstimmung mit der Natur bestehen soll, während diese selbst als Weltenvernunft verstanden, das Vernunftgemäße daher durch sich selbst definiert wird. Weitere Fehler der D. sind: die Tautologie, wo statt des Inhalts des Begriffs nur ein gleichbedeutendes Wort (z. B. Lebenskraft = Kraft des Lebens), das Hysteron-Proteron, wo statt der Inhaltsangabe ein Begriff gesetzt wird, dessen Gültigkeit von jener des zu Definierenden abhängt

(z. B. Größe ist das der Vermehrung und Verminderung Fähige, beides setzt die Erklärung der Größe schon voraus); die Substituierung eines bloßen (wenn auch noch so treffenden) Bildes (z. B. Platons Erklärung, daß das Gute die Sonne im Reiche der Ideen sei); die Angabe des Umfanges des Begriffs statt seines Inhalts (z. B. Kegelschnitt ist diejenige Kurve, welche entweder Kreis, Parabel, Ellipse oder Hyperbel ist). Bei der Unzulänglichkeit bloßer Nominal- und der Seltenheit wirklicher Realdefinitionen (deren Ersetzung durch jene namentlich in der Philosophie oft zu den nachteiligsten Folgen geführt hat, wovon Spinozas D. des Substanz- und Fichtes D. des Ichbegriffs Beispiele liefern) kann die Stelle der D. durch die Angabe des nächsten Gattungsbegriffs und des spezifischen Artmerkmals (z. B. Phanerogamen sind Pflanzen mit sichtbaren Befruchtungswerkzeugen) vertreten werden, durch welche die Stellung des Begriffs sowohl nach oben zu dem zunächst übergeordneten als nach der Seite zu den ihm nebengeordneten bestimmt, seine Stelle im System also genau angegeben ist, daher sich die klassifizierenden (besonders die beschreibenden Natur-) Wissenschaften dieser Form zu bedienen pflegen. Auch genügt oft zu besondern Zwecken eine bloße Verständigung durch Hervorhebung eines besonders charakteristischen Merkmals oder statt der Verdeutlichung des Begriffs (durch die D.) eine Veranschaulichung desselben durch die Beschreibung seines Gegenstandes entweder im fertigen oder im Zustand des Werdens (sogen. genetische D.), z. B. Salze sind die Produkte der Vereinigung von Säuren und Basen. Nicht alle Begriffe sind übrigens einer D. fähig. Unmöglich ist dieselbe bei allen denjenigen, deren Inhalt ein absolut einfacher, nicht aus einer Mehrheit von Bestimmungen zusammengesetzter ist, bestehe derselbe nun in einer einfachen sinnlichen Qualität (wie bei den Begriffen Rot, Warm ꝛc.) oder in elementaren Beziehungen des Denkens (wie bei den Begriffen Größe, Wirkung ꝛc.).

Definitīv (lat.), entscheidend, bestimmt. Definitiv-Sentenz, das Endurteil im Gegensatz zum Zwischenurteil (sententia interlocutoria).

Definitīvum (lat.), in der Sprache der Diplomatie eine endgültige Erklärung oder Vertragsbestimmung; auch die endgültige Regelung eines Rechtsverhältnisses, im Gegensatz zu einem Provisorium, einer nur vorläufigen Ordnung der Dinge. Auch bei Anstellung von Beamten unterscheidet man eine provisorische und eine definitive.

Definitōren (lat.), s. Definitorium.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden eine Anzahl in den Provinzialkapiteln gewählter Mönche, welche dem General oder Provinzial in allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen und mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der protestantischen Kirche meist soviel wie Konsistorium. Die in dem D. Angestellten heißen Definitoren.

Defizient (lat.), ein Fehlender, Abtrünniger, Schuldner, Invalide; daher Defizientenpriester, im katholischen Kirchenwesen ein zur Thätigkeit als Seelsorger untauglich gewordener Priester.

Defizit (lat., »es fehlt«; Fehlbetrag), im Finanzwesen der Betrag, um welchen in einer bestimmten Rechnungsperiode die Ausgabe die Einnahme überschreitet. Zu unterscheiden sind budgetmäßiges und wirkliches D. Ersteres ist dasjenige, welches schon im Voranschlag des Staatshaushalts erscheint. Letzteres ist das Ergebnis thatsächlich erfolgter Einnahmen und Ausgaben. Im weitern Sinne spricht man von einem D., wenn die laufenden Gesamtausgaben durch die laufenden Gesamteinnahmen nicht gedeckt werden. Ein eigentliches D. ist dann vorhanden, wenn die ordentlichen Einnahmen nicht zureichen, um die ordentlichen Ausgaben zu decken, oder wenn die außerordentlichen Ausgaben nicht innerhalb derjenigen Zeit gedeckt werden, in welcher sie wirken. Das D. bedeutet demnach, daß diejenigen, welchen die Ausgaben zu gute kamen, dieselben nicht voll zu tragen haben. Auch bei geordneter Finanzverwaltung sind Defizits nicht immer zu vermeiden, da sowohl die Einnahmen hinter den Erwartungen zurückbleiben, als auch infolge unvorhergesehener Umstände die Ausgaben die Ansätze des Voranschlags übersteigen können. Chronische Defizits, d. h. solche, welche sich durch mehrere Finanzperioden hindurchziehen, sind die Folge schlechter Finanzverwaltung, welche der Zukunft sorglos Lasten auf Lasten zuschiebt. Die Mittel zur Deckung eines Defizits und zur Vermeidung desselben sind: Minderung der Ausgaben, Erhöhung der Einnahmen oder beides zugleich. In den zivilisierten Ländern kommt, da die Ausgaben mit steigender Kultur sich erhöhen, im wesentlichen nur das zweite Mittel in Betracht. Da die Benutzung der gewöhnlichen außerordentlichen Deckungsmittel für die Zukunft entweder die Einnahmen schmälert (Verkauf von Staatsgütern) oder die Ausgaben erhöht (Verzinsung und Tilgung der Schuld), so können drohende chronische Defizits im allgemeinen zuletzt nur durch Erhöhung der Einnahmen aus Steuern beglichen werden. D. (Kassendefizit, richtiger Kassendefekt) heißt auch die Summe, welche an dem Bestand einer Kasse zufolge des durch die Bücher gegebenen Ausweises fehlt (s. Defekt), sowie der durch die kaufmännische Bilanz sich herausstellende Verlust (Unterbilanz).

Deflagrātor (Hares Spirale, Kalorimotor, lat.), ein galvanischer Apparat, welcher aus einer sehr großen Kupferplatte besteht, die mit einer gleich großen Zinkplatte in der Weise spiralförmig zusammengerollt ist, daß sich die beiden durch Tuchstreifen voneinander getrennten Metalle nicht berühren. Das Plattenpaar, in verdünnte Schwefelsäure gesenkt, bildet ein galvanisches Element (s. Galvanische Batterie), welches wegen seines geringen innern Widerstandes in einem kurzen und deswegen wenig Widerstand darbietenden Schließungsdraht einen starken Strom und dem entsprechend starke Erwärmung hervorbringt.

Deflation, s. Denudation.

Deflektieren (lat.), ablenken; Deflektor, abgestutzter Kegel von Blech auf Schornsteinen zur Verhütung des Rauchens.

Defloration (lat., »das Abblühen«), Schwächung einer Jungfrau oder Verführung einer unbescholtenen Witwe; daher Deflorationsgelder, die Entschädigung, welche der Verführer (Deflorator) der Entehrten (Defiorata) für die geraubte Jungfrauschaft, bez. geschlechtliche Ehre in manchen Ländern geben muß. Defloriationsklage, die Klage, mit welcher diese Entschädigung begehrt werden kann. Eine solche steht nach gemeinem Recht nur einer Geschwängerten zu, und zwar alternativ auf Heirat oder Dotierung. Nach manchen Partikularrechten kann auch ohne den Erfolg der Schwängerung auf Ersatz des durch die verminderte Aussicht auf Verehelichung verursachten Schadens geklagt werden, über dessen Höhe das richterliche Ermessen unter Berücksichtigung des Standes

und der Vermögensverhältnisse der Parteien entscheidet. Vgl. Stobbe, Handbuch des deutschen Privatrechts, Bd. 3, § 204 (Berl. 1878).

Deflorieren (lat.), der Blüte berauben; daher eine Jungfrau entehren, schwächen oder eine unbescholtene Witwe verführen (s. Defloration).

Defluieren (lat.), abfließen, ablaufen.

Defoe (spr. difo oder deffo), Daniel, engl. Politiker und Schriftsteller, geb. 1660 oder 1661 in London, gest. daselbst 26. April 1731, war der Sohn eines Fleischers Foe und wie dieser ein eifriger Dissenter. Die geistliche Laufbahn, für die er bestimmt war, gab er auf und widmete sich in London dem Handelsstande, reiste in Geschäften nach Frankreich und Spanien, machte aber infolge potitischer und litterarischer Zerstreuungen Bankrott (um 1692). Seine Erfahrungen verwertete er zu einem »Essay on projects« (gedr. erst 1698; deutsch von H. Fischer: »Soziale Fragen«, Leipz. 1890), worin er für ein nationales Bank- u. Versicherungswesen, für Sparkassen, Irrenhäuser u. dgl. eintrat, in weitschauender Weise. Dann schrieb er für König Wilhelm, dem er sich gleich bei dessen Landung als Freiwilliger angeschlossen hatte, das satirische Gedicht »The trueborn Englishman« (1701) und wehrte die gegen ihn als einen Fremden erhobenen Angriffe glänzend ab, indem er nachwies, daß die Engländer selbst eine Mischvolk seien und dieser Eigenschaft manchen Vorzug verdankten. Als nach Wilhelms Tode die Verfolgung der Dissenters sich erneute, stimmte er ironisch in das Treiben der Hochkirchler ein durch »The shortest way with the Dissenters« (1702): man soll sie austilgen, wie der König von Frankreich die Protestanten ausgetilgt habe. Bald wurde der Verfasser der beißenden Satire erkannt und zu Pranger und Gefängnis verurteilt. Der öffentliche Schimpf gestaltete sich indessen zu einer Triumphszene, und auch die Haft dauerte nicht lange. Im Gefängnis begann D. eine »Review« zu schreiben, die angeblich aus Beiträgen eines »Skandalklubs« bestand; ihr Erfolg veranlaßte alsbald die Gründung der moralischen Wochenschriften. Da er durch die Einsperrung das Geschäft verloren hatte, welches ihn und seine zahlreiche Familie ernährte, war er fortan gezwungen, in seinen politischen Schriften zwischen seinem Gewissen und der Unterstützung des Ministeriums zu lavieren. Namentlich bei den Verhandlungen über die Union Englands und Schottlands bediente sich die Regierung seiner als Unterhändler, und er löste seine Aufgabe mit Glück und Geschick. Unsterblich machte ihn »The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York« (1719; übersetzt von Altmüller, Hildburgh. 1869; auch Stuttg. 1892). Das Werk, von Rousseau als erziehende Jugendschrift ersten Ranges gerühmt, verlegt seinen Schwerpunkt in die Entwickelung eines Charakters, der alles eigner Kraft verdankt. Obwohl an die Geschichte von A. Selkirk auf der Insel Juan Fernandez sich anlehnend, hat es einen autobiographischen Kern: D., als geheimer Agent einer von ihm einst bekämpften Regierung, sah sich selber tief vereinsamt und in steter Gefahr. In alle europäischen und viele außereuropäische Sprachen wurde es übersetzt und häufig bis ins 19. Jahrh. nachgeahmt (s. Robinson). Andre abenteuerliche oder unheimliche Geschichten von D., die teils vorher, teils nach dem ungeheuern Erfolg des »Robinson« entstanden, z. B. »Captain Singleton«, sind daneben fast vergessen. Seine journalistische Thätigkeit setzte D. bis 1726 unter seinem eignen Namen fort; er ist ein vortrefflicher Zeuge für die damaligen Verhältnisse der mittlern und untern Stände. Später griff er zu einem Pseudonym und verfiel in seltsame Bedrängnis, vielleicht in Verfolgungswahn. Eine Sammelausgabe seiner Schriften hatte er selber begonnen (1705). Doch druckte man nach seinem Tode lange nur einzelne Hauptwerke ab, so die »History of the union of Great Britain« (1709; mit Biographie von Chalmers 1786) und die »Novels« (mit Biographie von Walter Scott, Edinb. 1810, 12 Bde.). Eine Auswahl nur ist auch die Ausgabe von C. Lewis (»Novels and miscellaneous works«, Oxford 1839—41, 20 Bde.). Eine gewisse Vollständigkeit erstrebte erst W. Hazlitt (»Works«, mit Biographie, Lond. 1840—41, 3 Bde.). Eine Auswahl der Werke mit Kommentar und Chalmers' »Life« lieferte S. Reltin (Edinb. 1880). Den ersten Druck des handschriftlich überlieferten »Complete English gentleman« besorgte Buelbrig (Lond. 1890). Biographien Defoes besitzen wir außerdem von W. Wilson (Lond. 1830, 3 Bde.), von W. Chadwick (das. 1859), von W. Lee (mit »Newly discovered writings of D.«, das. 1869, 3 Bde.) und von Minto (das. 1879). Vgl. ferner H. Morley, Defoe's earlier life and earlier works (Lond. 1889).

Defoliation (lat.), Entblätterung, Laubfall.

De Forest, John William, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 31. März 1826 in Seymour (Connecticut), bildete sich durch Privatstudien in allen neuern Sprachen aus, bereiste Jahre hindurch und mehrfach Europa und Kleinasien und schrieb, nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, kurze Erzählungen für Zeitschriften. Bei Ausbruch des Sezessionskriegs rekrutierte er eine Kompanie für das 12. Freiwilligenregiment Connecticut, brachte es bis zum Major und lieferte für »Harper's Monthly« vielgelesene Kampfschilderungen. Seinen Wohnsitz hat er in New Haven aufgeschlagen. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »The history of the Indians of Connecticut, from the earliest known period to 1850« (1853); »Oriental acquaintance, a sketch of travels in Asia Minor« (1856); »European acquaintance« (1858) und die Romane »Seacliff« (1859); »Miss Ravenel's conversion« (1867); »Kate Beaumont« (1872); »The oldest of courtships« (1881) u. a.

Deform (lat.), mißgestaltet; deformieren, verunstalten; Deformationen (Verunstaltungen), in der Botanik diejenigen Mißbildungen von Pflanzen, welche nicht auf gewissen Veränderungen der morphologischen Gesetze beruhen, wie z. B. der Abortus, die Pelorien rc., sondern durch ein ganz unregelmäßiges Wachstum gewisser Teile ohne Einfluß von Parasiten zu stande kommen. Es gehören dahin z. B. die Verbänderungen und Drehungen der Stengel, die Kräuselung und ähnliche Erscheinungen der Blätter, die Krüppelzapfen der Fichte, an denen die Schuppen der obern Hälfte rückwärts gewendet sind, u. a. Deformitäten, Mißgestaltungen des lebenden Körpers, finden sich sowohl im Tier- als im Pflanzenreich. Die der Tiere und Menschen sind teils angeboren, teils erworben; jene sind die sogen. Mißbildungen (s. d.), diese entstehen entweder infolge von Krankheiten, z. B. von Rachitis, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilungsprozesse.

Defr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Marin Defrance (geb. 22. Okt. 1758 in Caen, gest. 12. Nov. 1850 in Sceaux); schrieb: »Tableau des corps organisés fossiles« (Par. 1824).

Defraudation (Defraude, lat., »Hinterziehung«), das durch die Nichtentrichtung öffentlicher Abgaben dem Staat oder einer Gemeinde gegenüber begangene Vergehen, insbes. die Hinterziehung von Zöllen und indirekten Steuern. Defraudieren, eine derartige Abgabe hinterziehen; Defraudant, derjenige, welcher sich einer solchen Hinterziehung schuldig macht (s. Zollstrafrecht). Im weitern Sinne wird der Ausdruck D. als gleichbedeutend mit Unterschlagung (s. d.) gebraucht.

Defrayieren (franz., spr. defräj-), jemand zehrungs- und kostenfrei halten, z. B. auf Reisen.

Defregger, Franz, Maler, geb. 30. April 1835 in Stronach bei Dölsach im Pusterthal als Sohn eines Bauern, begann schon in früher Jugend beim Viehhüten zu zeichnen und in Holz zu schneiden und ging 1860 mit seinem aus dem Verkauf des väterlichen Gutes gewonnenen Vermögensanteil nach Innsbruck, um unter Leitung des Professors Stolz Bildhauer zu werden. Da er jedoch mehr Geschick zum Maler zeigte, ging er nach München und besuchte die Kunstakademie, aber ohne entschiedenen Erfolg. Nach einem Aufenthalt in Paris (1863—65) und in seiner Heimat trat er 1867 in das Atelier Piloths, und jetzt fand er das Gebiet, auf welchem sich seine Begabung schnell entwickeln sollte, indem er Motive aus dem Tiroler Volksleben zu behandeln begann. Seine ersten Bilder: Försters letzte Heimkehr (1867), Speckbacher und sein Sohn (1868), der Ringkampf (1869) und die beiden Brüder (1871), hatten ihm bereits durch gemütvolle Auffassung und tiefe Empfindung einen geachteten Namen erworben, als ihn eine Rückenlähmung auf das Krankenlager warf. Doch fand er in Bozen Heilung, und aus Dankbarkeit malte er für die Kirche zu Dölsach eine Madonna von modernem Gesichtsausdruck, aber in der Komposition sich an venezianische Vorbilder anschließend (1873). Nachdem er allmählich seine Kraft wiedergewonnen, entstanden: der Tanz auf der Alm (1872), das Preispferd und die italienischen Bettelsänger (1873) und diejenigen Bilder, welche seinen Ruhm begründet haben: das letzte Aufgebot, eine ergreifende und auch durch die Energie der Charakteristik bedeutende Szene aus dem Tiroler Aufstand von 1809 (1874, in der kaiserlichen Galerie zu Wien), und das Seitenstück dazu, die Heimkehr der Sieger (1876, Berliner Nationalgalerie). In die Zwischenzeit fallen: der Besuch in der Sennhütte, die Bestrafung des Hundes, das Tischgebet (städtisches Museum in Leipzig), der Abschied von der Sennerin (1877, in der Dresdener Galerie) und ähnliche Bilder aus dem Leben der Alpler, welche eine große Popularität erlangten. D. strebte jedoch über die Genremalerei zur Historienmalerei hinaus und machte auf diesem Gebiet den ersten Versuch in lebensgroßen Figuren mit dem Todesgang Andreas Hofers (1878, Museum in Königsberg). Trotz der tiefgehenden und reichen Charakteristik fehlt es dem Bilde an lebensvoller, einheitlicher Komposition und an gleichmäßiger, sich auf alle Teile erstreckender koloristischer Durchbildung. Auf Bildern kleinern Umfanges tritt Defreggers hartes und buntes Kolorit hinter der Lebendigkeit und Anmut der Figuren und der glücklichen Erfindung und gemütvollen Erfassung des Moments zurück. Für Bilder mit lebensgroßen Figuren, unter denen noch die Briefleserinnen (1879), die Erstürmung des Rotenturmthors in München (Pinakothek daselbst) und Vor dem Sturm (Tiroler Aufstand 1888; in der Dresdener Galerie) zu nennen sind, reichen jedoch seine koloristischen Fähigkeiten nicht aus. Auch fehlt es ihm an dramatischer Kraft, um Leidenschaften in höchster Erregung zu schildern. Einen vollen Erfolg fanden auch in den letzten Jahren wiederum seine Gemälde kleinern Umfanges, wie: Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck, Ankunft zum Tanz, der Salontiroler (in der Berliner Nationalgalerie), der Urlauber, Zur Gesundheit!, Speckbacher im Kreise der Tiroler Bauern, Vorabend der Schlacht am Berge Isel, Porträt des Prinz-Regenten von Bayern in Jägertracht, die Brautwerbung und der Feierabend auf der Alm. D. ist einer der vorzüglichsten Genremaler Deutschlands, welcher das Volksleben mit richtigem Blick und mit voller Wahrheitsliebe am glücklichsten von seiner heitern Seite erfaßt hat. Er ist Professor an der Münchener Akademie und besitzt die großen Medaillen der Ausstellungen von Berlin und München.

Defter (türk., v. griech. diphthéra, Pergament), Register, Archiv. D.-Chane, das Archivhaus, insbes. das Obergrundbuchamt zu Konstantinopel.

Defterdar, der Finanzdirektor in den türk. Wilajets. Vor Einführung der Reformen war D. der Titel des Finanzministers (heute Malije Nasiri genannt).

Defuisseaux (spr. döfüßo), Léon, belg. Publizist, geb. 17. Dez. 1841 in Mons, war 1861—63 Sekretär J. Favres in Paris und seitdem Advokat in Brüssel. 1870—81 gehörte er als radikaler Deputierter der Kammer an, zog sich aber dann aus Gesundheitsrücksichten nach Nizza zurück, von wo aus er bis 1889 die Wochenschrift »République belge« redigierte; außerdem schrieb er: »Les hontes du suffrage censitaire« (Brüssel 1884). — Sein Bruder Alfred D., Advokat in Mons, warf sich ganz in die sozialistische Agitation im Hennegau, besonders im Borinage, und verfaßte hierfür zwei aufreizende Bücher: »Catéchisme du peuple« und »Grand catéchisme du peuple« (Brüssel 1886), wegen deren er zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Er wanderte nach Frankreich aus, setzte aber von hier aus seine Aufhetzereien fort.

Defunctus (lat.), ein Verstorbener; defuncta, eine Verstorbene; Defunktion, Ableben, Tod.

Deg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für K. Degeer (s. d.).

Dega, Landschaft, s. Abessinien, S. 37.

Degagement (franz., spr. -gâsch'mäng), Ungezwungenheit, Befreiung von einer Verbindlichkeit ꝛc.; in der Baukunst ein Nebenraum, auch ein Nebenausgang, insbes. mit Geheimtreppe verbunden.

Degagieren (franz., spr. -gâsch-), befreien, losmachen; eine im Gefecht bedrängte Truppe von der Berührung mit dem Feinde los machen, z. B. durch eine Kavallerieattacke; in der Fechtkunst das Umgehen der Klinge des Gegners, indem man mit der Spitze der Klinge dicht unter dem Stichblatt des Gegners einen Halbkreis beschreibt, gewöhnlich mit einem Nachstoß verbunden. Degagiert, frei, ungezwungen (besonders vom Benehmen gebraucht).

Degeer, Karl, Baron, Entomolog, geb. 10. Febr. 1720 zu Farsprang in Schweden, Schüler Linnés, seit 1761 schwedischer Hofmarschall, starb 8. März 1778 in Stockholm. Er schrieb: »Mémoires pour servir à l'histoire des insectes« (Stockh. 1752—78, 7 Bde.; deutsch von Göze, Nürnb. 1776—83, 7 Bde.). Einen Auszug bilden die »Genera et species insectorum« von Retz (Leipz. 1783).

De Geer af Finspång (spr. -jong), Louis Gerhard, Freiherr, schwed. Minister, geb. 18. Juli

1818 in Finspång unweit Norrköping, ſtammt aus einer brabantiſchen Familie, von der im 17. Jahrh. Louis D. (1587—1652) nach Schweden auswanderte, dort große Güter erwarb, den König Guſtav Adolf finanziell ſehr unterſtützte und 1641 in den Adelſtand erhoben wurde. Die Familie teilte ſich in die gräfliche von Leuſſta, in die freiherrlichen von Leuſſta, Finspång und Terwik (Finnland) und in die adlige de Geer. D. ſtudierte in Upſala, machte das Kanzlei- und Hofgerichtsexamen und veröffentlichte einige Aufſätze äſthetiſchen Inhalts und Novellen: »Hjertklappningen på Dalvik« (Stockh. 1841) und »Karls XII. page« (daſ. 1845). Er arbeitete darauf in verſchiedenen Amtskollegien und während der Reichstage in der Kanzlei des Ritterhauſes, erhielt 1845 die erſte feſte Anſtellung als Kopiſt in der Juſtiz-Staatsexpedition, ward 1849 Aſſeſſor an dem Hofgericht zu Chriſtianſtad, 1855 Präſident des Götahofgerichts. Seit 1851 beteiligte er ſich als Mitglied des Ritterhauſes an dem politiſchen Leben; 1858 erhielt er als Juſtizminiſter den Vorſitz im Miniſterium. In dieſer Stellung erwarb er ſich ein unleugbares Verdienſt um Regierung und Volk durch Einführung der neuen Reichstagsordnung mit zwei Kammern durch Volkswahl, welche 1866 zum Grundgeſetz erhoben wurde. Am 3. Juni 1870 nahm D. zugleich mit den Miniſtern des Kultus und der Finanzen ſeine Entlaſſung, trat aber 1875 von neuem als Miniſter der Juſtiz an die Spitze des Kabinetts und legte erſt 1880, als er ſich über die Heeres- und Steuerreform mit der Landmannspartei im Reichstag nicht vereinigen konnte, ſeine Ämter nieder. Seit 1862 iſt er Mitglied der ſchwediſchen Akademie, 1881—88 war er Kanzler der ſchwediſchen Univerſitäten. Seine politiſchen Anſchauungen legte er in der Schrift »Några ord till försvar för det blifvande representationsförslaget« (1865) nieder. Außerdem ſchrieb er Denkſchriften (»Minnestecknigar«) über Hans Järta (1874), den Reichsrat A. J. v. Höpken (1882) und B. B. v. Platen (1886). Seine Memoiren (»Minnen«) erſchienen 1892.

Degeeria, ſ. Springſchwänze.

Degen (v. franz. dague), urſprünglich eine aus breiter, zugeſpitzter Klinge mit Griff oder Gefäß beſtehende Hiebwaffe der Ritter, aus der Spatha (ſ. d.) hervorgegangen und bald gleichbedeutend mit Schwert. Später ſchied ſich der D. als Waffe für den Stoß vom Schwert, welches vorzugsweiſe zum Hieb diente, doch gingen beide vielfach ineinander über, daher »auf Stoß und Hieb« ein Schwert oder einen D. mit breiter und langer Klinge (Fig. 3, 4, 6 und 8) bezeichnet, welcher ſich ſowohl zum Stoß als zum Hieb eignet. Dagegen bildete ſich in den Fechtſchulen Spaniens, zunächſt in Toledo, gegen Ende des 15. Jahrh. ein nur für den Stoß dienender D. mit langer, dünner, oft drei- oder vierkantiger Klinge, auch mit Hohlkehlen, aus, der dann in das Rapier überging. Dieſe D. zeichneten ſich durch einen kunſtvoll gearbeiteten Griff mit Stichblatt, Parierſtange und Bügel (Fig. 9), welche zum Handſchutz dienen, aus. Heute verſteht man unter D. eine Waffe mit langer, ſchmaler Klinge,

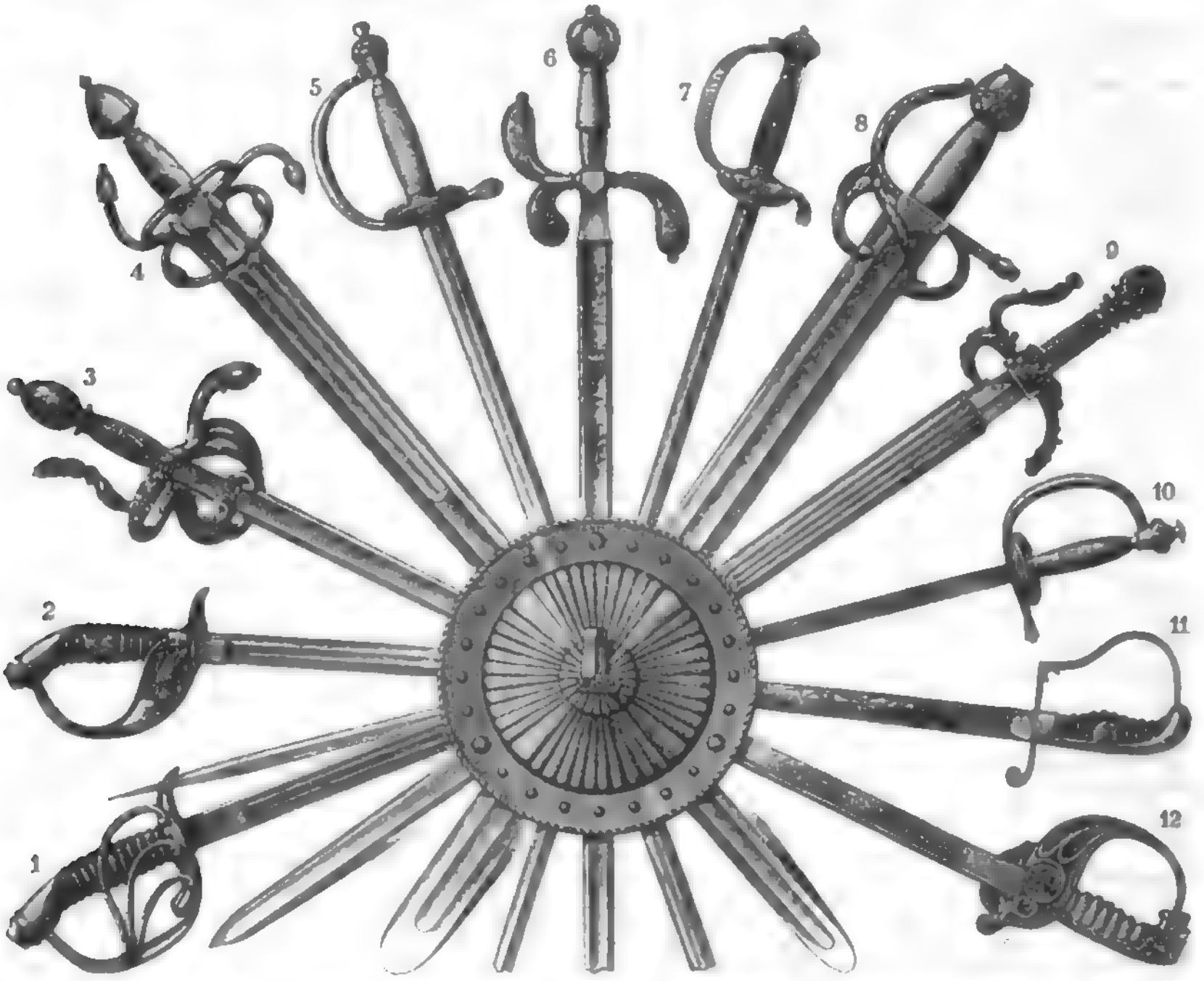


Fig. 1, 2, 12. Neue preußiſche Degen. — 3 u. 4. Degen Philipps II. von Spanien. — 5. Degen Friedrichs d. Gr. — 6. Deutſcher Degen des Herzogs Friedrich Heinrich von Naſſau. — 7. Degen Napoleons I. — 8. Klinge der Colada des Cid mit Gefäß aus dem 16. Jahrh. — 9. Toledodegen. — 10 u. 11. Alte preußiſche Degen. — In der Mitte Schild mit Degenbrecher.

Digitized by Google

die sich durch ihre gerade Form vom gekrümmten Säbel unterscheidet. Der D. wurde seit dem 16. Jahrh. von der ganzen europäischen Reiterei wie dem Fußvolk getragen. Mit Einführung der Schußwaffe ging er beim letztern in einen kurzen, bei der Reiterei nach und nach in einen längern Säbel als Hiebwaffe über. Der Pallasch der Kürassiere (Fig. 1), mit 1 m langer Klinge (mit Korbgriff 116,5 cm) in Stahlscheide, ist wegen seiner geraden Klinge ein D. Ihm ist der von den Offizieren der deutschen Fußtruppen (Fußartillerie ausgenommen) seit 1889 getragene Infanterie-Offizierdegen n/M. (Fig. 2) in Stahlscheide und mit Reiterkoppel sowie der Kavalleriedegen 89 für Ulanen, Dragoner und Husaren nachgebildet. Auch der Marinedegen (Fig. 12) hängt an schwarzem Reiterkoppel, hat jedoch eine Lederscheide und einen Griff von Elfenbein. Die Klinge des Degens ist mit einem Korbgefäß aus Messing oder Bronze versehen, das häufig, wie beim alten Salon- und Galanteriedegen und dem alten preußischen Infanteriedegen (Fig. 10, 5 u. 7), nur einen vom Stichblatt zum Knopf führenden Bügel hat, während dem Füsilierdegen (Fig. 11) auch das Stichblatt fehlt. Diese D. haben in der Regel eine Lederscheide mit Metallbeschlägen. Der Infanterie-Offizierdegen a/M. (Fig. 10) wird heute noch von den Zeug-, Feuerwerks- und Sanitätsoffizieren sowie von Militär- und Staatsbeamten getragen. Letztere tragen am D. ein goldenes, alle Offiziere ein silbernes Portepee. Früher gehörte der D. zum Anzug jedes Gebildeten und wurde als dreischneidiger Galanteriedegen mittels des Degenhakens in dem Bunde der kurzen Beinkleider oder mittels einer über die Schulter gehängten Degenkoppel getragen.

Degen, altertümliches Wort für Held. Mit dem gleichlautenden, die Waffe bezeichnenden Wort, das aus dem Französischen la dague stammt, hat es nichts gemein. In allgemeinerer Bedeutung hat es sich noch erhalten in dem Buchdruckerausdruck »Schweizerdegen« (s. d.).

Degen, schwarzer, soviel wie Birkenteer.

Degenbrecher, s. Faustschild.

Degĕner (lat.), entartet, der Entartete (der »Unartige«, Beiname Albrechts II., Markgrafen von Meißen).

Degeneration (lat.), in der Zoologie soviel wie Rückbildung oder Reduktion, d. h. die Vorgänge bei dem normalen Zerfall von Körperteilen, z. B. des Schwanzes der Froschlarven (Kaulquappen); der Gegensatz ist nach der einen Richtung die krankhafte oder abnorme D., nach der andern die Neubildung oder Regeneration (s. d.). Auch soviel wie Ausartung, Entartung (s. d.) ganzer Tiere oder Tiergruppen.

Degenfeld, Christoph Martin, Freiherr von, aus einem alten schwäbischen Geschlecht, geb. 1599 in Eybach, gest. 13. Okt. 1653, diente im Dreißigjährigen Krieg zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, trat 1632 in schwedische Dienste über und focht unter Gustav Adolf als Oberst der Reiterei bei Nürnberg und Lützen. Vom Herzog Bernhard von Weimar nach Villingen gesandt, schlug er 1633 hier die Kaiserlichen, ward aber zwei Jahre darauf von ihnen geschlagen. Vom König Ludwig XIII. von Frankreich 1635 zum Generalobersten der ausländischen Reiterei ernannt, ging er 1645 in den Dienst der Republik Venedig über und leistete derselben als Generalgouverneur von Dalmatien durch glückliche Kämpfe gegen die Türken wichtige Dienste. 1648 zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück. Von seinen Söhnen starben die meisten den Soldatentod; der jüngste, Hannibal v. D., kämpfte als bayrischer Feldmarschall gegen die Türken und starb 1691 als venezianischer Generalkapitän von Morea in Nauplia. Vgl. Thürheim, Christoph Martin, Freiherr v. D., und dessen Söhne (Wien 1881). — Christoph Martins v. D. Tochter Maria Susanna Loysa, geb. 1636, gest. 18. März 1677, war anfangs Hoffräulein bei Charlotte von Hessen, der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich nach Trennung von seiner Gemahlin 1657 morganatisch mit ihr vermählte und ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte. Sie starb in ihrem 14. Kindbett. Vgl. Lipowski, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D. (Sulzb. 1824).

Degenfeld-Schonburg (Schomberg), 1) August, Graf von, österreich. General, geb. 10. Dez. 1798 zu Groß-Kanizsa in Ungarn, gest. 5. Dez. 1876 in Altmünster bei Gmunden, aus dem schwäb. Geschlecht Degenfeld (s. vor. Art.), trat jung in die österreichische Armee, machte den Feldzug von 1815 sowie den von 1821 nach Piemont mit und wurde 1848 Generalmajor. Im italienischen Feldzug von 1849 in Piemont befehligte er bei Novara die Avantgarde des 4. Armeekorps unter dem Grafen Thurn und trug durch rechtzeitigen Angriff auf die rechte Flanke der Piemontesen nicht wenig zum Sieg bei. Im Oktober 1849 ward er zum Feldmarschalleutnant und zum Vizegouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt und bekleidete von 1851—58 mehrere der höchsten Kriegsämter. Beim Ausbruch des italienischen Krieges von 1859 befehligte er das in Bologna stationierte 8. Armeekorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Oberbefehl im venezianischen Küstenland und rückte nach dem Frieden von Villafranca in die Stelle des zurücktretenden Generals Schlick als Oberkommandant des 2. österreichischen Armeekorps ein. Zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er 20. Okt. 1860 das Kriegsministerium, trat aber 1864 wieder zurück. 1866 vereinbarte er den Waffenstillstand zu Nikolsburg.

2) Christoph, Graf von, österreich. General, Sohn des vorigen, geb. 3. Mai 1831 in Mainz, trat 1847 als Kadett in die Armee, nahm 1848 an der Beschießung und Einnahme von Wien, 1866 an dem Kriege gegen Preußen Anteil, ward hierauf Oberst und Kommandant des 7. Husarenregiments, 1871 Generalmajor und Kavalleriebrigadier, 1876 Kommandant der 12. Infanterietruppen-Division und Feldmarschalleutnant. 1882 mit dem Militärkommando in Temesvár, 1. Jan. 1883 mit dem Kommando des 7. Korps daselbst betraut, rückte er 1887 zum General der Kavallerie vor und trat 1889 in den Ruhestand. D. ist seit Ende 1882 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 83.

Degenkräuter, s. Kyridaceen.

Deger, Ernst, Maler, geb. 15. April 1809 in Bockenem (Hannover), gest. 27. Jan. 1885 in Düsseldorf, bildete sich auf der Akademie in Berlin und dann zu Düsseldorf unter Schadow. Nach vierjährigem Aufenthalt in Italien (1837—41) führte er mit Karl und Andreas Müller und Fr. Ittenbach im Auftrag des Grafen von Fürstenberg die Freskogemälde aus der Geschichte Christi in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein aus und nach Vollendung dieser Arbeit (1851), die als das bedeutendste monumentale Werk der Düsseldorfer Schule betrachtet wird, im Auftrag des Königs von Preußen die religiös-dogmatischen

Wandmalereien in der Kapelle der Burg Stolzenfels am Rhein. D. war seit 1869 Lehrer der religiösen Historienmalerei an der Düsseldorfer Akademie. Seine durch Vervielfältigungen weitverbreiteten Werke zeichnen sich durch edle Einfachheit, geistvolle Komposition und tiefe Innigkeit und Frömmigkeit aus.

Degérando (spr. -schérángdo), Joseph Marie, Baron von, franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 29. Febr. 1772 in Lyon, gest. 12. Nov. 1842 in Paris, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freunde Camille Jordan nach Paris und nach dem 18. Fructidor, wo dieser geächtet wurde, nach Deutschland, wo er als gemeiner Soldat in Masséñas Armee trat. Unter Napoleon I. Generalsekretär im Ministerium des Innern, wurde er nach der Restauration Pair, zuletzt Vizepräsident des Staatsrates. Seine erste, von der Akademie gekrönte Abhandlung erweiterte er später in der Schrift »Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels« (Par. 1800, 4 Bde.), worauf seine von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung »De la génération des connaissances humaines« (Berl. 1802), ein Vorläufer seiner »Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines« (Par. 1804, 3 Bde.; 2. Aufl. der 1. Abt., das. 1822—23, 4 Bde.; 2. Abt. 1847; deutsch von Tennemann, Marb. 1806—1807, 2 Bde.), eins der besten französischen Werke über Geschichte der Philosophie, folgte. Verdienstlich sind seine philanthropischen Schriften: »Le visiteur du pauvre« (Par. 1820, 3. Aufl. 1826; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831); »Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même« (Par. 1825 u. ö., 2 Bde.; deutsch von Schelle, Halle 1829, 2 Bde.) und besonders die umfassende Darstellung des Armenwesens: »De la bienfaisance publique« (das. 1839, 4 Bde.). Seine »Institutes du droit administratif français« (Par. 1829, 2 Bde.) wurden in zweiter Auflage (1842—45, 5 Bde.) von Boulatignier und Blanche vollendet.

Degerloch, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, an der Filderbahn, hat eine evang. Kirche, Weinbau und (1880) 2568 Einw. D. ist ein Vergnügungsort der Stuttgarter.

Deggendorf, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Niederbayern, links an der Donau, über die hier eine 345 m lange eiserne Brücke und eine Eisenbahnbrücke führen, an der Mündung des Bogenbaches, Knotenpunkt der Linie Rosenheim-Eisenstein der Bayrischen Staatsbahn und der Lokalbahn D.-Metten, 312 m ü. M., hat 4 kath. Kirchen, darunter die Wallfahrtskirche zum Heiligen Grab (oft von mehr als 30,000 Pilgern besucht), Präparandenschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein Institut der Englischen Fräulein, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, eine Pflegeanstalt für weibliche Kretinen und Unheilbare und (1880) 6250 Einw. (davon 119 Evangelische), welche Fabrikation von Zündhölzern, Steinzeugröhren, Gerberei, Wachsbleicherei, Wollspinnerei, Müllerei, Bierbrauerei, Obst- und Flachsbau und Handel mit Garn, Holz, Getreide, Vieh ꝛc. und Schiffahrt betreiben. D. ist Sitz eines Landgerichts und eines Bezirksamts. In der Nähe das Bergschloß Ratternberg, das Schloß Egg und das Benediktinerstift Metten (s. d.). Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die sieben Amtsgerichte zu Arnstorf, D., Grafenau, Hengersberg, Osterhofen, Regen und Viechtach. — D. ist ein alter Ort. 1337 wurden hier sämtliche Juden ermordet. 1743 ward D. von den Österreichern unter Khevenhüller in Brand geschossen; 1822 brannten 204 Gebäude ab.

Degginger, Dorf im württemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Fils, hat eine kath. Kirche und (1880) 1718 kath. Einwohner, welche teils als Maurer und Gipser im Sommer ausziehen, teils Handel mit selbstverfertigten Spindeln, Dreherarbeiten, Schröpfköpfen ꝛc. treiben. Dabei die Wallfahrtskirche Ave Maria.

Dego, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, an der Bormida und der Eisenbahn Alessandria-Acqui-Cairo, mit Steinbrüchen und (1881) 412 (als Gemeinde 2012) Einw. Hier erfocht 14. April 1796 Bonaparte einen Sieg über die Österreicher unter Argenteau.

Degorgieren (franz., spr. -schi-), ausschlämmen, ausräumen, lüften, reinigen; bei Bereitung mousierender Weine die auf dem Kork abgelagerte Hefe entfernen.

Degot, soviel wie Birkenteer.

Degout (franz., spr. -gū), Ekel, Widerwille; degoutant (spr. -tāng), Ekel erregend, widerlich; degoutieren, Ekel erregen, mit Widerwillen erfüllen; etwas abgeschmackt oder widerwärtig finden.

Degradation (lat.), im allgemeinen die Herabsetzung auf eine niedrigere Stufe, Amts- oder Standesherabsetzung, Ehrenstrafe; besonders die Herabsetzung eines Beamten aus einem höhern Amt in ein niederes, als Disziplinarstrafe. Hinreichender Grund zur D. eines Geistlichen ist nach katholischem Kirchenrecht Meuchelmord, Notzucht, Blutschande, offenbare Ketzerei, Verfälschung päpstlicher Briefe und alle Verbrechen, worauf Todesstrafe steht. Die D. ist hier die Entkleidung von den geistlichen Standesrechten, welche bezüglich der Pfarrer von dem Bischof, in Ansehung der Bischöfe von dem Papst vollzogen wird. Das moderne Staats- und Strafrecht nimmt auf die D. der katholischen Kirche keinerlei Rücksicht mehr, wie sie denn auch für die evangelische Kirche längst unpraktisch geworden ist. Im Kriegswesen wurde früher von der D. ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht; man unterschied einfache und schimpfliche D., bei welch letzterer dem Betroffenen Epauletten, Borten ꝛc. durch Henkershand von der Uniform abgerissen wurden. Ebenso hatte man bei der einfachen D. die zum Gemeinen und die weniger schimpfliche zu einer niedern, doch nicht niedrigsten Charge. Gegenwärtig findet in den europäischen Heeren, ausschließlich Rußlands und der Türkei, die D. nur noch bei Personen des Unteroffizierstandes zum Gemeinen statt; sie hat Verlust aller durch den Dienst erworbenen Versorgungsansprüche zur Folge, doch kann der degradierte Unteroffizier bei fortgesetzt guter Führung wieder aufrücken. Bei Offizieren ist an Stelle der D. die Entfernung aus dem Heer, in außerdeutschen Heeren Kassation getreten. In Rußland besteht die D. auch für Offiziere, schließt jedoch das Wiederaufrücken nicht in allen Fällen aus. Bei Zivilbeamten ist die Strafe der D. überall außer Gebrauch gekommen.

Degradieren (lat.), herabsetzen, erniedrigen.

Degraissieren (franz., spr. -gräs-), ab-, entfetten.

Dégras (franz., spr. -grá, Gerberfett, Moëllon, Abfett), das beim Entfetten von sämischgarem Leder gewonnene Fett, besteht aus Thran, der durch Einwirkung der Luft mehr oder weniger verändert ist, und bildet je nach dem Thran, von welchem es stammt, ein dick- oder dünnflüssiges, braunes, graues oder gelbes, trübes Öl von mildem Geschmack und nicht unangenehmem Geruch. Es eignet sich trefflich als

Lederschmiere, dringt leicht in lohgares Leder ein, schlägt an der Sonne nicht aus, und das damit getränkte Leder erhitzt sich nicht, wenn es auf Haufen liegt. Da die Nachfrage nach D., welches man namentlich zum Zurichten des lohgaren Leders benutzt, sehr bedeutend ist, so wird es besonders dargestellt, indem man mit schlechten Fellen die Manipulationen des Sämischgerbens immer von neuem wiederholt, bis sie in Fetzen zerfallen. Das aus den Fellen zuerst ausgerungene oder ausgepreßte Fett bildet die beste Sorte. Man bringt aber die ausgerungenen Fette noch in lauwarme Pottaschelösung und erhält dabei eine Fettemulsion, die sogen. Weißbrühe (Urläuter), die bei der Zersetzung mit Schwefelsäure eine geringere Sorte D. abscheidet. Auch kommen Mischungen von Thran oder Olein der Stearinfabriken mit etwas Gerbsäure, Kalkseife und Wasser unter dem Namen D. in den Handel.

Degravieren (lat.), beläſtigen, beschweren; Degravation, Beläſtigung.

Degré (franz.), Stufe, Staffel, Grad.

Degressive Steuer, ſ. Steuern.

De Grey (spr. gré), Fluß an der Nordküste von Westaustralien, entspringt auf den Riponhügeln, nimmt rechts den Oakover, links den Strelley auf, erreicht aber das Meer nur in seltenen Fällen. Sein Bett ist im größten Teil des Jahres trocken, nur vereinzelte Wasserbecken finden sich in größern Entfernungen.

Degrossieren (franz.), aus dem Groben oder Rohen herausarbeiten für die nachfolgende feinere Ausarbeitung.

De Gubernātis, Angelo, ital. Orientalist, Dichter und Litterarhistoriker, geb. 7. April 1840 in Turin aus adliger Familie, betrieb philologische Studien an der Turiner Universität und schrieb vom 17. Jahre an Dramen, deren zwei: »Pier delle Vigne« und »Don Rodrigo«, 1860 zu Turin von dem Schauspieler Rossi, jenes mit gutem, dieses mit geringerm Erfolg, zur Aufführung gebracht wurden. Auch arbeitete er für Zeitschriften. Im November 1862 ging er nach Niederlegung eines schon erhaltenen Lehramtes am Gymnasium zu Chieri, im Besitz eines Staatsstipendiums, nach Berlin und studierte unter Bopp und Weber mit solchem Eifer Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, daß man für gut fand, ihn schon 1863 als Professor ans Istituto degli studii superiori in Florenz zu berufen. Hier wurde er indes durch persönlichen Verkehr mit dem eben dort weilenden Bakunin in die Umtriebe der republikanisch-sozialistischen Partei mit hineingezogen, verzichtete, um ganz unabhängig zu sein, noch in demselben Jahr auf seinen Lehrstuhl und vermählte sich mit einer Kousine Bakunins. Nachdem aber eine Entfremdung zwischen ihm und diesem eingetreten war und er, infolge besserer Einsicht, von der Partei desselben sich wieder losgesagt hatte, bewarb er sich 1867 neuerdings um die Lehrstelle seines Faches, die man ihm denn auch nach einigem Zögern wieder zuerkannte. Im Juni 1891 folgte er einem Ruf an die Universität in Rom. Von wissenschaftlichen Werken veröffentlichte er in diesen Jahren zunächst: »I primi venti inni del Rigveda« (Text und Übersetzung, 1865); »La vita ed i miracoli del Dio Indra« (1866); »Studii sull' epopea indiana« (1868); »Le fonti vediche dell' epopea« (1867); »Piccola enciclopedia indiana« (1868); »Storia comparata degli usi nuziali« (1869); »Novelline di Santo Stefano« (1869). Seine poetische und journalistische Thätigkeit hatte inzwischen nicht geruht. Schon 1859 hatte er die Zeitschrift »Letteratura civile«, 1862 »L'Italia letteraria«, 1865 die »Civiltà italiana« gegründet, 1867—68 redigierte er die »Rivista orientale«, 1869 die »Rivista contemporanea«, 1869—1876 die »Rivista europea«, 1876—80 das »Bollettino italiano degli studii orientali«, 1880—83 die »Cordelia«, 1883—87 die »Revue internationale«, 1887—89 das »Giornale della Società asiatica italiana«; außerdem war er Mitarbeiter zahlreicher in- und ausländischer Zeitschriften. Als dramatischer Dichter brachte er noch: »Sampiero« (1858), »Werner« (1859), »La morte di Catone« (1863) und andres, dann einige Schauspiele, deren Stoff er der indischen Sage entnahm: die Trilogie »Il re Nala«, das beste und bekannteste Werk des Dichters, mit großem Erfolg in Turin aufgeführt (1869; das mittlere Stück deutsch von Marx, 1870), »La morte del re Dasarata«, gleichfalls von Rossi aufgeführt (1871), und »Mayà« (1872); ferner »Romolo« (1873), »Romolo Augustolo, elegia drammatica« (1875) und noch ein indisches Drama: »Savitri« (1877). Auch veröffentlichte er 1864 einen Band Gedichte: »Prime note« und 1866 einen Roman: »Gabriele« (im Feuilleton der »Perseveranza«). Seinen Ruf als Gelehrter machte er zu einem europäischen mit den weiterhin erschienenen Werken: »Zoological mythology« (Lond. 1872; deutsch von Hartmann, Leipz. 1873; franz. von Régnaud, Par. 1874, 2 Bde.), einer von einzelnen Irrtümern nicht freien, aber höchst verdienstvollen vergleichenden Darstellung der Tiersage; »Storia popolare degli usi funebri« (1873); »Matériaux pour servir à l'histoire des études orientales en Italie« (1873); »Storia comparata degli usi natalizii« (1878); »Mitologia vedica« (1874); »Storia dei viaggiatori italiani nelle Indie orientali« (1875); »Mythologie des plantes« (Par. 1878—80, 2 Bde.); »Gli scritti di Marco della Tomba« (1878); »Lettere sopra l'archeologia indiana« (1881); »Manuale di mitologia comparata« (1880, 2. Aufl. 1887) und »Manuale di storia della letteratura indiana« (1887). Zu alledem kommen noch umfangreiche biographische und litterarhistorische Arbeiten: die »Ricordi biografici« (1878), lebendig und eingehend geschriebene Biographien italienischer Schriftsteller der neuesten Zeit enthaltend; das »Dizionario biografico degli scrittori contemporanei« (1879—1880), das später in französischer Bearbeitung unter dem Titel »Dictionnaire international des écrivains du jour« (Flor. 1888—91, 2 Bde.) erschien, und dem sich das »Dizionario degli artisti italiani viventi« (1889 ff.) anschloß; die Monographien: »Santorre Santa Rosa« (1860), »Giovanni Prati« (1861), »Dall' Ongaro« (1874), »Alessandro Manzoni« (1878), »Il Manzoni ed il Fauriel« (1880) und »Eustachio Degola« (1882) sowie die groß angelegte »Storia universale della letteratura« (Mail. 1882—85, 18 Bde.). Ferner veröffentlichte D. den »Carteggio dantesco del Duca di Sermoneta« (1883); »Annuario della letteratura italiana« (1884); eine Ausgabe der »Divina Commedia« für die Jugend (1887—91); sodann: »La France, lectures, impressions et réflexions« (1891); »La donna italiana, etc.« (1891); »Dante e l'India« (1891). D. ist Ehrendirektor eines von ihm nach der Rückkehr von seiner ostindischen Reise (1885—86) begründeten indischen Museums und Präsident der ebenfalls von ihm gestifteten Asiatischen Gesellschaft zu Florenz. Eine Frucht seiner Reisen sind die Werke: »La Hongrie politique et sociale« (1885) und »Peregrinazioni indiane« (Flor. 1887, 3 Bde.).

Degummieren, ſ. Seide.

Deguſtation (lat.), Probe, z. B. Weinprobe, dann Kauf auf Probe (Handel nach Belieben, Kauf aufs Koſten, Kauf ad gustum, ad degustationem, sub gustatione, à l'essai, auf Beſicht), d. h. ein Kaufvertrag, bei welchem ſich der Käufer eine Ausprobung der Ware vorbehält. Nach dem deutſchen Handelsgeſetzbuch (Art. 339) handelt es ſich in ſolchen Fällen um einen bedingten Kauf, und der Käufer iſt vor erfolgter Erprobung und Genehmigung nicht gebunden.

De gustibus non est disputandum (lat.), Sprichwort: »Über den Geſchmack darf man nicht ſtreiten.«

Deguſtieren (lat.), koſtend prüfen.

Degutt, ſoviel wie Birkenteer.

Dehio, Georg, Kunſthiſtoriker, geb. 22. Nov. 1850 in Reval, ſtudierte in Dorpat, Göttingen und Bonn Geſchichte, habilitierte ſich 1877 an der Univerſität München für Geſchichte, wurde 1883 als ordentlicher Profeſſor der Kunſtgeſchichte nach Königsberg i. Pr. und 1892 in gleicher Eigenſchaft nach Straßburg berufen. Er ſchrieb: »Hartwich von Stade« (Götting. 1872); »Geſchichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Miſſion« (Berl. 1877, 2 Bde.); »Die Geneſis der chriſtlichen Baſilika« (Münch. 1883); mit G. v. Bezold: »Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes« (bis jetzt 3 Bde., Stuttg. 1884—90).

Dehiscentia (lat.), das Aufſpringen der Kapſelfrüchte (vgl. Frucht).

Dehli (Delhi), Regierungsbezirk (division) der britiſch-ind. Provinz Pandſchab, zwiſchen 27° 39′ – 30° 11′ nördl. Br. und 76° 13′—77° 35′ öſtl. L. v. Gr., 14,529 qkm (264 QM.) groß mit (1891) 1,991,836 Einw. (1,433,886 Hindu, 531,384 Mohammedaner, 2130 Chriſten). Unter Kultur waren 361,085 Hektar, davon 150,044 Hektar mit Weizen; bewäſſert wurden 191,914 Hektar. Viehſtand 1890: 17,278 Pferde, 42,502 Eſel und Mauleſel, 3874 Kamele, 902,612 Rinder, 308,678 Büffel, 312,287 Schafe und Ziegen. Adminiſtrative Einteilung in drei Diſtrikte: Gurgaon, D. und Karnal.

Dehli (Delhi), Hauptſtadt des gleichnamigen britiſch-ind. Regierungsbezirks (ſ. oben) und zugleich des Diſtrikts D. (3305 qkm mit (1891) 638,689 Einw.), am rechten Ufer der Dſchamna, unter 28° 39′ nördl. Br. und 77° 16′ öſtl. L. v. Gr., 252 m ü. M., hat (1891) 192,579 Einw. (108,058 Hindu, 79,238 Mohammedaner, 1700 Chriſten). Die auf dem hohen, mit Mauerwerk eingefaßten Ufer der Dſchamna ſich erhebende Stadt iſt auf den übrigen drei Seiten von einer hohen, ſtarken Mauer umgeben, wozu die Engländer noch einen Graben und Glacis hinzugefügt haben. Dieſe Mauer iſt nahezu 9 km lang und hat 10 Thore. Die ſüdweſtliche Hälfte der Stadt wird eingenommen von den Wohnungen und Läden der Eingebornen und iſt eng und ſchmutzig, die nach N. und O. gelegene Hälfte dagegen enthält einige der ſchönſten Bauwerke Indiens, darunter den kaiſerlichen Palaſt, das jetzige Fort, am Flußufer, ein mächtiges Gebäude von 1000 m Länge und 500 m Breite und umgeben von einer 1,6 km langen Granitmauer. Die Eingänge bilden zwei prächtige, ſehr hohe Thore aus rotem Sandſtein, durch die man in ein mächtiges Gewölbe, gleich einer gotiſchen Kathedrale, dann zu dem Diwan-i-Khas gelangt, einem Pavillon aus weißem Marmor mit vier vergoldeten Marmorkuppeln und Moſaiken aus edlen Steinen. Gegenüber die aus milchweißem Marmor erbaute kleine, aber reizende Perlmoſchee (Moti Masjid) mit drei vergoldeten Kuppeln. Jetzt iſt der Palaſt in Kaſernen für eine Abteilung britiſcher Truppen, Arſenal und Feſtung verwandelt. Außerhalb desſelben liegt das impoſanteſte Gebäude Dehlis, die Dſchama Masdſchid, die größte Moſchee der Welt. Sie erhebt ſich auf einem 9,5 m hohen, 140 m breiten und langen Viereck von roten Sandſteinquadern; die Moſchee ſelbſt iſt aus weißem Marmor erbaut, der moſaikartig mit rotem Sandſtein abwechſelt. Den Haupteingang bildet eine große und prächtige Freitreppe, die Decke tragen drei weiße Marmorkuppeln mit ſchwarzen Streifen, und an jedem Ende der Fronte erhebt ſich ein 45,6 m hohes Minaret. Südlich vom Fort befinden ſich die Kaſerne für ein Regiment Eingeborneninfanterie, vier Kirchen, der Palaſt des Gouverneurs, das Inſtitut mit Muſeum und Bibliothek. Eine in der Blütezeit Dehlis errichtete, nachmals verwahrloſte Waſſerleitung wurde von der engliſchen Regierung wiederhergeſtellt. D. beſitzt eine große Anzahl von Schulen, 13 Druckereien und ebenſo viele Zeitungen. Die Induſtrie iſt nicht bedeutend; berühmt ſind aber die Gold- und Silberarbeiten, Muſſelin- und Shawlweberei und Schnitzerei. Die Bedeutung von D. beruht gegenwärtig auf der Größe ſeines Handels; am lebhafteſten iſt der Verkehr im Tſchandni-Tſchauk, der Hauptſtraße der Stadt. Haupthandelsartikel ſind Indigo, Baumwolle, Seide, Korn, Ölſaaten, Metalle, Salz, Hörner, Häute, Tabak, Zucker, Öle, Gold- und Silberwaren. Den Handel fördern die ſchiffbare Dſchamna und drei hier zuſammenlaufende Eiſenbahnen. Die Umgebung der Stadt iſt meilenweit bedeckt mit den Ruinen des alten D. oder Indraprastha, inmitten deren bereits wieder eine Reihe von Dörfern entſtanden iſt. Unter den vielen zerſtörten Paläſten, Moſcheen und Grabmälern iſt am berühmteſten der 14 km öſtlich der Stadt gelegene Kutab Minar, das koloſſale, 76 m hohe Minaret einer unvollendeten Moſchee, das ſich als rieſige, verjüngte Säule von 14,5 m unterm Durchmeſſer erhebt, durch Galerien in mehrere Abſätze geteilt. — D. nimmt geſchichtlich den erſten Rang unter den Städten Indiens ein; es kommt unter dem Namen Indraprastha (griech. Indabara) ſchon in dem altindiſchen Epos »Mahâbhârata« vor. Der Name D. ſtammt von einem Fürſten Dilu, der im 1. Jahrh. v. Chr. 10 km ſtromabwärts der heutigen Stadt einen Burgbau aufführte. Nach wechſelnden Schickſalen unter einheimiſchen Fürſten, wobei D. ſo gründlich verwüſtet wurde, daß es 1052 durch Anang Pal II. neu bevölkert werden mußte, wurde es 1011 n. Chr. von dem Ghasnawidenſultan Mahmud erobert, geplündert und das Land zu einer Provinz des Ghasnawidenreichs unter eignen Radſchas gemacht. 1193 eroberte der Ghoride Mohammed die Stadt. Der Gouverneur Kutb ud din Ai Beg machte ſich unabhängig, gründete ein ſelbſtändiges mohammedaniſches Reich, machte D. zu ſeiner Hauptſtadt und entfaltete hier großen Glanz. Seit 1290 folgten afghaniſche Dynaſtien, bis 1398 der Mongolen-Chan Timur nach Beſiegung des unfähigen Sultans Mahmud D. eroberte, ausplünderte und niederbrannte. Als die Stadt ſich allmählich wieder erholt hatte, kam ſie 1450 unter die afghaniſche Dynaſtie Bahlol Lodi; dieſe ſtürzte 1526 ein Nachkomme Timurs, Baber, der ſich zum Großmogul erklärte. 1738 eroberte Nadir Schah von Perſien die Stadt und ließ an einem Tage 30,000 (nach andern Nachrichten ſogar 225,000) Hindu töten; nach zwei Monaten zog er heim mit einer Beute von mehr als 400 Mill. Mk.

Am 30. Dez. 1803 wurde D. an die Engländer abgetreten. Im Sommer 1857 versuchten die fanatisierten Muslims die Herrschaft der Briten abzuwerfen, vertrieben und ermordeten die Europäer und riefen den Großmogul Mohammed Bahadur Schah zum König von Indien aus. Am 20. Sept. 1857 wurde die Stadt nach einer regelrechten Belagerung von den englischen Truppen gestürmt und der Scheinkönig nach Hinterindien verbannt. Über die zahlreichen Baudenkmäler in D. vgl. »Archaeological Survey of India«, Bd. 1 u. 4 (Kalkutta 1871—74); E. Schlagintweit, Indien in Wort und Bild (2. Aufl., Leipz. 1889).

Dehlibeule, soviel wie Aleppobeule.

Dehn, Siegfried Wilhelm, Musiktheoretiker, geb. 25. Febr. 1799 in Altona, gest. 12. April 1858 in Berlin, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Plön seine Schulbildung empfangen, erst der Forstwissenschaft, dann 1819—22 in Leipzig dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit der Tonkunst. Nachdem er 1824 seinen festen Wohnsitz in Berlin genommen, genoß er den Unterricht Bernhard Kleins und wählte dann die Musik zu seinem Beruf. Obwohl er mehrere Instrumente, namentlich das Violoncello, mit Fertigkeit spielte, so wandte er sich doch vornehmlich der Theorie zu. 1842 ward er als Kustos der königlichen Bibliothek zu Berlin für die musikalische Abteilung angestellt und erhielt 1850 den Professortitel. Außer einer trefflichen Ausgabe der sieben Bußpsalmen des Orlandus de Lassus (Berl. 1838) und einer reichen Sammlung von Musikstücken aus dem 16. und 17. Jahrh. (12 Hefte) veröffentlichte er eine »Theoretisch-praktische Harmonielehre« (Berl. 1840, 2. Aufl. 1860) und die »Lehre vom Kontrapunkt, dem Kanon und der Fuge« (hrsg. von seinem Schüler Bernhard Scholz, das. 1859; 2. neubearbeitete Aufl. 1883). Auch setzte er 1842—48 die von Gottfried Weber begründete musikalische Zeitschrift: »Cäcilia« fort und gab eine mit Zusätzen vermehrte Übersetzung der »Notice biographique sur Roland de Lattre« von Delmotte (Berl. 1837) heraus. Zu seinen Schülern in der Komposition gehören unter andern Glinka, Kullak, Riel, Rubinstein, Heinrich Hofmann und Albert Becker.

Dehna (Dahna, »die Rote«, auch Roba el Khali, »leerer Raum«), Sandwüste in Südarabien, begrenzt von Jemen, Hadramaut und Omân, unter 20° nördl. Br. nahe an das Meer herantretend, 126,700 qkm (2400 QM.) groß. Selten finden sich einige Büsche und Zwergpalmen, die auf unterirdisches Wasser deuten, meist ist der Sand bis zu 120 m hohen und langen Rücken aufgetürmt, die durch den herrschenden Ostwind von N. nach S. streichen. Der Wind verweht jede Spur, begräbt aber die Reisenden, die indes durch Wassermangel umkommen können, nie im Sand. Unter dem Wendekreis herrscht eine furchtbare Hitze (bei Tage 43°, nachts 38° C.), so daß selbst die Beduinen die Wüste dort kaum betreten. Nach N. zu schließt sich an die D. die Wüste der Kleinen Nefud und an diese wieder in nordwestlicher Richtung die Groß-Nefud (auch D. genannt) an.

Dehnbarkeit (Geschmeidigkeit), die Eigenschaft eines Körpers, durch äußern Druck, Zug, Drehung seine Gestalt verändern zu können, ohne dabei zu zerreißen; der D. entgegen steht die Sprödigkeit. Die D. kommt vielen Körpern in sehr hohem Grade zu, bei denen sich dann zugleich eine außerordentlich große Kohäsion ihrer Teile offenbart. Spezielle Arten der D. sind: Hämmerbarkeit (Streckbarkeit) und Zähigkeit (Tenazität, Ziehbarkeit). Unter der erstern versteht man die Fähigkeit eines Körpers, durch Hämmern oder Walzen in Bleche oder dünne Blätter ausgedehnt zu werden, weshalb man sie auch Flächendehnbarkeit nennen kann, die nicht immer mit der Längendehnbarkeit vereinigt vorkommt; letztere ist die Fähigkeit eines Körpers, sich in Draht ausziehen zu lassen. Eisen ist im Drahtzug weit dehnbarer als unter dem Blechhammer; Blei und Zinn lassen sich zu dünnen Blättchen schlagen oder walzen, aber nicht zu Drähten ausziehen, was jedoch Platin wieder gestattet. Letzteres kann man gleichwohl nicht zu so dünnen Blechen verarbeiten wie Gold und Silber, ohne daß es wie Spinnengewebe netzartig, löcherig wird. Geringe Beimengungen eines fremden Stoffes und schnelles Erkalten vermindern zuweilen die D. beträchtlich, ebenso das Hämmern, Walzen und Drahtziehen. Man muß deshalb die Metalle oft mehrmals erhitzen und an der Luft langsam abkühlen lassen, um das Zerreißen zu verhindern. Die D. ist ferner sehr abhängig von der Temperatur, und im allgemeinen wächst sie mit derselben. Manche Metalle sind unter allen Bedingungen dehnbar, z. B. Platin, Gold, Silber, Kupfer; andre Körper sind bei gewöhnlicher Temperatur spröde und werden erst bei Wärmegraden, welche dem Schmelzpunkt mehr oder weniger nahe liegen, geschmeidig. Hierher gehören: Glas, Schellack, Wachs, dann Zink, Zinn, Wismut, Arsen ꝛc. Reines Zink läßt sich bei gewöhnlicher Temperatur zu dünnen Blechen ausschmieden, ohne an den Kanten zu bersten. Das Zink des Handels ist dagegen spröder und bricht leicht; zwischen 100 und 150° aber läßt es sich schmieden, zu dünnen Blechen walzen und zu feinem Draht ausziehen, und bei 205° wird es wieder so spröde, daß es zu Pulver zerstoßen werden kann. Schwefelhaltiges Eisen ist bei gewöhnlicher Temperatur schmiedbar, in der Rotglühhitze aber spröde (rotbrüchiges Eisen). Andre Körper werden dehnbar, wenn sie Wasser einsaugen, z. B. tierische Häute, Leim, Gummi, Töpferthon ꝛc. Nach Réaumur kann 1 Gran (0,05 g) Gold zu 250 qcm ausgedehnt und eine Unze (30 g), welche als Würfel etwa 1 cm Seite hat, in eine Fläche von 14,5 qm ausgebreitet werden. Auf dem aus vergoldeten Silber hergestellten Draht, welcher auf Lyoner Tressen verarbeitet wird, beträgt die Dicke der Goldschicht nur 0,000012 mm und zeigt doch alle dem Gold eigentümlichen Merkmale. Taucht man einen solchen Draht in Salpetersäure, so wird zwar das Silber angegriffen und bei längerer Dauer aufgelöst, nicht so das Gold; letzteres bleibt dann als eine Röhre zurück. Wollaston hat Platindraht von 0,0008 mm Dicke gefertigt, und Becquerel Stahldraht bis zu einem Durchmesser von $^1/_{150}$ mm ausgezogen, indem er feinen Stahldraht in ein dickeres Stück Silber einließ und dies mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln zu möglichst feinem Draht auszog. Das äußerst spröde Glas läßt sich bei hoher Temperatur zu sehr feinen Fäden ausziehen, deren Biegsamkeit derjenigen von Gespinstfasern ähnlich ist.

Dehn-Rothfelser, 1) Hans, Architekt, geb. 1500, erbaute unter Kurfürst Moritz von Sachsen die Schlösser zu Radeberg, Moritzburg, Senftenberg und leitete dann auch den Neubau des Residenzschlosses in Dresden (um 1550) im Stil der deutschen Frührenaissance. Er starb 1561 als Oberbaumeister der Festung und des Schlosses in Dresden.

2) Heinrich, Architekt, Nachkomme des vorigen, geb. 6. Aug. 1825 in Hanau, gest. 29. Juni 1885 in

Berlin, trat nach Beendigung seiner Studien 1847 als Baukondukteur in den Dienst des Kurfürsten von Hessen, war vornehmlich in Wilhelmshöhe thätig und wurde 1865 als Oberhofbaumeister und Lehrer an der Kunstakademie nach Kassel berufen. Nach 1866 eröffnete sich ihm auch eine größere praktische Thätigkeit, da ihm der Neubau der Gemäldegalerie in Kassel übertragen wurde (1872—77). 1878 wurde er als Regierungs- und Baurat an die Regierung in Potsdam berufen und 1882 zum Konservator der Kunstdenkmäler im preußischen Staat und zum vortragenden Rat im preußischen Kultusministerium ernannt. Er gab heraus: »Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen« (Kassel 1862—66); »Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel« (das. 1870, mit W. Lotz) und »Das Gemäldegaleriegebäude in Kassel« (Berl. 1879).

Dehodencq (spr. dö-odängk), Alfred, franz. Maler, geb. 23. April 1822 in Paris, gest. daselbst 3. Jan. 1882, war Schüler Cogniets, bildete sich aber mehr noch durch einen langen Aufenthalt in Nordafrika und in Spanien aus, von wo er auch die Mehrzahl seiner Motive hernahm. 1873 erwarb der Staat sein Gemälde: Jude, zu einer Dorfhochzeit gehend (Museum zu Orléans). Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu nennen: der Stierkampf (im Luxembourg-Museum), der Erzähler in Marokko, das jüdische Konzert, das jüdische Fest, Boabdil, die Strafe der Diebe in Marokko, die Söhne des Paschas, Verhaftung eines Juden in Tanger, marokkanische Gefangene, das Frühstück auf der Farm, Bourbonnais und die Judenbraut. Seine Charlotte Corday, Christoph Columbus, die Erweckung von Jairus' Töchterlein, Bacchus, der Ausmarsch der Mobilgardisten 1870 repräsentieren neben zahlreichen Familienporträten eine andre Seite seines Schaffens. Das in Tanger gemalte Bild: Hinrichtung einer Jüdin in Tanger, wurde von einer empörten Volksmenge in seinem Atelier zerstört.

De hodierno dië (lat.), vom heutigen Tag an.

Dehors (franz., spr. dö-ór, meist in der Mehrzahl gebraucht), die Außenseite, auch der äußere Anstand.

Dehortatorium (lat.), Abmahnung; im Völkerrecht besonders das Verbot, in welchem bei eingetretenem Kriegsfall ein neutraler (s. d.) Staat seinen wo immer weilenden Angehörigen den Eintritt in den Kriegsdienst eines der kriegführenden Staaten bei Strafe untersagt.

Dehortieren (lat.), abmahnen, abraten; Dehortation, Abmahnung.

Dehra-Dun, Distrikt des Regierungsbezirks (division) Mirat der britisch-ind. Nordwestprovinzen, zwischen 29° 57′—30° 59′ nördl. Br. und 77° 37′—78° 23′ östl. L. v. Gr., 3090 qkm (56 QM.) groß mit (1891) 168,135 Einw. (143,718 Hindu, 19,896 Mohammedaner). Das im äußern Himalaja (mit Höhen von 2000—2500 m) gelegene Land wird von der Dschamna, den Siwalikbergen und dem Ganges begrenzt, hat ein mildes, gleichmäßiges Klima, daher man auch hier die Gesundheitsstation Masuri-Landaur angelegt hat. Der größte Teil des Landes ist unfruchtbar; man baut vornehmlich Weizen und Reis; zwei Brauereien zu Masuri sind die einzigen nennenswerten Gewerbe. — Die Hauptstadt Dehra, 692 m ü. M., hat eine mittlere Temperatur von 21,2° C., eine anglikanische, presbyterianische und katholische Kirche, eine amerikanische Mission und (1881) 18,959 Einw. Von D. ging 1820 die große trigonometrische Vermessung Indiens aus, die seitdem fortgesetzt wird.

Dei (Daji, türk.), bedeutet eigentlich Oheim von mütterlicher Seite (ein Name, mit dem die Janitscharen den kommandierenden Offizier anzureden pflegten), von 1600—1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algerien (s. d.) beherrschenden Janitscharenmiliz. Neben diesem besorgte anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes; seit 1710 ward jedoch kein besonderer Pascha mehr ernannt, sondern diese Würde dem jedesmaligen D., der von der Pforte bestätigt werden mußte, erteilt. Der D. selbst nannte sich Wali (Statthalter), Begler-beg (Fürst der Fürsten) und Serasker (Oberbefehlshaber). Die Deis wurden durch die Wahl der Janitscharenmiliz zu Algier ernannt, bei der es sehr tumultuarisch herging. Wenn die Minorität sich nicht unterwerfen wollte, so kam es oft zum Blutvergießen, und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Man setzte ihn auf den Thron, bekleidete ihn mit dem Ehrenkaftan, worauf er den Eid leisten und vorzüglich beschwören mußte, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden. Die Regierungen der Deis waren selten von langer Dauer, und die meisten starben keines natürlichen Todes. Denn während der D. einerseits durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert war, so war er doch anderseits der Sklave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte, und die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Diwan, außerdem aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten.

Deianeira (Dejanira), nach griechischer Mythe die schöne und kühne Tochter des Oneus, Königs von Kalydon in Ätolien, und der Althäa, Schwester des Meleagros, entging nach dessen Tode mit Gorge dem Geschick, wie ihre Schwestern in Perlhühner verwandelt zu werden, lockte viele Freier an und wurde von Herakles dem Acheloos (s. d.) in heißem Kampfe abgerungen. Sie gebar dem Herakles den Hyllos, verursachte aber später wider ihren Willen dessen Tod und erhängte sich aus Schmerz darüber (s. Herakles).

Deich, Erddamm zum Schutz niedrig gelegener Ländereien vor Überflutung. Deiche werden am Meer, an Seen, Strömen und Flüssen angelegt (See- oder Flußdeiche). Sommerdeiche sollen das Land und seine Früchte vor den im Sommer vorkommenden Hochwassern schützen, während sie bei den höchsten Wasserständen überflutet werden; die Winterdeiche (Hauptdeiche, Schaudeiche, Banndeiche, Fig. 1 u. 2) sollen den höchsten Fluten auch in den übrigen Jahreszeiten Widerstand leisten. Geschlossene Deiche lehnen sich an hochwasserfreie Höhen an, wodurch die Niederung von allen Seiten geschützt wird; offene Deiche enthalten Lücken, schützen also nicht vor Überschwemmung, halten aber nachteilige, bei Hochwasser eintretende Ablagerungen und Auskolkungen von den Ländereien ab. Rückdeiche oder Rückstaudeiche (Fig. 1) erstrecken sich längs eines Nebenflusses. Grodendeich ist ein Hauptdeich, der auf bereits fest gewordenes Land (Groden, Deichgroden) zu liegen kommt und nur von hohen Fluten erreicht wird. Die Ländereien und Grundstücke, welche durch die Deiche geschützt werden, nennt man Binnendeichsland, Binnenland, Polder oder Marsch; diejenigen aber, welche zwischen dem D. und dem Wasser liegen und zum Schutz des Deiches wesentlich beitragen, Außendeichsland (Butenland, Vorland). Der Grund, auf welchem der D. steht, heißt Maifeld. Die

zum Deichbau dienende Erde wird von dem Vorland entnommen, da ein Ausgraben des Bodens hinter dem D. leicht zum Durchquellen des Wassers Veranlassung geben würde und die vor dem D. ausgehobenen Gruben bei Hochwasser allmählich wieder mit Schlick ausgefüllt werden. Deiche, die kein Vorland mehr haben, und an deren Fuß der Strom dicht hinfließt, oder die auf bösem Wind liegen, nennt man Schaar- od. Gefahrdeiche. Wird dagegen vor dem D. so viel Land gewonnen, daß darauf ein zweiter Hauptdeich errichtet werden kann, wobei aber der ältere zur Fürsorge beibehalten wird, so heißt jener Schlaf- oder Sturmdeich. Flügel- oder Schenkeldeiche gehen vom Hauptdeich schräg über das Vorland (Fig. 1 u. 2). Frontdeiche verbinden quer zum Fluß den D. mit hochwasserfreien Ebenen. Schlickdeiche dienen zum Auffangen des Schlicks. Ein Buhnendeich ist ein auf morastigem Boden errichteter D. Das Vorland dient dazu, das Durchflußprofil des Hochwassers zu vergrößern und bei gewöhnlichem Wasserstand den D. vor dem Unterwaschen zu bewahren. Die Breite desselben läßt sich nicht allgemein bestimmen, an großen Strömen muß sie oft 100—200 m u. mehr betragen.

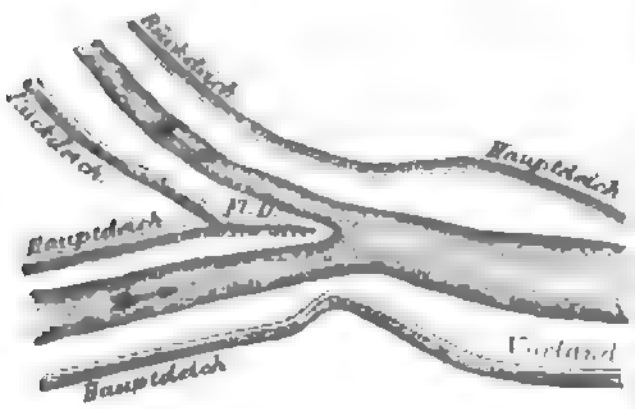


Fig. 1. Situation der Deiche.

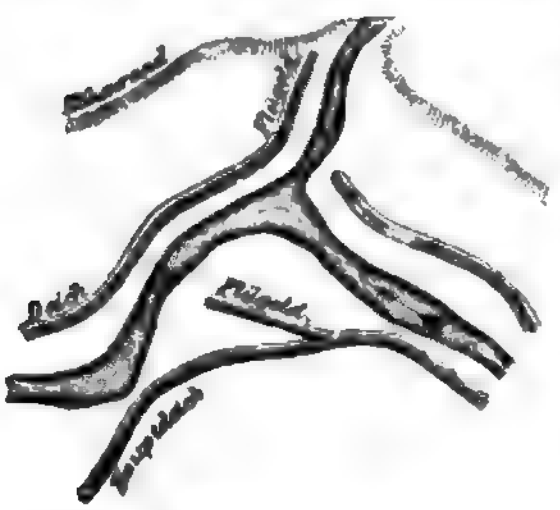


Fig. 2. Situation der Deiche.

Alles kommt darauf an, den Wert des zu schützenden Landes gegen den des Vorlandes und gegen die Baukosten richtig abzuwägen. Bei Feststellung der Deichlinie sind alle scharfen Ecken möglichst zu vermeiden und durch Bogen abzurunden, die Höhe des Deiches muß den höchsten in Aussicht genommenen Wasserstand um 0,35—0,5 m übersteigen. Auch muß man, da die aufgeworfene (wenn auch festgestampfte) Erde stets etwas zusammensinkt, 1/15—1/10 der Höhe zugeben und in sumpfigen Gegenden außerdem die Senkung des Grundes (Deichanker, Deichfuß, Deichstuhl) im voraus veranschlagen. Beim D. unterscheidet man die Krone oder Kappe ab (Fig. 3), die äußere oder Außenböschung ac und die innere oder Innenböschung bd. Wichtigere Deiche erhalten noch eine Außenberme ee und eine Innenberme df, welche nötigen Falles durch besondere Graben eg und fh (Außenbermen-, Innenbermengraben) von dem Vorland und Binnenland abgegrenzt werden. Die Stärke des Deiches bemißt sich nach dem zu leistenden Widerstand und der Festigkeit des Materials. Die Kappe sollte nie schmäler als 2 m werden; soll der Damm fahrbar sein, so ist diese Breite zu vermehren, ebenso bei sehr hohen Deichen. Die Böschungen müssen desto flacher sein, je weniger Zusammenhang das Material hat, woraus der D. gebaut wird. Man kann annehmen, daß fester Thon oder Lehm unter einem Winkel von 35—40°, mittelfeste Erde unter 30—35°, Sand unter 18—24° liegen bleibt. Sanddämme müssen daher am flachsten abgeböscht werden. Die äußere Böschung ist flacher als die innere zu halten, weil sie den Andrang des Wassers unmittelbar auszuhalten hat; auf der Landseite genügt es in der Regel, wenn die Erde und ihre Bekleidung festliegt. Die Böschungslinie ist gewöhnlich eine gerade; die Kappe wird ein wenig konvex gebildet, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die Erddeiche werden schichtweise gebaut, indem man die Erde in Schichten von 0,25—0,5 m aufbringt und jede einzelne für sich feststampft. Die Böschungen des Deiches müssen eine Bekleidung mit Rasen (Sodden, daher Besodung) oder Luzerne erhalten, um das Austrocknen und Ablösen der Erde zu verhindern. Läßt sich eine dichte Rasen- oder Kleedecke nicht anbringen, so muß der D. durch Strohbesteckung, welche mit Strohkrammen befestigt wird, durch Rutengeflechte, besser durch Bohlenbekleidung oder Steindossierungen verwahrt werden. Beschädigungen des Deiches müssen womöglich im ersten Entstehen ausgebessert werden, weil bei schwellendem Wasser, welches die beschädigte Stelle angreift, der Schade meist reißend schnell wächst. Kleine Öffnungen in der innern Böschung, durch die das Wasser dringt, kann man einstweilen mit kegelförmigen Zapfen verkeilen, Öffnungen in der äußern Böschung durch Pechleinwand, Wachstuch, Erdsäcke oder ähnliche wasserdichte Stoffe verschließen. Erreicht das Wasser die Kappe des Deiches, so müssen die zu niedrigen Stellen rasch erhöht werden, denn die kleinste Verletzung der Kappe durch überfließendes Wasser (Kappenstürzung) hat sonst fast immer einen Deichbruch (s. d.) zur Folge. Endlich erweist sich zur Sicherung des Binnenlandes vor Überflutungen auch häufig die Anlage von Deichsielen oder Deichschleusen (s. Siel) als notwendig. Sie dienen dazu, das Wasser, welches sich innerhalb des Deiches durch Schnee und Regen oder wohl auch durch Zuströmungen aus höhern Gegenden sammelt, abzuführen.

Die Wichtigkeit der Deiche für die Abwendung der nachteiligen Folgen, welche durch Überschwemmungen von Meeren, Seen und Flüssen für das Land entstehen, hat zur Bildung von Deichverbänden und zur gesetzlichen Regelung des Deichwesens, zur Aufstellung von Deichordnungen, Veranlassung gegeben. Die Deichverbände bestehen aus allen Inhabern der durch die Deiche geschützten Grundstücke, welchen ein Ausschuß der Deichgenossenschaft, die sogen. Deich-

Fig. 3. Deichquerprofil.

Digitized by Google

geſchwornen, an deren Spitze ein Deichgraf (Deichhauptmann, Deichinſpektor) ſteht, vorgeſetzt iſt. Die den Deichverbänden obliegenden Pflichten, die Deichlaſt, zerfällt in ordentliche und außerordentliche. Jene begreift die regelmäßige, nicht durch beſondere Ereigniſſe veranlaßte Unterhaltung der Deiche. Von ihr werden alle Inhaber (auch Pachter) der durch die Deiche geſchützten Grundſtücke getroffen, und zwar muß hierbei gegen ſonſtige bei den Reallaſten gültige Rechtsregeln der Nachfolger die Rückſtände ſeines Vorgängers übernehmen. Zur außerordentlichen Deichlaſt gehören die Fälle der Beihilfe und der Nothilfe. Beide werden beanſprucht, wenn die Erhaltung des Deiches die Kräfte der einzelnen Verpflichteten überſteigt. Die Nothilfe tritt ein, wenn bei hoher Sturmflut oder bei Eisgang die Deiche in Gefahr oder wenn Kappenſtürzungen wirklich geſchehen ſind, oder wenn ein Teil des Deiches bereits weggeriſſen und ein Durchbruch des Waſſers wirklich erfolgt iſt.

Beſtimmungen über Deichrecht finden ſich ſchon im Sachſen- und Schwabenſpiegel. Die ältern Deichordnungen beruhen zum großen Teil auf Gewohnheitsrecht und Autonomie. Als das wichtigſte und vollſtändigſte Deichrecht erſcheint »des Herzogtums Bremen Deichordnung« von 1743. Von den neuern Deichordnungen ſind zu nennen das preußiſche Geſetz über das Deichweſen vom 28. Jan. 1848 und die Deichordnung für das Herzogtum Oldenburg vom 8. Juni 1855. Nach ältern Recht lag die Unterhaltung des Deiches zunächſt den einzelnen Grundbeſitzern ob, denen beſtimmte Teile desſelben (»Pfänder«) je nach dem Umfang ihrer Beſitzungen (»ſo viel Land, ſo viel D.«) angewieſen waren: Syſtem der Pfanddeichung; in neuern Deichordnungen (z. B. oldenburgiſche Deichordnung, Art. 119 ff., 192 ff.) iſt die ſogen. Kommunionsdeichung eingeführt, bei welcher die Unterhaltung des Deiches durch die Deichgenoſſenſchaft erfolgt und die einzelnen Grundbeſitzer nur verhältnismäßig zu den Koſten beitragen müſſen. Die Deichlaſt ruht auf ſämtlichen durch den D. geſchützten Grundſtücken; eine Befreiung von derſelben findet nicht ſtatt (»kein D. ohne Land, kein Land ohne D.«). Zur Feſtſtellung des Anteils der einzelnen Grundſtücke dienen die Deichregiſter oder Deichrollen. Nach ältern Recht konnte der Deichpflichtige, der ſeiner Verpflichtung nicht nachkommen konnte oder wollte, ſein Land aufgeben oder desſelben entſetzt werden (»wer nicht will deichen, der muß weichen«); hierbei wurde ein Spaten in den D. geſteckt. Heutzutage findet wegen rückſtändiger Deichlaſten die exekutiviſche Beitreibung im Adminiſtrativverfahren ſtatt. Das deutſche Strafgeſetzbuch (§ 321, 326) bedroht die vorſätzliche Zerſtörung oder Beſchädigung von Deichen mit Gefahr für das Leben oder die Geſundheit andrer mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 5 Jahren. Iſt durch die Handlung eine ſchwere Körperverletzung verurſacht worden, ſo tritt Zuchthausſtrafe bis zu 5 Jahren und, wenn der Tod eines Menſchen die Folge war, Zuchthausſtrafe von 5 bis zu 15 Jahren ein. Bei fahrläſſiger Beſchädigung wird Gefängnisſtrafe ausgeſprochen.

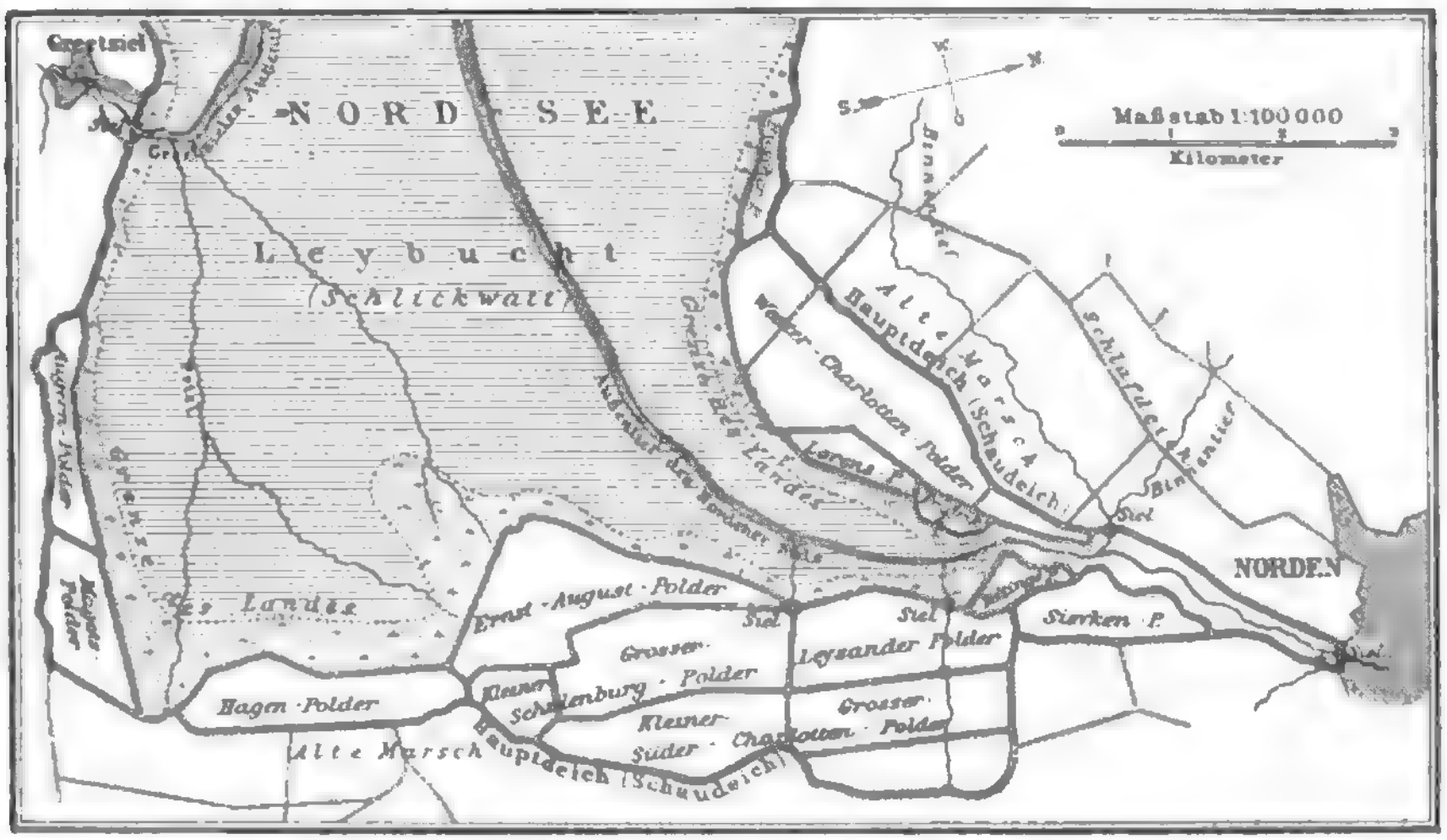


Fig. 4. Seedeiche und Polder an der Leybucht (Oſtfriesland).

Geſchichtliches. Die Seedeiche der niederländiſchen und deutſchen Nordſeeküſten reichen bis in die Römerzeit zurück. Wahrſcheinlich ſind ſchon vor dem Eindringen der Römer von den Batavern an der Rheinmündung Eindeichungen vorgenommen, jedenfalls zog Druſus nach Eroberung von Holland (10 v. Chr.) kunſtgerechte Kanäle und Deiche. Plinius der ältere macht ſchon Mitteilung über die von Menſchenhand aufgeworfenen, als Wohnhügel dienenden Worthen, auch Warp oder Wurp genannt. Erſt als die Worthen ſich vermehrten, vereinigten ſich die Bewohner zur Anlage von Deichen. Urkundlich ſind im 10. und 11. Jahrh. vom Erzbiſchof in Bremen eingeborne Holländer zum Deichbau nach den bremiſchen Marſchen berufen. Anfänglich waren die Deiche nur ſchwach, ſo daß die Worthen immer noch als Wohnſitze, namentlich aber für Kirchen und Begräbnisplätze beibehalten wurden. Jede hohe Sturmflut war von zahlreichen Deichbrüchen begleitet, und es wurden beſonders in den Sturmfluten des 13. Jahrh. große

Digitized by Google

Teile der Marschen, darunter der jetzige Jadebusen 1218 und der Dollart 1277 mit vielen Ortschaften, vom Meere verschlungen. Seit 1684 sind erhebliche Zerstörungen an der deutschen Nordseeküste nicht mehr eingetreten, im Gegenteil ist durch Herstellung von eingedeichten Poldern das früher verschlungene Land dem Meere zum Teil wieder abgerungen (vgl. das Kärtchen auf S. 679). Ebenso wie an den niedrigen Seeküsten wurden auch die Niederungen der Flüsse anfänglich als Wiese und Weideland benutzt, und die spärlich verstreuten Bewohner hatten ihre Wohnungen auf hochwasserfreien Worthen. Erst später, als das Bedürfnis nach einem sichern Ertrag der Grünlandsländereien eintrat, schritt man zur Herstellung von schwachen Deichen. Die Deiche wurden als offene, zum Zurückhalten der schädlichen Strömung, oder auch als geschlossene, zur Umschließung ganzer Ortschaften oder der als Ackerland benutzten Ländereien angelegt. Im Laufe der Jahrhunderte sind dann die Eindeichungen vervollkommt und die Deiche verstärkt und erhöht. Da dieselben ohne Rücksicht auf das Hochwasserprofil der Flüsse, lediglich zu gunsten einzelner Interessentengemeinschaften vorgenommen wurden, so sind sie für die Wasserabführung oft verhängnisvoll geworden und haben in den letzten Jahrzehnten vielfach Veranlassung zu Klagen und Umänderungsvorschlägen gegeben. Eine Regulierung der Deichlinien stößt wegen der widerstreitenden Interessen der beteiligten Grundbesitzer meistens auf große Schwierigkeiten und ist oft wegen der Ortschaften gar nicht ausführbar. Ein völliges Niederlegen der alten hochwasserfreien Deiche in den bewohnten Niederungen wird niemals eintreten können, es würde gleichbedeutend sein mit einem Zurückgehen in schlechtere Kulturverhältnisse. Solange die wirtschaftlichen Vorteile der Eindeichung größer sind als die Lasten und Gefahren, wird sich keine Generation entschließen, zu gunsten der nachkommenden den ererbten Zustand aufzugeben. Am größten ist die Wichtigkeit der Deiche für die Niederlande. Hier sind ganze Provinzen, namentlich Nord- und Südholland, durch Deiche eingefaßt. Einen Überblick über die Größe der eingedeichten Flächen gibt die nachstehende Zusammenstellung:

1) In der Provinz Hannover stehen unter staatlicher Aufsicht 994 km Deichlänge, die 312,000 Hektar Marschland schützen.
2) Eingedeichtes Oderbruch am linken Oderufer: 68,008 Hektar.
3) Eindeichung des Weichsel-Nogat-Delta: 49,725 Hektar.
4) Die altmärkische Wischeniederung: 40,019 Hektar.
5) Das Memeldelta beträgt 34,425 Hektar.
6) Das Warthebruch erstreckt sich über 31,268 Hektar.
7) Am Niederrhein zwischen Wesel und Holland sind 46,000 Hektar durch Deiche geschützt.
8) Die Loiredeiche umschließen bei 484 km Länge 95,617 Hektar.
9) Die Podeiche mit 514 km Länge 324,500 Hektar.
10) Die eingedeichten Niederungen in England haben eine Fläche von 700,000 Hektar.

Vgl. außer den Handbüchern über die Wasserbaukunst von Frantzius und Sonne (2. Aufl., Leipz. 1882—84), Hagen (2. Teil, 3. Aufl., Berl. 1874), v. Chiolich-Löwensberg (Stuttg. 1864—66) u. a.: Wehrmann, Eindeichung des Oderbruches (Berl. 1861); Dannemann, Melioration des Warthebruches (das. 1867); Nieberding, Wasserrecht und Wasserpolizei im preußischen Staat (2. Aufl., das. 1889); Kunst, Das Deichwesen an der untern Elbe (das. 1870); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaues (2. Aufl., das. 1884); Peyrer, Österreichisches Wasserrecht (Wien 1880); Klette, Das Deichwesen des preußischen Staates (Berl. 1868); Parey, Das Deichbuch (gesetzliche Bestimmungen, Danzig 1871); Deutsch, Die Überschwemmung und ihre Ursachen (Wien 1877); Hahn, Die preußische Gesetzgebung über Vorflut, die Ent- und Bewässerungen und das Deichwesen (2. Aufl., Bresl. 1886); Gerson, Wie es hinter unsern Deichen aussehen müßte (Berl. 1888).

Deichbruch kann entstehen durch Quelllöcher, die sich im Deiche bilden, durch Wellenschlag, durch Überlauf des Wassers, durch Absacken der Binnen- oder Außenböschungen, durch Risse infolge von weichem, moorigem Untergrund und endlich infolge des Herauspressens des weichen Untergrundes durch starken Wasserdruck. Strombruch nennt man den D., wenn das Wasser in das Binnenland strömt, das Vorland mit dem Deiche also vollständig durchbrochen ist. Beim Grundbruch, der am häufigsten eintritt, ist die Deichbasis oder der Untergrund ausgerissen, das Vorland zwischen Deich und normalem Wasser ist aber erhalten. Ist die Deichbasis nicht beschädigt, sondern nur der Deich selbst weggerissen, so spricht man von einem gewöhnlichen D., wogegen Beschädigungen der Deichkappe ohne Verletzung des eigentlichen Deichkörpers mit Kappstürzungen bezeichnet werden. Durch die heftige Strömung, welche im D. entsteht, werden nach dem Binnenland sich erstreckende Kolke, oft bis 10 und 20 m tief, gebildet. Die Wiederherstellung der Deiche geschieht nach drei Methoden: Bei der Auslage bleibt der Kolk im Binnenland, und man führt den neu zu errichtenden Deich an der Außenseite um den Kolk herum. Diese Methode ist ungünstig, weil der neue Deich vor die Deichlinie vorspringt und deshalb Beschädigungen durch Wellenschlag, Eisgang und Strömung leicht ausgesetzt ist, und weil hinter ihm der tiefe Kolk verbleibt, der für alle Zeit der Nutzung entzogen ist und Veranlassung zu Quellen und Abrutschungen gibt. Die Auslage ist wegen der geringen Länge des neuen Deiches die billigste Herstellungsweise, sie wurde früher ganz allgemein angewendet, wird aber heutzutage kaum noch gestattet. Bei der Einlage bleibt der Kolk außendeichs, damit er im Laufe der Jahre versanden oder verschlammen und demnächst wieder nutzbar gemacht werden kann. Die neu herzustellende Deichlinie ist in diesem Falle bedeutend länger und kostspieliger, es ist aber die sicherste Methode und wird nur dann nicht zur Ausführung gebracht, wenn der Kolk sich übermäßig weit nach dem Binnenland erstreckt. Die Durchdeichung hält die frühere Deichlinie bei und empfiehlt sich wegen der geringen Länge stets, wenn der entstandene Kolk nicht zu große Tiefe hat. Ist die Tiefe erheblich, so werden Faschinenkoupierungen aus Sinkstücken oder Packwerk hergestellt und damit Begrenzungen der untern Erdschichten gebildet. Ist die Tiefe des Kolkes nicht sehr groß, so füllt man ihn am besten ganz aus und nimmt hierzu den etwa in der Nähe auf größern Flächen abgelagerten, aus dem Kolke fortgespülten Sand. Die Wiederherstellung des Deiches beginnt gewöhnlich, nachdem das Vorland wasserfrei und zur Entnahme von Deicherde geeignet ist, doch können Koupierungen des Deichbruches, zumal beim Strombruch, schon früher notwendig werden, um das Eindringen des Wassers in das Binnenland zu unterbrechen. Sind die vorhandenen Siele nicht im stande, das eingedrungene Wasser allein abzuleiten, so ist oft eine Durchstechung des Deiches am untern Ende der Eindeichung erforderlich, um einen sogen. Rückbruch, also einen Bruch von innen nach außen, zu verhindern.

Deichschleuse, s. Siel.

Deichsel, die Stange zur Anschirrung der Zugtiere an Fahrzeugen. In der Heraldik ist D. Benennung einer der Heroldsfiguren (s. d., Fig. 11).

Deichselrecht, eine bei aneinander stoßenden Bauerngehöften vorkommende, gewöhnlich mit dem Traufrecht verbundene Servitut, nach welcher der Besitzer des diesseitigen Gutes die Deichsel des in seinem Schuppen oder seiner Scheune untergebrachten Wagens durch eine in der Wand angebrachte Öffnung (Deichselloch) auf des Nachbars Grundstück (Garten) reichen lassen darf. Dafür hat der Belastete gewöhnlich das Recht, an die Wand des jenseitigen Gebäudes unter dem Schutz der Bedachung seine Räder, Leitern und andre Gerätschaften aufzustellen oder aufzuhängen.

Deichselsteine, in einigen Gegenden, wie in Thüringen, Steine zur Bezeichnung der Mitte des Fahrweges, soweit er seitwärts ausgetrieben werden kann.

Deichverstühlung, die seitens der Behörde anberaumte Verhandlung, durch welche ein mehrere Jahre bewährter Polderdeich zum Hauptdeich (Schaudeich), der bisherige Hauptdeich zum Schlafdeich erklärt wird. Bevor die Verstühlung stattfinden kann, muß eine Vereinbarung zwischen der Mehrheit der Polderbesitzer und derjenigen Deichacht, auf deren Deich sich die Verstühlung bezieht, erfolgen. Die Vereinbarung wird genehmigt, wenn sich der Polderdeich und das zugehörige Siel in einem nach Lage und Beschaffenheit für die Sicherheit des Binnenlandes genügenden Zustand befindet.

Deidameia, Tochter des Lykomedes, Königs von Skyros, gebar dem Achilleus den Neoptolemos.

Deidesheim, Stadt im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Neustadt, am Fuße der Hardt und an der Linie Monsheim-Neustadt a. H. der Pfälzischen Eisenbahn, hat 3 kath. Kirchen, eine Privat-Lateinschule, ein reichdotiertes Bürgerhospital (gegründet 1494), berühmten Weinbau, Fruchtkonservenfabrikation, Weinhandel und (1890) 2806 Einw., davon 244 Evangelische und 51 Juden. D. ist seit 1395 Stadt.

Deidesheimer, s. Pfälzer Weine.

Deifizieren (lat.), vergöttern; Deifikation, Vergötterung.

Dei gratia (lat., »von Gottes Gnaden«), Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs bloß ein demütiges Bekenntnis der Abhängigkeit von Gott. So fügten sie zuerst die Bischöfe auf dem Konzil zu Ephesos bei der Verurteilung des Nestorius 431, später auch Äbte und Äbtissinnen, ja sogar Mönche und Kapläne ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Bei den Päpsten kommt sie in Zusammenstellung mit dem Prädikat servus servorum, auch mit dem Zusatz: Dei et ecclesiae gratia vor. Seit Mitte des 13. Jahrh. schrieb sich die hohe Geistlichkeit »Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden« (»Dei et apostolicae sedis gratia«). So oder ähnlich schreiben sich die Bischöfe noch jetzt. Von der Geistlichkeit nahm Pippin der Kleine die Formel D. g. an, und von ihm ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle christlichen Herrscher über. Man legt der Formel wohl die Bedeutung bei, daß sie den unmittelbar göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt (Königtum von Gottes Gnaden), im Gegensatz zum Ursprung aus dem Willen des Volkes, ausdrücken soll, eine Auslegung, die bei der Verbindung »von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation« (Napoleon III., Italien) ausgeschlossen ist.

Deiker, 1) Johannes, Maler, geb. 27. Mai 1822 in Wetzlar, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium und Maler war, begann seine Studien in Frankfurt a. M. bei J. Becker und widmete sich hauptsächlich der Porträtmalerei. Nach Wetzlar zurückgekehrt, gewann er die Gunst des Fürsten zu Solms-Braunfels, auf dessen Schloß an der Lahn er viele Jahre zubrachte. Hier wurde er durch die großen Wälder und Wildgehege veranlaßt, sich ausschließlich der Darstellung von Tieren und Jagdszenen zuzuwenden. 1868 ließ er sich in Düsseldorf nieder. Er behandelt das Leben der Hirsche, Rehe, Wildschweine und der andern jagdbaren Tiere des deutschen Waldes in anschaulicher Weise, oft in lebhaft bewegten Szenen, und ist zugleich ein feiner Beobachter der landschaftlichen Stimmungen.

2) Karl Friedrich, Bruder des vorigen, Maler, geb. 3. April 1836 in Wetzlar, gest. 19. März 1892 in Düsseldorf, wurde Schüler der Zeichenakademie in Hanau und begann unter dem Direktor Pélissier seine künstlerischen Studien, die er dann bei J. W. Schirmer in Karlsruhe fortsetzte. Seit 1864 lebte er in Düsseldorf. Er malte mit Vorliebe Hochwild und Wildschweine und schilderte gern Hirschkämpfe, fliehendes Hochwild, vom Jäger verfolgt, Saubatzen u. dgl. Auch Geier und Falken, Szenen aus dem Leben der Füchse hat er mit Glück behandelt. Eine Saubatz (1870) befindet sich im Museum zu Köln. Er hat viel für illustrierte Blätter und Jagdbücher gezeichnet.

Deiktisch (griech.), zeigend, vorzeigend; s. Lehrform.

Deime, Fluß im preuß. Regbez. Königsberg, ursprünglich ein Kanal, jetzt ein schiffbarer Arm des Pregels, der sich bei Tapiau nach N. abzweigt und bei Labiau in das Kurische Haff mündet. Er wurde 1405 vom Deutschen Orden schiffbar gemacht und hat einen Lauf von 41 km Länge und 1,5 m Tiefe. Durch den Großen Friedrichsgraben ist er mit dem Remonien verbunden.

Deimos und **Phobos** (lat. Terror oder Pallor und Pavor, »Schrecken und Furcht«), in der griech. Mythe die Söhne und Begleiter des Ares.

Deinarchos (lat. Dinarchus), der letzte der zehn attischen Redner, geb. um 361 v. Chr. in Korinth, gest. nach 291 in Athen, war Schüler des Theophrast zu Athen und blühte daselbst unter der Verwaltung des Demetrios Phalereus, obwohl er als Fremder nur für andre Reden schreiben durfte. Nach Demetrios' Vertreibung als Freund der makedonischen Herrschaft bedroht, begab er sich 307 nach Chalkis auf Euböa und kehrte erst 292, halb erblindet und von einem Freund um sein Vermögen gebracht, nach Athen zurück. Von seinen zahlreichen Reden (mindestens 59) haben sich nur drei auf den Harpalischen Prozeß bezügliche (darunter eine gegen Demosthenes) erhalten, die von seiner Kunst keine besonders günstige Anschauung geben (außer in den Sammlungen griechischer Redner herausg. von Mätzner, Berl. 1842, Blaß, 2. Ausg., Leipz. 1888, und Thalheim, Berl. 1887). Nach dem Urteil der Alten hatte er als Redner keinen ihm eigentümlichen Charakter, sondern ahmte besonders Demosthenes nach, ohne ihn jedoch zu erreichen, daher er der »Gersten-Demosthenes« genannt wurde. Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1893).

Deinhardstein, Johann Ludwig, Bühnendichter, geb. 21. Juni 1794 in Wien, gest. daselbst 12. Juli 1859, widmete sich hier anfangs juridischen, dann klassischen und ästhetischen Studien und erhielt 1827 eine Professur der klassischen Litteratur und Ästhetik in seiner Vaterstadt. 1832—41 war D. Vize-

direktor des Hofburgtheaters und besorgte die Zensur der eingereichten Stücke. 1830 erhielt er die Redaktion der »Jahrbücher der Litteratur«, welche er bis zu deren Eingehen 1851 führte. D. ist Verfasser zahlreicher Theaterstücke, welche, ohne höhere künstlerische Bedeutung, durch Bühnenkenntnis, gebildete Sprache und herzlichen Ton Beifall fanden. Sie sind gesammelt in seinen »Dramatischen Dichtungen« (Wien 1816), seinem »Theater« (das. 1827, 1833) und seinen »Künstlerdramen« (Leipz. 1845, 2 Bde.). Einzeln erschienen das Lustspiel »Ehestandsqualen« (Wien 1820) und das nach dem »Teuerdank« bearbeitete Gedicht »Erzherzog Maximilians Brautzug« (das. 1832). Am besten gefielen »Hans Sachs« (Wien 1829), ein Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, und das Lustspiel »Garrick in Bristol« (das. 1834). Mit seinen »Künstlerdramen« bahnte D. nicht ohne Glück eine neue Gattung der dramatischen Poesie an. In »Fürst und Dichter« brachte er zuerst Goethe auf die Bühne. Besser gelang ihm die Schilderung Voltaires in dem fein angelegten Konversationsstück »Die rote Schleife«. Deinhardsteins »Gesammelte dramatische Werke« erschienen Leipzig 1848—57, 7 Bde.; auch gab er heraus »Klassisches Theater des Auslandes« (Wien 1855—56, 2 Bde.). Anmutig sind seine lyrischen »Gedichte« (Berl. 1844) und die »Erzählungen und Novellen« (Pest 1846).

Deinhardt, Karl August, deutscher Admiral, geb. 2. Febr. 1842 in London, gest. 4. Okt. 1892 in Wilhelmshaven. In Koblenz aufgewachsen, trat er 1856 in die preußische Marine, ward 1862 Leutnant, 1868 Kapitänleutnant, 1874 Korvettenkapitän und 1878 Kommandant der in der Südsee kreuzenden Korvette Bismarck, mit der er auf den Samoainseln in die Verhältnisse energisch eingriff. Seit 1880 Kapitän zur See, wurde er 1887 zum Konteradmiral befördert und 1888 mit dem Kommando des vor der Küste von Ostafrika zur Blockade stationierten Kreuzergeschwaders betraut. Er hatte das Hauptverdienst an der Unterdrückung des Sklavenhandels und nahm auch an der Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika, besonders durch die Eroberung von Bagamoyo erfolgreichen Anteil. 1890 zum Vizeadmiral ernannt, erhielt er 1890 und 1891 den Oberbefehl über die großen Manöverflotten und wurde 1892 Chef der Marinestation der Nordsee.

Deinit, Sprengstoff aus Pikrinsäure und Trinitrotoluol, eignet sich besonders zu Geschoßladungen.

Deinokrátes (lat. Dinocrates), Architekt aus Makedonien, trug, bereits bekannt durch den Wiederaufbau des von Herostratos niedergebrannten Dianentempels zu Ephesos, Alexander d. Gr. den Plan vor, den Berg Athos zu einer menschlichen Gestalt umzubilden, in der linken Hand mit einer Stadt, in der rechten mit einer großen Schale, worin sich das Wasser aller Flüsse des Berges sammeln und dann dem Meer zuströmen sollte. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Berühmt sind des D. Stadtanlage von Alexandria und die Errichtung des Scheiterhaufens des Hephästion.

Deinos, bei den Griechen ein halbkugelförmiger Kessel aus Thon oder Metall zum Mischen des Weins mit Wasser.

Deinsen, rückwärts gehen (vom Schiff).

De integro (lat.), von neuem.

Deïókes (Dajauku), nach Herodot der erste von Assyrien unabhängige König der Meder, 710—655 v. Chr., der, wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit zunächst zum Richter gewählt, allmählich königliche Gewalt zu gewinnen wußte; er ließ als feste Residenz Ekbatana bauen, wählte sich aus den vereinigten sechs Stämmen eine Leibwache aus, sorgte für die geordnete Verwaltung des Staates, errichtete ein ausgedehntes Spioniersystem und war der eigentliche Gründer medischer Königsmacht und Zivilisation. In Wirklichkeit war D. ein den Assyrern unterthäniger medischer Stammeshäuptling. Sein Sohn und Nachfolger war Phraortes.

Deiphóbe, nach griech. Mythe Tochter des Glaukos, Priesterin des Apollon und der Artemis, hatte ihren Sitz in einer Höhle bei Cumä, wo sie den Äneas in die Unterwelt führte, und soll jene Sibylle sein, welche dem Tarquinius die Sibyllinischen Bücher verkaufte (s. Sibylla). Apollon gewährte ihr ein Alter von 700 Jahren; aber da sie um Jugend zu bitten vergaß, erging es ihr wie Tithonos (s. d.): sie ward zuletzt ganz kraftlos und schwand wie ein Schatten dahin.

Deiphóbos, in der griech. Mythe Sohn des Priamos und der Hekabe, einer der tapfersten Helden Trojas. Er und Paris sollen den Achilleus getötet haben. Da er stets gegen die Auslieferung der Helena gestimmt hatte, so haßten die Griechen ihn, nächst dem Paris und Hektor, am meisten. Sein Haus ward bei der Eroberung der Stadt zuerst zerstört und er selbst, von Helena, mit der er sich (nach nachhomerischer Sage) nach Paris' Tode vermählt hatte, verraten, von Menelaos schmählich verstümmelt.

Deiphóntes, nach griech. Mythus Sohn des Herakliden Antimachos, heiratete die Hyrnetho, Tochter des Temenos, und half diesem den Thron der Temeniden in Argos aufrichten, wofür ihn Temenos, seine eignen Söhne, die ihm nach dem Leben gestellt hatten, zurücksetzend, zu seinem Nachfolger in Argos ernannte. Nach andrer Sage gelangte Keïsos, Temenos' ältester Sohn, zur Herrschaft, während D. mit Hyrnetho zu Epidauros lebte, wo er von seinen Schwägern allerlei Feindseligkeiten erduldete. Als zwei derselben ihre Schwester einst mit Gewalt entführt hatten und D. ihnen nachsetzte, wurde Hyrnetho von ihrem Bruder Phalkes im Handgemenge getötet. Ihr Schicksal war Gegenstand einer Tragödie (»Temenos«) des Euripides.

Deípnon, bei den alten Griechen die Hauptmahlzeit zwischen Frühstück (Ariston) und Abendessen (Dorpon), gegen Sonnenuntergang gehalten.

Deipnosophisten (griech.), Leute, die während der Mahlzeit lehrreiche Gespräche führen; auch Titel eines Buches von Athenäos (s. d. 2).

Deípylos, Sohn des thrakischen Königs Polymestor und der Ilione, der ältesten Tochter des Priamos, wurde bald nach seiner Geburt von seiner Mutter mit ihrem jüngsten Bruder Polydoros vertauscht und von seinem Vater unwissentlich getötet.

Deir (ed-Deir, Dêr, »das Kloster«), Hauptstadt des selbständigen asiatisch-türk. Liwa Zôr am Euphrat, mit 5—6000 Einw., Sitz eines Paschas und Mutessarifs.

Deir el Kamar (»Mondkloster«), früher Hauptort der Drusen in Syrien, jetzt Hauptort des Mutessariflik Dschebel el Libnan, liegt 865 m ü. M. am Abhang des Libanon und bietet mit seinen weißen, von mächtigen Felsen überragten Häusern und den auf Terrassen angelegten Gärten einen überaus malerischen Anblick. Die Bewohner (meist Maroniten), etwa 8000 an Zahl, treiben Weinbau und Seidenraupenzucht und verfertigen mit Gold und Silber

durchwebte seidene Kopftücher. 1860 war D. Schauplatz einer Christenniedermetzelung. Auf der gegenüberliegenden Thalwand das große Schloß Bteddin, Sommerresidenz des christlichen Paschas des Libanon.

Deisidämonie (griech.), Geisterfurcht, heilige Scheu vor Dämonen.

Deismus (lat.), das System, welches einen von der Welt nicht bloß geschiedenen (im Gegensatz zum Pantheismus), sondern auch verschiedenen, ihr äußerlich gegenüberstehenden Gott als letzte Ursache aller Dinge lehrt, aber (im Gegensatz zum Theismus) annimmt, daß dieser ohne lebendige fortdauernde Beziehung zur Welt sei und sich auch nicht in außerordentlicher Weise offenbare. Während schon im 16. Jahrh. »Deist« im Gegensatz zum Atheisten für jemand gebraucht wurde, der überhaupt an eine Gottheit glaubte, war Charles Blount (gest. 1693), welcher besonders als witziger und ironischer Gegner der biblischen Geschichte auftrat, einer der ersten, der sich in dem später üblichen Sinne Deist nannte; ihm folgten vornehmlich Tindal und Morgan. Die Denk- und Sinnesweise dieser Männer ging aus den kirchlich-politischen Wirren Englands im 17. Jahrh. und aus dem Widerspruch der zurückgebliebenen Theologie gegen die fortgeschrittene Wissenschaft hervor. Als faktischer Urheber dieses D. ist Eduard Herbert (s. d.), Lord von Cherbury, anzusehen, der zuerst den Begriff und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion entwickelte. Ihm nahe steht Thomas Browne (s. d.), Verfasser der »Religio medici« und andrer deistischer Schriften. Bestimmter, umfassender und feindseliger wurden diese Angriffe, seitdem 1694 die Preßfreiheit eingeführt worden war und John Locke die »Vernünftigkeit des Christentums« (»The reasonableness of Christianity«, 1695) als Losung ausgegeben hatte. Seitdem wurde das Christentum oft geradezu als Priesterbetrug bekämpft, immer seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt. Graf Anthony Shaftesbury (s. d.) strebte eine reine diesseitige Religion der Schönheit und Tugend an und führte eine schalkhafte Polemik gegen das Christentum als gegen eine durch den Gedanken ewiger Vergeltung getrübte Sittlichkeit. Gleichzeitig suchte John Toland (gest. 1722), auf den zuerst die Bezeichnung Freidenker angewandt wurde, in einem Hauptwerk der ganzen Richtung (»Christianity not mysterious«, 1696) den Wunderbegriff aus der christlichen Religion zu entfernen und beanspruchte Anton Collins (gest. 1729) das Recht des freien Denkens als allgemeines Menschenrecht. Thom. Woolston, der einzige Märtyrer unter seinen Genossen (gest. 1733 im Gefängnis), gebrauchte die alte Methode, die Wundergeschichten zu allegorisieren, als Hülle für seine Angriffe auf die evangelische Geschichte. Matth. Tindal (gest. 1733) leugnete die Idee und Möglichkeit der Offenbarung und nannte die Heilige Schrift eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christentum so alt wie die Schöpfung (»Christianity so old as the creation«, 1730, das Hauptmanifest des D.), die Kirche in Hobbes' Sinn eine Institution des Staates. Der Arzt Thom. Morgan (gest. 1743) suchte alles Geschichtliche im Judentum und Christentum als Priesterbetrug zu entlarven. Thom. Chubb (gest. 1747) fand das Wesen des Christentums in einer auch unabhängig von ihm Bestand habenden Moralität und natürlichen Religion. Lediglich als Mittel für Staatszwecke erscheint die Religion auch bei Lord H. Bolingbroke (s. d.), der die Freiheit des Denkens nur für die höhern Klassen gelten lassen wollte. Eine Satire auf die Ideale der Kirche stellt die »Fabel von der Biene« von Bernhard Mandeville (s. d.) dar. In der Weise der historischen Kritik dagegen trat Peter Annet (gest. 1768) gegen die Auferstehung und andre Wunder ins Feld. Endlich schlug in David Hume (s. d.) der D. in Skeptizismus um. In der Geschichte der Kirche machte der englische (eigentliche) D. große Epoche. Derselbe entwickelte in sich eine Fülle des Scharfsinns und geistiger Bildung, behauptete sich aber meist unter den höhern Ständen und gab sich gewöhnlich nur als Gleichgültigkeit gegen die Kirche kund. In Frankreich ergriff und steigerte der Encyklopädismus (Diderot) die negative Richtung des englischen D., während Voltaire von der Geistes-, Rousseau von der Gemütsseite her die positive Richtung desselben vertraten. In Deutschland entwickelte sich der D. teils als Evangelienkritik (»Wolfenbütteler Fragmente«, Reimarus), teils als Aufklärungsphilosophie und theologischer Rationalismus. In der katholischen Kirche tragen einen deistischen Charakter die Theophilanthropen (s. d.), eine Gesellschaft, die sich seit 1796 in Frankreich bildete, 1802 aber aufgelöst wurde, und die französische katholische Kirche des Abbé Chatel seit 1831, mit stark politischer Färbung. Dem Judentum gab vornehmlich Mendelssohn einen Anstoß zu einer innerlichen Entwickelung, welche, fast natürlich zum D. fortschreitend, als jüdische Reform besonders in Deutschland und Frankreich Vertreter fand. Vgl. Lechler, Geschichte des englischen D. (Stuttg. 1841); Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation (Braunschweig 1880).

Deisselberg, basaltischer Kegelberg auf dem Plateau von Paderborn, westlich bei Trendelburg, 886 m hoch, einer der nördlichsten deutschen Basaltberge.

Deisten, s. Deismus.

Deister, niedrige, waldreiche Bergkette in der preuß. Provinz Hannover, zwischen der Weser und Leine im Fürstentum Kalenberg, zieht sich von Springe in nordwestlicher Richtung 22 km weit bis Rodenberg, parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, von dem sie durch ein von der Haspaue durchflossenes Thal getrennt wird. Beide Bergzüge fallen steil gegen SW. ab und zeigen eine dammartige, hier und da durch Vertiefungen unterbrochene, kettenartige Bildung. Der höchste Punkt des Deisters ist der 403 m hohe Höfeler bei Wennigsen. Das Gebirge hat einige ergiebige Steinkohlengruben und Sandsteinbrüche. Am Nordwestende desselben schließt sich jenseit der Haspaue der Bückeberg (s. d.) an.

Deistersandstein, obere Abteilung der Wealdenformation (s. d.).

Deität (lat.), Gottwesenheit, Gottheit.

Deiters, 1) Hermann, Philolog und Musikschriftsteller, geb. 27. Juni 1833 in Bonn, studierte daselbst zuerst Rechtswissenschaft, dann klassische Philologie (besonders unter dem Einflusse O. Jahns), war auch hier 1858—69 Gymnasiallehrer, 1869 Oberlehrer zu Düren, wirkte in der Folge als Gymnasialdirektor zu Konitz (1874), Posen (1878), Bonn (1883) und ward 1885 zum Provinzialschulrat zu Koblenz, später zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Er schrieb außer mehreren rein philologischen Schriften und kurzen biographischen Beiträgen (über J. Brahms und L. v. Beethoven, beide in Waldersees »Sammlung musikalischer Vorträge«): »Über die Verehrung der Musen bei den Griechen« (Bonn 1868);

»De Aristidis Quintiliani doctrinae harmonicae fontibus« (daſ. 1870); »Über das Verhältnis des Martianus Capella zu Ariſtides Quintilianus« (Poſ. 1881). Beſonders wurde er bekannt durch ſeine Überſetzung und Bearbeitung von A. W. Thayers Biographie Beethovens (bis jetzt 3 Bände, Berl. 1866—1879), die in der Mutterſprache ſeines amerikaniſchen Verfaſſers bisher überhaupt noch nicht erſchienen iſt. Auch beſorgte er die Herausgabe der dritten Auflage von O. Jahns Mozart-Biographie (Berl. 1889).

2) Heinrich, Maler, geb. 5. Sept. 1840 in Münſter, bildete ſich ſeit 1857 auf der Akademie zu Düſſeldorf zum Landſchaftsmaler aus, wo er ſich beſonders an Alex. Michelis anſchloß, ſpäter aber auch von A. Achenbach beeinflußt wurde, und machte dann Studienreiſen nach Holland, Belgien, Frankreich und Süddeutſchland. Aus allen dieſen Gegenden hat er die Motive zu ſeinen zahlreichen Landſchaften gewonnen, in denen ſich eine intime, poetiſche Stimmung mit einer lebhaften Färbung verbindet; am liebſten bringt er aber in die Reize der weſtfäliſchen Wälder ein. Seine hervorragendſten Schöpfungen ſind: ein weſtfäliſches Dorf (1864), Nach dem Regen, Dordrecht (1866), holländiſche Kanallandſchaft, Amſterdam, weſtfäliſche Waſſermühle (1876), Abend im Spätherbſt (1877, Muſeum zu Köln), Am Waldbach (1884, in der Dresdener Galerie), Winterabend (1892) und Waldkapelle (1893). 1880 erhielt er die kleine goldne Medaille der Berliner Kunſtausſtellung.

Dej., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Graf P. F. Dejean (ſ. d.).

Dejanira, ſ. Deianeira.

Déjazet (ſpr. -ſaſä), Pauline Virginie, franz. Schauſpielerin, geb. 30. Aug. 1797 in Paris, geſt. daſelbſt 1. Dez. 1875, betrat ſchon als fünfjähriges Kind das Théâtre des jeunes artistes am Kapuzinerkloſter, ſpielte dann mit glänzendem Erfolg auf Kindertheatern, trat in den Variétés in Knabenrollen auf, ebenſo in Bordeaux und Lyon und übernahm 1821 im Gymnaſe die jungen Burſchen, Schüler ꝛc. Von hier kam ſie an das Théâtre des Nouveautés und ging 1834 an das Théâtre du Palais-Royal über, dem ſie ſeinen ſchönſten Glanz verlieh. Von 1844—1849 war ſie Mitglied der Variétés, trat dann an verſchiedenen Theatern von Paris, auch wiederholt in der Provinz und in London auf und übernahm 1859 die Direktion der Folies-Dramatiques, die ſie in Théâtre D. umtaufte. 1868 trat ſie von der Bühne ab, kehrte aber von neuem zu ihr zurück, nachdem ſie 1874 in einer Vorſtellung zu ihren gunſten (Einnahme 60,000 Frank) aufgetreten war. Außerordentliche Lebendigkeit, Witz, das Talent, Zweideutigkeiten ſo ſagen zu können, daß ſie ihr verziehen wurden, und eine unbeſchreibliche Schalkhaftigkeit in ihrem ganzen Weſen machten ſie zu einem der glänzendſten Sterne der Pariſer Bühne. Eine Sammlung ihrer geiſtreichen Einfälle enthält das Buch »Le perroquet de D.«. Vgl. Duval, Virginie D. (Par. 1876); Lecomte, V. D., étude biographique et critique (daſ. 1892). — Ihr Sohn Eugène D., geſt. 19. Febr. 1890 in Paris, hat ſich durch eine Reihe von Operetten: »Un mariage en l'air« (1861), »L'argent et l'amour« (1863), »Monsieur de Belle-Isle« (1865) u. a., ihre Tochter Hermine (geſt. 18. Dez. 1877) ebenfalls durch eine Kompoſition und als Sängerin bekannt gemacht.

Dejean (ſpr. dõſchäng), 1) Jean François Aimé, Graf, franz. General, geb. 6. Okt. 1749 in Caſtelnaudary, geſt. 12. Mai 1824, diente unter Dumouriez in Belgien und wurde 1793 zum Kommandanten des Genietorps und Direktor der Befeſtigungen, 1794 nach dem berühmten Rheinübergang in der Nacht vom 5. zum 6. Sept. 1795 zum Diviſionsgeneral befördert. Von Bonaparte zum Staatsrat ernannt, erhielt er die Aufſicht über die Küſten von Bretagne. Nachdem er bei Marengo mitgefochten, war er bei der neuen Organiſation Italiens beſchäftigt. 1802 wurde er zum franzöſiſchen Kriegsminiſter ernannt und verwaltete dies Amt bis 1807. 1810 ward er zum Grafen, 1812 zum Senator ernannt und war Vorſitzender des Kriegsgerichts über die Generale Mallet, Laborie und Guidal, bei welcher Gelegenheit er eine ehrenvolle Unabhängigkeit bewies. 1814 ſchloß ſich D. den Bourbonen an, ward Pair, Gouverneur der polytechniſchen Schule und Generaldirektor in der Kriegsadminiſtration; 1820 nahm er ſeinen Abſchied.

2) Pierre François Aimé Auguſte, Graf, Entomolog, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1780 in Amiens, geſt. 18. März 1845, ſtudierte Medizin, trat in den Militärdienſt, begleitete ſeinen Vater nach Holland, zeichnete ſich ſpäter als Kommandeur eines Dragonerregiments in Spanien aus, focht als Brigadegeneral im ruſſiſchen Feldzug, ward 1813 Diviſionsgeneral und 1814 zur Dispoſition geſtellt. 1815 war er bei Waterloo Napoleons I. Adjutant; nach der zweiten Reſtauration ward er verbannt, kehrte aber 1818 nach Frankreich zurück, trat 1824 in die Pairskammer, 1830 wieder in den aktiven Dienſt und machte den Feldzug in Belgien mit. Von Jugend auf eifrig mit dem Studium der Entomologie beſchäftigt, brachte er während ſeiner Feldzüge und ſeines Exils in Kärnten, Krain, Steiermark und Dalmatien ſowie durch ſeine Verbindung mit faſt allen Entomologen Europas eine Sammlung zu ſtande, die als die größte und reichſte des Kontinents angeſehen werden kann. Er lieferte 1821 einen ſyſtematiſchen Katalog der Käfer (2. Aufl. 1833—37) und ſchrieb: »Iconographie des coléoptères d'Europe« (mit Boisduval und Aubé, Par. 1829—36, 5 Bde.) und »Species générales des coléoptères« (daſ. 1825—37, 5 Bde.; den 6. Band fügte Aubé hinzu), ein zwar unvollendetes, aber klaſſiſches Werk; »Histoire naturelle et iconographie des coléoptères d'Europe« (mit Boisduval, daſ. 1828—38, 50 Lfgn.).

Dejektion (lat.), Ab- und Ausſtoßung, gewaltſame Verdrängung aus dem Beſitz einer Sache (ſ. Beſitz); Dejecta, die Exkremente, der Auswurf, und was ſonſt vom Körper eines Kranken ſtammt.

Dejerieren und **Dejeration**, ſ. Dejurieren.

Déjeuner (franz., ſpr. -ſchöné), die erſte nach dem Wortlaut auf nüchternen Magen genommene Mahlzeit des Tages, das Frühſtück, beſteht in Deutſchland in der Regel aus Kaffee oder Thee mit Weißbrot oder Kuchen, in Frankreich aus ſchwarzem Kaffee oder Schokolade, in England aus Thee mit Eiern und Fleiſch. In Frankreich nennt man jedoch gewöhnlich D. (déjeuner à la fourchette, Gabelfrühſtück) diejenige Hauptmahlzeit, welche gegen 12 oder 1 Uhr genoſſen wird und aus einer oder mehreren warmen und kalten Speiſen beſteht. Dieſes D. unterſcheidet ſich vom Mittageſſen, dem Diner, durch Zahl, Auswahl und Auftragen der Gerichte, z. B. Fehlen der Suppe, des Tiſchtuchs ꝛc. Geſchäftsleute dejeunieren in der Regel im Reſtaurant, da die Arbeits- und Geſchäftszeit durch eine eigentliche Frühſtückspauſe nicht unterbrochen wird. Déjeuner dinatoire (richtiger D.-diner),

ein größeres, feines Frühstück an Stelle eines Mittagsmahls, welches die Franzosen später einnehmen. D. dînatoire, ein Frühstück, an welches sich Tanz anschließt. Déjeunieren, frühstücken. — Le Déjeuner war auch Name eines Schriftstellervereins unter dem ersten Kaiserreich.

Dejizieren (lat.), herabwerfen; ausstoßen, aus [dem Besitz vertreiben.

Dejotārus, Tetrarch (Vierfürst) von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den römischen Feldherren Sulla, Servilius Isauricus, Murena, Lucullus und Pompejus in den Kriegen in Asien geleistet, vom römischen Senat den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien und stand mit M. Cato, Pompejus, Cäsar, Crassus, den Brüdern M. und Quintus Cicero, M. Brutus u. a. in Verbindung. Im Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar schloß er sich dem erstern an und zog ihm mit 600 Reitern zu Hilfe, trennte sich aber nach der Schlacht bei Pharsalus von Pompejus und begab sich nach Galatien zurück, wo er durch den Angriff des Pharnakes in größte Bedrängnis geriet. Als Cäsar 47 v. Chr. gegen Pharnakes zu Felde zog, wurde er von D. unterstützt, weshalb er denselben in seiner Königswürde bestätigte und ihm den größten Teil seines Reiches zurückgab. Cäsar hielt sich damals eine Zeitlang am Hofe des D. in Lucejum auf, und da man bei diesem einen Groll gegen Cäsar wegen Verkürzung seines Besitzes voraussetzte, so benutzte auf Anstiften der Schwiegersöhne des D., Brogitarus und Kastor, des letztern Sohn Kastor diesen Umstand, um zu Rom 45 den D. anzuklagen, daß er Cäsar während seines Aufenthaltes in Lucejum habe ermorden wollen, was nur durch den Eintritt unerwarteter Umstände verhindert worden sei. Cicero übernahm die Verteidigung des Angeklagten mit Geschick und brachte es wenigstens dahin, daß Cäsar die Sache fallen ließ. D. aber tötete aus Rache die Eltern Kastors. Nach Cäsars Tod ließ D. der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, eine ungeheure Summe auszahlen, und sofort erschien eine Verordnung, angeblich aus Cäsars Papieren, durch welche D. in alle seine frühern Besitzungen wieder eingesetzt wurde. Dieser hatte indes nicht einmal diese Verordnung abgewartet, sondern sich ohne weiteres aller der Länder wieder bemächtigt, welche Cäsar ihm entzogen hatte. Als Cassius nach Kleinasien kam, suchte D. Neutralität zu beobachten; erst als Brutus selbst zu ihm kam, erklärte er sich für die Verschwornen und sandte ihnen seinen Feldherrn Amyntas nach Griechenland zu Hilfe. Derselbe trat nach der Niederlage der Republikaner zu Octavianus und Antonius über, ward freundlich aufgenommen, und D. blieb im Besitz aller seiner Länder. Er starb 40 v. Chr. in sehr hohem Alter.

De jure (lat.), von Rechts wegen; Gegensatz: De [facto (s. d.).

Dejurieren (dejurieren, lat.), eidlich bekräftigen; Dejuration (Dejeration), eidliche Beteurung.

Deka (griech.), zehn, oft in Zusammensetzungen, besonders im metrischen Maß, vorkommend, so Dekagramm, 10 g; Dekaliter, 10 Lit.; Dekameter, 10 m; Dekastēr (franz. décastère) = 10 cbm. In Spanien Decá. Das Dekameter ist in Frankreich die Meßkette.

Deka (Dega), Landschaft, s. Abessinien, S. 37.

Dekabristen (Dezembermänner, v. russ. dekaber, Dezember), die Teilnehmer jenes Aufstandes, welcher im Dezember 1825 unter mehreren Offizieren der russischen Armee zum Ausbruch kam, die den vergeblichen Versuch machten, den damals erfolgten Thronwechsel zu einer eingreifenden Staatsveränderung zu benutzen. Seit dem längern Aufenthalt russischer Offiziere in Deutschland und in Frankreich während der letzten Napoleonischen Kriege und der dreijährigen Okkupation Frankreichs hatte sich dieser Kreise, besonders der Gardeoffiziere, Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen bemächtigt und das Streben nach einer freiheitlichen Umgestaltung des russischen Reiches erweckt. Die Unzufriedenen bildeten verschiedene geheime Gesellschaften, welche sich in zwei große Gruppen teilten, den nördlichen und den südlichen Bund. Jener, dessen Hauptquartier in Petersburg war, hatte an seiner Spitze den hierfür untauglichen Fürsten Sergius Trubezkoi; dieser, dessen Leiter sich in Kiew befanden, stand unter dem fähigen und entschlossenen Obersten Paul v. Pestel, dem Adjutanten des Generals Grafen von Wittgenstein. Pestel hatte bereits eine russische Verfassung ausgearbeitet und darin die Verhältnisse in der Schweiz und in Nordamerika zum Muster genommen. Die Ausführung solcher idealistischer Pläne setzte den Sturz des russischen Kaisertums voraus, und es wurde auch beschlossen, eine Truppenmusterung, welche Kaiser Alexander im Mai 1826 in Südrußland veranstalten wollte, zur Ermordung des Kaisers und zum Umsturz der Regierungsform zu benutzen. Aber Alexander starb 1. Dez. 1825 in Taganrog, und nun mußten die noch nicht gehörig vorbereiteten Verschwörer rasch handeln, um zu verhindern, daß eine neue kaiserliche Regierung sich festsetze. Sie benutzten daher den Umstand, daß man von der Thronentsagung des ältesten kaiserlichen Bruders, des Großfürsten Konstantin, damals Vizekönigs in Polen, unter dem Volk nichts wußte, und stellten denselben als den rechtmäßigen Thronfolger, den zweiten Bruder Alexanders, Nikolaus, aber als Usurpator hin. Unter dem Vorwand, die Rechte des erstern zu verteidigen, erregten die D. 26. Dez. 1825 einen Militäraufstand in Petersburg gegen den neuen Kaiser Nikolaus. Der Aufstand, welchem es vollständig an der Leitung fehlte (Fürst Trubezkoi war nirgends zu sehen), wurde von Nikolaus mit Kartätschen niedergeschlagen, der Bund im Süden gleichfalls unterdrückt. Oberst Pestel wurde infolge einer Denunziation gefangen genommen und gehenkt, ebenso der Oberst Murawjew-Apostol, Rylejew u. a., die übrigen Verhafteten, gegen 120, meist nach Sibirien geschickt. Vgl. die anonym erschienene Schrift des Barons Andreas v. Rosen (s. d.): »Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen« (2. Aufl., Leipz. 1874).

Dekade (griech.), eine »Zehnzahl«, insbes. eine Zeit von 10 Monaten, Wochen, Tagen; in Frankreich (décade) die zehntägige Woche im republikanischen Kalender, der danach Décadrier hieß. Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel nämlich in drei Dekaden. Vgl. Kalender. In der deutschen Armee wird den Soldaten die Löhnung dekadenweise ausgezahlt.

Dekadisches Zahlensystem (Dekadik), dasjenige System von Zahlen, worin zehn die Basis der Einteilung ist und zehn Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächsthöhern Ordnung bilden. Vgl. Zahlensystem.

Dekadrachmon, altgriech. Münzbenennung, s. [Drachme.

Dekaëder, ein zehnflächiges Polyeder.

Dekagōn (griech.), Zehneck, insbesondere ein regelmäßiges.

Dekagonālzahl, eine Zahl von der Form $n(4n-3)$; für $n = 1, 2, 3 \ldots$ erhält man 1, 10, 27 ... Vgl. Polygonalzahl.

Dekagynisch (griech.), soviel wie Decagynus.

Dekalieren, soviel wie Kalieren (s. d.).

Dekalkierpapier, Dekalkierverfahren, s. Metachromatypie.

Dekalōg (griech.), die Zehn Gebote (s. d.).

Dekaméron (griech.), s. Decamerone.

Dekān (griech., lat. Decanus), in der katholischen Kirche der dem Kapitel eines Stifts vorstehende Kanonikus (Dechant, an Kathedralkirchen Domdechant); in der protestantischen Kirche soviel wie Superintendent, geistlicher Inspektor; im Universitätswesen der jeweilig durch Wahl oder regelmäßigen Wechsel an der Spitze einer Fakultät stehende Professor (s. Universitäten); in England Dean genannt, in Frankreich Doyen (s. d.).

Dekanāt, Amt, Würde eines Dechanten; Dekanei, Amtswohnung und Sprengel eines Dechanten.

Dekándrisch, soviel wie Decandrus.

Dekantieren (Abgießen), Trennung einer Flüssigkeit von einem Bodensatz, ersetzt das Filtrieren, wenn sich der Bodensatz schnell und vollständig absetzt. Man neigt das Gefäß vorsichtig und kontinuierlich und läßt so viel von der klaren Flüssigkeit abfließen, wie möglich ist, ohne daß Teilchen des Niederschlages mit fortgerissen werden. Bei leichten, voluminösen Niederschlägen verwendet man zum D. verschiedene Hilfsmittel. Man benutzt z. B. einen Topf, welcher in aufsteigender Linie mit einer Reihe von Löchern versehen ist, die mit Pfropfen verschlossen werden. Hat sich der Niederschlag vollständig abgesetzt, so zieht man, von oben anfangend, einen Pfropfen nach dem andern, bis man dicht über dem Niederschlag angelangt ist. Man benutzt auch einen Heber, dessen in die Flüssigkeit eintauchender Schenkel am Ende in die Höhe gebogen ist, damit der in den Heber hineingesogene Strom nicht Teilchen des Niederschlags mit fortreißen kann. Man benutzt ferner Gefäße, die ebenso hoch wie weit und dicht über dem Boden mit einer Öffnung versehen sind. In letzterer steckt ein Rohr, welches in dem Gefäß aufrecht steht und allmählich niedergelegt werden kann, sobald sich der Bodensatz gut abgesetzt hat. Vorteilhaft versieht man das freie Ende des Rohres mit einer gelochten Trommel, die mit Leinwand überzogen ist, um schwimmende Teile des Bodensatzes zurückzuhalten. Das D. findet häufig Anwendung beim Auswaschen (s. d.) von Niederschlägen.

Dekapieren (franz.), die mit einem galvanischen Metallüberzug zu versehenden Metallgegenstände durch Ausglühen, Behandeln mit Sodalösung, verdünnten Säuren und Kratzbürsten reinigen.

Dekapolis (»Landschaft der zehn Städte«), der nördliche Teil Peräas in Palästina, benannt nach zehn daselbst befindlichen Städten, welche nach der makedonischen Eroberung von Griechen besetzt worden waren. Ihre Namen werden verschieden angegeben; die meiste Wahrscheinlichkeit hat folgender Katalog: Skythopolis (s. d.) auf dem rechten Jordanufer (heute Beisan), Philadelphia (Ammân; s. d.), Pella (Tabakat Fahil), Gadara (s. d.; Mkes), Abila (Abil), Dion, Kapitolias (Bet Râs), Hippos (Susie), Gerasa (s. d.; Dscherasch) und Kanatha am Hauran. Die Dekapolisstädte bildeten kein zusammenhängendes Ganze, sondern seit 62 v. Chr., als Pompejus die Verhältnisse Palästinas ordnete, mehr eine politische Verbindung in republikanischen Formen, im Gegensatz zu den zwischen ihnen zerstreuten Herrschaftsgebieten der Tetrarchen mit jüdisch-syrisch-arabischer Bevölkerung. Die Bevölkerung derselben war sehr betriebsam, vorwiegend hellenisch in Sprache, Sitte, Kunst und Religion.

Dekarbonisation, Befreiung von Kohlenstoff.

Dekartieren, die in die Briefkarte eingetragenen (inkartierten) Sachen vor der Auslieferung abstempeln.

Dekastichon (griech.), Strophe von zehn Versen.

Dekastylos (griech.), Bezeichnung für einen an der Fronte mit zehn Säulen geschmückten griechischen Tempel.

Dekatieren (franz. décatir, »den Preßglanz [cati] benehmen«), s. Appretur und Tuch.

Dekatylsäure, s. Kaprinsäure.

Dekeleia (lat. Decelea), attischer Demos, nördlich von Athen, zwischen Parnes und Pentelikon, ward von den Spartanern im Peloponnesischen Krieg 413 v. Chr. auf des Alkibiades Rat besetzt und zu einem festen Platz gemacht, der den Verkehr Athens mit dem getreidereichen Euböa abschnitt. Danach heißt der letzte Teil des Peloponnesischen Krieges der Dekeleische Krieg (413—404).

Deken, Agatha, niederländ. Schriftstellerin, geb. 10. Dez. 1741 bei Amstelveen unweit Amsterdam, gest. 14. Nov. 1804 im Haag, ward als dreijährige Waise in das Waisenhaus der Rhynsburger Kollegianten zu Amsterdam aufgenommen und dort erzogen. Einige ihrer poetischen Versuche bewogen die Amsterdamer litterarische Gesellschaft Diligentiae omnia, für ihre weitere Ausbildung zu sorgen. Sie kam als Gesellschafterin zu einer Dame, Maria Bosch (geb. 1741, gest. 19. Nov. 1773), die, ebenfalls Dichterin, ihre Freundin wurde. Ihre gemeinschaftliche Arbeit sind die »Stichtelijke gezangen« (Amsterd. 1775). Nach dem Tode des Predigers Wolff (1777) wurde sie von dessen Witwe, der Schriftstellerin Elisabeth Bekker (s. d.), als Gesellschafterin aufgenommen und trat zu dieser bald in ein herzliches Freundschaftsverhältnis, das bis zu dem fast gleichzeitig erfolgten Tode beider Frauen andauerte. Sie schrieben gemeinschaftlich eine Reihe von Romanen (weiteres s. Bekker) und die »Economische liedjes« (1781). Die D. schrieb noch allein »Liederen voor den boerenstand« (Leiden 1804) und »Iets voor ouders en kinderen« (das. 1805). Vgl. Frijlink, Elisabeth Wolff, geb. Bekker, en Agatha Deken (Amsterd. 1862—63, 2 Bde.).

Dekhan (Deccan, v. sanskr. Dakschinā, die »rechte, d. h. südliche Weltgegend«), der südliche Teil von Vorderindien, das Dreieck, das im N. von der südlich der Tapti streichenden Kette und ihrer Fortsetzung, dem Hügelland am rechten Ufer der Godaweri entlang, im O. von den Ostghats, im W. von den Westghats begrenzt wird, im S. in der Palgat genannten Senkung endet, welche die Eisenbahn von Madras nach Kalikat durchzieht. Es ist ein nach O. sich abdachendes Tafelland, rauh und stark gewellt im W., mit ausgedehnten Ebenen im O. Das Hochland hat im W. eine Höhe von 1000—1300 m, im Zentrum von 500—600 m. Alle Flüsse entspringen in den Westghats und münden in den Bengalischen Meerbusen. Der Boden besteht mit Ausnahme einiger alluvialer und diluvialer Ablagerungen ziemlich allgemein aus schwarzer Erde (Zersetzungsprodukt des für D. charakteristischen Trapps) oder aus verwittertem roten Laterit. Beide sind fruchtbar, bedürfen aber der Bewässerung. Das Klima wird durch die Isothermen von 27,3—27,8° C. bezeichnet. In politischer Beziehung gehört D. zu den Zentralprovinzen, den Präsidentschaften Bombay und Madras, zu Haidarabad und Maissur. — In der Geschichte Indiens hat das D. erst in den letzten Jahrhunderten vorüber-

gehend einen entscheidenden Einfluß geltend gemacht. Vom 3.—14. Jahrh. waren die Könige von Orissa die Machthaber im Lande. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. begründete dann Allah ud Din die Herrschaft der Muslims über D., und muslimische Dynastien nahmen die Stelle der Hindufürsten ein, die sich nur in wenigen Staaten zu erhalten vermochten. Von größerer Bedeutung wurde der von Siwadschi (einem kleinen Landbesitzer, der sich zum glücklichen Kämpfer gegen den Großmogul Aurengzib emporschwang) 1676 gestiftete Staat der Marathen (s. d.). Dieselben traten 1774 als Gegner der Engländer auf; 1782 kam es zum vorläufigen Frieden, 1818 wurde das Marathenreich im D. dem englischen Gebiet einverleibt.

Dekhanische Sprachen, s. Drawida.

Dekker, 1) Eduard Douwes, niederländ. Schriftsteller, geb. 2. März 1820 in Amsterdam, gest. 19. Febr. 1887 in Niederingelheim, war 1840—57 Regierungsbeamter in Niederländisch-Ostindien, zuletzt Assistent-resident von Lebak. Durch seinen Widerstand gegen die Kolonialverwaltung kam er um diese Stellung und suchte seitdem in seinem Vaterlande umsonst politischen Einfluß zu gewinnen. Als Schriftsteller aber wurde er gleich bei seinem Auftreten berühmt. Den größten Eindruck machte der Tendenzroman »Max Havelaar« (Amsterd. 1860), den er unter dem seither beibehaltenen Schriftstellernamen Multatuli veröffentlichte. Die javanischen Zustände sind darin mit glänzender Farbe und glühendem Gefühl geschildert; Natur und Menschen des Morgenlandes, die Tyrannei der indischen Regenten, die Habgier der europäischen Kaufleute treten in das hellste Licht. Von seinen übrigen Werken, in denen überall der Unmut des im Kampf unterlegenen nervösen Ideologen hervortritt, seien erwähnt: »Indrukken van den dag« (Arnh. 1860); »Minnebrieven« (Amsterd. 1861, 7. Aufl. 1881); »Ideën« (das. 1862—77, 7 Bde.); »Over vrijen arbeid« (1862, 1871); »Duizend en eenige hoofdstukken over specialiteiten« (Delft 1871); »Millioenen-studien« (das. 1872) u. a. Auch als Dramatiker machte er sich einen Namen durch sein Drama »Vorstenschool« (1875), das zu den beliebtesten Stücken des heutigen Repertoires gehört. Seine Briefe wurden veröffentlicht von seiner zweiten Lebensgenossin (Amsterd. 1890—92, 6 Tle.), die auch seine gesammelten Werke herausgab (das. 1892, 10 Bde.). Eine Biographie gab C. D. Busken Huet (in ten Brinks »Hedendaagsche Letterkundigen«, 1885); vgl. auch C. Bosmaer, Een zaaier (Amsterd. 1874), und Th. Swart Abrahamsz, Eduard Douwes D. Eene ziektegeschiedenis (das. 1888).

2) Thomas, engl. Dichter, s. Decker 1).

Deklamation (lat.), der kunstgerechte Vortrag eines stilistischen Produkts, durch welchen nicht nur der Sinn desselben treu und verständlich wiedergegeben, sondern auch die Gemütsstimmung, in welcher das Stück verfaßt ist, auf den Hörer übertragen wird. Die ersten Bedingungen einer guten D. sind eine auf Ausbildung und Gewandtheit der Sprachorgane beruhende richtige Aussprache und Betonung der Worte und Silben sowie die gehörige, das Verständnis erleichternde Beobachtung der durch die Interpunktion gegebenen syntaktischen Pausen, von welchen die rhetorischen wohl zu unterscheiden sind. Dies die grammatische D., welche sich zur charakterisierenden gestaltet, wenn nicht nur der Sinn und Charakter des Stückes, sondern auch das von dem Autor bei der Abfassung und von dem Deklamator beim Vortrag Empfundene durch sie seinen angemessenen Ausdruck findet. Hierzu sind notwendige Erfordernisse eine volltönende, starke, biegsame Stimme, die sich den verschiedenen Gemüts- und Seelenstimmungen leicht anbequemt und danach modifiziert, Geläufigkeit der Zunge, richtige Anwendung der verschiedenen Tonlagen und der mannigfaltigen Nüancen derselben je nach den Stimmungen und Affekten, welche das Stück ausdrücken soll. Von großer Wichtigkeit ist ferner das Atemholen, das nur bei solchen Stellen der Rede eintreten darf, wo ein Absetzen geboten oder erlaubt ist, und das nie hörbar werden darf. Weitere Erfordernisse sind genaue Beobachtung des Redeaccents, also Hervorhebung der wichtigern Begriffe und Vorstellungen durch stärkere Betonung; Beobachtung des dem Inhalt des Stückes entsprechenden Grades von Geschwindigkeit der Rede, die bei leidenschaftlicher oder affektvoller Erregung sich steigern, bei ruhiger Betrachtung, auch behufs des Ausdrucks gedämpfter Gemütsstimmung sich mäßigen muß. Endlich gibt es noch eine personifizierende D., welche den Charakter einer Person, der gewisse Stimmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Grundsätze ꝛc. beigelegt werden, zum Ausdruck zu bringen sucht, und zwar entweder den ganzen Menschen nach seiner physischen und geistigen Individualität wie nach seinen äußern Lebensverhältnissen oder nur eine in diesem Menschen vorwiegende bestimmte Empfindung, Vorstellung, Leidenschaft ꝛc. Den ganzen Menschen sucht der dramatische Künstler zur Anschauung zu bringen, wobei er außer der Rede auch das Kostüm und die Maske zu Hilfe nimmt; die Darstellung einer vorübergehenden Gemütsbeschaffenheit aber ist vornehmlich Aufgabe der D. Der Deklamator unterscheidet sich besonders dadurch von dem Schauspieler, daß er in eigner Person auftritt, wie der Redner, während jener eine andre Person darstellt.

Aus Quintilians »Rhetorik« geht hervor, daß die Alten rücksichtlich jeder Art der Rede Forschungen sowohl über die Stimme als über die Mittel, sie zu heben und zu stärken, angestellt haben. Die Erteilung eines eignen Unterrichts darüber war sogar einer besondern Profession vorbehalten. Es ist dies die der Phonasken, Stimmmeister (der Laubesche Vortragsmeister?) oder nach Varro Stimmhähne, welche sich den Tonkünstlern und Ärzten anreihten, die Stimmorgane in der gehörigen Stärke des Tones übten und dafür diätetischen Rat und Hilfsmittel gaben. Überall, hauptsächlich beim Vortrag schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen befand der Phonaskos sich zur Seite, um nötigen Falls sogleich Ton und Takt anzugeben. Dies war indes nur bei der öffentlichen Rede der Fall, wogegen die Schauspieler auf der Bühne eine andre musikalische Begleitung ihrer D. durch eine Art Flöte (tibia), außerdem ihren Musikmeister oder Taktangeber und selbst ihren Souffleur (hypoboleus, monitor) hatten. Im Mittelalter wurde die D. sehr vernachlässigt, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften aber wieder hervorgesucht, und seitdem hat sie sich da wieder gehoben, wo die schönen Künste geschätzt werden und insbes. die Beredsamkeit den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, wie in den konstitutionellen Staaten, eröffnet. Schocher (»Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?«, Leipz. 1792) stellte ein eignes System von Regeln für die D. auf und wurde dadurch der Begründer der Deklamatorik oder der Theorie der D. Vgl. außerdem: Klopstock, Über Sprache und Dichtkunst (Hamb. 1779); Viele-

feld, Über die D. als Wissenschaft (das. 1807); Wötzel, Geschichte der D., nach Schochers Ideen (Leipz. 1815); O. Guttmann, Gymnastik der Stimme (3. Aufl., das. 1876); Agnes Schebest, Rede und Gebärde (das. 1863); R. Benedix, Der mündliche Vortrag (4. Aufl., das. 1893, 3 Bde.); R. Genée, Poetische Abende (neue Ausg., Erfurt 1880); Palleske, Die Kunst des Vortrags (3. Aufl., Stuttg. 1892).

In der Musik, speziell in der Vokalkomposition, ist D. die Umwandlung des poetischen Rhythmus (Metrums) in einen musikalischen. Ein Lied ist schlecht deklamiert, wenn eine leichte Silbe einen starken musikalischen Accent oder eine lange Note erhält, oder wenn eine schwere Silbe oder ein durch den Sinn hervorgehobenes Wort in der Melodie eine untergeordnete Stellung auf dem leichten Taktteil und in kurzen Noten erhält. Die poetische und musikalische Accentuation müssen einander im allgemeinen decken, ohne daß darum die Melodie zur regelmäßigen Skansion zu werden braucht. Das schlichte, populäre Lied folgt meist streng dem Gang des Metrums, das Kunstlied dagegen gestaltet dasselbe freier, verlängert und verkürzt die Perioden durch Silbendehnungen, durch Folgen einer Anzahl kurzer Töne ꝛc.

Deklaranten (Kreuzzeitungs-D.) wurden die Mitglieder der streng konservativen Partei in Preußen genannt, welche in einer im Februar 1876 in der Kreuzzeitung veröffentlichten Erklärung gegen die von Bismarck 9. Febr. im Reichstag gethane Äußerung protestierten, daß jeder, der die Kreuzzeitung halte und bezahle, sich indirekt an der Lüge und Verleumdung beteilige, deren sich die Zeitung 1875 gegen die höchsten Beamten des Reiches (Bismarck selbst, Camphausen und Delbrück wurden in mehreren Artikeln der Beteiligung an Gründerspekulationen bezichtigt) schuldig gemacht habe.

Deklaration (lat.), Erklärung, wie die von gesetzlichen Bestimmungen durch nachfolgende Erlasse; in der Logik soviel wie Definition; im Rechtswesen die Angabe über einen Zustand oder eine Thatsache, insbesondere die eine Haftverbindlichkeit bedingende Erklärung (so deklariert der Schuldner seine Insolvenz vor Gericht ꝛc.). Besonders üblich im Steuerwesen als Angaben über Thatsachen, welche zur Bemessung der Steuerschuldigkeit dienen; man spricht hier von einem indirekten Deklarationszwang, wenn der Steuerpflichtige, welcher nicht deklariert, gewisser Vorteile verlustig geht. Dann im Handel die für Zwecke der Frachtberechnung, statistischer Erhebungen oder der Verzollung abzugebende Erklärung über die Gegenstände, welche über die Grenze verbracht werden sollen. In Deutschland werden generelle und spezielle D. unterschieden. Die generelle D., welche bei der Einfuhr auf Eisenbahnen (Ladungsverzeichnis) oder von der See her (Manifest) vom Warenführer abzugeben ist, muß nach dem Zollgesetz von 1869 enthalten: die Zahl der Wagen oder bei Schiffen Namen oder Nummer; Namen und Wohnort der Warenempfänger; Zahl der Kolli, Verpackungsart, Zeichen und Nummern derselben, Gattung der Waren im allgemeinen; außerdem beim Eingang auf der Eisenbahn das Bruttogewicht der Waren. Die Richtigkeit dieser Angaben muß der Deklarant versichern und durch seine Unterschrift verbürgen. In der vom Warenführer oder Empfänger abzugebenden speziellen D., deren es in der Regel für weitere Abfertigung der eingeführten Waren, dann bei Waren, welche nicht auf der Eisenbahn oder zu Schiff eingehen, bedarf, sind Menge und Gattung der Waren nach den Benennungen und Maßstäben des Zolltarifs anzugeben sowie, welche Abfertigungsform begehrt wird. Die D. hat in der Regel schriftlich zu erfolgen. Die mündliche D. ist zugelassen bei Ladungen, für welche weniger als 6 Mk. Zoll zu zahlen ist, dann bei von Reisenden mitgeführten und nicht für den Handel bestimmten Gegenständen. Unrichtige oder unterlassene D. verbotener Gegenstände, falsche spezielle Deklarationen u. dgl. konstituieren den Begriff der strafbaren Konterbande oder Defraudation. Der Regel nach wird diese schon als verübt angenommen, wenn die betreffenden Thatsachen erwiesen sind; des Nachweises der rechtswidrigen Absicht bedarf es nicht. Eine D. (Deklarationsschein) ist auch abzugeben für Waren (Deklarationsscheingüter), welche nur durch das Zollausland hindurchgeführt und mit dem Anspruch auf Zollfreiheit wieder eingeführt werden sollen. Waren, welche mit der Post eingehen, muß eine im Ausland ausgestellte D. (Inhaltserklärung) beigegeben sein. Ebenso sind Sendungen, welche mit der Post nach dem Ausland gehen, mit 2—4 teils in deutscher, teils in englischer oder französischer Sprache ausgestellten Deklarationen zu versehen. Für dieselben sind gedruckte Formulare zu benutzen.

Deklaration, böhmische, die Kundgebung, welche der Tschechenführer Rieger verfaßte und dem Oberstlandmarschall als Vorsitzenden des böhmischen Landtags 22. Aug. 1868 überreichte. In dieser Deklaration veröffentlichten 81 tschechische Abgeordnete ihr politisches Programm, indem sie ein eignes böhmisches Staatsrecht forderten und gegen die bestehende Verfassung protestierten. Deklaranten nennen sich die Unterzeichner der Deklaration sowie deren Anhänger auch außerhalb Böhmens in Mähren, wo die tschechische Minorität im Landtag 25. Aug. 1868 eine ähnliche Erklärung überreichte. Vgl. Léger, La diète de Bohême et le fédéralisme (Par. 1868).

Deklarationsgesuch, s. Declaratio sententiae.

Deklarationsprotest, Wechselprotest des Wechselinhabers gegen die eigne Person, z. B. wenn er als Bezogener den Wechsel nicht einlösen will.

Deklarieren (lat.), erklären, aufklären, erläutern, eine amtliche Erklärung abgeben; s. Deklaration.

Deklination (lat.), in der Grammatik die Abwandlung (Flexion) eines Wortes durch Anfügung der Kasusendungen (s. Kasus). Entsprechend sind die Ausdrücke deklinieren, ein Nomen nach den Regeln der D. flektieren, abwandeln; deklinabel, was dekliniert werden kann. D. in der Astronomie, s. Abweichung; D. des Magnets (magnetische D.), s. Magnetismus.

Deklinationsbussole, s. Magnetismus.

Deklinationskarten, Erdkarten, auf welchen die isogonischen Linien verzeichnet sind.

Deklinationskreis, s. Äquatorial.

Deklinationsnadel, s. Magnetismus.

Deklinatorium (lat., Deklinationsbussole), s. Magnetismus.

Deklinograph (Deklinometer), eine von Füß in Berlin konstruierte Vorrichtung zur graphischen Aufzeichnung von Deklinationsdifferenzen, besitzt zwei Stahlspitzen, von denen die eine mit dem zur Deklinationseinstellung dienenden beweglichen Faden des Mikrometers, die andre mit den festen Teilen des Okularstücks verbunden ist. Gegen diese Spitzen wird im Augenblick der Einstellung ein Papierstreifen gedrückt, und der Abstand der beiden von den Spitzen gemachten Marken, der später ausgemessen werden

kann, gibt die Deklinationsdifferenz. D. heißt auch ein Apparat zur selbstthätigen graphischen Aufzeichnung der magnetischen Deklination.

Dekókt (lat., »Abjud«), s. Abkochen.

Dekolletiert (franz.), mit bloßem Hals, bis zur Brust entblößt, von der Damentracht mit tief ausgeschnittenen Kleidern.

Dekollieren (franz.), enthaupten, köpfen.

Dekolorieren (lat.), entfärben, sich entfärben; erblassen, verschießen; Dekoloration, Entfärbung.

Dekolorimeter, Instrument zur Bestimmung des Entfärbungsvermögens der Knochenkohle ꝛc., wird besonders in der Zuckerfabrikation benutzt. Derartige Instrumente haben Payen, Bentzke, Stammer u. a. konstruiert; doch ist jedes Kolorimeter zu demselben Zweck brauchbar.

Dekomponieren (lat.), Zusammengesetztes auseinandernehmen, zerlegen.

Dekomposition (lat.), Zersetzung; Auflösung eines Körpers in seine Grundbestandteile.

Dekomptieren (franz., spr. -kongt-), abrechnen, abziehen; in Gegenrechnung bringen.

Dekontenance (franz., spr. -kongt'nängß'), Bestürzung, Verwirrung, Fassungslosigkeit; dekontenancieren, aus der Fassung bringen.

Dekoration (lat.), im allgemeinen jede Ausschmückung oder Verzierung irgend eines Gegenstandes, welche ihm ein gefälligeres Aussehen zu geben bezweckt. Die D. von Gebäuden muß mit dem Charakter des Gebäudes im Einklang stehen; sie darf nicht die Wirkung der Hauptform beeinträchtigen und den Eindruck des Ganzen verändern, sondern muß beides heben. Soll ein Gebäude nur wenig Verzierungen erhalten, so ziehe man vor, sie auf einen Hauptteil, z. B. das Portal u. dgl., zu konzentrieren, statt sie über die ganze Fläche des Gebäudes zu verteilen, wo sie nur geringen Eindruck machen würden. Ebenso darf man bei reicher Verzierung die dekorativen Elemente nicht zu gleichmäßig über die ganze Außenseite des Gebäudes verteilen, sondern muß dem Auge des Beschauers hier und da eine unverzierte Fläche als Ruhepunkt darbieten und nur die für die Bestimmung des Gebäudes besonders wichtigen Stellen auf diese Weise auszeichnen. Die Mittel zur D. der Gebäude sind teils körperliche, teils chromatische. Die körperlichen sind: rein architektonische, wie Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler ꝛc., welche als Darstellungen notwendiger Teile sich aus der Konstruktion des Gebäudes ergeben; ornamentale, wie Laub- und Blumenwerk, Ranken, Akroterien ꝛc., und rein plastische, d. h. Tier- und Menschengestalten, Karyatiden, Reliefs mit Figuren ꝛc. Die chromatische oder farbige D. eines Gebäudes wird durch farbige oder Sgraffitomalereien, durch Glasmosaik, durch farbige Marmoreinlagen, durch Bronzen u. dgl. bewerkstelligt. Die D. muß dem Baustil des Gebäudes entsprechen. Sie muß sich ferner nach der Örtlichkeit richten, an der sie anzubringen ist, im Äußern kräftiger, im Innern des Gebäudes feiner und hier wieder an den Decken leichter als an den Wänden gehalten werden, und sie muß endlich dem Charakter des Bauwerks angepaßt sein, für welches sie bestimmt ist, und ihn symbolisch zum Ausdruck bringen. Die D. der innern Räume der Gebäude ist nach gleichen Grundsätzen durchzuführen, indem Malerei, Plastik und die gewerblichen Künste zusammen arbeiten. Im weitesten Sinn erstreckt sich die D. von Innenräumen auf die Ausstattung mit Vertäfelungen, Teppichen, Portieren, Stoffen, Gemälden, Möbeln, Geräten, Pflanzen, Nippsachen u. dgl. Vgl. Zimmerausstattung. — Im engern und gewöhnlichern Sinn ist D. die Theatermalerei oder vielmehr die Gesamtheit der materiellen, auf die Vergegenwärtigung des Örtlichen abzielenden Hilfsmittel der Bühne, soweit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Kulissen, der Hintergrund, d. h. die D., durch die am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- und Ansätze, die Soffiten, welche die Decke bilden, und, bei geschlossenen Zimmern, die in der modernen Theaterdekoration zur Regel geworden sind, die Seitenwände und die Decke. Der Dekorationsmaler muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspektive verstehen und die Wirkung des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes, sowie die Größe der darzustellenden Gegenstände, Häuser, Bäume ꝛc., richtig berechnen können. Ein glänzendes Kolorit, zweckmäßige Anwendung des Halbdunkels, der Schatten- und Lichtmassen sind bei dieser Malerei um so notwendiger, als ihre eigentliche Aufgabe darin besteht, frappante Täuschung und momentanes Wohlgefallen hervorzubringen. Die Mittel des Dekorationsmalers, der übrigens mehr andeuten, als ausführen soll, sind Wasserfarben, weil sie schnellere Arbeit gestatten und nicht blenden. Schon die Alten kannten die D. der Bühne. Als der älteste Dekorationsmaler wird Aristarchos genannt, welcher auf Veranlassung des Äschylos zuerst die Regeln der Perspektive auf die Schaubühne in Athen angewendet haben soll. Die tragische Bühne zeigte bei den Alten Säulen, Statuen, Paläste und andre der Würde hoher Personen angemessene Verzierungen; die komische Privathäuser, Dächer, Fenster und andre dem gewöhnlichen Leben angehörige Gegenstände; die des Satyrspiels Bäume, Höhlen, Grotten, Berge. Die Veränderung der D., wie sie jetzt gebräuchlich ist, war den Alten unbekannt; sie blieb durch die ganze Dauer des Stückes dieselbe. Die neuere Art von Dekorationen entstand um 1530 in Italien, wo Serlio die ersten einführte. Auf der englischen Bühne wurde noch zu Shakespeares Zeit das meiste nur angedeutet. Prachtvolle Dekorationen eignen sich mehr für die Oper als für das recitierende Schau- und Lustspiel. In neuester Zeit ist jedoch auch bei Inszenierung klassischer Schauspiele ein großer Wert auf die Pracht, die Naturwahrheit und die historische Richtigkeit der Dekorationen gelegt worden. Das Höchste an Dekorationen wird gegenwärtig in der Feerie oder dem Ausstattungsstück geleistet (Wandeldekorationen). Ausgezeichnete Dekorationsmaler der neuern Zeit sind de Pian, Schinkel, Gropius, Neefe, Quaglio, J. Hoffmann, Brückner, Brioschi, Lechner, Lütkemeyer u. a. — D. heißt auch Auszeichnung durch Orden, Medaillen ꝛc.

Dekorierter Stil, s. Decorated style.

Dekórt (franz. Décourt, Déduction, Remise, engl. Deduction, Abatement, ital. Diffalco, Sconto), im Handel im allgemeinen jeder willkürliche, vereinbarte oder usancemäßige Abzug wegen schlechter Beschaffenheit der Ware oder wegen Mangels an Maß und Gewicht; im besondern der ortsübliche Abzug bei Zahlungsverbindlichkeiten. In Hamburg ist D. der übliche Nachlaß (Rabatt, in der Regel 1 Proz.) für sofortige, d. h. einen Tag nach Empfang der Ware erfolgende Zahlung. Davon dekourtieren (dekortieren), in Abzug bringen.

Dekoupieren (franz., spr. -kupieren), zerlegen, zerschneiden.

Dekoupiersäge, s. Sägemaschine.

Dekouragieren (franz., spr. -kuraschi-), entmutigen; Dekouragement (spr. -kuräsch'mäng), Entmutigung.

Dekourtieren (dekortieren), s. Dekort.

Dekouvrieren (franz., spr. -kuw-), entdecken, offenbaren, zu erkennen geben.

Dekreditieren (franz.), den Kredit, den guten Ruf einer Person oder Sache schmälern; vgl. Diskreditieren.

Dekrement (lat.), Abnahme, Verfall, s. Inkrement.

Dekrepit (lat.), abgelebt, hinfällig.

Dekrepitieren (lat., Verknistern), das Zerspringen von Kristallen, die mechanisch eingeschlossenes Wasser (Dekrepitationswasser) enthalten, infolge der Dampfbildung beim Erhitzen. Besonders lebhaft dekrepitieren Kochsalz, schwefelsaures Kali, Salpeter.

Dekreszenz (lat.), die Abnahme der beim Wachstum der Kristalle (s. d.) sich neu auflagernden Schichten in Breite und Länge. Die D. kann an den Kanten und an den Ecken eine, 2, 3 und mehr Reihen oder abwechselnd 2 und 3, 2 und 5 ꝛc. Reihen von kleinsten Partikeln betragen. Durch die D. entstehen nach Hauy andre Kristallformen als die den kleinsten Partikeln eigentümliche sogen. Grundform.

Dekret (lat. Decretum), im allgemeinen jede Verfügung oder Entscheidung, jeder Erlaß einer Behörde; die von der Staatsregierung an eine bestimmte Person erlassene Verfügung (Anstellungs-, Besoldungs-, Bestallungs-, Aufnahme-, Entlastungsdekret u. dgl.); im engern Sinn eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatz zur Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Teile, dem sogen. Bescheid (Erkenntnis, Sentenz, Urteil, Entscheidung). Die Einteilungen der Dekrete im frühern Prozeßrecht in Prozeßleitungs- und Dezisivdekrete, in Ladungs-, Kommunikativ-, Notifikationsdekrete, in monitorische und arktatorische Dekrete sind im geltenden Prozeßrecht ebenso wie der Ausdruck Dekrete selbst nicht mehr gebräuchlich.

Dekretalen (lat., Literae decretales, Decretales epistolae), Antwortschreiben und Entscheidungen, welche die Päpste auf Anfragen andrer oder aus eignem Antrieb an die Bischöfe verschiedener Länder über streitige oder zweifelhafte Fälle der Kirchendisziplin und Kirchenzucht zu erlassen pflegten. Dergleichen Dekrete galten anfangs nur als gute Ratschläge und wurden als solche je nach den obwaltenden Umständen und Verhältnissen von den übrigen Bischöfen gleich den Aussprüchen andrer angesehener Kirchenlehrer benutzt. Allein schon seit dem 5. Jahrh. beanspruchten sie obligatorische Kraft auf Grund des Wesens des päpstlichen Primats. Die Verbreitung jener D. geschah durch Mitwirkung derjenigen Bischöfe, an die sie zunächst gerichtet waren. Seit dem 5. Jahrh. aber fanden sie auch in die Sammlungen der Kanones Aufnahme und wurden bald den Konzilienbeschlüssen gleichgestellt. Am bekanntesten ist die Sammlung der sogen. falschen D. des Pseudo-Isidor (s. d.). Über die in das Corpus juris canonici aufgenommenen Sammlungen vgl. Corpus juris.

Dekretieren (lat.), verfügen, eine amtliche Verordnung erlassen, eine Dekretur (s. d.) erteilen.

Dekretisten (lat.), im Mittelalter Rechtsgelehrte, welche, im Gegensatz zu den Legisten oder Anhängern des römischen Rechts, das kanonische Recht als die begründende Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, daher stets für die Oberhoheit des Papstes stimmten und sich auf die Decreta Paparum (s. Dekretalen) beriefen. D. (auch Dekretalisten) hießen insbes. die Lehrer, welche auf den mittelalterlichen Universitäten Vorlesungen über das Decretum Gratiani und die päpstlichen Dekretalen hielten.

Dekretür (lat.), kurze Verfügung, Anweisung einer Behörde; insbes. die auf eine Eingabe von dem betreffenden Beamten gesetzte Verfügung, durch welche das Sekretariats- und Kanzleipersonal zur Ausfertigung des nötigen Bescheides angewiesen wird. In einer solchen D. ist der Inhalt der auszufertigenden Verfügung selbst kurz angedeutet.

Dekurie (lat.), eine Abteilung von zehn Personen, welche im alten Rom bei der Einteilung der Senatoren und Ritter zu Grunde gelegt wurde (s. Dekurio). Auch sonst kommt der Name häufig für größere Körperschaften und zwar ohne Rücksicht auf die Zehnzahl vor, z. B. bei den Dekurien der Richter, deren es unter Augustus vier gab, während die Zahl der Richter sich auf 4000 belief.

Dekurio (lat.), der Vorsteher einer Dekurie (s. d.), z. B. Decurio equitum, Anführer von zehn Reitern, sodann überhaupt einer Reiterabteilung. Namentlich hießen so die Mitglieder der Senate in den Municipien und Kolonien des römischen Reiches, wahrscheinlich, weil sie als Vertreter von Abteilungen der Einwohner angesehen wurden. Zur Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern war ihr Amt sehr angesehen und mit vielen Vorteilen verknüpft. Unter den spätern Kaisern aber, namentlich seit Konstantin, wurde das Dekurionat eine drückende Last, weil seine Befugnisse durch die Herrscher immer mehr eingeschränkt wurden, und besonders, weil die Mitglieder derselben zu immer lästigern Leistungen und schwereren Opfern herangezogen wurden, indem sie nicht nur für ihre Stadt große Aufwendungen machen, sondern auch für die öffentlichen Steuern aus eignen Mitteln aufkommen mußten, ohne daß es möglich gewesen wäre, sich durch Austritt aus dem Senat von diesen Verpflichtungen zu befreien. Trotz dieser Herabsetzung und Entwürdigung überlebte der Dekurionenstand die römische Herrschaft im Abendland und ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß gewesen.

Dekurs (lat.), Verlauf.

Dekursion (lat.), das Herab-, Abwärtslaufen (eines Flusses); dekursiv, abwärts laufend.

Dekussiert (lat.), gekreuzt, Anordnung gegenständiger Blätter, bei welcher die aufeinander folgenden Blattpaare rechtwinkelig sich kreuzen (vgl. Blatt).

Del., auf Korrekturbogen Abkürzung für das lat. deleatur (es werde getilgt), mit ℌ bezeichnet; unter Kupferstichen für delineavit, er hat (es) gezeichnet.

Del., Abkürzung für Delaware (Staat).

Del., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Alire Raffeneau Delile, geb. 23. Jan. 1778 in Versailles, gest. 5. Juli 1850 als Professor der Botanik in Montpellier, bearbeitete den botanischen Teil der »Description de l'Égypte« und schrieb: »Mémoires botaniques extraits de la description de l'Égypte« (Par. 1813); »Flore d'Égypte« (das. 1824).

De la Bèche (spr. bäsch'), Sir Henry Thomas, Geolog, geb. 1796 in London, gest. 13. April 1855, widmete sich, nachdem er eine Zeitlang im Militärdienst gestanden, ausschließlich seinen Studien, machte 1819 eine geologische Reise durch die Schweiz und Italien, unternahm dann in Verbindung mit Conybeare in England geologische Untersuchungen und entdeckte den Plesiosaurus. In Jamaica begütert, benutzte er

1825 einen Aufenthalt daselbst zur Untersuchung der geognostischen Struktur der Insel. England verdankt ihm eine genaue geologische Durchforschung und Beschreibung des Landes, welche er zum großen Teil auf eigne Kosten ausführte. Als Direktor der Geological Survey arbeitete er aber auch im Auftrag der Regierung und erhielt 1848 die Ritterwürde. Er schrieb: »Geological notes« (Lond. 1830); »Sections and views of geological phenomena« (1830); »Geological manual« (1831; deutsch von H. v. Dechen, Berl. 1832); »Researches in theoretical geology« (1834; deutsch, Quedlinb. 1836); »Report on the geology of Cornwall, Devon, and West Somerset« (1839); »Geological observer« (1853; deutsch bearbeitet von Dieffenbach, Braunschw. 1853) u. a., lieferte treffliche geognostische Karten und gründete das Museum der praktischen Geologie in London.

Delabechia *Lindl.*, Gattung aus der Familie der Sterkuliaceen mit der einzigen Art D. rupestris *Mitch.* (Flaschenbaum), mittelgroßer Baum im nordöstlichen Australien, dessen Stamm in halber Höhe faßartig verdickt ist. Das Holz ist von sehr lockerer Textur, weich und leicht zerbrechlich, die gestielten Blätter sind 5—10 cm lang, ganz, lanzettförmig, aber auch gefingert und aus 7—9 Lappen zusammengesetzt. In den Blattachseln stehen unscheinbare Blüten in kurzen Trauben. Der Stamm ist überreich an tragantartigem Gummi, welches von den Eingebornen gegessen wird.

Delaborde (spr. -bórd'), 1) Jean Joseph, franz. Finanzmann, geb. 1724 zu Jacca in Spanien, gest. 18. April 1794 in Paris, gewann zu Bayonne im Handel mit Westindien und Spanien ein außerordentliches Vermögen, ward hierauf von Ludwig XV. zum Hofbankier ernannt und erwarb sich besonders des Ministers Choiseul Vertrauen. Seine Besitzung Laborde wurde zum Marquisat erhoben, doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Als beim Ausbruch des amerikanischen Freiheitskrieges die französische Regierung in Geldverlegenheit war, schaffte er durch persönlichen Kredit in kurzer Zeit 12 Mill. Livres in Gold und machte dadurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich. Später führte er eine Menge großer, prachtvoller Bauten aus und entwickelte eine großartige Wohlthätigkeit. Während der Schreckenszeit lebte D. in der Stille auf seinem Schloß Méreville, bis er seines Reichtums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht wurde. Auf die Anschuldigung hin, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet. — Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der Marine dienten und den unglücklichen Lapérouse begleiteten, noch ehe dessen Schiff verloren ging, ihren Tod an der Küste von Kalifornien gefunden. Der älteste, François Louis Joseph, Graf D., diente ebenfalls in der Marine, wurde später königlicher Schatzmeister und Mitglied der Nationalversammlung und wanderte nach deren Schluß nach England aus, wo er 1801 in London starb.

2) Alexandre Louis Joseph, Marquis, jüngster Sohn des vorigen, franz. Staatsmann und Kunstschriftsteller, geb. 15. Sept. 1774 in Paris, gest. 19. Okt. 1842, ging beim Ausbruch der Revolution nach Wien und machte in österreichischen Kriegsdiensten die ersten Feldzüge gegen die französische Republik mit. Nach dem Friedensschluß von Campo Formio 1797 kehrte er in sein Vaterland zurück, bereiste aber sodann England, Holland, Italien und Spanien; die Früchte dieser Reise waren: »Itinéraire descriptif de l'Espagne« (Par. 1808, 5 Bde.; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de Saint-Vincent, 1827—28, 8 Bde.) und »Voyage pittoresque et historique en Espagne« (das. 1807—15, 4 Bde.; 2. Aufl. 1823). Wegen seiner genauen Kenntnis Spaniens und Österreichs nahm ihn Napoleon I. auf seinem Zug nach Madrid 1808 und 1809 nach Österreich als Begleiter mit. Später wurde er zum Requetenmeister beim kaiserlichen Staatsrat in Paris ernannt; dann befand er sich bei der Gesandtschaft nach Wien, welche in Napoleons Namen um die Hand Marie Luisens anhielt. Seit 1822 mehrmals zum Deputierten der Stadt Paris erwählt, zeichnete er sich in der Kammer durch freimütige und geistreiche Reden aus. An der Julirevolution nahm er lebhaften Anteil, wie er denn auch den Protest der Deputierten gegen die Unrechtmäßigkeit der Ordonnanzen Karls X. mit unterzeichnet hatte. Er war darauf eine Zeitlang Seinepräfekt, dann Adjutant bei Ludwig Philipp, seit 1834 wieder Deputierter, legte aber 1841 sein Mandat nieder. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die »Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux« (Par. 1808, 2 Bde.), der sich ein andres Prachtwerk: »Les monuments de la France, classés chronologiquement« (1815—36, 2 Bde.), anschloß, und »Versailles ancien et moderne« (1840).

3) Léon, Marquis, franz. Archäolog und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 12. Juni 1807 in Paris, gest. daselbst 25. März 1869, machte 1825 mit seinem Vater eine Reise nach dem Orient, über die er in der »Voyage dans l'Arabie Pétrée« (Par. 1830—33) berichtete, kam 1828 als Sekretär zur französischen Gesandtschaft nach Rom, war 1831 Talleyrands Sekretär in London, später in gleicher Eigenschaft bei den Gesandtschaften im Haag und in Kassel und wurde 1842 in die Akademie gewählt. Später ward er Konservator der modernen Skulptur im Louvre und 1856 Direktor der Reichsarchive und Senator. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: »Histoire de la gravure en manière noire« (1839); »Voyage en Orient: Asie-Mineure et Syrie« (1837—62, 2 Bde., mit 180 Tafeln); »Le palais Mazarin« (selten, 1847); »Les ducs de Bourgogne« (1849—51, 2 Bde.; unvollendet); »Le Parthénon« (1854, 30 Tafeln; unvollendet); »Athènes aux XV., XVI. et XVII. siècles« (1855, 2 Bde.); »De l'union des arts et de l'industrie« (1856, 2 Bde.); »Les archives de la France« (1867); »Glossaire français du moyen-âge« (1872).

4) Henri, Graf, franz. Maler und Kunsthistoriker, geb. 2. Mai 1811 in Rennes, Sohn des Generals Henri D., bildete sich unter P. Delaroche und stellte in der Folge eine Reihe von Landschaften und Historienbildern aus, so: Hagar in der Wüste (1836, im Museum zu Dijon), die Bekehrung des heil. Augustinus (1837), die Einnahme von Damiette und die Johanniterritter von Jerusalem, beide für die Galerie in Versailles (1841 und 1845), eine Passion (1848, in der Kathedrale von Amiens). 1855 wurde er Konservator des kaiserlichen Kupferstichkabinetts, 1868 Mitglied und 1874 Sekretär der Akademie. Bekannter als durch seine Gemälde wurde D. durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten: »Études sur les beaux-arts en France et en Italie« (1864, 2 Bde.); »Mélanges sur l'art contemporain« (1866); »Ingres, sa vie, ses travaux« (1870); »Le cabinet des estampes de la Bibliothèque nationale« (1875); »La gravure« (1882); »La gravure en Italie avant Marc-Antoine« (1883); »Gérard Édelinck« (1886); »Marc-Ant. Rai-

mondi« (1887); Les maitres florentins du XV. siècle« (Prachtwerk, 1889); »L'Académie des beaux-arts depuis la fondation de l'Institut de France« (1891).

Delacroix (spr. dölakrŏá), Eugène, franz. Maler, Hauptrepräsentant der sogen. romantischen Schule, geb. 26. April 1799 in Charenton-St.-Maurice bei Paris, gest. 13. Aug. 1863 in Paris, war Schüler Guérins, dessen Richtung er aber, mit genialer Kühnheit die von der ältern klassischen Schule gezogenen Schranken durchbrechend, bald verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen. Alle seine Werke bekunden ein Streben nach imponierender Wirkung, nach scharfen Kontrasten in oft übertriebenem Ausdruck, nach grellem, besonders in der Beleuchtung beruhendem Effekt. Dieses Streben gab sich schon in seinem ersten, für die französische Malerei epochemachenden, im Salon von 1822 ausgestellten Werk: Dante und Vergil, über den See der Höllenstadt fahrend (im Louvre), kund. Einen noch größern, die Anhänger der Davidschen Schule niederschmetternden Eindruck machte 1824 das aus dem Enthusiasmus für den griechischen Freiheitskampf erwachsene Gemetzel von Chios (Louvre), welches gewissermaßen als das Manifest der romantischen Schule zu betrachten ist. Nachdem D. 1825 noch eine Reise nach England gemacht und dort mit der englischen Litteratur, besonders mit Shakespeare und Byron, näher bekannt geworden, entfaltete er eine große, an Rubens erinnernde Fruchtbarkeit und behandelte Stoffe aus der Mythologie, der christlichen Religion, der Politik, dem Volksleben, der Poesie und der Allegorie. Daneben schuf er Schlachtengemälde, Porträte, Konversations-, Marine- und Tierstücke in Öl und Aquarell, umfangreiche Fresken und selbst Radierungen. Der berechneten schematischen Gruppierung der klassischen Schule setzte er ein buntes Gestaltengewimmel entgegen. Überall in seiner Malerei zeigt sich wilde, ungebändigte Kraft und Energie, die ihn zu der Davidschen Schule in schroffen Gegensatz brachte. Während er in Bezug auf Farbenreichtum, lebendigen Ausdruck, wirkungsvolle Kompositionen und Darstellung alle seine Zeitgenossen übertraf, läßt er Eleganz und Erhabenheit des Stils oft vermissen, nicht minder die volle Durchführung seiner meist nur mit anscheinend skizzenhafter Leichtigkeit hingeworfenen Werke. Seine im Nachlaß gefundenen Studien haben jedoch ergeben, daß er ein vortrefflicher Zeichner war, welcher mit Absicht den Umriß der koloristischen Wirkung opferte. Während der Künstler auf der einen Seite leidenschaftlich gepriesen ward, traf ihn von der andern ungebührliche Herabsetzung. D. war vornehmlich der Abgott der neuerungslustigen Jugend unter den Künstlern und hat unter dieser zahlreiche Schüler und Nachahmer, wiewohl er keine eigentliche Schule gebildet hat. Von seinen größern Werken sind zu nennen: Hellas, trauernd auf den Ruinen Missolunghis (1826); die Enthauptung des Dogen Marino Falieri (nach Byron); Milton mit seinen Töchtern; Christus am Ölberg (in der Kirche St.-Paul zu Paris); Sardanapal auf dem Scheiterhaufen; die Göttin der Freiheit, das Volk führend (im Louvre), und der Tod des Bischofs von Lüttich, nach Scotts »Quentin Durward«. 1832 wurde der Künstler einer außerordentlichen Gesandtschaft beigegeben, welche Ludwig Philipp an den Sultan von Marokko abgehen ließ, bedeutungsvoll dadurch, daß von nun ab der französischen Malerei ein neues, besonders die Farbenlust anregendes Feld eröffnet wurde, der Orient. Im Orient erhielt der Kolorismus von D. durch den Einfluß des Sonnenlichts erst seine volle Reife, wofür die Genrebilder: algierische Frauen im Harem (1834, Louvre), die jüdische Hochzeit in Marokko und die Konvulsionäre von Tanger Zeugnis ablegen. Die koloristische Weiterentwickelung ist aber auch an seinen Historiengemälden zu erkennen, wie in Ludwig dem Heiligen in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente (in Versailles), Medea (1838, in Lille), Kleopatra (1839), dem Urteil Trajans (1840), der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer (im Louvre), dem Tod Mark Aurels (1845, in Toulouse), Christus am Kreuz (1847), Kreuzabnahme (in der Kirche St.-Louis zu Paris) ꝛc. Im Bibliothekal des Luxembourg malte er an der Decke historische Bilder, worunter das Hauptbild Dante und Vergil unter den berühmtesten Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Helden des Altertums darstellt. Im jetzigen Palais du Corps législatif schmückte er den sogen. Salon du Roi mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit, der Industrie, der Landwirtschaft und des Krieges sowie mit den Genien der Wissenschaft, der Kunst, des Landlebens und der Stärke. Zu den letzten Werken D.' gehören das große mythologische Mittelbild am Plafond der Apollogalerie des Louvre, den Kampf Apollons mit dem Python darstellend, und die Darstellungen des Kampfes Michaels gegen Luzifer, der Vertreibung Heliodors und des Ringkampfes zwischen Jakob und dem Engel in der Engelkapelle der Kirche St.-Sulpice zu Paris. Außerdem entwarf er 17 Lithographien zur Übersetzung des Goetheschen »Faust« von A. Stapfer (1828) und Illustrationen zu Shakespeares »Hamlet« (1843). Überhaupt waren Szenen aus den Werken der genannten Dichter sowie aus Walter Scotts Romanen D.' Lieblingsstoffe. Als Schriftsteller trat er mit einem Aufsatz über Michelangelo und dessen Jüngstes Gericht in der »Revue des Deux Mondes« (1837) sowie mit verschiedenen Beiträgen zum »Plutarque français« auf. Erst längere Zeit nach seinem Tode wurde seine Wertschätzung als größter Meister der französischen Schule nach David allgemein, wodurch eine umfangreiche Litteratur über ihn hervorgerufen wurde. Briefe von D. wurden von Burty (2. Aufl., Par. 1880, 2 Bde.), seine Tagebücher von P. Flat herausgegeben (»Journal de E. D.«, 1893, 2 Bde.). Vgl. Moreau, E. D. et son œuvre (1873); Robaut und Chesneau, L'œuvre complet d'E. D. (1885); Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867); Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (2. Ausg., das. 1893), und in Dohmes »Kunst und Künstler«; Dargenty, Eugène D. par lui-même (1885); Bachon, Eugène D. à l'école des beaux-arts (1885); Tourneux, D. devant ses contemporains (1886).

De Laet, Joh. Jak., vläm. Schriftsteller, s. Laet.

Delagoabai, große Meeresbucht an der Ostküste Südafrikas, im südlichsten Teil der portug. Kolonie Mosambik, zwischen 25 und 26° 20′ südl. Br., von N. nach S. 35 km, von O. nach W. 25 km lang, gebildet durch die von S. nach N. vorspringende Halbinsel und Insel Inyack mit der kleinern Elefanteninsel. Gerade westlich davon dringt ein Espirito Santo oder English River genannter Einschnitt tiefer ins Land ein, in den der Umbeloši mit dem Tembé mündet, und an dessen Nordseite die Stadt Lourenço Marquez (s. d.) liegt. Während hier die Küste gut und sicher ist, wird sie weiter südlich flach und sumpfig, zeigt Mangrovewaldungen, ist häufig mit Wasser bedeckt und sehr un-

gesund. Um den Besitz der D. haben Engländer und Portugiesen schon seit 1823 gestritten, indem die erstern den ganzen südlichen Teil mit Einschluß der genannten Inseln beanspruchten und später Lourenço Marquez gegenüber die Niederlassung Bombay gründeten, welche sie zur Endstation einer nach Transvaal zu bauenden Eisenbahn bestimmt hatten. Zwar wurde ihnen durch den 1872 zum Schiedsrichter angerufenen Präsidenten der französischen Republik, Mac Mahon, der Besitz 1875 abgesprochen; sie wußten aber, um der Südafrikanischen Republik den freien Zugang zum Meer zu versperren, Portugal 1880 durch den Lourenço Marquez-Vertrag zur Abtretung der D. zu bewegen. Dieser Vertrag fand indessen beim portugiesischen Volk den heftigsten Widerspruch, und man ließ ihn fallen. Vgl. Monteiro, Delagoa Bay, its natives and natural history (Lond. 1891).

Delambre (spr. dölángbr'), Jean Baptiste Joseph, Astronom, geb. 29. Sept. 1749 in Amiens, gest. 19. Aug. 1822 in Paris, studierte daselbst Philosophie, Mathematik und Physik und widmete sich seit 1771 der Astronomie. Nach Entdeckung des Uranus durch Herschel gab er 1781 die ersten Tafeln dieses Planeten heraus, denen bald neue Tafeln der Sonne, des Jupiter, der Jupitersatelliten und des Saturn folgten. 1795 ward er Mitglied des Längenbüreaus, 1803 Sekretär des Institut de France und 1807 Professor der Astronomie am Collège de France. Sein Hauptwerk ist die mit Méchain 1792—99 ausgeführte große Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona, welche zur Feststellung des Normalmeters dienen sollte. Den Bericht über diese Gradmessung enthält sein Werk »Base du système métrique décimal« (Par. 1806—10, 3 Bde.). 1808 wurde er Schatzmeister der Universität, 1815 trat er in den Ruhestand. Er schrieb noch: »Tables trigonométriques décimales, calculées par Borda, revues et augmentées« (Par. 1801); »Astronomie théorétique et pratique« (das. 1814, 3 Bde.); »Histoire de l'astronomie« (das. 1817—27, 6 Bde.) u. a.

Delamettrie, s. Lamettrie.

Delangle (spr. -lángl'), Claude Alphonse, franz. Staatsmann, geb. 6. April 1797 in Varzy (Nièvre), gest. 26. Dez. 1869, widmete sich der advokatorischen Praxis, war, durch bedeutende rednerische Begabung sich auszeichnend, 1840—46 Generaladvokat am Kassationshof und ward dann Generalprokurator. 1846 ward er in die Kammer gewählt, verließ aber nach der Februarrevolution die politische Laufbahn und widmete sich wieder der advokatorischen Praxis. Nach Ludwig Napoleons Erhebung zum Präsidenten schloß er sich diesem an und ward 30. Dez. 1852 zum Generalprokurator am Kassationshof und zum ersten Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofs sowie später zum Senator ernannt. Am 14. Juni 1858 übernahm er das Ministerium des Innern, 5. Mai 1859 aber unter Ernennung zum Großsiegelbewahrer das der Justiz. 1863 nahm er seine Entlassung als Minister und wurde zum ersten Vizepräsidenten des Senats, 1865 zum Generalprokurator am Kassationshof ernannt. Unter seinen Schriften ist zu erwähnen: »Traité sur les sociétés commerciales« (Par. 1843, 2 Bde.).

Delaplanche (spr. -plángsch'), Eugène, franz. Bildhauer, geb. 28. Febr. 1836 in Paris, gest. daselbst 11. Jan. 1891, trat in das Atelier von Duret, ging 1864 nach Rom und erregte 1868 durch seine ersten Arbeiten: ein Kind, auf einer Schildkröte reitend, und ein Schafhirt (beide im Museum zu Marseille), Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als er 1870 eine etwas derb, aber gesund naturalistisch aufgefaßte Eva nach dem Sündenfall ausstellte, die ins Museum des Luxembourg kam. Unter seinen folgenden Arbeiten fanden besonders die heil. Agnes, die Marmorstatue der Liebesbotschaft, die Marmorgruppe der mütterlichen Erziehung (1873), die heilige Jungfrau mit der Lilie und die Statue der Musik in versilberter Bronze (Salon von 1877) wegen der vollendeten Naturwahrheit in der Formenbehandlung großen Beifall. Für die Marmorausführung der Musik erhielt er 1878 die Ehrenmedaille des Salons. Auch für den plastischen Schmuck öffentlicher Bauten war er thätig, z. B. für die Kirchen St.-Eustache und St.-Joseph, für die Neue Oper (Statue der Musik und die sitzende Figur Aubers), für den Palast des Trocadéro, für das Stadthaus (Statue der öffentlichen Sicherheit) und für das Hauptgebäude der Weltausstellung von 1889 (Frankreich die Ehrenkränze verteilend). Sein letztes Werk war das Grabmal des Kardinals Donnet für die Kathedrale in Bordeaux mit den Statuen des Glaubens und der Barmherzigkeit.

Delaporte (spr. dölapórt'), Michel, franz. Bühnendichter, geb. im September 1806 in Paris, gest. 30. Sept. 1872, machte seine Studien auf dem Collège zu Amiens und widmete sich später (1824) unter Regnault der Malerei und Zeichenkunst, bis ihn ein Augenleiden nötigte, dieser Thätigkeit zu entsagen. Fortan wandte er sich der Schriftstellerei zu und verfaßte (seit 1835) teils allein, teils in Gemeinschaft mit andern eine große Reihe von Vaudevilles, die zum Teil mit bedeutendem Erfolg zur Aufführung kamen. Unter den von ihm allein geschriebenen Stücken fanden »Cabrion« (1845), »La femme de ménage« (1851) und »Toinette et son carabinier« (1856) den meisten Beifall. Zu seinen Mitarbeitern gehören Cogniard (z. B. »Le nouveau pied de mouton«, 1850), Bayard (»La nouvelle Hermione«, 1858), Anicet-Bourgeois (»Les amours de Mr. et Mme. Denis«, 1845), namentlich aber Barin, mit dem er »Un hercule et une jolie femme« (1861), »Ah, que l'amour est agréable!« (1862), »La dame aux giroflées«, »Madame Pot-au-feu« (1869) u. a. verfaßte.

De la Rive (spr. riw'), Auguste Arthur, Physiker, geb. 9. Okt. 1801 in Genf, gest. 27. Nov. 1873, war seit 1823 Professor der Physik an der dortigen Akademie. Seine zahlreichen Untersuchungen beziehen sich zum größten Teil auf die Elektrizität und den Magnetismus; doch verdankt man ihm auch wichtige Forschungen über die spezifische Wärme der Gase (mit Marcet), über die Temperatur der Erdrinde und über das Nordlicht. Er erfaßte 1828 zuerst die Idee, Silber und Kupfer in alkalischen Bädern galvanisch zu vergolden, und legte damit den Grund zu der spätern bedeutenden Ausbildung der Galvanoplastik. Von 1836—41 redigierte er die »Bibliothèque universelle de Genève«, als Supplemente zu derselben »Archives de l'électricité« (Par. u. Genf 1841—45) und mit Marignac u. a. »Archives des sciences physiques et naturelles« (1846—60); auch schrieb er: »Traité de l'électricité théorique et appliquée« (1854—58, 3 Bde.) und eine Biographie des ältern De Candolle (Genf 1851).

Delaroche (spr. -rósch'), Paul (eigentlich Hippolyte), franz. Maler, geb. 17. Juli 1797 in Paris, gest. daselbst 4. Nov. 1856, war kurze Zeit Schüler des Landschaftsmalers Watelet und arbeitete dann vier Jahre lang im Atelier von Gros, an dessen realistische Historienbilder er anknüpfte. Sein erstes, im Salon von 1822 ausgestelltes Bild: Joas, als Kind von

Josabeth dem Tod entrissen, war noch nicht frei von dem Klassizismus und dem gespreizten Pathos seiner Schulzeit. In der Jeanne d'Arc, im Gefängnis vom Kardinal von Winchester verhört (1824), gab sich jedoch bereits das Bestreben kund, historische Realität mit romantischer Empfindung zu verbinden. Hierauf folgten 1827 eine Szene aus der Bartholomäusnacht (Museum in Königsberg) und der Tod der Königin Elisabeth von England (im Louvre), durch Kolorit, Kleiderpracht, Lichtgebung und Komposition ebenso hervorragend und epochemachend wie durch die historische Kraft und Wahrheit. Noch bedeutender und von reicherer dramatischer Bewegung war ein drittes Bild desselben Jahres: die Ermordung des Präsidenten Duranti durch den Pöbel. Der Salon von 1831 brachte vier Hauptwerke, welche D. besonders populär gemacht haben: Richelieu, die beiden Verschwörer de Thou und Cinq-Mars auf einem dem seinigen angehängten Schiff den Rhône hinauf zum Tode führend, und Mazarin, krank in glänzendem Hofkreis am Kartenspiel teilnehmend, die großen historischen Bilder: Cromwell am Sarge Karls I. (im Museum zu Nimes) und die Kinder Eduards IV. von England im Tower im Moment vor ihrem Tode (Louvre). Im Salon 1834 trug das Gemälde: Jane Grays Hinrichtung im Tower den Preis davon, 1835 die Ermordung des Herzogs von Guise (im Besitz des Herzogs von Aumale), womit er den Höhepunkt in seinen historischen Darstellungen, die meist tragische Katastrophen schilderten, erreichte. Ehe jedoch das letztere Werk an die Öffentlichkeit gelangte, hatte sich in D. ein Umschwung von der historischen zur idealen Richtung vollzogen, veranlaßt durch den Auftrag, die Madeleinekirche auszumalen, wozu er sich 1834 durch eine Reise nach Italien vorbereitete. Die Ausführung des Werkes ward zwar wegen der Anordnung der Mitbeteiligung Zieglers von ihm abgelehnt; die Früchte seiner Studien aber bekundeten sich besonders in seinem größten, 1841 vollendeten Werk, dem sogen. Hémicycle, einem Wandgemälde im halbrunden Saal der École des beaux-arts, die Apotheose der bildenden Künste darstellend, einer Komposition mit 74 Figuren auf einem Flächenraum von 16 m Länge und 8 m Höhe. D. hat hier eine Reihe von Künstlern, welche drei verschiedenen Jahrhunderten angehören, zu einem malerisch wirkungsreichen Bild gruppiert, welches jedoch aus Mangel an Einheit und Größe des Stiles keinen monumentalen Eindruck hervorruft. Das Bild ist auf mit siedendem Öl getränktem Stein mit Öl gemalt. Als er 1843 wiederum Italien besuchte, gewann seine Neigung zum Idealen eine religiöse Richtung durch den Tod seiner Gattin, so daß die Werke seines letzten Jahrzehnts vorwiegend diesem Gebiet angehören, wie die Pietà, Maria am Kreuzigungstag in ihrer Kammer, Maria am Fuß des Kreuzes, Marias Heimweg von Golgatha, Maria in Betrachtung der Dornenkrone, die im Tiber treibende Leiche einer Märtyrerin. Historie und historisches Genre pflegte er nur noch, wenn der Gegenstand seiner trüben Stimmung entsprach, wie in der Abführung Marie Antoinettes nach dem Urteilsspruch (1852) und in den Girondisten im Gefängnis (1836—46). Sonst suchte er innige Motive aus dem italienischen Volksleben, wie z. B. die ruhenden Pilger an der Piazza di San Pietro (Galerie Raczynski in Berlin). An zwei Bestellungen: Napoleon, auf dem Maultier gedankenvoll über den St. Bernhard reitend, und Napoleon zu Fontainebleau am 31. März 1814 (Museum zu Leipzig), reihte sich auch eine bedeutsame Thätigkeit als Porträtist: unter andern sind der Papst Gregor XVI., Abel Rémusat, Guizot, Thiers, der General Changarnier, de Salvandy, Pourtalès ꝛc. von ihm gemalt worden. Delaroches Gemälde sind fast alle von den besten Kupferstechern Frankreichs, Mercuri, Henriquel-Dupont, Prudhomme, Prévost, Martinet, Gérard u. a., gestochen und daher in weiten Kreisen bekannt geworden. Auch in der Plastik hat sich D. mit Erfolg versucht, wie ein heil. Georg in Bronze beweist. Er war seit 1832 Mitglied des Instituts und mehrerer Akademien und Inhaber des preußischen Ordens pour le mérite. Wie Delacroix das Haupt der romantischen Richtung, so ist D. das Haupt der französischen Geschichtsmalerei. Den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, brach er ihr eine neue Bahn, indem er zwischen der romantischen und klassizistischen Richtung geschickt vermittelte. Ein Genie wie Delacroix war er jedoch nicht, sondern eine kühle, nüchterne Natur ohne Phantasie. Korrektheit der Zeichnung, Wärme und Durchsichtigkeit des Kolorits, wirkungsvolle Kontraste von Licht und Schatten, breite Pinselführung und namentlich große Gewandtheit in der Stoffmalerei zeichnen seine Werke aus. D. war aber weniger der Maler der Ereignisse, der historischen Thatsachen selbst als der Eindrücke, die sie auf die Seele der daran Beteiligten hervorbrachten, wodurch der Beschauer gleichsam Teilnehmer der Handlung wird. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der französischen Malerei (Leipz. 1867); Muther, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (2. Ausg., das. 1893).

De la Rue (spr. rü), Warren, Naturforscher, geb. 18. Jan. 1815 auf Guernsey, gest. 19. April 1889 in London, wurde in Paris erzogen und trat in seines Vaters Geschäft als Kartenfabrikant und Papierhändler. Hier konstruierte er Maschinen für Buntpapier-, Pappen- und Kouvertfabrikation ꝛc. und bemühte sich auch um die Verbesserung des photographischen Papiers. Nachdem er bereits seit 1852 auf einem kleinen Observatorium auf seinem Wohnhaus zu Canonbury (London) Doppelsternbeobachtungen angestellt hatte, erbaute er 1857 ein Observatorium zu Cranford in Middlesex und erzielte glänzende Erfolge bei der Anwendung der Photographie auf astronomische Erscheinungen. 1860 gewann er ausgezeichnete Photographien von der totalen Sonnenfinsternis des 18. Juli. 1874 errichtete er ein physikalisches Laboratorium mit einer elektrischen Batterie von 11,000 Zellen, die er mit Hugo Müller zu wichtigen Experimenten benutzte. Später stellte er mit Balfour Stewart und Loewy Beobachtungen auf dem Kewer Observatorium an und veröffentlichte die Resultate als »Researches on solar physics« (Lond. 1869—70, 2 Tle.). Auch schrieb er: »On the phenomena of the electric discharge« (1881).

De la Rue books (engl., spr. ru buks), Notizbücher in festem, aber biegsamem Ledereinband.

Delāt (lat.), jemand, dem etwas zuerkannt, besonders ein Eid zugeschoben wird (s. Eid); auch derjenige, gegen den eine Anzeige erstattet ist.

Delation (lat.), im römischen Strafprozeßrecht soviel wie Anzeige; im Erbrecht (delatio hereditatis) der Anfall einer Erbschaft, d. h. Eintritt der Thatsachen, an welche das Erbrecht für eine bestimmte Person die Befugnis des Erbschaftserwerbs (Acquisition) anknüpft. Man unterscheidet gemeinrechtlich drei Delationsthatsachen oder Delationsgründe: Testament, Verwandtschaft, bez. Ehe und Erbvertrag. Un-

genau nennt man die D. auf Grund der Verwandtschaft, bez. der Ehe auch D. auf Grund des Gesetzes, will damit aber nur andeuten, daß diese D. ohne Dazwischentreten einer Willenserklärung des Erblassers erfolgt. Sie findet nur statt in Ermangelung eines Testaments und eines Erbvertrags und tritt ein mit dem Tode des Erblassers zu gunsten derjenigen Personen, welche nach der gesetzlichen Ordnung als die dem Erblasser nächststehenden anzusehen sind. Die vertragsmäßige D. geht auch der testamentarischen vor. Der Zustand der D. hört mit dem Erwerb, also mit der ausdrücklichen Erklärung der Annahme oder mit entsprechenden konkludenten Handlungen, auf. D. im Vormundschaftsrecht bedeutet den Eintritt der Thatsachen, an welche das Vormundschaftsrecht die Verpflichtung für bestimmte Personen zur Übernahme einer Vormundschaft anknüpft (s. Vormundschaft). Im Prozeß ist Eidesdelation soviel wie Zuschiebung eines Haupteides (s. d.).

Delatoren (lat.), eigentlich »Überbringer, Anzeiger«, vorzugsweise in der römischen Kaiserzeit die Angeber oder Denunzianten, die, um sich die Gunst der Kaiser und sich selbst persönliche Vorteile zu verschaffen, ein förmliches Gewerbe daraus machten, solche, welche den Kaisern verdächtig oder auch nur mißliebig waren, insbes. wegen angeblicher Majestätsverbrechen anzuklagen und zur Verurteilung zu bringen. Sie kamen zuerst unter Tiberius empor und übten nachher unter schlechten Kaisern, wie Caligula und Domitian, eine verderbliche, Haß und Mißtrauen verbreitende Wirksamkeit, während bessere Kaiser, wie Titus, Nerva, Trajan, sie durch Verbannung oder sonstige Strafen zu unterdrücken suchten. Der Gewinn eines Delators bestand gewöhnlich in dem vierten Teil der dem Angeklagten auferlegten Strafsumme oder seines verfallenen Vermögens; daher auch der Name Quadruplator.

Delatörisch, in der Weise der Delatoren, angeberisch, verleumderisch.

Delatyn, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Nadworna, in einem Gebirgskessel am Pruth gelegen, hat ein Bezirksgericht, ein ärarisches Salzbergwerk mit Salzsiederei, Solbäder und Molkenkuranstalt, Terpentin-, Kalk-, Kerzen- und Seifenfabrikation und (1890) 2890 (als Gemeinde 5195) vorwiegend ruthen. Einwohner.

Delaunay (spr. dölonä), 1) Gabriele, sardin. General und Minister, geb. 1786 in Savoyen, gest. 27. Febr. 1850, war Kommandant in Genua, Vizekönig der Insel Sardinien und seit Dezember 1848 Senator, als ihn Viktor Emanuel II. wenige Tage nach seiner Thronbesteigung (24. März 1849) an die Spitze des neuernannten Ministeriums berief. D. vertrat in den schwierigen Friedensverhandlungen Österreich gegenüber die Rechte Piemonts mit anerkennenswerter Festigkeit, ward aber, reaktionärer Bestrebungen beschuldigt, von der Deputiertenkammer aufs heftigste angegriffen und trat daher schon 7. Mai d. J. zurück.

2) Charles Eugène, Mathematiker, geb. 9. April 1816 in Luſigny bei Troyes, gest. 5. Aug. 1872 in Cherbourg, besuchte seit 1834 die polytechnische Schule in Paris, vertrat 1841—48 Biot an der Sorbonne, wurde Professor der höhern Mechanik an der polytechnischen Schule, 1862 Mitglied des Bureau des longitudes und 1870 Direktor der Pariser Sternwarte. Er schrieb: »Cours élémentaire de mécanique« (1850; 10. Aufl., Par. 1884; deutsch von Krebs, Wiesb. 1868); »Cours élémentaire d'astronomie« (1853; 7. Aufl., Par. 1884); »Traité de mécanique rationelle« (1856; 7. Aufl., daſ. 1883); »Théorie de la lune« (daſ. 1860—67, 2 Bde.; unvollendet). Vgl. Thévenot, Biographie de C. E. D. (Par. 1878).

3) Louis Arsène, franz. Schauspieler, geb. 21. März 1826 in Paris, besuchte das Konservatorium 1843—45 und debütierte 1846 im Odéon, wo er zwei Jahre lang jugendliche Liebhaber spielte. 1848 trat er als Dorante im »Menteur« am Théâtre-Français auf und wurde schon nach zwei Jahren ständiges Mitglied. 1887 trat er von der Bühne zurück. Unter seinen zahlreichen Schöpfungen auf der ersten Bühne Frankreichs ragen besonders die in Emile Augiers Stücken, z. B. in »Le fils de Giboyer« und »Paul Forestier«, in vielen Proverbes von Alfr. de Musset, im »Lion amoureux« von Ponsard und in »Hernani« von Victor Hugo hervor. Seit 1877 ist D. auch Professor am Konservatorium.

4) Elie, franz. Maler, geb. 12. Juni 1828 in Nantes, gest. 4. Sept. 1891 in Paris, Schüler von Flandrin und Lamothe, erlangte 1856 den großen Preis für Rom und trat 1865 mit einem Bilde, der Kommunion der Apostel, auf, welches, zwar auf die Nachahmung Raffaels gegründet, doch eignen poetischen Schwung und Wärme des Gefühls verriet. Es kam in das Museum des Luxembourg, ebenso wie die drei folgenden Kompositionen: die Pest in Rom (1869), der Tod des Nessus (1870) und Diana (1872). Von seinen spätern Schöpfungen sind zu nennen: der Triumph Davids (1874) und der Sturz Ixions in den Hades (1876). Er hat auch zahlreiche Porträte gemalt und dekorative Malereien in der Kirche Ste.-Trinité, in der Neuen Oper, im Stadthaus und im Pantheon ausgeführt. Nach dem Tode Cabanels wurde er Professor und Ateliervorstand an der Kunstschule.

De Lavals Separator, s. die Tafel »Butterfabrikation«.

Delavigne (spr. dölawinj), Casimir, berühmter franz. Dichter, geb. 4. April 1793 in Le Havre, gest. 11. Dez. 1843 in Lyon, bewies schon auf der Schule (Lycée Napoléon) poetisches Talent durch einen Dithyrambus auf die Geburt des Königs von Rom (1811). 1813 erschien sein Dithyrambus auf Delilles Tod, 1814 sein Gedicht »Charles XII à Narva«, 1815 »La découverte de la vaccine«, womit er von der Akademie den ersten Nebenpreis gewann, und 1818 seine »Messéniennes«, mit denen er die Herzen der Nation im Sturm eroberte. Diese Klagelieder waren der Ausfluß eines glühenden Patriotismus, dem der Schmerz über die Invasion und der Haß gegen die fremden Unterdrücker beredte Worte liehen. Er erhielt darauf den Posten als Bibliothekar an der Staatskanzlei, verlor ihn aber 1822, als er in neuen »Messéniennes« den Befreiungskampf der Griechen besang; dafür machte ihn der Herzog von Orléans zum Bibliothekar des Palais Royal, und dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod. Die Bühne betrat D. mit dem Trauerspiel »Les vêpres Siciliennes« (1819), welches trotz der Zurückweisung durch das Théâtre-Français einen großartigen Erfolg davontrug. Diesem Stück folgten das Lustspiel »Les Comédiens« (1820), das Trauerspiel »Le Paria« (1821, mit Chören) und die Lustspiele: »L'école des vieillards« (1823) und »La princesse Aurélie« (1828). Ersteres, sein bestes Lustspiel, trug ihm einen Sitz in der Akademie (1825) ein; eine Pension, die Karl X. ihm anbot, schlug er aus. Von einer Reise, die er infolge seiner geschwächten Gesundheit nach Italien machte, brachte er außer sieben neuen »Messéniennes« eine Veränderung seiner dichterischen Anschauungen zurück, welche in der Tra-

gödie »Marino Faliero« (1829) zuerst hervortrat. Denn wenn D. sich früher möglichst genau den Regeln des klassischen Dramas angeschlossen hatte, so näherte er sich jetzt dem Lager der Romantiker in der Absicht, die beiden Schulen zu versöhnen. Die Julirevolution begeisterte ihn zu den volkstümlich gewordenen Gesängen: »La Parisienne« (komponiert von Auber), »La Varsovienne« ꝛc., zu der Messénienne: »Une semaine à Paris« und der Ballade »Le chien du Louvre«. 1832 wurde sein »Louis XI« aufgeführt, wie »Marino Faliero« eine Mischung von Tragischem und Komischem, aber entschiedener dem Zeitgeschmack huldigend. Das Trauerspiel »Les enfants d'Édouard« (1833) und besonders das Lustspiel »Don Juan d'Autriche« (1835) gehören wegen der Lebendigkeit der Handlung und des poetischen Schwunges zu den besten Stücken des Dichters. Die einaktige Tragödie »Une famille au temps de Luther« (1836) erweckte nur mäßiges Interesse; nicht mehr die politische Komödie »La Popularité« (1838) und die Tragödie »La fille du Cid« (1839). Seine letzten Werke waren das Lustspiel »Le conseiller-rapporteur« (1841) und der mit seinem Bruder (s. unten) verfaßte Text zu der Oper »Charles VI« (1843, Musik von Halévy). D. ist neben Béranger der Hauptvertreter der liberalen Richtung der zeitgenössischen Poesie. Mit großem Geschick und feinem Geschmack verstand er es, die Stimmung der Menge, ihren Haß und ihre Liebe, in echt poetische Formen zu kleiden. So war er der Mühe des eignen Schaffens überhoben; aber mit der Begeisterung des Tages verblaßten auch die Kinder seiner Muse. D. ist hauptsächlich Lyriker; einzelne seiner Gedichte, besonders auch die Chöre des »Paria«, überraschen durch Wärme und Innigkeit des Gefühls, Eleganz und Reinheit des Ausdrucks. Seine Bühnenwerke stehen weit tiefer; es sind äußerst geschickte, geistvolle Werke, aber man merkt das Mühsame, Gemachte. In allem Technischen ist er jedoch Meister. Sein Stil schließt sich einerseits eng an Racine an und erlaubt sich anderseits, besonders seit seinem »Louis XI«, gewisse Freiheiten, die dem streng klassischen Geschmack wenig zusagten: ein Bild seines unentschiedenen, vorsichtig lavierenden Charakters. Seine Vaterstadt hat ihm ein Denkmal errichtet. Seine Werke erschienen bei Didier (1845, 6 Bde.; 1856, 4 Bde.), bei Charpentier (1851, 4 Bde.), zuletzt bei Didot (1885). — Sein Bruder Germain, geb. 1790, gest. 1868, hat als Verfasser von Vaudeville- und Operntexten einen Namen gewonnen. Mit Scribe lieferte er die Texte zur »Stummen von Portici«, zum »Schnee«, zu Meyerbeers »Robert der Teufel«, »Hugenotten« u. a.

Delaware (spr. dèlleär), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt auf der Westseite der Catskillberge im Staat New York in zwei Hauptarmen, Mohawk und Popacton, die sich an der Grenze von Pennsylvanien (nahe am 42.° nördl. Br.) vereinigen, und durchbricht dann in sehr gewundenem Lauf die Blauen Berge. Der Hauptdurchbruch, Water Gap, liegt auf der Grenze von New Jersey und Pennsylvanien, wo die felsigen Uferwände senkrecht zu 424 m Höhe aufsteigen und der tiefe Fluß fast 4 km weit enge Schluchten durchbraust. Unterhalb derselben, bei Easton, empfängt er rechts seinen größten Nebenfluß, den Lehigh. Bei Trenton bildet er 25 Stromschnellen und tritt dann in die atlantische Küstenebene ein. Er mündet unterhalb Philadelphia, nachdem er kurz zuvor noch den Schuylkill aufgenommen hat, in die Delawarebai (39° nördl. Br.), die im S. vom Kap Henlopen, im N. vom Kap May eingefaßt wird und 90 km lang und 35—50 km breit ist. Die ganze Länge des Flusses beträgt 512 km, wovon die letzten 65 km (bis Philadelphia) für die größten Schiffe fahrbar sind. Ein 99 km langer Kanal begleitet den Fluß von Philadelphia aufwärts bis nach Easton. Außerdem steht derselbe durch Kanäle mit dem Raritan und mit dem Hudson (bei Jersey City und Rondout) in Verbindung. Fluß und Bai haben ihren Namen vom Lord De la Warr, Gouverneur von Virginia, der 1610 in letztere vordrang; entdeckt ward dieselbe 1609 von Hudson.

Delaware (spr. dèlleär, abgekürzt Del.), einer der Staaten der nordamerikan. Union (s. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc.), der kleinste nach Rhode-Island, zwischen 38° 28′—38° 50′ nördl. Br. und 75° 4′—75° 46′ westl. L. v. Gr., umfaßt den nordöstlichen Teil der Halbinsel zwischen der Chesapeake- und Delawarebai, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich und südlich an Maryland, östlich an den Atlantischen Ozean bis zum Kap Henlopen, nordöstlich an die Bai und den Fluß D. und hat ein Areal von 5310 qkm (96,4 QM.). Das Land ist im ganzen flach, nur der nördliche Teil wird am äußersten Ende durch Vorberge der Appalachen hügelig. Die Küste ist sumpfig, niedrig und ohne natürliche Häfen. Eine Menge kleiner Flüsse (Creeks) ergießen sich teils in den Delaware und die gleichnamige Bai, teils direkt in den Ozean. Im N. herrscht schwerer Thon- und fruchtbarer Weizenboden vor, der Süden ist sandig und voll von Salzmarschen. Hier erstreckt sich 20 km lang der große Cypreß Swamp, mit Bäumen, immergrünen Sträuchern und vielen giftigen Schlangen. Das Klima ist mild (mittlere Jahrestemperatur 12° C.), im N. sehr gesund; in den Sumpfgegenden kommen häufig Fieber vor. Die Bevölkerung betrug 1890: 168,493 Seelen (85,573 männlich, 82,920 weiblich), darunter 28,386 Farbige und 13,161 im Ausland (2469 in Deutschland) Geborne. Die Elementarschulen hatten 1891: 802 Lehrkräfte, wovon 703 Weiße (493 weiblich) und 99 Farbige, mit 34,272 weißen und 4789 farbigen Schülern. Das Delaware College zu Newark hat 8 Lehrer und 81 Studierende. Es erscheinen 47 Zeitungen. Ein protestantischer und ein katholischer Bischof residieren in Wilmington. Von der Oberfläche sind 60 Proz. unter Kultur, 22 Proz. Wald. Mit Getreide waren 1890 bestellt 115,860 Hektar, davon mit Mais 69,918, mit Weizen 37,747, der Rest mit Hafer, Roggen ꝛc., auch baut man Kartoffeln, Tomaten, Sorghum; Erdbeeren und Pfirsiche werden massenhaft nach New York, Philadelphia und Baltimore ausgeführt. Der Viehstand betrug 1890: 25,656 Pferde, 4819 Maultiere und Esel, 48,000 Rinder, 22,517 Schafe und 50,000 Schweine. Die Butterbereitung ist sehr bedeutend. Der Bergbau beschränkt sich auf die Gewinnung von etwas Eisenerz und Porzellanerde im N. Die Fischerei in den Flüssen und an der Küste ist nicht unbedeutend. Von den gewerblichen Unternehmungen sind die wichtigsten 7 Baumwollfabriken mit 53,916 Spindeln, 996 Stühlen, 987 Arbeitern und einem Produktionswert von 1,095,001 Doll., 4 Wollfabriken, ferner die Schiffswerften, Eisen- und Stahlwerke, Wagenbauwerkstätten, Lederfabriken, Fabriken von eisernen Röhren, Papier, Schießpulver, Kornmühlen ꝛc. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 445 km, die elektrischen Bahnen von 24 km; ein 26 km langer Schiffahrtskanal verbindet die Delaware- und Chesapeakebai. Die

Handelsflotte des Staates zählt 195 Fahrzeuge (31 Dampfer) mit 19,109 Ton. Nach der Verfassung von 1831 wird der Gouverneur ebenso wie der Senat (9 Mitglieder) auf 4 Jahre, die 21 Repräsentanten dagegen auf 2 Jahre direkt vom Volke gewählt. Zum Senat der Union entsendet D. zwei, zum Repräsentantenhaus einen Abgeordneten; bei der Präsidentenwahl hat es eine Stimme. Die Schulden des Staates betrugen 1890: 887,573, die der Grafschaften 618,400, der Städte 1,413,111 Doll. Eingeteilt wird D. in drei Grafschaften; Hauptstadt ist Dover, die größte Stadt aber Wilmington. — D. wurde zuerst von Schweden und Finnen unter dem Namen Neuschweden kolonisiert. Das Land kam indessen schon 1655 durch Eroberung unter niederländische Hoheit, und 1664 wurde es in das von den Engländern den Niederländern abgenommene und von Karl II. dem Herzog von York verliehene Territorium eingeschlossen, welch letzterer es 1682 an William Penn übertrug. Seitdem blieb D. bis 1775 nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obgleich es unter dem Namen der »Untern Länder des Delaware« (Lower countries of the Delaware) seit 1703 eine besondere Regierung hatte. Als solche wurde D. auf dem ersten Kongreß zu New York 1765 vertreten. D. ist einer der wenigen Staaten, welche die jetzige Konstitution der Vereinigten Staaten (in einer Konvention 3. Dez. 1787) einstimmig annahmen. Während des Sezessionskriegs blieb D. der Union treu. Vgl. F. Vincent, A history of the state of D. (Philad. 1870).

Delaware (spr. dellewär), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Ohio, 40 km nördlich von Columbia, ist Sitz der 1845 gestifteten wesleyanischen Universität und eines wesleyanischen College für Damen, hat eine Mineralquelle, zahlreiche Fabriken und (1890) 8224 Einw.

Delawaren (Lenni Lenape), ein zu den östlichen Algonkin gehöriger Indianerstamm in Nordamerika, bewohnte ehedem das Thal des Delaware und den Küstenstrich südlich bis Kap Hatteras und bildete mit seinen Unterabteilungen den mächtigen Fünfvölkerbund, der auch die Mohikaner einschloß. Mit der steigenden Macht der Irokesen verloren die D. ihre Unabhängigkeit; 1744 wichen sie an den Susquehanna, in der Folge immer weiter nach Westen zurück, bis sie sich schließlich am Verdigrisfluß im Indianergebiet niederließen. Ihre Zahl beträgt jetzt kaum 1000 Köpfe. Sie treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, ihre Hauptbeschäftigung aber ist Jagen u. Fischen. Ihrer Sprache verdankt die Ländertunde unter anderm Namen wie Massachusetts, Alleghany, Connecticut, Mississippi ꝛc. Eine Grammatik derselben lieferte Zeisberger (Philad. 1827), ein Wörterbuch Brinton (das. 1888). Vgl. Heckewelder, Narrative of the mission of the United Brethren among the Delaware and Mohegan Indians (Philad. 1820).

Delboeuf (spr. delböff), Joseph, Philosoph, geb. 30. Sept. 1831 in Lüttich, studierte daselbst und in Bonn, wurde 1860 Lehrer in Lüttich, 1863 Professor in Gent und ist seit 1866 Professor der klassischen Philologie an der Universität und der École normale des humanités in Lüttich. Er ist hauptsächlich bekannt durch seine Schriften auf naturphilosophischem und psychologischem Gebiet; von denselben sind zu nennen: »La psychologie comme science naturelle« (Brüssel 1876); »Questions de philosophie et de science« (Par. 1883 u. 1885); »Examen critique de la loi psychophysique« (das. 1883); »La matière brute et la matière vivante« (das. 1887); »Le magnétisme animal« (das. 1889).

Delbrück, Stadt im preuß. Regbez. Minden, Kreis Paderborn, am Haustenbach, 95 m ü. M., hat eine als Wallfahrtsort besuchte kath. Kirche, ein Waisenhaus, Amtsgericht, eine Meliorationskommission zur Bewässerung der nahen Boxerheide, Viehmärkte und (1890) 1247 kath. Einwohner. Hier erlitten 18. Dez. 1410 Erzbischof Friedrich von Köln und Graf Adolf von Kleve durch Bischof Wilhelm von Paderborn und die Bewohner von D. eine Niederlage.

Delbrück, 1) Martin Friedrich Rudolf, preuß. Staatsmann, geb. 16. April 1817 in Berlin, Sohn des 1850 als Superintendent in Zeitz verstorbenen Geheimrats Joh. Friedr. Gottl. D., welcher 1800—1809 die Erziehung der beiden ältern Söhne Friedrich Wilhelms III. (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm) leitete. D. studierte in Bonn, Göttingen und Berlin die Rechte, trat 1837 in den preußischen Staatsdienst und ward bereits 1842 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen. 1844 in das neugebildete Handelsministerium versetzt und 1848 zum Ministerialdirektor und Chef der Handelsabteilung in demselben ernannt, leitete er mit großem Geschick und Erfolg die Verhandlungen über die Erneuerung des Zollvereins. Nachdem er 1851 Hannover und Oldenburg für den Zollverein gewonnen, gelang es ihm 1853, die deutschen Staaten, welche von Österreich für dessen Aufnahme in den Zollverein schon gewonnen waren, zur Erneuerung des bisherigen Zollvereins auf 12 Jahre zu bestimmen. Österreich mußte sich mit einem Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein begnügen. Er schloß darauf noch weitere Handelsverträge mit Frankreich, Belgien, Italien und andern Staaten, in denen er die Grundsätze des Freihandels, denen er huldigte, allmählich zur Geltung brachte. Auch 1864—65, als die süddeutschen Staaten sich weigerten, den französischen Handelsvertrag zu genehmigen, glückte es ihm, den Zollverein zu erhalten und nach 1866 denselben in unitarischem Sinn umzugestalten. Bismarck räumte ihm einen noch größern Wirkungskreis an seiner Seite ein, indem er im August 1867 seine Ernennung zum Präsidenten des Bundeskanzleramts und 1868 zum preußischen Staatsminister ohne Portefeuille veranlaßte. D. vertrat fortan den Kanzler sowohl im Bundesrat als im Reichstag und zeigte bei den Verhandlungen des letztern eine ungewöhnliche Sachkenntnis, Sicherheit und Schlagfertigkeit in der Verteidigung der Regierungsvorlagen, während er gleichzeitig durch konstitutionelle Haltung und Mäßigung sich das Vertrauen der Majorität erwarb. Er war Bismarcks »rechte Hand«. Hervorragend war seine Thätigkeit bei den Unterhandlungen mit den süddeutschen Staaten im Herbst 1870, zuerst in München, dann in Versailles, und seine Verteidigung der Versailler Verträge im norddeutschen Reichstag im Dezember. In dankbarer Erinnerung an die großen Verdienste Delbrücks um die Gründung des Deutschen Reiches erhielt D. 1871 einen Anteil an der Dotation (200,000 Thlr.). Auch im neuen Reich behielt er das Präsidium des Reichskanzleramts und beherrschte den immer gewaltiger anwachsenden Geschäftsbereich desselben vollständig. Inzwischen aber hatten sich die volkswirtschaftlichen Ansichten des Reichskanzlers von denen Delbrücks geschieden. Während letzterer die Staatsgewalt auf die Erhaltung der Rechtssicherheit für alle geschäftlichen Unternehmun-

gen beschränkt wissen wollte, faßte Bismarck den Plan einer durchgreifenden wirtschaftlichen Reform durch den Staat. D. bat daher um seine Entlassung, die er 1. Juni 1876 auch erhielt. Als Mitglied des Reichstags 1878—81 bekämpfte er, seinen Grundsätzen getreu, freilich vergeblich, die Annahme des neuen Zolltarifs, namentlich der Getreide- und der Industrieschutzzölle. D. schrieb: »Der Artikel 40 der Reichsverfassung« (Berl. 1881).

2) Berthold, Sprachforscher, geb. 26. Juli 1842, Neffe des vorigen, studierte Philologie auf der Universität zu Halle, insbes. vergleichende Grammatik unter Pott, später in Berlin unter A. Weber Sanskrit, ließ sich in der Folge in Halle als Privatdozent nieder und bekleidet seit 1869 die ordentliche Professur der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität zu Jena. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Syntaktische Forschungen« (Halle 1871—88, 5 Bde.); »Das altindische Verbum aus den Hymnen des Rigweda seinem Bau nach dargestellt« (das. 1874); »Einleitung in das Sprachstudium« (Leipz. 1880, 8. Aufl., 1893; engl., das. 1882); »Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen« (das. 1889); »Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen« (Straßb. 1893, 3. Bd. des »Grundrisses der vergleichenden Grammatik« von Brugmann und D.). Auch gab er »Wedische Chrestomathie mit Anmerkungen und Glossar« (Halle 1874) heraus.

3) Hans, Historiker, geb. 11. Nov. 1848 in Bergen (Insel Rügen), studierte Geschichte in Heidelberg, Greifswald und Bonn und wurde, nachdem er den Feldzug von 1870 mitgemacht hatte, 1874 Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, dritten Sohns des damaligen Kronprinzen, in welcher Stellung er bis zum Tode des Prinzen (27. März 1879) verblieb. 1881 habilitierte er sich an der Universität in Berlin und wurde 1885 zum außerordentlichen Professor ernannt. 1882—85 gehörte er dem Abgeordnetenhaus, 1884—90 dem Reichstag an, wo er sich der freikonservativen oder Reichspartei anschloß. Außer der Dissertation über die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld und verschiedenen Studien zur englischen Verfassungsgeschichte in der Sybelschen »Historischen Zeitschrift« und den »Preußischen Jahrbüchern« schrieb er namentlich: »Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau« (Berl. 1880, Bd. 4 u. 5 des von G. H. Pertz unvollendet hinterlassenen Werkes); eine kürzere selbständige Biographie unter gleichem Titel (das. 1882, 2 Bde.); »Die Perserkriege und die Burgunderkriege« (das. 1887); »Historische und politische Aufsätze« (das. 1887); »Die Strategie des Perikles« (das. 1890) u. a. 1882—83 gab D. mit G. zu Putlitz die »Politische Wochenschrift« heraus, trat aber 1883 in die Redaktion der »Preußischen Jahrbücher« ein, die er seit 1889 allein führt, und gibt seit 1885 den von Schultheß 1860 begründeten »Europäischen Geschichtskalender« heraus.

4) Max Emil Julius, Agrikulturchemiker, Bruder des vorigen, geb. 16. Juni 1850 in Bergen auf Rügen, studierte seit 1868 in Berlin und Greifswald, wurde 1872 Assistent an der Gewerbeakademie in Berlin, 1873 an der Versuchsstation zu Halle und übernahm 1874 die Gründung und Leitung der Berliner Versuchsstation des Vereins der Spiritusfabrikanten in Deutschland. 1875 habilitierte sich D. an der Gewerbeakademie zu Berlin, leitete seit 1876 die Brennereischule des Vereins der Spiritusfabrikanten, wurde 1877 Mitglied des Patentamts, gründete 1879 die Versuchsbrennerei Bierdorf bei Berlin und ward 1881 Lehrer an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. 1882 veranstaltete er die Ausstellung für Spiritusindustrie. Unter Delbrücks Leitung wurden die wichtigsten Gegenstände der modernen Gärungstechnik, wie z. B. die Wirkung des Hochdrucks auf Stärke, die Physiologie der Hefe und ihre Anwendung auf die Praxis bearbeitet. Mit Märcker gibt er die »Zeitschrift für Spiritusindustrie«, mit Hayduck die »Wochenschrift für Brauerei« heraus.

Deleātur (lat.), s. Del.

Delebpalme, s. Borassus.

Delécluze (spr. dölekläs), Etienne Jean, franz. Maler und Schriftsteller, geb. 1781 in Paris, gest. 1863 in Versailles, besuchte zuerst das Atelier von Gros und erhielt auf der Ausstellung von 1808 die große goldene Medaille für sein Gemälde: Andromache, gab jedoch 1816 die Malerei auf und übernahm die Kunstkritik im »Lycée français«, später im »Moniteur«, sodann im »Journal des Débats« als eifriger Parteigänger Davids. Er schrieb: »Précis d'un traité de peinture« (1827); »Florence et ses vicissitudes« (1837, 2 Bde.); »Léopold Robert« (1838); »Grégoire VII. Saint François d'Assise et Saint Thomas d'Acquino« (1844, 2 Bde.); »Louis David, son école et son temps« (1855); »Souvenirs de soixante années« (1862), Romane und Novellen (»Justine de Liron«, 1832) u. a.

Delegāt (lat., von delegare, abordnen, überweisen, übertragen), derjenige, welcher infolge der Anweisung eines andern (Delegant) etwas leistet oder zu leisten verspricht. Im katholischen Kirchenrecht bezeichnet man damit eine Person, welcher die Ausübung der kirchlichen Regierungsgewalt u. insbes. die der streitigen Gerichtsbarkeit übertragen ist. So gibt es judices in partibus, d. h. Richter, welche die eigentlich nach Rom zur Entscheidung gelangenden Sachen an Ort und Stelle als päpstliche Delegaten zu entscheiden haben; ferner erscheinen die Bischöfe in einer Reihe von Fällen zuständig als ein für allemal ernannte päpstliche Delegaten (tamquam sedis apostolicae delegati).

Delegation (lat., im Rechtswesen »Überweisung«), häufig ein Vorbereitungsakt für die Novation (s. d.), d. h. den Vertrag, welcher geschlossen wird, um eine bestehende Obligation dadurch aufzuheben, daß eine andre an deren Stelle gesetzt wird. Meist soll durch die D. an die Stelle des alten Schuldners ein neuer Schuldner treten, und zwar im Auftrag des erstern und unter Zustimmung des Gläubigers. Der Umstand, daß der alte Schuldner mit zustimmen muß, unterscheidet die durch D. vorbereitete Novation von der Expromission. Der erste Schuldner (Delegant, delegans) überweist seine Schuldverpflichtung an einen andern, dieser andre (Delegat, delegatus) tritt in des erstern Schuld und steht für die Erfüllung der Verpflichtung ein, und der Gläubiger (Delegatar, delegatarius) nimmt diese Veränderung an. Eine D. kann aber auch so vorkommen, daß an die Stelle des alten Gläubigers ein neuer Gläubiger treten soll, indem der bisherige Gläubiger (delegans) seine Forderungen einem andern (delegatarius, Delegatar) überweist und der Schuldner (delegatus, Delegat) diesen nun als seinen Gläubiger anerkennen soll. Von der Zession (s. d.) unterscheidet sich diese D. wesentlich dadurch, daß jene keine Novation mit sich bringt, indem der Schuldner von seiner bisherigen Schuld nicht frei wird, wie bei der Novation auf Grund der D. Bei der D. soll eben das bis-

her bestehende Obligationsverhältnis gänzlich aufgelöst und durch den Eintritt des neuen Gläubigers oder Schuldners ein neues Schuldverhältnis zwischen dem Delegatar und dem debitor, bez. creditor delegatus begründet werden, während die Zession Übergang der unveränderten Forderung bezweckt. Unter D. wird auch Übertragung der Gerichtsbarkeit für einen einzelnen Fall oder für eine Klasse von Geschäften verstanden, daher die Ausdrücke delegierte Gerichtsbarkeit, delegierter Richter. Das moderne Staatsrecht und so insbes. auch das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz gehen von dem Grundsatz aus, daß niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden darf. Es kann also von einer D. eines Richters nur dann die Rede sein, wenn der nach Gesetz und Diensteinrichtung berufene Richter im gegebenen Fall seinen Funktionen nicht obliegen kann, z. B. wenn er mit Recht abgelehnt worden ist, so daß ein andrer Richter an seine Stelle treten muß, oder sonstige Schwierigkeiten hinsichtlich des eigentlich zuständigen Gerichts obwalten (Deutsche Zivilprozeßordnung, § 36 u. 41 ff., Strafprozeßordnung, § 14, 15, 19, 22 ff.).

Delegation (ital. Delegazione), im ehemaligen Kirchenstaat die Regierungsbehörde einer Provinz und letztere selbst. War der an der Spitze der Verwaltung stehende Delegat ein Kardinal, so hieß er Legat und seine Provinz Legation.

Delegationen, legislative Körperschaften zur Ausübung des Gesetzgebungsrechts über die gemeinsamen Angelegenheiten der Österreichisch-ungarischen Monarchie (s. d.).

Delegieren (lat.), jemand abordnen, (mit Auftrag und Vollmacht) absenden; etwas übertragen, überweisen (s. Delegation). Delegierter, Abgeordneter, Beauftragter.

Delektieren (lat.), ergötzen, laben; delektabel, ergötzlich, angenehm; Delektation, Ergötzung, Labung.

Delektion (lat.), Wahl, Auswahl; Aushebung [(von Soldaten).

Delémont (spr. dölemóng, deutsch Delsberg), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Bern, im Delsberger Thal (s. Birs), Knotenpunkt der Bahnlinien Basel-Belfort und Basel-Biel-Lausanne, 434 m ü. M., mit zwei katholischen und einer reformierten Kirche, Schloß (ehemals Sommerresidenz der Bischöfe von Basel), Progymnasium, katholischem Lehrerseminar und (1888) 3642 Einw., ist am bekanntesten als Zentrum des Eisensteinbaues und der Eisenindustrie des Berner Jura. Die in neuerer Zeit weniger ergiebigen Bohnerzlager befinden sich im Thal von D., teils in unmittelbarer Nähe des Städtchens, teils zwischen Develier und Boécourt-Séprais; sie sind 40—50 m tief, haben eine Mächtigkeit von ca. 1 m und liefern das Rohmaterial für die Hochöfen und Eisenwerke von Choindez und Undervelier.

Delen, Dirk van, holländ. Maler, geb. um 1605 in Heusden, gest. 16. Mai 1671 in Arnemuyden, bildete sich unter dem Einfluß des Frans Hals, war seit 1626 zu Arnemuyden in Zeeland ansässig, wo er später auch Bürgermeister wurde. Er liebte es, prunkvolle Gemächer, von Säulenhallen umgebene Höfe mit angrenzenden Parkanlagen, das Innere reich ausgestatteter Kirchen im Barockstil darzustellen, die von Palamedes, Dirk Hals, Codde u. a. mit Staffage versehen wurden. Seine Zeichnung ist korrekt, seine Farbe hell, wenn auch etwas bunt, und sein Kolorit leicht und flüssig. Hauptwerke befinden sich in der kaiserlichen Galerie zu Wien (ein Gartenpalais mit vornehmer Gesellschaft, 1640), im Louvre zu Paris (Palasthof mit Ballspielern, 1628), im Antwerpener Museum, in Braunschweig, in der Eremitage zu St. Petersburg (Inneres des Tempels von Jerusalem, 1627).

Delepierre (spr. dölöpjär'), Joseph Octave, belg. Schriftsteller, geb. 12. März 1802 in Brügge, gest. 22. Aug. 1879 in London, studierte in Gent die Rechte, praktizierte in Brügge und in Brüssel eine Zeitlang als Advokat, war Hilfssekretär der Regentschaft in Brügge und betrat nach der Septemberrevolution die diplomatische Laufbahn. 1849 wurde er zum Gesandtschaftssekretär und belgischen Generalkonsul in London ernannt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen nennen wir: »Le Roman du Renard«, nach einer vlämischen Handschrift des 12. Jahrh. (Brüssel 1838); »Chroniques, traditions et légendes de l'ancienne histoire des Flandres« (Lille 1834); »Précis des Annales de la ville de Bruges, etc.« (1835); »Histoire du règne de Charles-le-Bon, etc.« (1830); »De l'origine des Flamands« (1841); »Galerie des artistes brugeois« (1840); »Historical difficulties and contested events« (Lond. 1860); »L'enfer; essai philosophique et historique« (das. 1877); ferner die litterargeschichtlichen Werke: »Aventures de Tiel Ulenspiegel, etc.« (2. Ausg. 1840); »Tableau de la littérature du Centon« (Lond. 1875, 2 Bde.); »Old Flanders, or popular traditions and legends of Belgium« (das. 1845, 2 Bde.); »Histoire littéraire des fous« (das. 1860); »La parodie chez les Grecs, chez les Romains, chez les modernes« (das. 1870); »Macaronéana, ou mélanges de littérature macaronique, etc.« (Par. 1852); »Supercheries littéraires« (Lond. 1872). Bibliographische Werke sind: »Précis analytique des documents que renferme le dépôt des archives de la Flandre occidentale à Bruges« (1840—43, 3 Bde.); »Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée britannique, etc.« (Lond. 1846); »Revue analytique des ouvrages écrits en centon« (das. 1868); »Essai historique et bibliographique sur les ouvrages écrits en rébus« (das. 1870) und die mit G. Brunet unter dem Pseudonym Brüder Gébédé herausgegebene »Bibliothèque bibliophilo-facétieuse« (Lond. 1852—56, 3 Bde.).

Delescluze (spr. dölanüs'), Louis Charles, franz. Kommunist, geb. 20. Okt. 1809 in Dreux, gest. 28. Mai 1871 in Paris, übernahm 1835 die Redaktion des belgischen »Journal de Charleroi«, nachdem er wegen politischer Umtriebe aus Frankreich hatte flüchten müssen, und ward 1841 Chefredakteur des »Impartial du Nord« zu Valenciennes. Nach der Februarrevolution ward er zur Belohnung für seine Thätigkeit im republikanischen Sinn als Generalkommissar der französischen Republik in die Depart. du Nord und Pas-de-Calais gesandt, kam aber in Konflikt mit dem Prokurator und mußte, vom Minister im Stiche gelassen, seine Entlassung einreichen. Er gründete in demselben Jahr in Paris das Journal »La Révolution démocratique et la Liberté républicaine«, ward aber sehr bald wegen seiner aufrührerischen sozialistischen Artikel zu 1½ Jahren Gefängnis und 10,000 Frank Geldstrafe und 1849 sogar zur Deportation verurteilt. Es gelang ihm, nach England zu entkommen; 1853 kehrte er nach Paris zurück, ward aber schon 2 Monate nach seiner Rückkehr als Mitglied verbotener Gesellschaften zu vierjährigem Gefängnis verurteilt und, nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Gefängnissen zugebracht, nach Cayenne transportiert, wo er bis 1859

blieb. Über ſeine Gefangenſchaftsleiden veröffentlichte er: »De Paris à Cayenne, journal d'un déporté« (1867). Nach ſeiner Rückkehr hielt er ſich lange ruhig, bis ihm das 1868 von ihm gegründete Journal »Réveil«, in welchem er die Ideen der Internationale vertrat, neue Verurteilungen zuzog. Nach dem Sturz des Kaiſerreichs 1870 glaubte er ſeine kommuniſtiſchen Anſichten verwirklichen zu können, bewirkte den Aufſtand gegen die Regierung der nationalen Verteidigung 31. Okt. 1870 und ward nach deſſen Scheitern verhaftet, aber ohne Strafe freigelaſſen. Ebenſo beteiligte er ſich an der Revolte vom 22. Jan. 1871. Am 8. Febr. im Seinedepartement zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt, legte er ſein Mandat nieder, als er nach dem Aufſtand vom 18. März zum Mitglied der Kommune (26. März) erwählt worden war, deren Leitung er mit wilder Energie übernahm und durchführte. Als er den Untergang der Kommune vorausſah, ſtellte er 20. Mai in einer Sitzung der Kommune den Antrag, vor dem Eindringen der Truppen alle öffentlichen Gebäude vermittelſt Petroleums in Brand zu ſtecken und die Geiſeln zu erſchießen. Bei dem Einrücken der Verſailler Truppen ſuchte und fand er auf der letzten Barrikade der Aufſtändiſchen den Tod.

Deleſſert (ſpr. dölefär), Benjamin, Baron, Bankier und Fabrikant in Paris, geb. 14. Febr. 1773 in Lyon, geſt. 1. März 1847 in Paris, Sohn des Bankiers Etienne D. (geb. 1735 aus einer calviniſtiſchen Familie, geſt. 1816), der 1777 von Lyon nach Paris überſiedelte und ſich um Handel und Induſtrie in Frankreich ſehr verdient machte. D. diente zu Anfang der Revolution in der Artillerie, mußte jedoch nach dem 10. Aug. 1792 als Anhänger Lafayettes die Armee verlaſſen und übernahm 1795 das Bankgeſchäft ſeines Vaters. 1801 legte er in Paſſy großartige Runkelrübenzuckerfabriken an und wurde wegen ſeiner Verdienſte um die inländiſche Induſtrie von Napoleon I. zum Mitglied der Ehrenlegion und 1813 zum Kommandanten einer Legion der Pariſer Nationalgarde ernannt. 1817 vom Seinedepartement als Deputierter in die Kammer gewählt, gehörte er derſelben bis 1838 ununterbrochen an. Er hatte ſeinen Sitz im linken Zentrum und gehörte zu den entſchiedenſten und thätigſten Mitgliedern der freiſinnigen Partei. Ein thätiger Freund und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, ließ er das Prachtwerk »Icones selectae plantarum« (Par. 1820—39, 5 Bde., jeder Band mit 100 Kupfern) auf ſeine Koſten drucken, machte ſich auch als Vorſtand der Armenhäuſer von Paris, als Mitbegründer der Sparkaſſen in Frankreich und der »Société philanthropique« ſowie durch freigebige Fürſorge für die Arbeiter und namentlich auch durch höchſt liberale Unterſtützung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beſtrebungen ſehr verdient. D. war Beſitzer einer von ſeinem Vater begründeten wertvollen Gemäldeſammlung (mit Raffaels Madonna: la Vierge de la Maison d'Orléans) und Kupferſtichſammlung, auch einer der reichſten Naturalienſammlungen. Noch gab er heraus: »Recueil de coquilles décrites par Lamarck« (1841 ff.) und ſchrieb: »Des avantages de la caisse d'épargne et de prévoyance« (1835); »Les bons exemples, nouvelle morale en action« (mit Degérando, 3. Ausg. 1867, 2 Bde.); »Guide du bonheur« (1839, 4. Aufl. 1855) u. a. — Sein älteſter Bruder, François Marie, geb. 1780, geſt. 1867, war Chef eines Bankhauſes, Mitglied des Verwaltungsrates der Bank von Frankreich ſowie des Inſtituts. Der zweite Bruder, Gabriel, geb. 17. März 1786 in Paris, geſt. 29. Jan. 1858, war Fabrikant in Paſſy unter dem Kaiſerreich, Brigadegeneral der Pariſer Nationalgarde nach der Julirevolution und vom 6. Sept. 1836 bis 24. Febr. 1848 Polizeipräfekt zu Paris. Deſſen Sohn Alexandre Henri Edouard, geb. 15. Dez. 1828, begleitete Saulcy auf ſeiner Reiſe nach Paläſtina (1850) und berichtete darüber in »Voyage aux villes maudites« (1853, 4. Ausg. 1855). Er war Mitbegründer des »Athénaeum français« und hat ſich auch ſonſt als Belletriſt bekannt gemacht.

Deleſſit, Mineral aus der Ordnung der Silikate (Chloritgruppe), findet ſich mikrokriſtalliniſch in ſchuppigen und kurzfaſerigen Individuen, welche in den Melaphyren teils vollſtändige konzentriſch-ſchalige Mandeln, teils nur die Kruſten von andern Mandeln und Geoden bilden. D. iſt oliven- bis ſchwärzlichgrün, Härte 2—2,5, ſpez. Gew. 2,89. Er beſteht aus einem waſſerhaltigen Doppelſilikat von Magneſia, Eiſenoxydul, Thonerde und Eiſenoxyd und ſcheint aus dem augitiſchen Gemengteil des Melaphyrs hervorzugehen.

Deletär (lat.), ſchädlich, von einer bis zur gänzlichen Vernichtung zerſtörenden Wirkſamkeit.

Delff, Hugo, philoſophiſcher Schriftſteller, geb. 11. Aug. 1840 zu Huſum in Schleswig, ſtudierte 1857—61 auf den Univerſitäten Tübingen, München und Kiel Philoſophie und Theologie und promovierte 1861 an letztgenannter Univerſität. Durch ſchwere Nervenerkrankung im elterlichen Hauſe feſtgehalten, trat er ſpäter als Teilhaber in die Buchhandlung ſeines Bruders in Huſum ein, die 1889 in ſeinen Alleinbeſitz überging. Außer einigen Schriften über Dante (»Divina commedia«, die er aus den Myſtikern des Mittelalters erklärte, und der Abhandlung »Dante und ſeine Meiſter«, im »Jahrbuch der Deutſchen Dante-Geſellſchaft«, Bd. 4) veröffentlichte er Schriften philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts, von denen erwähnt ſeien: »Ideen zu einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Natur« (Huſum 1865); »Welt und Weltzeiten. Eine Philoſophie des Lebendigen und der That« (Leipz. 1872); »Grundzüge der Entwickelungsgeſchichte der Religion« (daſ. 1883); »Die Hauptprobleme der Philoſophie und Religion« (daſ. 1886); »Das vierte Evangelium« (Huſum 1890).

Delfshaven, ehemals Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, ſeit 1886 mit Rotterdam (ſ. d.) vereinigt.

Delft, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, Arrond. Haag, ſüdöſtlich vom Haag, am Schie und an der Eiſenbahn Rotterdam-Amſterdam, iſt von vielen Kanälen durchſchnitten und durch einen derſelben mit Haag verbunden, ziemlich regelmäßig und freundlich gebaut, aber wenig belebt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: der Prinzenhof, worin 10. Juli 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthaſar Gerardsz erſchoſſen wurde (jetzt Kaſerne); das große, 1618 erbaute Rathaus mit gotiſchem Belfried und wertvollen Gemälden; das Zeughaus (für die im Haag gegoſſenen Geſchütze); die gotiſche Alte Kirche (an Stelle eines ältern Baues im 15. Jahrh. errichtet) mit etwas geneigtem Turm und den Denkmälern der Admirale Tromp und Piet Hein, des Eroberers der ſpaniſchen Silberflotte 1628, und des Naturforſchers Leeuwenhoek; die Neue Kirche (1412—76 erbaut) mit einem berühmten Glockenſpiel, einem 95 m hohen Turm und der Gruft des Hauſes Oranien-Naſſau ſowie dem Grabmal des in D. gebornen

Hugo Grotius, dessen Bronzestatue (von Strackée) seit 1886 vor der Kirche steht, und dem prachtvollen Marmormausoleum des Prinzen Wilhelm (von H. de Keyzer, 1616). Die Zahl der Einwohner betrug 1889: 28,458, darunter 11,196 Römisch-Katholische. Im 17. und 18. Jahrh. hatte die Stadt berühmte Fabriken für Fayence und Steingut, deren Erzeugnisse (s. Delfter Fayencen) weit und breit bekannt waren; gegenwärtig ist nur noch eine dieser Fabriken im Betrieb. Außerdem befinden sich hier eine Artilleriewerkstätte, zwei Gewehrfabriken, ferner Fabriken für Decken, Tapeten, Zigarren, Seife, Öl, Glas, Essig, Bier, Leder, Genever und mathematische Instrumente. Der Handel ist nicht unbedeutend. An wissenschaftlichen Anstalten hat D. eine polytechnische Schule (1889/90 mit 251 Studierenden), eine Schule zur Heranbildung indischer Beamten, ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule, eine Artillerie- sowie eine Bauschule mit Modellkammer (ehemals in der Reichswerfte zu Amsterdam). Auch besitzt D. eine Irrenanstalt und ein städtisches Krankenhaus und ist Sitz eines Kantonsgerichts und einer Handelskammer. Die freundliche Umgebung enthält viele Windmühlen und hübsche Gartenhäuser. Hier wurde im 11. Jahrh. (um 1070) von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckligen ein Schloß erbaut; später war D. berühmt als die Residenz Wilhelms I. von Oranien und Grabstätte der Oranier. 1654 wurden durch die Explosion eines Pulverturms 1200 Menschen getötet.

Delfter Fayencen, stark glasiertes, weißes Gebrauchsgeschirr, welches seit dem Ende des 16. Jahrh. bis zum Ende des 18. Jahrh. in Delft angefertigt wurde. Seine charakteristische Eigentümlichkeit ist die blaue Bemalung, welche sich an japanische und chinesische Vorbilder anschließt. Seit 1640 begann die Blütezeit der Fabrikation. A. de Keyzer ahmte das chinesische blaue Porzellan, andre das japanische, zum Teil in höchster Vollendung, nach. Dann kamen auch bunte Farben neben der blauen auf. Man fertigte nicht nur Gegenstände für den Gebrauch (eiförmige Krüge, Schüsseln, Körbe, Schalen, Blumenvasen, Frühstücksservice, Tulpenständer, Spucknäpfe), sondern auch Platten für den Wandschmuck, Menschen- und Tierfiguren, Geigen und ähnliche Spielereien. — Eine von Sammlern besonders gesuchte Abart ist das sogen. schwarze Delft. Die hervorragendsten Delfter Fayencefabrikanten und Maler waren F. van Frytom, A. Pynacker, L. Victoor, L. und S. Cenboorn, J. van Brower, A. de Kooghe und Th. Witzenburgh. Durch die massenhafte Ausfuhr der D. F. verbreitete sich ihre Dekoration auch anderswo, besonders in England und Deutschland. S. Tafel »Keramik«, Fig. 10. Vgl. Havard, Histoire de la faïence de Delft (Par. 1877).

Delfttware, mit Fayenceblau (s. Indigo) gefärbtes oder bedrucktes Baumwollgewebe; auch Delfter Fayencen.

Delfzijl (spr. -seil), Hafenstadt in der niederländ. Provinz Groningen, an der Mündung der Fivel in den Dollart und an der Staatsbahnlinie Groningen-D., hat (1889) 2350 (als Gemeinde 6582) Einw. D. hat eine Schiffahrtsschule, viele Öl- und Sägemühlen, Kalkbrennereien, Ziegeleien, einen guten Hafen, Fischerei und Schiffahrt (1890 liefen 351 Schiffe von 193,000 cbm Gehalt ein und aus). Hier beginnen der neue Schiffahrtskanal und der sogen. Lange Kanal, der aus dem Dollart, zunächst in das Damster-Diep (s. d.), nach Groningen und von da über Leeuwarden und Franeker nach Harlingen führt als eine 104 km lange Schiffahrtslinie für Treckschuiten. D. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Delga, Ort im Distrikt Roda der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, mit (1882) 8209 Einw.

Delgādo, Vorgebirge an der Ostküste der portug. Kolonie Mosambik (Ostafrika), unter 10° 24′ südl. Br., am nördlichen Eingang der Tungibucht, südlich von der Mündung des Rovuma. Der Distrikt Cabo D. (6590 Einw.) hat als Hauptort Ibo auf einer der kleinen Quirimeainseln mit 2500 Einw.

Delhi, 1) Bezirk u. Stadt in Indien, s. Dehli. — 2) Ort auf Timor, s. Deli 2).

Deli (türk., »Narr, Tollkühner, Wagehals«), in den frühern türkischen Heeren Name einzelner Wagehälse der türkischen Kavallerie, die im Kampf blind auf den Feind losgingen, wobei sie meist von Opium berauscht zu sein pflegten. Ihr Befehlshaber hieß Delibaschi. Die Großwesire hatten früher 400–500, ja die beiden Köprüli 2000 solcher Delis als Leibwache, die im Feld beritten war, in Konstantinopel aber zu Fuß vor dem Großwesir hermarschierte, wenn er sich nach dem Diwan begab.

Deli, 1) (Labuan-D.) Hauptort eines kleinen Malaienstaats auf der Ostküste der Insel Sumatra, am Fluß D. oder Soengo. Das Reich D. hat nur 30 km Küste und erstreckt sich nach innen 75 km bis in das Gebirge; es steht unter einem Sultan, der von der niederländischen Regierung abhängig ist, welche allein das Recht besitzt, über den Grund und Boden zu verfügen. Sie hat große Landbewilligungen erteilt an die Deli-Maatschappij, welche in den drei Bezirken des Landes (D., Langkat und Serdang) mit 5000 Arbeitern Tabak, Gewürze u. a. baut, ferner an die schweizerische Société Helvetia, an Franzosen, Deutsche und Engländer. Vgl. Haarsma, Der Tabaksbau in D. (Amsterd. 1890). — 2) (Delhi, Dilhi) Hauptort der portug. Besitzungen auf der Insel Timor, an der Nordküste, an einer während des Südostmonsuns leicht zugänglichen Bai, aber ungesund, führt Büffel, Reis, Schweine, Gemüse aus.

Delia, Beiname der Artemis, von ihrer Geburt auf Delos; auch Name der daselbst gefeierten Feste. Die kleinen Delien wurden jährlich am 6. Thargelion (Ende Mai) gefeiert und besonders von den Athenern beschickt, die großen Delien, die Hauptversammlungen der ionischen Amphiktyonen, alle fünf Jahre am 6. und 7. Thargelion gehalten und, wie auch die kleinen Delien, mit Spielen verbunden. Auch die in dem böotischen Delion dem Apollon zu Ehren gefeierten Feste hießen D.

Délibáb, ungar. Name für Fata Morgana (s. d.).

Delibāl (türk.), betäubender Honig, der in Kleinasien von den Bienen aus dem Honigsaft des pontischen Seidelbastes (Daphne pontica) bereitet wird.

Delibationsurteil (vom ital. delibazione), soviel wie Vollstreckungsurteil (s. d.).

Deliberation (lat.), Beratschlagung, Erwägung.

Deliberationsfrist, Bedenkzeit, Überlegungsfrist (s. Erbschaft).

Deliberieren (lat.), beratschlagen, erwägen, überlegen.

Delibes (spr. délib'), Léon, franz. Komponist, geb. 21. Febr. 1836 in St.-Germain-du-Val (Sarthe), gest. 16. Jan. 1891 in Paris, wurde 1848 Schüler des Pariser Konservatoriums, 1853 Akkompagnateur am Théâtre lyrique und später Organist an der Kirche St.-Jean-et-St.-François. 1856 kam seine erste einaktige Operette: »Deux sacs de charbon«, auf dem Théâtre

der Folies-Nouvelles zur Aufführung, welcher bald andre in den Bouffes-Parisiens folgten. Das Théâtre lyrique brachte zwei einaktige komische Opern: »Maître Griffard« (1857) und »Le jardinier et son maître« (1863). Mehr und mehr zeigte sich D.' Talent für eine feine, graziöse, heitere Musik; doch kam er erst in sein eigentliches Element, als sich ihm die Pforten der Großen Oper öffneten, an welcher er 1865 als zweiter Chordirektor angestellt wurde. 1866 brachte diese das Ballett »La Source« (in Wien als »Naila, die Quellenfee«, gegeben), zu dem D. in Gemeinschaft mit einem Polen (Minkus) die Musik geschrieben hatte; der Erfolg der von D. komponierten Nummern war entscheidend. 1870 folgte das Ballett »Coppélia«, das seinen Ruf als Komponist endgültig feststellte, 1876 das Ballett »Sylvie, ou la nymphe de Diane«. Inzwischen war auch die komische Oper »Le roi l'a dit« 1873 mit großem Erfolg zur Aufführung gelangt und ist seitdem auch über deutsche Bühnen gegangen. Zwei weitere komische Opern: »Jean de Nivelles« (1880) und »Lakmé« (1883), befestigten seinen Ruf, eine nachgelassene »Kassya« wurde von Massenet beendet und instrumentiert. Für D.' bestes Werk gilt »Coppélia«; bei den übrigen schädigt nicht selten das mangelhafte Libretto den Erfolg der Musik. D. gab späterhin seine Chordirektorstelle auf und war seit 1880 Professor der Komposition am Pariser Konservatorium.

Délibláter Sandwüste, s. Alibunár.

Delicato (ital., delicatamente, con delicatezza), musikal. Vortragsbezeichnung: »geschmackvoll«, fein, d. h. durchsichtig und zart.

Délice (franz., spr. -liß'), Wonne, Behagen.

Delicēto (spr. -tschēto), Flecken in der ital. Provinz Foggia, Kreis Bovino, hat Schloßruinen, eine hübsche Kirche, Wein- und Ölbau und (1881) 5208 Einw.

Deliciae (lat., »Ergötzlichkeiten«), in älterer Zeit beliebter Titel für dichterische Sammelwerke, z. B. D. poetarum italorum, D. poet. gallorum, D. poet. germanorum ꝛc. (sämtlich in 14 Bdn., Frankf. a. M. 1608—19); bei den Römern auch von Personen soviel wie »Liebling«. D. generis humani (»Zierde des Menschengeschlechts«), Ehrenbeiname des römischen Kaisers Titus.

Delicta juris gentium (lat.), Verbrechen, welche bei allen zivilisierten Völkern mit schweren Strafen bedroht sind, und wegen deren darum auch regelmäßig Auslieferung (s. d.) gewährt wird.

Delictum (lat.), Verbrechen (s. d.).

Delieren (lat.), auslöschen, wegwischen, tilgen.

Deligeorgis, Epameinondas, griech. Minister, geb. 10. Febr. 1829 zu Tripolis im Peloponnes, gest. 27. Mai 1879, trat zuerst bei der Revolution von 1862 und der Begründung des neuen Throns Georgs I. in den Vordergrund der Politik. Er war in der Kammer, in welcher er sich durch glänzende Rednergabe auszeichnete, bald der Führer einer Partei, welche nach außen eine friedliche Politik, namentlich Freundschaft mit der Türkei, erstrebte, nach innen freiheitliche Grundsätze in Gesetzgebung und Verwaltung verwirklichen wollte. Nachdem er 1865 und 1870 nach dem Rücktritt von Zaimis kurze Zeit Ministerpräsident gewesen, übernahm er 1872 wieder die Bildung eines Kabinetts und brachte eine Vereinbarung mit der italienisch-französischen Gesellschaft, welche die Laurionbergwerke besaß, zu stande, infolge deren die Bergwerke auf Griechenland übergingen. 1874 gestürzt, übernahm er im März 1877 von neuem das Ministerium und befolgte während des russisch-türkischen Krieges eine friedliche Politik, da er durch eine gütliche Verständigung mit der Pforte mehr zu erreichen hoffte als durch Krieg. Im Koalitionsministerium vom Juni 1877 erhielt er die Finanzen, trat aber zurück, als im Januar 1878 die Regierung sich zur Teilnahme am Kriege entschloß. Seine politischen Reden erschienen 1880 in Athen (2 Bde.). — Sein Bruder Leonidas, geb. 1840 in Missolunghi, ward 1880 in die Kammer gewählt und verwaltete unter Delyannis 1890—92 das Portefeuille des Äußern.

Deligiannis, s. Delyannis.

Delikāt (franz.), lecker, wohlschmeckend; fein, sinnreich; zartfühlend, empfindlich, heikel. Delikatesse, Feinheit, Zartsinnigkeit, Zartgefühl; Leckerbissen.

Delikt (lat.), s. Verbrechen.

Delila (die »Schmachtende«), philistäische Geliebte Simsons, im Thal Sorek, verriet denselben an ihre Landsleute, nachdem sie von ihm das Geheimnis seiner Stärke erforscht hatte (Richt. 16, 4 ff.).

Delile (spr. dölil'), Alire Raffeneau, s. Del.

Delille (spr. dölil'), Jacques, franz. Dichter, geb. 22. Juni 1738 zu Aigueperse in der Auvergne als der natürliche Sohn des Advokaten Montanier, gest. 1. Mai 1813 in Paris, wurde Lehrer an den Gymnasien von Beauvais und Amiens, dann in Paris. Berühmt wurde er 1769 durch seine Übersetzung von Vergils »Georgica«. Die ganze litterarische Welt, besonders Voltaire, verherrlichte den Dichter. 1772 wurde er in die Akademie gewählt, seine Aufnahme verzögerte sich aber wegen seiner Jugend bis 1774. Nachdem er seine Lehrthätigkeit mit einer Professur der lateinischen Poesie am Collège de France vertauscht hatte, erschien 1782 das Lehrgedicht »Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages«, mit welchem er einen großen Erfolg errang, besonders da er zugleich ein vorzüglicher Vorleser war. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Konstantinopel, wohin er den französischen Gesandten Grafen von Choiseul-Gouffier begleitete, fand er seine Lage durch die Revolution vollständig verändert; er behielt zwar seine Freiheit, verlor aber seine Einkünfte von 30,000 Frank aus der Abtei von St.-Séverin, die ihm der Graf von Artois verliehen hatte. Unter dem Direktorium machte er eine Reise durch Deutschland und England, kehrte 1802 nach Frankreich zurück und übernahm wieder seine Professur sowie seine einflußreiche Stellung in der Gesellschaft. In seinen letzten Lebensjahren war er vollständig erblindet. Sein bestes Werk ist die Übertragung der »Georgica«; hier treten seine Vorzüge, Korrektheit der Sprache und des Rhythmus, Eleganz und Leichtigkeit des Versbaues, Feinheit des Geschmacks und Reichtum der Phantasie, aufs glänzendste hervor; aber oft ist das Original vergewaltigt, und sein gezierter Stil und seine gesuchten Bilder lassen erkennen, daß er zu sehr vom Geschmack seiner Zeit abhing. Viel geringer sind seine eignen Leistungen: meist lose aneinander gereihte Bilder ohne Plan, ohne Einheit, ohne Zusammenhang; selbst Stil und Versbau sind zuweilen schwach. Am tiefsten stehen seine spätern Übersetzungen; es sind meist Nachahmungen ohne Saft und Kraft. Seine Werke erschienen gesammelt von Michaud, 1824, 16 Bde.; von Didot, 1847.

Delimitieren (lat.), abgrenzen; Delimitation, Grenzberichtigung.

Delinēieren (lat.), zeichnen, entwerfen; Delineation, Zeichnung, Entwurf, Grund-, Abriß; delineavit, s. Del.

Delinquent (lat.), Verbrecher.

Deliquium (lat.), das Zerfließen von Körpern, namentlich von Salzen, wenn sie so viel Wasser aus der Atmosphäre anziehen, daß sich zuletzt eine konzentrierte Lösung bildet; auch das Schmelzen durch Wärme. Daher deliqueszieren, zerfließen; deliqueszent, zerfließend, zerschmelzend.

Delirieren (lat.), irre reden, s. Delirium.

Delirium (lat.), Irresein, Phantasieren, Irrereden, ein krankhafter Zustand, bei dem die Kranken infolge einer krankhaften Störung der Gehirnthätigkeit der Wirklichkeit nicht entsprechende Wahrnehmungen und Vorstellungen in sich aufnehmen und nach diesen handeln, weil das gesunde Denkvermögen, welches derartige Wahnvorstellungen korrigiert, bei ihnen fehlt. So kommt D. bei Geistesstörungen sehr häufig vor. Handelt es sich um Sinnestäuschungen, Halluzinationen, so hat man es mit Sinnesdelirien zu thun, denen die Verstandsdelirien, Wahnvorstellungen, die als Ausdruck der krankhaft gestörten Denkthätigkeit aufzufassen sind, gegenüberstehen. Bei letztern unterscheidet man das D. melancholicum, das depressive D., von dem D. maniacale oder expansivem D. — Zu dem erstern D. rechnet man das Verfolgungsdelirium, das Verneinungsdelirium, das D. des Besessenseins, während zur zweiten Form der bei der Verrücktheit und bei der Gehirnparalyse beobachtete Größenwahn gehört.

Die Fieberdelirien sind Folgen der Inanition, d. h. der durch die im konkreten Falle vorliegende Krankheit herbeigeführten Erschöpfung und der Blutleere des Gehirns, der Überfülle des Gehirns an Blut oder der Vergiftung (Intoxikation) durch das im Einzelfalle wirksame Krankheitsgift. So tritt D. auf bei Typhus, Blattern, Scharlach, Masern, Hirnhautentzündung, Lungenentzündung. Auch bei heftigem Wundfieber kommt das Wundfieberdelirium (D. traumaticum) vor. Irrereden ist ferner häufig bei akuten Vergiftungen mit narkotischen Giften (Morphium, Belladonna, Chloroform), auch bei Dyskrasien oder Blutentmischungskrankheiten (Zurückhaltung der Harn- und Gallenbestandteile im Blut). Seltener wird Irrereden bei fieberlosen Krankheiten beobachtet, wie bei Hysterie und Epilepsie, ebenso nach durch großen Blutverlust bedingter Gehirnanämie. Zuweilen ist das D. ein stilles, sanftes Irrereden, die Kranken murmeln nur so vor sich hin, zupfen an der Bettdecke (D. blandum, tranquillum, mussitans, mite), besonders in den höhern Stadien der nervösen Fieber, wenn bereits größere Schwäche eingetreten ist; in andern Fällen herrschen wilde Delirien (D. furibundum, furiosum) vor, wobei die Kranken heftig reden, schreien, fort wollen, aus dem Bett springen oder wenigstens große Unruhe zeigen, fortwährend mit den Armen gestikulieren ꝛc. Können die Kranken aus dem Irresein durch eine bestimmte Anrede, durch Rufen ihres Namens zu lichten Augenblicken erweckt werden, wie dies öfters beim Typhus beobachtet wird, so nennt man die Delirien typhomanische. Da das D. nur ein Symptom und zwar sehr verschiedener Krankheiten ist, so ist je nach der Art der letztern auf dasselbe einzuwirken. So wird es einmal zweckmäßig sein, den Kopf kühl zu halten (Eisblase, kalte Umschläge) und Blutentziehung (Blutegel hinter den Ohren) nebst Ableitung, sei es auf den Darm durch Abführmittel (Salze), sei es durch Auflegen von Senfteigen auf die Waden, zu versuchen, während andre Male die Verordnung von beruhigenden Mitteln (Chloralhydrat ꝛc.) am Platze sein wird.

Das D. acutum, Délire aigu, tritt infolge starker geistiger Überanstrengung, nach Verwundung am Kopf, nach Gemütsbewegung (Schreck), nach Alkoholvergiftung u. dgl. meist nach längerm Vorläuferstadium auf, in dem der Kranke über heftigen Kopfschmerz klagt, sich im allgemeinen übel befindet, benommen erscheint, nicht schlafen kann, einen taumelnden oder wenigstens unsichern Gang hat, ja auch öfter erbricht. Es tritt dann plötzlich schwere Bewußtlosigkeit mit hohem Fieber unter tobsuchtartigen Erscheinungen auf, infolge stärkster Reflexerregbarkeit stellen sich Schlingkrämpfe ein, welche die Nahrungsaufnahme unmöglich machen, der Kranke verfällt zusehends und erliegt nach wenigen Wochen. Die Behandlung kann nur der Arzt leiten.

Das D. tremens (lat., Säuferwahnsinn, Mania potatorum) ist das wesentliche Symptom einer durch Alkoholmißbrauch entstehenden Gehirnkrankheit. Es äußert sich in Sinnestäuschungen, in stillen oder wilden Delirien, wobei gewöhnlich ein starkes Zittern der Glieder und der Zunge vorhanden ist. Die Kranken glauben allerlei Spukgestalten, auch Tiere (Mäuse) zu sehen, welche namentlich in der Dunkelheit auf sie einstürmen; sie suchen diese zu erhaschen oder sie zu vertreiben und wischen deshalb beständig auf ihrer Haut oder der Bettdecke. Zuweilen schreien und toben die Kranken und wollen entfliehen, sich aus dem Fenster stürzen. Andre Kranke sind stets heiter, lachen und schwatzen. Die Delirien machen Pausen und kehren dann um so heftiger wieder. Die Kranken verlangen fortwährend nach Getränken, besonders geistigen, genießen aber sonst gar nichts. Dabei besteht vollkommene Schlaflosigkeit. Die Haut schwitzt sehr, die Augenlider sind gerötet, Lippen und Zähne trocken, rußig belegt; der Stuhl ist verstopft, der Urin sparsam, der Puls gewöhnlich nicht beschleunigt. Allmählich tritt Erschöpfung und zeitweise Schlaf ein, zuweilen aber auch erliegt der Kranke nach heftigem Toben unter raschem Kräfteverfall. Bisweilen bleiben Geistesstörungen zurück. Der Ausbruch der Krankheit wird durch starke Exzesse im Branntweintrinken oder durch plötzliche Entziehung desselben bei Gewohnheitstrinkern hervorgerufen; oft wird er bei solchen durch Lungenentzündung, schwere Verwundung, z. B. durch Knochenbrüche, auch durch Operationen ꝛc., begünstigt. Am häufigsten kommt das D. im Alter vom 30.—50. Jahre vor, meist ist es auf einige Tage beschränkt, selten zieht es sich wochenlang hinaus; jedoch treten später leicht neue Anfälle des D. ein. In 15 Proz. der Fälle endigt es mit dem Tode; als anatomische Grundlage der Störung ergibt sich meist eine chronische Entzündung der Hirnhäute, Blutüberfüllung und Ödem des Gehirns. Die Behandlung besteht zunächst darin, daß man Gewohnheitstrinkern nicht plötzlich den Alkohol entzieht und ihnen kräftige Nahrung und Wein verordnet. Außerdem reicht man Chloralhydrat, welches namentlich unschätzbar ist, wenn das D. durch schwere Verletzungen zum Ausbruch gekommen ist und der Kranke sich also nicht bewegen darf. Bei drohender Herzschwäche dagegen ist das Chloral zu vermeiden. Deliranten sind zu bewachen und in besondere Zimmer zu legen, damit sie weder sich noch andern schaden. Man hat auch in manchen Fällen an D. Erkrankte von zwei kräftigen Männern fassen und so lange umherführen lassen, bis die Ermüdung aufs höchste gesteigert und dadurch Schlafbedürfnis herbeigeführt war. Nur völlige Unterlassung des Mißbrauchs geistiger Getränke, namentlich des fuselhaltigen Branntweins, schützt vor Wiederholung der Anfälle; leider fallen die

Kranken aber meist früher oder später in ihre alte Gewohnheit des Trinkens zurück. Vgl. Roie, D. tremens und D. traumaticum (Stuttg. 1884).

Delisches Problem (Duplicatio cubi, Verdoppelung des Würfels), eine im Altertum sehr berühmte geometrische Aufgabe, über deren Entstehung zwei Sagen bestehen. Nach der einen ließ der König Minos seinem Sohn ein Grabmal in Würfelform errichten, welches durch Unvorsichtigkeit des Baumeisters zu klein ausfiel. Es sollte daher der marmorne, 100 Fuß lange, ebenso breite und hohe Würfel weggenommen und ein andrer, doppelt so großer an des vorigen Platz gesetzt werden. Die andre Sage berichtet, daß das Orakel zu Delos zur Beseitigung einer Pest in Athen den Rat erteilt habe, den Altar des Apollon, der die Form eines Würfels hatte, zu verdoppeln. Da niemand über die Seitenlänge des zu erbauenden Altars Bescheid zu erteilen wußte, kam die Frage an Platon, der in seiner Verlegenheit den Griechen andeutete, daß dem Gott eigentlich an der Verdoppelung des Würfels nichts liege, sondern vielmehr daran, daß das Studium der Geometrie mehr betrieben werde. — Ist a die Seite des gegebenen Würfels, x die des gesuchten, welcher den mfachen Inhalt des ersten haben soll, so muß $x = a\sqrt[3]{m}$ sein, und wenn m keine Kubikzahl (9, 27 ꝛc.) ist, so läßt sich der Wert x nicht durch eine geometrische Konstruktion im Sinne der Alten, d. h. bloß mit Benutzung von Lineal und Zirkel finden. Wohl aber gelingt eine solche Konstruktion, wenn man Kegelschnitte und andre krumme Linien anwendet, und die Geometer des Altertums (unter andern der von Horaz erwähnte Archytas) und der Renaissance haben eine Menge derartiger Konstruktionen angegeben, auch zu diesem Zweck mehrere krumme Linien, wie z. B. die Cissoide, ersonnen. Da man eine Kubikwurzel bis zu jedem Grade der Genauigkeit berechnen kann, so hat das Problem für die praktische Berechnung keine Schwierigkeit. Vgl. Montucla, Histoire des recherches sur la quadrature du cercle (Par. 1754, 1831); Reimer, Historia problematis de cubi duplicatione (Götting. 1798); Suter, Geschichte der mathematischen Wissenschaften, 1. Teil (2. Aufl., Zür. 1875); Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 1 (Leipz. 1880).

Delisle (spr. dölil), 1) Guillaume, franz. Geograph, geb. 28. Febr. 1675 in Paris, gest. daselbst 5. Jan. 1726, gab zahlreiche Kartenwerke heraus, die sich durch Eleganz und Schärfe des Stiches vor den frühern rühmlich auszeichneten, wurde 1702 Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel eines königlichen Geographen und von Ludwig XIV. den Auftrag, den Dauphin (nachherigen König Ludwig XV.) in der Erdkunde zu unterrichten. Im Auftrag Peters d. Gr. lieferte er eine große Karte des Kaspischen Meeres, dessen wahre Lage und Gestalt dadurch zuerst bekannt wurde. Außerdem verfaßte D. einen »Traité du cours des fleuves« (Par. 1720). D. war der erste, der eine wissenschaftlich vergleichende Geographie anbahnte, indem er bei seinen Werken stets auch die Arbeiten von Reisenden und die Werke der Naturforscher benutzte.

2) Joseph Nicolas, Astronom, Bruder des vorigen, geb. 4. April 1688 in Paris, gest. 11. Sept. 1768, ward 1714 Professor am Collège de France und hatte als solcher die Astronomen Lalande und Messier zu Schülern. 1725 wurde er von Peter d. Gr. nach Petersburg berufen, von wo aus er größere Reisen durch Rußland unternahm, die wesentlich zur Bereicherung der Physik und Erdkunde beitrugen. Von ihm soll der Vorschlag herrühren, Pulversignale zu Längenbestimmungen zu benutzen, auch verbesserte er wesentlich die von Halley vorgeschlagene Methode der Bestimmung der Sonnenparallaxe aus Venusdurchgängen. Seine astronomischen Beobachtungen beziehen sich namentlich auf Finsternisse. 1747 kehrte er wieder nach Paris zurück. Er schrieb: »Mémoires sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du Sud« (Par. 1752); »Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie, de la géographie et de la physique« (Petersb. 1738, 4 Bde.); »Eclipses circumjovialium, sive immersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739« (hrsg. von Kirch, Berl. 1734). Sein »Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin 1748« (Par. 1748) enthält eine vollständige Übersicht aller Beobachtungen ringförmiger Sonnenfinsternisse, sein »Avertissement aux astronomes sur le passage de Mercure au-devant du soleil qui doit arriver le 6 mai 1753« (das. 1753), eine Zusammenstellung sämtlicher Beobachtungen von Merkur-Durchgängen.

3) Louis, de la Croyère, Bruder des vorigen, ebenfalls Astronom, bereiste, um die Lage mehrerer wichtiger Standpunkte in Rußland astronomisch zu bestimmen, das Gouv. Archangel und Sibirien bis nach Kamtschatka und begleitete den Kapitän Bering auf seiner Fahrt 1741 von Kamtschatka nach Amerika, starb 22. Okt. d. J. in der Awatschabai.

4) Léopold Victor, franz. Paläograph und Historiker, geb. 24. Okt. 1826 in Valognes (Manche), besuchte seit 1847 die École des chartes und veröffentlichte in der »Bibliothèque« derselben mehrere wichtige Abhandlungen, wie »Recherches sur les revenus publics en Normandie au XII. siècle« und »Les monuments paléographiques concernant l'usage de prier pour les morts«. Ebenso wurde ihm für seine Lösung der Aufgabe »Rechercher la condition de la classe agricole en Normandie au moyen-âge« (1851) von seiten der Akademie der Preis Gobert zu teil. D. erhielt 1852 eine Anstellung an der kaiserlichen Bibliothek, wurde 1857 zum Mitglied der Akademie der Inschriften und 1874 zum obersten Vorstand der Bibliothek ernannt. Von seinen Werken führen wir an: »Cartulaire normand de Philippe-Auguste« (1852); »Catalogue des actes de Philippe-Auguste« (mit einer reichhaltigen Einleitung, 1856); »Recueil de jugements de l'échiquier de Normandie au XIII. siècle« (1860); »Inventaire des manuscrits du fonds latin« (1863—71, 5 Bde.); »Documents sur les fabriques de faïence de Rouen« (1865); »Observations sur l'origine de plusieurs manuscrits de la collection de M. Barrois« (1866); »Histoire du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte« (1867); »Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale« (1869—81, 3 Bde.); »Chronique de Robert de Torigni« (1872—74, 2 Bde.); »Inventaire général et méthodique des manuscrits français« (1876—78, 2 Bde.); »Mélanges de paléographie et de bibliographie« (1880). Auch leitet er die Herausgabe des »Recueil des historiens des Gaules et de la France«.

Délit (franz., spr. -lí), Vergehen im Sinne der französisch-deutschen Dreiteilung (s. d.) der strafbaren Handlungen. D. manqué (»fehlgeschlagenes Verbrechen«), im Gegensatz zum D. tenté (»angefangenes Verbrechen«), s. Versuch. D. complexe und D. connexe, s. Konkurrenz der Verbrechen.

Delitzsch, Otto, Geograph, geb. 5. März 1821 in Bernsdorf bei Lichtenstein in Sachsen, gest. 15. Sept. 1882 in Leipzig, studierte zu Leipzig Theologie und wurde Ostern 1850 als Lehrer an der Realschule daselbst angestellt. 1866 habilitierte er sich daneben an der Universität für Geographie und wurde 1874 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er bearbeitete unter anderm Steins »Geographie für Schule und Haus« in 26. und 27. Auflage, 1866 Nachträge und Ergänzungen zu Steins »Handbuch der Geographie und Statistik«, für dasselbe Handbuch 1871 Westindien und die Südpolarländer und redigierte 1869—78 die von ihm begründete geographische Zeitschrift »Aus allen Weltteilen«. Selbständige Schriften von D. sind: »Beiträge zur Methodik des geographischen Unterrichts« (2. Aufl., Leipz. 1878) und »Deutschlands Oberflächenform« (Bresl. 1880).

Delitzsch (ehedem Delcz, Dehliz), Kreisstadt im preuß. Regbez. Merseburg, am Lober, Knotenpunkt der Linien Bitterfeld-Leipzig und Halle-Kottbus der Preußischen Staatsbahn, 94 m ü. M., hat 3 alte evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß und (1890) 8949 Einw., davon 216 Katholiken und 49 Juden. Die Industrie erstreckt sich auf Zigarren-, Zucker-, Schuhwaren-, Spund- und Bierspanfabrikation, Bierbrauerei und Mühlenbetrieb; lebhaft ist der Handel mit Gemüse und Gartenfrüchten. D. hat ein Realprogymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Strafanstalt für weibliche Personen, ein Amtsgericht und ist Geburtsort des Physikers Ehrenberg (1796) und des Nationalökonomen Schulze (Schulze-D., 1808). — D. gehörte zuerst zum Bistum Merseburg; nach der Teilung Sachsens kam es an die albertinische Linie und später an das Haus Sachsen-Merseburg. Das Schloß wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört, 1691 aber wieder aufgebaut und zum Witwensitz jenes Fürstenhauses bestimmt. Nach dem Aussterben des letztern (1738) fiel D. an Kursachsen und wurde 1815 preußisch. Vgl. Lehmann, Chronik der Stadt D. (Delitzsch 1852).

Delitzsch, 1) Franz, Theolog, besonders als Exeget und Hebraist ausgezeichnet, geb. 23. Febr. 1813 in Leipzig, gest. daselbst 4. März 1890, habilitierte sich 1842 in seiner Vaterstadt, ward 1846 als ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, 1850 nach Erlangen berufen und wirkte seit 1867 als Professor an der Universität Leipzig. Aus gründlichen Studien über die jüdisch-rabbinische Litteratur flossen seine Werke: »Geschichte der jüdischen Poesie« (Leipz. 1836); »Beiträge zur mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen« (daf. 1841); »Jesus und Hillel, mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen« (3. Aufl., Erlang. 1879). Von theologischen Gesichtspunkten stark beeinflußt sind D.' exegetische Arbeiten, darunter die Kommentare zu Habakuk (Leipz. 1843), zur Genesis (4. Aufl., daf. 1872), zum Psalter (4. Aufl., daf. 1883), zum Hiob (2. Aufl., daf. 1876), zum Jesaias (4. Aufl., daf. 1889), zu den Sprüchen (1873), zum Brief an die Hebräer (daf. 1857), zum Hohenlied und Prediger (4. Aufl., daf. 1875). Auch gab er die Schrift »Jesurun, isagoge in grammaticam et lexicographiam linguae hebraicae« (Leipz. 1838) und »Jüdisch-arabische Poesien aus vormuhammedanischer Zeit« (daf. 1874) heraus. Mehrere seiner populären erbaulichen Schriften haben große Verbreitung gefunden, besonders sein Kommunionbuch »Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi« (7. Aufl., Leipz. 1886), seine »Vier Bücher von der Kirche« (daf. 1847), sein (gewissermaßen zur Goethe-Litteratur gehöriges) Buch »Philemon, oder von der christlichen Freundschaft« (2. Aufl., Stuttg. 1858). Diesen schließen sich an: »Handwerkerleben zur Zeit Jesu« (3. Aufl., Erlang. 1878); »Ein Tag in Kapernaum« (3. Aufl., Leipz. 1886); »Durch Krankheit zur Genesung« (daf. 1873) u. a. Auf wissenschaftlichem Gebiet bewegen sich noch: »Die biblisch-prophetische Theologie« (Leipz. 1845); »Neue Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien« (daf. 1853, Teil 1); »System der biblischen Psychologie« (2. Aufl., daf. 1861); »System der christlichen Apologetik« (daf. 1869); »Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für die Grammatik, besonders die hebräische« (daf. 1868) u. »Handschriftliche Funde« (daf. 1861—62); »Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge« (daf. 1890). Am verbreitetsten wurden »Die Bücher des Alten Testaments aus dem Griechischen ins Hebräische übersetzt« (7. Aufl., Berl. 1885).

2) Friedrich, Assyriolog, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1850, seit 1877 Professor der semitischen Sprachen und der Assyriologie an der Universität Leipzig, seit 1893 in Breslau. Er veröffentlichte: »Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft« (Leipz. 1873, 2. Ausg. 1884); »Assyrische Studien« (daf. 1874); eine Bearbeitung der »Chaldäischen Genesis« von G. Smith (daf. 1876); ferner »Assyrische Lesestücke« (autographiert, 3. Aufl., daf. 1885); »Wo lag das Paradies?« (daf. 1881); »The Hebrew language viewed in the light of Assyrian research« (Lond. 1883); »Die Sprache der Kossäer« (daf. 1884); »Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament« (daf. 1886); »Assyrisches Wörterbuch zur gesamten bisher veröffentlichten Keilschriftlitteratur« (daf. 1887 ff., 3 Lfgn.); »Assyrische Grammatik« (Berl. 1889). Im Verein mit Paul Haupt ist er Herausgeber der bis jetzt 11 Quartbände umfassenden »Assyriologischen Bibliothek« (Leipz. 1881—93) und der »Beiträge zur Assyriologie und vergleichenden semitischen Sprachwissenschaft«, deren beide bisher erschienenen Bände (daf. 1889 ff.) mehrere größere Abhandlungen von ihm selbst enthalten. — Sein Bruder Johannes D., geb. 1846 in Rostock, seit 1872 Dozent, später Professor an der theologischen Fakultät in Leipzig, gest. 3. Febr. 1876, schrieb: »Das Lehrsystem der römischen Kirche« (Gotha 1875, Bd. 1).

Delius, Nikolaus, Gelehrter, besonders namhafter Shakespeare-Kritiker, geb. 19. Sept. 1813 in Bremen, gest. 18. Nov. 1888 in Bonn, studierte Sprachwissenschaft auf den Universitäten zu Bonn und Berlin, besuchte dann zu wissenschaftlichen Zwecken England und Frankreich, ließ sich 1841 als Dozent in Berlin nieder und siedelte von da 1846 nach Bonn über, wo er 1855 zum außerordentlichen, 1863 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Unter seinen Schriften nehmen diejenigen, welche sich auf die Kritik und Erklärung der Werke Shakespeares beziehen, die erste Stelle ein. Es gehören hierher außer verschiedenen kleinern Arbeiten in Zeitschriften: die Ausgabe des »Macbeth« (Bremen 1841); »Die Tiecksche Shakespeare-Kritik« (Bonn 1846); »Der Mythus von W. Shakespeare« (daf. 1851); das »Shakespeare-Lexikon« (daf. 1852); »Über das englische Theaterwesen zu Shakespeares Zeit« (daf. 1853); »J. Payne Colliers alte handschriftliche Emendationen zu Shakespeare ꝛc.« (daf. 1853); »Pseudo-Shakespearesche Dramen« (Elberfeld 1854); namentlich aber die große kritische Ausgabe der sämtlichen Werke

Shakespeares (das. 1854—61, 7 Bde.; mit Nachträgen 1865; 5. Ausg. 1882, 2 Bde.); endlich Abhandlungen in den Jahrbüchern der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (gesammelt Elberfeld 1878; neue Folge 1887), im »Jahrbuch für romanische und englische Litteratur« ꝛc. Noch ist seine Erstlingsschrift: »Radices pracriticae« (Bonn 1839), zu erwähnen, die einen Anhang zu Lassens grammatischem Werk über die Prâkritmundart bildet, und die Schrift: »Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts« (Bonn 1868). Auch veröffentlichte er »Gedichte« (Bremen 1853) und lieferte wertvolle Beiträge zur Kenntnis der romanischen Litteratur in der Ausgabe von Waces altfranzösischer Dichtung »Saint-Nicolas« (Bonn 1850) und in den »Provenzalischen Liedern« (das. 1853). Vgl. Schippers Nekrolog in den »Englischen Studien«, Bd. 14.

Delivrieren (franz.), befreien; ausliefern.

Deliziös (frz. délicieux), köstlich, wohlschmeckend.

Deljanow, Iwan Dawidowitsch, Graf, russ. Staatsmann, geb. 1818 in Moskau, studierte daselbst die Rechte, trat 1838 in den russischen Staatsdienst und wurde bald im Ministerium mit gesetzgeberischen Arbeiten beschäftigt. 1858 wurde er zum Kurator des Petersburger Lehrbezirks, 1866 zum Gehilfen des Ministers für Volksaufklärung, 1874 zum Senator und Direktor der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg, 1882 zum Minister für Volksaufklärung ernannt und 1888 in den Grafenstand erhoben.

Delkredère (ital., franz. Ducroire, engl. Guaranty oder Guarantee), eine im kaufmännischen Kommissionsgeschäft übliche Art der Kreditversicherung. Durch den Delkrederevertrag übernimmt der Kommissionär gegen Zahlung einer besondern Provision (Delkredereprovision) seinem Auftraggeber gegenüber die Haftung für die Erfüllung des Vertrages seitens des dritten Kontrahenten. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch steht der Kommissionär nur dann D., wenn dies von ihm übernommen oder am Orte seiner Handelsniederlassung Handelsgebrauch ist. Die Delkredereprovision ist je nach der Dauer und Größe des Risikos verschieden (meist 1—2, seltener 3 und mehr Prozent). Nach kaufmännischem Sprachgebrauch versteht man unter Delkrederekonto das Konto für unsichere Forderungen. Aktiengesellschaften, Vorschußvereine ꝛc. bilden zuweilen einen Delkredere-fonds, indem sie die zweifelhaften Forderungen mit ihrem Nennbetrag in die Aktiva der Bilanz einsetzen und die wahrscheinlichen Verluste an denselben durch einen Passivposten ausdrücken (Spezialreserve, Reservefonds für zweifelhafte Forderungen).

Dellal (arab.), Marktschreier; Ausrufer bei Versteigerungen; Makler.

Della Robbia, s. Robbia.

Dellarosa, Ludwig, Pseudonym, s. Gleich.

Delle (spr. dal', deutsch Dettenried), Flecken im franz. Territorium Belfort, im schönen Thal der Allaine, dicht an der Schweizer Grenze, an der Lyoner und der Schweizer Jura-Simplonbahn, mit Schloßruinen, Fabrikation von Wirkwaren, Hüten, Kirschbranntwein, Käsehandel und (1891) 2290 Einw.; Geburtsort des französischen Generals Schérer.

Delleani, Lorenzo, ital. Maler, geb. 17. Jan. 1840 in Pollone (Biellese), bildete sich seit 1855 auf der Akademie in Turin unter Arienti und Gastaldi zum Geschichts- und Genremaler aus und malte, nachdem er mit der Episode aus der Belagerung von Ancona einen ersten Erfolg errungen, bis zum Ende der 70er Jahre eine Reihe von historischen Genre- und Kostümbildern, von denen Ezzelino da Romano, der Zerstörung von Vicenza beiwohnend (1863), Tasso, der das Hospital von St. Anna verläßt, Christoph Columbus bei seiner Rückkehr von der Entdeckung Amerikas, Konradin von Schwaben im Hause der Frangipani, Spaziergang am Arno 1600, Venedig im 16. Jahrhundert, die Regatta in Venedig und die Krönung der Dogaresse Caterina Grimani hervorzuheben sind. Um 1880 wandte sich D., durch Reisen nach dem Auslande veranlaßt, der Landschaftsmalerei zu, indem er zugleich seinen Stil realistischer gestaltete. Von seinen meist ernst und melancholisch gestimmten Landschaften sind die hervorragendsten: Quies (die Ruhe), Prozession in Fontanamora, bei beginnendem Mondschein, in den heiligen Bergen, hundertjährige Schatten (in der Nationalgalerie zu Rom) und Fest in der Einsiedelei.

Delle Ch., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Stefano delle Chiaje, geb. 1794, gest. 1860 als Professor der Zoologie in Neapel, schrieb: »Descrizione degli animali invertebrati della Sicilia citeriore« (2. Aufl., Neapel 1841—44, 4 Bde.).

Delligsen, Flecken im braunschweig. Kreis Gandersheim, an der Wispe, hat eine neue gotische evang. Kirche, ein Eisenwerk (Karlshütte, mit 400 Arbeitern und bedeutender Fabrikation von Roheisen und Gußwaren), eine Papier- und Pappenfabrik (gegründet 1683), Tütenfabrikation, Spanschneiderei und (1890) 1723 Einw.

Delling (richtiger vielleicht Dogling, d. h. »der dem Morgentau entsprossene«), in der nord. Mythologie der dritte Gemahl der Nott (Nacht). Der glänzende Sohn dieses Paares war Dag (Tag).

Dellingshausen, Nikolai, Baron von, Naturforscher, geb. 5. (17.) Okt. 1827 zu Kattenack in Esthland, wurde im Pagenkorps zu Petersburg erzogen, diente ein Jahr in der russischen Armee, studierte 1846—54 in Dorpat, Leipzig, Heidelberg, übernahm 1854 die Verwaltung seiner Erbgüter, wurde 1868 esthländischer Ritterschaftshauptmann u. lebte auf seinen Gütern wissenschaftlichen Studien. Er schrieb: »Versuch einer spekulativen Physik« (Leipz. 1851); »Grundzüge der Vibrationstheorie der Natur« (Reval 1872); »Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie« (Heidelb. 1874); »Die rationellen Formeln der Chemie auf Grundlage der mechanischen Wärmetheorie« (das. 1874—77, 2 Tle.); »Das Rätsel der Gravitation« (das. 1880); »Die Schwere« (Stuttg. 1884).

Del Lungo, Isidoro, ital. Litterarhistoriker und Kritiker, geb. 20. Dez. 1841 in Montevarchi im obern Arnothal, studierte auf den Universitäten zu Siena und Pisa die Rechtswissenschaften und wurde 1862 Professor am Gymnasium zu Faenza, dann in Casale, Siena und 1868 in Florenz. Er ist Mitglied der Akademie der Crusca in Florenz und Mitredakteur des von derselben herausgegebenen Wörterbuchs. In seinem Hauptwerk: »Dino Compagni e la sua cronaca« (Flor. 1879—87, 3 Bde.), sucht er die Echtheit der Chronik zu verteidigen. Neben vielen andern Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften erschienen noch von ihm: »Versi« (Flor. 1858); »Leggende del secolo XIV« (das. 1862); »Prose volgari inedite e poesie greche e latine edite et inedite di Angelo Poliziano« (das. 1867); »Scritti storici di Enrico Cangini« (das. 1876); »La critica italiana dinanzi agli stranieri e all' Italia« (das. 1877); »Dell' esilio di Dante« (das. 1881); »Dante ne' tempi di Dante« (Bologna 1888); »Beatrice nella vita

e nella poesia del secolo XIII« (Rom 1890, neue Aufl. Mail. 1891); »Pagine letterarie e ricordi« (Flor. 1893).

Dellwig, Bauerschaft im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, an der Linie Oberhausen-Herne der Preußischen Staatsbahn, zur Gemeinde Borbeck gehörig, in freundlicher Lage, hat Steinkohlenbergbau und (1890) 2441 Einw.

Dellys, Hafenstadt in der alger. Provinz Algier, unter 36° 55′ nördl. Br., 107 km östlich von der Stadt Algier, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, wichtiger militärischer Posten, besteht aus dem alten Teil, der ehemaligen Residenzstadt Barbarossas, und dem neuen, von den Franzosen erbauten Teil, hat eine meist von Kabylen besuchte Gewerbeschule, treibt Handel mit Getreide, Öl, Wein, Salz ꝛc. und hat (1891) 13,104 Einw. (1074 Franzosen, 11,692 Eingeborne). An der Stelle von D. stand zur Zeit der Römer die Kolonie Russucurrus, von der nur noch wenige Überbleibsel vorhanden sind.

Delme, Nebenfluß der Ochtum, entspringt im hannöverschen Kreis Hoya, durchfließt die Grafschaft und Stadt Delmenhorst und mündet nach 59 km langem Lauf bei Haßbergen.

Delme, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht und (1890) 658 Einw.

Delmenhorst, Stadt im Großherzogtum Oldenburg, an der Delme und der Linie Neuschanz-Bremen der Oldenburgischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amt, ein Amtsgericht, Nebenzollamt I, Korkschneiderei, Linoleum-, Kisten-, Zigarren- und Konservenfabrikation, Jutespinnerei und -Weberei, Pferdemärkte und (1890) 6828 meist evang. Einwohner. — D. ward 1230 gegründet und 1247 mit einer festen Burg ausgestattet. Bald darauf kam es als bremisches Lehen an die Grafen von Oldenburg, war 1272—1447 Hauptort einer oldenburgischen Linie und fiel dann an Oldenburg zurück. Doch besetzte es 1483 der Bischof Heinrich von Münster, und erst 1547 wurde es zurückerobert. Nach dem Aussterben der oldenburgischen Grafen (1667) ging D. an Holstein über und wurde mit Dänemark vereinigt. 1679 wurde das Schloß D. von den Franzosen genommen und bald darauf abgebrochen. 1773 kam die Grafschaft D. durch Tausch an die holstein-gottorpsche Linie und dadurch wieder an Oldenburg.

Delminium, s. Dalmatien, S. 491.

Delmotte (spr. -mott'), Henri Philibert Joseph, belg. Bühnendichter, geb. 14. Mai 1822 bei Mons, gest. 1884 in Brüssel, studierte die Rechte und trat im Alter von 23 Jahren mit einem Lustspiel in Prosa hervor: »M. Dubois, ou Nouvelle noblesse«, das mit Erfolg aufgeführt wurde. Im folgenden Jahre veröffentlichte er einen Band »Poésies«, trat dann in den Staatsdienst und war schließlich Kreiskommissar in Nivelles und Tournai. Als seine schwankende Gesundheit ihn nötigte, diese Stellung aufzugeben, ließ er sich in Brüssel nieder, wo er seine dramatischen Arbeiten wieder aufnahm. Eine Nationalbühne schaffen, war das Ziel, dem er fortan seine ganze Kraft widmete; und wirklich versteht er es vorzüglich, den Lokalton zu treffen und die Belgier der mittlern Stände zu zeichnen, wie sie sind, ohne in soziale Tendenz zu verfallen. Außer zahlreichen Artikeln in den Zeitschriften und Zeitungen gab er auch eine Broschüre: »Encore le théâtre national«, heraus. Seine spätern dramatischen Dichtungen: »Le Début« (fünfaktiges Lustspiel in Versen, 1868; nicht aufgeführt), »Comment on devient conseiller«, »Le lanceur d'affaires«, erschienen gesammelt als »Théâtre« (Brüssel 1873). 1875 erhielt er den dreijährigen dramatischen Preis für ein weder aufgeführtes noch veröffentlichtes Lustspiel: »Le talent de ma fille«.

Deloche (spr. dölosch'), Maximin, franz. Historiker, geb. 27. Okt. 1817 in Tulle, war mehrere Jahre bei der Administration der Provinz Konstantine in Algerien thätig und bekleidete seit 1853 verschiedene Posten im französischen Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Unter seinen Werken verdienen »Étienne Baluze, sa vie et ses œuvres« (Par. 1858), »Cartulaires de l'abbaye de Beaulieu« (1859) und »Études sur la géographie de la Gaule, etc.« (1864) Hervorhebung. Beide letztere Werke wurden mit Preisen gekrönt. Ferner schrieb er: »Du principe des nationalités« (1860) und »La Trustis et l'antrustion royal sous les deux premières races« (1873).

Delogement (franz., spr. -losch'mäng), das Aus- oder Abziehen, der Aufbruch, Abmarsch; das Vertreiben des Feindes aus einer Stellung.

Delolme (spr. dölolm'), Jean Louis, schweizer. Rechtsgelehrter, geb. 1740 in Genf, gest. 16. Juli 1806, war als Advokat in seiner Vaterstadt thätig. Infolge des Anstoßes, den seine Schrift »Examen des trois points des droits« erregte, mußte er aus Genf flüchten. Er begab sich nach England und schrieb hier publizistische und staatsrechtliche Werke, die ihm einen geachteten Namen erworben haben. 1775 kehrte er in sein Vaterland zurück. Sein berühmtestes Werk ist: »Constitution de l'Angleterre« (Amsterd. 1771; zuletzt Par. 1822, 2 Bde.), welches er selbst ins Englische (Lond. 1772; oft aufgelegt, zuletzt hrsg. von Macgregor, 1853) und ins Deutsche (Leipz. 1776, auch Altona 1819) übersetzte. Nächstdem ist zu nennen: »A parallel between the English government and the former government of Sweden« (Lond. 1772). Noch verdienen Erwähnung: »The history of the flagellants« (Lond. 1777) und »An essay containing a few strictures on the union of Scotland with England« (das. 1787).

Deloncle (spr. dölongkl'), François, franz. Politiker und Gelehrter, geb. 14. Aug. 1856 in Cahors aus einer alten Juristenfamilie, wurde Hilfslehrer des Indischen an der Schule für orientalische Sprachen. Als Mitarbeiter an mehreren Zeitungen ward er von denselben auf Reisen nach dem Orient, Rußland, Deutschland ꝛc. geschickt. Freycinet berief ihn 1880 in das auswärtige Ministerium und ernannte ihn 1881 zum Gesandtschaftssekretär in Bukarest. Doch wurde er bald wieder zurückberufen, um an den Verhandlungen über Handelsverträge teilzunehmen, und unter Gambetta Kabinettschef des Unterstaatssekretärs Spuller. Wiederholt ward er zu diplomatischen Missionen, so nach Birma, verwendet. 1889 wurde er als Kandidat der Radikalen zum Deputierten gewählt.

Deloney (spr. dilōni), Thomas, engl. Balladendichter und Pamphletist, geb. wahrscheinlich in London um 1543, gest. um 1600, war von Profession ein Seidenweber. 1585, als Eldertons Balladen ihre Beliebtheit verloren, erbte er dessen Ruhm und ergötzte die Zeitgenossen Shakespeares mit zahlreichen Liedern humoristischen, moralischen und historischen Inhalts, über Mordthaten und die Armada, immer gewandt und sangbar. Seine Produkte stehen ungefähr in der Mitte zwischen den alten Volksballaden und den Bänkelsängerreimen, sind aber regelmäßiger als beide. Sie

erschienen in Flugblättern, nach seinem Tode auch in den Sammlungen: »Strange histories« (1607) und »Garland of good will« (1608); für Neudrucke haben die Philobiblion Society, Percy Society und Ballad Society gesorgt. D. übersetzte nebenbei aus dem Lateinischen und schrieb drei populäre Abhandlungen in Prosa, darunter »The gentle craft«, ein Lob des Schusterhandwerks (1597). Kurz vor seinem Tode dichtete er noch Balladen auf Kempe, den Spaßmacher von Shakespeares Truppe.

Delong, George Washington, Nordpolfahrer, geb. 22. Aug. 1844 in New York, gest. Ende Oktober 1881, machte 1873 eine Fahrt ins Nördliche Eismeer zur Aufsuchung der Polaris mit und übernahm 1879 die Führung der sogen. Bennettschen Polarexpedition, welche mit dem Schiff Jeanette, auf drei Jahre verproviantiert, durch die Beringstraße dem Nordpol zustreben sollte. Das Schiff fror schon 5. Sept. 1879 in der Nähe der Heraldinsel ein und trieb bis 77° 15′ nördl. Br. und 155° östl. L., wo es 13. Juni 1881, vom Eise zerdrückt, unterging; die Mannschaft suchte in drei Booten die Nordküste Sibiriens zu erreichen. Hier fand D. mit fast allen Insassen seines Bootes auf dem Marsch nach den russischen Ansiedelungen an der untern Lena seinen Tod. Seine Tagebücher wurden von seiner Witwe veröffentlicht in »The voyage of the Jeanette« (Lond. 1883, 2 Bde.). Über die zu seiner Aufsuchung ausgesandten Expeditionen vgl. Gilder, Ice-pack and Tundra (Lond. 1883; deutsch, Leipz. 1883), und Melville, In the Lena Delta (Lond. 1885).

Delonginseln, s. Neusibirische Inseln.

Delord (spr. dölor), Taxile, franz. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1815 in Avignon von protestantischen Eltern, gest. 16. Mai 1877, ließ sich 1837 in Paris nieder, wo er sich als Journalist an mehreren Zeitschriften beteiligte, bis er 1842 die Chefredaktion des »Charivari« übernahm, die er mit kurzer Unterbrechung bis 1858 führte. Später war er vorzugsweise bei der Redaktion des »Siècle« beteiligt. Bei den Ergänzungswahlen vom 2. Juli 1871 wurde er vom Depart. Vaucluse in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Sitz nahm. Er schrieb: »Physiologie de la Parisienne« (1841), auch zahlreiche Beiträge für die verschiedensten Journale, die zum Teil unter dem Titel »Les matinées littéraires« (1860) gesammelt erschienen, und als sein Hauptwerk eine »Histoire du second empire« (1868—75, 6 Bde.), die bei der Opposition lebhaften Beifall fand.

Delorme (spr. dölorm'), 1) (De L'Orme) Philibert, franz. Architekt, geb. um 1510 in Lyon, gest. 8. Jan. 1570 in Paris, kam mit 14 Jahren nach Rom, wo er die antiken Baudenkmäler studierte. 1536 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er vom Kardinal du Bellay nach Paris berufen und später zum königlichen Architekten und Rat ernannt. Er erbaute das Rundell zu Fontainebleau, die Schlösser zu Anet und Meudon, den korinthischen Portikus an der Kapelle von Villers-Cotterets, das Grabmal der Valois an der Kirche von St.-Denis, das Mausoleum in derselben Kirche (mit Primaticcio); ferner entwarf er 1564 im Auftrag der Königin Katharina von Medici die Pläne zu den Tuilerien, die indessen nur zum Teil von ihm ausgebaut wurden. L. war einer der ersten französischen Architekten, welche die Gotik in ihrem Vaterland durch die Frührenaissance ersetzten. Er gab heraus: »Nouvelles inventions pour bien bastir, etc.« (Par. 1561); »Le premier tome de l'Architecture de Philibert D.« (das. 1567). Vgl. Lübke, Geschichte der französischen Renaissance (2. Aufl., Stuttg. 1885); Bachon, Philibert de L'Orme (Par. 1887).

2) Marion, berühmte franz. Kurtisane, geb. 3. Okt. 1613 in Blois aus einer bürgerlichen Familie, gest. 2. Juli 1650, kam in früher Jugend nach Paris, wo sie eine bedeutende Erbschaft antrat, war zuerst die Geliebte des Dichters Desbarreaux und fesselte durch ihre Anmut den unglücklichen Cinq-Mars, Günstling des Königs, der sogar mit ihr heimlich verheiratet gewesen sein soll; doch huldigten ihr auch andre vornehme Personen am Hof, ja selbst die Prinzen Condé und Conti. Zur Zeit der Fronde hielten die Anhänger der unzufriedenen Prinzen ihre Zusammenkünfte bei ihr. Nach der Verhaftung der Prinzen Condé und Conti sollte auch sie in den Kerker geworfen werden, starb aber plötzlich. Dieser geschichtlichen Thatsache gegenüber meldet die Sage, D. habe das Gerücht ihres Todes selbst verbreitet, um glücklich nach England zu entkommen, sei später zurückgekehrt und habe, nachdem sie drei Männer, darunter einen Räuberhauptmann, geheiratet, bis 1706 (nach andern gar bis 1741) gelebt. Alfred de Vigny hat ihre Schicksale in seinem Roman »Cinq-Mars«, Victor Hugo in einem Drama bearbeitet.

3) Pierre Claude François, franz. Maler, geb. 28. Juli 1783 in Paris, war Schüler Girodets, bildete sich in Rom nach Raffael und Michelangelo und starb 8. Nov. 1859 in Paris. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind: der Tod Abels, der Tod Leanders, beide gestochen von Laugier; Hero und Leander; die Erweckung der Tochter Jairi; ferner Wandmalereien in den Kirchen St.-Gervais, St.-Eustache, Notre Dame de Lorette und in der Kapelle von Epernon. D. bewies sich darin als Vertreter der akademischen Richtung der Davidschen Schule.

Dēlos (jetzt Mikra Dili, »Klein-D.«), eine der Kykladen im Ägäischen Meer, ein schmaler, etwa 5 km langer, bis 1¼ km breiter, 5 qkm großer Granitrücken mit dem Berg Kynthos in der Mitte (106 m), jetzt verödet, im Altertum aber eine blühende und als Nationalheiligtum der Griechen hochgefeierte Stätte. Einst, wie der Mythus erzählt, schwamm die Insel auf dem Meer, bis sie Poseidon für die umherirrende, von der Hera verfolgte Leto (Latona) an vier diamantenen Säulen befestigte. Leto gebar hier den Apollon und die Artemis (daher deren Beinamen Delios und Delia); die Insel war deshalb ein heiliger Ort und wurde ein Hauptsitz der Verehrung beider Gottheiten, nachdem schon vorher ein orientalisches Götterpaar dort verehrt worden war. Zahlreiche Tempel und Kunstwerke schmückten sie; namentlich galt der prachtvolle Apollotempel mit der Kolossalstatue des Gottes, einem Weihgeschenk der Naxier, allen Griechen als größtes Heiligtum. Es war ein dorischer Peripteros aus dem Beginn des 4. Jahrh. v. Chr. von 29,49 m Länge und 13,55 m Breite, wie die 1873—89 durch das französische archäologische Institut ausgeführten Nachgrabungen gezeigt haben. Nördlich von ihm stand ein merkwürdiger Altar, der ganz aus Stierhörnern, den Symbolen des Lichtes, zusammengesetzt war und zur Entstehung des sogen. Delischen Problems (s. d.) Veranlassung gab. Sämtliche ionische Staaten schickten hierher feierliche Gesandtschaften (Theorien) mit reichen Opfergaben, und unermeßliche Schätze häuften sich in den Tempeln der Insel an. Auch befand sich in D. ein Orakel, das zur Zeit seiner Blüte als eins der zu-

verlässigsten galt, und alle 5 Jahre wurde daselbst das berühmte Delische Fest mit Wettgesängen, Wettkämpfen und Spielen aller Art gefeiert, woran alle Stämme Griechenlands teilnahmen. Die frühesten Bewohner der Insel waren Karier; etwa 1000 Jahre vor Christo wurde sie von den Joniern besetzt. Sie stand lange Zeit hindurch unter eignen Priesterkönigen und war insonderheit als Mittelpunkt für die große athenische Bundesgenossenschaft wichtig. Infolge der Heiligkeit des Apollotempels ward seit 476 die Bundeskasse hier bewahrt. 454 kam die Insel in Abhängigkeit von Athen, erfreute sich aber nach dem Sturz dieser Macht durch die Makedonier von neuem der Freiheit, um sie 166 v. Chr. wieder an Athen zu verlieren. Als Handelsplatz blühte die Stadt D., deren Ruinen nördlich von denen des Tempels liegen, erst nach Korinths Zerstörung auf; namentlich ward sie ein vielbesuchter Sklavenmarkt und wegen ihrer Zollfreiheit Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Schwarzen Meer und Alexandria. Ein schwerer Schlag, von dem sie sich nie wieder erholte, traf die Insel, welche selbst die Perser geschont hatten, im Mithridatischen Krieg. Menophanes, der Feldherr des Mithridates, landete 88 mit einer Truppenabteilung bei der offenen Stadt, ermordete oder verkaufte die wehrlosen Einwohner und plünderte und zerstörte die Stadt und das Heiligtum mit seinen zahlreichen Kunstschätzen. Nach dem Friedensschluß (84 v. Chr.) kam D. in die Hände der Römer, die es später den Athenern zurückgaben. Jetzt bildet die ganze Insel eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde. Die französischen Ausgrabungen haben innerhalb des heiligen Bezirks den Grundriß von 8 Tempeln (des Apollon, zwei der Artemis, des Dionysos), zahlreichen Säulenhallen, Schatzhäusern, Altären ꝛc. aufgedeckt, ferner zahlreiche Statuen von den ältesten Zeiten griechischer Kunst an bis zu den späteiten, über 2000 Inschriften, darunter namentlich das Inventar des Tempelschatzes, ꝛc. Auf dem Kynthos, wo das älteste Apolloheiligtum (s. Tafel »Architektur III«, Fig. 5) und in römischer Zeit ägyptische Kultstätten lagen, finden sich auch Reste einer aus antiken Trümmern erbauten fränkischen Burg. Neben D. liegt jenseit einer 0,6 km breiten Meerenge die Insel Rheneia (»Groß-D.«), die den Begräbnisplatz von D. bildete, da auf dem heiligen D. niemand geboren werden, auch niemand sterben und ein Grab finden durfte (D. selbst wurde 426 v. Chr. durch die Athener von den früher dort bestatteten Leichen gereinigt). Sie besteht aus zwei mehrfach ausgezackten Bergmassen, die bis 150 m ansteigen und durch einen schmalen Isthmus miteinander verbunden sind; sie ist 17 qkm groß, noch öder und kahler als D. und wird wie dieses nur zeitweise von Hirten und Schiffern besucht. Vgl. Lebègue, Recherches à D. (Par. 1876); V. v. Schöffer, De Deli insulae rebus (in den »Berliner Studien für klassische Philologie ꝛc.«, Berl. 1889).

Deloyāl (franz., spr. -loajáll), treulos, unredlich; Deloyalität, Untreue, Unredlichkeit.

Delphi, der höchste Berg (1745 m) in der Mitte der Insel Euböa, im Altertum Dirphys geheißen.

Delphi (griech. Delphoi), kleine, aber wegen ihres berühmten Orakels wichtige Stadt Griechenlands, in Phokis am Parnaß, lag in einer Höhe von 700 m auf einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier steil abstürzender Felswände (Phädriaden und Hyampeia genannt), ringsum von einer großartigen, feierlich-ernsten Natur umgeben und oft von Erdbeben heimgesucht. Am Fuße der Hyampeia entspringt die Kastalische Quelle (s. d.). Der westlich davon liegende oberste Teil der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt enthielt innerhalb einer Umfassungsmauer den großen Apollotempel, den eigentlichen Sitz des Orakels, nebst mehreren kleinern Tempeln, Priesterwohnungen, Thesauren (Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke) ꝛc. Auch das Theater, die Lesche der Knidier, eine Art Herberge, geschmückt mit berühmten Wandgemälden des Polygnot (Darstellungen aus dem trojanischen Sagenkreis), ferner das Grabmal des Neoptolemos, die Stoa der Athener, das Buleuterion (Rathaus) u. a. befanden sich hier. Der älteste Name von D., der schon bei Homer vorkommt, war Pytho, weil Apollon dort den Drachen Python erlegt und dadurch den Anbau möglich gemacht hatte. Vor Apollon wurden andre Götter (Gäa, Themis, Poseidon) hier verehrt. Der Apollotempel selbst war, nachdem ein älterer Bau 548 v. Chr. abgebrannt war, durch Spintharos aus Korinth besonders auf Kosten des reichen athenischen Geschlechts der Alkmäoniden prachtvoller denn zuvor aufgebaut und 478 vollendet worden. Er war im dorischen Stil aufgeführt und auf allen Seiten mit Bildwerken reich verziert. Die Cella des Tempels umschloß außer einer Apollostatue den Omphalos (Erdnabel), einen kegelförmigen Block von weißem Marmor, der als der Mittelpunkt der Erde galt; dahinter, im Opisthodom, befand sich die eigentliche Orakelstätte, ein Erdschlund, aus welchem ein kalter, angeblich begeisternder Luftzug emporstieg. Über demselben stand ein kolossaler ehemer Dreifuß mit einem Sitz für die Priesterin (Pythia). Die Oberleitung des Orakels befand sich in den Händen von fünf Hauptpriestern, die durchs Los aus gewissen Familien Delphis auf Lebenszeit gewählt wurden und großen Einfluß auf die Orakelsprüche hatten. Die Pythia mußte über 50 Jahre alt, von ehrlicher Herkunft und in ihrem Lebenswandel unbescholten sein; auch trug sie jungfräuliche Kleidung. Übrigens durften nur Männer das Orakel befragen, und jeglicher mußte vorher beten und opfern. Durch Fasten, einen Trunk aus der Quelle Kassotis (jetzt Brunnen des heil. Nikolaos) und Kauen von Lorbeerblättern vorbereitet, begab sich sodann die Pythia ins Adyton und bestieg nach mancherlei geistaufregenden Vorbereitungen den lorbeergeschmückten Dreifuß. Allmählich brachte sie der aufsteigende Luftzug in Ekstase, und unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einzelne Worte aus, welche der neben ihr stehende Priester (der Prophetes) auffing und, zu einem Spruch ausgeführt, dem Fragenden verkündete. Die Orakelsprüche waren, wie das in der Natur der Sache lag, meist rätselhaft und verschiedener Auslegung fähig. In älterer Zeit wurden sie in poetischer Form gegeben, später mußte Prosa genügen. Übrigens war die ganze Umgebung der Stadt voll von geweihten Stätten und Erinnerungen und dem Volk ein Heiligtum sowie der Schauplatz hoher Feste (die pythischen Agonen). In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutz des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte und der Könige.

Als Entdecker des delphischen Orakels nennt die Sage den Hirten Koretas, der, durch seine Ziegen aufmerksam gemacht, in den Erdschlund sah. Die erste Gründung eines Heiligtums zu D. wird auf die benachbarte Stadt Krisa, eine kretische Kolonie, zurückgeführt, unter deren Oberherrschaft D. in der Folge stand. Da es eine dorische Gründung war, so breitete sich sein Ansehen besonders durch die dorische Wande-

rung (1104 v. Chr.) aus. Mittelpunkt einer großen hellenischen Amphiktyonie, welche besonders nord- und mittelgriechische Staaten umfaßte, und deren Vertreter (Hieromnemonen) jährlich zweimal sich versammelten, ward das delphische Heiligtum ein Hauptfaktor der Entwickelung und Verbreitung des Hellenismus. Lange Zeit hindurch wirkte es fast bei jedem wichtigen Ereignis, bei jedem Unternehmen von höherer Bedeutung mit; die Wirren des öffentlichen und privaten Lebens, die Anordnungen der Gesetzgeber und die gottesdienstlichen Einrichtungen unterlagen seiner Entscheidung. Auch die Wiederherstellung und feste Einrichtung der Olympischen Spiele durch Lykurg und Iphitos wurde unter delphischen Auspizien vorgenommen. Die Pythia war eine religiös-politische und selbst sittlich-wirksame Macht, von der die größten Dichter, namentlich Pindar, Äschylos und Sophokles, mit hoher Ehrfurcht sprechen, und an welche von allen Seiten feierliche Gesandtschaften abgingen, Rat, Aufklärung und Verhaltungsmaßregeln begehrend. Schon die Alten sammelten die Sprüche des Orakels, und noch jetzt besitzen wir deren genug, um die vielseitige Wirksamkeit des Instituts zu erkennen. Aber auch im Ausland war das delphische Heiligtum ein mächtiges Organ für die Verbreitung des Hellenismus, teils durch die zahlreichen Kolonien, welche auf des Gottes Befehl die Griechen nach Kleinasien, Italien, Sizilien, Afrika ꝛc. sandten, teils durch die Verbindung, in welche fremde Völker und Herrscher (Gyges, Krösos, Tarquinius Superbus) mit dem Orakel traten. Die Oberherrschaft Krisas über Stadt und Heiligtum dauerte fort, bis der Mißbrauch derselben zu einem Kriege gegen die Krisäer führte, der 586 mit der Zerstörung der Stadt endigte. Das Gebiet derselben ward eingezogen und dem Gott als Eigentum gegeben, die Einwohnerschaft zu Tempelsklaven gemacht. D. wurde dadurch selbständiger; der dortige Rat bestand aus den Mitgliedern der delphischen Adelsfamilien. Doch hatte D. öfters mit den Phokern Streitigkeiten, so 447, wo Perikles die Phoker unterstützte, während D. von Sparta Hilfe erhielt. Hatte noch zur Zeit der Perserkriege das Orakel den wohlthätigsten Einfluß auf das Zusammenhalten der Griechen gegen den Nationalfeind geübt, so begann mit dem Peloponnesischen Krieg, mit der wachsenden Aufklärung und dem religiösen Indifferentismus sein Verfall. Die Delphier selbst übervorteilten die zuströmenden Fremden und dienten in politischen Wirren der die meisten Vorteile versprechenden Partei, meist die Zerwürfnisse fördernd, statt zu versöhnen und zu vereinigen. Im Peloponnesischen Kriege finden wir den pythischen Apollon auf der Seite der Peloponnesier als der Kontinentalmacht, weshalb Perikles die Athener gegen ihn einzunehmen suchte. Später war aus einem ähnlichen Grund Epameinondas des Gottes Gegner. Die Eingriffe der Phoker in die Rechte der Stadt und des Heiligtums, die darauf folgenden Heiligen Kriege mit der Plünderung des Tempels durch die phokischen Feldherren Philomelos, Onomarchos und Phaläkos (355—346) beschleunigten das Sinken Delphis und boten zugleich dem König Philipp von Makedonien eine willkommene Veranlassung, sich in die Amphiktyonie einzudrängen und das Patronat des Orakels an sich zu reißen. Ein neuer Glücksstern schien für D. aufzugehen, nachdem 279 wie durch ein Wunder die Macht der Gallier unter Brennus in der unmittelbaren Nähe des Heiligtums (wie 480 die der Perser) zurückgescheucht worden war. Sulla und Nero durften jedoch später ungestraft die damals noch vorhandenen Kunstschätze wegschleppen. Erst seit Hadrian begann mit der neubelebten Achtung vor Griechenlands Kunst, Religion und Litteratur auch wieder eine bessere Zeit für D., eine zweite und letzte Blüte, deren beredter Zeuge Plutarch ist. Mit dem Untergang des hellenischen Heidentums schließt dann auch die Geschichte Delphis. Von den Kirchenvätern angegriffen, von den Neuplatonikern verteidigt, von Konstantin d. Gr. für sein Konstantinopel geplündert, zuletzt noch von Julianus vor seinem Zug nach Persien befragt, wurde das Orakel von Theodosius d. Gr. gegen Ende des 4. Jahrh. für erloschen erklärt und geschlossen. An der Stelle des alten D. liegt jetzt ein ärmliches, von Albanesen bewohntes Dorf, Kastri, welches infolge der 1892 von der französischen Regierung begonnenen umfassenden Ausgrabungen zum Teil schon verschwunden ist. Von dem prachtvollen, oftmals geplünderten Apollotempel sind noch Reste des Unterbaues vorhanden, auch sonst zahlreiche Trümmer: Mosaikfußboden, Säulenreste, Sarkophage ꝛc.; am besten erhalten ist eine halb in Felsen gehauene Rennbahn. Vgl. Götte, Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einfluß auf die Alte Welt (Leipz. 1839); A. Mommsen, Delphika (das. 1878); P. Foucart, Mémoire sur les ruines et l'histoire de Delphes (in den »Missions scientifiques«, Par. 1865); Pomtow, Beiträge zur Topographie von D. (Berl. 1889).

Delphica (sc. mensa, lat.), bei den Römern ein Prunktisch von der Form eines griechischen Dreifußes, auf dem eine runde Marmorplatte lag.

Delphin, Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen Adler und Pegasus, in der Nähe der Milchstraße, enthält nach Heis 31 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter 5 dritter bis vierter Größe, von denen 4 einen kleinen Rhombus bilden. Es stellt den D. vor, welcher den Arion wohlbehalten durchs Meer trug.

Delphin, Bezeichnung für die früher in Delphinform gestalteten Henkel bronzener Geschützrohre; dann ein Kriegswerkzeug der Alten: ein eiserner Kolben, unten spitz und mit Widerhaken versehen, den man hoch am Mast aufhing und auf feindliche Schiffe herabfallen ließ, um diese zu zerschmettern oder festzuhalten.

Delphināt (Delphinatus), s. Dauphiné.

Delphine (Delphinidae *Dur.*), Familie der Zahnwale, mittelgroße oder kleine Wale mit schlankem Leib, kleinem, nicht vom Rumpf abgesetztem Kopf, bisweilen schnabelartig verlängerten Kiefern, zahlreichen konischen Zähnen, einem quer stehenden, halbmondförmigen Spritzloch, kleiner Schwanz- und Brustflosse und bisweilen ohne Rückenflosse. Sie bewohnen alle Meere vom hohen Norden bis zum Äquator, auch Flüsse und Seen, wandern oft in starken Scharen, schwimmen sehr gewandt, sind wenig scheu, raubgierig, fressen Weich-, Krusten- und Strahltiere; einige sollen aber auch von Vegetabilien leben. Sie zeigen unter sich große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getötet ist, fressen sie den Leichnam mit großer Gier. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa 10 Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit großer Sorgfalt und beschützen sie in der Gefahr. Die D. sollen langsam wachsen und ein sehr hohes Alter erreichen; die meisten gehen zu Grunde, indem sie bei blinder Verfolgung ihrer Beute auf den Strand geraten; im Todeskampf stöhnen und ächzen sie und vergießen dabei reichliche Thränen. Zur Unterfamilie der Buckelköpfe (Phocaenina *Grey*), deren Angehörige einen vorn abgerundeten Kopf ohne

eigentlichen Schnabel und ganz seitlich, ziemlich hoch stehende Brustflossen haben, gehört der Weißfisch (Beluga, Beluga leucas *Grey*), 4—6 m lang, ohne Rückenflosse, in der Jugend bräunlich oder bläulichgrau, dann gescheckt, im Alter fast milchweiß, bewohnt die Meere nördlich vom 56.°, in der Nähe der Küste, nährt sich von kleinen Fischen, Krebsen und Kopffüßern und steigt bei seiner Jagd in die Flüsse. Er wird von Grönländern und Eskimo in Netzen gefangen; Fleisch und Speck sind wohlschmeckend und werden für den Winter aufbewahrt, und insofern ist der Weißfisch der wichtigste aller Wale. Die getrocknete und gegerbte Haut findet vielfache Verwendung. Die Walfischfänger betrachten die Beluga als Vorläufer des Walfisches und segeln oft tagelang in ihrer Gesellschaft, ohne sie zu belästigen. Die Samojeden stecken Belugaschädel auf Pfähle als Opfer für ihre Götter. Der Schwertfisch (Orca gladiator *Grey*), bis 9 m lang, mit 1,5 m hoher, unten breiter, oben verschmälerter, nach dem Schwanze zurückgebogener Rückenflosse, 60 cm langen Brustflossen und 1,5 m breiter Schwanzflosse, oben schwarz, unten scharf abgesetzt weiß, über und hinter dem Auge mit länglichem weißen Fleck (daher Widderdelphin) und halbmondförmigem bläulichen oder purpurfarbenen Streifen hinter der Rückenflosse; er bewohnt die nördlichen Meere, geht bis Frankreich und Japan hinab und fand sich im Altertum zahlreich im Mittelmeer. Er ist wohl der schönste aller Wale, sehr mutig, raubsüchtig und gefräßig; er greift mit Vorliebe den Walfisch an und reißt ihm große Stücke Speck vom Leib. Den Hai noch übertreffend, ist er das furchtbarste Raubtier des Meeres. Er macht auf alle Wale und Robben Jagd, frißt aber auch Fische und kommt daher oft an die Flußmündungen. Die Jagd auf ihn ist sehr schwierig und gefahrvoll, der Nutzen gering. Der Braunfisch (Meerschwein, Tümmler, Phocaena communis *Less.*), 2—3 m lang, mit spindelförmigem Leib und dreieckiger, mäßig großer, breitwurzeliger, niedriger Rückenflosse, oben dunkel schwarzbraun oder schwarz, unten weiß, lebt gesellig im Nordatlantischen Ozean, von Grönland bis Nordafrika, auch in der Ostsee, ist häufig in der Nordsee, geht bis zum Mittelmeer, liebt die Küste, steigt weit in die Flüsse hinauf (bis Paris, Magdeburg), verfolgt namentlich die Heringe und Lachse, wobei er die Netze zerreißt, weshalb man ihm eifrig nachstellt. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, frisch und gesalzen für die Strandbewohner und Schiffer wertvoll, die Römer bereiteten Würste daraus; den Thran genießen die Grönländer, die Haut gibt gutes Leder. Dieser Delphin folgt gern den Schiffen und ergötzt durch seine Fertigkeit im Schwimmen. Zur Unterfamilie der Grindwale (Globiocephalina *Gray*), bei denen Kopf und Schädel geschwollen sind, die sichelförmigen Brustflossen weit unten und die kurze Rückenflosse vor der Mitte des Körpers stehen, gehört der sehr häufige Grind- oder schwarze Delphin (Grindwal, Globiocephalus globiceps *Cuv.*), mit stark gewölbter, geradlinig abfallender Stirn, sehr niedriger Rückenflosse und wenigen starken, ziemlich langen, aber sehr hinfälligen Zähnen. Er wird 5—7 m lang, ist oberseits glänzend schwarz, mit weißem, herzförmigem Fleck auf der Brustflosse, welcher sich streifenartig bis gegen den After hin verlängert, unterseits grauschwarz, bewohnt die nördlichen Meere, geht bis Gibraltar, frißt Fische und Mollusken und strandet oft in ganzen Herden, da diese blindlings ihrem Führer folgen. Dies benutzt man auch bei der Jagd und treibt die Herden auf das Land. Der Grindwal ist eins der wichtigsten Tiere für die Nordländer, Fleisch und Speck werden frisch, gesalzen und getrocknet gegessen; der Thran ist sehr wertvoll, die Haut dient zu Riemen, die Knochen zu Zäunen. Bei der Unterfamilie der eigentlichen D. (Delphinina *Gray*) ist der verhältnismäßig kleine Kopf zu einer schnabelförmigen, scharf von der Stirn geschiedenen Schnauze verlängert, deren Kiefer mit sehr zahlreichen, bleibenden Zähnen besetzt sind; die Brustflossen stehen ganz seitlich, die Rückenflosse fast auf der Mitte der Oberseite, die Schwanzflosse ist verhältnismäßig sehr groß und halbmondförmig. Hierher gehört der gemeine Tümmler (Delphinus Tursio *Fabr.*), ein stark und kräftig gebautes, 3—4,5 m langes, oben schwarzes oder schwärzlichbraunes, unten weißes Tier, welches sich in Trupps von 6—8 Stück vom Mittelmeer bis zum Eismeer überall findet und sehr schnell schwimmt. Der eigentliche Delphin (Delphinus delphis *L.*, s. Tafel »Wale«), 2—2,5 m lang, ist oben dunkel schwarzgrau, grünlich schimmernd, unterseits scharf abgeschnitten blendend weiß, seitlich spärlich gefleckt, hat lange, am Oberrand ausgeschnittene, gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälerte Brustflossen, langgeschlitzte Augen und überaus kleine Ohren; das Spritzloch liegt zwischen den Augen. Er bewohnt die Meere der nördlichen Halbkugel, geht auch in die Flüsse, hält sich meist in Trupps von 5—10 Stück (Schulen), bisweilen aber auch in großen Scharen zusammen und zeigt die allen Delphinen eigne Spiellust besonders ausgeprägt; er umschwärmt die Schiffe, fortwährend tauchend, und sendet jedesmal schnaubend einen Wasserstrahl in die Höhe, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht. Er jagt Fische, Krebse und Weichtiere, besonders auch die fliegenden Fische; das Weibchen wirft 1—2 Junge, welche erst nach 10 Jahren erwachsen sein sollen. Der Delphin war im Altertum allgemein beliebt; noch heute wird er wenig verfolgt (indem man ihn auf den Strand jagt), obwohl sein Fleisch eine ziemlich wohlschmeckende Speise geben kann. Früher benutzte man die Leber, den Thran und die Asche auch als Heilmittel. Die Inia (Inia boliviensis *d'Orb.*), 2—3 m lang, ist schlank gebaut, mit schmalem, rundlichem, steif behaartem Schnabel, am obern Ende ausgeschnittenen Brustflossen u. einer sehr niedrigen Rückenflosse, oben blaßbläulich und unten rosenrötlich; sie bewohnt die Flüsse Südamerikas zwischen 10 und 17° südl. Br., schwimmt langsam und ruhig, meist in kleinen Gesellschaften, und lebt von Fischen und ins Wasser gefallenen Baumfrüchten. Das Fleisch ist hart und wird nur in der Not gegessen; Speck und Haut sind geringwertig. Das Tier wird daher, namentlich aber, weil sich an dasselbe die wunderlichsten Fabeleien knüpfen, nicht verfolgt. Auch im Ganges findet sich ein Delphin mit langem, dünnem Schnabel, Platanista gangetica *Cuv.*, welcher 2 m lang wird, von Fischen und Früchten lebt und wegen seines angeblich heilkräftigen Speckes verfolgt wird. — Der Delphin war im Altertum Symbol und Attribut des Neptun, Wahrzeichen vieler Seestädte (Tarent, Gades, Messina u. a.) und Küstenländer. Die Dichter lieferten begeisterte Schilderungen von dem Leben und Treiben des Tieres (Arion), welches eine uneigennützige Liebe zum Menschen hege, und die Künstler stellten den Delphin gern dar. Neptun, dem er die Amphitrite gewinnen half, hat ihn bald in der Hand, bald unter den Füßen. Auf Städtemünzen erscheint er häufig mit dem Dreizack, auf delphischen auch mit

einer Ziege. Die Erzählungen der Alten haben durch mehrfache Beobachtungen der neuesten Zeit, wonach in verschiedenen Gegenden ein kameradschaftliches Zusammenwirken der Fischer und D. bei Fang von Seefischen besteht, eine gewisse Bestätigung erhalten.

Delphinien, ein in Athen dem Apollon (s. d.) im April gefeiertes Fest.

Delphinion, im Altertum Stadt auf der Ostküste der Insel Chios, an der heutigen Bucht Kolokythia; auch ein Tempel des delphischen Apollon zu Athen, mit einem von Ägeus errichteten Gerichtshof, wo über diejenigen Recht gesprochen wurde, welche behaupteten, eine Tötung mit rechtlicher Befugnis begangen zu haben.

Delphinit, s. Epidot.

Delphinium *Tourn.* (Rittersporn), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ein- oder zweijährige oder ausdauernde Kräuter mit handförmig geteilten Blättern, in gipfelständigen Trauben oder Rispen stehenden, meist blauen oder violetten gespornten Blüten und mehrsamigen Balgkapseln. Etwa 40 der nördlichen gemäßigten Erdhälfte angehörende Arten. D. Ajacis *L.* (Gartenrittersporn), einjährig, mit bis 120 cm hohem, fast einfachem Stengel, in linienförmige Läppchen geteilten Blättern und in langen, dichten Trauben vereinigten Blüten, in Südeuropa, wird in vielen Varietäten als Gartenzierpflanze kultiviert. Man unterscheidet Hyazinthenrittersporn, mit großen, gewöhnlich stark gefüllten Blumen, Ranunkelrittersporn, der etwas höher wird und spitze Blütentrauben besitzt, deren einzelne Blumen fast dachziegelförmig aus kleinen Blumenblättern zusammengesetzt sind, und Zwergrittersporn. D. Consolida *L.* (Feldrittersporn, Hornkümmel), einjährig, mit 30—50 cm hohem, ästigem Stengel und in lockern, rispenartigen Trauben stehenden blauen Blüten, wächst in Deutschland auf Getreidefeldern. Kraut, Blüten und Samen wurden früher arzneilich benutzt. Studierende pflegten ein Bündel blühender Pflanzen als augenstärkend im Arbeitszimmer aufzuhängen. Man kultiviert mehrere Varietäten (Levkojenrittersporn), von denen der Kaiserrittersporn besonders schön ist. Die Samen von D. peregrinum *L.* und D. tenuissimum *Sibth.*, in Südeuropa, namentlich in Griechenland, benutzten die altgriechischen Ärzte gegen den Skorpionstich. D. Staphisagria *L.* (scharfer Rittersporn, Stephans-, Läuse oder Wolfskraut, Rattenpfeffer), einjährig, mit steifem, zottigem Stengel, handförmig fünfspaltigen Blättern und kurzgespornten blaßvioletten Blüten an langen Blütenstielen, ist in Südeuropa, auch in Süddeutschland einheimisch. Die Samen (Stephans-, Läusekörner) sind scharf narkotisch, graubraun, flach, drei- oder viereckig, runzelig, riechen zerstoßen unangenehm und schmecken bitter und äußerst scharf. Sie enthalten farbloses, kristallisierendes, anhaltend scharf schmeckendes, in Wasser schwer lösliches, basisches Delphinin $C_{32}H_{39}NO_6$, welches stark giftig ist und, auf die Haut eingerieben, dauernder und kräftiger wirkt als Veratrin, Staphisagrin $C_{22}H_{33}NO_4$, Delphinoidin und Delphisin. Die Stephanskörner waren früher als drastisches Abführ- und Brechmittel im Gebrauch, wurden später in Salben- oder Pulverform gegen Ungeziefer und Krätze angewandt, sind aber jetzt ganz obsolet. Von D. camptocarpum *C. Koch*, in Nordpersien, bilden die blühenden Stengel im zerkleinerten Zustand eine in Persien Gul-i-zalil, im indischen Handel Sparak oder Siparik genannte Farbware zum Gelbfärben. Von den ausdauernden Arten, wie D. elatum *L.* und D. grandiflorum *L.*, beide mit blauen Blüten, aus Sibirien, D. nudicaule *Torr.* et *Gr.* und D. cardinale *Hook.*, beide mit scharlach-orangeroten Blüten, aus Kalifornien, werden viel Varietäten und Hybriden (D. formosum *hort.*, D. hybridum *hort.*) als Zierpflanzen kultiviert.

Delphinsäure, soviel wie Valeriansäure.

Delphīnus (lat.), soviel wie Dauphin.

Delphische Amphiktyonie, delphisches Orakel ꝛc., s. Amphiktyonen und Delphi.

Delphos, Stadt in der Grafschaft Allen des nordamerikan. Staates Ohio, am Miamikanal, hat ein Franziskanerkloster, Fabriken und (1890) 4516 Einw.

Delpīno, Federico, Botaniker, geb. 27. Dez. 1833 zu Chiavari in Ligurien, studierte in Genua Mathematik, machte 1851 eine botanische Reise nach Konstantinopel und Odessa und trat dann in das Verwaltungsfach. Seit 1864 studierte er die Bestäubung der Blüten durch Tiere und widmete sich, als er von Parlatore in Florenz zum Assistenten ernannt wurde, vollständig der Botanik. 1871 wurde er Professor an der Forstakademie zu Vallombrosa, und 1873 unternahm er eine Erdumsegelung auf der Fregatte Garibaldi, kehrte aber schon 1874 von Brasilien nach Italien zurück, wo er im folgenden Jahr die Professur der Botanik in Genua erhielt. Obwohl durch seine teleologische Auffassung der heute herrschenden Weltanschauung schroff gegenüberstehend, hat D. durch eine Fülle scharfsinniger Beobachtungen die biologische Kenntnis der Pflanzen und besonders der Blumen in hervorragendster Weise gefördert. Er schrieb: »Sugli apparecchi della fecondazione nelle diante antocarpee« (Flor. 1867); »Ulteriori osservazioni sulla dicogamia nel regno vegetale«; »Sulla darwiniana teoria della pangenesi« (Tur. 1869); »Teoria generale della filotassi« (Genua 1883); »Funzione mirmecofila nel regno vegetale« (Bologna 1886—88, 2 Tle.).

Delpit (spr. -pī), Albert, franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 30. Jan. 1849 in New Orleans, gest. 5. Jan. 1893 in Paris, kam in früher Jugend nach Frankreich, wo er seine Studien vollendete, und betrat dann die schriftstellerische Laufbahn, zunächst als Mitarbeiter an den von A. Dumas (Vater) gegründeten Blättern: »Le Mousquetaire« und »Le d'Artagnan«. Nachdem er den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, erhielt er für einen Band Gedichte: »L'Invasion« (1871), sowie für die Dichtung »Le repentir, ou récit d'un curé de campagne« (1873) akademische Preise, vermochte aber im übrigen mit seinen dramatischen Versuchen nicht recht durchzudringen, bis er sich endlich mit »Le fils de Coralie« (1879) bei der Lesewelt wie (in dramatischer Bearbeitung) auf der Bühne vollste Anerkennung verschaffte. Durch »Le mariage d'Odette« (1880) gelangte er vollends in das Fahrwasser der katholisierenden guten Gesellschaft; es folgten mit wechselndem Glück: »Le père de Martial« (1881), »La Marquise« (1882), »Les amours cruelles« (1884), »Solange de Croix-Saint-Luc« (1885), »Mademoiselle de Bressier« (1886), »Disparu« (1888), »Passionnément« (1889), »Comme dans la vie« (1890). Einige derselben wurden auch beliebte Reportoirestücke, so namentlich »Le père de Martial«. Seine zerstreuten Gedichte hat D. unter dem Titel »Les Dieux qu'on brise« (1881) gesammelt. — Sein Bruder Edouard, geb. 1844 in New Orleans, franz. Verwaltungsbeamter, ist ebenfalls Verfasser beliebter Romane, wie: »Les théories de Ta-

vernelle« (1883), »Les représailles de la vie« (1884), »Le supplice d'une mère« (1885), »La revanche de l'enfant« (1885), »Catherine Levallier« (1887), »Paule de Brussange« (1887), »La vengeance de Pierre« (1888), »Chaine brisée« (1890), »Yvonne« (1891), welche sämtlich gegen die Schäden der Gesellschaft zu Felde ziehen.

Delsberg, Stadt, soviel wie Delémont.

Delta, griech. Name des Buchstaben D, s. D (S. 462).

Delta (griech.), wenig über den Meeresspiegel sich erhebende Landstrecken und Inseln an Mündungen der Ströme, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen, um sich ins Meer (Meeresdelta) oder in einen See (Binnendelta) zu ergießen. Sie entstehen durch den von dem Fluß mitgeführten, hier abgelagerten Schlamm und Sand und haben mitunter eine dreieckige, also der Form des griechischen Buchstaben D (Δ) ähnliche Gestalt; die Basis des Dreiecks ist dem Meer zugekehrt, die Spitze dem Lande. Im weitern, rein genetischen Sinne werden alle Neubildungen von Festland an den Mündungen der Flüsse in das Meer oder in einen Binnensee ohne Rücksicht auf ihre Form als Deltas bezeichnet; auch die Schuttmassen, welche da, wo Seitenthäler oder Wasserrisse mit starkem Gefälle in ein schwach geneigtes, breiteres Thal einmünden, als flache Erhebungen oft ziemlich weit in das Hauptthal vorgeschoben sind, hat man Deltabildungen genannt. Die Flüsse, welche zur Bildung von Festland nichts beitragen, münden entweder ohne Erweiterung des Rinnsals (z. B. Duero, Guadiana) oder mit trichterförmiger Erweiterung (Ästuarium; Elbe, Weser, Themse). Dagegen besitzen die landaufbauenden, eine Verlandung begünstigenden Flüsse entweder einfache Mündungen (Ebro, Arno) oder geteilte, und in letzterm Falle lassen sich wieder solche ohne Erweiterung des Rinnsals (Po, Rhein, Donau) oder mit erweiterten Mündungskanälen (Ganges, Brahmaputra) unterscheiden. Die Deltabildungen bestehen aus abwechselnden Sand-, Kies- und Lehmlagen mit eingeschwemmten Resten von Organismen und sind teils regelmäßig geschichtet (bei periodisch anschwellenden Strömen), teils verworren gelagert (bei den ab und zu Hochwasser führenden Flüssen). Die Sonderung des Gesteinsmaterials nach der Korngröße ist keine gleichmäßige, da sie abhängig ist von der bei niederm und hohem Wasserstande verschiedenen Stromgeschwindigkeit; bei Hochwasser werden leicht größere Geschiebe und grober Sand so weit in das Meer getrieben, als sonst nur der feinste Schlamm. Die Ursachen der Deltabildung suchte man bislang fast allgemein in dem Mangel an Ebbe und Flut in den betreffenden Meeresteilen, wobei man besondern Reichtum der Flußläufe an mitgeführtem Material, langsamen Abfall des Meeresgrundes, Vorhandensein von Barren und Uferwällen im Meer vor der Einmündung der Flüsse, Trägheit der Bewegung im Unterlauf des Flusses als die Deltabildung unterstützende Faktoren betrachtete. Rud. Credner (»Die Deltas«, Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1878) hat den Satz aufgestellt, daß das Auftreten von Deltas regelmäßig zusammenfällt mit der Existenz säkularer Hebungen der benachbarten Küstenstriche, während sie überall fehlen, wo die Küste eine langsame Senkung zeige, und daß sich diese Erscheinung in den Binnenseen wiederholt insofern, als nur die in Seen mit sinkendem Wasserspiegel einmündenden Flüsse Deltas bilden, während die letztern fehlen, wenn sich der Wasserspiegel des Sees hebt. Ausnahmen von dieser Regel sucht er durch lokale Verhältnisse zu erklären. So sei das in ein Senkungsgebiet fallende Nildelta überhaupt ein prähistorisches, das nur an Stellen noch Zuwachs zeige, wo künstlich angelegte Kanäle und Dämme Ablagerungen des Schlammes hervorrufen. Die für die Pogegend behauptete Senkung existiere überhaupt nicht, sondern reduziere sich auf ein Zusammensickern der Erdmassen infolge des Ausfaulens eingeschlossener vegetabilischer Reste. Abgesehen von dieser Hypothese, deren Richtigkeit vielfach bezweifelt worden ist, enthält Credners Arbeit eine sehr verdienstvolle Kritik der für Größe, Wachstum ꝛc. der Deltas angegebenen Zahlen, die wir deshalb dieser Arbeit entnehmen. Credner zählt überhaupt 143 größere deltabildende Flüsse, welche sich auf die Erdteile wie folgt verteilen:

	Meeresdeltas	Binnendeltas	Summa
Europa	38	16	54
Asien	42	14	56
Amerika	15	2	17
Afrika	11	1	12
Australien u. Polynesien	4	—	4

Legt man behufs einer Vergleichung zwischen der Anzahl deltafreier und derjenigen deltabildender Ströme die von Klöden angenommene Zahl selbständiger Flüsse zu Grunde, so sind unter 171 Strömen 26 hinsichtlich ihrer nähern Mündungsverhältnisse unbekannt; unter dem Rest (145) gibt es 70 deltabildende und 75 deltafreie Ströme.

Gruppiert man ferner die Flüsse nach ihrer Stromlänge, so ergibt sich folgende Tabelle:

	Stromlänge in Meilen			
	über 200	200—100	100—50	unter 50
Flüsse mit Deltamündungen	26	22	8	14
» » offenen Mündungen	13	13	21	28

Über die Flächenausdehnung der Deltas gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Name des Deltaflusses	Flächeninhalt Hektar	Länge Kilom.	Breite Kilom.
Ganges und Brahmaputra	8 259 435	354	321,8
Mississippi	3 185 933	320	300
Nil	2 219 400	170,8	—
Donau	258 795	74,2	74,2
Rhône	75 000	—	—
Aude	20 000	—	—
Niger	—	148,4	326,8
Memel	—	51,9	46,3
Wolga	—	448	—
Ural	—	—	53,3

Als zuverlässige Zahlen für die Mächtigkeit der Ablagerungen lassen sich angeben: Für das Nildelta im Mittel 10 m Mächtigkeit, mitunter 14—15 m, für den Rhein bis über 60 m, Rhône bis über 100 m, Po etwa 120 m, an einzelnen Stellen bis zu 172,5 m. Für die Mächtigkeit der Deltabildung des Mississippi lassen sich 9—16 m in der Gegend von New Orleans annehmen; seewärts vermehrt sich die Mächtigkeit schnell und bedeutend. Am Ganges wurden im Durchschnitt 18 m gemessen.

Am unzuverlässigsten sind die Angaben über den jährlichen Zuwachs der Deltabildungen. So schwanken die Angaben für das Mississippidelta beispielsweise zwischen 80 und 495 m jährlichen Zuwachses. Was von einigermaßen zuverlässigen Zahlen in der Litteratur niedergelegt ist, enthält die folgende Tabelle:

logique dans le Nord de l'Europe« (daſ. 1810, 3 Bde.); »Voyage géologique en Angleterre« (daſ. 1811, 2 Bde.); »Voyages géologiques en France, en Suisse et en Allemagne« (daſ. 1813, 2 Bde.).

Deludieren (lat.), verſpotten, täuſchen, äffen.

Déluge (franz., ſpr. -lüſch'), Überſchwemmung, Sünd- oder Sintflut. Vgl. Après nous le déluge.

Deluſion (lat.), Verſpottung, Täuſchung; **deluſoriſch**, täuſchend, trügeriſch.

Delvau (ſpr. -wo), Alfred, franz. Schriftſteller, geb. 1825 in Paris, war 1848 Sekretär Ledru-Rollins, des damaligen Miniſters des Innern; ſtarb 3. Mai 1867 in Paris. Als Schriftſteller trat er 1850 mit dem einaktigen Luſtſpiel »Le roué innocent« auf, dem er eine Reihe verſchiedenartiger Werke folgen ließ, wie: »Histoire de la révolution de Février« (1850); »Les murailles révolutionnaires«, eine Sammlung der Wahlprogramme, Anzeigen, Dekrete ꝛc. der zweiten Republik (1851, 2 Bde.); »Au bord de la Bièvre« (1854); »Histoire de la campagne d'Italie, etc.« (1859); »Les Cythères parisiennes, histoire anecdotique des bals etc.« (1864); »Dictionnaire de la langue verte« (1865, neue Ausg. 1889), ein Werk, das beſondern Lärm machte, weil es zum großen Teil aus den wenige Jahre zuvor erſchienenen »Excentricités du langage français« von Lorédan-Larchey entlehnt war. Ferner ſchrieb er: »Henri Murger et la Bohême« (1866); »Les sonneurs de sonnet, 1540—1866« (1867) u. a. Auch gab er die »Bibliothèque bleue« (1859—60, 3 Bde.) ſowie die »Collection des romans de chevalerie, mis en prose française moderne« (1869, 4 Bde.) heraus. Seinen ſpezifiſch Pariſer Schriften kann ein gewiſſer kulturgeſchichtlicher Wert nicht abgeſprochen werden.

Delvaux (ſpr. -wo), Lorenz, niederländ. Bildhauer, geb. 1695 in Gent, geſt. 24 Febr. 1778 in Nivelles, wo er hauptſächlich gelebt hatte, war Schüler Gerh Heydelbergs und Plumiers, arbeitete ſeit 1717 in London, von 1727—33 in Italien, wurde 1734 Hofbildhauer Kaiſer Karls VI., ſpäter des Herzogs Karl von Lothringen und der Maria Thereſia. Seine Hauptwerke ſind: die Kanzel der Kathedrale St. Bavo zu Gent, eine koloſſale Statue des Herkules im Alten Hof zu Brüſſel, das Mauſoleum Leonhards van der Noot in der Karmeliterkirche daſelbſt, die Statue des heil. Livin im Genter Muſeum.

Delvauxit (ſpr. -wo-), ſ. Phosphoreiſenſinter.

Delvenau, Nebenfluß der Elbe im preuß. Kreis Herzogtum Lauenburg, iſt von Mölln bis Lauenburg kanaliſiert und bildet in Verbindung mit der ebenfalls kanaliſierten Stecknitz eine 56 km lange und 0,9 m tiefe Waſſerſtraße zwiſchen Elbe und Trave.

Delvigne (ſpr. delwinj'), Henri Guſtave, franz. Militär, geb. 1799 in Hamburg, geſt. 18. Okt. 1876 in Toulon, war einer der erſten, welcher auf die Notwendigkeit der Einführung gezogener Gewehre für die Infanterie hinwies und den Eintritt des Geſchoſſes in die Züge durch deſſen Stauchung auf dem Kammerrand zu erreichen ſuchte. Er ſchrieb als Unterleutnant: »Recherches sur le feu de l'infanterie« (1826) und kommandierte bei der Expedition gegen Algier ein Korps von 100 Schützen, die mit Gewehren ſeines Syſtems und mit Wallbüchſen bewaffnet waren. 1838 wurde ſein Gewehr bei den Chaſſeurs eingeführt. 1844 genehmigte die Kammer die Umwandlung aller Infanteriegewehre nach Delvignes Syſtem. Dies kam jedoch zufolge der Erfindung Thouvenins (Dornſtauchung) nicht zur Ausführung. Napoleon III. ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und bewilligte ihm eine Penſion. D. lieferte auch Exploſionsgeſchoſſe, Revolver, Zimmergewehre, Rettungsapparate, beſonders Rettungsraketen, und ſchrieb: »Exposé d'un nouveau système d'armement pour l'infanterie« (Par. 1836); »Observations sur un nouveau modèle de carabine rayée et sur le feu des tirailleurs en Afrique« (daſ. 1836); »Sur l'emploi des balles cylindro-coniques évidées« (daſ. 1843 u. 1849.)

Delvīno (türk. Delonia), Stadt im türkiſchen Wilajet Janina, 17 km von der Küſte, 20 km ſüdlich von Argyrokaſtro, von Oliven-, Zitronen- und Granatapfelpflanzungen umgeben, hat ein feſtes Schloß, mehrere Moſcheen und 6—7000 Einw. (ein Drittel Mohammedaner).

Delwig, Anton Antónowitſch, Baron, ruſſ. Lyriker, geb. 17. (6.) Aug. 1798 in Moskau, geſt. 26. (14.) Jan. 1831 in Petersburg, erhielt ſeine Erziehung im Lyceum von Zarſkoje Selo, gleichzeitig mit Puſchkin, deſſen vertrauter Freund er wurde. Nachdem er 1817 das Lyceum verlaſſen, erhielt er eine Stelle im Bergdepartement, wurde 1819 Beamter im Finanzminiſterium, 1821 an der kaiſerlichen öffentlichen Bibliothek und 1825 im Miniſterium des Innern. Sein Haus bildete den Sammelpunkt der litterariſchen Welt Petersburgs, namentlich der jüngern (Puſchkin, Glinka, Baratynſkij, Wjaſemſkij ꝛc.). Im Verein mit den letztern gab er 1825—32 den Almanach »Sêvernye cvêty« (»Nordiſche Blumen«) heraus. Von Delwigs Gedichten ſind die im Volksliederton gehaltenen hervorzuheben, wie denn auch einige von ihnen ganz ins Volk übergegangen ſind. Die letzte Geſamtausgabe ſeiner Dichtungen iſt die von Suworin (2. Aufl. 1888).

Delyannis (Deligiannis), Theodor P., griech. Staatsmann, geb. 1826 in Kalavryta im Peloponnes, ſtudierte in Athen die Rechte und rückte im praktiſchen Staatsdienſt ſchnell bis zu den höchſten Stellungen auf. Dem König Otto befreundet, mißbilligte er als Unterſtaatsſekretär die Angriffe, in deren Folge der König abdankte. 1867, während des Aufſtandes in Kreta, war er Geſandter in Paris und ſeitdem wiederholt Miniſter des Äußern, Kultus und der Finanzen. In dem ſogen. ökumeniſchen Miniſterium von 1877 ſtimmte er für den Krieg. Als Miniſter des Äußern neben Komunduros ward er erſter Bevollmächtigter bei dem Berliner Friedenskongreß. Im April 1885 trat er an die Spitze eines neuen Miniſteriums, welches die 1885 auf der Balkanhalbinſel ausgebrochenen Unruhen zu Eroberungen benutzen wollte und daher koſtſpielige Rüſtungen veranſtaltete; doch zwangen die Mächte durch eine Flottenintervention Griechenland zur Ruhe, worauf D. 9. Mai 1886 ſeine Entlaſſung nahm. Nach dem Sturz von Trikupis im Oktober 1890 wieder Miniſterpräſident, wurde er 29. Febr. 1892 vom König entlaſſen, weil er die notwendigen Finanzreformen nicht durchführen wollte und durch rückſichtsloſes Betragen den König beleidigt hatte. Trotz demagogiſcher Wühlereien erlitt D. bei den Neuwahlen eine vollſtändige Niederlage. — Sein Neffe Nikolaus D., Sohn ſeines Bruders Peter D., der auswärtiger Miniſter unter König Otto war, geb. 1844, war 1870—80 Geſchäftsträger Griechenlands in Paris, darauf Geſandter in Belgrad und 1886—92 Geſandter in Paris.

Dema (Djoma genannt), Fluß im ruſſ. Gouv. Orenburg, entſpringt im Gebirge Obſchtſchij Syrt, mündet nach einem Laufe von 380 km durch ſteppenähnliche Gegenden unterhalb Ufa links in die Bjelaja.

Demades, Redner und Staatsmann zu Athen, talentvoll, schlagfertig und voll Mutterwitz und, obwohl ohne höhere Bildung, von hinreißender Beredsamkeit, aber gesinnungslos u. käuflich; von niederer Herkunft, diente er in frühern Jahren als Ruderknecht, schwang sich aber bald zum Nebenbuhler des Demosthenes empor, gegen den er wiederholt auftrat, ohne selbst eine bestimmte Politik zu verfolgen. Bei Chäroneia 338 v. Chr. in makedonische Gefangenschaft geraten, erwarb er sich durch keden Freimut die Gunst Philipps, bewirkte seine und der übrigen athenischen Gefangenen Freilassung, ward aber zugleich durch reiche Geschenke für das makedonische Interesse gewonnen. Nach Philipps Tod gelang es ihm in Gemeinschaft mit Phokion, die Rache Alexanders von Athen abzuwenden; er sicherte sich auch die Gunst dieses Königs und benutzte dieselbe, um den großen Aufwand zu bestreiten, welchen seine üppige Lebensweise erheischte. Mehrmals zogen ihm seine Bestechlichkeit und sein Luxus bedeutende Geldstrafen und selbst die Atimie zu; von letzterer entbanden ihn jedoch die Athener, als sie seiner zu einer Gesandtschaft an Antipatros bedurften, um von demselben die Zurückziehung der makedonischen Besatzung aus Munychia zu erlangen. Aber Antipatros, durch aufgefangene Briefe von verräterischen Umtrieben des D. auch gegen seine Person unterrichtet, ließ ihn mit seinem Sohn Demeas hinrichten (319 oder 318). Das Fragment einer Rede (abgedruckt in Bekkers »Oratores attici«, Bd. 3, Berl. 1823), das von ihm herrühren soll, ist wahrscheinlich unecht. Vgl. H. Lhardy, De Demade oratore atheniensi (Berl. 1834).

Demagōg (griech., »Führer des Demos, Volksführer«), im alten Griechenland derjenige, welcher durch persönliches Ansehen und Kraft der Rede das Volk beherrschte und daher dessen Berater und Leiter war. Jetzt hat das Wort D. meist eine üble Bedeutung, die ursprünglich nicht darin lag. Nach der Verschiedenheit der Verfassungen der Staaten und im Verlauf der Zeit hat das Wort D. sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, die alle Abstufungen vom Volksführer bis zum Volksverführer umfassen. Beispiele sehr verschiedenartiger Demagogie bietet besonders die Geschichte Athens. So war Perikles mit seinen demokratischen Bestrebungen ein D., so hoch er auch sonst über einem Kleon, Hyperbolos u. a. stehen mochte, welche ihren Einfluß auf das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten. Das alte Rom gibt ein vollständiges Bild vom Entstehen bis zum Untergang der Demagogie und damit der Freiheit des Bürgertums. Solange nämlich die Verfassung unangefochten aristokratisch war, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zur Geltung kommen. Erst als die Plebejer ihre politische Ohnmacht zu empfinden begannen, griff mit dem Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie auch die Demagogie in das öffentliche Leben ein. Von der höchsten Wichtigkeit wurde die Einrichtung der Volkstribunen, die fortan als die bevorrechteten Demagogen des römischen Volkes dastehen. Im Tribunat vereinigten sich Macht und Gunst des Volkes, und nach demselben begann daher, je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg gewann, ein wahrer Wettlauf der Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, obgleich diese Würde mit jedem solchen Sieg immer mehr an ihrer Bedeutung verlieren mußte. Die Notwendigkeit dieses Instituts im Kampf war die Seele desselben; nach dem vollständigen Sieg des demokratischen Gedankens konnte es die Herrschaft um so weniger behaupten, als die Entsittlichung bereits zu tief um sich gegriffen hatte. Darum scheiterten die hochherzigen Bestrebungen mehrerer römischer Demagogen, wie die der Gracchen, und so kam es, daß durch Talent und Glück siegreiche Feldherren die Gewalt an sich rissen und Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren fielen. Auch im neuern Staatsleben traten nicht selten neben die Staatsmänner, in deren Händen gesetzlich die Leitung des Staates lag, Demagogen aus der Mitte des Volkes, welche vermöge einer frei übertragenen Autorität an die Spitze der Bewegung traten. Wenn sie sich mit Glück und Geschick dauernd behaupteten, legten sie meist ihren Charakter als Demagogen ab; in der Regel aber geht der D., nachdem er die Volksgunst verloren hat, im Kampf mit der gesetzlichen Staatsgewalt unter. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter einem Demagogen einen Menschen, der auf die Leidenschaften und die niedrigen Neigungen des Volkes spekuliert, in aufwiegleriſcher Weise um die Gunst der großen Menge buhlt und staatsgefährliche Agitationen betreibt. Diese Absicht legte man auch den geheimen politischen Verbindungen bei, welche sich nach der Gründung des Deutschen Bundes infolge der Unzufriedenheit mit der neuen politischen Gestaltung Deutschlands bildeten. Man bezeichnete deren Wirken mit dem Namen **demagogische Umtriebe**, zu deren Unterdrückung und Bestrafung die **Mainzer Zentraluntersuchungskommission** niedergesetzt ward. Die Überschwenglichkeiten des Burschentums jener Zeiten und einzelne beklagenswerte Ausschreitungen, wie namentlich die blutige That Sands, riefen jene häßliche »Demagogenriecherei« hervor, und Männer wie Jahn, Arndt u. a. hatten darunter zu leiden, nachdem der deutsche Bundestag selbst infolge der Karlsbader Beschlüsse gegen die demagogischen Umtriebe vorgegangen war. Ähnliches ist auch 1830 nach der französischen Julirevolution und nach den Erschütterungen, welche dieselbe in Deutschland nach sich zog, geschehen, indem 1833 durch Bundesbeschluß eine anderweite Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt a. M. niedergesetzt wurde.

Demanchieren (franz., spr. demangschi-), in der technischen Terminologie der Streichinstrumente soviel wie aus einer Lage (Position) in die andre übergehen, mit der linken Hand am Hals (manche) des Instruments hinauf- oder heruntergleiten.

Demanda, Sierra de la (im Altertum Mons Idubeda), Gebirgszug des iberischen Systems in den spanischen Provinzen Burgos und Logroño, erreicht im Cerro de San Lorenzo 2305 m Höhe, ist stark entwaldet und in den höchsten Gipfeln den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt.

Demande en nullité du mariage (franz.), die Ehenichtigkeitsklage des französischen Rechts gemäß Code civil, Art. 180—202. Mit ihr können sowohl die öffentlichen als die privaten trennenden Ehehindernisse (s. Ehe) verfolgt werden, während nach Vorgang des preußischen Rechts die § 568 und 592 der Reichszivilprozeßordnung durch die Nichtigkeitsklage nur eins der erstern Art verfolgen lassen, jenes der letztern aber auf den Weg der Ungültigkeitsklage verweisen.

Demandieren (lat.), einem etwas über-, auftragen; **Demandation**, Auftrag.

Demanova, s. Demänfalu.

Demant, soviel wie Diamant.

Demantelieren (franz., spr. demangtl-), die Ringmauern einer Stadt niederreißen; wehrlos machen.

Demantoïd, tiefgrüner bis gelblichgrüner Granat vom Ural, wird als Edelstein benutzt.

Demarātos (Damaratos), 1) ein Korinther aus dem vornehmen Geschlecht der Bakchiaden, der sich, als die Bakchiaden durch den Tyrannen Kypselos aus Korinth vertrieben wurden, nach Tarquinii in Etrurien wandte und sich dort niederließ. Sein Sohn Lucumo, nachher Tarquinius Priscus (s. d.) genannt, wanderte nach Rom aus, wo er sich der Herrschaft zu bemächtigen wußte.

2) König von Sparta, Sohn des Ariston, war ein entschiedener Gegner der ehrgeizigen Pläne seines Mitkönigs Kleomenes, widersetzte sich 507 v. Chr. dem Angriff auf Athen und ward auf Betrieb des erbitterten Kleomenes vom delphischen Orakel für untergeschoben erklärt und der königlichen Würde beraubt. Er begab sich 491 nach Persien und gewann bei König Dareios großen Einfluß. 480 begleitete er Xerxes auf seinem Zug nach Griechenland und war ihm stets ein freimütiger Ratgeber. Seine Nachkommen herrschten noch nach 100 Jahren als Dynasten in Phrygien.

Demarch (Demarchos, griech.), Vorsteher, Leiter, Verwalter eines (attischen) Demos (s. d.); Demarchie, Würde eines Demarchen.

Démarche (franz., spr. »marsch'), Gang, Maßregel.

Demarkation (franz.), Abgrenzung.

Demarkationslinie, Begrenzungslinie, eine durch Übereinkunft zwischen zwei Mächten oder kriegführenden Heeren bestimmte Linie, welche von beiden Teilen nicht überschritten werden darf, zumeist bei Waffenstillständen oder Friedensunterhandlungen, um für die Dauer der erstern oder bis zum wirklichen Friedensschluß jedem Zusammenstoß der beiderseitigen Heere vorzubeugen. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, wird gewöhnlich für beide Teile je eine besondere Linie bezeichnet und das dazwischenliegende Gebiet für neutral erklärt; in der Regel folgt die D. soweit wie möglich natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen ꝛc. In einem solchen Fall heißt im weitern Sinne auch dieser ganze trennende Raum die D. Vorzugsweise unter diesem Namen bekannt ist die infolge des Baseler Friedens zwischen Preußen und der französischen Republik auf Grund eines besondern Vertrags vom 17. Mai 1795 bestimmte D., welche die Franzosen in ihren militärischen Operationen nicht zu überschreiten sich anheischig machten, um dadurch den Kriegsschauplatz von den preußischen Staaten fern zu halten. D. heißt auch soviel wie Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. Eine solche D. zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen bestimmte der 1494 zu Tordesillas zwischen Johann II. von Portugal und dem König Ferdinand von Kastilien geschlossene Vertrag, der eine nähere Bestimmung der vom Papst Alexander VI. am 6. Mai 1483 festgesetzten Linie enthielt, und wonach alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges entdeckt werden würde, den Portugiesen, was westlich, den Spaniern gehören sollte. Auch bei Abgrenzungen von Ländern nach Maßgabe der Nationalität pflegen Demarkationslinien gezogen zu werden, ebenso bei Gebietsabtretungen, welche durch einen Krieg herbeigeführt wurden. So ist z. B. in den Friedenspräliminarien von Versailles vom 26. Febr. 1871, Art. 1, die D. genau bestimmt, indem Frankreich all seinen Rechten und Ansprüchen auf diejenigen Gebiete entsagte, welche östlich von dieser Linie gelegen sind.

Demarteau (spr. dömarto), Gilles, franz. Kupferstecher, geb. 1722 in Lüttich, wurde 1764 Mitglied der Akademie von Paris und starb daselbst 1776. D. rühmte sich, der Erfinder der Krayonmanier zu sein, während dieser Ruhm Charles François gebührt. Doch hat D. dies Verfahren verbessert und mit großem Geschick ausgeübt. Er hat sehr viel produziert, darunter ausgezeichnete Porträte; in dem von ihm herausgegebenen »Catalogue des estampes gravées au crayon d'après différents maitres qui se vendent à Paris chés D., etc.« sind 664 Nummern aufgezählt. Vgl. »Gilles D., graveur du roi, sa vie et son œuvre« (Brüssel 1882).

Demaskieren (franz.), die Maske abnehmen, entlarven; im Kriegswesen vor einer Batterie die Deckungen entfernen, sie dem Auge des Feindes bloßlegen; es geschieht meist durch Eröffnen des Feuers.

Demat (Demath), früheres Feldmaß im Nordwesten der Provinz Schleswig-Holstein, von verschiedener Größe, z. B. in der Landschaft Eiderstedt und Nordstrand für Marschboden 216, für Geestboden 324 □Ruten zu 21,024 qm. S. auch Diemat.

Dematophŏra necātrix *R. Hart.*, ein Pilz aus der Familie der Pyrenomyceten, bildet faserige Häute, Polster und den Rhizomorphen sehr ähnliche Stränge auf den Wurzeln des Weinstockes, der Obstbäume und krautartiger Gewächse. Auf dem Weinstock ruft er ähnliche Erscheinungen hervor wie die Reblaus (Pourridié de la vigne, Blanc des racines, Champignon blanc) und zerstört die Pflanzen oft auf ziemlich bedeutenden Strecken. Er tritt namentlich in Frankreich, der Schweiz und in Südwestdeutschland auf und ist schwer auszurotten; nur die vollständige Entfernung aller befallenen Pflanzen vermag Hilfe zu bringen.

Demawend (im Altertum Jasonius Mons), höchster Gipfel des Elburzgebirges im nördlichen Persien, nordöstlich von Teheran, ca. 20mal bestiegen, zuerst von Sir Taylor Thomson 1837, erhebt sich ca. 5500 m hoch (die bisherigen Messungen ergaben von 5465 m bis 6559 m), ist ein Vulkan im Zustand der Solfataren, wie Schwefelablagerungen, heiße Dämpfe, bis 65° C. heiße Quellen, Basalt, Schlacken und Bimsstein beweisen. Er ist ein Aufschüttungskegel von 28—30° Neigung und sehr regelmäßiger Form, aufgesetzt auf den aus Gesteinen des Lias und Jura bestehenden, hier 2700 m hohen Elburz.

Dembea, der nördliche Teil der Landschaft Amhara in Abessinien, nördlich vom Tana- oder Dembeasee, ein gut bewässertes, fruchtbares, zum Teil angebautes, zum Teil an Herden (besonders Schafen) reiches Hochland mit der Hauptstadt Gondor (s. d.).

Dembeasee, s. Tanasee.

Dembe Wielke, russisch-poln. Dorf bei Praga, am rechten Weichselufer. Hier 31. März 1831 Gefecht zwischen den siegreichen Polen unter Skrzynecki und den Russen unter Diebitsch-Sabalkanski.

Dembia, Fluß in der französischen Provinz Rivières du Sud in Westafrika, entsteht aus dem Kakrima und dem Kokoulo in Futa Dschallon bei Labi und mündet in die Sangareabbai des Atlantischen Ozeans. Sein Unterlauf scheidet die Landschaften Koba und Kapitay.

Dembica (spr. -bitza), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Ropczyce, an der Wisloka und den Staatsbahnlinien Krakau-Lemberg und D.-Rozwadow, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß, Dampfmühle, Zündhölzchenfabrik, Getreidehandel und (1890) 3578 meist poln. Einwohner.

Dembinski, Heinrich, poln. General, geb. 16. Jan. 1791 im Krakauischen, gest. 13. Juni 1864 in

Paris, besuchte 1806—1809 die Ingenieurakademie zu Wien und trat dann in ein polnisches Jägerregiment. 1812 ward er auf dem Schlachtfeld von Smolensk von Napoleon I. selbst zum Kapitän ernannt und focht 1813 bei Leipzig mit. 1815 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er Major eines Regiments, das sich in der Woiwodschaft Krakau bildete, erhielt aber bald darauf den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde dieses Gebiets und focht mit diesem Korps in der Schlacht bei Grochow. Bald darauf stellte ihn der Oberfeldherr Skrzynecki an die Spitze einer Kavalleriebrigade, mit welcher er Diebitsch das Gefecht bei Kuflew lieferte. Eine glänzende Waffenthat war die Erstürmung der für uneinnehmbar gehaltenen Brücke bei Ostrolenka. Hierauf marschierte D. mit einer kleinen Schar mitten durch das von feindlichen Heeresmassen überschwemmte Land nach Warschau, wo er sofort zum Gouverneur und nach Skrzyneckis Rücktritt zum Oberfeldherrn ernannt, aber auf diesem Posten schon nach wenigen Tagen durch Krukowiecki ersetzt wurde. Er trat dann in Rybinskis Korps ein, führte bei dessen Übertritt auf preußisches Gebiet die Nachhut und überschritt 5. Okt. 1831 ebenfalls die Grenze. Er begab sich darauf nach Frankreich und trat 1843 in die Dienste Mehemed Alis von Ägypten, der ihn mit der Reorganisation der ägyptischen Armee beauftragte, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück. Nachdem er 1848 den Slawenkongressen in Breslau und Prag beigewohnt, ging er nach Debreczin, dem damaligen Sitz der ungarischen Regierung, und ward daselbst 5. Febr. 1849 zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt, aber nach der unglücklichen Schlacht bei Kapolna (26.—28. Febr. 1849) entlassen. D. war darauf mehrere Monate in der Operationskanzlei zu Debreczin beschäftigt, bis er im Juni 1849 beim Herannahen der Russen das Kommando der ungarischen Nordarmee erhielt; doch legte er dieses noch vor Eröffnung des Sommerfeldzugs nieder, weil sein Plan, in Galizien einzufallen, von der ungarischen Regierung nicht gebilligt wurde. Als infolge der zwischen Kossuth und Görgei entstandenen Differenzen das Oberkommando von letzterm an Mészáros überging (2. Juli), wurde diesem D. als Generalquartiermeister an die Seite gegeben, der den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin und die Schlacht bei Szöreg (5. Aug.) leitete. D. zog sich von hier nach Temesvár zurück, wo er von der vereinigten österreichisch-russischen Macht aufs Haupt geschlagen und seine Armee völlig auseinander gesprengt wurde. D. rettete sich mit Kossuth und den andern Revolutionshäuptern auf türkisches Gebiet. Im Juli 1850 nahm er seinen Aufenthalt in Paris. Von ihm rühren her: »Mein Feldzug nach und in Litauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau« (hrsg. von Spazier, Leipz. 1832); »Mémoires« (Par. 1833); »Denkwürdigkeiten über den ungarischen Krieg 1848 und 1849« (das. 1849) und »Memoiren über den Aufstand von 1830—1831« (poln., Krakau 1878, 2 Bde.). Vgl. Danzer, D. in Ungarn (Wien 1873).

Demegorie (griech.), öffentliche Rede in einer Volksversammlung.

Démêlé (franz.), Handgemenge, Streit; demelieren, Verwirrtes entwirren, lösen.

Dēmen (griech.), Plural von Demos (s. d.).

Demenagieren (franz., spr. -ſchi-), aus einer Wohnung ausziehen, umziehen; Demenagement, Umzug.

Demènfalu (Demanova), Dorf im ungar. Komitat Liptau, mit berühmter Eis- und Tropfsteinhöhle.

Dementi (franz., spr. -mangti), ein Lügennachweis, eine Lügenzeihung; Behauptungen ein D. entgegensetzen, sie für erlogen erklären; jemand ein D. geben, ihn der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln. Dementieren, der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; auch verleugnen, in Abrede stellen.

Dementia (lat.), Blödsinn (s. d.); D. paralytica, s. Paralytische Geisteskrankheit.

Demer, Fluß in den belg. Provinzen Limburg und Südbrabant, entspringt in der Gegend von Tongern, ist von Diest ab 33 km weit schiffbar und mündet nach 93 km langem Lauf unterhalb Aerschot in die Dyle, nachdem er die Nebenflüsse Herck, Geete, Velp und Lambek aufgenommen.

Demerāra, 1) Fluß in Britisch-Guayana, entspringt im Maccarigebirge unter 4½° nördl. Br., hat einige bedeutende Katarakte und mündet 3 km breit bei Georgetown in den Atlantischen Ozean. Er ist 300 km lang und 120 km weit für kleine Seeschiffe, für Boote bis über die Kataraкte hinaus schiffbar. — 2) Eine der drei Grafschaften von Britisch-Guayana (s. Guayana), östlich vom Essequibo bis jenseit des Demerara reichend, mit (1881) 159,443 Einw. und der Hauptstadt Georgetown (s. d.).

Demerieren (lat.), sich um etwas verdient machen; Demerént, einer, der sich verdient gemacht hat.

Démérite (franz., spr. -rit'), Verschuldung; demeritieren, sich etwas zu schulden kommen lassen.

Demeritenhäuser, in der kathol. Kirche Korrektionsanstalten für diejenigen Geistlichen, welche wegen Übertretung der kirchlichen Satzungen zur Haft und Bußübung verurteilt worden sind. Sie stehen oft unter staatlicher Aufsicht.

Demersion (lat.), Untertauchung, Versenkung.

Demēter (abgekürzt Deo), in der griech. Mythologie die Göttin des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung, war die Tochter des Kronos und Schwester des Zeus. Als Vertreterin der Fruchtbarkeit der Erde tritt sie in mancherlei Beziehung zu den drei Brüdern, die sich in die Herrschaft der Welt geteilt hatten. Dem Zeus gebar sie die Persephone (Proserpina), dem Poseidon, der die in eine Stute verwandelte Göttin in Gestalt eines Hengstes überwand, eine Tochter und das Roß Arion. Ihre Tochter Persephone ward ihr von Hades, wie der 1772 in Moskau entdeckte Homerische Hymnus auf D. erzählt, bei Nysa, nach der gewöhnlichen Sage bei Enna auf Sizilien geraubt. Neun Tage irrte D. umher, die Tochter suchend, deren Hilferuf nur Hekate und Helios gehört hatten. Als ihr am zehnten Tage letzterer den Raub entdeckte, mied sie zürnend den Olymp und ging zu Keleos nach Eleusis. Dort setzte sie sich in Gestalt einer bejahrten Frau an einem Brunnen (Parthenion oder Kallichoron) nieder. Von des Keleos Töchtern freundlich begrüßt und nach der Heimat gefragt, erzählte sie, sie heiße Dos, sei durch Räuber aus Kreta geraubt, diesen aber entflohen, und bat um Aufnahme. Die Mutter der Jungfrauen, Metaneira, nahm die Fremde auf und vertraute ihr ihren jüngsten Sohn, Demophon, zur Wartung an. So erweist sich die Göttin des Ackerbaues, der Baum- und Viehzucht und aller Kultur, die sie im Gefolge haben, auch durch Pflege und Erziehung der Helden als Begründerin und Festigerin der Volkskraft. D. legte den Knaben des Nachts ins Feuer, um ihm ewige Jugend zu verschaffen, ward

aber von Metaneira belauscht und durch das Jammergeschrei derselben gestört. Die Göttin gab sich zu erkennen und gebot den Bau eines Heiligtums bei dem Brunnen, in dem sie dann wohnte. Noch immer zürnend, ließ sie Mißwachs auf Erden eintreten. Zeus entsandte endlich den Hermes in die Unterwelt, um die Persephone zurückzuführen, und bewilligte, daß dieselbe nur den dritten Teil des Jahres im unterirdischen Dunkel, die übrige Zeit bei der Mutter zubringe. Nun erst ließ D. versöhnt die Saat wieder emporsprossen und kehrte auf den Olymp zurück. Zuvor aber lehrte sie die Herrscher von Eleusis, Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, den Gebrauch der heiligen Opfer und die eleusinischen Weihen; ihrem Liebling Triptolemos (s. d.) insbes. übertrug sie das Geschäft der Verbreitung des Ackerbaues und ihres Dienstes. Das Gedeihen der Feldfrucht bleibt stets der Mittelpunkt in dem weitgreifenden Walten dieser Göttin, hat aber außer der Anwendung auf das Politische noch nach zwei Seiten seine Symbolik und Parallele: in Bezug auf Zeugung, Geburt und Kinderpflege und in Bezug auf Bestattung und Verkehr mit dem Reich der Toten überhaupt. So war D. als Göttin des weiblichen Lebens, im besondern der Ehe, nahe verwandt mit der Bona Dea der Römer, und als solcher wurden ihr ganz besonders die Thesmophorien (s. d.) gefeiert, das Fest der (Ehe-) Satzungen (Ende Oktober als Saatzeit). Aber auch als Göttin der Gesittung überhaupt, welche als Folge des Ackerbaues angesehen wurde, galt die D. Thesmophoros, und »vordemetreisches« Leben war gleichbedeutend mit wildem nomadischen Leben. Verehrt wurde D. außer in Eleusis, dem uralten Sitz des Demeterkultus, besonders auf Kreta und den nördlichen Eilanden, in Argolis, Arkadien, auf der Westküste von Asien, in Sizilien und Italien. Ihr Dienst bestand zum Teil in einem Geheimdienst. Zu den ihr geweihten Festen gehörten außer den genannten Thesmophorien die athenischen Proërosien, das Fest, das dem Bestellen der Felder voranging; die Chloen, Opfer für die reifende, aber noch grünende Saat; die Haloen (»Tennenfest«); die Thalysien, das Fest der Erstlingsopfer von Feldfrüchten, und die Eleusinien (s. d.). Die Römer identifizierten D. mit ihrer Ceres (s. d.). Vgl. Preller, D. und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen (Hamb. 1837); Förster, Der Raub und die Rückkehr der Persephone (Stuttg. 1874). Dichterisch verarbeitet ist der Mythus der D. in Schillers »Klage der Ceres« und »Das eleusische Fest«.

In den Kunstdenkmälern gewinnt D. erst ziemlich spät größere Bedeutung. Während die ältere Zeit ihr Verhältnis zu Poseidon, mit dem sie im Zwölfgötterkreis zusammengestellt wird, sowie ihr Wirken in der Natur in eigentümlicher Symbolik andeutet (so bildete sie Onatas für Phigalia mit Pferdekopf, Delphin und Taube in der Hand), betont die spätere Kunst vorzugsweise ihr Verhältnis zu Persephone, deren Verlust und Wiedergewinnung Kultus und Kunst gleich sehr gefeiert haben. So prägt sich in D., wesentlich unter Mitwirkung der attischen und zwar zum Teil erst der Praxitelischen Schule (Praxiteles selbst bildete sie in einer Gruppe), das Ideal der Mütterlichkeit aus in den matronalen Formen, der vollen Bekleidung und der Verschleierung des Hinterhauptes, am edelsten verklärt in der sitzenden Statue von Knidos (jetzt im Britischen Museum in London). Üppiger wird ihre Erscheinung in der römischen Kunst, die auch die halbe Entblößung des Busens nicht scheut, ihr Mohn und Ähren in die Hand gibt, den Fruchtkorb zur Seite stellt, auch den Ährenkranz auf das Haupt

Fig. 1. Demeter (Wandgemälde zu Pompeji).

drückt. In dieser Auffassung, auf stattlichem Thron sitzend, zeigt sie ein pompejanisches Wandgemälde (Fig. 1). Hier und schon in griechischer Zeit wird ihr meist eine größere Fackel in die Hand gegeben. Wie

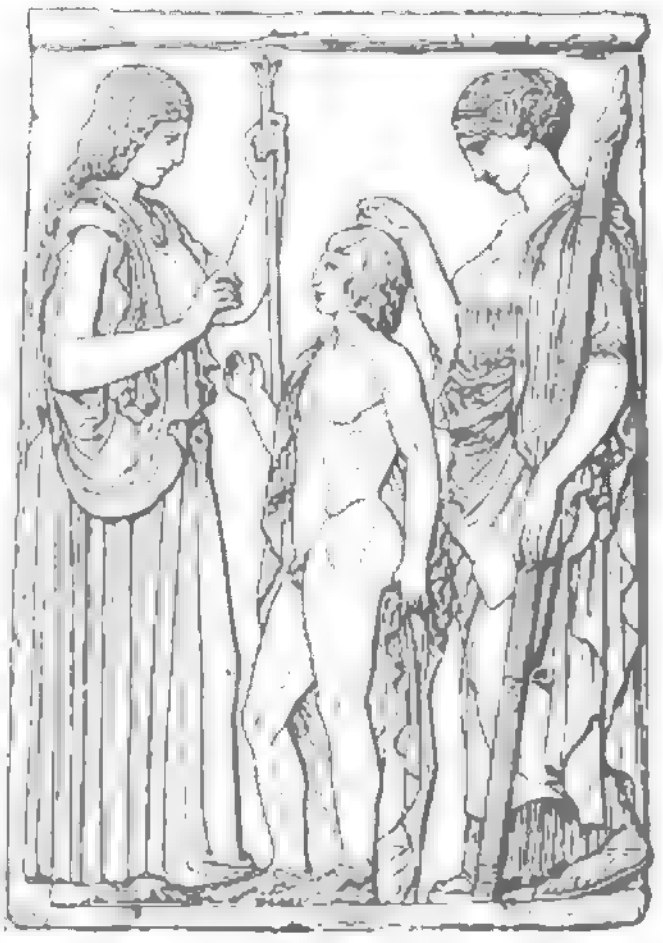


Fig. 2. Demeter und Persephone, den jungen Triptolemos weihend (Relief von Eleusis, Athen).

sie mit fliegendem Gewand auf einem Drachenwagen dem Räuber ihrer Tochter (s. Persephone) nacheilt, wird auf Sarkophagreliefs häufig dargestellt; noch beliebter ist, namentlich auf Vasenbildern, die Aus-

sendung des Triptolemos, der die Gabe der D., die Kornähren, über die Erde verbreitet. Dieser Akt in streng religiöser Auffassung ist auf einem großen Flachrelief des edelsten attischen Stiles, welches in Eleusis gefunden wurde und sich jetzt im Nationalmuseum zu Athen befindet, wiedergegeben (Fig. 2, S. 719). Man sieht links die jugendlichere Gestalt der Persephone, mit langem mädchenhaften Haar und Zepter, welche die Ähren an Triptolemos gibt. Hinter ihm steht in reicher matronaler Bekleidung, die lange Fackel in der Linken, D., dem Jüngling einen Kranz (aus Bronze, daher fehlend) aufsetzend. In Reliefdarstellungen der Mysterienweihe hat die sitzende D. den Modius auf dem Kopf, die verhüllte Cista in der Linken, ein zum Opfer dienendes Schweinchen in der Rechten. Vgl. Overbeck, Griechische Kunstmythologie, 4. Buch: »D. und Kora«, mit Atlas (Leipz. 1873 ff.); Förster, Analekten zum Raube und der Rückkehr der Persephone (im »Philologus«, Supplementband 4); Bloch in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, S. 1283 ff.

Demeter, Dimitrija, kroat. Dichter, geb. 21. Juli 1811 in Agram, von griechischer Abkunft, gest. daselbst 24. Juni 1872, studierte in Wien und Padua Medizin, trat aber in den Staatsdienst, gab dann einige Jahre die Zeitschrift »Danica« heraus und wurde 1856 Redakteur des Amtsblattes »Narodne Novine«. Seinen Hauptruf erlangte D. durch seine Dramen: »Liebe und Pflicht«, »Die Blutrache«, und das Trauerspiel »Teuta«. Außerdem veröffentlichte er das lyrisch-epische Gedicht »Grobničko polje« (»Das Schlachtfeld von Grobnik«) und mehrere Novellen und machte sich als Übersetzer, namentlich zahlreicher dramatischer Werke, verdient. Seine Bühnenstücke erschienen gesammelt in 2 Bänden (1838—44).

Demetrias, im Altertum Hafenstadt in der thessal. Landschaft Magnesia, am Pagasäischen Meerbusen, von Demetrios Poliorketes 290 v. Chr. gegründet und nach ihm benannt, oft Residenz der makedonischen Könige, durch ihre Lage in der Nähe des Passes Tempe und der Thermopylen wie durch die angrenzende Ebene einer der drei Hauptschlüssel (neben Chalkis und Korinth) von Griechenland. Deshalb bemächtigten sich ihrer 196 die Römer, darauf 192 die Ätolier; 191—169 war sie in makedonischem Besitz und wird noch im 6. Jahrh. n. Chr. erwähnt. Geringe Überreste davon auf dem Hügel Goritza bei Volo.

Demetrios, im Kalender der Bithynier der zwölfte Monat, vom 23. Aug. bis 22. Sept.

Demetrios, Name mehrerer Könige von Makedonien und Syrien.

[Könige von Makedonien.] 1) D. I., Poliorketes (»Städteeroberer«), Sohn des Antigonos Monophthalmos, stand seinem Vater in den unmittelbar nach dem Tode Alexanders d. Gr. ausgebrochenen Kämpfen tapfer zur Seite, führte zuerst 312 v. Chr. ein selbständiges Kommando, wurde in demselben Jahr von Ptolemäos bei Gaza geschlagen, siegte aber bald darauf bei Myus. Er wurde sodann von Antigonos nach Babylon geschickt, das er aber nicht erobern konnte. 307 zog er als Befreier von dem Joch des Kassandros in Athen ein, wurde von den Athenern mit Ehren überhäuft, eroberte Kypros, wo er namentlich bei der Eroberung der Stadt Salamis durch den Bau von Belagerungsmaschinen sich den Beinamen Poliorketes erwarb (306), und nahm darauf, wie auch sein Vater Antigonos, die Königswürde an. Nachdem er 304 Rhodos vergeblich belagert, vertrieb er 303 Kassandros abermals aus Griechenland, wurde zum Feldherrn der Griechen ernannt und von den Athenern wie ein Gott verehrt, verlor aber sodann, von seinem Vater nach Asien berufen, mit dem letztern die Entscheidungsschlacht bei Ipsos (301). Nach längerm Umherschweifen benutzte er die Wirren in Makedonien, um 294 den Thron an sich zu reißen. Durch sein hochfahrendes Wesen und seine Verschwendung machte er sich bald verhaßt, wurde im Kriege gegen Ptolemäos, Lysimachos, Seleukos und Pyrrhos von seinen Soldaten verlassen und mußte 287 aus Makedonien fliehen. 286 mußte er sich Seleukos ergeben, der ihn nach Apamea in Syrien bringen ließ, wo D. 283 im 54. Jahre seines vielbewegten Lebens starb.

2) D. II., des Antigonos Gonatas Sohn, Enkel des vorigen, folgte 239 v. Chr. ungestört seinem Vater im Besitz des makedonischen Thrones. Seine zehnjährige Regierung ist bloß durch Kämpfe mit Alexander von Epirus und den barbarischen Grenzvölkern von Makedonien bezeichnet. Er fiel 229 im Kampf gegen die Dardaner. Ihm folgte in der Regierung sein siebenjähriger Sohn Philipp III., der aber bald von Antigonos Doson entthront wurde.

3) D. III., König Philipps III. von Makedonien Sohn, wurde als Geisel 197 v. Chr. von seinem Vater nach Rom gesendet, 191 entlassen, aber 184 wieder als Gesandter nach Rom geschickt, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde, deswegen durch die Ränke seines ältern Bruders, Perseus, des Einverständnisses mit den Römern und verräterischer Absichten auf den Thron angeklagt und 181 auf Befehl seines Vaters vergiftet.

[Könige von Syrien.] 4) D. I., Soter, Sohn Seleukos' IV., Philopator, lebte zur Zeit der Ermordung seines Vaters als Geisel in Rom, entwich aber 163 v. Chr. nach dem Tode des Antiochos Epiphanes, der nach dem Tode des Seleukos die Herrschaft an sich gerissen, aus Rom, um den syrischen Thron in Besitz zu nehmen, fand eine Partei in Syrien, stürzte 161 die Herrschaft des Antiochos Eupator, den er ermorden ließ, und wurde auch bald von den Römern anerkannt. Sogleich befreite er die Babylonier von der Tyrannei der Satrapen Timarchos und Herakleides (daher der Name Soter, d. h. Retter). Gegen die Juden, die sich unter den Makkabäern erhoben, sandte er nach und nach vier Kriegsheere unter Nikanor und Bakchides ab, ohne jedoch in den festen Besitz Palästinas zu kommen, wandte sich sodann gegen Kappadokien, vertrieb daselbst den König Ariarathes und setzte den Orophernes auf dessen Thron, der jedoch kurz darauf wieder von jenem verdrängt wurde. Der Trunkenheit ergeben und grausam, machte sich D. bei seinen Unterthanen und Nachbarn so verhaßt, daß der von Ptolemäos, Attalos und Ariarathes unterstützte Alexander Balas als angeblicher Sohn des Antiochos Epiphanes gegen ihn auftreten konnte und auch wirklich Anhänger fand. Von ihm in die Enge getrieben und dann in einer Schlacht (151) besiegt, ward D. auf der Flucht getötet.

5) D. Nikator (Nikanor) II., Sohn des vorigen, flüchtete nach dessen Tod nach Kreta, kehrte aber 147 v. Chr. nach Syrien zurück und bemächtigte sich des Landes mit Hilfe des Ptolemäos Philometor von Ägypten, nachdem Alexander Balas 146 ermordet worden war. D. wurde eine Zeitlang durch einen Aufstand der Antiochener unter Tryphon vertrieben, wogegen er sich mit Jonathan Makkabäus verband, mit dem er sich auch bald entzweite. Aber er gelangte

bald wieder in den Besitz des Thrones, zog 140 gegen Arsakes, König von Parthien, wurde aber nach mehreren Siegen von diesem durch List gefangen genommen und nach Hyrkanien gesandt. Doch behandelte ihn der parthische König sehr gut, gab ihm seine Tochter zur Ehe und versprach ihm Wiedereinsetzung in Syrien. Als nun des D. Bruder Antiochos Sidetes, der sich 139 Syriens bemächtigt hatte, dem Parther-könig bedrohlich erschien, entließ dieser 130 D., welcher Antiochos vertrieb und aufs neue den Thron bestieg; allein ein Krieg gegen Ägypten und seine Härte machten ihn bei den Unterthanen so verhaßt, daß Ptolemäos Physkon einen jungen Alexandriner, Alexander Zabina, als Gegenkönig aufstellen konnte. D. wurde bei Damaskus von diesem geschlagen und kam in Tyros, vergeblich eine Zuflucht suchend, ums Leben (126).

Demetrios Phalēreus (d. h. aus Phaleron, Hafenstadt Athens), griech. Philosoph, geb. in niederem Stande um 345 v. Chr., gest. (angeblich durch Schlangenbiß) nach 283 in Oberägypten, war ein Schüler Theophrasts, gewann in Athen als Redner so großen Einfluß, daß ihn König Kassandros 318 an die Spitze der Verwaltung der Stadt erhob. Seine zehnjährige Verwaltung war die glücklichste Periode in der spätern athenischen Geschichte, was die Athener dadurch anerkannten, daß sie ihm 360 Statuen, so viele, wie sie Tage im Jahre zählten, errichteten. Als 307 Demetrios Poliorketes gegen Athen rückte, ging D., von den wankelmütigen Athenern zum Tode verurteilt, nach Alexandria, wo er, von Ptolemäos Lagi ehrenvoll aufgenommen, diesen bei der Anlegung der Bibliothek unterstützte. Dessen Nachfolger Ptolemäos Philadelphos schickte ihn jedoch nach Oberägypten ins Exil, wo er starb. D. gehörte als Philosoph zur peripatetischen Schule und hinterließ zahlreiche Schriften, von denen aber keine auf uns gekommen ist. Bruchstücke von ihm finden sich bei Müller, »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 2 (Par. 1848). Mit Unrecht wird ihm ein (wohl vom Sophisten Demetrios aus Alexandria unter Mark Aurel verfaßtes) rhetorisches Werk: »Über den Ausdruck«, beigelegt, herausgegeben am besten im 9. Teil der »Rhetores graeci« von Walz (Stuttg. 1836). Vgl. Ostermann, De Demetrii Phalerei vita etc. (2 Tle., Hersfeld 1847 u. Fulda 1857).

Demetrius (Dmitri), Fürsten, Großfürsten und Zare von Rußland: 1) D. I. Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newskij, ward 1258 von diesem zum Fürsten von Nowgorod ernannt, nach dessen Tode zwar von seinen Unterthanen vertrieben, nach seines Nachfolgers Jaroslaw I. Tode jedoch wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Großfürsten Wasilij Wladimir 1276 bestieg er den großfürstlichen Thron, fand aber an seinem Bruder Andreas einen erbitterten Feind und wurde von ihm mit Hilfe der Tataren vertrieben. Später erlangte er den Thron wieder und behauptete sich unter beständigen Widerwärtigkeiten bis zu seinem Tode 1294.

2) D. II., Sohn des Großfürsten Michael, folgte 1319 seinem von Georg Danilowitsch ermordeten Vater als Fürst von Nowgorod, stieß, als er 1325 in der Horde des Tataren-Chans mit Georg zusammentraf, diesen nieder, wofür ihn der Chan 15. Sept. 1326 hinrichten ließ.

3) D. III. Konstantinowitsch, Fürst von Susdal, 1359 vom Tataren-Chan als Großfürst von Moskau eingesetzt, mußte schon 1362 dem D. IV. weichen und starb 1383 als Mönch.

4) D. IV. Iwanowitsch, Donskoi, folgte 1362, vom Tataren-Chan als Großfürst bestätigt, dem vorigen, suchte den innern Fehden der Lehnsfürsten und den verheerenden Einfällen Nowgorodscher Freibeuter zu steuern und ließ seit 1367 den Kreml zu Moskau erbauen, wohin er seine Residenz verlegte. Er erwehrte sich 1368 glücklich der Litauer, und als der Tataren-Chan Mamai in Rußland einfiel, um Michael von Twer auf den Thron von Moskau zu setzen, wußte ihn D. zu versöhnen und ward von ihm im Besitz des Großfürstentums bestätigt. Ein Krieg mit dem Fürsten Michael von Twer endete mit der Unterwerfung Michaels. Darauf zog D. gegen die kasanischen Bulgaren, zwang ihren Sultan Machmet zur Unterwerfung, brach dadurch offen mit dem Chan Mamai und schlug das gegen ihn geschickte Heer desselben 11. Aug. 1378. Zwei Jahre später (8. Sept. 1380) erfocht er auf der Ebene von Kulikowo einen großen Sieg über die von dem Chan selbst befehligten Tataren und erhielt den Ehrennamen Donskoi, d. h. der Donische. Dem neuen Chan, Tochtamisch, gelang es aber schon 1382, Moskau zu erobern, wo seine Scharen entsetzlich hausten. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, die vollständige Befreiung Rußlands von den Tataren zu erreichen. Er starb, erst 39 Jahre alt, 19. Mai 1389, seinen 17jährigen Sohn Wasilij als Nachfolger hinterlassend.

5) Jüngster Sohn Iwans IV., des Schrecklichen, geb. 19. Okt. 1583, wenige Monate vor dem Tode seines Vaters, ward unter Zar Feodor Iwanowitsch mit seiner Mutter Maria nach Uglitsch verwiesen und daselbst, wahrscheinlich auf Befehl des Boris Godunow (s. d.), ermordet. Nach andern Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen D. (Pseudo-Demetrius), deren erster 1603 auftrat und nach der, wie man auf Grund der Ergebnisse der neuesten Forschungen annehmen kann, fälschlichen Angabe derer, die ihn für unecht hielten, ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Grischka Otrepjew, gewesen sein soll. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewezki in Litauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Woiwoden von Sandomir, Mnischek, der ihn dem polnischen König Siegmund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina zur Gemahlin gab. Um Einfluß auf Rußland zu gewinnen, unterstützten ihn die Polen, und er begann nun den Krieg gegen Boris, der, wiederholt geschlagen, plötzlich starb, wie einige meinen, an Gift. Boris' Sohn und Nachfolger Feodor ward kurz, bevor D. 1605 in Moskau einzog und den Thron bestieg, nebst seiner Mutter erdrosselt. D. regierte mit Kraft und Umsicht; doch brachte er durch allerlei Neuerungen in Tracht und Sitte, insbes. durch seine Bevorzugung der abendländischen Kultur, die Großen des Reiches gegen sich auf; als seine Braut, die katholische Marina Mnischek, mit 2000 Polen in Moskau erschien, erregte die Haltung der letztern allgemeinen Unwillen. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; der Pöbel und ein Soldatenhaufe, vom Fürsten Wasilij Schuiskij, dem D. schon früher einen Verrat großmütig verziehen, geführt, brach in den Kreml ein, wobei D. und viele Polen ermordet wurden. Marina, kaum dem Tode entronnen, ward in den Kerker geworfen. Vgl. über D. die russischen Schriften von Usträlow (Petersb. 1831—35, 5 Bde.) und Kostomarow (1864); Mérimée, Der falsche D. (deutsch, Leipz. 1869); Pierling, Rome

et D. (Par. 1878), u. a. Schiller benutzte seine Geschichte zu seinem unvollendeten Drama »D.«

Ein zweiter falscher D. trat sehr bald, nachdem Wasilij Schuiskij den Thron bestiegen, auf, gab sich für Eine Person mit dem ersten aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug wiederholt die Truppen des Zaren und fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn als ihren Gemahl anerkannte. Er residierte längere Zeit im Dorf Tuschino in der unmittelbaren Nähe von Moskau und besetzte eine große Menge von Städten in der ganzen Umgegend, insbes. im Norden Rußlands, so daß der Zar Wasilij Schuiskij genötigt wurde, die Hilfe Schwedens im Kampf gegen den Prätendenten und die ihn unterstützenden Polen in Anspruch zu nehmen. Das stark befestigte Kloster Troizk hatte von den »Tuschinzy«, wie die Anhänger des zweiten D. genannt wurden, eine lange Belagerung auszuhalten. Als aber der polnische Hetman Zolkjewski nach Wasilijs Sturz Moskau für Siegmunds III. Sohn Wladislaw in Besitz nahm, floh der Pseudo-Demetrius nach Kaluga und ward dort 1610 ermordet. Ein dritter falscher D. trat 1611 eine kurze Zeit in Nowgorod auf.

Demetz (spr. dömäß), Frédéric Auguste, franz. Philanthrop, geb. 12. Mai 1796, gest. 15. Nov. 1873 bei Tours, bekleidete bis 1840 verschiedene Richterämter. 1835 von seiner Regierung in Begleitung des Architekten Blouet zum Studium der Strafanstalten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gesandt, überzeugte er sich von den Nachteilen des pennsylvanischen Isolierungssystems für jugendliche Verbrecher, besuchte dann noch in Belgien und den Niederlanden die Ackerbaukolonien für Vagabunden und gründete mit seinem Freunde de Bretignière de Courteilles (gest. 1854) die Ackerbau- und Strafkolonie zu Mettray bei Tours nach dem Grundsatz moralischer Besserung. Um sich ein fähiges Hilfspersonal zu schaffen, gründete D. 1839 zu Mettray eine »Gesellenschule«, nahm die Unterstützung des Richterstandes und der Verwaltung in Anspruch und rief so eine Strafkolonie ins Leben, die, sich selbst erhaltend, eine Durchschnittsbevölkerung von 700 Seelen zählt. D.' System (s. Gefängniswesen) gewann nach und nach immer mehr Eingang, sowohl in Frankreich als in andern Ländern Europas, und das berühmte, von Sir Walter Crofton gegründete irische Strafsystem für Erwachsene ist dem von D. in manchen Stücken nachgebildet worden. Außer seinen jährlichen Berichten veröffentlichte D. über seine Strafkolonie: »Projet d'établissement d'une maison de refuge pour les prévenus acquittés, à leur sortie de prison« (Par. 1836); »Lettre sur le système pénitentiaire« (das. 1838) und das verdienstliche Werk »Rapports à M. le comte de Montalivet sur les pénitenciers des États-Unis« (das. 1839).

Demeublieren (franz., spr. -mööb-), die Möbel aus einem Zimmer fortschaffen; Demeublement (spr. -mööbl-mäng), Ausräumung.

Demi (franz., spr. d'mi), halb, häufig in Zusammensetzungen; à d., zur Hälfte.

Demidow, reiches russ. Geschlecht, dessen Stammvater Nikita D., geb. um 1665, ursprünglich Hammerschmied zu Tula, während des schwedischen Krieges Peter d. Gr. Kanonen und Gewehre lieferte. Unter seiner Leitung legte 1699 die russische Regierung zu Newjansk im Distrikt Jekaterinenburg die erste Eisengießerei in Sibirien an, die D. mit so viel Geschick verwaltete, daß ihn der Kaiser adelte und ihm 1702 die ganze Eisengießerei schenkte. Durch einen glücklichen Zufall entdeckte D. 1725 in Sibirien die Minen von Kolyba, deren Ausbeute den unermeßlichen Reichtum seiner Familie begründete. Außer Nikita D. sind besonders hervorzuheben: 1) Paul Grigorjewitsch, geb. 1738, gest. 1821, gelehrter und freigebiger Förderer der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik; Gründer des botanischen Gartens zu Moskau.

2) Nikolai Nikititsch, Graf von, geb. 1773 in Petersburg, gest. 1828, Sohn des reichen Prokofij D., verwaltete seine großen Bergwerke in ausgezeichneter Weise und berief zum Zweck eines rationellen Betriebes derselben zahlreiche deutsche Beamte und Bergleute dahin. Im Kriege 1812 errichtete er auf eigne Kosten ein Regiment und führte dasselbe. Nach dem Frieden lebte er längere Zeit in Paris und Florenz, versammelte an beiden Orten die hervorragendsten Gelehrten und Künstler um sich und verwendete sein Vermögen mit fürstlicher Freigebigkeit zu wohlthätigen Zwecken und zur Förderung der Kunst.

3) Paul, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1798 in Petersburg, gest. 5. April 1840 in Mainz, machte die Feldzüge 1812—14 mit, nahm 1826 als Rittmeister den Abschied, war 1831—34 Gouverneur von Kursk, gab zu einer Stiftung für die Witwen und Waisen der im Türkenkrieg gefallenen Offiziere ein Kapital von 625,000 Rubel sowie eine halbe Million zum Besten der Wohlthätigkeitsanstalten in Moskau und eine gleiche Summe zur Erleichterung des Schicksals der nach Sibirien Verwiesenen her. Auch der Petersburger Akademie der Wissenschaften wies er bedeutende Fonds zu, woraus diese seit 1831 jährlich die Demidowschen Preise für die besten russischen Werke verteilte.

4) Anatolij, Fürst, Bruder des vorigen, geb. 1813 in Moskau, gest. 29. April 1870 in Paris, rief in Petersburg und andern Städten Rußlands die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten ins Dasein und gründete bei dem ersten Auftreten der Cholera in Petersburg auf seine Kosten ein Hospital, wo er selbst an der Pflege der Kranken sich beteiligte. Kunst und Wissenschaft suchte er nach allen Seiten hin zu fördern, weshalb er auch Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde. 1837—40 veranstaltete er eine wissenschaftliche Expedition namhafter Naturforscher und Ingenieure nach Südrußland, um die dort vermuteten mineralischen Schätze, namentlich die zur Weckung und Förderung der Industrie unentbehrlichen Steinkohlenlager, aufzusuchen und überhaupt jene Länder nach allen Richtungen hin zu erforschen. Er selbst untersuchte mit dem französischen Gelehrten de Sainson die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres und die Halbinsel Krim in geschichtlicher und statistischer Beziehung. Die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Expedition stellte er zusammen in dem Prachtwerk »Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837« (Par. 1839—49, 4 Bde.; 2. Ausg. 1854; deutsch von Reigebaur, Bresl. 1854, 2 Bde.), dem ein »Album de voyage« (Par. 1849, 100 Blätter) folgte; ein Auszug aus jenem Reisewerk ist »La Crimée« (1855; deutsch, Bresl. 1855). Auch ein »Album pittoresque et archéologique de la Toscane« (1871) hat man von D. Außerdem erschienen von ihm: »Lettres sur l'empire de Russie« (Par. 1840); »Observations météorologiques etc. à Nyjne-Tagielsk« (das. 1839 ff.) ꝛc. D. vermählte sich im Oktober 1841 in Florenz mit der Prinzessin Mathilde

Bonaparte (s. Bonaparte 4 c), der Tochter des Königs Jérôme, von der er sich 1845 wieder trennte. Er war hierauf russischer Geschäftsträger zu Florenz, wo er zu gunsten des regierenden Hauses wie des päpstlichen Stuhles 1849 eine höchst umsichtige Thätigkeit entwickelte. Beim Ausbruch des Krimkriegs schenkte er dem russischen Staatsschatz 1 Mill. Silberrubel und ward dafür zum Wirklichen Staatsrat ernannt. Vom Großherzog von Toscana war er schon früher zum Fürsten von San Donato ernannt worden. Seine Gemäldegalerie, welche zu den größten und wertvollsten Privatmuseen Europas gehörte, wurde durch Versteigerung überallhin zerstreut.

Demiglace (franz., spr. d'mi-glaß'), Gefrornes aus Schlagsahne mit Vanille, Erdbeeren ꝛc.

Demijohn (engl., spr. dêmmidschŏn, franz. Dame-jeanne, v. arab. damagan, damajana), Korbflasche, besonders bei Seeleuten im Gebrauch, früher auch als Maß benutzt, so auf Cuba zu Genever und in Uruguay zu Essig, = etwa 18 Lit., hier zu Spirituosen halb so groß.

Demi-lune (franz., spr. d'mi-lün'), Halbmond; im Festungswesen soviel wie Ravelin.

Demimonde (franz., spr. d'mi-mongd'), »Halbwelt«, eine durch das gleichnamige Drama des jüngern Dumas (1855) in Aufnahme gekommene Bezeichnung für die in Großstädten (namentlich Paris) stark vertretene Klasse von Abenteurern höherer Gattung, welche im Äußern Sitten und Lebensweise der vornehmen Gesellschaft (grand monde) nachzuahmen sucht; insbes. für anrüchige und zweifelhafte, aber äußerlich in aller Eleganz auftretende Frauenzimmer.

Demir Hissar (»Eisenburg«), Stadt im türk. Wilajet Saloniki, Liva Seres, an einem östlichen Zufluß der Struma, mit 5 Moscheen, Schloß, alten Felsgräbern und 8000 (nach andern 13,000) überwiegend türk. Einwohnern.

Demiri, Kamâl aldin Abulbakâ Mohammed ben Musa, Naturhistoriker und schafiitischer Rechtsgelehrter, geb. 1349 in Kairo, gest. im November 1405, bekleidete lange Zeit die Professur der Traditionen an der Kapelle Ruknia und die Professur an der Moschee El Azhar (beide in Kairo), machte mehrere Male die Pilgerfahrt nach Mekka. Er schrieb ein großes zoologisches Wörterbuch: »Das Leben der Tiere« (»Hayât-alhaiwân«), das 931 Tiere eingehend beschreibt, und veranstaltete eine größere (Bulak 1867) und eine kleinere Ausgabe davon, von denen er erstere schon 1371 vollendet haben soll. Bochart in seinem »Hierozoicon« hat dieses Tierleben fleißig benutzt; Tychsen, de Sacy u. a. haben kleinere Texte daraus veröffentlicht. Eine persische Übersetzung des Werkes befindet sich in der Bibliothek des Arsenals zu Paris; eine ungedruckte französische Übersetzung hat Petit de la Croix angefertigt.

Demirkapu, s. Eisernes Thor.

Demiß (lat.), niedergeschlagen, kleinlaut, kleinmütig; Demission, Niedergeschlagenheit, Kleinmut.

Demission (franz.), soviel wie Dimission.

Demiurg (griech., »Werkmeister, Bildner«) heißt bei Platon Gott als Bildner des Weltalls; bei den Neuplatonikern bezeichnet D. die Weltseele, von welcher die sichtbare Welt, gleichsam als ihr Leib, gebildet wurde, bei den Kirchenvätern zuweilen den Logos, sofern er als das Organ Gottes bei der Weltschöpfung gedacht wurde. In der Kosmologie der christlichen Gnostiker war der D. der vom höchsten Gott unterschiedene, von ihm erst in unendlicher Entfernung abstammende Bildner der Sinnenwelt, der Judengott, der ebenso unfähig ist, Vollkommenes zu wollen, als den Widerstand der ewigen Materie zu bändigen (s. Gnosis und Gnostiker). — In politischer Beziehung waren Demiurgen die Gewerbtreibenden, welche (auch Künstler und Ärzte gehörten dazu) zu Athen in alten Zeiten neben den Eupatriden (Adel) und Geomoren (Zinsbauern) den dritten Stand bildeten. In den dorischen Städten hießen Demiurgen die höchsten obrigkeitlichen Personen.

Demjansk, Kreisstadt im russ. Gouv. Nowgorod, mit (1890) 1259 Einw. In der Nähe sind die großen Gradierwerke von Staraja Russa.

Demme, 1) Hermann Christian Gottfried, Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 7. Dez. 1760 in Mühlhausen, gest. 24. Dez. 1822 in Altenburg, ward in seiner Vaterstadt Subkonrektor des Gymnasiums und 1796 Superintendent, 1801 aber als Generalsuperintendent und Konsistorialrat nach Altenburg berufen. D. schrieb unter dem Pseudonym Karl Stille: »Der Pächter Martin und sein Vater« (Leipz. 1792—93, 2 Tle.; 3. Aufl. 1802, 3 Bde.); »Erzählungen« (Riga 1792—93, 2 Tle.); »Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben« (Leipz. 1793); »Abendstunden in dem Familienkreis gebildeter und guter Menschen« (Gotha 1804—1805, 2 Bde.) u. a. Auch bearbeitete er die neuen Gesangbücher in Mühlhausen und im Herzogtum Altenburg.

2) Wilhelm Ludwig, Sohn des vorigen, geb. 20. März 1801 in Mühlhausen, gest. 26. März 1878 in Würzburg, begann 1826 die advokatorische Praxis in Altenburg, nahm, seit 1837 in eine langwierige Untersuchung verwickelt, 1849 seinen Wohnsitz in Jena, 1850 in Würzburg, dann in Hildburghausen, zuletzt wieder in Würzburg. Er machte sich besonders als Fortsetzer von Hitzigs »Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege« (Leipz. 1837—52) sowie durch das »Buch der Verbrechen« (das. 1851—54, 8 Bde.) bekannt.

3) Rudolf, Mediziner, geb. 12. Juni 1836 in Bern, gest. 16. Juni 1892, studierte in Bern, Wien, Paris und London, habilitierte sich 1862 als Privatdozent für Kinderheilkunde in Bern, wurde in demselben Jahr Direktor des Jennerschen Kinderspitals und erhielt 1877 eine Professur. Er schrieb: »Anästhetika« und »Erkrankungen der Schilddrüse« (in Gerhardts »Handbuch der Kinderkrankheiten«); »Medizinischer Bericht über die Thätigkeit des Jennerschen Kinderspitals« (Bern 1862—91); »Einfluß des Alkohols auf den Organismus des Kindes« (Stuttg. 1891).

Demmin, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, an der schiffbaren Peene, die in der Nähe die Tollense und Trebel aufnimmt, und an der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, hat 3 Vorstädte, eine evang. Kirche (St. Bartholomä) mit schönem Turm, ein öffentliches Schlachthaus und (1890) mit der Garnison (ein Ulanenregiment Nr. 9) 10,852 Einw., darunter 322 Katholiken und 60 Juden. Die Industrie erstreckt sich auf Eisengießerei, Maschinen- und Zuckerfabrikation, auch hat die Stadt eine Dampfmolkerei, Wollspinnerei und Schneidemühle, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei, Kalk- und Ziegelbrennerei und lebhaften Handel in Getreide, Holz, Wolle, Butter, Eisen, Kohlen und Kalk. D. ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium und eine landwirtschaftliche Winterschule. — D., im Mittelalter Timin, Demmyn, auch Dammyn genannt, ist eine der ältesten slawischen Ansiedelungen in Pommern und wird zuerst

um 1070 genannt. Im 12. Jahrh. hatte es schon Mauern und ward 1147 von Erich V. von Dänemark vergeblich belagert, jedoch 1164 von Heinrich dem Löwen erstürmt und zerstört. 1191 wieder aufgebaut, ward die Stadt 1211 von dem König Waldemar II. von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitz bis zu seiner Niederlage bei Bornhövede 1227 behauptete. D. erhielt zwischen 1236 und 1245 das lübische Recht und trat vor 1283 der Hansa bei. Im Westfälischen Frieden kam D. mit Vorpommern an Schweden. 1659, 1676 und 1715 wurde die Stadt von den Brandenburgern erobert; 1720 ward zwar nicht die Stadt, aber ihr Weichbild am linken Ufer der Peene wieder an die Schweden abgetreten, die 1757 und 1759 auch die Stadt vorübergehend besetzten. Unmittelbar darauf wurden die Festungswerke geschleift. 1815 kam das ganze Weichbild von D. an Preußen. Vgl. Stolle, Beschreibung und Geschichte der Stadt D. (Greifswald 1772).

Demmin, August, Kunstschriftsteller, geb. 1. April 1823 in Berlin, begab sich in seinem 17. Jahre nach Paris, wo er seine Universitätsstudien beendete und bis 1872 ansässig blieb. Während dieser Zeit verwendete er einen großen Teil jedes Jahres zu ausgedehnten Reisen in ganz Europa behufs Kunststudien, hauptsächlich auf dem Gebiete der Keramik und der Waffenkunde. Seine Hauptwerke sind: »Guide de l'amateur de faïences et porcelaines, etc.« (4. Aufl., Par. 1873, 3 Bde.) und »Guide des amateurs d'armes et armures anciennes« (das. 1869; deutsche Bearbeitung u. d. T.: »Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung«, Leipz. 1869; 3. Aufl. 1891; Ergänzungsband, Wiesb. 1893); »Encyclopédie historique, archéologique, biographique, etc., des beaux-arts plastiques« (Par. 1872—80, 5 Bde., mit 6000 Abbildungen); »Keramikstudien« (Leipz. 1882—83). Seit 1873 lebt er in Wiesbaden, wo sich auch seine reichen Sammlungen befinden, die er (Leipz. 1882) beschrieb. Auch schrieb er einige Lustspiele (»Buridans Esel«), die Schauspiele: »Die Pirkheimer«, »Wieland der Schmied«, »Jugendsünden«, die Romantrilogie: »Das Tragikomische der Gegenwart« (Leipz. 1883—86), den Roman »Spanisches Blut« (Dresd. 1889) u. a.

Demmler, Georg Adolf, Architekt, geb. 22 Dez. 1804 in Güstrow, gest. 2. Jan. 1886 in Schwerin, bezog 1819 die Bauakademie in Berlin, ward 1823 Feldmesser in Potsdam, trat 1824 in den mecklenburgischen Staatsdienst, ward 1837 Hofbaumeister in Schwerin und 1841 Hofbaurat. Von ihm rühren bis 1851 die Pläne zu den hauptsächlichsten Hochbauten in Schwerin, besonders die zum Schloß, zum Arsenal und zum Marstall, her. Wegen Anteils an der politischen Bewegung von 1848—50 im J. 1851 ohne Pension entlassen, weshalb seine genialen Entwürfe zum Schloßbau nicht durch ihn, sondern unter mannigfachen Abweichungen durch Stüler zur Ausführung kamen, kehrte er erst nach längern Reisen durch Europa 1857 nach Schwerin zurück, wo er Mitglied des Bürgerausschusses wurde. Er war Mitstifter des Nationalvereins 1859, der Friedens- und Freiheitsliga in Genf und der deutschen Volkspartei in Stuttgart 1868. 1877 wurde er von den Sozialdemokraten im Leipziger Landkreis in den Reichstag gewählt, verzichtete aber 1878 auf eine Wiederwahl. Durch seine politischen Neigungen setzte er seiner künstlerischen Thätigkeit, welche, in der Schule Schinkels gereift, in dem Ausdruck monumentaler Bedeutung ihren Höhepunkt erreichte, ein vorzeitiges Ziel.

Demobilmachung (Demobilisation), s. Abrüstung.

Democritus, Christianus, s. Dippel.

Demōdex, s. Milben.

Demodōkos, in der Odyssee (8. Gesang) der gottbegeisterte, blinde Sänger der Phäaken auf Scheria, dem die Muse »die Augen nahm und süße Gesänge gab«. Im Hause des Königs Alkinoos singt und spielt er zum Mahl, auf dem Markt zum Tanz. In Odysseus' Gegenwart trägt er die Sagen vom Streite des Odysseus und Achilleus, von der Liebe des Ares und der Aphrodite, von dem hölzernen Roß vor, mit dessen Hilfe die Griechen Ilion eroberten.

Demogeot (spr. dömosché), Jacques, franz. Litterator, geb. 5. Juli 1808 in Paris, wirkte anfangs als Professor an den Kollegien zu Beauvais, Rennes, Bordeaux und Lyon, bis er 1843 als Professor der Rhetorik an das Lyceum St.-Louis zu Paris berufen wurde. Später lehrte er an der Faculté des lettres. Demogeots Werke gehören vorzugsweise der Litteraturgeschichte an. Wir nennen: »Étude sur Pline le jeune« (an der Spitze einer Ausgabe der Briefe dieses Autors, 1845—50); »Les lettres et les hommes de lettre au XIX. siècle« (1856), gekrönte Preisschrift; »Histoire de la littérature française« (1857, 24. Aufl. 1892), sein Hauptwerk; »Tableau de la littérature française au XVII. siècle« (1859) und die minder gelungene »Histoire des littératures étrangères« (1880, 3. Aufl. 1891, 2 Bde.). Weniger bekannt sind seine poetischen Produkte: »Roméo et Juliette« (Drama, 1852), »Paris nouveau« (episch-lyrische Schilderungen, 1857) und die unter dem Pseudonym Jacques erschienenen »Contes et causeries en vers« (1860).

Demogerónten (griech.), »Volksälteste« oder Gemeindevorsteher, welche schon im Altertum, dann auch während des Mittelalters in den griechischen Gemeinwesen eine Art von Lokalobrigkeit bildeten. Sie wurden ursprünglich von den Bürgern gewählt, gewannen aber infolge der Vererbung ihres Amtes in einzelnen Familien nach und nach die Stellung einer Art von Lokal- oder Provinzialadel, der namentlich im Peloponnes eine bevorzugte Stellung einnahm. Sie hießen auch Archonten, Ephoren, Proestoi (türkisch Kodscha-Baschi).

Demographie u. **Demologie** (v. griech. dēmos, »Volk«, und zwar das Volk in Beziehung zum Staat, im Gegensatz zu ethnos, d. h. dem Volk, betrachtet in Bezug auf die Abstammung und ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit), Wissenschaften vom Volk. Unter Demographie wird die einfache Beschreibung des Volkes verstanden; Rümelin faßt sie als Volks- und Staatenkunde auf, also als gleichbedeutend mit der beschreibenden Richtung der Statistik im Gegensatz zu der mathematischen. Engel bezeichnet sie als Schilderung der sozialen und politischen Eigenschaften und Fähigkeiten des Volkes, namentlich der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften. Dagegen bedeutet nach ihm Demologie die Lehre von der Entstehung, dem innern einheitlichen Wesen und der Veränderung dieser Gemeinschaften. Vgl. Rümelin, Zur Theorie der Statistik (in »Reden und Aufsätze«, neue Folge, Freiburg 1881); E. Engels Darstellung seines demologischen Systems in der »Zeitschrift des Preußischen Statistischen Büreaus« (11. Jahrg., 1871); Guillard, Éléments de statistique humaine, ou Démographie comparée (Par. 1855). Vgl. Statistik.

Demoiselle (franz., spr. d'moasĕl'), s. Damoiselle.

Demokēdes, berühmter Arzt aus Kroton in Unteritalien, hielt sich eine Zeitlang in Ägina und Athen auf und ward (ca. 530 v. Chr.) Leibarzt des Tyrannen Polykrates von Samos. Nach dem Sturz des Polykrates (522) als Gefangener nach Sardes gebracht, gelangte er durch eine glückliche Kur am König Dareios zu hohen Ehren und Reichtümern, vollends als er die Königin Atossa von einem Brustgeschwür befreit hatte. Aus Sehnsucht nach seiner Heimat ließ er durch Atossa dem König den Gedanken an eine Unterwerfung des Westens eingeben, und als zunächst Kundschafter nach Griechenland und Italien ausgesandt wurden, begleitete D. dieselben als Führer und entfloh von Tarent, wo sie gelandet waren, nach Kroton. Trotz der Forderung des Dareios wurde er von seinen Landsleuten nicht ausgeliefert. Er heiratete eine Tochter des Athleten Milon und wurde 504 bei einem Aufstand gegen die Pythagoreische Aristokratie, der D. angehörte, erschlagen.

Demokrāt (griech.), s. Demokratie.

Demokratie (griech., »Volksherrschaft«) bezeichnet sowohl eine Staatsform als eine politische Partei und Parteirichtung, wie denn auch die Ausdrücke Demokrat (Angehöriger der D.) und demokratisch (auf die D. bezüglich) in dieser zweifachen Bedeutung gebraucht werden. Das Wesen der demokratischen Staatsform besteht darin, daß die Staatsgewalt verfassungsmäßig der Gesamtheit der Staatsbürger zusteht. Die D. als Staatsform findet sich zuerst in Griechenland, wo sie die Herrschaft des Demos, d. h. der freien Vollbürger bedeutete. Hat man dagegen das demokratische Streben (Demokratismus) im Auge, so versteht man unter D. diejenige Parteirichtung oder die Angehörigen derjenigen Partei, welche dem Volkswillen in der Gesetzgebung und in der Verwaltung des Staates entscheidende Bedeutung eingeräumt wissen will. Solche Parteibestrebungen haben nicht notwendig die Staatsform der D. zum Endziel; sie können sich auch im Rahmen der Monarchie geltend machen. Die Dreiteilung der Staatsformen in Monarchie, D. und Aristokratie ist auf Aristoteles zurückzuführen. Andre unterscheiden nur zwei Staatsformen, je nachdem sich die Staatsgewalt in der Hand eines Einzelnen (Fürstensouveränität) oder einer Mehrheit von Personen (Volkssouveränität) befindet. In der Monarchie ist ein Einzelner der Regierende, während alle übrigen Staatsangehörigen Regierte sind. In der Republik, unter welcher Bezeichnung D. und Aristokratie zusammengefaßt werden, ist das Volk oder doch eine bevorzugte Klasse desselben der Regierende, die Einzelnen als solche sind die Regierten. In der demokratischen Republik besteht vollständige Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger, deren Gesamtheit die regierende Macht im Staate darstellt. In der Aristokratie dagegen wird diese Herrschaft durch einen bevorzugten Stand oder eine bevorzugte Klasse der Staatsangehörigen ausgeübt. Im Zusammenhang mit der Aristotelischen Dreiteilung der Staatsformen stehen die Bezeichnungen für die Ausartungen, und zwar für die Ausartung der Alleinherrschaft Tyrannis oder Despotie (Willkürherrschaft), für die Ausartung der Aristokratie Oligarchie, d. h. die Herrschaft einiger besonders reicher oder vornehmer Personen, für die Ausartung der D. Ochlokratie, die Herrschaft der Masse, des Pöbels.

Die D. insbesondere ist entweder eine unmittelbare, oder eine mittelbare, repräsentative. In jener regiert das Volk nicht bloß durch die Männer seiner Wahl, sondern es übt die wichtigsten Rechte der Staatsgewalt unmittelbar selbst aus, während es in dieser nur mittelbar durch gewählte Vertreter herrscht. Dabei liegt es aber in der Natur der Sache, daß die unmittelbare D. nur in einem kleinen Staate möglich ist, wie sich denn dieselbe heutzutage nur noch in einigen kleinen Schweizer Kantonen findet. Anders im Altertum, welchem unser heutiges Repräsentativsystem, dessen Ausbildung das große Verdienst des englischen Volkes ist, völlig fremd war. Die alte Welt kannte nur die unmittelbare D., weshalb die letztere auch von manchen Schriftstellern über öffentliches Recht die antike, die repräsentative dagegen die moderne D. genannt wird. Wie der spartanische Staat und die altrömische Republik das Muster einer Aristokratie, so war Athen das Muster der unmittelbaren oder antiken D. Die Volksbeschlüsse waren hier für das gesamte Staatsleben maßgebend, und die völlige Gleichstellung aller freien Staatsgenossen ging in Athen so weit, daß bei der Wahl der Staatsbeamten nicht die persönliche Tüchtigkeit, sondern das Los entschied, und daß man völlig unbescholtene, ja um das Vaterland hochverdiente Männer, deren Übergewicht gefürchtet ward, dem Grundsatz der allgemeinen Gleichheit opferte und durch geheime Abstimmung, den Ostrazismus, (s. d.) verbannte. In dieser völligen Gleichstellung aller Bürger lag aber auch der Keim zu dem Verfall Athens; denn erfahrungsgemäß führt die schrankenlose Gleichberechtigung aller leicht zu verhängnisvoller Selbstüberhebung und zur Überschätzung der Massen, die Herrschaft der veränderlichen Menge regelmäßig zu politischen Schwankungen und Parteikämpfen, schließlich aber zur Gewaltherrschaft einzelner ehrgeiziger Männer, zur Despotie. Daher konnte Polybios es mit Recht als das Naturgesetz der Staaten bezeichnen, daß auf die D. die Despotie folge, und die neue Geschichte Frankreichs zeigt, daß dieser Satz nicht bloß für das Altertum zutreffend war. Für die repräsentative D., wie sie gegenwärtig in den meisten Schweizer Kantonen und nun auch in Frankreich, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Amerika besteht, liegt jene Gefahr nicht ganz so nahe. Hier herrscht das Volk nur mittelbar durch die von ihm auf Zeit gewählten Vertreter, zu denen, wenigstens der Absicht nach, die Besten aus dem Volk herangezogen werden sollen, so daß man die repräsentative D. wohl auch eine Wahlaristokratie genannt hat. Wird es dann zur Wahrheit, daß die Tugend, nach Montesquieu das Prinzip der D., das bestimmende Moment für das politische Leben des Volkes und seiner Vertreter wird, dann kann sich der Staat auf der breiten Basis der Gleichheit aller Staatsbürger zu jener hohen Blüte und die Vaterlandsliebe der Staatsgenossen zu jener großartigen Opferfreudigkeit erheben, wie sie sich in der nordamerikanischen Union gezeigt hat. Im europäischen Staatsleben ist der monarchische Gedanke zu fest gewurzelt, als daß die D. hier auf die Dauer Boden gewinnen könnte. Zudem haben wir in der konstitutionellen Monarchie diejenige Regierungsform der monarchischen Staatsform gefunden, welche unbeschadet der Stellung des Herrschers auch dem Volke seinen Anteil an der Staatsverwaltung und an der Gesetzgebung sichert. Den aristokratischen Grundsätzen dagegen ist die Richtung unsrer Zeit nicht günstig, während demokratische Grundsätze in unserm Staatsleben mehr und mehr zur Geltung gelangt sind. Dahin gehören insbes. die Rechtsprechung in Strafsachen durch Volksgenossen, die Selbstverwaltung der Ge-

meinden, die Mitwirkung des Volkes durch seine Vertreter bei der Gesetzgebung und im Deutschen Reiche wie in einzelnen deutschen Staaten neuerdings auch das allgemeine Stimmrecht. Die konstitutionelle Monarchie stellt sich als eine Verbindung der Monarchie mit demokratischen Gedanken dar, indem sie der Volksvertretung das Budgetrecht und das Recht der Kontrolle der Staatsfinanzverwaltung und damit mittelbar wenigstens der Verwaltung überhaupt, vor allem aber das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung einräumt. Der Volkswille kommt hier durch die Volksvertreter in bestimmender Weise zur Geltung. Die Souveränität aber bleibt dem Monarchen. Sie findet in dessen Unverantwortlichkeit ihren Ausdruck; aber seine Anordnungen bedürfen der Gegenzeichnung der Minister, welche die Verantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung zu übernehmen haben. Man hat daher die konstitutionelle Monarchie auch wohl eine demokratische Monarchie genannt und von demokratisch-konstitutionellen Monarchien gesprochen.

Freilich ist der Umstand, daß man gewöhnt ist, den Ausdruck D. als die Bezeichnung einer Staatsform zu gebrauchen, geeignet, über das Wesen der D. als politischer Parteirichtung Mißverständnisse aufkommen zu lassen. Man denkt sich die demokratische Partei schlechthin mit dem Endziel einer Republik, einer D. als Staatsform, während sich in den letzten Jahrzehnten nicht wenige Politiker als Demokraten bezeichneten, welche an dem monarchischen Gedanken festhielten. Auch jetzt nennen sich z. B. die Angehörigen der süddeutschen Volkspartei Demokraten, ohne damit die Beseitigung der Monarchie als ihr Ziel bezeichnen zu wollen. Auch in Preußen haben Liberale die Parteibezeichnung der D. wieder aufgenommen (Philipps, Lenzmann u. a.), ohne etwa die Monarchie abschaffen zu wollen, wie denn auch 1848 der Führer der preußischen Demokraten, Benedikt Waldeck, die konstitutionelle Monarchie als sein Ziel bezeichnete. Waldeck formulierte die damaligen Forderungen der D. folgendermaßen: »Wir Demokraten wollen das Urwählerrecht, Selfgovernment, Gleichheit der Besteuerung und gleiche Rechte vor dem Gesetz«. Jener Umstand, daß man unter D. als politische Partei diejenige versteht, welche den Schwerpunkt in die Verwirklichung des Volkswillens auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verwaltung des Staates gelegt wissen will, macht es auch erklärlich, daß man selbst in einer demokratischen Republik, also in einem Staat, in welchem die D. als Staatsform besteht, von einer besondern Partei der D. sprechen kann. So stehen sich in den Vereinigten Staaten von Amerika die beiden großen Parteien der Demokraten und der Republikaner gegenüber. Allerdings wollen die Gegner derjenigen, welche demokratische Grundsätze vertreten, diesen vielfach nicht zugestehen, daß ihre Bestrebungen mit der Monarchie verträglich seien, und man behauptet nicht selten, daß die demokratische Parteirichtung zur D. als Staatsform führen müsse. Die bloße Parteibezeichnung D. schließt dies indessen, wie gesagt, keineswegs in sich, ebensowenig, wie die Bezeichnung »Aristokratie« für die mehr konservativen Elemente der Nation und für alle diejenigen, welche im öffentlichen Leben eine bevorzugte Stellung einnehmen oder doch einnehmen wollen, die Annahme begründen könnte, daß es sich auf seiten der Angehörigen einer Aristokratie in diesem Sinne um das Streben nach einer aristokratischen Staatsform handle. Anders liegt die Sache allerdings bei der Sozialdemokratie, welche die Errichtung eines freien Volksstaates, also einer Republik, mit sozialer Gleichstellung aller Volksgenossen anstrebt (s. Sozialdemokratie). Vgl. außer den Lehrbüchern des Staatsrechts und der Politik: Zöpfl, Die D. in Deutschland (2. Aufl., Stuttg. 1853); Schvarcz, Die D. (Leipz. 1877 ff.); Derselbe, Elemente der Politik (Pest 1880 ff.); May, Democracy in Europe (Lond. 1877, 2 Bde.); Maine, On popular government (Lond. 1885, deutsch von Friedmann, Berl. 1887); M. v. Seydel, Staatsrechtliche und politische Abhandlungen, S. 143 ff. (Freiburg i. B. 1893).

Demokritos, griech. Philosoph aus Abdera, einer ionischen Kolonie in Thrakien, geb. zwischen 460 und 470, gest. im Alter von 100 oder über 100 Jahren, verwendete als Sohn reicher Eltern sein Vermögen auf ausgedehnte Reisen, auf denen er, wie er selbst von sich rühmte, von allen Menschen seiner Zeit das meiste Land durchirrt und die meisten unterrichteten Männer unter den Lebenden gehört habe. Seine Kenntnisse erstreckten sich, wie das erhaltene Verzeichnis seiner überaus zahlreichen Schriften zeigt, über den ganzen Umfang des damaligen Wissens (sogar über die Kriegskunst), so daß ihn darin unter den Spätern nur Aristoteles übertroffen zu haben scheint. Von den Schriften selbst sind nur Fragmente erhalten. Daß er über alles gelacht habe, weshalb er als der lachende Philosoph dem Heraklit, als dem weinenden, gegenübergestellt wurde, ist eine spätere Erfindung. Seine Lehre ist ein konsequenter und zwar atomistischer, mechanischer Materialismus, dessen wesentliche Grundzüge sich bei den materialistisch gesinnten Naturforschern unsrer Tage beinahe unverändert wiederfinden. D. verwirft die Annahme eines vom körperlichen Stoff verschiedenen geistigen Prinzips (wie es der Nus seines Vorgängers Anaxagoras war), welches die Dinge seinem Endzweck gemäß gestalte, und führt das Werden der Dinge auf die den unteilbaren Elementen der Materie, den gleichfalls körperlichen Atomen, von Anbeginn innewohnende Bewegung im Leeren, das auch wirkliche Existenz hat, zurück. Jene sind voneinander nicht der Beschaffenheit (wie bei Anaxagoras), sondern bloß der Gestalt und der Größe nach verschieden; sie sind unteilbar, weil sie kein Inneres in sich haben, und wegen ihrer Kleinheit, obwohl Körper, unsichtbar. Da ihre Qualität dieselbe ist, so können auch die aus ihnen zusammengesetzten Körper nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, d. h. der Gestalt, der Ordnung und Lage ihrer Elemente nach, unterschieden sein, wobei die Größe der Körper der Menge und ihre Schwere dem Vielfachen der Schwere der letztern entspricht. Aus den genannten Verschiedenheiten lassen sich alle Mannigfaltigkeiten der Erscheinungswelt erklären, wie »ja aus den nämlichen Buchstaben die Tragödie und Komödie wird«. Weder bei den Atomen noch bei deren Eigenschaften, ebensowenig wie bei deren Bewegung darf man nach einer Ursache fragen; sie sind sämtlich ewig. Unsicher ist es, ob D. eine raschere Bewegung der größern, also auch schwerern Atome nach unten angenommen hat, wodurch die kleinern (und folglich leichtern) verdrängt und nach oben getrieben, und wodurch auch beim Zusammenstoß der bei dieser Gelegenheit sich begegnenden Atome Seitenbewegungen bewirkt worden wären. Jedenfalls häuften sich nach ihm Atome, von verschiedenen Seiten kommend, zusammen, und es entstand ein sich allmählich immer weiter ausbreitender Wirbel, der die Weltbildung herbeiführte. Wie sich beim Würfeln des Getreides von selbst Spreu zur Spreu und Korn zum Korn findet, so mußte durch die

wirbelnde Bewegung mit Naturnotwendigkeit das Leichtere zum Leichten, das Schwerere zum Schweren gelangen und durch dauernde Verflechtung der Atome der Grund zur Bildung größerer Atomenaggregate (Körper) und ganzer Körperwelten gelegt werden. Einer der auf diesem Wege gewordenen Körper ist die ursprünglich wie alles übrige in Bewegung befindlich gewesene, allmählich zur Ruhe gelangte Erde, aus deren feuchtem Zustand die organischen Wesen hervorgegangen sind. Auch die Seele ist ein Atomenaggregat, d. h. körperlich, aber sie besteht aus den vollkommensten, d. h. feinsten, glatten und kugelförmigen Atomen, welche feuriger Natur und durch den ganzen Leib verbreitet sind. Teile derselben werden, solange das Leben währt, durch Ausatmen an die Luft abgegeben, durch das Einatmen aus derselben als Ersatz aufgenommen. Von den uns umgebenden Dingen lösen sich unaufhörlich feine Ausflüsse ab, welche durch die Öffnungen unsers Leibes (die Sinnesorgane) an die Seele gelangen und durch Eindruck ihnen ähnliche Bilder erzeugen, welches die Sinneswahrnehmungen sind. Letztere bilden die einzige, aber, da jene Ausflüsse auf dem Wege zur Seele mehr oder weniger störende Umbildungen erfahren können, nichts weniger als unbedingt zuverlässige Quelle unsrer Erkenntnis, die sich daher nicht über die Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Von den Eigenschaften der zusammengesetzten Körper kommen die einen den Dingen selbst zu, die andern entstehen erst durch unsre Wahrnehmung, mit welcher Unterscheidung die Lockes zwischen primären und sekundären Eigenschaften vorausgenommen ist. Zu der Seele, die von Natur die Erkenntnis möglich macht, verhält sich der übrige Mensch (sein Leib) nur wie deren »Zelt«. Das ethische Ziel ist dem D. die Glückseligkeit, d. h. die zu wirklichen Lustgefühlen sich erhebende gleichmäßige Gemütsstimmung, zu welcher die Vorbedingung die Unerschütterlichkeit (Ataraxie) ist. Aus dem richtigen Gleichgewicht kommt die Seele durch das Zuviel von Begierden und Genüssen, zu deren richtiger Befolgung und Auswahl die Einsicht erfordert wird. Aus sich selbst muß man seine Freuden schöpfen; wer die Güter der Seele liebt, liebt das Göttliche und Dauernde, wer die des Leibes, liebt das Menschliche. Wahrscheinlich hat D. schon die Gesinnung und nicht die That den sittlichen Charakter bestimmen lassen, so daß seine Ethik trotz ihres Hedonismus eine große Reinheit zeigt. Inwiefern die Weltanschauung des D. ausschließlich sein eignes Werk oder von seinem gewöhnlich mit ihm zugleich genannten, aber sehr wenig gekannten Landsmann Leukippos (s. d.) entlehnt war, läßt sich aus Mangel genauer Nachrichten nicht sicher entscheiden. Die Fragmente seiner Schriften wurden am vollständigsten von Mullach herausgegeben (Berl. 1843). Vgl. H. Ritter, D., in Erich' und Grubers Encyklopädie; Liard, De Democrito philosopho (Par. 1873); Brieger, Urbewegung der Atome (Halle 1884); Liepmann, Die Leukipp-Demokritschen Atome (Berl. 1885); Hart, Zur Seelen- und Erkenntnislehre des D. (Leipz. 1886); Natorp, Die Ethika des D., Text und Untersuchungen (Marb. 1893); auch Wielands »ziemlich getreue« (Krug) Darstellung des D. in dessen »Abderiten«. — Nach D. hat E. Jul. Weber sein Buch »D., oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen« (das sonst mit D. nichts gemein hat) betitelt.

Demolieren (franz.), zerstören, z. B. Festungswerke, Gebäude oder Brücken. Demolition, Zerstörung; Demolitions- oder Demolierbatterien, im Festungskrieg Angriffsbatterien, die Wälle, Flankierungswerke ꝛc. direkt oder indirekt aus schweren, 12 und 15 cm Kanonen, 21 cm Mörsern und Haubitzen zerstören sollen. Demolitionsminen, Minen, welche vom Verteidiger unter Festungswerken ꝛc. angelegt sind, um diese nach der Eroberung durch den Feind in die Luft sprengen zu können.

Demologie, s. Demographie.

Demónax, griech. Philosoph der kynischen Schule, aus Kypros gebürtig, lebte zu Athen im 2. Jahrh. n. Chr., starb, über 100 Jahre alt, heitern Mutes, wie er gelebt hatte, eines freiwilligen Todes, um den Schwächen des Alters zu entgehen. Er vertrat die kynischen Sätze mehr im sokratischen Sinne als mit der sonst bei den Kynikern herrschenden Härte. Lukian hat sein Leben beschrieben und es als Muster einer praktischen Lebensphilosophie hingestellt. Vgl. Recknagel, Commentatio de Demonacte (Nürnb. 1857); Fritzsche, De fragmentis Demonactis (Rostock 1866); Bernays, Lucian und die Kyniker (Berl. 1879).

Demonetisieren (franz.), Münzen außer Kurs setzen; Demonetisierung eines Metalls (Entwährung) heißt, das seitherige Währungsmetall nicht mehr als solches verwenden, die unbeschränkte Zahlkraft von Münzen aufheben. So wird durch Übergang von der Silber- zur Goldwährung das Silber demonetisiert (vgl. Währung).

Demónesoi, antiker Name der Prinzeninseln (s. d.).

Demonstrabel (lat.), beweisbar, erweislich; Demonstrabilität, Erweislichkeit.

Demonstrandum (lat.), zu beweisen; quod erat d., was zu beweisen war, Schlußformel namentlich von mathematischen Beweisen.

Demonstration, anschauliche Darstellung eines Gegenstandes (z. B. Vorzeigung zergliederter und präparierter Körperteile beim anatomischen Unterricht) oder eines Vorganges (physikalisches und chemisches Experiment). In der Logik ist D., dem strengen Wortsinne nach, der Gegensatz zur Deduktion (s. d.), im weitern Sinne ein Beweis, der nicht wie diese aus Gründen, sondern aus der unmittelbaren Anschauung des zu Beweisenden geführt wird. Die Anwendbarkeit der D. im Leben und in der Wissenschaft reicht daher nur so weit, als es sich um die sinnlich anschaulichen Beziehungen von Objekten handelt (die Zweckmäßigkeit eines Gesetzes, die Richtigkeit der Atomtheorie ꝛc. lassen sich nicht demonstrieren); anderseits ist aber die D. auch das einzige Mittel, um von der Wirklichkeit einer Thatsache zu überzeugen (daß Jupiter vier Monde hat, läßt sich nicht deduzieren, sondern nur demonstrieren), weshalb die D. von keiner auf Thatsächliches sich beziehenden Wissenschaft entbehrt werden kann. Beweise durch D., die auch vorzugsweise »schlagende« heißen, besitzen einen solchen Grad von Überzeugungskraft, daß das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegenteils gänzlich erstickt zu werden pflegt. Daher werden umgekehrt Beweise, welche die gleiche Wirkung ausüben, auch wenn sie nicht aus der Anschauung geführt werden, um jenes Umstandes willen auch Demonstrationen genannt. — Im Rechtswesen versteht man unter D. die bei einem Rechtsgeschäft hinzugefügte nähere Bezeichnung der Sache oder der Handlung, die den Gegenstand dieses Rechtsgeschäfts bildet, oder die genauere Beschreibung einer Person, welche dabei auf die eine oder andre Weise in Frage kommt. So versteht man namentlich bei letztwilligen Verfügungen unter D. die nähere Bezeichnung der Person des letztwillig Bedachten oder der Sache, welche

den Gegenstand der letztwilligen Zuwendung bildet. Die Regel: »Falsa demonstratio non nocet« bedeutet, daß eine rechtliche Verfügung dadurch allein nicht ungültig wird, daß die nähere Bezeichnung ihres Objekts oder der Person, auf welche sie sich bezieht, unrichtig ist, z. B. wenn der Testator den »Titius aus X.« zum Erben einsetzt, während der ihm vorschwebende Titius aus Y. stammt. — Im politischen Leben versteht man unter einer D. die Handlung einer Person, einer Mehrheit von Parteigenossen, einer Staatsregierung oder Staatsbehörde, welche mit der Absicht vorgenommen wird und darauf berechnet ist, den Standpunkt, welchen die Demonstrierenden in Ansehung einer politischen Frage einnehmen, in geeigneter Weise kundzugeben; so z. B. dadurch, daß sich eine Partei in einer landständischen Versammlung der Abstimmung enthält, oder durch eine einem hervorragenden Parteimitglied dargebrachte Ovation u. dgl.

Im Kriegswesen bezeichnet man mit D. eine dem Feinde wahrnehmbare Bewegung, welche diesem den wahren Plan verbergen und ihn zu falschen Maßregeln verleiten soll. Solche Demonstrationen beginnen oft bereits beim strategischen Aufmarsch, werden aber am häufigsten beim Angriff auf weit ausgedehnte Stellungen oder bei Flußübergängen mit möglichst geringen Streitkräften unternommen, um solche der Stelle nicht zu entziehen, wo die Entscheidung gesucht werden soll; man trifft Vorkehrungen, macht Scheinangriffe an verschiedenen Orten und geht z. B. dort über den Fluß, wo der Gegner etwa die Gegenmaßregeln vernachlässigt. Die Demonstrationen müssen stets so geleitet werden, daß aus ihnen eventuell sofort ein ernster Angriff werden kann. Das demonstrative Verhalten, die Demonstrative, ist besonders den Vortruppen eigentümlich, und ganz besonders eignet sich Kavallerie für demonstrative Maßregeln. Man macht Demonstrationen dadurch unwirksam, daß man dem Feinde dreist entgegenrückt, um zu erkennen, mit wem man es zu thun hat. Bei einem entschlossenen Feinde sind derartige Scheinbewegungen, die nicht ernst durchgeführt werden können, stets gefährlich.

Demonstrativ (lat.), beweisend, darlegend, veranschaulichend.

Demonstrative (militär.), s. Demonstration.

Demonstrativum (lat.), s. Pronomen.

Demonstrator (lat.), Darsteller, Erklärer.

Demonstrieren (lat.), anschaulich machen, beweisen; ad oculos d., die Sache klar vor Augen legen; ad hominem d., soviel wie mit dem argumentum ad hominem beweisen (s. Argument).

Demonte, Flecken in der ital. Provinz Cuneo, an der Stura, hat Reste ehemaliger Befestigungen, Steinbrüche und (1881) 2255 (als Gemeinde 5854) Einw.

Demontieren (franz., spr. -mongt-), eigentlich soviel wie vom Pferde absetzen, unberitten machen; dann überhaupt unbrauchbar machen, z. B. ein Geschütz, daher insbes. militärischer Ausdruck für das Bekämpfen feindlicher Artillerie im Festungskrieg (s. d.), um Geschütze und deren Deckungen (Brustwehren, Scharten) durch den direkten und möglichst frontalen Schuß zu zerstören. Das D. verlangt große Treffsicherheit der Geschütze, und deshalb werden dazu Kanonen mit großer Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse, schwere 12 cm Kanonen, auf den zulässig kleinsten Entfernungen (800—1600 m) verwendet. Demontierbatterien sind die vom Belagerer möglichst frontal der zu demontierenden Festungslinie gegenüber zum D. angelegten Batterien. — In der Technik nennt man D. das Auseinandernehmen von Maschinen (Demontage).

Demophon, 1) griech. Heros, Sohn des Theseus und der Phädra, Herrscher von Athen, kämpfte (in der nachhomerischen Mythe) mit vor Troja und befreite dort seine Großmutter Äthra, die Sklavin der Helena. Auf der Rückreise verlobte er sich mit Phyllis, der Tochter des thrakischen Königs Sithon, begab sich aber noch vor der Vermählung zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Athen, und als er nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, erhängte sich Phyllis; sie ward in einen Baum verwandelt. Als Diomedes, auf seiner Rückkehr von Troja nach Attika verschlagen, dieses Land, ohne es zu kennen, plünderte, stürzte sich D. den Eindringlingen entgegen, tötete einige und erbeutete das Palladion. Er war der erste, welcher wegen unabsichtlichen Mordes vor den attischen Gerichtshof »beim Palladion« gestellt wurde. Später schützte er die Herakliden vor dem sie verfolgenden Eurystheus und erlegte diesen im Kampf. Sein Bruder und Gehilfe ist Akamas, der ebenfalls mit vor Troja kämpfte und auf Kypros, wohin er eine Kolonie geführt hatte, starb.

2) Sohn des eleusin. Königs Keleos und der Metaneira und Pflegling der Demeter (s. d.).

Demoralisieren (franz.), entsittlichen, sittlich verderben; daher Demoralisation, sittliche Verwilderung, Sittenverderbnis; demoralisiert, moralisch heruntergekommen, entsittlicht, entmutigt.

De mortuis nil nisi bene (lat.), Sprichwort: »Von Gestorbenen (rede) nichts als Gutes«.

Dēmos (griech.), Volk, insbes. ein solches, in dessen Händen die Staatssouveränität ruht; dann Land, Gebiet, Bezirk, Gau; in Attika Gemeinde, Unterabteilung einer Phyle, deren es ursprünglich 100, später 174 waren (s. Athen und Attika); die Mitglieder eines D. hießen Demoten. In den dorischen Staaten bildeten die Demen den Gegensatz zur Polis, wie bei uns Land (Dorf, Flecken) zu Stadt. Die Vorsteher der Demen hießen in Attika Demarchen, in den dorischen Staaten Demon Prostatai.

Demosthenes, 1) Sohn des Alkisthenes, athen. Feldherr, ein kühner, weitblickender Mann, vortrefflicher Taktiker und bei den Truppen beliebt, drang im Peloponnesischen Krieg auf Erweiterung der athenischen Macht im Jonischen Meer, that sich 425 v. Chr. besonders durch die für Athen so erfolgreiche Besetzung der Insel Pylos in Messenien hervor, fiel in Sizilien, wohin er Verstärkung brachte, nach der Niederlage der Athener am Asinaros tapfer kämpfend in die Hände der Syrakusier, die ihn hinrichteten (413 v. Chr.).

2) Der größte Redner des Altertums, geb. 383 v. Chr. im attischen Demos Päania, gest. 12. Okt. 322 auf Kalauria bei Trözene, ward schon in seinem achten Jahre des Vaters, eines wohlhabenden Waffenfabrikanten, beraubt, entschied sich frühzeitig für den Beruf eines Redners, obwohl er eine schwache Stimme und undeutliche Aussprache hatte und an kurzem Atem litt. Nachdem er unter der Leitung des Isäos seine rhetorischen Studien gemacht, trat er 364 als Ankläger gegen seine Vormünder auf, die ihn um sein Vermögen betrogen hatten. Zwar verurteilt, wußten sich diese doch der Wiedererstattung des Unterschlagenen zu entziehen, so daß D., um seine und der Seinigen Existenz zu fristen, sich der allerdings einträglichen Thätigkeit des Redenschreibens für andre zuwenden mußte. Sein erster Versuch, vor dem Volke

aufzutreten, mißlang vollständig, vornehmlich wegen der Mangelhaftigkeit seines Vortrags. Doch ließ sich D. nicht abschrecken, sondern wußte mit übermenschlicher Energie die Hindernisse, welche ihm seine schwache Brust und schwere Zunge bereiteten, zu überwinden und sich in der Aktion vorzüglich unter Anleitung des Schauspielers Satyros zu vervollkommnen. So vorbereitet, trat er 356 wieder öffentlich auf, diesmal mit dem besten Erfolg. Bald wandte er sich der staatsmännischen Thätigkeit zu; sein Ziel war die Wiederherstellung der Hegemonie Athens auf Grund innerer Tüchtigkeit und die Erhaltung der griechischen Freiheit, deren Bedrohung durch Philipp von Makedonien er früh erkannte. Der Kampf gegen den Landesfeind, die Indolenz seiner Mitbürger und die im makedonischen Sold stehende Partei, deren Haupt Äschines war, boten ihm reiche Gelegenheit, die ganze sittliche Energie seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Rede zu zeigen. Zum erstenmal erhob er seine Stimme gegen den Makedonier 351 in der ersten seiner Philippischen Reden, welche den Erfolg hatte, daß die Athener sich aufrafften und Philipp an der Besetzung des Thermopylenpasses, des Schlüssels zum eigentlichen Griechenland, verhinderten. Dagegen ließen es die Athener trotz seiner drei Olynthischen Reden geschehen, daß Philipp 348 die höchst wichtige Stadt Olynth eroberte. D. mußte selbst zum Frieden raten, der aber durch die Intrigen der makedonischen Partei sehr zu ungunsten Athens ausfiel. Bald veranlaßten ihn die unaufhörlichen Übergriffe Philipps, aufs neue gegen diesen in gewaltigen Reden (der zweiten und dritten Philippischen, 344 und 341) aufzutreten, indem er gleichzeitig die äußerste Thätigkeit entfaltete, die einer kräftigen Politik und Kriegführung im Wege stehenden Mißbräuche abzustellen und Athens Streitmacht zu verstärken. Sein Verdienst war es, daß 340 Philipp der Krieg erklärt und das bedrohte Byzanz gerettet wurde. Allein der 339 ausbrechende zweite Heilige Krieg gab Philipp die gewünschte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen. Er drang in Böotien ein, und als die Bemühungen des D. ein Bündnis Athens mit Theben zu stande brachten, kam es 338 zur Entscheidungsschlacht bei Chäroneia, durch welche die Freiheit Griechenlands vernichtet wurde. Zwar suchten Äschines und sein Anhang D. die Schuld an dem Unglück zuzuschieben; doch er besaß in solchem Grade die Achtung der Athener, daß diese ihm die öffentliche Leichenrede für die bei Chäroneia Gefallenen übertrugen. Nach dem Tode Philipps (336) suchte D. Athen zum Aufstand gegen Alexander zu bestimmen; allein das energische Auftreten des letztern gegen Theben verhinderte jeden Versuch. Nur mit Mühe entging D. der verlangten Auslieferung. Schon 337 hatte Ktesiphon für D. die Auszeichnung eines goldenen Kranzes für seine Verdienste beantragt, war aber von Äschines wegen Gesetzwidrigkeit des Antrags angeklagt worden. Als Äschines 330 seine Klage erneuerte, errang D. mit seiner berühmten Rede vom Kranz einen solchen Sieg über ihn, daß Äschines in die Verbannung gehen mußte. Dagegen gelang es 324 des D. Gegnern, seine Verurteilung wegen angeblicher Bestechung durch Harpalos (s. d.) herbeizuführen. Außer stande, die Strafsumme von 50 Talenten zu bezahlen, wurde er ins Gefängnis geworfen, entfloh aber nach Ägina, von wo er jedoch schon 323 feierlich und ehrenvoll zurückgerufen wurde. Nach dem unglücklichen Ausgang des Lamischen Krieges von der makedonischen Partei zum Tode verurteilt, floh er in den Poseidontempel auf der kleinen Insel Kalauria bei Trözene und gab sich hier, als die Schergen des Antipatros ihn ergreifen wollten, durch Gift den Tod. Von bildlichen Darstellungen des D. sind hervorzuheben eine Herme aus pentelischem Marmor in München und eine lebensgroße Marmorstatue im Vatikan zu Rom. — Die Reden des D. sind der reinste, treueste Spiegel seines Charakters. Glühende Vaterlandsliebe, Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, tiefe Wehmut über den Verfall seines Zeitalters, durchdringender Scharfblick in die gefährlichen Pläne des schlauen Makedoniers, tiefe Menschenkenntnis und große Staatsklugheit: dies alles leuchtet aus jeder Staatsrede entgegen. D. wollte nicht gefallen, sondern überzeugen; stets war es die Sache selbst, die Wahrheit der Überzeugung, die ihn auf die Rednerbühne führte, wo er durch umsichtige Anordnung des Stoffes und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe und Beweise, Gründlichkeit, Gewandtheit und Schärfe der Gedankenentwickelung, Innigkeit der Empfindung und Festigkeit der Gesinnung so gewaltig wirkte. Seine Sprache ist großartig und doch schlicht, reich und doch nicht überladen, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich. Das Altertum kannte 65 echte Reden des D.; uns sind unter seinem Namen 60, teils Staats-, teils Gerichtsreden, erhalten, von denen jedoch 27 mehr oder weniger verdächtig sind. Zweifelhaft ist auch die Echtheit von 56 Prooemien zu Staatsreden und 6 Briefen, die ihm beigelegt werden. Von den Gesamtausgaben der Reden sind hervorzuheben: die von Bömel (Par. 1843—45, 2 Bde.; neue Ausg. 1868), Dindorf (Oxford 1846—51, 9 Bde.; Textausgabe, 4. Aufl. von Blaß, Leipz. 1885 ff., 3 Bde.) und Bekker (Leipz. 1854—55, 3 Bde.), von kritischen Ausgaben einzelner Reden die der Volksreden und der Reden gegen Äschines von Bömel (das. 1857 u. 1862) und Weil (2. Aufl., Par. 1881 u. 1883), der gegen Leptines von Bömel (Leipz. 1866); von Ausgaben ausgewählter Reden (mit erklärenden Anmerkungen) sind zu nennen die von Westermann-Rosenberg (3 Bde., in der Weidmannschen Sammlung) und von Rehdantz-Blaß (in der Teubnerschen Sammlung). Übersetzungen sämtlicher Reden von Pabst (Stuttg. 1836—42, 19 Bdchn.), ausgewählter von Westermann (das. 1860—68, 4 Tle.), Rauchenstein und Döderlein (das. 1860), der Staatsreden von Jacobs (2. Aufl., Leipz. 1833). Vgl. Schäfer, D. und seine Zeit (2. Ausg., Leipz. 1885—87, 3 Bde.); Boullée, Histoire de Démosthène (2. Aufl., Par. 1868); Croiset, Les idées morales dans l'éloquence politique de Démosthène (das. 1874); Blaß, Die attische Beredsamkeit, 3. Abt. (2. Aufl., Leipz. 1893); Brédif, L'éloquence politique en Grèce: Demosthène (Par. 1879).

Demotika (Dimetoka), Stadt im türk. Wilajet Adrianopel, im Thale des Kizil Delisu, eines rechten Zuflusses der Maritza, und an der Eisenbahn von Adrianopel nach Dede-aghatsch, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 8000 Einw., meist Mohammedanern, welche Seidenraupenzucht und Töpferei treiben; geschichtlich merkwürdig als Geburtsstadt Bajesids I. (1347) und als Aufenthaltsort Karls XII. von Schweden (Februar 1713 bis Oktober 1714). Über D. liegen die Ruinen eines alten Schlosses.

Demōtisch (griech.), gemein, volkstümlich; demotische Schrift, s. Hieroglyphen.

Demours (spr. dömūr), 1) Pierre, Augenarzt, geb. 1702 in Marseille, gest. 26. Juni 1795, studierte in

Avignon und Paris, wurde Demonstrator und Aufseher des naturhistorischen Kabinetts bei dem königlichen Garten und legte sich seit 1732 auf das Studium der Augenkrankheiten. Nach ihm wird die hintere Membran der Hornhaut (Membrana Demoursii) benannt. Er schrieb: »Sur le crapaud mâle accoucheur de la femelle« (1741); »Sur la structure cellulaire du corps vitré« (1741); »Observations sur la cornée« (1741).

2) Antoine Pierre, Sohn des vorigen, geb. 16. Dez. 1762, gest. 4. Okt. 1836, studierte unter des Vaters Leitung Augenheilkunde und führte die künstliche Pupillenbildung in die Augenheilkunde ein. Er schrieb: »Observations sur une pupille artificielle« (1801); »Traité des maladies des yeux« (1818, 3 Bde.); »Précis historique et pratique sur les maladies des yeux« (1821).

Demtis deméndis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Demulcentia (lat.), einhüllende, lindernde, besänftigende Arzneimittel.

Demut (althochdeutsch diomuoti, »Gesinnung des Dieners«) steht dem Hochmut entgegen. Beide kommen darin überein, daß der wirkliche Wert der eignen Persönlichkeit verkannt, aber von dem Hochmütigen höher, von dem Demütigen dagegen niedriger angeschlagen wird, als er thatsächlich ist. Vgl. Achtung.

Demy (engl., spr. dēmāi), Papierformat, s. Papier.

Dena, etruriſche und dann toscan. Silbermünze, bis 1861 zu 10 Lire oder 15 Paoli, gesetzlich 39,4462 g bei $^{23}/_{24}$ Feinheit, = 6,8045 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2 : 1$), die halbe 19,6993 g schwer.

Denain (spr. dēnäng), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Valenciennes, an der Schelde, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit Steinkohlengruben, bedeutenden Eisenwerken, Maschinen-, Wagen- und Schiffbau, Glas- und Zuckerfabrikation, Bierbrauerei und (1891) 16,663 (1851 erst 1714) Einw. — Geschichtlich denkwürdig ist D. durch den Sieg der Franzosen unter Marschall Villars über die Holländer unter dem Grafen Albemarle, 12. Juli 1712. Ein Obelisk erinnert an die Schlacht.

Denār (Denarius), Zehner, älteste röm. Silbermünze, wurde zuerst 269 v. Chr. geprägt und war normal 4,584 g ($^1/_{72}$ Pfd.) schwer; 217 v. Chr. reduziert, blieb sie bis auf Nero unverändert 3,898 g ($^1/_{84}$ Pfd.) schwer. Danach schwankte der Wert eines Denars von 0,82 Mk. bis auf 0,70 Mk. Teile des Denars waren der Victoriatus ($^3/_4$), der Quinarius ($^1/_2$) und der Sestertius ($^1/_4$). Wertzeichen des Denars ist X oder Ж. Das Gepräge in früherer Zeit war auf der einen Seite meist ein behelmter und geflügelter weiblicher Kopf (wahrscheinlich der Roma), auf der andern die beiden Dioskuren zu Pferde, später auch die Viktoria (oder Diana) auf dem Zweigespann (denarii bigati) und Jupiter oder eine andre Gottheit auf dem Viergespann (denarii quadrigati); ebenso bei Quinarien und Sestertien, die nur in den Wertzeichen (V oder Q und HS oder IIS) sich vom D. und unter sich unterscheiden. Der römische D. zur Zeit der spätern Republik kam der etwas leicht ausgemünzten attischen Drachme (zu etwa 80 Pariser Gran) so nahe, daß man beide im gemeinen Leben für gleich annahm und daher auch noch in der Kaiserzeit, wo der D. viel leichter geworden war, der Name Drachme durch D. übersetzt wurde und umgekehrt. Nach Einführung der Goldwährung (seit Nero) wurde der Silberdenar Scheidemünze und hatte einen Münzwert von $^1/_{25}$ Aureus (0,87 Mk.). Diese erst in den letzten Zeiten der Republik geprägte Goldmünze (mißbräuchlich Denarius aureus genannt) wog ursprünglich 8,18 g, wurde aber gleichfalls bald reduziert und sank unter Caracalla auf 6,55 g. Später, unter Gallienus, trat die größte Verwirrung ein bis auf Konstantin, welcher die Goldmünze auf 4,55 g festsetzte und ihr den Namen Solidus gab. Der Silberdenar hatte durch die Münzverschlechterung des 3. Jahrh. seine Geltung als $^1/_{25}$ Aureus verloren und war zu einer kleinen Rechnungsmünze herabgesunken; Diokletian stellte den D. aus reinem Silber wieder her. Von den Römern ging der D., wenigstens dem Namen nach, auf andre Völker über und war unter den Karolingern = $^1/_{12}$ Solidus. Die Silbermünze hat fast durch das ganze Mittelalter die offizielle, oft auf den Münzen selbst vorkommende Bezeichnung Denarius. Von den Byzantinern ging der Golddenar als Dinar (s. d.) auf die Araber über und kam durch diese in den Orient. In neuerer Zeit erschien der D. als Denier (s. d.) in Frankreich und Denaro (s. d.) in Italien. Das bisher gebräuchliche Zeichen ₰ für Pfennig und d für Penny findet im D. seinen Ursprung. S. Tafel »Münzen« I, Fig. 12—16; II, Fig. 2, 3, 4 u. 8.

Denāro, eine in Norditalien früher sehr gebräuchliche kleinste Maß- und Geldstufe: a) als Länge in Toscana $^1/_4$ Quattrino = 2,432 mm; b) bei Rechnungen und bisweilen als Kupfermünze $^1/_{12}$ Soldo, auch in Tessin; c) als Gewicht seit 1803 in den Ländern, die unter französischer und dann unter österreichischer Herrschaft standen, der Name des Granum, im römischen Silber- und Handelsgewicht $^1/_{12}$ Oncia = 24 Grani oder 1,178 g, auch im Königreich Sardinien ein Handelsgewicht zu 24 Grana = 1280,71 mg, aber d) beim Seidenhandel der eben erwähnte Grano = 53,363 mg, nach dessen Anzahl im Gewicht des alten Echeveau von 400 Pariser Runes zu 118,8446 cm die Feinheit des Garnes bestimmt wurde. Gemäß dem Reglement der Turiner Handelskammer von 1853 ist aber das Gebinde 450 m lang und das Gewichtsmaß, welches man jetzt D. zu nennen pflegt, = 50 mg, wogegen in Mailand noch neuerdings der Echeveau und als D. der Grano des dortigen alten Silbergewichts = 50,998 mg beim Probino (der Benummerung) dienen; in Krefeld rechnet man 70 Mailänder D. = 67 Turiner D.

Denationalisieren (lat.), entnationalisieren, einen der Nationalität berauben.

Denaturalisieren (lat.), aus dem bisherigen Unterthanenverband entlassen.

Denaturieren (franz.), einen Körper mit gewissen Substanzen mischen, um ihn zu bestimmter Verwendung untauglich zu machen. Am häufigsten denaturiert man Salz und Spiritus, welche bei der Benutzung als Genußmittel einer Besteuerung unterliegen, dagegen steuerfrei bleiben für gewerbliche Zwecke. Die denaturierenden Beimischungen müssen so gewählt werden, daß sie das Salz und den Spiritus zur Benutzung als Genußmittel untauglich machen, aber die Verwendung zu bestimmten andern Zwecken nicht beeinträchtigen. Zum D. von Salz, welches als Viehsalz dienen soll, eignen sich daher nur Substanzen, welche dem Vieh weder schädlich noch unangenehm sind. Im Deutschen Reiche dient zur Denaturierung von Vieh- und Dungsalz 0,25 Proz. Eisenoxyd oder Rötel, außerdem 1 Proz. Wermutkrautpulver. Fabriksalz wird denaturiert durch 5 Proz. kalciniertes oder 11 Proz. kristallisiertes Glaubersalz oder durch 5 Proz. Kieserit und 0,5 Proz. gemahlene Holzkohle oder Asche.

Außerdem sind mit Genehmigung für chemische Fabriken, Seifensiedereien, Gerbereien ꝛc. auch andre, für sie besonders passende Denaturierungsmittel (Seifenpulver, Palmöl, Kokosöl, Thran, Petroleum, Kupfer- u. Eisenvitriol, Karbolsäure, Zinnchlorid, Alaun) zulässig. Spiritus wird durch Zusatz eines Gemisches von Methylalkohol (Holzgeist) und Pyridinbasen denaturiert. Zulässig ist auch ein Zusatz von Rosmarin- oder Lavendelöl; auch kann denaturiert werden mit Essig (Essigfabrikation), Terpentinöl (Lacke, Polituren), Tieröl (Anilinfarben).

Denbigh (Dinbych, spr. dénnbi), altertümliche Hauptstadt von Denbighshire (Wales), im Thale des Clwyd, am Abhang eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel eine Burgruine (mit schöner Aussicht) thront, hat Reste einer vom Grafen Leicester begonnenen Kirche und (1891) 6412 Einw. Früher hatte es Handschuh- und Stiefelfabrikation und Gerbereien, jetzt treibt es Handel in landwirtschaftlichen Produkten.

Denbighshire (spr. dénnbischir), Grafschaft im engl. Fürstentum Wales, grenzt nördlich an das Irische Meer und ist von Flintshire, Cheshire, Shropshire, Montgomery-, Merioneth- und Carnarvonshire umgeben. Das Areal beträgt 1714 qkm (31,1 QM.). D. ist ein Hügelland und eignet sich großenteils nur zur Weide, wird aber von einigen fruchtbaren Thälern durchschnitten, unter denen das des Clwyd das wichtigste ist. Seiner vielen landschaftlichen Schönheiten wegen gehört es zu einer der besuchtesten Gegenden von Wales. Die Grafschaft hatte 1891: 117,872 Einw. Von der Oberfläche sind (1890) 27,5 Proz. Ackerland, 42,2 Proz. Wiesen und Weiden, 4,5 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1890: 13,468 Pferde, 64,356 Rinder, 305,843 Schafe, 29,310 Schweine. Der Bergbau liefert Steinkohlen (1892: 2,095,644 Ton.), Eisen (25,000 T.), Blei (1107 T.), Zink (2935 T.) und etwas Silber. Die Industrie ist von untergeordneter Bedeutung. Ruabon und Wrexham sind die volkreichsten Städte; Denbigh ist Hauptstadt.

Dender (Dendre), 1) Fluß in der belg. Provinz Ostflandern, entspringt aus zwei Quellflüssen, die sich bei Ath im Hennegau vereinigen, ist von Alost ab 65 km weit schiffbar und mündet nach einem Laufe von 105 km bei Dendermonde in die Schelde. — 2) Fluß in Afrika, s. Dinder.

Dendera, s. Dendra.

Dendermonde (franz. Termonde), befestigte Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Ostflandern, an der Mündung der schiffbaren Dender in die Schelde, über welche hier (seit 1825) eine Brücke führt, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt (steht mit Brüssel, Alost, Gent, Loteren, St. Nicolas, Boom und Mecheln in Verbindung), hat eine alte Frauenkirche mit Gemälden von van Dyck, ein Rathaus aus dem 14. Jahrh. und (1890) 9606 Einw., welche Leinenfabrikation, Baumwollweberei und Bierbrauerei betreiben. D. hat eine Staats-Knabenmittelschule, ein bischöfliches Collège, eine Akademie der Zeichenkunst und ist Sitz eines Tribunals. — 1488 wurde die Stadt von den Brabantern für Erzherzog Maximilian genommen, 1583 von den Franzosen erobert, aber 1584 von den Spaniern wiedergenommen. 1667 belagerte Ludwig XIV. D. ohne Erfolg; 1706 ging es an Österreich über, und im Österreichischen Erbfolgekrieg ergab es sich 1745 den Franzosen. Kaiser Joseph II. ließ 1784 die Festungswerke schleifen; sie wurden zwar 1822 wiederhergestellt, aber nach der Revolution von 1830 von neuem beseitigt.

Dendra (Dendera), Dorf im Distrikt Keneh der ägypt. Provinz (Mudirieh) Keneh, eine Tagereise nördlich von Theben am linken Nilufer, Keneh gegenüber mit (1882) 4492 Einw., wozu noch 1383 nicht seßhafte Beduinen kommen, hat seinen Namen von der alten ägyptischen Stadt Tantarer (griech. Tentyris), deren merkwürdige Ruinen in geringer Entfernung auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Berühmt ist unter denselben besonders ein der Hathor, der ägyptischen Liebesgöttin, gewidmeter Tempel, der, zur Zeit der 6. Dynastie entstanden, später umgebaut, seine gegenwärtige Gestalt, eine Kopie des uralten Heiligtums, unter den letzten Ptolemäern und ersten römischen Kaisern erhielt. Das Gebäude, an dessen Vollendung 200 Jahre gearbeitet wurde, ist vortrefflich erhalten und ausgezeichnet durch Großartigkeit und Reinheit der Architektur wie durch Reichtum und saubere Ausführung der Bildwerke und Hieroglyphen. Wände und Säulen (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 17) sind mit feiner Skulptur ganz bedeckt. Die Wandskulpturen im Innern stellen die im Opfern begriffenen Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius und Nero in durchaus altägyptischer Weise vor; durch das Portal gelangt man in eine unter Augustus begonnene, unter Nero vollendete imposante Halle, die von 24 Säulen in vier Reihen getragen wird und im Innern 27,5 m hoch und 42,4 m lang ist. Darauf folgen drei Säle von verschiedener Größe und ein Adyton, in dem die heiligen Barken verwahrt wurden, und das von elf Seitengemächern nebst einem Hauptgemach umgeben ist. Der ganze Tempel hat 81,5 m Länge und 34 m Breite. Neben der westlichen Ecke des großen Baues liegt ein kleines, unter Nero vollendetes Heiligtum der Isis, zu dessen Pylonen ein Dromos von 170 Schritt Länge führte, und 90 Schritt nördlicher, heute halb verschüttet, das Mamisi (Geburtshaus), dem jungen Horus gewidmet. An der Decke der großen Halle des Haupttempels fand man neben der riesenhaften Gestalt der Himmelsgöttin Nut (daher auch Himmelssaal genannt) den berühmten Tierkreis, der sich seit 1822 im ägyptischen Museum zu Paris befindet. Aus den Verschiebungen der Zeichen des Zodiakalkreises gegen ihren jetzigen Stand zur Sonne, die man zu bemerken glaubte, hat man auf ein großes Alter (bis 2500 v. Chr.) des Tempels schließen wollen, eine Annahme, die sich durch die Entdeckungen Champollions als völlig wertlos erwiesen hat. Daß schon in uralter Zeit hier ein Tempel der Hathor stand, geht aus verschiedenen Inschriften hervor, aber der Bau des jetzigen ist erst unter den letzten Ptolemäern begonnen (so die Krypten), namentlich unter Kleopatra weitergeführt und unter den römischen Kaisern bis Nero vollendet worden. Wenn auch der Tempel von D. hinter Bauwerken, wie wir sie in Abydos und Karnak sehen, zurückbleibt, so wirkt doch die glückliche Mischung von ägyptischem Ernst und griechischer Grazie äußerst anziehend, und auch der Skulpturenschmuck ist im reinsten Ebenmaß und mit wunderbarer Sorgfalt durchgeführt. Vgl. Mariette, D., description du grand temple (Par. 1873–75, 4 Bde.); Dümichen, Baugeschichte des Denderatempels (Straßb. 1877); Riel, Der Tierkreis und das feste Jahr von D. (Leipz. 1878).

Dendre (spr. dängdr'), Fluß, s. Dender.

Dendriten (griech.), baumförmig verästelte und moosförmige Gebilde, welche sich vielfach auf engen Spalten und Klüften von Mergel, Sand- und Kalkstein ꝛc. finden und aus den eingedrungenen minera-

lischen Lösungen zum Absatz gelangt sind. Besonders häufig sind zarte schwarze, aus Psilomelan, und braune, aus Eisenstein bestehende, gewissen Moosen nicht unähnliche D. auf den Absonderungsflächen der Kalksteine. Auch die baum-, strauch-, moos-, draht- und haarförmigen Gebilde, welche an gewissen gediegenen Metallen (Gold, Silber, Kupfer, Wismut) und einigen Metallverbindungen und löslichen Salzen beobachtet und als gestrickte oder dendritische Bildungen und D. bezeichnet werden, sind in ähnlicher Weise entstanden. Vgl. »Metallbäume« und »Mineralien« (morphologische Eigenschaften) und Tafel »Mineralien«, Fig. 6 u. 8.

Dendritis, Name, unter welchem Helena auf Rhodos verehrt wurde.

Dendrobatae, Baumagamen, s. Agamen.

Dendrobium *Swartz* (Baumwucherer, Knotenstengel), Gattung aus der Familie der Orchideen, ausdauernde, in ihrem Habitus sehr abweichende Gewächse, meist in Ostindien und dem Archipel heimisch, aber auch in Ostaustralien, auf den Südseeinseln und auf Neuseeland vertreten, wachsen in ihrer Heimat an den Zweigen der Bäume, von welchen sie mit ihren wurzelnden Stengeln herabhängen. Von den etwa 200 bekannten Arten werden über 80 in Gewächshäusern als Zierpflanzen gezogen.

Dendrochelidon, s. Mecho.

Dendrocitta, s. Baumeister.

Dendrocölen, s. Plattwürmer.

Dendrocopus, s. Spechte.

Dendrocygna, s. Enten.

Dendrolithen (griech.), versteinerte Reste vorweltlicher Baumstämme, zeigen oft so gut erhaltene Struktur, daß sie namentlich mit Hilfe des Mikroskops nach Familien, Gattungen und Arten unterschieden werden können. Nadelhölzer und Farne sind am häufigsten unter den D. vertreten.

Dendrologie (griech.), die »Wissenschaft von den Bäumen«, aber mit der Beschränkung auf diejenigen, welche in einem bestimmten Lande im Freien aushalten und zu Anpflanzungen benutzt werden können. Die gut durchforschte Flora eines Landes hat es nur mit einer ziemlich sicher abgeschlossenen Zahl von Arten zu thun; aber die D. erhält jährlich neuen und sehr bedeutenden Zuwachs an Arten, Varietäten, Formen, da Reisende und Gärtner bemüht sind, neue Gehölze einzuführen und die Zahl der vorhandenen durch Kulturvarietäten zu vermehren. Eine der schwierigsten Aufgaben der D. ist es nun, eine richtige Nomenklatur der Gehölze herzustellen, die Synonyme zu ermitteln und die nicht selten von gewinnsüchtigen Handelsgärtnern aufgestellten falschen Namen als solche nachzuweisen. In praktischer Hinsicht sucht der Dendrolog durch Aussaat und Kultur neuer Gehölzformen im Baumgarten (dendrologischer Garten, Arboretum) die Verwendbarkeit derselben für die Zwecke der Landschaftsgärtnerei festzustellen; auch für die Forstkultur sind dendrologische Versuchsgärten von hohem Wert, indem sie die Akklimatisationsfähigkeit ausländischer, zur Anpflanzung empfohlener Baumarten zu prüfen haben.

Baumgärten findet man bisweilen in Verbindung mit Baumschulen (königliche Landesbaumschule in Alt-Geltow bei Potsdam, Zöschen bei Merseburg) oder in besondern Anlagen und zwar bei parkartiger Anpflanzung mit systematischer Anordnung der Gewächse, wie im Auegarten bei Kassel, in Harbke bei Helmstedt, in Muskau, im Humboldtshain bei Berlin rc. Baumpflanzungen finden sich in den ältesten Zeiten; die Schönheit und Majestät der Bäume hat überall und zu allen Zeiten mächtig auf das Gemüt der Menschen eingewirkt, und die Anfänge der Gartenkunst lassen sich bei den meisten Kulturvölkern des Altertums nachweisen. Die Römer gefielen sich in geschmacklosem Verschneiden von Bäumen und Gesträuchern zu Tiergestalten, Namenszügen rc., und die Franzosen trieben diese Richtung durch Lenôtre auf eine geistlose Spitze. Im Gegensatz dazu entwickelte in England die Landschaftsgärtnerei einen Stil, der sein Ideal in der möglichst vollkommenen Nachahmung der Natur sucht und daher Parkanlagen in zwangloser Verbindung mit der Umgebung schafft. Auch von Südfrankreich gingen Bestrebungen zur Verschönerung der Parke aus, indem man den einheimischen Baumbestand durch Einführungen aus dem Süden und Osten Europas und besonders aus Nordamerika zu vergrößern suchte. Das erste dendrologische Werk, Duhamels »Traité des arbres et arbustes« (Par. 1755, 2 Bde.), konnte schon 250 Gehölze von diesem Terrain beschreiben und abbilden. In den Niederlanden gelangte gleichzeitig die Landschaftsgärtnerei zu bedeutender Entwickelung, und Knoop lieferte in seiner »Dendrologie« (Leeuwarden 1763, Amsterd. 1790) eine wissenschaftliche Übersicht des vorhandenen Materials. Als dann der englische Gartenstil auch in Deutschland Anerkennung und Nachahmung fand, entstanden, namentlich im Südwesten, mehrere noch jetzt berühmte Anlagen, von denen besonders die in Harbke bei Helmstedt und Schloß Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) wichtig sind, weil sie für die D. epochemachend wurden. Der Braunschweiger Duroi gab 1771—72 das erste klassische dendrologische Werk: »Die Harbkesche wilde Baumzucht« (Braunschw., 2 Bde.; mit Vermehrungen und Veränderungen von Pott, das. 1791—1800, 3 Bde.), heraus, und Mönch lieferte ein »Verzeichnis ausländischer Bäume des Lustschlosses Weißenstein« (Leipz. u. Frankf. 1785). Weißenstein hatte seine nordamerikanischen Hölzer namentlich durch den Freiherrn v. Wangenheim, der als Hauptmann der hessischen Garde 1778 nach Nordamerika gegangen war, erhalten; in Frankreich aber vermehrte André Michaux durch seine Reisen in Persien (1782—85) und Nordamerika (1785—96) die Zahl der kultivierten Gehölze. Dort begann 1801 die Herausgabe des »Nouveau Duhamel« (2. Aufl. von Duhamels »Traité«, Par. 1801—19, 7 Bde.), während in Deutschland Kerner 1783 die inländischen (Stuttg. 1783—92, 9 Hefte) und 1796 die ausländischen Gehölze (Leipz., 4 Hefte) zu beschreiben anfing. In diese Epoche gehören außerdem Schmidts »Österreichische Baumzucht« (Wien 1792—1822, 4 Bde.) und das bahnbrechende Werk von Willdenow: »Wilde Baumzucht« (Berl. 1796, 2. Aufl. 1811). Hayne begann mit Guimpel und Willdenow 1815 die Abbildungen deutscher und 1819 die der fremden Holzarten und schrieb seine »Dendrologische Flora der Umgegend und der Gärten Berlins« (Berl. 1822); Loudons »Arboretum et Fruticetum britannicum« (Lond. 1838, 8 reich illustrierte Bände) blieb bis in die neueste Zeit der hauptsächlichste wissenschaftliche dendrologische Ratgeber. Das dendrologische Material ist in den letzten Jahren durch Einführungen aus Nordamerika, Japan, dem Kaukasus, dem Himalaja rc. außerordentlich stark vermehrt worden. Willdenow beschrieb 1811 nur 770, Koch führt nahezu 1400 Arten auf; nun hat sich aber seit Willdenow die Liebhaberei für Ab- und Spielarten

und Formen ungemein entwickelt, und mit Hinzurechnung der letztern stehen der Gärtnerei jetzt weit über 3000 verschiedene Gehölze, die bei uns im Freien aushalten, zur Verfügung. Vgl. noch Koch, Dendrologie (Erlang. 1869—73, 2 Bde.); Derselbe, Vorlesungen über D. (Stuttg. 1875); Lauche, Deutsche D. (Berl. 1880); Hartwig und Rümpler, Illustriertes Gehölzbuch (das. 1875); Dippel, Handbuch der Laubholzkunde (das. 1889—93, 3 Tle.); Jäger und Beißner, Die Ziergehölze der Gärten und Parkanlagen (3. Aufl., Weimar 1889); Beißner, Handbuch der Nadelholzkunde (Berl. 1891); Booth, Die Naturalisation ausländ. Waldbäume in Deutschland (das. 1882); Mayr, Die Waldungen von Nordamerika (Münch. 1890); Röhne, Deutsche D. (Stuttg. 1893).

Dendrometer (griech., Baummesser), jedes Instrument, mittels dessen die meßbaren Verhältnisse stehender Bäume ermittelt werden. Zur Messung der Baumhöhen bedient man sich der Höhenmesser (Hypsometer), deren Konstruktion sich auf Ähnlichkeit und Proportionalität der Dreiecke oder auf trigonometrische Berechnung stützt. Zur Messung des Durchmessers dienen Meßband, Kluppe (s. d.) oder Baumzirkel, zur Ermittelung der Holzmasse durch Untertauchen von Holzstücken unter Wasser das Xylometer (s. d.), doch berechnet man gewöhnlich den kubischen Inhalt des Baumes aus Höhe und Grundstärke mit Hilfe einer Formzahl (s. d.). Preßlers Richtpunktsmethode bestimmt die Höhe des Richtpunktes, wo der Stammdurchmesser halb so groß ist als am Fuß des Baumes. Vgl. Holzmeßkunde.

Dendrophidae, s. Schlangen.

Dendrophyllia, s. Korallen.

Dendrosicyos *Balf.*, Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, enthält nur zwei Arten auf Sokotora, kleine Bäume mit aufrechtem Stamm und wenigen, an der Spitze büschelig stehenden Ästen, fünflappigen oder fünfteiligen, stachligen, rauhen Blättern, monöcischen Blüten, von denen die männlichen rispig, die weiblichen axillar stehen, und einfächerigen, samenreichen Fruchtknoten. D. socotrana *Balf.* (Gamhem, s. Abbildung) hat einen plumpen Stamm, der bis zur Höhe von 4 m eine Säule von 1—2 m Durchmesser bildet, eine glatte, kreideweiße Rinde besitzt, von Saft strotzt und so mürbe ist, daß er sich mit Leichtigkeit zerschneiden läßt, trotzdem aber ein Alter von 200 Jahren erreicht.

Deneb (arab., »Schwanz«), der hellste Stern α (zweiter Größe) im Sternbild des Schwans. Denebola (D. el Asad, zweithellster Stern β (zweiter Größe) im Sternbild des Löwen, am Schwanz desselben. D. Kaitos, Stern zweiter Größe im Sternbild des Walfisches, am Schwanz desselben.

Denegation (lat.), Verweigerung. Denegatio actionis, Verweigerung der Klage durch den Prätor im römischen Recht, D. audientiae, Verweigerung des rechtlichen Gehörs. Wenn ein Richter widerrechtlich einer Partei die nachgesuchte rechtliche Hilfe verweigert, so kann dieselbe durch Einlegung der geordneten Rechtsmittel auf rechtliches Gehör dringen, auch bei dem Justizministerium Beschwerde führen. Diese Beschwerde nannte man früher Querela denegatae justitiae. Nach Art. 77 der deutschen Reichsverfassung kann auch der Bundesrat Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege in einem Bundesstaat annehmen und deren Erledigung veranlassen. D. debiti conjugalis, Verweigerung der ehelichen Pflicht.

Denegieren (lat.), verweigern, abschlagen.

Denemarcha, s. Valeriana.

Deneschka, russ. Münze, s. Denga.

Denfert-Rochereau (spr. dangfär-roſch'rō), Pierre Marie Philippe Aristide, franz. Offizier, geb. 11. Jan. 1823 in St.-Maixent, gest. 11. Mai 1878 in Versailles, trat 1845 als Leutnant in das Geniekorps, machte den Krimkrieg mit und wurde beim Beginn des Krieges von 1870 zum Kommandanten von Belfort und Obersten ernannt. Mit großer Geschicklichkeit und Thatkraft verteidigte er die Festung, die er rasch verproviantierte und durch Befestigung der Berches verstärkte, gegen die deutsche Armee vom Oktober 1870 bis zum Februar 1871. Er kapitulierte erst, als die Pariser Regierung ihn ausdrücklich dazu ermächtigte, und zog 18. Febr. 1871 mit seinen 12,000 Mann aus der Festung mit allen kriegerischen Ehren ab. Bei den

Dendrosicyos socotrana (Gamhem).

Wahlen vom 8. Febr. 1871 wurde er vom Depart. Oberrhein und, nachdem er infolge der Abtretung des Elsaß sein Mandat niedergelegt, 2. Juli von drei Departements in die Nationalversammlung gewählt, in welcher er sich der republikanischen Partei anschloß und sehr freiheitliche Ansichten kundgab. Auch als Mitglied der reformierten Generalsynode vertrat er gegen Guizots starre Orthodoxie freisinnige Grundsätze. Wegen dieser Gesinnung ward er im aktiven Dienst nicht wieder angestellt. Seit 1876 war er Mitglied der Deputiertenkammer. Er ward auf Staatskosten begraben, und 1880 ihm in Belfort eine Statue errichtet. Vgl. Marais, Le colonel D. (neue Ausg., Par. 1885).

Denga (Deneschka), russ. Münze, = ½ Kopeke oder 2 Poluschki, früher aus Kupfer, nach dem Ukas vom 21. März 1867 aus Bronze, 1,6 g schwer. Die Mehrzahl Dengi (vom tatar. tenga, Silbergeld) bedeutet auch Geld oder Vermögen überhaupt, wie Skot (Vieh) im 11. Jahrh.; die Mongolen prägten aus dem Rubli oder ¼ Pfund Silber 100 D., welche nach und nach schlechter wurden.

Dengelgeist, nach schwäbischer Sage eine Personifikation des Todes (Seniennam), nach der dieser

Digitized by Google

in der Gestalt eines alten bärtigen Mannes auf den Kirchhöfen sitzen und seine Sense schärfen (»dengeln«) soll. Nach dem Sinn der Sense befragt, gibt er wohl den Bescheid, er mähe nur Futter für des Christkindleins Esel, des heil. Fridolin Kühe; aber aus seinen sonstigen Mitteilungen entnimmt man doch, daß er wesentlich dabei beteiligt ist, wenn ein Mensch stirbt: er drückt die Augen zu, er erweckt auch dereinst wieder, »wenn es Zeit ist«.

Dengeln, das Schärfen der aus Schweißstahl gefertigten Sensen durch Hämmern auf einem kleinen Amboß, wodurch die Schneide dünn ausgetrieben wird. Das Nachschleifen erfolgt mittels eines Wetzsteins. Das D. ist nur bei Sensen aus zähem Material möglich, weil sonst leicht ein Ausspringen stattfindet. Es erfordert Übung, um die ungleichmäßige Härte des Blattes berücksichtigen zu können. Besonders harte Stellen werden trocken gedengelt, um sie bei der stattfindenden Erwärmung zu erweichen, während weiche Stellen beim D. mit kaltem Wasser genetzt werden. Dengelmaschinen, nach Art eines kleinen Fallhammers gebaut, finden sehr beschränkte Anwendung.

Dengezich (Dinzio), einer der zahlreichen Söhne Attilas, wurde nach seines Vaters Tode 454 von dem Gepidenkönig Ardarich am Fluß Netad in Pannonien geschlagen, wobei sein ältester Bruder, Ellak, den Tod fand, und stiftete nun mit den noch lebenden Brüdern ein Reich am Schwarzen Meer, von wo aus er gegen Ostgoten und Römer häufige Kriege führte. Er wurde 469 in Thrakien von dem römischen Magister militum Anagastus erschlagen und sein Haupt in der Rennbahn zu Konstantinopel zur Schau ausgestellt.

Dengis (türk., Meer), Name mehrerer Seen der Kirgisensteppe in der Provinz Akmolinsk (Russisch-Zentralasien), darunter der nördliche D. oder Gorkoe ozero (Bittersee), 75 km lang, 25 km breit, 1502 qkm groß, der 90 km lange, 35 km breite, 1269 qkm große D.-Gorkoje mit bitterm Wasser und der 547 qkm große D.-Kul.

Dengler, Leopold, Forstmann, geb. 17. Nov. 1812 in Karlsruhe, gest. 27. Jan. 1866, studierte 1832—34 auf der Forstschule in Karlsruhe, war seit 1848 Forstlehrer u. Bezirksförster daselbst. Er schrieb: »Weg-, Brücken- und Wasserbaukunde für Forst- und Landwirte« (Stuttg. 1863, 2. Aufl. 1868) und gab die vierte Auflage von Gwinners »Waldbau« (das. 1858) und seit 1858 die »Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen« heraus.

Denguefieber (Deng-, Dengel-, Dandyfieber, Daggeisches Fieber, Volka-, Insolationsfieber), akute Infektionskrankheit, welche in Vorder- und Hinterindien, Persien, Syrien, Palästina, in der Türkei, Griechenland, Ägypten und andern Teilen Afrikas, in Nord- und Südamerika, Westindien teils sporadisch, teils epidemisch und dann oft über weite Länderstrecken verbreitet vorkommt. Die Krankheit beginnt mit starker Rötung des Gesichts, des Halses und der Hände, oft verbunden mit Ausschlag, heftigem Kopfschmerz, Stechen in den Augen und Ohrensausen; der Kranke ist unfähig zu jeder körperlichen Arbeit, lichtscheu und leidet an Schlaflosigkeit. Allmählich werden auch andre Teile des Körpers angegriffen, bis sich die Krankheit mit besonderer Heftigkeit in den Beinen, hauptsächlich in den Knieen, festsetzt. Das Fieber ist sehr hoch, verschwindet aber mit dem Ausschlag nach 24—48 Stunden, worauf dann in Zwischenräumen von 2—4 Tagen neue Anfälle auftreten. Allmählich lassen die Symptome nach, während eine schmerzhafte Anschwellung der Gelenke noch wochenlang anhält und große Kraftlosigkeit des Körpers, von der sich der Patient nur langsam erholt, zurückbleibt. Das D. verbreitet sich sehr schnell, befällt stets einen sehr großen Teil der Bevölkerung, besonders Kinder und Greise, endet aber nur in seltenen Fällen mit dem Tode. Eine sehr bösartige Form (black fever) verläuft unter außerordentlich hoher Temperatursteigerung mit Schlafsucht, Cyanose und führt unter Herzlähmung oder Lungenödem in 24—48 Stunden zum Tode. Die Behandlung beschränkt sich auf eine Kalomeldosis bei Ausbruch der Krankheit, kalte Bäder und gegen Schlaflosigkeit Darreichung von Morphium; auch Belladonna wird sehr gerühmt. Zur vollständigen Wiederherstellung ist eine Luftveränderung oft das wirksamste Mittel. Über die Ursachen der Krankheit ist nichts Sicheres bekannt; Laughlin will im Blut der Kranken einen Mikroorganismus entdeckt haben, den er als Ursache des Denguefiebers betrachtet. Mit der Influenza ist das D. nicht identisch.

Denham (spr. dénnem), 1) Sir John, engl. Dichter, geb. 1615 in Dublin als einziger Sohn des Sir John D., Baron of the Exchequer, gest. Mitte März 1669, studierte in Oxford und London die Rechte und lebte dann auf der Besitzung seines Vaters in Egham (Surrey). Seine erste Dichtung war eine Übersetzung der »Äneide«, Buch 2 (gedruckt 1656), dann folgte eine türkische Tragödie in klassischem Stil: »The Sophy«, die 1642 mit Erfolg gespielt wurde. Bald darauf ward er High Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham Castle; doch legte er das letztere Amt nieder und begab sich nach Oxford zum König Karl I., dem er während der bürgerlichen Unruhen wesentliche Dienste leistete. Er diente auch Karl II. im Exil, kehrte aber 1652 nach England zurück, wo er beim Grafen von Pembroke zu Wilton ein Asyl fand. Nach der Restauration ward er zum Oberaufseher der königlichen Gebäude ernannt und erhielt am Krönungstag Karls II. den Bathorden. Eine unglückliche zweite Heirat raubte ihm eine Zeitlang den Verstand. D. war in England der erste, der die beschreibende Poesie kultivierte und namentlich durch sein Gedicht »Cooper's Hill« (Lond. 1642, endgültige Version 1655) der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Landschafts- und Naturgemälden ward. Eine Anzahl seiner politischen Reime erschien in der Sammlung »The Rump« 1662. Seine gesammelten »Poems« erschienen in Oxford 1668 u. ö. bis 1709. Einen Abdruck, zusammen mit den Gedichten des E. Waller, veranstaltete Gilfillan 1857. Vgl. S. Johnson, Lives of the poets (1779).

2) Dixon, engl. Afrikareisender, geb. 1. Jan. 1786 in London, gest. 9. Juni 1828 in Freetown, erhielt seine Bildung in der königlichen Kriegsschule zu London, kämpfte in Spanien und den Niederlanden gegen Napoleon I. und schloß sich 1821 mit Clapperton der Expedition Oudneys nach Innerafrika an. Im Februar 1822 von Tripolis aufgebrochen, gelangte er über Mursuk nach Kuka am Tsadsee, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszug gegen die Fulbe beiwohnte. Verwundet und gefangen, entkam er durch seine Geistesgegenwart und erreichte mit den Trümmern des Heeres Bornu. Von seinen Wunden kaum genesen, unternahm er eine Reise den südlich in den Tsadsee einmündenden Scharifluß aufwärts, wurde aber an weiterm Vordringen durch das Miß-

trauen und die Wildheit der Eingebornen verhindert. Wieder mit Clapperton vereinigt, besuchte er Sokoto im Reich der Fulbe und kehrte mit ihm im April 1824 über Tripolis, Italien und Frankreich nach England zurück, wo beide ihre Reiseberichte unter dem Titel: »Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa« (Lond. 1826) veröffentlichten. Ende 1826 wurde er zum Oberstleutnant und Intendanten und kurz vor seinem Tode zum Gouverneur von Sierra Leone ernannt.

Denhardt, Klemens und Gustav, Afrikaforscher, gebürtig aus Zeitz, fuhren 1878—79 mit Fischer den Ossifluß, dann den Tana aufwärts bis Massa und kehrten darauf nach Europa zurück, wo sie die Bildung eines Tana-Komitees veranlaßten. Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften 1884 nach der Wituküste gesandt, erwarb Klemens D. von dem Sultan von Witu, der sich unter deutschen Schutz stellte, ein Gebiet von 60 km Küstenlänge mit allen Hoheitsrechten. Klemens D. kehrte nun nach Deutschland zurück und verkaufte 25 QM. seines Besitzes für 200,000 Mk. an die von Mitgliedern des Deutschen Kolonialvereins gebildete Deutsche Witu-Gesellschaft, während Gustav D. in dem übrigen Territorium Plantagenbau betrieb. Durch das Abkommen vom 1. Juli 1890 hat Deutschland das Protektorat über das Gebiet gegen die Abtretung von Helgoland an England überlassen. Berichte über die Reisen der Gebrüder D. in »Petermanns Mitteilungen« (1881) und der »Deutschen Kolonialzeitung« (1886).

Denholme (spr. dénnŏm), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), westlich von Bradford, mit (1891) 3237 Einw.

Denia, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Meer und an der Eisenbahn Carcagente-D. gelegen, hat Reste eines Kastells und andrer Befestigungswerke, römische Altertümer, ein Theater, einen Hafen und (1887) 11,591 Einw. Aus dem Hafen sind (1890) 225 beladene Schiffe von 115,900 Ton. ausgelaufen, welche namentlich Rosinen (39,4 Mill. kg), ferner Trauben, Mandeln, Orangen und Zwiebeln zur Ausfuhr brachten. Südlich von D. erhebt sich der Mongo (712 m), welcher von Arago und Biot zu ihren Meridianmessungen benutzt wurde. — D. wurde von den Massiliensern angelegt und nach dem dortigen Tempel der Diana von den Römern Dianium genannt. Dem Sertorius diente die Stadt als Zufluchtsort. 1245 wurde sie den Mauren durch Jakob I. von Aragonien entrissen.

Denier (spr. dönje): 1) nach dem römischen Denar benannte franz. Silbermünze, anfänglich ganz fein, seit Philipp I. mit Kupfer versetzt und seit Heinrich III. nur von Kupfer, = 1/12 Sou; der Liard oder D. d'or als Rechnungsmünze = 3 D. tournois. An einigen Orten Belgiens ebensolche = 1/12 Brabanter Stüber oder Sou; der D. de gros = 1/2 Stüber oder 3,645 deutsche Pfennig. In der Westschweiz die kleinste Rechnungsstufe, wie früher in Frankreich = 1/12 Sol. — 2) Als Gewicht 1/2 des Gros oder der Drachme = 1274,75 mg, als Silberprobiergewicht 1/12 Mark = 24 Grains. — 3) Bei Seide Feinheitsmaß: die Zahl von Grains, welche ein Echeveau wiegt, 22 neue D. = 23 Turiner Denari; bis um die Mitte des 19. Jahrh. bestimmte man in Lyon den Titre, d. h. die Feinheitsnummer, nach dem Gewicht der Strähne von 475 m in Grains von Montpellier zu 44,9924 mg.

Denifle, Friedrich Heinrich Suso, kathol. Theolog, geb. 16. Jan. 1844 zu Imst im Oberinnthal, trat 1861 zu Graz in den Dominikanerorden, erhielt 1866 die priesterliche Weihe, war seit 1870 in Graz im dortigen Dominikanerkloster thätig und wurde 1880 als Generaldefinitor seines Ordens für Deutschland nach Rom berufen, wo er als Unterarchivar im Vatikan für die neue Ausgabe der Schriften des Thomas von Aquino thätig ist. Denifles Hauptschriften sind (außer seiner Ausgabe von H. Susos Schriften, Augsb. 1878 ff., und vielen wissenschaftlichen Aufsätzen, namentlich in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«): »Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit« (Graz 1872); »Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts« (3. Aufl., das. 1880); »Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel« (Münch. 1875); »Taulers Bekehrung kritisch untersucht« (Straßb. 1879); »Zu Susos ursprünglichem Briefbuch« (Graz 1875); »Das Buch von geistlicher Armut« (mit dem Nachweis, daß Tauler nicht der Verfasser desselben sei, Münch. 1877); die auf 4 Bände berechnete »Geschichte der Universitäten im Mittelalter« (Berl. 1885, Bd. 1); »Die päpstlichen Registerbände des 13. Jahrhunderts« (das. 1886). Seit 1885 gibt er mit Ehrle das »Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters« (Berl.) heraus.

Deniliquin, Hauptort des sogen. Riverinadistrikts in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, am Edwardfluß, durch Eisenbahn mit Melbourne verbunden, hat ein großes Stadthaus, Hospital, Kloster, vier Banken, bedeutenden Handel mit den reichen Weidedistrikten seiner Umgebung und (1891) 2273 Einw.

Denina, Giacomo Carlo, ital. Geschichtschreiber, geb. 28. Febr. 1731 zu Revello in Piemont, gest. 5. Dez. 1813, studierte zu Turin, wirkte 1754—58 als Lehrer an den Schulen von Pignerol, Cuorgne und Barge, wurde 1758 außerordentlicher Professor der Rhetorik an der Universität zu Turin und 1770 daselbst Professor der griechischen Sprache und der italienischen Litteratur, aber, da er eine der Geistlichkeit feindliche Schrift: »Dell' impiego delle persone«, einem Verbot zuwider heimlich in Florenz herausgab, seiner Stelle entsetzt, auf 6 Monate in das Seminar zu Vercelli geschickt und nach Ablauf dieser Strafzeit nach seinem Geburtsort verwiesen. Erst 1781 kehrte er als Studiendirektor für Geschichte und schöne Litteratur nach Turin zurück und folgte 1782 einem Rufe Friedrichs d. Gr. nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und 1789 den Titel eines Legationsrats erhielt. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrat von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin; bevor er aber noch das Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon für die Dedikation seines »Clef des langues« die Stelle eines Bibliothekars in Paris. Seine zahlreichen historischen Arbeiten über das alte Griechenland, über Preußen und Friedrich d. Gr., über Deutschland ꝛc., zum Teil französisch geschrieben, sind jetzt meist von keiner Bedeutung mehr; Erwähnung verdienen die Werke »Delle revoluzioni d'Italia libri ventiquattro« (Turin 1769—70, 4 Bde.; deutsch von Voltmann, Leipz. 1771—73, 3 Bde.; in spätern Ausgaben fortgesetzt, z. B. Vened. 1800, 5 Bde.) und »Storia dell' Italia occidentale« (das. 1809—10, 6 Bde.). Sein Epos »La Russiade« (Berl. 1799—1800) enthält eine Verherrlichung Peters d. Gr.

Denis, 1) Johann Nepomuk Cosmas Michael, Dichter und Bibliograph, geb. 27. Sept. 1729 in Schärding am Inn, gest. 29. Sept. 1800 in Wien,

ward von Jesuiten erzogen und trat 1747 zu Wien in den Orden der Jesuiten ein, die ihn verschiedentlich als Lehrer und Prediger verwendeten. 1759 wurde er Professor der schönen Wissenschaften an dem von den Jesuiten geleiteten Theresianum zu Wien, nach der Aufhebung des Ordens erhielt er die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene Garellische Bibliothek. 1784 wurde er zweiter, 1791 erster Kustos der kaiserlichen Hofbibliothek. D. hat das große Verdienst, Österreich mit in die litterarische Bewegung hineingezogen zu haben, die sich damals in Norddeutschland entwickelt hatte. Diesem Zweck diente eine von ihm herausgegebene Chrestomathie (»Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands«, Wien 1762—76, 3 Bde.). Selbst ein frommer Katholik, hat er sich doch an dem »Messias« des Protestanten Klopstock begeistert; sein poetisches »Schreiben an einen Freund über Herrn Klopstocks Messiade« (Hamb. 1766) enthält eine Verteidigung und Lobpreisung seines Lieblingsgedichts. Auch stand er mit Klopstock in brieflichem Verkehr. Um Klopstocks Vorbild Milton kennen zu lernen, studierte er die englische Sprache; 1768—69 erschien seine Übersetzung Ossians in Hexametern. Seine eignen Dichtungen sind unselbständig und ohne wahren poetischen Geist, der Einfluß Klopstocks zeigt sich darin, daß er sich auf dem Titel der Sammlung seiner Gedichte als der Barde Sined (Anagramm von D.) bezeichnete. Sie erschienen unter dem Titel: »Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von Michael D.« (Wien 1772), später mit Ossian zusammen als »Ossians und Sineds Lieder« (das. 1784, 5 Bde.; neue Aufl. 1791, 6 Bde.). Seine verdienstvollen bibliographischen Arbeiten sind: »Grundriß der Bibliographie u. Bücherkunde« (Wien 1774); »Grundriß der Litteraturgeschichte« (das. 1776); »Einleitung in die Bücherkunde« (das. 1777, neue Aufl. 1795—96); »Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560« (das. 1782, Nachtrag 1793). Sein »Litterarischer Nachlaß« ward herausgegeben von J. F. v. Retzer (Wien 1802, 2 Bde.). Vgl. v. Hofmann-Wellenhof, Michael D. (Innsbr. 1881).

2) Paul, Architekt und Ingenieur, geb. 26. Juni 1795 in Mainz, gest. 2. Sept. 1872 in Dürkheim, vollendete als Schüler der polytechnischen Schule in Paris 1814 und 1815 seine Fachstudien und trat 1817 in den bayrischen Staatsdienst. 1832 und 1833 machte er eine Reise nach Belgien, Frankreich, England und Nordamerika, wurde 1834 der bayrischen Ministerialkommission für den Bau des Main-Donaukanals als Techniker beigegeben und führte 1835 die erste Eisenbahn in Deutschland, die Nürnberg-Fürther, aus. Unter seiner Leitung ward auch die München-Augsburger und die Taunusbahn ausgeführt. Seit 1842 Kreisbaurat in Speyer, leitete D. den Bau der pfälzischen Bahnlinien; 1856 wurde er Direktor der Bayrischen Ostbahn und baute bis 1866 deren Netz aus.

Denison (spr. dénnis'n), Stadt in der Grafschaft Grayson des nordamerikan. Staates Texas, unweit des Red River, Bahnknotenpunkt, hat lebhaften Handel und (1890) 10,958 Einw.

Denitrierung, s. Schwefelsäure.

Deniz (türk.), Meer.

Denization (engl., spr. dennisesch'n, v. lat. donatio), die Verleihung der englischen Staatsangehörigkeit an einen Ausländer durch königliche Verfügung (»ex donatione regis«); der so Naturalisierte (s. Naturalisation) bleibt jedoch unfähig, Mitglied des Geheimen Rates oder des Parlaments zu werden, auch kann er nicht in den Zivilstaats- oder den Militärdienst aufgenommen werden u. dgl.

Denizlü, Hauptort eines Liwa im türk. Wilajet Aidin in Kleinasien, an einem Nebenfluß des in den Menderez fließenden Tschürükju, 380 m ü. M., in fruchtbarer Gegend, mit Fabrikation von Maroquin und 8000 Einw.

Denk, Johannes, Wiedertäufer, geb. im Bayrischen, wurde 1523 Rektor der Sebaldusschule zu Nürnberg, 1525 als Anhänger Münzers aus der Stadt verwiesen, hielt sich 1525 in Augsburg (von wo er aus demselben Grunde flüchten mußte) und 1526 in Straßburg bei seinem Gesinnungsgenossen Hetzer auf. Auch von hier vertrieben, fand er endlich nach mannigfachen Irrfahrten in Süddeutschland und der Schweiz durch Ökolampadius Aufnahme in Basel, woselbst er im November 1527 an der Pest starb. In Streitschriften griff er die Reformatoren heftig an; mit Hetzer (s. d.) zusammen übersetzte er die »Propheten« ins Deutsche (Worms 1527). Vgl. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer (Leipz. 1882).

Denka, Negervolk, s. Dinka.

Denkart, s. Weltanschauung.

Denkbrote, s. Schaubrote.

Denken heißt die geistige Thätigkeit, durch welche Vorstellungsobjekte in Beziehung zu einander gesetzt werden. Von den auf unwillkürlichen psychischen Prozessen beruhenden Vorstellungsverbindungen unterscheidet sich die durch D. bewirkte dadurch, daß in jenem Falle die einzelnen Bestandteile auf Grund äußerer Umstände in Beziehung zu einander treten (zwei Dinge, die häufig zusammen wahrgenommen wurden, werden auch später, in der Erinnerung, meist in Verbindung miteinander vorgestellt werden), während für das D. die Beschaffenheit des Vorgestellten maßgebend ist, so daß die Beziehung, in welche Vorstellungsobjekte durch das D. gesetzt werden, jederzeit als eine in der eignen Natur der letztern begründete erscheint. Nur im uneigentlichen Sinne nennt man wohl bisweilen auch das freie Spiel der Vorstellungen, dem wir uns passiv überlassen, ein D. Der Übergang von einer Vorstellung zur andern erfolgt hierbei zwar nach bestimmten Gesetzen, ist aber ein rein mechanischer Prozeß, in welchem sich inhaltlich ganz Ungleichartiges verbindet; das D. im eigentlichen Sinne setzt voraus, daß unter der Menge der sich jederzeit aufdrängenden Vorstellungen eine Auswahl getroffen wird und nur diejenigen festgehalten werden, welche ihrem Inhalt nach mit einer gegebenen Vorstellung (dem Gegenstande unsers Nachdenkens) zusammenhängen. Unter den sämtlichen Erscheinungen des Seelenlebens ist daher das Wollen am nächsten mit dem D. verwandt, ja man kann das letztere geradezu als eine Art von Willensthätigkeit (welche in diesem Falle Vorstellungen zum Gegenstande hat) betrachten. Dem entspricht auch die Thatsache, daß, wie das Wollen sich in der doppelten Form des Begehrens und Widerstrebens äußert, so auch das D. sich zwischen den Gegensätzen der Bejahung (Affirmation) und Verneinung (Negation, s. d.) bewegt. Insofern nun die Verknüpfungen des Denkens den Inhalt des Vorgestellten betreffen, tritt alles D. von vornherein mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit auf. Mit jedem Denkakt oder Urteil (s. d.) ist das Bewußtsein verbunden, daß derselbe unabhängig von der augenblicklichen Verfassung des Subjekts und allen sonstigen äußern Umständen lediglich durch die Beschaffenheit der Objekte selbst bestimmt sei und also zu jeder andern Zeit und von jedem andern

Subjekte ebenso vollzogen werden müßte. Das D. wird dadurch die Grundlage alles Erkennens, und auf der ursprünglich ihm innewohnenden Selbstgewißheit beruht die Sicherheit aller unsrer Überzeugungen. Freilich ist dasselbe nicht unfehlbar, aber die Berichtigung eines Denkaktes erfolgt immer wieder durch einen andern Denkakt; das D. kann nicht aus sich selbst heraustreten, und wenn man deshalb verlangt, daß dasselbe sich nach dem außer ihm liegenden Sein richten müsse, um gültig zu sein, so stellt man eine unerfüllbare Bedingung. Richtig ist, daß das D. sich nach dem Inhalt des Vorgestellten richten muß, welcher durch Anschauung (z. B. sinnliche Wahrnehmung) gegeben ist. Die Entwickelung der Denkthätigkeit kann daher immer (z. B. beim Kinde) erst beginnen, nachdem die sinnliche Anschauung dem Geiste ein gewisses Material zur Verfügung gestellt hat, und fortwährend bleibt das D. an die Anschauung gebunden. Ein sogen. reines D., welches, ohne daß ihm ein Stoff gegeben wäre, Erkenntnisse erzeugte, ist ein Unding. Während man hierüber allgemein einig ist, gehen jedoch die Ansichten darüber auseinander, wie weit das D. von der Anschauung abhängig ist; während der Empirismus (s. d.) annimmt, daß die sinnliche Anschauung schon alles das enthält, was in der denkenden Auffassung zum Ausdruck kommt (z. B. den Zusammenhang einer Ursache und ihrer Wirkung), behauptet der Apriorismus (s. a priori), daß die Begriffsformen im D. selbst entspringen und von ihm hinzugebracht werden (die Auffassung zweier Erscheinungen als Ursache und Wirkung beruht, nach Kant, auf der Unterordnung derselben unter den nicht aus der sinnlichen Anschauung geschöpften Begriff der Kausalität). Dem reinen Empirismus gegenüber ist zunächst zu bemerken, daß das D. eine ihm eigentümliche, nicht von außen ihm aufgezwungene Gesetzmäßigkeit besitzt (vgl. Denkgesetze), der gemäß es Urteile, Begriffe und Schlüsse (s. diese Artikel) als eigenartige Erzeugnisse hervorbringt. Ferner geht das wissenschaftliche D. sicher insofern über die Erfahrung hinaus, als es einen durchgängigen Zusammenhang der Erfahrungsthatsachen voraussetzt, von dem die sinnliche Auffassung nichts weiß; das Gesetz der Kausalität (s. d.) ist also ein Postulat des Denkens, weil nur insoweit die Wirklichkeit uns begreiflich wird, als das Einzelne in ihr sich allgemeinen Gesetzen unterordnen läßt. Noch weiter aber zeigt sich die selbständige Bedeutung des Denkens darin, daß es überhaupt nicht bei dem in der Erfahrung Gegebenen stehen bleibt, sondern an Stelle des sinnlichen Scheines eine nur begrifflich aufzufassende Realität setzt. Während der sinnlichen Wahrnehmung Farben, Töne, Wärme, Kälte ꝛc. als Zustände der Dinge erscheinen, sieht das (wissenschaftliche) D. in ihnen nur subjektive Wirkungen und betrachtet als objektiv-real die unwahrnehmbaren Moleküle, Atome und ihre Bewegungen, weil sich nur so ein widerspruchsfreier Zusammenhang der Thatsachen gewinnen läßt. Die wissenschaftliche Weltansicht ist also jedenfalls außer durch die Thatsachen der Erfahrung auch durch die Forderungen des Denkens bestimmt. Spekulativ (vgl. Spekulation) nennt man das letztere dann, wenn es, wie in der Metaphysik (s. d.), sich ausschließlich durch das Bedürfnis nach Einheit und Zusammenhang leiten läßt und Begriffe (Ideen) erzeugt, die (wie die »Monaden« des Leibniz, die »absolute Substanz« des Spinoza ꝛc.) zu dem in der Erfahrung Gegebenen in keine Beziehung gebracht werden können.

Denkendorf, Marktflecken im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Kersch, 290 m ü. M., hat eine Klosterkirche, Fabrikation von Senf, Schokolade und Spirituosen, Obst-, Kraut-, Flachs- und Hanfbau und (1890) 1701 Einw. In dem ehemaligen Kloster der Chorherren vom Heiligen Grab (gegründet 1120) befand sich bis 1810 eine Klosterschule.

Denkfäden, s. Zitzit.

Denkgesetze heißen in der Logik die allgemeinsten Regeln, auf welche sich alle einzelnen Akte des Denkens zurückführen lassen. Da diese Akte nicht immer Wahrheiten, sondern oft auch Irrtümer zum Ergebnis haben, so hat man vielfach zwischen Naturgesetzen und Normalgesetzen des Denkens unterschieden, indem man unter den erstern die Gesetze versteht, nach denen das Denken als psychologischer Vorgang thatsächlich verläuft, unter den letztern die Vorschriften, welchen gemäß das richtige Denken erfolgen muß. Doch ist ein sogen. falsches Denken überhaupt kein Denken, sondern beruht darauf, daß eine durch Ideenassociation zu stande gekommene Vorstellungsverknüpfung (fälschlich) für eine logische gehalten wird, und daher ist jener Unterschied hinfällig. Herkömmlicherweise führt die Logik vier D. auf, das der Identität (s. d.), des Widerspruches (s. d.), des ausgeschlossenen Dritten und des (zureichenden) Grundes (s. d.). Das erste und das zweite beziehen sich auf die Grundthätigkeiten des Denkens (Vergleichung und Unterscheidung) und besagen (in die Form von Vorschriften gebracht), daß nur übereinstimmendes als gleich, Nichtübereinstimmendes aber immer als verschieden gesetzt werden soll. Das dritte bezieht sich auf die Funktion der Bejahung und Verneinung und besagt, daß zwischen beiden eine Zwischenstufe im Denken nicht existiert (zwischen den Urteilen: A ist B, und A ist nicht B, gibt es kein Mittleres oder Drittes). Das vierte endlich bezieht sich auf die verknüpfende Thätigkeit des Denkens, z. B. beim Schließen, und besagt, daß jeder Denkinhalt mit einem andern dergestalt in Verbindung zu bringen ist, daß er als die Folge desselben erscheint. Wenn von seiten des Empirismus (s. d.) der Einwand erhoben wird, daß der Inhalt der D. ein selbstverständlicher, tautologischer sei und ihnen somit kein Erkenntniswert zukomme, so ist dem zu entgegnen, daß sie eben als D. nicht anders als selbstverständlich sein können, und nicht sowohl unser positives Wissen bereichern als vielmehr die Formen unsers Denkens zum Bewußtsein bringen sollen.

Denklehre, soviel wie Logik.

Denklingen, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Waldbröl, hat eine kath. Kirche, eine Ackerbauschule, Ackerbau und Viehzucht und (1890) 3957 Einw.

Denkmal (lat. Monumentum), ein Mal (Zeichen), welches das Andenken an gewisse Personen oder bestimmte Begebenheiten in dauernder Weise erhalten soll; also ganz allgemein jedes Erinnerungszeichen vom einfachen Erdhaufen oder Stein bis zum vollendeten Kunstwerk. Man unterscheidet Grabdenkmäler, Ehrendenkmäler und Denkmäler für Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse oder andre denkwürdige Ereignisse. Die künstlerische Ausbildung der Denkmäler richtet sich nach dem jeweiligen Kulturzustand des Volkes und der gerade herrschenden Kunstrichtung. — Die bekanntesten und am weitesten verbreiteten Denkmäler sind die Grabdenkmäler, welche schon in den ältesten Zeiten vorkommen (weiteres s. im Art. »Grabmal«, mit Tafel). Ehrendenkmäler für einzelne Personen, anfangs Idealstatuen, später Porträtstatuen, waren bei den alten Griechen und Römern sehr häufig. Eine beson-

dere Gattung bildeten die Siegerstatuen, die in Olympia aufgestellt wurden. Zuletzt wurde ein arger Mißbrauch damit getrieben, und man pflegte die Porträtstatuen auf Vorrat zu arbeiten, so daß auf den typisch aufgefaßten Rumpf erst nach der Bestellung der betreffende Kopf gesetzt wurde. Im Mittelalter war diese Art von Denkmälern selten. Die Reiterstatuen Kaiser Ottos I. auf dem Marktplatz zu Magdeburg und König Konrads III. im Dom zu Bamberg sind vereinzelte Beispiele. Im Zeitalter der Renaissance kamen sie wieder in Gebrauch, zunächst aber nur für Herrscher oder Feldherren, was gleichwohl zu allgemeinem Tadel Veranlassung gab (Reiterstatue des Gattamelata zu Padua und des Colleoni zu Venedig); die Kosten wurden von den Geehrten selbst bestritten. In unsern Tagen sind die Denkmäler sehr allgemein geworden und bestehen in Inschrifttafeln, Porträtmedaillons, Büsten, sitzenden oder stehenden Porträtfiguren, Reiterstatuen oder Statuengruppen. Monumente für Ereignisse bestehen in Inschriften, Reliefs, allegorischen Gestalten, Obelisken, Säulen, Triumphbogen, Votivtempeln, Votivkirchen, oft auch in monumental behandelten Gemälden. Die Bavaria in München, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim, das Albert-Memorial in London, das Lutherdenkmal in Worms, das Hermannsdenkmal auf dem Teutoburger Walde, die Siegessäule in Berlin, die Germania auf dem Niederwald, die Statue der Freiheit im Hafen zu New York und das Washingtondenkmal in Philadelphia sind die umfangreichsten Denkmäler der neuern Zeit. Nach dem Kriege von 1870 und 1871 sind besonders in Deutschland und Frankreich zahlreiche Denkmäler zur Erinnerung an die Gefallenen (Krieger- oder Siegesdenkmäler) errichtet worden. Dazu gesellen sich seit 1888 die Denkmäler zu Ehren Kaiser Wilhelms I., unter denen die in Berlin, auf dem Kyffhäuser, an der Westfälischen Pforte und am Deutschen Eck zu Koblenz die umfangreichsten Anlagen sind. Endlich bezeichnet man mit dem Ausdruck D. oder Monument auch jedes Werk, welches ein charakteristisches Überbleibsel aus einer frühern Kulturperiode ist, spricht daher von Baudenkmälern (Monumenten der Architektur), Denkmälern der Bildnerei und Malerei und nennt auch die kleinen Überreste uralter Kultur, Waffen, Schmuckgegenstände, Hausgeräte ꝛc., welche man in alten Gräbern findet, Denkmäler der vorhistorischen Zeit. Vgl. v. Wussow, Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart (Berl. 1884, 2 Bde.); »Monumente und Standbilder Europas« (Bilderwerk in Lichtdrucken, hrsg. von Wasmuth, Berl. 1891 ff.).

Denkmälerkunde, s. Kunstwissenschaft.

Denkmünze, s. Medaille.

Denknotwendigkeit, s. Notwendigkeit.

Denkschrift, ein amtlicher oder in amtlicher Form gehaltener ausführlicher Bericht über eine staats- oder völkerrechtliche oder auch eine wichtige Privatangelegenheit; auch größere Abhandlungen einer gelehrten Körperschaft, z. B. einer Akademie, werden Denkschriften genannt.

Denkspruch (griech. Apophthegma, lat. Sententia), ein kurzer Satz, der eine wichtige Wahrheit oder Lebensregel enthält und wegen seiner Kürze leicht im Gedächtnis behalten werden kann. Ein D. wird zum Wahlspruch (symbolum), wenn irgend jemand ihn als obersten Grundsatz seines Handelns hinstellt. Über die heraldischen Denksprüche (Wappensprüche) vgl. Devisen.

Denkübungen, planmäßig geordnete Unterredungen, die bezwecken, Kinder zur Bildung richtiger Begriffe und Urteile anzuleiten, waren seit v. Rochows (1734—1805) Vorgang in der für »Aufklärung« des Verstandes schwärmenden pädagogischen Welt der rationalistischen Zeit sehr beliebt. Richtig verstanden und wohlgeleitet, sind sie durchaus berechtigt und bezeichnen gegenüber der geistlosen, lediglich gedächtnismäßigen Art der Belehrung, wie sie früher vorherrschte, einen wesentlichen Fortschritt. Auf der andern Seite liegt die Gefahr der Übertreibung und der Verleitung der Schüler zur Altklugheit nahe. Was an der Idee der D. richtig war, findet seine Erfüllung in den Anschauungs- und Sprechübungen, die nach den Falkschen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Okt. 1872 »den Schreib- und Leseunterricht vorbereiten und auf seinen weitern Stufen begleiten«. Abgesonderten Unterricht für die D. oder die Übungen im mündlichen Ausdruck fordert der Lehrplan der heutigen Volksschule nicht mehr (vgl. Anschauungsunterricht). Die umfangreiche Litteratur über D. findet man ziemlich vollzählig in Zerrenner, Methodenbuch (5. Aufl. Magdeb. 1839, S. 229), und Niemeyer, Grundsätze der Erziehung (neue Ausg. von Rein, Langensalza 1878, Bd. 2, S. 37 ff.).

Denkverse (lat. Versus memoriales), Verse, die zum leichtern Einprägen von Regeln, geschichtlichen Daten u. dgl. dienen. Sie verdanken ihren Ursprung der Beobachtung, daß Rhythmus und Reim starke Hilfen (Brücken) für das Gedächtnis sind. In der spätlateinischen, mittelalterlichen und humanistischen Pädagogik sehr beliebt, verloren sie in der neuern Zeit in dem Maß an Geltung, wie das Verfahren des Unterrichts sich auf tiefere psychologische Erkenntnis gründete. Bekannt sind die hier und da noch in der Grammatik gebräuchlichen Kasus- und Genusregeln, namentlich der lateinischen Sprache; ferner die logische Regel: Asserit A, negat E, sed universaliter ambo; asserit I, negat O, sed particulariter ambo; die rhetorischen: Quis, quid, ubi, per quos, quoties, cur, quomodo, quando, und: Quis, quid, cur, contra, simile et paradigmata, testes (sogen. Chrie); die Übersicht der sieben freien Künste: Gram. loquitur, Dia. verba docet, Rhe. verba colorat, Mus. canit, numerat Ar., Geo. ponderat, As. colit astra, und der Zeichen des Tierkreises: Sunt aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo, Libraque, scorpius, arcitenens, caper, amphora, pisces. Vgl. Cisio-Janus.

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denkzettel, s. Dachtel.

Denmark (engl., spr. dénm-), Dänemark.

Denmark Hill, südliche Vorstadt Londons, viel von deutschen Kaufleuten bewohnt.

Denne-Baron (spr. dän'-barong), Pierre Jacques René, franz. Schriftsteller, geb. 6. Sept. 1780 in Paris, gest. daselbst 5. Juni 1854, widmete sich neben philologischen Studien seiner Neigung zur Poesie, übersetzte in Versen den Properz ꝛc. und hinterließ auch eine Reihe eigner Gedichte, wie: »Héro et Léandre«, nach Musäos (1806), »La nymphe Pyrène« (1823), die Idyllensammlung »Fleurs poétiques« (1825) u. a. D. war ein eleganter und graziöser Dichter, doch fehlte es ihm an Charakterfestigkeit und Konsequenz, besonders aber an Fleiß und Ausdauer; darum sind seine eignen Schöpfungen nur weiche lyrische Ergüsse eines Träumers, seine Übersetzungen oft flüchtig und ungenau. Er war ein Hauptmitarbeiter am »Dictionnaire de la conversation«.

Denner, 1) Johann Christoph, Erfinder der Klarinette, geb. 13. Aug. 1655 in Leipzig, gest. 20. April 1707 in Nürnberg, war Sohn eines Horndrechslers, der bald nach Nürnberg übersiedelte, und erwarb sich eine große Geschicklichkeit in der Anfertigung von Holzblasinstrumenten. Versuche, die Konstruktion des alten französischen Chalumeau zu verbessern, führten ihn gegen 1690 zur Erfindung der Klarinette, die sich bald zur Rolle eines Hauptinstruments aller Orchester aufschwang. Die von ihm begründete Instrumentenfabrik wurde von seinen Söhnen weitergeführt und gelangte zu großer Blüte.

2) Balthasar, Maler, geb. 15. Nov. 1685 in Altona, gest. 14. April 1749 in Rostock, kopierte schon im achten Jahr Kupferstiche und machte sich, in Altona und Danzig unter der Leitung mittelmäßiger Lehrer bald auf seinen eignen Weg hingewiesen, mit dem Technischen der Ölmalerei so schnell vertraut, daß er im Alter von 14 Jahren Porträte lieferte. Doch mußte er auf Verlangen seiner Eltern von 1701—1707 die Kaufmannschaft erlernen. Im letztern Jahr kam er nach Berlin, wo er sich auf der Akademie von neuem der Malerei widmete. Bald gewann er als Porträtmaler solchen Ruf, daß er an mehrere Höfe eingeladen wurde. Für den Kopf einer alten Frau, den er 1721 in London malte, erhielt er von Kaiser Karl IV., dem er dieses Bild übersandte, 4700 Kaisergulden. Für denselben Kaiser malte D. 1725 als Gegenstück den Kopf eines Greises, beide jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Wien. D. wanderte von einem Hof zum andern; in Mecklenburg, München, Köln, Hamburg, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Schleswig ꝛc. fertigte er zahlreiche Bildnisse vornehmer Herren, so die des Herzogs Christian August, Administrators von Holstein-Gottorp, des Kurfürsten August II. von Sachsen, des Kaisers Peter III. von Rußland, des Kronprinzen Friedrich Adolf von Schweden u. a. Auf einer solchen Reise starb er auch. Denners Ruhm gründet sich hauptsächlich auf seine Bildnisse alter Leute, die er mit unsäglicher Genauigkeit und mit den feinsten Pinselstrichen durchführte, so daß jedes Härchen und Schweißpörchen, jede Vertiefung und Falte im Gesicht erscheinen. Die Mehrzahl seiner Werke, von denen sich viele in den Galerien zu Hamburg, Schwerin und Dresden befinden, macht jedoch durch den Mangel an jedem geistigen Ausdruck, die glatte Farbe und die peinliche Detaillierung einen leblosen, wachsfigurenartigen Eindruck. Erfreulicher sind seine mit breiterm Pinsel gemalten Porträte.

Dennery (auch d'Ennery, eigentlich Philippe), Adolphe, franz. Dramatiker, geb. 17. Juni 1811 in Paris, israelitischer Abkunft, war erst Schreiber bei einem Notar, versuchte sich dann als Journalist und errang 1831 mit einigen Stücken auf einem Boulevardtheater die ersten Bühnenerfolge. Seitdem hat er eine unglaubliche Fruchtbarkeit entwickelt und sich bis in die Gegenwart nächst Anicet-Bourgeois als der beliebteste Vorstadtbühnendichter Frankreichs behauptet. Die Zahl seiner Stücke, die er teils in Gemeinschaft mit andern, teils allein produzierte, beträgt etwa 200. Wir nennen von letztern die Dramen: »L'honneur de ma fille« (1835), »La grâce de Dieu, ou la nouvelle Fanchon« (in Deutschland u. d. T.: »Fanchon, das Leiermädchen«, bekannt), »La perle de Savoie« (1842), »Marie Jeanne« (1845, deutsch: »Marie Anne, ein Weib aus dem Volk«, eins der wirksamsten Volksschauspiele der Epoche), »L'Angelus« (1846), »L'histoire d'un drapeau« (1860), »La prise de Pékin« (1861), »Les deux orphelines« (1873) ꝛc.; die Lustspiele und Vaudevilles: »Le changement d'uniforme« (1836), »Paris voleur« (1844), »Les mémoires de Richelieu« (1853) ꝛc. und die Feerien: »Les 500 diables« (1854), »Aladdin, ou la lampe merveilleuse« (1863), »Le tribut de Zamora« (Text zu der Gounodschen Oper, 1881) u. a. Zu seinen gewöhnlichen Mitarbeitern gehörten: Alexandre Dumas, Bréfil, Anicet-Bourgeois, Cormon, Grangé, Plouvier, Paul Foucher, Clairville, Hector Crémieux, Jules Verne, dessen »Reise um die Welt in achtzig Tagen« (1871), »Kinder des Kapitäns Grant« (1878) und »Michel Strogoff« er auf die Bühne brachte. Das jetzt sehr besuchte Seebad Cabourg in der Normandie ist eine Schöpfung Denerys.

Dennewitz, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, mit 310 Einw., bekannt durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Um einen neuen Angriff auf Berlin zu versuchen, brach Ney auf Napoleons Befehl 4. Sept. von Wittenberg in der Richtung nach D. und Jüterbog auf. Er hatte die Korps Bertrand, Reynier und Oudinot, das 4., 7. und 12., über 70,000 Mann, bei sich. Schon bei Zahna stieß 5. Sept. das Korps Oudinot auf die Vorhut des Generals Tauenzien unter General Dobschütz und warf sie trotz tapfern Widerstandes zurück. Dieselbe vereinigte sich mit dem Korps Tauenzien, das nun unter fortwährenden Gefechten gegen Jüterbog zurückwich. Auf die Nachricht hiervon brach Bülow auf, um am Morgen des 6. die Franzosen in der linken Flanke zu fassen. Er meldete seinen Entschluß dem Oberbefehlshaber der Nordarmee, dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte; dieser befahl zwar nicht, wie bei Großbeeren, den Rückzug, sondern gab die Erlaubnis zum Angriff, behielt aber doch die Brigade Borstell zurück, so daß Bülow nur seine übrigen drei Brigaden und die 10,000 Mann unter Tauenzien zur Verfügung hatte. Tauenzien, im Begriff, von Jüterbog rechts abzumarschieren, um sich mit Bülow zu vereinigen, stieß auf das Korps Bertrand und begann gegen 8 Uhr die Schlacht gegen einen fast doppelt so starken Feind. Er hielt 4 Stunden lang aus, und als seine Truppen ermatteten und Bülows Hilfe schon nahe war, ließ er seine Reiterei gegen den Feind anstürmen und drängte ihn gegen Rohrbeck zurück. Am Nachmittag griff Bülow in den Kampf ein, indem seine Brigade Thümen bei Gölsdorf den Feind angriff. Dieselbe hatte einen harten Stand, mußte ihre letzten Reserven in den Kampf führen, und erst gegen 4 Uhr gelang es, das Dorf D. zu nehmen und die Franzosen über den sumpfigen Bach Ala zurückzuwerfen. Um das Dorf Gölsdorf und den Windmühlenberg, wo eine französische Batterie stand, kämpften stundenlang die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg gegen die Sachsen unter Reynier, nahmen endlich Dorf und Anhöhe, mußten aber, als das frische Korps Oudinot den Sachsen zu Hilfe kam und nun 40 Bataillone gegen 15 standen, nach verzweifeltem Kampf das Dorf räumen und schienen der Übermacht erliegen zu müssen. Da kam noch zur rechten Stunde, gegen 4 Uhr, auf Bülows dringendes Gesuch, Borstell mit seiner Brigade an. Aufs neue wurde gestürmt, die Franzosen aus dem Dorf hinausgedrängt; aber sie kamen mit verstärkten Kräften und nahmen es wieder. Der Kampf wogte unentschieden hin und her, die Franzosen hatten hier noch die Überzahl. Da beging Ney, der den Überblick über das Ganze verloren hatte, den Fehler, das ganze Oudinotsche Korps von Gölsdorf nach Rohrbeck abzurufen, wo eben Tauenzien und die

Brigade Thümen das Korps Bertrand aufs äußerste bedrängten. Als Oudinot ankam, waren dieses Korps und die Division Durutte bereits in wilder Flucht, in welche auch die Truppen Oudinots mit fortgerissen wurden, während die Preußen ihren Angriff auf Gölsdorf erneuerten, die Sachsen nach tapferer Gegenwehr hinauswarfen und zum Rückzug zwangen. Nur wenige schwedische und russische Truppenteile hatten sich am Kampfe beteiligt. Bernadotte blieb bei Eckmannsdorf stehen; nicht einmal die noch frische schwedische Reiterei schickte er zur Verfolgung ab, so daß, da die Preußen vom neunstündigen Kampf erschöpft waren, der Feind vor völliger Vernichtung bewahrt wurde. Die Verluste der Preußen, welche 50,000 gegen 70,000 standen, betrugen an Toten und Verwundeten 9000 Mann; aber sie nahmen 15,000 Franzosen gefangen und erbeuteten 80 Kanonen und über 400 Munitions- und andre Wagen. In völliger Auflösung kam die Armee Neys in Wittenberg an; die Schuld an der Niederlage schoben die Franzosen den Sachsen zu. General Bülow wurde später in den Grafenstand erhoben und erhielt den Ehrennamen Bülow von D. Auf der Walstatt steht ein eisernes Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Waffenthat.

Dennewitz, Graf Bülow von, s. Bülow 1).

Dennis, John, engl. Dramatiker und Kritiker, geb. 1657 in London, gest. 6. Jan. 1734, studierte in Harrow und Cambridge, machte hierauf mehrere Reisen und widmete sich der Litteratur, besonders der dramatischen, wenn auch ohne besondern Erfolg. Besser sind seine Theaterkritiken, darunter »Three letters on the genius and writings of Shakespeare« (1711). Eine litterarische Kontroverse mit Addison war die Veranlassung, daß ihn Addison im »Cato«, Pope im »Lockenraub« und in der »Dunciade« verhöhnten; er wurde außerdem der Gegenstand einer sarkastischen Abhandlung, welche Pope gemeinsam mit Swift herausgab. Seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen half der Herzog von Marlborough durch eine Stelle auf; in seinen alten Tagen erhielt D. auch von der Direktion des Haymarket-Theaters ein Benefiz, für das sein früherer Gegner Pope den Prolog schrieb, nicht ohne ihn nochmals anzugreifen. Seine »Miscellanies in prose and verse« sammelte er 1693, seine »Works« 1702, »Select works« 1718.

Denobilitieren (neulat.), entadeln, des Adels entkleiden; Denobilitation, Entziehung des Adels. Verlust des Adels wegen Verurteilung zu entehrenden Strafen kennt das deutsche Strafgesetzbuch nicht.

Denominandi jus (lat.), soviel wie Präsentationsrecht bei Besetzung von Ämtern.

Denomination (lat.), Benennung, Ernennung, Namhaftmachung; auch die uneigentliche Benennung einer Person oder Sache (Art Metonymie), wenn dieselbe, statt mit ihrem eignen Namen, nach einem andern Gegenstand, welcher mit ihr in Beziehung steht, benannt wird, z. B. »Bacchus« statt Wein, der »Corse« statt Napoleon ꝛc.

Denominativum (lat.), ein von einem Namen abgeleitetes Wort (vgl. Derivatum).

Denominātor (lat.), der Nenner eines Bruches, im Gegensatz zum Numerator, dem Zähler.

Denominieren (lat.), ernennen.

Denon (spr. dönóng), Dominique Vivant, franz. Maler und Kunstgelehrter, geb. 4. Jan. 1747 in Givry bei Châlon-sur-Saône, gest. 27. April 1825 in Paris, sollte die Rechte studieren, bildete sich aber zum gewandten Weltmann aus und war in kurzer Zeit der Liebling der vornehmen Gesellschaft in Paris. Dies bahnte ihm den Weg zu Ludwig XV., der ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine übergab. Nach Ludwigs Tode wurde er Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft und benutzte seine Muße zu häufigen Besuchen in Ferney; aus dieser Zeit stammen mehrere von ihm gemalte Bildnisse Voltaires sowie das Bild: le déjeûner de Ferney. Dann begleitete er den Grafen von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten, nach Neapel, wo er 7 Jahre blieb. Hier beschloß er, sich dem Studium der Kunst zu widmen. Sein Lieblingsfach wurde die Kupferstecherkunst. Bis zur französischen Revolution hielt er sich in Italien und in der Schweiz auf. Als er hier erfuhr, daß sein Name auf der Emigrantenliste stehe, eilte er nach Paris, wo der Maler David sich seiner annahm, so daß er von der Emigrantenliste gestrichen wurde. Während der Revolution widmete er sich ausschließlich künstlerischer Thätigkeit, bis er sich mit Genehmigung Bonapartes der Expedition nach Ägypten anschließen durfte, wo er die Gegenden, Baudenkmäler, Kriegsszenen und Schlachtenpläne zeichnete. Nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er die »Voyage dans la Basse et la Haute Égypte« (Par. 1802, 2 Bde., mit Atlas). Später ernannte ihn Napoleon I. zum Generaldirektor der Museen. Als solcher hatte D. alle Kunstunternehmungen zu leiten, durch welche Napoleons Wirken verherrlicht werden sollte; namentlich wurde unter ihm die Vendômesäule errichtet. Noch wichtiger war der Anteil, den D. an Napoleons Kunsträubereien in Europa hatte. D. besorgte in den okkupierten Sammlungen die Auswahl dessen, was nach Paris wandern sollte. Daher ward er nach dem Einzug der Verbündeten in Paris einige Zeit in Haft gehalten. Die Bourbonen ließen ihn anfangs in seinen Ämtern, entsetzten ihn aber nach den Hundert Tagen, weil er dem zurückkehrenden Kaiser zugeeilt war. Er zog sich dann vom öffentlichen Leben zurück. Vgl. La Fizelière, L'œuvre originale de Vivant D. (Par. 1872—73, 317 Blätter).

Dénouement (franz., spr. -numáng), Entwickelung, Lösung eines Knotens, namentlich im Drama.

De novo (lat.), von neuem.

Dens (lat.), der Zahn (s. Zähne); auch zahnartiger Fortsatz an Knochen.

Densimēter (lat.), s. Aräometer.

Densität (lat.), Dichtigkeit.

Denstone (spr. dénnstön), s. Worcester.

Dent (franz., spr. dáng, »Zahn«), Bezeichnung für die schroffen, zackenförmigen Gipfel der Gebirge, welche sich namentlich bei Schichten höherer Erhebung bilden, weil hier die Schichten seltener horizontal liegen und auch die Erosionswirkung der Atmosphäre größer ist. Synonym mit D. sind die Bezeichnungen Pik, Aiguille, Horn, Kogel u. a. Beispiele sind die D. Blanche (4364 m) und D. d'Hérens (4180 m) in den Penninischen Alpen, D. du Midi (3285 m, s. Midi) und D. de Morcles (2974 m) in den Berner Alpen, D. d'Oche (2431 m) in dem Gebirge von Chablais u. a.

Dentāle (lat.), Zahnlaute, s. Lautlehre.

Dentalienbänke, an Dentalien (Zahnschnecken) reiche Schichten im Muschelkalk, s. Triasformation.

Dentalienthone, Dentalien führende Schichten des braunen Jura, s. Juraformation.

Dentalium, s. Zahnschnecke.

Dentātus, s. Curius Dentatus.

Dente, Marco, da Ravenna, ital. Kupferstecher, geb. um 1490, war ein Schüler oder Nach-

ahmer von Raimondi und stach nach diesem, nach Giulio Romano u. a. etwa 70 Blätter, welche durch eine sorgfältige Technik hervorragend sind, aber in der Reinheit der Zeichnung hinter seinem Vorbild zurückbleiben. Er soll 1527 bei der Einnahme Roms ums Leben gekommen sein.

Dentelierte Arbeit (Dentelure, franz.), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten ꝛc.

Dentelles (franz., spr. dangtäl', »Zähnchen«), franz. Bezeichnung für geklöppelte Spitzen.

Dentes (lat.), die Zähne (s. d.).

Denticēte (Zahnwale), eine Gruppe der Wale

Dentīn (Zahnbein), s. Zähne. [(s. d.).

Dentirostres, soviel wie Zahnschnäbler.

Dentist (lat.), Zahntechniker, s. Zahnarzneikunde.

Dentition (lat.), Zahndurchbruch, das Zahnen der Kinder. Vgl. Zähne und Zahnen der Kinder.

Denton (spr. dennt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 7 km nordöstlich von Stockport, hat (1891) 8666 Einw. Dabei der Flecken Haughton (spr. haot'n) mit 5327 Einw.

D'Entrecasteauxinseln (spr. dangtr'kastō-), britische Inselgruppe an der Südostspitze von Neuguinea, von diesem durch die 15 km breite Goschenstraße geschieden, zwischen 9°—10° 10′ südl. Br. und 150°—151° 20′ östl. L. v. Gr., besteht aus den Inseln Goodenough (880 qkm), Fergusson (1320 qkm), Welle (55 qkm) und Normanby (880 qkm) nebst einigen kleinern (Goulvain, Harris, Sunday), 3140 qkm (57 QM.) groß und von Papua, die fleißig Ackerbau treiben, aber auch Kannibalen sind, dicht bevölkert. Sie sind sämtlich gebirgig (über 2000 m); man hat Zinn entdeckt, Gold findet sich im Sande der Bäche von Normanby; Fergusson und Goulvain haben erloschene Vulkane und heiße Quellen. Die Gruppe, bereits 1792 von D'Entrecasteaux entdeckt, wurde erst 1873 von Moresby aufgenommen und in neuester Zeit von Finsch (1884) und von Thomson erforscht.

Denture (franz., spr. dangtür'), Zahnwerk, Gebiß.

Denudation (lat., Entblößung), die Freilegung ehemals überdeckter Gesteinsmassen, oder allgemeiner die Abtragung ausgedehnter Flächen von Gesteinsmaterial. An der D. beteiligen sich die verschiedenartigsten gesteinzerstörenden und -wegführenden Kräfte; ihr haben die Gebirge ihre jetzige Oberflächengestaltung zu verdanken. Je nachdem außer der Schwerkraft vorwiegend das Wasser im flüssigen oder festen Aggregatzustand oder der Wind die D. in gewissen Landstrichen herbeiführte, unterscheidet man Regionen der fluviatilen, glazialen und äolischen D. Die fluviatile und glaziale D. äußert sich besonders in den gebirgigen, die äolische D. oder Deflation in den ebenen Landstrichen (vgl. Erosion, Abrasion, Wüste, Flugsand). — Die Entblößung der Erdoberfläche durch Fortschaffung der von den Atmosphärilien gelieferten Verwitterungsprodukte geht nicht überall in gleichem Maße vor sich, da, wenn die Gesteinslockerung, die Verwitterung, rasch vorschreitet, es doch zuweilen an den Kräften fehlt, welche das gelockerte Material beseitigen, und umgekehrt. Will man nach der Intensität der D. die Landmassen ordnen, so nehmen die Hochgebirge, soweit dieselben über die Grenze des Baumwuchses emporragen, den ersten Platz ein. In den Mittelgebirgen wird der Betrag schon geringer sein, und am geringsten in den Ebenen. Allenthalben aber strebt die D. unablässig ihrem Endziel zu, nämlich alles Land so weit zu erniedrigen und einzuebnen, bis es nur noch wenig über das Meer oder den Spiegel der Ströme emporragt und die Transportkräfte auf ihr geringstes Maß reduziert sind. Dies ist erreicht, sobald die Gebirge in Flachländer verwandelt sind. Die so entstandene Oberfläche bezeichnet man als unteres Denudationsniveau. Das untere Denudationsniveau einer Gegend wird somit durch die tiefsten Punkte, welche das fließende Wasser einnimmt, das obere Denudationsniveau durch die höchsten Erhebungen bezeichnet. Vgl. A. Penck, Über D. der Erdoberfläche (in den »Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse«, Wien 1887).

Denudieren (lat.), entblößen.

Denunziation (Denunciatio), im allgemeinen Meldung, Angabe, Anzeige jeder Art; im Strafprozeß die ohne vorherige Aufforderung erfolgte Benachrichtigung der Behörde von dem Vorhaben oder von der Verübung eines Verbrechens. Die D. ist eine öffentliche oder eine private, je nachdem sie von einem verpflichteten Beamten oder von einer Privatperson ausgeht, und zwar ist jedermann berechtigt, dem Gericht Anzeige von einem beabsichtigten oder begangenen Verbrechen zu machen, verpflichtet nur dann, wenn dies im Gesetz ausdrücklich bestimmt ist (s. Anzeige). Erscheint die D. begründet, so wird daraufhin das Strafverfahren eingeleitet (vgl. Reichsstrafprozeßordnung, § 158). Anonyme Denunziationen verpflichten zunächst nur zu solchen den Grund oder Ungrund der Anzeige aufklärenden Nachforschungen, welche für die Ehre der beschuldigten Person ohne Nachteil sind. Im gewöhnlichen Leben verbindet man übrigens mit dem Worte D. nicht selten den Begriff des Gehässigen und Heimtückischen, indem man dabei eine aus Beweggründen niederer Art erfolgte D. im Auge hat (vgl. Anzeige).

Denunzieren (lat.), ankündigen; jetzt nur noch in üblem Sinn: anzeigen, angeben.

Denuschka, russ. Münze, s. Denga.

Denver (spr. dénnwer), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Colorado und der Grafschaft Arapahoe, unter 39° 45′ nördl. Br. und 104° 50′ westl. L. v. Gr., an der Mündung des Cherry Creek in den South Platte River, 21 km östlich vom Fuß des Felsengebirges, 1605 m ü. M., Bahnknotenpunkt, hat breite, schattige, durch 1750 elektrische Lampen erleuchtete Straßen mit Trambahnen nach allen Richtungen, ein Kapitol, Gerichtshof, Zoll- und Postamt, mehrere hervorragende Kirchen, Universität mit 76 Professoren und 848 Studierenden, mehrere Colleges und andre höhere Schulen, Museum, Opernhaus, Theater und (1890) 106,713 Einw., worunter 25,464 im Ausland (5373 in Deutschland) Geborne. Die Industrie hat in jüngster Zeit einen riesigen Aufschwung genommen; 1890 stellten in 760 gewerblichen Anstalten 10,556 Arbeiter Waren im Wert von 28,794,792 Doll. her, darunter 8 Hobelwerke (Produktionswert 4,017,362 Doll.), 3 Schlachthäuser (1,625,711 Doll.), 5 Mehlmühlen (1,945,600 Doll.), ferner Gießereien und Maschinenwerkstätten, Fabriken von Thonwaren, Kleidern, Wagen, Backwerk ꝛc. Der Wert des in den großen Schmelzhütten im Norden der Stadt geschmolzenen Metalls betrug 1891: 24,5 Mill. Doll. D. ist Sitz zahlreicher Land-, Bewässerungs-, Vieh-, Bergbau- und Hüttengesellschaften für einen großen Teil des Westens. Die Stadt, erst 1858 gegründet, hatte 1880 bereits 35,360 Einw. und wurde mit dem stolzen Titel »Queen City of the Plains« belegt; 1890 betrug ihr steuerpflichtiges Einkommen 66,624,750, die städtische Schuld nur 650,000 Doll.

Denzel, Bernhard Gottlieb, Pädagog, geb. 29. Dez. 1773 in Stuttgart, gest. 13. Aug. 1838 in Eßlingen, studierte in Tübingen Theologie, war seit 1802 Pfarrer in Schaffhausen und kehrte 1806 als Pfarrer zu Pleidelsheim nach Württemberg zurück. 1811 als Inspektor des neuerrichteten Schullehrerseminars und zugleich als Diakonus nach Eßlingen versetzt, erregte er durch seine praktisch-pädagogische Thätigkeit im Sinn Pestalozzis, dem er persönlich näher getreten war, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, so daß ihm die nassauische Regierung 1817 den Auftrag erteilte, das dortige Schulwesen neu zu organisieren. Bald darauf wurde er zum Direktor und ersten Lehrer des Seminars zu Eßlingen ernannt und erhielt gleichzeitig von seiner Regierung den Charakter als Professor, von der nassauischen den eines Oberschulrats. 1832 wurde er zum Prälaten erhoben. D. hat wesentlich zur Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen in Süddeutschland beigetragen. Unter seinen zahlreichen pädagogischen Schriften ragt hervor die »Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer« (2. u. 3. Aufl., Stuttg. 1825—39, 4 Bde.); vgl. ferner »Denzels Entwurf des Anschauungsunterrichts, praktisch ausgeführt von Wrage« (Altona 1837—40, 2 Tle.; oft aufgelegt).

Denzinger, Franz Joseph, Architekt, geb. 24. Febr. 1821 in Lüttich, zog mit seinem Vater, der dort Professor an der Universität war, infolge der Ereignisse von 1830 nach Würzburg, machte hier auf der Universität seine Studien und ging dann auf die polytechnische Schule und die Akademie zu München. Er trat in den Staatsdienst, erhielt 1854 eine Anstellung als Zivilbauingenieur bei der Regierung zu Regensburg und wurde 1859 Dombaumeister daselbst, wo er den Ausbau des Domes in 10 Jahren in glänzender Weise zum Abschluß brachte. Die beiden herrlichen Türme wurden 1869 vollendet, das Querschiff 1872. Er wurde auch mit der Wiederherstellung und dem Ausbau des 1867 durch Brand zerstörten Domes und des Pfarrturms zu Frankfurt a. M. beauftragt, siedelte deshalb 1870 dorthin über und löste auch diese Aufgabe in befriedigendster Weise. Andre von ihm ausgeführte Bauwerke sind: das Badegebäude der Saline zu Kissingen, das chemische Laboratorium der Universität Erlangen, die Stadtpfarrkirche zu Burghausen, das städtische Archivgebäude zu Frankfurt a. M. und die Dreikönigskirche daselbst. 1880 trat er in den bayrischen Staatsdienst zurück. Er lebt in München.

Denzlingen (Langendenzlingen), Dorf im bad. Kreise Freiburg, Amt Emmendingen, an der Glotter, Knotenpunkt der Linien Mannheim-Konstanz und D.-Waldkirch der Badischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Weinbau, Zigarrenfabrikation und (1890) 1591 meist evang. Einwohner.

Deo, Koseform für Demeter (s. d.).

Deo annuénte (Deo favente, D. juvante, lat.), mit Gottes Segen oder Hilfe.

Deoband, Stadt im Distrikt Saharanpur der britisch-ind. Nordwestprovinzen, an der Bahn Dehli-Lahore, unter 29° 42′ nördl. Br. und 77° 48′ östl. L. v. Gr., mit 42 Moscheen, mehreren Hindutempeln und (1881) 22,116 Einw. (9325 Hindu, 12,457 Mohammedaner), welche Getreide, Zucker und Öl ausführen. Die Stadt hat in der Nähe mehrere von Pilgern vielbesuchte Heiligtümer der Hindu.

Deodánd (v. lat. Deo dandum, »Gott zu geben«), im Mittelalter ein Gut, das wegen eines verursachten Schadens, z. B. Tötung oder Verletzung eines Menschen, verwirkt war und dem Beschädigten oder dessen Erben oder dem Staat anheimfiel oder zu einem wohlthätigen Zweck verwendet werden mußte (daher der Name). Das D. ist aus dem mosaischen besonders in das englische Recht übergegangen, wo es sich in frühern Zeiten auch auf die Hinterlassenschaft der Selbstmörder bezog, die dem Staat verfiel.

Deodarazeder (Himalajazeder), s. Cedrus.

Deo favénte (lat.), s. Deo annuente.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank.

Déols (spr. deōl), Flecken im franz. Depart. Indre, Arrond. Châteauroux, 1 km nördlich von dieser Stadt, an der Indre, mit einer Kirche aus dem 14. Jahrh., altem Stadtthor, Resten einer berühmten Abtei (insbes. schönem Turm) und (1891) 2350 Einw. — D. war schon zur Römerzeit eine Stadt Namens Dolum. 468 siegten hier die Westgoten über die Gallier. Später war D. Sitz eines Fürstenhauses, das im 10. Jahrh. hier die Abtei gründete und die Residenz dann nach Châteauroux verlegte. Im Mittelalter hieß D. auch Bourg Dieu.

Deonerieren (lat.), entlasten; Deoneration, Entlastung.

Deontologie (griech.), Pflichtenlehre; bei J. Bentham (s. d.) Bezeichnung der Ethik oder Moralphilosophie.

Deoprajag, Dorf im Distrikt Garhwal der britisch-ind. Nordwestprovinzen, unter 30° 8′ nördl. Br. und 78° 39′ östl. L. v. Gr., am Zusammenfluß der Alakananda und Bhagirathi, welche hier den Ganges bilden, bewohnt von Brahmanen aus dem Dekhan. D. ist einer der fünf heiligsten Wallfahrtsorte der Hindu und berühmt wegen seines angeblich 10,000 Jahre alten Tempels des Rama Tschandra, aus mächtigen, ohne Mörtel zusammengefügten Steinen im obern Teil der Stadt auf einer 1,8 m hohen, 9 m langen und 6 m breiten Terrasse, eine unregelmäßige Pyramide, gedeckt von einer weißen Kuppel mit goldener Kugel und Spitze. In der Tempelhalle ist ein 2 m hohes Standbild des Rama Tschandra aus Stein, davor die anbetende, knieende Figur der Garuda aus Erz aufgestellt. Am Zusammenfluß der beiden Ströme sind zwei große Wasserbecken in den Fels gehauen, wo die Pilger sich durch Waschungen entsündigen.

Deosai (»Götterebene«), völlig vegetationslose und nur von zahllosen Murmeltieren bewohnte, 3660—4000 m hohe Ebene an der Südgrenze von Baltistan in Kaschmir, rings umgeben von 4800—5000 m hohen Bergen, von deren Gletschern und schneebedeckten Kuppen klare Gewässer herabfließen und sich zum Schigar vereinigen, der an der Südostseite durch eine Depression zum Drâs abfließt. In das wellige, mit runden Granitblöcken besäete Thal (wahrscheinlich ein altes Seebecken) führen nördlich von Norden her ein 4757 m hoher, von Süden her ein 4200 m hoher Paß zur großen Handelsstraße zwischen Skardo u. Srinagar.

Deotyma, Pseudonym, s. Łuszczewska.

Depa (Dipoh) heißt in Benkulen auf Sumatra der englische Fathom, = 2 Hehlo zu 2 Esto; in Pulo Pinang das Quadrat-Yard.

Depaktion (lat.), Vergleich.

Departement (franz., spr. -t'mäng), soviel wie Verteilung, Geschäftskreis, Verwaltungszweig, z. B. das D. der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanzdepartement ꝛc.; auch Bezeichnung eines Landesteiles. In Frankreich wurde durch Beschluß vom 14. Dez. 1789 die historische Landeseinteilung in Provinzen abgeschafft und nach dem Antrag von Sieyès eine neue, in 83 Departements, eingeführt, die, ohne Rücksicht

auf die alten Provinzen, ziemlich gleichmäßig nach dem Flächeninhalt, der Bevölkerung und der Steuerleistung gebildet und nach Flüssen, Gebirgen, Küsten benannt wurden. In der Folge vermehrten sich die Departements durch die allmählichen Vergrößerungen des Reiches bis auf 140, wurden aber nach der Restauration wieder auf 86 herabgesetzt. Nach der Einverleibung von Savoyen und Nizza belief sich ihre Zahl auf 89, gegenwärtig beträgt sie mit dem Territorium von Belfort, welches als D. Oberrhein bezeichnet wird, 87. — Auch mehrere Staaten Südamerikas, wie Kolumbien, Peru, Bolivia und Uruguay, werden in Departements eingeteilt.

Departemental-Kommission (Commission départementale), in Frankreich ein Ausschuß von 4—7 Mitgliedern, welchen der Generalrat (s. d.) jährlich am Ende der Augusttagung wählt. Es soll möglichst jedes Arrondissement in der D. vertreten sein. Vorsitzender ist das an Jahren älteste Mitglied. Die D. hat hauptsächlich die Aufgabe, den Generalrat während der Zeit, wo derselbe nicht versammelt ist, zu vertreten.

Departieren (lat.), verteilen; Departition, Verteilung.

Depaszieren (lat.), abweiden, abfressen.

Depauperieren (lat.), verarmen, arm machen; Depauperation, Verarmung.

Depazea *Fr.*, Pilzgattung aus der Familie der Pyrenomyceten, zahlreiche, meist nach den Nährpflanzen unterschiedene und benannte Arten, welche parasitisch auf Blättern höherer Pflanzen leben und dort verschieden gestaltete und gefärbte Flecke hervorrufen. Es sind Spermogonien verschiedener Pyrenomyceten, besonders von Sphaerella, deren Perithecien erst an den abgefallenen und faulenden Blättern auftreten, daher die Angehörigkeit der meisten noch nicht ermittelt ist. Vgl. Blattflecke.

Depekoration (neulat.), Abnahme des Viehstan-des.

Depekulation (lat.), Kassendiebstahl; depekulieren, eine öffentliche Kasse bestehlen. S. Peculat.

Depellieren (lat.), vertreiben, verstoßen.

Dependénz (lat.), Abhängigkeit, Zubehör; Dependenzen (Dependenzien), soviel wie Pertinenzien; dependieren, von einem abhängen, einem unterworfen sein; dependént, abhängig.

Dependieren (ital.), in der Kaufmannssprache etwas ins Buch Eingetragene, z. B. eine Rechnung, durch Ausstreichen als nicht mehr geltend bezeichnen.

Depense (franz., spr. -pängß'), Ausgabe, Aufwand; depensieren, Aufwand machen.

Deperditen (lat.), Einbuße.

Depere, Stadt in der Grafschaft Brown des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Fox-fluß, mit großer Brücke, hat Dampferverbindung mit Chicago und Buffalo, Mahl- und Sägemühlen, Gießereien und (1890) 3625 Einw.

Depeschen (Depechen, franz., v. ital. dispaccio), amtliche Schreiben, welche zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den ihm unterstellten diplomatischen Agenten gewechselt werden; sie sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instruktionen und von der andern Berichte. Zuweilen wird der Gesandte auch beauftragt, dem Minister des Staates, wo er beglaubigt ist, eine solche Depesche vorzulesen und Abschrift derselben zu hinterlassen. Den Namen haben die D. von der Notwendigkeit ihrer schleunigen Besorgung. Im weitern Sinn versteht man unter D. überhaupt Zufertigungen von Wichtigkeit, die durch Kuriere oder sonst auf schleunigem Weg befördert werden. Geheime Mitteilungen werden vielfach in Geheimschrift (s. d.) depeschiert (chiffrierte D.). Mit Rücksicht auf die schnelle Beförderung hat man den Namen der D. schlechtweg auf die Telegramme übertragen (telegraphische D.); daher depeschieren, eilig befördern, absenden (besonders Telegramme).

Depeschengeheimnis, s. Depeschenschutz.

Depeschenschutz. Telegraphische Depeschen werden bis zur Eröffnung durch den Empfänger sowohl durch die Telegraphenordnungen als auch durch das Strafgesetzbuch geschützt. § 355 bedroht mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 5 Jahren Telegraphenbeamte und andre mit der Beaufsichtigung und Bedienung einer zu öffentlichen Zwecken dienenden Telegraphenanstalt betraute Personen, welche die der Telegraphenanstalt anvertrauten Depeschen verfälschen oder in andern als in den im Gesetz vorgesehenen Fällen eröffnen oder unterdrücken, oder von ihrem Inhalt Dritte rechtswidrig benachrichtigen oder einem andern wissentlich eine solche Handlung gestatten oder ihm dabei wissentlich Hilfe leisten. Damit ist insbesondere das Depeschengeheimnis in ähnlicher Weise wie das Briefgeheimnis (s. d.) und mit analogen Einschränkungen wie dieses unter den Schutz der Rechtsordnung gestellt.

Depeuplieren (franz., spr. depöp-), entvölkern.

Dephlegmieren (lat.-griech.), bei den alten Chemikern die Abscheidung des Wassers aus einer sauren oder spirituösen Flüssigkeit, also soviel wie konzentrieren; Dephlegmatoren, s. Destillation, S. 782.

Dephlogistisch (grch.), unentzündlich, unbrennbar.

Dephlogistisieren (griech.), nach der Stahlschen Theorie einen Körper seines Phlogistons (s. d.) berauben, d. h. ihn oxydieren, verbrennen. Dephlogistisierte Salzsäure, soviel wie Chlor.

Depilieren (lat.), enthaaren, einen rupfen, ihm das Seinige nehmen; Depilation, Enthaarung; Depilatorium, Enthaarungsmittel, s. Haare.

Depingieren (lat.), abmalen, schildern.

Deplacement (franz., spr. -plaß'mäng), die von einem Schiffe verdrängte Wassermenge, also Gewicht des Schiffes, s. Schiff.

Deplacieren (franz., spr. -ßi-), etwas von seinem Platz fortrücken; jemand seines Amtes entsetzen; deplaciert, am unrechten Ort, übel angebracht.

Deplacierungsmethode (Verdrängungsmethode), s. Auslaugen.

Deplaisance (franz., spr. -plaſängß'), Abneigung, Widerwille; deplaisant, unangenehm, mißliebig.

Deplaisir (franz., spr. -plaſir), Unlust, Mißvergnügen.

Deplanieren (lat.), ebnen.

De plano (lat.), obenhin, kurzweg, ohne Umstände.

Deplantieren (lat.), verpflanzen, versetzen; Deplantation, Verpflanzung.

Deplorābel (lat.), bejammernswert.

Deployieren (franz., spr. -plöají-, »ausbreiten, entfalten«), im Militärwesen soviel wie aufmarschieren, insbesondere aus der geschlossenen Kolonne in die Linie übergehen. Beim D. hält die Tetenabteilung, wodurch es sich vom Aufmarsch (s. d.), bei welchem sie in Bewegung bleiben kann, unterscheidet. Das D. ist jetzt außer Gebrauch.

Depolarisieren (lat.), der Polarisation berauben; Depolarisation, Entziehung der Polarisation.

Depōnens (lat.), nach herkömmlichem Ausdruck der griechisch-lat. Grammatik ein Zeitwort in Leideform, aber die Bedeutung des Leidens »ablegend«.

Man nahm z. B. an, daß sequitur (»folgt«) auf eine Bedeutung wie ducitur (»wird geführt«) zurückgehe.

Deponieren (lat.), etwas ab-, niederlegen, aussagen; in Verwahrung geben. Deponént, der etwas niederlegt (s. Depositum); auch der Sachverständige oder Zeuge, der vor einer Behörde etwas aussagt.

Depopularisieren (lat.), der Volksgunst berauben.

Depopulation (lat.), Entvölkerung.

Deport (franz.), Kursabschlag, beim Prolongationsgeschäft als Gegensatz zum Report oder Kursaufschlag der Unterschied zwischen dem Tageskurs und dem niedrigern Lieferungskurs. Näheres s. Prolongationsgeschäfte.

Deportation (lat., »Wegführung«), diejenige Art der Verbannung, wobei der Bestrafte an einen bestimmten Ort verwiesen und mehr oder minder in seiner Freiheit beschränkt wird. Diese unter den ersten römischen Kaisern aufgekommene Art des Exils bestand darin, daß nicht ein allgemeiner Bann ausgesprochen (aquae et ignis interdictio), sondern eine Stadt oder bestimmte Insel (deportatio in insulam), die wenigstens 50,000 Schritt (10 geogr. Meilen) vom festen Land entfernt liegen mußte, auch nicht Kos, Rhodos, Lesbos oder Sardinien sein durfte, oder sonst ein entlegener, meist überseeischer Ort dem Verurteilten als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Die Kaiser pflegten anfangs neben aquae et ignis interdictio oft auch noch D. zu verfügen, gleichsam als höhern Grad der Verbannung, während in andern Fällen dem Verbannten die Wahl seines Aufenthaltsortes überlassen blieb. Der zur D. Verurteilte erlitt capitis deminutio media (s. Capitis deminutio), und in der Regel war mit der D. auch Konfiskation verbunden; ja, nach dem Tode des Deportierten fielen die etwa von neuem erworbenen Güter dem Fiskus anheim. Von den neuern Staaten sind es Rußland, England und Frankreich, die besondere, in andern Ländern nachgeahmte Systeme dieser Strafart ausgebildet haben. In Rußland findet sich die Verschickung nach Sibirien seit dem 17. Jahrh. als eine die Todesstrafe einschränkende und die verstümmelnde Leibesstrafe beseitigende Maßregel, die nicht ihrem Zwecke, wohl aber ihrem Erfolg nach die Kolonisation mächtig fördert. Graf Speranski, der Schöpfer des Swod Zakónow (des 15 Bände umfassenden russischen Gesetzbuchs von 1832), nahm die D. nach Sibirien in das System der Strafmittel auf; er unterschied die Verbannung nach Sibirien mit harter Zwangsarbeit (Katorga) und die zeitige oder lebenslängliche Zwangsansiedelung in Sibirien. Diese beiden Strafarten sind auch im geltenden russischen Recht beibehalten; sie bringen den Verlust aller bürgerlichen Rechte mit sich. 1) Die harte Zwangsarbeit (Katorga), früher in Bergwerks-, Festungs- und Fabrikarbeit unterschieden, seit den 70er Jahren ganz willkürlich verhängt, gegenwärtig insbesondere landwirtschaftliche u. Kohlengrubenarbeiten auf der Insel Sachalin, zerfällt ihrer Dauer nach in 7 Stufen, von 4 Jahren bis auf Lebenszeit; nach Ablauf der Arbeitszeit werden die Deportierten an bestimmten Punkten Sibiriens angesiedelt. Nach dem neuen Entwurf eines russischen Strafgesetzbuchs soll die Zwangsarbeit in den Katorgagefängnissen vollzogen und die Transportierung nach Sibirien erst nach Ablauf der Strafzeit eintreten, so daß sie eine Art von Nachstrafe darstellt. 2) Die Zwangsansiedelung zerfällt in zwei Stufen, je nach der größern oder geringern Entfernung des angewiesenen Aufenthaltsortes. Die Deportierten werden den einzelnen Gemeinden zugeschrieben; diese haben sie mit Grundeigentum zu versehen und eine Art vormundschaftlicher Aufsicht über sie auszuüben. Nach 10 Jahren wird der Deportierte zum vollberechtigten Mitglied der Gemeinde. Thatsächlich erreicht jedoch nur etwa 1/3 Proz. sämtlicher Deportierter dieses Ziel; die übrigen gehen zu Grunde. Der Entwurf hält diese Strafart nur als besondere Strafe für einzelne aus religiösen Beweggründen begangene Verbrechen bei. 3) Das geltende Recht kennt ferner die (im Entwurf beseitigte) einfache D., d. h. die Einweisung in einen bestimmten Ort, sei es Sibirien, sei es einer entfernten Provinz des europäischen Rußland; aber nur für die privilegierten Klassen der Bevölkerung. 4) Daneben spielt die »administrative« Verschickung nach Sibirien (ohne gerichtliche Verurteilung) eine bedeutende Rolle. — Über den Wert der D. als Strafmittel gehen die Ansichten auseinander. Von den beiden bedeutendsten der heute lebenden Kriminalisten Rußlands hat sie der eine, Foinitzki, unbedingt verurteilt, während der andre, Tagantzew, von einer gründlichen Umgestaltung wohlthätige Wirkungen erhofft. Die bisherige Entwickelung scheint zu gunsten der pessimistischen Ansicht Foinitzkis zu sprechen. Nach ihm wäre die Befreiung Sibiriens von der Verbrecherwelt des ganzen russischen Reiches nur eine Frage der Zeit.

Das französische Strafgesetzbuch (Code pénal) vom 12. Febr. 1810 führte 1) die D. als schwere und infamierende Strafe an dritter Stelle nächst der Todesstrafe und der Verurteilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit auf. Während der Kriege des ersten Kaiserreichs hinderte jedoch die Unterbrechung des Verkehrs mit den Kolonien die Ausführung der D., und an die Stelle derselben trat lebenslängliche Einschließung des Verurteilten im Inland. Bei der Revision des Code pénal 1832 wurde dieser thatsächliche Zustand, welcher bis dahin fortbestanden hatte, zu einem rechtlichen gestaltet. Die D. nach den Kolonien wurde indessen durch Gesetz vom 8. Juni 1850 wieder in das Strafsystem aufgenommen, und zwar unterschied man nunmehr zwischen D. ersten und zweiten Grades. Die erstere wird an einem sicher umschlossenen überseeischen Orte (dans une enceinte fortifiée) verbüßt. Die Déportation simple findet bei mildernden Umständen und geringern Verbrechen Anwendung; die Sträflinge sollen nicht der strengen Aufsicht unterliegen wie bei der D. ersten Grades (Gesetz von 1872). Verschiedene Dekrete dehnten die Strafe aus, welche namentlich auch auf politische Verbrechen Anwendung fand. Die Nebenstrafe des bürgerlichen Todes dagegen, welche bis dahin mit der D. verbunden gewesen war, wurde durch das Deportationsgesetz vom 8. Juni 1850 beseitigt. Die erste Art der D. wird gegenwärtig auf der Insel Ducos, die zweite auf der Insel Des Pins (beide zu Neukaledonien gehörig) vollstreckt. Arbeitszwang ausgeschlossen; Ergebnisse höchst unbefriedigend; der neue Entwurf eines Code pénal kennt diese Strafe nicht mehr. 2) Von der D. ist die Transportation zu unterscheiden. Ist jene für politische, so ist diese für gemeine Verbrecher bestimmt. Die Strafe der Zwangsarbeit (travaux forcés) soll nämlich gegen Männer unter 60 Jahren, seit 1854 in Guayana, seit 1863 in Neukaledonien vollstreckt werden. Bei guter Führung konnte der Verurteilte eine Reihe von Erleichterungen erwerben, insbes. die Anweisung von Land zum Bebauen für eigne Rechnung. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen Neukaledonien den Verbrechern als ein Eldorado erscheinen mußte,

daß Gefängnissträflinge ihre Aufseher ermordeten, um sich die Transportation zu verdienen. Zwei Verordnungen von 1891 haben den schreiendsten Übelständen ein Ende gemacht, ohne freilich den Grundfehler des Systems (die Transportation ist viel teurer und weit weniger abschreckend oder bessernd als ein gut organisiertes Gefängnis im Inland) beseitigen zu können. 3) Zu diesen beiden Formen der Verbannung tritt nun seit dem Gesetz vom 27. Mai 1885 die Relegation als Strafe gegen rückfällige Verbrecher. Diese ist über jedes Individuum zu verhängen, welches innerhalb des Zeitraums von 10 Jahren, in welcher Zeit die Strafjahre nicht mit inbegriffen sind, zwei Verurteilungen zu Zwangsarbeit oder Zuchthaus erlitten oder neben Einer solchen Strafe wegen schwerer Verbrechen zu Gefängnis oder zu mehr als 3 Monaten Einschließung wegen Diebstahls, Betrugs, Unterschlagung, Vergehens gegen die Sittlichkeit, wegen Vagabondierens, Bettelns oder Arbeitsscheu zweimal verurteilt worden ist, endlich auch gegen jeden, der vier Verurteilungen zu Gefängnis wegen qualifizierter Verbrechen oder zu einer längern Einschließung wegen der vorgenannten strafbaren Handlungen erlitten hat. Unter Umständen kann auch nach sieben Verurteilungen die D. erfolgen, wenn nur zwei davon wegen solcher Verbrechen und Vergehen und auf mehr als 3 Monate erfolgt sind. In der praktischen Handhabung unterscheidet sich die Relegation nicht von der Transportation. Daß der Gesetzgebung von 1885 die Bekämpfung des Rückfalls geglückt sei, wird von keiner Seite behauptet.

In England wurde durch das unter Elisabeth gegebene Gesetz zuerst Verbannung als Strafe für Gauner und Vagabunden festgesetzt, aber darin kein Verbannungsort besonders angegeben. Der Gebrauch, Verbrecher nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien zu transportieren, datiert von Jakobs I. Regierung, von 1619, her. Da jedoch bei Ausführung dieses Systems große Mißbräuche einrissen, so wurde im vierten Regierungsjahr Georgs I. die D. nach Nordamerika durch eine Parlamentsakte geregelt. Da damals Kanada noch den Franzosen gehörte, so waren Neuengland und andre Provinzen der jetzigen nordamerikanischen Union und außerdem auch wohl die britisch-westindischen Kolonien die einzigen Länder, nach denen die im britischen Reich zur D. verurteilten Verbrecher gebracht werden konnten. Nachdem sich aber die erstgenannten Kolonien vom Mutterland losgerissen hatten, wurde Neusüdwales in Australien als Verbannungsort gewählt, welches alle Vorteile, die anderwärts fehlten, zu vereinigen schien. Die Hauptzwecke der britischen Regierung bei der Gründung der Kolonie von Neusüdwales waren folgende: das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu befreien; einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher wie auch für deren spätere und allmähliche Besserung zu haben und eine britische Kolonie aus den allmählich gebesserten Verbrechern und den Familien freier Auswanderer, die von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sehen möchten, in dem neuentdeckten Lande sich anzusiedeln, zu bilden. Später wurden Strafkolonien in Tasmania und Westaustralien errichtet, bis 1858 die D. als Strafmittel vollständig beseitigt ward.

Über die interessanten Bestrebungen Friedrich Wilhelms III., die D. in das preußische Strafensystem einzuführen, berichtet Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, Bd. 2, S. 346, 351, 499 (Berl. 1858). Im Juni 1802 wurden 58 Verbrecher in Narwa von Rußland übernommen, um in die sibirischen Bergwerke gebracht zu werden. Als die russische Freundschaft erkaltete und 39 der »Deportierten« in Graudenz eine Diebesbande bildeten, nahmen die Versuche ein stilles Ende. Gegenüber einer abermaligen Anregung entschied sich das Staatsministerium 1828 gegen jede derartige Maßregel. Und mit Recht. Die D. wird stets teurer sein und weniger abschreckend wirken als die Festhaltung im Inland. Die Erfahrungen Englands beweisen überdies, daß die überseeischen Kolonien, sobald sie erstarkt sind, sich gegen die Aufnahme des Abschaums der mutterländischen Bevölkerung mit aller Macht auflehnen. Eine wesentlich andre (wohl zu bejahende) Frage ist es, ob nicht entlassene Sträflinge, welche Hoffnung auf Besserung bieten, bei der freiwilligen Auswanderung unterstützt werden sollten. Vgl. v. Holtzendorff, Die D. als Strafmittel (Leipz. 1859); d'Haussonville, Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies (Par. 1875); Bertheau, De la transportation des récidivistes incorrigibles (das. 1882). Über den heutigen Stand der Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern bietet die beste Auskunft das Werk: »Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung« (Bd. 1, Berl. 1893), wo sich auch weitere Litteraturangaben finden. Vgl. auch Holtzendorffs »Handbuch des Gefängniswesens«, Bd. 1, S. 372, 427; Bd. 2, S. 372 (Hamb. 1888); Krohne, Lehrbuch der Gefängniskunde, S. 267 (Stuttg. 1889).

Depositār (lat.), beim Hinterlegungsvertrag derjenige, welcher eine Sache zur Aufbewahrung entgegennimmt (s. Hinterlegung).

Depositen (Deposita, lat.), hinterlegte Sachen, namentlich Gelder (Depositengelder) und sonstige Wertobjekte, welche bei einer amtlichen Stelle, einer Depositenkasse, einem Bankier oder bei einer Depositenbank als D. zur Aufbewahrung oder zur Verwaltung oder zur Benutzung (vgl. Banken, S. 422) hinterlegt sind. Das von einem Bankgeschäft über die hinterlegten Gelder eröffnete Konto wird Depositen-(Depositо-) Konto genannt. Die Bescheinigung über eine stattgehabte Hinterlegung heißt Depositen-(Deposital-, Depot-)Schein (s. Hinterlegung).

Depositenbank, s. Banken, S. 422.

Deposition (lat.), Hinterlegung, insbesondere die Hinterlegung von Wertobjekten bei einer Bank (Depositenbank), bei einem Kaufmann oder bei einer Behörde, nach Maßgabe der hierüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften (Deposital-, Hinterlegungsordnungen); s. Hinterlegung. Auch die Aussage einer Person vor einer Behörde, insbes. die Vernehmlassung eines Zeugen oder Sachverständigen, wird D. genannt. Im Kirchenrecht versteht man unter D. die Absetzung eines Geistlichen, wobei derselbe des Amtes und der Anstellungsfähigkeit für alle Zeiten verlustig geht. Vgl. auch Pennalismus.

Depositor (lat.), Deponent, auch Beamter, der Depositen entgegennimmt (s. Hinterlegung).

Depositorium (lat.), Ort zum Aufbewahren; das Lokal zur Aufbewahrung von Depositen (s. d.); Archiv, in welchem wichtige Dokumente aufbewahrt sind; Kasse, bei der Geld und Geldeswert hinterlegt wird.

Depositowechsel, s. Depotwechsel.

Depositum (lat.), eine hinterlegte (deponierte) Sache; dann der Hinterlegungsvertrag (s. Hinterlegung).

Depossedieren (franz.), aus dem Besitz setzen; entthronen; daher Depossedierte, Bezeichnung für die Monarchen, welche 1859 und 1861 in Italien, 1866 in Deutschland der Regierung entsetzt wurden. Die depossedierten Fürsten und ihre Familien behalten ihre Ehrenrechte, Titel und Prädikate sowie die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern.

Depostieren (franz.), einen von einem Posten, einer Position, verdrängen.

Depot (franz. dépôt, spr. -pó), eine Niederlage, besonders von Geschütz, Munition, Montierungsstücken, Belagerungsbedürfnissen (daher Artillerie-, Batterie-, Traindepot ꝛc.); dann eine Abteilung Truppen, die während eines Feldzugs zur Ausbildung des Ersatzes ꝛc. in den Garnisonen zurückbleibt (Depotkompanien, Depotbataillone). In Österreich, Frankreich ꝛc. sind diese Depots schon im Frieden vorhanden, in Deutschland werden dafür Ersatztruppen erst bei der Mobilmachung aufgestellt. Remontedepots, s. Remonte. Über Pferde-D. s. d. — Im Handel ist D. die Niederlage von Waren, Wertpapieren bei andern. In D. geben heißt bei jemand in Verwahrung geben, ein D. errichten, ein beständiges Kommissionslager halten. Sind im Depotgeschäft der Banken Wertpapiere in D. gegeben, so gelten sie als Pfand, sobald der Deponent Schuldner des Depositars wird. Im Kontokorrentverkehr werden oft Banken Kontokorrentdepots in Papieren gegeben, wenn diese ihren Kunden gegenüber im Vorschuß sind. Offene und verschlossene Depots, soviel wie offene und verschlossene Depositen (vgl. Banken, S. 422). Gesperrte Depots sind solche, über welche im Interesse einer dritten Person die freie Verfügung beschränkt ist, so wenn aus ihnen einem Dritten lebenslänglich Einkünfte gezahlt werden, oder wenn sie zur Sicherung der Heiratskaution eines Offiziers dienen. Sie werden nur mit Zustimmung des Berechtigten zurückgegeben oder ohne diese nur bei Vorlegung einer Bescheinigung über den Tod, bez. einer dienstlichen Zustimmung der Militärbehörde.

Dépôt de la guerre (franz., spr. depo dla gär'), im franz. Kriegsministerium das 1688 von Louvois als Sammelstelle für alle auf Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte bezüglichen Schriften gegründete Institut, wurde 1761 von Paris nach Versailles verlegt und durch Zuteilung des Dépôt des cartes et plans vergrößert, kam aber 1791 nach Paris mit den ausgedehntesten Befugnissen zurück. 1793 ward ihm die Karte Frankreichs von Cassini zur Vollendung und wenig später eine Sammlung von 10,000 zum Teil seltenen Karten aus ältester Zeit überwiesen. Das D. besitzt auch eine reiche Sammlung von Schriften militärischen und geographischen Inhalts sowie die Akten und Denkschriften aus den Kriegen der Republik und des ersten Kaiserreichs. Die beste Leistung des D. ist die 1817—75 auf Grund neuer Vermessungen im Maßstab von 1 : 80,000 hergestellte Karte von Frankreich. Die im Handel erscheinenden sogen. 1-Frankblätter sind durch Umdruck vom Kupferstich auf Stein übertragen. Ein Teil der Karten wird im D. selbst, der andre in Privatanstalten gedruckt. Die Gesamtproduktion belief sich 1875 auf 524,204 Blätter. Gegenwärtig bildet das D. das fünfte Büreau des État-major général des Kriegsministers und zerfällt in zwei Sektionen, von denen die erste alles auf die Aufnahme und Veröffentlichung von Karten Bezügliche bearbeitet und Werkstätten für Kupferstich, Photographie, Heliogravüre ꝛc besitzt, während die zweite Sektion Kriegsgeschichte und Militärstatistik bearbeitet. Unter Leitung des Generals de Vault hat das D. die Geschichte der 1677—1763 geführten Kriege Frankreichs in 125 Bänden veröffentlicht. — Belgien hat ein D. zu demselben Zweck. Vgl. Rey, Histoire de la carte de l'état-major (Par. 1877); Rouby, La cartographie au D. (das. 1878).

Depotenzieren (neulat.), entkräften, schwächen.

Depotplätze, Festungen, welche wesentlich zur Herstellung und Lagerung von Kriegsmaterial benutzt werden. Im engern Sinne bei Belagerungen die Plätze, auf denen die Materialien der Artillerie- und Ingenieurparks untergebracht sind (Munitionsdepots, Hauptingenieurdepot, Zwischendepots).

Depotwechsel (Deckungs-, Deposito-, Kautionswechsel), der einem Gläubiger zur Sicherung einer bereits bestehenden oder einer künftigen Forderung übergebene, »in Depot« gegebene Wechsel, von dem der Empfänger Gebrauch machen soll, wenn der Aussteller oder Acceptant seiner Hauptverbindlichkeit nicht nachkommt. Solche Wechsel werden im Kontokorrentverkehr, bei Depositen, Darleben ꝛc., dann insbesondere für die nicht eingezahlten Beträge von Aktionären bei Versicherungsgesellschaften »deponiert«. Ein solcher Wechsel, meist ein eigner Wechsel, ist allerdings zunächst nicht zur Weiterbegebung bestimmt, sondern vielmehr zur Hinterlegung bei dem ersten Empfänger, zu dessen Sicherung er dienen soll, solange die Forderung, bez. ein Kontokorrentverhältnis besteht. Dies schließt jedoch die wechselmäßige Begebbarkeit und zwar selbst dann nicht aus, wenn der Wechsel in seinem Kontext oder in der Überschrift ausdrücklich als D. benannt ist. Eine solche Begebung ist jedoch dann nicht zulässig, wenn der Wechsel durch die Klausel »nicht an Order« als Rektapapier bezeichnet ist.

Depouillieren (franz., spr. depuj-), plündern, berauben.

Deppe, Ludwig, Komponist und Dirigent, geb. 7. Nov. 1828 in Alverdissen (Lippe), gest. 6. Sept. 1890 in Pyrmont, studierte in Detmold Violin- und Klavierspiel sowie Komposition und ließ sich 1857, nachdem er unter Leitung Marxsens in Altona und Lobes in Leipzig seine Studien abgeschlossen, in Hamburg als Musiklehrer nieder. Hier leitete er nun einen Gesangverein, mit dem er größere Oratorienaufführungen veranstaltete. 1871 übernahm D. die Leitung der Berliner Symphoniekapelle, gab dieselbe jedoch nach Jahresfrist wieder auf. Bekannter machte er sich als Dirigent der 1876 ins Leben gerufenen schlesischen Musikfeste. 1886 ernannte ihn Graf Hochberg zum Hofkapellmeister in Berlin, doch konnte er sich in dieser Stellung nicht halten und nahm bald seinen Abschied. Unter seinen Kompositionen sind hervorzuheben: die Ouvertüren zu »Zrinyi« und »Don Karlos«, eine Symphonie in F und Chorlieder.

Depping, Georg Bernhard, deutsch-franz. Geschichtschreiber, geb. 11. Mai 1784 in Münster, gest. 6. Sept. 1853 in Paris, begleitete 1808 einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er in Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten Anstellung fand, dann die neuern Sprachen studierte und für französische und deutsche Zeitschriften Beiträge lieferte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Merveilles et beautés de la nature en France« (Par. 1811; 9. Aufl., das. 1845); »Les soirées d'hiver« (3. Aufl. 1833; deutsch, Krefeld 1831); »Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde« (1822, 2 Tle.); »La Suisse« (2. Aufl. 1824,

4 Bde.); »Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X. siècle« (1826, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844; deutsch, Hamb. 1829); »Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique« (1832, 2 Bde.); »Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen zu Paris« (Leipz. 1832); »Les juifs dans le moyen-âge« (1834, neue Ausg. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); »Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner gegen Holland 1672—1674« (Münster 1840). Er setzte auch Liquets »Histoire de la Normandie« (Rouen 1835, 2 Bde.) fort und bearbeitete für die Sammlung historischer Dokumente die ältesten Statuten der Handwerke der Stadt Paris (1837) und eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. bezüglichen Aktenstücke (1850—55, 4 Bde.). Seine zuerst 1817 erschienene »Sammlung spanischer Romanzen« erschien in zweiter Auflage unter dem Titel: »Romancero castellano« (Leipz. 1844, 2 Bde.; Bd. 8 von F. Wolf, 1846).

Deprädieren (lat.), berauben, plündern; Deprädation, Beraubung, Plünderung.

Depravieren (lat.), verschlechtern, verderben; auch schlechter werden; Depravation, Verschlechterung.

Deprehension (lat.), Ergreifung, Festnehmung eines Verbrechers. Forum deprehensionis ist im Strafprozeß der Gerichtsstand des Ortes der Ergreifung oder der Betretung des Verbrechers. Nach gemeinem Recht konnte die Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechers ebensogut von dem Gericht, in dessen Sprengel der Verbrecher ergriffen, wie von dem Gericht, in dessen Sprengel die That verübt wurde (forum delicti commissi) oder auch von dem Gericht des Wohnorts des Verbrechers (forum domicilii) beansprucht werden. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 9) erklärt das Gericht, in dessen Bezirk der Beschuldigte ergriffen wurde, nur subsidiär, nämlich dann für zuständig, wenn die strafbare Handlung im Ausland begangen worden und ein sonstiger Gerichtsstand nicht begründet ist, sowie ferner wenn die strafbare Handlung zwar im Inland begangen, jedoch weder der Gerichtsstand der begangenen That noch jener des Wohnorts ermittelt ist. Nach der österreichischen Strafprozeßordnung kann statt des Gerichtsstandes des Bezirkes der That auch jener der Ergreifung des Beschuldigten Platz greifen, wenn die Anzeige wegen einer strafbaren Handlung bei dem Gericht gemacht wird, in dessen Sprengel der Beschuldigte zur Zeit der erstatteten Anzeige betreten wird, und nicht bereits das Gericht des Thatortes zuvorgekommen ist. Auch muß die Sache an dieses Gericht abgegeben werden, wenn es der Staatsanwalt des einen oder des andern Sprengels, der Privatkläger oder der Beschuldigte begehrt; ebenso wenn das Delikt im Auslande begangen wurde, der Delinquent im Inlande sich befindet und keinen Wohnsitz hat.

Deprekation (lat. Deprecatio injuriae), »Abbitte«, s. d. In der Rhetorik ist D. die Figur, wobei der Redner, statt mit Gründen zu wirken, sich bittweise an die Richter oder andern Zuhörer wendet. In der Dogmatik versteht man darunter Fürbitte Christi für die Gläubigen bei Gott.

Deprekatür (mittellat.), das bei einer Schenkung an Klöster und Kirchen von dem Schenkenden reservierte Anrecht auf die Einkünfte zeit seines Lebens; auch eine bis ins dritte Glied dauernde Erbpacht.

Deprès (De Près), s. Josquin Deprès.

Depressaria, s. Motten.

Depression (lat.), in der Astronomie soviel wie negative Höhe, d. h. die unter den Horizont fortgesetzte Verlängerung eines Höhenkreises. Von einem Stern, der 10° unter dem Horizont steht, sagt man, seine D. betrage 10°. Unter D. des Horizonts (Kimmtiefe) versteht man den Winkel, den die von dem Auge eines in einiger Höhe über dem Meeresspiegel befindlichen Beobachters aus nach dem scheinbaren Horizont gezogene gerade Linie mit der horizontalen Ebene einschließt. Diese D. kommt namentlich bei Höhenbeobachtungen zur See in Betracht, weil hier der scheinbare Horizont als Anfang für die Höhe genommen werden muß, da die schwankende Bewegung des Schiffes die Anwendung des Niveaus nicht gestattet. Durch die D. des Horizonts wird die Höhe eines Sternes vergrößert. — In der Physik heißt D. die Senkung des Flüssigkeitsspiegels in Haarröhrchen, welche z. B. beim Eintauchen von Glasröhren in Quecksilber beobachtet wird. Diese D. macht sich auch bei Barometern geltend und muß mittels eigner Tabellen in Rechnung gezogen werden. Bei Thermometern spricht man von D. des Nullpunktes, welche darin besteht, daß das Quecksilber im Instrument nach der Bestimmung des Siedepunktes in schmelzendem Eis einen tiefern Stand erreicht als vor jener Bestimmung. Diese von einer nachdauernden Ausdehnung des Gefäßes herrührende D. muß bei genauen Beobachtungen nach der Methode von Pernet berichtigt werden (vgl. Pernet, Beiträge zur Thermometrie, Münch. 1875). Die D. des Nullpunktes ist von der chemischen Zusammensetzung des Glases abhängig, und bei Anwendung von Jenaer Normalglas oder französischem Hartglas zu Thermometern ist die Veränderlichkeit des Nullpunktes fast unmerklich. Die Thermometer aus Jenaer Normalglas sind durch einen eingeschmolzenen roten Längsstrich kenntlich gemacht.

In der Geographie heißt D. eine Landstrecke, welche tiefer als das Niveau der Ozeane liegt. Die größte D., von dem Flächeninhalt der Skandinavischen Halbinsel, bildet das Kaspische Meer mit seinen benachbarten Gebieten. Der Spiegel des Kaspischen Meeres liegt 25,6 m tiefer als der des Schwarzen Meeres, während der Spiegel des Toten Meeres sogar 394 m unter dem des Mittelmeeres liegt. Andre Depressionen liegen in der Sahara, allerdings nicht von so großer Ausdehnung, als man früher annahm. Die eine befindet sich südlich von Bistra und umfaßt das Schottgebiet von Algerien und Tunis, die zweite liegt im nördlichen Teil der Libyschen Wüste und erstreckt sich von der großen Syrte bis in die Nähe des Nildeltas. In diesem Gebiet liegt Sokna 284,27 m u. d. M. Auch die Danakilküstenebene am Roten Meer besitzt eine D., und in Nordamerika liegt die Coloradowüste in der nördlichen Verlängerung des Busens von Kalifornien auf 80 km weit 90 m u. d. M. Auch nennt man D. eine Einsenkung zwischen Hochlandschaften, in welcher die Höhe erheblich unter die der Umgebung herabsinkt, wenn auch nicht bis unter die Meereshöhe. — In der Meteorologie ist D. soviel wie barometrisches Minimum, ein Gebiet niedrigen Luftdruckes, dessen Fortschreiten auf die Gestaltung des Wetters von großem Einfluß ist (s. Wetter). — In der Medizin versteht man unter D. eine gedrückte Gemütsstimmung oder Geistesabspannung.

Depressionsschuß (Senk- oder Plongierschuß), jeder unter die Horizontallinie gerichtete Schuß.

Der Winkel, welchen die Schußrichtung mit letzterer bildet, heißt Depressionswinkel. In hoch gelegenen Befestigungen, z. B. in Ehrenbreitstein bei Koblenz, gibt es auch besonders für diesen Schuß konstruierte Depressionslafetten.

Depressionssee, s. See.

Depressörische Nerven, Vasodilatatoren, s. Blutbewegung, S. 122.

Depretiation (lat.), Entwertung, Wertherabsetzung, wird jeder Rückgang im Kurs von Wertpapieren oder auch des Preises von einem der beiden Edelmetalle (Gold und Silber) genannt; depretiieren, im Wert herabsetzen; herabwürdigen.

Depretis, Agostino, ital. Staatsmann, geb. 31. Jan. 1813 in Mezzana bei Stradella, gest. 29. Juli 1887, studierte die Rechte, ließ sich als Advokat in Stradella nieder und beteiligte sich eifrig an den nationalen Bestrebungen der Italiener. Dem sardinischen Parlament gehörte er seit Einführung der konstitutionellen Verfassung als Mitglied der Linken an. 1859 schickte ihn Cavour als Gouverneur nach Brescia; 1860 war er Prodiktator Garibaldis in Sizilien und betrieb mit Eifer den Anschluß der Insel an das Königreich Italien; er befahl 5. Aug. 1860, daß alle Beamten Viktor Emanuel den Eid der Treue leisten und alle Münzen des Königs Bildnis tragen sollten. Darüber zerfiel er mit Garibaldi und legte 17. Sept. sein Amt nieder. Vom März bis zum Dezember 1862 leitete er im Kabinett Rattazzi das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ward 20. Juni 1866 Marineminister, in welcher Stellung er den Prozeß gegen Persano wegen der Schlacht bei Lissa einleitete, und im Februar bis zum April 1867 Finanzminister, trat aber dann an die Spitze der fortschrittlichen Opposition in der Zweiten Kammer gegen die Consorteria und ward nach deren Sturz (18. März 1876) Ministerpräsident und Finanzminister. Doch konnte das Ministerium die eigne Partei, trotzdem sie bei den Neuwahlen im Oktober 1876 bedeutend verstärkt wurde, nicht zusammenhalten; schon im Dezember 1877 nahm Nicotera seine Entlassung; schließlich brach wegen der Verwaltung der angekauften oberitalienischen Bahnen im Ministerium Zwist aus, und weil D. bei einer Ministerkrisis im März 1878 das Kabinett nicht rekonstruieren konnte, trat er zurück. Als Cairoli bereits im Dezember 1878 wieder gestürzt wurde, bildete D. wieder ein aus den Führern der Gruppen der Linken gebildetes Ministerium, das aber wegen der Ablehnung des Vorschlags von D. betreffs Abschaffung der Mahlsteuer im Juli 1879 sich wieder auflöste. Im November vereinigte sich D. mit Cairoli und übernahm in dessen Ministerium das Innere, legte das Wahlreformgesetz in der Kammer vor und trat 1881 wieder an die Spitze des Kabinetts. Er führte die Wahlreform, die Abschaffung des Zwangskurses und den Ausbau des Eisenbahnnetzes durch und befestigte durch diese Erfolge seine politische Stellung, zumal er sich mehr und mehr gemäßigt und monarchisch gesinnt zeigte. 1885 und 1887 fanden Rekonstruktionen des Ministeriums statt; in letzterm Jahre gab D. das Portefeuille des Innern an Crispi ab und übernahm das Auswärtige, starb aber schon wenige Monate später in Stradella, wo ihm 1893 ein Denkmal errichtet wurde. Vgl. Santi, A. D. e il suo ministero (Mail. 1886).

De Pretis-Cagnodo, Sisinio, Freiherr, österr. Minister, s. Pretis-Cagnodo.

Deprezieren (lat.), abbitten; ablehnen.

Deprimieren (lat.), niederdrücken, herabspannen.

Deprivation (lat.), Beraubung, insbes. Entsetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe.

De profundis (lat., »Aus der Tiefe«), Anfangsworte des 130. Psalms, der in der katholischen Kirche als Bußpsalm gesungen wird. D. steht in Frankreich häufig am Schluß von Todesanzeigen und bedeutet dann etwa soviel wie »beten wir für ihn (oder sie)!«

Deptford (spr. dettfórd), eine Vorstadt Londons, am rechten Themseufer, oberhalb Greenwich gelegen, mit großen Schlachthäusern, in denen alles in London vom Ausland ankommende Vieh geschlachtet werden muß (auf der ehemaligen königlichen Schiffswerfte), einem Proviantmagazin für die Marine, Eisenschmieden, Bau von Schiffsdampfmaschinen, Eisengießerei, Zentralstation der Electric Lighting Company und (1891) 108,173 (als Parlamentswahlbezirk 101,286) Einw.

Depurantia (lat.), s. Blutreinigende Mittel.

Depuration (lat.), Reinigung.

Deputāt (Deputatum, lat.), im allgemeinen das, was jemand als ihm beschiedenes Teil zugedacht ist (daher die Redensart: »Der hat sein D.«, insbes., wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren ist); dann Abgaben, namentlich solche in Naturalien, wie das Wilddeputat des Jagdberechtigten an den Grundeigentümer, insbes. das, was einem Beamten, Geistlichen, Lehrer oder einer sonstigen Person (Deputatist) außer dem ordentlichen Gehalt an Lebensmitteln, Holz ꝛc. ausgesetzt und entweder unentgeltlich oder gegen einen bestimmten (regelmäßig niedrigen) Preis zu entrichten ist, z. B. Deputatgetreide, Deputatholz ꝛc. Solche Deputate sind vielfach abgelöst worden. — Bei sequestrierten Stammgütern ist D. das, was dem Besitzer daraus zum Unterhalt ausgesetzt ist. Endlich bedeutet, wiewohl seltener, D. soviel wie Besoldung, Bestallung, auch soviel wie Apanage.

Deputation (lat.), Abordnung, Entsendung einiger Mitglieder aus einem Kollegium, einer größern Versammlung, Körperschaft oder Genossenschaft zur Betreibung einzelner Angelegenheiten; dann die abgesendeten Personen selbst; ferner eine Abordnung (Ausschuß) einer Gemeindevertretung zur Verwaltung einzelner Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbe-, Steuer-, Einquartierungswesen ꝛc.). In den deutschen Freien Städten ist D. die offizielle Bezeichnung gewisser Verwaltungskollegien. Auch sind in vielen deutschen Staaten Deputationen zu Entscheidungen von Streitigkeiten zwischen Armenverbänden eingerichtet (s. Unterstützungswohnsitz). Ebenso wird der Ausdruck D. zur Bezeichnung parlamentarischer Ausschüsse gebraucht, welchen einzelne Vorlagen zur Vorberatung und Berichterstattung überwiesen werden; ferner zur Bezeichnung einer Abordnung, welche eine parlamentarische Körperschaft an den Monarchen, namentlich zur Überreichung einer Adresse, entsendet. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags wird die Mitgliederzahl einer solchen D. auf Vorschlag des Präsidenten vom Reichstag bestimmt, während die einzelnen Mitglieder der D., außer dem Präsidenten, durchs Los bezeichnet werden. Was Österreich-Ungarn anbelangt, so kann die Vereinbarung über solche Gegenstände, welche von Österreich und Ungarn nach gemeinsamen Grundsätzen geregelt werden sollen (z. B. die Zollgesetzgebung), in der Art erfolgen, daß die beiden Vertretungskörper jeder aus seiner Mitte eine gleich große D. wählen, welche einen Vorschlag ausarbeitet, der dann in jedem Vertretungskörper verfassungsgemäß behandelt und schließlich dem Kaiser zur Sanktion unterbreitet wird. Im ehemaligen

Deutschen Reiche gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage u. besondere Deputationstage, welche in den einzelnen Ländern von den Abgeordneten der Stände gehalten wurden. Beide waren wieder ordentliche oder außerordentliche Deputationstage, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder den Landesgesetzen vorgeschriebenen Verfassung oder außer der Ordnung wegen besonderer Umstände gehalten wurden. Die von den Deputierten und kaiserlichen Kommissaren zu stande gebrachten und in einer Urkunde gesammelten Beschlüsse hießen Deputationsrezesse (Deputationsabschiede); vgl. Reichsdeputation. — Deputationen hießen auch früher die von einem Kollegialgericht abgeordneten Einzelrichter.

Deputatist, s. Deputat.

Deputātus (lat.), der Abgeordnete, Deputierte, der Angehörige einer Deputation (s. d.).

Deputieren (neulat.), abordnen, absenden.

Deputierte (lat.), »Abgeordnete«, die von einer Versammlung, einem Kollegium oder aus der Mitte sonstiger Genossen Abgesandten, welche für jene auftreten und dieselben vertreten sollen. So werden in größern Gemeinden einzelne Mitglieder zur Verwaltung besonderer Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbewesen ꝛc.) »deputiert« (s. Deputation). Nach der preußischen Kreisverfassung sind die »Kreisdeputierten« die Vertreter des Landrats. Namentlich wird die Bezeichnung D. auch für Volksvertreter gebraucht (s. Volksvertretung). In Frankreich ist die Deputiertenkammer (Chambre des députés) die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Zweite Kammer.

De Quincey (spr. kwinnßi), Thomas, engl. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1785 zu Greenhay bei Manchester, gest. 8. Dez. 1859 in Edinburg, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der frühzeitig starb, wurde zu Bath und dann in der Manchester Grammar School erzogen, entlief mit 16 Jahren nach Wales, geriet in London in die bitterste Not, wußte sich aber auf einmal mit seinen Angehörigen zu verständigen und erhielt so die Mittel, um in Oxford zu studieren. Schon damals betrieb er das Deutsche, glänzte durch interessante Konversation und liebte die Gedichte der Lakisten. Als Coleridge 1807 von Malta zurückgekehrt war, suchte ihn daher D. auf, erwies ihm und seiner Familie kräftige Hilfe, ging mit nach Grasmere zu Wordsworth, lebte hier mehrere Jahre und fand dort auch eine Frau. Ein großer Vermögensverlust zwang ihn um 1819, dieses Idyll, das er mit Spinoza und deutscher Philosophie ausgefüllt hatte, aufzugeben, journalistisch zu arbeiten und 1821 nach London zu gehen. Hier hatten schon seine ersten Versuche, Beiträge zum »London Magazine«, dem er fortan ein treuer Mitarbeiter blieb, glänzenden Erfolg. Für das »Blackwood Magazine« übersetzte er unter anderm Lessings »Laokoon« (November 1826). Dies Blatt veranlaßte 1828 seine Übersiedelung nach Edinburg, wo er sein übriges Leben, zuletzt in ziemlich dürftigen Umständen, verbrachte. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiten und sich stets durch vollendeten Stil und geistvolle, wenn auch nicht immer gründliche Behandlung auszeichnen, sind als das bedeutendste seine »Confessions of an English opium-eater« zu nennen, die 1821 im »London Magazine«, 1822 als Buch erschienen und seitdem zahlreiche Auflagen erlebten; die beste von Garnett (1885), mit Erinnerungen von Woodheath und einem Beitrag von Musset. Dieses seltsame Werk ist eine Autobiographie, da der Verfasser selber der Gewohnheit des Opiumessens schon von Oxford her eine Reihe von Jahren hindurch im stärksten Grade fröhne (er genoß eine Zeitlang täglich 340 Gran) und sich trotz alles Ankämpfens nie ganz davon befreien konnte. Ein Pendant dazu bilden die pathetisch beredten »Suspiria de profundis«. Auch die »Autobiographical sketches« (1853) sind hier anzureihen. Seine sonstigen Schriften bestehen in Essays philosophischen, theologischen und kritischen Inhalts (auch über deutsche Litteratur), in Biographien (namentlich von Shakespeare und Pope, von Coleridge, Wordsworth und andern litterarischen Freunden), Erzählungen (darunter ein Roman: »Klosterheim«, 1832), Skizzen ꝛc. und einigen nationalökonomischen Werken, z. B. »The logic of political economy« (1844), worin die Irrtümer Malthus' u. a. in der Anwendung von Ricardos Theorie des Wertes nachgewiesen werden. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1853—60 in 14 Bänden, zuletzt Edinburg 1891, 16 Bände. Seine »Memorials, letters and other records« gab Japp heraus (Lond. 1891, 2 Bde.). Vgl. Page, Thomas De Q., his life and writings (Lond. 1881, 2 Bde.); Masson, Thomas De Q. (das. 1881); Findlay, Personal recollections of De Q. (1885).

Dēr (arab.), soviel wie Kloster (in Ortsnamen vorkommend); vgl. Deir.

Deradschat, Regierungsbezirk (division) der britisch-ind. Provinz Pandschab, zwischen 28° 27′—33° 15′ nördl. Br. und 69° 35′—72° 2′ östl. L. v. Gr., 52,917 qkm (961 QM.) mit (1891) 1,643,603 Einw. (1,434,772 Mohammedaner, 200,321 Hindu, 8041 Sikhs, 406 Christen). Die Bevölkerung ist in viele Stämme zerspalten, unter denen die Dschat die bedeutendsten sind. Unter Kultur waren 1890: 970,952 Hektar (davon bewässert 273,373 Hektar), vornehmlich mit Weizen bestanden; der Viehstand betrug 26,988 Pferde, 69,530 Esel und Maulesel, 846,443 Rinder, 120,324 Büffel, 924,381 Schafe und Ziegen und 44,445 Kamele. Einteilung in vier Distrikte: Bannu, Dera Ismail Chan, Dera Ghazi Chan und Muzaffargarh. Hauptstadt ist Dera Ismail Chan (s. d.).

Dera Ghazi Chan, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (11,395 qkm mit (1891) 404,031 Einw.), in der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 30° 4′ nördl. Br. und 70° 50′ östl. L. v. Gr., 8 km westlich vom Indus, der einst an der Stadt vorüberfloß, am Kasturikanal u. an der Bahn Sind-Sagar, hat mehrere stattliche Moscheen, Dschainatempel, eine Militärstation und (1891) 23,899 Einw.

Derai, ein atlasartiger, schwerer Seidenstoff zentralasiatischer Fabrikation.

Deraie, Stadt der arab. Landschaft Nedschd, unter 24° 38′ nördl. Br., an der Karawanenstraße vom Roten Meer nach dem Persischen Meerbusen, war zu Anfang des Jahrhunderts Hauptstadt der Wahhabiten, wurde aber 1818 von Ibrahim Pascha zerstört, worauf der Beherrscher der Wahhabiten seinen Sitz nach dem nahen Er Riâd verlegte. D. hat gegenwärtig nur 1500 Einw.

Dera Ismail Chan, Hauptstadt des Regierungsbezirks Deradschat und des Distrikts D. (24,076 qkm mit (1891) 486,201 Einw.) in der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 31° 50′ nördl. Br. und 70° 59′ östl. L. v. Gr., 7 km westlich vom Indus, besteht aus der von einer Lehmmauer umgebenen Stadt der Eingebornen, in der viele vornehme Inder wohnen, der englischen Stadt und der militärischen Station (2 Regimenter Infanterie, 1 Reg. Kavallerie, 1 Gebirgsbatterie), ist ein wichtiger Durchgangspunkt für den

Handel mit Afghanistan und hat (1891) 21,578 Einw. In der Nähe Fort Akalgarh mit europäischer Besatzung.

Déraisonnement (franz., spr. -räsonn'mäng), unvernünftiges Geschwätz und Urteil.

Derangieren (franz., spr. -rangschi-), in Unordnung bringen, verwirren, stören. Derangement (spr. -rangsch'mäng), Unordnung, Verwirrung.

Der'at, größter Ort des Hauran (im weitern Sinne) mit 4—5000 Einw., zwischen dem Gebirge Hauran und dem Jordan in fruchtbarer Hochebene gelegen, Sitz eines türk. Kaimakam. Es ist das alte Edrei (s. d.) und merkwürdig durch die unter den heutigen Häusern befindliche alte unterirdische Stadt, ein Gewirr sich kreuzender Gassen mit Wohnungen zu beiden Seiten, einer ziemlich langen Marktstraße und noch oben führenden Licht- und Luftschachten.

De rato (lat.), in betreff der Genehmigung (s. Cautio).

Derb nennt man in der Natur in mindestens haselnußgroßen, unregelmäßig geformten Teilen vorkommende Mineralien oder Mineralaggregate.

Derbe, Stadt in Lykaonien, südöstlich von Ikonion, bekannt als Sitz des Räuberfürsten Antipater; nach christlicher Tradition Geburtsort des Timotheus.

Derbend (türk.), Gebirgspaß, Straße; Derbendschi, Paß-, auch Straßenwächter.

Derbent (Derbend, arab. Bab el abwab, »Hauptthor«, oder Bab el kadid, »eisernes Thor«), Hauptstadt der gleichnamigen Stadthauptmannschaft (283 qkm mit 17,000 Einw.) im russisch-kaukas. Gebiet Daghestan an der Westküste des Kaspischen Meeres, unter 42° 4' nördl. Br., mit (1888) 14,185 Einw. Die Stadt dehnt sich längs der Gehänge eines mit Wein- und Obstgärten, Mais- und Krappfeldern bedeckten hohen Berges aus, an dessen Wänden die Hütten und Häuser der reichern Bewohner oft wie Schwalbennester kleben. Die Wellen des Kaspischen Meeres bespülen die Kais der Stadt. Diese bildet ein Viereck, ist mit einer hohen und starken Mauer umgeben und besteht aus drei verschiedenartigen Teilen: der Festung, die den obern Teil bildet und das stattliche Chanschloß enthält, wo jetzt der Gouverneur von Daghestan wohnt, dem mittlern Stadtteil, worin etwa 1000 Wohnhäuser stehen, und dem untern Stadtteil mit nur wenigen Wohngebäuden, zahlreichen Fischerhütten, Gasthäusern für die Schiffer, einem Zollhaus, einer Schiffswerfte und weit ausgedehnten Viehweiden. Die Stadt hat eine orthodoxe und eine armenisch-gregorianische Kirche, eine sunnitische und 16 schiitische Moscheen, 3 Synagogen, 21 Schulen, berühmte öffentliche Bäder, 3 Bazare, wo man prächtige Shawls, Teppiche und andre Seiden- und Baumwollstoffe, Spezereien rc. ausgelegt findet, einen bedeckten Kanal, der vom Gebirge her der Stadt gutes Trinkwasser zuführt, einen Leuchtturm auf der ungeschützten Reede rc. Die Einwohner nähren sich vorzüglich von Landwirtschaft, einigen Handwerken (Töpferei, Verfertigung von Waffen, Seiden- und Baumwollstoffen), Schiffahrt und Handel, welcher auf vier sehr lebhaft besuchten Jahrmärkten nicht unbedeutenden Absatz an die Bewohner der innern Gebirgsthäler erzielt. Merkwürdig ist der Begräbnisplatz an der Nordseite der Stadt, wo sich viele alte Denksteine mit kufischen Inschriften vorfinden, sowie ein Mausoleum, worin die Kirk-Bar oder 40 Helden bestattet liegen, die bei der Eroberung Daghestans durch die Araber vor den Thoren von D. fielen. In der Nähe von D. beginnt bei dem Eisernes Thor genannten Küstenpaß die berühmte kaukasische Mauer (s. Daghestan). — D. war eine der Glanzstädte des Mittelalters, die den Namen Bab el abwab oder Porta portarum führte und Jahrhunderte hindurch der Sitz eines eignen Chans war, dem meist auch die Chanate von Kuba und Baku sowie die von Kürja und Kasikumuch zinsbar waren, und der gewöhnlich selbst wieder in Abhängigkeit von Persien stand. Wie die Stadt im Altertum hieß, ist unbekannt. Der Name D. kommt erst seit Nuschirwan (im 6. Jahrh.) vor, welcher das Chanat D. stiftete und die Stadt zur Residenz des Chans machte. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erstürmt. Später bemächtigten sich die Türken unter Mustafa I. des untersten Stadtteils, doch wurden sie von Emir Hamse wieder daraus vertrieben. 1722 entrissen die Russen D. den Persern, und Peter d. Gr. ließ sich bei einem Triumphzug in Moskau die silbernen Schlüssel der eisernen Thore von D. vortragen. Im Frieden von 1723 behielten die Russen D., gaben es dann 1736 an Persien zurück, eroberten es aber 1796 unter dem Grafen Subow von neuem, worauf es 1813 in dem Vertrag von Gulistan definitiv mit dem russischen Kaukasien vereinigt wurde.

Derbholz (Derbgehalt), s. Holz und Holzsortimente.

Derborence (Lac D., spr. -rängß'), Bergsee im schweizer. Kanton Wallis, 1436 m ü. M., 500 m lang, 350 m breit, in den wilden Höhen des Chevillepasses gelegen, entstand 1749 durch gewaltige Felsstürze der Diablerets (s. d.).

Derby (spr. dărbi), 1) Stadt und besondere Grafschaft im Innern Englands, in offener Ebene am Derwent, hat in den ältern Stadtteilen enge und krumme Straßen mit roten Backsteinhäusern. Unter den Kirchen verdienen Beachtung die Allerheiligenkirche (aus der Zeit Heinrichs VII., mit Denkmal des Chemikers H. Cavendish u. a.) und die von St. Alkmund, beide mit hohen Türmen, dann die von Pugin erbaute katholische Kathedrale. Von andern Gebäuden und Anstalten erwähnen wir die Kornbörse, das Museum, die Freibibliothek, ein Seminar der Presbyterianer (Magee College) und ein Seminar für Lehrerinnen. Im S. der Stadt liegt ein Arboretum (öffentlicher Park). D. hat ein Areal von 14 qkm und (1891) 94,146 Einw. Die Seidenweberei, die hier 1717 zuerst in England eingeführt wurde, ist noch immer die bedeutendste Industrie der Stadt. Außerdem findet man hier die Maschinenbauwerkstätten der Midlandeisenbahn (2000 Arbeiter), Baumwollwarenfabriken, Walzwerke, Gießereien, Seifensiedereien rc. Auch hat D. einen Ruf für sein Porzellan und die aus Flußspat und Marmor hergestellten Schmucksachen. D. ist Hauptstadt von Derbyshire, von dem es 1888 als Verwaltungsbezirk abgetrennt ist. In der Nähe Kedleston Hall, Landsitz des Lord Scarsdale, mit Gemäldegalerie und schönem Park. — 2) Vorstadt von Liverpool, s. West-Derby. — 3) Stadt in der Grafschaft New Haven des nordamerikan. Staates Connecticut, am Zusammenfluß des Naugatuck und Housatonic (über ersterm führt eine Brücke nach Birmingham), mit Nadelfabrik, Walzwerken für Kupfer, Eisen, Stahl, hat mehrere höhere Schulen, zahlreiche Fabriken und (1890) 5969 Einw.

Derby (spr. dărbi), 1) Edward Geoffrey Smith Stanley, Graf, früher Lord Stanley, engl. Staatsmann, geb. 29. März 1799 zu Knowsley Park in Lancashire, gest. daselbst 23. Okt. 1869, erzogen in Eton und Oxford, trat 1820 in das Unterhaus ein und machte sich hier 1824 durch eine Rede zu gunsten der Hochkirche bemerkbar. Nachdem er unter Canning

und Goderich das Unterstaatssekretariat der Kolonien bekleidet hatte, übernahm er 1830 im Ministerium Greys die Stelle eines Obersekretärs für Irland, wo damals die für die Aufhebung der Union zwischen Irland und England agitierende Partei gesteigerte Forderungen stellte. Er führte den parlamentarischen Kampf gegen die irischen Mitglieder des Unterhauses, insbes. gegen O'Connell, mit großem Erfolge und erwarb sich durch das leidenschaftliche Feuer seiner Rede damals den Beinamen des »Ruprecht der Debatte«, während man ihn in Irland »Skorpion Stanley« nannte. Für die Wahlreform von 1832 trat D. eifrig ein, und 1833 brachte er trotz O'Connells heftigen Widerstandes eine Zwangsbill, welche der Regierung die Herstellung der Ordnung in Irland ermöglichte, durch das Unterhaus. Bald nach Annahme dieses Gesetzes vertauschte er das Sekretariat für Irland mit dem Ministerium der Kolonien, setzte in dieser Stellung 1833 die Emanzipation der westindischen Sklaven durch, trat aber im Mai 1834, als das Ministerium durch weitere Einschränkung der protestantischen Staatskirche Irlands der dortigen Opposition ein neues Zugeständnis machen wollte, mit Sir James Graham, Lord Ripon und dem Herzog von Richmond aus dem Kabinett. Seine Trennung von der ehemaligen Reformpartei wurde eine definitive, als Stanley nach dem Rücktritt Sir Robert Peels 6 Jahre lang mit der konservativen Opposition stimmte und endlich 1841, als Sir Robert Peel wieder ein konservatives Ministerium bildete, das Portefeuille der Kolonien übernahm. Er behielt letzteres 4 Jahre und wurde während dieser Zeit im November 1844 als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Als aber Peel gegen Ende 1845 sich für Aufhebung der Kornzölle erklärte, schied er aus dem Kabinett und erschien im folgenden Jahr an der Spitze der protektionistischen Opposition. Als 1852 das durch Lord Palmerstons Austritt geschwächte Whigkabinett fiel, übernahm Stanley, der inzwischen (30. Juni 1851) als Graf D. seinem Vater gefolgt war, als das Haupt der Konservativen die Bildung des Ministeriums, das jedoch, da es in der Frage über den Kornzoll in der Minorität blieb, bald zurücktrat. D. wurde dafür Kanzler der Universität Oxford. Sein Versuch, 1855 nach dem Rücktritt Aberdeens ein konservatives Kabinett zu bilden, schlug fehl. Dagegen trat er 20. Febr. 1858 wieder an die Spitze der Regierung, beendigte den von dem Kabinett Palmerston hinterlassenen Krieg mit China durch einen günstigen Vertrag und trat energisch gegen den indischen Aufstand auf, war aber nachgiebig gegen Frankreichs Forderungen in der Flüchtlingsfrage. Indessen mußte er, von den Liberalen zu großer Parteilichkeit für Österreich beschuldigt und in der Frage der Parlamentsreform im Unterhaus unterlegen, 17. Juni 1859 zurücktreten. Popularität bei der Menge erweckte es ihm, als er bei der durch die Baumwollkrisis in den Fabrikdistrikten hervorgerufenen Not mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit zu helfen bemüht war. Seine Muße gehörte wissenschaftlicher Beschäftigung, und seine Übersetzung der »Ilias« in reimlosen Jamben (Lond. 1864, 10. Aufl. 1876), welche sich durch Treue und poetischen Geist auszeichnet und binnen Jahresfrist fünf Auflagen erlebte, gibt ein ehrendes Zeugnis für seine klassische Bildung. Als nach dem Tode Palmerstons der Versuch Russells, die Leitung des Ministeriums zu behaupten, ein rasches Ende nahm, ward D. 26. Juni 1866 noch einmal beauftragt, ein Kabinett zu bilden. Dieses Ministerium D. wand sich durch eine sehr bewegte Reformdebatte glücklich hindurch, ließ freilich auch eine Reformakte zu stande kommen, radikaler, als sie jemals von einem whiggistischen Ministerium zur Vorlage gebracht worden war. In den letzten Jahren von der Gicht sehr geplagt, nahm D. im Februar 1868 seine Entlassung. Im Oberhaus bekämpfte er 1868 und 1869 hartnäckig die von Gladstone vorgeschlagene Abschaffung der Staatskirche in Irland, hielt noch 17. Juni 1869 eine große Rede gegen die zweite Lesung der irischen Kirchenbill und unterzeichnete nach deren Annahme mit einer Minorität unnachgiebiger Lords einen Protest gegen die Bill. Wenige Monate darauf starb er. Seine Biographie schrieben Rebbel (Lond. 1890) und Saintsbury (das. 1892).

2) Edward Henry Smith Stanley, Graf, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1826, gest. 22. April 1893, saß bis zum Tode seines Vaters als Lord Stanley im Unterhaus und ward im März 1852 Unterstaatssekretär im ersten Ministerium seines Vaters. Nachdem er eine ihm von Palmerston angebotene hohe Stellung im Ministerium der Kolonien ausgeschlagen hatte, erhielt er in der zweiten Verwaltung seines Vaters (1858—59) einen Sitz im Kabinett, und unter seiner Aufsicht wurde die Herrschaft über das ostindische Reich von der Handelsgesellschaft auf die Krone übertragen. Im dritten Kabinett seines Vaters Minister des Auswärtigen, nahm er im Juli 1867 an den Verhandlungen über Luxemburg hervorragenden Anteil, legte aber bei dem Antritt des Ministeriums Gladstone (Dezember 1868) sein Amt nieder und trat nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus. Im Kabinett Disraeli, das 20. Febr. 1874 gebildet wurde, übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen, geriet aber wegen der orientalischen Frage, als Disraeli-Beaconsfield ein energisches Vorgehen gegen Rußland verlangte, mit demselben in Konflikt. Als die Regierung 24. Jan. 1878 einen Kredit vom Parlament zu fordern beschloß und das Einlaufen der Flotte in die Dardanellen anordnete, verlangte D. nebst Carnarvon seine Entlassung, und Beaconsfield nahm deshalb den der Flotte gegebenen Befehl zurück. Als aber nach dem Frieden von Santo Stefano Beaconsfield ein entschiedenes Einschreiten zur Wahrung der Stellung Englands im Orient für geboten hielt und deshalb militärische Vorbereitungen traf, schied D., der diese Maßregeln nicht billigte, 30. März aus der Regierung und wurde durch Lord Salisbury ersetzt. Während er nun im Oberhaus der Orientpolitik Beaconsfields entschiedene Opposition machte, näherte er sich mehr und mehr den Liberalen und sagte sich im April 1879 öffentlich von der konservativen Partei los. 1882—85 war er Staatssekretär der Kolonien im Ministerium Gladstone, trennte sich aber von diesem 1886, weil er seine irische Politik mißbilligte, und schloß sich der Partei der liberalen Unionisten an. Er schrieb: »Claims and resources of the West-Indian colonies« (Lond. 1849).

Derby-Rennen (Derby-race, spr. dărbi-rēß), das großartigste und interessanteste englische Zuchtpferderennen am Mittwoch vor (oder auch nach) Pfingsten (Derby-day), wurde von einem Grafen Derby 1780 ins Leben gerufen und wird jedes Jahr zu Epsom (s. d.) in der Grafschaft Surrey abgehalten. Es ist ein Flachrennen für dreijährige Pferde, für das die Jährlinge bereits genannt werden, wird über 1,5 engl. Meile gelaufen und trägt seinem Gewinner ohne Wetten zwischen 6—7000 Pfd. Sterl. ein. In neuerer Zeit

sind mit dem Namen »Derby« auch die Konkurrenzen andrer Länder unter gleichen Voraussetzungen bezeichnet worden.

Derbyshire (spr. dārbischir), Grafschaft im nördlichen England, grenzt nördlich an die Grafschaft York, östlich an Nottingham und Leicester, südlich an letzteres und an Stafford, westlich an Cheshire und Lancashire und umfaßt 2666 qkm (48,4 QM.). Der nördliche Teil ist ein Peak (s. d.) genanntes Gebirgsland, steigt im High Peak zu 603 m an und besteht vorwiegend aus Bergkalk. Der südliche Teil ist eine gewellte Ebene, meist fruchtbar und gut angebaut. Von den Flüssen ist nur der Trent mit seinem Nebenfluß Derwent nennenswert. Das Klima ist im N. rauh, im S. und W. aber mild und durchaus gesund. Die Grafschaft zählte 1891: 528,033 (als Verwaltungsbezirk 426,768) Einw. Von der gesamten Oberfläche bestehen (1890) 15,9 Proz. aus Ackerland (Klee, Weizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln), 62,5 Proz. aus Wiesen und Weiden und 3,8 Proz. aus Wald. Der Viehstand zählte 1890: 22,357 Pferde, 143,232 Rinder, 202,897 Schafe und 36,190 Schweine. D. ist vorzugsweise Fabrik- und Bergwerksland. Die Bergwerke beschäftigen an 40,000 Arbeiter; gewonnen werden Steinkohlen (1892: 11,141,152 Ton.), Eisen (481,449 T. Roheisen), Blei, Schwefelkies, Zink, Thonerde, Bausteine ꝛc. Der Tropfstein einiger Höhlen (wie der Peakshöhle) wird vielfach als Zierat verarbeitet. In industrieller Beziehung sind die Fabrikation von Baumwoll- und Seidenwaren, der Maschinenbau und die verschiedenen Zweige der Eisenindustrie hervorzuheben. Die Grafschaft liefert außerdem Spitzen, ausgezeichnetes Porzellan, Thonpfeifen u. a. Hauptstadt ist Derby.

Dere (türk.), Thal.

Derebeg (türk., »Thalfürst«) hießen ehedem in der Türkei die Vasallenfürsten, die unter der Oberhoheit des Sultans in gewissen Gebieten (Thälern) fast unabhängig herrschten, in Kriegszeiten dem Sultan Heeresfolge leisteten, oft aber auch sich gegen ihn auflehnten. Ihre frühere bedeutende Macht wurde bereits durch Mahmud II. gebrochen.

Derecske (spr. déretschke), Markt im ungar. Komitat Bihar, mit reformiertem Gymnasium, Ackerbau, Bezirksgericht und (1890) 8272 magyar. Einwohnern. In der Nähe sieben Sodaseen.

Der el Bahri, berühmte Ruine eines dem Totenkult gewidmeten Tempels in Theben, am westlichen Nilufer; in der Nähe das Massengrab, aus dem die berühmten Königsmumien gezogen wurden.

Derelikten (lat.), verlassene, aufgegebene Sachen.

Dereliktion (lat.), Verlassung; das Verlassen, Aufgeben einer Sache seitens des bisherigen Eigentümers in der Absicht, sich des Besitzes oder des Eigentums zu entäußern.

Derelinquieren (lat.), verlassen, den Besitz einer Sache aufgeben; vgl. Dereliktion.

Derenbourg (ursprünglich Dernburg), 1) Joseph, Orientalist, geb. 21. Aug. 1811 in Mainz, jüdischer Abkunft, studierte in Gießen und Bonn Orientalia und wandte sich 1839 nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte und eine höhere Lehranstalt für Knaben jüdischer Konfession gründete, die er bis 1864 leitete. Dann sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Forschungen widmend, wurde er 1871 zum Mitglied des Instituts erwählt und erhielt 1876 den für ihn geschaffenen Lehrstuhl der talmudischen und nachbiblischen Wissenschaften an der École des hautes études. Sein Hauptwerk ist der »Essai sur l'histoire et la géographie de la Palestine« (1. Teil, Par. 1867). Außerdem veröffentlichte er, abgesehen von zahlreichen Beiträgen zu Geigers und andern jüdischen Zeitschriften ꝛc., die arabischen Inschriften der Alhambra (mit Übersetzung), die arabischen Fabeln von Lokman (1850), die zweite Ausgabe der »Makamen des Hariri« (»Séances de Hariri«, Par. 1847—53, mit Reinaud, erste Ausgabe von S. de Sacy), eine Reihe von epigraphischen Noten im »Journal asiatique« (1877 besonders erschienen), »Manuel du lecteur« (1871), »Opuscules d'Abou'l-Walid« (1880, mit seinem Sohne Hartwig), »Deux versions hébraïques du livre de Kalilâh et Dimnâh« (1881), »Johannis de Capua directorium vitae humanae« (lat. Übersetzung von Kalila und Dimna, 1887—89), »Commentaire de Maimonide sur la Mischnah Seder Tohorot« (Lieferung 1—6, Berl. 1886—91), Abhandlungen über himjaritische und phönikische Texte, hebräische Punktation, die Eschmunazar-, Siloah-Inschrift u. a. D. ist auch Mitherausgeber des »Corpus inscriptionum semiticarum« der Akademie.

2) Hartwig, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1844 in Paris, studierte in Göttingen und Leipzig und erhielt von ersterer Universität den Doktortitel für seine gekrönte Preisschrift »De pluralium linguae arabicae et aethiopicae formarum origine et indole« (Götting. 1867), arbeitete 1867—70 an dem Katalog der arabischen Handschriften der französischen Staatsbibliothek und lehrt seit 1875 Arabisch an der École des langues orientales; 1879 wurde er zum Professor, 1886 zum Professor der Islamwissenschaft in der Abteilung für religiöse Wissenschaften an der École des hautes études ernannt. Er gab unter anderm den arabischen Grammatiker Sibawaihi (»Le livre de Sibawaihi«, arabischer Text, Par. 1881—89), »Chrestomathie élémentaire de l'arabe littéraire« (2. Aufl., das. 1889), »Ousâma ibn Mounkidh, un émir syrien« (das. 1886—93), »Ousâma ibn M., préface du livre du bâton« (das. 1887) und einen Katalog der arabischen Handschriften des Eskorial (das. 1884, Teil 1) heraus und veröffentlichte Abhandlungen über phönikische, neupunische und himjaritische Inschriften, über Fragen der arabischen Grammatik und über alttestamentliche Themata.

Derenburg, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Landkreis Halberstadt, an der Holzemme und der Linie Langenstein-D. der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, Zuckerfabrik, bedeutenden Ackerbau und (1890) 2952 evang. Einwohner. — D., zuerst 998 erwähnt, war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die zeitweise zu dem Stift Gandersheim und dem Bistum Halberstadt gehörte und im 17. Jahrh. an Brandenburg kam.

Derewnja, in Rußland Name für ein Dorf.

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, brandenburg. Generalfeldmarschall, geb. 10. März 1606 in dem oberösterreichischen Dorf Neuhofen von evangelischen Eltern bäuerlichen Standes, mit denen er nach dem Bauernaufstand 1625 seine Heimat verließ, gest. 4. Febr. 1695 in Gusow, trat erst in ein Reiterregiment des Herzogs Johann Ernst von Weimar, endlich als Offizier in schwedische Dienste. Er ward 1635 bereits Oberstleutnant und zeichnete sich unter Banér und Torstenson als Reiterführer aus. Auch zu diplomatischen Missionen nach Stockholm und an Rákóczy ward er verwendet. Bald ward er zum Generalmajor befördert. 1646 heiratete er eine reiche Erbtochter, Fräulein v. Schaplow, und lebte nach dem

Westfälischen Frieden auf deren Gut Gusow in der Mark Brandenburg, bis er 1654 als Generalmajor der Kavallerie in brandenburgische Dienste trat. In der Schlacht von Warschau 1656 nahm er das feste Kloster Priment im Sturm und ward dafür zum Generalleutnant, 20. Juni 1657 zum Wirklichen Geheimen Kriegsrat und zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Auch während des Krieges gegen Schweden 1658—59 begleitete er den Kurfürsten. 1670 erhielt er die Würde eines Generalfeldmarschalls und die Oberleitung der Reiterei und Artillerie. An dem Feldzug 1672—73 nahm er wegen eines Streites mit dem Fürsten von Anhalt nicht teil. 1674 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ging er als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, und begleitete darauf den Kurfürsten in dem Feldzug im Elsaß. Während des Krieges gegen die in die Mark Brandenburg eingebrochenen Schweden bemächtigte er sich 25. Juni 1675 mit außerordentlicher Kühnheit der von den Schweden besetzten Stadt Rathenow und bahnte dadurch dem Kurfürsten den Weg zu dem berühmten Siege bei Fehrbellin 28. Juni 1675, bei dem er selbst tapfer mitkämpfte. 1677 leitete er die Belagerung von Stettin und ward nach dessen Eroberung Statthalter von Hinterpommern und dem Fürstentum Kammin und Obergouverneur aller pommerschen Festungen. Trotz seines vorgerückten Alters begleitete er den Kurfürsten in den neuen Feldzug, führte bei dem Angriff auf Rügen das Mitteltreffen und war unter den ersten, die 23. Sept. 1678 die Insel betraten. Nachdem er durch die Eroberung Stralsunds die Schweden vom deutschen Boden vertrieben, setzte er mit 9000 Mann und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und Kurische Haff und schlug die Schweden bei Tilsit 1679. Ihm zu Ehren wurde 1889 das neumärkische Dragonerregiment Nr. 3 Dragonerregiment Freiherr v. D. benannt. Mit seinem ältesten Sohne, Friedrich, Freiherrn von D., der, 11. April 1663 in Gusow geboren, 29. Jan. 1724 als Generalleutnant starb, erlosch sein Geschlecht; der jüngere war schon 1686 vor Ofen geblieben. Vgl. König, Authentische Nachrichten von dem Leben Derfflingers (Stendal 1788); Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1872); Graf zur Lippe, Derfflinger (Berl. 1889); Fischer, Beiträge zur Geschichte des Feldmarschalls D. (das. 1884).

Derg (Lough D.), See auf der Grenze der irischen Grafschaften Tipperary und Galway, 38 km lang und 4—11 km breit, wird vom Shannon durchflossen. Im S. und W. umgeben ihn hohe Berge. An seinem untern Ende liegt Killaloe. Auf einer Insel (Holy Island) finden sich Ruinen der St. Caimin's Kirche aus dem 7. Jahrh.

Derhem (Derime), Gewicht, s. Dirhem.

Deridieren (lat.), verlachen, verspotten; Derision, Verspottung; derisorisch, spöttisch.

Derivantia (lat.), ableitende Mittel, s. Ableitung.

Derivāte (lat., Abkömmlinge), chemische Verbindungen, welche aus einfachern dadurch entstehen, daß in diesen einzelne Atome oder Atomgruppen durch andre ersetzt werden. Trimethylamin $N(CH_3)_3$ ist ein Derivat des Ammoniaks NH_3, in welchem die 3 Atome Wasserstoff durch 3 Methylgruppen CH_3 ersetzt, substituiert, worden sind. Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$ ist ein Derivat des Alkohols $C_2H_5.OH$ und entsteht, indem an die Stelle des Wasserstoffatoms der Hydroxylgruppe OH eine Äthylgruppe C_2H_5 tritt.

Derivation (lat.), Ab- oder Herleitung; im Geschützwesen soviel wie Deviation (s. d.).

Derivationsrechnung (Derivationskalkül, Ableitungsrechnung), die von Lagrange und Arbogast herrührende Begründung der Differentialrechnung auf die Entwickelung der Funktionen in Potenzreihen nach dem Taylorschen Lehrsatz (s. d.), wodurch der Begriff des unendlich Kleinen vermieden werden sollte. Der Beweis des Taylorschen Lehrsatzes setzt aber die Lehre vom Unendlichkleinen voraus (s. Differential). Vgl. Arbogast, Du calcul des dérivations (Straßb. 1800); Lagrange, Théorie des fonctions analytiques (Par. 1797, zuletzt 1881); Derselbe, Leçons sur le calcul des fonctions (das. 1806, zuletzt 1884); Hindenburg, Der Derivationskalkül und die kombinatorische Analysis (Leipz. 1803).

Derivationswinkel, im Seewesen der Winkel, welchen die Kiellinie eines in Drehung befindlichen Schiffes mit der Tangente bildet, welche man in irgend einem Punkte der Drehungskurve durch den Schwerpunkt des Schiffes gelegt denkt.

Derivativer Erwerb, abgeleiteter Erwerb, Erwerb eines Rechts, der sich lediglich darauf stützt, daß ein Berechtigter dem Erwerber das Recht einräumt (z. B. der bisherige Eigentümer überträgt sein Eigentum an einer Sache einem andern, ein Gläubiger cediert seine Forderung, der Eigentümer begründet an seiner Sache eine Servitut zu gunsten eines Nachbarn), oder daß kraft Gesetzes oder Richterspruchs dem Erwerber ein Recht zugeteilt wird, welches bisher einem andern gehörte oder doch zu seiner Entstehung das Recht eines andern voraussetzt (z. B. Zuerkennung einer gemeinschaftlichen Sache zum Alleineigentum an einen Miteigentümer im Teilungsprozeß). Aber nicht bloß einzelne Rechte, auch ein ganzes Vermögen kann von dem bisherigen Inhaber auf einen neuen übertragen werden, besonders durch Erbfolge. Gegensatz zum derivativen Erwerb ist der ursprüngliche oder originäre Erwerb, der sich ohne Rücksicht darauf vollzieht, ob vor dem Erwerber ein andrer das Recht hatte, bez. der Erwerb, welcher ohne den Willen des bisherigen Berechtigten geschieht, z. B. der Erwerb des Eigentums durch Okkupation einer herrenlosen Sache, durch Spezifikation, durch Ersitzung (s. d.). Freilich ist es gerade bezüglich der letztern bestritten, ob sie nicht d. E. sei, da sie zwar ohne den Willen des bisherigen Eigentümers stattfindet, aber doch das bisherige Eigentum voraussetzt, wogegen wiederum eingewendet wird, das durch Ersitzung erworbene Eigentum sei nicht mit dem vor der Ersitzung gewesenen identisch. Der Begriff des derivativen Erwerbes hängt aufs engste mit dem der Succession oder der Rechtsnachfolge (s. d.) zusammen.

Derivatōrisch (lat.), als ableitendes Mittel (Derivans) dienend, s. Ableitung.

Derivātum (lat.), ein »abgeleitetes« Wort, welches dadurch entsteht, daß man aus einem bestehenden Wort (in diesem Verhältnis Stammwort oder Primitivum genannt) durch Anhängung einer sogen. Ableitungssilbe oder Veränderung des Wurzelvokals ein neues bildet. Man unterscheidet dann wieder Denominativa, d. h. vom Nomen, und Verbalia, d. h. vom Zeitwort abgeleitete Wörter, z. B. Blümchen von Blume; tränken, Trunkenheit von trinken ꝛc.

Derivieren (lat.), her-, ableiten.

Derivierte Funktion (abgeleitete Funktion), Differentialquotient oder Ableitung, s. Differential.

Derketo, die nämliche Gottheit wie die aramäische Göttin Atargatis (d. h. Attār oder Astarte des Hate,

ſ. Aſtarte [am Schluß]), welche die »ſyriſche Göttin« (Dea Syria) ſchlechthin genannt wird, und deren Kultus in Nordſyrien, hauptſächlich in Bambyke (Mabbug) oder Hierapolis blühte. Ebendieſe Göttin hatte unter dieſem ihrem aramäiſchen (obwohl etwas korrumpierten) Namen D. eine zweite Hauptkultusſtätte in der philiſtäiſchen Stadt Askalon. Herodot (1, 105) nennt ihren im 7. Jahrh. v. Chr. von den Skythen geplünderten Tempel einen Tempel der Aphrodite Urania und bemerkt dazu, der Tempel in Askalon ſei der älteſte unter allen Tempeln, ſo viele deren dieſe Göttin beſitze; ſowohl der Tempel in Cypern als der auf Kythera ſei von hier aus gegründet worden. Wie in Bambyke, waren auch in Askalon der Göttin D. die Fiſche heilig, ja ſie wird ſelbſt mit einem Fiſchleib dargeſtellt (vgl. Dagon). Einen Tempel der D. in Aſchtaroth-Karnaim zerſtörte Judas Makkabäus. Nach griechiſchen Sagen galt D. für die Mutter der Semiramis, die ſie mit einem ſyriſchen Jüngling zeugte.

Derkyllidas (richtiger Derkellidas), Feldherr der Spartaner, war, nachdem er 411 v. Chr. Abydos und Lampſakos für Sparta gewonnen, eine Zeitlang Harmoſt in Abydos. 399 fiel er, die zwiſchen den Satrapen Pharnabazos und Tiſſaphernes obwaltende Spannung benutzend, in Äolis ein und nahm in wenigen Tagen eine Reihe von Städten. Nachdem er darauf einen Waffenſtillſtand mit Pharnabazos geſchloſſen, zog er im Frühling 398 nach der Thrakiſchen Cherſones, deren Bewohner in Sparta Schutz gegen die räuberiſchen Einfälle der Thraker geſucht hatten, und führte quer über den Iſthmus eine Schutzmauer auf. Nach der darauf folgenden Einnahme von Atarneus, Chios gegenüber, bekam er den Befehl, in Karien einzurücken und dort die Güter des Tiſſaphernes zu bedrohen. Als Ageſilaos infolge der Rüſtungen der Perſer 396 mit einem neuen Heere nach Aſien kam, blieb D. noch einige Zeit bei ihm und rettete, als infolge von Konons Sieg bei Knidos (394) Sparta faſt ſeine ganze überſeeiſche Macht einbüßte, Abydos und Seſtos durch ſeine Standhaftigkeit und Umſicht. Trotzdem mußte er 390 die Stelle eines Harmoſten in Abydos an Anaxibios abtreten, der ſich die Gunſt der Ephoren zu erwerben gewußt hatte. Von da an wird D. nicht mehr erwähnt.

Derma (griech.), Haut; dermatiſch, die Haut betreffend, häutig.

Dermanyssus, ſ. Milben.

Dermatalgie (griech.), Hautſchmerz.

Dermatitis (griech.), Hautentzündung.

Dermatochelys, Lederſchildkröte, ſ. Schildkröten.

Dermatodectes, ſ. Milben.

Dermatodynie (griech.), Hautſchmerz.

Dermatogen (griech.), hautbildende Teilungsſchicht, ſ. Bildungsgewebe.

Dermatol, baſiſch gallusſaures Wismut, gelbes, geruchloſes Pulver, nicht löslich in Waſſer, löslich in Natronlauge, dient als antiſeptiſches Mittel bei Behandlung von friſchen und nicht eiternden ältern Wunden, bei Verbrennungen, innerlich gegen Durchfall.

Dermatologie (Dermologie, griech.), Lehre von der Haut, gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht mit Dermatopathologie, Lehre von den Hautkrankheiten.

Dermatolyſis (griech.), abnorme Schlaffheit und Dehnbarkeit der Haut.

Dermatomykoſen (griech.), durch Pilze hervorgerufene, alſo paraſitäre, Hautkrankheiten.

Dermatonoſe (Dermatoſe, Dermatopathie, griech.), Hautkrankheit.

Dermatopathologie (griech.), ſ. Dermatologie.

Dermatophagus, ſ. Milben.

Dermatophili (Haarbalgmilben), Familie aus der Ordnung der Milben (ſ. d.).

Dermatophyllites *Göpp.*, vorweltliche Gattung der Ericaceen (ſ. d.).

Dermatoplaſtik (Dermoplaſtik, griech.), der Teil der plaſtiſchen Chirurgie, welcher ſich mit der Heilung der durch Hautdefekte entſtandenen Entſtellungen und Funktionsſtörungen befaßt; man ſucht die Defekte durch Überpflanzung andrer Hautlappen oder durch Heranziehung der zuvor eine Strecke weit vom Unterhautbindegewebe gelöſten benachbarten Haut zu decken (ſ. Plaſtiſche Operationen). Auch ein Zweig der Taxidermie.

Dermatorhyctes, ſ. Milben.

Dermatoſe (griech.), ſ. Dermatonoſe.

Dermatoſomen, ſ. Pflanzenzelle.

Dermatozoen (griech.), Schmarotzertiere in der Haut; Dermatozoonoſen, Hautkrankheiten durch D.

Dermbach, Flecken und Hauptort eines Verwaltungsbezirks im Großherzogtum Sachſen-Weimar, an der Felda und der Eiſenbahn Salzungen-Kaltennordheim, hat eine evangeliſche und eine kath. Kirche, eine Bezirksdirektion, die Betriebsverwaltung der Feldabahn, Korkſchneiderei, Holzſchnitzerei und (1890) 1090 Einw. — D. bildete 4. Juli 1866 den Schauplatz des erſten Kampfes zwiſchen der preußiſchen Mainarmee und den Bayern. Die einzelnen Gefechte fanden bei Reidhartshauſen, Zelle, Wieſenthal und Roßdorf ſtatt und werden häufig auch danach bezeichnet. Von preußiſcher Seite erhielt die 13. Diviſion unter General v. Goeben den Auftrag, die Bayern durch einen Angriff an der beabſichtigten Vereinigung mit dem 8. Bundeskorps zu hindern. Die Brigade Kummer nahm die Dörfer Reidhartshauſen und Zelle, drängte den Feind bis zu den Dörfern Diedorf und Fiſchbach zurück, ſtieß hier auf das Gros der Diviſion Zoller und trat nach langem, heftigem Kampf dem Befehl Falkenſteins gemäß den Rückzug an. Zu gleicher Zeit nahm auf dem linken preußiſchen Flügel die Brigade Wrangel das Dorf Wieſenthal, erſtürmte den Rebelberg und drängte die Diviſion Hartmann nach Roßdorf zurück. Sie hatte hier einen heftigen Kampf zu beſtehen und ging wieder zurück. So kam es, daß die Bayern, welche ſchließlich ihre Hauptpoſitionen feſthielten, ſich, nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung, den Sieg zuſchrieben; doch erreichte Falkenſtein ſeinen Zweck, indem ſich die Bayern über die Rhön nach Kiſſingen zurückzogen und die Vereinigung mit dem 8. Korps aufgaben. Die Preußen verloren 4. Juli 340 Mann an Toten und Verwundeten, die Bayern 470 Mann an Toten und Verwundeten und über 100 Gefangene. Vgl. v. Goeben, Das Gefecht bei D. (Darmſt. 1870).

Dermestes, Speckkäfer; Dermestidae, Familie aus der Ordnung der Käfer; ſ. Speckkäfer.

Dermoid (Dermoidcyſte), ſ. Balggeſchwulſt und Eierſtockskrankheiten.

Dermologie (griech.), ſ. Dermatologie.

Dermophrys, Nonnenvogel, ſ. Amadinen.

Dermoplaſtik (griech.), ſ. Dermatoplaſtik.

Derna (Darnis), Hafenſtadt an der Küſte von Tripolis, im Wilajet Barka, unter 32° 46′ nördl. Br. und 58° 1′ öſtl. L. v. Gr., beſteht aus fünf von einer Mauer umſchloſſenen Ortſchaften und zwei feſten Schlöſſern, iſt Sitz des Kaimakan von Barka, hat eine türkiſche Garniſon von 50 Mann und 2000 Einw., welche Schlachtvieh, Felle, Butter und Wachs ausführen.

Dernburg, 1) Heinrich, Rechtslehrer, geb. 3. März 1829 in Mainz, studierte in Gießen und Berlin und habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Heidelberg, wo er mit Brinckmann u. a. die »Kritische Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft« begründete. Er ward 1854 außerordentlicher, kurze Zeit danach ordentlicher Professor der Rechte in Zürich, 1862 an die Universität Halle berufen und seit 1866 deren Vertreter im preußischen Herrenhaus. Im April 1873 wurde er an Rudorffs Stelle als Pandektist an die Universität Berlin versetzt. In das Herrenhaus, aus welchem er infolgedessen ausschied, trat er bald darauf durch königliche Ernennung wieder ein. Seine hauptsächlichsten Werke sind: »Geschichte und Theorie der Kompensation« (Heidelb. 1854, 2. Aufl. 1868); »Das Pfandrecht« (Leipz. 1860—64, 2 Bde.); »Die Institutionen des Gajus, ein Kollegienheft aus dem Jahre 161 nach Christi Geburt« (Halle 1869); »Lehrbuch des preußischen Privatrechts« (das. 1871—80, 3 Bde.; Bd. 1 in 5. Aufl. 1893); »Das Vormundschaftsrecht der preußischen Monarchie« (Berl. 1875; 3. Aufl. bearb. von Schultzenstein, 1886); »Das preußische Hypothekenrecht« (mit Hinrichs, Leipz. 1877—91, 2 Abtlgn.); »Pandekten« (Berl. 1884—87, 3 Bde.; 3. Aufl. 1892); »Die königliche Friedrich Wilhelms-Universität Berlin in ihrem Personalbestande seit ihrer Errichtung bis 1885« (das. 1885).

2) Friedrich, Publizist, Bruder des vorigen, geb. 3. Okt. 1833 in Mainz, studierte Rechtswissenschaft, wurde Hofgerichtsadvokat in Darmstadt, nahm nach dem Kriege von 1866 eine entschieden nationale und preußenfreundliche Stellung ein, bekämpfte als Landtagsabgeordneter und Führer der hessischen Fortschrittspartei die Dalwigksche Politik, wurde 1871 für Offenbach-Dieburg in den deutschen Reichstag gewählt, dem er bis 1881 angehörte, und leitete 1875—90 die Chefredaktion der Berliner »Nationalzeitung«. 1883 nahm er an der Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien als Berichterstatter teil und veröffentlichte darüber: »Des deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom« (Berl. 1884). Außerdem schrieb er: »Russische Leute. Eine Sommerfahrt« (Berl. 1885); »Berliner Geschichten« (das. 1886); »Auf deutscher Bahn in Kleinasien« (das. 1892); den Roman: »Der Oberstolze« (das. 1889, 2 Bde.) und »Aus der Weißen Stadt. Spaziergänge in der Chicagoer Weltausstellung« (das. 1893).

Drnis (slaw. Drnis), Marktflecken in Dalmatien, Bezirksh. Knin, an der Cikola und der Staatsbahnlinie Spalato-Knin, hat ein Bezirksgericht, eine Pfarrkirche (ehemalige Moschee), Schloßruinen und (1890) 1456 (als Gemeinde 20,426) Einw. Nördlich bei Siverić am Monte Promina (1155 m) befindet sich ein Braunkohlenbergwerk (1892: 53,200 Ton. Förderung).

Derogation (lat.), die Aufhebung eines Gesetzes durch ein später erlassenes anderweites Gesetz; dann insbes. die Abänderung eines Gesetzes durch Aufhebung einzelner Bestimmungen im Gegensatz zur Abrogation, der vollen Aufhebung des ganzen Gesetzes; daher derogieren, schwächen, beschränken, außer Kraft setzen. Das Rechtssprichwort sagt: Lex posterior derogat priori, d. h. das der Zeit nach spätere Gesetz hebt das frühere auf, wenn ihr Inhalt unvereinbar ist, ohne daß es nötig wäre, in dem spätern Gesetz die Aufhebung des frühern besonders auszusprechen. Doch gilt dies für den Fall nicht, wo das spätere Gesetz ein Spezialgesetz, das frühere ein allgemeines Gesetz ist: Lex posterior specialis non derogat legi priori generali.

Derogatörische Klausel (Clausula derogatoria), die in einer Willenserklärung enthaltene Bestimmung des Erklärenden, daß eine künftige Änderung seines Willens unwirksam sein solle. Eine solche Klausel ist bei letztwilligen Erklärungen ungültig.

Deroßne (spr. dröñ'), Charles, Apotheker und Industrieller, geb. 1780 in Paris, gest. daselbst im September 1846, erlernte die Pharmazie, etablierte sich in Paris und begründete mit Cail (s. d.) großartige Maschinenfabriken. Er entdeckte das Narkotin im Opium und lieferte mehrere chemische Untersuchungen, z. B. über das Aceton; die größten Verdienste erwarb er sich aber in Gemeinschaft mit Cail um die Zuckerfabrikation und Branntweinbrennerei.

Derosnesches Salz, soviel wie Narkotin.

De Rossi, 1) Giovanni Battista, genannt il Rosso, ital. Maler, Architekt und Bildhauer, geb. 8. März 1494 in Florenz, gest. 1541 durch Selbstmord, bildete sich nach Michelangelo, war anfangs in Florenz thätig, wo er in der Servitenkirche die Himmelfahrt Mariä malte, von 1524—27 in Rom und dann in Arezzo und Venedig und wurde 1530 von Franz I. nach Frankreich berufen, um das Schloß von Fontainebleau mit Fresken und Stuckarbeiten zu schmücken. Von seinen Fresken haben sich dort zwölf Darstellungen aus dem Leben Franz' I. und der antiken Mythologie erhalten, in welchen er sich wie in einer Beweinung Christi im Louvre zu Paris als manierierten Nachahmer Michelangelos zeigt.

2) Pellegrino Luigi Odoardo, Graf, ital. Staatsmann, geb. 13. Juli 1787 in Carrara, gest. 15. Nov. 1848, studierte Rechtswissenschaft in Bologna, wurde 1812 Professor des Strafrechts daselbst, floh aber, da er 1815 von Murat das Amt eines Zivilkommissars in den Legationen angenommen, nach dessen Sturz nach Frankreich und ließ sich 1816 in Genf nieder, wo er Privatvorlesungen über Geschichte, Recht und Nationalökonomie eröffnete, 1819 den Lehrstuhl des römischen Rechts und des Kriminalrechts an der Akademie erhielt und 1820 in den Großen Rat der Republik gewählt wurde. 1832 von den Genfern als Gesandter zur Tagsatzung geschickt, arbeitete er hier den von derselben 1832 angenommenen, unter dem Namen Pacte Rossi bekannten Entwurf einer neuen Verfassung aus. Von der Tagsatzung zur Regelung des polnischen Emigrantenwesens nach Paris gesandt, trat er in den französischen Staatsdienst und erhielt den Lehrstuhl der politischen Ökonomie am Collège de France und 22. Aug. 1834 die Professur des Staatsrechts an der Pariser Rechtsschule. 1838 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. 1839 zum Pair erhoben, legte er seine Lehrämter nieder und trat 1840 in den Staatsrat. 1845 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rom, erhielt im Mai 1846 den Rang eines Botschafters beim Vatikan und ward zum französischen Grafen ernannt. An den Reformbestrebungen Pius' IX., dessen Wahl er befördert hatte, nahm er bedeutenden Anteil. Nach der Februarrevolution 1848 legte er seine Stellung als französischer Botschafter nieder. Nachdem er, den nationalen Bestrebungen Italiens lebhaft zugeneigt, in Bologna zum Deputierten gewählt worden, bildete er nach der Entlassung Fabbris 16. Sept. d. J. ein neues päpstliches Ministerium und übernahm in demselben das Innere sowie provisorisch Polizei und Finanzen, ward aber schon 2 Monate

später bei der Eröffnung der Deputiertenkammer auf der Freitreppe des Palastes der Cancellaria ermordet. Von Rossis Werken sind hervorzuheben: »Traité du droit pénal« (Par. 1829; 4. Aufl. 1872, 2 Bde.); »Traité de droit constitutionnel français« (daf. 1836; 2. Aufl. 1877, 2 Bde.) und »Cours d'économie politique« (daf. 1839—41, 2 Bde.; 4. Aufl. 1865). Vgl. Ideville, Le comte P. Rossi, sa vie, son œuvre, sa mort (Par. 1887); Tolra de Bordas, Le comte P. de R. (Amiens 1888).

3) Gian Battista, ital. Archäolog, geb. 23. Febr. 1822 in Rom, erhielt daselbst auch seine gelehrte Bildung und veröffentlichte seine ersten Arbeiten in gelehrten Zeitschriften, vornehmlich über die christlichen Inschriften des 1. Jahrh. Sein Hauptaugenmerk richtete er dann aber auf die gründliche Erforschung der römischen Katakomben. Die epochemachenden Ergebnisse seiner Forschungen, durch welche er sich als Begründer und thatkräftigsten Förderer der christlichen Archäologie erwies, liegen vor in den Werken: »Inscriptiones christianae urbis Romae septimo seculo antiquiores« (Rom 1857—88, Bd. 1 u. 2); »Roma sotterranea cristiana« (daf. 1864—77, 3 Bde., mit Kupfern; auch ins Französische und Englische übersetzt); »Musaici cristiani« (aus den Basiliken Roms, daf. 1872—87, 16 Hefte). Andres von ihm enthält das »Bolletino di Archeologia cristiana«, das er selbst herausgibt (seit 1863). R. ist Professor an der Universität zu Rom und Mitglied der Pontificia Accademia d'archeologia und gelehrter Gesellschaften des Auslandes; gegenwärtig leitet er die Herausgabe der »Codici latini della Vaticana«. Ein Verzeichnis seiner sämtlichen Schriften enthält das bei Gelegenheit seines Jubiläums erschienene »Albo dei sottoscrittori per la medaglia d'oro in onore del commendatore G. B. d. R.« (Rom 1882). Als Politiker gehört er der klerikalen Partei an. Vgl. Baumgarten, Giov. Batt. de R. (Köln 1892).

Déroulède (spr. deruläd'), Paul, franz. Dichter und Politiker, geb. 2. Sept. 1848 in Paris, Neffe Emile Augiers, trat beim Ausbruch des Krieges 1870 als Freiwilliger in ein Zuavenregiment, fiel bei Sedan in deutsche Gefangenschaft, entkam aber aus Breslau und kämpfte in Frankreich wieder unter Chanzy und Bourbaki, mit dem er nach der Schweiz übertrat. Populär wurde D. durch seine Soldaten- und Kriegslieder (»Chants d'un soldat«, 1872; »Nouveaux chants d'un soldat«, 1875, und »Refrains militaires«, 1888), die alle in unzähligen Auflagen erschienen. Auch auf der Bühne versuchte er sich mit dem patriotischen Schauspiel »L'Hetman« (1877) und dem katholisierenden »La Moabite«. Als Vorstand der Patriotenliga, welche im März 1889 wegen ihrer offenkundig boulangistischen Umtriebe von der französischen Regierung aufgehoben wurde, erging sich D. unablässig in Revanchedrohungen und erregte namentlich im August 1882 durch sein Gebaren gegen den deutschen Turnverein in Paris großes Aufsehen. Im August 1887 vertrat er die Patriotenliga bei dem Begräbnis Katkows in Moskau und war auf seiner Reise für das Zustandekommen eines französisch-russischen Bündnisses in marktschreierischer Weise thätig. Boulanger schloß er sich 1888 mit leidenschaftlicher Hingebung an, und 1889 ließ er sich in Angoulême als Revisionist in die Kammer wählen, wo er bis 1893 einen schroff chauvinistischen Standpunkt einnahm. Dann sträubte er sich aus Gründen, die ihm zur Ehre gereichten, gegen die Wiederwahl für die neue Legislatur.

Déroute (franz., spr. -rut'), Abweg; Zerrüttung; insbes. wirre Flucht eines geschlagenen, zersprengten Heeres; deroutieren, in D. bringen.

Deroy (spr. dörŏa), Bernhard Erasmus, Graf, bayr. General, geb. 11. Dez. 1743 in Mannheim als Sohn eines kurpfälzischen Generals französischen Ursprungs, gest. 23. Aug. 1812, trat früh in pfälzische Kriegsdienste, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg, ward 1792 Generalmajor, 1795 bei der Übergabe von Mannheim an die Franzosen kriegsgefangen und durfte mehrere Jahre nicht am Kriege gegen dieselben teilnehmen, kommandierte 1800 eine bayrische Brigade im Kriege gegen Frankreich und ward in der Schlacht von Hohenlinden gefangen. 1804 Generalleutnant, machte er sich um die Reorganisation des bayrischen Heeres verdient, befehligte 1805 eine Division unter Davout und wurde beim Angriff auf Tirol schwer verwundet. Er erhielt darauf den Oberbefehl in Tirol, machte 1806—1807 den Feldzug in Schlesien unter Jérôme Bonaparte mit, befehligte 1809 im Kriege mit Österreich wieder eine Division unter Lefebvre und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Abensberg (20. April), bei Eggmühl (22. April) und bei der Einnahme von Innsbruck aus. 1811 zum General der Infanterie, Generalinspektor und Kommandanten von Niederbayern und der Oberpfalz ernannt, führte er 1812 eine Division des bayrischen Hilfskorps unter Saint-Cyr nach Rußland. In der Schlacht von Polock tödlich verwundet, starb er 23. Aug. In München ist ihm 1856 ein von Halbig modelliertes Standbild in der Maximiliansstraße errichtet worden. Vgl. Heilmann, Leben des Grafen B. E. von D. (Augsb. 1855).

Derr (Deïr), Stadt im Distrikt Kenuz der ägypt. Provinz (Mudirieh) Esneh, am rechten Nilufer, 200 km oberhalb Assuân, mit (1882) 1004 Einw., welche das Kensi oder Berberi sprechen. Dabei ein kleiner, von Ramses II. gegründeter, aber nur teilweise erhaltener Felsentempel.

Derriey (spr. derriä), Charles, Stempelschneider und Schriftgießer, geb. 17. Aug. 1808 in Morsey (Jura), gest. 11. Febr. 1877 in Paris, erlernte die Schriftgießerei und seit 1835 den Holzschnitt, bildete sich zum Graveur und Stempelschneider aus, erfann und erbaute auch selbst in seiner 1839 errichteten Werkstatt die für seinen Guß erforderlichen eigenartigen Maschinen und erfand auch eine Numeriermaschine für Banknoten und ein neues Musiknotentypensystem. D. hat die Buchdruckerei mit einer außerordentlichen Anzahl künstlerisch vollendeter Einfassungen und Verzierungen sowie mit zahlreichen Sortimenten von Zierschriften bereichert; das von ihm herausgegebene »Album«, in welchem er seine Schöpfungen in ihren Elementen und in prachtvollen Anwendungen zur Anschauung brachte, ist ein Meisterwerk der Typographie. Vgl. »Notices sur les produits typographiques de D.« (Par. 1855).

Derry, Stadt, soviel wie Londonderry.

Derfhawin (spr. -schä-), Gawriil Romanowitsch, der bedeutendste russ. Dichter des 18. Jahrh., geb. 14. (3.) Juli 1743 in Kasan, gest. 21. (9.) Juli 1816 auf seinem Gut Swanko (Gouv. Nowgorod), Sohn eines armen Edelmanns, besuchte bis 1762 das 1759 eröffnete Gymnasium seiner Vaterstadt, trat dann als Soldat in das Preobraschenskij-Regiment in Petersburg ein und wurde 1769 Offizier. 1773 wurde er in der Suite des Generals Bibikow gegen Pugatschew nach Südrußland geschickt, wo er sich mehrfach

auszeichnete, den Rang eines Kapitänleutnants und ein Gut erhielt. 1774—75 hielt er sich infolge besonderer Aufträge in und bei Saratow auf, wo er seine »Citalagaj-Oden« (größtenteils Übersetzungen der Gedichte Friedrichs des Großen) schrieb. 1777 bekam er eine Anstellung im Senat unter dem Generalprokureur Fürsten Wjasemskij. 1782 erschien im »Petersburger Boten«, an dem D. seit 1778 Mitarbeiter war, seine zur Verherrlichung der Kaiserin Katharina II. gedichtete Ode »Feliza«, welche der Kaiserin ausnehmend gefiel und dem Dichter ein ansehnliches Geschenk einbrachte. Nun stieg D. ziemlich rasch die Stufenleiter zu den höchsten Ehren hinan. 1784 wurde er zum Gouverneur von Olonez, 1785 zum Gouverneur von Tambow ernannt, 1788 aber von diesem Posten durch die Ränke seiner Feinde wieder enthoben und sogar vor Gericht gestellt. D. gelang es indessen, die Kaiserin von seinem Recht zu überzeugen, und sie ernannte ihn 1791 zu ihrem Staatssekretär. 1793 wurde er Senator, 1796 unter Kaiser Paul Direktor der Reichsratskanzlei und 1802 unter Alexander I. Justizminister, eine Stellung, von der er jedoch bereits im folgenden Jahre zurücktrat. Von 1803 bis zu seinem Tode lebte er als Privatmann auf seinem Gut Swanko. In seiner Vaterstadt Kasan wurde ihm 1843 ein Denkmal errichtet. Derschawins Poesien zeichnen sich durch Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bilder, Originalität der Gedanken und feine, schöpferische Behandlung der Sprache aus. Es kann sich bis Puschkin kein einziger russischer Dichter mit D. messen. Er war ein glühender Verehrer der Kaiserin Katharina II., und diese Verehrung begeisterte ihn zu manchem schönen, von hohem dichterischen Pathos getragenen Gedicht (obwohl man anderseits auch manche von hohlen Phrasen strotzende Gedichte bei ihm findet, welche der »Hofdichter« geschrieben); er war aber auch ein Freund der Wahrheit, eine ehrliche, kernige, leicht aufbrausende Natur, eine in der Zeit und in der Umgebung, in welcher er lebte, seltene Erscheinung. Sein bestes Gedicht ist seine Ode »Bog« (»Gott«), die in alle europäischen Sprachen und selbst ins Japanische (ins Deutsche von Altmann, Rotter, Bodenstedt u. a.) übersetzt wurde. Gesamtausgaben der Werke Derschawins sind seit 1798 mehrfach erschienen; die letzte ist die klassische, vom Akademiker J. Grot herausgegebene und mit zahlreichen interessanten Anmerkungen versehene in 9 Bänden (Petersb. 1864—83). Die beste Biographie des Dichters lieferte Grot im 8. Band der erwähnten Ausgabe (Supplemente dazu im 9. Band).

Dertona, s. Tortona.

Derut esch Scherif, Distriktshauptort der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, am Josephskanal (Bahr Jusuf), der sich 8 km oberhalb vom Nil abzweigt, und an der Eisenbahn nach Siut, hat ein großes Schleusenwerk mit Brücke und (1882) 5588 Einw. In der Nähe Schutthügel des alten Pestla.

Dervent, Bezirksstadt in Bosnien, Kreis Banjaluka, an der Bosnabahn, malerisch auf zwei Hügeln gelegen, mit 3 Moscheen, 2 Kirchen, bedeutenden Jahrmärkten, Bezirksgericht und (1885) 4449 meist mohammedanischen Einwohnern. In der Nähe das alte Franziskanerkloster Plean.

Derville (spr. därwil'), Pseudonym, s. Desnoyers 3).

Derwent (»Klarwasser«), 1) Name einiger Flüsse in England: a) entspringt am Peak (s. d.) von Derbyshire, wird bei Derby schiffbar und mündet nach 80 km langem Lauf in den Trent; b) durchfließt die Seen Derwent Water (s. d.) und Bassenthwaite in Cumberland und mündet nach 60 km langem Lauf bei Workington in das Irische Meer; c) entspringt bei Harwooddale in Yorkshire, wird bei Malton schiffbar und mündet nach 96 km langem Lauf bei Barmby in die Ouse; d) bildet die Grenze zwischen Durham und Northumberland, mündet nach 50 km langem Lauf rechts in den Tyne. — 2) Fluß in Tasmania, Abfluß des Sees St. Clair, mündet unterhalb Hobart in die Sturmbai.

Derwent Conway (spr. dörwent könnuë), Pseudonym, s. Inglis.

Derwent Water, der »Edelstein« unter den Seen Cumberlands (England), obgleich nur 5 km lang, mit vier hübschen Inseln (darunter St. Herbert's mit einer alten Einsiedelei). In ihn ergießen sich die von Southey besungenen Falls of Lodore. Am D. liegt Keswick (s. d.). Der Derwent (s. d.) ist sein Abfluß.

Derwisch (pers., »Bettler«; in Indien gewöhnlich mit dem arab. Worte Fakir, »Armer«, bezeichnet), Name der mohammedan. Mönche. Obwohl Mohammed sagte: »Es ist kein Mönchtum im Islam«, wirkten doch in den arabischen Ländern das christliche, in den persisch-indischen Bezirken das buddhistische Beispiel mit den asketischen Neigungen frommer Kreise dahin zusammen, daß aus dem mystisch-pantheistischen Treiben der Sufis (s. d.) sich ein förmliches Ordenswesen entwickelte, welchem ein andres Wort des Propheten: »Die Armut ist mein Ruhm«, zum Deckmantel dienen mußte. Die gegenwärtigen Orden pflegen ihre Regeln auf die berühmtesten Männer aus der Umgebung des Propheten selbst, wie Abu Bekr und Ali, zurückzuführen; indes sind das Erdichtungen. Wann die seit dem 2. Jahrh. der Hedschra (750 n. Chr.) immer häufiger auftretenden Sufis angefangen haben, die festen Formen von religiösen Bruderschaften auszubilden, ist schwer festzustellen; die meisten der gegenwärtig vorhandenen Orden sind in den schweren Zeiten der Türken- und Mongolennot seit dem 6. (12.) Jahrh. entstanden. So verschieden sie an Kleidung und Gebräuchen sind, so identisch sind die ihnen gemeinsamen Grundsätze, die in der Hauptsache auf die gewaltsame Steigerung mystischer Andachtsübungen und auf die Unterordnung der jüngern unter ein Oberhaupt (arab. Scheich, pers. Pir, »Alter«) hinauskommen. Unter übertriebener Frömmigkeit, die besonders auf indischem Boden zu extravaganten Bußübungen führt, verbirgt sich vielfach bei ihnen Heuchelei, und manche Orden suchen durch Gaukelkünste sich das Ansehen von wunderthätigen Heiligen zu geben. Die Zahl der vorhandenen Orden wird konventionell auf 72 angegeben, einige 30 sind wirklich nachgewiesen. Von diesen sind die bekanntesten die Kadiri (gestiftet von Abd el Kadir el Gilani, gest. 1165), die Rifâ'i (nach Ahmed er Rifâ'i, gest. 1182) und die Mewlewi, die beiden letztern den europäischen Reisenden von Konstantinopel aus als die heulenden und die tanzenden Derwische bekannt. Sie führen den Ursprung ihrer Ordensgeheimnisse bis zu dem Inder Baba Reten zurück, welcher vor und nach dem Propheten ein halbes Jahrtausend gelebt, sich in Syrien und dann im Taurus aufgehalten und den Gebrauch des Haschisch (s. Assassinen) aus Indien gebracht haben soll. Dann folgen die Jünger des Scheichs Schihabeddin Sohrawerdi (gest. 1234), welche Nurbachschi, »die Lichtschenkenden«, heißen. Aus diesem Orden sind später Dschelaleddin Rumi, der Stifter der Mewlewi (gest. 1273), und Hadschi Beiram (gest. 1471), der Stifter der Beirami, hervorgegangen. Gleichzeitig

mit den Mewlewi wurde in Ägypten von Ahmed el Bedawî (gest. 1276) der in diesem Lande noch heute verbreitetste Orden der Bedawija gestiftet. Unter allen vor der Gründung des osmanischen Reiches entstandenen Orden ist der der Mewlewi der angesehenste. Sein Einfluß wuchs, als Konia, der Sitz seiner Scheichs, dem osmanischen Reich einverleibt ward, hier das Studium persischer Litteratur und Dichtkunst aufblühte und mit den Fortschritten darin auch die Lehre der Sufis, deren vorzüglichstes Organ Dschelaleddin Rumi war, auf weite Kreise Einfluß gewann. Von politischer Wichtigkeit für das osmanische Reich sind die Bektaschi (gestiftet von Hadschi Bektasch, gest. 1357) geworden wegen des nahen Verhältnisses, in welchem sie zu den Janitscharen standen; mit deren Ausrottung sind sie in den Hintergrund getreten. Die Chalweti, von Omar Chalweti (gest. 1397) gestiftet, leben in strenger Abgeschiedenheit (chalwa) von der Welt und in frommer, durch Fasten verschärfter Pönitenz. Die Saadi, von Saadeddin Dschebrâwi (gest. 1335) gestiftet, sind Gaukler, welche mit den Taschenspielerkünsten der Unverbrennbaren auch noch die der Schlangenbezauberer vereinigen. Später gestiftete Orden sind die der Ruscheni (1533), der Schemsi (1601), der Dschemali (1750) und der Nakschbendi (1319), die heute in Zentralasien weit verbreitet sind.

Im allgemeinen wohnen die Derwische vereinigt in Klöstern (Tekkije oder Chankah); einige sind auch verheiratet und dürfen dann außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen. Sie fasten, kasteien sich, üben strenge Gebräuche, führen gewisse religiöse Tänze auf, deren Hauptschwierigkeit in einem oft stundenlangen, meist aber 5—7 Minuten anhaltenden Drehen genau auf einer Stelle, erst mit auf der Brust gekreuzten, dann über den Kopf gehobenen Armen, wobei ihr weiter, gelöster Rock einen Kreis um sie bildet, besteht, worauf sie oft besinnungslos niederfallen (tanzende Derwische). Noch toller treiben es die heulenden Derwische, wozu die schon genannten Bedawija und Risâ'i gehören. Die Derwische tragen einen Tesbih (Rosenkranz) mit 33, 66 oder 99 Kügelchen, die sie der Reihe nach abbeten. Da das Kloster ihnen keine Kleidung gewährt, so müssen sie sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben suchen, was entweder durch Arbeit oder durch Betteln geschieht, obwohl letzteres in vielen Regeln eigentlich verboten ist. Arges Bettelvolk sind die in einigen Orden zulässigen wandernden Derwische (Kalender genannt), und die persischen ohne Ausnahme. Ihre Kleidung ist nach den Orden sehr verschieden; die Hauptstücke sind der Mantel (Chirka) und die sehr vielgestaltige Mönchskappe, in Form von niedrigern oder hohen (zuckerhutförmigen) Filzmützen (Kulâh), Turbanen u. a. Viele, besonders die Kalender, tragen eine Schale (oft von Kokos) zum Einsammeln von Almosen und kleiner Gegenstände (Reschkûl). Viele mohammedanische Fürsten, auch türkische Sultane, achteten die Derwische sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich, und noch jetzt sind sie nicht ohne politischen Einfluß. Sie sind durch alle mohammedanischen Gebiete verbreitet, und die respektablern Orden stehen beim Volk in hohem Ansehen. Ganz besonders ist dies der Fall in den islamischen Teilen Afrikas, in dessen Nordwesten die im 16. Jahrh. entstandene Brüderschaft der 'Aïssawija (so gesprochen, geschrieben Isawija) eine große Rolle spielt, wie die Senussi (s. d.) im östlichen Innern. Vgl. d'Ohsson, Tableau général de l'Empire ottoman, Bd. 2 (Par. 1790); v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipz. 1868); J. Brown, The dervishes, or oriental spiritualism (Lond. 1867); Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Derwisch Pascha, Ibrahim, türk. General, geb. 1817 in Konstantinopel, erhielt seine militärische Ausbildung auf der Genieschule daselbst, besuchte 1839—42 die Bergbauschule in Paris, ward darauf Direktor verschiedener Bergwerke in Kleinasien, dann Professor der Chemie und Physik an der Militärschule in Konstantinopel, 1849 Divisionsgeneral, 1854 türkischer Kommissar in den Donaufürstentümern, 1855 oberster Leiter sämtlicher Kriegsschulen des Reiches, 1861 Generaldirektor der Bergwerke und Forsten, 1862 Befehlshaber eines Armeekorps gegen Montenegro, dann eine Zeitlang Botschafter in Petersburg, 1875 Generalgouverneur in Bosnien und der Herzegowina, wo er die Ausbreitung des Aufstandes durch seine Schroffheit beförderte, 1876 kurze Zeit Kriegsminister und 1877 Befehlshaber in Batum, das er mit solcher Geschicklichkeit verteidigte, daß die Russen in 8 Monaten nicht die geringsten Fortschritte machten. Nach dem Frieden mußte er Batum den Russen übergeben, ward Kommandeur des 4. Armeekorps in Erzerum und 1879 der Garde in Konstantinopel und 1880 Generalgouverneur von Albanien. Hier unterwarf er die aufständischen Albanesen, zwang dieselben zur Räumung Dulcignos und bekam 1882 den Auftrag, die Ordnung in Ägypten herzustellen; doch richtete er nichts aus und kehrte nach Ankunft der Engländer nach Konstantinopel zurück.

Des (ital. Re bemolle, franz. Ré bémol, engl. D flat), in der Musik das durch ♭ erniedrigte D. Des dur-Akkord = des f as; der Des moll-Akkord = des fes as.

Desabilisieren (franz.), einem eine Täuschung, einen Irrtum benehmen, ihn enttäuschen.

Desaguadero, soviel wie Abfluß, insbes. zwei Flüsse in Südamerika, von denen der eine in Bolivien, 300 km lang, in reißendem Lauf das Wasser der Laguna de Unimarca, des südlichsten Teils des Titicacasees, zur Laguna Pampa Aullagas abführt, der andre in Argentinien auf der Grenze zwischen den Provinzen San Luis und Mendoza hinzieht.

Desaignes (spr. dehänj'), Flecken im franz. Depart. Ardèche, Arrond. Tournon, am Doux, mit einer prot. Kirche (auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut), Resten eines alten Schlosses und alten Stadtthoren, einer alkalischen kalten Heilquelle und (1891) 559 (als Gemeinde 3600) Einw.

Desaix de Voygoux (spr. dehä dö wŏagú), Louis Charles Antoine, franz. General, geb. 17. Aug. 1768 zu St.-Hilaire d'Ayat in der Auvergne als Sprößling einer altadligen Familie, gest. 14. Juni 1800, trat, 15 Jahre alt, als Unterleutnant in ein Infanterieregiment und ward 1791 zum Adjutanten des Generals Victor v. Broglie ernannt. 1793 wegen mutvoller Verteidigung der Weißenburger Linien gegen die Österreicher zum Brigadegeneral befördert, erstürmte er 26. Dez. das feste Lauterburg. 1794 befehligte er als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee unter Michaud, focht mit Auszeichnung bei Kaiserslautern und wohnte der Belagerung von Mainz bei, nach deren Aufhebung er mit der Vorhut den Rückzug nach Landau und Pirmasens deckte. 1796 führte er in der Schlacht bei Malsch (9. Juli) den linken Flügel von Moreaus Heer ohne Erfolg; dagegen verteidigte er nach

Moreaus Rückzug den Brückenkopf zu Kehl und übergab ihn erst nach hartnäckigem Kampf mit dem Erzherzog Karl 9. Jan. 1797 den Österreichern unter der Bedingung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren. Bei dem erneuten Rheinübergang Moreaus in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. 1797 im Angesicht des Feindes wurde D. durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Nach dem Vertrag von Leoben ging er nach Italien zu Bonaparte, der ihm für die Expedition nach Ägypten die Führung der Vorhut anvertraute. In den Gefechten mit Murad Bei und den Mamelucken bedeckte sich der ebenso kühne wie besonnene General mit neuem Ruhm. Er allein vollbrachte die Eroberung des südlichen Ägypten gegen einen an Streitkräften ihm weit überlegenen Feind und gewann durch Milde und Gerechtigkeit die Liebe der Einwohner. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir ward er von Kléber, dem Nachfolger Bonapartes im Oberbefehl, beauftragt, die Konvention von El Arisch (24. Jan. 1800) zu vollziehen. Nach seiner Heimsendung eilte er nach Italien, wo Bonaparte ihm das Kommando der Reserve übergab. Am 14. Juni 1800, als er am Nachmittag an der Spitze einer Division in die wankende Schlachtlinie Bonapartes bei Marengo einrückte und sich kühn den schon siegreichen Österreichern entgegenwarf, durchbohrte ihm eine der ersten Kugeln die Brust. Der Leichnam wurde im Hospiz auf dem St. Bernhard beigesetzt. Bonaparte ließ D. auf seiner Begräbnisstätte ein Denkmal setzen; ein andres ward ihm durch Subskription zu Paris auf dem Dauphinplatz, ein drittes nach einem Staatsbeschluß auf der Place des Victoires (1815 wieder entfernt) und ein viertes Kehl gegenüber, auf der Halbinsel, von der Rheinarmee errichtet. Vgl. Martha-Becker, Études historiques sur le général D. (Clermont 1852).

De Sanctis, 1) Luigi, der bedeutendste Theolog, welchen das katholische Italien an den Protestantismus verloren hat, geb. 1808, gest. 1869. Als hoher Würdenträger des Papstes wurde er vom Studium der Bibel ergriffen, floh 1847 nach Malta, trat zur evangelischen Kirche über und wirkte mit großer Treue seit 1852 an der Turiner Gemeinde der Waldenser, dann in der »chiesa libera« (s. Freikirchen), schließlich, als der von den Darbyisten hereingeworfene Spiritualismus ihm hier unleidlich zu werden anfing, seit 1864 bis zu seinem Tode wieder bei den Waldensern, in deren Dienst er eine Professur an der seit 1861 bestehenden theologischen Fakultät in Florenz verwaltete. Vgl. Rönneke, Luigi D. (Halle 1890).

2) Francesco, ital. Litterarhistoriker und Kritiker, geb. 1818 zu Morra im Neapolitanischen, gest. 28. Dez. 1883 in Neapel, gab bei seiner Vorliebe für Litteratur und Philosophie das begonnene Studium der Rechte bald wieder auf, bildete sich in der berühmten Privatlehranstalt Basilio Puotis zum vollendeten Stilisten und Rhetoriker und gründete, nachdem er zwei Jahre (bis 1838) an der Militärschule della Nunziatella in Neapel gelehrt, selbst eine höhere Privatlehranstalt für Grammatik, Rhetorik, Ästhetik und Philosophie. Außer hohem Ansehen als Lehrer erwarb sich D. auch den Ruf eines bedeutenden Kritikers durch Vorträge über Homer, Vergil, Dante, Shakespeare und Ariost, mit welchen er über die konservativen Anschauungen tonangebender Zeitgenossen hinausging. 1848 von der revolutionären Regierung zum Generalsekretär im Departement des öffentlichen Unterrichts ernannt, flüchtete er beim Eintritt der Reaktion nach Cosenza, wurde 1850 verhaftet und 3 Jahre lang im Castel dell' Ovo zu Neapel eingekerkert gehalten. Hier befaßte er sich mit dem Studium des Deutschen, übersetzte Gedichte von Schiller und Goethe, die »Geschichte der Poesie« von Rosenkranz und Hegels »Logik«. Entlassen mit der Weisung, sich nach Amerika zu begeben, flüchtete er nach Malta und ging später nach Turin, wo er Vorträge über die »Divina Commedia« hielt, die durch geistreiche und originelle Auffassung ausgezeichnet waren. 1856 wurde er als Professor der Ästhetik und der italienischen Litteratur an das Polytechnikum in Zürich berufen, und 1860 ward ihm das Verwaltungsfach des öffentlichen Unterrichts im neapolitanischen, 1862 im Ministerium des Königreichs Italien unter Cavour übertragen. Von Matteucci (März 1862) gestürzt, kehrte er nach Neapel zurück und nahm seine Lehrthätigkeit wieder auf; auch gründete er das Journal »L'Italia«. Seit 1871 war er Professor an der Universität Neapel. Am öffentlichen Leben nahm er noch wiederholt als Parteigenosse der Linken im Parlament teil, versah vom März bis Dezember 1878 unter Cairoli von neuem die Stelle eines Ministers des öffentlichen Unterrichts und bekleidete dieselbe ein drittes Mal unter dem Ministerium Cairoli-Depretis vom November 1879 bis Ende 1880. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: die sehr geschätzte »Storia della letteratura italiana« (3. Ausg., Neap. 1879, 2 Bde.), welche mehr eine Sammlung kritischer Aufsätze als eine zusammenfassende Darstellung ist; »Saggi critici« (das. 1868, 4. Aufl. 1881), die als Meisterwerke der Kritik in Italien gelten; »Saggio critico sul Petrarca« (das. 1869) und die »Nuovi saggi critici« (das. 1872, 2. Aufl. 1879). De S.' »Scritti politici« gab Ferrarelli (Neap. 1889), Bruchstücke seiner Autobiographie (»La giovinezza di F. de S.«, das. 1889) P. Villari heraus. Vgl. Gaspary im »Archiv für das Studium der neuern Sprachen«, Bd. 53 u. 54 (1875); Ferrieri, Francesco de S. e la critica letteraria (Mail. 1887).

Desappointieren (franz., spr. deßapoängt-), jemand des Vorteils berauben, der auf etwas Zugesichertem beruhte; eine sichere Erwartung täuschen; Desappointement, fehlgeschlagene, vereitelte Hoffnung.

Desapprobieren (franz.-lat.; besser desapprouvieren, franz.), s. Disapprobieren.

Desargues (spr. däßárgh'), Gérard, Geometer, geb. 1593 in Lyon, gest. daselbst 1662, machte als Ingenieur die Belagerung von La Rochelle mit und lebte dann als Privatmann in Paris, später in Condrieu. Er suchte besonders neuern geometrischen Methoden Bahn zu brechen; von ihm rührt unter anderm die Vorstellung her, daß parallele Geraden sich in einem unendlich entfernten Punkt schneiden. Seine Werke sind von Poudra herausgegeben worden (Par. 1864, 2 Bde.).

Desarmieren (lat.), entwaffnen; aus einer Festung oder einzelnen Werken die Geschütze ꝛc. entfernen; beim Fechten: dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen oder entwinden.

Deßätine und **Desjatine**, s. Deßjätina.

Désaugiers (spr. däsoschjé), Marc Antoine Madeleine, franz. Liederdichter und Dramatiker, geb. 17. Nov. 1772 in Fréjus, gest. 9. Aug. 1827 in Paris, Sohn eines seiner Zeit geschätzten Komponisten, widmete sich nach einem Leben voll der buntesten Abenteuer, welche ihn in die Gefangenschaft der Schwarzen auf San Domingo und in die größte Lebensgefahr brachten, 1797 zu Paris der Bühne; aber erst 1805 gelang es ihm, bekannt zu werden. 1806 trat er in die lustige Gesellschaft »Le Caveau«, deren Präsident er

bald wurde, und übernahm 1815 die Direktion des Vaudevilletheaters, das jedoch wegen scharfer Konkurrenz nicht zu rechter Blüte kommen konnte. Eine große Zahl seiner Stücke hat D. in Gemeinschaft mit andern fabriziert; von seinen eignen, meist einaktigen, nennen wir nur: »Les petites Danaïdes«, eine Parodie der gleichnamigen Oper, an der Porte St.-Martin 300mal hintereinander aufgeführt. Im allgemeinen sind seine Vaudevilles sehr leichte Ware, wie auch seine »Chansons«, die heute nicht mehr gelesen, kaum noch gesungen werden. Nur wenige, die einen ernitern Ton anschlagen und nicht für die Lust des Augenblicks bestimmt sind, wie: »La treille de la sincérité«, »Consolations de la vieillesse«, »Le Pour et le Contre«, werden aus der Litteratur nicht so bald verschwinden. Seine »Chansons et poésies diverses« sind öfters aufgelegt worden (Par. 1808—16, 3 Bde.; 1827, 4 Bde.; 1858, 1 Bd.).

Desault (spr. dösō), Pierre Joseph, Mediziner, geb. 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der Franche-Comté, gest. 1. Jan. 1795, erlernte die Chirurgie bei einem Bader, praktizierte dann in dem Kriegshospital zu Béfort, ging 1764 nach Paris und erhielt schon nach 2 Jahren den Lehrstuhl der Anatomie daselbst. Später wurde er Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité, 1788 am Hôtel-Dieu und 1792 Mitglied des Comité de santé des armées. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, die dem In- und Ausland viele der vorzüglichsten Wundärzte gegeben. Er brachte Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie, vervollkommnte die Behandlung der Knochenbrüche durch Einführung besserer Verbandarten und führte zuerst die klinische Behandlungsweise der Wundarzneikunst in Frankreich ein. Seine Lehre findet sich in den von seinen Schülern im Hôtel-Dieu gemachten und im »Journal de Chirurgie« (Par. 1791—95, 4 Bde.; deutsch, Frankf. 1801—1806, 12 Bde.) mitgeteilten Beobachtungen sowie in den von Bichat unter Desaults Namen herausgegebenen »Œuvres chirurgicales« (Par. 1798, 3 Bde.; neueste Ausg. von Roux, das. 1813; deutsch von Bardenburg, Götting. 1799—1800, 4 Bde.). Vgl. Labrune, Étude sur la vie et les travaux de D. (Besançon 1868).

De Sauss., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Henri F. de Saussure (s. d.).

Desavantage (franz., spr. desawangtāsch'), Nachteil, Verlust; desavantagieren, benachteiligen.

Desavouieren (franz., spr. desawu-), in Abrede stellen, verleugnen, nicht anerkennen, widerrufen; Desaveu (spr. desawö), Nichtanerkennung, Widerspruch.

Desbordes-Valmore (spr. dābord'-walmōr'), Marceline, franz. Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1785 in Douai, gest. 23. Juli 1859 in Paris, verlor früh ihre Mutter, debütierte mit 16 Jahren an der Komischen Oper, verließ aber die Bühne, als sie sich mit dem Schauspieler Valmore vermählte. Nun wandte sie sich ganz der Litteratur zu und veröffentlichte bald eine Reihe zarter, seelenvoller Gedichte, welche durch ihre tiefe Melancholie wie durch ihre große Anmut und Harmonie sich alle Herzen eroberten. Sie erschienen unter den Titeln: »Élégies et romances« (1818), »Élégies et poésies nouvelles« (1824), »Les Pleurs« (1833), »Pauvres fleurs!« (1839), »Bouquets et prières« (1843). Außerdem schrieb sie mehrere gefühlvolle Novellen und Erziehungsschriften, z. B. »L'atelier d'un peintre«, »Le salon de Lady Betty«, »Violette« (deutsch, Leipz. 1840), »L'Écolier« u. a. Nach ihrem Tode erschien noch ein Band »Poésies inédites« (1860). Mit deutscher Innigkeit und Tiefe der Empfindung vereinigt die Dichterin französische Lebhaftigkeit und Grazie; ihre Elegien gehören zu den zartesten und innigsten, welche die französische Poesie hervorgebracht hat. Eine Ausgabe ihrer »Contes et scènes de la vie de famille« erschien 1874 (2 Bde.) und der »Poésies de l'enfance« zuletzt 1881, ihre »Œuvres poétiques« 1886—87 in 3 Bänden. Vgl. Sainte-Beuve, Mad. D., sa vie et sa correspondance (1870).

Descabezado (span., »Gekröpfter«), erloschener Vulkan (3888 m) im chilen. Depart. Talca, bildet mit dem 1847 ganz plötzlich entstandenen Cerro Azul (3760 m) unter 35° 35' südl. Br. ein fast ganz isoliert dastehendes Bergmassiv, auf dem die Quellen des Rio Maule entspringen. Nordöstlich von ihm erhebt sich an der Grenze zwischen Chile und Argentinien der D. Chico (»kleiner D.«, 2530 m).

Descamisados (span., »Ohnehemden«, analog den französischen Sansculottes), exaltierte, radikale Klubpartei, die 1820 in Spanien entstand.

Decamps (spr. dekāng), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 1706 in Dünkirchen, gest. 1791 in Rouen, war in Paris Largillières Schüler und ließ sich dann in Rouen nieder. Er malte mit Vorliebe häusliche und ländliche Szenen, ist aber weniger durch seine Bilder als durch sein (kritikloses) Werk »La vie des peintres flamands, allemands et hollandais« (Par. 1753—63, 4 Bde.) bekannt.

2) Alexandre Gabriel, Maler, s. Decamps.

Descartes (spr. dekart), René (Renatus Cartesius), der Begründer der neuern dogmatisch-rationalistischen Philosophie und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, geb. 31. März 1596 zu La Haye in Touraine als Sohn eines Parlamentsrats, gest. 11. Febr. 1650 in Stockholm, zeigte früh eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, kam im achten Jahr ins Jesuitenkollegium zu La Flèche, wo ihm die Mathematik die meiste Befriedigung gewährte. Um Erfahrungen in der Welt zu sammeln, nahm er, 21 Jahre alt, Kriegsdienste und machte unter Moritz von Oranien und Tilly Kriegszüge in Holland und Deutschland mit, focht in der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) unter Buquoy gegen die Böhmen und unter demselben Heerführer in Ungarn gegen die Türken, beschäftigte sich aber im stillen eifrigst mit wissenschaftlichen Arbeiten, deren erste, »De musica«, vor Breda verfaßt ward. Den Entschluß, allen Vorurteilen zu entsagen und auf sichern und unzweifelhaften Grundlagen alles von neuem durch selbständige Forschung aufzubauen, faßte er in dem einsamen Winterlager vor Neuburg (1619). Nachdem er zu diesem Zweck seinen Abschied genommen, brachte er die nächsten Jahre teils auf Reisen, zumeist in Deutschland und Italien, teils in Paris zu und ging, um völlige Muße zur Ausarbeitung seines Systems zu finden, 1629 nach Holland, wo er 20 Jahre in Verborgenheit an 13 verschiedenen Orten, mit Ausnahme kurzer Reisen nach Deutschland, England und Dänemark, fast ununterbrochen verweilte und nur in regem wissenschaftlichen Verkehr mit der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, Tochter des Königs Friedrich von Böhmen und der Elisabeth von England, stand. Während dieser Zeit verfaßte er die meisten und bedeutendsten seiner Werke, von denen er jedoch solche, durch welche er mit der Geistlichkeit in Konflikt kommen konnte, wie die Schrift »De mundo«, lange zurückhielt, fand bald Anhänger und erbitterte Gegner,

wurde von dem auf ihn aufmerksam gewordenen Kardinal Richelieu nach Frankreich, von der gelehrten Königin Christine (1649) nach Schweden eingeladen, um ihr Lehrer in der Philosophie zu sein. Letztern Ruf nahm er an, erlag aber dem ungewohnten nordischen Klima, nachdem er noch einen Plan für eine wissenschaftliche Akademie in Stockholm ausgearbeitet hatte. Seine Leiche wurde 1661 nach Paris gebracht und in der Kirche Ste.-Geneviève du Mont beigesetzt.

Ungeachtet D. durch seine mathematischen und physikalischen Entdeckungen einer der Väter der neuern Physik geworden ist, galt ihm doch nicht, wie seinem Zeitgenossen Bacon, die äußere, sondern die innere Erfahrung als der Ausgangspunkt unsers Wissens. Die Ergebnisse der sinnlichen Erfahrung sind, wie die Thatsache der Sinnestäuschungen lehrt, dem Zweifel unterworfen; man kann überhaupt an allem zweifeln, nur nicht daran, daß wir zweifeln, d. h., da Zweifeln ein Denken ist, daran, daß wir denken. An der Thatsache, daß ich zweifle, d. h. denke, wäre auch dann kein Zweifel möglich, wenn alles, was ich denke, zweifelhaft wäre. Mit meinem Denken ist aber meine Existenz gegeben: Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum), ich bin als denkendes Wesen; ob auch noch als körperliches ꝛc., bleibt vorläufig dahingestellt. Das einzige Sein, dessen ich völlig gewiß bin, ist mein eignes, d. h. das Sein meines Geistes und seiner Gedanken, während das Sein der gesamten Körperwelt (auch meines eignen Leibes) ungewiß bleibt. Ob die Vorstellung von dieser eine Erkenntnis oder bloße Einbildung sei, hängt von dem Grade der Verläßlichkeit ab, der meinen Gedanken selbst innewohnt. Unter meinen Vorstellungen findet sich nun eine, die ich ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht selbst gebildet haben kann, die mir vielmehr gegeben sein muß, da sie eine vollere Realität in sich trägt, als ich in mir selbst habe, wonach die Existenz des Gebers so notwendig gewiß ist wie meine eigne. Das ist die Idee Gottes, eines vollkommensten Wesens, eines unbeschränkten Seins, welche dem Gefühl der Beschränktheit meines eignen Seins gerade entgegengesetzt ist, daher von Gott selbst in mir verursacht sein muß. Sie ist mir ebenso eingeboren wie die Vorstellung, die ich von mir selbst habe. Den ursprünglich von Anselmus von Canterbury vorgebrachten ontologischen Beweis bildet D. so um, daß er sagt: Gott ist das schlechthin vollkommenste Wesen; zu den Vollkommenheiten gehört auch die Existenz, also hat Gott Existenz. Ein andrer Beweis für das Dasein Gottes bei D. ist der: mein eignes Dasein ist nur zu erklären durch die Annahme der Existenz Gottes; denn wäre ich durch mich selbst, so würde ich mir alle Vollkommenheiten gegeben haben, bin ich aber durch andre, Eltern, Voreltern ꝛc., so muß es doch, da ein regressus in infinitum nicht anzunehmen ist, eine erste Ursache, d. h. Gott, geben. Unter Gottes Eigenschaften, d. h. Vollkommenheiten, findet sich nun die Wahrhaftigkeit, aus der sich mit Bestimmtheit ergibt, daß alles, was ich klar und deutlich erkenne, wahr sei. Wäre das nicht der Fall, so müßte mich Gott selbst täuschen wollen, was seinem Begriff widerspricht. Die Vorstellung der äußern Welt und der Natur ist nun nicht nur in meinem Geiste vorhanden und zwar so, daß, wenn ich auch wollte, ich mich ihrer nicht entschlagen könnte, sondern sie ist auch eine klare und deutliche, so daß die ausgedehnte Welt wirklich existiert, und daß sie die Eigentümlichkeiten wirklich besitzt, welche wir in eben solchen Vorstellungen an ihr erkennen. Dieses Ausgedehnte heißt Körper oder Materie. Bei sorgfältiger Reflexion über den Begriff des Körpers finden wir, daß die Natur der Materie nicht in der Härte, Schwere, Färbung oder sonst in einer sinnenfälligen Eigenschaft besteht, da jede solche Eigenschaft von dem Körper hinweggedacht werden kann, ohne daß hierdurch sein Wesen für unser Vorstellen zerstört wird, sondern lediglich in der Ausdehnung. Diese allein, die als solche der Rechnung unterworfen werden kann, bildet nicht nur die Grundlage der Geometrie, sondern auch der Physik. Der Körper hat Ausdehnung, die Seele aber keine, daher besteht zwischen beiden ein diametraler Unterschied, der zur Folge hat, daß, während der Körper zerstört werden kann, die Seele unverwüstlich, d. h. unsterblich ist. Im eigentlichen Sinne darf nur Gott Substanz heißen, d. h. das, was so existiert, daß es keines andern Dinges zum Existieren bedarf; im abgeleiteten Sinne kann man auch von körperlicher und denkender Substanz reden, die beide darin zusammengefaßt werden, daß sie keines andern Dinges als Gottes zur Existenz bedürfen. Der Materie kommen nur Ausdehnung und Modi der Ausdehnung zu, keine Kräfte; Druck und Stoß genügen, um die Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die letzten Bestandteile der Materie sind kleinste Körperchen, verschieden an Gestalt und Größe (corpuscula), deren Teilung, da sie ausgedehnt sind, durch Gott immer noch denkbar ist. Materie und Bewegung bleiben, da sie ursprünglich von Gott herrühren, in ihrer Quantität unverändert; das Quantum der Bewegung im Körper kann die Seele nicht vermehren oder vermindern, nur die Richtung der Bewegung kann sie verändern. Den Tieren kommt keine denkende Seele zu, alles in ihnen geschieht ausschließlich nach mechanischen Gesetzen, so daß sie D. als belebte Maschinen ohne jedes Gefühl, also auch ohne jeden Schmerz ansah. Im Menschen kommen die ausgedehnte Substanz, Körper, und die denkende Seele, deren Sitz in der Zirbeldrüse, als dem einzigen unpaarigen Organ im Gehirn, sein soll, zusammen; sie würden aber beide, als gar nichts miteinander gemein habend, vielmehr als direkt einander entgegengesetzt, völlig beziehungslos aufeinander bleiben, die Seele würde nicht auf den Körper, dieser nicht auf jene einwirken, wenn nicht Gott, von dem beide unbedingt abhängig sind, auch beide durchdränge und so die angemessene Übereinstimmung zwischen ihnen herstellte, immer schaffend und vermittelnd (concursus oder assistentia Dei), eine Behauptung, welche D.' Schüler Geulincx (s. d.) auf die Hypothese des Okkasionalismus (s. d.) leitete. Ethische Ansichten hat D. nur beiläufig in seinen Schriften, namentlich in dem nicht nur von Affekten und Leidenschaften, sondern von jeder Gattung Gefühle, Neigungen und Empfindungen in physiologisch-psychologischer Weise handelnden Buch »De passionibus« und in seinen Briefen, besonders in dem »De summo bono« an die Königin Christine, geäußert. Er schließt sich in der Ethik meist an die Stoiker und Aristoteles an: Glückseligkeit ist das Ziel; sie geht hervor aus dem konsequenten guten Willen oder der Tugend. — D. vollzog eine entscheidende That, indem er als erste Bedingung von Philosophie aussprach, daß sie alle gegebene Erkenntnis, jede Voraussetzung von sich zu weisen habe (Cartesianischer Zweifel), um aus dem schlechthin Gewissen durch Denken die Welt der Wahrheit völlig neu sich aufzubauen und nichts gelten zu lassen, als was in diesem Wiederherstellungsprozeß die Probe gehalten habe. Von dem festen Punkte, den ihm das

Selbstbewußtsein gewährt, ausgehend, ist er Vater der nachfolgenden Philosophien geworden und hat durch die Originalität und Selbständigkeit, durch die Klarheit und Einfachheit seines Gedankenganges und durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Darstellung großen Einfluß geübt. Obwohl er der Metaphysik volles Recht einräumte, hat er doch auf dem Gebiete der Natur den Mechanismus viel strenger durchgeführt als der etwas früher lebende Francis Bacon, so daß sich spätere Materialisten auf ihn berufen konnten. Sein System erregte lebhaften Widerspruch bei Philosophen, insbesondere aber bei Theologen. Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel Voetius, Schook, der Jesuit Valois u. a. traten als D.' Gegner auf, verfolgten ihn zum Teil fanatisch, klagten ihn des Skeptizismus und Atheismus an und erwirkten sogar in manchen Ländern, wie in Italien 1643, in Holland durch die Dordrechter Synode 1656, Verbote gegen seine Philosophie als eine gefährliche. Dagegen fand D. Anhänger in Holland und Frankreich, besonders unter den Jansenisten von Port-Royal und den Mitgliedern der Congrégation de l'Oratoire. Vornehmlich suchten De la Forge, Clerselier, Rochault, Regis, Arnauld, Pascal, Malebranche, Geulincx u. a. sein System weiter zu entwickeln. Die Logik von Port-Royal: »L'art de penser«, von Arnauld und Nicole unter Benutzung einer Abhandlung von Pascal 1662 herausgegeben, ist im ganzen cartesianisch.

Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat sich D. trotz mehrerer Irrtümer manche Verdienste erworben; doch größerer und dauernderer Ruhm gebührt ihm als Mathematiker. Er ward mit Fermat der Schöpfer der analytischen Geometrie (an deren Vervollkommnung sein Jugendfreund Beaune wesentlichen Anteil nahm), er erfand die Methode der unbestimmten Koeffizienten, erkannte zuerst die wahre Bedeutung der negativen Wurzeln der Gleichungen, fand die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln in den Abwechselungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung, gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des vierten Grades, führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zur Rechnung mit Potenzen, lehrte, wie man an jeden Punkt einer geometrischen Kurve, mit Ausnahme der mechanischen oder transcendenten, Normalen und damit auch Tangenten ziehen kann, und zeigte, was vielleicht sein Hauptverdienst ist, wie man die Natur und Eigenschaft jeder Kurve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Koordinaten ausdrücken kann, wodurch er der Geometrie eine neue Bahn eröffnete, die Koordinatengeometrie, auf der die schönsten Entdeckungen gemacht worden sind. Seine »Géométrie« (1637), das erste gedruckte Werk der Koordinatengeometrie und zugleich das erste, in welchem die Methode der unbestimmten Koeffizienten auftritt (1637, mit Kommentar von Schooten, Leid. 1649, und mit zahlreichen Ergänzungen von andern, 1659), und seine »Dioptrique« (1639), welche zuerst das von Snellius entdeckte Gesetz der Brechung der Lichtstrahlen, die aus einem Mittel in ein andres übergehen, darlegte und die großen Entdeckungen von Newton und Leibniz vorbereitete, sind ein bleibendes Denkmal des großen Verdienstes, welches er sich um die exakten Wissenschaften erworben hat. Die nach ihm benannten Kartesianischen Teufel (s. d.) sind, gegen jene Entdeckungen gehalten, nur Spielereien zu nennen. In seinen kosmogonischen Versuchen wollte er, ähnlich wie Demokrit und dessen atomistische Nachfolger, die Bewegung der Himmelskörper, d. h. also die Schwerkraft, durch Wirbel erklären, welche in Strömungen des das Weltall erfüllenden Äthers bestehen sollten, eine Theorie, die, von Leibniz aufgenommen und verbessert, heute von den Gegnern der Fernkräfte geschätzt wird.

Descartes' Hauptschriften sind: »Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences« (zugleich mit seinen Abhandlungen über die Dioptrik, die Meteore und die Geometrie, Leid. 1637; lat. 1644); »Meditationes de prima philosophia etc.« (Amsterd. 1641; hrsg. von Barach, Wien 1862); »Principia philosophiae« (Amsterd. 1644); »Traité des passions« (das. 1650; lat., das. 1656); »Traité de l'homme et de la formation du foetus« (das. 1668, lat. 1677). Wertvoll ist auch die Sammlung seiner Briefe (Frankf. a. M. 1692). Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke in lateinischer Sprache erschien zuerst Amsterdam 1670 — 1683 u. daselbst 1692—1701; in französischer Sprache herausgegeben von V. Cousin (Par. 1824—26, 11 Bde.) und von Aimé-Martin in 1 Band (das. 1881). Von Foucher de Careil sind »Œuvres inédites de D.« (Par. 1859—60), in welchen sich der Nachweis findet, daß D. den »Eulerschen Satz« vor Euler gekannt hat, und »D., la princesse Élisabeth et la reine Christine, d'après des lettres inédites« (1879) veröffentlicht worden. Deutsche Übersetzungen von philosophischen Hauptschriften des D. haben K. Fischer (Mannh. 1863) und v. Kirchmann (Berl. 1870, 4 Tle.) veranstaltet. Sein Leben beschrieben Tepelius (Nürnb. 1674), Bayle (Amsterd. 1681) und Baillet (Par. 1691). Vgl. außer der anziehenden Schilderung Kuno Fischers in seiner »Geschichte der neuern Philosophie«, Bd. 1 (3. Aufl., Münch. 1878): Millet, D., sa vie, ses travaux, ses découvertes avant 1637 (das. 1867); Derselbe, D. etc. depuis 1637 (das. 1871); Bouillier, Histoire et critique du Cartésianisme (das. 1842); Derselbe, Histoire de la philosophie cartésienne (3. Aufl., das. 1868); Hock, Cartesius und seine Gegner (Wien 1835); Löwe, Das System des D. (das. 1867); Schmid aus Schwarzenberg, René D. und seine Reform der Philosophie (Nördling. 1859); Bertrand de Saint-Germain, D. considéré comme physiologiste et comme médecin (Par. 1869); Heinze, Die Sittenlehre des D. (Leipz. 1872); Koch, Die Psychologie D.' (Münch. 1881); Liard, Descartes (Par. 1882); Meincke, D.' Beweise vom Dasein Gottes (Heidelb. 1883); v. Stein, Über den Zusammenhang Boileaus mit D. (in der »Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik«, 1885); Natorp, D.' Erkenntnistheorie (Marb. 1882).

Descensus (lat.), Senkung, das Herabsteigen; D. testiculi, der bei der Entwickelung des menschlichen Fötus normale Vorgang des Herabsteigens der Hoden aus der Bauchhöhle in den Hodensack. D. uteri, Gebärmuttersenkung.

Descensus ad inferos (lat.), soviel wie Höllenfahrt Christi (s. d.). Unter diesem Titel hat Tischendorf (»Evangelia apocrypha«, Leipz. 1853) eine auf gnostischer Grundlage um 400 entstandene Legende von der Höllenfahrt herausgegeben, welche den zweiten Teil des schon zuvor bekannten Evangeliums des Nikodemus (s. d.) bildet.

Descente (franz., spr. deßángt', Grabendescente, Grabenniedergang), der vom Angreifer für den Sturm ausgeführte, gegen feindliches Feuer gedeckte Gang aus dem Couronnement des Glacis in den

Festungsgraben zum Grabenübergang und zur Bresche. Sie ist unterirdisch, wenn als Minengalerie angelegt, bedeckt, wenn mit der bedeckten Sappe, offen, wenn mit der offenen Sappe (s. d.) ausgeführt. In der Baukunst versteht man unter D. ein schief aufsteigendes Gewölbe unter oder über einer Treppe.

Deschamps (spr. däscháng), 1) Eustache, genannt Morel, der hervorragendste franz. Dichter des 14. Jahrh., geb. um 1330 in Vertus (Marne), gest. nach 1415, studierte in Orléans die Rechte, fand bei Karl V. Verwendung im diplomatischen Dienst, der ihn nach Ungarn und der Lombardei führte, und wurde dann Bailli (Amtmann) zu Senlis. Außer dem »Miroir de mariage« (hrsg. von Tarbé, Reims 1865) und dem »Art de dictier«, d. h. Kunst des Dichtens (von 1392, dem ältesten Werk dieser Art), hat er meist kleinere Gedichte geschrieben, unter denen die politischen und moralischen die bedeutendsten sind. Eine Ausgabe besorgt Queux de Saint-Hilaire und seit dessen Tode Raynaud (Par. 1878 ff., bis jetzt 8 Bde.). Vgl. Sarradin, Eustache D., sa vie et ses œuvres (Versailles 1878).

2) Leodegar Maria, franz. Philosoph, geb. 1716 in Poitiers, gest. 1774, gehörte dem Orden der Benediktiner an. Er neigte dem Spinozismus zu, dessen dualistische Elemente er durch eine Art Hylozoismus aufzuheben suchte. Seine Gedanken hat er namentlich in einem Werke: »La Vérité, ou le vrai système« entwickelt, welches Beaussire in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts auffand. Vgl. Beaussire, Antécédents de l'hegelianisme dans la philosophie française (Par. 1865); Rosenkranz, in der Zeitschrift »Der Gedanke«, Bd. 7.

3) Émile, franz. Dichter, geb. 20. Febr. 1791 in Bourges, gest. 23. April 1871 in Versailles, erregte schon 1812 durch einen Gesang: »La paix conquise«, die Aufmerksamkeit Napoleons I. und brachte 1818 ein mit Latouche gemeinsam gearbeitetes Lustspiel in Versen: »Le tour de faveur«, mit Beifall zur Aufführung. In dem damals ausbrechenden Streite der Klassiker und Romantiker schloß sich D. mit Begeisterung den letztern an, gründete mit Victor Hugo 1824 das Journal »La Muse française«, für das er unter dem Namen »der junge Moralist« Gedichte und Novellen wie auch kritische Abhandlungen schrieb, und erwies sich bald als einer der kühnsten und geschicktesten Vertreter der neuen Richtung. Seit 1848 lebte er zurückgezogen und zuletzt erblindet in Versailles. Von seinen Werken sind weiter hervorzuheben: »Études françaises et étrangères« (1828—33), mit Übertragungen Goethescher und Schillerscher Gedichte; »Poésies« (1842); Bearbeitungen von Shakespeares »Romeo und Julie« mit Kommentar (1839) und »Macbeth« (1844); »Poésies des crèches« (1854); ferner eine Reihe von Dramen ernster wie heiterer Natur, welche von namhaften Komponisten (Bellini, Halévy, Rossini, Auber) in Musik gesetzt wurden, und »Contes philosophiques« (1854). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1872—74 (6 Bde.).

4) Antony, franz. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 12. März 1800 in Paris, gest. 29. Okt. 1869 in Passy, begann seine poetische Laufbahn mit einer Übersetzung von Gesängen aus Dantes »Divina Commedia« (1829); zwei Jahre später erschienen seine »Satires politiques«, welche sich durch feste, männliche Sprache auszeichnen und doch auch dem poetischen Element sein Recht gönnen. In diesen Jahren kam bei ihm eine Geisteskrankheit zum Ausbruch, deren Keime er von frühester Jugend her in sich trug; in seinen Schmerzen und in der Verzweiflung über sein unheilbares Leiden findet der gequälte Dichter in den »Dernières paroles« (1835) oft Töne echter Poesie und von erschütternder Wahrheit. D. gehörte ebenfalls zum engsten Kreis der Romantiker und hat diese Richtung in zahlreichen Journalartikeln eifrig vertreten, besonders auch in seinen Reisestudien über Italien.

Deschanel (spr. däschanell), 1) Emile, franz. Schriftsteller, geb. 14. Nov. 1819 in Paris, Zögling der Normalschule, wurde infolge seiner Schrift »Catholicisme et socialisme« (1850) seines Lehramtes in Paris enthoben, hielt dann in Brüssel sehr besuchte litterarische Vorlesungen, deren Ruf ihm voranging, als er 1859 nach Paris zurückkehrte, so daß auch dort seine Vorlesungen bald zu den beliebtesten gehörten. Seit 1876 Abgeordneter, ward er 1881 zum Professor der neuern Litteratur am Collège de France und zum Senator auf Lebenszeit ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Histoire de la conversation« (1857); »Les courtisanes grecques« (1859); »Le mal et le bien qu'on a dit des femmes« (7. Aufl. 1867); »Causeries de quinzaine« (litterarische, durch Originalität der Charakteristik anziehende Kritiken, 1861); »Physiologie des écrivains et des artistes« (1864); »Études sur Aristophane« (1867, 3. Aufl. 1892); »Le peuple et la bourgeoisie« (1881); ferner unter dem Titel: »Le romantisme des classiques« eine Sammlung seiner Vorlesungen in 5 Bänden: »Corneille, Molière« (1882), »Racine« (1884, 2 Bde.), »La Rochefoucauld, Bossuet, Pascal« (1885), »Le théâtre de Voltaire« (1886) und »Boileau, Ch. Perrault« (1888).

2) Paul, franz. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 13. Febr. 1856 in Brüssel, trat jung in den Staatsdienst, wurde 1885 in die Kammer gewählt und veröffentlichte nach einigen Schriften über Kolonialpolitik (»Les intérêts français dans l'Océan pacifique«, 1888, u. a.): »Orateurs et hommes d'État« (1888), »Figures de femmes« (1889), beide durch Preise der Akademie ausgezeichnet; »Figures littéraires« (1889), litterarische Studien aus dem »Journal des Débats« und der »Revue bleue« und »Questions actuelles« (1891), eine Sammlung seiner Kammerreden.

Des Chapelles (spr. dä schapäl'), Le Breton, berühmter Schachspieler und, obwohl einarmig, gleichzeitig Koryphäe des Billards, franz. General, geb. 7. März 1780, gest. 27. Okt. 1847.

Deschna (tschech. Deštná), Stadt in der böhm. Bezirksh. Pilgram, an der Dirna, hat eine gotische Pfarrkirche, Mineralquelle mit Badeanstalt und (1890) 1431 tschech. Einwohner.

Deschnaer Koppe, s. Böhmische Kämme.

Deścht (pers.), Ebene, Wüste; D.-i-Goran (»Wüste der wilden Esel«), Küstenlandschaft von Mekran im südlichen Belutschistan, zum Chanat Kelat gehörig, erstreckt sich von Gwadar bis ins persische Belutschistan hinein, bewässert von dem 275 km langen D. oder Nihing; D.-i-Bedaulet (»Feld der Armut«), Wüste im nördlichen Belutschistan; D.-i-Kevir, die große persische Salzwüste.

Deschtistan, pers. Landschaft, s. Fars.

Des Cloizeaux (spr. dä kloasō), Alfred, Mineralog, geb. 17. Okt. 1817 in Beauvais (Oise), wurde nach Beendigung seiner Studien Repetent an der Kunst- und Gewerbeschule, dann an der Normalschule in Paris und später Professor an der Sorbonne. Er ermittelte mit großer Sorgfalt die kristallographischen

und optischen Verhältnisse zahlreicher Mineralien und zeigte, wie die letztern zur Feststellung der Kristallsysteme benutzt werden können. Auch machte er grundlegende Beobachtungen über die Dispersion der optischen Achsen in ihren verschiedenen Modalitäten und entdeckte die Zirkularpolarisation des Zinnobers und den Mikroklin. Er schrieb: »Manuel de minéralogie« (Par. 1862, Bd. 1; 1874, Bd. 2, Heft 1) und »Nouvelles recherches sur les propriétés optiques des cristaux« (das. 1867).

Descort (»Zwiespalt«), provenzal. Gedicht in ungleichen Strophen und durchkomponiert, hauptsächlich dem Ausdruck unglücklicher Liebe dienend.

Descoudres (spr. däkuder), Ludwig, Maler, geb. 1820 in Kassel, gest. 23. Dez. 1878 in Karlsruhe, ging mit 19 Jahren nach München, wo er Schüler von Schnorr wurde. 1844 und 1845 bereiste er Italien und trat 1845 bei Sohn in Düsseldorf als Schüler ein, um von ihm und Schadow die Porträtmalerei zu erlernen. Seinen Ruf begründete er 1850 durch das nach Dante gemalte Bild: Francesca von Rimini, dem die büßende Magdalena, die Grablegung Christi (Galerie in Karlsruhe) u. a. folgten. Als Schirmer 1854 die Kunstschule in Karlsruhe gründete, wurde er von diesem dorthin berufen und machte sich um die Blüte der Anstalt sehr verdient.

Des dur, s. Des.

Deseado (Puerto D., »ersehnter Hafen«), Fjord an der Küste des argentin. Gouv. Santa Cruz, in 47° 42' südl. Br., in den der 500 km lange, aus dem See Buenos Aires kommende Rio D. mündet. Die hier 1586 und 1669 von Engländern gemachten Kolonisationsversuche mißglückten.

Desenchantement (franz., spr. dessangschangt'mäng), das Freimachen oder Freiwerden von einer Bezauberung oder Leidenschaft; desenchantieren, entzaubern, von einer Leidenschaft heilen, nüchtern machen.

Desennuyieren (franz., spr. dessanüjih-), einem oder sich die Langeweile vertreiben, zerstreuen.

Desenzano sul Lago, Stadt in der ital. Provinz Brescia, am südwestlichen Ufer des Gardasees und an der Eisenbahn Venedig-Mailand gelegen, hat ein Lyceum, Gymnasium, eine technische Schule, 3 Kirchen, Spital, Theater und (1881) 3105 Einw., welche Weinbau (vino santo), Fischerei, Gerberei, Fabrikation von Glas-, Thon- und Teigwaren und bedeutenden Getreidehandel treiben. Der Hafen von D. ist der wichtigste italienische Hafen am Gardasee.

Deserierte Güter, verlassene Güter, s. Herrenlose Sachen.

Desértas (Deserters), Gruppe von drei kleinen Felseninseln an der Westküste Afrikas, südöstlich von Madeira, zuzeiten von Hirten und Fischern besucht.

Deserteur (franz., spr. -tör), s. Desertion.

Desertion (lat., »Verlassung«), die eigenmächtige Entfernung eines Soldaten von seiner Truppe oder von seinem dienstmäßigen Aufenthaltsort. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch (§ 64 ff.) unterscheidet zwischen der unerlaubten Entfernung und der Fahnenflucht. Erstere, das Wegbleiben vom Dienst, Verlassen der Truppe ohne Urlaub oder Überschreitung des Urlaubs, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten bestraft, in leichten Fällen nur disziplinarisch mit Arrest, z. B., wie es öfters vorkommt, bei Rekruten, die aus Heimweh nach Hause gehen und nach einigen Tagen wiederkommen oder vom Vater zurückgebracht werden. Nur bei verschuldeter Abwesenheit über 7 Tage, im Feld über 3 Tage, tritt Gefängnis oder Festungshaft bis zu 2 Jahren ein. Dauert dieselbe im Feld länger als 7 Tage, so ist Freiheitsstrafe von 6 Monaten bis zu 5 Jahren verwirkt. Die Fahnenflucht schließt die Absicht dauernder Entziehung vom Dienst ein, wie z. B. das Beseitigen der Uniform, Reise ins Ausland ꝛc. sie darthun, und wird mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 2 Jahren, im Wiederholungsfall mit Gefängnis von 1—5 Jahren, im zweiten Rückfall mit Zuchthaus von 5—10 Jahren bestraft; im Feld ist die mildeste zulässige Strafe für Fahnenflucht 5 Jahre Gefängnis, in schweren Fällen tritt selbst Todesstrafe ein. Bei jeder Fahnenflucht muß auch auf Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes erkannt werden. Straferhöhend wirkt es, wenn mehrere eine Fahnenflucht verabreden und gemeinschaftlich ausführen. Schon der Versuch zur Fahnenflucht ist strafbar. Gegen abwesende Deserteure wird in contumaciam eine Geldstrafe von 150—3000 Mk. verhängt; kehren sie später zurück, oder werden sie ergriffen, so wird ein neues Verfahren eingeleitet. Die Verleitung und der Versuch einer Verleitung eines Soldaten zur D. und die Beförderung einer solchen werden nicht nur an Soldaten, sondern auch an Personen bestraft, welche dem Soldatenstand nicht angehören. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 141) setzt für letztere Gefängnisstrafe von 3 Monaten bis zu 3 Jahren, das österreichische aber Kerkerstrafe bis zu 5 Jahren und außerdem eine Geldstrafe von 100 Gulden fest. Schon bei den Griechen wurde der Deserteur meist am Leben gestraft. Bei den Römern galt in Kriegszeiten jeder für einen Deserteur, der ohne Erlaubnis sich von seinem Korps weiter entfernte, als der Schall der Tuba reichte. Er wurde im Kriege meist zum Tode verurteilt; in Friedenszeiten verlor ein Ritter sein Pferd, und wer kein Ritter war, wurde zu einer niedrigern Klasse der Soldaten herabgesetzt. Bei den Heeren des Mittelalters waren die Strafen für D. sehr verschieden und richteten sich meist nach den Ansichten des Heerführers sowie nach den Schwierigkeiten, welche derselbe im Anwerben von Truppen fand. In Frankreich wurde 1550 unter Heinrich II. die Todesstrafe auf D. gesetzt; Karl V. erklärte die Ausreißer für vogelfrei; wer sie traf, konnte sie töten. In Italien, wo durch die Parteimietlinge (Condottieri) die Manneszucht ganz in Verfall kam, war die D. etwas Allgemeines. Die Schweizer und Deutschen waren noch die zuverlässigsten Truppen. Das Werbesystem Deutschlands im 18. Jahrh. hatte unter vielen andern Nachteilen auch den der häufigen D. zur Folge, und selbst Friedrich d. Gr. vermochte dieses Übel nicht aus seinen Heeren zu verbannen. Eine Folge dieses Systems war die Errichtung von Auslieferungsverträgen, sogen. Kartellkonventionen, zwischen befreundeten Staaten. In unsrer Zeit kommt bei den europäischen Armeen die D. nur noch selten vor, was von der kürzern Dienstzeit, vorzüglich aber von der volkstümlichern Bildung der Heere herrührt. Am häufigsten ist sie und in hohem Grad bedenklich im englischen Heer, wo noch Werbung gesetzlich ist und die Soldaten oft desertieren, um sich sofort wieder gegen neues Handgeld bei einem andern Truppenteil anwerben zu lassen. Übrigens finden die Bestimmungen des deutschen Militärstrafgesetzbuches über die D. auch auf die Angehörigen der Kriegsmarine Anwendung. — Für die Schiffsleute auf Handelsschiffen gilt die Bestimmung des Strafgesetzbuches (§ 298), wonach ein Schiffsmann, der mit der Heuer

entläuft oder sich verborgen hält, um sich dem übernommenen Dienst zu entziehen, mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft wird, gleichviel, ob das Vergehen im Inland oder im Ausland begangen worden ist. Aber auch in solchen Fällen, in denen ein strafbarer Eigennutz des Schiffsmannes nicht vorliegt, wird das Entlaufen eines solchen, auch wenn er nicht mit der Heuer entweicht oder sich verborgen hält, nach der deutschen Seemannsordnung (§ 81 ff.) auf Antrag mit Strafe belegt. Zwischen den verschiedenen Seestaaten bestehen wegen Auslieferung desertierender Schiffsleute besondere Kartellverträge. — Kirchenrechtlich versteht man unter D. die böswillige Trennung des einen Ehegatten von dem andern ohne hinreichenden Grund, indem er von ihm eigenmächtig in der Absicht, die Ehe nicht fortzusetzen, wegzieht (s. Ehe).

Desertoria sententia (lat.), im frühern gemeinen Prozeßrecht Bezeichnung für dasjenige Urteil, welches eine Beweisantretung (s. Beweis) oder ein eingewendetes Rechtsmittel aus dem Grunde verwarf, weil die dafür gesetzte Notfrist versäumt wurde.

Deservieren (lat.), einem dienen, Dienst leisten; deserviert, für geleistete Dienste bezahlt.

Deserviten (lat.), Gebühren für geleistete Dienste, besonders das Honorar, welches einem Rechtsanwalt oder Arzt (s. d.) für seine Bemühungen zukommt.

Deservitenjahr (Annus deservitus), nach gemeinem Kirchenrecht beim Tode eines Geistlichen die verdienten, wenngleich noch nicht perzipierten Früchte des letzten Jahres, welche den Erben des in letzterm Verstorbenen zukommen; zu unterscheiden von dem Sterbequartal, d. h. der Begünstigung, nach welcher die Erben oder Gläubiger eines verstorbenen Geistlichen die ganzen Einkünfte (auch Accidenzien) des laufenden Vierteljahrs (in welchem der Geistliche gestorben ist) genießen.

Deséze (De Sèze, spr. dössäs), Raimond, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1748 in Bordeaux, gest. 2. Mai 1828 in Paris, widmete sich der Advokatur und ward durch die Verteidigung der Marquise d'Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen, wo er die Töchter Helvetius' verteidigte, der Königin Marie Antoinette im Halsbandprozeß zur Seite stand und 1789 die Freisprechung des Generals der Schweizergarde, Besenval, bewirkte, der wegen Hochverrats angeklagt war. Er war einer der drei Verteidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents und lieferte in seiner Verteidigungsrede, die er in vier Nächten vollendete und 26. Dez. 1792 hielt, ein Meisterstück der Rechtsgelehrsamkeit. Später ward er als verdächtig verhaftet und erhielt erst nach dem 9. Thermidor die Freiheit wieder. Ludwig XVIII. überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, ernannte ihn 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofs und zum Großschatzmeister der königlichen Orden und, nachdem D. während der Hundert Tage dem Hof nach Gent gefolgt war, nach der zweiten Restauration zum Grafen, Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie.

Desf., Desfont., bei botan. Namen Abkürzung für R. L. Desfontaines (s. d.).

Desfontaines (spr. dässongtän'), 1) Pierre François Guyot, Abbé, franz. Litterator, geb. 29. Juni 1685 in Rouen, gest. 16. Dez. 1745 in Paris, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, in seinem 15. Jahre in diesen Orden aufgenommen und zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahre verließ er den Orden wieder, widmete sich den schönen Wissenschaften, gab mit Fréron, Desfrée, Granet u. a. periodische kritische Schriften heraus: »Le Nouvelliste du Parnasse« (1731—32, 2 Bde.), »Observations sur les écrits modernes« (1735 ff.), die oberflächlich und plump, aber sehr giftig geschrieben waren. Besonders durch letztere Schrift geriet er in Streit mit Voltaire, dem er eigentlich zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auf Voltaires »Critique des Observations, etc.« (1738) antwortete er mit dem verleumderischen Libell »Voltairomanie« (1738). Nur durch diesen Streit hat D. eine gewisse Berühmtheit erlangt.

2) René Louiche, Botaniker, geb. 14. Febr. 1750 in Tremblay (Ille-et-Vilaine), gest. 16. Nov. 1833 in Paris, studierte daselbst Medizin, wendete sich aber später der Botanik zu und ward Direktor des botanischen Gartens. 1783—85 bereiste er Tunis und Algerien und benutzte die Ausbeute dieser Reise als Grundlage zu seiner »Flora atlantica« (Par. 1798—1800, 2 Bde., mit 261 Tafeln). Nach seiner Rückkehr ward er Professor am Jardin des Plantes. Er schrieb noch: »Mémoires sur l'organisation des Monocotyledonées« (»Mémoires de l'Institut national«); »Tableau de l'école botanique du Muséum d'histoire naturelle de Paris« (1804; 3. Aufl. u. d. T.: »Catalogus plantarum horti regii parisiensis«, 1829; Nachtrag 1832); »Histoire des arbres et des arbrisseaux qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France« (1809, 2 Bde.); »Voyage dans les régences de Tunis et d'Alger« (1838).

Desgodins (spr. dägodäng), Charles, Abbé, geb. 1814 in Manheulle (Maas), seit 1855 franz. Missionar in der Station Bonga am Lohita, einem linken Nebenflusse des Brahmaputra, nahe der tibetanischen Grenze, hat sich durch Forschungen über die Flora und Fauna und über Land und Leute im östlichen Tibet verdient gemacht. Seine Berichte sind in den Verhandlungen der Pariser Geographischen Gesellschaft veröffentlicht und von seinem Neffen C. H. D. in dem Werke »La mission du Tibet« (Par. 1872; 2. umgearbeitete Auflage: »Le Tibet, d'après la correspondance des missionnaires«, 1885) zusammengefaßt worden. Seit 1890 lebt D. in Paris.

Desh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für G. P. Deshayes (s. d.).

Deshabillé (franz., spr. desabijé), bequemes Hauskleid für Frauen; deshabillieren, entkleiden.

Deshayes (spr. dä-ä'), Gérard Paul, Naturforscher, geb. 13. Mai 1795 in Nancy, gest. 9. Juni 1875 in Boran (Oise), studierte in Straßburg, kam 1819 nach Paris und widmete sich vorzüglich der Erforschung der fossilen Mollusken. Er nahm teil an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen und wurde Professor der Naturgeschichte am Museum in Paris. Seine wichtigsten Arbeiten beziehen sich auf die Tertiärformation, für welche er mit Lyell die Einteilung in Eocän, Miocän und Pliocän gab. D. schrieb: »Description des coquillages fossiles des environs de Paris« (Par. 1824—37, 3 Bde.); »Description des coquilles caractéristiques des terrains« (1831); »Traité élémentaire de conchyliologie« (1834—1858, 3 Bde.); »Description des animaux sans vertèbres, découverts dans le bassin de Paris« (1857—65, 5 Bde.). Auch gab er mit Milne Edwards die »Histoire naturelle des animaux sans vertèbres« von Lamarck (1836—46, 11 Bde.) neu heraus.

Deshima (Desima, Decima, »Vorinsel«), ein künstlich geschaffenes Inselchen an der Südseite der japan. Stadt Nagasaki, von dieser nur durch einen

überbrückten Kanalgraben getrennt, 200 m lang und 70 m breit, anfangs zur Aufnahme der portugiesischen Kaufleute bestimmt, 1641 aber als Handelsfaktorei den Holländern überwiesen, die hier bis 1854 unter großen Beschränkungen und Demütigungen den Handel mit Japan vermittelten. Von den Ärzten der Faktorei haben Kämpfer, Thunberg, v. Siebold sich um die Erforschung Japans verdient gemacht.

Deshonnett (franz. déshonnête, spr. deschonät'), unanständig, unschicklich.

Deshonneur (franz., spr. deschonör), Unehre, Schimpf; deshonorieren, entehren, beschimpfen.

Deshoulières (spr. däsuljär'), Antoinette, geborne Du Ligier de la Garde, berühmte franz. Dichterin, geb. 1. Jan. 1638 in Paris, gest. daselbst 17. Febr. 1694, erhielt eine gelehrte (besonders sprachliche) Erziehung, beschäftigte sich später auch mit Philosophie und ward Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. In den Unruhen der Fronde folgte sie ihrem Gatten, der sich dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte, nach Holland, wurde dort wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes viel gefeiert, dann aber für die Kühnheit, mit der sie den rückständigen Sold ihres Gatten forderte, 1657 im Schloß Vilvorde bei Brüssel gefangen gesetzt, woraus sie ihr Gemahl mit Gewalt befreite. Nach ihrer Rückkehr nach Frankreich schrieb sie unter dem Namen Amaryllis, unter welchem Boileau sie in der zehnten Satire gegeißelt hat. Madame D. war im Geiste der Preziösen des Hôtel de Rambouillet erzogen. Das zeigt auch ihr Auftreten gegen Racine und der Tadel Boileaus; ihre kleinern Gedichte, ihre mißlungenen Tragödien, Komödien und Opern sind nichts als fades Gerede und voll süßlicher Sentimentalität; nur die Form der erstern ist vorzüglich. Zu ihrer Zeit aber wurde sie bis in den Himmel erhoben; man nannte sie »die zehnte Muse«. Am besten gelungen sind ihre »Idylles«, denen neben ihrer Anmut und Eleganz eine gewisse Natürlichkeit nachzurühmen ist. Ihre »Œuvres« (1687, 1695) erlebten viele Auflagen, besonders Paris 1747, 2 Bde., und 1799, 2 Bde. Eine Auswahl erschien 1882. In der Ausgabe von 1695 finden sich auch die Episteln, Madrigale ꝛc. ihrer Tochter Antoinette Thérèse, geb. 1656, gest. 1718. Vgl. Péricaud, Les deux D. (Lyon 1853); Deltour, Les ennemis de Racine (4. Aufl., Par. 1884).

Desiderābel (lat.), wünschenswert.

Desiderāt (Mehrzahl Desiderata, lat.), etwas als fehlend Vermißtes, Wünschenswertes, Mangel; Desideration, das Vermissen von, das Verlangen nach etwas; desiderativ, Verlangen ausdrückend; daher Desiderativum, in der Grammatik ein Zeitwort, das den Wunsch nach einer Handlung oder einem Zustand ausdrückt (s. Verbum).

Desiderāta (nach andern Berterad), Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, ward 770 von Karl d. Gr. auf Anraten seiner Mutter Bertha, wiewohl der gegen die Langobarden feindlich gesinnte Papst Stephan III. dringend davon abriet, zur Gattin genommen, aber schon 771, ungewiß ob aus persönlichen Gründen oder auf Veranlassung Stephans, verstoßen.

Desiderieren (lat.), etwas vermissen, danach verlangen.

Desidèrio da Settignano (spr. -dschánjäno), ital. Bildhauer, geb. 1428, gest. 16. Jan. 1464 in Florenz, bildete sich daselbst nach Donatello oder unter dessen Leitung zu einem der edelsten Meister der italienischen Frührenaissance aus, welcher großes dekoratives Geschick mit feinstem Naturgefühl verband. Sein Hauptwerk ist das Grabmal des Staatssekretärs Marzuppini (gest. 1455) in Santa Croce zu Florenz, welches durch die reizvolle Ornamentik wie durch die feine Charakteristik des auf dem Sarkophag ruhenden Verstorbenen gleich ausgezeichnet ist. Ein Wandtabernakel in San Lorenzo ebendaselbst ist in der maßvollen Ornamentik und der feinen Durchführung der Figuren ebenso bedeutend. Die von Vasari gerühmte Marmorbüste der Marietta Strozzi befindet sich in verstümmeltem Zustand im Palazzo Strozzi zu Florenz, eine zweite Büste derselben Florentinerin im Berliner Museum, das auch die in meisterhafter Lebendigkeit durchgeführte Kalksteinbüste eines jungen Mädchens besitzt.

Desiderium (lat.), Wunsch, Verlangen; pium D. (Mehrzahl: pia desideria), frommer Wunsch, der wahrscheinlich nicht in Erfüllung geht.

Desiderius, letzter König der Langobarden, von König Luitprand zum Marschall und Herzog von Tuscien ernannt, wurde nach Aistulfs Tode 756 auf den Thron erhoben. Wie seine Vorgänger, suchte auch D. den Kirchenstaat von sich abhängig zu machen. Darob geriet er in erbitterten Kampf mit den Päpsten, die sich um Beistand an Karl d. Gr. wandten, welcher die Tochter des D., Desiderata, die er geheiratet hatte, nach kurzer Ehe verstieß. Aus Rache hierfür nahm D. die von den Franken vom Thron ausgeschlossenen Söhne von Karlmann, Karls d. Gr. Bruder, in Pavia auf und verlangte vom Papst die Salbung derselben zu Königen des Frankenreiches. Als sich derselbe weigerte, überzog er ihn mit Krieg (773). Da D. alle Anträge Karls zurückwies, so zog dieser über die Alpen, umging die Klausen, durch welche D. die Alpenpässe hatte sperren lassen, und schloß diesen in Pavia ein, das sich 774 ergeben mußte. D. ward als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er starb. Sein Sohn Adalgis, der nach Konstantinopel geflüchtet war, machte später mehrere erfolglose Aufstandsversuche und endete in der Verbannung. Die Sage hat die Geschichte des D. mannigfach ausgeschmückt. Vgl. S. Abel, Untergang des Langobardenreichs in Italien (Götting. 1859).

Desidiös (lat.), müßig, träge, lässig.

Design (engl., spr. disain), s. Design.

Desiguation (lat.), Verzeichnis, besonders spezielle Vermögensaufzeichnung bei gewissen rechtlichen Veranlassungen, z. B. im Konkurs D. der Aktiva und Passiva des Gemeinschuldners, bei Erbschaften D. zur Feststellung der Erbschaftsmasse, bei Vormundschaften zur Sicherstellung des Mündelvermögens. Eine eidliche D. oder Spezifikation hat oft die Wirkung und Kraft eines gerichtlich errichteten Inventars (s. d.). Aktendesignation ist das Verzeichnis einer Anzahl Aktenbände, welche zu verschicken, Besoldungsdesignation das Verzeichnis der Einkünfte, welche mit der Stelle eines Geistlichen oder eines Lehrers verbunden sind, Kostendesignation die spezielle Aufzeichnung der Sporteln und Vorlagen, welche jemand an eine Behörde zu zahlen hat. Auch versteht man unter D. die spezielle Angabe der Waren, welche ein Zollamt zu passieren haben. Designationsurteil ist die nach früherm Recht durch gerichtliches Urteil erfolgte Feststellung der Reihenfolge, in welcher die Konkursgläubiger rangierten. Endlich bezeichnet D. auch die Bestimmung zu einem Amt, die bloß vorläufige Berufung, wobei die definitive Übertragung noch von bestimmten Bedingungen, z. B. der Bestätigung des Landesherrn, abhängig gemacht ist.

Designatōren (lat.), bei den Römern Beamte, welche bei festlichen Aufzügen, Kampfspielen, im Theater die Plätze anzuweisen und auf Ordnung zu sehen hatten.

Designieren (lat.), bezeichnen, bestimmen; jemand für ein demnächst anzutretendes Amt bestimmen, im voraus ernennen.

Designolles Pulver (spr. deßnjoll), soviel wie Pikratpulver, s. Schießpulver.

Desikkation (lat.), Austrocknung.

Desinfektion (franz.), das Verfahren, durch welches man die als Übertrager von Krankheiten, als Ansteckungsstoffe, erkannten mikroskopischen Organismen, die pathogenen Bakterien, zu zerstören sucht. Bisweilen rechnet man zur D. auch die Maßregeln, welche vorbeugend gegen die Verbreitung der Ansteckungsstoffe ergriffen werden, und häufig verwechselt man D. mit Desodorisation, indem man die Schädlichkeiten von den durch übeln Geruch sich bemerkbar machenden Stoffen ableitet und den gewünschten Erfolg erreicht zu haben glaubt, sobald dieser Geruch verschwunden ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß übelriechende Gase, welche aus faulenden Substanzen, Exkrementen ꝛc. sich entwickeln und der Luft der Wohnräume sich beimischen, nachteilig sind, und insofern sind alle Maßregeln wertvoll, welche eine gründliche Beseitigung dieser Gase erreichen. Der Wert des Eisenvitriols, der Manganlaugen ꝛc. besteht darin, daß sie gewisse Fäulnisprodukte, wie Schwefelwasserstoff- und Ammoniakgas, binden und die Verbreitung solcher Gase aus Abtrittsgruben, Klosetten ꝛc. verhindern. Dagegen ist es selbstverständlich vollkommen zwecklos, den Geruch der übelriechenden Gase durch stark riechende Räuchermittel zu maskieren. Die schädlichen Gase bleiben in dem Raum, und sie entgehen nur durch die Räucherung der Wahrnehmung, weil die entwickelten Wohlgerüche stärker als jene auf unser Geruchsorgan wirken. Die einfachste Ventilation würde in diesem Fall sehr viel wirksamer sein, da durch sie die schädlichen Gase beseitigt werden. Freilich würde auch gute Ventilation auf die Dauer wenig ausrichten, wenn nicht die Quelle jener Gase verstopft wird. Und dies gilt für alle Desinfektionsmaßregeln, denen man nicht den Kampf gegen Schädlichkeiten aufbürden soll, die auf andre Weise leicht und sicher beseitigt werden können. Es wäre thöricht, Zimmer desinfizieren zu wollen, in welche aus unreinen, feuchten Kellern, aus Kanälen, Abtritten ꝛc. beständig schädliche Gase eindringen, auf deren feuchten Wänden Tapeten verrotten, unter deren Dielen unreiner Schutt lagert, der gelegentlich durch einsickerndes Scheuerwasser angefeuchtet wird. Hier sind diese Übelstände zu beseitigen, und dann wird meist eine besondere D. gar nicht mehr erforderlich sein. Reinlichkeit, Trockenheit, reichliche Ventilation sind von der Gesundheitspflege als so wichtige Faktoren für das Wohlbefinden in den Wohnräumen anerkannt worden, daß auf sie in erster Linie zu achten ist. Nachdem dies aber geschehen, bleibt noch für die D. ein weites Gebiet, auf welchem große Anstrengungen gemacht werden müssen, wenn der Erfolg gesichert werden soll. Die neuern Untersuchungen haben gelehrt, daß die chemischen Produkte der Fäulnis, welche sich zum Teil durch übeln Geruch sehr bemerkbar machen, viel weniger zu fürchten sind als die Mikroorganismen, welche jene Fäulnisprozesse begleiten und als deren fermentartig wirkende Urheber zu betrachten sind. Ein Mittel, welches nur die übeln Gerüche beseitigt, ohne jene Organismen zu töten, leistet also sehr wenig, und es war ein außerordentlicher Fortschritt, als man den scharfen Unterschied zwischen Desodorisation und D. machen lernte und vom Desinfektionsmittel verlangte, daß es jene Organismen töten müsse. Nun sind sehr viele bei Fäulnisprozessen auftretende Bakterien der menschlichen Gesundheit nicht nachteilig, und manche der gefährlichsten organisierten Krankheitsübertrager mögen in ihrer Entwickelung durch Fäulnisprozesse keineswegs begünstigt werden; dennoch muß man bis jetzt annehmen, daß faulende Stoffe im allgemeinen als Nährboden für Bakterien deren Vermehrung und Verbreitung befördern, und so werden sich die Desinfektionsmaßregeln auch auf Unterdrückung von Fäulnisprozessen richten müssen. Die neuere Zeit hat aber auch direkte Beobachtungen über die Widerstandsfähigkeit der hier in Betracht kommenden Organismen gegen äußere Angriffe gebracht und damit angefangen, den Boden zu schaffen, von welchem aus allein der Wert bestimmter Desinfektionsmaßregeln beurteilt werden kann. Freilich richteten sich diese Beobachtungen nur auf bestimmte Organismen, und es hat sich ergeben, daß durchaus nicht alle Arten gleich lebenskräftig sind, ja es ist bekannt, daß manche, welche Dauersporen erzeugen, dadurch die Fähigkeit besitzen, sehr energischen Angriffen zu widerstehen und selbst nach langer Zeit aus dem Zustande der Ruhe wieder zu regster Lebensentfaltung überzugehen. Im allgemeinen sind die Bakterien sehr viel widerstandsfähiger, als man glauben möchte, und es hat sich mit Sicherheit herausgestellt, daß z. B. Räucherungen mit Chlor in belegten Krankenzimmern, also in einem Grade, daß Menschen dabei noch ohne Beschwerde atmen können, daß Besprengungen mit Karbolsäure, welche die Luft mit intensivem Karbolgeruch füllen, kaum eine andre Bedeutung haben als Räucherkerzen und vielleicht insofern mehr schaden, als nützen, als sie eine Sicherheit vortäuschen, die durchaus nicht vorhanden ist. Die verschiedenen Bakterien zeigen auch ein durchaus eigenartiges Verhalten gegen die einzelnen Desinfektionsmittel. Die Mikrokokken, welche die Wundinfektionskrankheiten hervorrufen, werden z. B. sehr sicher und rasch durch Karbolsäure getötet, nicht so die Milzbrandsporen, welche dagegen durch Quecksilbersublimat sofort getötet werden, während dies zur D. tuberkelbacillenhaltigen Auswurfs völlig unbrauchbar ist, ꝛc.

Im deutschen Reichsgesundheitsamt hat man die einzelnen Desinfektionsmittel auf ihre Wirksamkeit geprüft, indem man dieselben in berechneter Menge in geschlossenen Gefäßen auf künstlich gezüchtete Bakterien von Milzbrand, Rotlauf, Septichämie ꝛc. sowie auf deren Dauersporen einwirken ließ und nach verschieden langer Einwirkung diese Bakterien auf ihre Lebensfähigkeit prüfte. Nach den Ergebnissen bezeichnet man als zuverlässige Desinfektionsmittel solche, welche alle Mikroorganismen und ihre Keime töten, während die unzuverlässigen dies nur in bedingtem Grade erreichen. Es ist auch zu beachten, daß manche Desinfektionsmittel nur die Lebensthätigkeit der Bakterien herabsetzen und diesen gestatten, sich gewissermaßen wieder zu erholen, nachdem die Einwirkung des Desinfektionsmittels aufgehört hat. Man darf ferner nicht vergessen, daß die Bakterien und ihre Keime sich durch die Luft verbreiten, so daß ein desinfizierter Gegenstand, sobald er mit der Luft wieder in freie Berührung gekommen ist, in kürzester Zeit von neuem infiziert werden kann, wenn nicht durch die D. eine solche Veränderung mit demselben vor sich gegangen ist, daß er für die Bakterien und ihre Entwickelung keinen Boden mehr bietet.

Der D. unterliegen bewohnte Räume, Fußböden, Wände und Decken und die in diesen Räumen befindlichen Gegenstände, Möbel, Betten, Kleidungsstücke und Wäsche, allerlei Abfallstoffe und Exkremente, dann auch Leichen und Kadaver sowie lebende Menschen und Tiere, Waren ꝛc. Die Verschiedenartigkeit dieser Fälle fordert auch ein sehr verschiedenartiges Verfahren und eine Auswahl unter den Desinfektionsmitteln, welche zum Teil sehr beachtenswerte Nebenwirkungen ausüben und dadurch in manchen Fällen unanwendbar sind.

Das Chlor steht in altbewährtem Ruf als desinfizierendes Mittel durch sein starkes Oxydationsvermögen; man entwickelt dasselbe am besten durch Übergießen von Chlorkalk mit Salzsäure und wendet es zur D. von Wohnungen, Krankenzimmern ꝛc. an. Man räumt das zu desinfizierende Zimmer gänzlich aus, schafft vornehmlich auch alle Kleidungsstoffe und Möbel heraus, beseitigt vorteilhaft die Tapeten, da alle diese Stoffe durch das Chlor angegriffen werden, wäscht Fußboden, Wände, Fenster und Ofen, soweit dies thunlich, mit Karbolsäure- oder Sublimatlösungen (s. unten), dichtet alle Fugen und Ritzen an Fenstern ꝛc. und stellt nun den Chlorkalk in möglichst großen irdenen Schalen, um bei der Chlorentwickelung ein Überfließen zu verhindern, im Zimmer auf und zwar so, daß ein Teil in der Nähe der Decke, einer in mittlerer Höhe und einer am Fußboden placiert wird, wodurch ein möglichst gleichmäßiges Durchdringen der Luftschichten mit Chlor bewirkt wird. Zur Entwickelung der nötigen Menge Chlor für 1 cbm Rauminhalt braucht man 0,25 kg Chlorkalk und 0,35 kg Salzsäure. Die desinfizierende Wirkung des Chlors wird bedeutend erhöht durch starke Feuchtigkeit des betreffenden Raumes, die man durch Besprengen des Zimmers und Zerstäuben von Wasser vor der D. erreicht. Man bringt nicht mehr als 0,5 kg Chlorkalk in je eine Schale und stülpt darauf möglichst gleichzeitig in jede Schale eine Flasche mit Salzsäure, worauf man sich so schnell wie möglich aus dem fest zu schließenden Raum entfernt und denselben 24 Stunden geschlossen läßt. Chlorwasser und Chlorkalklösungen benutzt man zu Waschungen lebender Personen, und wenn die Kleider am Leibe desinfiziert werden sollen, so muß die betreffende Person in eine kleine Bude treten, in welcher Chlor entwickelt wird. Durch eine Öffnung in der Wand steckt sie den Kopf ins Freie, um das Chlor nicht einzuatmen. Chlorkalk tötet Milzbrand- und Tuberkelbacillen, wenn er als dicker Brei mit denselben in Berührung kommt, und man kann ihn in dieser Form auf Wandflächen, Straßenpflaster, Lehmschlagboden ꝛc. anwenden.

In seiner Wirkung und Anwendungsweise steht das Brom dem Chlor sehr nahe. Man benutzt es in der Form des Bromum solidificatum, in welcher es von poröser Kieselgur aufgesogen ist und an der Luft allmählich verdampft. Auf 1 cbm Raum rechnet man 40 g Brom. In wässerigen Lösungen wirkt das Brom als gutes Desinfektionsmittel bei Waschungen ꝛc. Viel angewendet ist die schweflige Säure, die man durch Verbrennen von Stangenschwefel auf eisernen Pfannen erzeugt. Auf 1 cbm Raum rechnet man 20 g Schwefel. Auch hierbei unterstützt man die Wirkung wesentlich, indem man zuvor das Zimmer mit Wasserdämpfen sättigt. Die Anwendung des Schwefels ist nicht ganz ungefährlich wegen der Feuersgefahr, und die desinfizierende Wirkung steht hinter der des Chlors und Broms weit zurück. Alle Räucherungen, von denen man sich früher große Erfolge versprach, liefern nach neuern Untersuchungen niemals eine zuverlässige D., weil die Gase und Dämpfe sich nicht gleichmäßig verbreiten, insbes. nicht genügend in Fugen und Ritzen eindringen.

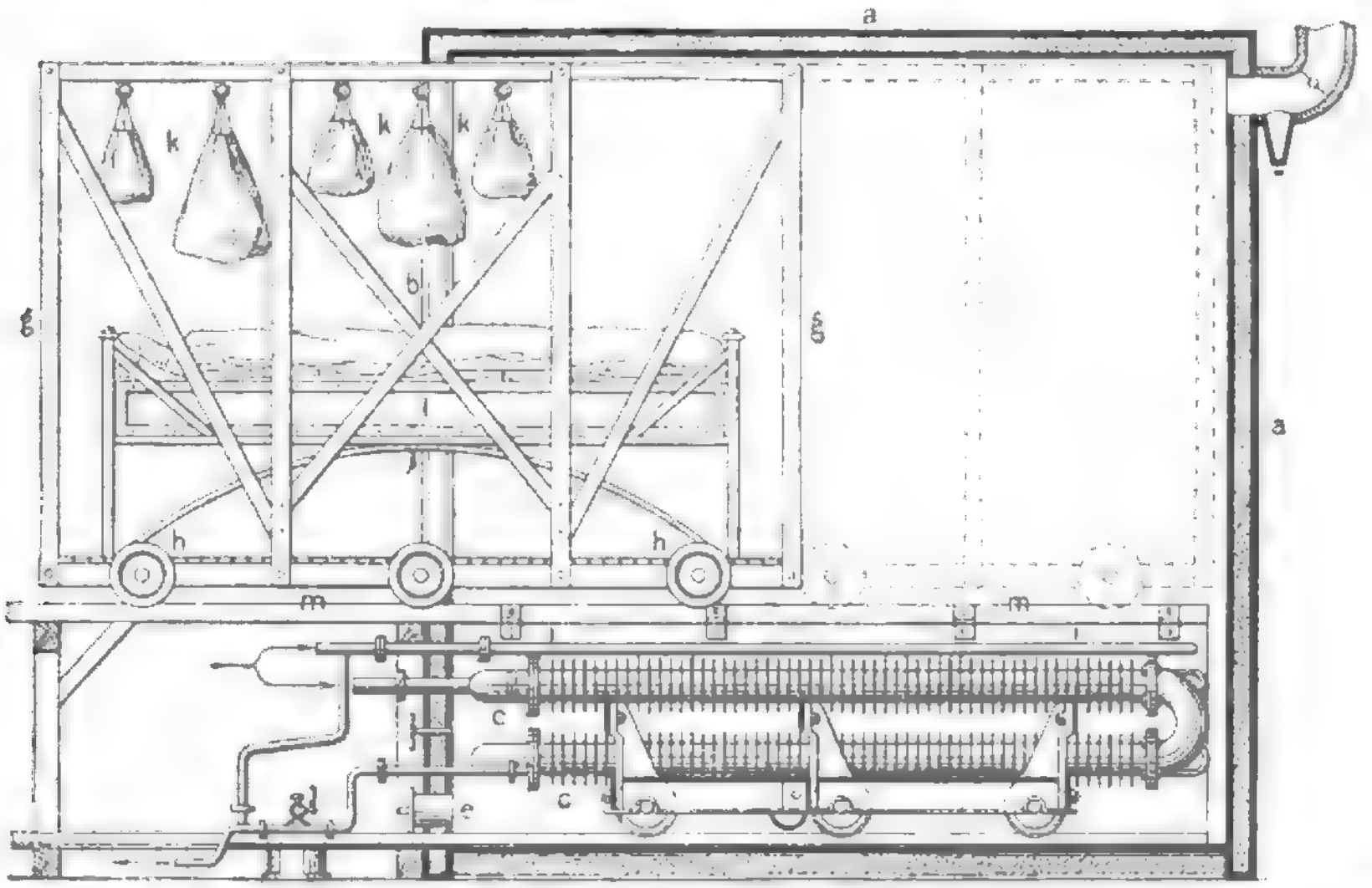
Ein bewährtes Desinfektionsmittel ist die Karbolsäure, welche in 2—5prozentiger Lösung angewendet wird. Man hat sie namentlich auch bei der antiseptischen Wundbehandlung benutzt, doch ist hier Vorsicht geboten, da durch Resorption von viel Karbol leicht Vergiftungserscheinungen eintreten können, die sich zunächst im Auftreten von dunkel bis schwarz gefärbten Urin, sogen. Karbolurin, äußern. Als Räucherungsmittel ist Karbolsäure nicht brauchbar, da es äußerst schwer ist, den nötigen Karbolgehalt auf 1 cbm Raum zu konzentrieren, und es erhellt daraus, daß ein Zimmer nicht als desinfiziert anzusehen ist, sobald sich Karbolgeruch bemerkbar macht. Sehr wirksam ist die Sulfokarbolsäure (Aseptol, s. d.), welche aus roher Karbolsäure und konzentrierter Schwefelsäure dargestellt wird und in 2—5prozentiger Lösung Milzbrandsporen und Tuberkelbacillen tötet. Ihr schließen sich Kreolin, Lysol und ähnliche Präparate an. Die Salicylsäure wird als sehr bewährtes fäulniswidriges Mittel in der Stärke von 3 g auf 1000 g Wasser ebenso wie die Karbolsäure angewendet. Das Thymol wird in der Stärke von 1:1000 benutzt, und beide Mittel eignen sich besonders zu fortgesetztem Gebrauch bei Wundbehandlung, da sie, auch bei längerer Anwendung, keine Vergiftungserscheinungen bewirken. Von sehr guter Wirkung bei der D. von Wunden ist ferner das Jodoform, welches bei offenen Wunden und Geschwüren den Heilungsprozeß in ausgezeichneter Weise unterstützt. Übermangansaures Kali wird zu Waschungen angewandt. Sehr leicht erreichbar und nahezu ebenso wirksam wie Karbolsäure ist frisch gelöschter Kalk. Er eignet sich vortrefflich zu desinfizierendem Anstrich gemauerter oder getäfelter Wände sowie besonders zur D. von Typhus- und Cholerastühlen, überhaupt jeder Jauche, wofern sie nicht Milzbrandsporen und Tuberkelbacillen enthält, die durch Kalk nicht getötet werden. Zum Waschen von Leibwäsche wird eine Lösung von 20 g Kaliseife (grüne, schwarze Schmierseife) auf 10 Lit. Wasser empfohlen. Von allgemeinster Anwendbarkeit ist das Quecksilbersublimat, welches schon in einer Verdünnung von 1:1,000,000 das Wachstum der Spaltpilze erheblich beschränkt und in einer Lösung von 1:1000 in wenigen Minuten auch die widerstandsfähigsten Keime der Mikroorganismen tötet. Es ist geruchlos und in der starken Verdünnung wenig giftig (in konzentrierterer Form gehört das Salz bekanntlich zu den heftigsten Giften) und findet ausgedehnte Anwendung. Von desodorisierenden Mitteln werden namentlich Eisenvitriol, welcher Schwefelwasserstoff und Ammoniak bindet, verdünnte Schwefelsäure, welche ebenfalls Ammoniak bindet, ferner Kalkmilch und Kalilauge, die den widrigen Geruch der Diarrhöekote beseitigen, angewandt. Torfgruß und Erde wirken stark absorbierend und werden vorteilhaft bei Klosetts und Abtritten, der Torfgruß auch bei Pissoirs angewandt. Von Erde braucht man pro Kopf und Jahr 1200, von Torfmull 55 kg.

Neben den chemisch wirkenden Desinfektionsmitteln gibt es noch ein souveränes, nämlich die Hitze. Während man aber früher allgemein glaubte, daß eine Temperatur von 100° alle Bakterien töte, haben Koch und Wolfhügel gezeigt, daß die Keime der Bakterien

in trockner, heißer Luft Temperaturen bis zu 140° längere Zeit ertragen, und daß heiße Luft äußerst langsam in das Innere der Desinfektionsobjekte, z. B. Wäschebündel ꝛc., eindringt. Besser wirkt Wasserdampf im Kochtopf, doch auch hier bedarf es geraumer Zeit, um z. B. Flüssigkeiten in Flaschen zu sterilisieren, d. h. alle Keime in denselben zu töten. Die beste Anwendung der Hitze besteht in der Form von strömenden Dämpfen; auch die widerstandsfähigsten Keime werden nach 5—10 Minuten langer Einwirkung von Wasserdampf bei einer Temperatur von 100° getötet und Leinwandpakete, in deren Mitte Sporen eingeschlossen sind, in ca. 30 Minuten desinfiziert.

Der im Berliner Barackenlazarett (Moabit) benutzte Apparat (s. Abbildung) ist aus Mauersteinen, die mit Zement verbunden sind, hergestellt. Er hat die Form eines länglichen Würfels und besitzt bei einer Höhe von 2,24 m einen benutzbaren Rauminhalt von 6,5 cbm. Wandungen, Fußboden und Decke bestehen aus doppeltem Mauerwerk, welches eine Isolierschicht von 7 cm Breite zwischen sich läßt, die mit Sägespänen ausgefüllt ist und ventiliert werden kann. Von der Mitte der Decke führt ein durch eine stellbare Klappe verschließbarer Schornstein nach außen. Zugänglich ist der Apparat durch zwei an der Längsseite angebrachte eiserne Doppelthüren, von denen die innere sich leicht seitlich an der Innenwand verschieben läßt, während die äußere vermittelst eiserner Schrauben fest an einen mit Filz gepolsterten eisernen Thürrahmen angepreßt wird. Jederseits von der Thür befinden sich 5 cm oberhalb des Fußbodens zwei runde Luftzuströmungsöffnungen von 5,5 cm Weite, die verschließbar sind. Die Heizung des Apparats geschieht durch ein spiralig gewundenes, an Boden und Seitenflächen hingeleitetes Kupferrohr, welches eine hohe Temperatur zu erreichen gestattet. Beim Betrieb des Apparats wird nun Wasserdampf durch das Kupferrohr, gleichzeitig aber auch direkt in den Raum geleitet, und nachdem auf diese Weise längere Zeit hindurch Temperaturen von mehr als 100° selbst in den dichtesten Ballen erzielt worden sind, wird die Ventilation in Gang gebracht.

Dies Verfahren bietet die Garantie einer ausreichenden D., und Apparate wie die beschriebenen, welche mit irgend einer Dampfmaschine, etwa mit einer Lokomotive oder Lokomobile, in Verbindung gesetzt werden können, sollten deshalb nicht nur in Krankenhäusern, sondern in allen Städten vorhanden sein, damit polizeilich die D. der Betten, Wäsche, Möbel ꝛc. bei allen ansteckenden Krankheiten angeordnet und durchgeführt werden könnte. In größern Städten errichtete Desinfektionsanstalten besitzen derartige Apparate, denen die zu desinfizierenden Gegenstände



Eiserner Desinfektionsapparat. a Doppelte Wand; b Thüröffnung, durch welche der auf den Rollen k längs der Schienen m bewegliche Wagen g mit den zu desinfizierenden Betten und Kleidern k hineingeschoben wird; c Kupferspiralen zum Heizen.

in besondern Wagen und durch besondere Leute zugeführt werden. Beschickung und Entleerung der Apparate erfolgt in verschiedenen, durch eine Mauer getrennten Räumen, und die desinfizierten Sachen werden in andern Wagen und durch andre Leute aus der Anstalt entfernt.

Fassen wir nun die Hauptgruppen der Objekte der D. zusammen, so kommen bei Kranken zur Anwendung: Karbolsäure, Salicylsäure und Sublimat zu Verbänden und Abwaschungen, auch des ganzen Körpers. Leichen von an Cholera, Flecktyphus, Pocken ꝛc. gestorbenen Personen schlägt man in feuchte, mit Sublimat getränkte Tücher und schafft sie sobald wie möglich aus den Häusern. Die Bett- und Leibwäsche ansteckender Kranken und Verstorbenen thut man gleich nach dem Gebrauch in Seifen- oder Karbollösungen und läßt sie dann durch Dampf desinfizieren. Benutzte Verbandstücke verbrennt man. Ärzte und Wärter schützen sich durch möglichste Reinhaltung ihres Körpers, regelmäßiges Baden und Waschen, auch mit Sublimat, häufiges Wechseln der Kleider und Wäsche, kräftige Ernährung und regelmäßiges Leben; auch muß darauf geachtet werden, daß die Wärter nicht mit

andern Personen verkehren. Bei der D. von Wohnungen hat man zu beachten, daß die Bacillen, die man töten will, oft in den verschiedenartigsten Schmutz eingelagert sind, welcher, zu zähen Massen oder festen Krusten eingetrocknet, dieselben mit einer gegen die Desinfektionsmittel schützenden Hülle umgibt. Es kommt also darauf an, diese Schmutzmassen aufzulösen und dann erst die chemischen Desinfektionsmittel anzuwenden. Zum Schutz derjenigen, welche die D. ausführen, ist es ratsam, die Gegenstände zunächst vorläufig zu befeuchten und oberflächlich abzuwaschen, bevor man die gründliche Reinigung mit Seifenwasser und Sodalösung vornimmt. Die eigentliche D. erfolgt durch Abwaschen mit 2proz. Karbolsäurelösung. Vertragen die Gegenstände eine solche Behandlung nicht, so bleibt nur die D. mit strömendem Wasserdampf übrig. Zur D. von Zimmern tränkt man den Fußboden gründlich mit 5proz. Karbolsäurelösung und reibt dann Tapeten und Decken mit frischem Brot ab. Die herabfallenden Krumen werden verbrannt, schließlich spritzt man Wände und Decke mit 5proz. Karbolsäurelösung ab. Getünchte Kalkwände werden nur mit der Karbolsäurelösung abgespritzt. Polstermöbel müssen im Desinfektionsapparat mit Dampf behandelt werden. Die Leute, welche diese D. ausführen, tragen Blusen und einen Staubmantel, unten eng anliegende Beinkleider, leinene Kappen, Respiratoren mit angefeuchtetem Schwamm und wasserdichte Stiefel. Die Ausleerungen, besonders von Cholera-, Ruhr- und Typhuskranken, desinfiziert man mit Kupfervitriollösung (1 g Kupfervitriol auf 100 ccm Exkremente) oder mit Kalkmilch (1 Teil Kalk in 20 Teilen Wasser; $^1/_5$—$^1/_{10}$ der Exkremente) oder mit der dreifachen Menge siedender Lauge (aus 1 Teil Asche und 2 Teilen Wasser). Sehr erfolgreich sind die Cholerastühle durch Kochen desinfiziert worden. Senkgruben sind sehr schwer zu desinfizieren. Soll es versucht werden, so muß man auf 1 cbm Senkgrube mindestens 40 kg Kupfervitriol in Form von starker Lösung anwenden. Vgl. »Mitteilungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes« (Berl. 1883); Reichardt, D. und desinfizierende Mittel (2. Aufl., Stuttg. 1881); Wernich, Desinfektionslehre (2. Aufl., Wien 1882); Göldner, Anleitung zur Wohnungs-D. (Berl. 1891).

Fig. 1.

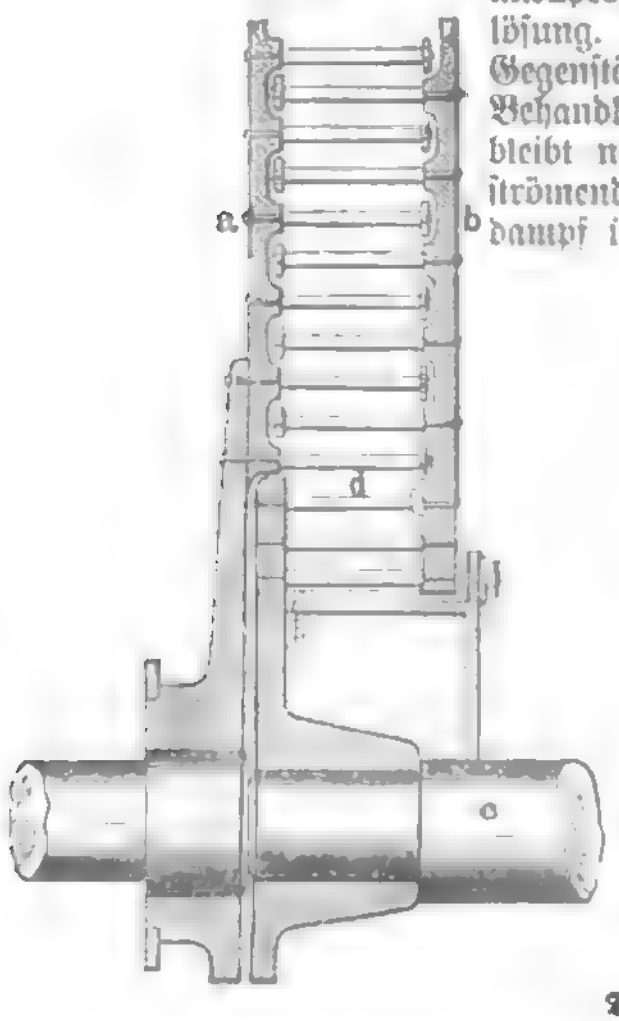
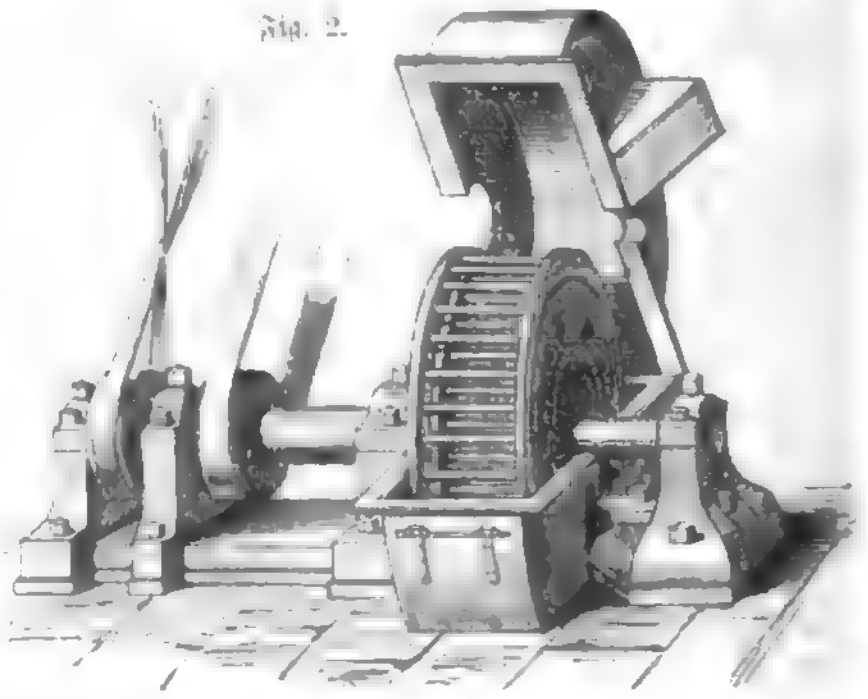


Fig. 2.



Desintegrator.

Desintegrator (Schleudermühle, Stiftenmühle, Schlagstiftenmaschine), von Carr erfundene, seit 1862 bekannte Maschine zur Zerkleinerung aller Arten nicht faserigen Materials, besteht aus zwei gegenübersitzenden Scheiben a b (Fig. 1 u. 2), welche sich mit großer Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung um eine horizontale Achse c drehen und mit in konzentrischen Kreisen stehenden Stäben d d versehen sind, die fast von einer Scheibe bis zur andern reichen, aber nur an dem einen Ende befestigt sind. Das zu zerkleinernde Material wird der Maschine im Mittelpunkt der Scheiben zugeführt und alsbald durch die Zentrifugalkraft nach außen getrieben. Dabei langt es nach immer wiederholtem, heftigem Zusammenprallen mit den Stäben zerkleinert an der Peripherie der Scheiben an. Der D. wirkt also lediglich durch Stoß, denn da die Stäbe sich nicht gegenseitig berühren, so kann von einem Mahlen durch Reibung zwischen zwei Flächen nicht die Rede sein. In einem D. von 1,25 m Durchmesser ist bei 400 Umdrehungen in der Minute die Geschwindigkeit jedes Schlagstabes im innersten Ring 16 m, im zweiten 19, im dritten 22 u. im vierten 25 m pro Sekunde. Trifft nun ein Teilchen, von einem Schlagstab des innern Ringes zurückgestoßen, auf einen Schlagstab des zweiten Ringes, der in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, so wird es mit der Differenz der Geschwindigkeiten 19—16, also 3 m, auf den dritten, wieder in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Stab prallen und von diesem mit einer Geschwindigkeit von 22—3, also 19 m, auf den vierten Stab geschleudert werden, von welchem es endlich mit 25—19, also 6 m, Geschwindigkeit die Maschine verläßt und von der hölzernen Umhüllung aufgefangen wird. Durch diese wiederholte teilweise Aufhebung der Geschwindigkeiten wird die Kohäsion des in die Maschine gebrachten Materials überwunden. Die Leistung ist eine so außerordentliche, daß man den D. in vielen Fällen verwenden kann, wo gewöhnliche Mühlen versagen. Am häufigsten findet er Benutzung zum Zerkleinern von Quarz, Thon, Knochen, Erzen, Kohlen (zur Fabrikation von Briketts), Zucker, Zement, Schamotte, Porzellanerde, in der Düngerfabrikation, aber auch als Mahlmühle für Getreide. Durch manche Verbesserung hat man dem Apparat größere Stabilität und Dauerhaftigkeit zu verleihen gewußt. Indem man den Trommeldurchmesser vergrößerte, ward es möglich, die Umdrehungszahlen für die stark beanspruchten Wellen zu vermindern; immerhin aber machen die größten bis jetzt gebauten Desintegratoren von 1,5 Durchmesser 400—500 Umdrehungen in der Minute; sie erfordern dann 15—20 Pferdekräfte zum Antrieb, leisten aber auch 20,000 kg pro Stunde selbst von sehr hartem

Material. Desintegratoren der gewöhnlichen Größe von 1 m Durchmeſſer verarbeiten mit einer Betriebskraft von 7 Pferdekräften durchſchnittlich 7000 kg Rohmaterial zu Pulver von ganz bedeutender Feinheit. Als Miſchapparat für verſchiedene Thonſorten iſt der D. trefflich geeignet, ebenſo als Vorbereitung für Maſchinen, die trocknen Thon zu verarbeiten, oder für Ziegelmaſchinen, die grubenfeuchtes Material zu formen haben. Namentlich kalkſteinhaltige oder ſchotterige Thonſorten werden auf ſolche Weiſe billig und zweckmäßig gereinigt und die ſtörenden Beimengungen ſo gut verteilt, daß ſie in der ganzen Maſſe unſchädlich werden. Für die Verwendung des Desintegrators zum Mahlen von Getreide (dann auch Dismembrator genannt) iſt derſelbe namentlich von Nagel u. Kämp in Hamburg zu großer Vollkommenheit gebracht, ſo beſonders mit großer Geſchwindigkeit (2000 Umdrehungen) ausgeſtattet. Fügt man den D. in den Mechanismus der Mühle ein, ſo fällt ihm die Aufgabe zu, Schrot zu liefern. Der Weizen wird geputzt, zwiſchen Walzen leicht zerquetſcht und dann in den D. gebracht. Das von dieſem gelieferte Schrot wird abgebeutelt, ſo daß man Mehl, Grieß und reines Schrot erhält, welche dann weiter verarbeitet werden. Das Produkt des Desintegrators ſoll enthalten 33 Proz. Mehl, 20 Proz. Dunſt, 14 Proz. Grieß und 31 Proz. Schrot; das Mehl gehört jedoch nicht zu den ſogen. feinen Auszügen, die bei der Hochmüllerei aus geputzten Grießen hergeſtellt werden, und da die Grießausbeute beim D. ſehr gering iſt, ſo eignet er ſich nicht für Zwecke der Hochmüllerei. Beſſer verwendbar iſt er für die Flachmüllerei, welche die feinen Mehle ebenfalls nicht liefert. Vgl. Th. Carr, History and description of the desintegrating flour mill (Birmingham 1872); Kick, Die neueſten Fortſchritte in der Mehlfabrikation (Leipz. 1883).

Deſio, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Monza, an der Eiſenbahn Mailand-Como, mit der Villa Traverſi (mit ſchönem Garten) und (1881) 5228 Einw.; bekannt durch das Treffen, in welchem am 21. Jan. 1277 der ghibelliniſche Erzbiſchof Ottone Visconti den Napoleone Torriano, das Haupt der Guelfen, gefangen nahm.

Desipère in loco, ſ. Dulce est desipere etc.

Déſirade, La, franz. Inſel in Weſtindien, Dependenz von Guadeloupe, 14 km öſtlich von dieſer Inſel, unter 16° 20′ nördl. Br., 27,2 qkm groß mit (1880) 1398 Einw. (610 männlich, 788 weiblich). Die Inſel iſt hoch, gut bewäſſert, hafenlos, ſandig, aber für Baumwollbau geeignet, hat einen Leuchtturm, zwei Salinen; doch wird meiſt Fiſcherei betrieben. — Die Inſel, von Columbus auf ſeiner zweiten Reiſe 3. Nov. 1493 entdeckt und Deſeada (»Die Erſehnte«) genannt, wurde 1728 von den Franzoſen beſetzt.

Déſirée (Deſideria), Königin von Schweden, Tochter des Kaufmanns Clary in Marſeille, geb. 8. Nov. 1777, geſt. 17. Dez. 1860, am 16. Aug. 1798 mit Bernadotte, nachmaligem König von Schweden (ſ. Karl XIV. Johann), vermählt. Vgl. Hochſchild, D., reine de Suède et de Norvège (Par. 1888).

Deſiſtieren (lat.), von etwas abſtehen, es aufgeben.

Desjardins (ſpr. dä-ſchardäng), 1) Abel, franz. Geſchichtſchreiber, geb. 1814 in Paris, geſt. 2. Juli 1886 in Douai, war erſt Profeſſor am Kollegium zu Angers, 1856 an dem zu Caen und ſeit 1857 an dem zu Douai, bereiſte zu wiſſenſchaftlichen Zwecken Italien, ſchrieb außer mehreren Schriften über das Tridentiner Konzil: »Vie de Jeanne d'Arc« (Par. 1854, 2. Aufl. 1862); »Études sur saint Bernard« (1849); »L'esclavage dans l'antiquité« (1857); »Charles IX, deux années de règne 1570—72« (1874) und »Une congrégation générale des cardinaux en 1595« (1875). Auch gab er in den »Documents inédits pour servir à l'histoire de France« (1859) die Akten über die Beziehungen zwiſchen Frankreich und Toscana und das kunſthiſtoriſche Prachtwerk »La vie et l'œuvre de Jean de Boulogne« (1883) heraus.

2) Erneſt, Archäolog und Hiſtoriker, Bruder des vorigen, geb. 30. Sept. 1823 in Noiſy-ſur-Oiſe, geſt. 28. Okt. 1886 in Paris, Profeſſor zu Angers, Dijon, Mâcon, Alençon, ſeit 1856 am Lycée Napoléon und ſeit 1861 Profeſſor der Geographie an der Normalſchule, bereiſte zu wiſſenſchaftlichen Zwecken dreimal (1852—58) Italien, im Auftrag der Regierung auch Ägypten und nahm als Sekretär der dazu beſtellten Kommiſſion thätigen Anteil an der Herausgabe der Werke Borgheſis. Seit 1875 war er Mitglied der Akademie. Seine Hauptwerke ſind: »Voyage d'Horace à Brindes« (Par. 1858); »Antiquités de Parme« (1856); »Le Pérou avant la conquête espagnole« (1858); »Le Grand Corneille historien« (1861); »Du patriotisme dans les arts« (1862); die von der Akademie der Inſchriften gekrönte Schrift »Aperçu historique sur les embouchures du Rhône« (1867); »Les juifs de Moldavie« (1867); »Géographie de la Gaule« (1870); »Technologie archéologique« (1873); »Géographie historique et administrative de la Gaule« (1876—93, 4 Bde.); »Acta musei nationalis hungarici« (1873); »Desiderata du Corpus inscriptionum latinarum de l'académie de Berlin« (1874—76, 5 Hefte) u. a. Auch lieferte er zahlreiche Aufſätze für verſchiedene gelehrte Zeitſchriften, beſonders für den »Recueil des comptes rendus« der Sitzungen der Akademie der Inſchriften, deren Chefredakteur er war, und gab einen »Atlas de géographie ancienne d'Italie« (1852) ſowie »La table de Peutinger« (1873) heraus.

Desjatine, Flächenmaß, ſ. Deſjätina.

Deſkription (lat.), Beſchreibung; in der Rhetorik lebhafte, möglichſt anſchauliche Schilderung eines Gegenſtandes; deſkriptiv, beſchreibend.

Desl., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Deslongchamps (ſpr. dälongſchâng), Zoolog und Geognoſt in Lüttich (Zoophyten).

Des M., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für O. des Murs (ſpr. dä mür), Ornitholog.

Desm., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung 1) für A. G. Desmareſt (ſ. d.) ſowie für deſſen Sohn gleichen Namens; 2) für C. Desmoulins, ſ. *Desmoul.;* 3) für J. B. H. J. Desmazières (ſpr. dämaſſär'), geb. 1796, geſt. 1862 bei Lille (Gramineen Nordfrankreichs).

Desmalgie (griech.), Schmerz in den Gelenkbändern.

Desman, ſ. Rüſſelmaus.

Desmareſt (ſpr. dämarä), Anſelm Gaëtan, Zoolog, geb. 16. März 1784 in Paris, ſtarb als Profeſſor 4. Juni 1838 in Alfort. Er ſchrieb: »Histoire naturelle des tangaras, des manakins et des todiers« (1805, 2 Bde.); »Histoire naturelle des crustacés fossiles« (mit Brongniart, 1822); »Ichthyologie« (1823); »Considérations sur la classe des crustacés« (1825). Auch bearbeitete er die Säugetiere für die »Faune française« (1820—30) und für die »Encyclopédie méthodique« (1820—22, 2 Bde.). Sein gleichnamiger Sohn ſchrieb ebenfalls über Vögel und Kruſtaceen.

Desmarets de Saint-Sorlin (spr. dämarä d'häng-sorläng), Jean, franz. Schriftsteller, geb. 1595 in Paris, gest. daselbst 28. Okt. 1676, ein Günstling des Kardinals Richelieu, warf sich nach einer ausschweifend verbrachten Jugend einer schwärmerischen Frömmigkeit in die Arme. D. war eins der frühesten Mitglieder der französischen Akademie und der erste Kanzler derselben. Er verfaßte, von Richelieu angeregt, eine Anzahl dramatischer Stücke, darunter die Charaktertomödie »Les Visionnaires« (1637), die großen Beifall fand, und die sogar Molière in einigen komischen Figuren zum Vorbild nahm; ferner epische Dichtungen, wie »Clovis« (1657), »Marie-Madeleine« (1669) ꝛc., zahlreiche religiöse Gedichte, polemische Abhandlungen gegen die Jansenisten u. a. Vgl. Kerviller, D., un des quarante fondateurs de l'Académie française (Par. 1880).

Desmazières, s. *Desm.*

Desmidiaceen, Familie der Algen aus der Ordnung der Jochalgen; s. Algen, S. 364.

Desmin (Stilbit, Strahlzeolith), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Zeolithgruppe), kristallisiert monoklinisch, hauptsächlich in Zwillingsbildungen, findet sich auch in büscheligen, in der Mitte oft eingeschnürten Aggregaten, ist farblos, rot, gelb, grau, braun, glasglänzend, Härte 3,5—4, spez. Gew. 2,1—2,2, besteht aus Kalkthonerdesilikat $CaAl_2Si_6O_{16} + 6aq$, wobei ein kleiner Teil des Kalkes durch Natron und Kali vertreten ist, findet sich auf Erzlagern und Gängen bei Arendal, Andreasberg, Kongsberg, Rezbanya, meist in Blasenräumen plutonischer Gesteine im Faßathal, bei Striegau und bei Gräben in Schlesien, Puna in Ostindien, auf den Färöern, besonders auf Island, auch im Granit von Baveno und Bodenmais, in Graubünden und Nordamerika.

Desmodium *Desv.* (Büschelkraut, Fesselhülse), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Kräuter und Halbsträucher mit dreizähligen Blättern, in Trauben, Dolden oder Rispen gestellten Blüten und zusammengedrückten Gliederhülsen. Etwa 100 meist tropische Arten. D. gyrans *Dec.* (Hedysarum gyrans *L.*, Wandelklee), in Bengalen, hat einen aufrechten, 1 m hohen, dünnen, ästigen Stengel, dreizählige Blätter mit einem langgestielten, bis 8 cm langen Endblättchen und viel kleinern, kurzgestielten Seitenblättchen und kleine, anfangs violette, später mennigrote, am Flügelrand blaue Blüten. Bei Einwirkung des Lichts, besonders bei Sonnenschein und kräftiger Vegetation, zeigen die Blättchen eine direkt wahrnehmbare Bewegung: während das Endblättchen sich auf- und abwärts bewegt, machen die Seitenblättchen mit ihrer Spitze eine rotierende Bewegung (bei 35° in etwa 1,5 Minuten einen vollständigen Umlauf). Am Abend legen sich alle Blättchen zurück und kommen zur Ruhe.

Desmoid, s. Fibroid.

Des Moines (spr. dĕ meun), Fluß in Nordamerika, entspringt in zwei Armen unter 44° nördl. Br. am Ostabfall des Coteau des Prairies aus einigen kleinen Seen in Minnesota, fließt in südöstlicher Richtung durch Iowa und mündet auf der Grenze gegen Missouri bei Keokuk in den Mississippi. Er ist 720 km lang und für Dampfer bis zur Stadt D. schiffbar.

Des Moines (spr. ■ meun), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Iowa, am Zusammenfluß des von hier ab schiffbaren Des Moines mit dem Raccoon, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt, hat ein Staatskapitol, Postamt, Stadthaus, Opernhaus, Drake Universität, Staatsbibliothek (16,000 Bände), (1890) 297 Fabriken mit 3149 Arbeitern und einem Produktionswert von 5,242,992 Doll. (besonders Getreidemühlen, Hobelwerke, Druckereien), lebhaften Handel und (1890) 50,093 Einw., darunter 7915 im Ausland (1542 in Deutschland) Geborne und 1149 Farbige. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 13,931,706, die städtische Schuld 406,841 Doll. Die Stadt wurde 1846 gegründet.

Des moll, s. Des.

Desmologie (griech.), Lehre von den Gelenkbändern (also soviel wie Syndesmologie), bisweilen auch die Lehre von den Bändern.

Desmoncus *Mart.*, Gattung aus der Familie der Palmen, kletternde oder mit aufrechtem, stachligem Stamm versehene Gewächse mit zerstreut stehenden, stachligen, gefiederten Blättern, welche in einem langen, gleichfalls mit krummen Stacheln bewaffneten, peitschenförmigen Fortsatz verlaufen, mit dem diese Gewächse sich anklammern. Die monözischen gelben Blüten stehen in den Achseln der Blattstiele; die Früchte sind eiförmig oder fast rund, einsamig, rot, die Samen schwarz. Diese Palmen, von welchen man 18 Arten kennt, vertreten in den Wäldern Amerikas die asiatischen Calamus-Arten und bilden oft reizende Guirlanden und undurchdringliche Dickichte. Von der peruanischen D. pruinifer *Pöpp.* werden die Früchte gegessen, und von D. macranthus *Mart.*, in Brasilien, benutzt man die Stämme und Blattstiele zu Küchengerätschaften. Nur wenige Arten werden in unsern Palmhäusern kultiviert.

Desmopathie (griech.), Krankheit der Gelenkbänder.

Desmopathologie (griech.), die Lehre von den Krankheiten der Gelenkbänder.

Desmophlogōsis (griech.), Entzündung der Gelenkbänder.

Desmosīt, ein im Kontakt mit Diabas veränderter Thonschiefer, welcher wie der ähnliche Spilosit zahlreiche dunkle Flecke (chloritische Neubildungen) enthält, die aber nicht wie im Spilosit isoliert liegen, sondern zu mehr oder weniger zusammenhängenden dunkeln Bändern verfließen.

Desmotropie (griech.), s. Tautomerie.

Desmoul., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Charles Desmoulins, Anatom in Bordeaux; schrieb: »Mémoire sur les Échinides« (1835—37, 3 Bde.).

Desmoulins (spr. dämulăng), Benoît Camille, einer der hervorragendsten Charaktere der französischen Revolution, geb. 2. März 1760 zu Guise in der Picardie, gest. 5. April 1794, ward Advokat in Paris und warf sich mit glühender Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, die er schon als Jüngling in Gedichten gefeiert, der Revolution in die Arme. Im Palais Royal wußte er durch feurige Reden die Menge zu entflammen, und als er 11. Juli 1789 sie aufforderte, ein Abzeichen für die Freiheitskämpfer anzulegen, und selbst ein Blatt von einem Baum an seinen Hut steckte, entstand der Gebrauch, Kokarden zu tragen. Beim Sturm auf die Bastille verkündigte er von den Trümmern herab den Franzosen Freiheit und Gleichheit. In seinem Journal »Révolutions de France et du Brabant« nannte er sich den »Procureur général de la lanterne« und erklärte offen, daß die Volkssouveränität die einzige Verfassungsart sei, welche der französischen Nation und jedermann, der des Namens Mensch nicht unwürdig sei, gezieme. Zu dieser Zeit heiratete D. Lucile Duplessis, ein schönes, geistreiches, von ihm leidenschaftlich geliebtes Weib. Obwohl Jugendfreund Robespierres, fühlte

er sich doch mehr von dem lebenslustigern Danton angezogen und stiftete mit diesem den Klub der Cordeliers. Fortan handelte er mit Danton in Gemeinschaft, leitete mit diesem den Tuileriensturm 10. Aug. 1792 und die Septembergreuel. Von der Pariser Gemeinde wurde er in den Konvent gewählt. Obgleich der Bergpartei angehörig, zollte er doch den Girondisten volle Achtung, suchte mit Danton auf eine Versöhnung der Parteien hinzuwirken und schlug, als dieser Versuch scheiterte und die Girondisten das Schafott besteigen mußten, die Begründung eines Gnadengerichts vor. In demselben Sinne gab er im Januar 1794 seinen »Vieux Cordelier« heraus, ein Blatt voll Geist, Witz und beißender Satire, in dem er die Tyrannei der Schreckensmänner schilderte und zur wahren Freiheit, zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze aufforderte. Deshalb ließ Robespierre 31. März 1794 D., Danton u. a. verhaften, worauf namentlich Saint-Just, D. persönlich verfeindet, dessen Verurteilung betrieb. Auf dem Blutgerüst rief er aus, auf die Guillotine deutend: »Dies ist also der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit! Die Ungeheuer, die mein Blut fordern, werden mich nicht lange überleben!« Seine Gattin, die alles aufgeboten, um ihn zu retten, bestieg, erst 23 Jahre alt, 14 Tage nach ihm das Blutgerüst. 1890 wurde in Guise sein Standbild enthüllt. Außer einer Menge Pamphlete und Flugblätter schrieb D.: »Discours de la lanterne aux Parisiens« (2. Aufl., Par. 1792); »Satires du choix des meilleures pièces de vers qui ont précédé et suivi la Révolution« (das. 1792); »Histoire des Brissotins, ou fragments de l'histoire secrète de la Révolution et des six premiers mois de la République« (das. 1793, 2. Aufl. 1794). Seine »Opuscules« erschienen 1790. Eine neue Ausgabe seiner Schriften besorgte Claretie (Par. 1874, 2 Bde.), welcher auch seine Biographie (das. 1875) schrieb; eine andre verfaßte Godart (das. 1889).

Desmurgie (griech.), derjenige Teil der chirurgischen Therapie, welcher mit Verbänden, Apparaten ꝛc. ausgeführt wird.

Desm., bei botanischen Namen Abkürzung für Joseph Decaisne (s. d.).

Desná (Deßna), Fluß im südwestlichen Rußland, entspringt in der Nähe der Stadt Jelnja im Gouv. Smolensk, durchfließt die Gouvernements Orel und Tschernigow und ergießt sich nach einem Laufe von 890 km mit einer beträchtlichen Wasserfülle Kiew gegenüber in den Dnjepr. Von Brjansk an ist er auf fast 400 km schiffbar, und zwischen Tschernigow und Kiew verkehren Dampfschiffe. Unter den Nebenflüssen ist links der fast 600 km lange, dem Dnjepr viel Wasser zuführende Seim hervorzuheben. Die D. selbst hat niedrige Ufer, die im Frühjahr großen Überschwemmungen ausgesetzt sind, ist fischreich und wird von vielen Schiffen und Flößen befahren. Der Handel geht meist nach Jekaterinoslaw, Cherson, Nikolajew, Otschakow und Odessa und von hier aus zur See ins Ausland.

Desnoiresterres (spr. dänuartär'), Gustave, franz. Kultur- und Litterarhistoriker, geb. 20. Juni 1817 in Bayeux, gest. 11. Jan. 1892 in Paris, war Mitarbeiter verschiedener Journale in Paris. Von seinen Schriften sind das von der Akademie preisgekrönte Werk »Voltaire et la société française au XVIII. siècle« (Par. 1867—75, 8 Bde.) und »La musique française au XVIII. siècle. Gluck et Piccini« (2. Aufl. 1875) bemerkenswert.

Desnoyers (spr. dänuajé), 1) Auguste Gaspard Louis Boucher, Baron, franz. Kupferstecher, geb. 19. Dez. 1779 in Paris, gest. daselbst 16. Febr. 1857, bildete sich seit 1791 bei Lethière, dann in der Akademie und arbeitete seit 1799 im Atelier Tardieus. Seinen Ruf begründete er 1804 mit dem Stich von Raffaels schöner Gärtnerin im Louvre und widmete seitdem seinen Grabstichel vornehmlich Raffaelschen Werken, deren Reihe er 1846 mit der Sixtinischen Madonna beschloß, die aber ganz mißverstanden und in moderne französische Eleganz und Koketterie übersetzt ist. Zu seiner Zeit hochgerühmt war das von ihm nach Gérard gestochene Bildnis Napoleons I. im Krönungskostüm (1808), das zur Verteilung an fremde Fürsten bestimmt war. 1825 wurde er zum ersten Kupferstecher des Königs ernannt, 1828 zum Baron erhoben. Andre hervorragende Stiche von ihm sind: La vierge au linge, die Madonna da Foligno, die Madonna mit dem Fisch, die Madonna della Sedia, die Madonna aus dem Haus Alba, die Madonna Tempi, die heil. Katharina von Alexandria, die Heimsuchung der Elisabeth, alle nach Raffael. Sein Hauptwerk ist die Transfiguration nach Raffael, mit großer Freiheit und Sicherheit des Grabstichels bearbeitet.

2) Jules, franz. Geschichtschreiber und Geolog, geb. 8. Okt. 1800 in Nogent-le-Rotrou, gest. 1. Sept. 1887, wurde 1825 Sekretär der Naturwissenschaftlichen und 1830 der Geologischen Gesellschaft in Paris und 1834 Bibliothekar des naturhistorischen Museums. Auch war er Sekretär der Gesellschaft für die Geschichte Frankreichs seit ihrer Gründung und Mitglied des Komitees für die Herausgabe der »Documents inédits relatifs à l'histoire de France«. 1862 wurde er zum Mitglied der Akademie erwählt. Er schrieb: »Histoire du décroissement et de la destruction totale du paganisme dans les provinces de l'empire d'Occident« (1832); die preisgekrönte Schrift »Histoire des différentes incursions des Arabes d'Asie et d'Afrique en Italie« (1838); »Bibliographie historique et archéologique de la France« (1854); »Topographie ecclésiastique de la France jusqu'en 1790« (1854). Von seinen geologischen Schriften erwähnen wir: »Mémoire sur la craie et les terrains tertiaires de Cotentin« (1825); »Sur quelques systèmes de la formation oolithique du Nord-Ouest de la France« (1825); »Sur les cavernes et brèches à ossements des environs de Paris« (1842); »Observations sur les terrains tertiaires du Nord-Ouest et de l'Ouest de la France« (1852—53).

3) Louis, franz. Schriftsteller, geb. 1805 in Replonges (Depart. Ain), gest. 17. Dez. 1868 in Paris, arbeitete zuerst auf einem Notariatsbüreau, ehe er (1828) nach Paris kam, um sich hier der Opposition anzuschließen. Der Reihe nach an den hervorragendsten Blättern liberaler Richtung thätig, gründete er 1832 den »Charivari«, wurde Mitbegründer des »Siècle«, und nachdem er sich auch als Schriftsteller (zuerst unter dem Pseudonym Derville) schon einen bedeutenden Namen gemacht hatte (durch Vaudevilles, besonders aber durch die Romane: »Aventures de Jean-Paul Choppart«, 1836; »Aventures de Robert Robert«, 1840; »Mémoires d'une pièce de cent sous«, 1837), rief er das Blatt »Messager des dames et des demoiselles« (1854) ins Leben.

Desobligeant (franz., spr. desobliſchāng), ungefällig, unfreundlich; Desobligeante, ein schmaler Wagen für zwei Personen.

Desodorisation und **Desodorisierende Mittel**, s. Desinfektion.

Desokkupiert (franz.), unbeschäftigt, müßig.

Desolāt (lat.), verwüstet, öde; traurig, trostlos.

Desolation-Land (spr. desolēschn-), chilen. Insel am westlichen Eingang der Magalhãesstraße, deren nordwestlichster Punkt Kap Pillar (52° 53′ südl. Br.) ist, während der Kanal Santa Barbara sie von der Insel Clarence im SO. scheidet. An der Magalhãesstraße hat sie mehrere Häfen, darunter Puerto de Misericordia (Mercy Harbour) unter 52° 45′ südl. Br., die südwestliche Küste ist dagegen sehr zerrissen in zahllose Baien mit kleinen Inseln und Straßen.

Desor, Eduard, Geolog, geb. 1811 in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe, gest. 23. Febr. 1882 in Nizza, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, ging 1832, da er wegen seiner Teilnahme am Hambacher Fest in Untersuchung gezogen wurde, nach Paris, widmete sich ausschließlich der Geologie, siedelte dann nach Neuchâtel über und beteiligte sich an den Forschungen Agassiz'. Er schrieb eine Monographie über die Seeigel und »Geologische Alpenreisen« (deutsch von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847). Zum Studium der erratischen Erscheinungen besuchte er Skandinavien; 1847 ging er nach Amerika, erhielt eine Anstellung in der Coast Survey und nahm an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Obern See und des Staates Pennsylvanien teil. 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und übernahm hier die Professur der Geologie. Von der Stadt Neuchâtel in den Großen Rat gewählt, wurde er Präsident desselben und beantragte die Wiederherstellung der Akademie, an deren Spitze er ununterbrochen wirkte. Er wurde auch Mitglied des eidgenössischen Schulrats und Abgeordneter an der Bundesversammlung, als welcher er 1873 zum Präsidenten des Nationalrats erwählt wurde. Im Winter 1863/64 unternahm er mit Escher von der Linth und Martius eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara. Er schrieb: »Synopsis des Échinides« (Par. 1858); »Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura« (mit Greßly); »Über den Gebirgsbau der Alpen« (Wiesbad. 1865); »Échinologie helvétique« (mit Loriol, das. 1869—72); »Aus Sahara und Atlas, vier Briefe an J. v. Liebig« (das. 1865); »Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees« (deutsch von Mayer, Frankf. 1866) und »Le bel âge du bronze lacustre en Suisse« (mit Favre, Par. 1874).

Desordre (franz.), Unordnung, Verwirrung.

Desorganisation (franz.), die völlige Zerstörung des organischen Gefüges; auch Verwirrung und Zerrüttung von Staats- oder Privatangelegenheiten; desorganisieren, in Unordnung bringen, zerrütten.

Desoria, s. Springschwänze.

Desorientieren (franz.), verwirrt machen.

Desoto, Stadt in der Grafschaft Jefferson des nordamerikan. Staates Missouri, am Joachim Creek, hat Fabriken, Handel und (1890) 3960 Einw.

Desoxydation (franz.), chem. Prozeß, durch welchen einer Sauerstoffverbindung der Sauerstoff zum Teil entzogen wird. Vgl. Reduktion.

Desp., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für: 1) Johann Baptist René Poupe Desportes (spr. dãpórt'), geb. 1704, gest. 1746 auf Domingo, gab in der »Histoire des maladies de St.-Domingo« (1770, 3 Bde.) eine Besprechung der Pflanzen Domingos; — 2) Narcisse Henri François Desportes, geb. 1776 in Champroud, gest. 1856 in Mans, schrieb: »Rosetum gallicum« (1828 u. 1829); »Flore de la Sarthe et de la Mayenne« (1838).

Despektierlich (lat.), herabsehen, verachten; despektierlich, verächtlich, geringschätzig.

Despeñaperros (Puerto de D., spr. despenja-), Paß in der Sierra Morena mit der Straße vom Hochplateau der Mancha in die andalusische Tiefebene, jetzt auch mit der Eisenbahn von Madrid nach Sevilla.

Desperādos (span., »Verzweifelte«), die sich außerhalb der Gesetze stellenden Mitglieder einer politischen (extrem radikalen) Partei.

Desperāt (lat.), verzweifelt, hoffnungslos; Desperation, Verzweiflung; desperieren, verzweifeln, alle Hoffnung aufgeben.

Desperiers (spr. dãperjé), Bonaventure, franz. Schriftsteller, geb. zwischen 1500 und 1510 in Arnaysle-Duc, gest. 1544, wurde Protestant und Sekretär der Margarete von Navarra, ließ 1537 das »Cymbalum mundi en françois« (neue Ausgabe von F. Frank, Par. 1874) erscheinen, mit spöttischen Ausfällen gegen das Christentum, infolge deren das Buch auf Befehl des Parlaments 1538 verbrannt wurde (nur ein Exemplar, jetzt in Versailles, ist auf uns gekommen), während der Verfasser nur durch Selbstmord seinen Verfolgern entgehen konnte. Harmloser sind seine 90 Novellen, die 1558 als »Nouvelles recréations et joyeux deviz« gedruckt wurden. Lafontaine hat aus ihnen manches entlehnt. Eine neue Ausgabe lieferte Lacroix in den »Vieux conteurs français« (Par. 1841). Vgl. Chenevière, Bonaventure D. (Par. 1886).

Desplaces (spr. dãplâß'), Louis, franz. Kupferstecher, geb. 1682 in Paris, gest. daselbst 1739, zierte viele der beliebtesten Kupferstichwerke damaliger Zeit mit Bildnissen und Historien. Von ihm sind: der Triumph des Titus und Vespasian, nach Giulio Romano; die Anbetung der Könige, nach demselben; die Weisheit in Begleitung des Herkules, nach Paul Veroneie; die Fußwaschung, nach Muziano; der Heiland zwischen den Mördern am Kreuz auf Golgatha, nach Carracci.

Despoblādo (span., »Einöde«), große Plateaulandschaft in Chile und Bolivia, zwischen 23—24° südl. Br., der Salar de Atacama und den Quellen des Calchaquis, 3250—3900 m hoch, nur dürftig mit Gras und niederm Buschwerk bedeckt und im Winter sehr kalt. Die durch bedeutende Mengen von Goldsand ausgezeichnete Gegend ist nur von lamaartigen Tieren und Chinchillas und von wenigen Menschen bevölkert, welche Salz aus der Saline von Casabindo zur Küste bringen.

Despoina (griech., »Herrscherin«), Beiname mehrerer griechischen Göttinnen, z. B. der Artemis, Kybele, Athene, auch der Demeter, besonders aber der Persephone.

Despois (spr. dãpoá), Eugène, franz. Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1818 in Paris, gest. daselbst 23. Sept. 1876, auf der Normalschule gebildet, war Lehrer der Rhetorik in Bourges, später in Paris, legte nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 seine Stelle nieder und widmete sich litterarischen Arbeiten. Seit 1870 war er als Unterbibliothekar an der Sorbonne angestellt. Von seinen Schriften verdienen Hervorhebung: »La révolution d'Angleterre« (1861); »Les lettres et la liberté« (1865); das ironisch betitelte Buch »Le vandalisme révolutionnaire« (1868), worin die bedeutenden geistigen und moralischen Reformen des französischen Konvents dargelegt sind, und »Le théâtre français sous Louis XIV« (1874, 2. Aufl. 1882). Er lieferte die beste Ausgabe der Werke Molières (Bd. 1—3, 1873—76), die von Mesnard vollendet ist.

Despoliieren (lat.), berauben, plündern.

Desponsātus (lat.), Verlobter; Desponsata, Verlobte; Desponsatio, Verlobung, daher Desponsatio B. M. V. (Beatae Mariae Virginis), Fest der Verlobung Mariä, s. Marienfeste.

Desportes (spr. dåpórt'), 1) Philippe, franz. Dichter, geb. 1546 in Chartres, gest. 5. Okt. 1606 in Bonport, erwarb sich nicht bloß durch seine Reisen (nach Rom im Gefolge eines Bischofs, nach Polen mit dem Herzog von Anjou) Kenntnis von Menschen und Dingen, sondern auch in hohem Grade das Zutrauen und die Zuneigung seines letztgenannten Herrn, der ihn als König Heinrich III. mit Pfründen und Wohlthaten überhäufte. Er verwandte seine Einkünfte dazu, sich eine auch an alten Handschriften reiche Bibliothek anzulegen. Als Dichter hat er sich besondere Verdienste um die Reinheit der Sprache und Strenge der metrischen Formen erworben und darf als Vorläufer Malherbes angesehen werden, obwohl dieser eine strenge Kritik über ihn ergehen ließ. Außer seinen graziösen und harmonischen Gedichten (darunter 24 Elegien und 457 Sonette) hat D. eine Übersetzung der Psalmen geliefert (1603) und eine Sammlung von »Prières et méditations chrétiennes« in guter Prosa. Eine neue Ausgabe seiner »Œuvres« besorgte Michiels (Par. 1858).

2) François, franz. Maler, geb. 24. Febr. 1661 in Champigneul, lebte eine Zeitlang in Polen am Hof Sobieskis und dann in Paris, wo er bei Ludwig XV. in großer Gunst stand. Er starb 15. April 1743. Seine besten Werke sind Jagd- und Tierstücke.

3) Naturforscher, s. *Desp.*

Despōt (griech.), »Herr«, insbes. von Sklaven; Hausherr; unter den griechischen Kaisern Ehrentitel für Prinzen oder Schwiegersöhne, auch Mitregenten, Statthalter von Provinzen und bevorrechtete Vasallen, Patriarchen ꝛc.; jetzt ein willkürlich schaltender Machthaber, s. Despotismus.

Despotismus (Despotie, griech.), diejenige Regierungsform, bei welcher lediglich der Wille und die Willkür des Herrschers entscheiden. Man bezeichnet damit den höchsten Grad und die Ausartung eines autokratischen oder absolutistischen Regierungssystems (Tyrannis, Willkürherrschaft). Aber nicht nur in der unbeschränkten Monarchie ist ein D. möglich; auch in der Republik können Gewalthaber despotisch auftreten, wenn es ihnen gelingt, lediglich nach ihrem Willen die Geschicke des Volkes zu bestimmen. In der Regel spricht man allerdings von D. in der Bedeutung von Fürstendespotismus, und man nennt denjenigen D., welcher im 17. und 18. Jahrh. in den meisten deutschen Territorien zu finden war, einen patriarchalischen D., weil damals das Verhältnis zwischen Landesherrn und Landeskindern in der That vielfach einen gewissen patriarchalischen Charakter hatte. Der D. besteht noch in Rußland (»despotisme tempéré par l'assassinat«, D. durch Meuchelmord gemäßigt), wenn er auch einigermaßen mildere Formen angenommen hat. Übrigens wird der Ausdruck D. vom Staatsleben nicht selten auch auf andre Lebensverhältnisse übertragen. Man bezeichnet es im Gemeinde-, Kirchen-, Vereins- und Familienleben, im Beamten- und Militärwesen als D., wenn ein Einzelwille sich in ungerechtfertigter Weise andern gegenüber überwiegend zur Geltung bringen will.

Despoto-Planina, Gebirge, s. Rhodope.

Despréaux (spr. dåpréo), s. Boileau-Despréaux.

Despretz (spr. dåpréß), César Manuète, Physiker, geb. 10. Mai 1792 zu Lessines in Belgien, gest. 15. März 1863, war Professor der Physik in Paris am Collège Henri IV, an der polytechnischen Schule, zuletzt an der Sorbonne. D. arbeitete über die Ursachen der tierischen Wärme, das Mariottesche Gesetz, die Grenzen der Hörbarkeit, Wärmeleitung, Änderung des Aggregatzustandes, das elektrische Licht, den Chemismus der galvanischen Batterien ꝛc. Er schrieb: »Recherches expérimentales sur les causes de la chaleur animale« (Par. 1824); »Éléments de chimie théorique et pratique« (1828—30, 2 Bde.); »Traité élémentaire de physique« (4. Aufl. 1836).

De Spuches (spr. sputes), Giuseppe, Fürst von Galati, ital. Dichter und Gelehrter, geb. 1819 in Palermo, gest. 18. Nov. 1884, erhielt in Lucca eine ausgezeichnete klassische Bildung, widmete sich dann in der Heimat philosophischen und juristischen Studien, wurde in der Folge Präsident der königlichen Kommission für Kunst und Altertum in Sizilien, auch Bürgermeister (sindaco) von Palermo und schließlich Mitglied des Parlaments. Seinen Ruf als Dichter hatte er bereits 1838 mit einer Übersetzung des »König Ödipus« von Sophokles begründet; ihr folgten andre poetische Übertragungen (Euripides' Tragödien, Palermo 1883, 2 Bde.; »Alcune versioni dal greco«, 1878) sowie beachtenswerte und durch Formgewandtheit ausgezeichnete Originaldichtungen (in drei Sprachen): »Carmina latina et graeca« (1877) und »Poesie« (Neapel 1868; neue Aufl., Palermo 1880). Seine übrige litterarische Thätigkeit bewegt sich auf archäologisch-litterarischem Gebiet, so: »Discorsi filologici« (1860); »Lettere illustrative di una greca iscrizione trovata in Taormina« (1863); »Epigrafi inediti ed altri oggetti archeologici« (1865); »Di due vasi grecosiculi« (1866); »Relazione di alcuni oggetti archeologici« (1871); »Alcuni scritti« (1881) u. a. Seine »Opere« erschienen in 5 Bänden (Flor. 1891).

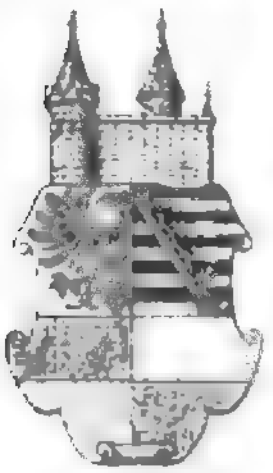
Despumieren (lat.), abschäumen; Despumation, Abschäumung.

Desquamation (lat.), Abschuppung, besonders die Ablösung der Epidermiszellen der äußern Haut (d. h. der Oberhaut), wie z. B. nach Scharlach in größeren Fetzen, nach Masern in kleinen Schüppchen; in gleichem Sinne wird auch von einer D. der Schleimhäute gesprochen.

Dessalines (spr. -lin'), Johann Jakob, unter dem Namen Jakob I. Kaiser von Haïti, geb. 1758 in Les Cormiers auf Haïti als Negersklave, machte sich bei der Erhebung der Insel als Adjutant Toussaint L'Ouvertures durch Tapferkeit und Grausamkeit einen Namen. Als hierauf nach dem Frieden von Amiens der Erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte, erhielt D. den Oberbefehl im Westen derselben und führte gegen die Franzosen längere Zeit einen kleinen Krieg, mußte aber 1. Mai 1802 sich zum Frieden bequemen. D. blieb General in französischen Diensten und erhielt das Gouvernement im Süden der Insel. Als aber General Rochambeau, der Nachfolger Leclercs, gegen die Neger mit großer Strenge auftrat, vereinigte sich D. mit Christophe, nahm durch einen Eilmarsch ein Korps Franzosen gefangen, die er aufhängen ließ, belagerte die Stadt Cap Haïti und brachte es im Verein mit einer englischen Flottille, welche die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau 19. Nov. 1808 die Stadt mit allen Kriegs- und Mundvorräten übergeben und mit seinen Truppen die Insel verlassen mußte. D. proklamierte nun die Unabhängigkeit der Insel, die ihren alten Namen Haïti wieder-

erhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung auf Lebenszeit zum Generalgouverneur der Republik mit der Gewalt, Gesetze zu geben, Krieg und Frieden zu beschließen und seinen Nachfolger zu bestimmen. Sogleich forderte er durch einen wütenden Aufruf Volk und Heer zur Vertilgung aller noch auf der Insel lebenden Franzosen auf und führte selbst seinen Befehl aufs schonungsloseste aus. Darauf brach er im April 1804 nach dem spanischen Teil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt Santo Domingo, zu unterwerfen. Aber der von ihm gehoffte Sklavenaufstand erfolgte nicht, und als noch dazu französische Schiffe mit Mannschaft sich näherten, sah er sich genötigt, die Belagerung aufzuheben. Dafür führte er nach seiner Rückkehr eine neue Staatsverfassung ein, welche die Republik in eine Monarchie verwandelte und alle Gewalt in seine Hände legte, und ließ sich 8. Dez. 1804 auf dem Marsfeld von Port-au-Prince unter dem Namen Jakob I. feierlich zum Kaiser des haitischen Reiches krönen. Indessen übte er gegen alle Einwohner einen so zügellosen Despotismus, daß Christophe und Pétion 1805 einen Aufstand gegen ihn anstifteten, in dem er 17. Okt. 1806 ermordet wurde.

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Anhalt, liegt am linken Ufer der Mulde, welche 3 km unterhalb der Stadt in die Elbe mündet, in einer anmutigen, gartenähnlichen Ebene, enthält außer dem ältesten Stadtteil an der Mulde breite und regelmäßig angelegte, wenn auch wenig belebte Straßen mit großstädtischen Häusern und schöne Plätze, darunter den Großen Markt mit dem Standbild des »alten Dessauers«, den Neumarkt, seit 1858 mit dem des Herzogs Leopold Friedrich Franz (modelliert von Rietz), den Kleinen Markt mit dem 1867 errichteten Brunnendenkmal der Wiedervereinigung Anhalts, den Kaiser- und den Albrechtsplatz mit schönen Anlagen. An Denkmälern besitzt die Stadt noch ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., des Komponisten Friedrich Schneider, des Dichters Wilhelm Müller, des Philosophen Moses Mendelssohn und ein Kriegerdenkmal. Das herzogliche Schloß, 1748 erbaut und 1875 mit einem Vorbau im mittlern Renaissancestil geschmückt, enthält das herzogliche Archiv, eine wertvolle Gemäldegalerie (über 600 Ölbilder, namentlich gute Italiener und Niederländer des 17. Jahrh.) und in der sogen. Gipskammer Sammlungen von Kostbarkeiten, Kupferstichen, Münzen ꝛc. Hervorzuheben sind ferner: das 1856 nach Entwürfen von Langhans neu ausgebaute Schauspielhaus, das Palais des Erbprinzen, die Gebäude des Landgerichts und der Behörden, sämtlich Neubauten, und unter den vier Kirchen die Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien, die, 1506—12 erbaut, 1857 im Innern völlig restauriert wurde und die fürstliche Gruft sowie einige gute Bilder von Cranach (namentlich sein bekanntes Abendmahl mit den Bildnissen der bedeutendsten Förderer der Reformation) enthält, und die katholische Kirche von 1860. Die Juden haben eine 1861 im orientalischen Stil restaurierte Synagoge, in welcher bereits 1808 (vielleicht zuerst in Deutschland) deutsche Vorträge gehalten wurden. D. hat (1890) mit der Garnison (ein und ein halbes Infanteriebataillon Nr. 93) 34,858 Einw., davon 1034 Katholiken und 406 Juden. Die mannigfaltige Gewerbthätigkeit beschäftigt mehrere Anstalten von bedeutendem Umfang, namentlich die Zuckerraffinerie (mit 852 Arbeitern), Tuchfabrikation, Maschinenbau und Eisengießerei, Wollgarnspinnerei und Tapetenfabrikation; auch Kunstgärtnerei wird stark betrieben. Der Handel, durch die Anhalt-Dessauer Landesbank unterstützt, ist sehr lebhaft. Besonders ist D. als Getreidemarkt von Bedeutung. Die Stadt ist Knotenpunkt der Linien Zerbst-Bitterfeld und D.-Köthen der Preußischen Staatsbahn und hat Telephonverbindung mit Berlin, Magdeburg, Bernburg ꝛc. Einen Elbhafen, Wallwitzhafen (s. d.), besitzt die Stadt seit 1860. 1891 kamen dort an 1385 Schiffe mit 141,828 Ton. Ladung; es gingen ab 1397 Schiffe mit 64,900 T. Ladung. An Bildungsanstalten bestehen: ein Gymnasium, ein Realgymnasium, außerdem ein herzogliches Hoftheater und eine Hofkapelle, die Vorzügliches leisten, eine herzogliche Bibliothek von über 30,000 Bänden und verschiedene künstlerische, wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine. Zahlreich sind auch die milden Stiftungen, darunter das Versorgungshaus Leopoldsdank von 1749, das 1766—70 errichtete Armen- und Arbeitshaus mit trefflich eingerichtetem Krankenhaus und besonders die Armenversorgungsanstalt Amalienstift, von der Tochter des Fürsten Leopold, Henriette Amalie (gest. 1793), gegründet; in den Gebäuden der letztern hatte 1774—93 das Basedowsche Philanthropin seinen Sitz, und gegenwärtig befindet sich darin eine bedeutende Gemäldesammlung, namentlich mit Gemälden niederländischer und deutscher Meister des 17. und 18. Jahrh. D. ist Sitz aller höchsten Landesbehörden: des Staatsministeriums, der Regierung, eines Landgerichts, des Konsistoriums, eines Hauptsteueramtes und eines preußischen Eisenbahnbetriebsamtes. Die freundlichen Umgebungen der Stadt erhalten einen besondern Reiz durch die dem Publikum stets zugänglichen herzoglichen Gärten und Schlösser: Georgium, Luisium, Kühnau und Haideburg. Etwa 18 km entfernt liegt Wörlitz (s. d.) mit seinen altertümlichen Parkanlagen. In D. wurde der Philosoph Mendelssohn geboren; der Griechenliederdichter Wilhelm Müller und der Komponist Fr. Schneider lebten und wirkten daselbst. — Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die 11 Amtsgerichte zu Ballenstedt, Bernburg, D., Harzgerode, Jeßnitz, Koswig, Köthen, Oranienbaum, Roßlau, Sandersleben und Zerbst.



Wappen von Dessau.

D. (anfangs Dissouwe, dann Deßo) wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch eingewanderte Flamänder erbaut; als Stadt wird es urkundlich zuerst 1213 erwähnt. Schon vor 1313 bestand hier eine von dem Klerus unabhängige Schule, die älteste in Anhalt. Nach der Überlieferung soll 19. Aug. 1467 die ganze Stadt, mit Ausnahme der Marienkirche, ein Raub der Flammen geworden sein. 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten von Mainz und den Herzögen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche geschlossen. Seit der letzten Teilung Anhalts (1603) ist D. die Residenz des Fürsten von Anhalt-D. Im Dreißigjährigen Krieg traf mancherlei Kriegsnot die Stadt, die schon vorher durch die Pest sehr gelitten hatte, namentlich während der Kämpfe Ernsts von Mansfeld mit Wallenstein um die Dessauer Brücke 25. April 1626. Von neuem hob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., der die Wasserstadt,

die Fürsten-, die Kavalier- und die Leipziger Straße anlegte. Fürst Leopold Maximilian erbaute das Schloß, sein Sohn Leopold Friedrich Franz legte die Fortsetzung der Kavalierstraße, die sogen. Franzstraße, an. Von Bedeutung war die am Ende des 18. Jahrh. von Basedow in D. begründete Erziehungsanstalt, das Philanthropinum, wodurch die Jugend im Geiste der damaligen Aufklärung herangebildet werden sollte; doch war die Gründung nicht von langer Dauer (s. oben). Der Neumarkt und die Neustadt haben erst seit 1825 ihre jetzige Gestalt erhalten. Vgl. Siebigk, Ein Bild aus Dessaus Vergangenheit (Dessau 1864); Würdig, Chronik der Stadt D. (das. 1876); Derselbe, D. innerhalb eines Jahrhunderts (das. 1886).

Dessauer Brücke, Brücke über die Elbe bei Roßlau in der Nähe von Dessau, bei der Wallenstein 25. April 1626 den Grafen Ernst von Mansfeld schlug.

Dessauer Marsch (»So leben wir ꝛc.«), volkstümliche Marschmelodie, benannt nach dem »alten Dessauer« (Fürst Leopold von Dessau), der nach der Schlacht bei Cassano im Lager von Treviglio 1705 an einer Prozessionsmelodie solchen Gefallen fand, daß er seiner Musikbande befahl, dieselbe für einen Marsch zu benutzen.

Dessert (franz., spr. -ssär), Nachtisch, besteht hauptsächlich aus Früchten, Konfitüren, Torten, Zuckerwerk und die Verdauung anregenden Speisen, z. B. Käse. Dessertweine, süße oder besonders feurige Weine, welche zum Nachtisch serviert werden. In England trinkt man lediglich feine Bordeaux (Claret), Sherry und Portwein, in Frankreich ganz feine alte Bordeaux und Burgunder, in Deutschland süße Weine.

Desservant (franz., spr. -wáng), in Frankreich (auch in Belgien, Holland und dem linksrheinischen Preußen) ohne Mitwirkung der Staatsbehörde lediglich vom Bischof ernannter und nach Willkür des Bischofs entlaßbarer Pfarrverweser, welcher unter der Aufsicht des Curé (s. d.) sein Amt verwaltet. Ihre Zahl beträgt in Frankreich über 31,000.

Desservieren (franz.), ein Amt, insbes. ein geistliches, ablehnen; die aufgetragenen Speisen abtragen.

Dessewffy (spr. dessche), Emil, Graf, ungar. Politiker und Publizist, geb. 17. Aug. 1814 in Eperies, gest. 10. Jan. 1866 in Preßburg, beschäftigte sich frühzeitig mit Staatswissenschaften und lernte dann auf mehrjährigen Reisen die öffentlichen Zustände Belgiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs aus eigner Anschauung kennen. Nach 1830 trat er als politischer Schriftsteller von durchaus konservativer Gesinnung auf, zunächst in Gemeinschaft mit seinem Bruder Aurel (geb. 1808, gest. 9. Febr. 1842), der bedeutendsten Kraft unter den Konservativen, gegen Széchényis (s. d.) Schrift »Hitel«, in den »Briefen aus dem Alföld« (1842), im »Század« ꝛc. und beteiligte sich namentlich 1844 an der Redaktion des »Budapesti Hirlap«. Während der Revolutionsjahre lebte er auf seinen Gütern, mit finanzwissenschaftlichen Studien beschäftigt, und veröffentlichte eine Schrift: »Über die schwebenden österreichischen Finanzfragen« (Pest 1856). Seit einiger Zeit Präsident der Ungarischen Akademie, wurde er 1862 auch zum Vorsitzenden der ungarischen Bodenkreditanstalt erwählt und erwarb sich in beiden Stellungen große Verdienste um Förderung der nationalen Kultur Ungarns. An der Ausübung eines 1865 erlangten Landtagsmandats hinderte D., der sich schließlich der Deákschen politischen Richtung genähert hatte, die Krankheit, an der er bald darauf starb.

Dessin (franz., spr. dessäng; engl. Design), Zeichnung, Musterzeichnung; Dessinateur (spr. -nör), Musterzeichner; s. Muster.

Dessinstahl, s. Drehstahl.

Dessjätina (Dessätine, Desjatine), russ. Flächenmaß zu 2400 Quadratfaden, = 109,25 Ar. Die »große D.« der russischen Landgüter enthält herkömmlich ⅓ mehr Fläche.

Desna, Fluß, s. Desna.

Dessoff, Felix Otto, Komponist und Dirigent, geb. 14. Jan. 1835 in Leipzig, gest. 28. Okt. 1892 in Frankfurt a. M., erhielt seine Ausbildung am Konservatorium zu Leipzig, war darauf als Musikdirektor in Düsseldorf, Aachen und Magdeburg thätig und wurde 1860 als Hofopernkapellmeister nach Wien berufen, wo er ein Jahr später auch als Kompositionslehrer am Konservatorium angestellt wurde und als Dirigent der philharmonischen Konzerte erfolgreich wirkte. 1875 folgte er einem Ruf als Hofkapellmeister nach Karlsruhe, vertauschte jedoch diese Stellung 1880 mit der des ersten Kapellmeisters am neueröffneten Operntheater zu Frankfurt a. M. Als Komponist hat er sich durch eine Anzahl gediegener Klavier- und Gesangswerke bekannt gemacht.

Dessoir (spr. -ssoár), 1) Ludwig, eigentlich Leopold Dessauer, Schauspieler, geb. 15. Dez. 1810 in Posen, gest. 30. Dez. 1874 in Berlin, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, betrat in Posen schon mit 14 Jahren als Nanky (»Toni«) die Bühne, bei der er, nebenbei als Sekretär und Rollenabschreiber, 1½ Jahr verblieb. Dann führte er bei Wandertruppen und Sommertheatern ein Wanderleben, bis er in Mainz und Wiesbaden ein festes Engagement, 1834 ein solches in Leipzig fand, wo Laube zuerst auf ihn aufmerksam machte. Von 1836—37 spielte er in Breslau und unternahm darauf seine erste große Gastspielreise nach Prag, Brünn, Wien (Burgtheater) und Pest und verweilte hier 2 Jahre, bis er einem Ruf nach Karlsruhe als Nachfolger K. Devrients folgte. Er wirkte dort 10 Jahre und gastierte in dieser Zeit in Mannheim, Stuttgart, Wien, Berlin, Leipzig und Hamburg, wo er den Antrag erhielt, Hoppés Stellung in Berlin einzunehmen, in der er bis zu seiner Pensionierung (Oktober 1872) verblieb. Eine schwere Krankheit hatte ihm seit 1867 nicht mehr die Darstellung großer Rollen gestattet. Von seinen alljährlichen Gastspielen war besonders das im Verein mit Emil Devrient und Lina Fuhr unternommene in London epochemachend. Lewes stellte D. als Othello über Edmund Kean, das »Athenäum« über Macready und Brooks. Bis zu seinem Engagement in Berlin spielte D. erste Liebhaberrollen, von da ab lenkte er ins Charakterfach ein; zuletzt spielte er fast ausschließlich die ersten Charakterrollen in klassischen Dramen. Selten hat ein Schauspieler in gleicher Weise wie D. durch die Tiefe und Folgerichtigkeit seiner Auffassung die Gebildeten befriedigt und die Menge durch das Überwältigende, durchaus Innerliche seiner Darstellung hingerissen. Am besten gelangen ihm die Charaktere, in denen eine dämonische Naturkraft mit philosophischer Reflexion sich paart. — Seine Gattin Therese, geborne Reimann, geb. 12. Juni 1810 in Hannover, gest. 7. April 1866 in Mannheim, war bis 1832 Mitglied der Hofbühne in Hannover und kam dann als erste Liebhaberin an das Stadttheater zu Leipzig, wo sie sich mit D. vermählte. Sie folgte letzterm 1835 nach Breslau, kehrte dann, nach der Trennung von ihm, an das Leipziger Theater zurück und folgte 1845 einem Ruf nach Mannheim.

2) Ferdinand, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauſpieler, geb. 29. Jan. 1836 in Breslau, geſt. 15. April 1892 in Dresden, war erſt Landwirt, bildete ſich dann in Mannheim für die Bühne aus und debütierte 1852 in Freiburg i. Br. Nachdem er ſich mehrere Jahre in den verſchiedenſten Rollen auf kleinern Bühnen verſucht hatte, war er von 1856—57 in Stettin in erſten komiſchen, auch in Charakterrollen und Buffos beſchäftigt. Er gaſtierte dann in Kaſſel und Leipzig, wo er ein längeres Engagement annahm. 1861 ging er nach Riga und Bremen, von wo er 1863—64 als Regiſſeur und Darſteller für erſte komiſche und ernſte Charakterrollen in Weimar engagiert wurde, und kehrte auch nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin 1867 dahin als Oberregiſſeur und Darſteller zurück. 1868—69 war er Mitglied des Lobetheaters zu Breslau, trat 1870 in den Verband der Hofbühne zu Dresden, 1877 in den des Thaliatheaters zu Hamburg und leitete von 1878—79 das Dresdener Reſidenztheater, worauf er 1880 ein Engagement in Prag und 1882 ein ſolches an das deutſche Volkstheater in Wien annahm, hier ſetzte der plötzliche Ausbruch eines Nervenleidens ſeiner Thätigkeit ein Ziel. Seine hervorragendſten Rollen waren: Banſen, Mephiſtopheles, Jago, Shylock, Narziß, Argan, Falſtaff.

Deſſoles (ſpr. -ſoll'), Jean Joſeph Paul Auguſtin, Marquis, franz. General, geb. 3. Okt. 1767 in Auch aus einer altadligen Familie, geſt. 3. Nov. 1828, diente 1792 als Kapitän in der Weſtpyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und dem Generalſtab attachiert und wohnte 1796 dem italieniſchen Feldzug unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. 1797 zum Brigadegeneral befördert, befehligte er 1798 ein Reſervekorps in Italien. Im März 1799 überſtieg er zur Unterſtützung Lecourbes, der nach dem Gefecht von Finſtermünz im Innthal von den Feinden bedrängt war, an der Spitze von 4500 Mann das Stilfſer Joch, vertrieb die Öſterreicher aus ihren Verſchanzungen bei Glurns und Taufers und entſchied das Treffen von Santa Maria (13. April 1798). Für dieſen Sieg wurde er vom Direktorium zum Diviſionsgeneral ernannt. Als Chef des Generalſtabs des Oberkommandos der italieniſchen Armee bewies er bei Novi (16. Juli 1799) die glänzendſte Tapferkeit, ward auf Moreaus Verlangen Chef des Generalſtabs der Rheinarmee und zeichnete ſich bei Hohenlinden, Linz und bei den Übergängen über den Inn und die Salza aus. 1803, als es darauf ankam, Moreaus Freunde zu entfernen, ward er nach Hannover geſchickt, um unter Mortier eine Diviſion zu befehligen. Als alle Zivil- und Militärbehörden bei Eröffnung des Prozeſſes gegen Moreau dem Erſten Konſul Glückwunſchadreſſen zuſandten, gehörte D. zu den wenigen, die dies unterließen. Bonaparte verzieh ihm dies nie ganz, obwohl er ihn, um ihn an ſein Intereſſe zu feſſeln, 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion und 1805 ſogar zum Gouverneur des Palaſtes von Verſailles ernannte. 1808 erhielt D. das Kommando über ein Armeekorps in Spanien und zeichnete ſich hier beſonders im Auguſt 1809 bei Toledo, 18. Nov. bei Ocaña und beim Übergang über die Sierra Morena aus. Am 18. Jan. 1810 hielt er ſeinen Einzug in Cordova, wurde zum Gouverneur von Cordova, Jaen und Sevilla ernannt und erwarb ſich durch Milde das Zutrauen der Spanier. Mit Napoleons Syſtem nicht übereinſtimmend, zog er ſich aus dem Dienſt und aufs Land zurück. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er von Ludwig XVIII. zum Staatsminiſter und Pair von Frankreich ernannt und ihm zugleich das Kommando über ſämtliche Nationalgarden übertragen. Da er ſich aber als entſchiedenen Anhänger konſtitutioneller Ideen zeigte, legte er das Kommando nieder. Am 29. Dez. 1818 übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten ſowie den nominellen Vorſitz in dem von Decazes gebildeten liberal-konſtitutionellen Miniſterium und ward vom König zum Marquis erhoben, trat jedoch ſchon 1819 aus dem Miniſterium, da er Decazes' Nachgiebigkeit gegen die Reaktion nicht billigte, aus und ward unter dem Miniſterium Villèle 1822 auch aus der Liſte der Staatsminiſter geſtrichen.

Deſſuk, Diſtriktshauptſtadt der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, 19 km nordöſtlich von Damanhur, Bahn- und Dampferſtation, rechts am Roſettearm des Nils, mit (1882) 6853 Einw. Der Ort iſt jährlich Ziel zahlreicher mohammedaniſcher Wallfahrer zum Grab des Scheich Ibrahim und hat drei wichtige Jahrmärkte. D. iſt das alte Naukratis.

Deſterro (Noſſa Senhora do D., auch Santa Catharina), Hauptſtadt des braſil. Staates Santa Catharina, unter 27° 35' ſüdl. Br. und 48° 33' weſtl. L. v. Gr., auf der Weſtküſte der fruchtbaren Inſel Santa Catharina und durch einen 400 m breiten Meeresarm vom Feſtland getrennt, iſt rings von Gärten und Villen umgeben, Sitz eines deutſchen Konſuls, hat einen ausgezeichneten, aber ſchwer zugänglichen Hafen mit veralteten Forts und einem Leuchtturm, ein Arſenal, Hoſpital, Lyceum, Theater und über 14,000 Einw., welche künſtliche Blumen und Schmuckſachen aus Fiſchſchuppen und Muſcheln verfertigen und dieſe ſowie Mandiokamehl, Bananen, Häute, Reis, Zucker, Kaffee, Thonwaren ausführen.

Deſtillation (hierzu Tafel »Deſtillationsapparate«), Trennung flüchtiger Flüſſigkeiten von nicht oder ſchwerer flüchtigen Subſtanzen durch Einwirkung der Wärme. Der Deſtillationsapparat beſteht aus einem Gefäß, in welchem das der D. zu unterwerfende Gemiſch ſo ſtark erhitzt wird, daß ſich die flüchtigen Beſtandteile in Dampf verwandeln. Letzterer, welcher einen ſehr viel größern Raum einnimmt als die Flüſſigkeit, aus der er entſtanden iſt, entweicht durch ein Rohr aus dem Gefäß und gelangt in einen andern Teil des Apparats, in welchem er durch Abkühlung wieder in den flüſſigen Zuſtand übergeführt wird. Die ſo gewonnene deſtillierte Flüſſigkeit (welche im Strahl abfließt oder in einzelnen Tropfen herabfällt, deſtillat, daher der Name) heißt Deſtillat, der in dem Kochgefäß bleibende, nicht oder weniger flüchtige Beſtandteil des Gemiſches Deſtillationsrückſtand. Von einer deſtillierenden Flüſſigkeit ſagt man, ſie »deſtilliere über, gehe über, werde gebrannt, abgezogen«. So wird Waſſer über aromatiſche Pflanzenteile abgezogen, damit es durch Aufnahme flüchtiger Subſtanzen Geruch und teilweiſe auch Geſchmack der Pflanzenteile annehme. In der Regel wird die D. des Deſtillats halber ausgeführt, und der Deſtillationsrückſtand iſt wertlos oder wird höchſtens als Nebenprodukt verwertet. Häufig aber handelt es ſich umgekehrt um Gewinnung des Rückſtandes, wenn man ein wertvolles Löſungsmittel, wie Alkohol und Äther, wiedergewinnen will.

Deſtillationsapparate.

Der einfachſte Deſtillationsapparat beſteht aus Retorte a und Kolben b (Fig. 1). Die gewöhnliche Glasretorte iſt ein nahezu kugel- oder eiförmiges Gefäß mit abwärts gebogenem, etwas koniſchem Halſe;

D. flüchtigerer Flüssigkeiten sind energischer wirkende Kühlvorrichtungen erforderlich. Am gebräuchlichsten ist der Liebigsche Gegenstromapparat. Derselbe besteht aus einem weiten Glas- oder Blechrohr, welches an beiden Enden mit zwei doppelt durchbohrten Pfropfen versehen ist. Durch dies Rohr geht (Fig. 8) ein weites Glasrohr; ferner steckt in dem einen durchbohrten Kork ein aufwärts gehendes, oben zu einem Trichter erweitertes Rohr, durch welches kaltes Wasser zugeleitet wird, und in dem andern ein knieförmig gebogenes Abflußrohr für das erwärmte Wasser. Der

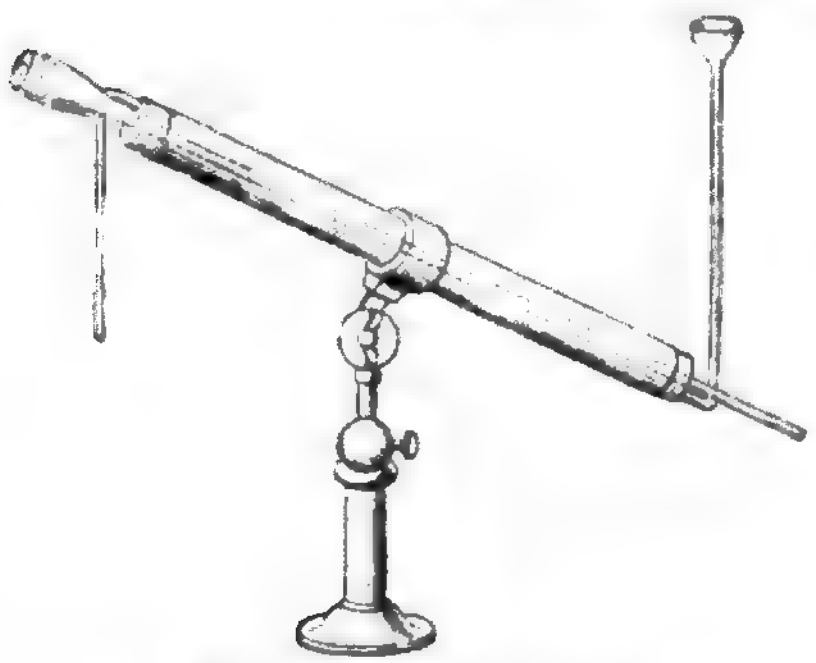


Fig. 8. Liebigs Kühlapparat.

ganze Apparat wird in geneigter Lage festgestellt und zwar so, daß das Trichterrohr an dem tiefsten Punkt einmündet, während das Abflußrohr die höchste Stellung einnimmt. Hier treten die heißen Dämpfe aus der Retorte ein und werden, da sie immer kälterm Wasser entgegenströmen, sehr vollständig abgekühlt und verdichtet. Für noch flüchtigere Flüssigkeiten benutzt man als Vorlage, vorteilhaft unter Einschaltung des Liebigschen Kühlapparats, ein U-förmig gebogenes Rohr, welches in einem passenden Gefäß mit einer Kältemischung umgeben werden kann (Fig. 9). Bei

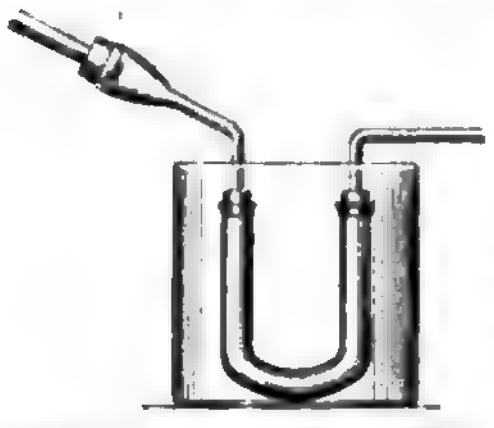


Fig. 9. Vorlage für sehr flüchtige Destillate.

den großen Destillierblasen dient als Kühlapparat ein Faß, in welchem ein spiralförmig gewundenes Zinnrohr, die Kühlschlange D (Fig. 4), steckt. Diese wird vermittelst einer Flantsche oder Schraube mit dem Helm verbunden, während das untere Ende O außerhalb des Fasses mündet. Kaltes Wasser wird am Boden des Fasses zugeleitet, während das erwärmte durch ein Rohr nahe dem obern Rande des Fasses abfließt. Oft stellt man noch in die Schlange ein dünnwandiges Metallgefäß, welches das Schlangenrohr berührt und durch besondere Wasserzuleitung gekühlt wird. Man benutzt als Kühlapparat auch zwei ineinander geschachtelte dünnwandige Metallgefäße und läßt die zu kühlenden Dämpfe in den Raum zwischen beiden Gefäßen treten, während in das innere Gefäß und in das Faß, in welchem der ganze Apparat steht, beständig kaltes Wasser fließt. Bei manchen Operationen dienen als Kühlapparate Röhrensysteme, die lediglich durch Luft oder durch auffließendes Wasser gekühlt werden, oder man verbindet eine Reihe dreihalsiger Steinzeugflaschen (Bombonnes) miteinander, welche von den Dämpfen durchströmt werden.

Glasretorten erhitzt man über freiem Feuer (Spiritus, Gas, Holzkohlen), sicherer im Wasser- oder Sandbad. Letzteres besteht aus einer Blechschale, auf deren Boden man 1 cm hoch trocknen gesiebten Sand streut. Auf diesen setzt man dann die Retorte und füllt die Schale wenigstens so hoch mit Sand, wie die Flüssigkeit in der Retorte steht. Manchmal muß die Retorte bis an den Hals in Sand vergraben werden. Fig. 10 zeigt ein solches Sandbad, eine Kapelle, für größere Retorten und zum Einsetzen in einen Windofen bestimmt. Fig. 11 zeigt eine eingemauerte Kapelle. Mehrere derartige Kapellen, nebeneinander eingemauert und durch eine gemeinsame Feuerung erhitzt, bilden den Galeerenofen. Die Beschläge, Massen aus Thon und Kalk mit geeigneten Bindemitteln, mit denen man den Bauch der Retorte überzieht, schützen die Retorten wie das Sandbad vor dem Zerspringen, gestatten aber bessere Regulierung der Temperatur und erfordern weniger Brennmaterial. Blasen werden mit direktem Feuer geheizt, sehr oft versieht man sie aber auch mit doppeltem Boden oder legt ein Schlangenrohr hinein, um sie mit

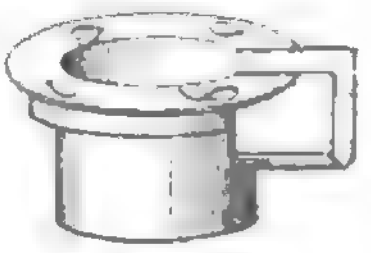


Fig. 10. Sandbad.

Dampf zu heizen. In manchen Fällen kann letzterer direkt in die Blase geleitet werden. Man füllt z. B. einen Korb aus siebartig gelochtem Blech oder aus Drahtgewebe, welcher denselben Durchmesser besitzt wie die Öffnung der Blase, mit aromatischen Kräutern, stellt den Korb in die Blase, verschließt diese mit dem Helm und leitet durch den Tubulus der Blase direkt Dampf ein. Dieser durchdringt das Kraut und verflüchtigt das in demselben enthaltene ätherische Öl,

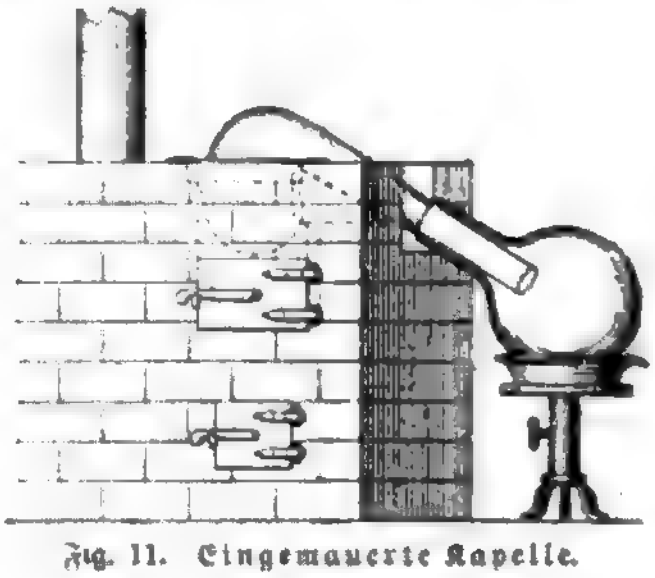


Fig. 11. Eingemauerte Kapelle.

dessen Dämpfe in der Kühlschlange zugleich mit dem Wasserdampf verdichtet werden. Manche sehr schwer flüchtige Körper sind überhaupt nur in der Weise zu destillieren, daß man in das Destillationsgefäß hochgespannten oder überhitzten Dampf leitet, welcher die Dämpfe der Substanz mit sich fortführt. Auch saugende Apparate (Exhaustoren) werden angewandt, um die in der Retorte gebildeten Dämpfe möglichst schnell herauszuschaffen.

Ist der Apparat zusammengesetzt, so feuert man vorsichtig an, bringt die Flüssigkeit schnell zum Sieden, mäßigt dann das Feuer und unterhält ein lebhaftes, gleichmäßiges Kochen. Zu Flüssigkeiten, die

unter fortwährendem Stoßen sieden, bringt man einen vielfach gebogenen Platindraht, Glasscherben oder Kohle, von deren Oberfläche aus die Dampfbildung dann gleichmäßig erfolgt. Scheidet sich während der D. ein fester Körper aus, z. B. Gips, schwefelsaures Blei, so stößt die Flüssigkeit oft so heftig, daß die Retorte zu zerspringen droht. In diesem Fall stellt man die Retorte auf ein konisch zusammengelegtes Blech, welches in der Mitte so weit ausgeschnitten ist, daß der untere Teil der Retorte, in welchem sich der ausgeschiedene feste Körper sammelt, darin versenkt werden kann (Fig. 12). Man erhitzt die Retorte durch Kohlen, die auf das Blech gelegt werden, und erzielt so ein gleichmäßiges Sieden. Sehr gut wirkt auch ein Luftstrom, den man durch den Tubulus der Retorte mit Hilfe eines Glasrohrs bis auf den Boden derselben leitet; oder man setzt in den Tubulus der Retorte mittels eines durchbohrten Pfropfens ein Glasrohr ein, welches bis fast auf den Boden der Retorte reicht, außerhalb seitwärts rechtwinkelig umgebogen und am äußersten Ende zu einem offenen feinen Haarröhrchen ausgezogen ist. Flüssigkeiten, die wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit nicht bis zum Siedepunkt erhitzt werden dürfen, destilliert man im luftverdünnten Raum; man verbindet die Retorte luftdicht mit einem tubulierten Kolben, der durch ein Glasrohr mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Sobald die Luftverdünnung einen hinreichend hohen Grad erreicht hat, schmelzt man das Glasrohr zu und destilliert unter gelinder Erwärmung der Retorte und sehr starker Abkühlung der Vorlage. Bisweilen führt man die D. nicht mit einer Retorten- oder Blasenfüllung zu Ende, sondern läßt von der zu destillierenden Flüssigkeit beständig nachfließen, bis sich im Destillationsgefäß so viel nicht oder schwer flüchtige Substanzen angesammelt haben, daß man die D. unterbrechen muß. Soll das Destillat aus der Einwirkung zweier Substanzen aufeinander hervorgehen, so ist meist ein längeres Digerieren erforderlich, und man muß dann das zuerst erhaltene Destillat in die Retorte zurückgießen und abermals destillieren. Diese lästige Operation, das Kohobieren, wird vermieden, wenn man die Retorte mit aufwärts gerichtetem Kühlapparat verbindet, so daß die in letzterm verdichtete Flüssigkeit beständig in die Retorte zurückfließt. Ist endlich der Zweck erreicht, so bringt man den Kühlapparat in normale Lage und destilliert wie gewöhnlich.

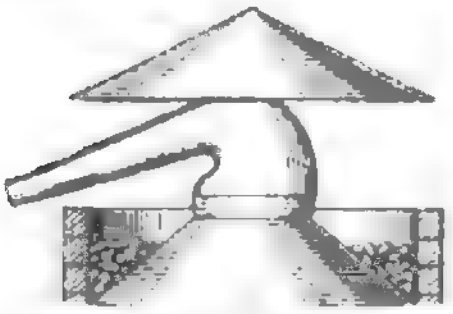


Fig. 12. Apparat zum Erhitzen stoßender Flüssigkeiten.

Rektifikation.

Wird der Zweck, welchen man mit der D. verfolgt, nicht in einer einzigen Operation erreicht, so muß das Destillat zum zweitenmal destilliert werden. Eine solche zweite D. oder Rektifikation dient besonders zur Trennung leichter und schwerer flüchtiger Flüssigkeiten voneinander. Erhitzt man ein Gemisch solcher Flüssigkeiten, so verflüchtigt sich zunächst diejenige, deren Siedepunkt am niedrigsten liegt. Ein in das Gemisch tauchendes Thermometer zeigt beständig annähernd dieselbe Temperatur, bis der größte Teil der flüchtigsten Flüssigkeit übergegangen ist. Alsdann steigt das Thermometer, es entwickeln sich reichlich Dämpfe der Flüssigkeit, deren Siedepunkt nunmehr der niedrigste ist, und wiederum bleibt das Thermometer stationär, bis der größte Teil auch dieser Flüssigkeit destilliert ist. Dies Verhalten ermöglicht die Trennung mehrerer Bestandteile eines Gemisches, wenn deren Siedepunkte hinreichend verschieden sind. Man unterbricht dann die D. zu geeigneten, durch das Thermometer angegebenen Zeitpunkten und sammelt die Destillate gesondert (fraktionierte D.). Da aber eine vollständige Trennung nicht sofort erreicht wird, so rektifiziert man die Destillate und fängt gesondert auf, was bei einer Temperatur von einigen Graden unter und über dem Siedepunkt der rein darzustellenden Flüssigkeit übergeht. Durch wiederholte Rektifikation und Einschränkung der Temperaturgrenzen erhält man endlich Produkte, bei deren D. die Temperatur vom Anfang bis zum Ende stationär bleibt. Zur Erleichterung der fraktionierten D. setzt man auf den an Stelle der Retorte benutzten Destillierkolben ein Rohr mit zwei oder mehr Kugeln (Fig. 13), in welchen die Dämpfe der weniger flüchtigen Substanzen verdichtet werden, so daß diese in den Kolben zurückfließen, während die Dämpfe der flüchtigsten Substanzen in den Kühlapparat gelangen. Ein Thermometer im obern Teil des Kugelrohrs zeigt die Temperatur der entweichenden Dämpfe an.

Fig. 13. Fraktionierte Destillation.

In der Spiritusfabrikation, bei der Darstellung von Benzol ꝛc. kommt es darauf an, aus einem Flüssigkeitsgemisch (Alkohol und Wasser, Benzol und Toluol) den einen Bestandteil möglichst schnell und vollständig und mit möglichst geringem Aufwand an Brennmaterial abzuscheiden. Man erreichte dies früher durch wiederholte Destillationen (Rektifikationen), benutzt jetzt aber Apparate, welche das Ziel schneller und vollständiger in einer einzigen Operation und dabei zum Teil kontinuierlichem Betrieb gestatten, so daß beständig die zu destillierende Flüssigkeit in den Apparat eintritt, während Destillat und Destillationsrückstand ebenso beständig den Apparat verlassen. Diese komplizierten Apparate beruhen auf zwei verschiedenen Prinzipien. Erhitzt man eine Mischung von Alkohol und Wasser, so entwickelt sich Dampf, der bei seiner Verdichtung eine Flüssigkeit liefert, welche verhältnismäßig mehr Alkohol und weniger Wasser enthält und bei niedrigerer Temperatur siedet als die ursprüngliche Flüssigkeit, die bei hinreichend langem Sieden allen Alkohol abgibt, so daß reines Wasser zurückbleibt. Wird das erste Destillat abermals erhitzt, so wiederholt sich derselbe Vorgang, und man erhält abermals ein alkoholreicheres Produkt. Dies ist das Prinzip der Rektifikation. Werden nun die beim Erhitzen des Gemisches von Alkohol und Wasser sich entwickelnden Dämpfe auf eine bestimmte Temperatur, welche noch über dem Siedepunkt des Alkohols liegt, abgekühlt, so verdichtet sich aus denselben eine Flüssigkeit, ein Gemisch von Alkohol und Wasser, dessen Siedepunkt unmittelbar unter jener Temperatur liegt, während alkoholreichere Dämpfe (wie sie sich beim Sieden dieser Flüssigkeit entwickeln würden) unverdichtet bleiben. Die erhaltene Flüssigkeit ist also alkoholärmer, der verbleibende Dampf alkoholreicher als der ursprüngliche Dampf vor der Abkühlung. Dies ist das Prin-

zip der Dephlegmation, und die erwähnten Apparate enthalten Teile, in denen Rektifikation und Dephlegmation wiederholt zur Anwendung kommen. Das Produkt ist fast reiner Alkohol. Fig. 14 zeigt eine Form der Rektifikationsvorrichtungen. Es sind flache kupferne Becken, oft in großer Zahl übereinander stehend, zu Säulen angeordnet. Die durch die Rohre a eintretenden Dämpfe werden durch darüber befindliche Glocken oder gebogene Rohre genötigt, durch die Flüssigkeit zu gehen, welche sich anfangs in den Becken ansammelt, erhitzen dieselben zum Sieden u. bringen sie mithin zum Verdampfen. Durch die Tropfrohre b wird der Stand der Flüssigkeit in den Becken geregelt und die Flüssigkeit von einem Becken zum andern und in die Blase zurückgeführt. Selbstverständlich ist die Temperatur in den untern Becken höher als in den obern, weil sich in letztern alkoholreichere Flüssigkeit findet als in den erstern. Aus der destillierenden Flüssigkeit wird von Becken zu Becken mehr Wasser abgeschieden, welches schließlich in die Blase zurückgelangt. Einen Dephlegmator, das Pistoriussche Becken, zeigt Fig. 15. Es besteht aus einem runden kupfernen Becken mit einem Aufsatzrand d und einem lose eingelegten Zwischenboden b. Dieser letztere nötigt die durch a eintretenden Dämpfe, in der Richtung der Pfeile die untere und obere Fläche des Beckens zu bestreichen. Erstere wird durch die Luft, letztere durch auffließendes Wasser gekühlt. Die hierdurch niedergeschlagene alkoholärmere Flüssigkeit fließt durch a nach der Blase zurück, während der alkoholreichere Dampf durch = in der Richtung nach dem Kühler weiter geht.

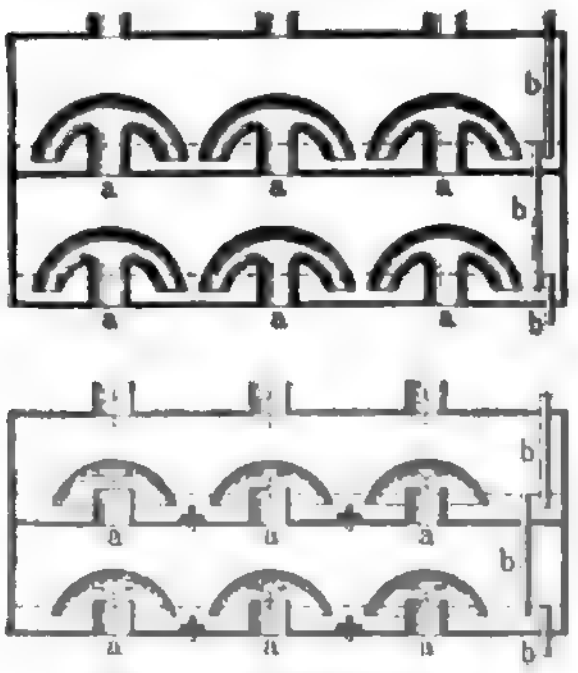


Fig. 14. Rektifikatoren.

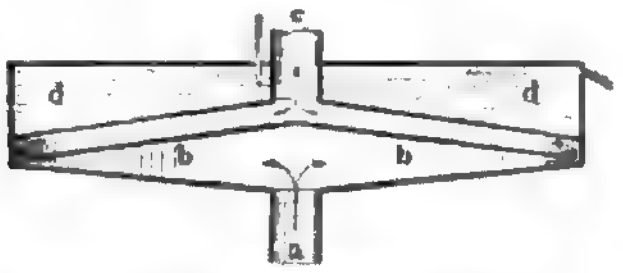


Fig. 15. Pistoriussches Becken.

Trockne Destillation.

Die trockne D. ist der Zersetzungsprozeß, welchen die organischen Körper durch die Einwirkung der Wärme bei Abschluß der Luft erleiden. Die Bezeichnung ist von der Art und Weise hergenommen, wie derselbe gewöhnlich eingeleitet wird. Die Körper werden in Glas- und Metallretorten ohne Zusatz von Wasser (also »trocken«) der Einwirkung der Wärme ausgesetzt und die Produkte, je nachdem sie bei gewöhnlicher Temperatur fest, flüssig oder gasförmig sind, in geeigneter Weise kondensiert und in passenden Gefäßen aufgefangen. Alle organischen Körper zersetzen sich bei hinreichend hoher Temperatur in einfachere Verbindungen. Manche geben dabei nur flüchtige Produkte, andre hinterlassen einen Rückstand, der sich schließlich auch bei höchster Temperatur nicht weiter verändert und wesentlich aus Kohlenstoff besteht. Die Zersetzungsprodukte der organischen Substanzen sind ungemein verschieden, und zwar liefert derselbe Körper je nach der Temperatur, welcher er ausgesetzt wird, verschiedene Produkte. Die gewöhnlichsten Produkte sind: Wasser, Kohlensäure, Kohlenoxyd, gasförmige, flüssige und starre Kohlenwasserstoffe, Essigsäure, Ammoniak, Phenole, Basen ꝛc. Organische Körper von sehr komplizierter Zusammensetzung oder Gemenge, wie Holz, Torf, Steinkohlen ꝛc., liefern sehr zahlreiche Zersetzungsprodukte, eine wässerige Flüssigkeit, welche bei stickstofffreien Körpern sauer, bei stickstoffhaltigen alkalisch reagiert, Teer von ungemein komplizierter Zusammensetzung und Gase. Steinkohlen, Braunkohlen, Holz werden der trocknen D. unterworfen, teils um Leuchtgas zu gewinnen, wobei Teer, Ammoniak, Essigsäure, Methylalkohol als Nebenprodukt gewonnen werden, teils behufs Darstellung von Holzessig, Teer, Paraffin, Photogen, teils auch des Destillationsrückstandes halber, in welchem Fall die Operation Verkohlung (bei Holz, Torf) oder Verkokung (bei Steinkohle) genannt wird. Als Destillationsgefäße (Retorten) benutzt man häufig an einem Ende geschlossene Schamotterohre von ovalem oder ⏢-förmigem Querschnitt, welche in der Regel liegend eingemauert und am vordern offenen Ende mit einem eisernen Mundstück versehen werden, um einen eisernen, luftdicht schließenden Deckel aufschrauben und ein Dampf- oder Gasableitungsrohr anbringen zu können. Andre Apparate werden in der Paraffinindustrie, bei der Koksbereitung, bei der Verkohlung von Holz ꝛc. benutzt. Über die neuern Destillationsapparate für den Großbetrieb vgl. beifolgende Tafel.

Im Volksmund heißt D. auch soviel wie Spirituosenhandlung, und Destillieren (Verwechselung mit Macerieren oder Digerieren) fälschlich auch das Extrahieren von Vegetabilien mit Spiritus.

Destillierte Holzkohle, s. Kohle.

Destilliertes Wasser (Aqua destillata), s. Wasser.

Destinatär (franz., auch Konsignatär), der Empfänger (Adressat) von Frachtgütern.

Destination (lat., franz.), Bestimmung, Endzweck; Destinieren, bestimmen, ausersehen.

Destituieren (lat.), ab-, entsetzen (des Amtes); Destitution, Amtsentsetzung; destituabel, absetzbar. Destituiert heißt auch das Testament, aus welchem niemand Erbe wird, weil z. B. die sämtlichen eingesetzten Erben vor dem Erblasser gestorben sind.

Destouches (spr. dätusch'), 1) Philippe Néricault, franz. Lustspieldichter, geb. 22. Aug. 1680 in Tours, gest. 4. Juli 1754 in Melun, ward in Paris erzogen, war eine Zeitlang Schauspieler, nach andern Soldat u. ging als Gesandtschaftsattaché mit dem Marquis de Puysieux nach der Schweiz. Hier fand er Muße, sein dichterisches Talent dem Theater zuzuwenden. Durch den Beifall, den seine Stücke fanden, erwarb er sich die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orléans, der ihn 1717 als Geschäftsträger nach England sandte. Nach seiner Rückkehr (1723) wurde er zum Mitglied der Akademie gewählt, zog sich aber nach dem Tode des Regenten vom Theater zurück. Seine fünfaktige Komödie »Le glorieux« (1732) ist nach Villemain ein Meisterwerk der Bühne, in welchem sowohl Stoff, Entwickelung und Charakterzeichnung als auch die Komik und der Stil ausgezeichnet genannt werden können. In seinen übrigen Stücken aber läßt es D. an komischer Laune und Wahrscheinlichkeit zu oft fehlen, wäh-

Destillationsapparate für Großbetrieb.

Bei dem **Pistoriusschen Apparat** *(Fig. 1)* sind a und b zwei Blasen, c ein Behälter, in welchem die zu destillierende Flüssigkeit (die weingare Maische) vorgewärmt wird; h ist eine Niederschlag- oder Lutterblase. Die Maische fließt durch d in den Vorwärmer, wird hier erwärmt und dient zugleich zur teilweisen Dephlegmierung der Dämpfe, sie geht dann nach der ersten Blase b und, nachdem sie hier durch den Dampf, der aus der kochenden Maische in a entströmt, ihren Alkoholgehalt größtenteils verloren hat, nach der Blase a, wo sie noch durch den durch i eintretenden Dampf erhitzt wird. Die Blasen und der Vorwärmer sind mit Rührern versehen, welche durch die Kurbeln k bewegt werden. Die aus der Blase b entweichenden Dämpfe gelangen zunächst durch das

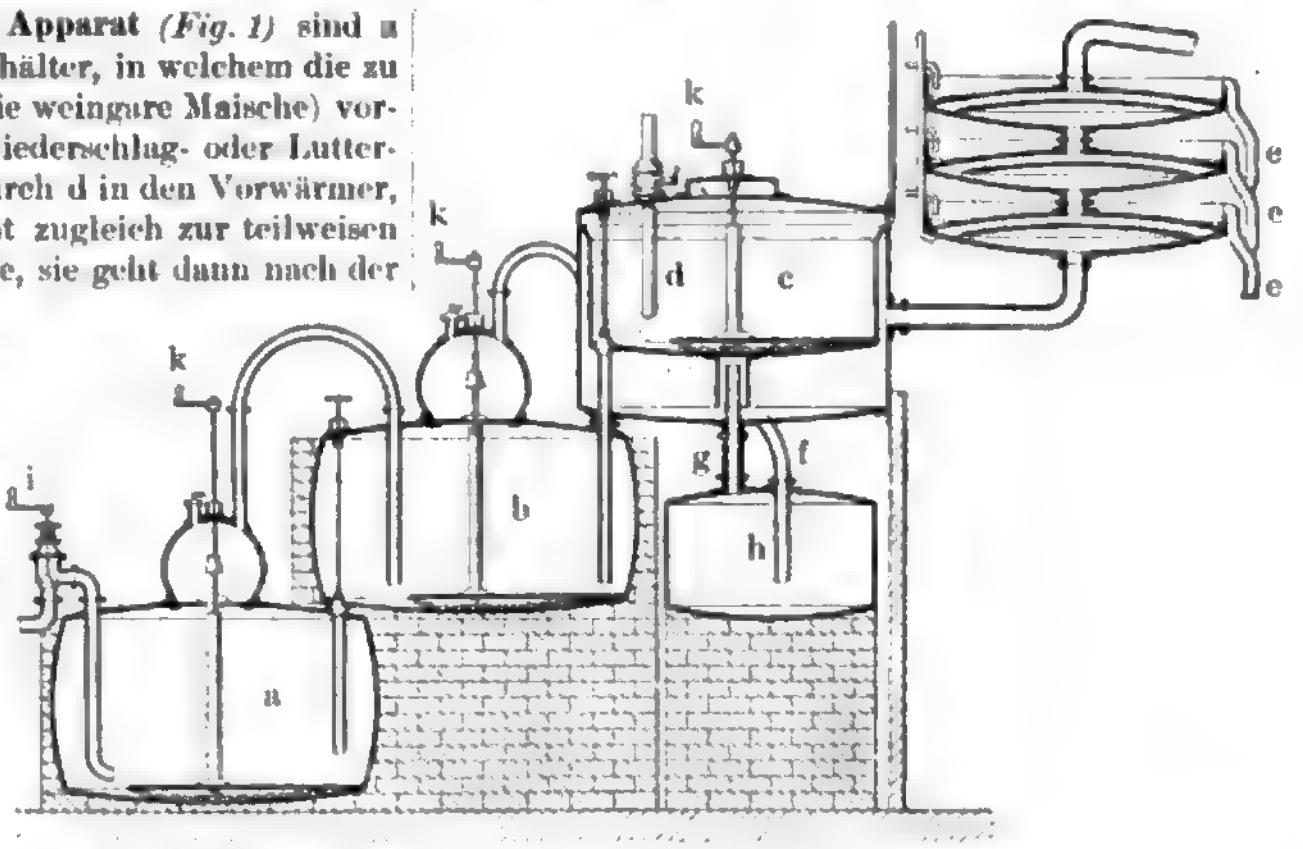


Fig. 1. Pistoriusscher Apparat.

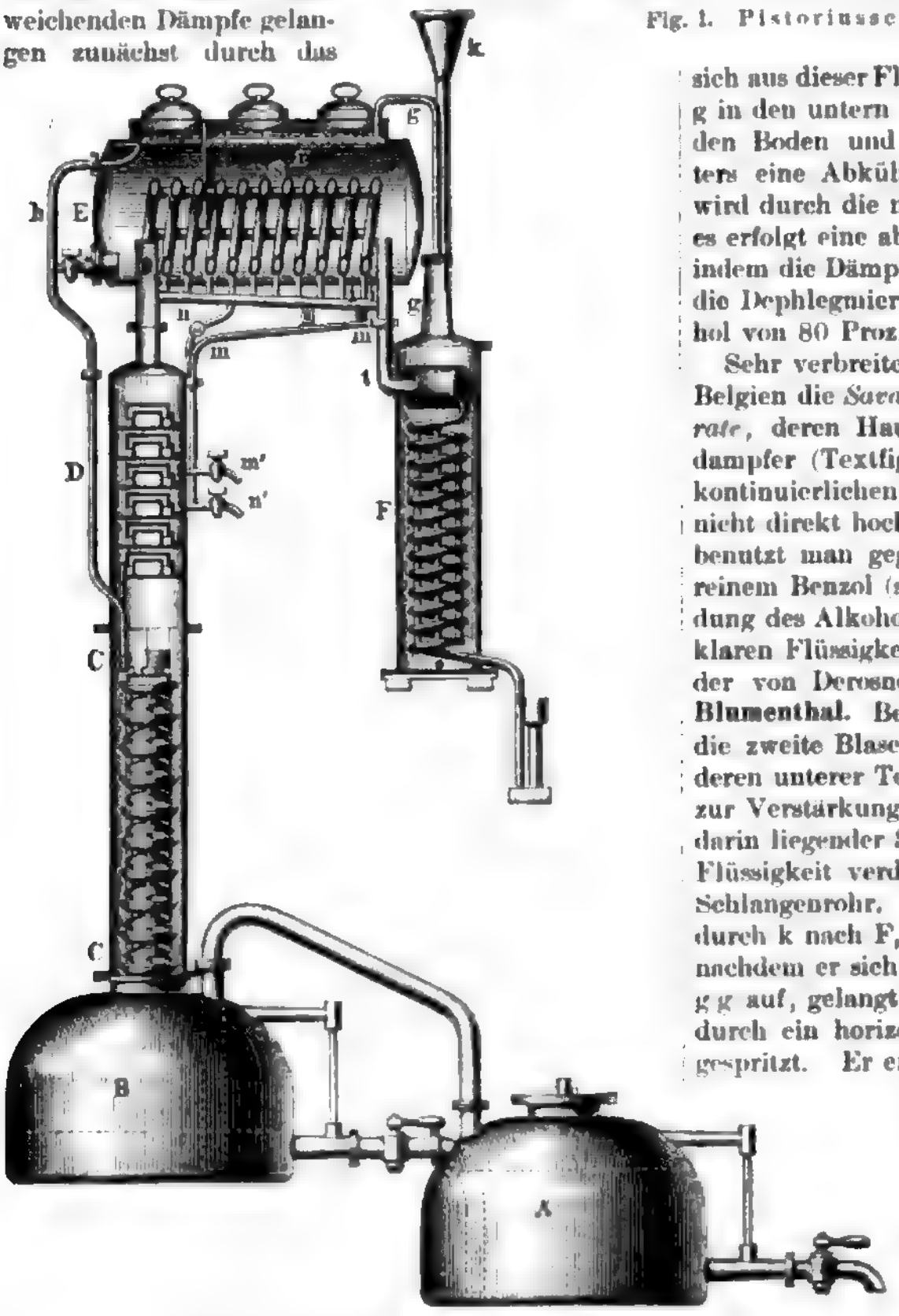


Fig. 2. Apparat von Cellier-Blumenthal.

Rohr f in die Blase h und bringen die hier angesammelte Flüssigkeit zum Kochen. Die Dämpfe, welche sich aus dieser Flüssigkeit entwickeln, gelangen durch g in den untern Teil von c und erfahren hier durch den Boden und die Seitenwände des Maischbehälters eine Abkühlung. Die verdichtete Flüssigkeit wird durch die nachströmenden Dämpfe erhitzt, und es erfolgt eine abermalige Verdampfung, dann aber, indem die Dämpfe in die drei Becken e, e, e gelangen, die Dephlegmierung, welche schließlich einen Alkohol von 80 Proz. liefert.

Sehr verbreitet sind namentlich in Frankreich und Belgien die *Savalleschen Säulen- und Kolonnenapparate*, deren Hauptteil die oben beschriebenen Verdampfer (Textfigur 14) bilden. Sie sind meist für kontinuierlichen Betrieb eingerichtet, liefern aber nicht direkt hochgradigen Spiritus. Diese Apparate benutzt man gegenwärtig auch zur Darstellung von reinem Benzol (s. d.) aus Teerölen. Für die Abscheidung des Alkohols aus Wein und andern dünnen oder klaren Flüssigkeiten (nicht für Maischen) eignet sich der von Derosne verbesserte **Apparat von Cellier-Blumenthal.** Bei diesem *(Fig. 2)* ist A die erste, B die zweite Blase, auf welcher die Säule C C D steht, deren unterer Teil C C zur Destillation, der obere D zur Verstärkung dient. E ist der Vorwärmer mit darin liegender Schlange s, in welcher alkoholarme Flüssigkeit verdichtet wird. F ist der Kühler mit Schlangenrohr. Der zu destillierende Wein fließt durch k nach F, dient hier als Kühlflüssigkeit, und nachdem er sich erwärmt hat, steigt er in dem Rohr g g auf, gelangt in den Vorwärmer E und wird hier durch ein horizontales Siebrohr r auf die Schlange gespritzt. Er erhitzt sich durch dieselbe weiter und fließt durch h in die Säule, wo er in der Abteilung D die Verstärkung bewirkt und dann unter immer stärkerer Erwärmung nach C, in die Blase B und endlich nach A gelangt. Während dieses Weges verliert nun der Wein seinen Alkoholgehalt mehr und mehr und wird in der Blase B weiter, in der Blase A vollständig alkoholfrei. A hat direkte Feuerung, B wird durch die abgehenden Feuerungsgase erhitzt. Die Dämpfe

Google

Maische derart der Entgeistung durch die bei o zugeführten und nach oben wirkenden Dämpfe, daß die Wärme, welche ein Stück des Bandes entgeistet, immer wieder benutzt wird, um ein darüberliegendes Stück des Bandes zu entgeisten, ohne daß eine Vermischung benachbarter Bandstücke eintritt. Aus dem untersten Teil von II tritt die vollkommen entgeistete Maische als Schlempe in den Vorwärmer und fließt durch J bei K ab; der über den Einsätzen von B durch einfache Ringe gebildete Raum E dient als Steigraum. Der Apparat steht beim Betrieb bis zum Maischstandglas n voll Maische. Die aus der Maische entwickelten alkoholhaltigen Dämpfe steigen in den Rektifikator C, welcher aus einer Anzahl Gußeisenstücke derartig zusammengesetzt ist, daß eine Reihe von Kammern gebildet wird, die als Passagen teils für die alkoholhaltigen Dämpfe, teils für Kühlwasser dienen, welch letzteres den Vorgang der Rektifikation vermittelt. Die alkoholreichen Dämpfe gehen bei F in den Kühler S, während das im Rektifikator gebildete Phlegma sich auf den Böden der Kammer sammelt und, soweit es nicht durch den Prozeß der Rektifikation wieder verdampft wird, auf den Böden zurückfließend durch ein innen liegendes Rohr in die Maischkolonne zurücktritt. Das Kühlwasser tritt bei s in den Kühler S und gelangt durch t in den Rektifikator, passiert denselben und fließt bei h heiß ab. Der empfindliche Prober T dient zur Kontrolle der Arbeit. Die Figuren 3 A, 3 B, 3 C geben Schnitte durch Vorwärmer, Maischkolonne und Rektifikator.

Einen **kontinuierlichen Brennapparat**, der beim ersten Abtrieb hochgradigen Spiritus von mindestens 94 Proz. liefert, hat *Ilges* konstruiert *(Fig. 4)*. Aus dem Maischreservoir E wird die Maische durch einen Zweiweghahn c in den Maischregulator F gelassen. Die Größe des letztern ist so bemessen, daß sie dem stündlich abzutreibenden Quantum Maische entspricht, so daß man nur jede Stunde einmal zu füllen braucht. Nach der Füllung des Maischregulators wird c so gedreht, daß seine Ausflußöffnung nach dem Einlauftrichter d vollständig geöffnet ist. Die Drehung des Hahnes erfolgt mittels einer Schnurscheibe und zweier Schnüre u u. Bei völliger Öffnung von c würde F sich sehr schnell entleeren, und um dies zu vermeiden, ist F geschlossen und steht durch das Rohr v mit dem Wassermanometer G in Verbindung. Die Maische kann deshalb nur in dem Maß abfließen, in welchem man den Luftzutritt durch das Ventil w gestattet. Ein Glasrohr am Wassermanometer läßt stets erkennen, wie weit F gefüllt ist. Durch den Einlauftrichter d und das anschließende Rohr mit Sicherheitskugel gelangt die Maische in die Maischsäule A, welche aus einzelnen Teilen zusammengeschraubt ist und im Innern an jeder Verschraubung einen trichterförmigen Ring besitzt, über welchem eine konische Haube so angebracht ist, daß die Maische beständig auf geneigten Flächen abwärts fließt. Ein Glasrohr am obern Teil der Maischsäule zeigt den Stand der Maische an. Der Dampfeintritt erfolgt durch den Hahn h. Durch den weiten Verbindungskanal s tritt die im untern Teil der Maischsäule völlig entgeistete Schlempe in den Schlempenregulator B, in dessen obern Teil ein Schwimmer mittels Hebel und Kette

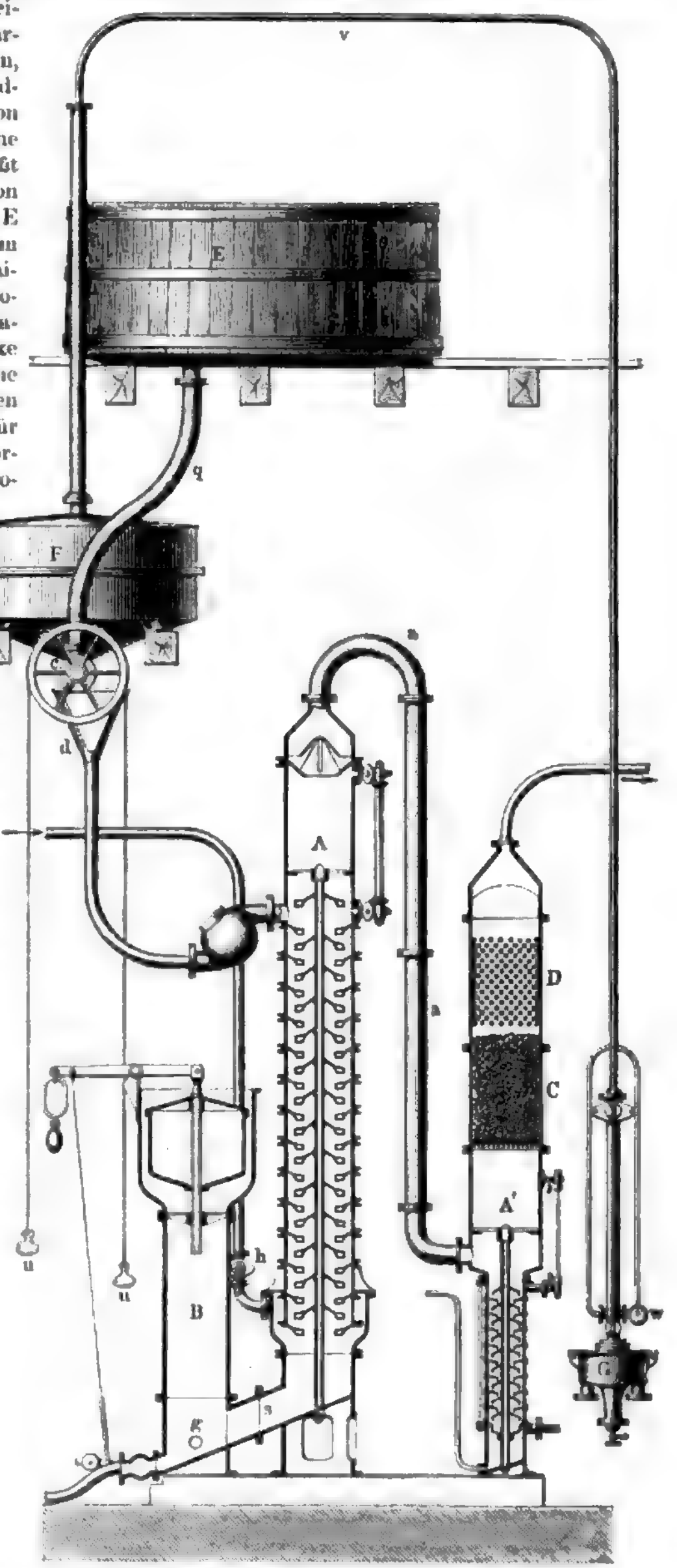


Fig. 4. Kontinuierlicher Brennapparat von Ilges.

Digitized by Google

rend sein Stil rein und elegant bleibt; besonders hervorzuheben ist, daß er seine Stücke von Schlüpfrigkeiten frei hält. Am meisten Erfolg hatten: »Le philosophe marié« (1727), »Le Dissipateur« (1736), »La fausse Agnès« (1759), welche auch in Deutschland durch Übersetzungen bekannt und beliebt waren. Seine »Œuvres« sind herausgegeben Amsterdam 1755—59, 5 Bde.; Paris 1822, 4 Bde.; seine »Œuvres choisies« veröffentlichte Auger (das. 1810, 2 Bde.), sein »Théâtre choisi« Thierry (das. 1884).

2) Joseph Anton von, deutscher Schriftsteller, geb. 1767 in München, gest. daselbst 1832, war ein Sproß derselben Familie wie D. 1). Er verfaßte Schauspiele aus der bayrischen Geschichte und historisch-statistische Arbeiten. Sein Sohn Ulrich von D., geb. in Amberg 1802, gest. 1863 in München, war Verfasser beliebter Volksstücke. Joseph Antons Bruder Franz Seraph von D., geb. 1772 in München, Schüler Haydns, 1797 Musikdirektor in Erlangen, 1800—1808 in Weimar, dann in Landshut, Homburg und München, gest. 1844 in München, komponierte eine Anzahl Opern und Musiken zu Schauspielen (am bekanntesten das »Reiterlied« in Schillers »Wallenstein«). Zur Geschichte der Familie vgl. die Schrift »Aus der Jugendzeit« (Münch. 1866) von Ulrichs Sohn, Ernst von D., geb. 1843 in München, bayrischer Archivrat, Archivar und Chronist der Stadt München, bekannt durch Arbeiten über die Münchener Lokalgeschichte.

3) Paul Emile (eigentlich Detouche), franz. Maler, geb. 16. Dez. 1794 in Dampierre, gest. 11. Juli 1874 in Paris, bildete sich unter David, Guérin und Gros und besuchte später Italien. Anfänglich huldigte er der historischen Richtung, seinen Ruf erlangte er jedoch erst, als er das bürgerliche Sittenbild kultivierte. Seine Rückkehr der gefallenen Tochter ins elterliche Haus (1827), die unterbrochene Unterzeichnung des Ehevertrags und die Liebe als Arzt (1831) fanden in Aquatinta-Stichen ihres melodramatischen Inhalts wegen große Verbreitung.

Destra (d. mano, ital., abgekürzt d. m. oder nur d.), rechte (Hand), in der Klaviermusik gebräuchliche Anweisung, eine Figur mit der rechten Hand zu spielen.

Destruktion (lat.), Zerstörung; Destruktor, Zerstörer; destruktiv, zerstörend; destruieren, zerstören; destruktibel, zerstörbar.

Destur (pers., »Norm, Regel, Erlaubnis«), in der Türkei soviel wie Gesetzsammlung; bei den Parsen (s. d.) Name der Oberpriester.

Destutt de Tracy (spr. -tü dö trasi), 1) Antoine Louis Claude, Graf, namhafter philosoph. Schriftsteller, geb. 20. Juli 1754 in Paris, gest. 10. März 1836, war beim Ausbruch der französischen Revolution Oberst und Deputierter bei den Generalstaaten. Liberalen Ideen sich zuneigend, stimmte er für die Abschaffung der Adelsprivilegien, verließ dann im August 1792 mit seinem Freund und Gesinnungsgenossen Lafayette Frankreich, kehrte aber nach einiger Zeit heimlich nach Paris zurück, wurde 2. Nov. 1793 in Haft genommen und erhielt erst nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder. Während Napoleons Herrschaft war er Senator, und nach der Rückkehr der Bourbonen wurde er zum Pair ernannt. Zuletzt war er Mitglied des Nationalinstituts. Als Philosoph huldigte er dem Sensualismus, insbes. der Richtung Condillacs, dessen Lehre er zu dem sogen. Ideologismus weiterbildete. Sein Hauptwerk sind die »Éléments d'idéologie« (Par. 1801—15, 5 Bde.; neue Aufl., das. 1824—25). Die beiden letzten Teile des Werkes, den »Traité de la volonté et de ses effets« enthaltend, geben eine Darstellung der politischen Ökonomie. Außerdem ist der »Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu« (zuerst engl., Philad. 1811; franz., Par. 1819; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1820—21, 2 Bde.) zu erwähnen.

2) Antoine César Victor, Graf, Sohn des vorigen, geb. 1781, gest. 13. März 1864, machte als Offizier unter dem Kaiserreich die Feldzüge in Spanien und 1813 in Deutschland mit, nahm 1818 seinen Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung seiner Güter. Seit 1827 ununterbrochen Kammermitglied bis zur Februarrevolution 1848, hielt er sich stets zur Opposition. Im Ministerium des Prinz-Präsidenten vom 20. Dez. 1848 erhielt er das Portefeuille der Marine, das er jedoch im Oktober 1849 wieder abgab. Seitdem lebte er auf seinen Gütern zu Paray. Litterarisch machte er sich durch agronomische und nationalökonomische Arbeiten bekannt. — Seine hochgebildete Gattin Marie de Tracy, geb. 1789 in Stockport, gest. 27. Okt. 1850, zuerst mit dem General Lefort verheiratet, stammte aus der Familie Newtons; von ihr erschienen »Essais divers, lettres et pensées« (Par. 1855, 3 Bde.).

Desuetūdo (lat.), s. Gewohnheitsrecht.

Desultōren, bei den Römern Kunstreiter, welche zwei Pferde im Reiten leiteten und während des Rennens von dem einen auf das andre voltigierten; daher desultorisch, »abspringend«, unstet, der Beharrlichkeit und Ausdauer ermangelnd.

Desumieren (lat.), entnehmen, entlehnen, herleiten; Desumtion, die Hernahme, Entlehnung.

Desunierte (disunierte, nichtunierte) **Griechen**, diejenigen Griechen, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen; vgl. Griechische Kirche.

Desv., bei botan. Namen Abkürzung für Augustin Nicaise Desvaux (spr. dävo), geb. 28. Aug. 1784 in Poitiers, gest. 12. Juli 1856 als Professor der Botanik in Bellevue bei Angers; Florist.

Desvergers (spr. dävärschē), Joseph Marie Adolphe Noël, franz. Orientalist und Archäolog, geb. 2. Juni 1805 aus einer alten Familie der Normandie, gest. 8. Jan. 1867 in Nizza, studierte auf der Schule der orientalischen Sprachen zu Paris und debütierte als Gelehrter mit einer Ausgabe von Abulfedas »Vie de Mohammed« (mit Übersetzung und Noten, Par. 1837). In der Folge veröffentlichte er: »Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites« von Ibn Chaldun (ebenfalls mit Übersetzung, 1841), machte 1842 eine Reise nach Neapel und Sizilien, um in Bibliotheken und Archiven alles auf die normännischen Ansiedelungen daselbst Bezügliche zu sammeln, ließ dann eine »Histoire de l'Arabie« (1847) erscheinen, unternahm eine neue Reise nach Griechenland und dem Orient und ließ sich schließlich bei Rimini in Italien nieder, wo er über die etruskischen Altertümer Nachforschungen anstellte. Die Akademie der Inschriften ernannte ihn zum Mitglied. Von Schriften sind noch zu erwähnen: »Essai sur Marc-Aurèle, d'après les monuments épigraphiques« (1860) und »L'Étrurie et les Étrusques, ou dix ans de fouilles, etc.« (1864, 2 Bde., mit Atlas), sein Hauptwerk.

Desvres (spr. dävr'), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Boulogne, an der Nordbahn, mit gotischer Wallfahrtskirche aus dem 17. Jahrh. und (1891) 4687 Einw., welche Leder, Zement und Fayence fabrizieren. Dabei eine Mineralquelle.

Deszendenten (lat.), Abkömmlinge, Verwandte in absteigender Linie; Deszendenz, Nachkommenschaft, Verwandtschaft in absteigender Linie (s. Verwandtschaft).

Deszendenztheorie (Abstammungslehre, Umwandlungs- [Transformations- oder Transmutations-] Theorie), die Lehre, daß die Lebewesen nicht seit jeher in der Gestalt, welche sie heute zeigen, existiert haben, sondern von anders gestalteten und in der Regel einfacher gebildeten Wesen abstammen, so daß die höhere Organisation einzelner Gruppen als erst im Lauf der Zeiten errungen betrachtet wird. Ähnlich klingende Ansichten wurden schon im Altertum von Empedokles, Anaximandros und andern Philosophen ausgesprochen, in den letzten Jahrhunderten haben mancherlei Theologen und Naturforscher (die erstern, um die Arche Noahs zu entlasten) vermutet, daß wenigstens die einzelnen Gattungsverwandten, z. B. alle Mitglieder des Geschlechts der Katzen, Papageien, Weiden ꝛc., von einer gemeinsamen Urform abstammen möchten und zum Teil klimatische Spielarten der Urform sein könnten. Im vorigen Jahrhundert neigten Buffon und Goethe (der letztere im Anschluß an seine Metamorphosenlehre) diesen Ansichten zu, aber erst Erasmus Darwin (gest. 1802) brachte die Lehre in ein System, indem er meinte, einige wenige Urwesen könnten durch Selbstzeugung entstanden sein und hätten sich dann im Laufe vieler Generationen allmählich zu höhern Formen entwickelt. Als die Umwandlung befördernde Faktoren sah er bereits die Ausbildung der Gliedmaßen durch Gebrauchswirkung sowie die geschlechtliche Zuchtwahl (s. Darwinismus) an und erklärte auch bereits die rudimentären Gliedmaßen in dem heutigen Sinn als Überreste bei der Umwandlung außer Gebrauch gesetzter Gliedmaßen. Jean Lamarck, der gewöhnlich als der Begründer der D. angesehen wird, hat nur, wenn auch mit großem Scharfsinn, diese Grundgedanken weiter ausgeführt, indem er namentlich die Anpassung der Lebewesen an neue Lebensbedingungen (Akkommodationstheorie) und die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Gliedmaßen zur Grundlage seines zuerst 1809 in der »Philosophie zoologique« ausführlicher dargelegten Systems machte und dasselbe bis zu seiner letzten Konsequenz, der Abstammung des Menschen, ebenso wie Goethe und E. Darwin, verfolgte. Etwas anklingende Ansichten wurden auch von den Begründern der sogen. naturphilosophischen Schule in Deutschland, namentlich von Oken, Treviranus, Schelling u. a., vertreten, obwohl diese mehr an eine planmäßige Entwickelung durch einen in den Lebewesen liegenden Drang nach höherer Vollendung dachten und sich dabei an die Ergebnisse des Studiums der Entwickelungsgeschichte (s. d.) anlehnten, wobei sie z. B. die niedern Tiere wie Embryonalformen oder Hemmungsbildungen des Menschen als des vorausgesetzten Urziels der Entwickelung ansahen. Diese Form der D. wird auch gelegentlich als Evolutionstheorie (s. d.) in neuerm Sinne bezeichnet. Eine noch andre Form wurde der D. durch Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire gegeben, welcher meinte, die Weltentwickelung (le monde ambiant) und die mit derselben gegebene Veränderung der äußern Umstände, des sogen. Mittels, hätten den Hauptanteil an der Fortbildung der Wesen zu höhern Formen gehabt. Alle diese Theorien hatten keinen durchgreifenden Erfolg, diejenigen von Erasmus Darwin und Lamarck wurden von den exakten Naturforschern kaum beachtet und werden auch neuerdings wieder durch Weismanns Auffassung der Erblichkeit (s. d.) bedrängt. Die Ansichten Geoffroys de Saint-Hilaire wurden in erbitterter Weise durch Cuvier als Vertreter des Konstanzdogmas bekämpft, während die Ansichten der naturphilosophischen Schule in Deutschland namentlich durch K. v. Baer widerlegt wurden. Obwohl vor einigen Jahrzehnten die Wahrheit der D. durch Rob. Chambers' »Vestiges of creation« und durch Louis Büchner von neuem verteidigt wurde, blieben doch alle diese Versuche erfolglos, bis Darwin und Wallace in der natürlichen Zuchtwahl ein mechanisches Prinzip nachwiesen, durch welches das Fortschreiten der Wesen verständlich wird. Die Darwinsche Theorie (s. Darwinismus) ist daher die einzige Form der D., die sich lebensfähig erwiesen hat, und einige derselben in neuerer Zeit entgegengestellte Theorien, wie z. B. die der Heterogenesis oder sprungweisen Entwickelung Köllikers, haben so gut wie keine Beachtung gefunden. Die ältere Geschichte der D. findet man bei Krause, Erasmus Darwin (Leipz. 1880), die neuere in Häckels »Schöpfungsgeschichte« (8. Aufl., Berl. 1889, 2 Bde.). In Bezug auf Goethes Verhältnis zur D. vgl. Kalischer, Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft (Berl. 1878).

Deszendieren (lat.), herabsteigen, sich herablassen, abstammen.

Deszension (lat.), Nachkommenschaft, Verwandtschaft; in der Astronomie soviel wie Absteigung.

Deszensionstheorie, s. Gang.

Detachement (franz., spr. -tasch'mäng), eine zur Erfüllung eines selbständigen Auftrags von dem Hauptkorps abgesendete, meist aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Truppenabteilung. Je nach dem Zweck des Detachements spricht man von einem Beobachtungs-, Erkundungs-, Vorposten- und Flanken-D. Man macht alle Detachements so schwach, wie es irgend der Zweck erlaubt, um nicht die Hauptkräfte unnötig zu schwächen. Der Führer erteilt seinen Detachementsbefehl. Interessant ist »Die Unternehmung des Detachements von Boltenstern im Loirthal« (»Kriegsgeschichtliche Einzelschriften«, Heft 1, Berl. 1883).

Detachementsbefehl, s. Detachement.

Detachementsübungen, s. Manöver.

Detachierapparate, Vorrichtungen, welche ermöglichen, das zu Wasser gelassene Boot sehr schnell aus der Verbindung mit dem Schiff (hergestellt durch die Bootstaljen) zu befreien, um das Zerschlagen des Bootes an der Schiffsseite zu verhindern. Wenn irgend angängig, muß die Wiederherstellung der Verbindung des rückkehrenden Bootes mit den Bootstaljen, d. h. mit dem Schiff, in gleicher Schnelligkeit und Zuverlässigkeit sich vollziehen. Über den Wert derartiger, nach vielen Systemen existierender Einrichtungen ist das Urteil sehr geteilt; die Zahl derjenigen, welche jeden besondern Detachierapparat verwerfen, ist die größere. Beschreibung eines Detachierapparats mit Zeichnung in »Aboi«, Bd. 1, S. 392 (1885).

Detachieren (franz., spr. -schie-), von einem Ganzen einzelne Teile entsenden. Detachierte oder vorgeschobene Forts, s. Festung. Bataillone, Eskadrons ꝛc. heißen detachiert, wenn sie infolge örtlicher Trennung die täglichen Befehle von ihrem nächsthöhern Befehlshaber nicht unmittelbar empfangen können.

Detail (franz., spr. -täj oder -tail), die einzelnen Teile eines größern Ganzen, Einzelheiten, das Einzelne; Handel en détail, Kleinhandel (Detailhandel im

Gegensatz zum Handel en gros), daher Detailliſt (Detailleur), Klein- oder Ausſchnitthändler; detaillieren, etwas en détail behandeln, es ins einzelne eingehend, umſtändlich erörtern oder ausführen. — In der Kunſtſprache bezeichnet man mit D. einzelne Teile eines Ganzen, im Gegenſatz zum Ganzen, der Geſamtwirkung. Die ſtärkere oder geringere Betonung, die mehr oder minder eingehende Behandlung des D. iſt eng mit dem Überwiegen der idealiſtiſchen oder realiſtiſchen Kunſtrichtung verwachſen. Während die idealiſtiſche das D. meiſt als nebenſächlich betrachtet, legt die realiſtiſche einen großen Wert darauf. Schon in der Kunſt des ägyptiſchen und griechiſchen Altertums gehen beide Strömungen in einzelnen Perioden nebeneinander her. In der griechiſchen Plaſtik bevorzugte beſonders die rhodiſch-pergameniſche Schule die Ausbildung des D., in der ſpätern Kunſt des Altertums die pompejaniſche Wandmalerei (Stillleben) und die römiſche Porträt- und Geſchichtsbildnerei. Mit dem Wiedererwachen des Naturgefühls in der niederländiſchen Schule, beſonders ſeit dem Wirken der van Eycks, trat dann die ſorgfältige Behandlung des D. wieder in den Vordergrund, und daraus entwickelte ſich allmählich die Stillleben-, Blumen- und Früchtemalerei. In der modernen Malerei hat die Ausbildung des D. wieder eine große Bedeutung gewonnen, welche von einer Gruppe von Künſtlern (Malern und Bildhauern) bis zur miniaturartigen Feinheit und photographiſchen Treue getrieben wird, während die naturaliſtiſche Schule wieder mehr auf die Geſamtwirkung und die Stimmung unter Vernachläſſigung des D. ausgeht. Detailzeichnung, geometriſche Zeichnung im großen Maßſtab von ſolchen einzelnen Baugegenſtänden, die in dem kleinen Maßſtab des Bauriſſes nicht deutlich genug angegeben werden konnten; auch ſoviel wie Situationszeichnung.

Detailbeſteuerung, ſ. Aufwandſteuern, S. 149.

Detaille (ſpr. -taj'), Edouard, franz. Maler, geb. 5. Okt. 1848 in Paris, trat mit 17 Jahren in das Atelier Meiſſoniers und ſtellte ſchon 1867 ſein erſtes Bild, das Atelier ſeines Meiſters, im Salon aus. Bei ſeiner Vorliebe für Soldaten und Pferde widmete er ſich aber beſonders dem militäriſchen Genre und hatte bereits ſowohl auf dieſem Gebiet (Küraſſiere ihre Pferde beſchlagend, die Raſt der Trommler) als mit eleganten, geiſtreich und lebendig gezeichneten Koſtümbildern aus der Revolutionszeit (Eckplatz eines Cafés, die Incroyables) ſchöne Erfolge erzielt, als der Krieg von 1870 ausbrach, welchen er anfangs als Mobilgardiſt mitmachte. Seine Kunſt war fortan der Verherrlichung der Tapferkeit und des Edelmutes ſeiner Landsleute gewidmet, und da er glückliche Wahl der Motive mit großer Lebendigkeit der Darſtellung und höchſter Virtuoſität der Zeichnung zu verbinden wußte, errangen ſeine Kriegsbilder eine große Popularität, welche durch den Chauvinismus des Malers noch gehoben wurde. Seine Hauptwerke ſind: die Sieger (1872), plündernde Preußen vor Paris, die Küraſſiere von Maursbronn (1874), das Regiment auf dem Boulevard (1875), die Rekognoszierung (1876), Gruß den Verwundeten (1877), die Verteilung der Fahnen an die Armee (1881, in großem Maßſtab und deshalb die Kraft des Kleinmalers D. überſchreitend) und die Panoramen der Schlachten von Champigny (1882, im Verein mit A. de Neuville) und Rézonville. 1888 erhielt er für das Bild: Der Traum (eine Viſion franzöſiſcher Soldaten, die während des Manövers im Freien ſchlafen), die Ehrenmedaille des Salons. Sein ebenfalls franzöſiſchen Heldenmut verherrlichendes Bild: Abzug der Garniſon von Hüningen 1815 wurde 1892 von einem Unbekannten dem Luxembourgmuſeum geſchenkt. D. iſt auch ein ausgezeichneter Aquarellmaler und veröffentlichte unter anderm das Prachtwerk »L'armée française« (mit Text von Richard, 1885). Er iſt Offizier des Ordens der Ehrenlegion.

De te fabŭla narrātur (lat., genauer: Mutato nomine d. t. f. n.), »die Erzählung handelt von dir, berührt auch dich aufs nächſte«, ſprichwörtlich geworden nach Horaz, Satiren I, 1, V. 69—70.

Detektive (engl., ſpr. ditektiw), in England und Amerika ein Mitglied der Entdeckungs- oder geheimen Polizei, daher man auch in Deutſchland einen Geheimpoliziſten einen D. nennt.

Detektivs, ſ. Photographie.

De tempŏre (lat.), zur rechten Zeit, rechtzeitig.

Détente (franz., ſpr. -ángt'), Nachlaſſen, Ruhe, in der politiſchen u. diplomatiſchen Ausdrucksweiſe ſoviel wie Aufhören geſpannter Beziehungen zwiſchen Staaten.

Detention (lat., Detinierung), das Innehaben einer körperlichen Sache, ſ. Beſitz; dann Gefangenhaltung, vorläufige Feſtnahme, Haft (ſ. d.). Detentor, einer, der eine körperliche Sache innehat.

Deterioration (lat.), Verſchlechterung einer Sache. Für D. haftet derjenige, welcher eine fremde Sache innehat, regelmäßig, wenn ihn ein Verſchulden trifft. Keine Haftung liegt dem Superfiziar (ſ. Superficies) ob, wogegen der Emphyteuta (ſ. Emphyteuſis) wegen D. des fremden Grundſtücks ſein Recht verwirkt. D. eines verpfändeten Grundſtücks, Hauſes oder Gutes berechtigt den Hypothekengläubiger zu vorzeitiger Kündigung ſeines Guthabens.

Deteriorieren (lat.), verſchlechtern, verderben.

Determinánten (lat.), ein Zweig der formalen Algebra, vom allergrößten Wert für Formenlehre und analytiſche Geometrie. Die ſich im 16. Jahrh. entwickelnde Buchſtabenrechnung ergriff das Problem: aus n Gleichungen erſten Grades mit n Unbekannten dieſe zu berechnen, und dies Problem machte eine zuſammenfaſſende Bezeichnung nötig, eine »Algebra auf der Algebra«, um ſtatt der unüberſichtlichen, ſchwer zu bändigenden Ausdrücke ein kurzes Symbol einzuführen, deſſen Eigenſchaften im Zuſammenhang zu begründen und ſo mit einem Schlage »ganze Reihen von Begriffen und Gedanken auf einmal in die Operationen einzuführen«. Gibt man in $a_{i,k}$ den Zeichen i und k unabhängig voneinander die Werte 1, 2, 3 .... n, ſo wird es zum Träger von n . n Werten; denkt man ſich die je n Werte, welche dasſelbe i haben, in dieſelbe Horizontalreihe und die, welche dasſelbe k haben, in dieſelbe Vertikalreihe geſchrieben, ſo erhält man ein quadratiſches Schema (ſ. nebenſtehend). Bildet man aus dieſem Schema das Produkt der Diagonalglieder, alſo $a_{1,1}\,a_{2,2}\ldots a_{n,n}$, und vertauſcht die zweiten Zeiger auf alle (1 . 2 . 3 .... n) möglichen Weiſen und gibt jeder Vertauſchung das Pluszeichen, wenn die Zahl der Zeiger, welche ihre Stelle miteinander vertauſcht haben, eine gerade, das Minuszeichen, wenn ſie ungerade, ſo iſt das Aggregat aller dieſer mit dem Vorzeichen verſehenen Produkte die Determinante n ten Grades des Syſtems der n^2 Größen a. Z. B. die Determinante dritten Grades: $a_{1,1}\,a_{2,2}\,a_{3,3} - a_{1,1}\,a_{2,3}\,a_{3,2} + a_{1,2}\,a_{2,1}\,a_{3,3} - a_{1,2}\,a_{2,1}\,a_{3,3} + a_{1,3}\,a_{2,1}\,a_{3,2} - a_{1,3}\,a_{2,2}\,a_{3,1}$. Bezeichnet wird die Determinante entweder durch die beiden vertikalen Striche des quadratiſchen Schemas oder

$$\begin{array}{|l} a_{1,1}\,a_{1,2}\ldots a_{1,n} \\ a_{2,1}\,a_{2,2}\ldots a_{2,n} \\ \ldots\ldots\ldots\ldots \\ a_{n,1}\,a_{n,2}\ldots a_{n,n} \end{array}$$

durch $\Sigma \pm a_{1,1} a_{2,2} \ldots a_{n,n}$ oder kurz durch A. Haupteigenschaften: die Determinante ist eine homogene Funktion ersten Grades (lineare) jedes a, welche das Zeichen wechselt, wenn in dem Schema zwei Reihen derselben Art vertauscht werden und daher 0 ist, wenn zwei solche Reihen identisch sind. Das Produkt zweier D., A und B, ist wieder eine Determinante: C, wo im Schema von C: $c_{i,k} = a_{i,1} b_{k,1} + a_{i,2} b_{k,2} + \ldots + a_{i,n} b_{k,n}$. Die erste Erfindung der D. durch Leibniz (Brief an L'Hôpital vom 28. April 1693) blieb unfruchtbar, da er nicht wieder auf die D. zurückkam. Erst seit Cramer in der »Introduction à l'analyse des lignes courbes algébriques« (Genf 1750) die Auflösung des Systems von n linearen Gleichungen mit n Unbekannten mittels D. durch die nach ihm genannte Regel gab, haftete der D.-Algorithmus. An seiner Ausbildung arbeiteten dann Vandermonde, Laplace, Lagrange, Gauß, von dem der Name herrührt. Aber eine eigentümliche Theorie der D. als eines selbständigen Zweiges der Algebra hat erst Cauchy geschaffen, der den Multiplikationssatz allgemein bewies (»Mémoire, etc.«, gelesen am 30. Nov. 1812 im Institut; vgl. Studnička in den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Prag 1876). Jacoby vereinfachte und vertiefte die D.-Theorie (Crelles Journal, Bd. 22, 3 Abhandlungen; »Gesammelte Werke«, Bd. 3) und vermehrte ihre Anwendungen. Außer ihm sind zu nennen: Borchardt, Aronhold, Hesse, der das Instrument der D. meisterhaft für die analytische Geometrie ausnutzte, Sylvester, Cayley ꝛc. Das erste Lehrbuch gab Brioschi (italienisch 1854; deutsch, Leipz. 1856) heraus. Das wichtigste ist das große Sammelwerk: Baltzer, Theorie und Anwendung der D. (5. Aufl., Leipz. 1882), dann Günther, Lehrbuch der D.-Theorie (2. Aufl., Erlang. 1877), durch historischen Überblick ausgezeichnet. Elementarer sind Manfion, Elemente der Theorie der D. (2. Aufl., Leipz. 1886); Klempt, Lehrbuch zur Einführung in die moderne Algebra (das. 1880); für Anfänger: Diekmann, Einleitung in die Lehre von den D. (Essen 1876); Derselbe, Anwendung der D. auf die Gebiete der niedern Mathematik (Leipz. 1889).

Determination (lat.), Bestimmung, bezeichnet in der Logik im Gegensatz zur Abstraktion (s. d.) die Hinzufügung bestimmender Merkmale zu einem Allgemeinbegriff, durch welche man zu einem dem Inhalt nach reichern, dem Umfange nach engern Begriff gelangt, der jenem untergeordnet ist. So geht aus dem (allgemeinen) Begriff des Parallelogramms durch Hinzufügung des Merkmals der Rechtwinkeligkeit derjenige des Rechtecks hervor. Die durch das natürliche Denken zuerst gebildeten und durch die Worte der Sprache fixierten Begriffe sind durchschnittlich von mittlerer Allgemeinheit, der Ausbau des Begriffssystems, welchen das wissenschaftliche Denken anstrebt, erfordert daher sowohl die Abstraktion als auch die D.; wenn jene den Übereinstimmungen der durch verschiedene Begriffe bezeichneten Dinge nachgeht, um letztere unter höhern Begriffen zusammenzufassen, trägt diese den Verschiedenheiten der unter einen Allgemeinbegriff fallenden Dinge Rechnung. Sehr häufig scheinen für eine oberflächliche Betrachtung eine Mehrzahl von Objekten oder Erscheinungen in allen wesentlichen Merkmalen übereinzustimmen und deshalb begrifflich identisch zu sein, während die genauere Untersuchung Verschiedenheiten aufdeckt und dadurch Veranlassung gibt, den betreffenden Begriff zu determinieren (das Eisen des Laien ist für den Techniker je nach besondern Eigenschaften Schmiedeeisen, Gußeisen oder Stahl ꝛc.). Von wesentlicher Bedeutung ist es bei der D., ob es sich um empirische (aus der Erfahrung entsprungene) oder um durch das Denken selbst geschaffene Begriffe (wie die mathematischen) handelt. Im letztern Falle ergeben sich die möglichen Determinationen aus dem Inhalt des Begriffes selbst (innere D.), im erstern Falle kann nur die Erfahrung Merkmale kennen lehren, welche zu den ursprünglichen hinzutreten können (äußere D.). Wird ein Allgemeinbegriff durch mehrere einander ausschließende Merkmale determiniert (z. B. der Begriff des Dreiecks durch die der Spitzwinkelig-, Rechtwinkelig-, Stumpfwinkeligkeit), so entstehen disjunktive Begriffe (spitzwinkeliges, rechtwinkeliges, stumpfwinkeliges Dreieck).

Determinieren (lat.), bestimmen, entscheiden; in der Naturwissenschaft das Feststellen der Familie, Gattung und Art, zu welcher ein Naturkörper (Pflanze, Tier, Mineral) gehört, und somit seines wissenschaftlichen Namens. Determiniert, bestimmt, entschlossen, entschieden; determinativ, bestimmend.

Determinismus (lat.), im allgemeinsten Sinne die metaphysische Lehre, nach welcher jeder einzelne Teil der Wirklichkeit von einem oder mehreren andern so abhängt, daß durch die letztern sein Dasein sowohl als seine Beschaffenheit vollständig bestimmt sind, so daß jener Teil weder an einem andern Punkte des Raumes, noch zu einer andern Zeit, noch mit andern Beschaffenheiten hätte existieren können, als an dem Punkte, zu der Zeit und mit den Beschaffenheiten, welche er thatsächlich hat. Der D. leugnet also, daß irgend etwas in der Welt zufällig sein oder geschehen könne, und behauptet vielmehr, daß alles notwendig sei. Der tiefere Grund, weshalb jede wissenschaftliche Weltauffassung (insbesondere die naturwissenschaftliche) zum D. hinneigt, liegt in der Natur unsers Denkens selbst, welches nur dann eine vollständige Befriedigung findet, wenn es alle Thatsachen in einen Zusammenhang nach Grund und Folge, Ursache und Wirkung gebracht hat. Doch kann der D. verschiedene Formen annehmen und sich auf ein engeres oder weiteres Gebiet erstrecken. Während der Naturforscher sich auf die Voraussetzung beschränkt, daß alle Vorgänge der körperlichen Natur durch materielle Ursachen notwendig bestimmt seien, ohne sich ein Urteil anzumaßen, warum die letzten Ursachen und die Gesetze ihres Wirkens so seien, wie sie sind, und nicht anders, ist nach Spinoza, dem Hauptbegründer des metaphysischen D., alles Seiende, sei es geistiger oder materieller Art, durch das Wesen des einheitlichen Weltgrundes (der absoluten Substanz) mit Notwendigkeit gesetzt. Leibniz schwächte diese Lehre dahin ab, daß bei der einmal gegebenen Verfassung der Welt alles Einzelne in derselben zwar (relativ) notwendig sei, daß aber der Schöpfer der Welt auch eine andre Verfassung hätte geben können, wodurch natürlich auch der ganze Lauf derselben ein andrer geworden wäre. In der kirchlichen Philosophie ist der D. in der Form der Prädestinationslehre (s. d.) aufgetreten. Den Haupteinwand gegen den D. hat man zu allen Zeiten darauf begründet, daß derselbe in folgerechter Anwendung die Freiheit des menschlichen Willens leugnen müsse, denn wenn alles in der Welt notwendig bedingt sei, so müßten es auch unsre Willensentschlüsse sein; dies aber widerspreche unserm thatsächlichen Freiheitsbewußtsein, abgesehen davon, daß durch den D. die Verantwortlichkeit des Menschen, also die Grundlage der Sittlichkeit aufgehoben werde. Wenn

also zwar niemand die gesetzliche Notwendigkeit des natürlichen Geschehens völlig bestreitet, so ist doch in Bezug auf den menschlichen Willen der deterministischen Auffassung die Lehre des Indeterminismus (s. d.) entgegengestellt worden, welche die notwendige Bestimmtheit des Wollens leugnet. Vgl. Freiheit.

Deterrieren (lat.), abschrecken; Determition, Abschreckung durch Strafandrohung; s. Strafrechtstheorien.

Detestieren (lat.), verwünschen, verfluchen, verabscheuen; Detestation, Anrufung jemandes, besonders Gottes, zum Zeugen (vgl. Exekration); detestabel, fluchwürdig, verabscheuungswert.

Dethronisieren (neulat.), entthronen, vom Thron stoßen; Dethronisation, Entthronung.

Detinieren (lat.), eine körperliche Sache innehaben, im Gewahrsam haben; einen gefangen halten; s. Detention.

Detlef, Karl, Pseudonym, s. Bauer 8).

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Lippe, in freundlicher Lage am Ostfuß des Teutoburger Waldes, zwischen der Werre und der Berlebecke und an der Linie Herford-D. der Preußischen Staatsbahn, 134 m ü. M., hat 2 evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein altes Residenzschloß im Renaissancestil, ein neues Palais (Sitz der Fürstin-Witwe), einen großen Park auf dem Büchenberg mit dem fürstlichen Mausoleum, ein Theater, Landkrankenhaus, Zuchthaus und (1890) mit der Garnison (ein und ein halbes Infant.-Bataillon Nr. 55) 9733 Einw. (darunter 763 Katholiken und 278 Juden), welche Fabrikation von bunten Etiketten, Tabak u. Zigarren, Steinnußknöpfen, Cakes, Möbeln, Stuck, Seife ꝛc., Bildhauerei und Bierbrauerei betreiben. Die Stadt ist Sitz der Landesbehörden (Ministerium und Regierung), eines Generalsuperintendenten, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium mit Realprogymnasium, ein Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt, eine Gewerbeschule, ein Waisenhaus, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Museum und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. D. ist Geburtsstadt der Dichter Freiligrath und Grabbe. In der Nähe auf dem Teutoburger Walde die Grotenburg (s. d.) mit dem Hermannsdenkmal und das fürstliche Jagdschloß Lopshorn mit Gestüt. Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die neun Amtsgerichte zu Alverdissen, Blomberg, D., Hohenhausen, Horn, Lage, Lemgo, Örlinghausen und Salzuflen. Vgl. Thorbecke, Reisehandbuch für den Teutoburger Wald, D. ꝛc. (Detm. 1882). — Zwischen D. und Horn, auf dem sogen. Winnfeld, fand nach gewöhnlicher Annahme die Varusschlacht statt. Aus Karls d. Gr. Zeit ist Theotmalli, Thiatmelle(»Volksgericht«) als Schauplatz eines Sieges über die Sachsen (im Mai 783) bekannt. 1011 schenkte König Heinrich II. den Gau von D. an das Bistum Paderborn, welches später die edlen Herren von Lippe damit belehnte. Um 1350 erhielt D. unter der Regierung des Grafen Otto von Lippe Stadtrechte. Während der Soester Fehde wurde es 1447 von den hussitisch-böhmischen Kriegshorden erobert, 1547 mit der Burg durch einen Brand zerstört. Simon V. (gest. 1536) erbaute das jetzige Schloß und umgab es mit Wall und Graben.

Wappen von Detmold.

Detmold, Johann Hermann, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geb. 24. Juli 1807 in Hannover, gest. daselbst 17. März 1856, widmete sich in Göttingen und Heidelberg juristischen Studien, ließ sich 1830 in Hannover als Advokat nieder, beschäftigte sich aber nebenbei viel mit Kunststudien und schrieb eine »Anleitung zur Kunstkennerschaft« (Hannover 1833, 2. Aufl., 1845), einen Lokalscherz voll frischen Humors und scharf einschneidender Satire. Nach Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes 1838 zum Deputierten der Stadt Münden erwählt, beteiligte er sich an dem passiven Widerstand gegen die neue Verfassung sowohl in der Kammer als in Zeitungskorrespondenzen und Privatbriefen und ward deshalb 1843 zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt. Er veröffentlichte damals die »Randzeichnungen« (Braunschw. 1843), die zu dem Besten im Genre der feinen Satire gehören. Konservativen Grundsätzen huldigend, zeigte er sich den revolutionären Bewegungen von 1848 entschieden abgeneigt, und im Mai 1848 im Osnabrückschen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich der äußersten Rechten an. Als Mitglied des Verfassungsausschusses gehörte D. zu den wenigen, die sich aufs entschiedenste den Grundrechten und dem Verfassungsentwurf widersetzten und an dem Vereinbarungsstandpunkt festhielten. Viele Gegner machte er sich damals durch die Satire »Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer« (Frankf. 1849). In der Oberhauptsfrage opponierte er entschieden dem preußischen Kaisertum. Daher ließ er sich auch bewegen, nach Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und dem Rücktritt Gagerns als Minister der Justiz, dann auch des Innern in das vom Reichsverweser gebildete neue Ministerium einzutreten, welches Österreich die Rückkehr zu den alten Verhältnissen ermöglichen sollte, und so lange auszuharren, bis 21. Dez. 1849 der Reichsverweser selbst die Gewalt der Bundeszentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück und wurde bald darauf zum hannöverschen Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundeszentralkommission, nachher zum Gesandten beim Bundestag ernannt, aber schon im Juli 1851 abberufen.

Detonation (lat.), in der Chemie soviel wie Verpuffung (s. d.); die Tonabweichung (s. Detonieren).

Detonator (Zündpatrone), in der Sprengtechnik das zur Herbeiführung der Explosion von Nitropräparaten dienende Zwischenmittel. Bei Nitroglycerin, Dynamit, Pikratpulver und trockner Schießbaumwolle benutzt man als D. Knallquecksilber, bei nasser Schießbaumwolle dient trockne Schießbaumwolle als D. und bei Sprenggelatine ein Gemenge von hochnitrierter Schießbaumwolle und Nitroglycerin. Vgl. Explosivstoffe.

Detonieren (distonieren, lat.), beim Gesang von der richtigen Tonhöhe abweichen, besonders den Ton herunterziehen, unrein singen; in der Chemie soviel wie verpuffen (s. Verpuffung).

Detonsion (lat.), die Abscherung des Kopfes bei Mönchen; s. Tonsur.

Detorquieren (lat.), beugen; von sich abwenden, verdrehen (den Sinn von etwas); Detorsion, Wortverdrehung; Zuschiebung der Schuld.

Detouche, Paul Emile, Maler, s. Destouches 3).

Detour (franz., spr. -tur), Um-, Abweg; Umschweif, Winkelzug, Ausflucht; detournieren, ablenken, abschweifen.

Detráctis detrahéndis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der Kosten.

Detractus (lat.), s. Abschoß.

Detrahieren (lat.), abziehen; verkleinern, verleumden. Detraktion, Wegnehmung, Entziehung; Verkleinerung, Verleumdung.

Detrekö (Blasenstein), Burgruine bei D.-Báralja im ungar. Komitat Preßburg, ehemals im Besitz der Fugger; unter dem Schloßberg eine Tropfsteinhöhle.

De tri (Regula de tri), s. Proportion.

Detriment (lat.), Nachteil, Schade, Verlust.

De tripode dictum (lat.), vom Dreifuß herab gesprochen, d. h. ein orakelmäßiger Ausspruch, von dem Dreifuß, auf welchem die Apollopriesterin Pythia saß, wenn sie Orakelsprüche erteilte.

Detritus (lat.), Gerölle; in der Pathologie feinste, molekulär (d. h. in Moleküle) zerfallene Gewebstrümmer.

Détroit (franz., spr. -trŭa), enger Paß, Meerenge.

Detroit (spr. ditreut), Hauptstadt der Grafschaft Wayne und bedeutendste Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am Nordufer des Detroitflusses, der den St. Clairsee mit dem Eriesee verbindet, mit vorzüglichem Hafen und Knotenpunkt von sieben Eisenbahnen mit drei Bahnhöfen am Flußufer, hat breite, baumreiche Straßen und wird durch 45—53 m hohe Stahltürme elektrisch beleuchtet. Am Fluß liegen Mühlen, Werften, Fabriken, Korn- und Warenspeicher und der großartige Güterbahnhof der Michiganbahn, hinter welchem die schöne, ja teilweise glänzend gebaute Stadt sich über eine Ebene von mäßiger Erhebung ausbreitet. Ein Park (Grand Circus) bildet den Mittelpunkt derselben, und von ihm laufen breite, von Bäumen beschattete Straßen strahlenförmig nach allen Richtungen aus. Hauptverkehrsadern sind die sich rechtwinkelig schneidenden Woodward- und Jefferson-Avenue. In der erstern erhebt sich am Campus Martius mit Kriegerdenkmal die City Hall mit großer Turmuhr, dabei die öffentliche Bibliothek (100,000 Bände), das Postamt, weiter die unitarische und presbyterianische Kirche, die kath. Kathedrale, das kath. Seminar und Jesuitenkolleg, das Museum, 2 Hospitäler, das Opernhaus. Die Stadt zählte 1830 erst 2222, 1840: 9192, 1870: 79,577 u. 1890: 205,876 Einw., darunter 81,709 im Ausland (35,481 in Deutschland) Geborne. Die Industrie erzeugte 1890 in 1744 gewerblichen Anstalten durch 38,281 Arbeiter Waren im Werte von 77,039,177 Doll., darunter 4 Eisenbahnwagenfabriken (3615 Arbeiter, Produktionswert 10,278,281 Doll.), 76 Gießereien und Maschinenbauanstalten (5889 Arbeiter, 9,516,461 Doll.), 5 Tabaksfabriken (1377 Arbeiter, 4,742,412 Doll.), 29 Farben- und Chemikalienfabriken (1718 Arbeiter, 5,249,505 Doll.), ferner 7 Schuhfabriken, 9 Dampfmühlen, 7 Eisen- und Stahlhämmer, 31 Hobelwerke, 8 Fleischverpackungsanstalten u. a. D. hat den besten Hafen an den Großen Seen mit großartigen Docks. Der Schiffsverkehr ist außerordentlich rege; während der 7 Monate, in denen die Schiffahrt offen ist, betrug der Gehalt der D. passierenden Schiffe 36 Mill. Ton. Die Handelsflotte von D. zählte 1889: 281 Fahrzeuge (149 Dampfer) von 127,430 T. Es bestehen 8 National-, 2 Staats- und 11 Sparbanken. Der Handel geht vornehmlich nach Kanada und führt Getreide, Holz, Wolle, Fleisch und Kupfer (von den benachbarten Kupferschmelzen) aus. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1890: 143,993,438, die städtische Schuld 2,215,226 Doll. — Schon 1610 ließen sich französische Händler an der Stelle der heutigen Stadt nieder; doch erst 1701 erhielt diese Niederlassung, durch das Fort Pontchartrain geschützt, Bedeutung. Der Ort blieb seitdem ein wichtiger Militärposten und im Besitz der Franzosen bis 1759. Nach Beendigung des französisch-indianischen Krieges kam er in die Hände der Engländer und wurde durch den Frieden von Versailles 1783 an die Vereinigten Staaten abgetreten. 1805 bis auf ein Haus niedergebrannt, wurde D. schöner als zuvor wieder aufgebaut, fiel 1812 im englisch-amerikanischen Kriege in die Macht der Engländer, wurde aber schon 1813 von den Amerikanern zurückerobert.

De Troy (spr. trŭá), Jean François, franz. Maler, geb. 27. Jan. 1679 in Paris, gest. 24. Jan. 1752 in Rom, Schüler seines Vaters, des Porträtmalers François D. (1645—1730), ging nach Italien, wo er bis zu seinem 27. Jahr blieb, und wurde nach seiner Rückkehr auf Grund einer Darstellung der Niobe und ihrer getöteten Kinder Mitglied und 1719 Professor der Akademie. 1738 wurde er Direktor der französischen Akademie in Rom. Er hat eine große Zahl von mythologischen, biblischen und historischen Gemälden für Kirchen und Schlösser geistvoll, aber flüchtig und ohne Wahrheit ausgeführt. (Hauptbilder: das Kapitel der Ritter des Heiligen Geistes, im Louvre zu Paris; die Pest, in Marseille.) Ungleich wertvoller und kulturgeschichtlich wichtiger sind seine anmutigen Genrebilder aus der Gesellschaft seiner Zeit, die zu den liebenswürdigsten Schöpfungen der Rokokozeit gehören (das Austernfrühstück, im Besitz des Herzogs von Aumale; das Frühstück, im Museum zu Berlin; die Liebeserklärung, im königlichen Schloß daselbst).

Detrunkieren (lat.), abhauen, kappen.

Detrusorium (lat.), s. Schlundstößer.

Dett (Dettin), Klara, aus Augsburg, seit 1472 Gemahlin des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz (s. d.).

Dette (franz., spr. dett'), Schuld, Staatsschuld (d. publique); d. flottante, die schwebende Schuld im Gegensatz zur fundierten (d. fondée). Vgl. Staatsschulden.

Dettelbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, am Main und an der Linie Passau-Würzburg der Bayrischen Staatsbahn, 187 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Franziskanerkloster, eine weibliche klösterliche Anstalt, ein gotisches Rathaus, ein Amtsgericht, vorzüglichen Weinbau (Dettelbacher), Steinbrüche, Mühlenbetrieb und (1890) 2113 fast nur kath. Einwohner. In der Nähe Wallfahrt mit einem 1505 erbauten Kloster, zu dessen Kirche wegen eines wunderthätigen Marienbildes (»Vesperbild«) stark gewallfahrtet wird. — Schon zu Anfang des 9. Jahrh. stand an der Stelle von D. der königliche Meierhof Tetelbach, der damals der uralten Abtei zu Kitzingen gehörte. Im 14. Jahrh. kam D. an das Hochstift Würzburg, 1484 erhielt es städtische Gerechtsame.

Dettenried, s. Delle.

Dettingen, 1) Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Alzenau, am Main und an der Linie Frankfurt a. M.-Aschaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Kirche, Zündholzfabrikation und (1890) 766 Einw. Hier im Österreichischen Erbfolgekrieg 27. Juni 1743 Sieg der verbündeten Engländer, Hannoveraner und Österreicher (der »pragmatischen Armee«), 42,000 Mann stark, unter Georg II. von England über die Franzosen unter Noailles, welche den Verbündeten den Weg von Aschaffenburg nach Hanau hatten verlegen wollen. Händel verherrlichte diesen Sieg durch sein sogen.

Dettinger Tedeum. Vgl. Steiner, Beschreibung der Schlacht von D. (2. Aufl., Darmst. 1834). — 2) (D. unterUrach) Flecken im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, an der Erms und der Linie Metzingen-Urach der Württembergischen Staatsbahn, 394 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche, ein Schloß, eine Papierfabrik, Baumwollspinnerei und -Weberei, Obst- und Weinbau und (1890) 3322 evang. Einwohner. Das Schloß gehörte früher den Grafen von Achalm und kam bald an Württemberg. Graf Eberhard errichtete hier 1482 ein Chorherrenstift, das jedoch 1516 wieder aufgehoben wurde.

Dettmer, 1) Wilhelm, Opernsänger (Baß), geb. 29. Juni 1808 in Breinum bei Hildesheim, gest. 28. Mai 1876 in Frankfurt a. M., war Sohn eines Bauern, erhielt seine Schulbildung am Andreanum zu Hildesheim und später am Schullehrerseminar in Alfeld, das er aber bald verließ, um sich wandernden Schauspielern anzuschließen. Seinen ersten Musikunterricht erhielt er von seinem Direktor Santo, und bald fand er Engagements in Hannover, Braunschweig, Breslau, Kassel, wo Spohr für ihn vom günstigsten Einfluß war, und Frankfurt a. M. 1842 gastierte D., bereits auf hoher Stufe der Künstlerschaft stehend, am Hoftheater in Dresden, wo er auch engagiert wurde und, nachdem er sich noch unter Mieksch' Leitung im Kunstgesang vervollkommt hatte, eine Reihe von Jahren hindurch der Liebling des Publikums war. Nichtsdestoweniger vertauschte er in den 60er Jahren das Dresdener Theater mit dem zu Frankfurt a. M., und hier wurde er bis zu seinem Rücktritt von der Bühne 1874 als Sänger und Darsteller nicht minder gefeiert.

2) Friedrich, Schauspieler, Sohn des vorigen, geb. 25. Sept. 1835 in Kassel, gest. 24. Okt. 1880 in Dresden, ging, anfänglich zum Klaviervirtuosen bestimmt, heimlich zur Bühne, die er in Basel 1852 zuerst betrat, und erhielt 1853 ein Engagement in Danzig. Nach kürzerm Aufenthalt in Weimar (1855) und Hamburg (1855—56) wurde er 1856 Mitglied der Hofbühne zu Dresden und nahm dann ein abermaliges Engagement in Hamburg (1859—60), um 1860 an das Dresdener Hoftheater zurückzukehren, wo er bis zu seinem Tod eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. D. erinnerte an Emil Devrient, dessen ganzes Rollenfach er sich angeeignet hatte, ohne ihn zu kopieren. Er besaß ein klangvolles, modulationsfähiges Organ, eine edle und charakteristische Haltung und ein natürliches, fein abgerundetes Spiel. Hauptrollen von ihm waren: Hamlet, Egmont, Uriel, Tell, Posa, Bolz, Fiesco, Richard II. ꝛc. Früher wirkte D. auch in der Oper mit, wozu ihn eine sympathische Baritonstimme befähigte; er sang den Barbier, Papageno, Scherasmin, Simeon, Don Juan u. a.

Detto (ital.), s. Dito.

Dettva (Gyetva, spr. djétwa), Markt im ungar. Komitat Sohl, an der Szlatina und an der Bahnlinie Fülek-Altsohl (Station Krivány-Gyetva), mit (1890) 6268 slowak. Einwohnern.

Dettweiler, Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, an der Zorn, am Rhein-Marnekanal und an der Eisenbahn Straßburg-Deutsch-Avricourt, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Schuhwaren- und Wurstfabrikation, Kalkbrennerei, zwei Handelsmühlen, Weinbau und (1890) 2074 Einw.

Detumeszénz (lat.), das Abschwellen, die Abnahme einer Geschwulst.

Detunata, merkwürdige, 1186 m hohe Basaltberge (D. góla und D. flokósza) bei Verespatak im Siebenbürger Erzgebirge, deren kahle Felskuppen aus 100 m hohen, 4-, 6- und 8seitigen Säulen bestehen.

Dētur! (lat.), es werde gegeben! auf Rezepten, meist abgekürzt (D.).

Detzel, Teil des Dorfs Satuelle im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, mit der Idiotenanstalt Kreuzhilfe.

Deube, veralteter Ausdruck für Diebstahl (noch bei Logau); daher Wilddeube, kleine Wilddieberei.

Deuben, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, an der Weißeritz, im Plauenschen Grunde und an der Linie Dresden-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahn, 180 m ü. M., hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Haushaltungsschule, Fabrikation von Hohl-, Tafel- und Wasserglas, Beleuchtungsartikeln, Gußstahl, Schmirgel, Emaille, Pappe u. Lack, Ziegelbrennerei u. (1890) 6864 meist evang. Einwohner.

Deubler, Konrad, Bauernphilosoph, geb. 25. Nov. 1814 in Goisern bei Ischl, gest. 31. März 1884 in der Nähe von Goisern, verschaffte sich durch Lesen von Büchern wissenschaftliche, namentlich philosophische Kenntnisse, wurde als Wirt der Wartburg in Goisern vielfach von Gelehrten und Schriftstellern aufgesucht, wirkte besonders anregend in Gesprächen und trat auch mit wissenschaftlichen Größen in Briefwechsel, namentlich mit Feuerbach und Strauß. Vgl. »Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen« (hrsg. von Dodel-Port, Leipz. 1886, 2 Tle.); Faust, Ein Bauernphilosoph (Münch. 1894).

Deucher, Adolf, schweizer. Bundesrat, geb. im Februar 1831 zu Steckborn im Kanton Thurgau, studierte zu Heidelberg, Zürich, Prag und Wien Medizin und ließ sich als Arzt in seinem Heimatsort nieder, von wo er 1862 nach Frauenfeld übersiedelte. Seit 1855 Mitglied des thurgauischen Kantonsrates, nahm er 1868 als Mitglied des Verfassungsrates hervorragenden Anteil an der Schöpfung der neuen demokratischen Verfassung des Thurgaues und wurde 1879 in die Regierung desselben gewählt. Nachdem er schon 1869—73 Mitglied des schweizerischen Nationalrates gewesen, dann eine Wiederwahl abgelehnt hatte, wurde er 1879 nach seinem Eintritt in die Regierung neuerdings in den Nationalrat gewählt, der ihn 1882 zu seinem Präsidenten erhob. 1883 wählte ihn die Bundesversammlung an Stelle Baviers in den Bundesrat, in welchem er gegenwärtig dem Departement für Industrie und Landwirtschaft vorsteht. 1886 bekleidete er die Würde eines schweizerischen Bundespräsidenten.

Deukālion, nach griech. Mythe Sohn des Prometheus und der Klymene, Enkel des Japetos, Herrscher im thessalischen Phthia und Gemahl der Pyrrha, des Epimetheus und der Pandora Tochter. Er verfertigte, als Zeus das Menschengeschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, auf den Rat der Götter oder seines Vaters Prometheus einen hölzernen Kasten (Arche), in welchem er während der Flut neun Tage und Nächte auf den Wassern herumfuhr und endlich, von allen Menschen mit Pyrrha allein gerettet, auf dem Parnassos (nach andern auf dem Othrys in Thessalien, dem Ätna oder dem Athos) landete. Nach seiner Landung opferte er dem Zeus, und auf die Erklärung des Gottes, ihm einen Wunsch zu bewilligen, bildete er durch »Gebeine der großen Mutter« (Steine aus der Erde), die von ihm und Pyrrha rückwärts geworfen wurden, Menschen und wurde so der Stammvater des neuen Menschengeschlechts. Mit dem neuen Geschlecht gründete D. ein Reich, ungewiß wo, und

zeugte mit Pyrrha den Hellen, Amphiktyon, die Protogeneia u. a. Zum Andenken der Flut soll er das Trauerfest der Hydrophorien zu Athen gestiftet haben.

Deul, soviel wie Luppe.

Deûle, (spr. döl), Fluß in den franz. Departements Pas-de-Calais und Nord, entspringt nördlich von Arras, nimmt die Marque auf und mündet nach einem Laufe von 68 km bei Deulémont (Flecken mit 1917 Einw.) in die Lys. Die D. ist großenteils kanalisiert und steht durch den Canal de la Haute D. mit der Scarpe in Verbindung.

Deulen (Düsen), s. Gebläse.

Deulino, Dorf im russ. Gouv. Moskau, Kreis Dmitrow, unweit des Dreifaltigkeitsklosters, ist bekannt durch den Vertrag von 1618, in welchem der polnische Prinz Wladislaw der russischen Krone entsagte und der Zar Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Herrscher Rußlands von den Polen anerkannt wurde.

Deurne, Dorf in der belg. Prov. Antwerpen, 4 km östl. von Antwerpen, an der Nebenbahn Antwerpen-Hoogstraeten, mit Teppich- und Tüllfabrikation und (1890) 6701 Einw.

Deus (lat.), Gott.

Deus (spr. dē-usch), João de D. Nogueira Ramos, portug. Lyriker der Gegenwart, geb. 8. März 1830 zu São Bartolomeu de Meïssines in Algarve, lebte lange Zeit zu Coimbra, wo er seit 1849 Rechtswissenschaft studiert hatte, nahm 1862 für wenige Monate seinen Aufenthalt in Beja als Advokat und dann wechselnd in Portimão, Evora und seiner Vaterstadt, die ihn 1868 zum Abgeordneten nach Lissabon wählte, woselbst er lebt. D. gilt bei seinen Landsleuten für den Begründer einer neuen Ära der portugiesischen Poesie. Seine Gedichte, die sich durch Volkstümlichkeit, Ursprünglichkeit, Gefühlsinnigkeit und Wohllaut auszeichnen, erschienen von Freunden gesammelt unter den Titeln: »Flores do campo« (Lissab. 1870), »Ramo de flores« (Porto 1870) und »Folhas soltas« (das. 1876). Vgl. Th. Braga, Modernas ideias na litteratura portugueza (Porto 1892).

Deusdēdit (»den Gott gegeben hat«, auch Adeodatus, »von Gott gegeben«, lat. Übersetzung des hebräischen Jonathan und Jehojanan [Johannes]), 1) Papst und Heiliger, der 615—618 regierte. Sein Gedächtnistag ist der 8. November. — 2) Mönch aus Todi, röm. Kardinalpriester, widmete Viktor III. eine auf Veranlassung Gregors VII. entstandene Kanones-Sammlung in 4 Büchern (hrsg. von Martinucci 1869) und unter Urban II. 1097 eine Streitschrift gegen die Anhänger des Gegenpapstes Clemens (III.) unter dem Titel: »Contra invasores et simoniacos et reliquos schismaticos« (abgedruckt in »Mon. Germ. historica. Libelli de lite«, Bd. 2). Bald nachher starb er.

Deus ex machina (lat., »der Gott aus der Maschine«), sprichwörtlich gewordener Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama oder auch im Roman. Ursprünglich stammt der Ausdruck aus der antiken Tragödie, in welcher häufig die Katastrophe durch einen vermittelst der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde.

Deuske, bis 1821 ein niederländ. Münzgewicht zu 2 As, = 96,1265 mg.

Deus omen avertat (lat.), Gott wende die schlimme Vorbedeutung ab! Das wolle Gott verhüten!

Deussen, Paul, Philosoph und Indianist, geb. 7. Jan. 1845 in Oberdreis, Kreis Neuwied, studierte Theologie, Philosophie, Philologie und Sanskrit in Bonn, Tübingen und Berlin, war 1869—72 Lehrer an den Gymnasien zu Minden und Marburg, von 1872—80 Erzieher in russischen Familien in Genf, Aachen und im Gouv. Charkow, habilitierte sich 1881 in Berlin, wurde 1887 daselbst außerordentlicher Professor und ist seit 1889 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. In seinen philosophischen Anschauungen schließt er sich vielfach an Kant und Schopenhauer an, ist auch durch indische Philosophie beeinflußt. Die materielle Welt in Raum und Zeit und Werden ist nur Erscheinung, die wahre Realität ist im zeitlosen, raumlosen, kausalitätlosen Gebiet, das unserer intellektuellen Erkenntnis verschlossen bleibt, und dem wir uns nur auf dem Wege des moralischen Handelns nähern können. Von ihm sind erschienen: »Commentatio de Platonis sophistae compositione et doctrina« (Bonn 1869); »Die Elemente der Metaphysik« (2. Aufl., Leipz. 1890); »Das System des Vedânta« (das. 1883); »Die Sûtras des Vedânta«, aus dem Sanskrit übersetzt (das. 1884); »Der kategorische Imperativ« (Kiel 1891).

Deus spiniensis, Dornengott, s. Ackerkulte.

Deut (Duit), frühere niederrhein. Kupfermünze zu 1/2 Ort oder 1/4 Stüber; seit dem 17. Jahrh. bis 1816 von Niederland und dessen Provinzen = 2 Penningen geprägt, 160 aus dem Troypond, auch für Ostindien und Kapland. Sprichwörtlich für Dinge von sehr geringem Werte gebraucht.

Deuteragonist (auch Deuterolog), im Drama der alten Griechen der zweite Schauspieler, wie Protagonist (Protolog) der erste und Tritagonist (Hysterolog) der dritte.

Deuterogamie (griech.), zweite Ehe.

Deuterogēn (griech.) nennt C. F. Naumann Gesteine, deren vorwaltendes Material, so wie es gegenwärtig erscheint, von andern präexistierenden Gesteinen geliefert worden ist.

Deuterokanonische Bücher, s. Bibel (S. 970) und Kanonische Bücher.

Deuterolōg (griech.), soviel wie Deuteragonist (s. d.).

Deuteronomium (griech., »zweites Gesetz«), Name des 5. Buches Mosis, von der wahrscheinlich unrichtigen Voraussetzung aus, daß die Gesetzgebung der vier ersten Bücher durchweg die ältere sei; s. Pentateuch.

Deuteropathisch (griech.) nennt man Krankheiten, welche nicht selbständig, sondern abhängig von andern Krankheiten auftreten.

Deuteroplasma (auch Deutoplasma, griech.), zum Unterschied vom eigentlichen Bildungsplasma (Protoplasma) der Nährstoff, von dem letzteres zehrt, bevor es im Keime selbst Nahrung erwerben kann, also Nahrungsdotter im Ei, Sameneiweiß ꝛc.

Deuteroprismen und **Deuteropyramiden** (griech.), durch ihre Stellung von den Prismen und Pyramiden im engern Sinne (Protoprismen und Protopyramiden) ebensowohl wie von den Tritoprismen und Tritopyramiden verschiedene Prismen und Pyramiden des quadratischen und hexagonalen Kristallsystems; vgl. Kristall.

Deuterōsis (griech., Deuterōse), Wiederholung; Deuterosen der Juden, Erklärungen und Ergänzungen des geschriebenen jüdischen Gesetzes.

Deuteroskopie (griech.), soviel wie Zweites Gesicht.

Deutinger, Martin, Philosoph, geb. 1815 bei Langenpreising in Oberbayern, gest. 1864 in Bad Pfäfers, studierte in München Theologie und Philosophie unter Görres, Schelling und Baader, ward

1837 zum Priester geweiht, 1841 Dozent der Philosophie am Lyceum zu Freising, 1846 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität München, wurde aber 1847 mit Döllinger, Lasaulx u. a. seiner Stelle enthoben und nach Dillingen versetzt, lebte seit 1852, in den Ruhestand getreten, wieder in München. D. hat in seinem Hauptwerk: »Grundlinien einer positiven Philosophie« (Regensb. 1843—49, 7 Bde.), in gewisser Anlehnung an die Theosophie Baaders den Versuch einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben gemacht, der sich auf Grund einer empirisch keineswegs unanfechtbaren und merklich theologisch gefärbten dualistischen Ansicht vom Wesen des Menschen aufbaut. Aus der Wechselwirkung des Gegensatzes eines freien und unfreien Lebensgrundes, die uns zum Bewußtsein kommen, gehen alle spezifisch menschlichen Thätigkeiten und deren Gesetze hervor. Derselben sind drei: je nachdem das freie Menschen-Ich, der Geist, seine Herrschaft übt, nacheinander erstens über den idealen oder Gedankenstoff im Denken, zweitens über den realen oder materiellen Stoff im Können, drittens über sich selbst als sein eignes Objekt im sittlichen Handeln. Werk des ersten ist das Wahre, das also wesentlich Erkenntnis, des zweiten das Schöne, das wesentlich Kunst ist; aus dem dritten entspringt der vollendete sittliche Charakter. Von seinen zahlreichen andern Schriften sind zu erwähnen: »Geschichte der griechischen Philosophie« (Regensb. 1852—53, 2 Bde.) und »Über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Philosophie« (das. 1866, aus dem Nachlaß). Vgl. Kastner, Deutingers Leben und Schriften (Münch. 1875, Bd. 1), Reudecker, Studien zur Geschichte der deutschen Ästhetik (Würzb. 1879).

Deutlich heißt ein Begriff oder eine Vorstellung, wenn man aller einzelnen Merkmale derselben sich bewußt ist. Die Deutlichkeit ist von der Klarheit insofern verschieden, als diese darin besteht, daß man einen Begriff von andern Begriffen, jene dagegen darin, daß man die einzelnen Merkmale, die im Begriff selbst liegen, unterscheidet.

Deutoplasma, s. Deuteroplasma und Protoplasma.

Deutsch (got. thindisks, althochd. diutisc, mittellatein. theodiscus, mittelhochd. tiutsch, altsächs. thiudisc, niederd. düdesk, niederländ. duitsch, schwed. tysk, dän. tydsk) stammt von einem germanischen Substantiv für »Volk« ab (got. thinda, althochd. diota, diot, mittelhochd. diet, neuhochd. in Eigennamen wie Dietmar, Dietrich) und bedeutet daher ursprünglich soviel wie volksmäßig, dem Volk angehörig. Zunächst wurde so die Sprache bezeichnet, im Gegensatz zur lateinischen Kirchen- und Urkundensprache; dann das Volk, das diese Sprache redete. Die Schreibung teutsch ist in der ältern Sprache speziell oberdeutsch; sie wurde im 16. und 17. Jahrh. noch vielfältig angewendet und im vorigen Jahrhundert wieder künstlich belebt, ohne daß derselben für die Gegenwart irgend welche Berechtigung zukäme.

Deutsch, 1) Emmanuel Oskar, Orientalist, geb. 28. Okt. 1829 in Neiße von jüdischen Eltern, gest. 13. Mai 1872 in Alexandria, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit begeben hatte. Er erwarb sich frühzeitig eine gründliche Kenntnis der hebräischen und chaldäischen Litteratur, vollendete seine Studien in Berlin und ging 1853 nach London, wo er 1855 eine Stelle an der Bibliothek des Britischen Museums erhielt und durch seine der Förderung der semitischen Studien gewidmeten Arbeiten bald zu großem Ruf gelangte. Hierher gehören namentlich seine glänzenden Abhandlungen über den Talmud (deutsche Bearbeitung, 3. Aufl., Berl. 1880) und über den Islam (deutsch, das. 1874) in der »Quarterly Review« sowie seine Artikel über die »Targums« und den »Samaritanischen Pentateuch« in Smiths Bibellexikon; ferner: »Egypt, ancient and modern«, »Hermes Trismegistus«, »Judeo-arabic metaphysics«, »Semitic palaeography, culture and languages« u. a. Nach seinem Tode erschien: »The literary remains of the late Emanuel D.« (Lond. 1874, mit Biographie).

2) Nikolaus, Maler und Dichter, s. Manuel 1).

Deutsch-Altenburg, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Bruck an der Leitha, am rechten Ufer der Donau und an der Linie Bruck-Hainburg der Staatseisenbahn gelegen, hat eine schon den Römern bekannte erdig-salinische Schwefelquelle (26°), welche bei Gichtleiden und Hautkrankheiten benutzt wird, mit Badeanstalt, eine schöne gotische Kirche, ein Schloß mit Altertumsmuseum (Funde von Carnuntum, s. d.) und Parkanlagen und (1890) 1252 Einw.

Deutsch-Brod (tschech. Německý Brod), Stadt im südöstlichen Böhmen, 425 m ü. M., an der Sazawa und den Linien Wien-Tetschen und D.-Liebau der Österreichischen Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dechanteikirche, ein Rathaus mit altem Uhrwerk, ein Obergymnasium, Waisenhaus und (1890) 5735 tschech. Einwohner. An industriellen Unternehmungen bestehen in D. mehrere Mühlen, eine Dampfbrettsäge, Stärke- und Spodiumfabrik, Bierbrauerei, Tuchfabriken und Glasraffinerie. — D. gehörte im 12. Jahrh. den Herren v. Lichtenburg und ward 1321 zur Bergstadt erhoben. Hier siegte 8. Jan. 1422 der Hussitenführer Ziska über Kaiser Siegmund. Der Sieger zerstörte die Stadt und vertrieb die deutschen Bewohner, so daß D. erst nach sieben Jahren wieder bevölkert wurde, dann an die Herren Trčka von Lipa und später an Österreich kam. 1637 wurde D. zur königlichen freien Stadt erklärt. Am 13. Nov. 1639 und später (1644) wurde sie von den Schweden heimgesucht.

Deutsch-dänische Kriege 1848—50 und 1864, s. Schleswig-Holstein.

Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Gesellschaft für, wurde nach dem auf der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich (1887) gefaßten Beschluß am 14. Dez. 1890 in Berlin gegründet zur Herausgabe der von Rehrbach 1886 aus Privatmitteln unternommenen »Monumenta Germaniae paedagogica«. Dieses umfassende Sammelwerk hat den Zweck, das gesamte kulturhistorisch denkwürdige pädagogische Schrifttum der deutschen Vergangenheit (Schulordnungen, Schulbücher, theoretische Werke und Aufsätze, Urkunden, Autobiographien, Schulkomödien, Schulreden ꝛc.), soweit es nicht schon anderweit gedruckt vorliegt, festzulegen und allgemein zugänglich zu machen. Erschienen sind bisher 15 Bände: »Braunschweigische Schulordnungen«, herausgegeben von Koldewey (2 Bde.); »Ratio studiorum et institutiones scholasticae societatis Jesu«, herausgegeben von Pachtler (3 Bde.); »Siebenbürgisch-sächsische Schulordnungen«, herausgegeben von Teutsch (2 Bde.); »Geschichte des Militärerziehungs- und Bildungswesens«, von Poten (3 Bde.); »Geschichte des mathematischen Unterrichts im Mittelalter«, von S. Günther; »Katechismen der Böhmischen Brüder«, herausgegeben von Müller; »Philipp Melanchthon als praeceptor Germaniae«, von Hartfelder; »Erziehung der bayrischen Wittelsbacher«, von Schmidt; »Doktrinale des

Alexander de Villadei« von Reichling. Die Gesellschaft, die im April 1893: 516 Mitglieder zählte, gibt außerdem seit 1891 »Mitteilungen« heraus. Vorsitzender ist der Geheimrat Dr. Höpfner in Berlin, Schriftleiter Dr. K. Rehrbach.

Deutsche Farben. Die alte deutsche Reichssturmfahne bestand aus einem goldenen Banner mit einem schwarzen Adler im Felde, der des Kaisers Hauswappen auf der Brust trug; sie wurde an roter Stange mit silberner Spitze getragen und bestand bis zum Ausgang des Mittelalters. Als Reichsfarben galten nach ihr Schwarz und Gelb (Gold). Erst die aus der patriotischen Begeisterung der Freiheitskriege hervorgegangene deutsche Burschenschaft wählte 1815 die Trikolore »Schwarz-(Karmesin-)Rot-Gold« als Symbol des deutschen Vaterlandes zu ihrem Abzeichen. Ob bei dieser Wahl nur der zufällige Geschmack eines patriotisch begeisterten Mädchens (Amalie Nitschke), welche der Studentenschaft Jenas die erste schwarz-rot-goldene Fahne verehrte, oder das alte Reichsbanner, dessen goldenes Feld häufig auch von einem roten Streifen durchzogen war, den Ausschlag gegeben, gilt als streitige Frage. Die bald eintretende Verfolgung der Burschenschaften als des Herdes demagogischer Umtriebe zog jedoch auch deren Abzeichen in ihren Bereich, und ein Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 verbot das Tragen von Bändern, Kokarden ꝛc. in diesen Farben. Gerade die Bedeutung, welche sie hierdurch erlangten, bewirkte, daß die liberalen deutschen Patrioten Schwarz-Rot-Gold als die Nationalfarben anerkannten, und verhalf ihnen in der Bewegung von 1848 zum Sieg. Am 9. März d. J. wurde durch Bundesbeschluß der zweiköpfige Reichsadler mit der Aufschrift »Deutscher Bund« als Bundeswappen angenommen und gleichzeitig damit die Farben Schwarz-Rot-Gold zu Farben des Deutschen Bundes erhoben. Jedoch mit Reaktivierung des Deutschen Bundes fand diese Glanzperiode der deutschen Farben bereits ihr Ende, ja in verschiedenen Staaten verfiel das Tragen derselben von neuem der polizeilichen Verfolgung. Erst bei Wiederbeginn der nationalen Bewegung wurde die »deutsche Trikolore« von neuem zum Nationalsymbol erhoben, und während des Frankfurter Fürstentags 1863 wehte sie stolz über dem Sitz der Bundesversammlung. 1866 wurden sie dann offiziell von den Bundesregierungen, welche sich gegen Preußen erklärt hatten, als gemeinsames Zeichen anerkannt, und das 8. deutsche Armeekorps, die »deutsche Reichsarmee«, trug im Kriege gegen Preußen als Feldzeichen eine schwarz-rot-goldene Armbinde. Als die preußenfeindliche Partei in Deutschland unterlag, ward bei der Gründung des Norddeutschen Bundes die Trikolore »Schwarz-Weiß-Rot« (die beiden ersten Farben offenbar mit Rücksicht auf die Landesfarben Preußens, die letzte, weil sie in den Landesfarben mehrerer andrer Staaten vorkommt) zum offiziellen Banner des Bundes bestimmt und ging von ihm 1871 auf das neue Deutsche Reich über. — Schwarz-Rot-Gold (Gelb) ist Landesfarbe der reußischen Fürstentümer, Schwarz-Gold-Rot diejenige des Königreichs Belgien. Vgl. Fürst Hohenlohe, Die deutschen Farben Schwarz-Gold-Rot (Stuttg. 1866); Hildebrandt, Wappen und Banner des Deutschen Reiches (Berl. 1870); Wallmann, Zur Geschichte der deutschen Fahne und ihrer Farben (das. 1871); »Die Kaiserfarben« (Wiesbaden. 1871).

Deutsche Flagge, s. Deutschland, S. 901 (mit Tafel).

Deutsche Flagge, Pflanze, s. Clianthus.

Deutsche Fortschrittspartei, s. Deutsche freisinnige Partei und Fortschrittspartei.

Deutsche freisinnige Partei, die 5. März 1884 durch die Verschmelzung (Fusion) der deutschen Fortschrittspartei und der Liberalen Vereinigung (sogen. Sezessionisten) des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses begründete Partei in Deutschland. Die neue Partei bildete ein Zentralkomitee mit dem Abgeordneten v. Stauffenberg als Vorsitzenden; an die Spitze des geschäftsführenden Ausschusses trat Eugen Richter. Die Partei zählte seit 1890 im Reichstag 65, im preußischen Landtag 29 Mitglieder. Als bei der Beratung der neuen Militärvorlage im Reichstag 1893 ein Teil der ehemaligen Sezessionisten sich einer Verständigung mit der Regierung geneigt zeigte, wurde er von der Mehrheit ausgeschlossen, die sich unter Richters Führung »Freisinnige Volkspartei« (s. d.) nannte, während die Gemäßigten die »Freisinnige Vereinigung« bildeten. Beide Fraktionen erlitten bei den Neuwahlen für den Reichstag und den Landtag große Verluste. Vgl. Karte »Reichstagswahlen«.

Deutsche Gesellschaften, politische Vereine im Rheinland, die sich 1814 auf Anregung von E. M. Arndt zu patriotischen Zwecken bildeten, aber durch die Demagogenverfolgung unterdrückt wurden. Vgl. Meinecke, Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund (Stuttg. 1891).

Deutsche Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren, ein 1886 in München von Malern und Chemikern gegründeter Verein, der sich die Prüfung alter und neuer Malverfahren und der in den Handel gebrachten Malmittel auf ihre Zusammensetzung und Haltbarkeit zur Aufgabe gestellt hat, um auf diesem Wege der Maltechnik eine sichere Grundlage zu schaffen, welche die danach ausgeführten Bilder vor Entstellungen durch Zersetzungen ungeeigneter Bestandteile und vor vorzeitigem Untergang schützt. Vorsitzender der Gesellschaft ist der Maler Lenbach, Sekretär der Chemiker Keim in Grünwald bei München, der auch eine Zeitschrift herausgibt.

Deutsche Karten, s. Spielkarten.

Deutsche Kolonien, s. Deutschland, S. 900.

Deutsche Kunst, s. die Artikel »Architektur«, »Bildhauerkunst« und »Malerei«.

Deutsche Legion, s. Fremdenlegion.

Deutsche Litteratur, im weitesten Sinne der Inbegriff der gesamten Schriftwerke des deutschen Volkes, insofern dieselben Geistesprodukte von bleibender und nachwirkender Bedeutung und dadurch Gegenstand fortgesetzten Anteils sind oder doch einen bestimmten geschichtlichen Wert für gewisse Perioden und Kulturentwickelungen gehabt haben. In der Regel unterscheidet man die deutsche Nationallitteratur von der wissenschaftlichen (gelehrten) Litteratur der verschiedensten Gebiete.

A. Nationallitteratur.

Der Begriff der Nationallitteratur kann mit einer gewissen Willkür bald verengert, bald erweitert werden; immer aber bleibt es unzweifelhaft, daß die poetischen Schöpfungen im Mittelpunkt der Nationallitteratur stehen und den wichtigsten Teil derselben bilden. Die Werke der deutschen Litteratur sind in verhängnisvollen Zeiten das einzige nationale Besitztum gewesen, und jeder Rückblick auf das Werden und Wachsen, Blühen und Welken, Streben und Irren in den Werken der Dichtung erschließt ein mächtiges Stück deutscher Geschichte und deutscher Eigenart. Von den

ältesten Tagen bis auf die Gegenwart gehen in Vorzügen und Mängeln bestimmte erkennbare Grundzüge durch die Entwickelung der deutschen Litteratur; allem Wandel und Wechsel der Zeiten, der Sitten und Zustände, selbst der Sprache trotzend, treten, meist unbewußt und unbeabsichtigt, die geheimsten Regungen der Volksseele, die besondern Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens in den Schriftdenkmälern zu Tage.

Die Geschichte der deutschen Litteratur zerfällt naturgemäß in zwei große Hauptabschnitte, deren erster von den Anfängen und ältesten Zeugnissen der Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters, deren zweiter von da bis zur Gegenwart reicht. Die Unterabteilungen ergeben sich durch die Hauptperioden der nationalen Geschichte, des deutschen Kulturlebens, aus denen die Litteratur gedeihend und blühend oder in kümmerlicher Entfaltung erwachsen ist, mit denen sie in engem Zusammenhang und unablässiger Wechselwirkung gestanden hat.

Vorgeschichte. Heldensage und Heldensang.

Den Perioden der deutschen Litteratur, die sich historisch fixieren lassen, an deren Ein- und Ausgang bestimmte Werke und Namen stehen, und von denen spärliche oder reiche schriftliche Denkmäler und Zeugnisse vorhanden sind, ist eine Entwickelung deutscher Dichtung vorangegangen, deren Nachklänge weit in die Zeiten des Mittelalters hereinreichen. Unerkennbar bleibt, wann und wo die poetische Gestaltung der Götter- und Heldensage angehoben hat; einzelne Motive gehen vielleicht bis in die gemeinsame indogermanische Urzeit zurück. So kehrt das Thema des Hildebrandslieds in der persischen Heldendichtung wieder. Auch über die Entwickelung der Dichtung bei den germanischen Stämmen selber in der Zeit vor dem Auftreten litterarischer Quellen sind wir nur unvollkommen unterrichtet durch die dürftigen Angaben in mancherlei historischen Werken (das wichtigste derselben für die ältere Zeit ist Tacitus); manches Ergebnis läßt sich durch Rückschlüsse und durch vergleichende Betrachtung gewinnen. Danach haben die Germanen verschiedene Gattungen lyrischer Poesie besessen: Zauberlieder und gottesdienstliche Hymnen, Liebeslieder, Hochzeitslieder, Totenklagen. Eine besonders bedeutsame Rolle spielte der epische Heldengesang, namentlich nachdem er durch die gewaltigen Kämpfe der Völkerwanderung einen so außerordentlich wirksamen Inhalt gewonnen hatte. Wie stark die großen historischen Ereignisse, an denen die deutschen Stämme kämpfend und leidend Anteil nahmen, und in denen sie zum Teil ihren Untergang fanden, auf die Phantasie wirkten, ist aus den spätern mittelalterlichen Erneuerungen der Heldensage noch zu erraten. Der Grundcharakter dieser Poesie war heidnisch; an die heidnische Vergangenheit der Völker und die alten Überlieferungen knüpften die Dichter, oder wie man sie immer nennen will, auch dann noch an, als die Bekehrung der meisten deutschen Völker zum Christentum längst erfolgt war. Bei allen deutschen Völkern oder Völkervereinen, deren hervorragendste in den Zeiten der großen Völkerwanderung Goten, Langobarden, Burgunder, Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen waren, werden in Fortbildung der ältern Lieder und unter den Einwirkungen der neuen Erlebnisse eigne Heldenlieder existiert haben, die inzwischen bald mannigfach aufeinander bezogen wurden und ineinander übergingen. Züge der gotischen Dichtungen von den Königsgeschlechtern der Balten und Amaler und späterhin von Odoaker und Theoderich wurden weit verbreitet; die Gestalt Attilas (Etzels), des Hunnenkönigs, der mit seiner Augenblicksmacht Freiheit und Existenz beinahe aller germanischen Stämme gefährdete, kehrt in den verschiedenen Sagenkreisen wieder. So hat zweifellos eine mächtige, stoffreiche, von großartigem Leben und tausend Erinnerungen getränkte Dichtung vor der Zeit der geschriebenen Litteratur bestanden. Die Dichtungen selbst aber, von denen nach glaubhaften Berichten noch Karl d. Gr. im 8. und 9. Jahrh. einen großen Teil aufzeichnen ließ, sind fast vollständig verloren gegangen. Über die Form dieser vorhistorischen Dichtung darf vermutet werden, daß sie sich im allitterierenden, stabreimenden, Verse bewegt habe (s. Allitteration). Als schriftliche Denkmäler der heidnischen und halbheidnischen Völkerwanderungsepoche besitzen wir nur unbedeutende Bruchstücke. Die beiden von G. Waitz 1841 in Merseburg aufgefundenen sogen. »Merseburger Zaubersprüche« sind minder wichtig als das um 800 von zwei Fuldaer Mönchen aufgezeichnete »Hildebrandslied«, in der That die einzige volle Probe der Form und des Wesens der großen, einst allverbreiteten Heldenlieder. In zweiter Linie steht ein im 10. Jahrh. von Ekkehard von St. Gallen in lateinischen Hexametern bearbeitetes Gedicht von »Walther und Hiltgund« (»Waltharius von Aquitanien«), welches offenbar nach deutschem Vorbild gedichtet ist. Auch einzelne Dichtungen christlichen Inhalts aus dem 9. Jahrh., wie der altsächsische »Heliand«, das »Wessobrunner Gebet« und das »Muspilli«, schließen sich in der metrischen Form und im Stil vielfältig eng an die heidnische Dichtung an und kommen der Vorstellung, welche das Hildebrandslied gewähren kann, zu Hilfe.

I. Zeitraum.

Die geistliche Dichtung in der althochdeutschen Zeit und in der Übergangszeit zum Mittelhochdeutschen.

Seit dem 4. Jahrh. war zuerst den in das römische Reich eindringenden, späterhin den andern deutschen Völkern das Christentum gepredigt worden. Am Ausgang des 8. Jahrh. bekehrte Karl d. Gr. die bis dahin heidnisch gebliebenen Sachsen mit Anwendung der äußersten Gewaltmittel. Mit den Heidenbekehrern, die ihre Klöster als Mittelpunkte des neuen kirchlichen Lebens im ganzen deutschen Land errichteten, kam auch die Herrschaft der lateinischen Sprache für kirchliche und geistliche Zwecke, für die neue christliche Bildung. Freilich übertrug schon im 4. Jahrh. der gotische Bischof Ulfilas (Wulfila) die Bibel und hinterließ in dieser teilweise erhaltenen Übersetzung eins der kostbarsten Denkmäler für die Geschichte der deutschen Sprache, das einzige wesentliche Zeugnis des sonst untergegangenen Gotischen. Aber das Beispiel des arianischen Bischofs fand keine Nachahmung, und nur das Bedürfnis veranlaßte die fränkischen, irischen und angelsächsischen Bekehrer im eigentlichen Deutschland nach und nach zu Übersetzungen einzelner Predigten, Glaubens- und Beichtformeln oder reizte zu eignen Abfassungen in der deutschen Sprache. Dem Reichtum und der eigentlichen Macht der deutschen Sprache wichen die Geistlichen eher aus, als daß sie ihn suchten. Da sie die Lust des Volkes an den alten Liedern, welche in dieser Zeit der wandernde Spielmann noch von Herd zu Herd trug, als verderblich erachteten, in der Erinnerung an die kriegerischen Sagenhelden nicht mit Unrecht Rückfall ins Heidentum witterten, da sie sich lange in einem völligen Gegensatz zu der Vorstellungs- und Sinnesweise des Volkes befanden, so währte es geraume Zeit, bis ein Einklang

zwischen der eigentlichen Volksnatur und Volkssitte und der neuen kirchlichen Ordnung eintrat. Spärlich waren unter solchen Umständen auch die poetischen Versuche, welche aus der neuen christlichen Bildung und aus den Reihen der Geistlichkeit hervorgingen. Dem 9., bez. dem 10. Jahrh. gehören zunächst einige kleinere Gesänge an (»Bittgesang an den heil. Petrus«, ein »Loblied auf den heil. Georg«, eine Bearbeitung des 138. Psalms), das »Wessobrunner Gebet« und das vom Jüngsten Tag handelnde Gedicht »Muspilli«. In poetischer Hinsicht wichtiger sind sodann die beiden christlichen Hauptdichtungen der karolingischen Zeit: der in altsächsischer Mundart nach der Tatianischen Evangelienharmonie verfaßte »Heliand« (Heiland), den ein niederdeutscher Geistlicher in den Tagen Ludwigs des Frommen (vielleicht in dessen Auftrag) schrieb, und der im direkten Anschluß an die Weise der allitterierenden Heldengesänge die tiefere Teilnahme des neubekehrten Sachsenvolkes an dem mächtigen Sohn Gottes als dem Völkerherrn und Landeswart zu wecken suchte, und die hochdeutsche »Evangelienharmonie« des Weißenburger Mönches Otfried von etwa 860, in welcher der Dichter den Franken ein christliches Heldengedicht zu schaffen beabsichtigte. Otfried war einer der ersten, welcher an die Stelle der Stabreimform den Reim setzte und regelmäßigen Strophenbau einführte, womit er für einen Teil der folgenden Dichter vorbildlich wurde. Einer etwas spätern Zeit gehört das von einem Geistlichen verfaßte weltliche »Ludwigslied« an, welches einen Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) feiert. In der Weise dieses auf ein Zeitereignis bezüglichen Liedes haben nach zuverlässigen Zeugnissen noch andre Lieder existiert, die namentlich während des 10. und im Übergang zum 11. Jahrh. zahlreicher wurden. Auch gemischt lateinische und deutsche Gedichte scheinen zu erweisen, daß zwischen der Spielmannsdichtung und der Poesie der Kleriker sich allmählich eine Wechselwirkung herstellte. In der lateinischen Klosterlitteratur dieses Zeitraums beginnt man Richtungen einzuschlagen, die später weiter verfolgt oder neu eröffnet wurden, und so muß der ältesten Anfänge der Weihnachts- und Passionsspiele in kleinen lateinischen Dramen sowie der lateinischen Stücke der Gandersheimer Nonne Hroswitha (Roswitha) vom Ende des 10. Jahrh. gedacht werden, mit denen sie den in den Klöstern vielgelesenen Terenz verdrängen wollte.

Die Litteraturdenkmäler, auch im 10. Jahrh. noch vereinzelt, werden im 11. etwas zahlreicher; von bestimmten Dichterpersönlichkeiten kann freilich noch kaum geredet werden. In der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser (von der Thronbesteigung Heinrichs I., 919, bis zum Tode Heinrichs III., 1056) bestanden im wesentlichen die großen Formen der karolingischen Monarchie, des »theokratischen Kaisertums« fort; die emporstrebende streng kirchliche Auffassung samt der ganzen Vorstellungswelt der Geistlichkeit drang auch in die Volksmassen ein, obwohl bezeugt wird, daß die »Bauern« fortfuhren, von Dietrich von Bern zu singen. Die Litteratur selber steht unter dem Einfluß der theologischen Gelehrsamkeit und ihrer Predigt. Dem 11. Jahrh. gehören von Prosawerken die deutsche Psalmbearbeitung des St. Galler Mönches Notker Labeo (gest. 1022) und die Auslegung des »Hohenliedes« des Fuldaer Mönches Willeram (gest. 1085 als Abt des Klosters Ebersberg), von Dichtungen z. B. ein »Memento mori«, das »Anegenge« des Bamberger Scholastikus Ezzo (eine Darstellung der Hauptpunkte aus dem Leben Christi). Auch die biblische Epik wird in jener Zeit gepflegt und hat sich namentlich auf dem Boden Österreichs reicher entfaltet. Sie wählt ihren Stoff mit Vorliebe aus den Büchern Moses, aber auch Salomo, die drei Jünglinge im Feuerofen, Judith werden gefeiert. Zugleich mit dem Leben Jesu wird auch der Antichrist und das Jüngste Gericht behandelt; ein solches Gedicht hat unter anderm eine Frau Ava verfaßt (einer der wenigen Autorennamen, die uns aus dieser Zeit überliefert sind). Auf die äußere Form dieser Dichtungen ist verhältnismäßig geringe Mühe verwendet; sie scheinen so wenig einer strengen metrischen Regel unterworfen zu sein, daß man sogar die metrische Form ihnen abgesprochen, sie als Reimprosa bezeichnet hat, allerdings mit Unrecht. Die niederdeutsche Litteratur schweigt seit dem »Heliand« vollständig. Dagegen gehört der ersten Hälfte des 11. Jahrh. ein interessantes lateinisches Werk an, der »Ruodlieb«, der in Tegernsee entstanden ist, und der als der erste auf deutschem Boden geschriebene Roman bezeichnet werden kann.

II. Zeitraum.

Zeit der Kreuzzüge. Aufschwung der Dichtung.

Im Wendepunkt des 11. zum 12. Jahrh. beginnt eine neue, hochinteressante und reiche Entwickelung der deutschen Litteratur, die Hand in Hand geht mit dem Emporkommen einer Art von Schriftsprache, die als Mittelhochdeutsch bezeichnet wird. Den stärksten Anteil an dem raschen Aufblühen einer großen geistlichen Litteratur in deutscher Sprache und einer ihr zur Seite tretenden ritterlichen Dichtung hatten die Eindrücke der bewegten Zeit. Der unter Heinrich IV. beginnende Riesenkampf zwischen der weltlichen Gewalt und den Weltbeherrschungsansprüchen der Hierarchie, die gewaltigen, bunten und wechselnden Eindrücke der Kreuzzüge, die tausendfach neuen Lebensverhältnisse selbst, die in Deutschland aus dem Emporkommen der Landesfürsten, dem gesamten Lehnssystem und Städtewesen erwuchsen, die Aufwühlung der Volksseele bis in ihre Tiefen und die Erweiterung des Gesichtskreises förderten gleichmäßig das Gedeihen der Litteratur. Das tiefe, innige Glaubensleben, das sich in dieser Zeit geltend machte, schloß eine freudige, kräftige, selbst verwegene Weltlichkeit nicht aus; insbesondere beginnt französische Sitte und Dichtung mehr und mehr ihren Reiz auf deutsche Gemüter auszuüben. Die niemals erstorbene und von den wandernden Spielleuten weiter getragene Volksdichtung erwacht gleichzeitig mit der ritterlichen Poesie zu neuem Leben und zieht höher strebende poetische Kräfte zur Neugestaltung ihrer alten großen Stoffe an. Die ganze volle Entfaltung all dieses poetischen Lebens fand erst in der folgenden Periode unter den hohenstaufischen Kaisern statt, aber immerhin darf die Zeit von der Mitte des 11. bis gegen das Ende des 12. Jahrh. schon eine litterarisch reiche genannt werden.

Der größte Teil der Dichtungen, welche der Übergangszeit bis etwa 1160 angehören, ist epischer Natur. Halb geistlichen, halb weltlichen Charakter trägt die ziemlich reich gepflegte Legendenpoesie, deren Beginn durch das »Annolied« gebildet wird, und auch die poetische »Kaiserchronik«, in welcher Kirchen- und Profangeschichte sich durchdringen. Sogar ein an sich rein weltlicher Stoff wie der des französischen »Rolandsliedes« gewinnt in der deutschen Nachbildung des Pfaffen Konrad geistliche Färbung. Die weltliche Epik ist einerseits vertreten durch die Dichtung der Spiel-

leute, vor allem das Gedicht von »König Rother«; dann gehören wohl auch die Spielmannsdichtungen von »Oswald«, von »Orendel und Bride«, von »Salman und Morolf« in ihrer ursprünglichen Gestalt dieser Zeit an. Anderseits wird die höfische Epik vorbereitet durch den »Herzog Ernst«, dessen Stoff großenteils der volkstümlichen Überlieferung entnommen ist, und durch das »Alexanderlied« des Pfaffen Lamprecht, der seinen romanhaften Gegenstand einer französischen Quelle entlehnte. Von den frühesten uns erhaltenen Zeugnissen des Minnegesanges läßt sich nur ganz Weniges in diese Vorbereitungszeit zurückversetzen.

III. Zeitraum.

Die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung. Zeit der Hohenstaufen.

Die höchste Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung, vom Ende des 12. Jahrh. an, fiel mit der ruhmreichen Herrschaft der Kaiser aus dem staufischen Haus zusammen. Selbstgefühl, Thatkraft und Wohlstand aller Stände des deutschen Volkes waren mächtig gehoben, die gewaltigen Herrschergestalten Friedrichs I. (Barbarossa), Heinrichs VI. und Friedrichs II., die fortwirkenden Eindrücke großen Weltverkehrs und siegreicher Kämpfe, gesteigerter und freudiger Lebensgenuß, namentlich an den Höfen und in den Kreisen des ritterlichen Adels, gaben der Periode den Charakter einer Glanzzeit. Die poetische Litteratur in allen Formen der erzählenden Dichtung, der Lyrik und Lehrdichtung, nur spärlich in dramatischen Gebilden, erlangt eine beinahe überwältigende Fülle und erstaunliche Breite. Ihre Hauptrepräsentanten waren jetzt nicht mehr Geistliche, sondern Männer ritterlichen Standes. Nahmen an der Minnedichtung Fürsten und Herren, selbst die staufischen Kaiser und Könige Anteil, so machten doch vorwiegend Glieder des niedern Adels, denen sich vereinzelt bürgerliche Meister anschlossen, die Dichtung zum Lebensberuf. Neben diesen ritterlichen Sängern sind die fahrenden Spielleute zwar nicht verschwunden, waren aber doch in den Hintergrund gedrängt worden. Teilweise ist dieser Umstand die Folge des außerordentlichen Wertes, welcher in der Blütezeit auf die technische Durchbildung, auf die Strenge der metrischen Form, auf die Anmut, Sinnlichkeit, Durchsichtigkeit der Sprache wie auf die Beachtung der höfischen Lebensformen gelegt wurde. In diesen äußern Eigenschaften besteht das eigentliche Wesen der höfischen Dichtung, die den Gipfelpunkt der mittelhochdeutschen Dichtung bildet. Und sie finden sich nicht nur in den Dichtungen, welche die romantischen Stoffe der französischen Litteratur zum Vorwurf genommen haben; auch die alte Volkspoesie kann sich dem Banne der neuern Formen und Anschauungen nicht entziehen und erreicht so erst ihre klassische Ausgestaltung.

Diese Volksepik, diese Epik mit volkstümlichen Stoffen und vielfach höfischer Form wird hauptsächlich in Südostdeutschland gepflegt. An ihrer Spitze steht das »Nibelungenlied«, das großartigste Denkmal dieser Blütezeit deutscher Poesie. Das Nibelungenlied vereinigt die hervorragendsten Gestalten des niederrheinischen und burgundischen mit einzelnen des gotischen Sagenkreises; es sucht an erzählender und charakterisierender Kraft, an innerm Reichtum und gewaltiger hochdramatischer Steigerung, namentlich in der zweiten Hälfte, seinesgleichen. Wieviel auch in einzelnen Liedern und Abenteuern vorhanden gewesen sein mag, an der nun niedergeschriebenen Gestaltung, die in den Anfang dieser Periode hinaufreicht, muß eine mächtige dichterische Begabung entscheidenden Anteil gehabt haben. Gleichfalls in hohem Grade begegnen uns die Vorzüge der volkstümlichen Epik in dem leider nur schlecht überlieferten »Gudrunlied«, welches eine alte Entführungssage auf dem Hintergrund von See- und Raubzügen, wie sie etwa in den Normannenzügen vorlagen, gestaltet und namentlich in dem großartigen letzten Teil auf einen bedeutenden Dichter zurückweist. Eine ganze Reihe von Epen hat sodann ihre Stoffe aus dem Kreise der Dietrichsage gewählt, so »Die Rabenschlacht« und »Dietrichs Flucht« (beide von einem Heinrich dem Vogler), »Alphart«, »Ortnit«, »Wolfdietrich«, »Der große Rosengarten«, »Biterolf und Dietlieb«, »Laurin oder der kleine Rosengarten«, »Das Eckenlied«, »Goldemar«, »Sigenôt«, »Virginal« (auch »Dietrichs Drachenkämpfe«, »Dietrich und seine Gesellen« und »Dietrichs erste Ausfahrt« genannt); die vier letztgenannten Werke von dem Tiroler Albrecht von Kemenaten. Auch die Sage von »Walther und Hildegunde« hat eine mittelhochdeutsche Bearbeitung erfahren.

Dieser Volksepik steht die höfische Epik im engern Sinne mit ihren romantischen Stoffen gegenüber, die teils dem klassischen Altertum, teils und hauptsächlich dem Kreise der bretonischen Sage, namentlich der Grals- und Arthursage entnommen sind. Die unmittelbaren Quellen dieser Dichter sind fast stets französische Werke, auch bei den Stoffen, die dem Altertum entstammen, und zwar ist der Anschluß der deutschen Dichtungen an ihre französischen Vorlagen im ganzen ein außerordentlich enger. Trotzdem tritt die Dichterpersönlichkeit jetzt weit stärker hervor; damit hängt es zusammen, daß wir auch in weitaus den meisten Fällen die Namen der Verfasser kennen. Am Eingang des speziell höfischen Epos stehen ungefähr gleichzeitig in den 70er und 80er Jahren des 12. Jahrh. Heinrich von Veldeke und Eilhart von Oberge, die zum erstenmal die Minne in den Mittelpunkt ihrer Erzählung stellen, Veldeke in seiner »Eneide«, Eilhart in einer Bearbeitung der Sage von Tristan. Auf ihren Schultern stehen die klassischen Meister der höfischen Epik, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg. Hartmanns Thätigkeit reicht noch in das letzte Jahrzehnt des 12. Jahrh. hinein, die der beiden andern erstreckt sich bis etwa 1215. Hartmann zeichnet in anmutiger Form maßvoll bewegte Seelengemälde. Das Erstlingswerk, der »Erec«, wie sein Hauptwerk, der »Iwein«, gehören dem Gebiete der Arthursage an, während sein »Gregorius auf dem Steine« legendenhaften Charakter hat und »Der arme Heinrich« die Sage von der Heilung des Aussatzes durch Menschenblut behandelt. Gottfried von Straßburg behandelt in seiner Dichtung von »Tristan und Isolde« einen Stoff, dessen Thema höchste sinnliche Liebesglut ist; die unbedingte Beherrschung der Form verleitet ihn manchmal zu virtuosem Spiel mit den Worten. Bei Hartmann wie bei Gottfried macht sich ein reflektierendes Element ziemlich stark geltend, während dies bei Wolfram von Eschenbach nicht der Fall ist. Wolfram ist überhaupt neben Walther von der Vogelweide der hervorragendste Dichter des deutschen Mittelalters, der eigenartigste, tiefsinnigste und selbständigste, zugleich derjenige, der am meisten auf die sinnliche Anschauung wirkt. Dabei steht er von den drei Männern der volkstümlichen Epik am nächsten. Sein Hauptwerk, der »Parzival«, ein großartiges ethisch-religiöses Charaktergemälde und zugleich das vollendetste Bild des höfischen Lebens und Treibens, behandelt die mit der

Arthursage verbundene Gralssage; Episoden aus diesem Stoffkreis behandelt der unvollendet gebliebene »Titurel«; dem karolingischen Sagenkreis gehört der »Willehalm« an. Andre Dichter zweiten Ranges wählen gleichfalls ihre Stoffe aus dem bretonischen Sagenkreis. Unmittelbarer Nachahmer und Nachfolger Hartmanns ist Ulrich von Zatzikhofen mit seinem »Lanzelot«, der wohl noch in den 90er Jahren des 12. Jahrh. dichtete. Gleichfalls Hartmanns Schule gehört Konrad Fleck an, der seine Erzählung von »Flos und Blankflos« etwa 1220 verfaßte. Ein Schüler von Hartmann und von Wolfram ist Wirnt von Grafenberg, dessen »Wigalois mit dem Rade« um 1210 entstand. Den 20er Jahren etwa gehört die »Krone« Heinrichs von dem Türlin an, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. sind »Der jüngere Titurel« Albrechts und die Arthurromane des Pleiers (»Garel«, »Tandarois und Flordibel«, »Meleranz«) entstanden; charakteristisch ist für diese letztgenannten, daß sie nicht mehr nach französischen Vorlagen arbeiten, sondern eigne abenteuerliche Erfindungen in meist ziemlich wüster Komposition zu Markte bringen. Der bedeutendste der Epigonen ist Heinrich von Freiberg, der noch um 1300 Gottfrieds unvollendeten »Tristan« nach einer französischen Quelle zu Ende führte. Im allgemeinen aber hat sich der herrschende Geschmack, nachdem die höfische Epik ihren Höhepunkt erreicht hatte, sehr bald wieder von dem Abenteuerlichen, dem Zauberspuk, dem vielfach Frivolen der Arthurromane abgewendet und hat ernsthaftern und dem realen Leben näherstehenden Dichtungsarten seine Gunst geschenkt. Anderseits ist an die Stelle des schwerfälligen, unübersichtlichen Romans die Novelle getreten. Rudolf von Ems, etwa 1220—56, und Konrad von Würzburg, gest. 1287, bevorzugen die legendenhafte Erzählung. Rudolf von Ems und ein Ungenannter schreiben Weltchroniken, Ottokar von Steiner, bald nach 1300, eine österreichische Chronik. Wernher der Gartenaere greift gegen die Mitte des 13. Jahrh. in das bäuerliche Leben der Gegenwart und schafft in seinem trefflichen »Meier Helmbrecht« die erste deutsche Dorfgeschichte. Der Stricker, etwa 1225—50, liefert eine große Zahl von kleinern Erzählungen und erzählt die »Schwänke des Pfaffen Amis«. Eine unbeabsichtigte Parodie der ganzen Ritterromantik ist der »Frauendienst« Ulrichs von Lichtenstein (1255), eine bewußte das Gedicht »Vom üblen Weibe«, bei deren häuslichen Zänkereien und Kriegen stets in negativem Vergleich auf die berühmten Liebespaare der höfischen Epik hingewiesen wird.

Neben der Epik blühte eine reiche ritterliche Lyrik. Ihre Anfänge entwickeln sich um die Mitte des 12. Jahrh. im Südosten Deutschlands; sie schließen sich noch ziemlich eng an die volkstümliche Gelegenheitspoesie an. In dieser Weise dichten der Kürenberger, Dietmar von Aist, der Burggraf von Regensburg. Sehr bald aber tritt der volkstümliche Charakter in den Hintergrund gegenüber dem französischen Geschmack, der Nachahmung französischer, insbes. südfranzösischer, provenzalischer Dichtung. Die ersten Vertreter der neuern Richtung sind der Limburger Heinrich von Veldeke, der Pfälzer Friedrich von Hausen, der Schweizer Rudolf von Fenis; in Thüringen Heinrich von Morungen, der zugleich der bedeutendste mittelhochdeutsche Lyriker vor Walther von der Vogelweide ist. In Süddeutschland ist Reinmar der Alte (R. von Hagenau) der Typus der neuen Auffassung, bei der die Minnelyrik der Ausdruck des konventionellen, nach Art des Lehensdienstes aufgefaßten Minnedienstes ist, die unmittelbare Empfindung eine unbedeutende Rolle spielt, die Reflexion stark überwiegt. Den Höhepunkt der mittelhochdeutschen Lyrik stellt Walther von der Vogelweide (etwa 1170—1227) dar. Von direkter Nachahmung romanischer Muster ist bei ihm keine Rede mehr. Er verschmilzt die von der neuen Richtung ausgehenden Anregungen mit volkstümlichen Elementen; er vertritt in seiner Dichtung die verschiedensten Gattungen der mittelhochdeutschen Lyrik: das weltliche Lied in seinen verschiedenen Formen, auch das Tagelied, das geistliche Lied (in seinen Kreuzliedern, einem Liede auf Maria) wie die lehrhafte Spruchdichtung, die bei ihm namentlich politischen Charakter hat, für den Kaiser gegen das Papsttum Partei ergreift. Zahlreich sind die Nachfolger dieser Vorbilder gewesen. In Mitteldeutschland war hauptsächlich Heinrich von Morungen maßgebend, in Süddeutschland Reinmar und Walther. Besonders zahlreich sind schweizerische Dichter vertreten. Einer der besten unter den Epigonen ist der Österreicher Ulrich von Lichtenstein (um 1250). Eine entschiedene Richtung auf das Realistische nahm die mittelhochdeutsche Lyrik durch Neithart von Reuenthal (um 1230), den Begründer der »höfischen Dorfpoesie«, der seine Stoffe aus dem bäuerlichen Leben, aus der Tanz- und Liebesfreude der Dörfler schöpft. Zu den bemerkenswertesten Vertretern einer mehr realistischen Richtung gehören noch Gottfried von Neifen, der Tannhäuser und Steinmar.

Gegenüber der Epik und der Lyrik tritt die Didaktik sehr stark zurück. Nachdem etwa um 1160 Heinrich von Melk in zwei Gedichten (»Von dem Gedanken an den Tod«, »Priesterleben«) weltlichem wie geistlichem Stande in leidenschaftlicher Satire seine Gebrechen vorgehalten, begegnen uns im 2. und 3. Jahrh. größere Lehrdichtungen, die die neuen höfischen Anschauungen zum Ausdruck bringen. Um 1215 ist der »Welsche Gast« des Thomasin von Zirclaere (einem Friauler) verfaßt; etwa aus derselben Zeit stammt der »Winsbeke«; dem Ende der 20er Jahre gehört Freidanks »Bescheidenheit« an, die in Form loser aneinander gereihter Sentenzen, unter reichlicher Benutzung alter Spruchweisheit, ihre praktische Lebensweisheit spendet. 1300 ist der umfangreiche »Renner« des Hugo von Trimberg geschrieben, der bereits den höfischen Lebensidealen völlig abgekehrt ist.

IV. Zeitraum.

Vorherrschaft der bürgerlich-lehrhaften Poesie. 14. und 15. Jahrh.

Das Epos tritt in der Periode sehr stark zurück, vor allen Dingen das Volksepos, das fast nur noch in dem Liede vom hörnen Seifried weiterlebt. Die Stoffe der Arthur- und Gralssage werden gleichfalls nur noch vereinzelt gepflegt; sie finden eine encyklopädische Darstellung in dem »Buch der Abenteuer« des Ulrich Fueterer, der im Ausgang des 15. Jahrh. dichtet. Etwas mehr noch werden andre ausländische Stoffe behandelt. So gibt es aus dieser Zeit mehrere Bearbeitungen der Alexandersage; Heinrich von Neuenstadt schreibt um 1300 einen »Apollonius von Tyrlant«, Hans der Büheler eine »Königstochter von Frankreich« und »Diokletians Leben«, das eine Bearbeitung des orientalischen Stoffes der Geschichte von den sieben Weisen ist. Die Legendendichtung steht in Blüte; auch hier macht sich encyklopädische Ten-

denz geltend, so in dem außerordentlich umfangreichen, vielleicht noch dem Ausgang des 13. Jahrh. angehörenden »Passional«, von unbekanntem Verfasser, und in dem »Buch der Märtyrer«, dessen Autor sich gleichfalls nicht genannt hat, und das in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. verfaßt ist. Im allgemeinen aber entsprach es dem realistischen Sinn der unkünstlerisch gewordenen Zeit, daß an die Stelle der alten großen Epen Prosaerzählungen, die später sogen. Volksbücher, traten. Mit wirklichen Vorzügen und mit der kostbaren künstlerischen Form der Gedichte verschwanden gleichwohl auch einzelne Mängel. Da es sich um gedrängte Wiedergabe der Handlung und Charakteristik handelte, traten viele Äußerlichkeiten zurück; zugleich ist die höfische Lebensauffassung in den Hintergrund getreten, wenn es auch vielfach Angehörige der vornehmen Kreise sind, von denen die Anregung für diese Prosawerke ausgeht. Großen Einfluß auf die rasche Entstehung und Verbreitung dieser Erzählungen in Prosa hatte die Erfindung des Buchdrucks, die überhaupt vom Ende des 15. Jahrh. an die Entwickelung der Litteratur mit bestimmte. Bis tief ins 16. Jahrh. hinein währte die im 15. beginnende Abfassung dieser Volksbücher. Dieselben waren teilweise Prosaauflösungen älterer deutscher Dichtungen, wie der »Tristrant und Isolde«, »Wigalois«, »Wilhelm von Österreich«, teils Bearbeitungen französischer Vorlagen, die entweder direkt übersetzt oder aus niederländischen Umgestaltungen entnommen werden, so »Fierabras«, »Die Haimonskinder«, »Hug Schapler«, »Lanzelot«, »Loher und Maller«, »Die schöne Magelone«, »Melusine«, »Kaiser Octavianus«, »Pontus und Sidonia«; die Quelle des »Fortunat« ist bis jetzt unbekannt. Volkstümliche Überlieferung hat sich zu der Schwanksammlung von »Till Eulenspiegel« und zu dem »Doktor Faust« verdichtet.

Auf der Grenze zwischen ritterlichem Epos und der Didaktik stehen allegorische Erzählungen, wie die »Jagd« des Hadamar von Laber (um 1440), die »Möhrin« des Hermann von Sachsenhein (1453) und als letzter namhafter Ausläufer der »Theuerdank« Kaiser Maximilians. Die Fabel findet einen namhaften Vertreter in dem Berner Ulrich Boner, der um 1340 eine Sammlung von etwa 100 Fabeln unter dem Titel »Der Edelstein« zusammenfaßt. Beschreibend ist »Der Minne Regel« des Eberhard Cersne (1404). Das Schachspiel ist für allegorische Deutung verwertet in nicht weniger als vier deutschen Bearbeitungen eines lateinischen Werkes von Jacobus de Cessolis. Eine umfassende Tugendlehre gibt um 1410 Hans Vintler in seiner »Blume der Tugend«.

Auf dem Gebiete der Lyrik ragen noch zwei namhafte Vertreter der ritterlichen Dichtung in unsre Periode hinein, Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Im allgemeinen aber vollzieht sich die Umbildung des Minnegesangs zum Meistergesang. Die Dichtung geht aus den Händen der Adligen in die der Bürgerlichen über. Das höfische Lebensideal verschwindet; die Minne bildet nicht mehr das Hauptthema, lehrhafte Betrachtung tritt an die Stelle. Ganz besonderer Wert aber wird auf die Wahrung der zu raffinierter Ausbildung gelangten künstlerischen Formen gelegt. Diese Richtung wird in den Kreisen wandernder Berufssänger gepflegt, wie Heinrich von Mügeln, Muskatblüt, Michael Beheim. Anderseits aber wird diese Kunst als Zeitvertreib, namentlich in den Kreisen der Handwerker, geübt und gewinnt im Anschluß an deren Organisation zunftmäßige Ausbildung. In Augsburg und Straßburg bestanden bereits im 15. Jahrh. Meistersingerschulen. Seine höchste Blüte erreicht der Meistergesang in Nürnberg, aber erst im 16. Jahrh.

Zu großer Schönheit hat sich im 15. Jahrh. das Volkslied entfaltet, das sich bis jetzt fast nur in seinen Einwirkungen auf die kunstmäßige Dichtung verraten hatte. Und ebenso kommt es jetzt zur Erstarkung der dramatischen Dichtung. Schon im 13. Jahrh. und zu Anfang des 14. Jahrh. waren die geistlichen Spiele, ursprünglich an kirchliche Feste geknüpft und in lateinischer Sprache geschrieben, teilweise vollständig deutsch geworden; in einem und dem andern lassen sich Spuren der höfischen Kunst erkennen, im allgemeinen aber gingen die Dichter und Bearbeiter der Weihnachts-, Passions- und Oster-, der Himmelfahrts- und Fronleichnamsspiele (denen sich verhältnismäßig wenige Legendenspiele nach fremden Mustern hinzugesellten) ihren eignen Weg. Vielfach macht sich Einfluß spielmännischer Technik geltend. Die poetische Individualität hatte hier zunächst wenig Raum; ein Spiel, entlehnt aus dem andern, geht in das andre über; gleichwohl trat eine wachsende Mannigfaltigkeit der frei erfundenen und detaillierten Szenen ein, welche den Spielen einen stets volkstümlichern Charakter gab. Von den Weihnachtsspielen sei ein Hessisches und ein St. Galler genannt, von den Osterspielen ist besonders wichtig das Innsbrucker, weil es die Hauptquelle für zahlreiche andre, so für zwei Erlauer Spiele, für das Sterzinger, das niederdeutsche Redentiner, das Wiener Osterspiel geworden. Viel umfassender, oft auf mehrere Tage sich erstreckend, sind die Passionsspiele. Hierher gehören z. B. das Donaueschinger, Alsfelder, Heidelberger, Tiroler Spiel. Unter den Himmelfahrtsspielen bietet das Tiroler besonderes Interesse. Andern Stoffkreisen der Bibel und den Apokryphen gehören an die Spiele von der »Kindheit Jesu«, »Mariä Himmelfahrt«, das höchst eigentümliche, 1322 zu Eisenach aufgeführte »Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen«, dessen Dichter man auch das Erfurter Spiel »Von der heil. Katharina« zuschreibt. Unter den Legendenspielen, welche das Leben der Heiligen dramatisierten, finden wir das »Spiel vom heil. Georg«, das Kremsmünsterer »Spiel von der heil. Dorothea«, Spiele von »Susanna«, »Vom heil. Meinhard«, »Vom heiligen Kreuz« (die Legende der Helena, der Mutter Konstantins, behandelnd), fast alle dem 15. Jahrh. angehörig. Den bedeutendsten dramatischen Anlauf nahm im »Spiel von Frau Jutten« der Mühlhäuser »Meßpfaffe« Dietrich Schernberg (1480).

Vom 15. Jahrh. an treten selbständig neben den geistlichen Spielen, in denen es an derben und possenhaften Szenen nicht mangelt, die aus den alten Fastnachtsumzügen entstandenen Fastnachtsspiele hervor, welche in den Städten von Gesellschaften junger Leute, zunächst wohl in Privathäusern, gespielt wurden und besondere Bedeutung in Nürnberg gewannen, wo zwei volkstümliche, auch als Dichter erzählender Schwänke und als Meistersinger auftretende Poeten, Hans Rosenplüt (zwischen 1440 und 1480) und der Bader Hans Folz, sie weiterbildeten. Der reinere von ihnen war unzweifelhaft Rosenplüt, während der »Barbierer« Folz durch die üppigsten und zweideutigsten Scherze zu wirken suchte, vor keiner Unflätigkeit zurückschrak, aber viel frisches Leben und größere Gewandtheit im Aufbau und der Durchführung der

by Google

Spiele entwickelte. Gelegentlich spielen die geistige Bewegung der Vorreformationsperiode (von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 16. Jahrh.), die Abneigung gegen das Treiben der entarteten Geistlichkeit, selbst der Anteil am politischen Leben und namentlich die Furcht vor den Türken herein. Zahlreiche Fastnachtsspiele sind ohne Namen der Dichter aufbewahrt, noch zahlreichere jedenfalls verschwunden.

Daß in dem in Rede stehenden Zeitraum die Bedeutung und Ausbreitung der Prosa gewachsen, zeigte sich schon an dem Aufkommen der Volksbücher. Einen sehr entschiedenen Anteil an der Förderung der Prosa hatten schon im 14. Jahrh. die Schriften der Mystiker, unter denen Meister Eckhardt (zwischen 1260 u. 1327) der hervorragendste war. Ihm reihen sich an die von Nikolaus von Basel, Johann Tauler (gest. 1361, »Nachfolgung des armen Lebens Christi«), Heinrich Suso (gest. 1365, »Büchlein von der ewigen Weisheit«), Rulmann Merswin (gest. 1382, »Buch von den neun Felsen«, »Die Schriften des Gottesfreundes«), Otto von Passau (»Die vierundzwanzig Alten, oder der güldene Thron der minnenden Seelen«), ferner das Büchlein »Deutsche Theologia« von einem Frankfurter Priester (Ende des 14. Jahrh.). — Die Geschichtschreibung der Zeit entfaltet sich hauptsächlich in Chroniken einzelner Gebiete; besonders bemerkenswert sind die »Limburgische Chronik« des Stadtschreibers Tilemann Elhen von Wolfhagen (um 1350), die Straßburger Chronik von Fritzsche Closener (gest. 1384) und die zum großen Teil daraus geschöpfte elsässische von Jacob Twinger von Königshofen (gest. 1420), die »Thüringische Chronik« des Johannes Rothe von Eisenach (um 1420), die »Berner Chronik« von Diebold Schilling (um 1480) und die »Chronik der Eidgenossenschaft« von Petermann Etterlin (aus dem Anfang des 16. Jahrh.); ihr litterarischer Wert liegt in Ansätzen zu lebendigen Einzelschilderungen und sprachlichen Eigentümlichkeiten.

V. Zeitraum.

Das Reformationsjahrhundert.

Um die Mitte des 15. Jahrh., während der langen ruhmlosen Regierung Kaiser Friedrichs III. waren die Zustände des Deutschen Reiches immer unerfreulicher geworden; auch die kirchlichen Streitfragen wurden durch die Reformkonzile von Konstanz und Basel nicht gelöst. Dabei trat eine weitreichende Veränderung aller frühern realen Lebensverhältnisse ein, deren Druck ganze Volksklassen und Stände traf, so daß schon durch diese Vorbedingungen eine Epoche der Gärung und des Kampfes gegeben gewesen wäre. Zugleich aber regten sich Tausende von gesunden Kräften und Bestrebungen, die dazu beitrugen, einen Zustand chaotischer, aber frischer und im ganzen hoffnungsfreudiger Bewegung hervorzurufen. So trafen die großen Bewegungen des Humanismus und der Reformation auf eine außerordentliche Empfänglichkeit der Einzelnen wie der Massen. Das Studium der Sprachen und Schriftwerke des klassischen Altertums gewann vom Ende des 15. Jahrh. an eine kaum abzuschätzende Verbreitung, Bedeutung und Einwirkung auch auf das deutsche Leben. In der Geschichte des deutschen Humanismus treten die pädagogisch-reformatorischen Tendenzen gleich von Anfang an weit entschiedener hervor, als dies in Italien der Fall war. Die Anfänge der großen geistigen Bewegung knüpften an die Fortbildungen der Mystik an; der Zusammenhang der ersten hervorragenden Humanisten mit den niederdeutschen Brüdern vom gemeinsamen Leben darf mit Recht betont werden. Das wichtigste Ideal der Zeit blieb jedoch die kirchliche Reform, und die mächtige Bewegung, die mit dem Auftreten Luthers 1517 ihren Anfang nahm, überwältigte und verschlang in Deutschland bald alle andern Bestrebungen. Durch sie wurde der Volksgeist bis in seine letzten Tiefen erregt. Diese Zeit gewaltiger Erschütterungen und Kämpfe zeitigte natürlich auch starke und eigenartige Charaktere. Die deutsche Dichtung und Litteratur des 16. Jahrh., zunächst von den Doppelwirkungen des Humanismus und der Reformation durchdrungen, trat im Verlauf der letztern immer ausschließlicher in Abhängigkeit von der kirchlichen Bewegung. Eine Fülle von Kraft und Leben, von geistiger Gewalt und fortreißender Überzeugung rang in der Litteratur nach Ausdruck, während die künstlerische Durchbildung und Läuterung eher vernachlässigt wurde. War sonach, wie Uhland hervorhebt, »die Dichtkunst dieses Zeitraums nur ein Werkzeug anderer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, Funken schlagende Waffe. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst als eine Redekunst, oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmut, ist sie oft derb bis zur Roheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich gebärden, so wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigentümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherz, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand. Man muß sich zu den Streitgedichten immer den Mann und seine Kampfstellung hinzudenken, dann wird das starre Rüstzeug sich lebend bewegen.«

In der Zeit unmittelbar vor der Reformation treten im Vordergrund einige Schriftsteller, welche die Mißstände im öffentlichen und kirchlichen Leben bekämpften, dabei aber durchaus auf dem Boden der alten Kirche standen. Die hervorragendsten darunter gehören dem Elsaß an: Geiler von Kaisersberg, der Straßburger Prediger (gest. 1510), Sebastian Brant, der Verfasser des »Narrenschiffs« (1494), die Franziskaner Thomas Murner u. Johannes Pauli, der Verfasser der Schwanksammlung »Schimpf und Ernst« (1519). Neben den deutschen Volksschriftstellern stehen die Gelehrten und Dichter, welche in der Erforschung des klassischen Altertums und in der lateinischen Poesie mit den italienischen Humanisten wetteiferten und sich bemühten, den humanistischen Studien an den Universitäten eine Stätte zu bereiten, wobei sie den Widerstand der Anhänger der alten scholastischen Bildung zu überwinden hatten. Aus diesem Kampfe ist die geistvollste Streitschrift der Zeit, die »Epistolae obscurorum virorum« (1515) hervorgegangen.

Im Mittelpunkt der gesamten deutschen Litteratur wie des gesamten deutschen Lebens des 16. Jahrh. stand die alles überragende Gestalt Martin Luthers (1483—1546). Der große Kirchenreformator ward auch der größte deutsche Schriftsteller der Zeit; mit seiner deutschen Übertragung der Bibel förderte, ja schuf er im eigentlichen Sinne des Wortes die neuhochdeutsche Schriftsprache, welche geistigen Schwung, Wortfülle, melodische Kraft, Biegsamkeit für die höchsten Aufgaben der Poesie und Redekunst erst erhielt und der Litteratur der Zeit einen Hintergrund gab, »auf den nur zurückgedeutet werden durfte, um ganze Reihen von Vorstellungen und Empfindungen wie durch Zauberschlag zu erwecken« (Gödeke). Die große

Zahl der übrigen Schriften Luthers ward für die gesamte Kampflitteratur des 16. Jahrh. geistiger Quell und ein Wortschatz zugleich, dessen Reichtum Tausende nutzten. Als Dichter brach Luther dem evangelischen Kirchengesang mit seinen Liedern die Bahn, in denen die Kraft, die Glut, selbst der Trotz seines Wesens vom freudigsten Glaubensgefühl und herzinniger Liebe durchdrungen erscheinen. Eine ganze Reihe evangelischer Liederdichter schloß sich an Luther an, unter ihnen Justus Jonas, Paul Eber, Johannes Matthesius, der Nürnberger Lazarus Spengler, der Straßburger Wolfgang Dachstein, der Deutschböhme Nikolaus Hermann, der Niederdeutsche Nikolaus Decius, dann, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Nikolaus Selneker, Philipp Nicolai, unzähliger anderer zu geschweigen. Unter den poetischen Polemikern der Reformation ragt Ulrich von Hutten (1488—1523) hervor, der vorher sich unter den Lateinpoeten eine geachtete Stellung erworben hatte, nun aber, um auch die Massen zu erobern, einen kräftigen Volkston anschlug. Auf katholischer Seite ist vor allen Thomas Murner (1475—1537) zu nennen, der in seinem »Lutherischen Narren« (1522) die schwachen Seiten der Reformationsbewegung scharf und beredt hervorhob. Die überwiegende Mehrzahl der begabten Schriftsteller und Dichter stellte sich jedoch in den Dienst der neuen Bewegung und durchsetzte die herkömmlichen Gattungen der volkstümlichen Litteratur mit tendenziös-polemischem Inhalt, so vor allem der Schweizer Nikolaus Manuel in seinen Fastnachtsspielen (1522—29), Erasmus Alberus (1534) und Burkhard Waldis (1544) in ihren Fabeln. Auch der fruchtbarste und populärste weltliche deutsche Dichter des 16. Jahrh., der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (1494—1576), war ein begeisterter Anhänger Luthers, nachdem jedoch die Jahre der ersten Kampfeshitze vorüber waren, überwog in seinen Werken der Charakter einer milden Beschaulichkeit. Hervorragender Meistersinger, vor allem aber Meister der volkstümlichen poetischen Erzählung, des Schwankes und des Fastnachtsspiels, Vorläufer oder Begründer des weltlichen deutschen Dramas in größerm Stil, zeichnete er sich als phantasievoller, frohsinniger, heiter-verständiger, witziger Vertreter deutschen Bürgertums aus; die Fruchtbarkeit seiner durch umfassende Lektüre genährten Erfindungskraft ward durch eine glückliche sprachschöpferische Leichtigkeit des Ausdrucks unterstützt. Die kaum übersehbare Masse seiner lyrischen, allegorischen und didaktischen Gedichte, gereimten Erzählungen, Fabeln, Schwänke, seiner Tragödien und Komödien, seiner Fastnachtsspiele ward vorbildlich beinahe für die ganze erzählende und dramatische Dichtung der Zeit. Das Volkslied blühte weiterhin und zog auch die großen geschichtlichen Begebenheiten in seinen Bereich. Die äußerst zahlreichen dramatischen Werke dieses Zeitraums verdanken ihre Entstehung größtenteils dem Umstande, daß die theatralischen Aufführungen an den Schulen sich mehr und mehr einbürgerten. Die Verfasser, meist Schulmänner, bedienten sich dabei teils der lateinischen, teils der deutschen Sprache; biblische Stoffe wurden in erster Linie bevorzugt. Rein wahrhaft genialer Dichter ragt aus der Menge hervor; vor der Mitte des Jahrhunderts verdient Paul Rebhun (gest. 1546) wegen seines reinen Versbaues, in der spätern Zeit der Schwabe Nikodemus Frischlin (1547—90) und der Straßburger Professor Brülow (Brulovius, 1585—1627) Erwähnung. Die prosaische Unterhaltungslitteratur wird beherrscht durch Schwanksammlungen und Volksbücher, letztere meist nach ausländischen Mustern. Doch erschien gegen Anfang dieses Zeitraums das Buch von Till Eulenspiegel (um 1500), späterhin entstanden auf deutschem Boden die Bücher vom Doktor Faust (1587) und von den Schildbürgern (1597). Bemerkenswert sind auch Georg Wickrams (gest. 1562) frei erfundene Erzählungen, die ersten Prosaromane in deutscher Sprache. Als Geschichtschreiber sind hervorzuheben der vielseitige und selbständige Sebastian Frank (1499—1542) und der gründliche Forscher Aventinus (1477—1534), Verfasser einer bayrischen Chronik, ferner der Schweizer Ägidius Tschudi (1505—72). Den Geschichtswerken schließen sich die charakteristischen Autobiographien des Götz v. Berlichingen, Thomas Platter und des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen an.

Die deutsche Dichtung der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., obschon im allgemeinen noch unter der Herrschaft derselben Einwirkungen und Antriebe stehend wie die der ersten Hälfte, zeigt doch bemerkenswerte Veränderungen. Die erste frische Begeisterung der großen Erhebung war verbraust, die Hoffnung auf eine einheitliche evangelische Nationalkirche und eine gleichzeitige Erneuerung der alten Herrlichkeit des Deutschen Reiches gescheitert; die reformatorische Stimmung war im Streite der alten und neuen Kirche, des Luthertums und des Calvinismus untergegangen, das Reich trotz Religionsfriedens innerlich zerrütteter als je zuvor. Der theologische Parteikampf und Wortstreit, in den ganz Deutschland wieder und wieder hineingezogen ward, erstickte und zertrümmerte alle nicht theologische Kultur; der Geist des Volkes verwilderte, die zunehmende Grausamkeit des deutschen Lebens machte sich gegen Ende des Jahrhunderts in der härtern, strengern Standesscheidung, den Greueln der Hexenprozesse, der stets barbarischer werdenden Justiz und tausend andern häßlichen Lebenserscheinungen mitten im materiellen Gedeihen geltend. In der Litteratur begann die volkstümliche Darstellung ins Rohe und Platte zu sinken.

Der hervorragendste deutsche Dichter und Schriftsteller der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war Johann Fischart (ca. 1550—90), in den Kämpfen der Zeit auf protestantischer Seite viel beteiligt, scharfer Gegner der Jesuiten und der katholischen Gegenreformation, trotz umfassender Gelehrsamkeit eine auf volkstümliche Wirkung gestellte, kraftvolle humoristische Natur, der in seinen satirischen wie ernsthaften Dichtungen: »Eulenspiegel reimsweis«, »Flöhhatz, Weibertratz«, »Das glückhafft Schiff von Zürich«, in kleinen Prosaschriften, vor allem aber in seiner Bearbeitung des Rabelaisschen »Gargantua«: der »Affentheuerlichen Geschichtsklitterung«, ein vielseitig sprachgewaltiges, mit selbstgeschaffenen Schwierigkeiten virtuos spielendes Talent entfaltete. Neben ihm traten als poetische Erzähler Georg Rollenhagen (1542—1609) und Bartholomäus Ringwaldt (1530 bis ca. 1600) auf. Die dramatische Poesie ward nicht nur durch die Zeitrichtung, sondern auch durch von außen hereintretende Elemente stark beeinflußt, namentlich durch die äußerlich effektreichen Stücke der herumziehenden englischen Komödianten, die seit 1586 in Deutschland nachweisbar sind. Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) und die Tragödien, Possen und Singspiele des nürnbergischen Dichters Jakob Ayrer (gest. 1605) zeigen bei allen Vorzügen keinen reinen poetischen Sinn.

Gegenüber der ersichtlichen Verwilderung der Empfindung und der Trivialität der Massenproduktion war es eine unvermeidliche Wendung, daß eine kleine Gruppe von Poeten sich von der volkstümlichen Litteratur schied und, edlere Formen, größere Würde der Poesie erstrebend, eine akademische Richtung begründete. Während man bis dahin in Deutschland nur in der lateinischen, nicht aber in der einheimischen Poesie eine künstlerische Abrundung des sprachlichen Ausdrucks und des Versbaues angestrebt hatte, wollten diese Dichter, ähnlich wie dies früher schon in andern Ländern, namentlich in Frankreich, geschehen war, von den Anregungen der Renaissance ausgehend, eine Kunstdichtung in der Volkssprache begründen, ein Bestreben, das sich besonders in dem calvinistischen Deutschland zeigte, das mit Frankreich in lebhaftem geistigen Verkehr stand. Vertreter dieser Richtung sind Ambrosius Lobwasser, der Übersetzer der Psalmen Marots, Paulus Melissus Schede und Peter Denaisius, die in Heidelberg wirkten, sodann der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653).

VI. Zeitraum.

Der Dreißigjährige Krieg und die gelehrte Dichtung.

Die Begründung einer neuen Kunst- oder vielmehr einer spezifischen Gelehrtendichtung, zu welcher die genannten akademischen Poeten den Anlauf genommen hatten, fiel mit der größten Unheilszeit, die Deutschland durchlebt, mit dem greuelvollen, Land und Leute zerrüttenden Dreißigjährigen Kriege zusammen. Der Drang nach einer akademischen Poesie ging an sich nicht aus den Ereignissen und Folgen des Krieges hervor, die d. L. ward vom allgemeinen Zuge des 17. Jahrh. mit ergriffen. Der Zeitgeist mit seiner blutigen Roheit, wüsten Plattheit und seinem geschmacklosen Prunk drängte sich in die Werke der gelehrten wie der ausklingenden volkstümlichen Dichtung hinein. Die deutsche Sprache verlor die Kraft, den Reichtum und die lebendige Beweglichkeit des 16. Jahrh., sank in Roheit und Schwulst oder erstarrte in Pedantismus; es durfte schon als ein Verdienst der gelehrten Dichtung angesehen werden, daß sie die barbarische Sprachmengerei aus ihren Schöpfungen meist fern hielt. Die Zeit nach dem Kriege war womöglich noch trauriger als die wilde Kriegsperiode selbst. Die rohe Zuchtlosigkeit eines krieg- und blutgewöhnten Geschlechts, die schroffe Standessonderung, die Ausländerei der höhern Stände und namentlich ihre gegen den Ausgang des Jahrhunderts wachsende Abhängigkeit von Frankreich, der verhängnisvolle Einfluß des Hofes Ludwigs XIV., die gedrückte Servilität des einst so kräftigen und mächtigen, jetzt verarmten und herabgekommenen Bürgertums, die Nüchternheit und Enge, die Brutalität und der Pedantismus aller nach dem Westfälischen Frieden herrschenden Lebensanschauungen und Lebensformen: alle diese hoffnungslosen Zustände drückten schwer auf das geistige, zumal das litterarische Leben Deutschlands. Allerdings begann gegen den Ausgang ebendieser Epoche neben der kunstzerstörenden, herabdrückenden Einwirkung falscher Gelehrsamkeit auf die Litteratur auch der günstige, befreiende Einfluß wirklichen Denkens, innerlicher Aufklärung im besten Wortsinn. Obschon der große Philosoph Leibniz (1646—1716), der »genialste Polyhistor der Zeit«, wesentlich nur französisch und lateinisch schrieb, so übten die durchdringende Kraft seines Geistes, der Idealismus seiner Grundanschauungen einen tiefgehenden und heilsamen Einfluß auf das herabgekommene, innerlich verödete Geschlecht nach dem Kriege. Eine befreiende Wirkung ging auch von Leibniz' Schüler Christian Wolf (1679—1754) aus, dessen in deutscher Sprache vorgetragene Metaphysik bei ihrer encyklopädischen und formalistischen Natur für die Schulung der Geister Vorzügliches leistete. Chr. Thomasius (1655—1728) erwarb sich um Geltung der Philosophie und vernünftiger Sittenlehre, um geistige Freiheit und weltfrohe Gewandtheit einer deutsch redenden Wissenschaft nicht hoch genug zu schätzende Verdienste. In entgegengesetzter Richtung, aber mit gleicher Wirkung gegen die Herrschaft einer kirchlichen Orthodoxie, die in starrsinniger Beschränkung und trostloser Äußerlichkeit das ganze lebenspendende Erbe der Kirchenreformation verloren hatte, half die pietistische Bewegung mit ihrer Verinnerlichung und ihrem wahrhaft religiösen Leben die Gemüter befreien und der Litteratur einen neuen Boden bereiten. In kleinen Kreisen wirkten die mystische Theosophie des dunkeln und tiefsinnigen Jakob Böhme, des Schuhmachers von Görlitz (1575—1624), in weitern die Lehren und Schriften der eigentlichen Begründer und Förderer des Pietismus, Philipp Jakob Spener (1635—1705) und Aug. Herm. Francke (1663—1727), nach. Langsam aber erwuchsen aus den so ausgestreuten Samenkörnern Keime, und bis sie aufgingen, herrschte die leben- und inhaltlosefte gelehrte Poesie, der oft kaum der Name einer poetischen Rhetorik zuzusprechen ist. Daß das subjektive Talent in all dieser Öde und wüsten Geschmacklosigkeit nicht erlosch und sich unter günstigen Umständen über das Niveau der Zeit erhob, ändert an der Thatsache nichts, daß die d. L. in das Zeitalter ihres tiefsten Verfalls getreten war.

Der akademische Charakter der litterarischen Weiterentwickelung Deutschlands sprach sich am Eingang des 17. Jahrh. in den gepriesenen Sprachgesellschaften (s. d.) aus, die mit der 1617 begründeten »Fruchtbringenden Gesellschaft« (Palmenorden) begannen. Der Palmenorden war bestrebt, durch Übersetzungsarbeiten aus den neuern Litteraturen die Einführung einer eigentlichen Kunstpoesie in Deutschland zu befördern.

Den größten Teil des Ruhmes dieser neuen Bewegung erntete jedoch Martin Opitz (1597—1639). Als Vorbild für die Art, wie die Grundsätze der klassizistischen Poetik in die neuern Sprachen einzuführen seien, dienten ihm Ronsard und die von Ronsard abhängigen Niederländer. Am meisten Einfluß gewann er dadurch, daß er die Regeln dieser Poetik für den Gebrauch der Deutschen in seiner »Teutschen Poeterey« (1624) verarbeitete; auch seine prosodischen Regeln bezeichnen gegenüber der verwilderten Verskunst der frühern Zeit einen Fortschritt. Er wußte es dahin zu bringen, daß er als Begründer einer neuen Poesie auch von solchen anerkannt wurde, die ihm an dichterischer Gestaltungskraft weit überlegen waren, so von dem Lyriker Paul Fleming (gest. 1640). Vor allem fand er Verehrer und Nachahmer in seiner schlesischen Heimat, die für die nächste Zeit eine Hauptstätte der deutschen Dichtkunst wurde (sogen. erste Schlesische Dichterschule). Hier lebte Fr. v. Logau (gest. 1655), der die Gattung des Epigramms mit einem neuen und tiefen Inhalt zu erfüllen wußte, und der ernste, gedankenvolle Andreas Gryphius (gest. 1664), der bedeutendste dramatische Dichter jener Zeit. Als Lyriker ist Simon Dach (gest. 1659) nebst seinen Königsberger Freunden zu erwähnen; durch frischen, volkstümlichen

Ton sind vor allem die Lieder Jakob Schwigers (gest. 1667) ausgezeichnet. Die Poeten der Nürnberger Dichterschule gefielen sich in dem spielenden Ton der Schäferpoesie und in überkünstlichen Formen, Harsdörfer (gest. 1658) hat daneben die Lesewelt auch mit Unterhaltungslitteratur zum Teil nach fremden Vorbildern versorgt. Die evangelische geistliche Liederdichtung gedieh durch die tiefe Trostbedürftigkeit des in und nach dem Krieg duldenden Volkes zu einem neuen Aufschwung. J. Heermann (gest. 1647) hat die Grundsätze der Opitzschen Verskunst in das evangelische Kirchenlied eingeführt; ihm folgten unter andern Johann Frank (gest. 1677) und der Reformierte Joachim Neander (gest. 1680), alle andern überragt jedoch Paul Gerhardt, der Dichter des »Befiehl du deine Wege« (gest. 1676). Im katholischen Deutschland vertraten der edle Jesuit Friedrich Spee (gest. 1635) mit seiner »Trutz-Nachtigall« und der Konvertit Angelus Silesius (Scheffler, gest. 1677) mit den Liedern »Heilige Seelenlust« und den Sprüchen des »Cherubinischen Wandersmannes« die religiöse Vertiefung, die seit der Gegenreformation auch auf dieser Seite eingetreten war. Den geistlichen Liederdichtern, die in der Opitzschen Form einen wirklichen Empfindungsgehalt zu geben hatten, tritt eine kleine Zahl von Schriftstellern zur Seite, welche die Fähigkeit bewahrten, Leben und Menschen mit voller Deutlichkeit zu sehen und zu schildern. Daß es zumeist unerfreuliches und unschönes Leben war, was sie wiederzugeben hatten, lag in der Zeit. J. M. Moscherosch mit den »Wundertichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewalt« (1642), Johann Balthasar Schupp (gest. 1661) mit zahlreichen satirischen Schriften halb darstellender, halb didaktischer Natur, im weitern Sinn der niederdeutsche Satiriker Joh. Lauremberg (gest. 1659) und am Ausgang des Zeitraums der burleske volkstümliche Moralist Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, gest. 1709) gehören zu dieser Gruppe. Im ganzen aber ging die Umbildung der deutschen Dichtung zu einer reinen Gelehrtenpoesie, welche bei der Ausländerei der obern Stände und der tiefen Gedrücktheit und geistigen Armseligkeit des nichtgelehrten Bürgertums kein andres Publikum hatte als wiederum die Gelehrten, unaufhaltsam ihren Weg. Einige Jahrzehnte nach dem Frieden erlosch die Widerstandskraft der volkstümlichen Richtung. In der sogen. zweiten Schlesischen Dichterschule verband sich eine höfisch und vornehm sein wollende Galanterie, eine gewisse Üppigkeit der Phantasie mit der brutalen und plumpen Unsitte, welche das deutsche Leben beherrschte, mit der rohen Grausamkeit, die in den Gemütern lebte, in wunderlichster und widerwärtigster Weise. Dabei suchte sich ein unausrottbarer philiströser und nüchterner Sinn mit der Versicherung zu beruhigen, daß diese Dichtung weder äußeres noch inneres Leben spiegele, daß ein andres gemeint, ein andres gedichtet werde. Die gefeierten Talente dieser Zeit waren der lüsterne Lyriker Chr. Hofmann von Hofmannswaldau (gest. 1679), der umsonst Marinis weiche Sinnlichkeit und schmeichelnden Wohllaut der Sprache nach Deutschland zu verpflanzen suchte, aber Marinischen Schwulst in Ansehen setzte, und Dan. Kasper v. Lohenstein (gest. 1683) mit seinen von Schmutz und Schwulst starrenden rhetorischen Tragödien, der in Bezug auf dichterische Begabung ohne Zweifel unter Hofmannswaldau steht. In seinem weitschweifigen, phantastischen Roman »Großmütiger Feldherr Arminius ꝛc.« sucht er durch Anbringung antiquarischer Gelehrsamkeit und politischer Betrachtungen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Auf ähnlichen Bahnen bewegen sich die Romandichter Andreas Heinrich Buchholtz (gest. 1671), Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (gest. 1714) mit »Aramena« und »Octavia«, Hans Anselm v. Ziegler und Klipphausen (gest. 1697) mit dem gelesensten Buch der Zeit: »Asiatische Banise«. Daneben geht eine andre Richtung her. Spanische Schelmenromane, in denen die Abenteuerzüge eines Landstreichers dem Verfasser zu satirischen Schilderungen aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen geben, waren schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. in deutschen Bearbeitungen erschienen. 1669 erschien das Meisterwerk der Gattung, der »Simplicissimus« von Hans Jak. Christoffel v. Grimmelshausen (1625—76), dessen Handlung sich von dem meisterhaft geschilderten Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges abhebt. In der folgenden Zeit erschienen die satirischen Zeitromane von Chr. Weise (gest. 1708) und vor allem der »Schelmuffsky« des genial-liederlichen Christian Reuter (1696). Die dramatische Poesie verlor gegen Ende dieses Zeitraumes immer mehr die Fühlung mit der Bühne; die Schauspieler waren auf sich selbst angewiesen und stoppelten sich aus Romanen und aus ausländischen Dramen ihre Repertoirestücke zusammen, mit reichlicher Einmischung komischer Bestandteile. Gegen Ende des Jahrhunderts blühte in mehreren Städten, vor allem in Hamburg, die Oper, welche, seit 1678 eröffnet, ein paar Jahrzehnte lang in Chr. Richter, Postel, Feind, Hunold u. a. fleißige Verfasser musikalischer Dramen mit schwülstiger Diktion besaß.

Als ein Fortschritt mußte es gelten, daß unter dem Einfluß der französischen Litteratur, besonders Boileaus, eine gegen den Schwulst der Lohensteinianer gerichtete, korrekte und verstandesmäßige Dichtung aufkam, die rasch genug in überschwemmende, wässerige Verlemacherei ausartete. Diese Richtung finden wir bei Canitz (gest. 1699) und Besser (gest. 1729) sowie bei dem Epigrammatisten Chr. Wernicke, der die Hamburger Opernpoeten verhöhnte; Hauptrepräsentant war der bereits genannte Zittauer Schulrektor Christian Weise, der in »Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend« und in zahlreichen Schulkomödien eine trivial-gesunde Lebensanschauung, verständige moralische Tendenzen und einen großen Reichtum von guten Einfällen an den Tag legte. Bemerkenswert ist, daß in Deutschland niemals so viel gedichtet wurde, wie in dieser allerpoesielosesten Zeit, jedes öffentliche Fest und jeder Trauerfall rief eine Flut von wertlosen Reimereien hervor.

Eine wirkliche Besserung erfolgte zuerst im Eingang des 18. Jahrh., wo eine Reihe individueller Talente, begünstigt durch Naturell und Lebenseindrücke und feinfühliger in der Nachahmung ausländischer Muster, der deutschen Dichtung zuerst wieder einen Inhalt, phantasievolle Erfindung, Leidenschaft und Wärme der Stimmung, eine gewisse Wahrheit der Schilderungen gaben und in sinniger Betrachtung oder munter-geselligem Ton sich vom Schwulst wie von der Plattheit entfernt zu halten trachteten. Hierher gehören Christian Günther (1695—1723), der durch die Unmittelbarkeit und frische Sinnlichkeit seiner persönlichen Empfindung zur wirklichen Lyrik durchdrang und selbst das Gelegenheitsgedicht in lebendige Poesie umwandelte, wenn auch sein Geschmack in Bildern und seine Diktion noch vielfach an die zweite Schlesische Schule

erinnern; ferner Barthold Heinr. Brockes (1680—1747) mit dem breit ausgesponnenen, aber von feiner Naturbeobachtung zeugenden »Irdischen Vergnügen in Gott«; hierher Albrecht v. Haller aus Bern (1708—77), der in seinen Anfängen noch von den schlesischen Marinisten beeinflußt war, aber durch seine aus lebendiger Anschauung und Freude an der Wirklichkeit stammenden Schilderungen (namentlich im beschreibenden Gedicht »Die Alpen«) und durch ernste Gedankenschwere einen eignen Stil schuf; hierher der phantasievolle, wenn auch künstlerisch nicht durchgebildete Romandichter Joh. Gottfr. Schnabel, dessen weitverbreitete Robinsonade »Die Insel Felsenburg« (1731—43, 4 Bde.) ein eigenartiges Stück Leben und die tiefe Sehnsucht zahlreicher Gemüter nach einem weltfernen, harmonischen, stillumfriedeten Dasein verkörperte; hierher der Liederdichter und poetische Erzähler Friedrich v. Hagedorn (1708—54), der sich an die heitern Dichtungen der Franzosen und jüngern Engländer anlehnte und zugleich das eigne Lebensbehagen im leichten Flusse seiner kleinen Gedichte ausdrückte. Bemerkenswert ist auch, daß seit etwa 1720 in Deutschland Nachahmungen und Übersetzungen der englischen moralischen Wochenschriften (s. d.) immer häufiger werden. Es ist dies der Beginn des mehr und mehr erstarkenden Einflusses der englischen Litteratur, durch welche in der folgenden Zeit der deutsche Geist von den Fesseln des französischen Klassizismus befreit und auf neue Bahnen gelenkt wurde. Indes war immer noch die Vorstellung sehr verbreitet, daß die poetische Kunst ein Anhängsel der Gelehrsamkeit sei, daß alles, was zur »Belustigung des Verstandes und Witzes« diene, entweder erworben werden könne, oder von Haus aus mit einer bestimmten Art der Bildung vorhanden sein müsse, die Überzeugung, daß eine vollendete und vollkommene Dichtung durch Befolgung gewisser Regeln und Vermeidung gewisser Irrtümer erreicht werden könne. Die französische Litteratur wurde noch als maßgebendes Vorbild betrachtet. Ohne Verständnis dafür, daß die großen Leistungen der französischen Poesie aus den Tagen Ludwigs XIV. nur Resultat eines außerordentlichen Aufschwungs des gesamten französischen Lebens seien, ohne schärfere Empfindung für den innern Gehalt des Pariser Klassizismus und nur bemüht, die korrekte Form und klare Übersichtlichkeit der französischen Dichtungen zu erreichen, pries man die Mustergültigkeit französischer Poesie. Das eigentliche Haupt einer mit Verwerfung aller bisher geltenden Muster die Franzosen nachahmenden Schule in der deutschen Litteratur ward Johann Christoph Gottsched (1700—66), als Leipziger Professor der Poesie und Beredsamkeit in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrh. der deutsche Geschmacksdiktator, welcher mit seiner »Kritischen Dichtkunst«, seinen verschiedenen Zeitschriften und zum Teil sehr verdienstlichen Sammlungen, mit seinen Briefen, seiner Deutschen Gesellschaft, mit zahlreichen Übersetzungen, eignen rhetorischen Gedichten und seiner nach französischen und englisch-französischen Vorbildern zurechtgeschnittenen Tragödie »Der sterbende Cato« der deutschen Litteratur den Weg zur echten Klassizität zu bahnen vermeinte. Ehrlich für den Gedanken einer glänzenden und würdevollen Stellung der Litteratur begeistert, nicht ohne Verdienste um manche litterarische Einsichten, um die Wiederanknüpfung einer Verbindung zwischen dem Theater und der Litteratur, war er doch zu trocken und dürr, um auch nur den Pope, geschweige den Boileau und Racine Deutschlands vorstellen zu können, und erweckte sich überdies durch seinen Hochmut und seine beschränkte Rechthaberei zahlreiche Gegner. Eine treue Mitarbeiterin fand er an seiner Gattin Luise Adelgunde Viktorie, geborne Culmus (gest. 1762), eifrige Schüler an J. Joachim Schwabe und einer ganzen Reihe von dichtenden Magistern und Übersetzern, sowie an Otto, Freiherrn v. Schönaich, dessen steifes und wertloses Heldengedicht »Hermann« (1751) Gottsched zum deutschen Nationalepos emporzuloben hoffte. Gottsched lebt fort als der letzte Hauptvertreter der unlebendigen Gelehrtenpoesie.

VII. Zeitraum.

Zeit der Übergänge und des beginnenden Aufschwungs.

Ein Gegengewicht gegen Gottscheds Geschmacksherrschaft bildeten die »Schweizer«, d. h. die Züricher Gelehrten Joh. Jakob Bodmer (1698—1783) und J. J. Breitinger (1701—76), die im Grunde nur den entscheidenden Satz verfochten, daß zur Dichtung ein positives Element gehöre und die Vollkommenheit nicht in lauter Negationen gesetzt werden dürfe. Durch Breitingers »Kritische Dichtkunst« (1740) und einige andre ästhetische Schriften, die sie um dieselbe Zeit herausgaben, gerieten sie in eine heftige Fehde mit Gottsched. Der prinzipielle Gegensatz trat vor allem in der verschiedenen Beurteilung Miltons hervor, den die Schweizer begeistert priesen, während Gottsched ihn haßte, weil er nicht in sein Regelgebäude passen wollte. Von unmittelbarem Einfluß war die Wirksamkeit einer Gruppe von jungen Poeten und Schöngeistern, die, großenteils Sachsen und an der Universität Leipzig studierend, anfänglich von Gottsched beeinflußt, sich von ihm loslösten und, zunächst ein Publikum suchend, das der gesamten deutschen Litteratur fehlte, bei Franzosen und Engländern die gewinnenden, anmutigern Formen der Dichtung, die frische Wiedergabe von Eindrücken und Zügen des Lebens, die Fähigkeit des Unterhaltens durch die Litteratur erlauschen wollten. Das deutsche Leben selbst kam ihnen zu wenig entgegen, um ein rasches und volles Gelingen ihrer Absichten zu ermöglichen. Mehrere unter ihnen begannen ihre litterarische Wirksamkeit in den »Belustigungen des Verstandes und Witzes«, die der Gottschedianer Schwabe seit 1741 herausgab; dort erschienen unter andern die Erstlingswerke Gellerts, die ersten Satiren Rabeners, das komische Heldengedicht »Der Renommist« von F. W. Zachariä, ferner Briefe und Dichtungen J. Elias Schlegels, der schon frühzeitig in seinen Abhandlungen zur Ästhetik und Theorie des Dramas einen selbständigen Geist bethätigte, während er in den meisten seiner Dramen an dem hergebrachten Stil des französischen Klassizismus festhielt. Da die Mitglieder dieses Kreises den Wunsch hegten, ein eignes Organ zu ihrer Verfügung zu haben, gründeten sie die »Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« (nach dem Verlagsort gewöhnlich »Bremer Beiträge« genannt), die seit 1744 unter K. Chr. Gärtners Redaktion erschienen. Zu dieser Gruppe gehörten außer den genannten J. Arnold Ebert, K. D. Giseke, J. A. Cramer, Adolf Schlegel u. a. Die »Bremer Beiträger« waren die ersten Schriftsteller, deren Wirkungen wieder in weite und verschiedenartige Kreise reichten, »wieder die ersten wahrhaft volkstümlichen, fast möchte man sagen die ersten wahrhaft deutschen Dichter und Schriftsteller« (Hettner). Bleibende Bedeutung erlangte Chr. Fürchtegott Gellert

(1715—69), der bei weitem einflußreichste Schriftsteller des zweiten Drittels des 18. Jahrh. Seine außerordentliche Popularität beruht hauptsächlich auf seinen »Fabeln und Erzählungen«, in denen er mit bisher nicht erreichter Leichtigkeit und Lebendigkeit des Vortrags sittliche und soziale Zustände der eignen Zeit wie allgemeine menschliche Thorheiten spiegelte. Mit seinen »Geistlichen Liedern« schlug er sehr ergreifende Töne an; auch seine prosaischen Schriften, wie die »Briefe« nebst der »Abhandlung von dem Geschmack in Briefen« und seine »Moralischen Vorlesungen«, übten eine kaum zu berechnende Wirkung. Gleichzeitig mit den Männern der »Bremer Beiträge« löste sich eine Gruppe jüngerer Poeten, die persönliche Freundschaft während ihrer Studienzeit an der Universität Halle verbunden hatte, von der Gottschedschen Schule los. Zur Halleschen Poetengruppe zählten Sam. Gotthold Lange; Immanuel Pyra, Verfasser der Schrift »Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe« (1743); Nikolaus Götz, der mit Uz die Oden Anakreons übertrug (1746) und in eignen Gedichten die griechischen Lyriker nachzubilden suchte; Joh. Peter Uz, der von leichten, tändelnden Gedichten im (vermeinten) Stil Anakreons späterhin zur ernsten Ode und dem Lehrgedicht überging; endlich Joh. Wilh. Ludwig Gleim (1719—1803). In allen Formen und nach allen Mustern ein anempfindendes Talent, als tändelnder Anakreontiker, patriotischer Liederdichter, Fabel- und Spruchdichter, Erzähler und redseliger Didaktiker von unerschöpflicher, nie versiegender Produktionslust, erhob sich Gleim nur in den vom Siebenjährigen Krieg hervorgerufenen »Liedern eines preußischen Grenadiers« und in einigen Fabeln und Sinngedichten zur Selbständigkeit. Vor vielen andern in äußerlich begünstigter Lage, unterstützte er überall die Talente, »hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt wie des Dichtens und Schenkens und gewann sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte« (Goethe). Die Richtung auf das Idyll und das beschreibende Gedicht zeigte sich neben den Hallensern auch bei dem wackern Chr. Ewald v. Kleist, dessen »Frühling« (1749) als ein Lenz auch für die Dichtung gepriesen wurde.

In der dramatischen Dichtung hielt sich die Herrschaft der Gottschedschen Ansichten am längsten, doch wurde der Kreis der Kunst erweitert, indem man die französische Gattung des rührenden Lustspiels nachbildete (z. B. Gellert in seinem »Los in der Lotterie«). Ebenso hat Lessing durch sein Jugendwerk »Miß Sara Sampson« (1755) das bürgerliche Trauerspiel nach englischer Art in die d. L. eingeführt. Brawes (gest. 1758) »Brutus« ist bemerkenswert als ein Versuch, die Sprache der Tragödie von der Herrschaft des Alexandriners zu befreien und den fünffüßigen Jambus einzuführen. Im allgemeinen hat die dramatische Dichtung dieser Zeit den Charakter des unsichern Tastens und Suchens. Ein echter Repräsentant des Eklektizismus, der aus der Nachahmung so verschiedenartiger Muster erwuchs, aber immer wieder in die Abhängigkeit von der französischen Litteratur zurückfiel, war Chr. Felix Weiße (1726—1804), welcher als fruchtbarer Poet auf allen Gebieten, als Übersetzer, Jugendschriftsteller, als Opern- und Lustspieldichter wie als vielgepriesener Tragiker die Bescheidenheit und Genügsamkeit der Ansprüche des deutschen Publikums erwies. Indessen durften alle diese Produktionen und Bestrebungen als nichtsbedeutend von dem Augenblick an betrachtet werden, in welchem wahrhaft schöpferische Geister der deutschen Litteratur selbständige, große Ziele gaben und die tiefe Kluft zwischen Leben und Dichtung endlich schlossen.

In demselben Jahrzehnt, in welchem die frühesten bescheidenen Regungen eines neuen Geistes sich in den Arbeiten der »Bremer Beiträger« kundgaben, erfolgte das Auftreten eines wahrhaft genialen Dichters. »Mit Klopstocks Erscheinung wurde offenbar, daß die Dichtung auf einer ursprünglichen genialen Begabung beruhe und durch Studium nicht erlernt werden könne.« Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) ward schon epochemachend durch die Anfänge seines bereits in der Studentenzeit begonnenen, erst nach Jahrzehnten (1773) vollendeten Gedichts »Der Messias«, dessen erste Gesänge die »Bremer Beiträge« nicht ohne manche Bedenken ihrer Herausgeber 1748 veröffentlichten. Mit dem sichern Instinkt des Genies hatte Klopstock gefühlt, daß der religiöse Stoff zur Zeit der einzige sei, welcher auf Phantasie und Empfindung großer Kreise, namentlich des deutschen Bürgertums, zu wirken vermochte; ihn selbst erfüllten die erhabensten Vorstellungen von jener »heiligen Dichtkunst«, für die er nur ein erhabenes Vorbild, Milton, kannte. Da er aber eine überwiegend lyrische Natur voll hohen Schwunges, voll sittlichen Ernstes, voll Innigkeit und voll ursprünglicher Sprachgewalt war, zudem bewußtermaßen auf die Rührung seiner Leser hinarbeitete, so überwog in seinem epischen Gedicht eine Fülle rührseliger Stimmungen und wehmütiger Betrachtungen die feste Gestaltung, die Anschaulichkeit der Handlung und Charakteristik. Indes hatte seit Luther kein Dichter über den Reichtum und die Macht der Sprache geboten wie jetzt Klopstock, so daß der Enthusiasmus für seine in der That glänzende Leistung voll berechtigt war. Neben dem großen epischen Gedicht verdankte Klopstock seinen Hauptruhm seinen »Oden«, deren ernster, feierlicher Ton, deren edle Rhythmik und sprachliche Schönheit die Generation, der alles dies neu war, wohl berauschen konnten. In Klopstocks spätern Dichtungen tritt das patriotische Element immer mehr hervor, er versucht es, mit Einmengung altskandinavischer und altkeltischer Überlieferungen die deutsche Urzeit zu schildern und die Poesie der (übrigens gar nicht germanischen, sondern keltischen) Barden wieder aufleben zu lassen. Bei der Autorität, die Klopstock rasch erworben, folgten jedem von ihm eingeschlagenen Pfad zahlreiche ältere und jüngere Talente. Das biblische Epos fand Nachahmer; selbst der alternde Bodmer, der zu Klopstocks frühesten und glühendsten Bewunderern gehört hatte, dichtete ein Epos: »Noah« (»Die Noachide«). Auch Klopstocks barbische Poesie fand Nachahmer, unter andern den Jesuiten Denis (»Lieder Sineds des Barden«, 1773), der sich das Verdienst erwarb, im katholischen Österreich das Interesse für die litterarische Bewegung des protestantischen Norddeutschland zu erwecken. Von der Odendichtung Klopstocks wurde die gesamte deutsche Poesie berührt. Mit bewußter Nachahmung der Antike und einseitiger Pflege der Form dichtete Karl Wilhelm Ramler (1725—98), dessen Oden und lyrische Gedichte samt seiner Horaz-Übersetzung in ihrer formellen Glätte und pomphaften Äußerlichkeit einen großen Einfluß auf jüngere Dichter übten. Abseits von den Norddeutschen stand der Schweizer Salomon Geßner (1730—88), dessen süßliche Idyllen freilich die Stimmung der empfindsamen Epoche nur in einseitiger Übertreibung wiedergeben.

Den schärfsten Gegensatz zu der Richtung, welche Klopstock der gesamten deutschen Litteratur zu geben suchte, bildete ein Schriftsteller heraus, dessen Anfänge ganz und gar unter den Einwirkungen Klopstocks standen, und der die höchsten Gipfel der seraphischen Poesie im ersten Anlauf zu ersteigen gesucht hatte. Chr. Martin Wieland (1733—1813), dessen epikureische, liebenswürdig heitere und weltlich verständige Natur schon früh über die anempfundene Schwärmerei und das moralisierende Pathos siegten, entwickelte in einem langen Leben voll der mannigfaltigsten Thätigkeit eine in der deutschen Litteratur völlig neue Anmut, schalkhafte Lebendigkeit und graziöse Leichtigkeit. Von seinen frühesten erzählenden Gedichten: »Musarion«, »Idris« und »Der neue Amadis«, und den Romanen: »Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva«, »Agathon«, »Der goldene Spiegel« bis zu den Meisterwerken der 70er und 80er Jahre: der »Geschichte der Abderiten« und dem »Oberon«, entfaltete Wieland eine beständig wachsende Sicherheit und lebensfrohe Behaglichkeit des Erzählens und Darstellens, die sich, obschon er französischen Mustern viel verdankte, sehr wesentlich von der frühern unselbständigen Franzosennachahmung unterschieden. Daneben erwarb er als Herausgeber des »Deutschen Merkur«, der ersten bedeutsamen litterarisch-belletristischen Zeitschrift in Deutschland, durch seine wichtige Übersetzerthätigkeit (erste deutsche Übertragung der Werke Shakespeares 1762—66) einen außerordentlichen Einfluß, zog sich freilich auch den ganzen Haß der strengern Naturen zu, welche nur Klopstocks Art und Weise innerhalb der deutschen Litteratur gelten lassen wollten. Die mittelbare und unmittelbare Nachwirkung Wielands brachte der deutschen Dichtung eine Fülle von heiterer Anmut, guter Lebensbeobachtung, seither nicht gekannter Beweglichkeit und litterarischer Vielseitigkeit; zugleich aber rief sie bedenkliche Frivolität und Flachheit, geschmacklose und hohle Vielproduktion hervor. Unter den bessern von Wieland angeregten Schriftstellern gediehen der frivol-graziöse M. A. v. Thümmel (1738—1817), der Verfasser des prosaischen Gedichts »Wilhelmine« und der »Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich«, und Karl Aug. Musäus (1735—87) mit dem »Deutschen Grandison« und den unterhaltend erzählten »Volksmärchen der Deutschen« zu achtbaren Leistungen.

Gewaltiger, tiefer und vielseitiger in die ganze geistige Bewegung der Zeit eingreifend, in eigenartiger Durchdringung von schaffender und kritischer Thätigkeit selbstgesteckte Ziele kühn erreichend, trat gleichzeitig mit Klopstock und Wieland Gotthold Ephraim Lessing (1729—81) hervor, der mit Recht ein Erwecker und Befreier der Litteratur geheißen werden durfte, insofern er auf den verschiedensten Gebieten das erlösende Wort sprach und mustergültige Originalwerke schuf. In seinen Jugenddramen und in seiner frühesten kritischen Thätigkeit von dem herrschenden Geschmack noch mannigfach abhängig, durchbrach seine kühne und hochstrebende, nach klaren Anschauungen wie ganzen Leistungen ringende Natur rasch die Schranken. Durch eindringendes Studium des klassischen Altertums gelangte er zu der Erkenntnis, wie wenig die Auffassung der Franzosen und Gottscheds dem wahren Geist der Antike gerecht werde; durch das Studium der englischen Litteratur wurde er auf das bürgerliche Trauerspiel und vor allem auf Shakespeare hingewiesen. Während seine großen kritischen Werke: die von ihm herrührenden Teile der »Litteraturbriefe«, »Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei« und die »Hamburgische Dramaturgie«, die unerläßlichen Voraussetzungen und Grundbedingungen einer mehr auf eignen Füßen stehenden, Großes erstrebenden Dichtung endlich zum Bewußtsein brachten, schöpfte er in seinen dramatischen Meisterwerken: dem Soldatenlustspiel »Minna von Barnhelm«, der bürgerlichen Tragödie »Emilia Galotti« und dem Drama »Nathan der Weise«, mit fester Sicherheit aus der Fülle des umgebenden Lebens und aus der Tiefe der die Zeit erfüllenden großen Kämpfe, an denen er so unerschrocken wie würdevoll Anteil nahm. Wo die Erkenntnis durchdrang, daß die Dichtung in erster Linie Menschendarstellung sei, empfand man auch die Macht des Lessingschen poetischen Talents trotz des Mangels an lyrischem Stimmungshauch und Farbenfülle. Gesellten sich hierzu die beinahe unberechenbare Wirkung der mannhaften, edlen und ernsten, gegen alles Scheinwesen, alle Halbheit und anmaßende Mittelmäßigkeit gerichteten Lessingschen Polemik, seines furchtlosen Wahrheitsdranges, der geistige Reiz seines klar durchgebildeten Stils, den selbst die kleinsten Arbeiten aufweisen: so ergibt sich, wie allseitig und tiefgehend die Wirkung von Lessings Leben und Thun für die Litteratur werden mußte. Seine Stellung ist bei alledem immer eine isolierte gewesen; eigentliche Schüler und Nachfolger konnte er um so weniger haben, je seltener sich die kritisch-dialektische Schärfe und der produktive poetische Trieb vereinigt finden. In den Kreisen der Berliner Aufklärer, in denen Lessing viel gelebt, erhob man wohl den unberechtigten Anspruch, seine Richtung allein zu vertreten und weiterzubilden, und setzte sich unter irrtümlicher Berufung auf Lessing gegen den Ausgang des Jahrhunderts jeder bedeutsamen Weiterentwickelung der Litteratur entgegen. Der Mitherausgeber der »Litteraturbriefe«, der Buchhändler Friedr. Nicolai (1733—1811), vertrat in zahlreichen Schriften den Standpunkt der »Aufklärung des Verstandes«, welche ihm meist mit der plattesten Nüchternheit und Utilitätsrichtung zusammenfiel. Der Einfluß Lessings auf das Drama gab sich hauptsächlich durch die eifrige Pflege der bürgerlichen Tragödie und des bürgerlichen Schauspiels nach englischem Muster kund; die wilde Flut von Soldatenlustspielen, die der »Minna von Barnhelm« folgte, hatte keine Bedeutung für die Litteratur und erwies nur, daß der kaum hergestellte Zusammenhang zwischen der Gesamtentwickelung der Dichtung und der deutschen Bühne jeden Augenblick wieder durch das theatralische Bedürfnis in Frage gestellt ward. Die Schau- und Lustspiele von Fr. Ludw. Schröder (»Das Porträt der Mutter«), Otto Heinr. v. Gemmingen (»Der deutsche Hausvater«), G. K. Großmann (»Nicht mehr als sechs Schüsseln«, »Henriette«) ragten schon zum Teil in die Sturm- und Drangperiode hinüber. Ward Lessing selbst der Hauptbegründer einer klassischen deutschen Prosa, so daß ein großer Teil der besten Prosaisten des nächsten Zeitraums sich wesentlich nach ihm bildete, so waren doch neben ihm eine Reihe andrer Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten aufgetreten, die durch die Form ihrer Werke die Entwickelung der Nationallitteratur fördern halfen. Der größte Zeitgenosse Lessings, Johann Joachim Winckelmann (1717—68), übte durch seine epochemachende »Geschichte der Kunst des Altertums« (1764) eine tiefgehende, befreiende Wirkung auf die gesamte deutsche Litteratur und das Erwachen einer lebendigen, sichern, aus Anschauung und Genuß erwachsenden Empfindung für das Schöne. Er lehrte

das Griechentum als den höchsten Ausdruck der antiken Kultur würdigen, während seit der Renaissance die meisten Kritiker die Erzeugnisse des griechischen und des römischen Geistes als gleichwertig betrachtet hatten, wenn sie nicht gar die Römer über die Griechen erhoben. Dadurch hat er in der Poesie eine neue, von der französisch-gottschedischen grundverschiedene klassische Richtung vorbereitet. Als Popularphilosophen, welche einzelne Untersuchungen und Betrachtungen in gefälliger Form weitern Kreisen der Bildung vermittelten, sich mit Lessings Bestrebungen vielfach berührten, ohne ihm irgend gleichzukommen, traten hervor Moses Mendelssohn (1729—86), der erste Israelit, welcher eine einflußreiche Stellung in der deutschen Litteratur gewann; der Schweizer Isaak Iselin mit der Abhandlung »Über die Geschichte der Menschheit« (1764); der Österreicher Joseph von Sonnenfels (1733—1817), der direkt Lessing nachahmte, aber mit seiner mannigfach aufklärenden Vielgeschäftigkeit sich nicht zu dauernd wertvollen Leistungen erhob, obschon seine »Briefe über die wienerische Schaubühne« und die Abhandlung »Über die Abschaffung der Tortur« zu ihrer Zeit hoch gepriesen wurden; Thomas Abbt (1738—66) mit den Abhandlungen: »Vom Verdienst« und »Vom Tod für das Vaterland«; Joh. Georg Zimmermann (1728—95) mit den vielgelesenen »Betrachtungen über die Einsamkeit«; Christ. Garve (1742—98), der in seinen »Versuchen« und »Vermischten Aufsätzen« mannigfache Themata des Lebens, der Moral und Litteratur mit bemerkenswerter Klarheit und Schönheit der Darstellung vom Standpunkt der Aufklärung aus besprach.

VIII. Zeitraum.

Die Sturm- und Drangperiode und die Periode der klassischen Dichtung.

Die Herrschaft der Aufklärung, wesentlich gefördert durch die ruhmreiche Regierung Friedrichs d. Gr. in Preußen, war um das Jahr 1770 entschieden. Während aber der Kampf dieses Systems mit verrotteten Mißbräuchen und trübseligen öffentlichen Zuständen noch fortdauerte und auch ein guter Teil der deutschen Schriftsteller in diesem Kampf seine Hauptaufgabe erblickte, bereitete sich schon ein neuer, größerer Umschwung vor. Auch die siegreiche Aufklärung hatte nichts oder nur wenig zur Überwindung der engen, gepreßten, harten und nüchternen Lebenszustände und Lebensgewohnheiten gethan, welche mit der emporstrebenden Bildung, namentlich der bürgerlichen Schichten, in so unerfreulichem Widerspruch standen. An hundert Stellen zugleich erwachte daher das Gefühl, daß die gesamte Aufklärungsbildung doch öde, unzulänglich und armselig sei, daß das deutsche Leben aller Frische und innern Fülle entbehre, daß Kultur und Sitte der letzten Jahrhunderte mit der menschlichen Natur in einen argen Zwiespalt geraten seien, der am besten durch die Rückkehr zur Natur überwunden werde. Aus der allgemein werdenden Sehnsucht, das Leben poetischer zu gestalten und die Poesie nur mit wirklichem Leben zu erfüllen, ging eine denkwürdige geistig-revolutionäre Bewegung, die Geniezeit oder Sturm- und Drangperiode genannt, hervor, welche mit dem wildesten Ansturm gegen alle seither geltenden Schranken in Leben und Kunst begann, und aus der schließlich in der That eine Neugestaltung des deutschen Lebens und eine letzte, höchste Erhebung der Nationallitteratur erwuchsen. Es ist daher im höchsten Grade einseitig, im »Sturm und Drang« nur eine Entfesselung der egoistischen Begehrlichkeit, des überreizten Selbstgefühls, des pflichtlosen Verlangens nach Glück und der zügellosen Leidenschaft zu erblicken. Alle diese Dämonen waren naturgemäß mit entfesselt, aber sie verursachten und trugen nicht allein die Bewegung; höhere Kräfte und bessere Antriebe standen im Vordergrund, und mit innerer Notwendigkeit wurden alle bedeutendern Naturen in die wilde Gärung hineingezogen, während es nur den besten und kräftigsten beschieden war, an der nachfolgenden Läuterung Anteil zu nehmen. Es war das Eigentümliche der Sturm- und Drangperiode, daß in ihr die verschiedensten, ja die gegensätzlichsten geistigen Richtungen und Bestrebungen gleichzeitig die Köpfe und Gemüter der Menschen ergriffen und in unbestimmtem Enthusiasmus und Originalitätsdrang zu einer Einheit zusammenflossen. So konnte es geschehen, daß in denselben Jahrzehnten und zum Teil von denselben Kreisen die Gefühlsphilosophie der Hamann und Jacobi und die unerbittliche logische Kritik Kants, die machtvolle, lebenswarme Dichtung Goethes und die Rhetorik der Stolberg, der scharfe Realismus Justus Mösers und die Phantastik Lavaters neben- und miteinander bewundert wurden. Der gemeinsame Grundzug aller Bestrebungen und Zeitstimmungen blieb der Gegensatz zur phantasielosen Nüchternheit, zur genügsamen Halbheit und zur hohlen Selbstgefälligkeit des Rationalismus.

In den Anfängen der Sturm- und Dranglitteratur tritt der englische Einfluß deutlich zu Tage. Youngs »Gedanken über Originalwerke« (1759), in welchen der Unterschied zwischen gelehrter und genialer Dichtung dargelegt war, Percys Sammlung altenglischer Volkslieder (1765), welche zur Verbreitung der Überzeugung beitrugen, daß die Poesie nicht das Besitztum einer privilegierten Kaste, sondern eine »Welt und Völkergabe« sei, die Veröffentlichung der Dichtungen Ossians (1760—63), die als Muster volkstümlicher Epik bewundert wurden, wirkten bald nach Deutschland hinüber, während gleichzeitig in Frankreich der Klassizismus in Diderot einen glänzenden Bekämpfer fand und Rousseau von der Überkultur zur Natur zurückrief. Der eigentliche Eröffner der Bewegung in Deutschland ist J. G. Hamann aus Königsberg, der »Magus des Nordens«, der seit 1759 in einer Reihe von kleinen Schriften die Aufklärungsbildung bekämpfte und den Gedanken verfocht, daß die Vernunft nicht das höchste Prinzip sei, daß neben ihr auch Phantasie und Gemüt zu ihrem Recht kommen müßten. Wenn ihm die gläubige Hingabe an die Offenbarung als die beste Rettung vor der Aufklärungsbildung erschien, so wurden in dieser Beziehung seine Ansichten von den meisten Geniemännern nicht geteilt.

Hamanns Landsmann und Schüler war Johann Gottfried Herder (1744—1803), in dessen zahlreichen und vielartigen Schriften sich alle geistigen Elemente der Bewegung begegneten. Die Genialität, der Gedankenreichtum und die ethische Hoheit Herders wirkten mächtig auf die ganze Litteratur der Zeit ein; speziell für die Dichtung wurde seine Anschauung über das Wesen der Ur- und Volkspoesie entscheidend. Was Herder in den Hauptwerken seiner zweiten klassischen Periode, dem Buch »Vom Geiste der ebräischen Poesie«, den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (1785—94), den Dichtungen und Abhandlungen der »Zerstreuten Blätter« gab, war nur Läuterung und weitere Ausführung der in seinen Jugendarbeiten gegebenen Anregungen. Als selbständiger Dichter blieb Herder vorwiegend didaktisch und

reflektierend; seinen eignen Forderungen an die Poesie kam er am nächsten in den von ihm übertragenen und gesammelten »Volksliedern« und dem Romanzenkranz »Der Cid«. Die Richtung auf positive Gläubigkeit zeigt sich mit dem Kraftgenialen gemischt bei Lavater, dem Begründer der Physiognomik (1775—1778), ferner in den Dichtungen und Volksschriften des »Wandsbecker Boten« Matthias Claudius (1740—1815), der zu den ersten gehörte, welche den Ton des echten, herzgebornen Volksliedes wiederum trafen, und in den Schriften von Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), dessen Selbstbiographie: »Heinrich Stillings Leben«, nebst den Romanen: »Geschichte des Herrn von Morgenthau« und »Florentin von Fahlendorn«, die eigentümlichen Lebensanschauungen und Erlebnisse der »Stillen im Lande« spiegelten. Zu den Schwärmern und Mystikern hinüber neigte auch Fr. Heinrich Jacobi (1743—1819), dessen religionsphilosophische Schriften und Romane (»Eduard Allwills Papiere« und »Woldemar«) die bedenklichen Seiten eines schwelgenden Gefühllebens und der Rousseauschen Einwirkung offenbarten.

Die große dichterische Aufgabe der Zeit blieb die Rückgewinnung der Natur, und die jugendlichen Lyriker rangen mit allen Kräften, nicht nur den Ausdruck für die unmittelbare Empfindung, sondern auch neue, ausdrucksvolle Gefühle zu gewinnen. Von besonderer Bedeutung hierfür ward die Gruppe junger Dichter, die sich im (Göttinger) sogen. Hain zusammengeschlossen hatte. Zu ihr gehörten außer H. Chr. Boie (1744—1806), dem Herausgeber des »Musenalmanachs«, zu welchem sich auch andre Kräfte scharten, die beiden Brüder Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), Grafen zu Stolberg, Johann Martin Miller aus Ulm (1750—1814), der mit einigen Liedern und dem sentimentalen Roman »Siegwart, eine Klostergeschichte« zu einer vorübergehenden Bedeutung gelangte, Anton Leisewitz, dessen Tragödie »Julius von Tarent« (1776) große, unerfüllt bleibende Hoffnungen erregte; ferner der liebenswürdige, naiv-fröhliche und innige Liederdichter Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748—76) und Johann Heinrich Voß (1751—1826), die eigentliche Seele des Bundes. Letzterer repräsentiert schon die Entwickelung vom Sturm und Drang zu klassischen, bleibend wertvollen Dichtungen. Seine Natur drängte ihn in der reinen Lyrik zur Reflexion und zum breiten Moralisieren; zur Vollendung gelangte er als Idyllendichter in einer Reihe kleiner Meisterstücke und in einigen Teilen seines Gedichts »Luise«; die größte Wirkung und Nachwirkung aber gewann er durch seine meisterhafte Übertragung der Homerischen »Odyssee« (1781). Den Göttingern nahe stand, obschon er dem studentischen Dichterbund nicht angehörte, der hochbegabte Gottfried August Bürger (1748—94), der die neuen Forderungen an den Dichter mit seinen besten Liedern und kraftvollen Balladen zuerst ganz erfüllte, zuerst echt volkstümliche, herzergreifende Töne, die unmittelbarste Lebendigkeit der Erzählung und Schilderung, sinnliche Frische und hinreißende Macht des Ausdrucks besaß. — Während die Lyriker solchergestalt zur vollen Selbständigkeit erwuchsen, vertauschten die dramatischen Talente der Sturm- und Drangperiode die seither geltenden Muster mit dem Anschluß an Shakespeare. Die meisten glaubten durch Nachahmung der vermeinten Formlosigkeit Shakespeares seine gewaltige Wirkung zu erreichen, und so entschiedene Anstrengung die damalige Bühne auch machte, mit der dramatischen Dichtung in Verbindung zu bleiben, so war die Entstehung zahlloser Buchdramen um so weniger zu hindern, als in sehr vielen Fällen das Drama nur zum Vehikel der gärenden Neuerungsideen diente. Spuren dieser Auffassung Shakespeares zeigen sich bereits bei Gerstenberg, sowohl in seinem Aufsatz »Etwas über Shakespeare« (1766) als auch in seinem Drama »Ugolino« (1768). Zu den Geniedramatikern gehörten F. M. Klinger (1752—1831), dessen wildleidenschaftliche Dramen und spätere Romane uns Geist und innere Widersprüche der Zeit ebenso vergegenwärtigen, wie dies das Leben des Dichters selbst thut, nach seinem Lustspiel »Sturm und Drang« wurde die ganze Bewegung benannt; M. Reinhold Lenz (1750—92), der in den Dramen: »Der Hofmeister«, »Die Soldaten« und »Der neue Menoza« Fratze und lebensvolle Genialität verband; Friedrich Müller (»Maler Müller«, 1750—1825), dessen »Faust« Ansätze zu echter Charakteristik und Lebensdarstellung enthielt, während die vortreffliche »Genoveva« erst Jahrzehnte nach ihrer Abfassung erschien, als sich der Geschmack des Publikums bereits verändert hatte; ferner Fr. v. Gué (gest. 1789), Heinrich Leopold Wagner (1747—83) u. a. An Goethes »Götz von Berlichingen« schlossen sich die Verfasser von Ritterdramen, Jakob Maier (»Fust von Stromberg«, 1782), J. A. v. Törring (»Agnes Bernauerin«, 1780), Joseph Marius v. Babo (»Otto von Wittelsbach«, 1781).

Im Roman zeigt sich vielfach der Einfluß der großen englischen Humoristen jener Zeit: Smollet, Fielding, Sterne, Goldsmith. Der Berliner Buchhändler Nicolai verband mit seinen Romanen aufklärerische Tendenzen; am meisten Beifall fand er mit seinem »Sebaldus Nothanker« (1773—76); in spätern Jahren diente ihm der Roman zur Bekämpfung der größern Geister, die über seinen Standpunkt hinausgeschritten waren, und die er nicht mehr verstand. Der bedeutendste unter diesen humoristischen Romanschriftstellern ist Th. v. Hippel (»Lebensläufe nach aufsteigender Linie«, 1778—81); Joh. Gottwerth Müller schuf mit seinem »Siegfried von Lindenberg« (1779) ein Werk, das sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreute. Unter den Romanen, in denen sich der deutsche Sturm und Drang widerspiegelt, steht Goethes »Werther« obenan; nach ihm sind zu nennen: Wilhelm Heinse (1749—1803), in seinen Romanen: »Ardinghello, oder die glückseligen Inseln« u. »Hildegard von Hohenthal« feurige Kunstbegeisterung und schwelgerisch-üppige Sinnlichkeit verbindend; J. K. Wezel (1747—1819), Karl Ph. Moritz (1757—93), dessen »Anton Reiser«, ein autobiographischer Roman von eigentümlichster Bedeutung, einen vollen Einblick in die Gegensätze und die Gärung der Zeit verstattet. — An die Romandichter reihen sich jene Prosaiker der Periode an, welche in schildernden und historisch darstellenden Schriften die ganze bunte Mannigfaltigkeit, das Durcheinanderwogen der Bestrebungen und Meinungen repräsentieren, und unter denen es an einer Reihe von Originalgestalten, die Träger der entschiedensten geistigen Gegensätze waren, gleichfalls nicht fehlte. Hier sei erinnert an Justus Möser (1720—94), in seinen »Osnabrückschen Geschichten« ein geistvoller Historiker, in seinen »Patriotischen Phantasien« der beredte Lobredner des deutschen Individualismus und einer natürlich-gesunden Grundlage aller gesellschaftlichen Zustände; an den geistvollen und vielseitigen Helfrich Peter Sturz (1737—79); an den Weltumsegler Georg Forster

(1754—94), dessen »Schilderungen aus der Südsee« und »Ansichten vom Niederrhein« von Rousseauischem Geiste erfüllt waren; an den volkstümlichen Journalisten und Poeten Chr. Daniel Schubart (1743—91), den Herausgeber der »Deutschen Chronik«; an den Satiriker Lichtenberg (1742—99), der die Schattenseiten der Sturm- und Drangbewegung mit scharfem Spott verfolgte.

In und aus der wilden Gärung der eigentlichen Sturm- und Drangperiode rangen sich die größten Naturen und vorzüglichsten Geister der deutschen Litteratur zu reiner und bleibender Wirkung empor. Galt dies schon von Herder, Voß u. a., so kam es in erhöhtem Maß zur Erscheinung bei den beiden größten Dichtern der Nation, welche mit ihren Anfängen und einem guten Teil ihrer Entwickelung in der Genieperiode wurzelten und die bleibenden Lebenselemente und Forderungen, welche dieser entstammten, in ihren Dichtungen zum unverlierbaren Besitz der Nation, zur Voraussetzung der gesamten deutschen Bildung wandelten. Johann Wolfgang Goethe (1749—1832), mit seinen Erstlingswerken, dem Drama »Götz von Berlichingen« (1773) und dem Roman »Die Leiden des jungen Werthers« (1774), welche die Forderung warm natürlicher unmittelbarer Lebensdarstellung über die hochfliegendsten Hoffnungen hinaus erfüllten, sofort der gefeiertste Dichter der Sturm- und Drangzeit, erhob sich im Verlauf seiner mächtigen und einzigen Entwickelung zum größten Dichter der Nation und der letzten Jahrhunderte überhaupt. Lyriker von unvergleichlicher Tiefe und höchstem Empfindungsreichtum, als Epiker und Dramatiker Schöpfer einer ganzen Reihe von Werken des tiefsten Gehalts und der edelsten Form, die sämtlich die Macht seiner Phantasie, den Adel seiner Natur, die größte Weltkenntnis und Weltbeherrschung neben der unbeirrbaren Simplizität und beinahe unversieglichen Frische einer großen Künstlernatur erwiesen, wirkte Goethe tief auf die deutsche Entwickelung und weit über die Nation hinaus auf andre Litteraturen. Die eigentümlichste Durchdringung von objektiv angeschautem und dargestelltem Leben mit der Leidenschaft und dem subjektiven Gehalt seines Busens, die Versöhnung der ausgebreitetsten und vielseitigsten Bildung mit der ursprünglichsten Leidenschaft und Stärke, die ethische wie die künstlerische Läuterung seines Genius, für welche seine Werke Zeugnisse sind, wurden erst ganz begriffen, als die Reihe seiner größern und kleinern Werke sich überblicken ließ, vor allen die dramatischen Dichtungen: »Iphigenie« (1787), »Egmont« (1788), »Torquato Tasso« (1790), die epische Dichtung »Hermann und Dorothea« (1797), die Romane: »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1795—96) und »Die Wahlverwandtschaften« (1809), die klassischen Spätlingswerke: »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit« (1811—32) und »Westöstlicher Diwan« (1819), endlich die über Goethes ganzes Leben sich erstreckende Dichtung »Faust« (das weltumfassendste und tiefste poetische Werk der deutschen Litteratur überhaupt), die Fülle seiner Lieder und übrigen lyrischen Gedichte, die ganze Summe seiner schaffenden, forschenden und bildenden Thätigkeit, mit der er gestrebt hatte, sich ein Ganzes zu erbauen.

Einer raschern Wirkung erfreute sich Friedrich Schiller (1759—1805), der dem Freiheits- und Humanitätsdrang des 18. Jahrh. den mächtigsten und poetisch schwungvollsten Ausdruck in seinen Dichtungen gab. Mit den Dramen: »Die Räuber«, »Fiesco«, »Kabale und Liebe« und »Don Karlos« (1781—87) beginnend, deren jedes eine Sehnsucht und Forderung der Zeit gewaltig fortreißend aussprach und lebendig verkörperte, durch seine historischen Schriften (»Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande«, »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs«) bahnbrechend für eine gedankenreiche, farbenvolle und fesselnde Prosadarstellung, leitete Schiller mit seinen philosophisch-kritischen Abhandlungen, namentlich mit der Abhandlung »Über Anmut und Würde« (1793), die Versöhnung zwischen den Anschauungen der Gärungsepoche und der strengen Ethik der Kantschen Philosophie ein und dokumentierte jenen einzigen subjektiven Idealismus, jene wunderbare Selbstläuterung, jene Durchbildung zur künstlerischen Vollendung in seinem Sinne, welche ihn mit Goethe in geistigen Einklang setzte und alle Gedichte seiner letzten Periode sowie die Reihe seiner Meisterdramen (»Wallenstein«, »Maria Stuart«, »Die Jungfrau von Orleans«, »Die Braut von Messina«, »Wilhelm Tell«, den Torso des »Demetrius«, 1799—1805) durchdringt und verklärt.

Neben den großen Gestalten Goethes und Schillers erscheinen die Zeitgenossen leicht kleiner, als sie waren. Das Publikum freilich ließ sich das Recht nicht nehmen, auf seine eigne Weise neben den Heroen Größen zu schaffen und anzuerkennen. Bald bewunderte es die geistvolle und phantasiereiche, aber fragmentarische und schon frühzeitig manieristische Weise von Jean Paul Friedrich Richter (Jean Paul, 1763—1825), dessen beste Romane, wie »Hesperus«, »Titan«, »Siebenkäs«, »Die Flegeljahre«, es einigermaßen rechtfertigten, wenn man ihn als den klassischen Humoristen bezeichnete; bald hielt es sich an Poeten, welche auf einem kleinen, beschränkten Gebiet Vorzügliches leisteten. Hierher gehören Lyriker wie der weiche und elegante Fr. v. Matthisson (gest. 1831), sein kräftigerer Freund J. G. v. Salis (gest. 1834), A. Mahlmann (gest. 1826), Chr. Aug. Tiedge (gest. 1840, »Urania«), Schmidt von Lübeck (gest. 1849), Ludw. Theobul Kosegarten (gest. 1818) u. a.; hierher Dramatiker einer dürren Regelmäßigkeit, welche sich neben der eigentlich klassischen lebensvollen Kunst geltend zu machen suchte, wie Heinrich Jos. v. Collin (»Regulus«, 1802), oder Persönlichkeiten vom Schlage des derben, knorrigen J. G. Seume (1763—1810), dessen autobiographische Schriften (»Spaziergang nach Syrakus«, »Mein Sommer« u. a.) größeres Verdienst hatten als seine Dichtungen. Daneben standen jene Autoren in hohem Ansehen, welche die Gefühls- und Gedankenelemente der letzten Jahrzehnte mit den Überlieferungen der Aufklärungsperiode äußerlich und zum Zweck der Unterhaltung verbanden, so A. v. Kotzebue (1761—1819), der fruchtbare und erfindungsreiche, aber charakterlose Theaterschriftsteller, dessen Lustspiele und Dramen die Bühnen förmlich überschwemmten und fast in Alleinbesitz nahmen; so Iffland, der neben Kotzebue, wenn auch nicht mit so frivolen Mitteln, den Bedarf des Repertoires an Familien- und Rührstücken deckte; so August Lafontaine (1758—1831), dessen rührselige Romane und »Gemälde des menschlichen Herzens« Tausende von weichlichen Naturen entzückten; so Heinrich Zschokke (1771—1848), der, mit Schauerdramen und sentimentalen Romanen beginnend, sich zu einem gewandten Erzähler leichter Art wandelte. — Unter dem unmittelbaren Einfluß der weimarischen Freunde standen nur einige Talente zweiten Ranges, z. B. die Dichterinnen Sophie Mereau (gest. 1806) und Amalie v. Helvig, geborne v. Imhoff (»Die Schwestern von Lesbos«, 1799),

Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen (»Agnes von Lilien«, 1796). Höheres erstrebte Schillers begabtester Schüler, Friedr. Hölderlin (1770—1843), dessen schwungvolle lyrische Dichtungen, der Roman »Hyperion« und das Fragment »Empedokles«, einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach einer höchsten, unerreichbaren Freiheit und Schönheit des Lebens Ausdruck geben. Zu klassischer Vollendung bildete J. P. Hebel (1768—1826) in den »Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes« die volkstümliche Erzählung aus und bewährte in seinen »Gedichten in alemannischer Mundart« eine tief gemütvolle, schalkhaft-liebenswürdige Natur. Selbst Jean Paul fand Nachfolger und Nachahmer, z. B. im Grafen Bentzel-Sternau (1767—1849), dessen Romane (»Das goldene Kalb« und »Pygmäenbriefe«) die Mängel des Vorbildes lebhafter empfinden lassen als die Vorzüge desselben. Auch die Prosalitteratur dieses Zeitraums nahm in fortwährender Wechselwirkung mit der Dichtung einen glänzenden Aufschwung. Der stärkste und segensreichste geistige Einfluß, der außer dem Goethe-Schillerschen auf die damalige und manche folgende Generation stattfand, ging von dem größten deutschen Philosophen, Immanuel Kant (1724—1804), aus. Neben seinem Hauptwerk: »Kritik der reinen Vernunft« (1781), wirkte er vor allem auf das sittliche und geistige Leben der Nation durch die strengen und ernsten ethischen Grundsätze seiner »Kritik der praktischen Vernunft« (1788) und durch die ästhetischen Theorien seiner »Kritik der Urteilskraft« (1790). Während er selber darauf verzichtete, die Resultate seines Denkens in ansprechender und allgemein verständlicher Form darzulegen, halfen andre Schriftsteller, vor allen K. L. Reinhold (»Briefe über die Kantische Philosophie«, 1786—87), die Kantschen Ideen in weite Kreise verbreiten. Unter den selbständigen und eigentümlichen Denkern, die zur kritischen Philosophie und zur klassischen Dichtung in Beziehung traten, ist vor allen Wilhelm v. Humboldt (1767—1835) hervorzuheben.

IX. Zeitraum.

Die Romantik und die Übergänge zur Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Noch während der letzten Periode der schöpferischen Thätigkeit Goethes und Schillers, ehe die Ideale der klassischen Litteratur auch nur entfernt die Massen ergriffen und durchdrungen hatten, schien sich eine neue Entwickelung des deutschen Geisteslebens, besonders der Dichtung, vorzubereiten. Gleich dem »Sturm und Drang« ging die neuauftretende Romantik vom Kampfe gegen die Plattheit und Nüchternheit der in Norddeutschland noch immer herrschenden Aufklärung, von der Sehnsucht nach lebendiger Poesie und poetischem Leben aus, sah in ihren ersten Regungen die Goetheschen Jugenddichtungen als die eigentlichen Muster der echten Poesie an und strebte durch Aneignung der großen Dichter des Auslandes (Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon ꝛc.) den eignen poetischen Horizont zu erweitern. Bald freilich gesellten sich neue Momente der Entwickelung hinzu. Die philosophischen Anschauungen J. G. Fichtes (1762—1814) und Friedrich Wilhelm Joseph v. Schellings (1775—1855) wurden von entscheidender Bedeutung. Ersterer betrachtete in seiner »Wissenschaftslehre« alles, was außerhalb des geistigen Ichs liegt, als Produkt des Ichs; letzterer sah in der Kunst eine Offenbarung des Göttlichen im menschlichen Geist, sein »System der Naturphilosophie«, sein »System des transcendentalen Idealismus« gab die philosophische Begründung der romantischen Doktrinen ab, während sein Buch über »Philosophie und Religion« die Verbindung der romantischen Litteratur mit der alten Kirche gewissermaßen anbahnte. Durften verwandte Bestrebungen, wie die ästhetischen Solgers, die »Symbolik« Creuzers, die Naturphilosophie Steffens', G. H. v. Schuberts u. a., vielleicht erst als Folgen der romantischen Poesie angesehen werden, so fand zwischen den bezeichneten Philosophen und den spezifisch litterarischen Begründern der Schule, denen im Beginn auch eine so eigentümlich geniale und universell gebildete Kraft wie der Theolog Fr. E. D. Schleiermacher (1768—1834) zur Seite trat, eine in der Kürze schwer definierbare tausendfältige Wechselwirkung statt. Die doktrinären Häupter der Schule wurden durch ihre kritischen Erstlingsschriften die Brüder Friedrich v. Schlegel (1772—1829) und August Wilhelm v. Schlegel (1767—1845), deren »Athenäum« um die Wende des Jahrhunderts das erste spezifisch romantische Organ war. Sie verkündeten, daß es »der Anfang aller Poesie sei, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen«, und stellten es als obersten Grundsatz der neuen romantischen, durch keine Theorie zu erschöpfenden, allein unendlichen wie allein freien Dichtart auf, »daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide«. Welche Willkür, welche leidige Vermischung von Poesie, Religion und mystischer Philosophie, welche phantastisch schönfärbende Begünstigung entlegener Lebenserscheinungen (Ritter-, Heiligen- und Legendenpoesie), welche Exzentrizitäten und Monstrositäten durch diese Anschauungen veranlaßt wurden, wird oft mehr hervorgehoben als das wirklich bedeutsame Verdienst der Romantik um die Erkenntnis und Geschichte der eignen Vergangenheit, des deutschen Volkslebens wie um Erschließung großer geistiger Gebiete. Die Brüder Schlegel waren mehr kritische als produktive Naturen; ihre dichterischen Versuche, Fr. Schlegels lüstern-prätentiöser Roman »Lucinde« und sein Drama »Alarkos«, A. W. Schlegels Drama »Jon«, hatten wesentlich nur formelle Verdienste; eine wahrhafte Bereicherung und Befruchtung der deutschen Litteratur gab A. W. Schlegel jedoch mit seiner unübertrefflichen Übertragung der Shakespeareschen Dramen. Tieferes poetisches Talent zeigten einige andre Genossen der romantischen Schule, so vor allen der früh verstorbene Friedrich v. Hardenberg (Novalis genannt, 1772—1801), der in seinen gemütstiefen Liedern und in dem bedeutsamen Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« gleichsam die Inkarnation der romantischen Sehnsucht nach poetischer Verklärung des gesamten Lebens darstellte. Zu längster Wirksamkeit gelangte Ludwig Tieck (1773—1853), der mit überlebendiger Phantasie und einem kühn improvisatorischen Talent mannigfache Eigentümlichkeiten einer nüchtern-verständigen, ja zersetzenden Verstandesanlage zeigte, dessen romantische Dramen, Märchen, Erzählungen wie seine spätern künstlerisch reinen und abgewogenen Novellen daher nicht nur die denkbarste Mannigfaltigkeit poetischer Gestalten und Situationen, sondern auch die größten Ungleichheiten, ja Zwiespältigkeiten des Wertes und Eindrucks aufweisen. Einheitlicher und mächtiger stellte sich das große Talent des Dramatikers und Erzählers Heinrich v. Kleist (1777—1811) dar, der zwar in Äußerlichkeiten und einzelnen Gefühlsmomenten von der

überreizten Phantastik der romantischen Schule angekränkelt erscheint, aber im Kern eine schlichte, warme, gestaltungskräftige Dichternatur, die bedeutendste der Romantik, blieb, dessen beste Dramen (»Der zerbrochene Krug«, »Penthesilea«, »Käthchen von Heilbronn«, »Die Hermannsschlacht«, »Der Prinz von Homburg«) und Erzählungen die Behauptung von der nur vorübergehenden Bedeutung der ganzen Bewegung entscheidend widerlegen. Launenhafter und willkürlicher war Achim v. Arnim (1781—1831), dessen beste Novellen und der historische Roman »Die Kronenwächter« die Wirrnis und Unerquicklichkeit andrer seiner Produkte wett machen. Seit dem Beginn des 19. Jahrh. tritt es immer deutlicher hervor, daß bei vielen Romantikern die Neigung zu der mittelalterlichen Kultur auch auf ihre Stellung zu den religiösen und politischen Fragen der Gegenwart von Einfluß ward. Friedrich Schlegel trat zur katholischen Kirche über. Auch der Dramatiker Zacharias Werner (1768—1823), der zwischen Schiller und der neuen Schule stehen wollte, seine dramatische Kraft in halben Zerrbildern ausgab (»Kreuz an der Ostsee«, »Die Weihe der Kraft«, »Attila«, »Wanda«, »Der 24. Februar«) und der Begründer der sogen. Schicksalstragik ward, suchte im Schoß der alten Kirche Frieden und Zuflucht vor der eignen Phantastik. Der genialste Vertreter dieser Richtung ist jedoch Arnims Schwager, Klemens Brentano (1778—1842), der in seinen lyrischen und epischen Gedichten, in seinen phantastisch-humoristischen Erzählungen und formlosen Dramen die äußersten Konsequenzen des romantischen Dichtens und Denkens repräsentiert. Daneben hat jedoch die romantische Bewegung im Laufe der Zeit immer mehr dazu beigetragen, den Sinn für Deutschlands Vergangenheit und damit auch die Vaterlandsliebe zu kräftigen. Unter den Dichtern der Befreiungskriege (1813—15) gehört Max von Schenkendorf der Romantik an, während E. M. Arndt noch aus einer ältern Generation stammt und Theodor Körner, dessen »Leier und Schwert« der poetische Ausdruck des Idealismus der Erhebung wurde, als ein Schüler Schillers zu betrachten ist. Am schönsten aber ist in den Werken Ludwig Uhlands (1787—1862) die Romantik mit dem Patriotismus und mit dem liebevollen Eindringen in die Vorzeit verbunden. Seine lyrischen Dichtungen und Balladen drangen tief in alle Schichten des Volkes. Durch persönliche Freundschaft und gemeinsames Streben verbunden waren die Romantiker Friedr. de la Motte-Fouqué (1777—1843), der in Epen, Romanen und Novellen die mittelalterliche Ritterwelt zu einem Scheinleben erweckte (»Der Zauberring«, »Undine« rc.); E. T. A. Hoffmann (1776—1822), der die romantische Neigung für die unheimlichsten Regionen der Phantasie und für Geisterspuk in einer Reihe zum Teil vorzüglich erzählter Novellen voll befriedigte; Adalbert v. Chamisso (1781—1838), dessen Märchen »Peter Schlemihl« zu den besten kleinen Schöpfungen der romantischen Periode zählt, während die lyrischen Gedichte und poetischen Erzählungen Chamissos schon zum Teil einen andern, modernen Geist atmen. Die »Nachromantiker«, Dichter, welche zumeist erst nach den Befreiungskriegen vor die Nation traten, zeichneten sich im allgemeinen dadurch aus, daß sie sich von den Extremen und Einseitigkeiten der ersten Romantikergeneration frei hielten. Die kirchlich-katholische Tendenz vertrat unter ihnen nur Joseph v. Eichendorff (1788—1857), dessen lyrisches und novellistisches Talent daneben die erfreulichsten Blüten trieb (»Gedichte«, das prächtige Phantasiestück »Aus dem Leben eines Taugenichts«). Schwächlicher war der Epiker Ernst Schulze (1789—1817), dessen romantische Dichtungen (»Cäcilie« und »Die bezauberte Rose«) eine wahre Flut von Gedichten in Oktaven im Gefolge hatten. Eine Gruppe von dramatischen Dichtern folgte in ihren auf krassen Effekt berechneten »Schicksalstragödien« den Spuren Zacharias Werners, so A. Müllner (»Die Schuld«, 1816), Ernst v. Houwald (»Das Bild«, 1821). Uhlands Dichtungen wurden die Muster für die lyrische und lyrisch-epische Poesie der Schwäbischen Dichterschule. Zu der Gruppe mehr oder minder verdienstlicher württembergischer Poeten gehörten der mystisch-originelle Justinus Kerner (gest. 1862), ferner Gustav Schwab (gest. 1850), Karl Mayer (gest. 1870), Eduard Mörike (gest. 1875, »Gedichte«, der Roman »Maler Nolten«), der frische und liebenswürdige Erzähler Wilhelm Hauff (gest. 1827, »Lichtenstein«, »Märchen«, »Phantasien im Bremer Ratskeller«). Im Zusammenhang mit den Romantikern sind noch zwei Schriftsteller zu erwähnen, die in erster Linie als Publizisten thätig waren: Joseph Görres (1776—1848), zur Zeit der Befreiungskriege feuriger Patriot, dann eifriger Vorkämpfer des Katholizismus, und Friedrich Gentz (1764—1832), der klassische Stilist der Reaktion.

Übrigens gelang es den Romantikern nicht, die d. L. dauernd oder ausschließlich zu beherrschen. In der Dichtung der Restaurationsepoche, so sehr dieselbe gewisse Richtungen und Tendenzen der Romantik begünstigte, machten sich die Nachwirkungen der klassischen Epoche und ihrer Humanitätsideale wieder entschiedener und stärker geltend. Zahlreiche Talente nahmen zwar die lebensvollen und vollberechtigten Elemente, welche die Romantik der deutschen Litteratur gebracht, mit in sich auf; aber ihr eigentlicher Lebensgehalt und ihre Kunstrichtung wurden nicht von der romantischen Doktrin bestimmt. Franz Grillparzer (1791—1872), der mit dem Trauerspiel »Die Ahnfrau« (1817) als Schicksalstragöde begann, erhob sich in seinen spätern dramatischen Dichtungen (»Sappho«, »Das goldene Vließ«, »König Ottokar«, »Des Meeres und der Liebe Wellen«, »Der Traum ein Leben« u. a.) in reinere und freiere Regionen. Friedrich Rückert (1789—1866), in seiner gesunden Klarheit eine Goethe verwandte Lyrikernatur, bewährte sich in überzahlreichen lyrischen (»Geharnischte Sonette«, »Liebesfrühling«, »Ghaselen« rc.) und didaktischen Dichtungen (»Weisheit des Brahmanen«) und Nachdichtungen orientalischer Muster als ein Sprachvirtuose ersten Ranges. Als Lyriker und Balladendichter zeichneten sich Wilhelm Müller (1794—1827, »Griechenlieder«), J. Chr. v. Zedlitz (1790—1862, »Totenkränze«, »Waldfräulein«, auch Dramen), Egon Ebert (1801—83), als didaktischer Poet und Novellist Leopold Schefer (1784—1862, »Laienbrevier«) aus. Den Bedürfnissen des großen Publikums näher standen die Dramatiker einer gewissen eklektisch-rhetorischen Richtung, der überfruchtbare Ernst Raupach (gest. 1852, Hohenstaufendramen), die deklamatorischen Tragöden E. v. Schenk (gest. 1841, »Belisar«, »Albrecht Dürer«), Michael Beer (gest. 1833, »Paria«, »Struensee«), Ludw. Deinhardstein (gest. 1859, Künstlerdramen). Novellistik und Romanlitteratur begannen in der lesefeligen, stillen Friedenszeit zwischen 1815 und 1830 schon gewaltig ins Kraut zu schießen. Die federfertige Belletristik trug bereits

so viele Siege über die anspruchsvollere und innerlich gehaltvollere Dichtung davon, daß ein achtbares Dichtertalent, wie August Graf von Platen (1796—1835), am Ausgang dieser Zeit in der strengen Betonung einer gewissen Kunstwürde und in der Forderung formeller, sprachlicher Vollendung berechtigtes Pathos entwickeln konnte. Neben seinen formvollendeten Gedichten sind hier die dramatischen Satiren »Die verhängnisvolle Gabel« (1826) und »Der romantische Ödipus« (1829) zu nennen. Von der Romantik zur modernen Poesie rang sich das kraftvolle, aber spröde und schwerflüssige Talent Karl Immermanns (1796—1840) hindurch, dessen beste Dichtungen (»Tulifäntchen«, »Alexis«, »Merlin«, die Romane: »Die Epigonen« und »Münchhausen«) für die positive Entwickelung der deutschen Poesie wichtig wurden. Als der begabteste Dichter der nachklassischen Zeit und als derjenige, der auf die weitere Entwickelung der deutschen Litteratur den größten Einfluß übte, ist Heinrich Heine (1797—1856) zu nennen, dessen träumerische, weich lyrische Anlage seltsam mit einem ätzend satirischen und spöttisch-frivolen Grundzug kontrastierte. Er vereinigte den Geist der Romantik mit einer durchaus modernen Gesinnung, welcher Zwiespalt und Widerspruch die meisten seiner zum Teil hervorragenden Dichtungen (»Buch der Lieder«, 1827; »Atta Troll«, 1847; »Romanzero«, 1851) durchzieht.

X. Zeitraum.

Von der Julirevolution 1830—1848.

Die Zersetzung der Romantik, die Umbildung der Lebensverhältnisse, die Unzufriedenheit mit dem herrschenden absolutistischen System in Preußen und Österreich, das mit Zensur- und Polizeigewalt jede freie Äußerung niederhielt, die Enttäuschung aller Hoffnungen, welche sich die deutschen Patrioten nach den Befreiungskriegen auf eine liberale Regierungsart gemacht hatten, riefen nach dem Ausbruch der Julirevolution von 1830 eine neue Gärungsperiode in der deutschen Litteratur hervor, welche man gewöhnlich mit dem Namen der »jungdeutschen Litteratur« bezeichnet. Die bedeutenden Anregungen, welche der alte Goethe gegeben hatte, wirkten allerdings weiter; in Berlin bildete sich mit Bettina von Arnim und Rahel von Varnhagen als Hohenpriesterinnen eine Goethe-Gemeinde, die im stillen den Kultus seines Genius begründete und über die ihm abholde Tagesmode fortpflegte; Dichter von hoher Begabung, wie Grillparzer in Wien, pflegten ihre Kunst ohne jede Beziehung zu den Tagesfragen mit großem Ernst und Können weiter. Aber den Stempel drückten der Litteratur dieser Zeit jene Dichter und Schriftsteller auf, welche das Organ der Unzufriedenheit und der gärenden Kritik aller Überlieferung wurden; ihre geräuschvolle Thätigkeit übertönte die stillern Elemente. Die Philosophie übte auch in diesem Zeitraum einen weitgehenden Einfluß auf die poetische Litteratur. G. F. W. Hegel (1770—1831) erlangte mit seinem absoluten Idealismus und seiner konstruierenden Geschichtsbetrachtung die mächtigste Herrschaft über die Geister, wogegen die etwas mehr realistischen Philosophen Herbart und Schopenhauer nicht aufkommen konnten; diese gelangten erst nach 1850 zur Geltung. Hegels Nachfolger in der Herrschaft war Ludwig Feuerbach, der anfänglich von ihm ausging und mit dem Materialismus endete; sein »Wesen des Christentums«, welches alle Religion als Anthropomorphismus erklärte, gewann großen Einfluß. Ferner wirkten die theologisch-kritischen Schriften des Verfassers des »Lebens Jesu«, D. F. Strauß (gest. 1874), entscheidend auf die Litteratur ein, indes die Arbeit der Germanisten, der Brüder Grimm u. a., nur eine stille Wirkung üben konnte. Das Bedürfnis einer Änderung der politischen Zustände erzeugte eine reiche Zeitschriftenlitteratur, und da man wegen des Zensurdruckes sich nicht unmittelbar mit politischen Tagesfragen beschäftigen konnte, so strömte die Politik in die schöne Litteratur ein, und diese wurde jener dienstbar gemacht. Im Eifer des Kampfes für die liberalen Ideen wurde eine Zeitlang überhaupt alle Poesie, die sich über das Tagesgetriebe erhob, abgelehnt und also vielfach Verwirrung über Begriff und Beruf der dichterischen Kunst hervorgerufen. Dies der eigentümliche Charakter des kurzlebigen, von Wienbarg zuerst so benannten Jungen Deutschland. Zu diesem gehörten der von der Romantik ausgegangene Heinrich Heine, der in Vers und Prosa gegen die Metternichsche Herrschaft, noch mehr aber gegen Preußen eiferte; der scharf zersetzende Autor der »Briefe aus Paris«, Ludwig Börne (1786—1837), der alles geistige Leben, auch die Kritik von Theater und Litteratur und die ethische Schätzung menschlicher Dinge in den Dienst der demokratischen Tendenzen stellte; die Belletristen Ludolf Wienbarg (1802—72) und Gustav Kühne (1806—88); der damals frisch burschikose Erzähler Heinrich Laube (1806—84), der später als Dramaturg sich viele Verdienste erwarb; Theodor Mundt (1807—61), der Litterarhistoriker, und Karl Gutzkow (1811—78), der jüngste Schriftsteller von ihnen, ein Mann freilich ohne geniale poetische Begabung, aber der eigentliche Repräsentant des Jungen Deutschland. Wesentlich ein publizistisches Talent, war er mit großer Produktivität in allen Sätteln gewandt und schrieb Kritiken, Erzählungen, Dramen; überall um aktuellen Gehalt bestrebt, eroberte er der Zeittendenz das Theater mit seinen bürgerlichen Dramen und historischen Lustspielen. Nach 1848 pflegte er vorzugsweise den Zeitroman in umfangreichen Werken. — Die Tendenz liberaler Reformbestrebungen beschränkte sich aber keineswegs auf das Junge Deutschland; aus ihr ging auch die politische Lyrik hervor, die bis 1848 sehr viele und schöne Blüten trieb. Politische Lyriker waren schon Platen in seinen »Polenliedern« und der nichts weniger als »jungdeutsche« Ludwig Uhland, dem seine schwäbischen Stammes- u. Sangesgenossen G. Schwab, G. Pfizer u. a. Folge leisteten. Aus Österreich kamen die politischen Gedichte des freisinnigen Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün), der mit seinen »Wiener Spaziergängen«, »Schutt« u. a. in blumenreicher Rhetorik Schule machte. Um das Jahr 1840 herum traten dann die tönenden politischen Lyriker auf: Georg Herwegh (1817—75), einer der schwungreichsten dichterischen Rhetoriker; H. Hoffmann v. Fallersleben (1798—1874), der seine Muse am Volksliede nährte und bildete; Karl Beck (1817—79), der zuerst sozialistische Töne in die Lyrik brachte; Franz Dingelstedt (1814—81), der als kecker »kosmopolitischer Nachtwächter« und geistsprühender Erzähler begann und als höfischer Theaterdirektor aufhörte; Ferdinand Freiligrath (1810—76), der neue Stoffe aus entlegenen Regionen mit Farbenglut darstellte, dann zum revolutionären Lyriker sich entwickelte, 1870 aber doch das beste Kriegslied auf die Schlacht von Gravelotte schrieb und sich mit den großen Thatsachen der Einigung des Reiches versöhnte; Moritz Hartmann (1821—72), der mit seinem »Kelch und Schwert« die Romantik der böhmischen Vergangenheit in die Litteratur brachte, Alfred Meißner (1822—

1885), sein Landsmann und Studienfreund, der in gleicher Richtung dichtete, mit mehr eigentlich poetischer Begabung; Friedrich v. Sallet (1812—43, »Laienevangelium«), M. Graf Strachwitz (1822—47) u. a. Außer diesen vornehmlich politischen Sängern, zu denen noch der Tiroler Hermann v. Gilm (1812—64), dessen Gedichte im Vormärz sich nur handschriftlich verbreiten konnten und erst nach seinem Tode (1864) erschienen, und der tragisch-herbe Johannes Senn, der Dichter des »Tiroler Adlers«, zu rechnen wären, traten in diesem Zeitraum aber auch noch andre Poeten von Bedeutung auf, die nicht bloß ein politisch Lied sangen. So zunächst Nikolaus Lenau (1802—50), ausgezeichnet durch die innige Tiefe eines weichen, aber zu düsterer Schwermut neigenden Empfindungslebens; sodann Julius Mosen (1803—67), ein volkstümlicher Lyriker, in »Ritter Wahn«, »Ahasver« auf dem Boden der philosophischen Poesie stehend; Emanuel Geibel (1815—84), dessen formschöne und von edler Gesinnung erfüllte Lyrik in weiten Kreisen Beifall fand; Karl Simrock (1802—76), der fleißige übersetzer mittelalterlicher deutscher Dichtung; ferner A. Kopisch, Franz v. Gaudy, W. Smets, J. N. Vogl, J. G. Seidl, L. A. Frankl, K. Dräxler-Manfred, L. Bechstein u. a. Friedrich Rückert fand in Julius Hammer, Friedrich Daumer, Bodenstedt u. a. Nachfolger. Außer diesen seien genannt W. Wackernagel, F. v. Robell, Ernst v. Feuchtersleben, Ludwig Pfau, die Elsässer Adolf und August Stöber, Alex. Kaufmann, Feodor Löwe, Gottfr. Kinkel, der auch die lyrisch-epische Gattung pflegte, Titus Ullrich u. a. Unter den Dichterinnen ragte durch männliche Kraft Annette v. Droste-Hülshoff (1798—1848) weit über alle hervor; doch errangen auch Betty Paoli (geb. 1814) und Louise v. Plönnies achtbare Erfolge. — Eine Blüte des Dramas gab es in dieser Zeit nur in Wien, wo das Burgtheater von Schreyvogel fest begründet war und im produktiven Lustspieldichter Eduard Bauernfeld (1802—90) sich seinen Hausdichter erzog. Gleichzeitig blühte die Wiener Volksbühne, zuerst unter Ferdinand Raimund (1789—1836), dem Dichter humor- und poesievoller Zauberspiele (»Der Verschwender«, 1834), dann unter Johann Nestroy (1801—62), dem sich viele kleinere Talente mit behender Feder hilfreich anschlossen. Achtung gebietend trat in dieser Zeit die tüchtige Kraft Friedrich Halms (1806—71) hervor, der mit seiner »Griseldis«, »Sohn der Wildnis« u. a. m. Ernst Raupachs historische Jambentragödien glücklich aus dem Felde schlug. Es bestand damals noch ein Gegensatz zwischen den Dichtern und dem Theater; große Talente, wie der genial barocke Chr. D. Grabbe (1801—36, »Die Hundert Tage«, »Don Juan und Faust« ꝛc.), lernten nie, sich den Forderungen der Bühnen unterzuordnen. So entwickelte sich die Gattung der unaufführbaren, nur zu lesenden Buchdramen, während die Bühnen von Routiniers, von dichtenden Schauspielern beherrscht wurden. Solche Buchdramatiker waren R. Griepenkerl (gest. 1868, »Robespierre«), F. v. Uechtritz (1800—75), J. L. Klein (gest. 1877), A. Dull (gest. 1884) und der vielversprechende kraftgenialische Georg Büchner (1813—37, »Dantons Tod«), der zu früh starb. Dichtende Schauspieler mit viel Erfolg waren K. v. Holtei (1797—1880, »Lorbeerbaum und Bettelstab«), der sich aufs sentimentale Effektdrama verstand, ebenso die bühnenkundige Charlotte Birch-Pfeiffer (gest. 1868). — Der Roman und die Novelle zeigten einzelne große Begabungen ausschließlich in ihrem Dienst, so Willibald Alexis (Wilh. Häring, 1797—1871), dessen preußisch-märkische Romane sich teilweise, namentlich in »Cabanis«, »Der falsche Waldemar«, »Die Hosen des Herrn von Bredow«, »Isegrimm« zur vollen poetischen Höhe erhoben; so Charles Sealsfield (Postl, 1793—1864), der in den Romanen: »Der Virey« und »Der Legitime und der Republikaner« Kraft der Gestaltung und glänzende Schilderungsgabe entfaltete; Heinrich König (1790—1869) im modernen und historischen Roman, Ida Gräfin Hahn-Hahn (gest. 1880), A. v. Sternberg (gest. 1868), L. Starklof, Henriette Paalzow, Karl Spindler (gest. 1855, flüchtig, aber fruchtbar) u. a. Daneben aber wuchs die Dorfgeschichte nach Immermanns »Oberhof« und Ulrich Hegners Erzählungen zu bedeutender Höhe empor. Jerem. Gotthelf (Bitzius, 1797—1854) schrieb seine derben und ungeschminkten, aber an urwüchsiger Poesie und tiefer Menschenkenntnis reichen Schweizer Dorfgeschichten; ihn übertraf im äußern Erfolg Berthold Auerbach (1812—82) mit seinen »Schwarzwälder Dorfgeschichten«, die dem Geschmack und Verständnis des gebildeten Leserkreises entgegenkamen und das Genre fest begründeten, welches seitdem in allen deutschen Gauen gepflegt wird; Joseph Rank schrieb »Aus dem Böhmerwald«, Melchior Mayr (gest. 1871) »Erzählungen aus dem Ries« ꝛc. Eine ganz eigne Individualität trat im gemütvollen Adalbert Stifter (1800—68) auf, der in seinen »Studien« und »Bunten Steinen« sich als Meister der Naturschilderung zeigte. — Auch das Feuilleton, von den Jungdeutschen geschaffen, fand vielfach glänzende Vertreter, von denen hier genannt werden dürfen: der vielgereiste Fürst Pückler-Muskau (1785—1871), der geistreiche Satiriker Adolf Glasbrenner (gest. 1876), der viel minderwertige M. G. Saphir (gest. 1858), J. H. Detmold (gest. 1856), Theodor v. Kobbe (gest. 1845).

XI. Zeitraum.

Von 1848—1870.

Das Revolutionsjahr 1848 endete mit vielen Enttäuschungen. Der deutsche Einheitstraum war nicht in Erfüllung gegangen, die liberalen Grundsätze hatten nicht gesiegt, das Volk der »Denker und Dichter«, das zur Vertretung seiner Politik viele Professoren in die Paulskirche geschickt hatte, ward sich seiner politischen Unfähigkeit bewußt, in Preußen und Österreich blieb nach wie vor der Absolutismus am Ruder, dort herrschten die Orthodoxen und Junker, hier wurde das Konkordat mit dem Papst geschlossen. Dennoch konnten die vormärzlichen Zustände nicht wiederkehren; es nahten die welthistorischen Kämpfe um die Einigung Italiens, um die Hegemonie in Deutschland, die notwendig ein Zusammengehen von Regierungen und Volk erforderten. Dazu kam der Ausbau des europäischen Telegraphen- und Eisenbahnnetzes, der für den ganzen Weltteil epochemachend werden sollte; die Naturwissenschaften gewannen durch neue Erfindungen und technische Verwertung der neuen Einsichten in Chemie und Physik einen maßgebenden, alles beherrschenden Einfluß auf die Zeit, und demgemäß entwickelten sich die Litteratur und Kunst im Geiste des Realismus. Niemals war die Philosophie mehr in Verruf als in diesen Jahren unmittelbar nach Hegels Alleinherrschaft; keine Zeit war religiös gleichgültiger als diese, welche die Verkündigung des neuen Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit erlebte; der Empirismus wurde in allen Wissenschaften herrschend. Die außerordentliche Erweiterung aller Industrien vermehrte den Nationalreichtum, hatte aber auch zur Folge, daß industrieller

Geist und Betrieb sich im Gebiete der Kunst, wo er nicht hingehört, verbreitete.

Zunächst wirkten in den 50er und 60er Jahren die schon vorher anerkannten Dichter weiter: Gutzkow schrieb seine großen Zeitromane, Berthold Auerbach versuchte mit Erfolg den Übergang von der Dorfgeschichte zum sozialen Roman, Alfred Meißner schrieb seine politisch gefärbten Romane, Emanuel Geibel sang seine immer gehaltreichern Lieder. Aber es machten sich auch sehr nachdrücklich neue Richtungen und bedeutende Talente Platz. Zunächst hatte in der reaktionären Luft eine kleine Nachblüte der Romantik: die »Amaranth«, ein episches Gedicht von Oskar v. Redwitz (1823—91), Glück; Redwitz machte später eine völlige Wandlung durch; er begann als klerikaler und hörte auf als liberaler, national gesinnter Dichter; mit seinen spätern Romanen und Dramen (»Philippine Welser«) hatte er stets Erfolg. Viel bedeutender aber war der Kampf, den Julian Schmidt als Kritiker und Gustav Freytag (geb. 1816) als schaffender Dichter um Durchsetzung der realistischen Kunstprinzipien gegen die jungdeutsche Ästhetik führten. Freytag begann als Dramatiker: »Valentine«, »Graf Waldemar«, »Die Journalisten«, und strebte hier nach typischer Gestaltung moderner Charaktere in geschlossener, bühnengerechter Form; dann schrieb er mit sehr großem Erfolge seine bürgerlichen Romane: »Soll und Haben«, »Die verlorne Handschrift«, und erwarb sich mit seinen »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« das Verdienst, die deutsche Kulturgeschichte weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Zur selben Zeit schuf der mächtige Friedrich Hebbel (1813—63) seine Tragödien: »Judith«, »Maria Magdalena«, »Gyges und sein Ring«, »Die Nibelungen« u. a., ohne es bei all seinem Genie zu volkstümlicher Wirkung bringen zu können, weil ihm Naivität mangelte. Mehr als 20 Jahre nach seinem Tode erschienen seine »Tagebücher« und wurden ein wertvolles Denkmal seiner philosophischen Begabung, die seiner dichterischen vielleicht überlegen war. Ähnlich beanlagt war ein andrer Begründer der realistischen Ästhetik, zumal der Dramaturgie: Otto Ludwig (1813—65), der in seinen »Shakespeare-Studien« gegen die Schule Schillerscher Rhetorik mit Rücksichtslosigkeit vorging; mit seinen Tragödien »Der Erbförster« und »Die Makkabäer« faßte O. Ludwig festen Fuß auf der Bühne, ebenso in der erzählenden Litteratur mit den Novellen »Zwischen Himmel und Erde« und »Heiterethei«. Indes Jeremias Gotthelfs Dichterkraft im Alter abnahm, erstand aus der Schweiz ein andres großes Talent, Gottfried Keller (1819—89), der 1856 mit seinem ersten großen Werke, »Der grüne Heinrich«, hervortrat, worin der poetische Realismus seine feinste Blüte zeitigte, die jedoch erst spät, in den 70er Jahren, zur vollen Anerkennung gelangte. Keller trat 1861 in den Züricher Staatsdienst, in dem er bis 1876, als Dichter fast ganz still und unberühmt, verblieb. Als Realist trat zu dieser Zeit Theodor Fontane (geb. 1819) mit dem Roman »Vor dem Sturm«, mit den markigen »Balladen«, mit den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« auf, doch auch er sollte erst im späten Lebensalter zur Anerkennung gelangen. Und ähnlich erging es dem Verfasser des besten historischen Romans der neuern Zeit, Joseph Viktor Scheffel (1826—86), dessen »Ekkehard« schon 1855 erschien, aber erst nach 1870, nach dem volkstümlichen Erfolge seines »Gaudeamus« und »Trompeter von Säckingen«, zur größten Verbreitung gelangte. Glücklicher waren die anspruchslosern Erzähler F. W. Hackländer (1816—77), der, ein deutscher Dumas, mit seinen »Bildern aus dem Soldatenleben«, »Eugen Stillfried«, »Europäisches Sklavenleben« u. a. heitere und stets willkommene Unterhaltungslektüre schuf; dann Edmund Höfer (1819—82) mit den »Erzählungen aus dem Volk«, »Schwanwieck«, »Unter der Fremdherrschaft« u. a. Kaum hatte der Schweizer Volksdichter Gotthelf die Augen geschlossen, erstand im deutschen Norden ein plattdeutscher Volksdichter von reichster Begabung: Fritz Reuter (1810—74), der mit seinen humoristischen Romanen und Gedichten: »Ut mine Stromtid«, »Ut de Franzosentid«, »Dörchläuchting«, »Olle Kamellen« ꝛc. die ganze Nation fesselte und der Dialektpoesie überhaupt Bürgerrecht in der Litteratur erwarb. Sein Ruhm überstrahlte die Verdienste seines Stammesgenossen Klaus Groth (geb. 1819), der unabhängig von ihm mit Gedichten in plattdeutscher Mundart aufgetreten war. — Die Berufung einer größern Anzahl von poetischen und litterarischen Talenten durch den kunstsinnigen König Maximilian II. von Bayern gab Anlaß, von einer »Münchener Dichterschule« zu sprechen, die jedoch nur die besondere Pflege der schönen Form als gemeinsames Merkmal erkennen ließ. Nächst Emanuel Geibel erwies sich Paul Heyse (geb. 1830) in lyrisch-epischen Dichtungen (»Novellen in Versen«, »Thekla«, »Skizzenbuch aus Italien« u. a.), in Dramen (»Elisabeth Charlotte«, »Ludwig der Bayer«, »Hans Lange«, »Kolberg« ꝛc.), im Roman (»Die Kinder der Welt«, »Im Paradiese«, »Merlin«), namentlich aber in zahlreichen Novellen von großer Anmut als das glücklichste und vielseitigste Talent des Kreises. Ihm gehörten ferner an: Fr. Bodenstedt (1819—91), ausgezeichnet als Übersetzer, in den »Liedern des Mirza-Schaffy« formgewandt und voll naiv-heiterer, an Hafis anklingender Lebensweisheit; der farbenreiche Hermann Lingg (geb. 1820, »Die Völkerwanderung«, »Gedichte«), der Kulturhistoriker W. H. Riehl (geb. 1824), der Dichter und Kulturhistoriker F. v. Löher, F. A. v. Schack (»Durch alle Wetter«, erzählende Dichtungen; Meisterübertragung des Firdusi); Wilh. Hertz (»Gedichte«, »Lancelot und Ginevra«, »Bruder Rausch«, »Spielmannsbuch«), Julius Grosse (»Das Mädchen von Capri«) u. a. Neben diesen Vertretern des Prinzips der schönen Form, zu denen noch der unglückliche Lyriker Heinrich Leuthold zu rechnen ist, traten andre Dichter mit besonderer Betonung der Naivität im Gegensatz zur Tendenzdichtung auf: Julius Rodenberg, der später sich als Meister des Wanderfeuilletons und als gemütvoller Erzähler bekundete, Otto Roquette, der mit seinem kleinen Epos »Waldmeisters Brautfahrt« sich überall heimisch machte, und andre, welche die später neu blühende Anakreontik vorbereiteten. Das größte lyrische Talent dieser Zeit, Eduard Mörike, lebte in beschaulicher Zurückgezogenheit seiner Muse. Auf dramatischem Gebiet traten außer den oben genannten in den 50er Jahren noch S. H. Mosenthal (1821—77, »Deborah«, »Sonnwendhof«), A. E. Brachvogel (1824—78, »Narziß« u. a.), Ed. Tempelten (»Klytämnestra«), Rud. Gottschall (»Pitt und Fox«, »Mazeppa«, »Katharina Howard«), Alfred Meißner (»Das Weib des Urias«, »Reginald Armstrong«) mit mehr oder weniger glänzenden Bühnenerfolgen hervor. — Die Roman- und Novellenlitteratur gewann eine immer sich erweiternde Ausdehnung in diesen Jahren; sie wurde die herrschende Form für

alle Poesie, in der sich auch die oben genannten bedeutendsten Talente der Zeit aussprachen. Damals hatte man noch den Ehrgeiz, im Roman ein Spiegelbild des gesamten Lebens der Nation zu geben, und er sollte nicht bloß abschildern, sondern auch urteilen. Nach Gutzkows Zeitromanen schrieb Friedrich Spielhagen (geb. 1829) mit großem Talent seine ersten, mit Beifall aufgenommenen Romane: »Problematische Naturen«, »Hammer und Amboß«, »Durch Nacht zum Licht«, in denen er sich in geistvoller Weise mit den Zeitfragen auseinandersetzte. Kurz vorher erregte Max Waldau (G. Spiller v. Hauenschild, gest. 1855) Aufsehen durch seine jeanpaulisierenden Erstlingswerke: »Nach der Natur«, »Aus der Junkerwelt«. Dann traten noch auf die mehr oder weniger fruchtbaren Erzähler: Levin Schücking, Otto Müller, Aug. Becker, Max Ring, Gustav vom See (v. Struensee), Georg Hesekiel, Robert Byr, Hans Hopfen (»Verdorben zu Paris«), Luise v. François (1817—93, »Die letzte Reckenburgerin«, »Der Katzenjunker«), der außerordentlich fruchtbare Wilh. Jensen, Karl Detlef (Klara Bauer), Ottilie Wildermuth, Fanny Lewald, E. Marlitt ꝛc. Als Humoristen erschienen außer dem genialen Fritz Reuter noch in seinen spätern Jahren Karl v. Holtei mit den »Vagabunden«, »Christian Lammfell«, Bogumil Goltz (gest. 1870, »Buch der Kindheit«), Ludwig Steub, Hermann Presber, und der poetisch hochbegabte Wilh. Raabe (Jak. Corvinus), ein Jean Paul und Sterne verwandtes Talent (»Horacker«, »Der Hungerpastor«), das im Zeitalter des Realismus sich immer mehr vereinsamte. Trotz dieser allgemeinen Vorliebe für die Romanform und Erzählung in Prosa gelang es einzelnen Dichtern, mit gehaltreichen epischen Dichtungen zu großen Erfolgen zu kommen. Vor allen Rob. Hamerling (1830—87), dessen glühende und malerisch reiche Phantasie im »Ahasver in Rom« zündend wirkte; er blieb Epiker bis an sein Ende (»Der König von Sion«, »Homunculus«, »Amor und Psyche«). Wilh. Jordan trat mit seiner Theodicee: »Demiurgos«, seiner Neudichtung der »Nibelungen«, Aug. Becker mit seinem »Jungfriedel der Spielmann«, F. Gregorovius mit seinem »Euphorion«, Ed. Grisebach mit dem »Neuen Tannhäuser« hervor, denen sich in der folgenden Epoche Ad. Stern mit dem »Johannes Guttenberg«, H. Kruse mit den »Seegeschichten« u. a. anschlossen.

XII. Zeitraum.

Von 1870 bis zur Gegenwart.

Die Einigung des deutschen Volkes und Aufrichtung des Deutschen Reiches, so lange herbeigesehnt, brachte zunächst keine eigentliche Blüte der schönen Litteratur hervor; die Sehnsucht war poetisch produktiver als die Erfüllung. Kulturkampf, soziale Fragen und Sorgen und die entschiedene Hinneigung zu rein praktischen Bestrebungen waren einem dichterischen Aufschwung nicht eben günstig. Führend blieben zunächst auch in der Litteratur die großen »Alten«, wie sie es in der Politik und in der Wissenschaft waren. Die Zeit war reich an litterarischen Erscheinungen von dauerndem Werte, aber es waren darunter weniger die Erzeugnisse der Dichter, als der Gelehrten und Staatsmänner, wie die Briefe und Reden von Bismarck und Moltke, die Weltgeschichte Rankes, die deutsche Geschichte Treitschkes, H. v. Sybels u. dgl. Die Litteraturwissenschaft nahm einen großen Aufschwung, der sich leider nur zu bald bei manchen Forschern in Alexandrinismus verlor; der Kultus Goethes wurde auf den meisten deutschen Universitäten betrieben und fand schließlich in der Gründung des Goethe-Archivs in Weimar seinen sichtbarsten Ausdruck. Gerade in den Erstlingsjahren des neuen Reiches war keine Philosophie so herrschend wie die des Pessimismus von Schopenhauer, dem dann die Mystik der »Philosophie des Unbewußten« von Ed. v. Hartmann folgte. Es war der Rückschlag gegen den seelischen Aufschwung der Kriegsjahre. Bei dieser allgemeinen Ermüdung gewann die historische Betrachtung so viele Freunde, daß sie auch in der schönen Litteratur eine Weile herrschen konnte. Alle Epochen der Kulturgeschichte der Menschheit wurden in zahllosen Romanen dichterisch verwertet, und der Historismus drang ins Alltagsleben. Gegen dieses übermaß an Historie entstand am Ende des ersten Jahrzehnts nach der Begründung des Reiches eine Rückwirkung im Naturalismus. Die Vorherrschaft der Naturwissenschaften begünstigte die neue Strömung, die zunächst durch die möglichst unbefangene Darstellung der Gegenwart neue Bilder und Typen für die poetische Welt schaffen wollte; weil sie aber ohne Ideale in die Welt hineinsah, so brachte diese naturalistische Richtung oft nur das Gemeine, das bloß pathologisch Interessante zur Darstellung. Sie war übrigens durchaus abhängig von den ausländischen Litteraturen, von Zola in Frankreich, von Ibsen in Norwegen, von Dostojewski u. Tolstoi in Rußland. In Deutschland fand diese Geistesrichtung kein Genie vor, das ihr zu großen Erfolgen verholfen hätte; aber sie blieb auch durchaus nicht ohne merklichen Eindruck auf die begabten Dichter, die zuweilen mit ihr paktierten. Sie hatte eine maßlose Kritik der gesellschaftlichen Zustände zur Folge, die ohnehin durch die sozialistische Agitation immerfort beunruhigt werden. Der Zersetzungsprozeß aller Ideale fand seinen stärksten Ausdruck in den Schriften Friedrich Nietzsches, der vom Pessimismus Schopenhauers ausgegangen war, den Historismus befehdete, zuerst für, dann gegen Richard Wagner auftrat und zur heftigsten Kritik aller Grundlagen der herrschenden christlichen Moral der Liebe und des Mitleids gelangte: ein anregender Denker ersten Ranges, aber auch einer der gefährlichsten durch seine verbitterte Einseitigkeit. Auf diesem höchsten Punkt der Negation aller Überlieferung angelangt, scheint ein Stillstand eingetreten zu sein, der Naturalismus scheint zurückzutreten; die Hegemonie der ausschließlich naturwissenschaftlichen Denkweise hat ihr Ende erreicht; und ebenso ist man des Alexandrinismus in den historischen und philologischen Wissenschaften gründlich satt geworden. Vielfach zeigt sich das Bestreben, den einseitigen Empirismus zu überwinden; Philosophen, die von den Naturwissenschaften ausgegangen, wenden ihre Teilnahme den höchsten ethischen und metaphysischen Problemen zu; und als ein Zeugnis für diesen Zug der Zeit mag auch der außerordentliche Erfolg einer sonst angreifbaren Schrift: »Rembrandt als Erzieher«, betrachtet werden, sowie der Sieg von Talenten, die im Sinne der alten Ästhetik schaffen.

Die führenden Alten der Litteratur nach 1870 haben wir schon genannt, einzelne, wie Keller, Fontane, Heyse, Spielhagen, Scheffel, kamen nun erst zur vollen Blüte. Aber es sind noch zwei große Talente zu nennen, die jetzt mit Macht sich geltend machen: Theodor Storm (1818—88) und Konr. Ferd. Meyer (geb. 1825). Storm, von der Lyrik ausgehend, brachte die stimmungsvolle Novelle zur feinsten Blüte (»Aquis submersus«, »Immensee«, »Psyche«, »Der Schimmelreiter« u. a.). Meyer wurzelt in der

Geschichte und zeigte sich als Meister in der historischen Novelle und in der Ballade (»Georg Jenatsch«, »Die Versuchung des Pescara«, »Ulrich Hutten«, »Angela Borgia«, »Gedichte«). Diese Dichter brachten mit Keller und Heyse die Form der Novelle zur größten Beliebtheit, und es gab bald keinen Dichter mehr, der nicht Novellen geschrieben hätte. Die Litteratur wuchs dabei mehr in die Breite als in die Höhe, es wurden nicht bloß alle Zeiten u. Stände, sondern auch vielfach bis dahin nicht geschilderte Volksstämme in den poetischen Gesichtskreis gezogen. Nach dem Vorgang von Leopold Kompert (»Geschichten einer Gasse«) schrieb K. E. Franzos (geb. 1847) seine novellistischen Kulturbilder »Aus Halbasien« (»Die Juden von Barnow«, »Der Präsident«, »Der Kampf ums Recht«), Rob. Waldmüller-Duboc (geb. 1821) schrieb ethnographische Novellen aus allen Teilen Mitteleuropas. In der Steiermark erstand ein reiches Talent in P. K. Rosegger (geb. 1843), der nach allen Richtungen sein Volk und Land beschrieb; aus Bayern kamen die Hochlandgeschichten von Maximilian Schmidt, etwas später die noch frischern bayrischen Gebirgsnovellen von Ludwig Ganghofer. Adolf Pichler (geb. 1819) schrieb Tiroler Geschichten neben seinen kraftvollen kleinen epischen Gedichten (»Marksteine«) und Hymnen. Als Sittenmalerin der österreichischen Aristokratie führte sich die größte dichtende Frau dieses Zeitraums, Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830), ein, die jedoch mit ihren gemüt- und humorreichen Erzählungen (»Die Freiherren v. Gemperlein«, »Das Gemeindekind«), mit den »Parabeln und Märchen«, den »Aphorismen« und insbesondere mit der Erzählung »Glaubenslos?« über die bloße Sittenmalerei weit hinauswuchs. Ihren Spuren folgten andre Dichterinnen: Ossip Schubin (»Boris Lenski«), Bertha v. Suttner (»Die Waffen nieder«); eigenartig blieb die herbe Wiener Sittenmalerin Emil Marriot (»Die Unzufriedenen«, »Der geistliche Tod«); Ilse Frapan schrieb »Hamburger Novellen«, Hermine Villinger »Schwäbische Geschichten«, Emmy v. Dincklage »Westfälische Erzählungen«, u. a. m. Zur selben Zeit der Blüte der Novelle fand auch die Erzählung in Versen eifrige und glückliche Pfleger in Julius Wolff (geb. 1834): »Der Rattenfänger«, »Tannhäuser«, »Der Sülfmeister« u. a., und in Rudolf Baumbach (geb. 1841), einem der beliebtesten Lyriker der Zeit, der, von Scheffel ausgehend, die Minne- und Spielmannsdichtung pflegte und in »Zlatorog«, »Frau Holde«, »Kaiser Max und seine Jäger« u. a. von schönen Liedern durchflochtene poetische Erzählungen voller Anmut schuf; Hans Herrig (»Die Schweine«), Ernst Eckstein verdienen hier auch genannt zu werden. Die reichste Bebauung aber erfuhr in den 70er Jahren das Gebiet des historischen Romans. Gust. Freytag hatte mit seinem Zyklus »Die Ahnen« das Fach wieder zu Ehren gebracht, und ihm folgten andre Gelehrte: Georg Ebers (geb. 1837) mit den ägyptischen, Felix Dahn (geb. 1834) mit den altgermanischen, George Taylor und Ernst Eckstein mit den altrömischen Romanen, ꝛc.

Auf dramatischem Gebiet drang das musikalische Drama Richard Wagners (1813—83) zu geradezu beispiellosen Erfolgen durch. Die Erbauung eines eignen, sinnvoll u. praktisch angelegten Schauspielhauses für die Festspiele des »Meisters« in Bayreuth (1876) stand in der Geschichte der Kunst vereinzelt da. Wagners »Nibelungen«-Dichtung erwies trotz mancher Schwächen eine ebenso mächtige wie poetische Erfassung der deutschen Heldensage, während der »Parsifal« (1882) durch die ans Mystische streifende religiöse Vertiefung wirkte. Das recitierende Drama ward nach dem großen Aufschwung der Reichshauptstadt der Gegenstand lebhaftesten Interesses von Laien und Fachmännern, die zahlreichen neuen Bühnen hatten Mangel an guten neuen Stücken. Eine Zeitlang herrschte das feuilletonistische Drama von Paul Lindau (geb. 1839), der sich als geistreicher Kritiker eingeführt hatte und mit den Dramen »Ein Erfolg«, »Maria und Magdalena«, »Gräfin Lea« u. a. vorübergehend Erfolge errang, und in Hugo Bürger, insbes. aber im witzigen u. gewandten Oskar Blumenthal u. a. Nachfolger und Konkurrenten fand. Das höhere Drama aber wurde von einzelnen hervorragenden Talenten gepflegt: Albert Lindner (»Brutus und Collatinus«, »Die Bluthochzeit«), Joseph Weilen (»Graf Horn«), H. Kruse (»Wullenweber«), Hans Herrig (»Konradin«, »Alexander«, »Luther-Festspiel«), Franz Nissel (»Die Zauberin am Stein«, »Heinrich der Löwe«, »Agnes von Meran«), Arthur Fitger (»Die Hexe«), Ferd. v. Saar (»Kaiser Heinrich IV.«, »Die beiden de Witt«, »Thassilo«), Ludwig Schneegans (»Maria v. Schottland«, »Der Weg zum Frieden«, »Jan Bockhold«), Martin Greif, als Lyriker das hervorragendste Talent der Zeit (»Corfiz Ulfeldt«, »Nero«, »Prinz Eugen«), Hans Hopfen (»In der Mark«, »Hexenfang«, »Helga«) u. a. m. Diese Dichter hatten mehr oder weniger vorübergehende Erfolge; dauernd in der Gunst des Publikums und auf dem Repertoire der Bühnen erhielten sich: Adolf Wilbrandt (geb. 1837), das fruchtbarste dramatische Talent dieser Jahre, der in seinen Lustspielen: »Die Maler«, »Die Vermählten«, in den Tragödien: »Der Graf von Hammerstein«, »Gracchus der Volkstribun«, »Kriemhild«, »Der Meister von Palmyra«, im effektvollen Schauspiel: »Die Tochter des Fabricius«, vielgespielte, zum Teil auch dichterisch hervorragende Werke schuf, daneben auch als Erzähler (»Hermann Iffinger«) sehr thätig war. Ferner Ernst v. Wildenbruch (geb. 1845), der mit historischen Stücken: »Harold«, »Die Karolinger«, »Väter und Söhne«, begann, sodann preußisch patriotische Dramen von viel Wirkung: »Die Quitzows«, »Der Generalfeldoberst«, »Der neue Herr«, schuf und sich auch in der Sittenkomödie: »Die Haubenlerche«, versuchte; ferner: Hermann Sudermann (geb. 1857), der mit dramatisch bewegten Romanen: »Frau Sorge«, »Der Katzensteg«, in die Litteratur als moderner Realist eintrat und 1890 mit seinem sozialen Drama »Ehre« den größten Erfolg hatte, den seit langer Zeit ein deutscher Dramatiker erfuhr; es wurde auch in fremde Sprachen übersetzt. Ludwig Fulda (geb. 1862), minder kräftig, aber anmutiger in Lust- und Schauspielen: »Unter vier Augen«, »Das verlorne Paradies«, »Der Talisman«; endlich Gerhart Hauptmann (geb. 1862), abhängig von Ibsen, im Banne sozialistischer Tendenzen, aber hochbegabt und vielversprechend in seinen Schauspielen: »Vor Sonnenaufgang«, »Einsame Menschen«, »Kollege Crampton«, »Die Weber«, »Das Hannele«; Ernst v. Wolzogen (geb. 1855) mit den Romanen »Kinder der Exzellenz«, »Tolle Komteß«, u. a. In dem hier betrachteten Zeitraum blühte aber auch einer der größten und ursprünglichsten dramatischen Dichter, den die Deutschen überhaupt besitzen, nämlich Ludwig Anzengruber (1839—89), dessen Tragödien und Komödien: »Der Meineidbauer«, »Das vierte Gebot«, »Der Pfarrer von Kirchfeld«, »Die Kreuzelschreiber«, »Doppelselbstmord« u. a. nur deswegen nicht auch im ganzen Reich einen so sehr wie in der Heimat zünden-

den Erfolg errangen, weil sie durch ihren Dialekt und durch ihr Kostüm zu sehr an den deutschen und katholischen Süden gebunden sind; Anzengruber war auch bedeutend in der Dorfgeschichte, die er in großen und kleinen Formen reichlich pflegte (»Der Sternsteinhof«). Durch ihn kam die Bauernkomödie in Mode, die von L. Anzengruber (»Der Herrgottschnitzer«), Hans Neuert, Karl Morre (»'s Nullerl«) u. a. gepflegt wurde.

In dieser Litteraturperiode bilden die Naturalisten eine Gruppe für sich, lauter junge Männer, deren Entwickelung noch nicht abgeschlossen u. gar nicht vorauszusehen ist, die vorläufig noch nichts geschrieben haben, was man den hervorragendern Werken unsrer Nationallitteratur an die Seite stellen könnte. Der reichste u. selbständigste dieser Gruppe ist Max Kretzer (geb. 1854), der selbst aus der Tiefe sich emporarbeitete und in seinen »Betrogenen«, »Verkommenen«, »Meister Timpe« und andern Romanen viel Kraft und aufsteigende Entwickelung zeigte. Herm. Heiberg (geb. 1840) bewährte sich in »Apotheker Heinrich« u. a. als Kleinmaler, geriet aber später mehr in den Sensationsroman hinein. M. G. Conrad (geb. 1846), eine mutige Kampfnatur mit französischer Bildung, ist wesentlich kritisch beanlagt; er wurde der Sittenmaler von München. Karl Bleibtreu (geb. 1859) versuchte sich in allen Formen, ist Spezialist als poetischer Schlachtenmaler und hat eine versprechende dramatische Kraft. Konrad Alberti (geb. 1862) ist der gärendste und leidenschaftlichste von allen; Heinz Tovote (geb. 1864), der Erotiker im engsten Sinne (»Im Liebesrausch«, »Frühlingssturm«, »Fallobst«), hat wohl die reichste poetische Beanlagung, sensitiv durch und durch; Hermann Bahr (geb. 1863) war mit Wolfg. Kirchbach einer der ersten, die von innen heraus den Versuch einer Überwindung des Naturalismus durch Kritik und Produktion machten; Kirchbach geriet in die symbolistische Richtung, Bahr versuchte sich in verschiedenen Stilarten. Zu nennen sind noch Felix Holländer, Arno Holz und Johannes Schlaf, Karl Henckell, John S. Mackay, W. Bölsche (»Die Mittagsgöttin«), Detlev v. Liliencron, Maurice v. Stern, Heinrich u. Julius Hart, O. J. Bierbaum u. a. m.

In einer Zeit, die so unzufrieden mit sich selbst ist, sich als eine übergangszeit empfindet, wird nichts so sehr geschätzt als der Humor, weil er mitten im Wirrsal das Gleichgewicht der Seele erhält und vor Einseitigkeit bewahrt. Die angesehensten Dichter, wie Keller, die Ebner-Eschenbach, Fontane u. a., hat nichts so sehr gefördert als ihr Humor, und es sind auch in der That humoristische Werke von bleibendem Wert geschaffen worden. Der große Ästhetiker Friedrich Th. Vischer (1806—86) trat in seinen alten Tagen mit der Erzählung »Auch Einer«, im Kriegsjahre mit den Gesängen des Schartenmayer, dann mit der Satire »Faust, III. Teil«, und auch teilweise in seinen »Lyrischen Gängen« als humoristischer Dichter auf. Mit humorvollen Novellen erschien etwas später der pommersche Novellist Hans Hoffmann (geb. 1848) mit seinen »Geschichten aus Hinterpommern«, »Gymnasium zu Stolpenburg«, »Der eiserne Rittmeister«, endlich auch als Lyriker in ernsten und heitern Tönen: »Vom Lebenswege« u. a. Ein andrer Norddeutscher, Julius Stinde (geb. 1841), erwarb sich mit seinen echt berlinerisch kleinbürgerlichen Büchern von »Frau Buchholz« den reichsten Beifall, und Heinrich Seidel (geb. 1842) schuf die harmlos humoristische Figur Leberecht Hühnchens voll echt poetischer Liebenswürdigkeit; bescheidenere Verdienste erwarb sich in Wien der gemütreiche Vincenz Chiavacci (geb. 1847) durch seine Lokalsittenbilder, die reiner in der Grundstimmung waren als die seines pessimistischen Vorgängers Friedrich Schlögl (1821—91). Als satirischer Humorist ist noch Fritz Mauthner (geb. 1849) zu nennen, dessen Parodien »Nach berühmten Mustern« viel Beifall fanden, und dessen Satiren sich später zu Romanen erweiterten.

B. Wissenschaftliche Litteratur.

Von den verschiedenen Zweigen der wissenschaftlichen oder gelehrten Litteratur können im engern Anschluß an die Nationallitteratur und vermöge ihrer bestimmenden Einwirkung auf dieselbe nur die Philosophie und Theologie nebst der Geschichte nach ihrer geschichtlichen Entwickelung hier in Betracht kommen. Rücksichtlich der andern Gebiete muß auf die den einzelnen Disziplinen gewidmeten Artikel verwiesen werden.

Philosophie.

Wie unter den Völkern des Altertums den Griechen, so gebührt unter den neuern den Deutschen der Ehrenname eines »Volkes von Denkern«. Nachdem sie schon im Mittelalter durch Albert von Bollstädt (Albertus Magnus, gest. 1280), in der Übergangszeit durch Paracelsus (gest. 1541), Nikolaus Taurellus (gest. 1606), Jakob Böhme (gest. 1624) an der Entwickelung der Philosophie rüstigen Anteil genommen, beginnt die ihnen eigentümliche und vom Ausland unabhängige Methode zuerst mit Leibniz (1646—1716), dessen Universalismus die Selbständigkeit der Individuen mit der Harmonie des einheitlichen Ganzen und den Mechanismus der wirkenden mit der Freiheit der Zweckursachen zu vereinigen bemüht war. Während der Logiker Tschirnhaußen (gest. 1708) und der Rechtsphilosoph Thomasius (gest. 1728), beide durch Leibniz angeregt, einflußreich auf ihren Einzelgebieten wirkten, unternahm es Christian Wolf (gest. 1754) als der erste Deutsche, ein vollständiges, in sich mit wissenschaftlicher Strenge zusammenhängendes System der Philosophie aufzuführen, wodurch er der Gründer der ersten deutschen Philosophenschule, der nach ihm und seinem Meister sogen. Leibniz-Wolfschen Schule, ward. Der Einfluß derselben, der sich auf alle Wissenschaften und selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus erstreckte, nahm allmählich ab, als nach der Mitte des 18. Jahrh. die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche empiristische Weise zu philosophieren in Deutschland mehr Eingang fand. Während die eigentlichen Schüler Wolfs, wie Bilfinger (gest. 1750), Baumgarten (gest. 1762), der Begründer der Ästhetik, und Meier (gest. 1777), an dessen mathematischer Methode und einseitig rationalistischer Erkenntnisquelle festhielten, suchten andre teils, wie Crusius (gest. 1775), demselben ein selbständiges, obwohl gleichfalls rationalistisches System entgegenzustellen, teils, wie der Mathematiker Lambert (gest. 1777) und die Philosophen der Berliner Akademie Friedrichs d. Gr., Locke mit Leibniz, Empirismus mit Rationalismus und die Erfahrung mit der Vernunft als Erkenntnisquelle zu verbinden, unter denen der erstgenannte in gewisser Weise der Kantschen Kritik vorgearbeitet hat. Parallel mit dieser wissenschaftlichen ging eine populäre, der Aufklärung und dem Gemeinwohl dienende Richtung der Philosophie, die sich zum Teil, wie Reimarus (gest. 1765), Ploucquet (gest. 1790), Eberhard (gest. 1809), Platner (gest. 1818), an Wolf, zum Teil, wie Tetens (gest. 1805), mehr an Locke hielt, zum Teil, wie

die sogen. »Philosophie des gesunden Menschenverstandes« und die moralisierende Schriftstellerei der Abbt (gest. 1766), v. Creuz (gest. 1770), Sulzer (gest. 1779), Basedow (gest. 1790), Mendelssohn (gest. 1786), Gellert (gest. 1769), Garve (gest. 1798) und Feder (gest. 1821), eklektisch verfuhr. Die Summe aller dieser Bestrebungen zog Immanuel Kant (1724—1804), welcher ursprünglich rationalistischer, dann infolge seiner eifrigen Beschäftigung mit Newton empirischer Dogmatiker war, durch den Skeptizismus Humes aus dem dogmatischen Schlummer aber geweckt wurde und nun als Kritiker der »reinen Vernunft« dieser die Fähigkeit absprach, übersinnliche Gegenstände zu erkennen, zugleich aber auch als Kritiker der »Sinnlichkeit« nachwies, daß diese, um zur »Erfahrung« zu werden, der Ergänzung durch apriorische, d. h. durch reine Vernunft- oder genauer Verstandesbegriffe bedürfe. Rationalismus und Empirismus sollten auf diesem Weg ausgesöhnt, von der Vernunft die Form, von der Sinnlichkeit der Stoff aller auf die Welt der Objekte bezüglichen Erkenntnis geliefert, diese selbst aber auf die Objekte der sinnlichen oder Erfahrungswelt eingeschränkt werden, jenseit welcher als »dunkler Rest« der übersinnlichen Welt das sogen. »Ding an sich« als metaphysisches Substrat allein übrigbleibe. Die durch die Kritik der theoretischen Vernunft verursachte Einbuße von Erkenntnissen sollte durch das von Kant sehr stark betonte Bewußtsein einer dem Menschen innewohnenden praktischen Vernunft oder eines von allen theoretischen Voraussetzungen und eudämonistischen Beweggründen freien moralischen Pflichtgefühls (kategorischer Imperativ) aufgewogen und der Kant am Herzen liegende Inhalt der natürlichen oder »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« (Gott, Unsterblichkeit, Willensfreiheit), dessen Erkenntnis auf theoretischem Wege durch die »Kritik« aufgehoben war, auf moralischem Wege durch die sogen. »Postulate der praktischen Vernunft« wiederhergestellt werden. Kants Philosophie übte sowohl durch ihren negativen als durch ihren positiven Teil einen durchgreifenden Einfluß nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern bis auf die Gegenwart aus; er selbst hat als »Alleszermalmer« überhaupt auf die intellektuelle wie durch Hervorhebung des reinen Pflichtgefühls auf die moralische Kultur der Besten seiner Nation umgestaltend gewirkt wie kein andrer vor ihm. Während der Skeptizismus, z. B. in G. E. Schulzes (gest. 1833) »Äneside mus«, und der ältere Dogmatismus Eberhards und andrer, auch Kants ehemaliger Zuhörer Herder (gest. 1803) den Kritizismus angriffen, suchten K. L. Reinhold (gest. 1823), Schiller, Fries (gest. 1843) u. a. ihn weiterzubilden. Kants bedeutendster Nachfolger, J. G. Fichte (1762—1814), verwandelte, auf der von Kant vorgezeichneten Bahn fortschreitend, den halben Idealismus Kants in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntnis, sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und That die Welt, einziger Grund der Erschaffung dieser letztern aber das Sittengesetz, die »sittliche Freiheit«, sei, weil diese, um sich als solche zu bewähren, einer »sinnlichen Welt« als »Material der Pflichterfüllung« bedürfe. Durch diesen Idealismus hat Fichte auf die deutsche Philosophie nach Einer Richtung, durch seine patriotische Gesinnung und seine feurigen politischen Reden auf die »deutsche Nation« vor den Befreiungskriegen eingewirkt. Schelling (1775—1854) wendete die innere Entwickelungsgeschichte des Ichs, dessen That die Welt ist, auf die Natur als das unbewußte Ich an u. brachte durch diese sogen. »Naturphilosophie« einen anregenden, aber auf die Dauer nicht gedeihlichen Umschwung in der Behandlung der Naturwissenschaften hervor. Während er selbst in raschem Wechsel sein System zum Transcendentalidealismus durch Hinzufügung einer der Naturphilosophie entsprechenden Geschichtsphilosophie, unter dem Einfluß Spinozas zu einer diesem verwandten Identitätsphilosophie u. zuletzt, angeregt von Jakob Böhme und den theosophischen Mystikern, zu einer von ihm so genannten »positiven« oder »Offenbarungsphilosophie« fort- und umbildete, die aber sehr wenig Anklang fand, steigerte Georg Wilh. Friedrich Hegel (1770—1831) Fichtes ursprünglich subjektiven zum »absoluten« Idealismus, indem er an die Stelle des allein realen und thätigen Ichs die unpersönliche Vernunft (»die logische Idee«) und an die Stelle der schöpferischen That den dialektischen Prozeß (»Selbstbewegung des Denkens«) setzte und die Vernunft zum allein wahren Wesen alles Wirklichen (Panlogismus), aber damit auch das Wirkliche zum Vernünftigen (Optimismus) erhob. Wie Kants unerbittliche Schärfe in die Tiefe, so hat Hegels Methode in die Breite der Forschung gewirkt und, wie einst die mathematische Methode Wolfs, zur Anwendung in fast allen Wissenschaften geführt, zugleich durch die Verkündigung der Vernunft als des Wesens des Wirklichen dem Rationalismus auf allen Gebieten Vorschub geleistet. Den Gegensatz zu dieser von Fichte bis Hegel in gerader Richtung fortschreitenden idealistischen Richtung bildet die gleichfalls an Kant anknüpfende, aber, wie Fichte einen halben Schritt vor, so einen halben hinter den Kritizismus zurücktretende realistische Richtung Herbarts (1776—1841). Während nach jenem die Philosophie ein Schaffen der Kant zufolge aus einem realistischen (Materie) und einem idealistischen (Form) Faktor bestehenden Erfahrung ist, stellt sie nach Herbart ein Empfangen derselben hinsichtlich der Form wie der Materie dar. Die Empirie bildet die Grundlage, durch deren Bearbeitung, Berichtigung und Ergänzung mittels der Denkgesetze eine in sich zusammenhängende, auch logisch befriedigende Wissenschaft entstehen soll. Durch dieses Ausgehen von dem erfahrungsmäßig Gegebenen und durch ihre exakte Methode, insbesondere durch ihre freilich nicht geglückte Anwendung der Mathematik auf die Psychologie hat Herbarts Philosophie allgemeiner gewirkt, auch mehrfach Naturforscher angezogen, die sich durch die phantastischen Kombinationen der Schellingschen Naturphilosophie ebenso abgestoßen fühlten, wie sich die nüchternen Historiker der apriorischen Geschichtskonstruktion Hegels widersetzten. Außer den Vorgenannten haben unter den Nachfolgern Kants nur Fr. H. Jacobi (1743—1819) und namentlich A. Schopenhauer (1788—1860), letzterer erst in seinen letzten Lebensjahren, Einfluß in weitern Kreisen der Leserwelt, beide zumeist durch ihre glänzende Begabung als Schriftsteller, geübt. Ersterer, dessen Richtung mit der seines Freundes Hamann verwandt ist, bringt die unmittelbare Überzeugung von dem Übersinnlichen, d. h. den Glauben, zur Geltung; letzterer erklärte den Willen für das »Ding an sich« und hat durch seinen offen bekannten Unglauben sowie namentlich durch seinen ausgeführten Pessimismus zahlreiche Anhänger und Verehrer gefunden. Von den Schülern der Vorgenannten haben einige zum Teil mehr oder weniger abweichende Richtungen eingeschlagen und selbst einen Kreis von Jüngern um sich versammelt. Strenge

Kantianer waren Schultz (gest. 1805), Jakob (gest. 1827), Erh. Schmid (gest. 1812) u. a., während W. T. Krug (1770—1842) als äußerst fruchtbarer Schriftsteller sich um die Popularisierung der Kantschen Philosophie Verdienste erwarb und J. Fr. Fries (1773—1843) durch Verschmelzung mit der Jacobischen Glaubensphilosophie eine eigne Schule stiftete, welcher Apelt, Schleiden, Wirbt, v. Calker, De Wette u. a. angehörten. An Jacobi schlossen sich an: Köppen, Lichtenfels u. a. Fichtes Richtung verfolgten: Forberg, Niethammer, Schad, Mehmel; auch Fr. Schlegel (gest. 1829) und der Theolog Schleiermacher (gest. 1834), der später eine eigne Schule gründete, wurden durch ihn angeregt. Schellings Natur- und Identitätsphilosophie fand in H. Steffens, L. Oken, J. Görres, Fr. v. Baader, J. P. Troxler, K. J. Windischmann, G. H. Schubert, K. W. F. Solger, W. Nasse u. a. eifrige Bekenner, welche dieselbe auf die besondern, namentlich die Naturwissenschaften mit mehr oder weniger Glück anwandten. Schellings später mystischer oder sogen. positiver und Offenbarungsphilosophie neigten sich zu: Beckers, Schaden, Schenach u. a. Sein anfänglicher Schüler Krause (gest. 1832) setzte dem Pantheismus der Naturphilosophie einen von ihm so genannten Panentheismus entgegen, der in Ahrens, Lindemann, Leonhardi u. a. Anhänger fand und durch den Erstgenannten auch nach Frankreich, Belgien und Spanien verpflanzt wurde. Als Verbreiter der Herbartschen Lehre sind besonders aufgetreten: Hartenstein, Drobisch, Exner, Bobrik, Strümpell, Taute, Th. Waitz, Lott, Wittstein, Schilling, Allihn, Thilo, Cornelius, Nahlowsky, Volkmann, R. Zimmermann; auch Lazarus und der Sprachphilosoph Steinthal sind ihnen zuzuzählen. Die umfangreichste Litteratur hat die Hegelsche Schule aufzuweisen, deren Einfluß dank dem Formalismus ihrer Methode sich auf den Gebieten fast aller besondern Wissenschaften zeigt, wobei die Gegensätze der rechten (theistischen) und linken (pantheistischen), ja äußersten linken (atheistischen) Seite derselben scharf auseinander traten. Erstere führte bald zur Gründung einer besondern Theistenschule, der J. H. Fichte, Weiße, Ulrici, Wirth, Carriere, Reinhold der jüngere, Braniß u. a. angehörten; die letztgenannte, der sogen. »Junghegelianismus«, schlug zuletzt in völligen Materialismus um. Innerhalb des durch Hegel mehr oder weniger beherrschten Gedankenbereichs wurde die Logik durch Gabler, Hinrichs, Schaller, Werder, Erdmann, Kuno Fischer, Biedermann, die Naturphilosophie durch Schaller, Bayrhoffer, Menzzer, Schultz-Schultzenstein, Ernst Kapp, die Psychologie durch Rosenkranz, Michelet, Daub, Erdmann, die Rechtsphilosophie durch Gans, Göschel, Hinrichs, Besser, Bitzer, Oppenheim, Friedländer, Köstlin, Hasner, die Philosophie der Geschichte durch Chr. Kapp, Rosenkranz, Löser, Gladisch, Hermann, Wuttke, die Ästhetik durch Hotho, Rötscher, Carriere, Weiße, Vischer, Köstlin, Zeising, die Theologie durch Daub, Marheineke, Vatke, Rosenkranz, Conradi, D. Strauß, Br. Bauer, F. Chr. Baur, E. Zeller, K. Schwarz, die Moral und Ethik durch Daub, Henning, Michelet, Wirth, Vatke u. a. bearbeitet. Das besondere Verdienst, die Prinzipien der Hegelschen Schule kritisch auf die evangelische Geschichte und die christliche Dogmatik angewandt zu haben, erwarb sich David Strauß (1808—74), dessen philosophische Grundideen bis zur äußersten Konsequenz Ludwig Feuerbach (1804—72) verfolgte. In ihren Ausläufern Bruno und Edgar Bauer, Jellinek, Julius u. a. verirrte sich die Methode Hegels zum karikierenden Extrem und brachte Monstrositäten, wie die von Max Stirner (Pseudonym für Kaspar Schmidt) gelieferte Apotheose des Egoismus, hervor, die schließlich zur Auflösung der Schule führten. An die Stelle der Hegelschen, lange Zeit dominierenden Lehren traten seit 1848 teils ältere, bisher durch die Hegelsche Schule zurückgedrängte Philosophien, wie die Herbarts, Schopenhauers in weiterm, Krauses, des Theosophen Baader (gest. 1841), der von der römischen Kirche als Häretiker erklärten katholischen Denker Bolzano (gest. 1848), Hermes (gest. 1837), Günther (gest. 1862) in engerm Umkreis, teils die positiven Wissenschaften ein, von denen namentlich die Naturwissenschaften, anfangs aller Philosophie feindlich, allmählich Ausgangspunkt neuer, teils materialistischer, teils idealistischer Philosopheme geworden sind. Schopenhauers System vertrat Frauenstädt, während Ed. v. Hartmann (geb. 1842, »Philosophie des Unbewußten«) eine Verbindung desselben mit Hegelschen Prinzipien durch Anlehnung an Schellings positive Philosophie, Bahnsen (gest. 1881) eine solche mit Herbartschen Prinzipien durch Auflösung des freien Willens in pluralistische Willensindividuen versuchten. Baaders Philosophie fand in Hoffmann, die Hermes' in Braun, Elvenich u. a., die Günthers in Knoodt, Loewe, Frohschammer u. a. Verteidiger, während Ritter, Rothe u. a. Schleiermachers theologische Philosophie umbildeten. Den Naturwissenschaften gaben J. Moleschott, K. Vogt und der populär schreibende L. Büchner durch die Reduktion aller Lebenserscheinungen auf Kraft und Stoff eine materialistische, dagegen Lotze (gest. 1881), dessen Weltanschauung an Leibniz, und Fechner (gest. 1887), der an Spinoza erinnert, eine idealistische Grundlage. In dem heftigen Streit zwischen Materialismus und Idealismus haben sich als Verteidiger des erstern besonders Wiener und Radenhausen, als Gegner desselben R. Wagner, Schaller, Fortlage, Fabri, Frohschammer, Huber u. a. bekannt. Durch die Ergebnisse der Physiologie der Sinnesorgane sind auch Naturforscher, wie Helmholtz, Rokitansky, Czermak, Zöllner u. a., zu einer derjenigen Kants und Schopenhauers verwandten idealistischen Erkenntnistheorie, letzterer sogar zu einer idealistischen Naturbasis zurück-, andre, wie Fritz Schultze und Häckel, durch den Darwinismus zu einer evolutionistischen Naturphilosophie weitergeführt worden. Zur alten Philosophie, namentlich zu Aristoteles, hielt sich Trendelenburg (gest. 1872) in seinen philosophischen Forschungen. Während der Einfluß der deutschen Philosophie im Ausland (Kants in England, Hegels in Frankreich, England, Amerika und Italien, Herbarts in Italien und Holland, Krauses in Belgien, Spanien und Südamerika) fühlbarer wurde, machte sich die Wirkung englischer Denker (Mill, Spencer u. a.) und der positiven Philosophie Comtes neuerdings in Deutschland geltend, nachdem schon zur Zeit der Herrschaft Hegels ohne Erfolg durch Beneke (gest. 1854) auf englische Philosophen hingewiesen worden war. In der Gegenwart steht die deutsche Philosophie wieder unter Einfluß Kants, wie sie vor hundert Jahren darunter gestanden hat, nachdem zuerst Zeller (1862) und Liebmann die Rückkehr zu Kant verlangt hatten. Dieser Einfluß zeigt sich einerseits in der sogen. »Kant-Philologie«, d. h. in der philologisch geschulten Behandlung und Kommentierung des Kantschen Textes (Cohen, Vaihinger, Laas u. v. a.), teils in der Schule des sogen. »Neokantianismus«, dessen Begründer A.

Lange (geſt. 1875) und deſſen charakteriſtiſches Merkmal die gänzliche Verwerfung der Metaphyſik als Wiſſenſchaft und deren Verwandlung in »ſpekulative Dichtung« iſt. Eine gewiſſe Verwandtſchaft damit zeigt auch die poſitiviſtiſche Richtung, wie ſie durch Laas (geſt. 1885), Riehl, Dilthey u. a. in verſchiedenen Färbungen vertreten iſt. Überall macht ſich die Notwendigkeit, ſich wenigſtens mit Kant auseinanderzuſetzen, bemerkbar. Zeigte ſich auch eine Zeitlang Abneigung gegen Herrſchaft von Syſtemen und Metaphyſik, ſo treten dieſe in neuerer Zeit doch ſporadiſch wieder in den Vordergrund (zum Teil mit Hinneigung zu dem nachkantiſchen Idealismus), ſo bei Bergmann, Wundt, Volkelt u. a. Auf den Gebieten der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften, der Logik und Erkenntnislehre, Pſychologie, Ethik, Äſthetik, vor allen aber der Geſchichte der Philoſophie, waltet rege Thätigkeit, in welch letzterer insbeſ. von Ältern Brucker, Tiedemann, Tennemann, Buhle, von Neuern Ritter, Zeller, Erdmann, Kuno Fiſcher, Röth, Schwegler, Chalybäus, Haym, Überweg, Lange, Windelband, Heinze u. a. und als Geſchichtſchreiber einzelner philoſophiſcher Disziplinen Carus, Hinrichs, Stäudlin, J. H. Fichte, Prantl, R. Zimmermann, Lotze, Schasler u. a. gearbeitet haben.

Theologie.

Die Theologie war im Mittelalter die »Königin der Wiſſenſchaften« geweſen, zu welcher alle übrigen in einem dienenden Verhältnis ſtanden. Der Zweifel, ob eine vom Aberglauben der Menge und päpſtlicher Autorität beſchränkte Kenntnis und ſcholaſtiſche Begründung der Dogmen eine Wiſſenſchaft genannt werden könne, tauchte erſt gegen Ende des Mittelalters in einzelnen philoſophiſch und humaniſtiſch gebildeten Köpfen auf. Aber nochmals ſammelte die Reformation das Intereſſe aller bei dem großen Kampf der Geiſter beteiligten Gelehrten und Schriftſteller Deutſchlands um theologiſche Probleme. Faſt ſämtliche Vorkämpfer der Reformation, Luther immer voran, nahmen auch auf dem litterariſchen Gebiet ihrer Zeit den erſten Platz ein. Leidenſchaftliche und verfolgungsſüchtige Polemik, dialektiſcher Unfug und der gröbſte Dogmatismus führten zwar wieder zu erheblichen Rückſchritten und machten, daß die Litteratur dieſer Zeit wenig Erfreuliches darbot; doch ſind wenigſtens die rein gelehrten Beſtrebungen ſeither nie wieder zu abſolutem Stillſtand gebracht worden. Bekannt ſind die Verdienſte, welche ſich die Benediktiner und andre Orden um geſchichtliche und patriſtiſche Theologie erwarben, während die Proteſtanten ſich beſonders um bibliſche Philologie und Exegeſe verdient machten. Mit dem Wiederaufblühen deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trat eine Kriſis auch in dem theologiſchen Studium ein; die gleichzeitige Entwickelung der Philoſophie übte einen entſcheidenden Einfluß aus und regte zur gründlichen Prüfung des bisher nur auf Treu und Glauben Angenommenen an. So bildete ſich neben der alten Schule der Rechtgläubigen zunächſt unter dem Einfluß der Aufklärung eine freiere Auffaſſung des Chriſtentums heran. Während aber der alte Kampf zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus allmählich nur noch unter erlahmender Teilnahme des Publikums fortgeführt wurde, hat Schleiermacher (1768—1834) auf Grund eines eigentümlichen Religionsbegriffs der ganzen Theologie einen neuen Inhalt und eine neue Form gegeben. Neben ihm haben nicht bloß De Wette (geſt. 1849) die Frieſiſche, Daub (geſt. 1836) die Schelling-Hegeliſche, Marheineke (geſt. 1846) die Hegeliſche Philoſophie auf die Glaubenslehre angewandt, ſondern es war auch der auf das Kantſche Syſtem gegründete Rationalismus hauptſächlich durch Röhr (geſt. 1848), Paulus (geſt. 1851) und Wegſcheider (geſt. 1849), minder ſcharf durch Bretſchneider (geſt. 1848) und Ammon (geſt. 1850) vertreten. Die breite Mitte im theologiſchen Fahrwaſſer der 30er und der 40er Jahre bildete die von Schleiermacher nach rechts ſich abzweigende, eine Zeitlang faſt alle Fakultäten beherrſchende »gläubige Theologie«, auch »Vermittelungs-« oder »Schwebetheologie« genannt, als deren hervorragende Vertreter von mehr reformierter Färbung Hundeshagen, Hagenbach, Heppe, auf lutheriſcher Seite Nitzſch, Tweſten, Ullmann, Umbreit, Dorner, Jul. Müller gelten können. Dagegen vertraten das ſpezifiſche Luthertum Klaus Harms, Scheibel, Sartorius, Rudelbach, Guerike, Harleß, Höfling, Philippi, Hofmann, Martenſen, Luthardt, Kahnis, Kliefoth, Delitzſch, Vilmar, Zöckler. Ihnen ſchloß ſich mit der Zeit auch Hengſtenberg (geſt. 1869) an, deſſen ſtreng rückläufige Richtung beſonders in den 50er und 60er Jahren obenauf kam und alles zur Unterdrückung der ſogen. Schleiermacherſchen Linken that, welche von Krauſe, Piſchon, Jonas, Sydow, Elteſter vertreten war. Auf dem Gebiet der einzelnen theologiſchen Disziplinen herrſchte fortwährend große Betriebſamkeit. In der bibliſchen Exegeſe zeichneten ſich aus: De Wette, Winer, Fritzſche, Credner, Hitzig, Ewald, Tholuck, Bleek, Lücke, Olshauſen, Bunſen, H. A. W. Meyer, Lange, Stier ꝛc. Aber eigentliches Leben brachte erſt die neuteſtamentliche Kritik in die moderne Theologie, ſo zuerſt ſeit 1835 David Friedr. Strauß (geſt. 1874), dann die »Tübinger Schule« unter F. Chr. Baur (geſt. 1860), als deſſen namhafteſte Schüler Zeller, Schwegler, Hilgenfeld zu nennen ſind. Späterhin arbeiteten mehr oder weniger in derſelben Richtung auch Holſten und Volkmar, Lipſius und Pfleiderer, Holtzmann und Hausrath, Schmiedel und vor allen Baurs Nachfolger, K. Weizſäcker. 30 Jahre nach dem erſten Erſcheinen von Strauß' »Leben Jeſu« gab das gleichnamige Buch von Renan einen Anſtoß zur neuen Unterſuchung der geſchichtlichen Grundlagen des Chriſtentums und rief mehrere andre Werke hervor, welche gleichfalls die Perſon Jeſu und die von ihm ausgegangenen Wirkungen geſchichtlich zu begreifen ſtrebten, und um welche eine ganze Litteratur polemiſcher Schriften und vermittelnder Verſuche ſich anſchloß. So erſchienen 1864 die neue Bearbeitung des »Lebens Jeſu« von D. F. Strauß, die »Unterſuchungen über evangeliſche Geſchichte« von Weizſäcker, das »Charakterbild Jeſu« von Schenkel, bald darauf die »Geſchichte Jeſu« von Keim, nachträglich auch noch Schleiermachers und Bunſens Forſchungen über das Leben Jeſu; ſpäterhin die Verſuche von Weiß und Beyſchlag. Den großartigſten Gedankenbau hat nach Schleiermacher Richard Rothe (geſt. 1867) in ſeiner »Ethik« aufgeführt. Für kirchengeſchichtliche Arbeiten erwieſen ſich beſonders anregend Neander (geſt. 1850) und Karl Haſe (geſt. 1890), während die Dogmengeſchichte von F. Chr. Baur, Dorner, Ritſchl, Loofs und namentlich A. Harnack gepflegt wurde. Die wichtigſten neuern Schriftſteller auf dem Gebiet der katholiſchen Kirchengeſchichte und Dogmatik ſind: Hermes, Möhler, Döllinger, Alzog, F. X. Kraus, Janſſen, Denifle, Hergenröther. Sonſt bietet die neuere theologiſche Litteratur meiſt kleinere, dem Angriff, der Verteidigung und der Vermittelung gewidmete Schriften, wie ſie das Bedürfnis des Augenblicks, der Kampf auf dem kirch-

lichen Gebiet hervorriefen. Daneben äußerte sich aber auch, besonders seit 1848, das Bestreben, das Volk wieder lebhafter für religiöse Erbauung zu erwärmen, den kirchlichen Sinn zu heben und die christliche Liebe wachzurufen. Daher ist die theologische Litteratur der letzten Jahre vor allem reich an Streitschriften und asketischen Werken. Von den durch den Druck veröffentlichten gesammelten Kanzelreden haben die von Schleiermacher, Dräseke, Hofacker, Nitzsch, Theremin, Krummacher, Harleß, Ahlfeld, Gerok, Kapff, Beyschlag, Schenkel, Palmer, Beck, Rögel, Müllensiefen, Steinmeyer, Karl Schwarz und Heinrich Lang eine weite Verbreitung erlangt.

Geschichte.

Die Geschichte, die in der deutschen Litteratur gegenwärtig einen so hohen Rang einnimmt, fand schon frühzeitig Bearbeitung und zwar bis ins 14. Jahrh. hinein vorzugsweise von Geistlichen und in lateinischer Sprache. Zahlreiche ihrer Arbeiten, meist auf engere Kreise beschränkt und im beliebten Chronikenstil oder in Form von Biographien abgefaßt, sind durch Sammlerfleiß und chronologische Genauigkeit, mitunter auch durch Richtigkeit und Feinheit des Urteils ausgezeichnet. Mehr Volkstümlichkeit und reichern Gehalt an Mitteilungen aus dem öffentlichen Leben haben allerdings die spätern, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichtsbücher, wenn sie auch an politischem Urteil den italienischen und an eigentümlicher Selbständigkeit den französischen Memoiren nicht gleichgestellt werden können. Unter den Historikern in lateinischer Sprache, deren Werke auf unsre Zeit gekommen sind, mögen vorzüglich die Biographen Karls d. Gr.: Einhart, Konrads II.: Wipo, und Friedrichs I. Barbarossa: Otto von Freising, sowie die Geschichtschreiber der Ottonen: Widukind, und der Sachsenkriege: Lambert von Hersfeld, erwähnt werden. Zu den ältesten deutsch geschriebenen Geschichtswerken gehören die »Sächsische Weltchronik« (Repgowsche Chronik) aus dem Anfang des 13. Jahrh., die »Braunschweiger Reimchronik« u. die Straßburger Chronik des Fritzsche-Closener (Ende des 14. Jahrh.). In den Anfang des 14. Jahrh. fällt die »Reimchronik« Ottokars von Steiermark. Andre wichtigere Werke jener Periode sind: das »Elsässische Zeitbuch« (bis 1386) von Jakob Twinger aus Königshofen; die »Limburger Chronik« von Johannes Gensbein (gest. nach 1402); die niederdeutsche »Chronik von Bremen« von G. Rynesberch (gest. 1406) und H. Schene (gest. um 1420); das »Schweizerische Zeitbuch« von Petermann Etterlin aus Luzern; die »Chronik der Stadt Köln« von Gottfried Hagen (gest. vor 1300); die »Duringische Chronik« (bis 1440) von J. Rothe; die »Geschichte König Sigismunds« von Eberhard Windeck; die »Geschichte des Kostnitzer Konzils« von Ulrich v. Richenthal; die »Berner Chronik« (1152—1480) von Diebold Schilling aus Solothurn; die »Magdeburger Schöppenchronik«, die Nürnberger Chronik des Ulmer Stromer, die Breslauer des Peter Eichenloer, die Breisacher Reimchronik über die Burgunderkriege (1482—80) u. a. Im sinnbildlichen Gewand ist die Geschichte Kaiser Maximilians I. dargestellt im »Weiß-Kunig« von seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein. Weniger wurde unmittelbar vor und nach der Reformation geleistet; die beliebte Methode, die Universalgeschichte nach den herkömmlichen vier Monarchien (der chaldäischen, persischen, griechischen und römischen) zu behandeln, fand sogar noch durch R. Agricola (gest. 1485) u. Sleidanus (gest. 1556) in Deutschland Anwendung.

Erst Philipp Melanchthon drang auf ein gründlicheres Studium der Geschichte und erwarb sich durch die Herausgabe von Carios deutsch geschriebener Chronik (1532), die er bei seinen Vorträgen über Weltgeschichte zu Grunde legte, und den von ihm dazu verfaßten reichhaltigen Kommentar ein großes Verdienst. Die Sprache der Geschichtswerke des 16. Jahrh. ist kindlich-einfach, nach Geist und Ton volkstümlich und dem bürgerlichen Hausverstand entsprechend, später artete sie aus und teilte die allgemein herrschenden Fehler des Ausdrucks. Am bedeutendsten treten hervor: Johann Turmair, genannt Aventinus (gest. 1534, Bayrische und Deutsche Chronik); Th. Kantzow (gest. 1542, Pommersche Chronik); Sebastian Frank (gest. 1545, Zeitbuch, Deutsche Chronik); Ägidius Tschudi (gest. 1572, Schweizerische Chronik); Luk. David (gest. 1583, Preußische Chronik); die Selbstbiographien der Ritter Götz von Berlichingen, Hans von Schweinichen und des Sebastian Schertlin von Burtenbach, des Führers der Städte im Schmalkaldischen Kriege, sowie Hans Saitrows; ferner Christ. Lehmann (gest. 1638, Speyerisches Zeitbuch), Phil. v. Chemnitz (»Geschichte des schwedischen in Deutschland geführten Krieges«, 1648) und Sam. v. Pufendorf (gest. 1694), der durch sein Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte, worin er von einem praktisch-politischen Gesichtspunkt ausgeht und zuerst die Statistik mit der Staatengeschichte in Verbindung bringt, auf die Methodik und den Gang des Geschichtstudiums wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Seine Werke über schwedische und brandenburgische Geschichte zeichnen sich durch strenge Wahrheitsliebe und politisches Verständnis aus. Die Reformation fand an J. Sleidanus (gest. 1556) einen scharfsinnigen und glücklichen Verteidiger und in den von M. Flacius Illyricus (gest. 1575) u. a. mit Geist gearbeiteten »Magdeburgischen Centurien« ihre gründliche Apologie. Die Masse der Geschichtsdarstellungen war aber bis in das 18. Jahrh. hinein geist- und kritiklos, entweder bloß eine trockne Aufzeichnung der Thatsachen oder nur der Theologie und der Jurisprudenz dienende Werke. Die großen Sammelwerke aus dem 17. Jahrh., wie das »Theatrum europaeum« (1618—1738, von Ph. Abelin begonnen) und das »Diarium europaeum« (1657—83) von Mart. Mayer, sind ohne Geschmack und Kritik zusammengestellt. Nachdem darauf Rechtsgelehrte, wie J. P. v. Ludewig (gest. 1743) und N. H. Gundling (gest. 1731), die deutsche Geschichte von der publizistischen Seite aufgefaßt und dargestellt haben, war es vor allen G. W. Leibniz (1646—1716), welcher eine kritische Behandlung der ältern deutschen Geschichte anbahnte und in seinen erst neuerdings gedruckten »Annales imperii occidentis« in fast mustergültiger Weise dieselbe behandelte. Ihm schlossen sich Graf H. von Bünau (gest. 1762, »Deutsche Kaiser- und Reichshistorie«), Mascow (gest. 1761, »Geschichte der Deutschen«), Gatterer (gest. 1799, »Handbuch der Universalhistorie«) und L. v. Schlözer (gest. 1809, »Vorstellung der Universalhistorie«) an. Die beiden letztern sind die Begründer der Weltgeschichte in Deutschland. Auch an Chronisten und Sammlern der deutschen Geschichtsquellen allgemeiner wie besonderer Art fehlte es während dieses Zeitraumes nicht. Daneben rief die Teilnahme, welche die Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erregte, mehrere geschichtliche Zeitschriften und andre Werke hervor, so die »Staatskanzlei«, Schmauß' »Bücherkabinett«, die »Europäische Fama«, das »Göttingische historische Magazin« u. a.

über die Theorie der Geschichtschreibung schrieben zuerst J. A. Ernesti (gest. 1781) und J. J. Griesbach (gest. 1812), welche die Grenzen der historischen Glaubwürdigkeit bestimmten.

Der Aufschwung der Litteratur und der Philosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. übte auch auf die Entwickelung der Geschichtschreibung in Deutschland einen bedeutenden und fördernden Einfluß. Die Schriften Lessings (»Erziehung des Menschengeschlechts«), besonders aber Herders (»Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«), u. die geschichtlichen Werke Schillers gaben ihr leitende Ideen, freiern Geist, tiefern Gehalt, großartige Anschauungen und eine geschmackvolle, ästhetische Form. Wenn die poetische und philosophische Auffassung Herders, der die geschichtlichen Vorgänge allerdings von den Wolken herab betrachtete, von dem realistischen Schlözer heftig bekämpft wurde, so diente dies nur dazu, auf eine schärfere Kritik der Forschung als ein wesentliches Erfordernis hinzuweisen und so die echte Geschichtschreibung zu fördern. Schon Spittler (gest. 1810) zeigt in seinen Werken, namentlich in dem »Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten«, einen erheblichen Fortschritt in der Forschung, Auffassung und Form. Dohms (gest. 1820) »Denkwürdigkeiten meiner Zeit« sind die ersten den großen englischen und französischen Mustern ebenbürtigen deutschen Memoiren. Heerens (gest. 1842) »Ideen über Politik, Verkehr und Handel der Völker des Altertums« machten bereits den Versuch, über die Schranken der politischen und kirchlichen Geschichte hinauszugehen. Johannes v. Müller (gest. 1809) lieferte in seiner »Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« und den »Vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte« Werke, welche durch die edle Gesinnung und die glänzende, hinreißende und erschütternde Darstellung Epoche machten. Auch die historischen Werke Schillers (»Abfall der Niederlande« und »Der Dreißigjährige Krieg«) zeichnen sich sowohl durch meisterhafte Darstellung als durch große, weite Gesichtspunkte aus.

Nach dem Frieden von 1814 machte sich der Einfluß der romantischen Schule in der Belebung des Interesse an der Geschichte, besonders des Mittelalters, bemerkbar. Aus der Begeisterung für die Glanzzeit des deutschen Mittelalters ging das große Werk Fr. v. Raumers (1781–1873): »Geschichte der Hohenstaufen«, hervor, in welchem auf Grund umfassender Quellenstudien nicht bloß die Personen, sondern auch die Zustände treu und lebendig geschildert werden. Gegenüber den reaktionären kirchlichen und politischen Tendenzen der Historiker der romantischen Schule, welche für das Mittelalter mit seiner Hierarchie und seinem Feudalwesen schwärmten, vertrat Rotteck (gest. 1840) in seiner »Allgemeinen Weltgeschichte« die liberalen Grundsätze der Aufklärung und des philosophischen Fortschritts. Schlosser (1776—1861) faßte in seiner »Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung« und in seiner »Universalhistorischen Übersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur« das geistige Leben der Vergangenheit in seiner Gesamtheit und Wechselwirkung, Politik, Litteratur, Sitte und Denkweise auf und schilderte in seiner »Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts« in demselben Umfang diese Zeiten vom Standpunkt des Rechts und der Moral mit herbem Ernst und zuweilen stoischem Rigorismus. In der Mitte zwischen Rotteck und Schlosser steht Luden (gest. 1847), einst als Lehrer und Geschichtschreiber von bedeutender Wirkung. In der stillen Friedenszeit nach dem Befreiungskrieg, in welcher die Gelehrten von ihren Studien in keiner Weise durch das öffentliche Leben abgezogen wurden, die Regierungen vielmehr die deutschen Hochschulen argwöhnisch von jeder Beschäftigung mit der Politik zurückhielten, vollzog sich nun ein wichtiger Umschwung in Grundsätzen und Zielen der Geschichtsforschung. Der Urheber desselben war B. G. Niebuhr (1776–1831), der die Geschichte Roms kritisch untersuchte. Nicht zufrieden, das Widersprechende der traditionellen Geschichte nachzuweisen und die Irrtümer in den bisherigen römischen Geschichtsdarstellungen aufzudecken, bemühte er sich zugleich, »die unter der Hülle der Sagendichtung verborgene Wahrheit zu erkennen und ans Licht zu bringen, die ältesten Zustände in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit wiederherzustellen, aus den brauchbaren Werkstücken ein neues historisches Gebäude aufzuführen«. Es gelang ihm dies in glänzender Weise, so daß sein Werk das Muster für alle fernern Versuche, die Geschichte des Altertums zu erforschen und darzustellen, wurde. Man begnügte sich bald nicht mehr mit der kritischen Untersuchung der Schriftsteller, sondern zog auch andre Quellen, Inschriften, Denkmäler u. a. hervor und verwertete die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zur Aufhellung der Urgeschichte sowie die Politik und Nationalökonomie zur Erkenntnis der staatlichen und wirtschaftlichen Zustände. Nicht bloß die römische Geschichte, sondern auch die Griechenlands, namentlich aber die des Orients wurde auf diese Weise ganz umgestaltet, zumal da gleichzeitig großartige Entdeckungen an Bauwerken, Denkmälern und Inschriften gemacht wurden. Die zahlreichen Abhandlungen und Spezialgeschichten über die Geschichte des Altertums wurden in Duncker's »Geschichte des Altertums«, Curtius' »Griechischer Geschichte«, Droysens »Geschichte des Hellenismus« und Mommsens »Römischer Geschichte« gewissermaßen zusammengefaßt. In neuerer Zeit haben E. Meyer, Holm, Busolt, Hertzberg und Herm. Schiller Gesamtdarstellungen der alten, der griechischen und römischen Geschichte geliefert.

Niebuhrs neue kritische Methode wurde bald auch auf die mittlere und neuere Geschichte übertragen. Hierzu trug wesentlich bei die Stiftung der »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« durch Stein, welche die Herausgabe des großen Quellenwerks »Monumenta Germaniae historica« (s. d.) durch Pertz veranlaßte. Dasselbe lieferte das Quellenmaterial für eine Geschichte des deutschen Mittelalters, nach den Grundsätzen der Niebuhrschen Methode bearbeitet, in unerschöpflicher Fülle und regte zu Neubearbeitungen der mittelalterlichen Geschichte an. Die strenge Kritik bei der Sammlung und Sichtung des Materials führte zu dem Streben nach objektiver Wahrheit in der Auffassung und Darstellung, welches besonders bei dem berühmtesten neuern Geschichtschreiber, Leop. Ranke (gest. 1886), und bei seiner Schule hervortritt. Ranke selbst hat eine Reihe von Geschichtswerken über die deutsche Reformation, die Päpste, Frankreich und England im 16. und 17. Jahrh. u. a. m. geschaffen, welche durch Beherrschung des kritisch gesichteten Materials, welthistorischen Blick, geistreiche Auffassung und künstlerisch vollendete Darstellung ausgezeichnet und wahre Kunstschöpfungen sind, bei denen aber völlige Objektivität des Standpunktes entweder nicht erreicht wird, oder sich in allzu großer Herzenskälte und Indifferenz äußert. Besser gelang die Bewahrung strenger Objektivität manchen Historikern der Rankeschen Schule in

der Darstellung mittelalterlicher Personen und Begebenheiten, wie Stenzel, Waitz, Köpke, Jaffé, Winkelmann u. a. Aber auch in der Behandlung des Mittelalters machten sich in größern Werken Standpunkt und Temperament der Verfasser geltend: so ist Wilh. Giesebrechts (gest. 1889) großes Werk über die deutsche Kaiserzeit von patriotischem Geiste durchweht, während Heinr. Leo (gest. 1878) in seinen Geschichtswerken vom christlich-konservativen Standpunkt aus gegen Aufklärung und Revolution eiferte und die Konvertiten Hurter (gest. 1865) und A. Fr. Gfrörer (gest. 1861) sowie Joh. Janssen (gest. 1891) offen die päpstliche Hierarchie verteidigten und ultramontane Grundsätze vertraten. Noch weniger war die Zurückdrängung der politischen und religiösen Anschauungen der Geschichtschreiber bei der Behandlung der neuern Geschichte möglich, da die Reformation, die Gegenreformation, der Dreißigjährige Krieg, das Emporkommen Preußens, endlich die Verfassungsgeschichte der modernen Staaten immer von Protestanten und Katholiken, Kleindeutschen und Großdeutschen, Liberalen und Konservativen verschieden beurteilt werden. Den gemäßigt liberalen Standpunkt vertreten besonders Dahlmann (1785—1860) und Gervinus (1805—71), mehr den nationalen Häusser (gest. 1867), v. Sybel (geb. 1817), Droysen (gest. 1884) und Treitschke (geb. 1835). Hervorragendes leistete die neuere Geschichtschreibung in der Bildung eines guten, teilweise glänzenden Stils und lebendiger, anschaulicher, charaktervoller Darstellung. Sie beschränkte sich nicht auf Deutschland, sondern bearbeitete auch die Geschichte andrer Staaten und strebte immer danach, das Einzelne im Zusammenhang der Weltgeschichte zu begreifen. Es gibt kaum einen Staat, dessen Geschichte nicht von einem Deutschen dargestellt worden wäre. Ferner waren die deutschen Geschichtschreiber auch bemüht, für die neuere Geschichte das vorhandene Material kritisch zu sichten und neues aus Bibliotheken und Archiven zusammenzutragen. Gefördert wurde dies Unternehmen namentlich durch die Errichtung der »Historischen Kommission« bei der königlichen Akademie in München durch König Max II. (1858) und durch die Publikationen der preußischen Archivverwaltung, welche die Veröffentlichung größerer Aktensammlungen möglich machten. Hierdurch wurden nicht nur die Kenntnisse erweitert, sondern auch vielfach durch Vertiefung der Forschung die Wahrheit genau ermittelt und das Urteil geläutert. So entwickelte sich in Deutschland in Geschichtsforschung und Geschichtschreibung ein reges Leben und Arbeiten, durch die Seminare an den Hochschulen, ferner durch Historische Vereine (s. d.) in allen Landschaften begünstigt und sich über alle Zeiten und Länder erstreckend, in lebendigem Zusammenhang mit den Hilfswissenschaften sowie andern Wissenschaften. Der deutsche Bienenfleiß speicherte zahllose Schriften und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts auf. Ihre Ergebnisse wurden dann von Zeit zu Zeit in Geschichtswerken, welche die Geschichte einer Zeit oder eines Volkes umfaßten, oder in Weltgeschichten (besonders der von Ranke und von Weber) zusammengefaßt. Auch die Biographie wurde mehr und mehr gepflegt, und einige vorzügliche Lebensgeschichten erschienen von Droysen (»Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg«), Varnhagen v. Ense, Springer (»Chr. Friedr. Dahlmann«), Freytag (»Karl Mathy«), Arneth (»Prinz Eugen von Savoyen«), Strauß (»Ulrich von Hutten«), Lehmann (»Scharnhorst«) u. a. Am langsamsten entwickelte sich die Memoirenlitteratur (s. Memoiren), was allerdings auch mit den politischen Verhältnissen zusammenhing. Vgl. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (Münch. 1885). — Über die übrigen historischen Disziplinen, wie Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Kirchengeschichte, Litteraturgeschichte ꝛc., s. die betreffenden Artikel.

Übrige Wissenschaften.

Die Entwickelung der übrigen Wissenschaften historisch zu verfolgen, ist, wie schon erwähnt, hier nicht der Ort; es kann allenfalls nur eine Anzahl Autoren, besonders der neuesten Zeit, als Repräsentanten namhaft gemacht werden, deren Werke sich nicht nur durch Gediegenheit des Inhalts, sondern auch durch schöne Darstellung auszeichnen und daher teilweise Anspruch haben dürften, zum Bestand der Nationallitteratur hinzugezogen zu werden. In dieser Hinsicht sei zunächst an die staatsrechtlichen und politischen Schriften eines Bluntschli (»Geschichte des allgemeinen Staatsrechts«, »Deutsche Staatslehre für Gebildete«), Robert v. Mohl, Lor. v. Stein, J. Waitz, Fr. v. Holtzendorff, Rud. Gneist u. a., an die nationalökonomischen und kulturgeschichtlichen von Fr. List, W. Roscher, Schäffle, W. H. Riehl, Knies ꝛc. erinnert. Auf dem Gebiete der Altertumskunde dürfen Böckhs klassisches Werk »Der Staatshaushalt der Athener« und Schömanns »Griechische Altertümer« nebst Becker-Marquardts »Römischen Altertümern«, ferner Friedländers »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« und die ähnlichen Schilderungen aus der altgriechischen und altrömischen Welt: »Charikles« und »Gallus« von A. W. Becker, endlich Prellers »Griechische Mythologie«, O. Jahns Werk »Aus der Altertumswissenschaft« und Lehrs »Populäre Aufsätze aus dem Altertum« angeführt werden; in andrer Richtung verlangen die Schriften von Grimm (»Deutsche Rechtsaltertümer« u. a.), Weinhold (»Altnordisches Leben«, »Deutsche Frauen im Mittelalter«), Schultz (»Höfisches Leben«) ꝛc. Erwähnung. Die Erdkunde hat (von der Unzahl von Reisebeschreibungen und Handbüchern abgesehen) in den Werken K. Ritters, des Begründers der wissenschaftlichen Geographie, und O. Peschels (»Geschichte der Erdkunde«, »Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen«, »Neue Probleme«, »Völkerkunde«) meisterhafte Erzeugnisse aufzuweisen. Ein besonders starkes Kontingent hierher gehöriger Bücher haben die Naturwissenschaften gestellt, seitdem man begonnen, die großen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen unsrer Zeit in ansprechender und gemeinverständlicher Darstellung zu verarbeiten und so in die allgemeine Bildung mit aufzunehmen. Obenan steht in dieser Richtung Al. v. Humboldt, der in seinen klassischen, schon oben genannten Schriften: »Ansichten der Natur« und »Kosmos« zur Popularisierung der Naturwissenschaft (im edelsten Sinn des Wortes) den Anstoß gab. Für diese wirkten seitdem in gediegener Weise: Lor. Oken, der Physiolog K. Fr. Burdach, der Chemiker Liebig (»Chemische Briefe«), der Geolog Bernh. v. Cotta (»Geologische Bilder«, »Geologie der Gegenwart«), M. J. Schleiden (»Die Pflanze und ihr Leben«, »Studien«, »Das Meer«), E. A. Roßmäßler (»Das Wasser«, »Der Wald«, »Die Jahreszeiten«), Herm. Burmeister (»Geschichte der Schöpfung«, »Geologische Bilder zur Geschichte der Erde«), K. G. Carus (»Symbolik der Menschengestalt«, »Vergleichende Psychologie«, »Psyche«), Karl

Vogt (»Zoologische Briefe«, »Physiologische Briefe«, »Vorlesungen über den Menschen«), K. E. v. Baer (»Reden«), Mädler (»Astronomische Briefe«, »Der Himmel«), Bessel (»Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände«), Fr. v. Kobell (»Mineralogie«), Helmholtz (»Populäre wissenschaftliche Vorträge«), Du Bois-Reymond (»Reden«), M. Willkomm, F. Unger (»Botanische Briefe«, »Geschichte der Pflanzenwelt«, »Die Urwelt«), Grisebach (»Die Vegetation der Erde«), A. E. Brehm (»Illustriertes Tierleben«), Fr. v. Tschudi (»Tierleben in der Alpenwelt«), Moleschott (»Kreislauf des Lebens«), Fr. Ratzel (»Sein und Werden der organischen Welt«, »Völkerkunde«), E. Häckel (»Natürliche Schöpfungsgeschichte«), Kerner (»Pflanzenleben«), Neumayr (»Erdgeschichte«), Ranke (»Der Mensch«), der Ethnograph A. Bastian u. a. Auch Bernsteins »Naturwissenschaftliche Volksbücher« sind mit Auszeichnung hier anzureihen. Endlich haben auch die Publizistik sowie die litterarische Forschung und Kritik in der neuesten Zeit einen ungemeinen Aufschwung genommen, dem die Teilnahme des Publikums fördernd entgegenkommt. Zahlreiche Zeitschriften sorgen für Unterhaltung und Belehrung, wie anderseits eine Reihe großer, in immer neuen Auflagen erscheinender Encyklopädien u. Sammelwerke andrer Art, z. B. die von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Sammelwerke: »Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge« und »Deutsche Zeit- und Streitfragen«, denen eine Reihe ähnlicher Sammlungen folgte, für Verbreitung der mannigfaltigsten Kenntnisse in den weitern Schichten des Volkes erfolgreich wirken. Die litterarische Forschung hat sich vorzugsweise den klassischen Größen zugewendet, deren Werke in zahlreichen, zum Teil ausgezeichneten kritischen Ausgaben erscheinen; aber auch die Erscheinungen dritten und vierten Ranges erfreuen sich nicht weniger sorgfältiger Betrachtung. Alte, lange vergriffene oder verschollene Werke werden ihrer Bedeutung wegen oder als Kuriosa in Neudrucken der Mitwelt vorgeführt, und nebenher gehen umfangreiche Bibliotheken der deutschen wie der ausländischen Litteratur (in zum Teil vorzüglichen Übersetzungen), zum Teil mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen ausgestattet. Kurz, man ist emsig bemüht, den gesamten litterarischen Besitzstand der Deutschen gleichsam inventarisch festzustellen und einer kritischen Sichtung zu unterziehen. Als Hauptgegenstände aber der litterarischen Untersuchung, mit welcher eine bis ins einzelnste gehende, mitunter wohl auch auf Abwege geratende biographische Forschung Hand in Hand geht, sind Goethe, Shakespeare, Dante und Grillparzer zu nennen, deren Kultus und Studium in besonders erscheinenden Jahrbüchern ihren Mittelpunkt haben. So gewährt die d. L. der neuesten Zeit ein Bild der regsten u. vielseitigsten Geschäftigkeit.

Litteratur.

Den ersten in Betracht kommenden Versuch einer Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte hat Erduin Julius Koch unternommen (»Grundriß einer Geschichte der Litteratur der Deutschen bis auf Lessing«, 1790—98, 2 Bde.), doch hat sein Werk einen vorwiegend bibliographischen Charakter. Das nämliche gilt für das von Jördens herausgegebene »Lexikon deutscher Dichter« (1806—11, 6 Bde.). Zusammenhängende Schilderungen unternahmen Wachter (»Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur«, 1818 u. 1819, 2 Bde.; 2. Aufl. 1834) und F. Horn (»Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart«, 1822—29, 4 Bde.). Robersteins »Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur« (Leipz. 1827; 5. Aufl. von K. Bartsch, 1872—74, 5 Bde.; 6. Aufl., Bd. 1, 1884) enthält eine historische Darstellung mit reichhaltigen Litteraturnachweisen; Gervinus' »Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen« (das. 1835—42, 5 Bde.; 5. Aufl. von Bartsch, 1871—74) ist ausgezeichnet durch umfassende Beherrschung des Stoffes und durch selbständiges, wenn auch öfter subjektiv gefärbtes Urteil; Vilmar (»Geschichte der deutschen Nationallitteratur«, Marb. 1847; 28. Aufl. 1889, 2 Bde., mit Fortsetzung von A. Stern) vereinigt gründliche Sachkenntnis mit warmer, lebendiger und populärer Darstellung, doch läßt sich der Verfasser durch seinen politischen und kirchlichen Standpunkt zu einseitiger Verherrlichung der alten Zeit verleiten; Wackernagel (»Geschichte der deutschen Litteratur«, Basel 1851—55, unvollendet; 2. Aufl. von E. Martin, 1877 ff.) verbindet mit der litterarhistorischen Erzählung wertvolle kulturgeschichtliche Mitteilungen; Gödeke (»Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung«, Dresd. 1859—81, 3 Bde.; 2. Aufl. 1884 ff.) bietet das vollständigste bibliographische Repertorium; Wolfgang Menzel (»Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit«, Stuttg. 1858—59) ist wertvoll wegen der Inhaltsangaben aus seltenen und entlegenen Werken. Außerdem seien erwähnt Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken (Leipz. 1851—59, 3 Bde.; 7. Aufl. 1876—82, 4 Bde.); Roquette, Geschichte der deutschen Dichtung (Stuttg. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl. 1878—79); Edm. Höfer, Deutsche Litteraturgeschichte für Frauen (das. 1876); W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur (Berl. 1883, 6. Aufl. 1892), eine auf selbständiger Forschung beruhende, in großen Zügen entworfene Darstellung mit Benutzung der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft; allerdings werden hier oft genug persönliche Vermutungen des Verfassers als sicherstehende Wahrheit vorgetragen. Lindemann (»Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart«, 6. Aufl. von Seeber, Freiburg i. B. 1887—89, 3 Bde.) steht auf dem Standpunkt der katholischen Kirche. Könnekes »Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur« (Marb. 1887) erläutert den Gang der Litteraturgeschichte durch authentische Illustrationen. Unter den zahlreichen Chrestomathien seien erwähnt: Wackernagel, Deutsches Lesebuch (Basel 1835—43, 4 Bde.); O. L. B. Wolff, Encyklopädie der deutschen Nationallitteratur (Leipz. 1834—46, 8 Bde.).

Einzelne Epochen der deutschen Litteraturgeschichte behandeln: Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Berl. 1892); Lemcke, Von Opitz bis Klopstock (neue Ausg., Leipz. 1882); Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert (4. Aufl., Braunschw. 1893, 3 Bde.); Julian Schmidt (s. d.), Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit, bis 1814 (das. 1886—90, 4 Bde.); Schäfer, Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts (2. Aufl., Leipz. 1881); Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller (1802—16, 15 Bde.); Gelzer, Die neuere deutsche Nationallitteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten (2. Aufl., Leipz. 1847—49, 2 Bde.; Bd. 1 in 3. Aufl. 1858); Löbell, Die Entwicke-

lung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tod (Braunschw. 1856—65, 3 Bde.); Hettner, Die romantische Schule (Braunschweig 1850); Haym, Die romantische Schule (Berl. 1870); Brandes, Die romantische Schule in Deutschland (deutsch von Strodtmann, 4. Aufl., Leipz. 1893; deutsche Ausg. des Verfassers, das. 1887); Derselbe, »Das junge Deutschland« (das. 1890); Gottschall, Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts (6. Aufl., Bresl. 1892, 4 Bde.); J. Prölß, Das junge Deutschland (Stuttg. 1892); R. Prutz, Die d. L. der Gegenwart (2. Aufl., Leipz. 1860, 4 Bde.). Unter den Werken, welche einzelne Teile der Litteraturgeschichte im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturgeschichte darstellen, sind hervorzuheben: Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg i. B. 1877—86, Bd. 1—6, einseitig katholisch); Bezold, Geschichte der deutschen Reformation (Berl. 1890); Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (Leipz. 1854—80, 4 Tle.). Die Litteraturgeschichte einzelner Landschaften und Städte wurde dargestellt von Bächtold (»Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz«, Frauenfeld 1892); Kahlert (»Schlesiens Anteil an deutscher Poesie«, Bresl. 1835). Für einzelne Dichtgattungen vgl. Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland (Freiburg, dann Berl. 1876—84, 2 Bde., bis zum Anfang des 18. Jahrh.); Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst (Leipz. 1848—74, 5 Bde.); J. Bayer, Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die klassische Zeit des deutschen Dramas (2. Ausg., Prag 1869, 3 Bde.) Vgl. außerdem Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (Leipz. 1854—56, 2 Bde.); Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts (das. 1823—25, 3 Bde.).

Das »Archiv für Litteraturgeschichte« (hrsg. zuerst von Gosche, dann von Schnorr v. Carolsfeld, 1870—87, 15 Bde.) und die »Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte« (hrsg. von Seuffert, Weimar 1888 ff.) sind fast ausschließlich der Erforschung der deutschen Litteratur gewidmet. Die neuesten Ergebnisse der litterarischen Forschungen kann man übersehen in dem »Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie« (hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, seit 1879) und in den »Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte« von Elias, Herrmann und Szamatolski (seit 1890); letztere enthalten außer den Titeln auch Inhaltsangaben und Beurteilungen.

Deutsche Metrik, s. Deutsche Verskunst.

Deutsche Morgenländische Gesellschaft, s. Asiatische Gesellschaften.

Deutsche Mundarten, s. Deutsche Sprache, S. 838.

Deutsche Mythologie heißt die Lehre von dem Glauben und Kultus unsrer heidnischen Vorfahren im eigentlichen Deutschland. Sie hat sich aus religiösen Anschauungen und Gebräuchen entwickelt, die vorher bei allen Germanen und zum Teil schon in dem indogermanischen Urvolk vorhanden waren. Dieses stand jedoch vor seiner Spaltung noch auf einer so niedrigen Kulturstufe, daß es ein so ausgebildetes Mythensystem, wie es die vergleichenden Mythologen ihm andichten wollten, sicherlich nicht entwickeln konnte.

Die Quellen für unsre Erkenntnis der deutschen Mythologie fließen spärlich; als solche sind zu nennen: 1) die Berichte der römischen und griechischen Autoren (Cäsar, Tacitus, Plutarch, Strabon, Sueton, Ammianus Marcellinus, Agathias, Prokop) über die Zustände im heidnischen Germanien; 2) die Schriftsteller der frühesten christlichen Zeit (Jordanis, Gregor von Tours, Fredegar, Paulus Diaconus, Widukind u. a.); besonders wichtig sind die Lebensbeschreibungen der in Deutschland wirksam gewesenen Missionare, wie die Vita S. Columbani, S. Galli ꝛc.; 3) die Erlasse der Fürsten und der Geistlichkeit gegen heidnischen Glauben und Brauch; die Abschwörungsformeln, der Indiculus superstitionum u. a.; 4) die überaus dürftigen litterarischen Denkmäler, die von heidnischen Deutschen herrühren, wie die beiden 1841 entdeckten Merseburger Sprüche und die Votivinschriften auf Denkmälern, die von deutschen Angehörigen des römischen Heeres den heimischen Göttern geweiht wurden, ein paar Runeninschriften u. dgl.; hierzu kommt dann 5) die Volksüberlieferung aus Mittelalter und Neuzeit, besonders wichtig für die sogen. niedere Mythologie (den Dämonen- und Seelenglauben). Die weit umfänglichern Zeugnisse über das skandinavische Heidentum sind nur mit Vorsicht zum Vergleich heranzuziehen, da im Norden das Christentum erst mehrere Jahrhunderte später als in Deutschland eingeführt wurde und somit dort eine ganze Schicht jüngerer Mythen sich selbständig entwickeln konnte.

Cäsars Angabe, daß die Germanen nur einen einfachen Naturdienst kannten, kann nicht richtig sein, da Tacitus anderthalb Jahrhunderte später bereits einen reich entwickelten Mythus, der einzelne Götter schon mit ethischen Zügen ausgestaltet hatte, sowie einen ausgebildeten Kultus bei ihnen vorfand; er berichtet nämlich, daß man die Götter in heiligen Hainen, vereinzelt auch schon in wirklichen Tempeln anbetete, sie durch Tier- und Menschenopfer günstig zu stimmen und ihren Willen durch das Losorakel zu erforschen suchte. Nach Tacitus verehrten sie den der Erde entsprossenen Gott Tuisto (d. h. »den Zweigeschlechtigen«), eine Figur, die dem nordischen Ymir entspricht, also wahrscheinlich nach germanischer Auffassung nicht ein Gott, sondern ein Riese war, und seinen Sohn Mannus (d. h. »Mensch«), in dem wir das erste anthropomorphe Wesen, den Stammvater der Götter und Menschen, zu erblicken haben. Die Söhne dieses Mannus waren die Ahnherren der drei großen westgermanischen Völkerbünde oder Amphyktionien, der Erminonen, Istwäonen und Ingwäonen; sie hießen demzufolge Erminas, Istwas und Ingwas und sind vermutlich (nach Müllenhoff) den drei Göttern Tiu (althochd. Ziu, altnord. Tyr), Wodan (althochd. Wuotan, altnord. Odin) und Fro (altnord. Freyr) gleichzusetzen, wenn auch die Verehrung des letztern für Deutschland durch direkte Zeugnisse sich nicht erweisen läßt. Tiu, der alte indogermanische Himmelsgott (altind. Djâus, griech. Zeus), war einst der oberste Gott aller Germanen und hat diese Stelle bei den Erminonen in Süd- und Mitteldeutschland (Alemannen, Schwaben, Chatten, Thüringern und Langobarden) lange behauptet, bis seine Machtbefugnis auf das Gebiet des Krieges beschränkt ward, daher auch römische Autoren ihren Mars in ihm wiederzufinden glaubten, dessen Stelle er auch als Gott des dritten Wochentages (Ziestag = dies Martis) vertritt. Bei den Bayern führte er auch den Namen Er, bei den Sachsen auch den Namen Saxnôt (angelsächs. Saxneát). Die Herrschaft des germanischen Götterstaates erhielt statt seiner Wodan. Ursprünglich ein Sturmgott, die Personifikation der bewegten Atmosphäre, ward er von

den istwäischen Franken am Rhein zum Himmelsgott erhoben und dann auch unter der Einwirkung der von Süden und Westen eindringenden Kultur zum Gott der Erfindung und geistigen Gewandtheit sowie aller höhern Bildung überhaupt, mithin auch zum Gott der verfeinerten Kriegskunst, der Weissagung und der Poesie. Von Niederdeutschland gelangte seine Verehrung auch zu den Angelsachsen und Skandinaviern. Er ist derselbe Gott, den Tacitus an andrer Stelle Merkurius nennt (der dies Mercurii hieß bei den Angelsachsen Wôdensdæg, im Norden Odinsdagr). — Ferner erwähnt Tacitus die Verehrung des Herkules (d. h. des Donar, altnord. Thor), der sonst als Gewittergott dem römischen Jupiter verglichen ward (daher Donnerstag für dies Jovis), sowie drei weibliche Gottheiten: die Fruchtbarkeit und Erntesegen spendende Nerthus (vermutlich die Schwester und Gemahlin des nordischen Njord), die auf einer meerumspülten Insel (vielleicht Alsen) ihr Heiligtum hatte, wo sieben benachbarte Völkerschaften alljährlich zur Feier eines großen Festes sich zusammenfanden; die sonst nirgends bezeugte Tanfana, welche von den Marsen angebetet ward, und ein von den Sueben verehrtes, der ägyptischen Isis verglichenes Wesen, dessen deutschen Namen der römische Historiker nicht nennt, das aber wahrscheinlich niemand anders ist als die Gemahlin des Wodan, Frija (altnord. Frigg), welche durch den zweiten Merseburger Spruch sowie durch den Namen des sechsten Wochentages (Freitag = dies Veneris) auch als deutsche Göttin erwiesen wird; andre, durch die Volksüberlieferung gewährleistete Namen, in welcher Frija meist als Totengöttin auftritt, sind Herke, Holda, Berchta. Endlich war dem Tacitus bei den vandilischen Naharvalen der Kultus eines Brüderpaares, Alci genannt, bekannt geworden, die er mit den Dioskuren verglich. Durch Inschriften aus der Römerzeit lernen wir ferner als deutsche Gottheiten kennen den Requalivaho (d. h. »den Dunkelfarbigen«, vielleicht einen Unterwelts- und Todesgott), die Göttinnen Hludana (identisch mit der nordischen Hlodyn), Nehalennia (»die hilfreich Nahende«), Sandraudiga (»die in Wahrheit Reiche«), Vagdavercustis (»die belebend Wirkende«), die letzten drei wohl nur Hypostasen der Nerthus; ferner die beiden »Alaisiagae«, Beda und Fimmila (vermutlich Figuren, die den nordischen Walküren gleichzusetzen sind, wie solche auch im ersten Merseburger Spruche als idisi, d. h. »göttliche Jungfrauen«, auftreten), u. a. Daß auch der nordische Balder, eine Licht- und Sommergottheit, in Deutschland verehrt ward, beweist der zweite Merseburger Spruch, welcher dieselbe Version auch mit dem (sonst nur durch Ortsnamen bestätigten) Namen Phol bezeichnet, einer Verstümmelung von Apollon, mit dem man in Oberdeutschland den germanischen Gott zusammengeworfen hat. Dasselbe Denkmal erwähnt ferner noch die Göttinnen Sunna (d. h. »Sonne«) nebst ihrer Schwester Simthgunt (d. h. »die den Weg sich Erkämpfende«), die nur eine Hypostase der ersten zu sein scheint, sowie als Schwester der Frija die Fulla, dieselbe Figur, die auch im Norden als Friggs Dienerin erscheint; auch sie verdankt ihre Sonderexistenz wohl nur einem Beinamen der Reichtum und Fülle spendenden Himmelsgöttin.

Neben der Verehrung dieser Götter bestand in Deutschland noch ein reichentwickelter Dämonen- und Seelenkult, der älter und ursprünglicher ist und zäher im Volke haftete als jene. Von diesen Gestalten der niedern Mythologie sind die Dämonen, die man sich entweder in menschlicher oder in Tiergestalt dachte, als Personifikationen der Naturmächte anzusehen; man unterscheidet demnach Winddämonen (zu diesen gehören z. B. die Elben und Korngeister, wie der Roggenwolf, die Kornmuhme u. a.), Wasserdämonen (der Grendel im angelsächsischen Beowulfmythus, die Nixen u. a.) und Erd- und Gebirgsdämonen (die Zwerge, der schlesische Rübezahl ꝛc.). Auch die Verfinsterung der Himmelskörper schrieb man den Dämonen zu, die in Wolfs- oder Drachengestalt Sonne und Mond zu verschlingen drohten, daher man bei eintretenden Finsternissen Lärm und Geschrei erhob, um die Ungetüme zu verscheuchen. Sehr häufig stellte sich die Phantasie des Volkes die Dämonen als Wesen von ungeheurer Größe (als Riesen) vor. Die seelischen Wesen sind die Geister der Verstorbenen (Gespenster), die in der Tiefe der Gewässer oder in den Höhlen der Berge fortleben, oft aber auch im Luftraume sich bewegen, wo dann das Brausen des Windes ihren Umzug verrät. Zu gewissen Zeiten (besonders in den sogen. Zwölften) war, wie man glaubte, die ganze Schar dieser Geister in Bewegung, oft unter Führung eines Gottes (namentlich Wodans). Sehr häufig erscheinen auch sie in Tiergestalt. Den Menschen sind diese Wesen, je nachdem sie im Leben gut oder bös waren, wohlgesinnt oder feindlich: sie warnen vor Gefahren und geben gute Lehren, verursachen aber weit öfter Schaden und Unglück. Zu den bösartigen und daher gefürchteten Wesen dieser Art gehören z. B. die Druckgeister (Alp, Mahre), der das Korn verwüstende Bilwis u. a. Jedoch auch schon während des Lebens (und zwar wenn der Mensch in Schlaf versunken lag) konnte nach der Meinung unsrer Vorfahren die Seele den Körper verlassen und eine andre Gestalt annehmen. Hierin hat z. B. der Glaube an Hexen u. Werwölfe seine Wurzel.

Litteratur. Die erste wissenschaftliche Darstellung der deutschen Mythologie ist Jakob Grimms »D. M.« (Götting. 1835; 4. Aufl., besorgt von E. H. Meyer, Berl. 1875—78, 3 Bde.), ein Buch, das nicht bloß wegen des überaus reichen, darin angesammelten Materials noch immer unentbehrlich ist. Vgl. ferner W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Götting. 1844); K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (6. Aufl., Bonn 1887); Joh. Wilh. Wolf, Die deutsche Götterlehre (2. Abdr., Götting. 1874); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mythologie (das. 1852—57); A. Holtzmann, D. M. (Leipz. 1874); W. Schwartz: Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (2. Aufl., Berl. 1862), Der Ursprung der Mythologie (das. 1860), Die poetischen Naturanschauungen (das. 1864—79, 2 Bde.), Prähistorisch-anthropologische Studien (das. 1885); Mannhardt: Germanische Mythen (das. 1858), Die Götter der deutschen und nordischen Völker (das. 1860), Wald- und Feldkulte (das. 1875—77, 2 Bde.), Mythologische Forschungen (Straßb. 1884); Rochholz, Naturmythen (Leipz. 1862); Bratuscheck, Germanische Götterlage (2. Aufl., das. 1878); Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus (Hannov. 1878); E. H. Meyer, Indogermanische Mythen (Berl. 1883—87, 2 Bde.); Derselbe, Germanische Mythologie (das. 1891); L. Laistner, Nebelsagen (Stuttg. 1879); Derselbe, Das Rätsel der Sphinx (Berl. 1889); A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (2. Aufl., das. 1869); U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau u. Viehzucht (das. 1884);

Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst u. Dichtung (das. 1891, 2 Bde.); Mogk, Mythologie (in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 1, Straßb. 1891). Eine besondere Zeitschrift für »D. M. und Sittenkunde« (begründet von J. W. Wolf, fortgesetzt von W. Mannhardt) brachte es nur auf 4 Bände (Götting. 1853—59).

Deutsche Nationalpartei, Fraktion des österreichischen Abgeordnetenhauses, trennte sich 23. Mai 1887 unter Führung Steinwenders von dem Deutschen Klub (s. Deutscher Klub), um die Interessen des Deutschtums in Österreich kräftiger zu wahren; sie zählte 1891: 17 Mitglieder.

Deutschendorf, Stadt in Ungarn, s. Poprád.

Deutschenspiegel (Spiegel deutscher Leute), eins der Rechtsbücher des Mittelalters, eine von einem unbekannten süddeutschen Verfasser herrührende Bearbeitung des Sachsenspiegels (s. d.) aus der Mitte des 13. Jahrh. (vgl. Deutsches Recht). Der D. wurde 1857 in der Innsbrucker Universitätsbibliothek aufgefunden und von Ficker (Innsbr. 1859) herausgegeben.

Deutsche Philologie, s. Deutsche Sprache, S. 843 f.

Deutscher Befreiungskrieg (Freiheitskriege), der Krieg Deutschlands und seiner Verbündeten gegen Kaiser Napoleon I. 1813—15, der die Befreiung Deutschlands und Europas vom französischen Joch zum Ziel und zur Folge hatte. Er schloß die fast ein Vierteljahrhundert lange Periode unaufhörlicher Kriege ab, welche seit der französischen Revolution ganz Europa erschüttert und eine völlige Umwälzung seiner politischen Verhältnisse hervorgebracht hatten. Die Niederlande, das linke Rheinufer, die Schweiz und Italien waren ganz unter französische Botmäßigkeit gekommen, das alte römische Reich deutscher Nation zu Grunde gegangen und durch den Rheinbund ein großer Teil des deutschen Volkes unter dem Protektorat des corsischen Eroberers der politischen Selbständigkeit beraubt; mitten in Deutschland, im Königreich Westfalen, herrschte ein Napoleonide. Nach dem Scheitern des heldenmütigen Versuchs, den Österreich 1809 unternahm, um das französische Joch zu brechen, fiel es in eine selbstsüchtige und engherzige dynastische Politik zurück. Preußen hatte zwar nach der Katastrophe von 1806 sein Heerwesen völlig umgestaltet und durch die Stein-Hardenbergschen Reformen den Grund zu einem modernen Staatswesen gelegt, welches seinen Bürgern volle Entfaltung ihrer sittlichen und materiellen Kräfte gestattete und ihnen Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltung einräumte. Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse entwickelte sich daher in Preußen ein reges politisches Leben, und in der Erinnerung an die frühern großen Zeiten erwachte ein feuriger Patriotismus, ein ingrimmiger Haß gegen den despotischen Unterdrücker, welcher sich von den gebildeten Schichten auch unter den niedern Volksklassen verbreitete, deren Lage infolge der unerschwinglichen Kriegslasten und Steuern, des Daniederliegens von Handel und Gewerbe unerträglich geworden war. Dennoch schien eine selbständige Erhebung Preußens aussichtslos, zumal der König Friedrich Wilhelm III. alles Selbstvertrauen verloren hatte, und als Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm, schloß der König mit ihm den Vertrag vom 24. Febr. 1812, der Preußen zur Stellung eines Hilfskorps von 20,000 Mann sowie zu großen Naturallieferungen für die durchziehende französische Armee verpflichtete.

Der Untergang dieser Armee brachte endlich die Rettung. General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, das trotz tapferer Kämpfe in den baltischen Provinzen noch ziemlich intakt war und daher wohl im stande gewesen wäre, den Franzosen den Rücken zu decken und Zeit zu neuen Rüstungen zu geben, schloß auf eigne Verantwortung 30. Dez. 1812 mit dem russischen General v. Diebitsch die Konvention von Tauroggen; indem York von den Franzosen abfiel, zwang er sie, bis an die Elbe zurückzuweichen. Er rückte nun in Ostpreußen ein und organisierte im Verein mit den Präsidenten Auerswald und Schön die Volkserhebung in dieser Provinz. Der Landtag, der am 5. Febr. 1813 in Königsberg zusammentrat, unterstützte York mit der großartigsten Opferbereitschaft: die arme, ausgesogene Provinz verpflegte und ergänzte nicht nur bis zum Frühjahr das Yorksche Korps, sondern stellte auch nach wenigen Wochen 33,000 Mann Landwehrtruppen. Inzwischen trat auch beim Hof endlich der Umschwung ein. Der König reiste 22. Jan. nach Breslau und erließ von hier 3. Febr. den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Der ungeahnte Erfolg desselben (nicht bloß Jünglinge, auch ältere Männer in angesehener Stellung traten in die Reihen, alle Stände wetteiferten in Gaben für die Ausrüstung der Freiwilligen) ermutigte den König, den Kampf für die Wiederherstellung der Macht und Freiheit Preußens und Deutschlands zu wagen, bei dem er allerdings den Staat und seine Dynastie aufs Spiel setzte. Am 28. Febr. schloß Hardenberg mit Rußland den Vertrag von Kalisch ab, der freilich Preußen zur zweiten Rolle im Krieg verurteilte und für den Frieden nur Unbestimmtes festsetzte. Es folgten 10. März die Stiftung des Eisernen Kreuzes, 17. März der Aufruf: »An Mein Volk« und an das Heer, die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturmes, endlich 27. März die förmliche Kriegserklärung an Frankreich. Ein Aufruf an die Deutschen, welchen der Oberbefehlshaber Kutusow im Namen Alexanders und Friedrich Wilhelms 25. März von Kalisch erließ, sowie ein 29. März zu Breslau zwischen beiden Herrschern abgeschlossener Vertrag erklärten die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch für den Zweck des Kampfes, verkündeten die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, forderten alle Deutschen auf, sich der Erhebung anzuschließen, und bedrohten die Fürsten, welche dieser Aufforderung nicht Folge leisteten, mit Verlust ihrer Staaten. Die freiwilligen Jägerkorps, namentlich die vom Major v. Lützow errichtete schwarze »Schar der Rache«, sollten den Kern für die erwartete deutsche Volkserhebung bilden. Diese Hoffnungen erfüllten sich indes nicht. Die Fürsten hielten sich mit wenigen Ausnahmen aus Furcht und Eigennutz neutral oder blieben Napoleon treu; die Stimmung im außerpreußischen Deutschland, vor allem in den Rheinbundstaaten, war keineswegs schwungvoll und patriotisch. Nur einzelne begeisterte Jünglinge aus diesem Teil Deutschlands traten in die Lützowsche Schar ein, wie der Sänger der Freiheitskriege, Theodor Körner.

So standen Rußland und Preußen vorläufig allein. Ersteres hatte nur einen Teil seiner Streitmacht zur Verfügung; Preußen stellte aus seinen Reserven ein reguläres Heer von 128,000 Mann auf, dazu 150,000 Mann Landwehr, die allerdings wegen mangelnder Bewaffnung und Montur nur zum Teil verwendbar war, wie denn die preußischen Rüstungen durch die von den Franzosen noch besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe vielfach gehemmt wurden, die notwendige Einschließung dieser Plätze bedeutende

Streitkräfte in Anspruch nahm. So kam es, daß von preußischen Truppen im März nur 36,000 Mann unter Blücher in Schlesien, 54,000 Mann unter York, Bülow und Borstell in der Mark für den Angriffskrieg verfügbar waren. Den Oberbefehl über die russisch-preußische Armee erhielt der russische Feldmarschall Kutusow, der, statt nach Scharnhorsts Plan sofort in Deutschland einzudringen und den Rheinbund zu sprengen, die Armee im März langsam durch Sachsen, dessen König nach Prag floh, nach Thüringen in Marsch setzte. Währenddessen gewann Napoleon, schon Ende 1812 nach Paris zurückgekehrt, Zeit, nicht bloß neu zu rüsten (350,000 Mann wurden im Kaiserreich ausgehoben und den Rheinbundstaaten die Stellung neuer Kontingente befohlen), sondern auch einen bedeutenden Teil dieser Streitkräfte nach Deutschland zu schicken. Schon Anfang April machte sich das Wiedererstarken der französischen Macht an der untern und mittlern Elbe bemerkbar, wo die Franzosen dem weitern Vordringen der leichten Truppen der Verbündeten ein Ziel setzten. Am 2. April kam es in Lüneburg und 5. April bei Möckern zu den ersten blutigen Zusammenstößen, bei denen sich die Tapferkeit und der Opfermut der Preußen und Russen herrlich bewährten. Ende April stießen die Verbündeten, welche 90,000 Mann stark waren, im östlichen Thüringen auf die französische Hauptarmee (120,000 Mann), welche Napoleon selbst heranführte, und Wittgenstein, der nach Kutusows Tode den Oberbefehl erhalten, beschloß, dieselbe, während sie im Marsch war, 2. Mai bei Großgörschen in der Ebene von Lützen anzugreifen. Der Angriff mißlang infolge von Wittgensteins ungeschickter Leitung unter empfindlichen Verlusten (Scharnhorst wurde schwer verwundet); aber keine Kanone, kein Gefangener ging verloren, und den Franzosen, die noch größere Verluste erlitten, wurden auch Trophäen abgenommen. Trotzdem wurde auf Verlangen der russischen Generale der Rückzug angetreten, um hinter der Spree bei Bautzen eine neue Stellung einzunehmen. Sachsen wurde preisgegeben, und der König Friedrich August schloß sich sofort Napoleon an. Dieser griff die Verbündeten, welche ihm den Übergang über die Spree verwehren wollten, 20. Mai bei Bautzen an und zwang sie 21. Mai zum Rückzug, der in aller Ordnung vor sich ging. Napoleon hatte wiederum erheblich mehr Mannschaften verloren als die Alliierten und sogar Kanonen und Gefangene eingebüßt. Das glückliche Treffen bei Hainau (25. Mai) bewies allerdings, daß der Mut der preußischen Truppen ungebeugt war; indessen die Lage war sehr bedenklich. Die Russen wollten bis Polen zurückgehen, um neu zu rüsten. Sie wurden zwar davon abgehalten, aber die verbündete Hauptarmee schwenkte nach Mittelschlesien ab, und Napoleon besetzte Breslau und schnitt sie von der Mark ab. Da gewährte Napoleon 4. Juni den Waffenstillstand von Poischwitz, da sein Heer zu arg mitgenommen war und er sowohl Verstärkungen heranziehen als seine Verbindung nach Westen sicherstellen wollte.

Das preußische Volk empfand die Kunde vom Waffenstillstand wie einen Donnerschlag, und das Unglück von Hamburg, das den Franzosen wieder in die Hände fiel und von Davout aufs grausamste behandelt wurde, sowie der Überfall der Lützowschen Freischar (17. Juni) bei Kitzen vermehrten den schmerzlichen Eindruck der bisherigen Unglücksfälle. Trotzdem verlor man den Mut nicht. Die Rüstungen wurden mit allem Eifer und bewundernswertem Opfermut vollendet. Ende Juni waren 140,000 Mann Landwehr kriegstüchtig, und Rückerts, Schenkendorfs und Körners Lieder fachten die Begeisterung bis zur höchsten Glut an. Der Waffenstillstand brachte aber auch einen großen Gewinn durch den Beitritt Österreichs zur Koalition gegen Napoleon, der Metternichs Vorschlag, Warschau, Illyrien und Hannover abzutreten, ablehnte. Da Österreich sich durch den Vertrag von Reichenbach (27. Juni) verpflichtet hatte, in diesem Falle sich den Verbündeten anzuschließen, erfolgte 12. Aug. die österreichische Kriegserklärung. Mit großem Geschick wußte Metternich die Leitung der Politik der verbündeten Mächte an sich zu reißen und seinen Einfluß zum Vorteil Österreichs und seiner Dynastie zu verwerten, während die in Kalisch verkündete Wiederherstellung des Deutschen Reiches in den Hintergrund gedrängt, ja sogar durch Begünstigung der Rheinbundstaaten unmöglich gemacht wurde. Da Österreich zunächst keineswegs den Sturz Napoleons wünschte, so durchkreuzte es die kriegerische Aktion wiederholt in entscheidenden Augenblicken durch Friedensverhandlungen. Trotz alledem gewährte Österreichs Beitritt eine bedeutende Machtverstärkung, und als auch Schweden und England der Koalition beitraten, konnte man, von englischen Subsidien unterstützt, 480,000 Mann ins Feld stellen, denen Napoleon nur 440,000 Mann entgegenzusetzen hatte. Der am 12. Juli in Trachenberg verabredete Kriegsplan der Verbündeten teilte ihre Streitkräfte in drei Armeen: die böhmische oder Hauptarmee, 230,000 Mann (120,000 Österreicher, 60,000 Russen, 50,000 Preußen), unter Schwarzenberg; die schlesische, 100,000 Mann (60,000 Russen, 40,000 Preußen), unter Blücher; die Nordarmee, 128,000 Mann (80,000 Preußen, 30,000 Russen, 18,000 Schweden), unter dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte. Die oberste Leitung erhielt Schwarzenberg, in dessen Hauptquartier sich auch die drei verbündeten Monarchen Alexander, Friedrich Wilhelm u. Franz begaben.

Die drei Armeen sollten so gegen Napoleon, der in Dresden stand, operieren, daß beim gleichzeitigen Vorgehen gegen Sachsen von Böhmen, Schlesien und der Mark aus diejenige, gegen welche Napoleon mit seiner Hauptmacht sich wenden würde, zurückweichen, diesen nach sich ziehen und so den andern Zeit und Raum verschaffen sollte, in Sachsen einzubrechen und womöglich im Rücken Napoleons sich zu vereinigen. Diesem Plan gemäß ging Blücher 15. Aug. bis an den Bober vor. Napoleon zog ihm entgegen, während er Marschall Oudinot mit 70,000 Mann gegen Berlin schickte. Bernadotte wollte dies preisgeben, doch Bülow griff Oudinot südlich von Berlin bei Großbeeren an und schlug ihn mit geringem eignen Verlust zurück (23. Aug.); ein Korps von 12,000 Mann unter Girard, das Oudinots Unternehmen von Magdeburg aus unterstützen sollte, wurde 27. Aug. bei Hagelsberg vernichtet. Die böhmische Armee brach nun über das Erzgebirge in Sachsen ein und rückte bis Dresden vor, wurde aber hier von dem eiligst aus der Lausitz zurückgekehrten Napoleon in der Schlacht von Dresden (26. und 27. Aug.) zurückgeworfen. Auf dem Rückzug nach Böhmen sollte Vandamme den Verbündeten den Weg verlegen und Napoleon die Vernichtung der böhmischen Armee ermöglichen. Indes die übrigen französischen Korps verfolgten nicht energisch genug, und so wurde Vandamme bei Kulm 30. Aug. nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen. Ein noch härterer Schlag für Napoleon war, daß Macdonald, der mit 100,000 Mann Blücher in Schlesien

weiter hatte verfolgen sollen, von diesem 26. Aug. an der Katzbach völlig besiegt wurde. Der Kaiser zog nun selbst nach der Lausitz, während Ney mit dem verstärkten Oudinotschen Korps den Angriff auf Berlin erneuern sollte. Wiederum stellten sich gegen den Willen des Kronprinzen die preußischen Generale der Nordarmee bei Jüterbog den Franzosen entgegen und brachten ihnen 6. Sept. die vernichtende Niederlage von Dennewitz bei, durch welche die Siegeszuversicht der Franzosen und der Kampfeseifer der Rheinbundstruppen ernstlich erschüttert wurden. Die Lage Napoleons wurde von Tag zu Tag mißlicher. Der böhmischen Armee wegen mußte er sich im September nach Dresden und, als Blücher mit der schlesischen Armee nach der Mittelelbe marschierte, York 3. Okt. bei Wartenberg den Elbübergang erzwang und die Nordarmee der schlesischen folgte, nach Leipzig zurückziehen. Hier fand die Entscheidungsschlacht statt (s. Leipzig, Schlacht). Am ersten Schlachttag, 16. Okt., glückte es weder den Österreichern, Lindenau im Rücken der Franzosen zu nehmen, noch den Preußen und Russen von der Hauptarmee, Wachau, den Schlüssel von Napoleons Stellung, zu erstürmen. Eine völlige Niederlage der böhmischen Armee wurde nur verhindert durch das Yorksche Korps, welches bei Möckern Marmonts Korps zertrümmerte und diesen sowie Ney hinderte, dem Kaiser zu Hilfe zu kommen. Napoleon, der sich nicht entschließen konnte, den Rückzug anzutreten, bot 17. Okt. den Verbündeten, freilich unter ganz ungenügenden Bedingungen, Frieden an. Dieselben ließen das Anerbieten unberücksichtigt und griffen, durch die Nordarmee und das Korps von Bennigsen verstärkt, 18. Okt. von neuem an. Wiederum schlug Napoleon selbst bei Probstheida die böhmische Armee zurück. Dagegen errangen die schlesische und die Nordarmee im Norden von Leipzig einen entschiedenen Sieg und drangen bis zu den Thoren der Stadt vor. In der Nacht vom 18. auf den 19. Okt. traten die Franzosen den Rückzug an, und als Bülow am Mittag des 19. Okt. Leipzig erstürmte, traf man außer den Verwundeten und Kranken nur noch 20,000 Franzosen an. Die Preußen drängten nun zu einer energischen Verfolgung, jedoch die Österreicher wußten dies zu verhindern. Napoleon gelangte noch mit 80,000 Mann an den Main, zersprengte 30. und 31. Okt. bei Hanau das österreichisch-bayrische Heer unter Wrede, welches ihm den Weg verlegen wollte, und überschritt 1. Nov. den Rhein. Indes der Typhus raffte den größten Teil seiner Armee dahin, und er schien wehrlos. Das westfälische Königreich brach zusammen, und die Rheinbundfürsten beeilten sich, Frieden mit den Verbündeten zu machen, wobei ihnen Metternich Souveränität und Integrität ihres Gebiets zugestand. Für die Verwaltung der herrenlosen Gebiete wurde eine Zentralkommission unter Steins Vorsitz eingesetzt, welche die waffenfähige Mannschaft für die Verstärkung der verbündeten Heere organisierte. Deren Vormarsch über den Rhein erlitt eine Verzögerung durch einen Friedenskongreß, welchen Metternich im November zu Frankfurt veranstaltete. Hier wollte man Frankreich die Rheingrenze lassen, doch wollte sich Napoleon nicht damit begnügen und rettete Deutschland und Europa durch seine Verblendung vor einem faulen Frieden. Der Einmarsch in Frankreich wurde Ende 1813 beschlossen.

In drei Heeressäulen rückten die Verbündeten um die Jahreswende über den Rhein. Die Hauptarmee, durch die Truppen der Rheinbundstaaten verstärkt, überschritt den Rhein bei Basel und nahm als Basis ihrer Operationen das Plateau von Langres. Die schlesische Armee ging in der Silvesternacht über den Mittelrhein bei Kaub und drang in die Champagne ein. Die Nordarmee unter Bülow (Bernadotte führte den Krieg gegen Dänemark) sollte nach Befreiung der Niederlande durch Belgien nach Nordfrankreich vorrücken. Blücher war schon Ende Januar an der Aube. Hier griff ihn Napoleon 29. Jan. 1814 bei Brienne an, wurde aber 1. Febr., nachdem sich Blücher durch einen Teil der Hauptarmee verstärkt hatte, bei La Rothière gänzlich besiegt. Da Schwarzenberg sich weigerte, sofort auf Paris zu marschieren, so unternahm es Blücher allein, wurde aber beim Marsch von Napoleon, der sein Feldherrngenie wieder aufs glänzendste bewährte, überfallen, und Blüchers Korps erlitten in den Einzeltreffen von Champeaubert, Montmirail und Château-Thierry Mitte Februar empfindliche Verluste und mußten sich auf das rechte Marneufer zurückziehen. Die Vorhut der Hauptarmee trieb Napoleon bei Montereau zurück. Aber Blücher vereinigte sich mit Bülow, auch die Hauptarmee rückte vor, und ein Angriff Napoleons auf die schlesische Armee wurde 9. März bei Laon, der auf die Hauptarmee 20. und 21. März bei Arcis-sur-Aube zurückgeschlagen. Der Kaiser beschloß jetzt nach Osten zu marschieren und den Krieg wieder nach dem Rhein zu spielen, wo er noch viele Festungen innehatte; doch die Verbündeten folgten ihm nicht, sondern marschierten direkt nach Paris. Marmont und Mortier versuchten die Stadt zu verteidigen; indes die Preußen und Russen erstürmten die Höhen im Norden und Osten 30. März, und am Abend kapitulierte Paris; 31. März fand der feierliche Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm statt. Auf die Kunde von dem Marsch der Alliierten war Napoleon umgekehrt, in Fontainebleau erfuhr er die Einnahme von Paris. Er wollte noch den Kampf an der Loire fortsetzen, indes die Marschälle verweigerten den Gehorsam. Der Senat setzte die Bonapartesche Dynastie ab, und der gestürzte Eroberer mußte sich nach der Insel Elba zurückziehen. In Frankreich ward Ludwig XVIII. als König eingesetzt, mit dem die Mächte 30. Mai 1814 den ersten Pariser Frieden schlossen; dieser ließ Frankreich die Grenzen von 1792, es brauchte keine Kriegskosten zu bezahlen und behielt sogar die geraubten Kunstschätze.

Während die Monarchen und Staatsmänner Europas auf dem Wiener Kongreß (s. d.) die Verhältnisse Europas zu ordnen suchten und namentlich über die Neugestaltung Deutschlands verhandelten, machten die Bourbonen und die Emigranten nach ihrer Rückkehr nach Frankreich durch rücksichtslose Reaktion und durch Verletzung der herrschenden Interessen und Anschauungen das wiederhergestellte Königtum bald so unpopulär, daß Napoleon den Versuch, den Thron wiederzugewinnen, wagte. Er landete 1. März 1815 bei Cannes in Südfrankreich, und nachdem die gegen ihn geschickten Truppen unter Ney zu ihm übergegangen, hielt er 20. März seinen Einzug in Paris, von wo Ludwig XVIII. mit seinem Hof eiligst geflüchtet war. Er gab nun Frankreich eine freisinnige Verfassung und erklärte vor Europa seine Friedensliebe. Aber der Haß und die Furcht vor ihm waren bei den Völkern und Fürsten Europas noch zu stark. Der Wiener Kongreß erklärte Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt in die Acht. Die Mächte erneuerten ihr Bündnis und beschlossen sofort den Angriffskrieg gegen Frankreich. Preußen und England

waren zuerst mit ihren Kriegsrüstungen bereit, und 115,000 Preußen unter Blücher und 100,000 Engländer, Deutsche und Niederländer unter Wellington rückten im Juni 1815 in Belgien ein. Gegen sie zog Mitte Juni Napoleon mit 130,000 Mann; er fiel zuerst über Blücher her, während Ney Wellington abwehren sollte. Nach heftigem Kampfe wurde Blücher 16. Juni bei Ligny besiegt, Wellington bei Quatrebras abgehalten, ihm zu Hilfe zu kommen. Nun wandte sich Napoleon gegen Wellington, der, nachdem ihm Blücher sichern Beistand versprochen, 18. Juni bei Waterloo die Schlacht annahm. Vergeblich bemühte sich Napoleon und setzte alle seine Reserven ein, den Feind zu zerschmettern, ehe die Preußen herankämen; das Bülowsche Korps kam ihm in die Flanke, die Franzosen wurden zersprengt und auf der Flucht durch Gneisenaus nachdrückliche Verfolgung gänzlich vernichtet. Am 29. Juni standen die Verbündeten zum zweitenmal vor Paris, und 7. Juli zogen sie als Sieger ein. Im zweiten Pariser Frieden wurde Frankreich nicht so glimpflich behandelt: es mußte die Kunstschätze herausgeben, 700 Mill. Kriegskosten bezahlen, ebenso erhebliche Summen für Kriegsschäden; indes der Wunsch der deutschen Patrioten, daß Elsaß und ein Teil von Lothringen ihm genommen werde, wurde durch England und Rußland vereitelt; bloß Landau und Saarlouis trat Frankreich ab. Die deutschen Grenzen wurden also nicht gesichert. Ebensowenig wurde das Deutsche Reich hergestellt, sondern durch einen lockern völkerrechtlichen Verein, der »Deutsche Bund«, ersetzt. Die Rheinbundsfürsten behielten ihre Macht; selbst Sachsen büßte nur einen Teil seines Gebiets ein. Der preußische Staat wurde zum Ersatz für die abgetretenen polnischen Landesteile in Westdeutschland erheblich verstärkt, die versprochenen Reichsstände dem preußischen Volk aber nicht verliehen. Die Stiftung der Heiligen Allianz deutete an, daß Europa fortan in dynastischem Interesse regiert werden solle. Das Ergebnis der blutigen Kämpfe war also nicht die Einheit und innere Freiheit der deutschen Nation, sondern nur ihre Befreiung vom französischen Joch.

Vgl. außer den Biographien Steins von Pertz, Gneisenaus von Delbrück, Yorks von Droysen, Scharnhorsts von Lehmann, den Denkwürdigkeiten von Müffling, Marwitz, Toll, Raumer, Ligne, Gagern, Metternich u. a. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des deutschen Bundes, Bd. 3 u. 4 (4. Aufl., Berl. 1869); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1 (4. Aufl., Leipz. 1887); F. Förster, Geschichte der Befreiungskriege. 1813–1815 (9. Aufl., Berl. 1888, 3 Bde.); Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege (4. Aufl., Brem. 1882, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Jahres 1815 (Berl. 1865, 2 Bde.); E. M. Arndt, Geist der Zeit (6. Aufl., Altona 1877); Derselbe, Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein (3. Aufl., Berl. 1870); Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges von 1813 (deutsch, Petersb. 1863—69, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Krieges von 1814 (deutsch von Baumgarten, Leipz. 1866, 2 Bde.); Köniniger, Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris (das. 1865); Lucken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg (Berl. 1876–79, 2 Bde.).

Deutscher Bund (hierzu die Karte »Deutschland während des Deutschen Bundes«), der auf der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 beruhende deutsche Staatenbund, der bis 1866 bestand. Zweck desselben war die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Das Gebiet des Deutschen Bundes lag zwischen 5° 44′ und 19° 51′ östl. L. v. Gr. und zwischen 45° 5′ und 54° 52′ nördl. Br. und grenzte im N. an die Nordsee, Dänemark (Schleswig) und die Ostsee, im O. an die außerdeutschen Provinzen Preußens (Preußen und Posen), an Russisch-Polen, die außerdeutschen Kronländer Österreichs (Galizien, Ungarn, Kroatien), im S. an das Adriatische Meer, das österreichische (nicht deutsche) Istrien, Venetien, die Lombardei und die Schweiz, im W. an Frankreich, Belgien und die Niederlande. Mitglieder des Bundes waren bei der Gründung 35 (zuletzt 31) monarchische Staaten und 4 Freie Städte; von den Ländern des jetzigen Deutschen Reiches gehörten nicht dazu die Provinzen Ost- u. Westpreußen und Posen, ferner Schleswig und Elsaß-Lothringen, dagegen gehörten zum Bund die deutschen Kronlande Österreichs, Liechtenstein und Luxemburg-Limburg. Während des Bestehens des Bundes traten folgende Gebietsveränderungen ein: Sachsen-Koburg erhielt einen Teil von Sachsen-Gotha mit der Stadt, aus einem andern Teil wurde Sachsen-Altenburg gebildet, während Sachsen-Hildburghausen in Sachsen-Meiningen aufging; die drei anhaltischen Ländchen wurden zu einem Herzogtum Anhalt vereinigt, die beiden Hohenzollern in Preußen einverleibt; an Stelle des mit Belgien vereinigten französischen Teils von Luxemburg wurde die niederländische Provinz Limburg in den Bund aufgenommen. Vgl. die Übersicht auf S. 829.

Die Bevölkerungsziffer der einzelnen Bundesstaaten, welche der Bundesmatrikel zu Grunde gelegt war, beruhte auf einer Zählung von 1818; obwohl die Matrikel später mehrfach revidiert wurde, so fügte man doch nicht neue Einwohnerzahlen ein, sondern änderte die alten nur da ab, wo Gebietsveränderungen eingetreten waren. Daher trat bei einigen Staaten ein Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Beitragspflicht zu den Bundesleistungen ein, das von Jahr zu Jahr größer wurde. Preußen hatte z. B. nur fünf Sechstel der auf Österreich ruhenden Quote zu zahlen und hatte dieses an Einwohnern in seinen Bundesgebieten schon nach wenigen Jahrzehnten überflügelt. Obwohl die nichtdeutschen Provinzen Österreichs und Preußens dem Bund nicht angehörten, so war in diesem die Zahl der nichtdeutschen Einwohner doch sehr erheblich. 1864 schätzte man die Zahl der Deutschen auf 37 Mill., wovon 20 Mill. Oberdeutsche, 17 Mill. Niederdeutsche waren; außerdem gab es 7,900,000 Slawen, 550,000 Romanen, 6000 Griechen und Armenier. Von den Romanen waren 420,000 Italiener, 60,000 Wallonen und Franzosen, 10,000 Ladiner (in Tirol), 50,000 Furlaner (in Görz), 3000 Rumänen. Was die Religion betrifft, so hielten sich beide christliche Bekenntnisse ungefähr das Gleichgewicht, indem neben 22,3 Mill. Katholiken 10,2 Mill. Lutheraner, 9,3 Mill. Evangelisch-Unierte u. 900,000 Reformierte 1855 geschätzt wurden. Daneben gab es noch 50,000 christliche Sektierer, 5000 nichtunierte Griechen und Armenier und ½ Mill. Juden.

Die Angelegenheiten des Bundes wurden durch eine Bundesversammlung besorgt, den sogen. Bundestag, welcher aus den bevollmächtigten Gesandten aller Bundesstaaten bestand und seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Das Präsidium führte Österreich. Die Bundesversammlung bestand 1) als allgemeine Versammlung oder Plenum, in welcher Österreich und die 5 Königreiche je 4 (24), Baden, Kurhessen,

Die Staaten des Deutschen Bundes bei Beginn und zu Ende seines Bestehens.

Bundesstaaten	□Kilom.	Einwohner 1815	Einwohner nach der Bundesmatrikel	Einwohner Dezember 1864	Matrikel von 1860 auf 1000 Guld.	Armeekorps und Divisionen
Österreich	197573	9120000	9482227	12802944	314,4	I., II., III.
Preußen	185496	7617000	7948439			
Hohenzollern-Hechingen	236	14000	14500	14714026	265,2	IV., V., VI.
Hohenzollern-Sigmaringen	908	38500	35560			
Bayern	76258	3350000	3560000	4807440	118,0	VII.
Sachsen	14993	1180000	1200000	2343994	39,8	IX., 1. Division
Hannover	38425	1320000	1305581	1923492	43,3	X., 1. Division
Württemberg	19504	1340000	1395462	1748328	46,3	VIII., 1. Division
Baden	15269	1102000	1000000	1434754	33,1	VIII., 2. Division
Kurhessen	9581	552000	567868	745068	18,8	IX., 2. Division
Großherzogtum Hessen	7680	590000	619500	853315	20,3	VIII., 3. Division
Holstein und Lauenburg	9580	375000	360000	602914	11,9	X., 2. Division
Luxemburg und Limburg	4792	204600	253583	427650	8,4	IX., 2. Division
Braunschweig	3690	210000	209600	293388	6,9	X., 1. Division
Mecklenburg-Schwerin	13304	333000	358000	552612	11,9	X., 2. Division
Nassau	4700	290000	302769	468311	10,0	IX., 2. Division
Sachsen-Weimar	3593	194000	201000	280201	6,7	
Sachsen-Meiningen	5700	55000	115000	178065	3,8	Reservedivision
Sachsen-Hildburghausen		33000				
Sachsen-Altenburg		262000	98200	141839	3,3	
Sachsen-Koburg-Gotha			111600	164527	3,7	
Mecklenburg-Strelitz	2929	70000	71769	99060	2,4	X., 2. Division
Oldenburg	6420	202000	220718	301812	7,3	X., 2. Division
Anhalt-Dessau	840	53000	52947			
Anhalt-Bernburg	780	36000	37046	193046	4,1	
Anhalt-Köthen	727	29000	32454			
Schwarzburg-Sondershausen	862	44000	45117	66189	1,5	
Schwarzburg-Rudolstadt	940	54000	53937	73752	1,8	
Liechtenstein	157	5100	5546	7150	0,2	
Waldeck	1121	48000	51877	59143	1,7	Reservedivision
Reuß ältere Linie	316	20000	22253	43924	0,7	
Reuß jüngere Linie	826	55000	52905	86472	1,7	
Schaumburg-Lippe	340	24000	24000	31382	0,7	
Lippe	1222	68000	69062	111336	2,3	
Hessen-Homburg	275	20000	20000	27374	0,7	
Lübeck	298	41600	40650	50614	1,3	X., 2. Division
Frankfurt	101	47000	47850	91190	1,6	Reservedivision
Bremen	256	47700	48300	104091	1,6	X., 2. Division
Hamburg	410	124000	129800	229941	4,3	
Deutscher Bund:	630100	29168500	30164492	46059329	1000	—

Hessen-Darmstadt, Holstein-Lauenburg und Luxemburg-Limburg je 3 (15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je 2 (6), die übrigen Staaten je 1 Stimme hatten, so daß mit ihren 25 Stimmen das Plenum 70 Stimmen zählte; 2) als engerer Rat (Bundesregierung), in welchem Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt (mit Hessen-Homburg), Holstein (mit Lauenburg), Luxemburg (mit Limburg) je 1 (11) Stimme hatten, die übrigen Staaten Gesamt- oder Kuriatstimmen führten, nämlich die 12. die sächsischen Herzogtümer, die 13. Braunschweig und Nassau, die 14. die beiden Mecklenburg, die 15. Oldenburg, die anhaltischen und schwarzburgischen Häuser, die 16. die Fürstentümer Hohenzollern, Reuß, Liechtenstein, beide Lippe und Waldeck, die 17. die vier Freien Städte. Durch die oben erwähnten Gebietsveränderungen sank bis 1865 die Zahl der Virilstimmen im Plenum von 70 auf 65 herab. Das Plenum trat zusammen, wenn es sich um Abfassung oder Abänderung von Grundsätzen des Bundes, um organische Bundeseinrichtungen und sonstige gemeinnützige Anordnungen, um eine Kriegserklärung oder Friedensbestätigung oder um Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund handelte, und zwar fand hier keine Beratung und Erörterung, sondern nur Abstimmung statt, wobei zu einem gültigen Beschluß eine Majorität von zwei Dritteln erforderlich war. Im engern Rat entschied absolute Majorität. Die Sitzungen der Bundesversammlung waren teils vertrauliche zu vorläufiger Besprechung ohne Protokollaufnahme, teils förmliche. Die Protokolle wurden bis zur Mitte des Jahres 1824 meist veröffentlicht, seitdem nur manchmal, dann gar nicht mehr, zuletzt wieder in knapper Form.

Die Bundesakte gestattete den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten, Grundeigentum außerhalb des Staates, den sie bewohnten, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb höhere Abgaben als die Einheimischen zu bezahlen, ferner das Recht, in Zivil- und Militärdienst eines andern Staates zu treten, wenn der Militärpflicht im eignen Vaterland genügt war. Vielversprechend lautete Artikel 13: »In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.« Kaum waren aber in einigen süddeutschen Staaten konstitutionelle Verfassungen entstanden, so führte die Furcht vor der Revolution den Bundestag 1819 zu den Karlsbader Beschlüssen (s. d.), infolge deren eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz niedergesetzt wurde. Die Bundesakte erhielt dann eine Ergänzung in der Wiener Schlußakte (vom 15. Mai 1820), in welcher zwar der frühere Artikel 13 bestätigt, aber mehrere denselben einschränkende Bestimmungen getroffen wurden; so z. B.: »Die

Google

gesamte Staatsgewalt muß in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden«; ferner: »Die im Bund vereinten souveränen Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden.« Nach der Julirevolution ermahnte der Bundestag die Regierungen von neuem, daß sie den Übergriffen der Landstände wirksam entgegentreten sollten, und stellte für gewisse Fälle sein Einschreiten in Aussicht. Erst in der Revolution von 1848 wurden diese Ausnahmebestimmungen aufgehoben.

Die durch den Bund herbeigeführte Einheit der deutschen Nation beschränkte sich auf die Aufstellung einer **Bundesarmee**, für welche in den Beschlüssen der Bundesversammlung vom 9. und 12. April 1821 und 11. Juli 1822 eine Kriegsverfassung festgestellt wurde. Das Heer, welches zur Verteidigung des Bundes wie jedes seiner Glieder dienen sollte, stand unter der Oberleitung der Bundesversammlung, welcher eine Militärkommission aus sieben stimmführenden höhern Offizieren hierfür unterstellt war. Die Stärke der aufzubringenden Kontingente wurde nach der Bevölkerungszahl von 1818 festgesetzt und bis zum Jahr 1860 noch sechsmal geändert; sie betrug 1 Proz., der Ersatz ½ Proz. 1855 wurde die Stärke auf 1⅙, die Reserve auf ⅓ und der Ersatz auf ⅙ Proz. der Bevölkerung bestimmt. Nach dem letzten Beschluß der Bundesversammlung hierüber (vom 27. April 1861) zerfiel das Heer in 10 Armeekorps (in der in Tabelle S. 829 angegebenen Weise), von denen das 1.—3. Österreich, das 4.—6. Preußen, das 7. Bayern, die drei letzten nebst einer Reservedivision von den übrigen Staaten gebildet wurden. Das Heer hatte eine Stärke von 553,028 Mann (426,635 Infanterie, 69,218 Kavallerie, 50,254 Artillerie, 6921 Pioniere) mit 1134 Geschützen. **Bundesfestungen** waren Mainz, Luxemburg, Landau, Rastatt und Ulm.

Obwohl sich in der Bundesakte die Bundesglieder vorbehalten hatten, alsbald wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Beratung zu treten, ist auf diesem Gebiet nur durch die Initiative einiger Bundesstaaten eine wenigstens teilweise Einigung herbeigeführt worden. So bildeten sich der Preußisch-Deutsche Zollverein und der von Hannover geleitete Steuerverein, welche erst 1851 miteinander verschmolzen und bis zur Auflösung des Bundes alle nichtösterreichischen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Mecklenburg-Schwerin, Holstein und den drei Hansestädten, in sich vereinigten. Durch einen Handels- und Zollvertrag trat dieser Deutsche Zollverein mit dem Österreichischen Zollverein 1853 in Verbindung. Auch wurden 1848 eine Wechselordnung und 1861 ein Handelsgesetzbuch für den Deutschen Bund eingeführt.

Weit ärger war die Zerrissenheit auf dem Gebiete des **Postwesens** und des **Münzfußes**. Es gab innerhalb des Bundesgebiets 18 verschiedene Postverwaltungen, von denen die österreichische Liechtenstein, die preußische die anhaltischen Lande, Waldeck, die schwarzburgischen Unterherrschaften u. Birkenfeld mitumfaßte, während zum Thurn und Taxisschen Postverein Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Nassau, die schwarzburgischen Oberherrschaften, Hohenzollern, die reußischen und lippeschen Lande und Frankfurt a. M. gehörten. Was das **Münzwesen** anbetrifft, so herrschte bis zur Münzkonvention von 1857 eine den Handel schwer schädigende Verschiedenheit in den einzelnen Bundesstaaten. In Preußen prägte man aus einer kölnischen Mark fein, zu 16 Lot Silber, 14 Thlr., in Süddeutschland 24½ Gulden oder 16⅔ Thlr., in Österreich 20 Guld. oder 13⅓ Thlr. Während die Staaten des Zollvereins sich schon 1838 über das Wertverhältnis der süddeutschen Münzen zu den preußischen einigten, verzögerte sich die Einigung mit Österreich (inkl. Liechtenstein) bis zur genannten Konvention. Darin wurde statt der kölnischen Mark das Zollpfund, zu 500 g, als Einheit festgestellt; aus einem Pfund fein Silber sollten in Norddeutschland 30 Thlr., in Süddeutschland 52½ Guld. (süddeutsche Währung) und in Österreich 45 Guld. geprägt werden. Doch blieb der 14-Thalerfuß in beiden Mecklenburg bestehen und wurde auch von Hamburg und Lübeck angenommen, wo man bisher nach Mark Banko gerechnet hatte. In Bremen rechnete man nach Louisdoren (zu 5 Thlr.), in Holstein-Lauenburg nach dänischen Reichsthalern, in Luxemburg wie im Zollverein, in Limburg nach holländischen Gulden.

Die infolge der Pariser Februarrevolution 1848 auch in Deutschland wachgerufene Bewegung drängte auf eine Reform der Bundesverfassung im nationalen Sinn hin. Bald nach der Wahl des Reichsverwesers erklärte die deutsche Nationalversammlung 28. Juni 1848 den Bundestag für aufgelöst. Erst als die Bemühungen, Deutschland unter Preußens Führung zu einigen, scheiterten, führte Österreich im Mai 1850 den Zusammentritt des alten Bundestags herbei, und Preußen fügte sich nach der Demütigung von Olmütz (s. Deutschland, Geschichte). Der Zwist der beiden deutschen Großmächte über das Schicksal der Elbherzogtümer führte dann 1866 zur Auflösung des Bundes. Schon 9. April hatte Preußen den Entwurf einer Bundesreform dem Bundestag vorgelegt. Als dann Österreich die Entscheidung über Schleswig-Holstein vor den Bundestag brachte, erklärte Preußen dies für einen Bruch der Gasteiner Konvention und besetzte Holstein. Österreich veranlaßte 14. Juni den Beschluß der Bundesversammlung, die nichtpreußischen Bundeskorps mobil zu machen, worauf Preußen sofort den Deutschen Bund für aufgelöst erklärte. Die zu Österreich haltende Majorität des Bundestags beschloß infolge der Kriegsereignisse 11. Juli, den Sitz desselben provisorisch nach Augsburg zu verlegen, siedelte 14. Juli dahin über und hielt 24. Aug. ihre letzte Sitzung ab. Vgl. **Mayer**, Corpus juris Confoederationis Germanicae, oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes (3. Aufl. von Zöpfl, Frankf. 1847—69, 3 Bde.); v. **Altenborn**, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806—1856 (Berl. 1857, 2 Bde.); **Ilse**, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde.); **R. Fischer**, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); v. **Poschinger**, Preußen im Bundestag (das. 1882—85, 4 Tle.).

Deutsche Reformburschenschaft, s. Burschenschaft.

Deutsche Reformpartei, die Antisemiten der schärfern (demokratischen) Tonart, welche im Reichstag eine besondere Fraktion unter Böckels Führung (10 Mitglieder stark) bilden. Vgl. Deutsch-soziale Partei.

Deutsche Reichsfechtschule, s. Reichsfechtschule.

Deutsche Reichskleinodien (Reichsinsignien, hierzu die gleichnamige Tafel), die Schmuckstücke,

welche der Kaiser oder König bei Krönungen und andern festlichen Gelegenheiten als äußere Zeichen der Herrschergewalt anzulegen pflegte. Bei den mannigfachen Schicksalen und Ortsveränderungen, denen die Reichsinsignien ausgesetzt waren, ist manches verloren gegangen, doch der größte Teil und die wichtigsten Stücke sind noch vorhanden; es sind dies: 1) die deutsche Königskrone, Silber vergoldet (Fig. 1), wahrscheinlich von König Richard von Cornwallis stammend; 2) die goldene Kaiserkrone (Fig. 2), das älteste und kostbarste Stück, aus dem 10. Jahrh., der Bügel stammt von Konrad II., das Gewicht beträgt 3½ kg; 3) das Kaiserzepter, Silber vergoldet (Fig. 6); 4) der goldene Reichsapfel (Fig. 3); 5) das Schwert des heil. Mauritius (Fig. 8); 6) das goldene Kaiserschwert (das sogen. Schwert Karls d. Gr., Fig. 7); 7) der Krönungsmantel (Fig. 4, s. unten); 8) die Alba (Oberkleid); 9) die purpurne Tunicella (Untergewand); 10) die Dalmatica mit den Adlern; 11) die Stola; 12) zwei Gürtel; 13) die Krönungshandschuhe (Fig. 9 u. 10); 14) die Krönungssandalen (Fig. 11 u. 12); 15) die purpurseidenen, goldgestickten Strümpfe; 16) der sogen. Säbel Karls d. Gr., eine altorientalische Arbeit; 17) das Evangelienbuch Karls d. Gr.; 18) ein Reliquienkasten. Sämtliche Gegenstände, ausgenommen die deutsche Königskrone, befinden sich seit 1796 in der k. k. Schatzkammer zu Wien (bis dahin seit 1424 in Nürnberg), die deutsche Königskrone aber von alters her im Domschatz zu Aachen und außerdem noch: 19) das Königszepter und 20) eine Kaiserdalmatica, die sogen. Dalmatica Leos III. Der Krönungsmantel wurde, wie eine altarabische Inschrift am Rande besagt, im Jahre der Hedschra 528 (1133 n. Chr.) in der »glücklichen Stadt Palermo« für den Normannenkönig Roger I. gefertigt und wahrscheinlich von Friedrich II., nachdem bei der Erstürmung von Vittoria ein Teil der Reichskleinodien verloren gegangen, aus der Normannenbeute Heinrichs VI. genommen und dem Kronschatz einverleibt. Die Strümpfe und Sandalen sind gleichen Ursprungs. Die übrigen Gegenstände entstammen dem 12.—14. Jahrh. Im Mittelalter pflegten die deutschen Herrscher dreimal gekrönt zu werden und zwar gleich nach der Wahl in der Krönungskirche zu Aachen als deutsche Könige mit der deutschen Königskrone, dann in Mailand oder Monza als König der Langobarden mit der eisernen Krone (s. d., corona ferrea) und endlich in Rom über dem Grabe St. Petri als römischer Kaiser mit der Kaiserkrone. Dem deutschen Volke gegenüber war und blieb der in Rom gekrönte Herrscher nur ein König; gegenüber der Welt aber ward er während des Mittelalters, durch die päpstliche Krönung, römischer, nicht aber deutscher Kaiser. Vgl. Bock, Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches Deutscher Nation (Wien 1864, mit 48 Tafeln) und dessen ausführliche Beschreibung der deutschen Kaiserkrone in den »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission«, 1869, S. 41—50; G. L. Kriegk, Die deutsche Kaiserkrönung (Hannov. 1872); Herrig-Kutschmann, Das Kaiserbuch (Berl. 1891). — Über die Insignien des neuen Deutschen Reiches vgl. Deutschland, S. 901.

Deutsche Reichspartei, s. Reichspartei.

Deutsche Reiter, eine während des Schmalkaldischen Kriegs entstandene Truppe, ein Mittelding zwischen Kürassieren und Arkebusieren (Karabiniers). Weil sie leichtere, geringere Pferde ritten als Lanciers und Kyrisser, wurden sie auch Ringerpferde genannt. Sie trugen offene Eisenhüte, Brustharnisch (corselet) oder nur Lederkoller mit Halsberge. Das Eisenzeug lackierten sie (daher schwarze Reiter). Ihre Waffen waren Schwert und Faustrohr (Pistol). Ihre Kampfart hieß Raterweistumlen (Tummeln nach Ratternart), Karakolieren oder Harcelieren, d. h. sie trabten nahe an den Feind, das vorderste Glied feuerte seine Rohre ab und zog sich dann schnell hinter den Haufen zurück; erst wenn das Feuer gewirkt hatte, griffen sie mit dem Schwert an. Den Hauptschauplatz ihrer Thätigkeit fand diese Reiterart in Frankreich (reîtres) während der Hugenottenkriege und in den Niederlanden, die schwergepanzerte Lanciers überhaupt nicht aufstellen konnten.

Deutscher Herrenorden (Deutsche Ritter), s. Deutscher Orden.

Deutscher Kaffee, soviel wie Zichorienkaffee, s. Cichorium.

Deutscher Kaiser, nach Artikel 11 der Reichsverfassung Titel des Oberhauptes des neuen Deutschen Reiches, das seit 18. Jan. 1871 besteht; der erste deutsche Kaiser war Wilhem I., König von Preußen. (Über die rechtliche Stellung s. Deutschland, Verfassung.) Die Bezeichnung der Beherrscher des alten, bis 1806 bestehenden Reiches als deutsche Kaiser ist zwar unrichtig, da jene römische Kaiser und deutsche Könige waren (s. Deutscher König und Heiliges Römisches Reich); dennoch ist der Name »deutscher Kaiser« für die deutschen Herrscher von Heinrich I. (919—936) an üblich geworden selbst für solche, welche die römische Kaiserwürde nie erlangt hatten. Vgl. Kaiser.

Deutscher Klub, Fraktion des österreichischen Abgeordnetenhauses, trennte sich 1885 von der Vereinigten Linken, um im Interesse des Deutschtums die »schärfere Tonart« gegen die Regierung und das von ihr begünstigte Slawentum zu vertreten, vereinigte sich aber nach der Loslösung der Deutschen Nationalpartei 1888 wieder mit dem Deutsch-österreichischen Klub zur Vereinigten deutschen Linken (s. d.).

Deutscher Kolonialverein, s. Kolonien.

Deutscher König (Rex Germaniae oder Rex Germanorum) wird seit dem 11. Jahrh. bisweilen als Titel der deutschen Herrscher gebraucht. Noch nach dem Erlöschen der Karolinger und der Begründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I. (919—936), den ersten wirklichen deutschen König, nannten sich die Könige von Deutschland »Könige der Franken« oder schlechtweg »Könige«. Seitdem sich Otto I. 962 zum römischen Kaiser (s. Kaiser) krönen lassen, das Heilige Römische Reich deutscher Nation gegründet und seinen Nachfolgern in der deutschen Krone das Anrecht auf den römischen Kaisertitel erworben hatte, wurde von den Herrschern nach der Kaiserkrönung immer der Titel »Römischer Kaiser« gebraucht und vor derselben der Titel »Römischer König« (Rex Romanorum) üblich. Diesen führten auch die Söhne von Kaisern, welche bei deren Lebzeiten zu Nachfolgern gewählt und gekrönt worden waren, während später für die römischen Kaiser und auch für die nicht zu Kaisern gekrönten Könige immer öfter der Ausdruck »Deutscher Kaiser« angewendet ward. Die deutschen Könige wurden gewählt, seit dem 12. Jahrh. von einer beschränkten Zahl Fürsten (s. Kurfürsten) und in Frankfurt a. M. Die Krönung fand in Aachen, der Residenz Karls d. Gr., zuerst durch den Erzbischof von Mainz, seit dem 11. Jahrh. durch den von Köln statt. Eine feste Residenz hatten die deutschen Könige nicht. Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 6 (Kiel 1875).

Deutscher Krieg von 1866, s. Preußisch-deutscher Krieg.

Deutscher Orden (Orden der Ritter des Hospitals St. Marien des Deutschen Hauses oder der Deutschen zu Jerusalem, später auch wohl Deutschherren oder Marianer genannt), der jüngste der drei großen, zur Zeit der Kreuzzüge im Heiligen Lande entstandenen geistlichen Ritterorden. Bei der Belagerung von Akka im dritten Kreuzzug errichteten deutsche Kaufleute aus Lübeck und Bremen unter Leitung eines gewissen Siegebrand zur Pflege kranker Landsleute Zelte, aus denen allmählich ein Hospital erwuchs. Die Pfleger gaben sich eine geistliche Organisation und nahmen die Regeln der Johanniter an. Bei ihrer Heimkehr übertrugen die Kaufleute den Schutz über ihre Stiftung zwei Begleitern des Herzogs Friedrichs von Schwaben, dem Kaplan Konrad und dem Kämmerer Burkhard. Auch Herzog Friedrich selbst nahm sich der frommen Stiftung gern an und empfahl sie seinem Bruder, Kaiser Heinrich VI.; auf sein Bemühen erfolgte, wenngleich erst einige Wochen nach seinem Tode, 6. Febr. 1191 die päpstliche Bestätigung. Als die deutschen Fürsten, welche 1197 nach dem Heiligen Lande gekommen waren, auf die Nachricht vom Tode des Kaisers sich zur Heimkehr entschlossen, verwandelten sie 5. März 1198 in Akka mit Beirat der beiden ältern Ritterorden und andrer geistlicher und weltlicher Großen des Orients den Krankenpflegerorden in einen geistlichen Ritterorden. Papst Innocenz III. bestätigte ihn durch die Bulle vom 19. Febr. 1199; außer den drei Mönchsgelübden übernahm der neue Orden gleich den Templern auch die Verpflichtung zum Heidenkampf und erhielt als Kleidung den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz.

Nun wuchs der Orden schnell an Besitz und Macht. In Unteritalien verliehen ihm Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. Grundbesitz; auch in Griechenland, Spanien, Frankreich, am meisten aber in Deutschland erwarb er solchen. Die oberste Leitung des Ordens hatte der Hochmeister; an der Spitze größerer Bezirke standen Landmeister oder Landkomture; in jeder Burg waltete ein Komtur (Kommentur, Kommendator). Jedem Komtur stand der Konvent der zur Burg gehörigen Ordensritter beratend zur Seite, der Landmeister hielt mit der Jahresversammlung seines Landkapitels Rat, der Hochmeister mit dem jährlich einmal zusammentretenden großen oder Generalkapitel; einen ständigen engern Rat bildeten die fünf Großwürdenträger oder Gebietiger des Ordens: der Großkomtur, der die Aufsicht über den Ordensschatz und alle Vorräte zu führen und den Hochmeister bei längerer Krankheit oder Abwesenheit zu vertreten hatte; der oberste Marschall, dem das Kriegswesen, der oberste Spittler, dem die Krankenpflege und das ganze Spitalwesen, der oberste Trappier, dem die Beschaffung und Verteilung aller Kleidung, endlich der Treßler, dem die Verwaltung des gesamten Finanzwesens oblag. Die Großwürdenträger und die Landmeister bildeten das Generalkapitel, die unter einem Landmeister stehenden Burgkomture sein Landkapitel. Das Generalkapitel hatte alle Gesetze zu genehmigen und die Rechenschaft der Gebietiger über ihre Amtsführung, namentlich über die Finanzverwaltung, entgegenzunehmen; auch wurde es bei Ernennung und Absetzung der Gebietiger gehört. Entsprechend waren die Rechte der Landkapitel bemessen. Die Beamten, die als Ordensmitglieder zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Obern verpflichtet waren, blieben so lange in ihren Stellen, bis sie entweder unbrauchbar oder einer Beförderung würdig erschienen; der Hochmeister wurde auf Lebenszeit gewählt und zwar meist auf einem außerordentlichen Generalkapitel, und konnte nur in ganz besondern Fällen abgesetzt werden. Die Mitglieder des Ordens, die rittermäßigen Standes sein mußten, zerfielen in Ritterbrüder und Priesterbrüder; neben ihnen gab es auch dienende Brüder niedern Standes (Graumäntler); zu gewissen Dienstleistungen (in den Hospitälern und auf den Höfen) konnten auch weibliche Personen als Halbschwestern aufgenommen werden. Damit ferner der Orden mehr Leuten nutze sein möge, wie es in den Statuten heißt, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um die Verpflichtung, für das Wohl des Ordens mitzuwirken, auf weitere Kreise auszudehnen, und um Erbschaften zu erlangen, war es auch weltlichen Leuten, verheirateten und unverheirateten, gestattet, »die Heimlichkeit des Ordens zu empfangen«, ohne daß sie aus ihrem Stande austraten; zum Zeichen trugen sie das halbe Kreuz. Genauere Einsicht in das Wesen und die Verwaltung des Ordens gewähren die Statuten oder Ordensbücher, von denen das älteste vorhandene Exemplar (in deutscher Sprache) der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. angehört. Die Bulle des Papstes Honorius III. vom 15. Dez. 1220 faßte die sämtlichen päpstlichen Privilegien des Ordens zusammen: Von den Besitzungen, welche er bereits vor dem großen Laterankonzil von 1215 innehatte, durfte niemand von ihm den Zehnten fordern, sondern nur von den später erworbenen; nahm der Orden Geistliche, die nicht zu ihm selbst gehörten, an, so hatte über sie nicht der Diözesanbischof, sondern Meister und Kapitel die Jurisdiktion, andre bischöfliche Funktionen aber (Weihe von Altären und Kirchen, Einsetzung von Geistlichen und andre kirchliche Sakramente) standen dem Meister nicht zu, sondern blieben, allerdings zu unentgeltlicher Leistung, dem Bischof vorbehalten; in Gebieten endlich, die der Orden den Ungläubigen abnahm, durfte er Kirchen und Kapellen anlegen, die nur dem päpstlichen Stuhl unterworfen sein sollten. Vom König von Jerusalem erhielt der Orden, wie später auch in andern Ländern, Zollfreiheit und auf seinem schwarzen Kreuz das goldene Kreuz Jerusalems (nach der Tradition 1219); Kaiser Friedrich II. verlieh ihm das Recht, Reichslehen und Allodien durch Schenkung oder Kauf an sich zu bringen, und gewährte dem Hochmeister sowie dem Landmeister in deutschen Landen eine bestimmt geregelte, sehr gastfreie Aufnahme am Hof.

Als erste Vorsteher des Ordens werden gelegentlich in Urkunden erwähnt Siegebrand, Gerard (auch Curandus), Heinrich, Hermann Walpoto, dem in der Versammlung vom März 1198 die Meisterwürde übertragen wurde, Otto und Heinrich; der letztere, auch Hermann genannt, kommt nur in Chroniken vor. Auch von Hermann von Salza kennen wir nicht das Datum der Wahl, sondern wissen nur, daß er 15. Febr. 1211 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. Derselbe, ein treuer Freund und Anhänger des Kaisers Friedrich II., aber auch von der Kurie geachtet und begünstigt, wußte seinem Orden nicht bloß Privilegien zu gewinnen, sondern legte auch durch ausgedehnten Landerwerb den Grund zu einer Macht und Bedeutung desselben, wie sie keiner der andern während der Kreuzzüge entstandenen Ritterorden erreichte und der Deutsche Orden neben den ältern Johannitern und Templern im Morgenland nie hätte erreichen können. Der erste Erwerb war freilich nur vorübergehend. 1211 schenkte der König Andreas von

Ungarn dem Deutschen Orden das Land Burza in Siebenbürgen, um die Angriffe der wilden Kumanen abzuwehren und das Land selbst zu kultivieren. Kaum aber hatte der Orden durch Anlegung von Burgen das Gebiet einigermaßen gesichert und Anbau und Kolonisation gefördert, als der König es ihm wieder entriß. Daß es nach einigen Jahren dem Papst gelang, den König zur Rückgabe des Landes und zur Erweiterung der Freiheiten und Gerechtsame des Ordens zu bewegen, half nicht viel; denn 1225 wurden die Ritter abermals durch den König aus dem Burzenland vertrieben und diesmal für immer. Um dieselbe Zeit wurde aber dem Orden ein neues Arbeitsfeld eröffnet, indem der Herzog Konrad von Masovien den Orden zur Bekämpfung der heidnischen Preußen, deren er sich nicht mehr erwehren konnte, herbeirief und ihm als Preis für die Hilfe nicht bloß das bereits zum polnischen Reich gehörige, nur augenblicklich von den Preußen besetzte Kulmer Land als Eigentum verhieß, sondern ihm auch zur Eroberung aller preußischen Gaue seine Einwilligung zusicherte. Doch durch das eben erfahrene Mißgeschick vorsichtig gemacht, ging der Hochmeister nicht eher auf das Anerbieten ein, als bis auch der Kaiser ihm den Besitz jener Lande, wenn er sie den Heiden abnähme, urkundlich zugesichert hatte. Im März 1226 verlieh Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister Hermann von Salza und seinen Nachfolgern das Kulmer Land und Preußen und übertrug sie ihnen für den Fall der Eroberung als Reichslehen. Hierdurch erhielten die Hochmeister des Deutschen Ordens die Reichsfürstenwürde, und wahrscheinlich fügten sie bei dieser Gelegenheit zu ihren ältern Schildeszeichen noch den schwarzen Adler hinzu. Die endgültige, wenngleich etwas beschränkte Zustimmung des Papstes erfolgte erst ein paar Jahre später.

Nach mehrjährigen Verhandlungen, durch welche genauere politische und kirchliche Abmachungen mit polnischen Fürsten und Bischöfen getroffen wurden, entsandte endlich der Hochmeister zu Anfang des Jahres 1230 den Ordensritter Hermann Balk mit Rittern und Knechten zur Eroberung der übertragenen Lande und ernannte ihn zugleich zum Landmeister derselben. Da die Kirche in Deutschland das Kreuz gegen die Preußen predigen ließ und denjenigen, welche gegen sie kämpften, dieselben kirchlichen Vorteile zusicherte wie den Kreuzfahrern nach Palästina, so strömten bald jedes Frühjahr den Ordensrittern in Preußen Kreuzfahrerheere aus Deutschland und den Nachbarländern zu, mit deren Hilfe sie das Land zwischen Weichsel und Pregel bald erobern konnten (das Nähere über die Eroberung und Verwaltung Preußens durch den Deutschen Orden s. Ostpreußen, Geschichte). Nach 30jährigen Kämpfen wurden alle errungenen Erfolge wieder in Frage gestellt durch einen furchtbaren Aufstand aller preußischen Stämme, der nach einem erbitterten Vernichtungskrieg 1283 niedergeschlagen wurde. Mit der Eroberung des Landes hielt die Kolonisation gleichen Schritt: von den unter großen Begünstigungen hereingerufenen deutschen Einwanderern wurde eine ganze Reihe von Städten gegründet, verwüstete Dörfer hergestellt und neue angelegt, zuziehenden Rittern Grundeigentum gewährt und auch solchen Eingebornen, die sich gutwillig unterwarfen, Landbesitz gelassen. Eine bedeutende Vermehrung des Machtbereichs des Ordens trat ein, als der 1202 zur Bekämpfung der Liven, Kuren und Esthen gestiftete Orden der Schwertbrüder (s. d.), der keine große Macht besaß und in die äußerste Gefahr geraten war, mit päpstlicher Bewilligung 1237 sich mit dem Deutschen Orden verschmolz und ihm seine Besitzungen und Anrechte zubrachte; der letztere gewann hierdurch Kurland, Semgallen und Livland, während Esthland noch über ein Jahrhundert lang im Besitz der Dänen blieb. Doch war dieser Zuwachs an Landbesitz und Streitkräften auf der andern Seite mit Nachteilen verknüpft, indem der Orden in ärgerliche Händel mit den dortigen Bischöfen, die eine wesentlich andre Stellung als die vier preußischen einnahmen, zumal mit dem Erzbischof von Riga, dem Metropolitan für Livland und Preußen, verwickelt wurde und auch die Zahl der äußern Feinde wachsen sah. Die Russen freilich kamen nur für den äußersten Osten in Betracht; aber die Litauer konnten ihre Angriffe nun nach beiden Seiten hin machen, nach Livland wie nach Preußen. Um sie sobald wie möglich zu bezwingen, und um ihrer ursprünglichen Verpflichtung, der Bekämpfung der Heiden, auch weiterhin obzuliegen und sich so die fernere Unterstützung der Christenheit zu sichern, begannen die Ritter den Krieg gegen die Litauer, die mit Zähigkeit ihre Freiheit und ihren heidnischen Glauben verteidigten. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. dehnten sich die Besitzungen des Ordens am weitesten aus: wir hören von Landkomturen von Livland, Preußen, Deutschland, Österreich, Apulien, Sizilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich) und Armenien; Palästina verwaltete der Hochmeister selbst. Mit der Zeit gingen aber die Besitzungen in diesen Ländern bis auf die ersten vier verloren. Aus Palästina mußten die Ritter 1291 weichen, als Akka, der einzige Punkt, den die Christen noch behauptet hatten, verloren ging. Nun wurde der Hauptsitz des Ordens, das Ordenshaupthaus, nach Venedig verlegt.

Auf Hermann von Salza, der am 19. März 1239 zu Barletta in Apulien starb, folgte als Hochmeister Landgraf Konrad von Thüringen, der aber schon 24. Juli 1240 starb, dann Gerhard von Malberg, der 1242 und 1243, Heinrich von Hohenlohe, der 1245—48 erwähnt wird, Günther, von dem nur Name und Todestag bekannt sind, Poppo von Osterna, der 1256 abdankte; Anno von Sangerhausen, der 1256 gewählt wurde, starb 8. Juli 1273 (oder 1274), Hartmann von Heldrungen 19. Aug. 1282; Burkhard von Schwanden trat 1290 zurück, Konrad von Feuchtwangen starb 1296, Gottfried von Hohenlohe, gewählt 3. Mai 1297, entsagte im Oktober 1303, Siegfried von Feuchtwangen, gewählt 18. Okt. 1303, starb 5. März 1311. Letzterer verlegte, da an eine Rückkehr nach Palästina nicht mehr zu denken war und dauerndes Verbleiben in Venedig wegen der schwierigen Beziehungen zu der Republik nicht rätlich schien, 1309 die hochmeisterliche Residenz nach Preußen und zwar nach Marienburg, wo die bereits bestehende Burg im 14. Jahrh. zu einem in gotischem Stil erbauten prachtvollen Ordensschloß erweitert wurde. Um sich nicht durch die Polen von der Verbindung mit Deutschland abschneiden zu lassen, kaufte der preußische Landmeister 1308 das Herzogtum Pomerellen mit den Hauptorten Danzig, Dirschau und Schwetz, um welches seit dem Aussterben der eingebornen Herzogsfamilie ein Erbfolgestreit zwischen Brandenburg und Polen geführt wurde, von den zumeist berechtigten Markgrafen von Brandenburg. Das erstarkende Polenreich zeigte seitdem immer offener seine Eifersucht auf die wachsende Macht des Ordensstaates und bereitete ihm, wenn auch weniger mit den Waffen als auf diplomatischem Wege, manche Schwierigkeit; die Kurie, hieran

anknüpfend, wollte den Orden gefügiger und ſeine Lande ergiebiger machen; der Erzbiſchof von Riga ſtrebte danach, in Livland die Obergewalt zu erlangen, die Stadt Riga aber nach Selbſtändigkeit. Doch alle dieſe Gefahren wußte der Orden zu überwinden und ſeine Macht im 14. Jahrh. zum höchſten Glanz zu erheben. Die Hochmeiſter dieſer Zeit waren: Karl von Trier, 1311 bis 12. Febr. 1324; Werner von Orſelen, gewählt 6. Juli 1324, ermordet 18. Nov. 1330; Herzog Luther von Braunſchweig, 17. Febr. 1331 bis 18. April 1335; Burggraf Dietrich von Altenburg, 3. Mai 1335 bis 6. Okt. 1341; Ludolf König, gewählt 6. Jan. 1342, dankte 14. Sept. 1345 ab; Heinrich Duſemer, gewählt 13. Dez. 1345, trat 1351 zurück; Winrich von Knipprode, vom 16. Sept. 1351 bis 24. Juni 1382; Konrad Zöllner von Rothenſtein, 2. Okt. 1382 bis 20. Aug. 1390; Konrad von Wallenrod, 12. März 1391 bis 25. Juli 1393; Konrad von Jungingen, 30. Nov. 1391 bis 30. März 1407. Die ununterbrochenen Kriegszüge gegen die Litauer erweiterten zwar die Grenzen des Staates nicht erheblich, erhielten aber dem Orden den Ruhm des Kampfes für die Chriſtenheit. Eine ganz hervorragende Stellung, einige Zeit faſt die leitende Rolle gewann der Hochmeiſter in den nordiſchen Verhältniſſen: im Bunde mit der Hanſa erlangte der Orden im Kampfe mit den nordiſchen Kronen 1370 den Frieden von Stralſund, in dem ſich Dänemark unterwarf, und half das entſetzliche Unweſen der räuberiſchen Vitalienbrüder in der Oſtſee bewältigen. Die ganz vortreffliche Regierung des Staates, die wahrhaft landesväterliche Fürſorge für die Unterthanen bewirkten, daß dieſe trotz vieler ſchwerer Opfer, trotz manchen kleinen Zwieſpalts in treuer Ergebenheit zu den Rittern, den »Herren«, ſtanden. Durch den Ankauf der Neumark von Brandenburg 1402 erlangte der Ordensſtaat die größte Ausdehnung ſeines Gebiets.

Im höchſten Grade ſchädlich war für den Orden die Vereinigung Litauens mit Polen durch die Vermählung des litauiſchen Großfürſten Jagello mit der polniſchen Thronerbin Hedwig (1386). Obwohl die Litauer infolgedeſſen, wenn auch nur äußerlich und nicht allgemein, das Chriſtentum annahmen, ſtellte der Orden die Heidenfahrten nach Litauen zunächſt noch nicht ein und gab dem König Wladislaw Jagello, der ſofort die Vernichtung des Ordensſtaates ins Auge gefaßt hatte, genügenden Anlaß zu Klage und Drohung. Als ſich dann der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen (gewählt 26. Juni 1407), um mit einem Schlage die Entſcheidung herbeizuführen, übereilt in den Kampf ſtürzte, verlor er in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1410 Sieg und Leben. Nur die Umſicht und der Mut Heinrichs von Plauen, welcher die Marienburg erfolgreich verteidigte, verhinderten, daß der Orden im Frieden von Thorn (1411) größere Verluſte erlitt. Durch Wiederherſtellung der ſtrengen Ordenszucht und durch Heranziehung des landſäſſigen Adels und der Städte zur Regierung des Staates verſuchte der am 9. Nov. 1410 zum Hochmeiſter erwählte Heinrich von Plauen dem Orden neues Leben einzuhauchen und die Bevölkerung zu größern Opfern für die Erhaltung des Staates zu bewegen. Denn ſeitdem die Zuzüge der Kreuzfahrer zu den Kämpfen gegen die Litauer aufgehört hatten, mußte der Orden mit ſchweren Koſten Söldner erwerben, um ſeine Grenzen zu ſchützen. Aber die ſelbſtſüchtigen und entarteten Ordensritter ſetzten Heinrich von Plauen 14. Okt. 1413 ab und verweigerten dem Adel und den Städten jeden Anteil an der Verwaltung des Landes, legten dagegen den Unterthanen ſo drückende Laſten auf, daß Ackerbau, Handel und Gewerbe verfielen. Hierdurch entſtand eine ſolche Erbitterung, daß der Adel und die Städte in Weſtpreußen ſich den Polen zuwendeten. Da der Polenkönig bereitwillig Erhaltung der Privilegien und Beſſerung der Zuſtände verſprach, ergriff man vereint mit ihm die Waffen gegen die verhaßte Ordensherrſchaft. Nach 12jährigem Kriege (1455–66) verlor der Orden im zweiten Frieden von Thorn Weſtpreußen mit Ermeland an Polen und mußte für Oſtpreußen die Lehnshoheit des Polenkönigs anerkennen. Die Reſidenz des Hochmeiſters wurde nach Königsberg verlegt. Seit der Abſetzung Heinrichs von Plauen verwalteten das Hochmeiſteramt: Michael Küchenmeiſter, 9. Jan. 1414 bis März 1422, Paul von Rußdorf, 10. März 1422 bis 2. Jan. 1441 (beide dankten ab); Konrad von Erlichshauſen, 12. April 1441 bis 7. Nov. 1449; Ludwig von Erlichshauſen, 21. März 1450 bis 4. April 1467; Heinrich Reuß von Plauen, 17. Okt. 1469 bis 2. Jan. 1470; Heinrich von Richtenberg, 29. Sept. 1470 bis 20. Febr. 1477; Martin Truchſeß von Wetzhauſen, 4. Aug. 1477 bis 2. Jan. 1489; Hans von Tiefen, 1. Sept. 1489 bis 25. Aug. 1497. Um bei den deutſchen Fürſten Beiſtand zu gewinnen, wählten die Ritter 29. Sept. 1498 den Herzog Friedrich von Sachſen zum Hochmeiſter, der auch nach Deutſchland ging, aber, ohne ſeinen Zweck zu erreichen, 13. Dez. 1510 daſelbſt ſtarb. Auch ſein Nachfolger (ſeit 13. Febr. 1511), Markgraf Albrecht von Brandenburg, konnte die Hoffnungen der Ritter nicht erfüllen, wurde auf einer Reiſe in Deutſchland für die Reformation gewonnen und entſchloß ſich auf den Rat Luthers, den Ordensſtaat in einen weltlichen Staat zu verwandeln. Es gelang ihm, ſeinen Oheim, den Polenkönig, für den Plan zu gewinnen, und 10. April 1525 wurde er in Krakau mit Oſtpreußen als einem weltlichen, von Polen lehnbaren Herzogtum erblich belehnt. Dieſem Beiſpiel folgte 1561 der livländiſche Heermeiſter Gotthard von Kettler, indem er Livland an die Krone Polen abtrat und Kurland und Semgallen als erbliches Herzogtum und polniſches Lehen erhielt.

Während die Ordensritter in Preußen und den baltiſchen Provinzen bereitwilligſt die Säkulariſation annahmen, erhoben die Ritter im Reich und mit ihnen der Papſt und der Kaiſer gegen die Beraubung der Kirche den entſchiedenſten Widerſpruch. Der Landmeiſter in Deutſchland oder Deutſchmeiſter wurde auf dem Augsburger Reichstag 1530 vom Kaiſer Karl V. mit der hochmeiſterlichen Würde und mit Preußen belehnt, Herzog Albrecht in die Reichsacht erklärt und zur Herausgabe des Landes aufgefordert; doch blieb dies gänzlich wirkungslos, da niemand im ſtande war, die Herausgabe Preußens zu erzwingen. Der Orden konnte wegen ſeines verhältnismäßig geringen Beſitzes, der etwa 2200 qkm betrug, zu keiner politiſchen Bedeutung mehr gelangen. Die faſt im ganzen Reich zerſtreuten Güter des Ordens, deſſen Hauptſitz Mergentheim wurde, waren in 12 Balleien, deren jede unter einem Landkomtur ſtand, verteilt: Thüringen, Öſterreich, Heſſen, Franken, Koblenz, Elſaß, Bozen oder an der Etſch, Utrecht, Alten-Biesen, Lothringen, Sachſen und Weſtfalen. Dieſe Beſitzungen wurden bedeutend geſchmälert, als im Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) drei Ordensballeien links des

Rheins an Frankreich abgetreten wurden. Im Preßburger Frieden erhielt Kaiser Franz II. das Recht, die Hoch- und Deutschmeisterwürde einem Mitglied seines Hauses erblich zu verleihen, und ernannte dazu seinen Bruder, den Erzherzog Anton Joseph Viktor Rainer; doch hatten die Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden schon 1805 die in ihren Landen gelegenen Ordensgüter zugewiesen erhalten, und 24. April 1809 erklärte Napoleon den Orden in allen Staaten des Rheinbundes für aufgehoben, so daß der Orden nur noch in Österreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen blieb. Kaiser Ferdinand gab demselben in Österreich 28. Juni 1840 neue Statuten, welche den Orden als geistlich-ritterliches Institut unter einem Großmeister (Hoch- und Deutschmeister) und der Oberlehnshoheit des Kaisers herstellten. Die Ordensritter und Priester werden nach ihren Ordensgelübden als Religiosen angesehen und teilen sich in Großkapitulare, Profeßritter und Ehrenritter; außerdem hat der Orden Priester und Schwestern, welch letztere sich mit Kindererziehung und Krankenpflege befassen. Die Ehrenritter müssen acht Ahnen aufweisen, katholisch sein, 1500 Gulden Eintritt und jährlich 100 Gulden zahlen. Wie die Johanniter, machte sich auch der Deutsche Orden die freiwillige Sanitätspflege im Kriege zur Aufgabe und stellt seit 1875: 41 ausgerüstete Feldsanitätskolonnen und 4 Spitäler. Das Ordenszeichen besteht für die drei Klassen in einem schwarz emaillierten, silbergeränderten Kreuz von Gold, gedeckt von blauem Helm mit goldenen Spangen und roter Füllung und 5 Federn, 2 schwarzen zwischen 3 weißen, an denen der Ring sich befindet; in diesen schlingt sich das breite schwarzseidene Band, an dem das Kreuz um den Hals getragen wird. Dazu tragen die Ritter noch ein schwarzsilbernes emailliertes Kreuz auf der Brust. Der Hoch- und Deutschmeister (Inhaber des Infanterieregiments Nr. 4) trägt eine besondere Dekoration auf der Brust und am Hals. Seit dem Tode des Erzherzogs Anton (1835) war Erzherzog Maximilian Großmeister, dem am 25. Juni 1863 als 57. Hochmeister Erzherzog Wilhelm (geb. 1827) folgte. In den Niederlanden besteht die Ballei Utrecht noch fort, welche eine der größern Balleien war und 15 Komtureien besaß, von denen noch 10 bestehen. Erster Landkomtur war der Ritter Anton von Lederfake (gest. 1266). Zur Zeit der Reformation riß sich die Ballei vom Hochmeistertum in Mergentheim los und wurde von den Staaten der Provinz Utrecht in ein protestantisches Institut verwandelt. Alle Bemühungen Mergentheims, sie zurückzugewinnen, waren vergeblich. Napoleon hob 1811 auch die Utrechter Ballei auf, König Wilhelm stellte sie aber 1815 wieder her. Der Orden hat jetzt einen Landkomtur, Komture und Ritter. Zur Aufnahme gehören vier Ahnen von 200jährigem Adel. Die Mitglieder beziehen die Einkünfte der Ballei. Die Exspektanten dürfen ein kleines Kreuz tragen, zahlen aber dafür 760 Gulden zur Ordenskasse.

Vgl. Joh. Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens (Berl. 1857–59, 2 Bde.); Rethwisch, Die Berufung des Deutschen Ordens gegen die Preußen (das. 1868); Perlbach, Preußische Regesten (Königsb. 1875—76); Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (Halle 1872—86, 4 Bde.); Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen (Gotha 1880); »Die Statuten des Deutschen Ordens« (hrsg. von Perlbach, Halle 1890); »Archieven der ridderlijke Duitsche Orde, Balie van Utrecht« (hrsg. von J. J. de Geer, Utrecht 1871, 2 Bde.); »Urkunden des Deutschordens-Zentralarchivs zu Wien« (hrsg. vom Grafen von Pettenegg, Prag u. Leipz. 1887 ff.); Salles, Annales de l'Ordre teutonique (Wien 1887); Nedopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Zentralarchiv (das. 1868, 3 Bde.); Steinbrecht, Die Baukunst des deutschen Ritterordens in Preußen (Berl. 1885—88, 2 Bde.).

Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger, in Berlin täglich des Abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage erscheinende Zeitung, das amtliche Organ der deutschen Reichs- und preußischen Staatsregierung, welches aus einem amtlichen, Bekanntmachungen, Ernennungen, Verordnungen, Gesetze ꝛc. enthaltenden und einem nichtamtlichen Teil besteht. Er ressortiert vom preußischen Staatsministerium und steht unter der besondern Aufsicht eines von jener Behörde bestellten Kurators. Der Redakteur (gegenwärtig der königliche Direktor Dr. Ulex) ist Staatsbeamter. Der »Deutsche Reichsanzeiger ꝛc.« erschien zuerst 2. Jan. 1819 unter dem Namen »Allgemeine Preußische Staatszeitung«, vom 1. Juli 1848 bis 1. Mai 1848 als »Allgemeine Preußische Zeitung«, von da bis 1. Juli 1851 als »Preußischer Staatsanzeiger« und von da bis 4. Mai 1871 als »Königlich Preußischer Staatsanzeiger«.

Deutscher Schulverein in Österreich, gegründet in der ersten Vollversammlung 2. Juli 1880 zu Wien, hat den Zweck, in den Ländern Österreichs mit sprachlich gemischter Bevölkerung, an den deutschen Sprachgrenzen und auf den deutschen Sprachinseln, besonders dort, wo die Errichtung einer deutschen Schule auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, das Bestreben der Bewohner nach Erlangung und Erhaltung deutscher Schulen zu fördern. Ende 1892 bestand der Verein aus 927 Ortsgruppen (darunter 97 von Frauen und Mädchen) mit rund 95,000 Mitgliedern. Die Einnahmen 1892 betrugen 239,577 Guld., die Ausgaben für Schulzwecke 245,178 Guld. (seit Bestand des Vereins 2,580,602 Guld.). 1892 unterhielt der Verein 31 Schulen mit 73 Klassen und 49 Kindergärten mit 64 Abteilungen. Außerdem wurden 43 Schulen und 38 Kindergärten fortlaufend, viele andre Anstalten einmal unterstützt. Der unantastbare Grundfonds belief sich Ende 1892 auf 182,642, der Realitätenbesitz auf 358,067 Guld. Vgl. »Mitteilungen des Deutschen Schulvereins« (Wien, seit Februar 1883, jährlich viermal). Dieser Vorgang der Deutsch-Österreicher führte 15. Aug. 1881 zur Gründung des Allgemeinen deutschen Schulvereins mit dem Sitz in Berlin. Derselbe hat (§ 1 des Statuts) den Zweck, die Deutschen außerhalb des Reiches dem Deutschtum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen. Er sucht (§ 2) diesen Zweck zu erreichen durch Unterstützung und nach Umständen Errichtung deutscher Schulen und Bibliotheken, Beschaffung deutscher Bücher, Verbreitung passender Schriften, Unterstützung deutscher Lehrer ꝛc. Der Verein zählte Ende 1892 in 382 Ortsgruppen etwa 22,000 Mitglieder und verwendete 1891 durch den Gesamtvorstand rund 51,000, im ganzen gegen 55,000 Mk., wovon auf Österreich-Ungarn etwa 45,000, auf andre europäische Länder gegen 3500 und auf andre Erdteile 5—6000 Mk. entfielen. Vgl. Wattenbach, Der Allgemeine Deutsche Schulverein (Berl. 1884).

Deutscher Sprachverein, Allgemeiner. Das gesteigerte Selbstbewußtsein des deutschen Volkes im

neuen Reich hat seit der Gründung des letztern vielfach den Wunsch angeregt, daß die hergestellte Einheit auch der Pflege der gemeinsamen Sprache zu gute kommen möge. Nachdem einzelne leitende Männer im öffentlichen Dienst, zumeist der Staatssekretär des deutschen Reichspostamtes v. Stephan, innerhalb ihres Kreises in diesem Sinn vorzugehen begonnen hatten, gelang es dem Museumsdirektor H. Riegel zu Braunschweig, mit zwei kleinen Schriften: »Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache« (Leipz. 1885) und »Der Allgemeine Deutsche Sprachverein« (Heilbr. 1885), die Bewegung in festere Bahnen zu leiten. Der vorgeschlagene Verein trat im August 1885 ins Leben und konnte unter lebhafter Beteiligung schon 1887 in Dresden und 1888 in Kassel seine Jahresversammlungen halten. Der Verein verfolgt den Zweck, die Reinigung der deutschen Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern und die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen. Durch Begründung von Zweigvereinen, öffentliche Versammlungen, Entsendung von Wanderrednern, Preisaufgaben, namentlich aber durch Herausgabe einer Vereinszeitschrift (seit 1886) und von »Verdeutschungswörterbüchern« wußte der Verein ein reges Leben zu erhalten. Anfang 1892 bestanden 158 Zweigvereine mit 12,000 Mitgliedern. An Widerspruch und Bedenken hat es nicht gefehlt. Aufsehen erregte zunächst Gustav Rümelins Schrift: »Die Berechtigung der Fremdwörter« (2. Aufl., Freiburg 1887). Rümelin sieht die Fremdwörter als naturgemäßen Erwerb aus der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Geistes an, der eben nicht für sich und getrennt, sondern unter dem starken Einfluß der alten Kultur und in reger Wechselwirkung mit den Nachbarvölkern sich gebildet hat. Er fürchtet von grundsätzlicher Bekämpfung der Fremdwörter einen wesentlichen Schaden für die deutsche Sprache der Gegenwart. Eine weitere Kundgebung gegen den Sprachverein war die Erklärung, die 41 Gelehrte und Schriftsteller, großenteils von hohem Ruf, am 28. Febr. 1889 in den »Preußischen Jahrbüchern« abgaben. Diese Männer erklären sich auch ihrerseits gegen den herrschenden Überschwang der Sprachmengerei, sie verwahren sich aber dagegen, daß die Pflege der Muttersprache vornehmlich in Abwehr der Fremdwörter beruhe und diese zum Gebot des Nationalstolzes erhoben werde. Insbesondere bekämpfen sie den Versuch des Gesamtvorstandes des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, durch Anträge an die deutschen Schulverwaltungen die Schule in den Dienst seines Bestrebens zu ziehen und den Gedanken, öffentliche Behörden, namentlich eine »Reichsanstalt für die deutsche Sprache«, einzusetzen, die nach Art der französischen Akademie die deutsche Sprache meistern könnten, sowie endlich den blinden Eifer, mit dem innerhalb des Vereins durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung von Ersatzwörtern Schaden angerichtet werde. Man kann diesen Bedenken ihr volles Recht lassen, ohne doch das Gute der Vereinsarbeit zu verkennen. In diesem Sinn haben öffentliche Meinung und Presse sich wirklich zumeist entschieden. Vgl. außer den bereits angeführten Schriften noch Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter (Berl. 1887); Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner (Dresd. 1887); Grün, Der Deutsche Sprachverein und seine Gegner (Straßb. 1888); Sarrazin, Beiträge zur Fremdwörterfrage (Berl. 1887).

Deutscher und Österreichischer Alpenverein, s. Alpenvereine.

Deutsche Rundschau, seit 1874 in Berlin im Verlag von Gebrüder Paetel erscheinende, von Julius Rodenberg herausgegebene Monatsschrift belletristischen und populärwissenschaftlichen Inhalts.

Deutsches Band, s. Fries.

Deutsche Schrift, s. Deutsche Sprache, S. 845.

Deutsches Meer, soviel wie Nordsee.

Deutsche Sprache. Die Bezeichnung d. S. ist in verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Manche, wie Jakob Grimm in seiner »Deutschen Grammatik«, bezeichnen damit die ganze Familie, die wir besser germanische Sprachen nennen; andre sprechen wieder von deutschen Sprachen im Gegensatz zu den skandinavischen und meinen damit den auch Westgermanisch genannten Zweig der germanischen Sprachen (s. d.), begreifen also darunter außer Hoch- und Niederdeutsch auch das Holländische, Friesische und Angelsächsische (Englische). Am gewöhnlichsten bezeichnet man als d. S. die im eigentlichen Deutschland oder vielmehr in dem Gebiet, in welchem man sich des Hochdeutschen als Litteratursprache bedient, herrschenden Sprachen und Mundarten (natürlich die Schriftsprache inbegriffen). Es ist sonach die d. S. nur ein Teil des Westgermanischen. Das Westgermanische in seiner ältesten uns erreichbaren Gestalt zerfällt in die Mundarten der Friesen, Angelsachsen, Sachsen, Franken und der oberdeutschen Stämme (Bayern und Alemannen). Durch die Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien (5. Jahrh.) trat die Sprache derselben aus der engen Verbindung mit den übrigen Sachsen heraus und entwickelte sich selbständig weiter. Sehr nahe verwandt und in der Zeit nach der Völkerwanderung wohl nur durch geringe dialektische Abweichungen verschieden waren die Mundarten der Oberdeutschen, Franken und Sachsen. Da trat in Mittel- und Süddeutschland eine Lautbewegung ein, die sogen. zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, wodurch (seit dem 7. Jahrh.) Hochdeutsch und Niederdeutsch geschieden wurden; der Zustand der deutschen Sprache, welcher durch diese Lautwandlung herbeigeführt wurde, wird Althochdeutsch genannt (über die vorangegangene erste Lautverschiebung s. Germanische Sprachen). Am meisten betroffen waren die germanischen Tenues (t, p, k), die im Inlaut (d. h. im Innern der Wörter) zu Spiranten wurden: t zu z (dasjenige z, welchem heute ß oder ſſ entspricht), p zu f und k zu ch. Es ward also z. B. got. wato (angelsächs. väter, engl. water) zu althochd. wazzar, neuhochd. wasser; got. slêpan (niedersächs. slapen, engl. sleep) zu althochd. slâfan, neuhochd. schlafen; altsächs. makôn (engl. make) zu althochd. machôn, neuhochd. machen. Standen dagegen die germanischen Tenues im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, so wurde t zu z (= ts), p zu pf (ph), k zu ch, doch dieses letztere nur im südlichen Teil des Alemannischen, während sonst das ursprüngliche k bestehen blieb. So wurde got. tiuhan zu althochd. ziohan, neuhochd. ziehen; got. swarts (altsächs. swart) zu althochd. swarz, neuhochd. schwarz; altsächs. plegan zu althochd. pflegan, neuhochd. pflegen; altsächs. skeppian zu althochd. scephan, neuhochd. schöpfen; got. kaurn (sächs. korn) zu südalemann. (hochalemann.) chorn, aber gemeinhochd. korn; got. wakjan zu alemann. wekchan (wecchan), gemeinhochd. wecken. Außer diesen Wandlungen der germanischen Tenues im Althochdeutschen wurde besonders noch die germanische Media d verändert, die in t überging; so wurde z. B. got. dags zu althochd. tac (Tag); altsächs. dragan zu althochd. tragan, neu-

hochd. tragen; angelsächs. fader zu hochd. vater. Die germanischen Mediä b und g dagegen blieben als solche bestehen. Eine weitere Erscheinung, daß nämlich das germanische th in d übergeht, ist nicht dem Hochdeutschen allein eigen, sondern erstreckt sich später auch auf das Sächsische und Fränkische. Nur das Angelsächsische (Englische) und einige friesische Dialekte haben das alte th noch ungeschwächt erhalten. Es heißt also got. thu, altsächsisch und engl. thou, im ältesten Althochdeutschen thu, aber bald du, ebenso im Mittel- und Neuniederdeutschen; got. threis, altsächsisch, frühalthochdeutsch und engl. three, im spätern Althochdeutsch und Niederdeutsch dri, neuhochd. drei. Durch diese Lautverschiebung wurde dann das Hochdeutsche den übrigen Mundarten des westgermanischen Zweiges äußerlich so unähnlich, daß man die letztern, namentlich das Sächsische und Niederfränkische, im Gegensatz zum Hochdeutschen unter dem Namen **niederdeutsche Sprachen** zusammenfaßt.

Der große **fränkische** Stamm zog sich von der Pfalz und den Mainländern den Rhein entlang bis in die Niederlande; daher betraf die hochdeutsche Lautverschiebung nur seine südliche Hälfte, die nördliche blieb davon gänzlich unberührt. Die südliche Hälfte, das jetzt allein so genannte Franken nebst der Pfalz und dem Rheingau, rechnet man danach ohne weiteres zum Hochdeutschen. Nördlich an diese oberfränkische Mundart schließt sich (von Trier, Koblenz bis gegen Aachen und Düsseldorf) eine Mundart an, die (niederrheinische oder) mittelfränkische, die ebenfalls hochdeutsch ist, aber doch in einem Punkte den ursprünglichen niederdeutschen Lautstand bewahrt hat: in »dat«, »wat« (»das«, »was«) und einigen andern Wörtchen ist das t nicht zu z verschoben. Diejenigen Franken aber, welche nördlich von Düsseldorf und westlich von Aachen saßen, blieben von der Einwirkung der hochdeutschen Lautverschiebung verschont; ihre Sprache nennt man **Niederfränkisch**. Das Altniederfränkische kennen wir nur aus dem Fragment einer Psalmenübersetzung des 9. Jahrh.; im 13. Jahrh. entwickelte sich daraus das **Mittelniederländische**, das eine reiche Litteratur aufweist, und heute ist die holländische (und vlämische) Schriftsprache daraus entstanden. Östlich an das Nieder- und Mittelfränkische grenzt nun das **Sächsische**. In seiner ältesten Form (**Altsächsisch**) kennen wir es hauptsächlich aus dem in Westfalen im 9. Jahrh. entstandenen »Heliand«. Vom 13. Jahrh. an wird dann die sächsische Sprache häufig in Schriftwerken gebraucht; man nennt sie in dieser Form gewöhnlich **Mittelniederdeutsch**. Eine so reiche poetische Litteratur allerdings wie das Hochdeutsche derselben Zeit hat das Mittelniederdeutsche nicht entwickelt; das bedeutendste hierher gehörige Gedicht ist der »Reinke Vos« (ca. 1490), der aber auch nur Übersetzung aus dem Niederländischen ist. Noch im 16. Jahrh. wurden in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt, im 17. verdrängte dann die neuhochdeutsche Schriftsprache dieselbe endgültig aus der Litteratur. Die letzte niederdeutsche Bibel erschien 1621.

Die Geschichte der **hochdeutschen Sprache** beginnt mit dem **Althochdeutschen**. Man rechnet diese Periode von der Zeit der ältesten Denkmäler (8. Jahrh.) bis ungefähr in den Anfang des 12. Jahrh. Charakteristisch für das Althochdeutsche, im Vergleich zur folgenden mittelhochdeutschen Periode, sind die noch unversehrten vollen Vokale in den Flexionsendungen. So lautet z. B. das Präsens des Verbs geban (geben) althochd. gibu, gibis, gibit, Plur. gebames, gebat, gebant, dagegen mittelhochd. gibe, gibest, gibet, geben, gebet, gebent; das Substantiv hano (Hahn) flektiert: Gen. hanin, Dat. hanin, Akk. hanun, Plur. hanun, hanôno, hanôm, hanun, mittelhochd. hane, hanen, hanen, hanen, Plur. hanen, hanen, hanen, hanen. Man unterscheidet im Althochdeutschen drei Mundarten: die **bayrische**, **alemannische** und (ober-) **fränkische**. Das Althochdeutsche ist uns aus zahlreichen sprachlichen Denkmälern bekannt. Vor allem war St. Gallen ein Hauptsitz althochdeutschen, speziell alemannischen Schrifttums. Doch ist die althochdeutsche Litteratur größtenteils keine Nationallitteratur, da sie meist in oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Übersetzungen lateinischer Schriften ins Deutsche und in Wortsammlungen besteht und Bekehrung zum Christentum oder Unterricht der Kleriker bezweckt. Erst als sich nationaldeutsches Wesen mit dem Christentum innig verschmolzen hatte, beginnt eine neue Periode der deutschen Nationallitteratur, die **mittelhochdeutsche**.

Der Übergang der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche vollzieht sich durch die Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedloses e. Die Vokale der Stammsilbe bleiben hierbei im wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen, und dasselbe gilt von den Konsonanten. Die mittelhochdeutsche Periode der hochdeutschen Sprache rechnen wir bis zu der Zeit, wo, von dem Kanzleischreibgebrauch ausgehend, sich eine allgemeine deutsche Schriftsprache zu bilden begann. Wir können dafür ungefähr die zweite Hälfte des 15. Jahrh. ansetzen. Auch in der mittelhochdeutschen Zeit müssen wir mehrere Mundarten unterscheiden, nämlich (ganz wie in der frühern Periode) die **oberdeutschen** (Alemannisch mit Inbegriff des Schwäbischen und Bayrisch) und die **mitteldeutschen**. Das Gebiet der letztern ist weit umfangreicher als in der althochdeutschen Zeit, teilweise deshalb, weil manche Gegenden jetzt erst in die litterarische Bewegung eintreten, teilweise deshalb, weil jetzt große Stücke ursprünglich wendischen Landes für die d. S. gewonnen sind. Die mitteldeutschen Mundarten jener Zeit zerfallen nun in die westmitteldeutschen oder fränkischen und die ostmitteldeutschen (Thüringisch, Obersächsisch, Schlesisch und die Sprache des Deutschordenslandes). Die in den **mitteldeutschen** Dialekten vom 12.—15. Jahrh. geschriebenen Litteraturwerke sind sehr zahlreich. Bei weitem zahlreicher aber und zugleich dem Inhalt nach wichtiger sind die in den oberdeutschen Mundarten verfaßten Dichtungen; die hervorragendsten Meisterwerke der höfischen Poesie, die Dichtungen eines Hartmann v. Aue, Gottfried von Straßburg, sowie die in den »Nibelungen« und der »Gudrun« so herrlich erblühte epische Volkspoesie gehören Oberdeutschland an. Auch Wolfram von Eschenbach, obgleich ein Franke, bedient sich im wesentlichen der gleichen Sprache wie die Genannten. Es haben sich nämlich, auf welche Weise, ist noch unklar, die Anfänge einer Litteratursprache gebildet, die in manchen Punkten sich über die örtlichen Mundarten erhebt. In der **neuhochdeutschen** Zeit müssen wir nun streng scheiden zwischen der Schriftsprache einerseits und den Mundarten anderseits. Die feste Begründung einer Schriftsprache ist es gerade, was die neuhochdeutsche Zeit charakterisiert. Sie führt im engern Sinn den Namen des Neuhochdeutschen.

Der wesentlichste formale Unterschied dieses **Neuhochdeutschen** und der mittelhochdeutschen Litteratursprache besteht darin, daß im Neuhochdeutschen eine sehr große Zahl von langen Silben vorhanden ist, die im

Mittelhochdeutschen kurz waren, z. B. neuhochdeutsch: Weg, Grab, mittelhochdeutsch: wèc, gràp (wie noch jetzt manche niederdeutsche Dialekte sprechen). Ferner sind die langen i, u, ü des Mittelhochdeutschen im Neuhochdeutschen zu ei, au, äu geworden, z. B. neuhochd. Zeit, Maus, heute, mittelhochd. zît, mûs, hiute (spr. hüte). Dieses Neuhochdeutsch hebt sich überall von der Mundart des Volkes deutlich ab; es ist »kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich Gebildetes und Zusammengewürfeltes«. Aber eben, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart eines einzelnen Stammes ist, ist es geeignet, als gemeinsames Band alle deutschen Stämme, hochdeutsche wie niederdeutsche, zu umschlingen. Die Mundart eines einzelnen Stammes würde schwerlich ein solches Übergewicht über die übrigen Mundarten erhalten haben, wie es die deutsche Schriftsprache jetzt hat, und es wäre die politische Zersplitterung der deutschen Stämme wahrscheinlich auch eine sprachliche geworden. Dem ist aber dadurch vorgebeugt worden, daß die keinem Stamm ausschließlich angehörige Schriftsprache Eigentum aller deutschen Stämme und, wenn auch mehr oder weniger mundartlich nüanciert, Sprache der Litteratur und des höhern geselligen Umganges aller Orten in Deutschland, Österreich, der deutschen Schweiz, kurz überall, wo man die d. S. spricht, mit Ausschluß nur des holländischen und vlämischen Sprachgebiets, geworden ist. Während wir demnach für die neuhochdeutsche Schriftsprache erst einen Ausgangspunkt zu suchen haben, geben sich die neudeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten als direkte Fortsetzungen der ältern Schwestern zu erkennen.

Unsre Schriftsprache, deren Entwickelungsgeschichte bis auf Luther zurück ohne Unterbrechung vorliegt, hat sich zwar auch im Lauf der Zeit verändert, sie hat Altes fallen lassen und Neues angenommen, und ihre völlige Einigung ist erst um die Mitte des 18. Jahrh. zu stande gekommen; trotzdem ist sie im großen und ganzen dieselbe, in der Luther schrieb. Luther ist aber nicht Schöpfer dieser Sprache, welcher er durch seine Schriften, namentlich die Bibelübersetzung, eine immer allgemeinere Geltung verschafft hat, und die sogar in das Gebiet des Niederdeutschen eingedrungen ist; er sagt selbst ausdrücklich, daß er sich nicht einer »gewissen sonderlichen, eignen Sprache im Deutschen«, also nicht einer speziellen Mundart, sondern der Sprache der »sächsischen Kanzlei« bediene, »welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland«, und welche als »die gemeine d. S.« geeignet sei, »von Ober- und Niederländern« verstanden zu werden. Entstanden ist aber diese Sprache »auf dem Papier«, d. h. nach und nach durch den schriftlichen Gebrauch selbst, welcher einer Sprache stets einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Vermischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Österreichische aber, das schon in frühern Jahrhunderten durch die Diphthongierung das î und û zu ei und au diese Laute den ganz verschiedenen alten ei und ou näher gerückt hatte, eine Hauptrolle spielt. Aus dieser Vermischung von Mundarten, die besonders in der kaiserlichen Kanzlei stattfand, ging die deutsche Reichssprache hervor, die dann, durch den offiziellen Gebrauch bevorzugt und durch Luthers reformatorische Wirksamkeit gehoben, nach und nach die oberdeutschen Mundarten sowie das Plattdeutsche als Schriftsprache verdrängte und in Kirche, Schule und Gerichtsstube eindrang, sich als allein berechtigte in die höhern Gesellschaftskreise und von da in Familie und Haus verbreitete und ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig erweitert, daß vor ihrer Alleinherrschaft die Dialekte in den Städten bereits zu verschwinden beginnen und hier nur noch in den untersten Schichten der Gesellschaft fortleben, während sie bei der ländlichen Bevölkerung noch weit getreuer festgehalten werden. Diese Mundarten sind aber die »natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift«. Schon hieraus ergibt sich der hohe Wert der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unsrer Sprache. Sie enthalten eine reiche Fülle von Worten und Formen, die trotz ihres echt deutschen Ursprungs und Charakters von der Schriftsprache zurückgewiesen wurden, und bieten die sicherste Grundlage für die Erforschung der ältern Sprachperioden und für die Entwickelungsgeschichte unsrer Schriftsprache.

Die deutschen Mundarten.

(Hierzu die »Karte der deutschen Mundarten«.)

Die sämtlichen eigentlich deutschen Volksmundarten lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen: niederdeutsche (plattdeutsche) und hochdeutsche; die letztern aber zerfallen wiederum in die oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten. Jeder dieser drei Hauptdialekte begreift nun unzählige mehr oder weniger charakteristisch verschiedene Provinzial- und Lokaldialekte in sich. Die heutige Grenze zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch verläuft etwa folgendermaßen: im Rheinthal wird sie gebildet durch den Hagenauer Forst und vom Unterlauf der Murg. Sie geht dann am Dosbach hinauf, zieht von da an die Schwarzbach, jenseit derselben gegen die Teinach und deren Vereinigungspunkt mit der Nagold; sie erreicht den Neckar unterhalb der Remsmündung, geht nach Ellwangen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, Solnhofen, nach der Schwäbischen Rezat, an der Rednitz hinauf bis zum Einfluß der Pegnitz, der sie bis zu ihren Quellen folgt, am Nordrand des Fichtelgebirges hin nach den Quellen der Schwesnitz, an den Abhängen des Erzgebirges bis Klösterle, an der Eger hinab bis Laun, wo sie auf slawisches Sprachgebiet stößt. Das wichtigste Charakteristikum des Oberdeutschen besteht darin, daß die alten Doppelvokale ie, uo, üe noch als solche bewahrt sind, während dies auf mittel- und niederdeutschem Boden nicht der Fall ist. Als Schibboleth für die Grenzbestimmung zwischen dem Mitteldeutschen und Niederdeutschen dienen die Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung, wonach das Hochdeutsche die im Innern des Wortes stehenden Tenues des Niederdeutschen in Spiranten verwandelt (s. oben). Im allgemeinen bildet der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen Franken und Sachsen, noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Während aber die Stadt Münden und die nördlichen hannöverschen Dörfer zwischen Fulda und Werra sowie weiter östlich Hedemünden an der Werra, Friedland, Duderstadt und Lauterberg noch dem niederdeutschen Sprachgebiet angehören, fallen Gerlenbach, Witzenhausen, Ahrendshausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis und Sachsa dem mitteldeutschen Sprachgebiet zu. Östlich von Sachsa sind die nördlichsten mitteldeutschen Ortschaften: Ell-

rich, Sulzhain, Stiege, Gernrode, Mägdesprung, Harkerode, Sandersleben, Güsten und Kalbe. Vom Einfluß der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, eine scharfe Sprachgrenze; weiter östlich erscheinen Zahna, Schlieben, Luckau, Teupitz, Beeskow, Reppen, Königswalde, Driesen jenseit der Oder als die südlichsten niederdeutschen Ortschaften. Eine oberdeutsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiet findet sich auf dem Harz, die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lauterthal auf der nördlichen und Andreasberg auf der südlichen Abdachung umfassend, wahrscheinlich Niederlassungen von oberdeutschen Bergleuten. Westlich vom Habichtswald folgt die Sprachgrenze der Wasserscheide zwischen dem Diemel- und dem Fuldagebiet bis nach Sachsenhausen, wo sie ins Edergebiet tritt und diesen Fluß noch oberhalb der Mündung des Itterbaches berührt; selbst auf dem rechten Ufer der Eder sind noch Harbshausen und Kirchlotheim niederdeutsch. Dann zieht sich die Grenze von der Mündung der Orke über Sachsenberg und Hallenberg nach der Höhe des Rothaargebirges, welches in seiner Fortsetzung bis nach Drolshagen zwischen der Ruhr und der Sieg die Gewässer und die Mundarten scheidet. Von Drolshagen windet sich die Grenze des Niederdeutschen nordwestlich, so daß Wipperfürth, Dorp, Hilden die äußersten niederdeutschen Städte sind. Bei Benrath überschreitet sie den Rhein und wendet sich südwestlich, nunmehr nicht das Niedersächsische, sondern das Niederfränkische (Niederländische) vom Niederdeutschen scheidend. Sie zieht sich über Odenkirchen, östlich bei Erkelenz vorbei, über Limich nach Aachen, doch so, daß Aachen noch ganz ins mitteldeutsche Gebiet fällt; von dort geht sie südlich bei Eupen vorbei (dasselbe ist schon niederfränkisch) und trifft dann (bei Montjoie) auf die französische Sprachgrenze. So läuft ungefähr heutigestags die Grenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Ob sie freilich zur mittelhochdeutschen Periode schon in allen Punkten dieselbe und wie beschaffen sie damals gewesen sei, ist eine noch nicht befriedigend beantwortete Frage. So wahrscheinlich es ist, daß an vielen Punkten die niederdeutsche Grenze schon damals mit der heutigen übereinstimmte (z. B. in den Rheingegenden), so sicher ist es auch, daß wieder an andern Orten, besonders in der (großenteils früher slawischen) Provinz Sachsen, das Mitteldeutsche auf Kosten des Niederdeutschen an Gebiet gewonnen hat. Merseburg, Halle, Mansfeld und alles, was nördlicher liegt, war im 13. Jahrh. ganz gewiß noch niederdeutsch, wie zahlreiche Urkunden beweisen. Auch in der Provinz Brandenburg hat das Mitteldeutsche in den letzten Jahrhunderten an Gebiet gewonnen. Das gesamte Gebiet der

oberdeutschen Mundarten

teilt man zunächst ein in die alemannischen Mundarten einerseits, die bayrisch-österreichischen anderseits. Die Grenze zwischen beiden bildet der Lech; doch greift das Alemannische im Oberlaufe des Lech auch auf dessen rechtes Ufer über. Die Hauptunterschiede beider liegen teils auf dem Gebiete der Laute: das Bayrische spricht Last, Kosten, Kaspel wie die Schriftsprache, während es alemannisch Lascht, Koschte, Kaschpel heißt, teils auf dem Gebiete der Flexion: das Bayrische besitzt für ihr, euch die uralten, ursprünglich für die Zweizahl (ihr beide, euch beide) geltenden Formen es, enk, die alemannisch längst ausgestorben sind, teils auf dem Gebiete der Wortbildung: das Bayrische bildet die Verkleinerungswörter mit -el, -erl, das Alemannische mit -li, -le. Das Alemannische zerfällt weiterhin in die Mundarten des Rheingebietes einerseits (das Alemannische im engern Sinn), welche die alten langen Vokale noch bewahrt haben, also zît, hûs, hût (Zeit, Haus, heute) sprechen, in die des Neckar- und Donaugebietes anderseits, d. h. das Schwäbische, das Zeit, Haus, heut spricht. Die Mundarten des Rheingebietes zerfallen wieder in 1) hochalemannische, d. h. im wesentlichen die Schweizermundarten, aber auch die südlichen Striche von Baden, Württemberg, Bayern gehören dazu. Charakteristisch für das hochalemannische Gebiet ist, daß das k nicht nur im Innern, sondern auch im Anfang des Wortes zu ch verschoben ist, z. B. chalt (kalt), chind (Kind), chorn (Korn). In diesen Mundarten schrieben und dichteten unter anderm: Hebel, dessen Sprache die des badischen Wiesenthals ist; Häfliger (Lieder) im Luzerner Dialekt; Kuhn im Berner Dialekt; Usteri, Th. Meyer-Merian (»Wintermaieli«), R. Wyß (Kuhreihen u. Volkslieder), J. Felner, Tobler (Volkslieder), A. Schreiber, Hoffmann von Fallersleben, Corrodi (epische Dichtungen), Stutz im Züricher Dialekt; Jos. Schied (»Juraklänge«) in Solothurner, J. Merz in Appenzeller, Lenggenhager in Thurgauer Mundart u. a. Zahlreiche Gedichte im Schweizer Dialekt enthält auch die Zeitschrift »Alpenrosen« (1812—30). Vgl. Sutermeister, Schwyzer-Dütsch. Sammlung schweizerischer Mundart-Litteratur (Zürich 1882 ff.). Ein noch jetzt wertvolles Wörterbuch der schweizerischen Sprache lieferte Stalder (»Versuch eines schweizerischen Idiotikons«, Aarau 1806—12, 2 Bde.), ein neueres bearbeiten Staub und Tobler (Frauenfeld 1881 ff.). Vgl. die vorzügliche Spezialgrammatik: Winteler, Die Kerenzer Mundart in ihren Grundzügen dargestellt (Leipz. 1876); ferner Mörikofer, Die schweizerische Mundart (2. Aufl., Bern 1864); Seiler, Die Baseler Mundart (Basel 1879); Tobler, Appenzellischer Sprachschatz (Zür. 1837); Hunziker, Aargauer Wörterbuch (Aarau 1877). 2) Niederalemannische Mundarten, wozu die Stadt Basel, das Elsaß, der größte Teil des südlichen Baden (Ortenau, Breisgau bis auf den südlichsten Teil) gehören. Hier fehlt jene Verschiebung des anlautenden K. Basler Mundart vertreten z. B. Gedichte von Mähly (»Rhigmurmel«). In elsässischer Mundart dichteten G. D. Arnold (»Der Pfingstmontag«), E. Stöber (»Daniel oder der Straßburger«, Lustspiel), K. Fr. Hartmann u. a. Eine Sammlung von Gedichten ꝛc. in Straßburger Mundart enthält A. Stöbers »Elsässer Schatzkästel« (Straßburg 1877). Vgl. auch Stöbers »Elsässer Volksbüchlein« (Straßb. 1842) und Bergmanns »Straßburger Volksgespräche« (das. 1873). Für den badischen Teil des Niederalemannischen vgl. Trenkle, Die badische Dialektlitteratur (Tauberbischofsheim 1881).

Schwäbische Volkslieder finden sich in Nikolais »Almanach«, einige Gedichte in R. Weckherlins Liedersammlung (1648; neue Ausg., Leipz. 1873). Andre poetische Bearbeiter des schwäbischen Dialekts sind Seb. Sailer (»Schriften im schwäbischen Dialekt«, neue Ausg., Ulm 1893), K. Weitzmann (»Gedichte«, 9. Aufl., Stuttg. 1892) und G. F. Wagner (Gedichte und Lustspiele); ferner A. Hofer, J. Eppele, J. G. Scheifele, Fr. Richter, A. Grimminger, F. Th. Vischer u. a. Eine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen lieferten K. Weitbrecht und Seuffer (Ulm 1886), eine Sprichwörtersammlung A. Birlinger (»So sprechen die Schwaben«, Berl. 1868), welcher auch ein »Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch« (Münch. 1864) herausgab. Die ganze schwäbisch-alemannische Mundart hat Kein-

hold behandelt in seiner »Alemannischen Grammatik« (Berl. 1863), worin die Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart verfolgt wird. Vgl. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit (Straßb. 1890).

Den bei weitem größten Raum unter den drei Hauptmundarten des oberdeutschen Sprachgebiets nehmen die bayrischen Mundarten ein, außer Altbayern nämlich noch Tirol, Salzburg, Österreich, Steiermark bis Krain und verschiedene deutsche Enklaven in Ungarn, insbes. Gottschee. Eigenheiten der bayrischen Mundart im engern Sinn sind noch folgende: Das reine hochdeutsche a gebraucht sie fast nie, sondern verwandelt dasselbe in den Mittellaut zwischen o und a (das schwedische å); statt des hochdeutschen ä läßt sie in bestimmten Fällen, wie in Käse, im Konjuntiv des Imperfekts (z. B. in wäre, täte, nähme), ein à (Mittellaut zwischen a und ä) hören; das ai lautet wie oa, das ei aber wie ai; die Endsilbe er verändert sich in à, doch wird das r wieder hörbar, wenn das folgende Wort mit einem Selbstlauter anfängt, zu dem es hinübergeschleift wird. Dichterisch wurde diese Mundart besonders von dem ehemaligen Augustiner Marcelin Sturm (Lieder), M. Heigel, Franz v. Kobell und A. Stieler ausgebildet; außerdem findet man Lieder in Hazzis »Statistischen Aufschlüssen von Bayern« (1. Teil) und in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Beachtenswert ist auch eine »Sammlung bayrischer Sprichwörter«. Vgl. A. Zaupser, Versuch eines bayrischen und oberpfälzischen Idiotikons (Münch. 1789), besonders aber Schmellers vorzügliches »Bayrisches Wörterbuch« (2. Aufl. von Fromman, das. 1868—78, 2 Bde.) und in grammatischer Hinsicht das ebenso ausgezeichnete Werk Schmellers: »Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt« (das. 1821), worin auch reichhaltige Mundartenproben zu finden sind. Die Mundarten des südlichen Tirol weichen von denen des mittlern und nördlichen nicht wenig ab, weil sich in der Aussprache mehrere Laute dem Italienischen nähern. Im Tirolischen wird das l vorzüglich stark gesprochen und das a in manchen Gegenden fast so hell wie in Schwaben. Der Salzburger Dialekt weicht im ganzen wenig von der Tiroler Mundart ab. Lieder und Schnaderhüpfel finden sich in Hübners »Beschreibung von Salzburg« (Salzb. 1796); ein Bruchstück aus einem Singspiel in diesem Dialekt ist in der Vorrede zu Gottscheds Buch von gleichbedeutenden Wörtern enthalten. Sammlungen von Schnaderhüpfeln veröffentlichten Franz v. Kobell, v. Hörmann u. a. Der österreichische Dialekt unterscheidet sich im allgemeinen von dem bayrischen durch Weichheit, Feinheit und Geschwindigkeit der Aussprache; doch ist er im Land ob der Enns auch gedehnt und singend. In den Gebirgsgegenden zwischen Ungarn und Österreich, durch Kärnten und Krain, ähneln Aussprache, Wortformen und Gesänge der salzburgischen und tirolischen, in Mähren aber der schlesischen und im mittlern Lande der bayrischen Mundart. Die letztere, im eigentlichen Österreich herrschende verwandelt z. B. wie jene die meisten a in o, stumpft die Endsilbe er in à, nur daß sie das r, sobald ein Selbstlauter folgt, wieder etwas hörbar macht. Doch unterscheidet sie sich von der bayrischen z. B. dadurch, daß sie die alten ai oder ay, die in Bayern oa lauten, in à verwandelt. Die Aussprache hat etwas Stumpfes und Klangloses. Besondere Sammlungen österreichischer Volkslieder sind: Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (Hamb. 1817, Bd. 1); Fr. Zisla und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pest 1819; 2. Ausg., das. 1844); Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten (2. Aufl., Graz 1879). In österreichischer Mundart dichteten Castelli und Seidl (niederösterreichisch), M. Lindemayr, Kohlheim, Kaltenbrunner, Klesheim (wienerisch), Stelzhamer (oberennsisch), Fellöcker, Rosegger (steirisch). Ein »Etymologisches Wörterbuch« gab Höfer (Linz 1815, 3 Tle.); neuere lexikalische Sammlungen für den österreichischen Dialekt sind die von Loritza (Wien 1847), Castelli (das. 1847), des Wiener Dialekts von Hügel (das. 1873). Ein Wörterbuch der tirolischen Volkssprache gaben Schöpf und Hofer (Innsbr. 1862—66) heraus. Über die Mundart der deutschen Bewohner des Böhmerwaldes schrieb J. Ranke (»Aus dem Böhmerwald«, Linz 1853), der auch eine Auswahl ihrer Schnaderhüpfeln mitteilte. Ein sehr reichhaltiges »Kärntisches Wörterbuch« veröffentlichte M. Lexer (Leipz. 1862). Die Grammatik der ganzen bayrisch-österreichischen Mundart hat Weinhold in historischer Weise in seiner »Bayrischen Grammatik« (Berl. 1867) behandelt. Eine Zeitschrift: »Bayerns Mundarten«, gibt seit 1891 L. Brenner heraus.

Die mitteldeutschen Mundarten

sind noch weit weniger erforscht als die oberdeutschen, doch lassen sich diese so verschiedenen Dialekte mit einiger Sicherheit in gewisse Hauptgruppen teilen. Zunächst die fränkischen Mundarten am Ober- und Mittelmain, an der Oberwerra und der Rhön. Man hört sie vom Odenwald und Spessart bis an das Fichtelgebirge und vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau. Die Grenze zwischen der Mundart des Mittelmains, der westfränkischen, und der des Obermains, der ostfränkischen, zieht sich nach Schmeller von der obern Wernitz längs der Wasserscheide zwischen Tauber und Regnitz zum Main, überschreitet diesen Fluß östlich von Würzburg, da, wo derselbe nicht mehr, wie von seiner Quelle an, Mä, sondern Mê genannt wird, und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo schon die Mundart der obern Werra, die hennebergische, beginnt. Die vorzugsweise fränkische oder ostfränkische Mundart weist an Stelle der alten, noch in Bayern und der Schweiz hörbar als Doppellaute gesprochenen ie ein ei, öfters auch ein öi auf, an Stelle der alten uo, bei denen das Gleiche der Fall, ein ou, während die langen o größtenteils in aù, wo u den Ton hat, das alte ai in à gewandelt werden. Doch findet auch hier große Verschiedenheit statt. Dichterisch ausgebildet wurde diese Mundart von den Nürnbergern Grübel, Zuckermandel, W. Marx und W. Weickert und dem Koburger Fr. Hofmann. Ein Idiotikon für den Nürnberger Dialekt von Häslin findet sich im »Deutschen Museum« (November 1781). Der hennebergische Dialekt herrscht östlich der obern Fulda bis fast zur obern Saale und umfaßt vorzugsweise die gesamte Werragegend oberhalb Salzungen bis Themar, über welches hinaus er schon fränkische Elemente aufnimmt. Er charakterisiert sich durch die Bewahrung des altdeutschen ü, welches so wie das altdeutsche i hier auch in einem großen Teil Thüringens und Hessens nicht in das neuhochdeutsche au, resp. ei übergegangen ist; also z. B. Zit, Hus (statt Zeit, Haus), ferner durch die Verwandlung der Endsilbe ung in ing und des w am Anfang

der Wörter wer, was, wie, wo in b. Dichterisch wurde dieser Dialekt in neuerer Zeit vielfach ausgebeutet. Einzelne Gedichte brachte schon das »Koburg-Meiningische Taschenbuch« (1804 ff.). Gedichtsammlungen veröffentlichten: Neumann (im Wasunger Dialekt), Mylius (in Themarer Mundart); einzelne Gedichte: Klett (»Gaul böck dich«, im Suhler Dialekt), Reinhard und Deckert (in Schleusinger Mundart), Wucke (im Salzunger Dialekt), Schneider (im Meininger Dialekt) u. a. Ein hennebergisches Idiotikon gab Reinwald, von einem andern veröffentlichte Brückner Proben. Vgl. Spieß, Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon (Wien 1881); Derselbe, Die fränkisch-hennebergische Mundart (das. 1873). Die Mundarten der Rhön, die durch das Ulsterthal mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinnthal mit dem Main, durch das Kinzigthal mit der Wetterau und durch die Fulda mit Niederhessen in Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Stiftes Fulda einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, ohne jedoch ihre ursprünglichen Bestandteile ganz zu verleugnen. Ein charakteristisches Kennzeichen des Rhöndialekts ist der Gebrauch der Diminutivendung »lich« (statt »lein« oder »chen«) und zwar für den Plural, während der Singular »le« hat (z. B. das Häusle, die Häuslich).

Das Westfränkische unterscheidet sich vom Ostfränkischen besonders dadurch, daß in ihm die Doppellaute ie und ei, statt in i und a, in äi und ê übergehen. Nicht ohne Einfluß blieb das Niederdeutsche auf dasselbe. Die sogen. rheinische Mundart, zwischen dem Unterrhein und der Lahn, gehört, ebenso wie die eben besprochene west- und ostfränkische, zu dem Komplex der oberfränkischen Mundarten. Hierher gehören: die Frankfurter Lokalpossen von Maiß (»Volkstheater in Frankfurter Mundart«, 2. Aufl., Frankf. 1850), W. Pfeiffer und W. Sauerwein; die Gedichte von Fr. Stoltze (»Frankfurter Krebbelzeitung« und »Gedichte«); die Mainzer Posse »Herr Hampier als Stadtrat«; die Darmstädter Posse »Datterich« von Niebergall (7. Aufl., Friedberg 1888); Lennings komische Dichtungen in Pfälzer Mundart (»Etwas zum Lachen«, »Die Weinproben« ꝛc.); die pfälzischen Gedichte von Fr. von Kobell, Nadler, Woll ꝛc. — Das Gebiet des Rheins von Luxemburg, Trier, Koblenz, nördlich bis nach Düsseldorf und Aachen, bildet dann wieder eine zusammengehörige Mundartengruppe, die niederrheinische oder mittelfränkische. Die hierher gehörigen Mundarten sind mitteldeutsche mit den hauptsächlichsten Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung; doch sind sie in einigen Punkten auf niederdeutscher Stufe stehen geblieben und haben besonders das gemeinsam, daß sie sämtlich dat, et, wat haben statt des in allen übrigen mitteldeutschen Gegenden herrschenden verschobenen das, es, was. Außerdem stimmen sie darin mit dem Niederdeutschen überein, daß sie wie dieses, hochdeutschem b entsprechend, in- und auslautend v, resp. f haben, z. B. kölnisch Wif (Weib), Plural: Wiver. Man kann sie wiederum in drei Nebendialekte teilen: den luxemburgisch-lüttichschen, den trierschen und den kölnischen. Die luxemburg-lüttichsche Mundart wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel, von da längs der Sure und Our bis Vianden, von wo sie sich fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische zieht. Die trierische Mundart zieht sich von Saarlouis über den Gau zwischen Mosel und Saar längs der Grenze des Luxemburgischen bis St. Vith, von da längs der kölnischen Grenze bis an den Rhein. Die kölnische Mundart beginnt mit den Hofgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen. Einen ganz andern Dialekt spricht man vier Stunden über Prüm von Hillesheim bis zur Ahr und dem Rhein. Dichterisch behandelten den Luxemburger Dialekt H. Meyer (»E Schreck ob de Letzeburger Parnassus«, Letzeburg 1829), den Aachener F. Jansen (»Gedichte«, Aachen 1820) und Jos. Müller (»Gedichte und Prosa«, 2. Aufl., das. 1853), den Trierer Loyen (»Gedichte«, Trier 1850), den Kölner Dialekt Wallraf (»Die Postation«, Fastnachtsposse, Köln 1818) u. a. Vgl. J. Müller und Weitz, Aachener Idiotikon (Aachen 1836); Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart (Köln 1877). Die westerwäldischen Mundarten hat Schmidt in seinem »Westerwäldischen Idiotikon« behandelt, ohne jedoch die Grenzen anzugeben. Die niederhessische Mundart grenzt in der Werragegend an die thüringische, im Westen an die westerwäldische und im Norden an die niederdeutsche. Den Gießener Dialekt hat Brentano in seinem »Gockeleia« ausgebeutet; Crönlein schrieb eine Posse in Gießener und Stahl eine Satire (»Die Weilberger Kerb«) in Weilberger Dialekt. Eine sehr gute lexikalische Sammlung für das hessische Idiom gab Vilmar in seinem »Idiotikon von Kurhessen« (Marb. 1868). Ein oberhessisches Wörterbuch (hrsg. vom Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen) ist im Erscheinen begriffen. Vgl. auch Pfister, Chattische Stammeskunde (Kassel 1880).

Die natürliche südliche Grenze der thüringischen Mundarten bildet der Kemmstieg des Thüringer Waldes; nördlich grenzen sie an den Vorbergen des Harzes an das Niederdeutsche, und im Osten scheidet sie die Thüringische Saale von dem Obersächsischen und Sorbischen, von dem dort schon Formen und Wendungen angenommen werden. Am meisten hängen sie im Thüringer Flachland, in der Goldenen Aue bis Weimar und anderseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der sondershäusischen Unterherrschaft, zusammen, wo sie ein großes, in sich abgeschlossenes Gebiet innehaben. Derselbe Dialekt kehrt im Gothaischen wieder und reicht bis zum Wald nach Ilmenau und Arnstadt hinauf. Von Weimar im Ilm- und Geragebiet waldaufwärts nähert sich der Dialekt schon sehr dem obersächsischen, ist aber fast noch breiter und reizloser als dieser. Nach dem Osterland zu und über Naumburg hinaus geht die thüringische Mundart allmählich in die meißnische oder obersächsische über. Sagen im thüringischen Dialekt gab Bechstein (»Sagenschatz des Thüringer Landes«, »Deutsches Museum« und »Thüringen in der Gegenwart«). Im Dialekt von Ruhla dichteten L. Storch, in Altenburger Mundart Fr. Ullrich (»Volkstänge«, 3. Aufl., Stett. 1874), in der Rudolstädter Sommer (»Bilder und Klänge aus Rudolstadt«). Den mansfeldischen Dialekt wandte (in Poesie und Prosa) Giebelhausen in mehreren Schriftchen an, z. B.: »Nischt wie lauter Hack un Mack, alles dorchenamer dorch« (Hettstedt 1865, 2 Hefte). Als grammatische und lexikalische Leistungen sind zu erwähnen: K. Regel, Die Ruhlaer Mundart (Weim. 1868); Pasch, Das Altenburger Bauerndeutsch (Altenb. 1878).

Der eigentlich obersächsische (meißnische) Dialekt, die alte Markgrafschaft Meißen und das Osterland beherrschend, bildet seinem Charakter nach ein Mittelglied zwischen dem Ober- und Niederdeutschen. Der Unterschied der weichen und harten Konsonanten

ist dem Obersachsen ganz verloren gegangen; er kann b und p, d und t, g und k in der Aussprache nicht unterscheiden und spricht für beide einen Mittellaut zwischen hart und weich. Im Vokalismus stimmt das Obersächsische zum Niederdeutschen, indem es das alte ei und au in ê, resp. ô kontrahiert, z. B. klêd, flêsch, Bôm. Proben des Dialekts findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Eine Grammatik nebst Lexikon der Leipziger Mundart veröffentlichte R. Albrecht (Leipz. 1880), Gedichte in derselben F. A. Döring (»Launige Gedichte«, 2. Aufl., das. 1835, u. a.) und E. Bormann (»Bei Leibzig low' ich mir« u. a.). Die Verwandtschaft des erzgebirgischen und riesengebirgischen Dialekts mit dem oberdeutschen ist schon früher angedeutet worden. Vgl. Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges (Leipz. 1878). Die Mundarten Schlesiens, so verschieden sie auch unter sich wieder sein mögen, stimmen doch im wesentlichen alle mit der obersächsischen überein. Eigentümlich ist die Mundart der Breslauer »Kräuter«, d. h. der Kraut- oder Kohlgärtner, die näher mit der oberpfälzischen (ostfränkischen) als mit den übrigen schlesischen Mundarten zusammenzutreffen scheint; sie verwandelt gewöhnlich ie in ei (z. B. leib, Deib statt lieb, Dieb), u in au (gaut, statt gut) und i in ei (z. B. eich, meich, deich statt ich, mich, dich). Mehrere Lieder dieser »Kräuter« finden sich in Fülleborns »Breslauischen Erzählungen«. In der Mundart um Glogau ist die »Kraune zu Brassel« (in Vaters »Volksmundarten«) gedichtet. Auch Holtei (»Schlesische Gedichte«) und K. F. Becker schrieben Gedichte in schlesischer Mundart. Ein bemerkenswertes älteres Denkmal des schlesischen Dialekts ist das Scherzspiel »Die geliebte Dornrose« von Andreas Gryphius (zuerst um 1660 erschienen; neu hrsg. von Tittmann, Leipz. 1870). Grammatisch ist die Mundart behandelt von Weinhold (»Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart«, Wien 1853). Derselbe lieferte auch »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch« (Wien 1855). Vgl. noch Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart (Bielitz 1880); Rückert, Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien (»Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 1, 4, 5).

Die niederdeutschen Mundarten.

Nördlich von der oben gezogenen Grenzlinie herrschen nun die vom Altsächsischen herstammenden sogen. niederdeutschen Mundarten. Am Rhein grenzen dieselben an das fränkisch-niederdeutsche oder niederfränkische Sprachgebiet, zu welchem außer den eigentlichen Niederlanden auch noch die deutschen Provinzen Kleve und Geldern gehören. Das Niederdeutsche entbehrt größtenteils noch einer wissenschaftlichen Erforschung, und es lassen sich daher nur wenig sichere Angaben über Untermundarten und deren Gebiet machen. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Mundarten: die westfälische, westlich der Weser, und die eigentlich niedersächsische, zwischen Weser und Elbe und in den okkupierten slawischen Gegenden im Osten derselben. Von den Mundarten im Osten der alten Slawengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen, als deren Resultat Böhmer (»Baltische Studien«) angibt, daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten nebeneinander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, und großer Behendigkeit und Gewandtheit fähig; die andre breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbes. erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, ä, e ꝛc.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute. Sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudre oder Gaure. Allgemeine Eigentümlichkeiten des Niederdeutschen sind, daß es scharfe Laute, wie x, ch, z, k, nicht hat, dagegen sanftere Laute, wie w, v, j, liebt und ch und g viel weicher ausspricht. Eigentümlich ist auch, daß, wenigstens in vielen Gegenden, besonders in Westfalen, sch in der Aussprache getrennt wird, also z. B. S-chinken, s-chön. Charakteristisch für den Niederdeutschen ist ferner die reine, spitzige Aussprache des sp (z. B. s-prechen statt des hochdeutschen schprechen). Überhaupt ist der ganze Konsonantenbau weich und einfach, leicht und geschmeidig, freilich aber auch eintönig und kraftlos. Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache die Herrschaft über das gesamte Deutschland errungen, wurde wenig mehr in niederdeutscher Mundart (die man ziemlich allgemein, aber nicht ganz treffend auch als Platt, Plattdeutsch bezeichnet) gedichtet, obwohl es an einzelnen Versuchen, dieselbe wieder zur Schriftsprache zu erheben, nicht fehlte. Glücklicher als J. H. Voß waren in dieser Beziehung Bornemann (»Gedichte in plattdeutscher Mundart«), Bärmann (»Rymels und Dichtels« im Hamburger Dialekt), L. Giesebrecht und Klaus Groth (in seinem bekannten »Quickborn«), namentlich aber F. Reuter, der durch seine Schriften in allen Gauen Deutschlands seiner mecklenburgischen Muttersprache Freunde zu gewinnen wußte. Stets dagegen sprudelte die Poesie des Volkes in reicher Quelle in Märchen, Sagen und Liedern, und das Gewand derselben war natürlich immer auch die Mundart des Volkes. Einen ganzen Schatz solcher Lieder und Sagen findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Als reichhaltige Einzelsammlung ist zu nennen: »Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark« von Woeste (Iserl. 1849); als Wörterbuch der plattdeutschen Sprache: Berghaus, Sprachschatz der Sassen (Brandenb. 1877 ff.). Von ältern Idiotiken für einzelne niederdeutsche Untermundarten liegen vor: ein Wörterbuch für den bremischen Dialekt von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen (Brem. 1767—72, 5 Bde.; neue Ausg. 1881); für den hamburgischen von Richey (Hamb. 1755); für den osnabrückischen und westfälischen von Strodtmann (Altona 1756); für den holsteinischen von Schütze (Hamb. 1800—1807, 4 Bde.). Von neuern sind bemerkenswert: das »Ostfriesische Wörterbuch« von Stürenburg (Aurich 1857), das »Göttingisch-Grubenhagensche Idiotikon« von Schambach (Hannov. 1858), das »Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart« von Danneil (Salzwedel 1859) und das westfälische von Woeste (Norden 1882). Nennenswerte Spezialgrammatiken sind die »Grammatik des mecklenburgischen Dialekts« von Nerger (Leipz. 1869), die »Westfälische Grammatik« von Jellinghaus (Brem. 1877); Holthausen, Die Soester Mundart (Norden 1886). Vgl. Lübben, Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen (Oldenb. 1846); K. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch (Kiel 1858), und Jellinghaus, Einteilung der niederdeutschen Mundarten (das. 1884). Von der friesischen Sprache haben sich in Deutschland nur spärliche Reste erhalten, nämlich auf einigen schleswigschen Inseln: Sylt (Gedichte im Sylter Dialekt von Hansen), Föhr, Amrum und Helgoland, und

einem kleinen Streifen der schleswigschen Westküste. Ostfriesland ist schon seit dem 15. Jahrh. niederdeutsch; eine Sammlung friesischer Gedichte ꝛc. enthält Woortmanns »Sanghfona« (Emden 1838, 2 Tle.) und Bremer, Ferreng an ömreng stacken (Halle 1888).

Die Mundarten der von slawischer Bevölkerung eingeschlossenen deutschen Ansiedler (Sprachinseln) gehören sämtlich dem ober- oder mitteldeutschen Sprachgebiet an. Die sehr zahlreichen Deutschen in Ungarn gehören verschiedenen Stämmen an. Die Mundarten des ungarischen Berglandes hat Schröer ausführlich behandelt (Wörterbuch, Wien 1858—59; Grammatik und Sprachproben, das. 1864) und nachgewiesen, daß sie mitteldeutscher Abkunft sind. Die Mundart der Deutschen in Siebenbürgen beweist ganz entschieden, daß dieselben vom Niederrhein dahin eingewandert sind. Ihre Sprache stimmt überraschend zu den niederrheinischen oder mittelfränkischen Mundarten. Man unterscheidet mehrere Dialekte, den Hermannstädter, den Kronstädter oder burzenländischen, den Bistritzer oder Nösner, den Agnetler und Schäßburger. Für die Erforschung ihrer Mundart sind die Siebenbürger in neuer Zeit sehr thätig gewesen. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart veröffentlichte Viktor Kästner (Hermannst. 1862), Volkslieder, Sprichwörter ꝛc. Fr. W. Schuster (das. 1865) und Haltrich. Letzterer lieferte auch Vorarbeiten zu einem Idiotikon. Die deutschen Dialekte der Liv- und Esthländer gehören zu den obersächsischen; die Liven und Esthen sollen unter allen Deutschen im Ausland ihre Sprache am reinsten und unvermischtesten erhalten haben. Vgl. »Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Esthland« (Riga 1785); Sallmann, Versuch über die deutsche Mundart in Esthland (Kassel 1873); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mundart in Esthland (Leipz. 1877 u. Reval 1880).

Sammlungen von mundartlichen Sprachproben lieferten: Radlof (»Musersaal aller deutschen Mundarten«, enthaltend Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele, Bonn 1822, 2 Bde.), J. Günther (Jena 1841), Giehne (Wien 1873) und H. Welcker (»Dialektgedichte«, 2. Aufl., Leipz. 1888). Das bei weitem vollständigste und systematischste Werk dieser Art hat aber Firmenich geliefert: »Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern ꝛc.« (Berl. 1841—66, 3 Bde. nebst Anhang), woselbst man auch dem Inhalt nach sehr anziehende Proben der Mundarten aus mehreren Hunderten von Orten und Gegenden Deutschlands findet. Für die niederdeutschen Dialekte ist wichtig die Sammlung von A. und J. Leopold, »Van de Schelde tot de Weichsel« (Groningen 1876—81, 2 Bde.). Für die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten erschien eine eigne Zeitschrift: »Die deutschen Mundarten« (hrsg. von Frommann, 1851—59, Bd. 1—6; 1875 ff., Bd. 7), worin wertvolle Einzelforschungen über Grammatikalisches und Lexikalisches niedergelegt sind. Eine erschöpfende und nach allen Seiten gleichmäßige Behandlung der deutschen Mundarten aber ist bis jetzt nicht möglich gewesen, da nur die bayrische Mundart so glücklich war, einen Schmeller zu finden, die übrigen aber, namentlich die mittel- und niederdeutschen, noch zum großen Teil aller wissenschaftlichen Untersuchung entbehren, so daß kaum die allgemeinsten Grenzen festgestellt sind. Vgl. Trömel, Die Litteratur der deutschen Mundarten (bibliographisch, Halle 1884); K. Groth, Über Mundarten und mundartige Dichtungen (Berl. 1873); F. Kauffmann, Dialektforschung (in Kirchhoffs »Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung«, Stuttg. 1889); Wegener und Kauffmann in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«; Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung (Leipz. 1893).

Graphische Darstellungen des Gebiets der deutschen Sprache in ihren verschiedenen Mundarten bieten die Sprachkarten von Bernhardi (2. Aufl., Kassel 1849); Böckh, Sprachkarte vom preußischen Staat (Berl. 1864); Andree und Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reichs, Karte 10. An einem umfassenden Kartenwerk arbeitet Wenker in Marburg; davon ist eine Lieferung erschienen (Straßb. 1891), weitere Publikation ist vorläufig nicht in Aussicht genommen, dagegen werden die fertigen Karten auf der Berliner Bibliothek niedergelegt und im »Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur« fortlaufende Berichte darüber veröffentlicht.

Deutsche Philologie.

Unter deutscher Philologie versteht man das methodische Studium der Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur; dieselbe ist als selbständige Wissenschaft erst seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vorhanden. Einzelne Männer allerdings beschäftigten sich schon im 17. und 18. Jahrh. mit der Herausgabe und Erklärung altdeutscher Schriftwerke; wir nennen vor allen Goldast und Franz Junius, den ersten Herausgeber des Ulfilas, aus dem 17. Jahrh.; aus dem 18. Eckhart (gest. 1730, Hauptwerk: »Commentarii de rebus Franciae orientalis«), Diederich von Stade, Walthen, Schilter (»Thesaurus antiquitatum teutonicarum«) und Scherz. Während die Thätigkeit dieser letztern besonders auf das Althochdeutsche gerichtet war, wurden nun in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Litteratur herausgegeben von Bodmer und Breitinger und, im Anschluß an diese, von Chr. H. Myller (»Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert«, Berl. 1783—1784, 3 Bde.).

[Grammatiken.] Die deutsche Grammatik beschäftigte sich vor Grimm nur mit dem Neuhochdeutschen und war, indem sie die historische Entwickelung außer acht ließ, für die Erkenntnis der Sprache nur von geringer Bedeutung. Die erste deutsche Grammatik veröffentlichte Valentin Ickelsamer (um 1531; neu hrsg. Freiburg 1881); ihm folgten im 16. Jahrh. Clinger, Laurentius Albertus, J. Clajus; im 17. besonders J. G. Schottelius, Morhof und Bödiker; im 18. Steinbach, Gottsched, Fulda und Adelung. Einen neuen Aufschwung nahmen diese Studien im Anfang des 19. Jahrh., als durch die romantische Schule eine tiefere Auffassung der Kultur des Mittelalters angebahnt und durch die Freiheitskriege der deutsche Geist wieder erweckt wurde. F. H. v. d. Hagen begann seine fruchtbare Thätigkeit als Herausgeber, und G. F. Benecke erschloß zuerst ein tieferes Verständnis der mittelhochdeutschen Klassiker. Auch die Gebrüder Grimm hatten schon seit 1807 für die deutsche Altertumswissenschaft schriftstellerisch gewirkt, als durch das Erscheinen des ersten Bandes von Jak. Grimms »Deutscher Grammatik« (1819) die Forschung eine sichere Grundlage erhielt. Dieses epochemachende Werk, welches alle bekannten ältern und neuern germanischen Sprachen historisch behandelt, erschien in 4 Bänden, von denen der letzte die Syn-

tax des einfachen Satzes enthält; eine Weiterführung der Syntax hat Grimm nicht gegeben. Bald darauf wurde denn auch durch K. Lachmann die in der Schule der klassischen Philologie gewonnene Methode der Textkritik bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen (Hartmanns »Iwein«, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Nibelungenlied) angewandt und die Metrik derselben in scharfsinniger Weise begründet. Auch seine Mitforscher und Nachfolger lieferten eine Reihe trefflicher Ausgaben. Von denjenigen, welche mit und nach jenen Männern die deutsche Philologie bis zur Gegenwart weiter ausgebaut haben, sind als die hervorragendsten zu nennen: Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Schmeller, Graff, Maßmann, W. Wackernagel, M. Haupt, R. v. Raumer, Fr. Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Zarncke, Bartsch, Weinhold, M. Heyne, W. Wilmanns, R. Heinzel, W. Scherer, Paul, Sievers. Eine nicht geringe Förderung erhielt die deutsche Grammatik von der ebenfalls erst aus diesem Jahrhundert datierenden, von F. Bopp begründeten Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung. Zur Orientierung über das ganze Gebiet der deutschen Sprache dient der »Grundriß der germanischen Philologie« (hrsg. von H. Paul, Straßburg 1889 ff.). Leitfaden zum Unterricht im Althochdeutschen bieten: W. Wackernagels »Deutsches Lesebuch« (5. Aufl., Basel 1873) nebst dessen »Altdeutschem Wörterbuch« (5. Aufl., das. 1878); Schades »Altdeutsches Lesebuch« (Halle 1862) nebst dazu gehörigem »Altdeutschem Wörterbuch« (2. Aufl., das. 1873—81); Braunes »Althochdeutsches Lesebuch« (3. Aufl., das. 1888) und »Althochdeutsche Grammatik« (2. Aufl., das. 1891). Im Gebiete der Lexikographie ist E. G. Graffs »Althochdeutscher Sprachschatz« (Berl. 1834—42, 6 Bde.; alphabetischer Index von Maßmann, 1846), worin die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühesten Zeiten bis gegen das 12. Jahrh. gesammelt und etymologisch behandelt sind, als wichtige Erscheinung hervorzuheben. — Für das Mittelhochdeutsche ist das umfassendste Werk dieser Art das »Mittelhochdeutsche Wörterbuch« (nach Beneckes Vorarbeiten ausgeführt von Müller und Zarncke, Leipz. 1851—67, 4 Bde.). Ein »Mittelhochdeutsches Handwörterbuch«, welches zu jenem großen Werke reichhaltige Ergänzungen liefert, gab Lexer heraus (Leipz. 1869—78); ein kurzer Auszug daraus ist Lexers »Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch« (4. Aufl., das. 1891). Als grammatisches Hilfsmittel für das Mittelhochdeutsche ist die »Mittelhochdeutsche Grammatik« von Weinhold (2. Ausg., Paderb. 1883) sowie die kürzere von Paul (2. Ausg., Halle 1884) zu nennen. Die mittelniederdeutsche Sprache wurde grammatikalisch von Lübben bearbeitet (»Mittelniederdeutsche Grammatik«, nebst Chrestomathie und Glossar, Leipz. 1882); ein Wörterbuch derselben gaben Schiller und Lübben (Brem. 1872—1881, 6 Bde.) heraus. — Die wichtigsten Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache seit Adelung (»Deutsche Sprachlehre«, Berl. 1781; 6. Ausg. 1816; »Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprachlehre«, Leipz. 1782) sind: Th. Heinsius' »Deutsche Sprachlehre« (Berl. 1798, 3 Tle.) und »Neue deutsche Sprachlehre« (das. 1801, 3 Bde.; 4. Aufl. 1822); J. Chr. A. Heyses »Deutsche Schulgrammatik« (Hannov. 1816; 21. Ausg. von K. W. L. Heyse, 1868) und dessen »Deutsche Grammatik« (das. 1814; 5. Aufl. 1838—1849, 2 Bde.); J. Grimms »Deutsche Grammatik« (Götting. 1819—37, neue Ausg. 1870 ff.); Herlings »Syntax der deutschen Sprache« (Frankf. 1830, 2 Tle.); K. F. Beckers »Schulgrammatik der deutschen Sprache« (das. 1831; neue Ausg., Prag 1876) und »Ausführliche deutsche Grammatik« (Frankf. 1836—39; 2. Aufl., Prag 1870, 3 Bde.); Bernaleken's »Deutsche Syntax« (Wien 1861—63, 2 Bde.). Während von den Genannten namentlich Becker und Herling die d. S. von vorwiegend logischem Standpunkt aus betrachteten, suchten K. W. L. Heyse (»Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache«, Hannov. 1838—49, 2 Bde.), Götzinger (»Die d. S. und ihre Litteratur«, Stuttg. 1836—42, 3 Bde.), Hahn (»Neuhochdeutsche Grammatik«, Frankf. 1848) die Ergebnisse der historischen Forschung allgemeiner zugänglich zu machen. Eine Darstellung der deutschen Syntax gibt Erdmann (Stuttg. 1886). Das Verhältnis zwischen Schriftsprache und Dialekt behandelt Socin (Heilbr. 1887).

[Wörterbücher.] Den ersten Ansatz zu einem neuhochdeutschen Wörterbuch bildeten die deutsch-lateinischen alphabetischen Wörterverzeichnisse, welche den lateinisch-deutschen Vokabularien beigefügt waren, und deren ältestes Gherardus de Schuerens »Vocabularius teuthonista« (Köln 1475) enthält. Später ließ man den deutsch-lateinischen Vokabular für sich erscheinen, was zuerst in dem durch K. Zeninger gedruckten »Vocabularius theutonicus« (Nürnb. 1482) geschah, auf welchen bald der »Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum« (gegen 1500), ferner ein »Vocabularius primo ponens dictiones theutonicas« (Straßb. 1515) und unter dem Titel: »Die Teutsch spraach« (Zürich 1561) ein die Schweizer Mundart darlegendes deutsch-lateinisches Wörterbuch von Maaler folgten. Dagegen war das »Dictionarium germanico-latinum« von P. Dasypodius wieder dessen »Dictionarium latino-germanicum« (Straßb. 1535 u. ö.) angehängt. Das erste eigentlich deutsche Lexikon war das Reimwörterbuch von Erasmus Alberus, das unter dem Titel: »Novum dictionarii genus« (Frankf. 1540) erschien. Den vollständigen deutschen Sprachschatz aufzustellen, unternahm zuerst G. Henisch in seinem weitschichtig angelegten Werk »Teutsche Sprach und Weißheit«, von dem aber nur der erste, mit G abschließende Band (Augsb. 1616) im Druck erschien. Später legte J. G. Schotelius ein Verzeichnis der »Stammwörter der Teutschen Sprache« in seiner »Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Hauptsprache« (Braunschw. 1663) nieder, und gegen den Schluß des Jahrhunderts folgte Kaspar v. Stielers alphabetisch nach Wurzeln und Stämmen (oft ziemlich wunderlich) geordneter, sehr reichhaltiger »Teutscher Sprachschatz« (Nürnb. 1691). Im 18. Jahrh. gab zuerst Steinbach sein ebenfalls nach Wurzeln und Stämmen geordnetes »Vollständiges deutsches Wörterbuch« (Bresl. 1734, 2 Bde.) heraus, das aber durch das dem Forscher noch heute nützliche »Teutsch-Lateinische Wörterbuch« von Frisch (Berl. 1741, 2 Bde.) verdunkelt wurde. Schon letzterer suchte dadurch, daß er die zusammengesetzten Wörter unter das erste Wort der Zusammensetzung in ihrer Reihenfolge ordnete, sich der rein alphabetischen Ordnung zu nähern; streng und entschieden durchgeführt wurde dieselbe aber zuerst von J. Chr. Adelung in seinem großen »Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« (Leipz. 1774—86, 5 Bde.; 2. Aufl. 1793—1802, 4 Bde.), dem er ein »Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung« (das.

1788, 2. Ausg. 1790) und einen Auszug aus dem Hauptwerk (daf. 1793—1802, 4 Bde.) nachfolgen ließ. Auch K. Phil. Moritz begann ein »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (von Stutz, Stenzel und Vollbeding vollendet; Berl. 1793—1800, 4 Bde.). An Gehalt tief unter Adelungs großem Werk stehen Voigtels »Versuch eines hochdeutschen Handwörterbuches« (Halle 1793—95, 3 Bde.) und »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (daf. 1804), wie nicht minder das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von Campe (Braunschw. 1807—11, 5 Bde.), das wieder dem »Volkstümlichen Wörterbuch der deutschen Sprache« von Heinsius (Hannov. 1818—20, 4 Bde.) zu Grunde liegt. Die folgenden Jahre brachten eine Reihe deutscher Wörterbücher, die aber fast alle tiefere Sachkenntnis und eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes mehr oder minder vermissen lassen, trotzdem daß bereits seit 1822 durch J. Grimm eine deutsche Philologie sich entfaltet hatte und blühte. Diese sind: Ortels »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (Münch. 1830, 2 Bde.); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von J. Chr. Aug. Heyse und dessen Sohn K. W. L. Heyse (Magdeb. 1833—49, 2 Bde.); das »Gesamtwörterbuch der deutschen Sprache« von Kaltschmidt (Leipz. 1834); das »Kurze deutsche Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie« von Schmitthenner (Darmst. 1834, 2. Aufl. 1837); das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von K. Schwenck (Frankf. 1834, 2. Aufl. 1856); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von Weber (19. Aufl., Leipz. 1892); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von Chr. Wenig (7. Aufl., Köln 1884) und das »Vollständigste Wörterbuch der deutschen Sprache« von W. Hoffmann (Leipz. 1852—61, 6 Bde.). Alle diese Werke in Schatten stellend, erscheint seit 1852 das »Deutsche Wörterbuch« von Jak. und Wilh. Grimm, ein wahrhaft vaterländisches Werk, das, seit dem Tode der Begründer in deren Geist von R. Hildebrand, K. Weigand, M. Heyne, M. Lexer und Ernst Wülcker fortgeführt, den gesamten neuhochdeutschen Sprachschatz von etwa 1470 an bis auf die Gegenwart in sich aufnimmt. Neben diesem Werke sind aus neuester Zeit noch mit Achtung zu nennen: das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von D. Sanders (Leipz. 1860—65, 3 Quartbände), dessen »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (5. Aufl., daf. 1893) und »Ergänzungswörterbuch« (Stuttg. 1879—84); Diefenbach-Wülckers »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der ältern und mittlern Zeit zur Ergänzung der vorhandenen Wörterbücher« (Frankf. u. Basel 1874—85); das »Deutsche Wörterbuch« von K. Weigand (4. Aufl., Gießen 1882), Kluges »Etymologisches Wörterbuch« (5. Aufl., Straßb. 1894), das »Deutsche Wörterbuch« von M. Heyne (Leipz. 1889 ff.). Synonymiken gaben Eberhard (»Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik«, Halle 1795—1802, 6 Bde.; 4. Aufl. von Meyer, Leipz. 1853; und »Synonymisches Handwörterbuch«, daf. 1802; 14. Aufl. von Lyon und Wilbrandt, daf. 1888), Weigand (»Wörterbuch der deutschen Synonymen«, 2. Aufl., Mainz 1852, 2 Bde.), Meyer (»Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Wörter«, 5. Aufl., Leipz. 1863) und Sanders (»Wörterbuch deutscher Synonymen«, 2. Aufl., Hamb. 1882). — Die Geschichte der deutschen Sprache schrieben: J. Grimm (»Geschichte der deutschen Sprache«, 4. Aufl., Berl. 1880), A. Schleicher (»Die d. S.«, 5. Aufl., Stuttg. 1888), H. Rückert (»Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache«, Leipz. 1875, 2 Bde.) und Behaghel (»Die d. S.«, daf. 1885). Vgl. dazu auch R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland (Münch. 1870).

[Die deutsche Schrift.] Schließlich haben wir noch die deutsche Schrift zu erwähnen, über die uns J. Grimm in der Vorrede zum »Deutschen Wörterbuch« (Bd. 1) Aufschlüsse gibt. Die alten Deutschen bedienten sich einer auf gemeinsame Grundformen hinweisenden Buchstabenschrift, der sogen. Runenschrift. Diese Runen (runa, »Geheimnis«), die älteste nationale Schrift der Deutschen, die jedoch aus dem ältesten lateinischen Alphabet hergeleitet ist, bestanden in senkrechten und schrägen, an oder durch die Senkrechte gesetzten Linien, eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Material verdankte (Stein, Holz, Metall), in welches die Runen gerissen oder geritzt wurden. Die Runenschrift findet sich auf einigen uralten goldenen Geräten angewendet, auch in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet. Im Nordischen blieb diese Runenschrift länger im Gebrauch. (Weiteres s. Runen.) Durch das Christentum ward, wie so vieles andre Nationale, auch diese Schrift verdrängt, da sie, vielfach zur Wahrsagerei und Zauberei gebraucht, den christlichen Aposteln ein Greuel sein mußte. An ihre Stelle trat bei den Goten Ulfilas' Schrift, welche derselbe mit Benutzung des lateinischen Alphabets und der Runenschrift auf der Grundlage der griechischen bildete, bei den andern germanischen Stämmen das lateinische, d. h. das christliche Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort »schreiben« (lat. scribere) auf. Die lateinische Schrift verlor aber durch die schnörkelnde Hand der Mönche ihre ursprüngliche runde Gestalt, und so entstand unsre deutsche (sogen. gotische) Schrift, die ihre endgültige, noch jetzt bestehende Form übrigens durch keinen Geringern als A. Dürer empfing. Sie war jedoch auch bei den andern abendländischen Völkern verbreitet, von deren feinerm ästhetischen Empfinden sie aber früher wieder aufgegeben wurde. Es ist aber verkehrt, anzunehmen, daß wir in der Frakturschrift etwas eigentümlich Deutsches besitzen; dazu bietet diese sehr erhebliche praktische Nachteile gegenüber der Antiquaschrift (vgl. namentlich Sönnecken, Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform, Bonn 1881). — J. Grimm verdammt die sogen. deutsche Schrift, so auch die großen Anfangsbuchstaben (Majuskeln) der Substantiva, die sich in griechischen und lateinischen Büchern, namentlich auch in deutschen Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15., zum Teil des 16. Jahrh., nur im Beginn der Sätze und Reihen und bei Eigennamen angewendet finden, wobei sich aber Spuren ihres Gebrauchs bis ins 14. und 13. Jahrh. hinauf bei Urkundenschreibern zeigen, denen geringere Sprachkunde eigen war als den Abschreibern der Bücher. Erst im Laufe des 16. Jahrh. drang diese schwankende Anwendung der großen Buchstaben in unsre Drucke, und zwar gab man sie außer den Eigennamen erst den Appellativen, allmählich den sächlichen und abstrakten, endlich allen und jeden Substantiven, ein Gebrauch, der sich endlich im 17. Jahrh., also zu einer Zeit, in welcher unsre Sprache und Litteratur im tiefsten Verfall waren, recht eigentlich und, wie es scheint, für immer festsetzte. Zum ganzen Artikel vgl. v. Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriß (Paderb. 1882).

Deutsches Recht. Das innerhalb Deutschlands geltende Recht ist teils einheimischen, teils fremden Ursprungs. Unter deutschem Recht im wissenschaftlichen Sinne versteht man das aus deutschen, d. h. westgermanischen Rechtsquellen hervorgegangene Recht. Als Tochterrechte des deutschen Rechts in diesem Sinne erscheinen das angelsächsische, das langobardisch-italienische, das französische und das niederländische Recht. Da die Westgermanen in eine große Zahl selbständiger Völkerschaften gespalten waren, bildete sich auch das Recht bei den einzelnen Stämmen selbständig. In ältester (germanischer) Zeit wird das Recht als ungeschriebenes Gewohnheitsrecht durch unmittelbare Anwendung der Rechtssätze entwickelt und fortgebildet; seine Ausbildung und Anwendung geschieht durch die Gerichtsversammlung, welche von den freien und wehrhaften Männern des Volkes gebildet wird. Die Kenntnis der urzeitlichen Rechtszustände beruht teils auf Nachrichten antiker Schriftsteller (Cäsar, Tacitus), teils auf Rückschlüssen aus dem gleichartigen Auftreten gewisser Rechtseinrichtungen bei den germanischen Stämmen in den folgenden Perioden. Die Zeit von der Mitte des 5. bis zur Mitte des 9. Jahrh. (die fränkische Zeit) ist die Periode der ältesten Rechtsaufzeichnungen der germanischen Stämme; so entstanden die Volks- oder Stammesrechte (Leges, auch Leges barbarorum im Gegensatz zu den für die römische Bevölkerung geltenden Leges Romanae) der Salfranken (Lex Salica), der Ripuarier (L. Ripuariorum), der Alemannen und Bayern, der Westgoten, Burgunder, dann der Friesen, Sachsen, Chamavischen Franken, Thüringer und Langobarden. Als ältestes Denkmal germanischer Gesetzgebung sind die Gesetze des westgotischen Königs Eurich (466—484), erhalten in den Pariser Fragmenten, anzusehen. Von den Leges der unter fränkischer Herrschaft vereinigten Stämme ist die Lex Salica die älteste. Die hervorragendste Gesetzgebungs-Schöpfung aus der Zeit der Volksrechte ist das Edikt des langobardischen Königs Rothari (643 entstanden). Diese Leges sind teils amtliche Aufzeichnungen bestehenden Gewohnheitsrechts, teils königliche Satzungen; sie behandeln nicht den ganzen Rechtsstoff, sondern enthalten nur einzelne Rechtssätze, besonders straf- und prozeßrechtlichen Inhalts; sie sind bei den gotischen und deutschen Stämmen in lateinischer Sprache geschrieben. Neben den Volksrechten kommen für die unter fränkischer Herrschaft vereinigten Stämme die Verordnungen der fränkischen Könige, seit karolingischer Zeit Kapitularien genannt, als Rechtsquelle in Betracht. Dieselben enthalten teils Zusätze zu einzelnen oder allen Volksrechten, welche unter Zustimmung des Volks vom König erlassen wurden, teils Anordnungen in Gegenständen der Verwaltung (Heer-, Münz-, Verkehrs-, Zollwesen), welche vom König allein innerhalb seiner verfassungsmäßigen Gewalt getroffen wurden, teils endlich Instruktionen an die königlichen Kommissare (missi), welche zur Beaufsichtigung der Verwaltung die Provinzen bereisten.

Im Mittelalter sind die Rechtsquellen der fränkischen Zeit durch Umbildung der rechtlichen Einrichtungen allmählich außer Übung gekommen. Mit der Entwickelung des Städtewesens und der Entstehung eigenartiger Gewalts- und Abhängigkeitsverhältnisse bildeten sich neue, teils territorial, teils sozial abgegrenzte Rechtskreise. So entwickelte sich das Recht durch das ganze Mittelalter in autonomer Weise sowohl innerhalb der Städte (als Weichbild, z. B. in Magdeburg, Lübeck, Köln, Nürnberg, München ꝛc.) als innerhalb der einzelnen Stände als Hofrecht (Recht des hörigen Bauernstandes), Dienstrecht (Recht des Beamtenstandes) und Lehnrecht (Recht des ritterbürtigen Adels). Die Reichsgesetzgebung, welche vom Kaiser unter Mitwirkung des Reichstags ausging, beschränkte sich auf Regelung öffentlich rechtlicher Verhältnisse, Bestimmungen über Lehen-, Kriegs-, Gerichtswesen, einzelne strafrechtliche Vorschriften (Ketzergesetze) und Gesetze über kirchliche Verhältnisse. Als besonderes Recht des Klerus, welcher eine exterritoriale Stellung einnahm, galt das kanonische Recht, gemäß dem Satze Roma communis patria clericorum. — Im 13. Jahrh. sind Privatarbeiten entstanden, welche eine Darstellung des damals geltenden Rechts beabsichtigten, die Rechtsbücher des Mittelalters; dieselben fanden rasch allgemeine Anwendung. Von diesen sind besonders zu nennen: der »Sachsenspiegel«, enthaltend sächsisches Land- und Lehnrecht (entstanden nach 1198 und vor 1235), und der »Schwabenspiegel«, besonders auf süddeutschen Quellen beruhend (entstanden 1259—65). Gegen Ende des 15. Jahrh. vollzog sich in Deutschland die Rezeption des römischen Rechts, d. h. die Aufnahme des im Corpus juris civilis Justinians vorliegenden Rechtsstoffes als gemeines deutsches Recht. Die Rezeption wurde vorbereitet durch die staatsrechtliche Auffassung des Mittelalters, daß der deutsche König als römischer Kaiser Nachfolger der römischen Imperatoren sei, ferner durch die Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche das römische Recht als subsidiäres Recht zur Anwendung brachte, und durch den Besuch italienischer und französischer Universitäten seitens deutscher Studierender, welche nach ihrer Rückkehr in die Kanzleien der deutschen Könige und der Landesherren gelangten. Entschieden wurde die Rezeption mit der Umwandlung der volkstümlichen in gelehrte Gerichte, welche vornehmlich mit Doktoren des römischen Rechts besetzt wurden. Die Rezeption erfolgte nicht im Wege der Gesetzgebung, sondern auf dem Wege der Rechtsübung, durch einen Akt des Juristenrechts. Die Gültigkeit des römischen Rechts ist gesetzlich anerkannt in der Reichskammergerichtsordnung von 1495, § 3.

Trotz der Rezeption des römischen Rechts hat das deutsche Recht in zahlreichen Rechtseinrichtungen Geltung bewahrt, so z. B. auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts, des Familienrechts des hohen Adels, der Reallasten, und auch die Rechtserzeugung in Deutschland hat nach der Rezeption nicht aufgehört; diese hat, und zwar hauptsächlich auf gewohnheitsrechtlichem Wege, teils selbständige Institute, wie das Familienfideikommiß, den Erbvertrag, manche handelsrechtliche Einrichtungen und Geschäfte, zu Tage gefördert, teils Modifikationen der römischen Institute herbeigeführt. Die Reichsgesetzgebung war fast nur auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, namentlich des Staatsrechts und des Prozesses, thätig, so z. B. durch den Erlaß verschiedener Reichskammergerichts- und Reichshofratsordnungen und durch die Bestimmungen im jüngsten Reichsabschied von 1654 sowie auf dem Gebiete des Strafrechts, in welch letzterer Beziehung namentlich die peinliche Halsgerichtsordnung (s. d.) Kaiser Karls V. von 1532 (»Carolina«), die Grundlage des gemeinen deutschen Strafrechts, hervorzuheben ist.

Das deutsche Privatrecht lebt fort in den Privatrechtskodifikationen, durch welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts der größere Teil Deutschlands auf dem Gebiete des gemeinen Rechts ausgeschieden ist. Diese Kodifikationen sind: das preußische Landrecht

von 1794, das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811, das französische Zivilgesetzbuch von 1804 (s. Code) und das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen von 1863.

Seit der Auflösung des alten Deutschen Reichs (1806) fehlte den deutschen Staaten eine gemeinschaftliche Gesetzgebungsgewalt und damit die Fähigkeit, gemeines deutsches Recht zu erzeugen. Eine Einigung war nur im Wege übereinstimmender Landesgesetzgebung zu erzielen. Zunächst wurde in dieser Weise dem Bedürfnis nach einheitlicher Gestaltung des Wechselrechts durch die »Allgemeine deutsche Wechselordnung« Rechnung getragen, welche in den Jahren 1848—62 in den einzelnen deutschen Staaten eingeführt wurde; 1861 kam ein Entwurf eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs zu stande, der in den Jahren 1861—68 in fast allen zum Deutschen Bunde gehörigen Staaten als Landesgesetz publiziert wurde.

Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes war für die zu demselben gehörigen Staaten die Quelle eines neuen gemeinen Rechts geschaffen, indem dem Bunde das Recht der Gesetzgebung für das ganze Bundesgebiet übertragen war. Auf Grund dieser Verfassung wurden zahlreiche Gesetze erlassen, welche mit wenigen Ausnahmen nachmals zu deutschen Reichsgesetzen erhoben wurden. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes ist durch Vereinbarung mit Baden und Hessen zu einer Verfassung des Deutschen Bundes geworden, welcher Bayern und Württemberg durch Verträge vom 23. und 25. Nov. 1870 beitraten. An Stelle dieser Verfassung trat laut Gesetz vom 16. April 1871 die Reichsverfassung. Nach Art. 2 der Reichsverfassung übt das Reich innerhalb der durch die Verfassung selbst gezogenen Grenzen (Art. 4) das Recht der Gesetzgebung für das Reichsgebiet aus mit der Wirkung, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Die Gesetzgebungsgewalt wird vom Bundesrat unter Mitwirkung des Reichstags ausgeübt (Art. 5). Die Verkündigung der Reichsgesetze steht dem Kaiser zu (Art. 17). Die Kompetenz des Reiches zur Erlassung von Gesetzen wurde gemäß Gesetz vom 20. Dez. 1873 durch Ausdehnung auf das Gebiet des gesamten bürgerlichen Straf- und Prozeßrechts erweitert.

Von den Gesetzgebungswerken des neuen Deutschen Reiches sind in erster Linie hervorzuheben die sogen. Justizgesetze, durch welche die Gerichtsverfassung und das Verfahren in Zivil- und Strafsachen sowie das Konkursrecht und Konkursverfahren einheitlich geregelt wurden (Gerichtsverfassungs-Gesetz vom 27. Jan. 1877, Zivilprozeßordnung vom 30. Jan. 1877, Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877, Konkursordnung vom 10. Febr. 1877). Ferner sind auf diesem Gebiete zu erwähnen: das Gesetz, betreffend die Aufhebung der Schuldhaft (als Exekutionsmittel zur Erzwingung von Zahlungen oder sonstigen Leistungen), das Gesetz, betreffend die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns, das Gesetz, betreffend die Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkurses, dann die Rechtsanwaltsordnung (vom 1. Juli 1878) und die Gesetze über das Gerichtskosten- und Gebührenwesen. Auf dem Gebiete des Strafrechts wurde die Rechtseinheit hergestellt durch das Strafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 und das Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872. Von den strafrechtlichen Nebengesetzen seien erwähnt: das Gesetz gegen den Gebrauch von Sprengstoffen vom 9. Juni 1884 (sogen. Dynamitgesetz) und das Gesetz gegen den Verrat militärischer Geheimnisse vom 3. Juli 1893 (Spionagegesetz). Von hervorragender Bedeutung sind ferner die zahlreichen Verwaltungsgesetze des Reiches auf den Gebieten des Post- und Telegraphenwesens (Postgesetz vom 28. Okt. 1871, Postordnung vom 3. März 1879 und 11. Juni 1892, Telegraphenordnung vom 13. Aug. 1880), des Maß- und Gewichtswesens, Münz- und Bankwesens (Münzgesetz vom 9. Juli 1873 nebst Nebengesetzen, Bankgesetz vom 14. März 1875); dann das Preßgesetz vom 7. Mai 1874. Das Gewerbewesen ist durch die zum Reichsgesetz erhobene Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, welche im Laufe der Jahre zahlreiche Abänderungen erfahren hat, geregelt. Zu derselben wurde erlassen das Gesetz, betreffend die Gewerbegerichte, vom 29. Juli 1890. Seit dem Jahre 1883 ist in umfassender Weise die gesetzliche Regelung der Arbeiterversicherung unternommen worden (Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883, Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 nebst verschiedenen Ergänzungsgesetzen, Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889). Hierher gehören ferner die auf die Seeschiffahrt bezüglichen Gesetze, z. B. die Strandungsordnung vom 17. Mai 1874, das Gesetz über die Untersuchung von Seeunfällen vom 27. Juli 1877 u. a., die Bestimmungen über das Konsulatswesen, dann die zahlreichen Gesetze über Steuern, Stempelabgaben und Zölle (Tarifgesetze vom 15. Juli 1879 und 22. Mai 1885). Zahlreiche Gesetze beziehen sich auf das Militärwesen des Reiches, auf die Heeresorganisation, das Pensionswesen und auf die Leistungen für die bewaffnete Macht. Der Grundsatz der Freizügigkeit innerhalb des Reiches ist durch das zum Reichsgesetz erhobene norddeutsche Bundesgesetz vom 1. Nov. 1867 anerkannt; ein Gesetz vom 1. Juni 1870 regelt Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, ein Gesetz vom 6. Juni 1870 (auf Bayern nicht anwendbar) die Unterstützungswohnsitzfrage. Das sogen. Personenstandsgesetz vom 6. Febr. 1875 regelt die Beurkundung des Personenstandes und einen Teil des Eheschließungsrechts (mit dem Grundsatz der obligatorischen Zivilehe). Durch Erhebung der Wechselordnung und des Handelsgesetzbuchs zu Reichsgesetzen haben diese gemeinrechtliche Geltung erhalten. Zum Handelsgesetzbuch sind verschiedene Abänderungs- und Nebengesetze ergangen, so die Aktiennovelle vom (11. Juni 1870 und) 18. Juli 1884, die Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872, das Gesetz über Markenschutz vom 30. Nov. 1874 u. a. Ferner sind hervorzuheben das Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889, das Gesetz, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, vom 20. April 1892, die Gesetze über Urheber- und Patentrecht, nämlich das Gesetz vom 11. Juni 1870 (Schutz von Schriftwerken ꝛc.), das Gesetz vom 9. Jan. 1876 (Schutz von Werken der bildenden Künste), das Gesetz vom 10. Jan. 1876 (Schutz von Photographien), das Gesetz vom 11. Jan. 1876 (Schutz von Mustern und Modellen, bezieht sich nicht auf Gebrauchsmuster) und vom 1. Juni 1891 (Schutz von Gebrauchsmustern), endlich das Patentgesetz vom 25. Mai 1877 mit Abänderungen durch das Gesetz vom 7. April 1891.

Die mit Bundesratsbeschluß vom 22. Juni 1874 berufene Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich hat Ende Dezember 1887 den Entwurf in erster Lesung festgestellt und nebst den gedrängt zusammengestellten Motiven durch den Druck veröffentlicht. Der Entwurf zerfällt in fünf Bücher: All-

gemeiner Teil, Recht der Schuldverhältnisse, Sachenrecht, Familienrecht und Erbrecht; die Vorarbeiten umfassen 19 Druckbände in Folio, die Beratungsprotokolle (metallographiert) 12,309 Folioseiten. Von Besprechungen des Entwurfs (s. Bürgerliches Gesetzbuch) sei hier nur Gierkes Buch: »Der Entwurf und das deutsche Recht« hervorgehoben, dessen Tendenz dahin geht, daß der Entwurf seines doktrinären Charakters entkleidet, daß er einfacher und praktischer werden müsse. Zur Zeit tagt eine zweite Kommission, welche den ersten Entwurf einer Umarbeitung unterzieht.

Von Lehrbüchern des deutschen Privatrechts sind hervorzuheben: die von Beseler (4. Aufl., Berl. 1885), Gerber (16. Aufl., Jena 1891), Roth (Tübing. 1880—86), Stobbe (2. Aufl., Berl. 1883—85); vgl. ferner Randry, Der zivilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze (3. Aufl., Freiburg 1885); Maaß, 25 Jahre deutscher Reichsgesetzgebung (Leipz. 1892); Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (5. Aufl., Götting. 1843—44, 4 Bde.); Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts (Leipz. 1885—86, 2 Bde.) und die Werke über deutsche Rechtsgeschichte von Schröder (das. 1882), Brunner (das. 1887—92, Bd. 1 u. 2), Siegel (2. Aufl., Berl. 1889); Lehmann, Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte (das. 1891).

Deutsches Reich, s. Deutschland.

Deutsches Theater, s. Schauspielkunst.

Deutsches Volk, 1) in politischer Beziehung die Bevölkerung des Deutschen Reiches, welche auch nichtdeutsche Elemente umfaßt (s. Deutschland, Seite 864 ff.); 2) in ethnographischer Hinsicht die Gesamtheit der Bewohner Europas und der andern Erdteile, deren Muttersprache die deutsche Sprache ist, also die deutsch sprechenden Einwohner des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns (10½ Mill.), der Schweiz (2 Mill.), Luxemburgs, der baltischen Provinzen Rußlands, Amerikas, namentlich der Vereinigten Staaten, und andrer Länder; man schätzt die Zahl der Deutschen in Europa (ohne Niederländer und Vlämen) auf 59 Mill., auf der Erde auf 67 Mill. Hierbei ist zu beachten, daß die Friesen nur insofern als Deutsche zu betrachten sind, als sie neben ihrer friesischen Sprache hochdeutsch sprechen, während die Niederfranken Belgiens und der Niederlande und die Niedersachsen östlich des Zuidersees von ihren deutschen Stammesgenossen sich dadurch getrennt haben, daß sie infolge ihrer besondern geistigen und politischen Entwickelung sich eine eigne Schriftsprache, das Niederdeutsche (Niederländisch und Vlämisch), geschaffen haben, so daß sie sich nicht als Deutsche fühlen und nicht als solche zu rechnen sind. Daß die politischen und ethnographischen Grenzen sich nicht decken, erklärt sich aus der Vergangenheit des deutschen Volkes. Von den westgermanischen Stämmen (vgl. Deutsche Sprache, S. 836) wurden im fränkischen Reiche zunächst die oberdeutschen Alemannen und Bayern mit den Franken vereinigt; später, besonders unter Karl d. Gr., wurden die Sachsen nebst den Friesen und Thüringern unterjocht. Außer durch das Schwert trugen die Franken auch durch Ansiedelungen in Alemannien, in Thüringen und Sachsen wesentlich zur Verschmelzung der deutschen Stämme bei. Der Name »deutsch« kommt für die Sprache zuerst 813 in den Akten des Konzils von Tours vor (transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Theotiscam), für das Volk in einer Urkunde von 843 (Teutisci quam et Langobardi). Ein Bewußtsein seiner nationalen Einheit gewann das deutsche Volk aber erst im 10. Jahrh. unter den sächsischen Kaisern (s. Deutschland, S. 903). Weit ausgebreitet wurde das Gebiet des Deutschtums seit dem 12. Jahrh. teils durch die gewaltsame Eroberung, teils durch friedliche Germanisation der ostelbischen Lande Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Lausitz, Schlesien, Preußen, ferner der Ostalpenländer, eines Teiles von Böhmen und Mähren, und diese großartige kolonisatorische Thätigkeit überdauerte die Zeiten der deutschen Macht im Mittelalter, deren Verfall freilich bewirkte, daß der politische Verband mit diesen Kolonien teilweise nicht behauptet werden konnte, ja sogar altdeutsche Gebiete, wie die Schweiz, verloren gingen. Ein Ergebnis des Dualismus zwischen den beiden Großstaaten Österreich und Preußen war endlich nach des letztern Sieg 1866 das Ausscheiden Deutschösterreichs aus dem politischen Verbande Deutschlands. Über die spätere deutsche Auswanderung s. Auswanderung, S. 243, und Deutschland, S. 867. Obwohl über die Aus- und Eingewanderten Deutschlands keine vollständigen Nachweise vorhanden sind, reicht doch das Material für eine Schätzung aus. Danach dürfte die Zahl der Deutschen im Ausland mit noch deutscher Reichsangehörigkeit ungefähr 1⅘ Mill. betragen, während 3½ Mill. in Deutschland oder von deutschen Eltern geborne Personen sich außerhalb des Reiches befinden mögen. Der Zahl nach nehmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika den ersten Platz ein, es folgen der Reihe nach: Rußland, Kanada, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Frankreich, Brasilien, Australien, die Niederlande, England, Belgien, Dänemark ꝛc. Über die Volksstämme, in welche das deutsche Volk zerfällt, und die außer im Dialekt noch manche Verschiedenheiten in Sitten und Charakter zeigen, vgl. Art. »Deutschland«, S. 870 f., desgleichen über die nichtdeutsche Bevölkerung: S. 872. Vgl. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860, 2 Bde.); Tietz, Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins (Hannov. 1880); Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls (Münch. 1893 ff.); R. Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet (Leipz. 1870); Riepert, Übersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa (Berl. 1887); Rabert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa (Glogau 1891, 8 Sektionen); Derselbe, Das deutsche Sprachgebiet in Europa (Stuttg. 1893).

Deutsche Theologia (Theologia deutsch), Titel eines von einem ungenannten Genossen des Vereins der »Gottesfreunde«, Priester und Kustos des Deutschherrenhauses zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., Ende des 14. Jahrh. verfaßten Traktats in 54 Kapiteln, worin die Hauptlehrsätze der Gottesfreunde (Aufgeben des eignen Willens und Vollbringung des göttlichen Willens) ausgeführt werden. Das kleine Buch wurde zuerst von Luther (Wittenb. 1518) im Druck veröffentlicht und hat seitdem zahlreiche Wiederholungen und Bearbeitungen erlebt. Die beste Ausgabe (nach der einzigen noch erhaltenen Handschrift in Frankfurt a. M.) besorgte Fr. Pfeiffer (3. Aufl., Gütersl. 1875, mit neuhochdeutscher Übersetzung). Vgl. Lisco, Die Heilslehre der Theologia deutsch (Stuttg. 1857); Reifenrath, Die d. T. des Frankfurter Gottesfreundes (Halle 1863), und Jundt, Das Büchlein des Frankfurter Deutschherrn und Gottesfreundes Eyn deutsche Theologie neu untersucht (Straßb. 1881).

Deutsche Union (Union der Zweiundzwanziger), ein von K. F. Bahrdt (s. d.) zu Halle nach Friedrichs II. Tode durch anonyme Briefe gestifteter

Geheimbund, der dem wiedererwachenden religiösen Fanatismus u. Obskurantismus entgegenwirken sollte. Die Verbindung löste sich aber auf, nachdem der damals schon tief gesunkene Bahrdt als Urheber bekannt geworden war. Letzterer kam darüber in Untersuchung und in Festungshaft. Vgl. »Mehr Noten als Text, oder die d. U. der Zweiundzwanziger« (Leipz. 1789).

Deutsche Verskunst. Das wichtigste Moment für den Versbau ist das darin befolgte rhythmische Prinzip. Das Wesen des metrischen Rhythmus besteht darin, daß in regelmäßigen Abständen Silben von größerm Gewicht mit solchen von geringerm Gewicht abwechseln. Bei der Auswahl dieser verschiedenartigen Silben kann sich nun die Metrik an Unterschiede anschließen, die bereits in der lebendigen Sprache der Prosa vorhanden sind. Und zwar kann sie entweder die Unterschiede zwischen langer und kurzer Silbe zu Grunde legen, wie das in der griechischen und lateinischen Metrik geschehen, dann entsteht die quantitierende Metrik; oder es können die Unterschiede zwischen stärker und schwächer betonter Silbe maßgebend sein: daraus ergibt sich die accentuierende Metrik; dies ist die Art und Weise der deutschen, überhaupt der germanischen Metrik. Im allgemeinen also wechseln im deutschen Verse stärker und schwächer betonte Silben, d. h. Hebungen und Senkungen, miteinander ab. In der ältern Zeit allerdings kann stärkerer und schwächerer Ton auch in derselben Silbe vereinigt sein, oder, äußerlich betrachtet, es können zwei hoch betonte Silben unmittelbar aufeinander folgen, die Senkungen fehlen (z. B. Sifrit geheizen; hier folgt auf die betonte Silbe Si sofort die betonte Silbe frit, die Senkung fehlt). Erst gegen 1300 ist der regelmäßige Wechsel durchgeführt. Im 15. und 16. Jahrh. gerät das accentuierende Prinzip ins Wanken; wenigstens in großen Gebieten der Kunstpoesie werden die Verse bloß nach der Zahl der Silben zusammengestellt (Silbenzählung), ohne Rücksicht auf die sprachliche Betonung. Es ist das Verdienst von Martin Opitz, wieder den regelmäßigen Wechsel von sprachlich betonter und unbetonter Silbe durchgeführt zu haben.

Weiter ist wichtig der Umfang der Verse und die Art ihrer Verbindung. Der altgermanische Vers war eine Langzeile, die durch einen Einschnitt (Cäsur) in zwei Hälften zerfiel (Halbzeilen). Diese Halbzeilen werden verbunden durch die sogen. Alliteration oder den Stabreim, d. h. das wichtigste oder die beiden wichtigsten Wörter der ersten Halbzeile haben den gleichen Anfangsbuchstaben (Anlaut) wie das wichtigste Wort der zweiten Halbzeile (z. B. »Roland der Riese | am Rathaus zu Bremen«). Ob die Halbzeile aus zwei Füßen (Takten) oder aus vier solchen (also das Ganze aus acht Takten) bestanden habe, darüber sind die Gelehrten noch uneinig. Eine Zusammenfassung dieser alliterierenden Langzeilen zu Strophen ist in den wenigen uns erhaltenen Resten deutscher Alliterationsdichtung nicht nachzuweisen. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. gerät die deutsche Dichtung unter den Einfluß der lateinischen Hymnendichtung. Unter dieser Einwirkung tritt an die Stelle des Anreims, des Stabreims, nunmehr der Endreim, der von da an bis zur Mitte des 18. Jahrh. die deutsche Dichtung ausschließlich beherrscht. Das erste größere Werk mit Endreim ist die Evangelienharmonie Otfrieds. Die Langzeile ist zunächst noch festgehalten; sie hat jetzt zweifellos acht Takte, die durch eine Cäsur in zwei durch den Reim verbundene Hälften zerfallen. Zwei oder mehrere Langzeilen treten als Strophen zusammen. Nach dem 10. Jahrh. verschwindet jedoch die Langzeile; sie tritt erst in mittelhochdeutschen epischen Strophen, wie der Strophe des Nibelungenliedes, der Gudrun, wieder auf, und zwar sind hier nicht mehr die Halbzeilen unter sich, sondern die Enden der ganzen Zeilen durch den Reim gebunden. Davon abgesehen, wird in der Epik, der Didaktik, der Dramatik vom 11.—17. Jahrh. ein Kurzvers von vier Füßen oder Takten ausschließlich angewendet, den Goethe dann im »Faust« wieder belebt hat. In der mittelhochdeutschen Lyrik, die sich unter französischem Einfluß entwickelt hat, und in dem sich daran anschließenden Meistergesang kommen auch Kurzverse von andrer Taktzahl vor. Vom Auftreten Opitz' bis zur Mitte des 18. Jahrh. ist der dem Französischen entlehnte Alexandriner die in der ganzen deutschen Dichtung herrschende Versform, welche jedoch im Deutschen eine Starrheit und Einförmigkeit erlangt, die ihr in ihrer Heimat fremd war. Nach der Mitte des 18. Jahrh. kommt im Drama der aus England stammende reimlose fünffüßige Jambus (s. Blank verse) auf; zu allgemeiner Anerkennung hat ihn Lessings »Nathan« gebracht. In der Lyrik werden die Strophenformen des Volksliedes, romanische und antike Strophenformen nachgebildet. In der Epik wird durch Klopstock und Voß der Hexameter eingebürgert, in Herders »Cid« der vierfüßige reimlose Trochäus der Spanier nachgebildet. Im 19. Jahrh. finden alle möglichen orientalischen Formen Nachahmung (besonders durch Rückert und Bodenstedt); auch der altdeutsche Stabreim lebt wieder auf, so in den Werken von W. Jordan und R. Wagner. Vgl. die »Metrik« (von Sievers und Paul) in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2, Tl. 1, S. 861 ff. (Straßb. 1893); Sievers, Altgermanische Metrik (Halle 1893); R. v. Muth, Mittelhochdeutsche Metrik (Wien 1882); Minor, Neuhochdeutsche Metrik (Straßb. 1893).

Deutsch-Eylau, s. Eylau 2).

Deutsch-französischer Krieg von 1870/71. Die Ursache des Krieges, welchen der französische Kaiser Napoleon III. 1870 gegen Deutschland begann, ist in der den Franzosen durch langjährige Übung zur Gewohnheit gewordenen Anmaßung, in die deutschen Verhältnisse hineinzureden und sie nach ihren Wünschen und Interessen zu bestimmen, zu suchen. Daher empfanden sie die Entscheidung des preußisch-deutschen Krieges von 1866 zu gunsten Preußens als eine Niederlage, verlangten eine »Revanche für Sadowa« und beschuldigten den Kaiser, der nicht einmal Luxemburg als Kompensation zu gewinnen wußte, des Verrats an Frankreichs Macht und Ehre. Hierdurch wurde die französische Regierung zu einem Kriege mit Preußen gedrängt, und nachdem Niel die Armee organisiert hatte, suchte sie nach einem Anlaß, den die spanische Thronfolgefrage zu bieten schien. Kaum hatte man in Paris vernommen, daß die spanische Krone dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern angeboten und von demselben angenommen worden sei, als der Minister des Äußern, Gramont, auf eine Interpellation im Gesetzgebenden Körper 6. Juli 1870 auch sofort erklärte, Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das europäische Gleichgewicht zu ihren gunsten störe. Nach dieser Drohung, welche von der Volksvertretung und der Presse mit stürmischem Beifall begrüßt wurde, stellte die französische Regierung 9. Juli durch ihren Botschafter

Benedetti an König Wilhelm in Ems das Ansinnen, er möge dem Erbprinzen von Hohenzollern den Verzicht auf die spanische Krone befehlen. Dasselbe wurde abgelehnt; da indes der Erbprinz 12. Juli aus freien Stücken der angebotenen Krone entsagte, so schien der Streitfall beseitigt. Doch verlangte nun Gramont von dem preußischen Botschafter in Paris, v. Werther, er solle den König zur Absendung eines an Napoleon gerichteten Entschuldigungsschreibens bewegen, und Benedetti erhielt den Auftrag, von dem König die Versicherung zu fordern, daß er in Zukunft niemals eine neue Thronkandidatur des Erbprinzen zulassen werde. Diese Zumutung wies der König entschieden zurück und verweigerte dem Botschafter eine weitere Audienz über diesen Gegenstand. Die Mitteilung, welche der Bundeskanzler Bismarck hiervon den Gesandtschaften des Norddeutschen Bundes machte, wurde von den französischen Ministern so gedeutet, als ob Benedetti beleidigt worden sei, und damit 15. Juli das Verlangen an den Gesetzgebenden Körper begründet, die für den Krieg erforderlichen Beschlüsse (Kredit von 66 Mill. Fr., Einberufung der Mobilgarde und Anwerbung von Freiwilligen) sofort zu fassen. Dies geschah auch trotz der Warnungen weniger Deputierten, und 19. Juli wurde in Berlin der Krieg erklärt. Das aufgeregte französische Volk rechnete in blindem Vertrauen auf die Überlegenheit der französischen Armee bestimmt auf den Sieg, und die leitenden Personen bestärkten es darin; die neuen Waffen (Chassepotgewehr und Mitrailleuse), der Beistand Dänemarks, Italiens und Österreichs, die Erhebung der von Preußen 1866 annektierten Provinzen, die Neutralität oder gar Allianz Süddeutschlands, die man voraussetzte, ließen eine Niederlage Frankreichs unmöglich erscheinen.

Mit den französischen Drohungen und Prahlereien stand die Ruhe und Entschlossenheit des deutschen Volkes in vollem Gegensatz. König Wilhelm kehrte 15. Juli nach Berlin zurück und erließ die Mobilmachungsorder; das Gleiche thaten die süddeutschen Fürsten, welche den Casus foederis anerkannten, und die anfangs abgeneigten Kammern von Bayern und Württemberg bewilligten die erforderlichen Gelder. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes beantwortete 19. Juli die echt patriotische Thronrede des Königs mit einer begeisterten Adresse u. genehmigte die Kriegsanleihe einstimmig. Bismarck säumte nicht, den Eindruck der Thatsache, daß Deutschland der angegriffene, Frankreich der angreifende Teil sei, noch dadurch zu verstärken, daß er 25. Juli in der »Times« einen Bündnisentwurf veröffentlichte, welchen Frankreich Preußen seit 1867 wiederholt angetragen, dieses aber abgelehnt hatte; danach sollte Frankreich Luxemburg und Belgien, Preußen die Herrschaft über Deutschland erhalten. Die öffentliche Meinung in Europa sprach sich daher entschieden gegen Napoleons Eroberungslust aus. In Italien und Österreich waren allerdings maßgebende Persönlichkeiten nicht abgeneigt, Frankreich zu Hilfe zu kommen, aber beide Staaten nicht gerüstet und Österreich genötigt, auf Rußland Rücksicht zu nehmen. Frankreich und Deutschland standen sich also allein gegenüber.

Nachdem auf deutscher Seite die Mobilmachung in nicht viel mehr als einer Woche vollendet war, wurde beschlossen, drei Armeen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, dem Moltke als Chef des Generalstabes zur Seite trat, am Mittelrhein auf der Operationsbasis Koblenz-Mainz-Mannheim aufzustellen. Die erste Armee, das 7. und 8. Armeekorps, die 1. und 3. Kavalleriedivision (60,000 Mann mit 180 Geschützen), unter dem Befehl des Generals v. Steinmetz, bildete den rechten Flügel bei Koblenz. Die zweite Armee, die Garde, das 3., 4., 9., 10. und 12. Armeekorps, die 5. und 6. Kavalleriedivision (194,000 Mann mit 534 Geschützen), unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, stand als Zentrum bei Mainz. Der linke Flügel bei Mannheim war die dritte Armee, das 5. und 11. norddeutsche Korps, die Bayern, Württemberger und Badener (130,000 Mann mit 480 Geschützen) unter dem Kronprinzen von Preußen. Die Gesamtzahl der in erster Linie aufgestellten deutschen Macht betrug demnach 384,000 Mann mit 1194 Geschützen. Drei preußische Armeekorps (1., 2. und 6.) blieben als Reserve im Osten; den Küstenschutz übernahmen die 17. Division und 3 Landwehrdivisionen unter Vogel v. Falckenstein. Die Franzosen zogen eine sogen. Rheinarmee zusammen, doch durchaus nicht so schnell, wie man erwartet hatte, weil die Einziehung der Reserven höchst umständlich und zeitraubend und alles Material, Proviant, Munition, Wagen, Kleidung x., in Paris konzentriert war und von dort bezogen werden mußte. Die Zahl der verfügbaren Mannschaften entsprach nicht den Angaben auf dem Papier, und die Rheinarmee zählte daher Anfang August nicht mehr als 250,000 Mann, welche nicht alle völlig ausgerüstet waren. Die Armee, deren Oberbefehl Kaiser Napoleon III. selbst übernahm mit dem bisherigen Kriegsminister Leboeuf als Generalstabschef, war überdies an der deutschen Grenze verzettelt. Das 7. Korps (Douay) stand bei Belfort, das 1. (Mac Mahon) bei Straßburg, das 5. (Failly) bei Bitsch, das 2. (Frossard) bei Saarbrücken, das 3. (Bazaine) bei Metz, das 4. (Ladmirault) bei Diedenhofen, das 6. (Canrobert) bei Châlons und die Garde (Bourbaki) bei Nancy. Während die deutsche Armee sich 30. Juli gegen die französische Grenze in Bewegung setzte, mußte die französische vorläufig stehen bleiben; nur das 2. französische Korps führte 2. Aug. in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen einen Angriff auf Saarbrücken aus, das, von nur 1000 Mann preußischer Truppen verteidigt, auf kurze Zeit von den Franzosen besetzt wurde. Die Offensive fiel daher den Deutschen zu, welche sich inzwischen durch Heranziehung des 1., 2. und 6. Korps um 100,000 Mann verstärkt hatten; die erste Armee marschierte die Saar aufwärts, die zweite durch die Rheinpfalz, die dritte nach der Lauter.

Der Kronprinz mit der dritten Armee stieß zuerst bei Weißenburg auf Widerstand, wohin Mac Mahon eine Division unter A. Douay vorgeschoben hatte; nach heftigem, erbittertem Kampf wurden Weißenburg und der dahinter liegende Geisberg von den Deutschen 4. Aug. erstürmt. Beim weitern Vordringen traf der Kronprinz bei Wörth auf Mac Mahon selbst und brachte ihm 6. Aug. eine vollständige Niederlage bei. An demselben Tage wurde von Truppen der ersten und zweiten Armee nach heldenmütiger Erstürmung der Spicherer Höhen das Korps Frossard geschlagen, worauf sich die Rheinarmee bei Metz zusammenzog. Allerdings wurde hierdurch die erste Idee der deutschen Heeresleitung, den Feind durch Umfassung seiner rechten Flanke auf dem rechten Moselufer zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, vereitelt. Auch verlor die dritte Armee die Fühlung mit dem besiegten Feind, so daß Mac Mahon, Failly und Douay sich

mit Hilfe der Eisenbahn unbehelligt ins Lager von Châlons zurückziehen konnten. Dennoch waren diese ersten Siege der Deutschen von der größten Bedeutung. Sie erfüllten das deutsche Volk mit freudiger Siegeszuversicht, schreckten Italien und Österreich von jeder Einmischung ab und riefen in Frankreich die größte Bestürzung hervor. Das Ministerium Ollivier-Gramont wurde gestürzt, worauf die Regentin, Kaiserin Eugenie, den General Palikao an die Spitze der Regierung berief; der Kaiser übergab 12. Aug. den Oberbefehl der Rheinarmee an Bazaine; der Plan einer Landung in Norddeutschland wurde aufgegeben, die Aushebung aller waffenfähigen Mannschaft beschlossen und aus Wut gegen Deutschland die Vertreibung aller Deutschen aus Frankreich befohlen. Bazaine hatte die Absicht, die Rheinarmee von Metz nach Châlons zu führen, wurde aber 14. Aug. durch den Angriff der ersten deutschen Armee auf seine noch rechts der Mosel stehenden Korps daran verhindert (Schlacht bei Colombey-Nouilly). Als er 16. Aug. den Abmarsch antreten wollte, stellten sich ihm auf der Straße nach Verdun, westlich von Metz, das 3. und 10. preußische Korps, welche die Mosel oberhalb Metz überschritten hatten, entgegen und zwangen ihn durch die blutige Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour, sich auf Metz zurückzuziehen. In der Stellung, welche er auf den Höhen westlich von Metz mit 140,000 Mann einnahm, ward er 18. Aug. von der ersten und zweiten deutschen Armee unter dem Befehl des Königs selbst angegriffen (Schlacht bei Gravelotte). Es gelang den Deutschen, den rechten Flügel der Franzosen bei St.-Privat in der Flanke zu fassen und gänzlich zu zerschmettern, so daß Bazaine sich in der Nacht hinter die Forts zurückziehen mußte. Das Ergebnis der drei Schlachttage vor Metz (14., 16. und 18. Aug.), das allerdings mit dem ungeheuern Verlust von 1832 Offizieren und 39,000 Mann erkauft wurde, war, daß der Abmarsch der französischen Rheinarmee nach Châlons verhindert und dieselbe in Metz eingeschlossen wurde.

Zur Zernierung von Metz blieben unter Prinz Friedrich Karl die erste und zweite Armee zurück und wurden durch die Landwehrdivision Kummer und die 17. Division verstärkt, während die Garde, das 4. und 12. Armeekorps von der zweiten Armee abgetrennt und mit der 5. und 6. Kavalleriedivision als vierte (Maas-)Armee unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt wurden. Diese Armee sollte mit der dritten Armee, welche mittlerweile über Nancy die Mosellinie erreicht hatte, unter dem Befehl des Königs den weitern Vormarsch in das Innere Frankreichs ausführen, wobei man den Feind in Châlons oder vor Paris zu treffen erwartete. Als indes die Reiterei, welche, der Infanterie um mehrere Tagemärsche voraus, den Vormarsch verdeckte, sich dem Lager von Châlons näherte, ermittelte sie, daß dasselbe von dem Feind plötzlich geräumt und dieser nach Norden abgezogen sei. Im Lager waren das 1., 5., 7. und 12. französische Korps, 130,000 Mann, zusammengezogen und reorganisiert worden; auch der Kaiser war von Metz dorthin gekommen, hatte aber den Oberbefehl Mac Mahon überlassen. Dieser erhielt nun von Palikao den Befehl, auf Diedenhofen zu marschieren und sich dort mit Bazaine, der gleichzeitig aus Metz herausbrechen werde, zu vereinigen, um die Deutschen zum Rückzug zu zwingen oder ihnen in den Rücken zu kommen. Das Unternehmen war gewagt, ja verzweifelt, schien aber der Regentin und dem Ministerium zur Erhaltung der Dynastie auf dem Thron notwendig. Mac Mahon gehorchte dem Befehl, obwohl er ihn nicht billigte, und auch der Kaiser erhob keinen Einspruch. Am 21. Aug. brach die französische Armee aus dem Lager auf, um über Reims, Rethel und Montmédy nach Diedenhofen zu marschieren; doch wurde der kühne Marsch nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt und kostbare Zeit versäumt. Inzwischen hatte die dritte deutsche Armee eine große Rechtsschwenkung ausgeführt und ihren Marsch nach Norden gerichtet; bereits 27. Aug. erreichte ihre Kavallerie die Franzosen bei Buzancy. König Wilhelm befahl nun, daß die Maasarmee und zwei von Metz herangezogene Korps dem Feinde den Weg nach Metz verlegen, die dritte Armee aber ihn im Westen umfassen und nach der belgischen Grenze drängen solle. Diese Operationen wurden pünktlich und sicher ausgeführt, 30. Aug. das 5. französische Korps bei Beaumont eingeholt und zersprengt u. Mac Mahon bei Sedan 1. Sept. zur Schlacht gezwungen. Die französische Armee wurde hier völlig umzingelt und mußte 2. Sept. kapitulieren; außer den 21,000 in der Schlacht gefangen genommenen fielen 83,000 Franzosen, darunter 2866 Offiziere, in deutsche Kriegsgefangenschaft. Nur das Mac Mahon von Paris nachgeschickte 13. Korps entkam den Deutschen und kehrte nach Paris zurück. Der Versuch, den Bazaine 31. Aug. machte, die deutsche Zernierungslinie vor Metz auf dem rechten Moselufer zu durchbrechen, wurde in der zweitägigen Schlacht von Noisseville zurückgewiesen. Der eine Teil der Armee des Kaiserreiches war also in Metz eingeschlossen, der andere kriegsgefangen. Mit ihrer Vernichtung brach auch das Kaiserreich selbst zusammen. Auf die Kunde von der »Schmach von Sedan« trieb das Pariser Volk den Gesetzgebenden Körper 4. Sept. auseinander und betraute die Deputierten von Paris mit der »provisorischen Regierung der Nationalverteidigung«, deren Vorsitz der Gouverneur von Paris, General Trochu, übernahm. Die Kaiserin Eugenie flüchtete nach England, wohin ihr der kaiserliche Prinz folgte; Napoleon III., der sich schon 1. Sept. in Sedan dem König Wilhelm als Kriegsgefangener ergeben hatte, erhielt Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort angewiesen.

In Deutschland und auch im Ausland glaubte man, daß mit dem Sturz des Kaiserreichs auch der Krieg zu Ende sein und die Franzosen Frieden schließen würden. Diese meinten, da der Urheber des Krieges beseitigt sei, würden die Deutschen befriedigt in ihre Heimat zurückkehren; allenfalls wären sie geneigt gewesen, die Kriegskosten zu vergüten. Sie rechneten hierbei auch auf die Unterstützung der Mächte, welche Thiers auf einer Rundreise an den Höfen, freilich vergebens, anrief, und waren über die Lage so verblendet, daß der neue Minister des Auswärtigen, J. Favre, in einem Rundschreiben vom 6. Sept. der Aufforderung zum Frieden die prahlerische Phrase hinzufügte, Frankreich würde keinen Zoll seines Gebietes, keinen Stein seiner Festungen abtreten. Bismarck erklärte hierauf 16. Sept., daß Deutschland Elsaß und Lothringen mit Straßburg und Metz als Bürgschaften gegen die Rachsucht und Eroberungslust der Franzosen verlange, und lehnte auch die Bewilligung eines Waffenstillstandes, den Favre in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Bundeskanzler zu Ferrières erbat, ohne genügende Garantien ab. Die neue französische Regierung proklamierte nun die allgemeine Volks-

bewaffnung und stachelte die nationalen Leidenschaften zum Kampf bis aufs Messer an. Der Krieg nahm also weiter seinen Gang. Deutscherseits erkannte man, daß die Einnahme von Paris und die Besetzung eines möglichst großen Teiles von Frankreich allein den Frieden herbeiführen könnten, und die dritte und Maasarmee rückten von Sedan sofort auf Paris, wo allerdings an Linientruppen, Mobil- und Nationalgarden gegen 400,000 Mann versammelt waren, aber noch ein solches Chaos herrschte, daß die Deutschen 19. Sept. ohne alle Schwierigkeiten die Einschließung von Paris vollenden konnten. Auf diese beschränkten sie sich, da zu einer Beschießung kein schweres Geschütz zur Stelle, zu einem gewaltsamen Angriff die Zernierungsarmee (130,000 Mann) zu schwach war; freilich führte die Einschließung über Erwarten spät zur Aushungerung der Stadt, da es den Franzosen gelungen war, sich noch rechtzeitig in wirklich großartiger Weise zu verproviantieren. Daneben war die deutsche Heeresleitung bemüht, durch energische Belagerung der Festungen im östlichen Frankreich sich den Rücken zu decken und die Verbindung mit Deutschland zu sichern. Durch den Fall von Toul (23. Sept.) erhielt die Armee vor Paris eine Bahnverbindung mit dem Rhein; nach der Kapitulation von Straßburg (27. Sept.) wurde das Elsaß besetzt und ein 14. Korps unter General Werder gebildet, welches sich des Saônegebiets bemächtigen sollte.

Inzwischen hatte die Delegation der provisorischen Regierung in Tours, deren Leitung im Oktober Gambetta übernahm, die allgemeine Volksbewaffnung (levée en masse) begonnen. Aus den ohne Ausnahme unter die Fahnen gerufenen und auf Kosten der Gemeinden und Departements ausgerüsteten waffenfähigen Mannschaften wurden zahlreiche neue Truppenkörper gebildet. Aus Algerien wurden alle verfügbaren Truppen herangezogen, die Kriegsflotten aus der Nord- und Ostsee, wo sie nichts hatten ausrichten können, abberufen und die beträchtlichen Hilfsmittel der Marine an Offizieren, Mannschaften und Geschütz für den Landkrieg verwendet. Getäuscht durch die Legende von 1793, glaubte Gambetta durch den kleinen Krieg der Francstireurs die Feinde beunruhigen und ermüden sowie durch die Masse der Volksheere erdrücken zu können. Die ersten Provinzialheere bildeten sich in Lille, Lyon und Orléans. Das letztere, die Loirearmee unter General La Motterouge, wurde 10. Okt. von einer deutschen Heeresabteilung (1. bayrisches Korps und 22. preußische Division) unter General v. d. Tann bei Artenay geschlagen und darauf Orléans, Châteaudun und Chartres von den Deutschen besetzt. Indes die französische Loire-Armee reorganisierte sich unter Aurelle de Paladines und wuchs Ende Oktober auf 200,000 Mann an. Tann wurde gezwungen, 8. Nov. Orléans zu räumen und nach dem Gefecht bei Coulmiers (9. Nov.) bis Toury zurückzuweichen, wo er durch die 17. Division verstärkt wurde. Von Le Mans drangen beträchtliche Scharen gegen Chartres und Dreux vor, im Norden machte sich die von Bourbaki gebildete Armee bemerklich, und die Francstireurbanden wurden immer dreister. Die Lage der Zernierungsarmee vor Paris, von wo wiederholt Ausfälle (so besonders 30. Okt. bei Le Bourget) versucht wurden, wäre ernstlich gefährdet worden, wenn nicht 27. Okt. die Kapitulation von Metz erfolgt wäre. Durch sie fielen 173,000 Mann mit 6000 Offizieren in deutsche Gefangenschaft, und die erste u. zweite deutsche Armee wurden für den Krieg in der Provinz verfügbar, der nun mit Thatkraft und Erfolg geführt wurde. General v. Manteuffel rückte mit dem 7. und 8. Korps nach dem Norden, warf die Franzosen 27. Nov. bei Amiens in die nördlichen Festungen zurück und besetzte 5. Dez. Rouen und 9. Dez. Dieppe. General v. Werder ging nach dem Fall von Schlettstadt und Neu-Breisach zum Schutz der Belagerung von Belfort bis Dijon vor und schlug alle Angriffe Garibaldis siegreich zurück. Prinz Friedrich Karl führte das 3., 9. und 10. Korps in Eilmärschen an die Loire und erreichte die Gegend von Orléans, als gerade der rechte Flügel der Loirearmee auf Befehl Gambettas einen Vorstoß machte, um der Pariser Armee, die im Südosten nach Fontainebleau durchbrechen wollte, hier die Hand zu reichen. Als dieser Vorstoß an dem tapfern Widerstand des 10. Korps bei Beaune-la-Rolande (28. Nov.) scheiterte, schickte Gambetta 1. Dez. Chanzy mit dem linken Flügel gegen Loigny vor. Auch dieser Angriff wurde von der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg abgewiesen, und nun schritt Prinz Friedrich Karl 3. Dez. seinerseits zum Angriff auf die schon desorganisierte Loirearmee, zersprengte sie in zwei Teile und besetzte 4. Dez. Orléans wieder. Der Ausfall der Pariser Truppen unter Ducrot mißlang trotz mutigen und anfangs erfolgreichen Vordringens gegen die deutsche Stellung auf den Höhen von Villiers (30. Nov. und 2. Dez.). Zwei neue Vorstöße der französischen Nordarmee unter Faidherbe wurden 23. Dez. an der Hallue und 3. Jan. 1871 bei Bapaume von Manteuffel zurückgewiesen. Dennoch war Gambetta nicht nur nicht entmutigt, sondern faßte, nachdem aus der zersprengten Loirearmee zwei neue, unter Chanzy in Le Mans und unter Bourbaki in Bourges, gebildet worden, im Januar 1871 den Plan eines allgemeinen Angriffs auf die Deutschen. Die Pariser Armee sollte einen großen Ausfall machen, Chanzy von Westen und Faidherbe von Norden denselben entgegen kommen; der entscheidende Schlag sollte im Osten ausgeführt werden, indem Bourbaki durch einen kühnen Zug auf Belfort dieses zu entsetzen, Werders Korps zu zersprengen und durch rasches Vordringen in das Moselgebiet die Deutschen vor Paris und in Orléans von ihrer Verbindung mit dem Rhein und ihrer Verpflegung abzuschneiden beauftragt wurde. Obwohl Trochu einen neuen Ausfall aus Paris für aussichtslos hielt, so ließ er ihn doch zu. Am 19. Jan. versuchten 100,000 Mann vom Fuß des Mont Valérien aus nach Westen durchzubrechen, wurden aber vom 5. preußischen Korps unter empfindlichen Verlusten zurückgewiesen. An demselben Tage erlitt Faidherbe durch Goeben bei St.-Quentin eine völlige Niederlage und mußte sich in die nördlichen Festungen flüchten. Der Chanzyschen Armee kam Friedrich Karl mit dem Angriff zuvor: in den siebentägigen Gefechten von Le Mans (6.—12. Jan.) wurde dieselbe bis Laval zurückgeschlagen und für längere Zeit kampfunfähig gemacht. Der Vormarsch Bourbakis gegen Belfort zwang allerdings Werder, Dijon zu räumen und zum Schutz der Belagerung westlich von Belfort an der Lisaine eine feste Stellung zu nehmen. Der Versuch der Franzosen, diese zu erstürmen, ward 15.—17. Jan. von den deutschen Truppen abgeschlagen, während Manteuffel mit der neugebildeten Südarmee (2. und 7. Korps), unbelästigt von Garibaldi, die Côte d'Or überschritt und sich in den Rücken des Bourbakischen Heeres warf. Als dieses durch die Thäler des Jura seinen Rückzug nach Lyon nehmen wollte, ward es von Manteuffel ereilt und 1. Febr. bei Pontarlier gezwungen, 80,000 Mann

stark auf schweizerisches Gebiet überzutreten. Belfort ward 16. Febr. übergeben.

Da die Lebensmittel in Paris gänzlich auszugehen drohten, mußte die Regierung der Nationalverteidigung Verhandlungen anknüpfen, die 28. Jan. 1871 zu einer Konvention zwischen Bismarck und J. Favre führten, nach welcher sämtliche Forts um Paris den Deutschen übergeben, ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen und während desselben eine französische Nationalversammlung zur Entscheidung über die Friedensfrage berufen werden sollte. Als Gambetta den Waffenstillstand nun zur Verstärkung der Armee und zur Beherrschung der Wahlen im Sinne eines Krieges bis zum äußersten benutzen wollte, ward er von der provisorischen Regierung genötigt, seine Entlassung zu nehmen. In der That war jeder weitere Widerstand aussichtslos, da die deutschen Truppen in einer Stärke von 900,000 Mann einen großen Teil Frankreichs besetzt hielten, die meisten Festungen im Osten und Norden erobert hatten und im Besitz hinreichender Verkehrslinien waren. Die Überzeugung von der Nutzlosigkeit weitern Krieges und die Sehnsucht nach Frieden waren in Frankreich so allgemein, daß die Wahlen zur Nationalversammlung (8. Febr.) eine zum Frieden entschlossene Mehrheit ergaben. Die Nationalversammlung wurde 12. Febr. in Bordeaux eröffnet, ernannte Thiers 17. Febr. zum Chef der Exekutivgewalt und beauftragte ihn mit den Friedensverhandlungen. Dieselben wurden 21.—26. Febr. in Versailles geführt. Die deutsche Regierung verlangte die Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg, Metz und Belfort und eine Kriegskontribution von 6 Milliarden Frank. Die auswärtigen Mächte, besonders England, hätten sich gern in die Verhandlungen zu gunsten Frankreichs eingemischt; indes die deutsche Regierung bestand darauf, daß Deutschland, das den Krieg allein ausgefochten, auch allein den Frieden schließe. Nur gab sie den französischen Unterhändlern nach, daß die Geldforderung auf 5 Milliarden (s. unten) herabgesetzt wurde, bis zu deren Abzahlung französisches Territorium besetzt bleiben sollte, und Belfort bei Frankreich blieb. So wurde 26. Febr. der Präliminarfriede von Versailles unterzeichnet und, um die Genehmigung desselben durch die Nationalversammlung zu beschleunigen, deutscherseits bis zu derselben die Besetzung eines Teiles von Paris angeordnet. Schon 1. März wurde der Vertrag in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen genehmigt. Über den definitiven Abschluß des Friedens wurde zuerst in Brüssel verhandelt, doch verschleppten die französischen Diplomaten durch allerlei Schwierigkeiten, die sie erhoben, die Verhandlungen, bis sich Bismarck selbst ins Mittel legte und 10. Mai zu Frankfurt a. M. im Gasthof zum Schwan mit Favre den Frankfurter Frieden unterzeichnete, welcher, abgesehen von einigen Bestimmungen über die Zahlungen und die Okkupation, den Versailler Vertrag bestätigte.

So endigte nach einer Dauer von 190 Tagen dieser Krieg, in welchem 15 größere Schlachten und weit über 100 Gefechte, fast alle für die Deutschen siegreich, geschlagen, 370,000 Franzosen nebst 12,000 Offizieren gefangen nach Deutschland abgeführt, gegen 7400 Geschütze und 107 Fahnen von den Deutschen erbeutet wurden; im ganzen hatten (mit der Bourbakischen Armee und der Pariser Besatzung) 26,000 Offiziere und 702,000 Mann des französischen Heeres die Waffen strecken müssen. Die französischen Verluste beliefen sich auf 80,000 Tote und 14 Milliarden an Kriegskosten. Der deutsche Gesamtverlust betrug 6247 Offiziere und Ärzte und 123,453 Mann, darunter etwa 40,080 Tote. Insgesamt wurden von deutscher Seite 44,420 Offiziere und 1,451,944 Mann unter Waffen gestellt, davon 33,101 Offiziere und 1,113,254 Mann zum Kriege verwendet. Das Ergebnis des Krieges war nicht bloß der Wiedergewinn Elsaß-Lothringens und der Festungen Straßburg und Metz, sondern auch die Gründung des neuen Deutschen Reiches, welches schon während des Krieges 18. Jan. 1871 in Versailles errichtet worden war.

Die Verwendung der fünf Milliarden.

Die Kriegskostenentschädigung Frankreichs an das Deutsche Reich betrug 5 Milliarden Frank, welche 1871—73 in Teilbeträgen gezahlt wurden, nebst 301,400,000 Frank Zinsen für die Stundung. Hierzu kamen noch etwa 260 Mill. Frank örtliche Kriegsschatzungen, worunter 200 Mill. von Paris. Die Zahlungen erfolgten überwiegend in Noten und Wechseln. Der Gesamtbetrag macht rund 4459 Mill. Mark, wovon 325 Mill. Fr. = 260 Mill. Mk. für die abgetretenen Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen in Abzug kamen. Über einen Teil der Summe, mehr als 2 Milliarden, wurde im Wege der Reichsgesetzgebung verfügt, der größere Teil zwischen dem Norddbund und den Südstaaten verteilt, wobei auf ersteren 1940 Mill. Mk. fielen; davon blieben nach Deckung der Kriegs- und Retablissementskosten und Tilgung der Anleihe 400 Mill. zur Verteilung an die einzelnen Staaten. Die Hauptverwendungen aus der Summe, über welche reichsgesetzlich verfügt wurde, sind: 207 Mill. Kriegskosten seit Mitte 1870; Reichskriegsschatz 120 Mill., Umbau der Festungen 216 Mill., Wiederherstellungskosten der bewaffneten Macht 126 Mill.; Marine 95 Mill., Kriegsdenkmünze 900,000 Mk.; Invalidenfonds 561 Mill. und Invalidenpensionen bis Ende 1872: 30¼ Mill.; Dotationen an Heerführer und Staatsmänner 12 Mill.; Unterstützung von Landwehrleuten 12 Mill.; Beihilfe an aus Frankreich vertriebene Deutsche 8 Mill.; Kriegsschädenersatz an Reeder 17 Mill.; Ersatz von Kriegsschäden und Kriegsleistungen 116 Mill.; Vergrößerung des Betriebsfonds der Reichskasse 84 Mill.; Reichstagsgebäudefonds 24 Mill.; Ausbau und Ausrüstung der Reichseisenbahnen (einschl. Luxemburger Wilhelmsbahn) 172 Mill. über die wirtschaftliche Krisis, welche sich aus dem Zufluß der Milliarden entwickelte, s. Handelskrisis. Vgl. auch die Schriften von L. Bamberger (Berl. 1873), F. Stözel (Frankf. a. M. 1873), A. Soetbeer (Berl. 1874), sämtlich unter dem Titel: »Die fünf Milliarden«.

[Litteratur.] Deutsche Werke: das offizielle Werk »Der deutsch-französische Krieg 1870/71, redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs« (Berl. 1872—82, 5 Bde.); v. Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs (das. 1891). Werke von Generalstabsoffizieren sind: Blume, Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs (3. Aufl., Berl. 1872); v. Wartensleben, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Manteuffel (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Südarmee (2. Aufl., das. 1872); v. Schell, Die erste Armee unter General v. Steinmetz (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Goeben (das. 1873); v. d. Goltz, Die Operationen der zweiten Armee bis zur Kapitulation von Metz (das. 1873); Derselbe,

Die Operationen der zweiten Armee an der Loire (Berl. 1875); Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals v. Werder (das. 1874). Außerdem sind als allgemeine Darstellungen des Krieges hervorzuheben: Riemann, Der französische Feldzug 1870/71 (Hildburgh. 1871); Borbstädt, Der deutsch-französische Krieg 1870 (Berl. 1871); Junck, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs (das. 1876, 2 Bde.); Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte (2. Aufl., Leipz. 1880, 2 Bde.). Populäre illustrierte Darstellungen lieferten H. Fechner (3. Aufl., Berl. 1871), G. Hiltl (3. Aufl., Bielef. 1876), Th. Fontane (Berl. 1873—74, 2 Bde.). — Französische Werke: die »Enquête parlementaire«; Bazaine, L'armée du Rhin (deutsch, Kassel 1872); Aurelle de Paladines, La première armée de la Loire (deutsch, Braunschw. 1874); Chanzy, La deuxième armée de la Loire (deutsch, Hannov. 1873); Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord (deutsch, Kassel 1872); Binoy, Siége de Paris (Par. 1872); Ducrot, Siége de Paris (das. 1875—78, 4 Bde.); J. Favre, Le gouvernement de la défense nationale (das. 1871—75, 3 Tle.); Freycinet, La guerre en province (deutsch, 3. Aufl., Gera 1877). Vgl. auch Hirth und v. Gosen, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges (Leipz. 1871—74, 3 Bde.); v. Busse, Die Heere der französischen Republik (Hannov. 1874); v. d. Goltz, Léon Gambetta und seine Armeen (Berl. 1877); das statistische Werk von E. Engel, Die Verluste der deutschen Armeen (das. 1872); Schulz, Bibliographie de la guerre Franco-Allemande et de la Commune (Par. 1886), und Koschwitz, Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/71 (Berl. 1893).

Deutschfreisinnige Partei, s. Deutsche freisinnige Partei (S. 792).

Deutschgesinnte Genossenschaft, eine der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrh., 1643 zu Hamburg von Ph. v. Zesen und Dietr. Petersen gestiftet. Ihr Sinnbild war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock mit dem Spruch: »Unter den Rosen ist liebliches Losen« (losen = lauschen). Die Seele des Vereins, dessen Zweck in Reinigung der deutschen Sprache und Poesie bestand, war Zesen (genannt der »Färtige«), der ihm auch seine phantastische Eigentümlichkeit aufdrückte. Er wollte namentlich alle Fremdwörter, selbst die längst eingebürgerten, ausmerzen und schlug dafür neugebildete Wörter vor, die oft ebenso sinnlos wie abgeschmackt waren. Zu seinen Gegnern gehörte besonders Schuppius. Der Verein erweiterte sich nach und nach in vier Zünfte (Rosen-, Lilien-, Nägelein- und Rautenzunft) und hielt sich bis in die ersten Jahre des 18. Jahrh. Vgl. Dissel, Philipp v. Zesen und die D. G. (Hamb. 1890).

Deutsch-hannöversche Rechtspartei nannten sich 1869 die Anhänger der welfischen Dynastie in Hannover, welche sich aber im Reichstag, wo sie jetzt 7 Mitglieder zählen, nie als Fraktion konstituierten.

Deutschkatholiken, die Mitglieder der Religionsgesellschaft, welche sich 1844 von der römisch-katholischen Kirche in Deutschland getrennt hat. Veranlassung dazu gab die vom Bischof Arnoldi angeordnete Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. Schon ehe der katholische Priester Ronge (s. d.) an den Bischof Arnoldi von Trier ein Sendschreiben erließ, worin jene Ausstellung ein den Aberglauben und Fanatismus beförderndes Götzenfest genannt ward, war in Schneidemühl in der preußischen Provinz Posen eine förmliche Lossagung von der römisch-katholischen Kirche erfolgt, indem der dortige Kaplan Czerski (s. d.) mit einem Teil seiner Gemeinde aus jener ausgetreten war, was dann 19. Okt. zur Gründung einer christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde führte. In ihrem bald darauf veröffentlichten Glaubensbekenntnis wurden zwar die spezifisch römischen Lehren als unbiblisch verworfen, dagegen die Heilige Schrift für »die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens« erklärt und nicht bloß die nicänische Dogmatik, sondern auch die römisch-katholische Lehre von den sieben Sakramenten beibehalten. Mehr noch als Czerski war Ronge der Held des Tages; seine Reisen gestalteten sich zu Triumphzügen, und als ihn das Breslauer Domkapitel mit dem Kirchenbann belegte, ward damit der Bewegung nur Vorschub geleistet. In Schlesien, wo die Übergriffe der Hierarchie schon längst Opposition erregt hatten, brach sich der Abfall vom römischen Katholizismus zuerst in weitern Kreisen Bahn. Eine Versammlung von etwa 60 Katholiken zu Breslau 15. Dez. hatte den Erfolg, daß dieselben, geführt von Regenbrecht, Professor des kanonischen Rechts, unter Hinweisung auf die Erfolglosigkeit aller bisherigen Reformbestrebungen innerhalb der Kirche aus der letztern ausschieden. So entstand 4. Febr. 1845 eine Gemeinde, welche sich 9. Febr. d. J. über gewisse »Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung« vereinigte und den Namen einer deutschkatholischen Gemeinde annahm. Ihr Glaubensbekenntnis forderte als wesentlich nur den Glauben »an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert, an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben«. Es nahm nur zwei Sakramente an, Taufe und Abendmahl, das letztere als Erinnerungsmahl in beiden Gestalten zu empfangen. Christus ward als der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen hingestellt, daher Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, Ablaß und Wallfahrt verworfen. Die Breslauer Gemeinde zählte schon zu Anfang des März 1200 Mitglieder und wählte Ronge zu ihrem Seelsorger. Gleichzeitig fand die Bewegung noch in andern bedeutenden Städten Deutschlands Anklang, so in Berlin, wo ein Glaubensbekenntnis aufgestellt wurde (3. März), welches mit dem konservativen Schneidemühler stimmte, in Leipzig (12. Febr.), Dresden (15. Febr.) und Annaberg (20. Febr.), wo man im Gegenteil auf die Seite der rationalistischen Fraktion der neuen Kirchenbildung trat. Im Westen Deutschlands war Elberfeld die erste Stadt, wo eine der Reform huldigende Gemeinde ins Leben trat, und zwar geschah letzteres unter dem Namen einer christlich-katholisch-apostolischen (15. Febr.). Weitere Gemeinden bildeten sich in Offenbach, Worms und Wiesbaden. Aber nur in Hildesheim und Marienburg in Westpreußen stimmte man noch Czerski bei, und an Berlin schlossen sich noch Potsdam, Nauen und Friesack an. Das Breslauer Bekenntnis dagegen nahm man an in Chemnitz, Braunschweig, Glogau, Liegnitz, Freistadt, Oppeln, Schlawentzitz, Görlitz, Magdeburg, Dahlen und Oschatz, ferner im Anschluß an Breslau in Landeshut, im Anschluß an Magdeburg in Genthin, Salzwedel und Naumburg, im Anschluß an Chemnitz in Penig und

Zschopau. Zwischen Breslau und Schneidemühl vermittelnd bildete sich im Kreis Hamm in Westfalen eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde.

So weit hatte sich die Bewegung verbreitet, als die erste Kirchenversammlung der D. zu Leipzig gehalten wurde, wo im allgemeinen die Lehrmeinung Ronges durchdrang. In fünf Sitzungen (23.—26. März) vereinigte man sich über »allgemeine Grundsätze und Bestimmungen der deutschkatholischen Kirche«, welchen zufolge der Gottesdienst wesentlich aus Belehrung und Erbauung bestehen, seine äußere Form sich nach dem Bedürfnis der Zeit und des Ortes richten soll. Der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde abgeschafft, die Gemeindeverfassung auf demokratischer Basis errichtet. Die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen sollten nur dann allgemeine Gültigkeit erlangen, wenn sie von der Mehrzahl sämtlicher einzelnen Gemeinden angenommen wurden. Nach diesen Leipziger Beschlüssen bildeten sich jetzt in allen Provinzen Preußens deutschkatholische Gemeinden, die zahlreichsten in Schlesien. Um die Mitte Juni berechnete man hier die Zahl der D. schon auf 40—50,000. Auch im Königreich Sachsen entstanden außer den oben genannten noch in Plauen, Bautzen, Strehla und Glauchau Gemeinden, und Ähnliches geschah in den meisten andern Bundesstaaten. Selbst in Bayern wurde ein Versuch dazu in Neustadt a. d. Hardt gemacht, aber von seiten der Regierung unterdrückt. Zu gleich strengen Maßregeln griff die österreichische Regierung, um die ihr mißfällige Bewegung von ihren Grenzen entfernt zu halten; hier und später auch in Bayern wurde der Name D. amtlich verboten und mit dem von Dissidenten vertauscht. Im Königreich Sachsen erging unterm 26. März eine Verordnung, wonach die D. hinsichtlich der bei ihnen vorkommenden seelsorgerlichen Handlungen mit Ausschluß der Beichte und des Abendmahls bis auf weiteres an den betreffenden protestantischen Orts- oder Bezirksgeistlichen gewiesen wurden. Nach einem königlichen Reskript in Preußen vom 17. Mai 1845 ward ihnen der Mitgebrauch evangelischer Kirchen verweigert, wie ihre Prediger auch nicht für Geistliche geachtet werden und deren Amtshandlungen keine bürgerliche Gültigkeit besitzen sollten. Aber gerade um der entschiedenen Abneigung willen, welche die Regierungsgewalten der deutschkatholischen Bewegung gegenüber bewiesen, fand diese immer weitere Verbreitung. Ende August 1845 bestanden im ganzen 173 Gemeinden; davon kamen auf Preußen allein 118, von den übrigen auf Sachsen 22, Mecklenburg 7, Braunschweig 1, beide Hessen 15, Nassau 2, Baden 3, Württemberg 2, Freie Städte 3.

Weit mehr Eintrag als hemmende Regierungsmaßregeln und die Angriffe, welche von der römischen Partei auf die sich bildende Kirche gemacht wurden, that dieser die in ihrem eignen Schoß immer mehr hervortretende Differenz. Abgesehen davon, daß die Gemeinden, welche die Richtung Czerskis teilten, 22.—24. Juli 1846 zu Schneidemühl ein biblisches Glaubensbekenntnis aufstellten, entspannen sich im Schoß einzelner Gemeinden Feindschaften, namentlich in Breslau, wo sich Ronge mit Theiner, welcher gleich anfangs den radikalen Glaubensansichten und lärmenden Triumphreisen des Agitators abgeneigt gewesen war, verfeindete. So geriet der rasche Aufschwung, den die neue Kirche genommen hatte, schon 1847 ins Stocken, und auf dem zweiten Hauptkonzil, welches 70 Abgeordnete von 142 selbständigen Gemeinden 25. Mai 1847 in Berlin abhielten, kam es zur Absonderung der Strenggläubigen von der neuen Kirche.

Die politische Bewegung von 1848 schien für den Deutschkatholizismus eine neue Blütezeit herbeizuführen: die deutschen Grundrechte verkündeten unbeschränkte Religions- und Glaubensfreiheit, Österreich und Bayern öffneten jetzt ihre Grenzen der neuen Bewegung. An andern Orten nahm Ronge seine Thätigkeit wieder auf, aber sein jetzt ganz offen hervortretendes politisches Treiben erregte immer entschiedenern Anstoß; von Leipzig und Darmstadt aus erfolgten förmliche Lossagungen von seiner Person, und die christlichkatholische Gemeinde in Posen veröffentlichte 1849 einen Protest gegen Dowiat, welcher die neue Kirchengemeinschaft zu einem politischen Klub herabwürdigte und in demselben die Realisierung der sogen. sozialdemokratischen Republik anstrebte. Gleichwohl wendete sich die Reaktion auch gegen die neuen Gemeinden. In Österreich wurden sie schon 1849 wieder verboten, in Bayern ihnen 1850 nur eine beschränkte Duldung gewährt. Auch wo von seiten der Staatsregierungen nicht hemmend eingegriffen wurde, lösten sich an manchen Orten die Gemeinden auf; an andern erfolgten Rücktritte zur katholischen Kirche, an noch andern, z. B. in Dresden, traten die angesehensten Mitglieder der neuen Kirche zur protestantischen über. In Breslau trat mit dem Professor Regenbrecht eine gewichtige Autorität ab. Ronge wandte sich nach Frankreich und England. Die meisten der fortbestehenden deutschkatholischen Gemeinden gaben ihre Sympathien mit den seit 1848 zahlreicher gewordenen »Freien Gemeinden« (s. d.) immer unverhohlener kund, und auf einer Versammlung zu Darmstadt 20. Febr. 1850, an der 20—30 Abgeordnete aus dem südwestlichen Deutschland teilnahmen, wurde der Wunsch nach voller Vereinigung ausgesprochen. Dieselbe wirklich durchzuführen, war die Aufgabe des zweiten Leipziger Konzils, welches 22. Mai 1850 zusammentrat, seine Sitzungen aber wegen polizeilicher Maßnahmen nach Köthen verlegen mußte. Hier wurde nach längern Debatten ein Bund verabredet, welcher den Namen »Religionsgesellschaft freier Gemeinden« führen sollte. In der neuern Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Bezug auf den Deutschkatholizismus immer entschiedener dahin ausgesprochen, daß er die Hoffnungen, die sich an sein Entstehen knüpften, nicht erfüllt hat (vgl. Gervinus, Die Mission der D., Heidelb. 1846). Die meisten deutschkatholischen Gemeinden haben sich wieder aufgelöst, die zu Schneidemühl 1857. In Preußen betrug die Anzahl der D. 1861: 6395, 1867: 10,920; im Königreich Sachsen 1849: 1772, 1871: 3015. Im Deutschen Reich wurden 1890: 5714 D. gezählt. Vgl. Edwin Bauer, Geschichte der Gründung und Fortbildung der deutschkatholischen Kirche (Meißen 1845); Rampe, Das Wesen des Deutschkatholizismus (Tübing. 1850) und Geschichte des Deutschkatholizismus (Leipz. 1860).

Deutschkonservative Partei, seit 1876 Bezeichnung der streng konservativen (früher neukonservativen) Partei im deutschen Reichstag, welche sich 1876 von neuem konstituierte. Sie zählt im Reichstag 72, im preußischen Abgeordnetenhaus 149 Mitglieder; die Agrarier (s. d.) sind besonders zahlreich in ihr vertreten. Ihr Hauptorgan ist die »Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung«.

Deutsch-Kralup, Stadt in der böhm. Bezirksh. Komotau, an der Linie Komotau-Eger der Buschtěhrader Bahn, mit (1890) 1064 deutschen Einwohnern.

Deutsch-Krawarn, Dorf und Rittergut im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Ratibor, an der Oppa, hat eine kath. Kirche, ein Schloß, eine Handelsmühle, Brennerei, Hausierhandel und (1890) 2826 Einw.

Deutsch-Kreutz (ungar. Német-Keresztur), Markt im ungar. Komitat Ödenburg, mit einem beliebten kohlensäurereichen Säuerling (Rudolfsquelle) und (1890) 3149 meist deutschen Einwohnern.

Deutsch-Krone, Kreisstadt im preuß. Regbez. Marienwerder, zwischen schönen Laubwaldungen und zwei fischreichen Seen, an der Linie Schneidemühl-Kallies der Preußischen Staatsbahn, 111 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein neues Rathaus, ein Denkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., ein Gymnasium, eine Präparandenanstalt, eine Baugewerkschule, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, Hauptsteueramt, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Dampfschneidemühlen, Bierbrauerei, bedeutenden Holzhandel und (1890) 6964 Einw., davon 3426 Evangelische, 3044 Katholiken und 492 Juden. D. wurde 1303 von dem Markgrafen Otto IV. von Brandenburg angelegt; es hieß ursprünglich Arnskrone, dann unter polnischer Herrschaft Walcz und führt erst seit 1772 den jetzigen Namen.

Deutschland (Deutsches Reich, franz. Allemagne, engl. Germany), das im Herzen Europas, zwischen den vorherrschend slawischen Ländern des Ostens und den romanischen des Westens und Südens liegende, im SO. an Deutsch-Österreich und im N. an das stammverwandte skandinavische Dänemark grenzende Land.

Übersicht des Inhalts:

	Seite
I. Lage, Grenzen, Areal	856
II. Bodengestaltung:	
Gebirgssysteme	857
Geologische Beschaffenheit (Textblatt zur Karte)	859
Lagerstätten nutzbarer Mineralien (desgl.)	859
III. Gewässer:	
Meere	859
Flüsse	860
Landseen	861
Kanäle	861
Mineralquellen	862
Seebäder	862
IV. Klima (Textblatt zur Karte)	862
Pflanzenwelt	862
Tierwelt	863
V. Bevölkerung:	
Dichtigkeit (Textblatt zur Karte)	864
Geschlecht	865
Familienstand, Alter	865
Haushaltungen	865
Bewegung	865
Gebürtigkeit, innere Wanderungen	866
Auswanderung	867
Bilanz der Bevölkerung	868
Wohnplätze. Städte	869
Beruf	869
Sprache u. Volksstämme	870
Konfessionen (mit Textblatt zur Karte)	873
Kirchenwesen	873
Bildungsanstalten	874
VI. Landwirtschaft:	
Ackerbau	876
Gartenbau, Weinbau	877
Viehzucht	878
Fischerei. Waldkultur	879
VII. Industrie:	
Bergbau u. Verwandtes	880
I. in Stein, Erde, Glas	882
Chemische Industrie	883
I. in Papier, Leder	883
Textilindustrie u. a.	884
VIII. Handel u. Verkehr:	
Zollgebiet	885
Ein- und Ausfuhr	886
Schiffahrt	887
Eisenbahnen	888
Post und Telegraphie	888
Maße, Gewichte, Münzen	889
Geld- und Kreditwesen	889
IX. Staatswesen:	
Reichsverfassung u. Verwaltung	890
Rechtspflege	892
Reichsfinanzen	893
Heerwesen, Marine (mit Textblatt)	895
Kolonien	900
Wappen, Flaggen (mit Textblatt)	901
Geogr.-statist. Litteratur	901
Geschichte	901

I. Lage, Grenzen, Flächeninhalt.

(Hierzu die politische Übersichtskarte »Deutsches Reich«.)

Das Deutsche Reich ist durch Verträge zwischen dem ehemaligen Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten (Nov. und Dez. 1870) und durch Erwerbung der Länder Elsaß und Deutsch-Lothringen im Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871) gebildet und umfaßt alle Länder des ehemaligen Deutschen Bundes, mit Ausnahme von Österreich, Luxemburg, Limburg und Liechtenstein, jedoch mit Einschluß der preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schleswig und des Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. Tabelle). Es reicht vom westlichsten Punkte der preußischen Rheinprovinz beim Dorf Isenbruch im Regbez. Aachen, unter 5° 52′, bis zum östlichsten Ende der Provinz Ostpreußen beim Dorf Schillenmgken, unweit Schirwindt an der Scheschuppe, unter 22° 53′ östl. L. v. Gr., und vom südlichsten Punkt am Ursprung der Stillach, eines Quellflusses der Iller, in den Algäuer Alpen, unter 47° 16′, bis zum nördlichsten beim Dorf Nimmersatt nördlich von Memel, unter 55° 54′ nördl. Br. Die Entfernung von Tilsit bis Metz beträgt 1305, von Hadersleben bis Kempten 860, von Swinemünde bis Bautzen 315 und von Trier bis Wunsiedel 400 km. Im N. grenzt D. an die Nordsee, Dänemark und die Ostsee; im O. an Rußland und Österreich (Galizien), im S. an Österreich von der Weichsel bis an den Bodensee und an die Schweiz; im W. an Frankreich, Luxemburg, Belgien und die Niederlande.

Areal und Bevölkerung des Deutschen Reiches.

Staaten	QKil.	QMeil.	Einw. 1890	Einw. auf 1 QKil. 1890	1840
Königreich Preußen	348 497	6327,98	29 957 367	86,0	54,1
Bayern	75 865	1377,79	5 594 982	73,7	57,1
Sachsen	14 993	272,29	3 502 684	233,6	114,0
Württemberg	19 504	354,21	2 036 522	104,4	84,4
Großherzogt. Baden	15 081	273,89	1 657 867	109,9	86,0
Hessen	7 682	139,51	992 883	129,3	100,5
Mecklb.-Schwerin	13 162	239,04	578 342	43,9	37,6
Sachsen-Weimar	3 595	65,29	326 091	90,7	68,8
Mecklb.-Strelitz	2 929	53,19	97 978	33,4	30,7
Oldenburg	6 424	116,66	354 968	55,3	44,0
Herzgt. Braunschweig	3 672	66,69	403 773	110,0	72,1
Sachs.-Meiningen	2 468	44,82	223 832	90,7	61,8
Sachs.-Altenburg	1 324	24,04	170 864	129,1	92,7
S.-Koburg-Gotha	1 956	35,52	206 513	105,6	72,3
Anhalt	2 294	41,66	271 963	118,5	65,0
Fürstent. Schwarzb.-Rudolstadt	941	17,09	85 863	91,3	71,1
Schw.-Sondersh.	862	15,66	75 510	87,6	66,4
Waldeck	1 121	20,36	57 281	51,1	52,1
Reuß ä. L.	316	5,74	62 754	198,3	104,6
Reuß j. L.	826	15,00	119 811	145,1	88,3
Schaumb.-Lippe	340	6,18	39 163	115,1	81,2
Lippe	1 215	22,06	128 496	105,7	84,4
Freie Stadt Lübeck	298	5,41	76 485	256,9	138,3
Bremen	256	4,65	180 443	706,0	278,0
Hamburg	414	7,52	622 530	1504,5	480,9
Elsaß-Lothringen	14 509	263,51	1 603 506	110,5	103,6
Deutsches Reich:	540 984	9815,76	49 428 470	91,3	60,3

In den Größenzahlen der obigen Tabelle sind nicht gerechnet die Wasserflächen der Haffe und Küstengewässer, die besonders in den Provinzen Ost- und Westpreußen und Pommern bedeutend sind und ohne die Küstengewässer Schleswig-Holsteins und Hannovers, deren Areal nicht bekannt ist, 4152 qkm betragen, sowie der Anteil Deutschlands am Bodensee (309 qkm oder 5,6 QM.). Vor 1866 umfaßten die Staaten des Deutschen Bundes 630,008 qkm (11,444 QM.). Gegenwärtig nimmt das Deutsche Reich unter den Staaten Europas nach seinem Flächeninhalt die vierte, nach der Zahl seiner Bevölkerung die zweite Stelle ein, da es an Einwohnerzahl nur Rußland, an Umfang außer

Meyers Konv.-Lexikon 5 Aufl

Bibliographisches

14 Ostl. Länge v. Greenwich 16 18 20 22

Bornholm

S E E

Danziger Bucht

Pommersche Bucht

Königsberg

Danzig

Elbing

Marienburg

Marienwerder

Graudenz

Kulm

Kulmerland

Thorn

Bromberg

Stettin

Posen

Frankfurt

Breslau

Warschau

Prag

Ö S T E R R E I C H - U N G A R N

WIEN

DEUTSCHES REICH.

Maßstab 1 : 4 600 000

Kilometer

Regierungshauptstädte sind unterstrichen.

B - Braunschweig	S.M. - Sachsen-Meiningen
L - Lippe	S.W. - Sachsen-Weimar
R.Ä. - Reuß ältere Linie	S.L. - Schaumburg-Lippe
R.J. - Reuß jüngere Linie	S.R. - Schwarzburg-Rudolstadt
S.A. - Sachsen-Altenburg	S.S. - Schwarzburg-Sondershausen
S.K.G. - Sachsen-Koburg-Gotha	W. - Waldeck

Institut in Leipzig

Zum Artikel »Deutschland«.

Digitized by Google

FLUSS- und GEBIRGSKARTE VON MITTEL-EUROPA

Maßstab 1:6000000

Kilometer

Höhenschichten in Metern:

unt. dem Meeressp. | 0-100 | 100-200 | 200-500 | 500-1000 | 1-2000 | 2-3000 | üb. 3000 Mtr

Alpenpässe: G. Arlberg, F. Furka, Gr. St. B. Gr. St. Bernhard, Kl. St. B. Kl. St. Bernh., Rbg. Ratschberg, S. Lötschl. P. Sm. Lukmanier, M. Maloja, R.S. Radstadt Tauern, R.S. Reschen Scheideck, Sp. Splügen, S.S. St. Gotthard, St.J. Stilfser Joch

Meyers Kons.-Lexikon, 3. Aufl.

Bibliographisches
Digitized by Google

Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutschland«.

Digitized by Google

diesem nur Schweden-Norwegen und Österreich-Ungarn nachsteht.

II. Bodengestaltung.

(Hierzu die »Fluß- und Gebirgskarte«, die »Geologische Karte« und »Karte der nutzbaren Mineralien«, mit Textblatt.)

Die Oberfläche des Deutschen Reiches zerfällt (nach Pencks auf geologischen Untersuchungen beruhender Darstellung) in folgende sechs Hauptgruppen:

I. Die Deutschen Kalkalpen, welche die Osthälfte des Südrandes umrahmen, sind durch die Längsthäler der Salzach, des Inn und der Ill von den Zentralalpen, im W. durch das Rheinthal von den Schweizeralpen geschieden. Sie teilen sich in die Algäuer Alpen (mit der 2649 m hohen Mädeler Gabel) zwischen Bodensee und Lech, die Bayrischen Alpen (mit der 2961 m hohen Zugspitze, dem höchsten Gipfel Deutschlands) zwischen Lech und Inn und die Berchtesgadener Alpen, einen Teil der Salzburger Gruppe (mit dem 2714 m hohen Watzmann), im O. des Inn.

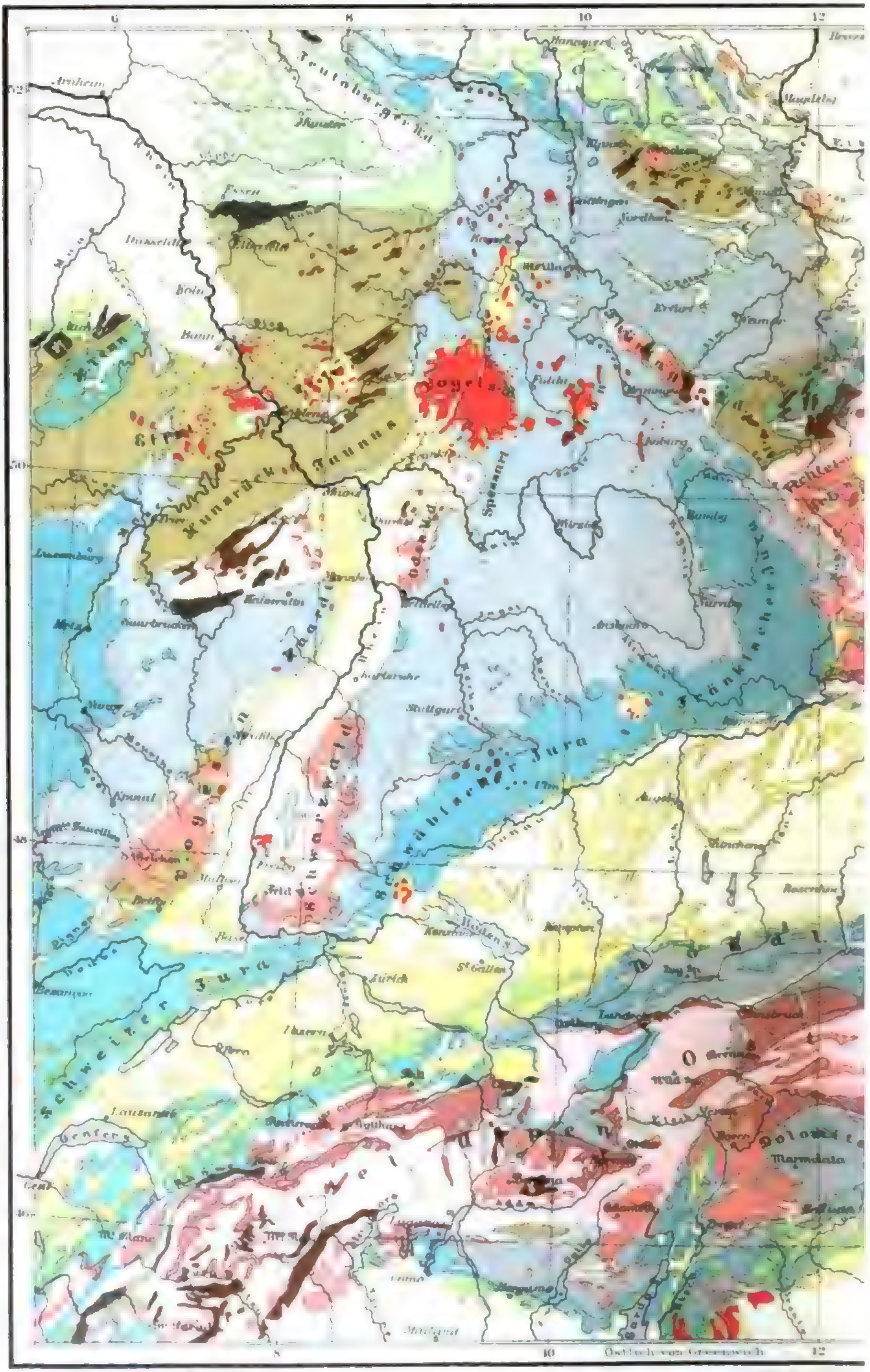
II. Das Alpenvorland, auch Oberdeutsche oder Schwäbisch-Bayrische Hochebene genannt, reicht nordwärts bis zum Deutschen Jura u. Böhmerwald u. geht im W. in das schweizerische, im O. in das österreichische Alpenvorland über. Bei einer Länge von 250 und einer Breite von 140 km bedeckt es eine Fläche von etwa 26,000 qkm und hat die Gestalt eines langgedehnten Fünfecks. Der südliche Teil zeigt eine vom Fuß der Alpen mehr oder weniger entfernte Reihe von Seen und Hochmooren, die durch einen Wall von 80—100 m Höhe, den Überrest alter Gletschermoränen, im N. begrenzt wird. Daran schließt sich eine nach N. allmählich abfallende Hochebene, die im W. und N. in ein Hügelland übergeht. Die nördlichste Landstufe nimmt das Donauthal ein, das im obern Laufe zahlreiche Moore, im O. die fruchtbare Ebene von Straubing aufweist. An der Nordostseite zieht sich der Böhmerwald bis zur Donau hin, der aus einzelnen langgedehnten Rücken besteht, die auf einer plateauartigen Fläche ruhen u. in nordwestlicher Richtung streichen. Zwischen Regen und Ilz erhebt sich der Bayrische oder Vordere Wald (Dreitannenriegel 1216 m), von ihm durch einen 16 km breiten Landstreifen getrennt der Hintere Wald, der Hauptzug des Böhmerwaldes (Arber 1458 m), und jenseit der zu 500 m herabsinkenden Pforte von Furth i. W. beginnt der sich bis in die Gegend von Eger hinziehende Oberpfälzer Wald.

III. Das Südwestdeutsche Becken wird im N. vom Rheinischen Schiefergebirge, dem hessischen Berglande und dem Thüringer Walde umschlossen, im S. reicht es bis zum Schweizer Jura, im O. zum Deutschen Jura, im W. dringen seine Ausläufer weit nach Frankreich hinein. Das Mittelglied bildet die Oberrheinische Tiefebene, an die sich zu beiden Seiten Stufenlandschaften anschließen. Die Tiefebene, welche der Rhein nach Durchbrechung des Schweizer Jura bis Mainz durchfließt, hat eine mittlere Breite von 32 km bei einer Länge von ca. 300 km und wird von zwei langgedehnten Gebirgszügen eingerahmt. Im W. erheben sich die Vogesen (Sulzer Belchen 1423 m) und jenseit der sogen. Zaberner Steige die Hardt (Kalmit 681 m); die Verbindung mit dem Rheinischen Schiefergebirge stellt dann das Pfälzer Bergland (Donnersberg 687 m) her. Auf dem rechten Rheinufer zieht sich den Vogesen gegenüber der Schwarzwald (Feldberg 1494 m) hin, an den sich jenseit der Kraichgauer Lücke der Odenwald (Katzenbuckel 628 m) anschließt; dieser setzt sich durch den Spessart (Geiersberg 609 m) unmittelbar in das hessische Bergland fort. Die gegenüberliegenden Gebirgszüge zeigen mannigfache Übereinstimmungen, zumal die beiden südlichen zeichnen sich durch höhere Erhebungen, gewölbähnliche Gipfelformen, reichere Thalbildung, endlich durch Gebirgsseen (in zirkusähnlichen Nischen der Berghänge) aus; sie sind alle mit dichtem Wald bedeckt, besonders auf der dem Rhein zugekehrten Seite. In betreff der auf ihnen sich bildenden Flußläufe zeigt sich der Unterschied, daß die Wasserscheide auf den Vogesen dicht an der Oberrheinischen Tiefebene hinzieht, weshalb die meisten Gewässer von ihnen der Mosel zuströmen, während im südlichen Schwarzwalde die Wasserscheide weiter nach O. zurücktritt, so daß die Entwässerung vornehmlich nach dem Rhein zu, in geringerm Grade nach der Donau und dem Neckar erfolgt. Im Pfälzer Gebirge hört die für die südlichen Züge charakteristische Kammlinie auf, und es tritt eine Zerteilung in einzelne Gruppen ein. In der Rheinebene liegt ganz isoliert bei Freiburg der Kaiserstuhl (558 m). Durch die Kraichgauer Lücke steht mit der Oberrheinischen Tiefebene die fränkisch-schwäbische Stufenlandschaft in Verbindung, die ostwärts bis zum Deutschen Jura, im N. bis zur Wasserscheide von Main und Werra, also fast bis zum Thüringer Walde reicht. Auf einen Streifen ebenen Landes, der sich von Unterfranken (Grabfeld) bis zur Nagold im westlichen Württemberg hinzieht und in der Mitte etwa 200—300 m hoch ist, folgt eine Reihe von Erhebungen, die am Main als Haßberge, Steigerwald, Frankenhöhe ganz stattlich emporragen, aber auch in Württemberg sich als Ellwanger Forst, Limburger Berge, Schurrwald ꝛc. verfolgen lassen. Gegen das Donauthal wird diese Landstufe durch den Schwäbisch-Fränkischen Jura (Lemberg 1014 m) abgeschlossen, welchem die in ihm hauptsächlich vertretenen Juraformationen ihren Namen verdanken. Er wird im S. vom Schwarzwald nur durch das Thal der Wutach getrennt, dann entfernt er sich von ihm in nordöstlicher Richtung, heißt in seinem Hauptteil Rauhe Alb und an der Grenze von Württemberg und Bayern Härtfeld. Der Jura steigt mauerartig an und wird nur von kurzen, steilen Thälern durchschnitten; die Abdachung ist nach dem Alpenvorland hin eine allmähliche, um so steiler dagegen der Abfall nach dem Vorlande des Böhmerwaldes. Auf der Juraplatte sind die Thäler meist trocken und zeigen grubenartige Vertiefungen (Dolinen), dagegen sind die Thäler wasserreich, welche in die Platte eingeschnitten sind. Jenseit des Nördlinger Rieses in Bayern streicht der Fränkische Jura in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Regensburg, darauf in nördlicher Richtung bis zur Breite von Nürnberg und endlich in fast nordwestlicher über den Main hinaus bis zur Main-Werrascheide (Großer Gleichen 678 m). Eine ähnliche Stufenlandschaft von geringerer Erhebung baut sich im W. der Oberrheinischen Tiefebene auf, es ist die lothringische. Sie beginnt jenseit der Zaberner Steige mit der Lothringer Seenplatte, einer Ebene von 200—300 m Höhe, die wegen ihres Reichtums an Seen jenen Namen führt. Im W. erheben sich noch mehrere Landstufen, von denen die westlichste, die Lothringer Juraplatte, von der Maas durchströmt wird.

IV. Die mitteldeutsche Gebirgsschwelle erstreckt sich von der Maas bis zur Elbe und beginnt im W. mit dem Rheinischen Schiefergebirge. Dieses hat die Form eines Trapezes und eine Breite von 150 km. Es wird durch den Rhein und dessen Nebenflüsse Lahn und Mosel in vier Teile geschieden; in den

beiden südlichen Bergzügen Taunus im O. und Hunsrück im W., deren höchste Gipfel der Feldberg (880 m), bez. der Walderbeskopf (816 m) sind, tritt der plateauartige Charakter des Schiefergebirges am wenigsten hervor, um so mehr in den beiden Nordhälften jenseit der Lahn und Mosel. Da erheben sich auf dem linken Rheinufer die Eifel (Hohe Acht 760 m), die sich durch eine Reihe kleiner Vulkankegel und kreisrunder Wasserbecken, der sogen. Maare, auszeichnet, und nordöstlich davon die Schneifel. Auf dem rechten Rheinufer zieht zur Sieg das Siebengebirge (464 m) hin, zwischen der Lahn und der obern Sieg der Westerwald (657 m), weiter im NO. das Rothaargebirge (691 m) und das Plateau von Winterberg (Kahler Astenberg 842 m); unter ihnen sind die beiden letztern das Quellgebiet zahlreicher Flüsse, welche teils zum Rhein (Lahn, Sieg, Ruhr mit Lenne), teils zur Fulda (Eder) strömen. Nördlich von der Sieg im westfälischen Sauerland liegt die Ebbe, auf der die Wupper entspringt. An das Schiefergebirge schließt sich ostwärts das hessische Berg- und Hügelland an, das sich bis nach Thüringen hin über eine Fläche von 100 km Breite erstreckt. Es wird vom Taunus durch die sogen. Hessische Senke getrennt, die nur in der Wetterau eine fruchtbare Ebene bildet, weiter nach N. aber in ein welliges Hügelland übergeht. Die einzelnen Bergrücken, welche östlich von dieser Senke zwischen der Kinzig im S. und der mittlern Weser hinziehen, faßt man unter dem Namen des Hessischen Waldgebirges zusammen; dazu gehört der Vogelsberg (Taufstein 772 m) im S., der Knüll (630 m), der Habichtswald (594 m) bei Kassel, der Hohe Meißner (749 m), der Solling (513 m) an der Weser, endlich im äußersten Nordwesten die Egge (445 m). Eine ganz eigentümliche Erscheinung innerhalb dieser Gruppe und des ganzen deutschen Mittelgebirges bietet im O. des Vogelsberges die Rhön dar, die im O. aus langgedehnten plateauartigen Rücken (hier Wasserkuppe 950 m), im NW. aus einzelnen kegelförmigen Bergkuppen besteht. Eine dritte Gruppe innerhalb der mitteldeutschen Gebirgsschwelle bildet Thüringen. Im SO. wird die Verbindung mit dem böhmischen Massiv durch das Fichtelgebirge hergestellt, das allerdings nicht mehr als Mittelpunkt des deutschen Gebirgssystems betrachtet wird, aber in hydrographischer Beziehung als Quellgebiet von Nab, Main, Saale und Eger eine zentrale Stellung einnimmt. Es besteht aus fünf gewölbartigen Bergrücken (Schneeberg 1055 m), fällt steil nach SW., aber sanft nach N. ab und findet in nordwestlicher Richtung eine Fortsetzung im Frankenwald (Wetzstein 820 m), dessen Abdachung nach NO. (zur Leipziger Bucht) gleichfalls eine allmähliche ist. Erst wo sich im O. ein Steilabfall des Gebirges zeigt, beginnt das Hauptgebirge Thüringens, der Thüringer Wald. Dieser besteht aus einem nordwestlich streichenden schmalen Hauptkamm von 800—900 m Höhe mit mehreren niedrigen und an Höhe wenig verschiedenen Gipfeln (Beerberg 984 m, Inselsberg 915 m), eingesenkten Pässen und einigen Seitenkämmen. Der Hauptkamm bricht an der Werra plötzlich mit 500 m Höhe ab. Nördlich davon dehnt sich zwischen Werra und Saale die 100—300 m hohe Thüringer Platte aus, deren Steilabsturz verschiedene Namen führt, wie oberes Eichsfeld, Dün, Hainleite, Schmücke, Hainich ꝛc. Isoliert liegt im N. der 470 m hohe Kyffhäuser. Die Platte bildet den Übergang zum Harz, der bei einer Länge von 100 km und einer Breite von 30 km einen völlig plateauartigen Charakter zeigt; er erscheint als eine im W. 600 m (Oberharz), im O. 400 m (Unterharz) hohe Platte, aus welcher der Brocken zu 1142 m Höhe emporsteigt. Die nördlich vom Harz und dem hessischen Berglande liegenden Bodenerhebungen faßt man unter dem Namen des subhercynischen Hügellandes zusammen. Dieses besteht aus dem nördlichen Harzvorland, das sich nach N. abdacht und im Regenstein bei Blankenburg eine bemerkenswerte Höhe besitzt, aus dem ostfälischen Hügelland, auf dem sich Hils, Ith und Deister zwischen Leine und Weser erheben, und dem Weserberglande, das vom Rheinischen Schiefergebirge durch die breite Bucht von Münster getrennt ist. Das Weserbergland enthält vornehmlich zwei parallele Bergzüge, im N. das Weser- und das Wiehengebirge, welche die Weser in der Westfälischen Pforte durchschneidet und voneinander trennt, und im W. den in nordwestlicher Richtung verlaufenden Teutoburger Wald (Velmerstoot 464 m).

V. Die nördliche Umwallung Böhmens. Das böhmische Landbecken hat die Gestalt eines schräg gestellten Vierecks, das drei seiner Seiten dem Deutschen Reiche zukehrt. Während an der Südwestseite der Böhmerwald eine Abgrenzung gegen das deutsche Alpenvorland bildet, dehnt sich an der Nordwestflanke das sächsische Erzgebirge, an der Nordostflanke, von letzterm durch das niedrigere Lausitzer Bergland getrennt, der lange Zug der Sudeten aus. Das Erzgebirge (Keilberg in Böhmen 1238 m, Fichtelberg in Sachsen 1204 m) erscheint als eine dachförmige Erhebung, welche nach S. gegen das Egerthal steil abfällt, sich aber nach N. sanft verflacht und hier den Eindruck einer Hochebene macht, die nur von einzelnen niedrigen Kuppen überragt wird. Vorgelagert ist im W. das Vogtländer oder Elsterbergland, im N. das sächsische Mittelgebirge, das sich bis zur Elbe hinzieht. Zwischen das Erzgebirge und die Lausitzer Platte schiebt sich zu beiden Seiten der Elbe eine schräge, nach NW. sich allmählich senkende Platte ein, durch welche sich der Fluß ein tiefes Bett ausgewaschen hat, es ist das Elbsandsteingebirge oder die Sächsische Schweiz. Dieses zeigt nur einzelne Tafelberge von geringer Höhe; der höchste Gipfel liegt in der Nähe des Erzgebirges auf böhmischem Boden, der Große Schneeberg (723 m). Das Gebirge macht wegen seiner engen, steilrändigen Thäler und kühnen Felsbildungen einen äußerst malerischen Eindruck. Denselben Charakter trägt auch das meist schon auf böhmischem Gebiet liegende Lausitzer Gebirge (Lausche 796 m). Nördlich von diesem zwischen Elbe und Neiße dehnt sich das Lausitzer Bergland aus, das in einzelnen Gipfeln bis zu 600 m ansteigt und sich nach N. allmählich verflacht. Im O. der Lausitzer Platte bildet einen Einschnitt in der Umwallung Böhmens die sogen. Lausitzer Bucht, die von der Neiße durchflossen wird. Östlich davon beginnen die Sudeten, ein aus einzelnen parallelen Kämmen zusammengesetztes Rückengebirge mit beckenartigen Einsenkungen. Ihr westlicher Teil umfaßt das Jergebirge (schon in Böhmen), den Jerkamm (Tafelfichte 1123 m) nördlich davon und das aus zwei parallelen Kämmen bestehende Riesengebirge. In dem nördlichen preußischen Kamm erheben sich die höchsten Gipfel, im W. das Hohe Rad (1509 m), im O. die Schneekoppe (1603 m). In dem Längsthal zwischen jenem und dem südlichen, böhmischen Kamm entspringt die Elbe. Während sich das Riesengebirge nach Böhmen hin allmählich abdacht, fällt es nordwärts steil zum Kessel von Hirschberg ab. Der mittlere Teil der Sudeten, der von der militärisch wichtigen Pforte von Landeshut bis zum Paß von Mittelwalde reicht, be-


6
8
10
12
Amsterdam
Rhein
Teutoburger Wald
Hannover
Braunschweig
Harz
Elbe
Bremen
Hamburg
Lüneburger Heide
Weser
Ems
Münster
Osnabrück
Bielefeld
Minden
Detmold
Paderborn
Kassel
Fulda
Eisenach
Erfurt
Weimar
Leipzig
Halle
Magdeburg
Thüringer Wald
Rennsteig
Meiningen
Coburg
Bayreuth
Hof
Fichtelgebirge
Erzgebirge
Chemnitz
Dresden
Zittau
Görlitz
Cottbus
Frankfurter Oder
Posen
Schlesien
Breslau
Sudeten
Glatzer Neiße
Riesengebirge
Iser
Elbe
Prag
Böhmisches Mittelgebirge
Böhmerwald
Moldau
Budweis
Linz
Donau
Passau
Regensburg
Ingolstadt
Nürnberg
Fränkische Alb
Ansbach
Würzburg
Aschaffenburg
Frankfurt
Mainz
Wiesbaden
Koblenz
Taunus
Hunsrück
Saargebiet
Saarbrücken
Metz
Luxemburg
Trier
Mosel
Eifel
Aachen
Köln
Bonn
Rhein
Ruhr
Essen
Duisburg
Düsseldorf
Wuppertal
Arnsberger Wald
Sauerland
Siegen
Westerwald
Lahn
Limburg
Gießen
Marburg
Vogelsberg
Rhön
Hessen
Kassel
Göttingen
Northeim
Hildesheim
Braunschweig
Wolfsburg
Magdeburg
Stendal
Uelzen
Celle
Lüneburg
Cuxhaven
Emden
Groningen
Leeuwarden
Amsterdam
Utrecht
Arnhem
Nijmegen
Enschede
Hengelo
Deventer
Zwolle
Apeldoorn
Ijsselmeer
Flevoland
Den Haag
Rotterdam
Dordrecht
Breda
Tilburg
Eindhoven
Maastricht
Lüttich
Verviers
Spa
Malmedy
Eupen
Aachen
Belgien
Brüssel
Antwerpen
Gent
Brügge
Ostende
Lille
Arras
Amiens
Abbeville
Boulogne
Calais
Dünkirchen
Ärmelkanal
Le Havre
Rouen
Seine
Paris
Versailles
Orléans
Loire
Tours
Nantes
Loire-Mündung
Bretagne
Cherbourg
Caen
Alençon
Le Mans
Angers
Saumur
Poitiers
Limoges
Clermont-Ferrand
Vichy
Nevers
Auxerre
Sens
Troyes
Reims
Metz
Nancy
Epinal
Belfort
Mülhausen
Basel
Rhein
Schweizer Jura
Neuenburger See
Bern
Aare
Luzern
Zürich
St. Gallen
Bodensee
Rhein
Graubünden
Chur
Davos
Engadin
Inn
Scuol
Landeck
Innsbruck
Arlberg
Bregenz
Lindau
Kempten
Memmingen
Ulm
Donau
Schwäbische Alb
Stuttgart
Heilbronn
Neckar
Karlsruhe
Rhein
Pforzheim
Freiburg
Schwarzwald
Kinzigtal
Offenburg
Straßburg
Vogesen
Colmar
Mülhausen
Belfort
Dijon
Côte d'Or
Beaune
Chalon-sur-Saône
Mâcon
Saône
Rhône
Lyon
Grenoble
Genf
Genfersee
Lausanne
Montreux
Sion
Rhônetal
Simplon
Mont Blanc
Chamonix
Aosta
Turin
Cuneo
Nizza
Ligurien
Genua
Mailand
Como
Comersee
Lugano
Luganersee
Bellinzona
Gotthard
Reuß
Luzern
Vierwaldstätter See
Brünig
Interlaken
Thuner See
Brienzer See
Meiringen
Grimsel
Furka
Oberalp
Rhein
Vorderrhein
Hinterrhein
Splügen
Bernhardin
Misox
Roveredo
Trient
Etsch
Bozen
Brenner
Sterzing
Brixen
Pustertal
Lienz
Drau
Villach
Klagenfurt
Wörthersee
Karawanken
Tauern
Salzburg
Salzach
Berchtesgaden
Königssee
Watzmann
Zugspitze
Garmisch-Partenkirchen
Mittenwald
Karwendel
Achensee
Rosenheim
Chiemsee
Traunstein
Traunsee
Salzkammergut
Hallstätter See
Dachstein
Ennstal
Steyr
Enns
Ybbs
Melk
Wachau
Krems
Donau
Wien
Neusiedler See
Leitha
Semmering
Mürzzuschlag
Graz
Mur
Leoben
Judenburg
Murtal
Tauern
Radstadt
Bischofshofen
Zell am See
Kitzbühel
Kufstein
Inn
Wörgl
Jenbach
Zillertal
Mayrhofen
Hintertux
Gletscher
Schlern
Rosengarten
Dolomiten
Marmolata
Cortina d'Ampezzo
Belluno
Venedig
Adria
Triest
Istrien
Fiume
Kroatien
Slowenien
Laibach
Karst
Görz
Udine
Tagliamento
Piave
Treviso
Padua
Verona
Gardasee
Mantua
Modena
Bologna
Ferrara
Po
Apennin
Florenz
Arno
Pisa
Livorno
Elba
Korsika
Sardinien
Rom
Tiber
Neapel
Vesuv
Sizilien
Ätna
Messina
Palermo
Trapani
Tunis
Algier
Mittelmeer
Ostlich von Greenwich
Bibliographisches

GEOLOGISCHE KARTE
VON
DEUTSCHLAND.

Maßstab 1:3750000

Quartär (Alluv. u. Diluv.)

Tertiär

Kreide (inkl. Wealden)

Jura

Trias

Perm (Zechstein u. Rothliegend.)

Steinkohlen-Formation

Devon

Silur (inkl. Cambrium)

Graue u. grüne Schiefer der Alpen

Krystallinische Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer etc.)

Eruptivgesteine:

Ält. Orthoklasgesteine (Granit, Syenit, Quarzporphyr)

Ält. Plagioklasgesteine

Jungvulkanische Gest. (Trachyt, Basalt etc.)

Institut in Leipzig

Zum Artikel »Deutschland«

Digitized by Google

Zur „Geologischen Karte von Deutschland“.

In Deutschland sind fast sämtliche Gebirgsformationen vertreten. Die Gesteine der **archäischen Formation** (Gneis, Glimmerschiefer etc.) kommen in Schlesien (Isergebirge, Riesengebirge, Glatzer Gebirge), in Sachsen, Thüringen, im Fichtelgebirge und Ostbayrischen Grenzgebirge, im Spessart, Odenwald, Schwarzwald und in den Vogesen vor. Von **paläozoischen Formationen** treten die *kambrische* und *silurische* im Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Vogtland, Erzgebirge und in der Lausitz auf. Die *devonische* Schichtenreihe ist in großer Mächtigkeit und Ausdehnung am Rhein, in Westfalen und Nassau, am Harz, ferner in Thüringen und den angrenzenden Gebieten, in den Sudeten und den Vogesen erschlossen. Die untere Abteilung der **Steinkohlenformation**, der Kohlenkalk und der Kulm, tritt bei Aachen, in Westfalen, in Thüringen und am Harz, das produktive Steinkohlengebirge in der Saargegend, um Aachen, in Westfalen, in Sachsen (bei Zwickau) und in Schlesien (bei Waldenburg und Gleiwitz) auf. Von der **Dyas** kommt die untere Abteilung, das *Rotliegende*, in den Vogesen, im Schwarzwald und an der Nahe vor; ferner zusammen mit der obern Abteilung, dem *Zechstein*, welcher vielfach Gips und Steinsalz führt, im Odenwald und Spessart, am Harz, um Osnabrück, im südöstlichen Westfalen, im Ringgau, in Thüringen, in Sachsen, in dem an Kalisalzen reichen Staßfurter Becken und in Schlesien. Von den mesozoischen Gebilden bedeckt die **Trias** (Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper) große Räume in den westlichen und zentralen Teilen Deutschlands sowie in den Alpen und in Oberschlesien. Speziell der *Buntsandstein* ist auf den Höhen des mittlern und nördlichen Schwarzwaldes verbreitet, ebenso in den Vogesen und in der Hardt, dann im östlichen Odenwald, im Spessart, zwischen den vulkanischen Gebilden der Rhön sowie durch ganz Hessen bis zum Sollinger Wald und weit nach Thüringen hinein. Der *Muschelkalk* und der *Keuper* nehmen dagegen in Schwaben, ferner zwischen Heidelberg und Meiningen, zumal im oberfränkischen Grabfeld und in der Rhön, in Hessen, in Thüringen (Hörselberge bei Eisenach etc.) und zwischen Thüringer Wald und Harz ausgedehnte Flächen ein. Der **Jura** (Lias, Dogger und Malm) ist sehr verbreitet in Lothringen, durch Schwaben und Franken, im norddeutschen Hügelland, in den Alpen und auch in Oberschlesien. In dem Schwäbischen und Fränkischen Jura bildet der Malm eine scharf gegen die Umgebung sich absetzende Hochfläche, welche sich von Schaffhausen bis Regensburg und in die Nähe von Koburg verfolgen läßt; in den nördlich und westlich anstoßenden Vorbergen streicht der Dogger aus und vor diesem dann der Lias, der ein flachhügeliges fruchtbares Land einnimmt, aus welchem sich die obern Juraabteilungen bergartig erheben. Ähnlicher Art sind die Lagerungsverhältnisse in Lothringen. Der *Wealden* (die Wälderformation) mit vortrefflichen Steinkohlen findet sich nur in Nordwestdeutschland und zwar in den kleinen Gebirgen Hannovers und der angrenzenden Länder (Osterwald, Deister, Teutoburger Wald). Eine größere Ausdehnung besitzt die **Kreide**; sie erscheint nördlich und nordöstlich vom Harz (Quadersandstein der Teufelsmauer und des Regensteins), in Westfalen, bei Aachen, bei Dresden im Elbsandsteingebirge und Lausitzer Gebirge, in Schlesien und, abweichend entwickelt, in den Alpen. Die **tertiären** Bildungen (sowohl Oligocän, die Hauptlagerstätte der Braunkohle, als auch Miocän und Pliocän) sind über ganz Norddeutschland, namentlich über die Gegend von Magdeburg (Egeln, Lattdorf, Kalbe), am Niederrhein, im Mainzer Becken, am Habichtswald und Meißner, im Vogelsberg und hier und da in Süddeutschland bis zum Fuß der Alpen verbreitet. Das **quartäre** und rezente Schwemmland (Diluvium und Alluvium) ist fast überall, am ausgedehntesten im norddeutschen Tiefland (*s. Preußen*), vorhanden. Von **Eruptivgesteinen** der archäischen und paläozoischen Zeit finden sich Granit, Diorit, Gabbro, Serpentin etc. in den Vogesen, im Schwarzwald, Odenwald, Thüringer Wald, in den Böhmen umfassenden Gebirgen, im Harz, Diabas besonders in Nassau, Ostthüringen und am Harz; die meist der Zeit des Rotliegenden angehörenden Porphyre und Porphyrite haben ihre Verbreitungsbezirke in Schlesien, Thüringen, am Harz, an der Nahe, bei Halle, Meißen etc., die Melaphyre am Harz, in Niederschlesien, Sachsen, an der Nahe. Auch die der Tertiärzeit zugehörigen Basalte (samt Dolerit), Trachyte, Phonolithe sind über ganz Mitteldeutschland verbreitet und besonders gehäuft in der Eifel und am Rhein (Siebengebirge), im Westerwald, Vogelsberg, in der Rhön, im Kaiserstuhl, im Hegau und im Ries.

Der ***geologische Aufbau*** von Deutschland ist sehr kompliziert. Zwischen der norddeutschen Tiefebene, in welcher mächtige diluviale und alluviale Bildungen die ältern Sedimente der direkten Beobachtung entziehen, und zwischen den Alpen und den Karpathen, welche durch gewaltige, von Süden her wirkende Druckkräfte gefaltete Kettengebirge tertiären Alters darstellen, liegt ein in seinen verschiedenen Teilen sehr verschieden gebautes Land. Was zunächst den deutschen Anteil der *Alpen* (s. d.) anlangt, so gehört derselbe zum Gebiet der nördlichen Kalkalpen. Die älteste Gruppe ist hier die Trias: Buntsandstein (welchem die Salzablagerungen von Berchtesgaden und Reichenhall beizuzählen sind), Muschelkalk in nur geringer Entwickelung, in desto größerer Keuper, das Hauptgestein der Kalkalpen. Letzterer zerfällt in untern Keuperkalk und Hauptdolomit, von denen jener in langem Zug sich etwa auf der Tiroler Grenze hinzieht (die Zugspitze, der höchste Punkt des Deutschen Reiches, gehört ihm an), während dieser, leicht der Zerstörung ausgesetzt und daher stark zerklüftet, die Grundlage der plateauartigen Berge des Beckens von Berchtesgaden (mit aufgelagertem Dachsteinkalk als oberstes Glied der Keuperformation) und die Hauptkette der Algäuer Alpen (Mädelergabel) zusammensetzt. Unter den Abteilungen des Jura tritt besonders der Lias hervor, dem auch die leicht verwitternden Algäuschiefer angehören. Die andern Abteilungen des Jura sowie die der Kreide sind in dem hierher gehörigen Teil wenig entwickelt; sie bilden eine schmale, oft unterbrochene Zone nahe dem Nordrand, der vorherrschend aus eocänem Flysch und oligocäner Molasse besteht. Nördlich von den gefalteten Tertiärbildungen, welche noch den Alpen angehören, breitet sich die *Donauhochebene (s. Bayern)* aus; sie besteht aus horizontal gelagertem jungen Tertiär (Miocän) und aus mächtigen diluvialen und alluvialen Schutt-

massen, welche die ältern Sedimente so vollständig bedecken, daß deren Bau bis jetzt noch unbekannt geblieben ist. Nördlich von der Donau folgen dann aus ältern Gesteinen und mesozoischen Sedimenten aufgebaute Landstriche, welche, wie im Artikel »Europa« ausgeführt ist, zu dem »*westeuropäischen Schollenlande*« gehören und Bruchstücke von zwei größern, schon vor dem Ende der Karbonzeit fertig gebildeten Hochgebirgen enthalten: einmal die sogen. *böhmische Masse*, mit dem Böhmer- und Bayrischen Wald, deren Gesteine schon vor dem Beginn der Karbonformation aufgerichtet waren, und dann die von einem nordöstlichen Streichen beherrschten kristallinischen Schiefer und alten Sedimente, welche in den Vogesen, im Schwarzwald, Odenwald, Spessart, rheinischen Schiefergebirge, im Harz, Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Erzgebirge und in den Sudeten auftreten und als Überreste des schon in der karbonischen Zeit sehr weitgehend abgetragenen »*variscischen Hochgebirges*« anzusehen sind. Bezeichnend ist für dieses in seinen Überresten von spätern Sedimenten vielfach bedeckte Hochgebirge das Auftreten archäischer Gesteine in einer südlichen Zone von den Vogesen bis zu den Sudeten und das Vorkommen sedimentärer Bildungen mehr in der Außenzone nördlich von einer vom Hunsrück bis zum Vogtland gezogenen Linie. Besonders im Harz, in Ostthüringen und in dem rheinischen Schiefergebirge, das lange Zeit hindurch als Insel aus den Ozeanen hervorragte, welche das übrige Deutschland bedeckten, liegen diese Sedimente, vorwiegend devonische Grauwacken, Schiefer und Kalke, in großer Mächtigkeit zu Tage. Auf den von den alten Meeren größtenteils bedeckten Resten des variscischen Hochgebirges lagerten sich dann die Sedimente der folgenden Formationen ab, und zwar verhältnismäßig vollständig in *Süddeutschland*, in Schwaben und Franken, wo wir den Ablagerungen von der produktiven Kohlenformation bis hinauf zum obern Jura und zur Kreide begegnen; weniger regelmäßig dagegen, da die nördlichen Teile des variscischen Gebirges zwischen rheinischem Schiefergebirge und Harz erst später unter das Meer tauchten, als große Teile von Süddeutschland bereits demselben wieder entstiegen, erfolgte die Ablagerung der spätern Sedimente im *nördlichen Deutschland*. So treten in Westfalen jüngere Kreidebildungen direkt an das paläozoische Gebirge heran und erscheinen erst weiter nach Osten hin unter der Kreide wieder ältere mesozoische Sedimente. Störungen in kleinerm Maße, die sich besonders in den nordwestlich gerichteten Faltungen des »*subhercynischen*« *Hügellandes*, d. h. der Berge westlich und südlich vom Harz, zu erkennen geben und zum Teil noch die jüngsten Kreideschichten in ihrer Lagerung beeinflußt haben, und Verwerfungen von größerer Bedeutung, welche der Haupterstreckung des Thüringer Waldes, des Harzes und des Teutoburger Waldes entlang verlaufen und das Heraustreten dieser Gebirge der »hercynischen« Richtung oder des »Sudetensystems« bedingen, ferner der Einbruch des tiefen Landstrichs zwischen Schwarzwald und Vogesen, welcher das heutige Rheinthal schuf, und Verwerfungen, welche diesem Graben parallel Elsaß und Baden durchziehen, endlich noch Abtragungen durch die sich zurückziehenden Meere und Erosionen durch die fließenden Gewässer in großartigem Maßstabe, alle diese Faktoren haben zusammen gewirkt, um das heutige so komplizierte Relief Deutschlands zu erzeugen. — Näheres über die Entwickelung der einzelnen Formationen s. bei diesen, über ihre Verbreitung in einzelnen Teilen und Gebirgen Deutschlands s. unter den Artikeln: Preußen, Bayern, Baden, Sachsen, Erzgebirge, Riesengebirge, Böhmer Wald, Harz, Thüringer Wald etc. und unter »Europa«. Vgl. auch Profil II auf Tafel »Geologische Formationen«.

Zur „Karte der nutzbaren Mineralien in Deutschland“.

Steinkohlen und Anthracit. Wenn auch hier und da in dem Devon wenig mächtige Flöze und Nester von Steinkohle und Anthracit gefunden werden, so sind dieselben doch ohne alle technische Bedeutung gegenüber dem Reichtum an Kohlen, welchen die Steinkohlenformation in ihrer obern, der sogen. produktiven Abteilung enthält. Gerade Deutschland beherbergt hier die größte Menge an Steinkohlen unter allen Staaten des europäischen Kontinents. Für die Gewinnung von Steinkohle kommen vornehmlich folgende Becken in Betracht: a) das *niederrheinisch-westfälische Becken;* im südlichen Teil zu Tage tretend, im Norden unter zunehmender Kreidebedeckung verhüllt, bilden die 5 Flözgruppen (90 bauwürdige Flöze mit 80,8 m Gesamtkohlenmächtigkeit) 4 Mulden von mäßiger Tiefe (Witten, Bochum, Essen, Duisburg). In der Südwestfortsetzung, doch ohne daß der Zusammenhang in der Rheinsenke zwischen Düsseldorf und Düren erschlossen wäre, schließt sich b) das *Aachener Becken* an. Es zerfällt in die westliche Worm- (Kohlscheider) Mulde, in der 14 steil stehende, zerknickte Flöze mit zusammen 12,8 m Kohle auf 12 qkm sich verteilen, während in der östlichen, flachern Inde- (Eschweiler) Mulde auf 9,8 qkm 14 bauwürdige Flöze mit 9,8 m Gesamtkohlenmächtigkeit abgebaut werden; c) das *Saarbecken* wird im Gegensatz zu den vorher erwähnten, von Privaten bebauten Becken von dem preußischen Staat ausgebeutet; kleinere Teile des nach Süden durch Verwerfung abgeschnittenen und von Buntsandstein überlagerten flözführenden Schichtensattels reichen nach Deutsch-Lothringen und Rheinbayern hinein. Man kennt etwa 90 bauwürdige Flöze, zusammen 82 m mächtig; d) das *Becken von Zwickau und Lugau* in Sachsen, umschließt 8—10 Flöze von zum Teil sehr bedeutender (bis 10 m) Mächtigkeit; e) das *Niederschlesische oder Waldenburger Becken* führt 31 bauwürdige Flöze mit 42,8 m Kohle; sein Südflügel reicht nach Böhmen hinein; f) das *Oberschlesische Becken*, das größte der deutschen Steinkohlenbecken, hat seine Hauptentwickelung in den Kreisen Kattowitz, Beuthen und Zabrze und greift gegen Osten nach Rußland, gegen Süden und Südwesten nach Österreich hinüber. Auf weite Erstreckung von Kreide, Tertiär und Diluvium bedeckt, erstreckt es sich über einen Flächenraum von mehr als 100 QM.; 104 bekannte Steinkohlen-

flöze haben eine Gesamtmächtigkeit von 154 m; das Xaveriflöz allein erreicht bis 16 m. — Von den kleinern Steinkohlenablagerungen schließen sich die bei Ibbenbüren (7 bauwürdige Flöze mit 5,8 m Kohle) und Osnabrück (3 Flöze mit 2,74 m anthracitischer Kohle) gelegenen an das niederrheinisch-westfälische Becken, die bereits abgebauten Vorkommnisse in den Vogesen und die steile, zwischen Gneis und Granit eingeklemmte Mulde von Berghaupten im Schwarzwald an das Saarbecken an. Die kleine, früher dem Rotliegenden, neuerdings dem Oberkarbon zugerechnete Kohlenmulde von Löbejün-Wettin bei Halle a. S. ist, soweit sie bekannt war, abgebaut. Das Becken von Hainichen-Ebersdorf in Sachsen (jetzt nicht mehr in Gewinnung) wird zu der untern Abteilung des Steinkohlengebirges gerechnet. Von jüngerm als karbonischem Alter, nämlich dem Unterrotliegenden zugehörig, sind die im ganzen unbedeutenden Steinkohlenvorkommnisse im Plauenschen Grunde bei Dresden, bei Meisdorf und Ilfeld (nördlich und südlich vom Harz), im Thüringer Wald (Manebach, Goldlauter, Crock, Ruhla etc.), in Oberfranken (Stockheim) und in der Oberpfalz (Erbendorf). Die der Lettenkohle in Thüringen, Franken und Schwaben eingeschalteten schwachen Steinkohlenflöze sowie die Steinkohlen im Lias bei Kammin an der Odermündung werden nicht abgebaut; wohl aber bildet die dem Wealden eingelagerte Steinkohle am Deister (15 Flöze), Osterwald, in Bückeburg und Schaumburg das Objekt eines ausgedehnten Bergbaues.

Braunkohlen. Die technisch wichtigen Braunkohlenlager gehören sämtlich der Tertiärformation an. Aus der untern Abteilung derselben, dem *Eocän*, erwähnenswert sind die an Schwefelkies reichen und wesentlich zur Alaunfabrikation verwendeten Braunkohlen von Buchsweiler im Elsaß. Von *unteroligocänem* Alter sind die mächtigen und weitverbreiteten, daher sehr wertvollen Braunkohlenlager der Provinz Sachsen und deren Umgebung. Auflagernd auf Trias und Zechstein, beginnen die Ablagerungen südlich vom Kyffhäuser (Frankenhausen-Artern), gewinnen dann über Riestedt, Bornstädt Anschluß an die bedeutende Oberröblinger Mulde und das reiche, teils auf Trias, teils auf Rotliegendem lagernde Braunkohlengebiet von Halle a. S., an welches sich gegen Südosten die Becken von Weißenfels, Zeitz, Meuselwitz bei Altenburg anschließen. Hier ist neben der Mächtigkeit der Kohle (14—20 m) die vortreffliche Beschaffenheit (Pechkohle, Schwelkohle, Pyropissit) Veranlassung zu einer großartigen Paraffin- und Mineralölindustrie geworden. Von Halle reichen die Braunkohlenablagerungen gegen Nordosten, in einzelne kleine Becken getrennt, über Bitterfeld bis zum Fläming, während gegen Nordwesten die kleine, aber an mächtigen Flözen reiche Mulde von Aschersleben und die langgestreckte Staßfurt-Egeln-Helmstedter Mulde zu erwähnen sind. Jüngern, und zwar *miocänen* Alters sind die in Norddeutschland bekannten, bis zu 30 m mächtigen Braunkohlen, deren Hauptverbreitungsgebiet um Frankfurt a. O. liegt und sich einerseits nach Freienwalde, anderseits nach Landsberg a. W., Schwiebus und Grünberg erstreckt. Auch den Braunkohlen der niederrheinischen Tertiärbucht (bei Herzogenrath, zwischen Aachen, Jülich und Düren, bei Rott, Bergisch-Gladbach, Deutz und Grevenbroich) dürfte das gleiche Alter zukommen, ebenso den Braunkohlen des Sollings, des Westerwaldes, der Wetterau, des Vogelsberges, der Rhön und des niederhessischen Beckens. Das letztere beherbergt am Meißner, Hirschberg und Habichtswald bei Kassel mehrere mächtige, stellenweise durch Basaltdurchbrüche veredelte Braunkohlenflöze. Eine kleine, aber reiche Braunkohlenmulde ist innerhalb des kristallinischen Gebirges bei Zittau eingesenkt; sie entspricht dem reichen böhmischen Becken von Teplitz und Eger *(s. Böhmen)*. Eine der Steinkohle ähnliche Pechkohle tritt im Oberoligocän der Bayrischen Alpen zwischen der Salzach und der Grenze von Vorarlberg, z. B. bei Miesbach, Au, Pensberg und Hohenpeißenberg, auf.

Torf von alluvialem und in seinen tiefern Lagen auch diluvialem Alter wird besonders in Norddeutschland gewonnen. Seine Mächtigkeit schwankt zwischen 1 und 12 m. Die Gewinnung von **Graphit** beschränkt sich auf einen etwa 11 km langen Streifen im Gneisgebiet des Bayrischen Waldes (bei Passau).

Erdöl *(Petroleum)* findet sich in Deutschland in bemerkenswerter Menge nur in den unteroligocänen sog. Petrolsanden des Unterelsaß; es wird, zugleich mit **Asphalt**, bei Lobsann, Pechelbronn etc. teils durch unterirdischen Grubenbau, teils durch Anzapfung mittels Bohrlöcher gewonnen. Unbedeutend ist das Vorkommen von Petroleum in verschiedenen Kreide- und Juraablagerungen im Holsteinischen, Hannöverschen und Braunschweigischen; die Ende der 70er Jahre angestellten Bohrungen bei Ösede (Ölheim), Steinförde, Verden etc. haben kein befriedigendes Ergebnis geliefert. Dagegen wird aus den oberjurassischen Kalksteinen in der Nähe von Hannover (bei Limmer) Asphalt in bedeutender Menge gewonnen, ebenso aus der Kreide von Bentheim, wo er in mehreren abbauwürdigen Gängen auftritt. Anzeichen von Petroleum finden sich auch in den Bayrischen Alpen (St. Quirinus-Ölquelle bei Tegernsee).

Salz. Den größten Reichtum an *Steinsalz* birgt in Deutschland die Zechsteinformation. Viele der wichtigsten natürlichen und künstlichen Solquellen werden aus Steinsalzlagern dieser Formation gespeist. Durch Bohrungen sind außerdem so viele Salzlager im Zechstein ermittelt worden, daß gar nicht alle abgebaut werden können. Von Staßfurt aus, wo 1843 ein Salzlager von über 200 m Mächtigkeit erbohrt wurde, gelang es, die Verbreitung dieses mächtigen Lagers durch einen großen Teil der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt zu verfolgen. Bei Sperenberg, 38 km südlich von Berlin, wurde 1867 das nämliche Lager in 89 m Tiefe erreicht und ununterbrochen bis 1272 m Tiefe, ohne dort das Ende erreicht zu haben, verfolgt. 1871 und 1872 gelang die Auffindung eines bedeutenden Lagers zu Inowrazlaw und Wapno in Posen, 1868 die eines Salzlagers bei Segeberg in Holstein, und so ist denn Norddeutschland wohl das am reichsten mit Steinsalz versehene Land der Erde. Auch die Solen von Salzungen, Kissingen, Orb, Allendorf a. W. etc. entstammen dem Zechstein. Dagegen gehört das Salz der Salinen und Bergwerke von Erfurt, Buffleben, Stotternheim in Thüringen, von Dürrheim in Baden, Rottweil, Friedrichshall, Sulz und Heilbronn am Neckar sowie von Stetten in Hohenzollern und von Basel dem Muschelkalk an. Der Buntsandstein umschließt, abgesehen von einzelnen Vorkommnissen bei Schöningen, Salzgitter und Hannover, besonders im südlichen Bayern (Salzkammergut), Salzmassen, welche eine eigentümliche Verwachsung mit dem Nebengestein (Haselgebirge) zeigen, so daß das Salz in unterirdischen Weitungen

erst aufgelöst und abgeklärt werden muß; der Keuper enthält in Lothringen (Dieuze etc.) verhältnismäßig reines Steinsalz. Die Sole von Rodenburg am Deister entströmt dem obern Jura, die Salzquellen von Unna, Lippstadt, Salzkotten etc. der Kreideformation. Jüngere Ablagerungen von Steinsalz sind in Deutschland nicht bekannt. — Von besonderer volkswirtschaftlicher Wichtigkeit ist das Vorkommen von *Kali- und Magnesiasalzen* im Hangenden der Steinsalzlager von Staßfurt, Leopoldshall, Tiede, Aschersleben und Vienenburg. Ein Teil dieser, ebenfalls der Zechsteinformation zugehörigen, sogen. Abraumsalze, namentlich Kainit und Carnallit, dienen der Landwirtschaft als Dungmittel; andre werden in zahlreichen Fabriken für chemische Zwecke verarbeitet.

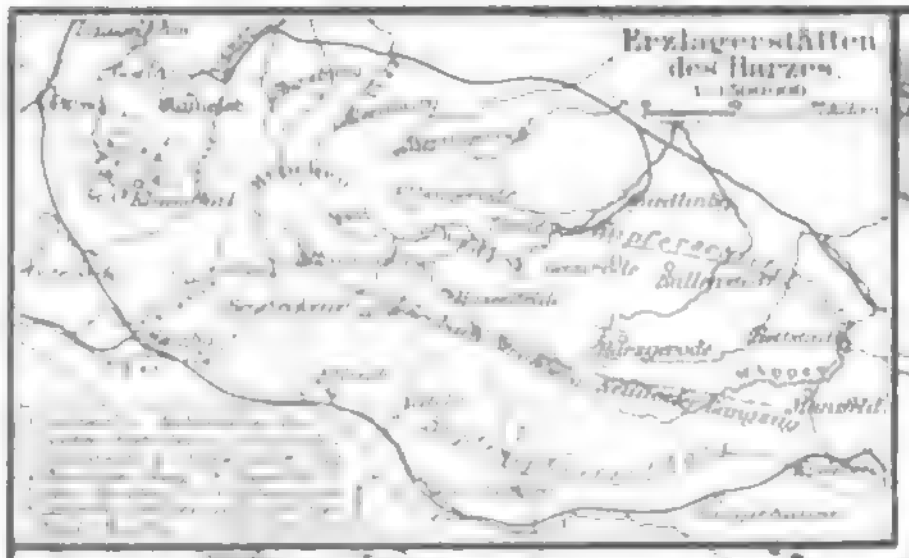
Erze. Der Erzbergbau Deutschlands tritt gegenwärtig gegen die Gewinnung von Kohlen und Salz erheblich zurück. Am wichtigsten erscheinen die **Eisenerze**, welche durch ganz Deutschland verbreitet auftreten und eine großartige, weit mehr als den Bedarf des Inlandes erzeugende Industrie begründet haben. Die wichtigsten deutschen Eisenerzlagerstätten sind die folgenden: die Roteisenerzlager in den mitteldevonischen Kalken von Brilon in Westfalen, von Wetzlar, Weilburg und Dillenburg, von Zorge, Elbingerode, Rübeland etc. im Harz; die Kohleneisensteinlager des Ruhrgebietes (13 bekannte Flöze); die Brauneisensteinstöcke im Zechstein Thüringens (Stahlberg und Mommel bei Schmalkalden, Kamsdorf etc.) und des Spessarts (Bieber), die Brauneisenerzlager im Muschelkalk von Tarnowitz in Oberschlesien; die oolithischen Eisenerze und Sphärosiderite im Lias vom Kahlenberg bei Echte, von Helmstedt, Harzburg, im Teutoburger Wald, im Dogger Oberschlesiens, Württembergs (Wasseralfingen, Aalen) und Lothringens sowie in der untern Kreide von Peine in Hannover und von Salzgitter (hier an 30 m mächtig); endlich die tertiären Bohnerzablagerungen im südlichen Schwarzwald (Kandern), im Schwäbischen und Fränkischen Jura, aus der Gegend von Kassel, und die gleichfalls tertiären Eisenoolithe vom Kressenberg etc. in Oberbayern. Am großartigsten ist unter diesen das Vorkommen der oolithischen Brauneisensteine (Minetten) im Dogger Lothringens zwischen der Mosel und der französischen Grenze. Auch die gangförmigen Eisenerzlagerstätten des rheinischen Schiefergebirges und des Siegerlandes liefern wegen ihrer Reinheit und ihres hohen Mangangehaltes ein zur Stahlbereitung sehr geeignetes Eisen. Nur zeitweilig in Gewinnung sind die dem kristallinischen Grundgebirge zugehörigen Magneteisenerzlager von Schmiedefeld in Thüringen, Schmiedeberg in Schlesien und Berggieshübel in Sachsen, ferner die in Thüringen und im Frankenwald im Silur auftretenden Roteisenerze (mit Thuringit und Chamosit), die Sphärosiderite in dem Rotliegenden des Saar-Nahe-Gebietes (Lebach), die Basalteisensteine des Vogelsberges und die vielfach verbreiteten, noch in der Bildung begriffenen Raseneisensteine (z. B. in der Bulau bei Hanau).

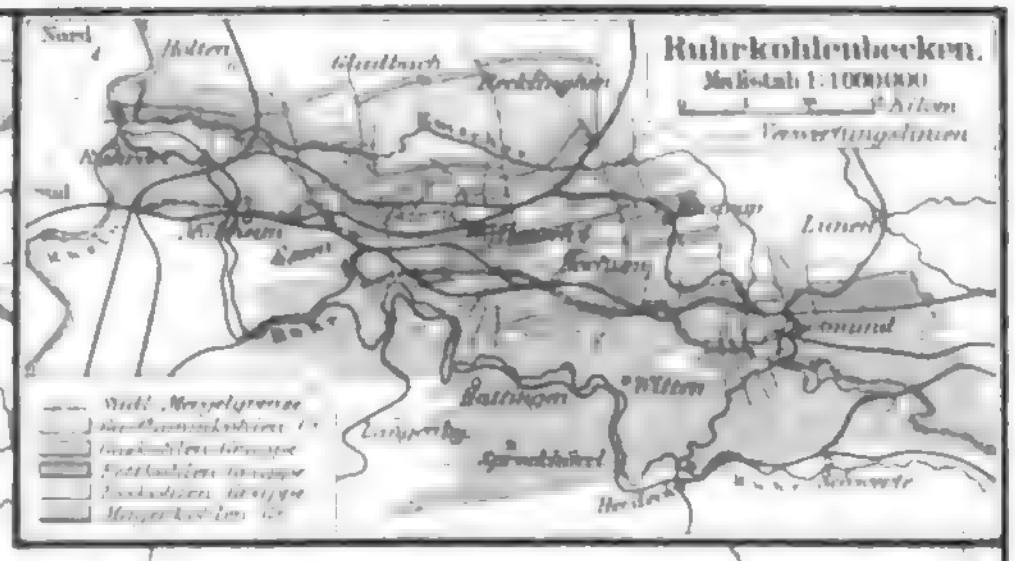
Manganerze, für Zwecke des Eisenhüttenwesens brauchbar, kommen lagerartig im Mitteldevon der Lahngegend (bei Wetzlar und Gießen) vor und, zum Teil in Verbindung mit Eisenerzen, im Zechstein des Odenwaldes, des Spessarts und Thüringens. Reinere, für die chemische Industrie verwertbare Manganerze liefern die Braunsteingänge, welche in den Porphyren Thüringens und von Ilfeld am Harz aufsetzen.

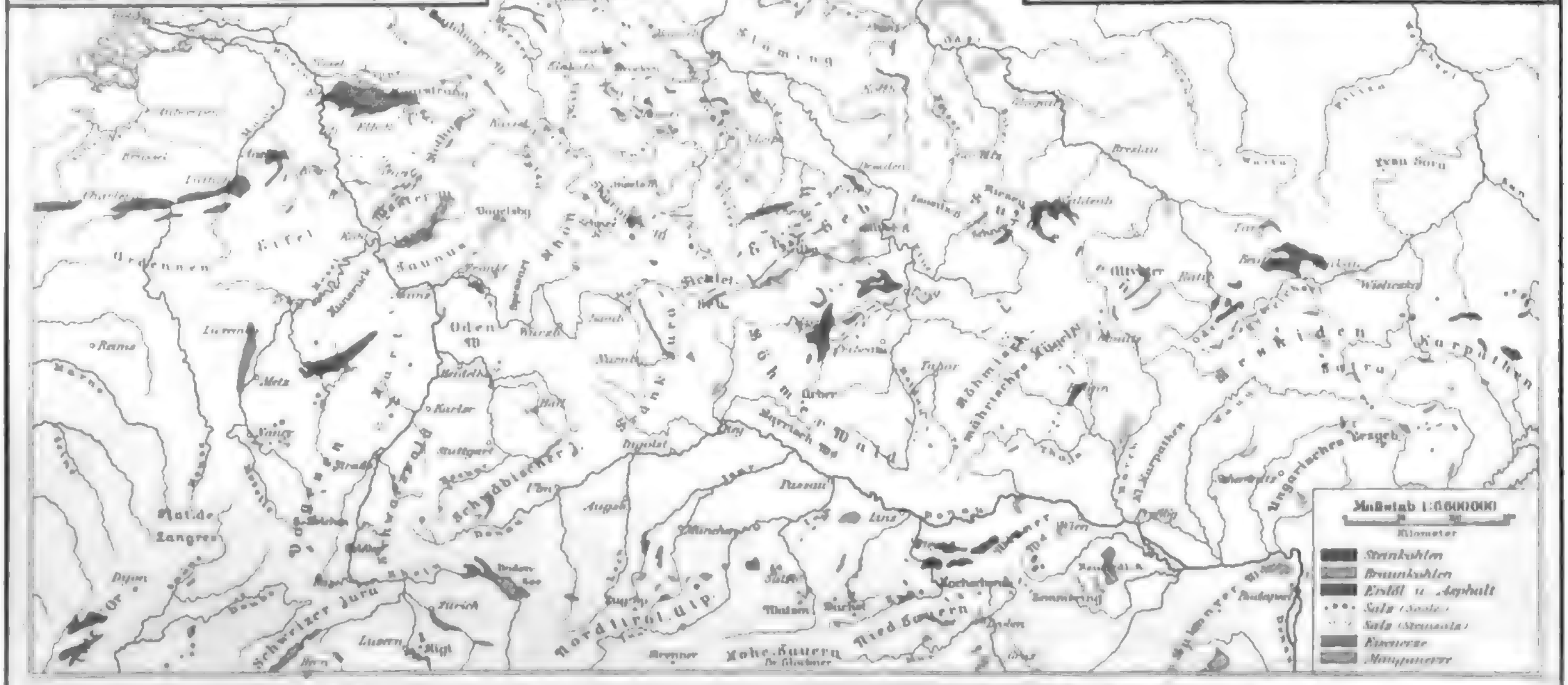
Gold kommt in Deutschland nur in sehr geringen Mengen in der kambrischen Formation des Fichtelgebirges bei Goldkronach, im Devon bei Tilkerode am Harz und in den Erzen des Erzgebirges und des Rammelsberges bei Goslar in feiner Verteilung oder fein eingesprengt vor; aus den letztern wird es abgeschieden. Eine Gewinnung von Waschgold aus den goldführenden Sanden des Rheins, der Mosel, der Donau, der Edder, der Schwarza etc. findet nicht mehr statt. Dagegen sind die Mengen von **Silber-, Blei-, Kupfer-** und **Zinkerzen**, welche die Gänge des Erzgebirges und von Kupferberg in Schlesien, die Gänge im Devon und Kulm des Harzes (bei Andreasberg, Klausthal, Zellerfeld etc.) und vor allem der Kupferschiefer der Zechsteinformation liefern, noch recht beträchtlich. Indessen, während früher am gesamten Harzrand, längs des Kyffhäuser, am Thüringer Wald, im Riechelsdorfer und Werra-Gebirge in Hessen, im Spessart etc. der Kupferschiefer gegraben wurde, beschränkt sich die Gewinnung jetzt auf die von Wasserzuflüssen hart bedrängte Mansfelder Mulde; infolge der sorgsamen und geschickten Verarbeitung ergeben die Kupferschiefer trotz ihrer Armut (nur 2—3 Proz. Kupfer in einer 5—18 cm starken Schicht) gegenwärtig noch 15,000 Tonnen Kupfer und Kupferstein im Jahre. Auch die unmittelbare Unterlage des Kupferschiefers enthält häufig, so im Mansfeldischen, bei Stadtberge in Westfalen (im Kieselschiefer), im Spessart (im Gneis) etc. Kupfererze. Der dem Mitteldevon eingeschaltete Erzstock des Rammelsbergs bei Goslar liefert besonders viel Kupfer, Blei und Zink; weniger ergiebig an Kupfer und Silber, aber doch beachtenswert sind die im Kulm und Devon aufsetzenden Kupfer- und Bleierzgänge des Siegerlandes und des Lahnthales (Gegend von Ems, Holzappel etc.). Zink- und Bleierze ausschließlich führen die schon stark erschöpften Lager und Gänge, welche am Altenberg bei Aachen in karbonischen und devonischen Schichten auftreten, sowie die reichen Galmeilager im Liegenden des Brauneisensteins von Tarnowitz und Beuthen in Oberschlesien. Nur wenig ansehnlich sind ähnliche Lagerstätten in dem Muschelkalk von Wiesloch in Baden und im Devon von Brilon und Iserlohn. Von großer Bedeutung ist dagegen das Auftreten von silberhaltigem Bleiglanz in zwar feiner Verteilung, aber weit verbreitet, in dem Buntsandstein bei Kommern und Mechernich in der Eifel.

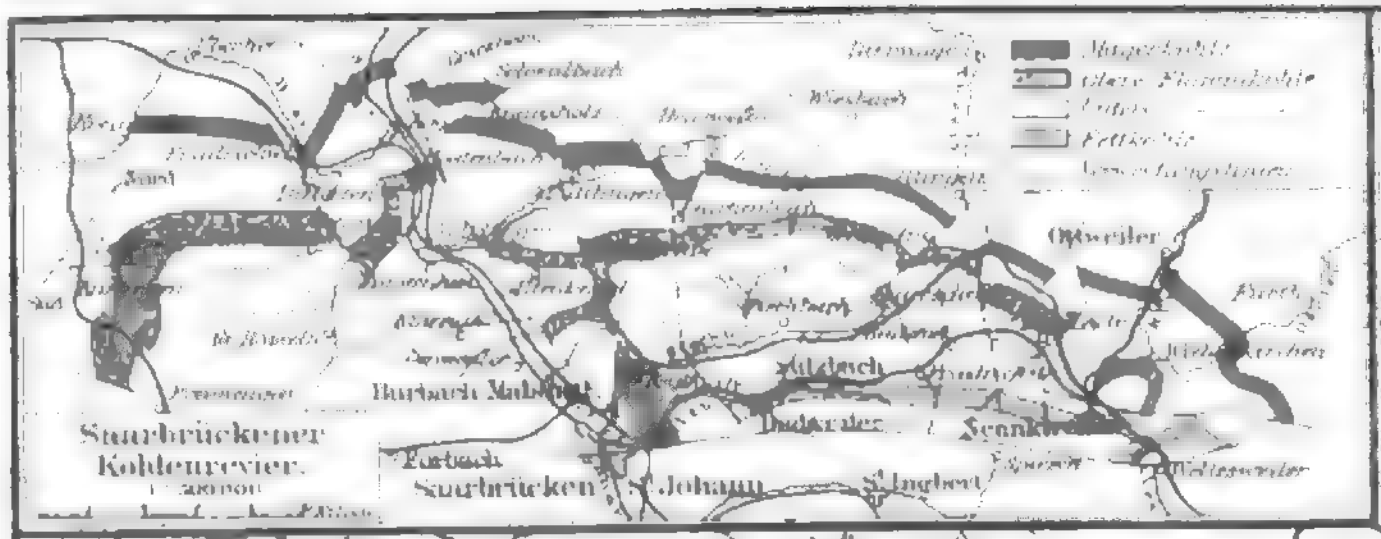
Zinnerze, und als Begleiter derselben **Wolfram**, beide im Granit (Greisen) eingesprengt, liefert nur noch das Sächsische Erzgebirge in verhältnismäßig geringer Menge. Reichlicher ist **Arsen** vorhanden, das als ein beständiger Begleiter der edlen Silbererze im Harz und Sächsischen Erzgebirge sowie bei Markirch in den Vogesen, aber auch ohne Silbererze, im Serpentin von Reichenstein in Schlesien etc. angetroffen wird. Im ganzen spärlich ist die Ausbeute an **Wismut, Kobalt** und **Nickel**, die teils vereint, teils allein für sich auf Gängen in der archäischen Formation des Sächsischen Erzgebirges, zumal bei Schneeberg, aber auch im Devon des Siegenschen und bei Dillenburg und in der Kupferschieferformation in Hessen und Thüringen vorkommen; auch die Gewinnung von **Antimon**, das selbständige Lager im Kulm bei Arnsberg in Westfalen bildet, sowie die Silbererze im Harz und Erzgebirge begleitet, ist nur unbedeutend. **Quecksilbererze** (bei Obermoschel im Rotliegenden des Saar-Nahe-Gebietes etc.) werden zur Zeit gar nicht mehr abgebaut.

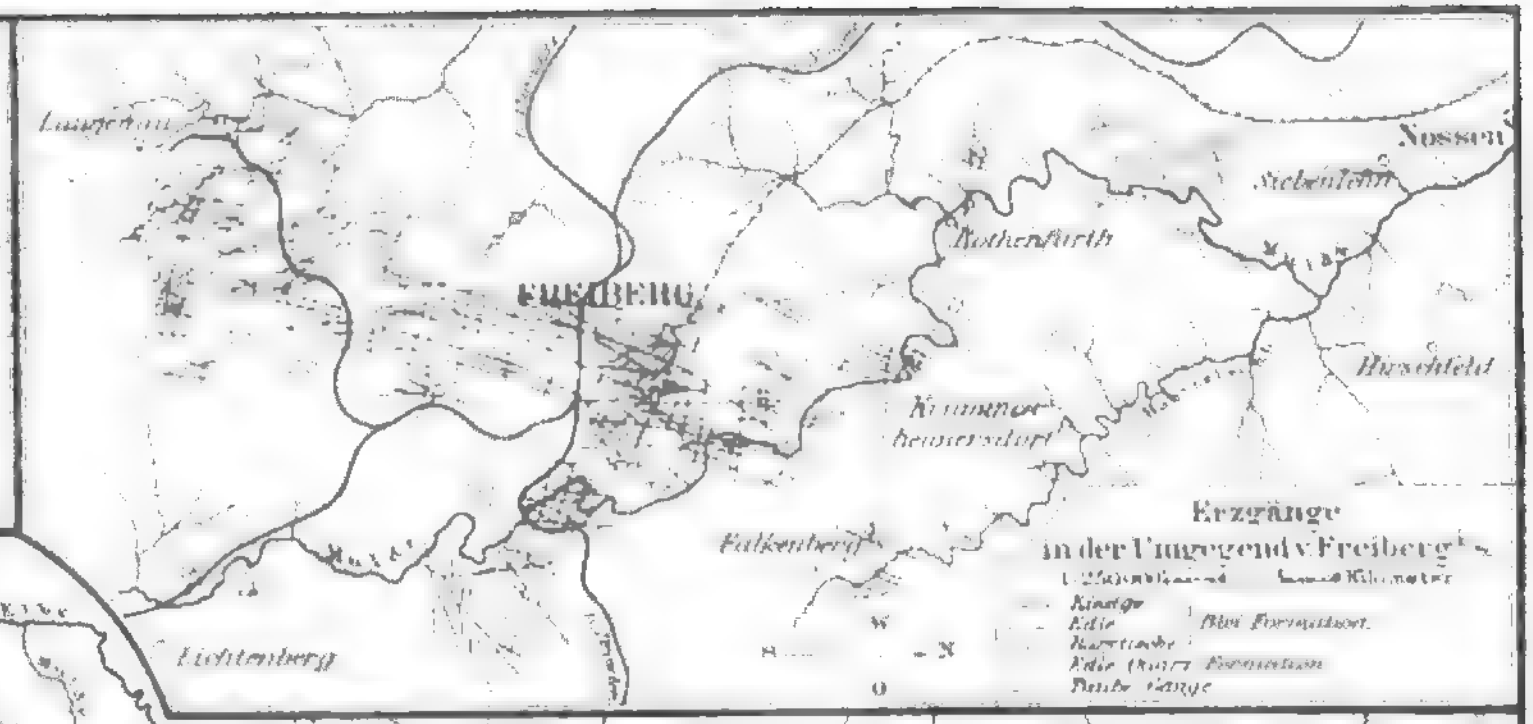
NUTZBARE MINERALIEN IN DEUTSCHLAND.

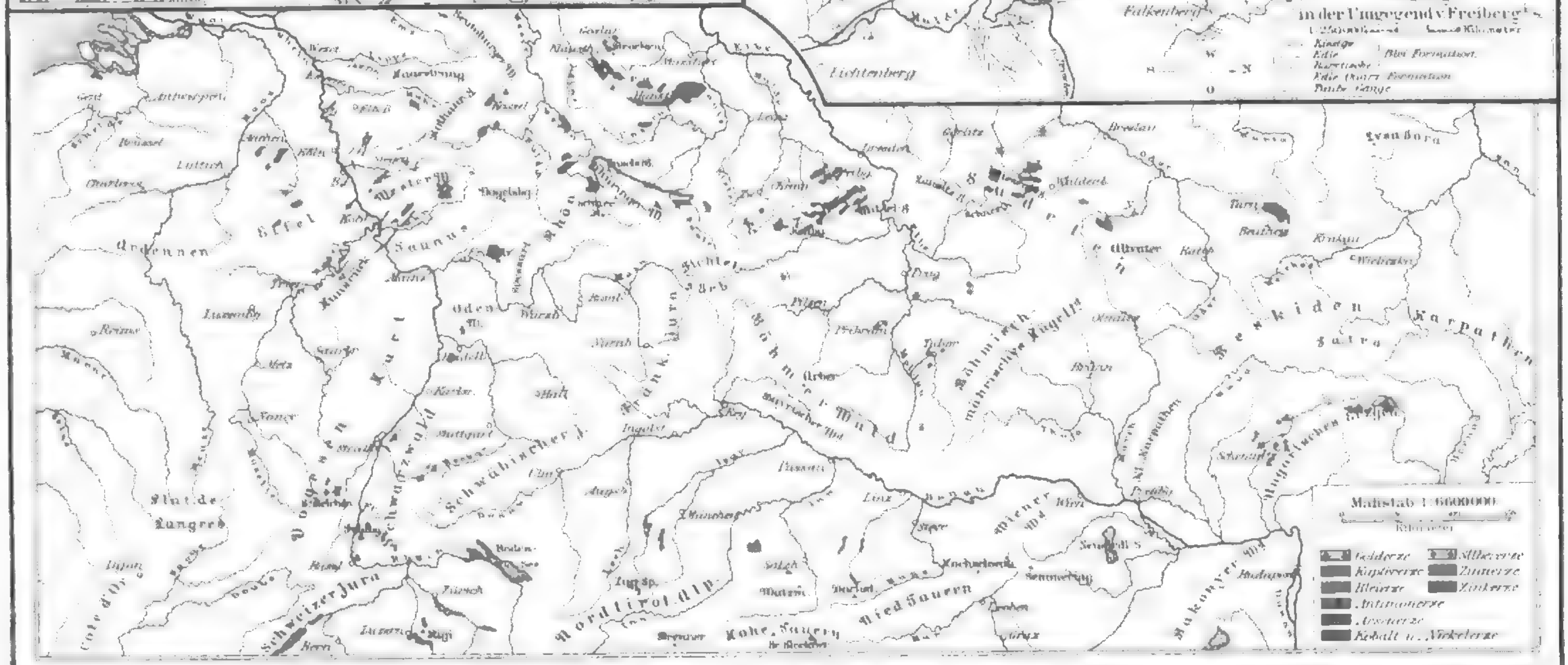







Saarbrückener
Kohlenrevier.
Fortsetzung
Saarbrücken
St. Johann
Burbach
Malstatt
Dudweiler
Sulzbach
Ottweiler


FREIBERG
Nossen
Rothenfurth
Hirschfeld
Kleinmaxen
Falkenberg
Lichtenberg
Erzgänge
in der Umgegend v. Freiberg.
Kiesige
Edle
Blei Formation.
Barytische
Edle Quarz Formation
Taube Gänge


Ardennen
Eifel
Taunus
Odenwald
Spessart
Rhön
Thüringer Wald
Fichtelgebirge
Böhmisch-mährische Höhen
Sudeten
Karpathen
Schwarzwald
Vogesen
Jura
Schweizer Jura
Alpen
Nordtiroler Alp.
Hohe Tauern
Niedere Tauern
Bakonyer Wald
Ungarische Tiefebene
Maßstab 1:6000000
Eisenerze
Kupfererze
Bleierze
Antimonerze
Arsenerze
Kobalt u. Nickelerze
Silbererze
Zinnerze
Zinkerze

steht aus dem Eulengebirge (Hohe Eule 1014 m) und dem damit parallel streichenden Adlergebirge (Böhmische Kämme), zwischen welchen beiden sich das Plateau der Heuscheuer (920 m) erhebt, das sich jenseit des Passes von Reinerz als Habelschwerdter Gebirge fortsetzt. Dem Westrande der Heuscheuer ist da, wo sich auf böhmischem Boden die sonderbaren Felsformationen von Adersbach und Wekelsdorf zeigen, in Schlesien das kohlenreiche Waldenburger Gebirge (Heidelberg 936 m) vorgelagert. Der östliche Teil der Sudeten trägt nicht mehr den Charakter des Rückengebirges, sondern zeigt breite Erhebungen und greift weit über Böhmens Grenzen hinaus. Östlich vom Neißethal erhebt sich das Glatzer Schneegebirge (Glatzer Schneeberg 1424 m), nordöstlich davon der Reichensteiner Kamm; beide finden ihre Fortsetzung auf österreichischem Gebiet im Zuge des Altvaters (1490 m), an den sich weiter östlich ein 500—700 m hohes Plateau, das Gesenke, anschließt, das gleichfalls außerhalb der deutschen Grenzen liegt.

VI. Das Norddeutsche Flachland dehnt sich zwischen dem deutschen Mittelgebirge und den Küsten der Nord- und Ostsee in nach O. beträchtlich zunehmender Breite aus und bietet als eine nur selten durch Hügel unterbrochene Ebene geringe Abwechselung dar, besonders weil auf weite Strecken hin die Landschaft einen einförmigen Charakter trägt, da nur selten verschiedene Formen der Bodenbekleidung einander nahe gerückt sind. Denn im östlichen Flachlande tritt das Ackerland in fast unermeßlicher Ausdehnung auf, während die sandigen Erhebungen meist mit Wald bestanden sind; im W. bedecken anderseits Moore oder Heideland weite Flächen. Im einzelnen lassen sich im östlichen Flachland mehrere in nordsüdlicher Richtung aufeinander folgende Zonen unterscheiden: Die Küsten der Ostsee steigen allmählich zu einer über 100 m hohen Schwelle an, die sich von der Jütischen Halbinsel bis nach Ostpreußen erstreckt und wegen ihres Reichtums an Seen die Baltische Seenplatte genannt wird. In Schleswig, wo sie als schmale Hochfläche auftritt, liegen ihre größten Höhen (Bungsberg 164 m) nach der Ostsee hin, die in mehreren Buchten (Föhrden) tief ins Land eindringt. Jenseit der Eider, in Holstein, macht die Platte eine Schwenkung nach O. und ist mit Seen bedeckt. Eine tiefe Einsenkung, welche im N. in die Lübecker Bucht übergeht, trennt sie von der Mecklenburgischen Platte, welche zahlreiche große und ziemlich tiefe Seen aufweist (s. unten); ihr höchster Gipfel ist der Ruhner Berg (178 m). Auch auf ihr ist die Abdachung und Entwässerung nach auswärts, also nach der Elbe zu gerichtet, während der Ostsee nur wenige Wasseradern zuströmen. Im O. wird die Platte vom Oderthal durchbrochen, nimmt aber in Pommern und Westpreußen an Breite und Höhe (Turmberg 331 m) zu und verfolgt eine nordöstliche Richtung. Durch das breite Weichseldelta ist von ihr die Preußische Seenplatte getrennt, die sich allmählich von der Ostsee entfernt und sich bis zum Niemen in Rußland fortsetzt. Auf ihr zeigen sich noch beträchtliche Erhebungen (im W. die Kernsdorfer Höhe 313 m, im O. die Seesker Höhen 309 m) sowie in Ostpreußen eine Unzahl von Seen (s. unten). Von der Ostsee wird diese Platte durch eine Vorstufe getrennt, welche bei Elbing und im Samland anmutige Hügel trägt.

Im S. der Seenplatte ziehen sich mehrere Thalzüge hin, welche in westlicher Richtung konvergieren; sie haben teils den ostdeutschen Flüssen auf einer Strecke ihres Laufes als Bett gedient, teils sind sie zu Kanalverbindungen unter diesen benutzt worden. Der nördliche Thalzug beginnt an der Weichsel bei Thorn und folgt dem Laufe der Netze und untern Warthe bis zum Oderthal, das er bis Oderberg begleitet, um sich dann zur Elbe zu wenden, die er bei Wittenberge erreicht. Der mittlere schließt sich in Polen an das Thal des Narew an, folgt dem Laufe der Weichsel und Bzura, begleitet den mittlern, westwärts gerichteten Lauf der Warthe, wendet sich zur Oder und untern Spree und trifft mit dem nördlichen Zuge im Elbthal zusammen. Der dritte, südliche Zug beginnt in Rußland bei den Rokitnosümpfen, folgt der Piliza, zieht sich in Schlesien längs der oberschlesisch-polnischen Platte hin, überschreitet die Oder bei Glogau und geht in westlicher Richtung zur Elbe. Diese drei großen Längsthäler werden vielfach durch die Flüsse, welche die zwischen jenen liegenden höhern Flächen durchfurchen, miteinander verbunden, wodurch in einzelnen Landschaften, wie in der Mark Brandenburg, ein reichgegliedertes Thalnetz entsteht. Am Südrande dieser Zone zieht sich von der Oberschlesischen Platte nach NW. eine Reihe von Grenzrücken hin, die rechts der Oder in Oberschlesien als Trebnitzer Berge (Weinberg 311 m) und zwischen Oder und Bober als Katzenberge (200 m) auftreten. Daran schließen sich im W. die Niederlausitzer Hügel (Rückenberg bei Sorau 229 m) und jenseit der Senke des Spreewaldes der Fläming, der bei Belzig zu 201 m ansteigt. Zwischen Elbe und Aller dehnt sich dann in einer Breite von 70 km bei 270 km Länge die Lüneburger Heide aus, deren höchste Erhebung 171 m Höhe erreicht.

Weiter im W. kommt zwischen der Nordsee und den Ausläufern des subhercynischen Hügellandes der Charakter der Ebene am vollständigsten zur Geltung. Weite Strecken sind mit Mooren bedeckt, unter denen die größten das Hochmoor von Ostfriesland (700 qkm), das Arenbergische Moor (1600 qkm) und das Bourtanger Moor (1300 qkm) sind. Zwischen den Sümpfen ziehen die Flüsse regellos dahin, nur die Weser und Ems durchschneiden diese durchfeuchtete Ebene zwischen trocknen Ufern, die sich aus langen Dünenreihen aufbauen. Die trocknen sandigen Flächen in der Moorlandschaft sind mit Heidekraut bedeckt, während Wald nur selten auftritt.

Über die geologische Beschaffenheit Deutschlands und die Lagerstätten nutzbarer Mineralien vgl. die Textbeilagen zu den beifolgenden Karten.

III. Gewässer.

(Vgl. die »Fluß- und Gebirgskarte«, S. 857.)

D. grenzt an zwei Meere, die Nordsee und die Ostsee. An der Nordsee, welche D. in einer Länge von 300 km (davon kommen 160 auf Schleswig-Holstein, 4 auf Hamburg, 44 auf Oldenburg und 90 auf Hannover) bespült, ist zwischen der Festlandsküste und einem äußern Küstensaum zu unterscheiden; der letztere besteht aus einer Reihe von Inseln, die das 8—16 km breite Wattenmeer seewärts abgrenzen. Von diesen Inseln gehören Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeoog und Spiekeroog zur Provinz Hannover, Wangeroog zu Oldenburg, Neuwerk zu Hamburg, Amrum, Sylt und Röm sowie zahlreiche Inseln im Wattenmeer (Föhr, Pellworm, Nordstrand und die Halligen) zu Schleswig-Holstein. Unter den Busen der Nordsee sind der Dollart, der Jadebusen und die buchtenartig erweiterten Mündungen der Weser, Elbe und Eider zu merken. Die wichtigsten Leuchttürme an der

Nordsee sind auf Sylt, auf Amrum, an der Mündung der Eider, auf Neuwerk, vor Bremerhaven (2), Wangeroog, Norderney und Borkum. Die Tiefe am äußern Eingang zur Elbe und Weser beträgt etwa 20, zur Jade 10—15, zur Osterems 23 und zur Westerems 34 m. Die deutsche Küste an der Ostsee ist 1365 km lang; davon kommen 442 auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, 427 auf Pommern, 105 auf Mecklenburg, 15 auf Lübeck und Oldenburg und 375 km auf Schleswig-Holstein. Von ganz besonderm Reiz ist die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Steilküsten und tiefe, schmal und weit in das Land eindringende Busen (Föhrden) verleihen der oft bewaldeten Uferlandschaft eine hohe Anmut, und die Dünen fehlen hier fast gänzlich. Die wichtigsten Busen an diesem Teil der Küste sind die von Hadersleben, Apenrade, Flensburg, die Schlei, die Busen von Eckernförde und Kiel, unter denen besonders die von Flensburg, Eckernförde und Kiel die ausgezeichnetsten Häfen abgeben. Zwei größere Inseln liegen an dieser Küste: Alsen, durch den an seiner schmälsten Stelle nur 250 m breiten Alsensund, und Fehmarn, durch den nur 3 m tiefen Fehmarnschen Sund vom Festland getrennt. Zwischen den Inseln Fehmarn und Rügen dringt die Lübecker Bucht tief in das Land hinein und teilt sich im Hintergrund durch die Halbinsel Klützerort in das Lübsche Fahrwasser und in den Busen von Wismar, in dem die Insel Pöl liegt; an der holsteinischen Seite ist hier noch die Neustädter Bucht zu erwähnen. An der pommerschen Küste bildet die Pommersche Bucht an der Mündung der Swine einen nicht unbedeutenden Einschnitt in das Land. Im W. derselben liegt die Insel Rügen, die, sowie die nahe Festlandsküste, von den Meeresfluten außerordentlich zerrissen ist. Da sind die Tromper Wiek an der Nordseite, die Prorer Wiek an der Ostseite von Rügen; sodann zwischen Rügen und dem Festland eine Reihe von Gewässern (der Greifswalder Bodden mit dem Rügenschen Bodden und der Dänischen Wiek, dem Strelasund, auch schlechthin Bodden genannt, und die Prohner Wiek mit dem Kubitzer Bodden), in die von O. das Landtief, von NW. zwischen Hiddensee und dem Festland das Tief von Barhöft hineinführen. Andre Gewässer befinden sich im Innern von Rügen, darunter der Große Jasmunder Bodden; noch andre trennen die Insel Zingst und die Halbinsel Darß vom Festland (der Grabow, der Barther, Bodstedter und Saaler Bodden). Von der Mündung der Swine bis zur Landspitze Rixhöft ist die Ostseeküste sehr einförmig; darauf schneidet die Ostsee zwischen dieser Landspitze und der von Brüsterort mit der Danziger Bucht, von der die durch die Halbinsel Hela gebildete Putziger Wiek ein Teil ist, tief in das Land ein. Aber auch hier ist die Küste, wie weiter nördlich bis zur russischen Grenze, meist einförmig. Die Dünenbildung ist von der Swine an vorherrschend; sie entwickelt sich aber am großartigsten auf den Nehrungen, besonders auf der Kurischen. Die Tiefe am Eingang zum Busen von Apenrade beträgt 22—33, zu dem von Flensburg 23—28, zur Schlei 2,2, zum Busen von Kiel 12, zur Neustädter Bucht 4,5, zur Trave 5, zum Hafen von Wismar 3, im Tief von Barhöft 2,5, im Landtief 3,2, am Eingang zur Swine 8, zur Persante 4,6, Wipper 3, Stolpe 4, zur Weichsel bei Neufahrwasser 5,4 und bei Neufähr 2,5, zum Pillauer Tief 4,4 und zum Memeler Tief 6 m. Eigentümlich ist der deutschen Ostseeküste die Haffbildung. Die Haffe sind große Süßwasserseen von nicht erheblicher Tiefe und Mündungsseen von Strömen und werden von der See nur durch schmale Landstriche getrennt: das Kurische Haff durch die Kurische Nehrung, das Frische Haff durch die Frische Nehrung und das Pommersche Haff durch die Inseln Usedom und Wollin. Kleinere Strandseen von ähnlicher Beschaffenheit an der hinterpommerschen Küste sind der Jamundsche, Bukowsche, Bitter, Vieziger, Gardemsche und Lebasee. Unter den mit Leuchttürmen versehenen Landspitzen an der Ostsee treten besonders hervor: Kekenishöi auf Alsen, Bülkerhuk am Kieler Busen, Buttgarden auf Fehmarn, Arkona auf Rügen, Rixhöft und Hela in Westpreußen und Brüsterort in Ostpreußen.

[Flüsse.] Unter den 150 Flüssen des Reiches sind 7 Ströme, von denen die Memel, Weichsel und Oder zur Ostsee, die Elbe, Weser und der Rhein zur Nordsee, die Donau zum Schwarzen Meer fließen. Die Weser allein gehört ganz zu D.; Memel, Weichsel, Oder und Elbe haben ihren Ursprung außerhalb; der Rhein entspringt im Ausland und mündet im Ausland; die Donau nimmt in D. ihren Ursprung und mündet außerhalb. Wichtige Küstenflüsse sind: der Pregel, die Warnow und Trave, die zur Ostsee, die Eider und Ems, die zur Nordsee gehen. Die Memel (poln. Niemen, 790 km lang, davon nur 112 in D.) entspringt in Rußland, tritt als ein schiffbarer Fluß bei Schmalleningken ins preußische Gebiet, nimmt rechts die Jura und links die Scheschuppe auf und teilt sich in der Tilsiter Niederung in zwei Hauptarme, Ruß und Gilge, die, wiederum mehrfach verzweigt, in das Kurische Haff münden. In letzteres fließen ferner noch die Minge und Dange nördlich und der Remonien südlich von den Memelarmen. Der schiffbare Pregel (125 km lang) entsteht durch die Vereinigung der Inster, Pissa und Angerapp, verstärkt sich links durch die schiffbare Alle, entsendet rechts die Deime zum Kurischen Haff und ergießt sich in das Frische Haff, in das ferner bis zur Nogatmündung noch die Passarge und der Elbing fließen. Die Weichsel (1050 km lang, 45 auf der Grenze von Oberschlesien, 239 in Preußen und Posen) wird bereits an der Grenze von Oberschlesien, wo sie die Przemsza aufnimmt, schiffbar und tritt als bedeutender Strom bei Ottlotschin in das Reich ein, wo sie links die Brahe (in Posen), das Schwarzwasser, die Ferse und Mottlau nebst der Radaune, rechts die Drewenz, Ossa und Liebe aufnimmt, an der Montauer Spitze sich in die Weichsel und Nogat und am Danziger Haupt in die Danziger und Elbinger Weichsel teilt, von denen die Nogat und die im Sommer wasserleere Elbinger Weichsel zum Frischen Haff gehen, die Danziger Weichsel aber in zwei Armen bei Neufähr und Neufahrwasser in die Ostsee mündet. Zwischen Weichsel und Oder sind zahlreiche Küstenflüsse (Rheda, Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante, Rega) vorhanden, die alle auf der Pommerschen Platte entspringen. Die Oder (905 km lang, 769 km schiffbar, davon 741 in D.) ist recht eigentlich ein deutscher Fluß, da nur ein geringer Teil des Oberlaufs sich außerhalb (in Österreich) befindet; sie durchfließt die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, wird bei Ratibor schiffbar, bildet in Pommern das Pommersche Haff und fließt aus diesem in drei Armen (Peene, Swine und Dievenow) zur Ostsee. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind rechts: die Klodnitz, Malapane, Weida, Bartsch, Warthe (712 km lang, 358 km in D. schiffbar) nebst Netze (440 km lang, 230 km schiffbar) und die Ihna; links:

die Oppa, Glatzer Neiße, Weistritz, Katzbach, der Bober nebst Queis, die Lausitzer Neiße, die Uker und Peene. Unter den Küstenflüssen zwischen Oder und Elbe sind die Recknitz, Warnow (128 km lang, 60 km schiffbar), Trave, Schwentine und Eider (188 km lang, 140 km schiffbar), von denen die letztere bereits zur Nordsee geht, die bedeutendsten. Die Elbe (1165 km lang, 842 km schiffbar, davon 742 in D.) tritt im Elbsandsteingebirge oberhalb Schandau aus Böhmen nach D. über, durchfließt das Königreich Sachsen, die Provinz Sachsen nebst Anhalt, berührt Brandenburg, Hannover, Mecklenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein und mündet in der Breite von 15 km bei Kuxhaven in die Nordsee. In D. empfängt sie rechts: die Schwarze Elster, die Havel (356 km lang, 330 km schiffbar) mit Rhin, Dosse und Spree, die Elde und Stör, links: die Mulde, Saale (mit Weißer Elster, Ilm, Unstrut und Bode), Ohre, Jeeze, Ilmenau, Este, Schwinge, Oste und Medem. Die Weser (451 km lang und schiffbar) entsteht bei Münden aus der Werra (mit Hörsel) und Fulda (mit Eder); sie gehört allein unter den deutschen Strömen mit ihrem ganzen Gebiet zu D., fließt meist durch preußische Landesteile, berührt aber auch braunschweigisches, bremisches und oldenburgisches Gebiet, nimmt rechts die Aller (mit Oker und Leine), Lesum und Geeste, links die Diemel, Werre und Hunte auf und mündet unterhalb Bremerhaven, 12 km breit, in die Nordsee. Die Ems (330 km lang, 224 km schiffbar), in Westfalen und Hannover, empfängt rechts die Haase und die Leda, bildet den Dollart und mündet in zwei Armen (Oster- und Westerems) zu beiden Seiten der Insel Borkum in die Nordsee. Der Rhein (1225 km lang, 886 km schiffbar, davon 721 in D.) wird erst unterhalb des Bodensees ein deutscher und zwar nur ein halbdeutscher Fluß, insofern er hier die Grenze zwischen D. und der Schweiz bildet. Erst nachdem er bei Basel seine Hauptkrümmung vollbracht hat, wird er ein ganz deutscher Strom. Von Basel bis Mainz durchströmt er die Oberrheinische Tiefebene. Bei Bingen tritt er in das Gebiet des Schiefergebirges ein, das er am Fuß des Siebengebirges oberhalb Bonn verläßt, um von nun an seinen Unterlauf zu beginnen. Unterhalb Emmerich verläßt er D. Unter den Nebenflüssen des Rheins auf der rechten Seite sind die bemerkenswertesten: die Kinzig, Murg, der Neckar (397 km lang, 218 km schiffbar) mit Enz, Jagst und Kocher, der Main (495 km lang, 330 km schiffbar) mit Regnitz, Tauber, Fränkischer Saale, Kinzig und Nidda, die Lahn, Sieg, Wupper, Ruhr, Emscher und Lippe; auf der linken: die Ill, Nahe, Mosel (505 km lang, 344 km schiffbar, mit Orne, Sauer und Saar), Ahr und Erft. Zur Maas in den Niederlanden fließen die Roer und Niers, ebendaselbst zur Neuen Yssel die Berkel und zum Zuidersee die Vechte. Die Donau durchströmt in östlicher Hauptrichtung die süddeutsche Hochebene und liegt bei Passau noch 287 m ü. M. Sie ist 2780 km lang, 2574 km schiffbar, davon 356 in D. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau während ihres Laufes durch D. sind auf der rechten Stromseite: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn (510 km lang, 226 km in D.), die sämtlich auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene in die Donau fließen. Alle diese Nebenflüsse sowie auch die zum Inn gehende Salza stammen aus den Alpen und führen dem größten Strom Zentraleuropas eine unermeßliche Menge Wassers zu. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau auf der linken Seite in D. sind: die Wörnitz, Altmühl, Nab und der Regen.

[Landseen.] Nach den nordischen Reichen Schweden und Norwegen und Rußland ist kein Land Europas reicher an Landseen als D. Es hat zwei Zonen, die durch eine Reihe von Seen ausgezeichnet sind, im S. und im N. In der Mitte Deutschlands finden sich nur wenige Seen und nur von geringem Umfang. Die südliche Seezone zieht sich längs des Nordfußes der Alpen hin (s. oben). Man zählt im südlichen Bayern gegen 70 Seen. Der größte aller deutschen Seen ist der Bodensee, der schönste der Königssee bei Berchtesgaden. Zu den größern der Bayrischen Hochebene und der dahinterliegenden Bayrischen Alpen gehören noch der Walchen-, Kochel-, Ammer-, Staffel-, Würm- (Starnberger), Tegern-, Schlier- und Chiemsee. Die nördliche Seezone umgibt die Ostsee auf ihrer ganzen Erstreckung von Schleswig bis zur äußersten Ostgrenze gegen Polen und enthält eine außerordentliche Zahl von Seen (die beiden Mecklenburg allein zählen 223). Die wichtigsten Seen westlich von der Oder sind: der Plöner und Selenter See in Schleswig-Holstein, die Müritz und der Schweriner See in Mecklenburg, die Ukerseen in Brandenburg; zwischen Oder und Weichsel: der Drazigsee auf dem Landrücken, die Madüe am Fuß desselben und unter den Strandseen der Lebasee, alle drei in Pommern, der Wdzydzesee in Westpreußen und der Goplosee an der obern Netze in Posen; endlich im O. von der Weichsel: der Geserichsee auf der Grenze von West- und Ostpreußen, der Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee im ostpreußischen Masurenland. Außerdem sind noch zu bemerken: der Salzige und der Süße See bei Eisleben in der Provinz Sachsen, das Steinhuder Meer östlich und der Dümmersee westlich von der Weser im Flachland der Provinz Hannover und der Laacher See in der Rheinprovinz.

[Kanäle.] Unter den Kanälen haben eine allgemeine Wichtigkeit: die Verbindung zwischen Memel und Pregel (Gilge, Seckenburger Kanal, Großer Friedrichsgraben und Deime); der Elbing-Oberländische Kanal zwischen den Seen auf der Grenze von Ost- und Westpreußen wegen seiner geneigten Ebenen; der Bromberger Kanal (26,5 km) zwischen Brahe und Netze, Verbindungsglied zwischen Weichsel- und Odergebiet; der Müllroser oder Friedrich-Wilhelmskanal (24 km) und der Oder-Spreekanal zwischen Oder und Spree und der Finowkanal (69,5 km) zwischen Oder und Havel, alle drei eine Verbindung zwischen dem Oder- und Elbgebiet vermittelnd; der Plauesche Kanal (57,5 km) zwischen Havel und Elbe; der Eiderkanal (32 km) zwischen Ostsee und Eider (Nordsee) und der im Bau begriffene Nordostseekanal (98 km) von der Kieler Bucht zur Elbmündung; der Ludwigskanal (176 km) zwischen Regnitz und Altmühl (Main und Donau) verbindet Rhein- und Donaugebiet; der Rhein-Rhône- (350 km, davon 132 in D.) und der Rhein-Marnekanal (311 km, davon 104 in D.) in Elsaß-Lothringen mit Fortsetzungen weit nach Frankreich hinein. Ein Kanal von Dortmund nach der Ems ist im Bau (s. Dortmund-Emskanal); eine Kanalverbindung zwischen Rhein, Weser u. Elbe (Mittellandkanal) ist geplant.

Sümpfe, Moore und Brüche gibt es besonders auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene: Erdinger und Dachauer Moos östlich und westlich von der Isar, Donauried und Donaumoos an der Donau zwischen Ulm und Donauwörth und bei Ingolstadt; sodann in den nördlichen Küstenländern, hier vorzüglich als Hochmoore auf der Grenze der Marsch und Geest in Hannover, Oldenburg und Schleswig-Hol-

stein, aber auch weit landeinwärts zu beiden Seiten der Ems, Hunte und Weser (das Bourtanger Moor auf der Grenze gegen die Niederlande); ferner in der Nähe der Ostsee die Moore in Hinterpommern, namentlich am Haff und am Lebasee, und in Ostpreußen am Kurischen Haff zwischen Deime und Ruß. Weiter im Innern gibt es große Moorstrecken noch in Posen (Netze- und Obrabruch), Brandenburg (Havelländisches und Rhinluch, Warthebruch, Spreewald), in der Provinz Sachsen (Drömling an der Aller und Ohre), Westfalen ꝛc. Einige von diesen Mooren erscheinen als unkultivierbar, wie das Große Moorbruch in Ostpreußen, andre aber gehen durch Anlage von Kanälen einer Kultur entgegen, besonders in Hannover, wo bereits seit längerer Zeit blühende Moor- (bei Bremen) und Fehnkolonien (in Ostfriesland) bestehen.

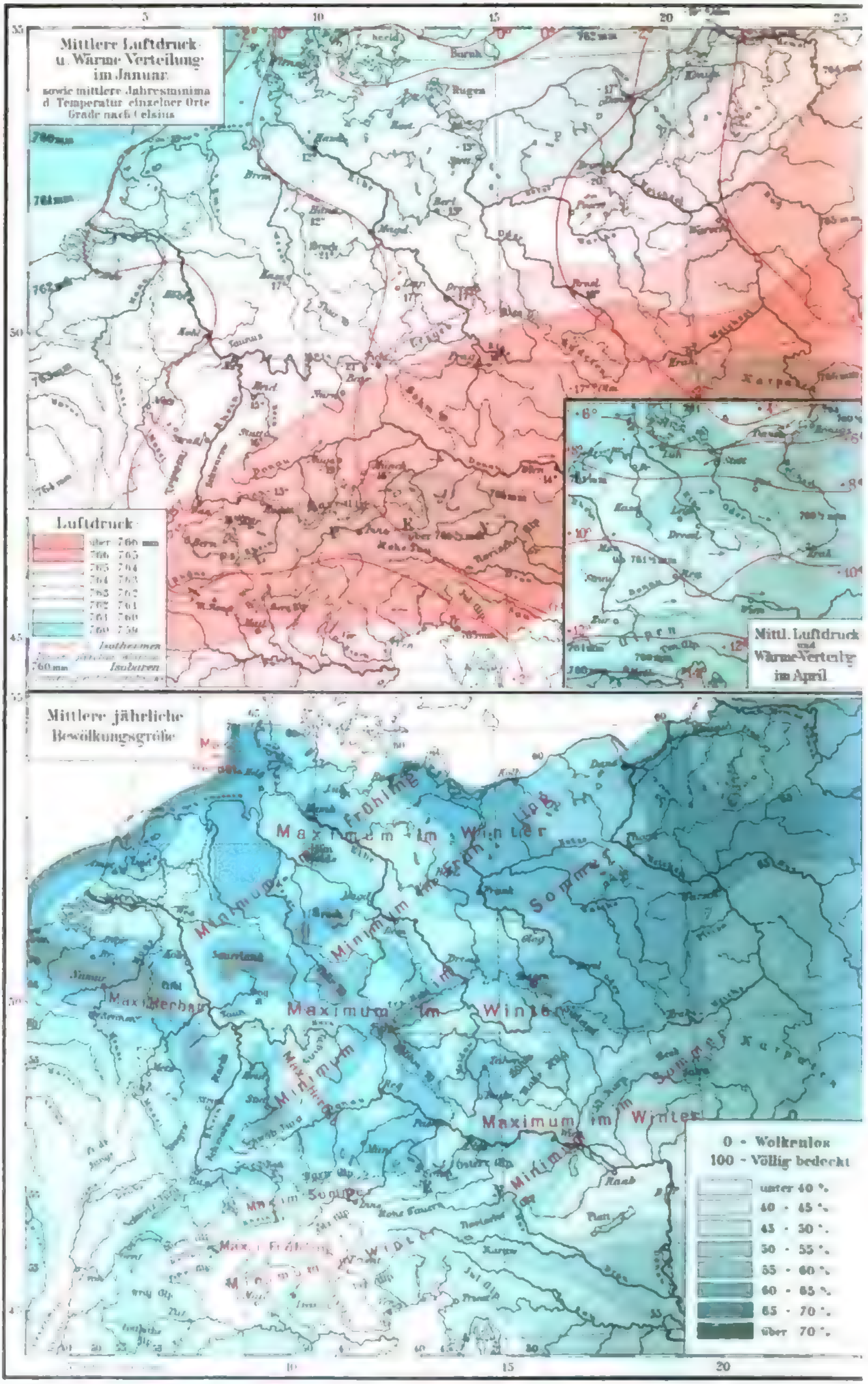
[Mineralquellen.] Von den zahlreichen Mineralquellen Deutschlands gehören viele zu den heilkräftigsten Europas. Die an Mineralquellen reichsten Gegenden Deutschlands sind: der Schwarzwald, das Niederrheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, die Sudeten, das Riesengebirge. Ungemein groß ist die Zahl der kohlensäurereichen Quellen des Niederrheinischen Gebirges, von denen die berühmtesten Selters und Geilnau diesseits, Tönnisstein in der Nähe des Laacher Sees jenseits liegen; aber es erstreckt sich dieser Kohlensäurereichtum noch weit nordostwärts bis ins Gebiet der untern Weser; dort sind die Stahlquellen von Driburg, Pyrmont, Rehburg und die mit 697 m Tiefe erbohrte warme Solquelle von Rehme (Oeynhausen) zu bemerken, zu denen am Südostfuß des Rheinischen Gebirges der warme Sprudel von Nauheim hinzukommt. Wie die Kohlensäureexhalation, so steht wohl auch der Reichtum an Thermen im Gebiet des Niederrheinischen Gebirges in Verbindung mit der frühern vulkanischen Thätigkeit in den Rheingegenden. Wiesbaden, Schlangenbad, Ems, Bertrich, die Quellen im Ahrthal, die Schwefelquellen von Aachen und Burtscheid gehören zu den besuchtesten des Reiches. Auch der Schwarzwald besitzt in Baden-Baden, Wildbad und dem lange verschollenen Römerbad Badenweiler berühmte Thermen; ebenso haben Sudeten und Riesengebirge (Warmbrunn) ihre Thermen. Über ganz D. sind Solquellen (Kreuznach u. v. a.), Eisensäuerlinge (Langenschwalbach, Pyrmont), Schwefelquellen u. a. zerstreut, aber keine davon so besucht und verschickt wie die Wässer von Kissingen. — Unter den Seebädern sind die wichtigsten an der Nordsee: Helgoland, Borkum, Norderney, Wangeroog, Wyck auf Föhr und Westerland auf Sylt; an der Ostsee: Borby bei Eckernförde, Kiel, Travemünde, Warnemünde, Saßnitz, Binz, Putbus, Heringsdorf, Swinemünde, Misdroy, Kolberg, Zoppot, Kahlberg, Pillau, Kranz, Neukuhren und Schwarzort.

IV. Klima, Pflanzen- und Tierwelt.

(Hierzu die »Klimakarte von Deutschland«, mit Textblatt.)

Über das Klima Deutschlands vgl. die besondere Textbeilage zur beifolgenden Karte.

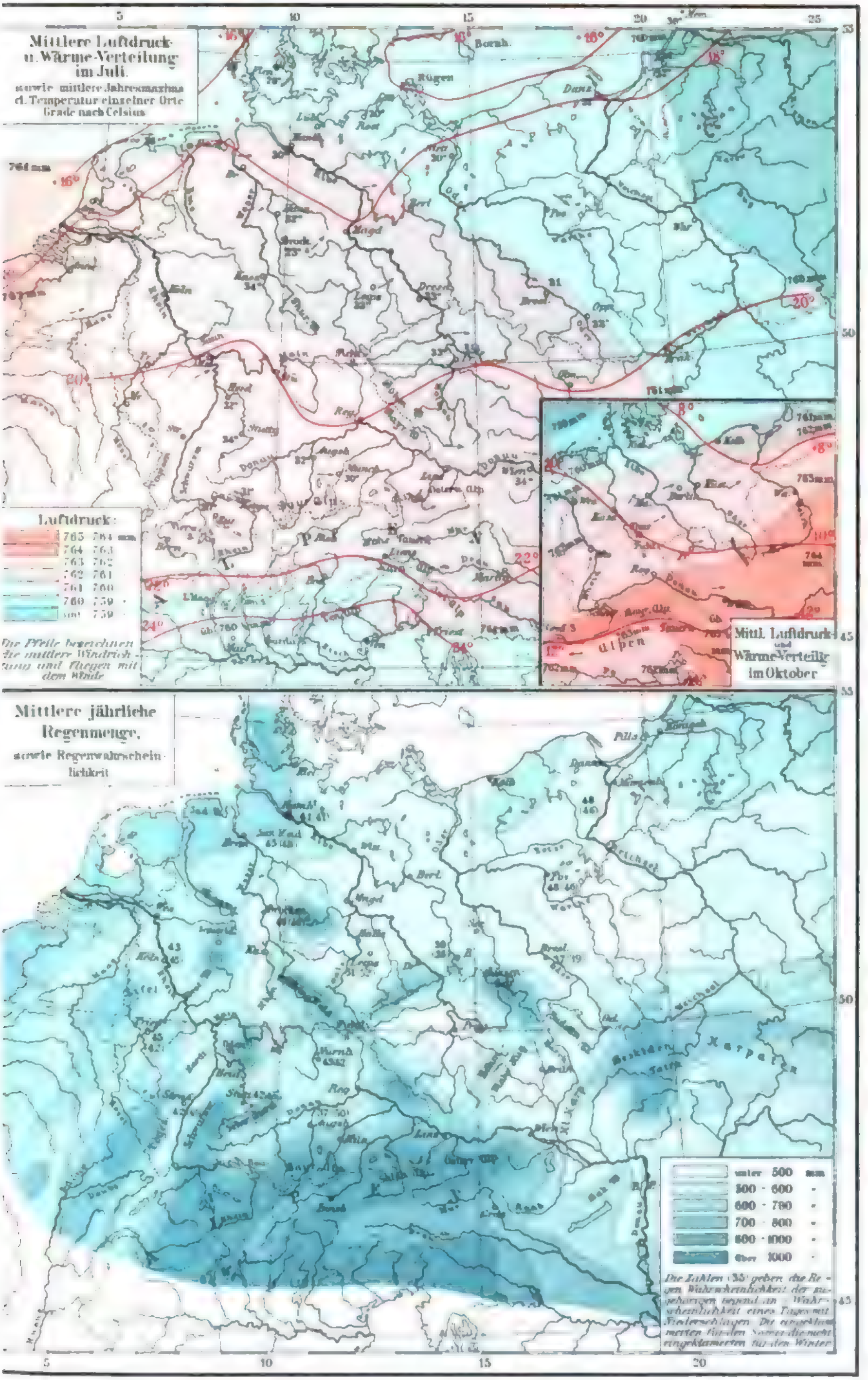
[Pflanzenwelt.] Der Vegetation nach bildet D. einen Abschnitt der mitteleuropäischen Waldzone, in der Nadel- und Laubholzwaldungen, Wiesen, Moore und Heiden vorherrschen. Floristisch setzt sich seine Pflanzendecke aus zwei verschiedenen Grundbestandteilen, der baltischen und der alpinen Flora, zusammen. Erstere beherrscht vorzugsweise das norddeutsche Tiefland südwärts bis zu einer durch Schlesien und Sachsen verlaufenden, dann um den Harz sich erhebenden und am Nordrande des Rheinischen Schiefergebirges endenden Linie, die ungefähr mit der nördlichen Verbreitungsgrenze der Edeltanne zusammenfällt. Die oberhalb der Waldregion der zentraleuropäischen Hochgebirge in inselartigen Bezirken ausgebreitete Alpenflora greift von der Schweiz, Tirol und Salzburg aus auf die deutschen Kalkalpen im Algäu und in Südbayern über und sendet von hier Ausstrahlungen längs der Alpenflüsse auch in die Donauhochebene aus. Eine zweite alpine Vegetationsinsel, die Sudeten (s. d.), zeichnet sich durch den Besitz einiger arktischer, in den Alpen fehlender Pflanzenarten aus. Auch auf Hochgipfel des übrigen deutschen Mittelgebirges ist eine Reihe von Alpenpflanzen, z. B. der Teufelsbart (Pulsatilla alpina) auf den Brocken, übergegangen. Das zwischen der Edeltannengrenze und dem alpinen Gebiet Südbayerns eingeschlossene Gebiet trägt vorwiegend eine Hügel- und Bergwaldflora (Hercynische Flora), deren Charakter in den tiefern Lagen mehr baltisch, in den höhern Bezirken subalpin oder alpin ist, ohne daß eine durchgreifende Scheidung beider Elemente möglich erscheint. Für das mittlere Deutschland kann nach Drude folgende Begrenzung der Regionen angenommen werden: die Niederungsflora herrscht bis etwa 150 m, darüber folgt zwischen 150—500 m die der Hügelzone und zwischen 500—1100 m die der Bergwaldregion; über letzterer breitet sich bis 1300 m ein Gesträuchgürtel und über diesem bis 1600 m die alpine Region aus; in den deutschen Alpen beginnt letztere dagegen erst bei 1700 m. Die Zahl der aus der Schweiz und Österreich auf die Bayrischen Alpen übertretenden Hochgebirgsarten beträgt etwa ein Drittel der in dem Hauptalpenzuge einheimischen; es fehlen z. B. die Eisranunkeln, Steinbrecharten, Enziane, Primeln, Soldanellen, das Edelweiß und andere charakteristische Alpenpflanzen auf den Hochgipfeln der Algäuer Alpen, wie dem Hochvogel und der Mädeler Gabel, auf dem Wetterstein- und Karwendelgebirge der Bayrischen Alpen und dem Watzmann in den Salzburger Alpen nicht; doch ist die Mannigfaltigkeit der Arten geringer als in der Zentralalpenkette. Die Strauchregion besitzt meist wie die der Schweizer und Tiroler Hochgebirge ausgedehnte Bestände von Legföhren, Alpenrosen, Grünerlen und Zwergweiden, seltener sind Zwergwacholder und Sadebaum. In den Bergwäldern um Garmisch und Berchtesgaden wachsen in einer Höhenlage zwischen 1500—1870 m auch Zirbelkiefern. Die am häufigsten auftretende Fichte bildet den Hauptbestandteil der obersten Bergwälder und erhebt sich an den Gehängen bis 1820 m, während die besonders in den Salzburger Alpen verbreitete Lärche noch etwas höher (bis 1900 m) aufsteigt. Zahlreiche alpine und baltische Holz- und Krautpflanzen begleiten den Bergwald, mit welchem Bergmatten, Quellflurstauden und polster- oder teppichbildende Felspflanzenbestände abwechseln. Einen ähnlichen Charakter zeigt auch der Bergwald der deutschen Mittelgebirge; den obersten Waldgürtel bis zur Baumgrenze bilden auch hier Fichtenwälder, deren Boden in der Regel von niedrigem Vaccinium-Gebüsch bedeckt wird; an den Waldbächen und Quellrinnsalen, oberhalb 800 m, wachsen höhere Stauden wie Eisenhut, Ranunculus aconitifolius, Mulgedium, Senecio Fuchsii u. a. Kurzhalmige, süße Gräser setzen das Grundgewebe der Bergwiesen zusammen, die nicht selten durch Reichtum von Orchideen sich auszeichnen. Die aus Riedgräsern oder Torfmoosen ent-



Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches

DEUTSCHLAND.



stitut in Leipzig

Zum Artikel »Deutschland«

Digitized by Google

Zur „Klimakarte von Deutschland“.

Der Norden Deutschlands ist eine Tiefebene, welche nach W., O. und N. weithin offen, im S. dagegen durch eine hohe Gebirgswand von dem mediterranen Klimagebiet geschieden ist. Während der Luftdruck im Süden Europas meist hoch ist, wird das nordwestliche Europa, insbesondere in der kältern Jahreszeit, fast ununterbrochen von barometrischen Depressionen besucht, welche in weitaus den meisten Fällen ostwärts oder nordostwärts weiter ziehen, so daß Deutschland auf der rechten Seite ihrer Bahn liegen bleibt. Daher sind südwestliche und westliche Winde über Deutschland vorherrschend, welche um so stärker wehen, je rascher der Luftdruck nach N. oder NW. hin abnimmt. Diese Winde sind Seewinde, welche, beladen mit Wasserdampf, trübes, regnerisches Wetter, im Winter Wärme und im Sommer Kühlung bringen.

Von der **Luftdruckverteilung** (s. Karte) hängt der Charakter unsrer Jahreszeiten ab. In der Nähe von Island ist im Winter der mittlere Luftdruck am geringsten. Von hier aus verläuft im Mittel eine Zunge niedrigen Luftdrucks nordostwärts dem Eismeer zu. Ist dieselbe besonders stark ausgeprägt, so entspricht dieser Luftdruckverteilung ein milder Winter für das nordwestliche Europa, welcher um so mehr in den Kontinent sich ausbreitet, je weiter ost- und südwärts der höchste Luftdruck liegt. Fehlt die Ausbildung des isländischen barometrischen Minimums nach NO. hin, so werden in unsern Gegenden südöstliche Winde vorherrschend sein, also Landwinde, welche die Temperatur in dieser Jahreszeit herabdrücken. Nicht so gewöhnlich wie die oben besprochenen Fälle ist der, daß ein barometrisches Maximum längere Zeit über unsern Gegenden liegt (z. B. im Winter 1879/80). Diese Lage entspricht einem nebeligen, kalten und niederschlagsarmen Winter, dessen Strenge durch das Vorhandensein einer Schneedecke außerordentlich gesteigert werden kann.

Die häufigste Ursache unsrer strengen Winter ist das längere Vorhandensein eines barometrischen Maximums über dem nördlichen oder nordöstlichen Europa, wobei der Luftdruck nach S. und SW. Europas hin abnimmt. Bei dieser Luftdruckverteilung wird die kalte Luft aus Rußland und Sibirien unsern Gegenden zugeführt, der Winter ist dann kalt, gewöhnlich heiter und trocken und, im Gegensatz zu der eben besprochenen Wintertype, windig, wodurch die physiologische Wirkung der Kälte erheblich erhöht wird. Liegt ein barometrisches Maximum über Westeuropa, während gleichzeitig der Luftdruck im O. Deutschlands niedrig ist, so kommen nordwestliche Winde zur Entwickelung, welche dem hohen Norden entstammen und also nicht geeignet sind, die Temperatur in unsern Gegenden zu erhöhen: sie bringen naßkaltes und veränderliches Wetter.

Im Sommer sind die Folgeerscheinungen bei derselben Luftdruckverteilung im allgemeinen die umgekehrten: die östlichen Winde bringen bei längerm Vorwalten heiße, die westlichen und südwestlichen dagegen im allgemeinen kühle Sommer. Hervorzuheben für unser Sommerklima ist das häufige Vordringen des hohen Luftdrucks von Südwesteuropa nordwärts nach den Britischen Inseln hin, wodurch in Deutschland Nordwestwinde bedingt werden, welche naßkühle Witterung und häufige Trübung und Niederschläge im Gefolge haben. Dieser Witterungscharakter ist für unsre Sommer sehr charakteristisch.

Betrachten wir die Luftdruck- oder Isobarenkarten, so treten uns vier Typen der Druckverteilung entgegen, welche die Grundlage für das Klima Deutschlands bilden. Der Luftdruck ist im Januar im NW. außerordentlich niedrig, nach SO. nimmt er stetig zu, bis seine Höhe in der Alpengegend ein Maximum erreicht; weiter südwärts nimmt er wieder ab, daher südwestliche Winde im ganzen Gebiet, die um so stärker wehen, je größer die Luftdruckunterschiede sind; windiges, ja stürmisches Wetter wird daher im Winter nicht zu den Seltenheiten gehören. Diese südwestlichen Winde sind wegen ihres Ursprungs feucht und warm, und deshalb sind unsre Winter in der Regel mild und trübe, im Gegensatz zu denjenigen in östlicher gelegenen Gegenden.

Im April ist der Luftdruck im NW. gestiegen, im S. gesunken, und daher ist die Druckverteilung eine gleichmäßige geworden. Das barometrische Maximum der Alpengegend ist mit abnehmender Intensität nordwärts nach der Maingegend fortgerückt, daher ein häufiges Vorwalten nördlicher Winde, welche als die Ursache der in unsern Gegenden häufig eintretenden Kälterückfälle im Spätfrühling angesehen werden müssen. Daß die letztern gerade an die Tage der sogen. »Eisheiligen« (10.—13. Mai) geknüpft sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden. Die im April häufig auftretenden Nordwestwinde sind meistens von Regen-, Schnee- und Graupelschauern begleitet, und daher die sprichwörtliche Launenhaftigkeit dieses Monats (»Aprilwetter«), die sich indessen nicht in den Mittelwerten der meteorologischen Beobachtung ausspricht.

Im Juli sehen wir auf unsern Karten eine Zunge höhern Luftdrucks, welche einen Ausläufer des hohen Luftdrucks auf dem Ozean bildet. Die ozeanischen Winde, meistens West- und Nordwestwinde, kommen in dieser Jahreszeit zur größten Herrschaft, die sich durch unbeständiges nasses und kühles Wetter kennzeichnet: es ist die Sommerregenzeit Deutschlands. Längs der über das südwestliche Deutschland sich hinziehenden Zunge höhern Luftdrucks gleiten im Sommer kleinere, oft unscheinbare atmosphärische Wirbel ostwärts fort, welche meistens von Gewittern und heftigen Niederschlägen begleitet sind.

Im Herbst nimmt die Luftdruckverteilung wieder einen winterlichen Charakter an, südwestliche Winde werden vorherrschend, welche, nach NW. hin immer mehr an Intensität zunehmend, den Charakter von Regenwinden erhalten.

Temperaturverhältnisse. Die mittlern Jahrestemperaturen der einzelnen Gegenden Deutschlands schwanken zwischen 6 und 10°. Die Jahresisotherme von 10° verläuft von Wien über München nach Utrecht, während diejenige von 6° die nordöstliche Grenze Deutschlands streift. Die Gegensätze bilden das mittlere Rheinthal zwischen Basel und Koblenz mit den Flußthälern, die in diesen Raum münden, ausgezeichnet durch milde Winter- und hohe Sommertemperaturen, und anderseits das nordöstliche Deutschland, dessen Klima sich schon den russischen Verhältnissen anschmiegt.

Unsre Karten zeigen, daß im Januar die Isothermen fast gänzlich von N. nach S. verlaufen, so daß also

kein Unterschied der Wärme von N. nach S., dagegen ein erheblicher von W. nach O. vorhanden ist. Im April haben die Isothermen eine westöstliche Lage, und nun tritt der Gegensatz zwischen N. und S. hervor, wogegen jener zwischen W. und O. verschwindet. Im Sommer haben die Isothermen fast dieselbe Lage wie im Frühjahr, nur sind die Frühjahrsisothermen nach dem hohen Norden gewandert. Im Oktober haben die Isothermen noch dieselbe Lage wie im Frühjahr und Sommer, indessen sind sie weiter auseinander getreten, während ihr Wert sich verringert hat.

Bemerkenswert ist die sehr große Übereinstimmung im Gange der Temperatur in der jährlichen Periode sowie die Zunahme der Jahresschwankung von W. nach O. und von N. nach S., anderseits die Abnahme derselben mit der Erhebung. Auch die tägliche Wärmeschwankung (Amplitude der Temperatur) nimmt von NW. landeinwärts zu. Die den Karten eingeschriebenen Zahlen geben die Extreme an, welche wir durchschnittlich in Deutschland in jedem Jahre zu erwarten haben. Man sieht, die mittlern Kältextreme halten sich zwischen —12° und —22°, am geringsten sind sie im nordwestlichen Deutschland, von dort aus nehmen sie nach dem Kontinent allenthalben zu; Ostdeutschland hat schon russische Minimaltemperaturen. Die mittlern Temperaturmaxima sind viel gleichmäßiger über das ganze Gebiet verteilt: im westdeutschen Binnenland steigen sie auf 34°, während sie im nordwestdeutschen Küstengebiet auf 28° herabsinken. Die höchsten und tiefsten Temperaturen, welche seit mehreren Jahren vorgekommen sind, gibt folgende kleine Zusammenstellung (tiefste Temperaturen eingeklammerte Zahlen):

Borkum 32° (—15°), Hamburg 32° (—20°), Swinemünde 32° (—30°), Königsberg 38° (—30°), Hannover 30° (—28°), Kassel 37° (—27°), Berlin 36° (—26°), Ratibor 36° (—33°), Karlsruhe 36° (—22°), Augsburg 38° (—29°), München 38° (—30°).

Bewölkungsverhältnisse. Die mittlere jährliche Bewölkung haben wir auf unsrer Karte nach Elfert übersichtlich dargestellt. Im allgemeinen nimmt die mittlere Bewölkung mit der Entfernung von der Nord- und Ostsee nach S. und O. hin ab und in den dem Südwestwind zugewandten Gebirgen mit der Höhe zu, während im Windschatten der Gebirge die Bewölkung verhältnismäßig gering ist. Die Bewölkung ist in der kältern Jahreszeit am größten, in der wärmern am geringsten. Das Minimum tritt an den nordwestlichen Stationen im Frühjahr, an den östlichen und südlichen im Sommer ein. Auf dem Brocken und dem Hohenpeißenberg fällt das Maximum auf den Oktober, das Minimum in den Januar.

Niederschlagsverhältnisse. Nach unsrer Karte, in welcher (mit Benutzung des Töpferschen Materials) die Verteilung der Niederschlagsmengen über Deutschland dargestellt ist, ist das nördliche deutsche Tiefland, die westlichen, unter dem Einfluß der Nordsee stehenden Gebietsteile ausgenommen, am regenärmsten; nach S. hin nimmt die Regenmenge zu, im allgemeinen mit der Erhebung über dem Erdboden. Da in Deutschland die südlichen bis nordwestlichen Winde die Regenbringer sind, so werden die südlichen bis westlichen Seiten der Gebirge die regenreichern sein, dagegen die nördlichen bis östlichen die regenärmern.

Deutschland hat drei Regengebiete: 1) Gebiet mit vorwaltendem Herbstregen (Nordseeküste), 2) Gebiet mit Sommerregen, welche um so entschiedener auftreten, je weiter wir uns nach O. oder SO. entfernen, 3) Gebiet mit vorwaltenden Winterregen, in den hochgelegenen Orten des Elsaß. Im Durchschnitt beträgt die Regenmenge im Winter 20 Proz., im Frühjahr 22 Proz., im Sommer 33 Proz. und im Herbst 25 Proz. der ganzen Jahressumme; das Minimum fällt im allgemeinen auf das Ende des Winters oder auf den Frühjahrsanfang. Mit Beginn des Jahres vom tiefsten Stande langsam aufsteigend, erreicht die durchschnittliche Regenhöhe etwa im Mai das Mittel, erhebt sich im Juni und Juli schnell zur größten Höhe, um im August zunächst langsam, dann aber rasch im September zum Mittel und unter dasselbe zurückzusinken.

Niederschlagsmengen über 200 mm im Monat sind in Deutschland, auch im Tiefland, nicht selten, in extremen Fällen können dieselben sogar 300 mm überschreiten. Die extremen Regenmengen fallen gewöhnlich in den Monaten, in welchen das Maximum der Regenmenge durchschnittlich stattfindet.

Gewitter. Die Häufigkeit der Gewitter in Deutschland in den einzelnen Monaten des Jahres und die Durchschnittsziffer für das Jahr ist aus folgender Tabelle zu ersehen:

Gebiet	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Jahr
Keitum (Sylt)	0,3	2,6	4,3	4,8	4,6	2,2	23,0
Hamburg	0,7	3,3	3,6	6,0	3,4	2,0	20,6
Swinemünde	0,8	2,5	4,8	6,0	4,6	1,3	21,1
Memel	0,2	1,6	2,4	3,7	2,3	1,1	12,6
Hannover	1,3	3,6	3,7	4,6	3,8	1,3	19,1
Lüningen	0,9	2,4	3,4	4,3	2,7	1,6	16,8
Göttingen, Trier, Grafschaft Glatz	0,2	2,6	3,3	3,3	3,5	1,3	15,6
Schneekoppe	0,0	2,4	2,6	7,7	3,3	1,6	18,1
Eichberg	1,3	3,6	5,5	5,8	3,6	1,3	22,3
Breslau	0,9	2,3	3,6	3,3	2,8	0,9	14,8
Stuttgart	1,0	3,3	3,9	3,3	3,0	2,3	18,7
Württemberg (19 Stat.)	1,4	3,6	4,2	6,0	3,2	1,1	21,3
München	1,8	4,2	5,6	5,1	5,0	1,3	28,2
Regensburg	1,4	3,6	4,5	4,7	4,4	1,4	22,3

Im allgemeinen ist eine Zunahme der Gewitter mit abnehmender Breite zu erkennen, allein diese Abnahme ist keine regelmäßige. Der Verlauf der Jahreskurve ist insofern kein einfacher, als sich das Sommermaximum in zwei Maxima spaltet, von denen das eine früher, das andre später eintritt. Wintergewitter sind in Deutschland sehr selten, besonders im Binnenland.

Auch eine tägliche Periode der Gewitter ist nachgewiesen: die größte Häufigkeit der Gewitter fällt überall auf die Nachmittagsstunden von 3—6 Uhr, ein zweites Maximum fällt auf die Nachtzeit.

Die Fortpflanzungsrichtung der Gewitter ist dieselbe wie die Richtung des vorherrschenden Windes im Gewittergebiet und die Fortbewegung der die Gewitter begleitenden Depressionen. Daher ziehen weitaus die meisten Gewitter von W. nach O. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gewitter beträgt in Süddeutschland etwa 38 km pro Stunde.

Für Süddeutschland stehen Gewitter- und *Hagelfall*häufigkeit in innigstem Zusammenhang. Im Gange der Hagelhäufigkeit fällt wie beim Gewitter das erste Maximum auf das Ende des Frühjahrs, sekundäre Maxima existieren im März und November. Die tägliche Periode des Hagelfalles gleicht derjenigen der Gewitter: das Maximum fällt zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags und hat im Winter einen verhältnismäßig erheblichen Wert. Die Hagelhäufigkeit nimmt von N. nach S. hin zu.

stehenden Hochmoore werden häufig von sumpfliebenden Sträuchern, wie Ledum, Zwergkiefern, Sumpfbirken u. a. überwuchert. In Felsspalten und auf Geröllhalden findet manche die Trockenheit liebende Alpenpflanze ein Asyl; auch die Bergheiden mit Calluna, Empetrum u. a. beherbergen einzelne Alpenflüchtlinge. Weiter am Gebirge abwärts mischen sich Edeltannen und einzelne Laubholzarten dem Fichtenwald bei; die Sträucher (wie Rosa alpina, Ribes alpinum u. a.) sind zum Teil noch alpinen Ursprungs. Unter 800 m herrscht bereits häufiger die Buche in geschlossenen Waldbeständen, deren Unterschicht an frühblühenden Stauden, wie Hepatica, Mercurialis, Orobus vernus u. a., reich zu sein pflegt. In den Mischwäldern aus Fichte, Buche und Edeltanne steigen die berganssässigen Gewächsarten am tiefsten abwärts. Die Wälder des Tieflandes und der Hügelregion bestehen teils aus geschlossenen Buchenwaldungen mit unbegrastem Boden, teils aus Mischwäldern mit Eichen, Eschen, Zitterpappeln, Ulmen u. a., teils auch aus lichten Hainen mit zusammenhängender Grasnarbe. Das Überschwemmungsgebiet der Flüsse und feuchte Niederungen werden von Auenwäldern mit Eichen, Zitterpappeln, Birken u. a. besiedelt, deren Untergrund oft eine Decke von Sumpfgräsern trägt. Nasse Brücher werden durch Bestände von Erlen, Sumpfbirken und Weiden, dürrer, trockner Boden durch Kiefernwald mit Heidegesträuch und Vaccinium bezeichnet. Hagedorngebüsche bekleiden die Hügelgehänge, langhalmige, bittere Gräser den von Grundwasser feucht erhaltenen Boden der Thalwiesen; stagnierendes Wasser ruft Binsen, Wollgräser und Torfmoose hervor. Die auf trocknem Boden gern erscheinenden und doch feuchtigkeitsbedürftigen Heidekrautbestände sind in ihrer reinsten Form besonders für Nordwestdeutschland charakteristisch und beherbergen daselbst auch eine Anzahl atlantischer Pflanzen, wie Genista anglica, Myrica Gale u. a. Trockne Sandhügel und Riesflächen des Tieflandes tragen zerstreute Gruppen von Ginster, Thymian, Cypressen-Wolfsmilch, Mauerpfeffer und Schafschwingel. An lehmigen, warmen Thalgehängen der norddeutschen Strombetten haben sich auch einzelne Ausstrahlungen der pontischen Steppenflora, wie Federgräser (Stipa) u. a., in schwachen Resten erhalten; die Torfmoore, als relativ kälteste Teile des Landes, enthalten dagegen Überbleibsel der arktischen Flora, wie Ledum, Andromeda, Scheuchzeria u. a., die während der Eiszeit ihr Areal weiter ausgedehnt hatten. Einen später erst eingewanderten Teil der norddeutschen Flora stellen die Pflanzen der Flußufer und Niederungen dar, von denen eine Anzahl von S. oder SO. der Stromrichtung folgend eingedrungen ist und dann in D. eine deutliche Nord- oder Nordwestgrenze erreicht. Die vorherrschende Ufervegetation wird von Erlen, Weiden und schilfähnlichen Gräsern, von Pestwurz (Petasites), Nasturtium-Arten u. a. hergestellt; an Seen und Teichen breiten sich reichliche Schilf- und Binsenbestände von Phragmites und Scirpus lacustris mit eingemengten Rohrkolben, Igelskopf, Wasserlieschi, Froschlöffel und Kalmus aus. Stehende Wasserflächen werden von Seerosen, Schwimmknöterich und grünen Decken aus Wasserlinsen überzogen. Eine durch fleischige Blätter oder Stengel auffallende Vegetation zeichnet salzhaltige Stellen des Binnenlandes und die Seeküsten aus (s. Salzpflanzen); letztere besitzen außerdem in den Dünengräsern und den Stranddisteln eigenartige Vegetationsformen (s. Strandpflanzen).

Dem Ursprung nach besteht die Flora Deutschlands fast ganz aus Einwanderern andrer Florengebiete, da das Land während der Glazialzeit sowohl im nördlichen Tieflande als von den Alpen her mit einem ausgedehnten Gletschermantel überzogen war und nur im mittlern Teile eine dauernde Vegetation sich erhalten konnte. Dieselbe scheint zum Teil arktischen Charakter besessen zu haben, wofür nicht bloß eine Reihe pflanzengeographischer Gründe, sondern auch direkte Funde von Glazialpflanzenresten, wie Dryas, Betula nana u. a., in Torfmooren sprechen. Nach dem Abschmelzen des Eises scheint später eine trockne und warme Periode gefolgt zu sein, während welcher eine Reihe von Steppenpflanzen aus SO. in D. einwanderte. Die alpine Bergwaldflora scheint sich von S. her, die baltische Niederungsflora von W. und NW. her über D. verbreitet zu haben. Jüngern Datums ist auch die längs der Stromthäler einwandernde Uferflora. Den jüngsten Bestandteil der Pflanzenwelt endlich stellen solche Ankömmlinge dar, deren Standorte erst durch die Hand des Menschen geschaffen sind, und die als Unkräuter auf Äckern oder als sogen. Ruderalpflanzen an Mauern, Wegen und Schuttablagerungen durch Verwilderung oder Einschleppung ansässig wurden.

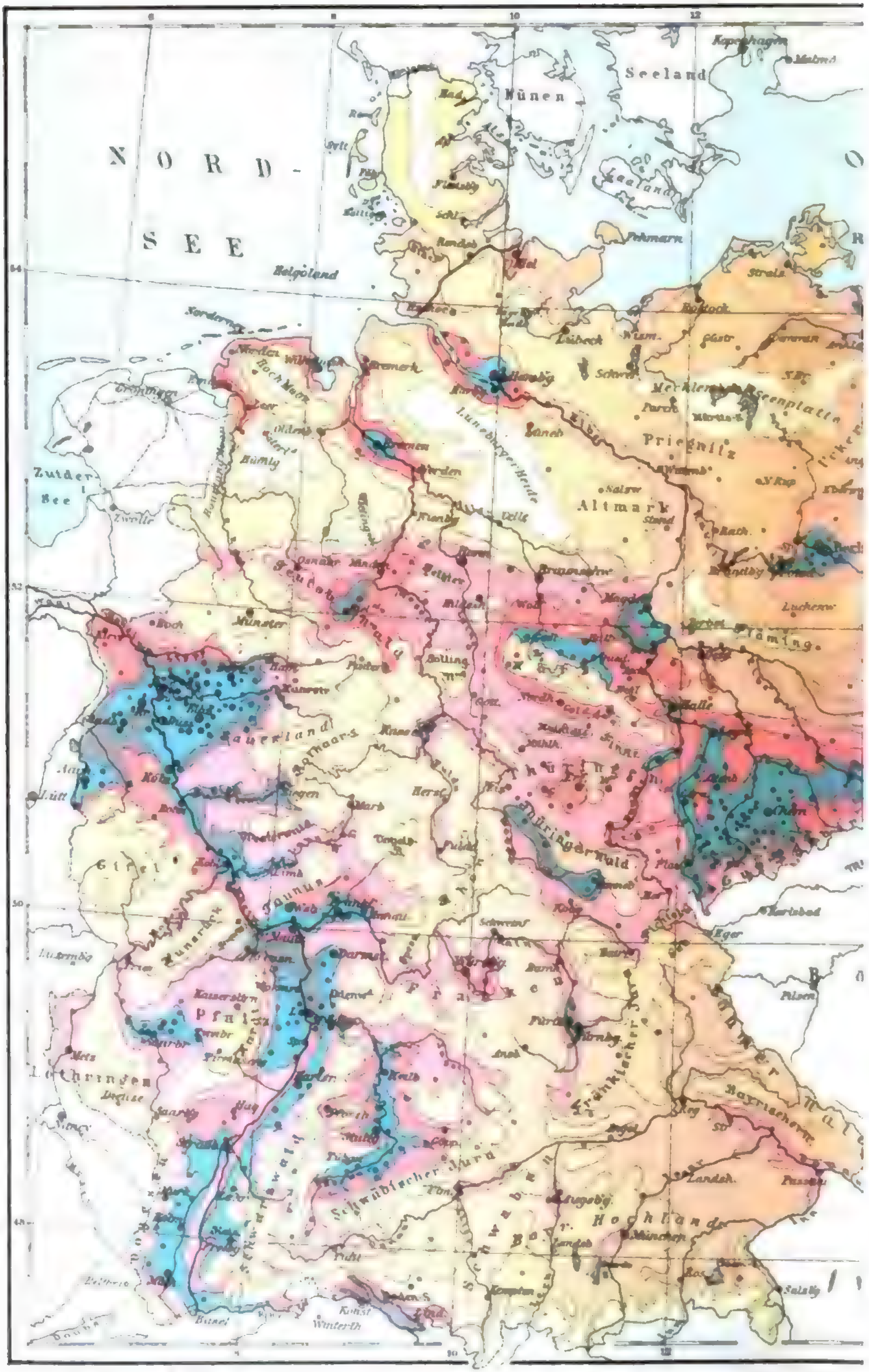
[Tierwelt.] Die Tierwelt Deutschlands zählt zu der Fauna der innern paläarktischen Region; enger gefaßt erscheint D. als ein Teil und zwar ziemlich als der Mittelpunkt der europäischen Subregion. Innerhalb der Grenzen Deutschlands selbst ergibt die Natur des Landes eine auch in der Verbreitung der Tiere wohl ausgesprochene Trennung in ein ober- und ein niederdeutsches Gebiet, von welchen das erstere das hügelige und gebirgige Mittel- und Süddeutschland bis zu den Alpen, das zweite die Norddeutsche Ebene umfaßt. Außerdem läßt sich auch ein östlicher und westlicher Gau unterscheiden; indem viele von O. oder W. eingewanderte Tiere sich nicht durch ganz D. verbreiten, sondern innerhalb Deutschlands ihre westliche, bez. östliche Verbreitungsgrenze finden, trägt der Osten und Westen Deutschlands einen verschiedenen zoologischen Charakter. In der heutigen Tierwelt Deutschlands erscheinen als ein Überbleibsel aus prähistorischer Zeit einige hochnordische Tiere, welche zur Eiszeit D. bewohnten, mit deren Ende aber auf die höchsten Gebirge sich zurückzogen, z. B. der Schneehase (s. Alpen, S. 421 f.). Wie in allen Kulturländern hat ferner ganz besonders in D. die Fauna im Laufe der Jahrhunderte durch das Eingreifen des Menschen manche Veränderungen erlitten, teils durch direkte Verfolgung vieler Tiere, teils indem mit der fortschreitenden Kultur vielfach die Existenzbedingungen der Tiere verloren gingen; an Stelle der aussterbenden Glieder der deutschen Fauna sind manche ursprünglich fremde Tiere getreten, teils direkt vom Menschen eingeführt, teils durch mannigfache Handelsbeziehungen eingeschleppt. Besonders gehen die größeren Säugetiere, in erster Linie die Raubsäugetiere, immer mehr der Ausrottung entgegen oder können sich nur noch unter dem Schutz des Menschen halten. Völlig verschwunden sind der Bär, der sich am längsten in Süddeutschland gehalten, und der Auerochs, dessen letztes Exemplar in Ostpreußen erlegt wurde; ganz vereinzelt finden sich noch der Nörz im Nordosten, der Biber an der Elbe und der Luchs in den Alpen; die Wildkatze hält sich noch in einigen größern Waldungen; der Wolf ist zum Teil sogar nicht selten im Nordosten Deutschlands und in dessen äußerstem Westen,

in Lothringen. Die ehemals gemeine Hausratte ist jetzt fast völlig durch die Wanderratte verdrängt. Nur durch den Schutz des Menschen werden vor Ausrottung geschützt mehrere Jagdtiere, so der Edelhirsch, das Reh, das Wildschwein, auch der Hase. An einem Ort, Ibenhorst bei Tilsit, lebt unter besondern Schutz noch das Elch, dagegen ist durch den Menschen eingeführt und zum Teil verwildert unter den Säugetieren Damwild und Kaninchen. Im ganzen finden sich von den Säugetieren der paläarktischen Region in D. nach Marshall etwa 16 Proz., unter welchen der Zahl nach die Nagetiere und nächst diesen die Insektenfresser am stärksten vertreten sind; ein Teil derselben hat einen ziemlich beschränkten Verbreitungsbezirk. Unter den Vögeln Deutschlands sind zu unterscheiden die das ganze Jahr anwesenden Standvögel, die Brutvögel, die den Sommer über in D. weilen, hier das Brutgeschäft besorgen und im Winter als Zugvögel gen Süden ziehen, und die Wintergäste, die vom höhern Norden im Winter nach D. kommen. D. allein eigentümlich ist keine Vogelart. Von den einzelnen Teilen Deutschlands ist besonders reich an Vögeln der Nordosten, wo geringere Kultivierung des Landes, größerer Wasserreichtum und nördlichere Lage zahlreichen Vögeln die gewünschten Existenzbedingungen bieten; speziell gilt dieses von Meeres- und Süßwasservögeln. Die Verbreitung der Wintergäste nach S. hin hängt meist ab von der Strenge des Winters; im ganzen sind charakteristisch für D. die Singvögel. Der Ausrottung gehen entgegen der Uhu, der Kolkrabe, der Reiher, der schwarze Storch, durch den Menschen bleiben erhalten der weiße Storch, Kranich, Auerwild, Birkwild; viele Vögel, besonders Höhlenbrüter und Sumpfvögel, werden durch die weitergreifende Kultur immer mehr vertrieben. Ein großer Teil der Vögel Deutschlands stammt aus dem Osten, von wo auch heute noch ein allmähliches Vorschieben vieler Arten stattfindet und auch die eine oder andre Art plötzlich in großen Massen einwandert (z. B. das Steppenhuhn). Der Südwesten Deutschlands zählt einige südliche Einwanderer. Unter den deutschen Inseln ist als für die Vogelwelt besonders wichtig Helgoland hervorzuheben, wo die Lumme brütet und eine große Zahl Zugvögel einen Ruhepunkt findet; es werden hier im ganzen 396 Vogelarten beobachtet. Sehr schwach sind in D. die Reptilien vertreten. Im Osten Deutschlands findet sich die einzige deutsche Schildkröte, die ihre westliche Verbreitungsgrenze an der Elbe findet; im übrigen ist der deutsche Südwesten besonders reich an Reptilien, da sich hier alle 11 deutschen Eidechsen- u. Schlangenarten finden und manche fast ausschließlich. Letzteres gilt von der Smaragdeidechse, der Mauereidechse, der Würfelnatter, Äskulapnatter und Aspisviper; alles sind südliche Formen, die längs der Flußthäler, besonders längs des Rheinthales, in D. eingewandert sind und hier entweder nur an einigen wenigen Punkten festen Fuß gefaßt haben oder mehr oder weniger weit nach Norden gedrungen sind. Auch unter den deutschen Amphibien finden sich Formen mit beschränkterm Vorkommen innerhalb Deutschlands; von den 13 Frosch- und Krötenarten ist eine östliche Form der Moorfrosch, eine seltene, ausgesprochen westliche der Springfrosch; längs des Rheinthales ist aus dem Süden eingewandert die Geburtshelferkröte, die rotbauchige Unke bewohnt den ebenen Norden, die gelbbauchige das hügelige Mittel- und Süddeutschland. Von den sechs geschwänzten deutschen Amphibien ist der schwarze Salamander ausgesprochen alpin, der Schweizermolch dringt von W. her in D. vor. An Süßwasserfischen ist D., was die Artenzahl (60) betrifft, nicht reich; eigne Formen finden sich in den süddeutschen Alpenseen (z. B. Saibling, Renke, Kilch) wie in den nordöstlichen deutschen Seen, z. B. die Maräne; außerdem unterscheidet sich wesentlich die Fischfauna des Donau- und des Rheingebietes; ersterm fehlen z. B. Stint, Lachs, Aal, letzterm Huchen, Sterlett. Übrigens unterliegt durch die Bemühungen der Fischereivereine die Fischfauna Deutschlands mannigfachen Veränderungen, da vielfach Nutzfische in Flußgebiete, denen sie ursprünglich fehlen, eingesetzt werden. Unter den an die Küsten Norddeutschlands kommenden Meeresfischen ist der Hering weitaus am wichtigsten. Unter den Mollusken Deutschlands spielen bei den Landschnecken die Helix-Verwandten, bei den Süßwasserschnecken die Planorbis-, bei den Muscheln die Cyclas-Arten die Hauptrolle; eine Anzahl Mollusken sind Relikte aus der Eiszeit, so die Flußperlmuschel, die sich speziell in Bayern und Sachsen findet; viele andre sind östliche Einwanderer, unter diesen ist die interessanteste Form die Muschel Dreyssena polymorpha, die vom südlichen europäischen Rußland aus teils mittels Verschleppung durch Schiffe, teils durch aktive Wanderung in diesem Jahrhundert in alle deutschen Hauptströme gelangt ist und sich von hier aus allmählich immer weiter in die Nebenflüsse verbreitet. Unter den Insekten ist am besten bekannt die Verbreitung der Schmetterlinge und Käfer; auch unter ihnen finden sich vielfach Relikte aus der Eiszeit, und ebenfalls läßt sich vielfach eine Einwanderung von O. konstatieren, welche häufig mit der Einbürgerung bestimmter Pflanzen Hand in Hand geht. Durch den Weltverkehr sind eine Reihe schädlicher Insekten eingeschleppt worden, so besonders die Reblaus, der Kornwurm, der Reiskäfer und ein kleiner, in Drogen lebender Käfer, Niptus hololeucus. In Süddeutschland finden sich einige ausgesprochen südliche Formen, so ganz vereinzelt die Gottesanbeterin. Über die Verbreitung der übrigen wirbellosen Tiere ist im ganzen noch sehr wenig bekannt; die niedern Süßwassertiere sind zum größten Teil kosmopolitisch und finden sich ebenso in höchstgelegenen Alpenseen wie in Wasserbecken der Ebene; manche dieser Süßwasserbewohner sind Eiszeitrelikte, so der Krebs Leptodora hyalina und der Strudelwurm Monotus lacustris, eine mit Meeresformen nahe verwandte Art. Sehr bemerkenswert ist das Einwandern eines Polypen (Cordylophora lacustris) aus dem Meer in das Süßwasser; derselbe dringt seit Mitte der 60er Jahre von der Küste aus allmählich in das Innere Deutschlands vor. Unter den Schmarotzern verdient Erwähnung, daß der an den Meeresküsten Deutschlands verbreitete breite Bandwurm neuerdings auch an süddeutschen Seen gefunden wurde, wohin er vielleicht durch Reisende aus dem Norden gelangte.

V. Bevölkerung.

(Hierzu die Karte »Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reich«, mit Textblatt.)

Die Einwohnerzahl des Deutschen Reiches belief sich nach der Zählung vom 1. Dez. 1890 auf 49,428,470 mit Einschluß von Helgoland, das dem Bundesgebiet nach Reichsgesetz vom 15. Dez. 1890, dem Königreich Preußen aber 1. April 1891 einverleibt wurde. Ihre Verteilung auf die einzelnen Staaten ist aus der Tabelle, S. 856, ersichtlich. Die Einwohnerzahl betrug dagegen 1885: 46,855,704, 1880: 45,234,061, 1875: 42,727,360, 1871: 41,058,792, 1867: 40,093,154



Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches

Digitized by Google

BEVÖLKERUNGS-DICHTIGKEIT
IM
DEUTSCHEN REICH.

Nach der Volkszählung von 1890.

Maßstab 1 : 4600000

Kilometer

Einwohner auf 1 □ Kilometer:
(ausschließlich d. Orte von über 20000 Einw.)

- unter 25
- 25 - 50
- 50 - 75
- 75 - 100
- 100 - 125
- 125 - 150
- über 150

Die Karte enthält sämtliche Orte d. Deutschen Reichs von über 5000 Einwohnern in 5 Klassen: ● über 100000 Einw. ● 50000-100000. ● 25000-50000. ● 10000-25000. ○ 5000-10000 Einw.

...nstitut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutschland«

Digitized by Google

Zur Karte „Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reich“.

In Bezug auf die **Dichtigkeit der Bevölkerung** nimmt Deutschland den fünften Platz unter den Staaten Europas ein, indem es darin nur hinter Belgien, den Niederlanden, Großbritannien und Italien zurücksteht. Sehr ungleich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen Deutschlands. Auf 1 qkm lebten 1890 in Deutschland 91,5 Menschen, fast dreimal soviel wie durchschnittlich in ganz Europa (36 auf 1 qkm). Im Preußischen Staat kamen 1890 auf 1 qkm 86 Einw., in der Rheinprovinz 174,5, in Westfalen 120,2, Hessen-Nassau 106,1, Schlesien 104,8, Brandenburg (mit Berlin) 103,3, Sachsen 102,2, Schleswig-Holstein 64,5, Posen 60,5, Hannover 59,2, Westpreußen 56,2, Ostpreußen 53, Pommern 50,5 Einw. Unter den Regierungsbezirken sind Düsseldorf und Köln am meisten (361 und 208) und Lüneburg und Köslin am spärlichsten (37 und 40 auf 1 qkm) bevölkert. In Bayern wohnen 73,7 Einw. auf 1 qkm, im rechtsrheinischen Teile 69,6, dagegen in der Pfalz 122,9. Das Königreich Sachsen hat die dichteste Bevölkerung in Deutschland, nämlich 233,6 Einw. auf 1 qkm, übertrifft also schon Belgien. Die Staaten im südwestlichen Deutschland stehen in der relativen Bevölkerung einander nahe: Hessen 129,3 Einw., Elsaß-Lothringen 110,5, Baden 109,9 und Württemberg 104,4 Einw. auf 1 qkm. Doch sind auch hier die Unterschiede innerhalb der Staaten beträchtlich: in Württemberg haben der Neckar- und der Donaukreis 199,8 und 77,8 Einw., in Baden die Kreise Mannheim und Waldshut 331,2 und 62,1, in Elsaß-Lothringen die Bezirke Oberelsaß und Lothringen 134,4 und 82, in Hessen die Provinzen Rheinhessen und Oberhessen 223,6 und 80,9 Einw. auf 1 qkm. In Thüringen (103,5) verteilt sich die Bevölkerung ziemlich gleichmäßig, nur daß Reuß ä. L. (198,3) und der Ostkreis von Altenburg besonders hervortreten. Von den übrigen Staaten zählen: Anhalt 118,5 Einw., Schaumburg-Lippe 115,1, Braunschweig 110, Lippe 105,7, Oldenburg 55,3, Waldeck 51,1, Mecklenburg-Schwerin 43,9, Mecklenburg-Strelitz 33,4 Einw. auf 1 qkm. Die geringste Bevölkerung trifft man in der Alpengegend des Südens (in den oberbayrischen Bezirksämtern Garmisch und Tölz), in den ausgedehnten Heide- und Moorlandschaften des Nordens und in den Landesteilen, in welchen der Großgrundbesitz, bez. »extensiver« Landwirtschaftsbetrieb vorherrscht; beträchtlicher ist die Bevölkerung schon in den Gebieten des kleinen Grundbesitzes, am bedeutendsten aber in der Regel da, wo neben diesem die Industrie zur Entwickelung gelangt ist.

Das **Wachstum der Bevölkerung**, im wesentlichen durch den Geburtenüberschuß bewirkt, war bis gegen 1840 in allen Teilen des Reiches ziemlich gleichmäßig; dasselbe gilt für Stadt und Land. Dann aber trat durch die Eisenbahnen und die sich ausdehnende Industrie eine Änderung ein, zunächst eine allmähliche. Die Stürme des Jahres 1848 mit ihren Folgen sowie ungünstige Wirtschaftsverhältnisse im Inland gegenüber dem Auftauchen neuer verlockender Erwerbsquellen im Ausland bewirkten eine steigende Auswanderung, die im Anfang der 50er Jahre in den südwestlichen Staaten und auch in einigen Teilen der preußischen Monarchie eine Bevölkerungsabnahme herbeiführte. Diese hörte zwar sogleich wieder auf, aber die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die individuelle und örtliche Konzentration der Industrien hatten bei einer im ganzen ziemlich gleichbleibenden Zunahme für bestimmte Gegenden und Städte eine auffallende Vermehrung, dagegen für ausgedehnte Landstriche eine gleichmäßige, andauernd schwache Zunahme, zum Teil sogar eine Abnahme im Gefolge. Wenn schon die Zählungen vor 1867 diese neuere Entwickelung deutlich kennzeichneten, so trat dieselbe bei den nachfolgenden Zählungen von 1871—90 in auffallend gesteigertem Grade hervor.

In größern Zeiträumen betrachtet, kommen Gebiete (Regierungsbezirke und ähnliche Flächengrößen) mit Volksabnahme in der Periode 1816/34 nicht vor; eine nur schwache Zunahme zeigen das Königreich Hannover und der württembergische Jagstkreis, eine starke dagegen die Gebiete nördlich der Warthe und rechts der Oder, wo die Bezirke Gumbinnen, Bromberg, Köslin sogar um mehr als 2 Proz. jährlich wuchsen; auch der Regierungsbezirk Oppeln, das Königreich Sachsen, das obere Moselgebiet der Rheinprovinz und die hessische Provinz Starkenburg nahmen stark zu.

In der nächsten Periode (1834—52) trifft man im allgemeinen ein geringeres Wachstum der Bevölkerung an. So liegt eine breite Fläche schwacher Zunahme von der Wesermündung bis zum Bodensee: Herzogtum Oldenburg, Regierungsbezirke Hannover und Hildesheim, Herzogtum Braunschweig, Kurhessen, Waldeck und das ganze rechtsrheinische Bayern (ausschließlich Oberbayern) sowie auch wiederum der Jagstkreis, ferner der Donaukreis und Hohenzollern, Lothringen und Unterelsaß. Im Nordwesten schließt sich mit gleich schwacher Vermehrung der Regierungsbezirk Münster an. Der Regierungsbezirk Osnabrück zeigt sogar eine Abnahme (um 0,05 Proz. jährlich). Die starke Zunahme im Nordosten beschränkt sich in dieser Periode auf die Bezirke Stettin, Köslin, Marienwerder; ferner bleibt Oppeln stark zunehmend, und als neues Gebiet starken Wachstums tritt der gleichfalls montanindustrielle Bezirk Düsseldorf hinzu.

In dem Zeitraum 1852/67 bleiben die Gebiete schwachen Zuwachses mit Ausnahme der Regierungsbezirke Hannover und Mittelfranken zunächst dieselben; zu ihnen tritt aber nicht nur eine Anzahl benachbarter Gebiete (Aurich, Minden, Lippe, ganz Württemberg, mehrere badische Kreise), sondern es finden sich unter jenen Gebieten und neben ihnen noch eine Anzahl Landstriche mit geradezu abnehmender Bevölkerung (Waldeck, Kurhessen, Oberhessen, Lothringen, Hohenzollern, badischer Kreis Waldshut sowie Mecklenburg-Strelitz). Mecklenburg-Schwerin zeigt nur noch einen schwachen Zuwachs. Ferner befindet sich kein Teil des Nordostens mehr in starker Zunahme, selbst der Bezirk Oppeln ist auf 1½ Proz. zurückgegangen, während dem westlichen Bezirk Düsseldorf sich jetzt auch Arnsberg mit rascher Volksvermehrung anschließt. Von Sachsen kommt die Amtshauptmannschaft Leipzig hinzu, außerdem die Hansestädte Hamburg und Bremen.

Von 1867—75 bewegt sich die Bevölkerungszunahme in der eingeschlagenen Richtung weiter. Unter den abnehmenden Teilen treten nun beide Mecklenburg und ganz Elsaß-Lothringen auf, und zu dem bereits in voriger Periode abnehmenden badischen Kreis Waldshut tritt Mosbach hinzu. Der ganze Nordosten des Reiches nimmt schwächer zu, aber im Königreich

Sachsen treten die Kreishauptmannschaften Dresden und Zwickau zu den Gebieten starken Wachstums. Ferner machte sich die Anziehungskraft der Vergnügungen, des ungebundenern Lebens sowie des höhern Lohnes in größern Städten derart geltend, daß man von einem Strömen der Bevölkerung aus dem platten Lande in die Städte sprechen konnte; überhaupt nahmen die dichter bevölkerten Gebiete erheblicher zu als die schwächer besiedelten, die, wie erwähnt, zum Teil etwas zurückgingen.

In dem neuesten Zeitraum von 1875—90 bilden die fünfjährigen Zählperioden zugleich charakteristische Abschnitte, indem zunächst 1875—80 eine gesteigerte Zunahme brachte. Diese aber gestaltete sich gegenüber den Vorjahren wesentlich verschieden, es nahmen nämlich die Bezirke mit vorher starkem Zuwachs schwächer zu, während die übrigen, zum Teil sogar abnehmenden (und das waren in der Hauptsache die dünner bevölkerten Gegenden) um so mehr gewannen. So war die Bevölkerungszunahme in Berlin, in den Provinzen Brandenburg, Westfalen, Hessen-Nassau und Rheinland, im Königreich Sachsen, ferner in Bremen und Hamburg, wo sie 1871—75 überall mehr als 1—3,92 Proz. durchschnittlich jährlich betragen hatte, geringer geworden (nur in Teilen Thüringens, in Anhalt, Braunschweig und Lübeck, wo der Prozentsatz ebenfalls über 1 gewesen war, zeigte sich eine weitere Steigerung). Und stärker war das Wachstum geworden in den Provinzen Preußen, Pommern, Posen, Sachsen, Schleswig-Holstein und Hannover, in den Südstaaten, in Thüringen, den übrigen mitteldeutschen Kleinstaaten sowie in beiden Mecklenburg. Darauf brachte das Jahrfünft 1880/85 einen Rückschlag, so daß mit einiger Abschwächung im allgemeinen die Zunahmeverhältnisse von 1871/75 wiederkehrten. Beide Mecklenburg, Elsaß-Lothringen, Pommern und Hohenzollern verminderten ihre Volkszahl. Hier trat das Ergebnis der starken Auswanderung dieser Jahre in Verbindung mit einem vergleichsweise geringen Geburtenüberschuß zu Tage. Mit dem Rückgange der Auswanderung und der Hebung der natürlichen Vermehrung erhöhte sich die Zunahmequote im Reiche und in fast allen Gebietsteilen während der neuesten Periode 1885/90. Indessen blieben die östlichen und nordöstlichen Gebietsteile sowie auch die Südstaaten des Reiches sowohl in einer starken Auswanderungsbewegung als ferner für den Osten die innere Wanderung nach westlichen Teilen des Reiches mehr und mehr Fortschritte machte. Ostpreußen (und zwar der Regierungsbezirk Gumbinnen) hat 1885/90 zum erstenmal an Bevölkerung etwas verloren, desgleichen Königsberg an männlichen Bewohnern. Mecklenburg-Strelitz und Hohenzollern sind, wie schon vorher, zurückgegangen.

Ein Gesamtüberblick (vgl. die nebenstehende Tabelle) ergibt, daß die Bevölkerungszunahme des rechtselbischen Nordens (Mecklenburg, Pommern) und des Nordostens von ihrer anfänglichen Stärke von Periode zu Periode nachgelassen hat und teilweise in eine Abnahme verwandelt ist. Im Südwesten des Reiches befindet sich ein ausgedehntes Gebiet, das in Bezug auf Bevölkerungszuwachs nur geringe Fortschritte aufzuweisen hat. Der Bezirk Oppeln erhält sich noch in starker Vermehrung. Die andauernd stärkste Zunahme findet fast von vornherein im Königreich Sachsen statt, wo nur die Kreishauptmannschaft Bautzen zurückbleibt; sodann folgt der Regierungsbezirk Düsseldorf, dem sich Arnsberg anschließt. Durch mäßige, aber konstante Zunahme zeichnen sich besonders Oberbayern und die Provinzen Sachsen und Schleswig-Holstein aus, auch Thüringen, dessen bis 1871 allmählich abnehmender Prozentsatz sich (namentlich 1875—80) wieder erheblich erhöhte.

Während der einzelnen Zählungsperioden betrug in den bemerkenswertesten Gebieten seit der Neugründung des Reiches die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme (+) oder Abnahme (—) vom Tausend der mittlern Bevölkerung in:

	1871/75	1875/80	1880/85	1885/90
Königreich Preußen	+ 10,4	+ 11,6	+ 7,5	+ 11,2
Prov. Ostpreußen	+ 4,6	+ 8,2	+ 2,6	— 0,1
- Westpreußen	+ 5,3	+ 9,1	+ 0,2	+ 3,6
Stadt Berlin	+ 39,2	+ 29,3	+ 31,7	+ 36,4
Prov. Brandenburg	+ 14,6	+ 9,9	+ 6,6	+ 16,3
- Pommern	+ 5,3	+ 10,4	— 4,5	+ 2,0
- Posen	+ 8,6	+ 11,7	+ 1,4	+ 4,2
- Schlesien	+ 9,0	+ 8,3	+ 5,1	+ 5,4
- Sachsen	+ 7,7	+ 12,7	+ 9,8	+ 12,1
- Schlesw.-Holstein	+ 6,7	+ 9,6	+ 4,1	+ 11,3
- Hannover	+ 6,6	+ 9,9	+ 4,9	+ 9,5
- Westfalen	+ 17,7	+ 13,9	+ 15,2	+ 19,3
- Hessen-Nassau	+ 11,6	+ 11,4	+ 4,6	+ 8,9
- Rheinland	+ 15,2	+ 13,7	+ 12,9	+ 16,2
Hohenzollern	+ 8,4	+ 8,5	+ 2,7	— 1,9
Bayern, rechtsrhein.	+ 6,7	+ 10,1	+ 5,0	+ 6,6
— Pfalz	+ 8,3	+ 10,9	+ 5,6	+ 9,6
Württemberg	+ 8,5	+ 9,3	+ 2,4	+ 4,1
Baden	+ 7,7	+ 8,2	+ 3,9	+ 6,9
Hessen	+ 9,6	+ 11,4	+ 4,3	+ 7,4
Elsaß-Lothringen	— 2,9	+ 4,5	— 0,2	+ 4,9
Königreich Sachsen	+ 19,2	+ 14,6	+ 13,6	+ 19,2
Thüringen	+ 7,4	+ 12,4	+ 7,3	+ 9,4
Braunschweig u. Anhalt	+ 12,1	+ 14,6	+ 12,8	+ 17,0
Waldeck	+ 6,7	+ 6,4	+ 0,2	+ 2,5
Beide Lippe	+ 4,1	+ 13,3	+ 6,1	+ 8,8
Mecklenburg-Schwerin	— 3,4	+ 9,4	— 3,8	— 0,6
- -Strelitz	+ 8,7	+ 11,0	+ 2,4	+ 7,7
Lübeck	+ 21,8	+ 22,1	+ 12,5	+ 24,5
Bremen	+ 37,4	+ 19,4	+ 11,1	+ 17,1
Hamburg	+ 34,1	+ 30,9	+ 26,6	+ 36,4
Deutsches Reich (ohne Helgoland)	**+ 10,6**	**+ 11,4**	**+ 7,6**	**+ 10,7**

In den altpreußischen Provinzen stieg die Bevölkerung von 1816—90 auf das $2^1/_2$fache (von 100 auf 232), in den neuen nur von 100 auf 160; am größten war die Zunahme in den Regierungsbezirken Oppeln (100: 300), Arnsberg (100: 357) und Düsseldorf (100: 334) sowie in Danzig (100: 247), Marienwerder (100: 254), Köslin (100: 237), Bromberg (100: 255), am geringsten in Minden (100: 162) und Münster (100: 153). Berlin hatte 1816: 197,717, 1890: 1,578,794; Breslau 1819: 78,135, 1890: 335,186; Görlitz 1819: 9901, 1890: 62,135; Dortmund 1819: 4453, 1890: 89,663; Essen 1819: 4721, 1890: 78,706; verschiedene Industriebezirke, wie der ehemalige Kreis Beuthen im oberschlesischen Steinkohlengebiet, Stadt- und Landkreis Dortmund (im Ruhrkohlengebiet), Stadt- und Landkreis Bochum, die Kreise Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr, stiegen auf das Fünf- bis Zwölffache. Im Königreich Sachsen vermehrten sich 100 Einw. auf 297, in Bayern auf 151, in Württemberg auf 144, in Baden auf 165, in Hessen auf 167, in Thüringen auf 181, in Mecklenburg auf 188, in Hamburg auf 400, in Elsaß-Lothringen aber nur auf 125 in den 74 Jahren von 1816—90.

und nach einer Berechnung 1852: 35,929,691, 1834: 30,608,698 und 1816: 24,831,396 Seelen. Weiteres über die Dichtigkeit und das Wachstum der Bevölkerung s. in der Textbeilage zur Karte.

[Geschlecht.] Auf 24,230,832 männliche Personen kamen 1890: 25,197,638 weibliche, d. h. ein Verhältnis von 100 : 104. Im ganzen genommen überwiegt demnach das weibliche Geschlecht ziemlich erheblich. Auf 100 männliche Personen kommen mehr als 107 weibliche: in Ostpreußen (109,3), Posen (107,8), Schlesien (111,3), Hohenzollern (110), Württemberg (107,4), Waldeck (108,8) und Berlin (107,8); ein Überwiegen des männlichen Geschlechts dagegen findet statt in: Westfalen, wo auf 100 männliche nur 95,8 weibliche Personen kommen, Rheinland (99,8), Schleswig-Holstein (97,5) sowie in vielen Fabrik- und Garnisonstädten, dagegen nicht mehr in der Provinz Hannover (100,4) und Schaumburg-Lippe (101,5). Indessen ist als interessante Thatsache hervorzuheben, daß in den größten deutschen Städten das weibliche Geschlecht überwiegt; von den Städten mit über 100,000 Einwohnern haben nur Magdeburg und Straßburg mehr Männer als Frauen. Besonderes Interesse erregt der Anteil der Geschlechter und Familienstandsklassen an den Hauptaltersklassen. Auf 100 männliche Personen kommen weibliche in der Altersklasse

	unter 10	10—20	20—40	40—70	70 und mehr
1890	99,5	100,1	103,3	111,3	122,3
1880	99,6	100,3	104,6	109,2	117,2
1871	99,9	100,6	106,0	106,8	113,1

In den Altersklassen von 20—40 und über 70 Jahren überwiegt das weibliche Geschlecht beträchtlich und in steigendem Verhältnis, während bei den unter 20jährigen und den 40—70jährigen der Anteil zurückgegangen ist (Alter s. unten).

[Familienstand, Alter.] Die Volkszählung vom 1. Dez. 1890 ergab, daß 60 Proz. der Bevölkerung ledig, 34 Proz. verheiratet und 6 Proz. verwitwet oder geschieden waren. Bei jedem Geschlecht sind diese Verhältnisse natürlich wesentlich verschieden: von den männlichen Einwohnern waren z. B. 62 Proz. ledig, von den weiblichen nur 58,1, verheiratet waren 34,6 der Männer, 33,4 Proz. der Frauen, verwitwet und geschieden 3,4 der Männer, 8,5 Proz. der Frauen.

Die innern Wanderungen (s. S. 867) erzeugen nicht nur eine Vermehrung oder Verminderung der Volkszahl, sondern auch einen andern Altersaufbau. Wo starker Zuzug stattfindet, schwellen die Jahresklassen der Erwerbsthätigen an, während sie in den Fortzugsgebieten beeinträchtigt werden. Im übrigen hängt die Altersgliederung von der Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit ab. Im Reiche und vier Bezirken mit wesentlichen Abweichungen standen 1. Dez. 1890 von je 1000 Bewohnern im Alter von

in	unter 10	10—20	20—40	40—70	über 70
Westpreußen	267	213	277	214	29
Berlin	191	175	402	216	16
Westfalen	274	218	285	203	20
Mecklenb.-Schwerin	226	201	274	262	37
Im Reiche 1890:	242	207	289	234	28
1880:	253	196	289	237	25
1871:	242	195	297	241	25

Eine genaue zahlenmäßige Nachweisung der im allgemeinen bekannten Verteilung der Familienstandsklassen innerhalb der verschiedenen Altersgruppen ergibt, daß 1. Dez. 1890 von je 100 männlichen oder weiblichen Personen waren:

Im Alter von		ledig	verheiratet	verwitwet	geschieden
unter 15 Jahren	männlich	100,0	—	—	—
	weiblich	99,9	—	—	—
15—20 Jahren	männlich	99,9	0,04	—	—
	weiblich	98,6	1,3	—	—
20—30 Jahren	männlich	72,7	27,0	0,2	0,03
	weiblich	56,3	43,0	0,6	0,1
30—40 Jahren	männlich	18,9	79,7	1,2	0,2
	weiblich	16,5	79,0	4,1	0,4
40—50 Jahren	männlich	9,5	87,0	3,2	0,3
	weiblich	10,9	76,5	12,0	0,6
50—70 Jahren	männlich	7,5	79,5	12,7	0,3
	weiblich	10,6	55,1	33,9	0,4
70 J. und darüber	männlich	7,1	49,1	43,6	0,2
	weiblich	10,7	20,3	68,6	0,2
überhaupt	männlich	62,1	34,6	3,2	0,1
	weiblich	57,9	33,3	8,6	0,2
	zusammen	60,0	34,0	5,9	0,2

Von den weiblichen Personen unter 15 Jahren waren 152 verheiratet und 3 schon verwitwet.

[Wohnhäuser, Haushaltungen.] Die Zahl der bewohnten Wohnhäuser und andrer bewohnter Räumlichkeiten wurde 1890 mit Helgoland auf 5,848,562 ermittelt, davon waren 5,790,689 bewohnte Wohnhäuser, 41,442 andre zum Wohnen dienende Gebäude, 3825 feststehende Zelte, Hütten, Buden und 12,606 (bewegliche) Wagen, Schiffe, Flöße ꝛc.; unbewohnt waren außerdem 122,109 Wohngebäude. Haushaltungen waren 10,617,923 vorhanden, und zwar 9,836,560 gewöhnliche Haushaltungen von 2 und mehr Personen, 747,689 einzeln lebende selbständige Personen und 33,674 Anstalten. Wichtiger als die absoluten Zahlen dieses einen Jahres an sich erscheinen Vergleichungen mit Vorjahren und die Verhältnisse zur Fläche und Bevölkerung. Es kommen:

in den Jahren	Auf ein bewohntes Gebäude: Personen	Auf ein bewohntes Gebäude: Haushalte	Auf einen Haushalt Personen	Einzellebende unter 100: Haushalten	Einzellebende unter 100: Einwohnern
1871	7,70	1,64	4,69	6,13	1,30
1875	7,59	1,64	4,64	6,23	1,34
1880	8,00	1,71	4,69	6,26	1,34
1885	8,27	1,77	4,69	6,76	1,45
1890	8,45	1,82	4,66	7,04	1,51

[Bewegung der Bevölkerung.] In D. wurden 1891: 399,398 Ehen geschlossen, auf 1000 der mittlern Bevölkerung 8,03; 1872 war die Ziffer 10,29 und 1881 nur 7,47, erst mit dem nächsten Jahre erhob sich die Eheschließungsziffer wieder und stieg mit einer Unterbrechung in den Jahren 1887 und 1888 bis auf 8,08 pro Mille der mittlern Bevölkerung in den beiden Jahren 1890 und 1891 (s. die Tabelle, S. 866). Nimmt man das heiratsfähige Alter gleichmäßig vom vollendeten 15. Lebensjahr an (ohne Rücksicht auf die reichsgesetzliche Ehemündigkeit: vollendetes 20., bez. 16. Lebensjahr), so ergibt sich eine Heiratsfrequenz von etwa 50, d. h. von 1000 heiratsfähigen, über 15jährigen unverheirateten Personen heiraten in einem Jahre 50; beim männlichen Geschlecht für sich sind es jedoch 60 gegen 53 beim weiblichen, weil letzteres in diesen Altersklassen entsprechend stärker vertreten ist. In Ungarn ist die Heiratsfrequenz bedeutend höher (81,4), in Irland dagegen beträchtlich niedriger (25,8). Wie ungleichmäßig die Eheschließungen im Laufe des Jahres stattfinden, geht schon daraus hervor, daß nahezu die Hälfte (45 Proz.) auf die vier Monate April, Mai,

Oktober und November fällt. Da nun hierfür die Beschäftigungs- und Erwerbsverhältnisse sowie die kirchlichen Vorschriften in erster Linie maßgebend sind, so zeigen die verschiedenen Teile des Deutschen Reiches ganz erhebliche Unterschiede. In einem vorwiegend katholischen und Landwirtschaft treibenden Teil, Posen, auch Oppeln, werden im Monat November (nach Beendigung der Ernten) fünf- bis zehnmal soviel Ehen geschlossen als im Monat März (der Fastenzeit), und auf die drei Monate Januar, Oktober und November (¼ Jahr) entfällt gewöhnlich etwa die Hälfte der Eheschließungen des ganzen Jahres. Dagegen erreicht die Anzahl der Eheschließungen im nördlichen, ebenfalls vorwiegend Landwirtschaft treibenden, aber protestantischen D.: Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, im Monat November zwar auch den höchsten Stand, beträgt jedoch nur das Drei- bis Vierfache des niedrigsten Monats, während die fünf Monate April, Mai, Oktober, November und Dezember allein 60 Proz. der Jahressumme auszumachen pflegen; außerdem liegt das Minimum meistens im August statt, wie oben, im März. Als vorwiegend protestantisch und industriereich charakterisieren sich Thüringen und das Königreich Sachsen, wo nicht einmal das Maximum der Eheschließungen im Herbst, sondern im April und Mai liegt und das Minimum im August. Die Verteilung ist gleichmäßiger, wenn auch fünf Monate: April, Mai, Juli, Oktober und November, immer noch fast die Hälfte der Jahresziffer auf sich vereinigen.

Die Zahl der **Geborenen** war im Jahresdurchschnitt der Periode 1882/91: 1,814,226, d. h. 38,16 auf 1000 der mittlern Bevölkerung, gegen 40 pro Mille in dem vorhergehenden Jahrzehnt; 1891 wurden 1,903,160 (38,24) Kinder geboren, während 1890 nur 1,820,264 oder 36,97 pro Mille der Bevölkerung und damit die niedrigste Verhältniszahl seit dem Bestehen des Deutschen Reiches aufzuweisen hat gegenüber der Höchstziffer von 42,53 pro Mille im J. 1876. **Unehelich geboren** sind im Durchschnitt des Jahrzehnts 1882—91 jährlich 168,898 oder 9,31 Proz. der Geborenen überhaupt, in Bayern r. d. Rh. 15 Proz. (vor drei Jahrzehnten noch 20 Proz.), fast ebenso hoch (14 Proz.) in Mecklenburg, etwas weniger, aber noch immer 12 Proz. und darüber in Berlin (13,10), ferner in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz (13,41), auch in Thüringen und Sachsen (12,34), dagegen in der Rheinprovinz und Westfalen nur 3,5 und 2,5 Proz., Provinz Hannover, Herzogtum Oldenburg und Bremen: 5,56, Provinz Hessen-Nassau, Großherzogtum Hessen und den angrenzenden Kleinstaaten: 6,11 Proz. **Totgeboren** waren in demselben Zeitraum durchschnittlich 66,409 oder 3,66 Proz., in den letzten beiden Jahren aber nur 61,011 und 62,988 oder 3,35 und 3,31 Proz. der Geborenen. Die Verteilung der Geburten auf die Monate des Jahres hat auch in D. ein bestimmtes Gepräge, das in verschiedenen Jahren nur wenig abweicht. Charakteristisch ist, daß zwei Zeiten: Februar (nebst Nachbarmonaten) und September, geburtenreich sind, der Sommer (Juni, Juli, August) aber geburtenarm. Ein noch nicht gelöstes Problem bietet die Thatsache, daß mehr Knaben als Mädchen, im Deutschen Reiche auf 100 Mädchen 106 Knaben, geboren werden. Trotzdem überwiegt, wie oben dargethan, in der Gesamtbevölkerung das weibliche Geschlecht, und zwar hauptsächlich infolge der höhern Säuglingssterblichkeit der Knaben, daneben aus verschiedenen andern Gründen.

Die Zahl der **Gestorbenen** (einschließlich der Totgebornen) betrug im Jahresdurchschnitt der Periode 1882/91: 1,247,918, 1891: 1,227,409, d. h. 26,25, bez. 24,68 auf 1000 der mittlern Bevölkerung. Im Nordwesten Deutschlands ist die Sterblichkeitsziffer beträchtlich niedriger als im Osten und Süden des Reiches. Besonders hoch ist die Sterblichkeit in den jüngsten Altersklassen, so daß im allgemeinen die Ziffer der Gesamtsterblichkeit da erhöht wird, wo die unterste Altersklasse stark vertreten, d. h. wo die Ziffer der Geborenen hoch ist. Im übrigen vgl. Art. »Sterblichkeit« und die dort abgedruckte (deutsche) Sterbetafel.

Als **natürliche Bevölkerungsvermehrung** (Überschuß der Zahl der Geborenen über die der Gestorbenen) ergibt sich im letzten Jahrzehnt eine Jahresziffer von 566,000 oder 11,91 auf 1000 der mittlern Bevölkerung, während die wirkliche Zunahme, wie sie aus den Volkszählungen hervorgeht, eine wesentlich geringere ist und nur in größern Städten sowie zeitweise in einigen Industriebezirken den natürlichen Zuwachs übertrifft. 1891 hatte der Geburtenüberschuß mit 675,751 (18,58 pro Mille) infolge hoher Geburten- und niedriger Sterblichkeitsziffer eine Höhe, wie sie vorher in keinem Jahre erreicht wurde. Die Bewegung der Bevölkerung im verflossenen Jahrzehnt veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahre	Auf 1000 der mittlern Bevölkerung jedes Jahres kamen: Eheschließungen	Geborne einschließlich Totgeborne	Gestorbene	mehr Geborne als Gestorbene	Unter 100 Geborenen waren: Uneheliche	Totgeborne
1882	7,67	38,71	27,21	11,50	9,29	3,90
1883	7,67	38,03	27,30	10,73	9,22	3,74
1884	7,53	38,72	27,46	11,27	9,51	3,81
1885	7,39	38,51	27,16	11,35	9,47	3,82
1886	7,90	38,50	27,63	10,87	9,47	3,77
1887	7,78	38,33	25,62	12,71	9,43	3,75
1888	7,82	37,96	25,12	12,84	9,38	3,66
1889	7,99	37,74	25,02	12,72	9,28	3,58
1890	8,03	36,97	25,59	11,38	9,10	3,33
1891	8,03	38,24	24,66	13,58	9,06	3,31
1882—91	**7,86**	**38,16**	**26,29**	**11,91**	**9,31**	**3,66**

[Gebürtigkeit, innere Wanderungen.] Die Zahl der nicht an ihrem jeweiligen Wohnorte gebornen Einwohner ist sehr beträchtlich; im ganzen Reiche sind es etwa 40 Proz. der Bevölkerung, so daß 60 Proz. als ortsgebürtig verbleiben. In überwiegendem Maße stammen jene Elemente aus benachbarten Gemeinden und Landesteilen. Das Verhältnis ist aber in einigen Gebieten in charakteristischer Weise verschieden, und eine besondere Stellung nehmen die großen Städte ein, wo der Anteil der Eingebornen am niedrigsten ist, in Berlin beispielsweise nur 42 Proz., in Hamburg 44 Proz. Von der gesamten Bevölkerung wurden innerhalb der Reichsgrenzen geboren: 48,909,960, im Auslande: 518,510 oder 10,5 pro Mille der Bevölkerung, gegen 9,3 in 1885 und 1880 und 9,4 pro Mille 1871. Über die im Auslande lebenden, in Deutschland gebornen Personen liegen nur unvollständige Angaben vor (s. unten bei Auswanderung).

Durch die Feststellung des Geburtsortes wird zugleich ein Einblick in die **innere Wanderung** der Bevölkerung ermöglicht. Die nachstehende Gliederung des Reiches in neun Bezirke dürfte die innere Wanderung, den Zugang, Abgang und den hieraus sich ergebenden Gewinn od. Verlust zur Anschauung bringen. Nach der Zählung von 1890 betrug:

bei der Gebietsgruppe:	der Zugang aus andern Reichsteilen	der Abgang nach	der Gewinn (+) oder Verlust (—)
1) Ost- u. Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien .	218748	1272911	— 1064163
2) Brandenburg mit Berlin	997582	285131	+ 712451
3) Braunschweig, Anhalt, Provinz Sachsen . . .	372105	517591	— 145486
4) Hambg., Schlesw.-Holst., Lübeck, Mecklenburg . .	317738	132158	+ 185580
5) Bremen, Oldenbg., Lippe, Waldeck, Hannover und Hessen-Nassau	438670	474490	— 35820
6) Westfalen, Rheinland .	473260	255470	+ 217790
7) Kgr. Sachsen, Thüringen	384574	262034	+ 122540
8) Bayern, Württembg., Baden, Hessen, Hohenzollern	181241	317413	— 136172
9) Elsaß-Lothringen . . .	169774	36494	+ 133280
Zusammen:	3553662	3553662	—
Außerdem Ausland . . .	2000000	518510	+ ca. 1500000

Man sieht zwischen allen Gebieten einen ziemlich lebhaften Austausch, überallhin und von überallher findet eine Wanderbewegung statt, aber doch mit sehr bemerkenswerten Unterschieden. Darüber geben die Verhältniszahlen nähern Aufschluß, wobei jedoch des Umstandes gedacht sein will, daß die Gebietsgruppen ungleicher Größe sind. In geringerm Maße stört der Fehler, daß statt der wohnhaften immer die am Zählungstage gerade ortsanwesende Bevölkerung zu Grunde gelegt ist. Von der (anwesenden, bez. der Geburts-) Bevölkerung war der Zugang ꝛc. (pro Mille):

in der Gruppe (s. oben):	Zugang	Abgang	Gewinn (+), Verlust (—)
Ostpreußen ꝛc.	20,2	107,3	— 87,1
Brandenburg, Berlin . . .	244,6	84,6	+ 160,0
Prov. Sachsen, Braunschw. ꝛc.	114,7	152,7	— 38,0
Hamburg, Schleswig-Holst. ꝛc.	124,6	56,0	+ 68,6
Bremen, Hannover ꝛc. . .	93,9	100,8	— 6,9
Westfalen, Rheinland . . .	67,5	37,3	+ 30,2
Königr. Sachsen, Thüringen	81,9	57,3	+ 24,6
Bayern ꝛc.	17,7	30,6	— 12,9
Elsaß-Lothringen	109,1	25,6	+ 83,5

Bei Elsaß-Lothringen walten besondere Umstände ob, indem einerseits noch ein ziemlich bedeutender Wegzug nach Frankreich (auch ins überseeische Ausland) stattfindet und anderseits durch die immer stärker besetzten Festungen und Garnisonen (15. und 16. Armeekorps) mit altdeutschen Regimentern mehrere tausend Personen aus dem übrigen Reiche dorthin übergeführt worden sind.

Fünf Gebiete sind es demnach, die wesentlich mehr Zuzug aus andern Teilen des Reiches erhalten, als sie Personen durch Fortzug abgeben, nämlich (Gruppe 2) Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin, (4) Hamburg ꝛc., (6) Rheinland, (7) Königreich Sachsen und (9) Elsaß-Lothringen, wogegen vor allen die östlichen Provinzen, dann noch die Provinz Sachsen in erheblichem Maße durch innere Wanderung verlieren. Bei Gruppe 8, Süddeutschland (Bayern ꝛc.), und 5 (Bremen, Hannover ꝛc.) ist auch ein, allerdings nur unbedeutender Verlust wahrnehmbar. Innerhalb der einzelnen Gruppen können natürlich einzelne Orte und Bezirke ein umgekehrtes Verhältnis aufweisen als die Gruppe im ganzen; so zeigt thatsächlich fast jede Gruppe Anziehungspunkte für sich sowie ein oder mehrere Fortzugsgebiete, und für die äußern Teile einer gewinnenden Gruppe üben oft die Anziehungspunkte andrer Gebiete eine überwiegende Wirkung aus. Verfolgt man die Wege und Ziele der Wanderung, so gewahrt man einen starken Strom von den Ostprovinzen nach Brandenburg-Berlin, wo 685,054 Personen gezählt wurden, die in Ostpreußen ꝛc. geboren waren. Aber auch weiter nach W. vollzieht sich noch eine beträchtliche Wanderung, nur nach Süddeutschland ist sie gering gewesen (18,014). Die Gegenströmung war von überall schwächer, der Verlust der preußischen Ostprovinzen stellt sich demgemäß als ein hoher heraus (1,064,163). Der einzige Gebietsteil, der dagegen aus allen übrigen gewonnen hat, ist Elsaß-Lothringen; Brandenburg mit Berlin hat nur an Elsaß-Lothringen 2088 Personen mehr abgegeben als empfangen, im übrigen aber gleichfalls aus allen Teilen Mehrzuzug gehabt. Gebietsgruppe 4 (Hamburg ꝛc.) sodann zeigt nur nach jenen beiden Bezirken (Berlin und Elsaß-Lothringen) Mehrfortzug, sonst von überall Zuwachs. Hierauf folgt Gruppe 6 (Westfalen und Rheinland), die nur von den genannten drei Gebieten nicht mehr empfängt als dahin abgibt. Bei Süddeutschland erscheint die innerdeutsche Wanderung verhältnismäßig gering. Der Zugang ist noch schwächer als bei den Ostprovinzen, der Abgang überwiegt. Die betreffenden Zahlen im einzelnen enthält die nachstehende Tabelle:

Gebietsgruppen (s. oben):	Von der am 1. Dezember 1890 anwesenden Bevölkerung wurden geboren in: Ost-, Westpreußen, Posen ꝛc.	Brandenburg mit Berlin	Provinz Sachsen ꝛc.	Hamburg, Schlesw.-Holst. ꝛc.	Bremen, Hannov., Oldenbg.	Westfal., Rheinland	Königreich Sachsen, Thüringen	Bayern, Württemb., Baden ꝛc.	Elsaß-Lothringen	dem Auslande
Ostpreußen ꝛc. . . .	10594420	115782	27543	19755	11517	13735	23226	5776	1434	76165
Brandenburg ꝛc. . . .	685054	3086479	148294	41075	30902	31936	40448	17065	2808	36516
Prov. Sachsen ꝛc. . .	120009	56324	2872610	8494	67358	15594	94195	8818	1313	11631
Hamburg ꝛc.	104936	36952	31022	2227483	100155	13482	18716	11800	675	49637
Bremen, Hannover ꝛc. .	67254	18555	86260	39951	4232056	85124	29384	107538	4604	32411
Westfalen, Rheinland .	157366	17734	33772	8300	169430	6584645	20047	55712	10899	81147
Kgr. Sachsen, Thüringen	103509	25871	169447	7425	21423	9694	4313512	45909	1296	75836
Bayern ꝛc.	18014	8037	11362	4747	60905	36214	29397	10058719	13465	108379
Elsaß-Lothringen . .	17769	4886	9891	2411	13700	49691	6621	64795	1396344	47388
Inländ. Geburtsbevölk.	11867331	3371160	3390201	2359641	4706546	6840115	4575546	10376132	1422838	—
Im Inland geborne Anwesende	10813168	4084061	3244715	2545221	4670726	7057905	4696086	10239980	1556118	—
Anwesende überhaupt .	10889333	4120577	3255746	2594858	4703187	7139052	4773922	10348339	1603506	518510

[Auswanderung.] In diesem Jahrhundert sind drei Zeiträume für die Auswanderung von hervorragender Wichtigkeit. Der erste umfaßt die Jahre 1852–54, wo die Anziehungskraft der fremden Goldfelder ꝛc. wirkte; der zweite begann mit dem Jahr 1866 und dauerte bis 1873, das sind die Jahre nach den Kriegen von 1866 und 1870/71; der dritte Zeitraum endlich wurde im Jahr 1880 eröffnet und er-

reichte 1881 (mit 220,798 nachgewiesenen deutschen Auswanderern über deutsche Häfen, Antwerpen, Rotterdam und Havre) seinen Höhepunkt. Für die erste und zweite Periode wurden durchschnittlich jährlich etwa 100,000 deutsche Auswanderer nach überseeischen Ländern über die oben genannten Häfen nachgewiesen, in der dritten Periode (1880—84) jedoch sogar über 160,000 durchschnittlich jährlich. Im Jahre 1886 wurde dann mit 83,225 Auswanderern das Minimum erreicht, seitdem schwanken die Zahlen um 100,000, jedoch machte sich in den letzten beiden Jahren 1891 und 1892 eine Steigerung bemerkbar, die aber infolge des Choleraausbruchs des Jahres 1892 nicht zur vollen Entwickelung gelangen konnte. Es wanderten aus (über deutsche, belgische, holländische und französische Häfen) Personen aus Deutschland:

im Jahre	überhaupt	nach den Verein. Staaten	nach Brasilien	nach Kanada
1885	110119	102224	1713	692
1886	83225	75591	2045	330
1887	104787	95976	1152	270
1888	103951	94364	1129	199
1889	96070	84424	2412	86
1890	97103	85112	4096	307
1891	120089	108611	3710	976
1892	118000	107803	779	1577

Nach andern Teilen von Amerika gingen 1892: 1077, nach Afrika 476, nach Asien 120 und nach Australien 376 Auswanderer. Die über französische Häfen Ausgewanderten (zusammen 32,491) sind nicht nach dem Wanderziel zu unterscheiden und deshalb nur in der Hauptspalte enthalten. über Bremen wurden 1885—92 befördert 417,438 (52,180 durchschnittlich), über Hamburg 216,622 (27,078), über Antwerpen 118,016 (14,752), über andre deutsche Häfen (meist Stettin) 13,880 (1735) deutsche Auswanderer.

Im J. 1892 waren von den 112,208 überseeischen Auswanderern (ohne die über französische Häfen) 44,5 Proz. weiblichen Geschlechts; von den 50,761 Einzelpersonen waren 17,207 = 33,9 Proz. Frauen. Diesen Einzelpersonen standen 16,524 Familien gegenüber mit 28,328 männlichen, aber 32,805 weiblichen Mitgliedern. Die Auswanderer verteilten sich prozentual nach Altersklassen im Vergleich zu der in Klammern beigefügten Verteilung der Gesamtbevölkerung: es waren 0—14 Jahre alt 25,4 (33) Proz., 14—21 Jahre 20 (14) Proz., 21—50 Jahre 48,8 (37) Proz., 50 Jahre und darüber 5,6 (16) Proz. Somit bilden die produktiven Altersklassen immer noch in hervorragendem Maß die Kontingente für die Auswanderung; doch herrscht in den verschiedenen Teilen des Reiches in dieser Beziehung ein großer Unterschied, indem die südlichen Staaten verhältnismäßig mehr Personen aus den produktiven Altersklassen stellen als die preußischen Gebiete und namentlich als die Großherzogtümer Mecklenburg, wo Frauen und Kinder an der Auswanderung weit mehr beteiligt sind. So steht Württemberg mit 80 Proz. Erwerbsthätigen unter seinen Auswanderern den beiden Mecklenburg mit nur 40—45 Proz. gegenüber. Nach den Angaben über den Beruf der deutschen Auswanderer über Hamburg ist der Anteil der einzelnen Hauptabteilungen ein mit den Perioden und Jahren vielfach wechselnder, im ganzen aber bewegt er sich nach einer bestimmten Richtung. Als der Landwirtschaft zugehörig waren 1871—72: 37 Proz. der Auswanderer bezeichnet, 1876—79: 26 Proz., 1881—82: 27,4 Proz., 1888—92: 14,6 Proz., während die Klasse der Arbeiter ohne nähere Bezeichnung bez. 18, 17, 32 und 27 Proz. stellte. Im nördlichen D. überwiegt entschieden der landwirtschaftliche Beruf bei den Auswanderern, gleichzeitig ist der Anteil der Arbeiter ein bedeutender, wogegen im mittlern und südlichen D. die Gruppen der Industrie und des Handels mehr hervortreten. Hierin liegt der Zusammenhang mit dem Anteil an den produktiven Altersklassen, indem die der Landwirtschaft zugehörigen Erwerbsthätigen am häufigsten mit der Familie auswandern, die Handeltreibenden dagegen am seltensten. Beim Handel beträgt der Prozentsatz der Erwerbsthätigen 80—90 Proz., bei der Industrie nahezu 70 Proz., bei der Landwirtschaft jedoch sowie bei der Gruppe »Arbeiter« 45—50 Proz. der betreffenden Auswanderer, bei allen Berufen zusammen etwa 60 Proz. (in der Reichsbevölkerung 42 Proz.). Seit dem Jahre 1890 werden auch die Berufsverhältnisse der Auswanderer über die andern deutschen Häfen (Bremen, Stettin) festgestellt. Die folgende Tabelle bezieht sich auf den Beruf der deutschen Auswanderer über deutsche Häfen überhaupt.

Berufsabteilungen	1890 Personen	1890 %	1891 Personen	1891 %	1892 Personen	1892 %
Landwirtschaft	11678	15,7	14681	15,7	10729	11,9
Industrie	10721	14,3	16761	18,0	16504	18,3
Handel und Verkehr	5564	7,4	5172	5,6	4518	5,0
Arbeiter	19450	26,0	28703	30,8	32324	35,8
Andre Berufsarten	1504	2,0	1130	1,2	1302	1,5
Ohne Beruf und ohne Berufsangabe	25903	34,6	26698	28,7	24819	27,5
Zusammen:	74820	100	93145	100	90255	100

Von den 1890 in den Vereinigten Staaten gezählten Personen, die D. als Geburtsland angegeben hatten, waren 52 Proz. erwerbsthätig gegen 60 Proz. der dorthin ausgewanderten Deutschen, woraus hervorgeht, daß zahlreiche nicht verheiratete Auswanderer drüben bald eine Familie gründen und zur Vermehrung des deutschen Stammes beitragen. Ferner findet sich, daß viele in Amerika Eingewanderte statt ihres hier ausgeübten Berufs einen andern ergreifen. Die Beförderung nichtdeutscher Auswanderer, besonders Russen und Österreicher, über deutsche Häfen ist sehr bedeutend. Voran steht hier Hamburg, das mehr fremde als deutsche Auswanderer befördert. Die Zahlen für die letzten Jahre teilt folgende Tabelle mit:

Jahre und Häfen		Auswanderer deutsche	fremde	überhaupt
1891	Bremen	59673	80148	139821
	Hamburg	31581	112658	144239
	Stettin	1891	3274	5165
	Zusammen:	93145	196080	289225
1892	Bremen	59897	69521	129418
	Hamburg	28072	80676	108748
	Stettin	2214	1215	3429
	Zusammen:	90183	151412	241595

[Bilanz der Bevölkerung.] In der jüngsten Zählperiode 1885—90 betrug die Volkszunahme 2,570,680 Seelen, eine beträchtliche Ziffer, aber immer noch geringer als die natürliche Vermehrung (Überschuß der Zahl der Gebornen über die der Gestorbenen). In dem Zeitraum zwischen den beiden letzten Volkszählungen war nämlich die Zahl der

Gebornen (einschl. der Totgebornen)	9111832
Gestorbenen	6209956
somit Geburtenüberschuß	2901876

Hält man daneben die thatsächliche Zunahme von 2,570,680, so ergibt sich mit 331,196 Personen der Verlust des Reiches durch Wanderungen; hiervon kommen 160,162 auf das männliche und 171,034 auf das weibliche Geschlecht, also mehr weibliche Personen.

Durchschnittlich jährlich betrug pro Mille der mittlern Bevölkerung:

in der Periode	die Bevölkerungszunahme	der Geburtenüberschuß	der Wanderungsverlust
1871—75	10,0	11,0	1,0
1875—80	11,4	13,1	1,7
1880—85	7,0	11,3	4,3
1885—90	10,7	12,1	1,4

In der Periode 1880—85 war der Geburtenüberschuß am niedrigsten und dazu der Wanderungsverlust am bedeutendsten.

[Wohnplätze, Städte.] Im ganzen ist D. die Konzentration der Bevölkerung, wie wir sie in England finden, fremd; unter den etwa 79,000 Ortschaften oder Gemeinden überhaupt oder den (1890) 2869 Städten (Orten mit 2000 und mehr Einwohnern) des Reiches ist nur eine, welche über 1 Mill. Einw. zählt. Über 100,000 Einw. hatten 1890: 26 Städte, 21 gab es mit 50,000—100,000 (vgl. nebenstehende Übersicht). Ferner gab es 1890: 109 mit 20—50,000 (darunter 7 Dörfer: Altendorf, Borbeck, Lindenau, Schöneberg, Lichtenberg, Rixdorf, Meiderich), 721 mit 5–20,000, 1992 mit 2—5000 Einw. Unter diesen Städten befinden sich eine Reihe ländlicher Orte, die sich bei der freien Verfassung der Neuzeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer bedeutenden Einwohnerzahl gehoben haben, während historische (politische) Städte häufig sogar zurückgegangen sind und zum Teil auch ihren städtischen Charakter verloren haben.

	1880	1890		1880	1890
Berlin	1 122 330	1 578 794	Dortmund	66 544	89 663
Hamburg	410 127	569 260	Mannheim	53 465	79 058
Leipzig	149 081	357 122	Essen	56 944	78 706
München	230 023	349 024	Mülhausen i. E.	63 629	76 892
Breslau	272 912	335 186	Charlottenburg	30 483	76 859
Köln	144 772	281 681	Augsburg	61 408	75 029
Dresden*)	220 818	276 522	Karlsruhe	53 518	73 684
Magdeburg	97 539	202 234	Kassel	58 290	72 477
Frankf. a. M.	136 819	179 985	Erfurt	53 254	72 360
Hannover	122 843	174 455	Mainz	60 905	71 395
Königsberg	140 909	161 666	Posen	65 713	69 627
Düsseldorf	95 458	144 642	Kiel	43 594	69 172
Altona	91 047	143 249	Wiesbaden	50 238	64 670
Nürnberg	99 519	142 590	Lübeck	51 055	63 590
Stuttgart	117 363	139 817	Görlitz	50 307	62 135
Chemnitz	95 123	138 954	Würzburg	51 014	61 039
Elberfeld	93 538	125 899	Metz	53 131	60 186
Bremen	112 453	125 684	Duisburg	41 242	59 285
Straßburg	104 471	123 500	Darmstadt	40 874	55 883
Danzig	108 551	120 338	Frankfurt a. O.	51 147	55 738
Stettin	91 756	116 228	Potsdam	48 447	54 125
Barmen	95 941	116 144	M.-Gladbach	37 387	49 628
Krefeld	73 872	105 376	Münster i. W.	40 434	49 340
Aachen	85 551	103 470	Freiburg i. Br.	36 401	48 909
Halle a. S.	71 484	101 401	Bochum	33 440	47 601
Braunschweig	75 088	101 047	Plauen	35 082	47 007

*) Dresden im jetzigen Umfang hatte 289 844 Einw. und kommt damit vor Köln.

Die örtliche Anhäufung vollzieht sich in deutlicher Weise etwa seit 1861 und seit 1867 in gesteigertem Maß, wie folgende Übersicht ergibt:

Volkszählung	Großstädte (100,000 u. mehr Einw.) Anzahl	Einwohner	Mittelstädte (20—100,000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Kleinstädte (5—20,000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Landstädte (2—5000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Städte überhaupt (2000 u. mehr Einw.) Anzahl	Einwohner	Landorte (unter 2000 Einw.) Einwohner
1867	7	1 657 517	64	2 740 832	497	4 336 125	1712	5 017 092	2280	13 751 566	26 341 588
1871	8	1 968 537	75	3 147 272	529	4 588 364	1757	5 190 801	2369	14 894 974	26 163 818
1875	12	2 665 914	89	3 487 857	591	5 124 044	1837	5 379 357	2528	16 657 172	26 070 188
1880	14	3 273 144	102	4 027 085	641	5 671 325	1950	5 748 976	2707	18 720 530	26 513 531
1885	21	4 446 381	116	4 171 874	683	6 054 629	1951	5 805 893	2771	20 478 777	26 376 927
1890	26	6 314 268	130	4 674 786	721	6 321 752	1992	5 931 186	2869	23 241 992	26 186 478

In dem Zeitraum 1867–75 verringerte sich also die Bevölkerungszahl der Gemeinden unter 2000 Einw. sogar absolut, wogegen 1875—80 trotz des Ausscheidens von 179 Gemeinden zu der Kategorie der Städte auch dem flachen Lande noch eine Zunahme verblieb, danach aber bis 1890 wieder eine Abnahme stattfand. 1867 wohnten 34,3 Proz. der Bevölkerung in Orten mit 2000 und mehr Einwohnern, 1871: 36,3 Proz., 1880 bereits 41,4 Proz., 1885: 43,7 und 1890: 47,0 Proz. Sonach zeigt sich noch keine Abschwächung in der Konzentrationsbewegung der Bevölkerung.

[Beruf.] Seit der umfassenden ersten Berufszählung im Deutschen Reich vom 5. Juni 1882 haben keine neuen Erhebungen stattgefunden. Von der auf 45,222,113 Seelen ermittelten »Berufsbevölkerung« gehörten zu A. Land- und Forstwirtschaft, Viehzucht und Fischerei ausschließlich oder hauptsächlich: 19,225,455 Personen oder 42,5 Proz. der Bevölkerung, darunter waren Angehörige, die nicht oder doch nur nebensächlich erwerbsthätig waren, 10,564,046 oder 23,4 Proz. der Bevölkerung, bez. 57,6 Proz. jener Berufsabteilung; zu B. Bergbau, Bauwesen und Industrie: 16,058,080 Individuen oder 35,5 Proz. der Bevölkerung, darunter 9,359,054 Angehörige, 20,7 Proz. der Bevölkerung und 58,3 Proz. dieser Berufsabteilung; zu C. Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schenkwirtschaft: 4,531,080 oder 10 Proz. der Bevölkerung, 2,665,311 oder 59 Proz. davon waren Angehörige; zu D. häusliche Dienstleistungen und Lohnarbeit wechselnder Art: 938,294 oder 2,1 Proz. der Bevölkerung, davon 538,523 = 57,4 Proz. Angehörige (die bei ihrer Herrschaft wohnenden Dienstboten sind mit 1,324,924 in den einzelnen Berufsabteilungen enthalten); zu E. Militär-, Zivil-, Staats-, Gemeinde-, Kirchen- ꝛc. Dienst und sogen. freie Berufsarten: 2,222,982 Personen oder 4,9 Proz. der Bevölkerung, davon 46,2 Proz. Angehörige; zu F. Selbständige ohne Beruf und ohne Berufsangabe, in Vorbereitung oder Weiterbildung Begriffene und Anstalteinsassen: 2,246,222 oder 5 Proz. der Bevölkerung. Der Anteil der hauptsächlichsten Berufsabteilungen der Landwirtschaft und der Industrie an der Gesamtbevölkerung ist über das Reichsgebiet höchst ungleich verteilt, doch lassen sich die extremen Gebiete in wenigen großen Zügen darstellen. Einen starken Prozentsatz industrieller Bevölkerung (über 30 Proz. der Gesamtbevölkerung ausmachend) finden wir zunächst in zwei großen zusammenhängenden Gebieten, diese sind 1) der ganze Westen des Reiches: Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, Hessen-Nassau, Rheinland und die angrenzenden Teile Westfalens, mit Ausschluß einzelner Kreise in Baden und Würt-

temberg sowie des an Luxemburg grenzenden Teils der Rheinprovinz; 2) Königreich Sachsen, Thüringen und das mittlere D. bis zur Norddeutschen Ebene, sodann ein schmaler, stellenweise etwas unter obigem Prozentsatz stehender Streifen am Südrande der Provinz Schlesien. Außerdem gehören dahin die vereinzelten kleinen Gebiete von Stettin, Hamburg, Bremen, Lübeck, Kiel. Der gewerbliche Mittelpunkt Norddeutschlands ist Berlin.

Vorwiegend Landwirtschaft treibend (über 50 Proz. der Gesamtbevölkerung) sind die Bewohner in den übrigen Teilen des Reiches. Voran steht das große Gebiet der östlichen Provinzen (beide Preußen und Posen), nach S. anschließend der größte Teil Schlesiens, nach W. Pommern, Teile Brandenburgs und beide Mecklenburg. Durch den Norden der Provinz Sachsen gelangen wir dann in das zweite Gebiet: Provinz Hannover (ohne Hildesheim) und Bezirk Münster, dann durch einen Streifen des Bezirks Minden, durch Waldeck und Regierungsbezirk Kassel nach dem gesamten rechtsrheinischen Bayern mit Ausnahme weniger Kreise; aber auch die Mehrzahl der württembergischen und badischen Kreise sowie Teile von Elsaß-Lothringen gehören hierher. Sodann treten noch besonders hervor die kleinern Gebiete: Regierungsbezirk Trier und der Norden Schleswig-Holsteins.

Welche Stellung D. in der prozentualen Verteilung der im Hauptberuf Erwerbsthätigen auf drei der obigen großen Berufsabteilungen: 1) Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fischerei, 2) Industrie, 3) Handel und Verkehr, gegenüber einer Reihe fremder Staaten und einzelner Reichsteile einnimmt, erhellt aus nachfolgender Übersicht:

Staaten, Landesteile	Von 100 Erwerbsthätigen gehören an: der Landwirtschaft ꝛc.	der Industrie	dem Handel und Verkehr
Berlin	0,8	60,7	23,3
Königreich Sachsen	23,6	56,4	10,6
Schottland	18,8	54,8	15,8
England und Wales	14,0	54,8	17,2
Schweiz	45,9	41,9	7,8
Deutsches Reich	46,7	36,3	8,9
Prov. Schlesien	49,3	36,3	7,1
» Schleswig-Holst.	46,2	32,2	11,5
Frankreich	46,3	31,9	13,7
Vereinigte Staaten	47,3	24,4	12,4
Irland	48,6	23,0	8,2
Italien	62,6	22,8	6,0
Österreich	59,8	22,2	4,2
Provinz Posen	67,9	17,9	5,8
Ungarn	67,2	12,1	2,8

Über die soziale Gliederung der Erwerbsthätigen des Deutschen Reiches in Selbständige und Unselbständige enthält folgende Tabelle die Hauptzahlen.

Soziale oder geschäftliche Stellung	A. Landwirtschaft ꝛc.	B. Bergbau, Industrie, Bauwesen	C. Handel und Verkehr
a) Selbständige	2 288 033	2 201 146	701 508
b) Kaufmännische und techn. Angestellte	66 644	99 076	141 548
c) Gehilfen, Arbeiter	5 881 819	4 096 248	727 282
In Prozenten:			
a) Selbständige	27,8	34,4	44,7
b) Angestellte	0,8	1,6	9,0
c) Arbeiter	71,4	64,0	46,3

Im allgemeinen pflegt die thatsächliche Gliederung verkannt zu werden. Es zeigt sich, daß die Landwirtschaft am meisten Arbeiter beschäftigt, mehr als die gesamte Industrie und der Handel zusammengenommen. Das Verhältnis der Selbständigen zu den Angestellten, Gehilfen und Arbeitern ist am höchsten beim Handel und Verkehr, am geringsten bei der Landwirtschaft, doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß unter den unselbständig Erwerbsthätigen in der Landwirtschaft mehr erwachsene Familienangehörige vorkommen als in den übrigen Abteilungen.

[Sprache und Volksstämme.] Von der Bevölkerung des Deutschen Reiches sind nach reiner oder gemischter Abstammung etwa 45,3 Mill. Deutsche, der Rest gehört vorwiegend (unvermischter Abstammung) nichtdeutschen Volksstämmen an. Durchaus deutsch sind die kleinern Bundesstaaten. Im Königreich Sachsen gibt es eine Anzahl Wenden. Unter den preußischen Provinzen haben Westfalen, Hannover, Sachsen und Hessen-Nassau (von vereinzelten Zuwanderungen abgesehen) eine rein deutsche Bevölkerung. Gering ist auch die Zahl der Nichtdeutschen in Pommern, in der Rheinprovinz und in Brandenburg, ansehnlicher in Schleswig-Holstein (Dänen), Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen; in der letztern Provinz überwiegen die Nichtdeutschen (s. unten).

Die Deutschen scheiden sich durch Dialekt und Sitte, die sich selbst im Bau von Dorf, Gehöft und Haus ausspricht (s. Bauernhaus), in mehrere Stämme, welche man in die niederdeutschen mit plattdeutscher Sprache, die Bewohner des nördlichen Tieflandes und selbst eines Teiles des nordwestlichen Berglandes, und in die das übrige D. bewohnenden hochdeutschen Stämme einteilen kann. Zu den Niederdeutschen gehören die Friesen, Niederrheinländer, Westfalen und Niedersachsen, Nachkommen der alten Sachsenstämme, die ihre plattdeutsche Mundart auch über die ganze ursprünglich wendische Bevölkerung östlich der Elbe verbreitet haben. In der Mark Brandenburg, in Mecklenburg, Pommern und dem größern Teil von Ost- und Westpreußen ist gegenwärtig das Plattdeutsche herrschende Volkssprache. Die Friesen bewohnen von Ostfriesland bis Schleswig das Küstenland der Nordsee (auch Helgoland) und sind auch gegenwärtig noch der seetüchtigste deutsche Stamm. Ihre Zahl und Sprache ist im Rückgang begriffen. Jetzt sprechen nur noch etwa 60,000 Bewohner friesisch. Der Niederrheinländer, der vom Südende der Kölner Bucht und von den Erftquellen nördlich bis Wesel das westliche Grenzland bewohnt, hat schon ganz Mundart und Sitte des angrenzenden Niederländers. Der Westfale lebt in den Sauerländischen Gebirgen und in dem ebenen Münsterland, in Osnabrück und bis in die untern Weserberge nach Lippe hinein. Auf der dürftigen Heide und den ausgedehnten Mooren im Norden zwingt ihn die Armut des Landes zum Teil dazu, nach Bestellung seines Ackers mit Spaten und Sense nach Holland auszuwandern und dort durch Hilfe bei der Heuernte, durch Torfstechen, in Ziegeleien u. dgl. sein Brot zu erwerben und mit dem Ersparten heimzukehren. In den fruchtbaren Gauen lebt der freie Bauer zum Teil noch nach alter Sachsenart als Patriarch auf seinem Einzelgehöft, das, vielfach von einem mit Eichen bestandenen Erdwall umschlossen, diesen Gegenden ihr charakteristisches Gepräge verleiht und Sitte, Gewohnheit und Lebensweise bedingt. Im Osten (Bielefeld) finden wir den fleißigen Leinweber; im gebirgigen Süden ist wohl Zersplitterung des Bodens zu Hause, aber auch die regste Fabrikthätigkeit (Eisenindustrie und Weberei). Der Niedersachse, der Hannover, Schleswig-Holstein,

Braunschweig bewohnt, hat vieles mit dem verwandten Westfalen gemein. Wohl lebt auch hier in den westlichen Gegenden der Bauer noch vielfach im Wohlstand auf seinem Gehöft, und der arme Moorbewohner wandert zur Heuzeit nach Holland; aber im übrigen Hannover überwiegen die Bauerndörfer die großen adligen Güter und die Domänen, und die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat durch die Aufteilung ausgedehnter Weideflächen und durch die Zusammenlegung der zahllosen Einzelstücke eines Besitzers (Verkoppelung) den Landwirt in eine wesentlich günstigere Lage versetzt.

Von Niedersachsen aus wurden einst die Mark, Mecklenburg und Pommern der slawischen Herrschaft entrissen und das ursprünglich wendische Land germanisiert. So groß wie hier war in D. nirgends der Gegensatz des Gutsbesitzers und des Hörigen; erst Friedrich Wilhelm III. hob 1809 die Erbunterthänigkeit in seinen Landen auf, in andern blieb sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein. Mecklenburg, die Uckermark, Pommern sind die Länder der großen Rittergüter und Domänen und der seltenen Bauerndörfer. Hier herrscht auch noch ein schroffer Gegensatz zwischen Stadt und Land. Die Masse der Bevölkerung in Mecklenburg ist nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, aber faktisch im Zustande der Hörigkeit. Mecklenburg zeigt daher, wie neuerdings Pommern, wo der große Grundbesitz ähnliche Verhältnisse hervorgerufen, bei fruchtbarem Ackerboden, fetten Weidegründen, dünner Bevölkerung und Mangel an Arbeitskräften fortdauernde Auswanderung und in einzelnen Perioden sogar Bevölkerungsabnahme. Das flache Niedersachsen sowie der ganze Norden sind mit Ausnahme ihrer Städte verhältnismäßig arm an Industrie; nur der Harz ist industrieller, namentlich durch seinen alten Bergbau und das Hüttenwesen. Hier hat vor Jahrhunderten eine Mischung mit hochdeutschen Stämmen stattgefunden, die in der eigentümlichen nichtplattdeutschen Mundart noch offenkundige Spuren hinterlassen hat. Auch die Provinzen Ost- und Westpreußen sind größtenteils durch die Niedersachsen dem Deutschtum zurückgewonnen, nur daß daselbst durch zahlreiche Einwanderungen aus Süddeutschland noch oberdeutsche Dialekte in eigentümlicher Mischung mit dem Niederdeutschen zu finden sind, z. B. im Ermeland.

Im größern Teil Deutschlands herrscht hochdeutsche Sprache. Unter den hochdeutschen Stämmen sind der obersächsische, fränkische, alemannisch-schwäbische und bayrisch-österreichische die wichtigsten. Zum obersächsischen Stamm gehören die Thüringer und Harzbewohner, die bis zur Werra und Leine reichen, die Meißener im Königreich Sachsen (mit den deutschen Bewohnern des nordwestlichen Böhmen) und die Schlesier mit den Bewohnern des Riesengebirges, der Sudeten und von Teilen der Provinz Posen. Durch Eroberung anfänglich, später auch friedlich im Lauf der Zeiten ist die obersächsische Sprache Herr geworden über das bis zur Elbe und darüber bis zur Thüringischen Saale einst seßhafte wendisch-sorbische Volk. Hier und da hat sich aber auch in Tracht und Sitte, wie in Altenburg, allenthalben aber noch in Fluß-, Orts- und Flurbenennungen Wendisches erhalten. Das bergige Osterland (Vogtland), vor allem das sächsische Erzgebirge, die Oberlausitz, das Land am Riesengebirge in Schlesien (wie in Böhmen) sind Hauptstätten gewerblichen Lebens, wo Bergbau und Hüttenwesen, Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppeln, Sticken und zahlreiche andre Industriezweige gewaltige Mengen von Arbeitserzeugnissen liefern und zum Teil im blühenden Betrieb sind, wo aber auch, wie im Erzgebirge und Vogtland, unter den Hausindustriellen, denen die billige Fabrikarbeit den Verdienst kürzt, eine kümmerliche Lebenshaltung und ein Elend herrscht, das betrübend und grell absticht gegen die wesentliche Verbesserung der Lage in den Fabrik- und sonstigen gewerblichen Arbeiterklassen. Westlich von Thüringen wohnten, mit den Sachsen verwandt, die Hessen, durch strengen Fleiß dem Boden seinen Ertrag abringend, kräftig und zäh, unter allem Druck an dem festhaltend, was sie für Recht erkannten.

Ausgedehnt ist das Gebiet des fränkischen Stammes, aber zerstückelt unter vielerlei Herrschaft. Sein Gebiet reicht vom Fichtelgebirge und Böhmerwald bis über den Rhein, von der Grenze Hessens und vom Rennstieg des Thüringer Waldes bis hinab gegen die Donau, bis zum Ries, ins Hohenlohische an der Jagst und am Kocher, am Rhein von Bonn bis hinauf zur nördlichen Grenze des Schwarzwaldes. Auch der Franke hat sich im O. slawisches Blut assimiliert, und weit westwärts reichen noch slawische Namen. Zum fränkischen Stamm gehören die Oberpfälzer, deren Gebiet über den Böhmerwald bis nach Böhmen hineinreicht, die Ostfranken oder Franken schlechthin im Maingebiet und im obersten Gebiet der Werra, die Rheinfranken, zu denen auch die Rheinpfälzer bei Heidelberg und in der jenseitigen Rheinpfalz gehören. Sie leben in Dörfern und Städten, die auch in den fruchtbaren Ebenen, wo ergiebiger Ackerbau und lohnende Viehzucht betrieben werden, Sitze der Gewerbthätigkeit sind, wie Hanau, Offenbach, Schweinfurt, vor allen aber Nürnberg und seine Umgegend. Am mittlern Main und in den Seitenthälern der Saale und Tauber, vornehmlich aber am Rhein und in seinen Nebenthälern ist der Franke ein fleißiger Weinbauer. Der Hauptsitz der Gewerbthätigkeit ist auch hier das Gebirge: der Böhmerwald, das Fichtelgebirge und vor allen der Thüringer Wald; geringer sind die Hilfsquellen der Rhön, das ärmste Land aber ist der Spessart. Im äußersten Westen schließt sich dem Rheinfranken der Niederlothringer an der Mosel bei Trier und in der Eifel an.

Einen dritten hochdeutschen Hauptstamm bilden die Alemannen und Schwaben. Die erstern wohnen im obern Schwarzwald, an seinem Südgehänge in Einzelgehöften im Schweizer Baustil, Landwirtschaft mit emsigem Gewerbfleiß (Uhren u. dgl.) verbindend. Durch die Schweiz reicht der Stamm in das gewerbreiche Vorarlberg hinüber, und jenseit des Rheins umfaßt er die Bewohner des Elsaß bis auf die Höhe der Vogesen. Östlich und nordöstlich folgt der schwäbische Stamm, welchem D. mehrere seiner größten Männer verdankt; er reicht, wie der alte schwäbische Reichskreis, vom Kamm des Schwarzwaldes und vom Bodensee ostwärts bis zum Lech und Ries, vom Quellgebiet der Iller im S. bis zum Eintritt des Neckar in die malerischen Engen des Odenwaldes, bis an die Grenzen des Hohenlohischen. Landbau, Weinbau, Viehzucht vereinigen sich hier mit reger gewerblicher Thätigkeit, insbes. diesseit der Alb; auch hier geht die Industrie vorzugsweise von den alten Reichsstädten aus, auf die sie sich im S. der Donau beschränkt.

Der vierte der großen hochdeutschen Stämme ist der bayrische, dem der ganze übrige deutsche Süden und Südosten (auch die Deutschen, die in dem Innern Böhmens und Mährens zwischen den Slawen leben) angehören. Wie der Schwabe, hängt auch der Bayer an seinem Dialekt, der, wenn auch abgeschliffen, im

Mund aller Gesellschaftsschichten des Volkes ist. Ackerbau und Viehzucht, im Gebirge Alpenwirtschaft bilden den vorherrschenden Erwerb. Auch in Altbayern lebt vielfach der Bauer, wie in Westfalen, auf seinem Einzelgehöft, inmitten seines unteilbaren Besitzes. Über die deutsch redende Bevölkerung des Auslandes vgl. den Art. »Deutsches Volk«.

Unter den Nichtdeutschen sind, abgesehen von ca. 570,000 Juden, 433,000 Ausländer, desgleichen etwa 220,000 Franzosen in Elsaß-Lothringen, eine geringe Zahl Tschechen und Mähren (Slawen) in Süddeutschland und den Kleinstaaten, einige Tausend davon noch im Königreich Sachsen, das im NO. außerdem noch eine geschlossene Masse von etwa 50,000 Wenden besitzt. Im Deutschen Reiche gab es 1890 annähernd:

Franzosen in Elsaß-Lothringen	220000	Tschechen, Mähren	92000
Wallonen (Aachen)	11058	Litauer	122000
Dänen (Schleswig)	139400	Juden	570000
Polen, Masuren, Kassuben	3000000	Reichsausländer (meist Skandinavier)	433000
Wenden	120000	Zusammen ca.	4700000

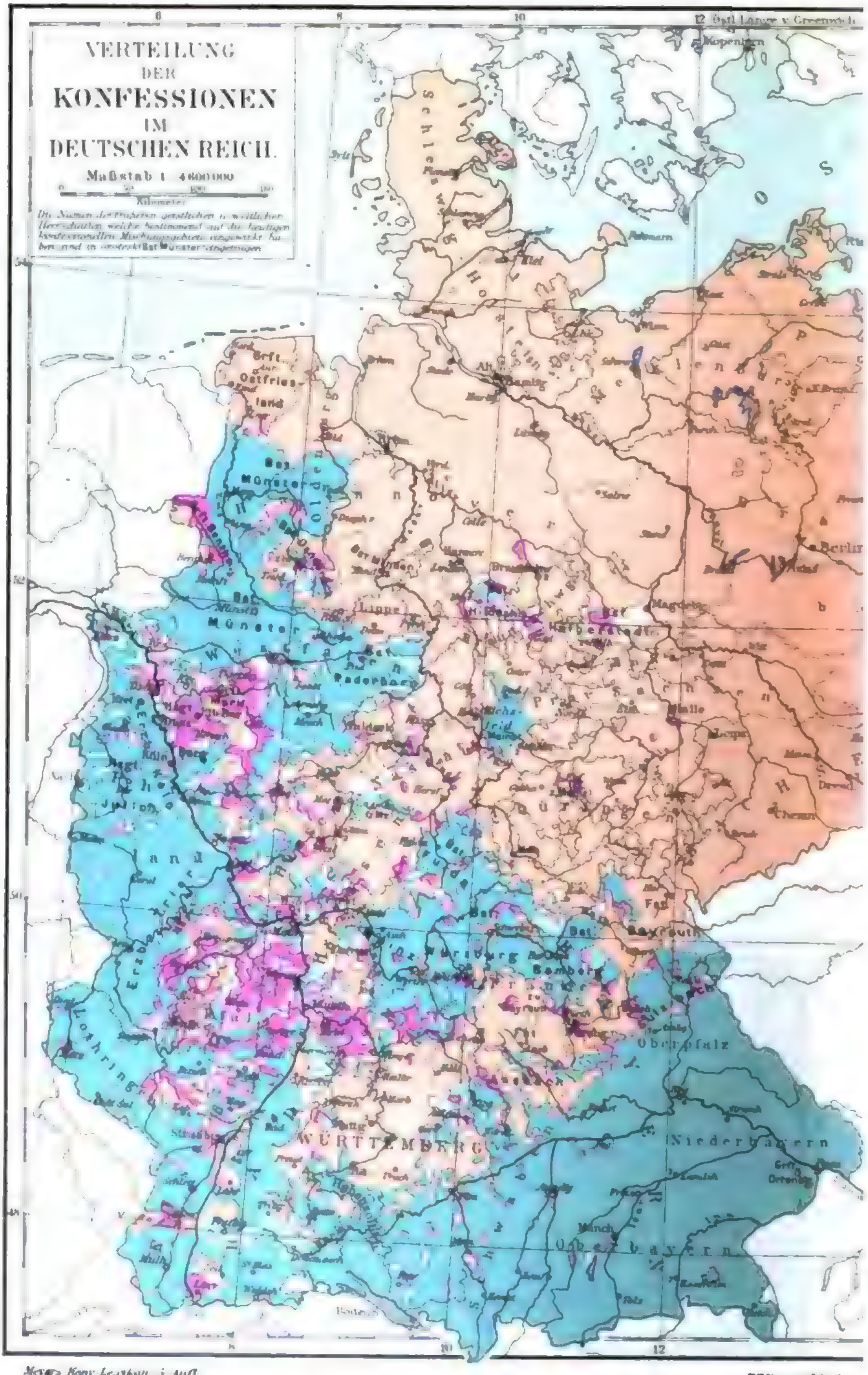
Somit entfällt die überwiegende Mehrzahl der nichtdeutschen Bevölkerung auf das preußische Staatsgebiet. Die Polen wohnen in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien, in geringer Zahl auch in Pommern (Köslin) und unterscheiden sich in Großpolen, Masuren, Kassuben und Lechen oder Wasserpolen. Die Großpolen findet man in der Provinz Posen, in Westpreußen östlich von der Weichsel und in einigen Kreisen des Regbez. Breslau; die Masuren im südlichen Ostpreußen; die Kassuben in Westpreußen westlich von der Weichsel und in unbedeutenden Resten in den pommerschen Kreisen Bütow, Lauenburg und Stolp; die Lechen oder Wasserpolen in Oberschlesien. In der Provinz Westpreußen finden wir zunächst die den Wenden verwandten Kassuben, deren Sprache, ein Dialekt des Polnischen, dem Großpolen nicht recht verständlich ist. Sie bilden die Ureinwohner des Gebiets im W. von der Weichsel (Pomerellen). Gegen O. wohnen sie bis an den Rand der Weichselniederungen; gegen W. dringen sie beinahe noch bis an die Linie vor, welche die deutschen Städte Neustadt, Bütow, Konitz und Flatow verbindet, zwischen Bütow und Konitz auch noch ein wenig über diese Linie hinaus. Als geschlossene Masse treten sie vorzüglich in der Mitte zwischen Brahe, Schwarzwasser und Ferse, ferner auf dem Plateau von Karthaus und nördlich bis an das Rhedathal sowie auf den Plateauinseln an der Putziger Wiek und auf der Halbinsel Hela (ohne den gleichnamigen Flecken) auf. Die meisten Deutschen gibt es in diesen Gegenden an den Landstraßen (Eisenbahnen), wie an der von Dirschau nach Konitz und von Danzig nach Lauenburg, an letzterer sogar fast ausschließlich. Im O. von der Weichsel dehnt sich das polnische Sprachgebiet in West- und Ostpreußen längs der Südgrenze aus und reicht im N. bis an die Linie, welche von Kulm über Lessen, Deutsch-Eylau, Osterode, Bischofsburg, Lötzen und Rowahlen zur Ostgrenze führt. Nördlich von dieser Linie sind mit Ausnahme der polnischen Sprachinsel des Kreises Stuhm die Polen nur vereinzelt. Die Polen nehmen demnach von Westpreußen das ehemalige Kulmer Land, in Ostpreußen dagegen den Kern der Seenplatte mit ihrer südlichen Abdachung ein; dort sind sie Großpolen und vorwiegend katholisch, hier Masuren und meist evangelisch, katholisch aber auch in den zum Ermeland gehörigen Kreisen Allenstein und Rössel. Der Masure hat blonde Haare und blaue Augen und hat seine alten Sitten und Gebräuche vollständig bewahrt. Seine Sprache unterscheidet sich vom Hochpolnischen wesentlich, wenn auch nicht so erheblich wie der Dialekt des Kassuben. Die Landbevölkerung ist in dem Umfang des ganzen eben bezeichneten Gebiets zu 80—90 Proz. eine polnische, die Stadtbevölkerung überwiegend eine deutsche. Die alten Preußen, die Ureinwohner der Provinz im O. von der Weichsel, sind ausgestorben, und ihre Sprache ist erloschen; jedoch erinnert noch die verwandte Sprache weniger hundert Kuren auf der Kurischen Nehrung und bei Memel an dieselbe. Dagegen haben sich die Litauer, wenngleich seit 1864 merklich abnehmend, in ziemlich großer Menge (122,000) erhalten; sie bilden die Mehrzahl der Landbewohner auf der nördlichen Seite der Memel, sind zahlreich auf der südlichen Seite des Stromes bis zur Linie Labiau-Pillkallen und finden sich in einigen Resten noch bis Goldap. Sie sind, wie die Masuren, evangelisch. In der Provinz Posen sind die Polen in der Mehrzahl. Sie bewohnen den östlichen Teil vorherrschend, während sie nach W. zu abnehmen und in den Grenzkreisen entschieden gegen die Deutschen zurücktreten. Im N. haben die Deutschen sich längs der Netze und von dieser bis zur Brahe und Warthe verbreitet und dieser Gegend einen völlig deutschen Anstrich gegeben; demnach bilden die Deutschen in allen südwestlichen, westlichen und nördlichen Grenzkreisen oder in den Grenzdistrikten von Fraustadt über Schwerin a. W. bis Bromberg die Mehrzahl. Eine Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten ist schwer zu ziehen, da in allen Teilen der Provinz deutsche Dörfer und Haulande, wie man die von Deutschen in bruchigen und waldigen Gegenden im Posenschen angelegten Kolonien nennt, vorkommen. Gegen W. dringen die Polen aber dreimal zwischen den Deutschen in schmalen Streifen vor: im S. über das Obrabruch bis Bomst, in der Mitte auf der Südseite der Warthe bis Birnbaum und auf der Südseite der Netze an Filehne vorbei bis zur brandenburgischen Grenze. In den Städten der Provinz ist meistens fast die Hälfte der Bevölkerung polnisch. In Schlesien gibt es gleichfalls Slawen in nicht unbedeutender Menge: Polen meist in Oberschlesien, Tschechen in Ober- und Mittelschlesien und Wenden im Regbez. Liegnitz in Verbindung mit dem wendischen Bezirk im Königreich Sachsen. Die Polen überwiegen im Regbez. Oppeln, woselbst sie im O. von der Oder etwa 75 Proz. der Bevölkerung ausmachen; im W. von der Oder nehmen sie nach und nach ab und hören mit der Linie Ober-Glogau-Leobschütz fast ganz auf, so daß die Glatzer Neiße von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Seite der Oder zieht sich das Gebiet der Polen in den Regbez. Breslau hinein, woselbst sie noch in den Kreisen Namslau und Wartenberg die Mehrzahl bilden und im Kreis Brieg zum letztenmal die Oder berühren. Der höhere Arbeitslohn und die Nachfrage nach Arbeitskräften in den mittlern und westlichen Landesteilen hat aber in neuerer Zeit viele Polen dorthin gezogen, namentlich der Zuckerrübenbau und die größern Erdarbeiten beschäftigen zahlreiche polnische Arbeitskräfte. In Pommern, Brandenburg, Sachsen, Anhalt, Braunschweig, Hannover bis Rheinland, am Nord-Ostseekanal ꝛc. finden wir kleinere und größere Polenkolonien. Da die Polen katholisch sind, so gibt sich ihre Zuwanderung in die rein evangelischen Gebiete auch in dem Anwachsen ihres Bekenntnisses daselbst zu erkennen (vgl. die Kon-

VERTEILUNG DER KONFESSIONEN IM DEUTSCHEN REICH.

Maßstab 1 : 4 600 000

Kilometer

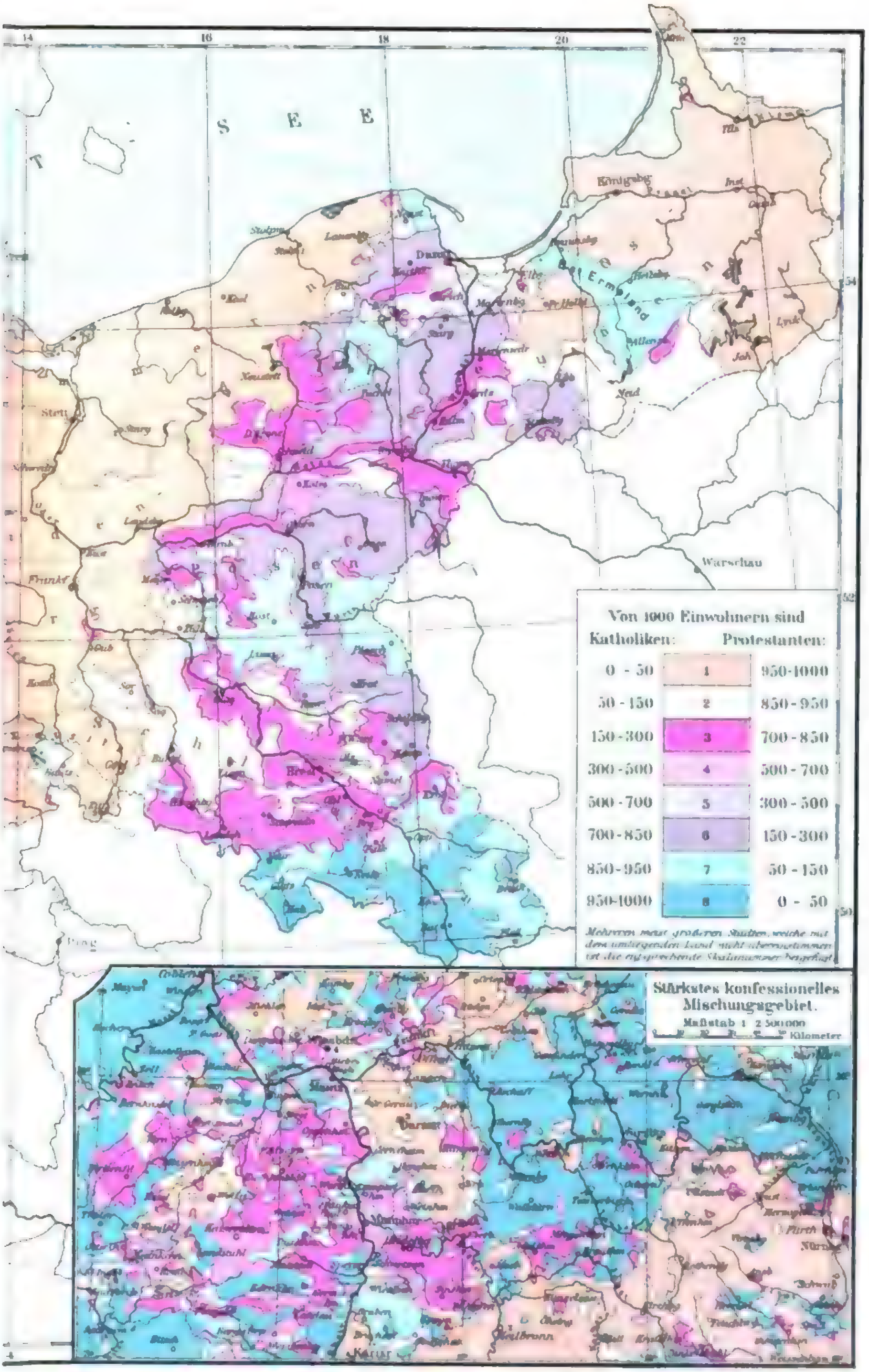
Die Namen der früheren geistlichen u. weltlichen Herrschaften welche bestimmend auf die heutigen konfessionellen Mischungsgebiete eingewirkt haben sind in gesperrtSatzMünsterangegeben



Meyers Kons. Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches

Digitized by Google



...nstitut in Leipzig

Zum Artikel »Deutschland«

Digitized by Google

Zur „Konfessionskarte des Deutschen Reiches“.

Übersicht der Religionsbekenntnisse im Deutschen Reich am 1. Dezember 1890.

Staaten	Evangelische	Katholiken	Sonst. Christ.	Juden	Übrige
Preußen	19 232 449	10 252 818	95 349	372 059	4 692
Bayern	1 571 863	3 962 941	5 786	53 885	507
Sachsen	3 351 751	129 382	11 519	9 368	664
Württemberg	1 407 176	609 794	6 723	12 639	190
Baden	598 678	1 028 222	3 954	26 735	278
Hessen	666 118	293 651	7 390	25 531	193
Meckl.-Schwer.	570 703	5 065	373	2 182	19
S.-Weimar	312 738	11 695	364	1 252	42
Meckl.-Strelitz	96 773	654	43	489	19
Oldenburg	274 410	77 769	1 216	1 552	21
Braunschweig	383 652	16 419	646	1 635	1 221
S.-Meiningen	219 207	2 789	276	1 560	—
S.-Altenburg	168 549	2 092	160	45	18
S.-Koburg-Gotha	202 444	2 921	565	549	34
Anhalt	261 215	8 875	281	1 580	12
Schw.-Sondersh.	74 615	637	25	228	5
Schw.-Rudolst.	85 342	397	43	71	10
Waldeck	54 704	1 658	159	753	7
Reuß ä. Linie	61 572	938	173	62	9
Reuß j. Linie	118 072	1 181	386	147	25
Schaumb.-Lippe	38 160	607	30	366	—
Lippe	123 111	4 332	58	989	5
Lübeck	74 544	1 143	122	654	22
Bremen	169 991	8 272	1 106	1 031	43
Hamburg	571 497	23 444	4 836	17 877	4 876
Elsaß-Lothringen	837 476	1 227 225	3 757	84 645	403
Deutsch. Reich	**31 038 810**	**17 074 921**	**145 540**	**567 884**	**18 815**
Dagegen 1885	29 369 847	16 785 734	125 673	563 172	11 278
1880	28 331 152	16 232 651	78 031	561 612	30 615
1871	25 581 685	14 869 292	82 158	512 153	17 156
Zunahme absol.	5 445 125	2 805 629	63 382	55 731	—3 841
1871—90 Proz.	21,3	18,9	77,1	10,9	– 22,4

Unter 1000 Einwohnern waren (1890):

in den Provinzen, Staaten	Evang.	Kathol.	Juden	in den Provinzen, Staaten	Evang.	Kathol.	Juden
Ostpreußen	855,6	131,3	7,3	S.-Weimar	959,1	35,9	3,8
Westpreuß.	475,1	500,5	15,2	Meckl.-Strel.	987,7	6,7	5,0
Berlin	856,7	85,8	50,2	Oldenburg	773,0	219,1	4,4
Brandenbg.	956,8	35,4	5,4	Braunschwg.	950,2	40,7	4,0
Pommern	970,7	18,1	8,1	S.-Meiningen	979,3	12,5	7,0
Posen	309,4	664,6	25,3	S.-Altenburg	986,5	12,2	0,3
Schlesien	454,8	532,1	11,4	Kobg.-Gotha	980,2	14,1	2,7
Sachsen	923,9	71,0	3,1	Anhalt	960,5	32,6	5,8
Schl.-Holst.	976,6	17,9	2,9	S.-Sondersh.	988,2	8,4	3,0
Hannover	864,7	126,2	6,8	S.-Rudolst.	993,9	4,6	0,8
Westfalen	474,8	514,9	7,9	Waldeck	955,0	28,9	13,2
Hess.-Nass.	694,8	273,6	26,8	Reuß ä. L.	981,2	14,9	1,0
Rheinland	275,1	711,6	10,0	Reuß j. L.	985,5	9,9	1,2
Hohenzoll.	37,9	952,1	10,0	Sch.-Lippe	974,4	15,8	9,2
Kgr. Preuß.	642,0	342,2	12,4	Lippe	958,1	33,7	7,7
Bayern,r.-rh.	241,0	749,5	8,8	Lübeck	974,6	14,9	8,8
— Pfalz	547,1	432,9	15,1	Bremen	942,1	45,9	5,7
Kgr. Bayern	281,0	708,3	9,6	Hamburg	918,0	37,7	28,7
Sachsen	956,9	36,9	2,7	Elsaß-Lothr.	210,5	765,8	21,6
Württembg.	691,0	299,4	6,2	Dtsch. Reich	627,7	357,8	11,5
Baden	361,1	620,2	16,1	Dageg. 1885	626,8	358,2	12,0
Hessen	670,9	295,8	25,7	1880	626,3	358,9	12,4
Mckl.-Schw.	986,8	8,7	3,8	1871	623,0	362,1	12,5

Nach den konfessionellen Umwälzungen der Reformation und der darauf folgenden Gegenreformation setzte der Westfälische Friede den Besitzstand der in Deutschland herrschenden Konfessionen fest, und im wesentlichen hat sich derselbe wenig verändert, wenn auch infolge der größern Toleranz, welche allmählich Eingang gefunden hat, zahlreiche zum Teil große katholische Gemeinden in ursprünglich protestantischen Landen und umgekehrt evangelische in katholischen bereits entstanden und fortgesetzt im Entstehen sind. Während der letzten Jahrzehnte macht sich unter dem Einfluß der Eisenbahnen und der Freizügigkeit eine allmähliche Ausgleichung geltend, indem durch die starke innere Wanderung (vgl. S. 866) die Gebiete mit einheitlichem Bekenntnis auch Zuzug Andersgläubiger erhalten. Am fühlbarsten tritt diese Thatsache wieder in den Großstädten und sonstigen Arbeitszentren auf. Selbst auf dem Lande, namentlich auf den Gütern, ist sie als Folge der »Sachsengängerei«, d. h. der Beschäftigung und Ansiedelung von ländlichen Arbeitern aus dem Osten in den mittlern und westlichen Landesteilen, in neuerer Zeit deutlich wahrnehmbar.

Unsre die Verbreitung der herrschenden Konfessionen im Deutschen Reich darstellende **Karte**, die als einzige ihrer Art **gemeindeweise** bearbeitet und, soweit der Maßstab dies irgend zuließ, auch so gezeichnet worden ist, gibt einen genauen Einblick in das Vorwiegen der einen oder der andern Konfession in allen Teilen des Reiches sowie in die soeben angedeutete Entwickelung. Sie erinnert in ihrer verschiedenen Abstufung aber noch ganz an die bunte Karte des »Römischen Reiches deutscher Nation« und ist auch nur durch die Kenntnis von dessen Territorialverhältnissen verständlich; denn damals war der Grundsatz »Cujus regio, ejus religio« bestimmend dafür, was katholisch, was protestantisch blieb: daher finden wir in den Gebieten der zerfallenen alten Herzogtümer Schwaben, Franken und Sachsen den raschesten Wechsel beider Kirchengebiete nebeneinander. Die durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und durch den Wiener Frieden von 1815 herbeigeführten Gebietsveränderungen der einzelnen Staaten brachten aber wieder evangelische und katholische Bezirke unter eine Herrschaft. Im S. herrscht sonst die katholische, im N. die evangelische Kirche. In wenigen Bezirken standen beide Konfessionen gleichberechtigt nebeneinander. **Katholisch** blieben die drei großen Erzbistümer am Niederrhein: Mainz, Trier, Köln, die westfälischen Bistümer Münster (mit der Münsterschen Geest im jetzigen Herzogtum Oldenburg) und Paderborn, die fränkischen Bistümer am Main: Würzburg und Bamberg, und das Stift Fulda, an der Altmühl das Bistum Eichstätt, am Rhein noch die Bistümer Worms und Speyer, dazu alles österreichische Land am Oberrhein und in Südschwaben das sogen. Vorderösterreich, die schwäbischen und bayrischen Bistümer und Prälaturen und das Herzogtum Bayern mit der Oberpfalz; nur in Schlesien wollte trotz Gewalt und List die Gegenreformation nicht völlig gelingen und wurde unmöglich, seit Karl XII. von Schweden den Protestanten wieder freiere Bewegung geschafft hatte. Dagegen waren **protestantisch** der ganze Norden von Ostfriesland bis Pommern, der größere Teil des Wesergebiets, das gesamte Elbgebiet abwärts von der Grenze Böhmens, das Odergebiet von Schlesien abwärts; sie bildeten ein großes, zusammenhängendes evangelisches Gebiet, an dessen nordwestlicher Grenze im Bistum Osnabrück und Minden,

am östlichen Harzfuß in Halberstadt und in der Lausitz die katholische Kirche gleichberechtigt sich mit ihren alten geistlichen Stiftungen erhielt. Innerhalb dieses Gebiets lagen nur einzelne katholische Inseln, so die mainzischen Besitzungen in Niederhessen und Thüringen mit dem Eichsfeld und Erfurt und das Bistum Hildesheim, wo nur in den Städten Hildesheim und Erfurt auch die evangelische Kirche gleichberechtigt blieb. In mehreren Halbinseln griff das protestantische Gebiet zwischen die katholischen Lande ein; eine langgestreckte zog von der Werra durch Hessen und die Wetterau bis zum Odenwald. Kurpfalz mit seiner gemischten katholisch-protestantischen Bevölkerung verband sie mit dem vorwiegend lutherischen Zweibrücken jenseit des Rheins. Insular lagern sich, vom katholischen Westfalen und Unterrheinland umgeben, das reformierte preußische Kleve und die Grafschaft Mark; das Herzogtum Berg mit Düsseldorf hatte und hat katholisch-protestantische Bevölkerung. Andere protestantische Inseln im katholischen Gebiet bildeten die Grafschaften Bentheim (holländische Grenze), Sayn (bei Koblenz), Löwenstein (bei Heilbronn, Württemberg), Kastell (Unterfranken) u. a., die zahlreichen Reichsstädte, von denen wenige katholisch blieben, viele zerstreute Dörfer von Reichsrittern mitten im katholischen Fulda, Würzburg, Bamberg und Eichstätt und die eingeschlossenen sächsischen Ämter. Eine zweite protestantische Halbinsel in das katholische Land hinein, die vom Fichtelgebirge bis zum Rhein reicht, bildeten durch Franken und Schwaben die Brandenburg-Bayreuther und Ansbacher, die Öttingen-Öttingschen, die meisten Hohenloheschen, die württembergischen und Baden-Durlachschen Lande, umgeben von zahlreichen kleinen Parzellen, von der Grafschaft Pappenheim und von den zahlreichen Reichsstädten, unter denen manche, wie Augsburg, paritätisch waren. Merkwürdig ist der auch hierin sich aussprechende Gegensatz, denn während mitten im katholischen Schwaben, von Augsburg bis Lindau, die Reichsstädte protestantisch waren, blieben die von Württemberg umschlossenen, wie Stadt Weil und Schwäbisch-Gmünd, katholisch. Im Laufe der Zeit hat der Zuzug aus der Umgebung mit anderm Bekenntnis allmählich derartige Veränderungen erzeugt, daß in ehemals überwiegend protestantischen Städten hier im Süden jetzt die katholische Kirche vorherrscht. Im *bayrischen Kreis* (Oberpfalz, Niederbayern) bildeten die paritätische Reichsstadt Regensburg und die lutherische Grafschaft Ortenburg bei Passau die äußersten und einzigen Vorposten des Protestantismus gegen SO. In der nördlichen Oberpfalz erhielt sich nur in den sulzbachschen Landen der Protestantismus neben der katholischen Kirche.

Im Reichsland *Elsaß-Lothringen* hatte sich das Verhältnis der Konfessionen zu einander während der französischen Herrschaft wesentlich zu gunsten der Katholiken geändert; so wurden aus den ehemals evangelischen Städten Straßburg und Mülhausen vorwiegend katholische. In Straßburg ist jetzt allerdings wieder ein Gleichgewicht hergestellt. Die starken Garnisonen mit altdeutschen Truppenteilen haben auch in andern elsässischen und lothringischen Städten den Anteil der Protestanten gesteigert. In den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Grafschaft Saarwerden, den Gebieten der alten Reichsstadt Straßburg und einigen kleinern Landesteilen und reichsritterschaftlichen Orten im Unterelsaß sowie im Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Münster, im reichsländischen Kreise Kolmar und in der württembergischen Grafschaft Horburg hat sich die evangelische Kirche vorherrschend erhalten; in allen andern Teilen des Reichslandes sind aber die Katholiken überwiegend, meist sogar fast allein herrschend.

In der Provinz *Ostpreußen*, im äußersten Nordosten des Reiches, ist das Gebiet des ehemaligen Ordenslandes und Herzogtums Preußen fast ganz evangelisch; fast ganz katholisch ist nur die Landbevölkerung des Bistums Ermeland, das also eine Insel zwischen den evangelischen Landesteilen Ostpreußens bildet; *Westpreußen*, soweit es ehedem zu Polen gehörte, ist sehr gemischt. In der Provinz *Posen* bekennen sich die zahlreich in den letzten Jahrhunderten eingewanderten Deutschen überwiegend zur evangelischen (ihre geschlossenen Ansiedelungen, die sogen. Haulande, fast ausnahmslos), die Polen fast ausschließlich zur katholischen Kirche.

Wegen der Juden vgl. Seite 873 sowie die nach gleichen Grundsätzen (gemeindeweise) bearbeitete Karte »Verteilung der Juden im Deutschen Reich«.

Digitized by Google

Meyers Konv.-Lexikon 3. Aufl.

Bibliographisches

Digitized by Google

VERBREITUNG DER JUDEN
IM DEUTSCHEN REICH.

Unter je 1000 Bewohnern sind Juden.

1	Unter	3	5	20	30
2	3	10	6	30	40
3	10	15	7	40	60
4	15	20		60 u. mehr	

In den weiß gelassenen Kreisen wurden 1890 überhaupt keine Juden ermittelt.
Denjenigen größeren Städten, welche wesentlich von dem umliegenden Lande abweichen, ist die entsprechende Skalanummer beigefügt.

Bornholm

Danzig

Königsberg

Stettin

Breslau

Prag

WIEN

Digitized by Google

fessionskarte). Die Tschechen wohnen im S. von der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz im Regbez. Oppeln; es sind ihrer in diesem Distrikt im ganzen 50,000, die dem mährischen Zweig des tschechischen Stammes angehörig und katholisch sind. Katholisch sind auch die Tschechen in der Grafschaft Glatz (westlich von Reinerz), evangelisch aber die ca. 7000, deren Vorfahren zur Zeit Friedrichs d. Gr. der Religion wegen die Heimat verließen und in den Kreisen Wartenberg, Strehlen, Oppeln und Tost-Gleiwitz Kolonien gründeten.

Die Wenden bilden an der Spree mitten unter den Deutschen eine Sprachinsel, die aus dem Königreich Sachsen sich nach Schlesien und Brandenburg erstreckt. Innerhalb dieses Wendenlandes liegen wiederum als deutsche Sprachinseln im S. die Städte Bautzen und Weißenberg, im N. Kottbus und Peitz, mehr in der Mitte Spremberg und ziemlich nahe längs der Westseite Dreblau, Hoyerswerda und Wittichenau. Seit 1550 hat das wendische Sprachgebiet außerordentlich an Umfang verloren, jedoch mehr im N. als im S.; denn es reichte damals bis Finsterwalde, Luckau, Buchholz, Storkow, Beeskow, Fürstenberg und Guben und näherte sich Frankfurt a. O. auf 23 und Berlin auf 45 km. Die Wenden sind im Preußischen, mit Ausnahme derer in Wittichenau, fast ausschließlich evangelisch, in Sachsen aber auch in einer kleinen Anzahl katholisch. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf 120,000, von denen gegen 40,000 auf den Regbez. Frankfurt, gegen 28,000 auf Liegnitz und ca. 50,000 auf den Osten des Königreichs Sachsen kommen.

Dänen gibt es etwa 140,000 in dem ehemaligen Herzogtum Schleswig. Letzteres ist hinsichtlich der Sprachen in drei Teile zu zerlegen, von denen der südliche oder rein deutsche von der Eider bis zur Linie Schleswig-Husum, der mittlere oder sprachlich gemischte alsdann bis zur Linie Flensburg-Tondern reicht, während der dänische Teil den Norden des Landes einnimmt. In dem sprachlich gemischten Teil ist aber die dänische Sprache nur noch zwischen Flensburg und Tondern stark vertreten. — Außerhalb Elsaß-Lothringens wird die französische Sprache, abgesehen von den Nachkommen der französischen Emigranten, die fast überall die deutsche Sprache angenommen haben, nur von etwa 11,000 Menschen gesprochen (in und bei der Stadt Malmedy im Regbez. Aachen), die zu den Wallonen gerechnet werden. 1871 kamen aber 230,000 Franzosen in dem Reichsland zum Deutschen Reich. Das französische Sprachgebiet greift in vielen Thälern der Vogesen (Urbeis, Markirch) nach D. (Elsaß) hinüber. In Lothringen läuft die Sprachgrenze von Rixingen nordwestlich über Dieuze bis zur Grenze des Kreises Diedenhofen. Ganz innerhalb des französischen Sprachgebiets liegen Stadt- und Landkreis Metz und der größere Teil des Kreises Château-Salins. Hier aber ist der hauptsächlich aus Militär bestehende Anteil der zugezogenen Altdeutschen, besonders in den letzten Jahren, immer beträchtlicher geworden.

Ein von den bisher behandelten Nichtdeutschen verschiedenes Element bilden die im Deutschen Reich sich aufhaltenden Ausländer. Ihre Zahl wird in verschiedenen Jahreszeiten erheblich abweichen, da D. ein beliebtes Reiseziel ist. Die Volkszählung vom 1. Dez. 1890 ergab aber trotz der Winterzeit noch 433,271 (1880: 276,057) Ausländer im Deutschen Reich. Darunter befanden sich in größerer Anzahl Österreicher und Ungarn, Schweizer, Dänen, Niederländer, Franzosen, Russen, Briten, Nordamerikaner (aus den Vereinigten Staaten), Schweden, Norweger, Italiener und Luxemburger. Von der Gesamtzahl und bei den einzelnen Nationalitäten überwiegen die Männer, nur unter den Briten befanden sich mehr weibliche Personen. (Vgl. unter Staatsangehörigkeit.)

Die 1890 gezählten 567,884 Juden verteilen sich über das ganze Reich, freilich ungleich. Hessen und Polen stehen voran, ebenso Teile von Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und der Pfalz. Im mittlern und nördlichen D. kommen Juden fast nur in Städten vor. Vgl. das Textblatt zur Konfessionskarte und die Karte über die Verbreitung der Juden im Deutschen Reich.

Konfessionen.

(Hierzu die »Konfessionskarte«, mit Textblatt, und die Karte »Verbreitung der Juden im Deutschen Reich«.)

Nach dem Religionsbekenntnis gabes 1890 im Deutschen Reich 31,026,810 Evangelische, 17,674,921 Katholiken, 145,540 sonstige Christen, 567,884 Juden und 13,315 Angehörige andrer Bekenntnisse. Die Einteilung der Konfessionen ist in den amtlichen Veröffentlichungen nicht ganz gleichmäßig für die verschiedenen Jahre. Unter den 1890 zu den »Sonstigen Christen« gerechneten 145,540 Personen waren 6716 Evangelische Brüder (Herrnhuter), 22,365 Mennoniten, 29,074 Baptisten, 5249 Angehörige der englischen und schottischen Hochkirche (Presbyterianer), 10,144 Methodisten und Quäker, 5714 Deutsch-Katholiken, 14,347 Freireligiöse, 23,698 Dissidenten und 6482 andre Christen. In dem Zeitraum 1871—90 betrug die Zunahme: 5,445,125 (21,3 Proz.) Evangelische, 2,805,629 (18,9 Proz.) Katholiken, 63,382 (77,1 Proz.) sonstige Christen, 55,731 (10,9 Proz.) Juden. Die Angehörigen andrer Bekenntnisse, einschließlich der Personen ohne Angabe des Bekenntnisses, verminderten sich in dem genannten Zeitraum um 3841 Seelen. Verhältnismäßig am stärksten haben 1871—90 demnach nächst den Sekten die Evangelischen mit 21 Proz. zugenommen, am schwächsten die Juden (11 Proz.), woraus die Verschiebung in den Anteilen an der Gesamtbevölkerung hervorgeht. Genaueres über die Verteilung der Konfessionen auf die einzelnen Staaten und die geschichtliche Entwickelung der Religionsbekenntnisse in Deutschland s. in der Textbeilage zu beifolgender »Konfessionskarte«.

Kirchenwesen.

Die Verfassung der evangelischen Kirche ist in den Staaten des Reiches verschieden. Sie unterscheidet in ihrem System die Presbyterial- (Synodal-) und Episkopalverfassung. Bei ersterer stehen dem aus den Predigern und gewählten Laienvertretern der Ortsgemeinde zusammengesetzten Kirchenvorstand (Kirchenrat, Presbyterium) gewisse kirchliche Befugnisse zu, und für die höhern Kirchenverbände sind gewöhnlich Kreis-, Bezirks-, Provinzial-, Landessynoden gebildet; bei der Episkopalverfassung ruht die Kirchengewalt in der Hand des Landesherrn als obersten Bischofs. Wird aber die Ausübung auf kollegiale Behörden übertragen, so pflegt die Episkopalverfassung als Konsistorialverfassung bezeichnet zu werden. Wo sich die Gemeinden bei der Reformation auf sich selbst angewiesen sahen, insbes. in den apostolischen Gemeinden, gelangte die Presbyterialverfassung zur Geltung. Dies war namentlich bei den Anhängern des reformierten Bekenntnisses und (von Frankreich und Schottland abgesehen) in der Pfalz sowie am Niederrhein der Fall. In Preußen, wo mit der Verfassung eine doppelte Änderung in dem alten Verhältnis der Kirche zum Staat eintrat, fungiert für die neun alten

Provinzen als oberste Kirchenbehörde der Oberkirchenrat. Er ist aus Juristen und Geistlichen kollegialisch organisiert und unmittelbar dem König untergeordnet. Unter dem Oberkirchenrat stehen für die einzelnen Provinzen Konsistorien. In den neuen Provinzen sind die Konsistorien dem Kultusminister unterstellt. Anderseits bestehen neben den Kirchenbehörden in den alten Provinzen Synoden (Kreis-, Provinzial- und eine Generalsynode) für die der Kirche zugefallene Selbstverwaltung (nicht für die Glaubenslehren). Die neuen Provinzen haben hierin eine mehr oder minder abweichende Verfassung. In vollkommenem Maß ist das Synodalsystem bereits in den meisten deutschen Staaten ausgebildet. Allgemein stehen die Prediger und Ortspfarrer unter den Superintendenten, diese wieder unter dem Generalsuperintendenten. An der Spitze der römisch-katholischen Kirche steht der Papst in Rom, den Mittelpunkt der geistlichen Thätigkeit dagegen bilden die Bischöfe. Für die Katholiken bestehen im Deutschen Reich 5 Erzbistümer: Köln (niederrheinische Kirchenprovinz) und Gnesen-Posen in Preußen, München-Freising und Bamberg in Bayern, Freiburg in Baden für die oberrheinische Kirchenprovinz, d. h. für die Katholiken in Baden, Württemberg, Hohenzollern, Hessen u. Hessen-Nassau; 20 Bistümer: Ermeland (exemt, d. h. unmittelbar unter dem Papste stehend), Kulm (Erzbistum Posen-Gnesen), Breslau (Fürstbistum, exemt), Hildesheim, Osnabrück (beide exemt), Münster, Paderborn (Erzbistum Köln), Fulda, Limburg (Erzbistum Freiburg) und Trier (Erzbistum Köln) in Preußen, Augsburg, Passau, Regensburg, ferner Eichstätt, Würzburg und Speyer in Bayern, Rottenburg (Erzbistum Freiburg) in Württemberg, Mainz (Erzbistum Freiburg) in Hessen, Straßburg und Metz (beide exemt) in Elsaß-Lothringen; die fürstbischöfliche Delegatur Berlin; 3 apostolische Vikariate (das Dresdener für Sachsen, das für Anhalt und das der nordischen Missionen); apostolische Präfekturen für Schleswig-Holstein und für die Oberlausitz. Unter diesen stehen die Erzpriester und Dekane, die wiederum den Ortspfarrern vorgesetzt sind. Die Reichsverfassung hat zwar die kirchliche Selbständigkeit der Bundesstaaten unberührt gelassen und nur die Gleichberechtigung aller Konfessionen in Bezug auf staatliche und bürgerliche Rechte ihrerseits noch einmal ausgesprochen; aber die Reichsgesetzgebung hielt es doch 1872—74 für erforderlich, gegenüber der politischen, zum Teil aufreizenden Bethätigung katholischer Geistlichen und Orden die »Maigesetze« zu erlassen. Unter veränderten Verhältnissen wurden dann Ende der 80er Jahre alle Härten jener »Kulturkampfgesetze« durch neue gesetzliche Bestimmungen beseitigt; die meisten der verbotenen Orden wurden im Reiche wieder erlaubt, gegen die von ultramontaner Seite angestrebte Wiederzulassung der durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 ausgewiesenen Redemptoristen, Jesuiten ꝛc. erhebt sich jedoch in der protestantischen Bevölkerung wie im Bundesrat ein entschiedener Widerspruch, wenngleich im Reichstage der vom Zentrum seit Jahren gestellte Antrag betreffend Rückberufung oder Wiederzulassung des Jesuitenordens im Dezember 1893 eine Mehrheit gefunden hat. Die Altkatholiken haben einen staatlich (in Bayern jedoch nicht) anerkannten Bischof in Bonn.

[Geistige Kultur. Bildungsanstalten.] D. steht in der Volksbildung auf der ersten Stufe unter den größern Völkern der Erde, wiewohl in den letzten Jahrzehnten der Ausgleich vielfach große Fortschritte gemacht hat. D. und namentlich Preußen verdanken die Blüte der Volksschule den Bestrebungen der Anhänger Pestalozzis, die, unterstützt durch die politischen Verhältnisse in Preußen während der beiden ersten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrhunderts, das Schulwesen reformierten. Einen Stoß aber bekam es durch die nach 1840 mit Eichhorn beginnende Reaktion, die, erst kaum fühlbar, nach einigen Seiten sogar noch wohlthuend wirkte, mit Herausgabe der Stiehlschen Schulregulative (1854) aber nach und nach immer mächtiger hervortrat und zu einer Zersetzung des Volksschulwesens führte, bis ihr 1872 Halt geboten wurde. Am weitesten in der allgemeinen Bildung stehen die östlichen Provinzen zurück, in denen noch immer jährlich ein, wenn auch geringer Prozentsatz von Rekruten, ohne lesen und schreiben zu können, eingestellt wird; im Ersatzjahre 1892/93 waren es:

	absolut	Proz.		absolut	Proz.
Reg.-Bz. Königsberg	45	0,63	Kgr. Preußen	683	0,59
» Gumbinnen	42	1,33	» Bayern	6	0,03
» Danzig	60	2,10	» Sachsen	1	0,01
» Marienwerder	209	5,44	» Württemberg	3	0,04
» Posen	126	2,08	Elsaß-Lothringen	17	0,30
» Bromberg	22	0,83	Deutsches Reich:	715	0,38
» Oppeln	92	1,31			

Im ganzen Königreich Preußen kamen demnach 1892/93 noch 0,69 Proz. Rekruten ohne Schulbildung vor gegen 2,34 und 3,98 in den Jahren 1881/82 und 1874 (vgl. Analphabeten). In den übrigen deutschen Staaten ist das Volksschulwesen mehr oder weniger ähnlichen Schwankungen unterworfen gewesen wie in Preußen; jedoch ging die Reaktionsperiode in einigen schnell vorüber oder traf andre kaum, so daß das Schulwesen in mehreren Ländern das in Preußen immer noch übertrifft, bez. überholt hat. Das gilt namentlich von allen sächsischen Ländern, von Baden, Braunschweig, Württemberg ꝛc. In Bayern fand man 1879 bei der Einstellung der Rekruten 0,47 Proz., 1892/93 im ganzen nur 6 oder 0,03 Proz. derselben ohne Schulbildung.

Das Volksschulwesen ist meist konfessionell geschieden. In fast allen Teilen des Reiches besteht für die Volksschule noch eine Lokalschulaufsicht, die meist in den Händen der Geistlichen liegt.

Die Grundlage der Volksbildung bildet der Schulzwang, wonach alle Einwohner ihre nicht anderweit gehörig unterrichteten Kinder vom zurückgelegten 5., bez. 6. bis im allgemeinen zum vollendeten 14. Lebensjahr zur öffentlichen Schule schicken müssen. Anfangs- und Endpunkt der Schulpflicht sind in den verschiedenen Staaten, sogar in den Provinzen verschieden; die allgemeine Schulpflicht selbst aber besteht in ganz D. 1891/92 betrug die Zahl der Volksschulen in D. etwa 56,560, welche von 7,925,688 Kindern besucht wurden, die Zahl der Lehrkräfte 120,032 (darunter 13,750 Lehrerinnen). Für die Ausbildung von Schullehrern bestehen Präparandenanstalten (113), Schullehrerseminare (275) und Lehrerinnenseminare (25). Die Kosten des öffentlichen Volksschulwesens belaufen sich jährlich auf 242,4 Mill. Mk., wovon 69,3 Mill. Mk. Staatszuschüsse sind. Einen Übergang von den Volksschulen zu den höhern Schulanstalten bildet die Mittelschule unter den verschiedensten Bezeichnungen und Einrichtungen (im preußischen Staat ist für dieselbe 1872 eine einheitliche Grundlage aufgestellt worden), und als Ergänzung der Volksschule erscheint

die Fortbildungsschule, welche die Volksschulbildung beseitigen und in ihrer Anwendung auf das praktische Leben erweitern soll. Bei letzterer findet sich eine Schulpflicht nur unter gewissen Voraussetzungen anerkannt. Hinsichtlich der fachlichen (gewerblichen) Fortbildungsschulen hat die neuere Gewerbegesetzgebung ausgedehntere Bestimmungen getroffen. In den höhern Lehranstalten soll die wissenschaftliche Vorbildung erworben werden, die als Unterlage für die spätere Berufs- oder Fachbildung dient. Die Gymnasien haben als Mittelpunkt das Studium des klassischen Altertums. Zur Vorbereitung dienen auch Progymnasien mit gleichen Zielen, aber ohne oberste Klasse.

Im Verlauf des Kampfes der seit dem 17. Jahrh. in den Vordergrund tretenden naturwissenschaftlichen Forschung mit der Alleinherrschaft des klassischen Altertums entstanden (1817) Realschulen, in denen das neue mathematisch-naturwissenschaftliche Element dem philologisch-historischen der Gymnasien die Wage hielt. Die Realschulen erster Ordnung oder Realgymnasien, die bei gleicher Klassenzahl und Unterrichtsdauer wie die Gymnasien ihren Lehrplan erfüllen, stehen hinter letztern nicht mehr zurück; nur die Richtung der Ausbildung bleibt eine verschiedene. Die Oberrealschulen verfolgen an Stelle des Lateins höhere Ziele in den neuern Sprachen und Naturwissenschaften. Zu den Realgymnasien stehen die Realprogymnasien in demselben Verhältnis wie die Progymnasien zu den Gymnasien. Während diese Anstalten in Ermangelung der obersten Klasse nur der Vorbereitung dienen, sollen die höhern Bürger- oder Realschulen eine selbständig in sich abgeschlossene Bildung vermitteln. In Bezug auf den Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien sind in Preußen und den meisten übrigen Staaten neuerdings Veränderungen vorgenommen, um die Hausarbeit der Schüler einzuschränken, den sprachlichen Unterricht mehr für die praktische Verwertung nutzbar zu machen und endlich der körperlichen Ausbildung der Jugend eine wirksamere Fürsorge zuzuwenden.

Im J. 1893 gab es in D. 1012 Lehranstalten, die zur Ausstellung der Qualifikationszeugnisse zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt waren. Darunter waren 433 Gymnasien, 54 Progymnasien, 131 Realgymnasien, 25 Oberrealschulen, 48 Realschulen, 112 Realprogymnasien, 117 höhere Bürgerschulen, 35 andre öffentliche und 57 Privatlehranstalten (vgl. die Übersicht derselben beim Art. »Höhere Lehranstalten in Deutschland«).

Die Universitäten oder Hochschulen (s. d.) bestehen in der Regel aus 4 Fakultäten: der theologischen, juristischen, medizinischen und philosophischen. Die theologische Fakultät ist ganz vorherrschend eine evangelische, katholisch nur bei den Universitäten zu München, Würzburg, Freiburg, Münster und dem katholisch-theologischen Lyceum zu Braunsberg; eine evangelisch- und eine katholisch-theologische Fakultät haben die Universitäten zu Bonn, Breslau (daher 5 Fakultäten) und Tübingen, das 7 Fakultäten besitzt, indem zu den 5 noch eine staatswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche hinzutreten; auch Straßburg hat noch eine naturwissenschaftliche. Die Universitäten zu München und Würzburg besitzen gleichfalls 5 Fakultäten: dort ist eine staatswirtschaftliche, hier eine staatswissenschaftliche hinzugefügt worden, ferner ist die philosophische in zwei Sektionen, eine philologisch-philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, zerlegt. Die Akademie zu Münster steht im Range einer Universität gleich, obschon sie nur 2 Fakultäten (eine katholisch-theologische und eine philosophische) hat. Die älteste Universität im Deutschen Reiche ist die zu Heidelberg (1386), die jüngste die zu Straßburg (1872). Im ganzen gibt es mit Einschluß der Akademie zu Münster und der katholisch-theologischen Fakultät zu Braunsberg 22 Hochschulen, davon 11 im preußischen Staat: Berlin (1810 gestiftet), Bonn (1818), Braunsberg (Lyceum, 1818), Breslau (1702, 1811 vereinigt aus der zu Frankfurt a. O. und der Leopoldina zu Breslau), Göttingen (1737), Greifswald (1456), Halle (1694, 1817 vereinigt aus denen zu Halle und Wittenberg), Kiel (1665), Königsberg i. Pr. (1544), Marburg (1527) und Münster (Akademie, 1786); 3 in Bayern: Erlangen (1743), München (1472 in Ingolstadt gestiftet, 1802 nach Landshut, 1826 nach München verlegt) und Würzburg (1402); 1 im Königreich Sachsen: Leipzig (1409); 1 in Württemberg: Tübingen (1477); 2 in Baden: Freiburg (1457) und Heidelberg (1386); 1 in Elsaß-Lothringen: Straßburg (1872); 1 in Hessen: Gießen (1607); 1 in Thüringen: Jena (1557); 1 in Mecklenburg: Rostock (1419). Die Zahl der Lehrenden und Studierenden auf allen Universitäten belief sich im Sommer 1893, bez. Wintersemester 1892/93 auf 2461 Lehrer (davon 1051 ordentliche Professoren) und 31,575 Zuhörer. Weiteres s. Universitäten.

Zur Förderung der physikalisch-technischen Wissenschaft und ihrer praktischen Nutzanwendung hat das Reich eine besondere physikalisch-technische Reichsanstalt errichtet. Der Ausbildung in den Bauwissenschaften dienen 9 technische Hochschulen: Berlin, Hannover, Aachen, Darmstadt, Dresden, Karlsruhe, München, Stuttgart und Braunschweig (Collegium Carolinum). Groß ist die Zahl der Fachschulen. So gibt es für die Baukunst mehrere Baugewerk-, Kunst- und Bauhandwerk-, Kunst- und Baugewerk-, Bauschulen ꝛc.; für das Bergwesen Bergakademien in Berlin, Freiberg und Klausthal und 14 Bergschulen (davon 10 in Preußen); für das Forstwesen die höhern Forstlehranstalten (Forstakademien) in Eberswalde, Münden, München, Tharant bei Dresden, Hohenheim bei Stuttgart, Eisenach, ferner eine Zentralforstschule zu Aschaffenburg; für die Handelswissenschaften mehrere höhere Handelsschulen, Handelsakademien, Handelsschulen, eine Buchhändlerlehranstalt in Leipzig ꝛc.; für die Kriegswissenschaften Kriegsakademien in Berlin u. München, eine Marineakademie in Kiel, ferner Kadettenhäuser, Kriegs- und Unteroffizierschulen, eine Marineschule in Kiel; für die Landwirtschaft verschiedene landwirtschaftliche Hochschulen, mit Universitäten verbundene Institute und Lehranstalten zu Jena, Hohenheim, Poppelsdorf (Bonn), Berlin, Halle, Göttingen, Weihenstephan in Bayern u. a.; sodann eine Gärtnerlehranstalt zu Sanssouci, Ackerbau- und zahlreiche landwirtschaftliche Winter- und Fortbildungsschulen; für die Musik Konservatorien (Leipzig, Stuttgart, Dresden, Köln, Berlin, München u. a.), Musikschulen ꝛc.; zahlreiche Navigations-, Seemanns- und Schiffahrtsschulen ꝛc. Endlich sind noch vorhanden mehrere Tierarzneischulen, bez. Hochschulen (Berlin, Hannover, München, Dresden, Stuttgart), pharmazeutische Lehranstalten, Hebammenschulen, Turnlehrerbildungsanstalten, Industrie- und Gewerbeschulen, einige Web- und höhere Webschulen (Elberfeld, Mülheim a. Rh., Krefeld), Taubstummen-, Blindenanstalten ꝛc., die überwiegend der Volksschule zuzurechnen sind. Als

Bildungsanstalten sind auch anzusehen die zahlreichen gelehrten Gesellschaften (»Akademien der Wissenschaften« zu Berlin, Göttingen, München, Leipzig) und Vereine, die Bibliotheken, Museen, die botanischen und zoologischen Gärten, die Presse ꝛc.

VI. Landwirtschaft. Waldkultur.

Ackerbau.

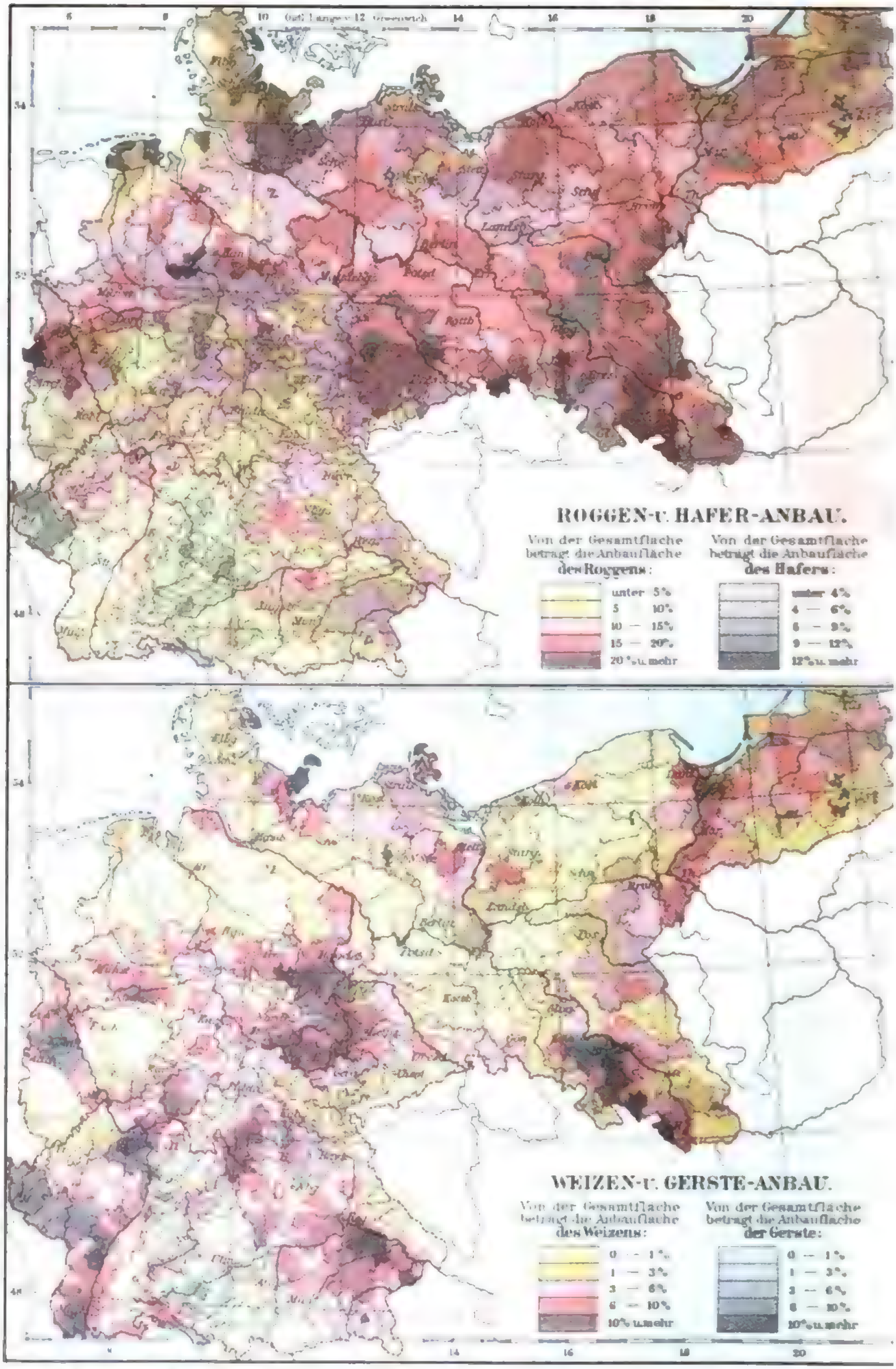
(Hierzu Karte »Landwirtschaft in Deutschland«.)

D. ist vorwiegend noch ein Land des Ackerbaues und der Viehzucht. Etwas über die Hälfte von Deutschlands Boden nehmen trotz seiner ausgedehnten Gebirgs- und Bergländer bebautes Land und Wiesen ein, nämlich (1891) 27,331,240 Hektar. Nur das Hochgebirgsland Süddeutschlands und die Bergländer erzeugen nicht ihren eignen Bedarf. Selbst in den Bergländern des mittlern D. sind es nur die höchsten Rücken des Schwarzwaldes, des Bayrischen Waldes und der Sudeten sowie die höchsten Gipfelhöhen der übrigen Gebirge, wo weder die Kartoffel noch Sommergetreide, Hafer und Sommerroggen, gedeihen. Die größten Ackerländereien findet man in den preußischen Provinzen Posen (61,3 Proz. der Gesamtfläche) und Sachsen (60,2 Proz.), ferner in Anhalt (60,8 Proz.), in Schwarzburg-Sondershausen (57,6 Proz.), Provinz Schleswig-Holstein (57,6 Proz.), Lübeck (56,9 Proz.), Sachsen-Altenburg (56,4 Proz.), Mecklenburg-Schwerin (56,2 Proz.). Am ausgedehntesten ist der Anbau von Roggen und Hafer, demnächst folgen Weizen und Gerste; Spelz (Dinkel) wird vornehmlich am Rhein und im Süden gewonnen, Buchweizen dagegen mehr im Norden; großen Umfang hat die Erzeugung von Hülsenfrüchten erlangt, dieselbe ist am bedeutendsten in den Provinzen Posen und Brandenburg und den Marschländern des Nordwestens. Im Durchschnitt der 10 Jahre 1881—90 belief sich in D. die gesamte Erntemenge von Weizen auf 2,531,358 Ton. (zu 1000 kg), Roggen auf 5,804,250 T., Gerste auf 2,199,887 T., Hafer auf 4,354,851 T., Spelz (Dinkel) und Emmer auf 432,861 T., Buchweizen auf 123,850 T. Dessenungeachtet gehört D. zu den Ländern, die durchschnittlich noch eines erheblichen Zuschusses an Getreide bedürfen. So stellten sich für das deutsche Zollgebiet im Durchschnitt der 3 Jahre 1890—92 Ein- und Ausfuhr von Getreide (im Spezialhandel) wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr
Weizen	958 044 Ton.	262 Ton.
Roggen	757 052 »	381 »
Gerste	681 369 »	6630 »
Hafer	181 813 »	432 »
Mais	562 523 »	66 »
Buchweizen	29 990 »	18 »

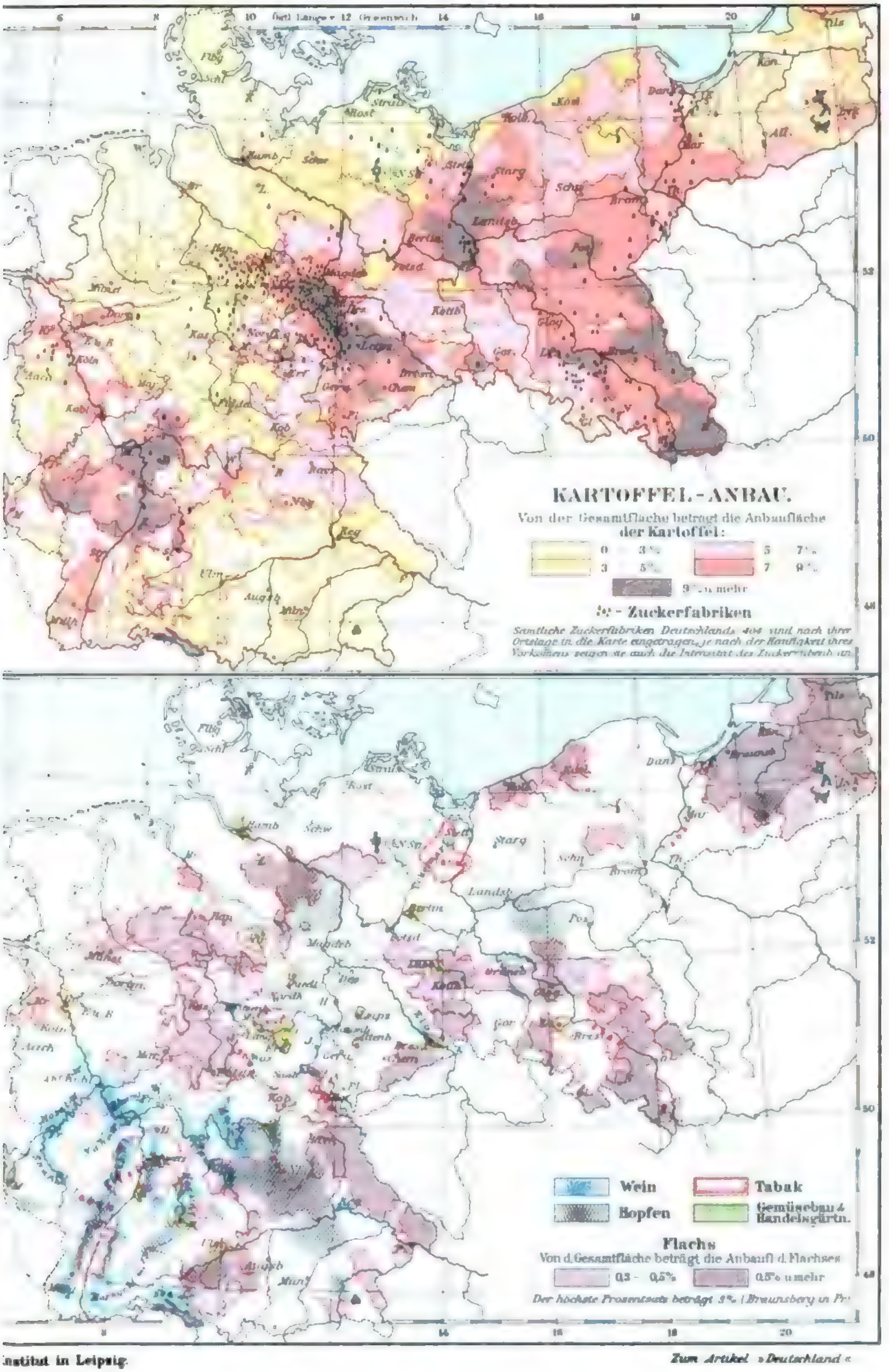
Zahlreiche große Kunstmühlen setzen ihr Produkt zum Teil auch ins Ausland (England und die Niederlande) ab. Die deutsche Einfuhr von Mehl belief sich 1892 auf 26,620 Ton., die Ausfuhr auf 105,191 T. Die süddeutschen Gebirge besitzen nicht allein die größten Strecken vollkommen unproduktiven Landes (Oberbayern nur 31,8 Proz. Ackerland), sondern die Üppigkeit des Graswuchses schließt auch im Gebirge teils den Ackerbau aus, teils nötigt sie zu jener merkwürdigen Wechselwirtschaft von Wiese und Feld, die man Eggartenwirtschaft nennt. Sonst ist gegenwärtig die Lehre von der Fruchtfolge die Grundlage des Ackerbaues, auf welcher die Fruchtwechselwirtschaft basiert. Dieser kommt die sogen., schon durch Karl d. Gr. eingeführte und noch oft angewendete Dreifelderwirtschaft nahe, während in nicht dicht bevölkerten Gegenden, z. B. in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, noch die Koppel- oder Graswirtschaft weit verbreitet ist. Im übrigen ist neuerdings die Landwirtschaft in D. eine intensivere geworden. Dem industriereichen Siegener Land sind die Hauberge eigen, Eichenschälwaldungen, die nach dem Abtreiben des Niederwaldes als Feld benutzt werden, bis der Stockausschlag wieder Herr wird. Der arme Moorbauer des nordwestlichen D. verschafft durch Brennen des Moorbodens seiner Frucht die nötige Düngung, verpestet aber freilich zur Zeit dieses Moorbrennens die Atmosphäre Deutschlands durch den Moordampf oder Herauch. Hier im N. auf dem gebrannten Moor wie auf der sandigen Geest gedeiht vornehmlich noch der Buchweizen. In dem Rhein- und Neckarland reift auch der Mais. An den Bau der Kartoffel, deren jährlicher Ertrag in D. sich im Durchschnitt der 10 Jahre 1881—90 auf 24,3 Mill. Ton. (1891: 18,6 Mill. T.) belief, schließt sich die für Preußen insbes. so wichtige Brennerei und Spiritusgewinnung, vorzugsweise als Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft, an. Die Zahl sämtlicher Brennereien in dem deutschen Zollgebiet ohne Luxemburg belief sich 1891/92 auf 59,789, ihre Produktion auf 2,948,000 hl und die Steuereinnahme für Spiritus auf fast 140 Mill. Mk. (einschließlich Übergangsabgabe u. Eingangszoll).

Bemerkenswert ist in vielen fruchtbaren Gegenden Deutschlands der Anbau von Handelsgewächsen. Obenan steht der Flachs, den nicht allein die Gebirgsgegenden des Südens und das Bergland Mitteldeutschlands, sondern auch die norddeutsche Niederung liefert, wie die Gegend von Ülzen in Hannover und das Ermeland in Preußen, überall die Basis einer einst über ganz D., vornehmlich seine ärmern Bergländer, ausgedehnten urwüchsigen Industrie, der Leinwandweberei (s. unten). Von einiger Ausdehnung ist der Bau des Hanfes nur in Baden und Rheinbayern. Der Anbau des Flachses sowohl als des Hanfes in D. hat neuerdings jedoch erheblich nachgelassen, indem die Anbaufläche des erstern von 133,890 Hektar in 1878 auf 108,287 Hektar in 1883, also um 19,1 Proz., und die Anbaufläche des Hanfes in derselben Zeit von 21,181 Hektar auf 15,255 Hektar, also um 28 Proz., zurückgegangen ist. Seitdem ist hierin keine Besserung eingetreten, wenn auch keine genauen Ziffern darüber vorliegen. Um des Öles willen werden vor allem Raps und Rübsen, untergeordnet Leindotter, nur an sehr wenigen Orten, wie um Erfurt, auch Mohn gebaut. Jedoch ist der Anbau der Ölpflanzen durch den allgemein eingeführten Gebrauch von Petroleum und der mineralischen Schmieröle erheblich eingeschränkt worden. Mit Raps und Rübsen (Awehl, Biewitz) waren in D. 1878: 179,054,6 Hektar, 1883 nur 133,470,8 und 1892 nur 109,203 Hektar angebaut. Nächst Schlesien liefern namentlich Pommern, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Sachsen sowie Mecklenburg und die süddeutschen Länder bedeutende Quantitäten Ölfrüchte. Nicht unbeträchtlich ist auch die Erzeugung von Kleesamen, wovon 1892 auf 73,447 Hektar 13,580 Ton. gewonnen wurden. Die Einfuhr in das deutsche Zollgebiet ergab 1892: 831,622 Doppelztr. Raps und Rübsaat und 1,374,405 Doppelztr. Leinsaat; die Ausfuhr 25,428 Doppelztr. Raps ꝛc. und 159,550 Doppelztr. Leinsaat. Der Bau der Farbepflanzen beschränkt sich auf verhältnismäßig wenig Distrikte, der des Krapps auf die Rheinebene, Schlesien und Württemberg; noch beschränkter ist der des einheimischen Waids (in Thüringen, bei Ingolstadt) und des Safflors (Thüringen



Digitized by Google

IN DEUTSCHLAND.



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Deutschland«

Digitized by Google

und Franken). Gering ist auch der Anbau der Kardendisteln in Schlesien, Sachsen, Mittelfranken, am Unterrhein. Von großer Wichtigkeit für viele Gegenden Deutschlands mit fruchtbarem Sandboden ist der Tabak. Den besten und meisten baut man in der Rheinpfalz, im Elsaß, im Neckarthal, bessere Sorten auch noch in Mittelfranken, insbes. um Nürnberg und Erlangen. Geringere Sorten liefern der Werragrund und der Norden, wo in Pommern und der Ukermark noch ausgedehnter Tabaksbau stattfindet. Jedoch nimmt derselbe im allgemeinen ab. Im Erntejahr 1891/92 waren dem Tabaksbau in D. 18,533 Hektar gewidmet; davon kamen 4888 (1843 noch 10,000) auf Preußen, 7551 auf Baden, 1485 auf Elsaß-Lothringen, 3317 auf Bayern (meist auf die Pfalz, nächstdem auf Mittelfranken), 567 auf Hessen ꝛc. Pfälzer Tabake werden als Deckblätter selbst nach Amerika ausgeführt, alle übrigen Tabake aber im Lande selbst in Tabaks- und Zigarrenfabriken verarbeitet, die jedoch auch viele ausländische Tabake verwenden. Die Industrie in Tabak und Zigarren beschäftigt in ca. 10,500 Anstalten mindestens 100,000 Arbeiter. Der Hauptsitz derselben ist Bremen nebst den angrenzenden hannöverschen Ortschaften; aber auch über das übrige D. sind zahlreiche Fabriken verbreitet, so in Brandenburg (Berlin, Schwedt), Westfalen (Blotho, Minden), Hessen-Nassau, im Großherzogtum Hessen, in der Rheinpfalz, in Baden, Elsaß-Lothringen ꝛc. Höher noch als der Tabaksbau hat der Zuckerrübenbau für die Runkelrübenzuckerfabriken den Ertrag des Bodens gesteigert. Derselbe hat seinen Mittelpunkt in der fruchtbaren Landschaft zwischen Magdeburg, Braunschweig und Merseburg, also in der Provinz Sachsen (woselbst Magdeburg der Hauptzuckermarkt für D. ist), in Anhalt und Braunschweig, nächstdem in Schlesien zwischen Breslau und Schweidnitz und in Brandenburg im Oderbruch. Die Zahl der Zuckerfabriken in D. belief sich 1836 auf 122, 1874 auf 336, 1884 auf 408 und 1892 auf 403, nämlich 315 im preußischen Staat (davon 130 in der Provinz Sachsen, 59 in der Provinz Schlesien, 44 in der Provinz Hannover, 21 in Ost- und Westpreußen, 16 in Posen, 14 in der Provinz Brandenburg ꝛc.), 32 in Braunschweig, 30 in Anhalt, 4 in Württemberg, 8 in Mecklenburg ꝛc. Der jährliche Gewinn an Rohzucker stieg von 1836—92 von 14,081 auf 11,443,680 Doppelztr. nebst 2,449,690 Doppelztr. Melasse. 1836 gebrauchte man 9 Doppelzentner Rüben zur Produktion eines Zentners (50 kg) Rohzucker, jetzt nur noch 4—5. In der Kampagne 1891/92 wurden seitens der Zuckerfabriken 9,488,002 Ton. Rüben verarbeitet; der Bruttosteuerbetrag aus der Zuckerfabrikation belief sich in demselben Kampagnejahr auf 143,5 Mill. Mk., dazu kam ein Bruttoertrag der Eingangszölle auf Zucker von 3,1 Mill. Mk., während die Rückvergütungen für ausgeführten Zucker sich auf 74,6 Mill. Mk. beliefen, so daß der Nettoertrag der Rübensteuer und des Zolles 72 Mill. Mk. betrug. Runkelrübensamen wird in großem Umfang bei Aschersleben gebaut. Als Kaffeesurrogat baut man in manchen Gegenden die Zichorie an, so in der Provinz Sachsen, in Braunschweig, im Neckarthal, im Breisgau. Bei Halle wird auch der Kümmel auf dem Felde gewonnen.

Garten-, Wein-, Hopfenbau.

Ulm, Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt, Erfurt, Quedlinburg, Darmstadt, Straßburg im Elsaß, Guben in der Lausitz, Bardowiek bei Lüneburg sind durch Gemüsebau, mehrere derselben besonders durch Spargelzucht und Zucht von Sämereien berühmte Orte. In Nürnberg und Bamberg werden dabei viele Arzneipflanzen, in den Krautländereien des letztern auch Süßholz gebaut. Keine Gegend übertrifft aber das innere Thüringen, mit Erfurt im Mittelpunkt, in der Erzeugung und dem Handel mit Gemüse, Blumensämereien und lebendigen Gewächsen. Berlin zeichnet sich gleichfalls in der Blumenzucht aus und macht mit seinen Hyazinthen selbst Holland Konkurrenz. Obstbau ist durch einen großen Teil Deutschlands verbreitet: die Bergränder der Oberrheinischen Tiefebene, die Bergstraße, der Südfuß des Taunus, die Wetterau, Württemberg, insbes. der Fuß der Alb, Franken, Thüringen, das Werrathal bei Witzenhausen, das Elbthal von Meißen bis Böhmen hinein, die warmen Sandhügel der Lausitz, die Küstenländer, selbst Pommern (Stettin), Werder in der Mark Brandenburg liefern treffliches Obst, frisch und getrocknet; in Württemberg und um Frankfurt a. M. ist der Obstwein (Cider) ein weitverbreitetes Getränk. In der Umgegend von Stuttgart kommen fast 2000 Obstbäume auf 1 qkm. Trotzdem betrug 1892 die deutsche Einfuhr von frischem Obst noch 961,779 Doppelztr. und von getrocknetem Obst 289,573 Doppelztr., während sich die Ausfuhr von ersterm auf 103,471 und von letzterm nur auf 1166 Doppelztr. belief, ein Zeichen, daß die heimische Produktion den Anforderungen des Konsums noch lange nicht genügt.

Für viele Gegenden Deutschlands ist der Weinbau, dessen Kultur nur in Ländern mit mindestens 9° C. jährlicher Durchschnittswärme noch lohnend ist, ein wichtiger Erwerbszweig. Das Hauptgebiet des Weinbaues liegt im Südwesten und steht mit den Weingegenden der Schweiz und Frankreichs in Verbindung. Hier ist die Oberrheinische Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung von Basel bis Mainz in günstigen Lagen, d. h. in der Hügelregion längs des Fußes der Gebirge, ein Rebenland, und aus ihr zieht der Weinstock in die Seitenthäler hinein bis zur Höhe von 400 m, von Basel rheinaufwärts bis zum Bodensee. Aus dem nördlichen Teil der Tiefebene geht der Weinstock die Thäler des Neckar und Main hinauf. Am Neckar trifft man die obere Grenze des Weinbaues oberhalb Rottenburg; am Main wird derselbe in großer Ausdehnung bis oberhalb Schweinfurt, in geringer noch bis Lichtenfels betrieben. Alle Thäler an den Zuflüssen dieser beiden Nebenflüsse des Rheins haben bis zur Höhe von 400 m ebenfalls Weinlagen; in einigen derselben, wie an der Enz, Tauber ꝛc., sind dieselben ausgedehnt und vorzüglich. Im nördlichen Teile der Tiefebene, im sogen. Rheingau, findet man die besten Weinlagen Deutschlands am Südabhang des Taunus- und Rheingaugebirges (Rüdesheim, Johannisberg, Geisenheim, Rauenthal ꝛc.); von dort zieht sich eine reiche Weingegend längs der Nahe über Kreuznach bis ins Birkenfeldische, eine andere längs des Rheins im Schiefergebirge bis Roisdorf und Siegburg hinunter; die letztere bildet wieder den Ausgang für den Weinbau in den Seitenthälern des Rheinthals: im Ahrthal bis Hönningen, im Moselthal bis über die Reichsgrenze hinaus ꝛc. Ein andres Gebiet des Weinbaues in D., wohl so groß wie jenes, aber wegen der geringern Jahreswärme mit dem erstern nicht vergleichbar, liegt in Mitteldeutschland vom Thüringer Wald bis über die Oder hinweg; es wird von der Saale, Elbe und Oder durchströmt. An der Saale wird Weinbau von Jena bis in die Gegend von Halle (am meisten an der Mündung der Unstrut

bei Naumburg) betrieben; an der Elbe dehnt das Weingebiet sich von Dresden bis Wittenberg aus; in der Odergegend zeichnet sich Grünberg aus. Noch weiter nördlich gibt es Weinberge an der Havel (Werder), die aber nur Tafeltrauben liefern. Vereinzelt findet man noch Weinbau im Werrathal (Witzenhausen) und an der Donau (Regensburg), hier die äußersten Ausläufer der österreichisch-ungarischen Weinregion bildend. Die Fläche, auf welcher Weinbau betrieben wird, belief sich im ganzen Reich 1891 auf 119,284 Hektar und die Produktion an Wein im Durchschnitt 1881—90 auf 22,2 hl vom Hektar, im ganzen 1881—90 durchschnittlich auf 2,659,039 hl, 1891 dagegen nur auf 748,462 hl; davon entfielen auf den preußischen Staat 17,193 Hektar und 103,263 hl, auf Bayern 22,331 Hektar und 81,382 hl, Württemberg 17,921 Hektar und 57,509 hl, Baden 18,453 Hektar und 119,784 hl, Elsaß-Lothringen 30,625 Hektar und 292,261 hl, Hessen 11,840 Hektar und 91,395 hl; das Jahr 1891 war allerdings der Menge nach ein sehr ungünstiges. In verschiedenen Gegenden hat sich die Fabrikation moussierender Weine eingebürgert, namentlich bei Koblenz, Mainz und Würzburg. In das deutsche Zollgebiet wurden 1892: 702,371 Doppelztr. Wein und Most in Fässern, 114,432 Doppelztr. roter Wein ꝛc. zum Verschneiden (davon 103,216 Doppelztr. aus Italien), 4930 Doppelztr. Wein zur Kognakbereitung, 19,134 Doppelztr. Schaumwein in Flaschen und 7723 Doppelztr. andrer Wein eingeführt, dagegen 124,392 Doppelztr. Wein und Most in Fässern, 17,232 Doppelztr. Schaumwein und 58,346 Doppelztr. andrer Wein ausgeführt.

Hopfen wird in vielen Gegenden Deutschlands gebaut, nirgends aber besser und mehr als in Bayern; 1891 nahm er 43,640 Hektar (davon 22,332 in Bayern) ein. Das Produkt der Gegend von Spalt und Hersbruck in Mittelfranken wird nicht allein über D., sondern auch ins ferne Ausland versandt. In der Provinz Posen hat die Hopfenkultur ihren Mittelpunkt bei Neutomischel, in Elsaß-Lothringen bei Hagenau und Bischweiler; hier und ebenso in Baden und Württemberg nimmt dieselbe zu. Das Hauptland der **Bierproduktion**, sowohl in Rücksicht auf die Menge als auf die Qualität des Erzeugnisses, ist Bayern. Obgleich die »bayrische« Bierbrauerei gegenwärtig über ganz D. verbreitet ist, führt dieses Land selbst doch noch das meiste Bier aus. Im ganzen Brausteuergebiet (dem deutschen Zollgebiet ohne Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen) waren 1891/92: 9269 Brauereien vorhanden, welche über 32,6 Mill. hl Bier erzeugten und eine Steuer von fast 25,8 Mill. Mk. entrichteten (s. Bier); in Bayern nebst Enklaven erzeugten 1891: 6702 Brauereien 14,489,653 hl, in Württemberg 1891/92: 6748 Brauereien 3,454,304 hl, in Baden 1791 Braugefäße 1,642,750 hl und in Elsaß-Lothringen 128 Brauereien 874,992 hl Bier. Die gesamte Einfuhr von Bier ins deutsche Zollgebiet betrug 1892: 413,273 Doppelztr., die Ausfuhr dagegen 718,462 Doppelztr.

Viehzucht.

Im innigsten Verband mit dem Landbau steht die Viehzucht. Der Wiesenreichtum der Berg- und Thallandschaften Deutschlands, der Weidereichtum seiner Hochgebirge, die fetten Wiesengründe der Marschen im N., fleißiger Anbau von Klee, Luzerne und andern Futterkräutern machen D. zu einem Lande ausgedehntester Zucht des **Rindviehs**. Für Ostfriesland, die Marschländer an der Nordsee, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, das Frankenland, insbes. Unter- und Mittelfranken, für das Glanthal, für die Alpenreviere, vor allen den Algäu, aber auch für Württemberg, die Berglandschaften Thüringens und Hessens ist Rindviehzucht ein Haupterwerb. Von hier aus wird nicht allein das Binnenland, sondern werden auch Großbritannien und Frankreich mit Schlachtvieh versehen, ersteres vor allem über Hamburg und Tönning. Aus den Nordseeländern, Schleswig-Holstein und Mecklenburg geht Butter nicht allein nach England, sondern auch nach überseeischen Ländern, namentlich Südamerika, aus dem Algäu Schweizerkäse ins Binnen- und Ausland. Am preußischen Niederrhein deckt die Viehzucht des Landes nicht den Bedarf der dichten Fabrikbevölkerung. Die **Ziege** ist überall, vor allem in Berggegenden, das Milchvieh des Armen; 1892 gab es in D. 3,077,772 Stück. Auch die **Schweinezucht** ist überall zu Hause, aber in Westfalen und Pommern berühmt. Pommern und Mecklenburg liefern die besten **Gänse**. Die **Pferdezucht** ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand der deutschen Landwirtschaft: Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Lippe im N., Elsaß-Lothringen, Württemberg und Bayern im S. züchten nicht bloß ihren Bedarf, die östlichen und nördlichen Gestüte liefern sogar den Heeren fremder Länder Remontepferde; auch die Ausfuhr von Wagen- und Luxuspferden ist nicht gering. Unter den **Gestüten** erfreuen sich diejenigen zu Trakehnen in Ostpreußen und zu Graditz in der Provinz Sachsen eines europäischen Rufes. In D. kommen auf 1 qkm 7,1 Pferde, 32,4 Stück Rindvieh, 22,3 Schweine und 5,7 Ziegen.

Die **Schafzucht** ist vornehmlich in den Gebieten des großen Grundbesitzes bedeutend; sie leidet aber gegenwärtig durch die starke Einfuhr von Wolle aus überseeischen Ländern und nimmt infolgedessen immer mehr ab. Von Sachsen aus hat sich zuerst außerhalb Spaniens die Zucht der edlen Merino- (Eskorial-) Rassen in D. Eingang verschafft; später verbreiteten sich die ebenfalls spanischen Negretti vornehmlich von Böhmen aus nach D. Aber erst durch die Kreuzung dieser Rassen, die nach 1820 in Schlesien zu Ruchelna bei Ratibor zu stande kam und die Eskorial-Negrettirasse hervorbrachte, ward die Einführung der edlen Schafe allgemein. Im Anfang der 60er Jahre waren in D. noch ca. 28 Mill. Schafe vorhanden, 1873 war ihre Zahl auf nicht mehr ganz 25 Mill., 1883 auf wenig über 19 Mill. und 1892 auf 13½ Mill. gesunken. Zu Anfang der 60er Jahre kamen in D. auf 1 qkm noch 52, 1892 dagegen nur noch 25,5 Schafe. Die Einfuhr von Schafwolle ist von 687,555 Doppelztr. (1880) auf 1,590,518 Doppelztr. (1892) gestiegen, während gleichzeitig die Ausfuhr von 143,250 auf 76,285 Doppelztr. abnahm. Die wichtigsten Verkaufsplätze der ausländischen Wolle sind: Hamburg, Bremen und Berlin; im übrigen konzentriert sich der Verkauf der deutschen Wolle auf den alljährlichen Wollmärkten, von denen diejenigen zu Breslau und Berlin die wichtigsten sind; auf beiden werden alljährlich gegen 50,000 Doppelztr. Wolle umgesetzt. Die Zahl der Maultiere, Maulesel u. Esel in D. ist unbedeutend, sie belief sich 1883 auf 9795, davon 7038 in Preußen. Die Hauptergebnisse der **Viehzählung** in D. am 1. Dez. 1892 zeigt untenfolgende Tabelle (S. 879).

Die **Seidenraupenzucht** in D. hat es trotz wiederholter Versuche zu keiner Bedeutung bringen können; die wichtigen Seidenwebereien der preußischen Rheinlande müssen daher ihren Bedarf an Rohseide

aus dem Ausland einführen. Die Einfuhr von Rohseide (ungefärbt) in das deutsche Zollgebiet betrug 1880: 19,480 Doppelztr. und ist 1892 auf 24,780 Doppelztr. gestiegen. Die Bienenzucht ist für viele Gegenden von nicht geringer Wichtigkeit. Im ganzen hatten die Bienenstöcke in D. 1883 einen Bestand von 1,911,748, darunter 368,174 mit beweglichen Waben; gegen 1873 hat die Gesamtzahl um 421,736 abgenommen, diejenige der beweglichen Waben aber um 74,351 zugenommen, so daß die Bienenzucht in D. im ganzen einen Rückschritt, die Technik derselben aber einen Fortschritt gemacht hat. Die Bienenzucht wird am stärksten in Norddeutschland gepflegt; in Preußen ist die Zahl der Bienenstöcke von 1,238,040 im Jahre 1883 auf 1,249,500 im Jahre 1892 gestiegen; an der Spitze steht die Provinz Hannover, wo indes die Zahl der Bienenstöcke von 171,683 im Jahre 1883 auf 161,619 im Jahre 1892 gesunken ist, in derselben Zeit stieg diese Zahl in der Provinz Ostpreußen von 114,801 auf 145,855, dagegen ging wieder in Schlesien die Zahl der Bienenstöcke von 127,903 auf 126,177 zurück.

Hauptergebnisse der Viehzählung 1. Dez. 1892.

Staaten	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
Preußen	2 653 644	9 871 381	10 109 544	7 725 447
Bayern	369 035	3 337 978	988 414	1 358 744
Sachsen	148 499	664 833	105 194	433 800
Württemberg	101 670	970 588	385 620	394 616
Baden	67 595	634 984	98 107	390 464
Hessen	52 439	321 641	91 277	246 918
Beide Mecklenburg	114 814	348 381	894 134	372 353
Oldenburg	38 881	284 086	139 595	133 456
Braunschweig	31 682	113 798	178 552	141 215
Sächsische Herzogt.	45 620	315 074	229 791	309 997
Anhalt	17 360	59 965	110 107	72 506
übrige K. Staaten	31 591	158 824	173 238	194 316
Freie Städte	26 090	36 898	8 736	30 056
Elsaß-Lothringen	137 417	487 367	97 450	370 630
Deutsches Reich:	3 836 346	17 555 818	13 589 759	12 174 513

Die Ein- und Ausfuhr von Vieh im freien Verkehr des deutschen Zollgebiets betrug 1872 und 1892:

	Einfuhr (Stück): 1872	Einfuhr (Stück): 1892	Ausfuhr (Stück): 1872	Ausfuhr (Stück): 1892
Pferde, Esel	59 403	82 186	26 713	8 699
Rindvieh	224 722	262 691	248 784	14 506
Schafe, Ziegen	264 751	13 177	1 243 595	318 172
Schweine	988 701	861 232	227 496	4 853

[Fischerei.] War die Fischerei einst für die nördlichen Küsten und Flüsse wichtiger als gegenwärtig, so hat sie neuerdings dank den Bemühungen des Deutschen Fischereivereins und der Unterstützung durch die Regierung wieder erfreulich an Ausdehnung zugenommen. Die deutsche Nordseefischerflotte zählte 1. Jan. 1893: 59 Dampfer und 396 Segelfahrzeuge; der Raumgehalt der erstern betrug 22,365, derjenige der letztern 32,744 cbm. Umfangreich ist der Fischfang (besonders auf Doriche) an der Ostseeküste, wo Eckernförde, Travemünde, Kolberg, Danzig ꝛc. wichtige Fischereiplätze sind. Austernfang wird bei den Inseln Sylt, Föhr und Amrum betrieben und bringt eine jährliche Ausbeute von 3—5000 Ton., indes ist der Ertrag der Austernbänke hier neuerdings trotz langer Schonung zurückgegangen. München, dessen Fischmarkt im ganzen Binnenland der reichste und interessanteste ist, hat auch eine bedeutende Anstalt für die jetzt überall im deutschen Bergland Eingang findende künstliche Fischzucht; eine andre von gleichem Ruf befindet sich bei Hüningen im Oberelsaß. Vor allem erscheint die Zucht der Forellen sehr lohnend. Die Einfuhr von frischen Fischen betrug 1892: 505,585, die Ausfuhr 33,974 Doppelzentner.

Waldkultur.

D. besitzt prachtvolle Laub- und Nadelwälder, die nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volkes gefördert haben, sondern auch eine wesentliche Quelle seines Nationalwohlstandes geworden sind. Der eigentliche Waldboden findet sich in den Binnenländern, wo Gebirge und Berglandschaften für den Ackerbau oft nur wenig oder gar nicht geeignet sind, in viel größerm Umfang als in den Küstengegenden. Die Waldungen beanspruchen in Schleswig-Holstein nur 6,4, in Hannover 16,1, Pommern 19,8, Posen 20,2, dagegen in Brandenburg 32,5, Hessen-Nassau 40, im preußischen Staat überhaupt 23,4 Proz., ferner in Bayern 33, Sachsen 27,4, Württemberg 30,8, Baden 37, Hessen 31,3, Oldenburg 9,2, in ganz D. 25,7 Proz. von der Gesamtfläche, d. h. für das ganze Reich 13,908,398 Hektar; 4,800,000 Hektar sind mit Laubwald bestanden. Die Kiefer hat ihre Hauptheimat in dem Tiefland östlich von der Elbe, wo aber auch die Buche auf fruchtbarem Boden sich erhalten hat; auf dem Sandboden des bayrischen Franken, in der süddeutschen Hochebene herrscht gleichfalls die Kiefer. Die Buche dagegen ist vielfach der herrschende Waldbaum der Höhen des deutschen Berglandes, auch des Unterharzes und der Küstenländer der Ostsee, während die Eiche, zwar überall auch einzeln verbreitet, ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat; mächtige Eichen beherbergen auch die gemischten Waldungen der süddeutschen Hochebene und das norddeutsche Tiefland. Während der Spessart die herrlichsten »Holländer« für den Schiffbau liefert, ist der Wald auf den rheinländischen Gebirgen vielfach Niederwald und als solcher wichtig für die Lohgerbereien durch die Eichenlohe, die er als Schälwald liefert. Der deutsche Eichenschälwald nimmt eine Fläche von 433,000 Hektar ein. Von größter Wichtigkeit für D. sind aber seine herrlichen Bestände von Fichten und Tannen in den Alpen, im Bayrischen Wald, auf dem Schwarzwald, den Vogesen, dem Thüringer Wald und Frankenwald, auf dem Oberharz und Riesengebirge. In den Alpen gesellt sich dazu die Lärche; die den höchsten Alpen angehörige Zirbelkiefer findet sich nur in einzelnen Beständen. Der Nadelwald nimmt in D. eine Fläche von über 9 Mill. Hektar ein und gibt Tausenden der Waldbewohner durch Holzschlag und den Transport des Holzes Nahrung. 1883 fanden in der deutschen Forstwirtschaft im ganzen 427,000 Personen ganz oder teilweise ihren Lebensunterhalt. Zahlreiche Schneidemühlen beleben die einsamen Waldgründe. Ansehnliche Dampfschneidemühlen gibt es besonders am Finowkanal und an der Alten Oder in Brandenburg, woselbst stets von Oderberg bis Liepe für Berlin, Hamburg ꝛc. bestimmte, aus den Ostprovinzen, aus Polen und Galizien kommende Bauhölzer im Wert von 20 Mill. Mk. lagern; andre große Holzplätze, die das Holz zur Ausfuhr zubereiten, sind Memel und Danzig. Viele Hände finden Beschäftigung in der Verarbeitung des Holzes zu den mannigfachsten Gegenständen, wie zu Weißbüttnerwaren, Kisten und Schachteln, Küchengeräten, zu Holzschuhen, Sieben und Peitschenstielen (Rhön), allerlei Tischlerarbeiten, Spielwaren bis zu den kunstreichsten Schnitzereien, wie sie vornehmlich aus Zirbelholz im bayrischen Am-

Digitized by Google

mergau, gegenwärtig aber auch in Sachsen im Erzgebirge verfertigt werden. Hervorzuheben sind die Möbelfabriken von Mainz; die Tischlerwaren von Berlin, München, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Koburg ꝛc.; die Drechslerwaren von Berlin, Hamburg, Danzig (aus Bernstein), Ruhla (Pfeifenköpfe aus Meerschaum), Waltershausen, Frankenhausen (aus Perlmutter), Nürnberg, Fürth, Stuttgart, Geislingen, Freiburg i. Br. ꝛc.; die Spielwaren von Sonneberg, für welche gleichzeitig das Papiermaché immer mehr in Aufnahme kommt, und die einen besonders großen Absatz nach Amerika finden. Im Schwarzwald ist die Fabrikation der ursprünglich hölzernen Schwarzwälder Uhren fortgeschritten zur Fabrikation von Taschen-, Stand- und Spieluhren. Wie Sonneberger Spielwaren, so erzeugt das sächsische Erzgebirge auch Schwarzwälder Uhren.

VII. Industrie.

Bergbau und verwandte Industrien.

Bergbau und Hüttenwesen blühen gegenwärtig vor allem in Schlesien, am Niederrhein, in Sachsen, am Harz (über die Lagerstätten nutzbarer Mineralien vgl. die Textbeilage zur »Karte der nutzbaren Mineralien in D.« bei S. 859). Der Wert der Produktion von Gold sowie von Blei und Kupfer tritt freilich gegen denjenigen von Steinkohlen, Braunkohlen, Eisen, Zink, Silber erheblich zurück. Die Ausbeute von Gold in D. betrug 1892: 2877 kg gegen 3077 kg im Vorjahr. Wichtiger ist die Silbergewinnung; 1892 hatte sie ihren höchsten Stand mit 487,784 kg erreicht, davon entfielen auf Preußen 297,343, Sachsen 94,890 kg, der Rest auf die übrigen deutschen Staaten. An die edlen Metalle schließen sich die besonders in Nürnberg und Fürth betriebenen Gold- und Silberschlägereien an, deren Erzeugnisse weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gesucht und geschätzt sind; die Fabrikation des echten und unechten Gold- und Silberdrahts und der Tressen, die Silberarbeiten Augsburgs, Berlins, die Gold- und Silberwarenfabriken von Pforzheim, Ellwangen und Hanau, die Bijouteriewarenfabriken von Offenbach. Der Kupferertrag ist am bedeutendsten im Mansfeldischen und im Regierungsbezirk Arnsberg. Die Produktion der Bergwerke belief sich 1892 auf 567,630 Ton. Kupfererze, die der Hütten auf 24,778 T. Blockkupfer, wovon ungefähr zwei Drittel auf Mansfeld entfallen; in das deutsche Zollgebiet wurden 1892: 32,498 T. rohes Kupfer ein- und 6598 T. ausgeführt. Bleierze werden vorzüglich in den Regierungsbezirken Aachen (am Bleiberg), Oppeln, Köln, Wiesbaden, auf dem Oberharz (Regierungsbezirk Hildesheim), im Königreich Sachsen bei Freiberg gewonnen; ihre Produktionsmenge betrug 1892: 163,372 T. Die Hüttenproduktion ergab 1892: 97,936 T. Blockblei. Die Einfuhr von rohem Blei in das deutsche Zollgebiet betrug 1892: 17,501, die Ausfuhr 25,658 T., außerdem wurden 1085 T. Bleiglätte ein- und 2251 T. ausgeführt. Wismut kommt aus Sachsen, Antimon aus Thüringen und Westfalen, Kobalt, den nur noch wenige Blaufarbwerke verarbeiten, aus Sachsen und Hessen, Nickel aus Sachsen und der Rheinprovinz, Zinn und Wolfram aus dem sächsischen Erzgebirge (Altenberg). Nürnberg vor allem erzeugt viele Spielwaren aus Zinn und Komposition, Zinnwaren außerdem Lüdenscheid in Westfalen. Der Gewinn von Manganerzen (Braunstein) ist von Bedeutung an der Lahn im Regbez. Wiesbaden, nächstdem in Thüringen. Quecksilber wird nur in geringer Menge in Westfalen gewonnen, dagegen ist die Ausbeute an Zink von der größten Wichtigkeit (1892: 139,938 T. Rohzink) und zwar an entgegengesetzten Punkten des preußischen Staates, in Oberschlesien um Beuthen und Kattowitz und in den Regierungsbezirken Aachen, Düsseldorf und Arnsberg. Preußen liefert wohl über die Hälfte von allem für die Messingbereitung nötigen Zink, welches in den Handel kommt, und dies bildet daher einen wichtigen Ausfuhrartikel. 1892 wurden 53,287 T. Rohzink ausgeführt (davon 18,840 T. nach England und 13,452 T. nach Österreich-Ungarn), außerdem 16,304 T. gewalztes Zink, während 13,021 T. Rohzink und 4,9 T. gewalztes Zink eingeführt wurden. Im Zinkguß steht Berlin obenan. Ebenso werden hier die Galvanoplastik und Neusilberverarbeitung im großen betrieben; letztere sowie die Messingverarbeitung beschäftigen aber auch im Arnsbergischen und in Nürnberg viele Hände.

Von höchster Wichtigkeit für die gewerbliche Entwickelung Deutschlands ist sein Reichtum an Steinkohlen (s. die oben erwähnte Textbeilage). Die Zahl der deutschen Steinkohlenwerke hat sich durch Zusammenlegungen ꝛc. neuerdings wesentlich verringert, dagegen ist die Förderung beträchtlich gestiegen. Die staatlich betriebenen Werke bilden der Zahl nach nur einen geringen Bruchteil der Gesamtzahl der deutschen Steinkohlenwerke, ihre Förderung betrug 1890 aber 16,1 Proz. der Gesamtförderung. Wenn im letztgenannten Jahre die Produktion an Steinkohlen im Deutschen Reich 70,237,808 T., die Einfuhr 4,164,538 T. und die Ausfuhr 9,145,187 T. betrug, berechnet sich ein Verbrauch von 65,257,159 T., d. h. 1320 kg auf den Kopf der Bevölkerung. Eingeführt werden Steinkohlen vornehmlich aus England, und zwar nach den deutschen Küstenländern, ausgeführt nach Österreich-Ungarn, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Rußland. Deutschlands Steinkohlenförderung betrug 1892: 71,327,752 Ton. im Werte von 526,896,065 Mk. Im J. 1892 betrug die Förderung von Braunkohlen in D. 20,977,931 Ton., davon kamen 17,037,768 T. auf Preußen und hiervon allein 15,341,950 T. auf den Bezirk Halle a. S. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet (fast lediglich aus Böhmen) 1892: 6,701,309 T., ausgeführt aus demselben 18,582 T. Braunkohlen. Das Vorkommen von Erdöl in D. hat nur für den nordwestlichen Teil des Landes Interesse (s. die obenerwähnte Textbeilage). Von Petroleum wurden in das Zollgebiet 1892: 7,434,326 Doppelztr. eingeführt und 949 Doppelztr. aus demselben ausgeführt, außerdem gingen 631,500 Doppelztr. mineralische Schmieröle ein und 2667 Doppelztr. aus.

Ohne den Reichtum an mineralischen Brennstoffen würde die Eisenindustrie Deutschlands der Konkurrenz Englands und Belgiens erlegen sein; so stand sie aber mit einer Produktion von fast 5 Mill. Ton. Roheisen 1892 an dritter Stelle (hinter den Vereinigten Staaten und England). Die Schwerpunkte der deutschen Roheisenerzeugung liegen am Niederrhein und in Westfalen, ferner in Lothringen (Luxemburg) und an der Saar, endlich in Oberschlesien; außerdem ist die Verarbeitung der am Harz vorkommenden Eisenerze, namentlich in Ilsede bei Peine für Norddeutschland, die Verhüttung der Erze bei Amberg in Bayern für Süddeutschland von Bedeutung; einige vereinzelte Hüttenwerke kommen außerdem in Sachsen und Thüringen vor (über die Eisenerzlager s. die oben erwähnte

Textbeilage). Die Produktion an Eisenerzen ist gegenwärtig in D. auf über 11½ Mill. Ton. (einschließlich Luxemburg) jährlich gestiegen; in Rheinland-Westfalen wurden 1892 fast 3 Mill., in Schlesien fast 700,000, in Elsaß-Lothringen über 3½ Mill., in Luxemburg über 3½ Mill. T. gewonnen. Von der gesamten deutschen Roheisenproduktion von fast 5 Mill. T. kamen über 2¾ Mill. auf Rheinland-Westfalen, 734,000 auf Elsaß-Lothringen, 587,000 auf Luxemburg, 471,000 T. auf Schlesien ꝛc. In D. (nebst Luxemburg) finden fast 200,000 Arbeiter ihre Nahrung durch den Eisenerzbau, den Eisenhüttenbetrieb und die Gießereien. Großartige Werke für die Roheisenproduktion befinden sich in Oberschlesien im Landkreis Beuthen, im Regbez. Arnsberg in den Landkreisen Bochum u. Dortmund und im Kreise Siegen, im Regbez. Düsseldorf im Landkreis Essen und bei Duisburg, im Regbez. Trier im Kreise Saarbrücken, im Regbez. Hildesheim auf und am Oberharz und in Elsaß-Lothringen in den Kreisen Diedenhofen und Metz (Land). In diesen Gegenden, außerdem auch noch in Sachsen und Württemberg wird die Bereitung von Stab- und gewalztem Eisen gepflegt. In der Stahlfabrikation hat D. gegenwärtig alle Länder überflügelt; große Gußstahlfabriken befinden sich in Essen, Bochum und Witten, die Gußstahlgeschütze liefern, und unter denen die in erstere Stadt (s. Krupp) weltberühmt geworden ist; Eisenbahnschienen werden für den heimischen Bedarf und zur Ausfuhr gefertigt. Gußwaren der verschiedensten Art bis zu den feinsten Schmuckgegenständen liefern besonders Berlin, der Harz, München und Nürnberg; aber auch die aus vielen andern Gegenden erfreuen sich hohen Rufes. Für die Verfertigung von Eisen- und Stahlwaren sind die Regierungsbezirke Düsseldorf und Arnsberg die Mittelpunkte. Solingen ist für Hieb- und Stichwaffen der erste Platz, der nicht allein für die europäischen, sondern auch für die außereuropäischen Armeen arbeitet. Daselbst und in dem nahen Remscheid ist die Messer- und Schneidewarenfabrikation außerordentlich blühend und behauptet auf der Erde nach Sheffield in England die erste Stelle. Dieselbe Industrie (für Kleineisenwaren) ist von Wichtigkeit in den Städten Ronsdorf, Hagen, Altena und Iserlohn und in der Umgegend dieser Orte. In und an der Enneper Straße verfertigt man Sensen, die weithin verschickt werden, und Sackhäuer zum Fällen des Zuckerrohrs. In Altena ist außerdem der Hauptsitz der Drahtfabrikation. Vortreffliche Eisen- und Stahlwaren liefern ferner der Kreis Schmalkalden in Thüringen und einige Gegenden des Erzgebirges. In Süddeutschland sind von Wichtigkeit die Messerwaren von Heilbronn und Stuttgart, von Nürnberg, Erlangen und Regensburg, von Achern in Baden, Molsheim in Elsaß-Lothringen ꝛc.; Sensen werden im Schwarzwald, vorzüglich zu Neuenbürg und Friedrichsthal in Württemberg und zu Achern in Baden, angefertigt; Blechwaren zu Eßlingen, Geislingen, Ludwigsburg und Göppingen in Württemberg. Die Nähnadelfabrikation ist von höchster Bedeutung in den rheinischen Schwesterstädten Aachen und Burtscheid, nächstdem in Düren, ferner zu Iserlohn in Westfalen, Schwabach in Bayern, Berlin ꝛc.; mit derselben ist die Herstellung von Stecknadeln und Häkelhaken, von Nadeln für Nähmaschinen ꝛc. verbunden. Große Gewehrfabriken gibt es in Spandau (staatlich), Berlin (L. Löwe), Sömmerda in der Provinz Sachsen, Amberg in Bayern, Oberndorf in Württemberg, die vorzugsweise für die Armee arbeiten, ferner in Suhl im Thüringer Wald ꝛc. Für Grobschmiede- und Schlosserwaren sind die Hauptwerkstätten ebenfalls die Rheinprovinz und Westfalen. D. produzierte (mit Einschluß von Luxemburg) 1892: 1,011,380 Ton. Gießereiprodukte zweiter Schmelzung im Werte von 165,984,007 Mk., ferner aus Schweißeisen und Schweißstahl: 83,654 T. Rohluppen und Rohschienen, 352 T. Zementstahl, 1,279,287 T. fertige Schweißeisenfabrikate zum Verkauf, zusammen im Werte von 169¼ Mill. Mk.; aus Flußeisen und Flußstahl: 238,036 T. Blöcke, 541,445 T. Halbfabrikate und 1,976,735 T. fertige Fabrikate zum Verkauf, zusammen im Werte von 337 Mill. Mk. Die Hüttenwerke, welche Schweiß- und Flußeisen herstellen, liegen in der Regel an den Erzeugungsorten des Roheisens oder nahe den Förderpunkten der Steinkohle; die Eisengießereien sind dagegen über das ganze Land verteilt. Es gibt in D. (einschließlich Luxemburg) 122 Flußeisenwerke mit 61,000 Arbeitern, 246 Schweißeisenwerke mit gegen 46,000 Arbeitern und 1193 Eisengießereien, welche über 61,000 Arbeiter beschäftigen, davon allein 29 in Berlin mit 2423 Arbeitern.

Die Fabrikation von Maschinen befindet sich in steigender Entwickelung. Die erste Dampfmaschine in D. überhaupt ward 4. April 1788 zu Friedrichshütte bei Tarnowitz in Oberschlesien aufgestellt. Noch vor etwa 40 Jahren wurden die meisten Lokomotiven und Maschinen aus England, Belgien und auch aus Nordamerika bezogen. Seitdem aber haben die deutschen Maschinenbauanstalten sich so vervollkommnet, daß sie nicht nur den eignen Bedarf an Maschinen selbst herstellen, sondern auch im Ausland ein erhebliches Absatzgebiet ihrer Fabrikate besitzen. Bis 1867 überwog die Einfuhr von Maschinen in das deutsche Zollgebiet die Ausfuhr; seitdem war die Ausfuhr fast immer erheblich bedeutender als die Einfuhr. Karlsruhe, Eßlingen, München, Augsburg, Oberzell bei Würzburg, Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Duisburg, Köln, Magdeburg-Buckau, Bredow bei Stettin, Elbing, vor allen aber Berlin, Chemnitz und Mülhausen i. E. sind einige der zahlreichen Orte Deutschlands, wo gegenwärtig Maschinen gebaut werden. Eine große Zahl von Lokomotiv- und Waggonfabriken ist nach und nach in D. entstanden, welche große Quantitäten Eisen und Stahl verarbeiten. D. besitzt 14 Lokomotivfabriken, wovon 10 Etablissements größere Lokomotiven und 4 hauptsächlich solche für Schmalspurbahnen bauen, von ihnen entfallen 8 auf Preußen, 2 auf Bayern, die übrigen auf Baden, Sachsen, Württemberg und die Reichslande. Die Zahl der Waggonfabriken in D. beträgt 25; die wichtigsten derselben befinden sich in Aachen, Deutz, Ehrenfeld, Duisburg, Düsseldorf, Mainz, Hagen, Niederbronn, Kassel, Görlitz, Breslau, Königsberg. Im Schiffbau nehmen Hamburg und Bremen sowie Kiel, Danzig, Stettin und Elbing eine hervorragende Stelle ein. Die Fabrikation von Nähmaschinen wie diejenige landwirtschaftlicher Maschinen hat in D. neuerdings einen großen Aufschwung genommen. Bezüglich der Herstellung von Musikinstrumenten übertrifft D. alle übrigen Länder. In höchster Vollendung befindet sich die Fabrikation von Pianofortes, Konzertflügeln und Pianinos, deren Zahl auf 70,000 jährlich geschätzt wird; 425 Fabrikbetriebe befinden sich in einer Anzahl von großen und mittlern Städten, so in Berlin, Leipzig, Dresden, Zeitz, Breslau, Hamburg, Braunschweig, Köln, Elberfeld, Wesel, Düsseldorf, München, Stuttgart ꝛc. Orgeln und Harmoniums werden in

Dresden, Frankfurt a. O., Weißenfels, Paulinzella in Thüringen und in zahlreichen Orten Süddeutschlands gebaut. Für Harmoniken sind Gera, Klingenthal, Altenburg, Berlin, Magdeburg ꝛc. wichtige Orte. Streichinstrumente der verschiedensten Art liefern Mittenwald in Oberbayern, Kassel und besonders das sächsische Vogtland (Adorf, Markneukirchen), das mit Geigen einen ausgedehnten Handel treibt. Mechanische Musikwerke (Spieldosen ꝛc.) werden im Schwarzwald verfertigt und stehen mit der dortigen Uhrenfabrikation in Verbindung. Für wissenschaftliche Instrumente haben sich Berlin, München, Nürnberg, Leipzig, Jena, Hamburg, Frankfurt a. M., Stuttgart u. a. einen Weltruf erworben.

[Salz.] Die salzreichste Landschaft ist die Provinz Sachsen mit dem von ihr eingeschlossenen Anhalt; daselbst sind die großartigen Steinsalzwerke zu Staßfurt und Leopoldshall, die außerdem durch eine außerordentlich große Ablagerung von Kalisalzen berühmt sind; Schönebeck an der Elbe ebendaselbst hat die größte Saline des Reichs. In Thüringen werden sieben Salinen benutzt, deren Solen in der Tiefe durch Steinsalzlager gespeist werden. Auch Hannover besitzt mehrere Salinen, bei denen das Steinsalzlager nachgewiesen ist, das dagegen bei den Salinen Westfalens fehlt. Die Salinen in den Südweststaaten erhalten die Sole gleichfalls aus Steinsalzlagern, von denen die württembergischen durch Bohren bereits 1816 und 1822 erreicht wurden und noch gegenwärtig abgebaut werden, was mit den schon seit 800 Jahren bekannten Lagern an der Seille in Elsaß-Lothringen nicht mehr geschieht. Die Salzproduktion Bayerns beschränkt sich jetzt auf den südöstlichen Teil des Hauptlandes. Die Gesamtproduktion der bergbaulich gewonnenen Salze in D. ergab im Jahre 1892: 2,024,037 Ton., darunter 662,577 T. Steinsalz. Außerdem wurden aus wässeriger Lösung noch 812,816 T. Salze gewonnen, darunter 504,687 T. Kochsalz, 123,962 T. Chlorkalium, 74,184 T. Glaubersalz, 26,267 T. schwefelsaures Kali u. a. Deutschlands Ausfuhr von Siede- und Steinsalz ist bedeutend; dieselbe richtet sich vornehmlich nach Britisch-Indien, ferner nach Österreich-Ungarn, den Niederlanden, Belgien ꝛc. und betrug 1892: 197,371 T., während sich die Einfuhr auf 19,681 T. und außerdem auf 4741 T. denaturiertes Salz belief. Neben dem gesuchten Steinsalz besitzt D. in den Staßfurter Kalisalzablagerungen einen Schatz von großer nationaler Bedeutung, welcher nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirtschaft unersetzliche Dienste leistet und gleichzeitig ein wichtiges deutsches Ausfuhrprodukt bildet. War ursprünglich der Steinsalz- und Kalisalzbergbau bei Staßfurt auf das dortige preußische und auf das anhaltische Staatswerk Leopoldshall beschränkt, so hat er jetzt durch Privatunternehmungen bei Aschersleben, Westeregeln, Bienenburg, Sondershausen großen Zuwachs erhalten. Die Förderung der Kalisalze ist daselbst von 116,840 Ton. im J. 1864 auf 1,351,075 T. im J. 1892 gestiegen. Das wichtigste derselben bildet der Karnallit, welcher zumeist aus Chlorkalium verarbeitet wird, demnächst der Kainit, ein dreifaches Salz, aus schwefelsaurem Kali, schwefelsaurer Magnesia und Chlormagnesium bestehend, welcher zu Düngezwecken eine große Bedeutung erlangt hat; von ihm wurden 1877 erst 31,742 T., 1892 dagegen 548,445 T. gefördert.

Industrie in Stein, Erde, Glas.

An Thonen, von der reinsten Porzellanerde bis zum Lehm für Ziegel- und Backsteine, ist D. reich, und dieser Reichtum hat eine ausgedehnte Gewerbthätigkeit hervorgerufen. Wenngleich der Backstein ein für die meisten Gegenden wichtiges, für die bausteinarmen Ebenen unentbehrliches Baumaterial ist, so steht die Fabrikation doch in der Provinz Brandenburg obenan, wo die sich mächtig erweiternde Hauptstadt fast nur auf dieses Baumaterial angewiesen ist, wo die neuen Ringöfen, seit 1860 aufgekommen, eine allgemeine Verbreitung haben, und wo die Ziegeleien vorzugsweise an der Havel von Werder bis Rathenow (Rathenower Mauersteine) und am Finowkanal zahlreich sind. Im ganzen Reiche gibt es über 12,500 Ziegeleibetriebe, von denen die meisten allerdings klein sind und nur örtliche Bedeutung haben. Die Thone der Braunkohlenformation bilden die Grundlage der Fabrikation von Steingut und andern irdenen Waren, vorzüglich in Berlin, in den Regierungsbezirken Trier, Magdeburg, Potsdam, Kassel, Wiesbaden und Liegnitz, weiter in Hannover, im Königreich Sachsen, in Württemberg, Baden ꝛc. Berühmt sind die Thonpfeifen von Ulstar in Hannover, die Thonpfeifen und Krüge von Ransbach ꝛc. im Westerwald aus dem sogen. Kannenbäckerland, die Fliesen von Mettlach an der Saar, die weißen Ofenkacheln von Velten in Brandenburg, das Töpfergeschirr von Großalmerode im Regbez. Kassel und von Bunzlau i. Schl., die aus dem Graphit des Bayrischen Waldes verfertigten Passauer Schmelztiegel, die Thonwaren von Zell am Harmersbach, Hornberg, Schramberg ꝛc. im Schwarzwald u. a. Aus noch ältern Thonen, besonders in den Steinkohlengebirgen, werden feuerfeste oder Schamotteziegel bereitet. Porzellanfabriken gibt es in D. ungefähr 100. Die älteste in Europa ist die zu Meißen (1710 gegründet), welche jetzt in das Triebischthal verlegt worden ist. Am zahlreichsten sind sie im Thüringer Wald, woselbst diese Industrie, die 1759 Eingang fand, auf der Ablagerung des Kaolinsandsteins am Rennsteig (bei Limbach) beruht und vorzüglich Nippsachen zur Ausfuhr liefert. Große und berühmte Anstalten finden sich weiter in Berlin, Waldenburg i. Schl., Nymphenburg und Bamberg in Bayern; die Porzellanknöpfe und Porzellanperlen von Freiburg i. Br. finden Absatz nach allen Teilen der Erde. In einigen Orten (Berlin, Meißen, Bamberg) erfreut sich auch die Porzellanmalerei eines hohen Rufes. 1892 wurden in das deutsche Zollgebiet 969,313 Doppelzentner Mauersteine und 365,021 Doppelztr. feuerfeste Steine eingeführt, dagegen 1,358,156, bez. 446,827 Doppelztr. ausgeführt. Von Porzellanwaren gingen 1946 Doppelztr. weiße und 4630 Doppelztr. mehrfarbige ein, dagegen wurden 20,455 Doppelztr. weiße und 123,296 Doppelztr. mehrfarbige Porzellanwaren ausgeführt.

Von hoher Wichtigkeit ist die Glasindustrie, für welche in D. ungefähr 300 Anstalten bestehen, die etwa 50,000 Arbeiter beschäftigen; dazu kommen ca. 160 Fabriken mit 9000 Arbeitern, welche fertiges Glas verarbeiten. Ihre Hauptsitze sind in Schlesien, Rheinpreußen, in der bayrischen Oberpfalz, in Mittelfranken, Niederbayern, Thüringen und Elsaß-Lothringen. Aus den Waldungen der Norddeutschen Tiefebene verschwinden die Glashütten wegen der bessern Verwertung des Holzes immer mehr; jedoch behauptet sich Baruth in Brandenburg noch mit feinen Lampenglocken. Großartig sind die Anstalten im Thüringer Wald, wo sich die feine Glasbläserei in dem Distrikt der Porzellanfabrikation findet, hier Thermometer, Barometer, Glasperlen, Spielsachen ꝛc.

liefernd; im Oberpfälzer Wald ist der Hauptsitz der Glasschleiferei, von Nürnberg und Fürth aus geleitet. Letztere beiden Orte, dann auch Stolberg in der Rheinprovinz und Mannheim liefern Spiegelgläser und Spiegel; Nürnberg, München, Berlin, Jena und Rathenow die verschiedensten optischen Gläser; Berlin, München und Nürnberg sind endlich Hauptorte für die Glasmalerei, für welche in Berlin (Charlottenburg) wie München besondere Kunstanstalten bestehen. Deutschlands Einfuhr von Glas und Glaswaren aller Art belief sich 1892 auf 111,126 Doppelzentner, darunter 28,230 Doppelztr. rohes Spiegelglas; die Ausfuhr dagegen betrug 1,019,072 Doppelzentner, darunter 651,524 Doppelztr. gemeines Hohlglas, 175,527 Doppelztr. weißes Hohlglas.

Kalkbrennereien gibt es 5200, kleinere in der Norddeutschen Tiefebene, auf den Verbrauch der Kalksteine unter den erratischen Blöcken berechnet, größere im Bereich der umfangreichen Kalksteinlager, zu Rüdersdorf bei Berlin, Lüneburg, Gogolin in Oberschlesien ꝛc. Hieran schließen sich die Gipsmühlen und Zementfabriken. Gips, als Dungmittel von großer Wichtigkeit, findet sich mehrfach in Schlesien, Thüringen und der Norddeutschen Tiefebene, wo sein Vorkommen in der Regel auf Steinsalzlager deutet, ferner in der Provinz Sachsen; Zementkalk in der Mündenschen Bergkette, im rheinischen Kreise St. Wendel ꝛc. Portlandzement, eine Zusammensetzung aus reinem Kalkstein und Thon, wird bei Stettin, Oppeln, Bonn ꝛc. bereitet. Auch der Traß der Eifel, in zahlreichen Traßmühlen gemahlen, gibt in Verbindung mit Kalk einen Zement. Phosphorit, gleichfalls ein wichtiges Dungmittel, wird jährlich in großen Mengen namentlich im Regbez. Wiesbaden gefördert; Mergel hat sich vielfach auf den Wiesen des Flachlandes abgelagert. Magnesit, zur Darstellung des Bittersalzes und einer reinen Kohlensäure verwendet, wird in Schlesien gewonnen; Flußspat, als Zuschlag in Schmelzöfen gebraucht, am Harz, im Erzgebirge, Thüringer Wald ꝛc.; Schwerspat in den Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel. Bau- und Werksteine gibt es fast überall, in der nördlichen Ebene werden die erratischen Blöcke dazu verwendet. Die Sandsteine der Sächsischen Schweiz, des Solling, des Wesergebirges ꝛc. werden als vortreffliches Baumaterial weithin befördert, ebenso der Tuffstein der Eifel und der Trachyt des Siebengebirges. Die Granite des Riesen- und Fichtelgebirges liefern Platten und Pflastersteine, treffliche Pflastersteine auch der Basalt in Mitteldeutschland. Münchens Prachtbauten haben zur Aufschließung vieler schöner Marmorlager am Alpenrand geführt, selbst zur Bearbeitung des deutschen Statuenmarmors, der auch in den mitteldeutschen Gebirgen nicht fehlt. Zu größern Kunstsachen verwendet man den Serpentin aus Sachsen und Schlesien, den Alabaster, den feinsten und reinsten Gips, in Thüringen; ebenda werden auch Milliarden von Steinmärbeln verfertigt und mit den Sonneberger Spielwaren ausgeführt. Die lithographischen Steine von Solnhofen an der Altmühl im Fränkischen Jura sind weltberühmt. Wetzsteine werden im Thüringer Wald, in den Alpen ꝛc. gebrochen. Die ausgezeichnetsten Lager von Dachschiefer in Europa trifft man im Thüringer Wald bei Lehesten und Gräfenthal an, woselbst jährlich Dachschiefer im Wert von mehr als 2 Mill. Mk. gebrochen werden; daselbst gibt es Lager von Tafel- und Griffelschiefer, die das Material zur Anfertigung der weitverbreiteten, von Sonneberg ausgeführten Schiefertafeln und Griffel liefern. Sonst findet sich Dachschiefer noch im Erzgebirge, Oberharz und in mehreren vorzüglichen Lagern im Schiefergebirge in Westfalen und der Rheinprovinz. Mühlsteine werden mehrfach gebrochen, ganz besonders aus der Lava zu Niedermendig auf der Eifel.

Von Edelsteinen finden sich in D. nur untergeordnete Arten, der Topas im Königreich Sachsen, der Chrysopras in Schlesien, der Achat an der Nahe bei Oberstein und Idar, der nebst fremdem eingeführten im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld eine eigne Industrie (Achatschleiferei) geschaffen hat; der Bergkristall in Schlesien, Sachsen, im Harz ꝛc. erscheint in vielen Formen, als Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Onyx, Karneol, Jaspis ꝛc. Noch ist der Bernstein zu erwähnen, der in einzelnen Stücken in der Norddeutschen Tiefebene in Lehmlagern, Kies ꝛc. an den verschiedensten Orten, ganz besonders aber an der Küste der Ostsee und in ihrer nächsten Nähe vorkommt und in Ostpreußen in großer Menge durch Baggerung im Kurischen Haff bei Memel, durch Graben im Samland und durch Tauchen und Schöpfen in der See an der sogen. Bernsteinküste von Brüsterort bis Pillau gewonnen wird. Kunstsachen daraus werden namentlich in Danzig, Memel und Stolp gefertigt.

Chemische Industrie.

Es bestanden 1891 in D. 5273 chemische Betriebe mit 100,285 voll beschäftigten Arbeitern, darunter allein 884 Betriebe mit 13,596 Arbeitern in Berlin; diese Betriebe gruppieren sich um gewisse für ihre Ausübung besonders günstige Mittelpunkte. Chemische Fabriken von Wichtigkeit gibt es außer zu Staßfurt und Leopoldshall in Berlin, Pommerensdorf bei Stettin, Schönebeck an der Elbe, Neusalzwerk in Westfalen, Duisburg, Aachen, Köln, Hamburg, Nürnberg, Ludwigshafen, Heilbronn, Stuttgart ꝛc. Schreibkreide kommt aus Rügen; Farberde wird in Thüringen und Franken gefunden. Farbenfabriken gibt es in Thüringen, Bayern (Nürnberg, Schweinfurt, Amberg); wichtig sind die Ultramarinfabriken zu Nürnberg und in der Rheinprovinz und die in neuester Zeit ganz besonders hervortretenden Anilin- und Alizarinfabriken (zu Höchst a. M., Elberfeld, Offenbach, Krefeld, Mannheim ꝛc.). Parfümerien erzeugen vorzüglich Berlin und Frankfurt a. M., wohlriechendes Wasser Köln. Zündwaren werden in Hessen, Württemberg, Rheinbayern, den Provinzen Sachsen, Schlesien und Hannover auch für die Ausfuhr hervorgebracht. Die Seifen- und Kerzenerzeugung führt uns nach Berlin, Barmen, Köln. Nürnberg hat durch seine Bleistifte, zu deren Anfertigung Graphit aus Sibirien herbeigeschafft wird, einen Weltruf erhalten. Gasbereitungsanstalten findet man jetzt schon in allen mittlern und vielen kleinern Städten, Dörfern und sogar in einzelnen Fabriken. Leimfabriken gibt es besonders in den Rheinlanden.

Industrie in Papier, Leder, Stroh ꝛc.

Für die Papierfabrikation bestehen in D. 501 Maschinenpapierfabriken nebst 344 Pappenfabriken und Papiermühlen mit im ganzen 975 Papiermaschinen; außerdem 530 Holzschleifereien, 38 Strohstoffanlagen und 68 Zellstofffabriken. Diese Anlagen beschäftigen mehr als 60,000 Arbeiter und liefern in beinahe allen Sorten mehr Papier und Pappen, als das eigne Land verwenden kann, und sind deshalb auf die Ausfuhr angewiesen. Die deutsche Buntpapierfabrikation ist sogar die bedeutendste aller Länder. 1891

betrug die deutsche Ausfuhr von Papier, Pappen und Waren daraus sowie von Schreibwaren 88 Mill. Mk., die Einfuhr nur 14 Mill. Mk. Die Papierfabrikation ist am bedeutendsten in den Regierungsbezirken Aachen (in den Roerkreisen Düren und Jülich), Arnsberg (zu beiden Seiten der untern Lenne), Liegnitz und im Königreich Sachsen. Papiertapeten werden vorzugsweise in Rheinpreußen, Unterfranken, Hessen, Berlin und Hamburg erzeugt, Buntpapiere in Aschaffenburg, Mainz ꝛc. In Berlin, Leipzig, Nürnberg u. a. gibt es Luxuspapierfabriken, die 300—1200 Arbeiter beschäftigen und viele Verlagsgegenstände in 17 Sprachen drucken, weil ihre Erzeugnisse nach allen Ländern Verbreitung finden. Dachpappen und Preßspäne werden in den Regierungsbezirken Potsdam und Liegnitz, Papiermachéwaren in Berlin, Sonneberg in Thüringen, Koblenz ꝛc., geschmackvolle Buchbinderwaren in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Offenbach, Nürnberg, Koblenz ꝛc. verfertigt. Strohwaren werden vorzüglich im Schwarzwald und in den Vogesen, bei Dippoldiswalde (Sachsen), in den Regierungsbezirken Erfurt, Trier und Breslau, in Berlin ꝛc. hergestellt. Die Korbflechterei arbeitet für die Ausfuhr vornehmlich im bayrischen Regbez. Oberfranken bei Lichtenfels. Die Hutfabrikation befindet sich in steigender Entwickelung. Für Gummi- und Guttaperchawaren gibt es große Fabriken in Harburg, Berlin, Hannover, Köln ꝛc.

Die Gerberei ist in D. ein altes Gewerbe; bedeutender ist sie im S. und W. als im N. und O. Ausgezeichnete Ledersorten liefern Mainz und Worms in Rheinhessen. Im preußischen Staat ist die Lederbereitung am bedeutendsten in der Rheinprovinz zu Malmedy, in Westfalen im Siegenschen, in Hessen-Nassau zu Eschwege. Auch in Thüringen ist dieser Industriezweig von Wichtigkeit. Feine Lederwaren werden in allen größern Städten angefertigt, jedoch vorzugsweise in Süddeutschland und in der Rheinprovinz. Die Schuhmacherei in Pirmasens und Mainz liefert die feinsten Waren; wichtig ist dieselbe ferner im Königreich und in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Berlin, München, Frankfurt a. M., Offenbach, im württembergischen Amt Tuttlingen ꝛc. Handschuhe produziert namentlich Württemberg zur Ausfuhr. Ledergalanteriewaren von ausgezeichneter Güte liefern Berlin, Altenburg, Eßlingen, Erlangen, München, Magdeburg, Fürth, Durlach ꝛc. Für die Anfertigung von Sattler-, Riemer- und Täschnerwaren sind Berlin, Breslau, Aachen, Düsseldorf, München, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe ꝛc. Hauptplätze. Auf einer hohen Stufe steht endlich die deutsche Militäreffektenfabrikation, deren Erzeugnisse im Ausland große Verbreitung finden.

Textilindustrie ꝛc.

D. ist zwar ein Wolle, Flachs und Hanf erzeugendes Land, aber in einer für die bezüglichen Industriezweige unzulänglichen Weise, es müssen deshalb aus dem Ausland noch große Mengen dieser Rohmaterialien eingeführt werden. D. bringt aber nicht bloß Wollen- und Leinenstoffe, sondern vor allem auch Baumwollen- und Seiden- sowie gemischte Stoffe in den Welthandel. Viele Tausend Hände am preußischen Niederrhein, in Westfalen, Sachsen, Schlesien, Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen sind mit Spinnen und Weben beschäftigt. In den Streich- und Kammwollspinnereien sowie in den Tuch- und Wollwarenfabriken arbeiten wenigstens 150,000 Menschen. Die Zahl der Feinspindeln in Kammgarn wird auf 1,600,000, in Streichgarn auf 2 Mill. geschätzt. Hauptsitze der Fabrikation von Tuchen, Buckskins und Konfektionsstoffen sind die niederrheinischen Bezirke Aachen, Düren, Eupen, Lennep, ferner Brandenburg, Sachsen, Schlesien und die Niederlausitz, wo namentlich Berlin, Kottbus, Spremberg, Forst, Sagan, Sprottau, Sommerfeld hervorragen. Die Herstellung von ganz- und halbwollenen Kleiderstoffen hat ihre Hauptsitze in Sachsen, Schlesien, der Rheinprovinz und im Elsaß (letzteres nimmt für bunt gewebte Kleiderstoffe eine führende Stelle ein) sowie in Glauchau und Meerane in Sachsen. Möbelstoffe werden besonders in Chemnitz und Elberfeld angefertigt, Möbelplüsche in der Rheinprovinz und Westfalen (Elberfeld, Viersen, Mülheim am Rhein, Bielefeld). Die Shawlindustrie findet sich vornehmlich in Berlin und dem bayrischen Vogtland und die Herstellung von Fantasietüchern außer in Berlin in Liegnitz, Apolda u. a. Die Teppichweberei wird vornehmlich in Berlin, Hanau, Schmiedeberg in Schlesien, Barmen u. a. betrieben; von besonderer Bedeutung ist die Herstellung orientalischer Knüpfteppiche in Schmiedeberg in Schlesien, Kottbus, Wurzen, Hannover. Die Strumpfwarenfabrikation hat ihre Hauptsitze in Sachsen (Chemnitz, Zwickau) und in Thüringen (Apolda, Zeulenroda). Die gesamte Ausfuhr Deutschlands an Erzeugnissen der Wollwarenindustrie belief sich 1891 auf 29,750 Ton. im Werte von 228 Mill. Mk.

Die Leinweberei hatte einst für D. fast noch größere Bedeutung als die Tuchfabrikation; sie war für die Landbevölkerung eine allgemein gebräuchliche Nebenbeschäftigung. Noch hat sich dieselbe in dieser Weise vorzüglich in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen erhalten, während der fabrikmäßige Betrieb seine Hauptsitze in Schlesien, Westfalen, Sachsen, Bayern und Württemberg hat. Die schlesische Leinwandindustrie steht auf einer hohen Stufe, namentlich die Damastweberei. Die ausgezeichnetsten Leinengarne liefert Bielefeld, das nebst seiner Umgegend ein alter Mittelpunkt der deutschen Leinwandfabrikation ist, von dem dieselbe sich über andre Gegenden Westfalens (Warendorf), über große Teile von Hannover (Osnabrück, Hildesheim), über Lippe ꝛc. ausbreitete. Ein weiterer Zentralpunkt dieser Industrie liegt in der sächsischen Lausitz, wo in Zittau und dessen Umgegend, namentlich in Großschönau, die schönsten Leinwandsorten und die feinsten Damaste verfertigt werden. Die bayrische und württembergische Leinenindustrie fertigt nicht minder schöne und kräftige Gewebe an. Die gegenwärtig in der deutschen Leinenindustrie thätigen Feinspindeln werden auf 273,600, die Zwirnspindeln auf 30,400, die mechanischen Webstühle auf 13,500 und die Handwebstühle auf 150,000 geschätzt. Die Ausfuhr von leinenen Waren belief sich 1891 auf 3200 Ton. im Werte von 19½ Mill. Mk. Die Fabrikation fertiger Wäsche erfreut sich namentlich in Berlin und in Bielefeld großer Blüte; es wurden davon im genannten Jahre 1360 Ton. im Werte von 9 Mill. Mk. ausgeführt. Zu einer großen Entwickelung ist neuerdings die Juteindustrie in D. gelangt; dieselbe beschäftigte 1891 ungefähr 76,700 Feinspindeln, 2000 Zwirnspindeln und 3600 mechanische Webstühle. Ihre Hauptsitze befinden sich in Braunschweig, Meißen, Bonn, Hamburg, Kassel, Berlin ꝛc.

Die Baumwollindustrie bildet den wichtigsten Zweig der gewerblichen Thätigkeit in Elsaß-Lothringen, im Königreich Sachsen, in Württemberg und

Baden; im erstern Land in den Städten Mülhausen, Gebweiler, Thann, Kolmar, Münster und Markirch und im Weßerlinger Thal; in Sachsen in der Kreish. Zwickau mit der Gegend zwischen Chemnitz und Annaberg; in Württemberg in den Oberämtern Reutlingen, Nürtingen, Kannstatt und Geislingen am Nordfuß der Alb; in Baden im Thal der Wiese und im S. überhaupt. Außerdem ist sie von hoher Wichtigkeit in den bayrischen Regierungsbezirken Schwaben und Oberfranken, in der Rheinprovinz, in Schlesien, in der Provinz Sachsen ꝛc. Gegenwärtig sind in den deutschen Baumwollspinnereien 5,500,000 Feinspindeln in Bewegung. Die Einfuhr von fremden Gespinsten belief sich 1891 auf 15,870 Ton. (feinere Nummern); die Gesamtausfuhr von Baumwollwaren betrug 27,700 T. im Werte von 147 Mill. Mk., diejenige von glatten und gemusterten Geweben 17,000 T. im Werte von 60 Mill. Mk. Die Entwickelung der Baumwollindustrie läßt sich ganz besonders aus dem Verbrauch an roher Baumwolle erkennen; 1836—40 bezifferte sich derselbe im jährlichen Durchschnitt auf 92,986, 1866—70 auf 701,257, 1884 aber mit Einschluß von Elsaß-Lothringen auf 1,594,710 und 1891 auf 2,370,000 Doppelzentner. Die Zahl der Webstühle für Baumwollwaren in D. beträgt gegenwärtig etwa 300,000, die der Anstalten für fabrikmäßige Weberei (mit mehr als fünf Gehilfen), in denen die mechanischen Stühle durchaus überwiegen, über 1100. Die meisten dieser Stühle und Fabriken befinden sich in der Nähe der Baumwollspinnereien, werden aber auch in manchen Gegenden, z. B. im Eichsfeld, entfernt von denselben in großer Zahl angetroffen. Wie die Bleicherei, Färberei und Appretur baumwollener Gewebe auf hoher Stufe stehen (Elsaß, Schlesien, Bayern), so bildet vor allen die Druckerei einen der wichtigsten Zweige der deutschen Baumwollindustrie; die Leistungen des Elsaß auf dem Gebiete der Möbelstoff- und Kleiderstoffdruckerei sind altberühmt, ihnen schließen sich diejenigen von Elberfeld, Düsseldorf u. a. würdig an. Die erste Fabrik für bunte Baumwollwaren ward in Mülhausen 1746 errichtet. Seitdem hat sich die Baumwollindustrie im Oberelsaß, vorzüglich längs des Randes und in den Thälern der Vogesen, so großartig entwickelt, daß sie heute mehr als 24,000 mechanische Stühle beschäftigt und ihre Erzeugnisse nach allen Ländern versendet.

Von hoher Bedeutung ist die Spitzenindustrie und Weißstickerei in der sächsischen Kreish. Zwickau, namentlich in den Städten Annaberg, Schneeberg, Plauen und Eibenstock und deren Umgegend; neuerdings sind auch für diese Industrie immer mehr die mechanischen Stühle in Anwendung gekommen. Die Weißstickerei ist alsdann noch im südlichen Württemberg, im Anschluß an die gleiche Industrie in der Schweiz, viel verbreitet, die Spitzenklöppelei im Oberamt Nürtingen. Die Buntstickerei ist vorzüglich in Berlin und Frankfurt a. M. vertreten. Für die Verfertigung von Posamentierwaren ist Barmen der wichtigste Ort; nächstdem sind zu nennen: Berlin, Brieg in Schlesien, Stuttgart und Isny in Württemberg, Annaberg, Buchholz u. a. Die Herstellung von Bekleidungsgegenständen, besonders die Konfektion von Damenmänteln und Kostümen hat ihren Hauptsitz in Berlin, welches damit alle Länder der Erde versorgt. Die Ausfuhr bewertete sich 1891 auf rund 104 Mill. Mk.

Die Seidenindustrie hat ihren Mittelpunkt in der Rheinprovinz und vorzugsweise in den Städten Krefeld, Elberfeld, Barmen, Viersen, M.-Gladbach, Mülheim am Rhein; außerdem ist dieselbe in Bielefeld, Freiburg i. Br. und im Oberelsaß heimisch. Sowohl schwarze als farbige Seidenstoffe, von den schwersten bis zu den leichtesten Sorten, Besatzartikel in Seide und Halbseide, Satins, Krawatten- und Regenschirmstoffe, Plüsche, schwarze und farbige Samte und Samtbänder werden in vorzüglicher Qualität hergestellt; die Erzeugnisse Krefelds nehmen jede Konkurrenz mit den bezüglichen Waren andrer Länder auf. Deutschlands Ausfuhr von Seiden- und Halbseidenfabrikaten bewertete sich 1891 auf rund 146 Mill. Mk. Der mechanische Webstuhl hat auch in diesem Industriezweige immer mehr Eingang gefunden; in Krefeld waren 1890 für Samt und Samtband 3104 mechanische und 7893 Handstühle, für Seidenstoffe 2484 mechanische und 14,263 Handstühle beschäftigt. Überall, wo bunte und gedruckte Zeuge gefertigt werden, schließt sich die Färberei der Weberei an. Für die Seidenfärberei ist Krefeld der wichtigste Ort; die Türkischrotfärberei blüht in Elberfeld und Barmen. Sonst ist der Färberei noch zu gedenken in Berlin, in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, in Bayern (Augsburg), Württemberg (Heidenheim), Elsaß-Lothringen ꝛc.

VIII. Handel und Verkehr.

Einen folgenreichen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands hat der Zollverein (s. d.) ausgeübt, welcher, von Preußen ausgehend, durch den Anschluß des Bayrisch-Württembergischen Handelsvereins, Sachsens, der thüringischen Staaten und beider Hessen 1. Jan. 1834 in Wirksamkeit getreten ist. Dieser wirtschaftliche Verband ist trotz der vielen Krisen, welche er zu überstehen hatte, nicht wieder zerrissen worden; er bildete die Grundlage für die weitere wirtschaftliche Einigung Deutschlands und ist schließlich in der deutschen Reichsverfassung aufgegangen, welche die Zolleinigung des gesamten D. mit Einschluß von Luxemburg zu einer unauflöslichen Institution gemacht hat. Der Artikel 34 der Reichsverfassung hatte bestimmt, daß die Hansestädte Hamburg und Bremen mit ihren anschließenden Gebietsteilen als Freihäfen so lange außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenzen bleiben sollten, bis sie den Anschluß an dieselben selbst beantragen; letzteres ist inzwischen geschehen, so daß nach Fertigstellung der hierfür nötigen umfangreichen Anlagen auch diese beiden Gebiete nebst einigen preußischen und oldenburgischen Gebietsteilen 15. Okt. 1888 dem deutschen Zollgebiet angeschlossen wurden. Nach der Volkszählung von 1890 betrug die Bevölkerung des deutschen Zollgebiets mit Einschluß von Luxemburg und der österreichischen Gemeinde Jungholz (bei Kempten in Bayern) 49,627,470 Seelen, hierzu kommt die seit 1. Mai 1891 dem deutschen Zollgebiet angeschlossene österreichische Gemeinde Mittelberg mit 1282 Einw., während die Zollausschlüsse, nämlich Helgoland, Freihafengebiet bei Hamburg, Hafenanlagen bei Kuxhaven, Bremerhaven und Geestemünde, kleine Teile der badischen Kreise Konstanz und Waldshut, eine Volkszahl von 12,288 Seelen besaßen. Nachdem noch in den 70er Jahren Zollbefreiungen in bedeutendem Umfang eingetreten waren, führte das gegenwärtig in D. bestehende Zolltarifgesetz vom 15. Juli 1879 mit unerheblichen Ausnahmen eine wesentliche Einschränkung der seitherigen Zollfreiheit und eine bedeutende Erhöhung der Zollsätze herbei. Unverändert beibehalten wurde die Zoll-

freiheit nur für Abfälle, die hauptsächlichsten Rohprodukte, ferner für wissenschaftliche Instrumente, Seeschiffe und hölzerne Flußschiffe, litterarische und Kunstgegenstände; unverändert blieben die seitherigen Zollsätze für 44 Tarifpositionen, worunter Bier, Essig, Südfrüchte, Zucker, Heringe, Kakao, Salz (seewärts), Fischthran, Äther, Alaun, Chlorkalk, kristallisierte Soda sich befanden. Dagegen wurde eine große Zahl bisher zollfreier Artikel, wie Roheisen, grobe Eisenfabrikate, Maschinen und Eisenbahnfahrzeuge, Getreide und Mühlenfabrikate, Bau- u. Nutzholz, Schmalz, Pferde, Rind- und Schafvieh, mit Eingangszöllen belegt und die schon vorher zollpflichtig gewesenen Gegenstände, soweit sie nicht zu den erwähnten Ausnahmen gehörten, zum Teil beträchtlich im Zoll erhöht. Am 1. Juli 1881 wurden auch frische Weinbeeren zollpflichtig und die Zölle auf Mühlenfabrikate sowie auf einige Gattungen von Wollwaren heraufgesetzt; vom 1. Juli 1882 ab wurde den Inhabern von Mühlen für die Ausfuhr der von ihnen hergestellten Mühlenfabrikate insofern eine Erleichterung gewährt, als ihnen der Eingangszoll für eine der Ausfuhr entsprechende Menge des zur Mühle gebrachten ausländischen Getreides nachgelassen wurde; dann trat 1. Juli 1885 für eine größere Zahl von Gegenständen eine abermalige Zollerhöhung ein, die vornehmlich Getreide, Vieh, Fische, Holz, Uhren, verschiedene Gespinste und Gewebe, Seilerwaren u. a. betraf. Getreide, Mehl, Stärke, Nudeln rc. wurden vom 1. Jan. 1888 ab nochmals im Zoll heraufgesetzt. Der Zoll für Liköre und Branntwein fand vom 1. Juli 1891 ab und derjenige für Zucker vom 1. Aug. 1892 ab eine anderweitige Regelung. Endlich wurden die Eingangszölle im Verkehr zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien vom 1. Febr. 1892 ab wesentlich modifiziert. Die Ausfuhrzölle sind in D. bereits 1. Juli 1865 aufgehoben worden bis auf die Ausgangsabgabe für Lumpen zur Papierfabrikation, welche erst 1. Okt. 1873 fiel. Die Durchgangsabgaben wurden bereits 1. März 1861 gänzlich beseitigt. Der Ertrag der Eingangszölle im deutschen Zollgebiet belief sich im Etatsjahr 1891/92 auf netto 384,138,000 Mk. oder 7,67 Mk. pro Kopf der Bevölkerung.

Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel und wechselseitigen Tariferleichterungen bestehen mit fast allen europäischen Staaten, außerdem mit einer großen Zahl außereuropäischer Länder. Der besondere Tarifvertrag mit Frankreich ist durch den Krieg von 1870/71 aufgehoben und durch eine Meistbegünstigungsklausel im Frankfurter Friedensvertrag ersetzt worden. Vgl. v. Aufseß, Die Zölle und Steuern sowie die vertragsmäßigen Handelsbeziehungen des Deutschen Reichs (4. Bearb., Münch. 1893).

Über den Wert der Ein- und Ausfuhr des deutschen Zollgebiets fehlten bis zum Beginn der 70er Jahre amtliche Angaben, nur die Menge der ein- und ausgeführten Waren wurde bis dahin ermittelt. Das kaiserliche Statistische Amt hat zum erstenmal für 1872 auch die Wertziffern berechnet. Diese betrugen im besondern Warenverkehr für die Einfuhr 3,464,622,000, für die Ausfuhr 2,492,195,000 Mk.; 1892 stellte sich im Spezialhandel die Einfuhr auf 4,227,004,000, die Ausfuhr auf 3,150,104,000 Mk. einschließlich der Edelmetalle, deren Wert bei der Einfuhr 208,455,000, bei der Ausfuhr 195,994,000 Mk. betrug. Auf die Hauptwarengruppen verteilten sich im letztern Jahr die Werte der Einfuhr und Ausfuhr wie folgt:

Aus- und Einfuhr im Spezialhandel 1892
(Tausende Mark).

Warengattung	Einfuhr	Ausfuhr
1) Abfälle	47 324	10 314
2) Baumwolle und Baumwollwaren	246 622	201 380
3) Blei und Bleiwaren	4 322	9 867
4) Bürstenbinder- und Siebmacherwaren	3 255	15 579
5) Drogerie-, Apotheker- und Farbwaren	235 433	262 041
6) Eisen und Eisenwaren	33 053	234 359
7) Erden, Erze, edle Metalle, Asbest und Asbestwaren	317 752	237 077
8) Flachs und andre vegetabilische Spinnstoffe außer Baumwolle	84 092	30 817
9) Getreide und andre Erzeugnisse des Landbaues	660 846	52 093
10) Glas und Glaswaren	8 201	87 752
11) Haare von Pferden, Menschen rc.; Federn, Borsten	38 038	25 459
12) Häute und Felle	126 620	62 401
13) Holz und andre Schnitzwaren	215 568	96 052
14) Hopfen	5 786	30 137
15) Instrumente, Maschinen, Fahrzeuge	32 831	119 708
16) Kalender	228	272
17) Kautschuk u. Guttapercha u. Waren daraus	33 465	26 958
18) Kleider, Leibwäsche, Putzwaren	9 234	98 214
19) Kupfer und Kupferwaren	52 198	56 220
20) Kurze Waren, Quincaillerien rc.	36 934	75 904
21) Leder und Lederwaren	43 998	140 416
22) Leinengarn, Leinwand, Leinenwaren	24 696	32 417
23) Lichte	96	800
24) Litterarische und Kunstgegenstände	30 837	92 174
25) Material-, Spezerei-, Konditorwaren	558 308	294 874
26) Öl, anderweit nicht genannt, Fette	175 060	23 548
27) Papier und Pappwaren	10 816	94 630
28) Pelzwerk (Kürschnerarbeiten)	1 151	3 617
29) Petroleum	73 598	575
30) Seide und Seidenwaren	162 777	180 412
31) Seife und Parfümerien	2 287	9 284
32) Spielkarten	6	827
33) Steine und Steinwaren	39 858	25 386
34) Steinkohlen, Braunkohlen, Koks, Torf	95 101	131 212
35) Stroh- und Bastwaren	5 722	4 027
36) Teer, Pech, Harze, Asphalt	25 027	7 385
37) Tiere und tierische Produkte	106 766	7 243
38) Thonwaren	5 343	35 205
39) Vieh	245 445	23 862
40) Wachstuch, Wachsmusseln, Wachstaft	1 160	928
41) Wolle und Wollwaren	404 043	317 951
42) Zink und Zinkwaren	5 874	32 920
43) Zinn und Zinnwaren	17 033	4 457
44) Unvollständig deklarierte Waren	—	11 220

Der Aufschwung des deutschen Handels in den letzten Jahrzehnten ist unverkennbar, denn wenn auf Grund erheblicher Zollerhöhungen in den Nachbarländern und der Entwickelung der dortigen Industrie der deutschen auch manche Absatzgebiete verschlossen oder doch schwieriger zugänglich gemacht wurden, so hat die deutsche Produktion doch ein immer weiteres Feld in überseeischen Ländern sich zu erobern und den Ausfall dadurch einigermaßen auszugleichen gewußt. Die Beteiligung der wichtigsten Länder am Ein- und Ausfuhrhandel Deutschlands 1892 zeigt die Tabelle auf S. 887.

Schiffahrt.

Die deutsche Handelsflotte nimmt auf der Erde der Zahl ihrer Schiffe nach die vierte Stelle ein, indem sie auf Großbritannien, Nordamerika und Norwegen folgt; in Bezug auf die Tragfähigkeit ihrer Schiffe steht sie aber an dritter Stelle und nur hinter Großbritannien und Nordamerika zurück. Sie bestand 1. Jan. 1892 außer den kleinen Küstenfahrern (welche bis 50 cbm Raumgehalt besitzen) aus 3639 Schiffen

Beteiligung der wichtigsten Länder am Ein- und Ausfuhrhandel Deutschlands 1892.

Einfuhr			Ausfuhr		
Länder der Herkunft	Tauf. Mark	Proz. der Einfuhr	Länder der Bestimmung	Tauf. Mark	Proz. der Ausfuhr
Großbritannien .	620 971	14,7	Großbritannien .	639 995	20,3
Verein. Staaten	611 966	14,5	Österr.-Ungarn .	376 561	12,0
Österr.-Ungarn .	575 407	13,6	Verein. Staaten	346 662	11,0
Rußland . . .	383 386	9,1	Rußland . . .	239 485	7,6
Frankreich . .	262 297	6,2	Niederlande . .	233 806	7,4
Niederlande . .	212 066	5,0	Frankreich . .	202 868	6,4
Belgien . . .	208 221	4,9	Schweiz . . .	173 757	5,5
Brit.-Ostindien .	149 861	3,5	Belgien . . .	140 728	4,5
Schweiz . . .	141 592	3,4	Italien . . .	91 231	2,9
Brasilien . . .	135 953	3,2	Dänemark . .	75 641	2,4
Italien . . .	124 572	3,0	Schweden . . .	67 536	2,1
Argentinien . .	86 916	2,1	Brasilien . . .	51 856	1,6
Brit.-Australien	85 494	2,0	Chile	45 206	1,4
Dänemark . .	76 166	1,8	Spanien . . .	40 558	1,3
Chile	75 056	1,8	Türkei	39 726	1,3
Schweden . . .	55 723	1,3	Rumänien . .	39 442	1,2
Rumänien . .	41 350	1,0	Freihafen Hamburg	38 167	1,2
Spanien . . .	40 743	1,0	Norwegen . .	37 779	1,2
Türkei	27 952	0,7	Argentinien . .	35 290	1,1
Westafrika ohne deutsche Schutzgebiete . . .	25 505	0,6	Brit.-Ostindien .	32 278	1,0
Nied.-Ostindien .	25 476	0,6	China	29 980	0,9
Norwegen . .	19 711	0,5	Brit.-Australien	20 754	0,7
Zentralamerika .	17 241	0,4	Japan	17 108	0,5
Freihafen Hamburg	16 861	0,4	Britisch-Nordamerika . . .	14 775	0,5
Bulgarien . .	16 508	0,4	Mexiko	12 037	0,4
Kapland . . .	15 754	0,4	Niederländ.-Ostindien . . .	11 206	0,4
Mexiko	14 713	0,3	Ägypten . . .	7 967	0,3
Ägypten . . .	13 452	0,3			
Portugal . . .	13 208	0,3			
China	12 489	0,3			
Haiti	11 725	0,3			

Bei allen übrigen Ländern betrug der Anteil sowohl an der Einfuhr als an der Ausfuhr Deutschlands weniger als 0,3 Proz.

mit einer Gesamtladefähigkeit von 1,468,985 Registertonnen und 40,899 Mann Besatzung, und zwar aus 2698 Segelschiffen mit 704,274 Registertonnen und 17,390 Mann und aus 941 Dampfschiffen mit 764,711 Registertonnen und 23,509 Mann Besatzung. Davon kommen auf das Ostseegebiet 1196 Schiffe (darunter 387 Dampfer), auf das Nordseegebiet 2443 Schiffe (darunter 554 Dampfer); auf die einzelnen Provinzen, bez. Küstenländer verteilten sich dieselben wie folgt:

Provinzen, bez. Küstenländer	Segelschiffe	Dampfschiffe	Zusammen
Ostseegebiet:			
Provinz Ostpreußen	29	28	57
„ Westpreußen	52	40	92
„ Pommern	420	108	528
Großh. Mecklenburg-Schwerin .	170	25	195
Freie Stadt Lübeck	5	32	37
Provinz Schleswig-Holstein . .	133	154	287
Nordseegebiet:			
Provinz Schleswig-Holstein . .	324	26	350
Freie Stadt Hamburg	273	305	578
„ „ Bremen	216	156	372
Großherzogtum Oldenburg . .	255	13	268
Provinz Hannover und Jadegebiet	821	52	873
„ Rheinland	—	2	2

Zu Anfang des Jahres 1875 betrug die Zahl der registrierten deutschen Seeschiffe 4602 mit 1,068,383 Registertonnen, davon waren 299 Dampfschiffe mit 189,998 Registertonnen und 4303 Segelschiffe mit 878,385 Registertonnen; es fand also in den 17 Jahren vom 1. Jan. 1875 bis dahin 1892 zunächst eine Zunahme um 642 Dampfschiffe statt, worunter jedoch eine Anzahl enthalten ist, welche durch Nachregistrierungen und Neuvermessungen hinzukamen; an dieser Vermehrung waren vornehmlich das Ostseegebiet der Provinz Schleswig-Holstein sowie die Freien Städte Hamburg und Bremen beteiligt. Eine Vergleichung des Bestandes der Segelschiffe am 1. Jan. 1875 mit demjenigen vom 1. Jan. 1892 ergibt dagegen eine Abnahme um 1605 Segelschiffe. Die Vermehrung der Ladefähigkeit gegenüber einer Verminderung der Gesamtschiffszahl erklärt sich dadurch, daß die abgängig gewordenen Schiffe in der Regel durch eine geringere Anzahl von größern Fahrzeugen ersetzt worden sind; dies ist aus dem Durchschnittsraumgehalt der Fahrzeuge ersichtlich, welcher von 232 Registertonnen netto 1. Jan. 1875 auf 245 im J. 1880, 304 im J. 1885 und 404 Registertonnen 1. Jan. 1892 gestiegen ist. Als Heimatshäfen für die deutsche Handelsflotte werden 264 Plätze nachgewiesen, von welchen 52 dem Ostsee- und 212 dem Nordseegebiet angehören; die wichtigsten derselben sind: Hamburg mit 573, Bremen mit 329, Rostock mit 175, Stettin mit 146, Stralsund mit 128, Barth mit 121 Schiffen ꝛc. Der Schiffsverkehr in den Seehäfen des Deutschen Reiches 1891 bezifferte sich auf 133,488 zu Handelszwecken ein- und ausgegangene Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 28,968,942 Registertonnen; außerdem haben 2339 Schiffe mit einem Gesamtnettoraumgehalt von 452,229 Registertonnen zu andern als Handelszwecken die deutschen Häfen besucht. Von der Gesamtheit der 1891 im Deutschen Reich angekommenen und abgegangenen Schiffe gehörten 97,182 (72,8 Proz. der Gesamtzahl) mit 15,043,702 Registertonnen (51,9 Proz. vom Gesamtraumgehalt) der deutschen Flagge an. Bezüglich der Dampfschiffszahl und deren Tonnengehalt hat D. 1886 Frankreich überflügelt und seitdem weit hinter sich gelassen; es nimmt mit seiner Dampfschiffahrt in der Welt die zweite Stelle ein und steht nur Großbritannien nach; aber in der Größe der Flotten, in der Zahl der Reisenden und in der Durchschnittsgeschwindigkeit haben die deutschen Linien auch die englischen neuerdings überholt. Die wichtigsten deutschen Dampfschiffsgesellschaften sind: Norddeutscher Lloyd zu Bremen mit 55 Seedampfern zu 179,700 Registertonnen; Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft zu Hamburg mit 54 Dampfern zu 165,000 Registertonnen; Hansa zu Bremen mit 26 Dampfern zu 65,000 Registertonnen; Hamburg-Südamerikanische-Dampfschifffahrtgesellschaft mit 26 Dampfern zu 54,250 Registertonnen; Sartori u. Berger zu Kiel mit 25 Dampfern zu 20,000 Registertonnen; Deutsche Dampfschiff-Reederei zu Hamburg mit 16 Dampfern zu 23,100 Registertonnen; Kosmos zu Hamburg mit 15 Dampfern zu 37,800 Registertonnen; Afrikanische Dampfschiff-Aktiengesellschaft (Wörmann-Linie) zu Hamburg mit 13 Dampfern zu 16,500 Registertonnen; Hamburg-Pacific-Dampfschifflinie zu Hamburg mit 10 Dampfern zu 12,000 Registertonnen. (Vgl. die »Übersicht der wichtigsten Dampfschiffsgesellschaften« bei S. 540.) Die Gesamtzahl der von deutschen Schiffen 1891 gemachten Seereisen beträgt 75,021, der entsprechende Raumgehalt 30,272,211 Registertonnen. Die größte Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen und fremden Häfen entfällt auf den Verkehr mit Großbritan-

nien und Irland, dann folgen der Zahl nach die Reisen zwischen D. und Dänemark, Schweden, Rußland an der Ostsee, den Vereinigten Staaten von Amerika am Atlantischen Meer, den Niederlanden, Norwegen, Belgien, Brasilien, Frankreich, Spanien und Portugal, Westküste von Südamerika, Vorderasien und Ostindien, Westindische Inseln, Afrika ꝛc. Legt man den Tonnengehalt der an den Reisen zwischen deutschen und außerdeutschen Häfen beteiligten Schiffe als Maßstab an, so tritt an die erste Stelle wiederum der Verkehr mit Großbritannien und Irland, an die zweite aber derjenige zwischen D. und den Vereinigten Staaten von Amerika am Atlantischen Meer, dann folgen der Reihe nach der Verkehr mit den russischen Ostseehäfen, der mit Dänemark, Brasilien, Schweden, Vorderasien und Ostindien, der Westküste von Südamerika, Belgien, den Westindischen Inseln, den La Plata-Staaten, den Niederlanden, Australien, China, Afrika, Spanien und Portugal, Frankreich ꝛc.

Der deutschen Binnenschiffahrt dienen Wasserstraßen in einer Länge von 12,441,1 km, davon können mit einem Tiefgang von 1,50 m 2139,2 km, mit einem Tiefgang von 1 m 4623,6 km, mit einem Tiefgang von 0,75 m 2325,4 km und mit einem Tiefgang unter 0,75 m 3352,9 km befahren werden. Am längsten ist die schiffbare Strecke im Flußgebiet des Rheins mit 2789,8 km, dann folgt das Elbgebiet mit 2606,6, das Odergebiet mit 1802,5, das Wesergebiet mit 1175,4, das Donaugebiet mit 746,8, das Emsgebiet mit 466,4, die Küstengewässer der Ostsee westlich der Oder mit 445,4, die ostfriesischen Kanäle mit 441,5, das Weichselgebiet mit 438,1, das Pregelgebiet mit 397,2 km ꝛc. Was die Verkehrsverhältnisse anlangt, so hat sich bis zur neuesten Zeit eine Abnahme des Verkehrs nur bei der Weichsel infolge Verminderung des Floßverkehrs und bei der Donau wegen des Mangels fast jeder Regulierung des meist reißenden Oberlaufs derselben ergeben; bei allen andern Wasserstraßen dagegen hat eine recht erfreuliche, auf Rhein, Elbe u. Spree sogar sehr beachtenswerte Steigerung des Wasserverkehrs stattgefunden. Für die Binnenschiffahrt gab es zu Ende 1887: 20,390 Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe, davon waren 1153 Dampfschiffe; die Tragfähigkeit war bei 19,989 Schiffen ermittelt und betrug 2,100,705 Ton., darunter 821 Dampfschiffe mit 51,292 T.

Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen.

Die Eisenbahnen bilden in D. einen Hauptteil des Nationalvermögens. Das auf sie verwendete Anlagekapital betrug 1891: 10,5 Milliarden Mk., ihre Länge rund 45,000 km, die Zahl der Lokomotiven 14,300, der Personenwagen 27,000, der Gepäck- und Güterwagen 300,000. Mit Ausnahme einiger Lokal- und Industriebahnen haben sämtliche Bahnen Deutschlands und mit ihnen die Österreich-Ungarns, der Niederlande und Luxemburgs, Rumäniens sowie einige belgische, russisch-polnische und bosnische Bahnen einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem 1846 gegründeten Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen unter der Leitung der königlichen Eisenbahndirektion in Berlin. Über die Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und seinen gegenwärtigen Zustand, die Verwaltungsbehörden ꝛc. s. Eisenbahnen, Eisenbahnbehörden ꝛc.

Das Post- und Telegraphenwesen ist im deutschen Reichspostgebiet einheitlich organisiert. Dies Gebiet umfaßt das Deutsche Reich mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, welche auf Grund des Artikels 52 der Reichsverfassung getrennte Verwaltungen des Post- und Telegraphenwesens besitzen. Mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ist das Deutsche Reich durch den Postvertrag vom 7. Mai 1872 und den Telegraphenvertrag vom 5. Okt. 1871 geeinigt. Am Schluß des Jahres 1891 betrug die Zahl der Postanstalten im Reichspostgebiet 24,001, in Bayern 1782, in Württemberg 624, zusammen 26,407; die Porteinnahmen beliefen sich im Reichspostgebiet auf 180 Mill. Mk., in Bayern auf 16,3 Mill. Mk., in Württemberg auf 8,4 Mill. Mk., zusammen auf 204,7 Mill. Mk. Die eingegangenen Briefsendungen betrugen in demselben Jahr im Reichspostgebiet 1528,5 Mill., in Bayern 148,3 Mill., in Württemberg 59 Mill.; die eingegangenen Pakete ohne Wert im Reichspostgebiet 99,4 Mill., in Bayern 9,1 Mill., in Württemberg 5,7 Mill.; die Briefe und Pakete mit Wertangabe resp. 9,7 Mill., 1,3 Mill., 635,000; der Wert der eingegangenen Postanweisungen betrug resp. 4504,3 Mill., 434,2 Mill., 206,8 Mill. Mk. Am Schluß des J. 1891 belief sich die Zahl der Telegraphenanstalten im Reichspostgebiet auf 15,820, in Bayern auf 1640, in Württemberg auf 582; die Länge der Telegraphenlinien resp. auf 95,338 km, 9902 km, 3513 km und die Länge der Drähte resp. auf 334,575, 44,497, 8842 km. Die Anzahl der 1891 aufgegebenen Telegramme betrug im Reichspostgebiet fast 22 Mill., in Bayern 1,8 Mill., in Württemberg 583,782. Fernsprecheinrichtungen besaßen 1891 im Deutschen Reiche 300 Orte, davon 18 in Bayern und 17 in Württemberg. Die Länge der bezüglichen Linien betrug 11,533 km, die Länge der Leitungen dagegen 112,535 km. Zwischen den Stadt-Fernsprecheinrichtungen verschiedener Orte bestanden 369 Verbindungsanlagen.

Maße, Gewichte und Münzen.

Aus den Befreiungskriegen war der Deutsche Bund mit sehr mannigfaltigen Maßsystemen seiner Glieder hervorgegangen. Die Bedürfnisse des erstarkenden Verkehrs nötigten zur Anerkennung der in den Nachbarstaaten gültigen Maße durch Äquivalente des eignen Maßwesens (Wertvergleichungs-Tabellen ꝛc.). So legte die Elbschiffahrtsakte vom 23. Juni 1821 hamburgische Maße, die Weserschiffahrtsakte vom 10. Sept. 1823 das Bremer Schiffspfund und das Konventionsgeld, die Übereinkunft unter den Uferstaaten des Rheins vom 31. März 1831 den Zentner von 50 kg und französische Münzen zu Grunde. Mächtiger wirkte der Zollverein. An Stelle der im preußischen Zollgesetz vom 26. Mai 1818 herrschenden Einheiten trat mit dem Vereins-Zolltarif vom 24. Okt. 1839 hinsichtlich der Verwiegung das Zollgewicht (1 Zollzentner = 106 Pfund 28,9158 Lot preußisch); das Zollpfund wurde auch 1850 von dem Deutsch-Österreichischen Postverein, wie schon 1847 vom Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen und allmählich von vielen Landesregierungen angenommen. Die Münchener Konvention der süddeutschen Staaten vom 25. Aug. 1837 setzte die Münzmark in Übereinstimmung mit der preußischen auf 233,855 g fest, und nach der Dresdener Konvention vom 30. Juli 1838 zwischen den meisten deutschen Staaten sollten eine Vereinsmünze zu $\frac{1}{30}$ Mark fein Silber geprägt und die Scheidemünzen des 14-Thalerfußes zu höchstens 16 Thaler auf die Mark ausgebracht werden. Ersetzt wurden diese Einigungen durch den Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, welcher an Stelle der Mark das Münzpfund von 500 g mit der Bestimmung einführte, daß aus dem Pfunde feinen Silbers in Norddeutschland (außer den Hansestädten und Luxemburg) 30 Thaler zu 30 Groschen, in Süddeutschland 52½ Gulden zu 60 Kreuzer und in Österreich

(nebst Liechtenstein) 45 Gulden zu 100 Neukreuzer geprägt werden sollten, Scheidemünzen nicht leichter als zu 34½ Thaler, 60⅝ oder 51¾ Gulden, Kupfermünzen aus dem Zollzentner nach dem Nennwert bis höchstens 112 Thaler, 196 oder 168 Gulden. Vereinsmünzen bildeten der einfache und der doppelte Thaler sowie für den Handel die Krone von 10 g Gold und die halbe Krone, letztere beide mit dem Verbot einer Wertbestimmung auf länger als ½ Jahr im voraus.

Eine einheitliche Maß- und Gewichtsordnung erhielt der Norddeutsche Bund durch das Gesetz vom 17. August 1868, welchem die süddeutschen Staaten im November 1870 beitraten, so daß allenthalben die neuen, nach dem metrischen System eingerichteten Maßgrößen zu Anfang 1872 die bisherigen (außer den Stück- und Garnmaßen) verdrängt haben. Die Einheiten, vorgeschriebenen Vielfache und Teile derselben sind jetzt als Längenmaße: das Meter (m), das Kilometer (km) = 1000 m, das Zentimeter (cm) = 0,01 m und das Millimeter (mm) = 0,001 m; als Flächenmaße: das Quadratmeter (qm), das Ar (a) = 100 qm, das Hektar (ha) = 100 a, zugelassen das Quadratzentimeter (qcm) = 0,0001 qm und das Quadratmillimeter (qmm) = 0,01 qcm; als Körpermaße: das Kubikmeter (cbm), das Hektoliter (hl) = 0,1 cbm, das Liter (l) = 0,001 cbm, zugelassen das Kubikzentimeter (ccm) = 0,001 L. und das Kubikmillimeter (cmm) = 0,001 ccm; als Gewichte: das Kilogramm (kg), die Tonne (t) = 1000 kg, das Gramm (g) = 0,001 kg und das Milligramm (mg) = 0,001 g. Bis 1884 waren als rein dekadische Maße ferner das Dekameter = 10 m, das Dekagramm = 10 g, das Dezigramm = 0,1 g und das Zentigramm = 0,01 g in Gültigkeit, ferner (bei der Stempelung jedoch nur an zweiter Stelle) folgende deutsche Bezeichnungen erlaubt: die Kette für 10 m, der Stab für 1 m, der Zollstock für 1 cm, der Strich für 1 mm, der Quadratstab für 1 qm, der Kubikstab für 1 cbm, das Faß für 1 hl, der Scheffel für 50 L., die Kanne für 1 L., der Schoppen für ½ L., der Zentner für 50 kg, das Pfund für ½ kg und das Neulot für 10 g. Vgl. Barczynski, Die Maß- und Gewichtsordnung für das Deutsche Reich (Magdeb. 1893).

Das deutsche Münzwesen erfuhr eine vollständige Neugestaltung auf Grund des Gesetzes vom 4. Dez. 1871, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, des Münzgesetzes vom 9. Juni 1873 und der kaiserlichen Verordnung vom 22. Sept. 1875. Bis Ende 1875 wurden sämtliche Landesmünzen außer Kurs gesetzt und eingeschmolzen, ausgenommen ein großer Teil der einfachen Thaler des 14- und 30-Thalerfußes, deren Rest Zwangskurs als Kurantgeld behielt (daher beschränkte Alternativwährung im Verhältnis des Goldes zum Silber = 15½ : 1); auch hat das Reich später einen namhaften Zuschuß an die österreichisch-ungarische Monarchie zur Einziehung ihrer Vereinsmünzen bewilligt. Mit jener Ausnahme sind das gesetzliche Zahlungsmittel Goldmünzen; niemand außer den Reichs- und Landeskassen ist verpflichtet, von Silbergeld mehr als 20, von Nickel- und Kupfergeld mehr als 1 Mk. in Zahlung zu nehmen; Beträge von mindestens 200 Mk. Silber-, 50 Mk. Nickel- und Kupfergeld wechseln die Reichsbankkassen in Königsberg, Berlin, Frankfurt und München gegen Goldmünzen um. Die Prägung findet auf Kosten und unter Aufsicht des Reiches in Berlin (Münzbuchstabe A), Hannover (B), Frankfurt a. M. (C), München (D), Dresden (E), Stuttgart (F), Karlsruhe (G), Darmstadt (H) und seit 24. Jan. 1875 Hamburg (J) statt. Auch Privatpersonen dürfen daselbst laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 8. Juni 1875 Barren von mindestens 2½ kg Rauhgewicht und mindestens ⁹⁄₁₀ Gold, wenn sie vor der Einschmelzung nicht als spröde oder iridiumhaltig erkannt sind, in Stücke von 20 Mk. prägen lassen und zahlen dafür die Gebühr für zwei Proben von jedem Barren mit je 1½ Mk. sowie auf das Pfund fein 3 Mk.; das Rauhgewicht wird auf ¹⁄₁₀₀₀ Pfund und der Feingehalt auf ¹⁄₅₀₀₀ (d. h. Zehntelgramme im Pfund) bestimmt. Unter 1 Mk. (Abkürzung ℳ. laut Bundesratsbeschluß vom 7. Nov. 1874) Reichswährung zu 100 Pfennig wird ¹⁰⁰⁄₂₇₉ g feines Gold verstanden, 1 Pfund mithin = 1395 Mk. Geprägt werden Stücke von 20, 10 und 5 Mk. in Feinheit von 900 Tausendstel; bei den Reichsbehörden heißen sie laut kaiserlichen Erlasses vom 17. Febr. 1875 Doppelkrone, Krone und halbe Krone. An silbernen Scheidemünzen sollen höchstens 10 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben werden. Aus dem Pfunde feinen Silbers sind 100 Mk. zu schlagen, mithin Kursverhältnis zu den Goldmünzen = 1 : 13,95; die Feinheit ist ⁹⁄₁₀, folglich wiegt das 1-Markstück 5⁵⁄₉ g, die übrigen entsprechend. An Nickel- und Kupfermünzen gestattet das Gesetz, 2½ Mk. auf den Kopf der Bevölkerung auszugeben. Aus einer Legierung von 75 Teilen Kupfer und 25 Teilen Nickel soll das Pfund zu 125 Stück 10- oder 200 Stück 5-Pfennigstücken von 4, bez. 2½ g ausgebracht werden. Die Legierung für Kupfermünzen besteht aus 95 Teilen Kupfer, 4 Zinn und 1 Zink, welch letzteres man neuerdings jedoch des leichtern Prägens halber bis 2½ auf Kosten des Kupfers duldet. Aus dem Pfund sind 150 Stück 2- oder 250 Stück 1-Pfennigstücke auszubringen. Alle Scheidemünzen, welche infolge längern Umlaufs an Gewicht oder Erkennbarkeit erheblich eingebüßt haben, werden in allen Reichs- und Landeskassen zum Nennwert angenommen und dann auf Reichsrechnung eingezogen, dagegen verfälschte, durchlochte oder anders als durch gewöhnlichen Umlauf verringerte abgewiesen. — Ihrer Kleinheit halber ist die Prägung von halben Kronen und silbernen ½-Markstücken aufgegeben, während auch die statt letzterer ausgeprägten Nickelmünzen von 20 Pfennig wegen ihrer Schwerfälligkeit nicht mehr gemünzt werden.

Geld- und Kreditwesen.

In sämtlichen deutschen Münzstätten (s. oben) wurden bis Ende 1893 für 2,737,790,915 Mk. Goldmünzen, für 484,048,609 Mk. Silbermünzen, für 51,587,441 Mk. Nickelmünzen und für 12,287,353 Mk. Kupfermünzen ausgeprägt, dagegen für 3,328,215 Mk. Goldmünzen, 13,038,513 Mk. Silbermünzen, 2158 Mk. Nickelmünzen und 67 Mk. Kupfermünzen eingezogen, mithin blieben 2,734,462,700 Mk. Goldmünzen, 471,010,096 Mk. Silbermünzen, 51,585,283 Mk. Nickelmünzen und 12,287,286 Mk. Kupfermünzen und zwar nach folgenden Sorten:

	Mark
Goldmünzen:	
Doppelkronen	2171247780
Kronen	535255430
Halbe Kronen	27959490
Silbermünzen:	
Fünfmarkstücke	80273125
Zweimarkstücke	111742216
Einmarkstücke	184798386
Fünfzigpfennigstücke	71482435
Zwanzigpfennigstücke	22713934
Nickelmünzen:	
Zwanzigpfennigstücke	5005830
Zehnpfennigstücke	31233489
Fünfpfennigstücke	15345964
Kupfermünzen:	
Zweipfennigstücke	6213172
Einpfennigstücke	6074113

Außer den Reichsmünzen gelten noch als gesetzliche Zahlungsmittel die Einthalerstücke deutschen Gepräges und die in Österreich bis zum Schluß des Jahres 1867 geprägten Vereinsthaler. Der Umlauf der Einthalerstücke wird auf 410—500 Mill. Mk. geschätzt, hiervon 75 Mill. Mk. in Thalern österreichischen Gepräges; die Außerkurssetzung dieser Thaler ist durch Gesetz vom 28. Febr. 1892 ausgesprochen.

Der Gesamtnotenumlauf der neun Notenbanken, welche in Gemäßheit des § 8 des Reichsbankgesetzes vom 14. März 1875 zur Ausgabe von Noten berechtigt sind, betrug 1892: 1194 Mill. Mk.; sie hatten bei einem Grundkapital von zusammen 222,5 Mill. Mk. und einem Reservefonds von zusammen 45,8 Mill. Mk. an Aktiven 2047,5 Mill. Mk. und an Passiven 2037,8 Mill. Mk. 1885 betrug der Gesamtumsatz der Reichsbank 73,200 Mill. Mk., 1892 dagegen 104,489 Mill. Mk. Banknoten waren im letztern Jahre durchschnittlich 1017 Mill. Mk. im Umlauf, davon 70,4 Mill. ungedeckt. Die offenen Depots am Jahresschluß (Nennwert) betrugen 2472,9 Mill. Mk., die Einnahmen 22,4 Mill., die Ausgaben 10,4 Mill. Mk., so daß ein Reingewinn von 12 Mill. Mk. verblieb gegen 18,7 Mill. Mk. im Vorjahre. Der Giroverkehr der Reichsbank belief sich 1892 in der Einnahme auf 39,092,2 Mill. Mk., in der Ausgabe auf 39,122,9 Mill. Mk., der Wechselverkehr im ganzen auf 3,162,604 Wechsel mit einem Betrage von 4938,1 Mill. Mk. Die Zahl der Bankinstitute Deutschlands belief sich 1892 auf 134, davon waren 9 Notenbanken (s. oben), 31 Hypothekenbanken und 94 Kreditbanken; das Grundkapital aller dieser Banken betrug 1652,8 Mill. Mk., die Reserve 326 Mill. Mk.

Zur Vertretung der Interessen von Handel und Gewerbe dienen in D. die Handels- und Gewerbekammern, deren Organisation in den einzelnen Staaten indes noch ziemlich verschieden ist. Während in Preußen, Baden, Hessen nur Handelskammern vorhanden sind, werden die betreffenden Funktionen in Bayern, Sachsen, Württemberg, Sachsen-Meiningen durch Handels- und Gewerbekammern wahrgenommen; in einer größern Zahl kleiner Staaten, wie Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Waldeck, Lippe-Detmold, existiert eine gesetzliche Vertretung des Handels und der Industrie überhaupt nicht; in andern Staaten wieder, wie in den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, wird eine solche Vertretung durch Privatvereine wahrgenommen. Die Zahl der Handels- und Gewerbekammern in den einzelnen deutschen Staaten verhält sich im übrigen folgendermaßen: Anhalt 1 Handelskammer, Baden 8 Handelskammern, Bayern 8 Handels- und Gewerbekammern, Braunschweig 1 Handelskammer, Bremen 1 Handels- u. 1 Gewerbekammer, Elsaß-Lothringen 4 Handelskammern und 2 Gewerbekammern, Hamburg 1 Handels- und 1 Gewerbekammer, Hessen 6 Handelskammern, Lübeck 1 Handels- und 1 Gewerbekammer; Preußen 84 Handelskammern, unter denen die kaufmännischen Korporationen zu Berlin, Stettin, Magdeburg, Tilsit, Königsberg, Danzig, Memel und Elbing sowie das Kommerzkollegium zu Altona die Funktionen von Handelskammern übernehmen; Reuß ä. L. und Reuß j. L. je 1 Handelskammer, Sachsen 5 Handels- und Gewerbekammern, Sachsen-Meiningen 4 Handels- und Gewerbekammern, Sachsen-Weimar 1 Gewerbekammer, Württemberg 8 Handels- und Gewerbekammern.

Die wichtigsten Seeplätze sind schon oben (S. 887) angeführt. Für den Binnenhandel sind ganz besonders von Bedeutung Berlin, Leipzig u. Frankfurt a. M.; nächstdem in Norddeutschland Breslau, Königsberg, Danzig, Stettin, Magdeburg, Frankfurt a. O., Braunschweig, Köln, denen sich für die Ausfuhr der Erzeugnisse der eignen Fabriken namentlich noch Aachen, Krefeld, Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Chemnitz, Sonneberg u. a. anschließen; in Süddeutschland Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Stuttgart, Mainz, Mannheim, Straßburg und Mülhausen. Der Mittelpunkt des Buchhandels (s. d.) ist Leipzig.

IX. Verfassung und Verwaltung.

Die Verfassung des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich ist nach der Reichsverfassung vom 16. April 1871 ein »ewiger Bund«, welchen die deutschen Fürsten und freien Städte »zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes« geschlossen haben. Inhaber der Reichsgewalt sind die Verbündeten. Deren Organ ist der Bundesrat (s. unten). Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu. Die Präsidialrechte sind Vorrechte Preußens im Bunde; sie lassen sich durch keine Begriffsbestimmung umschreiben, sondern sind einzelne, in der Reichsverfassung festgestellte Rechte. Mit dem Bundespräsidium (s. d.) ist für den König von Preußen der Titel deutscher Kaiser verbunden. Der Kaiser ist nicht Monarch des Reiches. Er übt die ihm übertragenen Befugnisse »im Namen des Reiches« oder »im Namen der verbündeten Regierungen« aus. Der Kaiser hat daher auch nicht das Recht der Sanktion, sondern nur der Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze. Als König von Preußen hat er bei gewissen Gegenständen ein Veto im Bundesrat und vermag mit seinen 17 Stimmen jede Verfassungsänderung zu hindern. Die vom Bundesrat beschlossenen Vorlagen werden auf Befehl des Kaisers im Namen der verbündeten Regierungen an den Reichstag (s. unten) gebracht. Über das Aufsichts- und Verordnungsrecht s. Bundesrat. Der Kaiser beruft, eröffnet und schließt den Bundesrat und den Reichstag. Die Auflösung des letztern erfolgt durch Beschluß des Bundesrats mit Zustimmung des Kaisers (Reichsverfassung, Art. 12, 24). Der Kaiser ist der oberste Chef der gesamten eignen Verwaltung des Reiches. Er ernennt die Reichsbeamten, läßt dieselben vereidigen und verfügt erforderlichen Falls ihre Entlassung (Reichsverfassung, Art. 18). Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen desselben Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andre Verträge mit fremden Staaten einzugehen und Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Kriegserklärung bedarf er der Zustimmung des Bundesrats, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt ist. Verträge mit fremden Staaten, welche sich auf Gegenstände beziehen, die in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, bedürfen zu ihrem Abschluß der Zustimmung des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Reichstags (Art. 11).

Der Kaiser ist ferner Bundesfeldherr. Nach der Reichsverfassung (Art. 63) bildet die gesamte Landmacht des Reiches ein einheitliches Heer, welches im Frieden und Krieg unter dem Oberbefehl des Kaisers steht, vorbehaltlich des bayrischen Sonderrechts, wonach das bayrische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern bildet und nur im Krieg unter dem Befehl

des Kaisers steht. Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche; deren Kriegsherr ist der Kaiser (daher »kaiserliche Marine«). Vgl. im einzelnen die Abschnitte »Heerwesen« und »Marine«. Der Kaiser übt namens des Reiches die Staatsgewalt im Reichslande Elsaß-Lothringen (s. d.) und in den deutschen Schutzgebieten (s. d. und »Kolonien«) aus, welch letztere nicht zum Bundesgebiet im Sinn der Reichsverfassung gehören. Das Reich übt innerhalb des Bundesgebiets das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe der Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Die Reichsgesetze werden durch das Reichsgesetzblatt verkündet. In die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung fallen (Art. 4): die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse (mit Ausnahme von Bayern), Staatsangehörigkeit, Paßwesen, Fremdenpolizei, Gewerbebetrieb u. Versicherungswesen (mit Ausschluß der Immobiliarversicherung für Bayern), Kolonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die Steuern für Reichszwecke; das Maß-, Münz- und Gewichtssystem und die Ausgabe von Papiergeld; das Bankwesen; die Erfindungspatente; der Schutz des geistigen Eigentums; der Schutz des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt sowie die gemeinsame Konsularvertretung im Ausland; das Eisenbahnwesen (mit Vorbehalt bezüglich Bayerns) und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen, soweit sie von Interesse für die Landesverteidigung und den allgemeinen Verkehr sind; die Flößerei und Schiffahrt auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen sowie der Zustand der letztern und die Wasserzölle, dann die Seeschiffahrtszeichen; das Post- und Telegraphenwesen (vorbehaltlich der Sonderrechte von Bayern und Württemberg); die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Zivilsachen und die Erledigung von Requisitionen; die Beglaubigung öffentlicher Urkunden; die Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren; das Militärwesen und die Kriegsmarine; die Medizinal- und Veterinärpolizei; die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen. Die Anlegung von Eisenbahnen im Interesse der Verteidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs kann sogar gegen den Widerspruch derjenigen Bundesglieder, deren Gebiet diese Eisenbahnen durchschneiden, durch Reichsgesetz angeordnet werden. Die Überweisung eines Gegenstandes an die Reichsgesetzgebung hat in der Regel nicht die Bedeutung, daß derselbe der Landesgesetzgebung selbst dann entzogen wäre, wenn und soweit das Reich von seiner Zuständigkeit noch nicht Gebrauch gemacht hat. Dies gilt namentlich von dem Gebiet des bürgerlichen Rechts, doch ist die Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für ganz D. unternommen (s. Deutsches Recht). Was der Reichsgesetzgebung nicht ausdrücklich überwiesen ist, fällt der Landesgesetzgebung ausschließlich anheim.

Die gesetzgebenden Faktoren des Reiches sind Bundesrat und Reichstag. Der Bundesrat (s. d.) entspricht dem vormaligen deutschen Bundestag. Er setzt sich wie dieser aus Vertretern (Gesandten) der verbündeten Staaten zusammen. Im Reichstag dagegen ist eine Vertretung des gesamten Volkes, entsprechend den Landtagen der Bundesstaaten, gegeben. Der Reichstag (Art. 20 ff.) geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche nach Maßgabe des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 und des Wahlreglements vom 28. Mai 1870 erfolgen. Jeder Deutsche ist in dem Bundesstaat, in dem er wohnt, Wähler, sofern er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Für Personen des Soldatenstandes des Heeres und der Marine ruht die Berechtigung zum Wählen (nicht aber das Recht, gewählt zu werden), solange dieselben bei der Fahne sind. Ausgeschlossen von der Wahlberechtigung sind: Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen, oder über deren Vermögen der Konkurs gerichtlich eröffnet ist, oder welche eine öffentliche Armenunterstützung beziehen oder innerhalb des letzten Jahres bezogen haben, endlich Personen, denen durch rechtskräftiges Urteil die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind oder denen nach Maßgabe eines frühern Landesstrafrechts der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist. Wählbar zum Abgeordneten ist im ganzen Bundesgebiet jeder Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt und einem zum Reiche gehörigen Staat seit mindestens einem Jahr angehört hat, sofern er nicht von der Wahlberechtigung ausgeschlossen ist. Niemand kann zugleich Mitglied des Bundesrats und des Reichstags sein. Auf durchschnittlich 100,000 Seelen (nach der bei Erlaß des Wahlgesetzes maßgebenden Volkszählung) trifft ein Abgeordneter; jedoch wird für einen Bundesstaat, dessen Bevölkerung diese Ziffer nicht erreicht, ebenfalls ein Abgeordneter gewählt. Der Reichstag besteht aus 397 Mitgliedern, nämlich 236 aus Preußen, 48 aus Bayern, 23 aus Sachsen, 17 aus Württemberg, 15 aus Elsaß-Lothringen, 14 aus Baden, 9 aus Hessen, 6 aus Mecklenburg-Schwerin, je 3 aus Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig und Hamburg, je 2 aus Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha und Anhalt und je 1 aus den übrigen Staaten. Die Wahlperiode dauert fünf Jahre (Reichsgesetz vom 19. März 1888; früher 3 Jahre); eine Auflösung des Reichstags kann während der Wahlperiode durch Beschluß des Bundesrats unter Zustimmung des Kaisers erfolgen. In diesem Fall müssen binnen 60 Tagen die Wähler und binnen 90 Tagen nach der Auflösung der neue Reichstag versammelt werden. Auch darf der Reichstag ohne seine Zustimmung nicht auf länger als 30 Tage und nicht mehr als einmal während derselben Session vertagt werden. Die Reichstagsmitglieder dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen (s. Diäten). Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag. Wenn ein Mitglied des Reichstags ein besoldetes Reichsamt oder in einem Bundesstaat ein besoldetes Staatsamt annimmt oder im Reichs- oder Staatsdienst in ein Amt mit höherm Rang oder Gehalt eintritt, so verliert er Sitz und Stimme im Reichstag und kann seine Stelle in denselben nur durch neue Wahl wiedererlangen (Reichsverfassung, Art. 21). Ohne Genehmigung des Reichstags kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn er bei Ausübung der That oder im Laufe des nächsten Tages ergriffen wird. Auf Verlangen des Reichstags wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied und jede Untersuchungs- und Zivilhaft für die Dauer der Session aufgehoben (Art. 31). Auch darf kein Mitglied wegen seiner Abstimmungen oder sonstigen in Ausübung seines Berufs gemachten Äußerungen gerichtlich oder disziplinar verfolgt oder sonst außerhalb des Reichstags zur Verantwortung gezogen werden (Art. 30). Die Verhandlungen des Reichstags sind öffentlich; wahrheitsgetreue Berichte darüber bleiben von jeder Verant-

wortlichkeit frei (Art. 22). Beschlüsse werden mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt; jedoch ist zur Beschlußfähigkeit erforderlich, daß die Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder (also 199 Abgeordnete) anwesend sei (Art. 28). Der Reichstag wählt sein Büreau, entscheidet über die Legitimation seiner Mitglieder und regelt seinen Geschäftsgang und seine Disziplin durch eine Geschäftsordnung (Art. 27). Er hat insbesondere das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Feststellung des Reichshaushaltsetats, das Recht der Gesetzesinitiative und das Petitionsrecht. Weiteres s. Reichstag.

Der Reichskanzler, welcher vom Kaiser ernannt wird, nimmt eine Doppelstellung ein: er ist einerseits Vorsitzender des Bundesrats (Reichsverfassung, Art. 15), anderseits Minister des Kaisers (Art. 17), dessen Anordnungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen. Auf diese Weise ist die Verwaltung des Reiches streng zentralistisch durchgeführt. Das Reich hat nur einen einzigen verantwortlichen Minister, welcher für jeden Zweig der Reichsverwaltung der oberste Chef ist. Die Vorstände der Reichsämter sind dem Reichskanzler untergeordnet. Die Einführung verantwortlicher Reichsministerien ist von den verbündeten Regierungen stets abgelehnt worden. Vgl. die Zusammenstellung in Hirths und Seydels Annalen des Deutschen Reichs, 1886, S. 321 ff; s. auch Reichskanzler. Der Behördenorganismus des Reiches ist mit der Zeit sehr umfassend geworden (s. Reichsbehörden).

Die Angehörigen der deutschen Staaten sind als solche Reichsangehörige (s. Reichsangehörigkeit, deutsche; Staatsangehörigkeit).

Wenn Bundesglieder ihre Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Exekution angehalten werden (Art. 19). Diese ist vom Bundesrat zu beschließen und vom Kaiser zu vollstrecken. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten werden, insofern sie nicht privatrechtlicher Natur sind und daher vor die Gerichte gehören, auf Anrufen des einen Teiles vom Bundesrat erledigt. Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten, in deren Verfassung nicht eine Behörde zur Entscheidung solcher Streitigkeiten bestimmt ist, hat auf Anrufen eines Teiles der Bundesrat gütlich auszugleichen oder, wenn dies nicht gelingt, im Wege der Reichsgesetzgebung zur Erledigung zu bringen (Art. 76). Auch Beschwerden über gehemmte oder verweigerte Rechtshilfe können aus den einzelnen Bundesstaaten an den Bundesrat gebracht werden, wofern auf gesetzlichem Weg ausreichende Hilfe nicht zu erlangen sein sollte (Art. 77). Über die Litteratur des deutschen Reichsstaatsrechts vgl. Staatsrecht.

Rechtspflege.

Eine der wichtigsten Errungenschaften des neuen Reiches ist die einheitliche Einrichtung der Rechtspflege, welche durch die Justizgesetze von 1877 und 1878 erfolgte (s. Gericht). Die Privat- oder Patrimonialgerichtsbarkeit ist vollständig beseitigt, der geistlichen Gerichtsbarkeit die bürgerliche Wirksamkeit entzogen und die Trennung der bürgerlichen und Strafrechtspflege von der Verwaltung durchgeführt. Die Voraussetzungen der Fähigkeit zum Richteramt sind für ganz D. einheitlich bestimmt. Für die Unabhängigkeit des Richterstandes sind die nötigen Gewährschaften gegeben. Das Laienelement ist in ausgedehntem Umfang zur Rechtsprechung herangezogen, so insbesondere in den Schöffengerichten, welche zu den Schwurgerichten hinzukamen, sowie in den Einrichtungen der Handelsrichter und der Schiedsmänner. Die richterliche Thätigkeit soll sich möglichst auf das Gebiet der eigentlichen Rechtsprechung beschränken. Darum ist die Zwangsvollstreckung in das bewegliche Vermögen Sache der Gerichtsvollzieher und die Einleitung und Vorbereitung der richterlichen Entscheidung Sache der Gerichtsschreiber. Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wird, ebenso wie das Hauptverfahren im Strafprozeß, durch die Grundsätze der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, der Unmittelbarkeit der Verhandlung und der freien Würdigung der Beweisergebnisse durch den Richter beherrscht. Ausnahmegerichte sind, abgesehen von Kriegs- und Standgerichten, unstatthaft. Die oberste Gerichtsbarkeit wird durch das Reichsgericht in Leipzig ausgeübt. Diese Reichsbehörde, deren Mitglieder (Präsident, Senatspräsidenten und Räte) auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser ernannt werden, sichert die Wahrung der Rechtseinheit und die gleichmäßige Auslegung der deutschen Reichsgesetze. In beschränktem Umfang war dies zuvor die Aufgabe des Reichsoberhandelsgerichts. Alle untern Instanzen sind Landesbehörden. Das Reichsgericht entscheidet auch in erster und letzter Instanz über die gegen Kaiser und Reich gerichteten Verbrechen des Hochverrats und des Landesverrats. Im übrigen vgl. Gericht.

Die Staatsanwaltschaft wird bei dem Reichsgericht durch einen Oberreichsanwalt und durch Reichsanwalte, bei Oberlandesgerichten, Landgerichten und Schwurgerichten durch Staatsanwalte und bei den Amts- und Schöffengerichten durch Amtsanwalte geführt. (Näheres über die Justizorganisation s. unter »Gericht« und in den Artikeln über die einzelnen Bundesstaaten.) Eine einheitliche Gesetzgebung über die Gegenstände, welche in die Zuständigkeit des Reiches fallen, ist zum Teil geschaffen, auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts in der Vorbereitung begriffen.

Zur Zeit bestehen für das bürgerliche Recht noch die drei großen Rechtsgebiete des preußischen Landrechts, des französischen und des gemeinen deutschen Rechts. Das preußische Landrecht gilt im größten Teil des preußischen Staates, nämlich in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern mit Ausschluß der neuvorpommerschen Kreise Greifswald, Grimmen, Franzburg, Stralsund und Rügen, in Posen, Schlesien und Sachsen, im Regierungsbezirk Aurich mit Ausschluß des Stadtbezirks Wilhelmshaven, in der Stadt Duderstadt und dem Amt Gieboldehausen (Regierungsbezirk Hildesheim), in Westfalen sowie den rechtsrheinischen Kreisen des Regierungsbezirks Düsseldorf: Rees, Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, Essen-Land und Stadt Essen; außerdem in den ehemals preußischen, jetzt bayrischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. Die Geltung des französischen Rechts erstreckt sich auf die preußischen Rheinlande mit Ausschluß der im Gebiet des preußischen Landrechts belegenen Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf, des Kreises Meisenheim und des rechts vom Rhein und links von der Sieg belegenen Teiles des Regierungsbezirks Koblenz, zu welchem auch die Rheininseln gehören. Ferner gilt französisches Recht in Elsaß-Lothringen, in der bayrischen Pfalz, in Rheinhessen und (in besonderer Kodifikation) in Baden. Das Rechtsgebiet des französischen Rechts ist ein in sich geschlossenes, innerhalb dessen nur im Kreis Meisenheim andres (und zwar gemeines deutsches) Recht gilt. Das gemeine deutsche Recht, geändert durch zahlreiche einzelne Partikulargesetze, gilt in den preußi-

schen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover mit Ausnahme von Ostfriesland und des zum Eichsfeld gehörigen Teiles des hildesheimischen Kreises Osterode am Harz, in Hessen-Nassau, im Kreis Meisenheim und im rechtsrheinischen, links der Sieg gelegenen Teil des Regierungsbezirks Koblenz sowie in Hohenzollern und den schon erwähnten neuvorpommerschen Kreisen. Ferner gilt gemeines deutsches Recht im Königreich Bayern (teilweise in besonderer Kodifikation) mit Ausschluß der Rheinpfalz und der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, im Königreich Württemberg, in Hessen, mit Ausnahme von Rheinhessen, in Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, im Königreich Sachsen (in besonderer Kodifikation), in Anhalt, in Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, in Reuß älterer und jüngerer Linie, in Waldeck, in Schaumburg-Lippe und Lippe, in Braunschweig, in Oldenburg, in Mecklenburg-Schwerin, in Mecklenburg-Strelitz und in Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Rechtsgebiet des gemeinen deutschen Rechts ist ein gleichfalls geschlossenes und erstreckt sich von der jütischen Grenze ununterbrochen bis zum Bodensee. Ausschlüsse desselben bilden im Gebiet des preußischen Landrechts Anhalt, die Unterherrschaften von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen sowie kleinere, zu Mecklenburg-Schwerin, Braunschweig, Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg-Gotha gehörige Gebietsteile; im Gebiete des französischen Rechts Meisenheim. Vgl. Art. »Deutsches Recht«, wo ein Überblick über die Entwickelung der neuern deutschen Gesetzgebung gegeben ist.

Finanzwesen des Deutschen Reiches.

Die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Deutschen Reiches wird als Reichsfiskus bezeichnet. Zu dem Reichsvermögen gehören unter andern die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, der Reichskriegsschatz von 120 Mill. Mk., welcher im Juliusturm zu Spandau bar hinterlegt ist, der Reichsinvalidenfonds und der Reichsfestungsbaufonds. Dazu kommen die zahlreichen Liegenschaften (Kasernen, Postgebäude rc.), welche dem Reich eigentümlich zugehören, und das bewegliche Vermögen, welches sich in der Benutzung der einzelnen Reichsverwaltungen befindet. Die Aufnahme von Reichsschulden erfolgt auf Grund reichsgesetzlicher Ermächtigung. Die Reichsschuld ist teils eine verzinsliche, teils eine unverzinsliche, welch letztere durch Reichskassenscheine dargestellt wird. Laut Gesetz vom 30. April 1874 wurden Reichskassenscheine bis zum Betrag von 120 Mill. Mk. an die Staaten nach ihrer Bevölkerung verteilt und zur Umgestaltung des Münzwesens die Ausgabe von weitern 54,889,940 Mk. gestattet. Die verzinsliche Reichsschuld ist seit 31. März 1877 bis 31. März 1892 von 16,3 auf 1685,6 Mill. Mk. gewachsen. Nach dem Reichsgesetz vom 31. Mai 1891 können Schuldverschreibungen der Reichsanleihen durch Eintrag in das Reichsschuldbuch in Buchschulden des Reiches auf den Namen eines bestimmten Gläubigers umgewandelt werden. Die Einnahmen und Ausgaben des Reiches werden durch ein Etatsgesetz festgestellt. Die Feststellung erfolgt auf ein Jahr; der Vorschlag der verbündeten Regierungen, zweijährige Finanzperioden einzuführen, scheiterte wiederholt an dem Widerspruch des Reichstags. Wie das Budget vom Bundesrat mit dem Reichstag vereinbart wird, so haben auch beide Körperschaften das Recht der Kontrolle der Reichsfinanzverwaltung. Die Vorprüfung der jährlich zu legenden Rechnungen erfolgt durch den »Rechnungshof des Deutschen Reiches«, als welcher die preußische Oberrechnungskammer in Potsdam fungiert. Für die Verwaltung des Reichskriegsschatzes und der Reichsschuld besteht die besondere Kontrolle der Reichsschuldenkommission, welche auch die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds überwacht. Sowohl der Bundesrat als auch der Reichstag hat zu der Entlastung des Reichskanzlers die jährlich zu legenden Rechnungen der Reichsverwaltungen zu genehmigen. Das Etatsjahr läuft seit 1877 vom 1. April bis zum 31. März.

Einnahmen des Reiches.

Was die laufenden Einnahmen des Reiches anbetrifft, so kommen 1) privatrechtliche Einnahmen aus den Betriebsergebnissen der Reichseisenbahnen, Zinsen der bereits erwähnten Fonds, Gewinn aus der Münzprägung auf Rechnung des Reiches, Einnahmen aus dem Betrieb der Reichsdruckerei in Berlin, Kaufgelder aus Verkäufen für Rechnung des Reiches rc. in Betracht. Dazu kommen 2) die für Rechnung des Reiches zu erhebenden Gebühren, insbes. jene der Reichspost- und Telegraphenverwaltung. Aus diesen werden zunächst die laufenden Kosten ebendieser Verwaltung bestritten, während der Überschuß in die Reichskasse fließt. Für das Etatsjahr 1893/94 ist dieser Überschuß bei einer Gesamteinnahme von 255,710,850 Mk. auf 21,290,077 Mk. veranschlagt (im Vorjahr 247,457,020, bez. 21,222,938 Mk.). Nach dem Etatsentwurf für 1894/95 beträgt der Überschuß 24,858,617 Mk. Die Einnahmen der selbständigen Postverwaltungen Bayerns und Württembergs fließen in die Kassen dieser Staaten. Dafür haben die letztern aber auch an den Einnahmen aus der Reichspost- u. Telegraphenverwaltung keinen Anteil und müssen deshalb höhere Matrikularbeiträge zahlen. Außerdem kommen Gebühren für gewisse Handlungen der Reichsbehörden, z. B. der Konsuln, des Patentamtes, Sporteln des Reichsgerichts u. dgl., für die Reichskasse zur Erhebung.

3) An Steuern des Reiches bestehen die Verbrauchssteuern von inländischem Salz, Tabak, Branntwein, Bier und von dem aus Rüben oder andern inländischen Erzeugnissen dargestellten Zucker sowie die Zölle. Die Einführung einer Weinsteuer ist im Herbst 1893 dem Reichstag vorgeschlagen worden. Die Erhebung der gemeinschaftlichen Zölle und Verbrauchssteuern ist Sache der Bundesstaaten. Für die außerhalb des Zollgebietes liegenden Landesteile haben die betreffenden Staaten zu den Reichsausgaben durch die Zahlung von Aversen in entsprechend erhöhter Weise beizutragen. Auf Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen erstreckt sich die Brausteuergemeinschaft nicht. Die erstgenannten drei Staaten haben in dieser Beziehung ein Sonderrecht. Auf das gleiche Sonderrecht hinsichtlich der Branntweinsteuer haben sie verzichtet. An den Brausteuererträgnissen haben die süddeutschen Staaten keinen Anteil und zahlen statt dessen Aversa an die Reichskasse. Die Zolleinnahmen beliefen sich vor dem neuen Zolltarif von 1879 auf 114 Mill. Mk. brutto und 105 Mill. netto (Etat 1879/80). Im Etat für 1893/94 sind sie auf 341,122,000 Mk. veranschlagt (1892/93: 339,451,000 Mk.). Auch die Tabakssteuer ist seit dem Reichsgesetz vom 16. Juli 1879 erhöht und eine neue Reform derselben im Herbst 1893 unternommen worden. Während sie früher 1 Mill. einbrachte, waren ihre Erträgnisse 1881/82 mit 4,6 Mill. Mk., und sind für 1893/94 mit 10,941,000 Mk. veranschlagt. Den Vorschlag, ein Tabaksmonopol einzuführen, lehnte der Reichstag 1882 ab. Bezüglich der jährlichen Erträgnisse aus den Zöllen u. aus der Tabakssteuer besteht die Be-

stimmung (Antrag »Franckenstein«), daß 130 Mill. Mk. davon in der Reichskasse verbleiben, während der Überschuß über diese Summe nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Bevölkerung an die Bundesstaaten verteilt wird. Die Nettoerträgnisse der Rübenzucker-, Salz- und Brausteuer verbleiben dem Reiche. Die Zuckersteuer betrug nach dem Gesetz vom 26. Juni 1869: 80 Pf. vom Zentner roher Rüben. Bei der Ausfuhr von Zucker wurde die Steuer zurückvergütet und zwar mit 9 Mk. 40 Pf. für den Zentner Zucker, seit dem Gesetz vom 7. Juli 1883 mit 9 Mk. Diese Ausfuhrvergütung war zu hoch, seitdem es die Fortschritte der Fabrikation gestatten, aus einer viel geringern Rübenmenge einen Zentner Zucker herzustellen, als dies bei Erlaß des Gesetzes vom 26. Juni 1869 der Fall war. So kam es, daß der Zuckerfabrikant für den ausgeführten Zucker mehr vergütet erhielt, als er für den Rohstoff an Steuern bezahlt hatte. Hieraus erklärt sich der Rückgang der Zuckersteuer. Deren Reinertrag belief sich 1873 auf 58,2 Mill. Mk. und 1875 auf 59,5 Mill. Mk., während er 1878/79: 44,8, 1879/80: 48, 1880/81: 42,9, 1881/82: 36,3, 1882/83: 46 u. 1883/84 nur 37,8 Mill. Mk. betrug. In dem letztgedachten Etatsjahr blieb er um 6,7 Mill. Mk. hinter dem Etatsansatz zurück, so daß dies Etatsjahr mit einem Ausfall von 1,9 Mill. Mk. abschloß, während das Vorjahr noch einen Überschuß von 15 Mill. Mk. hatte. Ein Reichsgesetz vom 9. Juli 1887 regelte die Zuckersteuer in der Art, daß eine zweifache Versteuerung eingeführt wurde, nämlich eine Materialsteuer von 80 Pf. für 100 kg zur Zuckerbereitung bestimmter Rüben, zu zahlen vom Fabrikanten, und eine Verbrauchsabgabe von 12 Mk. für 100 kg inländischen Rübenzuckers, zu zahlen, sobald der Zucker aus der Steuerkontrolle tritt, von demjenigen, der ihn zur freien Verfügung erhält. Dieses Gesetz wurde durch das Reichsgesetz vom 31. Mai 1891 beseitigt, das ausschließlich auf dem System der Verbrauchsabgabe beruht. Letztere beträgt 18 Mk. von 100 kg Nettogewicht, der Eingangszoll 36 Mk. von 100 kg. Das neue Gesetz trat am 1. Aug. 1892 in Kraft. Es enthält eingehende Übergangsbestimmungen über die Ausfuhrvergütungen, die sich auf die Zeit bis zum 31. Juli 1897 erstrecken. Für 1893/94 ist der Ertrag der Verbrauchsabgabe auf 66,397,000 Mk. (1892/93 Materialsteuer 11,573,000 Mk., Verbrauchsabgabe 56,523,000 Mk.) veranschlagt.

Die Salzsteuer (norddeutsches Bundesgesetz vom 12. Okt. 1867 und gleiche Gesetze für die süddeutschen Staaten) beträgt 6 Mk. vom Nettozentner Salz. Der Ertrag für 1893/94 ist auf 41,939,000 Mk. angeschlagen. Die Branntweinsteuer war schon vor Begründung des norddeutschen Bundes auf Grund der preußischen Gesetzgebung zwischen Preußen und den meisten norddeutschen Staaten einheitlich geregelt, und zwar als Fabrikationssteuer. Sie wurde durch Bundesgesetz vom 8. Juli 1868 auf die übrigen norddeutschen Staaten, durch Reichsgesetz vom 16. Juni 1873 auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt; für Hohenzollern wurde ein eignes Bundesgesetz vom 4. Mai 1868 erlassen. Versuche der Einführung eines Branntweinmonopols scheiterten 1886. Dagegen hat das Reichsgesetz vom 24. Juni 1887 (geändert durch Gesetze vom 7. April 1889 und 8. Juni 1891) eine Verbrauchsabgabe von Branntwein hinzugefügt. Die süddeutschen Staaten sind der Branntweinsteuergemeinschaft beigetreten. Der Reinertrag der Verbrauchsabgabe (1892/93: 102,607,000 Mk., 1893/94: 99,940,000 Mk.) wird an die Bundesstaaten nach Verhältnis ihrer Wohnbevölkerung verteilt. Der Ertrag der Fabrikations- (Maischbottich- u. Material-) Steuer (1892/93: 17,452,000 Mk., 1893/94: 17,826,000 Mk.) verbleibt der Reichskasse. Die Bier- (Brau-) Steuer (Reichsgesetz vom 31. Mai 1872) beträgt 2 Mk. auf den Zentner des zur Bierbereitung verwandten Getreides, 3 und 4 Mk. von Ersatzmitteln für Malz. Gegenüber der geplanten Erhöhung (nahezu Verdoppelung) derselben hat sich der Reichstag wiederholt ablehnend verhalten. Die Brausteuer ist für 1893/94 auf 24,694,000 Mk. (einschließlich der Übergangsabgabe von Bier) veranschlagt (1892/93: 23,877,000 Mk.). Außerdem werden noch folgende Steuern für Rechnung des Reiches erhoben: die Wechselstempelsteuer nach den Reichsgesetzen vom 10. Juni 1869 u. 4. Juni 1879 (1893/94: brutto 7,829,000 Mk., netto 7,455,000 Mk.), die Spielkartenstempelsteuer nach dem Reichsgesetz vom 3. Juli 1878 (1893/94 netto 1,227,030 Mk.), die statistische Gebühr nach dem Reichsgesetz vom 20. Juli 1879 (1893/94 netto 683,000 Mk.), die 5proz. Steuer von den durch entsprechenden Barvorrat nicht gedeckten Noten der deutschen Banken (1893/94: 202,500 Mk.) und der Anteil des Reiches am Reingewinn der Reichsbank nach dem Reichsgesetz vom 18. Dez. 1889 (1893/94: 6,915,000 Mk.), die sogen. Börsensteuer d. h. die Stempelabgabe für Wertpapiere, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielose, deren Reinertrag nach Verhältnis der Bevölkerung in die Kassen der Bundesstaaten fließt, nach den Reichsgesetzen vom 1. Juli 1881 und 29. Mai 1885, deren Änderung im Herbst 1893 angebahnt worden ist (Anschlag für 1893/94: 27,171,000 Mk.). Nachdem durch Reichsgesetz vom 29. Mai 1885 für die stempelpflichtigen Kauf- und Anschaffungsgeschäfte statt des bisherigen Fixstempels eine prozentuale Besteuerung eingeführt worden ist, hat sich der Ertrag dieser Steuer (1885/86: 12,430,000 Mk., 1886/87: 22,375,000 Mk.) erhöht.

4) Soweit die gemeinsamen Reichsausgaben durch die eignen Reichseinnahmen nicht gedeckt sind, werden Matrikularbeiträge erhoben, d. h. Beiträge der Bundesstaaten, welche nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Wohnbevölkerung aufzubringen sind. Die Beseitigung der Matrikularbeiträge wurde von dem Fürsten Bismarck wiederholt als wünschenswert bezeichnet. Sie wirken als Kopfsteuer und treffen daher die kleinen Staaten mit durchschnittlich minder wohlhabender Bevölkerung verhältnismäßig härter als die größern. Indessen wird diese Unbilligkeit durch die erwähnten Verteilungen von Reichseinnahmen an die Bundesstaaten in nicht unerheblichem Maße ausgeglichen. Im Herbst 1893 wurde eine Gesetzvorlage eingebracht, welche das Verhältnis der Matrikularbeiträge und der Überweisungen regeln soll. Die Matrikularbeiträge sind für 1893/94 wie folgt veranschlagt:

	Mark		Mark
Preußen	211 556 813	Sachs.-Kob.-Gotha	1 433 606
Bayern	43 434 500	Anhalt	1 981 572
Sachsen	25 612 537	Schwarzb.-Sondersh.	518 019
Württemberg	15 545 229	Schwarzb.-Rudolst.	588 097
Baden	12 602 335	Waldeck	387 914
Hessen	6 888 223	Reuß ä. L.	466 590
Mecklenb.-Schwerin	3 889 661	Reuß j. L.	864 276
Sachsen-Weimar	2 263 890	Schaumburg-Lippe	275 311
Mecklenb.-Strelitz	652 573	Lippe	895 479
Oldenburg	2 465 890	Lübeck	571 880
Braunschweig	2 914 545	Bremen	1 308 081
Sachsen-Meiningen	2 556 138	Hamburg	4 873 939
Sachsen-Altenburg	1 207 015	Elsaß-Lothringen	12 086 184

Eine Übersicht des Reichshaushaltsetats seit 1872 unter Einbeziehung des Nachtragsetats ergibt:

Jahr	Einnahmen und Ausgaben je (in Mark)	Matrikularbeiträge in Mark
1872	350 970 000	96 648 162
1873	356 521 467	73 943 601
1874	444 760 225	67 186 251
1875	515 018 563	68 969 549
1876	474 256 998	71 876 215
1877/78	540 672 500	81 044 171
1878/79	536 696 800	87 145 516
1879/80	555 894 037	89 445 950
1880/81	539 252 640	81 670 950
1881/82	593 352 400	103 288 523
1882/83	610 787 707	108 684 369
1883/84	592 437 186	91 888 802
1884/85	610 173 000	84 275 084
1885/86	612 325 592	122 436 712
1886/87	697 392 069	139 218 399
1887/88	921 240 238	186 452 425
1888/89	1 225 926 074	219 375 459
1889/90	970 003 886	220 082 691
1890/91	1 220 942 851	298 058 867
1891/92	1 118 921 412	326 733 620
1892/93	1 233 726 965	327 359 733
1893/94	1 330 429 358	380 064 145
1894/95 (nach dem Entwurf)	1 305 632 229	419 592 544

Dazu seit 1892/93 gesonderter Etat der Schutzgebiete gemäß Reichsgesetz vom 30. März 1892. Für 1893/94 betrug das Budget in Einnahme und Ausgabe: für Kamerun 580,000 Mk., für Togo 143,000 Mk., für Südwestafrika 273,000 Mk., in Deutsch-Ostafrika 1892/93: 4,780,000 Mk. Vgl. die betreffenden Artikel.

Ausgaben des Reiches.

Die Ausgaben des Reiches umfassen die Verwaltung und Verzinsung der Reichsschuld, die Erhebungs- und Verwaltungskosten der Reichseinnahmen, den Aufwand für die einzelnen Zweige der Reichsverwaltung und für die Organe des Reiches. Der Kaiser als solcher bezieht keine Einkünfte aus der Reichskasse. Doch ist für ihn ein Dispositionsfonds zu Gnadenbewilligungen aller Art im Betrag von 3 Mill. Mk. jährlich ausgeworfen. An den Ausgaben sind die Bundesstaaten nicht alle gleichmäßig beteiligt, da verschiedene Reichsanstalten nicht allen Staaten gemeinsam sind. So haben Bayern und Elsaß-Lothringen an den Kosten des Bundesamts für das Heimatwesen, Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen an den Kosten für die Kontrolle der Brausteuer, Bayern an den Kosten des Reichseisenbahnamts, Bayern und Württemberg an den Kosten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keinen Anteil. Den Staaten, welche Gesandtschaften im Auslande unterhalten (Bayern, Württemberg, Sachsen), sind Nachlasse an den Ausgaben für die Reichsgesandtschaften verwilligt, und auch zu den Ausgaben für den Rechnungshof tragen Bayern und Württemberg in geringerm Umfang bei als die übrigen Bundesstaaten. Die Ausgaben sind fortdauernde und einmalige (des ordentlichen und außerordentlichen Etats). Einen Hauptbestandteil der Ausgaben bilden die Ausgaben für das Heer. Nach der norddeutschen Bundesverfassung (Art. 62) wurden dem Bundesfeldherrn jährlich so vielmal 225 Thlr. zur Verfügung gestellt, als die Kopfzahl der Friedenspräsenzstärke des Heeres betrug. Für die Jahre 1872—74 war der Pauschalbetrag durch Reichsgesetz vom 9. Dez. 1871 auf 90,373,275 Thlr. jährlich festgestellt. Seit 1875 werden die Ausgaben für das Heer gleich den übrigen Ausgaben jährlich veranschlagt. Allerdings ist die Friedenspräsenzstärke des Heeres seitdem jeweilig auf 7 Jahre (Septennat) festgestellt (s. unten). Spezialisierte Etats werden für das preußische, sächsische und württembergische Kontingent aufgestellt. Bayern ist verpflichtet, für sein Heerwesen einen gleichen Geldbetrag zu verwenden, wie er nach Verhältnis der Kopfstärke durch den Militäretat des Reiches für die übrigen Teile des Reichsheers ausgesetzt ist. Dieser Betrag wird im Reichshaushaltsetat für das bayrische Kontingent in Einer Summe ausgeworfen, die Aufstellung der Spezialetats ist Bayern überlassen. Nächst dem Heer verursacht die Kriegsmarine den größten Aufwand. Der Reichshaushaltsetat für 1893/94 enthält folgende Ausgabeposten:

	Fortdauernde Mark	Einmalige Mark
Reichstag	423 853	—
Reichskanzler und Reichskanzlei	153 460	—
Auswärtiges Amt	10 135 905	4 206 200
Reichsamt des Innern	25 841 515	38 597 900
Verwaltung des Reichsheeres	450 254 690	195 676 578
Verwaltung der kaiserlichen Marine	48 252 639	31 544 250
Reichsjustizverwaltung	2 054 978	1 200 000
Reichsschatzamt	354 258 840	218 600
Reichseisenbahnamt	332 820	4 000
Reichsschuld	66 966 000	—
Rechnungshof	629 883	—
Allgemeiner Pensionsfonds	44 793 028	—
Reichsinvalidenfonds	24 672 078	—
Post- und Telegraphenverwaltung	—	10 097 014
Eisenbahnverwaltung	—	13 386 810
Betriebsfonds	—	6 728 332
Zusammen:	1 028 769 679	301 659 679
Summe der Ausgaben:	1 330 429 358 Mark	

Erläuternd ist hierzu noch zu bemerken, daß der Ausgabeansatz des Reichsschatzamts deswegen so hoch ist, weil hier die allgemeinen Fonds mit ausgeworfen sind, insbes. die Herauszahlungen an die Bundesstaaten aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabaksteuer, der Branntweinsteuer und der Börsensteuer. Für die Reichspostverwaltung erscheinen im Ordinarium um deswillen keine Ausgaben, weil die fortdauernden Ausgaben aus den Einnahmen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung bestritten werden. An Einnahmen stehen den Ausgaben für 1893/94 gegenüber:

Zölle und Verbrauchssteuern	602 919 840 Mark
Reichsstempelabgaben	36 514 000 »
Post- und Telegraphenverwaltung	21 290 077 »
Reichsdruckerei	1 392 220 »
Eisenbahnverwaltung	20 745 100 »
Bankwesen	7 117 500 »
Verschiedene Verwaltungseinnahmen	13 375 055 »
Aus dem Reichsinvalidenfonds	24 672 078 »
Zinsen aus belegten Reichsgeldern	148 000 »
Aus Veräußerung von Parzellen des ehemal. Stettiner Festungsterrains	508 636 »
Überschüsse aus frühern Jahren	4 147 232 »
Matrikularbeiträge	380 064 145 »
Außerordentliche Deckungsmittel (Zuschüsse aus der Anleihe etc.)	217 535 475 »
Zusammen:	1 330 429 358 Mark

Heerwesen des Deutschen Reiches.

(Hierzu die »Garnisonkarte von Mitteleuropa«, mit Textblatt.)

Nachdem der preußisch-österreichische Krieg von 1866 der deutschen Bundesarmee (s. Deutscher Bund) ein Ende gemacht hatte, wurden durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 1. Juli 1867 das Militärwesen und die Kriegsmarine der Bundes-

gesetzgebung unterstellt; dem König von Preußen wurde als Bundesoberfeldherrn das Recht zuerkannt, im Namen des Norddeutschen Bundes Krieg zu erklären, Frieden und Bündnisse zu schließen. Die Bundeskriegsmarine sollte unter dem Oberbefehl Preußens eine einheitliche sein. Auf Grund der in der Verfassung gegebenen Bestimmungen über das Heerwesen wurde das Wehrgesetz vom 9. Nov. 1867 erlassen, welches später auf das Deutsche Reich übernommen wurde. Beim Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870 betrug der Friedensstand (einschließlich des nordhessischen Kontingents) 302,633 Köpfe, 73,312 Pferde und 808 bespannte Geschütze, die Kriegsstärke mit Einschluß des ganzen hessischen Kontingents:

	Offiziere	Mann	Pferde	Geschütze
Feldtruppen	12 777	543 058	155 896	1212
Ersatztruppen	3 280	182 940	22 545	234
Besatzungstruppen . .	6 376	198 678	15 689	234
Zusammen:	22 433	924 676	194 130	1680

Durch die Bündnisverträge, welche Preußen mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen abgeschlossen hatte, und durch welche diese Staaten sich verpflichteten, Preußen und dem Norddeutschen Bund für den Fall eines Krieges zum Zweck allseitiger Wahrung der Integrität ihrer Gebiete ihre gesamten Streitkräfte unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen zur Verfügung zu stellen (das sogen. Schutz- u. Trutzbündnis), flossen dem Heer für den Kriegsfall noch bedeutende Verstärkungen zu. Durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches wurde die Zugehörigkeit der süddeutschen Heeresteile eine dauernde. Der § 2 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 erklärt das Wehrgesetz (Gesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst) des Norddeutschen Bundes vom 9. Nov. 1867 zum Reichsgesetz. Der § 1 desselben, der Grundgedanke des preußischen Heerwesens, der nach 1870 in die meisten europäischen Staaten übergegangen ist, lautet: »Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.« Ausgenommen von der Wehrpflicht sind heute nur die Mitglieder derjenigen Häuser, welchen die Befreiung durch Verträge zugesichert ist oder auf Grund besonderer Rechtstitel zusteht. Die Wehrpflicht beginnt nach der Heer- und Wehrordnung vom 22. Nov. 1888 mit dem vollendeten 17. und endet mit dem 45. Lebensjahr, sie zerfällt in die Dienstpflicht und die Landsturmpflicht. Die Dienstpflicht wird abgeleistet, wie folgt: 7 Jahre im stehenden Heer, in der Regel mit dem 20. Lebensjahr beginnend, davon 3 Jahre (seit 1893 bei den Fußtruppen 2 Jahre, s. unten) bei den Fahnen (aktiv), 4 Jahre in der Reserve, darauf 5 Jahre in der Landwehr 1. Aufgebots und nächstdem bis zum 31. März desjenigen Kalenderjahrs, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird, in der Landwehr 2. Aufgebots. Die Ersatzreservepflicht dauert 12 Jahre, vom 1. Okt. des 1. Militärpflichtjahrs ab, dann treten die Ersatzreservisten zur Landwehr 2. Aufgebots über (s. Ersatzreserve). Zum Landsturm gehören alle Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis vollendeten 45. Lebensjahr, welche weder dem Heere noch der Marine angehören. Das 1. Aufgebot des Landsturms dauert bis zum 39. Lebensjahr, dann folgt das 2. Die bisher der Ersatzreserve 2. Klasse zugewiesenen Mannschaften werden fortan dem Landsturm 1. Aufgebots zugeteilt. Der Landsturm hat die Pflicht, an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen, und kann bei außerordentlichem Bedarf zur Ergänzung des Heeres und der Marine herangezogen werden. Sein 1. Aufgebot wird bei Kriegsgefahr durch die kommandierenden Generale, das 2. durch den Kaiser aufgerufen, seiner militärischen Verwendung entsprechend bewaffnet, bekleidet und ausgerüstet. Im Frieden unterliegt die Landwehr 2. Aufgebots und der Landsturm keiner militärischen Kontrolle. Während der Dauer einer Mobilmachung findet ein Übertritt in das 2. Aufgebot nicht statt.

Nach der Verfassung bildet die gesamte Landmacht ein einheitliches Heer im Kriege und im Frieden unter dem Befehl des Kaisers, welcher über den Präsenzstand, Gliederung und Einteilung der Kontingente, die Garnisonen sowie über die Mobilmachung Bestimmungen erläßt. Der Kaiser hat die Pflicht und das Recht, für die Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit aller Kontingente zu sorgen, und das Recht der Inspizierung; dem entsprechend sind auch alle deutschen Truppen verpflichtet, den Befehlen des Kaisers Folge zu leisten, welche Verpflichtung in den dem Landesherrn zu leistenden Fahneneid aufzunehmen ist. Der Kaiser ernennt die kommandierenden Generale eines Kontingents sowie die Festungskommandanten. Dagegen ernennen die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen die Offiziere ihrer Kontingente. Besondere Konventionen räumen zum Teil den Bundesfürsten mehr Rechte, ihren Kontingenten besondere Stellungen im Armeeverband ein oder übertragen die Verwaltung ganz an Preußen und reservieren dem Souverän nur gewisse Ehrenrechte. So sind die Kontingente von Baden und Hessen ganz in den Verband der preußischen Armee übergegangen, bilden jedoch geschlossene Heeresteile, ersteres das 14. Armeekorps, letzteres die 25. Division (zum 11. Armeekorps gehörend). Bayern, Sachsen und Württemberg haben selbständige Heeresverwaltung und je ihr eignes Kriegsministerium. Das Reichsmilitärgesetz findet auf Bayern so weit Anwendung, als es den ihm zugesicherten Reservatrechten nicht zuwiderläuft. Sein Heer bildet einen geschlossenen Bestandteil des Bundesheeres unter der Militärhoheit des Königs, tritt aber mit der Mobilmachung, die auf Anregung des Kaisers durch den König erfolgt, unter den Befehl des Kaisers als Bundesfeldherrn. Dagegen ist Bayern verpflichtet, die für das Reichsheer geltenden Bestimmungen über Organisation, Formation, Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Gradabzeichen gleichfalls zur Geltung zu bringen. In Elsaß-Lothringen werden die Militärangelegenheiten nach Anordnung des preußischen Kriegsministeriums von den Landesbehörden verwaltet.

Durch das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 war die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften für die Zeit vom 1. Jan. 1875 bis zum 31. Dez. 1881 auf 401,659 Mann, ohne die etwa 5000 Mann betragenden Einjährig-Freiwilligen und die zu den Übungen einberufenen Reservisten, festgesetzt worden (erstes Septennat). 1875 hatte die Bevölkerung bereits die Höhe von 42,727,372 Seelen erreicht, deren Anwachsen 1880 auf 45 Mill. angenommen werden konnte. Um daher 1 Proz. der Bevölkerung zum Heeresdienst heranzuziehen, mußte die Friedenspräsenzstärke erhöht werden. Dies geschah durch das Nachtragsgesetz vom 6. Mai 1880, durch welches die Friedensstärke des Heeres für die Zeit vom 1. April 1881 bis 31. März 1888 auf

Digitized by Google

[Zum Artikel *Deutschland*, *IX.*]

Übersicht des deutschen Reichsheeres seit 1. Oktober 1893.

Armeekorps- und Generalkommandos	Divisionen-Nr.	Stabsquartiere der Divisionen. Regimenter Infanterie. Die Brigaden sind durch | getrennt.	Kürassiere	Ulanen	Husaren	Dragoner	Feld-Artillerie	Fuß-[1] Artillerie	Jäger	Pioniere[2]	Train
			Anzahl der Regimenter						Anz. der Bataillone		
Garde[3] Berlin	1. 2.	9 Regimenter (1. u. 2. Garde-Infant.- und Garde-Kavall.-Div. Berlin)	2[4]	3	1	2	2	1	2[5]	1	1
Zum Gardekorps gehört noch die Eisenbahnbrigade von 3 Eisenbahnregimentern zu 2 Bataillonen à 4 Kompanien und Luftschifferabteilung.											
			Regiment, Nummer						Bataillon, Nummer		
I. Königsb. i. Pr.	1. 2.	Königsberg i. Pr.: 1, 41 | 33, 59 Königsberg i. Pr.: 4, 45, | 3, 43	3.	8. 12.	—	1. 10. 11.	1. 16.	1.	1.	1.	1.
II. Stettin	3. 4.	Stettin: 2, 42 | 9, 54 . . . . Bromberg: 34, 129 | 49, 140. .	2.	9.	—	3. 12.	2. 17.	2.	—	17.	2.
III. Berlin	5. 6.	Frankfurt a. O.: 8, 48 | 12, 52. Brandenburg a. H.: 20, 35 | 24, 64	6.	3.	3.	2.	3. 18.	—	3.	3.	3.
IV. Magdeburg	7. 8.	Magdeburg: 26, 66 | 27, 93 . . Erfurt: 36, 71 | 72, 96 . . .	7.	16.	10. 12.	—	4. 19.	4.	—	4.	4.
V. Posen	9. 10.	Glogau: 50, 58 | 7, 19 . . . . Posen: 6, 46 | 37, 47	—	1. 10.	2.	4.	5. 20.	5.	5.	5.	5.
VI. Breslau	11. 12.	Breslau: 10, 38 | 11, 51 . . . Neiße: 22, 62 | 23, 63	1.	2.	4. 6.	8.	6. 21.	6.	6.	6.	6.
VII. Münster	13. 14.	Münster: 13, 53 | 15, 55 . . . Düsseldorf: 16, 39 | 56, 57 . .	4.	5.	8. 11.	—	7. 22.	7. 9.	7.	7.	7.
VIII. Koblenz	15. 16.	Köln: 40, 65 | 28, 68 . . . . Trier: 29, 69 | 30, 70	8.	—	7. 9.	7.	8. 23.	—	—	8.	8.
IX. Altona	17. 18.	Schwerin: 75, 76 | 89, 90 . Flensburg: 84, 86 | 31, 85 . .	—	—	15. 16.	17. 18.	9. 24.	—	9.	9.	9.
X. Hannover	19. 20.	Hannover: 78, 91 | 73, 74 . . Hannover: 79, 82 | 77, 92 . .	—	13.	17.	16. 19.	10. 26.	—	—	10.	10
XI. Kassel	21. 22. 25.	Frankfurt a. M.: 87, 88, | 80, 81 Kassel: 83, 95 | 32, 94 . . . Darmstadt: 115, 116 | 117, 118	—	6.	13. 14.	5. 23. 24.	11. 27. 25.	3.	11.	11.	11., 25. Komp. (hess.)
XII. Dresden	23. 24. 32.	Dresden: 100, 101 | 102, 103 . Leipzig: 134, 139 | 106, 107 . Dresden: 104, 133 | (105 XV) 108	1.[6] 1.[6]	17. 18.	18. 19.	—	12. 28. 32.	12.[7]	12. 13. 15.	12.	12.
XIII. Stuttgart	26. 27.	Stuttgart: 119, 125 | 121, 122 . Ulm: 123, 124 | 120 (126 XV) .	—	19. 20.	—	25. 26.	13. 29.	13. (Bat.)	—	13.	13.
XIV. Karlsruhe	28. 29.	Karlsruhe: 109, 110 | 25, 111 . Freiburg i. B.: 113, 114 | 112, 142	—	—	—	20. 21. 14. 22.	14. 30.	14.	4. 8. 10. 14.	14.	14.
XV. Straßbg. i. E.	30. 31.	Straßbg. i. E.: 97, 136 | 99, 105, 143 Straßbg. i. E.: 126, 132, 138 | 60, 137	—	7. 11. 15.		15.	15. 31.	10.	—	15. 19.	15.
XVI. Metz	33. 34.	Metz: 17, 144 | 98, 130 . . . Metz: 67, 131 | 135, 145 . . .	—	14.	—	9. 13. 6.	33. 34.	2. (B)[8] 8. 12.	—	16. 20.	16.
XVII. Danzig	35. 36.	Graudenz: 14, 141 | 21, 61 . . Danzig: 5, 128 | 18, 44 . . .	5.	4.	1. 5.	--	35. 36.	11.	2.	2.	17.
Bayr.											
I. München	1. 2.	München: Leibr., 1 | 2, 16 . . Augsburg: 3, 12 | 10, 13 . . . sowie 1 Eisenbahnbataillon von 2 Komp. u. 1 Luftschifferabteilg.	1. 2. Reiter	—	2. 4. Chev.	—	1. 3.	1.	1.	1.	1.
II. Würzburg	3. 4. 5.	Nürnberg: 11, 15 | 14, 19 . . Würzburg: 5, 9 | 6, 7. . . . Landau: 17, 18 | 4, 8	—	1. 2.	1. 3. 5. 6. Chev.	—	2. 4. 5.	2.[9]	2.	2.	2.

[1] Am 1. Okt. 1893 sind 6 Fußartilleriebataillone (mit Fußartillerieregiment Nr. 15) neu aufgestellt und
[2] ebenso Pionierbataillon Nr. 18, 19 und 20 neu (im ganzen 3½ Bataillone neu).
[3] 1. Garde-Infanteriedivision: 1. Garderegiment zu Fuß, 3. Garderegiment zu Fuß | 2. Garderegiment zu Fuß, Gardefüsilierregiment, 4. Garderegiment zu Fuß. 2. Garde-Infanteriedivision: 1. Gardegrenadierregiment, 3. Gardegrenadierregiment | 2. Gardegrenadierregiment, 4. Gardegrenadierregiment.
[4] Ein Regiment Garde du Corps. — [5] Ein Schützenbataillon. — [6] Gardereiter- und Karabinier-Regiment. — [7] Dem XVI. Armeekorps zugeteilt. — [8] 1 Bat. vom bayr. Fußartillerieregiment Nr. 2 dem XVI. Armeekorps zugeteilt.

Digitized by Google

[Zum Artikel *Deutschland*, *Marine*.]

Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte am 1. Oktober 1893.

Namen	Länge Meter	Deplacement Ton.	Pferdekräfte	Kanonen: schwere	Kanonen: leichte	Kanonen: Schnellfeuer-	Kanonen: Revolver-	Torpedorohre	Fahrgeschwindigkeit	Stapellauf	Besatzungsetat
1) Hochseepanzer, Panzerschiffe 1. Klasse, von 10,000 Ton. und darüber											
Kurfürst Friedrich Wilhelm, Brandenburg	115	10000	15000	6	—	16	?	7	16	91	552
Weißenburg, Wörth										92	
2) Panzerschiffe 2. Klasse, von 7500—10,000 T.											
König Wilhelm	108	9757	8000	29	4	—	6	5	15	88	732
Kaiser, Deutschland	85	7676	8000	16	4	—	6	5	14	74	644
3) Panzerschiffe 3. Klasse, von 5000—7500 T.											
Preußen, Friedrich der Große	93	6770	5400	6	2	4	6	4	14	73. 74	544
Baden	91	7400	5600	6	2	4	6	4	14	80	360
Bayern, Sachsen, Württemberg	91	7400	5600	6	2	4	6	4	14	77—78	376
Oldenburg	75	5200	3900	8	2	—	6	4	13	84	376
4) Küstenpanzer, Panzerschiffe 4. Klasse, von 3000—5000 T.											
Siegfried										89	256
Beowulf, Frithjof	73	3600	4800	3	—	6	—	4	16	90—91	256
Hildebrand, Heimdall, Hagen										92—93	256
T., V.											
5) Panzerkanonenboote, unter 3000 T.											
Wespe, Viper, Biene											
Mücke, Skorpion, Basilisk, Camäleon	44	1109	700	1	—	—	2	—	11	76—80	76
Krokodil, Salamander, Natter, Hummel											
Brummer, Bremse	62	866	1500	1	—	—	—	—	16	84	74
6) Kreuzer 1. Klasse, Hauptkaliber mindestens 21 cm, Panzerdeck und Seitenpanzer. Die projektierten Panzerkreuzer.											
7) Kreuzer 2. Klasse, Hauptkaliber mindestens 15 cm, Panzerdeck.											
Kaiserin Augusta	118	6000	12000	12	—	8	—	5	21	92	427
Irene, Prinzeß Wilhelm	94	4400	8000	14	—	—	8	4	18	87	355
8) Kreuzer 3. Klasse, Hauptkaliber unter 15 cm, Panzerdeck[1].											
Gefion (im Bau)											
Arkona, Alexandrine	72	2370	2400	14	1	—	4	1	15	85	268
Olga, Marie, Sophie	69	2169	2100	12	—	—	4	—	14	80—81	269
Freya	79	2017	2400	8	1	—	4	—	14	74	250
9) Kreuzer 4. Klasse, Hauptkaliber unter 15 cm, ohne Panzerdeck, Deplacement mindestens 1000 T.											
Seeadler, Condor, Cormoran, Falke	75	1600	2700	—	—	8	4	2	16	91—92	159
Bussard	78	1600	2800	—	—	8	4	2	16	90	159
Schwalbe	62	1120	1500	—	—	8	4	—	15	87	116
Sperber	72	1120	1500	—	—	8	4	—	15	88	116
F.											
10) Kanonenboote, Deplacement unter 1000 T.											
Habicht	58	848	600	5	4	—	—	—	12	79	129
Wolf, Iltis, Hyäne	42	489	340	—	2	—	—	2	9—10	78	85
Loreley	42	396	350	—	3	—	—	—	9	71	65
11) Avisen.											
Kaiseradler	82	1700	3000	—	2	—	—	—	16	78	150
Greif	97	2000	5400	—	2	—	10	—	23	86	155
Blitz, Pfeil	75	1382	2700	—	5	—	4	1	16	82	129
Wacht, Jagd	84	1240	4000	—	3	—	10	—	19	87—88	140
Zieten	60	973	2350	—	—	—	—	—	16	76	113
Meteor	80	1020	5000	—	—	13	—	1	21	90	90
Komet	80	950	5000	—	—	13	—	1	24	92	90
12) Torpedo-Divisionsboote.											
D. 9 und D. 10	—	380	—	—	—	6	—	3	26	91	—
D. 7 - D. 8	65	350	4000	—	—	6	—	3	26	90—91	—
D. 5 - D. 6	58	320	3000	—	—	—	8	3	22	88—89	—
D. 3 - D. 4	56	300	2500	—	—	—	6	2	21	88	—
D. 1 - D. 2	56	250	2000	—	—	—	6	2	20	87	—
13) Torpedoboote.											
Etwa 100 Torpedoboote 1. Klasse	36—44	75-103	550-1500	—	—	—	2	2—3	18—25	83—92	—
8 Torpedoboote 2. Klasse.											

14) Schulschiffe (Schul- und Versuchsschiffe).
Mars (Artillerieschulschiff), Leipzig, Charlotte, Stosch, Stein, Moltke, Gneisenau, Blücher, Nixe, Carola, Rhein, Ulan, Grille, Hay, Otter.

15) Schiffe zu besondern Zwecken.
Hohenzollern (Kaiserliche Jacht), Pelikan (Transportschiff), Möwe, Nautilus, Albatroß (Vermessungsschiffe), Friedrich Karl, Kronprinz, Arminius, Luise (Hafenschiffe).

[1] Ausnahmsweise werden hier ohne Rücksicht auf die Klassenmerkmale bis auf weiteres die alten Korvetten einrangiert, welche noch kein Panzerdeck besitzen.

Digitized by Google

427,274 festgestellt wurde (zweites Septennat). Zu diesen traten für das Etatsjahr 1882/83 noch hinzu: 18,134 Offiziere, 1698 Militärärzte, 782 Zahlmeister, 618 Roßärzte, 749 Büchsenmacher und Sattler und die unbestimmte Anzahl Einjährig-Freiwilliger, ferner 81,629 Dienstpferde. Während die Anzahl der Mannschaften dieselbe bleiben muß, treten durch das Bedürfnis Schwankungen in der Zahl der Offiziere und Beamten ein; dieselbe wird bei den Beratungen des Militäretats im Reichstag festgesetzt.

Durch Gesetz vom 11. März 1887 wurde für die Zeit bis zum 31. März 1894 die Friedensstärke des Heeres auf 468,409 Mann festgesetzt (ohne Offiziere), auf welche die Einjährig-Freiwilligen nicht in Anrechnung kamen (drittes Septennat). Die Infanterie ward in 534 Bataillonen zu 166 Regimentern (darunter 15 Regimenter zu 4 Bataillonen) und 19 Jägerbataillonen, die Kavallerie in 465 Eskadrons zu 93 Regimentern, die Feldartillerie in 366 Batterien (darunter 47 reitende und 2 Lehrbatterien) zu 37 Regimentern, die Fußartillerie in 31 Bataillonen zu 14 Regimentern und 3 selbständigen Bataillonen, die Pioniere in 19, der Train in 18 Bataillonen formiert; zu den Pionieren kam 1 Eisenbahnregiment zu 4 Bataillonen zu 4 Kompanien hinzu.

Durch Gesetz vom 27. Jan. 1890 wurde unter Innehaltung der Friedenspräsenzstärke die Errichtung von 2 neuen Armeekorps 1. April 1890 angeordnet und die §§ 3 und 5 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 dahin umgeändert, daß die gesamte Heeresmacht des Deutschen Reiches im Frieden aus 20 Armeekorps besteht, von denen 2 von Bayern, je 1 von Sachsen und Württemberg und 16 von Preußen mit den übrigen Staaten formiert werden. Das Gebiet des Deutschen Reiches wird fortan in militärischer Beziehung in 19 Armeekorpsbezirke eingeteilt (s. Ersatzwesen). Am 1. April 1890 wurden neu formiert: das 16. Armeekorps für Lothringen (Generalkommando in Metz), das 17. für Westpreußen (Generalkommando in Danzig). Außerdem wurden die vierten Bataillone zur Bildung neuer Regimenter benutzt. Die Feldartillerie ward neu organisiert und die Zahl der bespannten Geschütze nicht unerheblich vermehrt.

Durch Gesetz vom 3. Aug. 1893 ist die Friedenspräsenzstärke vom 1. Okt. 1893 bis 31. März 1899 auf 479,229 Mann als Jahresdurchschnittsstärke festgestellt (ohne Offiziere, Unteroffiziere und Einjährig-Freiwillige). Die Stellen der Unteroffiziere unterliegen in gleicher Weise wie diejenigen der Offiziere ꝛc. der Feststellung durch den Reichshaushaltsetat. Vom 1. Okt. 1893 ab wird die Infanterie in 538 Bataillonen und 173 Halbbataillonen, die Kavallerie in 465 Eskadrons, die Feldartillerie in 494 Batterien, die Fußartillerie in 37, Pioniere in 23, Eisenbahntruppen in 7 und Train in 21 Bataillonen formiert. Während der Dienstpflicht im stehenden Heere sind die Mannschaften der Kavallerie und reitenden Feldartillerie die ersten 3, alle übrigen Mannschaften die ersten 2 Jahre zum ununterbrochenen Dienst bei den Fahnen verpflichtet; jene dienen in der Landwehr nur 3 (statt 5) Jahre. Die Verjüngung der mobilen Armee durch die zweijährige Dienstzeit geht daraus hervor, daß z. B. anstatt früherer 20 Jahrgänge jetzt 16 für dieselben Zwecke ausreichen. Die Halbbataillone der Infanterie, bei jedem Regiment ein viertes Bataillon mit 13. und 14. Kompanie und zusammen 193 Unteroffizieren und Gemeinen, sollen die drei ersten Feldbataillone entlasten und somit die Durchführung der zweijährigen Dienstzeit gewährleisten, und zwar dadurch, daß sie die Ausbildung des Nachersatzes, der am 1. April eintretenden Einjährig-Freiwilligen ꝛc., sowie die Übungen mit dem Beurlaubtenstande übernehmen und die Abkommandierten größtenteils stellen. Im Mobilmachungsfalle sollen sie ferner die Stämme für Neu- und Reserveformationen hergeben. Die Vermehrung der fahrenden Feldartillerie um 63 Batterien (davon 3 als zweite Lehrabteilung für die Feldartillerieschießschule) bezweckt einerseits Ergänzung des 16. Armeekorps, anderseits Batterien als Stämme für Reserveformationen. Die Verstärkung der Fußartillerie um 6 Bataillone ꝛc. war durch die erweiterten Aufgaben im Festungskriege geboten. Zu gleichem Zweck sind 3½ Pionierbataillone (Nr. 18, 19, 20) neu aufgestellt. Zur Beherrschung der Eisenbahnen im Kriege, Bau von Feldbahnen sind den Eisenbahntruppen 9 Kompanien hinzugefügt. Das Trainbataillon Nr. 16 hat schließlich eine dritte Kompanie erhalten. Die sogen. Dispositionsurlauber fallen hiermit in Zukunft fort, desgleichen die Ausbildung der Ersatzreservisten; letzteres Institut bleibt nur noch für körperlich minderwertige Mannschaften in besonderer Thätigkeit, z. B. Verwaltungs-, Krankendienst, bestehen. Nach der bisherigen Ersatzverteilung wurden einzelne Provinzen und Kreise mehr als andre zum Heeresdienst herangezogen. Gegenwärtig bestimmt der Kaiser für jedes Jahr die Zahl der in das Heer und die Marine einzustellenden Rekruten. Der Gesamtbedarf an Rekruten wird durch die Kriegsministerien nach Verhältnis der jährlich vorhandenen tauglichen Militärpflichtigen (außer seemännischer Bevölkerung) auf die Armeekorps verteilt. Den Ausgleich zwischen den Reichskontingenten, außer Bayern, regeln die Kriegsministerien untereinander. Die gegenwärtige Gliederung des gesamten deutschen Friedensheeres zeigt die Tabelle auf dem Textblatt zur beifolgenden Karte.

Zerlegt man diese Tabelle nach Waffengattungen und Truppeneinheiten, so ergibt sich folgendes Bild für die Friedensstärke des deutschen Heeres 1. Okt. 1893:

	Offiziere	Mann
Infanterie: 173 Reg. mit 519 Bataill. und 173 Halbbataillonen . . . . =	11 973	350 923
Jäger: 19 Bataillone . . . . . =	410	11 179
Kavallerie: 93 Reg. mit 465 Eskadr. =	2351	65 347
Feldartillerie: 43 Reg. mit 494 Bat. =	2712*	56 197*
Fußartillerie: 17 Reg. mit 37 Bataill. =	846*	20 419*
Pioniere: 23 Bataill. mit 95 Komp. . =	542*	11 706*
Eisenbahntruppen: 7 Bataillone . . =	126*	3563*
Train: 21 Bataillone mit 63 Komp. . =	303*	6975*
Landwehrstämme: 277 Bez.-Kommandos =	530	5211
Nicht regimentierte Offiziere** und besondere Formationen*** . . . . =	2598	2580

Zusammen:

Offiziere	22 233	Zahlmeister . . .	1100
Unteroffiziere . . .	77 864	Roßärzte	579
Mannschaften (inkl. Spielleute, Handwerker ꝛc.) . . .	479 229	Büchsenmacher . .	1060
Militärärzte . . .	2061	Sattler	93
		Dienstpferde . . .	97 002

* Annähernd. ** Kriegsministerium, Generalstab, höhere Stäbe ꝛc. *** Militärbildungsanstalten, Korpsbekleidungsämter ꝛc.

Im Kriege zerfällt das deutsche Reichsheer in Feld-, Feldreserve-, Besatzungs- und Ersatztruppen sowie etwanige Neuformationen. Die Organisation der Feldtruppen schließt sich eng an die im Frieden vorhandenen 20 Armeekorps an, deren Truppenteile durch Einziehung der Reservisten auf Kriegsstärke gebracht werden, und denen man die nötigen Kolonnen

und Trains beigibt. Mehrere Armeekorps werden zu einer Armee vereinigt. Ein mobiles Armeekorps setzt sich aus einem Generalkommando, 2 Infanteriedivisionen, dem Korpsartillerieregiment, den Munitionskolonnen und Trains zusammen. Jede Infanteriedivision besteht aus 2 Brigaden zu je 2 Infanterieregimentern, 1 Divisionskavallerieregiment, 1 Divisionsartillerieregiment, 1 Feldpionierkompanie mit Divisionsbrückentrain und 1 Sanitätsdetachement. Die Feldreservetruppen werden zu Reservedivisionen formiert. Die Besatzungstruppen sind Landwehrformationen. Ersatztruppen werden aufgestellt für jedes Infanterie-, Kavallerie- und Artillerieregiment, für jedes Jäger- und Pionierbataillon. Sie bilden Rekruten zur Einstellung in die Feldregimenter aus, um deren Abgang zu decken. Bei einem zukünftigen Rekrutenbedarf (ausschließlich Nachersatz) von rund 228,500 Mann wird Deutschland unter Zurechnung von 9000 Einjährig-Freiwilligen in 24 Jahrgängen an ausgebildeten Mannschaften nach Abzug von 25 Proz. Ausfall bei einer Kriegsstärke von rund 4,300,000 Mann Frankreich um ein Geringes überflügeln, hinter Rußland aber nicht erheblich zurückbleiben; jenes bei 25 Jahrgängen auf 4,053,000, dieses bei 23 auf 4,556,000 Mann geschätzt.

Festungswesen. Im Gegensatz zu seinem Nachbar im Osten und besonders im Westen hat Deutschland darauf verzichtet, die Zahl seiner Festungen zu vergrößern oder seine Grenzen durch lange Linien von Sperrforts zu sichern. Es legt nach wie vor den Schwerpunkt der Landesverteidigung in sein Heer und hat eine Anzahl unwichtiger Festungen seit 1871 eingehen lassen, dagegen die dem Küstenschutz und der Flotte dienenden Befestigungen sowie die großen Festungen im Westen und Osten nach den heutigen Grundsätzen der Befestigungskunst (s. Festung, mit Karte, und Festungskrieg) neu ausgebaut. Die gesamten Festungen sind, außer Sachsen und Bayern, 3 Ingenieur- und 7 Festungsinspektionen unterstellt, nämlich der I. Ingenieurinspektion: 1. Festungsinspektion mit Königsberg[1], Danzig[2], Pillau[2], Feste Boyen und Memel[2]; 2. mit Swinemünde[2], Friedrichsort[2], Kuxhaven[2] mit Helgoland[2], Geestemünde[2] und Wilhelmshaven[2]; der II. Ingenieurinspektion: 3. mit Glatz, Neiße, Glogau und Posen[1] (außerdem die Depotbauverwaltung Breslau), und 4. mit Thorn[1], Graudenz[1], Küstrin[1], Spandau und Magdeburg[1]; der III. Ingenieurinspektion: 5. Festungsinspektion mit Ulm, Neubreisach, Straßburg[1] und Bitsch; 6. mit Metz[1] und Diedenhofen; 7. mit Wesel, Köln[1], Koblenz und Mainz[1]. Dazu die sächsische Feste Königstein und die bayrischen Festungen Germersheim und Ingolstadt.

[1] mit Fortgürtel. [2] Küstenbefestigung.

Marine des Deutschen Reiches.

Artikel 53 der Verfassung des Deutschen Reiches bestimmt: »Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt dem Kaiser ob.« Für die Leitung der Marine in personeller Beziehung besteht das Oberkommando der Marine, in sachlicher das Reichsmarineamt. Der kommandierende Admiral ist für die Kriegstüchtigkeit des Personals direkt dem Kaiser verantwortlich; der Staatssekretär des Reichsmarineamtes (ein Seeoffizier) sorgt für die Kriegsbereitschaft des Materials in der Kriegsflotte und den Küstenbefestigungen unter Verantwortung des Reichskanzlers. Dem Oberkommando der Marine (Berlin) sind unterstellt: die Marinestationen (Stationskommandos) der Ostsee (Kiel) und der Nordsee (Wilhelmshaven); die 2 Marineinspektionen, deren jeder 1 Matrosen- und 1 Werftdivision unterstellt ist; aus erstern werden die Matrosen, aus letztern die Maschinisten, Heizer und das Handwerkerpersonal für die Besatzungen der Schiffe entnommen; die Inspektion der Marineartillerie, der die 4 Matrosenartillerieabteilungen in Friedrichsort, Wilhelmshaven, Leer und Kuxhaven zur Küstenverteidigung unterstellt sind; die Inspektion des Torpedowesens mit 2 Torpedoabteilungen; die Inspektion der Marineinfanterie mit 2 Seebataillonen; die Kommandanturen zu Kiel, Friedrichsort, Wilhelmshaven, Geestemünde und Kuxhaven; die Direktion des Bildungswesens, der die Marineakademie, die Marine- und Deckoffizierschule unterstehen; ebenso sind ihm die Kommandos der in Dienst gestellten Übungsgeschwader und Schiffe unterstellt. Dem Reichsmarineamt sind untergeordnet: die Marinewerften zu Kiel, Wilhelmshaven und Danzig; die Schiffs- und die Schiffsartillerieprüfungs- sowie die Havariekommission; das Torpedoversuchskommando; die Artillerie- und Minendepots zu Friedrichsort, Wilhelmshaven, Geestemünde und Kuxhaven; die 6 Küsteninspektionen; die deutsche Seewarte zu Hamburg; die Marineintendanturen zu Kiel und Wilhelmshaven mit ihren Stationskassen, Bekleidungs- und Verpflegungsämtern, den Garnisonverwaltungen und den Marinelazaretten zu Kiel, Friedrichsort, Wilhelmshaven und Jokohama. — Die Kriegsflotte besteht aus den in der Schiffsliste auf der Textbeilage aufgeführten Schiffen. Außerdem sind noch eine Anzahl Wachtboote, Stations- und Segeljachten, Minenprahme, Minenleger und Gouvernementsdampfer vorhanden. Die Zahl der Torpedoboote soll nach der Denkschrift von 1884 auf 150 gebracht werden. Für den dienstlichen Verkehr gilt die Bezeichnung »S. M. S.« (Seiner Majestät Schiff) und der Name desselben; oder »S. M. Schulschiff« rc. Als allgemeine Bezeichnung für das gesamte schwimmende Material gilt der Ausdruck »Schiff«. Nach dem Verwendungszweck sind zu unterscheiden: 1) Schul- u. Versuchsschiffe zur Ausbildung des Personals (Kadetten-, Schiffsjungen-, Artillerie-, Torpedo-, Minenschulschiffe, Schiffe zur Ausbildung von Schnellfeuerkanonenschützen, von Offizieren in der Küstenkenntnis, zu Versuchen der Schiffsprüfungskommission rc.). 2) Schiffe für den politischen Dienst, zur Erfüllung von Aufgaben des diplomatischen und handelspolitischen Dienstes, hierzu dienen die Kreuzer, die im Frieden in ausländischen Gewässern zur Geltendmachung deutscher Interessen sich befinden, im Kriege den Kreuzerkrieg ausüben. 3) Schlachtschiffe, die Panzerschiffe, unterstützt von den Torpedobooten unter Führung der Divisionsboote, Avisos und Kreuzern. Die Schlachtschiffe bilden den Kern der Flotte, denn wenn auch die Verteidigung der deutschen Küsten die Hauptaufgabe der Marine ist, so ist doch die Beherrschung eines Meeresteils nur durch eine Hochseeschlachtflotte möglich. 4) Schiffe für die Küstenverteidigung, die Panzerschiffe vierter Klasse und Panzerkanonenboote, die Torpedoboote und die für den Aufklärungs- und Nachrichtendienst bestimmten Avisos. Diese Schiffe bilden die offensiven Streitkräfte der Küstenverteidigung; sie werden unterstützt von den unbeweglichen, den in Küstenbefestigungen aufgestellten Geschützen sowie von den die Hafeneinfahrten und Reeden sperrenden See-

minen und Batterien beweglicher Torpedos. — Die Friedensstärke des Marinepersonals beträgt nach dem Etat für 1893/94: 11 Admirale, 37 Kapitäne zur See, 71 Korvettenkapitäne, 141 Kapitänleutnants, 370 Leutnants und 16 inaktive Offiziere, zusammen 646 Seeoffiziere, 140 Seekadetten, 80 Kadetten, 75 Maschineningenieure, 773 Deckoffiziere, 3244 Unteroffiziere, 13,852 Gemeine und 600 Schiffsjungen. Die 2 Matrosendivisionen nebst Schiffsjungenabteilung sind 8402, die 2 Werftdivisionen 4070, die 2 Torpedoabteilungen 1869, die 4 Matrosenartillerieabteilungen 2013, die 2 Bataillone Marineinfanterie 1245 Köpfe stark. — Der Marine sind nur die Küstenbefestigungen des Kieler Hafens, an der Elbe, auf Helgoland, an der Weser und am Jadebusen zugeteilt, welche von der Matrosenartillerie (aus der frühern Seeartillerie hervorgegangen) besetzt werden, die auch die Seeminensperren anzulegen und die Torpedobatterien zu bedienen hat. Die Befestigungen an der Küste von Preußen (Memel, Pillau, Neufahrwasser), Pommern (Swinemünde, Stralsund, Rügen) ꝛc. sind nicht der Marine, sondern der Fußartillerie des Heeres unterstellt. Da die Marine »kaiserlich« ist, so ist die Kokarde derselben schwarz-weiß-rot, auch die silberne Schärpe der Offiziere ist mit schwarzen und roten Fäden durchzogen. Der Fahneneid wird auf den deutschen Kaiser und die Kriegsflagge geleistet. Zum Dienst in der Marine ist die gesamte seemännische Bevölkerung des Deutschen Reiches verpflichtet; zu dieser werden gerechnet: Seeleute von Beruf, See-, Küsten- und Hafffischer, Schiffszimmerleute, Maschinisten und Heizer von See- und Flußdampfern. Dagegen können in die Schiffsjungenabteilung auch junge Leute der Landbevölkerung des ganzen Reiches eintreten.

Geschichtliches. Kurfürst Friedrich Wilhelm mietete 1675 von dem holländischen Schiffsherrn Benjamin Raule 3 Fregatten mit 48 und 2 kleine Fahrzeuge mit 16 Kanonen, um mit ihnen unter brandenburgischer Flagge (roter Adler in weißem Felde) und der Führung von Jakob Raule die pommersche Küste den Schweden zu entreißen. Der Erfolg führte zur Erweiterung der kleinen Flotte, die bis 1684 auf 35 Schiffe und 40 kleinere Fahrzeuge mit zusammen 290 Kanonen heranwuchs. Der Große Kurfürst strebte nach kolonialem Besitz, welcher nur mit Hilfe einer Kriegsflotte erreichbar war. Zu diesem Zweck wurde der Kammerjunker v. d. Gröben 1682 mit den beiden Fregatten Churprinz und Mohrian nach der Goldküste von Guinea entsendet, wo derselbe das Fort Groß Friedrichsburg (s. d.) gründete. Stationen für die brandenburgische Flotte waren Schloß Grethsyl bei Emden und Königsberg i. Pr. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten begann allmählich die Auflösung der Flotte, die mit Raules Tode 1707 ihren letzten Halt verlor. 1720 verschwand die brandenburgisch-preußische Flagge von allen Meeren. Noch einmal ist im 18. Jahrh. von einer preußischen Flotte die Rede. Friedrich d. Gr. ließ 1757 ein Geschwader von 4 Gallioten, 4 großen und 4 kleinern Fischerfahrzeugen ausrüsten, die mit einer Bemannung von 603 Köpfen die Odermündungen gegen das Vordringen der Schweden verteidigen sollten. Das ganze Geschwader fand 10. Sept. 1759 im Haff durch die Schweden seinen Untergang. Mit der Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens 1848 hielt die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. auch die Gründung einer deutschen Flotte für notwendig und bewilligte 6 Mill. Thaler zum Ankauf von Schiffen, die in Amerika, England und anderwärts erworben wurden. Die Flotte unter Leitung des Admirals Bromme erreichte einen Höchstbestand von 8 Dampfern, 1 Segelfregatte und 27 Kanonenbooten, die bei ihrem im März 1853 abgeschlossenen Verkauf durch Hannibal Fischer bis auf die Barbarossa und Gefion (letztere ehemals dänische Segelfregatte, 5. April 1849 bei Eckernförde genommen), welche von Preußen angekauft wurden, in Privatbesitz übergingen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. hatte in Preußen eine Bewegung für Beschaffung einer Kriegsflotte begonnen, welche durch die 27. Mai 1847 angeordnete Errichtung eines Marineoffizierkorps und die Übernahme der der Navigationsschule zu Stettin als Schulschiff dienenden Segelkorvette Amazone vom Finanzministerium den ersten festen Kern gewann, aus dem die preußische Kriegsflotte nun hervorwuchs. Von grundlegender Bedeutung für ihre Entwickelung wurde die »Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte« des Prinzen Adalbert von Preußen vom Mai 1848. Am 10. Aug. 1848 wurde das erste preußische Kanonenboot in Stralsund vom Stapel gelassen, das erste von 18, die im Mai d. J. in Bau gegeben waren. Am 5. Sept. 1848 wurde eine Marinekommission beim Kriegsministerium und am 1. März 1849 das Oberkommando der Marine errichtet. Zu dieser Zeit bestand die Flotte aus 1 Segelkorvette, 2 Raddampfern, 21 Schaluppen und 6 Jollen mit 67 Geschützen und einer Besatzung von 37 Offizieren und 1521 Mann. Danzig, Swinemünde und Stralsund (Insel Dänholm) waren Stationen. Am 1. Dez. 1853 wurde der Jadebusen für 500,000 Thlr. zur Anlage eines Kriegshafens von Oldenburg erworben. Auf der in Danzig eingerichteten königlichen Werft wurden Schiffe gebaut, andre Schiffe von Privatwerften und in England angekauft. Beim Ausbruch des Krieges gegen Dänemark 1864 bestand die Flotte aus 1 Panzerschiff, 8 Korvetten, 23 Dampfkanonenbooten, 38 Ruderkanonenbooten und Jollen und 6 Segelschiffen. Da von diesen Schiffen aber verschiedene sich noch im Bau oder im Ausland befanden, so standen nur 3 Korvetten, 20 Dampfkanonenboote mit 117 Geschützen und 22 Ruderboote mit 40 Kanonen zur Verfügung. Die Mehrzahl dieser Geschütze waren bereits gezogene 12- und 24 Pfünder-Hinterlader. Bei Ausbruch des Krieges 1866 bestand die Flotte aus 84 Kriegsfahrzeugen mit 490 Kanonen und einem Personal von 2 Admiralen, 4 Kapitänen zur See, 12 Korvettenkapitänen, 32 Kapitänleutnants, 63 Leutnants, 1393 Unteroffizieren und Mannschaften und 300 Schiffsjungen. Unter den Schiffen befanden sich 2 Panzerschiffe, 5 gedeckte und 4 Glattdeckskorvetten, im ganzen 40 Dampfer. Dies war auch die Flotte, die, als 1. Juli 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes in Kraft trat, auf diesen überging. Die vermehrten Geldmittel gestatteten nun ein schnelleres Wachsen der Flotte, die 1870 bereits 3 Panzerfregatten (König Wilhelm, Friedrich Karl und Kronprinz), 2 Panzerfahrzeuge, 5 gedeckte, 4 Glattdeckskorvetten, 1 Jacht, 22 Kanonenboote, 6 Dampfer und 7 Segelschiffe, zusammen 50 Kriegsfahrzeuge mit 480 Kanonen zählte. Die Ruderfahrzeuge wurden 1870 ausrangiert. Das Personal bestand vor dem Kriege 1870 aus 4 Admiralen, 5 Kapitäns zur See, 19 Korvettenkapitänen, 33 Kapitänleutnants, 101 Leutnants, 3655 Mannschaften, das Seebataillon aus 22 Offizieren, 680 Mann, die Seeartillerie aus 14 Offizieren, 453 Mann.

Wie das Militärgesetz, so wurde auch die Kriegsmarine vom Norddeutschen Bund auf das Deutsche Reich übernommen. Für die Entwickelung der Flotte wurde der Flottengründungsplan von 1873, der politischen Machtstellung des Deutschen Reiches, dem großen Aufschwung seines Seehandels und Seeverkehrs und den reichern Geldmitteln Rechnung tragend, maßgebend; auch für die heutige Ausgestaltung der Flotte bildet er die Grundlage. Nach Beendigung seiner Ausführung 1882 wurde in Rücksicht auf die inzwischen stattgehabte Entwickelung des Torpedowesens 1884 die allmähliche Beschaffung einer Flottille von 150 Torpedobooten begonnen, denen später die Divisionsboote, die Führerschiffe für die operierenden Torpedobootsabteilungen, hinzutraten. 1888 machten dann die erweiterten politischen Beziehungen des Reiches auch eine Erweiterung der Flotte notwendig. 1889 wurden 4 Panzerschiffe und 9 Panzerfahrzeuge für die Küstenverteidigung in Bau gegeben. Die großen Fortschritte im Schiffs- und Maschinenbau wirkten auch umgestaltend auf den Kreuzerdienst im Kriege, derart, daß eine Übertragung desselben an die Schiffe, die bisher im Frieden sich zur Ausübung politischen Dienstes in auswärtigen Gewässern befanden, sich nicht mehr rechtfertigen ließ. Die Trennung beider machte, in Rücksicht auf die schnellen Handelsdampfer, den Bau der großen schnellfahrenden Kreuzerkorvetten zum Schutz des Handels im Kriege und der kleinen Kreuzer, die sich im Frieden auf auswärtigen Stationen befinden, notwendig. Für die vergrößerte Flotte bieten der 1869 eingerichtete Nordseekriegshafen Wilhelmshaven und der seit Ende der 60er Jahre ausgebaute Hafen von Kiel in der Ostsee hinreichend Raum und in ihren Werften Einrichtungen zum Neubau und zur Ausbesserung und Ausrüstung auch der größten Schiffe. — Die Flotte hatte, wie jede andre, im Laufe der Zeit verschiedene Verluste an Schiffen zu beklagen: 2. Sept. 1860 ging bei einem Taifun in Ostasien der Schoner Frauenlob verloren; das Kadettenschulschiff Amazone ging im November 1861 bei einem Orkan an der holländischen Küste unter; die Panzerfregatte Großer Kurfürst sank 31. Mai 1878 bei Folkestone durch einen Rammstoß; 27. Okt. 1884 strandete im Sturm an der Westküste Jütlands bei Agger die Brigg Undine, Schiffsjungenschulschiff, die Besatzung wurde gerettet; die Kreuzerkorvette Augusta ging am 31. Mai oder Anfang Juni 1885 bei einem Taifun im Golf von Aden verloren; 16. März 1889 strandeten bei einem Orkan im Hafen von Apia der Kreuzer Adler und das Kanonenboot Eber. — Die alte kurbrandenburgische Flagge wird heute vom Panzerschiff Brandenburg geführt. Da England die Flagge des Deutschen Bundes (schwarz-rot-gelb mit zweiköpfigem Adler auf gelbem Grunde in der obern innern Ecke) wie die von Seeräubern behandeln wollte, so nahm Preußen 1848 eine eigne Flagge an: auf weißem, dreieckig ausgezacktem Tuch in der Mitte den schwarzen Adler, in der innern obern Ecke das Eiserne Kreuz. Die heutige deutsche Kriegsflagge (s. S. 901) besteht seit 1. Okt. 1869. — Am 14. Nov. 1853 war die Admiralität als oberste Marinebehörde errichtet und dieselbe 14. März 1859 in ein Oberkommando und eine Marineverwaltung getrennt worden, die aber schon 16. April 1861 in ein Marineministerium und ein Oberkommando der Marine umgewandelt wurden. Am 15. Juni 1871 wurde das letztere mit dem Marineministerium vereinigt, welches am 1. Jan. 1872 die Bezeichnung Kaiserliche Admiralität erhielt, ihr Leiter hieß Chef der Admiralität. Am 30. März 1889 endlich fand deren Teilung in ein Oberkommando der Marine und in das dem Reichskanzler unterstellte Reichsmarineamt unter einem Staatssekretär statt.

Vgl. Tesdorpf, Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse (Kiel 1889); A. Werner, Das Buch von der deutschen Flotte (Bielefeld u. Leipz., 6. Aufl. 1892); Batsch, Nautische Rückblicke (Berl. 1892); Derselbe, Deutsch' See-Gras, ein Stück Reichsgeschichte (das. 1892); B. v. Werner, Die Kampfmittel zur See (Leipz. 1892); Lechner, Unsre Flotte. Ein Beitrag zu ihrer Kenntnis und Wertbestimmung (Kiel 1891); v. Henk, Zur See (Hamb., 2. Aufl. 1891); »Die Laufbahnen in der deutschen Kriegsmarine« (2. Aufl., Berl. 1889, enthält die Vorschriften ꝛc.); die Denkschriften zu den Etats für die Verwaltung der kaiserlichen Marine. Session 1884, 1887/88, 1889/90, 1891/92, 1892/93.

Kolonien.

Die deutschen Kolonialbestrebungen reichen über 200 Jahre zurück. Schon unter dem Großen Kurfürsten wurden an der Küste von Guinea Handelsniederlassungen gegründet, die aber nach kurzer Blüte 1717 in den Besitz der Holländer übergingen (vgl. oben, S. 899). Danach wurden keine Kolonisationsversuche wieder gemacht, der Kolonisationsgedanke ging indes nicht verloren. Aber erst 1880 that die Regierung des inzwischen erstandenen Deutschen Reiches mit der Samoavorlage (s. Samoa) einen freilich durch den Reichstag vereitelten Schritt in kolonisatorischer Richtung. Doch trat 1884 D. durch ausgedehnte Erwerbungen in Afrika und Ozeanien entschieden in die Reihen der Kolonialmächte ein, so daß sein Kolonialbesitz der Ausdehnung nach unter den acht in Frage kommenden Staaten heute die dritte Stelle (nach England und Frankreich) einnimmt. Derselbe umfaßt 2,401,180 qkm (43,608 QM.) mit 6,603,000 Einw., wovon auf Afrika 2,149,760 qkm (39,042 QM.) mit 6,200,000 Einw., auf Ozeanien 251,420 qkm (4566 QM.) mit 403,000 Einw. kommen. In neuester Zeit ist durch Vertrag mit England eine weitere Ausdehnung des deutschen Besitzes an der Bai von Biafra bis zum Tsadsee gewährleistet worden. Gegenwärtig setzt sich derselbe aus folgenden Teilen zusammen:

In Afrika:	QKilom.	Bewohner	Auf 1 QKil.
Togo	41 000	500 000	12
Kamerun	336 700	2 000 000	6
Deutsch-Südwestafrika	830 960	200 000	0,2
Deutsch-Ostafrika	941 100	2 900 000	3
In Ozeanien:			
Kaiser Wilhelms-Land	181 650	110 000	0,6
Bismarck-Archipel	47 100	188 000	4
Deutsche Salomoninseln	22 255	89 000	4
Marshallinseln und Nawodo	415	16 000	38
Zusammen:	2 401 180	6 603 000	2,3

Sämtliche afrikanischen Besitzungen sowie die Marshallinseln mit Nawodo stehen unmittelbar unter dem Reiche und werden durch dessen Gouverneure oder Kommissare verwaltet, auch trägt das Reich die für Verwaltung, Schutztruppe u. a. durch die Einnahmen nicht gedeckten Kosten (s. oben, S. 895), während die Neuguineakompanie die gesamte Verwaltung nebst allen Ausgaben für das ihr überwiesene Gebiet: Kaiser Wilhelms-Land, den Bismarck-Archipel und die nördlichen Salomoninseln, selbst zu besorgen hat. Näheres s. bei den einzelnen Artikeln und bei »Kolonien«.

Deutsches Reichsadler

Der große Reichsadler

Zur Tafel „Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen“.

Die Abbildungen sind Originalaufnahmen im königl. Heroldsamt zu Berlin (Modelle 1889).

I. Der deutsche Reichsadler.

Der Reichsadler ist schwarz, rot bewehrt (d. h. mit rotem Schnabel und roten Klauen) und rot gezungt. Auf der Brust desselben liegt der silberne königlich preußische Wappenschild, darin ein schwarzer, goldbewehrter, rot gezungter und mit der Königskrone gekrönter Adler, welcher mit der rechten Klaue das goldene Königszepter, mit der linken einen blauen, goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel hält. Seine Flügel sind mit goldenen Kleestengeln besteckt. Auf der Brust trägt er den von Silber und Schwarz gevierten hohenzollerischen Stammschild. Um den königlich preußischen Wappenschild schlingt sich die Kette des Schwarzen Adlerordens, wenn nicht der Reichsadler selbst in einen Schild gesetzt wird. Über dem Haupte des Reichsadlers schwebt die Reichskrone, von welcher zwei goldene, mit Arabesken verzierte Bänder abfliegen.

Die Reichskrone besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größern und vier kleinern, abwechselnd nebeneinander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingefaßten goldenen Schildchen gebildet ist. In den größern Schildchen zeigt sich je ein aus Brillanten zusammengesetztes gerades Kreuz, welches in den untern Winkeln von gleichgeformten Kreuzchen begleitet wird. In den kleinern Schildchen des Stirnreifs erscheint der ebenfalls aus Brillanten gebildete Reichsadler, über dessen Haupt ein achtstrahliger Stern schwebt. Auf den größern Schildchen ruhen vier goldene, reichverzierte Bügel, welche im Scheitelpunkt, wo sie zusammentreffen, in einem Rankenornament endigen, auf welchem der blaue, in seinem Goldreif und Kreuz mit Steinen geschmückte Reichsapfel ruht. Die Reichskrone ist gelb oder golden gefüttert, und eine Mütze *(pileus)*, mit Goldbrokat überzogen, ragt über die Schildchen des Stirnreifs bis zur halben Höhe der Bügel empor. (Vgl. auch die Abbildung beim Artikel »Krone«.)

II. Das Wappen des Kaisers.

Das auf der Tafel abgebildete größere Wappen des Kaisers zeigt einen goldenen, von der Kette des Schwarzen Alderordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler, darüber die Kaiserkrone schwebend. Das Wappen wird von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, bärtigen wilden Männern gehalten. Sie tragen mit goldenen Fransen eingefaßte, an goldenen Lanzenstangen befestigte, nach außen abfliegende Standarten; der zur Rechten hält die preußische, der zur Linken die brandenburgische Standarte. In ersterer (silberner) ist der preußische Adler, mit dem hohenzollerischen Stammschildchen belegt, in letzterer (ebenfalls silberner) der brandenburgische goldbewehrte und gekrönte, auf den Flügeln mit goldenen Kleestengeln besteckte rote Adler mit dem Wappenschild der Burggrafen von Nürnberg, nämlich einem goldenen, von einer aus Rot und Silber gestickten Einfassung umgebenen Schildchen, worin ein doppelt geschwänzter, rot bewehrter, rot gezungter und rot gekrönter schwarzer Löwe erscheint.

Über dem Wappen erhebt sich das kuppelförmige, mit Hermelin ausgeschlagene Kaiserzelt aus Goldstoff mit einem Muster, in welchem der schwarze Reichsadler und die goldene Reichskrone abwechseln. Auf dem rot emaillierten Goldreifen, welcher die Kuppel umschließt, steht in Goldschrift der preußische Wahlspruch: »GOTT MIT UNS«. Auf dem Gipfel des Zeltes ruht die Reichskrone, über welche das Nationalbanner hervorragt. Letzteres zeigt unter den ausgespannten Fittichen eines preußischen Adlers die deutschen Farben senkrecht nebeneinander: Schwarz-Weiß-Rot.

Das mittlere Wappen des Kaisers stimmt mit dem kleinern Wappen überein, wird aber von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, mit Keulen bewaffneten, bärtigen wilden Männern gehalten.

Das kleinere Wappen des Kaisers zeigt den goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler. Auf dem Schild ruht die Reichskrone.

(Nach R. Graf Stillfried: »Die Attribute des neuen Deutschen Reiches«.)

Digitized by Google

[Zum Artikel *Deutschland*.]

Zur Tafel „Deutsche Flaggen“.

Die deutsche Reichsverfassung (Art. 55) bestimmt, daß die Flagge der Kriegs- und Handelsmarine schwarz-weiß-rot sein soll. Eine Verordnung vom 25. Okt. 1867 verordnete über die Form der ***Handelsflagge***, daß dieselbe ein längliches Rechteck, bestehend aus drei gleich breiten horizontalen Streifen, von welchen der obere schwarz, der mittlere weiß und der untere rot, bilden solle. Das Verhältnis der Höhe der Flagge zur Länge soll wie zwei zu drei sein. Die Kauffahrteischiffe haben diese Flagge am Flaggstock auf dem Heck oder am hintern Mast, und zwar in der Regel an der Gaffel dieses Mastes, in Ermangelung eines solchen aber am Topp oder im Want zu führen. Eine kaiserliche Verordnung vom 8. Nov. 1892 bestimmt, daß diese für die Schiffe der deutschen Handelsmarine festgestellte Flagge die deutsche ***Nationalflagge*** bilden soll.

Das Flaggtuch der deutschen ***Kriegsflagge*** wird durch ein schwarzes Kreuz in 4 Felder geteilt, von denen die 2 am Flaggstock liegenden kürzer als die rechtsseitigen sind. Die beiden längern und das dritte untere Feld sind weiß. Das obere Feld zeigt die drei Horizontalstreifen der deutschen Handelsflagge: Schwarz-Weiß-Rot, mit darauf stehendem Eisernen Kreuz. Der Schnittpunkt der Kreuzarme wird vom preußischen Wappenadler in weißem kreisförmigen Feld verdeckt. Die Kreuzesarme sind von weißen und schwarzen Linien umgeben. — Die Kriegsflagge wird nach näherer Bestimmung des Kaisers von der kaiserlichen Marine und von den im unmittelbaren Reichsdienst befindlichen Behörden und Anstalten des deutschen Heeres geführt.

1) Die ***Kaiserstandarte*** aus gelbem Seidentuch zeigt als Hauptfigur das stehende Eiserne Kreuz, dessen Außenkanten sich überall mit den Rändern des Flaggtuches decken; in der Mitte ist es vom kaiserlichen Wappenschild, umgeben von der Kette des Schwarzen Adlerordens, verdeckt, und auf seine Arme ist die Inschrift »Gott — Mit — Uns — 1870« verteilt. Jedes der zwischenliegenden 4 gelben Felder ist mit 3 schwarzen Wappenadlern u. einer goldenen Kaiserkrone geschmückt. Geheißt wird die Kaiserstandarte am Topp des Großmastes, jedes andre Kommando- und Unterscheidungszeichen aber gestrichen, sobald sich der Kaiser an Bord begibt.

2) Die ***Standarte der Kaiserin***, ebenfalls aus gelbem Seidentuch, unterscheidet sich von der des Kaisers wesentlich durch die Zeichnung, während dieselben Farben benutzt sind. Das Eiserne Kreuz, erheblich kleiner und ohne die Inschrift, aber in der Mitte ein W, oben die Krone, unten die Zahl 1870 enthaltend, nimmt hier die obere Ecke am Flaggstock ein. Der kaiserliche Wappenschild weicht nur in der Krone ab; das gelbe Flaggtuch schmücken schwarze Wappenadler.

3) Die ***kronprinzliche Standarte*** weicht von der kaiserlichen in der Wappenkrone, der roten Einfassung des Wappenschildes und dadurch ab, daß sie in den 4 gelben Feldern nur je 3 Wappenadler zeigt.

4) Die ***Königsstandarte*** (nur auf besondern Befehl geheißt) zeigt auf rotem Grunde das Eiserne Kreuz, ohne Inschrift, mit dem königlichen Wappenschild und in jedem der 4 Felder die Königskrone und 3 Wappenadler.

5) Die ***Königinstandarte*** ist gleichfalls rot und zeigt (wie oben bei 2) das Eiserne Kreuz und in der Mitte den königlichen Wappenschild, Kronen und Adler wie 4).

6) Die ***Standarte des königlichen Hauses*** weicht von der Königsstandarte einzig darin ab, daß statt Rot überall Weiß erscheint.

Die zur *deutschen Reichsmarine* zählenden Schiffe führen außerdem folgende Flaggen:

7) Die Flagge des ***kommandierenden Admirals.*** Eine quadratische weiße Flagge mit Eisernem Kreuz, dessen Außenkanten mit den Rändern der Flagge zusammenfallen. Die Mitte des Eisernen Kreuzes wird verdeckt durch die Kaiserkrone.

8) Die Flagge des ***Staatssekretärs des Reichs-Marine-Amts*** ist wie die des kommandierenden Admirals, nur fehlt die Krone, und für dieselbe treten im linken untern weißen Felde 2 gekreuzte goldene Anker.

9) Flagge der ***Admirale*** wie die beiden vorhergehenden Flaggen, jedoch ohne Krone und Anker. Der *Admiral* führt diese Flagge am Großtopp, der *Vizeadmiral* am Vortopp, der *Konteradmiral* am Kreuztopp (auf Vollschiffen). Auf einmastigen Fahrzeugen führt der Vizeadmiral im obern Viertel seiner Kommandoflagge, zunächst dem Flaggstock, eine schwarze Kugel, der Konteradmiral im obern und im untern Viertel zunächst dem Flaggstock eine schwarze Kugel; auf zweimastigen Schiffen setzt der Konteradmiral die letztere Flagge im Vortopp.

10) Der ***Kommodore*** führt einen weißen Stander mit dem Eisernen Kreuz am Topp des Großmastes. Der *Stellvertreter* eines Flaggoffiziers oder Kommodores setzt den *Kommodorestander* am Vortopp.

11) Die ***Breitwimpel des Kaisers*** besteht aus der Flagge des kommandierenden Admirals mit kreuzweise angebrachtem Zepter und Schwert und aus einer Verlängerung von weißem Flaggtuch; wird bei Anwesenheit des Kaisers an Bord gesetzt, wenn derselbe nur die für einen kommandierenden Admiral vorgeschriebenen Ehrenbezeigungen erwiesen haben will.

Jedes Kriegsfahrzeug, auf welchem keins der erwähnten Unterscheidungszeichen weht, führt im Dienste den weißen Kriegswimpel mit dem Eisernen Kreuz am Großtopp. An Feiertagen, bei Inspizierungen etc. setzt jedes Kriegsfahrzeug am Bugspriet die *Gösch*, eine wie die Handelsflagge schwarz-weiß-rot horizontal gestreifte Flagge mit dem Eisernen Kreuz in der Mitte.

12) Zum Gebrauch derjenigen Reichsbehörden, welche nicht die deutsche Reichsflagge zu führen haben, dient die ***Reichs-Dienstflagge***. Dieselbe besteht aus der deutschen Nationalflagge mit einem in der Mitte des weißen Feldes angebrachten, die dienstliche Bestimmung und den Verwaltungszweig kenntlich machenden Abzeichen. Diese Abzeichen sind:

a) Im Bereiche des ***Auswärtigen Amtes,*** einschließlich der kaiserlichen Behörden und Fahrzeuge in den deutschen Schutzgebieten: der Reichsadler mit der kaiserlichen Krone,

b) im Bereiche der ***kaiserlichen Marine,*** sofern daselbst nicht die Kriegsflagge zu führen ist: ein gelber unklarer Anker mit der kaiserlichen Krone darüber,

c) im Bereiche des ***Reichs-Postamtes:*** ein gelbes Posthorn mit der kaiserlichen Krone darüber,

d) im Bereiche der ***übrigen Verwaltungszweige:*** die kaiserliche Krone.

Schiffe, welche, ohne im Eigentum des Reiches zu stehen, im Auftrag der Reichs-Postverwaltung die Post befördern, heißen, solange sie die Post an Bord haben, außer der Nationalflagge, die Postflagge im Großtopp.

13) ***Lotsenflagge,*** von einem deutschen Schiffe (Kriegsschiff sowohl als Kauffahrteischiff) gesetzt als Zeichen, daß es einen Lotsen wünscht, ist wie die Handelsflagge schwarz-weiß-rot gestreift, aber von einem weißen Rande umgeben.

Flaggen der deutschen Einzelstaaten.

Preußen: Die preußische Flagge zeigt die preußischen Farben: inmitten des weißen, oben und unten mit schwarzen Streifen eingefaßten Flaggtuches mit dreieckigem Ausschnitt den preußischen Wappenadler.

Mecklenburg führt eine horizontal blau-weiß-rot gestreifte Trikolore, als großherzogliche Standarte geschmückt inmitten des weißen Streifens mit dem vom Stier und Greif flankierten Wappenschild.

Oldenburg: Auf blauem Flaggtuch ein liegendes rotes Kreuz, das als großherzogliche Standarte verziert ist durch das oldenburgische Landeswappen.

Hamburg: Das rote Flaggtuch ist mit dem Wappen Hamburgs, den 3 weißen Türmen, geschmückt.

Bremen: Das abwechselnd rot und weiß horizontal gestreifte Flaggtuch (8 Streifen) zeigt am Flaggstock 2 Reihen schachbrettartige Felder in denselben Farben.

Lübeck: Weiß und rot horizontal gestreiftes Flaggtuch.

Die Flagge der **Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft:** Weißes Flaggtuch, durch darauf liegendes schwarzes Kreuz in 4 gleiche Felder geteilt, von denen das obere am Flaggstock liegende rot ist, 5 weiße Sterne (das »südliche Kreuz«) zeigend.

Das Wappen des Deutschen Reiches bildet ein einköpfiger schwarzer Adler mit rotem Schnabel nebst roten Fängen und dem preußischen Adler in silbernem Schild auf der Brust; auf der Herzstelle dieses Adlers das Wappen von Hohenzollern; über dem Ganzen die goldene Kaiserkrone mit goldenen Bändern (vgl. beifolgende Tafel mit Erklärungsblatt). Über die übrigen Insignien des Deutschen Reiches (Wappen des Kaisers, Krone und Wappen der Kaiserin und des Kronprinzen sowie deren Standarten, Kaiserthron, Kaisermantel) vgl. Graf Stillfried, Die Attribute des neuen Deutschen Reiches (3. Aufl., Berl. 1882). — Die Flagge der deutschen Marine ist schwarz-weißrot (die Kriegsflagge mit dem preußischen Adler und dem Eisernen Kreuz); eine Übersicht der verschiedenen Flaggen der Reichsmarine und der in Betracht kommenden deutschen Bundesstaaten gibt beifolgende Tafel »Deutsche Flaggen«, mit Erklärungsblatt.

Litteratur zur Geographie und Statistik.

K. F. V. Hoffmann, D. und seine Bewohner (Stuttg. 1834—36, 4 Bde.); v. Hoff, D. in seiner natürlichen Beschaffenheit, seinem frühern und jetzigen politischen Verhältnis (Gotha 1838); Kutzen, Das deutsche Land (3. Aufl., Bresl. 1880); Brachelli, Deutsche Staatenkunde (Wien 1856, 2 Bde.); Berghaus, D. und seine Bewohner (Berl. 1860, 2 Tle.); Derselbe, D. seit hundert Jahren (Leipz. 1860—61, 2 Bde.); Daniel, D. nach seinen physischen und politischen Verhältnissen (6. Aufl., das. 1893, 2 Bde.); Neumann, Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer ꝛc. Beziehung (Berl. 1874, 2 Bde.); Derselbe, Ortslexikon des Deutschen Reichs (3. Aufl. von W. Keil, Leipz. 1894); Penck, Das Deutsche Reich (1. Teil von Kirchhoffs »Länderkunde von Europa«, Prag u. Leipz. 1887); O. Richter, Das Deutsche Reich, eine Vaterlandskunde (das. 1891); Trinius, All-Deutschland in Wort und Bild (Berl. 1892 ff.); v. Cotta, Deutschlands Boden (2. Aufl., Leipz. 1858, 2 Bde.); v. Dechen, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich (Berl. 1873); Lepsius, Geologie von D. (Stuttg. 1889 ff.); Delitsch, Deutschlands Oberflächenform (Bresl. 1880); »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde« (hrsg. von Lehmann u. Kirchhoff, Stuttg. 1885 ff., bis jetzt 7 Bde.) und »Anleitung zur deutschen Landes- u. Volksforschung« (das. 1889 ff.); Brunhow, Die Wohnplätze des Deutschen Reichs (Tabellenwerk, Berl. 1889, 3 Bde.); die Veröffentlichungen des kaiserlichen Statistischen Amtes: »Statistik des Deutschen Reichs«, »Monatshefte« und »Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs« und »Statistisches Jahrbuch« (seit 1881); über die Reichsbehörden das jährlich erscheinende amtliche »Handbuch des Deutschen Reichs« (Berlin), dazu Rürschners »Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten« (Eisenach); über das Reichsstaatsrecht die Werke von Rönne (2. Aufl., Leipz. 1876, 2 Bde.), Laband, H. Schulze, G. Meyer, Zorn, Trieps, Hue de Grais; Störk, Handbuch der deutschen Verfassungen (das. 1884); Sattler, Das Schuldenwesen des preuß. Staats und des Deutschen Reichs (Stuttg. 1893).

[Karten.] Die veralteten Generalstabskarten der einzelnen Länder werden neuerdings ersetzt durch die Karte des Deutschen Reichs 1:100,000 in 674 Blättern, herausgegeben von der kartographischen Abteilung der königlich preußischen Landesaufnahme, mit Ausnahme der bayrischen, württembergischen und sächsischen Gebiete, die von den betreffenden topographischen Büreaus bearbeitet werden. Weitere gute Kartenwerke sind: »Topographische Spezialkarte von Mitteleuropa« (Reymannsche Karte), 1:200,000, in 796 Blättern, davon ca. 550 vollendet, seit 1825, 1874 in den Besitz des preußischen Generalstabs übergegangen; die ältern Blätter werden allmählich durch Neuitische ersetzt; Liebenow, Zentraleuropa in 164 Blättern, 1:300,000 (Hannov. seit 1869); Vogel, Karte des Deutschen Reichs, 1:500,000, in 27 Blättern (Gotha 1893); Ravenstein, Atlas des Deutschen Reichs, 1:850,000 (Leipz. 1883, 10 Blätter). Wandkarten: »Post- und Eisenbahnkarte des Deutschen Reichs«, 1:450,000, bearbeitet im Kursbüreau des Reichspostamts, 20 Blätter (Berl. 1888); Petermann (Gotha), H. Wagner (das.), Kiepert (Berl.), Handtke (Glogau) u. a.; Dechen, Geologische Karte von D. (Berl. 1869, 2 Blätter); Andree und Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas von D. (Leipz. 1877); »Atlas der Bodenkultur des Deutschen Reichs« (hrsg. vom kaiserlichen Statistischen Amt, Berl. 1881, 15 Karten); Kiepert, Völker- und Sprachenkarte von D. (das. 1874). Weitere Litteratur bei Art. »Deutsches Volk«.

Geschichte Deutschlands.

Übersicht der deutschen Könige und Kaiser.

Karolingisches Haus:

843—876 Ludwig der Deutsche
876—887 Karl der Dicke
887—899 Arnulf von Kärnten
900—911 Ludwig das Kind

912—918 Konrad I.

Sächsisches Haus:

919— 936 Heinrich I.
936— 973 Otto I.
973— 983 Otto II.
983—1002 Otto III.
1002—1024 Heinrich II.

Fränkisches Haus:

1024—1039 Konrad II.
1039—1056 Heinrich III.
1056—1106 Heinrich IV.
1106—1125 Heinrich V.

1125—1137 Lothar von Sachsen

Hohenstaufen:

1138—1152 Konrad III.
1152—1190 Friedrich I.
1190—1197 Heinrich VI.
1198—1208 Philipp v. Schwaben
1209—1215 Otto IV. der Welfe
1215—1250 Friedrich II.
1250—1254 Konrad IV.

1254—1273 Interregnum

Kaiser verschiedener Häuser:

1273—1291 Rudolf I. von Habsburg
1292—1298 Adolf von Nassau
1298—1308 Albrecht I. von Österreich
1309—1313 Heinrich VII. von Luxemburg
1314—1346 Ludwig der Bayer
1346—1378 Karl IV. von Luxemburg
1378—1400 Wenzel
1400—1410 Ruprecht von der Pfalz
1410—1437 Sigismund von Luxemburg

Haus Habsburg:

1438—1439 Albrecht II.
1440—1493 Friedrich III.
1493—1519 Maximilian I.
1519—1556 Karl V.
1556—1564 Ferdinand I.
1564—1576 Maximilian II.
1576—1612 Rudolf II.
1612—1619 Matthias
1619—1637 Ferdinand II.
1637—1657 Ferdinand III.
1658—1705 Leopold I.
1705—1711 Joseph I.
1711—1740 Karl VI.

1742—1745 Karl VII. von Bayern

Haus Habsburg-Lothringen:

1745—1765 Franz I.
1765—1790 Joseph II.
1790—1792 Leopold II.
1792—1806 Franz II.

1806—1813 Rheinbund

1815—1866 Deutscher Bund

1866—1871 Norddeutscher Bund

Haus Hohenzollern:

1871—1888 Wilhelm I.
1888 Friedrich III.
seit 1888 Wilhelm II.

Vorgeschichte (bis 919).

Die erste Kunde von dem Gebiet der Nordsee und einem an deren Südostküste wohnenden Völkerstamm, welcher sich von den bis dahin den Alten bekannten Völkern als eigenartig unterschied, überlieferte uns der griechische Geograph Pytheas von Massilia, der im 4. Jahrh. v. Chr. in jene Gegenden vordrang. Die

benachbarten Kelten und demnächst die Römer legten diesem Völkerstamm den Namen Germanen (s. d.) bei. Im W. bildete der Rhein, im S. der Main die Grenze ihrer festen Wohnsitze, welche allerdings bald von verschiedenen Stämmen überschritten wurde, die teils keltische Völkerschaften verdrängten, teils sich unter ihnen niederließen und mit ihnen verschmolzen. Einige Stämme, wie die Cimbern und Teutonen (s. d.), drangen sogar bis an die Grenzen des römischen Weltreichs vor und wurden erst nach langen, blutigen Kämpfen 102 und 101 v. Chr. vernichtet. Eine andre Germanenschar, die unter dem Suevenfürsten Ariovist sich im Innern Galliens festgesetzt hatte, wurde 58 v. Chr. von Cäsar am Oberrhein besiegt, worauf dieser alle auf das linke Rheinufer vorgedrungenen Germanen teils ausrottete, teils unterjochte. In weiterer Folge wurde das linke Rheinufer in die beiden römischen Provinzen Germania superior und Germania inferior eingeteilt; das jenseit des Rheins gelegene eigentliche Gebiet der Germanen hieß Germania magna. Dieses bewahrte seine Unabhängigkeit von den Römern, obwohl dieselben schon das Gebiet südlich der Donau völlig unterworfen und auch die Stämme zwischen Rhein und Weser größtenteils zur Anerkennung ihrer Oberhoheit bewogen hatten, durch den Sieg des Cheruskerbundes unter Arminius über die Legionen des Varus im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) und die tapfere Verteidigung gegen die Heerzüge des Germanicus (14—16). Nur das Mündungsgebiet des Rheins und die Landschaften zwischen Mittelrhein und oberer Donau, das sogen. Zehntland (Agri decumates, s. d.), gelang es dem römischen Reich einzuverleiben und zu romanisieren.

Während die westlichen Stämme der Germanen, wie die Hermunduren, Katten, Friesen u. a., ein durchaus seßhaftes Leben führten, Ackerbau und Viehzucht trieben und eine wohlgeordnete, auf der Stammesgemeinde beruhende Verfassung hatten, bewohnten die zahlreichen Germanen östlich der Elbe bis über die Weichsel hinaus und am Nordfuß der Karpathen entlang bis zur untern Donau, die Langobarden, Semnonen, Markomannen, Quaden, Burgundionen, Goten, Vandalen u. a., einen wenig ergiebigen, zum Teil sandigen und sumpfigen Boden; sie lebten daher weniger von Ackerbau als von Jagd und Viehzucht, unternahmen schon früh Beutezüge in das Gebiet des römischen Reichs und suchten sich auf demselben neue, fruchtbare Wohnsitze zu erobern. Von ihnen ist hauptsächlich die große Bewegung der Völkerwanderung (s. d.) ausgegangen, welche teils mit dem völligen Untergang, teils mit der Romanisierung dieser Völker endete. Nur Reste der Markomannen und Quaden haben sich in dem germanischen Stamm der Bayern erhalten. Diese, der aus rheinischen Germanenstämmen entstandene Völkerbund der Alemannen, die Thüringer, Sachsen und Franken bildeten nach der Völkerwanderung den im heutigen D. zurückgebliebenen Rest der Germanen, die das ganze Gebiet östlich der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes den Slawen eingeräumt, dafür aber durch das Vordringen der Bayern im Alpengebiet, der Alemannen auf das linke Ufer des Oberrheins und die Ausbreitung der Franken über das Gebiet der Mosel, der Maas und des Niederrheins ihre Grenzen nach W. beträchtlich erweitert hatten. Das von Chlodwig begründete Frankenreich (s. d.) dehnte sich noch bedeutend weiter nach S. und W. aus und umfaßte nach der Besiegung der Westgoten und der Zerstörung des Burgunderreichs ganz Gallien bis zum Mittelmeer und zur Garonne. Hier nahmen die Eroberer freilich Sprache und Sitten der Romanen an und gingen für das Germanentum verloren. Die Franken im Rhein- und Maasgebiet aber bewahrten ihre nationale Eigenart und bildeten mit den Alemannen, welche 496, den Thüringern, welche 530 unterworfen wurden, und den Bayern, deren Herzöge die fränkische Oberhoheit anerkennen mußten, eine kompakte Masse germanischer Elemente, welche der Romanisierung mit Erfolg Widerstand leisten konnten. Auch das Christentum, welches sich seit dem 7. Jahrh. im östlichen Teil des Frankenreichs verbreitete, im 8. Jahrh. von Bonifatius in Alemannien, Bayern und Thüringen dauernd begründet wurde und eine mit dem römischen Bistum eng verbundene kirchliche Organisation erhielt, fügte dem nationalen Wesen nur ein neues Kulturelement hinzu. Die Herrschaft der Karolinger, namentlich Karls d. Gr. (768—814), welcher den letzten südgermanischen Stamm, die Sachsen, unterwarf und dem Christentum gewann, brachte in die Kulturentwickelung eine raschere Bewegung und einen höhern Aufschwung. Die geistige Bildung, deren Träger der Klerus war, erhielt durch die politische Verbindung mit Gallien und Italien eine wesentliche Förderung. Das Heer- und Gerichtswesen wurde durch die Gauverfassung Karls d. Gr. geregelt. Die Errichtung von militärisch-organisierten Grenzländern (Marken) sicherte die Ostgrenze und bereitete die Rückeroberung großer an die Slawen verlorner Gebiete für das Germanentum vor. Obwohl nur einen Teil des christlichen Weltreichs bildend, welches Karl d. Gr. schuf, erstarkte doch das germanische Volkstum unter seiner Herrschaft bis zur Fähigkeit, als einheitliches Ganze selbständig weiter zu existieren, als unter Karls Nachfolgern das fränkische Reich zerfiel. Der Vertrag von Verdun (843), welcher dasselbe unter Ludwigs des Frommen Söhne Lothar, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen teilte, ließ zwar noch ein Mittelreich bestehen, welches romanische und germanische Volksteile umfaßte, schied aber bereits das rein germanische Ostfranken, das östlich des Rheins gelegene Gebiet, von dem romanischen Westfranken. Als 870 im Vertrag von Mersen Lothringen, das Land zwischen Rhein, Mosel, Maas und Schelde, zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen so geteilt wurde, daß ersterer alles Land zwischen Rhein, Mosel und Maas erhielt, bildete fortan die Grenze, wo die romanische und die deutsche Sprache sich schieden, auch die Landesgrenze zwischen Westfranken (Frankreich) und Ostfranken, das damals zwar noch nicht D. hieß, aber, weil es alle Südgermanen in fünf Stämmen (Franken, Alemannen, Bayern, Sachsen und Lothringer) umfaßte, als die älteste Gestaltung eines selbständigen Deutschland angesehen werden kann.

Das ostfränkische Reich drohte freilich bald ebenso zu zerfallen wie das Reich Karls d. Gr. Zwar wurde die Teilung nach Ludwigs des Deutschen Tode (876) dadurch wieder aufgehoben, daß dessen ältere Söhne, Karlmann und Ludwig, bald starben, und Karl der Dicke (876—887) erbte das ganze Ostfrankenreich. Aber dieser, auch zum Kaiser gekrönt und von den westfränkischen Großen zum König erwählt, strebte, ohne sich übrigens seiner erhabenen Stellung im geringsten würdig zu zeigen, nach Wiederherstellung des karolingischen Weltreichs und überließ Ostfranken den Einfällen räuberischer Nachbarn, der Normannen, Mähren und Magyaren. Die einzelnen

Administrative Boundaries
Provincial Boundary
Municipal Boundary
Ward Boundary
Main Roads
Secondary Roads
Railway Line
Rivers
Water Bodies
Nature Reserve
Game Reserve
Forest
Urban Areas
Rural Areas
Agricultural Land
Mining Areas
Industrial Areas
Commercial Areas
Residential Areas
Educational Facilities
Hospitals
Clinics
Police Stations
Fire Stations
Post Offices
Banks
Petrol Stations
Churches
Mosques
Temples
Cemeteries
Sports Fields
Golf Courses
Airports
Airfields
Power Lines
Substations
Water Towers
Reservoirs
Dams
Bridges
Tunnels
Quarries
Landfill Sites
Wastewater Treatment Works
Informal Settlements
Townships
Suburbs
Central Business District
Industrial Parks
Shopping Centres
Tourist Attractions
Historical Sites
Museums
Libraries
Schools
Universities
Colleges
Technikons
Research Institutions
Government Offices
Courts
Prisons
Military Bases
Embassies
Consulates
Trade Offices
Tourist Information Centres
Visitor Centres
Camping Sites
Caravan Parks
Hotels
Guesthouses
Bed and Breakfasts
Restaurants
Cafes
Bars
Nightclubs
Casinos
Theatres
Cinemas
Art Galleries
Craft Markets
Flea Markets
Taxi Ranks
Bus Stops
Train Stations
Ferry Terminals
Harbours
Marinas
Boat Launch Sites
Fishing Spots
Hiking Trails
Mountain Bike Trails
Horse Riding Trails
4x4 Routes
Scenic Routes
Viewpoints
Picnic Sites
Braai Areas
Ablution Facilities
Refuse Collection Points
Recycling Centres
Composting Facilities
Biogas Plants
Solar Farms
Wind Farms
Hydroelectric Power Stations
Coal Mines
Gold Mines
Platinum Mines
Diamond Mines
Chrome Mines
Manganese Mines
Iron Ore Mines
Steel Mills
Foundries
Smelters
Refineries
Chemical Plants
Fertilizer Plants
Pharmaceutical Plants
Food Processing Plants
Breweries
Distilleries
Wineries
Textile Mills
Clothing Factories
Shoe Factories
Furniture Factories
Paper Mills
Printing Works
Publishing Houses
Broadcasting Stations
Television Studios
Radio Stations
Telecommunications Towers
Satellite Dishes
Weather Stations
Seismic Stations
Observatories
Planetariums
Zoos
Aquariums
Botanical Gardens
Arboretums
Wildlife Sanctuaries
Bird Hides
Game Viewing Areas
Safari Lodges
Tented Camps
Self-Catering Units
Conference Facilities
Wedding Venues
Function Rooms
Swimming Pools
Tennis Courts
Squash Courts
Gymnasiums
Spas
Beauty Salons
Hairdressers
Barbers
Laundromats
Dry Cleaners
Tailors
Shoe Repairers
Locksmiths
Pawnbrokers
Auctioneers
Estate Agents
Property Developments
Building Sites
Demolition Sites
Scrapyards
Car Dealerships
Motor Workshops
Panel Beaters
Tyre Fitment Centres
Car Washes
Driving Schools
Testing Stations
Vehicle Licensing Offices
Traffic Circles
Traffic Lights
Pedestrian Crossings
Speed Cameras
Toll Gates
Weighbridges
Rest Areas
Truck Stops
Border Posts
Customs Offices
Immigration Offices
Refugee Reception Offices
Asylum Seeker Processing Centres
Detention Facilities
Correctional Services Offices
Parole Offices
Probation Offices
Child Welfare Offices
Social Development Offices
Pension Payout Points
Unemployment Insurance Offices
Labour Offices
Trade Union Offices
Employer Organisations
Professional Bodies
Chambers of Commerce
Tourism Associations
Conservation Organisations
Environmental Groups
Community Centres
Youth Centres
Sports Clubs
Cultural Societies
Religious Organisations
Charities
Non-Governmental Organisations
Community-Based Organisations
Faith-Based Organisations
Political Party Offices
Ward Committee Offices
Municipal Offices
Provincial Offices
National Offices
Embassies
Consulates
Trade Offices
Tourist Information Centres
Visitor Centres
Camping Sites
Caravan Parks
Hotels
Guesthouses
Bed and Breakfasts
Restaurants
Cafes
Bars
Nightclubs
Casinos
Theatres
Cinemas
Art Galleries
Craft Markets
Flea Markets
Taxi Ranks
Bus Stops
Train Stations
Ferry Terminals
Harbours
Marinas
Boat Launch Sites
Fishing Spots
Hiking Trails
Mountain Bike Trails
Horse Riding Trails
4x4 Routes
Scenic Routes
Viewpoints
Picnic Sites
Braai Areas
Ablution Facilities
Refuse Collection Points
Recycling Centres
Composting Facilities
Biogas Plants
Solar Farms
Wind Farms
Hydroelectric Power Stations
Coal Mines
Gold Mines
Platinum Mines
Diamond Mines
Chrome Mines
Manganese Mines
Iron Ore Mines
Steel Mills
Foundries
Smelters
Refineries
Chemical Plants
Fertilizer Plants
Pharmaceutical Plants
Food Processing Plants
Breweries
Distilleries
Wineries
Textile Mills
Clothing Factories
Shoe Factories
Furniture Factories
Paper Mills
Printing Works
Publishing Houses
Broadcasting Stations
Television Studios
Radio Stations
Telecommunications Towers
Satellite Dishes
Weather Stations
Seismic Stations
Observatories
Planetariums
Zoos
Aquariums
Botanical Gardens
Arboretums
Wildlife Sanctuaries
Bird Hides
Game Viewing Areas
Safari Lodges
Tented Camps
Self-Catering Units
Conference Facilities
Wedding Venues
Function Rooms
Swimming Pools
Tennis Courts
Squash Courts
Gymnasiums
Spas
Beauty Salons
Hairdressers
Barbers
Laundromats
Dry Cleaners
Tailors
Shoe Repairers
Locksmiths
Pawnbrokers
Auctioneers
Estate Agents
Property Developments
Building Sites
Demolition Sites
Scrapyards
Car Dealerships
Motor Workshops
Panel Beaters
Tyre Fitment Centres
Car Washes
Driving Schools
Testing Stations
Vehicle Licensing Offices
Traffic Circles
Traffic Lights
Pedestrian Crossings
Speed Cameras
Toll Gates
Weighbridges
Rest Areas
Truck Stops
Border Posts
Customs Offices
Immigration Offices
Refugee Reception Offices
Asylum Seeker Processing Centres
Detention Facilities
Correctional Services Offices
Parole Offices
Probation Offices
Child Welfare Offices
Social Development Offices
Pension Payout Points
Unemployment Insurance Offices
Labour Offices
Trade Union Offices
Employer Organisations
Professional Bodies
Chambers of Commerce
Tourism Associations
Conservation Organisations
Environmental Groups
Community Centres
Youth Centres
Sports Clubs
Cultural Societies
Religious Organisations
Charities
Non-Governmental Organisations
Community-Based Organisations
Faith-Based Organisations
Political Party Offices
Ward Committee Offices
Municipal Offices
Provincial Offices
National Offices

Register zur Karte I: „Deutschland um das Jahr 1000“.

Römisch-Deutsches Kaiserreich.

I. Deutschland (Königreich Germanien).

Friesland: BCD2,3

Almere (Zuidersee) C2
Flaridingan (Flardingen) B3
Helgoland (Insel Helgoland) D1
Isala (Fluß Yssel) C2
Nordin (Norden) D2
Texla (Insel Texel) BC2
Thuredreht (Dordrecht) B3
Trajectum (Utrecht) C2
Walacra (Insel Walcheren) B3

Niederlothringen: BCD2,3

Alost (Aelst) B3
Andwerpa (Antwerpen) B3
Aquisgranum (Aachen) C3
Birtana (Birthen bei Wesel) C3
Bonna (Bonn) D3
Brida (Breda) B3
Cameracum (Cameral) B3
Colonia (Köln) CD3
Daviutre (Deventer) C2
Ganda (Gent) B3
Julicha (Jülich) C3
Legio (Lüttich) C3
Malinas (Mecheln) B3
Namurcum (Namur) B3
Nivmaga (Nimwegen) C3
Scaldus (Fluß Schelde) B3
Stabulaus (Stablo) C3
Trajectum (Maastricht) C3
Tungri (Tongern) C3
Zulpike (Zülpich) C3

Oberlothringen: CD3,4

Andernacum (Andernach) D3
Confluentia (Koblenz) D3
Ivosium (Ivois) C3
Lunaville (Lunéville) C3
Metis (Metz) C3
Prumia (Prüm) C3
Sara (Fluß Saar) CD3
Theodonis Villa (Diedenhofen) C3
Treveris (Trier) C3
Tullum (Toul) C3
Virdunum (Verdun) C3

Sachsen mit der **Billungschen Mark** und der **Mark Schleswig:** DEF1,2,3

Aldinburg (Oldenburg in Holstein) E1
Alera (Fluß Aller) E2
Bardanwich (Bardowiek bei Lüneburg) E2
Bremon (Bremen) D2
Corbeja Nova (Korvei) [illegible]
Emesa (Fluß Ems) D2,3
Fembre (Insel Fehmarn) F1
Ferdun (Verden) E2
Gandenesheim (Gandersheim) E3
Gruona (Grone bei Göttingen) E3
Hamaburg (Hamburg) E2
Hildenisheim (Hildesheim) E2
Lupia (Fluß Lippe) D3

Mikilinborg (Mecklenburg) F2
Mimigardevurt (Münster) D3
Minden (Minden) D2
Osnabrugge (Osnabrück) D2
Patherbrun (Paderborn) D3
Rura (Fluß Ruhr) D3
Sliaswig (Schleswig) E1
Susat (Soest) D3
Thrutmanni (Dortmund) D3
Wisara (Fluß Weser) DE2
Zuerina (Schwerin) F2

Westfranken: DE3,4

Amanaburg (Amönenburg) D3
Frankenevurt (Frankfurt) D3
Frideslare (Fritzlar) E3
Herolfesfeld (Hersfeld) E3
Hirsaugia (Hirsau) D4
Lobedenburg (Ladenburg) D4
Logenaha (Fluß Lahn) D3
Mogontia (Mainz) D3,4
Moin (Fluß Main) E4
Spira (Speier) D4
Wizanburg (Weißenburg) D4
Wormatia (Worms) D4

Ostfranken: E3,4

Fulda (Fulda) E3
Mathalrichstat (Mellrichstadt) E3
Onoldesbach (Ansbach) E4
Svinfurt (Schweinfurt) [illegible]
Wirzeburg (Würzburg) E4
Wisara (Fluß Werra) E3

Schwaben: DE4,5

Augestburg (Augsburg) E4
Brogantia (Bregenz) E5
Brisac (Breisach) D4,5
Campidona (Kempten) E5
Clavenna (Chiavenna) E5
Colmare (Kolmar) D4
Constantia (Konstanz) E5
Curia (Chur) E5
Desertina (Disentis) D5
L. Venetus (Bodensee) E5
Nagolta (Nagold) D4
Nordilinga (Nördlingen) E4
Rhin (Fluß Rhein) E5
St. Galli (St. Gallen) E5
Strazburg (Straßburg) D4
Swites (Schwyz) D5
Tunnowa (Fluß Donau) E4
Twiel (Hohentwiel) D5
Ulma (Ulm) E4
Zinreche (Zürich) D5

Bayern mit den Marken **Nordgau** und **Ostmark:** EFGH 3,4,5

Altaha (Altaich) G4
Anesapurc (Enns) G4
Babenberg (Bamberg) [illegible]
Banzanum (Bozen) F5
Brixina (Brixen) F5
Culminaba (Kulmbach) F4
Egire (Eger) F3
Eistet (Eichstätt) F4

Forichheim (Forchheim) F4
Frisinga (Freising) F4
Ine (Fluß Inn) F5
Inticha (Innichen) F5
Isara (Fluß Isar) F4
Linza (Linz) G4
Moin (Fluß Main) E3,4
Naba (Fluß Nab) F4
Nabeburg (Nabburg) F4
Pazowa (Passau) G4
Pechlare (Pöchlarn) H4
Regan (Fluß Regen) F4
Reganespurg (Regensburg) F4
Sabiona (Säben) F5
Salzaha (Fluß Salzach) F5
Salzpurc (Salzburg) FG5
Styrapurc (Steier) G4,5
Tegarinseo (Tegernsee) F5
Tullina (Tulln) H4
Wiltina (Wilten) F5

Kärnten mit den Marken **Verona, Sonna, Krain** und **Istrien:** EFGH 5,6

Adamunt (Admont) G5
Aquilegia (Aquileja) G6
Athesis (Fluß Etsch) EF6
Bettowe (Pettau) H5
Brinta (Fluß Brenta) F6
Celeja (Cilli) H5
Enisa (Fluß Enns) G5
Forum Julii (Cividale) G5
Gradus (Grado) G6
L. Benacus (Gardasee) E6
Lublana (Laibach) G5,6
Padua (Padua) F6
Plavis (Fluß Piave) F6
Tarvisium (Treviso) [illegible]
Tergeste (Triest) G6
Tridentum (Trient) F5,6
Verona (Verona) E6
Villaha (Villach) G5

Mark Meißen und **Thüringen:** EFG3

Arnstat (Arnstadt) [illegible]
Budusin (Bautzen) G3
Ciza (Zeitz) F3
Dorla (Dorla bei Langensalza) E3
Erpesfort (Erfurt) E3
Eskinewac (Eschwege) E3
Goreliz (Görlitz) G3
Hohenburg (Homburg b. Langensalza) [illegible]
Merseburg (Merseburg) F3
Mimileibu (Memleben) F3
Misni (Meißen) G3
Niunburg (Naumburg) F3
Northusun (Nordhausen) E3
Salaveldun (Saalfeld) F3
Spira (Spier b. Sondershausen) E3

Nordmark: EF2

Elba (Fluß Elbe) F2
Magathaburg (Magdeburg) F2
Wallislewu (Walsleben) F2

Digitized by Google

Register zur Karte 1: „Deutschland um das Jahr 1000".

Ostmark: EFG2,3

Cierwisti (Zerbst) F3
Hala (Halle) F3
Halberestat (Halberstadt) . . E3
Jutribuc (Jüterbog) FG2,3
Liubusua (Lebuse bei Dahme) G3
Lusizi (Lausitz) G3
Sprewa (Fluß Spree) G2,3

Böhmen mit Mähren: GHI3,4

Bruna (Brünn) H4
Dudleipa (Doudleby) G4
Egira (Fluß Eger) G3
Holomuc (Olmütz) I4
Hradec (Königgrätz) H3
Klatowy (Klattau) G4
Laba (Fluß Elbe) H3
Litomirziti (Leitmeritz) . . . G3
Mahara (Fluß March) I4
Msa (Fluß Mies) G4
Odora (Fluß Oder) I4
Pilsni (Pilsen) G4
Podivin (Podivin) H4
Praga (Prag) G3
Switawa (Fluß Zwitta) H4
Tala (Fluß Thaya) H4
Upa (Fluß Oppa) I4
Vag (Fluß Waag) I4
Wisehrad (Wisehrad) G3,4
Wiztrachi (Weitra) G4
Wltawa (Fluß Moldau) . . . G4
Zatec (Saatz) G3
Znoim (Znaim) H4

II. Königr. Italien.

Lombardei: DE5,6

Addua (Fluß Adda) E5
Augusta (Aosta) D6
Bergamum (Bergamo) E6
Brixia (Brescia) E6
Comum (Como) E6
Iporegia (Ivrea) D6
L. Larius (Lago di Como) . . E5,6
L. Verbanus (Lago Maggiore) D5,6
Mediolanum (Mailand) E6
Novaria (Novara) D6
Padus (Fluß Po) D6
Ticinus (Fluß Ticino) DE6

III. Außerdeutsche Gebiete.

1. Dänemark: D—G1

Falstra (Insel Falster) F1
Hulmus (Insel Bornholm) . . G1
Laland (Insel Lealand) F1
Moyland (Insel Möen) F1
Ripa (Ripen) D1
Scania (Landschaft Schonen) F1
Sialand (Insel Seeland) E1

2. Gebiet der Wilzen: FG1,2

Brendanburch (Brandenburg) F2
Havelberg (Havelberg) F2
Havella (Fluß Havel) G2
Heveller (wilzischer Stamm) FG2
Hologasta (Wolgast) G1
Kizzinia (Gau der wilzischen Kizziner) FG1,2
Lunkini (Lenzen) F2
Wizoki (Wittstock) F2
Wucri (Gau der wilzischen Ukrer) G2

3. Polen mit Pommern: G—L1—4

Bobor (Fluß Bober) H3
Chrobatia (Landschaft der Schwarzen Kroaten) . . . KL3,4
Cracovia (Krakau) K3,4
Crosna (Krossen) H2
Danawyk (Danzig) I1
Glogua (Glogau) H3
Gnezan (Gnesen) I2
Julinum (Wollin) G2
Kruszwica (Kruschwitz) . . . I2
Mazowszane (Gebiet der polnischen Masovier) KL2
Notec (Fluß Netze) HI2
Odora (Fluß Oder) H2,3
Poznan (Posen) H2
Sieciechow (Sieciechow) . . . L3
Usda (Usez) H2
Wisla (Fluß Weichsel) K2
Wratislav (Breslau) H3

Ungarn: H—L4,5,6

Buda (Ofen) I5
Chanad (Csanad) K5
Crisus (Fluß Körös) K5
Cyperon (Ödenburg) H5
Danubius (Fluß Donau) . . . I5
Dravus (Fluß Drau) I6
Grana (Fluß Gran) K4
Heimenburc (Heimburg) . . . H4
L. Balatum (Plattensee) . . . I5
Litaha (Fluß Leitha) H5
Morosius (Fluß Maros) KL5
Mursa (Essek) I6
Murus (Fluß Mur) H5
Nitria (Neutra) . . . . . H
Preszespurg (Preßburg) I4
Quinque Ecclesiae (Fünfkirchen?) I5
Sabaria (Stein am Anger) . . H5
Sala (Fluß Zala) H5
Savus (Fluß Save) I6
Strigonium (Gran) I5
Vizegrad (Visegrad) I5
Wizinburg (Stuhlweißenburg) I5
Zeizenmure (Zeiselmauer) . . H4

Kroatien: GHI5,6

Thersatica (Tersat bei Fiume) G6
Zagrab (Agram) H6

Frankreich: A—C3—6

Alba (Fluß Aube) B4
Altissiodorum (Auxerre) . . . B5
Ambianis (Amiens) A4
Augustodunum (Autun) . . . B5
Barrum (Bar s. Aube) B4
Brugis (Brügge) B3
Cabillonum (Châlon s. S.) . . B5
Catalaunum (Châlons s. M.) . B4
Claris Mons (Clermont) . . . AB6
Curtracum (Courtrai) B3
Diviona (Dijon) BC5
Helerius (Fluß Allier) B5
Laudanum (Laon) B4
Ligeris (Fluß Loire) B5
Lingones (Langres) C5
Matrona (Fluß Marne) B4
Nivernum (Nevers) B5
Parisiis (Paris) A4
Remis (Reims) B4
Sigona (Fluß Seine) A4
Somma (Fluß Somme) . . . A4
Suessiones (Soissons) B4
Terouana (Thérouanne) . . . A3
Tornacum (Tournai) B3

Burgund: B—D5,6

Arula (Fluß Aare) D5
Basila (Basel) D5
Bisuntia (Besançon) C5
Dubis (Fluß Doubs) C5
Geneva (Genf) C5
Isara (Fluß Isère) C6
L. Lemanus (Genfer See) . . . C5
Lausona (Lausanne) C5
Lugdunum (Lyon) B6
Luxovia (Luxeuil) C5
Paterniacum (Peterlingen, Payerne) C5
Rhodanus (Fluß Rhône) . . D5B6
Sedunum (Sitten) D5
Solodurum (Solothurn) D5
Vienna (Vienne) D6

Digitized by Google

Stämme mußten sich derselben selbst erwehren, weswegen sie sich unter die Führung alter, durch Besitz und Adel hervorragender Geschlechter stellten. Diese erneuerten den durch Karl d. Gr. unterdrückten Herzogstitel und setzten sich meist auch in den Besitz der im Gebiet des Stammes belegenen ehemaligen königlichen Güter. Gestützt auf die noch keineswegs verwischten Unterschiede der Stämme, welche nicht einmal durch Eine Sprache verbunden waren, beanspruchten sie fast königliche Selbständigkeit. Das von Karl d. Gr. geschaffene Beamtentum verlor den maßgebenden Einfluß und veränderte seinen Charakter; der König behielt nur so viel Macht und Ansehen, als er durch persönliche Tüchtigkeit und tapfere Thaten zu erringen vermochte. Dem König Arnulf von Kärnten (887—899), der 891 die Normannen bei Löwen an der Dyle entscheidend schlug, so daß sie D. fortan mit ihren räuberischen Einfällen verschonten, der 894 das Mährenreich Swatopluks vernichtete und die Kaiserkrone erlangte, ordneten sich die Herzöge bereitwilligst unter, nicht so seinem unmündigen Nachfolger Ludwig dem Kind (900—911). Bloß die hohe Geistlichkeit, an ihrer Spitze Erzbischof Hatto von Mainz, hielt an der Einheit des Reiches und an der königlichen Autorität fest. Der nationale Zusammenhang zwischen den Stämmen des ostfränkischen Reiches war schon so gelockert, daß 912, nach dem Tode Ludwigs des Kindes, mit welchem der ostfränkische Zweig der Karolinger erlosch, nur die zwei Stämme der Franken und Sachsen die Reichseinheit aufrecht zu erhalten sich entschlossen und zu einer neuen Königswahl schritten, aus welcher der Herzog von Franken, Konrad I. (912—918), als König hervorging. Seine Bemühungen, die Rechte des Reiches und des Königtums wahrzunehmen und alle ostfränkischen Stämme unter seine Hoheit zu beugen, waren jedoch erfolglos; dazu war seine Macht zu gering, zumal er sich mit seinem einzigen Verbündeten, dem Herzog von Sachsen, verfeindete. Lothringen ging an Westfranken verloren, Bayern und Schwaben verweigerten Konrad die Anerkennung. Als er 918 starb, ließ er das ostfränkische Reich arg zerrüttet und dem Zerfall nahe zurück; ungehindert plünderten und verwüsteten die Magyaren besonders Süddeutschland.

Die Gründung des Deutschen und des Heiligen Römischen Reiches durch die sächsischen Kaiser. 919—1024.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland I«.)

Die Stämme der Franken und Sachsen, zu Fritzlar an der Grenzscheide fränkischen und sächsischen Gebiets versammelt, wählten auf Eberhards, des Bruders von Konrad I., Empfehlung im April 919 den Herzog Heinrich von Sachsen aus dem mächtigen Geschlecht der Ludolfinger zum König; derselbe bestieg als Heinrich I. (919—936) den Thron. Mit Umsicht und Mäßigung ging derselbe an die Neubegründung des Reiches. Nicht durch schroffe Geltendmachung alter Königsrechte und blutige Strenge suchte er die Stämme und ihre Herzöge sich zu unterwerfen: er schonte die Stammeseigentümlichkeiten, die in D. nun einmal vorhanden waren, und begnügte sich, gestützt auf die fast königliche Macht, die er in Sachsen und Thüringen besaß, mit der Unterordnung der Herzöge unter seine Oberhoheit. Wie er Eberhard von Franken, dem er die Krone verdankte, als Herzog bestätigte, so beließ er auch Burchard im Besitz des Herzogtums Schwaben, als derselbe 920 ihm als Oberherrn huldigte, und behielt sich bloß die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen und die Besetzung der Bistümer als sein Recht vor; auch die letztere gestand er Arnulf von Bayern zu, als derselbe bei einer friedlichen Besprechung in Regensburg sich zur Anerkennung seines Königtums bequemte. 925 gelang es ihm endlich, auch Herzog Giselbert von Lothringen, der sich dem westfränkischen Reiche angeschlossen, nun aber von dem schwachen König Karl dem Einfältigen keine Hilfe zu erwarten hatte, für D. wiederzugewinnen und durch Vermählung mit seiner Tochter Gerberga an sein Haus zu fesseln. So hatte er die fünf großen Herzogtümer, welche seit 870 das ostfränkische Reich bildeten, wieder zu einem Ganzen vereinigt. Nun wendete er sich der Sicherung der Grenzen des wiederhergestellten Reiches zu. Mit den Magyaren, welche 924 abermals einen Einfall in Sachsen machten, schloß er einen Waffenstillstand auf 9 Jahre und bequemte sich sogar zu einem Tribut, nur um für die Vorbereitung zum Entscheidungskampf Zeit zu gewinnen. Es galt vor allem, die Sachsen und Thüringer wieder wehrhaft zu machen. Er erneuerte daher die alten Ordnungen des Heerbannes und gewöhnte seine Krieger an den Kampf zu Roß, in dem allein sie den Ungarn mit Erfolg begegnen konnten. Er schützte das offene Land durch Anlage von Burgen und Städten und unternahm, sowohl um sein Heer im Krieg zu üben, wie um die Ostgrenze Sachsens zu sichern, 928—929 mehrere Feldzüge gegen die slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder; er bezwang die Heveller und die Dalaminzier, legte in ihrem Gebiet Marken an und nötigte den Herzog von Böhmen zur Huldigung. Als 933 die Magyaren von neuem in Thüringen einfielen, konnte ihnen Heinrich mit einem trefflichen Reiterheer entgegentreten und durch die glänzenden Siege bei der Jechaburg und bei Riade in der Goldenen Aue Norddeutschland von ihren Einfällen befreien. Nachdem Heinrich auf einem siegreichen Feldzug gegen die Dänen die Mark Schleswig gegründet und für die Nachfolge seines Sohnes Otto die Zustimmung der Großen gewonnen hatte, starb er 936 in Memleben.

Die förmliche Königswahl Ottos I. (936—973) fand in Aachen statt, wo sich der König auch krönen ließ. Die königliche Macht war schon so gekräftigt, die Einheit der Stämme hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß niemand dem neuen Herrscher den Gehorsam verweigerte und ihm die Herzöge bereitwillig die Dienste der höchsten Hofbeamten leisteten. Nur die slawischen Grenzvölker benutzten den Thronwechsel zu erfolglosen Versuchen des Abfalles, die Magyaren zu einigen Plünderungszügen. Erst ein Streit mit Eberhard von Franken entzündete im Innern des Reiches einen Aufruhr, an dem außer Eberhard die Brüder des Königs, Thankmar und Heinrich, Herzog Giselbert von Lothringen und Erzbischof Friedrich von Mainz teilnahmen, in den sich auch der westfränkische König einmischte, und der das Werk Heinrichs I. wieder zu zerstören drohte. Indes gelang es der unerschütterlichen Standhaftigkeit und Tapferkeit Ottos, dem nicht nur seine Sachsen, sondern auch Große aus andern Stämmen treu zur Seite standen, die Empörung niederzuwerfen und damit die Herzogsgewalt unter die des Königs zu beugen. Die Herzöge waren fortan Beamte und Stellvertreter des Königs, denen überdies Pfalzgrafen zur Seite gestellt wurden, welche die königlichen Güter verwalteten, an des Königs Statt Gericht abhielten und die Herzöge überwachten und beschränkten. In Franken wurde nach Eberhards Tode (939) die herzogliche Würde überhaupt beseitigt und

das Land vom König selbst verwaltet; die übrigen Herzogtümer verlieh Otto nach ihrer Erledigung an Männer, die ihm nahe verwandt oder unbedingt ergeben waren: so Bayern seinem Bruder Heinrich, Schwaben seinem Sohn Ludolf, Lothringen seinem Schwiegersohn Konrad dem Roten, dann seinem Bruder Bruno, Sachsen dem tapfern Grafen Hermann Billung. Die Abzweigung oder Neugründung von Markgrafschaften, die Teilung einiger Herzogtümer beseitigten nach und nach die Gefahr eines Zerfalles des Reiches in die großen Stammesherzogtümer völlig. Endlich suchte Otto eine Stütze für die monarchische Autorität in der hohen Geistlichkeit, welche, vom König nach Gutdünken zu ihren Würden ernannt, von ihm ganz abhängig war und, im Besitz höherer Bildung und weniger von Egoismus und Habgier beherrscht, den wahren Interessen des Reiches eine größere Einsicht und Teilnahme entgegenbrachte. Neu gefestigt und geleitet von dem energischen Geist Ottos entfaltete D. eine wirksame Kraft nach außen. Die Wenden zwischen Elbe und Oder wurden der deutschen Herrschaft und dem Christentum unterworfen und die Kolonisation ihres Gebietes begonnen. Die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Meißen und Zeitz (Naumburg) wurden gegründet und später (968) dem Erzstift Magdeburg unterstellt. Wie der Herzog von Böhmen, mußten auch der von Polen und der Dänenkönig Deutschlands Oberhoheit anerkennen. Nach N. hin wurde die christliche Kultur durch Errichtung der Bistümer Oldenburg (Lübeck), Schleswig, Rügen und Aarhus ausgebreitet. Der glorreiche Sieg über die Magyaren auf dem Lechfeld bei Augsburg (10. Aug. 955) sicherte D. für immer vor den Einfällen dieser Barbaren und ermöglichte die Wiederherstellung der Ostmark an der Donau. In jener Zeit gewaltigster Erhebung der Volkskraft begannen auch die Stämme des Reiches sich zuerst mit dem Gesamtnamen der Deutschen zu bezeichnen; das Reich wurde fortan im In- und Ausland D. genannt.

Da indes das Mittelalter ganz vom christlich-universalen Geist erfüllt war, wie er sich im römischen Weltreich ausgebildet und in der germanischen Welt in Karl d. Gr. seinen glänzendsten Vertreter gefunden hatte, so erschien auch Otto und seinem Volke der auf die Nation beschränkte Staat nicht als politisches Endziel. D. hatte das politische Übergewicht in Mitteleuropa erlangt; der deutsche König war von den burgundischen und italienischen Großen als Schiedsrichter angerufen worden und hatte in Frankreich den vertriebenen König wieder einsetzen können. Somit hielt sich Otto auch für berufen, die christlichen Völker des Abendlandes unter seinem Zepter zu vereinigen. Zu diesem Zweck unternahm er 951 seinen ersten Zug nach Italien, auf welchem er die Lehnshoheit über dies Königreich erwarb. Auf dem zweiten Zug stürzte er den Lehnskönig Berengar, nahm mit der lombardischen Krone die unmittelbare Herrschaft über Italien an sich und ließ sich 962 in Rom von Papst Johann XII. zum römischen Kaiser krönen. Er erneuerte damit das Kaisertum Karls d. Gr., das selbst nur eine Wiederherstellung des weströmischen Kaiserreichs gewesen war, und stiftete das Heilige Römische Reich deutscher Nation (s. d.), welches wie das alte römische Reich Anspruch auf die Herrschaft über das christliche Abendland erhob, und auf dessen Thron der deutsche König berufen war. Ohne Zweifel wurde durch die enge Verbindung mit Italien die deutsche Zivilisation sehr gefördert, auch durch den Versuch der Bildung eines Weltreichs und durch die Errettung der Kirche aus völligem Verfall zur Entfesselung der geistigen Kräfte des Abendlandes sowie zur Begründung einer allgemeinen christlichen Kultur im Mittelalter wesentlich beigetragen. Aber dieser weltgeschichtlichen Aufgabe hat D. schwere Opfer bringen müssen. Nicht bloß, daß in den Kämpfen um Italien ungezählte deutsche Heere zu Grunde gegangen sind: verhängnisvoller war, daß die Deutschen ihren wichtigsten Lebensinteressen entfremdet wurden; die großartig begonnene Kolonisation an der Ostgrenze geriet ins Stocken, die politischen Institutionen wurden nicht beseitigt und weiter ausgebildet, die untern Stände den mächtigen Vasallen wehrlos preisgegeben und D. fort und fort durch jede auswärtige Verwickelung auch in innere Unruhen und Wirren gestürzt.

Schon Otto wurde durch seine neue Würde in Schwierigkeiten verwickelt. Seit seiner Kaiserkrönung mußte er sich beinahe ausschließlich in Italien aufhalten, um immer neue Empörungen zu unterdrücken, und vermochte doch nicht die südlichen Provinzen Kalabrien und Apulien dem griechischen Kaiserreich zu entreißen. Noch weniger waren seine Nachfolger der Aufgabe gewachsen. Sein 18jähriger Sohn Otto II. (973–983) war bereits gewählt und gekrönt und trat daher ohne Schwierigkeit die Regierung an. Eine Empörung seines Vetters, Herzog Heinrichs des Zänkers von Bayern, unterdrückte er und schwächte Bayern durch Abtrennung Österreichs, das als Markgrafschaft den Babenbergern gegeben wurde, und Kärntens, das er zum selbständigen Herzogtum erhob. Er bezwang aufs neue die Böhmen und die Dänen und strafte einen treulosen Überfall des französischen Königs Lothar durch einen Rachezug bis an die Thore von Paris (978). Als er aber (980) nach Italien zog und 982 die Eroberung Süditaliens unternahm, erlitt er bei Cotrone durch die Sarazenen eine völlige Niederlage, und ehe er sich rächen konnte, starb er 983 in Rom, einen dreijährigen Sohn, Otto III. (983–1002), hinterlassend, der zwar schon zum König gewählt und gekrönt war, dessen Unmündigkeit aber Heinrich der Zänker sofort zum Versuch benutzte, die Regentschaft und dann die Krone an sich zu reißen. Allerdings wurde durch die Entschlossenheit von Ottos Mutter Theophano und die Weisheit des Erzbischofs Willigis von Mainz dieser Versuch vereitelt und die rechtmäßige Thronfolge gewahrt; aber die Wenden und Dänen, welche sich auf die Nachricht von Ottos II. Niederlage und Tod erhoben und mit dem Christentum die Herrschaft der Deutschen abgeschüttelt hatten, wieder zu unterwerfen, war nicht möglich. Während der Regierung der Kaiserin wie nach ihrem Tode (991) erlangten die Reichsfürsten, die Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen, die Erzbischöfe, Bischöfe und größern Äbte, einen maßgebenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, wandelten die ihnen übertragenen Ämter in erbliche Lehen um und rissen Güter des Reiches und Regalien der Krone (Münzrecht, Zollrecht und Gerichtsbann) an sich. Sobald Otto III. mündig geworden (996), zog er nach Rom, wo er, seinem deutschen Vaterlande entfremdet, mit geringen Unterbrechungen bis ans Ende seines Lebens blieb. Seinen phantastischen Traum, das alte römische Reich in allen seinen Formen herzustellen, vermochte er nicht auszuführen; durch einen Aufstand aus Rom vertrieben, starb er unvermählt 1002.

Nicht ohne Schwierigkeiten errang der letzte noch übrige Sproß des sächsischen Herrscherhauses, Herzog

Heinrich von Bayern, bei der Bewerbung um die Krone den Sieg über seine Nebenbuhler Hermann von Schwaben und Eckard von Meißen, und es gelang Heinrich II. während seiner Regierung (1002—1024) nur teilweise, die äußere Macht und innere Festigkeit des Reiches herzustellen. Gegen den mächtigen und kühnen Polenherzog Boleslaw Chrobry kämpfte Heinrich mit entschiedenem Unglück und mußte im Frieden von Bautzen (1018) nicht bloß dessen Unabhängigkeit anerkennen, sondern ihm auch die Lausitz abtreten, während er Böhmen behauptete. Das Land nördlich der Elbe ging in einem großen Aufstand der Wenden in Holstein und Mecklenburg gänzlich verloren. In Italien besiegte Heinrich den Markgrafen Arduin von Ivrea, der sich zum unabhängigen König hatte erheben wollen, erlangte 1014 die Kaiserkrone und stellte 1022 auf einem dritten Römerzug das kaiserliche Ansehen in Italien wieder her. In D. selbst hatte er in der ersten Zeit seiner Herrschaft fortwährend mit Empörungen einzelner Großen zu kämpfen; selbst Grafen und Herren wagten, ihm den Gehorsam zu verweigern. Wenn es ihm auch endlich gelang, Ruhe und Frieden im Reich zu stiften und die Fürsten zur Botmäßigkeit zurückzuführen, so mußte er doch die Erblichkeit ihrer Lehen anerkennen und ihren Beirat in allen wichtigen Angelegenheiten sich gefallen lassen. Um so mehr suchte er gegen den anmaßenden Trotz und die Habsucht der weltlichen Großen eine Stütze bei den Bischöfen, deren politischen Einfluß er durch Verleihung von weltlichen Ämtern und Besitzungen vermehrte, die er aber durch das unbeschränkte kaiserliche Ernennungsrecht in Abhängigkeit von sich erhielt. Mit seinem Tode 1024 erlosch das sächsische Herrscherhaus, von dessen Walten die Verschmelzung der deutschen Stämme zu einem Volk, zu einer Reichseinheit das dauerhafte Ergebnis war.

Der Kampf mit der Kirche unter dem fränkischen Kaiserhaus. 1024—1125.

Auf der Wahlversammlung des gesamten deutschen Volkes in Kamba bei Mainz (September 1024) wurde der fränkische Graf Konrad, Urenkel Konrads des Roten und Liutgards, einer Tochter Ottos I., zum König gewählt. Heinrich I. in nüchterner Besonnenheit, Ausdauer und weiser Beschränkung gleichend, befestigte Konrad II. (1024—39) die Grundlagen des Reiches. Die Nord- und Ostgrenze desselben sicherte er, indem er mit Knut d. Gr. von Dänemark Frieden und Freundschaft schloß und durch Abtretung der nördlich der Eider gelegenen Teile der Mark Schleswig sich dessen Beistand gegen die Slawen verschaffte. Das Polenreich zerfiel nach Boleslaws Tode ebenso schnell wieder, wie es aufgebaut war, und geriet von neuem in Abhängigkeit von D. Nachdem Konrad 1027 auf seinem ersten Römerzug zum Kaiser gekrönt worden, erwarb er 1032 nach dem Tode des Königs Rudolf III. auf Grund alter Verträge, die dieser schon mit Heinrich II. geschlossen, das Königreich Burgund, welches nun das dritte Königreich des Kaisertums bildete. Mehrere Empörungen von Großen, namentlich die seines Stiefsohnes Ernst von Schwaben, unterdrückte er mit Kraft und Strenge. Die Erblichkeit der Fürstentümer konnte er allerdings nicht wieder aufheben; aber er brach der aufstrebenden Selbständigkeit der Herzogtümer dadurch die Spitze ab, daß er die Mehrzahl derselben an seinen Sohn Heinrich (so Bayern und Schwaben) oder an nahe Verwandte brachte. Auch setzte er, oft ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Befähigung, Anverwandte und Freunde in die höchsten geistlichen Reichsfürstentümer ein. Die kleinern Vasallen (Ministerialen) suchte er von ihren fürstlichen Lehnsherren unabhängig zu machen, indem er ihre Lehen für erblich erklärte; in Oberitalien geschah dies 1037 durch ein besonderes Gesetz. Die Erblichkeit der Krone selbst konnte Konrad aber nicht durchsetzen und mußte sich begnügen, daß sein Sohn Heinrich schon bei seinen Lebzeiten zum König gewählt und gekrönt wurde. Heinrich III. (1039—56) führte das Werk seines Vaters mit Energie und Erfolg fort. Dänemark, Polen und Böhmen wurden in Gehorsam erhalten, selbst Ungarn durch mehrere Kriegszüge 1044 zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gezwungen. Rücksichtslos und streng verfuhr er gegen die Fürsten; wiederholt entsetzte er Herzöge ihres Amtes. Freilich reizte diese Strenge zu immer neuen Empörungen, und nur die Hand am Schwert vermochte Heinrich die erbitterten Fürsten niederzuhalten. Als er 1046 nach Italien zog, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen, wurde er auf der Synode zu Sutri zum Schiedsrichter zwischen drei um die Tiara streitenden Päpsten aufgerufen; er beseitigte alle drei, um in einem frommen deutschen Bischof dem Stuhl Petri wieder einen würdigen Inhaber zu geben und das Ansehen des Papsttums wiederherzustellen. Selbst streng asketisch gesinnt, benutzte er seine allgemein anerkannte Oberhoheit über die Kirche nur, um sie von Mißbräuchen zu befreien und ihre Gewalt über die Gemüter zu verstärken; die von ihm eingesetzten Päpste unterstützte er in dem Bestreben, sich zu wirklichen Herren der Kirche zu machen. So verhalf er selbst der Macht zur Herrschaft, welche seinem Nachfolger so verderblich wurde.

Zum Unglück für D. starb Heinrich III., noch nicht 40 Jahre alt, 1056 plötzlich zu Bodfeld im Harz und hinterließ das Reich einem sechsjährigen Kinde, Heinrich IV. (1056—1106), unter Vormundschaft einer Frau, der Kaiserin Agnes. Je empfindlicher die Fürsten den gewaltigen Arm des verstorbenen Kaisers gefühlt hatten, desto mehr beeilten sie sich, die Schwäche der neuen Regierung zur Vermehrung ihrer Macht und Selbständigkeit auszubeuten. Ein sächsischer Großer, Otto von Nordheim, zwang die Kaiserin, ihm das Herzogtum Bayern, ein burgundischer Fürst, Rudolf von Rheinfelden, ihm mit der Hand ihrer Tochter Schwaben, endlich der Zähringer Berthold, ihm Kärnten zu übertragen. Durch den Raub in Kaiserswerth (1062) bemächtigte sich der Erzbischof Anno von Köln des königlichen Knaben, dessen Erziehung er fortan leitete, und für den er in Gemeinschaft mit den übrigen Großen die Regierung führte. Unter dieser konnte, wer wollte, seine Habgier an dem Königsgut befriedigen; weder in Italien noch in Ungarn vermochte Anno das Ansehen des Reiches zu behaupten; durch eine Empörung der Wenden östlich der Elbe (1066) ging die deutsche Kultur in jenen Gegenden für lange Zeit verloren. Mit Hilfe Adalberts von Bremen befreite sich Heinrich von den verhaßten Fürsten, und sowie er zum Manne herangereift war, strebte er die verlorne Macht seiner Väter wiederzugewinnen. Die habsüchtigen, trotzigen Großen verfolgte er mit leidenschaftlicher Rachsucht. Otto von Nordheim beraubte er 1070 Bayerns, das er Welf verlieh, die Billunger wurden geächtet und durch Anlage von Burgen die Unterjochung der Sachsen, welche der Herrschaft der Franken hartnäckig widerstrebten, begonnen. 1073 kam es infolge von Gewaltthätigkeiten der Anhänger des Königs zu einem allgemeinen Aufstand der Sachsen, welcher den König in große Ge-

fahr stürzte, da die deutschen Fürsten sich wankelmütig und treulos zeigten. Durch den glänzenden Sieg Heinrichs bei Hohenburg a. d. Unstrut 1075 wurde jedoch die Empörung unterdrückt, und die sächsischen Großen wurden streng bestraft. Diesen Sieg zu einer dauernden Befestigung seiner Gewalt zu benutzen, wurde Heinrich durch einen neuen Streit gehindert, in den er mit Papst Gregor VII. verwickelt ward. Derselbe hatte schon als Kardinal Hildebrand durch Vollendung der mönchisch-strengen Reform der Kirche deren Macht vermehrt und durch das Dekret Nikolaus' II., welches die Wahl der Päpste dem Kardinalskollegium übertrug und die Befugnis des Kaisers auf ein unbestimmtes, bald gänzlich mißachtetes Bestätigungsrecht beschränkte, die Unabhängigkeit des Papsttums erreicht. Seit 1073 selbst Papst, strebte Gregor die Weltherrschaft für die Kirche zu gewinnen und alle weltlichen Gewalten, selbst die höchsten, dem Papsttum unterzuordnen. Zu diesem Zwecke führte er das Cölibat ein und verbot nicht bloß den Mißbrauch der Simonie, sondern auch die Investitur (s. d.) durch Laien; indem er aber die Einsetzung der Bischöfe und Äbte als alleiniges Recht der Kirche beanspruchte, beeinträchtigte er in einem wichtigen Punkte die Macht des deutschen Königtums, das der hohen Geistlichkeit bedeutende weltliche Rechte und Güter verliehen hatte, welche die Bischöfe und Äbte den mächtigsten Reichsfürsten gleichstellten, dafür also die Ernennung der geistlichen Reichsfürsten als sein Recht ansah und auch bisher unbeanstandet ausgeübt hatte.

Durch die Verletzung kaiserlicher Rechte in Oberitalien von seiten Gregors schon längst gereizt, durch eine hochmütige Vorladung des Papstes an ihn, um sich wegen Simonie vor seinem Richterstuhl zu verantworten, und durch päpstliche Einmischung in die Angelegenheit der unterworfenen sächsischen Bischöfe aufs äußerste erbittert, nahm Heinrich IV. im Vollgefühl seines Sieges über die Sachsen den Kampf gegen den Papst auf, indem er ihn im Januar 1076 durch eine Synode deutscher Bischöfe in Worms absetzen ließ. Gregor antwortete mit dem Bannstrahl, welcher den deutschen Fürsten den ersehnten Vorwand gab, von neuem vom König abzufallen und das drückende Joch einer starken Monarchie abzuschütteln. Mit einem Schlage sah sich Heinrich der Früchte seines Sieges beraubt. Kleinmütig ließ er es geschehen, daß die Fürsten im Oktober 1076 in Tribur über ihn zu Gericht saßen, und unterzog sich allen Demütigungen, um nur seine sofortige Absetzung zu verhindern. Doch wurde dieselbe bloß aufgeschoben; auf einem Reichstag in Augsburg im Februar 1077 sollte sie unter Vorsitz des Papstes erfolgen. Dies vereitelte Heinrich, indem er durch seine schimpfliche Buße zu Canossa Gregor zur Aufhebung des Bannes nötigte. Als die enttäuschten Fürsten dennoch zur Absetzung Heinrichs und zur Wahl eines neuen Königs in der Person Rudolfs von Schwaben schritten, der das Wahlrecht der Fürsten ausdrücklich anerkennen mußte, ermannte sich Heinrich IV. und griff, unterstützt von dem niedern Adel und den Städten, tapfer zum Schwert. Nach hartnäckigen Kämpfen fiel Rudolf in der Schlacht bei Zeitz (1080), und wenn auch die Sachsen den Widerstand noch einige Zeit fortsetzten, sogar Hermann von Lützelburg als neuen Gegenkönig aufstellten, so war doch die Kraft der Empörung in Deutschland gebrochen. Heinrich zog daher 1081 nach Italien und nahm Rom ein, wo er einen Gegenpapst, Clemens III., auf den Thron setzte und sich von ihm zum Kaiser krönen ließ; Gregor VII. floh und starb 1085 zu Salerno im Exil. Aber einen dauernden Sieg über die Kirche hatte der Kaiser damit nicht erzielt; die Macht derselben über die Geister und Gemüter der Menschen, welche die Kreuzzugsbewegung noch steigerte, war mit materieller Gewalt nicht zu bekämpfen, zumal die Treue der habsüchtigen Vasallen unbeständig war. Immer neue Empörungen stiftete die Kirche gegen Heinrich IV. an, den sie mit unversöhnlichem Haß verfolgte; seine eignen Söhne erhoben, von der Geistlichkeit verführt, gegen ihn die Fahne des Aufruhrs, erst Konrad (1092), dann Heinrich (1105). Diesem Schlag erlag der schwer geprüfte Kaiser 1106.

Heinrich V. (1106—25) verdankte zwar der päpstlichen Partei und den Fürsten die Krone, aber sowie er sich allgemein anerkannt sah, versuchte er sowohl der Kirche wie den Vasallen gegenüber die kaiserlichen Rechte unverkürzt zur Geltung zu bringen. Durch Klugheit und rücksichtslose Energie erzwang er auf seinem Römerzug 1111 von Papst Paschalis einen Vertrag, der ihm die Investitur der Geistlichkeit ausdrücklich zugestand. Aber kaum war Heinrich nach D. zurückgekehrt, als die Kardinäle und ein Teil des Klerus (Paschalis war durch den Vertrag gebunden) den Kampf von neuem mit Bannflüchen und aufrührerischen Agitationen eröffneten. Da das kaiserliche Heer im Kriege gegen die aufständischen Sachsen 1115 am Welfesholz unterlag und gleichzeitig der Friede mit dem Papst durch den Streit über die Mathildische Erbschaft wieder gebrochen wurde, sah sich Heinrich V. genötigt, 1122 mit Papst Calixtus das Wormser Konkordat abzuschließen, in welchem er der Kirche den entscheidenden Anteil an der Einsetzung der geistlichen Fürsten einräumte. Mit Heinrichs V. Tode (1125) erlosch das fränkische Kaiserhaus, dessen Regierung so glänzend begonnen hatte, aber schließlich mit Mißerfolgen endete. Die weltlichen Großen hatten durch die Erblichkeit aller Lehen ihre Unabhängigkeit und Macht verstärkt, die Bischöfe hingen nicht mehr vom Kaiser, sondern vom Papst ab, der schon nicht mehr bloß als Herr der Kirche, sondern auch der Welt angesehen wurde; die Kolonisationen des deutschen Volkes im Osten waren zerstört, die dortige Grenze seit der Ottonenzeit zurückgegangen und durch slawische Barbarei gefährdet.

Die staufische Zeit. 1125—1273.

Die natürlichen Erben der Salier waren Heinrichs V. Neffen, die staufischen Brüder Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken; dem ersteren hatte der sterbende Kaiser die Reichsinsignien übergeben. Aber gerade weil Friedrich ein Anhänger des erloschenen Kaiserhauses gewesen, weil er der Erbe desselben, überdies ein mächtiger Reichsfürst war, wählten die in Mainz versammelten Fürsten auf Antrieb des päpstlichen Legaten nicht ihn, sondern das Haupt der fürstlichen Opposition, den Herzog von Sachsen, Lothar von Supplingenburg, zum König. Im Kampf gegen die Staufer, welche sich weigerten, ihn anzuerkennen, stützte sich Lothar (1125—37) auf das welfische Haus, dessen Haupt, Heinrich dem Stolzen von Bayern, er seine einzige Tochter und Erbin, Gertrud, vermählte. Gegen die Kirche verhielt sich Lothar allzu nachgiebig und unterwürfig. In der Regierung Deutschlands aber bewährte er Einsicht und Thatkraft. Er brachte die Staufer zur Unterwerfung, hielt Ordnung und Frieden im Reich aufrecht und nahm die Wiedereroberung der wendischen Grenzlande auf. Als er starb, wiederholte sich der Vorgang bei seiner eignen Wahl. Nicht sein Schwiegersohn

und Erbe, Heinrich der Stolze, dem er noch auf dem Sterbebett zu Bayern das Herzogtum Sachsen übertragen, wurde gewählt, sondern der Staufe Konrad von Franken. Die Regierung dieses ersten Staufers, Konrads III. (1138—52), war nicht glücklich. Obwohl Heinrich der Stolze die Reichskleinodien auslieferte, sprach ihm der König Sachsen ab, und als der Welfe sich weigerte, zu verzichten, nahm er ihm auch Bayern. Der jähe Tod des stolzen Herzogs (1139) verschaffte Konrad einen teilweisen Sieg. Nach ihrer Niederlage bei Weinsberg (1140) verzichtete die welfische Partei 1142 auf Bayern, das die österreichischen Babenberger bekamen, und Heinrich der Löwe behielt bloß Sachsen, von dem die Nordmark (Brandenburg) als selbständiges Reichslehen abgetrennt wurde. Aber der feindliche Gegensatz zwischen den Staufern und Welfen blieb bestehen und ließ das Reich unter Konrad nicht zur Ruhe kommen. Die Beteiligung des Königs am zweiten Kreuzzug (1147—1149), der ganz erfolglos blieb, konnte sein Ansehen nicht erhöhen. Als er 1152 starb, empfahl er den Fürsten seinen Neffen, Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger, und dieser wurde auch in Frankfurt a. M. unter allgemeiner Zustimmung gewählt u. in Aachen gekrönt.

Mit Friedrich I. (1152—90) bestieg einer der bedeutendsten Herrscher, die D. gehabt hat, den Thron. Er betrachtete das Kaisertum als die erste Macht der Christenheit, als die Quelle alles Rechts und war entschlossen, es zu dieser Höhe wieder zu erheben und für die Erreichung dieses Zieles die Kräfte aller ihm untergeordneten Vasallen zusammenzufassen. Er versöhnte sich daher sofort mit den Welfen, indem er Heinrich dem Löwen Bayern zurückgab; die Babenberger wurden dadurch entschädigt, daß Österreich zu einem selbständigen Herzogtum erhoben ward. Gegen die Nachbarreiche machte er die kaiserlichen Hoheitsrechte mit Mäßigung, aber Festigkeit geltend: Polen wurde durch einen glänzenden Zug bis nach Posen hin (1157) zu erneuter Anerkennung seiner Lehnsunterthänigkeit genötigt; einen Streit zwischen zwei dänischen Prinzen, Swen und Knut, entschied er zu gunsten des erstern, krönte ihn und empfing von ihm den Lehnseid; Böhmen kettete er durch Verleihung des Königstitels enger an das Reich; in Burgund wurde das Ansehen des kaiserlichen Namens wiederhergestellt. Mit dem Papst wünschte er in Frieden zu bleiben und leistete auf seinem ersten Römerzug Hadrian IV. einen wesentlichen Dienst, indem er die dem Papsttum feindliche Bewegung des kühnen Reformators Arnold von Brescia unterdrückte. Aber während die lombardischen Städte sich empörten, weil Friedrich seine kaiserlichen Rechte über sie in vollem Umfang verwirklichen wollte, ward nach Hadrians IV. Tode von der Mehrheit der Kardinäle Alexander III. (Kardinal Roland) gewählt, den Friedrich als einen anmaßenden Priester anzuerkennen sich weigerte. Der Kampf zwischen dem Papst und dem lombardischen Städtebund einer-, dem Kaiser und den ihm treu anhängenden deutschen Fürsten anderseits endete nach wunderbaren Glückswechseln 1176 mit der Niederlage Friedrichs bei Legnano und der Unterwerfung unter den Papst in Venedig (1177), der 1183 im Frieden zu Konstanz die Anerkennung der Selbständigkeit der oberitalischen Städte folgte. Trotz dieses Ausgangs hatte der Kampf für das deutsche Volk insofern segensreiche Folgen, als er dasselbe in das Kulturleben des Abendlandes noch mehr hineinzog: der das Heer bildende Ritterstand, welcher aus den Dienstmannen der größern Vasallen, den Ministerialen, hervorgegangen war, wurde im Dienste der staufischen Herrscher von edler Ruhmbegierde erfüllt und durch Streben nach feiner Sitte und Bildung der Träger der geistigen Kultur Deutschlands. Wissenschaften und Künste begannen wieder aufzublühen, Handel und Verkehr nahmen einen neuen Aufschwung. In besonders großartiger Weise zeigte sich die deutsche Volkskraft bei der Kolonisation und Germanisierung der rechtselbischen Gebiete, welche das tapfere Schwert Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen wieder der christlichen Kultur und deutschen Herrschaft unterworfen hatte. Das östliche Holstein, Mecklenburg und Vorpommern, das Havel- und Spreegebiet, endlich Schlesien wurden von deutschen Ansiedlern bevölkert und das Gebiet des Reiches um ansehnliche Territorien vergrößert.

Der einstweilige Verzicht Friedrichs auf Italien ermöglichte ihm die Verstärkung seiner Macht in D. Es galt, den mächtigsten Reichsfürsten, Heinrich den Löwen, dafür zu züchtigen, daß infolge seiner Verweigerung der Heeresfolge 1176 die Schlacht bei Legnano verloren gegangen war. Da fast alle Fürsten dem Kaiser treu zur Seite standen, unterlag der Herzog und behielt 1180 nur die welfischen Allode in Sachsen (Braunschweig und Lüneburg); Bayern erhielten die Wittelsbacher, Sachsen wurde zerstückelt: die geistlichen Fürsten, mehrere Städte u. a. wurden reichsunmittelbar, Westfalen bekam das Erzstift Köln, und der Name des Herzogtums Sachsen beschränkte sich fortan auf das Elbgebiet, welches den Askaniern verliehen wurde. Damit war auch das letzte große Stammesherzogtum vernichtet: wie schon früher Franken, so war auch Schwaben seit der Thronbesteigung der Staufer nicht wieder vergeben worden. Lothringen hatte sich längst in eine Reihe kleinerer Gebiete aufgelöst; Bayern war durch Abtrennung von Österreich, Meran, Kärnten u. a. auf einen kleinen Teil seines frühern Umfanges beschränkt worden. An Stelle der wenigen Herzöge war jetzt ein zahlreicher Reichsfürstenstand vorhanden, der sich aus den Herzögen, Pfalzgrafen, Landgrafen, Markgrafen, Erzbischöfen, Bischöfen und Fürstäbten zusammensetzte und sich gegen Grafen und Herren streng abschloß, so daß fortan die Reichsfürstenwürde besonders verliehen wurde. Auf dem glänzenden Hoftag, den Friedrich 1184 in Mainz abhielt, trat des Kaisers erhabene Stellung über dieser Aristokratie glänzend hervor. Seine Pläne auf die Herrschaft Italiens nahm Friedrich wieder auf und betrachtete sich noch immer als Führer der Christenheit. In diesem Sinn erwarb er 1186 durch die Heirat seines Sohnes Heinrich mit der Erbin Konstanze für sein Haus die Anwartschaft auf das normännische Königreich beider Sizilien; aus diesem Grunde stellte er sich 1189 an die Spitze des dritten Kreuzzuges, auf dem er 1190 sein ruhmvolles Leben endete.

Friedrichs Nachfolger, Heinrich VI. (1190—97), trat die Regierung in Neapel und Sizilien nach blutiger Unterdrückung des Widerstandes einer Adelspartei an und entwarf von hier aus kühne, großartige Eroberungspläne, deren Verwirklichung ihn zum Herrn des ganzen Orients erhoben hätte. Gleichzeitig war er nach nochmaliger Besiegung der Welfenpartei bemüht, die Herrschaft seines Hauses in D. dadurch dauernd zu befestigen, daß er die Kaiserkrone im staufischen Geschlecht erblich machte, wogegen er den Fürsten die unbedingte Erblichkeit der Lehen auch in weiblicher Linie zuzugestehen bereit war. Wiederum, wie 988 und 1056, erstickte der vorzeitige Tod des Kaisers eine großartige Machtentfaltung in ihren Anfängen und führte einen verhängnisvollen Wendepunkt in

der deutschen Geschichte herbei. Die zahlreichen Feinde der Staufer säumten nicht, die günstige Gelegenheit zum Sturz des hochstrebenden Geschlechts auszubeuten. Während die staufische Partei an Stelle des dreijährigen Sohnes des Kaisers dessen Bruder Philipp von Schwaben (1198—1208) auf den Thron erhob, wählten die Anhänger der Welfen einen Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV. Ein wilder, langwieriger Kampf brach aus; Papst Innocenz III. erhob den Anspruch auf das oberste schiedsrichterliche Amt über die deutsche Krone und erreichte von Otto die Anerkennung desselben; die Fürsten erpreßten von den beiden Königen als Preis ihres Beistandes immer neue Zugeständnisse und beraubten das Königtum des größten Teiles seiner Domänen; die Nachbarreiche, namentlich Dänemark, rissen sich vom deutschen Lehensverband los. Als endlich Philipp das Übergewicht über seinen Gegner erlangt hatte und sich zur völligen Bezwingung desselben anschickte, ward er 1208 von Otto von Wittelsbach aus Privatrache ermordet. Otto IV. (1208—15) ward nun auch von der staufischen Partei in D. anerkannt und empfing 1209 von Innocenz III. die Kaiserkrone. Aber sobald er die alten kaiserlichen und die welfischen Rechte auf die Mathildischen Güter geltend machte und die kaiserliche Oberhoheit im Kirchenstaat und in Neapel beanspruchte, wurde er in den Bann gethan, und Innocenz stellte den Sohn Heinrichs VI., Friedrich, als Gegenkönig auf. Otto, von den wankelmütigen deutschen Fürsten im Stiche gelassen, suchte bei England Schutz und Hilfe, während sein Gegner sich mit Philipp II. von Frankreich verband. Dessen Sieg über die Engländer bei Bouvines 1214 entschied auch über die deutsche Krone: der junge Staufer Friedrich II. (1215—50) ward allgemein anerkannt und 1215 in Aachen mit großer Pracht gekrönt.

Friedrich II., geistreich und glänzend begabt, aber mehr Italiener als Deutscher, setzte sich, wie seine Vorfahren, die Errichtung einer Weltherrschaft zum Ziel, deren Stützpunkt sein sizilisches Reich bilden sollte. Nachdem er daher seinen Sohn Heinrich 1220 zum deutschen König hatte wählen lassen, begab er sich sofort nach Italien und kehrte erst 1235, durch einen Empörungsversuch Heinrichs veranlaßt, nach D. zurück. Nach Unterdrückung des Aufruhrs hielt Friedrich in Mainz einen glänzenden Reichstag ab, verkündete den ersten allgemeinen Landfrieden in deutscher Sprache, setzte ein ständiges kaiserliches Hofgericht ein, welches die oberste Gerichtsbarkeit in D. ausüben sollte, und versöhnte die Welfen durch Erhebung Braunschweig-Lüneburgs zum Herzogtum. Freilich gewährte er den Fürsten schwerwiegende Zugeständnisse, räumte ihnen landeshoheitliche Gewalt in ihren Territorien ein und gab ihnen die niedern Stände, besonders die Städte, preis. Als sie sich dazu verstanden, den zweiten Sohn des Kaisers, Konrad, zum König zu wählen, sicherten sie sich die Unverletzlichkeit ihrer Rechte durch einen Wahlvertrag. Die bewaffnete Hilfe, welche sie Friedrich im Kriege gegen die Lombarden leisteten, war für denselben doch nutzlos. Der unumschränkten Gewalt gegenüber, mit der die Päpste die Kirche und durch sie die Gemüter beherrschten, war selbst Friedrich II. ohnmächtig. Als Innocenz IV. ihn auf dem Konzil zu Lyon 1245 förmlich absetzte und den deutschen Fürsten die Neuwahl eines Königs gebot, gehorchte ein Teil derselben und setzte erst Heinrich Raspe von Thüringen (1246—47), dann Wilhelm von Holland (1248—56) die Krone auf. Nur einen kleinen Teil Deutschlands behauptete Konrad im Kampf mit den Gegenkönigen. Auf die Kunde von dem Tode Friedrichs, der, wütend verfolgt von der Kirche und von den schmerzlichsten Schicksalsschlägen niedergeschmettert, in Apulien starb, eilte Konrad IV. (1250—54), D. preisgebend, nach Italien, um sein sizilisches Erbreich zu retten. Aber er starb schon 1254. In erbittertem Ringen mit dem unversöhnlichen Papsttum, das den französischen Prinzen Karl von Anjou zu Hilfe rief, unterlag der edle Manfred, Konrads Halbbruder, nach kurzem Glück und verlor 1266 bei Benevent Sieg und Leben. Konrads IV. Sohn Konradin, der letzte Staufer, büßte den Versuch, sein Erbreich den Franzosen zu entreißen, 1268 mit dem Tode durch das Henkerbeil.

Während dieser erschütternden Ereignisse, die zum Untergang des glänzendsten Herrschergeschlechts führten, drohte auch das deutsche Königtum ganz zu Grunde zu gehen. Zwar ward nach dem Tode Wilhelms von Holland (1256) eine Neuwahl vorgenommen: die welfische Partei wählte den reichen englischen Prinzen Richard von Cornwallis, die staufische den König Alfons von Kastilien; doch kam dieser nie nach D., jener nur einige Male, um Königsrechte an seine Anhänger zu verschleudern. Eine monarchische Gewalt bestand thatsächlich nicht, und daher heißt diese Zeit das Interregnum (1254—73). Die landesherrlichen Gewalten (Territorien) gelangten zu fast völliger Unabhängigkeit und vereinigten alle Regierungsrechte in ihrer Hand. Unter den Reichsfürsten nahmen diejenigen eine hervorragende Stellung ein, auf welche sich allmählich das Recht, den König zu wählen, beschränkt hatte, die sieben Wahl- oder Kurfürsten; es waren das die Inhaber der Erzämter, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier als Erzkanzler für Deutschland, Italien und Burgund, der König von Böhmen als Erzschenk (doch wurde die böhmische Kurstimme auch von Bayern beansprucht), der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Pfalzgraf vom Rhein als Erztruchseß und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. Neben den geistlichen und weltlichen Fürsten behauptete noch eine große Zahl von Grafen und Rittern ihre Reichsunmittelbarkeit, und trotz der Ungunst der Zeiten und der geringen Unterstützung von seiten der Reichsgewalt erlangten etwa 80 Städte im Süden und Westen des Reiches die Stellung von unabhängigen Gemeinwesen, die, nur dem Kaiser unterthan, sich ganz frei selbst verwalteten und in ihrem Gebiet die landeshoheitlichen Rechte ausübten. Der Selbständigkeitstrieb im deutschen Volk zeigte sich so mächtig, daß in den Gebieten selbst der mächtigsten Reichsfürsten Adel, Geistlichkeit und Städte, die Landstände, nach möglichst großer Ungebundenheit und Freiheit strebten und sich den Geboten der Territorialgewalt ebensowenig fügen wollten, wie die Reichsstände den kaiserlichen. Namentlich das Fehderecht, d. h. das Recht, ohne Rücksicht auf den Landfrieden nach ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen, von der Behörde allerdings wenig geschützten Recht zu verhelfen, nahmen gleich den Reichsfürsten auch die niedern Reichs- und die Landstände in Anspruch, und der Ritterstand, seit dem Untergang der Staufer und dem Ende der Kreuzzüge nicht mehr im Dienst großer idealer Unternehmungen beschäftigt, verwilderte gänzlich durch den Mißbrauch dieses Fehderechts zu rohen Plünderungs- und Raubzügen. Das »vom Stegreif leben« ward ritterliches Handwerk und das Faustrecht das Zeichen der Zeit.

Indes trotz des Mangels einer gesetzlichen, durch

Register zur Karte II: „Deutschland um 1378“.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [AG] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte*.)

I. Weltliche Gebiete.

1. Königreich Böhmen: FGH3, 4

Kreis Bechin . . . G4
– Bunzlau . . . GH3
– Chrudim . . . H4
– Czaslau . . . H4
– Königingrätz . . . H3
– Leitmeritz . . . G3
– Pilsen . . . G4
– Prachin . . . G4
– Rakonitz . . . G3, 4
– Saatz . . . G3
– Schlan . . . G3
Bezirk Eger . . . F3
Herrschaft Kraman . . . G4

2. Erzherzogtum:

Österreich . . . GH4, 5
Land ob der Enns . . . G3, 4
Land unter der Enns . . . H3, 4

3. Herzogtümer.

Bar . . . C4
Baiern-Landshut . . . F4
– München . . . F4, 5
– Straubing . . . F4
Brabant . . . BC3
Braunschweig-Göttingen . . . E3
– Grubenhagen (GH) . . . E3
– Lüneburg . . . E2
– Wolfenbüttel . . . E2
Geldern . . . C2, 3
Jülich . . . C3
Kärnten . . . G5
Krain . . . G5, 6
Limburg . . . C3
Lothringen . . . C4
Lützelburg (LX) . . . C3, 4
Mailand . . . DE5, 6
Mecklenburg-Schwerin . . . F2
– Stargard . . . G2
Pommern-Stettin . . . G2
– Wolgast . . . GH1, 2
Sachsen-Lauenburg . . . DE2
– Wittenberg (Kursachsen) . . . F3
Savoyen . . . CD5, 6
Schlesien . . . HIK3, 4
Fürstentum Breslau . . . H3
– Brieg . . . I3
– Falkenberg . . . I3
– Glogau . . . H3
– Jauer . . . H3
– Liegnitz . . . H3
– Münsterberg . . . HI3
– Neiße . . . I3
– Öls . . . HI3
– Oppeln . . . I3
– Ratibor . . . I3
– Schweidnitz . . . H3
– Strehlitz . . . I3
– Teschen . . . IK4
– Troppau . . . I4
Steiermark . . . GH5
Teck . . . E4

4. Pfalzgrafschaften:

Obere Pfalz . . . F4
Rheinpfalz (Kurfürstentum) (PF) . . . D4
Tübingen . . . DE4

5. Landgrafschaften:

Breisgau . . . D5
Elsaß . . . D4, 5
Hessen . . . DE3
Nellenburg . . . D5
Stühlingen . . . D5
Thüringen . . . EF3

6. Markgrafschaften:

Baden (B) . . . DE4, 5
Bergen . . . B3
Brandenburg (Kurfürstentum) . . . FGH2
Altmark . . . F2
Herrschaft Ruppin . . . FG2
Land jenseit der Oder . . . GH2
Neumark . . . FG2
Priegnitz . . . F2
Ukermark . . . G2
Burgau . . . E4
Lausitz . . . G2, 3
Mähren . . . HI3, 4
Kreis Brünn . . . H4
– Hradisch . . . I4
– Iglau . . . H4
– Olmütz . . . HI3, 4
– Znaym . . . H4
Meißen . . . G3
Montferrat . . . D6
Mousson . . . C4
Osterland . . . F3

7. Burggrafschaften:

Dohna . . . G3
Leisnig (L) . . . FG3
Meißen (MEI) . . . FG3
Nürnberg . . . EF3, 4

8. Fürstentümer:

Anhalt . . . F3
Werle-Güstrow . . . F2
– Waren . . . F2

9. Freigrafschaft:

Burgund . . . C3

10. Grafschaften:

Beichlingen . . . F3
Bentheim . . . CD2
Berg . . . CD3
Bilstein . . . D3
Blankenburg . . . EF3
Bruchhausen . . . D2
Castel . . . E4
Chiny . . . C4
Clermont . . . BC4
Delmenhorst . . . D2
Diepholz . . . D2
Erbach . . . DE4
Everstein . . . E2, 3
Falkenstein . . . D4
Feldkirch . . . E5
Flandern . . . B3
Froburg . . . D5
Fürstenberg (FÜ) . . . D4, 5
Geroldseck (GK) . . . D4
Gleichen . . . E3
Görz (GZ) . . . FG5, 6
Greyerz . . . D5
Habsburg . . . D5
Hanau (H) . . . DE3, 4
Helfenstein . . . E4
Henneberg . . . E3
Hennegau . . . BC3
Hohenberg (HB) . . . D4
Hohenlohe . . . E4
Hohnstein . . . EF3
Holland . . . B2, 3
Holstein . . . F1, 2
Homburg . . . E2, 3
Horn . . . C3
Hoya . . . DE2
Isenburg . . . D3, DE3
Katzenelnbogen . . . D3, 4
Kirchberg . . . E4
Kleve . . . C3
Kulk . . . C3
Kyburg . . . D5
Leiningen . . . D4
Leuchtenberg (LB) . . . FG4
Limburg . . . E4
Lippe . . . DE2, 3
Löwenstein . . . E4
Mansfeld . . . F3
Mark . . . D3
Mömpelgard . . . C5
Montfort . . . E5
Namur (N) . . . B3
Nassau . . . D3
Neuenburg . . . CD5
Oldenburg . . . D2
Orlamünde (O) . . . F3
Ortenburg . . . G4
Öttingen . . . E4
Rau- und Rheingrafschaft . . . D3, 4
Ravensberg . . . D2
Rieneck . . . E3, 4
Rochefort . . . C3
Saarbrücken . . . CD4
Salm . . . C3
Salm (Lothringen) . . . CD4
Sayn . . . D3
Schauenburg . . . E2
Schwarzburg . . . EF3
Seeland . . . B3
Sigmaringen . . . E4, 5
Solms . . . D3
Sponheim (Sph) . . . D3, 4
Steinfurt . . . D2
Stolberg . . . EF3
Tecklenburg . . . D2
Torgau . . . FG3
Toggenburg . . . E5
Truhendingen . . . EF3, 4
Vaudemont . . . C4
Veldenz . . . D4
Vianden . . . C4
Waldburg . . . E5
Waldeck . . . DE3
Wangen . . . D5
Werdenberg (WE) . . . E5
Wernigerode . . . E3
Wertheim . . . E4
Wied . . . D3
Wirtemberg (WI) . . . DE4, 5
C5
Wittgenstein . . . D3
Wohldenberg . . . E2, 3
Wunstorf . . . E2
Ziegenhain . . . DE3
Zollern . . . DE4
Zweibrücken . . . D4

Digitized by Google

Register zur Karte II: „Deutschland um 1378".

11. Herrschaften:

Ahaus CD2
Aspremont C4
Aubonne C5
Badenweiler D5
Bitsch D4
Blamont C4
Blankenheim C3
Bondorf D5
Breda B3
Bucheck D5
Eberstein D4
Emblichheim C2
Enghien B3
Falkenstein D3
Falkenstein (Schwarzwald) D4
Frutigen D5
Gerolstein E3
Goldeck FG5
Heideck F4
Heinsberg C3, D3
Homburg D3
Itter D3
Kolditz F3
Lichtenberg (LI) D4
Limburg (a. d. Lahn) D3
Limburg (Mark) D3
Mandorscheid C3
Mantua E5
Padua F5
Pappenheim EF4
Pinneberg E2
Püttlingen CD4
Pyrmont E2, 3
Querfurt F3
Rheda D3
Rietberg D3
Saarwerden CD4
Salins C5
Sax E5
Schleiden C3
Schönburg F3
Stein F4
Sternberg E2
Trachselwald D5
Verona EF5, 6
Westenberg E4
Wiesensteig E4
Wimmis D5

12. Friesische Lande CD2

13. Lande der Eidgenossen DE5

14. Reichsländisches und reichsstädtisches Gebiet:

a) Vogtland F3
b) Reichsstädte:
Aachen C3
Aalen E4
Augsburg E4
Basel D5
Biberach E4
Bisanz (Besançon) C5
Bopfingen E4
Bremen D2
Buchhorn E5
Buchau E4
Dinkelsbühl E4
Donauwörth E4
Dortmund D3
Eßlingen E4
Frankfurt a. M. D3
Gelnhausen E3
Giengen E4
Gmünd E4
Goslar E3
Hagenau D4
Hall E4
Hamburg E2
Heilbronn E4
Kaufbeuren E5
Kempten E5
Kolmar D4
Köln C3
Konstanz E5
Leutkirch E5
Lindau E5
Lübeck E2
Memmingen E4, 5
Metz C4
Mühlhausen (Thüringen) E3
Mülhausen (Elsaß) D5
Münster (Elsaß) D4, 5
Nordhausen E3
Nördlingen E4
Nürnberg F4
Regensburg F4
Reutlingen E4
Rothenburg a. d. Tauber E4
Rottweil D4
Schlettstadt D4
Schweinfurt E3
Selz D4
Solothurn D5
Speier D4
Straßburg D4
Toul C4
Überlingen E5
Ulm E4
Verdun C4
Weil die Stadt D4
Weißenburg EF4
Weißenburg (Elsaß) D4
Wetzlar D3
Windsheim E4
Worms D4

II. Geistliche Gebiete.

1. Erzbistümer:

Aquileja (Patriarchat) FG5, 6
Bremen DF1, 2
Köln (Kurfürstentum) (K) CD3, D3
Magdeburg F2, 3, G2, 3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ) DE3, 4, EF3
Salzburg FG4, 5, H4, 5
Trier (Kurfürstentum) (T) CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG) E4, 5
Bamberg EF3, 4, G5
Basel CD5
Brandenburg F2
Brixen (BR) F5, G5
Cambray B3
Chur E5
Eichstedt (E) EF4
Freising F4, F5, G4, 5, H4
Genf C5
Halberstadt EF2, 3
Havelberg F2
Hildesheim (HI) E2, 3
Kammin H1, 2
Konstanz (KO) DE5
Lausanne C5
Lebus G2
Lübeck E1, 2
Lüttich BC3, 4
Meißen (MS) FG3
Merseburg F3
Metz (M) CD4
Minden DE2
Münster CD2, 3
Naumburg F3
Osnabrück D2
Paderborn DE3
Passau G4, 5
Ratzeburg E2
Regensburg F4, F5
Schwerin F2
Sitten D5, 6
Speier (SP) D4
Straßburg (ST) D4, CD5
Toul C4
Trient EF5, 6
Utrecht BC2, 3
Verden E2
Verdun C4
Worms (W) D4
Würzburg E3, 4

3. Abteien:

Cornelimünster C3
Corvey E3
Disentis D5
Essen CD3
Fulda (FU) E3
Hersfeld E3
Irrsee E4, 5
Kempten E5
Malmedy C3
Murbach CD5
Prüm C3
Quedlinburg F3
St. Gallen E5
Stablo C3
Walkenried E3
Zwiefalten E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden FG5
Ellwangen E4

5. Deutschordensgebiet H–L1, 2, (DO) F4

Digitized by Google

berufene Organe energisch aufrecht erhaltenen Ordnung im Reich und trotz des schmählichen Zusammenbruchs der einst so stolzen Kaisermacht entwickelte das deutsche Volk eine so strotzende Kraft, ein so reges materielles und geistiges Leben, daß jene Zeit in mehrfacher Hinsicht als ein Höhepunkt in der deutschen Volksgeschichte bezeichnet werden darf. Derselbe Selbständigkeitstrieb, welcher die Begründung einer geschlossenen Staatsordnung hinderte, verlieh dem Einzelnen die Energie, sich selbst zu helfen und durch eigne Kraft allein oder im Bunde mit andern schwere Gefahren von D. abzuwehren. Die Städte schufen sich, unbeirrt durch die Feindseligkeiten der Reichsfürsten und die Räubereien der Ritter, einen Handelsverkehr und eine Gewerbthätigkeit, welche den ganzen Norden und Osten Europas beherrschten. Der Einfall, mit dem 1241 die Mongolen nach der Bewältigung ganz Osteuropas das Reich bedrohten, wurde von einer Anzahl schlesischer und mährischer Fürsten unter Führung des Herzogs Heinrich von Liegnitz in der Schlacht auf der Walstatt zurückgewiesen. Das Gebiet rechts der Elbe, welches Friedrich II. 1212 Dänemark preisgegeben, ward durch den Sieg norddeutscher Fürsten und Städte über König Waldemar bei Bornhövede (1227) demselben wieder entrissen und Holstein, Mecklenburg und Pommern für D. und die Germanisierung zurückgewonnen. Die Eroberung Preußens durch den Deutschen Ritterorden und die Begründung blühender, mächtiger deutscher Kolonien in Kurland, Livland und Esthland im Nordosten, in Siebenbürgen im Südosten erfolgten ohne jede direkte und materielle Unterstützung von Kaiser und Reich. Diese gesunde Kraft schützte das deutsche Volk noch vor jeder Beeinträchtigung von außen her, zumal die Nachbarreiche nicht weniger unter innern Wirren und Zersplitterung zu leiden hatten.

Deutschland unter der Herrschaft verschiedener Kaiserhäuser. 1273—1410.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland II«.)

Als 1272 Richard von Cornwallis gestorben war, entschlossen sich die Wahlfürsten zur Neuwahl eines Königs, der D. vor Zersplitterung bewahren und unter dessen Schutz sie selbst ihre herrschende Stellung befestigen konnten, und wählten im September 1273 den Grafen **Rudolf von Habsburg** aus einem am Oberrhein reichbegüterten, aber im Verhältnis zu den Häuptern der deutschen Aristokratie nicht sehr mächtigen Geschlecht. Der neue Herrscher mußte von vornherein darauf verzichten, die kaiserliche Macht in dem Umfang, wie die Sachsen und die Salier sie besessen, die Staufer noch beansprucht hatten, auszuüben. Die Reichsgüter, welche seinen Vorgängern zu Gebote gestanden, waren verloren gegangen, die alten königlichen Rechte des obersten Gerichts, des Heerbannes und der Zölle in den Besitz der Fürsten gekommen und die Reichslehen durch die Erweiterung des Erbrechts fast ganz der Verfügung des Königs entzogen. Als materielle Grundlage seiner Herrschergewalt mußte ihm sein eigner fürstlicher Besitz, seine **Hausmacht**, dienen. Diese nun durch geschickte Benutzung des Restes kaiserlicher Befugnisse zu vergrößern und so die Macht und das Ansehen der Krone wieder zu erhöhen, war das Streben Rudolfs und seiner Nachfolger. Die Fürsten suchten einer solchen Erstarkung der Königsgewalt dadurch vorzubeugen, daß sie die Vererbung der Krone in Einem Geschlecht nicht aufkommen ließen, sondern kraft ihres unbeschränkten Wahlrechts immer neue Dynastien auf den Thron setzten, ja sich sogar das Recht der Absetzung eines Königs zusprachen.

Einem Konflikt mit dem Papst wich **Rudolf I.** (1273—91) dadurch aus, daß er, ohne auf seine Rechte auf Italien und die Kaiserkrone zu verzichten, sich in die italienischen Verhältnisse nicht einmischte. Sein ganzes Augenmerk richtete er auf die Befestigung seiner Stellung in D., und hier errang er einen unerwartet großen Erfolg: Als König Ottokar von Böhmen, der nach dem Erlöschen des babenbergischen Herzogshauses (1246) die Lande Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain eigenmächtig an sich gerissen hatte, die Herausgabe derselben und auch die Huldigung verweigerte, zog Rudolf gegen ihn, eroberte mit Hilfe der österreichischen Ritter die babenbergischen Lande und schlug Ottokar 1278 in der **Schlacht auf dem Marchfeld**, in welcher der stolze Böhmenkönig selbst fiel. Sein unmündiger Sohn Wenzel ward auf Böhmen und Mähren beschränkt; Österreich, Steiermark und Krain verlieh Rudolf mit Zustimmung der Kurfürsten seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, während Kärnten Meinhard von Tirol erhielt. So begründete der König eine starke habsburgische Hausmacht. Nun widmete er sich der Herstellung des Landfriedens im südlichen und mittlern D. und schritt mit rühmlicher Strenge gegen die wüsten Raubritter ein, deren mehrere am Galgen endeten, und deren Raubburgen in großer Zahl gebrochen wurden. Aber gerade wegen dieser Erfolge gelang es Rudolf nicht, die Kurfürsten noch bei seinen Lebzeiten zur Wahl seines Sohnes Albrecht zu vermögen, und nach seinem Tode (1291) wählten dieselben wieder einen kleinen Grafen, **Adolf von Nassau** (1292—98), zum König, nachdem er ihnen die drückendsten Zugeständnisse in Bezug auf das Zollrecht der rheinischen Fürsten eingeräumt hatte. Aber auch Adolf strebte nach einer Hausmacht und benutzte in gehässiger Weise einen Familienzwist im wettinischen Fürstenhaus, um von Albrecht dem Unartigen Thüringen für 12,000 Mark Silber zu kaufen. Diese Kaufsumme verschaffte er sich, indem er sich gegen Hilfsgelder zur Beteiligung am Krieg Englands gegen Frankreich verpflichtete; doch scheiterte sein Versuch, die erkauften Lande in Besitz zu nehmen, an dem mannhaften Widerstand der Söhne Albrechts, Friedrich und Diezmann. Als er nun gar, um die Städte für sich zu gewinnen, sein bei der Wahl gegebenes Versprechen brach und die Rheinzölle freigab, setzten ihn die Kurfürsten förmlich ab und wählten Albrecht von Österreich, gegen den Adolf bei Göllheim Krone und Leben verlor (2. Juli 1298). Der neue König, **Albrecht I.** (1298—1308), ein kluger, energischer Mann, war vor allem bemüht, die übermütigen rheinischen Erzbischöfe zu unterdrücken. Er wagte gegen sie einen offenen Kampf, als sie mit Absetzung drohten, und errang den Sieg; er schaffte nun die Rheinzölle wieder ab, um die Städte zu fördern, schirmte den Landfrieden und suchte in den Landständen eine Stütze gegen die Fürstengewalt zu gewinnen; ja er trat mit Papst Bonifacius VIII. in Verbindung, damit derselbe aus päpstlicher Machtvollkommenheit den Kurfürsten das Wahlrecht nehme und die deutsche Krone für erblich erkläre. Indessen Bonifacius wurde schon 1303 von König Philipp IV. von Frankreich gestürzt, und seine Nachfolger gerieten ganz unter französischen Einfluß. Die Versuche Albrechts, seine Hausmacht zu vergrößern, scheiterten alle: in Holland und Seeland, die er für eröffnete Lehen erklären und seinen Söhnen übertragen wollte, mußte er die weibliche

Nachfolge des Hauses Avesnes anerkennen; ein Einfall kaiserlicher Söldner in Thüringen, um dies von seinem Vorgänger erkaufte Land zu besetzen, ward von den Brüdern Friedrich und Diezmann siegreich zurückgewiesen; in Böhmen ward zwar 1306 nach dem Erlöschen des Hauses der Przemysliden von einem Teil der Stände sein Sohn Rudolf zum König gewählt, aber als dieser schon 1307 starb, übertrug die den Habsburgern feindliche Partei dem Herzog Heinrich von Kärnten die Krone. Ehe Albrecht die Unterwerfung der Fürsten vollenden und das bei seinem Streben, die habsburgischen Lande zu vermehren, erlittene Mißgeschick ausgleichen konnte, ward er 1. Mai 1308 in der Schweiz, angesichts der Stammburg seines Hauses, ermordet; der Mörder war sein Neffe, Johann von Schwaben (Parricida), der, durch vermeintliche Zurücksetzung gegen seinen Oheim erbittert, von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, und andern Fürsten zu der Freveltat angestachelt worden war.

Der Erzbischof von Mainz wußte die Nachfolge eines Habsburgers zu verhindern und lenkte im Einverständnis mit Balduin von Trier die Wahl der Kurfürsten auf Balduins Bruder, den Grafen Heinrich von Luxemburg. **Heinrich VII.** (1308—13) fiel eins der bedeutendsten Fürstentümer des Reiches als Hausmacht zu, indem die Stände von Böhmen seinen Sohn Johann, der sich mit der przemyslidischen Prinzessin Elisabeth vermählte, zum König wählten. Aber sein Ehrgeiz strebte über D. hinaus, nach Wiederaufrichtung der Kaisermacht in Italien. 1310 zog er, von einem stattlichen Gefolge von Reichsfürsten umgeben, über die Alpen nach Italien, das seit der staufischen Zeit kein deutscher König betreten hatte, und wo ihn die ghibellinische Partei, an ihrer Spitze Dante, freudig begrüßte; denn Italien, durch den Parteihader der Guelfen und Ghibellinen zerrüttet, sehnte sich nach einem kraftvollen Herrscher. Anfangs nicht ohne Erfolg, ward Heinrich VII. mit der lombardischen Königskrone gekrönt und empfing auch 1312 im Lateran zu Rom die Kaiserkrone. Aber als er, statt sich zum Werkzeug der ghibellinischen Partei machen zu lassen, die Idee eines über allen Parteien stehenden Kaisertums durchzuführen versuchte, verbanden sich die in ihren selbstsüchtigen Hoffnungen Getäuschten mit den unversöhnten Guelfen; an ihre Spitze trat König Robert von Neapel, und auch der Papst Clemens V., der anfangs Heinrichs Unternehmen begünstigt hatte, schleuderte den Bann gegen ihn. Unter den Vorbereitungen eines Feldzugs gegen Neapel starb der Kaiser 1313 in Buonconvento bei Siena. Nun betrieben die Habsburger die Bewerbung um den deutschen Thron mit erneutem Eifer, und es gelang ihnen, für Albrechts I. ältesten Sohn, **Friedrich den Schönen**, Kurköln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnten als Prätendenten der böhmischen Krone zu gewinnen. Peter von Mainz und Balduin von Trier, denen sich Brandenburg und Sachsen-Lauenburg anschlossen, stellten den Herzog **Ludwig von Bayern** als Kandidaten auf. Friedrich wurde im Oktober 1314 von seinen Anhängern in Sachsenhausen, Ludwig von den seinigen gleichzeitig in Frankfurt a. M. gewählt. Nur Waffengewalt konnte zwischen den beiden Nebenbuhlern entscheiden. Nachdem die habsburgische Partei im Kampf gegen die Schweizer bei Morgarten 1315 einen empfindlichen Schlag erlitten, erlag König Friedrich in der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322) seinem Gegner und geriet selbst in Gefangenschaft. **Ludwig der Bayer** (1314—46) war jetzt in D. Alleinherrscher. Allerdings setzte Friedrichs stolzer Bruder, Herzog Leopold von Österreich, den Kampf fort und gewann den König von Frankreich, der seine Macht auf Kosten des Reiches in Burgund erweiterte, sowie den Papst Johann XXII. für sich. Letzterer beanspruchte sogar das Schiedsgericht im deutschen Thronstreit und verhängte, als Ludwig sich weigerte, die durch die Gewalt seiner Waffen eroberte Krone der Gnade des Papstes preiszugeben, über diesen den Bann, über D. das Interdikt. Indes durch direkte Verständigung zwischen Ludwig und Friedrich (1325) und den frühen Tod Leopolds (1326) wurde der innere Zwist in D. dahin geschlichtet, daß Friedrich gegen den Verzicht auf die Kaiserkrone und auf Italien in D. eine Mitregentschaft eingeräumt wurde, die bis zu seinem Tode (1330) dauerte.

Ermutigt durch die allgemeine Opposition in D. gegen das anmaßende, übereilte Verfahren des Papstes, der sich sogar der einflußreiche Franziskanerorden anschloß, nahm Ludwig den Kampf mit dem Papsttum auf. Mit einem kleinen Söldnerheer zog er 1327 nach Italien, wo ihn die Ghibellinen anfangs unterstützten, empfing 1328 in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des römischen Volkes und erhob, nachdem er Johann XXII. als Hochverräter und Ketzer hatte absetzen lassen, Nikolaus V. auf den Stuhl Petri. Aber Ludwigs Ungeschick und die übermäßige Begehrlichkeit seiner Anhänger führten bald zu einem Zwist mit demselben, der den Kaiser auf einmal aller Macht beraubte und ihn zwang, einen fast fluchtähnlichen Rückzug nach D. anzutreten. In dem weitern Streit mit dem Papst, dessen Anmaßung um so beleidigender war, als er sich ganz in der Gewalt des französischen Königs befand, benahm sich der Kaiser mutlos und schwankend. Erst als die Kurfürsten (mit Ausnahme Böhmens) sich zur Zurückweisung der päpstlichen Ansprüche ermannten und auf dem Kurverein zu Rhense (16. Juli 1338) erklärten, die Wahl der Kurfürsten, nicht die Bestätigung des Papstes mache den König, wagte es Ludwig, auf dem darauf folgenden Reichstag in Frankfurt 8. Aug. mit Zustimmung der zahlreich versammelten Reichsstände feierlich zu erklären, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott herstamme und daß der von den Kurfürsten Erwählte sofort und durch die Wahl allein König und Kaiser werde, folglich der Anerkennung und Bestätigung des apostolischen Stuhles nicht bedürfe. Aber bald geriet Ludwig durch die übermäßige Erweiterung seiner Hausmacht mit den Fürsten in Konflikt. Schon 1323 war es ihm gelungen, für seine Familie einen wertvollen Besitz zu gewinnen, indem er nach dem Aussterben der märkischen Askanier (1320) Brandenburg seinem ältesten Sohn, Ludwig, übertrug; dann hatte er sich in zweiter Ehe mit der Erbin von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau vermählt und mit diesen Landen seinen zweiten Sohn belehnt; 1341 erklärte er ferner die in seiner Hand vereinigten Herzogtümer Ober- und Niederbayern für unteilbar. Damit nicht zufrieden, vermählte er 1342, um Tirol zu erwerben, die Gräfin Margarete Maultasch, Erbin von Tirol und Kärnten, mit seinem Sohne, nachdem er ihre erste Ehe mit Johann Heinrich von Luxemburg, einem Sohn Johanns von Böhmen, eigenmächtig getrennt hatte. Diese Ländergier empörte die Fürsten, sein Eingriff in kirchliche Rechte zog ihm von neuem den Bann zu. Auf Antrieb des Papstes ver-

einigten sich fünf Kurfürsten 1346 in Rhens zur Absetzung Ludwigs und zur Wahl Karls von Luxemburg, welcher die Ansprüche des Papstes wieder in weitestem Umfang anerkannte. Ludwig war zwar gewillt, seine Krone mit den Waffen zu verteidigen, starb jedoch schon 1347. Sein Sohn Ludwig von Brandenburg setzte den Widerstand gegen Karl noch eine Zeitlang fort und stellte in Günther von Schwarzburg einen Gegenkönig auf. Indes das Auftreten des falschen Waldemar in Brandenburg, den Karl anzuerkennen nicht säumte, bewog die Wittelsbacher zu einer Verständigung mit den Luxemburgern. Günther starb, nachdem er auf seine Kronansprüche gegen 22,000 Mark Silber verzichtet, bereits 1349.

So war nun Karl IV. (1346—78) unbestrittener Herr in D., das übrigens damals von einer furchtbaren Pest, dem Schwarzen Tod, der namentlich am Rhein wütete, heimgesucht wurde. Karl unternahm 1355 eine Romfahrt, um sich von einem Kardinal zum Kaiser krönen zu lassen, mußte sich aber gegen den Papst verpflichten, sofort nach der Krönung Rom zu verlassen; den Rest der Reichsrechte in Italien verkaufte er an die Städte und Dynasten. In D. suchte er eine gesetzlich bestimmte Verfassung zu begründen, indem er nach längern Verhandlungen mit den Reichsständen 1356 auf dem Reichstag zu Metz die Goldene Bulle (s. d.), das erste umfassende Reichsgrundgesetz, erließ. Durch diese wurde das bestehende Recht, den König zu wählen, gesetzlich anerkannt: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und die weltlichen Fürsten von Sachsen-Wittenberg, Pfalz, Böhmen und Brandenburg wurden als Kurfürsten bestätigt, womit dem Streit in den Häusern Wittelsbach und Sachsen über die Führung der Kurstimme ein Ende gemacht wurde, und, um fernern Streitigkeiten vorzubeugen, bestimmt, daß fortan diejenigen Lande, an denen die Kurstimme haftete, unteilbar und nach dem Rechte der Erstgeburt erblich sein sollten. Die Wahl sollte durch die Majorität der Stimmen entschieden werden; des Papstes und seines angeblichen Bestätigungsrechts ward nicht Erwähnung gethan; Wahlstadt sollte Frankfurt, Krönungsstadt Aachen sein; alljährlich sollten die Kurfürsten mit dem Kaiser zur Beratung wichtiger Reichsangelegenheiten zusammenkommen. Diese bevorzugte Stellung der Kurfürsten verlieh der Reichsverfassung einen oligarchischen Charakter und hätte für die Herstellung gesetzlicher Ordnung und gesicherten Friedens von Segen sein können, wenn der Kaiser und das Kurfürstenkollegium sich aufrichtig dem Wohl des Reiches gewidmet hätten. Doch Karl entschlug sich in den wichtigsten Dingen des Beirates der Kurfürsten, und diese verfolgten meist nur ihre eigennützigen Interessen. In seinen Erblanden erzielte Karl durch umsichtige Verwaltung bedeutende Erfolge: Böhmen wurde ein blühendes, gewerbthätiges Land; in Prag, das er durch herrliche Bauten schmückte, stiftete er 1348 die erste deutsche Universität. 1353 erwarb er einen Teil der Oberpfalz, bald darauf die Lehnshoheit über ganz Schlesien und die Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiet, 1363 zu der schon früher mit Böhmen vereinigten Oberlausitz auch die Niederlausitz; 1373 endlich kaufte er von dem wittelsbachischen Markgrafen Otto die Mark Brandenburg. So vereinigte er im Osten Deutschlands ein zusammenhängendes Gebiet unter seiner Herrschaft, das von der Donau bis fast an die Ostsee reichte. Aber noch weiter gingen seine Pläne. Er faßte auch die Erwerbung der Königreiche Polen und Ungarn für sein Haus ins Auge, indem er mit Ludwig d. Gr. Verhandlungen anknüpfte über eine Vermählung seines Sohnes Siegmund mit dessen Erbtochter. Dagegen gab er das Königreich Burgund völlig preis, indem er durch Ernennung des französischen Dauphins zum Generalvikar des burgundisch-arelatischen Königreichs (1377) die Verbindung desselben mit D. löste.

Karls überraschende Erfolge gingen freilich unter seinem Nachfolger wieder verloren. Wenzel (1378—1400), gegen die Bestimmung der Goldenen Bulle noch bei Lebzeiten des Vaters gewählt, wußte die Einheit des luxemburgischen Hauses nicht aufrecht zu erhalten. Sein Oheim, Markgraf Jobst von Mähren, und sein Bruder Siegmund, der die Mark Brandenburg erhielt und später durch seine Vermählung mit Ludwigs d. Gr. Tochter Maria das Königreich Ungarn erwarb, standen Wenzel nicht nur nicht zur Seite, sondern halfen seine Macht in Böhmen schwächen, indem sie sich mit den aufrührerischen Ständen gegen ihn verbündeten; Wenzel geriet einige Zeit in deren Gefangenschaft und mußte 1401 die Lausitz an Jobst abtreten. Nicht einmal in seinen Erblanden Herr, war Wenzel natürlich noch weniger in D. im stande, sein Ansehen zu behaupten. Anfangs zeigte er die Absicht, die Aufrechterhaltung des Landfriedens zu sichern, und veranlaßte auf den Reichstagen zu Nürnberg (1383) und Heidelberg (1384) dahin zielende Beschlüsse. Aber ihre Durchführung gegenüber dem Widerstreben der Stände war ihm nicht möglich. Je weniger bisher die Reichsgewalt die niedern Stände, die Städte und die Ritter, berücksichtigt hatte, desto mehr sträubten sich diese, sich ihrer Autorität zu unterwerfen und die selbständige Verfolgung ihrer Sonderinteressen auf Reichsgebot einzustellen. Wie im Norden der Städtebund der Hansa allein durch eigne Kraft, ohne Hilfe und Schutz von Kaiser und Reich seinen Handel über den ganzen Norden von Europa ausgebreitet und die Herrschaft über die Ostsee erobert hatte, so thaten sich auch in Süddeutschland die schwäbischen, die rheinischen, die wetterauischen Städte zu Bünden zusammen, um ihre Freiheit gegen die Fürsten zu verteidigen, so bildete sich in der Schweiz die Eidgenossenschaft gegen das Haus Habsburg. In ähnlicher Weise schlossen die Ritter der verschiedenen Landschaften Bünde, wie den der Schlegler, den von St. Georg u. a., um die Unabhängigkeit und die Rechte ihres Standes, worunter sie freilich besonders das Raubritterwesen meinten, zu wahren. 1377 entbrannte der schwäbische Städtekrieg zwischen den Städten und Graf Eberhard von Württemberg, und 1386 kam es in Schwaben zu einem allgemeinen Kampf des territorialen Fürstentums gegen die Eidgenossenschaft und die städtischen Bünde. Nur die Schweizer siegten über die Österreicher bei Sempach (1386) und Näfels (1388) und sicherten ihre Selbständigkeit. Der schwäbische Städtebund erlitt durch Eberhard 1388 bei Döffingen, der rheinische durch Ruprecht von der Pfalz bei Worms (1388), der wetterauische durch die Ritterschaft bei Eschborn blutige Niederlagen; auch Straßburg und die fränkischen Städte wurden von den Nachbarfürsten hart bedrängt, und wenn auch die Reichsstädte nicht völlig unterworfen wurden und als dritter Reichsstand neben Kurfürsten und Fürsten bestehen blieben, so hatten doch ihre Macht und ihr Einfluß eine empfindliche Einbuße erlitten. Auch Wenzel gab sie preis, indem er auf dem Reichstag zu Eger (1389) jede fernere Einung von Städten verbot. Gleichwohl sicherte

er sich durch diese Nachgiebigkeit die Anhänglichkeit der Fürsten nicht. Als er sich bei seinen Bemühungen, die Kirchenspaltung zu beendigen, mit Papst Bonifacius IX. überwarf, setzten ihn die rheinischen Kurfürsten auf dessen Antrieb und unter dem Vorwand, daß er durch Übertragung des Reichsvikariats in der Lombardei auf Galeazzo Visconte von Mailand wichtige Reichsrechte preisgegeben, 1400 ab und wählten statt seiner **Ruprecht von der Pfalz**. Wenzel verweigerte allerdings die Anerkennung seiner Absetzung, that aber fast nichts, um sie zu verhindern. Wie er, so kümmerten sich auch die nord- und ostdeutschen Fürsten fast gar nicht mehr um das Reich. Ruprecht fand, nachdem er, um Visconte Mailand zu entreißen, einen unglücklichen Zug nach Italien unternommen hatte, der seine letzten Geldkräfte aufzehrte, kaum in Süddeutschland Anerkennung; Johann von Mainz stiftete 1405 den Marbacher Bund, der die königliche Gewalt völlig aufhob, und den Ruprecht vergeblich zu unterdrücken sich bemühte. Als er 1410 starb, spalteten sich die Kurfürsten in zwei Parteien, indem die eine den Markgrafen Jobst von Mähren, die andre den König Siegmund von Ungarn zum König wählte. Da Wenzel noch immer Anspruch auf die deutsche Krone erhob, so drohte im Reich durch das Vorhandensein von drei Thronprätendenten die größte Verwirrung auszubrechen. Glücklicherweise starb Jobst 1411, Wenzel, der noch bis 1419 lebte, ließ sich mit dem Titel eines römischen Königs und dem Besitz Böhmens abfinden, und Siegmund ward nun als alleiniger Herrscher anerkannt.

Reformversuche in Kirche und Reich.

Siegmund (1410—37) wurde vor eine Aufgabe gestellt, deren glückliche Lösung das deutsche Kaisertum noch einmal an die Spitze des Abendlandes hätte stellen können. Da es seit 1378 zwei Päpste, in Rom und in Avignon, gab, welche sich und ihre Anhänger gegenseitig in den Bann thaten, und der Versuch der Kardinäle, auf dem Konzil zu Pisa 1409 die Kirchenspaltung zu beenden, nur zur Wahl eines dritten Papstes geführt hatte, so war die Kirche, um sich aus ihrem Verfall zu retten, auf den Beistand des Kaisers angewiesen. Siegmund versammelte daher 1414 das **Konzil zu Konstanz**, eine glänzende Vereinigung von Bischöfen, Prälaten, Doktoren und Geistlichen der gesamten abendländischen Christenheit, denen sich Gesandte fremder Könige und die meisten deutschen Reichsfürsten anschlossen. Der nächste Zweck des Konzils, die Beseitigung der Kirchenspaltung, wurde durch Siegmunds Entschlossenheit und Klugheit und die Einigkeit der Konzilsväter, welche durch einen förmlichen Beschluß die Suprematie des Konzils über dem Papsttum aussprachen, schnell erreicht: die drei Päpste wurden abgesetzt, und ein Versuch des Papstes Johann XXIII., mit Hilfe des Herzogs Friedrich von Tirol das Konzil zu sprengen, energisch zurückgewiesen. Die allgemein gewünschte Reform der Kirche jedoch, welche die päpstliche Allmacht erheblich beschränken und den Schwerpunkt der Kirche in den national gegliederten Episkopat verlegen sollte, geriet bald ins Stocken, nicht am wenigsten durch die Schuld des Kaisers, der gerade in der entscheidenden Zeit, um zwischen Frankreich und England Frieden zu vermitteln, eine lange Reise unternahm, auf welcher er nichts erreichte und durch Geldverlegenheiten die kaiserliche Würde kläglich bloßstellte. Die päpstliche Partei setzte es 1417 durch, daß noch vor der Kirchenreform die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen wurde, und dieser, Martin V., löste 1418 das Konzil auf, nachdem er die Opposition durch Konkordate mit den einzelnen Nationen (mit der deutschen 21. März 1418) beschwichtigt hatte, die im wesentlichen alles beim alten ließen. Auch die Reform der Reichsverfassung kam nicht zu stande, weil es dem Kaiser an Beharrlichkeit, den Ständen an Opferwilligkeit fehlte. Und doch wäre besonders eine Verbesserung der deutschen Heeresverfassung, wie sie damals geplant wurde, höchst notwendig gewesen. Denn unmittelbar nach dem Konzil wurde D. in die furchtbare Krisis der **Hussitenkriege** (s. d.) gestürzt, in denen es mit einer von religiösem und nationalem Fanatismus erfüllten und zur höchsten Kraftentfaltung begeisterten Volksmasse zu kämpfen hatte, der das schwerfällige deutsche Heerwesen sich nicht gewachsen zeigte. Große deutsche Ritterheere, geführt vom Kaiser selbst oder den angesehensten Reichsfürsten, erlitten von rohen Bauernhaufen schmähliche Niederlagen; die siegreichen Hussitenscharen überfluteten endlich die Böhmen benachbarten Lande raubend und verwüstend, und das große Deutsche Reich ließ dies wehrlos geschehen. Erst als die Böhmen, durch Parteiungen gespalten, sich selbst mit Erbitterung bekämpften und aufrieben, gelang es durch einen Vertrag mit der gemäßigten Partei, den Kalixtinern, die sogen. **Prager Kompaktaten** (1433), den Aufstand zu dämpfen, so daß Siegmund 1436 den seit Wenzels Tode (1419) erledigten böhmischen Thron besteigen konnte. Trotz dieser beschämenden Erfahrungen waren alle Versuche, den verrotteten Reichskörper umzugestalten, vergeblich. Die Wiederaufnahme des kirchlichen Reformwerkes durch das **Baseler Konzil** (1431—48) führte zu einem heftigen Konflikt zwischen Konzil und Papst, während dessen Siegmund 8. Dez. 1437 ohne männliche Nachkommen starb und das luxemburgische Kaiserhaus erlosch.

Durch die Wahl der Kurfürsten gelangte Siegmunds Schwiegersohn und Erbe, Herzog Albrecht von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, auf den Thron. **Albrecht II.** regierte aber nur ein Jahr (1438—39). Ihm folgte sein Vetter, **Friedrich III.**, Herzog von Steiermark (1440—93), der gewählt wurde, obwohl oder weil man seine Unfähigkeit kannte. In der That war Friedrichs Regierung wie die längste, so die ruhmloseste, ja schädlichste, die D. gehabt hat. Weder bemühte er sich um die dringend notwendige und von vielen ersehnte Reform der Kirche und des Reiches, noch that er etwas, um die Angriffe auf Deutschlands Sicherheit und Integrität abzuwehren und das Reich vor Verlusten zu behüten. Der Streit zwischen Konzil und Papst war den kirchlichen Reformbestrebungen günstig, und noch bei Lebzeiten Albrechts II. hatten die Kurfürsten durch die Beschlüsse des Reichstags zu Mainz (die sogen. Mainzer Akzeptation vom März 1439) einen großen Teil der Reformdekrete des Konzils von Basel anerkannt, ein erster Schritt zur Bildung einer nationalen deutschen, gegen die Übergriffe des Papsttums geschützten Kirche. Friedrich III. dagegen opferte 1445 gegen das Versprechen der Kaiserkrönung, welche, die letzte in Rom, 1452 stattfand, und gegen Zugeständnisse an seinen schmutzigen Geiz und Eigennutz die Rechte des deutschen Volkes auf, indem er ohne Zustimmung der Reichsstände das Baseler Konzil preisgab und den römischen Papst Eugen IV. anerkannte. Die Macht des Konzils war damit gebrochen; durch Einzelverhandlungen mit den Fürsten gelang es Eugens Nachfolger Nikolaus V., die deutsche Opposition zu sprengen, und die ganze Reformbewegung endete damit, daß in den Wiener oder

Aschaffenburger Konkordaten, welche der Kaiser 1448 im Namen der deutschen Nation mit dem Papst abschloß, dem römischen Stuhl alle die Befugnisse zurückgegeben wurden, welche die Beschlüsse von Basel als Mißbräuche hatten abschaffen wollen. Ebenso verliefen alle Verhandlungen auf den Reichstagen über Herstellung des Landfriedens und Reform der Reichswehrverfassung infolge von Friedrichs Gleichgültigkeit resultatlos. Die Fürsten suchten die finanziellen Lasten der Reform möglichst auf die allerdings hierin leistungsfähigern Städte abzuwälzen; diese widersetzten sich daher aus nicht unberechtigtem Mißtrauen jeder Änderung des bestehenden Zustandes. Unthätig und teilnahmlos sah der König den Kämpfen und Fehden zu, welche D. zerrütteten: dem sächsischen Bruderkrieg (1445—50), der Soester Fehde in Westfalen, dem Kriege des Markgrafen Albrecht Achilles gegen die fränkischen Städte und die Wittelsbacher. Währenddessen wurde der preußische Ordensstaat von Polen unterworfen, wählten sich die Böhmen und Ungarn nationale Könige, welche durch Friedrichs fortgesetzten Versuch, sich selbst in den Besitz dieser Königreiche zu setzen, zu einer feindseligen Haltung gegen D. gedrängt wurden. Der Kaiser ward endlich von Matthias aus seinen Erblanden vertrieben und irrte lange Zeit als ohnmächtiger Flüchtling im Reiche umher, Städten und Klöstern ein beschwerlicher Gast. Im Westen schädigte er das Reich, indem er, um sich die Schweiz zu unterwerfen, französische Söldnerscharen, die Armagnaken, herbeirief, welche, von den Schweizern tapfer zurückgeschlagen (1444), schrecklich in Elsaß und Lothringen hausten. Auch stellte Friedrich der Bildung und Ausbreitung des burgundischen Reiches unter dem Hause Valois nicht das geringste Hindernis in den Weg, obwohl dieselbe wesentlich auf Kosten Deutschlands erfolgte. Karl dem Kühnen, welcher das ganze linke Rheinufer zu erobern trachtete und durch den Königstitel die völlige Unabhängigkeit zu erringen hoffte, trat er nicht entgegen, als derselbe 1467 Lüttich eroberte, 1473 Geldern und Zütphen erwarb, 1474 Neuß belagerte und in das Elsaß seine Truppen einrücken ließ. Dagegen war er eifrig bemüht, auf das burgundische Reich für sein Haus die Anwartschaft zu erlangen. Bei Lebzeiten Karls hatten sich die Verhandlungen hierüber zerschlagen; aber nach dem frühen Untergang des ehrgeizigen Herzogs (1477) reichte dessen Erbin dem stattlichen Sohne Friedrichs, Maximilian, ihre Hand und brachte ihm so den zum Deutschen Reiche gehörigen Teil ihrer Besitzungen zu, während die französischen Lehen sofort von Ludwig XI. eingezogen wurden. 1489 erbte Friedrich auch Tirol, das bisher von einer habsburgischen Nebenlinie beherrscht worden war, und gelangte 1490 nach dem Tode von Matthias Corvinus wieder in den ungestörten Besitz seiner österreichischen Erblande; mit dem Jagellonen Wladislaw, König von Böhmen, der Matthias' Nachfolger in Ungarn wurde, schloß Maximilian 1491 den Vertrag von Preßburg, welcher die habsburgische Erbfolge auch in Ungarn und Böhmen in Aussicht stellte. Nach den größten Demütigungen glückte also Friedrich III. die Begründung der habsburgischen Weltherrschaft, indem er Land auf Land teils selbst erwarb, teils durch Verträge für die Zukunft sicherte. Mehr als irgend einem Kaiser seit dem Interregnum gelang ihm die Erwerbung einer großen Hausmacht, freilich in einer Weise, die D. und dem deutschen Kaisertum nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichte. Was Habsburg gewann, war dem deutschen Volke nicht gewonnen; denn indem der Schwerpunkt der habsburgischen Hausmacht außerhalb des Reiches gelegt ward, wurden auch seine deutschen Besitzungen D. entfremdet.

Maximilian I. (1493—1519), der, bereits 1486 zum römischen König gewählt, nach seines Vaters Tod auf dem Thron folgte, faßte seine Stellung edler und erhabener auf. Die Idee der Wiederherstellung der alten Kaisermacht reizte seine Phantasie und seinen Ehrgeiz, und in der Voraussetzung, daß eine Reichsreform die Erreichung dieses Zieles befördern werde, zeigte er sich bereit, dem Reiche eine neue, festere Organisation zu geben. Auf dem Reichstag zu Worms wurde 1495 unter dem Beirat der angesehensten Reichsfürsten, wie Berthold von Mainz, Friedrich von Sachsen, Johann von Brandenburg, Eberhard von Württemberg u. a., die Reichsreform in Angriff genommen. Zunächst verkündete Maximilian den allgemeinen ewigen Landfrieden, durch welchen nicht bloß für eine bestimmte Zeit und für eine einzelne Landschaft, sondern für immer und im ganzen Reiche alle Fehden bei Strafe der Reichsacht verboten und jedermann zum Austrag von Streitigkeiten auf den Rechtsweg verwiesen wurde. Um diesen allen zu sichern, wurde das Reichskammergericht eingesetzt, dessen besoldete Mitglieder teils vom Kaiser, teils von den Reichsständen zur Hälfte aus dem Adel, zur Hälfte aus gelehrten Juristen ernannt werden sollten. Um die Kosten dieses Gerichtshofes zu bestreiten und die Mittel für Aufstellung einer Truppenmacht zu beschaffen, welche jeden Bruch des Landfriedens strafen und die Exekution der Urteile des Reichskammergerichts vollstrecken konnte, wurde die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, beschlossen. Alle Jahre sollte der Reichstag zusammentreten, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urteile und des Volkes Wohl überhaupt zu wachen. Die Zusammensetzung des Reichstags war so geordnet, daß die Kurfürsten und Fürsten besondere, die sogen. obern Kollegien bildeten; die Städte waren als drittes Kollegium zugelassen, jedoch wurde ihr Recht auf ein beschließendes Votum immer wieder angefochten, und ihr Einfluß beschränkte sich meist darauf, daß sie durch ihren Einspruch einen Beschluß, besonders Geldauflagen, verhindern konnten. Die Reichsritterschaft war auf dem Reichstag nicht vertreten. Im ganzen gab es 250 Reichsstände; da jedoch die kleinern Stände keine Viril-, sondern nur gemeinsame Kurialstimme hatten, so zählte der Reichstag wenig mehr als 100 Stimmen. Die Reichsversammlung war jedoch zu einer kontrollierenden Aufsichtsbehörde wegen der Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit ihrer Beratungen nicht tauglich. Maximilian gab daher 1500 auf dem Reichstag zu Augsburg seine Zustimmung zur Errichtung eines bleibenden Ausschusses der Stände, des Reichsregiments, das aus 20 Mitgliedern, 6 Vertretern der Kurfürsten, 12 der Fürsten, Grafen und Prälaten und 2 der Städte bestand. Zur bessern Durchführung aller dieser Maßregeln wurde das Reich in sechs, 1512 in zehn Kreise geteilt, an deren Spitze je ein Direktorium stand: der österreichische, der bayrische, der fränkische, der kurrheinische, der oberrheinische, der burgundische, der niederrheinisch-westfälische, der niedersächsische, der obersächsische und der schwäbische Kreis; Böhmen mit seinen Nebenländern blieb außerhalb der Reichsverfassung. Die Schweiz weigerte sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen und

sich dem Kammergericht zu unterwerfen. Maximilian unternahm einen Kriegszug gegen sie, um sie dazu zu zwingen; indes nicht genügend vom Reiche unterstützt, richtete er nichts aus und mußte sie im Baseler Frieden (1499) faktisch aus dem Reichsverband entlassen.

Die neue Reichsverfassung hatte ein durchaus oligarchisches Gepräge, indem den Kurfürsten der entscheidende Anteil an den wichtigsten Behörden eingeräumt wurde. Die andern Stände, besonders die Städte und die Reichsritterschaft, der man das Fehdehandwerk legte, aber nicht die geringsten politischen Rechte einräumte, waren weniger mit ihr zufrieden. Daß sie sich aber nicht dauernd befestigte und weiter entwickelte, daran war besonders Maximilian schuld. Derselbe hatte mehrere Feldzüge nach Italien unternommen, um dort die Kaisergewalt wiederherzustellen. Daß dieselben aber alle erfolglos blieben, maß er dem geringen Beistand bei, welchen ihm die Reichsstände leisteten, während er von ihnen gerade eine kräftige Unterstützung als Lohn für seine Zustimmung zur Reichsreform erwartet hatte. Ärgerlich und mißgestimmt, legte er jetzt der Durchführung derselben Schwierigkeiten in den Weg; das Reichsregiment mußte sich 1502 wieder auflösen, dem Reichskammergericht trat des Kaisers Hofgericht, der Reichshofrat zu Wien, zur Seite und entschied ebenfalls Rechtsstreitigkeiten als höchste Instanz. Ja 1505 nahm Maximilian sogar an einer Fehde teil, welche über das Landshuter Erbe im wittelsbachischen Hause ausbrach, um sich ein Stück von dem Erbe anzueignen. Da es ihm nicht glückte, Italien zu unterwerfen und sich in Rom krönen zu lassen (trotzdem legte er sich den Kaisertitel bei), widmete er sein ganzes Augenmerk der Erhöhung der Macht seines Hauses. Die Vermählung seines Sohnes Philipp des Schönen mit der spanischen Infantin Johanna, der Tochter und Erbin Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragonien, verschaffte dem Hause Habsburg den Besitz der spanischen Monarchie, zu welcher die Königreiche Neapel, Sizilien und Sardinien sowie das neuentdeckte Amerika gehörten, ein Besitz, den Maximilians ältester Enkel, Karl, 1516 antrat. Durch die Vermählung seines zweiten Enkels, Ferdinand, mit der Schwester des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen verstärkte er die Aussichten auf die Erwerbung dieser Königreiche. Nur die Wahl seines Enkels Karl zu seinem Nachfolger konnte er nicht erreichen; als er im Januar 1519 starb, hinterließ er D. ohne Oberhaupt in einem der entscheidendsten Wendepunkte seiner Geschichte.

Die Reformationszeit.

Im Beginn des 16. Jahrh. waren die Dinge in D. in lebhaftester Bewegung und Gärung. Die Verhandlungen über die Reichsreform hatten die politischen Verhältnisse in Fluß gebracht, überall Wünsche und Forderungen angeregt und das Verlangen nach einer gründlichen Umgestaltung besonders in den niedern Ständen der Ritter, Bürger und Bauern gesteigert. Allerdings waren dieselben über die Art der Änderung nicht einverstanden. Der Ritterstand wünschte wieder, wie in der staufischen Zeit, der herrschende Kriegerstand zu sein unter einem mächtigen Kaiser, der große Eroberungszüge unternahm, auf denen Ruhm und Beute zu erwerben seien. Die Bürger verlangten dagegen vor allem Schutz von Handel und Gewerbe durch eine kräftige Regierung, an der sie selbst einen ihren finanziellen Leistungen entsprechenden Anteil hätten. Die Bauern (und ihnen schlossen sich auch die ärmern Einwohner der Städte an) träumten von einem völligen Umsturz der bestehenden Zustände, welcher sie aus ihrer elenden Lage unter dem Druck von Steuern und Fronen und unter der Willkür ihrer großen und kleinen Herrn befreie; die Kämpfe der Schweizer und die Hussitenkriege sowie die Bedeutung der aus Bürgern und Bauern gebildeten Landsknechtsheere hatten diesen unterdrückten Ständen ein Bewußtsein ihrer Kraft gegeben, das in wiederholten Aufständen von Bauernbünden in Schwaben und am Oberrhein zum Ausdruck kam. Vertieft und erweitert wurde diese politische Gärung durch die geistige Bewegung des Humanismus und der Kirchenreform. Der Aufschwung der Künste und Wissenschaften durch die Wiederbelebung des klassischen Altertums und die neuen Entdeckungen, die Gründung zahlreicher Universitäten und Schulen und die Ausbreitung der Bildung über weitere Kreise infolge der Erfindung der Buchdruckerkunst weckten das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit und Freiheit in den Menschen und steigerten aufs höchste die Entrüstung über die Entartung der Kirche und über die Schmach, von einem so rohen, sittenlosen und unwissenden Klerus beherrscht und ausgebeutet zu werden. Das Verlangen nach einer Abstellung der kirchlichen Mißstände war so allgemein und so mächtig, daß sich außer den Dominikanern fast niemand ihm zu widersetzen und die herrschende Kirche zu verteidigen wagte, daß die ernsten wie die satirischen Angriffe gegen die Hierarchie und ihre Vorkämpfer mit Begeisterung aufgenommen wurden und selbst den Beifall hoher Prälaten fanden. So bedurfte es nur eines Anstoßes, eines erlösenden Wortes, um einen Sturm in der öffentlichen Meinung zu entfesseln, der das Gebäude der mittelalterlichen Kirche in seinen Grundlagen erschütterte. Dies Wort sprach Martin Luther, indem er 31. Okt. 1517 die 95 Thesen gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Sein mannhaftes Auftreten wurde als der Beginn der ersehnten Reform mit Freuden begrüßt. Wie sich dieselbe gestalten solle und werde, war freilich ebenso unklar wie die politische Reform, welche man wünschte; in beiden Fragen kam es hauptsächlich darauf an, welcher Kaiser den Thron besteigen würde.

Um die deutsche Kaiserkrone bewarb sich außer Karl von Spanien besonders Franz I. von Frankreich, der die Mehrzahl der Kurfürsten durch Bestechung für sich gewann. Nachdem der vom Papst gebilligte Plan, Friedrich den Weisen zu wählen, an dessen Weigerung gescheitert war, wagten die Kurfürsten dennoch nicht, Franz I. die deutsche Krone zu übertragen. Die öffentliche Meinung in D. sprach sich zu entschieden für Karl aus, »das junge Blut von Österreich«, den deutschen Fürsten, von dem man die Wiederherstellung des äußern Glanzes der Kaiserkrone erhoffte; ja die Führer des nach der Vertreibung des Herzogs Ulrich von Württemberg bis in die Nähe Frankfurts vorgedrungenen schwäbischen Bundesheers sprachen Drohungen gegen die Kurfürsten aus, wenn sie einen andern als Karl wählten. So fügten sich die Kurfürsten, und nachdem sie die Gefahr seiner allzu großen Macht für die Freiheit der Reichsstände durch eine Wahlkapitulation abgewendet hatten, welche ihm besonders die Wiedereinsetzung eines Reichsregiments zur Pflicht machte, wurde Karl V. (1519—56) auf den Thron erhoben. Hiermit war das Schicksal Deutschlands zu seinem Unglück entschieden. Karl war der rechte Mann nicht (und konnte es nicht sein), um D. in der wichtigen Krisis, vor der es stand, mit Einsicht und Entschlossenheit zu leiten. Bei seinem Streben

nach der Weltherrschaft war ihm die Kaiserkrone wohl erwünscht, aber die materielle Grundlage seiner Macht bildete die starke spanische Monarchie. D. war für ihn stets nur ein Nebenland, dessen Kräfte er wohl ausnutzen wollte, dessen kirchliche und politische Interessen ihm aber gleichgültig waren und daher denen des Hauses Habsburg und Spaniens nachgestellt wurden. Dies zeigte sich sofort beim ersten Auftreten Karls V. in D. Nachdem er 1520 in Aachen gekrönt worden war, hielt er Anfang 1521 seinen ersten Reichstag zu Worms ab. Auf diesem wurde die Bestellung eines ständischen Reichsregiments während der Abwesenheit des Kaisers von D., die Reform des Reichskammergerichts, die Aufstellung einer Matrikel für die Bezahlung der Kosten durch die Stände, endlich die Festsetzung der Truppenmacht, mit der das Reich fortan den Kaiser in Italien zu unterstützen hatte, durch Vereinbarung zwischen den Fürsten und dem Kaiser rasch erledigt. Denn Karl wünschte möglichst bald den Entscheidungskrieg mit Franz I. über die Herrschaft in Italien zu beginnen. Es war ihm gelungen, Papst Leo X. durch die Zusage für sich zu gewinnen, daß er der Ketzerei in D. ein Ende machen und den bereits mit dem Banne belegten Luther auch mit weltlichen Strafen züchtigen wolle. Luther wurde zur Verantwortung vor dem Reichstag berufen und gab 18. April 1521 auf die Forderung des Widerrufs jene mannhafte Antwort, die ihm die Herzen vieler deutscher Fürsten, vor allem aber die des deutschen Volkes gewann. Karl blieb von der religiösen Begeisterung, die aus dem schlichten Mönch und aus der mächtigen Bewegung im Volke sprach, ungerührt. Zwar schonte er Luther; aber als dieser abgereist war und die meisten Stände Worms verlassen hatten, sprach er über ihn die Acht aus und erließ das Wormser Edikt, welches die Verbreitung und Begünstigung der ketzerischen Lehre Luthers mit gleicher Strafe bedrohte. Hiermit sagte sich der neue Beherrscher Deutschlands von der kirchlichen Reformbewegung los und stellte sich dem Ziel der Besten des deutschen Volkes, Befreiung vom pontifikalen Joch und Begründung einer nationalen, wahrhaft christlichen Kirche, fremd, ja feindselig gegenüber. Nachdem er die österreichischen Erblande seinem Bruder Ferdinand übertragen hatte, verließ er 1521 D. wieder, um erst nach 9 Jahren (1530) dahin zurückzukehren.

Das in Nürnberg zusammentretende Reichsregiment nahm trotz der Haltung Karls V. die Sache der kirchlichen und politischen Reform mit Ernst in die Hand. Der neue Papst, Hadrian VI., kam den Wünschen der deutschen Nation wenigstens darin entgegen, daß er die Abstellung der schlimmsten Mißbräuche ebenfalls beabsichtigte. Der Nürnberger Reichstag faßte 1523 die Forderungen Deutschlands in 100 Gravamina (»Beschwerden«) zusammen, verlangte binnen Jahresfrist ein allgemeines, freies Konzil auf deutschem Boden, auf dem auch die Laien Sitz und Stimme hätten, und forderte bis zu demselben die freie Verkündigung des reinen Evangeliums; zur Bestreitung der Kosten der neuen Gerichts- und Heeresverfassung plante man die Errichtung einer Reichszollinie. Inzwischen war aber die Unzufriedenheit der Ritter mit der Wendung der Dinge in Worms, durch welche die Herrschaft im Reiche den verhaßten Fürsten übertragen worden, zum Ausbruch gekommen. Auf Antrieb Sickingens und seines feurigen, leidenschaftlichen Freundes Hutten vereinigten sich 1522 die alten Ritterbünde am Rhein und Main zu einer Erhebung für religiöse und politische Freiheit gegen die fürstliche Allgewalt, der sich, wie sie hofften, auch die Städte anschließen würden. Sie begann mit dem Überfall Sickingens auf Trier (1522); doch dieser mißlang, die Fürsten am Mittelrhein verbanden sich zu rascher und kräftiger Gegenwehr, welcher die Reichsritter bald unterlagen; Sickingen fiel bei der Verteidigung seiner Feste Landstuhl (1523), Hutten endete in der Schweiz im Elend. Mit Schlauheit und List wußten der neue Papst Clemens VII., der jeder Reform abgeneigt war, und sein Legat in D., Campeggi, diese Erhebung der Ritter gegen die Reformbestrebungen auszubeuten. Campeggi vereinigte auf dem Regensburger Konvent (Juni 1524) mehrere weltliche Fürsten, wie den Erzherzog Ferdinand und die bayrischen Herzöge, und die süddeutschen Bischöfe zu dem Beschluß, daß einige Mißbräuche abgestellt, der weltlichen Gewalt mehrere Zugeständnisse (und pekuniäre Vorteile) eingeräumt, dafür aber die Lutherschen Lehrmeinungen nicht geduldet werden sollten. Zuerst also trennten sich die Anhänger der päpstlichen Hierarchie von der gemeinsamen Sache und verursachten so die religiöse Spaltung in D., welche gerade zu verhüten die oberste nationale Pflicht gewesen wäre. Diese rückläufige Bewegung wurde verstärkt durch den Bauernkrieg (s. d.). Die Bauern wollten die evangelische Freiheit, welche Luther und seine Anhänger verkündigten, auf ihre soziale Lage ausgedehnt wissen, und die zwölf Artikel, »Das Manifest des gemeinen Mannes«, stellten zwar weitgehende, aber nicht unvernünftige Forderungen auf. Bald aber artete der Aufstand in wilde Zerstörungswut aus, und alle Versuche, Ordnung und Einheit in die Masse zu bringen, waren vergeblich. So war es dem Heer des Schwäbischen Bundes möglich, in Süddeutschland die Empörung zu unterdrücken, während die mitteldeutschen Fürsten die Scharen des schwärmerischen Fanatikers Thomas Münzer bei Frankenhausen vernichteten (1525). Wenn auch die Funken mystisch-schwärmerischer Erregung im Volke noch lange unter der Asche fortglommen, so war doch fortan nicht mehr das Volk Träger der großen religiösen Bewegung, sondern die Reichsstände, und ihre Sonderinteressen verflochten sich fortan auf verhängnisvolle Weise mit der Sache der kirchlichen Reform.

Nachdem die bedeutendsten von den der Reformation geneigten Ständen sich im Torgauer Bund (Juni 1526) über eine gemeinsame Haltung verständigt hatten, erwirkten sie auf dem Reichstag zu Speyer (August 1526) den Beschluß, daß »in Sachen der Religion und des Wormser Edikts jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue«. Nun glaubten sie sich berechtigt, voran Johann der Beständige von Sachsen und Philipp von Hessen, in ihren Territorien die Kirchenreform nach Luthers Anweisung durchzuführen: die bischöfliche Gewalt für sich beanspruchend, beseitigten sie alles, was der Lehre der Heiligen Schrift widersprach, besonders Cölibat und Messe; der öffentliche Gottesdienst und das Schulwesen wurden reorganisiert, die Klöster säkularisiert und ihre Güter zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmt, freilich nur teilweise; ein großer Teil des eingezogenen Kirchengutes diente auch zur Vermehrung des fürstlichen und des landständischen Vermögens. In den großen Reichsstädten, welche sich der Reform anschlossen, blühten unter dem Schutz religiöser Freiheit die Künste und Wissenschaften auf, und ohne Zweifel ist die geistige Einheit und damit

die Kultur Deutschlands dadurch gefördert worden, daß die hochdeutsche Sprache als Kirchen- und Schulsprache der Reformation in Norddeutschland wieder herrschende Schriftsprache wurde, welche Stellung sie im 14. und 15. Jahrh. verloren hatte. Indes durch die eigenmächtige Reform der Stände wurde der fürstliche Partikularismus gestärkt, individuelle dogmatische Überzeugungen der Fürsten und ihrer Theologen machten sich nach dem nun herrschenden Grundsatz »Cujus regio, ejus religio« mehr und mehr geltend und säeten den Samen religiöser Zwietracht, wie denn gleich der erste Versuch, eine Versöhnung zwischen der deutschen und Schweizer Reformation herbeizuführen (durch das Religionsgespräch zu Marburg 1529), den offenen Bruch zwischen Luther und Zwingli zur Folge hatte.

Die unerwartete Zustimmung des Kaisers zu den Beschlüssen des Reichstags von 1526 war durch die politischen Verhältnisse veranlaßt worden. Nachdem Karl V. im Bunde mit dem Papst im ersten Krieg mit Franz I. von Frankreich (1521—26) den entscheidenden Sieg von Pavia (24. Febr. 1525) über denselben davongetragen und den gefangenen König im Frieden von Madrid (14. Jan. 1526) zum Verzicht auf Italien und Burgund gezwungen hatte, war der Mediceer Clemens VII., welcher die ausschließliche Herrschaft des Kaisers über Italien nicht zulassen wollte, zu Franz I. übergegangen, hatte den Eidbruch, mit welchem dieser sich vom Madrider Vertrag lossagte, gebilligt und mit ihm 22. Mai 1526 die Heilige Liga von Cognac geschlossen. Zwischen Papst und Kaiser brach offener Krieg aus, und kaiserliche Truppen erstürmten und plünderten 1527 Rom, während gleichzeitig der Kampf zwischen Karl V. und Franz I. von neuem entbrannte. Im Frieden von Cambrai (1529) verzichtete Karl V. zwar auf Burgund, behielt aber die Herrschaft in Italien, welche auch Clemens VII. im Frieden von Barcellona anerkannte. Karl verpflichtete sich dagegen, wider die Ketzerei in D. einzuschreiten, und der Bund der beiden Häupter der Christenheit wurde 1530 durch eine persönliche Zusammenkunft in Barcellona und die Kaiserkrönung Karls daselbst (24. Febr., die letzte in Italien) besiegelt. Die veränderte Haltung des Kaisers wirkte schon auf dem zweiten Speyerer Reichstag 1529 entscheidend ein. Die der alten Kirche zugethanen Stände waren so zahlreich erschienen, daß sie die Mehrheit besaßen und dem kaiserlichen Vorschlag gemäß beschlossen, daß das Wormser Edikt bestehen bleiben, den evangelischen Ständen jede weitere Neuerung, besonders Beeinträchtigung der geistlichen Obrigkeit, verboten sein und das Sektenwesen nicht geduldet werden solle. 19 evangelische Reichsstände, 5 Fürsten und 14 Städte, protestierten dagegen, daß in Gewissenssachen die Mehrheit gemeingültige Beschlüsse fassen könne; davon erhielten die Anhänger der neuen Lehre den Namen »Protestanten«. Im Mai 1530 kehrte der siegreiche Kaiser nach D. zurück und eröffnete 18. Juni den glänzenden Reichstag zu Augsburg, vor welchem 25. Juni das Augsburgische Glaubensbekenntnis verlesen wurde, welches, von Melanchthon verfaßt, die Unterschiede der alten und der neuen Lehre mild und leidenschaftslos darlegte und letztere rechtfertigte. Die angesehensten katholischen Theologen reichten dagegen eine Widerlegung, die Confutatio, ein. Hiermit erklärte Karl V. die Sache für erledigt und nahm Melanchthons Apologie der Confessio Augustana nicht an; er verlangte vielmehr von den Protestanten, daß sie sich dem Papst wieder unterwerfen sollten, bis das längst versprochene allgemeine Konzil versammelt sei, und der Reichstagsabschied sprach scharf und deutlich die Drohung aus: wenn die Protestanten nicht bis zum 15. April gutwillig zur alten Kirche zurückkehrten, würde die neue Lehre mit Gewalt ausgerottet werden. Unter dem Eindruck dieser Drohung schlossen die Häupter der Protestanten Anfang 1531 den Schmalkaldischen Bund (s. d.) zur Verteidigung der evangelischen Freiheit und Abwehr aller Gewalt. Indes zur Anwendung dieser kam es vorläufig nicht. Die Zurückdrängung der Türken war, seitdem nach dem Tode König Ludwigs in der Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526) Erzherzog Ferdinand die Königreiche Böhmen und Ungarn geerbt hatte und Sultan Soliman 1529 bis vor Wien vorgedrungen war, für das Haus Habsburg eine unabweisbare Notwendigkeit geworden; um nun von den deutschen Ständen Beistand gegen die Türken zu erlangen, ferner um die Zustimmung der Kurfürsten zur Wahl Ferdinands zum römischen König zu gewinnen, bewilligte Karl den Evangelischen 1532 den Nürnberger Religionsfrieden, der ihnen freie Religionsübung bis zum bevorstehenden Zusammentritt eines allgemeinen Konzils gestattete.

Nachdem ein stattliches deutsches Heer die Türken zurückgetrieben hatte, begab sich Karl wieder nach Spanien, von wo er die Barbareskenstaaten Tunis und Algier zu unterwerfen begann; auch in neue Kriege mit Frankreich wurde er verwickelt, für welche er die Hilfe der Deutschen ebenso bedurfte, wie Ferdinand bei den immer wiederkehrenden Türkenkriegen. Das Regensburger Interim und der Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541 bestätigten daher den Nürnberger Religionsfrieden, hoben die Ausschließung der Protestanten vom Kammergericht auf, erlaubten jedermann den Übertritt zu ihrer Lehre und versprachen eine christliche Ordnung und Reformation auf einem gemeinen oder Nationalkonzil. Die Berufung eines solchen seitens der Kurie verzögerte sich indes von Jahr zu Jahr, weil die römische Geistlichkeit nicht einig war und teils zur friedlichen Verständigung mit den Protestanten, teils zur schroffsten Reaktion neigte. Während dessen breitete sich die Reformation immer mehr aus. Philipp von Hessen führte 1534 den 1519 vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in sein von Österreich besetztes Land zurück, das nun dem Luthertum sich anschloß. In Norddeutschland mehrten sich die Anhänger der neuen Lehre von Tag zu Tag; selbst die Errichtung eines phantastisch-tollen Wiedertäuferreiches in Münster, welches durch die vereinigte Macht protestantischer und katholischer Fürsten 1535 vernichtet wurde, konnte die Ausbreitung des Protestantismus nicht hemmen. Brandenburg, Meißen, Kurpfalz, eine Anzahl Städte, ja sogar schon Bischöfe traten zur Reformation über. Der einzige Fürst im Norden, welcher der alten Kirche treu blieb, Herzog Heinrich von Braunschweig, wurde infolge von gewaltthätigen Angriffen auf die Reichsstädte Goslar und Braunschweig vom Schmalkaldischen Bund aus seinen Landen vertrieben. Auch einer von den geistlichen Kurfürsten, Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, begann sein Stift zu reformieren. Mußte schon der allgemeine Abfall von der alten Kirche die Besorgnis in Karl V. erwecken, daß sein Ziel, die Restauration der einheitlichen Kirche, allerdings mit einigen Reformen, nicht mehr zu erreichen sei, so wurde dies

gewiß, wenn die Protestanten erst die Mehrheit im Kurkollegium hatten. Um dies zu verhüten, unterbrach der Kaiser im vierten französischen Krieg (1542–44) seinen Siegeslauf, der ihn bis in die Nähe von Paris geführt, schloß 1544 plötzlich mit Franz I. den Frieden von Crépy, in dem er sich mit dem Stande der Dinge vor dem Kriege begnügte, erreichte nun endlich vom Papst die Berufung eines allgemeinen Konzils nach Trient, wo es im Dezember 1545 eröffnet wurde, und forderte auf dem Wormser Reichstag (Mai 1545) die Protestanten zur Beschickung desselben auf. Diese weigerten sich und bestanden auf einem freien deutschen Nationalkonzil. Indem der Kaiser sich nun zur Anwendung von Gewalt entschloß, entstand der Schmalkaldische Krieg (1546–47). Obwohl die schmalkaldischen Verbündeten, welche ihr Heer 1546 an der obern Donau zusammengezogen hatten, anfangs die Übermacht besaßen, so machten sie doch, um nicht die Angreifer zu sein, von derselben keinen Gebrauch und ließen es geschehen, daß Karl italienische und spanische Truppen gegen die ausdrückliche Bestimmung der Wahlkapitulation über die Alpen kommen ließ und sich immer mehr verstärkte; gleichzeitig bewog Karl durch das Versprechen der sächsischen Kur den Herzog Moritz von Sachsen zu einem geheimen Vertrag, worauf derselbe plötzlich in Kursachsen einfiel und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zum Schutz ihrer Lande herbeizueilen nötigte. Nun war Süddeutschland den kaiserlichen Truppen preisgegeben und wurde noch 1546 ohne Mühe unterworfen. Im Frühjahr 1547 wandte sich Karl nach Sachsen, überfiel 24. April bei Mühlberg das Heer Johann Friedrichs, zersprengte es und nahm ihn selbst gefangen. Die sächsische Kur nebst den Kurlanden wurde auf Moritz übertragen; Landgraf Philipp unterwarf sich dem Kaiser in Halle, wurde aber ebenfalls in Haft behalten. Der Schmalkaldische Bund war vernichtet, dem Fortschreiten der Reformation nicht nur ein Ziel gesetzt, sondern ihr Bestand ernstlich bedroht.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, welcher sich im September 1547 versammelte, unternahm es der siegreiche Kaiser, die kirchliche Frage nach seinem Sinne zu ordnen. Er ließ eine Glaubensformel ausarbeiten, das Augsburger Interim (s. Interim) von 1548, welches den Protestanten das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestand, sich auch in der Rechtfertigungslehre dem protestantischen Standpunkt näherte und die Macht des Papstes in D. beschränkte, aber die römische Hierarchie und den alten Kultus aufrecht erhielt und von den Protestanten Beschickung des Konzils und unbedingte Unterwerfung unter dessen Beschlüsse forderte. Der Papst, der sich durchaus unversöhnlich bewies und das Konzil sogar 1547 nach Bologna verlegt hatte, um es aus dem Machtbereich des Kaisers zu entfernen, sowie die katholischen Reichsstände wiesen das Interim sofort zurück. Die Protestanten wagten in Augsburg mit Ausnahme der beiden gefangenen Fürsten keine Opposition; aber nur ein Teil der Stände verkündete das Interim, keiner versuchte seine gewaltsame Durchführung, die nur in Oberdeutschland von der kaiserlichen Soldateska, welche Hunderte von evangelischen Predigern verjagte, unternommen wurde. Die Flüchtlinge sowie zahlreiche Flugblätter forderten das evangelische Volk zur Standhaftigkeit auf und priesen Magdeburgs Heldenmut, das allein das Interim offen zurückgewiesen hatte. Dazu kam, daß der Kaiser auch die in der Kirchenfrage schwankenden Fürsten sowie die katholischen Reichsstände durch Entwürfe sich entfremdete, welche die fürstliche »Libertät« zu gefährden drohten. Er zog die Ernennung der Beisitzer des Reichskammergerichts ganz an sich, errichtete eine Reichskriegskasse, welche ihm aus Mitteln des Reiches die Möglichkeit gewährte, D. durch ein Söldnerheer fortwährend im Zaum zu halten, vereinigte durch die Pragmatische Sanktion sein burgundisches Erbe zu einem politischen Ganzen, das als zehnter Kreis unter den Schutz des Reiches gestellt, aber der Reichsregierung und dem Reichskammergericht nicht unterworfen wurde, und gab endlich die Absicht kund, die Verbindung Deutschlands mit Spanien und seine Unterordnung unter die habsburgische Weltherrschaft dadurch zu verewigen, daß er seinen Sohn Philipp zu seinem Nachfolger im Kaisertum bestimmte; 1551 verlangte er von seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian den Verzicht auf die Kaiserwürde.

Da erhob sich Kurfürst Moritz, um die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten und die Religionsfreiheit zu retten. Mit meisterhaftem Geschick wußte er den Kaiser zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen, während er das durch seinen frühern Verrat erwachte Mißtrauen der evangelischen Fürsten beschwichtigte und sich ihres Beistandes versicherte. Nachdem er von Heinrich II. das Versprechen einer Diversion gegen Karl V. erhalten, wogegen der König die Stifter und Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun solle besetzen dürfen, erließ Moritz ein Manifest gegen die »Viehische erbliche Servitut«, die D. von Spanien drohe, und brach im März 1552 von Sachsen in Eilmärschen nach Oberdeutschland auf, das er schon im April in seiner Gewalt hatte. Der Kaiser, dem der Weg nach Flandern abgeschnitten war, flüchtete von Innsbruck nach Steiermark. Krank und durch das Scheitern seiner Pläne aufs tiefste erschüttert, überließ er seinem Bruder Ferdinand die Unterhandlung mit den Fürsten, welche 29. Juli 1552 zu dem Passauer Vertrag führte; in diesem wurden die Freigebung der gefangenen Fürsten, die Aufhebung des Interim und die Errichtung eines beständigen Friedens zwischen beiden Parteien auf Grund der ständischen Religionsfreiheit den protestantischen Fürsten zugestanden. Der definitive Friede wurde 25. Sept. 1555 in Augsburg geschlossen (Augsburger Religionsfriede, s. d.). In demselben wurde den Reichsständen das Recht, die Konfession für sich und ihr Territorium frei zu wählen (jus reformandi), gewährt und damit der Grundsatz »Cujus regio, ejus religio«, den schon der Reichstag von Speyer 1526 aufgestellt, erneuert; katholische und evangelische Reichsstände sollten fortan in ihren Rechten gleich sein, religiöse Streitigkeiten nur durch christliche, friedliche Mittel geschlichtet werden. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze seit Moritz' Tode (1553) kein kluger, energischer Fürst stand, im Vertrauen auf das Übergewicht der neuen Lehre, welcher das deutsche Volk zumeist anhing, zwei verhängnisvolle Einschränkungen jenes allgemeinen Grundsatzes zu: erstens nämlich wurde das Recht der Religionsfreiheit, um das Sektenwesen abzuwehren, auf die Anhänger der Augsburgischen Konfession beschränkt, die Reformierten also (Zwinglianer und Calvinisten) vom Frieden ausgeschlossen; ferner bestimmte eine Klausel, der »geistliche Vorbehalt« (reservatum ecclesiasticum), daß die geistlichen Fürsten das Jus reformandi nur für ihre Person haben und, wenn sie zur neuen Lehre überträten, ihres geistlichen Amtes

und Fürstentums verlustig gehen sollten. Ferdinand gab zwar den Protestanten die Erklärung, daß der Besitzstand der evangelischen Kirche in den geistlichen Territorien, wie er jetzt sei, nicht angetastet werden solle, doch ward dieselbe nicht in den Reichstagsabschied aufgenommen. Dennoch war im Vergleich zu dem Anspruch unbedingter Herrschaft, welchen die römische Kirche bisher erhob, die formelle Anerkennung einer ihr nicht unterworfenen Religionspartei in D. ein ungeheurer Fortschritt in der Entwickelung religiöser Freiheit; dem modernen Staat war die Bahn gebrochen. Karl V., der noch im Banne mittelalterlicher Weltanschauung befangen war, gab nur ungern seine Zustimmung zum Augsburger Vertrag, und da auch sein Versuch, Frankreich die geraubten geistlichen Stifter zu entreißen, mit der vergeblichen Belagerung von Metz (1553) gescheitert war, so faßte er den Plan, die Regierung seiner Reiche niederzulegen. Seinem Sohn Philipp übertrug er 1555 das burgundische Reich, dazu 1556 Italien und Spanien, seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Erblande mit Böhmen und Ungarn; auch verzichtete er zu Ferdinands Gunsten auf die Kaiserkrone, worauf er sich in das spanische Kloster San Yuste zurückzog, wo er 1558 starb. Verlor auch das Reich durch Karls Teilung seine frühere Herrschaft in Italien und die westlichen Grenzlande an die spanische Linie der Habsburger, so ward es doch von der Verbindung mit Spanien und seiner Politik losgelöst und erlangte die Freiheit selbständiger nationaler Entwickelung zurück.

Die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg (1555—1648).

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland III«.)

Nach dem großen geistigen Kampf der Reformationszeit trat eine gewisse Abspannung der Geister und Gemüter im deutschen Volk ein. Der Humanismus zog sich in die Gelehrtenschulen zurück, die schöne Litteratur bildete sich nur in einigen Gattungen aus; im übrigen wurde die geistige und wissenschaftliche Thätigkeit der Nation fast ganz von den religiösen Erörterungen und Streitigkeiten in Anspruch genommen, welche besonders im Gebiet des strengen Luthertums in gehässige dogmatische Zänkereien und Verketzerungen ausarteten. Die lutherischen Hoftheologen verfielen bald in dieselben Fehler, hochmütige Herrschsucht und fanatische Intoleranz, welche man der alten Kirche besonders zum Vorwurf gemacht hatte. Die Fürsten huldigten kurzsichtigem Eigennutz und gingen ganz in dem Streben nach Vermehrung ihres Besitzes auf, soweit sie nicht bloß materieller Genußsucht frönten. D. genoß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. eines behäbigen Wohlstandes; Ackerbau und Gewerbe blühten; die Bevölkerung mehrte sich; die Städte schmückten sich mit Bauten, Straßen- und Brunnenanlagen, und die Künste brachten zwar keine Werke von idealer Bedeutung hervor, durchdrangen und veredelten jedoch das ganze Gewerbe. Aber es fehlte der Nation die treibende Schaffenskraft sowie das gemeinschaftliche Streben nach einem hohen Ziel. Ihre Einheit ging durch die politische und kirchliche Zerrissenheit mehr und mehr verloren, und trotz ihrer Lebensfülle war sie nicht im stande, ihren Handel im Wettkampf mit andern Nationen auszubreiten, ja nicht einmal ihn in seinem bisherigen Umfang zu behaupten; in Nord- und Ostsee verlor die Hansa ihre herrschende Stellung. Neue Kolonien deutschen Volkstums wurden nicht gegründet, die alten Ansiedelungen im Osten dem Mutterland entfremdet. Nicht einmal die Türkengefahr wußte das mächtige Volk dauernd von seinen Grenzen zurückzuweisen. Über die Sicherheit ihrer Stellung wiegte sich die protestantische Mehrheit in eine unbegreifliche Verblendung und träumte noch von völligem Sieg der Reformation in D., als der Feind schon in ihrem eignen Lager war.

Die beiden Nachfolger Karls V., Ferdinand I. (1556—64) und dessen Sohn Maximilian II. (1564—76), waren redlich bemüht, den religiösen Frieden aufrecht zu erhalten. Letzterer trug sich ernstlich mit dem Gedanken, selbst zur Reformation überzutreten, und duldete, daß sich der Protestantismus in Österreich, Böhmen und Ungarn ausbreitete. Auch im Reich machten sich die evangelischen Stände die wohlwollende Gesinnung des Kaisers zu nutze, indem sie trotz des geistlichen Vorbehalts zahlreiche Stifter und Kirchengüter in Norddeutschland reformierten und säkularisierten. Indes der gehässige Streit zwischen Calvinisten und Lutheranern, und unter letztern wieder zwischen Albertinern und Ernestinern (s. Grumbachsche Händel), hielt Maximilian von dem Übertritt zur Reformation zurück, bis dynastische Interessen, die zeitweilige Aussicht auf den spanischen und den polnischen Thron, ihn bewogen, an dem alten Bekenntnis festzuhalten. Inzwischen aber hatte sich die römische Kirche auf dem Trienter Konzil reorganisiert und die Jesuiten die Gegenreformation, deren letztes Ziel die Ausrottung der Ketzerei in D. war, im stillen begonnen. Als Professoren an den katholischen Universitäten, als Beichtväter und politische Räte der katholischen Fürsten setzten sich die Jesuiten allmählich fest. Ihre zahlreichen Gymnasien leisteten in einer gewissen vornehmen Erziehung und in formaler Bildung so Bedeutendes, daß die bessern Stände, auch unter den Protestanten, ihre Kinder mit Vorliebe den Jesuiten anvertrauten. Als 1576 Maximilians ältester, in Spanien erzogener Sohn, Rudolf II. (1576—1612), den Kaiserthron bestieg, erlangten die Jesuiten auch am habsburgischen Hof den herrschenden Einfluß und trieben nun den Kaiser und die katholischen Reichsstände an, auf Grund des Augsburger Religionsfriedens den Protestanten entgegenzutreten und weiterer Säkularisation geistlicher Fürstentümer vorzubeugen. Den evangelischen Inhabern von Stiftern wurde zuerst Sitz und Stimme auf den Reichstagen verweigert. Als wieder ein Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, die calvinistische Reform in seinem Stift einzuführen unternahm, wurde er vom Papst abgesetzt, durch spanische Truppen vertrieben (1583) und an seine Stelle ein den Jesuiten ganz ergebener bayrischer Prinz, Ernst, zum Erzbischof erhoben, der, auch zum Bischof von Münster und Hildesheim ernannt, hier wie in Köln die Ketzerei ausrottete. Die lutherischen Stände, namentlich Sachsen und Brandenburg, ließen dies aus Trägheit und Eifersucht auf die Calvinisten ruhig geschehen und ermutigten dadurch die Gegner zu weiterm Vorgehen. 1592 mußte der von der Mehrheit des Straßburger Domkapitels als Bischof postulierte Markgraf Johann Georg von Brandenburg seinem katholischen Nebenbuhler, Karl von Lothringen, weichen. Zwei Zöglinge der Jesuiten, Erzherzog Ferdinand von Steiermark und Herzog Maximilian von Bayern, rotteten kraft des Grundsatzes: »Cujus regio, ejus religio« die evangelische Lehre in ihren Gebieten mit Feuer und Schwert aus, und letzterer unterwarf auf Grund eines kaiserlichen Achtspruches die freie Reichsstadt Donauwörth, wo es zu einem Streit zwischen dem protestantischen Rat und katholischen Priestern gekommen war,

[Zum Artikel *Deutschland.*]

Register zur Karte III: „Deutschland um das Jahr 1648".

Deutsches Kaiserreich.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [KS] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

A. Weltliche Gebiete.

1. Kurfürstentümer:

Bayern (Herzogtum) FG4, 5
Böhmen (Königreich) FGH3, 4
Brandenburg (Markgrafschaft) FGH2, 3
Pfalz (Pfalzgrafschaft) (P) . . DE3, 4
Sachsen (Albertinische Linie, Herzogtum) (KS) EFG2, 3

2. Herzogtümer:

Berg CD3
Braunschweig-Calenberg . . . E2, 3
– Grubenhagen E3
– Lüneburg (LB) DE2
– Wolfenbüttel (WO) . . . EF2, 3
Bremen (s. unter 8).
Hinterpommern mit Kammin GHI1, 2
Holstein E1, 2
Jülich CD3
Kärnten FG5
Kleve C3
Krain GH5, 6
Lothringen CD4
Magdeburg (MB) FG2, 3
Mecklenburg-Güstrow (MG) FG1, 2
– Schwerin (MS) F2
Oberpfalz F4
Österreich (Erzherzogtum) mit Vorderösterreich (VÖ) . . . GH4, 5, DE4, 5
Sachsen (Ernestin. Linie) (EN) EF3
Sachsen-Lauenburg (LG) . . . D2, EF2
Savoyen C5, 6
Schlesien HI3, 4
Steiermark GH5
Vorpommern (s. unter 8).
Wirtemberg (WI) DE4, C5

3. Fürstentümer:

Anhalt F2, 3
Brandenburg-Ansbach (AB) . E4
– Kulmbach (KB) EF3, 4
Halberstadt (HT) EF2, 3
Henneberg (gefürstete Grafschaft) E3
Minden D2
Nassau (N) D3, 4
Neuburg EF4
Ratzeburg EF2
Sulzbach F4
Tirol (gefürstete Grafschaft) mit Vorarlberg EF5, 6
Verden (s. unter 8).
Zweibrücken D4

4. Markgrafschaften:

Baden-Baden (BD) D4
– Durlach D4, 5

5. Landgrafschaften:

Hessen-Darmstadt (HD) . . . D3, 4
– Kassel (HK) DE3
Klettgau (Thiengen) D5
Leuchtenberg F4

6. Grafschaften:

Bentheim CD2
Burgund (Freigrafschaft, s. unter 8).
Castel E4
Erbach DE4
Falkenstein D4
Fugger (F) E4
Fürstenberg (FÜ) DE4, 5
Gerolstein C3
Görz (G) G5, 6
Gradisca G6
Hanau-Lichtenberg (HL) . . D4
– Münzenberg DE3
Hohenlohe E4
Hohenzollern DE4
Hohnstein E3
Homburg D3
Isenburg D3
Königsegg (KG) E4, 5
Königstein (K) DE3
Leiningen D4
Limburg E4
Lingen D2
Lippe (L) DE2, 3
Mark D3
Mitterburg G6
Mömpelgard C5
Mörs C3
Oldenburg D2
Ortenburg G4
Ostfriesland D2
Öttingen E4
Rappoltstein (RA) D4
Ravensberg D2, 3
Reuß (R) F3
Rheingrafschaft (RH) D4
Rhineck E3
Rothenfels E5
Saarbrücken CD4
Saarwerden D4
Salm CD4
Sayn D3
Schaumburg (SL) E2
Schwarzburg (SG) EF3
Schwarzenberg (SB) E4
Solms (SO) D3
Steinfurt D2
Tecklenburg (TE) D2
Waldburg (W) E5
Waldeck DE3
Wernigerode E3
Wertheim E4
Wied D3
Wittgenstein D3

7. Herrschaften:

Anholt C3
Bliescastel D4
Dagsburg D4
Fleckenstein D4
Hohenwaldeck F5
Jever D2
Möskirch DE4, 5
Pappenheim EF4
Pfalzburg D4
Rheda D3
Rietberg D3
Speckfeld E4
Vaduz E5
Weiler (Elsaß) D4
Wiesensteig E4
Wildenberg D4
Wildeshausen (s. unter 8).
Wismar (s. unter 8).

8. In ausländischem Besitz befindliches Reichsgebiet:

Spanischer Besitz:
Spanische Niederlande (NI) ABC3, 4
Freigrafschaft Burgund . . C5
Schwedischer Besitz:
Bremen (Herzogtum) DE2
Verden (Fürstentum) E2
Vorpommern (Herzogtum) . FG1, 2
Wildeshausen (Herrschaft) D2
Wismar (Herrschaft) F1, 2

9. Reichsstädte:

Aachen C3
Aalen E4
Augsburg E4
Besançon C5
Bremen D2
Biberach E4
Buchhorn E5
Dinkelsbühl E4
Dortmund D3
Eßlingen E4
Frankfurt a. M. D3
Friedberg D3
Gelnhausen D3
Giengen E4
Gmünd E4
Goslar E3
Hagenau D4
Hall E4
Hamburg (H) E2, D2
Heilbronn E4
Isny E5
Kaufbeuren E5
Kempten E5
Kolmar D4
Köln CD3
Landau D4
Leutkirch E5
Lindau E5
Lübeck E2
Memmingen E4, 5
Mühlhausen (Thüringen) . . . E3
Münster (Elsaß) D4
Nordhausen E3
Nördlingen E4
Nürnberg F4
Offenburg D4
Ravensburg E5
Regensburg F4
Reutlingen E4

Digitized by

Register zur Karte III: „Deutschland um das Jahr 1648".

Rosheim D4
Rothenburg E4
Rottweil D4
Schlettstadt D4
Schweinfurt E3
Speyr D4
Straßburg D4
Überlingen E5
Ulm E4
Wangen E5
Weil die Stadt D4
Weißenburg (Elsaß) D4
Weißenburg EF4
Wetzlar D3
Wimpfen E4
Worms D4
Zell D4

B. Geistliche Gebiete.

1. Erzbistümer:

Köln (Kurfürstentum) (KÖ) . CD3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ). DEF3,4
Salzburg (SA) FGH4,5
Trier (Kurfürstentum) (T). . . CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG) E4, 5
Bamberg (BA) EF3,4,G5
Basel (BS) D5
Brixen (BR) FG5
Eichstedt (E) EF4
Freising (FR) FG4, 5
Hildesheim (HI) E2, 3
Konstanz (C) DE,4 5
Lübeck (LÜ) E1, 2
Lüttich BC3, 4
Münster D3, 4
Osnabrück (O) D3, 4
Paderborn DE3
Passau (PA) GH4
Regensburg (RE) F4
Schwerin (säkul.) (S) F2
Speyr (SP) D4
Straßburg (ST) D4
Trient EF5, 6
Worms (WS) D4
Würzburg (WZ) E3, 4

3. Abteien:

Cornelimünster C3
Corvey E3
Elchingen E4
Essen CD3
Fulda (FU) E3
Irrsee E4, 5
Kempten E5
Murbach CD5
Ochsenhausen E4
Ottobeuren E4, 5
Prüm C3
Quedlinburg F3
Roth E4
Rottmünster D4
Salmannsweiler E5
Schussenried E4
Stablo C3
Werden CD3
Zwiefalten E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden FG5
Ellwangen E4

Digitized by Google

nicht bloß wieder den Katholizismus, sondern machte sie auch zu einer bayrischen Landstadt.

Diese Gewaltthat öffnete endlich einem Teil der evangelischen Reichsstände die Augen über die drohende Gefahr und bewog sie, zur Abwehr weiterer Verletzungen der Reichsverfassung 4. Mai 1608 die Union von Auhausen zu schließen, von der sich jedoch die mächtigsten protestantischen Fürsten des Nordens, wie Sachsen und Brandenburg, fern hielten. Ihr gegenüber stiftete Herzog Maximilian von Bayern 10. Juli 1609 die katholische Liga zum Schutz der Reichsgesetze und der katholischen Religion. Die Spannung zwischen den beiden Religionsparteien war jetzt so weit gediehen, daß es aus einem geringfügigen Anlaß zum offenen Kampfe kommen konnte; Frankreich und Spanien standen bereit, dieses für die Liga, jenes für die Union, in denselben einzutreten. Der jülich-klevische Erbfolgestreit (1609—14; s. Jülich) schien das Signal zum Ausbruch geben zu wollen; doch die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich (1610) und die Wirren im habsburgischen Kaiserhaus bewirkten, daß sich die streitenden Parteien noch ohne offenen Kampf verständigten. Der Konflikt brach vielmehr in Böhmen aus, wo Rudolf II. den Ständen durch den »Majestätsbrief« Religionsfreiheit gewährt hatte. Der Zwist Rudolfs mit seinen Brüdern hatte mancherlei Unruhen in den habsburgischen Landen zur Folge gehabt und die Unbotmäßigkeit der Stände gesteigert. Als nun Matthias (1612—19) die Zügel der Regierung gegen die protestantischen Stände in Böhmen schärfer anziehen wollte und eine Beschwerde derselben über vermeintliche Verletzungen des Majestätsbriefs schroff abwies, kam es 23. Mai 1618 zu einem Aufstand in Prag. Die aufrührerischen Protestanten setzten über Böhmen eine selbständige Regierung ein und wiegelten auch die österreichischen Stände zur Empörung auf. Matthias' Nachfolger, Ferdinand II. (1619—37), dem trotz seiner jesuitischen Gesinnung die Kurfürsten die Kaiserkrone übertrugen, schritt energisch gegen den Aufruhr ein, besiegte die Böhmen, welche das Haupt der Union, Friedrich V. von der Pfalz, zum König erwählt hatten, mit Hilfe der ligistischen Heeresmacht 8. Nov. 1620 in der Schlacht am Weißen Berg und verhängte über die Empörer ein furchtbares Strafgericht; nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Österreich wurde die evangelische Kirche mit Waffengewalt unterdrückt und damit auch die Macht der Stände gebrochen.

Dennoch hätte D. vor einem Religionskampf bewahrt bleiben können, wenn sich nicht Ferdinand, durch seinen Sieg ermutigt, nun das Ziel gesetzt hätte, D. dem Katholizismus wiederzuerobern und dasselbe in eine wirkliche Monarchie umzuwandeln. Zu diesem Zweck führte er den Kampf gegen Friedrich V. und seine Verbündeten auch in D. fort und verwickelte es so in den verderblichen Dreißigjährigen Krieg (1618—48; s. d.). Nachdem er den Kurfürsten geächtet und die pfälzische Kur auf seinen Verbündeten, Maximilian von Bayern, übertragen hatte, vertrieben kaiserliche, ligistische und spanische Truppen in Gemeinschaft die Anhänger der Union aus Süddeutschland und unterwarfen dieses der Herrschaft des Kaisers und des Katholizismus. Hier und bald auch im nordwestlichen D., wohin Tilly, der Feldherr des Kaisers und der Liga, vordrang, wurde auf Grund des geistlichen Vorbehalts die Restitution des säkularisierten oder reformierten Kirchenguts an die katholische Kirche und zwar meist zu handen der Jesuiten in weitestem Umfang und mit größter Strenge durchgeführt. Als die Fürsten des niedersächsischen Kreises, hierdurch in ihrem Besitzstand bedroht, sich unter der Führung des Königs Christian von Dänemark zur Abwehr rüsteten, wurden die Pläne Ferdinands deutlicher kund. Er stellte nun selbst mit Hilfe Wallensteins ein Heer auf, das im Verein mit Tilly den niedersächsischen Kreis unterjochte und den Dänenkönig auf seine Inseln verjagte. Ganz Norddeutschland wurde von den kaiserlichen Truppen militärisch besetzt, die Rechte und Privilegien auch derjenigen Fürsten, welche die Treue gegen den Kaiser nicht verletzt hatten, wie Sachsen und Brandenburg, rücksichtslos mit Füßen getreten, der kaiserliche Generalissimus Wallenstein mit dem Reichsfürstentum Mecklenburg belehnt, die Vertreibung noch andrer Fürstenhäuser und die Verleihung ihrer Länder an kaiserliche Feldherren in Aussicht genommen; mehrere norddeutsche Stifter wurden österreichischen Erzherzögen übertragen. Der kaiserliche Hof plante sogar die Errichtung einer großen Seemacht in der Nord- und Ostsee. 1629 erließ Ferdinand II. das Restitutionsedikt (s. d.), welches, scheinbar nur eine strikte Auslegung und Anwendung des Augsburger Religionsfriedens und seiner von den Protestanten unbedacht zugegebenen Klauseln, wirklich durchgeführt, die gänzliche Vernichtung des Protestantismus in D. bedeutet hätte; denn es befahl nicht nur die Rückgabe aller reichsunmittelbaren Stifter an die katholische Kirche, sondern auch die der landständischen; es gewährte den katholischen Ständen, also auch den neuen katholischen Prälaten in den bisher evangelischen Stiftern, das unbeschränkte Recht, ihre Unterthanen zu ihrer Religion zu zwingen, und gestand den Religionsfrieden und die Religionsfreiheit nur denjenigen Reichsständen zu, welche sich zur unveränderten Augsburgischen Konfession bekannten, d. h. außer dem Hause Sachsen nur sehr wenigen. Das Restitutionsedikt brachte die höchste Verzweiflung unter den Protestanten hervor, aber niemand außer Magdeburg wagte sich zu widersetzen. Die kaiserliche Soldateska hielt ganz D. unter dem eisernen Druck der Waffen.

Wie 1551 (s. oben), kam den bedrängten Protestanten die Abneigung auch der katholischen Reichsstände gegen eine Militärdespotie zu Hilfe. Auf dem Kurfürstentag von Regensburg (1630) verlangte Maximilian von Bayern im Namen der Stände die Entlassung Wallensteins und die Verminderung des kaiserlichen Heeres. Der Kaiser mußte sich fügen, wenn er nicht auf die Ausführung des Restitutionsedikts verzichten wollte; er gab Wallenstein preis und schlug mit dessen Entlassung seiner Heeresmacht den Kopf in demselben Augenblick ab, da Gustav Adolf von Schweden auf Frankreichs Antrieb in Pommern landete. Die desorganisierte kaiserliche Armee wurde Schritt für Schritt aus dem nordöstlichen D. verdrängt, endlich 17. Sept. 1631 bei Breitenfeld völlig vernichtet; der Schwedenkönig befreite ganz D. und bedrohte Anfang 1632 den Kaiser sogar in seinen Erblanden. Aus dieser äußersten Gefahr wurde er durch Wallenstein errettet. Gustav Adolfs kühne Pläne auf Errichtung eines protestantischen Kaisertums gingen mit ihm auf dem Schlachtfeld von Lützen (16. Nov. 1632) zu Grunde, aber von der Errichtung einer starken kaiserlichen Militärmacht konnte nun nicht mehr die Rede sein, da Wallenstein vor allem danach strebte, sich den Preis seiner Thaten auch gegen den Willen des Kaisers zu sichern. Zwar gelang es diesem 1634, sich des allzu mächtigen Feldherrn durch Mord zu

entledigen, sein Heer für sich zu gewinnen und mit demselben den Sieg bei Nördlingen über die Schweden und ihre deutschen Verbündeten zu erkämpfen. Da aber nun Frankreich in den Krieg eingriff, suchte Ferdinand die evangelischen Reichsstände durch Einzelverhandlungen zu gewinnen. Er schloß 30. Mai 1635 mit Kursachsen den Prager Frieden, in welchem er die Lausitz abtrat und für Sachsen auf das Restitutionsedikt verzichtete; diesem Frieden traten viele bedeutende Reichsfürsten, auch Brandenburg, bei. Ferdinands Sohn, Ferdinand III. (1637—57), strebte noch aufrichtiger nach Versöhnung; aber so tief eingefressen waren jetzt unter den Parteien Mißtrauen und Verbitterung, so rücksichtslos traten Selbstsucht und Habgier bei den deutschen Fürsten sowohl wie bei den fremden Mächten auf, so sehr waren alle Rechtsverhältnisse und Interessen verwirrt, daß die Friedensverhandlungen jahrelang ohne Resultat blieben und der Krieg ohne entscheidende Siege einer Partei, aber darum um so verheerender fortwütete. Endlich, als die allgemeine Erschöpfung den höchsten Grad erreicht hatte, kam 24. Okt. 1648 der Westfälische Friede (s. d.) zu stande. In der kirchlichen Frage wurde im wesentlichen der Stand der Dinge vor dem Kriege hergestellt; indem der 1. Jan. 1624 als Normalzeitpunkt für den Besitzstand der beiden Kirchen festgesetzt wurde, fielen die meisten säkularisierten Stifter an die Protestanten zurück; nur in den habsburgischen Erblanden blieb die katholische Restauration in voller Kraft. Die Reformierten wurden in den Frieden aufgenommen, den Evangelischen volle Gleichberechtigung zugestanden und die Entscheidung religiöser Fragen durch Majoritätsbeschlüsse ausgeschlossen. Die kaiserliche Macht wurde vermindert; der Kaiser behielt außer einigen Ehrenrechten nur wenige Befugnisse, die etwas bedeuteten; nicht einmal die Erblichkeit der Krone im Hause Habsburg wurde erreicht.

Ein positives Ergebnis hatte also der Krieg nicht, nur das negative der Abwehr religiöser und politischer Knechtschaft unter dem Hause Habsburg konnte als Gewinn betrachtet werden. Aber mit welchen Opfern war dieser Gewinn erkauft! Die äußere Machtstellung Deutschlands war vernichtet. Mit der Abtretung Vorpommerns, Wismars, der Fürstentümer Bremen und Verden an Schweden waren die wichtigsten Strecken der Nord- und Ostseeküste, die Mündungen der bedeutendsten Ströme in fremde Hände geraten. An der Westgrenze gingen die Niederlande und die Schweiz für immer verloren; Frankreich drang durch die Eroberung des österreichischen Elsaß bis an den Rhein vor und erlangte im westlichen D. herrschenden Einfluß, zumal es als Garant des Westfälischen Friedens zu jeder Zeit in die innern Verhältnisse des Reiches eingreifen konnte. Schweden erhielt sogar die Reichsstandschaft und damit eine wichtige Stellung im Reichstag selbst. Die Streitfragen, welche Europa bewegten, wurden seitdem auf deutschem Boden und auf deutsche Kosten ausgefochten. Schrecklich war die Verwüstung im Innern Deutschlands. Nur der vierte Teil der Bevölkerungszahl, die vor dem Kriege vorhanden, war noch übrig; in manchen Gegenden war die Verminderung der Einwohnerzahl noch beträchtlicher. Die meisten Dörfer und viele kleinere Städte waren völlig zerstört, meilenweit erstreckten sich Einöden ohne eine Spur menschlichen Wesens. Die Wohlhabenheit des Bauernstandes war auf lange vernichtet; ohne Vieh, ohne Ackergeräte, ohne Saatgetreide konnten die noch übrigen Bauern selbst nach dem Frieden den Feldbau lange Zeit nicht wieder aufnehmen. Viele setzten das wüste Soldaten- und Räuberleben, zu welchem die Verzweiflung sie getrieben, noch jahrelang fort. Auch die größern Städte waren zu Grunde gerichtet. Handel und Gewerbfleiß gab es nicht mehr; jenen wieder zu beleben, fehlten die Kapitalien, zu diesem die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Überlieferung in der Kriegszeit verloren gegangen war. Gelehrte Bildung, Poesie, Heiterkeit des Lebens, deutscher Trotz und Frohsinn, Scherz und Lachen, alles tilgte der Krieg bis auf die Wurzel aus; düstere Schwermut lagerte über dem Volk. Wie ein Schiffbrüchiger, der nur das nackte Leben gerettet, so begehrte auch das deutsche Volk nichts, als nur die nächste Notdurft zu stillen. Jeder höhere Sinn erlosch; Stumpfheit gegen das Elend, verzweifelndes Mißtrauen gegen sich selbst, kleinliche Pedanterie, knechtische Unterwürfigkeit vor jeder Gewalt, sklavische Verehrung und Nachäffung des Fremden bezeichneten fortan den deutschen Volkscharakter, wie er sich besonders an den Fürstenhöfen ausbildete. Denn die Fürsten waren der einzige Stand, der noch etwas Lebenskraft aus dem Kriege gerettet hatte. Edelleute, Gelehrte und Bürger bewarben sich wetteifernd um ihren Dienst und überboten sich in Servilität. Dem niedern Volk aber wurde das letzte Mark durch den Luxus der Fürstenhöfe ausgesogen. Das religiöse Leben war durch die starre Orthodoxie und durch den wüsten Aberglauben, der im Kriege überhandgenommen, vergiftet. Der Haß der Religionsparteien war allerdings durch den Frieden entwaffnet, aber keineswegs erloschen. Die Religionsverfolgungen der Jesuiten beschränkten sich nun auf kleinere Kreise, die widerwärtigen Zänkereien der Lutheraner und Calvinisten wurden jetzt auf den Kanzeln ausgefochten.

Verfall des Reiches.

Das deutsche Volk mußte nach dem Dreißigjährigen Kriege seine Kulturarbeit ganz von vorn anfangen; die Errungenschaften einer glorreichen Vergangenheit waren gänzlich zerstört. Aber der Wiederaufbau war von den größten Schwierigkeiten begleitet, zahllose Hindernisse stellten sich ihm entgegen. Zunächst hätte dem Reich wieder eine feste staatliche Organisation gegeben werden müssen. Im Westfälischen Frieden war die Ausarbeitung einer neuen Reichsverfassung in Aussicht genommen worden. Zu diesem Zweck versammelte sich 1653 zu Regensburg ein Reichstag, der seit 1663 seinen ständigen Sitz daselbst hatte. Ihm lagen ferner die Gesetzgebung, Kriegsverfassung, Steuerbewilligung u. a. ob. Aber seine Zusammensetzung und Geschäftsordnung machten eine erfolgreiche Thätigkeit unmöglich. Er zerfiel in drei Kurien, die der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte; zur ersten gehörten 8, zur zweiten 98 (36 geistliche und 62 weltliche), zur dritten 52 teils Viril-, teils Kuriatstimmen. Da die Reichsstände nicht mehr selbst auf dem Reichstag anwesend, sondern durch Gesandte vertreten waren, die ihre Instruktionen erhielten, so mußte über alle neuen Vorschläge erst berichtet werden, und zur Entscheidung selbst der unbedeutendsten Fragen war Stimmeneinhelligkeit der drei Kurien erforderlich. Namentlich zwischen den Kurfürsten und Fürsten herrschte eine scharfe Rivalität. Die neue Reichsverfassung kam daher nie zu stande, und sowohl das Reichsoberhaupt wie die mächtigern Glieder suchten sich in allem, was ihre Sonderinteressen betraf, möglichst vom Reichsverband loszulösen und auf eigne Hand vorzugehen; hatte doch der Westfälische Friede

den Ständen das Recht gewährt, mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen und Krieg zu führen. So schlossen die rheinischen Kurfürsten und Fürsten 1658 die Rheinische Allianz mit Frankreich. Österreich zog sich mehr und mehr von D. zurück, indem es sich von den Reichslasten und -Pflichten frei machte und sich nach der völligen Unterdrückung des Protestantismus in seinem Gebiet geistig von D. absperrte. Zwar behauptete das Haus Habsburg auch nach Ferdinands III. Tode (1657) die deutsche Kaiserkrone, indem, trotz der eifrigen Bewerbung Ludwigs XIV. um die Krone, Ferdinands Sohn, Leopold I. (1658–1705), gewählt wurde. Aber er wurde durch eine neue Wahlkapitulation in der Ausübung seiner Gewalt noch mehr eingeengt als seine Vorgänger und in allem an die Zustimmung der Reichsstände gebunden. Er bekümmerte sich daher um das Reich auch nur insoweit, als es durch allerlei Ränke, wie Bestechung eines Teiles der Stände, möglich war, dasselbe für seine Sonderinteressen auszubeuten. Die Ziele seiner Politik waren die völlige Unterwerfung Ungarns, wo er durch fanatische Verfolgung der Protestanten immer neue Aufstände und Einmischungen der Türken hervorrief, und die Erwerbung des Erbes der spanischen Habsburger, deren Erlöschen wahrscheinlich war.

Diese letztere war auch das Ziel der französischen Politik unter Ludwig XIV., und in den hieraus entstehenden Verwickelungen und Kämpfen wurde auch D. zu seinem Schaden hineingezogen. Der französische Eroberer wollte zunächst die burgundisch-niederländischen Provinzen Spaniens an sich bringen und unternahm zu diesem Zweck den Devolutionskrieg gegen Spanien (1667–68) und den Einfall in Holland (1672). Wie er schon 1670 den Herzog von Lothringen ohne weiteres seines Landes beraubt hatte, weil er sich der französischen Botmäßigkeit nicht unbedingt hatte fügen wollen, so besetzte und verwüstete er auch im Kriege gegen Holland rücksichtslos deutsches Reichsgebiet, so daß Kaiser und Reich sich 1674 zur Kriegserklärung an Frankreich genötigt sahen, das sofort Schweden zu einem Einfall in Brandenburg aufhetzte. Die kaiserlichen und Reichstruppen kämpften tapfer und nicht unglücklich; der Große Kurfürst erfocht über die Schweden den glänzenden Sieg von Fehrbellin (28. Juni 1675) und entriß ihnen ganz Pommern. Aber den Verbündeten fehlte es an Einigkeit und Opferwilligkeit, und so behielt Ludwig XIV. im Frieden von Nimwegen (1678) Lothringen, die mit Gewalt ihrer Freiheit beraubten elsässischen Reichsstädte, die Franche-Comté und einen Teil der spanischen Niederlande und tauschte gegen Philippsburg Freiburg i. Br. ein; Pommern mußte der Kurfürst von Brandenburg 1679 an Schweden zurückgeben. Dieser Erfolg ermutigte Ludwig XIV. zu den berüchtigten Reunionen und zur gewaltsamen Besetzung Straßburgs (1681), welche zwar in D. einen Sturm der Entrüstung erregten, aber dennoch nicht zu entschlossener Abwehr führten, weil der Einfall eines ungeheuern türkischen Heeres, welches 1683 von Ungarn aus bis Wien vordrang und dieses Bollwerk des Südostens hart belagerte, alle Kräfte des Kaisers und Deutschlands in Anspruch nahm. Durch den Sieg am Kahlenberg (12. Sept.) wurde Wien befreit, und durch die glänzenden Erfolge, welche die kaiserlichen und Reichstruppen unter Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen über die Türken davontrugen, Ungarn mit seinen Nebenlanden 1699 dem Kaiser als Erbreich unterworfen. Weniger glücklich waren die deutschen Waffen im Westen: nachdem das Reich im Regensburger Waffenstillstand 1684 Ludwig XIV. den Besitz der Reunionen für 20 Jahre zugestanden hatte, erhob derselbe 1685 nach dem Aussterben der kurpfälzischen Linie der Wittelsbacher für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte Ansprüche auf die Allodialgüter des pfälzischen Hauses, und obwohl sich 1686 der Kaiser, die angesehensten deutschen Fürsten, Spanien, die Niederlande und Schweden zur Liga von Augsburg verbanden, nahm er doch 1688 die Nichtanerkennung seiner Kreatur, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, als Erzbischof von Köln von seiten des Papstes und des Reiches zum Anlaß, dem Reich den Krieg zu erklären. Er begann denselben mit einem Akt wohlüberlegter Barbarei, indem er die Pfalz, um sie für seine Feinde als Operationsgebiet unbrauchbar zu machen, durch Feuer und Schwert in eine Einöde verwandeln ließ; herrliche Städte, wie Mannheim, Heidelberg mit seinem Schloß, Worms und Speyer mit ihren Domen, wurden zerstört. Obwohl in dem nun entbrennenden achtjährigen Kampfe die Verbündeten tapfer kämpften und die deutschen Truppen wenigstens den Boden des Reiches schützten, so vermochten sie dennoch keine entscheidenden Erfolge zu erringen, und im Frieden von Rijswijk (1697) gab Frankreich einige Reunionen sowie Lothringen heraus, behielt aber das Elsaß mit Straßburg und Saarlouis und setzte es durch, daß der in der Pfalz seit 1688 mit Gewalt hergestellte Katholizismus in 1922 Ortschaften herrschend blieb.

Die spanische Erbfolgefrage hatte wenige Jahre später den Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs (s. d.) zur Folge. Zwar war es Deutschlands Interesse durchaus nicht, daß die spanische Monarchie wieder mit Österreich verbunden wurde; dennoch wurde es in denselben hineingezogen, indem der Kaiser die mächtigsten Reichsfürsten, wie die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, Hannover und Pfalz, durch besondere Bündnisse an sich kettete, während Ludwig XIV. die beiden wittelsbachischen Kurfürsten von Bayern und Köln für sich gewann. Da Frankreich den Krieg sogleich auf Reichsgebiet spielte, so mußte das Reich im September 1701 den Krieg erklären. Anfangs schien ganz Süddeutschland den verbündeten Franzosen und Bayern in die Hände fallen zu sollen, jedoch der Sieg des Prinzen Eugen und Marlboroughs bei Höchstädt (13. Aug. 1704) trieb die Franzosen über den Rhein zurück und brachte Bayern in die Gewalt der Kaiserlichen. Der Krieg wurde fortan außerhalb des Reiches in den Niederlanden und in Italien geführt. Mit dem steigenden Kriegsglück offenbarte sich immer klarer Österreichs rein dynastische Politik. Leopolds I. Nachfolger, Joseph I. (1705–11), erklärte die beiden wittelsbachischen Kurfürsten, ohne die verfassungsmäßige Gutheißung des Reichstags und nur auf die Zustimmung der Kurfürsten gestützt, in die Reichsacht und unterwarf Bayern nach blutiger Erstickung eines Bauernaufstandes seiner Herrschaft. Als die fortwährenden Niederlagen seiner Heere, die Erschöpfung der Menschen- und Geldkräfte sowie Hungersnot und Elend in seinem Lande Ludwig XIV. so gedemütigt hatten, daß er 1709 dazu bereit war, auf die spanische Erbschaft zu verzichten und alle Eroberungen in Elsaß und Lothringen an das Reich zurückzugeben, lehnte Joseph dies Anerbieten ab und forderte, daß Ludwig seinen eignen Enkel vom spanischen Thron vertreiben helfe, worauf der französische König den Krieg fortsetzte. Auch Karl VI.

(1711—40), Josephs Bruder, beharrte bei dem Anspruch auf die ganze spanische Erbschaft, bewirkte jedoch nur, daß die Seemächte von ihm abfielen und 1713 den Frieden von Utrecht mit Frankreich schlossen. Der Kaiser setzte den Kampf gegen Ludwig XIV. und seinen Enkel fort, aber mit so wenig Erfolg, daß er selbst 6. März 1714 in Rastatt, das Reich 7. Sept. 1714 in Baden in der Schweiz mit Frankreich Frieden schließen mußten. Österreich erwarb aus der spanischen Erbschaft die italienischen Besitzungen (Mailand, Neapel und Sizilien) und die Niederlande, während das Reich außer dem Elsaß nun auch Landau endgültig abtreten und die Rijswijker Klausel über die Religionsverhältnisse der Pfalz, aus der zahlreiche Protestanten nach Amerika auswanderten, von neuem bestätigen mußte; die Kurfürsten von Bayern und von Köln wurden restituiert. So ging D. aus dem langen, blutigen Kriege ohne jeden Gewinn hervor; vielmehr hatte derselbe dem mühsam sich erholenden Wohlstand Deutschlands schwere Wunden geschlagen und ungeheure Summen verschlungen, die nur durch den furchtbarsten Steuerdruck beschafft werden konnten.

Dagegen hatten mehrere deutsche Fürstenhäuser aus den politischen Verwickelungen der letzten Jahrzehnte Vorteile, wenigstens an äußern Ehren, gezogen. Der Herzog Ernst August von Hannover erlangte 1692 für die Stellung beträchtlicher Hilfstruppen im Türken- und im Franzosenkrieg die neunte Kurwürde, die allerdings von den übrigen Kurfürsten und vom Reich erst 1705 anerkannt wurde. Immerhin machte sie den fortwährenden Teilungen ein Ende, welche das Welfenhaus an Erwerbung größern Einflusses im Reich immer wieder gehindert hatten, und 1714 bestieg dies neue Kurhaus Hannover den britischen Thron, mit dem seine deutschen Lande fortan durch Personalunion verbunden waren. 1697 erreichte es Kurfürst Friedrich August von Sachsen durch seinen Übertritt zum Katholizismus und durch großartige Bestechungen, daß er zum König von Polen gewählt wurde. Die Führerschaft der evangelischen Reichsstände, welche bisher Sachsen gehabt hatte, übernahm nun Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich III. ebenfalls 1700 durch eifrige Unterstützung der kaiserlichen Politik eine Rangerhöhung erreichte: am 18. Jan. 1701 krönte er sich selbst zum König seines souveränen Landes Preußen. Indes wurde damit der Schwerpunkt der hohenzollerischen Macht nicht in das Ausland verlegt, wie es bei den beiden andern Rangerhöhungen zum Unsegen Deutschlands geschah. Namentlich die polnische Königskrone gereichte Sachsen und auch D. zum größten Unheil, indem sie wenige Jahre nach ihrer Erwerbung D. in den Nordischen Krieg (1700—21) verwickelte. Die Teilnahme Augusts II. an dem Angriff auf Schweden hatte zur Folge, daß Karl XII. ihn in Polen stürzte und bis in das Innere des Reiches verfolgte, wo er ihn 1706 zum Frieden von Altranstädt zwang. Allerdings führte der Schwedenkönig durch sein tollkühnes Unternehmen gegen Rußland und sein hartnäckiges Verweilen in der Türkei den Untergang der Großmachtstellung, welche Schweden im Dreißigjährigen Krieg errungen, herbei. Bremen und Verden gingen 1721 an Hannover, Vorpommern bis zur Peene mit Stettin und den Odermündungen an Preußen verloren. Die baltische Seeherrschaft Schwedens war vernichtet, indes D. als Ganzes gewann wenig dabei; an Schwedens Stelle als nordische Großmacht trat das gefährlichere Rußland. Die Verbindung bedeutender deutscher Fürstentümer mit fremden Königreichen und die Bildung wirklicher Staaten in D., wie König Friedrich Wilhelm I. von Preußen einen schuf, beförderten ihre völlige Loslösung aus dem Rahmen des Deutschen Reiches und den Verfall des Reichsorganismus um so mehr, da Kaiser Karl VI. auch nach dem Spanischen Erbfolgekrieg bloß dynastische Politik trieb und einzig und allein die Sicherung der Erbfolge in den habsburgischen Landen für seine älteste Tochter, Maria Theresia, im Auge hatte. Nachdem er die Stände seiner Lande zur Anerkennung der neuen Thronfolgeordnung, der Pragmatischen Sanktion von 1723, bewogen, bemühte er sich, die deutschen Reichsfürsten und die europäischen Mächte dafür zu gewinnen, was ihm auch, wenn auch nicht ohne erhebliche Opfer, meist gelang. Nur Bayern weigerte sich, auf seine Erbansprüche zu verzichten, welche teils auf alten Verträgen, teils auf der Vermählung des Kurfürsten Karl Albert mit Josephs I. Tochter beruhten. Das in ähnlicher Lage befindliche Sachsen ließ sich zur Anerkennung herbei, als der Kaiser die Bewerbung des Kurfürsten Friedrich August III. um den polnischen Königsthron gegen den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszczynski unterstützte und selbst vor einem Kriege dabei nicht zurückscheute. Dieser Polnische Erbfolgekrieg (1733—38; s. d.) erweiterte sich zu einem österreichisch-französischen Kriege und ward vorzugsweise in Italien und am Rhein geführt, wodurch auch das Reich in denselben verwickelt wurde. Auf Deutschlands Kosten ward auch 1738 der Wiener Friede geschlossen; gegen die Anerkennung Augusts III. als polnischen Königs und der Pragmatischen Sanktion von seiten Frankreichs wurde Lothringen an Stanislaus abgetreten, nach dessen Tode (1766) es Frankreich zufallen sollte.

Die unverwüstliche Lebenskraft der Nation regte sich trotz dieser vielen Kriege dennoch und erzielte allmählich Erfolge. Zwar ein wohlgeordnetes, tüchtiges Staatswesen bildete sich bloß in Preußen, wo der König Friedrich Wilhelm I. ein rauhes, spartanisches Regiment führte, aber eine vorzügliche Verwaltung einführte, die Finanzen trefflich ordnete, den Geist religiöser Toleranz dem Staat einimpfte und ihn durch ein tüchtiges Heer auf eigne Füße stellte. In vielen andern deutschen Territorien unterdrückten die Fürsten die Rechte der Stände, welche allerdings starr an ihren Privilegien hingen und jeden, auch den berechtigsten Fortschritt verhinderten, um nur ein absolutes Regiment mit Günstlings- und Mätressenwirtschaft zu errichten. Wie hierbei, so war auch in der Pracht und Sittenlosigkeit des Hoflebens Ludwig XIV. das bewunderte und sklavisch nachgeahmte Vorbild der meisten deutschen Fürsten, welche, französisch gebildet, auch nur französisch dachten und redeten. August der Starke von Polen-Sachsen, der erste König von Preußen, die Kurfürsten von Hannover, aber auch die kleinern Fürsten, wie die Herzöge von Württemberg und die Landgrafen von Hessen, entwickelten einen übermäßigen Luxus, der die Kraft des Volkes verzehrte; die Unterthanen seufzten unter der Willkür der Beamten und dem Druck unerschwinglicher Steuern; auch an den geistlichen Höfen herrschten Verschwendung und Leichtfertigkeit, wenngleich der Krummstab die Bevölkerung nicht so rücksichtslos auszusaugen verstand wie weltliche Behörden. Aber selbst diese Prachtliebe und Eitelkeit der Fürsten machte sich der emporstrebende Geist des Volkes zu nutze, indem bei Bau und Ausschmückung

von Schlössern, Theatern und Galerien die bildenden Künste sich entwickelten und an Universitäten und Akademien Männer wie Leibniz, Thomasius, Wolf u. a. die echte, freie Wissenschaft zur Geltung brachten. Äußerte sich der fürstliche Despotismus auch mitunter noch in empörender Intoleranz gegen Andersgläubige, wie bei der Vertreibung der protestantischen Salzburger (1732), so setzten doch schon viele Fürsten ihren Stolz darein, der religiösen Aufklärung zu huldigen. Das mildere, werkthätige, gefühlsinnige Christentum der sogen. Pietisten begann die starre Eisrinde der lutherischen und calvinistischen Orthodoxie zu zersprengen. Auch der Wohlstand hob sich, zwar langsam und oft unterbrochen, aber doch in sichtbarem Fortschritt; die deutschen Häfen füllten sich wieder mit Schiffen und vermittelten einen fruchtbaren Austausch deutscher und ausländischer Waren. Der Bürgerstand, der Kern der Nation, führte ein strenges, steifes, aber sittlich ehrbares Leben; seine Bildung war beschränkt, aber deutsch und im innersten Kern gesund und frisch, fühlte er in sich die Kraft und den Trieb, seine geistigen und materiellen Verhältnisse zu verbessern und zu höhern Zielen emporzusteigen. Nur die politische Gestaltung Deutschlands wurde nicht verbessert, vielmehr machte der Verfall der Reichsinstitutionen noch Fortschritte. 1681 hatte sich zwar der Reichstag zu einer Revision der seit 1521 bestehenden Reichskriegsverfassung ermannt und beschlossen, daß jeder der zehn Reichskreise, auch Österreich und Burgund, ein festes Kontingent zum Reichsheer, das auf eine Stärke von 40,000 Mann normiert war, stellen und bei einer etwanigen Erhöhung dieser Norm auf die doppelte oder dreifache Truppenzahl sein Kontingent entsprechend vermehren müsse; die Kosten dieses Reichsheeres sollten aus einer Reichskriegskasse bestritten werden. Aber diese Teilung des Reichsheeres in Kreiskontingente war nicht im stande, die schleunige und vollzählige Aufstellung derselben herbeizuführen. In Fällen der Not pflegten die bedrohten Stände durch besondere Bündnisse, sogen. Assoziationen, ihre Streitkräfte zu ihrem Schutze zu vereinigen. Die größern Reichsfürsten stellten ihre Truppen überhaupt nicht zu den Kreiskontingenten, weil sie dann, wie z. B. die brandenburgischen, auf mehrere Kontingente verteilt worden wären, sondern zogen es vor, sie dem Kaiser oder seinen Verbündeten als Hilfstruppen zu stellen, was ihnen zuweilen noch besondere Subsidien einbrachte. Die Kreisheere bestanden daher meist aus einem bunten Gemisch kleiner Kontingente und waren militärisch von geringem Wert. Das Reichskammergericht, welches von Speyer nach Einäscherung der Stadt 1693 nach Wetzlar verlegt worden war, genoß kein Ansehen und war wegen der übermäßigen Verschleppung der Prozesse berüchtigt. Der kaiserliche Reichshofrat in Wien, der mit dem Kammergericht als oberster Gerichtshof konkurrierte, stand im Rufe der Bestechlichkeit und Parteilichkeit. Eine Besserung der Dinge war um so weniger möglich, als die ständige Wahlkapitulation, welche 1711 bei der Wahl Karls VI. durchgesetzt worden war, jede Reform der Reichsverfassung, aber nicht ihren Verfall hinderte.

Die völlige Ohnmacht des Deutschen Reiches trat deutlich zu Tage, als bei der Thronbesteigung Maria Theresias in Österreich der Kampf zwischen ihr und Friedrich II. von Preußen (Schlesische Kriege, s. d.) und gleichzeitig der Österreichische Erbfolgekrieg (s. d.) ausbrachen. D. spaltete sich wieder in zwei Parteien, und auswärtige Staaten mischten sich in seine Angelegenheiten und fochten ihre Machtfragen auf deutschem Boden aus. Auf Frankreichs Antrieb wurde dessen Schützling, der Kurfürst von Bayern, als Karl VII. (1742—45) zum Kaiser gewählt, besaß aber so wenig Macht und Ansehen, daß er sein Erbland, aus dem ihn die Österreicher vertrieben hatten, nicht wiederzuerobern vermochte und in der Fremde starb. Nun erreichte es Maria Theresia, daß die Kurfürsten ihren Gemahl, Franz Stephan von Lothringen, zum Kaiser wählten, und mit ihm, Franz I. (1745—65), bestieg das Haus Habsburg-Lothringen den deutschen Thron; Österreich behauptete mit der Kaiserkrone seine herrschende Stellung im Reiche. Eine Folge hiervon war, daß, als es zwischen Österreich und Preußen zum Entscheidungskampf, dem Siebenjährigen Kriege (1756—63; s. d.), kam, das offizielle Reich auf seiten Österreichs stand und Friedrich II. in die Reichsacht erklärt wurde. Aber das Volk selbst, namentlich der protestantische Teil desselben, konnte nicht zu Kaiser und Reich stehen, deren Verbündete, Frankreich, Schweden und Rußland, sich an geraubtem deutschen Gebiet zu bereichern wünschten und mit ihren Scharen deutsche Länder überschwemmten und verwüsteten, deren Sieg auch den Bestand des Protestantismus und die geistige Freiheit in D. ernstlich gefährdet hätte; nicht im Lager der Kaiserlichen und des erbärmlichen Reichsheeres, sondern in dem preußischen waren das höhere Recht, die größere Intelligenz und sittliche Kraft vertreten. Daher fand die offene Verhöhnung, die Friedrich II. der Ächtserklärung entgegensetzte, allgemeinen Beifall, die schmähliche Niederlage der Reichsarmee bei Roßbach (5. Nov. 1757) rief nur Spott über das klägliche Heerwesen des Reiches hervor; ja an den Heldenthaten des Preußenkönigs und seiner Soldaten, welche den alten Ruhm deutscher Kraft und deutschen Kriegsmutes weit über die Grenzen Europas hinaus erneuerten, richtete sich das deutsche Volk auf und gewann Nationalstolz und Selbstbewußtsein wieder. Auch nach dem Kriege, in der längern Friedenszeit, die D. beschieden war, und in der die Wunden des Krieges heilen konnten, wirkte das Beispiel Preußens und seiner Regierung durch Friedrich II. anregend und spornte zur Nacheiferung an. Baden, Bayern, die thüringischen Staaten, Anhalt, auch geistliche Fürsten, wie Kurköln und Kurmainz, besonders aber Maria Thesia selbst, bemühten sich, durch eine sorgsamere Verwaltung, gerechtere Verteilung der Steuern und Lasten, geregelte Finanzen, Reorganisation des Heerwesens, aufgeklärte Gesetzgebung die Lage ihrer Unterthanen zu verbessern, ihren Wohlstand und ihre geistige Entwickelung zu fördern. Künste und Wissenschaften nahmen einen Aufschwung, und die deutsche Nationallitteratur entfaltete sich zu ihrer herrlichsten Blüte.

Preußen hatte durch den Siebenjährigen Krieg den Rang einer europäischen Großmacht erreicht und stand Österreich fast ebenbürtig zur Seite. Der Dualismus zwischen diesen beiden deutschen Großmächten beherrschte die deutsche Geschichte über ein Jahrhundert. Beide waren sie über die Grenzen und Formen des alten Reiches hinausgewachsen, das nur durch ihre Eifersucht seinen Bestand fristete. Franz' I. Sohn und Nachfolger Joseph II. (1765—90) suchte den österreichischen Einfluß in D. durch Vergrößerung seines deutschen Gebiets zu vermehren und dadurch auch den Verlust Schlesiens zu ersetzen. Er leitete zu diesem Zweck mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, welcher nach dem Erlöschen der bayrischen Wittelsbacher (1777) auch das Kurfürstentum Bayern ge-

erbt hatte, Verhandlungen über die Abtretung dieses Landes ein. Jedoch Friedrich II. war entschlossen, dies nicht zu dulden; als Verteidiger der deutschen Reichsverfassung nahm er sich der Rechte des mutmaßlichen Nachfolgers Karl Theodors, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken, an und protestierte gegen die österreichischen Vergrößerungspläne. Als Joseph II. nicht von diesen Abstand nehmen wollte, kam es zum Bayrischen Erbfolgekrieg (1778–79; s. d.), der nach unbedeutenden Kriegsoperationen damit endete, daß Österreich von Bayern nur das Innviertel erhielt und Preußen sich den Anfall der fränkischen Fürstentümer sicherte. Doch nahm Joseph II., nachdem er durch den Tod seiner Mutter Maria Theresia (1780) unbeschränkter Herr seiner Erblande geworden, den Plan, die Macht des österreichischen Kaisertums in D. zu erhöhen, mit neuem Eifer auf. Er verschaffte seinem jüngsten Bruder, Maximilian, die Stifter Köln und Münster, wozu noch eine Reihe andrer geistlicher Fürstentümer kommen sollte, kettete die Reichsgrafen und Reichsritter enger an den Wiener Hof und machte alte kaiserliche Vorrechte wieder geltend, während er durch mancherlei Eigenmächtigkeiten die Rechte der größern Reichsstände verletzte. Mit Karl Theodor verhandelte er über einen Austausch Bayerns gegen einen Teil der österreichischen Niederlande, die ihm wertlos waren; die östlichen Provinzen derselben (Namur und Luxemburg) sollten als Tauschobjekt für das Erzstift Salzburg dienen, durch dessen Erwerbung er seinen süddeutschen Besitz völlig abzurunden gedachte. Frankreichs und Rußlands Zustimmung zu diesem Projekt hatte sich Joseph gesichert. Aber die Reichsfürsten, geistliche wie weltliche, sahen ihre Selbständigkeit durch Josephs Politik ernstlich bedroht, und eine Anzahl derselben, wie Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, Mecklenburg, Anhalt, die thüringischen Staaten, Hessen-Kassel, Pfalz-Zweibrücken, Ansbach, Kurmainz, Würzburg u. a., traten zum Schutz der Reichsverfassung zum sogen. Fürstenbund (1785) zusammen, an dessen Spitze sich Friedrich II. stellte. Joseph mußte auf seine bayrischen Pläne verzichten. Die Emser Punktation, zu der sich die vier deutschen Erzbischöfe 1786 gegen die päpstliche Anmaßung und Einmischung in die kirchlichen Dinge in D. vereinigten, und in der sie eine erhebliche Erweiterung der Rechte und der Unabhängigkeit des Episkopats forderten, schien den kirchlichen Frieden in D. beseitigen zu sollen. Indes die Hoffnung patriotischer Reichsfürsten, daß aus dem Fürstenbund eine förmliche Union der deutschen Stände unter Preußens Führung mit dauernden politischen, gerichtlichen und militärischen Institutionen erwachsen werde, erfüllten sich nicht, zumeist weil Friedrichs II. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), die Unionspolitik fallen ließ und den Krieg, den Joseph II. und Katharina II. von Rußland gegen die Türkei begonnen hatten, zu benutzen suchte, um sich neben territorialen Erwerbungen die Rolle eines Schiedsrichters in Europa zu verschaffen. Dieser Plan scheiterte an der Klugheit von Josephs II. Bruder und Nachfolger, Kaiser Leopold II. (1790–92), der die durch Josephs übereilte Reformen hervorgerufenen Unruhen in Österreich beschwichtigte und Preußens Vermittelung für den Frieden mit der Türkei annahm. Dies hatte sogar eine Annäherung zwischen Österreich und Preußen zur Folge, die zu einem Bündnis gegen die französische Revolution führte; aber die Ursachen der Eifersucht und des Mißtrauens zwischen den beiden Mächten waren dadurch keineswegs beseitigt.

Die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Kriege.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland IV«.)

Der Ausbruch der französischen Revolution (1789) und die ersten Ereignisse derselben wurden in D. von der großen Menge des Volkes, von seinen Denkern und Dichtern und auch von vielen wirklichen Staatsmännern mit Freude und begeisterter Zustimmung begrüßt. Hatte doch das deutsche Volk durch das Genie und die großartige Thätigkeit seiner Philosophen und Dichter in den letzten Jahren eine geistige Revolution durchgemacht, die es aus dem Bann kirchlicher Orthodoxie, gelehrter Pedanterie und sklavischer Nachahmung des Fremden befreit und auf der Grundlage echt deutschen Geistes und klassischer Humanität eine Litteratur geschaffen hatte, welche die Nation mit edler, wahrer Geistesbildung durchtränkte. Man hegte nun die Hoffnung, daß der Umsturz des Feudalsystems und die Begründung eines neuen, auf Freiheit und Vernunft beruhenden Staatswesens in Frankreich auch in D. eine politische Reform zur Folge haben würden, durch welche die Reste des Mittelalters beseitigt, den monströsen Staatsgebilden, wie sie sich in den geistlichen, den reichsgräflichen und reichsritterschaftlichen Herrschaften erhalten hatten, ein unblutiges Ende bereitet und dem gedrückten Bauern- und niedern Bürgerstand die Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit verliehen würden. Diese Hoffnung wurde jedoch bald getäuscht. Die französische Revolution begnügte sich nicht mit friedlicher Propaganda für ihre Ideen, sondern griff rücksichtslos in die Rechte andrer ein. Die französische Nationalversammlung dehnte nämlich die Aufhebung aller feudalen und kirchlichen Rechte ohne weiteres auch auf die von französischem Gebiet eingeschlossenen Besitzungen deutscher Reichsstände aus, obwohl deren Zugehörigkeit zum Reich durch besondere Verträge garantiert war. Die betroffenen Reichsstände, darunter die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Herzöge von Württemberg und Pfalz-Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden u. a., wiesen die Entschädigung durch Assignaten oder Nationalgüter zurück und wandten sich beschwerend an den Reichstag. Für die militärische Sicherung der Westgrenze Deutschlands thaten diese Stände jedoch nichts; ebensowenig brachen sie der revolutionären Propaganda durch Befriedigung der berechtigten Wünsche des Volkes und zeitgemäße Reformen die Spitze ab. Dagegen wurde den französischen Emigranten in Koblenz, Mainz und Worms gastliche Aufnahme und völlige Freiheit für ihre Ränke gegen ihr Vaterland gewährt. Friedrich Wilhelm II. war sogar zu einem Kriege für das bedrängte französische Königtum bereit. Kaiser Leopold suchte dagegen den drohenden Sturm zu beschwören, verzögerte die Ratifikation des Reichsgutachtens über die Beschwerden der Reichsstände bis zum Dezember 1791 und wußte auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König von Preußen zu Pillnitz (27. Aug. 1791) denselben von Angriffsplänen abzubringen; das 7. Febr. 1792 ebenfalls zu Pillnitz zwischen Österreich und Preußen abgeschlossene Bündnis hatte nur die gegenseitige Verteidigung und die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung zum Zweck. Dennoch brach der Krieg nach Leopolds II. Tode (1. März 1792) aus, indem das neue girondistische Ministerium in Frankreich, das einen auswärtigen Krieg wünschte, um die wachsende Gärung im Innern abzulenken, den Aufenthalt der Emigranten in D. zum

Register zur Karte IV: „Deutschland um das Jahr 1813".

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben (SA) bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Rheinbund.	G–L,1–5
1. Königreiche:	
Bayern	HIK3,4,5
Departements:	
Iller	HI4,5
Inn	I5
Isar	IK4,5
Main	IK3,4
Oberdonau	I4
Regen	IK4
Rezat	I4
Salzach	K4,5
Unterdonau	K4
Sachsen (SA)	IKL3
Westfalen (WE)	HI2,3
Departements:	
Aller	HI2
Elbe	I2
Fulda	H3
Harz	HI3
Ocker	HI2,3
Saale	I3
Werra	H3
Wirtemberg	H4,5
2. Großherzogtümer:	
Baden	GH4,5
Berg	GH3
Departements:	
Rhein	G3
Ruhr	GH3
Sieg	GH3
Frankfurt (FR)	H3,4
Hessen. (HE)	GH3,4
Würzburg	HI3,4
3. Herzogtümer:	
Anhalt	IK2,3
Mecklenburg-Schwerin	IK1,2
– Strelitz	K2
Nassau	GH3
Sächsische Herzogtümer	IK3
4. Fürstentümer:	
Hohenzollern (HO)	H4,5
Isenburg	H3,4
v. d. Leyen (L)	G4
Liechtenstein (LI)	H5
Lippe-Detmold (LP)	H2,3
Reuß (R)	IK3
Schaumburg-Lippe	H2
Schwarzburg (SS)	I3
Waldeck (W)	H3
II. Kaisert. Österreich:	K-Q,2-6
Kronländer:	
Böhmen	KL3,4
Galizien	NOP3,4
Kärnten	L5
Kroatien	LM5,6
Mähren	LM4
Österreich	KLM4,5
Schlesien	MN3,4
Slavonien	MN6
Steiermark	L5
Ungarn	M-Q,4-6
III. Königr. Preußen:	I–P,1–3
Provinzen:	
Brandenburg	I–L2
Pommern	K–M1,2
Preußen	M–O,1–2
Schlesien	LM3
IV. Republik Danzig	N1
V. Herzogt. Warschau	L–P,1–3
VI. Helvet. Republik	GH5
VII. Franz. Kaiserreich	A–N,2–8
1. Fürstentümer:	
Erfurt (E)	I3
Neufchâtel	F5
2. Grafschaft Katzenelnbogen (K)	G3
3. Illyr. Departements:	K–N,5–7
Carinthie (1811)	K5
Carniole (1811)	KL5,6
Croatie civile (1811)	L6
– militaire (1811)	LM6
Dalmatie (1811)	LM6,7
Istrie (1811)	K5,6
4. Franz. Departements:	
Ain	F5,6
Aisne	E4
Allier	E5
Alpes maritimes (1792)	G6,7
Apennins (1805)	H6
Ardèche	F6
Ardennes	F3,4
Ariège	D7
Arno (1808)	I6,7
Aube	EF4
Aude	DE7
Aveyron	E6,7
Bas Rhin	GH4
Basses Alpes	FG6,7
– Pyrénées	C7
Bouches de l'Escaut (1810)	EF3
– de l'Elbe (1810)	HI2
– de Meuse (1810)	F2,3
– du Rhin (1810)	F3
– du Rhône	F7
– du Weser (1810)	H2
– de l'Yssel (1810)	FG2
Calvados	C4
Cantal	E6
Charente	CD6
– inférieure	C5,6
Cher	E5
Corrèze	DE6
Corse	H7,8
Côte d'Or	F5
Côtes du Nord	B4
Creuse	DE5,6
Deux Nèthes (1795)	F3
– Sèvres	C5
Doire (1802)	G6
Dordogne	D6
Doubs	FG5
Drôme	F6
Dyle (1795)	F3
Ems occidental (1810)	G2
– oriental (1810)	G2
– supérieur (1810)	GH2
Escaut (1795)	EF3
Eure	D4
Eure et Loir	D4
Finisterre	AB4,5
Forêts (1795)	FG3,4
Frise (1810)	FG2
Gard	EF6,7
Gênes (1805)	H6
Gers	CD7
Gironde	C6
Haute Garonne	D7
– Loire	EF6
– Marne	F4,5
Hautes Alpes	FG6
Haute Saône	FG5
Hautes Pyrénées	CD7
Haut Vienne	D5,6
Haut Rhin	G4,5
Hérault	E7
Ille et Villaine	BC4,5
Indre	D5
– et Loir	D5
Isère	FG6
Jemappes (1795)	EF3
Jura	F5
Landes	C6,7
Léman (1792)	FG5,6
Lippe	G2,3
Loire (1810)	EF5,6
– inférieure	BC5
Loiret	DE4,5
Loir et Cher	D5
Lot	D6
Lot et Garonne	CD6
Lozère	E6
Lys (1795)	E3
Maine et Loire	C5
Manche	C4
Marengo (1802)	GH6
Marne	EF4
Mayenne	C4,5
Méditerrannée (1808)	I7
Meurthe	FG4
Meuse	F4
– inférieure (1795)	F3
Montblanc (1792)	FG6
Montenotte (1805)	GH6,7
Mont Tonnerre (1798)	G4
Morbihan	B4,5
Moselle	FG4
Nièvre	E5
Nord	E3
Oise	DE4
Ombrone (1808)	I7
Orne	CD4
Ourthe (1795)	FG3
Pas de Calais	DE3
Pô (1802)	G6
Puy de Dôme	E5,6
Pyrénées orientales	E7
Rhin et Moselle (1798)	G3,4
Rhône	F5,6
Roer (1798)	G3
Rome (1810)	IK7,8
Sambre et Meuse (1795)	F3
Saône et Loire	F5
Sarre (1798)	G3,4
Sarthe	CD4,5
Seine (S)	E4
– et Marne	E4
– et Oise	DE4
– inférieure	D4
Sesia (1802)	GH6
Simplon (1810)	GH5,6
Somme	DE3,4
Stura (1802)	G6
Tarn	DE7
Tarn et Garonne	D6,7
Taro (1805)	HI6
Trasimène (1810)	K7
Var	FG7
Vaucluse	F6,7
Vendée	C5
Vienne	CD5
Vosges	FG4
Yonne	E4,5
Yssel supérieur (1810)	FG2,3
Zuiderzee (1810)	F2
VIII. Königr. Italien:	H-K, 5-7
Departements:	
Adda	HI5
Adige	I6
Adriatique	K6
Agogna	HI5,6
Bacchiglione	I6
Bas Pô	IK6
Brenta	I6
Crostolo	I6
Haut Adige	I5,6
– Pô	HI6
Lario	HI5,6
Mella	HI6
Metauro	K7
Mincio	I6
Musone	K7
Olona	H6
Panaro	I6
Passariano	K5,6
Piave	IK5,6
Reno	I6
Rubicone	IK6,7
Serio	HI5,6
Tagliamento	K5,6
Tronto	K7
IX. Fürstentum Lucca	H6,7
X. Republ. San Marino und Piombino (LU)	K6,7

Digitized by Google

Vorwand nahm, um 20. April 1792 Kaiser und Reich den Krieg zu erklären.

Leopolds Sohn und Nachfolger Franz II. (1792—1806) und sein Minister Thugut waren dem Kriege mit Frankreich um so mehr geneigt, als sie während desselben die alten Pläne auf Erwerb Bayerns und andrer süddeutscher Territorien verwirklichen zu können hofften. Diese selbstsüchtigen Absichten regten ähnliche auch bei Preußen an, und so wurde die junge Freundschaft der beiden deutschen Mächte von Anfang an durch Eigennutz vergiftet und ihre kriegerischen Unternehmungen durch Mißtrauen und Neid gelähmt. Ungeschick und Schwäche der Heerführer kamen hinzu, um die mit übermütiger Siegeszuversicht begonnenen Kriegsoperationen scheitern zu machen und das anscheinend wehrlose Frankreich zu retten. Der Einmarsch des aus Preußen und Österreichern gebildeten Hauptheeres unter Karl von Braunschweig in die Champagne endete mit der erfolglosen Kanonade von Valmy (20. Sept. 1792) und dem Rückzug bis an den Rhein. Dumouriez nötigte die Österreicher durch den Sieg bei Jemappes (6. Nov.) zur Räumung Belgiens, und gleichzeitig drang Custine an den Mittelrhein vor, nahm durch einen Handstreich Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt und brandschatzte nach Willkür, während das bethörte Volk die Franzosen als Befreier begrüßte, im Besitz der Menschenrechte schwelgte und in Mainz sogar eine Republik errichtete. Die Fürsten, namentlich die geistlichen von Speyer, Mainz und Trier, gaben ihre Herrschaft ohne Schwertstreich preis und suchten ihr Heil in kopfloser Flucht. Kurpfalz erbat von Custine die Erlaubnis, neutral zu bleiben, die fränkischen Bischöfe flehten um Schutzbriefe; feige Furcht und Zittern drangen bis in das Herz Deutschlands hinein, und die Reichstagsgesandten in Regensburg mieteten Schiffe, um die Donau abwärts zu fliehen. So erbärmlich benahmen sich die kleinern Reichsstände, so morsch war der alte Reichsorganismus. Erst die Bildung der ersten europäischen Koalition (1793) gegen das revolutionäre Frankreich, der sich außer Österreich und Preußen auch das Deutsche Reich anschloß, ermutigte zum Widerstand. Mit neuen Kräften (auch einige Kreiskontingente nahmen daran teil) eröffneten die Österreicher und Preußen 1793 den Feldzug. Die erstern vertrieben durch die Schlacht bei Neerwinden (18. März) die Franzosen wieder aus Belgien, die letztern eroberten nach längerer Belagerung 23. Juli Mainz und machten dem tollen Treiben der Mainzer Klubisten ein Ende, worauf sie die Pfalz besetzten und gegen alle Angriffe der Franzosen behaupteten. Sofort nach diesen Erfolgen nahm Österreich seine Vergrößerungspläne wieder auf. Den Plan, Bayern gegen Belgien zu vertauschen, billigte der preußische Hof, wies aber das österreichische Ansinnen, die 1791 an Preußen heimgefallenen fränkischen Fürstentümer abzutreten, entschieden zurück. Die Eifersucht und das Mißtrauen Österreichs wuchsen, als ihm der neue polnische Teilungsvertrag bekannt wurde, den Rußland und Preußen 1793 abschlossen, und durch welchen jenes einen großen Teil Litauens und Wolhyniens, dieses Danzig, Thorn und Südpreußen (Großpolen) erhielt. Österreich wurde nur die Zustimmung zum bayrisch-belgischen Ländertausch angeboten, und das zu einer Zeit, wo Belgien nach den Niederlagen der Engländer bei Hondschoote (8. Sept. 1793) und der Kaiserlichen bei Wattignies (16. Okt.) nur mit Mühe behauptet ward. Noch wurde zwar durch die Bemühungen Pitts die Koalition zusammengehalten und das finanziell erschöpfte, durch Verwickelungen in Polen bedrohte Preußen bewogen, gegen Zahlung von Subsidien seitens der Seemächte ein Heer von 50,000 Mann am Rhein zu lassen. Dieses siegte zweimal, im Mai und im September 1794, bei Kaiserslautern über die Franzosen, deutete aber aus politischen Rücksichten diese Siege nicht zu energischem Vordringen in Feindesland aus, denn schon war Preußen im Osten in einen Krieg gegen die aufständischen Polen verwickelt. Die Österreicher wurden 26. Juni 1794 von Jourdan bei Fleurus geschlagen, und Thugut beschloß nun, Belgien ganz preiszugeben, dagegen durch engern Anschluß an Rußland bei der bevorstehenden letzten Teilung Polens Preußen zu überflügeln. Dies gelang ihm auch. Da Preußen der polnischen Empörung nicht Herr zu werden vermochte, und die Russen unter Suworow dies zu stande brachten, entschied Katharina II. über das Schicksal Polens und teilte es in einem besondern Abkommen mit Österreich (3. Jan. 1795) so, daß dieses, obwohl es am Kampfe gar nicht teilgenommen, ein ebenso großes Gebiet wie Preußen erhielt. Nun scheute sich Preußen auch nicht, den von Frankreich wiederholt angebotenen Separatfrieden von Basel (5. April 1795) abzuschließen. In demselben räumte es seine linksrheinischen Besitzungen Frankreich ein unter der Zusicherung, daß, wenn im allgemeinen Frieden der Rhein die französische Grenze werde, es durch geistliches Gebiet auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden solle; unter preußischer Vermittelung wurden die norddeutschen Fürsten in den Frieden eingeschlossen und das neutrale Norddeutschland durch eine Demarkationslinie von Süddeutschland getrennt. Der Baseler Friede war allerdings durch die finanzielle Erschöpfung Preußens in gewisser Hinsicht geboten, dennoch aber ein bedauerlicher Abfall von der deutschen Sache, ein Akt der Selbstsucht und feigen Schwäche, der Preußen den übrigen Reichsständen gleichstellte und seinen Anspruch auf eine führende Rolle in D. noch lange Zeit nachher unberechtigt erscheinen ließ.

Der Schutz der deutschen und europäischen Interessen auf dem Kontinent fiel nun Österreich zu, denn selbst die von den Franzosen zunächst bedrohten größern süddeutschen Reichsstände, Baden, Württemberg und Bayern, thaten kaum das durch die Reichsverfassung Gebotene für den Schutz Deutschlands und unterwarfen sich schon im August 1796 Frankreich. Im Besitz Belgiens und Hollands (seit 1795) und am Niederrhein gegen einen Angriff gesichert, konnten die Franzosen 1795 mit zwei Heeren unter Pichegru und Jourdan in das rechtsrheinische D. vordringen und, nachdem sie von Clerfait über den Rhein zurückgeworfen worden waren, 1796 dies Unternehmen wiederholen. Zwar wurde Jourdan auch diesmal vom Erzherzog Karl bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) besiegt und ebenso wie Moreau am Oberrhein zum Rückzug auf das linke Rheinufer gezwungen, auf welchem die Franzosen von dem durch unmenschliche Bedrückungen aufgereizten Landvolk angefallen und verfolgt wurden. Inzwischen hatte aber Bonaparte die Österreicher aus Oberitalien vertrieben, die Verbündeten des Kaisers in Italien zum Frieden gezwungen und nach Vereitelung aller Versuche, Mantua zu entsetzen, diese letzte Festung der Österreicher erobert; nun trat er Anfang 1797 seinen kühnen Zug in das Herz der österreichischen Erblande an, welcher den kaiserlichen Hof dermaßen einschüchterte, daß er 18. April zu Leoben in Steiermark einen Waffenstillstand mit

Bonaparte schloß, der am 17. Okt. 1797 zu Campo Formio in einen definitiven Frieden verwandelt wurde. In diesem gab Österreich, Preußens Beispiel folgend, D. dem Sieger preis: das linke Rheinufer ward an Frankreich abgetreten und die Entschädigung der deutschen Fürsten, welche dadurch Gebiet verloren, durch säkularisiertes Kirchengut auf dem rechten Rheinufer ausgemacht; Österreich selbst erhob als Ersatz für Belgien auf Salzburg und einen Teil Bayerns Anspruch; für Mailand nahm es die durch einen Gewaltakt ihrer Selbständigkeit beraubte Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien an. Die neuen Gebietserwerbungen rundeten Österreichs Länderbesitz vortrefflich ab. Die Neuordnung der Dinge in D. wurde auf dem Rastatter Kongreß verhandelt, der im Dezember 1797 zusammentrat. Hier gebärdeten sich die französischen Gesandten als die Herren Deutschlands: während sie außer dem linken Rheinufer noch eine Reihe fester Plätze auf dem rechten, wie Kehl, Mannheim und Kastel, forderten, nahmen sie die Bestimmung der zu säkularisierenden und zu mediatisierenden Stände und die Verteilung des zur Entschädigung bestimmten Gebietes in die Hand; die Fürsten und Stände überboten sich in Erniedrigung und Demütigung vor den hochmütigen Gesandten. Der Rastatter Kongreß ward durch die Bildung der zweiten Koalition, der auch Österreich und Süddeutschland beitraten, unterbrochen; die französischen Gesandten wurden bei der Abreise ermordet (28. März 1799). Der Krieg gegen Frankreich verlief anfangs günstig, indem Italien wiedererobert und Jourdan durch den Sieg des Erzherzogs Karl bei Stockach (25. März 1799) über den Rhein zurückgedrängt wurde. Aber die Eroberung der Schweiz mißlang infolge der Uneinigkeit der österreichischen und russischen Feldherren; verstimmt sagte sich Kaiser Paul von Rußland von der Koalition los, ein Versuch der Engländer, Holland zu erobern, scheiterte, und 1800 sah sich Österreich allein den Streitkräften Frankreichs gegenüber. Bonaparte, seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire als Erster Konsul Herr Frankreichs, entriß durch den Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) den Österreichern Italien; in Süddeutschland trieb Moreau den General Kray vom Rhein zurück und errang 3. Dez. bei Hohenlinden über Erzherzog Johann einen entscheidenden Sieg. Um Wien zu retten, schloß Österreich 25. Dez. den Waffenstillstand von Steier, dem 9. Febr. 1801 der Friede von Lüneville folgte. Dieser bestätigte im wesentlichen den Vertrag von Campo Formio, nur wurde er vom Kaiser auch im Namen des Deutschen Reiches unterzeichnet. Das ganze linke Rheinufer, 60,000 qkm mit 3,5 Mill. Einw., wurde von D. abgetreten, und nicht bloß den deutschen Fürsten, welche Besitzungen auf dem linken Rheinufer gehabt, wurden Entschädigungen in D. in Aussicht gestellt, sondern auch fremden depossedierten Fürsten, wie dem Erbstatthalter der Niederlande, den Herzögen von Modena und Toscana.

Zur Regelung der Entschädigung setzte der Regensburger Reichstag eine Reichsdeputation ein, welche aus Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalz-Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister bestand. Die maßgebende Entscheidung lag aber bei Frankreich und Rußland, welche im Oktober 1801 dahin übereingekommen waren, Österreichs und Preußens Eifersucht so auszubeuten, daß keins von beiden viel gewinne, dagegen die südwestdeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen als Kern einer dritten Staatengruppen vorzugsweise zu begünstigen. Ihr Vorschlag ward auch von der Reichsdeputation im wesentlichen angenommen und 25. Febr. 1803 der Reichsdeputationshauptschluß vom Reichstag bestätigt. Derselbe säkularisierte alle geistlichen Fürstentümer und Stifter; die depossedierten Fürsten behielten ihr geistliches Amt und eine Dotation. Bloß der Hoch- und Deutschmeister und der Kurerzkanzler blieben als Reichsstände bestehen; doch verlor der letztere das Kurfürstentum Mainz und erhielt Regensburg nebst Wetzlar und Aschaffenburg und die Würde eines Primas von D. Alle deutschen Reichsstädte wurden mediatisiert mit Ausnahme von sechs: Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Das gewonnene Gebiet war so bedeutend, daß die Entschädigung viel reichlicher ausfiel als der Verlust, zumal nur die größern Fürsten berücksichtigt wurden. Österreich bekam die Bistümer Trient und Brixen und für den Großherzog von Toscana Salzburg, wogegen es den Breisgau nebst der Ortenau an den Herzog von Modena abtrat; Preußen erhielt die Stifter Hildesheim, Paderborn, den größten Teil von Münster, Erfurt und das Eichsfeld, die Abteien Essen, Werden und Quedlinburg und die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar; Hannover gewann Osnabrück, Bayern die Stifter Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Freising, Augsburg, Passau und eine Anzahl Reichsstädte, Württemberg die von seinem Gebiet umschlossenen oder begrenzten Reichsstädte und Abteien, Baden siebenmal mehr, als es verloren; auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden ansehnlich vergrößert. An Stelle von Köln und Trier wurde Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg die Kurwürde verliehen, so daß das Kurfürstenkollegium aus zehn Mitgliedern bestand. Die Zahl der katholischen Reichsstände verringerte sich auf 30 gegen 50 evangelische. Der niedere Reichsadel verlor in den geistlichen Fürsten, welche meist aus ihm hervorgegangen waren, seinen letzten Schutz und konnte seine Unabhängigkeit gegen die Fürsten nicht länger behaupten. Mit ihm und den Reichsstädten gingen aber diejenigen Reichsstände zu Grunde, welche allein noch an der Aufrechthaltung des letzten Restes der Kaisermacht Interesse gehabt hatten. Der Reichsdeputationshauptschluß bedeutet also in Wirklichkeit die Auflösung des alten Reiches. Für die Bedeutung dieses Ereignisses hatte aber das damalige deutsche Volk, dessen gebildete Kreise meist für eine kosmopolitische Humanität schwärmten, von einigen Ausnahmen, wie Schiller, abgesehen, ebensowenig Empfindung, wie für die Schmach fremder Einmischung; die vertragswidrige Besetzung Hannovers durch die Franzosen (1803) und die Entführung des Herzogs von Enghien von deutschem Boden (15. März 1804) nach Vincennes, wo er erschossen wurde, wurden ohne Protest hingenommen.

Die Macht des französischen Einflusses in D. war so groß, daß beim Ausbruch des Krieges der dritten Koalition gegen Napoleon (1805) Bayern, Württemberg und Baden trotz drohender Okkupation durch die Österreicher sich mit Frankreich verbündeten. Wirklich drang das österreichische Heer unter Mack bloß bis Ulm vor, wo es von Napoleon umzingelt und 17. Okt. 1805 zur Kapitulation gezwungen wurde. Jetzt stand den Franzosen der Weg nach Wien offen, wo sie 13. Nov. einzogen, und 2. Dez. 1805 wurde das vereinigte russisch-österreichische Heer in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz völlig besiegt. Da Rußland vorläufig aus dem Kriege ausscheiden mußte,

schloß Österreich 25. Dez. mit Frankreich den Frieden von Preßburg, in welchem es Venetien an Italien, Tirol und Vorarlberg an Bayern, den Breisgau an Baden abtrat; ferner mußte es die Souveränität der neuen Könige von Bayern und Württemberg und des Großherzogs von Baden anerkennen und im voraus seine Zustimmung zu einem engern Bund Napoleons mit deutschen Fürsten geben. Dieser, der Rheinbund (s. d.), ward 12. Juli 1806 von 16 deutschen Fürsten: Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg, Nassau, dem Fürsten-Primas v. Dalberg u. a., abgeschlossen und wahrte durch Berufung einer ständigen Bundesversammlung nach Frankfurt seinen föderativen Charakter, war aber ganz in der Gewalt seines Protektors, des französischen Kaisers, gegen den sich jeder einzelne Fürst zu ewigem Bündnis und zur Stellung eines fest normierten Kontingents in jedem Kriege verpflichten mußte. Dafür erhielten die Rheinbundsfürsten die Erlaubnis, die noch unabhängigen Reichsgrafen und Reichsfürsten in ihrem Gebiet zu mediatisieren. Auf die Anzeige an den Regensburger Reichstag von der Bildung des Rheinbundes und dem Austritt seiner Mitglieder aus dem Reichsverband (1. Aug. 1806) legte Kaiser Franz II. 6. Aug. die Kaiserwürde nieder und nannte sich fortan Franz I. als Erbkaiser von Österreich, welche Würde er schon 18. Aug. 1804 angenommen hatte; der Reichstag ging auseinander. Dies war das Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, nachdem es lange schon abgestorben war.

Nachdem Napoleon durch den Preßburger Frieden Österreich aus D. herausgedrängt und durch den Rheinbund Süd- und Westdeutschland seiner Botmäßigkeit unterworfen hatte, schritt er zum Sturze Preußens, das durch seine schwächliche Zurückhaltung von den europäischen Ereignissen sein Ansehen eingebüßt hatte. Allerdings hatte es und mit ihm Norddeutschland die Segnungen des Friedens genossen und seine Finanzen geregelt, aber auch unter dem neuen König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) nichts gethan, um sein Heerwesen zu reformieren. Die Kurzsichtigkeit und Verblendung seiner Staatsmänner hatte sich noch im letzten Koalitionskrieg gezeigt, in dem Preußen trotz der Erkenntnis der von Napoleon drohenden Gefahr sich nicht den Verbündeten anschloß, sondern eine bewaffnete Intervention unternahm, die mit dem schmählichen Vertrag zu Schönbrunn (15. Dez. 1805) schloß; in diesem ging Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich ein und nahm gegen Abtretung Ansbachs, Neuenburgs und Kleves Hannover an. Auch zur Stiftung des Rheinbundes und zur Auflösung des Deutschen Reiches gab es seine Zustimmung gegen die Zusage Napoleons, die Bildung eines norddeutschen Bundes unter preußischer Hegemonie zu befördern. Nachdem der französische Eroberer Preußen isoliert hatte, ließ er es seine Geringschätzung fühlen, verhinderte die Bildung des norddeutschen Bundes, bot England Hannover wieder an, ließ durch den Großherzog von Berg preußische Gebietsteile besetzen und beschuldigte Preußen in höhnischen Noten der Anmaßung und übermütigen Kriegslust. Als der König sich endlich zum Krieg entschloß, ward sein Heer bei Jena und Auerstädt (14. Okt.) vernichtet; die Monarchie Friedrichs d. Gr. brach schmählich zusammen und konnte auch durch russische Hilfe nicht gerettet werden. Nach den Schlachten von Eylau (7. und 8. Febr. 1807) und Friedland (14. Juni) von Alexander I. im Stiche gelassen, mußte Preußen den Frieden von Tilsit (9. Juli) schließen, in welchem es seine deutschen Besitzungen links der Elbe und die Erwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung verlor. Nun war auch Norddeutschland Napoleon unterthan, und er schaltete hier mit noch größerer Willkür als im Süden. Die Verbündeten Preußens, der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig, wurden ihrer Lande beraubt und aus ihnen, einem Teil Hannovers und den ehemaligen preußischen Besitzungen links der Elbe das Vasallenkönigreich Westfalen, das Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, erhielt, gebildet. Ein andres Vasallenreich in Norddeutschland war Sachsen, das zum Lohn für seinen rechtzeitigen Abfall von Preußen und den Beitritt zum Rheinbund (11. Dez. 1806) den Königstitel und das Großherzogtum Warschau bekam. Die ganze deutsche Nord- und Ostseeküste wurde der Kontinentalsperre unterworfen und damit der Handel der Seestädte völlig vernichtet.

Napoleon standen jetzt die militärischen und finanziellen Kräfte der deutschen Staaten zur unbedingtesten Verfügung. Die Rheinbundstruppen bluteten in Spanien, Italien und Polen für den Eroberer; in diesen Kämpfen teilte sich ihnen die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee mit, aber der Ruhm ihrer Thaten wurde ihnen durch ihre Zersplitterung unter französische Befehlshaber entzogen, und ihre furchtbaren Verluste erschöpften die Menschenkraft ihrer Heimat. Napoleon forderte von seinen Vasallen wiederholt ansehnliche Kriegskontributionen und behielt sich auch in mehreren eroberten Gebieten vor ihrer Abtretung an die Rheinbundstaaten die Staatsdomänen vor, um seine Generale und Minister damit zu dotieren. Anderseits brachte seine Herrschaft, die gleich einem scharfen Besen allen Kehricht der alten Zeit neben dem geschichtlich Ehrwürdigen und Erhaltenswerten wegfegte, manche gesunde Neuerung mit sich. Nach französischem Vorbild wurde in den Rheinbundstaaten die Finanz- und Justizverwaltung vereinfacht und verbessert, die Militärverfassung reformiert, die alten ständischen Unterschiede beseitigt, der Besitz der Toten Hand, besonders der Klöster, eingezogen und dem freien Verkehr und höherer Kultur geöffnet, durch Aufhebung der Verkehrsschranken und Linderung des Zunftzwanges der Aufschwung der Gewerbe befördert. Nur die sittlichen Kräfte des Volkes wurden nicht gehoben, vielmehr erstickt durch den rücksichtslosen Despotismus der Machthaber, durch die Korruption und Frivolität der höhern Gesellschaftsschichten, durch die schnöde Selbstsucht und sklavische Gesinnung aller. Mit triumphierender Freude wurden in Dresden, München und Stuttgart die erschütternden Schicksalsschläge, die Preußen vernichteten, aufgenommen. In Bayern verleugnete man seine deutsche Abstammung und rühmte sich der keltischen. Auf dem Erfurter Kongreß 1808 erschöpfte sich das »Parterre von Königen« in knechtischer Unterwürfigkeit vor dem allmächtigen, rohen Emporkömmling. Nur Preußen und Österreich bewahrten eine würdige Selbständigkeit. Ersteres unternahm, geleitet von großen, hochgesinnten Männern, seine nationale Wiedergeburt durch eine durchgreifende Reform, welche sich nicht bloß auf den Staat und seine Institutionen, sondern auch auf den Volksgeist erstreckte und allen geistigen, sittlichen und materiellen Kräften freie Bethätigung gewährte. Österreich raffte unter Führung des Erzherzogs Karl und des Ministers Stadion alle seine Macht zu einer Erhebung gegen Napoleon zusammen; angefeuert durch das Beispiel Spaniens,

das sich mutig gegen die französische Tyrannei empörte, setzten sich Österreichs Volk und Heer die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch zum Ziel. Aber wiederum kam Napoleon den Österreichern in Süddeutschland zuvor. Diese waren noch nicht über den Lech vorgedrungen, als Napoleon schon auf dem rechten Rheinufer stand, die Rheinbundstruppen an sich zog und die zersplitterte österreichische Armee in einer Reihe blutiger Gefechte bei Regensburg (19.—23. April 1809) zum Rückzug nach Böhmen zwang. Am 13. Mai zog Napoleon zum zweitenmal siegreich in Wien ein. Allerdings erlitt er bei seinem Angriff auf die Österreicher nördlich von Wien bei Aspern (21. u. 22. Mai) eine blutige Niederlage. Die gehoffte Erhebung Deutschlands blieb aber aus. Preußen wagte es nicht, seine Existenz durch eine Kriegserklärung aufs Spiel zu setzen. Die vereinzelten Versuche Schills, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Dörnbergs, das deutsche Volk selbst zu einer Erhebung fortzureißen, blieben erfolglos. So war Österreich auf seine eignen Streitkräfte angewiesen, und diese erlagen, da Erzherzog Karl den Sieg von Aspern nicht zu benutzen verstand, 5. u. 6. Juli in der mörderischen Schlacht bei Wagram der überlegenen Feldherrnkunst Napoleons. Österreich schloß 12. Juli den Waffenstillstand von Znaim u. 14. Okt. den Wiener Frieden, in welchem es Illyrien, Salzburg und Galizien verlor und das aufständische Tirol dem Sieger preisgab. Unter Metternichs geschickter Leitung lenkte es ganz in die alte Kabinettspolitik ein und schloß sogar mit dem korsischen Emporkömmling eine Familienverbindung.

Die Gewaltthätigkeit und Willkür, mit der Napoleon nun in D. schaltete, überstieg alle Grenzen. Mit einem Federstrich wurden ganze Länder vertauscht und verteilt. Dalbergs, des Kurerzkanzlers Besitz, wurde zu einem Großherzogtum Frankfurt abgerundet. Bayern erhielt Salzburg, mußte aber dafür anderes abtreten. Das Großherzogtum Berg wurde nach Murats Ernennung zum König von Neapel so gut wie eine französische Provinz. Um die Kontinentalsperre gegen England wirksamer durchzuführen, wurden das nördliche Hannover, Oldenburg, Bremen, Hamburg und Lübeck in französische Departements verwandelt. Die Truppenkontingente und Kriegskontributionen, welche die Rheinbundstaaten zu liefern hatten, stiegen zu einer Höhe, welche die Kräfte auch der reichern Lande erschöpfen mußte. Dazu kam das Joch geistiger Knechtschaft, mit welchem die Franzosen D. bedrückten, die Knebelung der Presse und des Buchhandels durch die strenge Zensur, das Spioniersystem, die Verletzung des Briefgeheimnisses wie der persönlichen Freiheit friedlicher Bürger. Aber der ungeheuern Macht Napoleons gegenüber verzweifelte fast jedermann an der Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes. Als 1812 der Krieg Frankreichs mit Rußland ausbrach, mußten sowohl Österreich als Preußen Hilfstruppen stellen, letzteres außerdem den Durchmarsch der Großen Armee durch sein Gebiet gestatten und die Verpflegung übernehmen, welche die letzten Kräfte des Landmanns verzehrte. Unter den 600,000 Mann, welche Napoleon über die russische Grenze führte, waren 200,000 Deutsche, die bei der Katastrophe der Großen Armee zum großen Teil ihren Untergang fanden. Aber diese Katastrophe gab auch das Signal zur Erhebung Preußens (s. Deutscher Befreiungskrieg), die mit der Konvention von Tauroggen (30. Dez. 1812) begann, welche der preußische General York mit den Russen abschloß. Ihr folgten das preußisch-russische Bündnis (28. Febr. 1813), Friedrich Wilhelms III. »Aufruf an Mein Volk« (17. März) und die Proklamation von Kalisch (25. März). Die Übermacht des ehrgeizigen Eroberers, das verbündeten die Alliierten als ihr Ziel, sollte gebrochen, Preußens Machtstellung hergestellt und auch das Deutsche Reich von neuem errichtet werden; alle deutschen Männer wurden aufgefordert, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und der Menschheit anzuschließen, und die deutschen Fürsten, welche noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen sollten, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht. In der That rechneten die Verbündeten beim Beginn des Befreiungskrieges auf einen allgemeinen Aufstand in D. Die Lützowsche Freischar, aus den edelsten Jünglingen zusammengesetzt, war bestimmt, ihn überall anzufachen und den Kern der deutschen Volksbewaffnung zu bilden. Jedoch das Verhalten von Regierung und Volk in Sachsen bewies, daß diese Erwartung eine trügerische war. In den Rheinbundstaaten hatte der harte Druck der despotischen Regierungen keinen nationalen Freiheitsgeist aufkommen lassen; die Fürsten selbst blieben der französischen Sache aus Eigennutz und Furcht treu. Dazu kam der unglückliche Ausgang des russisch-preußischen Feldzuges, der trotz heldenmütiger Tapferkeit nach den Niederlagen von Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. u. 21. Mai) mit dem Zurückweichen der verbündeten Armee nach Schlesien endete. Wenn auch im weitern Verlauf des Krieges von 1813 die preußischen Heere durch die geniale Kühnheit ihrer Feldherren und durch den Opfermut und die Ausdauer der Soldaten weitaus das meiste leisteten, so dankte man den endlichen Sieg bei Leipzig doch wesentlich dem Beitritt Österreichs. Derselbe ward freilich teuer erkauft; denn die diplomatische Leitung nahm nun Metternich in die Hand, und dessen Ziel war nicht die Wiederherstellung des Deutschen Reiches, sondern die Vergrößerung Österreichs und die Begründung seines Übergewichts in D. und Italien. Von der Proklamation von Kalisch war nun nicht mehr die Rede. In den Verträgen, welche Metternich mit den von Frankreich abgefallenen Rheinbundstaaten schloß, wurden ihnen die Integrität ihres Gebietes und ihre Souveränität garantiert. Um Preußens Macht nicht übermäßig anschwellen zu lassen, hemmte Metternich in entscheidenden Augenblicken dessen Siegeslauf durch Friedensverhandlungen, welche zum Glück Napoleons verblendeter Trotz stets scheitern machte. Die Ströme deutschen Blutes, mit denen 1813 und 1814 der deutsche und französische Boden getränkt wurden, vermochten bloß D. von der Fremdherrschaft zu befreien, aber nicht einen starken deutschen Staat zu schaffen. Im ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) behielt Frankreich die Grenzen von 1792 mit Landau und dem Saarbecken. Selbst nach dem neuen Krieg, der 1815 mit Napoleons Rückkehr von Elba ausbrach, und nach dem glänzenden Siege von La Belle Alliance erhielt D. Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht zurück, weil Rußland und England es aus Eifersucht auf D. nicht zugaben; nur Landau und das Saargebiet mußte Frankreich abtreten.

Die territoriale Gestaltung und die Verfassung Deutschlands gehörten zu den schwierigsten Fragen, welche der Wiener Kongreß (s. d.) zu beraten hatte. Von einer Wiederherstellung der durch den Reichsdeputationshauptschluß vernichteten geistlichen Staaten ward ebenso abgesehen wie von der Restitution der mediatisierten Stände in ihre reichsunmittelbare Freiheit; vielmehr wurde der Staud der

Dinge bei Auflösung des Reiches 1806 zu Grunde gelegt. Die vertriebenen norddeutschen Fürsten, der zum König erhobene Kurfürst von Hannover, die Herzöge von Oldenburg und Braunschweig, der Kurfürst von Hessen, traten wieder die Regierung ihre Lande an. Preußen ergriff ohne Widerspruch von seinen alten Landen links der Elbe Besitz; nur Hildesheim, Goslar und Ostfriesland trat es an Hannover ab. Auch Großpolen (Posen) erhielt es zurück, während ihm zur Entschädigung für seine übrigen Abtretungen (Ansbach und Bayreuth) und die Erwerbungen der dritten polnischen Teilung die nördliche Hälfte des Königreichs Sachsen, Jülich, Berg, Neuvorpommern, die Stifter Köln, Trier u. a. zugewiesen wurden. Hessen-Darmstadt, Nassau, Baden und Württemberg blieben im wesentlichen in den von Napoleon geschaffenen Grenzen. Bayern trat Tirol und Salzburg an Österreich ab, behielt Ansbach und Bayreuth und bekam Würzburg und die Rheinpfalz. Österreich verzichtete auf seinen frühern Besitz am Oberrhein, rundete aber sein Gebiet vortrefflich ab und bildete eine kompakte Masse im Südosten Deutschlands, welche das ganze Donaugebiet und die Ostalpen beherrschte. Wie vorteilhaft stach es gegen Preußen ab, das, in zwei Hälften zerteilt, von der russischen bis zur französischen Grenze reichte und in jeden kontinentalen Krieg verwickelt werden mußte! Freilich gab Österreich damit, daß es sich möglichst aus D. zurückzog, auch zu erkennen, daß es auf eine unmittelbare Herrschaft über D. durch Erneuerung der Kaiserwürde verzichte. In der That wurde von einer solchen abgesehen, obwohl die kleinern deutschen Staaten sie ausdrücklich beantragten. Denn Preußen konnte auf die Herrschaft in D. trotz seiner übrigens damals nicht gebührend gewürdigten Heldenthaten im Befreiungskampf keinen Anspruch machen; dem standen die Vergangenheit, nicht am wenigsten auch die preußische Politik 1795—1806 und die Eifersucht der andern deutschen Dynastien entgegen. D. unter Österreich und Preußen zu teilen und den Dualismus damit zu verewigen, widerstrebte allen patriotischen Männern aufs äußerste. Der Errichtung einer starken Zentralgewalt widersetzten sich die Mittelstaaten, Bayern, Württemberg und Hannover, auf das entschiedenste. Um nun dem ehemaligen Reiche wenigstens Ein einheitliches Band zu geben, beschloß man, den überwiegenden Einfluß der Großmächte in dem zu schaffenden Bunde dadurch zu verringern, daß man sie nur mit einem Teil ihres Gebietes in denselben aufnahm, und dem Bunde den Charakter eines auf Freiwilligkeit und Gleichheit seiner Mitglieder beruhenden Vereins zu verleihen, dessen Zentralgewalt auf sehr wenige Befugnisse beschränkt wurde; der Ausbau der Bundesverfassung in einer die Wünsche der Nation befriedigenden Weise wurde der Zukunft überlassen.

Der Deutsche Bund.

(Vgl. die Karte zum Artikel »Deutscher Bund«.)

Die Bundesakte vom 9. Juni 1815 sagte in ihrem 1. u. 2. Artikel: »Die souveränen Fürsten (die Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzöge von Hessen, Baden, Sachsen, Mecklenburg [2] und Oldenburg, die Herzöge von Sachsen [4], von Anhalt [3], Braunschweig und Nassau, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Fürsten von Schwarzburg [2], Reuß [2], Lippe [2], Hohenzollern [2], Liechtenstein und Waldeck) und die Freien Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt a. M.) mit Einschluß des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, ferner der König von Dänemark für Holstein und Lauenburg, der König der Niederlande für Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bund, welcher der Deutsche Bund heißen soll. Zweck desselben ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.« Die Angelegenheiten des Bundes besorgte eine Bundesversammlung (Bundestag), welche aus den Gesandten der Staaten bestand, in der Österreich den Vorsitz führte, und die in Frankfurt a. M. tagte (näheres im Art. »Deutscher Bund«). Streitigkeiten der Bundesglieder sollten durch Vermittelung des Bundes und, wenn diese fehlschlage, durch eine Austrägalinstanz beigelegt werden. In allen Bundesstaaten sollte eine landständische Verfassung bestehen, ebenso Gleichberechtigung der christlichen Religionsparteien. Als nächste Aufgaben der Bundesversammlung wurden die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und innern Verhältnisse sowie Vereinbarungen über Preßfreiheit und Sicherstellung des Verlags- und Autorrechts und über Regelung des Handels und Verkehrs bezeichnet.

So wenig dieser lockere Organismus den berechtigten Ansprüchen des geistig hochentwickelten deutschen Volkes auf Einheit und Freiheit und den großen Opfern an Blut und Geld, die im Befreiungskrieg gebracht worden, entsprach, so wäre er doch lebens- und entwickelungsfähig gewesen, wenn die Machthaber den aufrichtigen ernstlichen Willen dazu gehabt hätten. Doch schon das Versprechen landständischer Verfassungen in den Einzelstaaten wurde nur von wenigen, wie Sachsen-Weimar, Baden, Bayern und Württemberg, vor allem nicht von Österreich und Preußen erfüllt. Metternich und seine Gehilfen hätten am liebsten eine Kirchhofsruhe in Europa und D. hergestellt, um nicht in ihrem epikureischen Genußleben gestört zu werden, und auch in Preußen regten sich die Häupter der Reaktion, wie Tzschoppe, Kamptz und Schmalz, welche alle lebhaftern Äußerungen freisinnigen und nationalen Geistes als staatsgefährlich denunzierten; als Vormacht der Heiligen Allianz maßte sich Rußland das Recht an, durch seine Agenten die Dinge in D. zu beobachten und einen Druck auf die Regierungen in absolutistischem Sinn auszuüben. Görres' »Rheinischer Merkur« ward verboten, der Tugendbund aufgehoben und das Wartburgfest der Jenaer Burschenschaft (18. Okt. 1817) zum Anlaß genommen, Karl August von Weimar zur Wiedereinführung der Zensur und zur Beschränkung der studentischen Freiheit zu nötigen. Die Ermordung des russischen Agenten Kotzebue durch einen Jenaer Studenten, K. L. Sand (1819), wurde nun gar als ein Zeichen betrachtet, daß der revolutionäre Geist die Universitäten vergiftet habe, und Metternich berief sofort Ministerkonferenzen nach Karlsbad, deren Beschlüsse (Karlsbader Beschlüsse) vom Bundestag 20. Sept. 1819 bestätigt wurden. Dieselben bestimmten, daß für die Ausführung von Bundesbeschlüssen, welche die Sicherung der öffentlichen Ordnung bezweckten, eine Exekutivordnung eingeführt, die Universitäten überwacht, eine strenge Zensur errichtet und in Mainz eine Zentraluntersuchungskommission gegen demagogische Umtriebe eingesetzt werden solle. Eine Menge meist schuldloser junger Leute wurde verhaftet und jahrelang in Gefängnissen herumgeschleift; Männer wie Arndt, Welcker und Jahn

wurden verhaftet und ihrer Ämter entsetzt. Damit noch nicht zufrieden, bewirkte Metternich, stets getreulich von Preußen unterstützt, die Annahme der Wiener Schlußakte (8. Juli 1820), die den Deutschen Bund zu einem völkerrechtlichen Verein zur Erhaltung innerer und äußerer Ruhe herabdrückte und den Bundestag zu einem bloßen Polizeiorgan der beiden deutschen Großmächte, hinter denen Rußland stand, machte. Selbst das Versprechen landständischer Verfassungen wurde dahin erläutert, daß in dem Souverän die gesamte Staatsgewalt vereinigt bleiben müsse und derselbe nur hinsichtlich der Ausübung gewisser Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden, ferner durch die Verfassung an der Erfüllung seiner bundesmäßigen Pflichten nicht behindert werden dürfe. Die süddeutschen Staaten, in welchen sich auf den Landtagen ein konstitutionelles Leben u. ein liberaler Geist entwickelt hatten, namentlich Württemberg, suchten sich den Karlsbader Beschlüssen zu entziehen und eine freisinnige Haltung gegen Presse, Vereinswesen und Universitäten zu bewahren. Sie mußten zwar dem Druck der Mächte in vielen Punkten nachgeben, aber die Nation konnte froh sein, daß die Macht des Bundes nicht größer war, und daß die Einzelstaaten noch genug Selbständigkeit besaßen, um, wenn sie wollten, der vom Bundestag geübten Polizeiwillkür einige Schranken zu ziehen. Der Bundestag verfiel seitdem mit Recht der allgemeinen Verachtung, und von ihm hoffte man nichts mehr. Die Masse des Volkes ging damals allerdings noch ganz in den Sorgen des täglichen Lebens auf; durch gesteigerte gewerbliche und kommerzielle Thätigkeit wurden allmählich die schweren Kriegswunden geheilt. Nationalgefühl und Freiheitssinn waren nur in den gebildeten Kreisen lebendig, und diese nahmen sich ein Vorbild an den französischen Liberalen, deren Bestrebungen und Ideen namentlich in Süddeutschland maßgebend waren.

Die Pariser Julirevolution von 1830 gab denn auch in D. den Anstoß zu einer liberalen und unitarischen Bewegung. An vielen Orten kam es zu Unruhen, und in Braunschweig wurde sogar der Herzog Karl fortgejagt. Die Königreiche Sachsen und Hannover, Kurhessen, Braunschweig u. a. erhielten Verfassungen, im badischen und hessen-darmstädtischen Landtag wurden Anträge auf Berufung einer deutschen Nationalrepräsentation eingebracht. Die reaktionären Staatsmänner gerieten schon in die höchste Unruhe, als zwei unkluge Ausschreitungen, welche durch das Vordrängen unreifer republikanischer und revolutionärer Elemente verursacht wurden, das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und das ganz kopflose Frankfurter Attentat einiger Studenten gegen den Bundestag (3. April 1833), ihnen den Vorwand gaben, von Bundes wegen mit scharfen Maßregeln gegen die nationale und freisinnige Bewegung einzuschreiten. Der Bundestag faßte 28. Juni und 5. Juli 1832 mehrere von Metternich diktierte Beschlüsse, durch welche die Regierungen verpflichtet wurden, nichts zu dulden, was den Beschlüssen des Bundestags zuwiderlaufe, und der Bund sich selbst das Recht vorbehielt, gegen revolutionäre Bewegungen unaufgefordert mit bewaffneter Hand einzuschreiten; Steuern, zur Deckung von Bundeskosten bestimmt, sollten die Landstände nicht verweigern dürfen. Alle Vereinigungen politischen Charakters und alle Volksversammlungen wurden verboten und die bestehenden liberalen Zeitungen unterdrückt. 1833—34 wurden wieder Ministerkonferenzen in Wien abgehalten, die trotz des Widerspruchs mehrerer mittelstaatlicher Vertreter beschlossen, daß den Ständeversammlungen das Steuerverweigerungsrecht überhaupt nicht zustehe, die Zensur auf die Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen ausgedehnt, diese auf die Beratung innerer Angelegenheiten beschränkt, die Universitäten einer noch strengern Kontrolle unterworfen, endlich zur Ausrottung des Demagogentums eine neue Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt eingesetzt werden sollte. Wieder wurden ein paar hundert Männer und Jünglinge in die Verbannung getrieben oder durch Verurteilung zu langer Haft unglücklich gemacht; besonders die grausame Behandlung Jordans und Weidigs in Hessen erregte Entrüstung. Den Handwerksgesellen wurde das Wandern in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien verboten, damit sie nicht vom Liberalismus angesteckt würden. In Baden mußte die freisinnige Preßgesetzgebung aufgehoben werden, und die Vorkämpfer der Liberalen, Rotteck u. Welcker, wurden ihrer Professuren an der Freiburger Universität entsetzt. Der schamlose Rechtsbruch, mit welchem 1837 König Ernst August von Hannover aus Eigennutz die Verfassung von 1833 umstieß und an deren Stelle eine neue, »den wahren Bedürfnissen des Landes« und dem Vorteil seiner Zivilliste entsprechende verhieß, wurde vom Bundestag geradezu gebilligt, indem er sowohl den Protest der sieben Göttinger Professoren, welche dafür abgesetzt wurden, als die Bitte der hannöverschen Kammer um seine Intervention gegen die Rechtsverletzung ablehnte.

Auch in der Wahrung der äußern Interessen Deutschlands leistete der Bundestag nichts. Die Deutschen im Ausland fanden höchstens den Schutz, den ihnen Österreich oder Preußen leihen konnte und wollte. Die Errichtung einer Kriegsflotte zum Schutz des deutschen Handels und die Befestigung der Küsten wurden vom Bundestag nicht einmal erwogen. Die Verbesserung der Kriegsverfassung kam trotz wiederholter Anträge Preußens nicht zu stande; die Frage namentlich über den Oberbefehl wurde nicht entschieden. Der Ausbau der Grenzfestungen am Rhein verzögerte sich von Jahr zu Jahr, obwohl bereits 1829, noch mehr 1840 die Gefahr eines französischen Angriffs, um D. die Rheinlande zu entreißen, drohte; die Mittel dazu lagen aus der französischen Kriegsentschädigung von 1815 bereit, der Bund ließ sie aber dem Haus Rothschild gegen 2 Proz. Zinsen. Den gehässigen Schwierigkeiten, welche die selbstsüchtigen Holländer der freien Entwickelung der Rheinschiffahrt bereiteten, wußte der Bund ebensowenig ein Ende zu machen wie den Rheinzöllen. Als Belgien sich von den Niederlanden losriß und auch den deutschen Staat Luxemburg beanspruchte, verstand sich der Bund zu einer Teilung und nahm das ohne die Festungen Maastricht und Venloo militärisch ganz wertlose Limburg zur Entschädigung. Als die schleswig-holsteinischen Stände sich über die Verletzung ihrer Privilegien durch die dänische Krone beschwerten und König Christian VIII. in seinem »offenen Brief« (8. Juli 1846) die rechtmäßige Thronfolgeordnung in den Herzogtümern und ihre untrennbare Vereinigung bedrohte, verwies der Bund die Stände auf ihre Bitte um Schutz 17. Sept. auf die Erklärung des dänischen Königs, der die Rechte aller zu beachten versprochen habe. Den Frieden, den D. 1815—48 genoß, und der seiner materiellen Entwickelung allerdings sehr zu statten kam, dankte es demnach nur der nachgiebigen Schwäche des Bundestags. Nicht einmal auf dem Gebiete des Zollwesens vermochte der-

selbe etwas zu leisten. Als 1817 nach einer Mißernte eine große Teurung eintrat, welche infolge des durch Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten, ja durch Binnenzölle zwischen Provinzen gehemmten Verkehrs zu einer furchtbaren Hungersnot anwuchs, ging Preußen mit der Aufhebung der Wasser- und Binnenzölle in seinem Gebiet voran, proklamierte 1818 das Prinzip der Handelsfreiheit und eröffnete 1821 mit der Konvention über Befreiung der Elbschiffahrt die Reihe von Verträgen, welche 1833 zur Begründung des Deutschen Zollvereins führten; derselbe umfaßte mit Ausschluß Österreichs fast sämtliche deutsche Staaten, und seine segensreichen Wirkungen für Handel und Industrie machten sich bald bemerklich. Weitere Hoffnungen für D. knüpfte man an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840—61) in Preußen. Derselbe erließ auch eine allgemeine politische Amnestie, welche die Opfer der Demagogenverfolgungen befreite, milderte die Zensur und beantragte eine den Wünschen der Nation entsprechende Reform der Bundesverfassung. Aber sein Zaudern, seinem Staat eine Verfassung zu geben, die enge Beschränkung der Rechte des Vereinigten Landtags, der 1847 endlich berufen wurde, seine mit Vorliebe kundgegebenen mittelalterlich-ständischen Ansichten und seine Hinneigung zur kirchlichen Orthodoxie ernüchterten die öffentliche Meinung. Das Metternichsche System schien dauernd begründet zu sein, und dennoch hatte niemand festes Vertrauen auf seinen Bestand. Obwohl man ihn nicht zu reformieren wußte, befriedigte der Bund weder Fürsten noch Volk, und die unter den Liberalen zunehmenden republikanischen Neigungen vermehrten die allgemeine Gärung, bis sie zum zweitenmal infolge einer Umwälzung im westlichen Nachbarland, der Pariser Februarrevolution im J. 1848, zum Ausbruch kam.

Die Frankfurter Nationalversammlung und ihre Reichsverfassung.

Auf die erste Nachricht vom Sturz des Julikönigtums stellte 27. Febr. 1848 Heinrich v. Gagern in der darmstädtischen Kammer den Antrag auf Errichtung einer deutschen Zentralgewalt mit Volksrepräsentation, und bereits 5. März faßte eine zu Heidelberg aus eignem Antrieb zusammengetretene Versammlung von 51 angesehenen deutschen Männern, meist Abgeordneten, den Beschluß, die deutschen Regierungen auf das dringendste anzugehen, sobald wie möglich eine Vertretung der deutschen Nation ins Leben zu rufen. Zugleich wurde eine Siebenerkommission beauftragt, Vorschläge zur Berufung einer Volksvertretung zu machen und die Grundlagen einer deutschen Verfassung zu beraten, und 12. März forderte diese die frühern und gegenwärtigen deutschen Landtagsmitglieder auf, sich 30. März zu einer Vorberatung in Frankfurt a. M. zu versammeln. Der Bundestag trat dem nicht entgegen, beschloß vielmehr selbst 10. März, eine Revision der Bundesverfassung unter Zuziehung von 17 Vertrauensmännern, welche die bedeutendsten Staaten deputieren sollten, vorzunehmen. Die Regierungen hatten mit einemmal alles Selbstbewußtsein und allen Mut verloren und wichen fast überall ohne Widerstand den stürmischen Forderungen des Volkes. In München dankte König Ludwig ab, in Wien wurde Metternich durch einen Volksaufstand gestürzt und vertrieben; in Berlin brach 18. März ein Aufruhr aus, infolgedessen Friedrich Wilhelm sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen versprach und zur Vereinbarung einer liberalen Verfassung eine preußische Nationalversammlung berief. Am 30. März trat das sogen. Vorparlament, aus 500 Mitgliedern, meist Preußen und Süddeutschen, bestehend, in Frankfurt a. M. zusammen. Es faßte zunächst eine Reihe schwer ausführbarer Resolutionen, wie Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, Sühnung des an Polen begangenen Unrechts, Proklamation der Volkssouveränität u. dgl., und ließ sich mit den Republikanern Hecker und Struve in eine heftige Debatte über die Vorzüge der Republik ein; als diese sich geschlagen sahen, suchten sie durch eine gewaltsame Schilderhebung im badischen Oberland ihr Ziel zu erreichen, die aber 20. April bei Kandern sofort unterdrückt wurde. Seine eigentliche Aufgabe, die Berufung einer Nationalversammlung vorzubereiten, übertrug das Vorparlament mit Zustimmung der Regierungen einem Fünfzigerausschuß, der beschloß, daß in allen Ländern des bisherigen deutschen Bundesgebiets, außerdem in der Provinz Preußen durch allgemeine Wahlen Deputierte (je einer auf 50,000 Seelen) für die Nationalversammlung gewählt werden sollten. Während eine Kommission der 17 Vertrauensmänner einen Verfassungsentwurf ausarbeitete, fanden die Wahlen in aller Ordnung statt; nur eine Anzahl slawischer Bezirke in Österreich schloß sich aus.

Die Eröffnung der ersten deutschen Nationalversammlung, die 568 Mitglieder zählte, erfolgte 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt; Heinrich v. Gagern wurde zum Präsidenten gewählt. Es waren die trefflichsten Männer in ihr vereinigt, darunter die bedeutendsten Gelehrten (an 100) Deutschlands. Aber die mangelnde politische Schulung machte sich in einer allzu idealistischen Geringschätzung der wirklichen Verhältnisse und der staatlichen Faktoren, mit denen man zu rechnen hatte, geltend. Die augenblickliche Schwäche und Unthätigkeit der Regierungen verleitete die Versammlung, sich, als aus dem Volkswillen hervorgegangen, für souverän zu halten und jede Mitwirkung der Regierungen bei der Schaffung der neuen Reichsverfassung auszuschließen. Nur die äußerste Rechte (Radowitz und Vincke) forderte die Vereinbarung der Verfassung mit den Einzelregierungen und die Beschränkung der Versammlung auf diese eine Aufgabe; die Linke neigte ganz offen zur Republik hin und forderte die Berechtigung für jeden Einzelstaat, sich auch als solche zu erklären. Als es sich um die Errichtung einer Zentralgewalt handelte, wählte man nicht, wie Dahlmann vorschlug, gemeinsam mit den Regierungen drei Vertrauensmänner, sondern einen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Österreich (29. Juni), der am 12. Juli gemäß Parlamentsbeschluß den Bundestag auflöste und ein Reichsministerium unter dem Vorsitz des Fürsten von Leiningen ernannte; der preußische Antrag, neben dieser Zentralgewalt die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zu einem Rat zu vereinigen, der die organische Verbindung der Reichsregierung mit denen der Staaten darstelle, wurde abgelehnt. Die althergebrachte Tradition, die Sympathien der Süddeutschen und der Katholiken bewirkten, daß die Nationalversammlung auf Österreich zu viel Rücksicht nahm, obwohl dieses ihr damals gar keine Stütze bieten konnte und sich nicht um sie kümmerte, daß sie Preußen aber, dessen man nicht entbehren konnte, gar nicht berücksichtigte. Vor Beratung der eigentlichen Verfassung ging das Parlament erst an die der Grundrechte des deutschen Volkes; die Debatten über diese theoretischen Paragraphen zogen sich endlos hin, worüber die kostbarste Zeit versäumt wurde. Dennoch

wollten Zentralgewalt und Parlament noch vor dem Zustandekommen der Verfassung Regierungsfunktionen ausüben und namentlich dem Ausland gegenüber D. als einen einheitlichen Staat repräsentieren. Ihre Bevollmächtigten erlangten zwar an den Höfen der Großmächte ebensowenig eine förmliche Anerkennung, wie die neue schwarz-rot-goldene Kriegs- und Handelsflagge. Indes für die deutschen Staaten beanspruchten sie, die höchste Instanz der äußern Politik zu bilden. In der Sache Schleswig-Holsteins, wo im März 1848 ein Aufstand gegen Dänemark ausgebrochen war, faßte die Nationalversammlung 2. Juni die Resolution, daß energische Maßregeln getroffen werden müßten, um den Krieg zu Ende zu führen und beim Friedensschluß die Rechte der Herzogtümer und die Ehre Deutschlands zu wahren. Zur Verstärkung der schleswig-holsteinischen und der preußischen Truppen befahl der Reichsverweser 1. Aug. den Marsch eines beträchtlichen süddeutschen Heeres nach dem Kriegsschauplatz. Preußen ließ seine Truppen schon seit April in Schleswig-Holstein kämpfen, hatte aber unter dem Kriegszustand mit Dänemark, welches die Ostseehäfen blockiert hielt, schwer zu leiden und sah sich auch von England und Rußland mit einer Intervention bedroht. Es schloß daher 26. Aug. mit Dänemark den **Waffenstillstand von Malmö**, der allerdings für die Herzogtümer sehr ungünstig war. Die Nachricht hiervon rief in Frankfurt allgemeine Entrüstung hervor, und der Antrag der Rechten, den Vertrag dennoch zu genehmigen, ward 5. Sept. von der Nationalversammlung abgelehnt und erst 16. Sept. angenommen, als es nach dem Rücktritt des Reichsministeriums nicht gelang, ein neues zu bilden. Gegen diesen Beschluß hetzten die äußerste Linke und ihre Helfershelfer die Volksmassen in Frankfurt und Umgegend auf. Eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide 17. Sept. erklärte die 258 Abgeordneten, welche für den Vertrag gestimmt hatten, für Verräter des Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre. In Frankfurt wurde 18. Sept. ein Aufstand organisiert und Barrikaden gebaut, um die Nationalversammlung zu sprengen. Österreichisches und preußisches Militär schützte die Paulskirche, nahm die Barrikaden und trieb die aus den Nachbarorten zusammengeströmte Menge auseinander; dagegen fielen zwei Abgeordnete, General v. Auerswald und Fürst Lichnowski, der Volkswut zum Opfer. Die Revolutionäre versuchten nun an andern Orten Erhebungen des Volkes zu veranstalten. Struve machte einen Einfall von Basel in das Badische und verkündete die Republik, indes wurde er rasch vertrieben, und auch sonst blieben die Bewegungen erfolglos.

Die Mehrheit der Nationalversammlung erkannte nun doch, daß sie, um den radikalen Wühlereien ein Ziel zu setzen, mit den Regierungen engere Fühlung suchen und die **Verfassung** rasch zu stande bringen müsse. Am 20. Okt. wurde die Beratung der Grundrechte vorläufig abgebrochen und mit der über den Verfassungsentwurf begonnen, welchen der Verfassungsausschuß 8. Okt. vorgelegt hatte. Erleichtert wurde ein Beschluß in dieser Frage durch die Wendung der Dinge in Österreich, dessen Aufnahme in das zu schaffende Reich große Schwierigkeiten bot, das von demselben auszuschließen die Mehrheit der Versammlung aber bisher entschieden abgelehnt hatte. Schon das schroffe Verfahren der österreichischen Regierung gegen die vom Frankfurter Parlament nach Wien geschickten Abgeordneten, deren einen, Blum, sie 9. Nov. erschießen ließ, kühlte die Sympathien für Österreich erheblich ab. Nun verkündete der neue österreichische Ministerpräsident, Fürst Felix Schwarzenberg, als Ziel der Regierung die Vereinigung aller habsburgischen Länder zu einem einheitlichen Gesamtstaat und erhob 27. Nov. den Anspruch, daß, erst wenn dies geschehen sei, die Stellung Österreichs zu D. geregelt werde, D. also mit seiner Organisation als Reich bis dahin warten solle. Da die überwiegende Mehrheit des Parlaments von einem Eintritt ganz Österreichs, also auch Ungarns, in das Deutsche Reich nichts wissen wollte, so legte der Österreicher Schmerling, der seit September das Präsidium des Reichsministeriums innehatte, dieses nieder, und Gagern trat an seine Stelle, während Simson Präsident der Versammlung wurde. Gagern legte nun 18. Dez. das Programm der sogen. **kleindeutschen Partei** vor, das die Trennung Österreichs von D. und die Regelung der Verhältnisse beider zu einander durch einen besondern Vertrag als den einzigen Weg zur Rettung des Bundesstaates bezeichnete. Die österreichische Regierung protestierte 28. Dez. gegen dies Programm; ebenso legten 60 österreichische Abgeordnete gegen den Ausschluß Österreichs von D. Verwahrung ein. Mit allerdings nicht erheblicher Majorität billigte aber die Nationalversammlung Gagerns Vorschlag, indem sie ihm nach heftiger Debatte (11.—13. Jan. 1849) die verlangte Ermächtigung zu Unterhandlungen mit Österreich erteilte. Nachdem der Beschluß, die Würde des Reichsoberhaupts einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, 19. Jan. mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen, die Erblichkeit der Würde aber verworfen und der Titel »Kaiser von D.« nur mit 214 gegen 205 Stimmen zugestanden worden war (25. Jan.), wurde 30. Jan. 1849 die erste Lesung des Verfassungsentwurfs beendet. Österreich erneuerte seinen Protest, schnitt aber selbst jede Verständigung mit der deutschen Zentralgewalt ab, indem es 7. März eine österreichische Verfassung oktroyierte, welche alle habsburgischen Lande, auch Ungarn und Lombardo-Venetien, für eine unteilbare konstitutionelle Monarchie erklärte. Zwar wurde ein Antrag des bisher großdeutschen Abgeordneten Welcker (12. März), nun sofort die Verfassung ohne zweite und dritte Lesung endgültig anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen, 21. März noch abgelehnt; aber 27. März setzte die kleindeutsche Einheitspartei mit 267 gegen 263 Stimmen die Erblichkeit der Kaiserwürde durch, worauf 28. März von 538 anwesenden Abgeordneten 290 den König von Preußen zum Kaiser wählten, 248 sich der Abstimmung enthielten. Unter Glockengeläute und Kanonendonner wurde die Wahl **Friedrich Wilhelms IV. zum erblichen Kaiser von D.** verkündet und die Reichsverfassung, der im voraus 28 Regierungen sich unterwerfen zu wollen erklärt hatten, 29. März 1849 publiziert.

Die **Reichsverfassung** übertrug die Vertretung nach außen, die höchste Leitung des Kriegswesens, die oberste Gesetzgebung u. a. der Reichsgewalt, welche vom Kaiser und dem Reichstag ausgeübt wurde; der Kaiser sollte seine Gewalt durch verantwortliche Minister üben, Krieg erklären und Frieden schließen, den Reichstag berufen und schließen; der Reichstag zerfiel in ein Staatenhaus und in ein Volkshaus, von denen das erstere aus Vertretern der einzelnen Staaten bestand, welche zur Hälfte die Regierung, zur Hälfte die Volksvertretung des Einzelstaates ernannte, das letztere durch allgemeine, direkte Wahlen (auf 100,000

Seelen ein Abgeordneter) gebildet wurde; den Beschlüssen des Reichstags gegenüber hatte der Kaiser nur ein suspensives Veto. Noch radikal-demokratischer waren die im 6. Abschnitt der Verfassung enthaltenen Grundrechte des deutschen Volkes, welche Grundsätze, wie unbeschränkte Freizügigkeit, unbedingte Preß- und Versammlungsfreiheit, Aufhebung aller Staatskirchen, Abschaffung des Adels und aller Titel u. dgl., enthielten, deren Durchführung das Volk selbst nicht gewünscht hätte. Gleichwohl war die Reichsverfassung lebens- und verbesserungsfähig und der Einheitsdrang in der Nation noch mächtig genug, um den Widerwillen der Fürsten zu überwinden. Österreich berief zwar seine Abgeordneten aus Frankfurt ab und gab damit kund, daß es sich nicht gutwillig fügen werde; aber damals erlitten seine Heere in Ungarn Niederlagen auf Niederlagen, die es dem Untergang nahebrachten. Hätte der preußische König entschlossen die Krone angenommen und die Kraft seines Staates für sie eingesetzt, würde die Einigung Deutschlands unter dem Hause Hohenzollern möglich gewesen sein. Aber Friedrich Wilhelm IV. vermochte diesen Entschluß nicht zu fassen; seinen romantischen Vorurteilen widerstrebte es, die Kaiserkrone aus der Hand der »Revolution«, wie er die Bewegung von 1848 nannte, zu empfangen. Er erklärte daher der Kaiserdeputation in feierlicher Audienz im Schloß zu Berlin 3. April 1849, daß die Wahl ihm ein Anrecht gebe, dessen Wert er zu schätzen wisse, daß er sie aber ohne das freie Einverständnis der Fürsten und Freien Städte Deutschlands nicht annehmen könne. Die preußische Regierung lud durch eine Note vom 4. April die deutschen Regierungen ein, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um mit der Nationalversammlung die Verfassung zu vereinbaren. Alle Regierungen außer den vier Königreichen stimmten 14. April der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser und der Reichsverfassung zu; auch die Könige würden sich der entschiedenen Meinung ihrer Bevölkerung nicht haben widersetzen können, wie denn der König von Württemberg 24. April aus Furcht vor einem Volksaufstand sich zur Anerkennung der Verfassung bereit erklärte. Aber gereizt durch einen Beschluß des Abgeordnetenhauses, welches 21. April die Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung forderte, löste die preußische Regierung 27. April den preußischen Landtag auf und drohte in einer neuen Note vom 28. April der Nationalversammlung, wenn sie nicht auf eine Vereinbarung mit den Regierungen eingehe, müßten diese selbst eine Verfassung oktroyieren. Diese unnötige Drohung hatte nur die Folge, daß die radikalern Elemente im Parlament wieder das Übergewicht erlangten und dasselbe 4. Mai die gesamte Nation, Volk und Regierungen, aufforderte, die beschlossene und rechtsgültige Verfassung des Deutschen Reiches zur Geltung zu bringen. Dieser Beschluß entfesselte eine Bewegung, deren sich die Republikaner und Revolutionäre mit ungeduldiger Begierde bemächtigten, und die der Versammlung selbst bald über den Kopf wuchs und ihre Auflösung herbeiführte.

Die Bewegung begann in der Pfalz, wo eine große Volksversammlung in Kaiserslautern 1. Mai der bayrischen Regierung den Gehorsam aufkündigte und einen Landesverteidigungsausschuß einsetzte; zugleicher Zeit kam es in Dresden zu einem Aufstand. Dieser wurde nach mehrtägigen Barrikadenkämpfen mit Hilfe preußischer Bataillone 9. Mai unterdrückt; gleichwohl griff die Bewegung weiter: in Hessen, Baden, am Rhein, in Franken und Württemberg forderte man in stürmischen Volksversammlungen sofortige Bewaffnung und Organisation zur Durchführung der Reichsverfassung. In mehreren rheinpreußischen Städten gab es gewaltsame Konflikte mit dem Militär, und die eingezogene Landwehr verweigerte offen den Gehorsam. Zum vollen Durchbruch gelangte die Revolution in dem seit langer Zeit unterwühlten Baden, obwohl Großherzog und Regierung fast zuerst und unumwunden die Reichsverfassung anerkannt hatten. In Freiburg und Rastatt brachen die Soldaten in offene Meuterei aus und verbündeten sich mit den Bürgerwehren; die Empörung der Garnison in Karlsruhe 14. Mai zwang den Großherzog und die Behörden zur Flucht, und das ganze Land unterwarf sich dem revolutionären Landesausschuß, der mit der Regierung der Pfalz ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß. Die Bewegung verpflanzte sich schon in bedrohlicher Weise nach Württemberg. Die Reichsgewalt war dem gegenüber ohnmächtig. Der Reichsverweser übertrug das Reichsministerium an Stelle Gagerns, der am 10. Mai seine Entlassung genommen hatte, 16. Mai einem Mitglied der äußersten Rechten, dem preußischen Justizrat Grävell, welcher nicht den geringsten Einfluß im Parlament besaß. Dieses faßte immer radikalere Beschlüsse: am 10. Mai nahm es einen energischen Protest gegen Preußens »Reichsfriedensbruch« in Sachsen an, und 12. Mai verlangte es die Verpflichtung der gesamten bewaffneten Macht Deutschlands auf die Reichsverfassung. Hierauf riefen 14. Mai die preußische Regierung, 21. die sächsische, 23. die hannöversche ihre Abgeordneten ab, und 20. Mai zeigte der Rest der erbkaiserlichen Partei, Gagern an der Spitze, seinen Austritt an. Da inzwischen in der Nähe Frankfurts Truppenmassen zusammengezogen wurden und die Verlegung nach Württemberg der Revolution daselbst möglicherweise zum Siege verhalf, so beschlossen die noch zurückgebliebenen Abgeordneten 30. Mai, die nächste Sitzung 4. Juni in Stuttgart abzuhalten. Dort trat die Versammlung, noch 104 Mitglieder zählend (Rumpfparlament), 6. Juni wieder zusammen, setzte zum Zweck der Durchführung der Reichsverfassung eine Reichsregentschaft ein, welche aus fünf Mitgliedern, Raveaux, K. Vogt, H. Simon, Schüler und Becher, bestand, stellte 16. Juni die Bewegungen in Baden und der Pfalz unter den Schutz des Reiches und verlangte von der württembergischen Regierung Truppen zur Ausführung ihrer Beschlüsse. Der Minister Römer lehnte dies Ansinnen ab, forderte vielmehr von der Versammlung ihre Verlegung in einen andern Staat und verhinderte 18. Juni ihren Zusammentritt durch militärische Gewalt. Zu einer fernern Sitzung kam es nicht mehr, und so endete in kläglicher Ohnmacht die erste deutsche Nationalversammlung, auf welche das deutsche Volk die höchsten Hoffnungen gesetzt hatte.

Das Scheitern der preußischen Unionspolitik und die Wiederherstellung des Bundestags.

Inzwischen war es den preußischen und Reichstruppen gelungen, den Aufruhr in Baden und in der Pfalz zu dämpfen, in ersterm Lande allerdings nicht ohne blutige Kämpfe. Auch hatte Friedrich Wilhelm IV. in einer Proklamation an das Volk verkündet, daß der von Preußen beabsichtigten Union die Reichsverfassung zu Grunde gelegt und mit Österreich ein besonderes Bundesverhältnis vereinbart werden sollte, und zur Errichtung dieser Union mit Sachsen und Hannover 26. Mai das Dreikönigsbündnis geschlossen.

Bis zum September schlossen sich 21 deutsche Staaten denselben an, fünf andre zeigten sich geneigt. Auch die erbkaiserliche Partei des Frankfurter Parlaments war bereit, die preußische Unionspolitik zu unterstützen; auf einer Versammlung zu Gotha (26. Juni) sprachen sich 130 von 148 Mitgliedern für die neue Verfassung aus. Nur Bayern und Württemberg weigerten sich entschieden, der preußischen Union beizutreten, und fanden jetzt einen mächtigen Rückhalt an Österreich, das nach Unterdrückung der ungarischen Insurrektion sofort die Wiederherstellung des alten Bundestags in Angriff nahm. Ja, Preußen bahnte ihm selbst hierzu die Wege, indem es 30. Sept. 1849 mit Österreich das sogen. Interim schloß, durch welches bis 1. Mai 1850 eine aus je zwei Bevollmächtigten beider Mächte bestehende provisorische Bundesgewalt in Frankfurt eingesetzt wurde. In die Hand dieser Gewalt legte der Reichsverweser 20. Dez. sein längst ohnmächtiges Amt nieder. Als der Verwaltungsrat der Union 19. Okt. die Wahlen für das Volkshaus auf 15. Jan. 1850 ausschrieb und dann den künftigen Reichstag zum 20. März nach Erfurt berief, nahmen Sachsen und Hannover an diesen Akten schon nicht mehr Teil, weil ihre Voraussetzung der Vereinigung aller deutschen Staaten durch Bayerns und Württembergs Weigerung nicht erfüllt sei. Beide Königreiche sagten sich im Februar 1850 ganz vom Dreikönigsbündnis los und schlossen mit den süddeutschen Königreichen das Vierkönigsbündnis ab, in welchem ein neuer Verfassungsentwurf mit einer Volksvertretung von 300 durch die Kammern der Einzelstaaten zu wählenden Mitgliedern aufgestellt wurde. Die zaudernde, schwächliche Politik der Regierung zu Berlin, wo die reaktionäre Partei die Union als Gewächs der Revolution verwarf und der König zwischen ihr und den Vertretern der Union schwankte, mußte ihre Gegner immer mehr ermutigen. Zwar wurde das Erfurter Parlament 20. März 1850 mit einer entschieden unionistischen Rede des Generals v. Radowitz eröffnet und nahm 17. April den Verfassungsentwurf für die Union mit Verzicht auf jede Einzelberatung an, wurde aber 29. April plötzlich vertagt und nicht wieder zusammenberufen. Die Unionsfürsten wurden in Berlin versammelt, den ganzen Sommer hindurch mit leeren Verhandlungen hingehalten und ihnen der Rücktritt von der Union förmlich nahegelegt. Ganz anders trat Österreich auf: es lud sämtliche Mitglieder des Deutschen Bundes ein, zum 10. Mai ihre Gesandten nach Frankfurt zu schicken, und Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, die Niederlande, Dänemark und beide Hessen folgten dem Rufe. Die Gesandten dieser Staaten erklärten sich nun für den alten, nur suspendierten, nicht aufgehobenen Bundestag, andre Staaten traten bei, und 2. Sept. 1850 eröffnete der Bundestag unter Vorbehalt des demnächstigen Eintritts der wenigen Staaten, welche noch zur Union hielten, seine Sitzungen unter Österreichs Vorsitz wieder. Er ergriff sofort die Gelegenheit, seine Kraft zu erproben. Der Kurfürst von Hessen hatte mit Hassenpflugs Hilfe die Verfassung von 1831 zu stürzen versucht, war bei dem einmütigen entschlossenen Widerstand des Landes 12. Sept. nach Frankfurt geflohen und rief nun die Hilfe des Bundes an. Gemäß einer Übereinkunft, die der Kaiser von Österreich mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz (10.–14. Okt. 1850) getroffen hatte, beschloß der Bund 25. Okt. eine bewaffnete Intervention in Kurhessen, und 1. Nov. überschritt das österreichisch-bayrische Exekutionsheer die kurhessische Grenze. Auch ratifizierte der Bund den Frieden mit Dänemark, den Preußen, nachdem der Krieg 1849 von neuem ausgebrochen, aber bereits 10. Juli d. J. durch einen Waffenstillstand beendet worden war, 2. Juli 1850 zu Berlin abgeschlossen hatte, und zog eine Bundesexekution, um die Herzogtümer zur Unterwerfung unter Dänemark zu zwingen, in Erwägung.

Preußen schien zu mannhafter Verteidigung seiner Unionspolitik entschlossen: 26. Sept. war Radowitz, die Seele derselben, zum Minister des Auswärtigen ernannt worden, und preußische Truppen rückten in Kurhessen ein und besetzten die vertragsmäßigen Etappenstraßen. Aber auf einer Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit dem Zaren Nikolaus in Warschau (26.–28. Okt. 1850), welcher der preußische Ministerpräsident, Graf Brandenburg, beiwohnte, stellte sich der Zar entschieden auf Seite Österreichs. Der König wurde nun wieder schwankend. Die Armee wurde zwar 6. Nov. mobil gemacht, jedoch Radowitz entlassen und durch Manteuffel ersetzt. Auch dieser zögerte, Schwarzenbergs Forderung, Anerkennung des Bundestags und Auflösung der Union, zu erfüllen, und schon kam es 8. Nov. in Kurhessen bei Bronnzell zu einer Plänkelei zwischen preußischen und Bundestruppen. Doch wagte der König keinen Krieg, zumal die Mobilmachung erhebliche Schäden im preußischen Heerwesen aufgedeckt hatte, und 29. Nov. unterzeichnete Manteuffel den Olmützer Vertrag, welcher Preußen den Verzicht auf die Union und auf die mit Baden, Mecklenburg, Anhalt und Braunschweig abgeschlossenen Militärkonventionen, die Räumung von Baden und Kurhessen und die Rückführung der schleswig-holsteinischen Armee hinter die Eider durch preußische und österreichische Kommissarien auferlegte. Die deutsche Verfassungsfrage sollte auf freien Ministerkonferenzen verhandelt werden. Ende November kehrten der Kurfürst und Hassenpflug nach Kassel zurück und schalteten nach Beseitigung der Verfassung von 1831 nach Willkür und Laune im Land. Im Januar 1851 trafen die Kommissarien der Mächte in Kiel ein, lösten die schleswig-holsteinische Landesversammlung und das Heer auf und überlieferten die Herzogtümer wehrlos den Dänen. Die zur Beratung der Verfassungsfrage berufenen Dresdener Konferenzen (23. Dez. 1850 bis 15. Mai 1851) lieferten in ihren Protokollen nur »schätzbares Material« für das Bundesarchiv, aber kein praktisches Ergebnis, da Österreich dem Einheitsdrang der Deutschen kein Zugeständnis machen wollte. Schon Ende März forderte Preußen die Staaten der Union auf, gleich ihm selbst den alten Bundestag wieder zu beschicken.

Unter dem Schutze des alten Bundes, der am 10. Juli 1851 eine Bundeszentralkommission einsetzte, welche die bestehenden Landesverfassungen revidieren und alles Staatsgefährliche daraus entfernen sollte, feierte die Reaktion in der Verfolgung aller nationalen und freiheitlichen Bestrebungen ihre Triumphe. Das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde durch das Londoner Protokoll (8. Mai 1852) besiegelt. Die aus den freiwilligen Gaben der Nation gebildete deutsche Flotte ward 2. April 1852 zur Versteigerung verurteilt. Die konstitutionelle Verfassung Mecklenburgs mußte der alten feudalständischen wieder weichen. Das hannöversche Ministerium Borries wurde bei seinem neuen Verfassungsbruch vom Bunde eifrig unterstützt. Fast in allen deutschen Staaten suchte ein reaktionäres Polizeiregiment die Erinnerungen an das Jahr 1848

wieder auszutilgen und durch Beschränkung der Volksrechte, Präventivmaßregeln und strenge büreaukratische Kontrolle der Wiederkehr einer solchen Katastrophe für die Throne vorzubeugen. Die Furcht vor einer neuen Revolution machte sich auch die Kirche zu nutze, und während an protestantischen Höfen die buchstabengläubige Orthodoxie sich breit machte, verstand es die römische Kirche vortrefflich, sich die 1848 errungene Freiheit von staatlicher Aufsicht durch besondere Konkordate zu sichern. Nur auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Politik wurde die Selbständigkeit der deutschen Entwickelung gewahrt. Auch hier machte Österreich den Versuch, das besiegte Preußen sich dienstbar zu machen, und stellte im Mai 1850 den Antrag, mit seinem Gesamtstaat in den Zollverein aufgenommen zu werden. Sämtliche Mittelstaaten, mit Ausnahme von Hannover, erklärten sich auf einer Konferenz in Darmstadt bereit, dies Verlangen bei der 1854 erforderlichen Erneuerung der Zollvereinsverträge zu unterstützen. Indes Preußen ließ es auf eine Sprengung des Zollvereins ankommen und vereitelte dadurch den Plan seiner Gegner, welche diese Gefahr unter allen Umständen vermeiden mußten. Österreich mußte sich mit einem Handels- und Schiffahrtsvertrag (19. Febr. 1853) mit dem Zollverein begnügen; Münz- und Postverträge folgten, und 1861 kam auch ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch zu stande. Überhaupt war in D. die stille Friedensarbeit in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe von günstigem Erfolge begleitet; nur das politische Leben der Nation bot unerfreuliche Bilder und wurde von pessimistischer Resignation beherrscht.

Wenn die Mittelstaaten gehofft hatten, nach der Niederlage Preußens eine entscheidende Rolle in D. zu spielen und alle Staaten außer Preußen und Österreich zu einer dritten rein deutschen Macht (Trias) unter ihrer Führung zu vereinigen, so wurden sie bald enttäuscht. Als sie während des Krimkriegs auch Großmachtpolitik treiben wollten und auf den Bamberger Konferenzen (im Mai 1854) in russischem Interesse verlangten, daß, wenn von Rußland die Räumung der Donaufürstentümer erlangt werde, die Westmächte auch das türkische Gebiet räumen müßten, und daß dem Deutschen Bund beim Friedensschluß eine Stimme eingeräumt werde, nötigten Österreich und Preußen 24. Juni den Mittelstaaten den Beitritt zu ihrer Allianz auf, und von einer Beteiligung des Bundes am Pariser Friedenskongreß war keine Rede. Den reaktionären mittelstaatlichen Staatsmännern gönnte man diese Niederlage und richtete, als 1858 in Preußen der Prinz-Regent die Regierung antrat, wieder hoffnungsvoll die Blicke auf den Hohenzollernstaat. Eine Probe seiner Festigkeit hatte der neue Herrscher zu bestehen, als 1859 der Krieg zwischen Österreich und Frankreich um Italien ausbrach. Österreich nahm die bewaffnete Hilfe des Bundes in Anspruch, und aus Furcht vor der Eroberungssucht Napoleons waren Regierungen, Kammern und Presse, besonders in Süddeutschland, der Ansicht, daß diese Hilfe geleistet, der Rhein am Po verteidigt werden müsse. Die Marschbereitschaft der Bundeskontingente und die Armierung der Bundesfestungen wurden 24. April vom Bunde beschlossen. Auch Preußen stimmte dem zu, und entschlossen, das deutsche Bundesgebiet gegen jeden Angriff zu verteidigen, schritt es, als sich die französisch-italienische Armee der südlichen Bundesgrenze näherte, zur Mobilmachung seiner Armee und beantragte 25. Juni auch die der Bundeskorps. Doch beanspruchte es die Führung des Krieges als selbständige Großmacht, und der Prinz-Regent weigerte sich, als Bundesfeldherr sich unter den Befehl des von Österreich beherrschten Bundestags zu stellen, wie Österreich ihm zumutete. Da zog es Kaiser Franz Joseph vor, in den Friedenspräliminarien von Villafranca die Lombardei abzutreten, um nicht seine herrschende Stellung in D. zu verlieren. Der neuentfachte Streit zwischen den deutschen Großmächten brachte die Frage der Einigung Deutschlands wieder in Fluß, und das Beispiel Italiens, wo die Nation nach tausendjähriger Zerrissenheit sich einmütig um das thatkräftige Sardinien scharte und durch einheitliches, entschlossenes Handeln Großes erreichte, regte auch die nationalen und liberalen Elemente in D. an, nach zehnjährigem Druck hervorzutreten. Die Großdeutschen in Süddeutschland gründeten den Reformverein, die Reste der erbkaiserlichen oder kleindeutschen Partei, verstärkt durch jüngere Kräfte, stifteten auf Antrieb Bennigsens im August 1859 den Deutschen Nationalverein, welcher eine Reform des Bundes, die Herstellung einer Zentralgewalt unter Preußens Leitung und eines Reichsparlaments für sein Ziel erklärte und bald 20,000 Mitglieder zählte. Die Schillerfeier, zahlreiche Versammlungen wissenschaftlicher, volkswissenschaftlicher und geselliger Vereine, der Sänger-, Turner- und Schützenbünde belebten das Nationalgefühl.

Preußen sühnte ein altes Unrecht, indem es 1862 den Kurfürsten von Hessen zwang, die Verfassung von 1831 herzustellen, und beantragte vor allem eine Reorganisation der deutschen Reichskriegsverfassung. In der Frage der Bundesreform kam es auf seine frühere Unionspolitik zurück und erklärte es für das richtigste, den völkerrechtlichen Charakter des bestehenden Bundes in seiner Reinheit festzuhalten, dagegen eine engere Vereinigung seiner Glieder auf dem Wege der Vereinbarung zu suchen; auch schloß es mit einigen Kleinstaaten Militärkonventionen. Die Mittelstaaten, welche wieder in liberale konstitutionelle Bahnen eingelenkt waren, verhandelten 1860 auf den Würzburger Konferenzen die Reformfrage, und ihr rührigster Staatsmann, Beust, legte 15. Okt. 1861 ein umfassendes, auf dem Triasgedanken beruhendes Bundesreformprojekt vor, welches den größern Mittelstaaten einen Anteil an der Exekutive verschaffte und dem Bundestag eine aus Delegierten der Landtage bestehende Abgeordnetenversammlung, jedoch nur mit beratender Stimme, zur Seite stellte. Bei der Abstimmung über das Projekt (22. Jan. 1863) sprach der preußische Gesandte die Ansicht aus, daß nur eine direkt gewählte Vertretung den Wünschen der Nation entspreche. Aber der 1862 ausgebrochene Konflikt zwischen König Wilhelm I. und dem preußischen Abgeordnetenhaus über die Heeresreorganisation entzog Preußen die Sympathien der deutschen Liberalen, bei denen die Anschauung herrschte, daß die Hegemonie in D. nicht ein ehren- und mühevolles Amt sei, das dem mächtigsten deutschen Staat zukomme, sondern ein Preis für Wohlverhalten, der jederzeit wieder entzogen werden könne; Bismarcks Vorgehen gegen die parlamentarische Opposition ließ aber die schlimmste Reaktion befürchten. Daher glaubte Österreich den Augenblick gekommen, um sich durch eine großdeutsche Bundesreform seine Stellung an der Spitze Deutschlands zu sichern. Plötzlich überraschte es alle Welt durch eine Einladung an alle deutschen Fürsten und Freien Städte zu einem deutschen Fürstentag in Frankfurt a. M. Derselbe wurde 17. Aug. 1863 unter Vorsitz des Kaisers

von Österreich eröffnet; außer den Vertretern der Freien Städte waren fast alle deutschen Fürsten persönlich erschienen, nur der König von Preußen fehlte, obwohl Franz Joseph ihn 2. Aug. persönlich in Gastein eingeladen hatte. Das von Schmerling verfaßte **österreichische Reformprojekt** schlug vor, die Leitung der Bundesangelegenheiten mit erweiterter Befugnis einem Direktorium zu übertragen, welches aus dem Kaiser von Österreich, den Königen von Preußen und Bayern und zwei andern alternierenden Fürsten bestehen sollte; in ihm und der Bundesversammlung der Vertreter aller Regierungen hatte Österreich den Vorsitz; alle 3 Jahre würde eine aus 300 Mitgliedern der Landtage bestehende Bundesdelegiertenversammlung zur Beratung und Beschlußfassung über die ihr vorzulegenden Gesetzvorlagen zusammentreten und deren Beschlüsse dann einem Fürstenrat zu freier Verständigung unterbreitet werden; auch ein Bundesgericht war vorgeschlagen. Das Projekt wurde nach geheimer Beratung 1. Sept. fast mit Stimmeneinheit angenommen, aber die Zustimmung Preußens trotz einer Kollektiveinladung des Fürstentags an König Wilhelm nicht erreicht. In seinem Bericht vom 15. Sept. betonte Bismarck mit Recht, daß eine Bürgschaft dafür, daß Preußen nicht fremden Interessen geopfert werde, nur in einer aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgegangenen Vertretung liege, da die Wünsche und Interessen des preußischen Volkes mit denen des deutschen wesentlich identisch seien. Auch der deutsche Abgeordnetentag, welcher, aus liberalen Mitgliedern der deutschen Landtage bestehend, sich gleichzeitig mit dem Fürstentag 21. und 22. Aug. in Frankfurt versammelte, konnte bei aller Anerkennung der Tendenz des österreichischen Entwurfs denselben doch nicht für genügend erachten. Aber an eine Verständigung zwischen ihm und Bismarck war nicht zu denken, da selbst die eifrigsten Vertreter der deutschen Einheitsidee Bismarcks Vorschläge nicht ernst nahmen, solange der preußische Verfassungskonflikt dauerte. Das war aber durch Preußens erfolgreichen Widerspruch gegen die österreichische Bundesreform klargestellt, daß die deutsche Frage im Grunde eine Machtfrage zwischen Österreich und Preußen war und daher nur durch Machtmittel entschieden werden konnte.

Die schleswig-holsteinische Frage und der deutsche Entscheidungskampf.

Zwei Tage, nachdem in Dänemark eine neue Verfassung beschlossen worden (13. Nov. 1863), welche Schleswig in den dänischen Staat einverleibte und damit sowohl die Rechte der Herzogtümer auf Vereinigung als die völkerrechtlichen Verpflichtungen Dänemarks verletzte, rief der Tod des Königs Friedrich VII. (15. Nov.) den Prinzen von Glücksburg, Christian IX., auf Grund des Londoner Protokolls von 1852 auf den Thron. Da dieser die neue Verfassung bestätigte, so weigerten sich die Stände und Einwohner von Schleswig-Holstein, ihn als Landesherrn anzuerkennen, und proklamierten den Prinzen **Friedrich von Augustenburg** als ihren Herzog, dessen Thronfolge zugleich die ersehnte Trennung von Dänemark herbeiführte. Auch in D. hielt man dies für die beste Lösung; Fürsten und Landtage erklärten sich für die Anerkennung Friedrichs VIII., und 21. Dez. versammelten sich in Frankfurt 500 Abgeordnete aus allen Parteien, klein- und großdeutsche, und setzten den **Sechsunddreißiger-Ausschuß** ein, um mit allen Mitteln für den Augustenburger zu agitieren. Österreich und Preußen jedoch, als Großmächte an das Londoner Protokoll gebunden, verlangten, daß man sich mit dem Einspruch gegen die Novemberverfassung und mit der auf Grund desselben schon 1. Okt. 1863 beschlossenen Bundesexekution begnügen müsse; die letztere setzten sie durch, und Ende Dezember rückten sächsische und hannöversche Truppen in Holstein ein, das die Dänen ohne Widerstand räumten. Aber dem Standpunkt der Großmächte sich anzuschließen, lehnte der Bund 14. Jan. 1864 ab, und Österreich und Preußen handelten nun allein. Sie gingen entschlossen vor: nachdem Dänemark die Aufforderung, die Novemberverfassung in Schleswig außer Kraft zu setzen, unbeachtet gelassen, überschritten 1. Febr. österreichische und preußische Truppen die Eider. Aber in D. glaubte man, daß die Großmächte nur wie 1851 die Herzogtümer wehrlos an Dänemark überliefern würden; das preußische Abgeordnetenhaus verweigerte alle Geldmittel, und der Sechsunddreißiger-Ausschuß forderte geradezu zu einem Kriege gegen Österreich und Preußen auf, um sie am beabsichtigten Verrat zu hindern. Daß Bismarck dadurch, daß er sich auf den Boden des Londoner Protokolls stellte und Dänemark ins Unrecht setzte, eine Intervention der andern Mächte verhütete, wurde von niemand gewürdigt. Der **deutsch-dänische Krieg** nahm einen glücklichen Fortgang, die Düppeler Schanzen wurden erobert (18. April) und ein großer Teil von Jütland besetzt. Auf der Londoner Konferenz, auf welcher auch der Deutsche Bund durch Beust vertreten war, machte es die halsstarrige Unnachgiebigkeit Dänemarks den deutschen Mächten möglich, sich vom Londoner Protokoll loszusagen und die gänzliche Trennung der Herzogtümer von Dänemark zu fordern, die im Wiener Frieden (30. Okt.) auch erreicht wurde. Aber nun widersetzten sich nicht nur die Mittelstaaten, welche durch die Beiseiteschiebung der Bundesexekution empfindlich beleidigt waren, sondern auch die gegen Bismarck nun einmal mißtrauische Meinung in D. dem berechtigten Verlangen Preußens, daß der neue schleswig-holsteinische Mittelstaat ihm für seine militärische und maritime Machtstellung gewisse Zugeständnisse einräume. Eine offene Opposition gegen Preußen wagten die Mittelstaaten zunächst noch nicht, denn damals bedrohte sie Preußen mit Auflösung des preußischen Zollvereins, wenn sie auf ihrem Widerstand gegen den französischen Handelsvertrag beharrten; aber auf ihren Antrieb lehnte der Herzog von Augustenburg die preußischen Forderungen ab. Preußen ließ nun den Herzog fallen und faßte ernstlich die Erwerbung der Herzogtümer für sich selbst ins Auge. Österreich dagegen näherte sich wieder den Mittelstaaten und trat für die Rechte des Augustenburgers ein; der Bundestag und der Sechsunddreißiger-Ausschuß drängten darauf, daß der Herzog anerkannt und zu diesem Zweck eine schleswig-holsteinische Landesvertretung berufen werde. Noch wurde der Konflikt durch den **Gasteiner Vertrag** (14. Aug. 1865) vertagt, aber nur kurze Zeit. Die Teilung der Verwaltung der Herzogtümer beseitigte die Streitigkeiten nicht, und Anfang 1866 glaubte Österreich die Zeit zur Entscheidung gekommen; in D. isoliert und in seinem Innern durch den Verfassungskonflikt gelähmt, schien Preußen unterliegen zu müssen. In einer Note vom 16. März 1866 gab der österreichische Minister des Auswärtigen die Absicht kund, die schleswig-holsteinische Sache dem Bunde anheimzugeben, und sprach das Vertrauen aus, daß die deutschen Staaten Österreich unterstützen würden. Preußen kündigte darauf

24. März einen Antrag auf Bundesreform an, den es 9. April auch wirklich stellte, und in welchem es die Berufung einer aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehenden Nationalversammlung forderte. Aber die öffentliche Meinung in D. hielt diesen Antrag nicht für ernst gemeint und blieb antipreußisch, wenn auch einem »Bruderkrieg« abgeneigt. Die Mittelstaaten suchten auf einer Konferenz zu Bamberg (14. Mai) auf beiderseitige Abrüstung hinzuwirken, doch ohne Erfolg, zumal zwei von ihnen, Sachsen und Hannover, selbst mit Rüstungen angefangen hatten. Den entscheidenden Schritt that Österreich, indem es die holsteinischen Stände berief und 1. Juni dem Bunde die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage übertrug. Preußen bezeichnete dies als einen Bruch des Gasteiner Vertrags, ließ 7. Juni durch Manteuffel Holstein besetzen, das die Österreicher und der Herzog von Augustenburg räumten, und erklärte 9. Juni im Bundestag, daß es die schleswig-holsteinische Frage als eine nationale ansehe und nur in Verbindung mit der von ihm vorgeschlagenen Bundesreform zu lösen bereit sei. Dagegen stellte Österreich 11. Juni wegen des Vorgehens Preußens in Holstein den Antrag auf Mobilmachung der gesamten Bundesarmee mit Ausnahme ihrer preußischen Bestandteile, d. h. auf Kriegserklärung gegen Preußen. Schon 14. Juni wurde über diesen Antrag abgestimmt und derselbe mit 9 gegen 6 Stimmen (Preußen, Oldenburg, Mecklenburg, die thüringischen Staaten, die Freien Städte außer Frankfurt und Luxemburg) zum Beschluß erhoben. Sofort nach Verkündigung dessen verlas der preußische Gesandte v. Savigny eine Erklärung der preußischen Regierung, daß sie den bisherigen Bundesvertrag damit für gebrochen und erloschen ansehe, daß sie aber einen neuen Bund ohne Österreich mit den deutschen Regierungen abzuschließen bereit sei.

Der Krieg (s. Preußisch-deutscher Krieg) nahm einen Verlauf, wie ihn niemand vermutet hatte. Während die Bundestruppen sich noch sammelten, besetzte Preußen Sachsen und Kurhessen ohne Schwertstreich, Hannover nach dem blutigen Gefecht von Langensalza (27. Juni). Ganz Norddeutschland war Ende Juni schon in Preußens Gewalt; die meisten kleinen Staaten riefen ihre Gesandten vom Rumpfbundestag ab und schlossen sich Preußen an. Der siebentägige Feldzug in Böhmen und die Schlacht bei Königgrätz brachten den Krieg gegen Österreich zu glänzender Entscheidung; der Mainfeldzug zersprengte die beiden Bundesarmeekorps, welche unter der schwarz-rot-goldenen Trikolore in den Kampf gezogen waren; der Bundestag mußte nach Augsburg flüchten, wo er sich 24. Aug. auflöste. Die Intervention Napoleons III. rettete Sachsen und nötigte Preußen, sich auf einen norddeutschen Bund zu beschränken; doch gestatteten die Nikolsburger Friedenspräliminarien (26. Juli) und der Prager Friede (23. Aug.), daß der Bund der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde eine nationale Vereinigung eingehe. Österreichs deutsches Gebiet blieb unverletzt, die Kriegskosten (20 Mill. Thlr.) waren nicht erheblich. Dagegen schied es nun aus D. aus; es gab für immer seine dominierende Stellung hier auf, und der Dualismus der deutschen Großmächte endete mit dem völligen Siege Preußens, das durch die Einverleibung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts sein deutsches Gebiet bedeutend vergrößerte. Von Österreich im Stiche gelassen, wendeten sich die süddeutschen Staaten, mit Ausnahme von Baden, an Frankreich um Hilfe, das gleichzeitig in drohender Form eine Kompensation am Rhein auf preußische, bayrische und hessische Kosten verlangte. Bismarck wies dies Verlangen auf die Gefahr eines neuen Krieges hin zurück. Zugleich aber entschloß er sich, durch milde Friedensbedingungen die süddeutschen Staaten für eine engere Verbindung mit Preußen zu gewinnen und so die Versöhnung und Einigung ganz Deutschlands ohne Österreich anzubahnen. Württemberg und Baden erlitten also keine, Bayern und Hessen nur unerhebliche Gebietsverluste und mußten bloß Kriegskontributionen bezahlen, schlossen aber im August mit Preußen geheime Schutz- und Trutzbündnisse, in welchen sie sich ihr Gebiet gegenseitig garantierten und zur Verteidigung desselben im Falle eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zur Verfügung zu stellen und den Oberbefehl über dieselbe dem König von Preußen zu übertragen sich verpflichteten. Damit war die nationale Verbindung, die der Prager Friede vorsah, hergestellt, auch wenn kein Südbund zu stande kam. Ein unschätzbares Glück für D. und ein großes Verdienst der preußischen Staats- und Heeresleitung war es, daß der deutsche Entscheidungskampf so rasch und mit so durchschlagendem Erfolg beendet wurde. Hierdurch wurde eine tiefer eindringende Verbitterung zwischen den kämpfenden Parteien verhütet, die Einmischung Frankreichs abgewehrt, jeder Versuch, die neue Gestaltung Deutschlands unter Preußens Hegemonie rückgängig zu machen, vereitelt und mit der Einsicht in die Verrottung der frühern Zustände die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse erleichtert.

Der Norddeutsche Bund und die Begründung des Deutschen Reiches.

Schon während des Krieges hatten die Großherzogtümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Altenburg, die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß j. L., Waldeck, Lippe und Schaumburg-Lippe, die Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen mit Preußen ein enges Bündnis geschlossen und sich 18. Aug. für die 14. Juni von Preußen vorgelegte neue Bundesverfassung erklärt. Hessen hatte sich in seinem Friedensschluß 3. Sept. verpflichtet, mit der vom preußischen Gebiet umschlossenen Provinz Oberhessen dem neuen Bund beizutreten. Nun wurden auch Sachsen-Meiningen und Reuß ä. L. dazu genötigt. Endlich kam nach Entlassung Beusts 21. Okt. der Friede mit dem Königreich Sachsen zu stande, das ebenfalls dem Bunde beitrat. Im Dezember 1866 wurde den Bevollmächtigten dieser 22 Staaten in Berlin der Entwurf einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt; bereits 9. Febr. 1867 gelangten die Regierungen zu allseitiger Verständigung, worauf 12. Febr. die allgemeinen Wahlen für den konstituierenden Reichstag stattfanden. Derselbe wurde 24. Febr. in Berlin vom König Wilhelm I. von Preußen mit einer Thronrede eröffnet, welche aus den trüben Erfahrungen der Vergangenheit die Notwendigkeit folgerte, die Einigkeit des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern; daran knüpfte sie die Mahnung an die Vertreter des Volkes, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen und den vollendetern Ausbau desselben getrost dem fernern vereinten Wirken der

deutschen Fürsten und Volksstämme zu überlassen. Die Mahnung wurde von der Mehrheit des Reichstags befolgt, welche aus Konservativen und Nationalliberalen bestand; letztere hatten sich 1866 von der Fortschrittspartei getrennt, weil sie die nationale Politik Bismarcks zu unterstützen entschlossen waren. Während der Reichstag die Kompetenz des Bundes in mehreren Punkten erweiterte und seine eignen Rechte genauer präzisierte, behaupteten die Regierungen ihren Standpunkt in der Militärfrage (Normierung der Präsenzstärke mit 1 Proz. der Bevölkerung und Bewilligung der Kosten bis 31. Dez. 1871) und in der Diätenfrage (Fortfall jeder Entschädigung für die Reichstagsabgeordneten). Die Bundesverfassung wurde 16. April mit 230 gegen 53 Stimmen (zumeist von der Fortschrittspartei) angenommen und trat 7. Juni 1867 in Kraft. Sie beruhte auf dem Grundgedanken der Union von 1849: das Präsidium des Bundes wurde der Krone Preußen erblich übertragen und besaß das Recht, Krieg zu erklären, Frieden, Verträge und Bündnisse zu schließen, den Bund nach außen zu vertreten, das Haupt der Exekutive, den Bundeskanzler, zu ernennen und Bundesrat und Reichstag zu berufen. Der erstere bestand aus den Bevollmächtigten der 22 verbündeten Staaten und zählte 43 Stimmen (davon Preußen 17); er hatte das Recht der Vorberatung und Genehmigung aller Gesetze. Der Reichstag ging aus allgemeinen direkten Wahlen hervor (ein Abgeordneter auf 100,000 Seelen) und hatte die Rechte und Stellung der Volksvertretung eines konstitutionellen Staatswesens. Die Bundesgesetzgebung erstreckte sich auf das gesamte Verkehrs-, Handels-, Münz- und Zollwesen sowie wichtige Rechtsgebiete, ließ dagegen die innere Verwaltung der Einzelstaaten möglichst unberührt; doch gingen die Bundesgesetze stets den Landesgesetzen vor. Unbeschränkte Freizügigkeit gestaltete das Einzelindigenat zu einem Bundesindigenat um, Kriegsmarine und Heeresverfassung waren einheitlich, der König von Preußen Bundesfeldherr.

Das Verhältnis des neuen Bundes zu Süddeutschland kam schon 1867 zur Sprache. Durch den Bundesreformentwurf war die Verbindung Deutschlands mit dem Großherzogtum Luxemburg gelöst worden, doch hatte Preußen noch eine Garnison in der Festung Luxemburg. Als der König der Niederlande Luxemburg an Frankreich verkaufen wollte, verweigerte die preußische Regierung ihre Zustimmung und beantwortete die französischen Kriegsdrohungen mit der Veröffentlichung der geheimen Bündnisse mit den süddeutschen Staaten (19. März). Der Krieg wurde durch beiderseitige Zugeständnisse vermieden und im Londoner Protokoll (11. Mai 1867) die Räumung Luxemburgs durch die preußischen Truppen und die Neutralität des Landes festgesetzt. Die Allianzverträge mit den süddeutschen Staaten kamen nach ihrer Veröffentlichung aber in den süddeutschen Kammern zur Sprache, und es zeigte sich hierbei, daß, wenn auch ein Südbund unmöglich war, doch auch an einen Eintritt Bayerns und Württembergs in den Norddbund vorläufig nicht zu denken sei. Auch der Vertrag über die Neugestaltung des Zollvereins vom 8. Juli 1867, welcher bestimmte, daß ein Zollbundesrat und ein Zollparlament, aus dem norddeutschen Reichstag und den durch direkte allgemeine Wahlen gewählten Vertretern der süddeutschen Bevölkerung bestehend, gebildet werden sollten, stieß besonders beim bayrischen Reichsrat auf hartnäckigen, wenn auch schließlich überwundenen Widerstand. Die Wahlen zum Zollparlament (Februar 1868) fielen in Württemberg ganz, in Bayern zu drei Vierteln partikularistisch aus, und der Widerspruch der 57 Mitglieder starken partikularistischen Fraktion bewirkte, daß in der ersten Session des Zollparlaments (27. April bis 23. Mai 1868) die von nationalem Geist erfüllte Thronrede des Königs Wilhelm mit keiner Adresse beantwortet und jede Kompetenzerweiterung abgelehnt wurde. Der Einzeleintritt des echt patriotisch gesinnten Baden in den Norddbund wäre unter diesen Umständen nicht zweckmäßig gewesen, und so mußte es vorläufig genügen, daß die süddeutschen Staaten ihre Heereseinrichtungen nach preußischem Muster umgestalteten. Gleichzeitig war der erste (und einzige) Reichstag des Norddeutschen Bundes, in dem die gemäßigten Konservativen und die Nationalliberalen die Mehrheit hatten, im Verein mit dem Bundeskanzler Bismarck eifrig thätig, um durch Einzelgesetze die Bundesverfassung zu verwirklichen: ein Bundesoberhandelsgericht wurde in Leipzig errichtet, eine Gewerbeordnung und Wechselordnung eingeführt, die Gleichberechtigung aller Konfessionen zum Gesetz erhoben, ein Strafgesetzbuch genehmigt ꝛc.

Über die Schwierigkeiten, welche der Einigung ganz Deutschlands entgegenstanden, half der Deutsch-französische Krieg (s. d.) hinweg. Unter dem nichtigen Vorwand der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern von Frankreich heraufbeschworen, um das Werk von 1866 zu zertrümmern und D. wieder unter französischen Einfluß zu bringen, von allen offenen und geheimen Feinden Preußens mit schadenfrohen Hoffnungen begrüßt, entzündete der Krieg 1870 auf einmal im deutschen Volke einen leidenschaftlichen Zorn gegen den frechen Herausforderer und einen gewaltigen Enthusiasmus, der mit fester Entschlossenheit gepaart war. Der norddeutsche Reichstag, welcher am Tage der Kriegserklärung, 19. Juli, eröffnet wurde, beantwortete die würdige und selbstbewußte Thronrede des Königs mit einer begeistert zustimmenden Adresse und bewilligte einstimmig die geforderte Kriegsanleihe von 120 Mill. Thlr. Die süddeutschen Fürsten ließen sofort in Berlin erklären, daß sie den casus foederis für eingetreten erachteten und demgemäß ihre sämtlichen Streitkräfte dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellten. Die süddeutschen Landtage bewilligten die geforderten Rüstungsgelder zum Teil einstimmig. Die süddeutschen Kontingente wurden mit drei preußischen Armeekorps zur dritten deutschen Armee unter dem Kronprinzen von Preußen vereinigt, während die erste und zweite Armee aus norddeutschen Truppen bestanden. So war die Kriegsmacht des ganzen deutschen Volkes zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder vereinigt, und ihre glänzenden Siege bewiesen, welche gewaltige Kraft ihr innewohnte, wenn sie gut vorbereitet und geführt war. In den Schlachten von Wörth und Spichern, in dem blutigen Ringen an den drei Kampftagen vor Metz, endlich bei Sedan wetteiferten die deutschen Truppen in Tapferkeit und Todesmut. Deutsches Gebiet, welches in frühern Kriegen mit dem französischen Nachbar stets Kriegsschauplatz gewesen war, wurde diesmal nur in Saarbrücken auf kurze Zeit vom Feinde betreten. Schon einen Monat nach Beginn der Feindseligkeiten war eine große Armee der Franzosen kriegsgefangen, eine zweite in Metz eingeschlossen und die deutschen Heer tief im Innern Frankreichs auf dem Marsche nach Paris.

Neben der Rückgabe Elsaß-Lothringens ward die Einigung von ganz D. im deutschen Volke als

Preis für so viel vergossenes Blut immer entschiedener gefordert. Obwohl König Wilhelm und Bismarck jede Pression auf die süddeutschen Staaten ablehnten, nachdem dieselben so loyal ihren Vertragspflichten nachgekommen waren, so konnten doch Bayern und Württemberg dem Einfluß der Stimmung in Heer und Volk sich nicht entziehen und gaben den Wunsch nach Verhandlungen über eine festere Einigung mit dem Norddeutschen Bund zu erkennen, während Baden und Hessen sich zu sofortigem Eintritt bereit erklärten. Indes stellte Bayern anfangs, bei einem Besuche Delbrücks, des Präsidenten des Bundeskanzleramts, in München, solche Forderungen, daß eine Verständigung unmöglich schien. Erst in Versailles kamen die Dinge in bessern Fluß, und nachdem Baden und Hessen durch Vertrag vom 15. Nov. in den Norddeutschen Bund eingetreten waren, schlossen auch Bayern (23. Nov.) und Württemberg (25. Nov.) hierüber Verträge. Beiden Königreichen wurden allerdings erhebliche Sonderrechte zugestanden: Gesandtschaftsrecht, Verwaltung des Heerwesens, eigne Post, Eisenbahnen und Telegraphen, eigne Besteuerung von Bier und Branntwein; doch schloß Württemberg eine Militärkonvention mit Preußen ab, und sein Landtag genehmigte den Vertrag mit großer Stimmenmehrheit, während im bayrischen Abgeordnetenhaus die ultramontanen Partikularisten alle Kräfte anstrengten, den Vertrag zu Fall zu bringen, so daß er schließlich nur durch den Abfall einiger Partikularisten die erforderliche Stimmenmehrheit erhielt. Im Norddeutschen Reichstag stießen dagegen die den Königreichen gemachten Zugeständnisse auf Widerspruch. Indes da mitgeteilt wurde, daß der König von Bayern beantragt habe, mit dem Präsidium des künftigen deutschen Bundes den Titel »deutscher Kaiser« zu verbinden, und die übrigen Fürsten und die Freien Städte zugestimmt hätten, nahm der Reichstag 9. Dez. die Verträge an und änderte den Namen des neuen Bundes in Deutsches Reich um. Eine Deputation des Reichstags, geführt von Simson, begab sich zum König Wilhelm nach Versailles und bat ihn 18. Dez. »vereint mit den Fürsten Deutschlands«, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. König Wilhelm nahm die Krone an, und nachdem die formelle Zustimmung der Fürsten und Städte erfolgt war, erließ er 17. Jan. 1871 eine Proklamation an das deutsche Volk, die diese Annahme verkündete und mit den schönen Worten schloß: »Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.« Am 18. Jan. 1871, 170 Jahre nach der Krönung des ersten preußischen Königs, geschah im Spiegelsaal des französischen Königsschlosses zu Versailles in Gegenwart einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Prinzen und Kriegshelden die öffentliche Verkündigung des deutschen Kaiserreichs, und 19. Jan. gab der Donner der Kanonen in der siegreichen Schlacht am Mont Valérien dazu die Weihe. Der Kaiserproklamation folgte unmittelbar die Kapitulation von Paris und damit das Ende des unvergleichlichen Krieges. Die Versailler Friedenspräliminarien (26. Febr.) gaben D. Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Metz zurück und verschafften ihm eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Frank. Wohl erregte dieser glänzende Erfolg den Neid der Mächte, und besonders England hätte gern zu gunsten Frankreichs interveniert. Indes keine wagte, dem neuen Reiche ihre Anerkennung zu verweigern. Der definitive Friede zwischen Frankreich und D. wurde 10. Mai zu Frankfurt a. M. abgeschlossen.

Nachdem die Wahlen 3. März stattgefunden und eine große nationale Mehrheit ergeben hatten, ward der erste deutsche Reichstag 21. März 1871 in Berlin eröffnet. Die Thronrede des Kaisers Wilhelm I. konnte mit Stolz und Genugthuung darauf hinweisen, daß D. die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung seiner Grenzen, die Unabhängigkeit seiner nationalen Rechtsentwickelung erreicht habe und fortan ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein werde. Bei der Adreßdebatte machte sich die neue ultramontane, 60 Mitglieder starke Zentrumspartei bemerklich, welche den Einfluß des neuen Reiches sofort für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu verwerten suchte, wie sie denn auch gewisse kirchliche Grundrechte in die Reichsverfassung eingeschoben wissen wollte; beides ohne Erfolg. Die Reichsverfassung (s. oben, S. 890), welche 14. April 1871 vom Reichstag mit allen gegen vier Stimmen angenommen wurde, war eine Revision der norddeutschen Bundesverfassung: sie erhöhte die Zahl der Mitglieder und Stimmen des Bundesrats, der nun aus den Bevollmächtigten von 25 Staaten bestand, von 43 auf 58 und beschränkte die Rechte des Bundespräsidiums in einigen wenigen Punkten zu gunsten des Bundesrats; Elsaß-Lothringen wurde Reichsland, d. h. gemeinsamer Besitz des Reiches. So war das neue Deutsche Reich begründet. Wohl kam es dem alten, 1806 untergegangenen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation an Umfang und Machtansprüchen nicht gleich: der neue Kaiser trug nicht die älteste und erhabenste Krone der Christenheit, er war nicht Oberlehnsherr der deutschen Reichsfürsten und beanspruchte nicht die Oberhoheit über große Nachbarlande. Die politische Verbindung mit den österreichischen Landen war gelöst, Luxemburg aufgegeben. Dafür waren Schleswig und Elsaß-Lothringen neu gewonnen, und was das Reich an äußerm Glanz und an Ausdehnung verlor, das ersetzte es durch innere Einheit und Kraft. Unter einer erblichen Dynastie, welche in dem preußischen Staat eine große, rein deutsche Hausmacht besaß, mit einer gesetzlich geordneten Verfassung, konnte das deutsche Volk nun eine einheitliche Kulturarbeit beginnen. Nach außen war es durch seine Militärmacht gesichert, im Innern konnten die Territorialgewalten der Reichseinheit und dem Wohl des Ganzen nicht mehr gefährlich werden und in dem ihnen überlassenen Bereich durch fruchtbaren Wetteifer Gutes und Edles stiften. Nach mehr als 200jährigen Mühen und Kämpfen war D. wieder Herr seiner selbst und seiner Geschicke und auf einer Stufe geistiger und materieller Entwickelung, welche es in die Reihe der führenden Kulturstaaten stellte.

Die Regierung Kaiser Wilhelms I.

Reichskanzler und Reichstag widmeten sich mit großem Eifer der festern Begründung des Reiches. Nachdem für den Militäretat auf 3 Jahre ein Pauschquantum von je 270 Mill. Mk. bewilligt worden, wurde über die französische Kriegsentschädigung, welche überraschend schnell abgezahlt wurde, insgesamt 4219 Mill. Mk., Verfügung getroffen: ein Reichskriegsschatz (120 Mill.) wurde begründet, ein Invalidenfonds (500 Mill.) und ein Festungsbaufonds errichtet, 1856 Mill. an Kriegs- und Retablissementskosten bezahlt, 708 Mill. den einzelnen Staaten überwiesen. Die Münzreform wurde im Januar 1873 zum Abschluß gebracht. Der

Kulturkampf in Preußen machte sich auch im Reiche fühlbar, indem der »Kanzelparagraph« und das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 die schärfste Opposition der Ultramontanen hervorriefen und die eifrigsten Anstrengungen derselben bei den Wahlen zum zweiten Reichstag (10. Jan. 1874), bei denen sie sich mit den Partikularisten verbanden, ihre Zahl auf 101 Mitglieder erhöhten, wozu die Polen, die Sozialdemokraten und die Elsaß-Lothringer kamen, welch letztere 16. Febr. 1874 mit Protest in den Reichstag eintraten. Die Einführung der obligatorischen Zivilehe und das Gesetz über Verhinderung unbefugter Ausübung von Kirchenämtern (Expatriierungsgesetz) vermochten die Ultramontanen nicht zu verhindern, aber sie drohten das Reichsmilitärgesetz zu Falle zu bringen, welches 1874 vorgelegt wurde und bestimmte, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften auf 1 Proz. der Bevölkerung (401,659 Mann) bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung normiert sein sollte; nicht bloß die Fortschrittspartei, sondern auch ein Teil der Nationalliberalen wollten dem Reichstag das Recht wahren, die Friedenspräsenzstärke durch das jährliche Etatsgesetz festzustellen. Da der Reichskanzler im Fall der Ablehnung des Gesetzes mit seinem Rücktritt drohte und im Volke, um dies zu vermeiden, lebhaft Nachgiebigkeit gewünscht wurde, so verstanden sich die Nationalliberalen zu einem Kompromiß, dem sogen. Septennat, wonach die geforderte Friedenspräsenzstärke auf 7 Jahre festgesetzt sein sollte. Ein gleicher Kompromiß wurde bei der Justizreform abgeschlossen, welche 1876 den Reichstag beschäftigte, nachdem sie 1874–76 von einer Kommission durchberaten worden war; der Bundesrat ließ viele Bedenken gegen deren Beschlüsse fallen, bestand aber auf seinem Einspruch gegen die Verweisung der Preßvergehen an die Schwurgerichte und gegen die Abschaffung des Zeugniszwanges für Verleger und Redakteure von Zeitschriften, und der Reichstag gab 21. Dez. 1876 nach; die Einführung der Reform (einer neuen Gerichtsorganisation, Zivil- und Strafprozeßordnung) in allen Staaten des Reiches wurde auf 1. Okt. 1879 festgestellt.

Diese Vorfälle erschütterten die Einheit der bisher maßgebenden nationalliberalen Partei und entzündeten einen heftigen Streit zwischen ihr und der Fortschrittspartei. Die Folge war, daß beide bei den Neuwahlen im Januar 1877 erhebliche Verluste erlitten und die Mehrheit im Reichstag verloren. Auch Bismarck wandte sich von den Nationalliberalen mehr und mehr ab, nachdem ein Versuch, sie für die Reichsregierung durch den Eintritt Bennigsens in dieselbe zu gewinnen (1877), an der Abneigung des linken Flügels der Partei gescheitert war, und faßte den Plan einer mit der bisherigen Freihandelspolitik nicht übereinstimmenden Steuerreform. Er hatte erkannt, daß man, getäuscht durch den enormen Aufschwung von Handel und Gewerbe nach dem Kriege, welcher sich seit 1874 als ungesund, zum Teil als schwindelhaft herausstellte und mit einem bedenklichen Zusammenbruch (Krach) zahlreicher Unternehmungen endete, in der Begünstigung des Freihandels zu weit gegangen war, die deutsche Industrie und Landwirtschaft dem Ausland gegenüber teilweise wehrlos gemacht und dadurch die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten empfindlich geschädigt hatte. Aber die Liberalen wollten von ihren Freihandelsprinzipien nicht ablassen und auch nicht ohne vollen Nachweis des Bedürfnisses die Einnahmen vermehren. Sie lehnten 1876 eine Reihe von indirekten Steuern auf gewisse nicht notwendige Verbrauchsgegenstände (Bier, Kaffee, Branntwein, Tabak ꝛc.) ab und sprachen sich im Februar 1878 aufs heftigste gegen das von Bismarck empfohlene Tabaksmonopol aus. Da erfolgte 11. Mai 1878 das Hödelsche Attentat auf den Kaiser, das ein erschreckendes Licht auf die sittliche Verwilderung eines Teils der Nation und auf die Gefahren der sozialdemokratischen Wühlerei warf, deren furchtbares Anschwellen schon die Reichstagswahlen von 1877 gezeigt hatten. Die Regierung legte daher dem Reichstag das Sozialistengesetz vor, welches auf 3 Jahre die Verfolgung sozialdemokratischer Ziele gewissen Ausnahmemaßregeln unterwarf. Die liberale und ultramontane Mehrheit lehnte das Gesetz 24. Mai als unnötig ab. Jedoch 2. Juni schoß Nobiling auf den Kaiser und verwundete ihn so schwer, daß er 4. Juni dem Kronprinzen die Stellvertretung übertragen mußte und erst 5. Dez. die Regierung wieder übernehmen konnte. Nun setzte der Reichskanzler die Auflösung des Reichstags durch und ließ bei den Neuwahlen (30. Juli) besonders die Liberalen aufs schärfste bekämpfen, so daß die Zahl der Nationalliberalen auf 101, die der Fortschrittspartei auf 24 Mitglieder sank. Darauf wurde das Sozialistengesetz 19. Okt. auf 2½ Jahre (bis 1881) angenommen, aber eine zuverlässige Mehrheit hatte Bismarck in dem in drei fast gleiche Hauptparteien (Konservative, Liberale und Zentrum) geteilten Reichstag nicht.

Größere Erfolge als in den parlamentarischen Kämpfen erzielte der Reichskanzler in der äußern Politik. Getreu den Versicherungen der ersten kaiserlichen Thronrede, daß D. als höchstes Ziel die Aufrechterhaltung des Friedens erstrebe, war Bismarck bemüht, zu allen Mächten freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten und jedem Konflikt vorzubeugen. Während er die vielfachen Herausforderungen der revanchelustigen Franzosen unbeachtet ließ, näherte er sich Österreich, dem er schon 14. Dez. 1870 bei der Anzeige der Neugestaltung der Dinge in D. den Wunsch eines freundschaftlichen Verhältnisses ausgedrückt hatte, und suchte eine Verständigung zwischen ihm und Rußland herbeizuführen. Dies gelang durch die Dreikaiserzusammenkunft, welche 5.–12. Sept. 1872 in Berlin stattfand. Alexander II. von Rußland und Franz Joseph von Österreich waren von ihren Ministern Gortschakow und Andrássy begleitet, und die drei Kaiserreiche vereinigten sich über eine gemeinsame Politik zur Erhaltung des Friedens und der bestehenden Verhältnisse. Auf Grund dieser Verabredung gelang es, als 1875 Unruhen auf der Balkanhalbinsel ausbrachen und Rußland sich von der panslawistischen Agitation 1877 zur Kriegserklärung an die Türkei drängen ließ, den Krieg auf die Balkanhalbinsel zu beschränken. Erst als Rußland entgegen seinen Versprechungen durch den Frieden von Santo Stefano die englischen und die österreichischen Interessen im Orient auf das empfindlichste verletzte und besonders England den entschiedensten Einspruch erhob, fühlte sich Bismarck veranlaßt, die Vermittelung der streitenden Interessen zu übernehmen und zum 13. Juni 1878 den Berliner Kongreß zu berufen, welchem die auswärtigen Minister aller beteiligten Mächte beiwohnten und er selbst präsidierte. Es wurde auf demselben eine gütliche Vereinbarung (im Berliner Frieden vom 13. Juli) herbeigeführt, indem Rußland wesentliche Änderungen am Vertrag von Santo Stefano zugestand. Hierüber waren freilich die Armee und die öffentliche Meinung in Rußland äußerst entrüstet, und Gortschakow sowie

die Panslawisten beeiferten sich, diese Entrüstung möglichst zu steigern. Die Spannung zwischen D. und seinem östlichen Nachbar wurde immer bedenklicher; auch eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem russischen Kaiser in Alexandrowo vermochte ihre Ursachen nicht zu beseitigen, so daß Bismarck 7. Okt. 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich-Ungarn abschloß, das 1883 erneuert wurde und dem auch Italien beitrat. Angesichts dieses mitteleuropäischen Dreibundes begnügten sich die Panslawisten und die Franzosen mit ohnmächtigen Drohungen; der russische Zar blieb friedlich gesinnt, und im September 1884 fand eine zweite Dreikaiserzusammenkunft in Skiernivice statt, welche den Frieden für längere Zeit verbürgte.

Inzwischen war der Entwurf der Wirtschafts- und Finanzreform im Frühjahr 1879 von der Reichsregierung dem Reichstag vorgelegt worden. Nachdem eine schutzzöllnerische Vereinigung von 204 Mitgliedern des Reichstags, teils Konservative, teils Ultramontane, sich im voraus mit dem Plane des Reichskanzlers einverstanden erklärt hatte, arbeitete eine Kommission des Bundesrats einen neuen Zolltarif aus, der Schutzzölle für Getreide, Holz, Eisen u. dgl. einführte und die Finanzzölle auf Wein, Tabak, Thee, Petroleum, Kaffee ꝛc. beträchtlich erhöhte. Weil die freihändlerischen Nationalliberalen, wie Delbrück, Lasker und Bamberger, den Zolltarif aufs heftigste angriffen und selbst Gemäßigte, wie Bennigsen, eine Quotisierung der Finanzzölle forderten, bewirkte der Reichskanzler, um die Genehmigung des Zolltarifs zu erreichen, die Bildung einer Koalition zwischen den Konservativen und Ultramontanen, welche dem Zolltarif allerdings die Franckensteinsche Klausel zufügte, wonach der die Summe von 130 Mill. Mk. übersteigende Betrag der neuen Zölle den einzelnen Bundesstaaten überwiesen werden sollte. Mit dieser Klausel ward das Zolltarifgesetz 12. Juli 1879 vom Reichstag angenommen. Auch ein Wuchergesetz und eine die Gewerbefreiheit einschränkende Novelle zum Gewerbegesetz verdankten dem konservativ-ultramontanen Bunde ihre Annahme. Die Verlängerung des Septennats und des Sozialistengesetzes wurde dagegen nur mit Hilfe der Nationalliberalen erreicht (die Militärnovelle von 1880 erhöhte die Friedenspräsenzstärke für 1881—88 auf 427,000 Mann), und die Samoavorlage wurde überhaupt abgelehnt. Die Neuwahlen für den Reichstag 1881 und 1884 verschlechterten noch die Parteiverhältnisse für die Regierung, indem sie nun nicht mehr auf eine konservativ-nationalliberale Mehrheit rechnen konnte und in allen die Kräftigung der Reichsgewalt betreffenden Fragen eine aus Ultramontanen, Welfen, Polen, Elsässern, Sozialdemokraten und Deutschfreisinnigen bestehende Opposition von 240 Mitgliedern gegen sich hatte. Daher wurde das Tabakmonopol abgelehnt und die durch zwei kaiserliche Botschaften vom 17. Nov. 1881 und 14. April 1883 dringend empfohlene Sozialreform nur langsam gefördert. Erst 1883 wurde das Krankenkassengesetz und 1884 das Unfallversicherungsgesetz zum Abschluß gebracht. Vorlagen über Subvention von überseeischen Schnelldampferlinien, über Vermehrung der Beamten im auswärtigen Dienst und über Bewilligung der Mittel für den Schutz der neuerworbenen Kolonien in Afrika und Ozeanien wurden nur zögernd und widerwillig genehmigt, über die Ausweisungen der Polen aus den östlichen Provinzen Preußens im Januar 1886 sogar von der oppositionellen Mehrheit des Reichstags ein Tadelsvotum ausgesprochen. Die Bevölkerung sprach sich über diese Haltung des Reichstags wiederholt mißbilligend aus, und als derselbe 14. Jan. 1887 die Erneuerung des Septennats, durch welche die Friedenspräsenzstärke auf 468,000 Mann erhöht wurde, ablehnte, wurde er aufgelöst. Die Neuwahlen (21. Febr.) ergaben eine konservativ-nationalliberale Mehrheit (Kartell), welche das Septennat, ferner auch das Branntweinsteuergesetz und ein Zuckersteuergesetz annahm. Durch diese wurden die Einnahmen des Reiches endlich so erhöht, daß die Einzelstaaten erheblich mehr vom Reiche ausbezahlt bekamen, als sie an Matrikularbeiträgen zu zahlen hatten, was auf die Besserung ihrer Finanzverhältnisse von günstigster Wirkung war. Rußlands und Frankreichs Rüstungen zwangen auch D. 1888, erhebliche Summen (280 Mill. Mk.) für die Verstärkung seiner Verteidigungsmittel auszugeben, welche der Reichstag fast einstimmig bewilligte, und durch ein ebenfalls gebilligtes Landwehr- und Landsturmgesetz die Kriegsstärke des deutschen Heeres um ½ Mill. Mann zu vermehren. Auch genehmigte der Reichstag ein Gesetz, durch welches die Legislaturperiode von 3 auf 5 Jahre verlängert wurde.

Neueste Zeit.

Kaiser Wilhelm I. starb 9. März 1888. Sein Nachfolger, Kaiser Friedrich III., schon seit Jahresfrist an einem unheilbaren Leiden schwer erkrankt, erklärte, im Sinne seines Vaters regieren und das Werk in dem Sinne, in dem es gegründet wurde, fortführen zu wollen, und behielt Bismarck als Reichskanzler bei, starb aber schon 15. Juni 1888 nach einer Regierung von nur 99 Tagen. Sein Sohn, Kaiser Wilhelm II., trat nun die Herrschaft an und eröffnete 25. Juni eine außerordentliche Sitzung des Reichstags, umgeben von den meisten deutschen Fürsten, mit einer Thronrede, welche verkündete, daß er dieselben Wege wandeln werde, auf denen sein Großvater das Vertrauen seiner Bundesgenossen, die Liebe des deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gewonnen habe, und daß er entschlossen sei, Frieden zu halten mit jedermann, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich und dessen Verbündete (Österreich und Italien) aufgedrängte Notwendigkeit sei. Durch Besuche bei dem Zaren in Petersburg, an den süddeutschen Höfen, in Wien und in Rom, dann 1889 in England, in Athen und Konstantinopel suchte der junge Kaiser die freundschaftlichen Beziehungen zum Ausland fester zu knüpfen und dadurch den Frieden noch mehr zu sichern. Die sozialpolitische Gesetzgebung wurde fortgesetzt, indem im Herbst 1888 dem Reichstag ein Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter vorgelegt und nach langen Verhandlungen 24. Mai 1889, wenn auch mit geringer Mehrheit, angenommen wurde. In der Reichstagstagung während des Winters 1889/90 bereitete besonders die Verlängerung des Sozialistengesetzes Schwierigkeiten. Dasselbe sollte auf Wunsch der Regierung aus einem auf kurze Zeit bewilligten in ein dauerndes Gesetz verwandelt werden. Die Nationalliberalen wollten aber für ein dauerndes Gesetz die Ausweisungsbefugnis nicht zugestehen, und bei der zweiten Lesung, Ende Januar 1890, wurde es ohne diese angenommen. Die Regierung erklärte aber nicht, daß sie damit einverstanden sei, und bei der Schlußabstimmung, 25. Jan., stimmten daher die Konservativen gegen das Gesetz in dieser Form, das damit überhaupt abgelehnt war. Unmittel-

bar darauf wurde der Reichstag geschlossen und Neuwahlen für den 20. Febr. angeordnet.

Dies unerwartete Ergebnis hatte darin seinen Grund, daß der Kaiser und Bismarck über die einzuhaltende Politik nicht mehr einig waren. Bismarck wollte der Sozialdemokratie gegenüber an den Repressivgesetzen festhalten, ja sie noch verschärfen. Der Kaiser hoffte durch Erfüllung der gerechten Forderungen der Arbeiter der sozialistischen Bewegung jede Gefahr zu nehmen und ließ 4. Febr. 1890 zwei Erlasse veröffentlichen, welche eine Regelung der Arbeiterverhältnisse in Preußen und dann auch eine internationale Konferenz hierüber ankündigten. Der Staatsrat trat 11. Febr. zur Beratung der Arbeiterfrage zusammen, die internationale Arbeiterschutzkonferenz tagte 15.—29. März. Die kaiserlichen Erlasse hatten aber der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen 20. Febr. einen mächtigen Aufschwung gegeben: gleichzeitig bekämpften Freisinnige und Ultramontane mit Aufgebot aller Kräfte das Kartell. Dieses verlor die Mehrheit; wie 1884—87 beherrschten fortan Ultramontane, Freisinnige und Sozialdemokraten den Reichstag. Unter diesen Umständen beschloß der Kaiser, das Sozialistengesetz fallen zu lassen und durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung den Frieden herzustellen. Bismarck war damit nicht einverstanden; auch des Kaisers zweiten Besuch in Rußland billigte er nicht, so wenig wie die Annäherung an England. So erbat und erhielt Bismarck 20. März 1890 seine Entlassung, und General v. Caprivi wurde sein Nachfolger; auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf Herbert Bismarck, trat zurück und wurde durch den badischen Bundesratsgesandten Marschall v. Bieberstein ersetzt.

Der neue Reichstag wurde 6. Mai 1890 eröffnet und ihm als erstes Arbeiterschutzgesetz eine Novelle zur Gewerbeordnung vorgelegt, deren Beratung indes nicht zu Ende geführt wurde. Dagegen bewilligte der Reichstag eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Reichsheeres auf 487,000 Mann; das Zentrum stimmte aus Furcht vor einer Auflösung dafür. Der Reichstag wurde darauf 2. Juli vertagt. Unmittelbar vorher, 1. Juli 1890, schloß D. mit Großbritannien einen Vertrag über die Abgrenzung der beiderseitigen Schutzgebiete in Afrika; in diesem wurde zwar die Abtretung Helgolands erreicht, aber Sansibar, Uganda und Witu den Engländern preisgegeben. Das Arbeiterschutzgesetz wurde erst in der Wintersession 1890—91 zum Abschluß gebracht. Die friedliche Politik des Reiches nach außen hin wurde durch die Erneuerung des Dreibundes im Sommer 1891 und den Abschluß der Handelsverträge mit Österreich, Italien, Belgien und der Schweiz, welche Ende 1891 trotz mancher Bedenken vom Reichstag genehmigt wurden, bekundet. Dem am 22. Nov. 1892 wieder eröffneten Reichstag wurde eine neue Militärvorlage, die den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht streng durchführen sollte und deshalb für die Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit zuließ, gleichwohl aber eine erhebliche finanzielle Mehrbelastung forderte, vorgelegt. Gegenüber der bedeutenden Vermehrung der französischen und russischen Reserveformationen sollte durch eine starke Erhöhung der jährlichen Rekruteneinstellung in D. die für einen Krieg erforderliche Menge der Mannschaften entsprechend vermehrt werden; um die Ausbildung derselben in 2 Jahren zu erleichtern, wurde die Errichtung von 173 Halbbataillonen, welche die bestehenden Bataillone von mancherlei kleinem Dienst befreiten, vorgeschlagen. Wenig geschickt war die Ankündigung und Einführung des neuen Gesetzes von der der Regierung zur Verfügung stehenden Presse ins Werk gesetzt worden. Die Kosten der Vorlage wurden sehr hoch angegeben und die Notwendigkeit der Vermehrung der jüngern Reservemannschaften in Kriegszeiten dadurch begründet, daß die Leistungen der Landwehr im letzten Kriege in taktloser Weise heruntergesetzt wurden. Hierdurch wurde von vornherein eine dem neuen Gesetz ungünstige Strömung in der öffentlichen Meinung erzeugt. Das Zugeständnis der zweijährigen Dienstzeit, welche die Liberalen in der Zeit des Konflikts 1862—66 hartnäckig verlangt hatten, wurde gering geschätzt gegenüber den Opfern, welche die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes auf 492,000 Mann ohne die Unteroffiziere (um 72,000 Mann mehr) erforderte; die einmaligen Mehrausgaben waren auf 66,800,000 Mk. angegeben, die dauernde Jahreserhöhung auf 64 Mill. Mk. Die Mehrkosten sollten durch Erhöhung der Abgaben auf Börsengeschäfte, Branntwein und Bier aufgebracht werden. Gegen die beiden letztern Steuererhöhungen wurde eine so entschiedene Agitation entfaltet, daß die Regierung sie zurückzog. In den langwierigen Ausschußverhandlungen über die Militärvorlage 1893 wurde dieselbe aber von den Vertretern der Reichsregierung, namentlich dem Reichskanzler Grafen v. Caprivi selbst, so eingehend begründet, daß die anfänglich herrschenden Vorurteile mehr und mehr schwanden. Man überzeugte sich, daß bei der Haltung Frankreichs und Rußlands, deren Einvernehmen immer deutlicher hervortrat, D. seine Rüstung verstärken müsse, um wenigstens einer der beiden Mächte überlegen zu sein, zumal man auf die finanzielle Schwäche der andern Mächte des Dreibundes, besonders Italiens, Rücksicht nehmen mußte. Indes hatten sich außer den unter allen Umständen oppositionellen Sozialdemokraten auch das Zentrum und die deutsche freisinnige Partei in dem Widerspruch gegen die Militärvorlage bereits zu sehr festgefahren, als daß sie zu rechter Zeit hätten einlenken können; die Reichsregierung erschwerte ihnen eine Nachgiebigkeit auch dadurch, daß sie im Ausschuß zu gar keinen Zugeständnissen im einzelnen sich herbeiließ und in der seit langem schwebenden Frage der dringend verlangten Reform des Militärstrafgesetzes keinen entgegenkommenden Schritt that, um die Stimmung zu verbessern. So kam es, daß, als endlich die Vorlage, nachdem sie im Ausschuß abgelehnt worden, an das Plenum des Reichstags gelangte, sie keine Aussicht auf Annahme hatte. Im letzten Augenblick machten einige gemäßigte Mitglieder des Zentrums unter Führung des Abgeordneten v. Huene den Versuch eines Vermittelungsvorschlags (den die Regierung annahm), wonach 13,000 Mann gestrichen, im ganzen also 60,000 Mann und 55 Mill. mehr bewilligt werden sollten. Aber nur wenige, meist schlesische Ultramontane traten für den Hueneschen Vorschlag ein; die ihm geneigten Mitglieder der deutschen freisinnigen Partei (Hinze, Rickert, A. Meyer u. a.) konnten sich nicht zur rechten Zeit zur Trennung von Richter entschließen. So wurde die Militärvorlage 6. Mai 1893 mit 210 gegen 162 Stimmen (Konservative, Reichspartei, Nationalliberale und Polen) abgelehnt. Sofort erfolgte die Auflösung des Reichstags. Die Neuwahlen, welche 14. Juni stattfanden, aber 180 Stichwahlen nötig machten, die 24. Juni erfolgten, ergaben eine Verstärkung der Nationalliberalen, der Sozialdemokraten und der Antisemiten; die deutsche freisinnige Partei, welche sich noch vor den Neuwahlen

in die freisinnige Volkspartei (Richter) und die freisinnige Vereinigung (Rickert) gespalten hatte, erhielt bei den Hauptwahlen gar kein Mandat, bei den Stichwahlen im ganzen 34. Eine kleine Mehrheit war durch die Neuwahlen für die Militärvorlage in der Huene-schen Fassung gewonnen. Dem vom Kaiser selbst 4. Juli mit einer Thronrede eröffneten neuen Reichstag wurde daher der Gesetzentwurf über die Friedenspräsenzstärke des Heeres nach den Vorschlägen v. Huenes vorgelegt, damit das Gesetz bereits 1. Okt. 1893 in Kraft treten könne (s. oben, S. 897); die Lösung der Deckungsfrage, der Beschaffung der erforderlichen Mehrkosten wurde der Wintersession vorbehalten. Nach kurzer Beratung wurde die Militärvorlage 15. Juli mit 201 gegen 185 Stimmen angenommen und der Reichstag sofort mit einer kaiserlichen Botschaft geschlossen, welche den Dank des Kaisers aussprach.

Im Herbst nahm der Kriegsminister General v. Kaltenborn-Stachau, der im Reichstag keinen wirksamen Einfluß hatte erlangen können, den Abschied und wurde durch den General Bronsart v. Schellendorff, den Bruder des frühern Kriegsministers, ersetzt; ebenso trat der Reichsschatzsekretär v. Maltzahn-Gültz zurück, und an seine Stelle kam der Landesdirektor der Provinz Posen, Graf Posadowsky-Wehner. Doch übernahm die Leitung der Verhandlungen über die Neuordnung der Reichsfinanzen der preußische Finanzminister Miquel, der mit so großem Geschick die Reform der direkten Steuern in Preußen durchgeführt hatte. Er verständigte sich mit den Finanzministern der übrigen deutschen Staaten nicht bloß über die Beschaffung der erforderlichen Mehrkosten der zum Gesetz erhobenen Militärvorlage, sondern auch über eine allgemeine Finanzreform, durch welche den Einzelstaaten eine Vermehrung der Herauszahlungen des Reiches an dieselben, also eine Verminderung der Matrikularbeiträge gesichert wurde; es wurde daher die Einführung einer Tabaksfabrikatsteuer, einer Weinsteuer und einer Börsen-, Stempel- und Quittungssteuer beschlossen, deren Ertrag auf 100 Mill. geschätzt wurde, wovon 60 Mill. der Militäretat erforderte, 40 Mill. für die Einzelstaaten bestimmt waren. Außer diesen Finanzvorlagen wurden dem Reichstag in der Thronrede, mit der er 16. Nov. 1893 vom Kaiser eröffnet wurde, drei Handelsverträge mit Spanien, Rumänien und Serbien angekündigt. Dieselben wurden von dem Bunde der Landwirte und seinen Vertretern im Reichstage aufs heftigste bekämpft, besonders im Hinblick auf einen in Aussicht stehenden Handelsvertrag mit Rußland, von dem die schlimmsten Folgen für die Landwirtschaft der ostelbischen Lande befürchtet wurden. Die konservative Partei beschuldigte bei den Verhandlungen im Reichstag im Dezember die Reichsregierung, besonders den Reichskanzler, der Preisgebung der Landwirtschaft zu gunsten des Freihandels und verlangte offen ihren Rücktritt. Trotzdem wurden die drei Handelsverträge 15. Dez., allerdings mit knapper Mehrheit, angenommen. Von den finanziellen Vorlagen wurde nur die Börsensteuer 1893 in erster Lesung erledigt und an einen Ausschuß verwiesen. Die beiden andern Steuergesetzentwürfe, den Tabak und den Wein betreffend, wurden erst im Januar 1894 in erster Lesung beraten u. ebenfalls an den Ausschuß verwiesen. Gegen die Tabaksteuer hatten die Fabrikanten eine heftige Agitation ins Werk gesetzt und namentlich die durch diese Steuer bedingte Notwendigkeit, zahlreiche Arbeiter zu entlassen, geltend gemacht. Über die Weinsteuer hatte selbst im Bundesrat keine Übereinstimmung geherrscht, und die württembergische Regierung hatte sich sogar auf ein 1870 gegebenes Versprechen des damaligen Bundesrats, keine Reichsweinsteuer einzuführen, berufen. Unter diesen Umständen war kaum an eine vollständige Deckung des Mehrbedarfs für die Militärreform, geschweige denn an die Bewilligung von 100 Mill. für die vorgeschlagene Finanzreform zu denken, welche daher vorläufig trotz ihrer eindringlichen Verteidigung durch den preußischen Finanzminister Miquel aussichtslos war. Ermutigend und erhebend wirkte bei dieser ungünstigen Lage der Reichspolitik die Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck, welche bei einem Besuche des letztern in Berlin 26. Jan. 1894 erfolgte und, wenn sie auch keine Änderung in dem herrschenden System herbeiführen sollte und konnte, doch einen die Freunde des Vaterlandes beirrenden Mißklang beseitigte.

Litteratur zur Geschichte Deutschlands.

Die Quellen zur deutschen Geschichte im Mittelalter sind gesammelt in dem großen Werk »Monumenta Germaniae historica« (s. d.), welchem sich die kleinern Sammlungen von Böhmer (»Fontes rerum germanicarum«, Stuttg. 1843—68, 4 Bde.) und Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«, Berl. 1864—73, 6 Bde.) sowie die von der Historischen Kommission herausgegebenen »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert« (Leipz. 1862--92, Bd. 1—22) und die »Deutschen Reichstagsakten« (Münch. 1868 ff.) anschließen. Vgl. Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte (3. Aufl., Götting. 1883); Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (6. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.); Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert (3. Aufl., das. 1886, 2 Bde.).

[Gesamtdarstellungen.] Ausführliche Bearbeitungen der ganzen deutschen Geschichte sind: Häberlin, Umständliche deutsche Reichsgeschichte (Halle 1767—1786, 21 Bde.); Heinrich, Deutsche Reichsgeschichte (Leipz. 1787—1805, 9 Bde.); Luden, Geschichte des Teutschen Volkes (bis 1237; Gotha 1825—37, 12 Bde.); K. A. Menzel, Geschichte der Teutschen (bis Maximilian I.; Bresl. 1815—23, 8 Bde.); Derselbe, Neuere Geschichte der Teutschen, von der Reformation bis zur Bundesakte (das. 1826—35, 6 Bde.; neue Ausg., das. 1854—56); Pfister, Geschichte der Deutschen, nach den Quellen (Hamb. 1829—35, 5 Bde.; Bd. 5 von Bülau, 1842); Wirth, Geschichte der Deutschen (bis 1806; 4. Aufl., Stuttg. 1860—64, 4 Bde.); Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches (Halle 1854—67, 5 Bde.); Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur (Leipz. 1866, 3 Bde.); K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden (2. Aufl., das. 1892 ff., 3 Bde.); »Deutsche Geschichte« von Dahn, Dove u. a. in Giesebrechts »Geschichte der europäischen Staaten« (Gotha 1883 ff.); »Bibliothek deutscher Geschichte«, herausgegeben von Zwiedineck-Südenhorst (ca. 48 Abteilungen umfassend, Stuttg. 1887 ff.); Lamprecht, Deutsche Geschichte (Berl. 1891 ff., 7 Bde.); Erler, Deutsche Geschichte in den Erzählungen vaterländischer Geschichtschreiber (bis zur Reformation, Leipz. 1882—84, 3 Bde.).

Kürzere Lehrbücher sind: Pütter, Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie (2. Aufl., Götting. 1772); Heinrich, Handbuch der deutschen Reichsgeschichte (2. Aufl., fortgesetzt von Pölitz bis 1819,

Leipz. 1819); W. Menzel, Geschichte der Deutschen (5. Aufl., Stuttg. 1855, 5 Bde.); Duller, Geschichte des deutschen Volkes (neu bearbeitet von W. Pierson, 7. Aufl., Berl. 1891, 2 Bde.); Derselbe, Vaterländische Geschichte (fortgesetzt von Hagen, Frankf. 1852—57, 4 Bde.); Rückert, Deutsche Geschichte (3. Aufl., Leipz. 1873); Kohlrausch, Deutsche Geschichte (für Schulen, 1816; 16. Aufl, Hannov. 1875); D. Müller, Geschichte des deutschen Volkes (desgl., 14. Aufl., Berl. 1891); Kämmel, Deutsche Geschichte (Dresd. 1889); G. Pittmar, Geschichte des deutschen Volkes (Heidelb. 1898), 3 Bde.); Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte (Stuttg. 1892, 2 Bde.); Biedermann, Deutsche Volks- u. Kulturgeschichte (2. Aufl., Wiesb. 1891); Stacke, Deutsche Geschichte (Bielef. 1880—81, 2 Bde.; illustriert); Richter u. Kohl, Annalen der deutschen Geschichte (Halle 1873 ff.).

Auf die Verfassungsgeschichte bezüglich sind: Pütter, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches (3. Aufl., Götting. 1798 ff., 3 Bde.); Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (5. Aufl., das. 1843—44, 4 Bde.); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel 1844—78, 8 Bde., bis zur Mitte des 12. Jahrh.); Walter, Deutsche Rechtsgeschichte (2. Aufl., Bonn 1857); W. Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des konstitutionellen Staates (Halle 1879 ff.); weiteres s. Deutsches Recht.

[**Einzelne Perioden**, mit Bezug auf die Gesamtgeschichte; weitere Spezialwerke sind bei den betreffenden Herrschern und Perioden angegeben.] Die älteste Zeit behandeln: Barth, Deutschlands Urgeschichte (2. Bearbeitung, Erlang. 1840—46, 5 Bde.); Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme (Münch. 1837); Arnold, Deutsche Urzeit (3. Aufl., Gotha 1881); Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit (das. 1883); v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung (2. Aufl. von Dahn, Leipz. 1880—81, 2 Bde.); die Zeit der Merowinger und Karolinger: Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. (das. 1880—1881, 2 Bde.); Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger (Freiburg 1848, 2 Bde.); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (2. Aufl., Leipz. 1887—88, 3 Bde.); Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reiches, 741—752 (das. 1863); Ölsner, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Pippin, 751—768 (das. 1870); Abel u. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. (2. Aufl., das. 1888. Bd. 1); Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen (das. 1874—76, 2 Bde.); Arnold, Fränkische Zeit (Gotha 1882); die Zeit der sächsischen Dynastie: »Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Haus«, herausgegeben von L. Ranke (Leipz. 1837—40, 3 Bde.; neu bearbeitet 1863 ff.); die Zeit der fränkischen Kaiser: Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (das. 1827, 2 Bde.); Breßlau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. (das. 1879—84, 2 Bde.); Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. (das. 1874—81, 2 Bde.); die Zeit der Hohenstaufen: F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (4. Aufl., das. 1872—73, 6 Bde.); Jaffé, Geschichte des Deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen (Berl. 1843); Derselbe, Geschichte des Deutschen Reiches unter Konrad III. (Hannov. 1845); die Zeit des Interregnums bis zur Goldenen Bulle: Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaisertums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Frankf. a. M. 1755); O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (Wien 1864—67, 2 Bde.); Döniges, Geschichte des deutschen Kaisertums im 14. Jahrhundert (Berl. 1841); Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (das. 1845—62, Bd. 1—3 u. 5); Lindner, Geschichte des Deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation (Braunschw. 1875 ff.); K. Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter (Gotha 1884); Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Karl (Leipz. 1884 ff.); die Kaiserzeit überhaupt: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Braunschw. 1855—80, Bd. 1—5; bis zum J. 1164); Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie (Frankf. 1861—1862, 4 Bde.); das Reformationszeitalter u. den Dreißigjährigen Krieg (weiteres s. d.): Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6. Aufl., Leipz. 1880—82, 6 Bde.); Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Berl. 1885); Hagen, Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (Frankf. 1844, 3 Bde.); Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg 1877—1888, Bd. 1—6, zahlreiche Auflagen; von schroff ultramontanem Standpunkt; Bd. 7 ff. von L. Pastor, 1893 ff.); Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionskrieg bis zum Dreißigjähr. Krieg (2. Aufl., Leipz. 1874); Ritter, Geschichte der deutschen Union (Schaffh. 1867—73, 2 Bde.); Gindely, Geschichte des Dreißigjähr. Krieges (Prag 1869—80, Bd. 1—4, unvollendet; populäre Darstellung 1884); Koch, Geschichte des Deutschen Reiches unter Ferdinand III. (Wien 1865—66, 2 Bde.); die Zeit nach dem Westfälischen Frieden: Hanser, D. nach dem Dreißigjährigen Krieg (Leipz. 1862); die Litteratur über Friedrich d. Gr. und Maria Theresia, s. d.; Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 1780—90 (2. Aufl., das. 1876, 2 Bde.); Biedermann, D. im 18. Jahrhundert (das. 1854—80, 4 Tle.); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (3. Aufl., Berl. 1869, 4 Bde.); Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamb. u. Gotha 1845); Derselbe, Politische Zustände und Personen in D. zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha 1862—69, 2 Bde.); A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. (Berl. 1851); Derselbe, Preußens deutsche Politik (3. Aufl., Leipz. 1867); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (in 5 Bdn., das. 1879 ff.); Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—56 (das. 1857, 2 Bde.); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde.; unvollendet); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); Weber, Der Deutsche Zollverein, seine Entstehung und Entwickelung (2. Aufl., das. 1871); die Litteratur über den Preußisch-deutschen Krieg s. d.; Haym, Die deutsche Nationalversammlung (Berl. 1850); Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang (Leipz. 1853); Derselbe, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71 (das. 1872—73, 2 Bde.); Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraums (3. Aufl., Berl. 1890); Goette, Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert

(Gotha 1892 ff.); L. Hahn, Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik (Berl. 1868); Derselbe, Die deutsche Politik seit 1867 (das. 1871); Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—1870 (2. Aufl., Bresl. 1883, 2 Bde.); v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (Münch. 1889—1890, 5 Bde.); H. Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks (Leipz. 1893); über den Krieg von 1870 s. Deutsch-französischer Krieg.

[Kulturgeschichtliche Werke.] W. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860—1862, 3 Bde.); R. v. Raumer, Vom deutschen Geist (2. Aufl., Erlang. 1850); Scherr, Geschichte deutscher Kultur und Sitte (9. Aufl., Leipz. 1887, 2 Bde.); Derselbe, Germania (illustriert; 5. Aufl., Stuttg. 1885); Henne-Am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes (2. Aufl., Berl. 1892); Lippert, Deutsche Sittengeschichte (Leipz. 1889, 3 Tle.); G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (21. Aufl., das. 1893, 4 Bde.); Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter (das. 1890 ff.); Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter (das. 1886, 4 Bde.); v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter (Münch. 1891—92, Bd. 1—2); Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls (das. 1893 ff.).

Einzelne Verhältnisse stellen noch dar: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde (Braunschw. 1880—89, Bd. 1); Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer (2. Aufl., Leipz. 1884); Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands (Götting. 1845—48, 2 Bde., bis zum Tode Karls d. Gr.); Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands (Leipz. 1887 ff.); Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter (Frankf. 1868—71, 2 Bde.); Unger, Geschichte der deutschen Landstände (Hannov. 1844, 2 Bde.); Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters (Bonn 1825—29, 4 Bde.); Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte (Gotha 1854, 2 Bde.); v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung in D. (Münch. 1869—71, 5 Bde.); Stenzel, Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands, vorzüglich im Mittelalter (Berl. 1820); Barthold, Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen (Leipz. 1855, 2 Bde.); v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Berl. 1860—64, 3 Bde.; Bd. 3: »Wanderung über die Schlachtfelder«, 2. Aufl. 1893); Tesdorpf, Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine (Kiel 1889); v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte (Leipz. 1879, Bd. 1); K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (3. Aufl., Berl. 1881, 5 Bde.).

Deutsch-Landsberg, Marktflecken in Steiermark, 372 m ü. M., an der Laßnitz und der Graz-Köflacher Eisenbahn (Linie Lieboch-Wies), am Fuß der Koralpe (2141 m) gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, eine Burgruine, Fabrikation von Zündwaren und Papier und (1890) 1312 Einw. 5 km südlich liegt das schöne fürstlich Liechtensteinsche Schloß Hollenegg (aus dem 11. Jahrh.).

Deutsch-Lieban, s. Lieban.

Deutsch-Lissa, s. Lissa 3).

Deutschmeister, der oberste Verwalter der in Deutschland gelegenen Balleien des Deutschen Ordens (s. d.), welcher nach der Säkularisation des preußischen Ordensstaates vom Kaiser 1530 mit der obersten Verwaltung der gesamten Ordensangelegenheiten betraut wurde; Titel des Hochmeisters in Österreich, jetzt Hoch- und Deutschmeister (s. Deutscher Orden, S. 835); danach benannt das österreichische Infanterieregiment Nr. 4.

Deutschmetz (Mezzotedesco), s. Mezzolombardo.

Deutsch-Oravicza, ungar. Markt, s. Oravicza.

Deutsch-Ostafrika (hierzu die Karte »Deutsch-Ostafrika«), deutsche Kolonie an der Ostküste Afrikas, zwischen 1°—11° 44′ südl. Br. und 29° 30′—40° 30′ östl. L. v. Gr., begrenzt im N. von Britisch-Ostafrika, im W. vom Kongostaat, dem Tanganjikasee und Britisch-Nyassaland, im S. von dem portugiesischen Mosambik, im O. von dem Indischen Ozean, 941,100 qkm (17,091 QM.) groß mit 2,900,000 Einw.

Hinter einem 18 km breiten Küstenstrich steigt das Land zu ungeheuern Hochflächen auf, gekrönt von einem Randgebirge, welches von den mächtigen Domen des Kilima Ndscharo (s. d.) in südwestlicher Richtung zum Nordufer des Nyassa sich hinzieht. Hier erhebt sich der höchste Berg Afrikas, der Kibo, zu 6100, neben ihm der Kimawenzi zu 5350 m, westlich davon der Meru (4460 m), nordwestlich die Geleiberge (4200 m). Südwärts schließen sich an das Massiv des Kilima Ndscharo die Berglandschaften von Pare (2070 m), Usambara (2000 m), Nguru (2800 m), die Ukaguruberge (3000 m), in Usagara die Rufutuberge auf der Grenze gegen Uhutu, die Rubehoberge in Uhehe, nordwestlich vom Nyassa das Jomalemagebirge (3000 m), am Ostufer des Sees die Livingstoneberge u. a. An der Grenze gegen das britische Nyassaland ziehen sich südlich von dem langgestreckten Nikwasee bis zum Tanganjika niedrigere Bergzüge hin (Tschingamboberge, Lambalama-Fipa u. a.). Über die große, 1200—1400 m hohe Hochebene des Innern erheben sich vereinzelte Bergzüge, die am Tanganjika und in Karagwe am Victoriasee bedeutende Höhen (bis 1750 m) erreichen. Geologisch betrachtet, besteht die Küste in einem schmalen Streifen aus Korallenfelsen, an den sich Sand- und Thonlager anschließen, mit einzelnen Sandsteinvorkommnissen. Landeinwärts schließen sich an rotes kalkhaltiges Sandgestein, Schieferthon, kieselige Lagerungen, gelegentlich Kalkschichten, hier und da Kohlenablagerungen. Zuweilen überdeckt Basalt den Sandstein, dem sich weiterhin Gneis und Schieferschichten anschließen. Die zentrale Hochfläche besteht aus einem gewaltigen Granitrücken, der am Tanganjika endet, dessen Südende wieder Sandsteinlager umfassen. Große, einförmige Flächen, von gewundenen Furchen und Thälern durchzogen, in der Regenzeit gute Weidegründe, in der Trockenzeit verdorrte Wüsten, bilden diesen Teil des Landes. An der Südseite des Kilima Ndscharo treten massenhaft vulkanische Gesteinsarten auf. An Gewässern ist das Küstengebiet reich, das Binnenland dagegen arm. An der Nordgrenze mündet der Umbe, weiter südlich bei Pangani der gleichnamige Fluß, auch Ruwu genannt, der eine Strecke aufwärts schiffbar ist; Sansibar gegenüber, südlich von Saadani, der Wami und nördlich von Bagamoyo der Rufu, gegenüber der Insel Mafia der viel bedeutendere Rufidschi, dessen Quellflüsse in dem weiten Binnenland oder nördlich und östlich vom Nyassa entspringen, und der Rowuma an der Südgrenze. Alle diese münden in den Indischen Ozean, während der Tanganjika den Malagarasi mit zahlreichen Zuflüssen und der Victoria Nyanza, aber bereits außerhalb des deutschen Gebiets, den Kagera aufnimmt, dessen Quellflüsse vom Nordostufer des Tanganjika kommen. Schiffbar ist von allen diesen Flüssen nur der Rufidschi und zwar mit großen Kähnen, doch ist die Mündung voller Un-

tiefen. Von Seen enthält die Kolonie außer den ihr teilweise angehörenden Victoria Nyanza, Tanganjika und Nyassa im S. den langgestreckten Rikwasee, im N. den erst kürzlich entdeckten Eiassi, den Manyara und den Natronsee, westlich vom Victoria Nyanza den Urigi, während das Vorhandensein des noch westlicher gedachten Akenjaru durch die neuesten Forschungen in Frage gestellt ist. Das Klima ist der geographischen Lage gemäß tropisch. Der heißeste Monat ist der Februar, der kühlste der Juli; die mittlere Temperatur ist in Usegua morgens 26,2°, mittags 31,5°, abends 30,2° C., in Ugogo am Südfuß des Rubehogebirges 21,4°, bez. 33,4 u. 26,2°; am Victoria Nyanza beträgt das Maximum 31°, das Minimum 10°, das Monatsmittel 18—22,5° C. Im Binnenlande steigern sich die Unterschiede; hier ist das Maximum 45°, das Minimum 8° C. An der Küste gibt es zwei Regenzeiten (Mitte März bis Ende Mai und Mitte Oktober bis Mitte Dezember), im Binnenland nur eine (November bis Ende April); in den Landschaften um den Victoria Nyanza regnet es im ganzen Jahre, am meisten März bis Mai und September bis November. Für Europäer ist der Aufenthalt an der Küste, wo der Feuchtigkeitsgehalt der Luft über 20 Proz. beträgt, sehr nachteilig, doch herrscht auch im Binnenland die Malaria, die schon viele Opfer gefordert hat. Dagegen haben die Hochlandschaften am Kilima Ndscharo ein durchaus gesundes Klima, auch Usambara, Nguru, Usagara, Uhehe bieten dem Europäer zusagende Wohnplätze. Die Pflanzenwelt ist in den wohlbewässerten Strichen üppig und ganz tropisch. Kasuarinen und Kokospalmen begrenzen den Meeresstrand, daneben finden sich einige andre Palmenarten. Dichte Waldungen von Flaschenbäumen, Tamarinden, Melonenbäumen, wilden Maulbeerbäumen, bittern Orangen, Mangobäumen u. a. bedecken die Höhen; Zuckerrohr und Baumwolle wachsen wild. Einen wichtigen Handelsartikel bildet der Kopal vom Kopalbaum, wildwachsende und kultivierte Ölpalmen liefern Öl für die Ausfuhr. Die Tierwelt ist die Mittelafrikas überhaupt. Affen, besonders Paviane und Meerkatzen, beleben die Wälder; Löwen sind selten, dagegen Leoparden, Hyänen, Schakale häufig, ebenso Rhinozerosse, Flußpferde, wilde Büffel, Schweine, Antilopenarten, Giraffen, Zebras, Quaggas und wilde Esel schweifen über die Ebenen des Innern; Krokodile finden sich in allen Seen und Flüssen. Der Elefant lebt jetzt mehr an der Westseite der Seen. Die Zibetkatze wird in manchen Gegenden zahm gehalten. Auch an Vögeln und Fischen ist das Land reich. Zahlreich sind Ameisen und Termiten; auch die Tsetsefliege kommt im Buschdickicht des Küstenlandes vor.

Die Bevölkerung, auf 2,900,000 Seelen geschätzt, besteht vornehmlich aus drei Völkerelementen: 1) den Arabern, 2) den Indern, 3) den Krieger- und Nomadenvölkern der schwarzen Rasse, endlich der Beute jener, den Schwarzen des ostafrikanischen Terrassenlandes und Binnenseegebietes. Die Araber sind von der Küste allmählich immer weiter vorgedrungen, so daß sie jetzt überall, Handel- und Plantagenbau treibend, in den wichtigsten Handelsplätzen bis zu den großen Seen zu finden sind. Die Inder, teils Hindu (Banianen), teils Mohammedaner, wohnen in den Küstenplätzen, als schlaue Händler und Geldausleiher in großem Wohlstand. Die räuberischen Kriegervölker sind von N. und S. her eingedrungen: von N. her die zu den Nuba gehörigen Massai, jetzt zwischen Kilima Ndscharo und Victoria Nyanza als Viehzüchter lebend, von S. her die Bantustämme, die Watuta, jetzt in Uniamwesi, und die Yao, welche den Süden der Kolonie bis an die Küste hin wiederholt beunruhigten. In den Küstenlandschaften wohnen die stark mit arabischem Blut vermischten Suaheli, eine Händler- und Trägerbevölkerung, welche dem halben Äquatorialafrika ihre Sprache, das Kisuaheli, aufgedrängt hat. Die eigentliche einheimische Bevölkerung, wohlgebildete, mittelgroße Menschen von brauner bis schwarzer Hautfarbe, gehört zu den Bantu. Es sind dies die Wasagara in Usagara, die Wasambara in Usambara, die Wanika nördlich von den letztern, die Wagogo in Ugogo, die Wahehe oder Wasiti zwischen Usagara und Ugogo, die Wangoni in Uniamwesi, die Dschagga am Kilima Ndscharo u. a. Sie sind meist in kleine Gemeinden zersplittert, nur in Uniamwesi, Ugogo, Ukami und Usambara haben sich größere Verbände unter kräftigen Häuptlingen gebildet. Die Religion der Suaheli an der Küste ist der Islam, freilich nur in seinen äußern Formen, die Hauptmasse der Bevölkerung besteht indes aus Heiden. Die christliche Mission arbeitet hier schon seit vielen Jahren. Gegenwärtig bestehen hier 5 deutsche (4 protestantische, 1 katholische), 3 englische protestantische und 2 französische katholische Gesellschaften. Die deutschen Gesellschaften sind die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III), die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden (Berlin I), die Leipziger Missionsgesellschaft, die Brüdergemeinde, sämtlich protestantisch, und die katholische St. Benediktus-Mission von St. Ottilien, welche insgesamt 38 Stationen besetzt haben. Alle diese Missionen unterhalten Schulen für die Kinder der Eingebornen. Deutsche Schulen, besonders für die Kinder von Indern und Arabern, wurden 1893 durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und durch die Freigebigkeit des indischen Großkaufmanns Sewa Hadschi in Dar es Salam, Bagamoyo und Tanga ins Leben gerufen.

Erwerbszweige. Ackerbau und Viehzucht werden schon seit langer Zeit in Ostafrika betrieben, besonders werden schöne Rinder und Fettschwanzschafe gezogen. Gebaut werden Reis, Kaffernkorn, Sesam, Maniok, Erdnüsse, Bananen, Zuckerrohr, Orangen-, Melonen- und Mangobäume, zuweilen auch Baumwolle und Tabak, in ungeheuern Mengen aber Kokospalmen. Größere Pflanzungen haben die Araber schon seit langer Zeit angelegt, mit der deutschen Besitzergreifung ist auch deutsches Kapital hier eingetreten. Außer der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche die Landschaften Usagara, Nguru, Usegua und Ukami erwarb und die Pflanzungen Kilogwe am Ausfluß des Pangani, Derema in Usambara 2c. besitzt, arbeiten hier noch die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft, die Deutsche Pflanzergesellschaft, die Usambara-Kaffeebaugesellschaft und die Deutsch-Ostafrikanische Seehandlung. Befriedigende Versuche sind mit Tabak, Baumwolle und Kakao gemacht worden. Die Eingebornen halten große Herden von Rindern sowie Ziegen, Schafe und Esel. Auch die Ansiedler haben Viehzucht mit Erfolg versucht. Auf Mineralien ist bisher nur das Küstengebiet wissenschaftlich durchforscht worden. Es sind Kohlen gefunden, ihre Abbauwürdigkeit aber nicht festgestellt worden. Vortreffliches Eisen wird von den Eingebornen verarbeitet, doch scheint dasselbe nicht sehr reichlich vorhanden zu sein, noch weniger Kupfer, obschon Malachit gefunden wurde. Dagegen hat man in

Nguru große Graphitlager entdeckt, desgleichen Glimmer, den Deutschland bislang aus Indien bezog; Kalkstein und Thon finden sich bei Tanga. Was aber der Kolonie bislang den Hauptwert verleiht, das ist der Handel. Derselbe hat sich in den letzten Jahren nach Herstellung der Ruhe schnell gehoben; 1891/92 betrug die Einfuhr 2,118,691, die Ausfuhr 1,849,187 Doll. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Baumwollzeugen, die Ausfuhr in Elfenbein, Kautschuk, Kopal, Reis, Getreide, Zucker, Tabak, Kokosnüssen, Sesam ꝛc. Der Verkehr mit dem Innern wird durch Trägerkarawanen vermittelt. Der Sklavenhandel von der Küste aus ist so ziemlich unterdrückt, im Innern wird er möglichst beschränkt. Von den Handelswegen sind besonders drei nennenswert: Einer von Tanga und Pangani nach den Ebenen von Massailand und dem Bergland von Dschagga, ein zweiter von Bagamoyo nach Tabora, von wo Straßen zum Tanganjika, dem Victoria Nyanza u. a. sich abzweigen, ein dritter von Kilwa zum Nyassa. Den Verkehr zur See vermitteln vornehmlich arabische Dhaws. Eine mit 900,000 Mk. jährlich subventionierte Reichspostdampferlinie zweigt sich von Aden ab und läuft alle wichtigern Häfen der Ostküste bis zur Delagoabai an. In Lindi und Kilwa Kiwindje verkehren die Dampfer der British India Steam Navigation Company und die der Castle Mail Line, ehe sie Sansibar anlaufen. Das Reich hat seit 1. Juli 1891 die Zollverwaltung übernommen. Hauptzollämter, über die allein der direkte Auslandsverkehr gestattet ist, sind Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar es Salam, Lindi und Mikindani. Den Postverkehr im Lande selbst vermitteln zur See arabische Dhaws, zu Lande Botenposten. 1892 wurden 186,842 Briefe, 3429 Postanweisungen über 508,669 Mk., 2027 Pakete und 33,379 Zeitungen befördert. Eine 184 km lange Telegraphenlinie verbindet Dar es Salam, von wo ein Kabel nach Sansibar hinüberführt, mit Bagamoyo, Saadani, Pangani und Tanga. Die Zahl der Telegramme betrug 1892: 22,738. Eine Linie Dar es Salam-Mohoro-Kilwa ist im Bau. Die Vorarbeiten zu Eisenbahnen von Dar es Salam nach Bagamoyo und von Tanga nach Karagwe sind bereits gemacht worden. Münzen kommen nur an der Küste vor; man rechnet dort nach Rupien, im Innern herrscht Tauschhandel, Muschelgeld (Kauris) ist fast ganz abgekommen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat 1890—93: 708,000 Silberrupien, ganze, halbe und Viertelstücke, und 31 Mill. Kupferpesas prägen lassen (s. Tafel »Münzen IV«).

An der Spitze der Zivil- und Militärverwaltung steht ein vom deutschen Kaiser ernannter Gouverneur. Das Küstengebiet ist in fünf Bezirke eingeteilt: Tanga, Bagamoyo, Dar es Salam, Kilwa und Mhan; jeder Bezirk steht unter einem Bezirkshauptmann als Vertreter der Zivilverwaltung, der eine Polizeitruppe von 400 Mann zur Verfügung hat. Für die Rechtsprechung über Eingeborne bestehen zwei Amtsbezirke, ein nördlicher mit dem Amtssitz Bagamoyo und ein südlicher mit dem Amtssitz Dar es Salam. In zweiter Instanz entscheidet ein Oberrichter. Das jährlich vom Reichstag festzustellende Budget beziffert die Einnahmen für 1892/93 auf 4,780,000 Mk., wovon 2½ Mill. Mk. Zuschuß des Reiches sind, und 1,780,000 Mk. aus Zöllen, Abgaben und Gebühren, 500,000 Mk. aus Verwaltungseinnahmen. Für 1894/95 ist der Reichszuschuß auf 3½ Mill. Mk. erhöht worden. Von den Ausgaben beansprucht die Verwaltung 750,000 Mk., die Schutztruppe 1,358,580 Mk., als Entschädigung für die abgetretenen Zolleinnahmen erhält die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 600,000 Mk. jährlich. Die kaiserliche Schutztruppe besteht aus 10 Kompanien mit 37 deutschen Offizieren, 50 deutschen Unteroffizieren und 1800 farbigen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften. Dazu kommen 13 Ärzte, 22 Lazarettgehilfen, 20 Zahlmeisteraspiranten u. a. Der Stab der Schutztruppe (1 Intendant, 1 Chefarzt, 2 Adjutanten ꝛc.) steht in Dar es Salam, die 10 Kompanien sind verteilt auf Dar es Salam, Bagamoyo, Saadani, Tanga, Pangani, Masinde, Kilwa, Lindi, Mikindani, Moschi, Kilossa, Lusalwa, Kisaki, Mpwapwa und Tabora. Die Flagge des Gouverneurs ist die deutsche Handelsflagge mit dem Reichsadler in der Mitte des weißen Streifens.

Geschichte. Die Küste Ostafrikas war den Arabern schon in den ältesten Zeiten bekannt; eine eigentliche Einwanderung derselben begann aber erst im 10. Jahrh. Durch die in Arabien damals ausbrechenden Streitigkeiten und Unruhen vertrieben, zogen sie in Menge südwärts und gründeten die schnell aufblühenden Städte Makdischu, Brawa, Malindi, Mombas und Kilwa. Letzteres besuchte 1498 Vasco da Gama, der hier einen mächtigen Herrscher traf. Nun bemächtigten sich die Portugiesen der Küste, die sie rücksichtslos ausbeuteten, bis die unterdrückten Bewohner mit Hilfe des Imam von Maskat 1660 sich erhoben und in wechselvollen Kämpfen die Portugiesen endlich 1740 vertrieben. Doch war die Herrschaft des Imam keineswegs unbestritten. Durch 1½ Jahrhundert ziehen sich die durch innere Zwistigkeiten verschärften Kämpfe der Statthalter gegen ihren Lehnsherrn, bis 1840 Seyid Said von Maskat nach Sansibar übersiedelte. In seinem und seiner Nachfolger unbestrittenem Besitz blieb die Küste, während das Hinterland nur zeitweilig und gelegentlich zur Tributeintreibung von den Statthaltern durchzogen wurde. Doch erkannten die dortigen Häuptlinge eine Oberherrschaft nicht an und konnten daher 1884 mit den Vertretern der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (s. d.) Verträge abschließen, in denen sie an diese ihr Land abtraten. Stationen wurden in diesen Landschaften angelegt, ebenso wie an mehreren Punkten der Somalküste. Als nun der Sultan Said Bargasch von Sansibar den der Gesellschaft von der deutschen Reichsregierung 1885 ausgestellten Schutzbrief nicht anerkennen wollte, ja sogar Feindseligkeiten gegen die deutschen Stationen begann, erschien ein deutsches Geschwader vor Sansibar und zwang den Sultan 13. Aug., die deutsche Schutzherrschaft im vollsten Umfang anzuerkennen sowie die Benutzung der Häfen Dar es Salam und Pangani den Deutschen abzutreten. Mit England wurde 29. Okt. 1886 ein Abkommen geschlossen, welches die Abgrenzung der deutschen und englischen Interessensphäre sowie den Besitzstand des Sultans von Sansibar regelte. Danach sollte dem Sultan von Sansibar außer den Inseln ein Küstenstreifen von 10 Seemeilen (19 km) verbleiben. Die Südgrenze wurde durch Vertrag mit Portugal 30. Dez. 1886 festgesetzt. In einem neuen Vertrag mit dem Sultan von Sansibar vom 8. April 1888 übernahm die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung des Küstengebiets südlich des Umbaflusses bis zum Rowuma und die Zolleinnahmen im Namen des Sultans. Zur Zeit dieses Vertragsschlusses besaß die Gesellschaft 18 Stationen: die Hauptstation Sansibar, auf dem Festland Bagamoyo, Dar es Salam, Dunda, Madimola, Usungula, Pangani, Karagwe, Mafi,

Kilwa, Lindi, Mikindani, Sima, Kiora, Mpwapwa, Mbusini, Moschi und Aruscha. Als aber 15. Aug. 1888 dieser Vertrag in Kraft treten sollte, brach ein Aufstand der Araber und der von ihnen abhängigen Eingebornen aus, dem die Gesellschaft keine Macht entgegenstellen konnte. Die Soldaten des Sultans von Sansibar aber schlossen sich meist den Rebellen an. So gingen bald sämtliche Stationen verloren, nur Bagamoyo und Dar es Salam konnten mit Unterstützung deutscher Kriegsschiffe gehalten werden. Diese blockierten auch in Gemeinschaft mit englischen Kriegsschiffen die ganze Küste. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wandte sich nun an das Reich um Hilfe. Der Reichstag bewilligte 2. Febr. 1889 die nötigen Mittel, und die Reichsregierung beauftragte mit der Unterdrückung des Aufstandes den Afrikareisenden Wissmann. Dieser erschien 2. April 1889 in D. und begann sofort mit seinen aus 14 deutschen Offizieren, 100 Unteroffizieren und 800 angeworbenen Sudanesen, Somal und Sulu bestehenden Truppen den Kampf gegen den Rebellenführer Buschiri, dessen befestigtes Lager bei Bagamoyo er 8. Mai erstürmte. Am 6. Juni wurde Saadani genommen, 8. Juli Pangani, dann Tanga. Unterdessen hatte sich Buschiri ins Innere zurückgezogen, Mpwapwa überfallen und zerstört. Wissmann marschierte sogleich dorthin, errichtete die Station aufs neue, und v. Gravenreuth schlug im Oktober die von Buschiri herbeigerufenen Masiti in zwei Treffen vollständig. Buschiri machte im Dezember noch einen letzten Versuch bei Pangani, wurde aber von Dr. Schmidt geschlagen, auf der Flucht ergriffen und 14. Dez. 1889 in Pangani gehenkt. Ein zweiter Rebellenführer, Bana Heri, unterwarf sich nach zwei Niederlagen (5. Jan. und 9. März 1890); Kilwa, Lindi und Mikindani wurden im Mai wieder besetzt, und der Aufstand war somit überall vollständig niedergeschlagen. Nun wurde durch Vertrag mit England 1. Juli 1890 die Nord-, Süd- und Westgrenze festgelegt, wodurch Deutschland Witu und alle nördlichern Besitzungen an England abtrat und dafür Helgoland eintauschte. Verzicht auf die Erhaltung der Selbständigkeit Sansibars und damit auf bedeutende Handelsinteressen leistete und dagegen die Anerkennung seiner Hoheitsrechte über das ganze von ihm beanspruchte Gebiet von der Küste bis zu den drei großen Seen im Innern erhielt. Der Sultan von Sansibar trat den ihm gehörigen Küstenstreifen gegen eine Zahlung von 4 Mill. Mk. ab, und 1. Jan. 1891 wurde die deutsche Herrschaft proklamiert. An demselben Tage übernahm nach einem am 20. Nov. 1890 zwischen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und dem Deutschen Reiche geschlossenen Vertrag letzteres die Verwaltung des Küstengebiets und seiner Zubehörungen, der Insel Mafia sowie des Schutzgebietes. Mit der Bewältigung des Aufstandes endigte die Thätigkeit Wissmanns. Zum Gouverneur des nun zur Reichskolonie gewordenen D. wurde der bisherige Gouverneur von Kamerun, v. Soden, 2. Febr. 1891 ernannt und ihm als Kommissare Wissmann, Peters und der aus seiner Äquatorialprovinz mit Stanley zur Küste gekommene Emin Pascha beigegeben. Die Schutztruppe ging mit der Flottille (drei Dampfer) in den unmittelbaren Dienst des Reiches über, das auch die bestehenden Stationen übernahm. Zum Sitz des Gouverneurs wurde Dar es Salam bestimmt. Während der Verwaltung des neuen Gouverneurs waren leider mehrere empfindliche Verluste zu verzeichnen. Leutnant v. Zelewski geriet 17. Aug. 1891 bei einem Strafzuge gegen die räuberischen Wahehe in einen Hinterhalt, wobei er selbst und der größte Teil seiner 350 Mann starken Abteilung fiel. Ebenso fielen die Leutnants v. Bülow und Wolfrum, welche von der Kilima Ndscharo-Station zur Bestrafung des Häuptlings Moschi ausgezogen waren, mit 20 Mann 10. Juni 1892 gegen die ihnen weit überlegenen Wahehe. Die Kilima Ndscharo-Station Marangu wurde indes schon nach wenigen Wochen wieder besetzt und nach dem Zurücktreten des Gouverneurs v. Soden 1892 und seinem Ersatz durch den Oberst v. Schele wurden die Häuptlinge von Moschi, Kilema und Kirua (Meli, Fumba und Kitonpati) am Kilima Ndscharo 12. Aug. 1893 bei Moschi geschlagen und zur Unterwerfung, Abtretung von Land und Zahlung von Elfenbein u. a. gezwungen. Den drohenden Fall von Tabora durch den Häuptling Sike verhinderte glücklich das Eingreifen der rechtzeitig dort eintreffenden Antisklaverei-Expedition, welche die Aufständischen völlig vernichtete. Auf den Victoria Nyanza brachte diese Expedition drei Segelboote und errichtete dort eine Schiffswerft, während Wissmann zum Nyassasee zog, auf dem er einen großen Dampfer ließ, und nach glücklichen Kämpfen gegen die Wanika und die räuberischen Wawemba 12. Juli 1893 den Tanganjika erreichte, von wo er Ende des Jahres zur Küste zurückkehrte. Vgl. J. Thomson, Expedition nach den Seen von Zentralafrika (deutsch, Jena 1882); Böhm, Von Sansibar zum Tanganjika (Leipz. 1888); K. Peters, Die Deutsch-Ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirtschaftlichen Eigenart (Berl. 1889); O. Baumann, In D. (Wien 1890); Derselbe, Usambara und seine Nachbargebiete (Berl. 1891); Förster, D., Geographie und Geschichte (Leipz. 1890); Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch D. (Köln 1890); Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten (Leipz. 1890); v. Behr, Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in D. (das. 1891); P. Reichard, D., das Land und seine Bewohner (das. 1892); J. Kallenberg, Auf dem Kriegspfad gegen die Massai (Münch. 1892); R. Schmidt, Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika (Frankf. a. O. 1892); Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berl. 1893).

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. In Berlin wurde im März 1884 durch Graf Behr-Bandelin und Karl Peters die Gesellschaft für deutsche Kolonisation gegründet, welche sogleich Peters, Graf Pfeil und Jühlke nach Ostafrika entsandte, wo dieselben durch Verträge mit einer Anzahl von Häuptlingen die Landschaften Usequha, Nguru, Usagara und Ukami erwarben. Für diese Erwerbung erhielt die Gesellschaft 27. Febr. 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief. Aus dieser Gesellschaft bildete sich bald darauf die Kommanditgesellschaft Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters u. Genossen mit einem Direktorium von fünf Mitgliedern. Zur bessern finanziellen Begründung des Unternehmens wählte man schon 7. Sept. 1885 statt der bisherigen Gesellschaftsform eine korporative Form, in der die Gesamtgesellschaft Trägerin der Gesellschaftsrechte wurde. Der Name der Gesellschaft hieß fortan D.-O.G. allein; man wandte sich an das Großkapital, die Anteile wurden auf 10,000 Mk. erhöht und ein Kapital von 4 Mill. Mk. zusammengebracht, mit dem die Arbeiten begonnen wurden. An die Spitze trat ein auf 5 Jahre gewählter Präsident (Peters) mit zwei Direktoren und ein Direktionsrat von 21—27 Mitgliedern. Die Auf-

sicht über die Gesellschaft wurde dem Reichskanzler übertragen. Als Zweck der Gesellschaft wurden aufgestellt Erwerb, Besitz, Verwaltung und Verwertung von Ländereien, Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andre Gesellschaften sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas. Als die Gesellschaft aber die Verwaltung des Küstenstriches, welcher vom Sultan von Sansibar beansprucht wurde, mit seinen Häfen nach langen Verhandlungen endlich erreichte, brach 15. Aug. 1888 ein Aufstand aus, welcher sie nötigte, die Hilfe des Deutschen Reiches anzurufen (s. Deutsch-Ostafrika, S. 948). Letzteres warf den Aufstand nieder und übernahm 20. Nov. 1890 die ganze Verwaltung, zahlt jedoch der Gesellschaft jährlich 600,000 Mk. für die Überlassung der Zölle. Die Gesellschaft hat danach den Charakter einer privilegierten Erwerbsgenossenschaft. Um ihre Unternehmungen aufs neue zu verfolgen, nahm sie unter Garantie der Regierung eine Anleihe von 10,566,000 Mk. auf und betreibt nun auf ihren Pflanzungen Derema, Nguelo und Kikogwe Kaffee- und Baumwollbau mit gutem Erfolg. Außer den Handelsniederlassungen an der Küste von Deutsch-Ostafrika besitzt sie auch eine solche auf der Insel Nossi Bé (Madagaskar). An dem Bau der Eisenbahn Tanga-Karagwe ist sie hervorragend beteiligt. Sie entsandte auch mit der Eisenbahngesellschaft für Deutsch-Ostafrika zu Forschungszwecken die Reisenden Baumann und von dem Borne. Die D.-O. G. hat das Recht der Münzprägung und prägte 1890—93: 708,000 Silberrupien (s. Tafel »Münzen IV«) und 31 Mill. Kupferpesasstücke. Die Flagge der Gesellschaft ist ein weißes, durch ein schwarzes Kreuz in vier gleiche Felder geteiltes Flaggtuch, das obere, am Flaggstock liegende Feld mit den fünf Sternen des Südlichen Kreuzes ist rot (s. Tafel »Deutsche Flaggen«.)

Deutsch-Österreichischer Klub, Fraktion des österreich. Abgeordnetenhauses, bildete sich 1885 nach Zerfall der Vereinigten Linken und umfaßte die mehr liberalen als nationalen Elemente (Chlumecky, Plener u. a.) derselben, vereinigte sich aber 1888 wieder mit dem Deutschen Klub (s. d.) zur »Vereinigten deutschen Linken« (s. d.).

Deutsch-Piekar, s. Piekar.

Deutsch-Rasselwitz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neustadt in Oberschlesien, an der Hotzenplotz, Knotenpunkt der Linien Kosel-Kandrzin-Kamenz und D.-Jägerndorf der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Ackerbau und (1890) 3066 Einw.

Deutsch-soziale Partei nannte sich 1889 ein dem Stöckerschen Standpunkt (s. Christlich-soziale Reformbestrebungen) nahestehender Zweig der antisemitischen Partei in Deutschland. Name und Programm dieser Partei, deren Führer Liebermann v. Sonnenberg und Paul Förster waren, wurden auf dem Kongreß zu Bochum 10. u. 11. Juni 1889 festgestellt. Das deutsch-soziale Parteiprogramm gipfelte in folgenden Forderungen: Aufhebung der Judenemanzipation; Stellung der Juden unter Fremdengesetze und Schaffung einer gesunden sozialen Gesetzgebung; internationale Regelung des Börsenwesens, besonders Verbot des Terminhandels mit Lebensbedürfnissen des Volkes (Getreide rc.); Schutz der Landwirtschaft gegen ausländische Konkurrenz, gegen Wucher und Güterschlächterei; Heimstättengesetze; Hebung des Handwerks durch Beseitigung der zügellosen Gewerbefreiheit; Erweiterung der Rechte und Förderung der Handwerkerorganisation; Schutz des ehrlichen Geschäftsverkehrs gegen die unreelle Konkurrenz durch Revision der Konkursordnung rc.; Arbeiterschutzgesetzgebung auf Grundlage internationaler Vereinbarungen; Reform der Justizgesetzgebung unter Zugrundelegung deutscher (nicht römischer) Rechtsgrundsätze. Bei Nachwahlen und bei den Neuwahlen zum Reichstag 1893 erlangten die extremen Elemente die Oberhand, die sich »Deutsche Reformpartei« (s. d.) nannten. Organ der Partei sind die in Leipzig erscheinenden »Deutsch-sozialen Blätter« (zugleich antisemitische Korrespondenz). In der Tagespresse ist sie besonders durch die »Staatsbürgerzeitung« (Berlin), die »Neue Deutsche Zeitung« (Leipzig) und die »Hannoversche Post« vertreten.

Deutsch-Südwestafrika (s. Karte »Deutsche Kolonien«), deutsche Kolonie in Südwestafrika, zwischen dem Atlantischen Ozean im W., der portugiesischen Kolonie Angola im N., Britisch-Betschuanenland und dem Protektorat Betschuanenland im O. und der Kapkolonie im S. und zwischen 17°20′ — 29° südl. Br. und 11—21° östl. L. v. Gr., 830,960 qkm (15,091 QM.) groß mit 200,000 Einw. Die Küste verläuft sehr einförmig mit wenigen Einschnitten, von denen bisher nur vier brauchbare, Angra Pequena, Sandwichhafen, Walfischbai und Swakopmündung, bekannt sind. Nur an diesen Plätzen weist die Küste Niederlassungen auf, die wesentlich den Zweck haben, den Verkehr mit dem Innern zu vermitteln sowie für den Fischfang eine Stütze zu bieten. Angra Pequena ist eine vielverzweigte, felsige Bucht, die, von vielen Klippen umgeben, noch drei Inseln und mehrere für die Schiffahrt gefährliche Felsen enthält. Alles Trinkwasser muß von der 900 km entfernten Kapstadt geholt werden. Dagegen besitzt Sandwichhafen eine Quelle süßen Wassers; landeinwärts von dem guten, aber allmählich versandenden Hafen türmen sich aber hohe Sanddünen auf, die von Wagen kaum passiert werden können. Die Walfischbai, welche bis vor kurzem den alleinigen Zugang zu Hereroland und dem nördlichen Groß-Namaland vermittelte, ist in englischen Händen. Da die englische Regierung Eingebornen das Wohnen hier nicht gestattet, so wohnen die Hottentoten vom Stamm der Topnaar in dem wenige Kilometer entfernten Sandfontein. Die nördlicher und bereits auf deutschem Gebiet belegene Swakopmündung bietet eine genügend gute Landungsstelle, wo auch Trinkwasser stets zu haben ist. Sie wurde bereits zur Landung von Mannschaften der Schutztruppe und von Ansiedlern benutzt und hat eine kleine Garnison. Hinter dem weißen Sandstreifen der Küste breitet sich ein kaum weniger abschreckendes steiniges Gebiet aus, dann erhebt sich das Land zu weiten Hochflächen, aus denen im Hereroland bedeutende Gebirgszüge hervorragen. In diese Hochflächen sind tiefe Flußthäler eingeschnitten, in welchen allein Ackerbau möglich ist. Die Bevölkerung ist auf Viehzucht angewiesen. Das Mittelland und das Omaheka oder Sandfeld eignen sich besonders dazu. Das letztere, welches sich an der Ostgrenze von 26—20° südl. Br. hinzieht, ist ein ebenes, mit Gras, meist auch mit Büschen bewachsenes Hochland, das in der Regenzeit viele Teiche aufweist. Zur Schafzucht ist es wie geschaffen. Die Ovampo treiben auch einen nicht unbedeutenden Ackerbau. Leider sind diese Gegenden von Absatzmärkten zu weit entfernt. Von den Flüssen enthalten nur der Oranje, der Kunene und der Kubango das ganze Jahr hindurch Wasser, die übrigen sind nur zur Regenzeit, dann aber oft zur weiten Überflutung mit Wasser gefüllt, versiegen indes später ebenso schnell

und behalten nur streckenweise Wasser oder verlieren sich ganz, so daß man in der Trockenzeit Wasser durch Graben in den Flußbetten zu erlangen hat. Die wichtigsten dieser Regenflüsse sind der Große Fischfluß und der Nosob, die beide in den Oranjefluß gehen, der Kuisib, der Swakop oder Swachaub und der Omaruru, welche sich in den Atlantischen Ozean ergießen, während der Omuramba sein Wasser dem Ngamisee zuführt. Für den Verkehr sind alle Flüsse ohne Bedeutung. Geologisch ist ganz Südafrika südlich vom Sambesi als ein einziges Hochland mit gleichartiger Bodengestaltung zu betrachten. Überall finden sich Urgesteine vor, namentlich Gneis, Granit und kristallinische Schiefer. Die letztern kommen vom Oranjefluß bis zum Kunene vor. Quarz- und Dioritgänge mit eingebetteten Kupfermassen sind dort besonders reichlich vorhanden. In diesen Gesteinen findet sich auch Gold, teils in gediegenen Massen, teils in Stücke eingesprengt. Es wurde zuerst 1887 gefunden, dann am Swakopfluß, 188 km östlich von der Walfischbai, eine Grube eröffnet; auch an einem Nebenfluß, dem Otjozemba, fand man einiges Gold. Auch Zinn und Silber kommen vor.

Klima, Pflanzen- und Tierwelt. Es gibt nur zwei Jahreszeiten. Der Sommer (September bis Mai) beginnt mit heißen Winden; diesen folgen Gewitterregen, die aber von N. nach S. abnehmen. Der Winter (Mai bis September) ist absolut trocken und die Temperaturschwankungen sehr bedeutend, besonders im Juli (am Tage 45° C., nachts — 8° C.); im Küstengebiet fällt aber zu dieser Zeit Regen. Die Gegenden am Kubango und Tschobe sind zur Regenzeit undurchdringliche Sümpfe; der ganze Norden und Nordosten sowie die Striche nördlich des Ngamisees haben meist Überfluß an Wasser, während die südlichen Teile wasserarm sind. Nach Dove ist das Klima eins der gesundesten der Erde. Der Pflanzenwuchs des Küstengebiets unterscheidet sich stark von dem des Innern. Mit seinen kniehohen, holzigen und dornigen oder sukkulenten Sträuchern mit geringer Belaubung schließt sich das Küstengebiet der Karroo an. Im Gebiet der Sommerregen begegnen wir ausgedehnten Grassteppen, vorzugsweise gebildet von Toagras (Aristida ciliata), und der Buschsteppe aus mannshohem, oft undurchdringlichem Gebüsch, unter dem die Akazien vorherrschen. Die Baumvegetation besteht aus Kamelbaum (Acacia Giraffae), Dornakazie (Acacia horrida) und in Damaland dem Anabaum (Acacia albida) sowie Ebenholzbaum (Euclea pseudebenus). Besonders eigentümlich sind dem Lande die strauchartigen Euphorbiaceen, mehrere Aloearten, die Welwitschia mirabilis und die Narapflanze (Acanthosicyos horrida) mit eßbaren Früchten. Die Tierwelt war früher weit zahlreicher vertreten. Elefanten, Rhinozerosse, Giraffen, Zebras, Büffel, Löwen u. a. sind jetzt nur noch in den nördlichsten Gegenden zu treffen, da sie schonungslos gejagt wurden; von Raubtieren noch Leoparden, Hyänen, Schakale, außerdem Springböcke, Oryx- und Kuduantilopen; Affen sind zahlreich. Der Strauß kommt nur noch in entlegenen Gegenden vor; sehr häufig sind dagegen Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, darunter viele giftige, Heuschrecken, große Spinnen und Skorpione.

Die Bevölkerung scheidet sich ethnographisch in zwei Hauptstämme: Bantu und Hottentoten, die sich auf das feindseligste gegenüberstehen und bekämpfen. Zum ersten gehören die Ovampo und Herero im N., zum zweiten die Nama im S. Dazu kommen noch die Mischlinge (Bastarde) und die über das ganze Gebiet verstreuten, aber meist im N. lebenden räuberischen, unstet umherziehenden Bergdama und Buschmänner. Die Ovampo sind 53,000, die Herero 99,900, die Hottentoten 7000—7600, die Bastarde 1900—2200, die Bergdama 35,000 und die Namabuschmänner 3000 Köpfe stark. Ende 1893 wohnten im Schutzgebiet 1150 Europäer (710 Deutsche, 290 Engländer, 8 Buren, 6 Schweden ꝛc.). Von den Deutschen gehörten 344 zur Schutztruppe, welche 1893 bedeutend verstärkt wurde, auch fand ein starker Zuzug von Ansiedlern statt. Die Rheinische Mission besitzt in Hereroland 6 Stationen mit 10 Missionaren, in Groß-Namaland 7 Stationen mit ebensoviel Missionaren; die Finnische Mission im Ovampoland 3 Stationen mit 4 Missionaren. Ackerbau ist im südlichen Teil nur an wenigen Stellen möglich, im Ovampoland sind größere Strecken anbaufähig. Von nutzbaren Mineralien sind bisher Gold und Kupfer gefunden, letzteres auch früher in ansehnlicher Menge ausgebeutet worden. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Viehzucht. Nach einer Schätzung hat Ovampoland 1 Mill. Rinder und 5 Mill. Stück Kleinvieh, Damaland 200,000 Rinder und 1 Mill. Stück Kleinvieh, Namaland 50,000 Rinder und 2 Mill. Kleinvieh. Die Anzahl der Pferde im ganzen Schutzgebiet übersteigt nicht 4000. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Vieh (jährlich 6000 Rinder und 10,000 Schafe über Land nach der Kapkolonie und Transvaal), Felle, Häute, Hörner und Straußfedern. Der Wert der Einfuhr betrug 1892: 1,238,000, der der Ausfuhr 1,050,000 Mk. Schon findet eine direkte Verschiffung von Deutschland aus statt, auch vollzieht sich ein großer Teil der Ein- und Ausfuhr (Vieh) auf dem Landwege. Die bereits 5. April 1885 gegründete Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche die von Lüderitz erworbenen Ländereien und Rechte kaufte und von dem Häuptling Kahaherero das Bergregal erlangte, schloß nach Erschöpfung bedeutender Mittel in fruchtlosen Versuchen, die vorhandenen Mineralschätze auszubeuten, mit dem Kharaskoma Exploring and Prospecting Syndicate in London einen Vertrag, durch welchen sie an diese Gesellschaft gewisse Bergwerksgerechtsame in dem südlich vom 24.° südl. Br. gelegenen Teil ihres Besitzes abtrat. In Gemeinschaft mit E. Hermann begründete sie auch in Kubub eine landwirtschaftliche Versuchsstation, namentlich zur Einführung der Wollschafzucht. Die Deutsche Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, 1892 gegründet, hat bereits eine Anzahl von ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe sowie von Deutschen aus der Heimat und der Kapkolonie bei Windhoek angesiedelt. Ganz ungewöhnliche Privilegien verlieh die Reichsregierung der South Westafrica Company in London, ebenfalls 1892 gegründet, im Nordwesten der Kolonie in Bezug auf Land, Bergbau und Eisenbahnanlagen. In Hamburg bildete sich 1893 die Land-, Minen- und Handelsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika. Eisenbahnlinien von der Swakopmündung und von der Lüderitzbucht nach dem Innern wurden 1893 vermessen. Die Verwaltung, an deren Spitze der »kaiserliche Landeshauptmann« steht, hat ihren Sitz in Windhoek, wo auch eine Bergbehörde u. das Hauptquartier der 1893 bedeutend verstärkten Schutztruppe (6 Offiziere, 1 Arzt, 2 Lazarettgehilfen, 335 Mann mit 2 Geschützen) sich befindet. Die Post wird von Deutschland über Kapstadt nach der Walfischbai und von dort durch Kamele nach dem Innern befördert. Die Ausgaben waren für 1893/94 auf 297,000 Mk. festgesetzt.

für 1894/95 werden dieselben auf nahe an 1 Mill. Mk. veranschlagt.

Geschichte. Die Küste von D. wurde zuerst von den Portugiesen befahren; 1486 entdeckte Diaz bei der Aufsuchung eines Seewegs nach Ostindien eine Bucht, die er wegen ihrer Kleinheit Angra Pequena benannte. Seit 1805 wirkten hier anfangs im Dienst der London Missionary Society, später in dem der Rheinischen Mission deutsche Missionare. Nachdem die Bremer Firma F. A. E. Lüderitz durch Kaufverträge mit dem Namahäuptling Frederiks 1. Mai und 15. Aug. 1883 die Küste vom Oranjefluß bis 26° südl. Br. in einer Ausdehnung von 20 geographischen Meilen erworben und im Hafen von Angra Pequena die Handelsstation Fort Vogelsang angelegt hatte, wurde dieses sogen. Lüderitzland 24. April 1884 unter deutschen Reichsschutz gestellt und dieser Schutz 12. Aug. auch auf die Küstenstrecken vom 26. Breitengrad bis Kap Frio ausgedehnt, ausgenommen Walfischbai und die vorliegenden kleinen Inseln, welche England für sich beanspruchte. Durch Vertrag mit Portugal 30. Dez. 1886, mit England 1. Juli 1890 wurden die Grenzen gegen N., bez. gegen O. und S. genau festgelegt und innerhalb dieses Gebiets Schutzverträge 1885 mit den Häuptlingen von Bethanien, Otjitambi, Berseba, mit Kamaherero von Otjimbingue und dem Häuptling von Omaruru, den Bastard von Rehoboth, 1886 mit den Buren in Upingtonia, 1890 mit dem Häuptling der Bondelswarts abgeschlossen. Die Reichsregierung entsandte einen Kommissar, der mit einigen Beamten seinen Sitz in Otjimbingue nahm. Die in Berlin gebildete Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika erwarb die Besitzungen von Lüderitz sowie einen Teil des daran stoßenden nördlichern Gebiets, übernahm die Ausübung staatlicher Hoheitsrechte und schloß mit Kamaherero einen Vertrag, worin dieser alle früher erteilten Bergwerkskonzessionen zurücknahm und diese nun an die genannte Gesellschaft übertrug. Da der Reichskommissar jedoch über keine Machtmittel verfügte, um die Raubeinfälle der Nama unter ihrem Führer Witbooi in das Hereroland zu verhüten, so wurde es dem Engländer Lewis leicht, Kamaherero 1888 zur Aufhebung aller von ihm an die Deutschen erteilten Bergwerkskonzessionen und zur Vertreibung der Deutschen aus Otjimbingue zu überreden. Der Reichskommissar selbst sah sich genötigt, das Land zeitweilig zu verlassen. Doch entsandte die Reichsregierung nun den Afrikareisenden Hauptmann v. François mit einer kleinen Schutztruppe, welche die Ordnung einigermaßen wiederherstellte und Lewis nötigte, die Kolonie zu verlassen. Allein die Raubzüge Witboois dauerten fort, da die kleine Truppe (50 Mann) viel zu schwach war, ihm die Spitze zu bieten, bis nach Eintreffen erheblicher Verstärkungen (s. oben) es endlich 1892 François möglich wurde, gegen ihn einzuschreiten und ihn wiederholt zu besiegen, ohne ihn jedoch zu vernichten, so daß er sogar Ende 1893 einen größern Wagenzug auf dem Wege nach der Küste überfallen, die meisten Treiber ermorden und sich der Fracht bemächtigen und bald darauf auch die Station Hermanns zerstören konnte. Vgl. Olpp, Angra Pequena und Groß-Namaland (Elberf. 1884); Büttner, Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena (Heidelb. 1884); Schinz, Deutsch-Südwestafrika (Oldenb. u. Leipz. 1891).

Deutsch-Wartenberg, Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Grünberg, an der Ochel, hat eine evangelische und eine kath. Kirche und (1890) 849 Einw., darunter 300 Evangelische, 544 Katholiken u. 5 Juden. Schloß u. Herrschaft D. gehören dem Herzog von Dino.

Deutsch-Wilmersdorf, s. Wilmersdorf.

Deutz, früher selbständige Stadt, seit 1888 mit Köln (s. d.) vereinigt. — D. hieß im Altertum Divitio. Kaiser Konstantin d. Gr. baute hier zu Anfang des 4. Jahrh. zur Verteidigung der von ihm angelegten steinernen Rheinbrücke ein Kastell, das im 10. Jahrh. nebst der Brücke zerstört ward. 1128 wurde die bald aufblühende Stadt, welche durch ein 1003 gegründetes (1803 aufgehobenes) Benediktinerkloster größere Bedeutung erhielt, durch eine Feuersbrunst heimgesucht, von welcher eine ausführliche Beschreibung erhalten ist. Obwohl der Erzbischof Konrad von Hochstetten 1240 die Hälfte von D. den Grafen von Berg zu Lehen gab, galt der Erzbischof doch als Landesherr. Im 13. Jahrh. war D. kurze Zeit befestigt, später wollte die Stadt Köln Befestigungen daselbst nicht dulden. Der Kurfürst Ferdinand befestigte die Stadt 1632 von neuem, worauf die Schweden dieselbe eroberten. 1673 bemächtigten sich die Kaiserlichen der Stadt, deren Festungswerke nach dem Nimwegener Frieden geschleift wurden. Seit 1816 ist D. von der preußischen Regierung wieder befestigt worden. Vgl. Bone, Das römische Kastell in D. (Köln 1880).

Deutzer Motor, s. Gaskraftmaschine.

Deutzia *Thunb.* (Deutzie), Gattung aus der Familie der Saxifragaceen, kleine Sträucher in Japan, China und auf dem Himalaja, mit ganzen, fein gezahnten und mit sternförmigen Haaren bedeckten, gegenständigen Blättern und weißen, meist geruchlosen Blüten in endständigen Trauben oder doldentraubenförmigen Rispen, werden seit 1833 in Europa als Ziersträucher kultiviert. D. crenata S. et Z., in China und Japan, ein prächtiger, 2 m hoher Strauch mit graugrünen, 5 – 8 cm langen, ei-lanzettlichen, etwas zugespitzten Blättern, blüht ungemein reichlich in 8 und mehr Zentimeter langen Trauben und kommt in Gärten auch mit gefüllten weißen und roten Blüten vor. D. gracilis S. et Z., in Japan, ein niedriger, buschiger Strauch mit grünen, bis 5 cm langen, länglich-lanzettlichen, zugespitzten Blättern, blüht reichlich in meist verästelten Trauben, ist etwas empfindlich in unserm Klima, läßt sich aber vortrefflich treiben.

Deux (franz., spr. dö), zwei; d. à d., je zwei; à d. mains, für beide Hände passend, zum Doppelgebrauch.

Deux-Nèthes (spr. dö-nät'), s. Nethe.

Deux-Ponts (spr. dö-pong), franz. Name von Zweibrücken.

Deux-Sèvres (spr. dö-säwr'), franz. Departement, s. Sevres.

Déva, 1) Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, an der Mündung des Flusses D. in den Biscayischen Meerbusen, mit kleinem, versandetem Hafen, besuchtem Seebad und (1887) 2884 Einw. — 2) Röm. Stadt, s. Chester 1).

Déva (spr. déwa), Stadt, Sitz des ungar. Komitats Hunyad (Siebenbürgen), liegt, von Trachytbergen umgeben, an der Maros und der Staatsbahnlinie Arad-Karlsburg, mit Franziskanerkloster (seit 1710), altem Bethlenschen Kastell, reform. Kirche, Redoutengebäude samt Theater, neuem Komitatshaus, Oberrealschule, Lehrerpräparandie und Museum, ist Sitz eines Gerichtshofs, hat Wein- und Obstbau, ein Kupferbergwerk und (1890) 4657 magyarische, rumänische und deutsche Einwohner. Dabei auf steilem, 187 m hohem Trachytkegel die Ruinen des 1849 zerstörten Schlosses. — D. hieß im Altertum Dacopolis, lag in Dacien und war schon früh berühmt. König Decebalus soll hier

begraben sein. Hier besiegte Johann Török 1555 die Türken. Ehemals war D. eine Festung, von welcher noch viele Schanzen in der Umgegend übrig sind.

Devalvation (neulat.), die Herabsetzung des Nennwertes einer Geldsorte durch die Staatsgewalt (im Kurs gesunkenes Papiergeld, verschlechterte Münzen wie überhaupt solche, deren Nenn- und Metallgehalt voneinander abweichen). Dieselbe kam früher oft bei Scheidemünzen zum Nachteil der Besitzer vor. Devalvationstabellen, Tabellen mit der Angabe des wirklichen (Metall-) Wertes der Münzen nach dem geltenden Münzfuß.

Devanâgari (sanskr.), Benennung der Sanskritschrift (»Nâgarischrift der Götter« oder »der Brahmanen«). Die ursprüngliche Bedeutung des Namens Nâgarî, mit dem mehrere indische Schriftarten bezeichnet werden, ist zweifelhaft; wahrscheinlich ist er von dem Sanskritwort nagara (»Stadt«) abzuleiten und deutet vielleicht darauf hin, daß die Schreibkunst in Indien zuerst in Städten ausgeübt wurde. Diese Schrift besteht aus 50 Buchstaben, worunter 36 Konsonanten und 14 Vokale und Diphthonge, nebst einer großen Anzahl kombinierter Schriftzeichen, die durch die Verschlingung mehrerer aufeinander folgender Buchstaben entstehen; sie ist ihrem vorherrschenden Charakter nach eine Silbenschrift wie die semitische, aus der sie entstanden ist (vgl. A. Weber in der »Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft«, Band 10, Decke daselbst, Band 31), und bezeichnet daher die Vokale in der Mitte des Wortes entweder gar nicht, wie das kurze a, oder durch beigefügte Zeichen, wird aber von links nach rechts geschrieben wie unsre Schrift. Worttrennung wird nicht durchgeführt. Die von den indischen Grammatikern herrührende Anordnung des D.-Alphabets ist streng systematisch, indem die mit dem gleichen Organ gebildeten Laute reihenweise zusammengestellt sind. Vgl. Schrift und Indische Sprachen.

Devancier (franz., spr. dŏwangßjé), Vorgänger, Vorfahr; devancieren, einem vorangehen, ihn überholen; den Vortritt haben.

Devantière (franz., spr. dŏwangtjär'), Art Reitrock für Frauen, vorn und hinten geschlitzt.

Devant-les-Ponts (spr. dŏwang-lä-póng), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, an der Mosel und der Eisenbahn Metz-Luxemburg, hat eine kath. Kirche, Eisengießerei, Kessel-, Mineralwasser-, Gemüse- und Fruchtkonservenfabrikation, Gemüsebau, Gärtnerei, bedeutende Bierbrauerei und (1890) 2051 Einw.

Devastationsklage, Klage des Hypothekgläubigers auf Befriedigung vor eingetretener Fälligkeit, oder Vorkehrung von Sicherheitsmaßregeln wegen unwirtschaftlicher Behandlung des verpfändeten Anwesens oder Grundstücks durch den Schuldner.

Devastieren (lat.), verwüsten, verheeren; Devastation, Verwüstung; Devastator, Verwüster.

Devaux (spr. dŏwo), Paul, belg. Staatsmann, geb. 20. April 1801 in Brügge, gest. 30. Jan. 1880, betrat 1820 die advokatorische Laufbahn und nahm seitdem den lebhaftesten Anteil an den auf die politische Befreiung Belgiens gerichteten Bestrebungen. Als Mitredakteur des Oppositionsblattes »Politique« vertrat er die Idee der Union zwischen den Liberalen und den Katholiken gegen die Herrschaft der Oranier. Während der Revolution selbst verfocht er im Kongreß den republikanischen Tendenzen gegenüber die konstitutionelle Monarchie als das einzige Mittel zur festen Organisation Belgiens und entwarf mit Rothomb die Verfassung. Im zweiten Ministerium des Regenten Surlet de Chokier war er im März 1831 Staatsminister ohne Portefeuille, brachte die Ernennung des Prinzen Leopold zum König der Belgier vorzüglich mit in Anregung und wirkte im Juni 1831 als Kommissar bei der Londoner Konferenz wesentlich mit zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich der Annahme der Krone von seiten des Prinzen entgegenstellten. Nach der Erhebung desselben zum König der Belgier zog er sich von den Staatsgeschäften zurück und blieb nur noch Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Gleichzeitig mit dem Aufkommen des Ministeriums Lebeau-Rogier 1840 gründete er die für den Liberalismus tonangebende »Revue nationale«. 1863 unterlag er bei den Wahlen in Brügge dem katholischen Gegner und zog sich seitdem ganz vom politischen Schauplatz zurück. Er blieb bloß Mitglied des Gemeinderats von Brügge, bis er 1875 erblindete. Seit 1846 war er Mitglied der belgischen Akademie. Er schrieb: »Études politiques sur l'histoire ancienne et moderne et sur l'influence de l'état de guerre et de l'état de paix« (Brüssel 1875) und »Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine« (das. 1880, 2 Bde.). Vgl. Juste, Paul D. (Brüssel 1881).

Dévaványa (spr. dévavánja), Markt im ungar. Komitat Jász-N. Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Kiskunfélegyháza-Gyoma, mit bedeutender Viehzucht und (1890) 12,154 magyar. Einwohnern (meist Reformierte).

Devay, Matthias Biro von Deva, Begründer der reformierten Kirche in Ungarn, gebürtig aus Siebenbürgen, studierte zu Krakau Theologie, trat ins Kloster und ging, vom Geiste der Reformation ergriffen, 1529 nach Wittenberg, woselbst er Luther nahetrat. Seit 1531 in Ungarn als Prediger für die Reformation wirkend, hatte er den vollen Haß der katholischen Geistlichkeit zu erfahren und wurde zweimal (1531 und 1532—34) mit harter Gefangenschaft bestraft. Der Schutz des Grafen Nádasdy sicherte ihn vor weitern Verfolgungen. 1541 vor den in Ungarn einfallenden Türken flüchtend, ging er nach Wittenberg, darauf in die Schweiz, woselbst er sich der Calvinischen Abendmahlslehre zuwandte. Nach Ungarn zurückgekehrt, wurde er Prediger zu Debreczin und trug viel dazu bei, daß die Protestanten Ungarns der reformierten Lehre zufielen; das Jahr seines Todes ist unsicher. Unter seinen Schriften (mit Biographie in ungarischer Sprache hrsg. von Révész, Pest 1863) ist zu erwähnen eine »Kurze Erklärung der zehn Gebote, der Glaubensartikel, des Vaterunsers ⁊c.«

Develle (spr. dŏwäl'), Jules Paul, franz. Politiker, geb. 12. April 1845 in Bar-le-Duc, ließ sich in Paris als Advokat nieder, wurde 1876 zum Präfekten des Departements Aube ernannt, aber 1877 abgesetzt. Hierauf in Louviers zum Deputierten gewählt, schloß er sich in der Kammer der republikanischen Partei an, ward 1881 Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, dann Präsident der demokratischen Union, 1885 Minister des Ackerbaues und nach seinem Rücktritt 1886 Vizepräsident der Kammer. 1890 wurde er wieder Ackerbauminister und behielt dies Departement bei der Umgestaltung des Kabinetts im Februar 1892. Im Ministerium Dupuy (April bis November 1893) übernahm er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. — Sein Bruder Louis Charles Edmond D., geb. 6. April 1831 in Bar-le-Duc, ist seit 1885 republikanisches Mitglied des Senats.

Developpable Fläche, s. Abwickelbare Fläche.

Deventer, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, am Einfluß des Schipbeek in die Yssel, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Zütphen-Leeuwarden und der Eisenbahn Apeldoorn-Almelo, altertümlich gebaut, hat eine gotische St. Lebuinuskirche mit romanischer Krypte, letztere aus dem 11. Jahrh., 5 andre Kirchen, ein schönes Stadthaus (mit Gemälden von Terborch), ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Handwerkerschule, Kantonsgericht, Handelskammer, Eisengießerei, Teppichfabrik (mit 316 Arbeitern), Baumwollweberei (190 Arbeiter), Tabaksfabriken, Bierbrauerei, eine Armenanstalt, welche 500 Frauen und Mädchen Arbeit gibt, berühmte Honigkuchenbäckereien (Deventerer Kuchen), bedeutenden Handel und Schiffahrt und (1889) 22,842 Einw., darunter 4667 Röm.-Katholische. — D. wird schon im 8. Jahrh. genannt, erhielt im 13. Jahrh. viel Rechte und trat der Hansa bei. Es stand unter der Oberhoheit der Bischöfe von Utrecht, bis deren Rechte 1528 auf Kaiser Karl V. übergingen. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bistum errichtet, aber 1591 aufgehoben, als Graf Moritz von Nassau D. den Spaniern wieder entriß, in deren Hände es 1589 durch Verrat des englischen Kommandanten Stanley gefallen war. Seitdem blieb D. mit den niederländischen freien Provinzen verbunden. Von 1672—74 wurde es von dem Bischof von Münster, B. v. Galen, besetzt gehalten. 1813—1814 ward es von den Franzosen gegen die Verbündeten behauptet und erst nach dem Sturz Napoleons freigegeben.

Deventer, Marinus Lodewijk van, niederländ. Historiker, geb. 1831, gest. 22. Jan. 1892, trat in die Beamtenlaufbahn ein, ward im Ministerium des Äußern angestellt und war einige Jahre niederländischer Generalkonsul in Rio de Janeiro. Er schrieb: »Het jaar 1566« (Haag 1856); »Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zijn tijd« (bis 1609, das. 1860—66, 3 Bde.); »Geschiedenis der Nederlanders op Java« (Haarl. 1887); »Het nederlandsch gezag over Java en onderhoorigheden sedert 1811« (das. 1891, Bd. 1); »Brazilië. Land en volk geschetst« (Amsterd. 1888). Auch vollendete er de Jonges Werk: »De opkomst van het nederlandsch gezag in Oost-Indië« (Haag 1884—88, 3 Bde.) und übersetzte das Werk von Motley: »Life and death of John of Barnevelt« ins Niederländische.

Dévény (spr. dehwēny), Markt, s. Theben (in Ungarn).

Devéria, 1) Achille, franz. Maler und Lithograph, geb. 6. Febr. 1800 in Paris, gest. daselbst 23. Dez. 1857, machte sich zuerst bekannt durch Lithographien von Porträten, von denen er mit Grévedon seit 1830 eine Sammlung herausgab, der eine historische Frauengalerie folgte. Später malte er religiöse Bilder, deren süßliche Eleganz und schwächliches Gefühl unangenehm wirkten; trotzdem waren sie seiner Zeit als Andachtsbilder für Privatkapellen und Boudoirs sehr gesucht.

2) Eugène, franz. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1805 in Paris, gest. 5. Febr. 1865 in Pau, lernte bei Girodet und trat zuerst im Salon von 1824 hervor. Er schloß sich der romantischen Schule an und errang, nachdem er sich durch einige Genre- und Kirchenbilder bekannt gemacht hatte, durch das Gemälde: Heinrichs IV. Geburt (im Louvre) einen großen Triumph, der jedoch sein einziger blieb. 1836 zog er sich nach Pau zurück und wurde protestantischer Pfarrer, wandte sich aber bald wieder der Kunst zu und malte nun unter anderm die Schlacht an der Marsaille (im Versailler Museum), die Enthüllung der Statue Heinrichs IV. zu Pau (1846), den Tod der Johanna Seymour (1847), die vier Heinriche (1857), Halt ivanischer Kaufleute (1859), Empfang des Columbus durch Ferdinand und Isabella (1861). Sein Leben beschrieb Alone (Par. 1887).

Deverra, bei den altitalischen Völkern die Göttin des Ausfegens, eine der drei Gottheiten, welche Wöchnerinnen und Kinder gegen nächtliche Beschleichung des Waldgottes Silvanus (s. d.) schützten. Vgl. Pilumnus.

Deversieren (franz.), eine schiefe Richtung haben oder annehmen, sich neigen, senken.

Devès (spr. dewäß), Pierre Paul, franz. Politiker, geb. 3. Nov. 1837 in Aurillac (Cantal), ließ sich in Béziers als Advokat nieder, wo er auch zum Generalrat und 1876 als Republikaner zum Abgeordneten gewählt wurde. D. ward 1879 zum Präsidenten der republikanischen Linken erwählt; in dieser Stellung spielte er bei den Verhandlungen zwischen der Regierung und der Kammermajorität eine einflußreiche Rolle und vertrat mit Erfolg die Interessen Gambettas. Dieser übertrug ihm im November 1881, als er sein Kabinett bildete, das Ackerbauministerium, das er aber schon im Januar 1882 wieder verlor. Im zweiten Gambettistischen Ministerium Duclerc (August 1882 bis Februar 1883) war D. Justizminister.

Devestieren (lat.), entkleiden, namentlich der Investitur, also soviel wie einen seines Lehens berauben; daher Devestitur, Entziehung des Lehens.

Devex (lat.), abwärts geneigt, abschüssig; Devexität, Abschüssigkeit, Abhang.

Devexa (lat., »Abschüssige«), Giraffen, eine Familie der Huftiere (s. d.).

Deviation (lat.), »Abweichung« eines Körpers von seiner Bahn oder Richtung, z. B. in der Schießkunst die seitliche Abweichung der Geschosse aus der Schußebene (s. Flugbahn). — In der Nautik die Ablenkung der Kompaßnadel an Bord eines Schiffes aus dem magnetischen Meridian, d. h. aus der magnetischen Nord-Südrichtung; dieselbe wird als östlich oder positiv bezeichnet, wenn das Nordende der abgelenkten Nadel östlich vom magnetischen Meridian fällt, als westlich oder negativ, wenn es westlich von demselben zeigt. Die D. wird erzeugt durch die den Eisenmassen des Schiffes eignen magnetischen Kräfte, welche ihrerseits durch die induzierende Wirkung des Erdmagnetismus hervorgerufen sind. Der Magnetismus des an Bord befindlichen oder zum Bau des Schiffes benutzten Eisens tritt je nach der Beschaffenheit und der Behandlung des letztern, der Dauer und Stärke der induzierenden Wirkung als temporär induzierter oder permanenter Magnetismus auf. Der magnetische Charakter, welchen hierdurch das Schiff erhält, prägt sich hauptsächlich während des Baues aus, wo das Schiff längere Zeit in derselben Lage liegt und die eingebauten Eisenteile in dieser Lage bearbeitet werden; der in den Eisenteilen induzierte Magnetismus wird durch die Bearbeitung zum Teil fixiert. Eiserne Schiffe werden hierdurch gewissermaßen in einen großen Magnet verwandelt; die Verteilung des Magnetismus und die Lage der magnetischen Schiffspole in solchem Schiffe sind hiernach von der Baulage abhängig; der Nordpol entsteht in demjenigen Teil des Schiffes, welcher während des Baues nach Norden lag, der Südpol im entgegengesetzten. Die an Bord befindlichen weichen Eisenteile nehmen einen solchen bestimmten, dauernden Magnetismus nicht an, sind aber der steten Induktionswirkung des Erdmagnetismus ausgesetzt und ändern

ihren Magnetismus mit der Änderung der induzierenden Kraft. Die Einwirkung der Eisenmassen auf den Kompaß ist hiernach verschieden je nach der Beschaffenheit des Eisens, oder besser je nachdem der denselben innewohnende Magnetismus dauernd »permanent«, oder flüchtig »induziert« ist. Während der permanente Magnetismus bei allen Richtungen des Schiffes an Stärke unverändert bleibt, ist die Stärke des induzierten Magnetismus von der Lage des Schiffes abhängig und ändert sich mit dem Schiffskurs; nur der in vertikal stehenden Eisenmassen erzeugte induzierte Magnetismus ist vom Kurs unabhängig. Hierdurch ist es bedingt, daß die genannten verschiedenen Formen des Magnetismus auch eine verschiedenartige D. hervorrufen; der permanente sowie der in vertikalen Eisenmassen induzierte Magnetismus erzeugt auf den Kursen des einen Halbkreises die entgegengesetzte D. wie auf den Kursen des andern Halbkreises; der in horizontalen Eisenmassen induzierte Magnetismus dagegen bringt eine Ablenkung hervor, welche mit jedem Quadranten ihr Vorzeichen ändert. Die erstere D. nennt man daher »halbkreisförmige« oder »semizirkulare«, die letztere »viertelkreisförmige« oder »quadrantale«. Außer diesen beiden Deviationen unterscheidet man noch eine dritte, die »konstante D.«, welche erzeugt wird durch unsymmetrisch um den Kompaß gelagerte weiche Eisenmassen, zum Teil auch ihren Grund in fehlerhafter Aufstellung des Kompasses hat. Aus diesen drei Teildeviationen setzt sich die Gesamtdeviation zusammen, die je nach dem Schiffstyp und der Aufstellung des Kompasses sehr verschieden ausfallen kann; auf Holzschiffen ist sie den hier vorhandenen unbedeutenden magnetischen Kräften entsprechend nur gering und einfacher Natur, kann aber auf Eisenschiffen, namentlich bei ungünstiger Lage des Kompasses in der Nähe großer, besonders vertikaler Eisenmassen eine bedenkliche Größe annehmen und die Brauchbarkeit des Kompasses in Frage stellen. Für den Gebrauch des Kompasses zur Navigierung ist es durchaus erforderlich, seine D. zu kennen, und da diese sich mit dem Schiffskurs ändert, so muß sie für alle Kurse bestimmt werden. Dies geschieht durch den Vergleich einer bekannten magnetischen Richtung mit der nach dem Kompaß angegebenen Richtung. Man macht mit dem Schiffe hierzu eine Kreisdrehung und peilt bei den verschiedenen Kursen (gewöhnlich auf allen vollen Strichen der Kompaßrose) ein entferntes Objekt, dessen magnetische Richtung bestimmt ist; die Differenz der letztern und der Kompaßpeilung ist gleich der D. des Kompasses auf dem betreffenden Kurs. Statt eines terrestrischen Objekts kann man auch die Sonne oder ein andres Gestirn zur Deviationsbestimmung benutzen, indem man die magnetische Richtung des Gestirns im Augenblick der Beobachtung berechnet. In der Nähe von Land hilft man sich oft auch dadurch, daß man einen Beobachter mit einem Kompaß ans Land schickt, diesen frei von allen magnetischen Einflüssen aufstellt, und nun mit dem Kompaß an Bord denjenigen an Land und gleichzeitig umgekehrt von Land den an Bord peilt; der Vergleich beider Peilungen ergibt die D. Wie mit dem Kurs, so ändert sich die D. auch mit der Neigung des Schiffes, da hierbei die magnetischen Kräfte desselben zum Teil ihre Richtung zum Kompaß, zum Teil ihre Größe (induzierter Magnetismus), zum Teil beides ändern. Diese sogen. Krängungsdeviation ist zwar nicht bedeutend, darf jedoch nicht vernachlässigt werden; sie ändert sich mit der Neigung und dem Kurs (proportional der Neigung und dem Kosinus des Kurswinkels). Die durch eine Neigung von 1° bei Nord- oder Südkurs erzeugte Deviationsänderung wird Krängungskoeffizient genannt; derselbe wird praktisch durch Neigen des Schiffes oder durch Anstellung andrer magnetischer Beobachtungen ermittelt. Weitere Änderungen in der D. treten im Laufe der Zeit und mit Änderung der geographischen Position ein, da sich mit der Zeit, namentlich im ersten Zeitraum nach dem Stapellauf, die magnetischen Kräfte des Schiffes zu ändern pflegen, mit der geographischen Position, namentlich mit der Breite, die Elemente des Erdmagnetismus und mit diesen sowohl die die Kompaßnadel im magnetischen Meridian festhaltende Kraft als auch der in den Eisenteilen des Schiffes induzierte Magnetismus wechseln. Unregelmäßige und starke Deviationsänderungen können hervorgerufen werden durch heftige Erschütterungen, welchen, wie beim Auflaufen auf Grund oder beim Schießen mit Geschützen auf Kriegsschiffen, das Schiff ausgesetzt ist, und durch welche die Struktur des Eisens und damit das magnetische Verhalten desselben verändert werden kann. Ähnlich verhält es sich bei Blitzschlägen, die das Schiff treffen und den Magnetismus eines Schiffes oft ganz umwandeln. Rechnet man noch dazu, daß auch Änderungen in der Eisenverteilung im Schiff sowie Temperaturveränderung (was namentlich bei Dampfschiffen zu berücksichtigen ist) Deviationsänderungen zur Folge haben, so erhellt, daß die D. wiederholt bestimmt und einer unausgesetzten Kontrolle unterworfen sein muß.

Da große Deviationsbeträge, wie sie auf eisernen Schiffen vorkommen können, ungemein unbequem und störend für die Schiffahrt sind, so ist man genötigt, die D. durch künstliche Mittel aufzuheben oder zu verringern. Dies geschieht durch Einführung magnetischer Kräfte, welche in gleicher Stärke aber entgegengesetzter Richtung wirken wie die magnetischen Kräfte des Schiffes, denselben das Gleichgewicht halten und so ihren Einfluß auf den Kompaß aufheben; man nennt dies »kompensieren«. Der permanente Schiffsmagnetismus resp. die semizirkulare D. wird durch Stahlmagnete kompensiert, welche in horizontaler Lage unter der Kompaßrose angebracht werden, die quadrantale D. durch weiche, seitwärts vom Kompaß gelagerte Eisenkörper (Kugel, Cylinder), der Krängungsfehler durch einen kleinen, senkrecht unter der Mitte der Kompaßrose stehenden Stahlmagneten. Vgl. Rottok, Die Deviationstheorie und ihre Anwendung in der Praxis (Berl. 1881); Collet, Traité de la régulation etc. des compas (2. Aufl., Par. 1886); »Der Kompaß an Bord, ein Handbuch für Führer von eisernen Schiffen« (hrsg. von der Deutschen Seewarte, Hamb. 1889).

Deviation, im Seerecht die willkürliche Veränderung der Reiseroute seitens des Schiffers (Kapitäns). Eine D. liegt vor, wenn der Schiffer ohne Not entweder die Reise nach einem andern Bestimmungshafen richtet, oder einen Hafen anläuft, dessen Anlaufung nicht in der Reiseroute begriffen ist, oder die Reihenfolge der anzulaufenden Häfen verändert. Sind über die Reiseroute keine besondern Vereinbarungen getroffen, so ist der »entsprechende« Weg zu wählen, d. h. der Weg, den ein gewissenhafter Schiffer unter Berücksichtigung aller maßgebenden Umstände (Jahreszeit, Wind und Wetter ꝛc.) gewählt haben würde. Nur wenn und soweit die Abweichung durch einen Notfall (z. B. Verfolgung durch Seeräuber) oder durch das Gebot der Menschlichkeit veranlaßt ist, darf der Schiffer die Reiseroute verlassen; jede andre Ab-

weichung verpflichtet ihn zum Schadenersatz. Nach den Grundsätzen des Seeversicherungsrechts haftet der Versicherer nicht für solche Unfälle, die sich nach einer vom Versicherten genehmigten und nicht durch die Not gebotenen D. ereignen (deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 817 u. 818, dann 478, 693 u. 694). Nach englischem und französischem Recht haftet der Versicherer für die nach einer D. vorgekommenen Unfälle überhaupt nicht. S. auch Bodmerei.

Deviationsbojen, schwimmende Tonnen, welche in der Nähe der Küste verankert werden und zur Erleichterung der Deviationsbestimmung für Schiffe dienen. Zu letzterm Zweck machen die Schiffe an der Deviationsboje fest und peilen, das Schiff im Kreise herumschwingend, ein entferntes Objekt, dessen magnetische Richtung von dort bekannt ist (s. Deviation).

Devieren (lat.), vom rechten Weg abkommen.

Deville (spr. dëwil'), 1) Achille, franz. Altertumsforscher, geb. 1789 in Paris, gest. daselbst 10. Jan. 1875 als Direktor des Museums von Rouen. Außer mehreren lokalgeschichtlichen Werken (über die Abtei St.-Georges-de-Boscherville, das Schloß Gaillard, die Kathedrale zu Rouen, das Château Tancarville u. a.) schrieb er: »Chants bucoliques« (1856); »Essai sur l'exile d'Ovide« (1859) und »Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité« (1874, mit 113 Tafeln).

2) Charles, Chemiker, s. Sainte-Claire Deville.

Déville-lès-Rouen (spr. dewil'-lä-ruäng), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, 5 km nordwestlich von Rouen, mit Baumwollindustrie, Maschinen- und Chemikalienfabrikation und (1891) 5264 Einw.

Devillescher Ofen, s. Ofen.

Devin, Dorf im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Franzburg, am Strelasund, hat ein Seebad und 302 Einwohner.

Devinkulierung, s. Außerkurssetzung.

Devisen (franz., v. mittellat. divisa, »Unterscheidungszeichen«), Sinn- oder Wahlsprüche, namentlich solche, die in der Heraldik vorkommen. In letzterer Beziehung unterscheidet man zwei Arten von D.: sinnbildliche Figuren (Embleme), die an untergeordneten Stellen der Wappen angebracht werden (engl. badge), wie z. B. in England die weiße und die rote Rose der Häuser York und Lancaster u. a., und Wortdevisen oder eigentliche Wahlsprüche. Letztere werden meist auf fliegenden Bändern unter oder über dem Wappenschild angebracht und bestehen größtenteils in kurzen Kernsprüchen, die in Beziehung zu einer That, Begebenheit ꝛc. stehen, z. B. Suum cuique (Preußen), Viribus unitis (Kaiser Franz Joseph I. von Österreich), Dieu et mon droit (England), In my defense (Schottland) oder C'est mon plaisir (Larochefoucauld), Vendée, Bordeaux, Vendée (Larochejacquelein), Che sarà sarà (Bedford), Ich dien' (Prinz von Wales) ꝛc. Von der Devise ist das Cri de guerre (Schlachtruf) zu unterscheiden, welches ebenfalls auf fliegenden Zetteln sich mitunter bei Wappen angebracht findet (vgl. Cri). Es bezeichnet das im Mittelalter übliche Feldgeschrei, an welchem die kämpfenden Parteien sich erkannten. Hierzu ist zu zählen das bekannte: Hie Welf! Hie Waiblingen!, ferner das Montjoie Saint-Denis (Frankreich), Haro Haro (Normannen) und das türkische Allah il Allah. Bei deutschen Wappen kommen D. seltener und fast nur bei solchen des hohen und höchsten Adels vor. Häufiger werden sie bei französischen und am meisten bei englischen Wappen angetroffen. Bei Festen pflegte man im Mittelalter D. an Triumphbogen, auf Fahnen, Schiffen ꝛc. wie später auch an Thüren und Decken der Häuser anzubringen. Übrigens erscheinen schon in den »Sieben Helden vor Theben« von Äschylos die Kämpfer alle mit D. auf ihren Schilden, und Gleiches wird von Xenophon über die Schilde der Lakedämonier und Sikyonier berichtet. Eine große Rolle spielen die D. auch in den alten Stammbüchern. Vgl. v. Radowitz, Die D. und Mottos des spätern Mittelalters (Stuttg. 1850); Chassant, Dictionnaire des devises historiques et héraldiques (Par. 1878, 3 Bde.); Dielitz, Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie ꝛc. (neue Ausg., Frankf. 1887); Löbe, Wahlsprüche, D. und Sinnsprüche deutscher Fürstengeschlechter des 16. und 17. Jahrhunderts (Leipz. 1883); de Porta, Die D. und Motto der Habsburger (Wien 1887). — In der Konditorei sind D. kleine allegorische oder symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teig, in denen Zettel mit D. enthalten sind; in der kaufmännischen Sprache sind D. Wechsel auf ausländische Plätze, daher die Bezeichnungen Devisengeschäft als An- und Verkauf solcher Wechsel, und Devisenmarkt.

Devitrifizieren (neulat.), entglasen.

Devizes (spr. diwĭs), alte, wohlhabende Stadt in Wiltshire (England), in der fruchtbaren Ebene von Pewsey, 131 m ü. M., am Kennetkanal gelegen, hat 2 Kirchen (aus der Normannenzeit), eine in Ruinen liegende Feste Heinrichs I., ein Museum (mit Altertümern aus Wiltshire), Irrenhaus, Gefängnis, etwas Seidenmanufaktur, Malzdarren, Getreidehandel und (1891) 6426 Einw.

Devoilieren (franz., spr. dewŭal-), entschleiern.

Devoir (franz., spr. dewŭär), Schuldigkeit, Pflicht.

Devól (»Teufel«), Fluß in Türkisch-Albanien, entspringt am Grammosberg südlich des Ochrida- und Presbasees, durchfließt, durch einen Abfluß des Wentrosees verstärkt, den Swirinasee, dann ein noch unbekanntes Bergland südöstlich von Elbassan, vereinigt sich etwa 40 km vor seiner Mündung mit dem Osum oder Ljumi-Beratit, nimmt nun den Namen Semeni an und mündet zwischen Valona und Durazzo in das Adriatische Meer.

Devolution (lat.), eigentlich Wegwälzung, Überwälzung, hat in der Rechtswissenschaft verschiedene Bedeutungen. Namentlich bezeichnet es Heimfall oder Vererbung eines Vermögensobjekts an einen andern Besitzer; im besondern Sinne bezeichnet Devolutionsrecht das Rechtsverhältnis, nach welchem das Vermögen eines verstorbenen Ehegatten dem Eigentum nach den Kindern zufällt, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch verbleibt. Devolutiveffekt hat ein Rechtsmittel (s. d.), wenn durch dessen Einwendung die Rechtssache an einen höhern Richter (vom judex a quo an den judex ad quem) gebracht (devolviert) wird, wie die Berufung, die Beschwerde und Revision. Devolutionsrecht ist das in der hierarchischen Ordnung unmittelbar begründete allgemeine Recht, vermöge dessen der höhere Kirchenobere dann thätig werden darf, sobald der ihm unmittelbar Untergeordnete seiner Pflicht entweder nicht oder doch nicht in der gesetzlichen Weise genügt. Unter den Verhältnissen, in denen das Devolutionsrecht in Ausübung kommen kann, ist schon durch das dritte Konzil vom Lateran (1179) die Verleihung der Kirchenämter besonders hervorgehoben. Hier gilt die allgemeine Regel, daß, sobald der zur Provision (s. d.) Berechtigte die Besetzung des Amtes nicht den kanonisch-rechtlichen Satzungen gemäß, also namentlich nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist

vornimmt, sein Recht sofort, und ohne daß es noch einer besondern Erinnerung bedarf, für diesmal verloren geht, immer jedoch unter der Voraussetzung eines wirklichen Verschuldens, weshalb z. B. dieser Verlust dann nicht eintritt, sobald dem Berechtigten irgend ein faktisches oder rechtliches Hindernis entgegenstand. So devolviert z. B. das Besetzungsrecht vom Kapitel an den Bischof, von diesem an den Erzbischof und von dem letztern an den Papst selbst. In der evangelischen Kirche kann das Devolutionsrecht im wahren Sinne nur dann vorkommen, wenn der Patron (s. d.) entweder die Präsentationsfrist versäumt, oder simonistisch (s. Simonie) oder einen Unfähigen präsentiert. Wo jedoch noch protestantische Stifter mit alter Verfassung bestehen, wird auch die Verleihung an den Landesherrn devolviert, sobald das Kapitel sie nicht innerhalb der geordneten Frist vollzogen hat.

Devolutionskrieg, der Krieg, durch welchen Ludwig XIV. von Frankreich 1667 die spanischen Niederlande sich anzueignen suchte. Er stützte sich dabei auf das sogen. Devolutionsrecht, welches in Brabant und einigen Nachbarprovinzen galt, und nach welchem das Erbe eines Mannes den Kindern der ersten Ehe ausschließlich gehörte und im Augenblick einer zweiten Vermählung auf dieselben »devolvierte« (überging), während der wieder verheiratete Vater nur den Nießbrauch dieses Vermögens bis zu seinem Tode behielt. Hiernach erhob Ludwig XIV. nach dem Tode seines Schwiegervaters Philipp IV. von Spanien im Namen seiner Gemahlin Maria Theresia, als der einzigen Tochter Philipps aus erster Ehe, in ganz willkürlicher, unbegründeter Weise Anspruch auf die spanischen Niederlande. Er besetzte 1667 dieses Gebiet, ohne großen Widerstand zu finden, und 1668 die Freigrafschaft Burgund, begnügte sich aber, als England, Holland und Schweden 23. Jan. 1668 die Tripelallianz gegen ihn schlossen, in dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) mit den belgischen Städten Lille, Charleroi, Tournai, Douai, Courtrai ꝛc.

Devolutionsrecht, **Devolutiveffekt** s. Devolution.

Dévoluy, Gebirgsstock in der Kalkalpenzone der Westalpen, zu den franz. Departements Oberalpen, Drôme und Isère gehörig, wird östlich vom Thal des Drac begrenzt, während die westliche Grenze die den Paß de la Croix Haute (1500 m) übersteigende Eisenbahnlinie von Grenoble nach Marseille bezeichnet, und erreicht im Obiou 2793 m Höhe. Der D. charakterisiert sich durch plötzlich anschwellende und den ehemaligen Waldboden mit fortreißende Sturzbäche. Hauptort ist der an der Souloise, einem Zufluß des Drac, gelegene Flecken St.-Etienne-en-Dévoluy.

Devolvable Fläche, soviel wie »abwickelbare Fläche« (s. d.).

Devolvieren (lat.), abwälzen (von einer Person auf eine andre); namentlich eine Rechtssache vor ein höheres Forum bringen (s. Devolution).

Devon, Graf von, s. Devonshire.

Devonische Formation (hierzu Tafel »Devonische Formation I u. II«), nach der engl. Grafschaft Devonshire, auch rheinische Formation, jüngeres Übergangsgebirge genannt, Schichtensystem zwischen der Silur- und der Steinkohlenformation, besteht dem Gesteinsmaterial nach vorwiegend aus Sandsteinen (old red sandstone, alter roter Sandstein der Engländer), Quarziten, Konglomeraten, Grauwacken, Kalksteinen und Thonschiefern, letztere beiden Gesteine zuweilen in der Weise verknüpft, daß Kalkstein Linsen im Thonschiefer bildet (Flinz, Flaserkalk), welche, der Verwitterung schneller anheimfallend, das Gestein oft löcherig (Kramenzelkalkstein) erscheinen lassen. Untergeordnet eingelagert sind dem Schichtensystem eine Reihe sonstiger Gesteine, darunter manche von großer technischer Wichtigkeit (s. unten). Meist unbauwürdig sind die hier und da vorkommenden Steinkohlenflöze. Die in den Schichten begrabenen Organismen tragen, dem hohen Alter der Formation entsprechend, einen fremdartigen, von der heutigen Schöpfung weit abweichenden Charakter. Dünn gesäet sind die Pflanzenformen: Fucus-Arten, einige Gefäßkryptogamen (Kalamiten, Lepidodendren, Farne), Sigillarien mit ihren Wurzelstöcken, den Stigmarien, und vereinzelte Koniferen. Unter den Tierformen sind die Korallen durch mannigfaltige Gattungen (Cystiphyllum, Cyathophyllum, Pleurodictyum u.a.), die Moostierchen durch Anlopora (Tafel I) vertreten; ein sehr charakteristisches Leitfossil ist die Deckelkoralle Calceola sandalina (auf der Tafel I mit abgehobenem Deckel dargestellt). Die für die silurische Formation so bezeichnenden Graptolithen fehlen im Devon so gut wie ganz. Unter den Echinodermen herrschen die Krinoideen (Cupressocrinus und Haplocrinus, Tafel I); häufig finden sich ganze Schichten erfüllt mit den Stielgliedern (Entrochiten) dieser Krinoideen. Auch äußere Abgüsse solcher Säulenglieder (sogen. Schraubensteine) sind sehr gewöhnlich. Seltener als die Krinoideen sind die Blastoideen, von welchen ein Vertreter der wichtigen Gattung Pentremites auf Tafel I dargestellt ist. Wie in allen ältern Formationen, sind von den Mollusken die Armfüßer und Cephalopoden häufiger als die Bivalven und Gastropoden. Von Armfüßern stellt Tafel I eine der häufigsten Spiriferenarten, Spirifer speciosus, und Stringocephalus Burtini dar, letztern auch aufgeschnitten in einer seitlichen Ansicht, um das innere Knochengerüst zu zeigen; auch die Gattungen Spirigera, Merista (Tafel I), Atrypa, Orthis und Rhynchonella sind sehr verbreitet; Rhynchonella cuboides ist das Leitfossil der nach ihr benannten oberdevonischen Cuboidesschichten. Macrocheilus subcostatus und Murchisonia bigranulosa (Tafel II) sind Beispiele devonischer Gastropoden. Unter den Cephalopoden haben die Gattungen Orthoceras, Cyrtoceras, Gomphoceras ꝛc. zahlreiche Vertreter; noch wichtiger aber sind die zu den Ammoneen gehörigen Clymenien und Goniatiten, von welchen die erstern sogar ausschließlich auf das Devon beschränkt sind (vgl. die Abbildungen von Clymenia Sedgwickii und Goniatites intumescens, Tafel II). Von Krustaceen treten die Trilobiten (Tafel II stellt die zuweilen zusammengerollt vorkommende, sehr verbreitete Form des Phacops latifrons dar) weniger zahlreich als im Silur auf, dagegen kommt der kleine, zweischalige Krebs Cypridina (Entomis) serratostriata (Tafel II) in unzähligen Exemplaren in dem nach ihm genannten Schiefer vor. Unter den Fischen ziehen die abenteuerlichen Formen des Asterolepis (Pterichthys) cornuta und Coccosteus decipiens (Tafel II) mit ihren Knochenpanzern die Aufmerksamkeit auf sich, während Eucephalaspis Lyelli (Tafel II) den den ältern Formationen eignen Typus der heterocerkalen Ganoideen besonders deutlich erkennen läßt.

In der Gliederung der devonischen Schichten läßt sich überall, wo sie vollständig entwickelt sind, eine Dreiteilung durchführen, indem ein Unter-, Mittel- und Oberdevon unterschieden werden kann. Als Beispiel der nähern Gliederung sei die Schichtenfolge auf-

1 Cyclostoma elegans.

geführt, wie sie sich nach Kayser in Nassau und Westfalen von unten nach oben aufstellen läßt. Zum Unterdevon wären zu rechnen die Taunus-Phyllite, die Hunsrückschiefer und die gleichalterigen Taunusquarzite (auch die Siegener Grauwacke) sowie die Koblenzschichten (Spiriferensandstein, Koblenzer Grauwacke). Ihnen folgen als Mitteldevon in der Eifel die Calceolaschichten (Cultrijugatusschichten) und der Stringocephalenkalk (Eifeler Kalk), in der Lennegegend der Lenneschiefer, in Nassau der Wissenbacher Orthocerasschiefer, Schalsteine und Diabase; als Oberdevon endlich die Goniatitenkalke (Iberger Kalke) oder, wie bei Brilon, dunkle, etwas kalkige Schiefer (Flinz), dann Cypridinenschiefer und Clymenienkalke. Die geographische Verbreitung der devonischen Formation ist namentlich in Britannien, Rußland und Nordamerika sehr groß. In Frankreich besitzen die Bretagne und die Normandie, in Spanien Asturien größere Devongebiete. In Deutschland findet die Formation ihre Hauptentwickelung am Unterrhein (vom Taunus an abwärts), in der Eifel (zusammenhängend mit dem Devon Luxemburgs und Belgiens), am Harz, im Fichtelgebirge, untergeordneter in der preußischen Provinz Schlesien und dem benachbarten Österreichisch-Schlesien und Mähren. Die vulkanische Thätigkeit lieferte während der devonischen Periode vorzugsweise Diabase. Ihre stark zersetzten Tuffe, die Schalsteine, sind mit dem übrigen Schichtenmaterial der devonischen Formation durch Wechsellagerung eng verbunden und ihrerseits, besonders in Nassau, Westfalen und dem Harz, mit Roteisensteinen, in Nassau zudem noch mit Phosphoriten verknüpft. An technisch wichtigen Substanzen birgt das devonische Schichtensystem außer den eben citierten Roteisensteinen und den zu landwirtschaftlichen Zwecken in Nassau emsig abgebauten Phosphoriten mannigfaltige Erzlagerstätten: so z. B. am Rammelsberg im Harz ein mächtiges Lager von Zinkblende, Kupferkies, Eisenkies und Bleiglanz, bei Andreasberg Gänge mit Silber- und Kupfererzen, bei Müsen im Siegenschen Gänge mit Eisenspat, Nickel-, Kupfer-, Blei- und Manganerzen, in Cornwall Gänge mit Zinn- und Kupfererzen. Auch die großen Petroleumschätze Pennsylvaniens entstammen devonischen Schichten. Vgl. F. und G. Sandberger, Beschreibung und Abbildung der Versteinerungen des rheinischen Schichtensystems in Nassau (Wiesbad. 1848—52); Kayser, Studien aus dem Gebiet des rheinischen Devon (Berl. 1870—89).

Devonport (spr. dewn'nport), 1) Hafenstadt, Badeort und Dampferstation an der Nordküste der britisch-austral. Insel Tasmania, an der Mündung des Mersey in die Baßstraße, durch Eisenbahn mit Launceston und Hobart verbunden, mit (1891) 1705 Einw. — 2) Badeort auf der Nordinsel von Neuseeland, mit Auckland durch Dampfboot verbunden, mit Schiffbau, großem Dock, starken Befestigungen und (1891) 2650 Einw., worunter viele Kaufleute aus Auckland. Nahe dabei der schöne See Takapuna. — 3) S. Plymouth.

Devonshire (spr. dewn'schir, kurz Devon), Grafschaft im südwestlichen England, zwischen dem Kanal von Bristol und dem Englischen Kanal gelegen, östlich von den Grafschaften Dorset und Somerset, westlich von Cornwallis begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 6746 qkm (122,5 QM.). Die Küsten sind im allgemeinen steil, und die Oberfläche des Bodens ist sehr mannigfaltig gestaltet. Im westlichen Teil liegt das aus Granit bestehende, sumpfreiche Tafelland Dartmoor Forest (s. Dartmoor) mit dem Yes Tor (625 m). Im N. erstreckt sich von Somerset aus der aus devonischem Kalkstein bestehende Exmoor Forest (s. d.) in die Grafschaft, und im O. steigen die Black Downs zu einer Höhe von 220 m an. Mit Ausnahme der genannten Landstriche, welche sich nur zur Weide eignen, ist das Land fruchtbar, namentlich in den Thälern. Die Mehrzahl der zahlreichen Flüsse ergießt sich nach S. in den Englischen Kanal (so Tamer, Avon, Dart, Teign, Exe); nur Taw und Torridge fließen in nordwestlicher Richtung in die große, aber seichte Barnstapler Bai. Die Südküste ist reich an guten Häfen, darunter vornehmlich der Plymouthsund (s. d.). Das Klima ist mild und feucht und günstiger für Viehzucht als für Ackerbau. Die Grafschaft hat 1891: 631,808, als Verwaltungsbezirk 455,353 Einw., da die Städte Plymouth, Devonport und Exeter besondere Grafschaften bilden. 1890 bestanden 35,9 Proz. der Oberfläche aus Ackerland, 37,2 aus Weideland, 1,7 aus Obst- und Gemüsegärten und (1888) 4,6 aus Wald. Die Landschaft South Hams im westlichen Teil der Grafschaft zeichnet sich namentlich durch ihren Obstbau aus und gilt als Garten Devons (viel Apfelwein wird gekeltert). Die Viehzucht ist sehr ausgedehnt und liefert Butter, Rahm und Käse vorzüglicher Qualität. 1890 gab es 259,876 Rinder, 913,562 Schafe, 123,227 Schweine u. 55,280 Pferde. Der Fischfang (besonders Makrelen, Lachse, Heringe) beschäftigt 2619 Menschen. Der Bergbau auf Kupfer, Zinn, Eisen, Arsenkies (3411 Ton.), Arsenik (2547 Ton.) und Manganerz ist unbedeutend. Besonders wird Porzellanerde (1892: 95,856 Ton.) und Töpferthon (32,688 T.) gewonnen. Die ziemlich lebhafte Industrie erstreckt sich auf Schiffbau, Spitzenklöppelei, Fabrikation von Handschuhen, Wollwaren, Maschinen und Papier. Hauptstadt ist Exeter.

Devonshire oder Devon, engl. Adelstitel, der, seit Heinrich I. bestehend, 1335 von dem Haus Redvers auf das Haus Courtenay überging, das seit Heinrich II. in England ansässig war. Thomas Courtenay, sechster Graf von D., wurde in der Schlacht von Towton gefangen und 1461 enthauptet; Edward Courtenay, der 1485 Graf von D. wurde, zeichnete sich unter Heinrich VII. aus; dessen Sohn William heiratete die Prinzessin Katharine, jüngste Tochter Eduards IV., und spielte unter Heinrich VIII. eine Rolle ebenso wie sein Sohn Henry, der nach vielen Gunstbezeigungen von seiten Heinrichs VIII. 1538 in Ungnade fiel und 1539 hingerichtet wurde. Mit Henrys Sohn Edward, dem Maria die Blutige 1553 den Titel Graf von D. wiedergab, erlosch 1556 die Hauptlinie der Courtenay; aber eine Nebenlinie des Hauses bestand fort, und diese beanspruchte in neuerer Zeit auf Grund des Patents von 1553 den Titel Graf von Devon, der ihr 1831 vom Oberhaus zugesprochen wurde. Im Jahre 1618 hatte Jakob I. den Titel Graf von D. an William Cavendish verliehen, der zu den ersten Kolonisatoren Virginias und der Bermudas gehörte. Von den Grafen und Herzögen von D. aus dem Haus Cavendish sind die folgenden hervorzuheben: William, vierter Graf von D., gehörte zu den Lords, die Wilhelm III. nach England hinüberriefen, und wurde dafür 1694 zum Marquis von Hartington und Herzog von D. erhoben. Er starb 1707 als Oberhofmeister der Königin Anna. Ihm folgte sein ältester Sohn, William, als zweiter Herzog von D. sowie in der Hofwürde, die seitdem in der Familie fast erblich war. Derselbe starb 1729 und hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Charles, der Vater des berühmten Chemikers Henry Caven-

dish war. Der älteste, William, dritter Herzog von D., geb. 1698, war 1736—45 Vizekönig von Irland, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und starb 5. Dez. 1755. Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geb. 1720, wurde 1755 Vizekönig von Irland, war 1756—57 erster Lord des Schatzes (Premierminister) und wurde dann Oberkammerherr und Ritter des Hosenbandordens. Unter Butes Ministerium legte er die Oberkammerherrnstelle nieder und starb 2. Okt. 1764 in Spa. Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. 1748, gest. 29. Juli 1811, wurde 1766 Großschatzmeister von Irland und stand, wie seine ganze Familie, auf seiten der Opposition gegen die irische Politik des Hofes. Seine erste Gemahlin, Georgiana Cavendish, Herzogin von D., die Tochter des Grafen John Spencer, geb. 9. Juni 1757, gest. 30. März 1806, glänzte ebensosehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch Geist und poetisches Talent und beteiligte sich lebhaft an den politischen Angelegenheiten. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Hervey, Tochter des vierten Grafen von Bristol und Witwe von John Thomas Foster, gewann seit ihrer Vermählung mit dem Herzog von D. großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und wandte sich nach dem Tode ihres Gemahls 1815 nach Rom, wo ihr Haus der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Künstler und Gelehrten ward. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum die Säulen des Phokas aufgedeckt und erschienen Annibale Caros Übersetzung der »Aneide« des Vergil mit ausgezeichneten Kupferstichen in 150 Exemplaren (1818, 2 Bde.) sowie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz (Parma 1818) und ein Gedicht ihrer Freundin Georgiana (Rom 1816) im Druck. Sie starb 30. März 1824, mit Illustrationen zum Dante beschäftigt. William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Sohn des vorigen aus erster Ehe, geb. 21. Mai 1790, gest. 17. Jan. 1858, ward Mitglied des Geheimen Rats, erwarb sich 1826 als Krönungsbotschafter in Moskau die persönliche Freundschaft des Kaisers Nikolaus und bekleidete vom Mai 1827 bis Februar 1828 am Hof Georgs IV. und zum zweitenmal vom November 1830 bis Dezember 1834 unter Wilhelm IV. das Amt eines Oberkammerherrn. Er war ein freigebiger Beschützer der Kunst und Litteratur, verfaßte auch eine Beschreibung seiner alten Familiensitze unter dem Titel: »Handbook of Chatsworth and Hardwick« (1846). Er starb unverheiratet. Ihm folgte als siebenter Herzog von D. sein Vetter William Cavendish, Graf von Burlington, der Enkel des Lords George Cavendish, eines jüngern Sohnes des vierten Herzogs von D., der 1831 die Grafenwürde erhalten hatte. Derselbe, geb. 27. April 1808, gest. 21. Dez. 1891, war 1829—34 Mitglied des Unterhauses und 1836—56 Kanzler der Universität London, zu deren Gründung er beigetragen hat. 1858 wurde er zum Lord-Lieutenant von Derbyshire ernannt; 1862 folgte er dem Prinzen Albert im Kanzleramt der Universität Cambridge. Ihm folgte als achter Herzog sein ältester Sohn, Spencer Compton Cavendish, bis dahin bekannt unter dem Namen eines Marquis von Hartington. Dieser, geb. 23. Juli 1833, studierte in Cambridge, trat 1857 für Nordlancashire ins Unterhaus und schloß sich der liberalen Partei an. Ein tüchtiger, wenn auch nicht glänzender Redner und ein fähiger Geschäftsmann, dazu unterstützt durch seine einflußreichen Familienverbindungen, gewann er früh eine bedeutende Stellung in seiner Partei und wurde 1863 in dem Ministerium Palmerston Unterstaatssekretär des Krieges. Im Februar 1866 rückte er zum Staatssekretär des Krieges auf, trat aber bald darauf mit dem Ministerium von der Regierung zurück. Als im Dezember 1868 die liberale Partei unter Gladstone wieder ans Ruder kam, wurde er als Generalpostmeister Mitglied des Kabinetts; 1871 übernahm er das Amt des Obersekretärs für Irland, resignierte aber Anfang 1874, als die von Gladstone vorgenommene Parlamentsauflösung eine konservative Majorität ergab. Die nun in die Opposition verwiesene liberale Minorität des Unterhauses wurde in der ersten Session des neuen Parlaments noch von Gladstone selbst geführt; als dieser aber die Führerschaft niederlegte, wurde 3. Febr. 1875 H. von einer Versammlung der liberalen Parlamentsmitglieder zu London durch einstimmigen Beschluß an die Spitze der Partei gestellt. Obwohl er innerhalb derselben eine gemäßigte Richtung vertrat, erwarb er sich doch immer mehr die Zufriedenheit seiner Parteigenossen und verstand es, auch mit dem leidenschaftlichern und radikalern Gladstone in gutem Einvernehmen zu bleiben. Er wurde 1878 zum Lord-Rektor der Universität Edinburg erwählt. Nach dem Sturz Beaconsfields übernahm er im Gladstoneschen Ministerium das Staatssekretariat für Indien, das er im Dezember 1882 mit dem des Krieges vertauschte, und trat im Juni 1885 mit Gladstone zurück. Als aber nach den Neuwahlen für das Parlament Gladstone für die Verleihung von Homerule an Irland eintrat, trennte sich H. von ihm, nahm keinen Sitz in dessen drittem Kabinett (Februar 1886) an und stellte sich an die Spitze der liberalen Unionisten, welche Gladstones irische Pläne vereitelten. Mit diesen unterstützte D. 1886—92 die auswärtige und innere Politik des Ministeriums Salisbury, lehnte aber den ihm wiederholt angebotenen Eintritt in das Kabinett für seine Person ab. Im Dezember 1891 wurde er durch den Tod seines Vaters in das Oberhaus versetzt.

Devorieren (lat.), verschlingen.

Devōt (lat., »einer Gottheit gelobt«), ergeben, ehrfurchtsvoll, andächtig; Devote, eine Andächtige, meint aber soviel wie Betschwester.

Devotion (lat.), bei den alten Römern ursprünglich jede Weihung an die unterirdischen Götter, insbesondere der feierliche und heilige Gebrauch, kraft dessen sich jemand zum Wohl des Vaterlandes durch einen freiwilligen Tod den unterirdischen Göttern weihte, wie z. B. Curtius, die Decier u. a. Zuweilen war die D. mit Exsekration (wobei durch die Priester über Personen oder Städte feierliche Verwünschungen ausgesprochen wurden) oder mit Evokation (Aufforderung an den Schutzgott einer belagerten Stadt, dieselbe zu verlassen) verbunden. Jetzt bezeichnet D. in der Kirchensprache die hingebende Verehrung Gottes und der Heiligen, dann Andacht (devotio domestica, Hausandacht, Hausgottesdienst), auch Gelübde; endlich Unterwürfigkeit Höhergestellten gegenüber.

Devrient (spr. dewriäng, eigentlich De Brient), Name einer deutschen Schauspielerfamilie, von der sich folgende Glieder bekannt gemacht haben:

1) Ludwig, der genialste seines Namens, geb. 15. Dez. 1784 als Sohn eines Seidenhändlers in Berlin, gest. daselbst 30. Dez. 1832, ward gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt, entzog sich aber der väterlichen Gewalt durch heimliche Flucht, schloß sich der Wandertruppe des Direktors Lange an und betrat 18. Mai 1804 in Gera

zum erstenmal die Bühne unter dem Namen Herzberg als Bote in der »Braut von Messina«. Nachdem er mit jener Truppe in mehreren Städten umhergezogen, fand er in Dessau ein festes Engagement, und hier entwickelte sich sein künstlerischer Genius. Leider verfiel D. schon damals in eine ungeregelte Lebensweise und dadurch in zerrüttete Verhältnisse, die seine Studien hemmten und ihm nicht gestatteten, alle in ihm schlummernden Gaben durch sorgfältige Pflege zu entfalten. Seine 1807 eingegangene Ehe mit Margarete Neese, der Tochter des bekannten Kapellmeisters in Dessau, unterbrach seine regellose Lebensweise nur auf kurze Zeit, da sie nach kaum einjähriger Dauer durch den Tod der Gattin wieder gelöst wurde. In der Folge war D. noch zweimal verheiratet. 1809 sah er sich genötigt, die Dessauer Truppe heimlich zu verlassen. Er ging zuerst nach Breslau und ward später (1815) durch die Vermittelung Ifflands nach Berlin berufen, wo er bald der Liebling des Publikums wurde und bis an sein Ende blieb. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich in Gesellschaft unterhaltender und geistvoller Genossen (darunter namentlich des Humoristen E. T. A. Hoffmann) Nächte hindurch hingab, zehrte vor der Zeit seine Kräfte auf. Die eigentümlichen Vorzüge Devrients als darstellenden Künstlers waren geniale Charakteristik und angeborner, echt poetischer Humor, worin er unter allen deutschen Komikern obenan stand. Er schaffte aus sich, mit gänzlicher Umänderung der Maske und des Redetons, täglich neue und gänzlich voneinander verschiedene Menschen und stattete sie mit Leben und Originalität aus. Dabei bediente er sich nie starker Mittel; sein komisches Schaffen war leicht, anscheinend ohne Absicht, und traf deshalb mit den Bildern der Natur in der vollendetsten Objektivität zusammen. Gleich groß war D. als tragischer Künstler. Franz Moor, Lear, Talbot, Richard III., Shylock, Mercutio, Schewa, Koole, der Mohr in »Fiesco«, Lorenz Kindlein waren seine Hauptrollen, von denen er mehrere gleichsam neu geschaffen hat, und eine Menge kleiner Charakterrollen erhielten durch ihn erst Leben und Bedeutung. Seine ganze Auffassungsweise, seine Mimik und Deklamation waren aber mehr charakteristisch ergreifend als in idealem Sinne schön zu nennen. Man hat ihn mit Recht eine dämonische Künstlernatur genannt, denn seine ganze äußere Erscheinung, seine Gebärden und Gesten, sein Organ übten die frappanteste Wirkung auf den Zuschauer aus. Vgl. Z. Funck, Aus dem Leben zweier Schauspieler: Ifflands und Devrients (Leipz. 1838); die Biographie von Gerold in der »Berlinischen Chronik« (Berl. 1876, Heft 13). Novellistisch behandelten ihn H. Smidt in den »Devrient-Novellen« (3. Aufl., Berl. 1882) und R. Springer in dem Roman »D. und Hoffmann« (das. 1873). Treffliche Schilderungen von Devrients Eigentümlichkeit finden sich auch in Ed. Devrients »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Bd. 4, Leipz. 1861) und in Holteis Roman »Die Vagabunden«.

Neffen von Ludwig D., Söhne eines Berliner Kaufmanns, der sie sämtlich ebenfalls für das kaufmännische Geschäft bestimmt hatte, sind die folgenden (2, 3 u. 4):

2) Karl August, Schauspieler, der älteste der drei berühmten Brüder dieses Namens, geb. 5. April 1797 in Berlin, gest. 3. Aug. 1872 in Lauterberg am Harz, entzog sich dem Kontorzwang, indem er als Freiwilliger in Colombs Husarenregiment trat, mit dem er auch die Schlacht bei Waterloo mitmachte. Dann widmete er sich der Bühne und debütierte 28. Juli 1819 in Braunschweig. 1821 an das Dresdener Hoftheater für die Rollen erster Helden u. Liebhaber gerufen, verheiratete er sich hier 1823 mit Wilhelmine Schröder (s. Schröder-Devrient); doch ward die Ehe schon 1828 wieder gelöst. Nach Beendigung einer großen Kunstreise trat D. 1835 ein Engagement in Karlsruhe an, von wo er 1839 nach Hannover übersiedelte. Von den drei Brüdern war Karl der begabteste; aber er hat sein Talent weder konzentriert, noch durch ausdauernde Willenskraft ausgebildet. Daher glückten ihm oft Teile einer Darstellung ganz ungemein, während sich der Rest verflachte oder verflüchtigte. In der letzten Zeit hatte er sich mehr den ältern Charakterrollen (Lear, Wallenstein) zugewandt. — Sein Sohn Friedrich, geb. 31. Jan. 1827 in Dresden, ebenfalls ein geachteter Schauspieler, war 1848—52 am Wiener Burgtheater beschäftigt und erhielt 1865, nach häufig gewechseltem Aufenthalt, eine Anstellung am deutschen Theater in St. Petersburg, wo er 19. Nov. 1871 starb.

3) Philipp Eduard, der zweite der Brüder D., geb. 11. Aug. 1801 in Berlin, gest. 4. Okt. 1877 in Karlsruhe, eröffnete seinen Brüdern die Künstlerlaufbahn, indem er diese zuerst und zwar als Sänger betrat und seine Eltern mit ihr versöhnte. Seit 1819 gehörte er der Berliner Bühne an, wo ihm seine schöne Baritonstimme und gründliche, unter Zelter erworbene musikalische Bildung eine Stelle bei der königlichen Oper verschafften. Später wandte er sich dem recitierenden Fache zu, worin er sich bald durch Studium und Streben, weniger aber durch das Feuer der Begeisterung auszeichnete. 1844 übernahm D. die Oberregie des Hoftheaters in Dresden, legte sie aber 1846 wieder nieder, entsagte 1852 der Wirksamkeit als Darsteller und erhielt im Herbst 1852 einen Ruf als Direktor des Hoftheaters nach Karlsruhe, wo er später zum Generaldirektor ernannt wurde. Er hatte dort die Reorganisation des äußerlich wie innerlich zerrütteten Hoftheaters vorzunehmen, und es gelang ihm, in einer mehr als 17jährigen Leitung den Beweis von der Ausführbarkeit alles dessen zu liefern, was er in seinen dramaturgischen Schriften als Aufgabe der Schauspielkunst hingestellt hatte. Die korrekte und lebendige Totalwirkung der Darstellungen sicherte er durch unermüdliche Sorgfalt und lehrhaften Einfluß. Nachdem er 1869 sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert, legte er die Direktion nieder. D. hat sich als Schriftsteller für die Bühne bedeutende Verdienste erworben. Seine frühesten Arbeiten waren drei Operntexte: »Hans Heiling«, »Die Kirmes«, »Der Zigeuner«, denen fünf Bühnenstücke: »Das graue Männlein«, »Die Gunst des Augenblicks«, »Verirrungen«, »Treue Liebe« und »Wer bin ich?« (Leipz. 1846), nachfolgten. Weiter veröffentlichte er an dramaturgischen Schriften: »Briefe aus Paris« (2. Aufl., Berl. 1846); »Über Theaterschulen« (das. 1840) und die Reformschrift »Das Nationaltheater des neuen Deutschland« (das. 1848) sowie ein Schriftchen über das Passionsspiel von Oberammergau (das. 1851, 4. Aufl. 1890). Sein Hauptwerk ist die auf fleißigen Studien und gründlicher Kenntnis des Bühnenwesens beruhende »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Leipz. 1848—74, 5 Bde.). Ferner ließ er »Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich« (2. Aufl., Leipz. 1872) erscheinen und gab mit seinem Sohne Otto D. einen »Deutschen Bühnen- u. Familien-Shakespeare« (das. 1873 ff.) heraus. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien Leipzig 1846—74, 11 Bde.

4) Gustav Emil, der jüngste und berühmteste der drei Brüder, geb. 4. Sept. 1803, gest. 7. Aug. 1872 in Dresden, mußte erst als Lehrling in die chemische Fabrik eines Oheims zu Zwickau treten, wandte sich aber bald dem Theater zu und debütierte 1821 in Braunschweig als Raoul in der »Jungfrau von Orléans«. Ausgestattet mit angenehmem Äußern und wohlklingendem Organ, trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig 1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. 1828 siedelte D. nach Magdeburg über, von wo er 1829 einem Ruf nach Hamburg folgte. Hier vollendete er seine dramatische Bildung und fand 1831 in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung, von der er nach 37jähriger ruhmvoller Thätigkeit 1. Mai 1868 zurücktrat, um sich, nach seinen eignen Worten, als Künstler nicht selbst überleben zu müssen. Zum außerordentlichen Ehrenmitglied ernannt, erhielt er vom König persönlich das Ritterkreuz des sächsischen Zivilverdienstordens, das bis dahin noch kein Bühnenkünstler erhalten hatte, und wurde zum Hofrat ernannt. Unter seinen zahllosen und vielfach wiederholten Gastspielen in allen größern Städten Deutschlands, die vorzugsweise in die Zeit von 1839–52 fallen, sei nur seiner Mitwirkung bei den Mustervorstellungen unter Dingelstedt in München, seines Auftretens in Peterhof vor Kaiser und Hof, in Weimar zur Feier der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals und des 100jährigen Geburtstags Karl Augusts 1857 erwähnt. Die größte Anerkennung aber verschaffte er der deutschen Schauspielkunst bei seinem Gastspiel in London; seine Leistungen, besonders seine Auffassung des Hamlet, wurden noch über die von Kemble und Edmund Kean gestellt. Als Schauspieler zeichnete sich D. durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und feinen Geschmack in ihrer idealisierenden Gestaltung aus. Sein Spiel zeigte den denkenden Künstler in allen Nüancierungen, nirgends erblickte man Übertreibung oder Manier. Namentlich war er Meister im Gebrauch des Sprachorgans. Die am meisten für ihn geeigneten Rollen waren die ideal gehaltenen, weichen Charaktere, wie Hamlet, Uriel Acosta, Tasso, Correggio und vor allen Posa. Vgl. Kneschke, Emil D. (Dresd. 1868). — Seine Gattin Doris, geborne Böhler, geb. 1805 in Kassel, gest. 29. Mai 1882 in Blasewitz bei Dresden, betrat 1816 in Prag in Kinderrollen die Bühne und begab sich 1817 nach Leipzig, wo sie sich bald zu einem der besten Mitglieder der Leipziger Gesellschaft ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Emil D. folgte sie diesem nach Magdeburg und Hamburg und fand dann in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis, wurde aber 1842 von ihm geschieden und verließ die Bühne. Naive Rollen und sentimentale Charaktere gelangen ihr am besten.

5) Otto, geb. 3. Okt. 1838 in Berlin, Sohn von D. 3), betrat 1856 in Karlsruhe die Bühne, brachte mehrere Übungsjahre in Stuttgart, Berlin und Leipzig zu und trat 1863 wieder beim Karlsruher Hoftheater ein, das er 1873 verließ, einem Ruf an das weimarische Hoftheater als Charakterspieler und Regisseur folgend. Hier unternahm er 1876 die Aufsehen erregende Inszenesetzung beider Teile des Goetheschen »Faust«, deren Aufführung seitdem in Weimar, Berlin, Köln, Düsseldorf und an andern Orten häufig wiederholt wurde. Diese Bühneneinrichtung des »Faust« als »Mysterium in zwei Tagewerken« liegt gedruckt vor unter dem Titel: »Goethes Faust« (Karlsr. 1877). 1876 zum Oberregisseur des Hoftheaters in Mannheim ernannt, wurde D. 1877 zum Intendanten des neuen Frankfurter Stadttheaters berufen, sah sich aber im Februar 1879 veranlaßt, die Stelle wieder niederzulegen, und lebte darauf in Jena. Hier kam 1883 sein Jubiläumsfestspiel »Luther« (19. Aufl., Leipz. 1892) zur Aufführung, für dessen jährliche Wiederholung sich eine Gesellschaft bildete; von der Universität Jena wurde er zum Ehrendoktor ernannt. 1884 übernahm D. die Direktion des Hoftheaters zu Oldenburg, von wo er im September 1889 als Direktor der königlichen Schauspiele nach Berlin übersiedelte, welche Stellung er jedoch schon 14. Dez. 1890 niederlegte. Er veröffentlichte ferner: »Zwei Shakespeare-Vorträge« (Karlsr. 1869); das Schauspiel »Zwei Könige« (das. 1867); das Trauerspiel »Tiberius Gracchus« (das. 1871); das phantastische Volksschauspiel »Kaiser Rotbart« (das. 1871); das Festspiel »Was wir bieten« (Weim. 1878); »Gustav Adolf«, historisches Charakterbild (Leipz. 1891). Auch gab er die »Briefe Ifflands und Schröders an den Schauspieler Werdy« (Frankf. 1881) und »Das Freudenspiel am Hofe Ernst des Frommen« heraus.

Dew (pers. Diw), bei den Parsen Name der Geister des bösen Prinzips, von Ahriman geschaffen, um den Amschaspands (s. d.) entgegenzuwirken und die heilsamen Schöpfungen des Ormazd zu zerstören. Im Zendaveста heißen sie Daevas. Die hervorragendsten unter den D. sind: Akomano (»böse Gesinnung«), der Gegner des Amschaspand Bohumano (»die gute Gesinnung«); Andra, der Sorge und Herzeleid unter den Menschen verbreitet und die Seelen der Verdammten in den Abgrund stürzt; Sauru, der die Könige zur Tyrannei, die übrigen Menschen zu Raub und andrer Ungesetzlichkeit verleitet; Aeshma oder Aeshmodaeva, der Asmodi der Bibel, ein Dämon der Gier und des Zornes; Astovidhotus (»Knochenzerleger«), der den Tod der auf gewaltsame Weise umkommenden Menschen verursacht; Apaosha (»Vertrockner«), der Dämon der Dürre und Mißernte; Buiti (wohl identisch mit unserm Butze in »Butzemann« u. dem indischen Bhuta), soviel wie Kobold u. a.

Dewall, Johannes van, s. Kühne.

Dewas, Marathenstaat in Zentralindien, 749 qkm groß, mit (1881) 142,162 Einw. (meist Hindu) unter zwei Fürsten, welche in der Stadt D., mit (1881) 11,921 Einw., residieren. Ihre Einkünfte betragen 42,500 Pfd. Sterl.

Dewe-Boynu (türk., »Kamelhals«), Höhenzug östlich von Erzerum in Armenien; er wurde 4. Nov. 1877 von den Türken besetzt, aber von den Russen erstürmt (Schlacht bei D.).

Dewedaschies (Devadâsi), soviel wie Bajaderen.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, hervorragender protest. Theolog, geb. 14. Jan. 1780 in Ulla bei Weimar, gest. 16. Juni 1849 in Basel, bezog 1799 die Universität Jena, ward daselbst 1805 akademischer Dozent, 1807 außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, 1809 ebendaselbst ordentlicher Professor der Theologie und als solcher 1810 an die neugestiftete Universität Berlin berufen. Hier sah sich der freiheitliebende Mann nach Sands blutiger That veranlaßt, der ihm befreundeten gebeugten Mutter desselben in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 seine Teilnahme zu bezeugen. »So wie die That geschehen ist«, sagt er darin, »mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. Die That ist

allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel.« Am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königlichen Befehl vor dem akademischen Senat unter Vorlegung einer Abschrift seines Briefes befragt, ob er sich zu diesem Briefe bekenne, bat er um die Vorlegung seiner eignen Handschrift und zugleich um eine förmliche Untersuchung vor einem Gericht sachkundiger Männer. Vom Ministerium jedoch ohne weiteres seines Lehramtes enthoben, lehnte er einen ihm angebotenen Quartalgehalt ab und zog sich in seine Heimat zurück, wo er das ihm widerfahrene Unrecht in seiner Schrift »Aktensammlung über die Entlassung des Professors D. vom theologischen Lehramt in Berlin« (Leipz. 1820) dem öffentlichen Urteil vorlegte. Während seines Aufenthalts in Weimar vollendete er die Herausgabe seiner »Christlichen Sittenlehre« (Berl. 1819—21, 3 Bde.) sowie der »Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers« (das. 1825—28, 5 Bde.) und legte in dem romanartigen Werke »Theodor, oder des Zweiflers Weihe« (das. 1822, 2 Bde.; 2. Aufl. 1828) seinen religiösen Entwickelungsgang dar. Da er, von der Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig zum Prediger erwählt, die landesherrliche Bestätigung nicht erlangte, folgte er 1822 einem Rufe als Professor der Theologie an die Universität zu Basel. 1829 ernannte ihn der Große Rat zum Mitglied des Erziehungsrats und beschenkte ihn mit dem Bürgerrecht der Stadt Basel, wo er bis zu seinem Tode lebte. Seinen litterarischen Ruf gründete er durch seine »Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament« (Halle 1806—1807, 2 Bde.), das »Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie« (Leipz. 1814, 4. Aufl. 1864), vor allem aber durch das kompendiöse und vielgebrauchte »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments«, dessen alttestamentlicher Teil (Berl. 1817) bis 1869 acht, der neutestamentliche (das. 1826) bis 1860 sechs Auflagen erlebt hat. Mit nicht minder allgemeinem Beifall ward seine mit Augusti unternommene Übersetzung der Heiligen Schrift (Heidelb. 1809—12, 6 Bde.; 4. Aufl. 1858, 3 Bde.) aufgenommen. Gleichfalls weiteste Verbreitung unter den Studierenden der Theologie haben seine Kommentare gefunden, besonders der »Kommentar über die Psalmen« (Heidelb. 1829, 5. Aufl. 1856), sein »Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament« (Leipz. 1836 ff., in seinen einzelnen Teilen fortwährend neu aufgelegt), während man Ähnliches von den Versuchen einer systematischen Darlegung seines dogmatischen und ethischen Standpunktes, wobei er von der Philosophie seines Freundes Fries ausging, nicht sagen kann. Vgl. Wiegand, D., eine Säkularschrift (Erfurt 1879); Stähelin, D. nach seiner theologischen Wirksamkeit ꝛc. (Basel 1880).

De Witt, Johann, s. Witt.

Dewittsland, die Nordwestküste Australiens, vom Nordwestkap bis zur Roebuckbai, benannt nach de Witt, der mit Tasman 1644 die Küste entdeckte.

Dewletschâh, pers. Gelehrter, s. Daulatschâh.

Dewsbury (spr. djuhsbörri), uralte Stadt im Westriding von Yorkshire (England), am Calder, ist Hauptsitz der Kunstwollindustrie in England und hat (1891) 29,847 Einw. Es liefert namentlich Roltern, Militärtuch, Drogett und Teppiche. Paulinus, der erste Bischof von York, predigte hier 627. Dabei Soothill (11,493 Einw.), Batley (s. d.) u. Liversedge (13,668 Einw.).

Dexel (Dachsbeil, Texel), ein Beil, dessen Blatt quer gegen den Stiel gestellt und auf der Innenseite zugeschärft ist, dient zur Bearbeitung konkaver und horizontal liegender ebener Flächen. Die Schneide ist geradlinig (gerader D., Krummhaue) oder bogenförmig (krummer D., Mollenhaue), letztere zum Aushauen von Rinnen und zum Behauen der Faßdauben.

Dexiographie (griech.), das Schreiben von der Linken zur Rechten; dexiographisch, so geschrieben.

Dexippos, 1) Herennios, Staatsmann, Feldherr, Rhetor und Geschichtschreiber, geb. 210 n. Chr., gest. 273, Inhaber der höchsten Ehrenstellen in seiner Vaterstadt Athen, rettete 267 diese vor den bedrohenden Goten. Von seinen Schriften, einer »Geschichte der Nachfolger Alexanders« in 4, einer »Chronica« (bis auf Kaiser Claudius II., 270) in 12 Büchern u. »Scythica« (von den Gotenkriegen des 3. Jahrh.), sind nur noch Fragmente vorhanden, gesammelt in Müllers »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 3, und Dindorfs »Historici graeci minores«, Bd. 1 (Leipz. 1870).

2) D., neuplatonischer Philosoph, um 335 n. Chr., Schüler des Jamblichos, suchte in einem Dialog vornehmlich die Einwürfe Plotins (»Ennead.«, 6, 1) gegen des Aristoteles Kategorienlehre zu widerlegen, hielt sich dabei aber ganz an Jamblichos und Porphyrios. Seine Schrift, früher nur in der lateinischen Übersetzung von B. Félicien (Par. 1549) bekannt, wurde im griechischen Original von Spengel (Münch. 1859) herausgegeben.

Dextĕra (Dextra, nämlich manus, lat.), die Rechte, rechte Hand, Symbol der Treue und der Kraft; Dexterität, Geschicklichkeit, Gewandtheit.

Dextrāle (lat.), s. Armband.

Dextri (Destri, lat.), um Kirchen, Klöster ꝛc. ein mit Kreuzen in Form eines X (Dex) abgesteckter Platz von 30 oder mehr Schritten, innerhalb dessen das Asylrecht galt.

Dextrin (Dextringummi, Stärkegummi, Gommeline, künstliches Gummi, Dampfgummi) $C_6H_{10}O_5$, ein zur Gruppe der Kohlehydrate gehörender Körper von gleicher prozentischer Zusammensetzung mit Stärkemehl, Holzfaser (Cellulose) und Zucker, findet sich sehr verbreitet im Pflanzenreich, besonders in Pflanzenteilen, in welchen neue Zellen gebildet werden, und kann wohl als derjenige Stoff gelten, aus dem sich zunächst die Zellhaut bildet. Getreidesamen enthalten 4—6 Proz. D., aber beim Keimen steigt diese Menge um die Hälfte und mehr. Auch im tierischen Körper ist D. weit verbreitet, und sehr reich daran ist Pferdefleisch. D. entsteht aus Stärkemehl beim Erhitzen auf 160—200°, und daher findet es sich in der Brotrinde. Noch leichter bildet es sich, wenn das Stärkemehl vor dem Erhitzen mit sehr wenig Salpetersäure befeuchtet wurde, oder wenn man es mit verdünnter Schwefelsäure kocht. Ebenso leicht bildet es sich bei Einwirkung der im Malz enthaltenen Diastase (s. d.) auf Stärkemehl; es entsteht daher in großer Menge beim Einmaischen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und ist auch ein Bestandteil des fertigen Bieres. Zur Darstellung erhitzt man Getreidestärkemehl in schräg liegenden, rotierenden eisernen Cylindern, Kartoffelstärkemehl unter Umrühren in flachen eisernen Kasten auf etwa 260°. Das auf diese Weise erhaltene Röstgummi (Léiogomme, fälschlich Léiocome) ist bräunlichgelb und deshalb für

manche Zwecke nicht recht geeignet. Ein ganz weißes, in Wasser vollkommen lösliches D. erhält man dagegen, wenn man Stärkemehl mit 0,2 Proz. starker Salpetersäure, die hinreichend verdünnt werden muß, befeuchtet, an der Luft, dann bei 80° trocknet, mahlt, siebt und etwa 1—1½ Stunde auf 100—110° erhitzt. Das Präparat ist äußerlich von Stärkemehl nicht zu unterscheiden und vollkommen frei von Salpetersäure. Auch Schwefelsäure, Salzsäure, Oxalsäure, Kieselfluorwasserstoffsäure und unter erhöhtem Druck schweflige Säure und Kohlensäure verwandeln Stärkemehl in D. Bisweilen wird Stärkemehl oder Getreide mit Wasser und sehr wenig Schwefelsäure erhitzt, die Lösung mit Kalk neutralisiert und nach dem Abscheiden des schwefelsauren Kalks zur Sirupskonsistenz verdampft. Solchen Dextrinsirup (Gummisirup) erhält man auch durch Behandeln von Stärkemehl mit Malzauszug; doch bildet sich hierbei stets viel Traubenzucker, welcher die Haltbarkeit des Dextrins beeinträchtigt. Reines D. erhält man durch Erwärmen von Kartoffelstärkemehl mit Wasser und Oxalsäure im Wasserbad, bis Jodlösung eine Probe nicht mehr bläut. Dann wird die Lösung mit gefälltem kohlensaurem Kalk neutralisiert, nach zwei Tagen filtriert und im Wasserbad verdampft. Das D. des Handels enthält etwa 60—72 Proz. reines D., 2—9 Proz. Zucker, 13—20 Proz. Unlösliches und 6—14 Proz. Wasser. Reines D. gleicht im Äußern dem arabischen Gummi, ist amorph, farb-, geruch- und geschmacklos, leicht löslich in kaltem Wasser, etwas löslich in schwachem Weingeist, nicht in Alkohol, und verdankt seinen Namen der Eigenschaft, die Ebene des polarisierten Lichts stark nach rechts (dexter) abzulenken, während arabisches Gummi sie nach links ablenkt. Durch Jod wird es schwach amarantrot gefärbt, verdünnte Säuren verwandeln es in Traubenzucker (Dextrose), Malzauszug in Maltose, und beim Kochen mit Salpetersäure entsteht Oxalsäure. D. ist nicht direkt gärungsfähig; wenn die Lösung aber zugleich Traubenzucker enthält, so zerfällt bei der Gärung ein großer Teil des Dextrins, wie der Zucker, in Alkohol und Kohlensäure. Bei der Darstellung des Dextrins entstehen je nach dem speziellen Verfahren verschiedene Körper, die zwar alle zum D. gerechnet werden, aber sich durch ihr Verhalten gegen Jod unterscheiden: Amylodextrin, Erythrodextrin, Achroodextrin ꝛc. Man benutzt das D. wegen seiner Billigkeit statt des Gummi arabikum zum Verdicken von Beizen und Farben im Zeugdruck, zum Appretieren und Steifen von Zeugen, als Kettenschlichte, in der Bunt- und Luxuspapierfabrikation, zum Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Anfertigung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen, als Mundleim (es klebt weniger gut als arabisches Gummi), zur Bereitung der Tinte, in der Chirurgie als Verbandmittel, als Zusatz zu Pflanzenextrakten, um diese in Pulverform dispensieren zu können, und zur Darstellung einer Art von Englischem Pflaster. Es wird auch in der Bierbrauerei, zur Darstellung von Obstwein und zu feinerm Backwerk benutzt. Das D. hat denselben Nahrungswert wie Stärkemehl, ist aber leichter verdaulich. Vgl. Wagner, Stärke-, Dextrin- und Traubenzuckerfabrikation (2. Aufl., Braunschw. 1886).

Dextrokardie (lat.-griech.), sehr seltene, angeborne Lagerung des Herzens in der rechten Brustseite; wohl immer mit allgemeinem sogen. Situs transversus viscerum verbunden, in der Weise, daß der Magen und hinten nach außen von diesem die Milz auch rechts liegen, die Leber dagegen links.

Dextronsäure, s. Glukonsäure.

Dextrose, soviel wie Traubenzucker.

Dey (türk.), soviel wie Dei.

Deym, Franz, Graf, österreich. Diplomat, geb. 25. Aug. 1838 als zweiter Sohn des 1872 verstorbenen Feldmarschalleutnants Grafen D., trat, nachdem er einige Zeit als Leutnant gedient, 1864 zur diplomatischen Laufbahn über, ward Legationssekretär bei der Botschaft in Paris und 1870 Botschaftsrat in Rom. 1871 trat er aus dem diplomatischen Dienst und ward 1879 vom konservativen böhmischen Großgrundbesitz in den Reichsrat gewählt, wo er sich dem Tschechenklub anschloß. Seit 1888 ist er Botschafter in London.

Deynze, Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Gent, an der Lys, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Gent-Tournai, der Eisenbahn D.-Ingelmünster u. der Nebenbahn D.-Oudenaarde, hat Spitzen- und Geneverfabrikation und (1890) 4688 Einw. Oberhalb D. führt ein Kanal von der Lys zur Nordsee.

Dezède (Desaides, spr. dösäd'), franz. Singspielkomponist, geb. um 1740 in Lyon, gest. 1792 in Paris, brachte von 1772 ab 18 Singspiele in Paris zur Aufführung, von denen einige (»Julie oder der Blumentopf«, sein Erstlingswerk) auch in Deutschland beliebt wurden.

Dezedieren (lat.), abgehen, weichen.

Dezember (vom lat. decem, zehn), nach unserm Kalender der 12. Monat im Jahr; bei den Römern (vor Julius Cäsar) der 10. (daher der Name), da bei diesen das Jahr mit dem 1. März begann. Er hatte früher 29, seit Julius Cäsar 31 Tage und war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden, sowie am 5. die Faunalien, am 15. die Konsualien und am 23. die Larentinalien. Karl d. Gr. nannte ihn den heiligen Monat, später erhielt er den Namen Christmonat. Auf den 21. oder 22. D. fällt das Wintersolstitium (Winters Anfang). Die Sonne tritt im D. in das Zeichen des Steinbocks. Die Mitteltemperatur des D. ist in

Archangel	−11,5°	Edinburg	+ 3,4°
Petersburg	− 6,6	London (Greenwich)	+ 4,2
Moskau	− 8,1	Dublin	+ 4,8
Christiania	− 3,9	Brüssel	+ 2,9
Kopenhagen	+ 0,6	Paris	+ 3,4
Hamburg	+ 1,1	Basel	− 0,2
Berlin	+ 0,7	Konstantinopel	+ 8,5
München	− 2,3	Athen	+ 9,9
Karlsruhe	+ 0,9	Rom	+ 8,2
Stuttgart	+ 0,8	Neapel	+ 9,4
Prag	− 0,4	Madrid	+ 5,9
Wien (Stadt)	+ 0,2	Lissabon	+10,2

Dezembristen, Anhänger Ludwig Napoleons, die ihn beim Staatsstreich 2. Dez. 1851 unterstützten; auch soviel wie Dekabristen (s. d.).

Dezemviru (lat. Decemviri, »Zehnmänner«), eine zu einem bestimmten Zweck ernannte Kommission von zehn Männern bei den Römern. Rücksichtlich ihrer Wahl, der Dauer ihrer Amtsthätigkeit und ihrer Machtbefugnis waren sie sehr verschieden, daher die betreffende Bestimmung im Titel hinzugefügt zu werden pflegte. Die bekanntesten und oft schlechthin mit diesem Namen bezeichneten sind die D. legibus scribendis, eine infolge des Antrags des Tribuns Terentilius Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das Jahr 451 v. Chr. erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt bekleidete Behörde. Die von diesen D. im ersten Jahr gesammelten und redigierten Gesetze wurden auf zehn eherne Tafeln eingegraben und auf dem Comitium aufgestellt. Da dieselben aber nicht

völlig genügend erschienen, wurden für das Jahr 450 wieder D. gewählt, die noch zwei Gesetztafeln hinzufügten und ihr Amt verfassungswidrig auch 449 fortführten, bis ihr Übermut und namentlich der Frevel, den ihr Haupt Appius Claudius an Virginia versuchte, ihre Auflösung und die Wiedereinsetzung der alten Magistrate, welche unter ihnen zurückgetreten waren, zur Folge hatte. Über die Gesetze der D. s. Zwölftafelgesetz. Ferner sind zu nennen die D. sacrorum oder sacris faciundis, ein Priesterkollegium, dazu bestimmt, die Sibyllinischen Bücher einzusehen und auszulegen; die D. litibus (oder häufiger mit der alten Form stlitibus) judicandis, ein uraltes Kollegium von Richtern, welche über Freiheits- und Bürgerrechtsangelegenheiten zu richten hatten und seit Augustus den Centumviralgerichtshöfen präsidierten. Außerdem gab es noch außerordentliche Kollegien desselben Namens, z. B. diejenigen, welche durch die Komitien bei Aussendungen von Kolonien zur Verteilung der Ländereien ernannt wurden, D. agris dividundis und colonis deducendis.

Dezent (lat.), anständig, geziemend, ehrbar, sittsam; Dezénz, Anstand, Schicklichkeit.

Dezentralisation (lat.), sowohl politisch als wirtschaftlich die Beseitigung einer das örtliche Leben unterdrückenden Vereinigung aller Gewalt in einem staatlichen oder wirtschaftlichen Mittelpunkt (Zentrum). Unter wirtschaftlicher D. versteht man auch den Gegensatz der Anhäufung von Grundbesitz und Kapital in wenigen Händen. Eigentümlich ist die Theorie Careys von der wirtschaftlichen D., wonach dieselbe der zentralisierenden Kraft des auswärtigen Handels entgegengesetzt wird. In fast allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft tritt uns der Gegensatz von Zentralisation und D. entgegen: im Staat, in der Kirche, in der Gemeinde, ja selbst in der Familie. Vgl. Zentralisation.

Dezeption (lat.), Täuschung, Betrug; Dezeptor, Betrüger; dezeptorisch, betrügerisch.

Dezernāt (lat.), Berichterstattung; auch Bezeichnung für die Unterabteilungen einer Behörde, die für die Bearbeitung der einzelnen Fächer eingerichtet sind.

Dezernént (lat.), dasjenige Mitglied einer Behörde oder eines sonstigen Kollegiums, welches über eine zu erlassende Verfügung oder einen zu erteilenden Bescheid oder sonst zu fassenden Beschluß Bericht erstattet (referiert). Vgl. Allgemeine preußische Gerichtsordnung III, 3, § 41 ff.

Dezernieren (lat.), beschließen, einen Bescheid geben, ein Urteil fällen.

Dezession (lat.), Abgang, Weggang; Dezessor, Amtsvorgänger.

Dezi- (v. lat. decem, zehn), der zehnte Teil eines Grundmaßes, z. B. Dezíar (franz. déciare) = 0,1 Ar.

Dezidénz (lat.), Abnahme, Ab- oder Verfall (an Gesundheit oder Vermögen).

Dezidieren (lat.), entscheiden (s. Dezision).

Dezimāl, soviel wie auf die Zahl 10 (lat. decem) bezüglich, z. B. Dezimalbruch, s. Bruch, S. 544.

Dezimālsystem (Dekadisches System), das auf Benutzung der Finger beider Hände zum Zählen und zum Anzeigen einer Zahl gestützte, daher allgemein gebräuchliche Zahlensystem, welches nach Potenzen von zehn geordnet ist. Hierin bedeutet also z. B. »24« zweimal zehn plus vier Einheiten, während derselbe Ausdruck im Duodezimalsystem zweimal zwölf plus vier Einheiten bezeichnen würde. Um durch den Anschluß an das jedermann geläufige Rechnungsverfahren die Arbeit mit benannten Zahlen zu erleichtern, hatte man schon hier und da, am häufigsten und umfänglichsten in Ostasien, die Vielfachen gewisser Maße nach diesem System gegliedert (Dezimalmaße), als von Frankreich eine völlige Umwälzung aller bisherigen Maßgrößen in das metrische System (s. d.) ausging.

Dezimation (lat.), Militärstrafe der alten Römer bei gemeinsamen Vergehen, wo die Hauptschuldigen nicht auszumitteln oder alle Teilhaber gleich schuldig waren, z. B. bei Meutereien, feiger Flucht ꝛc. Je zehn Mann der betreffenden Truppe zogen Lose, unter denen eins zum Tode bestimmte; gewöhnlich büßten auch die Offiziere mit dem Leben. Das erste Beispiel einer solchen Bestrafung gab der Konsul Appius Claudius Sabinus; später kam dieselbe öfters in den Bürgerkriegen und unter den Kaisern vor. Von den Römern ging sie auf die Söldnerheere des Mittelalters und selbst der neuern Zeit über. Karl d. Gr., die Österreicher bei Leipzig (1642), der Marschall v. Créqui in Trier (1675) u. a. ließen aufrührerische Truppen dezimieren. Die neueste Zeit hat indessen die D. mit Recht als eine Barbarei gebrandmarkt. Milderungen der D. waren die Vicesimation und Zentesimation, d. h. Bestrafung des 20. oder des 100., durch das Los bestimmten Mannes.

Dezime (lat. und span.-port. decima), eine der stehenden Formen südlicher Reimpoesie und zwar eine aus zehn vierfüßigen trochäischen Versen bestehende Strophe, mit der Reimstellung a b b a a c c d d c oder auch a b a b a c c d d c. Die D. wurde hauptsächlich bei der Glosse (s. d.) in Anwendung gebracht. Sie entstand aus der Zusammenfügung zweier Quintilhas (s. d.) und zerfällt in dieselben überall, wo nicht der Reim c, der mit dem Glossenthema verbindet, sie zu einem Ganzen stempelt. Um diesem Mangel abzuhelfen, erfand Vicente Espinel (s. d.) um 1590 die Neuerung, die ersten vier Zeilen, die bei ihm ein Ganzes bilden, von den letzten sechs zu trennen. Diese Dezimen nennt man seither Espinelas. — In der Musik heißt D. das Intervall von zehn diatonischen Stufen, z. B. vom großen C bis zum kleinen e, ist demnach nichts andres als die um eine Oktave erweiterte Terz und wird auch in der Harmonielehre jederzeit so behandelt. Nur wenn die None aufwärts, also in die D., fortschreiten soll oder zur kleinen None ein Vorhalt von der nächsthöhern Stufe aus geschieht, wird diese der Deutlichkeit wegen meistens auch mit der Ziffer 10 (statt 3) bezeichnet.

Dezimieren (lat.), den Zehnten erheben; dann den zehnten Mann einer Truppenabteilung töten (s. Dezimation); im weitern Sinn soviel wie stark mitnehmen, große Verluste beibringen.

Dezimōle, eine Figur von zehn Noten gleichen Wertes (bezeichnet durch 10 unter einem Bogen), welche so viel gelten wie sonst 8 oder 9 der gleichen Form.

Dezipieren (lat.), täuschen, betrügen.

Dezision (lat. Decisio), Entscheidung, Bescheid, richterlicher oder gesetzgebender, insbesondere Entscheidung einer zweifelhaften Rechtsfrage; daher Quinquaginta decisiones, 50 Konstitutionen Justinians aus den Jahren 529—532, zur Entscheidung von Kontroversen der ältern Juristen. Sie bildeten anfangs eine eigne Sammlung, wurden aber nachher in den Codex repetitae praelectionis (s. Römisches Recht) aufgenommen und sind nur in diesem auf uns gekommen. Decisiones electorales saxonicae heißen im sächsischen Recht die Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche Johann Georg II. unter dem 22. Juli 1661

über Konsistorial-, Justiz- und Finanzsachen gab, der Zahl nach 91 (gewöhnlich als die ältern Dezisionen bezeichnet), und 40 Entscheidungen Friedrich Augusts II. von 1746, meist über Privatrecht (gewöhnlich die neuern genannt). Näheres über die sächsischen Dezisionen, die jedoch nur eine wissenschaftliche Bedeutung haben, enthält Heimbachs »Lehrbuch des partikulären Privatrechts« (Jena 1848). — Decisiones Rotae Romanae, die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs der katholischen Kirche zu Rom; s. Rota.

Dezisiv (lat.), entscheidend; daher Dezisivworte, derjenige Teil eines Urteils, welcher die Entscheidung enthält im Gegensatz zu den Entscheidungsgründen.

Dezisivdekret, s. Dekret.

Dezisivstimme (lat. Votum decisivum), im Gegensatz zu der bloß beratenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei dem Beschluß nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird; dann auch das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zumeist dem Vorsitzenden des betreffenden Kollegiums oder einer Versammlung beigelegt ist (»Stichentscheid«). So gibt z. B. im deutschen Bundesrat bei etwaniger Stimmengleichheit die Präsidialstimme Preußens den Ausschlag.

Dezobry (spr. dés-), Charles Louis, franz. Historiker und Archäolog, geb. 1798 in St.-Denis, gest. 16. Aug. 1871, gründete 1829 eine Verlagsbuchhandlung klassischer, für Unterrichtszwecke bestimmter Werke und Schriftsteller. Er veröffentlichte 1835 seine interessante und gehaltvolle, ein Seitenstück zu Barthélemys berühmtem Werk (»Voyage d'Anacharsis«) bildende Studie »Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome« (5. Aufl. 1886, 4 Bde.). Außerdem schrieb er: »La mauvaise récolte, ou les suites de l'ignorance« (1848), eine mit Unterhaltungen über den Ackerbau Frankreichs vermischte Erzählung; das geschätzte Werk »Histoire romaine en peinture« (1848); »Dictionnaire pratique et critique de l'art épistolaire français« (1865); »Traité élémentaire de versification française« (1866) u. a. Mit Theod. Bachelet gab er das »Dictionnaire général de biographie et d'histoire« (1857, 10. Aufl. 1889, 2 Bde.) und das »Dictionnaire général des lettres, des beaux-arts et des sciences morales et politiques« (4. Aufl. 1875) heraus.

Dezza, Giuseppe, ital. General, geb. 23. Febr. 1830 zu Melegnano in der Lombardei, studierte die Ingenieurwissenschaft, nahm schon als Student an den Unabhängigkeitskämpfen von 1848 teil und trat 1859 als Freiwilliger bei den piemontesischen Alpenjägern ein. Nach dem Kriege blieb er als Leutnant in der piemontesischen Armee, nahm aber schon im Oktober 1859 seine Entlassung, um sich am Zuge der »Tausend« unter Garibaldi nach Sizilien zu beteiligen. Hier zeichnete er sich in den Kämpfen von Calatafimi und Milazzo, beim Angriff auf Palermo, besonders aber in der Schlacht am Volturno 1. Okt. 1860 aus. Nach der Befreiung Neapels und Siziliens trat D. in die reguläre Armee zurück, kommandierte im Kriege von 1866 als Oberst das 29. Infanterieregiment in der Schlacht von Custozza, wurde im April 1868 zum Generalmajor und 1877 zum Generalleutnant befördert. Er war Korpskommandant in Ancona, Palermo und Bologna und befehligt seit November 1893 das Armeekorps von Mailand. D. hat bis 1880 eine Reihe von Jahren der Deputiertenkammer als Mitglied der Rechten angehört und ist seit Januar 1889 Senator des Königreichs.

Dezzo, rechter Nebenfluß des Oglio in Oberitalien, durchfließt ein waldreiches Hochthal der Bergamasker Alpen (Valle di Scalve), weiter eine großartige, 12 km lange Felsschlucht und mündet bei Darfo. Größere Orte des Thales sind die zum Kreis Clusone der Provinz Bergamo gehörigen Dörfer Schilpario, Sommerfrische und Touristenort mit Denkmal des hier gebornen Kardinals Mai und (1881) 1144 (als Gemeinde 1455) Einw., und Vilminore mit 486 (Gemeinde 1051) Einw.

Dhafar (Safar), eine zu Oman gehörige Landschaft in Südarabien, an der Küste des Arabischen Meers, bewohnt von ca. 10,000 Beduinen, den Gara, welche in sechs Stämme zerfallen. Die große Stadt D., welche Ibn Batuta im 14. Jahrh. noch blühend fand, liegt jetzt in Trümmern. Hauptort ist Mirbât.

Dhaka, Landschaft, s. Dacca.

Dhakbaum, s. Butea.

Dhamar, arab. Stadt, s. Dammar.

Dhan (Dan), im indobrit. Edelmetallgewicht ¹/₈ Röttih, gesetzlich = 30,375 mg, bei dem noch gebräuchlichen Bazargewicht 4 Punkos = 36,382 mg.

Dhar, Tributärstaat in der britisch-ind. Provinz Zentralindien, zur Bhil-Agentschaft gehörig, 4506 qkm (80 QM.) groß mit (1881) 149,244 Einw. Als der Fürst, ein Radschpute, sich 1857 gegen die englische Oberhoheit auflehnte, wurde sein Land von England annektiert und ein Teil der Begum von Bhopal übergeben, doch erhielt den Rest der junge Anand-Rao-Puar später wieder zurück. — Die gleichnamige Hauptstadt, unter 23° 36′ nördl. Br. und 75° 4′ östl. L. v. Gr., hat eine Lehmmauer, mehrere bemerkenswerte Moscheen, ein Fort mit 26 Türmen und dem Palast des Fürsten und (1881) 15,224 Einw. (meist Hindu), soll aber früher 100,000 gehabt haben.

Dharmsala, Hauptort des Distrikts Kangra und Gesundheitsstation in der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 32° 16′ nördl. Br. und 76° 23′ östl. L. v. Gr., in den Vorbergen des Himalaja, an einem Bergabhang von 1500—2120 m aufsteigend, hat mit dem 3406 Seelen starken Militärkantonnement (1891) 6184 Einw. (meist Hindu), zwei große Kasernen für erkrankte Soldaten, ein Hospital, Gefängnis u. a.

Dharwar (Darwar), Hauptort des gleichnamigen, durch seine Baumwollproduktion ausgezeichneten Distrikts (11,745 qkm mit (1891) 1,051,314 Einw.) in der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, unter 15°27′ nördl. Br. und 75° 3′ östl. L. v. Gr., 737 m ü. M., 110 km von der Küste, durch Eisenbahn mit Goa und Bangalor verbunden, hat ein verfallenes Fort, eine Kirche der Baseler Mission, ein Gefängnis und (1891) 32,841 Einw. (23,896 Hindu, 7667 Mohammedaner) und bedeutende Ausfuhr von Baumwolle und Reis.

Dhaw (Dow, beides spr. dau, Baggala), arab. Segelfahrzeuge ohne Bugspriet, dienen zu Handelszwecken, auch zum Sklaventransport. Der Bug einer D. ist scharf geformt, sehr niedrig über Wasser und wird von einem geraden, schräg nach vorn weit ausladenden Steven begrenzt; das Heck ist breit und hoch und mit einem Aufbau versehen. Der nur durch wenige Wanten gestützte, aus einem Stück bestehende Großmast trägt an einer einzigen Raa ein trapezförmiges Segel, dessen Hals auf die Nock des Vorstevens gesetzt wird. Der Hintermast ragt aus dem Aufbau des Hecks hervor und führt ein ähnliches kleineres Segel. Vermöge der einfachen Takelage bedarf die D. nur geringer Besatzung; sie gehört nur vor dem

Winde zu den Schnellseglern und unternimmt weitere Reisen nur zur Zeit der konstant wehenden Monsune. Schon die ältesten Seefahrer haben die Dhaws an den Küsten des Roten Meeres, im Golf von Persien und in den indischen Gewässern in ihrer jetzigen Form und Bauart vorgefunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Segelschiffe, besonders wenn man die Kriegsschiffe des 16. und 17. Jahrh. mit denselben vergleicht, von der D. abstammen.

Dhawalagiri (Dholagiri, »weißer Berg«), Berggipfel des Himalaja, in Nepal, unter 28° 41,8′ nördl. Br. und 83° 28,7′ östl. L. v. Gr., 8176 m hoch, galt lange als der höchste Gipfel des Gebirges, wird aber von mehreren andern, darunter Gaurisankar, Kantschindschinga und Dapsang, übertroffen.

Dheune (spr. dön'), rechter Nebenfluß der Saône im franz. Depart. Saône-et-Loire, mündet nach 65 km langem Lauf gegenüber Verdun, wo sich der Doubs in die Saône ergießt. Sein oberer Lauf wird von dem Canal du Centre benutzt.

Dhikan (Dihvar), Volksstamm, s. Tadschik.

Dhlb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dholera, Stadt im Distrikt Ahmedabad der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, unter 22° 15′ nördl. Br. und 72° 15′ östl. L. v. Gr., früher unmittelbar am Golf von Cambay, jetzt von demselben durch ein 19 km breites Sumpfland getrennt, so daß sich der Handel zur See jetzt über die kleinern Plätze Ahun und Bavliari bewegt, mit (1891) 10,038 Einw., welche Baumwollspinnerei und -Weberei sowie bedeutenden Baumwollhandel betreiben. D. hat einer auf dem europäischen Markt wohlbekannten Baumwollsorte den Namen gegeben; während des nordamerikanischen Sezessionskrieges war es der bedeutendste Baumwollhafen von Gudscharat.

Dholpur, brit. Schutzstaat in Radschputana (s. d.).

Dhra'à (Diràa, in Tunis Dra, in Konstantinopel Droà), eine von den Europäern gewöhnlich Pik (s. d.) genannte Elle in den mohammedan. Mittelmeerländern. In Tunis unterschied man: den D. arbi für Bauplätze und Baumwollwaren = 0,484 m, den D. turki für Seidengewebe = 0,637 m und den D. endelsi für Wollgewebe = 0,667 m. In Marokko hat die Elle (Kála, bei den Christen Codo) 8 Tomin = 0,571 m.

Dhulia, ind. Stadt, s. Kandesch.

Dhünn, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, hat eine evang. Kirche, Wollspinnerei, Handweberei, Bandwirkerei und (1890) 2155 Einw.

Di, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Didym.

Dia (griech. Präposition), durch, hindurch, auseinander (oft in Zusammensetzungen vorkommend).

Dia (Standia), kleine türk. Insel an der Nordküste von Kreta, der Hafenstadt Candia gegenüber, bis 265 m hoch, mit Marmorbrüchen u. mehreren Häfen, in welchen die nach Candia bestimmten Schiffe löschen.

Dia, Name, unter welchem die Hebe (s. d.) zu Phlius und Sikyon verehrt wurde.

Diabās (griech.; Grünstein), ein meist decken- oder flözartig ausgebreitetes Eruptivgestein von körniger bis dichter Struktur, in frischem Zustande aus Plagioklas und Augit, daneben Magneteisen, Titaneisen, Apatit bestehend, gewöhnlich aber schon zersetzt und dann grüne chloritische Substanzen (Viridit) und Kalkspat als Zersetzungssubstanzen des Augits, bez. des Feldspats enthaltend. In gewissen Varietäten (Olivindiabas) tritt zu den oben genannten Bestandteilen Olivin, häufig in Serpentin umgewandelt, hinzu; durch Zurücktreten des Plagioklas entstehen dann Übergänge in den Pikrit und Paläopikrit (Oberfranken, Nassau) und in den aus diesem hervorgehenden Serpentinfels. Andre Diabase enthalten noch Diallag, Salit, Enstatit, Biotit (Diallagdiabas, Salitdiabas, Enstatitdiabas, Glimmerdiabas). D. mit Quarz, der oft sekundär gebildet ist, nennt man Quarzdiabas; solche mit Hornblende Proterobas; sehr lichtgefärbte, an Titaneisen reiche D. auch wohl Leukophyr. Sonstige Varietäten gründen sich auf Strukturverschiedenheiten; so unterscheidet man neben dem typischen, körnigen D. den aphanitischen D. (zum Teil Aphanit, Diabasaphanit) mit mikroskopisch klein entwickelten Bestandteilen, den porphyrartigen (Diabasporphyr), der sich wieder als Labrador- oder Augitporphyr unterscheidet, je nachdem es Labrador- oder Augitkristalle sind, welche, in einer aphanitischen Grundmasse eingebettet, die porphyrartige Struktur hervorbringen. Zu den Labradorporphyren gehört auch der als Bildhauermaterial bekannte Portido verde antico. D. mit sphärolithischer Struktur führt den Namen Variolit oder Perldiabas (auch Blatterstein, s. d.), und Aphanite, die sehr reich an dem durch Zersetzung gelieferten Kalkspat sind und diesen oft in Form von zahlreichen rundlichen, hirsekorn- bis erbsengroßen Mandeln enthalten, werden als Kalkaphanite, auch Spilite, Diabasmandelsteine, Blattersteine bezeichnet. Die Bauschanalyse des D. ergibt im Mittel etwa 48 Proz. Kieselsäureanhydrid, 16 Thonerde, 13 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 8 Kalk, 6 Magnesia, 3—5 Natron, 1 Kali. Die Verbreitung des D. ist in der paläozoischen Periode und besonders in der Devonzeit eine sehr große; außer in Lagern findet er sich hier auch in Gängen. Durch Tuffbildungen (s. Schalsteine) ist er oft eng mit den gleichzeitigen Sedimentformationen verknüpft. In Deutschland ist der D. besonders in Nassau, Westfalen, im Harz, in Thüringen, im Fichtelgebirge und in Sachsen sehr verbreitet; noch bedeutender als die deutschen sind die Vorkommnisse von Schottland, Skandinavien und Nordamerika, wo die meisten der sogen. Trappgesteine dem D. zuzuzählen sind.

Diabāshornfels, ein Diabas, welcher im Kontakt mit Granit verändert und besonders durch Neubildung von Hornblende (Uralit) und auch wohl Biotit sowie durch gänzliche oder teilweise Umwandlung des Feldspats ausgezeichnet ist.

Diabāsis (Diabāse, griech.), Durch-, Übergang.

Diabāsmandelstein, s. Diabas.

Diabāsschiefer (Flaserdiabase, grüne Schiefer), zum Teil durch Gebirgsdruck schieferig gewordene Diabase.

Diabāstuff, soviel wie Schalstein (s. d.).

Diabētes (griech.), Zuckerharnruhr (s. d.); Doppelheber, Bernerbecher, s. Heber.

Diabetometer (griech.), Polarisationsinstrument zur Bestimmung des Zuckers in diabetischem Harn.

Diable (franz., spr. djabl'), Teufel. Diablerie, Teufelei, Teufelsstreich, Teufelsspiel, in der Geschichte des Dramas Name einer Art von Moralitäten und Farcen, in welchen der Teufel als Personifikation des Bösen auftrat. Diablesse, Teufelin, Teufelsweib. »Le diable boiteux« (»Der hinkende Teufel«), Roman von Lesage (s. d.).

Diablerets, Les (spr. lä djablörä, »Teufelsberge«), steile, zerrissene Kalksteinwände und Felshörner in der Wildhorngruppe der Berner Alpen (3251 m), auf dem Scheitel mit Firnmulden belastet, welche das schlanke

Oldenhorn (3134 m) überragen. Zu verschiedenen Zeiten, namentlich 1714 und 1749, haben sich gewaltige Felsmassen an den höhern Teilen abgelöst und, thalwärts stürzend, schöne Alpen samt zahlreichen Hütten überschüttet (s. Derborence). Die Alpenbewohner glaubten den Berg von Teufeln bewohnt und ließen wiederholt den »Eingang der Hölle« beschwören.

Diablotin (franz., spr. -täng, »Teufelchen«), Art Schokoladenplätzchen.

Diabŏle (griech.), Beschuldigung, Verleumdung.

Diabŏlos (griech., eigentlich »Verleumder«), Teufel; daher diabolisch, soviel wie teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabulogie, Lehre vom Teufel.

Diabŏlus, s. Beutelmarder.

Diabrōsis (griech.), Durchfressung; Blutung per diabrosin, eine Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diacetturie, s. Acetonurie.

Diachenium (griech.), s. Frucht.

Diachylonpflaster (griech., im Volksmund Diakel oder Diakonuspflaster), s. Bleipflaster.

Diachym (griech.), das Parenchym der Blätter.

Diacodion (Syrupus Papaveris), ein aus Mohnköpfen bereiteter Sirup, dient als beruhigendes Arzneimittel für Kinder.

Diacŏnus, s. Diakon.

Diadelphus (griech.), zweibrüderig, besonders diadelpha stamina, in zwei Bündel verwachsene Staubfäden. Daher heißt Diadelphia die 17. Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweibrüderigen Blüten enthaltend.

Diadēm (griech.), Band zum Zusammenhalten des Haupthaars, Stirnband, Kopfbinde; im orientalischen Altertum bei Ägyptern, Assyrern und Babyloniern Zeichen der Würde königlicher und andrer angesehener Personen. Bei den Hebräern Nezer genannt, schmückte es die Könige und Hohenpriester in der Form einer goldenen, emporragenden Stirnplatte, die an der eigentlichen Kopfbedeckung angeheftet war, wohl auch durch Perlenschnüre oder goldene Kettchen gehalten wurde, die um die Schläfe gingen und hinten zusammengeknüpft waren. Das D. der Könige und Königinnen von Persien, Armenien und Parthien war ein blau-weißes, breites Band, mit dem sie die Mütze umwickelten. Von den Persern ging es auf Alexander d. Gr. und seine Nachfolger über. Die Griechen schmückten damit schon früher mehrere Götter, namentlich Zeus, Hera und Aphrodite, und später wurde es ein allgemeiner Schmuck von Frauen (s. Fig. 1 u. 2) und jungen Männern, namentlich olympischen Siegern (vgl. Diadumenos), ohne die Bedeutung königlicher Würde. Solche Diademe wurden aus Leder, Zeug und Metall gefertigt. Bei den Römern soll schon Ancus Marcius das D. den Tuskern entlehnt haben; doch war es in den Zeiten der Republik verhaßt, und noch Cäsar scheute den Widerwillen des Volkes davor. Welcher Kaiser das eigentliche D. als Würdezeichen eingeführt hat, ist ungewiß. Nach Jordanis trug es Aurelian zuerst. Allgemein wurde sein Gebrauch, auch unter den nichtrömischen Fürsten Europas, erst seit Konstantin d. Gr., bis später die Kronen es verdrängten oder nur eine geringe Andeutung übrigließen. Die Damendiademe des Mittelalters und der Gegenwart, Kopfreife, die sich in der Mitte zu einer kleinen Spitze erheben, stammen aus dem Orient. — Über prähistorische Diademe s. Metallzeit.

Fig. 1.

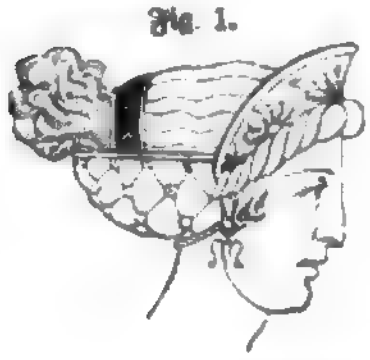


Fig. 2.

Diademe griechischer Frauen.

Diadŏchen (griech., »Nachfolger«), die Feldherren Alexanders d. Gr., welche seit seinem Tode 323 v. Chr. um die von ihm beherrschten Länder langjährige Kriege führten. Die bedeutendsten darunter waren: Antigonos und sein Sohn Demetrios Poliorketes, Antipatros und sein Sohn Kassandros, Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos, Eumenes. Die Zeit dieser Kämpfe, welche durch die Schlacht bei Ipsos 301 einen gewissen Abschluß erhielten, heißt die Diadochenzeit. Es entwickelte sich damals ein neues, auf griechischer Bildung beruhendes System von Staaten, welche man als hellenistische zu bezeichnen pflegt. Die wichtigsten waren Ägypten unter den Ptolemäern, Syrien unter den Seleukiden und Makedonien unter den Nachkommen des Antigonos Gonatas, zu denen 282 v. Chr. noch das Reich von Pergamon unter den Attaliden kam. Alle diese Reiche wurden später dem römischen Reich einverleibt. Vgl. Droysen, Geschichte der D. (2. Aufl., Gotha 1878).

Diadochit, soviel wie Phosphoreisensinter.

Diadumĕnos, gefeierte Statue des griech. Bildhauers Polyklet, ein junger Wettkämpfer, der sich selbst die Siegerbinde umwindet. Man nimmt an, daß dieser von Plinius als »weicher Jüngling« bezeichnete Jüngling das Gegenstück bildete zu dem berühmten Doryphoros (s. d.) desselben Künstlers. Nachbildungen des D. besitzen wir in einer Farnesischen Statue und einer zweiten aus Vaison (beide jetzt im Britischen Museum).

Diagenēse (griech.), der Prozeß, durch welchen nach Gümbel die aus den Urmeeren zur Ausscheidung gelangten schlammigen oder breiartigen Sedimente im Laufe der Zeit eine Umbildung in kristallinische Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer ꝛc.) erfahren haben.

Diagramma, s. Diagramma.

Diaglyphisch (griech.), vertieft gestochen, gemeißelt; daher Diaglypten (Diaglyphen), in die Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatz zu den Anaglypten.

Diagnōse (Diagnōsis, griech.), Erkennung, Beurteilung; insbes. das Urteil, welches sich der Arzt über das Wesen einer Krankheit bildet. Die Kunst, eine D. zu stellen, die Diagnostik, ermittelt die Art der Krankheit und das Stadium, in welchem sie sich zur Zeit befindet; das Urteil über ihren mutmaßlichen Verlauf heißt Prognose (Vorhersage). Handelt es sich darum, unter zwei oder mehreren Möglichkeiten durch genaueste Sichtung aller Einzelerscheinungen die vorhandene Krankheit festzustellen, so spricht man von Differentialdiagnose. Die richtige D. ist die Grundbedingung für ein einzuschlagendes rationelles Heilverfahren, daher die wichtigste, aber in vielen Fällen auch die schwierigste Aufgabe des Arztes, die nur unter der strikten Anwendung der im Einzelfall brauchbaren Hilfsmittel der wissenschaftlichen Medizin gelöst

Google

werden kann. Um zu einer D. zu gelangen, beginnt der Arzt mit dem Krankenexamen, durch welches er über die Vorgeschichte und den ersten Anfang des Leidens unterrichtet wird. Dann berücksichtigt er die subjektiven Klagen des Patienten, welche gewöhnlich, aber durchaus nicht immer auf die erkrankten Organe hinweisen; endlich stellt er eine objektive Untersuchung mit physikalischen, chemischen oder optischen Hilfsmitteln an, die als physikalische Diagnostik den Hauptteil bildet. Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Ermitteln einzelner Symptome, wie Gelbsucht, Wassersucht, Fieber ꝛc., nicht als D. gelten kann, da die D. nur aus der Summe der Symptome gewonnen werden kann. Folgendes diene als Beispiel: Der Arzt tritt an das Bett eines ihm unbekannten, etwa 30 Jahre alten Kranken. Er erfährt von ihm, daß er seit zwei Tagen leidend sei, daß er ohne besondere Ursache plötzlich mit Schüttelfrost und nachfolgendem Hitzegefühl erkrankt sei. Die Klagen beschränken sich auf Mattigkeit und etwas Husten. Die äußere Besichtigung zeigt einen kräftigen Körper, gerötetes Gesicht, glänzende Augen, heiße Haut. Das Thermometer ergibt 39,5°. Aus den genannten Daten läßt sich zunächst nur die D. auf eine akute, fieberhafte Krankheit stellen. In Frage kommen Lungenentzündung, Typhus, Brustfell-, Herzbeutelentzündung u. v. a. Nun ermittelt die Differentialdiagnose, daß von allen Symptomen, welche beim Typhus vorkommen, nur das Fieber vorhanden ist, daß auch Herzbeutelentzündung durch Auskultation und Perkussion auszuschließen ist; dagegen deuten die Phänomene beim Beklopfen und Behorchen des Brustkorbes auf Verdichtungen im rechten untern Lungenlappen, der Auswurf enthält rostigroten, zähen Schleim, das tiefe Atemholen verursacht stechende Schmerzen: es ist kein Zweifel, daß die D. auf rechtseitige beginnende Lungenentzündung lautet. Vgl. Eichhorst, Lehrbuch der physikalischen Untersuchungsmethoden innerer Krankheiten (3. Aufl., Berl. 1889); Leube, Spezielle D. der innern Krankheiten (3. Aufl., Leipz. 1891); Vierordt, Diagnostik der innern Krankheiten (3. Aufl., das. 1892); Wesener, Lehrbuch der chemischen Untersuchungsmethoden zur Diagnostik innerer Krankheiten (Berl. 1890); Derselbe, Medizinisch-klinische Diagnostik (das. 1892). — In der Systematik des Pflanzen- und Tierreichs bezeichnet D. die Gesamtheit derjenigen Merkmale der Gattungen und Arten, welche eben hinreichen, um die letztern von den übrigen Arten der Gattung, bez. die Gattung von den übrigen Gattungen der Familie zu unterscheiden. In der Beschreibung pflegt man daher die D. entweder voranzustellen oder durch besondern Druck auszuzeichnen. Zur bloßen Bestimmung der Gattungen und Arten ist ihre D. hinreichend.

Diagnostizieren, etwas, besonders eine Krankheit, aus den Merkmalen erkennen, die Diagnose stellen; diagnostisch, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagometer (griech.), veraltete Vorrichtung zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit.

Diagonāle (griech.), eine gerade Linie, welche zwei Ecken einer geradlinigen Figur miteinander verbindet, die nicht durch eine Seite verbunden sind. Die Anzahl der Diagonalen einer geradlinigen Figur ergibt sich, wenn man von der Seitenzahl drei abzieht, den Rest mit der Seitenzahl multipliziert und das Produkt halbiert. Bei eckigen Körpern oder Polyedern ist D. die gerade Verbindungslinie von zwei nicht in derselben Oberflächenebene liegenden Ecken. Die Anzahl der Diagonalen eines Polyeders ergibt sich, wenn man von der Zahl der Ecken eins abzieht, den Rest mit der Eckenzahl multipliziert, das Produkt halbiert und von der erhaltenen Zahl die Zahl sämtlicher Kanten und die der Diagonalen sämtlicher Seitenflächen abzieht.

Diagonālkraft, die Resultierende zweier Kräfte, s. Parallelogramm der Kräfte.

Diagonālmaschine, Vorrichtung zum Nachweis des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte (s. d.).

Diagonals, dichte, gewöhnlich einfarbige, wollene, getöperte Gewebe mit schräg verlaufender feiner Streifung, zu Herrenkleidern und Damenmänteln.

Diagonālschichtung, eine an Sanden und Sandsteinen ziemlich häufig auftretende Erscheinung, bei welcher eine Lage, die zwischen Komplexen von untereinander paralleler Schichtung eingeschlossen ist, eine zu dieser quer oder schräg verlaufende Schichtung zeigt.

Diagonālstab, s. Bisiertunst.

Diagóras, 1) berühmter Sieger in den gymnischen Wettkämpfen, aus Rhodos, Zeitgenosse Pindars, der ihm die siebente olympische Ode widmete. Er hatte als Hauptkämpfer in allen vier großen heiligen Spielen (den Olympischen, Nemeischen, Isthmischen und Pythischen) wiederholt den Preis errungen und durch sein Beispiel auch seine Söhne und Enkel zu gleichen Siegen begeistert. Nach den Siegen zweier seiner Söhne zu Olympia von ihnen auf den Schultern durch das versammelte Volk getragen und von diesem als der glücklichste aller Sterblichen begrüßt, soll er vor Freude hierüber gestorben sein.

2) D. der Melier oder Atheist, griech. Sophist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr., von der Insel Melos gebürtig, wird, aber wahrscheinlich mit Unrecht, Schüler des Demokritos genannt. In jüngern Jahren fromm und Verfasser gottesdienstlicher Gesänge, ging er zu völligem Unglauben über, weil er erfahren haben soll, daß ein großes Unrecht von den Göttern nicht bestraft wurde, und regte zu Athen, wohin er sich 425 begab, durch beißenden Spott über die eleusinischen Mysterien das Volk in solchem Grade gegen sich auf, daß er um 415 fliehen mußte. Er soll in Korinth gestorben sein. Seine »Phrygioi logoi« waren wahrscheinlich eine Kritik der in Griechenlands Kulte aufgenommenen phrygischen Gottheiten sowie der orphischen, eleusinischen und samothrakischen Mysterien. Vgl. Münchenberg, De Diagora Melio (Halle 1878).

Diagramm (griech.), Linearzeichnung, Entwurf, Abriß, Skizze, gewöhnlich aber die in den Naturwissenschaften und der Statistik übliche graphische Darstellung der Veränderungen, welche eine bestimmte Größe mit der Änderung einer zweiten erleidet. Beispielsweise sei der jährliche Gang der Temperatur für ein paar Orte, z. B. Jakutsk in Sibirien (62° 2′ nördl. Br.) und Söndmör in Norwegen (62° 30′ nördl. Br.), darzustellen. Die monatlichen Mitteltemperaturen beider Orte sind:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
Jakutsk	−33,7	−28,5	−18,4	−6,8	2,2	10,2
Söndmör	− 3,6	− 1,1	0,7	2,4	6,4	9,6

	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Jakutsk	13,4	10,9	3,3	−7,7	−22,7	−30,9
Söndmör	11,4	11,1	9,0	4,7	2,0	− 1,8

Man trage nun in Fig. 1 (S. 968) auf der Geraden OO (der Abscissenachse) zwölf gleichlange Teile ab, welche den einzelnen Monaten entsprechen und am Fuß der

Figur mit J (Januar), F (Februar) ꝛc. bezeichnet sind; durch die Teilpunkte ziehe man Senkrechte zu der Linie 00. Auf der ersten Senkrechten links (der Ordinatenachse) trage man ferner beliebige, aber unter sich gleichlange Teile ab, die den Temperaturgraden entsprechen; dabei werden die Wärmegrade nach oben, die Kältegrade nach unten abgetragen, wie die den Zahlen beigesetzten Vorzeichen + und — andeuten. Durch die Teilpunkte ziehe man Parallelen zur Abscissenachse 00. Man gebe nun in der Mitte zwischen je zwei aufeinander folgenden Vertikallinien Punkte an, welche von der Abscissenachse 00 um 33,7, 28,5 18,4, 6,8 Teile nach unten, um 2,2, 10,2, 13,4, ... Teile nach oben entfernt sind, die also die Mitteltem-

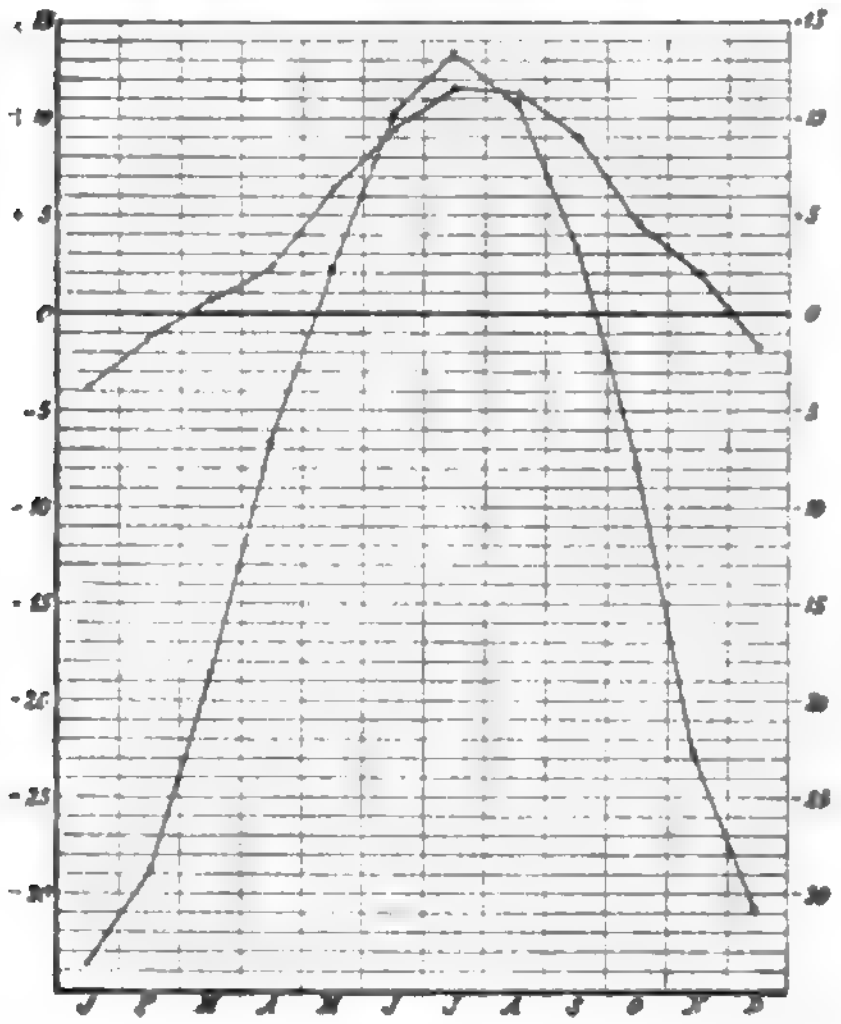


Fig. 1.

peraturen der einzelnen Monate für Jakutsk angeben, und verbinde je zwei aufeinander folgende Punkte durch eine Gerade oder auch alle Punkte durch eine stetig gekrümmte Linie. Das Steigen und Fallen des so gewonnenen Linienzugs gibt uns rascher als die tabellarische Zusammenstellung ein übersichtliches Bild von dem Gang der Temperatur im Lauf eines Jahres. Zeichnet man in dieselbe Figur auch die Zahlwerte für Söndmör ein (s. die bei — 3,6 links anfangende Linie), so hat man ein sehr anschauliches Bild des Kontrastes zwischen den jährlichen Temperaturschwankungen im Innern eines großen Kontinents (Jakutsk) und am Meer (Söndmör).

Statt die Temperaturen in der Mitte zwischen je zwei Vertikallinien anzugeben, kann man sie auch, ohne etwas Wesentliches zu ändern, auf diesen Linien selbst abtragen. In ganz ähnlicher Weise lassen sich auch andre meteorologische, physikalische, chemische, statistische und ähnliche Verhältnisse, z. B. in der Medizin der Verlauf des Fiebers, durch ein D. anschaulich machen. Man trägt dann immer eine gewisse Größe (die Zeit, Temperatur ꝛc.) als Abscisse ab, während die zugehörigen Werte der von ihr abhängigen Größe die Ordinaten bilden, deren Endpunkte man durch eine Kurve verbindet. Dies Verfahren ist oft das zweckdienlichste Mittel, Ordnung und Übersicht in die Fülle erfahrungsmäßig gefundener Zahlenwerte zu bringen. Solche Diagramme gestatten häufig noch weitere Schlüsse. Bei dem D., welches z. B. der Indikator (s. d.) einer Dampfmaschine aufzeichnet, sind die Abscissen proportional dem Weg des Kolbens; die Ordinaten der Kurve aber geben den in jedem Punkte dieses Weges im Cylinder herrschenden Dampfdruck an; die Fläche zwischen Abscissenachse und Kurve ist dann der vom Dampf geleisteten Arbeit proportional. Stellt man irgend eine Bewegung graphisch dar, indem man als Abscissen die Zeit, als Ordinaten die Geschwindigkeiten aufträgt, so drückt die Fläche zwischen Abscissenachse und Kurve den zurückgelegten Weg aus, und wenn man an irgend einem Punkt eine Tangente an die Kurve legt, so ist die trigonometrische Tangente des Winkels, den diese mit der Abscissenachse einschließt, die Beschleunigung. In manchen Fällen, namentlich in der Meteorologie bei Darstellung der Verteilung des Windes auf die einzelnen Himmelsrichtungen, gibt man dem D. eine andre Anordnung: Ist z. B. an einem Ort bei täglich dreimaliger Beobachtung der

Fig. 2.

Windfahne im Laufe eines Monats N. 3mal, O. 8-, S. 16-, W. 7-, NO. 8-, SO. 5-, NW. 5-, SW. 15-, NNO. 2-, NNW. 3-, SSO. 1-, SSW. 5-, ONO. 3-, OSO. 5-, WNW. 2- und WSW. 5mal beobachtet worden, so kann man dies bildlich darstellen, indem man in einem Kreis 8 Durchmesser zieht, die den 16 Richtungen der Windrose entsprechen (Fig. 2, wo aber nur 2 Durchmesser, von den andern bloß die Endpunkte angegeben sind). Auf jedem Halbmesser trägt man dann vom Mittelpunkt aus so viel gleichgroße Teile ab, als die Zahl der Beobachtungen ist, welche auf die betreffende Windrichtung kommt. Die Endpunkte (denen in der Figur die Zahlen beigeschrieben sind) werden hierauf geradlinig verbunden. Die Figur (in welcher auf dem nach S. gerichteten Halbmesser auch der Maßstab angegeben ist) zeigt uns, namentlich wenn wir sie durch Schraffieren besser sichtbar machen, sehr deutlich das Vorherrschen der Winde aus dem Quadranten von S. nach W. Vgl. Statistische Darstellungsmethoden. — D. des Hipparchos, die Zeichnung des Standes der Sonne, des Mondes und der Erde bei Finsternissen, nebst den dazu gehörigen Linien, durch welche Hipparchos (s. d.) die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde sowie die Parallaxe dieser beiden Himmelskörper zu finden lehrte. — Über Blütendiagramme s. Blüte, S. 125.

Diagramma (Diagłymma, griech.), das Weltbild der Ophiten (s. d.) in Gestalt einer Höllendarstellung mit sieben Mauern, die von ebensovielen, in Tiergestalt dargestellten bösen Dämonen bewacht werden, und aus denen Christus die Seelen herausführt. Darüber befanden sich Darstellungen der obern Welten und Himmel des Vaters, Sohnes, der Liebe und Weisheit, ebenfalls in Gestalt von Kreisen und des als Viereck dargestellten Paradieses; hierbei war die Weisheit (Sophia) geradeso wie der Fürst der Unterwelt als Schlange dargestellt. Dieses offenbar den siebenkreisigen Labyrinthen oder Trojaburgen (s. d.) des Altertums entlehnte Weltbild diente den Ophiten gleichzeitig als Symbol und Amulett. Die ausführlichste Beschreibung des D. gab Origenes (»Contra Celsum«, VI, 30—38).

Diagráph (griech.), Werkzeug zu perspektivischen Aufnahmen.

Diagraphie (griech.), Verfahren, bei welchem man mittels der Feder komplizierte Zeichnungen auf gummierten Taft paust, von dem sodann ein Überdruck auf Stein gemacht wird. Der Taft wird zuerst mit Zwirnband umnäht, mit Kalkmilch auf der Rückseite mattiert, auf die zu kopierende Zeichnung gelegt, worauf man mit einer Lithographenfeder und lithographischer Tusche deren Linien nachfährt. Den Stein stäubt man, um ein Verrücken zu verhüten, mit Speckstein ein, legt den Taft darauf und bedeckt ihn mit einem Makulaturbogen und dem Tamponleder, die man beide ebenfalls mit Speckstein einstäubt. Sodann zieht man zwei- oder dreimal durch die Presse, hebt den Taft mit beiden Händen ab und wird jetzt die Zeichnung auf den Stein übertragen finden. Bevor man in gewöhnlicher Weise zum Ätzen schreitet, sind etwanige Hinzufügungen und Retouchen zu machen. Einen matten Überdruck kräftigt man durch Überfahren mit der Walze; wäre aber zu viel Farbe auf dem Stein, so entfernt man diese durch leichtes Überwischen mit einem mit Ätzwasser genetzten Schwamm. Die D. empfiehlt sich besonders für architektonische und topographische Zeichnungen.

Diagrydium, s. Scammonium.

Diahot (»großer Fluß«), Hauptfluß von Neukaledonien, entspringt auf dem Zentralgebirge von Tao und mündet nach 150 km langem Lauf, wovon 40 km schiffbar, in die Bai von Harcourt. Im obern Lauf ist er 100—150 m, an der Mündung, der die Insel Pam vorgelagert ist, 1500 m breit. Zwischen der Reede von Pam und den Gold- und Kupfergruben an seinem Unterlauf verkehren Schleppdampfer.

Diakaustika (griech.), eine durch Brechung erzeugte Brennlinie, eine krumme Linie, welche durch die stetige Reihenfolge der Durchschnittspunkte der aufeinander folgenden, durch ein durchsichtiges Mittel gebrochenen Lichtstrahlen gebildet wird (vgl. Linse), im Gegensatz zu Katakaustika, womit man eine durch Zurückwerfung von Lichtstrahlen an einer krummen Fläche erzeugte Brennlinie bezeichnet.

Diakel, soviel wie Diachylonpflaster, s. Bleipflaster.

Diaklasen (griech.), gewisse Gesteinsspalten, s. Lithoklasen.

Diakon (Diakónus, griech., »Diener«), im allgemeinen jeder, welcher Dienste leistet, besonders kirchliche; daher im Neuen Testament Name für eine den Bischöfen untergeordnete Klasse von Gemeindebeamten (Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 8—13), deren Obliegenheiten (Aufrechterhaltung der Ordnung beim Gottesdienst, Hilfe bei der Austeilung des Abendmahls) zuerst Justinus Martyr beschreibt. Weil man ihre Einsetzung Apostelgesch. 6, 1—6 dargestellt glaubte, überwies man ihnen auch die Sorge für Arme und Kranke und beschränkte ihre Zahl in jeder Gemeinde in der Regel auf sieben. Später erweiterten sich ihre Befugnisse; sie wurden den alttestamentlichen Leviten gleichgestellt, wie die Presbyter den Priestern, der Bischof dem Hohenpriester. So stellt das Diakonat in der katholischen Kirche den dritten Ordo dar, den Abschluß der Ordines majores (s. auch Archidiakonus). Vgl. Seidl, Der Diakonat in der katholischen Kirche (Regensb. 1884). In der lutherischen Kirche ist D. (»Helfer«) bloßer Titel für einen Hilfsgeistlichen oder zweiten und dritten Pfarrer an einer Gemeinde; in der reformierten Kirche wurde das Amt der Diakonen als notwendiger Bestandteil der Kirchenverfassung betrachtet und wieder seinem ursprünglichen Sinn genähert. Im Anschluß hieran nennt man in neuerer Zeit Diakonen auch die berufsmäßig im Dienst der Innern Mission (s. d.) stehenden Laiengehilfen der evangelisch-kirchlichen Armen-, Kranken- und Gefangenenpflege (s. Bruderhäuser). Felddiakonen, s. d. — Diakonat, Amt, Würde, auch die Amtswohnung des Diakonen oder Hilfspredigers; diakonieren, als D. fungieren, namentlich den Altardienst versehen.

Diakonissinnen (Diakonissen, »Dienerinnen«), in der ältern Kirche im engern Sinne Frauen, welche für ihr Geschlecht das waren, was die Diakonen (s. d.) für die ganze Gemeinde, nämlich amtlich bestellte Armen- und Krankenpflegerinnen. Der Name »Diakonin« findet sich bereits Röm. 16, 2; die Form »Diakonisse« ist etwas spätern Ursprungs. Nach einigen Auslegern kommen Gehilfinnen der Diakonen 1. Tim. 3, 11 vor; auch wird Tit. 2, 3; 1. Tim. 5, 9 ff. ein dem Gemeindedienst gewidmetes Witweninstitut beschrieben. Später verschwinden die Witwen und »Presbytiden« unter den D. Diese wurden förmlich ordiniert, und es war ihnen der Unterricht der weiblichen Katechumenen, das Aus- und Ankleiden der weiblichen Täuflinge, der Besuch der Kranken und Gefangenen, namentlich der Märtyrerinnen, die Aufsicht über die Frauen in der Kirche nebst ähnlichen Geschäften übertragen. In Konstantinopel arbeiteten unter Chrysostomos über 40 D. in der Gemeinde. Aber seit dem 12. Jahrh. verschwinden sie im Orient, schon seit dem 9. im Occident, wo überhaupt die Anstellung von Frauen für den Kirchendienst förmlich verboten wurde. Mit der Reformation kamen auch die ersten Keime des biblischen Diakonissenamtes wieder zum Vorschein, wie im Stift Kappel bei Siegen noch zu Lebzeiten Melanchthons und in Wesel seit 1575. In einigen kleinern protestantischen Gemeinschaften Englands und Hollands hat ein solches Institut sich bis fast zu unsern Zeiten, wenn auch verkümmert, erhalten. Nach vorausgegangenen mehrfachen theoretischen Erörterungen wurde durch den Pfarrer Theodor Fliedner (s. d.) in Kaiserswerth a. Rh. 13. Okt. 1836 das erste Diakonissenhaus der Neuzeit gegründet und damit der Anstoß zur lebenskräftigen Erneuerung des altchristlichen Diakonissenamtes in einer für die Bedürfnisse der Jetztzeit berechneten Form gegeben. Die »Schwestern« werden nach einer je nach Charakter und Vorbildung längern oder kürzern Probezeit kirchlich eingesegnet. Gelübde finden nicht statt. Die Verbindung mit ihrer Familie bleibt frei, ebenso Besitz und Verwaltung des Privatvermögens. Stets bleiben sie in enger Verbindung mit ihrem Mutterhaus, welches über ihre Stellung und Sendung verfügt und sie in Krankheit und Alter versorgt. Sie behalten die Frei-

heit, in die Ehe zu treten und zu pflegebedürftigen Eltern auf deren Wunsch zurückzukehren. Ursprünglich und hauptsächlich zur Krankenpflege bestimmt, hat dieses Mutterhaus auch die Kindererziehung und Lehrerinnenbildung, die Pflege der Gemütskranken und die Rettung gefallener Frauen in den Bereich seiner Wirksamkeit gezogen und will überhaupt auf allen Gebieten menschlichen Elends dienen, wo weibliche Kräfte helfend eintreten können. Selbst in Konstantinopel und Smyrna, Beirut, Jerusalem, Alexandria und Kairo sind Kranken-, Waisen- und Erziehungshäuser von Kaiserswerth aus gegründet worden, wie denn überhaupt mit dem Beginn der Diakonissenthätigkeit die Krankenhäuser und namentlich die Krankenpflege eine heilsame Reformation erfahren haben. Bald unmittelbar, bald mittelbar durch die in Kaiserswerth vollzogene Wiederbelebung des alten Diakonissenamtes angeregt, entstanden nach und nach in der ganzen protestantischen Welt bis 1892 über 60 selbständige Diakonissenhäuser (darunter 39 in Deutschland) mit etwa 8500 Schwestern und ca. 1780 Arbeitsfeldern außerhalb der Mutterhäuser und zwar in: Berlin (Elisabeth-Krankenhaus, 1837), Paris (1841 und 1874), Straßburg (1842), Echallens, jetzt St.-Loup (1842), Dresden (1844), Utrecht (1844), Bern (1845), Berlin (Bethanien, 1847), Ludwigslust (1847), Stockholm (1849), Pittsburg, jetzt Rochester in Nordamerika (1849), Breslau (1850), Königsberg i. Pr. (1850), Stettin (1851), Ludwigslust (1851), Karlsruhe (1851), Riehen bei Basel (1852), Neuendettelsau in Bayern (1854), Stuttgart (1854), Augsburg (1855), Halle a. S. (1857), Darmstadt (1858), Zürich (1858), St. Petersburg (1859), Speyer (1859), Kraschnitz in Schlesien (1860), Hannover (1860), Hamburg (Bethesda, 1860), London (Hyde Park, 1861), Danzig (1862), Kopenhagen (1863), Treysa, jetzt Kassel (1864), Haag in Holland (1865), Mitau in Kurland (1865), Posen (1865), Pest (1866), Frankenstein i. Schl. (1866), Riga in Livland (1866), Berlin (Lazarus-Krankenhaus, 1867), London (Tottenham, 1867), Reval in Esthland (1867), Helsingfors in Finnland (1867), Altona i. Holst. (1867), Bremen (1868), Christiania (1868), Wiborg (1869), Bielefeld (1870), Neutorney bei Stettin (1869), Braunschweig (1870), Frankfurt a. M. (1870), Flensburg (1874), Berlin (Paul Gerhardt-Stift, 1873), Sarata in Südrußland (1867), Nowawes bei Potsdam (Oberlinhaus), Gallneukirchen in Oberösterreich, Stettin (Stift Salem), Hamburg (Bethlehem), Arnheim und Philadelphia in Nordamerika, letztlich in Sobernheim (1889) und Witten (1890). 1893 besaß das jetzt unter Leitung von Dr. J. Disselhoff stehende Diakonissenhaus in Kaiserswerth 867 auf 233 Arbeitsfeldern (nämlich in 7 Mutterhäusern, 54 Krankenhäusern, 21 Siechen- u. Armenhäusern, 70 Gemeindepflegen, 32 Erziehungs- u. Waisenhäusern, 41 Kleinkinderschulen und 8 Mägdeherbergen) thätige Schwestern. Die Gesamteinnahme der Mutterhäuser außer den acht zuletzt genannten betrug 1883: 5,607,886 Mk. Auch gehören hierher die Schwestern der Barmherzigkeit (sisters of mercy) in Devonport und Plymouth und das Haus der Barmherzigkeit in Clewer bei Windsor. Vgl. Schäfer, Die weibliche Diakonie (2. Aufl., Hamb. 1887—93, 3 Bde.); Wacker, Diakonissenspiegel (2. Aufl., Gütersloh 1891); Derselbe, Der Diakonissenberuf (2. Aufl., das. 1890); Disselhoff, Das Diakonissen-Mutterhaus zu Kaiserswerth a. Rh. und seine Töchterhäuser (Kaiserswerth 1892) und dessen Jubiläumsschrift (das. 1886).

Diakope (griech.), Längshiebwunde im Schädel ohne Substanzverlust desselben; in der Rhetorik soviel wie Tmesis.

Diakos, Athanasios (eigentlich der Diakonus A.), griech. Freiheitskämpfer, geb. 1788, Geistlicher, war der erste Palikare des Odysseus (s. d.), wurde 1820 von den Truppen als dessen Nachfolger zum Armatole von Livadia ernannt, war Anfang 1821 erster Führer des griechischen Aufstandes in Östhellas, fiel in Alamana bei Thermopylä in die Gefangenschaft des Omer Vryonis und wurde, als er den Übertritt zu den Türken zurückwies, grausam getötet. Sein Tod ward in den Volksliedern gefeiert und auch dramatisch bearbeitet.

Diakovár, s. Djakovár.

Diakria, Landschaft in Attika (s. d.).

Diakrise (griech.), Absonderung, Trennung, Unterscheidung; in der Medizin soviel wie Diagnose; diakritisch heißt ein charakteristisches Symptom, welches eine Krankheit von allen andern unterscheidet.

Diakritische Zeichen, Schriftzeichen, welche einesteils die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B. im Hebräischen der Punkt, welcher das Sin vom Schin unterscheidet), andernteils das Verständnis erleichtern sollen, wie die Interpunktionszeichen, Klammern ꝛc. In grammatischen Werken werden d. Z. sehr vielfach angewandt, um die Aussprache fremdsprachlicher Laute zu bezeichnen; so wird z. B. das gutturale n der Sanskritsprache (vgl. das deutsche n in Ding) mit einem n und Punkt darüber (ṅ) ausgedrückt.

Diaktinismus (griech.), veralteter Ausdruck, die Durchdringbarkeit der Körper für chemisch wirksame (aktinische) Lichtstrahlen; ist sehr verschieden von dem Grade der Durchsichtigkeit und besonders vollkommen bei Bergkristall, farblosem Flußspat und Steinsalz. Vgl. Licht (chemische Wirkungen desselben).

Diakustik (griech.), früher gebräuchlicher Ausdruck für die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles.

Dialekt (griech., Mundart), provinzielle oder örtliche Abart einer Sprache, wobei die Verschiedenheit aber nicht so weit gehen darf, daß die gegenseitige Verstehbarkeit aufhört; denn tritt dies ein, so wird der D. zur besondern Sprache. Freilich ist die Grenze zwischen Sprache und D. oft schwer zu ziehen; so ist das Niederländische ursprünglich vom Deutschen nicht stärker verschieden als die plattdeutschen Dialekte, wird aber doch der politischen und litterarischen Selbständigkeit der Holländer wegen als besondere Sprache angesehen. In gewissem Sinne kann man sagen, daß Dialekte überall früher da sind als Sprachen, d. h. die sprachliche Zersplitterung ist um so größer, je geringer die Kultur ist, und eine Spracheinheit auf einem größern Gebiet entsteht erst da, wo sich ein Kulturmittelpunkt gebildet hat. Daher findet sich bei unzivilisierten Völkern oft eine unverhältnismäßig große Menge von Dialekten; so sprachen z. B. die etwa 50 Individuen, die vor einigen Jahrzehnten von der Urbevölkerung Tasmanias noch übrig waren, vier verschiedene Dialekte, in denen so gewöhnliche Begriffe wie »Auge«, »Hand« u. dgl. durch verschiedene Wörter ausgedrückt wurden. Ebenso befördern Wanderungen und Isolierung in Bergländern oder auf Inseln die Ausbildung von Dialekten (s. Sprache und Sprachwissenschaft). Wo eine Schriftsprache entsteht, da werden die Dialekte immer mehr zurückgedrängt, kommen aber manchmal infolge politischer oder sozialer Umwälzungen wieder plötzlich an die Oberfläche. So haben sich nach der Völkerwanderung die romanischen

Sprachen gebildet, nicht aus der lateinischen Schriftsprache, sondern aus den alten lateinischen Volksdialekten, dem sogen. Vulgärlatein. Auch ohne solche gewaltsame Umwälzung wird die Schriftsprache häufig durch die Dialekte beeinflußt, indem durch den Prozeß der von Müller sogen. dialektischen Wiedererzeugung veraltete Formen und Wörter der Schriftsprache durch andre, aus dem frischen Quell des Dialekts genommene ersetzt werden. Aus diesen Gründen ist es ein Zeichen oberflächlicher Auffassung, die Dialekte als bloße »Patois« für der Beachtung unwert zu halten; sie empfehlen sich vielmehr der emsigen Durchforschung des Gelehrten (J. Grimm, A. Schmeller, K. Weinhold) wie der künstlerischen Handhabung von seiten des Dichters (R. Burns, Jasmin, Hebel, F. Reuter, die altgriechischen Dialektdichter, wie Sappho, Anakreon ꝛc.). Über die deutschen Dialekte s. Deutsche Sprache.

Dialektik (griech.), eigentlich die Kunst der Unterredung und Gesprächsführung; in dem Sprachgebrauch der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen, also soviel wie Logik. Allmählich bildete sich aber der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse ꝛc. zu täuschen, verstand. So wurde die D. von den Sophisten geübt. Der Erfinder der D. als Unterredungskunst soll Zeno sein. Nach ihm haben sie Platon und Aristoteles, jeder nach eigner Ansicht, bestimmt; jenem ist sie die Methode des höchsten spekulativen Denkens, welches seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt, diesem die Kunst, einen Gegenstand durch Denken von allen Seiten zu betrachten, in welchem Sinne sie vorzüglich bei den Scholastikern gelehrt wurde. In der neuern Philosophie, namentlich bei Hegel, hat der Begriff der D. und des Dialektischen die Bedeutung des Ausdrucks für die angeblich allein wissenschaftliche, dem Gegenstand der Erkenntnis selbst immanente Methode erhalten. D. ist ihr zufolge die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche, kraft deren alles Endliche in sein eignes Gegenteil umschlägt, um sich aus dieser Diremtion zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Das Dialektische steht in der Mitte zwischen dem abstrakt Verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem wahrhaft spekulativen Denken, welches die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Übergehen enthalten ist, auffaßt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter D. in guter Bedeutung die angewandte Logik, in übler die sophistische Disputierkunst.

Dialektikon (griech., Dialogismus), Redefigur, bestehend aus einer Frage und der darauf folgenden Antwort, die der Redner selbst erteilt, um entweder eine Behauptung zu begründen oder zu widerlegen. Eine Häufung solcher Fragen und Antworten nennt man Hypophora (s. d.).

Dialektologie (griech.), die Lehre von den Mundarten, Dialektkunde, ein besonderer und nicht unwichtiger Teil der neuern historischen und vergleichenden Grammatik.

Diallag, augitartiges Mineral aus der Ordnung der Silikate (Augitreihe), findet sich nicht in wohlausgebildeten Kristallen, ist aber isomorph mit Pyroxen und tritt derb in bisweilen mehrere Zoll großen, dick tafelförmigen Individuen, auch eingesprengt und in körnig-blätterigen Aggregaten auf. Er ist grau, bräunlichgrün, braun, mit metallartigem, oft schillerndem Perlmutterglanz, kantendurchscheinend, Härte 4, spez. Gew. 3,23—3,34; bisweilen ist der D. mit Hornblendepartikelchen durchwachsen, auch wandelt er sich wie Augit in faserige Aggregate grüner Hornblende um. Er hat wesentlich die Zusammensetzung des Augits und enthält meist 8—12 Proz. Eisenoxydul nebst Manganoxydul, 1—4 Proz. Thonerde, auch gewöhnlich 0,2—3,5 Proz. Wasser. D. bildet mit Labrador das Gabbrogestein, findet sich auch wohl im Serpentin- und Olivinfels.

Diallagandesit, diallagführender Andesit.

Diallagbasalt, diallagführender Basalt.

Diallaggranulit, s. Granulit.

Diallele (griech.), Zirkel- oder Kreisschluß, ein Fehler im Denken, wo man nicht vorwärts schreitet, sondern sich um einen Punkt dreht, z. B. wenn der zu beweisende Satz zugleich als Beweisgrund gebraucht wird.

Dialog (griech.), Zwiegespräch, gegenseitige mündliche Mitteilung verschiedener, auch einander widerstreitender Ansichten über einen Gegenstand; auch ein Schriftwerk oder Teil desselben in der Form einer solchen Unterredung. Der D. eignet sich vorzüglich zur Untersuchung des Wesens von Begriffen und einzelnen Gegenständen durch das Interesse, welches die der dramatischen Handlung ähnliche fortschreitende Bewegung der Erörterung gewährt. Damit dies Interesse nicht gestört werde, muß der Darsteller jede Ansicht in ihrer ganzen Kraft und naturgemäß durch die Personen, welche den D. führen, entwickeln und seine Ansicht als ein notwendiges Ergebnis aus dem Gespräch selbst hervorgehen lassen. Der Stil des Dialogs muß die Natürlichkeit, die Kürze und die lebhaften Wendungen eines gebildeten Gesprächs nachahmen, ohne sich, sei es in die Zerrissenheit unablässig sich durchkreuzender Fragen und Antworten, sei es in die Breite ausgedehnter Reden, zu verirren. Man unterscheidet den poetischen D. vom prosaischen. Der poetische D. wird zum dramatischen, wenn er die Darstellung einer Handlung begleitet. Zum prosaischen D. rechnet man zuvörderst die theoretische Gesprächsform, deren Gegenstand eine wissenschaftliche Erörterung ist. Der Sokratische oder philosophische D. hat den Zweck, bestimmte Vorstellungen und Ansichten durch angemessene Fragen hervorzurufen und zur vollen Klarheit zu entwickeln. Der konversatorische D. bezweckt bloß Unterhaltung für den Augenblick und gesellige Mitteilung. Der Charakterdialog geht aus auf die Schilderung und Veranschaulichung von Personen durch Wiedergabe der Worte oder Redeweise derselben. Den philosophischen D. bearbeiteten von den Neuern unter den Deutschen Lessing (»Ernst und Falk«), M. Mendelssohn (»Phädon«), Engel, Herder, Klinger, Jacobi, Schelling (»Clara, oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt«), Solger, Fries (»Julius und Evagoras«), Melchior Meyr (»Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit«, »Gespräche mit einem Grobian«) u. a. Im komischen und satirischen D. ahmte Wieland den Satiriker Lukianos glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (in seinem Buch »De vera sapientia«), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen Malebranche, Fénelon und Fontenelle, die den Lukianos nachahmten. Unter den Engländern folgten G. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, James Harris dem Cicero. In der dramatischen

Poesie ist der D. dem Monolog (s. d.) entgegengestellt; im Singspiel bildet er den Gegensatz von Gesangstücken, also die Redepartien.

Dialogisieren (dialogieren), etwas dialogisch behandeln, in Gesprächsform darstellen; Dialogist, ein Dialogenschreiber.

Dialogismus (griech.), s. Dialektikon.

Dialogit, s. Manganspat.

Dialypetalen, soviel wie Choripetalen.

Dialyse (griech., »Auflösung«), das zum Tod führende Schwinden der Kräfte; die Trennung verschiedener Stoffe durch Osmose (s. auch Endosmose). Dialysieren, auflösen, ein Gemisch verschiedener gelöster Substanzen der D. unterwerfen; dialytisch, auflösend.

Dialyt, dialytisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Dialytisch (limmatisch) heißen Gesteine, deren Bestandteile nicht durch mechanische Zerreibung, sondern durch chemische Zersetzung präexistierender Gesteine entstanden sind (z. B. Kaolin und gewisse Thongesteine). Sie sind mit den semiklastischen und klastischen Gesteinen (s. d.) durch alle Übergänge verknüpft.

Diamagnetismus, s. Magnetismus.

Diamant (Demant, griech. u. lat. Adamas; hierzu Tafel »Diamanten«), Mineral aus der Ordnung der Metalloide, kristallisiert tesseral, meist in Oktaedern, Rhombendodekaedern und Achtundvierzigflächnern, findet sich häufig in krummflächigen, oft mehr oder weniger der Kugelform genäherten Formen, lose oder einzeln eingewachsen, selten derb in feinkörnigen, porösen, braunschwarzen Aggregaten (Karbonat). Er ist sehr spröde, auf dem Bruch muschelig, nach den Flächen des Oktaeders ausgezeichnet spaltbar, vom spez. Gew. 3,50—3,53 und in seiner großen Härte (10) nur dem kristallisierten Bor vergleichbar. Er ist farblos und wasserhell, doch kommen auch graue, gelbe, braune, schwarze, rote, grüne, blaue Steine vor; meist ist die Färbung indes hell, große Diamanten mit intensiverer Farbe sind selten. Über die die Färbung hervorbringende Substanz ist nichts bekannt. Der D. bricht das Licht sehr stark, und der Winkel der Totalreflexion ist deshalb sehr klein, dazu besitzt er ein großes Farbenzerstreuungsvermögen, und diesen Eigenschaften verdankt er sein »Feuer« und Farbenspiel, welches indes erst bei passendem Schliff zu voller Geltung gelangt. D. ist in allen Lösungsmitteln unlöslich und sehr widerstandsfähig gegen chemische Agenzien; er erträgt in sauerstofffreien Gasen sehr hohe Temperatur, ohne sich zu verändern, wandelt sich aber schließlich in Graphit um und verbrennt, bei Zutritt der Luft erhitzt, zu Kohlensäure. Er besteht also aus Kohlenstoff (wie Graphit und Holzkohle) und hinterläßt nur eine geringe Menge unverbrennlicher Substanz. Viele Diamanten enthalten Einschlüsse, Rutil, Titaneisen, Eisenglanz und andre Eisenerze, Klinochlor, Topas (?), dendritische Formen, Schuppen und Splitter und in diesen nach dem Verbrennen des Diamanten ein feines braunes und schwarzes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen. Entstanden ist der D. vielleicht auf nassem Wege aus organischer Substanz, vielleicht aus einem Kohlenwasserstoff, welcher bei langsamer Verwesung an der Luft seinen Wasserstoff verlor und endlich den Kohlenstoff kristallisiert abschied. In ähnlicher Weise entsteht Schwefel aus Schwefelwasserstoff. Vielleicht entstand D. auch durch Reduktion von Kohlensäuresalzen, am wahrscheinlichsten bei Ausscheidung von Kohlenstoff aus geschmolzenem Eisen bei sehr hohem Druck. Für diese letztere Entstehung spricht vielleicht das Vorkommen von D. im Meteoreisen von Arizona. Das Problem, Diamanten künstlich darzustellen, hat die Chemiker seit langer Zeit angelegentlich beschäftigt; doch scheiterten alle Bemühungen daran, daß bis jetzt kein Lösungsmittel für Kohlenstoff aufgefunden werden konnte. Erst 1890 gelang es Hannay in Glasgow, auf die Weise zum Ziel zu gelangen, daß er Kohlenwasserstoffe mit Magnesium in Gegenwart einer stabilen Stickstoffverbindung unter sehr hohem Druck erhitzte. Der hierbei sich ausscheidende Kohlenstoff nimmt die Form des Diamanten an, und die erhaltenen krummflächigen Oktaeder stimmen in allen Eigenschaften mit den natürlichen Diamanten überein. Aus mit Kohlenstoff gesättigtem Eisen soll nach Moissan D. kristallisieren, wenn man das Eisen unter sehr hohem Druck erkalten läßt.

Der D. findet sich im Distrikt Bellary in Ostindien in einem auf nassem Wege gebildeten pegmatitartigen Gestein inmitten von kristallinischen Gesteinen, welche als die ursprünglichen Lagerstätten zu betrachten sind. Die Diamantbreccien, die aus diesen Gesteinen entstanden sind, führen auch Quarz, Chalcedon, Korund, Epidot, Eisenerze ꝛc., bisweilen haben sie mehr sandsteinartigen Charakter. Am häufigsten findet sich der D. in Sanden, Gerölle und Schuttmassen der Flußbetten. In Indien liegen die Fundorte am Ostabfall des Delhangebirges. Das Golkondaland, aus welchem die großen historischen Diamanten stammen, liefert heute nichts mehr, dagegen werden ausgebeutet die sekundären Lagerstätten von Cuddapah am Pennar, Banganbally, Sumphulpur am Godaweri und besonders die der Pannagruppe bei Bandelkhand. Ähnlich ist das Vorkommen auf Borneo. In Brasilien findet sich D. im Itakolumit (am Grammagoa), aber hier wohl ebensowenig auf primärer Lagerstätte wie in den Konglomeraten, Geröllen, Sanden und thonigen Massen, in denen er sonst überall in Brasilien auftritt. Olivinhaltige Gesteine scheinen die Muttergesteine zu sein. Begleiter des Diamanten sind hauptsächlich titanhaltige Mineralien, Quarz, Jaspis, Turmalin, Chrysoberyll, Eisenerze, viele Silikate, Gold, Lazulith, Pilomelan, Monazit, Ytterspat. Außer Minas Geraës, der wichtigsten Fundstätte, findet sich D. auch in São Paulo, Goyaz, Matogrosso. In Westgriqualand in Südafrika liegt der diamantführende Boden auf der Karrooformation in kraterähnlichen Vertiefungen, die an die Maare der Eifel erinnern. Sie enthalten eine blaugraue Erde mit eckigen Bruchstücken verschiedener Gesteine. Vielleicht sind diese Vertiefungen als Krater und der »blue ground« als Produkt einer eigentümlichen vulkanischen Thätigkeit, welche der der Schlammvulkane analog ist, zu betrachten. Figur 1 (S. 973) zeigt die geologischen Verhältnisse der Diamantlagerstätte. Die Schichten, welche durch die vulkanische, jetzt mit blauem Grund angefüllte Spalte durchbrochen werden, sind von unten nach oben Blackshale (schwarzer kohlenreicher Schiefer mit viel Eisenkies), Quarzit, in welchen Gänge basaltischen Gesteins eindringen, Melaphyr, Blackshale, Basalt, Alluvium. Die Lagerung der Schichten ist vollkommen horizontal. Die Kapdiamanten sind im Durchschnitt viel größer als die brasilischen und indischen und zeigen meist einen kaum merklichen Stich ins Gelbe, doch kommen auch ganz weiße und bläuliche vor. Man gewinnt sie jetzt durch regelrechten Bergbau mit allen maschinellen Mitteln und sehr vollkommenen Waschvorrichtungen. Am Ural hat man Diamanten in den Goldseifen gefunden, ebenso in

Digitized by Google

Winde zu den Schnellseglern und unternimmt weitere Reisen nur zur Zeit der konstant wehenden Monsune. Schon die ältesten Seefahrer haben die Dhaws an den Küsten des Roten Meeres, im Golf von Persien und in den indischen Gewässern in ihrer jetzigen Form und Bauart vorgefunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Segelschiffe, besonders wenn man die Kriegsschiffe des 16. und 17. Jahrh. mit denselben vergleicht, von der D. abstammen.

Dhawalagiri (Dholagiri, »weißer Berg«), Berggipfel des Himalaja, in Nepal, unter 28° 41,8′ nördl. Br. und 83° 28,7′ östl. L. v. Gr., 8176 m hoch, galt lange als der höchste Gipfel des Gebirges, wird aber von mehreren andern, darunter Gaurisankar, Kantschindschinga und Dapsang, übertroffen.

Dheune (spr. dön'), rechter Nebenfluß der Saône im franz. Depart. Saône-et-Loire, mündet nach 65 km langem Lauf gegenüber Verdun, wo sich der Doubs in die Saône ergießt. Sein oberer Lauf wird von dem Canal du Centre benutzt.

Dhikan (Dihvar), Volksstamm, s. Tadschik.

Dhlb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dholera, Stadt im Distrikt Ahmedabad der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, unter 22° 15′ nördl. Br. und 72° 15′ östl. L. v. Gr., früher unmittelbar am Golf von Cambay, jetzt von demselben durch ein 19 km breites Sumpfland getrennt, so daß sich der Handel zur See jetzt über die kleinern Plätze Ahun und Bavliari bewegt, mit (1891) 10,038 Einw., welche Baumwollspinnerei und -Weberei sowie bedeutenden Baumwollhandel betreiben. D. hat einer auf dem europäischen Markt wohlbekannten Baumwollsorte den Namen gegeben; während des nordamerikanischen Sezessionskrieges war es der bedeutendste Baumwollhafen von Gudscharat.

Dholpur, brit. Schutzstaat in Radschputana (s. d.).

Dhra'à (Diràa, in Tunis Dra, in Konstantinopel Droà), eine von den Europäern gewöhnlich Pik (s. d.) genannte Elle in den mohammedan. Mittelmeerländern. In Tunis unterschied man: den D. arbi für Bauplätze und Baumwollwaren = 0,484 m, den D. turki für Seidengewebe = 0,637 m und den D. endelsi für Wollgewebe = 0,667 m. In Marokko hat die Elle (Kála, bei den Christen Codo) 8 Tomin = 0,571 m.

Dhulia, ind. Stadt, s. Kandesch.

Dhünn, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, hat eine evang. Kirche, Wollspinnerei, Handweberei, Bandwirkerei und (1890) 2155 Einw.

Di, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Didym.

Dia (griech. Präposition), durch, hindurch, auseinander (oft in Zusammensetzungen vorkommend).

Dia (Standia), kleine türk. Insel an der Nordküste von Kreta, der Hafenstadt Candia gegenüber, bis 265 m hoch, mit Marmorbrüchen u. mehreren Häfen, in welchen die nach Candia bestimmten Schiffe löschen.

Dia, Name, unter welchem die Hebe (s. d.) zu Phlius und Sikyon verehrt wurde.

Diabās (griech.; Grünstein), ein meist decken- oder flözartig ausgebreitetes Eruptivgestein von körniger bis dichter Struktur, in frischem Zustande aus Plagioklas und Augit, daneben Magneteisen, Titaneisen, Apatit bestehend, gewöhnlich aber schon zersetzt und dann grüne chloritische Substanzen (Viridit) und Kalkspat als Zersetzungssubstanzen des Augits, bez. des Feldspats enthaltend. In gewissen Varietäten (Olivindiabas) tritt zu den oben genannten Bestandteilen Olivin, häufig in Serpentin umgewandelt, hinzu; durch Zurücktreten des Plagioklas entstehen dann Übergänge in den Pikrit und Paläopikrit (Oberfranken, Nassau) und in den aus diesem hervorgehenden Serpentinfels. Andre Diabase enthalten noch Diallag, Salit, Enstatit, Biotit (Diallagdiabas, Salitdiabas, Enstatitdiabas, Glimmerdiabas). D. mit Quarz, der oft sekundär gebildet ist, nennt man Quarzdiabas; solche mit Hornblende Proterobas; sehr lichtgefärbte, an Titaneisen reiche D. auch wohl Leukophyr. Sonstige Varietäten gründen sich auf Strukturverschiedenheiten; so unterscheidet man neben dem typischen, körnigen D. den aphanitischen D. (zum Teil Aphanit, Diabasaphanit) mit mikroskopisch klein entwickelten Bestandteilen, den porphyrartigen (Diabasporphyr), der sich wieder als Labrador- oder Augitporphyr unterscheidet, je nachdem es Labrador- oder Augitkristalle sind, welche, in einer aphanitischen Grundmasse eingebettet, die porphyrartige Struktur hervorbringen. Zu den Labradorporphyren gehört auch der als Bildhauermaterial bekannte Portido verde antico. D. mit sphärolithischer Struktur führt den Namen Variolit oder Perldiabas (auch Blatterstein, s. d.), und Aphanite, die sehr reich an dem durch Zersetzung gelieferten Kalkspat sind und diesen oft in Form von zahlreichen rundlichen, hirsekorn- bis erbsengroßen Mandeln enthalten, werden als Kalkaphanite, auch Spilite, Diabasmandelsteine, Blattersteine bezeichnet. Die Bauschanalyse des D. ergibt im Mittel etwa 48 Proz. Kieselsäureanhydrid, 16 Thonerde, 13 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 8 Kalk, 6 Magnesia, 3—5 Natron, 1 Kali. Die Verbreitung des D. ist in der paläozoischen Periode und besonders in der Devonzeit eine sehr große; außer in Lagern findet er sich hier auch in Gängen. Durch Tuffbildungen (s. Schalstein) ist er oft eng mit den gleichzeitigen Sedimentformationen verknüpft. In Deutschland ist der D. besonders in Nassau, Westfalen, im Harz, in Thüringen, im Fichtelgebirge und in Sachsen sehr verbreitet; noch bedeutender als die deutschen sind die Vorkommnisse von Schottland, Skandinavien und Nordamerika, wo die meisten der sogen. Trappgesteine dem D. zuzuzählen sind.

Diabāshornfels, ein Diabas, welcher im Kontakt mit Granit verändert und besonders durch Neubildung von Hornblende (Uralit) und auch wohl Biotit sowie durch gänzliche oder teilweise Umwandlung des Feldspats ausgezeichnet ist.

Diabāsis (Diabāse, griech.), Durch-, Übergang.

Diabāsmandelstein, s. Diabas.

Diabāsschiefer (Flaserdiabase, grüne Schiefer), zum Teil durch Gebirgsdruck schieferig gewordene Diabase.

Diabāstuff, soviel wie Schalstein (s. d.).

Diabētes (griech.), Zuckerharnruhr (s. d.); Doppelheber, Verierbecher, s. Heber.

Diabetometer (griech.), Polarisationsinstrument zur Bestimmung des Zuckers in diabetischem Harn.

Diable (franz., spr. djabl'), Teufel. Diablerie, Teufelei, Teufelsstreich, Teufelsspiel, in der Geschichte des Dramas Name einer Art von Moralitäten und Farcen, in welchen der Teufel als Personifikation des Bösen auftrat. Diablesse, Teufelin, Teufelsweib. »Le diable boiteux« (»Der hinkende Teufel«), Roman von Lesage (s. d.).

Diablerets, Les (spr. lä djablärä, »Teufelsberge«), steile, zerrissene Kalksteinwände und Felshörner in der Wildhorngruppe der Berner Alpen (3251 m), auf dem Scheitel mit Firnmulden belastet, welche das schlanke

gat, findet sich hauptsächlich im Seifengebirge des Distrikts La Chapada (Provinz Bahia). Die begleitenden Gesteine sind syenitischer und granitischer Natur, Turmalin, Zirkon, Staurolith, Rutil, Granat. Auch in Kimberley ist Carbonado gefunden worden. Er dient zum Bohren und Schleifen andrer harter Steine.

Die Kenntnis des Diamanten reicht hoch in das Altertum hinauf. Schon in der Bibel wird er unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel, bei Hesekiel und Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der D. bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das Wertvollste unter allen menschlichen Gütern auf. Der D. zeige vor allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche D., welcher zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achte, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut maceriert, lasse er sich auf dem Amboß zu Teilchen zersprengen, mit welchen der Steinschneider in jede Materie, so hart sie auch sei, graviere. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreiße. Er entkräfte das Gift, vertreibe den

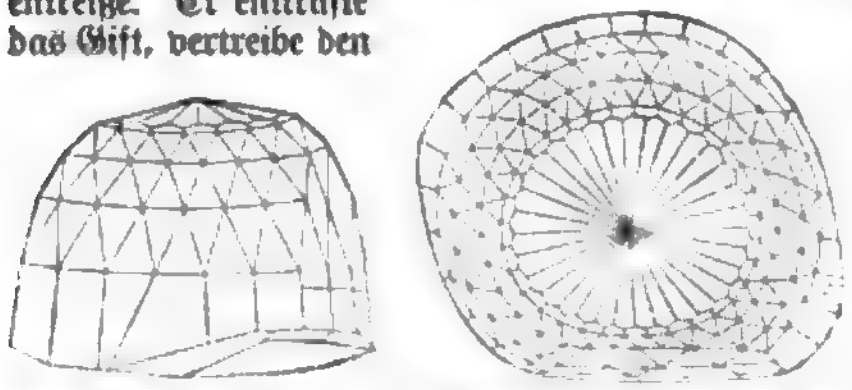


Fig. 3. Diamant Orlow, links Seitenansicht, rechts von oben.

Wahnsinn ꝛc. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die Diamanten erst seit den Einfällen der Ghasnawiden nach Indien gefunden, und bis 1728 kamen sämtliche Diamanten von dort. Die Verbrennlichkeit des Diamanten, obwohl schon früher bekannt, wurde 1694 von Averani und Taglioni mit Hilfe von Brenngläsern erwiesen, und 1773 zeigte Lavoisier, daß der D. zu Kohlensäure verbrennt. Viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte. Der ursprünglich größte und der berühmteste unter allen Diamanten ist der Kohinur, d. h. Lichtberg. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Karna, den das Epos «Mahâbhârata» besingt, im Kriege getragen werden. Geschichtlich tritt er auf, seit ihn der Herrscher von Malwa, Alaed din Khilji, zu Anfang des 14. Jahrh. auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatik erbeutete und nach Dehli mitnahm. Er soll 672, nach andern 793 Karat gewogen haben. Als der Großmogul ihn 1665 Tavernier zeigte, wog er, durch das Ungeschick eines venezianischen Steinschleifers zerteilt, nur noch 280 Karat (Tafel, Fig. 8). Den Kohinur entführte Nadir Schah 1739 bei der Plünderung Dehlis nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschit Singh und nach dem Untergang des Reiches der Sikh in den der Ostindischen Kompanie kam, die ihn 1850 dem englischen Kronschatz übergab. Durch Schleifen in Brillantform hat sich sein Gewicht bis 106$^{1}/_{16}$ Karat verringert (Tafel, Fig. 10). Der größte genauer bekannte D. ist der D. an der Spitze des russischen Kaiserzepters, der Orlow (Textfig. 3), von 194$^{3}/_{4}$ Karat, von unvorteilhaftem Schliff, aber von ausgezeichnetstem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt 3,378 cm, seine Höhe 2,18 cm. Er stammt aus dem Thronsessel Nadir Schahs und wurde nach dessen Ermordung durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Im Besitz des Sultans von Matan auf Borneo befindet sich ein D. vom reinsten Wasser und von 367 Karat; er hat eine eiförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzern Ende. Man fand ihn um 1740 bei Landak, und er gilt seitdem als der Talisman des Radschas und seiner Dynastie. Zu den schönsten Diamanten gehören noch der »Florentiner« oder »Großherzog von Toscana« (Tafel, Fig. 3 u. 5) von 133$^{1}/_{2}$ Karat, etwas gelblicher Farbe und als reich facettierter Briolett geschliffen. Er gilt für den größten Diamanten Karls des Kühnen, wurde von diesem 1476 in der Schlacht bei Granson verloren, gelangte aus Privathänden in den mailändischen Schatz, dann an Papst Julius II. und findet sich jetzt im Schatz des Kaisers von Österreich. Auch der Sancy (Tafel, Fig. 6) von nur 53,5 Karat, aber erstem Wasser stammt von Karl dem Kühnen, welcher ihn 1477 in der Schlacht bei Nancy verlor. Durch viele Hände gelangte der Stein an den hugenottischen Edelmann Sancy. Als dieser nach Solothurn als Gesandter ging, erhielt er von Heinrich III. den Befehl, ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. beim denselben, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. 1835 wurde er um 500,000 Rubel für den russischen Kaiser angekauft. Für den vollkommensten und schönsten Brillanten gilt allgemein der Regent oder Pitt (Tafel, Fig. 2 u. 11) von 136,75 Karat, reinstem Wasser und vollendetstem Brillantschliff. Er stammt aus Ostindien, wurde von einem Matrosen an den Gouverneur des Forts St. George, Namens Pitt, verkauft und gelangte von diesem an den Herzog von Orléans. Zur Zeit der französischen Revolution war er in Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet. Später zierte er den Degenknopf Napoleons I., und noch jetzt befindet er sich im französischen Kronschatz. Der größte in Brasilien gefundene D., ein Brillant von reinstem Wasser, wog 254 Karat, wurde 1853 gefunden, wiegt nach dem Schnitt nur noch 125 Karat und ist als »Stern des Südens« bekannt. Er befindet sich in Privatbesitz (Tafel, Fig. 4 u. 12). Einen schönen blauen Diamanten von 44$^{1}/_{4}$ Karat besitzt der Bankier Hope in Amsterdam (Tafel, Fig. 9), einen grünen Diamanten zeigt Tafelfig. 7. Außer den genannten haben indische Reisende noch andre große Diamanten beschrieben und abgebildet, zu welchen z. B. der Großmogul (Tafel, Fig. 1) von 279 Karat gehört. Den größten Diamanten (Excelsior) lieferte 1893 die Jagersfontein Mine in Südafrika; er wiegt 971$^{3}/_{4}$ Karat und ist bläulichweiß. Vgl. Kleefeld, Der D. (Berl. 1876); Rose, Über die Kristallisation des Diamanten (das. 1877); Jacobs und Chatrian, Monographie du diamant (Par. 1880); Dieselben, Le D. (das. 1883); Jannetaz u. Fontenay, D. et pierres précieuses (das. 1880); Streeter, The great diamonds of the world (Lond. 1882); Boutan, Le D. (Par. 1886); Luzi, Über den D. (Berl. 1893); Reunert, Diamonds and gold in South Africa (Lond. 1893).

Diamant, in der Buchdruckerei die kleinste der üblichen Schriftarten (s. d.), ihr Kegel hält vier typographische Punkte (Halbpetit). D. auch soviel wie Diamantstein (s. d.). — Bei Festungen und Feldbefestigungen heißt D. (Trennungsgraben) ein Spitzgraben vor der Mauer, welcher den Gegner an der Benutzung der Scharten oder am Übersteigen der Mauer hindern soll.

Diamantbohrer, s. Erdbohrer.

Diamantbord, s. Diamant.

Diamante, Juan Bautista, span. Theaterdichter, geb. 1626 in Madrid, war Ritter des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem und starb gegen Ende des 17. Jahrh. in asketischer Zurückgezogenheit. Dramatische Werke von ihm erschienen zu Madrid 1670 und 1674 in zwei Quartbänden und in Einzeldrucken. Er nahm, wie Lope de Vega und Guillen de Castro, seine Stoffe aus dem nationalen Leben und der Geschichte Spaniens und bearbeitete sie im volksmäßigen Ton. Zweien seiner am berühmtesten gewordenen Stücke liegen Sagen aus dem Leben des Cid zu Grunde, wovon das eine: »El honrador de su padre«, in ganzen Szenen mit Corneilles »Cid« wörtlich übereinstimmt. Nach Schacks Ansicht sollte es letzterm zum Muster gedient haben, während das erst in neuerer Zeit ermittelte Geburtsjahr des Dichters das umgekehrte Verhältnis sicherstellt, da Corneilles »Cid« bereits 1636 zur Aufführung gelangte und seine Abhängigkeit von Guillen de Castro außer Frage steht (s. Castro 3). D. dichtete auch geistliche Schauspiele u. Singspiele (zarzuelas); unter letztern gilt »Alpheo y Arethusa« für das beste. Einige Dramen von D. (darunter das oben besprochene) stehen im 49. Bande der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1859).

Diamantene Hochzeit, analog der silbernen und goldnen Hochzeit die Wiedereinsegnung eines seit 60 Jahren verheirateten Brautpaars.

Diamantfarbe, Mischung von Graphit mit Leinölfirnis zum Anstrich auf Eisenwaren.

Diamantfink (Diamantvogel), s. Astrilds.

Diamantina (früher Tejuco, »Lehmstadt«), Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, im NNW. von Ouro Preto, 1223 m ü. M., Mittelpunkt eines reichen Diamantendistrikts, ist Bischofssitz, hat Diamantenschleifereien und Goldschmiedewerkstätten, Baumwollweberei, Ledermanufaktur, Handel mit Diamanten (jährlich 3—4 Mill. Mk.) und 14,000 Einw.

Diamantino, Stadt im brasil. Staat Matogrosso, an einem Quellbach des Paraguay, 1730 von Goldsuchern gegründet, nach Entdeckung von Diamanten 1746 eine Zeitlang blühend, hat 5000 Einw., meist Indianer, die sich mit Einsammeln von Ipekakuanha und Vanille beschäftigen.

Diamantmühle, s. Mühle.

Diamantquadern, in der Architektur Quadersteine, auf deren Stirnseiten diamantartige Facetten zu dekorativem Zweck ausgemeißelt sind.

Diamantschliff, in der Glasfabrikation das Schleifen des Glases zu Facetten, wie sie beim Edelsteinschliff üblich sind. Vorzugsweise in England werden Glasgefäße aller Art mit D. dekoriert, der schöne Lichtwirkungen erzielt.

Diamantspat, s. Korund.

Diamantstaub, in der Luft schwebende glitzernde Eiskristalle, besonders in nördlichen Gegenden.

Diamantstein, Quader- oder Verblendstein mit Facetten auf der Stirnseite.

Diamantvogel (Diamantfink), s. Astrilds.

Diamastigosis (griech.), die jährliche Geißelung der spartanischen Knaben oder Epheben am Altar der Artemis Orthia, angeblich eingeführt von Lykurg statt der im Dienste der Göttin gebräuchlichen Menschenopfer, zugleich als Mittel der Gewöhnung an standhafte Ertragung des Schmerzes. Wer die meisten Hiebe ohne das geringste Zeichen des Schmerzes aushielt, wurde mit dem Siegeskranz geschmückt, wer den Streichen erlag, mit dem Siegeskranz öffentlich begraben.

Diamer, Berg, s. Ranga Parbat.

Diameter (griech.), Durchmesser (s. d.); diametral (entgegengesetzt) bedeutet einen so völligen Gegensatz, wie er zwischen den Endpunkten des Diameters eines Kreises in Bezug auf die Lage stattfindet.

Diamine, organische Basen, welche im Molekül 2 Amidogruppen (NH_2) enthalten, wie z. B. Äthylendiamin $C_2H_4(NH_2)_2$. D. der Fettsäurereihe entstehen aus den Dihalogenderivaten zweiwertiger Radikale und Ammoniak (Äthylenbromid $C_2H_4Br_2$ gibt mit $2NH_3$ Äthylendiamin $C_2H_4(NH_2)_2$ und $2HBr$), aromatische D. durch Reduktion von Nitroderivaten aromatischer Kohlenwasserstoffe. Die D. sind zweisäurige Basen, die mit 2 Äquivalenten Säure neutrale Salze bilden. Beim Erhitzen der salzsauren Salze entstehen unter Austritt von Ammoniak Imine mit ringförmigem Kern. Pentamethylendiamin (Cadaverin) $(CH_2)_5(NH_2)_2 = CH_2<\begin{matrix}CH_2.CH_2.NH_2\\CH_2.CH_2.NH_2\end{matrix}$ gibt NH_3 und Piperidin $CH_2<\begin{matrix}CH_2.CH_2\\CH_2.CH_2\end{matrix}>NH$.

Diamorphōse (griech.), Durch- oder Ausbildung, Gestaltung zu einer bestimmten Form.

Diamōrum (griech.), Maulbeerdicksaft.

Diāna, eine altitalische Göttin, dem Namen nach die weibliche Ergänzung des Janus (entstanden aus Djanus), war eine Göttin des Lichtes, der freien Natur mit ihren Bergen, Wäldern, Quellen und Bächen, der Jagd und der Geburt (in letzterer Eigenschaft führte sie wie Juno den Namen Lucina), also der griechischen Artemis (s. d.) verwandt, mit der sie auch im Laufe der Zeit vollständig verschmolz. Auch mit der Hekate (s. d.) wurde sie identifiziert und wegen der drei Phasen des Mondes als Dreigestaltige angerufen. Dies geschah oft unter magischen Gebräuchen, welche nachts unter Zauberformeln auf Kreuzwegen und in Höhlen verrichtet wurden, um Liebe zu entzünden, Kranke zu heilen, Verhaßte zu verderben. Demnach lehrte D. auch den Gebrauch der Zauberkräuter, die bei Nacht gesucht wurden. Noch in späten christlichen Zeiten wurde der Zaubergöttin D. bei Nacht auf Kreuzwegen und in einsamen Höhlen von begeistert rasenden Priestern und Frauen geopfert, und man glaubte, daß die Zauberweiber mit der Göttin auf wilden Tieren durch die Luft ritten. Ihr berühmtestes Heiligtum befand sich bei Aricia in einem Hain (nemus, daher sie schlechthin als Nemorensis bezeichnet wurde) bei dem heutigen See von Nemi, dem »Spiegel der D.«, der sein eiskaltes und besonders Frauen heilkräftiges Wasser aus der Quelle der Egeria empfing. Hier wurde neben ihr ein männlicher Dämon, Virbius, verehrt, ein der Göttin gleichartiger Genius des Lichtes und des Waldes, welchen man später für den wiederbelebten Liebling der Artemis, Hippolytos, hielt. Übrigens hatte der Kult dieser D. Aricinia einen blutigen Charakter, indem der jedesmalige Priester (Rex nemorensis), für den später ein entlaufener Sklave eintrat, seine Stelle sich durch Erlegung seines Vorgängers im Zweikampf erringen mußte. Wegen dieses blutigen Brauches verglichen die Griechen diese D. mit der taurischen Artemis, und

es entstand die Sage, daß Orestes ihr Bild in diesen Hain gebracht habe. Sie wurde vorzugsweise von Frauen verehrt, die zu ihr um glückliche Geburt und eheliches Glück zu beten pflegten. In Rom hatte D. als Noctiluca (»Nachterleuchtende«) ein Heiligtum auf dem Palatin, welches allnächtlich erleuchtet wurde; angesehener war der auf dem Aventin von Servius Tullius als Bundesheiligtum der Latiner angelegte Tempel, den kein Mann betreten durfte, und bei dessen Stiftungsfest am 13. Aug. die Sklaven Feiertag hatten. Diese D. wurde mit der Schwester des Apollon identifiziert und bei den Säkularspielen ganz als Artemis verehrt. Ein Zeichen des alten Unterschieds erhielt sich darin, daß man der aventinischen D. Kühe opferte und ihren Tempel mit Rinderhörnern, nicht mit Hirschgeweihen schmückte, während der Artemis die Hirschkuh heilig war. Außerdem waren in Italien besonders der Hain und Tempel der D. am Berg Tifata berühmt; auf seinen Trümmern wurde die Kirche Sant' Angelo in Formis bei Capua gebaut. Über die bildlichen Darstellungen der D. s. Artemis. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 1, S. 312 ff.

Diana (auch Luna), in der alten Chemie Bezeichnung für Silber.

Diana (span., von dia, »Tag«), auf italienischen, französischen und spanischen Kriegsschiffen die Tagewache von 4—8 Uhr morgens; D. schlagen, soviel wie Reveille schlagen.

Diana, 1) D. von Poitiers, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, gest. 22. April 1566, die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von Saint-Vallier, vermählte sich, 13 Jahre alt, mit Ludwig von Brézé, Großseneschall der Normandie, ward 1531 Witwe und benutzte nun ihre Reize, um den weit jüngern Dauphin Heinrich an sich zu fesseln. Schon unter Franz I. übte sie neben dessen Mätresse, der Herzogin von Etampes, bedeutenden Einfluß aus. Nach Heinrichs II. Thronbesteigung (1547) ließ sie die Etampes sofort verbannen und herrschte nun allein. Sie brachte die Geschäfte in die Hände des Connetable Montmorency, des Marschalls Saint-André und des Kardinals Karl v. Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter vermählte. Sie selbst ward 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben. Als die gestürzte Partei Unruhen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung veranlaßte, nahm D. persönlich an der Ketzerverfolgung teil und legte dabei einen wilden Fanatismus an den Tag. Nach dem Tode des Königs (1559) mußte sie den Hof verlassen und lebte fortan auf ihrem prächtigen, von Philibert Delorme erbauten Schloß Anet. G. Guiffrey veröffentlichte »Lettres inédites de Diane de Poitiers« (Par. 1865). Vgl. Capefigue, Diane de Poitiers (Par. 1860).

2) D. von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, gest. 1619 ohne Nachkommen, natürliche Tochter Heinrichs II. und der Piemontesin Philippine Duc (nach andern der D. von Poitiers), vermählte sich, nach einer sehr sorgfältigen Erziehung legitimiert, mit Orazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohn Ludwigs, Herzog von Parma und Piacenza, später mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohn des Connetables. Während der bürgerlichen Kriege bewies sie ebensoviel Klugheit wie Festigkeit. Ihren Gatten wußte sie von den Greueln der Bartholomäusnacht fern zu halten und zwischen ihrem Bruder Heinrich III. und dem König von Navarra (1588) eine Aussöhnung zu bewirken. Bei diesem hatte sie, nachdem er als Heinrich IV. den Thron bestiegen, großen Einfluß. Nachdem D. noch die Erziehung des nachmaligen Königs Ludwig XIII. geleitet, zog sie sich vom Hof zurück.

Dianagewehr, s. Jagdgewehr.

Diandrae, einstmalige Ordnung des natürlichen Pflanzensystems unter den Gamopetalen, charakterisiert durch zwei- oder viergliederige Blütenkreise, umfaßt nur die beiden Familien der Oleaceen und Jasmineen und wird gegenwärtig der Ordnung der Contorten (s. d.) angeschlossen.

Diandrus (griech.), zweimännig, Blüten mit zwei freien Staubgefäßen, davon Diandria, die zweite Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweimännigen Blüten umfassend, und in mehreren Klassen, z. B. in der Monoecia, Dioecia, Bezeichnung der Ordnung.

Dianenamsel, s. Drossel.

Dianenbaum (Arbor Dianae), s. Silber.

Dianenburg, Jagdschloß, s. Moritzburg.

Dianenorden, eine im Mittelalter für ausgezeichnete Leistungen bei Hirschjagden und Reiherbeizen verliehene Dekoration, eine goldene oder silberne Medaille mit der Figur der Diana auf der einen und einem Hirsch auf der andern Seite. Es war das Ordenszeichen für die Mitglieder des Dianabundes, der, von der Ritterschaft in Westfalen gegründet, mit dem Verfall des Ritterwesens zu Grunde ging. Dianenpriester (Verbrüderungen eheloser Jäger) gab es zuerst in der Normandie, im 18. Jahrh. auch in Schwaben und Neapel. Die letzten Nachklänge finden sich in dem in Österreich und Neapel bis Murat bestehenden Orden, dessen Abzeichen ein kleines goldenes Jagdhorn war.

Diano Marina, Stadt in der ital. Provinz Porto Maurizio, malerisch an einem Bergabhange nahe dem Ligurischen Meer und an der Eisenbahn Genua-Nizza gelegen, hat einen Hafen, Öl- und Weinbau, eine Werkstätte für transportable Eisenbahnen und (1881) 2024 Einw. D. hat ebenso wie das nordwestlich auf isoliertem Berglegel gelegene Diano Castello (622 Einw.) durch das Erdbeben, welches die Riviera 23. Febr. 1887 heimsuchte, stark gelitten.

Dianthin, s. Fluorescein.

Dianthus *L.* (Nelke), Gattung aus der Familie der Karyophyllaceen, meist ausdauernde, oft halbstrauchige Kräuter mit gewöhnlich grasartig schmalen Blättern, schönen, häufig wohlriechenden Blüten und walzenförmigen, einfächerigen, vielsamigen Kapseln. Etwa 200 Arten, meist im Mittelmeergebiet und im gemäßigten Asien. D. caryophyllus *L.* (Gartennelke, Grasblume), in Südeuropa auf Felsen und altem Gemäuer, im mittlern Europa hier und da verwildert, hat einzeln stehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüten und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. Die zahlreichen Varietäten gehören zu den beliebtesten Zierblumen. Man unterscheidet: einfarbige, in allen Hauptfarben; Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktiert erscheint; Feuerfaxen, mit zwei ineinander vertauschten Zeichnungsfarben; Flameusen, mit nur einer Zeichnungsfarbe; Pikotten, auf weißem oder gelbem Grund gestrichelt; Bandblumen, mit breiten Bandstreifen auf dem ganzen Blatt (Dubletten, mit einer Zeichnungsfarbe, Bizarden, mit mehrern Zeichnungsfarben); Konkordien, mit farbigem Grund und derselben, nur dunklern oder hellern

Zeichnungsfarbe. Am beliebtesten sind die Remontantnelken, die während des Sommers mehrmals blühen, und solche Sorten, die in Gewächshäusern und Zimmern auch im Winter blühen. Man kultiviert die Nelken sowohl in Töpfen als im Garten und hat sie hier nur bei strengem, schneelosem Frost leicht zu bedecken. Vgl. »System der Gartennelke, gestützt auf das Weißmanteliche Nelkensystem« (Berl. 1827). Die Bartnelke (Büschelnelke, D. barbatus *L.*), in Deutschland und Südfrankreich, eine sehr schöne Zierpflanze mit 30—40 cm hohem Stengel, lanzettförmigen Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, wird gleichfalls in vielen Varietäten kultiviert. D. chinensis *L.* (Chinesernelke), ein- oder zweijährig, in China, hat einen 30 cm hohen, aufrechten, mit mehreren einzelnen, sehr schönen Blumen gekrönten Stengel und linienlanzettförmige Blätter. Die prachtvollen, mit allen Nüancen von Rot, Purpur, Schwarz und Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen als gefüllten, bis 8 cm im Durchmesser haltenden Blumen machen sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze. D. plumarius *L.* (Feder- oder Pinksnelke), ausdauernd, in Südeuropa auf beschatteten Triften, hat aufwärts gebogene oder aufrechte, bis 30 cm hohe, knotige, wenigblumige Stengel, schmale, linienförmige, scharfrandige, grau bereifte Blätter und sehr wohlriechende, ursprünglich weiße oder blaßrote Blüten, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd, wird häufig zum Einfassen der Beete benutzt. Unter den bei uns wild wachsenden Arten sind besonders erwähnenswert: D. deltoides *L.* (deltafleckige oder Heidenelke), mit einzelnen rosen- oder purpurroten Blumen mit gezacktem, dunklerm Ring und weißen Punkten, auf trocknen Grasplätzen, Rainen; D. Carthusianorum *L.* (Kartäuser- oder Blutnelke, Blutströpfchen), mit karminroten, in Köpfchen gehäuften Blüten mit scharf kerbzahniger, gebarteter Platte, auf trocknen Hügeln, Wegrändern, Felsen; D. superbus *L.* (Prachtnelke), mit zu zwei und mehr stehenden, blaßlila oder blaß rosenroten, am Grunde der Platte mit grünlichem Fleck gezeichneten Blüten und fiederspaltig-vielteiligen Blumenblättern, wächst an Waldrändern und auf trocknen Wiesen und ist als Zierpflanze zu empfehlen.

Diantre (franz., spr. djängtr', euphemistisch für diable), Teufel, »Deixel«, besonders bei Ausrufungen.

Diapāson, griech. Name der Oktave, welcher beweist, daß die Griechen bereits die Identität der Oktavtöne erkannten, wenn auch ihre Notenschrift sie verschieden benannte; denn d. heißt das »alle (nämlich die sieben Stufen der diatonischen Skala) Töne umfassende« Intervall. D. cum diapente (Oktave und Quinte), die reine Duodezime; D. cum diatessaron (Oktave und Quarte), die reine Undezime. Bei den Franzosen ist D. (normal) die Normaloktave hinsichtlich der absoluten Tonhöhe, daher auch Bezeichnung für die Mensur der Instrumente, die Maßverhältnisse der Entfernung der Tonlöcher, Klappen, Saitenlängen ꝛc., ferner für die Stimmung (Kammerton) und wird schließlich sogar für die Stimmgabel gebraucht.

Diapédesis (griech.), die Auswanderung weißer Blutkörperchen durch die unverletzte Wandung der feinsten Blutgefäße; scheint besonders bei der Entzündung eine große Rolle zu spielen. Eine ähnliche Auswanderung roter Blutkörperchen findet bei parenchymatösen Blutungen statt.

Diapente (griech.), bei den Griechen und den Musikern des Mittelalters die reine Quinte; D. cum semitonio, die kleine Sexte; D. cum tono, die große Sexte; D. cum ditono, die große Septime; D. defficiens, die verminderte Quinte.

Diaphān (griech.), durchscheinend, durchsichtig. Daher Diaphanbilder oder Diaphanien, durch Tränken mit Firnis (Diaphanlack) durchscheinend gemachte farbige Lithographien ꝛc., welche auf eine oder zwischen zwei Glasplatten geklebt werden; auch soviel wie Lithophanien. Diaphanradierungen erhält man durch Zeichnen mit der Radiernadel auf einer mit Ätzgrund überzogenen u. durch Anräuchern geschwärzten Glasplatte, welche als Negativ benutzt wird, um auf photographischem Wege Kopien der Radierung zu erhalten.

Diaphanität, s. Durchsichtigkeit.

Diaphanometer (griech.), von Saussure angegebener Apparat zur Messung der Schwächung des Lichtes durch die Atmosphäre. Auf einer weißen Scheibe von 2 m Durchmesser ist ein schwarzer Kreis von 0,6 m Durchmesser gezeichnet, auf einer zweiten weißen Scheibe von 0,2 m ein Kreis von 0,06 m Durchmesser. Absorbierte die Luft kein Licht, so müßten die Entfernungen, in welchen die Kreise bei gleich starker Beleuchtung dem Beobachter verschwinden, in demselben Verhältnis stehen wie ihr Durchmesser. Der große Kreis verschwindet aber früher, weil bei größerer Entfernung infolge der Lichtabsorption der Kontrast der schwarzen Scheibe und des weißen Grundes geringer wird. Nach Wild kann das Saussureiche D. wegen der für verschiedene Entfernungen verschiedenen Öffnung der Pupille des Auges keine zuverlässigen Resultate geben. Genauere Messungen haben de la Rive und Wild mittels eigentümlich konstruierter Apparate angestellt. Zur Messung der Durchsichtigkeit des Seewassers benutzt man einen geschlossenen Apparat mit äußerst lichtempfindlichen photographischen Platten, welche in bestimmter Tiefe der Einwirkung des in das Wasser eindringenden Sonnenlichtes ausgesetzt werden. Ein auf dem Genfer See benutzter Apparat besitzt ein Uhrwerk, welches das Öffnen und Schließen der Öffnungen über den Platten besorgt.

Diaphanorāma (griech.), ein Diorama, welches eine perspektivische Darstellung gemalter Landschaften mit künstlerischer Beleuchtung gibt.

Diaphanoskōp (griech.), Apparat zur Durchleuchtung der Blasenwand; s. Beleuchtungsapparate, medizinische.

Diaphonie (griech.), das »Auseinanderklingen«, Gegensatz von Symphonie, in der Musik der alten Griechen soviel wie Dissonanz, dissonierendes Intervall; im Mittelalter soviel wie Organum (s. d.), die primitivste Art der Mehrstimmigkeit, in parallelen Quarten und Quinten.

Diaphōra (griech.), in der Rhetorik die Andeutung oder Darlegung des »Unterschiedes« oder der Unähnlichkeit zweier Dinge; dann die Wiederholung eines Wortes in verschiedener, besonders in verstärkter Bedeutung, z. B. »Jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieses rühren«.

Diaphorēsis (griech.), das Schwitzen; Diaphoretika, schweißtreibende Mittel.

Diaphorit, s. Schilfglaserz.

Diaphragma (griech.), das Zwerchfell (s. d.); in der Optik die Blende (s. d.); in galvanischen Elementen die poröse Scheidewand, welche die beiden Flüssigkeiten voneinander trennt.

Diaphtherin (Oxychinaseptol) $C_{24}H_{20}SN_2O_{10}$ entsteht bei Einwirkung von Schwefelsäure und Phenol auf Orthooxychinolin, bildet bernsteingelbe, sechs-

seitige Säulen, ist von schwach phenolartigem Geruch, löst sich sehr leicht in Wasser, sehr schwer in kaltem Alkohol und schmilzt bei 85°. Es wirkt sehr stark antiseptisch, tötet in 0,1 proz. Lösung Cholerabacillen und Diphtheriebacillen in 10 Minuten, ebenso in 0,3 proz. Lösung den Staphylococcus pyogenes aureus. Seine entwickelungshemmende Wirkung ist der der Karbolsäure und des Lysols weit überlegen. Es ist relativ ungiftig und wurde in der Wundbehandlung, bei Ohren- und Nervenleiden, Kehlkopf-, Rachen- und Nasenkrankheiten, auch in der zahnärztlichen Praxis mit gutem Erfolg angewandt. Vgl. Stabel, über Desinfektionswert, pharmakologische Wirkung und Anwendung des Orychinaseptols (Münch. 1893).

Diaphthora (griech.), Verderbnis, Absterben.

Diaphyse (griech.), Mittelstück eines Knochens (s. d.); in der Botanik s. Durchwachsung.

Diaplasma (griech.), Bähung.

Diapnoë (griech.), Hautausdünstung.

Diapóresis (Aporia, griech.), Zweifel, eine Redefigur, mit welcher der Redner des bescheidenern Ausdruckes wegen erklärt, daß er nicht wisse, wo er anfangen, aufhören oder was er überhaupt sagen solle.

Diapsalma, s. Hypopsalma.

Diapsephisis (griech.), im alten Athen die Abstimmung eines Demos über die Rechtmäßigkeit des Bürgerrechts derer, die als Eindringlinge bezeichnet worden waren. Es wurde dabei jedes eingeschriebene Gemeindeglied verlesen und, wenn das Bürgerrecht eines Vorgelesenen angezweifelt wurde, durch die Abstimmung entschieden. War sie dem Betreffenden ungünstig, so wurde er aus dem Bürgerverband ausgestoßen und in den Stand der Schutzverwandten verwiesen. Machte er von dem ihm zustehenden Recht der Appellation an einen ordentlichen Gerichtshof Gebrauch und bestätigte dieser das Resultat jener Abstimmung, so ward er als Sklave verkauft. Die älteste bekannte D. fällt ins Jahr 445 v. Chr., wobei von sämtlichen Demen nicht weniger als 4760 Leute ausgestoßen wurden.

Diarbekr (Diarbekir), Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets (mit ca. 46,000 qkm Areal und 400—450,000 Einw.) in der asiat. Türkei (Kurdistan), am rechten Ufer des Tigris unter 37° 55′ nördl. Br. 620 m ü. M. gelegen, Residenz des Paschas, Sitz eines chaldäischen und jakobitischen Patriarchen und eines griechischen Bischofs. Der Ort ist von einer starken, mit 72 Türmen besetzten Mauer umgeben und wird durch eine auf hohem Basaltfelsen gelegene Citadelle (Itsch Kale) verteidigt. Die mit flachen Dächern versehenen Häuser steigen terrassenartig hintereinander auf. D. besitzt 16 Moscheen, darunter mehrere alte und berühmte, außerdem Bäder, Karawanseraien, Bazare. Die 42,000 (nach Boyadjan nur 25,000) Einw. sind meist Kurden und Armenier, dann Turkmenen und Türken. D. trieb früher schwunghaften Handel und unterhielt bedeutende Baumwollweberei; auch jetzt, obschon sehr gesunken, hat es noch ansehnlichen Handel in Rohprodukten, während die Industrie, von Leder abgesehen, nur für den Lokalbedarf arbeitet. Die nahen Gebirge liefern Blei, Kupfer und Eisen. — Im Altertum hieß die Stadt Amida, und noch jetzt nennen die Türken sie offiziell Kara Amid (»Schwarz-Amid«, wegen der dunkeln Farbe der Mauern). Kaiser Konstantin umgab sie mit Wällen und Türmen, aber der persische König Sapor eroberte sie 359. Justinian eroberte sie wieder und befestigte sie von neuem. Eine zweite Belagerung durch die Perser brachte sie abermals in die Gewalt derselben, und von diesen kam sie um 640 in die Hände der Araber vom Stamm Bekr, von welchem die Umgegend das Land Bekr genannt wurde, ein Name, welchen man später auf die Stadt übertrug. 958 ward sie von den Byzantinern nochmals erobert, und 1001—85 stand sie unter der unabhängigen Herrschaft einer Kurdendynastie, die Söhne Merwans genannt, die von dem Turkmenen Ortok gestürzt und durch dessen Dynastie ersetzt ward; aus dieser herrschten von 1085—1406: 21 Fürsten über D. Nach der Plünderung der Stadt durch Timur (1394) folgte eine zweite Herrschaft von Turkmenen, bis Schah Ismail 1502 auf den Trümmern ihres Thrones den seinigen errichtete. 1515 wurde die Stadt von dem Sultan Selim I. im Kriege gegen Schah Ismail erobert u. dem osmanischen Reich einverleibt.

Diarchie (griech., auch Biarchie), Doppelherrschaft, Zweiherrschaft, Herrschaft von zwei Regenten zu gleicher Zeit, entweder als Mitregenten, wie die beiden Könige in Sparta, oder als Gegenregenten, z. B. Gegenkaiser, Gegenpäpste.

Diäresis (griech.), Trennung, Zerreißung, z. B. Haemorrhagia per diaeresin, Blutung durch Gefäßspaltung, Verwundung. — In der Grammatik die getrennte Aussprache aufeinander folgender Vokale, die nach der gewöhnlichen Aussprache diphthongisch zu sprechen wären. Als Zeichen dafür dienen die Puncta diaereseos (griech. trema), zwei über den zweiten Vokal gesetzte Punkte, z. B. aër (Luft), Benzoë ꝛc. In der Rhetorik ist D. soviel wie Partitio.

Diarium (lat.), Tagebuch, Kladde; Diaria (nämlich febris), tägliches (Quotidian-) Fieber.

Diarrhöe (griech.), s. Durchfall.

Diarthrose (griech.), Gelenk (s. d.).

Dias (Diaz), 1) Bartholomeu, namhafter portugiesischer Seefahrer, gest. 29. Mai 1500, stammte aus der Provinz Algarve. Am Hof König Johanns II. erzogen und durch Studien und den Umgang mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, zu einem vorzüglichen Nautiker herangebildet, erhielt er im August 1486 den Auftrag, mit zwei kleinen Schiffen und einem Proviantschiff die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johannes aufzusuchen. Die Westküste Afrikas verfolgend, landete er bei Sierra Parda unter 25° 50′ südl. Br. und ergriff von dem Küstenstrich durch Aufstellen eines Wappenpfeilers Besitz. Ein dreitägiger Sturm trieb ihn darauf nach Süden, worauf er, an dem kalten Wasser merkend, daß er schon die Südspitze Afrikas hinter sich habe, umkehrte und die heutige Algoabai erreichte. So stürmisch auch seine Mannschaft die Heimkehr verlangte, wußte D. dennoch die Weiterfahrt, wenn auch nur auf 3 Tage, durchzusetzen und gelangte an die Mündung eines Flusses, den er Rio del Infante (heute Buschmannfluß) nannte. Kummervoll trat D. die Rückfahrt an, und jetzt erst entdeckte er das Vorgebirge, das er Cabo tormentoso (das »stürmische«) nannte, welchen Namen der König später in Cabo de buena esperanza (»Kap der Guten Hoffnung«) abänderte. Nachdem D. noch die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft untersucht hatte, kam er im Dezember 1487 mit durchlöcherten Schiffen wieder in Lissabon an. Anfangs mit Ehren überhäuft, ward er dennoch bei der neuen Entdeckungsexpedition 1497 Vasco da Gama untergeordnet. Als ihn derselbe bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß sich D. der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral,

an, fand aber mit vier Schiffen der Flotte in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung ſeinen Untergang.

2) Antonio Gonçalves, braſil. Dichter, geb. 10. Juli 1823 zu Caxias in der Provinz Maranhão, geſt. 3. Nov. 1864, kam jung nach Portugal, ſtudierte Philoſophie und Rechte, wirkte als Staatsanwalt zu Maranhão, dann in Rio de Janeiro als Profeſſor der Geſchichte, trat 1851 ins Miniſterium des Auswärtigen, weilte von 1855—58 in Europa, nahm teil an der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Provinz Ceará, ging 1862 bruſtkrank nach Europa und erlag ſeinem Leiden auf der Heimfahrt, bevor das Schiff angeſichts der Küſte von Maranhão Schiffbruch litt. Seinen Ruf als Dichter begründeten die »Primeiros cantos« (Rio de Janeiro 1846), deren Originalität, Anmut und Leichtigkeit neben dem lokalen Gepräge, das viele derſelben an ſich trugen, zahlreiche Nachahmungen hervorriefen und weſentlich dazu beitrugen, der jungen litterariſchen Entwickelung Braſiliens einen neuen Antrieb und eine mehr nationale Richtung zu verleihen. Bald folgten »Segundos cantos« (Rio de Janeiro 1848) und ſpäter die »Ultimos cantos« (daſ. 1850). Eine Geſamtausgabe ſeiner »Cantos« hatte D. ſelbſt während ſeines Aufenthalts in Deutſchland 1857 beſorgt (4. Aufl., Leipz. 1865, 2 Bde.). Von ſonſtigen Werken ſind noch die Dramen: »Leonor de Mendonça« (1847), »Boabdil«, »Beatrice Cenci« und »Patkul«, das (unvollendete) Epos »Os Tymbiras« (Leipz. 1857), das die Kämpfe zweier Indianerſtämme, der Tymbira und Ganalla, beſingt, und das »Diccionario da lingua Tupy« (daſ. 1858) zu erwähnen. Nach ſeinem Tode erſchienen noch »Obras posthumas« (mit Biographie, Rio de Janeiro 1866). Vgl. Wolf, Le Brésil littéraire (Berl. 1863).

Dias del Caſtillo (ſpr. -ſtiljo), Bernal, ſpan. Geſchichtſchreiber, gegen Ende des 16. Jahrh. geboren, war einer der kühnen Männer, welche Ferdinand Cortez 1519 nach Mexiko begleiteten, wo er um 1560 ſtarb. Er ſchrieb eine »Wahrhafte Geſchichte der Entdeckung und Eroberung von Neuſpanien«, die zu Madrid 1632 im Druck erſchien und von Rehfues deutſch bearbeitet und mit wertvollen Zuſätzen verſehen wurde (Bonn 1838, 4 Bde.). Der ungelehrte und im Aberglauben ſeiner Zeit befangene Verfaſſer entwickelt bei aller Beſchränktheit und Ignoranz eine ſtaunenswerte Beobachtungs- und Darſtellungsgabe, und die anſchauliche, lebendige und naive Schilderung des Landes und ſeiner Bewohner, des Heldenmuts Cortez' und ſeiner Begleiter, ihrer wunderbaren Thaten und Schickſale macht einen wahrhaft epiſchen Eindruck.

Diaſkeuāſe (griech.), Anordnung, Umarbeitung, Redaktion eines Schriftwerkes; daher Diaſkeuaſten, im Altertum Name derjenigen Gelehrten, welche die Anordnung der Homeriſchen Geſänge, wie ſie ſeit Peiſiſtratos beſtand, einer neuen Reviſion unterwarfen, einzelne Stücke auch wohl überarbeiteten und ergänzten, bis jene Geſänge endlich durch die alexandriniſchen Grammatiker die jetzige Geſtalt erhielten.

Diaſpongelatine, Sprengmittel aus Nitroglycerin und Nitrocelluloſe mit etwas Alkohol.

Diaſpōr, Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, triſtalliſiert rhombiſch, in breiten Säulen, findet ſich meiſt derb in dünnſchaligen, breitſtängeligen, auch faſerigen, blätterigen Aggregaten, iſt gelblich- und grünlichweiß, auch violblau und dann ausgezeichnet trichroitiſch, mit einer dünnen Rinde von Brauneiſenocker bedeckt, durchſichtig bis durchſcheinend, auf den vollkommenen Teilungsflächen mit Perlmutterglanz, auf dem Querbruch mit Fettglanz, Härte 6, ſpez. Gew. 3,3—3,46, beſteht aus Thonerdehydrat $Al_2H_2O_4$ und findet ſich als Begleiter des Schmirgels und Korunds bei Epheſus, auf Naxos, bei Schemnitz, am Ural, im Dolomit des St. Gotthard, in Ungarn, Tirol, Maſſachuſetts und beſonders ſchön bei Newlin in Pennſylvanien.

Diaſpōra (griech., »Zerſtreuung«) nannte man die Geſamtheit der ſeit dem babyloniſchen Exil außerhalb Paläſtinas unter den heidniſchen Völkern, namentlich in Ägypten und Kleinaſien, lebenden Juden (Joh. 7, 35). Wie auf die dort zerſtreut lebenden Judenchriſten (Jak. 1, 1; 1. Petr. 1, 1), ſo wurde der Ausdruck ſpäter auch auf die nicht in Herrnhut wohnenden Mitglieder der Brüdergemeinde, in neueſter Zeit auf die in katholiſchen Landesteilen zerſtreut lebenden Evangeliſchen oder allgemein auf Glaubensgenoſſen, die mitten unter einer Bevölkerung von andern Konfeſſionen wohnen, angewandt. Im Anſchluß an die Hauptverſammlung des Guſtav Adolf-Vereins wurde 1882 die evangeliſche Diaſporakonferenz begründet, deren Wirkſamkeit alle Weltteile umfaßt. Vgl. Borchard und Kobbelt, Die deutſche evangeliſche D. (Gotha 1890 u. 1892).

Diaſtāſe (auch Diaſtas, griech.), ein ungeformtes Ferment, findet ſich in keimenden Gerſten- und Weizenkörnern in der Nähe des Keims, aber nicht in den Würzelchen, ebenſo in keimenden Kartoffeln an den Anſatzpunkten der Keime, aber nicht in letztern ſelbſt, auch in Baumknoſpen ꝛc. Aus dem wäſſerigen Auszug von Malz (gekeimter Gerſte, welche 1 Proz. D. enthalten ſoll), der durch Erhitzen auf 70° vom Eiweiß befreit und dann filtriert iſt, wird D. durch Alkohol als farbloſe, gummiartige, leicht lösliche Maſſe gefällt. Dies Präparat iſt aber kaum als eine reine chemiſche Verbindung zu betrachten; 1 Teil desſelben verwandelt 2000 Teile Stärkemehl in Dextrin und Zucker. Ein in neuerer Zeit dargeſtelltes Präparat, das Maltin, ſoll ſogar 200,000 Teile Stärkemehl umwandeln, und vielleicht iſt die D. unreines Maltin. Beide Stoffe wirken am ſchnellſten zwiſchen 60 und 75°, verlieren aber dieſe Fähigkeit bei ſtärkerm Erhitzen. Alaun, Arſenik, die meiſten Metallſalze, Alkalien, Mineralſäuren, Alkaloide, Blauſäure, Tannin, Karbolſäure, Terpentinöl verhindern oder verlangſamen die Wirkung der D. Ganz trockne D. erträgt eine Temperatur von 100°, ohne ſich zu verändern. D. iſt der wirkſamſte Beſtandteil des Malzes und übt ihre Wirkung beim Maiſchprozeß. In aſſimilierenden Blättern findet ſich D. nicht oder doch nur in ganz geringen Mengen. Dagegen wird ſie in ſtärkemehlreichen Speicherorganen, wie in Knollen, Rhizomen und Samen, in ſo großer Menge erzeugt, daß die wäſſerigen Auszüge jener Pflanzenteile eine energiſche Auflöſung von feſtem Stärkemehl bewirken können. An der Löſung des letztern innerhalb der Pflanze hat die D. nur einen beſchränkten Anteil, da dieſer Vorgang in den Blattorganen von dem Zellplasma ausgeht. Möglicherweiſe iſt daher die D. ein Beſtandteil des kompliziert gebauten Plasmas ſelbſt. Innerhalb der Getreidefrucht bildet ſich die D. immer nur in der ſogen. Kleberſchicht, dicht unter der Fruchtſchale. Die Auflöſung von Stärkemehlkörnern durch die D. geht entweder nur von einzelnen Punkten der Kornoberfläche aus, wobei nach dem Innern desſelben fortſchreitende, bisweilen auch verzweigte Hohlkanäle entſtehen, oder es ſchmilzt das ganze Korn von außen allmählich ab. Die Art der Einwirkung von D. auf

Stärkemehlkörner läßt sich am besten mit der Bildung von Ätzfiguren auf Kristallen vergleichen.

Diastase (Diastasis, griech.), das Auseinanderweichen zweier aneinander stoßender Knochen ohne Verrenkung. So spricht man von D. der Knochen eines Gelenks durch einen Erguß. Besonders das Auseinanderweichen der Schädelknochen aus ihren natürlichen Nahtverbindungen heißt D.

Diastēma (griech.), Zwischenraum; in der Musik der Griechen soviel wie Intervall.

Diastrimēter (griech.), s. Distanzmesser.

Diastōle (griech., »Auseinanderziehen«), in der antiken Metrik die durch die Kraft der Arsis bewirkte Dehnung einer kurzen Silbe zu Anfang eines Wortes, z. B. Priamides, im Gegensatz zur Systole (s. d.); in der Grammatik das Trennungszeichen zur Scheidung verbundener Wörter; in der Physiologie das Erschlaffen der Herzmuskeln (s. Blutbewegung).

Diastōlik (griech.), bei den ältern Musiktheoretikern die Lehre von den Ab- und Einschnitten und wiederum von den Verbindungen der musikalischen Perioden; wird zuerst von Zarlino in seinen »Sopplimenti musicali« (Vened. 1589) gebraucht und kommt z. B. noch in Leop. Mozarts Violinschule (1756) vor. Gegen Ende des 18. Jahrh. kommt dafür der Ausdruck »Phrasierung« in Gebrauch (in Sulzers »Theorie der schönen Künste«).

Diastylon (griech., »weitsäulig«), eine Halle mit weit voneinander abstehenden Säulen, insbes. eine solche, bei welcher die Zwischenräume zwischen den Säulen dreimal so weit als ihre Durchmesser waren.

Diasyrmus (griech.), das »Durchziehen«, Verhöhnen; rhetorische Figur, die in der übermäßigen Verkleinerung eines Gegenstandes besteht, im Gegensatz zur Hyperbel.

Diät, s. Diätetik und Diäten.

Diätarius, s. Diäten.

Diäten (eigentlich Diēten, v. lat. dies, »Tag«, Taggelder), die tageweise zugebilligte Vergütung, insbes. jene für besondern Aufwand bei Dienstleistungen außerhalb des Wohnortes, wie sie, neben der Vergütung der Reisekosten, Beamte, Anwalte, Ärzte ꝛc., ebenso Mitglieder parlamentarischer Körperschaften, erhalten. Diät, soviel wie Sitzungsperiode einer parlamentarischen Versammlung. Werden Beamte im Vorbereitungsdienst ohne festes Gehalt beschäftigt und lediglich mit D. entlohnt, so bezeichnet man einen solchen zeitweise Angestellten als Diätar oder Diätarius. In Bezug auf den Rang und die amtliche Stellung der Staatsbeamten werden verschiedene Diätenklassen unterschieden, indem die höhern Beamten höhere, die niedern geringere Diätensätze zu beanspruchen haben.

Viel umstritten ist die Frage, ob den Mitgliedern der Volksvertretung D. zu gewähren seien oder nicht, namentlich seitdem man für den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich, entgegen der bisherigen deutschen Gewohnheit, gleichzeitig mit dem allgemeinen Stimmrecht den Grundsatz der Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten annahm. Für die Nichtzahlung von D. wird geltend gemacht, daß dann die Stellung der Abgeordneten, welche ihren Beruf als Volksvertreter lediglich als Ehrenamt ausüben, eine angesehenere sei als im umgekehrten Fall, in welchem zudem manch unlauteres Mitglied durch die Verwilligung von D. in das Parlament gezogen werden könnte. So nennt John Stuart Mill die D. »ein immerwährendes Zugpflaster, auf die übelsten Seiten der menschlichen Natur gelegt«. Weiter wird geltend gemacht, daß die Tagungen der Parlamente kürzer und der Geschäftsgang rascher sein werde, wenn die Abgeordneten keine D. beziehen. Die verbündeten deutschen Regierungen halten an der Diätenlosigkeit namentlich deswegen fest, weil sie darin ein Gegengewicht gegenüber dem allgemeinen Wahlrecht erblicken. Man nimmt nämlich an, daß bei Diätenlosigkeit die Wahlen konservativer ausfallen, indem die Abgeordneten aus den besitzenden Klassen genommen werden. Hiermit steht indessen das Anwachsen der sozialdemokratischen Partei im Reichstag nicht im Einklang. Man hat sich auch wohl auf das Beispiel Englands berufen, woselbst seit der zweiten Revolution die Mitglieder des Parlaments keine D. beziehen; doch ist (abgesehen davon, daß sich neuestens auch dort eine Strömung für Gewährung von D. geltend macht) dieser Vergleich bei der wesentlichen Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands gegenüber den unsrigen nicht völlig zutreffend. Auf der andern Seite macht man für die Bewilligung von D. geltend, daß der Zutritt zur Volksvertretung nicht bloß dem Reichen offen stehen soll, und daß Begabung und Wohlhabenheit nicht immer Hand in Hand gehen, wie Dahlmann sagte, »daß nur die D. dem Volk verbürgen, daß seine Wahlkammer dem bürgerlichen Verdienst auch ohne das Geleit des Reichtums offen stehe«. Man erinnert auch daran, daß möglichst alle Berufsstände im Parlament vertreten sein sollen, und man weist darauf hin, wie im deutschen Reichstag namentlich der Stand der Großgrundbesitzer allzu reichlich vertreten sei, insbesondere gegenüber den Angehörigen des Kleingewerbes und dem Stande der kleinen Landwirte. Die verbündeten Regierungen halten jedoch an dem Artikel 32 der Reichsverfassung fest: »Die Mitglieder des Reichstags dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen.« Bei der Beratung der norddeutschen Bundesverfassung im verfassungberatenden Reichstag war diese Bestimmung ursprünglich verworfen worden; sie fand aber in der dritten Lesung eine ansehnliche Mehrheit, nachdem die Regierungen hiervon das Zustandekommen der Verfassung mit abhängig gemacht hatten. Seitdem ist der Antrag auf Verwilligung von D. in und von dem Reichstag oft, jedoch vergeblich, gestellt worden. Übrigens ist der Grundsatz der Diätenlosigkeit schon einmal durchbrochen worden, als den Mitgliedern der sogen. Reichsjustizkommission, welche zur Vorberatung der Justizgesetze gebildet war, eine Entschädigung durch Reichsgesetz bewilligt ward. Seit 1874 ist den Reichstagsabgeordneten während der Tagung sowie acht Tage vor Beginn und acht Tage nach Schluß derselben freie Fahrt auf den deutschen Eisenbahnen eingeräumt.

Zu der deutschen Diätenfrage ist infolge verschiedener Ausführungen des Fürsten Bismarck noch ein weiterer Streitpunkt hinzugekommen. Man nahm früher an, daß es trotz jener Verfassungsbestimmung dem Reichstagsabgeordneten unbenommen sei, von Privatpersonen, namentlich von den Parteigenossen, Vergütungen anzunehmen (sogen. Privat-, Parteidiäten). Die frühere deutsche Fortschrittspartei hatte zu diesem Behuf einen Diätenfonds gebildet, aus welchem einzelne Abgeordnete solche Entschädigungen erhielten. Der Reichskanzler Fürst Bismarck bezeichnete dies wiederholt als unzulässig. Man hat auch dagegen geltend gemacht, daß ein solcher Abgeordneter leicht in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis der Parteileitung gegenüber kommen könne. Unbestritten ist, daß nach der Reichsverfassung weder aus der Reichs-

kasse noch aus einer andern öffentlichen Kasse, Staats- oder Gemeindekasse, die Zahlung von D. an die Reichstagsmitglieder erfolgen kann. Was aber die Privatdiäten anlangt, so hat das Reichsgericht mit Urteil vom 25. Nov. 1886 (Entscheidung in Zivilsachen XVI, S. 88) sich dahin ausgesprochen, daß auch sie durch die Reichsverfassung verboten seien. In England hat man die Entgegennahme derartiger Zuwendungen seitens einzelner Parlamentarier nicht beanstandet.

Was die deutschen Landtage betrifft, so erhalten die Mitglieder der Ersten Kammer (Herrenhaus) in Preußen keine D.; dasselbe gilt für die Mitglieder der Kammer der Reichsräte in Bayern. In Sachsen bezieht sich die Diätenlosigkeit nur auf diejenigen Mitglieder der Ersten Kammer, welche vermöge erblichen Rechts oder als Abgeordnete der Kapitel und der Universität erscheinen. In Württemberg erhalten die standesherrlichen, die erblichen und die nicht in Stuttgart wohnenden lebenslänglichen Mitglieder der Ersten Kammer nur dann D., wenn sie darauf Anspruch machen, während in Hessen sich der Diätenbezug auf diejenigen Mitglieder beschränkt, welche nicht durch die Geburt berufen sind, und deren Wohnsitz weiter als eine halbe Stunde vom Orte der Versammlung entfernt ist. Die Mitglieder der Zweiten Kammern und der Landtage mit nur einer Kammer erhalten in allen deutschen Staaten D. Eine Verschiedenheit besteht hier nur rücksichtlich der am Orte der Versammlung wohnhaften Abgeordneten. Letztere erhalten in einigen Staaten (Braunschweig, Oldenburg, Meiningen und Altenburg) niedrigere, in Bayern, Sachsen, Baden und Hessen gar keine D., während in den übrigen Staaten ein solcher Unterschied nicht besteht. Eigentümlich ist endlich die Vorschrift der preußischen Verfassung (Art. 85), welche auch in den Verfassungsurkunden einiger Kleinstaaten wiederkehrt, daß ein Verzicht auf die D. unzulässig ist. Während aber die D. der Abgeordneten in den deutschen Staaten sich in mäßigen Grenzen halten, wie sie denn z. B. in Preußen 15 Mk., in Bayern 10 Mk. für den Tag betragen, ist der Diätenbezug in manchen außerdeutschen Staaten ein so hoher, daß, entgegen der deutschen Auffassung, die Stellung des Abgeordneten zu einer ergiebigen Einnahmequelle wird. In Frankreich erhält der Deputierte nach dem Gesetz vom 30. Nov. 1875: 9000 Frank jährlich. Während des Kaiserreichs stellten sich die Einkünfte noch höher. In den Vereinigten Staaten erhält der Abgeordnete 5000 Doll. für die Legislaturperiode, der Sprecher des Repräsentantenhauses bezieht 8000 Doll. Abgesehen von England, werden in allen außerdeutschen Staaten mit Repräsentativverfassung D. gezahlt. In Österreich beziehen die Mitglieder beider Häuser des Reichsrates 10 Gulden für jeden Tag ihrer Anwesenheit beim Reichsrat, außerdem diejenigen, welche nicht in Wien wohnen, eine Reisekostenentschädigung. Auf diese Bezüge darf nicht verzichtet werden. Auch die Mitglieder der Provinziallandtage, Kreistage u. dgl. beziehen D. — Schöffen und Geschworne erhalten keine D., sondern nur Vergütung der Reisekosten.

Diatessáron (griech.), bei den Griechen und im Mittelalter Name der reinen Quarte (s. d.); auch Titel einer Schrift des Tatian (s. Evangelienharmonie).

Diätetik (griech.), die Lehre von der zweckmäßigen Ernährung des Individuums unter den mannigfachsten Bedingungen. Die Diät, d. h. die Nahrungsmittelzufuhr nach Qualität und Quantität, hängt von dem jeweiligen Bedürfnis des Organismus ab, das beeinflußt wird durch Beschaffenheit von Körper und Geist, Alter, Klima, Jahreszeit, Arbeit und Ruhe. Unter normalen Verhältnissen ist es Aufgabe der Ernährung, je nach der Größe des Stoffverbrauchs im Körper durch entsprechende Zufuhr neuen Nährmaterials Ersatz zu schaffen, so daß die Leistungsfähigkeit des Individuums erhalten bleibt. Das für diesen Zweck ausreichende Kostmaß schwankt in Abhängigkeit von einer großen Reihe von Faktoren, ganz besonders nach Leibesbeschaffenheit und Gewohnheit, sehr stark. Bei Kindern ist verhältnismäßig stärkere Nahrungszufuhr erforderlich, da über das Erhaltungskostmaß hinaus für die weitere Entwickelung des Körpers das Material beschafft werden muß. Beim kranken Menschen schwanken Verbrauch und Bedarf an Nahrungsstoff in weitesten Grenzen je nach der Störung im Verdauungsapparat oder der Alteration des Stoffwechsels. Über die normale Erhaltungsdiät s. Ernährung und über die Kinderdiät s. Kinderernährung. Im übrigen unterscheidet man Fieberdiät, roborierende Diät (kräftigende, Mast-, Rekonvaleszentendiät) und Entziehungsdiät. Die D. fieberhafter Krankheiten muß zwischen akut und chronisch fieberhaften Zuständen unterscheiden. Der akut fieberhafte Kranke hat zwar gesteigerte Stickstoff- und Kohlenstoffausscheidung, was eine Vermehrung der Nahrungszufuhr erfordern würde, allein das Verdauungs- und Assimilationsvermögen liegt im hohen Grade danieder, Speichel, Magensaft und Galle werden in erheblich verminderter Menge abgesondert, und durch die erhöhte Erregbarkeit des Nervensystems werden Übelkeit, Erbrechen und Durchfälle bedingt. Erfahrungsgemäß wird Eiweiß weniger gut, Fett oft schlecht, Zucker gut ausgenutzt. Unzweckmäßig eingerichtete Nahrungszufuhr kann schädlich wirken, anderseits ist eine gute Ernährung gegenüber dem erhöhten Stoffverbrauch erforderlich. Man gibt in erster Reihe Kohlehydrate und zwar, wenn die Absonderung der Verdauungssäfte sehr gering ist, am besten reinen Traubenzucker in Lösung. Das Fett wird vorteilhaft in Form von Eidotter in Brühe zugeführt. Eiweiß muß, wenn nicht genügend Magensaft abgesondert wird, in Form von Pepton gegeben werden. Wertvoll als Eiweißsparer sind die Leimsubstanzen (leimreiche Kalbfleischbrühe, Gelatineaufkochung). In der Mischung der Nahrungsstoffe sollen Kohlehydrate und Fett überwiegen. Die Fieberkost muß flüssig, allenfalls dünnbreiig sein, dabei wenig warm, die Suppe lauwarm, das Getränk kühl. Nur wenn Schwächezustände sich einstellen, können heiße Getränke (Glühwein) gegeben werden. Der Fiebernde soll alle 3—4 Stunden, auch nachts, eine kleine Portion genießen und in den Morgenstunden die nahrhaftern Stoffe. Dabei ist auf Reinlichkeit des Mundes große Sorgfalt zu verwenden. — Bei chronisch fieberhaften Krankheiten ist zwar der Tagesverlust geringer, da aber die Steigerung des Stoffverbrauchs sehr lange andauert, so erreicht der Gesamtverlust eine sehr bedeutende Höhe, und die Verbesserung der Ernährung ist um so wichtiger, als sie oft das wirksamste Mittel zur Bekämpfung des Fiebers darstellt. Neben mittlern Eiweißmengen gibt man Leim und Kohlehydrate in möglichst großen Mengen und reichlich Fett (Butter, Leberthran). Die Kost darf etwas konsistenter sein als bei akuten Krankheiten, ist aber auch in häufigen kleinen Portionen zu reichen. Die roborierende Diät für Rekonvaleszenten schließt sich der Diät bei chronisch fieberhaften Krankheiten an, darf aber durch Darreichung von Bier, frischem Obst und wenig

Schwarzbrot darüber hinausgehen. Viel schwieriger sind die Fälle, in denen es sich um ein ganz bestimmtes Leiden handelt, welches an sich nur wenig Angriffspunkte für die Therapie bietet, z. B. Lungenaffektionen, Nervenkrankheiten. Hier bestehen oft noch Störungen des Verdauungsapparats, und dann muß die Diät genau nach den jedesmaligen Umständen eingerichtet werden. Im allgemeinen ist die Lebensweise genau nach der Uhr zu regeln, langsames Essen in zusagender Gesellschaft, gehöriges Zerkleinern der Speisen, Vermeiden übermäßig heißer oder kalter Kost, sehr reicher Mahlzeiten und komplizierter Gerichte, Vorsicht im Genuß von Getränken, besonders während des Essens, kommen hauptsächlich in Betracht. Wenn eine Viertelstunde vor einer Mahlzeit noch kein rechter Appetit vorhanden ist, so soll ein Schnittchen geräuchertes Fleisch oder Schinken, auch ein Gläschen schweren Weines als Reizmittel gegeben werden. Zur roborierenden Diät gehört auch das Weir-Mitchelsche Kurverfahren, die Mastkur (s. d.). Ist die Nahrungszufuhr durch den Mund aus irgend einem Grunde nicht ratsam oder nicht möglich, so kann man das Individuum durch Einführung von Nährmaterial in den Dickdarm vom After aus (Ernährungsklystiere; s. Ernährung, künstliche) einige Zeit wenigstens vor völligem Verhungern schützen. Die Entziehungsdiät wendet man bei sehr vielen Krankheiten an. Sehr streng wurde sie besonders früher bei allgemeiner Plethora, Gicht, Fettsucht, vorzugsweise aber da angeordnet, wo man Exsudatmassen zur Aufsaugung bringen wollte. Die Entziehung kann sich auf einen einzigen bestimmten Nährstoff erstrecken, und danach unterscheidet man Wasser-, Eiweiß-, Fett-, Kohlehydratentziehungsdiät. Die Wasserentziehungsdiät, ein sehr drastisches Verfahren, kommt in der Schrothschen Kur zur Anwendung, ist aber auch eine wesentliche Heilpotenz in dem Örtelschen Regime zur Bekämpfung von Zirkulationsstörungen, die durch Schwäche des Herzens, besonders durch Fettherz, bedingt sind. Die Eiweißentziehungsdiät wurde früher zur Bekämpfung des Fiebers angewendet, ist aber, als von irrigen physiologischen Voraussetzungen ausgehend, völlig verlassen. Die Kohlehydratentziehungsdiät findet hauptsächlich Anwendung bei der Zuckerharnruhr und bei der Ebsteinschen Methode zur Beseitigung der Fettleibigkeit. Die Fettentziehungsdiät vermag ebenfalls wie das Örtelsche und das Ebsteinsche Verfahren eine Verminderung des im Körper abgelagerten Fettes herbeizuführen, und zwar ganz besonders, wenn die Kohlehydrate nur in mäßigen Mengen genossen werden. Auf diesem Prinzip beruht die Bantingkur und die Harveysche Diät. — Bei der Gicht muß das Lösungsvermögen der Säfte für harnsaure Salze erhöht werden, und man wendet daher eine möglichst alkalische und wasserreiche Diät an unter Beschränkung des Eiweißes und des Fettes auf das für die Deckung des Bedarfs unbedingt Notwendige. Für andre Krankheiten werden eigentümliche diätetische Kuren angewandt, indem man vorwiegend oder ausschließlich von bestimmten Nahrungsmitteln Gebrauch macht. Hierher gehören die Milchkuren, Molkenkuren, Traubenkuren, Obstkuren ꝛc. Vgl. Munk u. Uffelmann, Die Ernährung des gesunden und kranken Menschen (2. Aufl., Wien 1891); Uffelmann, Die Diät in den akut fieberhaften Krankheiten (Leipz. 1877); Biel, Tisch für Magenkranke (7. Aufl., Karlsbad 1892); Derselbe, Diätetisches Kochbuch (6. Aufl., Freiburg 1893); Biermann, Tisch für Lungenkranke (Karlsb. 1882); Eyselein, Tisch für Nervenkranke (das. 1893); Uffelmann, Tisch für Fieberkranke (das. 1882); Heyl, Die Krankenkost (Berl. 1889); Kisch, Tisch für Fettleibige (Karlsb. 1892).

Diätetiker, Gesundheitslehrer, Freund einer geordneten, mäßigen Lebensweise; diätētisch, der Diätetik (s. d.) gemäß, gesundheitsmäßig.

Diathēke (griech.), Bund, soviel wie Testament (Altes und Neues).

Diathermān (griech., »für Wärmestrahlen durchlässig«), Bezeichnung, die in Beziehung auf die Wärmestrahlen dasselbe ausdrückt, was durchsichtig (diaphan) in Beziehung auf die Lichtstrahlen besagt. Daher Diathermanität oder Diathermansie, die Wärmedurchlässigkeit eines Körpers; s. Wärmestrahlung.

Diathēse (griech.), fehlerhafte Anlage (s. d.), fehlerhafte Beschaffenheit der Körperbestandteile. Hämorrhagische D., Neigung zu Blutungen; harnsaure D., s. Gicht.

Diäthyl, s. Butane.

Diäthylēndiamin, s. Piperazin.

Diatti, ein Kitt aus gleichen Teilen Gummilack und fein verteilter Kieselsäure (Infusorienmehl).

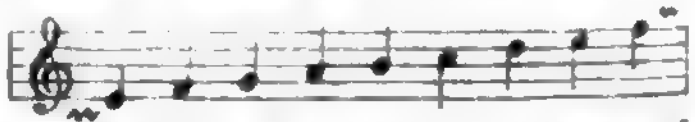
Diatōm (griech.), in der Mineralogie: spaltbar.

Diatomeen, Ordnung der Algen (s. d., S. 363).

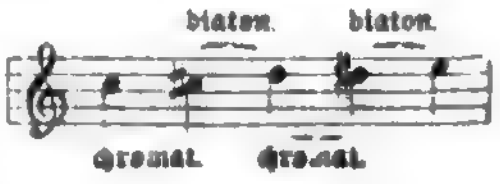
Diatomeenerde (Diatomeenpelit), ein wesentlich aus Kieselpanzern abgestorbener Diatomeen bestehendes feinerdiges Gestein.

Diatōnisch (griech.) heißt eine Tonfolge im Gegensatz zur chromatischen und enharmonischen, wenn sie sich überwiegend durch Ganztonschritte bewegt. Das antike diatonische Tetrachord (e f g a) bestand aus einem Halbton und zwei Ganztönen, das chromatische (e f fis a) aus zwei Halbtönen und einer kleinen Terz, das enharmonische (e eis f a) aus zwei Vierteltönen und einer großen Terz. In unserm modernen Tonsystem ist der Begriff d. an die Skala der Stammtöne (ohne Versetzungszeichen) gebunden, d. h. d. sind die Ganzton- oder Halbtonfortschreitungen von einem Ton zu einem benachbarten dieser Skala, resp. von oder zu einem von diesem durch ♯ oder ♭ ꝛc. abgeleiteten; chromatisch sind die Halbtonschritte von einem Ton zu einem auf derselben Stufe der Grundskala befindlichen und durch ♯, ♭ ꝛc. unterschiedenen; enharmonisch verschieden sind endlich Töne, die von zwei benachbarten oder eine Terz entfernten Tönen der Grundskala abgeleitet sind, aber der Tonhöhe nach annähernd zusammenfallen u. im zwölfstufigen, gleichschwebend temperierten System identifiziert werden:

Die diatonischen Tonleitern bewegen sich ausnahmslos durch diatonische Schritte, so daß sie, abgesehen von den Versetzungszeichen, das Bild eines gleichmäßigen Steigens oder Fallens bieten:



Dagegen schaltet die durchweg in Halbtönen fortschreitende chromatische Tonleiter Zwischentöne ein, welche zum vorausgehenden Ton im Verhältnis des chromatischen und zum folgenden in dem des diatonischen Halbtons stehen:



Diatrēta (griech.), römische, in der spätern Kaiserzeit fabrizierte Glasgefäße mit dicken Wänden, deren obere Schicht derartig ausgeschliffen wurde, daß sich ein Netz von Glasstäben um den innern Kern bildete, an welchem die Glasstäbe nur an einzelnen Stellen hafteten. Solcher D. sind nur wenige erhalten (s. Tafel »Glaskunstindustrie I«, Fig. 3). Die D. wurden von Pantotsek in Böhmen nachgeahmt; doch wandte er eine wesentlich andre Technik an, insofern er ein stellenweise doppelwandiges Gefäß herstellte, auf der äußern Wandung die Zeichnung entwarf und das zwischen dem Muster stehende Glas durch Schleifen entfernte.

Diatrībe (griech.), gelehrte oder schulmäßige Abhandlung, insbes. eine kritische Streitschrift.

Diatŷposis (griech.), Verbildlichung, in der Rhetorik die Veranschaulichung eines Gegenstandes durch Vorbilder.

Diaulos (griech.), Art des griech. Wettlaufs (s. Dromos), bei welchem die Bahn zweimal durchmessen ward. Häufig wurde derselbe zu einem Waffendoppellauf gemacht, indem die Läufer Helm, Beinschienen und Schild trugen. — Auch Name der Doppelflöte, s. Aulos.

Diavel, Piz del, s. Languard.

Diavoletti (Dinnulini, ital., »Teufelchen«), überzuckerte Gewürzkörner und Kantharidenpräparate, welche als Aphrodisiaka benutzt werden.

Diavolezzapaß, s. Pontresina.

Diavŏlo (ital., spr. diáwolo), Teufel.

Diaz, 1) Porfirio, mexikan. Präsident, geb. 15. Sept. 1830 in Oaxaca, wurde in einem geistlichen Seminar erzogen, studierte die Rechte und schloß sich als Advokat den Liberalen an. Er kämpfte als Freischarenführer gegen die Klerikalen, dann gegen die Franzosen, wurde 1865 in Oaxaca gefangen, entkam aber, war bei dem Sturz des Kaisers Maximilian von Mexiko beteiligt und befehligte einen der republikanischen Heerhaufen, welche von N. her gegen die Hauptstadt vordrangen. Er belagerte Puebla, während Maximilian in Queretaro sich befand, schlug den kaiserlichen General Marquez, der von Mexiko aus zum Entsatz herbeieilte, und erstürmte 2. April 1867 Puebla. Dann zog er vor Mexiko, wo er einen hartnäckigen Widerstand fand, so daß es ihm erst nach zweimonatiger Belagerung 21. Juni gelang, die Stadt zur Kapitulation zu zwingen. Er strebte nach der Präsidentschaft, trat 1871 als Rival des langjährigen Präsidenten Juarez auf, und als dieser im Juli 1872 starb, versuchte er einen Aufstand, fand jedoch wenig Anhang und sah sich zuletzt genötigt, 23. Okt. 1872 dem interimistischen Präsidenten Lerdo seine Unterwerfung anzuzeigen und sich darein zu fügen, daß nicht er, sondern dieser zum definitiven Präsidenten gewählt wurde. Er begab sich nach Nordamerika. Als sich aber 1876 Iglesias gegen Lerdo erhob, kehrte D. nach Mexiko zurück, drang vom Nordosten aus siegreich vor, schlug die Truppen Lerdos 12. Nov. bei Huamontla, die des Iglesias 3. Dez. bei Guanajuato und ward im Februar 1877 zum Präsidenten bis 30. Nov. 1880 ernannt. Er bildete ein ansehnliches stehendes Heer, stellte Ruhe und Frieden her, vermehrte die Einnahmen des Staates und erreichte die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen mit Frankreich. Auch begann er bedeutende öffentliche Arbeiten, namentlich den Bau zahlreicher Eisenbahnen, und übernahm, um diesen ferner zu leiten, nach seinem Rücktritt unter seinem Nachfolger Gonzalez bis 1881 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 1884 trat er von neuem als Präsident an die Spitze des Staates, wurde 1888 wiederum fast einstimmig vom Kongreß als solcher für die neue Periode bis 30. Nov. 1892 und dann für die bis 1896 gewählt.

2) Bartholomeu, Seefahrer, s. Dias 1).

Diaz de Escobar, Narciso, span. Dichter, geb. 25. Juni 1860 in Malaga, studierte in Granada die Rechtswissenschaft und erregte schon frühzeitig durch sein poetisches und schriftstellerisches Talent Aufmerksamkeit. Nicht nur seine lyrischen Leistungen erfreuten sich großen Beifalls, auch seine Dramen, von denen besonders »Un episodio morisco«, »Los jovenes del dia«, »Por un pensamiento«, »Por ella«, »El anillo de pelo« und »Dos maridos y una esposa« Auszeichnung verdienen, haben auf der Bühne viel Glück gemacht. Sehr beliebt sind auch die »Charakterbilder aus Madrid«, die er im Verein mit andern herausgegeben hat.

Diaz de la Peña (spr. péña), NarcissoVirgilio, franz. Maler spanischer Herkunft, geb. 20. Aug. 1807 in Bordeaux, gest. 18. Nov. 1876 in Mentone, wurde in Bellevue bei Paris von einem protestantischen Geistlichen erzogen, verlor als Knabe infolge eines Schlangenbisses ein Bein und bildete sich auf eigne Hand zum Maler aus, mußte zuerst aber als Porzellanmaler sein Brot erwerben. Unter der Einwirkung von Delacroix schloß er sich der romantischen Bewegung an und studierte daneben besonders Correggio. Er stellte zuerst im Salon von 1831 landschaftliche Studien nach Motiven aus der Umgebung von Paris und dem Walde von Fontainebleau aus und legte auch später das Hauptgewicht auf eine anmutige, romantisch beleuchtete Landschaft, die er mit Nymphen, Amoretten, Zigeunern u. dgl. staffierte. Obwohl diese Figuren immer schlecht gezeichnet waren, übten sie doch im Verein mit der poetischen Färbung und Beleuchtung und dem innigen Naturgefühl einen sinnlichen Reiz aus, und aus diesem erklärt sich zum Teil der große materielle Erfolg, den sie fanden.

Diazoamidobenzŏl $C_6H_5.NN.NH.C_6H_5$ oder $C_{12}H_{11}N_3$ entsteht bei Einwirkung von Anilin auf ein Salz des Diazobenzols. Zur Darstellung löst man Anilin in verdünnter Salzsäure, setzt unter guter Kühlung salpetrigsaures Natron hinzu und fällt das D. durch essigsaures Natron. Es bildet goldgelbe, glänzende Blättchen, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 98°, verpufft bei stärkerm Erhitzen und verwandelt sich bei weiterer Einwirkung eines Anilinsalzes in isomeres Amidoazobenzol.

Diazoamidokörper entstehen bei Einwirkung primärer aromatischer Basen auf Diazoderivate. Salpetersaures Diazobenzol gibt mit Anilin Diazoamidobenzol nach: $C_6H_5.NN.NO_3 + C_6H_5.NH_2 = C_6H_5.NN.NH.C_6H_5 + HNO_3$. Die D. bilden gelbe oder rote Kristalle, sind in Wasser unlöslich, bei gewöhnlicher Temperatur beständiger als die Diazosalze und zersetzen sich erst bei stärkerm Erhitzen explosionsartig. Mit Säuren bilden sie keine Salze. In alkoholischer Lösung verwandeln sie sich, besonders bei Gegenwart primärer aromatischer Basen, in die isomeren Amidoazoverbindungen.

Diazobenzŏl $C_6H_5.NN.OH$ ist im freien Zustand nicht bekannt. Diazobenzolchlorid $C_6H_5.NN.Cl$ entsteht, wenn man auf salzsaure Lösung von Anilin salpetrigsaures Natron einwirken läßt. Das Nitrat $C_6H_5.NN.NO_3$ erhält man aus salpetersaurem Anilin und salpetriger Säure; es bildet farblose Nadeln, löst sich leicht in Wasser, schwer in Alkohol, nicht in Äther, explodiert durch Schlag, Stoß und durch Erhitzen,

liefert beim Kochen mit Wasser Phenol, Stickstoff und Salpetersäure, mit Anilin Diazoamidobenzol. Beim Mischen verdünnter Lösungen von salzsaurem D. mit salzsaurem Phenylendiamin entsteht salzsaures Diamidoazobenzol $C_6H_5.NN.C_6H_3.NH_2.NH_2.HCl$, das durch Kochsalz gefällt wird. Diamidoazobenzol bildet feine gelbe Nadeln, ist wenig in Wasser, leicht in Alkohol löslich, schmilzt bei 117,5° und bildet gut kristallisierende Salze. Das salzsaure Diamidoazobenzol ist als Chrysoidin im Handel, bildet schwarze glänzende Kristalle oder ein braunrotes Pulver, löst sich in Wasser und Alkohol und färbt Wolle, Seide und Baumwolle orange. Es absorbiert die chemisch wirksamen Strahlen des Spektrums so stark, daß es in Schellackfirnis zum Überziehen der Fensterscheiben photographischer Dunkelkammern benutzt werden kann.

Diazokörper, chemische Verbindungen, welche eine aus zwei unter sich verbundenen Stickstoffatomen bestehende zweiwertige Gruppe —N=N— enthalten, die einerseits mit einem Kohlenstoffatom des Benzolrestes, anderseits mit einem Säurerest (Salze der D.) oder dem Rest einer Base (Diazoamidokörper) vereinigt ist. D. entstehen bei Einwirkung von salpetriger Säure auf Salze primärer Amine, salpetersaures Anilin gibt salpetersaure D.: $C_6H_5.NH_2.HNO_2 + HNO_2 = C_6H_5.NN.NO_2 + 2H_2O$. Das Salz wird gefällt, wenn man in einen wässerigen Brei des Anilinsalzes salpetrige Säure leitet und die entstandene Lösung mit Alkohol versetzt. Zur Darstellung einer Lösung versetzt man die mit Eis gekühlte Lösung der Salze primärer Amine mit salpetrigsaurem Natron und Salzsäure; aus salzsaurem Anilin entsteht Diazobenzolchlorid nach: $C_6H_5.NH_2.HCl + HCl + NaNO_2 = C_6H_5.NN\,Cl + NaCl + 2H_2O$. Diesen Prozeß nennt man Diazotieren. Die D. sind sehr leicht zersetzlich, ihre Salze bilden meist weiße oder gelbliche Nadeln, lösen sich sehr leicht in Wasser, schwer in Alkohol und Äther, im trocknen Zustand zersetzen sie sich beim Erhitzen, durch Schlag und Stoß leicht unter heftiger Explosion. Saure Lösungen der Diazosalze geben beim Erwärmen Stickstoff ab, und an die Stelle der Diazogruppe tritt Hydroxyl: aus schwefelsaurem Diazobenzol entsteht Phenol und Schwefelsäure nach: $C_6H_5.NN.SO_4H + H_2O = C_6H_5.OH + N_2 + H_2SO_4$. Kocht man die Sulfate mit Alkohol, so entweicht der Stickstoff, die Säure des Salzes wird frei, es entsteht Aldehyd und der betreffende Kohlenwasserstoff nach: $C_6H_5.NN.SO_4H + C_2H_5.OH = C_2H_4O + H_2SO_4 + C_6H_6 + 2N$. Durch Behandeln der D. mit Kupferchlorür, Kupferbromür, Jodwasserstoff oder einer Lösung von Kupfervitriol in Cyankalium entstehen Halogenderivate und Nitrile: $2\,C_6H_5.NN.NO_3 + HJ = HNO_3 + N_2 + C_6H_5J$. Bei Behandlung der schwefligsauren D. mit Zinkstaub und Essigsäure entstehen Hydrazinsulfosäuren, die beim Erwärmen mit HCl in Hydrazine (s. d.) übergehen. Bei Einwirkung primärer aromatischer Basen auf Salze von Diazoderivaten entstehen Diazoamidokörper (s. d.), die sich leicht in Amidoazoverbindungen umwandeln lassen. Tertiäre Amine, bez. Phenole oder Naphthole, verwandeln die D. in Azokörper. So erhält man z. B. aus Diazobenzolchlorid mit Dimethylanilin das Dimethylamidoazobenzol nach: $C_6H_5.NN.Cl + C_6H_5N(CH_3)_2 = C_6H_5.NN.C_6H_4.N(CH_3)_2HCl$. Diese »Paarung« oder »Kombination« dient zur Darstellung der Azofarbstoffe. Schwefelsaures Diazobenzol gibt mit Phenol kleine Mengen von Phenyläther, mit Phenolkalium aber Oxyazobenzole. Diese Reaktionen gewähren den Diazokörpern großes theoretisches und praktisches Interesse. Man benutzt sie im wissenschaftlichen Laboratorium zur Ausführung zahlreicher Umwandlungen, auch bilden sie in der Technik das Ausgangsmaterial für die Darstellung der Azofarbstoffe. D. der Fettreihe sind nur als Abkömmlinge einiger Amidofettsäuren bekannt. Aus dem salzsauren Amidoessigsäureäthyläther entsteht durch Natriumnitrit Diazoessigester nach: $HCl.NH_2.CH_2.COOC_2H_5 + NaNO_2 = N_2CH.COOC_2H_5 + NaCl + 2H_2O$. Hier werden zwei Wasserstoffatome durch die Gruppe N_2 ersetzt, welche in dem D. leicht durch andre Atome oder Atomgruppen ersetzt werden kann.

Diazōma, im altgriech. Theater Name der Rundgänge, welche die amphitheatralisch geordneten Sitzreihen in 2—3 Stockwerke gliederten. Dem D. im griechischen entsprachen die Praecinctiones im römischen Theater.

Dibbel, Holzzapfen, s. Dübel.

Dibbelmaschine, s. Säemaschine.

Dibbeln, s. Drillen und Saat.

Dibdin, 1) Charles, engl. Dichter, Komponist und Schauspieler, geb. 1745 in Southampton, gest. 25. Juli 1814, errichtete noch jung ein kleines Theater, auf dem er zugleich der einzige Dichter, Tonsetzer und Schauspieler war, bis ihm später durch einen Aktienverein das Zirkustheater in London erbaut wurde, wo er ebenfalls nur selbstgedichtete und selbstkomponierte kleine Szenen zur Aufführung brachte. Während des Krieges mit Frankreich verfaßte er patriotische Lieder, die ihm einen Jahresgehalt von 200 Pfd. Sterl. eintrugen. D. schrieb an 50 dramatische Stücke (darunter als bekanntestes die Operette »The Quaker«, 1777) und an 900 Lieder, unter denen die »Sea songs« (neueste Ausg. 1877) am populärsten sind; Text und Melodie stellten sich ihm zusammen ein; seine besten Lieder, z. B. »Sailor's journal«, toteten ihn eine halbe Stunde. Außerdem erschienen von ihm mehrere Romane und eine »History of the English stage« (1793, 5 Bde.) von geringem Wert, endlich eine Autobiographie: »Professional life« (1803, 4 Bde.). — Auch sein Sohn Thomas D., geb. 1771, gest. 16. Sept. 1841, war Schauspieler und Verfasser zahlreicher Dramen und Gesänge. Er schrieb ferner: »The metrical history of England« (1813, 2 Bde.) und »Reminiscences« (1827, 2 Bde.). Vgl. E. R. Dibdin, The Dibdins (Lond. 1888).

2) Thomas Frognall, namhafter engl. Bibliograph, Neffe des vorigen, geb. 1775 in Kalkutta, gest. 18. Nov. 1847 in Kensington, widmete sich in Cambridge der Theologie und Bibliographie, ward, bereits als Geistlicher ordiniert, von dem Grafen Spencer als Bibliothekar nach Althorp berufen und später als königlicher Kaplan nach Kensington. Seine geschätztesten Werke sind die »Introduction to the Greek and Latin classics« (Gloucester 1803; 4. Aufl., Lond. 1827, 2 Bde.), die über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält, und »The Bibliomania« (das. 1809, 4. Aufl. 1875). Aufsehen erregten seine reich ausgestatteten »Typographical antiquities of Great Britain« (Lond. 1810—19, 4 Bde.) sowie seine mit Holzschnitten und Faksimiles gezierte »Bibliotheca Spenceriana« (das. 1814—15, 4 Bde.), die durch die »Aedes Althorpianae« (das. 1822, 2 Bde.), ein Verzeichnis der im Schloß Althorp befindlichen Kunstschätze, ergänzt wurde. Sein »Bibliographical Decameron« (Lond. 1817, 3 Bde.), ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst, ist reich an interessanten bibliographischen Anekdoten. Weiter veröffentlichte er:

»Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany« (Lond. 1821, 3 Bde.; 3. Aufl. 1838) und »Bibliographical etc. tour in the northern counties of England and Scotland« (daſ. 1838, 2 Bde.), beides typographiſche Prachtwerke. Noch vorher waren erſchienen: »Bibliophobia, remarks on the present languid and depressed state of literature and the book-trade, by Mercurius Rusticus« (Lond. 1832) und ſeine »Reminiscences of a literary life« (1836, 2 Bde.).

Dibio, Stadt, ſ. Dijon.

Dibon, alte Stadt im Lande der Moabiter, unweit öſtlich vom Toten Meer und nördlich vom Arnonfluß (Wadi Modjib), um 900 v. Chr. Sitz des Königs Meſa (ſ. d.), deſſen Siegesdenkmal hier 1868 gefunden wurde. Heute Ruinen Dhiban.

Dibotryen (griech.), zuſammengeſetzte Blütenſtände, ſoviel wie Doppeltrauben oder zuſammengeſetzte Trauben.

Dibra, ſ. Diwra.

Dibrachys (auch Pyrrhichius, griech.), ein aus zwei kurzen Silben beſtehender Versfuß (⏑⏑).

Dibranchiāta, ſ. Tintenſchnecken.

Die cur hic (lat.), »Sage, weshalb du hier biſt«, ſprichwörtlicher Ausdruck für: Denke an den Zweck deines Hierſeins.

Dicentra *Borkh.* (Dielytra *Borkh.*, Dielytra *D. C.*, flammendes, hängendes Herz, Jungfernherz), Gattung aus der Familie der Fumariaceen, Stauden mit mehrfach dreizähligen Blättern und hängenden, herzförmigen Blüten in Trauben. Von den zwölf Arten in Nordamerika und Nordoſtaſien hält D. spectabilis *Dec.*, aus Nordchina und Sibirien, 50—60 cm hoch, mit blaugrünen Blättern und prachtvollen roſenroten Blüten bei uns im Freien aus und läßt ſich auch treiben. Auch die dunkel roſarote D. eximia *Dec.* und D. formosa *Dec.*, beide aus Nordamerika, halten im Freien aus, während die gelbe D. chrysantha *Stook.* aus Kalifornien, froſtfrei überwintert werden muß.

Dicephālus, Mißgeburt mit zwei Köpfen.

Dicēras, ſ. Gienmuſchel.

Diceratenkalke, Kalkſteine der obern Abteilung der Juraformation (ſ. d.), mit der Muſchel Diceras arietinum.

Dicerobatis, ſ. Rochen.

Dichasium (griech.), eine Form des Blütenſtandes: zweiſtrahlige Trugdolde; ſ. Blütenſtand, S. 137.

Dichlormethān, ſ. Methylenchlorid.

Dichogāmen (griech.), diejenigen Pflanzen, in deren Zwitterblüten die beiderlei Geſchlechtsorgane nicht gleichzeitig geſchlechtsreif werden (Dichogamie). S. Blütenbeſtäubung.

Dicholophidae, ſ. Watvögel.

Dichoreus (d. h. Doppelchoreus), aus zwei Trochäen (– ⏑ – ⏑) beſtehender Vers oder Versteil.

Dichotomie (griech., von dicha, »zwiefach«), Teilung der Einheit in zwei Teile, jedes Teiles dann wieder in zwei ꝛc., ſ. Einteilung: in der Botanik gabelartige Verzweigung eines Pflanzenteils, insbeſ. der Stengel und Wurzeln (ſ. Stengel).

Dichroismus (Trichroismus, auch Pleochroismus, griech.), die Eigenſchaft der doppelbrechenden Kriſtalle, im durchfallenden Licht nach zwei oder drei Richtungen verſchiedene, nicht aufeinander zurückführbare Farben, bez. verſchiedene Intenſität des durchgelaſſenen Lichtes zu zeigen. Das Abſorptionsvermögen für die verſchiedenen Lichtſtrahlen iſt in dieſen Kriſtallen verſchieden je nach den Richtungen, in welchen ſich die Ätherſchwingungen vollziehen, durch welche das den Kriſtall durchdringende polariſierte Licht zu ſtande kommt. Bei Kriſtallen des quadratiſchen und hexagonalen Syſtems treten beſonders zwei Farbenrichtungen hervor (Dichroismus), indem ſie, von der Baſis her geſehen, alſo in der Richtung der Hauptachſe, in welcher ſie das Licht einfach brechen, eine andre Farbe (die Baſisfarbe) zeigen als rechtwinkelig dagegen; die letztere Farbe (Prismenfarbe) iſt eine Flächenfarbe, die ſich aus denjenigen Farben zuſammenſetzt, welche den in der Fläche gelegenen optiſchen Elaſtizitätsachſen entſprechen, alſo aus der der Hauptachſe entſprechenden Farbe, der Achſenfarbe, und aus der der ſenkrechten Richtung entſprechenden Farbe, der Baſisfarbe. Die rhombiſchen, monoklinen und triklinen Kriſtalle laſſen drei verſchiedene Achſenfarben, entſprechend den drei optiſchen Elaſtizitätsachſen (Trichroismus), unterſcheiden. Die Flächenfarben, welche allein man mit bloßem Auge wahrnimmt, werden in die entſprechenden Achſenfarben am beſten zerlegt vermittelſt der von Haidinger konſtruierten dichroſkopiſchen Lupe (Dichroſkop). Dieſe iſt ein Kalkſpatprisma in cylindriſcher Hülſe, das am Objektivende mit einer quadratiſchen Öffnung, am Okularende mit einer Lupe verſehen iſt und von der vor das Objektiv gehaltenen pleochroitiſchen Kriſtallplatte zwei verſchieden gefärbte Bilder (Achſenfarben) nebeneinander liefert. Im Polariſationsmikroſkop erhält man bei Anwendung nur eines der beiden Nicols durch Drehen der pleochroitiſchen Platte die verſchiedenen gefärbten Bilder (Achſenfarben) nacheinander. Beſonders deutlich iſt der Pleochroismus an einzelnen ſtark gefärbten Mineralien, wie an manchen Turmalinen, am Pennin, am Axinit und vor allem am Cordierit (letzterer wurde früher Dichroit genannt, weil zwei der drei Farben nur ſchwer unterſcheidbar ſind).

Dichroīt, ſoviel wie Cordierit.

Dichroītiſch (griech.), zweifarbig, ſ. Doppelbrechung und Dichroismus.

Dichromātiſch (griech.), zweifarbig.

Dichrōmſäure, die in den ſogen. ſauren Chromſäureſalzen (Dichromaten, z. B. Kaliumdichromat, ſaures chromſaures Kali) angenommene Säure.

Dichroſkōpiſche Lupe (Dichroſkop), ſ. Dichroismus.

Dichten, ein Gefäß, eine Wand durch Verſchließen von Fugen, Riſſen ꝛc. luftdicht oder waſſerdicht machen, z. B. das D. der Schiffe (Kalfatern). D. im Maſchinenweſen, ſ. Liderung.

Dichteriſche Freiheiten (poetiſche Lizenzen), Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel, die ſich der Dichter, meiſt mit Rückſicht auf das Versmaß oder den Reim, in der Wortfügung und Wortbildung ſowie im Gebrauch von Ausdrücken, die ſonſt in der Proſa nicht vorkommen, u. dgl. bisweilen erlaubt.

Dichtigkeit, die in der Raumeinheit enthaltene Maſſe eines Körpers. Die D. irgend eines feſten oder flüſſigen Körpers, bezogen auf die D. des Waſſers im Zuſtand ſeiner größten D., oder eines gasförmigen Körpers, bezogen auf die D. der Luft oder des Waſſerſtoffgaſes, gibt das ſpezifiſche Gewicht. Die D. oder das ſpezifiſche Gewicht eines Körpers iſt demnach die Zahl, welche angibt, wievielmal ſo ſchwer ein Körper iſt als ein gleiches Volumen Waſſer (reſp. Luft oder Waſſerſtoff). Die D. der Körper ändert ſich durch mechaniſchen Druck, Temperaturveränderungen, Kriſtalliſation ꝛc. Näheres ſ. Spezifiſches Gewicht. Ein Dichtigkeitsmaximum zeigt ſich als ſeltene

Ausnahme bei wenigen Körpern, welche bei gewissen Temperaturen dem allgemeinen Gesetz, daß Wärme die Körper ausdehnt, nicht gehorchen. Wasser zeigt ein Dichtigkeitsmaximum bei +4° und dehnt sich sowohl beim Erkalten unter als beim Erwärmen über diese Temperatur aus.

Dichtigkeitsmesser, soviel wie Aräometer, Vorrichtungen zu Ermittelung des spezifischen Gewichts.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dichtung, im Maschinenwesen, s. Liderung.

Dicis causa (dicis gratia, lat.), zum Schein, nur um die Formalien zu beobachten. Dieser Ausdruck kommt im ältern römischen Recht bei Rechtsgeschäften vor, die zur Erfüllung der gesetzlichen Form erforderten, daß die Beteiligten ein andres Geschäft abzuschließen vorgaben, welches sie in Wahrheit nicht wollten, z. B. mußte derjenige, welcher ein Testament errichten wollte, die Form eines Verkaufs seiner ganzen Habe (mancipatio familiae) einhalten.

Dickblatt, soviel wie Sedum Telephium und

Dickdarm, s. Darm. [Crassula.

Dicke, auch Tiefe oder Höhe, s. Dimension.

Dickens, Charles, früher bekannt unter dem Pseudonym Boz, berühmter engl. Schriftsteller, nebst Thackeray der Hauptvertreter der Londoner Romanschule, wurde 7. Febr. 1812 in Landport bei Portsmouth, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, geboren und starb 9. Juli 1870. Er kam mit seinen Eltern um 1816 nach Chatham, im Winter 1822/23 nach London, war schwächlich und genoß keine gute Schulbildung, zeichnete sich aber schon als Kind durch eifriges Lesen der vaterländischen Novellisten und Dramatiker aus. Eine Weile saß der Vater im Schuldgefängnis, und Charles machte in einem Geschäftshaus Palete für 6 oder 7 Schilling die Woche. Dann besserten sich die Verhältnisse, Charles besuchte eine »Academy« in Hampstead Road, wurde Advokaturschreiber, wobei er besondere Gelegenheit hatte, das englische Volksleben zu studieren, trieb zugleich im Britischen Museum litterarische Studien, lernte stenographieren, bekam eine Stelle als Reporter und zeigte dabei so großes Geschick, daß er zur Mitarbeit am »Parlamentsspiegel« und später am »Morning Chronicle« herangezogen wurde. Im »Monthly Magazine«, »Morning Chronicle« und in ähnlichen Zeitschriften veröffentlichte er seit Dezember 1833 die Skizzen des bunten Treibens der niedern Stände der Hauptstadt, die er gesammelt als »Sketches of London« (1836, 2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikshank herausgab. Im August 1834 unterzeichnete er zum erstenmal einen Aufsatz mit Boz, einer Kinderform für Moses, wie sein jüngerer Bruder, Augustus, nach einem Knaben im »Vikar von Wakefield« gewöhnlich genannt wurde. Eine zweite Serie »Sketches« folgte noch 1836. Seinen Ruhm aber gründete er durch die »Pickwick papers« (1836—37), die in wöchentlichen Heften mit Federzeichnungen von Cruikshank und Phiz erschienen und von allen Schichten der Gesellschaft mit gleicher Freude begrüßt wurden. Das Buch enthält leicht zusammengehaltene Skizzen und lustige Abenteuer einiger Herren des Pickwickklubs, welche auf einer Reise durch England die Sitten verschiedener Gesellschaftsklassen beobachten. Die Frische, Schwäche und Gutherzigkeit des Londoners (cockney) ist darin mit ebensoviel Menschenkenntnis als Gemütsteilnahme dargestellt, ja litterarisch entdeckt worden. D. hat seinem Volke die Poesie des gewöhnlichen Lebens durch das Medium des Humors zum Bewußtsein gebracht. Seine litterarische Technik ist nicht groß; die Figuren sind namentlich zu Anfang mehr Karikaturen und erheben sich erst allmählich zu höherer Komik; aber die heitere, warme Lebenstreue des Buches erzielte eine so allgemeine und unmittelbare Wirkung, daß die Kritik nur den Erfolg zu konstatieren hatte. Am 2. Dez. 1836 heiratete D. Katharina, die Tochter eines Kollegen beim »Morning Chronicle«. Im Januar 1837 begann er einen zweiten Roman: »Oliver Twist«, eine Erzählung aus den untern Volksschichten (1837—39). Es folgten: »Nicholas Nickleby« (1839), noch erfolgreicher als die »Pickwickier«; »Master Humphrey's clock« (1840—41), eine Reihe von Erzählungen, in denen die Zeichnung von Leidenschaften, interessante Abenteuer, die Schilderung des oft hoffnungslosen Elends in den Fabrikstädten besonders ansprechen (aufgelöst in zwei Geschichten: »The old curiosity shop« und »Barnaby Rudge«); »Martin Chuzzlewit«, ein frisches und erfindungsreiches Werk (1843—44), in welchem manche Früchte einer inzwischen unternommenen Reise nach Amerika eingestreut sind. D. bewohnte jetzt ein hübsches Haus mit Garten am Regent's Park und wurde nicht bloß viel gefeiert, sondern auch hoch bezahlt. Er blieb aber auch im Wohlstand ein Philanthrop und bewährte dies besonders durch seine Weihnachtsgaben: »A Christmas carol« (1843), »Chimes« (geschrieben in Italien, 1844), »The cricket on the hearth« (1845), »Battle of life« (geschrieben am Genfer See, 1846); »The haunted man« (1848). Dazwischen entstand der Roman »Dombey and son« (1846—48), ein Spiegel bürgerlichen Lebens, dessen Bilder das Herz wie eine Tragödie erschüttern und durch hochkomische Szenen erheitern. Mit erstaunlicher Arbeitskraft ließ D. bereits 1849—50 den mehr autobiographischen Roman »David Copperfield« folgen, durch treffliche Charakterzeichnung und einen wahrscheinlichern und besser ausgeführten Plan vor den andern Werken ausgezeichnet; ferner »Bleakhouse« (1852), »Hard times« (1853), »Little Dorrit« (1855), »Tale of two cities« (1859), »Great expectations« (1861), »Our mutual friend« (1864—65). Dazu gesellte sich eine Reihe journalistischer Unternehmungen. Er wurde 1845 Redakteur der neubegründeten Zeitung »Daily News«, in der er zuerst seine »Pictures of Italy« veröffentlichte, zog sich aber bald von dem Blatt zurück und begann 1849 die Herausgabe einer Wochenschrift: »Household Words«, die Unterhaltung mit Belehrung verbinden sollte und, seit 1860 unter dem Titel: »All the year round« erscheinend, ungemeine Verbreitung fand. Seine spätern Romane sind regelmäßig darin erschienen. Eine Ergänzung bildete das monatlich erscheinende »Household narrative of current events«, eine Übersicht der Zeitgeschichte. Ein interessanter Ausdruck seiner persönlichen Überzeugungen sind die »American notes« (1842), die Hauptfrucht seiner erwähnten Reise, worin er sich wenig günstig über die Amerikaner und viele ihrer Institutionen äußerte. Sein Werk »A child's history of England« (1852) ist eine für Kinder geschriebene Geschichte Englands. Auch seine »Memoirs of Clown Grimaldi« seien erwähnt. In den von der »Literary guild«, einer Anstalt für altersschwache Schriftsteller, in den großen Städten gegebenen Theatervorstellungen entwickelte D. auch bedeutendes dramatisches Talent, wie er denn seit seiner Kindheit sich an Dilettantenschauspielen mit Lust beteiligte. Indes wirkten die Anstrengungen doch auf seine Gesundheit, um so mehr, da sich Verluste

und Unbefriedigtheit in der Familie (Trennung von der Frau 1858) dazu gesellten; eine Rastlosigkeit befiel ihn, deren Spuren man in seinen Schriften zuerst in »Bleakhouse« bemerken will. Auf mannigfachen Reisen und in seinem Hause Gadshill Place, das er seit 1856 besaß und verschönerte, suchte er rastlos nach Erholung. Vollends verderblich wurden ihm die Vorlesungen aus seinen Werken, die er seit 1858 in Cyklen in London, der Provinz, Schottland, Irland und 1868 auch auf einer zweiten Reise nach Nordamerika hielt. Er gewann ungeheure Ehren und Honorare, fühlte sich aber oft am Ende seiner Kraft. Ein Blutaustritt im Gehirn führte schließlich seine Auflösung herbei, im geliebten Gadshill Place, während er an dem »Mistery of Edwin Drood« arbeitete, das deshalb Fragment blieb. Er wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. In den 12 Jahren nach seinem Tode wurden von seinen Werken über 4 Millionen in England verkauft. Die erste Sammelausgabe war schon 1847 begonnen worden. Die »Charles D. edition«, in Amerika unternommen, erschien in England 1868—70 u. ö.; 1881 in 21 Bdn.; die »Library edition« u. a. 1881 in 30 Bdn. Seine »Speeches, literary and social« veröffentlichte Shepherd (Lond. 1870, 2. Aufl. 1883), welcher auch die »Plays and poems« sammelte (das. 1882—85, 2 Bde.). Von Gesamtausgaben deutscher Übersetzungen sind zu erwähnen: die Webersche (von Roberts, Scott u. a., Leipz. 1842—70, 125 Bde., illustriert), die Hoffmannsche (von Kolb, Zoller u. a., Stuttg. 1855 ff., 25 Bde.), die Seybtsche (neue Ausg., Leipz. 1862, 24 Bde.); eine Auswahl gab A. Scheibe (neue Ausg., Halle 1892, 15 Bde.). Zur Erläuterung seiner Schriften veröffentlichte Pierce ein »D. Dictionary« (2. Aufl., Boston 1878). D. schildert das Leben, die Charaktere der Weltstadt von den Gemächern der Aristokratie bis zur Dachstube oder den Kellern, wo die Armut und das Verbrechen wohnen, mit einer glücklichen Mischung von Satire und Gefühl, nicht ohne die Absicht, zu bessern und Mißbräuche zu beseitigen. Das Londoner Leben der mittlern und untern Stände ist seine eigentliche Sphäre; will er weiter hinauf und Bilder aus den höhern Ständen oder aus der Geschichte liefern, so mißlingt es ihm. Sein Pathos reicht aus, wahr und ergreifend den Tod eines Kindes zu schildern; eine tiefe Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen, lag nicht in der realen Richtung seines Wesens. Seine Liebesszenen sind gern drollig, seine Verbrecher Ungeheuer, deren Charakter zu motivieren kaum versucht wird. Nebenfiguren baut er sich auf aus einigen Eigentümlichkeiten, Charakterzügen oder Phrasen, durch die sie von andern unterschieden sind. Von Frauengestalten weiß er alte Damen und Dienstboten gut zu schildern; seine Liebhaberinnen sind unbedeutend. Dagegen gelingt ihm die Zeichnung von Kindern meisterhaft, weil ihm bei allem Realismus der Sinn des Poeten für das Märchenhafte nicht abging. Dadurch wußte er selbst dem Häßlichen eine Anziehungskraft zu leihen. Charakteristisch für seine Romane ist der Mangel an einheitlichem Plan: zum Teil wahrscheinlich eine Folge davon, daß sie in Lieferungen erschienen; das Gedränge am Ende, wenn über Hals und Kopf abzuschließen ist, wirkt oft sehr fühlbar. Aber wie bei Walter Scott hängt es damit zusammen, daß der Verfasser selber und um so mehr der Leser bis zum Ende in Spannung bleibt, wie es ausgehen wird. Nicht die geringste Empfehlung für seine sämtlichen Schöpfungen ist es schließlich, daß auch die Frauenwelt sie ohne Bedenken in die Hand nehmen kann, trotzdem der Dichter den Leser so häufig in die Höhlen des Verbrechens führt. Über sein Leben vgl. J. Forster, The life of Charles D. (Lond. 1872—74, 3 Bde.; zuletzt 1891; deutsch von F. Althaus, Berl. 1872—75); Julian Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit (neue Folge, Leipz. 1872); die Biographien von A. W. Ward (1882) und von Marzials (1887); Langton, Childhood and growth of D. (1891); G. Dolby, D. as I knew him (1884); R. Bluhm, Autobiographisches in David Copperfield (Leipz. 1891); »The letters of Charles D.« (hrsg. von seiner Schwiegertochter und ältesten Tochter, Lond. 1880, 3 Bde.); »Letters to Wilkie Collins« (das. 1892). Eine brauchbare »Bibliography of D.« lieferte Shepherd (Lond. 1880), zu ergänzen durch Kitton, Dickensiana (das. 1886).

Dicke Tonne, Münze, s. Dickthaler.

Dickfuß (Oedicnemus *Temm.*), Vogelgattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae), Vögel mit mittellangem Hals, dickem, großäugigem Kopf, geradem, an der Spitze kolbigem Schnabel, hohen, dreizehigen Füßen, mittellangen Flügeln und mittellangem, fast keilförmigem Schwanz. Der D. (Triel, Eulenkopf, O. crepitans *Temm.*) ist 45 cm lang, 80 cm breit, oben lerchenfarben, unterseits gelblichweiß, mit weißem Streifen über und unter dem Auge, zwei weißen Streifen auf den Flügeln und schwarz und weiß gefiederten Schwanzfedern, bewohnt wüste und steppenartige Gegenden in Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien, erscheint noch in Südschweden, zieht aus den nördlichen Gegenden im Herbst nach Südeuropa, wo er als Stand- oder Strichvogel lebt. In Ägypten findet er sich häufig auf den platten Dächern der Moscheen. Er ist ungemein wachsam und scheu, lebt einsam, ist am Tage träge und ruhig, aber in der Nacht sehr lebhaft und nährt sich von Weichtieren und Insekten, Mäusen, Eidechsen, Fröschen. Das Nest steht im Sande, die 3—4 bleich lehmgelben, blau und braungefleckten Eier brütet das Weibchen in 16 Tagen aus.

Dickfuß, Pilz, s. Boletus.

Dickgroschen (Güldengroschen), seit 1484 in Tirol ausgegebene zweilötige Silbermünzen aus feinem Silber, wurden dem Goldgulden gleichgestellt, aber zu Anfang des 16. Jahrh. durch die Thaler verdrängt. Auf der Vorderseite war der Erzherzog im Herrscherornat, auf der Rückseite ein turnierender Ritter mit fliegender Fahne dargestellt.

Dickhäuter (Vielhufer, Pachydermata), eine Gruppe der Säugetiere, zu der man Flußpferde, Nashörner, Schweine, Tapire, Klippdachse und Elefanten rechnet, ist neuerdings aufgelöst worden: aus den Elefanten hat man die Ordnung der Rüsseltiere (Proboscidea) gemacht; die Klippdachse bilden ebenfalls eine Ordnung für sich, und die Flußpferde und Schweine, Nashörner und Tapire werden zu den Huftieren gestellt. S. die genannten Ordnungen.

Dickinson, William Howship, Arzt, geb. 9. Juni 1832 in Brighton, studierte in Cambridge und London, ward 1861 Kurator des pathologischen Museums, dann Hilfsarzt und Dozent daselbst und 1869 Arzt an dem Hospital für Kinder. Er schrieb: »On the action of digitalis upon the uterus etc.« (1855); »On the pathology of the kidney« (1859—61); »On the function of the cerebellum« (1865); »On the nature of the so-called amyloid or lardaceous degenerations etc.« (1867); »On the nature of the enlargement of the viscera, which occurs in

rickets etc.« (1869); »Kidney and urinary diseases«, 2 Teile: »Pathology and treatment of albuminuria« (1869, 2. Aufl. 1877) und »Diabetes« (1876); »On the tongue as an indication in disease« (1888); »Harvey in ancient and modern medicine« (1891).

Dickkopf, eine Form der Kurzschädeligkeit, s. Brachykephalen; Fisch, s. Döbel und Kaulkopf; Schmetterling, s. Nonne.

Dickmaischbrauerei, s. Bier, S. 1002.

Dickmünzen, durch ihre Dicke von den gewöhnlichen umlaufenden Münzen abweichende Prägestücke, teilweise auch anders legiert und deshalb als Stempelproben anzusehen.

Dickpflanzen, soviel wie Krassulaceen (s. d.).

Dicksaft, s. Zucker.

Dickschnabelhühner, s. Wallnister.

Dickschnabelsittiche (Bolborhynchus), s. Papageien.

Dickson, Oskar, der Mäcen der Nordenskjöldschen Polarfahrten, geb. 2. Dez. 1823 in Gotenburg aus einer ursprünglich schottischen, nach Schweden ausgewanderten Familie, trat nach beendeten Schuljahren in das väterliche Geschäft ein. Sein Interesse für die Jagd und die Vogelwelt führte ihn zum Studium der geographischen Wissenschaft. Seit 1868 ließ er sich die Förderung von Nordenskjölds arktischen Expeditionen angelegen sein. So trug er allein die Kosten der 1870er Expedition nach Grönland, den größten Teil der Kosten für die Überwinterungsexpedition auf Spitzbergen von 1872—73, auch als diese weit über die erste Berechnung hinausgingen. Die Expeditionen 1875 und 1876 beitritt er, erstere ganz allein, die andre zum Teil. Sein Anteil an den Kosten der Vega-Expedition von 1878—80 betrug 120,000 Kronen. Auch trug er die Kosten der Grönlanderpedition von 1883. Vier Könige haben D. für diese Verdienste um die Wissenschaft ausgezeichnet. Die philosophische Fakultät von Upsala ernannte ihn 1877 zum Doktor, und die geographischen Gesellschaften von London und Paris überreichten ihm ihre Goldmedaillen. Infolge der Vega-Expedition wurde D. geadelt.

Dicksonhafen, Hafen an der Nordküste Sibiriens, im Gouv. Jenisseisk, in der Jenisseimündung, unter 73° 30′ nördl. Br., auf allen Seiten von Felseneilanden umgeben und dadurch vollkommen geschützt, wurde 1875 von Nordenskjöld entdeckt und ist der beste Hafen an der ganzen Nordküste Asiens. Er war 1882—1883 eine der internationalen Polarforschungsstationen. Vorgelagert ist dem Hafen die ausgedehnte, unbewohnte Dicksoninsel.

Dicksonia *L'Hérit.*, Farngattung aus der Familie der Cyatheaceen. D. antarctica *Labill.* (s. Tafel »Farne I«, Fig. 5), mit 13 m hohem, von einer dicken Wurzelhülle umgebenem Stamm und riesigen Wedeln, in Neuholland, wird bei uns in Kalthäusern kultiviert, auch im Sommer an halbschattigen Stellen ins Freie gestellt.

Dickstein, s. Edelsteine.

Dickthaler, größere Silbermünzen von einer gegen den Umfang ungewöhnlichen Dicke, wie die spanisch-burgundischen Philippsthaler. In Nordwestdeutschland nannte man zuweilen die französischen Laub- und deutschen Kronenthaler »dicke Tonne« (s. Ducaton).

Dickzüngler, s. Eidechsen.

Dielinus (griech., »zweibettig«), Pflanzen mit eingeschlechtigen Blüten, deren Staubgefäße und Griffel in besondern Blüten stehen. Dielinia, Hauptabteilung des Linnéschen Systems, die Klassen Monoecia, Dioecia und Polygamia umfassend.

Dielytra, s. Dicentra.

Dicotyles, das Nabelschwein.

Dicotylinae (Petaris), eine Unterfamilie der Schweine (s. Huftiere).

Dicta (lat.), s. Dictum.

Dicta et promissa (lat.), s. Kauf.

Dictamnus *L.* (Diptam), Gattung aus der Familie der Rutaceen, mit der einzigen Art D. albus *L.*, einer über 1 m hohen Staude mit unpaarig gefiederten Blättern und einer großen, gipfelständigen Traube roter oder weißer Blüten, wächst in Mitteleuropa, Italien und im gemäßigten Asien und wird als Zierpflanze kultiviert. Der Stengel und seine Verzweigungen, besonders aber der Blütenstand, sind drüsig behaart, und die Drüsen enthalten viel ätherisches Öl, das an warmen, trocknen Sommerabenden einen Dunstkreis um die Blüten bildet, welcher sich entzünden läßt. Die bittere, stark riechende Wurzel wurde früher als weiße Diptamwurzel (Spechtwurzel, Eschen- oder Aschwurzel) arzneilich benutzt.

Dictando (lat.), diktierend.

Dictionnaire (franz., spr. diksjonär', englisch Dictionary), Wörterbuch; D. de poche, Taschenwörterbuch.

Dicto anno (lat.), im genannten Jahr; dicto die, am genannten Tag.

Dictum (lat., Mehrzahl dicta), Spruch, Ausspruch, Wort; d. biblicum, Bibelspruch; d. classicum, Hauptstelle, Hauptspruch; dicta probantia, Beweissprüche, Beweisstellen, besonders biblische, worauf sich ein Glaubenssatz gründet, oder woraus er hergeleitet wird; dicta testium, Zeugenaussagen.

Dictum de omni et nullo (lat.), logischer Grundsatz: was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen Arten und Individuen derselben. Beispiel: Bäume sind Pflanzen, Pflanzen haben Wurzeln, folglich haben die Bäume auch Wurzeln. Derselbe liegt der kategorischen Schlußart zu Grunde (vgl. Schluß).

Dictum factum, lat. Sprichwort: gesagt, getan; wie gesagt, so geschehen.

Dicyan, das Molekül $(CN)_2$, s. Cyan.

Dicyemiden, s. Mesozoen.

Dicymen (griech.), zusammengesetzte Blütenstände, soviel wie Doppeltrugdolden.

Dicynodon *Ow.*, Reptiliengattung der anomodonten Theromorphen, sehr große Tiere mit bis 60 cm langem Schädel, schildkrötenartigem Unterkiefer und zwei großen, wurzellosen Hauern in dem sonst zahnlosen Oberkiefer. Mehrere Arten finden sich in der Trias von Südafrika (Dicynodonsande).

Dicypellium *Nees*, Gattung aus der Familie der Lauraceen, mit der einzigen Art D. caryophyllatum *Nees* (Persea caryophyllata *Mart.*), einem schönen Baum in Brasilien mit länglichen, lang zugespitzten, kahlen, unterseits bräunlichen Blättern, purpurroten Blüten und elliptischer, oben genabelter Beere. Die nelkenartig riechende, feurig zimtartig schmeckende Rinde (Nelkenzimt, Nelkenholz, Nelkenrinde, Cassia caryophyllata) enthält ätherisches Öl, Harz, Gerbstoff und dient zu Likören, Parfümerien und zur Verfälschung des Gewürznelkenpulvers.

Didachē (griech.), d. h. »Lehre (der zwölf Apostel)«, ist der Titel einer in den »Apostolischen Konstitutionen« (s. d.) verarbeiteten Grundschrift, welche erst 1875 entdeckt (s. Bryennios 2) und seither viel bearbeitet worden ist. Vgl. Harnack, Texte und Untersuchungen zur altchristlichen Litteratur, Bd. 2 (Leipz. 1886); Derselbe, Die Apostellehre und die jüdischen beiden Wege (das. 1886); Schaff, The teaching of the twelve apostles (New York 1885).

Didaktik (griech.), Unterrichtslehre oder Unterrichtswissenschaft, der eine Hauptteil der Erziehungslehre oder Pädagogik (s. d.), der vom Unterricht als solchem handelt, während der andre Teil dieser Wissenschaft die unmittelbare Erziehung oder Erziehung im engern Sinne zum Gegenstand hat. Die D. ihrerseits gliedert sich nach der üblichen Einteilung in die allgemeine D., welche auf psychologischer Grundlage die allgemeinen Grundsätze des Unterrichts entwickelt, und die besondere D. oder spezielle Methodik, welche die Anwendung dieser Grundsätze auf die einzelnen Unterrichtsfächer nachweist. In beiden Hauptteilen ist wieder von dem Gegenstand (Materie) des Unterrichts (Auswahl der Lehrfächer, Begrenzung des Stoffes) und von der Art (Form, Methode) der Bearbeitung (Abstufung und Gruppierung der Fächer, Anordnung des Stoffes ꝛc.) zu handeln. Didaktisch, belehrend, lehrhaft, auf einen Lehrzweck gerichtet; Didaktiker, ein der D. Kundiger oder Lehrer der D. Vgl. Willmann, D. als Bildungslehre (Braunschw. 1882—89, 2 Bde.).

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalia (griech.), Belehrung, Unterricht, besonders die Unterweisung, welche die dramatischen Dichter Athens dem ihnen zur Aufführung ihrer Stücke gestellten Chor erteilten. Auch die Aufführung und das Stück selbst nannte man D., insbes. aber die auf einer Tafel im Theater aufgehängte Urkunde, welche kurze Angaben enthielt über Ort und Zeit des dramatischen Wettkampfes, die dabei beteiligten Dichter und ihre Stücke sowie über ihre Erfolge. Diese für die Geschichte des Dramas wichtigen Denkmäler sammelte und ordnete zuerst Aristoteles, dessen Beispiel die alexandrinischen Gelehrten folgten. Aus diesen ebenfalls Didaskalien genannten Schriften stammen die kärglichen Nachrichten der Grammatiker und Scholiasten über die einzelnen Dramen. Eine Anzahl dieser Urkunden hat sich im Original erhalten. — Nach dem Beispiel der Griechen versahen auch die Römer die Dramen ihrer Dichter mit Didaskalien, wie solche zu den Stücken des Terenz und zum »Stichus« des Plautus vorhanden sind.

Diday (spr. -dä), François, schweizer. Maler, geb. 12. Febr. 1802 in Genf, gest. daselbst 28. Nov. 1877, bildete sich in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Hauptwerke von ihm sind: die Mühle zu Montreux, der Sturm (1831), die Sennhütte auf einer Alp im Meiringer Thal, Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfer See im Sturm, alle durch großartige Auffassung, Wahrheit der Darstellung und treffliches Kolorit ausgezeichnet. Er war der Lehrer Calames.

Didelphyidae (Beutelratten), eine Familie der Beuteltiere (s. d.); Didelphys, die Beutelratte.

Diderot (spr. did'ro), Denis, die Seele der französischen Encyklopädisten und einer der einflußreichsten Schriftsteller der revolutionären Aufklärungsperiode des 18. Jahrh., wurde 5. Okt. 1713 zu Langres in der Champagne als Sohn eines Messerschmieds geboren und starb 30. Juli 1784. In Paris lernte er Philosophie, Mathematik und Physik, die schönen Wissenschaften und die tonangebenden Schöngeister der Zeit kennen, verlor, weil er seine Berufsstudien vernachlässigte (er war anfangs Theolog, dann Jurist gewesen), die Unterstützung seitens seines Vaters und wurde Schriftsteller. Unter den Schriftstellern seiner Nation hatte der Skeptiker Bayle den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; in den Schriften der englischen Sensualisten und Freidenker begegnete ihm ein verwandtes Element. Er begann mit Übersetzungen: 1743 erschien die Übersetzung der Geschichte Griechenlands von Stanyan und 1745 sein »Essai sur le mérite et la vertu« (frei nach dem gleichnamigen Werk von Shaftesbury). Seine Neigung zur Opposition verriet sich hier in dem Umstand, daß er dem Verkünder der natürlichen Vernunftreligion gegenüber auf die Seite der Offenbarung trat und deren Möglichkeit verteidigte. Der in Frankreich herrschenden Gläubigkeit gegenüber kehrte er schon in den »Pensées philosophiques« (Haag 1746) und noch mehr in der 1747 geschriebenen, aber vor dem Druck mit Beschlag belegten »Promenade d'un sceptique« die entgegengesetzte Seite heraus. Erstere Schrift, in welcher das Parlament einen Angriff auf das Christentum erblickte, wurde auf dessen Befehl vom Scharfrichter verbrannt und erregte ebendarum außerordentliches Aufsehen. Letztere ist erst lange nach Diderots Tod in dem vierten Bande seiner »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (Par. 1830) veröffentlicht worden. Der Zweifel, den er darin dem Theismus vom deistischen Standpunkt aus entgegengesetzt, macht schon in den rasch darauf folgenden Schriften: »Introduction aux grands principes«, »Lettre sur les aveugles« (Lond. 1749), welche, als atheistisch, ihm ein Jahr Gefängnis in Vincennes zuzogen, und »Lettre sur les sourds et muets« (1751) dem Zweifel am Deismus selber Platz. In der von 1751 ab publizierten »Encyklopädie« (s. d.) rühren nicht bloß sämtliche auf Technik und Gewerbe bezügliche, sondern auch einige philosophische, ja selbst viele physikalische und chemische Artikel von D. her, dessen schlagfertige Polyhistorie ihm erlaubte, überall einzuspringen, wo ein Mitarbeiter fehlte. Seine Theorien über das Theater, welches er dem abstrakten klassischen Regelzwang und der Unnatur entreißen und zur Wirklichkeit und Natürlichkeit zurückführen wollte, bethätigte er praktisch in seinen beiden Dramen: »Le fils naturel« (1757) u. »Le père de famille« (1758). Diese beiden Stücke (übersetzt von Lessing, 1760), die weniger freie Dichtungen als Musterbeispiele sein sollten, und die wegen ihrer Rührseligkeit und pedantischen Moral vollständig durchfielen, waren die Vorläufer des sogen. bürgerlichen Dramas; sie fanden übrigens in Deutschland (bei Iffland, Kotzebue u. a.) mehr Nachahmung als in Frankreich. Von der Vielseitigkeit Diderots legen ein vortreffliches Zeugnis ab die »Salons«, Berichte über die Ausstellungen der Pariser Akademie von 1765—67, in denen er in geistreicher Plauderei die Naturwahrheit als Hauptforderung aufstellt; auch für diese Art der Kunstkritik kann D. als Begründer gelten. Die Mehrzahl seiner Erzählungen und Romane ist außer den »Bijoux indiscrets« (1748), einem unsaubern und faden Produkt, erst nach seinem Tode gedruckt worden. Von diesen ist am schwächsten »Jacques le fataliste« (deutsch von Mylius, Berl. 1792; eine Novelle daraus hat Schiller übersetzt, Sardou in »Fernande« dramatisiert), besser trotz des zum Teil empörenden Naturalismus der Roman »La Religieuse«, am berühmtesten aber »Le neveu de Rameau«, der zuerst in Deutschland durch Goethes Übersetzung (1805) bekannt wurde, dann zurückübersetzt und erst 1821 nach dem Original gedruckt wurde, ein köstliches Spiegelbild der Genußsucht und Blasiertheit der Zeit. Wahre Perlen liebenswürdigen Humors und geistreichen Erzählungstalents sind die kleinen Genrebilder, die er mit dem Namen »Petits papiers« bezeichnete. 1743 hatte er gegen den Willen seines Vaters aus Liebe ein armes Mädchen geheiratet, das aber durch Beschränkt-

heit und Bigotterie sich den Gatten bald entfremdete, besonders als nach der Geburt mehrerer Kinder die drückendsten Nahrungssorgen auf ihm lasteten. D. fiel bald darauf in die Netze einer berüchtigten, herzlosen Kokette, Madame de Puisieux, die ihn zehn Jahre lang aufs schmählichste betrogen und ausgesogen hat. Dann schloß er eine enge Verbindung mit der geist- und gemütvollen Sophie Volland, welche bis an deren Lebensende dauerte. Der pekuniäre Gewinn aus seinen Schriften, selbst aus der »Encyclopédie«, war nur gering, und er dachte schon daran, seine Bibliothek zu verkaufen, um seine Tochter aussteuern zu können, als seine enthusiastische Bewunderin, die Kaiserin Katharina II. von Rußland, ihn auf edle, schonende Art seinen Verlegenheiten entriß: sie kaufte ihm seine Bibliothek für 15,000 Livres ab mit der Bedingung, daß er dieselbe, solange er lebe, behalte und für 1000 Livres jährlichen Gehalt verwalte, und ließ ihm den Gehalt auf 50 Jahre vorausbezahlen; dann lud sie ihn nach Petersburg ein und lebte mit ihm einen Winter hindurch in vertraulichem Umgang, bis seine durch das rauhe Klima noch mehr geschwächte Gesundheit die Rückkehr in die Heimat verlangte. Eine Einladung Friedrichs d. Gr., über Berlin zu reisen, schlug er aus und reiste über Holland; seine Eindrücke über Land und Leute legte er in der Schrift »Voyage de Hollande« nieder. Nach Paris zurückgekehrt und bis an sein Lebensende unermüdlich thätig, starb er, wie er gelebt hatte, als Philosoph und wurde in der Kirche St.-Roch begraben. D. sind zwei Standbilder in Paris, von Gautherin vor St.-Germain-des-Prés und von Lecointe vor dem Hôtel de Ville, ein drittes von Bartholdi in Langres errichtet. D. war, nach Goethes Urteil, ein Schriftsteller, der mehr die Absicht hatte, die Freunde des Alten zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Gebäude zu errichten. Nach allen Richtungen anregend, ist er nach keiner erschöpfend; er selbst hat von sich gesagt, daß er nur »Seiten« schreiben könne. Ohne für Journale zu schreiben, war er der erste Journalist seiner Zeit, ein Virtuose des Wortes in Rede und Schrift, der die Lebendigkeit des Gesprächs, in welchem er Meister war, in seine Schriftstellerei übertrug und daher die Form des Briefes oder des Dialogs jeder andern vorzog. Fast alle seine Schriften sind Gelegenheitsschriften, entweder an bestimmte Personen gerichtet, oder durch solche veranlaßt, selbst seine philosophischen. Sein Stil gewinnt dadurch einen Zauber, den Goethe »hinreißend« nennt; auch seine tiefsinnigsten metaphysischen Abhandlungen, wie sein »Gespräch mit d'Alembert« und des letztern »Traum« (beides aus 1769), hat er durch Klarheit und Schwung zu rhetorischen Kunstwerken geformt. Als Philosoph hat er eine Reihe von Metamorphosen durchgemacht, die ihn vom Theismus zum Deismus, von diesem zum Atheismus und Materialismus führten. Wenigstens legt er in jenen Schriften, welche den reifsten Ausdruck seiner metaphysischen Überzeugungen darbieten, aller Materie Empfindung bei und verklärt sie dadurch selbst zu geistiger Natur. In seiner Schrift »Interprétation de la nature« (1754) setzt er an die Stelle der Monaden des Leibniz Atome, in welchen, wie in jenen schlummernde Vorstellungen, so gebundene Empfindungen liegen. Dieselben werden bewußt im animalischen Organismus; aus den Empfindungen aber erwächst das Denken. Sein Atheismus beschränkt sich auf die Bemerkung gegen die Annahme eines persönlichen Gottes: diese Annahme bedeute nicht, daß das große musikalische Instrument, welches wir Welt nennen, sich selbst spiele. Dagegen erkennt er in dem Naturgesetz und in der Wahrheit, Schönheit und Güte die Gottheit. — Seine Werke sind so zahlreich und so weit zerstreut worden, daß auch jetzt noch keine vollständige Ausgabe vorliegt. die beste und vollständigste ist von Assézat und Tourneux herausgegeben (1875—77, 20 Bde.). Zahlreiche kleine Aufsätze Diderots sind in die »Correspondance littéraire« von Grimm (s. d. 1) aufgenommen und in den Ausgaben der »Correspondance littéraire« mitgeteilt. Seine philosophischen Schriften erschienen zuerst Amsterdam 1772, 6 Bde., in lückenhafter Gestalt und mit Fremdem vermischt. Seine Korrespondenz mit Sophie Volland, Grimm u. a. ist enthalten in den »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (1841, 2 Bde.). Seine einzige Tochter, Madame de Vandeul, hat »Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de D.« (1830) herausgegeben (abgedruckt an der Spitze der »Ouvrages inédits«). Vgl. Fr. Raumer, D. und seine Werke (Berl. 1843); Rosenkranz, Diderots Leben und Werke (Leipz. 1866, 2 Bde.); Sainte-Beuve, Portraits littéraires, Bd. 1 (neue Ausg., Par. 1869); Hettner, Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrh. (4. Aufl., Braunschw. 1881); Avezac-Lavigne, D. et la société du baron d'Holbach (Par. 1875); J. Morley, D. and the Encyclopaedists (2. Aufl., Lond. 1886, 2 Bde.); E. Scherer, D., étude (Par. 1880).

Dididae, s. Didus.

Didier (spr. didjé), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 1805 in Genf, gest. 8. März 1864 in Paris durch Selbstmord, lenkte die Aufmerksamkeit auf sich durch seine »Mélodies« (Par. 1827), lyrische Gedichte, und durch seine Romane: »Rome souterraine« (1833, 2 Bde.) und »Campagne romaine« (1842), die prächtige Schilderungen Italiens enthalten, freilich auch den Haß der Italiener gegen Bourbonen und Österreicher illustrieren. Vgl. über ihn Frossard in der »Bibliothèque universelle et Revue suisse« (1870).

Didius, Julianus, vollständig Marcus D. Salvius Julianus, röm. Kaiser 193 n. Chr., Sohn des Petronius Didius Severus, Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmannes Salvius Julianus, geb. 132, erzogen von des Marcus Aurelius Mutter Domitia Lucilla, wurde durch den Einfluß derselben nacheinander Quästor, Ädil, Prätor und Statthalter von Belgien, 175 Konsul und darauf wieder Statthalter in mehreren Provinzen. Nach des Pertinax Ermordung erkaufte er von den Prätorianern zu Rom um ca. 60 Mill. Mark die Kaiserkrone, allein das Volk und selbst die Heere in den Provinzen lehnten sich gegen ihn auf, da er wegen seines schwelgerischen Lebens nur in sehr geringem Ansehen stand. Von den Gegenkaisern, die sich, Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien, Septimius Severus in Pannonien, fast gleichzeitig erhoben, rückte Severus fast ohne Widerstand in Rom ein und ließ durch den Senat den D. absetzen, der darauf nach einer Regierung von 66 Tagen durch einen Soldaten getötet wurde.

Dido, ursprünglich nichts andres als die phönikische Astarte (s. Astarte und Melkart) und Burggöttin von Karthago. Zur geschichtlichen Person umgestaltet, gab sie Namen und Züge ihres Mythus an Elissa ab, die Tochter des tyrischen Königs Mutton (oder des Belos oder des Agenor), die nach dem Tode ihres Vaters ihren Oheim Akerbas (bei Vergil Sichäus), einen Priester des Melkart, heiratete. Ihr Bruder,

der König Pygmalion, ließ ihn aus Habsucht heimlich ermorden, worauf D. mit ihren Reichtümern und begleitet von vielen Tyrern entfloh, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Sie landete in Afrika, unweit der phönikischen Kolonie Ityke (Utica), und baute auf dem Boden, den sie von dem numidischen König Jarbas gekauft hatte, die Burg Bozra, welchen Namen die Griechen in Byrsa (»abgezogene Haut, Fell«) umgestalteten. Hieraus wohl mag die Sage entstanden sein: D. habe von Jarbas nur so viel Land gekauft, als mit einer Stierhaut belegt werden könne, dann aber listig die Haut in schmale Streifen zerschnitten und damit einen großen Raum umgrenzt. Die neue Kolonie erweiterte sich bald so, daß D. zur Gründung einer Stadt schreiten konnte (angeblich 888 v. Chr.), die zuerst Tyrus (Zor), dann Karchedon oder Karthago (»Neustadt«) genannt wurde. Als nach einiger Zeit Jarbas die Hand der D. forderte, gab sich dieselbe, um der Ehe mit dem Barbaren zu entgehen, auf dem Scheiterhaufen selbst den Tod. Vergil hat die Sage von D. mit großer poetischer Freiheit behandelt. Er läßt D. während des Aufbaues der neuen Stadt den nach Libyen verschlagenen Äneas aufnehmen, in heftigster Liebe zu ihm entbrennen, dann aber freiwillig auf dem Scheiterhaufen sterben, als der Geliebte nach Jupiters Befehl von ihr scheidet.

Didodekaeder (griech.), soviel wie diheragonale Pyramide, s. Kristall.

Didon (spr. -dóng), Henri, Theolog, geb. 17. März 1840 in Touvet (Isère), trat als Anhänger Lacordaires in den Dominikanerorden, dessen Prior er nach dem deutsch-französischen Kriege wurde. Wegen seiner 1879 gehaltenen Vorträge über die Ehescheidungsfrage (»Indissolubilité et divorce«, 1880) hatte er sich in Rom zu verantworten und brachte in dem corsischen Kloster Corbara eine Strafzeit von 1½ Jahren zu. Nachdem er hierauf die Universitäten von Leipzig und Berlin besucht und die gewonnenen Eindrücke in dem Buche »Les Allemands« (Par. 1884) veröffentlicht hatte, unternahm er eine Reise nach Palästina, als deren Frucht sein vielgelesenes, geschickt geschriebenes Werk »La vie de Jésus« (das. 1890, 2 Bde.; neue Ausg. 1891; deutsch von Schneider, Regensb. 1891) erschien, welches unter formaler Anerkennung der Kritik für die gesamte biblische Wunderwelt eintritt. Gleichzeitig wurde Père D. Direktor des Collège Albert-le-Grand in Arcueil und erschien seit 1891 auch wieder auf Pariser Kanzeln.

Didot (spr. -do), berühmte franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ihr Ahnherr war François D., geb. 1689, der sein Geschäft 1713 in Paris begründete und 2. Nov. 1757 starb. Sein ältester Sohn, François Ambroise, geb. 7. Jan. 1730, gest. 10. Juli 1804, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit Einem Zug, druckte zuerst auf Velinpapier, das er erfand, goß schöne Antiquatypen (Didotsche Lettern) und veranstaltete auch auf Ludwigs XVI. Befehl eine Sammlung von Klassikern zum Unterricht für den Dauphin (in usum Delphini). Unter den aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, zum Teil typographischen Raritäten, sind hervorzuheben: Tassos »Gerusalemme liberata« (1784—86, 2 Bde.) und Bitaubés Übersetzung des Homer (1787—88, 12 Bde.). Sein Bruder Pierre François, geb. 1732, gest. 7. Dez. 1795, hat sich ebenfalls um Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, insbes. der Schriftgießerei, sowie um Verbesserung der Papierfabrikation in seiner Papierfabrik zu Essonne verdient gemacht. Pierre D., der ältere, Sohn von François Ambroise, geb. 25. Jan. 1761, gest. 31. Dez. 1853, übernahm 1789 die Buchdruckerei seines Vaters und lieferte Folio-Prachtausgaben vieler klassischer Schriftsteller. Unter andern druckte er auch Boileaus »Œuvres« (1815, 3 Bde.) und Voltaires »Henriade« (1819) mit ganz neu gezeichneten Schriftarten. Nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit verwandte er auf die Korrektheit und Reinheit des Textes und auf Gleichheit der Orthographie. Als Litterator machte er sich besonders durch seinen »Essai de fables nouvelles« (1786), durch metrische Übersetzung des ersten Buches der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der »Äneide« bekannt. Sein Sohn Jules (gest. 1871) ließ ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen.

Firmin D., Bruder von Pierre, geb. 14. April 1764, gest. 24. April 1836, erhielt 1789 von seinem Vater die Schriftgießerei und lieferte die Lettern zu den Prachtausgaben seines Bruders. Er ist Erfinder einer neuartigen Schreibschrift und eines neuen Verfahrens im Stereotypenguß. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohne ab und widmete sich dem öffentlichen Leben. Als Deputierter war er unter den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestierten. Er übersetzte mehreres aus dem Griechischen und Lateinischen und schrieb die Tragödien: »La reine de Portugal« und »La mort de Hannibal«. Ihm zu Ehren verbanden seine Nachkommen den Vornamen Firmin mit dem Familiennamen und nannten sich Firmin-D., was die Regierung durch Dekret vom 20. Sept. 1887 bestätigt hat. D. Saint-Léger, Sohn von Pierre François D., geb. 1767, gest. 1829, erfand das Papier ohne Ende. Ambroise Firmin-D., Sohn Firmin Didots, geb. 20. Dez. 1790, gest. 22. Febr. 1876, studierte besonders die alten Sprachen, bereiste den Orient, war dann Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel und trat später in das Geschäft seines Vaters, das er 1827 mit seinem Bruder Hyacinth Firmin-D. (geb. 11. März 1794, gest. 7. Aug. 1880) übernahm. Er besorgte die Herausgabe vieler trefflicher Werke von Champollion, Jaquemont ꝛc., die neue Ausgabe des »Dictionnaire de l'Académie française« und eine neu revidierte Ausgabe des »Thesaurus linguae graecae« von Henricus Stephanus. Er selbst schrieb: »Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817« und machte sich einen Namen durch Übersetzungen des Anakreon, Thukydides und durch bibliographische und andre Arbeiten, von denen wir erwähnen: »Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois« (1863); »Observations sur l'orthographe française« (2. Aufl. 1868); »Études sur la vie et les travaux de Jean, Sire de Joinville« (1871); »Études sur Jean Cousin« (1872); »Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise« (1875). 1873 wurde er Mitglied der Akademie. Nach seinem Tode erschienen: »Les graveurs de portraits en France« (1877, 2 Bde.) und »Les Drevet (Pierre, Pierre-Imbert et Claude). Catalogue raisonné, etc.« (1876). Als Verlagsunternehmungen dieser Periode verdienen noch genannt zu werden: die »Bibliothèque française«, »Collection des classiques français«, »Bibliothèque des auteurs grecs«, das »Glossarium mediae et infimae latinitatis« von Dufresne, die »Nouvelle biographie générale« (1851 f.) u. a.

1855 war Alfred Firmin-D. (geb. 8. Febr. 1828), Sohn von Ambroise D., als Teilhaber des Geschäftes eingetreten, dessen einziger Besitzer er 1876 wurde, nachdem ein Sohn Hyacinths, Paul Firmin-D.

(geb. 1826), 1855—75 Mitbesitzer gewesen war. Ein Neffe Ambroises, Edmond Magimel (geb. 1833), war danach nur kurze Zeit Teilhaber. An seine Stelle traten zwei Söhne Alfreds: Maurice Firmin-D. (geb. 27. Mai 1859) und René Firmin-D. (geb. 11. Aug. 1866), außerdem Lucien Hébert (geb. 1852). Unter der neuen Leitung pflegt das Geschäft »Firmin-D. et Cie«., das nach dem Verkauf seiner Buchdruckerei zu Paris an G. Chamerot außer der bedeutenden chromolithographischen Anstalt daselbst eine Buchdruckerei in Mesnil, große Papierfabriken in Sorel-Moussel ꝛc. besitzt, vorzugsweise die Herausgabe illustrierter kunst- und kulturgeschichtlicher Prachtwerke (von Hoffbauer, Racinet, Bosc, Muntz u. a.). Vgl. Berdet, Études bibliographiques sur la famille des D. (Par. 1864); Brunet, Firmin D. et sa famille (daf. 1871); Wallon, Notice sur la vie et les travaux de Ambroise Firmin-D. (daf. 1886).

Didrachmon, f. Drachme.

Didron (spr. -óng), Adolphe Napoléon, franz. Archäolog, geb. 18. März 1806 in Hautvillers (Departement Marne), gest. 13. Nov. 1867 in Paris, wurde durch die Lektüre von Victor Hugos Roman »Notre Dame de Paris« zu archäologischen Studien bestimmt, die sich hauptsächlich auf die religiöse Kunst des Mittelalters und die christliche Symbolik erstreckten. 1844 begründete er die von ihm bis an seinen Tod geleiteten »Annales archéologiques«, die für Frankreich das Hauptorgan für Kunstarchäologie des Mittelalters wurden. D. schrieb ferner: »Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines« (1844); »Iconographie chrétienne grecque et latine« (mit Durand, 1845); »Iconographie des chapitaux du palais ducal de Venise« (mit Burges, 1857); »Manuel des œuvres de bronze et d'orfévrerie du moyen-âge« (1859); »Verrières de la Rédemption à Notre Dame de Châlons-sur-Marne« (1863); »Monographie de la cathédrale de Chartres« (1866) u. a.

Didschle, arab. Name des Tigris.

Diduncŭlus, f. Zahntaube.

Didus, Dronte (f. d.); Dididae (Dronten), eine Familie der Taubenvögel (f. d.).

Diduzieren (lat.), auseinanderziehen, dehnen, trennen; Diduktion, das Ausdehnen, die Sonderung.

Didym, f. Cer.

Didymoi (Didymi, griech.), Zwillinge; auch die [Hoden.

Didymoi, im Altertum Ort im Gebiet von Milet, südl. davon, 3 km vom Meer und vom Hafen Panormos, wohin eine mit Sphinxen und sitzenden Statuen geschmückte Straße führte. Hier war ein uraltes Orakel des Apollon, der davon den Beinamen Didymeus führte, das berühmteste nach dem delphischen, von Kreta aus gegründet, Sitz des Priestergeschlechts der Branchiden. Die Perser zerstörten den Tempel 494 v. Chr. Der bald darauf von den Milesiern angefangene, aber nie ganz vollendete Neubau wird rücksichtlich seiner Größe und Pracht den Tempeln zu Eleusis und Ephesos an die Seite gestellt. Von ihm stehen nur noch zwei 19 m hohe Säulen mit dem Architrav. Noch zur Zeit des Kaisers Julianus erteilte man hier Orakel. Ruinen von D. beim heutigen Jerónta. Die nach dem Hafen führende »heilige Straße« hat 1856—59 Newton untersucht, der einige der Sitzbilder nach England brachte. Es sind Beispiele der ältesten ionischen Skulptur, welche an die assyrischen Bildwerke des 9. und 10. Jahrh. v. Chr. erinnern.

Didymos, griech. Grammatiker aus Alexandria, zur Zeit Ciceros und noch des Augustus in Rom thätig, wegen seines eisernen Fleißes Chalkenteros (etwa »Sitzfleisch«) genannt, faßte in seinen zahlreichen Schriften (er soll über 3500 verfaßt haben) die philologische Gesamtthätigkeit der Alexandriner zusammen und schuf so die Grundlage für alle weitern Studien der Spätern. Seine meisten Bücher waren Kommentare zu fast allen griechischen Dichtern und nach Schriftstellern und Litteraturgattungen angelegte lexikalische Sammlungen zu Dichtern und Prosaikern. Das Beste in den vorhandenen Scholiensammlungen und grammatischen Lexika geht auf ihn zurück, ebenso zumeist die litteraturgeschichtlichen Ansätze und Angaben der Spätern. Eins seiner bedeutendsten Werke war das über die Homerrezension des Aristarchos, von dem Auszüge namentlich in den Venediger Homerscholien erhalten sind (vgl. Ludwich, Aristarchs Homerische Textkritik nach den Fragmenten des D., Leipz. 1885). Sammlung der Fragmente seiner Schriften von M. Schmidt (Leipz. 1854).

Didymos der Blinde, Kirchenlehrer, die letzte glänzende Erscheinung an der Katechetenschule zu Alexandria, welcher er 50 Jahre lang vorstand, geb. 308, gest. 395. Trotz seiner frühen Erblindung einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, schloß er sich im arianischen Streit der rechtgläubigen Partei an, was indessen nicht verhinderte, daß ihn spätere Synoden als Origenisten, Anhänger der Lehre von der Präexistenz der Seelen und Gegner der Ewigkeit der Höllenstrafen, verdammten. Ebendeshalb sind seine Schriften in der Kirche zurückgetreten, die vornehmsten derselben wurden erst wieder von Mingarelli (Bolog. 1764) und Lücke (Götting. 1829—32) ans Licht gezogen.

Didynăma stamina (griech.-lat.), zweimächtige Staubgefäße, in Zwitterblüten mit vier Staubgefäßen, von denen zwei länger sind als bei der Mehrzahl der Labiaten. Pflanzen mit solchen Blüten bilden die 14. Klasse des Linnéschen Systems, Didynamia.

Die (spr. di'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Drôme, 425 m ü. M., an der Mündung der Méroisse in die Drôme in fruchtbarer, von Bergen umkränzter Ebene an der Lyoner Bahn gelegen, mit römischen Baueresten (zwei Thoren, mehreren Altären ꝛc.), einer ehemaligen Kathedrale (teilweise aus dem 11. Jahrh.), Schloßruinen, Mauern mit Türmen, einem 1891 errichteten Denkmal der französischen Revolution und (1891) 3329 Einw., welche Weinbau (Clairette de D.), Seidengewinnung, Fabrikation von Tuch und Kalk und Handel mit Holz betreiben. In der Nähe, bei Romeyer, finden sich Mineralquellen. — Im Altertum war D. eine Stadt der Vokontier in Gallia transalpina und hieß Dea Vocontorium; bereits im 4. Jahrh. war es Bischofsitz. Im 11. Jahrh. hatte die Stadt ihre eignen Grafen, 1178 aber wurde sie von Kaiser Friedrich I. dem dortigen Bischof geschenkt. Das Bistum, welches 1276 mit dem zu Valence vereinigt ward, wurde 1687 wiederhergestellt, jedoch 1794 aufgehoben. Vgl. Martin, Antiquités de la ville de D. (1818).

Dieb, Käfer, f. Holzbohrer.

Diebessichere Schränke, f. Geldschrank.

Diebestelegraph, f. Lärmapparate.

Diebitsch-Sabalkanski, Hans Karl Friedrich Anton, Graf von, russ. Feldmarschall, geb. 13. Mai 1785 zu Großleippe i. Schl., gest. 10. Juni 1831, Sohn Hans Ehrenfrieds von Diebitsch, russischen Generalmajors und Inspektors der Waffenfabriken zu Tula, erhielt seine Bildung in dem Kadettenhaus zu Berlin und trat 1801 als Fähnrich in das russische Semenowsche Gardegrenadierregiment. Wegen seiner

bei Austerlitz, Eylau und Friedland bewiesenen Tapferkeit zum Hauptmann befördert, kam er 1812 als Generalquartiermeister zum Wittgensteinschen Korps, ward zur Belohnung für seine kühne Verteidigung einer Brücke bei der Wiedereinnahme von Polock Generalmajor und schloß 30. Dez. 1812 mit York die Konvention von Tauroggen. Nach der Schlacht bei Lützen zu Barclay de Tollys Armeekorps versetzt, war er beim Abschluß des geheimen Vertrags zwischen Rußland, Österreich, Preußen und England, der am 14. Juni 1813 in Reichenbach zu stande kam, beteiligt. Große Tapferkeit bewies er in den Schlachten bei Dresden und Leipzig und ward nach letzterer zum Generalleutnant erhoben. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er zum Kongreß nach Wien berufen und von da als Chef des Generalstabs zum 1. Armeekorps gesandt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generaladjutanten und 1822 zum Chef des Großen Generalstabs. 1825 hatte er dem Großfürsten Konstantin die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander I. zu überbringen. In dem im Frühling 1828 begonnenen Feldzug gegen die Türken erwarb er sich durch die freilich nur durch Verrat des türkischen Kommandanten erfolgte Einnahme von Warna den St. Andreasorden sowie als Oberbefehlshaber seit dem Februar 1829 für den durch die blutige Schlacht bei Kubewtscha erzwungenen Übergang über den Balkan, dem nach wenigen Tagen der Einmarsch in Adrianopel folgte, den Ehrennamen Sabalkanski, »Überschreiter des Balkans«. Zum Feldmarschall ernannt, kehrte D. nach beendetem Krieg nach Petersburg zurück und hielt sich dann längere Zeit in Berlin auf. Beim polnischen Aufstand überschritt er in der ersten Woche des Februars 1831 die polnische Grenze mit 118,000 Mann und griff 25. Febr. die Polen bei Grochow an. Er erlitt große Verluste, aber die Polen mußten in der Nacht bis Praga sich zurückziehen. D., dem das Wagestück einer Bestürmung Pragas und Warschaus zu gefährlich schien, trat zur Erholung und Verstärkung seiner Truppen gleichfalls den Rückzug an und schlug 26. Mai den Angriff der Polen unter Skrzynecki bei Ostrolenka zurück. Wenige Tage darauf erlag er in Kleczewo bei Pultusk der Cholera. Vgl. Belmont (Pseudonym für Schümberg), Graf D. (Dresd. 1830).

Diebsdaumen, der Daumen oder Fingerknochen (Glücksknochen) eines Hingerichteten, welcher ebenso Geld und Reichtum im Hause mehren sollte wie der Alraun, der aus dem herabtropfenden Fett der Gehenkten unter dem Galgen wächst. Vgl. Diebskerze.

Diebsinseln, s. Marianen.

Diebskerze, eine aus dem Fett oder Finger eines ungebornen Kindes bereitete Kerze, welche, solange sie brennt, Diebe und Räuber vor Entdeckung schützen sollte, indem sie die Beraubten in tiefem Schlaf erhielte. Ähnliche Wirkungen schrieb man auch dem Genuß oder Beisichtragen des Herzens und andrer Körperteile zu, die den Verbrecher unsichtbar machen sollten und bis zur Neuzeit häufig zur Ermordung schwangerer Frauen führten. Vgl. Blutaberglaube.

Diebskrabbe, s. Krabben.

Diebssprache, s. Kochemer Loschen.

Diebstahl (Entwendung, Furtum), die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen. Hiernach gehören zum Begriff eines Diebstahls folgende Erfordernisse: Was I. den Gegenstand des Verbrechens anbelangt, so ist ein D. 1) nur möglich an einer Sache, d. h. an einem unpersönlichen, körperlichen Gegenstand. Hieraus folgt, daß die widerrechtliche Aneignung von Geistesprodukten, der sogen. litterarische D., kein D. im strafrechtlichen Sinne ist (s. Urheberrecht). 2) Die Sache muß eine bewegliche sein, sei es auch, daß sie erst zum Zweck des Stehlens beweglich gemacht, daß z. B. ein in eine Wand eingemauerter Spiegel herausgerissen und nun entwendet wurde. Da hiernach an einer unbeweglichen Sache ein D. nicht möglich ist, so fällt namentlich das Abgraben oder Abpflügen eines Grundstücks nicht unter den Begriff eines Diebstahls und wird daher im deutschen Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 1) als besondere Übertretung bestraft. 3) Die Sache muß eine fremde, also einer dritten Person zugehörig sein; an seiner eignen Sache kann man keinen D. begehen. Aus ebendemselben Grund kann auch an einer herrenlosen, in niemandes Eigentum stehenden Sache ein D. nicht begangen werden. So ist z. B. das Wild, welches sich nicht in einem besondern Gehege, der Fisch, welcher sich nicht in einem abgeschlossenen Behälter, sondern im offenen Wasser befindet, in niemandes Eigentum, und ebendarum fällt das unbefugte Jagen, Fischen oder Krebsen, der Wild- und Fischdiebstahl (s. d.), nicht unter den Begriff des eigentlichen Diebstahls, sondern unter besondere Strafbestimmungen (vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 292, 296, 370, Ziff. 4). Auch der Leichnam eines Menschen steht in niemandes Eigentum, und ebendarum ist auch der Leichenraub kein D., sondern ein besonderes Vergehen (vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 168). 4) Die Sache muß sich im Gewahrsam eines andern befinden. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem modernen Begriff des Diebstahls und dem Furtum des römischen Rechts. Zu dem letzteren rechnete man nämlich jede contrectatio rei fraudulosa, jede rechtswidrige Behandlung einer Sache, also einmal das Furtum ipsius rei, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen fremden Sache aus fremdem Gewahrsam, also unsern heutigen D., sodann das Furtum usus, die vorübergehende widerrechtliche Benutzung einer solchen Sache oder die Gebrauchsanmaßung (s. d.), und endlich das Furtum possessionis, die Anmaßung des Besitzes der eignen Sache, an der einem dritten ein Gebrauchs- oder Zurückbehaltungsrecht zusteht (vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 289). Das deutsche Recht aber verlangte von jeher zum Begriff eines Diebstahls die Wegnahme der Sache aus fremdem Besitz, und ebendarum ist die Handlung desjenigen, der eine fremde bewegliche Sache, die er selbst im Besitz oder im Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet, kein D., sondern das besondere Vergehen der Unterschlagung (s. d.) oder Veruntreuung. Aus demselben Grund ist auch der sogen. Funddiebstahl, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen Sache, welche der Eigentümer aus seinem Besitz verloren hat, nicht D., sondern Unterschlagung. Ebenso kann man auch die widerrechtliche Zueignung verschossener Munition nicht als D. bestrafen, und ebendeshalb enthält das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches (§ 291) hierfür eine besondere Strafandrohung.

II. In Ansehung des äußern Thatbestandes des Diebstahls ist 1) die Wegnahme der fremden beweglichen Sache aus dem Gewahrsam eines andern erforderlich; solange die Sache noch nicht weggenommen ist, kann es sich höchstens um den Versuch eines Diebstahls handeln. Weggenommen aber ist die Sache nicht schon in dem Augenblick, in dem der Dieb sie ergriffen (Kontrektationstheorie), und nicht erst, wenn er sie in Sicherheit gebracht hat (Ablationstheorie),

sondern in dem Augenblick, in dem er die ausschließliche Verfügungsgewalt über die Sache erlangt hat (Apprehensionstheorie). 2) Diese Wegnahme muß ohne Anwendung von Gewalt gegen eine Person geschehen, sonst geht die Handlung in das Verbrechen des Raubes (s. d.) über.

III. Zum subjektiven Thatbestand des Diebstahls gehört folgendes: 1) Der Dieb muß die Absicht haben, sich die Sache rechtswidrig zuzueignen. 2) Der Dieb muß die Zueignung einer fremden Sache beabsichtigen; daher schließt die Einwilligung des (wirklichen oder vermeintlichen) Eigentümers der fraglichen Sache in deren Wegnahme sowie die irrige Annahme, daß man selbst der Eigentümer sei, das Vorhandensein eines Diebstahls aus. 3) Die Zueignung der Sache muß es sein, worauf die widerrechtliche Absicht des Diebes gerichtet ist; er muß die Sache sich zu eigen machen, d. h. ganz in seine Gewalt bringen, nicht etwa bloß vorübergehend gebrauchen und dann zurückstellen wollen. Aus demselben Grunde ist der sogen. Futterdiebstahl, d. h. Wegnahme von Getreide oder andrer zur Fütterung des Viehes bestimmter oder geeigneter Gegenstände wider Willen des Eigentümers, um dessen Vieh damit zu füttern, kein eigentlicher D., sondern eine in unserm Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 6) mit besonderer Strafe bedrohte Übertretung.

Was die verschiedenen Einteilungen des Diebstahls anbelangt, so unterscheidet man zwischen gemeinem und privilegiertem D., indem unter letzterm der durch eine mildere Behandlungsweise ausgezeichnete zu verstehen ist. In diese Kategorie gehört namentlich der sogen. Haus- oder Familiendiebstahl. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 247) tritt nämlich in Ansehung eines Diebstahls, der gegen Verwandte und Verschwägerte auf- und absteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und -kinder, Geschwister und deren Ehegatten oder Verlobte oder gegen Vormünder oder Erzieher begangen wurde, strafrechtliche Verfolgung nur auf Antrag des Bestohlenen ein. Dasselbe gilt von Diebstählen zum Nachteil von Personen, zu welchen der Dieb im Lehrlingsverhältnis steht, oder in deren häuslicher Gemeinschaft als Gesinde er sich befindet, wofern nur Sachen von unbedeutendem Wert den Gegenstand des Vergehens bilden. Diebstähle, von Verwandten aufsteigender Linie gegen Verwandte absteigender Linie oder von einem Ehegatten gegen den andern begangen, bleiben ganz straflos. Nach dem österreichischen Strafgesetzbuch (§ 463) können Diebstähle zwischen Ehegatten, Eltern, Kindern oder Geschwistern, solange sie in gemeinschaftlichem Haushalt leben, nur auf Ansuchen des Familienhauptes bestraft werden, vorausgesetzt, daß der D. sich nicht als Verbrechen qualifiziert. Auch der sogen. Mundraub, d. h. die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Wert oder von geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch, wird von der modernen Strafgesetzgebung nicht als eigentlicher D., sondern als bloße Übertretung mit Geldstrafe oder Haft belegt (vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 370, Ziff. 3). Von dem eigentlichen D. unterscheidet sich auch der sogen. Forst- oder Holzdiebstahl, d. h. die Entwendung von Holz oder sonstigen Waldprodukten aus Forsten oder unter Forstschutz stehenden Orten, und der sogen. Felddiebstahl, die Entwendung von Bodenerzeugnissen vom Felde. Derartige Entwendungen werden bei Geringfügigkeit der entwendeten Forst- oder Feldprodukte nach den Forststrafgesetzbüchern und Feldpolizeiordnungen der einzelnen deutschen Staaten mit viel geringerer Strafe als der gemeine D. belegt. In Österreich aber wird der Forst- und Felddiebstahl insofern strenger bestraft, als schon bei einem Betrage von über 5 Gulden der D. als Verbrechen sich darstellt. Eine weitere wichtige Einteilung ist die in einfachen und ausgezeichneten oder schweren D., welch letzterer dann vorliegt, wenn ein D. unter besonders erschwerenden Umständen verübt wurde. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird ein D. als schwerer bestraft, wenn er mittels Einbruchs oder Einsteigens in ein Gebäude oder einen umschlossenen Raum, oder mittels Erbrechens von Behältnissen, oder mittels Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung von Behältnissen oder Thüren nicht bestimmter Werkzeuge verübt wurde; ferner, wenn aus einem zum Gottesdienst bestimmten Gebäude dem Gottesdienst gewidmete Gegenstände gestohlen werden; wenn auf einem öffentlichen Wege, einer Eisenbahn, in einem Postgebäude oder an einem andern öffentlichen Ort Gegenstände der Beförderung mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungs- oder Verwahrungsmittel, oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge entwendet werden; wenn der Dieb bei Begehung des Diebstahls Waffen bei sich führte; wenn der D. von mehreren ausgeführt wurde, welche sich zur fortgesetzten Begehung von Raub oder D. verbunden haben; endlich, wenn der D. zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude, in welches sich der Thäter in diebischer Absicht eingeschlichen oder in dem er sich verborgen hatte, verübt worden ist. Ähnliche Bestimmungen enthält das österreichische Strafgesetzbuch. Was die Bestrafung des Diebstahls anbelangt, so ist die regelmäßige Strafe in Deutschland jetzt Freiheitsstrafe, neben welcher die französische Gesetzgebung fakultativ, die belgische obligatorisch auch Geldstrafe verhängt. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird der einfache D. mit Gefängnis von 1 Tag bis zu 5 Jahren bestraft; der schwere oder ausgezeichnete D. dagegen wird mit Zuchthaus von 1 bis zu 10 Jahren geahndet. Der Wert der entwendeten Sache ist nur Strafausmessungsgrund. Als besonderer Straferhöhungsgrund gilt der wiederholte Rückfall, und zwar läßt das deutsche Strafgesetzbuch eine strengere Bestrafung regelmäßig beim dritten D. eintreten. Es bestraft nämlich denjenigen, welcher im Inland als Dieb, Räuber oder gleich einem solchen oder als Hehler bestraft worden ist, darauf abermals eine dieser Handlungen begangen hat und wegen derselben bestraft worden ist, wenn er nun wiederum einen einfachen D. begeht, mit Zuchthaus bis zu 10 und, wenn er einen schweren D. begeht, mit Zuchthaus von 2 bis zu 15 Jahren. Beim Vorhandensein mildernder Umstände kann jedoch auch beim dritten ebenso wie beim schweren D. auf Gefängnis, jedoch nicht unter 3 Monaten, erkannt werden. Übrigens ist es zulässig, neben der wegen Diebstahls erkannten Gefängnisstrafe auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und neben der wegen Diebstahls erkannten Zuchthausstrafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht mit zu erkennen. Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 242—245, 247, 248. Nach österreichischem Strafrecht wird die Übertretung des Diebstahls mit Arrest von 1 Woche bis zu 6 Monaten, der verbrecherische D. aber (bei einem Betrage von über 25 Gulden, dann in den Fällen des oben besprochenen ausgezeichneten Diebstahls) mit schwerem Kerker von 6 Monaten bis zu 10 Jahren geahndet.

Dieburg, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz in einer weiten Ebene nördlich vom Odenwald und an der Linie Mainz-Aschaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine neue gotische kath. Kirche, eine evang. Kapelle, ein Kapuzinerkloster mit Kirche, ein Schloß, eine ehemalige Burg (Stockau), eine höhere Bürgerschule, eine Strafarbeitsanstalt, eine Oberförsterei, Gerberei, Leinweberei, Töpferei, Kokosmattenfabrikation und (1890) 4448 Einw., darunter 350 Katholiken und 160 Juden. D. war früher Festung und mit noch teilweise vorhandenen Mauern und Türmen umgeben. — D. ist römischen Ursprungs, wie die aufgefundenen Münzen, Aschenurnen u. dgl. und ein in der Altstadt entdecktes römisches Bad beweisen. Gegen Ende des 13. Jahrh. kam es an das Erzstift Mainz und 1802 an Hessen.

Diechlinge, Beinschienen, s. Rüstung.

Dieckerhoff, Wilhelm, Tierarzt, geb. 18. Okt. 1835 in Lichtendorf (Kreis Hörde), studierte 1853—1857 in Berlin, praktizierte dann als Tierarzt und Kreistierarzt in Bochum, wurde 1870 Lehrer an der Tierarzneischule in Berlin und 1878 zum Professor an derselben ernannt. Er ist seit 1875 Mitglied der preußischen technischen Deputation für das Veterinärwesen und seit 1878 auch Departementstierarzt für den Regbez. Potsdam; die Universität Greifswald promovierte ihn 1888 zum Ehrendoktor der Medizin. 1892 wurde D. zum Rektor an der tierärztlichen Hochschule in Berlin ernannt. D. machte 1874 eine Reise nach Süddeutschland und Österreich-Ungarn und 1876 nach England zum Studium der Pferde- und Rindviehzucht und besuchte 1893 im Auftrage der preußischen Regierung die Weltausstellung in Chicago. Er schrieb: »Pathologie und Therapie des Spat der Pferde« (Berl. 1875); »Die Pferdestaupe« (das. 1882); »Geschichte der Rinderpest und ihrer Litteratur« (das. 1890); »Spezielle Pathologie und Therapie« (2. Aufl., das. 1892, 2 Bde.); auch redigiert er seit 1889 mit Schmaltz die »Berliner tierärztliche Wochenschrift«.

Dieckhoff, August Wilhelm, streng luther. Theolog, geb. 5. Febr. 1823 in Göttingen, wirkte als Professor der Theologie daselbst seit 1854 und in Rostock seit 1860. Unter seinen Schriften nennen wir: »Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter« (Götting. 1854, Bd. 1); »Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt« (Berl. 1865); »Schrift und Tradition. Widerlegung der römischen Lehre vom unfehlbaren Lehramt« (Rostock 1870); »Die kirchliche Trauung, ihre Geschichte im Zusammenhang mit der Entwickelung des Eheschließungsrechts ꝛc.« (das. 1878); »Der Ablaßstreit dogmengeschichtlich dargestellt« (Gotha 1886); »Luthers Lehre in ihrer ersten Gestalt« (Rostock 1887). Mit Kliefoth gab er 1860—64 zu Schwerin die »Theologische Zeitschrift« heraus.

Diede, Charlotte, die »Freundin« W. v. Humboldts, geb. 1769 in Lüdenhausen (Lippe), gest. 16. Juli 1846 in Kassel, Tochter des wohlhabenden Pastors Hildebrand, lernte 1788 W. v. Humboldt (damals Göttinger Student) in Pyrmont kennen und ging 1798 eine Ehe mit einem Dr. jur. Diede in Kassel ein, die jedoch schon nach drei Jahren wieder getrennt wurde. Nachdem sie infolge der Kriegsunruhen ihr in braunschweigischen Papieren angelegtes Vermögen verloren, wandte sie sich um Rat an Humboldt, der damals als preußischer Minister dem Wiener Kongreß beiwohnte. Er unterstützte sie großmütig und blieb mit ihr in Briefwechsel bis zu seinem Tode. Später gewährte ihr der König von Preußen eine Pension. Humboldts gedankenreiche Briefe an sie (ihre eignen sind nicht mehr vorhanden) wurden nach ihrem Tode von Frau v. Lützow (Therese von Bacheracht) als »Briefe an eine Freundin« (Leipz. 1847, 12. Aufl. 1891) veröffentlicht und gehören zu den Zierden der deutschen Litteratur. Neuerdings erschienen »Briefe von Charlotte D. an Karl Schulz«, den Bruder von Humboldts Sekretär (Leipz. 1883). Vgl. Piderit und Hartwig, Charlotte D. (Halle 1884).

Diedenhofen (franz. Thionville), Kreisstadt und Festung im deutschen Bezirk Lothringen, an der Mosel, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Metz-Luxemburg, D.-Sierck, D.-Teterchen und D.-Fentsch, 155 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein evang. Bethaus, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, ein Theater, eine Kreisdirektion, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, Wein-, Obst- und Gemüsebau, Obst- und Gemüsemärkte, Holzhandel und (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 135, ein Dragonerregiment Nr. 6 und eine Kompanie Fußartillerie Nr. 8) 8923 Einw., davon 2712 Evangelische und 162 Juden. D. ist eine Festung nach altem System, mit einem Brückenkopf auf der rechten Moselseite und ohne große Bedeutung, da sie von den 1500—3000 m entfernten Höhen beherrscht wird. — D. bestand schon zur Zeit der Merowinger als Theudonevilla, Totonisvilla, Theodunvilla und war bereits unter Pippin (753) eine königliche Pfalz, in der mehrere Reichstage abgehalten worden sind, z. B. 835, wo die Absetzung Ludwigs des Frommen für ungültig erklärt wurde. Später gehörte D. zur Grafschaft Arlon und kam mit dieser an Limburg, im 13. Jahrh. aber an Lothringen. Nach dem Sieg Piccolominis über die Franzosen unter Feuquières bei D. (7. Juni 1639) wurde die Stadt 10. Aug. 1643 von Condé erobert, fiel 1683 an Frankreich und ward durch Vauban neu befestigt. 1792, 1814 und 1815 ward D. von den Verbündeten vergeblich belagert. In dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 ward D. von der 14. preußischen Infanteriedivision unter General v. Kameke vom 9. Nov. ab belagert und nach einem heftigen Bombardement 22.—24. Nov., wodurch ein großer Teil der Stadt zerstört wurde, 25. Nov. zur Kapitulation gezwungen. Vgl. Teissier, Histoire de Thionville (Metz 1828); Spohr, Die Belagerung von Thionville 1870/71 (Berl. 1875).

Diefenbach, Lorenz, Sprachforscher, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Hessen, gest. 28. März 1883 in Darmstadt, studierte 1821—23 zu Gießen Theologie und Philosophie, fungierte eine Reihe von Jahren als Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach und ließ sich 1848 dauernd in Frankfurt a. M. nieder, wo er sich ganz der litterarischen Thätigkeit widmete und 1865 als zweiter Stadtbibliothekar angestellt wurde. Nachdem er 1876 in den Ruhestand getreten, siedelte er nach Darmstadt über. Außer litterarischen und politischen Aufsätzen und »Gedichten« (Gießen 1840—41) veröffentlichte D. eine Reihe wissenschaftlicher Werke, von denen wir anführen: »Über Leben, Geschichte und Sprache« (das. 1835); »Celtica« (Stuttg. 1839—40, 3 Bde.); »Mittellateinisch-hochdeutsch-böhmisches Wörterbuch« (Frankf. a. M. 1846); »Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache« (das. 1846—51, 2 Bde.); »Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis« (das. 1857), Ergänzung zu Ducanges bekanntem Werk, die im »Novum glossarium« (das. 1867) eine Fortsetzung erhielt; »Origines europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen« (das. 1861); »Vorschule der Völkerkunde« (das. 1864) und

»Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch« (mit Wülcker, Frankf. u. Basel 1874—85, 2 Bde.). Hierzu kommen noch Romane und Novellen: »Ein Pilger und seine Genossen« (Frankf. 1851); »Eschenburg und Eschenhof« (das. 1852) u. a. D. war Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Dieffenbach, 1) Johann Friedrich, Chirurg, geb. 1. Febr. 1794 zu Königsberg i. Pr., gest. 11. Nov. 1847, studierte seit 1810 in Rostock und Greifswald Theologie, diente 1813—15 als freiwilliger Jäger und studierte seit 1816 Medizin, besonders Chirurgie, in Königsberg, seit 1820 in Bonn, promovierte 1822 zu Würzburg, durch seine Inauguralschrift »Über die Transplantation tierischer Stoffe« allgemeines Aufsehen erregend, begab sich sodann nach Berlin, wo sein operatives Talent überraschend schnell Anerkennung fand, und ward schon 1830 zum dirigierenden Wundarzt einer chirurgischen Abteilung des Charitéekrankenhauses, 1832 zum außerordentlichen, 1840 zum ordentlichen Professor und Direktor der chirurgischen Klinik ernannt. Unter den verschiedenen Zweigen der Operativchirurgie hat namentlich die anbildende Chirurgie dem Scharfsinn Dieffenbachs ihre höchste Ausbildung zu verdanken. Für die künstliche Bildung von Nasen, Lippen, Augenlidern ꝛc., den Muskelschnitt bei Schielenden, Stammelnden sowie für viele andre Operationen hat er Verbesserungen und zum Teil ganz neue Methoden angegeben und namentlich die chirurgische Technik wesentlich vereinfacht. D. war nur ein Mann der Praxis; seine akademischen Vorträge waren ohne streng wissenschaftliche Haltung und, wie auch seine Schriften, durchaus kunstlos. Er schrieb: »Chirurgische Erfahrungen« (Berl. 1829—34, 4 Abtlgn.); die Fortsetzung des Scheelschen Werkes »Die Transfusion des Blutes und die Einspritzung der Arzneien in die Adern« (das. 1827); »Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln« (das. 1841); »Die Heilung des Stotterns« (das. 1841); »Über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation« (das. 1842); »Die operative Chirurgie« (Leipz. 1844—49, 2 Bde.) und »Der Äther gegen den Schmerz« (Berl. 1847). Seine »Vorträge in der chirurgischen Klinik« wurden von R. Th. Meier (Berl. 1840) und französisch von Phillips (das. 1840) herausgegeben. Vgl. Breuning, Dieffenbachs chirurgische Leistungen (Wien 1841).

2) Ernst, Verwandter des vorigen, geb. 7. Jan. 1811 in Gießen, gest. daselbst 1. Okt. 1855, studierte Medizin und Naturwissenschaft und beteiligte sich 1839 an einer Expedition nach Neuseeland, um dessen Kolonisierung er sich große Verdienste erwarb. Die Veröffentlichung der Resultate seiner Forschungen über Geognosie, Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie in »New-Zealand, and its native population« (Lond. 1841) und »Travels in New-Zealand« (das. 1843, 2 Bde.) trug ihm nach seiner Rückkehr 1850 eine außerordentliche Professur für Geologie zu Gießen ein. Er lieferte auch eine deutsche Bearbeitung von De la Bèches »Vorschule der Geologie« (Braunschw. 1853) und Darwins »Naturwissenschaftlichen Reisen« (das. 1844, 2 Bde.).

3) Christian, Theolog u. Liederdichter, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz in Hessen, studierte 1840—44 in Gießen und Friedberg und wirkt seit 1855 als Geistlicher (seit 1873 Oberpfarrer) in seiner Vaterstadt. 1884 erhielt D. von der Universität Greifswald die Würde eines Dr. theol. Sein poetisches Gemütsleben hat besonders anmutigen Ausdruck in Kinderliedern und Gedichten erhalten, von denen viele weit bekannt und beliebt sind. Wir nennen: »Kinderlieder« (Mainz 1852, 2. Aufl. 1870) und »Fünfzig Kinderlieder« mit Melodien von Kern (3. Aufl., das. 1877); »Gedichte« (das. 1857; neue Ausg.: »Lied und Leben«, Wolfenb. 1879); »In der deutschen Frühlingszeit«, Kriegs- und Siegeslieder (Hannov. 1871); »Aus dem Kinderleben«, mit Bildern von Richter (Gotha 1879—81, 2 Sammlungen) u. a. Von seinen theologischen und erbaulichen Schriften sind die »Evangelische Hausagende« (4. Aufl., Mainz 1878), »Ein Hochzeitsstrauß, aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt« (5. Aufl., Gotha 1888) und die »Bibelandachten« (das. 1876—1884, 4 Bde.) hervorzuheben.

4) Anton, Maler, geb. 4. Febr. 1831 in Wiesbaden, kam in früher Jugend nach Straßburg und widmete sich anfangs hier und später in Paris unter Pradier der Bildhauerkunst. Nach des letztern Tode (1852) verlebte er wieder 3 Jahre in seiner Vaterstadt und ging dann nach Düsseldorf, um sich unter Jordans Leitung zum Genremaler auszubilden. Von 1858—63 lebte er wieder in Wiesbaden, dann in Paris und ließ sich 1871 in Berlin nieder. Seine Motive sind wohldurchdacht, seine Bilder trefflich komponiert und von kräftigem Kolorit. Zu den bedeutendern gehören: das Jägerlatein, die beiden durch den Stich der Brüder Varin bekannten Bilder: der Tag vor der Hochzeit (im Besitz des Königs von Württemberg) und der Christbaum, der verfehlte Fuchs, eine Schlittenpartie, das Leinwand bleichende Mädchen, der Besuch bei der Amme, der erste Ausgang, Brüderchen hier lassen!

Dieffenbachia *Schott*, Gattung aus der Familie der Araceen, krautartige Gewächse, Halbsträucher oder baumartig mit 1—2,5 m langem, liegendem oder aufgerichtetem Stengel, großen, länglichen bis eiförmigen, oft weiß und gelb gefleckten Blättern und grüner oder gelber Blütenscheide, welche bis zur Fruchtreife frisch bleibt. Mehrere Arten im tropischen Südamerika, besonders im subandinen Gebiet, von denen einige, besonders D. Seguine *Schott*, in Westindien, und deren Abart D. Seguine picta (s. Tafel »Blattpflanzen I«, Fig. 4), D. Baraquiniana *Verach.*, aus Brasilien, mit weißen Blattstielen und Mittelrippen und weiß gefleckten Blättern, u. a., bei uns in Warmhäusern und als Zimmerpflanzen kultiviert werden. Die erstgenannte Pflanze ist ungemein scharf, und der Saft ihrer Knolle bewirkt unter furchtbaren Schmerzen eine solche Schwellung der innern Mundteile, daß man auf mehrere Tage die Sprache verliert. Daher heißt die Pflanze in ihrer Heimat Dumb-Cane. D. Leopoldi, s. Tafel »Araceen«, Fig. 8.

Diēgesis (griech.), in der Rhetorik die vollständige Erzählung eines Hergangs; daher diēgetisch, erzählend, entwickelnd.

Diego Garcia, Insel, s. Chagosarchipel.

Diēgo Rodriguez, Insel, s. Rodriguez.

Diēgo Suarez (Antomboka), Bai an der Nordspitze der Insel Madagaskar, unter 12° 14′ südl. Br., erstreckt sich an der Ostküste der im Kap Amber endenden Halbinsel durch eine schmale, aber tiefe Einfahrt weit ins Land hinein und bildet so ein großes, wohlgeschütztes Becken, das eine ganze Flotte aufnehmen könnte. Das Gebiet um die Bai wurde 1885 von Frankreich in Besitz genommen und mit Nossi Bé und Ste.-Marie-de-Madagascar unter den im Hafenplatz D. residierenden Gouverneur gestellt. Der Ort hatte 1893: 3490 Einw., worunter 32 Offiziere und 1141 Soldaten, eine europäische und eine madagassische Schule.

Die hodierno (lat.), am heutigen Tag.

Dielkirch, Stadt und Hauptort eines Distrikts im Großherzogtum Luxemburg, an der Sauer (Sure), Knotenpunkt der Eisenbahnlinien D.-Grevenmacher (Prinz Heinrich-Bahn) und Ettelbrück-D. (Wilhelm-Luxemburg-Bahn), hat eine alte Kirche (9. Jahrh.), eine neue St. Lorenzkirche (romanischer Stil), Gymnasium, Tribunal, Bierbrauerei, Tuch- und Lederhandel und 3500 Einw. 7 km nördlich Ruine des 1668 von den Franzosen zerstörten Schlosses Brandenburg.

Diel, August Friedrich Adrian, Pomolog, geb. 4. Febr. 1756 zu Gladenbach in Oberhessen, gest. 21. April 1839, studierte in Gießen und Straßburg Medizin, wurde 1782 Physikus zu Gladenbach, 1790 in Dietz und war bis 1830 Brunnenarzt in Ems. D. war einer der verdientesten Pomologen Deutschlands, und seine Schriften sind noch jetzt von hoher Bedeutung. Er schrieb: »Anleitung zu einer Obstorangerie in Scherben« (3. Aufl., Frankf. 1804, 2 Bde.); »Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Frankf. a. M. 1799—1819, 21 Hefte), wozu die »Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Stuttg. 1821—32, 6 Bdchn.) eine Fortsetzung bildet, und »Systematisches Verzeichnis der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten« (Frankf. 1818; 2 Fortsetzungen, Leipz. 1829—33).

Diele, soviel wie Brett, besonders ein zum Belegen von Fußböden dienendes Brett. In weiterm Sinne auch ein mit Brettern bedeckter (gedielter) Fußboden; in Norddeutschland soviel wie Flur, Hausflur, der behaglich, wohnraumartig ausgebildet ist und meist auch die Geschoßtreppe enthält, Tenne (im niedersächsischen Wohn- und Bauernhaus: Däle).

Diele, s. Guillotine.

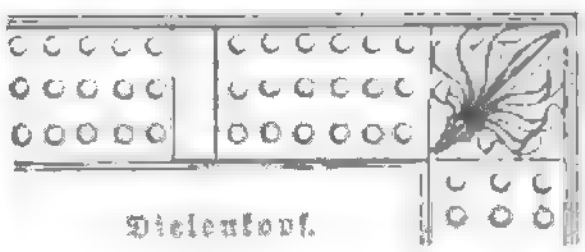
Dielektrische Körper (Dielektrika), nach Faraday die Nichtleiter der Elektrizität, weil elektrische Wirkungen durch sie hindurchgehen, folglich elektrische Kräfte in ihrem Innern existieren oder sich verbreiten können. Bei einem Leiter im Zustand des elektrischen Gleichgewichts dagegen befindet sich Elektrizität nur auf der Oberfläche, in seinem Innern ist die elektrische Kraft überall Null. Die elektrischen Kraftlinien, welche von einer elektrischen Masse ausgehen, gehen durch die umgebenden Dielektrika hindurch, niemals aber durch Leiter, auf deren Oberfläche, die stets eine Niveaufläche ist, die Kraftlinien endigen, ohne in dieselben einzudringen.

Dielektrische Polarisation, der Zustand, in welchen ein Nichtleiter (Dielektrikum) bei Annäherung eines elektrisierten Körpers versetzt wird, indem der letztere in ihm Erscheinungen der elektrischen Verteilung oder Influenz hervorruft. Schon Matteucci fand, daß kleine, vollkommen unelektrische Nadeln von Schwefel oder Schellack sich einem genäherten elektrischen Körper zuwenden und um ihre Gleichgewichtslagen Schwingungen ausführen. Dabei zeigten sie an dem zugewandten Ende ungleichnamige, am entferntern Ende gleichnamige Elektrizität mit der des influenzierenden Körpers. Zur Erklärung dieser Erscheinung nahm Faraday an, daß ein dielektrischer Körper aus einer nichtleitenden Grundmasse bestehe, in welche leitende Körperteilchen eingebettet sind, die durch Influenz elektrisch werden können, ohne daß die Elektrizität zwischen den Teilchen übergehen kann. Denkt man sich dem einen Ende einer Reihe solcher Körperteilchen einen z. B. positiv elektrischen Körper genähert, so wird jedes Teilchen an seinem nähern Ende negativ, an dem entferntern positiv elektrisch, und da die entgegengesetzten Elektrizitäten an den einander zugewandten Enden zweier Nachbarteilchen ihre Wirkungen nach außen hin aufheben, so bleiben als wirksam nur noch übrig die entgegengesetzt elektrischen Ladungen an den Enden der Reihe. Ein aus solchen Teilchen bestehender Körper erlangt also im elektrischen Felde zwei entgegengesetzte Pole, und man nennt den Zustand, in welchem er sich befindet, d. P. Die elektrische Influenz auf einen Nichtleiter wäre hiernach analog dem Einfluß eines Magneten auf ein Stück weiches Eisen. Auf Grundlage dieser Anschauung hat Clausius die Theorie der dielektrischen Körper entwickelt. Maxwell dagegen erklärt die Eigenschaften der Dielektrika durch die Annahme einer elektrischen Elastizität selbst des leeren Raumes (des freien Äthers), um den Erscheinungen durch die bloße Wirkung des Mittels Rechnung zu tragen, und stellt sich vor, daß, wenn ein Dielektrikum der Influenz ausgesetzt wird, eine Verschiebung oder ein Gleiten der Elektrizität in der Richtung der Influenz stattfinde.

Dielektrizitätskonstante einer nichtleitenden Substanz (eines Dielektrikums) oder spezifisches Verteilungsvermögen (spezifische induktive Kapazität) derselben nennt man das Verhältnis der Ladung der einen Belegung eines elektrischen Ansammlungsapparats (Kondensator, Leidener Flasche), wenn diese Substanz die isolierende Schicht zwischen den beiden Belegungen bildet, zu derjenigen Ladung, welche jene Belegung bis zu gleichem Potenzial geladen annimmt, wenn das isolierende Zwischenmittel eine gleich dicke Luftschicht ist. Die D. der Luft ist hiernach als Einheit angenommen. Daß die Menge der von einem Ansammlungsapparat aufgenommenen Elektrizität von der Beschaffenheit der isolierenden Zwischenschicht abhängig ist, wurde zuerst von Cavendish erkannt, und Faraday war der erste, der den Begriff der spezifischen induktiven Kapazität definierte und Messungen dieser Größe ausführte. Nach ihm sind die Dielektrizitätskonstanten einiger Körper: Luft 1,00, Walrat 1,45, Glas 1,76, Schellack 2,00, Schwefel 2,24. Nach neuern Messungen ergaben sich im Mittel folgende Werte für die D.:

A. Feste Körper.	
Glas	3,243
Paraffin	2,082
Schwefel	2,927
Schellack	2,693
Harz	2,515
Ebonit	2,703
Kautschuk (schwarz)	2,220
» (vulkanisiert)	2,497
Guttapercha	2,461
Chattertonmasse	2,341
B. Flüssigkeiten.	
Benzol	2,198
Terpentinöl	2,153—2,169
Petroleum	2,034
Schwefelkohlenstoff	1,81
C. Gase (nach Boltzmann).	
Kohlensäure	1,000858
Wasserstoff	0,999674
Kohlenoxyd	1,000100
Stickoxydul	1,000594
Ölbildendes Gas	1,000722
Sumpfgas	1,000954
Leerer Raum	0,999410

Dielenkopf (Antulus), plattenförmige Verzierung an der Unterfläche der steinernen Hängeplatte der dorischen Säulenordnung, die dem hervorragenden Ende (Kopf) einer Dielegleicht, an die zuweilen kleine, hängende Cylinder, sogen. Tropfen, gemeißelt sind (s. Abbildung).



Dielenkopf.

Dielmann, 1) Jakob Fürchtegott, Maler, geb. 1809 in Sachsenhausen, gest. 30. Mai 1885 in Frank-

furt a. M., war Schüler Preisels und des Lithographen Vogel und besuchte dann die Düsseldorfer Akademie. Im Umgang mit Leising, Achenbach, Bendemann, Becker, Pose u. a. machte er sich schnell einen Namen in der damals aufkeimenden Genremalerei. Er blieb bis 1842 in Düsseldorf und kehrte dann nach Frankfurt a. M. zurück. Er schuf in der Art Jakob Beckers eine Reihe von Darstellungen aus dem Volks- und Naturleben, welche viel nachgebildet wurden. Die hervorragendsten darunter sind: die hessische Dorfschmiede, die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrherr mit den Kindern, der Dorfbarbier, das Kirchweihfest, die Prozession, die Kinder vor der Kirchthür, das Bauernmädchen unter der Thür. Er malte auch Landschaften und Architekturstücke.

2) Johann, Bildhauer, geb. 1819 in Frankfurt a. M., gest. daselbst 24. Okt. 1886, wurde in München Schüler Schwanthalers und beschäftigte sich meist mit dekorativen Arbeiten. Sein Hauptwerk ist die Bronzestatue Schillers für Frankfurt a. M. (1864).

Diels, Hermann, Philolog, geb. 18. Mai 1848 in Biebrich a. Rh., studierte in Berlin und Bonn, wurde 1873 Lehrer am Johanneum zu Hamburg, 1877 am Königstädtischen Gymnasium zu Berlin, 1882 außerordentlicher Professor der klassischen Philologie an der dortigen Universität und 1886 ordentlicher Professor. Er veröffentlichte: »Doxographi graeci« (Berl. 1879); »Simplicii in Aristotelis physica commentarium« (das. 1882, Bd. 1); »Theophrastea« (das. 1883); »Sibyllinische Blätter« (das. 1890). Auch leitet er die von der Berliner Akademie der Wissenschaften veranstaltete Ausgabe der »Commentaria in Aristotelem graeca«.

Dielytra, s. Dicentra.

Diemath (Diemt, Dagmat), früheres Feldmaß in den ostfriesischen Groden und Poldern, $1^1/_2$ Gras = 400 rheinländische Quadratruten oder 56,738 Ar; ein Moor-D. = 99,375 Ar. S. auch Demat.

Diemel, linker Nebenfluß der Weser, entspringt (773 m hoch) am Kahlen Pön, südlich vom Dorf Usseln in Waldeck, hart an der Grenze von Westfalen, durchströmt ein enges, gewundenes Thal und mündet nach bedeutendem Fall und nach 80 km langem Lauf, nicht schiffbar, bei Karlshafen im preuß. Regierungsbezirk Kassel.

Diemen, s. Zeimen.

Diemen, Anton van, Generalgouverneur der holländischen Niederlassungen in Ostindien, geb. 1593 in Kuylenburg, gest. 1645 in Batavia. 1631 führte er als Admiral die indische Flotte nach Holland, kehrte als erster Rat und Generaldirektor nach Indien zurück und wurde 1. Jan. 1636 zum Generalgouverneur ernannt. Als solcher bemächtigte er sich der portugiesischen Niederlassungen in Ceylon und Malakka, nötigte den Vizekönig von Goa zum Frieden und ward der Begründer des holländischen Handels in Tongking. Er veranlaßte die Entdeckung der auch nach ihm Vandiemensland benannten Insel Tasmania. Nicht weniger Aufmerksamkeit richtete er auf die innere Verwaltung.

Diemermeer (Watergraafsmeer), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, 1 km von Amsterdam, 5,16 m unter Meer, mit einer vortrefflichen Gartenbauschule. Der Boden, auf dem der Ort steht, ist 1629 durch Austrocknung gewonnen worden.

Diem perdidi (lat.), ich habe einen Tag verloren! nach Sueton Ausruf des Kaisers Titus, als es ihm eines Abends einfiel, an jenem Tage noch keinem eine Gnade erwiesen zu haben.

Diemtiger Thal, s. Kanderthal.

Dienende Brüder, bei den geistlichen Ritterorden nichtadlige Brüder, die als gemeine Soldaten dienten; in Klöstern soviel wie Laienbrüder, in den Nonnenklöstern durch dienende Schwestern vertreten; bei den Freimaurern diejenigen Mitglieder des Bundes, welche die Aufwartung in der Loge und andre Dienste verrichten.

Diener der heiligen Jungfrau, s. Serviten.

Dienger, Joseph, Mathematiker, geb. 5. Nov. 1818 zu Hausen bei Breisach, ward Lehrer in Diersheim, studierte dann in Genf und Karlsruhe Mathematik, wurde Lehrer in Ladenburg, später in Sinsheim, 1849 Vorstand der höhern Bürgerschule zu Ettenheim, war 1850—68 Professor der Mathematik am Polytechnikum zu Karlsruhe und 1879—88 Direktor der Allgemeinen Versorgungsanstalt daselbst. Er schrieb: »Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (3. Aufl., Stuttg. 1867); »Die Differential- und Integralrechnung« (3. Aufl., das. 1867; Bd. 3: »Integration der partiellen Differentialgleichungen«, 1862); »Ausgleichung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadratsummen« (Braunschw. 1857); »Abbildung krummer Oberflächen aufeinander und Anwendung derselben auf höhere Geodäsie« (das. 1858); »Studien zur analytischen Mechanik« (Stuttg. 1863); »Theorie der elliptischen Integrale und Funktionen« (das. 1865); »Theorie und Auflösung der höhern Gleichungen« (das. 1868); »Grundriß der Variationsrechnung« (Braunschw. 1867).

Dienst, die Ausübung der dem Soldaten befohlenen Thätigkeit. Der innere D. findet innerhalb der Kasernen, Kasernenhöfe und Exerzierhäuser statt, der äußere außerhalb derselben. Zum kleinen D. rechnet man den innern D. und auch die Einzelausbildung auf Exerzierplätzen, im Schießen und Felddienst.

Dienstablösung, s. Ablösung.

Dienstabzeichen, äußeres Merkmal für die im Dienst, besonders Wachtdienst, befindlichen Militärs, Helm und Waffe, bei Offizieren außerdem Schärpe, bei Feldgendarmen Ringkragen. Vgl. Amtszeichen.

Dienstadel (Beamtenadel), Adel, der durch Verwaltung gewisser Ämter und Würden erlangt wird; vgl. Adel.

Dienstag (Dinstag, lat. Dies Martis, franz. Mardi, engl. Tuesday), der dritte Tag der Woche, so nach dem Kriegs- oder Schwertgott benannt, welcher altnordisch Tyr, althochdeutsch Ziu, bei den Bayern Eor oder Eru hieß, und führt daher in Schwaben zuweilen noch jetzt den Namen Ziestag oder Zistig (aus dem althochd. Ziuwestac) und in Bayern die Bezeichnung Ertag, Erbtag, Erchtag, Irtag. Der fette oder feiste D. (franz. Mardi gras) ist der Fastnachtsdienstag (s. d.), der gelbe, schiefe oder Schellendienstag der D. vor Ostern, bei den romanischen Völkern der heilige, bei den Magyaren der große D. genannt.

Dienstalter, s. Anciennität.

Dienstansprüche, die Ansprüche, welche aus einem Dienstverhältnis, insbes. dem Staats- und sonstigen öffentlichen Dienst für die Bediensteten hervorgehen. Die Rechte, welche aus dem berufsmäßigen öffentlichen Dienst sich ergeben, sind gewöhnlich: der Anspruch auf Ersatz der im Dienst gemachten Auslagen, der Anspruch auf Gehalt und Ruhegehalt sowie auf gewisse Bezüge für die Hinterbliebenen, Ehrenrechte, ein Rang, Amtstitel, Amtskleidung.

Dienstauszeichnung, militärische, in Preußen für Unteroffiziere u. Mannschaften, in drei Klassen

für 9-, 15- und 21jährige Dienstzeit verliehen, besteht aus einer eisernen, silbernen oder goldenen Schnalle mit dem Namenszug F. W. III. auf blauem, entsprechend schwarz, weiß oder gelb gerändertem Bande. Das Dienstauszeichnungskreuz für Offiziere und Ärzte nach 25jähriger Dienstzeit, wie obige Auszeichnung 1825 gestiftet, ist ein goldenes Kreuz an blauem Band im Mittelschild mit dem Namenszug F. W. III. und auf der Rückseite XXV. Die Landwehrdienstauszeichnung in zwei Klassen, 4. Juli 1868 gestiftet. Die erste Klasse, ein silbernes Kreuz an blauem Bande, für Offiziere und Ärzte für 20jährige Dienste; die zweite Klasse, ein blaues Band mit eingewirktem Namenszug und eiserner Einfassung, für Offiziere und Mannschaften nach erfüllter Dienstpflicht, wenn sie einen Feldzug mitgemacht oder bei außergewöhnlicher Veranlassung 3 Monate aktiv gedient haben. In Bayern werden verliehen: für 50jährige Dienste der Ludwigsorden; Dienstauszeichnungskreuze erster und zweiter Klasse für 40-, bez. 24jährige Dienstzeit, an Offiziere, Ärzte und Beamte die erste und zweite Klasse, die erste Klasse auch an Mannschaften. Württemberg verleiht seit 1874 als D. an Unteroffiziere und Mannschaften für 15- und 9jährige Dienstzeit eine eiserne Schnalle und seit 1879 eine Landwehrdienstauszeichnung. Die erste Klasse, ein silbernes Kreuz, für Offiziere und Ärzte des Beurlaubtenstandes nach freiwilliger 20jähriger Dienstzeit; die zweite Klasse, eine Schnalle von gelbem Metall mit königlichem Namenszug und Krone, erhalten nach erfüllter Dienstpflicht in Reserve und Landwehr Personen des Beurlaubtenstandes, welche einen Feldzug mitgemacht haben oder mindestens 3 Monate zum aktiven Dienst einberufen waren, sowie diejenigen, welche 3 Jahre aktiv gedient und, ohne kapituliert zu haben, infolge Mobilmachung länger im Dienst bleiben mußten. Band für beide Klassen: rot mit blauer Einfassung. Sachsen verleiht unter Anschluß an die preußischen Einrichtungen seit 23. April 1874 an Unteroffiziere und Mannschaften des aktiven Dienststandes goldene, silberne und bronzene Medaillen an grünem, weißgestreiftem Band. In Österreich wird seit 1849 als »Militär-Dienstzeichen« ein Kreuz an schwarzgelbem Band verliehen (s. Dienstzeichen, S. 1000).

Dienstbarkeit, s. Servitut.

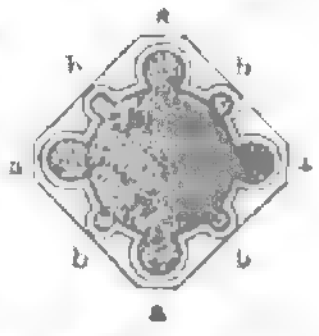
Dienstbarkeiten, gesetzliche, s. Legalservituten.

Dienstbeschädigung, Störung der Gesundheit und Erwerbsfähigkeit des Soldaten, wenn dieselbe durch den Dienst veranlaßt ist. Sie tritt im Kriege oder Frieden ein, und nach der erworbenen größern oder geringern Erwerbsunfähigkeit sowie nach Charge und Dienstzeit des Betroffenen richtet sich die Höhe der Versorgungsansprüche. Näheres s. »Dienstanweisung zur Beurteilung der Militärdienstfähigkeit ꝛc.« vom 8. April 1877, und »Instruktion betreffend das Verfahren bei Anmeldung und Prüfung der Versorgungsansprüche invalider Mannschaften vom Feldwebel abwärts« vom 26. Juni 1877.

Dienstbote, s. Gesinde.

Dienste (Dienstleistungen) sind menschliche Arbeitsleistungen, durch welche direkt eine Befriedigung der Bedürfnisse andrer erzielt wird. Je nachdem die Dienstleistungen höhere Ausbildung des Menschen erfordern oder nicht, unterscheidet man höhere und gemeine. Letztere ermöglichen, zumal wenn ihre Verrichtung auch wenig Kapital erfordert, leicht einen größern Mitbewerb; dagegen gestatten die höhern D., wie die der Beamten, Ärzte ꝛc., welche meistens einer lang andauernden Vorbildung bedürfen, einen Berufswechsel nur selten. Der alte, von Garnier und F. List sarkastisch beleuchtete Streit, ob die D. produktiv oder unproduktiv seien, ist müßig, weil hier nur die schwankende Auffassung des Begriffs produktiv (s. d. und Art. »Produktion«) entscheidend ist. Wichtiger ist die Frage, ob eine Dienstleistung und in welchem Maße sie zur Förderung des Einzel- und des Gesamtwohls beiträgt. Bei vielen Dienstleistungen ist ein beschränkendes oder regelndes Eingreifen durch den Staat erforderlich, weil bei ihnen wegen der durch ihre Ausübung bedingten nähern persönlichen Beziehungen leicht Leben, Gesundheit, Sittlichkeit ꝛc. gefährdet werden. Daher denn auch die Forderung des Fähigkeitsnachweises bei Arzt, Hebamme, Advokat ꝛc., das Konzessionswesen und besondere polizeiliche Ordnungen bei künstlerischen Schaustellungen, für Droschkenkutscher, Dienstmänner ꝛc.

Dienste, in der gotischen Architektur die zur Unterstützung der Gewölberippen dienenden, aus den Pfeilern mehr oder minder hervorspringenden Säulchen, welche unter den Quer- und Längsgurten der Gewölbe stärker (alte D., a, s. Figur), unter den Diagonalrippen schwächer (junge D., b, s. Figur) angeordnet wurden. Springen diese Säulchen wenig vor, so werden sie eingebundene D., bilden sie volle Säulchen, welche nur wenig Zusammenhang mit den Pfeilern haben, so werden sie gelöste D. genannt.



Diensteid, s. Amtseid.

Dienstenthebung, die zumeist mit teilweiser Gehaltsentziehung verbundene vorläufige Außerdienstsetzung (Suspension) eines Beamten, welche während einer gegen ihn schwebenden Untersuchung, sei es einer strafrechtlichen, sei es einer Disziplinaruntersuchung, eintritt; in manchen Staaten auch eine Disziplinarstrafe (s. Disziplinargewalt).

Dienstentlassung, die im Disziplinarverfahren erfolgte Amtsentsetzung im Gegensatz zu der im gerichtlichen Strafverfahren erkannten Dienstentsetzung oder Kassation (s. Disziplinargewalt). Als militärgerichtliche Strafe für Offiziere, Sanitätsoffiziere und im Offiziersrang stehende Mitglieder des Maschineningenieurkorps hat die D. Verlust der Dienststelle (nicht des Titels), der aberkennbaren erdienten Ansprüche und des Rechts, die Offiziersuniform zu tragen, zur Folge. Der entlassene Offizier kann wieder eintreten (aber nicht als Offizier).

Dienstentsetzung (Kassation), die im gerichtlichen Strafverfahren erfolgte Ausstoßung eines Beamten aus seinem Amt (vgl. Disziplinargewalt).

Dienstgefolge, s. Geleit.

Dienstgehalt, s. Besoldung. In Bayern wird bei den pragmatischen Staatsdienern zwischen D. und Standesgehalt unterschieden. Letzterer bildet den unentziehbaren Gehaltsbestandteil, ersterer fällt mit Aufhören der Dienstleistung weg. Doch erhalten alle Richter sowie die Beamten, welche mit 70 Lebensjahren in den Ruhestand treten, das Gesamtgehalt als Pension.

Dienstgeld, s. Gesinde.

Dienstgratial, in Österreich die Abfindungssumme für invalide Militärpersonen vom Feldwebel abwärts, welche auf Invalidenversorgung Verzicht leisten, oder für die Witwen solcher verheirateter und im Dienste stehender Personen.

Dienstkreuz, s. Dienstauszeichnung, Dienstzeichen.

Dienstländereien, Ländereien, welche als Gehaltsteil Beamten zur Benutzung zugewiesen sind.

Dienstleistung, die Einstellung eines Offiziers in einen Truppenteil zur zeitweiligen Ausübung des Dienstes, insbes. von Offizieren der Linie zu andern Waffen, von Reserveoffizieren zu Truppenteilen ihrer Waffe.

Dienstleute (Dienstmannen), s. Ministerialen; auch Arbeiterfrage, S. 793.

Dienstliste, im österreichischen Strafprozeß, s. Schwurgericht.

Dienstmägde Christi, eine in Westdeutschland ziemlich verbreitete Genossenschaft zur Pflege armer Kranken, entstand 1848 zu Dernbach in Nassau, 1870 von Pius IX. bestätigt.

Dienstmannsinstitute, Einrichtungen zu dem Zweck, dem Publikum ständig Leute für Botengänge, Transport kleiner Lasten und für sonstige Arbeitsverrichtungen innerhalb und außerhalb des Hauses gegen eine nach einem bestimmten Tarif zu bemessende Entschädigung zur Verfügung zu stellen. Dieselben sind meist derart organisiert, daß ein Kapitalist Leute anwirbt und die Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber trägt. Um den Dienstmann äußerlich kenntlich zu machen, wird er uniformiert. Auch erhält er, teils um den Auftraggeber sicherzustellen, teils im Interesse einer geregelten Erledigung der Geschäfte, eine Nummer. Für jede Ausführung von Bestellungen hat er dem Auftraggeber eine diese Nummer tragende Marke zu verabfolgen, auf welcher der Betrag des Lohnes, auch wohl die Höhe der Garantie verzeichnet ist, die das Institut übernimmt. Diese Marke dient gleichzeitig zur Kontrolle und als Garantieschein für den Auftraggeber. Der Dienstmann erhält entweder einen festgesetzten Lohn, während die gesamte Einnahme in die Institutskasse fließt, oder er liefert abends nur eine bestimmte Summe ab und behält das übrige für sich. An Stelle der kapitalistischen Organisation kann auch eine genossenschaftliche Vereinigung einer größern Zahl von Dienstmännern treten, wie auch neben oder statt der erstern vielfach selbständige Dienstmänner thätig sind. In Deutschland unterliegt auf Grund der Gewerbeordnung (§ 37) das Gewerbe der Dienstmänner der ortspolizeilichen Regelung. Auch ist die Ortspolizeibehörde befugt (§ 76), für dieselben Taxen festzusetzen. In Österreich bedürfen die D. einer Konzession. Die D. wurden zuerst in Bromberg 1858 durch Ed. Berger eingeführt.

Dienstmiete, s. Miete.

Dienstpferd, jedes dem Staat gehörige und im Truppendienst verwendete Pferd.

Dienstpflicht, s. Deutschland (Heerwesen, S. 896) und Wehrpflicht.

Dienstprämie, seit 1. April 1891 im deutschen Heer eingeführte einmalige Zahlung von 1000 Mk. an brav gediente Unteroffiziere (Zeugfeldwebel, Zeugfeldwebel, Stallmeister, Unterroßärzte) nach 12jähriger aktiver Dienstzeit (ohne Doppelrechnung der Kriegsjahre). Die D. wird auch gezahlt bei Anstellung als Offizier oder Beamter der Militärverwaltung, beim Übertritt zur Landgendarmerie oder Schutzmannschaft und bei Einstellung in Invalidenhäuser. Die D. ist nicht pfändbar. Sie wird an die Empfänger der Gnadengebühren gezahlt, wenn der Berechtigte vor dem Ausscheiden stirbt.

Dienstrecht, s. Hofrecht.

Dienstreglement, Vorschrift für Ausübung des Dienstes im allgemeinen, besteht bei den meisten Heeren und wurde z. B. in Österreich-Ungarn 1876, in Bayern 1874 neu herausgegeben. In Preußen ließ man das 1837 abgeänderte D. nicht veröffentlichen; man wollte ein starres Formenwesen vermeiden und dadurch mehr zu selbständigem Denken und Handeln anregen; der Heeresgebrauch sollte für die notwendigen Dienstregeln ausreichen. Für die besondern Dienstzweige bestehen für die deutsche Armee Vorschriften unter der Bezeichnung »Exerzierreglement«, »Felddienstordnung«, »Schießvorschrift« ꝛc.

Dienstunbrauchbarkeit von Soldaten tritt ein, wenn sie zum Dienst im Felde (bei den Feldtruppen) oder in der Garnison (bei den Besatzungstruppen) unfähig werden. Sie hat die Entlassung aus dem Dienst bei der Fahne zur Folge. Bei den 8—12 Jahre Dienenden (Unteroffizieren) ist dazu nur die Felddienstunfähigkeit nachzuweisen. Ist D. im Dienst oder aus Veranlassung des Dienstes eingetreten, so ist der Soldat versorgungsberechtigt und wird als invalide entlassen (s. Invalidität).

Dienstunterricht (Instruktion), die Unterweisung der Unteroffiziere und Mannschaften in ihren Pflichten und Dienstobliegenheiten durch Offiziere und Unteroffiziere.

Dienstvergehen, soviel wie Amtsvergehen; im engern und eigentlichen Sinne diejenigen Vergehen (Disziplinarvergehen) eines Beamten, welche nicht im strafrechtlichen Verfahren, sondern auf Grund der Disziplinargewalt (s. d.) im Disziplinarverfahren verfolgt und geahndet werden (s. Amtsverbrechen).

Dienstweg ist das vorgeschriebene Verfahren für Anbringung und Weitergabe von Meldungen, Gesuchen und Beschwerden der Militärpersonen.

Dienstwohnung, die Offizieren, Militärärzten und -Beamten dienstlich angewiesene Wohnung. Der Inhaber derselben erleidet einen Abzug von zwei Drittel des Servises, der Kasernierte behält nur den Kasernenservis, als Hauptmann 72, als Leutnant 45 Mk. jährlich. Bei einem Wechsel hat er die zum Dienstbetrieb erforderlichen Räume seinem Nachfolger sofort zu überlassen. Pensionierte behalten für den Gnadenmonat die D., ausschließlich des zum Dienstbetrieb notwendigen Teiles (Servisreglement vom 20. Febr. 1868).

Dienstzeichen, Österreichisches Militär-, am 19. Sept. 1849 gestiftet für Mannschaften u. Soldaten bei der Mannschaft für 12 (1. Klasse) und 24 Jahre (2. Klasse), bei Offizieren für 25 (1. Klasse) und 50 Jahre (2. Klasse) Dienstzeit. Die Dekoration besteht in bronzenen, ausgeschweiften Kreuzen, deren Mittelschild bei der Mannschaft die römische Zahl der Jahre zeigt, während bei den Offizieren das gleiche Kreuz bei der 1. Klasse, auf dem Mittelschild liegend, darüber hervorragend einen silbernen, bei der 2. Klasse einen goldenen Adler trägt. Das gelbseidene Band ist an den Seiten von zwei schwarzen Streifen durchzogen.

Dienstzeit. Bei der nach 1870 fast in allen Staaten, welche stehende Heere unterhalten, eingeführten allgemeinen Wehrpflicht kann die dienstpflichtige Mannschaft nur auf eine verhältnismäßig kurze Zeit bei der Fahne, präsent (daher Präsenz die aktive oder »Präsenzdienstzeit«), verbleiben, damit bei möglichst geringer Friedensstärke des Heeres, wie es die volkswirtschaftlichen Interessen verlangen, doch eine starke, militärisch ausgebildete Reserve für den Kriegsfall zur Aufstellung der Feldarmee und Besatzungstruppen (Landwehr) vorhanden ist. Nach einer gewissen D., aktive D., werden daher die Mannschaften des Präsenzstandes

»zur Reserve« entlassen. Die aktive D. muß so bemessen sein, daß sie zur vollständigen militärischen Ausbildung hinreicht; die Ansichten über die nötige Dauer sind aber sehr verschieden. Diese wie die durchschnittliche Schulbildung des Volkes, nationale Gewohnheiten, klimatische Verhältnisse ꝛc. sind Ursachen, daß in den einzelnen Staaten die D. verschieden lang ist. Die gesetzliche Präsenzdienstzeit beträgt in 1) Belgien: Infanterie 2½, Artillerie und Kavallerie 4 Jahre mit jährlich 1½ Monat Urlaub; Einsteher werden auf 8 Jahre geworben. 2) Dänemark: bei der Infanterie 6, bei der Kavallerie 9 Monate. 3) Deutschland: 2 Jahre; Kavallerie und reitende Artillerie 3 Jahre. 4) Frankreich: 3 Jahre; der Kriegsminister bestimmt jährlich eine gewisse Anzahl zur Entlassung nach einem Jahr. 5) Griechenland: Infanterie 1, die übrigen Waffen 2 Jahre. 6) Großbritannien: geworbene Armee, entweder 12 Jahre aktiv oder 6 Jahre aktiv und 6 Jahre Reserve; Reengagement auf weitere 9 Jahre zur Erdienung einer Pension. 7) Italien: Infanterie 2—3 Jahre, Artillerie, Genie, Train 3, Kavallerie 4, Karabiniers 5 Jahre; die Dienstpflichtigen zweiter Klasse 2—6 Monate. 8) Niederlande: Geworbene 8—12 Jahre, Ausgehobene 1½—2 Jahre. 9) Österreich-Ungarn: 3 Jahre, Landwehr 3 Monate, Ersatzreserve 8 Wochen. 10) Portugal: 3 Jahre. 11) Rumänien: 3 Jahre. 12) Rußland: 5 Jahre mit erheblicher Verkürzung für solche, die Schulbildung genossen haben. 13) Serbien: 3 Jahre. 14) Spanien: 3 Jahre. 15) Türkei: Infanterie 4, Kavallerie und Artillerie 5 Jahre. 16) Vereinigte Staaten von Nordamerika: Werbesystem 5 Jahre. Bei der Pensionierung rechnet im deutschen Heer die D. vor dem 18. Lebensjahr nicht mit, während die Kriegsjahre (s. d.) als Dienstzeit doppelt zählen.

Dienstzulage, die monatliche Zulage, welche außer den allgemeinen Gebührnissen, Gehalt, Servis und Wohnungsgeldzuschuß, für Offiziere in besondern Stellungen ausgeworfen ist, z. B. für höhere Truppenführer, Kommandanten, Adjutanten ꝛc. Die D. geht in der Regel auf den Stellvertreter über.

Dienstzwang, s. Bauer und Bauernzwang.

Dientomophilie (griech.), s. Heteromesogamie.

Diepenbeeck, Abraham van, niederländ. Maler, geb. 9. Mai 1596 in Herzogenbusch, gest. 1675 in Antwerpen, lernte zuerst bei seinem Vater die Glasmalerei, war in dieser seit 1623 in Antwerpen thätig und wurde dann Schüler von Rubens. 1636 erwarb er das Bürgerrecht in Antwerpen. Er arbeitete auch eine Zeitlang in England. Von seinen Glasgemälden sind noch Reste erhalten, z. B. die Fenstermalereien in der Kapelle der heiligen Jungfrau in der Jakobskirche zu Antwerpen, die Chorfenster der Dominikanerkirche und andre in der Karmeliterkirche, in der Kapelle der Armen, in der Kathedrale ꝛc. Während seiner Thätigkeit bei Rubens hat er viel an dessen Werken mitgearbeitet und sich auch ganz dessen Formengebung und Kompositionsmanier angeeignet, ohne jedoch dessen Farbe zu erreichen. Sein Kolorit ist bläßer, undurchsichtiger und von geringerer Leuchtkraft. Seine Hauptwerke sind: die Weihe eines Abtes durch den heil. Norbert, in der Dorfkirche von Deurne bei Antwerpen, die Grablegung Christi, im Museum zu Braunschweig, die Vermählung der heil. Katharina, in der Berliner Galerie, die Flucht der Clölia in drei verschiedenen Darstellungen, in Berlin, Dresden (Galerie) und Paris (Louvre), und ein Liebespaar mit Amor (im Louvre). Er hat auch vortreffliche Bildnisse gemalt und viele Zeichnungen für Kupferstecher ausgeführt.

Diepenbeek, Dorf in der belg. Provinz Limburg, Arrond. Hasselt, an der Demer, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Antwerpen-Aachen und der Eisenbahn Lüttich-Eindhoven, mit (1890) 3642 Einw.

Diepenbrock, Melchior, Freiherr von, Kardinal und Fürstbischof von Breslau, geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, wo sein Vater Hofkammerrat war, gest. 20. Jan. 1853 auf Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, besuchte das französische Lyceum in Bonn, machte im 13. preußischen Landwehrregiment den Feldzug von 1814 mit, studierte seit 1818 zu Landshut Cameralia, hierauf in Mainz und Münster Theologie und wurde 1823 zum Priester geweiht. Sein väterlicher Freund Sailer, welcher indes Bischof von Regensburg geworden war, ernannte ihn zu seinem Sekretär und beförderte ihn zum Kanonikus, Domprediger und Domdechanten und bischöflichen Generalvikar in Regensburg. 1845 ward er in den bayrischen Freiherrenstand erhoben und zum Fürstbischof von Breslau erwählt, eine Stellung, welche durch innere Zwistigkeiten im Klerus und durch Streitigkeiten mit dem Staat äußerst schwierig geworden war, die er jedoch im Sinn religiösen Friedens und wahrer Toleranz verwaltete. 1848 ward er zum Frankfurter Parlament abgeordnet, erkrankte aber und konnte an den Verhandlungen desselben nicht teilnehmen. 1849 wurde er provisorisch zum apostolischen Delegaten für die preußische Armee und 1850 zum Kardinal ernannt. Als Dichter geistlicher Lieder trat D. zuerst in der von E. v. Schenk herausgegebenen »Charitas« auf. Größeres Verdienst erwarb er sich durch die schöne Sammlung »Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten« (Sulzbach 1829, 4. Aufl. 1862), welcher »Erinnerungen an den jungen Grafen von Stolberg« und »Heinrich Susos Leben und Schriften« (Regensb. 1829; 4. Aufl., das. 1884) folgten. Seine »Predigten« (Regensb. 1841—43) sowie »Sämtliche Hirtenbriefe« (Münster 1853) zählen zu dem Besten, was die katholische Litteratur auf diesem Felde in der neuern Zeit lieferte. Vgl. »Melchior v. D., ein Lebensbild« (von seinem Nachfolger, Fürstbischof H. Förster, 3. Aufl., Regensb. 1878); Reinkens, Melchior von D. (Leipz. 1881).

Diepholz, Grafschaft, jetzt Kreis im preuß. Regbez. Hannover, 631 qkm (11,41 QM.) groß, mit (1890) 21,122 Einw., ist völlig eben, besteht etwa zum dritten Teil aus Moor (Diepholzer Moor), Bruch und Heide, wird bewässert von der Hunte und deren Zuflüssen, im S. vom Dümmersee. Der gleichnamige Flecken mit Stadtrechten, Hauptort der Grafschaft, an der Hunte und der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche mit altertümlichem Turm, eine Präparandenanstalt, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Viehzucht und (1890) mit dem dazu gehörigen Ort Willenberg 2875 meist evang. Einwohner. Zwischen den benachbarten Orten Mührholz und Brägel wurden im Diepholzer Moor 1888 zwei von einem Ende des Moores nach dem andern reichende Bohlenwege entdeckt, welche wahrscheinlich die Pontes longi sind, die der römische Feldherr Cäcina 15 n. Chr. auf seinem Rückzug nach der Ems betreten hat. — Die Grafschaft D. war schon im 11. Jahrh. im Besitz eines edlen Geschlechts, das dem benachbarten Bistum Osnabrück mehrere Bischöfe gab. Eine illegitime Nebenlinie waren die »Herren von D.«,

welche von einem natürlichen Sohn Rudolfs, Bischofs von Utrecht und Administrators von Osnabrück (gest. 1455), abstammten und 1668 ausstarben. Nach dem Aussterben der Grafen 1585 kam D. an die braunschweig-lüneburgische Linie Celle, 1679 an Kalenberg. 1806—10 machte die Grafschaft D. einen Teil des westfälischen Depart. Aller und später der französischen Departements Wesermündungen und Oberems aus. 1814 kam sie an Hannover. Vgl. v. Hodenberg, Diepholzer Urkundenbuch (Hannov. 1842).

Dieppe (spr. djepp'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niederseine, an der Mündung des Flüßchens Arques in den Kanal, zwischen den Kreidefelsen der Küste gelegen, Knotenpunkt an der Westbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und der durch das Hafenbassin von ihr getrennten Fischervorstadt Le Pollet, wozu noch die Vorstadt Barre am Abhang eines Hügels im SW. kommt. D. hat regelmäßige Straßen, einen trefflichen, sehr sichern Hafen von fast 10 m Wassertiefe, dessen Eingang ein von zwei Dämmen eingefaßter, durch Batterien geschützter Kanal bildet, und welcher einen Vorhafen mit zwei Bassins sowie einen neuen Vorhafen mit zwei weitern Bassins umfaßt, ein die Stadt beherrschendes malerisches Schloß (von 1435, jetzt Kaserne) mit vier Türmen, eine schöne gotische Kirche (St.-Jacques), ein Stadthaus mit Bibliothek (25,000 Bde.) und Museum, ein Theater, eine Statue des Seehelden Duquesne, besuchte Seebäder (mit Kasino) und (1891) 22,359 Einw., die Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang (Heringe, Makrelen und Stockfische), Austernzucht, Maschinen-, Tabaks- und Spitzenfabrikation, Baumwollspinnerei, berühmte Schnitzerei (in Horn, Elfenbein und Buchsbaum) rc. und bedeutenden Handel (besonders mit England) betreiben. 1891 sind in D. 1555 beladene Schiffe mit 496,870 Ton. ein- und 1123 beladene Schiffe mit 247,365 T. ausgelaufen. Der gesamte Warenverkehr belief sich auf 672,184 T., wovon 560,326 T. im Wert von 64,9 Mill. Fr. auf die Einfuhr (hauptsächlich Holz, Kohle, Garne) und 111,858 T. im Wert von 136,5 Mill. Fr. auf die Ausfuhr (vornehmlich Leder-, Woll-, Seiden- und Modewaren) kamen. Von D. gehen regelmäßig Dampfboote nach New Haven und Grimsby in England. Auch ist die Stadt mit Rouen, Havre und Paris in Telephonverbindung. D. hat ein Collège, eine Schiffahrts- und eine Spitzenschule und ist Sitz eines Handelstribunals und zahlreicher Konsulate, darunter eines deutschen. — D. (wahrscheinlich von deep, »tief«) war anfangs ein Dorf, von wo Wilhelm der Eroberer 1066 nach England übersetzte; aus der Verschmelzung des alten Dorfes mit Bouteilles und Beotheville entstand die Stadt D., die schon damals dem Erzbischof von Rouen gehörte. Der französische König Philipp August belagerte in seinem Streit mit Richard Löwenherz die Stadt und verbrannte alle Schiffe. Im 15. Jahrh. entriß Karl VII. D. den Engländern, worauf Talbot es belagerte, aber durch den tapfern Dunois zum Weichen gebracht ward. Seit der Mitte des 14. Jahrh. war D. als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurde die Westküste Afrikas besucht und Petit-Dieppe an der Mündung des Gambia gegründet, auch nach Kanada von hier aus zuerst gefahren und dasselbe für die Franzosen in Besitz genommen. Die Blüte Dieppes litt durch die Auswanderung der Hugenotten und wurde durch das Bombardement der Engländer und Holländer, deren Flotte 1690 auf der Höhe von D. von Tourville geschlagen worden war, 22. und 23. Juli 1694 völlig vernichtet. Nach dem Rijswijker Frieden mußten die Einwohner ihre Häuser wieder aufbauen und zwar auf königlichen Befehl nach einem und demselben Stil, wodurch die Stadt ihre jetzige regelmäßige Gestalt erhielt; aber die Blüte der Stadt konnte man nicht wieder hervorrufen, zumal Le Havres Konkurrenz erdrückend wirkte. Im deutsch-französischen Kriege wurde D. vom General v. Manteuffel 9. Dez. 1870 durch eine mobile Kolonne besetzt und blieb bis zum Sommer 1871 in der Gewalt der Deutschen. Vgl. Vitet, Histoire de D. (Dieppe 1844); Aiſeline (1619—1703), Les antiquités et chroniques de la ville de D. (hrsg. von Hardy, das. 1874, 2 Bde.); Bouteiller, Histoire de la ville de D. (das. 1878).

Diepraem (spr. -räm), Abraham, holländ. Maler, lernte zuerst bei dem Glasmaler Stoop, dann bei dem Genremaler H. M. Sorgh und bildete sich auch nach Brouwers Gemälden. 1648 trat er in die Malergilde von Dordrecht, wo er geraume Zeit wohnte. Er starb nach 1674 im Spital zu Rotterdam. Seine Gemälde aus seiner frühern Zeit sind geistreich und lebendig, wenn sie auch Brouwer nicht erreichen.

Dierauer, Johannes, schweizer. Historiker, geb. 20. März 1842 in Berneck (St. Gallen), studierte in Zürich unter Büdinger und v. Wyß, dann in Bonn unter v. Sybel und Schäfer und in Paris unter Renier historische Wissenschaften und promovierte in Zürich mit »Beiträgen zu einer kritischen Geschichte Trajans« (in den »Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte«, hrsg. von Büdinger, Bd. 1, Lpz. 1868). 1868 wurde er Professor der Geschichte an der Kantonschule in St. Gallen, 1874 auch Bibliothekar der Stadtbibliothek (Vadiana). Von seinen weitern Arbeiten sind hervorzuheben: »St. Gallens Anteil an den Burgunderkriegen« (St. Gallen 1876); »Müller-Friedberg, Lebensbild eines schweizerischen Staatsmannes« (das. 1884); »St. Gallische Analekten« (das. 1889 ff.); »Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« (Gotha 1887—91, 2 Bde.), ein ausgezeichnetes Werk. Auch gab er den »Briefwechsel zwischen Joh. Rudolf Steinmüller und Hans Konrad Escher v. d. Linth« (St. Gallen 1889) heraus und lieferte Beiträge zum »Archiv für schweizerische Geschichte« rc.

Dierb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johann Heinrich Dierbach, geb. 23. März 1788 in Heidelberg, gest. daselbst als Professor der Botanik 9. Mai 1845. Er schrieb: »Flora Heidelbergensis« (Heidelb. 1819—20, 2 Bde.); »Beiträge zu Deutschlands Flora« (das. 1825—33, 4 Bde.); »Flora mythologica« (Frankf. 1833).

Dierdorf, Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, am Holzbach und an der Linie Siershahn-Altenkirchen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Denkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., ein Schloß des Fürsten von Wied, ein Amtsgericht, ein Johanniterkrankenhaus, Gerberei, Hopfenbau und (1890) 1470 meist evang. Einwohner. — Seit 1692 Residenz der Wied-Runkelschen Linie, kam D. nach dem Aussterben derselben 1824 an den Fürsten von Wied-Neuwied. In der Nähe schlug Ney 18. April 1797 die Österreicher.

Diergardt, Friedrich, Freiherr von, Industrieller, geb. 25. März 1795 in Mörs, gest. 3. Mai 1869, errichtete 1813 in St. Tönis bei Krefeld eine Samt- und Samtbandfabrik, welche 1816 nach Viersen verlegt wurde und hier eine große Bedeutung für die rheinpreußische Industrie erreichte. In 43 Städten

und Dörfern der Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen fanden sich Werkstätten Diergardts. In Viersen wurden etwa 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Fabrikate wetteiferten bald erfolgreich mit den französischen und englischen und verdrängten sie vielfach im Welthandel vom Markte. D. beförderte auch den Ausbau des Eisenbahnnetzes, beteiligte sich an vielen industriellen Unternehmungen und war Abgeordneter der rheinischen Ritterschaft auf den Provinziallandtagen, Mitglied des ersten vereinigten preußischen Landtags und des Abgeordnetenhauses bis 1860, wo er in den Freiherrenstand erhoben und als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen wurde. Er gründete das Gladbacher Gewerbegericht und präsidierte demselben 25 Jahre.

Dieringer, Franz Xaver, kath. Theolog, geb. 1811 zu Rangendingen in Hohenzollern-Hechingen, gest. 8. Sept. 1876, ward 1835 zum Priester geweiht und am Seminar zu Freiburg i. Br. angestellt. Nach einem Zwischenaufenthalt in Speyer (1840—43) ward er als ordentlicher Professor an die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn berufen, wo er später Universitätsprediger und Direktor des von ihm gegründeten homiletisch-katechetischen Seminars, 1853 zugleich Domkapitular in Köln wurde. Seine Hauptschriften sind das »System der göttlichen Thaten des Christentums« (Mainz 1841, 2. Aufl. 1857) und das »Lehrbuch der katholischen Dogmatik« (das. 1847, 5. Aufl. 1865). Nach Ausbruch der vatikanischen Konzilswirren zog sich D., welcher mit der päpstlichen Politik nicht einverstanden war, auf eine Dorfpfarrei (Behringsdorf) in seiner engern Heimat zurück.

Diersheim, Dorf im bad. Kreis Offenburg, Amt Kehl, am Rhein, mit 767 Einw., war 20. und 21. April 1797 der Schauplatz blutiger Gefechte zwischen den Österreichern und den Franzosen unter Moreau.

Diervilla *Mill.*, Gattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, Sträucher in Nordamerika mit zahlreichen einfachen Stengeln, länglichen oder elliptischen und gesägten Blättern, winkel- oder endständigen Blütenständen, gelben Blüten und hautartigen Kapseln. D. canadensis *Willd.*, ein 30—90 cm hoher Strauch mit einfachen, scheinbar vierkantigen Ästen, 8 cm langen Blättern und 2 cm langen Blüten, aus Nordamerika, wird bei uns in Gärten kultiviert. Die Äste (Diervillenstengel, amerikanische Jaunkirschstengel) wurden früher als harntreibendes und blutreinigendes Mittel angewendet. Die ostasiatischen Arten bilden die Gattung Weigelia *Thunb.*

Diēs (lat.), der Tag, in der Rechtssprache der Zeitpunkt, Termin, Tagfahrt (s. folg. Art.). D. absolutionis, der Gründonnerstag (s. d.), weil an ihm die Lossprechung von Kirchenstrafen stattfand; D. adoratus, Karfreitag (s. d.), von der an ihm üblichen Verehrung des Kreuzes; D. aegyptiaci, Unglückstage; D. archiriclinii, der zweite Sonntag nach Epiphania, wegen des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana; D. ater, s. unten: D. nefastus; D. caniculares oder canini, die Hundstage; D. cinerum, Aschermittwoch; D. competentium, der Gründonnerstag, an dem in den ältesten Zeiten der Kirche die Katechumenen (competentes, i. e. qui petunt baptismum), die zu Ostern getauft werden sollten, das Glaubensbekenntnis hersagen mußten, das ihnen am Palmsonntag übergeben worden war; D. consecrati, Gott geweihte Tage, besonders die Weihnachtsfeiertage; D. criticus, ein entscheidender Tag, bei fieberhaften, typisch verlaufenden Krankheiten derjenige Tag, an welchem erfahrungsgemäß die Fieberhöhe abgeschlossen wird und die Körpertemperatur auf den Normalpunkt (37° C.) zurückgeht; D. depositionis, Sterbetag eines Bekenners (s. Heilige), Begräbnistag eines Heiligen; D. emortualis, Todestag; D. exemptus, geschäftsfreier Tag; D. fastus, bei den Römern jeder Tag, an welchem von früh bis abends Gericht gehalten werden durfte, Gerichtstag; D. faustus, Glückstag; D. felicissimus, der Ostertag; D. feriales oder feriati, Feier-, Festtage, an denen die alten Römer den Göttern opferten oder Spiele hielten, aber alle Rechts- und Staatsgeschäfte ruhen ließen; D. fixarum, Sterntag (s. Tag); D. florum, Palmsonntag; D. focorum, der Sonntag Invokavit oder Funkensonntag; D. incarnationis, Mariä Verkündigung (25. März); D. indulgentiae, der Gründonnerstag; D. intercalaris s. intercalarius, Schalttag; D. intercisus, bei den alten Römern der Tag, an welchem nur während einiger Stunden Gericht gehalten werden durfte; D. intrantes et exeuntes, die ersten und letzten Tage jedes Monats; D. Jovis, Donnerstag; D. legalis, der bürgerliche Tag oder 24 Stunden; D. lunae, Montag; D. magnus, der Ostertag; D. Martis, Dienstag; D. Mercurii, Mittwoch; D. natalis, Geburtstag (s. Natalis); D. naturalis, der natürliche Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; D. nefastus, Tag, an dem bei den alten Römern kein Gericht gehalten werden durfte, Unglückstag (auch D. ater); D. non (i. e. non juridici), in England die Tage, an welchen die Gerichtshöfe während ihrer Sitzungszeiten geschlossen sind; D. pingues, in Deutschland die drei Tage vor Aschermittwoch; D. professus, Tag, an dem bei den alten Römern Geschäfte vorgenommen werden durften; D. ramorum (palmarum), Palmsonntag; D. reconciliationis, der Gründonnerstag (vgl. D. absolutionis); D. sabbati, Samstag bei Juden und Christen; D. salutaris, Karfreitag; D. sancti, die Tage der Fastenzeit, in romanischen Ländern vornehmlich die der letzten Woche vor Ostern; D. Saturni, Sonnabend; D. saxonicus, soviel wie sächsische Frist; D. solis, Sonntag; D. solutionis, Verfalltag; D. spiritus, Tag des (Heiligen) Geistes, als festes Datum 15. Mai, sonst Pfingsttag; D. stationarii, Mittwoch und Freitag als stehende Fasttage; D. strenarum, Neujahrstag; D. suprema, der Jüngste Tag; D. Veneris (Freyae), Freitag; D. veri, Sonnentage (s. Tag); D. viridium, der Gründonnerstag.

Diēs (lat.), Befristung, Zeitbestimmung, technischer Ausdruck für denjenigen Bestandteil einer rechtsgeschäftlichen Willenserklärung, wonach die Wirkungen des Rechtsgeschäfts zeitlich begrenzt sein sollen, entweder so, daß sie erst von einem künftigen Zeitpunkt an beginnen sollen (d. a quo oder ex quo, suspensive Befristung), oder so, daß sie zwar sofort beginnen, jedoch mit einem künftigen Zeitpunkt wieder aufgehoben sein sollen, als wären sie niemals eingetreten (d. ad quem, resolutive Befristung). Je nachdem die Bestimmung des D. einen Kalenderpunkt namhaft macht oder ein künftiges Ereignis, von dem zwar sicher ist, daß es eintritt, jedoch ungewiß, wann, unterscheidet man d. certus an et quando und d. certus an, incertus quando; ein D., von dem es ungewiß ist, ob er eintreten wird (z. B. ein Vermächtnis soll dem A. bezahlt werden an seinem 22. Geburtstag, d. incertus an, certus quando), oder von dem es ungewiß ist, ob und wann er eintreten wird (z. B. an dem Tage der Hochzeit des A., d. incertus an et quando), ist in Wahrheit eine Bedingung (s. d.).

Dies., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Karl Moritz Dieſing, öſterreichiſcher Helminthолog; ſchrieb: »Systema Helminthum« (Wien 1850—1851, 2 Bde.).

Diēs ater (lat., »ſchwarzer Tag«), Unglückstag (ſ. Dies nefastus bei »Dies«).

Diēs cedens (Diēs cedit, lat.), in der Rechtsſprache, namentlich im Erbrecht die Bezeichnung des Zeitpunktes, mit welchem ein Recht erworben wird oder überhaupt zur Exiſtenz gelangt, im Gegenſatz zu dem Zeitpunkt (dies veniens oder dies venit), mit welchem jenes Recht geltend gemacht werden kann. Z. B. ein Erblaſſer hinterläßt als Erben den A, verordnet aber, daß nach dem Tode des A die Hälfte der Erbſchaft dem B zufallen ſoll. Hier iſt für den B der dies cedens des Legats der Tod des Erblaſſers, das Vermächtnis iſt ihm mit dieſem Moment erworben, ſo daß es jetzt nach dem Tode des B auf deſſen Erben übergehen würde. Die Geltendmachung, die Verwirklichung dieſes Rechts, der dies veniens legati, aber iſt hinausgerückt bis zu dem Zeitpunkt des Todes des Erben A.

Diesdorf, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Wanzleben, hat eine evang. Kirche, Zuckerrüben- und Zichorienbau und (1890) 2520 Einw.

Dièse (ſpr. djäſ'), franz. Name des muſikaliſchen Erhöhungszeichens (♯), entſprechend dem italieniſchen diesis; wird zur Bezeichnung der erhöhten oder abgeleiteten Töne den Namen der urſprünglichen angehängt, z. B. ut dièse (geſchrieben ut ♯) = cis, fa dièse (geſchrieben fa ♯) = fis.

Dieſels Wärmemotor. Bei den bisher gebräuchlichen Wärmemotoren iſt die Ausnutzung der Wärme des Brennſtoffs deshalb eine verhältnismäßig geringe, weil die Verbrennung nach einem theoretiſch ungünſtigen Prozeß geleitet wird. Dieſel hat folgende Grundbedingungen für die Konſtruktion von Wärmemotoren mit möglichſt vollkommener Wärmeausnutzung ermittelt: Die höchſte Temperatur wird nicht (wie bei allen bisherigen Wärmemotoren) durch die Verbrennung und während derſelben, ſondern vor derſelben und unabhängig von ihr lediglich durch mechaniſche Kompreſſion von Luft hergeſtellt. Der Brennſtoff (feſter, flüſſiger oder luftförmiger) wird in fein verteiltem Zuſtand allmählich in die hoch komprimierte und dadurch hoch erhitzte Luft eingeführt und entzündet ſich an ihr. Hierbei wird eine derartige Volumenvergrößerung der mit den Verbrennungsgaſen gemiſchten Luft vorgenommen, daß eine Temperatурſteigerung nicht eintritt, ſondern die ganze entwickelte Verbrennungswärme in mechaniſche Arbeit umgeſetzt wird. Nach Beendigung des eigentlichen Verbrennungsprozeſſes erfolgt eine weitere Expanſion der Gasmaſſe ohne neue Wärmezufuhr und daher zugleich eine Temperaturabnahme, bis die Spannung und Temperatur der umgebenden Luft erreicht iſt. Die durch die Kompreſſion zu erzeugende höchſte Temperatur und Spannung muß, um einen größern Wirkungsgrad zu ergeben, als er bei den bisherigen Motoren erreicht wird, viel höher gewählt werden als etwa bei Dampfmaſchinen, muß jedoch in ſolchen Grenzen bleiben, daß die mittlere Temperatur und die mittlere Spannung eine dauernde Erhaltung der Maſchinenwände und eine wirkſame Schmierung und Dichthaltung ohne künſtliche Kühlung ermöglicht. Für den theoretiſch vollkommenen Motor wird die höchſte Temperatur zu 800—1000° C. und die höchſte Spannung zu 200—300 Atmoſphären angeſetzt. Hierbei ergeben ſich theoretiſche Wirkungsgrade der Wärmeausnutzung von 0,727—0,770, was ungefähr einem theoretiſchen ſtündlichen Kohlenverbrauch von 0,11 kg pro Pferdekraft entſpricht, während bei den beſten Dampfmaſchinen der wirkliche Wirkungsgrad nur 0,072 beträgt. Wie weit dieſe theoretiſchen Werte ſich bei praktiſcher Ausführung abändern werden, muß die Erfahrung lehren. Der oben geſchilderte Prozeß läßt ſich in einem Motor mit einem einfach wirkenden Arbeitscylinder nach Art der Gaskraftmaſchinen mit Viertakt durchführen, und zwar nach folgendem Schema: 1) Erſter Hingang des Kolbens. Anſaugen von atmoſphäriſcher Luft (Anſaugeperiode). 2) Erſter Rückgang des Kolbens, Kompreſſion der Luft (Kompreſſionsperiode). 3) Zweiter Hingang des Kolbens. Verbrennung eines allmählich eingeführten Brennſtoffes und Expanſion (Arbeitsperiode). 4) Zweiter Rückgang des Kolbens, Ausſtoßung der Verbrennungsgaſe (Auspuffperiode). Dieſel hält jedoch die Verteilung des Prozeſſes auf mehrere Cylinder für zweckmäßiger und beſchreibt derartige Maſchinen an der Hand von Zeichnungen. Die Dimenſionen der Maſchinen ſind bedeutend kleiner als diejenigen bekannter Wärmemotoren, die Umdrehungszahlen ſind größer (300 für eine 100pferdige Maſchine). Dieſels Motor kann endlich auch als Kälteerzeugungsmaſchine benutzt werden. Vgl. R. Dieſel, Theorie und Konſtruktion eines rationellen Wärmemotors (Berl. 1893).

Dieſing, Karl Moritz, ſ. »*Dies.*«

Diēs interpellat pro homine (lat.), Rechtsregel: »der Tag, d. h. die Zeit, mahnt an Stelle des Menſchen«. Es wird nämlich von vielen Rechtslehrern behauptet und iſt von der Praxis des gemeinen Rechts angenommen, daß die Folgen des Verzugs (mora, ſ. d.) ohne beſondere Mahnung von ſeiten des Gläubigers (interpellatio) von ſelbſt eintreten, wenn im Vertrag für die Erfüllung der Verbindlichkeit eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt und dieſe verſtrichen iſt; andre Rechtslehrer verlangen auch in dieſem Fall wenigſtens dann die Mahnung, wenn nicht noch ausdrücklich verabredet worden iſt, daß der Eintritt des Tages die Wirkung der Verzugſetzung haben ſolle. Letztere Anſicht iſt im franzöſiſchen Recht (Code civil, Art. 1139) angenommen.

Diēs irae, diēs illa (lat.), nach den Anfangsworten benannter lat. Hymnus auf das Weltgericht, dem die prophetiſche Stelle Zephanja 1, 14—18 nach der lateiniſchen Überſetzung der Vulgata zu Grunde liegt; ſtammt aus dem 13. Jahrh. und hat, nach ziemlich ſicherer Annahme, den Franziskaner Thomas von Celano (ſ. d.) zum Verfaſſer. Täglich wird dieſer Hymnus von den Franziskanern am heil. Grab in Jeruſalem geſungen.

Dieſis (griech.), in der griech. Muſik nach Pythagoras der Überſchuß der Quarte über zwei Ganztöne, d. h. der nachmals Limma genannte Pythagoreiſche Halbton 256 : 243; ſodann erhielten die Pykna (kleinen Intervalle, Vierteltöne) des enharmoniſchen Geſchlechts den Namen D. Als im 15. Jahrh. die längſt erſtorbene antike Muſiktheorie wieder hervorgeſucht wurde, lebte auch die D. als Viertelston wieder auf, und man verſuchte hinter das Geheimnis der Wunderwirkung der antiken Muſik zu kommen durch Einführung vielfacher Tonhöhenunterſchiede mit Hilfe der D., konſtruierte Inſtrumente mit beſondern Taſten für die Viertelstöne ꝛc. Als der Wahn verraucht war, blieb der Name D. (franz. dièse, ital. diesis) für das Erhöhungszeichen (♯). Falſch iſt jedoch die Annahme,

daß das ♯ selbst aus dieser Zeit stamme. Das ♯ findet sich vielmehr in seiner heutigen Gestalt und Bedeutung schon im 13. Jahrh. D. heißt auch in der modernen Tonbestimmung der Unterschied der enharmonisch identischen Töne, z. B. der übermäßigen Sekunde und kleinen Terz (dis : $\overline{\text{es}}$ = 125 : 128).

Dieskau, Karl Wilhelm von, preuß. General, geb. 1701 in Dieskau bei Halle, gest. 14. Aug. 1777 in Berlin, trat 1721 bei der Artillerie ein und zeichnete sich in dieser Waffe durch zahlreiche erfolgreiche Thaten in zwölf Feldzügen aus. 1757 wurde er zum Obersten und Generalinspekteur der Artillerie, 1762 zum Generalmajor und 1768 zum Generalleutnant ernannt. Er erwarb sich um die Verbesserung der Artillerie große Verdienste und ließ leichtere Geschütze gießen, welche die Dieskauschen genannt wurden. 1889 wurde ihm zu Ehren das schlesische Fußartillerieregiment Nr. 6 Fußartillerieregiment von D. benannt.

Diespiter (lat.), dichterisch soviel wie Jupiter als der »Vater des lichten Tages«.

Dießbacher Blau, soviel wie Berliner Blau.

Diessen, Flecken im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Landsberg, am Ammersee, 560 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Chorherrenstift (im 9. Jahrh. gegründet, 1803 aufgehoben), ein Forstamt, Fischerei, Bierbrauerei, Hopfenbau und (1890) 1255 Einw. D. hatte im Mittelalter seine eignen Grafen aus dem Hause Andechs.

Diessenhofen, Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Thurgau, 409 m ü. M., am Rhein (Rheinbrücke, Dampffertigung), hat eine Sekundärschule, bedeutende Viehmärkte, Gerbereien, Färbereien, eine Verbandstoff- und eine Zigarrenfabrik, Bierbrauereien und (1888) 1839 Einw. (454 Katholiken). — D. wird schon 757 unter den Besitzungen des Klosters St. Gallen erwähnt, ward 1178 durch Graf Hartmann von Kyburg zur Stadt erhoben, kam nach dem Aussterben der kyburgischen Grafen an Österreich und durch die Eroberung des Thurgaus 1460 nach einer längern Belagerung an die Eidgenossen, unter deren Herrschaft es sich einer weitgehenden Autonomie erfreute. 1798 wurde es mit dem Kanton Thurgau vereinigt. Aus der österreichischen Ministerialenfamilie der Truchsesse von D. stammt der Chronist des 14. Jahrh., Heinrich von D. (s. d.).

Diest, Stadt und Festung in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Löwen, auf beiden Seiten der Demer, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Tirlemont-Moll und der Eisenbahn Aachen-Antwerpen, hat mehrere Kirchen (in der Kirche St.-Sulpice das Grabmal des Grafen Philipp von Nassau-Oranien), eine Staats- und eine Kommunal-Mittelschule und (1890) 8531 Einw., welche Tuchfabriken, bedeutende Bierbrauereien und Brennereien unterhalten. — Die Stadt war nach dem Aussterben der Herren von D. nacheinander im Besitz mehrerer nassauischer Linien.

Dieftel, Ludwig, namhafter protest. Theolog, geb. 28. Sept. 1825 in Königsberg i. Pr., gest. 15. Mai 1878 in Tübingen, wurde 1851 Privatdozent zu Bonn und 1858 außerordentlicher Professor der Theologie daselbst. Als ordentlicher Professor wirkte er seit 1862 in Greifswald, 1867 in Jena, 1872 in Tübingen. Ein frei gesinnter Theolog, hat er 1872 die »Jenenser Erklärung« in Sachen Sydows veranlaßt, sich aber auch in der gelehrten Welt besonders durch seine »Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche« (Jena 1868) einen Namen gemacht.

Diesterweg, Friedrich Adolf Wilhelm, einer der bedeutendsten neuern Vertreter der deutschen Volksschulpädagogik, geb. 29. Okt. 1790 in Siegen, gest. 7. Juli 1866 in Berlin, besuchte die Universitäten Herborn und Tübingen, um Mathematik, Philosophie und Geschichte zu studieren, ward 1811 Hauslehrer in Mannheim, im nächsten Jahr Lehrer an der Sekundärschule in Worms, 1812 an der Musterschule in Frankfurt, 1818 zweiter Rektor an der lateinischen Schule in Elberfeld, wo er mit dem von ihm hochverehrten Wilberg in Verkehr trat. 1820 als Direktor an das neue Lehrerseminar zu Mörs berufen, entfaltete D. dort eine äußerst fruchtbare Thätigkeit als praktischer Schulmann wie als Schriftsteller (»Rheinische Blätter«, seit 1827) und erweckte reges pädagogisches Leben rings um das Seminar, indem er in seiner Seminarübungsschule allen Volksschullehrern ein Vorbild gab. Was Pestalozzi erstrebt hatte, sah man in Diesterwegs Wirken sich wirklich gestalten. Sein bedeutendes Ansehen in der pädagogischen Welt führte im Frühjahr 1832 zu seiner Berufung nach Berlin als Direktor des neuen Seminars für Stadtschulen. Auch hier war seine Wirksamkeit eine einflußreiche; sie erlitt aber bald Einbuße durch verdrießliche Streithändel, in die D. nicht immer ohne Schuld verwickelt wurde. In diesen handelte es sich vorzugsweise um die Loslösung der Schule von der Kirche, um die angeblich erforderliche gründliche Änderung des höhern, namentlich des Universitätsunterrichts, um den von D. empfohlenen allgemeinen, konfessionslosen Religionsunterricht ꝛc. In der Polemik zeigte sich D. sachkundig und schlagfertig, aber heftig und nicht immer vorsichtig. Seit 1840 begannen bedauerliche Verwickelungen mit den Staatsbehörden, deren immer peinlichern Verlauf neben Diesterwegs Schroffheit die engherzige Voreingenommenheit einzelner Beamten beförderte. In dieser Zeit setzte D. sich ein bleibendes Denkmal in der von ihm angeregten Pestalozzistiftung zu Pankau und den von ihm empfohlenen Pestalozzivereinen zur Unterstützung der Lehrerwitwen und -Waisen bei der Säkularfeier von Pestalozzis Geburtstag (1846). Im April 1847 wurde er, der Form nach auf eignes Gesuch, mit vollem Gehalt beurlaubt, 1850, da er anderweite Verwendung (als Schulrat) außerhalb Berlins ablehnte, mit Pension entlassen. Von nun an trat D. nur noch als Schriftsteller für seine Ideen auf und schuf sich neben den »Rheinischen Blättern« dazu im »Pädagogischen Jahrbuch« (1851—66) ein neues Organ. 1858 von der Stadt Berlin in das Abgeordnetenhaus gewählt, bekämpfte er hier wie in Flugschriften und Zeitungsaufsätzen die 1854 erlassenen Raumer-Stiehlschen Schulregulative. Denkmäler wurden ihm in Mörs (1882) und in Siegen (1890) gesetzt. Seinen 100jährigen Geburtstag am 29. Okt. 1890 beging in und außer Deutschland der Volksschullehrerstand festlich. Aus Diesterwegs zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Das pädagogische Deutschland« (Berl. 1836); »Pädagogische Reise nach den dänischen Staaten« (das. 1837); »Beiträge zu Lösung der Lebensfrage der Zivilisation« (Essen 1836—38, 4 Hefte); »Streitfragen auf dem Gebiet der Pädagogik« (das. 1837 f., 2 Hefte); »Leitfaden für den Unterricht in der Formenlehre« (4. Aufl., Leipz. 1845); »Raumlehre« (2. Aufl., Bonn 1843); »Schullesebuch« (Bielef. 2 Tle.; mehrfach aufgelegt); »Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde« (Berl. 1840; 18. Aufl. als »Populäre Himmelskunde« hrsg. von W. Meyer

und Schwalbe, 1891); »Unterricht in der Kleinkinderſchule« (5. Aufl., Bielef. 1852); »Lehrgang für den Unterricht in der deutſchen Sprache« (daſ., 3 Tle.); »Die drei preußiſchen Regulative« (Frankf. 1855); »Pädagogiſches Wollen und Sollen« (Leipz. 1856; 2. Aufl., Frankf. 1875); mit Heujer: »Methodiſches Handbuch für den Geſamtunterricht im Rechnen«; »Praktiſches Rechenbuch« (oft aufgelegt) ſowie der mit andern bearbeitete »Wegweiſer zur Bildung für deutſche Lehrer« (Eſſen 1834, 2 Bde.; 6. Aufl. von Richter, Bd. 1, 1890); Dieſterwegs »Ausgewählte Schriften« gab Langenberg heraus (Frankf. 1876—78, 4 Bde., 2. Aufl. 1890—92), der auch »Lichtſtrahlen aus Dieſterwegs Schriften« (Leipz. 1875) erſcheinen ließ. Eine Auswahl aus den »Rheiniſchen Blättern« gab Jeſſen heraus (Wien 1890). Vgl. Langenberg, D., ſein Leben und ſeine Schriften (Frankf. 1867); Derſelbe, Dieſterwegs Selbſtbeurteilungen, aus ſeinen Schriften (Mörs 1873); Rudolf, Dieſterwegs Leben (in der 5. Aufl. des »Wegweiſers«, Bd. 1); Derſelbe, D., der Reformator des deutſchen Volksſchulweſens (Berl. 1890); R. Richter, A. D. nach ſeinem Leben und Wirken (Wien 1890); Scherer, A. Dieſterwegs Pädagogik in ſyſtematiſcher Anordnung (Gießen 1890); Kreitz, D. und die Lehrerbildung (Wittenb. 1890); Wilke, D. und die Lehrerbildung (Berl. 1890). Die beiden letztgenannten Schriften ſind von der aus den Überſchüſſen einer Sammlung für ein Grabdenkmal Dieſterwegs 1866 gegründeten Dieſterwegſtiftung preisgekrönt.

Dieſtien, nach der Stadt Dieſt benannte miocäne Schichtengruppe in Belgien, ſ. Tertiärformation.

Diēs veniens, ſ. Dies cedens.

Dietendorf (Neu-D.), Dorf im gothaiſchen Landratsamt Gotha, an der Apfelſtedt, Knotenpunkt der Linien Kaſſel-Neu-D., Neu-D.-Weißenfels und Neu-D.-Ilmenau der Preußiſchen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Rittergut, Fabrikation von Siegellack, Zinnober, Fiſchbein, Stuhlrohr, Pfefferminzplätzchen, Likör und Seife, Bierbrauerei, Dampfmolkerei und (1890) 644 Einw. Der Ort, auch Neugottern oder Gnadenthal genannt, wurde 1743 vom Grafen von Promnitz als Herrnhuterkolonie gegründet. Nahebei das Dorf Alt-D. mit 971 Einw.

Dieterichs, Joachim Friedrich Chriſtian, Tierarzt, geb. 1. März 1792 in Stendal, geſt. 28. Febr. 1858 in Berlin, ſtudierte in Berlin, ward 1817 Obertierarzt, lehrte bis 1823 an der Tierarzneiſchule zu Berlin und wurde 1830 Lehrer und 1841 Profeſſor an der Kriegsſchule. Er ſchrieb: »Handbuch der Veterinärchirurgie« (Berl. 1822, 7. Aufl. 1856); »Handbuch der ſpeziellen Pathologie und Therapie für Tierärzte und Landwirte« (daſ. 1828, 3. Aufl. 1851); »Handbuch der praktiſchen Pferdekenntnis« (daſ. 1834, 3. Aufl. 1845).

Dieterici, 1) Karl Friedrich Wilhelm, Statiſtiker und Nationalökonom, geb. 23. Aug. 1790 in Berlin, geſt. daſelbſt 30. Juli 1859, ſtudierte in Königsberg und Berlin, machte als Ingenieur-Geograph und Offizier im Hauptquartier Blüchers die Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde 1820 im Kultusminiſterium zu Berlin beſchäftigt, 1831 zum Geheimen Oberregierungsrat, 1834 unter Beibehaltung ſeiner Stellung im Miniſterium zum Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität, 1844 zum Direktor des Statiſtiſchen Büreaus ernannt. Seine Hauptſchriften ſind: »De via et ratione oeconomiam politicam docendi« (Berl. 1835); »Statiſtiſche Überſicht der wichtigſten Gegenſtände des Verkehrs und Verbrauchs im preußiſchen Staat und im deutſchen Zollverband« (daſ. 1828; mit 5 Fortſetzungen, 1832—57); »Der Volkswohlſtand im preußiſchen Staat« (daſ. 1846); »Über Auswanderungen und Einwanderungen« (daſ. 1847). Als Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften (ſeit 1847) lieferte D. mehrere Erörterungen nationalökonomiſcher Fragen in den »Abhandlungen« derſelben und veröffentlichte zahlreiche Monographien ſtatiſtiſchen Inhalts, insbeſ. die Tabellen und Nachrichten über den preußiſchen Staat (ſeit 1851) und die »Mitteilungen des Statiſtiſchen Büreaus« (ſeit 1848). Sein »Handbuch der Statiſtik des preußiſchen Staats« (Berl. 1858—61) wurde von ſeinem Sohn Karl D. beendet. Letzterer, geb. 1876 als preußiſcher Regierungsrat, ſchrieb: »Zur Geſchichte der Steuerreform in Preußen von 1810—1820. Archivſtudien« (Berl. 1875).

2) Friedrich Heinrich, Orientaliſt, Sohn des vorigen, geb. 6. Juli 1821 in Berlin, ſtudierte hier und in Halle Theologie, ſpäter aber in Halle und Leipzig ausſchließlich orientaliſche Sprachen, beſonders das Arabiſche, habilitierte ſich 1846 in Berlin, gab das Buch »Mutanabbi und Seifuddaula« (Leipz. 1847) heraus und bereiſte von 1847 an den Orient, namentlich Ägypten, das peträiſche Arabien, Syrien und Paläſtina. Im Oktober 1850 ward er außerordentlicher Profeſſor der arabiſchen Litteratur an der Univerſität zu Berlin, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. D. ſchrieb: »Reiſebilder aus dem Morgenlande« (Berl. 1853), gab ferner »Alfijjah, carmen didacticum grammaticum auctore Ibn Malik« (mit dem Kommentar des Ibn Akil, Leipz. 1851) nebſt Überſetzung (Berl. 1852) heraus, welcher die »Carmina Mutanabbii« (eines der geiſtvollſten arabiſchen Dichter, daſ. 1858—61) und eine »Chrestomathie ottomane« (daſ. 1854) mit grammatiſchen Paradigmen und Gloſſar folgten. Bahnbrechend für das bisher vernachläſſigte Studium der arabiſchen Philoſophie, die für die Kulturgeſchichte des Mittelalters von ſo großer Bedeutung iſt, ſind die ſpätern Schriften Dietericis: die Übertragung des Märchens »Der Streit zwiſchen Menſch und Tier« (Berl. 1858), der er ſpäter eine Ausgabe des Werkes im Urtext (2. Ausg., Leipz. 1881) und ein »Arabiſch-deutſches Handwörterbuch zum Koran und Tier und Menſch« (daſ. 1881) folgen ließ; ferner »Die Naturanſchauung und Naturphiloſophie der Araber im 10. Jahrhundert« (2. Aufl., daſ. 1876): »Die Propädeutik der Araber« (Berl. 1865); »Die Logik und Pſychologie der Araber« (Leipz. 1868); »Die Anthropologie der Araber« (daſ. 1871); »Die Lehre von der Weltſeele« (daſ. 1872); »Die Philoſophie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr.« (daſ. 1876—79, 2 Bde.); »Die Abhandlungen der Ichwân Es-Safâ in Auswahl« (daſ. 1883—86, 3 Hefte); »Alfarabis philoſophiſche Abhandlungen« (Ausgabe, Leiden 1890). Außerdem veröffentlichte D.: »Der Darwinismus im 10. und 19. Jahrhundert« (Leipz. 1878); »Die ſogen. Theologie des Ariſtoteles, aus arabiſchen Handſchriften« (hrsg. daſ. 1882 und überſetzt daſ. 1883) und kleinere Arbeiten in der »Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft« ſowie in andern Zeitſchriften. Auch als Romanſchriftſteller hat ſich D. verſucht mit »Mirjam. Orientaliſcher Roman« (Lpz. 1886).

Dieteris (griech.), Zeit von zwei Jahren, daher dieteriſch, zweijährig.

Dietfurt, Stadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Beilngries, an der Laber und in der Nähe der Einmündung des Ludwigskanals in die Altmühl,

hat eine kath. Kirche, ein Franziskanerkloster, Bierbrauerei, Landwirtschaft und (1890) 1135 Einw. — Hier siegten 4. März 1703 die Österreicher über die Bayern.

Dietharzer Grund, s. Tambach.

Diether, in der deutschen Heldensage ältester Sohn des Königs Amelung, Ermrichs und Dietmars Bruder, erhielt bei der Teilung der Länder seines Vaters Breisach und das Bayerland und hinterließ drei Söhne, die unter dem Namen der Harlungen durch ihr tragisches Ende bekannt sind. — Sein Neffe D. der junge, Sohn des Königs Dietmar, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, ward von Hildebrand erzogen, mit seinem Bruder Dietrich von seinem Vatersbruder Ermrich vertrieben und Pflegling von Etzels Gemahlin Helche. Mit deren Söhnen Erp und Ortwin zur Eroberung des Amelungenreichs ausziehend, gelobte er beim Abschied ihrer Mutter, sie gesund heimzuführen oder sie nicht zu überleben. Nach der Thidrek-Saga fielen Erp und sein Geselle Helfrich im Kampf gegen Wittich und Runga, und während D. hierauf mit Runga kämpfte, war auch Ortwin durch Wittich gefallen. Da warf sich D. auf Wittich und zwang diesen, um sein Leben zu retten, ihn zu erschlagen. Nach andrer Fassung der Heldensage läßt Dietrich seinen Bruder D. und Etzels Söhne, um sie nicht dem Kampf auszusetzen, unter Ilsans Pflege in Bern zurück, gibt Etzels Söhne in Diethers Hut und verbietet ihnen, aus der Stadt zu reiten. Trotzdem aber reiten sie aus derselben, verirren sich in die Gegend von Raben (Ravenna) und fallen dort von Wittichs Hand. Nach der Sage in dem Gedicht »Dietrichs Flucht« erlebte D., bei Etzel zurückbleibend, die Wiedereroberung Ravennas und Mailands durch seinen Bruder Dietrich.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, geb. 1412, gest. 7. Mai 1482 in Aschaffenburg, Sohn des Grafen Diether von Isenburg-Büdingen, studierte in Erfurt, wo er 1434 Rektor wurde, begab sich dann nach Mainz, wo er seit 1427 Domherr war, ward 1453 Kustos der Domkirche und 1459 zum Erzbischof erwählt, nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bunde seines Vorgängers Dietrich v. Erbach mit Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg gegen Kurfürst Friedrich von der Pfalz beizutreten. Hierdurch stürzte er das Stift in einen verderblichen Krieg. Am 4. Juli 1460 bei Pfeddersheim geschlagen, wurde D. von Friedrich von der Pfalz zum Frieden und Bündnis genötigt und trat nun an die Spitze der Opposition gegen die Übergriffe des Papstes und gegen den mit dem Papst verbündeten Kaiser Friedrich III. D. berief im Februar 1461 einen Fürstentag nach Nürnberg, auf dem die Abstellung der Beschwerden Deutschlands gegen den Papst, ein allgemeines Konzil und eine pragmatische Sanktion für die deutsche Kirche sowie eine Reichsreform gefordert wurden. Aber es gelang dem Papst Pius II. und dem Kaiser, die Vereinigung wieder zu sprengen, und D., der selbst wegen der päpstlichen Annatenforderung eine scharfe Appellation an ein künftiges Konzil erlassen hatte, ward 1461 vom Papst abgesetzt. Da D. sich nicht fügte, entstand ein verheerender Krieg zwischen ihm und dem vom Papst eingesetzten Erzbischof Adolf von Nassau und ihren beiderseitigen Verbündeten, in dem aber D. den kürzern zog. Er verzichtete daher 1463 auf das Stift gegen die Abtretung einiger Städte als Fürstentum. Nach Adolfs Tod 1475 wurde er wieder zum Erzbischof erwählt und führte nun eine friedlichere Regierung. Er stiftete 1477 zu Mainz eine Universität und brachte viele verpfändete Städte und Güter wieder an das Stift. Vgl. K. Menzel, D., Bischof von Mainz 1459—1463 (Erlang. 1867).

Dietikon, Dorf im schweizer. Kanton und Bezirk Zürich, an der Limmat und der Eisenbahn Zürich-Aarau, hat eine für Katholiken und Reformierte gemeinschaftliche Kirche, Kattundruckerei, mehrere Mühlen und (1888) 1923 Einw.

Dietleib (D. von Steiermark), in der deutschen Heldensage einer der zwölf Recken Dietrichs von Bern, nach der Thidrek-Saga Sohn des mächtigen Biterolf auf Skane (Schonen) in Dänemark, nach dem deutschen Heldengedicht, das seinen Namen trägt (»Biterolf und D.«), Sohn Königs Biterolf von Tolet (Toledo) und der Dietlinde. Zum Jüngling erwachsen, verließ er heimlich seine Mutter, um den Vater aufzusuchen, der vor vielen Jahren zum König Etzel gezogen war. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um seinen Namen fragen. D. verweigerte die Antwort, ward deshalb angegriffen, verwundete König Gunther, Gernot und Hagen, mischte sich dann bei einer Heerfahrt nach Polen unter Etzels Mannen und geriet hier in der Verwirrung des Kampfes mit seinem ihm noch unbekannten Vater zusammen. Nach schrecklichem Kampfe folgte die freudige Entdeckung, und beide zogen nun mit Etzels Recken gegen König Gunther, den D. auch vor Worms überwand. König Etzel aber gab dem Sieger Steiermark zu eigen. Auch in dem Gedicht »Dietrichs Flucht« spielt D. eine große Rolle: er kämpfte in der Ravennaschlacht und war der Anführer der zweiten Heerfahrt zur Wiedereroberung Ravennas.

Dietmar von Aist, deutscher Minnesinger, aus einem österreichischen Adelsgeschlecht (Agast, Agist, Aist) entsprossen (dessen Stammburg zwischen Ried und Wartberg auf einem Berge stand, der noch jetzt den Namen Altaist trägt), wohl derselbe, der in österreichischen und salzburgischen Urkunden von 1143—70 vorkommt. Die unter dem Namen des D. v. A. überlieferten Lieder sind zum Teil volkstümlich in Form und Anschauung, innig und tief, oft nur assonierend, während andre ein kunstvolleres Gepräge haben und wahrscheinlich von einem jüngern Dichter herrühren. Sie sind kritisch bearbeitet in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt (4. Aufl., Leipz. 1888). Zur Bibliographie vgl. Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh. (3. Aufl., Stuttg. 1893).

Dietmar von Merseburg, s. Thietmar.

Dietrich, ein Haken zum Öffnen von Schlössern ohne Schlüssel. Eine Anzahl verschiedener Dietriche bilden das Sperrzeug des Schlossers.

Dietrich (in älterer gotischer Form Theuderich), altberühmter Mannesname, soviel wie Volksfürst. Bemerkenswerte Regenten: 1) Fürst von Anhalt-Dessau, dritter Sohn des Fürsten Leopold I., geb. 2. Aug. 1702 in Dessau, gest. 2. Dez. 1769, trat 1716 als Oberstleutnant in holländische, 1718 in preußische Kriegsdienste. Im ersten und zweiten Schlesischen Krieg beteiligte er sich mit Auszeichnung an den Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedberg und ward nach der letztern von Friedrich d. Gr. zum General der Infanterie, 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt, nahm aber krankheitshalber 1750 seine Entlassung. Nach dem Tode seines Bruders Leopold Maximilian führte er 1751—58 die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten.

2) D., mit dem Beinamen Kagelwit (Kogelwut, nach der Kapuze, welche er als Mönch getragen), Erzbischof von Magdeburg, geb. um 1300 in

Stendal, Sohn eines Gewandmachers aus der Familie v. Portitz, geſt. 17. Dez. 1367, trat in den Ciſtercienſerorden, ward Schaffner in dem Kloſter Lehnin in der Mark Brandenburg, 1329 Protonotar und Hofmeiſter des Biſchofs Ludwig von Brandenburg und 1353 von Kaiſer Karl IV., dem er namentlich bei der Erwerbung der Kurmark Brandenburg treffliche Dienſte leiſtete, zum Biſchof von Minden, Propſt von Wyſchehrad und Kanzler von Böhmen ernannt. 1361 wurde er zum Erzbiſchof von Magdeburg erhoben. Er verwandte ſeine aus Böhmen mitgebrachten Schätze dazu, die verpfändeten magdeburgiſchen Feſtungen und Schlöſſer wieder an das Erzſtift zu bringen und koſtſpielige Bauten zu unternehmen, und wehrte dem Fauſtrecht, erlitt aber auf einem zu dieſem Zweck unternommenen Zuge gegen den Biſchof Gerhard von Hildesheim 1367 bei Dinklar eine Niederlage.

3) D. der Bedrängte, Markgraf von Meißen, Sohn des Markgrafen Otto des Reichen, geb. 1162, geſt. 17. Febr. 1221, wurde mit ſeinem ältern Bruder, Albrecht dem Stolzen, dadurch entzweit, daß ihr Vater auf Zureden ſeiner Gemahlin Hedwig, Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, die Erbfolge dahin abänderte, daß D. die Mark Meißen, Albrecht dagegen nur die Grafſchaft Weißenfels erhalte. Von dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen, deſſen Tochter Jutta er geheiratet hatte, unterſtützt, trieb D. zwar 1194 ſeinen Bruder von Weißenfels zurück und ſchlug ihn bei Reveningen, geriet aber dadurch, daß Kaiſer Heinrich VI. nach des kinderloſen Albrecht Tode die Mark Meißen als erledigtes Reichslehen einzog, in Gefahr, dieſes Land ganz zu verlieren, kam jedoch nach ſeiner Rückkehr von einer Wallfahrt nach Paläſtina durch des Kaiſers Tod 1197 doch in den Beſitz der Mark. In dem Kampfe der Gegenkönige Philipp und Otto von Braunſchweig ſtand D. auf Philipps Seite, nach deſſen Ermordung ſchwankte er zwiſchen Otto IV. und Friedrich II. In gefährliche Streitigkeiten geriet er mit der Stadt Leipzig und dem meißniſchen Adel. Nach fruchtloſer Belagerung Leipzigs verſtand er ſich 1217 zu einem Vergleich, bemächtigte ſich aber der Stadt durch Liſt, ließ ihre Mauern ſchleifen und ſicherte die markgräfliche Lehnsherrlichkeit über ſie durch Anlegung dreier Schlöſſer.

4) D. der jüngere, ſ. Diezmann.

Dietrich, 1) Veit (Vitus Theodorus), namhafter Beförderer der Reformation, geb. 1506 in Nürnberg, geſt. daſelbſt 1549, bezog 1523 die Univerſität Wittenberg, war 1527—30 Luthers Amanuenſis und ſteter Begleiter und wurde 1536 auf Melanchthons Fürſprache Prediger an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er, faſt an allen bedeutendern Streitfragen und Disputationen teilnehmend, bis an ſein Ende wirkte und der Stadt und der dazu gehörigen Landſchaft die erſte Agende gab. Durch Herausgabe von erbaulichen und exegetiſchen Schriften Luthers, die er zum Teil ins Deutſche überſetzte, hat er viel zur Verbreitung der reformatoriſchen Grundſätze beigetragen. Vgl. Engelhardt in der »Zeitſchrift für kirchliche Wiſſenſchaft« 1880 und 1881.

2) Dominikus, Ammeiſter von Straßburg, geb. 30. Jan. 1620 in Straßburg, geſt. 9. März 1692, ſtammte aus einer proteſtantiſchen, urſprünglich franzöſiſchen Familie Didier, trat ſchon früh in den Großen Rat ein und wurde zum erſtenmal 1660 zum Ammeiſter gewählt. In beſtändigem Verkehr mit den Vertretern Frankreichs bei ſeiner Reichsſtadt, ſuchte er deren Neutralität zu wahren, machte aber dadurch die Patrioten irre. Daß er ſich 1672 an dem Verfaſſer einer Schmähſchrift durch deſſen Verurteilung zum Tod rächte, ſchadete ſeinem Anſehen ungemein. Doch beteiligte er ſich 1678 perſönlich an dem Widerſtand, den Straßburger Truppen und Schweizer den Franzoſen in der Feſtung Kehl entgegenſetzten, leider ohne Erfolg. Als 1681 infolge des Spruchs der Reunionskammern ein franzöſiſches Heer unter Monclar vor Straßburg erſchien, begab er ſich an der Spitze einer Deputation in das franzöſiſche Lager, mußte aber 30. Sept. die Urkunde unterzeichnen, welche die Übergabe der alten Reichsſtadt enthielt. Sein Feſthalten am lutheriſchen Bekenntnis zog ihm zunächſt den Verluſt ſeines Amtes zu; er wurde dann 1685 nach Guéret, ſpäter nach Véſoul verwieſen und durfte erſt 1689 nach Straßburg zurückkehren. Vgl. L. Spach, Biographies alsaciennes, Bd. 1 (Straßb. 1863).

3) Adam, genannt der Ziegenhainer Botanikus, geb. 1. Nov. 1711 in Ziegenhain bei Jena, geſt. 10. Juli 1782, war Bauer daſelbſt, erlangte als Botaniker einen Ruf, der ſelbſt Linné veranlaßte, mit ihm in Korreſpondenz zu treten. — Sein Enkel Friedrich Gottlieb, geb. 9. März 1768 in Ziegenhain, geſt. 2. Jan. 1850 in Eiſenach, war Hofgärtner in Weimar, dann Gartendirektor in Eiſenach und Wilhelmsthal und ſchrieb: »Ökonomiſch-botaniſches Gartenjournal« (Eiſenach 1795—1804, 6 Bde); »Lexikon der Gärtnerei und Botanik« (Berl. 1802—10, 10 Bde.; 2. Aufl. 1820—21; Nachträge, 10 Bde., 1815—21; neuer Nachtrag, 10 Bde., Ulm 1825—40). — Deſſen Brudersſohn David, Kuſtos am Univerſitäts-Herbarium zu Jena, geb. 1800 in Ziegenhain, geſt. 23. Okt. 1888 in Jena, lieferte eine Reihe botaniſcher Kupferwerke, z. B.: »Deutſchlands Giftpflanzen« (Jena 1826); »Forſtflora« (daſ. 1828—33; 6. Aufl., Dresd. 1885—87); »Flora universalis«, mit 4760 kolorierten Abbildungen in 476 Heften (Jena 1831—56; neue Folge, Leipz. 1849—55; neue Serie, Jena 1861 ff.); »Deutſchlands Flora« (daſ. 1833—51, 5 Bde., mit 1150 Tafeln); »Synopsis plantarum etc.« (Weimar 1839—52, 5 Bde.); »Deutſchlands ökonomiſche Flora« (daſ. 1841—43, 3 Bde.); »Encyklopädie der Pflanzen« (Jena 1841—55, 2 Bde.).

4) (Dietrici) Chriſtian Wilhelm Ernſt, Maler und Kupferſtecher, geb. 30. Okt. 1712 in Weimar, geſt. 24. April 1774 in Dresden, bildete ſich bei ſeinem Vater und in Dresden unter dem Landſchaftsmaler A. Thiele. Indem er die niederländiſchen Meiſter zum Vorbild nahm, gelang es ihm, ſich in die Art ihres Vortrags hineinzuarbeiten, ſo daß es ihm möglich war, nach eigner oder nach Neigung der Beſteller Gemälde im Geſchmack Rembrandts, Oſtades, Poelenburgs, Berchems, Watteaus ꝛc. zu liefern, welche freilich hinter den Vorbildern zurückſtehen, aber doch häufig Veranlaſſung gaben, daß Nachahmungen Dietrichs als echte »Rembrandts« ꝛc. verkauft wurden. Am beſten und ſelbſtändigſten iſt er in der Landſchaft. Mit Unterſtützung des Königs von Sachſen ging er 1742 nach Italien, um auch den italieniſchen Meiſtern und beſonders der Bologneſer Schule ihre Fertigkeit abzulernen, weshalb er auch ſeinen Namen italieniſch in Dietrici umbildete. Doch war hierin ſein Erfolg geringer als bei Nachahmung der Niederländer. Er war auch Direktor der Porzellanmanufaktur in Meißen und Profeſſor an der Dresdener Akademie. Die Dresdener Galerie hat 53 Gemälde von ihm. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Studien und Skizzen, von Ch. Otto in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, erſchien

Leipzig 1810, 5 Hefte. Als Kupferstecher und Ätzer hat D. Besseres geleistet als im Malen. Seine Blätter belaufen sich auf mehr als 200. Vgl. Linck, Monographie der von D. radierten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen (Berl. 1846).

5) Franz Eduard Christoph, protest. Theolog, geb. 2. Juli 1810 in Strauch (Kreish. Dresden), gest. 27. Jan. 1883, studierte 1829—32 in Leipzig und Halle, wurde 1836 Repetent zu Marburg, 1839 Privatdozent daselbst, 1844 außerordentlicher, 1846 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät und 1859 in gleicher Eigenschaft in die theologische übergeführt. D. veröffentlichte: »Altnordisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar« (Leipz. 1843, 2. Aufl. 1864), »Abhandlungen für semitische Wortforschung« (das. 1844), »Abhandlungen zur hebräischen Grammatik« (das. 1846), »Morgengebete der alten syrischen Kirche« (das. 1864), »Über die Aussprache des Gotischen« (Marb. 1862), »De Sanchoniathonis nomine« (das. 1872) und gab die 5.—7. Auflage von Gesenius' »Hebräisch-chaldäischem Handwörterbuch« (Leipz. 1855—68) heraus.

6) Albert, Komponist, geb. 28. Aug. 1829 in dem Forsthaus Golk bei Meißen, Schüler von Jul. Otto in Dresden und später von Rietz und Hauptmann in Leipzig, wo er gleichzeitig die Universität besuchte, ward 1855 Konzertdirigent in Bonn, 1861 Hofkapellmeister in Oldenburg und ist seit einigen Jahren im Ruhestand. Er schrieb Lieder, Balladen, Streichquartette, Trios, Klaviersonaten, eine Symphonie (D moll), ein Violinkonzert ꝛc., welche sich alle große Achtung in der Künstlerwelt errangen. Seine Oper »Robin Hood« wurde 1879 in Frankfurt a. M. mit Erfolg aufgeführt, eine zweite, »Das Sonntagskind«, 1886 in Bremen.

7) Anton, Maler, geb. 27. Mai 1833 in Meißen, kam 1847 auf die Kunstakademie nach Dresden und trat hierauf in das Atelier Schnorrs v. Carolsfeld. Unter dessen Leitung verfertigte er den Karton: Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars von Böhmen, der ihm das große akademische Reisestipendium eintrug. Letzteres ermöglichte dem Künstler 1859 einen Studienaufenthalt in Düsseldorf, wo er das Bild Faust bei Gretchen im Kerker ausführte. 1861 bereiste er Italien. Nach Dresden zurückgekehrt, zeichnete er einen Cyklus von Darstellungen aus dem Leben Ottos d. Gr., welche durch die Photographie Vervielfältigung fanden. Bald darauf erhielt er den Auftrag, die Aula der Kreuzschule zu Dresden mit historischen Fresken zu schmücken, welchen er 1868—72 ausführte. Es folgte ein großes Freskogemälde im Johanneum zu Zittau: Paulus predigt auf dem Areopag in Athen. Außerdem hat er zahlreiche Altarbilder und Kartons für Glasgemälde geschaffen und sich auch an der Ausmalung des Polytechnikums in Dresden beteiligt.

Dietrich und seine Gesellen (auch Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs erste Ausfahrt oder Virginal betitelt), eine Dichtung der deutschen Heldensage, welche die ersten Abenteuer des jugendlichen Dietrich besingt. Mit Hildebrand ausziehend, befreit er die Königin Virginal von Tirol, welche von dem beiden Orkise bedrängt wird, und kämpft dann siegreich gegen die Riesen und Drachen im Gebirge. Das Ganze schließt mit Turnieren und Festen. Das weitschichtig angelegte Gedicht, das nur stellenweise einiges Leben entwickelt, wurde herausgegeben durch v. d. Hagen (»Heldenbuch«, Bd. 2), Stark (Stuttg. 1860) und Jupitza (»Deutsches Heldenbuch«, Bd. 5, Berl. 1870).

Dietrich von Bern, einer der Hauptheiden der deutschen Heldensage, stammte aus dem Geschlecht der Amelungen und bildet den Mittelpunkt des ostgotischen Sagenkreises. Er ist von einem Geist gezeugt; daher schießt Feuer aus seinem Munde, sobald er zornig wird. Schon als Jüngling kämpfte er mit dem Riesen Sigenot und mit dem Recken Ecke, später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermrich, dem Bruder seines Vaters, mußte er aus seinem Reich in Italien nach Ungarn fliehen, wo er samt seinen Mannen (darunter der alte Hildebrand) von Etzel, dem König der Hunnen, gastlich aufgenommen wurde. Ein Kriegszug gegen Ermrich, zu dem ihm Etzel ein stattliches Heer mitgegeben, mißglückt, und er muß wieder zu den Hunnen zurückkehren. Später rückt er mit einem neuen Heere nach Italien, erobert nach einer gewaltigen Schlacht die Stadt Raben (Ravenna), vertreibt Ermrich und nimmt sein Reich wieder in Besitz. D. ist auch in die burgundisch-fränkische Siegfriedsage verflochten worden, und so begegnet uns seine gewaltige und doch bescheidene Gestalt, mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet, im zweiten Teil des Nibelungenliedes an König Etzels Hof. Überhaupt sammelte sich um D. im Laufe der Zeit ein großer Sagenkreis, dem die deutschen Dichter des Mittelalters mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnten (vgl. z. B. »König Laurin«, »Ecken Ausfahrt«, »Sigenot«, »Alpharts Tod«, »Dietrichs Flucht«, »Rabenschlacht« ꝛc.), und selbst die Bauern sangen und sagen noch spät von dem treuen, echt volkstümlichen Helden. Die Hauptgrundlage seiner Sagengestalt bildet die historische Persönlichkeit des ostgotischen Königs Theoderich d. Gr., welcher seinen Sitz in Verona hatte, das im Mittelalter Bern hieß. Insoweit jedoch allerlei Riesen- und Drachensagen zu ihm in Beziehung gesetzt worden sind, hat seine Gestalt auch mythologische Züge in sich aufgenommen. Vgl. Uhland, Dietrich von Bern (in Pfeiffers »Germania«, Bd. 1, S. 364); Raßmann, Die deutsche Heldensage (Hannov. 1857—58, 2 Bde.); R. Meyer, Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Basel 1868).

Dietrich von Ettenburg oder **Landsberg,** zweiter Sohn Markgraf Konrads von Meißen, geb. vor 1130, gest. 9. Febr. 1185, Stifter des Klosters Dobrilugk, war ein heftiger Gegner Heinrichs des Löwen. Da sein Sohn Konrad vor ihm den Tod im Turnier gefunden hatte, fiel Dietrichs Erbe und Lehen an seinen Bruder Dedo von Rochlitz.

Dietrich von Niem, s. Niem.

Dietrichsdorf, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Kiel, nahe der Mündung der Schwentine in den Kieler Busen, hat (1890) 2531 Einw.

Dietrichs Drachenkämpfe, Gedicht, s. Dietrich und seine Gesellen.

Dietrichs Flucht (auch Dietrichs Ahnen und Flucht genannt), von Heinrich dem Vogler, einem Fahrenden aus Österreich, um 1290 verfaßtes Gedicht der deutschen Heldensage, dem ostgotischen Sagenkreis angehörend. Sein Inhalt ist folgender: König Ermrich, der seines Bruders Diether Söhne getötet hat, sucht auch seines Bruders Dietmar Sohn Dietrich (s. Dietrich von Bern) zu fangen, der ihn jedoch besiegt. Später werden Dietrichs Leute von Ermrich gefangen; nur Dietleib von Steier entkommt und bringt Kunde an Dietrich, der, um die Gefangenen zu lösen, Land und Gut hingibt und nach Hunnenland zieht. Mit einem Heer zurückkehrend, schlägt er dann den Oheim Ermrich vor Mailand und vertreibt ihn, worauf er

heimzieht und Herrat, die Schwester von Etzels Frau (Helche), freit. Da Raben (Ravenna) durch Wittichs Verrat wieder verloren geht und Ermrich grausam haust, zieht Dietrich von neuem gegen ihn aus und schlägt ihn bei Raben (s. Rabenschlacht), worauf er als Sieger in Mailand einzieht. Das Gedicht (hrsg. in Hagens und Primissers »Heldenbuch«, Bd. 2, und von Martin im »Deutschen Heldenbuch«, Bd. 2, Berl. 1866) ist in Reimpaaren abgefaßt und enthält besonders lebendige Schlachtenschilderungen.

Dietrichson, Lorents Henrik Segelcke, norweg. Kunst- und Litterarhistoriker und Dichter, geb. 1. Jan. 1834 in Bergen, studierte in Christiania und machte sich schon damals durch witzige Studentenlieder, die 1859 unter dem Titel: »Samfundsviser og Sange af Jörgen Latiner« gesammelt erschienen, einen Namen. Er veröffentlichte darauf die litterarhistorische Schrift »Om Läredigtet i Nordens poetiske Literatur« (1860), wurde 1861 Dozent an der Universität Upsala, 1866 Amanuensis beim Nationalmuseum, 1869 Professor an der Akademie der Künste zu Stockholm und wirkte später auch einige Jahre (1870–75) an der Gewerbeschule daselbst. Seit 1875 bekleidet er die außerordentliche Professur der Kunstgeschichte an der Universität zu Christiania, wo er zugleich erster Direktor der Nationalgalerie, der Kupferstichsammlung und des Kunstgewerbemuseums ist, durch dessen Mitbegründung er dauernden Einfluß auf die nordische Kunstentwickelung ausgeübt hat. Wiederholte Studienreisen führten ihn nach Italien (1862–65 war er Konsulatssekretär in Rom), Griechenland, Kleinasien, Ägypten, Rußland ꝛc. Von seinen Werken verdienen Hervorhebung: »Indledning i Studiet af Sveriges Literatur i vort Aarhundrede« (Kopenh. 1862); »Omrids af den norske Poesies Historie« (das. 1866–69, 2 Bde.); »Det Skönas Verld«, 2 Teile: Ästhetik (2. Aufl., Stockh. 1873) und Kunstgeschichte (das. 1873–79); »Från min Vandringstid« (das. 1873–75, 3 Bde.); »Christusbilledet« (Kopenh. 1880); »Antinoos, eine kunstarchäologische Untersuchung« (Christiania 1884); »Fra Kunsten's Verden« (Kopenh. 1885); »De norske Stavkirker« (Christiania u. Kopenh. 1892); »Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart« (mit H. Munthe, Berl. 1893). Außerdem verfaßte er Monographien über Runeberg (Stockh. 1864) und Tidemand (1878–79), mehrere Schauspiele (»En Arbetare«, »Karl Folkunge« ꝛc.), die Dichtung »Kivleslätten« (1879) u. a. D. ist seit 1862 mit der norwegischen Malerin Mathilde Bonnevie (geb. 12. Juli 1837 in Christiania) verheiratet.

Dietrichstein, altes freiherrliches, später gräfliches, in der Hauptlinie seit dem 16. Jahrh. fürstliches Haus, stammt aus Kärnten, wird 7. Jan. 1003 zum erstenmal urkundlich genannt, erscheint seit dem 12. Jahrh. deutlicher als bischöflich bambergisches Dienstmannengeschlecht und besaß Güter in Innerösterreich, Mähren u. Böhmen. Zu Ende des 15. Jahrh. zerfiel die Familie in zwei Linien, die Weichselstätt-Rabensteinische und die Hollenburg-Finkensteinische, deren erstere sich in eine ältere und eine jüngere schied und 1859, bez. 1861 erlosch, während die Hollenburg-Finkensteinische, vielfach abgezweigte Linie (s. unten) als jüngere Nikolsburger 1769 die Fürstenwürde erhielt. Eine andre Linie erhielt durch Erbanfall das Prädikat Proskau und 1802 nach Aussterben der Grafen von Leslie auch letzteres Prädikat und schrieb sich D.-Proskau-Leslie. Die Nikolsburger Linie erlosch 1864 (s. unten, D. 6), worauf durch kaiserliches Diplom 1869 der fürstliche Titel D.-Nikolsburg auf den Grafen Mensdorff-Pouilly (s. d.), den Gemahl der Gräfin Alexandrine von D., Tochter des Fürsten Joseph von D., übertragen wurde. Vgl. »Rerum gestarum gentis Dietrichsteinianae«, Bd. 1 (Olmütz 1621); Benedikt, Die Fürsten von D. (»Schriften des Historischen Vereins für Innerösterreich«, Graz 1848); Feyfar, Die erlauchten Herren auf Nikolsburg (Wien 1879). Bemerkenswert sind:

1) Pankraz von, 1480–97 als Pfleger u. Landrichter zu Hartmidstein bei Wolfsberg (bambergisch) genannt, verteidigte 1483 seine Stammburg lange gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus und übergab sie erst gegen das Versprechen, daß keine Feindseligkeit darin verübt werden solle; trotz des Vertrags wurde aber die Feste gänzlich geschleift. Kaiser Maximilian I. verlieh ihm 1506 für sein ganzes Geschlecht das Erbmundschenkenamt in Kärnten. Er starb 4. Sept. 1508.

2) Siegmund, Sohn des vorigen, geb. 1484, gest. 19. Mai 1533 auf Finkenstein, kam früh an den Hof Maximilians I., kämpfte 1514 gegen die Venezianer und 1515 gegen die aufrührerischen Bauern bei Rann, 1525 in Steiermark, besetzte Schladming, wurde aber von den aufständischen Bauern des Salzburger Bundes unter Führung Grubers 3. Juli frühmorgens überfallen und gefangen nach Werfen abgeführt, entging nur mit Not der Hinrichtung, ward dann aber wegen seiner Bemühungen um Herstellung des Friedens bald wieder freigegeben. 1514 Freiherr geworden, ein Liebling Maximilians I., den ein Gerücht zu seinem Vater machte, genoß er auch das Vertrauen Ferdinands I. Seine Söhne Siegmund Georg, welcher Protestant wurde, und Adam teilten den Hollenburgischen Stamm in zwei Äste, den österreichischen, welcher 1651 in den Reichsgrafenstand und 1684 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde u. 1825 im Mannesstamm erlosch, und den Nikolsburger Ast.

3) Adam, Sohn des vorigen, geb. 7. Okt. 1527 in Graz, gest. 5. Febr. 1590 in Nikolsburg, kam noch jung als Truchseß an Kaiser Ferdinands I. Hof, wirkte zum Abschluß des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens zu Augsburg mit, bemühte sich als Abgesandter Maximilians II. vergeblich, 1561 vom Papst Pius IV. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe sowie die Aufhebung der Ordensgelübde der Malteserritter zu erlangen, und beseitigte als Gesandter am spanischen Hof seit 1563 die zwischen dem Kaiser und Philipp II. vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen Unruhen entstandene Mißstimmung. Seine Aufzeichnungen über Don Karlos sind wichtige Zeugnisse. 1572 erwarb er die von den Liechtensteinern 1560 für 60,000 böhm. Thaler dem reichen Ungarn Ladislaus v. Keresényi verkaufte Schloßherrschaft Nikolsburg in Mähren als kaiserliches Lehen, 1575 als erbeignen Besitz. 1572 erwirkte er als kaiserlicher Kommissar von den Ständen Ungarns die Krönung seines Zöglings Rudolf II. Seine letzten Jahre verlebte er, nachdem der Kaiser 1587 seine Linie in den Grafenstand erhoben hatte, auf seinem Schloß Nikolsburg unter wissenschaftlichen Beschäftigungen.

4) Franz, Fürst von D., Kardinalbischof von Olmütz, geb. 22. Aug. 1570 in Madrid, gest. 19. Sept. 1636 in Brünn, Sohn des vorigen, erhielt seine Bildung in Wien und Prag, seit 1588 im Collegium

germanicum zu Rom, wurde 1591 Olmützer Domherr, dann Kanonikus zu Breslau und Passau, 1597 Propst zu Leitmeritz und, 1597 zum Priester geweiht, 3. Mai 1599 Kardinal und 23 Tage später, auf Andringen des Papstes, durch kaiserliche Intervention Bischof daselbst. Als päpstlicher Legat hielt er 9. Aug. 1600 seinen Einzug in sein Bistum. In Mähren war er die Seele der katholischen Gegenreformation und der Regierungspartei. Auch als Kriegsmann war er thätig, indem er 1605 gegen die nach Mähren streifenden Insurgentenscharen Bocskays ein Aufgebot befehligte und die ungarische Grenzstadt Skalitz wegnahm. In der Gunst des Prager Hofes Kaiser Rudolfs II. war er bereits derart gestiegen, daß dieser ihn Ende 1607 zum Präsidenten des Geheimen Rates ernannte. In der wirrenvollen Zeit des Bruderzwistes im Hause Habsburg spielte D. die schwierige Rolle eines Unterhändlers. Er verstand es, nach außen den ständischen Begehren zu entsprechen und thatsächlich doch den Wünschen des Hofes und vor allem den Interessen der katholischen Kirche und des römischen Stuhles zu dienen. Als der böhmische Aufstand 1618 ausbrach, wurde er geächtet und zur Flucht gezwungen; nach dem Siege der Sache Kaiser Ferdinands II. in der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) aber wurde er Generalkommissar, Gubernator und Landeshauptmann Mährens und überdies fungierender Oberstlandkämmerer, also die Hauptperson im Lande (1621—36), welcher das schwierige Werk der Konfiskations-, Traktations- und Revisionskommission, vor allem das der Pazifikation des Landes übertragen wurde. Nun führte er die katholische Gegenreformation Mährens vollends durch und war auch als Diplomat, z. B. bei dem Abschluß des Nikolsburger Friedens (1621—22) mit Bethlen Gabor, thätig. 1624 Reichsfürst, 1635 Protector Germaniae geworden, 1636 überdies kaiserlicher Statthalter in Österreich, schloß er sein thätiges Leben als Senior des Kardinalkollegiums. Seine große zu Nikolsburg angelegte Bibliothek wurde 1645 von den Schweden unter Torstensson vollständig ausgeplündert. Vgl. Voigt, Leben des Fürsten und Kardinals von D. (Leipz. 1792), und seine »Korrespondenz mit dem Hofkriegsratspräsidenten Collalto« aus den Jahren 1623—30 (hrsg. von Trampler, Wien 1873).

5) Franz Joseph, Fürst von D. (und Inhaber der großen Fideikommißherrschaft, welche Fürst Gundakar, von der österreichischen Hollenburger Linie, mit kaiserlicher Zustimmung vom 22. Okt. 1689 aus seinen Besitzungen gebildet und 1690 der jüngern Nikolsburger Linie vererbt hatte, die auch in den Besitz des Erbschenkenamts kam), k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimer Rat, geb. 28. April 1767, gest. 10. Juli 1854, diente in der österreichischen Armee als Generalmajor und schloß 1800 mit Moreau den Parsdorfer Waffenstillstand. 1809 wurde er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, und war dann Hofkommissar in dem vom Feinde besetzten Teil Galiziens bis zum Wiener Frieden.

6) Moritz Joseph Johann, des vorigen Bruder, geb. 19. Febr. 1775 in Wien, gest. 27. Aug. 1864, trat 1791 in den österreichischen Militärdienst, ward 1798 Adjutant des Generals Mack in Neapel, wo er mit seinem Chef in französische Gefangenschaft geriet, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt (bis 1831), später Leiter der Hofbühne und der kaiserlichen Bibliothek, 1845 Obersthämmerer und trat 1848 in den Ruhestand. Mit ihm endete, nachdem auch sein Sohn Joseph Moritz, der als Diplomat an vielen europäischen Höfen in Verwendung gestanden hatte, 1852 gestorben war, der letzte Sproß des uralten Geschlechts. Vgl. Weidmann, Moritz, Graf von D., aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt (Wien 1867).

Dietrichswalde, Dorf im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Allenstein, hat eine kath. Kirche und (1890) 890 Einw. D. wird seit 1877 wegen der angeblich dort vorgekommenen Wundererscheinungen von Wallfahrern viel besucht.

Dietrici, Maler, s. Dietrich 4).

Dietsch, Rudolf, Philolog und Historiker, geb. 16. März 1814 zu Mylau im Vogtland, gest. 29. Dez. 1875 in der Irrenanstalt zu Stötteritz bei Leipzig, vorgebildet zu Zeitz, studierte 1832—36 unter Hermann in Leipzig, wurde 1836 Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle, 1837 am Gymnasium zu Hildburghausen, 1840 Oberlehrer in Grimma, 1861 Direktor in Plauen, 1866 Rektor in Grimma und legte 1872 sein Amt nieder. Von seinen philologischen Leistungen sind die Ausgaben von Eutrop, Herodot, Ciceros ausgewählten Briefen, Nepos ohne besondern Wert; bedeutender sind die des Sallust (Leipz. 1843—46, 2 Bde.; neue Rezension 1859; Textausgabe, 4. Aufl. 1874; Catilina mit Anmerkungen, 1864). Am bekanntesten ist er jedoch durch seine Geschichtsbücher: das »Lehrbuch der Geschichte« (Leipz. 1847—51 u. ö., 3 Bde.), den »Grundriß der Geschichte« (das. 1854, 3 Tle.; 10. Aufl., bearbeitet von G. Richter, 1891 ff.) und den »Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte« (5. Aufl., das. 1882; neue Bearbeitung von R. Hoffmann, 2. Aufl. 1893). Von 1848—62 war er Mitredakteur der »Jahrbücher für Philologie und Pädagogik«.

Diez, Stadt, s. Diez.

Diez, Feodor, Maler, geb. 29. Mai 1813 zu Neunstetten in Baden, gest. 18. Dez. 1870 in Frankreich, machte bei dem Tiermaler R. Kuntz seine ersten Studien und besuchte seit 1831 die Akademie in München, wo er unter Ph. Foltz im Königsbau enkaustische Wandgemälde zu Bürgers Gedichten ausführte. Sein Tod Max Piccolominis (1835) und darauf Pappenheims Tod und Gustav Adolf bei Lützen veranlaßten die Bestellung des Bildes: Markgraf Ludwigs von Baden Sieg über die Türken (Karlsruher Kunsthalle). 1837 begab er sich nach Paris, kehrte jedoch bald nach München zurück, wo er die drei in der Karlsruher Kunsthalle befindlichen Bilder malte: Die badische Reiterei an der Beresina, die badischen Leibgrenadiere, den Montmartre stürmend, und die Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, sowie das im Stuttgarter Museum befindliche: Vor Leipzigs Thoren. Voll Interesse für den Krieg, nahm er 1848 an dem schleswig-holsteinischen Feldzug teil und malte für den Herzog von Koburg das große Bild: Der Strandkampf von Eckernförde gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. Seine 1853 gemalte nächtliche Heerschau Napoleons nach Zedlitz' Gedicht kam in Napoleons III. Besitz. Großen Beifall fand sein 1856 vollendetes Gemälde: die Zerstörung Heidelbergs durch Mélac (Kunsthalle zu Karlsruhe), welches seine spätern Werke nicht mehr erreichten. Zu derselben Zeit entstand auch: der Sturm auf Belgrad für das Maximilianeum zu München. 1862 ward D. zum Professor der Historienmalerei an der Kunstschule zu Karlsruhe ernannt, vollendete aber vor seiner Abreise von München noch die Gemälde: Der Entsatz Wiens 1668 durch die Bayern, an der Fassade des Maximilianeums,

und Kronprinz Ludwig in der Schlacht bei Abensberg, im bayrischen Nationalmuseum. Nach seiner Übersiedelung nach Karlsruhe entstanden: Der Übergang Blüchers über den Rhein bei Kaub und Blücher nach der Schlacht bei La Rothière auf dem Marsch nach Paris (1868, Berliner Nationalgalerie). Als Delegierter des Karlsruher Hilfsvereins ging er nach dem Ausbruch des Krieges 1870 nach Frankreich und stürzte 18. Dez. bei Gray, vom Herzschlag getroffen, tot vom Pferde.

Dietzel, 1) Karl August, Nationalökonom, geb. 7. Jan. 1829 in Hanau, gest. 3. Aug. 1884 in Marburg, widmete sich anfänglich dem Geschäftsleben, seit 1850 dem Studium der Staatswissenschaften, ward 1863 außerordentlicher Professor in Heidelberg und 1867 ordentlicher Professor in Marburg. Er schrieb: »Das System der Staatsanleihen« (Heidelb. 1857); »Die Besteuerung der Aktiengesellschaften in Verbindung mit der Gemeindebesteuerung« (Köln 1859); »Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat« (Frankf. 1864).

2) Heinrich, Nationalökonom, geb. 19. Jan. 1857 in Leipzig, studierte 1876—79 in Heidelberg und Berlin, wurde 1885 außerordentlicher und 1886 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Dorpat, 1890 in Bonn. Er schrieb: »Über das Verhältnis der Volkswirtschaftslehre zur Sozialwirtschaftslehre« (Berl. 1882), »Karl Rodbertus, Darstellung seines Lebens und seiner Lehre« (Jena 1886—88, 2 Tle.), »Über Methode und Grundbegriffe der politischen Ökonomie« (in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, 1884) u. a.

Dietzsch, Johann Christoph, Maler und Radierer, geb. 1710 in Nürnberg, gest. daselbst 1769, Schüler seines Vaters Johann Israel D. (1681—1754), widmete sich vorzugsweise der Landschafts-, Blumen- und Früchtemalerei in Wasserfarben und radierte auch etwa 50 Blätter Landschaften, Porträte u. dgl. — Seine vier Brüder: Johann Siegmund, Johann Jakob, Georg Friedrich und Johann Albert, und zwei Schwestern: Barbara Regina und Margarete Barbara, sind ebenfalls als Maler thätig gewesen.

Dieu (spr. djö), Jean de, soviel wie Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Dieu et mon droit (franz., spr. djö e mong droá), »Gott und mein Recht« (Wahlspruch der engl. Krone).

Dieulafoy (spr. djölafoá), 1) Georges, Mediziner, geb. 1840 in Toulouse, studierte in Paris und wurde 1886 Professor der Pathologie daselbst. Er konstruierte 1869 einen nach ihm benannten Aspirator zur Entleerung krankhaft angesammelter Flüssigkeiten in Körperhöhlen, welcher seitdem in vielen Modifikationen verbreitet wurde und erst durch die Anwendung des antiseptischen Verfahrens an Bedeutung verlor. Er schrieb: »De la mort subite dans la fièvre typhoide« (Par. 1869); »De l'aspiration pneumatique souscoutanée« (1870); »Du diagnostic et du traitement des kystes hydatiques et des abscès du foie par aspiration« (1872); »Du diagnostic et du traitement des épanchements aigus et chroniques de la plèvre par aspiration« (1872); »Traité de l'aspiration des liquides morbides« (1873); »Des progrès réalisés par la physiologie expérimentale dans la connaissance des maladies du système nerveux« (1875); »De la thoracocentèse par aspiration dans la pleurésie aiguë« (1878); »Manuel de pathologie interne« (1880—83, 2 Bde.; 2. Aufl. 1888).

2) Auguste Marcel, franz. Ingenieur, geb. 3. Aug. 1844 in Toulouse, studierte seit 1863 auf der polytechnischen Schule zu Paris und wurde später Ingenieur für Brücken- und Chausseebauten. 1881 unternahm er, von seiner Gattin begleitet, im Auftrag der Regierung eine archäologische Forschungsreise nach Persien, 1885 machte er, ebenfalls mit seiner Gattin, eine Reise nach Susa, wo er die Paläste der Könige Dareios I. und Artaxerxes II. untersuchte und unter anderm eine Reihe von farbig glasierten Backsteinreliefs fand, welche uns mit einer neuen bildnerischen Technik bekannt machten. Seine Funde wurden in einem besondern nach ihm benannten Saal des Louvre aufgestellt. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er nieder in den von der Akademie preisgekrönten Werken: »L'art antique de la Perse« (Par. 1884—89, 5 Tle.) und »L'acropole de Suse« (das. 1890—92, 3 Tle.). — Seine Gattin Jane, geborne Magre, geb. 29. Juli 1851 in Toulouse, schilderte ihre Reisen in den beiden Werken: »La Perse, la Chaldée et la Susiane« (1886, preisgekrönt), »A Suse. Journal des fouilles« (1888) und schrieb mehrere Romane, wie »Parysatis« (1890, ebenfalls preisgekrönt), »Rose d'Hatra« (1891) u. a.

Dieulefit (spr. djölöfit), Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrond. Montélimar, am Jabron, hat zwei kalte Mineralquellen (mit Badeeinrichtung) und (1891) 3083 Einw. (darunter viele Protestanten), welche Seidengewinnung, Seidenspinnerei, Fabrikation von Tuch- und Thonwaren und Handel mit Trüffeln betreiben.

Dieu le veut (franz., spr. djö lö wö), »Gott will es«.

Dieuze (spr. djöß), Kantonstadt im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, an der Seille und der Eisenbahn Bensdorf-Deutsch-Avricourt und durch den Salinenkanal (40 km lang) mit der Saar bei Saaralben verbunden, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein sehr altes und bedeutendes Salzwerk, das 19 qkm bedeckt und jährlich 20,000 Ton. Kochsalz liefert, eine große chemische Fabrik (für Sodasalz, Schwefelsäure, Alaun rc.), Leimfabrikation und (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 136 und ein bayr. Chevaulegersregiment Nr. 5) 5786 Einw., darunter 1826 Evangelische und 116 Juden. Das Steinsalzlager wurde bereits im 11. Jahrh. ausgebeutet; seit 1842 befinden sich die Werke im Privatbesitz. Südöstlich bei D. liegt auf einer Halbinsel im Linder Weiher die Gemeinde Tarquimpol, an der Stelle der alten Römerstadt Decem Pagi, von der noch zahlreiche Altertümer gefunden werden.

Dievenow, der östliche, 35 km lange Mündungsarm der Oder, trennt die Insel Wollin vom Festland, verläßt oberhalb Wollin das Pommersche Haff, fließt an Wollin vorüber, bildet bei Kammin einen See, den Kamminer Bodden, in dem die Insel Grißtow liegt, und mündet zwischen den Dörfern West- und Ostdievenow mit einer sehr versandeten Mündung in die Ostsee.

Dievenow (Berg-, Klein- und Ost-D.), Dörfer im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Kammin, auf der schmalen Landzunge, die östlich von der Mündung der Dievenow den Fritzower See von der Ostsee trennt, haben Fischerei, ein Seebad (1891: 4168 Badegäste) und 351 Einw. Das Ost-D. gegenüberliegende Dorf West-D. gehört zum Kreise Usedom-Wollin.

Diez (Dietz), Kreisstadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Unterlahnkreis, an der Lahn und der Linie Frankfurt a. M.-Oberlahnstein-Vollar der Preuß-

schen Staatsbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein auf einem Felsen stehendes Schloß (einst Residenz der Grafen von Diez, jetzt Strafanstalt), ein Realprogymnasium, ein Knabeninstitut, ein israelitisches Waisenhaus, ein Landratsamt, Bergrevier, bedeutende Kalk- und Marmorbrüche, Kalkbrennerei, Fabrikation von Marmorwaren, Teigwaren, Zigarren, Erdfarben und Maschinen, Obstbaumschulen, bedeutenden Bergbau auf Eisen- und Manganerze, Handel mit Getreide und Landesprodukten und (1890) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 68) 4602 Einw., darunter 1240 Katholiken und 137 Juden. Zu D. gehört das Schloß Oranienstein, auf einem Felsen an der Lahn, ursprünglich ein Benediktiner-Nonnenkloster, jetzt Kadettenanstalt mit 220 Zöglingen. In der Nähe liegen die Schloßruine Ardeck, das Dorf Fachingen mit berühmtem Sauerbrunnen und das dem Fürsten von Waldeck gehörige Schloß Schaumburg (s. d. 2). — D. kommt unter dem Namen Theodissa schon zur Zeit Karls d. Gr. vor, der es 790 dem Kloster Prüm schenkte. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. erscheint es im Besitz eigner Grafen, die den Grafen von Sayn verwandt waren. Als jene 1388 ausstarben, kam die Grafschaft D. durch Verheiratung zum Teil an Nassau (ganz erst 1530 und 1557), das sich nun in einer seiner Linien Nassau-D. nannte. Diese Linie, später in den Fürstenstand erhoben, erlangte 1747 mit Wilhelm IV. die Erbstatthalterschaft u. 1815 die Königskrone in den Niederlanden, erlosch aber 1890 im Mannesstamm, während das Fürstentum D. 1806 an das Herzogtum Nassau und 1866 mit diesem an Preußen kam.

Diez, 1) Friedrich, Begründer der romanischen Philologie, geb. 15. März 1794 in Gießen, gest. 29. Mai 1876 in Bonn, studierte in Gießen altklassische Philologie, nahm 1813 in einem hessischen Freikorps an dem Feldzug nach Frankreich teil und widmete sich nach seiner Rückkehr dem Studium der neuern Sprachen und Litteraturen, das er in Göttingen fortsetzte. Im April 1818 sah er Goethe in Jena, der ihn auf Raynouard und das Studium der provenzalischen Sprache hinwies. Er habilitierte sich 1822 in Bonn und erhielt hier 1830 eine ordentliche Professur der germanischen Sprachen. Als Schriftsteller trat D. zuerst mit seinen »Altspanischen Romanzen« (Berl. 1821) und der Abhandlung »Über die Minnehöfe« (das. 1825; franz. von Roisin, Lille 1842) auf; sodann folgten die Werke: »Die Poesie der Troubadours« (Zwickau 1826; 2. Aufl. von Bartsch, Leipz. 1883; franz. von Roisin, Par. 1845) und »Leben und Werke der Troubadours« (das. 1829, mit zahlreichen Übersetzungen; 2. Aufl. von Bartsch, das. 1882), worin zum erstenmal eine umfassende und wissenschaftliche Darstellung des Wesens und der Entwickelung der provenzalischen Lyrik im Mittelalter gegeben wird. Seine spätern Hauptwerke sind: »Grammatik der romanischen Sprachen« (Bonn 1836—38, 3 Bde.; 5. Aufl. in 1 Bd. 1882; engl. von Cayley, Lond. 1862; franz. von Brachet, G. Paris und Morel-Fatio, Par. 1872—76) und das »Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen« (das. 1853, 2 Bde.; 5. Aufl. von A. Scheler, das. 1887), zu dem Jarnik einen »Index« herausgab (2. Aufl., Heilbronn 1889). Beide Werke behandeln diese Sprachen zum erstenmal vom vergleichenden historischen Standpunkt aus und sind dadurch für die romanische Philologie epochemachend geworden. Andre Publikationen von D. sind: »Altromanische Sprachdenkmale« (Bonn 1846) und »Zwei altromanische Gedichte« (das. 1852); »Über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie« (das. 1863); »Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt« (das. 1865) und »Romanische Wortschöpfung« (das. 1875). Nach seinem Tode erschienen »Kleinere Arbeiten und Rezensionen« (hrsg. von Breymann, Münch. 1883). Von seinen zahlreichen Verehrern wurde die Gründung einer internationalen D.-Stiftung unternommen, die, von der Berliner Akademie verwaltet, alle 4 Jahre dem hervorragendsten Werke aus dem Gebiete der romanischen Philologie einen Preis von 2000 Mk. zuerteilt. Vgl. Sachs, F. D. und die romanische Philologie (Berl. 1878); Breymann, F. D., sein Leben, seine Werke (Münch. 1878); Stengel, Erinnerungsworte an F. D. (Marb. 1883).

2) Wilhelm, Maler, geb. 17. Jan. 1839 in Bayreuth, besuchte die Gewerbeschule seiner Vaterstadt und von 1853—56 die Münchener Kunstakademie, in welcher Zeit er auch 4 Wochen unter Pilotys Leitung arbeitete. D. ward zuerst durch seine Illustrationen zu Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Krieges« und zahlreiche Arbeiten in den Münchener »Fliegenden Blättern« bekannt, welche fast ausschließlich Szenen aus jener Zeit behandeln, deren Eigentümlichkeiten er wie wenige kennt. 1870 ward D. Lehrer und bald darauf Professor an der Münchener Akademie, in welcher Stellung er einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf zahlreiche Schüler, sondern auch auf die Entwickelung der ganzen Münchener Schule nach der Richtung des Kolorismus geübt hat. D. ist es nicht darum zu thun, eine einzelne Szene ihrer äußern Erscheinung wegen zu malen; er führt dem Beschauer auch in seinen kleinsten Bildern ein Stück Kulturgeschichte vor. In seinen Zeichnungen, von denen noch die zu Scherrs »Germania« zu nennen sind, bewegt er sich in leichter, flotter Radiermanier mit offener, klarer Behandlung des Schattens. Mit Vorliebe behandelt er Szenen aus dem Treiben der Raubritter im 16. Jahrh. und aus dem abenteuerlichen Leben des Dreißigjährigen Krieges, wobei er anfangs einen feinen silbergrauen Ton bei schummeriger Stimmung bevorzugte. Seine Hauptwerke dieser Art sind: Die Marodeurs, der Hinterhalt, eine Plünderungsszene aus dem 16. Jahrh., das Verhör, Überfall eines Reisewagens im 17. Jahrh., Glücklich entkommen! Ein hervorragendes, äußerst farbiges Werk: Picknick im Walde (Rokokozeit), besitzt die Berliner Nationalgalerie. Auf der Münchener internationalen Ausstellung von 1883 wurde ihm für eine in Rembrandtischer Halbdunkelart gemalte Anbetung der Hirten die große goldene Medaille zu teil.

3) Robert, Bildhauer, geb. 20. März 1844 in Pößneck (Sachsen-Meiningen), begann 1863 seine Kunststudien auf der Akademie in Dresden, trat 1867 in das Atelier Schillings und arbeitete seit 1872 selbständig. Er unternahm alsdann Studienreisen nach Paris und Italien und war bis 1878 vorzugsweise auf dem Gebiete der dekorativen Plastik thätig (Oberon und Titania für das Hoftheater in Dresden, Heinrich der Erlauchte für die Albrechtsburg in Meißen). Dann wandte er sich der Genreplastik zu und errang mit der im lebendigsten Realismus ausgeführten Figur eines Gänsediebes, eines mittelalterlichen Scholaren, welcher zwei Gänse erhascht, einen großen Erfolg (s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 4). Auf der internationalen Kunstausstellung in München (1879) wurde ihm für dieses später als Brunnenfigur in Bronze auf dem Ferdinandsplatz zu Dresden aufgestellte Werk die große

goldene Medaille zu teil. Für das Kollegiengebäude der Universität Straßburg führte er die Statuen von zehn Männern der Wissenschaft aus und war auch nachher besonders auf dem Gebiete der dekorativen Plastik thätig, indem er mehrere öffentliche Gebäude in Dresden, besonders die Kunstakademie, mit Gruppen und Reliefs ausschmückte, zwei monumentale Brunnen für den Albertsplatz in Dresden und mehrere allegorische Figuren für das Reichstagsgebäude in Berlin ausführte. Er ist seit 1891 Professor an der Dresdener Kunstakademie.

Dieze, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht aus Dommel und Aa, welche sich bei Herzogenbusch vereinigen, und mündet bei Crèvecoeur in die Maas. 1891 wurden auf ihm 1,237,099 cbm an Gütern befördert.

Diezel, Karl Emil, Jagdschriftsteller, geb. 8. Dez. 1779 zu Irmelshausen in Bayern, gest. 23. Aug. 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt, studierte zu Jena und Leipzig Sprach- und Naturwissenschaft, wurde 1806 Lehrer der neuern Sprachen und der Fechtkunst an Cottas Forstlehranstalt in Zillbach und war seit 1809 an verschiedenen Orten als Forstmann thätig, zuletzt 1816—52 zu Kleinwallstadt. D. lieferte, gestützt auf seine hervorragende klassische und naturwissenschaftliche Bildung, zahlreiche wertvolle Arbeiten und als Hauptwerk: »Erfahrungen aus dem Gebiet der Niederjagd« (Offenbach 1849; 7. Aufl. von v. d. Bosch, Berl. 1891).

Diezmann (Dietrich III., der jüngere), Landgraf von Thüringen, Sohn Albrechts des Entarteten und Margaretes, der Tochter Kaiser Friedrichs II., geb. um 1260, gest. 24. oder 25. Dez. 1307, erhielt nach seines Großvaters Heinrich des Erlauchten Tode, nicht ohne Streit mit seinem Vetter Friedrich Tutta, einen Teil des Osterlandes und die Niederlausitz. Im Verein mit seinem ältern Bruder, Friedrich, widersetzte er sich der Absicht seines Vaters, Thüringen an König Adolf zu veräußern, und als König Albrecht I. seines Vorgängers Ansprüche auf die wettinischen Lande erneuerte, brachten D. und Friedrich dem königlichen Heer bei Lucka, unfern Altenburg, 31. Mai 1307 eine vollständige Niederlage bei. Kurz darauf starb D. zu Leipzig. König Friedrich August II. von Sachsen errichtete ihm in der Leipziger Paulinerkirche 1841 ein von Rietschel in Sandstein gearbeitetes Denkmal.

Diffálco (ital.), im Handel Abzug von der Hauptsumme bei der Zahlung, Diskont.

Diffamation (lat., Defamation), Verbreitung einer üblen Nachrede gegen jemand, Verleumdung (s. Beleidigung), dann die gegen andre ausgesprochene Berühmung, an einen Dritten einen Anspruch zu haben, auf welchen hin nach frühern Prozeßrecht dieser Dritte (Diffamat) berechtigt war, den sich Berühmenden (Diffamanten) durch Anstellung einer Klage (Diffamationsklage, Provokation) zur gerichtlichen Geltendmachung seines Anspruchs zu veranlassen. Diffamatorisch, ehrenrührig, verleumderisch; diffamieren, verleumden, in übles Gerede bringen; Diffamie, ehrenrührige Äußerung, Beschimpfung.

Differént (lat.), verschieden, ungleich.

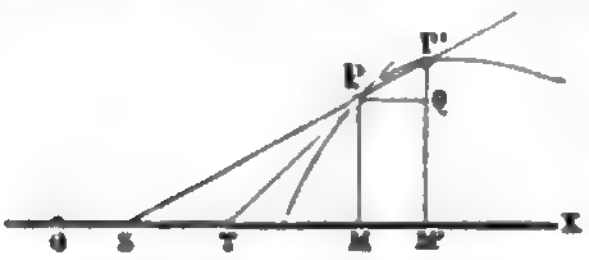
Differential-..., in Verbindung mit einem Hauptwort bei Maschinen oft angewendet, so z. B. D.-Bremse ꝛc. Die Bedeutung des D. bei diesen Vorrichtungen ist im allgemeinen die, daß eine starke Hauptbewegung durch eine entgegen gerichtete Bewegung geschwächt wird, so daß die nunmehr bleibende Differenz nur einen Bruchteil der direkten Bewegung darstellt. Zumeist sind es rotierende Wellen oder konische glatte und gezahnte Räder, welche, sich in entgegengesetztem Sinne bewegend, auf ein mittleres, dazwischengelegtes Rad einwirken und dasselbe im Verhältnis des Unterschiedes ihrer Bewegungen drehen, wodurch ein gewünschter Effekt erzielt wird. Zuweilen wird jedoch durch entgegengesetzten Druck von Flüssigkeiten auch eine geradlinige Bewegung vermindert, wie beim Dynamometer und Anemometer.

Differential oder Differentialänderung, die unendlich kleine (infinitesimale) Zunahme oder Abnahme einer Veränderlichen. Ist x die Bezeichnung der Veränderlichen oder Variabeln, so wird das D. seit Leibniz (11. Nov. 1675) mit dx bezeichnet. Gewöhnlich bezeichnet x die unabhängige Variable, y die abhängige oder Funktion (s. d.); alsdann ist dy die durch Änderung von x und dx hervorgebrachte Änderung der Funktion oder das D. der Funktion. Differentialrechnung ist die Rechnung mit Differentialen; ihr Hauptproblem: bei gegebener Funktion (einer oder mehrerer Variabeln) das zu dx (bez. dx_1, dx_2, ...) gehörige dy zu finden. Differentialquotient oder Ableitung ist das Verhältnis dy : dx. Wird y als f(x) bezeichnet, so wird es der Differentialquotient mit f'(x). Das »Unendlich-Kleine« ist ein Grenzbegriff (s. d.); die unendliche Teilbarkeit von Raum, Zeit, Weg, Masse ꝛc. verlangt, um erträglich zu sein, einen Abschluß durch einen Grenzbegriff: das Raum-, Zeit ꝛc.-Element oder D. Das D., das »Unendlich-Kleine«, ist nicht Größe, sondern Größenkeim, so wie das Samenkorn nicht Pflanze ist. Die Differentiale, mit den endlichen Größen nicht gleicher Art (homogen), sind auch mit ihnen nicht vergleichbar, wohl aber unter sich. Sind wir z. B. aus irgend welchem Grunde veranlaßt, die Strecken x und 2x fortgesetzt zu halbieren, so ist der Grenzbegriff, der den Abschluß des Prozesses liefert, ein dx, bez. ein d(2x), und wir müssen schließen: d(2x) = 2dx. Die Differentiale bilden also zwar eine Welt für sich, aber innerhalb derselben bleiben die für das Endliche geltenden Regeln gültig. Man kann denselben (Grenz-) Prozeß, der von x zu dx führt, an dx ausführen und gelangt so zu einem d(dx) oder $d^2(x)$, welches, wenn x die Unabhängige, die dx alle gleich, auch als $(dx)^2$ angesehen werden kann, und gelangt so zu unendlich kleinen Größen zweiter, dritter ꝛc. Ordnung. Es gilt allgemein das Prinzip: u — k du = u, wenn k eine endliche Zahl ist. Danach gestaltet sich die Rechnung z. B., wenn $y = x^3$ ist, wie folgt: $y + dy = (x + dx)^3$; $dy = (x + dx)^3 - x^3 = 3x^2dx + 3x(dx)^2 + (dx)^3$, also $dy = 3x^2dx$; dy : dx oder $f'(x) = 3x^2$. f'(x) die (erste) Ableitung ist im allgemeinen wieder Funktion von x und besitzt wieder eine Ableitung $f''(x) = d^2y : dx^2$ u. s. f. Es steht nichts im Wege, das D. einer Größe x aufzufassen als mit dem Begriff x in allen Merkmalen übereinstimmend (inhaltlich), nur so, daß ein bestimmtes abstufbares Merkmal des x für dx den Wert 0 hat; so die Ruhe als gleichförmige Bewegung mit der Geschwindigkeit 0 (Leibniz), die Gerade als Kurve, deren Krümmung 0, das Zeitelement dt als Zeit wie jede andre, nur ohne Dauer (Moment Newtons), das Bogenelement des Kreises als gleichmäßig gekrümmt, vom Mittelpunkt gleich weit entfernt ꝛc., nur ohne Länge, das Atom als der Schwere unterworfen ꝛc., nur ohne Ausdehnung, u. s. f. Daher hat Newton das D., von ihm Fluxion genannt, mit ox, und Euler es geradezu mit u bezeichnet. Um dies zu verstehen, denke man sich z. B. in einem Dreieck ABC die

Grundlinien AC sich parallel verschiebend nach der Spitze B zu, es bleiben dann alle Maßzahlen der Längen, alle Winkel, kurz alle Beziehungen je zweier Stücke desselben Dreiecks unter sich völlig ungeändert, und auch zum Schluß, wenn das Dreieck für die Anschauung mit dem Punkt B zusammenfällt, also als Dreieck nur noch als Grenzbegriff gedacht wird, bleiben die Verhältnisse dieselben. Zu verwerfen ist es, wenn G. Cantor die Differentiale als Modi des Nichtseienden, Veränderlichen oder Werdenden auffaßt; mit Unbestimmtheiten läßt sich nicht rechnen. Für die Entdeckung der Differentiale sind ganz besonders zwei Probleme wichtig, die mechanischen der Geschwindigkeit und Beschleunigung und das Tangentenproblem. Nach einer bestimmten Zeit t hat der sich bewegende Körper eine bestimmte Geschwindigkeit v, und da zum Eintritt jeder Veränderung Zeit erforderlich, dt aber kleiner gedacht werden kann als diese, so legt der Körper, wenn t sich um dt ändert, den Weg $ds = v\,dt$ zurück, somit ist $v = ds : dt$ oder s'. Ebenso ist die Beschleunigung die Ableitung der Geschwindigkeit nach der Zeit. Ist $y = f(x)$ die zur Abscisse $x = OM$ gehörige Ordinate MP einer ebenen Kurve (s. Figur), ferner $\Delta x = MM'$ und $f(x + \Delta x)$, die Ordinate $M'P'$, und zieht man PQ parallel zur Achse OX, so ist

$$\frac{f(x+\Delta x) - f(x)}{\Delta x} = \frac{QP'}{PQ} = \frac{MP}{SM'}$$

da Dreieck $PQP' \sim SMP$ ist. Läßt man Δx abnehmen bis zur Grenze dx, so geht die Sekante PP'' in die Tangente PT über. S fällt mit T zusammen, und es ist $MP : TM = dy : dx = f'(x)$, d. h. also durch $f'(x)$ ist die Richtung der Tangente bestimmt. Die Differentialrechnung ist überall, wo es sich um Änderungen handelt, die im einzelnen unmerklich sind (stetige oder kontinuierliche), unentbehrlich, und sie hat in erster Linie die großartige Entwickelung der rationalen Naturwissenschaften herbeigeführt. Es ist daher begreiflich, daß um die Priorität ihrer Erfindung ein heftiger, noch heute nicht beendeter Streit unter den Nationen entstanden ist. Der Streit ist völlig müßig. Die partes non quantae Galileis, das »indivisibile« Cavaleris, die partes minutissimae Keplers, das triangulum characteristicum Barrows, die Momente und Fluxionen Newtons, die Differentiale Leibniz' sind nur verschiedene Ausdrücke desselben Gedankens. Am klarsten ist dieser bei Newton durchgedacht, am entwickeltsten der Algorithmus bei Leibniz. Vgl. Gerhardt, Die Entdeckung der höhern Analysis (Halle 1855); Freyer, Studien zur Metaphysik der Differentialrechnung (Alfeld 1883, ausgezeichnet durch historischen und philosophischen Überblick). H. Cohen, Das Prinzip der Infinitesimalmethode und seine Geschichte (Berl. 1883, 2. veränderte Aufl. 1887), behandelt das D. vom Standpunkt Kantscher Erkenntniskritik; ebenso F. A. Müller, Das Problem der Kontinuität in Mathematik und Mechanik (Marb. 1886). Über Lehrbücher s. Integralrechnung.



Differentialbarometer, von August angegebenes und von Kopp verbessertes Instrument zur Berechnung des Barometerstandes aus der Größe der Verdichtung einer abgesperrten Luftmasse, eignet sich wegen seiner leichten Transportierbarkeit besonders zu Höhenmessungen.

Differentialbeobachtungen, astronomische Beobachtungen, bei welchen man den scheinbaren Ort eines Sternes nicht unmittelbar mißt, sondern die Differenz desselben gegen den bekannten scheinbaren Ort eines benachbarten Sternes. Man beobachtet entweder den Unterschied beider Sterne in Rektaszension und Deklination, oder man mißt die gegenseitige Entfernung (ihre Distanz) und den Winkel, den die Verbindungslinie beider Sterne mit dem durch den bekannten Stern gehenden Deklinationskreis einschließt (Positionswinkel); vgl. Äquatorial.

Differentialbremse, s. Bremse, S. 454.

Differentialdiagnose, s. Diagnose.

Differentialflaschenzug, s. Flaschenzug.

Differentialflyer, ein Differentialgetriebe mit Kegelrädern, dient bei Spinnmaschinen zum Aufwickeln des Fadens, um die genau vorgeschriebene, in feinen Abstufungen wechselnde Geschwindigkeit der Spulen zu erzeugen.

Differentialgetriebe, s. Getriebe.

Differentialhaspel, s. Haspel.

Differentiallampe, s. Elektrisches Licht.

Differentialquotient, **Differentialrechnung** s. Differential.

Differentialschiffahrtsabgaben, s. Schiffahrtsabgaben und Zuschlagszölle.

Differentialschraube, s. Schraube.

Differentialtarif, im Zollwesen eine Zusammenstellung von Differentialzöllen (vgl. Zölle). über D. im Eisenbahnwesen s. Eisenbahntarife.

Differentialthermometer, Instrument zur Messung geringer Temperaturunterschiede, gewöhnlich ein Luftthermometer, in welchem zwei Luftmassen durch eine Flüssigkeit voneinander getrennt sind, die sich bei eintretendem Temperaturwechsel verschiebt.

Differentialwinde, s. Winde.

Differentialzölle, s. Zölle.

Differentiieren (franz.), trennen, sondern (durch Hervorheben der Differenz); in der Mathematik soviel wie die Differentialänderung berechnen (s. Differential).

Differenz (lat.), Unterschied, Verschiedenheit; Uneinigkeit; in der Mathematik das Resultat einer Subtraktion, deren Wesen in der Vergleichung besteht. Hat man eine Reihe Zahlen und zieht von diesen immer zwei aufeinander folgende voneinander ab, so bilden die Differenzen eine neue Reihe: die erste Differenzenreihe; aus dieser läßt sich dann auf gleiche Weise eine zweite, aus dieser eine dritte ꝛc. ableiten, z. B.:

4	7	11	18	31	54	92	151	
	3	4	7	13	23	38	59	
		1	3	6	10	15	21	
			2	3	4	5	6	
				1	1	1	1	

Die Reihe heißt eine arithmetische, wenn man, wie oben, zuletzt auf gleiche Zahlen kommt, und zwar eine arithmetische vom mten Grade, wenn die gleichen Zahlen in der mten Differenzenreihe auftreten. Psychromatische D., der Unterschied der Angaben der beiden Thermometer eines Psychrometers. Spezifische D., der artbildende Unterschied, das Merkmal, welches eine Art von allen übrigen Arten der Gattung unterscheidet.

Differenzgeschäfte, Zeitgeschäfte, die nicht auf wirkliche Lieferung von Waren oder Effekten, sondern nur auf Herauszahlung des Unterschiedes zwischen dem vereinbarten Satze und dem Kurs des Erfüllungstages gerichtet sind. Meist werden sie in der Art ausgeführt, daß diejenigen, welche ein Steigen der Kurse

erwarten (Spekulation à la hausse), dem Börsenmakler Auftrag zum Kauf von Papieren auf Mitte oder Ende des Monats (Medio-, bez. Ultimogeschäft) erteilen, während die Baisse-Spekulanten für die gleiche Zeit verkaufen. Da nun die Spekulanten am Erfüllungstag meist bereits ihre Spekulation wieder realisiert haben, so lassen sie ihre Verpflichtung durch denjenigen erfüllen, der durch das Realisationsgeschäft an ihre Stelle getreten, und treten selbst nur so weit ein, als die Preisdifferenz zwischen den beiden Abschlüssen in Betracht kommt. Wenn X von A zu 100 gekauft und dem B zu 105 verkauft hat, so kann X den B anweisen, von A in Empfang zu nehmen, und da A nur 100 zu bekommen hat, kann X den Überschuß 5 an sich zahlen lassen. Auch derjenige, mit dem das Realisationsgeschäft gemacht wurde, kann dieses seinerseits als Spekulations- oder Realisationsgeschäft gemacht haben und durch die weitere Person, mit der er noch außerdem kontrahiert hat, erfüllen lassen. So finden die Ablieferungen zwischen ganz andern Personen statt als zwischen den Kontrahenten, indem den Empfangsberechtigten immer neue Firmen genannt (wie der übliche Ausdruck lautet: »Adressen gegeben«) werden, mit welchen sie abzuwickeln haben. Die Abwickelungen zwischen diesen Parteien aber, die ja unter sich gar nicht abgeschlossen, also auch keinen Preis vereinbart haben, finden der Bequemlichkeit halber zu einem gleichmäßigen, am Erfüllungstag vom Börsenvorstand festgesetzten Kurse statt (Liquidations- oder Kompensationskurs). Die eigentlichen Kontrahenten haben dann untereinander nochmals abzurechnen wegen der Differenz, die zwischen dem von ihnen ursprünglich vereinbarten Kurs und dem Ablieferungskurs sich ergeben hat. Wenn A von B zu 102 gekauft und an C zu 104 verkauft hat, und am Erfüllungstag wird der Kompensationskurs auf 100 festgesetzt, so liefert B an C zu 100, hat aber noch 2 von A zu bekommen, während C noch 4 an A zahlen muß. So kann jedes Zeitgeschäft, ja sogar auch ein Kontantgeschäft teilweise oder ausschließlich durch Zahlung einer Differenz ausgeglichen werden. In Wirklichkeit lauten oft die abgeschlossenen Verträge auf weit größere Mengen, als wirklich umgesetzt werden, ja als überhaupt nur existieren. Solche D., bei denen es von vornherein lediglich auf den Gewinn der Differenz abgesehen ist, wirkliche Abnahme und Lieferung aber gar nicht beabsichtigt sind, stehen der Natur der Sache nach dem Hasardspiel und der Wette gleich. Die Gesetzgebung suchte denselben in mehreren Ländern durch Verbot und Versagung der Klagbarkeit zu begegnen, so in Frankreich durch den Code civil (Art. 1965) und Code pénal (Art. 421 u. 422). Durch Gesetz vom 28. März 1885 wurden jedoch die bezüglichen Bestimmungen des Code pénal aufgehoben und die Berufung auf Art. 1965 des Code civil als unzulässig erklärt, auch wenn das Geschäft nur durch Zahlung der Differenz erledigt wird. Auch in Österreich ist nach dem Gesetz vom 1. April 1875 bei Rechtsstreitigkeiten aus Börsengeschäften die Einwendung, daß dem Anspruch ein als Wette oder Spiel zu beurteilendes Differenzgeschäft zu Grunde liege, unstatthaft, ebenso in Italien ꝛc. Einige deutsche Partikularrechte versagen die Klagbarkeit, allerdings nach einigen Gerichtsentscheidungen nur unter der Voraussetzung, daß auf beiden Seiten die ausgesprochene Absicht zu einem Differenzgeschäft vorlag, nach neuerer Entscheidung des Reichsgerichts aber auch dann, wenn aus den Umständen, z. B. aus seitheriger Gepflogenheit, aus dem Nichtvorhandensein der nötigen Lagerräume ꝛc., auf eine solche Absicht zu schließen ist. Dagegen kann der Schuldner, wenn er gezahlt hat, das Gezahlte nicht mehr zurückfordern. Wer durch Differenzhandel seinen Bankrott herbeiführte, ist strafbar (vgl. Bankrott, S. 438).

Die gegen die D. ergriffenen gesetzlichen Maßregeln haben wenig Erfolg gehabt. Denn das effektive Geschäft mit beabsichtigter Erfüllung ist vom Differenzgeschäft praktisch schwer zu unterscheiden; entgegen der ursprünglichen Absicht kann die spätere Erfüllung auch zu schwierig, unmöglich oder beiden Interessenten unerwünscht werden. Das Privatrecht kennt keinen Erfüllungszwang, läßt Neuverträge, das allgemeine Handelsgesetzbuch (Art. 354 ff.) überhaupt Zahlung der Differenz zu. Es ist oft kaum möglich, festzustellen, ob eine stillschweigende Vereinbarung stattfand, da die D. fast ausschließlich in der Form wirklicher Effektivgeschäfte abgeschlossen werden, d. h. auf wirkliche Lieferung lauten. Dann können durch Verbote auch leicht redliche Geschäfte, d. h. solche, welche im Dienste der Arbitrage (s. d.) eine wohlthätige Preisausgleichung bewirken, allzusehr gehemmt werden. Vgl. Garets, Die Klagbarkeit der D. (Berl. 1882); Lahusen, Das Differenzgeschäft (Heidelb. 1884).

Differenzieren (franz.), unterscheiden, eine Differenz annehmen, den Unterschied hervorheben; Differenzierung (im biologischen Sinn), s. Arbeitsteilung.

Differenzklage, s. Deckung (im Handel).

Differenzreihe, s. Differenz.

Differenzton, s. Kombinationston.

Differieren (lat.), verschieden sein, einen Unterschied zeigen, abweichen.

Diffession (lat.), die »Ableugnung« der Echtheit einer Privaturkunde. Nach frühern Zivilprozeßrecht konnte derjenige, welcher sich auf die Urkunde berief, von der Partei, welche deren Echtheit bestritt, wenn letztere nicht durch andre Beweismittel, z. B. Zeugen, Schriftvergleichung, bewiesen werden wollte oder konnte, die eidliche Ableugnung, den sogen. Diffessionseid, fordern. Nach der neuern Gesetzgebung (französisches Recht: Art. 1323 u. 1324 des Code civ., Art. 193 ff. des Code de proc. civ. und § 405 der deutschen Zivilprozeßordnung) wird die Echtheit durch die gewöhnlichen Beweismittel dargethan, und es tritt daher an die Stelle des besondern Diffessionseides der zugeschobene Haupteid.

Difficile est satiram non scribere (lat.), von Juvenal (Sat., I, 30) herrührendes Wort: »Hier keine Satire zu schreiben, ist schwer« (nämlich bei Beobachtung irgend einer auffallenden Verkehrtheit oder Thorheit).

Diffidatio (lat.), soviel wie Cartel de défi, s. Défi.

Diffidieren (lat.), mißtrauen; Diffidenz, Mißtrauen; Diffidation (mittellat.), Fehdeankündigung, Herausforderung.

Difficultät (lat.), Schwierigkeit.

Diffindieren (lat.), zerspalten; in der Rechtssprache: eine Verhandlung unterbrechen und verschieben; Diffision, Zerspaltung; Aufschiebung.

Diffitieren (lat.), ableugnen; vgl. Diffession.

Difficil (lat.), schwierig, schwer zu behandeln.

Diffluieren (lat.), zerfließen; diffluent, zerfließend; Diffluenz, das Zerfließen, Flüssigkeit.

Difform (lat.), mißgestaltet; difformieren, verunstalten; Difformität, Mißgestalt, Häßlichkeit.

Diffraktion (lat.), s. Beugung des Lichts.

Diffundieren (lat.), ausgießen, nach allen Seiten hin zerstreuen, ausdehnen; vergeuden (Geld und Gut);

diffus, ausgegossen, zerstreut, weitschweifig; diffuses Licht, nach allen Seiten hin zerstreutes Licht (s. Diffusion); diffusibel, der Diffusion fähig.

Diffusion (lat., »Ergießung, Ausbreitung«), der Vorgang der allmählichen Mischung zweier miteinander in Berührung befindlicher Flüssigkeiten oder Gase. Gießt man Weingeist vorsichtig über in einem Gefäß befindliches Wasser, so findet man nach einiger Zeit die beiden Flüssigkeiten gleichmäßig gemischt, obgleich der leichtere Weingeist anfangs oben schwamm, sein Hinabdringen sonach nicht durch die Schwerkraft verursacht sein kann. Der von Schicht zu Schicht allmählich fortschreitende Austausch der beiden Flüssigkeiten wird vielmehr bewirkt durch die gegenseitige Anziehung (Adhäsion), welche ihre kleinsten Teilchen aufeinander ausüben, die bei mischbaren Flüssigkeiten größer ist als die Anziehung (Kohäsion) zwischen den Teilchen einer jeden der beiden Flüssigkeiten für sich. Bei nicht mischbaren Flüssigkeiten, deren Kohäsion größer ist als ihre gegenseitige Adhäsion, findet eine solche D. nicht statt, sondern sie lagern sich nach der Ordnung ihrer spezifischen Gewichte übereinander, wie z. B. Öl und Wasser. Die luftförmigen Körper dagegen sind sämtlich diffusionsfähig; setzt man z. B. zwei Gefäße, von denen das obere Wasserstoffgas, das untere die 22mal schwerere Kohlensäure enthält, miteinander in Verbindung, so werden nach einer gewissen Zeit die zwei Gase in beiden Gefäßen gleichmäßig verbreitet sein und ein Gasgemenge von durchaus gleicher Zusammensetzung bilden. Aus der D. erklärt es sich auch, daß in unsrer Atmosphäre das schwerere Sauerstoffgas und das leichtere Stickstoffgas in allen Höhenschichten stets das gleiche Mischungsverhältnis bewahren. Werden zwei Gase durch eine poröse Scheidewand, z. B. durch eine dünne Platte aus unglasiertem gebrannten Thon oder aus Gips, voneinander getrennt, so findet der Austausch der beiden Gase durch die Poren der Scheidewand statt, wobei das spezifisch leichtere Gas schneller hindurchdringt als das spezifisch schwerere. Nach Graham verhalten sich die Diffusionsgeschwindigkeiten (Diffusionsquotienten) zweier Gase umgekehrt wie die Quadratwurzeln ihrer spezifischen Gewichte; Wasserstoffgas z. B. durchdringt die Scheidewand 4mal schneller als das 16mal schwerere Sauerstoffgas. Man hat dieses Verhalten zur Erkennung der Anwesenheit von Grubengas (schlagenden Wettern) in der Luft der Kohlenbergwerke nutzbar zu machen gesucht. Dieses Gas, welches mit der Luft eine sehr explosive Mischung bildet, ist nämlich 1,81mal leichter und diffundiert daher in dem Verhältnis 134:100 schneller als die Luft. Bringt man daher ein mit einer porösen Thonplatte verschlossenes Gefäß, welches mit dem einen Schenkel einer U-förmigen, mit Quecksilber gefüllten Glasröhre in Verbindung steht, in die mit jenem Gas vermischte Grubenluft, so wird infolge der schnellern D. des spezifisch leichtern Grubengases der Druck im Innern des Gefäßes vermehrt, die Quecksilbersäule im andern Schenkel steigt und kann nun, indem sie durch Schließung eines galvanischen Stroms eine elektrische Klingel in Bewegung setzt, die drohende Gefahr verkünden. Über den gegenseitigen Austausch von Flüssigkeiten durch Membranen s. Endosmose. Über D. in der Technik (Diffusionsverfahren) s. Zucker.

Diffusion des Lichts (diffuse Zurückwerfung, Zerstreuung) nennt man die nach allen möglichen Richtungen erfolgende unregelmäßige Zurückwerfung des Lichts an Körpern mit rauher Oberfläche, vermöge welcher diese Körper sichtbar werden. Indem ein nichtleuchtender rauher Körper das von einem selbstleuchtenden Körper empfangene Licht nach allen Richtungen durch diffuse Zurückwerfung wieder entsendet, spielt er selbst die Rolle einer Lichtquelle: er leuchtet mit erborgtem Licht. In diesem Falle befinden sich unter den Himmelskörpern der Mond und die Planeten, welche von der Sonne beleuchtet werden, sowie die Gegenstände unsrer irdischen Umgebung. Das allseitig zerstreute Sonnenlicht, welches von den Wolken, den Luftteilchen und den Gegenständen der Erdoberfläche zurückgestrahlt wird, bedingt die allgemeine Tageshelle. Durch das von den Körpern zerstreute Licht wird uns auch die Wahrnehmung der ihnen eigentümlichen Farbe vermittelt (s. Absorption des Lichts).

Diffusionsrückstände, s. Trockenschnitzel.

Digallussäure, s. Gerbsäuren.

Digamie (griech.), die zweite Verehelichung; auch soviel wie Bigamie.

Digamma (»Doppelgamma«), im ältesten griech. Alphabet nach der Form gewählte Benennung des sechsten Buchstaben (F), nach seiner Aussprache Bau oder Bau genannt, ein Lippenspirant, der allmählich beseitigt wurde (am frühesten bei den Joniern; am längsten erhielt er sich bei den Äoliern, namentlich den Böotiern, den Doriern, Italioten und Kretern), indem er teils ganz schwand, teils durch den Spiritus asper, teils durch andre Laute (β, γ, υ, μ, o, $o\upsilon$) ersetzt wurde.

Digardschi (Dschigatzi, Schigatze), Hauptort des südwestlichen Tibet, am Penanangfluß, in 3352 m Höhe, unter 29° 17′ nördl. Br. und 88° 40′ östl. L. v. Gr., 126 km westlich von Lhassa, amphitheatralisch gebaut, mit meist zweistöckigen, braunroten Häusern, enthält das Kloster Gedur Grab, eine Stiftung des ersten Dalai Lama (1445). In der Nähe das berühmte Kloster Taschi Lhunpo (s. d.).

Digerieren (lat., »zerteilen, auflösen«), eine feste Substanz der Einwirkung einer Flüssigkeit bei einer Temperatur von etwa 40° aussetzen, um sie dadurch zu extrahieren oder aufzulösen. Man digeriert besonders härtere Pflanzenteile zur Darstellung von Elixieren, Essenzen, Tinkturen und bedient sich dazu einer weithalsigen Flasche oder eines Kolbens, welcher höchstens zu zwei Dritteln gefüllt wird, verbindet die Mündung des Gefäßes mit feuchter Blase und durchsticht diese ein- oder zweimal mit einer Nadel. Bei Anwendung von Äther und andern sehr flüchtigen Flüssigkeiten muß die Temperatur eine entsprechend niedrigere sein, so daß niemals der Siedepunkt der Flüssigkeit erreicht wird; auch verbindet man, um Verluste zu vermeiden, mit dem Gefäß einen umgekehrten Kühlapparat, in welchem sich die entweichenden Dämpfe wieder verdichten und in die Flasche oder den Kolben zurückfließen.

Digésten (lat.), soviel wie Pandekten, s. Corpus juris.

Digestion (lat.), der Prozeß des Digerierens (s. d.); auch soviel wie Verdauung; digestibel, verdaulich.

Digestivmittel (lat. Digestiva sc. remedia), die Verdauung befördernde Mittel, z. B. solche, welche im Magen überschüssig vorhandene Säure neutralisieren oder die fehlende Magensäure ersetzen oder die Drüsenthätigkeit anregen, wie Kochsalz, Gewürze, Bitterstoffe, namentlich Chinarinde, Wein ꝛc. Digestivsalben, balsamisch-harzige Verbandsalben, welche die Eiterung verbessern, z. B. Unguentum digestivum, aus venezianischem Terpentin, Baumöl, Aloe, Myrrhe und Eidotter bestehend.

Digestivsalz, älterer Name für Chlorkalium.

Digestor (lat., »Auflöser, Zerteiler«, Papinscher Topf, Dampfkochtopf, Autoclave), Kochtopf, welcher durch einen aufgeschliffenen Deckel luftdicht verschlossen werden kann, so daß darin beim Kochen eine hohe Dampfspannung und entsprechend hohe Temperatur entsteht, unter deren Einfluß Speisen schneller gar werden. Der Deckel wird in der Regel mit Bügel und Schraube befestigt, ein Ventil sichert vor Explosion, und ein Hahn dient zum Ablassen des gespannten Dampfes, wenn man den Topf öffnen will. Der D. ist für Haushaltungen sehr empfehlenswert, denn er ermöglicht eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Brennmaterial und liefert kräftigere und schmackhaftere Speisen. Fleisch und Gemüse, welches im offenen Kochtopf nicht weich wird, erlangt im D. in kurzer Zeit große Zartheit, und man muß vorsichtig sein, daß es nicht durch zu langes Kochen völlig zerfällt. Beim Gebrauch des Digestors ist auch zu berücksichtigen, daß während des Kochens kein Wasser verdampft, so daß man davon beim Aufsetzen der Speisen viel weniger nehmen muß als beim Gebrauch gewöhnlicher Töpfe. In der Technik benutzt man Digestoren häufig zur Ausführung chemischer Prozesse, welche nur unter hohem Druck und bei hoher Temperatur verlaufen, und versieht sie oft auch mit einem Rührwerk. Vgl. Dampffaß.

Digger (engl., von dig, graben), in den Goldfeldern von Kalifornien, Australien ꝛc. Name der Goldgräber.

Dighton (spr. daitön), Ort im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Tauntonfluß, mit (1890) 1889 Einw. Dabei Dighton Rock mit Inschriften, in denen man Runen der normännischen Entdecker Amerikas hat erkennen wollen. Vgl. Rafn, Antiquités américaines (Kopenh. 1845); Baxter, Early voyages to America (in »Collection of the Old Colony Histor. Soc. 4«, Taunton 1889).

Digital (lat.), s. Hand und Fuß.

Digitāl (lat.), die Finger oder Zehen betreffend,

Digitalin $C_5H_8O_2$, ein Glykosid in Digitalis purpurea, bildet farblose, in Alkohol leicht, in Wasser kaum lösliche Kristalle. Die Digitaline des Handels, die arzneilich benutzt werden, sind Gemenge von fünf und vielleicht noch mehr verschiedenen Digitalisstoffen. Das französische amorphe D. enthält als Hauptbestandteil obiges Glykosid. Das französische kristallisierte D. besteht wesentlich aus Digitoxin $C_{21}H_{32}O_7$, in Wasser unlösliche Kristalle, das heftigste Herzgift der Digitalis, welches bei Spaltung mit verdünnten Säuren amorphes Toxiresin, ein Krampfgift, liefert. Das deutsche D. ist amorph, schmeckt bitter, ist in Wasser zum größten Teil löslich und enthält wesentlich amorphes Digitalein, welches ebenso intensiv wie D. wirkt und wie dieses bei der Spaltung ein Krampfgift, Digitaliresin, liefert.

Digitālis *L.* (Fingerhut), Gattung aus der Familie der Skrofulariaceen, zwei- oder mehrjährige, kahle oder behaarte Kräuter oder Halbsträucher mit abwechselnden, einfachen Blättern, einseitigen, endständigen Blütentrauben, röhrig-glockenförmigen Blüten und eiförmigen, vielsamigen Kapseln. 18 Arten in Europa, West- und Mittelasien. D. purpurea *L.* (roter Fingerhut, s. Tafel »Giftpflanzen II«), mit mehr als 1 m hohem Stengel, bis 20 cm langen, eiförmigen, gekerbten, rauhhaarigen Blättern und schönen purpurroten, innen behaarten, mit roten, weiß gesäumten Tropfen gefleckten Blüten, ist zweijährig, wächst in Gebirgswäldern durch den größten Teil Europas, den Nordosten und äußersten Süden ausgenommen. Die ganze Pflanze ist stark giftig. Die frisch widerlich, etwas narkotisch riechenden, ekelhaft scharf und bitter schmeckenden Blätter werden arzneilich benutzt und müssen von wild wachsenden blühenden Pflanzen gesammelt werden. Sie enthalten als wirksamen Stoff Digitoxin, Digitalein und Digitalin (s. d.). Die Blätter wirken besonders auf das Herz und die Muskulatur der Gefäße, auch auf die quergestreiften Muskeln. Kleine Dosen verlangsamen die Pulsfrequenz und führen sehr bedeutende Steigerung des mittlern arteriellen Blutdruckes herbei. Bemerkenswert ist die kumulative Wirkung der D., welche nach längerer Darreichung sehr kleiner Gaben plötzlich Vergiftungserscheinungen wie nach einer größern Dosis hervorruft. Der Tod erfolgt unter Lähmung der Herzhemmungsapparate, starker Pulsbeschleunigung, enormem Sinken des Blutdruckes und allgemeiner lähmungsartiger Schwäche. Man benutzt D. bei entzündlichen Herzleiden, Hypertrophie und Erweiterung des Herzens, Schlagadergeschwülsten, Entzündungen der Hirnhäute und Brustorgane, Fiebern, Blutungen, Tuberkulose, wassersüchtigen Leiden, Reizungszuständen der Geschlechtsorgane, krampfhaften Neuralgien, Wahnsinn ꝛc. Die Blätter wurden zuerst 1775 durch Withering in Birmingham in den Arzneischatz eingeführt. In Gärten kultiviert man den roten Fingerhut als Zierpflanze, ebenso D. grandiflora *Lam.*, mit großen gelben, innen braun geäderten und gefleckten Blüten, aus Mittel- und Südeuropa; D. aurea *Lindl.*, mit goldgelben, innen buntnetzartigen Blüten, aus Syrien und Griechenland; die sehr heftig wirkende D. ferruginea *L.*, mit prachtvollen rostfarbigen, inwendig gelblichen Blüten, aus Südeuropa ꝛc. Ein prächtiger, immergrüner Strauch auf Madeira ist D. sceptrum *L.*, mit geradem Stamm und steifhaarigen Ästen und sehr schönen, herabhängenden, am Ende der Äste eine eiförmige Ähre bildenden gelblich rostfarbigen Blumen. Vgl. Lindley, Digitalium monographia (Lond. 1821).

Digitālkompression, die Zusammendrückung einer Arterie durch Fingerdruck zur provisorischen Stillung einer Blutung aus der verletzten Arterie.

Digitaria, s. Hirse.

Digitigrāda (lat.), soviel wie Zehengänger (s. d.).

Digitoxin, s. Digitalin.

Digitus (lat.), Finger; römisches Maß, einen Finger breit, = 1/16 röm. Fuß = 0,0185 m.

Digitus hippocraticus, kolbige oder trommelschlägelartige Verdickung der Nagelglieder der Finger mit Krümmung der Nägel bei sehr chronisch und mit starken Infiltrationen verlaufender Lungenschwindsucht oder bei Herzklappenfehlern, entsteht wahrscheinlich im Zusammenhang mit chronischen, durch die Krankheit verursachten Blutstauungen und nicht nur als Folge der Abmagerung.

Diglyph (griech.), Zweischlitz, zuerst von Vignola angewandte Verzierung des dorischen Frieses, welche sich von dem griechischen Triglyph (Dreischlitz) durch das Fehlen der beiden halben Seitenschlitze unterscheidet.

Dignānd (Dignandus, lat.), die auf eine Potenz (Dignität) zu erhebende Zahl.

Dignano (spr. dinjá-, slaw. Vodnjan, das römische Attinianum), Stadt in der österreich. Markgrafschaft Istrien, Bezirksh. Pola, auf einer Hochfläche an der Staatsbahnlinie Triest-Pola gelegen, hat ein Bezirksgericht, eine schöne Dechanteikirche, ein Marineinvalidenhaus, Weinbau (sogen. Rosenwein), Olivenbau, Seidengewinnung, 2 Dampfmühlen, Branntweinbrennerei, Teigwarenfabrikation, Holzhandel und (1890) 5269 (als Gemeinde 9151) vorwiegend ital. Einwohner.

Digne (spr. dinj', bei den Alten Dinia), Hauptstadt des franz. Depart. Niederalpen, an der Bléonne und der Lyoner Bahn, zwischen hohen Waldbergen, 590 m ü. M. gelegen, hat eine Kathedrale (von 1500), ein Lyceum, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Statue des Philosophen Gassendi und (1891) 5584 (als Gemeinde 7261) Einw., welche Seidengewinnung, Tuch- und Hutfabrikation und Handel mit getrockneten und eingemachten Früchten betreiben. D. ist Sitz des Präfekten und eines Bischofs. In der Nähe Schwefelthermen (von 25—46°) und die ehemalige Kathedrale aus dem 12. Jahrh.

Dignitär (lat.), Würdenträger, insbes. Inhaber bestimmter Hof- und Kirchenwürden; s. Dignität.

Dignität (lat.), die mit einem Amt oder einer Ehrenstelle verbundene Auszeichnung, besonders auf kirchlichem Gebiet. Im weitern Sinne wird eine D. jedem Inhaber eines Kirchenamts, welches mit irgend einer Präeminenz (Ehrenvorrang) versehen ist, beigelegt; im engern Sinne gehört zu einer D. ein Kirchenamt mit einer äußern Jurisdiktion (s. d.), die im eignen Namen verwaltet wird (jurisdictio propria), mag dieselbe nun ein ursprünglich selbständiges Recht (j. ordinaria) oder ein erst übertragenes (j. delegata) sein. Im Besitz einer D. befinden sich also 1) alle dignitates pontificales, praelaturae sensu proprio, welche ursprünglich diese Präeminenz hatten, alle Bischöfe mit eigner Diözese; 2) alle dignitates majores, praelaturae secundariae, denen erst durch besondere Verleihung die D. später zu teil geworden ist, also die Kardinäle, die päpstlichen Legaten und Nunzien, die Vorsteher von Stiftern, Klöstern, Ritterorden; 3) dignitates, praelaturae honorariae, personatus, denen die Jurisdiktion fehlt, z. B. die Pröpste und Dekane in den Kapiteln. Die Rechte der Inhaber von Dignitäten (Dignitare, s. d.) sind teils verschiedene kirchliche Ehren, teils bürgerliche Vorzüge, wie ein bestimmter Rang im Verhältnis zu den Staatsdienern und besonders Zuziehung zu den Ständeversammlungen u. dgl. In der evangelischen Kirche nehmen zwar die Bischöfe, Prälaten ꝛc. eine ähnliche Stellung ein, entbehren aber, außer in England und Schweden, der äußern Gerichtsbarkeit. — In der Mathematik ist D. soviel wie Potenz. Das Wort stammt aus dem »General trattato« des Tartaglia (1556).

Digoin (spr. -goäng), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Charolles, wichtiger Verkehrspunkt an der Loire und am Canal du Centre, welcher durch einen Aquädukt über die Loire mit dem Seitenkanal derselben in Verbindung steht. Station der Lyoner Eisenbahn, mit (1891) 4171 Einw., Steinbrüchen, Fabrikation von Thonwaren, Öl, Leder und bedeutendem Entrepotverkehr.

Digredieren (lat.), weggehen, abweichen; abschweifen (in der Rede).

Digression (lat.), Abschweifung; in der Astronomie soviel wie Ausweichung (s. Elongation), auch speziell Abweichung vom Meridian. Die Beobachtung der größten Digressionen eines Zirkumpolarsterns (seiner größten Abweichungen vom Meridian nach W. und O.) dient zur Bestimmung des Meridians.

Digulleville (spr. digülwil'), Guillaume de, geb. 1295, gest. um 1360 als Mönch in Chaalis, verfaßte 1330—58 drei erbauliche Dichtungen (»Pèlerinage de la vie humaine«, »P. de l'âme«, »P. de Jésus-Christ«), die auch später noch viel gelesen wurden, und auf denen Bunyans Werk »The Pilgrim's progress« zum Teil beruht. Seine Werke werden von Stürzinger für den Roxburghclub herausgegeben.

Digynus (griech.), »zweiweibig«, Blüten mit zwei Griffeln. Daher Digynia, Ordnung in den zwölf ersten Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweiweibigen Blüten enthaltend.

Dihexaëder (Dipyramidaldodekaeder), soviel wie hexagonale Pyramide, s. Kristall.

Dihexagonale Prismen und **Pyramiden**, 12-, resp. 24flächige Kristallformen des hexagonalen Kristallsystems, s. Kristall.

Dihong, Fluß in Indien, s. Brahmaputra.

Dii (Di, lat.), Götter; D. majorum gentium, die höhern Götter, auch soviel wie Vornehmere; D. minorum gentium, die untern Götter, übertragen auch soviel wie geringere Leute; Diis (Dis) manibus sacrum (abgekürzt D. M. S.), auf Grabdenkmälern Aufschrift: »Dem Andenken des Verewigten gewidmet« (s. Manen).

Diiambus (griech., Doppeliambus), ein aus zwei Jamben bestehender Vers oder Versteil.

Diipolia (Dipolia, Buphonia), bei den alten Griechen ein Fest des Zeus Polieus, das in Athen alljährlich im Monat Skirophorion (Juni) auf der Burg durch ein Stieropfer gefeiert wurde. Der Töter des Stieres (Buphonos) entlief, sobald er sein Werk verrichtet hatte; ein andrer zerlegte das Tier und bereitete das Mahl. Dann hielt man über die Teilnehmer an der Schlächterei Gericht, fand aber zuletzt nur das gebrauchte Beil schuldig und warf es zur Sühne ins Meer. Das Opfer stellte die Heiligkeit des Ackerstieres symbolisch dar. Vgl. Band, De Diipoliorum sacro (Halle 1873).

Dijkstra, Waling, fruchtbarer friesischer Schriftsteller, geb. 14. Aug. 1821, lebt als Buchhändler in Holwerd, veröffentlichte seit 1848 eine große Zahl von Gedichtsammlungen, Erzählungen und Dramen, namentlich Lustspielen, in friesischer Mundart. Ein Verzeichnis seiner Schriften bei Siebs, »Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache« (Halle 1889).

Dijodparaphenölsulfosäure, s. Sozojodol.

Dijon (spr. dischóng), Hauptstadt des franz. Depart. Côte-d'Or, die alte Metropole von Burgund und wichtiger Stapelplatz des Verkehrs zwischen dem Mittelmeer und Paris, liegt 245 m ü. M. in einer fruchtbaren, von grünen Hügeln umgebenen Ebene am Fuß des Mont Afrique (584 m), an der Mündung des Suzon in die Ouche und am Kanal von Burgund, ist Knotenpunkt mehrerer Linien der Paris-Lyoner Eisenbahn sowie der Straßenbahn D.-Fontaine-Française und bildet eine Festung der innern Verteidigungslinie Frankreichs gegen O., welche durch acht neue, auf den umliegenden Höhen errichtete Forts verstärkt worden ist. Die Stadt ist schön gebaut und hat große Plätze, breite Straßen und schöne, an Stelle der Befestigungsmauer getretene Boulevards. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: der ehemalige, seit dem 17. Jahrh. umgebaute Palast der Herzöge von Burgund, mit zwei Türmen aus dem 15. Jahrh., jetzt Stadthaus, mit Museum (s. unten); ferner die gotische Kathedrale Ste.-Benigne (1280—88 aufgeführt, seitdem restauriert) mit alter romanischer Krypte und 96 m hohem Turm; die Kirchen Notre Dame (1252—1334 erbaut, mit prachtvoller Fassade), St.-Michel, St.-Etienne, St.-Jean; der Justizpalast und das Theater. Von dem unter Ludwig XI. erbauten Kastell sind nur wenige Reste, von der 1379 von Philipp dem Kühnen gegründeten Kartause zwei Thore, ein achteckiger Turm und der merkwürdige sogen. Moses- oder Prophetenbrunnen

(1396—99 vom Niederländer Claux Sluter erbaut) mit den Statuen von Moses, David, Jeremias, Zacharias, Daniel und Jesaias vorhanden (s. Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 7); im übrigen ist die Kartause durch ein Irrenhaus ersetzt worden. Die Zahl der Bewohner beträgt (1891) 62,307 (Gemeindebevölkerung 65,428). In industrieller Hinsicht sind besonders Bierbrauerei, Fabrikation von Senf, Essig, Lebkuchen, Kerzen, chemischen Produkten, Maschinen, Tabak rc. namhaft zu machen. Bedeutend sind auch die Blumenzucht und der Wein- und Produktenhandel. D. ist Sitz des Präfekten, eines Bischofs, eines Appellhofes, eines Handelsgerichts, einer Gewerbekammer und hat zahlreiche wissenschaftliche Institute, namentlich drei Fakultäten (für die Rechte, für die mathematischen und Naturwissenschaften, für Litteratur), eine medizinische Vorbereitungsschule, Priesterseminar, Lyceum, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, Kunst- und Musikschule, Museum (im oben erwähnten Stadthaus), welches unter anderm die schönen Grabmäler der Herzöge Philipp des Kühnen und Johann ohne Furcht, Gemälde und Skulpturen enthält, Bibliothek von 80,000 Bänden und 900 Manuskripten, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Kabinett, ein reiches Archiv, eine Akademie der Wissenschaften und Künste rc. Innerhalb der Stadt liegt der Lustgarten Arquebuse und außerhalb derselben der prächtige, von Lenôtre angelegte Park. D. hat eine Wasserleitung (13 km langer Aquädukt) und zahlreiche Fontänen. Die Stadt ist der Geburtsort von Philipp dem Guten, Johann ohne Furcht, Karl dem Kühnen, Bossuet, Crébillon, Rameau, Rude, Maret, Vaillant u. a., deren Geburts- oder Wohnhäuser neuerdings durch Marmortafeln bezeichnet wurden. Auch besitzt D. Denkmäler des in der Nähe gebornen heil. Bernhard und des Komponisten Rameau sowie ein Monument der Verteidigung der Stadt 1870. Die Umgegend von D. bildete ehemals die burgundische Landschaft Dijonnais. — Bei den Römern Dibio, auch Diviodunum genannt, war D. damals ein befestigter Ort der Lingonen in Gallia belgica und wurde 500 durch die Schlacht zwischen den Franken unter Chlodwig und den Burgundern unter Gundobad, in welcher die letztern besiegt wurden, historisch merkwürdig. Später kam es unter den Bischof von Langres, von welchem es die Grafen von D. zu Lehen hatten, und nach dem Tode des letzten derselben (1007) an die Herzöge von Burgund, die es zu ihrer Residenz erhoben. Hier wurden drei Kirchenversammlungen (concilia Divionensia), 1077, 1116 und 1199, gehalten. Herzog Hugo III. erhob D. 1187 zur Stadt. Nach Karls des Kühnen Tode (1477) kam sie mit Burgund an Frankreich, und König Ludwig XI. errichtete hier das Parlament für Burgund. 1870 ward D. nach einem heftigen Gefecht (30. Okt.), das sich bis in die Vorstädte Dijons erstreckte, 31. Okt. von der badischen Division unter General v. Beyer besetzt, und General von Werder schlug hier sein Hauptquartier auf. Am 27. Dez. ward es vor der drohenden Annäherung Bourbakis von den Deutschen geräumt, und 28. Dez. zogen die Scharen Garibaldis ein. Garibaldi mußte jedoch, als Ende Januar General Hann v. Weyhern anrückte, in der Nacht des 31. Jan. D. verlassen, worauf es die Deutschen 1. Febr. wieder besetzten. Am 10. Febr. verlegte Manteuffel sein Hauptquartier nach D. Vgl. Baschi, D. et ses environs (Dijon 1888).

Dijudizieren (lat.), beurteilend entscheiden; Dijudikation, Aburteilung, Entscheidung.

Dikäarchia, s. Puteoli.

Dikäarchie (griech.), Herrschaft des Rechts, Rechtsstaat.

Dikäarchos, griech. Philosoph und Schriftsteller, aus Messana (Messina) in Sizilien, Schüler des Aristoteles, lebte um 320 v. Chr. Er war ein wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit sehr geschätzter Schriftsteller; erwähnt werden von ihm außer philosophischen Schriften (z. T. in dialogischer Form) geographische (eine auf Höhenmessungen beruhende, durch Tafeln erläuterte Beschreibung der Erde), litterargeschichtliche (vielbenutzte Biographien von Philosophen u. a.) und antiquarisch-historische. Unter den letztern war die berühmteste »*Βίος Ἑλλάδος*« (»Griechisches Leben«), eine Schilderung der Kulturzustände Griechenlands in ihrer allmählichen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf seine Zeit in drei Büchern, von der sich wie von seinen übrigen Schriften nur dürftige Bruchstücke erhalten haben (in Müllers »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 2). Fälschlich zugeschrieben wurden ihm früher ein längeres Bruchstück einer Beschreibung Griechenlands in Jamben (vielmehr einem Dionysios [s. d. 3] zugehörig) und drei beträchtliche Bruchstücke einer prosaischen Beschreibung Griechenlands, die dem Werke eines Herakleides angehören.

Dikabrot, schokoladenartige Masse, wird durch Zusammenbacken der fettreichen Samen von Irvingia Barteri *Hook.* an der afrikanischen Küste von Sierra Leone bis Gabun gewonnen und von den Eingebornen gegessen. Es enthält über 60 Proz. Fett (Dikafett), welches bei 33° schmilzt, farblos ist, mild schmeckt und im Geruch an Kakao erinnert; es wird zur Kerzenfabrikation benutzt.

Dikäokratie (griech.), soviel wie Dikäarchie.

Dikäologie (griech.), Rechtslehre.

Dikäopolitik (griech.), auf das Recht gegründete Staatsklugheit.

Dikarbonsäuren, s. Säuren.

Dikasterial, früher gebräuchlicher Name eines Papierformats von 450 mm Breite und 371 mm Höhe.

Dikasterium (griech. Dikasterion), bei den alten Griechen Name für Gerichtshof, besonders Spruchgericht. Außer dem Areopag, dem ältesten und angesehensten, gab es in Athen anfangs noch vier »Blutgerichtshöfe« mit Kollegien von 51 Mitgliedern, die unter dem Vorsitz des Archon Basileus über Totschlag, Anstiftung zum Mord u. dgl. aburteilten. Nach Einführung des Geschwornengerichts (Heliäa) durch Solon wurden zehn Dikasterien in der Stadt Athen errichtet, in welchen Geschworne (die Zahl derselben schwankte nach der Bedeutung des vorliegenden Falles zwischen 100 und 2000) unter dem Vorsitz der sechs untern Archonten (Thesmotheten) zu Gericht saßen. Jeder Geschworne wurde durch das Los einem bestimmten D. zugewiesen und erhielt seit Perikles als Entschädigung den sogen. Richtersold (Dikastikon Misthos), bestehend aus ursprünglich 2, später 3 Oboien (= 40 Pfennig) für den Sitzungstag, ausbezahlt. Die Athener lagen dem Geschwornendienst mit leidenschaftlichem Eifer ob, weshalb sie Aristophanes in den »Wespen« und andern Komödien verspottet. Vgl. Meier und Schömann, Der attische Prozeß (neue Aufl., Berl. 1883—87); Fränkel, Die attischen Geschwornengerichte (das. 1877). Seit dem Mittelalter verstand man unter D. ein Richterkollegium, welches keine bestimmte Gerichtsbarkeit über einen gewissen Bezirk hatte, sondern bloß im Auftrag und auf Ersuchen andrer Gerichte oder von Privatpersonen rechtliche Entscheidung erteilte. In Deutschland bestanden als Dikasterien

früher zahlreiche Schöffenstühle und Juristenfakultäten. Dikasterialtafel, in Ungarn eine Gerichtsstelle, an welche vom Komitat appelliert wird.

Dikatópter (griech.), ein von v. Hagenow angegebener Apparat zum Nachzeichnen von Naturkörpern.

Dike (»Gerechtigkeit«), eine der Horen (s. d.), die Tochter des Zeus und der Themis, Beisitzerin ihres Vaters, welchem sie alle Unthaten der Menschen, namentlich Rechtsverletzungen von seiten der Richter, anzeigt. Auch verfolgt sie selbst die Missethäter. Sie erscheint bewaffnet mit einem Netz oder mit einer Keule oder mit einem Schwert und wird häufig zusammengestellt mit der Rachegöttin. Sinnig nennt Pindar als Tochter der D. die Hesychía (»Ruhe, Sicherheit«). In der Folgezeit ward sie mit Asträa (s. d.) identifiziert und auch als Belohnerin des Guten verehrt. An dem berühmten Kasten des Kypselos war D. abgebildet als ein schönes weibliches Wesen, das ein anderes häßliches, die Adikia (»Ungerechtigkeit«), würgt und schlägt. Derselbe Gegenstand hat sich auf einem griechischen Vasenbild gefunden.

Dikephalium (griech.), Doppelkopf, Mißgeburt mit zwei Köpfen; dikephalisch, zweiköpfig.

Diketōne, s. Ketone.

Dikilitasch (»aufgerichteter Stein«), ein 10 m hoher quadratischer Pfeiler auf 4 m hohem Piedestal (Rest eines Viadukts?) in Bulgarien, der sich westlich von Trnowo auf einer baumlosen Ebene erhebt. Dabei Trümmer eines alten monumentalen Prachtbaues aus römischer Zeit mit Reliefs und Inschriften.

Diklinisch, s. Dielinus.

Dikoa, Stadt südlich vom Tsadsee, in dem kleinen Negerstaat D., der Bornu tributpflichtig ist.

Dikólon (griech.), in der Poetik eine aus zweierlei Metren bestehende Strophe, die nach der Verszahl bezeichnet wird als D. distichon, wenn sie aus zwei (z. B. das elegische Distichon), als D. tetrastichon, wenn sie aus vier Versen (z. B. die Sapphische Strophe) besteht; in der Rhetorik eine zweigliederige Periode.

Dikotyledónen (Dicotyledones, Dikotylen, zweisamenlappige Pflanzen, Blattkeimer), eine zuerst von Jussieu aufgestellte, den Gegensatz zu den Monokotyledonen (s. d.) bildende Abteilung der Phanerogamen. Bei den meisten D. ist der in ihren Samen vorhandene und beim Aufkeimen hervortretende Keimling mit zwei einander entgegengesetzten Samenlappen (Kotyledonen) versehen, während bei sämtlichen Monokotyledonen, soweit sie einen vollkommen ausgebildeten Keimling besitzen, nur ein einziger, endständiger und die Stengelspitze meist scheidenartig umfassender Samenlappen vorhanden ist. Nur wenige D., wie gewisse chlorophyllfreie, humusbewohnende oder schmarotzende Pflanzen mit sehr kleinen Samen, besitzen einen unvollkommenen Keimling; so besteht der Keimling bei Monotropa und den chlorophyllhaltigen Pyrola-Arten nur aus einem wenigzelligen, ungegliederten Körper; bei den Orobancheen, Balanophoren, Rafflesiaceen ist der Keimling ein rundliches, zelliges Körperchen, an welchem ebenfalls die sonst vorhandenen Organe nicht unterscheidbar sind; bei den Kuskuteen ist der Keimling lang, fadenförmig und ohne Kotyledonen. In solchen Fällen charakterisieren sich die Pflanzen als D. durch andre, sogleich zu besprechende Merkmale oder durch die Verwandtschaft mit andern Pflanzen. Außerdem gibt es nur wenige, meist bloß scheinbare Ausnahmen: Ranunculus Ficaria und einige Arten von Corydalis haben nur einen Samenlappen am Keimling, bei Trapa natans ist der eine Samenlappen weit kleiner als der andre. Wo drei Kotyledonen vorkommen, handelt es sich um eine Bildungsabweichung. Die Merkmale, an welchen man erwachsene Pflanzen als D. erkennt, haben nur die Bedeutung besonders hervorstechender Charakterzüge und sind viel häufigern Ausnahmen unterworfen als die Verhältnisse der Kotyledonen; aber sie bieten doch vielfach sehr gute Unterscheidungsmerkmale dar: während bei vielen Monokotyledonen das Würzelchen des Keimlings sich nicht weiterentwickelt, sondern im Umkreis desselben eine Anzahl Nebenwurzeln hervortreten, welche nebst andern an höhern Teilen des Stengels erzeugten Seitenwurzeln das ganze Wurzelsystem bilden, wächst bei den D. in der Regel das Würzelchen zu einer abwärts gerichteten, sogen. Haupt- oder Pfahlwurzel weiter, aus welcher, solange sie fortwächst, Seitenwurzeln in schiefer oder wagerechter Richtung hervortreten. Bei den zahlreichen dikotyledonen Kräutern indessen, welche stetig fortwachsende Rhizome bilden, stirbt die Pfahlwurzel frühzeitig ab, und die zu den Rhizomen ausgebildeten unterirdischen Stengelteile sind dann nur mit Nebenwurzeln versehen. Die Blätter der Monokotyledonen sind nur selten geteilt und meist ganzrandig, haben vorwiegend langgestreckte Gestalt und parallelen oder bogenförmigen Verlauf der Nerven, wogegen diejenigen der D. sehr häufig verschiedenartig geteilt erscheinen oder doch oft gezahnte oder gesägte Ränder haben. Besonders charakteristisch aber ist ihre Nervatur, bei welcher ein oder mehrere Hauptnerven vorhanden sind, von welchen die Seitennerven in scharfen Winkeln abgehen (vgl. Blatt), um sich in gleicher Weise weiter zu verzweigen und sich endlich in ein kleinmaschiges Netzwerk von Nerven aufzulösen. Dieses Merkmal der Nervatur fällt weg, wenn die Blätter fehlschlagen, oder dick und fleischig oder schmal, pfriemenförmig werden und dann nur von einem einzigen ungeteilten Nerv durchzogen sind. Auch wirklich parallelnervige Blätter kommen bei D. vor. Eine Haupteigentümlichkeit der D. liegt ferner im anatomischen Bau ihres Stammes. Die Leitbündelstränge desselben erscheinen auf dem Querschnitt des Stammes in einem einfachen Kreis angeordnet, welcher Rinde und Mark scheidet, während bei den Monokotyledonen die Bündel auf dem Stammquerschnitt zerstreut stehen. Bei den D. stehen daher auch die Kambiumteile der einzelnen Stränge in einem Kreis und können sich zu einer vollständig ringförmigen Schicht zusammenschließen, dem sogen. Kambiumring (s. Bildungsgewebe). Auch hinsichtlich des anatomischen Baues gibt es mannigfache Abweichungen unter den D. Dahin gehören zunächst einige einfach gebaute Wasserpflanzen, deren Stengel, wie bei manchen monokotyledonen Wasserpflanzen, von einem einzigen zentralen Leitbündelstrang durchzogen wird. Ferner besitzen ein Anzahl D. außer einem Ringe von Bündeln auch noch im Mark zerstreut stehende Stränge; am nächsten kommen den Monokotyledonen in dieser Hinsicht die Nymphäaceen, in deren Stamm zahlreiche, regellos zerstreut stehende, unter sich anastomosierende Stränge vorhanden sind. Bei den Blüten der Monokotyledonen sind die einzelnen Blütenblattkreise vorwiegend dreigliederig, bei den D. treten dagegen viel mannigfaltigere Verhältnisse auf; am häufigsten sind Kelch und Blume, vielfach auch die Staubgefäße und Fruchtblattkreise fünfgliederig, doch kommen bisweilen viergliederige, auch zwei- und selbst dreigliederige Blütenblattkreise vor, aber seltener als die fünfgliederigen; in manchen

Fällen sind auch die Blütenblätter nicht in Kreisen, sondern in Spiralen gestellt, und diese bestehen dann meist aus einer größern und unbestimmten Anzahl von Gliedern. Die D. zerfallen nach der Ausbildung der Blütenhülle in die Unterabteilungen der Apetalen (Apetalae) mit fehlenden Blumenblättern, Chori- oder Polypetalen (Choripetalae, Eleutheropetalae oder Polypetalae) mit freien Blumenblättern und Sym- oder Monopetalen (Sympetalae, Gamopetalae oder Monopetalae) mit verwachsenen Blumenblättern. Die Abteilung der Apetalen wird von den neuern Systematikern nicht mehr anerkannt und mit den Choripetalen, bei denen eine Verkümmerung der Blumenblätter nicht selten ist, vereinigt. Engler bezeichnet diese Gruppe als Archichlamydeae, bei denen die Blütenhülle entweder ganz fehlt oder einfach oder doppelt (als Kelch und Krone) auftritt, mit den Ordnungen: Piperalen, Juglandalen, Salicalen, Fagalen, Urticalen, Protealen, Santalalen, Aristolochialen, Polygonalen, Zentrospermen, Ranalen, Rhöadalen, Sarracenialen, Rosalen, Geranialen, Sapindalen, Rhamnalen, Malvalen, Parietalen, Opuntialen, Thymeläalen, Myrtifloren und Umbellifloren. Die Sympetalen zerfallen in die Ordnungen der Ericalen, Primulalen, Ebenalen, Kontorten, Tubifloren, Plantaginalen, Rubialen, Aggregaten und Kampanulaten. Über die Charakteristik der einzelnen Ordnungen s. die betreffenden Artikel.

Dikranaceen, Familie der Laubmoose, s. Moose.

Dikrotismus (griech.), Doppelschlägigkeit; dikrotischer Puls, doppelschlägiger Puls.

Diktāt (lat.), etwas zum Nachschreiben Vorgesagtes und Nachgeschriebenes; auch soviel wie diktatorischer Befehl.

Diktātor (lat., in der ältesten Zeit Magister populi), eine außerordentliche, in Zeiten der Not oder für besondere Geschäfte ernannte und vorübergehend (außer im letzten Jahrhundert nie auf länger als 6 Monate) mit der höchsten Gewalt bekleidete Magistratsperson der römischen Republik. Die Einführung dieses Amtes fällt ins Jahr 498 v. Chr., als die Römer in einen gefährlichen Krieg mit den Latinern verwickelt waren. Der erste D. war T. Lartius. Das neue (von den Latinern entlehnte) Amt (Diktatur) hatte den Zweck, die Einheit und Kraft der Regierung zunächst gegen äußere Feinde, bald aber auch gegen innere Unruhen zu stärken und somit für Fälle besonderer Gefahr die königliche Gewalt zu ersetzen. Deswegen waren dem D. alle übrigen Magistrate mit Ausnahme der Volkstribunen untergeordnet, deswegen war er frei von der Berufung an das Volk und von der Rechenschaftspflicht, wenigstens in der ältern Zeit. Er wurde, nachdem der Senat die Einsetzung beschlossen, von einem der Konsuln oder einem Konsulartribun ernannt, der dieses Geschäft unter Beobachtung der Auspizien in der Stille der Nacht vollziehen mußte; er selbst setzte sich dann einen Magister equitum als Reiteroberſten und zweiten Befehlshaber an die Seite. Als Zeichen seiner außerordentlichen Gewalt schritten ihm 24 Liktoren voran, während den Konsuln nur je 12 gestattet waren, und zwar hatten diese Liktoren, da ihm das Recht über Leben und Tod zustand, in ihren Rutenbündeln auch die Beile, deren Führung den Konsuln seit dem ersten Jahr der Republik verboten war. Außer für Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt in gefährlichen Kriegen oder bürgerlichen Unruhen wurden zuweilen auch für einzelne, selbst unbedeutende Geschäfte Diktatoren gewählt, so für die Einschlagung des Jahresnagels in den kapitolinischen Jupitertempel, die Abhaltung der Komitien in Abwesenheit der Konsuln, die Vollziehung des Zensus und namentlich die Ergänzung des Senats, die Leitung öffentlicher Spiele, Anstellung außerordentlicher Kriminaluntersuchungen, Aushebung ꝛc. Auch die Diktatur war anfangs gleich den übrigen höhern Magistraten ein auf die Patrizier beschränktes Amt; 356 wurde aber der Plebejer Gajus Martius Rutilus zum D. ernannt und damit auch dieses Amt den Plebejern zugänglich gemacht. Da indes seit der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer die innern Streitigkeiten eine lange Zeit ruhten und nach dem zweiten Punischen Krieg in Italien, welches die Diktatoren nicht verlassen durften, keine bedeutenden Kriege mehr zu führen waren, wurde die Anwendung der Diktatur immer seltener und hörte endlich mit dem genannten Kriege völlig auf. Der letzte D. in dem ursprünglichen Sinne wurde 202 gewählt. Die Diktaturen des Sulla und Julius Cäsar waren ungesetzlich und dienten nur als Namen für die von ihnen geübte Alleinherrschaft. Im J. 44 wurde die Diktatur durch ein Gesetz des M. Antonius völlig abgeschafft; später wurde sie dem Oktavian wiederholt vom Volk angeboten, aber, als beim Volke unbeliebt, beharrlich von ihm abgelehnt. Der Ausdruck D. wird noch im modernen Staatsleben gebraucht, um einen allmächtigen Staatsmann oder Feldherrn zu bezeichnen, und man spricht von der diktatorischen Gewalt oder von der Diktatur oder von dem diktatorischen Auftreten eines solchen, um sein aus dem Rahmen des regelmäßigen Staats- und Verfassungslebens heraustretendes Wesen und Wirken zu kennzeichnen.

Diktatōrisch, auf die Diktatur bezüglich, den Diktator (s. d.) betreffend. Diktatorische Regierung, eine Regierung, die unumschränkt ist oder sich in keinen Schranken hält.

Diktatūr (lat.), die Machtvollkommenheit eines Diktators (s. d.); in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die vom Reichsobermarschall den Kanzlisten der einzelnen Reichstagsgesandten mit der Aufschrift Dictatum etc. übergebene Schrift (Dictatura), welche alles enthielt, was zur Kunde des Reiches gelangen sollte und daher einen Teil der Reichsakten ausmachte. Bei dem vormaligen Reichskammergericht hieß das protokollarische Verfahren D. Derselbe Ausdruck war bei dem deutschen Bundestag für die amtliche Mitteilung von Eingaben, Protokollen ꝛc. gebräuchlich.

Diktatūrparagraph, der § 10 des Reichsgesetzes vom 30. Dez. 1871 für Elsaß-Lothringen, welcher den Oberpräsidenten ermächtigte, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle Maßregeln ungesäumt zu treffen, welche er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachten würde, auch zur Ausführung solcher Maßnahmen die im Reichsland stehenden Truppen in Anspruch zu nehmen. Diese Befugnisse sind nun (Reichsgesetz vom 4. Juli 1879) auf den Statthalter übergegangen.

Dikte, im Altertum Name eines Gebirges im östlichen Teil der Insel Kreta, berühmt als Geburtsstätte des Zeus und durch heilkräftige Kräuter. Manche suchen es im heutigen Lasithigebirge (2160 m), andre mit größerer Wahrscheinlichkeit in dem östlicher gelegenen Aphentis (1480 m), welches nach D. in die Vorgebirge Itanos (Kap Salmone) und Samonion (Kap Sidero) ausläuft.

Diktieren (lat.), einem etwas Nachzuschreibendes vorsagen; einem eine Strafe zuerkennen, auflegen.

Diktion (lat.), Schreibart, Ausdrucksweise.

Diktyitis (griech.), Netzhautentzündung.

Diktynna, Gottheit, s. Britomartis.

Diktys, aus Knosos auf Kreta, angeblicher Gefährte des Idomeneus im Trojanischen Kriege und Verfasser eines hierauf bezüglichen Tagebuchs, das, in phönikischer Sprache auf Palmblätter geschrieben, in einer bleiernen Kapsel in seinem Grab unter Nero aufgefunden und auf Befehl des Kaisers ins Griechische übersetzt sein soll. Als lateinische Bearbeitung dieser Übersetzung gibt sich die Schrift eines gewissen Quintus Septimius: »Dictys Cretensis Ephemeris belli Troiani«, aus dem 4. Jahrh. n. Chr. Sie war neben der ebenso schwindelhaften des angeblichen Dares (s. d.) Hauptquelle der mittelalterlichen Dichter, welche die trojanische Sage behandelten. Neuere Ausgaben von Dederich (Bonn 1832; mit Diktys, das. 1837) und Meister (Leipz. 1872). Vgl. Körting, D. und Dares (Halle 1874); Dunger, D.-Septimius (Dresd. 1878).

Dilacerieren (lat.), zerreißen, zerfleischen; Dilaceration, Zerreißung, Zerfleischung, eine Form beträchtlicher Quetsch- und Rißwunden.

Dilapidieren (lat.), verschleudern, verschwenden.

Dilatabel (lat.), dehnbar. Literae dilatabiles, im hebräischen Alphabet Buchstaben, welche behufs Ausfüllung der Zeilen eine größere Raumausdehnung annehmen können. Dilatabilität, Dehnbarkeit.

Dilatation (lat.), »Erweiterung«, besonders als Bezeichnung verschiedener chirurgischer Operationen. I. D. der Gebärmutter will Bulliet-Genf dadurch erzielen, daß er völlig aseptische, erbsen- bis mandelgroße Wattetampons in den Uterus einführt, nach 48 Stunden entfernt und durch größere Tampons ersetzt. Nach 8—10 Ausstopfungen (also nach 10—12 Tagen) soll der Uterus so erweitert sein, daß man sein Inneres ganz übersieht. Das Verfahren ist unsicher und quälend für die Kranke. — II. D. des Gebärmutterhalskanals (canalis cervicis uteri) erfolgt zu diagnostischen Zwecken oder zu Heilzwecken, d. h. um verhaltenem Sekret Abfluß zu verschaffen, um Arzneimittel in die Uterushöhle einzuführen, um die Frühgeburt in bestimmten Fällen anzuregen, um den Weg für in der Höhle der Gebärmutter vorzunehmende Operationen zu bahnen ꝛc. Die D. erfolgt 1) auf unblutigem Wege mittels verschiedener Quellmittel, und zwar dienen dazu a) der Preßschwamm: keilförmige Stücke aseptisch gemachten Badeschwammes, durch deren Mitte ein heißer Draht geführt ist, werden mit dickem Gummischleim durchtränkt, dann mit Bindfaden fest umwickelt und getrocknet; danach wird Draht und Faden entfernt und die Oberfläche glattgeschabt; b) die Laminariastifte, glattgeschabte Stücke verschiedener Dicke von den Stengeln eines Seetangs, der Laminaria digitata, welche, getrocknet, begierig Feuchtigkeit anziehen und bis zur doppelten Dicke und mehr aufquellen; c) die Tupelostifte, vom Tupelobaum (Nyssa aquatica), in der Wirkung schwächer als die vorhergenannten; d) die Dilatatoren aus Hartgummi, Metall (Zinn), Glas, welche meist Serien von Nr. 1—15 darstellen, von denen eine jede um 1 mm stärker ist als die vorhergehende. Meist genügt Nr. 10, um den Kanal für den Finger durchgängig zu machen, also auch um die Auskratzung des Uterus zu ermöglichen. Alle Dilatatoren müssen völlig aseptisch sein, ehe sie eingeführt werden. Die zu a) bis c) genannten müssen mit einem Faden versehen sein, damit man ihrer stets Herr bleibt. — 2) D. auf blutigem Wege wird ausgeführt, indem man die untere Lippe des Scheidenteils der Gebärmutter bis zum Scheidenansatz spaltet und den übrigen Teil des Kanals mit einem Knopfmesser einschneidet. Die Gefahr einer starken Blutung ist groß, die Operation zu diagnostischen Zwecken wohl entbehrlich. — III. D. der Harnröhre wird notwendig, wenn sich, in der Regel nach Tripper, infolge narbiger Schrumpfung, welche oft weniger durch die eigentliche entzündliche Affektion der Harnröhrenschleimhaut als durch die Anwendung zu stark ätzender Einspritzungen hervorgerufen ist, Verengerungen der Harnröhre gebildet haben, welche die Urinentleerung behindern, beschränken und schließlich unmöglich machen, so daß der in der Blase zurückgehaltene Urin sich zersetzt, zum Blasenkatarrh und Blasenentzündung und ebenso auch durch Ausscheidung von Harnsedimenten (s. d.) zur Steinbildung Anlaß gibt. Die D. der Harnröhre ist entweder eine unblutige und allmähliche, indem man den dünnsten Katheter (s. d.) oder das dünnste Bougie (s. d.), welches die Striktur noch eben passiert, einführt, ¼ bis eine Stunde liegen läßt und am nächsten Tage die nächst stärkere Nummer der Bougies und so fort hindurchbringt. Normal passiert ein Katheter von 7 mm Durchmesser (Nr. 12 englisch, Nr. 21 Charrière) die Harnröhre. Alle einzuführenden Katheter und Bougies müssen völlig aseptisch sein, da sonst sehr unangenehme Erkrankungen, Schüttelfrost mit starkem Fieber ꝛc. auftreten. Ferner muß man bei der Einführung sehr vorsichtig sein, besonders mit elastischen Kathetern, da man mit diesen leicht »falsche Wege« macht, d. h. den Katheter statt durch die Harnröhre, neben derselben durch das dieselbe umgebende Gewebe hindurchbohrt. Die dauernde Erweiterung, d. h. das dauernde Liegenlassen von (Verweil-) Kathetern, wobei man erst nach einigen Tagen die nächststärkere Nummer einführt und diese wiederum einige Tage liegen läßt, empfiehlt sich nicht, weil dabei leicht Urethralfieber mit Frost und Hitze (wie bei Malaria) auftreten können. Die Sprengung einer Striktur durch besondere Dilatatorien ist ein rohes, verwerfliches Verfahren, ebenso wie das forcierte Katheterisieren, bei dem man in einer Sitzung eine ganze Reihe immer stärker werdender Bougies einführt. Mißlingt die Einführung von Bougies oder Kathetern gänzlich, so muß der innere oder äußere Harnröhrenschnitt ausgeführt werden.

Mit D. werden auch verschiedene krankhafte Zustände bezeichnet, namentlich: D. der Blutadern oder Venen, s. Krampfadern; D. des Herzens oder einer Herzkammer, s. Herzerweiterung; D. der Mastdarmvenen, s. Hämorrhoiden; D. der Samenstrangvenen, s. Krampfaderbruch; D. einer Schlag- oder Pulsader oder vieler Schlagadern an einem Punkte (Aneurysma cirsoideum), s. Aneurysma. — über D. der Pupille s. Atropin und Iritis.

Dilatatoren (lat., »Erweiterer«), die Gegner der Schließmuskeln (s. d.).

Dilatatorium (lat., Dilatator), Ausdehnungs- oder Erweiterungsgerät, chirurgisches Instrument, wie elastische oder metallene Sonden, Bougies, Tampons ꝛc., dann Darmsaiten, Preßschwamm, Laminaria- und Tupelostifte, s. Dilatation.

Dilation (lat.), Aufschub, Frist, besonders Vertagung eines Prozesses, vom Richter wegen fehlender Zeugen, Beweise ꝛc. bewilligt.

Dilatometer, Apparat zur Bestimmung des Alkoholgehaltes einer Flüssigkeit (s. Alkoholometrie) und zur Messung der Ausdehnung flüssiger Körper (s. Ausdehnung).

Dilatorium (lat.), Friſtbefehl, Aufſchubsverordnung; dilatoriſch, aufſchiebend, verzögernd; dilatoriſche Einrede, ſ. Einrede; dilatoriſche Friſt, ſ. Friſt.

Dilektion (lat.), Liebe, Zuneigung; Eure D., ſoviel wie Euer Liebden.

Dilem, prachtvoll bewaldete Berglandſchaft im N. der perſ. Provinz Gilan, vom Nordoſtabhang des Elburzgebirges bis zum Kaſpiſchen Meere reichend.

Dilemma (griech., »doppelte oder zweiteilige Annahme«), in der Logik der hypothetiſch disjunktive Schluß nach aufhebender Form (modo tollente), d. h. eine Form der Widerlegung, vermöge deren man zeigt, daß die zu widerlegende Annahme nur in zwei beſondern Formen oder unter zwei beſondern Vorausſetzungen beſtehen bleiben könne, daß aber keine von dieſen möglich ſei oder zutreffe. Die Formel des D. lautet: Wenn a wäre, ſo wäre b oder c; nun iſt weder b noch c, alſo iſt auch a nicht. Dasſelbe heißt auch »gehörnter Schluß« (syllogismus cornutus), weil mit der Doppelannahme des Oberſatzes der Gegner gleichſam zwiſchen die Hörner genommen wird. Gemeinhin bezeichnet man mit D. jedes Verhältnis, das zwei gleich ſchwierige Möglichkeiten eröffnet, uns vor die Wahl zwiſchen zwei gleich unangenehmen Dingen ſtellt.

Dilettant (vom ital. dilettare, »ergötzen«), derjenige, welcher eine Kunſt oder Wiſſenſchaft lediglich zu ſeinem Vergnügen betreibt, ohne ſie zu ſeinem Lebensberuf oder zum Gegenſtand eines erſchöpfenden Studiums zu machen. Der Dilettantismus, d. h. die Art, wie der D. die Kunſt oder Wiſſenſchaft behandelt, hat daher einen leichten Beigeſchmack von Ungründlichkeit und ſteht der Meiſter- oder Kennerſchaft entgegen, iſt aber gleichwohl mit Stümperei nicht identiſch. Dilettantieren (auch dilettieren), etwas aus Liebhaberei treiben, ohne vom Fach zu ſein.

Dili (Dehli), Stadt, ſ. Timor.

Diligence (franz., ſpr. ſchāngſ'), Fleiß, Emſigkeit, Schnelligkeit; Art Eilwagen (ſ. Poſt).

Diligentia (lat., Diligenz), Fleiß, Sorgfalt; in der Rechtsſprache die Sorgfalt, welche jemand anzuwenden verpflichtet iſt, um Schaden von einem andern abzuwenden, alſo Gegenſatz von Negligentia und Desidia. D. quam quis in suis rebus (sc. adhibet), ſo viel Achtſamkeit, als man dem eignen Vermögen zuwendet, deren Außerachtlaſſung culpa in concreto begründet (ſ. Culpa).

Diligénzeid, der Eid, welchen der wegen böslicher Verlaſſung auf Scheidung klagende Ehegatte dahin zu ſchwören hat, daß der Aufenthalt des Beklagten ihm unbekannt ſei, und daß er, der Schwörende, aller angewendeten Mühe ungeachtet, von dem Aufenthalt ſeines entwichenen Ehegatten keine Nachricht zu erhalten vermocht habe; nur auf ſolchen Eid hin erfolgt dann die öffentliche Ladung des abweſenden Ehegatten. Im frühern deutſchen Recht der Eid, welchen der Empfänger einer anvertrauten Sache, wenn ihm dieſelbe verloren gegangen war, dahin ſchwören mußte, daß dies ohne ſein Verſchulden geſchehen ſei, bisweilen auch dahin formuliert, daß man das anvertraute Gut ſo treulich bewahrt habe wie ſein eignes. Der Schwörende befreite ſich ſo von der ihm ſonſt obliegenden Erſatzpflicht. Vgl. »Sachſenſpiegel«, III, 5; »Schwabenſpiegel«, Kap. 247—254; Haſſe, Culpa des römiſchen Rechtes, S. 240 ff. (2. Ausg., Bonn 1838); Stobbe, Handbuch des deutſchen Privatrechtes, Bd. 3, S. 233 (Berl. 1878); Bland, Deutſches Gerichtsverfahren im Mittelalter, Bd. 2, S. 114 (Braunſchw. 1879).

Dilke, 1) Charles Wentworth, engl. Publiziſt und Kritiker, geb. 8. Dez. 1789, geſt. 10. Aug. 1864, war Mitarbeiter an »Retrospective Review« und andern Zeitſchriften und ſchrieb mehrere Werke über das Drama und die Litterargeſchichte Englands; auch gab er eine Sammlung älterer engliſcher Theaterſtücke (1814) heraus. Mitte 1830 übernahm er die Leitung des »Athenaeum«, eines litterariſchen Journals, das durch ihn das erſte Organ dieſer Art in der engliſchen Preſſe wurde. Seine Schriften über Junius, Burke, Pope zeugen von bedeutender Forſchung und kritiſcher Schärfe. Obwohl noch Eigentümer dieſes Blattes, gab er die Redaktion doch 1846 auf, um ſich an den »Daily News« zu beteiligen, wovon er ſich indeſſen 1848 gleichfalls zurückzog. Seine Schriften und Biographie gab ſein Enkel heraus (ſ. unten 3).

2) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, geb. 18. Febr. 1810 in London, geſt. 10. Mai 1869, war ein thätiges Mitglied verſchiedener gelehrter Geſellſchaften, doch iſt er hauptſächlich bekannt als einer der Urheber der Londoner Induſtrieausſtellungen von 1852 und 1862. 1862 wurde er zum Baronet erhoben; 1862—68 war er liberales Mitglied des Unterhauſes für Wallingford.

3) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, geb. 4. Sept. 1843 in Chelſea, ſtudierte zu Cambridge, wurde Advokat in London und begann dann eine große Reiſe um die Welt, auf der er insbeſ. Kanada, die Vereinigten Staaten, Auſtralien und Oſtindien beſuchte, überall bemüht, ſich gründlich über die gegenwärtige Lage und die kommerziellen Ausſichten der engliſchen Kolonien zu unterrichten. Als wiſſenſchaftliches Reſultat dieſer Reiſe veröffentlichte er: »Greater Britain; a record of travel in English-speaking countries during 1866—1867« (1868, 2 Bde.), ein vorzügliches Werk, das beſonders den Einfluß der Raſſen auf die Regierungsform und den der klimatiſchen Bedingungen auf die Raſſen ſelbſt in ſcharfſinniger Weiſe unterſucht und in England wie in Amerika großen Erfolg hatte (neue, weſentlich umgeſtaltete Bearbeitung dieſes Werkes u. d. T.: »Problems of Greater Britain«, Lond. 1890). Dieſem Erfolg verdankte es D., daß er 1868 von Chelſea zum Parlamentsmitglied gewählt wurde, der jüngſte Repräſentant einer Stadt, der jemals im engliſchen Unterhaus geſeſſen. Im Parlament ſchloß er ſich den fortgeſchrittenſten Radikalen an und ſtand nicht an, ſich offen zu republikaniſchen Grundſätzen zu bekennen. Trotzdem wurde er 1880, als Gladſtone nach dem liberalen Wahlſieg ein neues Miniſterium bildete, zum Unterſtaatsſekretär im Auswärtigen Amt ernannt und verteidigte die auswärtige Politik der Regierung im Unterhaus während der Seſſionen 1880 und 1881 geſchickt und glücklich. Ende 1882 trat er als Präſident des Lokalverwaltungsamtes in das liberale Kabinett ſelbſt ein, mit welchem er im Juni 1885 ſeine Entlaſſung nahm. Eines ehrenrührigen Prozeſſes wegen Ehebruchs halber, der zu ſeiner Verurteilung führte, ward er 1886 in das neue Miniſterium Gladſtone nicht aufgenommen, unterlag auch bei den Neuwahlen dieſes Jahres und erlangte erſt 1892 wieder einen Sitz im Unterhaus. 1874 veröffentlichte er anonym eine politiſche Satire: »The fall of Prince Florestan of Monaco«. Aus den Schriften ſeines Großvaters (D. 1) gab er heraus: »The papers of a critic« (1875, 2 Bde., mit Biographie des Genannten). Außerdem veröffentlichte er: »The present position of European politics« (Lond. 1887), »The

British army« (das. 1888). D. ist Eigentümer des »Athenaeum«, welches er von seinem Großvater erbte, und der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschrift »Notes and Queries«. Seit 1885 ist er mit der als Kunstschriftstellerin bekannten Witwe des Professors Marc Pattison verheiratet.

Dill, Pflanze, s. Anethum.

Dill, Nebenfluß der Lahn, entspringt auf dem Westerwald, durchfließt den nach ihm benannten Dillkreis des preuß. Regbez. Wiesbaden und mündet nach 68 km langem Lauf bei Wetzlar.

Dill, Ludwig, Maler, geb. 2. Febr. 1848 zu Gernsbach in Baden, besuchte das Polytechnikum in Stuttgart, wo er zuerst Ingenieurwissenschaften, später Architektur studierte. Nachdem er den Krieg von 1870/71 als Offizier mitgemacht, widmete er sich der Kunst. Von 1874—78 zeichnete er Illustrationen für die Werke: »Italien« und »Schweizerland« aus dem Engelhornschen Verlag in Stuttgart. Seit 1878 kultivierte er die Malerei im Geiste der Münchener Stimmungsmaler. Auf mehreren Studienreisen durch Italien hatte ihn besonders Venedig gefesselt, und dem venezianischen Gebiet sind auch die Motive zu der Mehrzahl seiner Gemälde entlehnt, welche sich durch Kraft und Reichtum der Farbe, durch Feinheit und Wahrheit der Luftstimmung und durch charaktervolle Auffassung auszeichnen. Seine Hauptwerke sind: venezianischer Kanal (württembergische Staatsgalerie); Scirocco; venezianische Marine (Mannheimer Galerie); Ebbe in den Lagunen; Lagunendorf; im Hafen von Chioggia. 1883 erhielt er auf der internationalen Kunstausstellung in München eine Medaille zweiter Klasse. In seinen neuesten Werken (darunter Hafenarbeiten in Ostende, holländischer Kanal) hat er sich in der Breite der malerischen Darstellung mehr den Naturalisten genähert.

Dill., bei botan. Namen Abkürzung für J. J. Dillenius (s. d.).

Dillenburg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Dillkreis, an der Dill, Knotenpunkt der Linien Deutz-Gießen, D.-Straßebersbach und D.-Nikolausstollen der Preußischen Staatsbahn, 230 m ü. M., hat eine evang. Kirche (mit der Gruft der Fürsten von Nassau-D.), eine neue kath. Kirche, einige schöne Villen, ein Gymnasium, Schullehrerseminar, eine Bergschule, ein Amtsgericht, eine Handelskammer, ein Bergrevier, zwei Oberförstereien, eine Reichsbanknebenstelle, ein Landgestüt, wichtigen Eisenerz- und Braunsteinbergbau, ein Puddlings- und Walzwerk, Tabaks-, Zigarren- und Lederfabrikation, drei Dampfmahlmühlen, eine Sägemühle, Ziegelbrennerei und (1890) 3897 Einw., davon 371 Katholiken. — D. verdankt seinen Ursprung der alten, jetzt in Trümmern liegenden Bergfeste D. auf einer Anhöhe über der Stadt, welche Graf Heinrich der Reiche von Nassau vor 1255 anlegte, erhielt 1344 Stadtrecht, war aber schon seit 1290 Residenz der Linie Nassau-D. des Hauses Nassau (s. d., Geschichte). Nach dem Aussterben derselben (1739) fiel D. an Nassau-Diez. 1760 wurde das Schloß von den Franzosen zerstört. 1806 durch Napoleon zum Großherzogtum Berg geschlagen, war D. der Hauptort des Siegdepartements, kam 1814 an Preußen, 1815 wieder an Nassau und 1866 abermals an Preußen. Das ehemalige Bergschloß ist die Geburtsstätte des Prinzen Wilhelm von Oranien (1533), zu dessen Andenken der 45 m hohe Wilhelmsturm errichtet worden ist, und seines Sohnes Moritz (1567). Seiner waldreichen Umgebung wegen wird D. auch vielfach als Luftkurort benutzt. Vgl. Presber, Schloß und Stadt D. (Dillenb. 1887); Frohwein, Beschreibung des Bergreviers D. (Bonn 1885).

Dillenia *L.* (Rosenapfel), Gattung aus der Familie der Dilleniaceen, große Bäume mit breiten Blättern, meist einzeln stehenden, großen gelben oder weißen Blüten und eßbaren Früchten, die aus zahlreichen Fruchtblättern bestehen und von einem fleischigen, kugelig ausgebildeten Kelch umhüllt werden. Neun in Ostindien und auf den umliegenden Inseln einheimische Arten. D. elliptica *Thunb.*, auf Celebes und den benachbarten Inseln, trägt orangengroße, mit einem schleimigen, safrangelben Saft erfüllte Früchte, welche säuerlich-süß schmecken und roh und zubereitet genossen werden. D. speciosa *Thunb.* (D. indica *L.*), in Ostindien, auf Ceylon und Java, trägt runde, sehr saure Früchte von 16 cm Durchmesser, welche wie Zitronen zu Saucen und kühlenden Fruchtsäften verwendet werden. Die scharfe Wurzelrinde wird arzneilich benutzt. Von D. serrata *Thunb.*, auf den Indischen Inseln, werden die orangenartigen Früchte gegessen.

Dilleniaceen, dikotyle, 180 Arten umfassende Pflanzenfamilie der Tropen und besonders Australiens aus der Ordnung der Parietalen, Holzpflanzen mit immergrünen Blättern und fünfzähligem, stehenbleibendem Kelch, fünfzähliger, regelmäßiger Krone, vielen Staubgefäßen und 1—5 oder mehr Karpellen.

Dillenius, Joh. Jakob, Botaniker, geb. 1687 in Darmstadt, gest. 2. April 1747 in Oxford, wurde Professor in Gießen, 1721 Direktor des botanischen Gartens der Gebrüder Sherard in Eltham und 1728 Professor der Botanik in Oxford. Er schrieb: »Catalogus plantarum circa Gissam nascentium etc.« (Frankf. a. M. 1719), »Hortus Elthamensis« (Lond. 1732, 2 Bde., mit 324 Kupfertafeln); »Historia muscorum« (Oxford 1741; mit 85 Tafeln, Edinb. 1811). Das letztere Werk enthält die erste genauere Beschreibung der Laubmoose und zahlreiche sorgfältige Abbildungen. Vgl. Schilling, Joh. Jak. D. (Hamb. 1889).

Dillingen, 1) unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, in freundlicher Gegend an der Donau und der Linie Neuoffingen-Ingolstadt der Bayrischen Staatsbahn, 435 m ü. M., hat 6 katholische und eine neue evang. Kirche, ein altes Schloß (ehemals Residenz der Bischöfe von Augsburg, jetzt Amtssitz), ein Kapuziner- und ein Franziskanerkloster, Gymnasium, Lyceum, ein Klerikal- und ein Knabenseminar, eine Taubstummenanstalt, eine weibliche klösterliche Anstalt, ein Waisenhaus, Bezirksamt, Amtsgericht, Forstamt, eine große Bindfadenfabrik und (1890) mit der Garnison (ein Chevaulegerregiment Nr. 2 im benachbarten Dorfe Schretzheim) 5775 Einw., davon 367 Evangelische und 19 Juden. Die ehemalige Universität von D., welche 21. Mai 1554 vom Bischof von Augsburg, Otto Truchseß-Waldburg, gestiftet, 1564 in die Hände der Jesuiten kam und ein hauptsächlicher Sitz der Polemik gegen den Protestantismus war, wurde 1804 aufgehoben. In der Nähe der Karolinenkanal, welcher die Donaufahrt zwischen Lauingen und D. abkürzt. — Im Mittelalter residierten in D. Grafen, als deren erster Hugbald (gest. 909) erscheint. Einer seiner Nachkommen, Hartmann I. (gest. 1121), erwarb durch Erbschaft die Grafschaft Kyburg und ist ein Vorfahr des Königs Rudolf von Habsburg. Graf Hartmann IV. von D. setzte 1258 seinen gleichnamigen Sohn, Bischof von Augsburg, zum Erben seiner Güter ein, welcher sie dem Hochstift

vermachte. 1488 ward D. Residenz der Bischöfe von Augsburg. 1632 und 1648 ward es von den Schweden, 1702 von den Österreichern, 18. Juni 1808 von den Franzosen eingenommen. 1803 kam es mit dem Gebiet des Hochstifts an Bayern. Bei D. endete 10. Okt. 1805 das Gefecht von Wertingen, indem Murat die Österreicher in die dortigen Sümpfe drängte. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarlouis, an der Prims und der Linie Saarbrücken-Konz der Preußischen Staatsbahn, 182 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine Eisenhütte (1685 gegründet) mit Fabrikation von Weiß- und Schwarzblech und Panzerplatten und 2000 Arbeitern, Branntweinbrennerei und (1890) 3533 Einw.

Dillis, Georg von, Maler, geb. 26. Dez. 1759 zu Grüngiebing in Oberbayern, gest. 28. Sept. 1841 in München, studierte erst Theologie und ward 1782 Priester, widmete sich aber dann der Malerei auf der Münchener Akademie, bereiste 1788 die Schweiz und die Rheingegenden und wurde 1790 Galerieinspektor zu München. Von hier aus besuchte er noch mehrere Male Italien und begleitete 1806 den Kronprinzen Ludwig auf seiner Reise durch die Schweiz, Frankreich und Spanien, 1817 und 1818 nach Sizilien. 1822 erhielt er die Stelle eines Direktors der königlichen Zentralgalerie. Seine Landschaften und Kupferätzungen sind sehr geschätzt.

Dillkreis, s. Dill (Fluß).

Dillmann, August, Theolog und berühmter Orientalist, geb. 25. April 1823 zu Illingen in Württemberg, widmete sich schon als Student der Theologie zu Tübingen (1840—45), von Ewald angeregt, orientalischen Studien, wirkte 1845—46 als Pfarrgehilfe, verweilte Studien halber 1846—48 in Paris, London und Oxford, wurde nach seiner Rückkehr Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, 1852 Privatdozent für alttestamentliche Exegese und orientalische Sprachen, 1853 außerordentlicher Professor und ging 1854 in gleicher Eigenschaft nach Kiel, wo er 1860 die ordentliche Professur der orientalischen Sprachen erhielt. Als Professor der alttestamentlichen Exegese wurde er 1864 nach Gießen, 1869 als Nachfolger Hengstenbergs nach Berlin berufen. D. ist zur Zeit die erste Autorität auf dem Gebiet der äthiopischen Sprache und Litteratur. Er gab heraus: das »Buch Henoch«, äthiopisch (Leipz. 1851) und deutsch mit Kommentar (das. 1853); das »Buch der Jubiläen« oder die »Kleine Genesis«, erst deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern der biblischen Wissenschaft«, Bd. 2 u. 3, Götting. 1849—1851), dann äthiopisch (Kiel 1859); das »Adambuch«, deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern«, Bd. 5, Götting. 1853), die alte äthiopische Übersetzung des Alten Testaments: »Biblia Veteris Testamenti aethiopica« (Leipz. 1853—71, Bd. 1—2); die »Ascensio Isaiae aethiopice et latine« (das. 1877) und den äthiopischen Text des Joel (Halle 1879); außerdem die Kataloge der äthiopischen Handschriften des Britischen Museums (Lond. 1847), der Bodleyanischen Bibliothek (Oxford 1848), der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen (Kopenh. 1857) und zu Berlin (Berl. 1878), eine »Grammatik der äthiopischen Sprache« (Leipz. 1857), ein »Lexicon linguae aethiopicae« (das. 1862—65) und eine Chrestomathie (das. 1866). Als Theolog hat er sich bekannt gemacht durch seine Schriften: »Über den Ursprung der alttestamentlichen Religion« (Gieß. 1865) und »Über die Propheten des Alten Bundes nach ihrer politischen Wirksamkeit« (das. 1868), die Neubearbeitung der Kommentare zu Hiob von Hirzel (4. Aufl., Leipz. 1891), zur Genesis von Knobel (6. Aufl., das. 1893), zu Exodus und Leviticus von Knobel (2. Aufl., das. 1880), zu Numeri, Deuteronomium und Josua von Knobel (2. Aufl., das. 1886), zu Jesaja von Knobel (5. Aufl., das. 1890) und zahlreiche Beiträge zu Schenkels »Bibellexikon« und Herzog-Plitts »Realencyklopädie«. Von den Aufsätzen, die er in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht hat, seien hier noch besonders erwähnt: »Die Anfänge des axumitischen Reiches« (Berl. 1879); »Zur Geschichte des axumitischen Reiches im 4.—6. Jahrhundert« (das. 1880); »Über die Regierung, insbesondere die Kirchenordnung des Königs Zar'a-Jacob« (das. 1884).

Dilln (ungar. Bélabánya), ehemals königliche freie Bergstadt im ungar. Komitat Hont, Station der Bahnlinie Berzenze-Schemnitz, ist jetzt mit der benachbarten Stadt Schemnitz vereinigt.

Dilföl, ätherisches Öl, welches aus den Samen des Dills (Anethum graveolens) durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 3,65 Proz.), ist frisch blaßgelb, später bräunlich, riecht durchdringend nach Dill, schmeckt süßlich, dann brennend scharf, spez. Gew. 0,892, besteht zu etwa 60 Proz. aus einem Kohlenwasserstoff (Limonen) und enthält außerdem Karvol und vielleicht einen zweiten Kohlenwasserstoff. Es wird in der Medizin, als kosmetisches Mittel (Dillwasser), auch zu Seifenparfüms benutzt.

Dillon, John, irischer Politiker, geb. 1851, Sohn des Advokaten John Blake D., der an dem irischen Aufstand von 1848 beteiligt war, studierte an der katholischen Universität zu Dublin Medizin und ward Arzt in Dublin. 1880 wurde er für die Grafschaft Tipperary ins Unterhaus gewählt. Er gehörte zu den in ihren Anforderungen am weitesten gehenden Mitgliedern der irischen Partei und war einer der eifrigsten Führer der Landliga. Ende Mai 1881 wurde er verhaftet, aber nach kurzer Zeit wegen seines Gesundheitszustandes freigelassen; als er nichtsdestoweniger mit seinen Agitationen fortfuhr, ward er im Oktober 1881 abermals verhaftet, und erst Anfang Mai 1882 erhielt er seine Freiheit zurück. Er beteiligte sich dann eifrigst an der Opposition gegen die neue irische Zwangsbill, wanderte 1883 nach Amerika aus, ward, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit aus Amerika zurückgekehrt, im November 1885 und im Juli 1886 wieder für den Wahlbezirk Ost-Mayo ins Unterhaus gewählt, wurde 1888 abermals wegen Vergehen gegen das irische Zwangsgesetz zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, im September aber wiederum aus Gesundheitsrücksichten entlassen. 1890 wurde er, nach einer Reise nach Australien, wo er für die irische Partei Geld gesammelt hatte, abermals in Anklagezustand versetzt, entkam aber nach Frankreich und ging von da nach Amerika, um für die irische Sache zu agitieren. Während seiner Abwesenheit brach die Spaltung in der irischen Partei aus; D. suchte, aus Amerika heimgekehrt, noch von Frankreich aus vergeblich eine Versöhnung herbeizuführen, stellte sich dann in England dem Gericht und schloß sich nach seiner Entlassung aus der Haft den Antiparnelliten an, zu deren einflußreichsten Führern er gehört.

Dillon (fr. dijóng), 1) Arthur, franz. Politiker, nahm als Kavallerieoffizier seinen Abschied und trat in den Dienst industrieller Unternehmungen. Als sein Schulfreund Boulanger mächtig wurde, trat er in Beziehungen zu ihm und spielte den Vermittler zwischen ihm und den Monarchisten, weswegen er es auch für

Marine 1

Copyright © 2000 Steve Jackson Games

nützlich hielt, sich Graf D. zu nennen. Durch seine Hände gingen die teilweise großen Summen, welche einige Mitglieder des monarchistischen Adels für den Boulangismus spendeten, so die 3 Mill. der Herzogin von Uzès. 1889 floh er mit Boulanger nach Belgien und wurde in contumaciam wegen Komplotts zu lebenslänglicher Deportation verurteilt. Dennoch ward er in Lorient zum Deputierten gewählt. Die Wahl war aber ungültig, zumal D. keinen Versuch machte, seinen Sitz in der Kammer einzunehmen.

2) Marg. Andrée Elisa, s. Guizot.

Dill- und Weißenstein, Landgemeinde im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Pforzheim, an der Linie Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahn, aus den Orten Dillstein und Weißenstein bestehend, hat eine evang. Kirche, Bijouterie-, Double- und Papierfabrikation und (1890) 2224 Einw. In der Nähe Ruine der Burg Weißenstein.

Dilman, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, etwa 25 km westlich vom Nordende des Urmiasees entfernt, ist Hauptort der Landschaft Salamas und zählt 5—6000 Einw.

Diloba, s. Eulen (Schmetterlinge).

Dilogie (griech.), Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit; dilogisch, zweideutig.

Dilolo, Seebecken im südlichen Zentralafrika, unter 11° 30′ südl. Br. und 22° 30′ östl. L. v. Gr., 1445 m ü. M., 8—13 km lang und 4—5 km breit, von Sümpfen umgeben, die sich sowohl nach dem Kassai als nach dem Liba-Sambesi zu entleeren scheinen.

Dilsberg, Landgemeinde im bad. Kreis u. Amtsbezirk Heidelberg, auf einem auf drei Seiten vom Neckar umflossenen stumpfen Bergkegel, hat eine kath. Kirche, eine Schloßruine, Sandsteinbrüche und (1890) 827 Einw. — Der Ort war früher Hauptort der Grafschaft D. Die Burg diente später als kleine Festung und wurde 1622 vergeblich von Tilly belagert, fiel dagegen 1633 in die Hände der Schweden. Noch 1799 wurde sie gegen die Franzosen von einem Haufen Invaliden und Bauern glücklich verteidigt. D. war lange Staatsgefängnis.

Dilthey, Wilhelm, Philosoph, geb. 19. Nov. 1834 in Biebrich, besuchte die Universitäten Heidelberg und Berlin, wo er Theologie, Philosophie und Geschichte, namentlich unter Nitzsch, Twesten, Trendelenburg und Ranke, studierte. Nachdem er 1½ Jahr am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin Lehrer gewesen war, habilitierte er sich daselbst, wurde 1866 ordentlicher Professor der Philosophie in Basel, 1868 in Kiel, 1871 in Breslau und 1882 in Berlin. Er verwirft jegliche Metaphysik, deren Ideal der logische Weltzusammenhang ist. Für die Geisteswissenschaften sucht er besondere Methoden und Prinzipien, da die naturwissenschaftlichen auf sie nicht anwendbar seien. D. schrieb: »De principiis ethicis Schleiermacheri« (Berl. 1864); »Leben Schleiermachers« (1. Bd., das. 1870); »Einleitung in die Geisteswissenschaften« (1. Bd., Leipz. 1883); »Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn« (das. 1886); »Das Schaffen des Dichters«, in den »Philosophischen Aufsätzen«, Zeller gewidmet (das. 1887); »Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft«, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften (1888); »Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung des Glaubens an die Realität der Außenwelt« (das. 1890).

Dilucidation (lat.), Erläuterung, Erörterung; dilucidieren, ins Licht setzen, aufklären.

Diluéndo (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: verlöschend, allmählich verhallend.

Diluéntia (lat.), soviel wie Abführmittel.

Dilutieren (lat.), auflösen, verdünnen; Dilution, Verdünnung.

Diluvianismus, die Lehre, daß die Erde ihren geschichteten Bau durch eine oder mehrere große Fluten empfangen habe, wobei die versteinerten Pflanzen und Tiere als dabei untergegangene Wesen betrachtet wurden, ja sogar das Gerippe eines großen Salamanders als Sintflutmensch (homo diluvii testis) angesehen wurde. Die berühmtesten Diluvianisten waren Burnet (gest. 1715) und Whiston (gest. 1752), welche abenteuerliche Romane über die Ursachen der Fluten erfanden, während in Deutschland die Lehre durch Werner (s. d.) und andre Geologen den Plutonisten gegenüber verteidigt wurde; s. Geologie.

Diluvium (hierzu Tafel »Diluvium I u. II«), auch Postpliocän, Pleistocän, Quaternär, Quartär genannt (letztere beiden Worte gewöhnlich für D. und Alluvium gemeinschaftlich gebraucht), das alte Schwemmland, eine ebenso weitverbreitete wie wichtige Bildung, da sie den fruchtbaren Boden der Tiefländer, vieler Hochebenen, Thalböden und Thalränder bildet. Der Name D. hat sich aus der Zeit erhalten, in welcher man in den betreffenden Gesteinen die Produkte der letzten großen Überschwemmung der festen Erde (»Sintflut«) nach den Traditionen der Bibel und den Sagen vieler Völker erblickte. Die Abgrenzung des D. nach unten gegen das Tertiär ist dort erschwert, wo bei der Ablagerung der Diluvialgebilde ein Aufwühlen des tertiären Untergrundes und ein Einpressen neuzugeführten Gesteinsmaterials in schon vorhandene Sande und Mergel stattgefunden hat. Noch schwieriger ist oft die Grenze zu legen zwischen D. und Alluvium. Gilt hier im allgemeinen der Satz, daß alle Ablagerungen als diluvial zu betrachten sind, welche nach Lagerung und Bestandteilen nicht mehr auf die Wirkung der heutigen Gewässer, diese selbst in ihrem leistungsfähigsten Zustand gedacht, zurückführbar sind, so läßt dieses allgemeine Kriterium im einzelnen Fall doch oft im Stiche. Die Diluviallagerungen bestehen, wie die alluvialen, vorwiegend aus Kies-, Sand-, Lehm- und Thonbildungen und sind ihrer Entstehung nach vorwiegend Absätze des fließenden Wassers. Diluviale Meeresbildungen und in Binnenseen entstandene Ablagerungen treten nur untergeordnet auf. Eine ganz hervorragende Rolle spielen unter den diluvialen Bildungen die sogen. glazialen Ablagerungen, d. h. die unter der Mitwirkung von Eis in Form von Gletschern entstandenen Absätze, welche in Europa und Nordamerika ungeheure Flächenräume bedecken. Wie die neuern Forschungen ergeben haben, fällt in den Anfang der Diluvialzeit eine wenigstens auf der nördlichen Erdhälfte sehr intensive Kälteperiode, die sogen. Eiszeit (s. d.). Von Skandinavien und Nordbritannien sowie von den Alpen, Pyrenäen, Vogesen, Schwarzwald, Harz, Karpathen, Kaukasus, Ural ꝛc. breiteten sich gewaltige (in Skandinavien sicher bis zu 1000 m mächtige) Eisströme aus, welche dem tiefer liegenden Lande ein ungeheures Gesteinsmaterial zuführten. So bedecken alpine Gesteinsfragmente die östlichen Abhänge des Jura, lassen sich im N. bis zur Donau, im S. bis zu den oberitalienischen Seen verfolgen. Skandinavien und den russischen Ostseeprovinzen entstammende Blöcke lagern im nordeuropäischen Tiefland südlich bis zur Rheinmündung, dem nördlichen Rande des Harzes, des Erzgebirges und der

Sudeten; im O. sind sie über Finnland bis tief in das übrige europäische Rußland verbreitet. Die Gesteinsblöcke, teils kleiner, teils größer bis zum Inhalt vieler Kubikmeter, sind in der Regel eingebettet in einen rauhen Lehm oder Mergel voller Mineralsplitter (Feldspat, Hornblende ꝛc.) und kleiner Geschiebe (Geschiebelehm, Blocklehm, Geschiebemergel, in Schweden krosstenslera, in Dänemark rollstenelera, in England und Amerika boulder clay). Sie erregten schon frühzeitig wegen ihres fremdartigen Aussehens die Aufmerksamkeit der Geologen, welche sie als Findlinge, Wanderblöcke oder erratische Blöcke bezeichneten und speziell für das Blockmaterial der Norddeutschen Tiefebene (nordische Geschiebe) lange Zeit hindurch annahmen, daß es durch schwimmende Eisberge (Drifttheorie, Driftformation) herbeigeschafft worden sei. Jetzt sieht man in dem Geschiebelehm das zermalmte Material der Grundmoräne jener Gletscher und Inlandeismassen. Bei deren Transport wurde der Untergrund mannigfaltig in Mitleidenschaft gezogen. Bald wurde er aufgewühlt, und die Blöcke der Grundmoräne blieben in ihm tief eingedrückt liegen (so besonders schön bei den tertiären Sanden Oberschwabens zu beobachten), bald erscheinen härtere Gesteine geglättet und geschrammt (Kulmsandstein bei Gommern unweit Magdeburg, Porphyre bei Halle und Leipzig, Muschelkalk bei Rüdersdorf, Jurakalk in der Schwäbischen Alb ꝛc.), während die Gerölle gelegentlich die Spuren ihres Dienstes als Scheuersteine an sich tragen (geritzte Gerölle). Größere und kleinere Fragmente des Untergrundes wurden herausgerissen und mit dem weiterher stammenden Moränenmaterial verquickt fortgeführt. So gesellen sich in der Norddeutschen Tiefebene zu den skandinavischen Gneisen, Graniten, Grünsteinen, Syeniten, Porphyren, Silurgesteinen ꝛc. die Kreidestücke und Feuersteine der deutschen und dänischen Nordküste. Auch die Strudellöcher (Gletschermühlen, Gletschertöpfe, Riesentöpfe) im Untergrund oder im Blocklehm selbst sind Produkte der Glazialperiode; so besonders schön die in Mehrzahl bloßgelegten des Gletschergartens zu Luzern, ferner die von Überlingen, Rüdersdorf, die sogen. Sölle in Mecklenburg und Pommern. In Norddeutschland und in Nordamerika findet nicht selten eine Wechsellagerung zwischen geschichtetem sandigen und auch thonigen Material mit Süßwasser- oder Meeresconchylien und mehreren (gewöhnlich zwei) Zonen von ungeschichtetem Blocklehm statt. Entsprechen die letzteren Zonen den Grundmoränen des Landeises, so sind die dazwischen (interglazialen), darunter (präglazialen) und darüber (postglazialen) liegenden Sande und Thone als ein durch Flußläufe oder auch wohl durch das Meer aufbereitete und geschlämmte Grundmoräne anzusehen; ihr Vorhandensein deutet also auf ein Zurückweichen der Gletscher (s. d.) infolge mildern Klimas, und der höherliegende, jüngere Blocklehm entspricht einem erneuten Vordringen der Eismassen. Die tiefsten, meist thonigen, präglazialen Absätze (Glindower Thon ꝛc.) und die höchsten, postglazialen, oft noch Geschiebe (zuweilen von eigentümlich pyramidaler Gestalt, sogen. Dreikantner) führenden Sande (Geschiebesand, Rullsteensand, Decksand, s. d.) sind also teils Absätze des fließenden Wassers, welches dem Eise bei seinem ersten Vorrücken oder bei seinem endgültigen Rückzug entströmte, teils in geringerer Ausdehnung auch wohl Meeresbildungen. Letztere kommen im Liegenden des Blocklehms besonders in Ost- und Westpreußen, Schleswig-Holstein und Dänemark vor, hier charakterisiert durch die Führung von Cyprina islandica, Yoldia (Leda) arctica, Astarte borealis (Tafel I) ꝛc. (Cyprinenthon, Yoldienthon). Auch alte Küstenterrassen und Strandwälle in Norwegen und Schottland sowie an den französischen und italienischen Küsten enthalten die gleichen Mollusken. Als Produkte der Gletscherthätigkeit, die bei dem allmählichen Rückzug des Eises gegen Ende der Glazialperiode zur Ablagerung kamen, sind die mitunter meilenweit zu verfolgenden, bogenförmige Hügel bildenden Blockanhäufungen zu betrachten, welche den Charakter der Stirn- oder Endmoränen, oft zu mehreren untereinander parallelen Zügen angeordnet, noch deutlich an sich tragen (Oberschwaben, Oberbayern, Oberitalien, in Norddeutschland die über 100 km weit verfolgte südbaltische Endmoräne und die noch längern Endmoränen längs des ganzen Südrandes der pommerschen Seenplatte von Westpreußen aus bis in die Neumark). Auch die Asar (Singular: As), bis 60 m hohe wallartige Bergzüge des mittlern Schweden aus grob geschichteten Sanden und Geröllen aufgebaut, dürften ähnliche, vielleicht durch Wasserläufe später teilweise umgearbeitete Gebilde sein. Unter mehr lokalen Verhältnissen entstanden in der Diluvialzeit, als die Flüsse sich noch nicht bis auf ihr jetziges Niveau eingeschnitten hatten, fast in allen größern, von der Vereisung unberührt gebliebenen Thälern Kies- und Schottermassen, die oft zahlreiche Reste von diluvialen Tieren beherbergen. An andern Stellen bildeten sich Kalktuffe (so an mehreren Stellen Thüringens, im Mainthal, bei Kannstatt unweit Stuttgart), ferner Torfablagerungen (Utznach und Dürnten in der Schweiz, Sonthofen im Algäu) sowie Lehm (sogen. Höhlenlehm) und Knochenbreccien in Höhlen (Fränkischer Jura, Schwäbische Alb, Dechenhöhle in Westfalen, Kirkdale-, Kentshöhle und andre in England, mehrere im südlichen Frankreich) und in Spalten der Kalksteingebirge in den verschiedensten Gegenden. Von größter Verbreitung endlich sowohl in Europa als in Asien (China) und in Südamerika (Pampaslehm und Pampasthon) ist der in vielen Fällen als eine äolische, d. h. durch Staubwinde zusammengetragene Bildung anzusehende Löß, dessen mächtige Ablagerungen teils den Flußthälern folgen, teils auf flachen Hochebenen sich hinziehen (vgl. Löß).

Die organischen Reste der ältern Diluvialzeit tragen in vollkommner Übereinstimmung mit den für die Gesteinsprodukte anzunehmenden Bildungsbedingungen einen nordischen Charakter, selbst an verhältnismäßig südlich gelegenen Fundstellen. Von Pflanzen sind nordische Hypnum-, Weiden- und Birkenformen, von Mollusken außer den oben genannten noch die Paludina diluviana (Tafel I), das wichtigste Leitfossil des norddeutschen Diluviums, und als echte Lößschnecken Pupa muscorum, Helix hispida und Succinea oblonga (Tafel I) zu erwähnen, ferner von Säugetieren Renntier, Eisfuchs, Lemming ꝛc., Urstier (Bos primigenius, Taf. I) sowie Mammut und Rhinoceros tichorhinus (Tafel II), deren nächste Verwandte heute in warmen Zonen leben. Die beiden letztgenannten Tiere waren, wie die Funde im Diluvialeis Sibiriens beweisen, mit dichtem Wollhaar bedeckt, und zwischen den Zähnen des Mammuts fanden sich zermalmte Reste nordischer Pflanzen, welche dem Tier zur Nahrung gedient hatten. Besonders reiche Schätze von tierischen Resten liefern die Höhlen. In Süddeutschland ist der Höhlenbär (Tafel II) neben Höhlenhyäne, Rhinozeros, Hirsch ꝛc. vorherrschend, in England die Höhlenhyäne (Tafel II), während die

Bären an Individuenzahl zurücktreten. Die ſüdfranzöſiſchen Höhlen bergen beſonders zahlreiche Renntierreſte. Der mächtige Rieſenhirſch mit ſeinem weit ausladenden Geweih (Tafel II) entſtammt den diluvialen Torfmooren Irlands. Der Löß enthält zahlreiche Repräſentanten einer Steppenfauna, ſo Antilopen, Wühlratten, Zieſelmäuſe, Zwergpfeifhaſen, Pferdeſpringer ꝛc. Endlich ſind die Rieſenformen, welche die Pampasthone Südamerikas und die Diluvialbildungen Auſtraliens und Neuſeelands einſchließen, ebenfalls diluvialen Alters. Die Tafel I ſtellt ein Gürteltier (Glyptodon) und die Faultiere Megatherium und Mylodon aus den Pampasthonen dar, ſämtlich Rieſenformen von in der jetzigen Schöpfung nur durch viel kleinere Spezies vertretenen Typen, ferner einen großen, flügelloſen, dem Emu verwandten Vogel (Dinornis, Tafel I) aus Neuſeeland und den Schädel eines dem Rhinozeros an Größe naheſtehenden Beuteltieres (Diprotodon, Tafel I) aus Auſtralien. Das größte Intereſſe knüpft ſich aber an die menſchlichen Reſte an, die beweiſen, daß der Menſch ſchon während des ältern D. im Kampf mit den Tieren der Eisperiode gelebt hat. Selten ſind die Funde von Skelettteilen, unter ihnen die aus dem Neanderthal bei Düſſeldorf, ferner bei Lüttich, bei Aurignac (Ober-Garonne) und Abbeville (Somme, Picardie), die bekannteſten. Viel häufiger ſind die Spuren menſchlicher Thätigkeit nachweisbar. Hierher gehören die Abbildungen der Tiere der Eiszeit (Mammut, auf einer Elfenbeinplatte eingeritzt, in der Landſchaft Périgord, Dordogne, gefunden; rohe, in Horn ausgeführte Schnitzereien, Moſchusochſen und Pferde darſtellend, aus dem Keßler Loch bei Thayingen unweit Schaffhauſen), die zu Inſtrumenten und Waffen umgeſtalteten Knochen, die bearbeiteten Feuerſteine, die behufs Gewinnung des Marks zerſchlagenen Knochen, die aufgehäuften Küchenabfälle, von Ruß geſchwärzte Schiefer- und Thonplatten. Auch Fußſpuren, welche mit zweifellos von Mammuten herrührenden und ſolchen von Pferden und Vögeln in verhärteten Thon eingedrückt zu Carſon City, Nevada, ſich vorgefunden haben, werden ziemlich allgemein als von Menſchen ſtammend gedeutet. Dieſe und andre Beobachtungen haben die Exiſtenz des Menſchen ſchon während des D. unumſtößlich bewieſen, während alle Funde, die auf noch ältere Perioden gedeutet worden ſind, als mindeſtens noch zweifelhaft bezeichnet werden müſſen. — Die vulkaniſche Thätigkeit lieferte während der Diluvialperiode ein mit demjenigen der heutigen Vulkane vollkommen übereinſtimmendes Material und war in vielen Fällen auch an dieſelben Stellen geknüpft, ſo daß die älteſten Ausbrüche der noch jetzt thätigen Vulkane ſchon während der Zeit des D. erfolgt ſind.

Die Litteratur über das D. iſt ſehr zerſtreut in einer großen Anzahl kleinerer Abhandlungen; beſonders anzuführen ſind die Begleitworte zu den geologiſchen Spezialkarten Preußens und Sachſens, ſoweit die Sektionen das Norddeutſche Tiefland zum Vorwurf haben. Außerdem vergleiche die Litteraturangaben unter »Eiszeit« und »Löß«.

Dimanche (franz., ſpr. -mängſch'), Sonntag.

Dimas, Ruinenſtätte in Tunis, ſ. Thapſus.

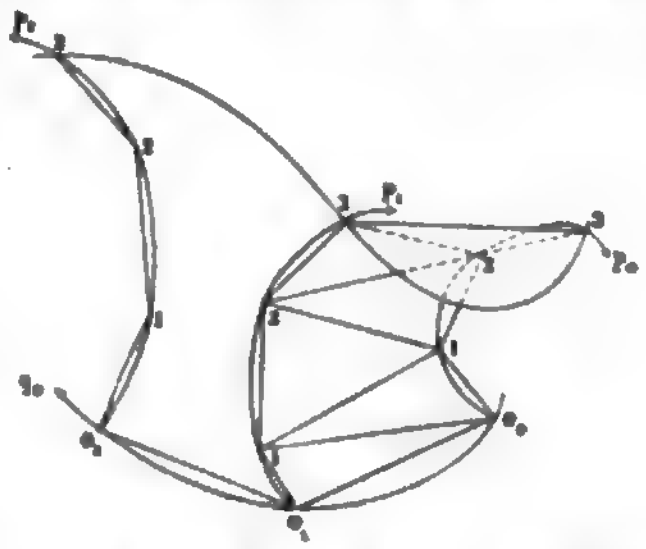
Dimboj, Gipfel im Siebenbürgiſchen Erzgebirge, ſ. Karpathen.

Dimbowitza (Dâmbowitza), linker Nebenfluß des Ardſchiſch in der Walachei, entſpringt auf den Transſylvaniſchen Alpen, durchfließt auf ſeinem nach SO. gerichteten Lauf Bukareſt und mündet oberhalb Oltenitza. Nach ihm iſt ein rumäniſcher Kreis mit der Hauptſtadt Târgoviſte benannt.

Dime (franz.), der Zehnte (ſ. d.), auch die Zehntflur, die Feldmark, von welcher der Zehnte zu entrichten war.

Dime (engl., ſpr. daim), Silbermünze der Vereinigten Staaten zu 10 Cents, bis 1853 in gleichem Korn wie der Dollar (ſ. d.), ſeitdem wie der halbe Dollar geprägt, 1792—1873 auch in halben Stücken; 1875 trat ein Doppelſtück von 5 g Gewicht = 81 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2 : 1$) hinzu.

Dimenſion, die Art und Weiſe der Ortsbeſtimmung im Raume durch Abmeſſung, wird oft verwechſelt mit Richtung; es werden auch häufig die Art und Weiſen der Ausdehnung: Länge, Breite, Tiefe (Höhe, auch Dicke) als D. bezeichnet. Man ſagt, daß eine Ortsbeſtimmung n-dimenſional ſei, wenn zu ihr n Abmeſſungen nötig und hinreichend ſind. Die Geometrie der Linien iſt eindimenſional. Jede Linie läßt ſich in geradlinige Elemente oder Differentiale (ſ. d.) aufgelöſt denken, beſitzt daher eine beſtimmte Länge in der (einfach unendlichen) Summe dieſer Elemente, welche man ſich auf ein und derſelben Geraden



nebeneinander gelegt denken kann. Nach Annahme eines feſten Punktes A auf der Linie und Unterſcheidung von rechts und links iſt die Lage jedes andern Punktes B auf ihr durch die mit dem Richtungszeichen verſehene Länge AB beſtimmt, da ſich jede Linie, ohne zu zerreißen und ohne ſich zu dehnen, geradlinig biegen und ſomit auf jede andre gleicher Länge bringen läßt. Der Begriff Flächeninhalt oder Feld erfordert die Auflöſung der Fläche in ebene Elemente dadurch, daß man auf der Fläche eine Schar P Linien zieht, zwiſchen je zwei benachbarten ein Dreiecksnetz einwebt (ſ. Fig.) und die P Linien dann unbeſchränkt einander nähert. Die (zweifach unendliche) Summe aller unendlich kleinen Dreiecke (auf ein und derſelben Ebene ausgebreitet) iſt der Inhalt der Fläche, die Punkte gleicher Nummer auf den P Linien geben dann die q Linien gleicher Nummer. Zur Ortsbeſtimmung auf der Fläche wird auf der q_0 Linie ein Ausgangspunkt o_0 feſtgeſetzt, von ihm als in beſtimmter Richtung auf der q_0 Linie eine Länge q als »Koordinate q« abgemeſſen, welche eine P Linie beſtimmt, und auf dieſer von der q_0 Linie aus eine zweite, die Koordinate P, welche den zu beſtimmenden Punkt feſtlegt. Die Geometrie auf den Flächen iſt zweidimenſional. Im Raume treten an Stelle des Dreiecks Tetraeder, deren (dreifach unendliche) Summe das Volumen gibt. Der Körper wird durch Flächen zerſchnitten, es bedarf zur Ortsbeſtimmung einer dritten Abmeſſung, um die Fläche zu beſtimmen, auf der mittels zweier dann der einzelne Punkt beſtimmt wird. Die Geometrie der Körper iſt dreidimenſional. Es zeigt ſich nun,

daß Volumen und Ortsbestimmung in »unserm« Raume sich äußerst einfach gestalten. Wie die Ebene als Fläche gleicher Stellung die nächst dimensionale Stufe der Geraden, der Linie gleicher Richtung, erscheint der Raum als nächste Erweiterung der Ebene. Hier liegt der Ausgangspunkt der mehr als dreidimensionalen Geometrie Riemanns. Er erkannte scharf die besondere Beziehung unsers Raumes zur Geraden und Ebenen, und damit wurde derselbe nur zum ebenen Raume, der Gedanke einer Mannigfaltigkeit von Räumen, ebenen und krummen, entsprechend der Fülle der Linien und Flächen wurde möglich. Wie letztere Fülle nur in der Tiefe Platz hat, so bedarf eine Fülle von Räumen einer vierten Dimension (als Art und Weise der Ausdehnung), innerhalb derer der einzelne ebene Raum durch eine eigne, die vierte Abmessung bestimmt wird. Die Mehrheit vierdimensionaler Räume macht eine fünfte nötig, ꝛc. Sieht man ab von einer gelegentlichen Äußerung von Gauß, welche Sartorius überliefert hat, und von einer ebensolchen in Kants Erstlingsschrift, so ist der erste, welcher den Begriff eines Raumes von nD gefaßt hat, nicht Riemann, sondern H. Graßmann. Er faßte unsern Raum unter den Begriff einer dreifach ausgedehnten, stetigen Mannigfaltigkeit, seine bereits 1844 erschienene »Ausdehnungslehre« blieb zum Schaden der Wissenschaft 25 Jahre lang unbeachtet. Erst die Gesamtausgabe von Riemanns Werken 1867 und die dadurch veranlaßten Veröffentlichungen von Helmholtz in den »Heidelberger Jahrbüchern« und den »Göttinger Nachrichten« von 1868 lenkten die Aufmerksamkeit auf die Geometrie von nD. Besonders wichtig wurde der Vortrag von Helmholtz: »Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome« von 1870. Er ist wohl der erste, welcher die Möglichkeit einer vierdimensionalen Anschauung ernsthaft erwogen hat. Er zeigt zuerst an dem Beispiel der Flächenwesen (nach Fechner), wie wenig aus unsrer Unfähigkeit einer Anschauung von vier Dimensionen auf deren Unmöglichkeit an sich geschlossen werden kann. Ein solches Wesen, dessen Anschauung nur zwei Dimensionen hat, würde nie im stande sein, die beiden Hälften eines gleichschenkeligen Dreiecks zur Deckung zu bringen. Es würde nie begreifen, wie in das Innere einer geschlossenen Figur, z. B. eines Kreises, etwas hineingelangen könnte, ohne den Umfang zu durchschneiden; der Unterschied zwischen Kongruenz und Symmetrie (der es uns unmöglich macht, den rechten Handschuh auf die linke Hand zu ziehen) würde schon auf der Fläche hervortreten. Es werden dann genauer die verschiedenen Geometrien, für welche die Kongruenz oder die freie Beweglichkeit der Teile bestehen bleibt, entwickelt (s. Parallelenaxiom, auch Geometrie [Nicht-Euklidische]), zu denen diese Wesen je nach der Beschaffenheit ihrer Fläche gelangen würden. Ein Wesen, das in die Oberfläche eines Ellipsoids (Eifläche) gebannt wäre, müßte auch auf die Kongruenz verzichten. Es tritt der Anteil, welchen die Erfahrung an der Geometrie hat, scharf hervor. Von den Beweisen der Unmöglichkeit einer vierten D., die alle verfehlt sind, da sie aus dreidimensionaler Anschauung hervorgehen, rührt der scharfsinnigste von Bolzano her (Abhandl. d. böhm. Ges. der Wissenschaften, 1845). Vgl. Killing, Die nicht-Euklidischen Raumformen in analytischer Behandlung (Leipz. 1885); Simon, Festschrift für E. E. Kummer (Straßburger Programm, 1891), Killing, im »Journal für reine und angewandte Mathematik«, Bd. 109, Heft 3; Derselbe, Einführung in die Grundlagen der Geometrie (Petersb. 1893).

Dimerli, Getreidemaß in der Moldau, welches je 4 Oka Weizen, Gerste und Hirse enthalten soll, = 21,755 (nach Konsulatsberichten 20,735) Lit.; in der Walachei meist Baniza genannt und größer.

Dimeter (griech.), in der Metrik eine aus zwei Metren (z. B. zwei Doppeliamben oder zwei Daktylen) bestehende rhythmische Reihe. Vgl. Metrum.

Dimethyl, s. Äthan.

Dimethylamin, s. Methylamin.

Dimethylanilin $C_8H_{11}N$ oder $C_6H_5.N(CH_3)_2$ entsteht bei Erhitzen von Anilin mit Salzsäure und Methylalkohol auf 220°. Zersetzung des gebildeten salzsauren Dimethylanilins mit Kalkmilch und Destillation der freien Base mit Wasserdämpfen. Man erhitzt auch Anilin mit Natronlauge oder Kalkmilch und läßt unter Druck Methylchlorid einströmen. D. ist eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,96, siedet bei 192°, erstarrt bei 0,5°, bildet mit Säuren meist nicht kristallisierende Salze, gibt mit Methyljodid leicht Trimethylphenylammoniumjodid $C_6H_5.N(CH_3)_3J$, mit salpetriger Säure kristallisierbares gelbes Nitrodimethylanilin $C_6H_4.NO.N(CH)_2$. Gelind oxydierende Mittel verwandeln D. in Methylviolett, durch Kondensation mit Benzaldehyd liefert es Malachitgrün, mit Phosgen Tetramethyldiamidobenzophenon. D. dient zur Darstellung der genannten beiden Farbstoffe, des Methylenblaus, Indophenols ꝛc. Im Handel heißt es kurzweg Methylanilin, unter welchem Namen die Chemie das Monomethylanilin $C_6H_5.NH.CH_3$ versteht.

Dimethyläthylkarbinol, s. Amylenhydrat.

Dimethylbenzol, s. Xylol.

Dimethylketon, s. Aceton.

Dimethylkohlenoxyd, soviel wie Dimethylketon, [s. Aceton.

Dimethylorange (Dimethylanilinorange, Methylorange, Helianthin, Goldorange, Orange III) $C_{14}H_{14}N_3NaSO_3$ oder $NaSO_3.C_6H_4.N.N.C_6H_4.N(CH_3)_2$, Azofarbstoff, das Ammoniak-, häufiger Natronsalz des Parasulfanilsäureazodimethylanilins, entsteht beim Diazotieren von Sulfanilsäure und Einwirkung der entstandenen Paradiazobenzolsulfosäure auf Dimethylanilin. D. bildet ein orangegelbes, in heißem Wasser leicht lösliches Pulver, dient zum Färben und bei der Analyse als Indikator, da es durch Säuren rot gefärbt wird.

Dimidium (lat.), die Hälfte.

Diminuéndo (ital., abgek. dim.), musikal. Vortragsbezeichnung, soviel wie decrescendo: abnehmend an Klangstärke, anschaulich ausgedrückt durch >.

Diminuieren (lat.), vermindern, verkleinern.

Diminutio capitis, s. Capitis deminutio.

Diminution (lat.), Verminderung, Verkleinerung; in der Musik eine Verkürzung der Notenwerte und zwar in der Regel auf die Hälfte, besonders in kontrapunktischen Sätzen als Nachahmung eines Themas in Noten von halbem Wert beliebt. In der Menuralmusik wurde die D. oft nicht durch kleinere Notenwerte, sondern durch Veränderung des Tempos ausgedrückt. Das älteste Diminutionszeichen ist ein vertikaler Strich durch das Tempuszeichen Φ, C. Das C haben wir in ähnlicher Bedeutung noch beim Allabreve (s. d.). Statt durch den Strich bezeichnete man aber die D. auch durch die Zahl 2 oder 3 beim Tempuszeichen, ◯2, ◯3, auch wohl durch $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3\ 4\ 6}{1.\ 2\ 2}$ innerhalb eines Tonstückes; doch war das dann eigentlich nicht eine D., sondern eine Proportion (s. d.).

Diminutivſilben (lat.), »Verkleinerungsſilben«, deren es im Deutſchen namentlich zwei gibt, das oberdeutſche »lein«, in Dialekten le, l oder li (z. B. Häuslein, ſchwäbiſch Häusle, fränkiſch Häusl, ſchweizeriſch Hüesli), und das urſprünglich niederdeutſche, jetzt aber in der hochdeutſchen Schriftſprache durchaus herrſchende »chen«, plattdeutſch »ken« (z. B. Männchen, Männeken). Die erſtere Form kommt hier und da auch am Verbum vor (tänzeln, liebeln). D. finden ſich faſt in allen Sprachſtämmen, unter den neuern europäiſchen Sprachen beſonders häufig im Italieniſchen, Neugriechiſchen und in den ſlawo-lettiſchen Dialekten. Die mit D. gebildeten Wörter heißen Diminutiva.

Dimiſchk, arab. Name von Damaskus.

Dimiſſion (Demiſſion, lat.), Entlaſſung, Abſchied (eines Beamten); daher Dimiſſionsdekret, Entlaſſungsdekret; Dimiſſionär, einer, der ſeinen Abſchied genommen hat.

Dimiſſorialien (lat., Literae dimissoriales oder dimissoriae), Urkunden, welche bezeugen, daß ein zuſtändiger Geiſtlicher (Biſchof, Pfarrer) die Berechtigung zur Vornahme einer Amtshandlung (Erteilung der Weihen, Entgegennahme des Ehekonſenſes) auf einen andern Geiſtlichen überträgt. Schon das vortridentiniſche Kirchenrecht beſtimmte, daß ohne D. weder fremde Geiſtliche zur Vollziehung geiſtlicher Handlungen zugelaſſen, noch fremde Parochianen in eine andre Gemeinde aufgenommen werden ſollten. Auch die evangeliſche Kirche hält den Grundſatz feſt, daß ein Pfarrkind eine geiſtliche Amtshandlung von einem andern Geiſtlichen als dem, zu deſſen Parochie es gehört, nur nach Erlangung eines Dimiſſoriums von demſelben vollziehen laſſen darf, daher man mit Dimiſſoriale vorzugsweiſe die Urkunde bezeichnet, wodurch der zur Entgegennahme des ehelichen Konſenſes berechtigte Pfarrer dieſe ſeine Befugnis einem andern Pfarrer überträgt. Das deutſche Reichsgeſetz vom 6. Febr. 1875, welches die obligatoriſche Zivilehe einführte, geſtattet in analoger Weiſe dem zuſtändigen Standesbeamten durch ſchriftliche Ermächtigung die Übertragung der Befugnis zur Eheſchließung auf einen andern Standesbeamten.

Dimitſana (Dimetſana), Stadt im griech. Nomos Arkadien, Eparchie Gortynia, in wilder Berglandſchaft an einem Zufluß des Ruphia, hat ein Schloß aus der Frankenzeit, ein Kloſter aus dem 10. Jahrh., ein Muſeum von Altertümern und (1889) 2488 Einw. Es war ſeit dem Ausgang des Mittelalters Sitz einer für die Bildung des Peloponnes wichtigen Hochſchule.

Dimittieren (lat.), entlaſſen, verabſchieden; Dimittend, ein zu Entlaſſender; im Schulweſen ſoviel wie Abiturient. In Studentenverbindungen Dimiſſion als mildere Form vom eigentlichen Ausſchluß (Exkluſion) unterſchieden.

Dimity (Wallis), gemuſtertes Baumwollgewebe, deſſen Muſter aus Köperſtreifen gebildet ſind, die auf der rechten Seite etwas erhaben erſcheinen, weil zur Kette etwas ſtärkere Fäden genommen werden als zum Einſchlag. Dieſe Zeuge, welche die feinſte Sorte des Barchents bilden, kommen weiß, farbig geſtreift, auch bunt gefärbt vor. Geſchnürter Wallis beſitzt feine Streifen, die nur drei Kettenfäden enthalten. Man verwendet den D. vornehmlich zu Negligee- und Unterkleidern.

Dimitſas (Δημητσᾶς), Margaritis G., neugriech. Schriftſteller, geb. 1830 zu Ochrida in Makedonien, ſtudierte 1856—59 Philologie in Athen und 1859—61 in Berlin, promovierte in Leipzig mit einer Arbeit über die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt, war dann 1862—1865 Rektor in Monaſtir, 1865—69 Gymnaſialdirektor in Saloniki, wirkt ſeitdem als Profeſſor am Lehrerinnenſeminar und iſt Inhaber einer Privatlehranſtalt in Athen. Er veröffentlichte in griechiſcher Sprache zahlreiche Schriften, meiſt zur Geographie und Geſchichte Griechenlands, darunter: »Alte Geographie von Makedonien« (Athen 1870—74, 2 Bde.); »Kurze Geſchichte von Makedonien« (daſ. 1879); »Reiſe in Ägypten« (daſ. 1881); »Geſchichte von Alexandrien« (daſ. 1885); »Biographie der Olympias« (daſ. 1887).

Dimorph (griech.), zweigeſtaltig.

Dimorphismus (Dimorphie, griech., »Zweigeſtaltigkeit«), die Eigenſchaft gewiſſer Subſtanzen, in zwei nicht aufeinander zurückführbaren Kriſtallformen auftreten zu können (vgl. Polymorphie). In der Zoologie bezeichnet D. die Zweigeſtaltigkeit der Individuen einer und derſelben Tierart. Am allgemeinſten verbreitet iſt der D. der Geſchlechter, welcher häufig einen ſehr bedeutenden Grad ſowohl nach der Geſtalt und Färbung wie nach der Größe erreicht. Meiſt haben die Weibchen die Jugendgeſtalt beſſer bewahrt als die Männchen, doch findet bei Schmarotzern oft das Gegenteil ſtatt, wie z. B. nicht ſelten das Weibchen zu einem feſtgewachſenen, unförmlichen Sack wird, indes das Männchen mit Hilfe ſeiner Gliedmaßen frei umherſchwärmt. Auch kommt es bei Krebſen und Würmern vor, daß ein oder mehrere Männchen als Schmarotzer auf oder in dem alsdann viel größern Weibchen hauſen. — Eine andre Art des D. hat innerhalb desſelben Geſchlechts ſtatt. So gibt es bei einigen Schmetterlingen und Käfern zweierlei durch Größe, Geſtalt und Farbe verſchiedene Weibchen, namentlich auch bei nachahmenden Arten, bei gewiſſen Hautflüglern (einigen Feigeninſekten) zweierlei Männchen. Auch exiſtiert D. bei Blattläuſen und Verwandten, wo die parthenogenetiſchen Weibchen anders ausſehen als die normalen, ferner bei Larven von Inſekten, z. B. bei Schmetterlingsraupen. — Bei dem Saiſon- oder Hora-D. treten beide Geſchlechter je nach Klima und Jahreszeit in wechſelnder Geſtalt auf, ſo daß Winter- und Sommerformen, auch wohl noch Übergangsformen unterſchieden werden können, die man früher für eigne Arten angeſehen hat. Vgl. Darwinismus (mit Tafel).

Dimorphismus der Blüten, ſ. Blütenbeſtäubung, S. 130.

Dimotika, ſ. Demotika.

Dimotion (lat.), Fortſchaffung, Entfernung.

Dimovieren (lat.), fortſchaffen, entfernen.

Dinadſchpur, Diſtrikt des Regierungsbezirks (division) Radſchahye der britiſch-ind. Provinz Bengalen, zwiſchen 24° 44′—26° 23′ nördl. Br. und 88° 4′—89° 21′ öſtl. L. v. Gr., 10,665 qkm (194 QM.) groß mit (1891) 1,555,835 Einw. (802,546 Mohammedaner, 740,442 Hindu). Das Klima iſt ſehr ungeſund. Der gleichnamige Hauptort hat (1891) 12,204 Einw.

Dinan (ſpr. -nāng), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, liegt maleriſch auf einer Anhöhe, links an der Rance, über welche ein Viadukt von 250 m Länge und 40 m Höhe mit zehn Bogen führt, am Kanal, welcher die Ille mit der Rance verbindet, und iſt Knotenpunkt der Weſtbahn. Die Stadt iſt noch zum Teil mit Mauern (mit Türmen und Thoren) umgeben, hat Reſte eines Kaſtells aus dem 15. Jahrh., eine Kirche St.-Sauveur mit ſchönem romaniſchen Portal, eine gotiſche Kirche (St.-Malo), einen Uhrturm,

ein Stadthaus mit Bibliothek und Museum, eine Statue von Duguesclin, der hier 1359 mit dem englischen Ritter Contorbie kämpfte, und dessen Herz in der Kirche St.-Sauveur beigesetzt ist, ein Collège, eine Irrenanstalt, Fabriken für landwirtschaftliche Instrumente, Leder, Segeltuch ꝛc. und (1891) 9788 Einw. Der für kleinere Schiffe zugängliche Hafen steht durch die Rance mit St.-Malo in Dampferverbindung. 1891 sind in denselben 536 handelsthätige Schiffe von 20,267 Ton. eingelaufen. 1 km von der Stadt entspringt in einem reizenden Thal eine eisenhaltige Mineralquelle (mit Badeanstalt). D. wird wegen seines milden Klimas von vielen Fremden, namentlich Engländern, bewohnt. Es war im Mittelalter Sitz einer Vizegrafschaft, die 1280 an das Herzogtum Bretagne fiel, und ist Geburtsort des Historikers Duclos.

Dinanderie (spr. dinangd'rí'), nach der belg. Stadt Dinant benannte Messing- und Kupferwaren.

Dinant (spr. -nāng), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Namur, rechts an der Maas, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Ermeton-Furneaux-D. und der Eisenbahn Namur-Givet, hat, da sie malerisch zwischen terrassierten steilen Felsen und der Maas eingeklemmt liegt, nur eine einzige schmale Straße, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Auf der Höhe über der Maas liegt die ehemalige Citadelle (seit 1879 Privatbesitz), zu der eine Treppe von 408 Stufen hinaufführt. Die Stadt hat 11 Kirchen (darunter die gotische Liebfrauenkirche aus dem 13. Jahrh., mit 68 m hohem Turm), ein altes Rathaus, ein stattliches Gerichtsgebäude und (1890) 7048 Einw., welche nicht unbedeutende Industrie (Papier, Leder, Messer, Eisen- und ehemals berühmte Kupferwaren) und einigen Handel treiben. In Ruf stehen die Conques de D., eine Art Lebkuchen aus Spelzmehl und Honig. D. hat eine Staats- und eine Kommunal-Mittelschule und ein Tribunal. Unter den sonderbar gestalteten Felsen der Umgebung zeichnet sich die Roche Bayard aus; sehenswert ist auch der Fonds de Leffe, ein enges Felsenthal mit vielen Wassermühlen. — D., eine der ältesten Städte Belgiens, wurde 981 durch Otto III. der Kirche zu Tongern (Lüttich) gegeben, 1466 vom Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund und 1554 von den Franzosen unter dem Herzog von Nevers im Sturm und wieder 1675 von ihnen erobert, dann 1703 nebst dem nahen Bouvignes geschleift und 24. Mai 1794 von Jourdan abermals genommen und wieder geschleift. Die jetzigen Festungswerke wurden seit 1815 errichtet, dienen aber nicht mehr zu Verteidigungszwecken. Vgl. Pirenne, Histoire de la constitution de la ville de D. au moyen-âge (Gent 1889); Del Marmol, D., art, histoire et généalogie (Dinant 1888).

Dinapur (Danapur), Stadt im Distrikt Patna der britisch-ind. Provinz Bengalen, unter 25° 38′ nördl. Br. und 85° 5′ östl. L. v. Gr., rechts am Ganges, 14 km oberhalb Patna an der von Kalkutta heraufführenden Eisenbahn, mit einer Garnison und (1891) 44,419 Einw. (32,283 Hindu, 10,624 Mohammedaner, 1491 Christen).

Dinār, früher arab. Goldmünze, nach dem byzantinischen Denarius 685 zuerst von Abdalmalek, später auch in Indien geprägt; auch persische Rechnungsmünze, = 1/50 Schahi. In Serbien ist D. die Einheit des jetzigen Münzsystems, = 100 Para, 5 g schwer und wie der Frank als Scheidemünze 835/1000 fein = 75,15 Pf. (Gold zu Silber = 15½ : 1); entsprechend Doppel- und Halbstücke.

Dinara, Berg in den hiernach benannten Dinarischen Alpen (s. d.) in Dalmatien, an der Kerkaquelle, nahe der bosnischen Grenze, 1811 m hoch.

Dinarchus, Redner, s. Deinarchos.

Dinard-Saint-Enogat (spr. dinār-sängt-enogá), Flecken im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrond. St.-Malo, am Mündungsbusen der Rance, gegenüber St.-Malo an der Westbahn gelegen, hat besuchte Seebäder, ein Kasino, eine ehemalige Abtei, einen Fischerhafen und (1891) 3186 Einw.

Dinarische Alpen, Gebirgszug des dalmatinischen Karstes an der bosnischen Grenze, mit ausgebreiteten Hochflächen und tief eingerissenen Thälern, erreicht im Troglav 1913, im Dinara 1811, im Jankovrh 1790 m. Im weitern Sinne faßt man als D. A. oder Dinarisches Karstgebirge das ganze, aus zahlreichen parallelen, von NW. nach SO. streichenden Ketten bestehende Gebirgssystem des westlichen Teiles der Balkanhalbinsel, also den kroatischen und dalmatinischen Karst, die Gebirge von Bosnien-Herzegowina und Montenegro und selbst die Gebirgsketten Albaniens zusammen. S. Karte »Bosnien«.

Dinarnut, Volksstamm, s. Bachtijaren.

Dinassteine, s. Mauersteine.

Dinbych, s. Denbigh.

Dincklage-Campe, Amalie (Emmy) von, Romanschriftstellerin, geb. 18. März 1825 auf dem Rittergut Campe im Osnabrückschen, seit 1866 Konventsmitglied des freiweltlichen Damenstifts zu Börstel im Osnabrückschen, gest. 28. Juni 1891 in Berlin, trat zuerst 1857 mit der Novelle »Das alte Liebespaar« vor die Öffentlichkeit. Obgleich sie sieben Winter in Italien verlebte, in Ungarn, Dalmatien, Holland, Frankreich länger verweilte, 1880—81 auch Nordamerika bereiste, überall mit scharfem Auge beobachtend, knüpfte ihre Poesie doch immer am liebsten an Land und Leute ihrer engern Heimat an, deren Wesen und Art sie mit origineller Kraft darzustellen wußte, so daß sie im eigentlichsten Sinne die Dichterin des Emslandes wurde. Ihre vorzüglichsten Romane und Novellen sind: »Hochgeboren« (Leipz. 1869); »Tolle Geschichten« (das. 1870); »Neue Novellen« (das. 1870, 2 Bde.); »Sara« (das. 1871); »Durch die Zeitung« (das. 1871); »Geschichten aus dem Emsland« (das. 1872—73, 2 Bde.); »Heimatgeschichten« (Paderborn 1873); »Die fünfte Frau« (Stuttg. 1873); »Emslandbilder« (Stuttgart 1874; 2. Aufl., Herzberg 1881); »Nordlandsgeschichten« (Jena 1875, 2. Aufl. 1883); »Die Schule des Herzens« (das. 1876, 3. Aufl. 1883); »Im Sirocco« (Bresl. 1877); »Neue Emslandgeschichten« (Leipz. 1882); »Aus zwei Weltteilen« (Lingen 1882); »Die Amsivarier. Heimatgeschichten« (Leipz. 1883) u. a. Nach ihrem Tode erschien ein Band »Gedichte« (Paderb. 1892) und »Die Dorf-Nihilistin« mit sieben weitern Novellen (Köln 1893).

Dinder (Dender), Fluß in Nordostafrika, entspringt am Westabfall des abessinischen Hochlandes, südwestlich vom Tanasee, und fließt in nordwestlicher Richtung zum Blauen Nil, den er nach 400 km langem Lauf unterhalb Senaar, doch nur periodisch, erreicht.

Dinder, Julius, Erzbischof von Posen-Gnesen, geb. 9. März 1830 zu Rössel in Ermeland, gest. 30. Mai 1890 in Posen, besuchte 1852—56 das Lyceum Hosianum und das Priesterseminar in Braunsberg, war 1856—66 Kaplan in Bischofsburg, 1866—68 Pfarrer in Grieslinen und wurde 1868 Propst und Militärpfarrer in Königsberg. Nachdem Ledochowski Anfang 1886 auf den Wunsch des Papstes auf das

Erzbistum Posen-Gnesen verzichtet hatte, wurde D. von der preußischen Regierung im Einverständnis mit dem Papst 26. März d. J. zum Erzbischof ernannt. D. bemühte sich, im friedlichen Sinne zu wirken, vermochte indes bei dem Mißtrauen der polnischen Bevölkerung nicht viel auszurichten.

Dindorf, 1) Wilhelm, bedeutender Hellenist, geb. 2. Jan. 1802 in Leipzig (wo sein Vater, Gottlieb Immanuel D., gest. 19. Dez. 1812, Professor der orientalischen Sprachen war), gest. daselbst 1. Aug. 1883, studierte seit 1817 in Leipzig Philologie und wurde 1828 zum außerordentlichen Professor der Litteraturgeschichte daselbst ernannt, entsagte jedoch 1833 dieser Stellung, um sich ausschließlich litterarischer Thätigkeit zu widmen. Besonderes Verdienst hat sich D. um die szenischen Dichter der Griechen erworben. Sie erschienen gesammelt mit den Fragmenten Leipzig 1830 (5. Aufl., Lond. u. Leipz. 1869); außerdem bearbeitete er Bd. 7—13 des Invernizzi-Beckschen Aristophanes (Leipz. 1820—34), edierte einzeln den Aristophanes mit Annotationen und Scholien (Oxford 1835—39, 4 Bde.), ebenso den Äschylos (das. 1841—51, 3 Bde.) und Euripides (das. 1834—63, 7 Bde.), den Sophokles mit Annotationen (das. 1832—36, 2 Bde.; 3. Aufl. 1860, 8 Tle.) und einen zweiten Band zu den von Elmsley herausgegebenen Scholien zu Sophokles (das. 1852), verfaßte ferner »Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis« (das. 1842), ein »Lexicon Sophocleum« (Leipz. 1871) und ein »Lexicon Aeschyleum« (das. 1876). Für Homer lieferte er eine Textausgabe (Leipz. 1855—56, 2 Bde.; 5. Aufl. 1884—1885) und Scholienausgaben sowohl zur »Odyssee« (Oxf. 1855, 2 Bde.) als zur »Ilias« (das. 1875—77, 4 Bde.; Bd. 5 u. 6 von E. Maaß, 1887—88). Hervorragend ist auch seine Ausgabe des Demosthenes mit Annotationen und Scholien (Oxf. 1846—51, 9 Bde.). Sonst sind zu nennen seine Ausgaben der »Grammatici graeci« (Bd. 1, Leipz. 1823), des Athenäos (das. 1827, 3 Bde.), Aristides (das. 1829, 3 Bde.), Synkellos und Nikephoros (Bonn 1829, 2 Bde.), Themistios (Leipz. 1832), Procopius (Bonn 1833—38, 3 Bde.), Lukianos (Par. 1840, 2 Tle., u. Leipz. 1858, 3 Bde.), Josephus (Par. 1845—49, 2 Bde.), Epiphanios (Leipz. 1859—63, 5 Bde.), Eusebius Cäsariensis (das. 1867—71, 4 Bde.) und Textabdrücke in den Sammlungen von Teubner und Didot. Mit Hase und seinem Bruder Ludwig hat er das hohe Verdienst gemeinsam, die neue Ausgabe von Stephanus' »Thesaurus graecae linguae« (Par. 1832—65, 9 Bde.) bearbeitet zu haben.

2) Ludwig August, Bruder des vorigen, ebenfalls Hellenist, geb. 3. Jan. 1805 zu Leipzig, gest. daselbst 6. Sept. 1871, studierte dort seit 1820 und lebte dann in stiller Zurückgezogenheit als Privatgelehrter. Er hat sich besonders um Xenophon und die griechischen Historiker verdient gemacht. Xenophon hat er mehrfach herausgegeben (zuletzt Leipz. 1849—1851, öfters wiederholt; mit kritischem Apparat, Oxf. 1853—66), ebenso Diodor (zuletzt Par. 1842, 2 Bde., u. Leipz. 1866—68, 5 Bde.). Außerdem besitzen wir von ihm Ausgaben des Malalas (Bonn 1831), »Chronicon paschale« (das. 1832, 2 Bde.), Pausanias (Par. 1845), Dio Chrysostomus (Leipz. 1857, 2 Bde.), Dio Cassius (das. 1863—65, 5 Bde.), Polybios (das. 1866—68, 4 Bde.), der »Historici graeci minores« (das. 1870—71, 2 Bde.), des Zonaras (das. 1868—75, 6 Bde.). Auch war er Mitherausgeber von Stephanus' »Thesaurus graecae linguae« (s. Dindorf 1).

Dindymon, im Altertum 1) das Gebirge der Halbinsel von Kyzikos (jetzt Kapudagh), mit einem der Sage nach von den Argonauten gegründeten Heiligtum der Kybele; 2) der heutige Murad Dagh in Phrygien.

Diner (spr. -nē, Diné, franz.), das Mittagsessen, die Hauptmahlzeit des Tages, daher dinieren, zu Mittag speisen. Die Dinerstunde ist in Frankreich zwischen 5 und 7 Uhr, in späterer Stunde wird das D. zum Diner-souper. Bei uns versteht man unter D. ein feierliches Mittagsessen mit geladenen Gästen. Die Dinerstunde (nicht die Stunde des täglichen Mittagsmahls) fällt gewöhnlich zwischen 3 und 5 Uhr. Die Ausstattung hängt von dem Geschmack des Gastgebers und von der Größe des beabsichtigten Aufwandes ab. Doch haben sich gewisse Regeln festgestellt, die befolgt werden müssen, wenn ein Mittagsessen den Namen D. verdienen will. Zunächst eine Anzahl von Gängen und zwar mindestens sieben: Suppe, Hors d'œuvre (ein Nebengericht unmittelbar vor oder nach der Suppe), ein Entrée (Fleischvorgericht), ein Relevé (neues, auf ein andres folgendes, pikantes, den Appetit wieder anreizendes Gericht), Entremets (eine Zwischenspeise), Braten (rôt) und Dessert. Dazu die entsprechende Folge verschiedener Weine. Eine neuere Pariser Einrichtung sind die Diners-concerts im Grand Hôtel, künstlerisch ausgeführte Konzerte, während welcher gespeist wird; auch sind gemeinsame Diners geistreicher Leute nach dem Vorbilde der alten Symposien wieder in die Mode gekommen: Les diners des Spartiates, des Éclectiques ꝛc.

Dinero, 1) der span. Denar, bei Silberproben bis 1859 in Spanien $^1/_{12}$ des Marco, = 24 Granos, in Amerika zum Teil noch gebräuchlich. Als Rechnungsstufe bis 1848, nicht durch eine Münze dargestellt, provinziell verschieden, der kastilische D. = $^1/_{10}$ Maravedi de vellon. — 2) Silbermünze in Peru: nach dem Gesetz vom 2. Okt. 1857 zu 10 Centimos, 2,371 g schwer und $^9/_{10}$ fein, = 38,41 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1), nach dem Gesetz vom 31. Jan. 1863 zu 10 Centavos, 2,5 g schwer, beide auch in Halbstücken.

Dinette (franz.), Kinder- oder Puppenmahlzeit. Faire la d., ein kleines Mittagsessen geben.

Ding, im allgemeinen Sinne alles, was sich denken läßt oder Gegenstand des Bewußtseins werden kann; im engern Sinne die Körper der Außenwelt, sofern sie als selbständige und bei allem Wechsel ihrer Zustände beharrende Ganze sich darstellen. Die Dinge bilden gewissermaßen die Einheitspunkte, auf welche wir eine Mehrzahl von Eindrücken beziehen; so vereinigen sich in unsrer Vorstellung eines Apfels eine bestimmte Farbe, die runde Form, die glatte Schale, der süß-saure Geschmack ꝛc. zu einem Ganzen, und »der Apfel« gilt uns als der einheitliche Ausgangspunkt aller dieser (teilweise durch verschiedene Sinne gewonnenen) Eindrücke. Wie die Psychologie zeigt, ist jedoch diese Verknüpfung einer Mehrheit gleichzeitiger und successiver Bestimmungen zu einer Einheit keine ursprünglich gegebene, sondern entwickelt sich erst in der Seele des wahrnehmenden Subjekts; Veranlassung zu derselben und damit zur Entstehung von Dingbegriffen gibt der räumliche Zusammenhang, in welchem gewisse Eindrücke regelmäßig verbunden auftreten, und die Stetigkeit der Veränderungen, welche die einzelnen Bestandteile eines solchen Komplexes erfahren (eine Wolke, die allmählich Form und Farbe ändert, gilt uns immer noch als dasselbe D. wie vorher). Dem entsprechend sind aber

auch unsre Dingbegriffe weiterhin keine unabänderlich feststehenden, vielmehr wird die Naturwissenschaft durch den Gegensatz zwischen der vorausgesetzten Einheitlichkeit und Beharrlichkeit des Dinges und der thatsächlich zu beobachtenden Zusammengesetztheit und Veränderlichkeit der sinnlich wahrnehmbaren Körper bald dazu geführt, nicht diese, sondern ihre nicht wahrnehmbaren Bestandteile (Moleküle, Atome) als die wahren Dinge, die Körper aber als Aggregate zu betrachten. So entwickelt sich aus dem Begriff des Dinges der physische und, wenn eine völlige Einheitlichkeit und Beharrlichkeit vorausgesetzt wird, der metaphysische Begriff der Substanz (s. d.). Vgl. Dinge an sich.

Ding (neuhochd. Form des german. thing, althochd. dinc), Volksversammlung, insbes. Gerichtsversammlung bei den germanischen Stämmen. Das D. ist in germanischer Zeit entweder Völkerschaftsversammlung mit wesentlich politischen Funktionen (z. B. Beschlußfassung über Krieg und Frieden, Wahl und Anerkennung des Königs und der Fürsten) oder Hundertschaftsversammlung; in letzterer fand die ordentliche Rechtspflege statt. Seit fränkischer Zeit ist das D. nur noch Gerichtsversammlung. Das D. wurde öffentlich, unter freiem Himmel, besonders auf Hügeln oder unter Bäumen, abgehalten. D. und Dingstätte waren dem Schutze der Götter geweiht. Der Eröffnung der Versammlung geht die Hegung, Heiligung, des Dings voraus, bestehend in feierlichen Erklärungen und Fragen (Hegungsfragen), auf welche die Verkündung des Dingfriedens durch den Vorsitzenden und eine räumliche Abgrenzung der Dingstätte folgte. Die Teilnahme an der Gerichtsversammlung ist ursprünglich Recht und Pflicht aller freien und wehrhaften Männer des Volkes. Vorsitzender ist ursprünglich der Herrscher (König, Fürst), in fränkischer Zeit der Graf (d. h. der ordentliche Beamte der Gauverwaltung), der die verschiedenen Dingstätten der einzelnen Hundertschaften zur Abhaltung des Dings bereist. Es werden drei Arten von Gerichtsversammlungen unterschieden: Das echte D., d. h. die ordentliche, an bestimmten Dingstätten und in bestimmten zeitlichen Zwischenräumen ohne besonderes Aufgebot stattfindende Gerichtsversammlung, an welcher alle Dingpflichtigen teilzunehmen haben, das Botding oder gebotene D., d. h. dasjenige D., für welches die Dingpflicht erst durch das Aufgebot des Richters begründet wurde, und in welchem nur die Aufgebotenen zu erscheinen hatten (andre leiten Botding von Bote = Strafe ab u. erklären es als Bußding, ein D., das man bei Strafe besuchen mußte), endlich das Nachding oder Afterding, welches zur Erledigung der im echten D. unerledigt gebliebenen Angelegenheiten im Anschluß an dieses oder kurz nach demselben abgehalten wurde. An der Rechtsprechung ist sowohl der Richter (Vorsitzende) als die Gerichtsgemeinde (bez. ein Ausschuß derselben, die Rachimburgen) beteiligt; das Urteil kommt jedoch stets durch das Vollwort der Gerichtsgemeinde zu stande; was diesem vorausgeht, ist Urteilsvorschlag. Durch Karl d. Gr. wurde die Pflicht des Erscheinens zunächst auf drei jährliche Dinge beschränkt und ein ständiges Schöffenamt eingeführt. Die Schöffen fungieren in den Vollgerichten als Urteilsfinder, im gebotenen D. als eigentliche Urteiler. Im spätern Mittelalter fällt die Mitwirkung der Gemeinde bei der Rechtsprechung ganz weg, und die Schöffen treten vollständig in die Stelle der Gerichtsgemeinde ein. Dingstuhl, Dingbank, Dingstelle, soviel wie Dingstatte. Dinghof (Fronhof) heißt der Herrenhof, auf welchem für die Hintersassen (Hübner) der gutsherrlichen Marken das Gericht (Hubding, Hübnerding) abgehalten wurde. Der Herr eines solchen Dinghofs hieß Dinghofsherr (Dinggraf), der unter Beisitz der Dinghofsleute (Hübner) selbst Gericht hielt oder durch einen Beamten (Dingvogt) halten ließ. Dingflüchtigkeit bedeutet das Entweichen des Beklagten aus dem Gericht nach begonnener Verhandlung. Gau- oder Landesding ist ein D., das von allen Gerichtspflichtigen des Gaues zu besuchen ist (s. Gau); Burgding (auch Burggrafending), das Gericht des Burggrafen über die seinem Gerichtsbann unterliegenden Personen, dann auch: Burgfriede, Stadtmark. Noch jetzt ist in Island Thing gleichbedeutend mit Gerichtssprengel; auch sonst kommt das Wort in verschiedenen Zusammensetzungen vor, z. B. Storthing, die norwegische Reichsversammlung, Lagthing, der engere Rat derselben; Folkething, die zweite, Landsthing, die erste Kammer in Dänemark.

Dingden, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Borken, an der Linie Wesel-Bocholt der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Bierbrauerei, Branntwein und Ziegelbrennerei, starke Schweinezucht und (1890) 2130 Einw.

Dinge an sich, von Kant aufgebrachte Bezeichnung für die in abstracto vorgestellten Objekte der Erkenntnis, wie sie unabhängig von den durch die Natur des erkennenden Subjekts bedingten Erscheinungsformen sind; vgl. Ding und An sich.

Dingelstad, Hermann, römisch-kath. Bischof, geb. 2. März 1835 zu Alst bei Bracht in der Rheinprovinz (Kreis Kempen) als Sohn einfacher Landleute, studierte in Münster Theologie, wurde 1859 zum Priester geweiht und als Lehrer in Gaesdonk angestellt, studierte aber 1862—65 in Bonn und Münster Philosophie und erwarb an der Akademie zu Münster den philosophischen Doktorgrad. Darauf wirkte er wieder als Lehrer an der Anstalt zu Gaesdonk bis zu ihrer Schließung, wurde dann Rektor in Goch, später Erzieher des jungen Grafen von Hoensbroich in Vechta und 1875 Lehrer am Gymnasium daselbst. 1889 wurde er zum Bischof von Münster erwählt.

Dingelstädt, Stadt im preuß. Regbez. Erfurt, Kreis Heiligenstadt, auf dem Eichsfelde und an der Unstrut, an der Linie Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahn, 336 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Niederlassung der Franziskaner, ein Amtsgericht, Woll- und Shoddyspinnerei, Wollwaren-, Teppich- und Zigarrenfabrikation, Gerberei, Ziegelbrennerei und (1890) 3466 Einw., darunter 113 Evangelische. D. ist seit 1859 Stadt.

Dingelstedt, 1) Franz, Dichter und Dramaturg, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, gest. 15. Mai 1881 in Wien, studierte 1831—35 Theologie und Philologie in Marburg, ward 1836 Lehrer am kurfürstlichen Lyceum zu Kassel, 1838 aber nach Fulda versetzt, da man höchsten Orts an seinen poetischen Bestrebungen Anstoß nahm. D. hielt es aber unter dem Hassenpflugschen Regiment und in der Enge des Schuldienstes nicht lange aus, und nachdem er mit seinem »Wanderbuch« (Leipz. 1839—43, 2 Bde.), seinem Roman »Unter der Erde« (das. 1840), besonders aber mit den anonym erschienenen »Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters« (Hamb. 1841), zu einem litterarischen Erfolg gelangt war, nahm er seinen Abschied. Er trat in die Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« in Augsburg ein, ging dann als ihr Korrespondent nach Paris, London und Wien, heiratete

1843 die berühmte Sängerin Jenny Lutzer (ſ. unten) und ward in demſelben Jahre vom König von Württemberg als Kabinettsbibliothekar nach Stuttgart berufen, wo er bis 1850 lebte. 1851 ward er, nach dem Erfolg ſeiner Tragödie »Das Haus der Barneveldt«, Intendant des Hof- und Nationaltheaters zu München. Hier bildete er eins der hervorragendſten Glieder der poetiſch-gelehrten Tafelrunde, welche der König Maximilian II. um ſich verſammelt hatte, erzielte mit ſeiner Bühnenleitung glänzende Reſultate, unter denen das große, in der deutſchen Theatergeſchichte unvergeßliche Geſamtgaſtſpiel vom Jahr 1854 in erſter Linie ſtand, zog ſich aber den bitterſten Haß der ultramontanen Partei zu, die 1856 ſeine plötzliche Entlaſſung bewirkte. Aber ſchon 1857 fand D. einen neuen Wirkungskreis, er ward Generalintendant der großherzoglichen Hofbühne in Weimar, deren Leitung er bis 1867 behielt, und auf der er nach eigner Bearbeitung den ganzen Cyklus der Shakeſpeareſchen »Hiſtorien« zuerſt zur Aufführung brachte. 1867 ward er Direktor des Wiener Hofoperntheaters, 1872 Direktor des Hofburgtheaters und blieb es bis an ſeinen Tod. 1867 wurde D. vom König von Bayern in den erblichen Adelſtand, 1876 vom Kaiſer von Öſterreich in den Freiherrenſtand erhoben, wie es ihm denn an äußern Erfolgen und Ehren nicht fehlte. In ſeinem poetiſchen Schaffen iſt D. ein Repräſentant der Übergänge, welche von der geſtaltloſen Geiſtreichigkeit der jungdeutſchen Belletriſtik zu einem kräftiganſchaulichen Realismus herüberführen. Er nahm als Lyriker ſeinen Ausgang zu gleicher Zeit von der naiven ſubjektiven Lyrik, deren Töne er, wie ſeine »Gedichte« (Stuttg. 1845, 2. Aufl. 1858) erweiſen, immer wieder zu treffen wußte, und von der politiſchen Poeſie der 40er Jahre, deren Durchſchnittsleiſtungen er in den beſten ſeiner heißblütigen, kräftigen und anſchaulichen »Lieder des kosmopolitiſchen Nachtwächters« weit hinter ſich ließ. Der Cyklus »Ein Roman« und die »Bilder aus dem Münchener Totentanz« verraten ein unausgelebtes epiſches Talent. Die Gedichtſammlung »Nacht und Morgen« (Stuttg. 1851) ſchloß ſich an die Nachtwächterlieder an, ohne jedoch einen dichteriſchen Fortſchritt zu bekunden. Als Erzähler bethätigte ſich D., abgeſehen von verſchiedenen Sammlungen von Novellen ungleichen Wertes (»Licht und Schatten in der Liebe«, Kaſſel 1838; »Frauenſpiegel«, Nürnb. 1838; »Heptameron«, Magdeb. 1841; »Sieben friedliche Erzählungen«, Stuttg. 1844; »Novellenbuch«, Leipz. 1856) und dem bereits genannten Roman »Unter der Erde«, ſpäterhin beſonders durch die zweibändige Novelle »Die Amazone« (Stuttg. 1868, 2. Aufl. 1869), ein echt modernes Produkt, welches ein ernſtes Problem und tiefe Empfindungen in keck ſpielender, frivol-humoriſtiſcher Weiſe behandelt. Daß ein Autor von ſo großer Weltbildung und mannigfachen Lebenserfahrungen, von ſo ausgeprägter Luſt des Schauens und Schilderns ſich in der Wiedergabe äußerlich und innerlich erlebter Dinge mit Glück bewegen würde, war zu erwarten; es erweiſen dies ſeine Reiſeſkizzen »Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland« (Leipz. 1847), die Eſſays ſeines »Litterariſchen Bilderbuchs« (Berl. 1880), vor allem aber das prächtige Fragment einer Selbſtbiographie unter dem Titel: »Münchener Bilderbogen« (daſ. 1879). Dingelſtedts reiche dichteriſche Begabung brachte es jedoch nicht zu ſolchen Leiſtungen, wie man erwarten durfte: es fehlte dem heitern und liebenswürdigen Mann an Charakterſtärke, die ihn befähigte, die Pflege ſeines Talents äußern Vorteilen vorzuziehen. Aus ſeiner dramaturgiſchen Thätigkeit erwuchſen die »Studien und Kopien nach Shakeſpeare« (Wien 1858), die Bühnenbearbeitung der Shakeſpeareſchen »Hiſtorien« (Berl. 1867, 3 Bde.), die Übertragung einer Reihe Shakeſpeareſcher Dramen (»Der Sturm«, »Was ihr wollt«, »Wie es euch gefällt«, »Die Komödie der Irrungen«) für die Shakeſpeare-Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts (Hildburghauſen) ſowie eine Übertragung von Beaumarchais' »Figaros Hochzeit« (daſ. 1865), endlich die dramaturgiſche Studie »Eine Fauſt-Trilogie« (Berl. 1876). 1859—65 war D. Präſident der Schiller-Stiftung; auch war er Mitbegründer der Deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft. Dingelſtedts »Sämtliche Werke« (Berl. 1877, 12 Bde.) geben eine Auswahl. Vgl. Ad. Stern, Zur Litteratur der Gegenwart (Leipz. 1880); Rodenberg, Heimaterinnerungen an F. D. und Fr. Otter (Berl. 1882); Derſelbe, Franz D., Blätter aus ſeinem Nachlaß mit Randbemerkungen (daſ. 1891, 2 Bde.).

2) Jenny, geborne Lutzer, Bühnenſängerin, Gattin des vorigen, geb. 4. März 1816 in Prag, geſt. 3. Okt. 1877 in Wien, Schülerin des Wiener Konſervatoriums, debütierte 1832 in Prag und gehörte bis 1845 (1844 ausgenommen) dem Wiener Kärntnerthor-Theater an. 1842 gaſtierte ſie mit Erfolg in London. 1843 verheiratete ſie ſich mit Franz Dingelſtedt und zog ſich bald darauf von der Bühne zurück, was in Wien Anlaß gab, ihr zu Ehren eine Medaille zu ſchlagen. Ihre vorzüglichſten Rollen waren die Prinzeſſin in »Robert der Teufel« und die Königin in den »Hugenotten«, wenn auch im allgemeinen die Rollen heitern Genres ihrem Künſtlernaturell beſſer zuſagten als die der großen Oper.

Verzeichnis der Abbildungen im IV. Band.

Beilagen.

	Seite
Chemnitz, Stadtplan	6
Chicago, Stadtplan	26
China und Japan, Karte	44
Chinesische Kultur, Tafel I u. II	48
Christiania, Stadtplan	132
Christliche Altertümer, Tafel I u. II	137
Cikaden, Tafel in Farbendruck	175
Dachdeckung, Tafel Dachstühle (hölzerne), Tafel	466
Dampfkessel, Tafel I u. II	515
Dampfmaschinen, Tafel I—III	524
Dampfpflug, Tafel I u. II	530
Dampfschiff, Tafel I u. II	533
= Tafel III u. IV	534
Dampfschiffahrt: Weltverkehrskarte	540
= Textblatt dazu: Dampfschiff-Gesellschaften und Postdampfschifflinien	546
Dänemark, Karte	549
Danzig, Stadtplan	587
Darwinismus, Tafel in Farbendruck (mit Textblatt)	617
Destillation, Tafel	782
Deutscher Bund, Karte	828
Deutsche Reichskleinodien, Tafel in Farbendruck	831
Karte der deutschen Mundarten	838

Karten und Tafeln zum Artikel Deutschland:	Seite
Politische Übersichtskarte (»Deutsches Reich«)	856
Fluß- und Gebirgskarte	857
Geologische Karte Karte der nutzbaren Mineralien } mit Textblatt	859
Klimakarte (mit Textblatt)	862
Karte der Bevölkerungsdichtigkeit (mit Textblatt)	864
Konfessionskarte (mit Textblatt)	873
Karte der Verbreitung der Juden	873
Karte der Landwirtschaft in Deutschland	876
Garnisonkarte von Mitteleuropa (mit Textblatt)	896
Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen, Tafel in Farbendruck } mit Textblatt Deutsche Flaggen, Tafel in Farbendruck	901
Geschichtskarten (mit Register zu I—IV):	
I. Deutschland um das Jahr 1000	906
II. Deutschland 1347—1378 (Zeit Karls IV.)	909
III. Deutschland nach dem Westfälischen Frieden (1648)	918
IV. Deutschland beim Beginn der Freiheitskriege 1813	924
V. beim Artikel »Deutscher Bund«.	
Deutsch-Ostafrika, Karte	945
Devonische Formation, Tafel I u. II	956
Diamanten, Tafel	972
Diluvium, Tafel I u. II	1027

Abbildungen im Text.

	Seite
Chemnitz, Stadtwappen	6
Chenopodiaceen: Blüte von Chenopodium	10
Cherbourg, Lageplan	13
Chiton, Fig. 1 u. 2	83
Chlamys (Statue des Phokion)	86
Chnum, ägyptische Gottheit	98
Christiania, Stadtwappen	132
Christianiafjord, Kärtchen	133
Chronometerunruhe	152
Chronoskope, Fig. 1 u. 2	154
Chrysanthemum-Varietäten	157
Chur, Stadtwappen	162
Cilli, Stadtwappen	176
Circensische Spiele: Wagenlenker (auriga)	185
Circus zu Bovillä, Plan	186
Cissoide	190
Clathrus (Gitterschwamm)	208
Corona (römisches Ehrenzeichen), Fig. 1—6	340
Corsica, Karte	348
Cotte hardie (Frauenkleid)	365
Crête	395
Cuba, Wappen	418
Cuscuta europaea (Nesselseide), Fig. 1—3	437
Cyathea (Baumfarn)	444
Cykadaceen: Cycas circinalis	445
Cykloide und Epicykloide	446
Cyperaceen: Blüte von Scirpus	449
Cypern, Karte	450
Czernowitz, Stadtwappen	459
Dach (Konstruktionen), Fig. 1—12	463—464
Dachfenster (Fledermausfenster)	467
Dachrinne, Fig. 1—4	468
Dachstühle, eiserne, 12 Figuren	471
Dädalos und Ikaros (Relief in Rom)	473
Dalmatika (Kirchengewand)	492
Dampf, Fig. 1—3	508
Dampfentwässerungsapparate, Fig. 1 u. 2	511
Dämpfer	512
Dampffässer, Fig. 1—8	513
Dampfkessel (Greens Economiser)	516
Dampfkesselspeiseapparate, Fig. 1 u. 2	521
Dampfmaschine, Fig. 1—6	525—527
Dampfpfeife	530
Dampfpflug (Schema des Umkreisungssystems)	531
Dampfstraßenwalze	543
Danzig, Stadtwappen	587
= Karte der Umgebung	588
Darmstadt, Stadtwappen	607
= Stadtplan	608
Datumgrenze, Kärtchen	626
Decke (Baukonstruktionen), Fig. 1—9	657—658
Degen (verschiedene Formen), 13 Figuren	671
Deich (Situationspläne), Fig. 1—4	678—679
Delta der Pomündung	714
Deltoid	714
Demeter, Fig. 1: Wandgemälde zu Pompeji	719
= Fig. 2: Relief von Eleusis	719
Dendrosicyos (Gambem)	733
Desinfektionsapparat	769
Desintegrator, Fig. 1 u. 2	770
Dessau, Stadtwappen	776
Destillationsapparate, Fig. 1—15	779—782
Detmold, Stadtwappen	787
Diademe griechischer Frauen, Fig. 1 u. 2	966
Diagramme, Fig. 1 u. 2	968
Diamant, Fig 1—3	973—974
Dielenkopf	997
Dienste (gotische Architektur)	999
Differentialrechnung	1015
Dimension	1029

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Verlags-Verzeichnis

des

Bibliographischen Instituts

in Leipzig und Wien.

Juni 1894.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Farbendrucktafeln und 260 Kartenbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Wandregal zu »Meyers Konversations-Lexikon«, V. Auflage. In Eiche 30 Mk. (einschließlich Verpackung) — in Nußbaum 36 Mk. (einschließlich Verpackung).		
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *fünfte Auflage.* Mit 135 Illustrationstafeln, Karten und erläuternden Beilagen.		
Geheftet, in 66 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	8	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens, *fünfte Auflage.*		
Gebunden, in Halbleder	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** Mit 1120 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 42 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	16	—
Brehms Tierleben, *dritte Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 99 Tafeln in Farbendruck und 80 in Holzschnitt.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		

Digitized by Google

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite Auflage* von *R. Schmidtlein.* Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Prof. Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—

Geschichtliche und geographische Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte Deutschlands von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit 1 Porträt.		
Geheftet 6 Mk. — Gebunden, in Halbleder	7	50
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. *E. Deckert* und Prof. Dr. *W. Kükenthal* herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Europa und ***Australien*** erscheinen, von Prof. Dr. *Wilh. Sievers* herausgegeben, Ende 1894 und 1895.

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
Geheftet, in 17 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	10	—
Eine Weltreise, von Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 120 Abbildungen u. 1 Karte.		
Gebunden, in Leinwand	6	—
Neumanns Ortslexikon des Deutschen Reichs. *Dritte Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 275 Wappenbildern. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

*In **Leinwand-Einband**; für feinsten **Halbleder-Einband** sind die Preise um die Hälfte höher.*

	M.	Pf.
Deutsche Litteratur.		
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bde., herausg. von *Dems.*	4	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *Demselben*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Schiller, 6 Bände, herausg. von *H. Kurz*	15	—
— 8 Bde. (vollständigste Ausgabe), *Desgl.*	20	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz*	6	—
Englische Litteratur.		
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bände	18	—
— Leben und Werke, v. *R. Genée*	4	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, v. *A. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Gedichte, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—
Italienische Litteratur.		
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

	M.	Pf.
Spanische und portugiesische Litteratur.		
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quichotte, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp* u. *Kurz*, 3 Bde.	6	50
Französische Litteratur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie, v. *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25
Skandinavische und russische Litteratur.		
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—
Orientalische Litteratur.		
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25
Litteratur des Altertums.		
Aschylos, Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, v. *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. geb.	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Odyssee, von *F. Ehrenthal*	1	50
— Ilias, von *Demselben*	2	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff*	2	50
Geschichte der antiken Litteratur, von *J. Mähly*	3	50

Digitized by Google

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1036 Nummern. Die zuletzt erschienenen Bändchen enthalten:

Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 860.
Archenholz, Preußische Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege. 840.
Ariosto, Der rasende Roland. I. 947—954.
— Der rasende Roland. II. 955—962.
Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. 827—829.
Bellamy, Ein Rückblick. 830—833.
Bismarcks Reden. 807—810.
Brehm, Die Fische. 1027.
— Die Insekten. 1025.
— Die Kriechtiere und Lurche. 1026.
— Die Säugetiere. 1015.
— Die Vögel. 1016.
Caballero, Andalusische Novellen. 849—851.
Calderon, Der Arzt seiner Ehre. 921. 922.
Coppée, Novellen. 912. 913.
Daudet, Fromont junior und Risler senior. 855—858.
Deutscher Humor. 805. 806.
Dickens, David Copperfield. I. Teil. 861—868.
— David Copperfield. II. Teil. 869—876.
Eberhard, Hannchen und die Küchlein. 979. 980.
Einhard, Leben Kaiser Karls des Großen. 854.
Erckmann-Chatrian, Erlebnisse eines Rekruten von 1813. 817—819.
Forster, Ansichten vom Niederrhein etc. 926—933.
Gerhardt, Ausgewählte Dichtungen. 936. 937.
Gherardi del Testa, Gold und Flitter. 917.
Goldoni, Der wahre Freund. 841. 842.
Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 1009—1011.
Gyllembourg, Konrad und Hanna. 996—998.
Harte, Kapitän Jims Freund. 899.
Hebbel, Ausgewählte Gedichte. 1030—1032.
— Mutter und Kind. 1033.
— Die Nibelungen. 1012—1014.
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur. 834—839.
Ibsen, Die Frau vom Meer. 1023—1024.
— Gespenster. 945. 946.
— Ein Volksfeind. 918. 919.
Jacobsen, Novellen (Frau Fönß. Mogens). 897.
Kennan, Russisches Gefängnisleben. 915. 916.
Kirchenlieder. 970. 971.
Klee, Tiecks Leben und Werke. 1028—1029.
Lennep, Novellen. 938. 939.
Luther, Tischreden. VI. 803. 804.
Maistre, Die Gefangenen im Kaukasus. 935.
Mendelssohn-Bartholdy, Reisebriefe. 882—885.
Nathusius, Aus dem Tagebuch eines armen Fräuleins. 794. 795.
Patentgesetz, das, und die Musterschutzgesetze des Deutschen Reiches. 1004.
Pellico, Meine Kerkerhaft. 1034—1036.
Petersen, Die Irrlichter. 975. 976.
Puschkin, Poetische Erzählungen. 940.
Sand, Lelia. 963—969.
Schmid, Genoveva. 977. 978.
— Der Weihnachtsabend. 934.
Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit. 845—848.
Souvestre, Am Kamin. 900.
Spitta, Psalter und Harfe. 1017. 1018.
Staël-Holstein, Deutschland. I. Teil. 981—985.
— Deutschland. 2. Teil. 986—990.
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1021 bis 1022.
Tacitus, Germania. 925.
Tausendundeine Nacht. I. 1001—1004.
— II. 1005—1008.
Twain, Skizzen. 991—995.
Uhland, Gedichte. 941—944.
Voltaire, Karl XII. von Schweden. 901—904.
Werner, Der vierundzwanzigste Februar. 894.

Verzeichnisse über sämtliche Nummern sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, vierte Auflage.		
Gebunden	1	50

	M.	Pf.
Meyers Sprachführer.		
Englisch — Französisch — Italienisch. geb. je	2	50
Arabisch — Türkisch	5	—
Spanisch — Russisch — Dänisch . .	3	—
Neugriechisch	4	—
Schwedisch	3	50
Portugiesisch, unter der Presse.		

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Frankreich, 3. Auflage, geb.	6	—
Paris und Süd-Frankreich, 3. Aufl., geb.	6	—
Ägypten, Palästina und Syrien, 2. Aufl., geb.	12	—
Türkei und Griechenland, die unteren Donauländer und Kleinasien, 4. Aufl., 2 Bände, gebunden	14	—
Ober-Italien, 5. Auflage, geb.	10	—
Rom und die Campagna, 3. Auflage, geb.	10	—
Mittel-Italien, 3. Auflage, geb.	8	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, geb.	10	—
Italien in 60 Tagen, 4. Auflage, geb. . .	9	—
Norwegen, Schweden u. Dänemark, 6. Aufl.	6	—
Schweiz, 13. Auflage, geb.	6	—
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol, 6. Auflage, geb. .	4	—

	M.	Pf.
Österreich und das angrenzende Ungarn gebunden	5	—
Der Hochtourist in den Ostalpen, 2 Bände, gebunden . . . . . je	3	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 4. Auflage, geb.	4	—
— II. Teil. 3. Auflage, geb.	3	50
— III. Teil. 2. Auflage, geb.	3	50
Rheinlande, 7. Auflage, geb.	4	—
Thüringen, 12. Auflage, kart.	3	—
Harz, 12. Auflage, kart.	3	—
Riesengebirge, 9. Auflage, kart.	3	—
Schwarzwald, 6. Auflage, kart.	3	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 3. Auflage, kartoniert	2	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen gratis zur Verfügung.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google